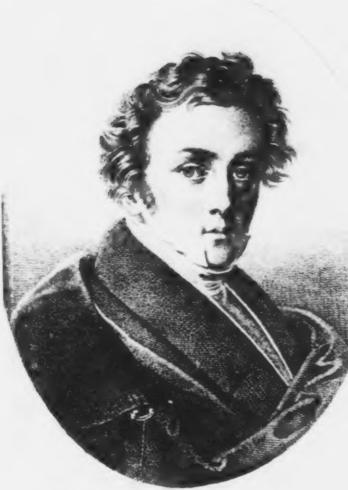


Wilhelm Müller

Wilhelm Müller's

vermiſchte Schriften.

Erſtes Bändchen.

Vermiſchte Schriften

von

Wilhelm Müller.

Herausgegeben
und
mit einer Biographie Müller's
begleitet
von

Gustav Schwab.

In fünf Bändchen.

Erſtes Bändchen.

Mit Müller's Bildniß.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des erſten Bändchens.

Seite
Biographie Müller's xvii

Die ſchöne Müllerin.

Der Dichter als Prolog 3
Wanderſchaft 7
Wohin? 8
Halt! 10
Dankſagung an den Bach 11
Am Feierabend 13
Der Neugierige 15
Das Mühlenleben 17
Ungeduld 20
Morgengruß 22
Des Müllers Blumen 24
Thränenregen 26
Mein! 28
Pauſe 29

Mit dem grünen Lautenbande . . . . .
Der Jäger . . . .
Eiferſucht und Stolz . . . .
Erſter Schmerz, letzter Scherz . . . . .
Die liebe Farbe . . . .
Die böſe Farbe . . . .
Blümlein Vergißmein . . . . . .
Trockne Blumen . . . .
Der Müller und der Bach . . . . .
Des Baches Wiegenlied . . . . . .
Der Dichter als Epilog . . . . . .

Johannes und Eſther.

Chriſtnacht . . . .
Gebet in der Chriſtnacht . . . . . .
Vereinigung . . . .
Die Paſſionsblume . . . .
Purim . . . .
Vor ihrem Fenſter . . . .
Die Laubhütte . . . .
Der Perlenkranz . . . .
Maria . . . .
An Johannes . . . .

Seite
31
33
35
37
40
42
44
47
50
53
55

59
61
63
64
66
68
70
73
75
76

Seite

Reiſelieder I.

Große Wanderſchaft 79
Wanderlieder eines rheiniſchen Handwerksburſchen 82
1. Auszug 82
2. Auf der Landſtraße 84
3. Einſamkeit 86
4. Brüderſchaft 88
5. Abendreihn 90
6. Morgen 92
7. Frühlingsgruß 96
8. Entſchuldigung 98
9. Hier und dort 100
Des Poſtillons Morgenlied vor der Bergſchenke 102
Der prager Muſikant 106
Ein Andrer 110
Die prager Muſikantenbraut 112
Seefahrers Abſchied 115
Schiff und Vogel 118

Reiſelieder II.

Gute Nacht 123
Die Wetterfahne 125

Seite
Gefrorne Thränen 126
Erſtarrung 127
Der Lindenbaum 129
Die Poſt 131
Waſſerfluth 132
Auf dem Fluſſe 134
Rückblick 136
Der greiſe Kopf 138
Die Krähe 139
Letzte Hoffnung 140
Im Dorfe 141
Der ſtürmiſche Morgen 142
Täuſchung 143
Der Wegweiſer 144
Das Wirthshaus 146
Das Irrlicht 148
Raſt 149
Die Nebenſonnen 151
Frühlingstraum 152
Einſamkeit 154
Muth 155
Der Leiermann 156

Seite

Reiſelieder III.

Der ewige Jude 161
Der Mondſüchtige 165
Der Apfelbaum 168
Die Bäume 170
Heimkehr 173
Der Wandrer in Wälſchland 175

Ländliche Lieder I.

Ländlicher Reigen 179
Höhen und Thäler 182
Tanzlied 184
Der Ohrring 186
Des Jägers Weib 188
Das Hirtenfeuer in der römiſchen Ebene . 191
Daſſelbe noch einmal 194

Ländliche Lieder II.

Der Berghirt 199
Liebesaufruf 201
Ergebung 203
Jägers Luſt 205
Jägers Leid 208

Seite
Liebesgedanken 210
Ausfoderung 213
Abſchied 215
Erlöſung 218
Die Umkehr 220
Abrede 222
Der Kranz 224

Frühlingskranz aus dem Plauenſchen Grunde bei Dresden.

Frühlingseinzug 229
Kinderfrühling 232
Kinderluſt 234
Die Brautnacht 237
Das Frühlingsmahl 239
Erlöſung 241
Morgenlied 242
Die Peripatetiker 244
Der Mai 247
Die Forelle 249
Das Brautkleid 251
Die Biene 253
Pfingſten 255
Xenien 257

Seite

Muſcheln von der Inſel Rügen.

Muſcheln 261
Die Mewe 263
Der Feuerſtein 265
Eierſteine 268
Die Steine und das Herz 269
Himmel und Meer 270
Der Schiffer auf dem Feſtlande 271
Der Gang von Wittow nach Jasmund . . 273
Der Seehund (Mönkgut) 274
Einkleidung (Mönkgut) 276
Bräutigamswahl (Mönkgut) 278
Die Braut (Mönkgut) 280
Vineta 282
Das Hünengrab 284
Der Adler auf Arkona 287
Anmerkungen 289

Lieder aus Franzensbad bei Eger.

Auf der Höhe von Schönberg 297
In Schönberg 299
Der Egerfluß 301
Der Gießbach bei Seeberg 303
Am Brunnen 305

Seite
Ebendaſelbſt 306
Brunnenmetamorphoſe 307
Karlsbad in Franzensbad 308
Die Buße des Weintrinkers 309
Im Bade 310
Die neue Quelle 311
Auf einem Zettel in der Badeſtube . . . 312
An die Ungünſtigen 314

Die ſchöne Kellnerin von Bacharach und ihre Gäſte.

Die ſchlanke Kellnerin und die ſchlanken Fläſchen 317
Das Röschen 320
Übergegoſſen 321
Die Kellnerin und die Sterne 322
Der Kirchgang 323
Der letzte Gaſt 325
Was iſt Schuld daran? 327
Der Waſſermann 329
Verſprechen und zerbrechen 331
Die Trophäen des Trinkers 332

Seite

Berenice.

Der neue Dädalus 337
Locken und Gedanken 338
Überall und nirgends . . . . —
Goldprobe 339
Geld auf Gold . . . . —
Amor ein Seiler 340
Der Haarkräusler 341
Das einzige Mittel . . . . —
Goldperlen 342
Die Nachtigall . . . . —
Der Stoff ihres Haares 343
Die Stärke ihres Haares . . . . . . —
Nachgefühl 344
Das Verſteck der Liebesgötter 345
Der Mond 346
Gefahr der Erlöſung 347
Die bewegte Luft 348
Roſen und Roſenöl 349
Die Verlobung 350
Amors Scheere 351
Perlen 352

Seite

Vaterländiſches.

Morgengruß aus Luiſium 355
Der Roſenſtrauch 357
Zur Einweihung eines Brudertempels . . 359
Bei Überreichung eines ſilbernen Bechers an einen Jubellehrer 363
Abendgeſang zu demſelben Jubelfeſte . . . 366
Prolog 368
An Friedrich Schneider 372

Die Monate.

An Ludwig Sigismund Ruhl 377
Januar 378
Februar 379
März 380
April 381
Mai 382
Juni 383
Juli 384
Auguſt 385
September 386
October 387
November 388
December 389

Seite

Muſterkarte.

Der Glockenguß zu Breslau 393
Thränen und Roſen 401
Faſtnachtslied von den goldnen Zöpfen . . 404
Des Finken Gruß 407
Des Finken Abſchied 409
Wir wiſſen uns zu finden 411
Sehnſucht und Erfüllung 414
Der Zephyr 417
Kuß und Lied 418
Liebe und Liſt 419
Scham und Leid 420
Amor ein Fiedler 421

Deviſen zu Bonbons.

Amor in der Vigne 425
Der Wildfang 427
Der Elfentraum 429
Märzſchnee 431
Liebe 432
Roſenknospe und Thautropfen 433
Frühling der Liebe 434
Ein Roſenblättchen zwiſchen zwei Lippen . 435
Amors Feder 436

Seite
Amor in einer Roſenknoſpe 437
Amors Fangeball 439
Amor, ein Schmetterlingsfänger 440
Amor, ein Schneider 441
Amor, ein Bettler 443
Amor, ein Sprachlehrer 444
Die Schlummernde 446

Wilhelm Müller's Leben.

Die bei dieſem Aufſatze benutzten Quellen ſind: ein größtentheils von Müller ſelbſt herrührender Aufſatz im „Converſations-Lexikon“, Neue Folge; ſchriftliche Mittheilungen der Witwe und ſeiner Freunde, des Baron Alexander von Simolin und des Grafen Friedrich von Kalckreuth; die eigenen Werke des Verewigten, und einige mündliche Aeußerungen deſſelben gegen den Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung.

Wilhelm Müller ward zu Deſſau den 7. October 1794 geboren. Sein Vater war ein wohlhabender, für ſeinen Stand gebildeter und in ſeiner Vaterſtadt allgemein geachteter Handwerker. Fünf theils größere, theils kleinere Geſchwiſter Wilhelms ſtarben bald nach einander weg, und die ganze Liebe und Sorge der Ältern wandte ſich nun dem einzig übrigbleibenden Kinde zu. Auch Wilhelm hatte im dritten oder vierten Jahre einen heftigen Gichtanfall zu überſtehen, ſpäter war er jedoch nie ernſtlich krank, und wurde zwar kein ſtarker, doch ein geſunder Knabe. Grenzenlos war die Willensfreiheit, welche ihm von ſeinen Ältern gelaſſen wurde; denn nie haben ſie, aus übergroßer Liebe und Angſt, ihn zu beſtrafen gewagt. Seine Erziehung war ſo fern von allem Zwange, daß die Wahl der Selbſtbeſchäftigung faſt ganz den Launen des Knaben überlaſſen blieb. Kein Wunder, wenn auch ſpäter noch der lebhafte Geiſt des Jünglings einige Zeit hindurch von einem Lieblingsgegenſtande zum andern ſchwankte. Was dem minder Begabten leicht hätte verderblich werden können, ward hier wohlthätig entſcheidend für das Leben; denn nicht nur wurde dadurch jenes Gefühl von Unabhängigkeit erweckt und genährt, das einen Grundton in Müller's Dichterleben ausmachte, ſondern gewiß auch ſchon damals der Keim zu einer Vielſeitigkeit des wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Strebens in ihn gelegt, die in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit immer ſichtbar war. Mehrere Reiſen, die Müller ſchon als Knabe mit einem Hausfreunde der Ältern nach Frankfurt, Dresden, Weimar u. ſ. w. machen durfte, dienten gleichfalls zur freiern Ausbildung ſeiner Anlagen und weckten in ihm zugleich jene Wanderluſt, die ihn ſpäterhin nie verließ und ein Hauptelement ſeiner Poeſie wurde.

Seine erſten dichteriſchen Verſuche fallen in ſein vierzehntes Lebensjahr, wo er einen ganzen Band wie zum Drucke fertig ordnete, enthaltend: Elegien, Oden, kleine Lieder und ein Trauerſpiel nach einem Romane bearbeitet. Von ſpätern Poeſien aus dieſer Zeit hat er nichts aufbewahrt; doch mag er auf der Schule ſich viel mit Verſen beſchäftigt haben, und als Primaner ſchrieb er, wie ſeine Bekannten erzählen, oft vor der Schulſtunde die ganze Tafel damit voll. In ſeinem elften Jahre ſtarb ihm die Mutter; der Vater verheirathete ſich nach einigen Jahren wieder mit einer vermöglichen Bürgersfrau, wohl größtentheils mit in der Abſicht, einen längſtgehegten Wunſch in Ausführung bringen, den Sohn ſtudiren laſſen zu können.

Im Jahr 1812 bezog der achtzehnjährige Jüngling auch wirklich die Univerſität Berlin und widmete ſich unter F. A. **Wolf's** Einfluſſe und unter der Leitung von Böckh, Buttmann, Rühs, Solger und Uhden philologiſchen und geſchichtlichen Studien, die, nachdem der Krieg ſie eine Zeitlang unterbrochen hatte, ſpäter wieder von ihm aufgenommen wurden. Auch ihn nämlich rief im März 1813 der Befreiungskrieg als Freiwilligen unter die preußiſchen Fahnen, unter denen er den Schlachten bei Lützen, Bautzen, Hanau und Culm beiwohnte. Später folgte er dem preußiſchen Heere nach den Niederlanden und kehrte, nachdem er einige Zeit in dem Commandantenbureau zu Brüſſel thätig geweſen, im J. 1814 über Deſſau nach Berlin zurück.

Seinen lebhaften Geiſt bewahrte die Einwirkung der obengenannten Männer vor ſeichter Vielwiſſerei; inzwiſchen ſtrebte er, nach verſchiedenen Seiten hin ſich auszubilden. Er fand an Zeune und Jahn theilnehmende Freunde, wurde Mitglied der Berliniſchen Geſellſchaft für deutſche Sprache und nahm mit Eifer das Studium der altdeutſchen Literatur vor, als deſſen Frucht im J. 1816 die „Blumenleſe aus den Minneſängern“ erſchien. Die ſchon im Herbſt 1815 abgefaßte, den Bearbeitungen jener altdeutſchen Lieder vorangeſtellte Vorrede bildet eine Abhandlung über den deutſchen Minnegeſang, die von Selbſtdenken zeugt, jedoch zu viele Spuren jugendlicher Unreifheit, zu viel theils falſche, theils gewagte Hypotheſen enthält, als daß ſie den hier geſammelten vermiſchten Schriften unſers Verfaſſers hätte einverleibt werden können.

Sein Aufenthalt in Berlin führte ihn auch mit Freunden der Poeſie zuſammen, und durch dieſe Vereinigung genährt und gefördert, trieb ſein längſt knoſpendes Talent die erſten Blüthen. Die Dichtung hatte im Sommer 1814 einige junge Männer verbunden, die während des Feldzuges einander befreundet worden und jetzt aus dieſem heimgekehrt waren. Graf Friedrich v. Kalckreuth, Graf Georg v. Blankenſee und Maler Wilhelm Henſel waren die erſten, die ſich zuſammengefunden. Das Bedürfniß, ſich an Gleichgeſinnte und Gleichempfindende anzuſchließen, führte Wilhelm v. Studnitz und zuletzt Wilhelm Müller zu ihnen. Obgleich dieſer letzte der jüngſte von allen an Jahren und Beſtrebungen war, ſo erkannten die ältern Freunde doch bald in ihm das ſchönſte Talent und betrachteten ihn als die Blüthe ihres Vereins. Dieſe Vorempfindung, ſo wie der Umſtand, daß Müller damals (wie ſpäter ſein ganzes Leben hindurch) den Studien ungetheilt angehören durfte, während die übrigen Freunde andern Berufspflichten obliegen mußten, veranlaßte den Grafen Kalckreuth, ihm die Leitung des kleinen Bundes als Ordner zuzuerkennen, und alle Freunde ſtimmten ihm bei; wie denn Freundſchaft dieſen Bund eben ſo ſehr beſeelte, als Liebe zur Dichtung, eine Freundſchaft, welche das Grab überdauert. Die „Bundesblüthen“, die im J. 1815 in Berlin bei Maurer erſchienen, enthalten die Erſtlinge der lyriſchen Muſe Müller's. Durch die Verbindung mit dem Grafen Kalckreuth wurde dieſer in den literariſchen Cirkel des Feldmarſchalls, der der Vater ſeines Freundes war, gezogen, und die Freunde lebten thätig und fröhlich beiſammen, bis der Krieg ſie im Frühjahr 1815 aufs neue auseinanderführte. Müller allein blieb in Berlin zurück, „und überholte bald in der Entwickelung ſeines ſchönen Talentes die Freunde in gleicher Weiſe, als er ihnen von Natur überlegen war“. *)

In dieſer Zeit ging Müller's flüchtige Erſcheinung auch an dem Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung vorüber, dem nach Beendigung ſeiner Studien auf einer Reiſe durch Norddeutſchland einige Monate zu Berlin im Umgange mit Dichtern und Gelehrten zu verweilen gegönnt war. Müller wurde damals (im Sommer 1815) von

---

*) Worte des Grafen Friedr. Kalckreuth.

dem Profeſſor Meſſerſchmidt von Altenburg dem Freiherrn de la **Motte Fouqué**, der unter Dichtergenoſſen und andern Bekannten in dem Saale eines Kaffeehauſes, das der Sammelplatz der Literaten war, in traulichem Geſpräche ſaß, vorgeſtellt. Er ſtand erröthend vor dem Meiſter, deſſen Poeſie auf ihn wie auf die meiſten jüngern Dichter jener Zeit einen ſo großen Einfluß geübt hatte; ſein Geſicht blühte in der erſten Jugend, eine faſt jungfräuliche Scham färbte mit einem ſchnell wachſenden und vergehenden Roth die durchſichtige Haut ſeiner Wangen; im Auge glänzte der Stolz des werdenden Dichters; ein voller Kranz von blonden, halbgelockten Haaren umgab ſeine hohe Stirne. In dieſer Geſtalt iſt er mir ſpäter immer erſchienen, wenn ich die begeiſterungsvollſten ſeiner Geſänge, namentlich ſeine „Griechenlieder" las.

Nach dem Frieden von 1815 kehrte Müller's Freund, Graf Kalckreuth, auf kurze Zeit nach Berlin zurück und freute ſich ſeiner fortſchreitenden Entwicklung. Damals traf auch Adolph

Müllner in jener Hauptſtadt ein und berührte die Freunde. Dieſe hofften eine neue gehaltvollere Sammlung der „Bundesblüthen“ zu Stande zu bringen, in welcher Müller nach ihrer Überzeugung jedenfalls den erſten Platz eingenommen haben würde. Jene Hoffnung ging jedoch nicht in Erfüllung. Inzwiſchen entwickelte ſich Wilhelm Müller's Dichtertalent immer mehr in der Stille; der größte Theil der Lieder, die den erſten Band ſeiner ſpäter erſchienenen Gedichte füllen, und die unter die friſcheſten Erzeugniſſe ſeiner Muſe zu zählen ſind, fällt in dieſe Zeit. Von großem Einfluß auf ſein Gemüth war der Umgang mit der Familie eines ſeiner Freunde, wo eine fromme, reine Liebe die vortheilhafteſte Veränderung in ſeinem Innern hervorbrachte und ſein ganzes, früher oft zu ſinnliches Weſen läuterte und beſſerte.

Öffentlich trat Müller um dieſe Zeit mit kleinern Arbeiten in Tagesblättern auf, namentlich im „Geſellſchafter“, deſſen Kritiken über die Darſtellungen der berliner Bühne den jungen

Beurtheiler mit Müllner in Streit brachten. Auch die Überſetzung des „Doctor Fauſtus" von Marlow, aus dem Engliſchen, wurde damals vollendet. Sie erſchien ſpäter im J. 1818 (Berlin, Maurer), und Achim v. Arnim begleitete ſie mit einer Vorrede.

Nach dem Schluſſe ſeiner wiſſenſchaftlichen Bildungszeit, im J. 1817, eröffnete ſich unſerem verewigten Dichter unerwartet eine glänzende Ausſicht zur Ausbildung ſeines Talentes, wie überhaupt ſeines Geiſtes, durchs Leben und durch die Anſchauung fremder Natur und Nationalität. Der vor kurzem verſtorbene königlich preußiſche Kammerherr, damaliger Baron, ſpäter Vice-Oberjägermeiſter Graf Sack hatte ſein Vermögen dem Staat auf Leibrenten überlaſſen und beſchloß mit denſelben zu Stärkung ſeiner Geſundheit eine Reiſe nach Ägypten zu machen. Er wollte, daß dieſelbe zugleich den Wiſſenſchaften nützlich werde, und veranlaßte die berliner Akademie, ihm einen Gelehrten auf ſeine Koſten mitzugeben. Die Wahl fiel auf unſern Müller. Der Reiſeplan wurde raſch entworſen, und die Wanderer wollten den Weg über Wien und Konſtantinopel nehmen. Von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin mit Empfehlungsſchreiben an das griechiſche Volk und an die Conſuln, und mit einer Inſtruction zur Sammlung von Inſchriften verſehen, trat Wilhelm Müller im Auguſt 1817 in Begleitung des Freiherrn die Reiſe an. Ein zweimonatlicher Aufenthalt in Wien wurde zumeiſt der Erlernung der neugriechiſchen Sprache gewidmet. Die Liebe des Freiherrn von Sack zu Müller bewog ihn, den Reiſeplan zu ändern und den Weg über Italien, das gelobte Land der Dichter, zu nehmen, das der letztere ſehnlich kennen zu lernen wünſchte. So gingen denn beide über Venedig und Florenz nach Rom.

Graf Kalckreuth hatte im Frühling deſſelben Jahres eine Fußwanderung angetreten, die ihn durch Deutſchland, die Schweiz, Frankreich und Italien führte. Ganz unerwartet traf er mit ſeinem Freunde in Florenz zuſammen, wo er dieſen tief in den toscaniſchen Kunſtgenüſſen traf, gegen welche der ältere Reiſebegleiter, der Baron Sack, kälter war, während Müller's Leben darin aufging. Graf Kalckreuth reiſte dem Freunde nach Rom voran, und dieſer folgte ihm bald nach. Beide durchwanderten nun gemeinſchaftlich das einzige Rom, während ſie dem ältern Begleiter nicht zumuthen konnten, mit ihrer Unerſättlichkeit Schritt zu halten. Es war nicht zu verkennen, daß Müller den längeren und ſich unmerklich immer mehr verlängernden Aufenthalt der nachgiebigen Güte ſeines Gefährten allein zu danken hatte. Kalckreuth ging zu Ende des Carnevals nach Neapel; Müller gedachte ihm zu folgen; aber der Freund fand ihn zu Oſtern 1818, als er ſelbſt auf der Heimkehr war, immer noch in Rom und blieb dort bei ihm bis zum Mai. Bald nach beider Begegnung auf dem claſſiſchen Boden hatten beide Reiſenden, der alte Weltmann und der junge Dichter, dem Grafen ihre gegenſeitige Unbehaglichkeit anvertraut, und Herr von Sack ſogar die Vermittelung Kalckreuth's, als eines alten

Bekannten, bei deſſen Freunde in Anſpruch genommen. Müller's Mißbehagen ſiegte indeſſen über alle Vorſtellungen der Freundſchaft, über die Hinweiſung auf die Pforten ſo vieler intereſſanten Länder, die ihm die Güte des Begleiters aufzuthun bereit war. Alles war vergebens. Die Reiſenden trennten ſich freiwillig. Herr von Sack ging mit dem berühmten Architekten Gau nach Ägypten, der aber dort bald auch ſeinen eignen Weg einſchlug. Müller reiſte allein nach Neapel und kehrte nach kurzer Friſt zurück nach Albano, wo er den ganzen Sommer 1818, von Freunden unterſtützt und zum Theil in ihrer Geſellſchaft, verweilte. Neben Kunſt und Alterthum fand auch das römiſche Volksleben an ihm einen aufmerkſamen Beobachter; vieles auf Sprache und Mundart Bezügliche ward aufgezeichnet, und ein Schatz von bis jetzt noch ungedruckten Volksliedern geſammelt *). Auf ſeine Dichterphantaſie

---

*) Sie ſind kürzlich vom Prof. D. L. W. Wolff in Weimar herausgegeben worden.

wirkte die ganze Reiſe farbenzeugend und lebendig; eine große Anzahl von Liedern verdankte ihre unmittelbare oder ſpätere Entſtehung derſelben, und die Summe von Erfahrungen und Lebensanſchauungen während ſeines Aufenthalts in Italien und Rom legte der reiſende Dichter in ſeinem Werke: „Rom, Römer und Römerinnen", nieder, welches im Jahr 1820 in zwei Bänden zu Berlin bei Duncker und Humblot erſchien, und deſſen erſter Band Briefe aus Albano, der zweite Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia und Florenz, nebſt Bruchſtücken ſeines römiſchen Tagebuchs enthält. Dieſes Werk, das, noch im Buchhandel und Eigenthum einer andern Verlagshandlung als dieſe „Vermiſchten Schriften", den letztern nicht wohl einverleibt werden konnte, entzückt noch heute durch die Wahrheit und Lebendigkeit ſeiner Darſtellung Jeden, der Rom und Italien geſehen hat; der etwas leichtfertige Ton, der hier und da darin herrſcht, iſt vorübergehender Einfluß des Landes, in dem, und des Volkes, unter dem der Verfaſſer drei Vierteljahre zugebracht hatte, und ging weder aus ſeinem Charakter noch aus ſeinen dauernden Lebensanſichten hervor. Dies deutet Müller ſelbſt in der Dedication des zweiten Bandes [illegible], die an den ſeitdem auch in Deutſchland rühmlich bekannt gewordenen ſchwediſchen Dichter Daniel Amadeus Atterbom in Upſala „zur Erinnerung an ſchöne Stunden in Rom und Albano“ gerichtet iſt. „Sie werden es (das Buch) nicht zurückweiſen“, ſagt er hier, „ernſter nordiſcher Denker! Es bringt Ihnen Ihren deutſchen Freund, wie er in Italien fühlte, ſprach und lebte, in ſeiner Carnevalslaune, heiter und rückſichtslos; und ſo hatten Sie ihn ja lieb; folgen Sie ihm alſo, wie damals durch das bunte Gewirre des römiſchen Lebens und Webens. Wir werden uns nicht verirren. Und ſomit grüße ich Sie in Ihrem altheiligen Vaterlande, nicht wie das Buch, deſſen Schreiber mir fremd geworden iſt, ſcherzend und ſpielend, ſondern ernſt und kurz u. ſ. w.“

Der erſte Band iſt „ſeinen lieben Freunden Friedrich Grafen von Kalckreuth und Ludwig Sigismund Ruhl zum Denkmale der glücklichen Begegnung in Rom" gewidmet. Mit dem letztgenannten der beiden Freunde verließ Wilhelm Müller im September des Jahres 1818 Rom, denn die Reiſe nach Griechenland mußte nach der Trennung vom Freiherrn von Sack unterbleiben. Auf der Rückreiſe weilte er einige Monate zu Florenz, zunächſt um die ältere italieniſche Kunſt zu ſtudiren, und kehrte dann über Verona, Tirol und München zu Anfange des Jahres 1819 nach Berlin zurück.

Von hier ward er bald darauf zum Lehrer der lateiniſchen und griechiſchen Sprache an die neuorganiſirte Gelehrtenſchule in Deſſau berufen. Als hier der regierende Herzog die Vereinigung der im Lande zerſtreuten öffentlichen Bücherſammlungen zu Einer Bibliothek verfügte, nahm Müller als Gehülfe an der erſten Einrichtung Theil und wurde kurz darauf, mit Beibehaltung einiger Stunden höheren Gymnaſialunterrichts, zum

Bibliothekar ernannt. Während dieſer Zeit ſtarb ſein Vater. Er ſelbſt lebte ſehr ſtill und zurückgezogen, ohne Bekanntſchaften zu ſuchen. Im November des Jahres 1820 verlobte er ſich mit Adelheid Baſedow, der Tochter des herzogl. deſſauiſchen Regierungsraths Baſedow und Enkelin des berühmten Pädagogen. Dieſe Verbindung, auf gegenſeitige Neigung gegründet, machte das reinſte Glück ſeines kurzen Erdenlebens aus. Die Hochzeit ward im Mai 1821 am Tage der ſilbernen Hochzeit ſeiner Schwiegerältern gefeiert, zu welchem Feſte Müller das ſchöne Gedicht: „Dem älterlichen Brautpaar“, verfaßte, das ſpäterhin im „Morgenblatt“ abgedruckt ward und jetzt dieſer Sammlung einverleibt iſt.

Das Einkommen Müller's war anfangs ſehr mäßig, und die jungen Eheleute lebten ſtill und häuslich; doch von einer Zeit zur andern mehrten ſich von verſchiedenen Seiten die Auffoderungen zur Theilnahme an literariſchen Inſtituten; ſeine im Jahr 1821 zu Deſſau (bei Ackermann) erſchienenen „Gedichte aus den hinterlaſſenen Papieren eines reiſenden Waldhorniſten“ und faſt noch mehr das unmittelbar darauf ins Publicum ausgegangene erſte Heft von „Griechenliedern“ fanden ungetheilten Beifall und begründeten ſeinen Ruf als deutſcher Lyriker. Müller arbeitete mit unglaublicher Leichtigkeit, keineswegs anhaltend und angeſtrengt; man täuſcht ſich, wenn man aus der reichen Fülle ſeines Schaffens auf ſeiner kurzen Lebensbahn eine zu mühevolle Thätigkeit folgert und aus dieſer ſeinen frühen Tod ableitet. Er ſchrieb im Durchſchnitte des Tages nicht über 4—5 Stunden, und dies noch durch zwei öffentliche Lectionen unterbrochen, welche er täglich in den obern Claſſen der Gelehrtenſchule gab. Nie arbeitete er Abends, und oft genoß er ganze Tage unbeſchäftigt im Kreiſe der Seinigen. Beſonders liebte er Spaziergänge und dichtete in der idylliſchen Umgegend ſeiner Vaterſtadt manches ſeiner ſchönſten Lieder. Geſellſchaften ſuchte er nur wenig. Seinem Freunde, dem Grafen Kalckreuth, hatte er ſchon früher in Deſſau zu ſeiner innigen Freude wieder begegnet, und im

Jahr 1822 legte ſich der Grund zu einer neuen Herzensfreundſchaft in ſeinem Gemüthe.

Im Herbſte dieſes Jahres kam nämlich der Baron Alexander von Simolin aus Kurland, der die erſten Jahre ſeiner Kindheit in Deſſau verlebt hatte und ein Spielgenoſſe von Müller's Frau geweſen war, auf einer Ferienreiſe von Bonn aus über Kopenhagen nach Deſſau. Die Bekanntſchaft beider Männer ſchien damals nur flüchtig, und kein gegenſeitiges Gefallen war fühlbar; dennoch war ſie keineswegs ſo vorübergehend, als die Kälte von beiden Seiten es hätte ſollen erwarten laſſen.

Inzwiſchen dichtete Müller rüſtig fort; das Material zu einem zweiten Bändchen von Waldhorniſtenliedern (welches im J. 1824 erſchien) häufte ſich; einzelne Lieder wie ganze Liederreihen, bald heitern, bald wehmüthigen, bald, wie mehrere Trinklieder, ſarkaſtiſch zürnenden Klanges, gingen als Vorläufer in die Welt hinaus und bereiteten der ganzen Sammlung einen günſtigen Empfang. Denn ſo wenig ſich entſchiedene Vorbilder, ein Göthe und Uhland, in ſeinen lyriſchen Dichtungen verkennen ließen, ſo beſtimmt prägte ſich in ihnen doch auch zugleich die eigenthümliche Individualität des Dichters aus, jenes zarte, raſche, flackernde Gefühl und eine vom Witz leicht aufgeregte, ſchnell entflammte Bildungskraft. Beide brannten in ſtärkerem Feuer in ſeinen allmälig zu fünf Heften angewachſenen Griechenliedern. Die echt lyriſche Sprache ſeiner Gedichte und ihr meiſt natürlicher Volkston machte ſie der muſikaliſchen Bearbeitung werth, und dieſe iſt ihnen auch von ausgezeichneten Tonſetzern, wie Methfeſſel, Fr. Schneider, Bernhard Klein, und neuerdings noch von Tomaſchek, zu Theil geworden. Auch des ſel. Karl Maria von Weber perſönliche Achtung und Freundſchaft gewann der liebenswürdige Dichter, und widmete dieſem „Meiſter des deutſchen Geſanges“ die zweite Sammlung ſeiner Waldhorniſtenlieder „als ein Pfand ſeiner Freundſchaft und Verehrung“.

Auch der Kreis des geſelligen Lebens erweiterte ſich nun für Müller. In jedem Jahre machte er jetzt eine Reiſe, theils um ſich der Natur zu erfreuen, theils um ſeine vielen Bekannten und Freunde aufzuſuchen, theils um würdige Feſte feiern zu helfen, wie Klopſtock's hundertjährige Geburtsfeier zu Quedlinburg am 2. Juli 1824. Beſonders gern wandte er ſich nach Dresden, wo er in Kalckreuth einen liebevollen Wirth, in Otto von der Malsburg und dem Grafen Löben (Iſidorus Orientalis), die beide ihm im Tode vorangegangen ſind, neue Dichterfreunde, und in Ludwig Tieck einen theilnehmenden Berather ſeiner Poeſie fand. Unter Kalckreuth's treuem Dach, in der Villa Graſſi im plauenſchen Grunde, ſang er im J. 1824 jene „Frühlingslieder", die nach meinem Urtheile als die lieblichſten und zugleich ſchwungreichſten Producte ſeiner Muſe in unſerer Sammlung glänzen. Überhaupt war Dresden fruchtbringend für ſeine Dichterbildung. Dorthin ſendet er auch den Weihegruß der zweiten Auflage der erſten Waldhorniſtenlieder (1826), in dem er ſie „Seinem hochverehrten und inniggeliebten Freunde **Ludwig Tieck** zum Danke für mannichfache Belehrung und Ermunterung" widmete.

Neben der Poeſie, für welche er ſpäter auch durch ſeine vortreffliche Überſetzung der Fauriel'ſchen Sammlung von griechiſchen Volksliedern (2 Thle., Leipzig 1825) thätig wurde, arbeitete jetzt Wilhelm Müller auch Vieles im Gebiete der Kritik und Literaturgeſchichte. Das „Literariſche Converſationsblatt" und die an ſeine Stelle getretenen „Blätter für literariſche Unterhaltung", die halliſche „Literaturzeitung", die „Encyklopädie" von Erſch und Gruber, an deren Direction er zuletzt Antheil hatte, das „Converſations-Lexikon", der „Hermes" und endlich die berliner „Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik" enthielten manche ſeiner gehaltreichen Aufſätze; die „Homeriſche Vorſchule" (Leipzig, Brockhaus, 1824) lehrte ihn uns auch als einen wackern Zögling Fr. A. Wolf's kennen, der die Ideen des Meiſters nicht ohne eigenthümliche Anſichten einem größern Kreiſe von Leſern genießbar zu machen verſtand. Der Kritik war auch zum Theil die ſchon im J. 1820 von ihm herausgegebene Zeitſchrift „Aſcania“ gewidmet, die aber das Jahr ihrer Entſtehung nicht überlebte. Die beſten und bedeutendſten ſeiner Kritiken ſind dieſer Sammlung einverleibt. Die „Vorſchule“ iſt den übrigen Beſtandtheilen derſelben allzu fremd und auch noch einzeln im Buchhandel zu haben. Außerdem fing er ſeit dem J. 1822 die „Bibliothek der Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts“ (Leipzig, Brockhaus) anzulegen an, eine ſehr verdienſtliche Sammlung, die nach ſeinem Tode fortgeſetzt worden iſt.

Im Juli des Jahres 1825 kam Baron Simolin auf ſeiner Reiſe in die Bäder durch Deſſau. Müller war abweſend und mit dem Sammeln ſeiner „Muſcheln vom Strande Rügens“ beſchäftigt, wo er bei dem ſeither mit der ausgezeichneten epiſchen Dichtung „Arkona“ aufgetretenen Sänger Furchau als freundlich geladener Gaſt verweilte. Aber ein erneuerter Briefwechſel verband jetzt ihn und Simolin enger. Dieſer kehrte zu Weihnachten 1825 nach Deſſau zurück, und hatte jetzt, wie ſeine Mittheilungen ſagen, „die beſte Gelegenheit, Müller's einfache, kindliche Natur kennen zu lernen. An dem großen Chriſtfeſte einer Kinderwelt ſpielte auch er im Geben und Empfangen ſo ſelig mit, daß man das Reinmenſchliche, Unſchuldige ſeines reichen Gemüthes hier am beſten zu erkennen im Stande war".

Im Frühjahre 1826 bekam Müller, von ſeinen Kindern angeſteckt, den Keuchhuſten; bis dahin hatte ſeine Frau noch nie eine Klage über Unwohlbefinden von ihm gehört. Dieſer Huſten aber griff ihn ſehr an, und zu ſeiner Erholung gab ihm ſein gütiger Herzog im Mai dieſes Jahres die Erlaubniß, eine Sommerwohnung im Luiſium zu beziehen, wo früher Matthiſſon ſo viele Jahre gelebt hatte. Dieſer Aufenthalt wirkte geiſtig und körperlich höchſt wohlthätig auf ihn. „Er führte hier", ſagt ſein Freund, „ein wahrhaft elyſiſches Leben und feierte unter den koſenden Lüften und den duftenden Blumen ſeinen Lebensmai. Er lagerte ſich ins tiefe, grüne Gras, ließ die Blüthen über ſich wehen, die Nachtigallen über ſich ſchlagen, und ſuchte Geſang und Luſt in die tiefſte Bruſt einzuathmen. Oft ſah ich ihn mit Thränen der Wonne im Auge in jene großen Geheimniſſe der Natur hineinlächeln, die für ihn ſo aufgeſchloſſen dalagen". Sein Vollgefühl jener Stunden hat er in dem ſchönen „Morgengruß" an ſeinen Herzog ausgeſprochen, den der Leſer in dieſer Sammlung findet. Sonſt dichtete er während dieſer Zeit wenig, theils weil er durch das Hin- und Hergehen nach der Stadt, wo er ſeine Lehrſtunden fortſetzte und meiſt zu Mittag blieb, nicht ungeſtörte Muße finden konnte, theils weil er, der Biene gleich, genießen und ſammeln wollte, und ſich, wenn es möglich geweſen wäre, gern an jedem Blüthenkelch feſtgeſogen hätte.

Nur das zweite Hundert ſeiner in den „Lyriſchen Reiſen" erſchienenen Epigramme, jetzt im 2. Bande unſerer Sammlung, nachdem ein erſtes ſchon früher in die Welt ausgegangen war, und die Herausgabe des 9. Bändchens ſeiner

„Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts“ fällt in dieſe Zeit. Er arbeitete hier in der Morgen- und Abendkühle an einem mit Roſen und Weinlaub umrankten Fenſter.

Bis zum 25. Juli lebten ſie ſo in dem lieblichen Garten wie verzaubert, dann brachen ſie, da beiden die Bäder von Eger verordnet worden waren, auf und reiſten über Leipzig und Altenburg dorthin ab. Müller war der heiterſte Reiſegefährte, und der Weg ſelbſt war nicht ohne fröhliche Abenteuer.

Das Bad bekam Müllern außerordentlich gut, er wurde friſch und kräftig, und die während dieſer Zeit ſonſt ſo nothwendige innere Trägheit verwandelte ſich bei ihm in eine wohlthuende angeſtrengt geiſtige Thätigkeit. Die Freunde machten ihre Rückreiſe über Wunſiedel und Baireuth, und Müller ſuchte jedes Plätzchen auf, das an Jean Paul erinnern konnte. Bei ſeinem Grabe ſtand er lange Zeit, ohne etwas zu ſprechen, ſtill, und ſchaute mit naſſem Auge darüber weg; endlich pflückte er eine Blume von demſelben und ſagte tief bewegt: „Der lebt ewig!“ Seine „Reiſe von Jean Paul's Wiege bis zu ſeinem Grabe“, die der Leſer in dieſer Sammlung findet, faßt ſeine Empfindungen über jenen Dichter zuſammen, wie jene Räume, die Jean Paul's Leben ihm bildlich vor die Seele führten, ſie in ihm aufgerufen hatten.

Der Rückweg wurde weiter über Nürnberg, Bamberg, endlich über Weimar genommen, wo der junge Dichter es ſo glücklich traf, ſeinen großen Meiſter Göthe an deſſen Geburtstage, dem 28. Auguſt, beſuchen zu können.

Nach Deſſau zurückgekehrt ging Müller mit geſtärkter Kraft an die Arbeit. Seine Geſundheit ſchien ganz wiederhergeſtellt. Seine Bruſt war ſtark zu nennen, denn er konnte des Abends, wenn er wöchentlich einen kleinen Cirkel bei ſich ſah, faſt ohne anzuhalten ein ganzes Stück von Shakſpeare mit aller Kraft vorleſen.

Müller befand ſich jetzt in einer ſehr angenehmen, ſorgenfreien Lage, da ſeine Arbeiten ſehr geſucht und ſehr gut bezahlt wurden. Er fühlte ſich ſehr glücklich in ſeinem Schaffen und ſeinem Beruf, hatte dabei eine innere Ruhe und ein Selbſtgefühl, fern von Anmaßung und Eitelkeit. Er erkannte ungeblendet, was er zu leiſten vermochte, und hatte das richtigſte Urtheil über ſich ſelbſt, ungeſtört durch Lob und Tadel, die ihm von Andern zu Theil werden konnten.

In Deſſau war ſeine Stellung in jeder Hinſicht eine höchſt glückliche. Geachtet von ſeinem hohen Fürſtenpaare, dem zu Liebe er alle Auffoderungen von ſich wies, die namentlich in der letzten Zeit häufig an ihn kamen und ihm anderweitige, den äußern Umſtänden nach glänzendere Anſtellungen verhießen; geliebt von ſeinen Schülern, die mit einer wahren Begeiſterung an ihm hingen; von Jedem, der ſeinen Charakter und ſein Weſen einmal erkannt hatte, gern geſehen, lebte er im erhöheten Gefühl ſeines häuslichen Glückes, im Beſitze einer geiſtreichen, vortrefflichen Gattin und eines geſund heranblühenden Kinderpaares, dem er der zärtlichſte Vater war, und mit welchem er in ſtundenlangen Spielen zum fröhlichen Kinde werden konnte. Dankbar erkannte er, was ihm die Vorſehung gegeben; er genoß es als Dichter, und ſein menſchlich beglücktes Daſein ſpiegelte ſich in ſeinen Dichtungen wieder. „Denn“, ſagt ſein Freund von ihm, „Alles, was er vom Leben empfing, war ein ſeine Gemüthswelt nicht Zerſtreuendes und das geiſtige Gleichgewicht derſelben nicht Aufhebendes; es ſchloß vielmehr dieſelbe noch reicher auf und ließ uns die Harmonie ſeines äußern und innern Friedens recht ſichtbar werden“.

Zu einer großen Annehmlichkeit ſeines Lebens gehörte ſeine Stellung als Bibliothekar. Er konnte alle Bücher, die er für nöthig hielt, nach ſeiner Wahl anſchaffen, und in der ſchönen öffentlichen Wohnung, der er ſich erfreute, ſtieß das Local der Bibliothek an ſein Schlafgemach, ſo daß er ſie mit größter Bequemlichkeit benutzen konnte.

Seine Bekanntſchaften erweiterten ſich in den letzten Jahren mehr und mehr; Müller wurde viel mittheilender und geſelliger; er liebte gute

Geſellſchaft, guten Wein, gute Küche, doch ſtets bei großer Mäßigkeit, wie er überhaupt allem Übermaße feind, und ſchlichte Einfachheit ein Hauptzug ſeines Charakters war. Muntere Geſpräche, ſinnreiche Scherze, geiſtreiche Überraſchungen würzten ſeinen Umgang mit Freunden und Gäſten.

Der Herbſt und Winter von 1826 und 1827 verging für Müller in geräuſchvoller Geſelligkeit. Deſſenungeachtet ſchrieb er ſeine zweite Novelle „Debora“ (die erſte: „Der Dreizehnte“, war das Jahr vorher entſtanden), dazu Recenſionen und Aufſätze in Menge, und erfreute einen Kreis ausgewählter Bekannten durch regelmäßiges Vorleſen.

Sein Freund Simolin befand ſich damals in einem krankhaften Gemüthszuſtande, mit dem Müller unmöglich zufrieden ſein konnte. Dieſer wandte ſich ſchriftlich an ihn, und der Freund theilt uns den Brief rückhaltslos mit, weil er ein Glaubensbekenntniß Müller's enthält, das ſeinen Charakter in das hellſte Licht ſetzt. „Wahrheit (ſo beginnt jener Brief) iſt ein Grundzug meiner Natur, meines Charakters und meines Lebens. Ohne Wahrheit gibt es für mich keine Tugend, keine Schönheit, keine Liebe und keine Freundſchaft. Ich kann daher, auch auf die Gefahr einen Freund zu verlieren, nicht unwahr ſein. Nun gibt es aber freilich Momente, Stunden — warum nicht auch Tage — in denen ich, mit Rückſicht auf den Seelen- oder Körperzuſtand eines Menſchen, mit meiner Wahrheit ſchweigend zurücktreten könnte und ſollte; denn Schweigen iſt nicht immer eine Lüge. Ob Du ſeit einiger Zeit in jenem Zuſtande wäreſt, darüber habe ich lange mit mir berathſchlagt; aber es kam eine andre Frage dabei ins Spiel: darf der Arzt mit ſeiner bittern Arznei zurücktreten, wenn er glaubt, ſie müſſe dem Kranken helfen, ob dieſer ſich auch gegen die Hand empöre, die ſie ihm reichen will?....... Was ich geſagt, weiß ich, und wir werden, wenn wir müſſen, aber ſpäter, darüber ſprechen; denn Freunde können wohl über einzelne Meinungen, Anſichten, Maximen verſchieden fühlen, denken und urtheilen;

aber, wenn es das Höchſte gilt — die Principien über Gut und Schlecht, Edel und Unedel, Recht und Unrecht: da kann keine Differenz zwiſchen ihnen obwalten. Daher iſt auch hier durchaus von keiner Übereilung, Heftigkeit und dergleichen die Rede. Die Grundſätze, die ich gegen Dich ausgeſprochen, ſind allgemein, die in mir ſo feſt ſtehen, wie der Glaube an Gott, Tugend und Gerechtigkeit".

Der übrige Theil des Briefes bezieht ſich auf Thatſachen und iſt weder dem Schreiber noch dem Leſer dieſes Aufſatzes verſtändlich. Auch in dem Angezogenen erſcheint Manches räthſelhaft; aber der Grundgedanke deſſelben fällt in die Augen, und die Offenheit, mit welcher der unbelauſchte Dichter ſich hier als Menſch ausſpricht, gibt dieſen Worten, als einem Beitrage zu ſeiner Charakterſchilderung, einen ganz beſondern Werth.

Auch mußte der Herzensfreund durch ſolche Worte nur immer inniger an den Freund geknüpft werden. Simolin lebte bis in den März 1827 mit Müller auf dieſe Weiſe in Deſſau zuſammen und ging dann nach Paris.

Bis hierher ſchien Müller's Geſundheit völlig hergeſtellt. Nur das beunruhigte ſeine Frau zuweilen, daß ſein Herzſchlag ſo ſehr ſtark war; wenn ſie ihn jedoch fragte, ob er darunter leide, ſo erwiederte er, es ſei von Jugend auf ſo geweſen, und beängſtige ihn gar nicht. Späterhin jedoch äußerte er zuweilen gegen ſie: er glaube, daß er einen Herzpolypen habe, oder ein zu großes Herz.

Noch war ſeine Novelle „Debora" nicht beendigt, als ſich ihm ſchon wieder ein neuer Novellenſtoff aufdrang, an dem er in Gedanken viel arbeitete und wovon er ſeiner Frau erzählte, als wäre ſie ſchon niedergeſchrieben. Aber der Himmel wollte es anders.

Im Frühjahr 1827 befiel ihn eine große Mattigkeit und Nervenabſpannung; er kränkelte mehrere Wochen und vermochte durchaus nicht zu arbeiten. Mit Anfang des Sommers trank er zu Hauſe den Egerbrunnen, welcher ihm im vorigen Jahre ſo gut gethan hatte; auch diesmal verfehlte dieſer ſeine Wirkung nicht; er erholte ſich ſehr, und der Arzt gab ſeine Zuſtimmung zu einer Erholungsreiſe, welche die Stelle der Badecur vertreten ſollte. Schon längſt hatte Müller den Vorſatz, mit ſeiner Frau den Rhein zu ſehen, und mit großer Freudigkeit wurde jetzt, Ende Juli's, die Reiſe nach dem herrlichen Strome angetreten. Vorher noch hatte er ein drittes Bändchen ſeiner Gedichte („Lyriſche Reiſen und epigrammatiſche Spaziergänge“) geſammelt und ſeinem Freunde Simelin mit einem ruhrenden Liede gewidmet. Unterwegs war Müller wohl und heiter und konnte das Fahren mit der Schnellpoſt mehrere Tage und Nächte hindurch ertragen. Selig im Genuſſe der Naturſchönheiten, beglückt durch das Wiederfinden mancher alten Freunde, erfreut durch viele neue Bekanntſchaften, ſchrieb und dichtete er während der ganzen Reiſe gar nicht; er wollte ungeſtört genießen und ſammelte nur im Geiſte ein, um bei Ruhe und Muße deſto größere Ausbeute zu gewinnen. In ſeiner Schreibtafel fanden ſich die Hauptgegenſtände aufgezeichnet, welche er ſich zu poetiſcher Bearbeitung gewählt hatte. Es waren unter Anderem: die drei Leiern auf dem alten Wappen über Göthe's Hauſe in Frankfurt; die goldene Brücke über den Rhein, die der Vollmond bei Rüdesheim darüber ſtrahlte, und worauf der Kaiſer Karl herüberſchreitet, um nach ſeinen Reben zu ſehen; der Drachenfels und Rolandseck; der Sonnenuntergang vom ſtraßburger Münſter; der Abſchied vom Rhein. In Frankfurt lebten die Reiſenden mit Georg Döring und deſſen Angehörigen fröhliche Tage. Dann wandten ſie ſich dem Schwabenlande und Stuttgart zu, wo ihnen längſt unter meinem Dache Stätte bereitet war, und ſie mit Sehnſucht erwartet wurden.

Jenes Zuſammentreffen in Berlin im Sommer 1815 hatte uns nicht in Berührung gebracht; wir waren beide junge trotzige Dichter; begierig nach dem Umgange mit Meiſtern, jeder ſchon von einem Kreiſe liebender, mitſtrebender Freunde umgeben, hefteten wir die Blicke nicht lang auf einander, und die fremde Stammesart war Jedem am Andern fühlbar. Als ſpäter Beider Name allmälig öfter genannt wurde, näherte uns gegenſeitige Beurtheilung unſerer Dichtungen und übrigen Productionen, in welcher wir uns beide in ganz unbefangenem Lob und Tadel über einander ausſprachen. Unſere Bücher und fliegenden Blätter gingen als Xenien hin und her, und endlich erhielt ich auf einige warme Zeilen, die im J. 1825 ein ſolches Geſchenk von mir begleiteten, eine ſehr herzliche Antwort von Müller. Wir wurden Freunde, und als er mir ſeine Abſicht ſchrieb, im Sommer 1827 in unſern Süden zu kommen, ſo bat ich ihn, mit ſeiner Frau an meinem Herde einzukehren, eine Einladung, die er freundlich annahm. Von Karlsruhe meldete er mir am 29. Auguſt 1827 ſeine baldige Ankunft mit dem Zuruf: „Hand in Hand und Aug' in Auge"; und am 4. September trat er in einer frühen Morgenſtunde, wo ich ihn nicht erwartete, ins Zimmer zu unſerm Frühſtück. Mit Mühe fand ich in den feinen, aber bleichen und kränklichen Zügen das jugendliche Bild wieder, wie es ſeit 12 Jahren von ihm in meiner Phantaſie lebte. Es brauchte einige Secunden, bis ich ihn erkannte, ich mußte ein wehmüthiges Schmerzgefühl unterdrücken und war recht ängſtlich freundlich; doch verbannte bald die Friſche ſeines Geiſtes und die fröhliche Lebendigkeit ſeiner liebenswürdigen Gattin, die er zu uns aus dem Gaſthofe, wo ſie abgeſtiegen waren, abholte, jene geheime Angſt; Beider natürliche, herzliche Unterhaltung, die uns vergeſſen ließ, daß wir ſie jetzt erſt kennen lernten, verſcheuchte alle trüben Ahnungen, und wir verlebten zehn frohe Tage in um ſo innigerer Gemeinſchaft, als eine Unpäßlichkeit von Müller's Frau uns bald von der größern Geſellſchaft zurückzog. Doch hatten wir dem Dichter Uhland's Umgang, nach welchem ſich ſchon ſeine Briefe geſehnt hatten, wiederholt verſchafft; er freute ſich auch Wolfgang Menzel zu begrüßen, brachte fröhliche Stunden mit Wilhelm Hauff, Haug*), Reinbeck und deſſen

---

*) Dieſe Beiden ſind unſerm Dichter früh in die Ewigkeit gefolgt.

Familie und Karl Grüneiſen zu, und beſuchte die Verſammlungen des Liederkranzes und des Schillervereins, in welchen er mit der Achtung empfangen wurde, die der Ruf, der ihm vorangegangen war, längſt den Mitgliedern jener Geſellſchaften eingeflößt hatte. Auch der lachenden Umgegend von Stuttgart erfreute ſich das Müller'ſche Paar, und auf das ſchönſte Rebenthal Würtembergs, bei Uhlbach, ſah Müller mit begeiſterten Blicken hinab und gelobte ihm ein Lied, an deſſen Geſtaltung nur der Tod ihn gehindert hat.

Wenn mich ſchon ſeine Lieder dem liebenswerthen Dichtergeiſte recht nahe gebracht hatten, ſo verſprach die Woche, die ich ihm ausſchließend widmen durfte, mir ein langes, inniges Verhältniß mit Müller dem Menſchen. Seine Gedichte ließen harmloſes Wohlwollen gegen Jedermann, ſchnelle Begeiſterung für Schönes und Gutes, Talent für Geſelligkeit und geiſtreiche Unterhaltung zum voraus ahnen. Im nähern Umgang aber entwickelte ſich bei ihm auch ein Ernſt der Geſinnung, ein biederer Sinn, eine ſittliche Zuverläſſigkeit, die, wenn man ſie einmal erkannt hatte, auch den leichteſten Producten ſeiner heitern Muſe ein beſonders reizendes Anſehen verliehen, wie Luſthütten, die auf Felſen gebaut ſind. Er weihte mich in alle ſeine Lebensverhältniſſe ein, gedachte mit der wärmſten Dankbarkeit ſeines edeln Fürſten, durch deſſen Gnade ihm ein ſorgloſes Leben zu Theil geworden, und ſprach mit inniger Liebe von ſeinen Freunden Simolin, Kalckreuth und den vorangegangenen O. von der Malsburg und Grafen von Löben. Wir verbrüderten uns beim letzten Glaſe Wein, und auch unſere Frauen ſchieden als die beſten Freundinnen. Auf der Rückreiſe kehrte er in Weinsberg bei Juſtinus Kerner ein und verbrachte bei dieſem echten Dichter einen Abend voll Sängerjugend. Die Seherin von Prevorſt, eine Somnambule, die Kerner damals behandelte, und von welcher uns ſeine Schrift jetzt berichtet hat, beſchäftigte Müller's Geiſt aufs lebhafteſte, und er erſchien hier ſelbſt ſeiner Frau, die bisher ganz ſorglos geweſen war, in etwas überreiztem Zuſtande. Inzwiſchen ſchrieb er mir von Gotha aus zwei Zeilen, die Wohlſein und Zufriedenheit athmeten. In Weimar traf er ſeinen Freund Simolin wieder und erſchien auch dieſem geſunder und wieder ganz der alte, lebensluſtige, genießende Menſch. Er fand ihn voll von Dichterentwürfen: Rheinlieder ſollten geſungen, dem Johannisberg, dem Hauſe Göthe's, auch dem Eintritt unter das Dach ſeines ſtuttgarter Freundes ſollte ein Klang gewidmet werden.

Die Freunde reiſten jetzt zuſammen nach Deſſau. In Leipzig verlebte Müller einen recht vergnügten Mittag mit ſeinen leipziger Freunden bei Heinrich Brockhaus und war voll von Reiſeerzählungen, fiel aber auch durch eine früher nie an ihm bemerkte Exaltation auf. Unterwegs berichtete er ſeinem Vertrauten auch von Weinsberg. Sie hatten oft früher über Magnetismus geſprochen, und Müller hatte den Freund ſtets mit ſeinem Glauben daran ausgelacht. Jetzt aber wich er allen Fragen Simolin's aus und ſagte nur: „Ich bin jetzt mit Dir Einer Meinung; — Du biſt aber nur auf halbem Wege; um auf den ganzen zu kommen, mußt Du nach Weinsberg gehen — dort wirſt Du vertraut werden mit den Geiſtern, die über uns ſind!"

Als er dieſes ſprach, ahnte er nicht, daß er ſelbſt ſchon ganz dicht an der Pforte der andern Welt ſtehe.

Am 25. September 1827 war Müller mit ſeiner Frau nach Deſſau zurückgekommen, glücklich und heiter in der Erinnerung ſo vieler Genüſſe, froh im Wiederfinden der zurückgelaſſenen Kinder und Verwandten. Obgleich etwas angegriffen und ermüdet, beſuchte er in den folgenden Tagen doch ſeine Vorgeſetzten und Bekannten, ruhte aber noch ohne Geſchäfte und Arbeiten. Sonntag den 30. September war er im Kreiſe ſeiner Familie ſehr heiter und ſprach mit ſeinem Freunde v. Simolin viel über die Herausgabe ſeiner ſämmtlichen Griechenlieder; an demſelben Tage ſagte er dem ihm begegnenden Arzte, „daß er ſich ganz erſtaunlich wohl fühle". Er ſchrieb gegen Abend noch mehrere Briefe und erzählte ſeiner Frau mit wahrer Freude daß er am morgenden Tag anfangen wolle zu arbeiten. Aus ihrem Munde entlehnen wir die Erzählung deſſen, was weiter geſchah:

„Um halb 10 Uhr gingen wir nach der Schlafſtube, und indem ich ihm vorwarf, daß es noch ſo früh ſei, dehnte er ſich gemächlich im Bette, indem er ſagte: im Bette wäre Einem doch am wohlſten. Er war müde, ſagte mir gute Nacht, ohne daß auch nur ein Wort verrathen hätte, daß er ſich unwohl fühle, was er, da er ſonſt ſehr ängſtlich war, gewiß gethan hätte. Nach 11 Uhr wache ich auf und höre ihn ſehr ſchnarchen, was er öfters that; ich rede ihn an und bitte, er möchte ſich anders herum legen, denn ich könnte davor nicht ſchlafen. Ich ſpreche immer auf ihn ein, rufe ihn, ſpringe auf, will ſein Geſicht anfaſſen und fühle ſeinen Mund ſo kalt, während er immer fortſchnarcht. Ich rufe die Magd, um Licht zu haben; doch noch ehe ich dies bekam, lief ſie, von meiner furchtbaren Angſt getrieben, zum Arzte, welcher nur einige Häuſer davon wohnte. Während dieſer Zeit dauert mein Bitten und Schreien fort, ich lege mich auf ſeinen Mund, um ihm warme Luft einzuhauchen, reibe ihm die Bruſt und glaubte, nur in der Angſt den Herzſchlag nicht fühlen zu können; doch endlich kommt Licht, und der erſte Blick zeigt mir das todtenblaſſe Geſicht; ich richte ihn auf, ſetze ein Glas Waſſer an ſeine Lippen: ein tiefer Seufzer drang hervor, und der Kopf ſank in meinen Arm zurück. Er war todt — eine plötzliche Ausdehnung des Herzens hatte ihn ſchlafend durch einen Schlagfluß getödtet. Kein Glied war verzuckt; ruhig beide Arme unter der Decke auf der Bruſt, die Augen geſchloſſen, lag er da im ewigen Schlafe; ſein Geſicht, wie das eines Schlafenden, gab den ungeſtörteſten Abdruck zu einer von dem geſchickten Bildhauer Hunold verfertigten Büſte.“

So ſchied Müller ohne Abſchied von der heißgeliebten Gattin, von den kaum wieder begrüßten Kindern und Verwandten und von dem einzigen anweſenden Freunde. Ganz ahnungslos ſcheint er jedoch nicht in den Tod gegangen zu ſein; denn man fand in einem mediciniſchen Buche, das er wenige Tage zuvor durchgeblättert, ein von ihm gemachtes Zeichen bei dem Abſchnitte Nervenſchlag.

Drei Tage darauf Abends neun Uhr trug man ihn zur Gruft. Mehr als hundert Menſchen reihten ſich zum ſchmerzlich-feſtlichen Zuge und weinten ihm ihr Lebewohl. An ſeinem Grabe ertönte ein ſchöner Nachtgeſang von Fr. Schneider, mit dem Schluſſe: „Schlummre ſanft dem Himmel zu!“

Stimmen der Liebe und des Schmerzes ſchallten auch aus der Ferne nach ſeiner Heimath und Ruheſtätte herüber. Die Witwe, zwei Kinder des Verewigten, eine Tochter von fünf, einen Knaben von drei Jahren am Herzen, trägt den Verluſt ihres Erdenglückes mit der Faſſung und der Hoffnung einer Chriſtin. Sie und ſeine liebſten Freunde haben den Verfaſſer dieſes Aufſatzes großentheils in den Stand geſetzt, zu erzählen, was er von Wilhelm Müller berichtet hat.

Einer der erſten deutſchen Sänger, den auch Müller unter ſeine Vorbilder zählte, Ludwig Uhland, hat dem Scheidenden, nicht ahnend, daß er für immer ſcheide, folgende Worte in ſein Stammbuch geſetzt, die der frühe Tod des jungen Dichters zur Prophezeiung gemacht hat, die aber zugleich als das herrlichſte Troſtwort unſern traurig endenden Bericht, wie ein helles Abendroth am Wolkenhimmel, ſchließen:

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling, ſüß und licht,
Auch jener große, klare —
Getroſt! er fehlt dir nicht;
Er iſt dir noch beſchieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahneſt ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

Die ſchöne Müllerin.

(Im Winter zu leſen.)

Der Dichter, als Prolog.

Ich lad' euch, ſchöne Damen, kluge Herrn,
Und die ihr hört und ſchaut was Gutes gern,
Zu einem funkelnagelneuen Spiel
Im allerfunkelnagelneuſten Styl;
Schlicht ausgedrechſelt, kunſtlos zugeſtutzt,
Mit edler deutſcher Rohheit aufgeputzt,
Keck wie ein Burſch im Stadtſoldatenſtrauß,
Dazu wohl auch ein wenig fromm für's Haus:
Das mag genug mir zur Empfehlung ſein,
Wem die behagt, der trete nur herein.
Erhoffe, weil es grad' iſt Winterzeit,
Thut euch ein Stündlein hier im Grün nicht Leid;
Denn wißt es nur, daß heut' in meinem Lied
Der Lenz mit allen ſeinen Blumen blüht.
Im Freien geht die freie Handlung vor,

In reiner Luft, weit von der Städte Thor,
Durch Wald und Feld, in Gründen, auf den Höhn;
Und was nur in vier Wänden darf geſchehn,
Das ſchaut ihr halb durch's offne Fenſter an,
So iſt der Kunſt und euch genug gethan.
Doch wenn ihr nach des Spiels Perſonen fragt,
So kann ich euch, den Muſen ſei's geklagt,
Nur eine präſentiren recht und ächt,
Das iſt ein junger, blonder Müllersknecht.
Denn, ob der Bach zuletzt ein Wort auch ſpricht,
So wird ein Bach deshalb Perſon noch nicht.
Drum nehmt nur heut das Monodram vorlieb:
Wer mehr giebt, als er hat, der heißt ein Dieb.

Auch iſt dafür die Scene reich geziert,
Mit grünem Sammet unten tapezirt,
Der iſt mit tauſend Blumen bunt geſtickt,
Und Weg und Steg darüber ausgedrückt.
Die Sonne ſtrahlt von oben hell herein
Und bricht in Thau und Thränen ihren Schein,
Und auch der Mond blickt aus der Wolken Flor

Schwermüthig, wie's die Mode will, hervor.
Den Hintergrund umkränzt ein hoher Wald,
Der Hund ſchlägt an, das muntre Jagdhorn ſchallt;
Hier ſtürzt vom ſchroffen Fels der junge Quell
Und fließt im Thal als Bächlein ſilberhell;
Das Mühlrad brauſt, die Werke klappern drein,
Man hört die Vöglein kaum im nahen Hain.
Drum denkt, wenn euch zu rauh manch Liedchen klingt,
Daß das Local es alſo mit ſich bringt.
Doch, was das Schönſte bei den Rädern iſt,
Das wird euch ſagen mein Monodramiſt:
Verrieth' ich's euch, verdürb' ich ihm das Spiel:
Gehabt euch wohl und amüſirt euch viel!

Wanderſchaft.

Das Wandern iſt des Müllers Luſt,
Das Wandern!
Das muß ein ſchlechter Müller ſein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Waſſer haben wir's gelernt,
Vom Waſſer!
Das hat nicht Raſt bei Tag und Nacht,
Iſt ſtets auf Wanderſchaft bedacht,
Das Waſſer.

Das ſehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne ſtille ſtehn,
Die ſich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine ſelbſt, ſo ſchwer ſie ſind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch ſchneller ſein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Luſt,
O Wandern!
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Laßt mich im Frieden weiter ziehn
Und wandern.

Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte gleich hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer friſcher rauſchte,
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn vom Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Dort unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

Halt!

Eine Mühle ſeh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauſchen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengeſang!
Und das Haus, wie ſo traulich!
Und die Fenſter, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel ſie ſcheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es alſo gemeint?

Dankſagung an den Bach.

War es alſo gemeint,
Mein rauſchender Freund,
Dein Singen, dein Klingen,
War es alſo gemeint?

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn.
Gelt, hab' ich's verſtanden?
Zur Müllerin hin!

Hat ſie dich geſchickt?
Oder haſt mich berückt?
Das möcht' ich noch wiſſen,
Ob ſie dich geſchickt.

Nun wie's auch mag ſein,
Ich gebe mich drein:
Was ich ſuch', iſt gefunden,
Wie's immer mag ſein.

Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, für's Herze
Vollauf genug!

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine!
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.

Und da ſitz' ich in der großen Runde,
Zu der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

Der Neugierige.

Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern,
Sie können mir nicht ſagen,
Was ich erführ' ſo gern.

Ich bin ja auch kein Gärtner,
Die Sterne ſtehn zu hoch;
Mein Bächlein will ich fragen,
Ob mich mein Herz belog.

O Bächlein meiner Liebe,
Wie biſt du heut ſo ſtumm!
Will ja nur Eines wiſſen,
Ein Wörtchen um und um.

Ja, heißt das eine Wörtchen,
Das andre heißet Nein,
Die beiden Wörtchen ſchließen
Die ganze Welt mir ein.

O Bächlein meiner Liebe,
Was biſt du wunderlich!
Will's ja nicht weiter ſagen,
Sag', Bächlein, liebt ſie mich?

Das Mühlenleben.

Seh' ich ſie am Bache ſitzen,
Wenn ſie Fliegennetze ſtrickt,
Oder Sonntags für die Fenſter
Friſche Wieſenblumen pflückt;

Seh' ich ſie zum Garten wandeln,
Mit dem Körbchen in der Hand,
Nach den erſten Beeren ſpähen
An der grünen Dornenwand:

Dann wird's eng' in meiner Mühle,
Alle Mauern ziehn ſich ein,
Und ich möchte flugs ein Fiſcher,
Jäger oder Gärtner ſein.

Und der Steine luſtig Pfeifen,
Und des Waſſerrad's Gebraus,
Und der Werke emſig Klappern,
'S jagt mich faſt zum Thor hinaus.

Aber wenn in guter Stunde
Plaudernd ſie zum Burſchen tritt,
Und als kluges Kind des Hauſes
Seitwärts nach dem Rechten ſieht,

Und verſtändig lobt den Einen,
Daß der Andre merken mag,
Wie er's beſſer treiben ſolle,
Geht er ihrem Danke nach —

Keiner fühlt ſich recht getroffen,
Und doch ſchießt ſie nimmer fehl;
Jeder muß von Schonung ſagen,
Und doch hat ſie keinen Hehl.

Keiner wünſcht, ſie möchte gehen,
Steht ſie auch als Herrin da,
Und faſt wie das Auge Gottes
Iſt ihr Bild uns immer nah. —

Ei, da mag das Mühlenleben
Wohl des Liedes würdig ſein,
Und die Räder, Stein' und Stampfen
Stimmen als Begleitung ein.

Alles geht in ſchönem Tanze
Auf und ab, und ein und aus:
Gott geſegne mir das Handwerk
Und des guten Meiſters Haus!

Ungeduld.

Ich ſchnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieſelſtein,
Ich möcht' es ſä'n auf jedes friſche Beet
Mit Kreſſenſamen, der es ſchnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's ſchreiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis er das ſpräch' die Worte rein und klar,
Bis er ſie ſpräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißen Drang;
Dann ſäng' er hell durch ihre Fenſterſcheiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ich's hauchen ein,
Ich möcht' es ſäuſeln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenſtern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah' und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich meint', es müßt' in meinen Augen ſtehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen ſehn,
Zu leſen wär's auf meinem ſtummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und ſie merkt Nichts von all' dem bangen Treiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben!

Morgengruß.

Guten Morgen, ſchöne Müllerin!
Wo ſteckſt du gleich das Köpfchen hin,
Als wär' dir was geſchehen?
Verdrießt dich denn mein Gruß ſo ſchwer?
Verſtört dich denn mein Blick ſo ſehr?
So muß ich wieder gehen.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Nach deinem lieben Fenſter ſehn,
Von ferne, ganz von ferne!
Du blondes Köpfchen, komm hervor!
Hervor aus eurem runden Thor,
Ihr blauen Morgenſterne!

Ihr ſchlummertrunknen Äugelein,
Ihr thaubetrübten Blümelein,
Was ſcheuet ihr die Sonne?
Hat es die Nacht ſo gut gemeint,
Daß ihr euch ſchließt und bückt und weint
Nach ihrer ſtillen Wonne?

Nun ſchüttelt ab der Träume Flor,
Und hebt euch friſch und frei empor
In Gottes hellen Morgen!
Die Lerche wirbelt in der Luft,
Und aus dem tiefen Herzen ruft
Die Liebe Leid und Sorgen.

Des Müllers Blumen.

Am Bach viel kleine Blumen ſtehn,
Aus hellen blauen Augen ſehn;
Der Bach der iſt des Müllers Freund,
Und hellblau Liebchens Auge ſcheint,
Drum ſind es meine Blumen.

Dicht unter ihrem Fenſterlein
Da pflanz' ich meine Blumen ein,
Da ruft ihr zu, wenn Alles ſchweigt,
Wenn ſich ihr Haupt zum Schlummer neigt,
Ihr wißt ja, was ich meine.

Und wenn ſie thät die Äuglein zu,
Und ſchläft in ſüßer, ſüßer Ruh',
Dann liſpelt als ein Traumgeſicht
Ihr zu: Vergiß, vergiß mein nicht!
Das iſt es, was ich meine.

Und ſchließt ſie früh die Laden auf,
Dann ſchaut mit Liebesblick hinauf:
Der Thau in euren Äugelein,
Das ſollen meine Thränen ſein,
Die will ich auf euch weinen.

Thränenregen.

Wir ſaßen ſo traulich beiſammen
Im kühlen Erlendach,
Wir ſchauten ſo traulich zuſammen
Hinab in den rieſelnden Bach.

Der Mond war auch gekommen,
Die Sternlein hinterdrein,
Und ſchauten ſo traulich zuſammen
In den ſilbernen Spiegel hinein.

Ich ſah nach keinem Monde,
Nach keinem Sternenſchein,
Ich ſchaute nach ihrem Bilde,
Nach ihren Augen allein.

Und ſahe ſie nicken und blicken
Herauf aus dem ſeligen Bach,
Die Blümlein am Ufer, die blauen,
Sie nickten und blickten ihr nach.

Und in den Bach verſunken
Der ganze Himmel ſchien,
Und wollte mich mit hinunter
In ſeine Tiefe ziehn.

Und über den Wolken und Sternen
Da rieſelte munter der Bach,
Und rief mit Singen und Klingen:
Geſelle, Geſelle, mir nach!

Da gingen die Augen mir über,
Da ward es im Spiegel ſo kraus;
Sie ſprach: Es kommt ein Regen,
Ade, ich geh' nach Haus.

Mein!

Bächlein, laß dein Rauſchen ſein!
Räder, ſtellt eur Brauſen ein!
All ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut' *ein* Reim allein:
Die geliebte Müllerin iſt *mein*!
Mein!
Frühling, ſind das alle deine Blümelein?
Sonne, haſt du keinen hellern Schein?
Ach, ſo muß ich ganz allein,
Mit dem ſeligen Worte *mein*,
Unverſtanden in der weiten Schöpfung ſein!

Pauſe.

Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand,
Hab' ſie umſchlungen mit einem grünen Band —
Ich kann nicht mehr ſingen, mein Herz iſt zu voll,
Weiß nicht, wie ich's in Reime zwingen ſoll.
Meiner Sehnſucht allerheißeſten Schmerz
Durft' ich aushauchen in Liederſcherz,
Und wie ich klagte ſo ſüß und fein,
Meint' ich doch, mein Leiden wär' nicht klein.
Ei, wie groß iſt wohl meines Glückes Laſt,
Daß kein Klang auf Erden es in ſich faßt?

Nun, liebe Laute, ruh' an dem Nagel hier!
Und weht ein Lüftchen über die Saiten dir,
Und ſtreift eine Biene mit ihren Flügeln dich,
Da wird mir bange und es durchſchauert mich.

Warum ließ ich das Band auch hängen ſo lang?
Oft fliegt's um die Saiten mit ſeufzendem Klang.
Iſt es der Nachklang meiner Liebespein?
Soll es das Vorſpiel neuer Lieder ſein?

Mit dem grünen Lautenbande.

„Schad' um das ſchöne grüne Band,
„Daß es verbleicht hier an der Wand,
„Ich hab' das Grün ſo gern!"
So ſprachſt du, Liebchen, heut zu mir;
Gleich knüpf' ich's ab und ſend' es dir:
Nun hab' das Grüne gern!

Iſt auch dein ganzer Liebſter weiß,
Soll Grün doch haben ſeinen Preis,
Und ich auch hab' es gern.
Weil unſre Lieb' iſt immergrün,
Weil grün der Hoffnung Fernen blühn
Drum haben wir es gern.

Nun ſchlingſt du in die Locken dein
Das grüne Band gefällig ein,
Du haſt ja's Grün ſo gern.
Dann weiß ich, wo die Hoffnung wohnt,
Dann weiß ich, wo die Liebe thront,
Dann hab' ich's Grün erſt gern.

Der Jäger.

Was ſucht denn der Jäger am Mühlbach hier?
Bleib, trotziger Jäger, in deinem Revier!
Hier giebt es kein Wild zu jagen für dich,
Hier wohnt nur ein Rehlein, ein zahmes, für mich.
Und willſt du das zärtliche Rehlein ſehn,
So laß deine Büchſen im Walde ſtehn,
Und laß deine klaffenden Hunde zu Haus,
Und laß auf dem Horne den Saus und Braus,
Und ſchere vom Kinne das ſtruppige Haar,
Sonſt ſcheut ſich im Garten das Rehlein fürwahr.

Doch beſſer, du bliebeſt im Walde dazu,
Und ließeſt die Mühlen und Müller in Ruh.
Was taugen die Fiſchlein im grünen Gezweig?
Was will denn das Eichhorn im bläulichen Teich?

Drum bleibe, du trotziger Jäger, im Hain,
Und laß mich mit meinen drei Rädern allein;
Und willſt meinem Schätzchen dich machen beliebt,
So wiſſe, mein Freund, was ihr Herzchen betrübt:
Die Eber, die kommen zu Nacht aus dem Hain,
Und brechen in ihren Kohlgarten ein,
Und treten und wühlen herum in dem Feld:
Die Eber die ſchieße, du Jägerheld!

Eiferſucht und Stolz.

Wohin ſo ſchnell, ſo kraus, ſo wild, mein lieber Bach?
Eilſt du voll Zorn dem frechen Bruder Jäger nach?
Kehr' um, kehr' um, und ſchilt erſt deine Müllerin
Für ihren leichten, loſen, kleinen Flatterſinn.
Sahſt du ſie geſtern Abend nicht am Thore ſtehn,
Mit langem Halſe nach der großen Straße ſehn?
Wenn von dem Fang der Jäger luſtig zieht nach Haus,
Da ſteckt kein ſittſam Kind den Kopf zum Fenſter 'naus.
Geh, Bächlein, hin und ſag' ihr das, doch ſag' ihr nicht,
Hörſt du, kein Wort von meinem traurigen Geſicht;

Sag' ihr: Er ſchnitzt bei mir ſich eine Pfeif' aus Rohr,
Und bläſt den Kindern ſchöne Tänz' und Lieder vor.

Erſter Schmerz, letzter Scherz.

Nun ſitz' am Bache nieder
Mit deinem hellen Rohr
Und blaſ' den lieben Kindern
Die ſchönen Lieder vor.

Die Luſt iſt ja verrauſchet,
Das Leid hat immer Zeit:
Nun ſinge neue Lieder
Von alter Seligkeit.

Noch blühn die alten Blumen,
Noch rauſcht der alte Bach,
Es ſcheint die liebe Sonne
Noch wie am erſten Tag.

Die Fenſterſcheiben glänzen
Im klaren Morgenſchein,
Und hinter den Fenſterſcheiben
Da ſitzt die Liebſte mein.

Ein Jäger, ein grüner Jäger
Der liegt in ihrem Arm —
Ei, Bach, wie luſtig du rauſcheſt!
Ei, Sonne, wie ſcheinſt du ſo warm!

Ich will einen Strauß dir pflücken,
Herzliebſte, von buntem Klee,
Den ſollſt du mir ſtellen an's Fenſter,
Damit ich den Jäger nicht ſeh'.

Ich will mit Roſenblättern
Den Mühlenſteg beſtreun:
Der Steg hat mich getragen
Zu dir, Herzliebſte mein!

Und wenn der ſtolze Jäger
Ein Blättchen mir zertritt,
Dann ſtürz', o Steg, zuſammen
Und nimm den Grünen mit!

Und trag' ihn auf dem Rücken
In's Meer, mit gutem Wind,
Nach einer fernen Inſel
Wo keine Mädchen ſind.

Herzliebſte, das Vergeſſen,
Es kommt dir ja nicht ſchwer —
Willſt du den Müller wieder?
Vergißt dich nimmermehr.

Die liebe Farbe.

In Grün will ich mich kleiden,
In grüne Thränenweiden:
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.
Will ſuchen einen Zypreſſenhain,
Eine Haide voll grünem Rosmarein:
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.

Wohlauf zum fröhlichen Jagen!
Wohlauf durch Haid' und Hagen!
Mein Schatz hat's Jagen ſo gern.
Das Wild, das ich jage, das iſt der Tod;
Die Haide, die heiß' ich die Liebesnoth:
Mein Schatz hat's Jagen ſo gern.

Grabt mir ein Grab im Waſen,
Deckt mich mit grünem Raſen:
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.
Kein Kreuzlein ſchwarz, kein Blümlein bunt,
Grün, alles grün ſo rings und rund!
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.

Die böſe Farbe.

Ich möchte ziehn in die Welt hinaus,
Hinaus in die weite Welt;
Wenn's nur ſo grün, ſo grün nicht wär'
Da draußen in Wald und Feld!

Ich möchte die grünen Blätter all
Pflücken von jedem Zweig,
Ich möchte die grünen Gräſer all
Weinen ganz todtenbleich.

Ach Grün, du böſe Farbe du,
Was ſiehſt mich immer an,
So ſtolz, ſo keck, ſo ſchadenfroh,
Mich armen weißen Mann?

Ich möchte liegen vor ihrer Thür,
In Sturm und Regen und Schnee
Und ſingen ganz leiſe bei Tag und Nacht
Das eine Wörtchen Ade!

Horch, wenn im Wald ein Jagdhorn ruft,
Da klingt ihr Fenſterlein,
Und ſchaut ſie auch nach mir nicht aus,
Darf ich doch ſchauen hinein.

O binde von der Stirn dir ab
Das grüne, grüne Band;
Ade, Ade! und reiche mir
Zum Abſchied deine Hand!

Blümlein Vergißmein.

Was treibt mich jeden Morgen
So tief in's Holz hinein?
Was frommt mir, mich zu bergen
Im unbelauſchten Hain?

Es blüht auf allen Fluren
Blümlein Vergiß mein nicht,
Es ſchaut vom heitern Himmel
Herab in blauem Licht.

Und ſoll ich's niedertreten,
Bebt mir der Fuß zurück,
Es fleht aus jedem Kelche
Ein wohlbekannter Blick.

Weißt du, in welchem Garten
Blümlein Vergiß mein ſteht?
Das Blümlein muß ich ſuchen,
Wie auch die Straße geht.

'S iſt nicht für Mädchenbuſen,
So ſchön ſieht es nicht aus;
Schwarz, ſchwarz iſt ſeine Farbe,
Es paßt in keinen Strauß:

Hat keine grünen Blätter,
Hat keinen Blütenduft,
Es windet ſich am Boden
In nächtig dumpfer Luft:

Wächſt auch an einem Ufer,
Doch unten fließt kein Bach,
Und willſt das Blümlein pflücken,
Dich zieht der Abgrund nach:

Das iſt der rechte Garten,
Ein ſchwarzer, ſchwarzer Flor,
Darauf magſt du dich betten —
Schleuß zu das Gartenthor!

Trockne Blumen.

Ihr Blümlein alle,
Die ſie mir gab,
Euch ſoll man legen
Mit mir in's Grab.

Wie ſeht ihr alle
Mich an ſo weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir geſcheh'?

Ihr Blümlein alle,
Wie welk, wie blaß?
Ihr Blümlein alle,
Wovon ſo naß?

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blühn.

Und Lenz wird kommen,
Und Winter wird gehn,
Und Blümlein werden
Im Graſe ſtehn,

Und Blümlein liegen
In meinem Grab,
Die Blümlein alle
Die ſie mir gab.

Und wenn ſie wandelt
Am Hügel vorbei,
Und denkt im Herzen:
Der meint' es treu!

Dann Blümlein, alle
Heraus, heraus!
Der Mai iſt kommen,
Der Winter iſt aus.

Der Müller und der Bach.

Der Müller.

Wo ein treues Herze
In Liebe vergeht,
Da welken die Lilien
Auf jedem Beet;

Da muß in die Wolken
Der Vollmond gehn,
Damit ſeine Thränen
Die Menſchen nicht ſehn;

Da halten die Englein
Die Augen ſich zu,
Und ſchluchzen und ſingen
Die Seele zu Ruh.

Der Bach.

Und wenn ſich die Liebe
Dem Schmerz entringt,
Ein Sternlein, ein neues,
Am Himmel erblinkt;

Da ſpringen drei Roſen,
Halb roth, halb weiß,
Die welken nicht wieder,
Aus Dornenreis.

Und die Englein ſchneiden
Die Flügel ſich ab
Und gehn alle Morgen
Zur Erde hinab.

Der Müller.

Ach, Bächlein, liebes Bächlein,
Du meinſt es ſo gut:
Ach, Bächlein, aber weißt du
Wie Liebe thut?

Ach, unten, da unten
Die kühle Ruh!
Ach Bächlein, liebes Bächlein,
So singe nur zu.

Des Baches Wiegenlied.

Gute Ruh, gute Ruh!
Thu die Augen zu!
Wandrer, du müder, du biſt zu Haus.
Die Treu' iſt hier,
Sollſt liegen bei mir,
Bis das Meer will trinken die Bächlein aus.

Will betten dich kühl
Auf weichem Pfühl
In dem blauen kryſtallenen Kämmerlein.
Heran, heran
Was wiegen kann,
Woget und wieget den Knaben mir ein!

Wenn ein Jagdhorn ſchallt
Aus dem grünen Wald,
Will ich ſauſen und brauſen wohl um dich her.
Blickt nicht herein,
Blaue Blümelein!
Ihr macht meinem Schläfer die Träume ſo ſchwer.

Hinweg, hinweg
Von dem Mühlenſteg,
Böſes Mägdlein, daß ihm dein Schatten nicht weckt!
Wirf mir herein
Dein Tüchlein fein,
Daß ich die Augen ihm halte bedeckt!

Gute Nacht, gute Nacht!
Bis alles wacht
Schlaf' aus deine Freude, ſchlaf' aus dein Leid!
Der Vollmond ſteigt,
Der Nebel weicht,
Und der Himmel da oben, wie iſt er ſo weit!

Der Dichter, als Epilog.

Weil gern man ſchließt mit einer runden Zahl,
Tret' ich noch einmal in den vollen Saal,
Als letztes, fünf und zwanzigſtes Gedicht,
Als Epilog, der gern das Klügſte ſpricht.
Doch pfuſchte mir der Bach in's Handwerk ſchon
Mit ſeiner Leichenred' im naſſen Ton.
Aus ſolchem hohlen Waſſerorgelſchall
Zieht jeder ſelbſt ſich beſſer die Moral;
Ich geb' es auf, und laſſe dieſen Zwiſt,
Weil Widerſpruch nicht meines Amtes iſt.

So hab' ich denn nichts lieber hier zu thun,
Als euch zum Schluß zu wünſchen, wohl zu ruhn.
Wir blaſen unſre Sonn' und Sternlein aus —
Nun findet euch im Dunkel gut nach Haus,

Und wollt ihr träumen einen leichten Traum,
So denkt an Mühlenrad und Waſſerſchaum,
Wenn ihr die Augen ſchließt zu langer Nacht,
Bis es den Kopf zum Drehen euch gebracht.
Und wer ein Mädchen führt an ſeiner Hand,
Der bitte ſcheidend um ein Liebespfand,
Und giebt ſie heute, was ſie oft verſagt,
So ſei des treuen Müllers treu gedacht
Bei jedem Händedruck, bei jedem Kuß,
Bei jedem heißen Herzensüberfluß:
Geb' ihm die Liebe für ſein kurzes Leid
In eurem Buſen lange Seligkeit!

Johannes und Eſther.

(Im Frühling zu leſen.)

Chriſtnacht.

Durch die Fenſter ſeh' ich's flimmern,
Grün und Gold und Kerzenſchein,
Jauchzend hör' ich durch die Laden
Helle Kinderſtimmen ſchrein.

Schmetternde Poſaunen ſchallen
Von dem Kirchenthurm herab:
Lobt den Vater in der Höhe,
Der der Welt das Kindlein gab!

Herz, mein Herz, wie biſt ſo ſelig?
Herz, mein Herz, und ſo allein?
Unſre Gaben, unſre Wünſche,
Dürfen wir ſie keinem weihn?

Eine weiß ich wohl zu finden,
Der ich vieles gönnen mag;
Offen ſteht mir ihre Pforte,
Und es kennt mich ihr Gemach;

Aber in dem ſtillen Hauſe
Brennt kein feſtlich helles Licht,
Und im ſchwarzen Wochenkleide
Sitzt ſie da und freut ſich nicht.

Ach, ihr iſt er nicht geboren,
Der in dieſer ſelgen Nacht
Freud' und Fried' und Wohlgefallen
Hat zu uns herabgebracht.

Seine Liebe, ſeine Leiden
Dringen nicht zu ihr hinein:
Über ihre zarte Seele
Herrſchet ein Geſetz von Stein.

Gebet in der Chriſtnacht.

O Liebe, die am Kreuze rang,
O Liebe, die den Tod bezwang
Für alle Menſchenkinder,
Gedenk' in dieſer ſelgen Nacht,
Die dich zu uns herabgebracht,
Der Seelen, die dir fehlen!

O Liebe, die den Stern geſandt
Hinaus in's ferne Morgenland,
Die Könige zu rufen;
Die laut durch ihres Boten Mund
Sich gab den armen Hirten kund,
Wie biſt du ſtill geworden?

Noch eine fromme Hirtin liegt
In blinden Schlummer eingewiegt
Und träumt von grünen Bäumen.
Singt nicht vor ihrem Fenſterlein
Ein Engel: Eſther, laß mich ein,
Der Heiland iſt geboren?

Vereinigung.

Wenn ich nur darf in deine Augen ſchauen,
In deine klaren, treuen, frommen Sterne,
So fühl ich weichen das geheime Grauen,
Das Lied und Liebe hält in ſtummer Ferne.

Und unſre Herzen wollen ſich begegnen
In langen Blicken, die mit Thränen ringen,
Und unſre Liebe will ein Engel ſegnen —
Er ſchlägt um uns die weichen, warmen Schwingen.

Nach ſeinem Namen wag' ich nicht zu fragen,
Noch nach dem Namen deſſen, der ihn ſendet;
Ich darf ja wieder weinen, wieder klagen —
Fürwahr, mich hat kein eitler Wahn geblendet!

Die Paſſionsblume.

Hochgebenedeite Pflanze,
Deren ſchöner Blüthenſtern
Uns in mildem, weißem Glanze
Zeigt das Marterthum des Herrn;
Voller Blüten ſeh' ich immer
Dich vor ihrem Fenſter ſtehn:
Willſt du denn, als eitler Schimmer,
Nur in Farb' und Duft vergehn?

Ward dir kein geheimes Leben
Unverwelklicher Natur
Von dem Heiland eingegeben,
Der dich pflanzt' in unſre Flur,
Als ein Bild von ſeinen Leiden,
Seinem bittern Liebestod,
Daß daran wir ſollen weiden
Unſre Seel' in Luſt und Noth?

Haſt du nicht in ſtillen Stunden,
Heilge Blum', ihr zugehaucht
Das Geheimniß von den Wunden,
Von dem Dorn in Blut getaucht?
Eſther ſchläft, und Träume ſchließen
Auf der reinen Seele Schrein:
Laß aus deinem Sterne fließen
Einen Strahl zu ihr hinein!

Purim.

Was meint ſie mit dem Aſchenkleide
An dieſem freudenreichen Tag,
Wo alles gern in Sammt und Seide,
In Gold und Steinen prangen mag?

Es ſchwimmt das feſtlich bunte Zimmer
In hoher Kerzen Duft und Schein:
Sie ſchleicht ſich aus der Freude Schimmer
Und ſteht am Fenſter ganz allein.

Da legt ſich, wie ein weißer Schleier,
Des Mondes Strahl um ihr Geſicht,
Und eine ſtille, tiefe Feier
Aus ihren ſelgen Augen ſpricht.

O wär' ich aus den Truggeſtalten
Der wilden, blinden Maskenluſt,
Und dürfte meine Hände falten
Entlarvt im Tempel ihrer Bruſt!

Vor ihrem Fenſter.

Wie freut es mich, in dunkeln Abendſtunden
Vor deinem hellen Fenſter ſtill zu ſtehn!
Den Vorhang find' ich hoch hinaufgewunden,
Frei darf mein Blick in ſeinen Himmel ſehn.

Die Blumen, die ſich an die Rahmen ſchmiegen,
Umſchlingen mir dein Bild mit ihrem Kranz,
Und meines Odems Hauche überfliegen
Mit trübem Nebelduft der Scheiben Glanz.

Da ſitzeſt du, ſo ſtill und unbefangen,
Das ſchöne Haupt geſtützt auf deinen Arm,
Und ich bin dir ſo nah mit Luſt und Bangen,
Mit meiner Wünſche ungeſtümen Schwarm.

Du ſchaueſt her: es wiſſen deine Augen
Vom ſüßen Zauber ihrer Blicke nicht,
Wie meine ſich aus ihnen trunken ſaugen,
Und hell erglühen nur von ihrem Licht.

Du ahneſt nicht, wie ſich mein ganzes Leben
Gleich einem Mond um deine Sonne dreht,
Der bald ſich will auf ſtolzen Strahlen heben,
Bald tief gebeugt in Thränen untergeht.

Still, ſtill, mein Herz! Was meint dein wildes Schlagen?
Schau über dich, der Himmel iſt nicht fern;
Und Flammen, die aus Sternen fallen, tragen
Der Menſchen Seufzer vor den Thron des Herrn.

Die Lauberhütte.

Sei mir gegrüßt, du Holde,
In deinem grünen Zelt!
Hier ſeh' ich erſt dich blühen,
Hier blühet deine Welt.

Mir iſt's, als ob ich träte
In ein gelobtes Land,
Als hätten ſich die Schritte
Der Zeiten umgewandt.

Entlaubt ſind unſre Bäume,
Verblüht iſt unſer Feld:
Hier ſeh' ich Lenz und Sommer
Als Brüder froh geſellt.

Der Herbſt auch iſt gezogen
In dieſes ſchöne Haus
Und ſucht für ſeine Früchte
Sich Blumenſtengel aus.

So prüfen Duft und Schimmer
Wetteifernd ihre Macht,
Es flammen hohe Kerzen
Wie Sterne durch die Nacht,

Und aus den blanken Becken
Steigt Weihrauch ſtolz empor:
Da trauert manche Roſe,
Die ihren Duft verlor.

Du ſiehſt mich an, Geliebte,
Und mir verſagt das Wort:
Du wirſt mich nicht verſtehen
An dieſem Zauberort.

Wie ſollteſt du mir folgen
In trübe, kalte Luft,
Aus deinem Vaterlande
Voll Gluth und Glanz und Duft?

Der Perlenkranz.

Ein Kränzlein möcht' ich ſehen
Gewunden um dein Haupt,
Nicht bunt von Sommerblumen,
Nicht immer grün belaubt;

Von hellen, weißen Perlen
Soll es geflochten ſein,
Durch deine ſchwarzen Locken
Fließ' es wie Sternenſchein.

Neige dein Haupt, du Liebe,
Löſ' auf dein langes Haar!
Kennſt du die Perlenkrone,
Durchſichtig, waſſerklar?

Bebt Ahnung dir im Herzen?
O glaube, was ſie ſpricht.
Laß auf dein Haupt mich weinen:
Tauft denn die Thräne nicht?

Maria.

Maria möcht' ich dich begrüßen,
Mein Herz hat ſtets dich ſo genannt. —
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich ſtill an ſeinen Rand:
Maria, rieſeln ſeine Wogen,
Maria, ſoll ihr Name ſein;
Ein weißes Täubchen kommt geflogen,
Schwebt über mir im Sonnenſchein.

Geliebte, haſt du nichts vernommen
Wie Orgelton und Waſſerfall?
Der heilge Jordan kommt geſchwommen
Durch Berg und Meer mit Jubelſchall.
Der Geiſt des Herrn ſchwingt ſein Gefieder
Und ruft: Wo iſt die Tochter mein?
Tauch' in die Liebesfluthen nieder:
Maria ſoll dein Name ſein!

An Johannes.

Aus deiner Bruſt hab' ich empor geſungen
Verſchwiegner Liebesflammen Luſt und Schmerz,
Und von den Klängen fühl' ich nun durchdrungen
Mit tiefer Regung faſt mein eignes Herz.
Der Frühling naht: ſchon trägt man aus dem Hauſe
Die Blumen an das freie Tageslicht;
Und länger bleiben auch in ihrer Klauſe
Die Winterblüthen meiner Muſe nicht.
Gedeihen muß die Lenzluft ihnen geben
Und junges Grün und friſchen Knoſpendrang,
Auf daß ſie ſich befreunden mit dem Leben,
Und werben nach der Leute Lob und Dank.
So ziehn ſie aus im Duft und Glanz des Maien,
Bekränzt mit ſchwarzem Leid und bunter Luſt;
Und will der Winter ſie mit Schnee beſtreuen,
So flüchten ſie zurück in deine Bruſt.

Reiſelieder.

I.

Große Wanderſchaft.

Wandern, wandern!
Geſtern dort und heute hier;
Morgen, wohin ziehen wir?
Wandern, wandern!
Wißt ihr wohl das Loſungswort,
Das die Welt treibt fort und fort?
Wandern, wandern!
Sehet Sonne, Mond und Sterne,
Wie die wandern all ſo gerne!
Wandern, wandern!
Auch die Erde macht ſich auf
Alle Jahr zum friſchen Lauf.
Wandern, wandern!
Ei, ſo laß das Sitzen ſein,
Menſch, du mußt doch hinterdrein!
Wandern, wandern!

Kind und Jüngling, Mann und Greis,
Alſo heißt die Lebensreiſ'.
Wandern, wandern!
Ei, wie ſchöne Kompanei!
Fürſtengunſt und Frauentreu'!
Wandern, wandern!
Frau Fortuna führt uns an,
Amor iſt der zweite Mann.
Wandern, wandern!
Auch die Muſen könnt ihr ſehn
All' in Reiſeſchuhen gehn.
Wandern, wandern!
Mars fährt auf Aprillenwetter,
Laune heißt des Ruhmes Vetter.
Wandern, wandern!
Liebes Herz, ſo zieh nur mit,
Halte wacker Schritt und Tritt!
Wandern, wandern!
Heute hier und morgen dort,
Und zu Haus an jedem Ort.
Wandern, wandern!
Regen, Sturm und Sonnenſchein,

Rebenſaft und Gerſtenwein.
Wandern, wandern!
Heute blond und morgen braun.
Iſt mein Schätzchen anzuſchaun
Wandern, wandern!
Kalt und warm, und ſchlicht und kraus,
Bienenſchwarm und Schneckenhaus.
Wandern, wandern!
Heut hab' ich dies Lied erdacht,
Morgen wird es ausgelacht.
Wandern, wandern!

Wanderlieder eines rheiniſchen Handwerksburſchen.

1. Auszug.

Ich ziehe ſo luſtig zum Thore hinaus,
Als ob's ein Spaß nur wär:
Das macht, es wallt Feinliebchens Bild
Gar helle vor mir her.

Da merk' ich dann im Herzen bald:
Ich ſei dort, oder hier,
Ich gehe fort, ich kehre heim,
Ich ziehe doch immer zu ihr.

Und wer zu ſeinem Liebchen reiſt,
Dem wird kein Weg zu ſchwer,
Der läuft bei Tag und läuft bei Nacht
Und ruht ſich nimmermehr.

Und ob es regnet, ob es ſtürmt,
Mir thut kein Wetter weh:
Es hat mein Liebchen mir geſagt
Ein freundliches Ade!

2. Auf der Landſtraße.

Was ſuchen doch die Menſchen all
Zu Roß und auch zu Fuß?
Das wandert hin und wandert her
Zeitlebens ohn' Verdruß.

Die haben wohl kein Liebchen heim,
Und auch ihr Herz dabei:
Sie ſehn mich an und wundern ſich,
Daß ich ſo langſam ſei.

Ach, wer mit jedem, jedem Fuß,
Den er ſetzt in die Welt hinein,
Einen Schritt von ſeiner Liebſten thut,
Der macht ihn gerne klein.

Wer hat das Wandern doch erdacht?
Der hatt' ein Herz von Stein;
Und wär' es es heut noch nicht bekannt,
Ich ließ' es wahrlich ſein.

3. Einſamkeit.

Der Mai iſt auf dem Wege,
Der Mai iſt vor der Thür:
Im Garten, auf der Wieſen
Ihr Blümlein kommt herfür!

Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geſchnürt,
Zieh' weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
Sie ziehen in luſtigen Reihn,
Sie zwitſchern und trillern und flöten,
Als ging's in den Himmel hinein.

Der Wandrer geht alleine,
Geht ſchweigend ſeinen Gang;
Das Bündel will ihn drücken,
Der Weg wird ihm zu lang.

Ja, wenn wir allzuſammen
So zögen in's Land hinein!
Und wenn auch das nicht wäre,
Könnt' Eine nur mit mir ſein!

4. Brüderſchaft.

Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt' ich durſtig ein:
Da ſaß ein Wandrer drinnen
Am Tiſch bei kühlem Wein.

Ein Glas war eingegoſſen,
Das wurde nimmer leer;
Sein Haupt ruht' auf dem Bündel,
Als wär's ihm viel zu ſchwer.

Ich thät mich zu ihm ſetzen,
Ich ſah ihm in's Geſicht,
Das ſchien mir gar befreundet,
Und dennoch kannt' ich's nicht.

Da ſah auch mir in's Auge
Der fremde Wandersmann
Und füllte meinen Becher
Und ſah mich wieder an.

Hei, was die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand:
„Es lebe die Liebſte deine,
Herzbruder, im Vaterland!“

5. Abendreihn.

Guten Abend, lieber Mondenſchein!
Wie blickſt mir ſo traulich in's Herz herein?
Nun ſprich, und laß dich nicht lange fragen,
Du haſt mir gewiß einen Gruß zu ſagen,
Einen Gruß von meinem Schatz.

„Wie ſollt' ich bringen den Gruß zu dir?
Du haſt ja keinen Schatz bei mir:
Und was mir da unten die Burſche ſagen,
Und was mir die Frauen und Mädchen klagen,
Ei, das verſteh' ich nicht".

Haſt Recht, mein lieber Mondenſchein,
Du darfſt auch Schätzchens Bote nicht ſein;
Denn thätſt du zu tief ihr in's Auge ſehn,
Du könnteſt ja nimmermehr untergehn,
Schienſt ewig nur für ſie.

Dies Liedchen iſt ein Abendreihn,
Ein Wandrer ſang's im Vollmondſchein;
Und die es leſen bei Kerzenlicht,
Die Leute verſtehn das Liedchen nicht,
Und iſt doch kinderleicht.

6. Morgen.

In die grüne Welt hinein
Zieh' ich mit dem Morgenſchein,
Abendluſt und Abendleid
Hinter mir ſo weit, ſo weit!

Ei, wie roth deine Wangen ſind,
Morgen, Morgen, ſüßes Kind!
Blümlein weinten die ganze Nacht,
Weil man dich zu Bett gebracht;
Mittag kam, der ſtolze Ritter,
Abend kam, der müde Schnitter,
Keinen haben ſie angeſchaut,
Haben ſtill auf dich vertraut.

Und nun biſt du wieder da,
Biſt ſo freundlich, biſt ſo nah!
Und ſie richten ſich empor,
Schütteln ab der Träume Flor.
Wie ſie wanken, wie ſie beben,
Scheu die trunknen Blicke heben!
War's dein Kuß, der ſie erweckte?
War's ein Zephyr, der ſie neckte?
Welcher Schrecken, welche Luſt!
Mund an Mund, und Bruſt an Bruſt!

Guten Morgen, guten Morgen!
In die Winde alle Sorgen,
Alle Thränen von den Wangen,
Aus dem Herzen alles Bangen,
Alles froh und alles frei,
Ob's der erſte Welttag ſei!

Auch die kleinen Waldvöglein
Wollen bei dem Feſte ſein,
Laſſen ihre Stimmlein klingen,
Einen Gruß hinaufzuſingen.

Wißt ihr, wer's am beſten meint
Mit dem jungen Himmelsfreund?
Lerche ſich zum Höchſten ſchwingt
Und ihm grad' an's Herze ſinkt.
Lerche, Lerche, einen Gruß,
Lerche, Lerche, Gruß und Kuß,
Nimm ſie mit dir von uns allen
Und laß deine Stimme ſchallen,
Wenn wir dich nicht mehr erſehn,
Aus den lieben blauen Höhn!

Fiſchlein, Fiſchlein in dem See,
Wird's da unten euch zu weh?
Drang ſein helles Roſenlicht
Noch in eure Tiefe nicht?
Ei ſo ſpringt einmal heraus
Aus dem düſtern Wogenhaus,
Schnappt von ſeinen Äugelein
Einen Blick zu euch hinein,
Und die Lampen von Kryſtall
Zündet an mit ſeinem Strahl!

Morgenſtund' hat Gold im Mund!
Arme Wandrer, rings und rund,
Auf und fort im Morgenſchein,
Wollt ihr reiche Leute ſein!

7. Frühlingsgruß.

Du heller linder Abendwind,
Flieg hin zu meinem Schatz geſchwind,
Es wird dich nicht verdrießen,
Und fächl' ihr ſanft um Wang' und Kinn,
Treib' deine jüngſten Düfte hin
Und ſprich: Der Lenz läßt grüßen!

Die Laute nehm' ich von der Wand
Und ſchlinge drum ein grünes Band,
Ein Vöglein hört' ich ſchlagen;
Es ſchlug: Wer bindet an mit mir
Zu Lieb' und Sang ein Feſtturnier
In grünen Roſenhagen?

Wohl auf im hellen Mondenſchein,
Durch alle Gaſſen aus und ein,
Mit Fiedeln und Schalmeien!
Thut auf, thut auf die Fenſterlein,
Ihr Mägdlein, laßt den Frühling ein!
Dürft euch vor ihm nicht ſcheuen.

Er iſt ein wohlgezogner Gaſt,
Ein Knäblein jung und blöde faſt,
Auch etwas unerfahren:
Nehmt Amorn ihn als Lehrer an,
So wird er bald ein kluger Mann,
Noch eh' er kommt zu Jahren.

Du heller linder Abendwind,
Was meint zu dir das liebe Kind,
Gefällt ihr deine Kunde?
Gut' Nacht, gut' Nacht, die Fenſter zu!
Der neue Gaſt verlangt nach Ruh',
Der Wächter bläſt die Stunde.

8. Entſchuldigung.

Wenn wir durch die Straßen ziehen
Recht wie Burſch' in Saus und Braus,
Schauen Augen, blau' und graue,
Schwarz' und braun' aus manchem Haus.

Und ich laſſ' die Blicke ſchweifen
Durch die Fenſter hin und her,
Faſt als wollt' ich eine ſuchen,
Die mir die allerliebſte wär'.

Und doch weiß ich, daß die eine
Wohnt viel Meilen weit von mir,
Und doch muß ich immer gucken
Nach den ſchmucken Jungfern hier.

Liebchen, woll' dich nicht betrüben
Wenn dir eins die Kunde bringt,
Und daß dich's nicht überraſche,
Dieſes Lied der Wandrer ſingt.

9. Hier und dort.

Mein Liebchen hat gſagt:
Dein Sang mir behagt!
Ach, wenn ich doch ſelber
Ein Lied gleich wär',
Meinem Schätzchen zu Ehr'!

Da wollt' ich mich ſchreiben
Auf ſeidnes Papier,
Und wollte mich ſchicken
Per Poſt zu ihr.
Flugs thät ſie erbrechen
Das Briefchen ſo fein
Und ſchaute ſchnurgrade
In's Herz mir hinein,
Und ſähe und hörte,
Wie gut ich ihr bin.

Und wie ich ihr diene
Mit ſtetigem Sinn.
Und Liebchen thät ſagen:
Du thuſt mir behagen!
Und ſagte und ſänge
Und ſpielte nur mich,
Und trüge im Mund' und im Kopf' und im Herzen
Mich ewiglich.

Hätt' Gott mich gefragt
Als die Welt er gemacht,
So hätt' ich ein Liebchen,
Das wäre fein hier,
Und wär' ſie wo anders,
So wär' ich bei ihr.

Dies Lied hat geſungen
Ein Wandrer vom Rhein.
Hier trinkt er das Waſſer,
Dort trank er den Wein.

Des Poſtillions Morgenlied vor der Bergſchenke.

Vivat, und in's Horn ich ſtoße!
Vivat, wie ſo hell es klingt,
Wenn es in der Morgenſtunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitſche knallt dazwiſchen,
Und die Räder raſſeln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier:
Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.

Kann ich's mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterſporn,
Hat mein Herz für ſeine Liebe
Doch dies kleine runde Horn.

Wer's verſteht, es klingt nicht übel,
Friſch und ſcharf wie Morgenwind,
Und die Liebſte, die ich meine,
Iſt kein ſchwächlich ſtädtiſch Kind.

In dem Wald iſt ſie geboren,
Iſt des Schenken Töchterlein,
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen ſein.

In dem Walde ſteht die Schenke
Einſam auf dem höchſten Berg,
Durch den Schornſtein bläſt die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber ſie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geiſtern umzugehn,
Wenn ihr Schlüſſelbund nur klappert
Läßt kein Spuk ſich weiter ſehn.

Und wie trefflich kann ſie bannen
Geiſter auch von Fleiſch und Bein,
Die Berauſchten, ſei's von Liebe,
Sei's von Bier und Branntewein.

Keiner wagt ſich ihr zu nahe
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der den kecken Überſpringer
Zung' und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und geſprächig
Iſt ſie dem beſcheidnen Gaſt,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Raſt.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der ſchmucken Dirne hier.

Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber 's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach, ich dürſte,
Schenke, ſchenke Liebe mir!

Vivat, und in's Horn ich ſtoße,
Und es muß geſchieden ſein!
Vivat, und wie ſoll es ſchmettern
Kehr' ich hier auf ewig ein!

Der prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Kappel in der Hand,
Ziehn wir prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heilge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der prager Bruck.

Als ich da hinausgewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt:

Steht alſo in keinem Büchel
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel ſingen könnte
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch es hat 'ne heiſre Kehle,
Darum ließ ich es zu Haus.

Ei, da gab es naſſe Augen,
'S war mir ſelbſt nicht einerlei;
Sprach ich: 'S iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft aus ihren Armen,
Aus der Kammer, aus dem Haus,
Konnt' nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vöglein hat's vernommen:
Flög' nur eins an Liebchens Ohr,
Säng' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton
Abends unter ihrem Fenſter:
Schätzel, Schätzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſika!
'S Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Ein Andrer.

Wenn du wandelſt auf der prager Brücken,
Thut vor dir Sanct Nepomuk ſich bücken,
Und die Arme hebt er auf zum Segen
Deiner ſchwarzen Schelmenaugen wegen.

Ach, wie ſoll man heut' ein Heilger werden,
Wo's ein ſolches Mädel giebt auf Erden?
Aus dem Himmel liefen Gottes Engel
Um zu küſſen deine Roſenwängel.

Und ich ſollt' mit meiner armen Seelen
Fort von dir mich in den Himmel quälen,
Um von oben mit betrübten Blicken
Grüße dir hinunter zuzunicken?

Meiner Fiedel Saiten ſind zerſprungen
Als ich dir das Abſchiedslied geſungen.
Sag', wie ſoll mein Herz doch dieſe Plagen,
Ohne zu zerreißen, ſtill ertragen?

Die prager Muſikantenbraut.

Und wißt ihr, wer mein Schätzel iſt?
Ein prager Muſikant,
Ein Muſikant von feiner Kunſt
In Baß und in Discant.

Und wißt ihr, wo mein Schätzel iſt,
So wißt ihr mehr als ich,
Denn, weil er halt nicht ſchreiben kann,
So denkt er nur an mich.

Und's Denken iſt ein luftig Ding,
Summt leiſ' in's Herz hinein;
Woher es kommt, wohin es geht,
Das muß errathen ſein.

Ei, kommſt denn nimmermehr zur Ruh',
Du Muſikantenblut?
Ei, lernſt denn nimmermehr verſtehn
Wie lieb's in Böhmen thut?

So zieh nur hin durch Stadt und Land,
Mit dir Sanct Nepomuk,
Der ſegne Fiedel dir und Baß
Mit gutem Strich und Druck!

Und wo in Gottes weiter Welt
Du klopfſt an Thür und Thor,
Find' offne Beutel überall
Und ein geneigtes Ohr.

Die Mädel ſchaun dir in's Geſicht,
Die Männer nach der Hand,
Und einer und die andre ſpricht:
Ein braver Muſikant!

Dann ſing' ein Lied von deiner Braut,
Die an der Moldau iſt:
Das klingt mir hell durch Mark und Bein,
Und ſagt mir, wo du biſt.

Und ſagt mir noch ſo mancherlei,
Was ſchwer ſich ſagt im Reim,
Und ſagt mir: wann die Lerche kommt,
Kehr' ich nach Böhmen heim.

Seefahrers Abſchied.

Die du fliegſt in hohen Lüften,
Kleine Schwalbe, komm herab,
Weil ich dir ein Wort im Stillen
Unten zu vertrauen hab.
Sollſt mir eine Feder ſchenken
Aus den ſchwarzen Flügeln dein,
Will an meine Liebe ſchreiben:
Herz, es muß geſchieden ſein!

Morgen fahr' ich auf dem Meere,
Wind und Woge weiß, wohin,
Und es fragen mich die Freunde,
Was ich doch ſo traurig bin.
Aber Wind und Woge ſprechen
Viel von Unbeſtändigkeit,
Und der Sklave ſingt zum Ruder:
Mächtig, mächtig iſt die Zeit!

Gott, und ſoll ich untergehen,
Sei es in dem tiefen Meer,
Nur nicht in der Liebſten Herzen,
Wo ich gern geborgen wär.
In dem ſtillen klaren Spiegel
Male ſich mein treues Bild,
Wann um mich in Ungewittern
Die empörte Woge ſchwillt.

Liebe, ſieh, wie Well' auf Welle
Ringt nach dem erſehnten Strand:
Aber manche wird verſchlungen,
Eh' ſie küßt das grüne Land.
Wenn du an dem Ufer wandelſt,
Hüpft die Fluth nach deinem Fuß:
Wogen hab' ich nur und Winde
Dir zu ſchicken meinen Gruß.

Wann die fernen Höhen dämmern
Jauchzet alles nach dem Land:
Nur zwei müde Augen bleiben
Still dem Meere zugewandt.

Wann die Segel wieder glänzen,
Wann die Winde heimwärts wehn,
Laßt mich auf dem Maſte ſitzen:
Liebe kann durch Wolken ſehn.

Schiff und Vogel.

Die Flüſſe rauſchen in das Meer
Vorüber an Burgen und Städten,
Die Winde blaſen hinterher
Mit luſtigen Trompeten.

Die Wolken ziehen hoch voran,
Wir Vöglein mitten drinnen,
Und alles, was fliegen und ſingen kann
Nur nach, nur mit uns, nur von hinnen!

Ich grüße dich, Schifflein! Wohin, woher,
Mit dem flatternden goldenen Bande?
„Ich grüße dich, Vöglein! In's weite Meer
Fahr' ich hin aus dem engen Lande“.

„All meine Segel ſind geſchwellt,
Kein Berg iſt mehr zu ſehen:
Ich hab' mein' Sach' auf den Wind geſtellt,
Der Wind läßt mich nicht ſtehen".

„Und willſt du, Vöglein, mit hinaus,
Magſt dich auf den Maſtbaum ſtellen;
Denn voll zum Sinken iſt mein Haus
Von glücklichen Geſellen."

„Sie tanzen und ſpringen den ganzen Tag,
Und klimpern und ſpielen und trinken,
Und wer nicht mehr tanzen und trinken mag,
Seiner Nachbarin muß er winken."

Geſellen, die brauch' ich und ſuch' ich nicht,
Lieb Schifflein, ich kann ja noch ſingen;
Dem Maſtbaum wär' ich ein böſes Gewicht,
Lieb Schifflein, ich habe ja Schwingen.

Hoch über dem Segel, hoch über dem Maſt,
Wer will mir die Luſt verwehren?
Und hält deine wilde Geſellſchaft Raſt,
So ſollſt du mich ſingen hören.

Und wer nicht ruhen und horchen mag,
Gott geſegn' ihm die beſſere Freude!
So ſchwing' ich mich auf in den blauen Tag,
In die goldene Sonnenweide.

So ſing' ich meinen Jubelgeſang
Hinaus in alle vier Winde,
Daß ihn mein und ſein Lebelang
Kein Schreiber und Drucker finde!

Reiſelieder.

II.

Die Winterreiſe.

Gute Nacht.

Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus.
Der Mai war mir gewogen
Mit manchem Blumenſtrauß.
Das Mädchen ſprach von Liebe,
Die Mutter gar von Eh' —
Nun iſt die Welt ſo trübe,
Der Weg gehüllt in Schnee.

Ich kann zu meiner Reiſen
Nicht wählen mit der Zeit:
Muß ſelbſt den Weg mir weiſen
In dieſer Dunkelheit.
Es zieht ein Mondenſchatten
Als mein Gefährte mit,
Und auf den weißen Matten
Such' ich des Wildes Tritt.

Was ſoll ich länger weilen,
Bis man mich trieb' hinaus?
Laß irre Hunde heulen
Vor ihres Herren Haus!
Die Liebe liebt das Wandern, —
Gott hat ſie ſo gemacht —
Von einem zu dem andern —
Fein Liebchen, gute Nacht!

Will dich im Traum nicht ſtören,
Wär' Schad' um deine Ruh,
Sollſt meinen Tritt nicht hören —
Sacht, ſacht die Thüre zu!
Ich ſchreibe nur im Gehen
An's Thor noch: gute Nacht,
Damit du mögeſt ſehen,
Ich hab' an dich gedacht.

Die Wetterfahne.

Der Wind ſpielt mit der Wetterfahne
Auf meines ſchönen Liebchens Haus:
Da dacht ich ſchon in meinem Wahne,
Sie pfiff' den armen Flüchtling aus.

Er hätt' es ehr bemerken ſollen,
Des Hauſes aufgeſtecktes Schild,
So hätt' er nimmer ſuchen wollen
Im Hauſ' ein treues Frauenbild.

Der Wind ſpielt drinnen mit den Herzen
Wie auf dem Dach, nur nicht ſo laut.
Was fragen ſie nach meinen Schmerzen?
Ihr Kind iſt eine reiche Braut.

Gefrorene Thränen.

Gefrorne Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab:
Und iſt's mir denn entgangen,
Daß ich geweinet hab'?

Ei Thränen, meine Thränen,
Und ſeid ihr gar ſo lau,
Daß ihr erſtarrt zu Eiſe
Wie kühler Morgenthau?

Und dringt doch aus der Quelle
Der Bruſt ſo glühend heiß,
Als wolltet ihr zerſchmelzen
Des ganzen Winters Eis.

Erſtarrung.

Ich ſuch' im Schnee vergebens
Nach ihrer Tritte Spur,
Hier, wo wir oft gewandelt
Selbander durch die Flur.

Ich will den Boden küſſen,
Durchdringen Eis und Schnee
Mit meinen heißen Thränen,
Bis ich die Erde ſeh'.

Wo find' ich eine Blüte,
Wo find' ich grünes Gras?
Die Blumen ſind erſtorben,
Der Raſen ſieht ſo blaß.

Soll denn kein Angedenken
Ich nehmen mit von hier?
Wenn meine Schmerzen ſchweigen,
Wer ſagt mir dann von ihr?

Mein Herz iſt wie erfroren,
Kalt ſtarrt ihr Bild darin:
Schmilzt je das Herz mir wieder,
Fließt auch das Bild dahin.

Der Lindenbaum.

Am Brunnen vor dem Thore
Da ſteht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in ſeinem Schatten
So manchen ſüßen Traum:

Ich ſchnitt in ſeine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht:

Und ſeine Zweige rauſchten,
Als riefen ſie mir zu:
Komm her zu mir, Geſelle,
Hier findſt du deine Ruh'!

Die kalten Winde blieſen
Mir grad' in's Angeſicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauſchen:
Du fändeſt Ruhe dort!

Die Poſt.

Von der Straße her ein Poſthorn klingt:
Was hat es, daß es ſo hoch aufſpringt,
Mein Herz?

Die Poſt bringt keinen Brief für dich:
Was drängſt du denn ſo wunderlich,
Mein Herz?

Nun ja, die Poſt kömmt aus der Stadt,
Wo ich ein liebes Liebchen hatt',
Mein Herz!

Willſt wohl einmal hinüberſehn
Und fragen, wie es dort mag gehn,
Mein Herz?

Waſſerfluth.

Manche Thrän' aus meinen Augen
Iſt gefallen in den Schnee;
Seine kalten Flocken ſaugen
Durſtig ein das heiße Weh.

Wann die Gräſer ſproſſen wollen
Weht daher ein lauer Wind,
Und das Eis zerſpringt in Schollen,
Und der weiche Schnee zerrinnt.

Schnee, du weißt von meinem Sehnen,
Sag mir, wohin geht dein Lauf?
Folge nach nur meinen Thränen,
Nimmt dich bald das Bächlein auf.

Wirſt mit ihm die Stadt durchziehen,
Muntre Straßen ein und aus:
Fühlſt du meine Thränen glühen,
Da iſt meiner Liebſten Haus.

Auf dem Fluſſe.

Der du ſo luſtig rauſchteſt,
Du heller wilder Fluß,
Wie ſtill biſt du geworden,
Giebſt keinen Scheidegruß.

Mit harter, ſtarrer Rinde
Haſt du dich überdeckt,
Liegſt kalt und unbeweglich
Im Sande hingeſtreckt.

In deine Decke grab' ich
Mit einem ſpitzen Stein
Den Namen meiner Liebſten
Und Stund' und Tag hinein:

Den Tag des erſten Grußes,
Den Tag an dem ich ging;
Um Nam' und Zahlen windet
Sich ein zerbrochner Ring.

Mein Herz, in dieſem Bache
Erkennſt du nun dein Bild?
Ob's unter ſeiner Rinde
Wohl auch ſo reißend ſchwillt

Rückblick.

Es brennt mir unter beiden Sohlen,
Tret' ich auch ſchon auf Eis und Schnee.
Ich möcht' nicht wieder Athem holen,
Bis ich nicht mehr die Thürme ſeh'.

Hab' mich an jedem Stein geſtoßen,
So eilt' ich zu der Stadt hinaus;
Die Krähen warfen Bäll' und Schloßen
Auf meinen Hut von jedem Haus.

Wie anders haſt du mich empfangen,
Du Stadt der Unbeſtändigkeit!
An deinen blanken Fenſtern ſangen
Die Lerch' und Nachtigall im Streit.

Die runden Lindenbäume blühten,
Die klaren Rinnen rauſchten hell,
Und ach, zwei Mädchenaugen glühten! —
Da war's geſchehn um dich, Geſell!

Kömmt mir der Tag in die Gedanken,
Möcht' ich noch einmal rückwärts ſehn,
Möcht' ich zurücke wieder wanken,
Vor ihrem Hauſe ſtille ſtehn.

Der greiſe Kopf.

Der Reif hatt' einen weißen Schein
Mir über's Haar geſtreuet:
Da meint' ich ſchon ein Greis zu ſein
Und hab' mich ſehr gefreuet.

Doch bald iſt er hinweggethaut,
Hab' wieder ſchwarze Haare,
Daß mir's vor meiner Jugend graut —
Wie weit noch bis zur Bahre!

Vom Abendroth zum Morgenlicht
Ward mancher Kopf zum Greiſe:
Wer glaubt's? Und meiner ward es nicht
Auf dieſer ganzen Reiſe!

Die Krähe.

Eine Krähe war mit mir
Aus der Stadt gezogen,
Iſt bis heute für und für
Um mein Haupt geflogen.

Krähe, wunderliches Thier,
Willſt mich nicht verlaſſen?
Meinſt wohl bald als Beute hier
Meinen Leib zu faſſen?

Nun, es wird nicht weit mehr gehn
An dem Wanderſtabe.
Krähe, laß mich endlich ſehn
Treue bis zum Grabe!

Letzte Hoffnung.

Hier und da iſt an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu ſehn,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken ſtehn;

Schaue nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung dran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Zittr' ich, was ich zittern kann;

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall' ich ſelber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab.

Im Dorfe.

Es bellen die Hunde, es raſſeln die Ketten,
Die Menſchen ſchnarchen in ihren Betten,
Träumen ſich manches, was ſie nicht haben,
Thun ſich im Guten und Argen erlaben:
Und Morgen früh iſt alles zerfloſſen. —
Je nun, ſie haben ihr Theil genoſſen
Und hoffen, was ſie noch übrig ließen
Doch wieder zu finden auf ihren Kiſſen.

Bellt mich nur fort, ihr wachen Hunde,
Laßt mich nicht ruhn in der Schlummerſtunde!
Ich bin zu Ende mit allen Träumen —
Was will ich unter den Schläfern ſäumen?

Der ſtürmiſche Morgen.

Wie hat der Sturm zerriſſen
Des Himmels graues Kleid!
Die Wolkenfetzen flattern
Umher in mattem Streit.

Und rothe Feuerflammen
Ziehn zwiſchen ihnen hin.
Das nenn' ich einen Morgen
So recht nach meinem Sinn!

Mein Herz ſieht an dem Himmel
Gemahlt ſein eignes Bild —
Es iſt nichts als der Winter,
Der Winter kalt und wild!

Täuſchung.

Ein Licht tanzt freundlich vor mir her,
Ich folg' ihm nach die Kreuz und Quer,
Ich folg' ihm gern, und ſeh's ihm an
Daß es verlockt den Wandersmann.
Ach, wer wie ich ſo elend iſt
Gibt gern ſich hin der bunten Liſt,
Die hinter Eis und Nacht und Graus
Ihm weiſt ein helles, warmes Haus,
Und eine liebe Seele drin —
Nur Täuſchung iſt für mich Gewinn!

Der Wegweiſer.

Was vermeid' ich denn die Wege
Wo die andern Wandrer gehn,
Suche mir verſteckte Stege
Durch verſchneite Felſenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen
Daß ich Menſchen ſollte ſcheun —
Welch ein thörichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüſtenein?

Weiſer ſtehen auf den Straßen,
Weiſen auf die Städte zu,
Und ich wandre ſonder Maßen,
Ohne Ruh', und ſuche Ruh'.

Einen Weiſer ſeh' ich ſtehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch keiner ging zurück.

Das Wirthshaus.

Auf einen Todtenacker
Hat mich mein Weg gebracht.
Allhier will ich einkehren:
Hab' ich bei mir gedacht.

Ihr grünen Todtenkränze
Könnt wohl die Zeichen ſein,
Die müde Wandrer laden
In's kühle Wirthshaus ein.

Sind denn in dieſem Hauſe
Die Kammern all beſetzt?
Bin matt zum Niederſinken
Und tödtlich ſchwer verletzt.

O unbarmherzge Schenke,
Doch weiſeſt du mich ab?
Nun weiter denn, nur weiter
Mein treuer Wanderſtab!

Das Irrlicht.

In die tiefſten Felſengründe
Lockte mich ein Irrlicht hin:
Wie ich einen Ausgang finde,
Liegt nicht ſchwer mir in dem Sinn.

Bin gewohnt das irre Gehen,
'S führt ja jeder Weg zum Ziel:
Unſre Freuden, unſre Wehen,
Alles eines Irrlichts Spiel!

Durch des Bergſtroms trockne Rinnen
Wind' ich ruhig mich hinab —
Jeder Strom wird's Meer gewinnen,
Jedes Leiden auch ein Grab.

Raſt.

Nun merk' ich erſt, wie müd' ich bin,
Da ich zur Ruh' mich lege;
Das Wandern hielt mich munter hin
Auf unwirthbarem Wege.

Die Füße frugen nicht nach Raſt:
Es war zu kalt zum Stehen,
Der Rücken fühlte keine Laſt:
Der Sturm half fort mich wehen.

In eines Köhlers engem Haus
Hab' Obdach ich gefunden;
Doch meine Glieder ruhn nicht aus,
So brennen ihre Wunden.

Auch du, mein Herz, im Kampf und Sturm
So wild und ſo verwegen,
Fühlſt in der Still' erſt deinen Wurm
Mit heißem Stich ſich regen!

Die Nebenſonnen.

Drei Sonnen ſah' ich am Himmel ſtehn,
Hab' lang' und feſt ſie angeſehen,
Und ſie auch ſtanden da ſo ſtier
Als könnten ſie nicht weg von mir.
Ach, *meine* Sonnen ſeid ihr nicht!
Schaut andren doch in's Angeſicht!
Ja, neulich hatt' ich auch wohl drei:
Nun ſind hinab die beſten zwei.
Ging' nur die dritt' erſt hinterdrein!
Im Dunkel wird mir wohler ſein.

Frühlingstraum.

Ich träumte von bunten Blumen,
So wie ſie wohl blühen im Mai,
Ich träumte von grünen Wieſen,
Von luſtigem Vogelgeſchrei:

Und als die Hähne krähten,
Da ward mein Auge wach;
Da war es kalt und finſter,
Es ſchrieen die Raben vom Dach.

Doch an den Fenſterſcheiben
Wer mahlte die Blätter da?
Ihr lacht wohl über den Träumer,
Der Blumen im Winter ſah?

Ich träumte von Lieb' um Liebe,
Von einer ſchönen Maid,
Von Herzen und von Küſſen,
Von Wonn' und Seligkeit:

Und als die Hähne krähten,
Da ward mein Herze wach;
Nun ſitz' ich hier alleine
Und denke dem Traume nach.

Die Augen ſchließ' ich wieder,
Noch ſchlägt das Herz ſo warm.
Wann grünt ihr Blätter am Fenſter?
Wann halt ich dich, Liebchen, im Arm?

Einſamkeit.

Wie eine trübe Wolke
Durch heitre Lüfte geht
Wann in der Tanne Wipfel
Ein mattes Lüftchen weht:

So zieh' ich meine Straße
Dahin mit trägem Fuß,
Durch helles, frohes Leben,
Einſam und ohne Gruß.

Ach, daß die Luft ſo ruhig!
Ach, daß die Welt ſo licht!
Als noch die Stürme tobten,
War ich ſo elend nicht.

Muth.

Fliegt der Schnee mir in's Geſicht
Schüttl' ich ihn herunter:
Wenn mein Herz im Buſen ſpricht,
Sing' ich hell und munter;

Höre nicht was es mir ſagt:
Habe keine Ohren;
Fühle nicht was es mir klagt:
Klagen iſt für Thoren.

Luſtig in die Welt hinein
Gegen Wind und Wetter!
Will kein Gott auf Erden ſein,
Sind wir ſelber Götter.

Der Leiermann.

Drüben hinterm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit ſtarren Fingern
Dreht er was er kann.

Baarfuß auf dem Eiſe
Schwankt er hin und her,
Und ſein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören,
Keiner ſieht ihn an,
Und die Hunde brummen
Um den alten Mann,

Und er läßt es gehen,
Alles, wie es will,
Dreht, und ſeine Leier
Steht ihm nimmer ſtill.

Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehn?
Willſt zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?

Reiſelieder.

III.

Wanderlieder.

Der ewige Jude.

Ich wandre ſonder Raſt und Ruh',
Mein Weg führt keinem Ziele zu,
Fremd bin ich in jedwedem Land
Und überall doch wohlbekannt.

Tief in dem Herzen klingt ein Wort,
Das treibt mich fort von Ort zu Ort,
Ich ſprách's nicht aus, nicht laut, nicht leiſ',
Sollt' ew'ge Ruh' auch ſein der Preis.

Es wärmt mich nicht der Sonne Licht,
Des Abends Thau, der kühlt mich nicht;
Ein lauer Nebel hüllt mich ein
In ewig gleichen Dämmerſchein.

Kein Menſch ſich je zu mir geſellt,
Es lacht kein Blick mir in der Welt,
Kein Vogel ſingt auf meinem Pfad,
Ob meinem Haupte rauſcht kein Blatt.

So zieh' ich Tag und Nacht einher,
Das Herz ſo voll die Welt ſo leer;
Ich habe alles ſchon geſehn
Und darf doch nicht zur Ruhe gehn.

Vom Felſen ſtürzt der Waſſerfall,
Fort ſchäumt der Fluß im tiefen Thal,
Er eilt ſo froh der ew'gen Ruh',
Dem ſtillen Oceane zu.

Der Adler ſchwingt ſich durch die Luft,
Verſchwebend in des Äthers Duft,
Hoch in den Wolken ſteht ſein Haus.
Auf Alpenſpitzen ruht er aus.

Der Delphin durch die Fluthen ſchweift,
Wenn in die Bucht der Schiffer läuft,
Und nach dem Sturm im Sonnenſchein
Schläft er auf Wellenſpiegeln ein.

Die Wolken treiben hin und her,
Sie ſind ſo matt, ſie ſind ſo ſchwer;
Da ſtürzen rauſchend ſie herab,
Der Schoß der Erde wird ihr Grab.

Der mude Wandrer dieſer Welt,
Ein ſicher Ziel iſt ihm geſtellt;
Was klagt er ob des Tages Noth?
Vor Nacht noch holt ihn heim der Tod.

O Menſch, der du den Lauf vollbracht
Und geheſt ein zur kühlen Nacht,
Bet', eh' du thuſt die Augen zu,
Für mich um eine Stunde Ruh'!

Der Mondſüchtige.

Du bleicher Mann da droben
Siehſt wieder ſo mürriſch aus:
Biſt wohl recht unzufrieden
Mit deinem luftigen Haus?

Hör' Freund, wir wollen tauſchen:
Ich geb' und räume dir
Für dieſen kühlen Abend
Mein warmes Lager hier.

Dafür ſollſt du mich heben
In deinen Mond hinauf,
Mich mit ihm wandeln laſſen
Den hellen Himmelslauf

Will auch auf deiner Warte
Ganz mäuschenſtille ſtehn
Und nach der böſen Erde
Nicht viel herunter ſehn,

Will keinen Dieb verrathen,
Will ſtören kein liebendes Paar:
Nur eines möcht' ich ſehen,
Und das recht hell und klar.

Dir, Mond, will ich's vertrauen:
Es iſt die Liebſte mein,
Die ich beſchauen möchte
In deinem goldnen Schein.

Sie wohnet in der Ferne,
Blickt oft empor zu dir;
Du guckſt im Weltgetümmel
Wohl kaum einmal nach ihr.

Ich wollt' ſie beſſer finden,
Ich kenn' ihr Fenſterlein,
Durch Laden, Glas und Gitter
Schlüpft ich zu ihr hinein.

Hinein in ihre Kammer
Mit aller Strahlen Fluth! —
Wo iſt der Mond geblieben?
Der Himmel auf Erden ruht.

Der Apfelbaum.

Was drückſt du ſo tief in die Stirn den Hut?
Wohin ſo früh, du junges Blut?
„Herr Thürmer, ſchließt nur auf das Thor!
Ich hab' eine lange Reiſe vor."
Und alſo ging's zur Stadt hinaus,
Es hielt der Mond am Himmel Haus,
Wohl über die Brücke, wohl über den See:
Da wurde dem Wandrer ſo wunderweh.
Es rauſchten die Zweige vom Ufer her,
Und ſie rauſchten ſo tief und ſie rauſchten ſo ſchwer:
„Wer ſchüttelt die Zweige? Es weht ja kein Wind,
Und es ſpielen um's Haupt mir die Lüfte lind."
Da gab es im See einen plätſchernden Schall,
Als hätt' es gethan einen ſchweren Fall.

„Herzliebſte, das muß von dem Baume ſein,
Den ich habe gepflanzt in dem Garten dein.
Die ſchönen Äpfel, ſo roth, ſo rund,
Nun liegen ſie unten im kalten Grund!“

Die Bäume.

Grüne Bäume, kühle Schatten,
In den Wäldern, auf den Matten,
Seid dem Wandrer immer hold!
Wollt an ſeine Straß' euch ſtellen,
Flüſternd euch ihm zugeſellen
In des Mittags ſchwüler Glut!

Hat das Stadtthor mich empfangen,
Such' ich wieder mit Verlangen
Nach dem erſten grünen Baum,
Der mit ſeinen friſchen Zweigen
Mir den rechten Weg will zeigen
Zu dem kühlen Labewein.

Euch begrüß' ich auch, ihr Linden,
Mag euch gern auf Märkten finden
Dicht und kugelrund belaubt.
In des Abends Feierſtunde
Führt mich die gewohnte Runde
Immer zu den Bäumen hin.

Vöglein in den Wipfeln ſingen,
Und die Funkenwürmchen ſchwingen
Ihre Lichter in dem Grün;
Unten wollen ſich ergehen,
Die im Dunkel ſich verſtehen
Beſſer als im Sonnenſchein.

Heim in meines Mädchens Garten
Grünen Bäume vieler Arten,
Doch vor allen preiß' ich dich,
Baum, in deſſen glatten Rinden
Unſre Namen ſind zu finden
Und ein flammend Herz darum.

Haben oft dabei geſeſſen
Und des Scheidens gar vergeſſen,
Meinend, daß wir wären eins,
Wenn wir ſo in eins verſchlungen,
So von einem Brand durchdrungen
Unſre beiden Namen ſahn.

Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderſtab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderluſtige Gedanken,
Die ihr flattert nah und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde ſchon geflogen,
Und noch iſt die Welt nicht wach;

Baut in meine Fenſterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderluſt und Wanderharm!

Der Wandrer in Wälſchland.

In dem lichten Sonnenſchein,
Durch den immergrünen Hain,
Wandrer, wie ſo eilig?
Lerche ruft: Schau' um dich her,
Rechts und links, und kreuz und quer,
Kennſt die bunten Boten?

Mandelblüth' das Veilchen grüßt:
Ach, gar lange Zeit es iſt,
Daß ſie ſich nicht ſahen!
Mit den Grüßen, mit dem Duft
Flattert Zephyr durch die Luft,
Froh der ſüßen Beute.

In dem Ginſter, an dem Quell,
Horch, wie's da ſo flink und hell
Auf und nieder raſchelt!
Halt, Lacertchen, laß mich ſehn,
Wie der Sonnenſtrahl ſo ſchön
Spielt auf deinem Rücken!

Nachtigall iſt auch dabei,
Doch noch etwas blöd' und ſcheu
Sucht ſie ſtille Plätze;
Und was einzeln flog hinein,
Fliegt bald paarweis aus dem Hain
Mit Geſang und Girren.

Amor, nun brich auf in Eil
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Mit dem ganzen Heere!
Zum Verſteck, zum Überfall
Lauben ſich die Hecken all,
Kleiner, ſcharfer Schütze!

Ländliche Lieder.

I.

Ländlicher Reigen.

Schnitter.

Ich hab' ein Herz verloren
Wohl in dem grünen Mai,
Und keine will mir ſagen,
Wo's nun geblieben ſei.

Ihr ſchmucken Dirnen alle,
Nun eine hat es doch,
Und habt ihr's nicht gefunden,
So liegt's im Graſe noch;

Und wenn es liegt im Graſe,
So liegt's auf kühler Streu,
Und wann ihr mäht die Wieſen,
So ſchneidet's nicht entzwei.

Schnitterin.

Ich hab' ein Herz gefunden
Wohl in dem Mond April,
Wo alle Narren wandern;
Einen Narren ich nicht will:

Drum will ich's weiter ſchicken
Bis daß es wird geſcheit,
Und kommt es klug zurücke,
Zum Lieben iſt's immer noch Zeit.

Schnitter.

Ich hab' ein Herz begraben
Wohl im Decemberſchnee,
Und wenn das Eis zerrinnet,
So fällt es in den See;

Und ſchwimmet auf und nieder,
Und hüpfet her und hin,
Bis es in's Netz geſprungen
Der ſchönſten Fiſcherin.

Schnitterin.

Ich hab' manch Herz gefangen
Wohl in dem Erntetanz:
All' Jahr ein friſches Herzchen!
All' Jahr ein friſcher Kranz!

Und wem das nicht behaget,
Der ſeh' dem Tanze zu;
So mag er's Herz behalten,
Dazu auch ganze Schuh'.

Höhen und Thäler.

Mein Mädchen wohnt im Niederland,
Und ich wohn' auf der Höh,
Und daß ſo ſteil die Berge ſind,
Das thut uns beiden weh.

Ach Felſen, ihr hohen Felſen ihr,
Wozu ſeid ihr doch da?
Wenn's überall fein eben wär',
So wär' mein Schatz mir nah'.

Der Vater ſpricht: Bleib' hier, mein Sohn
Und bring dein Weib herauf;
Das Mädchen ſpricht: Es kann nicht ſein,
Mein Haus ich nicht verkauf'.

Ach Felſen, ihr hohen Felſen ihr,
Wenn ihr doch ſänket ein!
Dann wär' der Streit ja gleich vorbei
Und's Mädchen wäre mein.

Tanzlied.

Aus dem tiefen ſtillen Grund
Klingen die Schalmeien.
Sie tanzen wohl auf grünem Rund
Im Schatten der kühlen Maien.

Alle Weiſen kenn' ich ja,
Kann ſie pfeifen und ſingen:
Schon iſt es mir als wär' ich da,
Wo ſie hüpfen und ſchweben und ſpringen.

Meine Sohlen heben ſich,
Und mein Herz wird munter.
Ach, liebes Kind, und ſäh' ich dich,
Ich ſpränge von oben hinunter.

Wenn ein andrer Burſch dich dreht,
Laß dich nicht verdrehen!
Dein Köpfchen, wenn das feſt nicht ſteht,
Wie ſoll mein Wort denn ſtehen?

Und wenn eine Nadel dir
Abfällt aus dem Mieder,
Das giebt in's Herz zehn Stiche mir,
Die heilt kein Balſam wieder.

Der Ohrring.

Mein Burſch einen Ring in's Ohr mir hing,
Als nach der böſen Stadt er ging —
Ach, wären's zwei geweſen!
Er ſprach: Du ſollſt ein Schlößchen ſein,
Laß mir kein Schmeichelwort hinein!
Ach, wären's zwei geweſen!

Die Schmeichler gehn zum offnen Ohr
Und reden ihm viel Süßes vor —
Ach, hätt' ich nur zwei Schlöſſer!
Und Bittres auch noch hinterher,
Das macht das Herz mir centnerſchwer —
Ach, hätt' ich nur zwei Schlöſſer!

Sie ſagen mir: mein Liebſter ſei
Mir wie ein Schmetterling getreu —
Ach, hätt' ich gar kein Schlößchen!
Dann flög's herein zu einem Ohr
Und gleich hinaus zum andern Thor —
Ach, hätt' ich gar kein Schlößchen!

Des Jägers Weib.

Den Kopf geſtützt auf meinen Arm
Steh' ich am Fenſterlein —
Die Stirn wird mir ſo ſchwer und warm,
Es ſchläft der Arm mir ein.

Weit, weit herunter von den Höhn
Hallt einer Büchſe Knall,
Und wenn die Lüft' in's Ohr mir wehn,
Klingt mir's wie Hörnerſchall.

Ach, ſollteſt du ſo fern noch ſein
In dieſer kalten Nacht?
Und weißt doch, bin ich hier allein,
Wie bang' mich alles macht.

Ich wage kaum den Kopf zu drehn,
Die Kammer ängſtet mich,
Und ſollt' ich nach der Thüre ſehn,
Ich glaub', ich ſähe dich.

Die Büchſen hängen hinter mir
Und ſchlagen an die Wand:
Iſt es der Zug des Fenſters hier?
Iſt's eine Geiſterhand?

So ſtarr' ich in den Wind hinaus
Und friere was ich kann,
Und überläuft mich dann ein Graus,
Stimm' ich ein Liedchen an:

Das treibt die Grillen in die Luft
Und macht die Bruſt mir leicht,
Wenn's wiederhallt von Kluft zu Kluft,
Von Berg zu Berge ſteigt.

Doch, Liebſter, dringt zu Ohren dir
Einmal der helle Klang,
Glaub' nicht, es ſei das Herze mir
So froh, wie mein Geſang.

Das Hirtenfeuer in der römiſchen Ebene.

Hirt.

Ade, ade, Geliebte,
Und reich mir deine Hand!
Ich treibe meine Heerde
Hinab in's Niederland.

Die Saaten ſind gemähet,
Das Stoppelfeld iſt frei:
Laß uns mit blauem Bande
Verknüpfen Lieb' und Treu';

Ich trag' es auf dem Hute,
Du trägſt es auf der Bruſt;
Und pocht dein Herz dagegen,
Ich fühl's in banger Luſt.

Schauſt du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht,
Tief unten brennt ein Feuer,
Wo dein Geliebter wacht;

Und höher ſchlägt die Lohe,
Und heller glüht der Schein:
Dann denk', es iſt ſein Herze,
Das will hier oben ſein.

Hirtin.

Ade, ade, Geliebter!
Wie zeig' ich dir mein Herz?
In enger, ſtiller Kammer
Verſchließt es Luſt und Schmerz.

Und ſchau' ich aus dem Fenſter
Hinab in's weite Feld,
Du findeſt keine Thräne,
Die dort hinunterfällt

Ich ſeh' ein Feuer brennen
Wohl in der dunkeln Nacht:
Geſegnet ſei die Stätte,
Wo mein Geliebter wacht!

Und höher ſchlägt die Lohe,
Und heller glüht der Schein,
Ich wieg' auf ſeinen Flammen
All meine Sorgen ein.

Laß nicht den Brand erlöſchen,
Geliebter, eh' es tagt:
Kann ich den Schlaf nicht finden,
Kürzt mir dein Licht die Nacht.

Daſſelbe noch einmal.

Die Abendnebel ſinken
Hernieder kalt und ſchwer,
Und Todesengel ſchweben
In ihrem Dampf umher.

Gehüllt in meinem Mantel,
Den Spieß an's Herz gedrückt
Schau' ich empor zum Berge
Und träume mich beglückt.

Er ſteigt ſo grün und helle
Hervor aus grauem Duft,
Wie eine Zauberinſel
In wogenblauer Luft.

Der letzte Strahl der Sonne
Ruht ſich auf ihm ſo gern,
Mit ſeinem erſten Schimmer
Grüßt ihn der Abendſtern.

Er trägt ein kleines Hüttchen,
Ich ſeh's von unten kaum,
Und vor der Hüttenthüre
Blüht ein Citronenbaum;

Darunter ſitzt ein Mädchen,
Die Spindel in der Hand,
Und ſpinnt und ſinnt und ſchauet
Herab in's ebne Land.

Es lodert helles Feuer
Hier unten in der Nacht,
Das ihr die Stätte weiſe
Wo ihr Geliebter wacht.

Mein gellend Hiſthorn richt' ich
Hoch in die Luſt empor,
Die Wiederhalle tragen
Den Klang zu ihrem Ohr.

Und iſt das Horn verklungen,
Und glimmt das Feuer aus,
Geliebte, geh' und pflücke
Mir einen Blumenſtrauß;

Und wirf ihn von der Höhe
Mit einem Gruß herab,
Dann tragen ſchnelle Winde
Ihn auf mein friſches Grab.

Ländliche Lieder.

II.

Der Berghirt.

Wenn auf dem höchſten Fels ich ſteh',
In's tiefe Thal hernieder ſeh'
Und ſinge:

Fern aus dem tiefen dunkeln Thal
Schwingt ſich empor der Wiederhall
Der Klüfte.

Je weiter meine Stimme dringt,
Je heller ſie mir wiederklingt
Von unten.

Mein Liebchen wohnt ſo fern von mir,
Drum ſehn' ich mich ſo heiß nach ihr
Hinüber!

Viel ſteile Berge vor mir ſtehn,
Die Flüſſe ſchäumend ſich ergehn
Im Thale.

Der Aar ſich in die Wolken ſchwingt,
Die Gemſe durch die Klüfte ſpringt
Hinüber!

Die Wolken ruhen auf der Höh',
Und durch die Nebel glänzt der Schnee
Der Gipfel.

Je ſtolzer mir mein Mädchen thut,
Je höher ſteigt empor mein Muth
In Liebe.

Ein Glöckchen klingt im ſtillen Thal,
Die Eſſen rauchen überall
Im Dorfe.

Ach, Mädchen, Mädchen, nimm mich bald!
Es iſt ſo öd', es iſt ſo kalt
Hier oben.

Liebesaufruf.

Nun iſt dein kleines Fenſterlein
Wohl wieder aufgethaut?
Lieb Dirnel, hab' ſo manches Mal
Im Winter 'nach geſchaut.

Warn dicke weiße Blumen vor,
Ich konnte dich nicht ſehn;
So mußt' ich über Eis und Schnee
Betrübt nach Hauſe gehn.

Da hab' ich auf dem kalten Weg
An dich recht warm gedacht,
Hab' deinen lieben Namen laut
Genannt bei Tag und Nacht.

Wenn ich ſo oft gebetet hätt'
Die ganze Winterzeit,
Als dein gedacht in einem Tag,
Ich wäre benedeit.

Ob's Lieben wohl was Böſes iſt?
Die Vöglein thun's uns vor,
Und ſchwingen doch mit Sang und Klang
Zum Himmel ſich empor.

So zieh' ich aus zur Maienzeit
Auf grüne Liebesluſt!
Iſt's Fenſterlein erſt aufgethaut,
Wird's warm auch um die Bruſt. —

Ergebung.

Bin gefahren auf dem Waſſer,
Hab' kein Ruder eigetaucht;
Hab' das Lieben ausgelernet,
Keinen Lehrer je gebraucht.

Geſtern fuhr ich auf den Waſſer,
Heute ſitz' ich auf dem Sand;
Geſtern hatt' ich noch ein Dirnel,
Heut hatt's mir den Korb geſandt:

Und nun ich im Trocknen ſitze,
Sing' ich mir ein Lied dazu,
Und als ich mein Dirnel küßte,
Hatt' ich zum Geſang nicht Ruh'

Daß es iſt im Walde ſchattig,
Seht, das macht der Bäume Laub;
Und daß ich ein Liedchen ſinge,
Seht, das macht, mein Schatz iſt taub.

Willſt nicht hören, wirſt wohl fühlen,
Wenn's zum Ändern iſt zu ſpat.
Kind, wach auf, wach auf und horche!
Über Nacht kömmt guter Rath.

Bin zu dir ſo oft gegangen
In der Nacht durch Eis und Schnee,
Hab' vor deiner Thür geſungen,
Wind und Wetter thät nicht weh.

Blieb das Fenſter auch verſchloſſen,
Hat kein Lied mich doch gereut:
Meine Saiten ſind geſprungen,
'S iſt das letzte Liedel heut.

Jägers Luſt.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!

Wie luſtig iſt's im Grünen
Wenn's helle Jagdhorn ſchallt,
Wenn Hirſch' und Rehe ſpringen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt!

Ich hab' mir ſchwarz geſenget
Das rechte Augenlied:
Was thut's, da mich mein Dirnel
So ſchwarz auch gerne ſieht?

Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu' ich weiter fragen
Nach Welt und Kleriſei?

Im Walde bin ich König,
Der Wald iſt Gottes Haus,
Da weht ſein ſtarker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildſchütz will ich bleiben,
So lang' die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küſſen,
So lang' die Lippen glühn.

Komm, Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau' ich ein Hüttchen dir.

Dann ſteig' ich nimmer wieder
In's graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir mein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild ſoll drüber ſpringen,
Kein Kreuz im Wege ſtehn.

Jägers Leid.

Es hat ſo grün geſäuſelt
Am Fenſter die ganze Nacht —
Mein Schatz im Tannenwalde,
Haſt wohl an mich gedacht?

Und wann alle Bäume rauſchen
Im weiten Jagdrevier,
Und weht kein Lüftchen am Himmel;
Herzliebſte, dann ſing' ich von dir!

Und wann alle Zweige ſich neigen
Und nicken dir Grüße zu;
Herzliebſte, das iſt mein Sehnen,
Hat nimmer Raſt noch Ruh!

Ach Welt, ich muß dich fragen,
Warum du biſt ſo weit?
Ach Liebe, ferne Liebe,
Warum nicht heißt du Leid?

Ich möchte die Büchſe laden,
Nicht laden mit Pulver und Schrot,
Ich möcht' in die Lüfte ſchießen
All meine Liebesnoth.

Und wenn von allen Bäumen
Stürzen die Waldvöglein,
Dann iſt der Schuß gefallen —
Wer ſoll nun Sänger ſein?

Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud'!
Nun mach' ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder,
Wo die Nachtigall ſingt!
Wohlauf durch die Berge,
Wo's Gemsböcklein ſpringt!

Zwei ſchneeweiße Täubchen,
Die fliegen voraus
Und ſetzen ſich ſchnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei biſt du ſchon munter
Und biſt ſchon ſo blank?
Gott grüß' dich, ſchöns Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen wie Kirſchkern',
Die Zähne ſchneeweiß,
Die Wangen wie Röslein
Betracht' ich mit Fleiß;

Ein Mieder von Scharlach,
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein ſo treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preiß' ich denn euch?
So wie ich will ſprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Biſt immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

Auf Siebenmeilenſtiefeln
Geht's flink von der Stell';
Auf Liebesgedanken
Geht's ſiebenmal ſo ſchell.

Ausforderung.

Eine hohe Hahnenfeder
Steck' ich auf meinen Hut!
Mein Hut hat grüne Farbe,
Mein Herz hat friſchen Muth.

Was will die Hahnenfeder?
Sie ruft zum Kampf und Streit,
Sie ruft: Ich lieb' die Beſte
Im Lande weit und breit!

Und kennſt du eine beſſre,
Und iſt ſie deine Wahl;
Steck' auf eine höhre Feder,
So raufen wir einmal.

Und muß ich unterliegen,
Und lieg' in dem Sand;
Ich halt' auf meinem Spruche
Zeitlebens feſten Stand;

Und iſt dein Dirnel ſchöner,
So trag's zur Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkaufe,
Für's Dorf iſt's halt zu fein.

Und iſt dein Dirnel frömmer,
So führ' es gleich nach Rom,
Und laß es heilig ſprechen,
Zur Lieb' iſt's halt zu fromm.

Abſchied.

Was ſoll ich erſt kaufen
Eine Feder und Tint'?
Buchſtabiren und Schreiben
Geht auch nicht geſchwind.
Will ſelber hinlaufen
Zu der Nannerl in's Haus,
Will's mündlich ihr ſagen:
Unſre Liebſchaft iſt aus!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Wird nimmermehr ganz:
Und morgen da führ' ich
Ein' andre zum Tanz.

Es ſpringen viel Dirnen
Und ſingen dazu,
Ach Nannerl, ach Nannerl,
Doch keine wie du!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Unſre Liebſchaft iſt aus!
Ich klopfe nicht wieder
An der Nannerl ihr Haus.
Der Häuſer giebt's viele
Mit Fenſtern darein;
Doch's klinget kein Fenſter
Wie deines ſo fein!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen —
Leb' wohl denn, mein Kind!
Was iſt's das ſo beißend
Aus den Augen mir rinnt?
Es weinen viel Burſche
Und jammern dabei —
Doch, Nannerl, 's kömmt keinem
Vom Herzen ſo treu!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Mein Herze dazu —
Ach Nannerl, mein Nannerl,
Was meineſt denn du?
Und müſſen wir ſcheiden
In jetziger Zeit,
Führ' Gott uns zuſammen
In die ewige Freud'!

Erlöſung.

Vor meines Mädchens Fenſter,
Da ſchwing' ich meinen Hut,
Ich ſchwing' ihn in die Lüfte
Mit freiem, leichtem Muth.

Sieh, ſieh die grüne Flagge,
Die von dem Hut mir weht!
Das Band weht in die Weite,
Mein Weg von dannen geht.

Kind, haſt in deinem Käfich
Gequält mich lang genug.
Ich hab' den Stab zerbrochen,
Hab' wieder freien Flug.

Juchhe, ihr Berg' und Wälder!
Juchhe, nun bin ich frei
Und ſchlage froh ein Schnippchen
Der harten Liebestreu'!

Nun hüpft und ſpringt, ihr Heerden!
In's Freie geht's hinaus;
Sollt nicht mehr Stoppeln ſuchen
Vor meines Mädchens Haus.

Ich treib' euch auf die Weide
Nach friſchen Felſenhöhn,
Wo thauig iſt der Raſen,
Wo kühle Bächlein gehn.

Rupft im Vorübergehen
Euch noch ein Hälmchen aus,
Indeß mein Abſchiedsliedchen
Ich ſinge vor dem Haus.

Die Umkehr.

Auf die Alpen dort bin ich geſtiegen,
Habe weit und breit mich umgeſehn:
Heerden ſah ich in dem Graſe liegen,
Schäferinnen bei den Schäfern ſtehn.

Aber auf den ſchönen grünen Auen
Fand ich eine, die ich ſuchte, nicht;
Und das lange, ferne, ſtarre Schauen
Machte trübe meiner Augen Licht.

In das Thal bin ich zurückgegangen,
In das kleine, tiefe, finſtre Thal,
Habe meinen Mantel umgehangen
Und mich hingeſtreckt mit meiner Qual.

Ja, und wenn die Engel einſt mich führen
Aus dem Grabe nach dem Paradies,
Seh' ich erſt vor ſeinen goldnen Thüren
Weit und breit mich um nach ihr gewiß.

Wenn ſie meine Augen nicht erblicken,
Kehr' ich um und ſchaue nicht hinnein,
Will in's enge, dunkle Grab mich drücken
Und verſchlafen alle Freud' und Pein.

Abrede.

Vor meiner Liebſten Fenſter
Da klingen meine Sporn:
Thu' auf, Herzallerliebſte,
Laß ſchwinden deinen Zorn!

Die Fiedel ruft zum Tanze,
Meine Tänzrin ſollſt du ſein:
Ich kann nicht von dir laſſen,
Es fällt mir gar nicht ein.

„Mein Zorn der iſt verſchwunden,
Mein Tanzkleid iſt bereit,
Doch wenn's ein Nachbar ſähe,
Es brächt mir Schmach und Leid.“

So geh voraus zur Schenke
Und ſteh nicht vorn am Thor,
Tritt in den tiefſten Winkel,
Gewiß, ich hol' dich vor.

Und ſchwenk' ich dich im Tanze,
So zieh mir ein Geſicht;
Dann denken alle Leute,
Die tanzte lieber nicht!

Und red' ich mit den andern,
Das mach' dir keine Pein;
Ich rede mit den andern
Und denk' auf dich allein.

Und willſt du gehn nach Hauſe,
So warte nicht auf mich,
Geh fort nur auf dem Steige —
Gewiß, ich treffe dich.

Der Kranz.

Sie war kaum aus dem Kinderkleid,
Das Mieder war ihr noch zu weit;
Da liefen ſchon am hellen Tag
Ihr alle flinke Burſche nach.
Sie ließ es ohne Zank geſchehn,
Hat ſich auch manchmal umgeſehn.

Die Mutter ſprach: Nimm dich in Acht!
Schon manche Dirne hat's gebracht
Um's grüne Kränzchen in dem Haar,
Daß ſie im Dorf die Schönſte war.
Da fiel es erſt der Tochter ein:
Sollt' ich denn wohl die Schönſte ſein?

Nach einer Quelle thät ſie ſpähn,
Sie wollte ſich darin beſehn,
In manche guckte ſie hinein,
Doch keine war recht klar und rein;
Da kam ein Jäger frank und frei
Und ſagt' es ihr, wie ſchön ſie ſei.

Und ſiehe, ſchon im andern Jahr
Hat ſie den grünen Kranz im Haar,
Hat ſie den grünen Mann im Arm,
Hat ſie im Hauſe Reigenſchwarm;
Da lacht ſie keck der Alten zu:
Nun, Mutter, ſag, was meinteſt du?

Die Mutter ſprach: Nimm dich in Acht!
Und ach noch in derſelben Nacht
Fiel ihr das Kränzchen aus dem Haar;
Da ſeufzte ſie: Es iſt doch wahr!
Und fragte nie die Mutter mehr.
Wie's mit dem Kranz gemeinet wär.

Frühlingskranz

aus dem

Plauenſchen Grunde

bei

Dresden.

Frühlingseinzug.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Der alte Winter will heraus,
Er trippelt ängſtlich durch das Haus,
Er windet bang ſich in der Bruſt
Und kramt zuſammen ſeinen Wuſt
Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Er ſpürt den Frühling vor dem Thor,
Der will ihn zupfen bei dem Ohr,
Ihn zauſen an dem weißen Bart
Nach ſolcher wilden Buben Art,
Geſchwinde, Geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
  Geſchwinde! Geſchwinde!
Der Frühling pocht und klopft ja ſchon—
Horcht, horcht, es iſt ſein lieber Ton!
Er pocht und klopfet was er kann
Mit kleinen Blumenknospen an,
  Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
  Geſchwinde! Geſchwinde!
Und wenn ihr noch nicht öffnen wollt,
Er hat viel Dienerſchaft im Sold,
Die ruft er ſich zur Hülfe her
Und pocht und klopfet immer mehr,
  Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
  Geſchwinde! geſchwinde!
Es kömmt der Junker Morgenwind,
Ein bauſebackig rothes Kind,
Und bläſt, daß alles klingt und klirrt,
Bis ſeinem Herrn geöffnet wird,
  Geſchwinde, geſchwinde.

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! geſchwinde!
Es kömmt der Ritter Sonnenſchein,
Der bricht mit goldnen Lanzen ein,
Der ſanfte Schmeichler Blüthenhauch
Schleicht durch die engſten Ritzen auch,
Geſchwinde, geſchwinde,

Die Fenſter auf, die Herzen auf!
Geſchwinde! Geſchwinde!
Zum Angriff ſchlägt die Nachtigall,
Und horch, und horch, ein Wiederhall,
Ein Wiederhall aus meiner Bruſt!
Herein, herein du Frühlingsluſt,
Geſchwinde, geſchwinde!

Kinderfrühling.

Wollt euch nicht ſo ſchnell belauben,
Wälder, und mir wieder rauben
Dieſen lieben Sonnenſchein,
Den ſo lang' ich mußte miſſen,
Bis die Schleier er zerriſſen,
Die den Himmel hüllten ein.

Zwiſchen knospenvollen Zweigen
Seh' ich auf und nieder ſteigen
Kleiner Vögel buntes Heer,
Seh' ſie ſchnäbeln, ſeh' ſie picken
Und die ſchwanken Reiſer nicken,
Denen ihre Laſt zu ſchwer.

Und der klare, blaue Himmel
Breitet hinter dem Gewimmel
Sich in ſtillem Frieden aus.
Wie durch kleine Fenſtergitter
Spielt die Sonne mit Gezitter
Durch der Zweige Flechtenhaus.

Halbbegrünet ſtehn die Hecken
Und die Nachbarskinder necken
Durch die dürren Lücken ſich,
Bis das Mädchen röther glühet
Und zu dichtern Stellen fliehet
Vor dem Knaben jüngferlich.

Frühling, heute noch ein Knabe,
Treibet auf des Winters Grabe
Mit den Kindern ſeinen Scherz,
Bis der Gott der ſüßen Triebe
Mit dem Flammenpfeil der Liebe
Ihm durchbohrt das kleine Herz.

Kinderluſt.

Nun feget aus den alten Staub
Und macht die Laube blank!
Laßt ja kein ſchwarzes Winterlaub
Mir liegen auf der Bank!

Die erſte weiße Blüthe flog
Mir heut' in's Angeſicht.
Willkommen, Lenz! Ich lebe noch
Und weiß von Leide nicht,

Und ſchaue hell, wie du, hinein
In Gottes ſchöne Welt,
Und möcht' ein kleiner Bube ſein
Und kollern durch das Feld.

O ſeht, da plätſchern ſchon am See
Die lieben Kindelein,
Und ziehn die Hemdchen in die Höh',
Und wollen gern hinein.

Wie lockt der warme Sonnenſchein,
Der auf dem Spiegel ruht!
Da iſt kein Fuß zu weich, zu klein,
Er probt, wie's Waſſer thut.

Ich ſitz' und ſeh' dem Spiele zu
Und ſpiel' im Herzen auch:
Du lieber Lenz, ein Kind biſt du,
Und übeſt Kinderbrauch.

Wie viel du haſt, du weißt es kaum
Und ſchütteſt alles aus.
Nehmt, Kinder, nehmt! Es iſt kein Traum:
Es kommt aus Gottes Haus.

Und wenn du nun ganz fertig biſt,
Haſt keine Blume mehr;
Dann gehſt du wieder ohne Friſt,
Kein Abſchied wird dir ſchwer;

Und rufſt dem Bruder Sommer zu:
Bringſt du die Früchte her?
Was ich verſprach, das halte du!
Ei, ei, dein Korb iſt ſchwer!

Die Brautnacht.

Es hat geflammt die ganze Nacht
Am hohen Himmelsbogen,
Wie eines Feuerſpieles Pracht
Hat es die Luft durchflogen;

Und nieder ſank es tief und ſchwer
Mit ahnungsvoller Schwüle,
Ein dumpfes Rollen zog daher
Und ſprach von ferner Kühle:

Da fielen Tropfen warm und mild
Wie lang' erſtickte Thränen;
Die Erde trank, doch ungeſtillt
Blieb noch ihr heißes Sehnen.

Und ſieh, der Morgen ſteigt empor —
Welch Wunder iſt geſchehen?
In ihrem vollen Blüthenflor
Seh' ich die Erde ſtehen.

O Wunder, wer hat das vollbracht?
Der Knospen ſpröde Hülle,
Wer brach ſie auf in einer Nacht
Zu ſolcher Liebesfülle?

O ſtill, o ſtill und merket doch
Der Blüthen ſcheues Bangen!
Ein rother Schauer zittert noch
Um ihre friſchen Wangen.

O ſtill, und fragt den Bräutigam,
Den Lenz, den kühnen Freier,
Der dieſe Nacht zur Erde kam,
Nach ihrer Hochzeitfeier!

Das Frühlingsmahl.

Wer hat die weißen Tücher
Gebreitet über das Land?
Die weißen, duftenden Tücher
Mit ihrem grünen Rand?

Und hat darüber gezogen
Das hohe blaue Zelt?
Darunter den bunten Teppich
Gelagert über das Feld?

Er iſt es ſelbſt geweſen,
Der gute reiche Wirth
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird;

Er hat gedeckt die Tiſche
In ſeinem weiten Saal,
Und ruft was lebet und webet
Zum großen Frühlingsmahl.

Wie ſtrömt's aus allen Blüthen
Herab von Strauch und Baum!
Und jede Blüth' ein Becher
Voll ſüßer Düfte Schaum.

Hört ihr des Wirthes Stimme?
Heran, was kriecht und fliegt,
Was geht und ſteht auf Erden,
Was unter den Wogen ſich wiegt!

Und du, mein Himmelspilger,
Hier trinke trunken dich
Und ſinke ſelig nieder
Auf's Knie und denk an mich!

Erlöſung.

Wie dem Fiſche wird zu Muth'
Wenn des Fluſſes Rinde ſpringt
Und des jungen Lebens Glut
Durch des Eiſes Decke dringt,

Alſo wie aus Kerkerqual
Fühlet meine Bruſt ſich frei,
Wenn des Frühlings Sonnenſtrahl
Reißt der Wolken Zelt entzwei.

Und das Dach iſt abgedeckt,
Das mich von dem Himmel ſchied,
Und das Aug' iſt aufgeweckt,
Welches durch den Äther ſieht.

Morgenlied.

Wer ſchlägt ſo raſch an die Fenſter mir
Mit ſchwanken grünen Zweigen?
Der junge Morgenwind iſt hier
Und will ſich luſtig zeigen.

Heraus, heraus, du Menſchenſohn,
So ruft der kecke Geſelle,
Es ſchwärmt von Frühlingswonnen ſchon
Vor deiner Kammerſchwelle.

Hörſt du die Käfer ſummen nicht?
Hörſt du das Glas nicht klirren,
Wenn ſie, betäubt von Duft und Licht,
Hart an die Scheiben ſchwirren?

Die Sonnenſtrahlen ſtehlen ſich
Behende durch Blätter und Ranken
Und necken auf deinem Lager dich
Mit blendendem Schweben und Schwanken.

Die Nachtigall iſt heiſer faſt,
So lang' hat ſie geſungen,
Und weil du ſie gehört nicht haſt
Iſt ſie vom Baum geſprungen.

Da ſchlug ich mit dem leeren Zweig
An deine Fenſterſcheiben:
Heraus, heraus in des Frühlings Reich!
Er wird nicht lange mehr bleiben.

Der Peripatetiker.

Alles will ich nun verlernen,
Was mich lehrte das Papier.
Schwarze, ſteife, ſtumme Lettern,
Sagt, was wollt ihr noch von mir?

In die grüne Wanderſchule
Ruft mich ein Philoſophus,
Einer, der ſich nennt mit Rechten
Ein Peripatetikus;

Denn er zieht mit ſeiner Lehre
Durch die Länder ein und aus,
Schlägt in Wald und Feld und Garten
Auf ſein wunderbares Haus.

Eine groſse Schaar von Schülern
Folgt ihm durch die weite Welt,
Vöglein in den blauen Lüften,
Vöglein in dem grünen Zelt;

Und ſie zwitſchern unverdroſſen
Ihres Meiſters Weisheit nach;
Was ſie geſtern erſt erfahren,
Lehren ſie an dieſem Tag:

Und der Weiſe aller Weiſen
Kollert ſich im weichen Gras,
Wiegt ſich auf den ſchwanken Zweigen,
Als ob alles wär' ein Spaß.

Alſo ſtreut er ſeine Lettern,
Weiß und roth, und gelb und blau,
Ohne Wahl, mit vollen Händen
Über Berg und Thal und Au'.

Leſt, o leſt die lieben Schriften
Voller Wahrheit, voller Luſt,
Brüder, leſt und ſtürzt euch ſelig
An des Lehrers warme Bruſt!

Der Mai.

Schwinge, ſchwinge deine Fahnen,
Holder Mai, auf hellen Bahnen,
Blau gewirkt mit weißen Flocken,
Blumenkränze um den Rand!
Weh' des Waldes Pfade trocken,
Wehe warm das ſtarre Land!

Deine lieben Anverwandten,
Deine kleinen Muſikanten
Spielen fröhlich zu dem Feſte
Deiner Siegesherrlichkeit,
Und du bringſt für alle Gäſte
Selber mir das Feierkleid.

Grüne, weiße, rothe Röcke,
Manche buntgeſtickte Decke
Für den Wald und für den Garten
Wirkſt du wieder aus der Höh,
Läßt auf Häubchen auch nicht warten,
Guckt der Krokus aus dem Schnee.

Schwinge, ſchwinge deine Fahnen,
Holder Mai, auf hellen Bahnen!
Weh' in alle meine Sinne
Deines friſchen Athems Luſt,
Und das ſüße Lied der Minne
Gieß in meine leere Bruſt!

Die Forelle.

In der hellen Felſenwelle
Schwimmt die muntere Forelle,
Und in wildem Übermuth
Guckt ſie aus der kühlen Fluth,
Sucht, gelockt von lichten Scheinen,
Nach den weißen Kieſelſteinen,
Die das ſeichte Bächlein kaum
Überſpritzt mit Staub und Schaum.

Sieh doch, ſieh, wie kann ſie hüpfen
Und ſo unverlegen ſchlüpfen
Durch den höchſten Klippenſteg,
Grad' als wäre das ihr Weg!
Und ſchon will ſie nicht mehr eilen,
Will ein wenig ſich verweilen
Zu erproben, wie es thut
Sich zu ſonnen aus der Fluth.

Über einem blanken Steine
Wälzt ſie ſich im Sonnenſcheine,
Und die Strahlen kitzeln ſie
In der Haut, ſie weiß nicht wie;
Weiß in wähligem Behagen
Nicht, ob ſie es ſoll ertragen,
Oder vor der fremden Gluth
Retten ſich in ihre Fluth.

Kleine muntere Forelle
Weile noch an dieſer Stelle
Und ſei meine Lehrerin:
Lehre mir den leichten Sinn
Über Klippen weg zu hüpfen,
Durch des Lebens Drang zu ſchlüpfen
Und zu gehn, ob's kühlt, ob's brennt,
Friſch in jedes Element.

Das Brautkleid.

Die Flur hat angezogen
Ein grünes ſeidenes Kleid,
Die leichten ſchillernden Falten
Umfliegen ſie weit und breit.

Und unter der flatternden Hülle
Schlägt ihre warme Bruſt,
Die Winde wollen ſie kühlen
Und verglühen ſich ſelber in Luſt

Es zucken die Sonnenſtrahlen
Herunter mit blitzendem Brand,
Als möchten ſie gern ihr verſengen
Das neidiſche grüne Gewand.

Sie ruft: Ihr Strahlen, ihr Winde,
Mein Kleid laßt unverſehrt!
Es ward von meinem Liebſten
Zum Brautſchmuck mir beſcheert.

Der Mai, ſo heißt mein Liebſter,
Er gab es zu tragen mir,
Er ſprach: Du ſollſt es tragen,
So lang' ich bleibe bei dir;

Und wenn ich von dir ſcheide,
So werd' es gelb vor Gram,
Dann laß es von den Menſchen
Dir ausziehn ohne Scham,

Und leg' als nackte Witwe
Dich nieder in deinem Leid,
Bis daß ich wieder kehre
Und bring' ein neues Kleid.

Die Biene.

Biene, dich könnt' ich beneiden,
Könnte Neid im Frühling wachſen,
Wenn ich dich verſunken ſehe
Immer leiſer leiſer ſummend
In dem roſenrothen Kelche
Einer jungen Apfelblüthe.
Als die Knospe wollte ſpringen
Und verſchämt es noch nicht wagte
In die helle Welt zu ſchauen,
Jetzo kamſt du hergeflogen
Und erſaheſt dir die Knospe —
Und, noch eh' ein Strahl der Sonne
Und ein Flatterhauch des Zephyrs
Ihren Kelch berühren konnte,
Hingeſt du darin und ſogeſt.

Sauge, ſauge! — Schwer und müde
Fliegſt du heim nach deiner Zelle:
Haſt dein Tagewerk vollendet,
Haſt geſorgt auch für den Winter!

Pfingſten.

O heilige Frühlingswonne
Du ſinkeſt nieder,
Strahlend und flimmernd
In himmliſchen Schauern,
Auf alle Berge,
In alle Thäler,
In jede Menſchenbruſt!
Ja, du biſt es,
Geiſt Gottes,
Du gießeſt dich aus
Über die Welt!
Soll ich auf die ſonnige Höhe ſteigen
Und beten?
Soll ich in dem dunkeln Thale liegen
Und ſinnen?

O tritt ſanft, mein Fuß,
Daß du den Wurm nicht treteſt,
Der unter dir
Sich freuet des ſonnigen Lebens!
Und du, hoch ſchlagende Bruſt,
Halt' an den Athem,
Daß du die Mücke
Nicht in dich zieheſt,
Die ſich wieget im Strahle
Vor deinem Munde!

Xenion.

An Friedrich Grafen von Kalckreuth.

Meine Muſe liebt das Reiſen,
Kehret gern bei Freunden ein:
Neue Wirthe, neue Weiſen,
Und die neueſten ſind dein.

In dem grünen Felſenthale
Hinter dem Forellenbach
Saß ſie jüngſt an deinem Mahle
Unter deinem treuen Dach.

Und der Frühling ſtreute nieder
Seine Gaben in das Gras;
Meine Muſe ſuchte Lieder,
Wenn ſie Maienblumen las.

Sieh, der Kranz, den ſie gewunde
Von den liebſten, die ſie fand,
Dankbar iſt er angebunden
An des Wirthes Giebelwand.

Muſcheln

von

der Inſel Rügen.

Muſcheln.

Es brauſt das Meer, die Wogenhäupter ſchäumen,
Die Brandung ſtürmt die Burg des Felſenſtrandes,
Und mit dem großen Orlogſchiffe treiben
Die Wind' und Fluthen ihre wilden Spiele,
Wie Kinder mit dem leichten Federballe.
Sieh, meine Muſe ſitzt am Fiſcherherde
Und läßt den grauſen Sturm vorübertoben,
Ein Pilgermädchen aus dem Mittellande,
Verſchuchtert von den neuen Meereswundern.
Die Fiſcherinnen lachen ihrer Sorgen
Und flechten wohlgemuth an Weidenreuſen,
Mit Liedern ſich der Arbeit Länge kürzend.

Es ſinkt die Fluth und ebnet ſich zum Spiegel,
Die Winde ſegeln heim in ihre Klauſen,
Und auf dem weichen Bett des Dünenſandes

Verſpülen ſich die klaren, blauen Wellen,
Wie müde Kämpfer, die nach Ruh' verlangen.
Dann ſchweift die Muſ' umher am naſſen Strande
Und ſammelt kleine Muſcheln ſich zu Kränzen.
Um ihre Füße ſpielen Waſſermücken,
Bis eine Woge, länger als die andern,
Den ganzen Schwarm verſchlingt und ihre Sohlen
Mit einem leiſen kühlen Kuß berühret.

Die Mewe.

Wenn der Seehund ſchläft am weichen Strande,
Hält bei ihm die treue Mewe Hut,
Kreiſt umher und ſchauet nach dem Lande,
Schauet wieder in die hohe Fluth.

Hört ſie's raſcheln in des Ufers Bäumen,
Kräht ſie hell — das iſt ein Jägersmann;
Sieht ſie's auf dem fernen Spiegel ſchäumen,
Das ſind Boote — und ſie fliegt ihn an.

Und der Schläfer folgt den Loſungszeichen
Seiner immerwachen Warnerin;
Eh Harpun' und Kugel ihn erreichen
Schlüpft er in das Meer und ſchwimmt dahin.

Lieber, ſeh' ich dich vom Strande ſchiffen
In die hohe wilde Fluth hinein,
Nach den Wirbeln, Bänken, Klippen, Riffen —
Möcht' ich bei dir wie die Mewe ſein.

Aber ach, wer gibt mir ihre Schwingen?
Nimm mich zu dir in dein kleines Boot!
Mit dir will ich durch die Wogen ringen,
Mit dir theilen aller Stürme Noth.

Sage nicht, ich ſoll im Hauſe bleiben;
Biſt du fort, ſo muß mein Herz dir nach:
Willſt du's ohne Steuer laſſen treiben
Durch der Fluthen grauſes Ungemach?

Der Feuerſtein.

Die Kreid' an Jasmunds Küſte
Iſt nicht ſo weich und weiß,
Wie deine Haut, o Mädchen,
Du aller Mädchen Preis:

Und deine Wangen glühen,
Wie wenn der Morgenſchein
Mit ſeinen rothen Strahlen
Bemahlt den bleichen Stein.

Es lag an Jasmunds Küſte
Ein ſchönes Kreideſtück,
Ich nahm's in meinen Nachen
Und ruderte zurück.

Und als ich kam nach Hauſe
Und ſah die Ladung an,
Da dacht' ich dein, o Mädchen,
Und war ein froher Mann.

Ich wollt's bei Seite legen,
Da brach's in meiner Hand:
Ei Gott behüt' o Mädchen!
Hält ſo die Liebe Stand?

Und in der weißen Schale
Da lag ein Feuerſtein,
Ein ſcharfer, harter, ſchwarzer —
Das ſoll kein Herz doch ſein?

Die böſen Zungen ſagen
Dir vieles Böſe nach,
Drum frag' ich keine Seele
Was das bedeuten mag.

Und ſperr' ich böſen Zungen
Die Ohren und das Haus,
Will ich den Stein auch werfen
Zum Fenſter gleich hinaus.

Eierſteine.

Sieh die glatten Kieſelbälle
Liegen in dem weichen Sand!
Frage ſie, wie oft die Welle
Sie geworfen auf den Strand,
Eh' an Klippen und an Riffen
Ihre Ecken ſich zerſchliffen.

Könnteſt du mein Herze ſehen,
Wie es jetzt im Buſen ruht!
Sieh die Stein' um zu verſtehen,
Wie der müde Fried' ihm thut.
Steine könnt ihr nicht zerſpringen,
Statt euch alſo glatt zu ringen?

Die Steine und das Herz.

Ich ſteh' am Ufer bei dem Binnenſee,
Es thut das Herz mir nach der Lieben weh,
Die drüben ſitzt und nicht herüber kann;
Der Vater ſchloß den Kahn mit Ketten an.

Und runde, weiße Steine ſuch' ich mir
Und küſſe ſie und werfe ſie nach ihr.
Sie fliegen ſchnurgerad' aus meiner Hand,
Doch keiner fliegt bis an den lieben Strand.

Ihr Steine, ſeid ihr denn ſo groß und ſchwer?
Ich dächte wohl, mein Herz das wär' es mehr
Und fliegt doch ungeſchleudert hinterdrein,
In ihre Hand, in ihren Schooß hinein.

Himmel und Meer.

Wie ſich im Meere jede Wolke mahlt,
Wie's alle Sonnenſtrahlen wiederſtrahlt,
Wie es bei jedem leiſen Hauche bebt,
Der aus der fernen Höh' herniederſchwebt;
So iſt mein Herz dein Meer, mein Himmel du!
Wann gönneſt du den Wogen endlich Ruh?

Der Schiffer auf dem Feſtlande.

Vor meines Vaters Hauſe
Nicht ferne von dem Strand,
Da liegt ein alter Nachen,
Bedeckt mit Schilf und Sand.

Und wenn die Boote ſegeln
Hinaus zum Heringsfang,
Dann kracht der alte Nachen
Und macht die Fiſcher bang.

War einſt der ſchönſte Nachen,
Trug einſt den ſchönſten Mann:
Den Mann verſchlang die Woge,
Denn Nachen trieb ſie an.

Da ließen ſie ihn liegen,
Wohin ihn warf die Fluth —
Wie läg' ich ſtill im Lande
Mit meinem Schifferblut?

Der Gang von Wittow nach Jasmund.

Verdammte lange, ſchmale Haide!
Zu beiden Seiten brummt das Meer,
Verſteckt in einem Aſchenkleide,
Senkt ſich der Himmel tief und ſchwer.

Im Wege liegen ſcharfe Steine
Und ſchneiden in die Sohlen mir —
Was Wunder, wenn ich ſeufz' und weine
So oft ich ſcheiden muß von hier?

In Wittows weizengrünen Auen
Wohnt meine liebe Mähderin:
Ich muß auf Jasmund Kreide hauen,
Dieweil ein Taugenichts ich bin.

Der Seehund. (Mönkgut.)

Wenn uns ein Seehund die Aale zerbiſſen,
Wenn er die Netz' uns in Stücke geriſſen,
Retten wir all' uns zuſammen zur Jagd —
Seehund, du Räuber, jetzt nimm dich in Acht!

Ach, und wer hat uns die Herzen zerriſſen?
Ach, und wer hat uns die Freuden zerbiſſen? —
Ob wir ſie kennen? — Wer kennte ſie nicht?
Brüder, wann halten mit der wir Gericht?

Seht doch, da kömmt ſie ja ſelber gegangen,
Könnten ſie halten und könnten ſie fangen;
Läuft in die Fall' uns die Räuberin hier,
Brüder, was machen wir jetzo mit ihr?

Machen ihr Platz unter Neigen und Nicken,
Schleichen ihr nach mit ſchüchternen Blicken,
Gucken uns an und ſagen geſchwind:
'S iſt doch ein liebes, ein herziges Kind'

Einkleidung. (Mönkgut.)

Sie ſtand im Kinderröckchen
Noch geſtern vor der Thür,
Heut ſitzt ſie hinterm Fenſter
Und ſtellt ein Mädchen für.

Erſt geſtern ging ich fiſchen
Und bot ihr meinen Gruß,
Da kam ſie mir entgegen
Und gab mir einen Kuß.

Heut kehr' ich heim vom Fange —
Kaum nickt ſie mit dem Kinn,
Als wollte ſie mir ſagen:
Sieh nur, wie groß ich bin!

Was doch die Kleider machen!
Kaum käm's mir ſelber an
Sie heute ſo zu küſſen,
Wie geſtern ich gethan.

Das macht die hohe Mütze,
Die lange ſteife Bruſt —
Da hat ſie eingeſchnüret
Die kleine freie Luſt.

Sie iſt ein Mädchen worden,
Und ich, ich werd' ein Kind
Und gucke mir die Augen
Nach ihrem Fenſter blind.

Brautigamswahl. (Mönkgut.)

Meine Schürze hat Mutter an's Fenſter gehangen,
Da ſind viele Burſche vorübergegangen;
Sprach Mutter: Jetzt hole dir einen in's Haus!
Ich ſeufzte, ich weinte und ſah nicht hinaus.

Er iſt ja doch nicht mit vorübergegangen,
Auf den ich gerichtet mein heißes Verlangen.
Wer trägt ihm die Zeitung weit über das Meer
Und holt ihn zur fröhlichen Brautjagd her?

Ich möcht' an den Maſt meine Schürze binden,
Ich möchte ſie geben den Wogen und Winden:
Und ſäh' er ſie wehen von fern in der Luft,
Er würd' es wohl ahnen, wohin ſie ihn ruft.

Und ſoll dem Erwählten mein Tüchlein ich
ſenden,
Ich trag' es zu ihm mit eigenen Händen,
Ich werf' es in's wogende Meer hinab:
Schwimm', Tüchlein, und ſag' ihm, wie lieb
ich ihn hab'!

Und iſt er nicht über den Fluthen zu ſehen,
So mußt du tiefer hinuntergehen;
Und wo er mag liegen und pflegen der Ruh',
Da breite dich über und deck' ihn mir zu.

Und ruft ihn ein Engel zum jüngſten Gerichte,
Da fühlt er das Tüchlein auf ſeinem Geſichte
Und merket in ſeinem erwachenden Sinn,
Wie treu ich im Tod' ihm geweſen bin.

Die Braut. (Mönkgut.)

Eine blaue Schürze haſt du mir gegeben,
Mutter, Schad' um's Färben, Mutter, Schad' um's Weben!
Morgen in der Frühe wird ſie bleich erſcheinen,
Will zu Nacht ſo lange Thränen auf ſie weinen.

Und wenn meine Thränen es nicht ſchaffen können,
Wie ſie immer ſtrömen, wie ſie immer brennen;
Wird mein Liebſter kommen und mir Waſſer bringen,
Wird ſich Meereswaſſer aus den Locken ringen:

Denn er liegt da unten in des Meeres Grunde,
Und wenn ihm die Wogen rauſchen dieſe Kunde,
Daß ich hier ſoll freien und ihm treulos werden;
Aus der Tiefe ſteigt er auf zur böſen Erden.

In die Kirche ſoll ich — nun, ich will ja kommen,
Will mich fromm geſellen zu den andern Frommen.
Laßt mich am Altare ſtill vorüberziehen,
Denn dort iſt mein Plätzchen, wo die Witwen knieen.

Vineta.

Aus des Meeres tiefem, tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der ſchönen alten Wunderſtadt.

In der Fluthen Schooß hinabgeſunken
Blieben unten ihre Trümmer ſtehn.
Ihre Zinnen laſſen goldne Funken
Wiederſcheinend auf dem Spiegel ſehn.

Und der Schiffer, der den Zauberſchimmer
Einmal ſah im hellen Abendroth,
Nach derſelben Stelle ſchifft er immer,
Ob auch rings umher die Klippe droht.

Aus des Herzens tiefem, tiefem Grunde
Klingt es mir, wie Glocken, dumpf und matt:
Ach, ſie geben wunderbare Kunde
Von der Liebe, die geliebt es hat.

Eine ſchöne Welt iſt da verſunken,
Ihre Trümmer blieben unten ſtehn,
Laſſen ſich als goldne Himmelsfunken
Oft im Spiegel meiner Träume ſehn.

Und dann möcht' ich tauchen in die Tiefen,
Mich verſenken in den Wiederſchein,
Und mir iſt als ob mich Engel riefen
In die alte Wunderſtadt herein.

Das Hünengrab.

Schon wieder hundert Jahre!
Ich darf aus meiner Gruft
Heraus die Blicke ſenden
Und ſchöpfen friſche Luft.

Die Luft ſo friſch wie immer,
Das Meer noch dunkelblau,
Die alten weißen Dünen,
Die junge grüne Au'!

Du, Menſch, nur immer kleiner,
Und größer ſtets dein Haus,
Die Gräber immer enger —
Wo denkſt du, Menſch, hinaus?

Die erſte Ruheſtätte
Für eine Spanne Zeit,
Die baueſt auf der Höhe
So prächtig und ſo weit;

Und läßt dein Grab dir graben
So eng, ſo kurz, ſo ſchmal
Dort zwiſchen dumpfen Mauern,
Im tief verſteckten Thal.

Dort mußt du lange wohnen,
Dort iſt dein rechtes Haus
Und darfſt aus dem nicht gehen
Auf Berg und Strand hinaus.

Schau' ich aus meinem Grabe,
Ich ſchaue weit umher
Den hohen blauen Himmel,
Die Küſten und das Meer,

Das Meer, das ich durchſchwommen
Mit meinem ſtarken Arm,
Den Strand, wo ich geſtanden
Jn meiner Feinde Schwarm.

Du guckſt aus deiner Grube
Jn Wuſt und Graus hinein,
Jn ſchwarze Föhrenſchatten,
Auf deinen Leichenſtein.

Der Adler auf Arkona.

Auf Arkonas Berge
Iſt ein Adlerhorſt,
Wo vom Schlag der Woge
Seine Spitze borſt.

Spitze deutſchen Landes,
Willſt ſein Bild du ſein?
Riſſ' und Spalten ſplittern
Deinen feſten Stein.

Adler, ſetz' dich oben
Auf den Felſenthron,
Deutſchen Landes Hüter,
Freier Wolkenſohn!

Schau hinaus nach Morgen,
Schau nach Mitternacht,
Schaue gegen Abend
Von der hohen Wacht!

Ließ der deutſche Kaiſer
Fliegen dich zugleich,
Als er brach in Stücke,
Ach, das deutſche Reich?

Hüte, deutſcher Adler,
Deutſches Volk und Land,
Deutſche Sitt' und Zunge,
Deutſche Stirn und Hand!

Anmerkungen.

Die Mewe.

Die intereſſante Erſcheinung aus der Thierwelt, welche dieſem Liede zum Grunde liegt, kann man am beſten in den Abendſtunden von dem waldigen Vorgebirge Granitzort oder Kiköver (d. h. Kucküber, nicht Kikufer, wie einige es falſch überſetzen) auf der Oſtküſte Rügens, zwiſchen dem Putbuſſiſchen und Mönkgut beobachten.

Der Feuerſtein.

In den berühmten Kalkfelſen der öſtlichen Halbinſel Rügens, Jasmund, von Saſſenitz bis Stubbenkammer, finden ſich ſehr häufig größere und kleinere ſchwarze Feuerſteine mit Kreide kandiet, die ſich wie Zuckerguß um den feſten Kern gelegt hat.

Eierſteine.

Runde oder eiförmige Steine, wie ſie vorzüglich unten an Strande der Kreidefelſen von Stubbenkammer von den Reiſenden geſucht werden, um ſie als Briefbeſchwerer zu gebrauchen.

Die Steine und das Herz.

Binnenwaſſer und Binnenſee nennt man das zwiſchen die Halbinſeln und Vorſprünge Rügens einſtrömende Meerwaſſer, oft ſehr ſchmal, und ſeicht bis zum Durchwaten.

Der Schiffer auf dem Feſtlande.

Die Ausfahrt zum Heringsfang iſt ein feſtlicher Tag für die Fiſcherdörfer.

Der Gang von Wittow nach Jasmund.

Wittow, die nördliche Halbinſel Rügens, eine fruchtbare Ebene und beſonders weizenreich, erhebt ſich nur in ihrem nordöſtlichen Vorgebirge Arkona. Mit Jasmund hängt ſie zuſammen durch die ſchmale Haide, einen langen unfruchtbaren Sandſtrich, der nicht breiter iſt, als daß man nicht an mehreren Stellen das Meer zu beiden Seiten des Weges ſehen und hören konnte. Dieſes hat den ganzen Strich mit Steinen überſäet, die es bei Stürmen auswirft.

Der Seehund.

Mönkgut, die ſüdöſtliche Halbinſel Rügens, merkwürdig durch ihre Bewohner, die ſich durch äußere Bildung, Mundart, Sitte und Tracht von den Rügianern auf das beſtimmteſte unterſcheiden und ſich auch nie mit dieſen durch Heirathen und Verſchwägerungen vermiſchen. Wahrſcheinlich bezeichnet der Name Mönkgut: Gut der Mönche, der ehemaligen Beſitzer dieſer Halbinſel, nämlich der Mönche von Kloſter Eldena bei Greifswald, welche ihren Grund und Boden mit deutſchen Anſiedlern bevölkerten. Daher der alte Zwieſpalt der ſlawiſchen Rügianer und der deutſchen Mönkguter. Alle Mönkguter ſind Fiſcher, Schiffer und beſonders tüchtige Lootſen. Wenn ein Seehund (Sahlhund) in ihre Netze bricht und die gefangenen Fiſche verzehrt, ſo rotten ſich alle männliche Bewohner des Dorfes zuſammen, und ehe ſie zum Angriffe abrudern, tanzen ſie am Strande im Kreiſe umher und ſingen dazu:

Hahl mi den Sahlhund ut'n Stromme to Lanne;
Hi hett mi all de Fiſch upfråten,
Hett mi't ganze Nett terråten;
Hahl mi den Sahlhund ut'n Stromme to Lanne.

Einkleidung.

Die Nationaltracht der Mönkguterinnen, größtentheils von ſchwarzem Stoffe und ehrbarer Steifheit, wird ihnen an einem beſtimmten Tage feierlich angezogen. Daher das Auffallende in dem ſchnellen Übergange des Kindes zur Jungfrau.

Bräutigamswahl.

Die Erbtöchter auf Mönkgut wählen oder wählten wenigſtens vor Jahren ſich ihren Bräutigam ſelbſt. Zu dieſem Behufe ward eine Schürze aus dem Fenſter des Hauſes der Heirathsluſtigen herausgehängt. Auf dieſes Zeichen zogen die jungen Burſche des Dorfes oder der ganzen Halbinſel vorüber, und die Erbtochter erſah ſich einen derſelben zu ihrem Eheherrn. Dieſem ſchickte ſie in der folgenden Nacht ein ſeidenes Tuch zum Pfande ihrer Wahl, die Annahme deſſelben war ſein Jawort.

Die Braut.

Die Bräute werden als ſolche durch eine blaue Schürze bezeichnet. Die Witwen ſitzen in der Kirche auf eigenen kleinen Schemeln niedergeduckt. Mehr über dieſes merkwürdige Völkchen ſ. in J. J. Grümbke's Darſtellung von Rügen. Berlin, 1819. 2 Th. S. 10 ff. und S. 66 ff.

Vineta.

Die Volksſage von der alten prächtigen Stadt Vineta, die zwiſchen Pommern und Rügen in das Meer geſunken ſein ſoll, iſt um ſo poetiſcher, je weniger das Daſein derſelben geſchichtlich zu erweiſen iſt. Die Schiffer hören die Glocken derſelben aus dem Grunde des Meeres heraufklingen, und das Wiederſcheinen ihrer Zinnen auf dem Waſſerſpiegel nennen ſie das Waſeln, eine nordiſche Fata Morgana.

Das Hünengrab.

Die Hünengräber auf Rügen liegen faſt alle auf den ſchönſten, höchſten, weit umſchauenden Plätzen. Daher vielleicht die Sage, daß jene Gräber ſich alle hundert Jahre einmal öffnen, um ihre Inhaber in die freie Welt hinaus ſchauen zu laſſen.

Der Adler auf Arkona.

Arkona, Wittow's Vorgebirge, die nördlichſte Spitze des deutſchen Vaterlandes.

Lieder

aus

Franzensbad

bei Eger.

Auf der Höhe von Schönberg.

Berge ſchauen über Berge,
Aus den Tannen ſteigt der Schnee,
Weiße Wolken ziehn wie Schwäne
Durch des Äthers blauen See.

Und die Felſenwarten ſtrecken
Spitze Thürme himmelan,
Jede Wolke ſpöttiſch fragend,
Ob ſie weiter ſehen kann.

Sehnſucht, regſt du deine Flügel
Um mich her mit ſtarkem Schlag?
Ach, durch meinen Buſen zittern
Ihre Schauer leiſe nach.

Aber zu dem großen Zuge,
Den der Sturm der Höhe lenkt,
Will mein Herz ſich nicht geſellen,
Wenn es ſeiner Liebe denkt.

Unten in dem Wieſengrunde
Sucht es einen ſtillen Ort;
Und des Bächleins Wellen tragen
Seine Grüß' und Seufzer fort.

In Schönberg.

Nicht auf die Höhe will ich ſteigen,
Nicht in die Ferne will ich ſehn:
Wie weit ſich ihm die Räume zeigen,
Es bleibt mein Herz erſchrocken ſtehn.

Wo Berg' und Nebel blau verſchwimmen,
Wie fern von mir, von dir wie fern!
So! hoch die müden Augen klimmen,
Sie reichen nicht an meinen Stern.

Mit andern Maße will ich meſſen
Der langen Trennung öden Raum;
Die Meilen hat das Herz vergeſſen
Und ruft nach dir in ſeinem Traum.

Da ſinken alle Berge nieder,
Die weiten Flächen ziehen ſich ein;
Du kömmſt, du gehſt, ich kehre wieder,
Und unſer Pfad iſt ſtill und klein.

Der Egerfluß.

Da fließt er in dem weichen Bette,
Mit Raſenborden eingefaßt,
Als ob er Luſt zu ſchlafen hätte
In jeder grünen Schattenraſt.

Des Ufers bunte Bilder liegen
Auf ſeinem Spiegel unbewegt.
Die Blätter, die hernieder fliegen,
Hab' Acht, ob er ſie weiter trägt.

So magſt du ſeinen Gang belauſchen,
Woher er kömmt, wohin er will;
Und hört dein Ohr ein leiſes Rauſchen;
Die Wipfel ſind's, der Fluß iſt ſtill.

O wandle durch das ſteile Leben
Dem tiefen Wieſenbache nach,
Und deines Herzens ſtarkes Streben
Regiere ruhig und gemach.

So wirſt du dich mit ihm ergießen
Und voll und eben in das Meer.
Laß nur voran den Brauſer ſchießen —
Vor ſeiner Mündung iſt er leer.

Der Gießbach bei Seeberg.

Alle Felſen will er zerbrechen,
Und er zerbricht und zerſchäumet nur ſich.
Von Klippe zu Klippe
Springt er mit Brauſen,
Spritzend und ſprudelnd,
Als hätt' er Meere
So zu vergeuden.

Und unten im Thale,
Wo iſt er geblieben?
Im Sande ſchleicht er
Matt und verſchmachtend,
Und die Berge
Stehn und ſchauen
Stolz und höhnend
Auf ihn nieder.

Oder meinen ſie dich,
Erdenſöhnchen,
Das wie der Gießbach
Stürmet und ſtürzet und brauſet durch's Leben?

Am Brunnen.

Sie ſchreiten fremd an mir vorbei,
Ich frage keinen, wer er ſei;
Wir wandeln auf und wandeln nieder
Und ſehn vielleicht uns nimmer wieder;

Und ziehen dennoch allzumal
Nach einem Ziel in Luſt und Qual,
Dem Erdenquell, dem ewig vollen,
Aus dem das Heil wir trinken wollen.

Aus einem Borne ſchöpfen wir,
Ein Tempel über dir und mir.
Laß Hand in Hand uns hier verbinden:
Am Himmelsquell auf Wiederfinden!

Ebendaſelbſt.

Ich trink' alle Morgen zehn Becher leer
Mit hundert Leuten und mehr und mehr.
Zehn Tage trinken wir ſchon vereint,
Und keiner weiß, wie's der andre meint.

Sie trinken und ziehen ein ſaures Geſicht,
Sie gucken mich an und verändern es nicht.
O Waſſer, iſt das die Wunderkraft,
Die allen Leiden Geneſung ſchafft?

Ich wollt', in dem Sprudel flöſſe Wein
Und es ſchöpfte die ſchönſte der Nymphen ein:
Beim erſten Becher entflöh' der Harm,
Beim zweiten wären wir wohl und warm.

Brunnenmetamorphoſe.

O Wunder! Wie die kalten Erdenquellen
Von heißer Glut durchdrungen überſchwellen!
Ich trinke, Feuer fließt durch meine Glieder
Und meinen Becher ſetz' ich ſtaunend nieder.

Ich ahn' es wohl! Es ſind die Wunderlippen,
Die heut zuerſt aus dieſem Sprudel nippen;
Sie haben ihm den Erdenſtoff genommen
Und ihn mit ihrer Himmelskraft durchglommen.

So will ich trinken und nicht mehr mich härmen,
Ob mich das Waſſer kühlen mag, ob wärmen,
Und vorbereitend mich der Quelle nahen,
Aus der die Brunnen jetzt ihr Heil empfahen.

Karlsbad in Franzensbad.

Aus Karlsbad haſt du Karlsbad mitgebracht
Und unſre kühlen Quellen heiß gemacht.
Wo wird nun Heil für meine Glut gefunden?
Nach Karlsbad will ich gehn, um zu geſunden.

Da hat der Schmerz den Sprudel abgekühlt,
Seit er nicht mehr die holden Lippen fühlt,
Von deren Kuß er höher brauſend ſchäumte:
Nun ſchläft er ſtill, als ob von dir er träumte.

Die Buße des Weintrinkers.

Das Waſſer hab' ich oft geſcholten,
Nun wird es grauſam mir vergolten.
Ich muß es trinken nicht allein,
Ich möchte ſelber Waſſer ſein:
Im Becher deinen Mund zu fühlen,
Im Bad' um deine Bruſt zu ſpülen;
Und würd' ich Waſſer, — ach, wer weiß,
Dir wär's als Trunk und Bad zu heiß!

Im Bade.

Kaltes über kaltes Waſſer gieß' ich in das Bad hinein,
Es verdampft, wie eingeſogen von der Wanne heißem Stein;
Und er kann den Brand nicht ſtillen in der Fluth, die ihn umſpült,
Seit er einmal ihres Leibes vollen Flammendruck gefühlt.

Ach, in dieſem Feuerſprudel ſoll ich baden meine Bruſt?
Kühlung ſuch' ich in dem Waſſer, und es glüht von Liebesluſt.
Herz, wo willſt du hin dich retten? Werde Waſſer, werde Stein,
Auch im Stein' und Waſſer zündet ſie der Liebe ſüße Pein.

Die neue Quelle.

Von Quell zu Quell ſo zieh' ich hin und her
Und finde hier und dort mein Heil nicht mehr,
Du biſt die Nymphe, die in Purpurſchalen
Den Wundertrank bewahrt für meine Qualen.

O laß ihn bald aus deinem Herzen ſpringen
Und voll zu ſeiner ſüßen Mündung dringen!
Den Becher werf' ich weg; mit meinen Lippen
Will ich des Sprudels erſte Perle nippen.

Auf einem Zettel in der Badeſtube.

Hier liege, glückliches Papier,
Bis die Geliebte blickt nach dir,
Und rollt dich auf, und lieſt und lacht,
Und denkt: Wer hat mir das gemacht?

Sie hebt dich auf, ſie ſteckt dich ein,
Sie wirft dich weg, es könnte ſein:
Dann lieg' am Boden ſtill und ſtumm
Und rühr dich nicht und ſieh dich um;

Und ſieh was ich nicht denken kann
Mit unverwandten Blicken an:
Sie fühlt bei dir ſich nicht belauſcht,
Die Hülle ſinkt, das Waſſer rauſcht.

O fliege, glückliches Papier,
O fliege dann zurück zu mir;
Was ich gedacht, dir ward's vertraut,
Vertraue mir, was du geſchaut.

An die Ungünſtigen.

Auf dem friſch gefüllten Glaſe
Siehſt du Silberperlen ſtehn.
Trink, die leere Waſſerblaſe
Wird am Munde dir zergehn:

Alſo ſpielen Liebesträume
Perlend in des Dichters Bruſt;
Seine Leiden ſind nur Schäume,
Und ſein Lied iſt ſeine Luſt.

Die
ſchöne Kellnerin von Bacharach
und ihre Gäſte.

Die ſchlanke Kellnerin und die ſchlanken Flaſchen.

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Blank und ſchlank ſind deine Flaſchen,
Blanker, ſchlanker iſt dein Leib:
Laß mich trinken, laß mich naſchen
Sorgenbann und Leidvertreib!

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Zum Umſpannen iſt dein Mieder
Mit vier Finger ohn' Beſchwer:
Fülle mir den Schoppen wieder!
Mit vier Zügen iſt er leer.

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Schlanke Leibchen hab' ich gerne,
Aber ſchlanke Flaſchen nicht:
Dank dem durſtig heißen Sterne,
Unter dem ich trat an's Licht.

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Fodr' ich doch den ſchlankſten Schoppen;
Sage nicht, ich ſei ein Thor:
Denn er zaubert, mich zu foppen,
Deinen ſchlanken Leib mir vor.

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Schlanke Flaſchen dir behagen,
Ob ihr Glas auch leicht zerbricht:
Schlanke Leibchen, laß dir ſagen,
Knacken wohl, doch brechen nicht.

Blanke, ſchlanke Kellnerin,
Wohl bekomm' es deinen Kannen,
Daß ſo ſchnell mein Schoppen leer!
Darf ich deinen Leib umſpannen,
Meſſ' ich keine Flaſche mehr.

Das Röschen.

Du kleine junge Kellnerin,
Warum ſo gar verlegen?
Wer ſchüttet doch den Wein dahin
Um eines Kuſſes wegen?
Komm, daß der Alt' es nur nicht ſeh',
Ich will es auf mich nehmen.
Schenk ein, Geſichtchen in die Höh'!
Ich büße dir das Schämen.

Du ſchaueſt in das Glas hinein
Mit purpurrothen Wangen,
Da ſchwimmt hoch oben auf dem Wein
Ein Röschen unbefangen;
Und ſieh, ich küſſ' es wie ich will,
Bis es herabgeſunken:
Halt, Röschen, auf der Wange ſtill!
Der Wein iſt ausgetrunken.

Übergegoſſen.

Du haſt den Becher mir zu voll gegoſſen,
Und auf die Hand iſt dir der Wein gefloſſen:
Trink' ab, trink' ab mit deinen rothen Lippen!
Ich will von deiner Hand die Tropfen nippen.

Und um des Bechers Rand ſuch' ich die Stelle,
Wo du geküßt die goldbeſchäumte Welle:
So will ich deines Mundes Küſſe küſſen,
Bis du den Mund mir ſelbſt wirſt reichen müſſen.

Und wenn dein Herz es meint mit dieſem Zecher,
So wie der Krug es meint mit ſeinem Becher,
Nur zu, nur zu, und laß es überfließen!
So wirſt du meiner Liebe Keim begießen.

Die Kellnerin und die Sterne.

Des Himmels Sterne gehen auf und unter,
Und deine Augen leuchten immer munter,
Vom frühen Morgen bis zur ſpäten Nacht:
Das hat die Sterne böſ' auf dich gemacht.

Sie wollen einen alten Mann dir geben,
Auf daß du lerneſt nach den Stunden leben
Und ſchlafen in der Nacht, wie ſich's gehört,
Wenn keiner dich in deiner Ruhe ſtört.

Der Kirchgang.

Will ich in die Kirche gehn,
Bleib' ich bei dem Keller ſtehn:
Zugeſchloſſen iſt ſein Thor,
Aber ſieh, wer ſitzt davor?

Zu der ſchönen Kellnerin
Setz' ich auf die Bank mich hin:
Darf ſie ſchenken keinen Wein;
Darf ſie doch mir freundlich ſein.

Kind, ein freundliches Geſicht
Iſt ja keine Sünde nicht:
Kann ich ſitzen fromm bei dir,
Iſt's wie in der Kirche hier.

Von der Kirche ſprech' ich auch,
Will es ſo des Sonntags Brauch,
Von dem heiligen Altar,
Von dem grünbekränzten Haar.

Sitze ſtill! Wer weiß, wie weit
Von uns beiden iſt die Zeit,
Wo uns Gott der Herr beſcheert,
Was uns beſſer beten lehrt.

Der letzte Gaſt.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus;
Komm, leuchte mir zur Thür hinaus,
Und bieten wir uns gute Ruh',
So gieb mir einen Kuß dazu.

Du ſchenkteſt heut mir trüben Wein
In meinen letzten Becher ein:
Ich ſchalt dich nicht und trank ihn aus:
Ich war ja letzter Gaſt im Haus.

Mir gegenüber ſaßeſt du,
Es fielen dir die Augen zu;
Ich dacht': Sie wünſcht dich wohl hinaus,
Du biſt der letzte Gaſt im Haus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus;
Der ſchöne friſche Roſenſtrauß,
Den ich dir gab beim erſten Glas,
Hängt dir am Buſen welk und blaß.

Nun gute Nacht! Nun gute Ruh'!
Und morgen früh wann öffneſt du?
Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Und eh' es dämmert, wandr' ich aus.

Ich bin der letzte Gaſt im Haus,
Den letzten Tropfen trink' ich aus;
Setz' mir mein grünes Glas beiſeit:
Zerbräch's ein andrer, thät' mir's leid.

Was iſt Schuld daran?

Du haſt zum Trinker mich gemacht,
Du ſchöne Kellnerin!
Ei, ei, wer hätte das gedacht,
Da ich ſo jung noch bin?

Und klag' ich an den ſüßen Wein,
Den ſie in's Glas mir gießt?—
So klag' ich an den Vater Rhein,
Bei dem die Rebe ſprießt.

So klag' ich an den Sonnenſtrahl,
Thau, Regen, Luft und Wind,
Die doch auf Erden allzumal
Des Himmels Gaben ſind.

Und klag' ich an ihr Schelmgeſicht,
Ihr blaues Augenpaar,
Ihr Mündchen, das auch ſchweigend ſpricht,
Ihr goldnes Flechtenhaar? —

Sie hat ja ihren ſchönen Leib
Sich ſelber nicht gemacht,
Und in dem Grabe liegt das Weib,
Das ſie zur Welt gebracht.

Wer ſtellt die Todten vor Gericht
Und ſtört des Grabes Ruh'?
Kind, nimm es dir zu Herzen nicht
Und ſchenk' nur immer zu!

Der Waſſermann.

Wenn das Waſſer draußen
Von den Scheiben rinnt,
Gieß mir Wein hier innen
In das Glas geſchwind!

Iſt das Wetter trübe,
Hell iſt doch der Wein,
Hell des Mädchens Auge,
Das ihn ſchenket ein.

Herrſchet denn am Himmel
Heut der Waſſermann?
Kellnerin, ſo lege
Gleich die Laden an.

Gar zu grieſegrämlich
Schauet er herein,
Möchte ſeinen Regen
Gießen in den Wein.

Sieh nur nach dem Kruge,
Schöne Kellnerin,
Daß er nicht für deinen
Seinen ſtelle hin!

Verſprochen und zerbrochen.

Wie manches Glas bezahl' ich hier
Und hab' es nicht zerbrochen!
Auch nicht ein Küßchen giebſt du mir
Und haſt ſo viel verſprochen.

Und küſſeſt du mich heute nicht,
Will ich bis morgen zechen;
Und wenn mir die Geduld zerbricht,
Mag auch ein Krug zerbrechen.

Die Trophäen des Trinkers.

So hab' ich endlich ihn bezwungen,
Den Knaben, der die Welt bezwingt!
Ich habe müde mich gerungen,
Drum, Brüder, kommt zu mir und trinkt!

Er griff mich an in dieſem Keller
Und ſtieß an's Glas mir ohne Scham,
Als eben meinen leeren Teller
Die Kellnerin vom Tiſche nahm.

Der Schaum beſpritzte mir die Naſe,
Und ſolch ein Nießen kam mich an,
Daß aus dem übervollen Glaſe
Der Wein mir in den Ärmel rann.

Er lachte hinter meinem Stuhle,
Da ſprang ich auf und faßt' ihn baß,
Und leicht, wie eine Federſpule,
Warf ich ihn nieder auf ein Faß.

Da lag er ohne ſich zu regen
Und ſchrie und ſchluchzte jämmerlich;
Ich ließ mein gutes Herz bewegen,
Und ſprach zu ihm: So trolle dich!

Doch ſeht, was ich ihm abgenommen,
Eh' ich ihn aus der Thüre ließ!
Nun mag er immer wiederkommen,
Der Ritter ohne Schild und Spieß!

Zum erſten ſeine Augenbinde,
Die dient mir jetzt zum Tellertuch,
Und, wenn ich abgenutzt ſie finde,
Für einen Spund zum Überzug.

Mit ſeinen ſcharf geſpitzten Pfeilen
Da bohr' ich meine Fäſſer an,
Vielleicht, daß ich ſie auch zuweilen
Als Pfropfenzieher brauchen kann.

Und ſeine Fackel ſoll mir leuchten
In ſchwarzer Nacht aus jedem Schmaus,
Wenn mir der Weg zu glatt will däuchten,
Und ſich im Wirbel dreht mein Haus.

Berenice.

Ein erotiſcher Spazirgang

Der neue Dädalus.

In dem goldnen Labyrinthe deiner Locken eingefangen,
Hab' ich meine müde Freiheit in den Schlingen aufgehangen.
Denn wie ſollt' ich es verſuchen, aus den holden Irrgewinden,
Die ſich um mein Herz geringelt, wieder mich heraus zu finden?
Könnt' ich auch aus Wachs mir Flügel, wie ein Dädalus, bereiten;
Ach, ich würde doch ſie beide nur nach deiner Sonne breiten,
Bis die Federn mir zerſchmölzen an der Glut der nahen Strahlen,
Und ich ſänk' aus meinem Himmel in das ſchwarze Meer der Qualen.

Locken und Gedanken.

Wie meines Herzens ſelige Gedanken
Sich um dein Bild in banger Wonne ranken,
So ſeh' ich wie mit ihren goldnen Ringen
Die Locken Stirn und Nacken dir umſchlingen.
Du ſchüttelſt mit dem Kopf, und ſchüchtern fliegen
Zurück die Locken, die am ſchönſten liegen.

Überall und nirgends.

Um dein Bild mir abzuwehren,
Bin ich auf das Feld gegangen:
Ach, da ſah' ich goldne Ähren
Auf den Pfad herüberhangen!
Ach, da ſah' ich goldne Ranken
Sich um weiße Stämme ſchlingen!
Ach, da flogen die Gedanken
Heim zu deinen Lockenringen!

Goldprobe.

Wie das ſtolze Gold auf Erden nun in ſeinem Preiſe fällt,
Seit mit ihm die neue Probe Amors Richterauge hält!
Wirf es weg als falſche Münze, ſei es wichtig oder leicht,
Wenn es nicht in Farb' und Glanze ihren Lockenringen gleicht!

Gold auf Gold.

Was will der goldne Reif in deinem Haar?
O ſieh' er möchte ſich ſo gern verſtecken
Und ſich mit deinem Golde überdecken,
Denn ſeines iſt nicht halb ſo licht ſo klar.
Mit feinem Gold wird grobes überzogen:
So zieh' dein Haar um dieſen armen Bogen.

Amor ein Seiler.

Amor iſt ein Seiler worden,
Drehet Seile, Schnür' und Ketten
Aus den ſammetweichen Fäden
Deiner goldnen Lockenkrone.
Und ſo groß ſind ſeine Künſte,
Daß er aus den kleinen, feinen,
Dünnen, zarten Ringelhärchen
Diamantenfeſte Bande
Für die armen Herzen windet.
Und in Hunderten zuſammen
Schnürt er ſie mit einem Seile,
Hängt ſie dann vor Schlafengehen
An den Riegel deiner Kammer,
An des Ladens Schraubenſpitze,
Und die frömmſten jeden Sonntag
An das Kreuz auf deinem Buſen.

Der Haarkräusler.

Ein Grübchen deiner Wangen
Erſah' ſich einſt zum Lager
Der kleine Gott der Liebe.
Daß er heraus nicht fiele,
So ſchlank er um den Nacken
Die Schultern und den Köcher
Sich deines Haares Bande.
Davon ſind ſie bis heute
Geringelt noch geblieben.

Das einzige Mittel.

Willſt du, meine Augen ſollen nicht nach deinen Locken ſehen:
Mußt du ſelber ſie zuſammen mir mit ihrem Haare nähen.

Goldperlen.

Trübe Regentropfen fielen draußen in dein Lockenhaar:
Schüttle ſie mir in die Hände, Perlen ſind es goldenklar.

Die Nachtigall.

Die Nachtigall ſelbſt ſchreiet in der Schlinge,
Und ich in deiner Locken Schlinge ſinge:
So laß mich frommen Vogel ruhig hängen!
Ich werde ja kein Härchen dir zerſprengen.

Der Stoff ihres Haares.

Sag', woraus ihr Wunderhaar geſponnen?
Aus dem reinſten Morgengold der Sonnen;
Und damit der Glanz des Himmels tauge
Für der Erdenkinder blödes Auge,
Hat beim Spinnen es getaucht die Liebe
In die Thränen ihrer ſüßen Triebe.

Die Stärke ihres Haares.

Wie die Fädchen deiner Locken ſind ſo weich, ſo dünn, ſo fein!
Und ſie ziehen in den Himmel doch mein ſchweres Herz hinein.

Nachgefühl.

Wie das Meer noch brauſt am Morgen, wenn zu Nacht ein Sturm geweht,
Wie ihr lange nach dem Regen noch die Blume zittern ſeht;
Alſo wogt es ganze Tage mir im Herzen tief und hoch,
Wenn mir deine Lock' im Traume ſtreifend um den Buſen flog.

Das Verſteck der Liebesgötter.

Kleine Liebesgötter ſitzen
Dir in jedem Lockenringe,
Und aus dieſem Hinterhalte
Schießen ſie nach mir mit Pfeilen.
Pfeile ſind die goldnen Strahlen,
Die aus deinen Haaren leuchten,
Und ſie legen ſie zum Zielen
Auf die Bogen deiner Augen.

Der Mond.

Mond, du kannſt durch's offne Fenſter in die kleine Kammer ſehen,
Wo ſie flicht die goldnen Locken, und du bleibſt in Wolken ſtehen?
„Engel ſind zu mir gekommen, und daß keiner mög' entdecken,
Wo ſie hin die Blicke richten, müſſen Wolken ſie verſtecken.“

Gefahr der Erlöſung.

Roſen, ihrem Haar entriſſen, wollen nicht mehr blühen,
Funkenwürmchen, ihm entflogen, können nicht mehr glühen:
Und, mein armes Herz, du ſollteſt dich zu löſen wagen?
Nur nach ihrer Locken Wallen kannſt du hier noch ſchlagen.

Die bewegte Luft.

Iſt's ein Wunder, daß die Luft nie bei uns kann ruhig werden?
Daß die Winde nimmermehr auf ſich ſchwingen von der Erden?
Wißt, ſo lange dieſe Locken ihnen ſind vergönnt zum Spiel,
Finden ſie bei Nacht und Tage nimmer ihres Wehens Ziel.

Roſen und Roſenöl.

Alle Morgen weht der Wind Roſenblätter von den Zweigen,
Und ſie ſchwimmen auf dem See, ſich als Lettern dir zu zeigen.
Sag', verſtehſt du ihre Schrift? — Laßt uns unſre Roſen pflücken
Und daraus das Balſamöl reiner Liebeswonne drücken.
In der Wacht der ſtrengen Dornen, ſieh', wie lange blühen wir?
Tauch' in Roſenöl die Locke, und ſie duftet ewig dir.

Die Verlobung.

Wenn ein goldner Ring am Finger ewig kann die Liebe binden:
Goldne Locken, warum wollt ihr tauſend um das Herz mir winden?
Mädchen, mit ſo vielen Ringen haſt du dich verlobt an mich:
Laß es dich nicht mehr verdrießen, nenn' ich nun die Meine dich.

Amors Scheere.

Amor ſchleicht mit einer Scheere
Um dein Lockenhaupt verſtohlen.
Nimm in Acht dich vor dem Gotte,
Denn er will das Haar dir ſcheeren,
Weil er ſieht, daß alle Herzen
Nur in deinen Locken hängen.
Will er für ein andres Plätzchen
Auch einmal ein Herzchen haben,
Muß er es aus deinen Locken
Erſt mit Liſt und Mühe löſen.

Perlen.

Wenn in ſeinen tiefen Gründen aufgewühlt ſich trübt das Meer,
Wirft es helle weiße Perlen über ſeinen Strand umher:
Wenn die Liebe wühlt im Herzen und die Augen trübe macht,
Fallen dieſe heitern Lieder aus dem Mund mir unbedacht.

Vaterländiſches.

Morgengruß aus Luiſium *).

Im Mai 1826.

Nicht mit goldnen Ehrenketten in den Käſicht enger Gunſt
Hat mein Fürſt mich eingeſchloſſen und verzogen meine Kunſt.
In des Landes ſchönſtem Garten gab er mir ein grünes Haus,
Und ich ſinge meine Lieder frei in freie Luft hinaus.

---

*) Ein herzoglicher Garten bei Deſſau, in welchem der Dichter im Sommer 1826 der Gnade ſeines Fürſten eine ſchöne Wohnung verdankte.

Nachtigall im Neſte drüben, die du flöteſt Tag und Nacht,
Lobſt du deines Gottes Güte, der den Baum dir hat gemacht?
Alſo lob' ich meinen Fürſten, und er wird den Klang verſtehn,
Wann der Hirſch im tiefen Forſte ſeinem Schützentritte lauſcht,
Und mit hochgeſträubten Borſten durch das Schilf der Eber rauſcht.
Ja, dann ſchall' ihm friſch entgegen, Morgengruß aus voller Bruſt,
Und er fühle meine Liebe in dem Klange meiner Luſt.
Solch ein Lied iſt ſeiner würdig. Lied und Lieb' iſt froh und frei.
Heil dir, Fürſt! zu deinem Lobe brauchſt du keinen Papagei.

Der Roſenſtrauch *).

Es ſteht ein junger Roſenſtrauch
In einem kleinen Garten.
Die Engel kommen in der Nacht,
Des Strauches treu zu warten:
Sie waſchen ihn mit Himmelsthau,
Sie putzen ſeine Blätter,
Sie weihen mit geheimer Kraft
Ihn gegen Wind und Wetter.

---

*) In Luiſium ſteht ein Roſenſtrauch, welchen die früh vollendete Prinzeſſin Auguſte, Tochter Sr. Durchlaucht des Herzogs Leopold Friedrich und J. K. Hoheit der Herzogin Friederike, geb. Prinzeſſin von Preußen, kurz vor ihrem Tode gepflanzt hat.

Wer hat euch Gärtner hergeſandt?
Ein Kindlein, das wir lieben,
Hat einſt das Sträuchlein hier gepflanzt,
Iſt dort ihm treu geblieben:
Das Kindlein hat der Herr gepflückt,
Das Sträuchlein ließ er ſtehen;
Drum ſendet uns das liebe Kind,
Nach ſeinem Strauch zu ſehen.

Als eine Roſe blüht es jezt
In Gottes großem Kranze,
Und gäb' uns gern das ſchönſte Licht
Von ſeinem Himmelsglanze,
Damit wir dieſe Roſen hier
So überirdiſch mahlten,
Daß in der Mutter feuchtem Blick
Sein Bild ſie wiederſtrahlten.

Zur Einweihung eines Brüdertempels.

In eines neuen Tempels Hallen
Tritt feiernd ein der Brüder Schar:
So laßt das erſte Lied erſchallen
Dem Gott, der ſein wird, iſt und war.
Der alte Bau war ihm geweiht,
So ſegn' er auch den neuen heut!

Ihn bannet keine heilge Stätte,
Er waltet durch die weite Welt;
Es fehlt ſein Arm in keiner Kette,
Die Liebe knüpft und Liebe hält;
Er iſt auch hier in unſrer Schar,
Der Gott, der ſein wird, iſt und war;

Der Gott der Liebe, deſſen Tempel
Der Menſch in ſeinem Buſen trägt,
Der Meiſter, der der Liebe Stempel
Dem Weltenbau hat eingeprägt,
Er, der mit Schönheit, Weisheit, Kraft
Geſchaffen hat und ewig ſchafft.

O großer Bauherr, lehr' uns richten
Auch unſern Bau nach deinem Geiſt!
Dann wird die Macht ihn nicht vernichten,
Die Babels Mauern niederreißt:
Was Hände bauen, ſtürzt die Zeit,
Wir bauen für die Ewigkeit.

Wir bauen nicht auf Erdengrunde
in Werk aus Mörtel, Sand und Stein;
n unſers eignen Buſens Runde
oll unſers Tempels Stätte ſein:
ir bauen in uns fort und fort
er Menſchheit Bau mit That und Wort.

Und ſoll der Bau in uns gedeihen,
o laſſet uns nicht müßig gehen;
ir müſſen all' uns einem weihen,
oll allen dieſes ein' erſtehn:
e Eintracht der vereinten Kraft,
e iſt es, die das Werk erſchafft.

So haltet treu und feſt, ihr Glieder
r Kette, ſo die Welt umkreiſt!
n Wort verſammelt alle Brüder,
d alle Herzen regt ein Geiſt,
r Geiſt der Schönheit, Weisheit, Kraft,
r ſchaffen wird und ſchuf und ſchafft.

Wohlauf, ihr rüſtigen Genoſſen,
Auf, daß der Tempel ſteig' empor!
Und iſt der große Bau geſchloſſen,
So öffnen wir das heilge Thor,
Und alle Menſchen treten ein,
Und alle ſollen Brüder ſein!

Bei Überreichung eines ſilbernen Bechers an einen Jubellehrer *).

Wir bringen dir zur Jubelfeier
Den erſten vollen Becher dar.
Heil dir, du Guter, du Getreuer,
Im ehrenreichen Silberhaar!
So trink' und laß den Trank dir ſagen
Und unſrer Gläſer hellen Klang,
Wie rein und warm die Herzen ſchlagen
Ringsum für dich in Lied und Dank!

Schau' um dich in der Tafelrunde!
Erkennſt du deine Schule nicht?
Die Väter, die aus deinem Munde
Geſchöpft der jungen Weisheit Licht,

---

*) Herr Bornemann, Lehrer an der herzoglichen Hauptſchule zu Deſſau.

Sie, deren Kinder du empfangen
In deiner treuen Lehre Hut:
Wer frägt ſie wohl, welch ein Verlangen
Sie vor den Lehrer wieder lud?

Aus ihren Augen ſtrahlt es allen,
Was ſie vereint, was ſie bewegt;
Laß dir das Opfer wohlgefallen,
Das jeder dir entgegenträgt!
Und wie man an dem Erntefeſte
Dem Säer reicht das volle Glas,
So weihen dir die Jubelgäſte
Im Silberkelch das goldne Naß.

Du biſt dem Säer zu vergleichen,
Der funfzig Jahre lang geſät
Auf vielen Äckern, harten, weichen,
Mit Luſt und Plage, früh und ſpät.
Und langſam reifen dieſe Saaten,
Der Säer ſchmeckt die Früchte nicht;
Es fragt die Welt nach lauten Thaten,
Und ſtille ſchafft des Lehrers Pflicht.

Sein Erntetag iſt nicht hienieden,
Gott ſammelt ihm die Ähren ein:
Die Arbeit, die ihm hier beſchieden,
Wird dort das Maß des Lohnes ſein.
Und gehſt du dieſem Ziel entgegen,
Geh langſam auf dem ſchönſten Pfad
Und ahn' im kleinen Erdenſegen
Die Himmelsernte deiner Saat.

Abendgeſang zu demſelben Jubelfeſte.

Der Tag entweicht, das Feſt verklingt,
Die Liebe glüht und wacht,
Und in der dunkeln Stille ſingt
Sie dir noch gute Nacht.

Du haſt ſie wohl verdient die Ruh':
Wer hat ſo treu geſchafft
Mit unverdroßnem Muth, wie du,
Mit unerſchöpfter Kraft?

Auf ſeinem Lorbeer ſchläft der Held:
Wo iſt dein Ehrenkranz?
Du ſahſt ihn heut um dich geſtellt
In jungem Lenzensglanz.

Dein Ehrenkranz, das iſt die Schar
Der Schüler rund umher;
Der welkt nicht, wie ein Kranz im Haar,
Wird nie von Blüten leer.

Die Blüthen wachſen fort und fort
In jeder Jahreszeit,
Und tragen Frucht von Ort zu Ort
Bis in die Ewigkeit.

Heil, den ein Kranz, wie dieſer, ſchmückt,
Heil, treuer Lehrer, dir!
Und trage lange noch beglückt
Die ſchöne Ehrenzier!

Prolog,

geſprochen bei der Eröffnung des Geſellſchaftstheaters im herzoglichen Schloſſe zu Deſſau, den 1. Januar 1827.

Wenn aller Anfang ſchwer iſt, wie es heißt
Im alten Sprichwort — und kein Sprichwort lügt —
So iſt der Anfang unſers Spieles heute
Fürwahr vor jedem ſchweren Anfang ſchwer;
Denn mit dem Anfang eines neuen Jahres,
Dem vielverheißenden, dem jeder gern
Das Schönſte aus dem ganzen reichen Kranze
Der Zukunft reißen möchte, als ein Pfand,
Daß Tag auf Tag ihm ſo gewogen bleibe:
Mit ſolchem großen Anfang fangen wir
Ein kleines Spiel auf dieſen Brettern an.

Ein kleines Spiel — und doch in einem groß;
Verklärt im Lichte Deiner hellen Gnade,
Huldreiches Fürſtenpaar, du, deſſen Wink
In dieſen hohen Hallen uns verſammelt,
Und jeden zu Thalias Liebling weiht,
Dem es gelingt, im Bilderſpiel der Bühne
Das Leben, das dem Höchſten auch und Beſten
Nicht immer ſeine heitre Stirne zeigt,
Mit leichtem Scherze bunt zu überweben.

Darum, ob Zeit und Ort uns ſchüchtern macht,
Wenn wir ermeſſen unſrer Kräfte Ziel,
Das kurz geſteckte und doch kaum erreichte:
So ziehen, zu beflügeln unſer Werk,
Wir Troſt und Muth aus jener Gnade Strahlen,
Die, wie die Sonn' in ihrer Majeſtät,
Das Veilchen auch, das bang verhüllte Blümchen,
Aufbrechen heißt und duften mit den andern.

Wir bringen Neues mit dem neuen Jahr,
Und Gutes, Fröhliches, Beglückendes,

Wie es die heitre Muſe wechſelnd beut.
Denn jene mit dem Dolch, dem blutbefleckten,
Ward nicht auf dieſe Bretter eingeladen.
Sie ſpiele draußen auf der großen Bühne
Der Welt ihr endlos großes Trauerſpiel.
Wir bringen jedem, was er wünſcht und hofft,
Und machen alles durch das Ende gut.
Der Liebe Hände werden hier vereint;
Der Freundſchaft Opfer krönen wir mit Segen
Die Ehe führen wir durch Wind und Wetter,
Die Grill' und Laun' am Horizont erregt,
Zum hellen Ziel, das Kind und Enkel kränzen.
Die ängſtigenden Räthſel löſen wir,
Wir klären auf des Irrthums Nebelbild,
Zerſtören die Gefahren, welche drohen,
Beſchwichtigen die blinde Leidenſchaft,
Belohnen jedes ſchweigende Verdienſt,
Und wo's zu ſtrafen gibt da ſtrafen wir
Mit leichter Hand den Sünder, wie den Narren.
O! daß das neue Jahr ſo Frohes doch,
Wie hinter dieſem Vorhang ſich bereitet,
Für euch in ſeiner Zukunft Schooß bewahrte!

Das Edelſte, das Höchſte und das Reinſte,
Die Gipfelblüte jedes Erdenglücks,
Für dich, geliebtes Fürſtenpaar, und ſie,
Die um dich ſchlingt mit heilig engen Ringen
Des Blutes Kette, die Jahrhunderte
Wie Hand in Hand, wie Herz an Herz verbindet.
Dann einer jeden auch der ſchönen Frauen,
Der weiſen Herren jedem, die zu ſchauen
Verſammelt ſind — von allem, was ſie ſchaun,
Das Leben ſelbſt erfreue ſie mit dem,
Was in des Lebens Spiegel ſie ergötzt!
Wir wiſſen nach Verdienſt nicht auszutheilen,
Ein jeder nehme, wie's ihm iſt gegönnt.

An Friedrich Schneider*).

Nach der Melodie: Laſſet die Freud' uns im Flug' erhaſchen.

Heißet den Meiſter der Töne willkommen
Hier in dem Port!
Rauſchende Fluten hat er durchſchwommen,
Rauſchende Fluten ſie riſſen uns fort;
Aber er lenkt' uns durch Klippen und Wogen
Hin zu dem ſeligen Friedensbogen.

---

*) Geſungen von einem Kreiſe ſeiner Freunde, nach der Aufführung ſeines neuen Oratoriums, die Sündflut, Deſſau, den 2. November 1824.

Wie auch die Flut unſres Lebens ſich thürme
Rings um die Bruſt!
Arche der Töne, durch Wirbel und Stürme
Schwebſt du darüber in himmliſcher Luſt;
Unter dir finſteres Wühlen und Toben,
Aber dein Steuerer ſchauet nach oben.

Heißet den Steuerer fröhlich willkommen
Hier bei dem Wein!
Pflanzte nicht Reben der Vater der Frommen
Du die gerettete Erde hinein?
Noa, gib Wein uns dem Meiſter zu Ehren,
Der dich gefeiert in mächtigen Chören!

Laſſet die ſchäumenden Becher erklingen
Unter Geſang!
Rüſtiges Leben und heiteres Ringen,
Stilles Genügen und rauſchender Dank
Sollen auf langen, grünenden Wegen
Kränzen den Meiſter mit himmliſchem Segen!

Die Monate.

Florenz, im September 1818.

An Ludwig Sigismund Ruhl.

Ich zog mit dir aus Romas heilgen Mauern,
Den Rücken jenen Fluren zugewendet,
Wo ſich der Himmel nimmer müde ſpendet
Mit ſeines Füllhorns friſchen Blumenſchauern.

Da faßte plötzlich dich ein heißes Trauern,
„Das über ihren Strom dir nachgeſendet
Die Stadt, der du, ich weiß nicht was, verpfändet;
Ich hörte deine Seufzer mit Bedauern.

Germania, mach' auf dich ohne Weilen,
Geſchmückt mit aller deiner Reize Waffen,
Den hart gefeiten Flüchtling zu begrüßen!

Heiß der zwölf Monde Schar voraus dir eilen,
Und was ein jeder Beſtes kann erſchaffen,
Leg' er als Angebind' ihm gern zu Füßen.

Januar.

Ich bringe dir in weißen, kalten Händen
Ein warmes Haus, erhellt von tauſend Kerzen,
Bewohnt von bunten Spielen, Tänzen, Scherzen,
Von Amoretten auch, die Pfeile ſenden.

Sie flattern auf und ab an allen Enden,
Die Jungfrau ſchaut beſorgt nach ihrem Herzen,
Die andre ſchon nach einem, der den Schmerzen
Der Wunde möchte ſüßen Balſam ſpenden.

Als hülfreich hab' ich immer dich erfunden,
Vor allem, wo es gilt den ſchwachen Schönen;
Drum, denk' ich, wird ſie nicht bis morgen klagen.

Bald ſind verrauſcht des Feſtes heiße Stunden,
Schon hör' ich Hufſchlag vor dem Thore dröhnen:
Reich' ihr den Arm und führe ſie zum Wagen!

Februar.

Erkennſt du mich in meinem bunten Kleide,
Mit meiner Pritſche, meinem Schellenhut,
Mit meinem unermüdlich krauſen Muth,
Voll Scherz und Rank, und Witz und Schadenfreude?

Doch zapft man hier, zu meinem großen Leide,
Mir jährlich ab ein Becken wildes Blut:
Humanitas meint es mit mir nicht gut,
Und ſchwärzt mich an mit unhumanem Neide.

Ich darf nicht mehr frei durch die Straße wandern,
In enge Säle ſchließen ſie mich ein
Und wollen gar, ich ſoll vernünftig ſein.

Wie thut mir's weh um dich vor allen andern!
Ich möchte gern dich römiſch luſtig ſehn,
Und müßt' ich ſelbſt dabei zu Grunde gehn.

März.

Mit einem Strauß von Blumen, die mit Schnee
Die kleinen weißen Kelche gern bedecken,
Möcht' ich, wie ſie, mich deinem Blick verſtecken,
Weil ich allein ſo ärmlich vor dir ſtehe.

Wohin ich auch nach beſſern Gaben ſpähe,
Nur Keim und Knoſpe find' ich aller Ecken;
Wohl möcht' ich Laub und Blüte dir erwecken,
Doch fürcht' ich ſehr, mein Hauch thät' ihnen wehe.

So nimm denn, was ich bringe, als zum Pfande
Der ſchönen Zeit, die ich nur darf verkünden,
Daher ſie mich den Mond der Hoffnung nennen;

Und wann der Wonnemond regiert im Lande,
Wirſt du Erfüllung auf den Fluren finden,
Und ungelöſcht ſoll dir kein Wunſch verbrennen.

April.

Leichtſinnig, launig, neckiſch, ausgelaſſen,
Wandl' ich in jeder Stunde Leib und Sinn:
Kaum weiß ich ſelbſt, wie ich beſchaffen bin,
Wie ſollen mich die fremden Leute faſſen?

Hier werf' ich einen Schneeball durch die Gaſſen,
Dort ſchweb' ich blau in jungen Düften hin,
Bald ſtreich' ich ſanft der Schönen weiches Kinn,
Bald ſagen ſie, ich wäre grob im Spaßen.

Gern wollt' ich dir noch vieles von mir ſagen,
Doch drückt mich des Sonettes enges Band,
Das mir die Muſe um den Mund geſchlagen.

Sie ſprach: Ich kenne dich als ungezogen,
Und jener Herr hat in dem welſchen Land
Der beſten Sitt' als Cavalier gepflogen.

Mai.

Ich möchte ſchweigend, Lieber, dich umfangen,
Gehüllt in ſüße, bange Dämmerungen;
Es wird ſo viel zu meinem Preis geſungen,
Daß mir die Luſt am Liede faſt vergangen.

Wärſt du ſo heiß von ſeligem Verlangen
Wie eine Lilie, deren weiße Zungen
Den langen Tag nach kühlem Troſt gerungen,
Bis daß ſie müd' und matt zur Erde hangen:

Komm her zu mir, ich gebe dir zu trinken,
So viel du magſt, mein treuer deutſcher Zecher,
Aus meinem bodenloſen Liebesbecher!

Siehſt du die hellen Thauestropfen blinken
Dort an den Lilien in der Morgenſonne?
Wie mäßig ſchaltet ihr mit meiner Wonne!

Juni.

Ich trag' ein Kleid von weichen Roſenherzen,
Ich ſchlaf' in einem Bett' von Roſenduft,
Bis mich der roſenrothe Morgen ruft,
Ein Stündlein in den Knospen zu verſcherzen

Der Mittag liebt ein herzlicheres Herzen,
Dringt heiß bis in des Kelches tiefſte Kluft:
Da fliegt manch Roſenblättchen durch die Luft,
Und ſeufzt von bittrer Luſt und ſüßen Schmerzen.

Der Abend kommt, den Blumen Troſt zu geben,
Die matt und blaß in ſeinem Thau ſich baden,
Bis allen ihren Zorn ſie ausgekühlt.

Behagt dir, Freund, dies rothe Roſenleben,
So ſei von mir auf morgen eingeladen,
Denn alle Tage wird ſolch Spiel geſpielt.

Juli.

Auf kühlen Bergen, an des Meeres Strande,
Iſt dir ein heitrer Gartenſitz bereitet,
Nicht allzu eng', auch nicht zu weit verbreitet:
Man liebt ſich einzuſchränken auf dem Lande.

Ein junger Quell im Bett von weichem Sande
Iſt zierlich durch die Gänge hingeleitet,
Bis er betrogen in ein Becken gleitet,
Das ihm verſteckt der Blumenhain am Rande.

Da muß er, eingezwängt in ſchlanker Säule,
Aufſteigen aus dem runden Marmormunde,
Und auf der Höhe ſich in Schaum zerſtäuben.

Das Moosbett winkt zu mittäglicher Weile:
Es ſchlummert alles, nur im klaren Grunde
Seh' ich die goldnen Fiſchlein Spiele treiben.

August.

Wann durch das Feld die blanken Senſen klingen,
Wann ſich die hohen goldnen Halme neigen,
Wann um den Ährenkranz in wilden Reigen
Die Schnitter mit den Schnitterinnen ſpringen:

Dann will ein' jeder um die Stirne ſchlingen
Ein buntes Band, und ſich als Mäher zeigen;
Wer iſt ſo arm, daß er ſich nicht zu eigen
Ein Saatenfeld und Samen könnt' erringen?

Die Hoffnung pflügt für alle das Geſilde,
Und flinke Wünſche ſtreun mit vollen Händen
Die Körner in den weichen Schooß der Erden.

Dir iſt das Jahr mit den zwölf Monden milde,
Drum will ich dir die ſchärfſte Sichel ſpenden,
Die nimmer ſtumpf ſoll in der Ernte werden.

September.

Ich grüße dich mit hellem Waldhornklange:
Hirſchfänger, Büchſe, Netz und grünes Kleid,
Ein Roß, zu jedem kecken Sprung bereit,
Verehr' ich dir, und wünſche Glück zum Fange.

Friſch auf! Um das Revier ſei mir nicht bange:
Ich habe Eichenwälder tief und breit,
Mit Bahnen rings durchhauen für die Waid,
Und Hirſch' und Rehe, wie ich ſie verlange.

Den Hut geſchmückt mit einem grünen Reiſe,
Die Hände purpurroth von edlem Schweiße,
Die Wagen krachend unter ihrer Laſt!

So ziehe heim mit deinen Jagdgeſellen,
Wenn du nicht erſt ein Wort noch zu beſtellen
Hier bei der ſchönen Förſterstochter haſt.

October.

Vom alten Rhein ſiehſt du daher mich ſchweben
Auf einem kühlen, klaren Mondenſtrahl,
Mit einem vollen, ſchäumenden Pokal,
Die heiße Stirn umweht von friſchen Reben.

Es wogt ein uhergründlich tiefes Leben
In meiner Beere güldenem Kryſtall:
Willſt du's entfeſſeln, laß in hellem Schall
Zwei Bruderbecher an einander beben.

Und unterthänig dieſem Zauberklange,
Schwingt flugs ein unzählbares Elfenchor
Aus Silberperlen ſprudelnd ſich empor;

Den Rand umhüpfen ſie in buntem Drange
Mit Spieß und Degen, Saitenſpiel und Kranz
Bockshorn und Eulenohr und Drachenſchwanz.

November.

Zu rechter Zeit hab' ich dir's angeſehen,
Daß du, auf Tanz und Jagd und Becherklingen,
Verlangen fühlſt nach würdigeren Dingen,
Womit ich gleich dir kann zu Dienſten ſtehen.

Durch Leipzigs volle Laden ging ich ſpähen,
Was uns die deutſchen Preſſen Neues bringen:
Die Bogen, die noch auf den Seilen hingen,
Sie mußten ungetrocknet mit mir gehen.

Sparöfen kauft' ich auch, und Sorgenſtühle,
Kaffee und Knaſter von der beſten Sorte,
Und lange, runde Bernſteinpfeifenſpitzen.

Entreiß' dich, Freund, dem eitlen Weltgewühle:
Ich führe zu der Weisheit heilgen Pforte
Die Jünger, ohne ſehr ſie zu erhitzen.

December.

Mit Peitſchenknall und lautem Schellenklange
Meld' ich mich dir, und ſchüttle weiße Flocken
Durch alle Straßen hin aus meinen Locken:
Dich, hoff' ich, macht das Ungethüm nicht bange.

Es ſchnaubt der Renner an des Schlittens Stange,
Das blanke Halsband ſchütteln deine Doggen,
Die Dame hüllt in warme Flaumenſocken
Den zarten Fuß und denkt: Er bleibt ſo lange.

Was zauderſt du? Sitz' auf, mein Freund, geſchwinde!
Und ſei mir auf der Fahrt nicht zu verwegen,
Muß ich im Namen deiner Schönen bitten

Den ſüßen, warmen Odem wehn die Winde
Und manche weiche Locke dir entgegen:
Halt kurz das Roß, und ſieh auf deinen Schlitten!

Muſterkarte.

Der Glockenguß zu Breslau.

War einſt ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meiſter,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte ſchon gegoſſen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Capellen,
Zu Gottes Lob und Preis.

Und ſeine Glocken klangen
So voll, ſo hell, ſo rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Das iſt die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt;

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meiſterſtück,
Rief ſchon manch ſtarres Herze
Zu ſeinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meiſter
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er ſeine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen
Daß alles fertig war,
Die Form iſt eingemauert,
Die Speiſe gut und gar;

Da ruft er ſeinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
Ich laſſ' auf kurze Weile
Beim Keſſel dich allein,

Will mich mit einem Trunke
Noch ſtärken zu dem Guß,
Das giebt der zähen Speiſe
Erſt einen vollen Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonſt wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube ſteht am Keſſel,
Schaut in die Glut hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfeſſelt ſein,

Und ziſcht ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Er hat ihn umgedreht;
Da wird ihm angſt und bange,
Er weiß nicht, was er thät:

Und läuft hinaus zum Meiſter,
Die Schuld ihm zu geſtehn,
Will ſeine Knie' umfaſſen
Und ihn um Gnade flehn;

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erſtes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er ſtößt ſein ſcharfes Meſſer
Dem Buben in die Bruſt,
Dann ſtürzt er nach dem Keſſel,
Sein ſelber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch ſieh, der Guß iſt fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und ſieht, und will's nicht ſehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor ſich ſtehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er ſchaut ſein Werk nicht mehr:
Ach, Meiſter, wilder Meiſter,
Du ſtießeſt gar zu ſehr!

Er ſtellt ſich dem Gerichte,
Er klagt ſich ſelber an:
Es thut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut:
Er hört ſein Todesurthel
Mit ungebeugtem Muth.

Und als der Tag gekommen
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenſchmaus.

Ich dank' euch, ſpricht der Meiſter,
Ihr Herren lieb und werth;
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab ſie ja bereitet:
Möcht' wiſſen, ob's gelang.

Die Bitte ward gewähret,
Sie ſchien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meiſter hört ſie klingen,
So voll ſo hell, ſo rein;
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude ſein:

Und ſeine Blicke leuchten,
Als wären ſie verklärt;
Er hatt' in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuverſicht;
Und was der Tod verſprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das iſt der Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieſer neuen Zeit.

Thränen und Roſen.

Ein Knäblein ging ſpaziren
Wohl um die Abendſtund'
In einem Roſengarten,
Da blühten Blümlein bunt.

Er ging wohl auf und nieder
Vor eines Gärtners Haus,
Da lag ein Mägdlein ſchöne
Zum Fenſterlein heraus.

Ein Röslein thät' er brechen,
Warf's in das Fenſterlein:
Thuſt ſchlafen oder wachen,
Herzallerliebſte mein?

„Ich habe nicht geſchlafen,
Ich habe nicht gewacht,
Ich habe nur geträumet,
An dich hab' ich gedacht.“

Du haſt ja auch geweinet,
Dein' Äuglein ſind ſo naß;
Eine Thrän' fiel aus dem Fenſter,
Da wuchs eine Roſ' im Gras.

„Und iſt eine Roſ' gewachſen,
So wuchs ſie nur für dich;
Und wenn ich hab' geweinet,
So weint' ich nur um mich.“

Was zog er aus der Taſche?
Ein ſeidnes Tüchelein:
Nimm hin, Herzallerliebſte,
Wiſch' ab dein' Äugelein!

Und bin ich in der Fremde,
Weit, weit von deinem Haus,
So weine deine Thränen
Zum Fenſter nicht hinaus;

So weine ſie bedächtig
All' in das Tuch hinein,
Damit kein böſer Bube
Zertritt die Röſelein.

Faſtnachtslied

von den goldenen Zöpfen.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Oder iſt es wohl von Seide,
Oder iſt's von beiden gar?
Nenn' ich's goldgediegne Seide?
Nenn' ich's ſeidenfeines Gold?
Und welch zartes Elfenhändchen
Hat die Flechten dir gerollt?

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen! —
Und an jedem hängt ein Herz:
Hier ein junges, da ein altes,
Hier mit Luſt, und da mit Schmerz.
Und das meine, ach das meine! —
Iſt kein einzig Zöpfchen leer?
Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Dichterherzen ſind nicht ſchwer.

Und die goldnen Zöpfe fliegen
Um den Nacken, um den Leib,
Und das Fliegen und das Schmiegen
Iſt der Herzen Zeitvertreib.
Einer hat ſich faſt verirret
Um die Schulter ganz allein:
Mägdlein, ſtreich' ihn nicht zurücke,
Freiheit ſteht dem Haar ſo fein.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Herz an Herz ein ſtilles Plätzchen,
Eins iſt eins, und zwei ein Paar.

Löſe deine goldnen Flechten,
Alle Herzen fallen aus,
Und nur eines, und nur meines,
Mägdlein, trägſt du mit nach Haus!

Des Finken Gruß.

Im Fliederſtrauch ein Finke ſaß
Und ſang;
Er ſang wohl dies und ſang wohl das,
Was klang:

Nun werft den Winter aus der Thür
Weit, weit!
Der liebe Mai iſt wieder hier,
Ihr Leut'!

Er hat ein grünes Röckchen an
Von Gras,
Hat bunte, blanke Knöpfe dran
Von Glas.

Ein großes Auge hat der Fant,
Iſt blau;
Paßt auf, ob nicht durch Thür und Wand
Er ſchau'!

Sein Odem tränkt ſo friſch und rein
Die Luft,
Sein Haar muß ganz gepudert ſein
Mit Duft.

Er weiß mit Jungfern umzugehn
Gar fein,
Die Burſchen auch ihn gerne ſehn
Im Hain.

Den Kindern bringt er Spielwerk mit;
Woher?
Aus Nürnberg von dem Blumenſchmid,
Daher!

Und was ſoll für die Philiſter ſein?
Ja was?
Die fangen ſich Mücken und Fliegen ein
Zum Spaß.

Des Finken Abſchied.

Es ſaß ein Fink auf grünem Zweig,
Der war ſo friſch und blätterreich,
Und ſank wohl dies und jenes:
Durch Lenz und Sommer und Herbſt er ſang,
Hätt' da geſungen ſein Lebelang,
Wär' nicht der Winter kommen.

Der Winter kam mit Saus und Braus:
„Ihr Müßiggänger, zum Reich heraus,
Ihr Flattrer und Sänger und Horcher!
Herab vom Baum, du grünes Blatt!
Zum Bauen und zum Brennen hat
Der Herr das Holz erſchaffen.“

Da geht im Hain das Schütteln los,
Und flugs ſteht alles blank und bloß,
Bis auf den Zweig des Finken.
Jetzt, naſeweiſes Vöglein, flieh!
Mit ſolcher Staatsökonomie
Da iſt nicht viel zu ſpaßen.

Und's Vöglein flog und ſang: Ade!
Da warf der Winter Reif und Schnee
Ihm hinterdrein, und traf's nicht.
Der Finke lacht' aus voller Kehl':
Bewahre Gott jede Chriſtenſeel'
Vor dieſem Landesvater!

Und als ich 'mal nach Welſchland zog,
Manch Vöglein mit dem Wandrer flog,
Da war auch jenes drunter:
Und wär's geweſt eine Nachtigall,
So hätt' mein Lied einen beſſern Schall,
Ich hab's ihm nachgeſungen.

Wir wiſſen uns zu finden.

Parodirende Gloſſe.

Lerche als Thema.

Sollſt nicht murren, ſollſt nicht ſchelten,
Wenn die Sömmerzeit vergeht,
Denn es iſt das Los der Welten,
Alles kommt und alles geht.

Junge Frau.

Hör' ich's da nicht zwölfe ſchlagen?
Und er iſt noch nicht zu Haus.
Ach, ſchon in den Flittertagen
Iſt's mit ſeinem Lieben aus:
Hat er Pfeifen nur und Karten,
Mag zu Haus die Gattin warten,

Was bekümmert ihn ihr Schmerz?
Doch, er ſoll es mir entgelten! —
Still, er kommt, o ſtill, mein Herz.
Sollſt nicht murren, ſollſt nicht ſchelten.

Roſenwürmchen.

Kam der Sommer hergezogen,
Roſenblütchen war dabei;
Bin ich hinterdrein geflogen,
Wußte nicht, ob's ſchicklich ſei.
Roſenblütchen, woll' mir geben
Nur ein Blättchen, drauf zu leben!
Sprach es: Klein iſt dein Bewerben,
Doch gar ſchnell mein Duft verweht.
Sprach ich: Mit dir will ich ſterben,
Wenn die Sommerzeit vergeht.

Philoſophiſche Tröſterin.

Schweſter, trockne deine Zähren!
Hin iſt hin, und todt iſt todt.
Nichts bei uns kann ewig währen,
Heute bleich, was geſtern roth.

Eins auch wolle noch bedenken:
Unglück kann zum Glück ſich lenken,
Einen Beſſern kannſt du frein.
Reiche Wittwen ſterben ſelten:
Darum, Schweſter, gib dich drein,
Denn es iſt das Los der Welten.

Leipziger Gaſtwirth

Ja, wenn's immer Meſſe wäre,
Und die Meſſ' auch immer gut;
Gäb' ich mein Hôtel, auf Ehre,
Nicht um einen Rathsherrnhut.
Doch, ſchon kleiner wird die Schüſſel,
Und ich ſeh' die vielen Schlüſſel
Wieder hängen an den Wänden.
Drum, wer ſeine Kunſt verſteht
Denke, wenn er's hat in Händen:
Alles kommt und alles geht.

Sehnſucht und Erfüllung.

Parodirende Gloſſe.

Thema von Tieck.

Süße Ahnungsſchauer gleiten
Über Fluß und Flur dahin,
Mondenſtrahlen hold bereiten
Lager liebetrunknem Sinn.

Der Prächtige.

Sinkt hinab die güldne Sonne,
Steigen auf zwei Monde blau:
Blümlein, iſt es Liebeswonne,
Daß ihr weint ſo hellen Thau?
Ja, ihr theilet mein Verlangen,
Ja, von Luſt und Leid umfange

Bebt die mailiche Natur;
Durch des Himmels dunkle Weiten,
Über Berg und See und Flur
Süße Ahnungsſchauer gleiten.

Der Natürliche.

Schätzchen, allerliebſtes Schätzchen,
Ach, wenn ich ein Vöglein wär';
Wär' ich jetzt ſchon auf dem Plätzchen —
Woll't nicht flattern hin und her —
Wo, wie wir es abgekartet,
Einer auf den andern wartet.
Doch weil das nicht kann geſchehen,
Denk', wenn ich der letzte bin,
Daß ich muß zu Fuße gehen
Über Fluß und Flur dahin.

Der Ideale.

Um vom Stoffe nicht befangen
Zu beginnen mein Gedicht,
Stell' ich alſo mein Verlangen
Fabelhaft mir vor Geſicht:

Dieſe Tanne dient zum Thurme,
Wo, bewacht von Siegfrieds Wurme,
Seufzt die ſüße Dame mein;
Und bevor es geht zum Streiten,
Will ich erſt aus Sonnenſchein
Mondenſtrahlen hold bereiten.

Der Materielle.

O verdammte Weibertücken!
O unſelges Rendezvous!
Eine Roſe wollt' ich pflücken,
Heimlich winkte ſie mir zu,
Und auf ihrer Gartenmauer
Stand ich ſchon in banger Lauer:
Da erfaßt' es mich beim Kragen,
Warf mich in die Diſteln hin.
Pflegt man alſo aufzuſchlagen
Lager liebetrunknem Sinn?

Der Zephyr.

Auf einer Roſe ward ich jung,
Ein Roſenblatt war meine Wiege,
Ein Roſenblatt wird einſt mein Grab.

Ich ſchlafe, wann der Winter tobt,
Und mit dem Lenze werd' ich munter,
Und nähre mich von Duft und Kuß.

Du armer, ſtolzer Herr der Welt,
Du keuchſt einher mit deiner Krone,
Und dienſtbar trockn' ich deinen Schweiß!

Kuß und Lied.

Jüngſt grüßte mich ein rother Mund;
Ein Liedchen ſaß auf meinen Lippen,
Und aus dem Liedchen ward ein Kuß.

Jetzt iſt mein Mädchen fern von mir;
Zum Kuſſe will mein Mund ſich ſchwellen,
Und aus dem Kuſſe wird ein Lied.

Fliegt nun, ihr lieben Verſe, hin
Und drückt ſie euch an ihre Lippen,
So werdet wieder, was ihr wart!

Liebe und Lied.

Als der Frühling aus der Höhe
Flog in unſre Thäler nieder,
Ließ er ein Paar Blumen fallen
Aus dem vollen Kranz der Stirne.
Und ich ſucht' und fand die Blumen,
Wo der Quelle raſches Silber
Stille ſtand in Luſt und Staunen.
Quelle, ſage mir, ich bitte,
Wie die beiden Blumen heißen,
Die an deinem Ufer liegen.
Und ein Mägdlein ſprang vorüber,
Und ein Vöglein hört' ich ſingen;
Und die Quelle ſprach: Die eine
Von den Blumen heißt die Liebe,
Und das Lied heißt jene andre;
Nimm ſie auf und laß mich ziehen.

Scham und Neid.

Warum guckt ihr kleinen Röschen
Dunkelroth aus euren Knoſpen?
Weil ihr ſeht der Lüfte Koſen
Mit den blaſſen ältern Schweſtern,
Und euch ſchämt vor ſolchem Treiben
Unter Gottes freiem Himmel?
Warum ſeid ihr gelb geworden,
Ihr, die älteſten im Garten?
Iſt es wohl des Neides Farbe,
Weil die Lüftchen, eure Buhler,
Schon an euch vorüberflattern,
Und die dummen Kleinen ſuchen?

Amor ein Fiedler.

Amor lernt die Fiedel ſpielen
Bei dem Gott der Muſikanten,
Und zu dieſem Pfingſtgelage
Will er vor dem Thor der Schenke
Unter grünem Maienſchatten
Sich bei uns zum erſten Male
Unentgeldlich hören laſſen.
Kommt, ihr Burſche! Kommt, ihr Mädchen!
Kommt und tanzt nach ſeiner Fiedel!
Und ſie tanzen und ſie ſpringen,
Und die Füße mit den Herzen
Heben ſich in gleichem Tacte
Nach dem Striche ſeines Bogens.
Schneller, ſchneller, kleiner Fiedler!
Und er fiedelt nach Verlangen,
Daß die Kränze, Sträuße, Flechten,
Bänder, Schürzen, Röcke fliegen.

Und die Tanzer enger faſſen
Ihre leichten Tänzerinnen.
Ei, und dennoch ſind ſo viele
Ausgeglitten, fehlgetreten,
Gar geſtolpert und gefallen
Auf dem glatten Raſenplane!
Aber, Dank dem weichen Graſe,
Weh gethan hat ſich nicht eine.

Deviſen zu Bonbons.

Amor in der Vigne.

Jüngſt fand in einer Vigne
Ich Amorn mit den andern,
Die zu den loſen Streichen
Ihm nimmer fehlen dürfen.
Die Kinder ſpielten Schaukel,
Auf Weinguirlanden ſitzend,
Die hoch von Baum zu Baume
Der Winzer pflegt zu ziehen;
Flugs riß die beſte Schaukel,
Und Amor lag am Boden
Umſonſt nach Hülfe ſchreiend:
Denn die Geſpielen flohen
Und riefen: Diebe! Diebe!
Aus vollem Halſe lachend.
Ich hob den armen Kleinen
Vom Boden auf, befühlte
Die umgeknickten Federn

Und ſtäubt' ihm ab die Locken.
Da rafft' er ſich zuſammen,
Und, ohne mir zu danken,
Ging's fort, huſch in die Lüfte!
Noch ſtand ich, faſt betroffen,
Und ſah ihm nach, dem Schalke,
Da rief ein ſüßes Stimmchen
Gar drohend mir entgegen:
Seid ihr der Dieb der Trauben?
Es war das Winzermädchen,
Und hinter ihr ganz leiſe
Hört' ich den Kleinen flüſtern:
Halt feſt den loſen Buben!
Und ſie hat's gut verſtanden

Der Wildfang.

Wie eine Gemſe ſpringt ſie hin,
Entgegen friſch dem Winde!
Roth, feuerroth brennt Wang' und Kinn
Dem lieben, wilden Kinde.

Ihr langes Haar vom Nacken fliegt,
Die Bäume könnten's faſſen,
Doch jeder Zweig ſich ſchüchtern ſchmiegt,
Sie ruhig ziehn zu laſſen.

Die loſen Diſteln wagen's kaum,
Die Rüſtige zu necken
Und nach des leichten Kleides Saum
Die Stacheln auszuſtrecken.

Amor, was ſoll's daß wir im Thal
Uns auf die Lauer legen?
Sie ruht nicht — wagen wir's einmal,
Und treten ihr entgegen!

Der Elfentraum.

In Nachtviolenkelchen eingeſchloſſen,
Verſchliefen einen heißen Tag die Elfen.
Nun öffnen ſie die ſchlummertrunknen Augen
Und blinzeln, weil zu nah die Funkenwürmchen
Um ihre Lager ſchwärmen. — Gut geſchlafen?
Frägt Ariel ſein Liebchen Ariella. —
Ach nein, mein Herz, ich hatte bange Träume.
Ich ſahe dich, du warſt in einen Tropfen
Eiskalten Thau, der tief verſteckt im Kelche
Der Nachtviole lag, hineingefallen.
Ich ſchrie und rief zu Hülfe, was von Elfen
Im ganzen Kelche war — ſie kamen alle,
So weit ſie meine Stimme nur vernahmen,
Bis von den allerhöchſten Blätterſpitzen —
Ach ja, die Noth lehrt ſchreien, mein Geliebter!
Und flugs hing eins ſich an des andern Flügel,
Wie Glieder einer Kette ſich verbindend,

Und unſre Kette ward ſo lang, mein Herzchen,
So lang, wie ich geſehn noch keine andre,
Selbſt nicht bei unſers Königs Hochzeitfeier
Im großen Reigen, welchen alle Gäſte
Mittanzen mußten auf dem Lilienplane.
Ich war das unterſte der Glieder, wurde
Hinabgelaſſen in den tiefen Tropfen
Und ſahe dich — du lagſt und zappelteſt
Und ſtreckteſt ſehnlich deine lieben Arme
Zu mir empor — ich aber ſehnt' und dehnte
Mich aus mit allen Kräften — ach, vergebens!
Die Kette war zu kurz und alle Elfen
Schrien hinter mir: Sie reißt, ſie reißt, die Kette!
Da wacht' ich auf und lag in deinen Armen
Und mußte dich mit meinen Küſſen wecken,
Zu ſehn, ob du auch wirklich unverſehrt biſt.

Märzſchnee.

Schnee im Märzen,
Schmerz im Herzen,
Er zergeht am Sonnenſtrahl,
Mag die blaue Luft ihn ſchicken,
Mag er auch aus blauen Blicken
Fallen in die Bruſt herein.
Schnee im Märzen,
Schmerz im Herzen,
Er zergeht am Sonnenſtrahl.

Liebe.

Aus Schaum iſt ſie entſprungen,
Mit Schaum will ſie uns nähren,
Wie Schaum muß ſie zerfließen.

So laßt uns denn die Schäume,
Eh ſie zu Waſſer werden,
In vollen Zügen ſchlürfen.

Ihr preiſt ja den Champagner
Je flüchtiger er ſchäumet:
Was wollt ihr von der Liebe?

Roſenknoſpe und Thautropfen.

So oft ich einen Tropfen Thau
Seh' an der Roſenknoſpe hangen,
Erkenn' ich meiner Liebe Bild.

Die Roſenknoſpe biſt du ſelbſt,
Die, kalt und ſtarr, vor jedem Strahle
Der Sonne noch das Herz verſchließt.

Ich aber bin der Tropfen Thau,
Der, weil dein Herz ihm iſt verſchloſſen,
Sich in der Sonne Brand verzehrt.

Frühling der Liebe.

Draußen tobt der böſe Winter,
Und die Blumen, die er knickte,
Mahlt er höhniſch an die Fenſter
Mir in bleichen, ſtarren Bildern.
Winter, ſtürme nur und brauſe!
Machſt mich doch nicht mehr erzittern.
Denn aus meines Herzens Grunde
Laſſ' ich einen Frühling ſprießen,
Den der Schnee nicht kann bedecken,
Den das Eis nicht macht gefrieren,
Einen Frühling, deſſen Sonne
Iſt das Auge meiner Liebſten,
Deſſen Luft und Duft ihr Odem,
Deſſen Roſen ihre Lippen,
Und ich ſchweb' als junge Lerche
Drüber hin mit meinen Liedern.

Ein Roſenblättchen zwiſchen zwei Lippen.

Ein junges Roſenblättchen,
Der Knospe kaum entwunden,
Will gar ſich unterfangen,
Mit deines Mundes Röthe
Sich prahlend zu vergleichen.
Da kommen die Zephyre
Und blaſen es herunter,
Und tragen es gerade
Auf deine Purpurlippen,
Wo es in Schimpf und Schande
Sich büßend muß verzehren.

Amors Feder.

Jüngſt ſah' ich einen Knaben
Mit roſenrothen Flügeln
An einem Rohre ſchnitzen.
Dacht' ich: 's iſt eine Feder:
Und bat darum den Kleinen.
Er warf ſie mir entgegen
Grad' auf die Bruſt, und lachte.
Was hat er denn zu lachen?
Fragt' ich mich ſelbſt und ſetzte
Mich nieder, um zu ſchreiben
An meine gute Mutter.
Doch ach, die arge Feder!
Ich kann kein andres Wörtchen
Damit, als Liebe, ſchreiben,
Und immer, wenn ich ſchreibe,
Denk' ich an ſchmucke Mädchen.

Amor in einer Roſenknospe.

Frau Venus wollte neulich
Ihr loſes Söhnchen ſchlagen:
Da iſt er ihr entlaufen
Und hat ſich ſtill gekauert
In eine Roſenknospe.
Kommt, ruft er, kommt, ihr Mädchen,
Und pflückt euch eine Roſe!
Und eine, ſelbſt ein Röschen,
Brach ſich die Blum' und ſteckte
Sie an den kleinen Buſen.
Das iſt ihr ſchlecht bekommen!
Denn Amor, ohne Bogen
Und Pfeile, rupft ein Dörnchen

Sich von dem Roſenſtiele
Und ſticht damit die Arme,
Daß ſie es viele Sommer
Noch wird im Buſen fühlen.

Amors Fangeball.

Amor wollte Fangebällchen
Neulich mit den Nymphen ſpielen.
Dieſe ließen Knabenherzen,
Die in Träumen ſie geſtohlen,
Durch die Lüft', als Bälle, fliegen.
Amor hatte nichts zu werfen:
Alſobald ſandt er die Blicke
Durch die weiten Himmelsräume,
Und das Erſte, was er ſahe,
War der Weltkreis, welcher ruhte
In des Götterkönigs Rechten.
Amor zielt' und traf die Kugel
Grade durch die beiden Pole,
Daß ſie flugs vom hohen Äther
Niederfiel zu ſeinen Füßen.
Jetzt, ihr Nymphen, kann er ſpielen!

Amor, ein Schmetterlingsfänger.

Ich fange Schmetterlinge
Zu meinem Zeitvertreibe.
Wo aber ſoll ich alle
Die bunten Thierchen laſſen?
Ich werfe gleich die Pfeile
Heraus aus meinem Köcher
Und laſſe ſie indeſſen
Im hohen Graſe liegen.
Und wenn die Schnitterinnen
Mit bloßen Füßen kommen
Heut' Abend von der Wieſe,
So ſollen ſie ſich ritzen;
Denn meine Pfeile dürfen
Mir nimmer müßig liegen.

Amor, ein Schneider.

Amor iſt ein Schneider worden,
Näht die erſten runden Mieder
Für die jungen Erdentöchter,
Näht hinein viel kleine Seufzer,
Viele leiſe, blöde Wünſche,
Bange Neugier, ſcheue Lüſtchen,
Und viel Süßes, Namenloſes.
Manche Nadel bleibt zerbrochen
Zwiſchen Zeug und Futter ſitzen,
Die nachher den Buſen ſtachelt
Und das Herz lebendig kitzelt.
Auch manch Tröpfchen ſeines Blutes
Läßt der Gott aus Nadelwunden
In das weiche Linnen fallen.

Hütet euch vor ſolcher Waare!
Denn die rothen Tropfen brennen
Unaufhaltſam, unerlöſchlich
Sich durch Adern, Fleiſch und Nerven
Bis in's tiefſte Herzensgrübchen.

Amor, ein Bettler.

Verbannet aus dem Himmel
Um ſeine loſen Streiche,
Muß Amor hier auf Erden
Verſtohlen betteln gehen.
Er klopft an alle Herzen
Und bettelt um ein Stübchen,
Er ſchaut in jedes Auge
Und bettelt um ein Flämmchen,
Er geht an alle Lippen
Und bettelt um ein Küßchen.
Ach, wenn von allen Mädchen
Ihm eine, die ich meine,
Die milden Gaben gäbe,
So würd' er ſeinen Himmel
Auf Erden wiederfinden.

Amor, ein Sprachlehrer.

Amor iſt ein Sprachverderber,
Wortverdreher, Lautverwirrer,
Der beim großen Thurm zu Babel
Schon die Händ' im Spiele hatte.
Wenn ich weine, raunt er leiſe
Mir in's Ohr etwas von Wonne;
Wenn ich ſchmachte, läßt er dennoch
Reden mich von Seligkeiten.
In dem lauten Schwarm der Feſte
Muß ich, dieſem Lehrer folgend,
Sagen, daß ich einſam ſtehe;
Und im einſam ſtillen Haine
Darf ich mich allein nicht nennen.
Bitterſüß und lieblichherbe,
Grauſam mild und labend ſchmerzlich,

Solche Reden hat er viele,
Stehn in ſeinem Wörterbuche,
Das die größten Sprachgelehrten
Mir nicht auszudeuten wagen,
Und mit dem ich alle Tage
Mehr mein bißchen Deutſch verlerne.

Die Schlummernde.

Mein Mädchen war entſchlummert
In einer Roſenlaube;
Da ſandt ihr gleich Cupido
Ein Heer von Liebesgöttern.
Der ſchlug die goldnen Flügel
Die Wangen ihr zu kühlen,
Der band ſich Myrthenſträuße
Die Mücken wegzujagen,
Und andre winkten drohend
Den Vögeln in den Lüften,
Die ſie erwecken wollten
Mit fröhlichen Geſängen.
O nektarſüßer Schlummer,
Wie hingeſt du voll Liebe
So wohlgefällig lächelnd
An ihren Augenwimpern!

Und Amoretten blickten
Mit großen Flammenaugen
Aus ihren blonden Locken
Und ließen Pfeil' auf Pfeile
Wie ſpielend um ſich fliegen.
Und doch, ihr kleinen Schützen,
Auch ſpielend mit dem Bogen
Habt ihr mein Herz getroffen!

Wilhelm Müller's

vermischte Schriften.

Zweites Bändchen

Vermiſchte Schriften

von

Wilhelm Müller

Herausgegeben

und

mit einer Biographie Müller's

begleitet

von

Guſtav Schwab.

Zweites Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek

Inhalt des zweiten Bändchens.

Seite

Tafellieder für Liedertafeln.

König Wein 3
Schlechte Zeiten 7
Warnung vor dem Waſſer 9
Selbſtgenügſamkeit des Zechers 11
Wein der Lebensbalſam 14
Doppeltes Vaterland 16
Die ſchönſten Töne 18
Geſelligkeit 20
Stundenglas und Weinglas 23
Der Nachtwächter 25
Oben ab 28
Alexander und Diogenes 30
Die Arche Noäh 32
Der gute Pfalzgraf 35
Der neue Demagoge 38

Seite
Die Freiheit in der Tinte 41
Freiheit im Wein 44
Guter Wein, gut Latein 47
Vergangenheit 50
Zukunft 53
Die Blume des Weins 55
Geſellſchaftliches Trinklied des Trinkers . . 58
Meine Muſe 62
Rückwärts 65
Geiſt der Zeit und Geiſt des Weins . . . 67
Der Teufelsbanner 70
Weisheit im Wein 73
Meine Kameradſchaft 75
Tres faciunt Collegium 77
A bis M. des Trinkers 79
Der Zechbruder und ſein Pferd 83
Der Trinker von Gottes und Rechts wegen . 87
Est Est 91
An die Ungünſtigen 97

Lieder aus dem Meerbuſen von Salerno.

Meeresſtille 103
Die Meere 104

Seite
Das flotte Herz 106
Das Bad 108
Die Schiffer 110
Schifferreigen 112
Doppelte Gefahr 115
Die glückliche Fiſcherin 118
Die Muſcheln 121
Sonnenſchein 124
Nachtſtück 125

Ständchen in Ritornellen.

Violen und Roſen 129
Der Garten des Herzens 130
Der Thränenbrief 131
Blumenſprache 132
Die heiße Zeit 133
Der Betrogene 134
Der Hyacinthenſtrauß 135
Verſchiedenes Schickſal der Sänger 136
Der erſte Schnee 137
Eine Nachtigall macht keinen Frühling . . . 138
Die Motte 139
Die Wangengrübchen 140
Der Gefangene 141

Seite
Der Jungfrau erſtes Mißgeſchick 142
Roſenſamen 143
Das Mädchen und der Roſenſtock 144

Reime aus den Inſeln des Archipelagus.

Das Verhör 147
Verwünſchung 149
Wer hat's verrathen? 150
An den Mond 151
Der kleine Schreiber 153
Venus am Himmel 154
Frühlingsahnung 155
Der Rauſch vor dem Trunke 156
Die Schwalbe . . . . —
Warnung 157
Geduld der Liebe . . . . —
Die Himmelfahrt 158
Das zerſprungene Herz . . . . —
Das erſte Liebeszeichen 159
Die Augen . . . . —
Der Morgenſtern 160
Spielzeug der Liebe 161
Wer kann die Liebe ausſchreiben? 162

Seite
Das Ruhekiſſen der Verlaſſenen 163
Tagesanbruch 164
Die Bruſt von Glas . . . . —
Der Goldſchmied 165
Schwarz in Weiß . . . . —
Der Kuß 166
Endlich! . . . . —
Nur noch einen 167
Hinüber! . . . . —

Griechenlieder.

Die Griechen an die Freunde ihres Alterthums 171
Der Pargioten Abſchied von den Engländern 174
Anrk[illegible]ung 178
Der Phanariot 180
Die Jungfrau von Athen 182
Die Mainottin 184
Der Greis auf Hydra 186
Die heilige Schar 189
Die Griechen an den öſtreichiſchen Beobachter 191
Die Geiſter der alten Helden am Tage der Auferſtehung 193
Die Ruinen von Athen an England . . . 195
Griechenlands Hoffnung 198

Seite

Die Pforte 201
Der Verbannte von Ithaka 204
Alexander Ypſilanti auf Munkacs 207
Die Einſchiffung der Athener 210
Die Sklavin in Aſien 213
Der kleine Hydriot 216
Der Mainottin Unterricht 219
Die Eule 221
Der Mainotte 225
Der Bund mit Gott 227
Die Zweihundert und der Eine 230
Der Chier 234
Thermopylä 237
Hydra 241
Bobolina 244
Der Mainottenknabe 247
Die Suliotin 249
Lied vor der Schlacht 252
Die Könige und der König 256
Lied des Troſtes 259
Alte und neue Tempel 261
Die Mainottenwitwe 264
Konſtantin Kanaris 268
Halt feſt! 269
Achelous und das Meer 271

Seite
Bozzaris 274
~~Auf den Tod des~~ Mark~~os~~ Bozzari~~s~~ . . . 276
Auf den Tod des ~~Georgis~~ Markos Bozzaris . ~~[illegible]~~ 281
Byron 286 . . . Auf d Tod d. Georgis. . 283
Die Veſte des Himmels 295
Miſſolunghis Himmelfahrt 299
Das neue Miſſolunghi 302
Die letzten Griechen 304
Hellas und die Welt 307

Epigramme.

Erſtes Hundert 309
Zweites Hundert 367
Drittes Hundert 415
Epigramme aus Rom 461

Tafellieder für Liedertafeln.

König Wein.

Der König, dem ich diene,
Als treuer, tapfrer Held,
Er iſt der größte König
In Gottes weiter Welt.

Die Fahne, der ich folge,
Sie iſt ein grüner Zweig,
Der weht vor allen Schenken
In meines Königs Reich.

Ich trage ſeine Farbe
In meinem Angeſicht:
Auf Kragen und Rabatten
Sieht unſer König nicht.

Hochroth iſt ſeine Farbe,
Glänzt wie ein Edelſtein,
Die Farbe unſrer Feinde
Hat matten, bleichen Schein.

Ihr General und König
Wird Durſt auf Deutſch genannt,
Zieht ſengend und verbrennend
Durch unſres Königs Land.

Bibamus, eh **bibamus**!
Iſt unſer Feldgeſang!
Und unſre Schlachttrompete
Iſt voller Gläſer Klang.

Auch fehlen nicht die Trommeln,
Auch donnert mancher Schuß:
Wir ſchlagen auf die Tiſche,
Wir ſtampfen mit dem Fuß.

Wir haben ſcharf geladen,
Wir führen gut Gewehr:
Kanonen ſind die Flaſchen,
Von edlem Safte ſchwer.

Wohlauf, wohlauf zum Siege!
Die Naſe und der Bart
Sind beſſer, als im Helme,
In einem Glas bewahrt.

Und wirft ein Hieb mich nieder
In dieſem wilden Strauß,
Ich ſchlafe jede Wunde
In wenig Stunden aus.

Heil dir, mein großer König,
Heil dir und deinem Thron,
Und allen treuen Brüdern
In deinem edlen Frohn!

Schlechte Zeiten, guter Wein.

Über ſchlechte Zeiten
Klag' ich nimmermehr,
Wird von gutem Weine
Nur mein Faß nicht leer.

Willſt die Zeitung leſen?
Bruder, geh zu Bier!
Zu dem Saft der Reben
Schmeckt kein Löſchpapier.

Ob auf dieſer Erden
Auch von Tag zu Tag
Matter, kälter, ſchwächer
Alles werden mag:

Doch der Wein im Faſſe
Trozt der Macht der Zeit,
Fühlet nichts vom Alter
Als die Würdigkeit.

Was das Jahr dem Menſchen
Allgemach entrafft,
Das, das giebt's dem Weine:
Glut und Muth und Kraft.

Wollen's wieder holen
Aus dem Faß hervor,
Was im Flug der Jahre
Jeglicher verlor!

Und wer mit dem Leben
Lebt in Leid und Streit,
Trink' aus altem Faſſe
Alte gute Zeit!

Warnung vor dem Waſſer.

Guckt nicht in Waſſerquellen,
Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt lieber in den Wein!
Das Waſſer iſt betrüglich,
Die Quellen ſind anzüglich:
Guckt lieber in den Wein!

Narciß, der hat's erfahren
In ſeinen ſchönſten Jahren;
Er ſah nicht in dem Wein,
Nein, in dem Quell der Wildniß
Sein allerliebſtes Bildniß:
Guckt lieber in den Wein!

Trink' ich aus vollem Glaſe,
Da ſpiegelt meine Naſe
Sich lang und roth im Wein.
Sie iſt nicht zum Verlieben,
Sie iſt nicht zum Betrüben,
Drum guck' ich in den Wein.

Schon mancher iſt verſunken;
Noch keiner iſt ertrunken
In einem Becher Wein.
Die ſich darin betrachten,
Sie können nicht verſchmachten,
Drum guck' ich in den Wein.

Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt nicht in Waſſerquellen,
Guckt lieber in den Wein!
Doch über euer Gucken
Vergeßt auch nicht zu ſchlucken:
Trinkt aus, trinkt aus den Wein!

Selbſtgenügſamkeit des Zechers.

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt es mir mit nichten ein
Über dieſer Erde ſchranken
Aufzuſchwingen die Gedanken
Und zu ſchaun in blaue Fernen
Nach des ewgen Ruhmes Sternen.
Wenn ich trinke guten Wein,
Will ich nicht im Himmel ſein.

Wißt ihr von dem Phaethon,
Phöbus naſeweiſem Sohn,
Der auf ſeines Vaters Wagen
Wollte durch den Himmel jagen?

Jupiter mit ſeinem Blitze
Schmettert' ihn vom Kutſcherſitze
Häuptlings in den Po hinab,
Und das Waſſer ward ſein Grab.

Anders ging es nicht dem Kind,
Das aus Kretas Labyrinth
Wollt' auf ſeinen eitlen Schwingen
Grad' empor zur Sonne dringen.
Bald zerſchmelz das Wachsgefieder,
Und der Vogel ſtürzte nieder:
In des Meeres bittrer Fluth
Büßt er ſeinen tollen Muth.

Phaethon und Icarus,
Du im Meer, und du im Fluß,
Hättet ihr hübſch Wein getrunken
Nimmer wäret ihr geſunken
Von dem hohen Himmelsbogen
In die tiefen Waſſerwogen:
Die da trinken guten Wein,
Wollen nicht im Himmel ſein.

13

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt mir oft eur Schickſal ein,
Und ich blick' als frommer Zecher
Nieder in den engen Becher,
Nicht empor nach Ehrenſternen,
Nicht hinaus in blaue Fernen:
Wenn ich trinke guten Wein,
Mein' ich, was ich will, zu ſein.

Wein der Lebensbalſam.

An dem Stand des grünen Nils,
In dem Reich des Krokodils
Ließen Männer einſt und Weiber
Salben ihre todten Leiber
Mit des Balſams edlem Duft
Für die enge, finſtre Gruft.

Ach, was hilft es ihnen doch,
Stehen ihre Leiber noch
Hart und ſteif in Felſenkammern?
Muß uns nicht der Balſam jammern,
Den man ohne Nutz und Noth
Hat verſalbet an den Tod?

Ich hab' einen andern Sinn:
Weil ich noch lebendig bin,
Will ich meinem Leibe geben
Balſam von der Frucht der Reben,
Der ihn auf der Oberwelt
Friſch und ſtark und feſt erhält.

Schenket mir vom beſten Wein
In den größten Becher ein!
Balſam, wolle du bewahren
Auch noch unter weißen Haaren
Unſre Stirnen glatt und blank,
Unſre Herzen froh und frank!

Doppeltes Vaterland.

An der Elbe Strand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele:
Aber meine Kehle
Iſt zu Haus am Rhein,
Dürſtet nur nach Wein.

Wem es Freude ſchafft,
Trinke Brüderſchaft
Mit den kalten Fröſchen:
Meinen Durſt zu löſchen,
Hol' ich mir vom Rhein
Lebenswarmen Wein.

Spricht ein kluger Mund,
Wein ſei nicht geſund,
Ei, ſo trink' er keinen!
Doch mir will es ſcheinen:
Der den Geiſt erfreut,
Thut dem Leib kein Leid.

Mancher Medicus
Trank ſich aus dem Fluß
Flüſſe in die Glieder.
Wein und frohe Lieder!
Heißt mein Recipe
Wider jedes Weh.

Und muß einſt es ſein,
Sterb' ich doch an Wein
Lieber als an Pillen.
Vor dem letzten Willen
Leer' ich erſt mein Faß
Bis auf's letzte Glas.

Die ſchönſten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Iſt keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläſer Klingen;
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen ſpringen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben;
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätſchernd in die Flaſchen ein,
Der Klang iſt zum Betäuben.

Hoch ſpringt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge ſchallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's alſo meint, der ſtoße an,
Und wer nicht mit mir ſingen kann,
Sein Glas das wird doch klingen;
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer ſich ohne Schmerz betrübt,
Dem ſolln die Kauze ſingen!

Geſelligkeit.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag allein der Geizhals faſten
Neben dem gefüllten Kaſten,
Mag der Dieb an dunkler Mauer
Einſam ſchleichen auf der Lauer:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag allein der tiefe Weiſe
Bruten, bis er wird zum Greiſe,

So zu leben und zu lieben,
Wie's die Schule vorgeſchrieben:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag der Mönch in ſeiner Zelle
Einſam ringen mit der Hölle,
Die mit ſüßen Bratenrauche
Nachſtellt ſeinem feiſten Bauche:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Knäblein, klag' im Mondenſcheine
Einſam dem verſchwiegnen Haine,
Was die Holde, die dir's lehrte,
Gern mit eignen Ohren hörte:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Wenn verdorben iſt mein Magen,
Will ich nach dem Tranke fragen,
Den man muß aus kleinen Flaſchen
Ganz allein mit Löffeln naſchen:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Muß ich einſt allein auch ſterben,
Laſſ' ich doch nicht viel zu erben,
Will mein Lebelang den Becher
Schwingen in dem Kreis der Zecher:
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Stundenglas und Weinglas.

Der Alte, der die Stunden mißt,
Hat Sand in ſeinem Glaſe,
Daher er auch ſo grämlich iſt
Vom Zeh bis in die Naſe.
Hätt' er im Glaſe unſern Wein,
Was würden das für Zeiten ſein!

Da würde ſie den trägen Schritt
Gar bald verlernen müſſen
Die gute Zeit, ſie müßte mit
Auf Händen und auf Füßen,
Sie mußte mit uns, Zug auf Zug,
Hinauf, hinab, in leichtem Flug!

Nun aber rinnt ſie ſtäubchenweis
Durch ihre Nadelöhre,
Und ängſtlich guckt der finſtre Greis
Daß nichts den Paß ihr ſtöre.
Und wenn das Glas iſt ausgeleert,
So wird es wieder umgekehrt.

Hätt' er im Glaſe unſern Wein,
Ich glaub', es könnt' geſchehen,
Daß dann viel flinker aus und ein
Die Stunden thäten gehen.
Das Glas wär' ſchneller ausgeleert
Und öfter wieder umgekehrt.

Nun, Kronos, bleib' in deinem Gang!
Ich geh' nach meinen Sinnen
Und laſſe keine Stunde lang
Mein Glas feintröpfelnd rinnen.
Hinein, heraus mit einem Zug!
Zum Schleichen iſt noch Zeit genug.

Der Nachtwächter.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen
Weil die Uhr hat zehn geſchlagen,
Laßt uns unſrer Rauſche Zahl
überſchlagen auch einmal.
Will das Jahr, in dem wir leben,
Nicht die volle Zahl dir geben,
Trink den zehnten heute dir,
Und du biſt ſo gut, wie wir.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat elf geſchlagen,
Denkt doch an den Elferwein,
Und ſchenkt keinen ſchlechtern ein.
Denn der edle deutſche Elfer
Iſt der wahre Seelenhelfer,
Elf! ihr Herrn, der Wächter ſpricht:
Höret und verzählt euch nicht!

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat zwölf geſchlagen,
Und zur Neige geht der Tag,
Seht auf euren Tiſchen nach,
Ob ſich hier und da nicht zeigen
Volle Flaſchen oder Neigen.
Alle müſſen ſein geleert,
Eh der Wächter wiederkehrt.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat eins geſchlagen
Und der neue Tag beginnt,
Holet neuen Wein geſchwind,

Und erwählt euch einen andern,
Mit dem Horn umher zu wandern.
Guten Morgen! Guten Tag!
Meine Uhr geht immer nach.

Oben ab!

Deutſche Weine in dem Keller,
Deutſche Lieder in der Bruſt!
Und die Sorgen und die Heller
Schwimmen fort im Strom der Luſt.

Schwimmet nur in meinem Rheine!
Lauter brauſet jeder Fluß,
Wenn er über harte Steine
Seine Wellen treiben muß.

Was im tiefen Grunde liege,
Macht mich heute noch nicht bang:
Denn ich habe zur Genüge
Nachzugießen Wein und Sang.

Auf den goldnen Spiegelflächen
Perlt der Freude friſcher Schaum.
Laſſet oben ab uns zechen!
Ohne Schaum kein ſchöner Traum.

Und wer in den Grund will ſchauen,
Sieht ſein eigenes Geſicht:
Helle Stirne, glatte Brauen,
Nebelloſes Augenlicht.

Sollt' ich in der Tiefe wühlen
Um zu trinken trüben Wein?
Ehe wir die Hefen ſpühlen,
Muß der Saft getrunken ſein.

Alexander und Diogenes.

Bringt mir die liebe Jugend fort
Mit ihrem Saus und Braus!
Es ziemet ſich ein kluges Wort
Zu einem guten Schmaus.

Drum ſetzet einen zu mir her,
Der älter iſt als ich
Und weit gereiſt durch Land und Meer:
Nach dieſem dürſtet mich!

Der in dem ſtillen, dunkeln Faß
Viel Jahre lang gedacht,
Er weiß gewißlich dies und das,
Was uns auch weiſer macht.

Diogenes ſei er genannt,
Der Herr Philoſophus,
Und wär' ich Herr von Griechenland,
Ich böt' ihm meinen Gruß.

Und ſpräche: Wenn ich Ich nicht wär',
Und ich nicht kränke dich:
So wollt' ich Du ſein ohn' Beſchwer,
Und du, du kränkeſt mich

Die Arche Noäh.

Das Eſſen, nicht das Trinken,
Bracht uns um's Paradies,
Was Adam einſt verloren
Durch ſeinen argen Biß,
Das giebt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
In Bauches Luſt verſank,
Und in der Sünde Fluten
Die Creatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in ſein größtes Faß,
Das ſchwamm hoch auf den Fluten.
Und keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Waſſertod entnommen.

Und als die Flut zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge ſitzen,
Und alle ſtiegen aus,
Begrüßten froh das Leben
Und pflanzten neue Reben

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken ſtehn.
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es ſelber ſehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch einer wagen,
Den heilgen Wein zu ſchmähn,
Der ſoll in Waſſerfluten
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und ſingt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

Der gute Pfalzgraf.

Es war ein Pfalzgraf an dem Rhein,
Geboren zum Regieren,
Regieren thät er Groß und Klein,
Die Menſchen ſammt den Thieren.
Er ließ ſie gehn und ließ ſie ſtehn,
Es ward ihm gar nicht ſauer;
Es blieb der Fiſch in ſeinen Seen,
Bei ſeinem Pflug der Bauer.

Der Mundſchenk trank den beſten Wein
Wohl in dem ganzen Lande,
Und wer ein Ritter wollte ſein,
Der trug ein Kreuz am Bande.

Und wenn das Hofgeſinde ſah
Die Tafel wohl ſerviret,
So rief es: Cara patria!
Wie gut biſt du regieret!

Der edle Pfalzgraf, das erfreut
Ob ſeines Landes Segen,
Berauſchte ſich in Seligkeit
Und ließ in's Bett ſich legen.
Da lag und ſchlief und ſchnarcht' er dann
Bis an den hellen Morgen.
Wohl ihm, der alſo ruhen kann,
Und läßt den Herrgott ſorgen!

Der gute Pfalzgraf iſt nun todt
Und thut nichts mehr regieren,
Er hat ſie nicht erlebt die Noth,
Die jetzt heißt Guverniren.
Regieren will nun jedermann,
Niemand regieret werden:
Was jeder will und keiner kann,
Wer macht das recht auf Erden?

Der gute Pfalzgraf iſt nun todt,
Und würd' er neu geboren,
So wären wir aus aller Noth,
Die Klugen ſammt den Thoren.
Wir wählten ihn zum Herrn der Welt,
Er ließt ſie gehn und ſtehen,
Wo ſie der Herrgott hingeſtellt
In ſeines Himmels Höhen.

Und wenn wir hier bei Wein und Sang
Selbander jubiliren,
So iſt uns um die Welt nicht bang
Und um das Weltregieren.
O gebt mir einen Becher her,
Dem alten Herrn zu Ehren!
Und wer es beſſer kann als der,
Er ſoll's den andern lehren.

Der neue Demagoge.

Euch, ihr edlen deutſchen Reben,
Sei mein Lied geweiht!
Sing' ein andrer von den Helden
Dieſer lieben Zeit.

Fehlen mir auf ihre Namen
Reime zum Gedicht,
Und zum Ungereimten brauchen
Sie den Dichter nicht.

Hab' mich in dem Geiſt der Zeiten
Auch einmal berauſcht;
Hab' den Rauſch nun ausgeſchlafen
Und den Trank vertauſcht.

Deutſch und frei, und ſtark und lauter
In dem deutſchen Land
Iſt der Wein allein geblieben
An des Rheines Strand.

Und er läßt die deutſche Tugend,
Läßt den deutſchen Muth
Frank und frei im Glaſe ſprudeln,
Und man heißt es gut.

Und er zieht durch Deutſchlands Gauen,
Predigt deutſchen Geiſt,
Wenn durch froher Männer Runde
Er im Becher kreiſt.

Landsmann! grüßt ihn mit Entzücken
Jeder deutſche Mund;
Und er hält in alter Treue
Seinen deutſchen Bund.

Fragt nicht nach der Herren Wechſel,
Nach der Seelen Tauſch,
Kennt nur eine deutſche Erde,
Einen deutſchen Rauſch.

Iſt der nicht ein Demagoge,
Wer ſoll einer ſein?
Mainz, du heilge Bundesfeſte,
Sperr' ihn nur nicht ein!

Die Freiheit in der Tinte.

Wo mag die edle Freiheit ſein?
Die Freiheit iſt ertrunken.
Iſt ſie in Waſſer oder Wein,
Iſt ſie in Blut verſunken?

Es iſt nicht Waſſer, Blut noch Wein,
Darin ſie iſt verſunken;
Sie fiel in's Tintenfaß hinein
Bei einem großen Tunken.

Viel ſpitze Federn tunkten ein
Und ſetzten an, zu ſchreiben:
Die Freiheit ſoll bei Groß und Klein
Allzeit in Ehren bleiben.

Und als die Freiheit eben ſaß
Vorn in den Federſpitzen,
Da ſpritzt es einem um die Naſ': —
Was ſoll das tolle Spritzen?

Er ſpritzt' es aus, was drinnen war
Und wiſchte ſich die Naſe;
Empörung, rief er, es iſt klar,
Steckt in dem Tintenglaſe!

Er ſtöpſelt zu das freche Faß:
Wer hört die Freiheit klagen?
Und ſtellt es weg, wo dies und das
Noch ſteht aus Olims Tagen;

Und fing den Satz von Neuem an
Mit neuer Tint' zu ſchreiben:
Was wir thun, das iſt wohlgethan,
Und alſo ſoll es bleiben.

Und alſo ſoll's geblieben ſein:
Wir loben uns das Feſte.
Trinkt aus einmal, ſchenkt wieder ein!
Was Friſches nach dem Reſte!

Freiheit im Wein.

Und wußt' ich, wo es beſſer wär',
So zög' ich aus der Welt;
'S iſt wahrlich keines Bleibens mehr
In dieſem Erdenzelt!

Hab' mit dem Teleſkop von fern
Des Himmels Rund beſehn,
Ob nicht in irgend einem Stern
Weinſtöcke ſollten ſtehn.

Doch hab ich keine noch entdeckt,
Und Herſchel iſt nun todt!
Wenn uns die Welt noch ärger neckt,
Wohin aus unſrer Noth?

O Brüder, Brüder, ſchwebt mir ja
In's Blaue nicht hinaus!
Die beſte Freiſtatt liegt ſo nah
In unſres Wirthes Haus.

In ſeinen Keller flüchten wir,
Und der iſt bombenfeſt.
Potz alle Welt! wir trotzen dir,
Wenn Sturm du blaſen läßt!

Wird auch die Freiheit vogelfrei
Hier oben wohl genannt,
Da unten hat die Sultanei
Sie noch nicht weggebannt.

Noch brauſt ſie auf im jungen Wein,
So oft die Reben blühn:
Dann will der Geiſt entfeſſelt ſein
Und in dem Becher glühn.

Und in dem Brauſen toben ſich
Die wilden Hefen aus:
Der ächte Geiſt, er hält den Stich
Und triumphirt im Strauß.

Auf, Brüder, löſen wir den Spund,
Und machen frei den Wein!
Sein freier Geiſt weih' unſern Mund
Zu freien Liedern ein!

Guter Wein, gut Latein.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Sitz' ich bei dem vollen Glaſe,
Mein' ich, ein Apoll zu ſein,
Und es hebt ſich meine Naſe
In die Wolken faſt hinein.
Zöpfe, Beutel und Perücken
Wachſen flugs auf meinem Haupt,
Es mit Ehren auszuſchmücken,
Die kein Säculum ihm raubt.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Seh' ich ſchon der Flaſche Boden,
Iſt mir auch Apoll zu klein;
Kühner, als die kühnſten Oden,
Stürm' ich in die Welt hinein

Und nach meinem Saitenſpiele
Laſſ' ich ſich die Reiche drehn;
Liberale und Servile
Müſſen Muſterung beſtehn.

Guter Wein lehrt gut Latein,
Iſt der Tiſch erſt naß geworden,
Werd' ich gar ein Tacticus,
Laſſe nach der Regel morden,
Und es geht auf Hieb und Schuß.
Mit dem Finger mahl' ich Flüſſe,
Seeen mit der ganzen Hand;
Meines rothen Weines Güſſe
Strömen für das Vaterland.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Iſt der Tiſch dann abgewaſchen,
Steck ich ein das Schwert indeß,
Und vor meinen leeren Flaſchen
Halt ich friedlichen Kongreß.

Länder reiß' ich flugs in Stücken,
Kann mit einer neuen Rath
Alte Fetzen wieder flicken —
Bin ich nicht ein Diplomat?

Guter Wein lehrt gut Latein.
Komm' ich an die letzten Tropfen,
Iſt mir nichts mehr gut genug
Und ich riech' an meinen Pfropfen,
Kritiſire den Geruch.
Leer iſt meine Weſtentaſche,
Und der Wirth liebt baares Geld. —
Schafft mir eine neue Flaſche,
Oder eine neue Welt!

Vergangenheit.

Wann im Kreiſe froher Zecher
Ich in meinen vollen Becher
Schaue hellen Blicks hinein,
Wann um mich die Gläſer klingen
Und die Freunde Lieder ſingen
Dir zur Ehren, deutſcher Wein;

Dann, dann ſteht's vor meinen Blicken,
Wie die goldnen Trauben nicken
Nieder in den klaren Fluß,
Wie die Wogen luſtig rauſchen,
Und die Winzerinnen lauſchen
Auf des Fiſchers Abendgruß.

Und der Mond am ſtillen Himmel
Freut ſich mit an dem Getümmel,
Das er auf der Erden ſieht,
An den Fäſſern mit den Kränzen,
An den Liedern und den Tänzen,
Bis er ſacht von dannen zieht.

Zündet an die bunten Lichter,
Daß die ſeligen Geſichter
Nicht die finſtre Nacht bedeckt!
Wer zu ſelig für das Helle,
Sucht ſich eine dunkle Stelle,
Wo kein Nüchterner ihn neckt.

Auch die Liebe kennt viel Wege
In dem grünen Weingehege,
Und ſie alle ſtehn ihr an:
Denn auf krummen und geraden,
Breiten oder engen Pfaden
Geht's in Amors Kanaan.

Brüder, laßt die Gläſer klingen,
Laßt ein frohes Hoch uns bringen
Unſrem alten deutſchen Rhein,
Ihm und ſeinen jungen Reben,
Daß dies Jahr uns möge geben
Einen neuen Elferwein!

Zukunft.

Seh' ich eine volle Traube,
Die aus dichtem Rebenlaube
Ungeduldig blickt hervor,
Buhlend mit den Sonnenſtrahlen,
Die mit klarem Gold bemahlen
Ihrer Beeren grünen Flor;

Dann, dann denk' ich an die Säfte,
An die wunderbaren Kräfte,
Die der Beere Rund umſchließt,
Fülle ſchon mir einen Becher
Mit dem jungen Sorgenbrecher,
Der aus dieſen Trauben fließt.

Meine Freunde ſind geladen,
Wollen ſie mit mir ſich baden
In dem Quell der Fröhlichkeit.
Seht, der Spund iſt aufgehoben,
Und die Geiſter ziehn nach oben,
Und der Himmel iſt nicht weit.

Volle Becher hör' ich klingen,
Höre neue Lieder bringen
Süß bethörend in mein Ohr.
Horch, es rauſcht im Rebenlaube!
Sieh, es regt ſich in der Traube!
Lieder, Lieder, nur hervor!

Die Blume des Weins.

Es blühen Blumen mannichfalt
In Feld und Garten, Wieſ' und Wald,
Und hinter Rahm und Glaſe;
Sie ſchütten ihren ſüßen Duft
Mit vollen Schalen in die Luft
Zum Opfer für die Naſe.

Und von den Blumen mannichfalt
In Feld und Garten, Wieſ' und Wald,
Erwähl' ich heut mir keine.
Kein indianiſcher Geruch
Thut meiner Naſe noch genug;
Sie riecht an deutſchem Weine.

Heb' ich mein Glas zur Naſ' empor,
Möcht' ich, daß Auge, Mund und Ohr
Sogleich auch Naſen wären,
Um aus dem vollen, goldnen Strauß
Bis auf den letzten Gran heraus
Den Balſamduft zu leeren.

Geſegnet ſei des Winzers Hand,
Die an des deutſchen Stromes Rand
Mit ſolchen Strauß gebunden,
Von Blumen nicht, die ſchnell verblühn,
Die ihren leichten Duft verſprühn
In wenig Maienſtunden.

Die Blume die im Faſſe ruht,
Sie trotzt der dürren Sommerglut
In ihrer kühlen Klauſe,
Läßt Eis und Schnee vorüberwehn,
Sieht Lenze kommen, Lenze gehn,
Und blüht zu jedem Schmauſe.

Und ſchlürf ich ihre Düfte ein;
Sie rieſeln mir durch Mark und Bein,
Wie reine Ätherflammen,
Und wirbeln in verklärtem Glanz
Zu einem hellen Sternenkranz
Sich um mein Haupt zuſammen.

Geſellſchaftliches Trinklied für Philiſter.

Chor.

Brüder, ſtellt das Trinken ein!
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein:
Lehren unſre Weiſen.
Denkt, ihr müßt noch gehn nach Haus,
Könnt ein Aug' euch fallen aus,
Ach, vielleicht gar zweie;
Setzt die Flaſchen all beiſeit,
Morgen iſt ja auch noch Zeit,
Neigen auszutrinken.
Gute Pfropfen aufgeſteckt,
Daß kein Kellner ſie beleckt!
Alles iſt bezahlet.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Reiſender.

Viel giebt's in der Welt zu ſehn:
So ſah ich zwei Eſel ſtehn
Einſt auf meinen Reiſen.
'S mocht' wohl Mann und Weibchen ſein,
Und ein Bach, o grimme Pein!
Schied ſie von einander.
Er wollt' hin und ſie wollt' her,
Schrieen beide gar zu ſehr,
Daß es mich erbarmte.
Doch bald fiel es beiden ein:
Kalt und tief kann's Waſſer ſein —
Gaben ſich zufrieden.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Hageſtolz.

Einſt hatt' ich ein Mägdlein lieb,
Sie auch fühlte gleichen Trieb
In dem ſchönen Herzen.
Dacht' ich: Bin ja reif zum Frein,

Sie auch wird's zufrieden ſein;
Muß mich 'mal erkundgen. —
Nachbar ſagt, was einem Mann
Eine Frau wohl koſten kann
Jährlich zu ernähren: —
Hundert Thaler recht und gut. —
Ach, da ſchwand mein Freiersmuth,
Denn mir fehlt' ein Thaler!
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Gelehrter wider Willen.

Gar ein ſeltner Knab' ich war,
Las ſo manches liebe Jahr
In viel dicken Büchern.
Doch in einem fand ich halt:
'S wird kein kluges Kindlein alt;
Und hört' auf zu leſen.
Doch was ich nun einmal weiß,
Macht mich vor der Zeit zum Greis;
Denn es gibt auf Erden

Keinen ſo gelehrten Mann,
Der den Klugen lehren kann,
Wieder dumm zu werden.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Meine Muſe.

Meine Muſ' iſt gegangen
In des Schenken ſein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden
Und will nicht heraus;
Will Kellnerin werden,
Will ſchenken den Wein:
Da ſteht ſie am Thore
Und winkt mir herein.

Und über ihrem Haupte
Da ſpielet die Luft
Mit grünenden Zweigen
Und würzigem Duft.

Seht, wie ſie ſich drehet
So flink, ſo gewandt,
Die Kann' unterm Arme,
Das Glas in der Hand!

„Herein, lieber Zecher!
Ich ſchenke dir Wein,
Ich ſchenke dir Lieder
Noch obendarein.
Nur mußt du hübſch bleiben
Im Wirthshaus bei mir:
Ich gebe freie Zeche
Und freies Quartier."

„Drum locke mich nimmer
Hinaus in den Hain
Zu einſamen Klagen
Ob ſehnlicher Pein.
Hier unter den Zweigen
Vor unſerem Haus
Da ſchlafen die Leiden
Gar luſtig ſich aus."

„Auch laß uns nicht ſchweifen
Umher in der Welt,
Einen Helden zu ſuchen,
Der allen gefällt.
Gar lang ſind die Wege,
Gar kurz iſt die Zeit,
Und auf den Karpathen
Sind die Straßen verſchneit.“

So ließ ſie ſich hören —
Wer hielte das aus?
Flugs bin ich geſprungen
Ihr nach in das Haus.
Nun ſchenke mir Lieder
Und ſchenke mir Wein,
Und rufe mir frohe
Geſellen herein!

Rückwärts!

Bei Achtundvierziger zu ſingen.

Rückwärts! heißt das Wort der Zeit:
Rückwärts ſoll es gehen!
Brüder, laßt doch ſehn, wie weit
Wir uns rückwärts drehen?

Brüder, wißt ihr, wo ich bin?
Anno achtundvierzig.
Rückwärts, rückwärts geht mein Sinn:
Da wird's warm und würzig.

Mancher hat's gar weit gebracht
Mit ſothanem Schreiten!
Kreuze, Sterne, Gold und Macht
Schaft's den guten Leuten.

Ich bin auch ein Held der Zeit,
Könnt' was Großes werden:
Wär ein Keller nur ſo weit,
Wie das Rund der Erden!

Geiſt der Zeit und Geiſt des Weins.

Bei Zweiundzwanziger zu ſingen.

Was klagen wir ob Jahr und Zeit?
Laßt fahren, Brüder, Zorn und Leid
Beim blanken, vollen Becher!
Was dieſes Jahr auch Arges thut,
Der Wein macht alles wieder gut
Für alle gute Zecher.

Es iſt der gute Geiſt der Zeit
Mit ſeiner Kraft und Herrlichkeit
Gefahren in die Reben;
Drum wollen ſie uns dieſes Jahr
Ein Säftchen ſtark und warm und klar
Für unſern Keller geben.

Laßt fahren, Brüder, Zorn und Leid!
Es iſt der gute Geiſt der Zeit
Für uns noch nicht verflogen.
Wir holen ihn beim frohen Schmaus
Aus Zweiundzwanziger heraus,
Der hat ihn eingeſogen.

Ei Zeit, was biſt du matt und ſchaal,
Und trüb' und kalt und bleich und fahl,
Und wohl vielleicht noch ärger!
Dein Geiſt, wenn's doch ein Geiſt ſoll ſein,
Frißt ſauer uns durch Mark und Bein,
Wie ſchlechter Grüneberger!

Ei Wein von dieſem ſchlechten Jahr,
Was biſt du ſtark und warm und klar,
Was dufteſt du im Glaſe!
Auf, laßt mit einem vollen Zug
Uns gleich vertreiben den Geruch
Der Zeit aus unſerer Naſe!

Wer trinkt mit uns? Heran, ihr Herrn!
Wir geben dieſen Wein euch gern,
Ihr Großen und ihr Kleinen.
Trinkt alle denn in einem Zug,
Trinkt alle, bis ihr habt genug!
Vivant, die's redlich meinen!

Der Teufelsbanner.

Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.
Der Teufel dacht' in ſeinem Sinn,
Ich ſollt' ein Frömmler werden,
Und weil ich's nicht geworden bin,
So zieht er mir Geberden,
Zeigt Roſenkränz' und Geißeln mir
Und thut ſich drehn und bücken;
Ich ſitze bei dem Glaſe hier
Und ſpotte ſeiner Tücken.
Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben

Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.
Dem Teufel fiel es wieder ein,

Das Kriechen mir zu lehren;
Er pfiff und lockte grob und fein
Und ſprach von hohen Ehren.
Flugs warf ich in die Bruſt mich recht
Und reckt' empor den Nacken,
Trank Pereat dem Wurmgeſchlecht:
Da wies er mir die Hacken.
Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.

Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.
Da endlich, Brüder, wollt' er mich
Zum Diplomaten machen
Und wähnte ſchon: Jetzt hab' ich dich!
Ich lacht' und ließ ihn lachen.
Er führte mich zu einem Schmaus
Mit großen Diplomaten:
Ich trank die beſten Flaſchen aus
Und aß den feinſten Braten.
Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.

  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.
Nun will er in Verzweiflung heut'
Zum Dichter mich creiren,
Und meint, ich ſoll aus Dankbarkeit
Ihn weidlich honoriren.
Ich aber laſſ' in hellem Ton
Mein frohes Lied erklingen:
Herr Satanas, ich ſinge ſchon!
Jetzt rühre deine Schwingen!
  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.

Weisheit im Wein.

Wollt ihr werden weiſe Leute,
Liebe Brüder, macht es heute,
Wie es geſtern ward gemacht.
Trinket Wein! Er weckt die Geiſter,
Macht die blöden Zungen dreiſter
Und erhellet jede Nacht.

Alſo haben es gehalten
Unſre lieben tapfren Alten,
Sie beriethen ſich beim Glas;
Und die neuen Diplomaten
Halten auch auf Wein und Braten
Und hernach auf dies und das.

Glaubt ihr, ohne gute Weine
Käme Deutſchland auf die Beine?
Liebe Brüder, glaubt es nicht!
Frankfurt zapft die allerbeſten
Seinen hohen weiſen Gäſten,
Und ſie ehren ihre Pflicht.

Freuet euch! An Gottes Segen
Iſt das Meiſte doch gelegen,
Und er ſegnet Main und Rhein.
Nicht bei Waſſern oder Bieren
Will man uns conſtituiren,
Und die Freiheit lebt im Wein.

Deutſches Recht und deutſche Reben,
Deutſches Licht und deutſches Leben
Steigt empor im deutſchen Land!
Freudig folgen wir dem Zügel
Deſſen, der vom beſten Hügel
Erntet an des Rheines Strand.

Meine Kameradſchaft.

Wer will mein Kamerade ſein,
Der darf nicht feſt ſtehn auf dem Bein:
Komm, Glas, ich ſchlag' den Fuß dir ab
Ich will von heut' an ſein dein Stab,
Will nimmer von dir laſſen.

Mund an und ab, Mund ab und an,
So lang' ich dich noch heben kann!
Nur nimmer leer und ſtille ſtehn,
Nur nimmer, nimmer müßig gehn,
Wo's giebt noch volle Flaſchen!

Die Flaſchen werft zum Thor hinaus,
Daß nicht etwa in Hof und Haus
Sie zähl' ein nüchtern kluger Mund
Und in der Zeitung mache kund,
Wie tapfer wir geweſen.

Wir dürſten nicht nach Heldenruhm,
Wir preiſen nur ein Alterthum,
Das iſt das Alterthum des Rheins,
Das Alterthum des deutſchen Weins,
Der uns im Glaſe ſprudelt.

Und wenn die letzte Flaſche klingt,
Die um die Thür in Scherben ſpringt;
Dann ſeufzen alle Mann für Mann,
Wie Alexander einſt gethan:
Giebt's nichts mehr zu zerſtören?

Tres faciunt Collegium.

Tres faciunt Collegium.
Wir zwei und ein Pokal!
Zwei ſitzen, einer geht herum
In unſrer vollen Zahl.
Und einig ſind wir alle drei,
Daß Rebenſaft kein Waſſer ſei.

Tres faciunt Collegium.
Liſett' und ich ſind zwei,
Die Nachtigall iſt auch nicht ſtumm,
Und alſo werden's drei.
Und einig ſind wir ohne Friſt,
Daß es am Abend düſter iſt.

Tres faciunt Collegium.

Ein Doctor, ein Barbier
Und ich dazu, macht um und um:
Eins weniger als vier.
Und einig ſind wir ohne Noth:
Es wächſt kein Kraut uns für den Tod.

Tres faciunt Collegium.

Drei Sprüche gab ich aus,
Ein richtiges Trifolium —
Apollini sit laus!
Die drei auch ſtimmen überein,
Sie könnten ihrer vier wohl ſein.

A bis M des Trinkers.

Alſo, Brüder, laßt uns trinken,
Weil noch volle Becher blinken!
So beginnt mein ABC.
Vorwärts, rückwärts, auf und nieder,
Klingt's durch alle Lettern wieder,
Wein! ſpricht ſelbſt das böſe W.

In dem X bei der Xantippe
Steht geſchrieben: Nippe, Nippe,
Wenn dich plagt ein arges Weib!
Und das Ypſilon, der Ygel,
Iſt ein Waſſertrinkerſpiegel:
Wie ihr Sinn, ſo iſt ſein Leib.

Alſo Brüder, laßt uns trinken
Weil noch volle Becher winken,
Trinken nach dem ABC!
Aßmannshäuſer ſoll beginnen,
Dann Burgunderblut uns rinnen,
Der Champagner führt zum D.

Drymadera noch ein Gläschen!
Elfer aus dem Mutterfäßchen!
Und im F ſteht: Falle nicht!
Geh nach Haus! Was ſoll das heißen?
Solcher Wein wächſt nur bei Meißen.
Halt dich! heißt's, wenn H erſt ſpricht.

In dem H iſt Höll' und Himmel.
Zu der Seligen Gewimmel
Schwingt der eine ſich empor,
Und der andre ſtürzt hinunter
Und wird in der Hölle munter,
Wenn ihn einer zupft am Ohr.

Iß und trink! und Immer wieder!
Alſo klingt durch meine Lieder
I, als mächtiger Vocal,
Und der Conſonant daneben
Kann Johannisberger geben,
I, i, i, ich koſt' einmal!

In dem K ſtehn manche Klänge,
Die nicht überall ſind gänge
Und zum Reimen auch zu ſchwer.
Lieben und geliebet werden
Iſt mein liebſtes L auf Erden,
Und mein ärgſtes ſteht im Leer.

M ſagt viel von **Maß** und **Mitte**,
Und der Mittelſtraßenſitte
Fügt ſich auch mein Saitenſpiel.
Mitten auf der Lettern Straße
Macht es Halt mit gutem Maße,
Eh' Herr N ruſt: **Nicht** zu viel:

Der Zechbruder und ſein Pferd.

Romanze.

Ich hatt' einmal ein Gaul,
Das thät' ſchön galoppiren,
War von gar frommer Art,
Ein Kindlein konnt es führen!
Doch wenn es an ein Wirthshaus kam,
Den Kopf es in die Beine nahm,
Warf in den Sand mich lieber,
Als daß es ging vorüber.

Der Wirth ſaß vor der Thür
Und ſprang herzu behende;
Gleich ſtand das Rößlein ſtill,
Als ob's ein Zauber bände.

So ging's in Stall und Stub' hinein,
Das Roß fraß Hafer, ich trank Wein:
Das Rößlein wurde wählig,
Der Reiter wurde ſelig.

Da fiel es denn mir ein,
Das Rößlein zu verkaufen,
Das mich ſo tückiſch zwang,
Mich täglich zu beſaufen.
Denn ach! viel Schenken giebt es hier
Und überall gut Wein und Bier:
In jeder nur ein Gläschen,
So wirbelt's ſchon im Näschen.

Verruchtes Teufelsthier!
Nun hatt' ich's in den Taſchen
Als baares blankes Geld,
Vollauf zu tauſend Flaſchen.
Doch um zu zeigen, wer ich ſei,
Wollt' ich am Wirthshaus frank und frei
Gleich 'mal vorübergehen,
Ohn' auch hinein zu ſehen.

Und als ich ging vorbei,
Da ward das Geld lebendig
Und wühlt' und ſtieß und ſprang
Umher ſo ganz unbändig,
Als wollt' es auf der Stelle ſchier
Zermalmen alle Rippen mir,
Bis ich mich ließ bethören,
In's Wirthshaus einzukehren.

Da fand das arge Geld
Bald ſeine gute Ruhe.
Nun liegt der ganze Schatz
Schon in des Schenken Truhe.
Ach, aber tief in meinem Bauch
Da liegt das Gaul, die Thaler auch,
Und treiben's zum Erbarmen
Noch immer mit mir Armen.

Wenn ich ein Wirthshaus ſeh',
Fängt's in mir an zu toben,
Als wollt' es kehren gleich
Das Unterſte zu oben;

Und ſprech' ich in dem Wirthshaus ein,
Der Wirth, der Schuft, giebt keinen Wein
Für's Gaul und's Geld im Magen,
So arg ſie mich auch plagen.

Der Trinker von Gottes und Rechts wegen.

Romanze.

Ich hatt' in meiner Mutter Leib
Gewohnt ein halbes Jahr,
Da ſprang zu hoch das junge Weib,
Dacht' nicht an die Gefahr.
Auf einem Weinberg tanzte ſie
Bei einem Winzerfeſt;
Das Röcklein flog bis an die Knie'
Das Mieder ſaß nicht feſt.

Da roch ich was von Rebenſaft,
Da hört' ich Gläſerklang,
Und flugs heraus aus meiner Haft
Sprang ich in wildem Drang.

Sie legten mich auf Rebenlaub,
Sie ſprengten mich mit Wein,
Ich blieb nicht blind und ſtumm und taub
Und ſog die Tropfen ein.

Ein Schenkwirth war mein Herr Papa,
Goß immer ein und aus;
Das Waſſer ſtand dem Weine nah'
Allzeit in ſeinem Haus.
Und als der Pfaff nach Waſſer rief,
Daß er mich taufte drein,
Mein Vater ſich in Eil verlief
Und brachte blanken Wein.

Damit begoß der heilge Mann
Mein Haupt und mein Geſicht
Und ſprach dazu den Segen dann,
Ich ſchrie und muckte nicht.
In ſelgem Rauſche lag ich da
Den ganzen lieben Tag;
Sie glaubten ſchon mein Ende nah,
Da ward ich jauchzend wach.

Und als ich lernte ſelber ſtehn,
Trieb ich's, wie mein Papa:
Sollt' ich zum Waſſerfaſſe gehn,
Gar oft ich mich verſah
Und ſchöpfte nebenbei heraus
Und nebenbei hinein;
Ich war der einzge Gaſt im Haus,
Der zechte reinen Wein.

Und nun, ihr Leute, ſagt mir an,
Wie ſollt' es anders ſein,
Als daß mein Mund nichts trinken kann,
Als guten reinen Wein?
Er iſt's, der vor der Zeit mich rief
In dieſe Welt heraus;
Wär' er nicht mehr, fürwahr, ich lief'
Auch vor der Zeit hinaus.

Er iſt es auch, der mich hernach
Zum Chriſten hat gemacht;
Das hab' ich mir ſo manchen Tag
Fein chriſtlich überdacht.

Und weil's mohammedaniſch iſt,
Zu trinken keinen Wein,
Will ich beim Wein ein guter Chriſt
Troz Türk' und Teufel ſein!

Est Est!

Romanze.

Hart an dem Bolſener See, [*]
Auf des Flaſchenberges Höh' [**]
Steht ein kleiner Leichenſtein
Mit der kurzen Inſchrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

---

[*] Lago di Bolsena.

[**] Montefiascone.

Unter dieſem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutſchem Blut,
Deutſchem Schlund und deutſchem Muth,
Der hier ſtarb den ſchönſten Tod —
Seine Schuld vergeb' ihm Gott!

Als er reiſt' im welſchen Land,
Vielen ſchlechten Wein er fand,
Welcher leicht wie Waſſer wog
Und die Lippen ſchief ihm zog;
Und er rief: Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe, reit' voraus!

Sprich in jedem Wirthshaus ein
Und probire jeden Wein;
Wo er dir zum beſten ſchmeckt,
Sei für mich der Tiſch gedeckt,
Und damit ich find' das Neſt,
Schreib' an's Thor mir an ein Est.

Und der Knappe ritt voran
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein;
War der gut, ſo kehrt' er ein,
War der ſchlecht, ſo ſprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Alſo kam er nach der Stadt,
Die den Muskateller hat,
Der im ganzen welſchen Land
Für den Beſten wird genannt;
Als von dieſem trank der Knecht,
Dünkt' ein Est ihm gar zu ſchlecht.

Und mit feuerrothem Stift,
Und mit rieſengroßer Schrift
Mahlt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, ſah, trank,
Bis er todt zu Boden ſank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein ſchönes Grab
Hart an dem Bolſener See,
Auf des Flaſchenberges Höh'.

Und ſein Knapp, der Koſtewein,
Setzt' ihm einen Leichenſtein,
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inſchrift kurz und gut:
Propter nimium **Est Est**
Dominus meus mortuus est.

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flaſch' ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutſche Ritter liegt,
Der vom **Est Est** ward beſiegt.

Selig preiſ' ich deine Ruh',
Alter, guter Freiherr du,
Der du hier gefallen biſt
Von dem Trank, der doppelt iſt:
Doppelt iſt in Kraft und Glut,
Goldnes Muskatellerblut!

Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geiſt erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutſche Mann,
Welcher **Est Est** trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und ſobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edlen Herrn,
Was er ſelbſt noch tränke gern.

Alſo hab' ich's auch gemacht
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber ſingen eins beim Wein,
Als im Grab beſungen ſein.
Propter nimium **Est Est**
Liegt manch einer ſchon im Neſt.

An die Ungünſtigen.

Und laßt mir doch mein volles Glas,
Und laßt mir meinen guten Spaß
Mit unſrer ſchlechten Zeit!
Wer bei dem Weine ſingt und lacht,
Den thut, ihr Herrn, nicht in die Acht!
Ein Kind iſt Fröhlichkeit.

Es neckt und zeckt aus Zeitvertreib,
Rückt aber keinem auf den Leib
Mit hartem Stoß und Schlag;
Es hat's auf niemand abgeſehn,
Und allen, die vorübergehn,
Schickt es ein Schnippchen nach.

Wie groß und ſchwer die Leute ſind,
Was frägt danach das wilde Kind?
Bleibt es doch leicht und klein.
Es ſprützt dem ſteifen Lachenicht
Ein Glas Champagner in's Geſicht
Und kichert hinterdrein.

So laßt ihm denn ſein volles Glas,
Und laßt ihm ſeinen guten Spaß
Mit unſrer ſchlechten Zeit!
Seht nur nach dem, der Waſſer ſchluckt,
Und einſam in dem Winkel muckt,
Und ſtumme Galle ſpeit.

Er ſoll von altem Adel ſein,
Und erbt die Gicht durch Arm und Bein
Schon von dem zwölften Ahn;
Er heißt der Herr von Mißvergnügt,
Der Steine ſät und Waſſer pflügt,
Und doch nicht ernten kann.

Vor dieſem ſeid auf eurer Hut!
Der Unmuth thut nicht eher gut,
Bis ihr ihn tauft mit Wein.
Und ſoll das Werk von Statten gehn,
So ladet zum Gevatterſtehn
Den Übermuth ihm ein.

Ungünſtige, geſtrenge Herrn,
Noch einen Becher leer' ich gern
Auf euer Wohl zuletzt.
Es geht auf Erden jede Kunſt
Nach Brot und Wein, nach Dunſt und Gunſt,
Und wohlfeil iſt es jetzt.

Lieder
aus dem
Meerbuſen von Salerno.

Meeresſtille.

Wirf Roſenblätter in die Flut,
Sie iſt ſo ſpiegelglatt:
Ich fiſche ſie mit meinem Hut
Und küſſe jedes Blatt.

Und ſtreuſt du Blätter auf das Meer,
So ſchauſt du ſelbſt hinein —
Dann ſchwimmen zwiſchen ihnen her
Vier volle Röſelein.

Die Wangen und die Lippen dein,
Sie mein' ich alle vier.
Ach, ſchwämmen dieſe Röſelein
Doch auch heran zu mir!

Die Meere.

Alle Winde ſchlafen
Auf dem Spiegel der Flut;
Kühle Schatten des Abends
Decken die müden zu.

Luna hängt ſich Schleier
Über ihr Geſicht,
Schwebt in dämmernden Träumen
Über die Waſſer hin.

Alles, alles ſtille
Auf dem weiten Meer!
Nur mein Herz will nimmer
Mit zur Ruhe gehn.

In der Liebe Fluten
Treibt es her und hin,
Wo die Stürme nicht ruhen,
Bis der Nachen ſinkt.

Das flotte Herz.

Wann's im Schilfe ſäuſelt,
Wann die Flut ſich kräuſelt,
Wird mir flott das Herz;
Möcht' aus der Bruſt mir fliegen,
Möcht' auf den Wogen ſich wiegen,
Unter ſich tauchen in Luſt und in Schmerz.

Fiſcherin, du kleine,
Schiffe nicht alleine
In das große Meer!
Hinter dir hergezogen
Kommt ſchon mein Herz durch die Wogen —
Fiſcherin, ſind deine Netze noch leer?

Nimm's in deinen Rachen,
'S wird nicht ſchwer ihn machen,
'S iſt ja nichts darin,
Als nur du ſelber alleine,
Leichte, luſtige Kleine,
Du mit dem windigen, flatternden Sinn!

Das Bad.

Sie iſt in's Meer gegangen —
Wie wird ſo roth das Meer!
Wird's roth von ihren Wangen?
Wird's roth vom Himmel her?

Wie glühen meine Wangen?
Iſt's Glut vom Himmel her?
Iſt's Glut, die mein Verlangen
Entſog dem tiefen Meer?

Im Schilfe hör' ich's rauſchen.
Iſt es der Abendwind?
Ich möchte gehn und lauſchen,
Und bebe wie ein Kind.

Ich möcht' vom höchſten Baume
Mich ſtürzen in die Flut!
Ich möchte zu weichem Schaume
Verſpülen meine Glut!

Und du, o Meer, kannſt liegen
So ruhig und ſo kalt,
Und darfſt dich ſchlingen und ſchmiegen
Um ſie mit Allgewalt!

Die Schiffer.

Von allen ſtolzen Flaggen,
Die auf dem Meere wehn,
Will ich nicht mehr als eine,
Die kleine weiße ſehn.

Die Flagge ſei der Schleier
Von meiner Liebſten Haupt,
Den ſchlingt ſie um das Steuer,
Wann ſie mich nahe glaubt.

Dann ſtech' ich durch die Wogen
Dem kleinen Boote nach;
Die Fluten ſpritzen und ſchäumen
Von meinem Ruderſchlag.

Und ſieh, es flieht der Nachen
Vor dem Korſaren nicht:
Sie rudert ihm entgegen
Mit lachendem Geſicht.

Ich hebe meine Beute
In meinen Kahn geſchwind:
Nun ſchaukl' uns fort die Woge,
Nun wieg' uns ein der Wind!

An meinen Kahn gebunden
Zieht ihrer hinterdrein;
Und finden wir noch zwei Lieben,
Die nehmen wir hinein

Und ſchiffen nach der Inſel —
Sie iſt der Reiſe werth —
Wo man von Luſt und Liebe
Sein Lebelang ſich nährt.

Schifferreigen.

Erſter Schiffer.

Es kommt ein Fink geflogen
Des Morgens über Meer,
Der bringt mir Grüß' und Lieder
Von meinem Liebchen her.

Wenn ich ein Vogel wäre,
Stellt' ich das Schiffen ein;
Und wenn ich wär' kein Schiffer,
Ein Schwimmer müßt' ich ſein.

Zweiter Schiffer.

Ich laſſ' mein Schifflein treiben
Hinauf, hinab die Flut;
Ob Wind und Woge ſchlafen,
Das Schiff ſich nimmer ruht.

Gib mir mein Ruder wieder
Und laß das Spielen ſein,
O Diebin, oder nimm mich
In deinen Nachen ein!

Dritter Schiffer.

Es kömmt ein Schwan gezogen
Des Abends auf der Flut;
Ich will am Strande liegen,
Es träumt ſich da ſo gut.

Es ſchwimmen auf den Wogen
Viel Schiffe groß und klein;
Ich kann nicht mit euch fahren,
Mein Nachen ſank mir ein.

Schifferin.

Ich bin zur Welt gekommen
In Wogen und in Wind;
Und Wind und Wogen wiegten
Mich als ein kleines Kind.

Dann bin ich Jungfrau worden,
Bekam ein Herz geſchwind;
Und Herz und Jungfrau waren
Wie lauter Wog' und Wind.

Bald klar und ſtill zu ſchauen,
Bald wieder wild und kraus;
So lock' ich manchen Nachen
Auf Klipp' und Sand hinaus.

Ihr Schiffer, laßt das Singen!
Es geht in Wog' und Wind;
Ihr ſolltet doch wohl wiſſen,
Was das für Dinge ſind.

Doppelte Gefahr.

Ich armer Fiſcherbube,
Wo ſoll ich ſchiffen hin?
Es iſt ſo klein mein Nachen,
So ſchüchtern auch mein Sinn.

Im hohen Meere draußen
Da ſind die Wogen groß,
Da läßt aus Oſt und Weſten
Der Himmel die Stürme los.

Da jagen die Korſaren
Nach jungem Chriſtenblut,
Da ſingen die Sirenen
Und locken hinab in die Flut.

Am Ufer ſitzt ein Mädchen,
Die hat ein Augenpaar,
Das droht mit Feuerflammen
Mir tödliche Gefahr.

Sie ſtrickt an einem Netze,
Da ſpringt der Fiſch hinein;
In ihres Haares Flechten
Soll ich gefangen ſein.

Du liebliche Sirene,
Sirene von dem Strand,
Laß deine Stimme tönen
Hell über Meer und Land!

Tief unten in den Fluten
Da iſt ein goldnes Haus,
Da ruhn verſunkene Schiffer
In weichen Armen aus.

Auf dieſem Liebesmeere
Wo wird die Ruhſtatt ſein?
Entweder an deinem Herzen,
Ach, oder im Grabe mein?

Die glückliche Fiſcherin.

Sie ſtand im Boot und fiſchte,
Ich ſah's von Ufer her:
In's Netz die Fiſchlein ſprangen,
Als ob's zum Tanze wär',
Wollt' keins im Meere bleiben,
Das Netz war viel zu klein;
Sie ließ es ſich gefallen
Und dacht', es muß ſo ſein.

Sie ſtieg aus ihrem Boote,
Am Strande blieb ſie ſtehn:
Da ſchwoll das Meer und wogte,
Als möcht' es mit ihr gehn,

Und Muſcheln und Korallen
Trieb es ihr hinterdrein;
Sie hob ſie auf vom Boden
Und dacht', es muß ſo ſein.

Ich armer Hirtenbube,
Was frommt mein Werben mir
Mit Blumen und mit Bändern?
Die Welt gehöret ihr.
Ihr ſchlagen alle Herzen,
Und wären ſie von Stein;
Sie nimmt's wie Wogenrauſchen
Und denkt, es muß ſo ſein.

Könnt' ich ihr ſelber bringen
Der Sterne Silberlicht,
Des Himmels Abendbläue,
Was Neues wär' es nicht.
Sie hielt' es vor die Augen,
Und ſpräch': Es iſt ja mein!
Vergäße mir zu danken
Und dächt', es muß ſo ſein.

Was frommt dein blödes Klingen,
Mein kleines Saitenſpiel?
Iſt auch ihr Fenſter offen,
Sie hört dich doch nicht viel
Vor Hörnern oder Pfeifen,
Vor Flöten und Schalmein;
Sie tanzt dazu den Reigen
Und denkt, es muß ſo ſein.

Die Muſcheln.

Die letzten Meereswellen
Verſchäumen um den Strand,
Und bunte Muſcheln ſtreuen
Sie auf den bleichen Sand.

Ein kleines Fiſchermädchen,
Zum Küſſen groß genug,
Kam flink daher gegangen,
Ein Netz am Arm ſie trug.

Und von den weißen Füßen
Band ihre Sohlen ſie
Und gürtete das Röckchen
Sich auf bis an das Knie

So fing ſie an zu waten
Hinein in Schaum und Sand
Und ſuchte bunte Muſcheln
Sich auf dem naſſen Strand.

Sie warf ſie in ihr Netzchen,
Bis daß es überquoll,
Dann nahm ſie auf ihr Röckchen
Und las den Schooß ſich voll.

Gleich ward das Meer lebendig,
Als hätt' es Fleiſch und Blut:
Je mehr ſie hub das Röckchen,
Je höher ſtieg die Flut.

Da fing ſie an zu ſchreien
Und ließ die Zipfel los,
Und alle Muſcheln fielen
Aus ihrem vollen Schooß.

Ich trug ſie aus den Wellen
Heraus in flinkem Lauf,
Ich fiſcht' ihr aus dem Waſſer
Die Muſcheln wieder auf;

Und wollte dann ſie werfen
In ihres Röckchens Schooß,
Sie aber hielt das Netzchen
Mir hin und thät ſich groß.

Was ſoll ich mit dem Netze?
'S geht keine mehr hinein.
Ich bin ja keine Welle —
Du ſollſt nicht wieder ſchrein.

Sonnenſchein.

Wenn auf der ſpiegelklaren Flut
Der goldne Strahl der Sonne ruht,
Springt's Fiſchlein ſelig in die Luft
Und ſchnappt nach rothem Abendduft,
Und es kräuſeln ſich plätſchernd die Wogen.

Wenn ich dein helles Auge ſeh',
Wird's Herz mir in der Bruſt ſo weh,
Und möcht' mit einem Sprung heraus
Aus ſeinem ſtillen, dunkeln Haus,
Sich zu ſonnen in deinen Strahlen.

Dein liebes Antlitz merkt es nicht,
Es ſcheint, ſo wie der Sonne Licht,
Ob es auf Wogenſpiegeln ruht,
Ob unter ihm ſich hebt die Flut,
Ob Herzen und Fiſchlein ſpringen.

Nachtſtück.

Es fällt ein Stern vom Himmel,
Ich fing' ihn auf ſo gern!
Wohin biſt du gefallen,
Du wunderſchöner Stern?

„In's Meer bin ich gefallen,
Tief in die ſchwarze Flut;
Das Leuchten muß ich laſſen,
Und in mir brennt die Glut.“

Dianen ſeh' ich wandeln
Wohl über das tiefe Meer.
Was ſchleichſt du, keuſche Göttin,
So traurig hin und her?

„Mein Stern iſt mir gefallen
Tief in die ſchwarze Flut;
Heraus möcht' ich ihn ziehen:
Wer ſagt mir, wo er ruht?“

„Ihr Sternlein, helft mir ſuchen,
Steigt nieder auf das Meer,
Mit euren Silberlampen
Schwebt leuchtend um mich her!“

„Hör' ich die Wogen rauſchen,
Mir iſt's als ob es ruft —
Will es empor zum Himmel?
Soll ich hinab zur Gruft?“

So trieben's Mond und Sterne
Die liebe, lange Nacht;
Und weil ich nicht kann tauchen,
Hab' ich ein Lied gemacht.

Ständchen in Ritornellen

aus

Albano.

Violen und Roſen.

Ich ging in's Feld und wollte Blumen holen:
Da ſah ich ſtehn ein Kind in den Violen
Mit Lippen wie zwei junge Roſenknoſpen.

Nun waren die Violen gleich verſchwunden,
Ich konnte meine Augen nimmer wenden
Von jenen Roſenknoſpen ihres Mundes.

Und als die Mutter frug: Wo ſind die Blumen,
Daß wir ſie morgen mit zu Markte nehmen?
Sprach ich: Die Knospen ſind noch nicht geſprungen.

Der Garten des Herzens.

In meines Herzens Mitte blüht ein Gärtchen,
Verſchloſſen iſt es durch ein enges Pförtchen,
Zu dem den Schlüſſel führt mein liebes Mädchen.

Es iſt April. — Komm, wolle dich nicht ſchämen.
Und pflücke dir heraus die liebſten Blumen!
Sie drängen ſich entgegen deinen Händen.

Je mehr du pflückſt, je mehr ſie wieder ſproſſen;
Doch willſt du unberührt ſie blühen laſſen,
So werden ſie vor ihrer Zeit vertrocknen.

Der Thränenbrief.

Mein Mädchen hat ein Briefchen mir geſchrieben
Wohl mit der ſchwarzen Feder eines Raben,
Und hat mit Zwiebelſchalen es verſiegelt.

Und wie ich nun das Siegel aufgebrochen,
Da fühlt' ich in den Augen ſolch ein Stechen,
Daß mir die Thränen auf die Wangen floſſen.

Ich trocknete die Augen, um zu leſen:
Doch iſt das Trocknen ganz umſonſt geweſen —
Denn ach, ſie ſchreibt: Wir müſſen Abſchied nehmen.

Blumenſprache.

Vor ihrem Fenſter ſtehn viel Nelkentöpfe,
Und will ſie, daß zu ihr hinein ich ſchlüpfe,
Wirft ſie herab zwei purpurrothe Knöspchen.

Die purpurrothen Knöspchen wollen ſagen:
Zwei purpurrothe Lippen ſind dein eigen,
Komm, komm, und küſſe ſie zu tauſend Malen!

Ich komme ſchon, will ihnen Küſſe geben,
Mehr, als die vollſten Nelken Blätter haben,
Und mehr, als Neiderblicke mich umſpähen.

Die heiße Zeit.

Ach, ach, nun ſind vertrocknet alle Quellen!
Wo ſoll mein Lämmchen ſeinen Durſt denn ſtillen,
Wenn ihm am Gaum die heißen Gräſer brennen?

Ach, ach, nun ſitzt mein Mädchen in der Kammer!
Ich ſchweif' um's Haus und ſehe ſie doch nimmer,
Und meine Liebe muß vor Durſt verſchmachten.

Du böſe heiße Zeit, was ſoll das werden!
Kein friſches Hälmchen mehr auf weiter Erden!
Kein Kuß, kein Gruß, kein Blick von meinem Mädchen!

Der Betrogene.

Dein Vater hat verkauft mir Fiſchernetze,
Doch ſeine Netze ſind zu nichts mir nütze,
Und immer leer zieh' ich ſie aus den Wellen.

Du haſt gewiß das Garn dazu geſponnen:
Das werd' ich nun an meinem Herzen innen
Und fühl' es wohl, wie arg ich bin betrogen.

Die Netze wollen nichts als Herzen fangen,
Und meins fühlt ſich ſo wohlig in den Schlingen,
Daß ich es gar nicht wieder los kann machen.

Der Hyacinthenſtrauß.

Geliebtes Mädchen, geh' und ſetz' in's Waſſer
Den Hyacinthenſtrauß, je ehr, je beſſer!
Sonſt wird er in der heißen Luft verſchmachten.

Wie wagte wohl mit meines Herzens Gluten
Auguſtus jemals um den Preis zu ſtreiten,
Wär' auch Scirocco noch mit ihm verbunden!

Du aber bauſt mir keine kühle Laube,
In der ausruhen könnte meine Liebe
Beim ſanften Mondenſchimmer deiner Augen.

Verſchiedenes Schickſal der Sänger.

Als ich im Walde neulich bin gegangen,
Hört ich ein Nachtigallenmännchen ſingen:
Es rief nach ſeinem Weibchen voll Verlangen.

Und huſch, da kam das Weibchen gleich geflogen
Durch Buſch und Dorn und ſchrie, als wollt' es ſagen:
Hier bin ich ja, mein lieber, lieber Vogel!

Ich Armer ſinge nun vor deinem Hauſe
Schon Monde lang der Sehnſucht Klageweiſe —
Du aber kicherſt hinterm Fenſterglaſe.

Der erſte Schnee.

Heut' Nacht iſt auf den Bergen Schnee gefallen,
Drum hat mein Mädchen auch nicht öffnen wollen
Ihr Kammerfenſter, als ich unten klatſchte.

Kein Stuhl iſt vor den Thüren mehr zu finden:
Ich horch' und lauſch', und hinter dicken Wänden
Hör' ich ein Schnurren, wie von ihrer Spindel.

Nun trägt ſie ſchon ein Tuch auf ihren Ohren.
Ich ſinge wohl, doch ſie wird mich nicht hören,
Und Faſten ſind dem Lieben anbefohlen.

Eine Nachtigall macht keinen Frühling.

Ich hab' mir eine Nachtigall gezogen,
Die ließ ich heut' an ihre Scheiben fliegen,
Damit ſie dächte: Lenz ſei vor dem Thore.

Das Vöglein that, ſo wie ich's ihm beſtellte,
Sie öffnete das Fenſter, wie ich wollte,
Und ſah ſich um verwundert nach dem Lenze.

Und als ſie mich erblickte auf der Gaſſe,
Da lachte ſie und ſprach: Mein Lieber, wiſſe,
Ein Nachtigallchen kann nicht Frühling machen.

Die Motte.

Wie eine Motte flattert um die Flamme,
So ſchwebt auf leiſen Schwingen meine Stimme
Um das erhellte Fenſter deiner Kammer.

Wird ſie die Schwingen ſich am Licht verbrennen?
Ich wag' es drauf! Das Wagen hilft gewinnen.
Ich wag' ein Ständchen unter deinem Fenſter!

Und wenn du ſchmählſt und rufſt wohl gar die Mutter,
So reiß' ich alle Saiten von der Cither,
Und beiß' ein Stückchen ab von meiner Zunge.

Die Wangengrübchen.

O ſchelte mich nicht mehr, mein holdes Liebchen,
Wenn ich dir ſage: Deiner Wangen Grübchen
Sind wie zwei rothe Roſen mir erſchienen.

Siehſt du die Bienen nicht ſie oft umflattern,
Als ob ſie Honigſeim in ihnen wittern?
Meinſt du daß die ſie nicht für Roſen halten?

Und wenn ich ſelber eine Biene wäre,
So ließ' ich allen Blumen ihre Ehre
Und ſaugt' aus dieſen Roſen nur mein Leben.

Der Gefangene.

An dem Citronenbaum vor deinem Hauſe,
Da hab' ich aufgehängt zu deinem Preiſe
Mein freies Herz und laſſ' es mich nicht dauern.

Siehſt du es nicht? Und haſt doch ſelbſt die Banden
Geflochten, die ſo eng' es rings umwinden
Und feſt es in den grünen Zweigen halten!

Die Vöglein fliegen darauf zu und ſtaunen,
Wie ſich ſolch loſer Vogel mag gewöhnen,
So ſtill und ſteif im Grünen auszudauern.

Der Jungfrau erſtes Mißgeſchick.

Jüngſt ſang und ſprang ich müßig durch die Stube,
Da ſprach die Mutter: Töchterchen, bei Leibe,
Thu das nicht mehr! Biſt aus den Kinderſchuhen.

Die Freier gucken ſchon durch unſre Thüren,
Da muß das kluge Mägdlein hübſch in Ehren
Am Herde ſtehn und ihre Spindel rühren.

Ach, und da kömmt mein Liebſter juſt gegangen!
Ich will nach meiner Spindel haſtig ſpringen
Und laſſe ſie gerad' in's Feuer fallen.

Roſenſamen.

Ich ging vorüber heut an deinem Fenſter
Und zankte mit dem dichten grünen Ginſter,
Der dich vor meinen Blicken ganz verſteckte.

Da ſah ich, wie aus dem Geſträuch geſchwinde
Heraus ſich ſtreckten deine weißen Hände
Und Waſſer niedertroff von ihren Fingern.

Wie gern hätt' ich ein Tröpfchen aufgefangen!
Doch alle hat die Erde gleich verſchlungen,
Und morgen werden Roſen aus ihr wachſen.

Das Mädchen und der Roſenſtock.

Ei Mütterchen, warum gibſt du denn nimmer
Dein ſchönes Kind heraus aus deiner Kammer?
Es ſpinnt doch lange ſchon am Hochzeitlinnen.

Ein Mädchen iſt ja auch kein Roſenſtöckchen,
Das man ſo lange ſtellt in's Fenſtereckchen,
Bis aufgebrochen ſind die letzten Knöspchen.

Gelt, möchteſt wohl hier hinter deinen Scheiben
Das ſchöne Stubenblümchen immer haben,
Damit dein Fenſter hübſch in Ehren bleibe?

Reime

aus den

Inſeln des Archipelagus.

(Zum Theil freie Bearbeitung neugriechiſcher Originale.)

Das Verhör.

Thu auf die Thür, du holde Maid, thu auf und laß mich ein! —
„Wer klopft, wer ruft in ſtiller Nacht? Ein Türke wird es ſein.“ —
Es iſt kein Türk', es iſt ein Chriſt, es iſt ein guter Chriſt,
Der deinen purpurrothen Mund viel tauſendmal geküßt. —
„Ich ſehe dich im Dunkel nicht, ſo ſag' ein Zeichen mir
Von Hof und Haus und Kämmerlein, damit ich traue dir.“ —
Im Hofe ſpringt ein Silberquell, und wie der Wind auch weht,
Er ſpringt nach deinem Fenſter nur, wenn eines offen ſteht.

Am Hauſe rankt die Rebe ſich hinauf von Stein zu Stein,
Bis mit den naſſen Augen ſie kann ſehn zu dir hinein.
Du trockneſt ihre Thränen ab, ſie brechen auf zumal,
Und goldne Nektartrauben glühn in deiner Sterne Strahl.
In deiner Kammer an der Wand iſt ein verhängter Schrein,
Es blickt kein Mond, es blinkt kein Stern, kein Lämpchen flimmt hinein:
Darinnen liegt die Lilie auf einem Roſenbeet —
„Ich komme ſchon, ich öffne ſchon! Herein, wer draußen ſteht!“

Verwünſchung.

Möge deſſen böſe Zunge ſtets mit Blaſen ſein geplagt,
Der dir, daß ich treulos wäre, ſelber treulos hat geſagt!
Iſt's ein Stern, fall' er vom Himmel; iſt's der Mond, er müſſ' erblinden;
Iſt's ein heirathsfrohes Mädchen, müſſe keinen Mann ſie finden.

Wer hat's verrathen?

Als wir uns küßten, war es Nacht. Wer hat es denn geſehn?
Ein kleiner Stern hat uns belauſcht, den ſahen wir nicht ſtehn.
Der Stern ſtieg zu dem Meer herab und ſagt' es dieſem an.
Das Meer verrieth dem Ruder es, das Ruder ſeinem Mann;
Und ach des ſchwätzigen Verraths! ſo iſt es nun geſchehn,
Daß jeder Schiffer ſingt von dem, was keiner hat geſehn.

An den Mond.

Bleicher Mond, geh nicht zu Bette, geh für mich erſt einen Gang,
Geh zu meinem Ungetreuen, ſag' ihm, daß ich todeskrank.
Geſtern hat er mir geſchworen, mein zu ſein vor aller Welt;
Heute hat er mich verlaſſen, wie ein abgemähtes Feld,
Wie ein Kirchlein, das der Prieſter hat mit einem Bann belegt,
Wie ein Städtlein, das der Paſcha hat mit Eiſen ausgefegt.
Und ſo wünſch' ihm denn, dem Argen, wünſch ihm Arges dies und das,

Daß er ſchmelze, gleich dem Wachſe, daß er breche, wie ein Glas;
Durch der Türken Säbel ſoll er in der Franken Dolche gehn —
Fünf Chirurgen, ihn zu halten, ihn zu heilen, mehr als zehn!

Der kleine Schreiber.

Kleiner Schreiber, kleiner Schreiber, hör' und laß dein Werfen ſein!
Warfſt mir heut' ein Stückchen Zucker in den Buſen grad' hinein.
Wenn du wirſt noch einmal werfen, zeig' ich es dem Biſchof an,
Und er läßt das Haar dir ſcheeren, und er thut dich in den Bann.

„Kleines Mädchen, kleines Mädchen, hör' und laß dein Schießen ſein!
Alle Pfeile deiner Augen treffen in mein Herz hinein.
Wenn du wirſt noch einmal ſchießen, zeig ich es dem Herrgott an,
Und er ſpricht: Das kleine Mädchen nehme ſich den kleinen Mann."

Venus am Himmel.

Tritt an's Fenſter, meine Liebe, ſieh den hellen Himmel an,
Wie der Mond, der keuſche Freier, mit der Venus ſcherzen kann,
Wie ſie ſich ſo nahe rücken, und die kleinen Sterne ſehn
Lüſtern nach dem ſchönen Paare und vergeſſen fort zu gehn.
Tritt an's Fenſter, meine Liebe, neige nieder dich, mein Stern!
Venus herrſcht am Himmel heute, und die Erde folgt ihr gern.

Frühlingsahnung.

Die Schwalbe kommt, die Schwalbe kommt, ſie kommt vom weißen Meer,
Sie fliegt heran, ſie ſieht ſich um, als ob's nicht ſicher wär'.
O März, o März, mein ſchöner Freund, ich fühl's, du biſt mir nah!
O Februar, o Februar, wie lange bleibſt du da?
Magſt regnen, reifen, ſchneien auch, ich ſpreche doch dir Hohn:
Du riechſt in deinen Schauern mir nach meinem Frühling ſchon.

Der Rauſch vor dem Trunke.

O Wunderbecher ihrer rothen Lippen!
Gedenk' ich nur daran, aus dir zu nippen,
So iſt es mir, als hätt' ich Wein getrunken
Und wär' berauſcht auf Roſen hingeſunken.

Die Schwalbe.

Eine Schwalbe möcht' ich werden, fliegen grad' in deine Kammer
Und auf deines Hauptes Kiſſen baun ein Neſt für meinen Jammer.

Warnung.

Weißt du wohl, daß ſchwarze Augen nicht bei Tage ſchlafen müſſen?
Kommen ſonſt die Sonnenſtrahlen, um ſie wieder wach zu küſſen.

Geduld der Liebe.

Von dem harten Riff zerſchlagen, kehrt die Welle dennoch wieder:
Schiltſt du heut mich weg vom Fenſter, ſing' ich morgen aus die Lieder.

Die Himmelfahrt.

Dank deinem Kuſſe ganz allein, nun flieg' ich in den Himmel
Und haſche mit den Engeln mich im ſeligen Gewimmel.
Sie jagen mich, ſie greifen mich, ſie wollen gern mich fangen,
Ich reiß' mich los und laufe heim, zu küſſen deine Wangen.

Das zerſprungene Herz.

Wenn ich dein im Herzen denke, wie ein Glas zerſpringt es mir,
Und wie Spreu aus einer Tenne fliegt es ſplitterweiſ' zu dir.

Das erſte Liebeszeichen.

Dein Herz von Eiſen wird ſich nicht, bis daß ich ſterb', erweichen:
Dann nähe mir ein Todtenhemd' als erſtes Liebeszeichen.

Die Augen.

Schwarze Augen, das Haus zu erhellen,
Blaue, an's offene Fenſter zu ſtellen,
Graue bewachen das Pförtchen zu Nacht,
Braune betrügen die treueſte Wacht.

Der Morgenſtern.

Wenn die Sonne ſich verdunkelt, wiſſ' es iſt von meinen Augen,
Deren Thränen ihre Strahlen mit dem Thau der Frühe ſaugen.
Aber du biſt immer helle, gleich dem kalten Morgenſterne,
Der ſich in der Perlen Spiegel nur beguckt aus eitler Ferne.

Spielzeug der Liebe.

Als ein ſtummes Kindlein ward meine Liebe jüngſt geboren,
Schreien hat es bald gelernt und betäubt dir nun die Ohren.
O ſo ſtopf' ihm doch den Mund mit dem Zucker deiner Küſſe,
Und zum Spielen gieb ihm hin deines Köpfchens harte Nüſſe.

Wer kann die Liebe ausſchreiben?

Wären Flüſſ' und Meere Tinte, wär' der Himmel mein Papier,
Wüchſen Federn wie die Ähren auf der weiten Erde mir,
Hülfen mir die Engel ſchreiben um die Wette Tag und Nacht:
Sag', wann wär' es ausgeſchrieben, was die Lieb' in mir gedacht?

Das Ruhekiſſen der Verlaſſenen.

An des Meeres Klippenſtrande ſuch' ich nach
dem harten Stein,
Den dein Fuß zuletzt betreten, als du ſtiegſt in's
Boot hinein;
Will ihn als ein Ruhekiſſen legen auf mein kran=
kes Herz,
Daß kein weicher Traum der Liebe es betrüg'
um ſeinen Schmerz.

Tagesanbruch.

Um Luft zu ſchöpfen ſtand ich auf in ſchwarzer Mitternacht,
Da ſah ich deine weiße Bruſt und dacht', der Tag erwacht.

Die Bruſt von Glas.

Ich wollt', von Glas wär meine Bruſt, daß du mein Herze ſäheſt,
Wie das ſo trauerfarben iſt, weil du es ganz verſchmäheſt.

Der Goldſchmied.

Ein Goldſchmied will ich werden, will goldne Ringe ſchmieden
Für deine ſchwarzen Augen, damit wir haben Frieden.

Schwarz in Weiß.

Augen, Augen groß und ſchwarz lieb' ich gar zu ſehr,
Schwimmen ſie in weißer Milch, wie auf tiefem Meer.

Der Kuß.

Wie der Pfeffer auf der Zunge, alſo brennt dein Kuß im Herzen:
Darum ſuchen in den Bergen kühle Quellen meine Schmerzen.

Endlich!

Als du klein warſt, liebt' ich dich;
Als du groß wardſt, foppteſt mich:
Sollſt du jemals werden mein,
Wird es wohl als Witwe ſein.

Nur noch einen.

O daß deine Mutter brächte noch ein Kind zur Welt wie dich,
Das es doch noch einen gäbe, welcher litte ſo wie ich!

Hinüber!

O wenn das Meer von Glaſe wär', das uns hat trennen wollen;
Ein goldnes Ringlein möcht' ich dir ſo gern hinüber rollen.

Griechenlieder.

Die Griechen an die Freunde ihres Alterthums.

Sie haben viel geſchrieben, geſungen und geſagt,
Geprieſen und bewundert, beneidet und beklagt.
Die Namen unſrer Väter, ſie ſind von ſchönem Klang,
Sie paſſen allen Völkern in ihren Lobgeſang;
Und wer erglühen wollte für Freiheit, Ehr' und Ruhm,
Der holte ſich das Feuer aus unſerm Alterthum,
Das Feuer, welches ſchlummernd in Aſchenhaufen ruht,
Die einſt getrunken haben helleniſch Heldenblut.

Was hat euch nun, ihr Völker, ſo ſcheu und bang gemacht?
Der Geiſt, den ihr beſchworen, er ſteigt aus tiefer Nacht
Empor in alter Größe und beut euch ſeine Hand —
Erkennt ihr es nicht wieder, das freie Griechenland?
Die Funken in der Aſche, in der ihr oft gewühlt,
Die Funken, deren Gluten ihr oft in euch gefühlt,
Sie ſchlagen luſtig lodernd zu hohen Flammen aus —
Kleinmüthige, ihr ſeht es — und euch erfaßt ein Graus!
O weh, ſo habt ihr, Freunde, mit Namen nur geſpielt!
Habt in die leeren Lüfte mit ſtolzem Pfeil gezielt!
Die Zeit iſt abgelaufen, es iſt genug geſagt,
Geprieſen und bewundert, beneidet und beklagt.
Was ſchwärmt ihr in den Fernen der grauen Heldenzeit?

Kehrt heim, ihr Hochentzückten! — der Weg iſt gar zu weit.
Das Alt' iſt neu geworden, die Fern' iſt euch ſo nah,
Was ihr erträumt ſo lange, leibhaftig ſteht es da,
Es klopft an eure Pforte — ihr ſchließt ihm euer Haus —
Sieht es denn gar ſo anders, als ihr es träumtet, aus?

Der Pargioten Abſchied von den Engländern.

Brüder, laßt uns fürder ziehen aus dem ſchnöden Inſelland!
Laßt uns eilig unſre Segel richten nach dem ſchönen Strand,
Wo aus langen ſchweren Banden Hellas ihre Arme ringt
Und die kettenwunde Rechte gegen die Tyrannen ſchwingt.
Briten, ohne Dank und Segen ſcheiden wir aus eurem Schutz,
Wählten einen andern Herren, und derſelbe heißet Trutz;
Der will uns hinüberführen ohne euren ſichern Paß,

Wo wir Päſſ' uns ſelber ſchreiben mit des Blutes rothem Naß.
Unſre Mauern, unſre Thürme, unſre ganze liebe Stadt,
So die heilge Mutter Gottes ſelber ſich erſehen hat,
Daß ſie von der Felſenſpitze auf dem letzten Uferrand
Tröſtend überſchauen möchte das gebeugte Griechenland:
Dieſe Stadt habt ihr verhandelt, Briten, die ihr ſchützen wollt,
Briten, habt ſie losgeſchlagen für des alten Paſchen Gold.
Hättet wohl auch unſre Häupter gern gegeben in den Kauf?
Und der grimme Heide wetzte ſchon ſein Henkerbeil darauf.
Briten, Briten, an den Händen klebt es röther euch als Blut!
Briten, Briten, das iſt jenes Sündengoldes Höllenglut!

Und ein hoher Scheiterhauſen ſtieg auf unſrem
Markt empor,
Und mit Schaufeln und mit Hacken zogen wir
aus jedem Thor:
Jeder grub ſich die Gebeine ſeiner Lieben aus
der Gruft,
Und in freien Flammen lodernd flog der Staub
in freie Luft.
Ach, wohl hätten wir uns ſelber gern geſtürzt
in ſeine Glut;
Doch der Weiber und der Kinder Jammer brach
der Männer Muth.
Und ſo zogen wir von dannen bei der Leichen-
flammen Schein,
Und die Britenſchiffe nahmen unſres Elends
Laſten ein.
Haben nun zwei Jahr geſeſſen hier auf Korfus
Inſelland,
Haben nun zwei Jahr geſchauet ſehnlich nach
der Heimath Strand.
Briten, habt uns Schutz gegeben, und noch
Ketten auch dabei:

Euren Schutz und eure Ketten brechen heute wir entzwei.
Brüder, laßt uns fürder ziehen! Drüben liegt ja unſre Stadt,
So die heilge Mutter Gottes ſelber ſich erſehen hat,
Daß ſie von der Felſenſpitze auf dem erſten Uferrand
Segnend überſchauen möchte das erwachte Griechenland.
Brüder, dahin laßt uns ziehen, eh' der hohe Schutzpatron,
Uns ſtatt ſeiner zu beſchützen, rufe ſeinen Kerkerfrohn.
Brüder, dahin laßt uns ziehen, weil wir noch in unſrer Hand
Unſre guten Schwerter halten, Schwerter für das Vaterland!

Anmerkung.

Die Sage von der Gründung der Stadt Parga erzählt Pouqueville (Voyage dans la Grèce. Tome I. p. 494) aus neugriechiſchen Quellen, wie folgt:

La vieille Parga (*Παλαιό Παργα*) existait longtemps avant la prise Constantinople par les Mahométans Mais lorsque ces barbares ayant envahi la capitale de l'empire d'Orient, s'étendirent dans les provinces qu'ils couvraient de ruines et de carnage, les prêtres de Parga, qui prévoyaient une catastrophe inévitable, songerent à préparer aux habitants un dernier asyle voisin de la mer, dans lequel ils pouvaient se défendre ou fuir dans une terre hospitalière, en cas d'attaquer et de revers. Il était difficile d'engager un peuple attaché à ses foyers à les quitter; des considérations ordinaires auraient

été peu déterminantes; ils firent parler le Ciel. Un chévrier découvrit dans une caverne du cap Chimarium une image de la Sainte Vierge, qu'on fit transporter en cérémonie au bourg de Parga. Malgré les hommages qu'on lui rendait, comme elle retournait d'elle-même dans son antre, il fallut se décider à l'y suivre; et ce fut autour de ce palladium miraculeux que s'éleva la nouvelle Parga.

Der Phanariot.

Meinen Vater, meine Mutter haben ſie in's Meer erſäuft,
Haben ihre heilgen Leichen durch die Straßen hingeſchleift,
Meine ſchöne Schweſter haben aus der Kammer ſie gejagt,
Haben auf dem freien Markte ſie verkauft als eine Magd.
Hör' ich eine Woge rauſchen, iſt es mir, als ob's mich ruft;
Ja, mich rufen meine Eltern aus der tiefen, weiten Gruft,
Rufen Rache — und ich ſchleudre Türkenköpfe in die Flut,
Bis geſättigt iſt die Rache, bis die wilde Woge ruht.

Aber wenn die Abendlüfte kühl um meine Schläfe wehn,
Ach, ſie ſeufzen in die Ohren mir wie leiſes, banges Flehn;
Ach, es ſind der Schweſter Seufzer in der Schmach der Sklaverei:
Bruder, mache deine Schweſter aus den ſchnöden Banden frei!
Ach, daß ich ein Adler wäre, könnte ſchweben in den Höhn
Und mit ſchnellen, ſcharfen Blicken durch die Städt' und Lande ſpähn,
Bis ich meine Schweſter fände und ſie aus der Feinde Hand
Frei in meinem Schnabel trüge nach dem freien Griechenland!

Die Jungfrau von Athen.

Roſenſträuche thät ich pflanzen unter meinem
Fenſterlein,
Und ſie blühen und ſie duften in die Kammer
mir herein;
Und die Nachtigallen ſingen in den Zweigen Lieb'
und Luſt —
Schweigt, ihr Vöglein, noch ein Weilchen! — Iſt
es euch denn nicht bewußt,
Daß mein Liebſter iſt gezogen in das Feld mit
Lanz' und Schwert,
Für das heilge Kreuz zu kämpfen und für einen
freien Heerd?
Saht ihr nicht, wie ich vom Halſe meine Per-
lenſchnüre band,
Und ſie gab dem heilgen Prieſter für das liebe
Vaterland?

Saht ihr nicht, daß meine Haare ich ſeit Monden nicht geſchmückt?
Saht ihr wohl, daß eine Roſe ich ſo lange hier gepflückt?
Schweigt, ihr Vöglein, noch ein Weilchen, bis der Liebſte wiederkehrt,
Und uns neue, ſchöne Weiſen zu der Freiheit Preiſe lehrt.
Blüht, ihr Roſen, noch ein Weilchen, und ich bind' euch mir zum Kranz,
Wann den Siegern wir entgegen ziehn mit Sang und Spiel und Tanz!
Ach, und kehrteſt du, mein Liebſter, mit den andern nicht zurück,
Ach, wo ſollt' ich mich verbergen vor der Freude, vor dem Glück?
Bei den Roſenſträuchen ſäß' ich, bände Dornenkränze hier,
Und ein Vöglein aus dem Schwarme blieb' und klagte wohl mit mir.

Die Mainottin.

Ich habe ſieben Söhne aus meiner Bruſt geſäugt,
Ich habe ſieben Söhnen das heilge Schwert gereicht,
Das Schwert für unſern Glauben, für Freiheit, Ehr' und Recht —
Heil mir, von meinen Söhnen iſt keiner mehr ein Knecht!
Sie ſind zur Schlacht gezogen mit freudig wildem Muth —
Heil mir, in ihren Adern fließt noch ſpartaniſch Blut!
Und als ſie von mir ſchieden, das Herz ward mir nicht ſchwer,
Ich ſprach: Frei kehrt ihr wieder, frei oder nimmermehr!

Ihr Mutter der Mainotten, kommt, laßt uns ſuchen gehn,
Ob nicht von Spartas Trümmern wir eine Spur erſpähn;
Da wolln wir Steine ſammeln, für unſre Hand gerecht,
Mit hartem Gruß zu grüßen den erſten feigen Knecht,
Der ohne Blut und Wunde beſiegt nach Hauſe kehrt,
Und keinen Kranz gewonnen für ſeiner Mutter Heerd!

Der Greis auf Hydra.

Ich ſtand auf hohem Felſen, tief unter mir die Flut:
Da ſchwang ſich meine Seele empor in freiem Muth.
Ich ließ die Blicke ſchweifen weit über Land und Meer:
So weit, ſo weit ſie reichen, klirrt keine Kette mehr;
So weit, ſo weit ſie reichen, kein halber Mond zu ſehn,
Auf Bergen, Thürmen, Maſten, die heilgen Kreuze wehn;
So weit, ſo weit ſie reichen, es hebt ſich jede Bruſt
In eines Glaubens Flamme, in einer Lieb' und Luſt.

Und alles was uns feſſelt, und alles was uns drückt,
Was einen nur bekümmert, was einen nur entzückt,
Wir werfen's in das Feuer, wir ſenken's in die Flut,
Die wogt durch alle Herzen in einer heilgen Glut.
Ich ſehe Schiffe fahren — die ſtolze Woge brauſt —
Iſt es der Sturm der Freiheit, der in die Segel ſauſt?
Heil euch und eurer Reiſe! Heil eurer ſchönen Laſt!
Heil eurem ganzen Baue vom Kiele bis zum Maſt!
Ihr ſteuert durch die Fluten nach einem edlen Gut,
Ihr holt des Sieges Blume, die wächſt in Heldenblut.
Es donnert aus der Ferne — iſt es der Gruß der Schlacht?

Iſt es der Wogen Brandung, die an die Felſen kracht?
Das Herz will mir zerſpringen bei dieſes Donners Ton —
Ich bin zu alt zum Kampfe und habe keinen Sohn.

Die heilige Schar.

Eine Geiſterſtimme.

Freundes Herz an Freundes Herzen, Freundes Hand in Freundes Hand,
Unverrückt in Glied und Reihe hielten wir dem Tode Stand,
Liegen alle auf dem Rücken, himmelwärts den Blick gekehrt,
In der Bruſt die Todeswunden, in der Fauſt das rothe Schwert.
Nennt uns nicht die letzten Griechen — ſollen wir die letzten ſein,
Die dem Vaterlande freudig Blut und Leib und Leben weihn?
Nennt uns nicht die letzten Griechen — reißender als Stahl und Erz
Dringt der ſchnöde Ehrentitel ein in unſrer wundes Herz.

Nennt uns nicht die letzten Griechen — weh euch,
macht ihr uns dazu!
Nimmer fänden unſre Leiber unter Sklavenerde
Ruh.
Brüder, wollt ihr uns im Grabe ehren, wie es
uns gefällt?
Keine Lobſchrift ausgeſonnen! Keine Säulen auf-
geſtellt!
Fechtet, ſo wie wir gefochten, grüßt mit feſtem
Blick den Tod —
Und es färbt mit unſrem Blute ſich der Freiheit
Morgenroth!

Die Griechen an den öſtreichiſchen Beobachter.

Du nannteſt uns Empörer — ſo nenn' uns immerfort!
Empor! Empor! ſo heißt es, der Griechen Loſungswort.
Empor zu deinem Gotte, empor zu deinem Recht,
Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geſchlecht!
Empor aus Sklavenketten, aus dumpfem Kerkerduft,
Empor mit vollen Schwingen in freie Lebensluft!
Empor, empor ihr Schläfer, aus tiefer Todesnacht!
Der Auferſtehungsmorgen iſt roſenroth erwacht.

Du nannteſt uns Empörer — ſo nenn' uns immerfort!
Empor, ſo heiß' es ewig, der Griechen Loſungswort!
Dir aber töne nimmer in's Herz der hohe Klang:
Beobacht' aus dem Staube die Welt dein Lebelang!

Die Geiſter der alten Helden am Tage der Auferſtehung.

Wir haben tief geſchlafen, wir haben ſchwer geträumt —
O Tag der Auferſtehung, wie lang' du haſt geſäumt!
Wir haben ſchwer geträumet von Joch und Kett' und Band;
Da haben unſre Wunden uns bis in's Herz gebrannt.
Wir ſahn die Burgen fallen, die Tempel untergehn,
Wir ſahen fremde Fahnen auf ihren Trümmern wehn;
Barbarentritt zerſtampfte den Raſen unſrer Gruft,
Die Klänge unſrer Sprache verhallten in die Luft;

Und was auf unſren Hügeln beſchwur des Jünglings Herz,
Was uns die Jungfrau klagte von ihrem heißen Schmerz,
Wir konnten's nicht verſtehen — doch zu vernehmlich drang
Durch unſre Erdendecke der Sklavenketten Klang.
Heil uns! Es iſt vorüber. Heil uns! Wir träumten nur:
Der Freiheit Lieder ſchallen hell über Berg und Flur;
Bekränzt ſind unſre Hügel, die Erd' iſt federleicht,
Des Schlafes wirrer Nebel vor unſren Blicken weicht;
Die Wunden ſind geheilet, die Glieder ſind beſchwingt —
Auf, Brüder, auf zum Kampfe! Die Schlachttrompete klingt.

Die Ruinen von Athen an England.

Laß dir unſern Dank gefallen, Hort der Freiheit, Engeland!
Haſt zum Herrn der hohem Pforte einen edlen Lord geſandt,
Daß er ſich für uns verwende; und er that es ritterlich!
Griechen, hört, was er errungen hat mit ſcharfen Federſtrich!
Wenn der jungen Freiheit Blume wird getreten in den Staub,
Wenn die heilge Stadt Athenes wird des rohen Heiden Raub,
Dann, auch dann, — begreift es, Griechen, — ſollen wir doch unverſehrt
Stehn, beſchirmt im Sturm der Waffen durch des wilden Feindes Schwert.

Laß dir unſern Dank gefallen, Hort der Freiheit, Engeland!
Schade, ſchade, haſt vergebens deinen edlen Lord geſandt.
Keine Bittſchrift kann uns retten — die Ruinen von Athen
Werden mit den freien Griechen wanken, ſtürzen, untergehn.
Lange haben wir geſtanden unter Schmach und Schimpf und Leid,
Mochten kaum uns aufrecht halten in der jammervollen Zeit.
Fremde kamen hergewandert, ſtaunten uns verwundert an,
Und wir ließen es geſchehen, aber's lag uns wenig dran;
Ließen meſſen ſie und malen — keiner malt und mißt den Geiſt —
Und ſie geben ſich zufrieden, wiſſen ſie, wie jedes heißt.
Auch ein großer Lord iſt kommen, hat von unſrem morſchen Haupt

Im Entzücken der Bewundrung uns der Bilder Schmuck geraubt.
Mag er ziehen mit der Beute! — Heil uns, daß wir feſt noch ſtehn,
Um der Freiheit Morgenröthe nach ſo langer Nacht zu ſehn!
Statt der Götterbilder tragen wir das Banner in die Luft,
Das zum Kampf mit den Barbaren Hellas tapfre Söhne ruft.
Ach, wenn dieſe unterliegen, wozu ſollen wir denn ſtehn?
Habt ſie ja in euren Büchern, die Ruinen Athen.
Mit der Freiheit letztem Schlage ſtürzen unſre Mauern ein,
Und auf jedes Helden Hügel werfen wir noch einen Stein.

Griechenlands Hoffnung.

Brüder, ſchaut nicht in die Ferne nach der Fremden Schutz hinaus,
Schaut, wenn ihr wollt ſicher ſchauen nur in euer Herz und Haus.
Findet ihr für eure Freiheit da nicht heilige Gewähr,
Nun und nimmer, Brüder, nimmer kömmt ſie euch von außen her.
Selber haſt du aufgeladen dir der Knechtſchaft ſchweres Joch,
Selber haſt du es getragen, und du trügſt es heute noch,
Hätteſt du darauf gewartet, hochgelobtes Griechenland,
Daß es dir vom Nacken ſollte heben eine fremde Hand.

Selber mußt du für dich kämpfen, wie du ſelber dich befreit,
Dein die Schuld und dein die Buſe, dein die Palme nach dem Streit.
Viele werden dich beklagen, viele dir Gebete weihn,
Viele ſich für dich verwenden, viele deine Rather ſein —
Hoffſt du mehr? Bau' auf die Hoffnung deiner Freiheit Veſte nicht,
Daß der Grund, auf dem ſie ruhet, nicht den Bau zu Trümmern bricht.
Deiner alten Freiheit Ehre iſt der neuen Welt gerecht,
Denn der Freie ſchläft im Grabe ſo geduldig, wie der Knecht.
Lege reuig deine Waffen nieder vor des Türken Thron,
Beuge friedlich deinen Nacken zu dem alten Sklavenfrohn:
Dann, dann magſt du ſicher bauen auf die Macht der Chriſtenheit.

Dann, dann magſt du ſicher hoffen, daß der Türke dir verzeiht.
Ruh' und Friede will Europa — warum haſt du ſie geſtört?
Warum mit dem Wahn der Freiheit eigenmächtig dich bethört?
Hoff' auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn:
Auch des Türkenkaiſers Polſter nennt Europa einen Thron.
Hellas, wohin ſchaut dein Auge? — Sohn, ich ſchau' empor zu Gott —
Gott, mein Troſt in Schuld und Buße, Gott, mein Hort in Kampf und Tod!

Die Pforte.

Hohe Pforte, hohe Pforte! Zu dem Schatten deiner Gnade
Rufſt zurück du die Verirrten von der Freiheit wildem Pfade.
Heil den Griechen! Heil den Chriſten! Wirf nur einen großen Schatten
über nackte Trümmerfelder, über blutgetränkte Matten,
Daß wir alle Platz gewinnen in dem ſchönen Zufluchtsorte,
In dem kühlen Abendſchatten deiner Gnade, hohe Pforte!

Unſrer Brüder rothe Häupter, aufgeſteckt auf deine Zinnen,
Rufen laut mit dir vereinigt: Eilt, den Schatten zu gewinnen!
Hohe Pforte, hohe Pforte! Rufe nur und ſchmiede Ketten,
Schicht' empor die Scheiterhaufen, deiner Gnade warme Betten,
Für die Armen, Nackten, Müden, die in deinen Schatten fliehen,
Flehend, in dem Sklavenjoche wieder friedlich hinzuziehen!
Rufe nur — zur Antwort ſchlagen unſre Waffen wir zuſammen,
Laſſen unſre Kreuzesfahne blitzend durch die Lüfte flammen!
Gott mit uns! auf unſrer Fahne — Gott mit uns! in unſrem Herzen.
Wir mit Gott in Siegesjubel — Wir mit Gott in Todesſchmerzen!
Selig, die mit Gott gefallen! Zu der Pforte ſeiner Gnade

Ruft er heim die müden Streiter von des Lebens wirrem Pfade:
In der Pforte kühlem Schatten ruhn die Herren und die Knechte,
Auf dem Dornenbett der Sünder, und in Blumen der Gerechte.
Brüder, nach der Pforte wollen wir mit feſtem Blicke ſchauen,
Ihrem Gnadenworte dürfen bis zum letzten Hauch wir trauen.
Seht die Häupter unſrer Brüder dort mit Martyrkronen glänzen!
Seht, Gregor, der Protomartyr, harrt auf uns mit Siegeskränzen!
Zu der Pforte laßt uns muthig mit gezücktem Schwerte wallen —
Selig, die mit Gott geſtritten! Selig, die mit Gott gefallen!

Der Verbannte von Ithaka.

Briten, ſtreicht aus euren Liſten meinen Namen nur heraus,
Bannet mich aus eurem Schutze, laſt verkaufen auch mein Haus!
Selber will ich mich beſchützen, Gottes Himmel iſt mein Dach,
Und der Freiheit Fahne folg' ich freudig bis zum Tode nach.
Hab' in ihre Werberolle ſchon mit meinem eignen Blut
Meinen Namen eingeſchrieben, und ein Schwert iſt all mein Gut.

Briten, hohe Protectoren, fragt ihr nach der Freiheit Sold?
Zuckt ihr zweifelnd eure Achſeln, zeigt ihr prahlend euer Gold? —
Ach, die Freiheit iſt auf Erden freilich nur ein armes Weib,
Hat wohl kaum genug, zu kleiden ihren abgezehrten Leib;
Wundenmahle ſtatt der Orden halten ihre Bruſt bedeckt,
Manchen ſchnöden Achtbrief haben ihr Satrapen angeſteckt.
Alſo kam ſie aus der Ferne, weiß nicht recht, woher, verbannt,
Und zum Sterben müde ſank ſie hin an des Iliſſus Rand.
Da, da fanden wir ſie liegen, und ſie ſchien bekannt uns noch,
Und wir ſahen unſre Ketten, und wir fühlten unſer Joch.
Flugs erwachte ſie vom Schlummer, ſchwang ſich in die Luft empor,

Und in Götterjugend ſtrahlend ſtand ſie auf Minervens Thor.
Wie ſo froh ſie auf die alten Narben ihres Leibes wies!
Wie ſo ſtolz ihr Auge ſuchte Marathon und Salamis!
Da zerriſſen wir die Ketten, brachen jedes Joch entzwei,
Und ſie ſprach: Seid werth der Freiheit, und ihr ſeid auf ewig frei,
Frei wie in Theſſaliens Päſſen Spartas auserwählte Schaar,
Frei wie über Erdennebel kreiſt im Sonnenſtrahl der Aar.

Alexander Ypſilanti auf Munkacs.

Alexander Ypſilanti ſaß in Munkacs hohem Thurm,
An den morſchen Fenſtergittern rüttelte der wilde Sturm,
Schwarze Wolkenzüge flogen über Mond und Sterne hin —
Und der Griechenfürſt erſeufzte: Ach, daß ich gefangen bin!
An des Mittags Horizonte hing ſein Auge unverwandt:
Läg ich doch in deiner Erde, mein geliebtes Vaterland!

Und er öffnete das Fenſter, ſah in's öde Land hinein;
Krähen ſchwärmten in den Gründen, Adler um das Felsgeſtein.
Wieder fing er an zu ſeufzen: Bringt mir keiner Bothſchaft her
Aus dem Lande meiner Väter? — Und die Wimper ward ihm ſchwer —
War's von Thränen? war's von Schlummer? und ſein Haupt ſank in die Hand.
Seht, ſein Antlitz wird ſo helle — träumt er von dem Vaterland?
Alſo ſaß er, und zum Schläfer trat ein ſchlichter Heldenmann,
Sah mit freudig ernſtem Blicke lange den Betrübten an:
Alexander Ypſilanti, ſei gegrüßt und faſſe Muth!
In dem engen Felſenpaſſe, wo gefloſſen iſt mein Blut,
Wo in einem Grab die Aſche von dreihundert Spartern liegt,
Haben über die Barbaren freie Griechen heut' geſiegt.

Dieſe Botſchaft dir zu bringen ward mein Geiſt herabgeſandt.
Alexander Ypſilanti, frei wird Hellas heilges Land!
Da erwacht der Fürſt vom Schlummer, ruft entzückt: Leonidas!
Und er fühlt, von Freudenthränen ſind ihm Aug' und Wange naß.
Horch, es rauſcht ob ſeinem Haupte, und ein Königsadler fliegt
Aus dem Fenſter, und die Schwingen in dem Mondenſtrahl er wiegt.

Die Einſchiffung der Athener.

Als Athen von den Türken wieder eingenommen wurde.

Freies Element der Wogen, ſei der Freiheit Kindern hold!
Willſt hinab du Opfer ſchlingen, ſchlinge Sklaven, ſchlinge Gold!
Nicht des Wuchers Dämon treibt uns in das ſchwanke Bretterhaus,
Nicht nach Menſchenraube ſchiffen in die Fluten wir hinaus;
Nach der Freiheit Hafen haben wir die Segel ausgeſpannt —
Heil uns, wenn dereinſt wir rufen: Land! Land! Freies Griechenland!

Was uns drückte, was uns engte, ließen wir am Strande ſtehn,
Nicht nach Städten, nicht nach Burgen wollen wir zurücke ſehn;
Vorwärts ſchweifen unſre Blicke in die weite See hinaus,
Und ſie grüßt der Freiheit Flagge hoch mit donnerndem Gebraus.
Freies Element der Wogen, unbegrenzte Meeresflut!
Mag der Krämer falſch dich nennen, zitternd für ſein eitles Gut —
Hellas kennt aus alten Tagen deine feſte Treue noch:
Als Athen, die Burg der Freiheit, unterlag dem Sklavenjoch,
Als die Felſenwälle brachen, als die Thürme ſanken ein,
Da, da wollteſt du der Freiheit letzter Hort und Heiland ſein;
Und empor auf deinem Rücken ein Athen von Brettern ſtieg,

Und du trugſt es fort zum Kampfe, und du trugſt es hin zum Sieg.
Freies Element der Wogen, ſei den ſpäten Enkeln treu,
Wie du es den Vätern wareſt! Sieh, die alte Zeit wird neu!
Sieh, Athen, die Burg der Freiheit, iſt in der Barbaren Hand!
Sieh, in deinen Fluten ſpiegelt roth ſich ihrer Tempel Brand!
Nehmt uns ein, ihr Brettermauern! Hebt vom Ufer euch geſchwind!
Auf, die Segel! Nach der Inſel Salamis weht friſcher Wind.

Die Sklavin in Aſien.

Schweſtern, weint mit mir! Ich weine über meine Ketten nicht.
Sollt es mich denn gleich zerdrücken, dieſes eiſerne Gewicht,
Das ſo lange hat getragen unſer edles Vaterland,
Und es konnt' ihm doch nicht lähmen ſeine alte Heldenhand?
Schweſtern, weint mit mir! Ich weine nicht um unſrer Arbeit Schweiß.
Keiner ſoll des Polſters pflegen, der den Leib zu rühren weiß,
Wenn das Vaterland in Nöthen laut nach ſeinen Kindern ſchreit —

Wer nicht wehren kann und ſtürmen, ſei zu leiden doch bereit.
Schweſtern, weint mit mir! Ich weine nicht um meiner Brüder Tod.
Ihre ſelgen Geiſter ſchweben oft um mich im Abendroth,
Wehn mit ihren Siegeskränzen kühlen Troſt von fern mir zu —
Sollt' ich denn durch eitle Thränen ſtören ihre Grabesruh'?
Schweſtern, weint mir mir! Ich weine auch um meinen Liebling nicht.
Lebt er, o ſo weiß ich, daß er als ein Held — für mich auch ficht;
Sank er, will ich Lorbeerbäume pflanzen über ſein Gebein,
Und die Stätte wird ein Tempel für die freie Hellas ſein.
Schweſtern, weint mit mir! Ich weine, weine daß ich bin kein Mann —
Daß ich nicht ein Roß beſteigen, keine Lanze ſchwingen kann,

Daß ich nicht kann Eiſen ſprengen, ſchwimmen
durch die wilde Flut —
Drüben in dem freien Lande frei verſprützen freies
Blut

Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, ſtand feſt kaum auf dem Bein,
Da nahm mich ſchon mein Vater mit in das Meer hinein,
Und lehrte leicht mich ſchwimmen an ſeiner ſichern Hand
Und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberſtückchen warf er dreimal in's Meer hinab,
Und dreimal mußt' ich's holen eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn,
Er ſelber blieb zur Seite mir unverdroſſen ſtehn,
Wies mir, wie man die Woge mit ſcharfem Schlage bricht,

Wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs in's große Schiff,
Es trieben uns die Stürme um manches Felſenriff.
Ich ſaß auf hohem Maſte, ſchaut' über Meer und Land,
Es ſchwebten Berg' und Thürme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
Auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
Und bogen dann die Stürme den Maſt bis in die Flut,
Und ſprützten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
Da ſah der Vater prüfend mir in das Angeſicht —
Ich ſaß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht —
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo roth:

Glück zu, auf deinem Maſte, du kleiner Hydriot! —
Und heute gab der Vater ein Schwert mir in die Hand,
Und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit dem Blicken vom Kopf bis zu den Zehn:
Mir war's, als thät ſein Auge hinab in's Herz mir ſehn.
Ich hielt mein Schwert gen Himmel und ſchaut' ihn ſicher an,
Und däuchte mich zur Stunde nicht ſchlechter, als ein Mann.
Da ſprach er, und die Wange ward ihm wie Blut ſo roth:
Glück zu, mit deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!

Der Mainottin Unterricht.

Viele weiße Schwäne ſchwimmen ſtill auf des Eurotas Wegen,
Viele ſchwarze Raben kommen kreiſchend durch die Luft gezogen.
Weiße Schwäne, woher ſchwimmt ihr? Wißt ihr Kunde nicht zu ſagen,
Ob mein Sohn ſich wie ein Sparter in dem flachen Land geſchlagen?
Schwarze Raben, woher fliegt ihr? — Saht ihr nicht auf euren Zügen
Viele blutge Türkenſchädel in den Siegesfeldern liegen?

In den grünen Lorbeerſträuchen, die zum Fluſſe niederſchauen,
Wo die Schwäne ihre Neſter unter dichtem Laube bauen,
Hangen viele weiße Federn, die will ich zuſammenraffen,
Und daraus für meinen Knaben ſchneiden ſpitze Köcherwaffen;
Will dann oben in den Lüften zeigen ihm die ſchwarzen Raben,
Sag' ihm: Das ſind Türken, die den Vater dir gemordet haben!

Die Eule.

Vogel der Weisheit
Ward ich genannt;
Ich ſaß auf Minervens Altare,
Ihr heiliges Feuer hütend.
Nun liegt er in Trümmern,
Der Tempel der Göttin
Auf Cecrops Burg,
Erloſchen und verweht
Von ihrem Hochaltare
Die letzten Opferfunken.
Da hab' ich der Nacht mich ergeben,
Und ſchlafe den langen Tag;
Und wann die Menſchen träumen,
Dann ſchau' ich mit blitzenden Augen
Über die dunkle Erde
Und ſchreie Wehe! Wehe!

Über die Thorheit des hellen Tages!
Aber die Menſchen verſtehn mich nicht;
Sie zittern, wenn ſie mich hören,
Nennen mich Weheverkünderin,
Und ich verkünde doch Wahrheit nur.

Über Hellas flog ich hin
Um Mitternacht;
Am Himmel war kein Stern zu ſehn,
Und blutigroth in Nebelwolken
Schwamm des Mondes Sichel hin.
Aber von flammenden Städten,
Aber von rauchenden Hütten,
Aber von glühenden Scheiterhauſen
War es weit und breit ſo hell,
Hell wie der Tag,
Und ich rief Wehe! Wehe!
Über den Schimmer des hellen Tages!

Ich hörte blutende Säuglinge winſeln
An gemordeter Mütter Brüſten,
Sah aus den Klauſen heilige Jungfraun

Schleifen zur Schlachtbank raſender Luſt,
Sahe die Tempel des Kreuzes
Niedergeriſſen in Trümmern liegen,
Und die zerſtückten Gebeine
Ihrer Prieſter dazwiſchen
über die Steine geſtreut.
Da drückt' ich die blitzenden Augen zu
Und unter mir hört' ich noch lange
Ein Heulen, ein Jammern, ein Wimmern,
Ein Jauchzen, ein Fluchen, ein Knirſchen —
Dann ward es ſtill.

Und ich ſchlug die blitzenden Augen auf.
Da ſtanden an eines Fluſſes Ufer
Heere des Kreuzes zu Roß und zu Fuß;
Ich konnte ſie nicht abſehen,
So hoch ich mich mochte ſchwingen.
Und Waffen trugen ſie in den Händen,
Und ihre Blicke glühten,
Wie ihre Lanzenſpitzen,
Nach Blut.
Da rief ich Wehe! Wehe!

Da rief ich Rache! Rache!
Da rief ich Hülfe! Hülfe!
Und lange hätt' ich noch geſchrien,
Da ward's im Morgen helle,
Und in die Augen flimmerte
Verblendend mir das Tageslicht.
Und ein Schwarm von höhniſchem Luftgeſindel
Flog ſchnarrend und pfeifend mir um das Haupt,
Mein Schreien übertäubend.
Da rief ich Wehe! Wehe!
Über die Thorheit des hellen Tages!

Der Mainotte.

Nie, nie hat ein Sklavenjoch meinen ſtarken Hals gebogen,
Nie hab' ich an meinem Arm eine Kettenlaſt gewogen.
Frei wie meiner Berge Strom, wie der Adler in den Lüften,
Stürz ich brauſend in die Fläche, wo die Freiheit liegt in Grüften,
Neben altem Heldenſtaube, unter grauen Mauertrümmern,
Und mir iſt, als hört' ich ſie unter mir vernehmlich wimmern.
Räuber heiß' ich bei dem Wicht, der den Räuber nennt Gebieter,
Jenen Räuber, der ihm hat dich geraubt, du Gut der Güter,

Freiheit, Freiheit, Lebensluſt, Leibesmark und Seelenſchwinge,
Der gehört mein Herz, mein Arm, meine Büchſ' und meine Klinge,
Der ich wache, der ich kämpfe, der ich lebe, der ich ſterbe,
Die ich meinen Kindern laſſe als mein einig eignes Erbe.
Räuber nennt mich immerhin! Rauben will ich und verheeren
Herrengut und Sklavenland, und kein Paſcha wird es wehren.
Aber hört, ihr Feldbewohner, hört, der Räuber kann auch geben
Mehr, mehr als ihr habt beſeſſen all' in eurem ganzen Leben.
Wollt ihr eure Freiheit wieder? Kommt herauf mit ſcharfen Klingen!
Von den Bergen wollen wir ſie vereint herunter bringen.

Der Bund mit Gott.

Kein König und kein Kaiſer auf dieſer Erde Rund
Will uns die Rechte reichen, zu ſchließen einen Bund.
Sie haben ihre Heere geſandt bis an den Pruth,
Es ſegeln ihre Flotten durch unſre Meeresflut,
Sie ſehn die Wogen glühen von unſres Blutes Roth,
Sie ſchauen unſre Thaten und hören unſre Noth;
Doch tauber, als die Woge, die ihre Schiffe trägt,
Doch härter, als die Klippe, die Kiel und Maſt zerſchlägt,
Sind ſie vorbeigeſegelt, als Chios grauſer Brand
Des Meeres Ungeheuer aufſchreckt' im tiefſten Sand,

Wo ſie der Ruhe pflogen nach ihrem Paſchenſchmaus
Von ſüßem Säuglingsfleiſche. Sie ſtierten wild heraus
Aus feuerhellen Wogen, und um ſie hin und her
Da ſchwammen friſche Leichen und reizten ſie nicht mehr.
Sie ſind vorbeigeſegelt. Der Herr hat es geſehn.
Da ſandt er Feuerſtröme herab aus ſeinen Höhn —
Wohin zielt ſeine Rechte? Wen meint der Flammenſtrahl?
Des Würgers ſtolze Flotte fliegt auf in Blitz und Knall,
Daß donnernd widerhallen die Berge rund umher,
Und aus den tiefſten Höhlen aufbrauſt das weite Meer.
Seht, und den Würger ſchleudert ein höllenrother Brand
Von ſeinem weichen Polſter hinüber an den Strand,

Wo nicht ſo viel des Bodens von Blut geblieben rein,
Um ihm im letzten Röcheln ein trocknes Bett zu ſein.
So ſegelt denn vorüber und danket Gott dem Herrn,
Und was ihr habt geſehen, das meldet nah' und fern,
Und machet euren Herrſchern die Wunderbotſchaft kund:
Gott hat mit Hellas Söhnen geſchloſſen einen Bund.
Den heilgen Bund der Liebe auf Leben und auf Tod,
Dem Höll' und Welt vergebens mit Gold und Eiſen droht.
Der heilge Bund wird halten, ob alle untergehn,
Wird mit uns triumphirend einſt aus dem Grab' erſtehn.

Die Zweihundert und der Eine.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der Zweihundert kann ſo feſt in der Liebe Glut vereinen,
So zu einer Todesfreude, ſo zu einer Racheflamme,
Alle Nerven, alle Sehnen ſo zu eines Leibes Stamme.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der vierhundert Arme kann ſo zu einem Schlag vereinen,

Einem Schlage ſeines Blitzes, den er gab in unſre Hände,
Daß er des Gerichtes Feuer in des Würgers Flotte ſende.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der ſich glorreich offenbart in Zweihunderten der Seinen,
Als ſie durch der Heiden Segel ſchifften mit der Kreuzesfahne,
Und die hohen Maſten bebten vor dem kleinen Wunderkahne.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der ein gaukelnd Wolkenbild ließ dem Heidenheer erſcheinen,
Alſo, daß es, wie geblendet, uns in feſtlich wildem Drange
Grüße bot von nah' und ferne mit betäubendem Geſange.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Dem Zweihundert hier im Staub ihres Dankes Thränen weinen,
Daß er ihre Blitzgeſchoſſe hat gelenkt zum rechten Ziele
Und des Würgers Haupt getroffen auf dem blutgetränkten Pfühle.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der ſein ſchreckliches Gericht ließ dem Heidenvolk erſcheinen,
Alſo, daß ſie ſeine Wunder predigten in den Moſcheen;
Denn ſie ſahn die Todesengel leiblich in den Wolken ſtehen.

Preiſet die Zweihundert nicht, preiſet, Brüder, nur den Einen,
Der Zweihundert kann ſo feſt in der Liebe Glut vereinen.

Unſre trocknen Waffen legen wir am Hochaltare
nieder.
Herr, iſt dein Gericht vollendet? — Winke, und
wir ſegeln wieder!

Der Chier.

Ich hatt' ein ſchönes Schloß mit hohen, blanken Zinnen,
Und mancherlei Geſchirr von Gold und Silber drinnen;
Und wenn ich von dem Dach hinab mein Auge ſchickte,
War alles meine Flur, was es rundum erblickte.
Ich hatt' ein edles Weib, die Flamme meiner Jugend,
Die Herrin jeder Huld, das Abbild aller Tugend.

Drei Söhne hatt' ich auch in rother Knabenblüte,
In deren klarem Blick ein Hoffnungsmorgen glühte,
Der einen Tag verhieß von reiner, ſtäter Sonne.
Ich hatt' ein Töchterlein, der Mutter bange Wonne,
Halb Jungfrau und halb Kind, ein Röslein, das die Schale
Der Knospe ſcheu und froh durchblickt zum erſten Male. —
Nun hab' ich nichts, als mich und eine ſcharfe Klinge,
Und wenn ich meinen Stahl auf die Barbaren ſchwinge,
Fühl' ich mich wunderreich. Bald hab' ich alles wieder,
Wann um mich weit und breit zerſtückte Türkenglieder,
Zu Bergen aufgehäuft, als Rachemahle prangen.
Dann iſt es ſatt getränkt, das brünſtige Verlangen

Nach meinem edlen Gut, und über meinen Schätzen
Lieg' ich dahin geſtreckt, mich todt daran zu letzen.

Thermopylä.

Heil! Heil! Nie wird Thermopylä den Sieg der Sklaven ſehn.
Heil! Ewig wird Thermopylä, ein Hort der Freiheit, ſtehn.
Da kreiſt er mit dem Flammenſchwert als Wächter um den Paß,
Den er mit ſeinem Blut geſeit, der Held Leonidas,
Und hinter ihm die ganze Schaar der Treuen bis zum Tod,
Mit grünen Kränzen auf dem Haupt, die Bruſt ganz purpurroth.
Nun rottet euch zuſammen nur, ihr Sklaven und ihr Herrn!
Ihr Söldnerhorden, zieht heran, heran von nah und fern!

Wir ſtehen bei Thermopylä; wir ſtehen Mann für Mann,
Zu zeigen euch, was Freiheit iſt, was Freiheit will und kann.
Leonidas, ein Blick auf uns, ein Blick auf ſie hinab!
Und nun laß uns im Kampf allein — wir ſtehn auf deinem Grab;
Da ſtehen wir, da fallen wir, da ſcharren ſie uns ein,
Mit unſern Leichen wollen wir des Grabes Decke ſein,
Daß nimmer deinen heilgen Staub berühr' ein Sklavenfuß;
Er trete lieber doch auf uns, wenn er hier treten muß.
Heil! Heil! Nie wird Thermopylä den Sieg der Sklaven ſehn.
Heil! Ewig wird Thermopylä, ein Hort der Freiheit, ſtehn.
Schon einmal ſprang der Türkenſtahl an dieſem Felsgeſtein,

Schon einmal ſank der halbe Mond hier in den Staub hinein,
Schon manche neue Schatten auch ſind über uns zu ſehn,
Die mit der alten Heldenſchar umſchweben dieſe Höhn.
Wir kennen euch, wir folgen euch getreu in Sieg und Tod,
Wir färben unſre Bruſt, wie ihr, mit ſchönem Purpurroth.
Heran, ihr Sklaven, nur heran! Wir haben unſer Mahl
Genoſſen ſchon im Morgenroth, geleert iſt der Pokal.
Wir kränzen unſre Stirn zum Feſt, wir kränzen unſer Schwert
Zum Siegesfeſt, zum Todesfeſt — was uns der Herr gewährt;
Nur ſei des Todes werth der Sieg, des Sieges werth der Tod!
Vor Spartas Leichen bebte hier der mediſche Despot,

Und fühlte ſich beſiegt im Sieg, und ſah es ſelber an
Mit finſtrem Blick, was Freiheit iſt, was Freiheit will und kann.
Heran, ihr Sklaven, nur heran! Auch ihr, ihr ſollt es ſehn!
Heil! Ewig wird Thermopylä, ein Hort der Freiheit, ſtehn.

Hydra.

Hoher, ſteiler, feſter Felſen, darauf Hellas Freiheit ruht!
Seh' ich deine Wolkengipfel, ſteigt mein Herz, und wallt mein Blut.
Hoher, ſteiler, feſter Felſen, den des Meeres Wog' umbrauſt,
über deſſen kahlem Scheitel wild die Donnerwolke ſauſt!
Aber in das Ungewitter ſtreckſt du kühn dein Haupt empor,
Und es wankt nicht von dem Schlage, deſſen Schall betäubt das Ohr;
Und aus ſeinen tiefſten Höhlen ſchleudert das erboſte Meer

Wogenberg' an deine Füße, doch ſie ſtehen ſtark und hehr,
Schwanken nicht, ſo viel die Tanne ſchwankt im linden Abendhauch,
Und die Wogenungeheuer brechen ſich zu Schaum und Rauch.
Hoher, ſteiler, feſter Felſen, darauf Hellas Freiheit ruht!
Hydra, hör' ich deinen Namen, ſteigt mein Herz und wallt mein Blut;
Und mit deiner Segel Fluge ſchwebt in's weite Meer mein Geiſt,
Wo der Wind, wo jede Welle jubelnd deine Siege preiſt.
Iſt Athen in Schutt zerfallen, liegt in Staub Amphions Stadt,
Weiß kein Enkel mehr zu ſagen, wo das Haus geſtanden hat,
Deſſen Ziegel nach dem feigen Sohne warf der Mutter Hand,
Als er ohne Kranz und Wunde vor der Thür der Heldin ſtand:

Laßt die Thürm' und Mauern ſtürzen; was ihr baut, muß untergehn —
Ewig wird der Freiheit Felſen in dem freien Meere ſtehn!

Bobolina.

Bobolina, Bobolina, Königin der Meeresflut!
Wie erglühen rings die Wogen um dich her ſo roth von Blut!
Wie dein ſchwarzer Witwenſchleier ſtolz als Kriegesflagge weht,
Und mit tauſend Argusaugen auf dem Maſt die Rache ſteht!
Um ſich ſpäht ſie durch die Meere, durch die Inſeln, durch das Land,
Und es weint ihr jedes Auge, das noch keine Beute fand.

Bobolina, Bobolina! Durſtig iſt die Meeresflut,
Durſtig ſind des Schiffes Balken, durſtig ſind wir all' nach Blut.
Horch, und aus der Wogen Grunde hallt ein dumpfer Geiſterlaut:
Schütte Blut mir in die Tiefe, Bobolina, meine Braut!
Einen Bach für jeden Tropfen, der aus meinem Herzen ſprang,
Als der Dolch der Henkersknechte des Tyrannen es durchdrang.

Bobolina, Bobolina, führ' uns in den Kampf hinein!
Hörſt du nicht vom hohen Maſte jubelnd ſchon die Rache ſchrein?
Sauſend ſchwellen deine Segel, und das ſchwarze Schleiertuch
Flattert rauſchend in die Lüfte, wie des Leichenvogels Flug.

Bobolina, Bobolina, gib das Zeichen zu dem Streit!
Warte nicht auf andre Boten! — Türkenſegel ſind nicht weit.

Der Mainottenknabe.

Mutter, meinen Pfeil und Bogen werf' ich vor die Füſſe dir!
Nach den Scheiben, nach den Puppen noch zu ſchießen, ekelt mir.
Laß den Vater Türkenköpfe doch mir ſchicken aus dem Feld,
Dann, dann, Mutter, ſollſt du ſehen, daß ich bin ein Schützenheld!
Hat vielleicht mein edler Vater zu dem Schicken keine Zeit,
Ei, ſo geh' ich ſelbſt hinunter, wo er ſteht im heißen Streit,
Schneide mir mit meinem Meſſer ſelber ab den beſten Kopf.

Und herauf nach unſern Bergen trag' ich ihn an ſeinem Schopf.
Das ſoll eine Freude werden! Alle Kinder ruf' ich her,
Alle ſpannen ihren Bogen, alle laden ihr Gewehr.
Wenn ich dann das Ziel nicht treffe, Mütterchen, ſo ſperr' mich ein,
Und laß lange Weiberröcke meine Sonntagskleider ſein!

Die Suliotin.

Ich hab' die Spindel lang' gedreht, hab manche Winternacht
Gewebt am Stuhl und froh dabei an's neue Kleid gedacht;
Ich hab' die Herden auf den Höhn gehütet manchen Tag
Und bin geklettert ohne Noth den jungen Ziegen nach;
Ich habe meinen Kleinen auch manch Kinderſpiel gezeigt,
Und Sprung und Lauf, und Schuß und Wurf ward mir mit ihnen leicht.
Jetzt ſchleif' ich einen Stahl für mich und drehe Sennen mir —
Mein Herr, mein Hort, mein Herz, o nimm mich in den Kampf mit dir!

Ich kenne jeden Felſenpfad auf Sulis ſteilen Höhn,
Und wo die flinke Gemſe zagt, da kann ich ſicher ſtehn.
Haſt du noch nicht geſehn, was ich vermag im Sprung und Lauf,
Wohlan, ſo gib ein Probeſtück mir mit den Männern auf!
Und eine Klippe zeige mir auf Suli weit und breit,
Die ich dir nicht erklettern kann zu aller Frauen Neid.
Den Vogel treff' ich in der Luft, wo's gilt nur einen Scherz —
Meinſt du, verfehlen könnt' ich ja des großen Feindes Herz?
Mein Herr, mein Hort, mein Herz, o nimm mich in den Kampf mit dir!
Mein Töchterchen kann ſpinnen ſchon. — Was ſitz' ich länger hier?
Mein jüngſter Knabe ſteht allein. — Was iſt mein Arm ihm werth?

Mein älteſter geht auf die Jagd. — Was ſorg' ich für den Herd?
Mit dir, mit dir will ich in's Feld! Da hab' ich meinen Stand,
Bei dir, bei dir, da, Bruſt an Bruſt, da, Liebſter, Hand in Hand!
Und ſollt' ich fallen, ſieh nicht hin, und denke nicht an mich;
Denk' an den Feind, denk' an den Kampf, und denke, Herz, an dich,
An unſre Kinder, an dein Haus, an Sulis heilge Höhn,
An unſres Gottes Tempel, die auf ihren Gipfeln ſtehn,
An deiner Heldenväter Staub, und dann an eine Gruft
Für mich, für dich, in freier Erd' und unter freier Luft!

Lied vor der Schlacht.

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, des Ruhm wird blühend ſtehn,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
So lange frei der Bäume Laub noch rauſcht im grünen Wald,
So lang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
So lang' des Adlers Fittig frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen ſteigt.

Wer für die Freiheit kämpft und fällt des
Ruhm wird blühend ſtehn,
So lange freie Geiſter noch durch Erd' und
Himmel gehn.
Durch Erd' und Himmel ſchwebt er noch, der
Helden Schattenreihn,
Und rauſcht um uns in ſtiller Nacht, in hellem
Sonnenſchein,
Im Sturm, der ſtolze Tannen bricht, und in
dem Lüftchen auch,
Das durch das Gras auf Gräbern ſpielt mit
ſeinem leiſen Hauch.
In ferner Enkel Hauſe noch um alle Wiegen
kreiſt
Auf Hellas heldenreicher Flur der freien Ahnen
Geiſt;
Der haucht in Wunderträumen ſchon den zarten
Säugling an,
Und weiht in ſeinem erſten Schlaf das Kind zu
einem Mann.
Den Jüngling lockt ſein Ruf hinaus mit nie
gefühlter Luſt

Zur Stätte, wo ein Freier fiel; da greift er in die Bruſt
Dem Zitternden, und Schauer ziehn ihm durch das tiefe Herz,
Er weiß nicht, ob es Wonne ſei, ob es der erſte Schmerz.
Herab, du heilge Geiſterſchar, ſchwell' unſre Fahnen auf,
Beflügle unſrer Herzen Schlag und unſrer Füße Lauf!
Wir ziehen nach der Freiheit aus, die Waffen in der Hand,
Wir ziehen aus auf Kampf nnd Tod für Gott, für's Vaterland.
Ihr ſeid mit uns, ihr rauſcht um uns, eu'r Geiſterodem zieht
Mit zauberiſchen Tönen hin durch unſer Jubellied.
Ihr ſeid mit uns, ihr ſchwebt daher, ihr aus Thermopylä,
Ihr aus dem grunen Marathon, ihr von der blauen See

Am Wolkenfelſen Mykale, am Salaminerſtrand,
Ihr all' aus Wald, Feld, Berg und Thal im weiten Griechenland!

Wer für die Freiheit kämpft und fällt, des Ruhm wird blühend ſtehn,
So lange frei die Winde noch durch freie Lüfte wehn,
So lange frei der Bäume Laub noch rauſcht im grünen Wald,
So lang' des Stromes Woge noch frei nach dem Meere wallt,
So lang' des Adlers Fittig frei noch durch die Wolken fleugt,
So lang' ein freier Odem noch aus freiem Herzen ſteigt.

Die Könige und der König.

Die auf der Erde Thronen mit Schwert und Scepter ſtehn,
Sie winken: Fort von dannen! ſobald ſie uns erſehn.
Sie wollen uns verſchließen die Häfen und das Land,
Sie wollen uns verſchließen Ohr, Auge, Herz und Hand.
Der auf des Himmels Throne mit Kreuz und Palme ſteht,
Er winkt und ruft: Mir nahet, die ihr in Thränen geht!
Zu mir kommt, ihr Betrübten! Ich bin an Troſte reich,

Ich habe Augen, Ohren, hab' Wunden auch für euch.
Heil uns! Wir ſchauen fürder nicht mehr nach Nord und Weſt;
Ob uns in Weſt und Norden die Chriſtenheit verläßt,
Chriſtus will bei uns bleiben, und Chriſtus iſt uns nah:
Er winkt, und ſeine Heere ſind ſchon zum Siege da.
Sie ziehn aus fernen Landen nicht her in trägem Zug,
Vom hohen Himmel ſtürzen ſie mit des Blitzes Flug.
Dahin laßt uns denn ſchauen! Die Wolken wehren's nicht!
Durch Nacht und Dunſt und Nebel des Glaubens Auge bricht.
Dahin laßt uns denn richten Herz, Aug', Ohr, Mund und Hand,
Dahin ſei unſer Jammer und unſer Dank geſandt.

Dahin laßt Opfer ſteigen, und fehlt's an Weihrauchduft,
So fliegt des Feindes Flotte hoch dampfend in die Luft!

Lied des Troſtes.

Mit uns, mit uns iſt Gott, der Herr! Drum Brüder, zaget nicht,
Wenn über unſern Häuptern auch die Wetterwolke bricht,
Die Donnerpfeile niederſchießt und rothe Flammen ſpeit!
Mit uns, mit uns iſt Gott, der Herr! Zum Zagen iſt nicht Zeit.

Ob unter ſolchen Schlägen auch der Heide niederfällt,
Die Fauſt geballt, das Haar geſträubt, allein auf weiter Welt,
Ob er den Boden wühlt und ſtampft und in den Raſen beißt,
Und, ſeinen Blick zur Gruft gekehrt, verflucht den Lügengeiſt,

Der ihm Triumph und Heil verhieß im Kampfe für den Mond,
Und nun mit Wunden, Schmach und Tod den Gläubigen belohnt:
Wir Chriſten haben andern Brauch; ſind auch die Hände wund,
Wir falten ſie zuſammen doch in unſrer letzten Stund';
Und ſinken wir zur Erde hin, wir ſinken auf die Knie,
Und brechen unſre Augen auch, gen Himmel brechen ſie.
Mit uns, mit uns iſt Gott, der Herr! Wir küſſen fromm die Hand,
Die Wonn' und Sieg, die Pein und Tod auf uns herab geſandt.
Aus Noth und Tod in's Morgenroth! ſei unſer Feldgeſchrei.
Iſt es nicht ehr, dort werden wir ja Alle, Alle frei.

Alte und neue Tempel.

Laßt die alten Tempel ſtürzen! Klaget um den Marmor nicht,
Wenn die Hand des blinden Heiden ſeine ſchöne Form zerbricht!
Nicht in Steinen, nicht in Aſche wohnt der Geiſt der alten Welt,
In den Herzen der Hellenen ſteht ſein königliches Zelt;
Darin hat er lang' geſchlafen, hat an Geſtern ſtets gedacht,
Und des Morgens ganz vergeſſen in dem Traum der langen Nacht.
Und vom Vater zu dem Sohne, und zum Enkel von dem Sohn
Ging aus Bruſt in Bruſt der Schläfer und bewahrte ſeinen Thron.

Mancher hat wohl kaum geahnet, wen er in dem Herzen trug,
Auch verſchmähet und verſtoßen haben leider ihn genug.
Aber als der Herr der Herren ſprach das große Wort: Erwacht!
Und von Hellas Bergesgipfeln in der heilgen Oſternacht
Seiner Engel Schaaren blieſen die Poſaunen durch das Land:
Da, da hat der alte Schläfer jauchzend ſich in uns ermannt,
Iſt gefahren durch die Glieder, in das Haupt und in die Hand,
Ja, bis in die Lanzenſpitze, ja, bis in des Schwertes Knauf
Zuckt er, wenn des Kriegers Rechte ſchwingt die freien Waffen auf.
Laßt die alten Tempel ſtürzen! In uns iſt der alte Geiſt,
Der uns einen neuen Tempel, einen ewigen ververheißt,

Einen Tempel des Erhalters, der den Schläfer
hat bewacht,
Einen Tempel des Erweckers in der heilgen
Oſternacht!

Die Mainottenwitwe.

Sieben Wunden vor der Stirne und drei Wunden auf der Bruſt,
In der Fauſt das rothe Eiſen und im Auge Siegesluſt —
Alſo lag er auf dem Felde, und im Kreis eng' um ihn her
Lagen ſeiner Feinde Waffen, Dolch und Büchſe, Schwert und Speer.
Aber ihrer Träger Leichen lagen ihm ſo nahe nicht,
Abgewendet von dem Helden barg im Staub ſich ihr Geſicht.

Tochter, hole mir das Kränzlein, welches hängt in meinem Schrein,
Aber faß' es ſanft — es wird wohl dürre zum Zerbrechen ſein.
Damit will ich heut mich kränzen, wie an meinem Ehrentag,
Will auf dieſem Felde feiern noch einmal mein Brautgelag.
Schaff' auch ſchöne, friſche Blumen für den Bräutigam herbei,
Daß das Lager weich und duftig meinem edlen Schläfer ſei.
Einen Roſenſenker ſteck' ich ihm in jedes offne Mahl,
Daß ſie einſt aus ſeinem Hügel ſprieſſen im Eurotasthal;
Und von dieſen Roſen wind' ich dir den Kranz, mein Töchterlein,
Wenn einmal ein Heldenknabe wird um deine Liebe frein,
Einer, der zum Werbegelde ſo viel Türkenſchädel gab,

Als blutrothe Roſenſtöcke blühn auf deines Vaters Grab.
Aber morgen in der Frühe, wenn mein Bräutigam nun ruht,
Zieh' ich aus die Feſtgewänder, nehm' den Kranz von meinem Hut,
Und im grauen Witwenhemde ſchleich' ich durch den grünen Wald,
Nicht, zu lauſchen, wo im Dickicht Nachtigallenſchlag erſchallt;
Nein um einen Baum zu ſuchen ohne Blüt' und ohne Blatt,
Den die Turteltaubenwitwe ſich zum Sitz erſehen hat,
Und dabei die friſche Quelle, die ſie trübe macht zuvor,
Eh ſie trinkt und eh ſie badet, ſeit ſie ihren Mann verlor.
Da will ich mich niederlegen, wo kein Schattendach mich kühlt,
Wo der Regenguß die Thränen kalt mir von den Wangen ſpült,

Und mit meiner Turteltaube geh' ich einen Wettſtreit an,
Wer am jämmerlichſten klagen, wer am frohſten ſterben kann.

Konſtantin Kanaris.

Konſtantin Kanaris heiß' ich, der ich lieg' in dieſer Gruft,
Zwei Osmanenflotten hab' ich fliegen laſſen in die Luft,
Bin auf meinem Bett geſtorben in dem Herrn, als guter Chriſt;
Nur ein Wunſch von dieſer Erde noch mit mir beerdigt iſt:
Daß ich mit der dritten Flotte unſrer Feind' auf hohem Meer
Mitten unter Blitz und Donner in den Tod geflogen wär'.
Hier in freie Erde haben meinen Leib ſie eingeſenkt —
Gib, mein Gott, daß frei ſie bleibe, bis mein Leib ſie wieder ſprengt!

Halt feſt!

Halt feſt, halt feſt, der Freiheit Hort, o Hellas halt, ihn feſt!
Dein iſt er! Wehe dir, wenn je du wieder von ihm läßt!
Weh' dir! Dir wäre beſſer dann, du hätteſt nie die Hand,
Nach ihm zu greifen, losgedreht aus deinem Sklavenband!
Halt feſt, halt feſt, wie jener einſt gethan, dein Heldenſohn *),
Als aus dem Feld von Marathon die Perſerhorden flohn.
Da faßte der ein volles Boot hart an des Meeres Strand,

---

*) Cynegirus, der Athenienſer. S. Justin. Lib. II. c. 9.

Und hielt es an dem Schnabel feſt mit ſeiner ſtarken Hand;
Die rechte ward ihm abgehaun, da griff die linke zu.
Die link' auch fiel zu Boden hin, und flugs in einem Nu
Packt' er die Beute, wie ein Leu, mit ſeinen Zähnen an,
Und biß ſich ein, und wankte nicht, bis daß er ſie gewann.
So halte feſt der Freiheit Hort mit Herz und Mund und Fauſt,
Wenn auf dich ein der Heiden Schwarm in wilden Wogen brauſt!
Halt feſt, halt feſt, und muß es ſein, wirf deinen wunden Leib
Ganz über ihn, und blute dich zu Tod', als freies Weib!

Achelous und das Meer.

„Achelous, Achelous, ſag', was toben deine Wellen?
Haben Pindus weiße Gipfel dich berauſcht mit jungen Quellen?
Riſſen waſſerſchwere Wolken ſich an ſeinen ſcharfen Spitzen
Von einander, und entluden ſich mit Donnern und mit Blitzen?
Sag', woher der wilde Taumel, welcher häuptlings deine Wogen
Stürzt in meine ſtillen Fluten, die kein Wind hat überflogen?"

Keine junge Waſſerquelle hat berauſcht mich alten Zecher,
'S ward kein Waſſerſchlauch zerriſſen von dem jähen Wolkenbrecher.
Was ich taumle? Was ich ſtürze? Was es tobt in meinem Bette? —
Vater Ocean, o daß ich warmes Blut für dich noch hätte!
Warmes Blut hab' ich getrunken, warmes Blut in vollen Zügen,
Warmes Blut der freien Griechen, die an meinen Ufern liegen,
Hingeſtreckt auf Lorbeerzweigen, überweht von Siegesfahnen,
Hoch umrauſcht vom Geiſterreigen ihrer Brüder, ihrer Ahnen.
Solches Blut hab' ich getrunken heut' von den agräer Fluren —
Fragſt du auch nach Sklavenblute? — In Moräſten ſuch' die Spuren
Seiner Ströme; jeden lauen Tropfen hab' ich ausgeſpieen,

Freies Griechenblut nur trank ich, kannt' es wohl an ſeinem Glühen.
Vater Ocean, da fing ich an von alter Zeit zu träumen,
Und von junger Freiheitswonne brauſend mich emporzubäumen,
Alſo, daß des Ufers Bande mich nicht länger konnten halten,
Daß erzitterten die Ebnen und die Berge wiederſchallten.
Nimm mich auf, du Weltumarmer, trage meine hohen Wogen
Ungemiſcht und ungebändigt, mit dem Blut, das ſie geſogen,
Fort gen Norden und gen Weſten, daß ſie an die Ufer ſchlagen,
Und den Felſen und den Menſchen laute Kund' aus Hellas ſagen!

Bozzaris.

Freiheit war ſein letzter Hauch, Freiheit hat er nun gefunden,
Frei flog ſeine Heldenſeele aus des Buſens offnen Wunden
In das Reich der Freiheit auf. Oder will ſie noch verweilen
Unter uns und jeden Kampf mit den Erdenbrüdern theilen?
O ſo ſei gegrüßt im Streite, ſei gegrüßt beim Siegesmahle!
Wollen dir die erſten Tropfen aus dem ſchäumenden Pokale

Auf den Grabeshügel ſchütten, und die erſten Lorbeerzweige
Auf den naſſen Raſen legen. Freier, ſelger Geiſt, dann neige
Segnend dich herab und fache hell in uns empor die Gluten,
Die auch mit des Heldenblutes letztem Tropfen nicht verbluten,
Die noch heut' im Staube brennen unter Pylás heilgen Grüften,
Die auf Marathons Gefilden ewig weben in den Lüften,
Die wir alle in uns trinken recht in vollen, heißen Zügen,
Wenn Bozzaris Nam' ertönt und uns ruft zu neuen Siegen.

Mark Bozzari.

Oeffne deine hohen Thore, Miſſolunghi, Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich ſterben lehren!
Oeffne deine hohen Thore, öffne deine tiefen Grüfte,
Auf, und ſtreue Lorbeerreiſer auf den Pfad und in die Lüfte!
Mark Bozzari's edlen Leib bringen wir zu dir getragen,
Mark Bozzari's! Wer darf's wagen, ſolchen Helden zu beklagen?
Willſt zuerſt du ſeine Wunden oder ſein Siege zählen?
Keinem Sieg wird eine Wunde, keiner Wunde ein Sieg hier fehlen.

Sieh auf unſern Lanzenſpitzen ſich die Turbanhäupter drehen!
Sieh' wie über ſeiner Bahre die Osmanenfahnen wehn!
Sieh, o ſieh die letzten Werke, die vollbracht des Helden Rechte
In dem Feld von Karpiniſſi, wo ſein Stahl im Blute zechte!
In der ſchwarzen Geiſterſtunde rief er unſre Schaar zuſammen,
Funken ſprühten unſre Augen durch die Nacht, wie Wetterflammen,
Ueber's Knie zerbrachen wir jauchzend unſrer Schwerter Scheiden,
Um mit Senſen einzumähen in die feiſten Türkenweiden;
Und wir drückten uns die Hände und wir ſtrichen uns die Bärte,
Und der ſtampfte mit dem Fuſſe, und der rieb an ſeinem Schwerte:
Da erſcholl Bozzari's Stimme: „Auf, ins Lager der Barbaren!

„Auf, mir nach! Verirrt euch nicht, Brüder, in der Feinde Scharen!
„Sucht ihr mich, im Zelt des Paſcha werdet ihr mich ſicher finden —
„Auf, mit Gott! Er hilft die Feinde, hilft den Tod auch überwinden!“
Auf! und die Trompete riß er haſtig aus des Bläſers Händen,
Und ſtieß ſelbſt hinein ſo hell, daß es von den Felſenwänden
Heller ſtets und heller mußte ſich verdoppelnd wiederhallen;
Aber heller wiederhallt' es doch in unſern Herzen allen.
Wie des Herren Blitz und Donner aus der Wolkenburg der Nächte,
Alſo traf das Schwert der Freien die Tyrannen und die Knechte;
Wie die Tuba des Gerichtes wird dereinſt die Sünder wecken,
Alſo ſcholl durch's Türkenlager brauſend dieſer Ruf der Schrecken:

Mark Bozzari! Mark Bozzari! Sulioten! Sulioten!
Solch ein guter Morgengruß ward den Schläfern da entboten.
Und ſie rüttelten ſich auf, und gleich hirtenloſen Schafen
Rannten ſie durch alle Gaſſen, bis ſie an einander trafen,
Und bethört von Todesengeln, die durch ihre Schwärme gingen,
Brüder ſich in blinder Wuth ſtürzten in der Brüder Klingen.
Frag' die Nacht nach unſern Thaten! Sie hat uns im Kampf geſehen —
Aber wird der Tag es glauben, was in dieſer Nacht geſchehen?
Hundert Griechen, tauſend Türken, alſo war die Saat zu ſchauen
Auf dem Feld von Karpiniſſi, als das Licht begann zu grauen.
Mark Bozzari, Mark Bozzari, und dich haben wir gefunden,

Kenntlich nur an deinem Schwerte, kenntlich nur an deinen Wunden.
An den Wunden, die du ſchlugeſt, und an denen, die dich trafen,
Wie du es verheiſſen hatteſt, in dem Zelt des Paſcha ſchlafen.
Oeffne deine hohen Thore, Miſſolunghi Stadt der Ehren,
Wo der Helden Leichen ruhen, die uns fröhlich ſterben lehren!
Oeffne deine tiefen Grüfte, daß wir in den heil'gen Stätten,
Neben Helden unſern Helden zu dem langen Schlafe betten!
Schlafe bei dem deutſchen Grafen, Grafen Normann, Fels der Ehren,
Bis die Stimmen des Gerichtes alle Gräber werden leeren.

Auf den Tod des Markos Bozzaris.

Ein kleines Vöglein hat geſeufzt dort auf Sanct Niklas Höhe,
Da welkten gleich die Zweige hin umher in allen Gärten,
Und auf den Feldern, die's gehört, vertrockneten die Gräſer.
Zwei Griechen haben's auch gehört, zwei Anatolikioten:
Mein Vöglein, was zerraufſt du dich und weinſt im Sonnenſcheine? —
„Vorgeſtern als ich flog vorbei an Karponiſis Höhen,
Da hört' ich, wie in Skondras Zelt ſie mit einander ſprachen:

Und in dem Rathe ſagten ſie die Kunde, die ich
ſage:
Im Kampf fiel Markos Bozzaris, und tauſend
ſchlug er nieder.“

Auf den Tod des Georgis.

Wie viele Mütter ſind betrübt, ſie tröſten ſich doch alle;
Des Georgis Mutter iſt betrübt, und ſie wird Troſt nicht finden.
An ihrem Fenſter ſitzet ſie und überſchaut die Felder,
Sie ſieht den Fuß des Berges dort von Lunos ſich verfinſtern.
Und iſt es von dem vielen Schnee, und iſt es von dem Winter? —
Es iſt nicht von dem vielen Schnee, es iſt nicht von dem Winter.
Sie ſchloſſen ein den ſchwarzen Georg, Ungläubige von Lala;

Es waren ihrer wenig nicht, es waren zwei, drei tauſend,
Und der Georgis war allein mit ſeinen zwölf Genoſſen.
Der Derwiſch rief, der Araber, von ſeinem feſten Poſten:
Heraus, Georgis, beuge dich und gib uns deine Waffen! —
„Georgis, ich, des Giania Sohn, des erſten Kapetanos,
Beſtehen will ich dieſen Kampf mit meinen zwölf Genoſſen.“ —
Makri Panagos rief herab von einem hohen Berge:
Halt aus, Georgis, in dem Kampf, halt aus der Flinten Feuer!
Ich komme dir zu Hülfe her, und bringe zwei, drei tauſend. —
„Wie halt' ich aus, mein lieber Ohm, drei Tage und drei Nächte,
Und ohne Waſſer, ohne Brot, und ohne alle Stütze?“

Wer iſt ſo würdig und ſo ſchnell, zu gehen nach Trikorſa,
Auf daß der Neuvermählten er, der Georgina, ſage:
Sollſt putzen dich zu Oſtern nicht, kein Goldſtück an dich hängen —
Getödtet haben ſie den Georg mit ſeinen zwölf Genoſſen.

Byron.

My task is done, my song has ceased, my theme
Has died into an echo.
Childe Harold.

„Siebenunddreißig Trauerſchüſſe? Und wen haben ſie gemeint?
Sind es ſiebenunddreißig Siege, die er abgekämpft dem Feind?
Sind es ſiebenunddreißig Wunden, die der Held trägt auf der Bruſt?
Sagt, wer iſt der edle Todte, der des Lebens bunte Luſt
Auf den Märkten und den Gaſſen überhüllt mit ſchwarzem Flor?
Sagt, wer iſt der edle Todte, den mein Vaterland verlor?“

Keine Siege, keine Wunden meint des Donners dumpfer Hall,
Der von Miſſolunghis Mauern brüllend wogt durch Berg und Thal,
Und als grauſe Weckerſtimme rüttelt auf das ſtarre Herz,
Das der Schlag der Trauerkunde hat betäubt mit Schreck und Schmerz:
Siebenunddreißig Jahre ſind es, ſo die Zahl der Donner meint,
Byron, Byron, deine Jahre, welche Hellas heut beweint!
Sind's die Jahre, die du lebteſt? Nein um dieſe wein' ich nicht:
Ewig leben dieſe Jahre in des Ruhmes Sonnenlicht,
Auf des Liedes Adlerſchwingen, die mit nimmer müdem Schlag
Durch die Bahn der Zeiten rauſchen, rauſchend große Seelen wach.
Nein ich wein' um andre Jahre, Jahre, die du nicht gelebt,

Um die Jahre, die für Hellas du zu leben haſt geſtrebt:
Solche Jahre, Monde, Tage kündet mir des Donners Hall,
Welche Lieder, welche Kämpfe, welche Wunden, welchen Fall!
Einen Fall im Siegestaumel auf den Mauern von Byzanz,
Eine Krone dir zu Füßen, auf dem Haupt der Freiheit Kranz!
  Edler Kämpfer, haſt gekämpfet, eines jeden Kranzes werth,
Haſt gekämpfet mit des Geiſtes doppelſchneidig ſcharfem Schwert,
Mit des Liede ehrner Zunge, daß von Pol zu Pol es klang,
Mit der Sonne von dem Aufgang kreiſend bis zum Niedergang.
Haſt gekämpfet mit dem grimmen Tiger der Tyrannenwuth,
Haſt gekämpft in Lernas Sumpfe mit der ganzen Schlangenbrut,

Die in ſchwarzem Moder niſtet und dem Licht iſt alſo feind,
Daß ſie Gift und Galle ſprudelt, wenn ein Strahl ſie je beſcheint.
Haſt gekämpfet für die Freiheit, für die Freiheit einer Welt,
Und für Hellas junge Freiheit, wie ein todesfroher Held.
Sahſt in ahnenden Geſichten ſie auf unſren Bergen ſtehn,
Als im Thal noch ihre Kinder mußten an dem Joche gehn,
Hörteſt ſchon den Lorbeer rauſchen von der nahen Siegesluſt,
Fühlteſt ſchon in Kampfeswonne ſchwellen deine große Bruſt!
Und als nun die Zeit erſchienen, die prophetiſch du geſchaut,
Biſt du nicht vor ihr erſchrocken; wie der Bräutigam zur Braut,
Flogeſt du in Hellas Arme, und ſie öffnete ſie weit:

„Iſt Tyrtäos auferſtanden? Iſt verwunden nun mein Leid?
Ob die Könige der Erde grollend auf mich niederſehn,
Ihre Schranzen meiner ſpotten, ihre Prieſter mich verſchmähn,
Eines Sängers Kriegesflagge ſeh' ich fliegen durch das Meer;
Tanzende Delphine kreiſen um des Schiffes Seiten her,
Stolz erheben ſich der Wogen weiße Häupter vor dem Kiel,
Und, an ſeinen Maſt gelehnet, greift er in ſein Saitenſpiel:
Freiheit! ſingt er mir entgegen, Freiheit! tönt es ihm zurück,
Freiheit brennt in ſeinen Wangen, Freiheit blitzt aus ſeinem Blick.
Sei willkommen, Held der Leier! Sei willkommen, Lanzenheld!
Auf, Tyrtäos, auf, und führe meine Söhne mir in's Feld!“

Alſo ſtieg er aus dem Schiffe, warf ſich nieder auf das Land,
Und die Lippen drückt' er ſchweigend in des Ufers weichen Sand;
Schweigend ging er durch die Scharen, gleich als ging' er ganz allein,
Welche jauchzend ihm entgegen wogten bis in's Meer hinein.
Ach, es hatt' ihn wohl umſchauert, als er küßte dieſen Strand,
Eines Todesengels Flügel, der auf unſren Wällen ſtand!
Und der Held hat nicht gezittert, als er dieſen Boten ſah,
Schärfer faßt' er ihn in's Auge: „Meinſt du mich, ſo bin ich da!
Eine Schlacht nur laß mich kämpfen, eine ſiegesfrohe Schlacht,
Für die Freiheit der Hellenen; und in deine lange Nacht
Folg' ich deinem erſten Winke ohne Sträuben, bleicher Freund!

Habe längſt der Erde Schauſpiel durchgelacht und durchgeweint.“
Arger Tod, du feiger Würger, haſt die Bitt' ihm nicht gewährt!
Haſt ihn hinterrücks beſchlichen, als er wetzt' an ſeinem Schwert,
Haſt mit ſeuchenſchwangrem Odem um das Haupt ihn angehaucht,
Und des Buſens Lebensflammen aus dem Nacken ihm geſaugt.
Und ſo iſt er hingeſunken ohne Sturz und ohne Schlag,
Hingewelkt wie eine Eiche, die des Winters Stürme brach,
Und die eine ſchwüle Stunde mit Gewürmen überſtreut
Und des Waldes ſtolze Heldin einem Blumentode weiht.
Alſo iſt er hingeſunken in des Lebens vollem Flor,
Aufgeſchürzt zu neuem Laufe harrend an der Schranken Thor,

Mit dem Blick die Bahn durchmeſſend, mit dem Blick am Ziele ſchon,
Das ihm heiß entgegen winkte mit dem grünen Siegeslohn.
Ach, er hat ihn nicht errungen! Legt ihn auf ſein bleiches Haupt!
Tod, was iſt dir nun gelungen? Haſt den Kranz ihm nicht geraubt!
Haſt ihn früher ihm gegeben, als er ſelbſt ihn hätt' erfaßt!
Und der Lorbeer glänzet grüner, weil ſein Antlitz iſt erblaßt.
„Siebenunddreißig Trauerſchüſſe! Donnert, donnert durch die Welt!
Und ihr hohen Meereswogen, tragt durch euer ödes Feld
Unſrer Donner Wiederhalle fort nach ſeinem Vaterland,
Daß den Todten die beweinen, die den Lebenden verbannt.
Was Britannia verſchuldet hat an uns mit Rath und That,

Dieſer iſt's der uns die Schulden ſeines Volks
bezahlet hat!
Über ſeiner Bahre reichen wir dem Briten unſre
Hand:
Freies Volk, ſchlag' ein und werde Freund und
Hort von uns genannt!“

Die Veſte des Himmels.

Aſia hat ausgeſpieen ihre gelbe Tigerbrut,
Daß ſie purpurroth ſich trinke in der Griechenkinder Blut;
Africa aus ihren Wüſten ſtürmet über Hellas Meer
Mit des Samums Todeshauche ihre Negerhorden her.
Miſſolunghi, Stadt der Helden, laß die Kreuzesfahne wehn!
Zähle nicht die Ungezählten, die vor deinen Mauern ſtehen!

Zähle nicht des Waldes Blätter, zähle nicht den Sand am Meer,
In des Himmels Feldern zähle deines Gottes Sternenheer.
Ob ſich deine Tonnen leeren, deine Scheuern werden licht,
Wäge nicht den letzten Brocken, miß den letzten Tropfen nicht.
Hat dein Heiland mit fünf Broten nicht fünf Tauſende geſpeiſt?
Bete, bis vor deinem Rufe ſich des Himmels Zelt zerreiſt!
Manna regnet's aus den Wolken auf der Wüſte dürren Sand:
Gott hat Manna für euch alle — ſtreckt nur aus die matte Hand!
Miſſolunghi, Stadt der Helden, wach' und bete Tag und Nacht!
Sieh, in ihren tiefen Grüften ſind die Todten auch erwacht.
Sieh, auf deinen Wällen ſchreiten ihre Geiſter hoch daher.

Flammenſchwerter in den Händen, doch die Wunden leuchten mehr.
Markos, Sulis Königsadler, ſucht der jähen Zinne Stand,
Und den deutſchen Grafen führt er brüderlich an ſeiner Hand.
Aber einſam auch im Tode ſchleicht der Britenſänger hin,
Denn des Lebens Räthſel ſchweben dunkel noch vor ſeinem Sinn;
Durch die Sterne kreiſt ſein Auge, eine Antwort zu erſpähn:
Herrſcht der Chriſten Gott dort oben, und muß Hellas untergehn?
Miſſolunghi, Stadt der Helden, Hellas Hort und Ehrenſtern,
Schmach der Heiden, Stolz der Chriſten, Miſſolunghi, Stadt des Herrn,
Deine martyrfeſten Mauern werden nimmer untergehn:
Iſt die Erde dein nicht würdig, wirſt du einſt im Himmel ſtehn,

Als die Wächterin des Thrones, wann des Höllenfürſten Macht
Wider Gott ſich will empören und die Engel ruft zur Schlacht.

Miſſolunghis Himmelfahrt.

Miſſolunghi, du gefallen? — Nein, gefallen biſt du nicht,
Biſt in donnerndem Triumphe auf der Blitze Flammenlicht
In den Himmel aufgeflogen, Stein und Erde, Thurm und Wall,
Siegeswaffen, Heldenglieder, alles auf in einem Knall!
Auch die Leichen, die du bargeſt in dem ſchwarzen Schooß der Gruft,
Haſt ſie mit hinauf getragen in des Äthers freie Luft,
Wo die Seelen, die in ihnen lebten ihres Lebens Tag,
Jauchzend wieder ſie umfingen, die erlöſten aus der Schmach.

Sieh, und auf der heilgen Stätte, wo die Martyrveſte ſtand,
Liegt ein wüſter Aſchenhaufen an dem blutgetränkten Strand.
Kommt, ihr hohen Chriſtenhäupter, die ihr mit dem Schwert der Macht
Habt von ferne ſtill geſtanden und an weiſen Rath gedacht,
Als die Todesglocken riefen: Helfet uns, ſo helf' euch Gott!
Als die Heldenherzen brachen in des Hungers grimmer Noth; —
Kommt, von dieſer Aſche ſammelt in die Purpurmäntel ein,
Streuet ſie auf eure Kronen über Gold und Edelſtein,
Und ſo tretet vor den Richter, der des Himmels Wage hält,
Wann er euch dereinſt wird rufen von den Thronen ſeiner Welt.
An dem Tage wird er fragen: Helfer ihr, mit meinem Schwert,

Warum habt ihr nicht geholfen, warum habt ihr nicht gewehrt,
Als der Heiden Tigerzähne würgten meine kleine Schar,
Und mit ihrem Blut begoſſen meiner Kirche Hochaltar,
Als ſie meines Kreuzes Banner niedertraten in den Staub,
Und die Zionsburg der Freiheit ward der Sklavenhorde Raub?

Das neue Miſſolunghi.

Durch, ihr Brüder! Durch, ihr Brüder! Durch! Die Stunde hat geſchlagen!
Durch! Aus Miſſolunghis Thoren laßt uns Miſſolunghi tragen!
Von den freien Bergeshöhen winken ſchon die Feuerzeichen,
Die uns durch die weiten Lüfte ihre Flammenhände reichen,
Uns zu ſich empor zu ziehen in die Burg, die Gott erbauet,
In das neue Miſſolunghi, das er unſrer Wehr vertrauet.
Durch! Aus Miſſolunghis Thoren laßt uns Miſſolunghi tragen,
Und mit unſrer heilgen Veſte durch den Heidenſchwarm uns ſchlagen!

Miſſolunghi in den Waffen, in den Armen in den Herzen,
Miſſolunghi in dem Sturme unſrer rachefrohen Schmerzen,
Unſre Herzen deine Kirchen, deine Zinnen unſre Lanzen,
Unſre Arme deine Mauern, unſre Brüſte deine Schanzen! —
Ach, und um uns her gezogen iſt ein tiefer rother Graben,
Blut der Weiber und der Kinder, die ſie uns geſchlachtet haben.

Die letzten Griechen.

Wir fragen nichts nach unſrem Ruhm, nach unſrer Namen Preis.
Was frommt's, ob Welt und Nachwelt einſt von unſern Thaten weiß?
Wenn Hellas ſinken muß in's Grab, was ſoll der Leichenſtein
Auf unſern Hügeln? Laßt ſie leer! Wir wolln vergeſſen ſein.
Die Namen unſrer Väter gehn den Fremden durch den Mund,
Sind ihnen in der Schule recht, für Alt und Jung geſund.
Ach, wenn kein freier Grieche mehr euch griechiſch nennen kann,
Miltiades, Leonidas, was iſt eu'r Nachruhm dann!

Dann ſteigt ihr gern mit uns hinab in die gemeine Gruft,
Auf welcher keine Sage ſteht und ſchöne Namen ruft.
Barbaren, ihr verſteht ſie nicht! Sie klingen euch in's Ohr,
Hinein zum einen, und heraus alsbald zum andern Thor;
Doch ewig taub wird euer Herz für Hellas Namen ſein,
Es ſog von unſrer Väter Geiſt nicht einen Tropfen ein.
Ein Tropfen nur in euer Herz, und Hellas wäre frei,
Und umgeſtürzt der morſche Thurm der ſtolzen Tyrannei.
Was habt ihr, Völker, denn gelernt von Hellas alter Kunſt?
Frei ſein! So heißt ihr erſter Spruch. Blaſt weg den eiteln Dunſt,
Den ihr euch als helleniſch preiſt; ſeid ihr ſo frei noch nicht,

Zu helfen frei mit Wort und That, wo Freiheit Ketten bricht!
Wir fragen nichts nach unſrem Ruhm, nach unſrer Namen Preis.
Was frommt's, ob der Barbaren Schwarm von unſren Thaten weiß?
Wenn Hellas ſinken muß in's Grab, wir wollen keinen Stein
Für unſre Gruft. Laßt ungenannt die letzten Griechen ſein!

Hellas und die Welt.

Ohne die Freiheit, was wäreſt du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Seht die Brüſte,
Die euch ſäugten
Mit der reinen Milch der Weisheit —
Sollen Barbaren ſie zerfleiſchen?
Seht die Augen,
Die euch erleuchteten
Mit dem himmliſchen Strahle der Schönheit! —
Sollen ſie Barbaren blenden?

Seht die Flamme,
Die euch wärmte
Durch und durch im tiefen Buſen,
Daß ihr fühltet,
Wer ihr ſeid,
Was ihr wollt,
Was ihr ſollt,
Eurer Menſchheit hohen Adel,
Eure Freiheit! —
Sollen Barbaren ſie erſticken?
Kommt, ihr Völker aller Zonen,
Kommt und helfet frei ſie machen,
Die euch alle frei gemacht!

Ohne die Freiheit, was wäreſt du, Hellas?
Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt?

Epigramme.

Erſtes Hundert.

1. Was wir bringen.

Roſen pflückten einſt die Weiſen in der Muſen Gartenflur,
Spötter kamen hinter ihnen, und ſie brachen Dornen nur.
Als ſie Dornen nicht mehr fanden, ſuchten Diſteln ſie zum Stich:
Dornenloſe Roſen bring' ich. Lieber Leſer, willſt du mich?

2. Moſt und Wein.

Willſt du dich der Lieb entſchlagen, weil ein ſüßer Rauſch ſie iſt?
O du weiſer Mann, bedenke, was du ohne Liebe biſt!
Wenn die Hefe liegt im Grunde, wirſt du ſchaler Moſt nur ſein:
Liebe treibt ſie in die Höhe, und im Rauſche wirſt du Wein.

3. Fang' auf!

Wenn die Engel Manna ſtreuen, breite deinen Mantel aus!
Wenn die Liebe fällt vom Himmel, flüchte nicht dich in dein Haus!
Haſt du Manna nicht geſammelt, ſprechen dir die Menſchen Hohn;
Ließeſt du die Liebe liegen, ſchämſt du dich vor Gottes Thron.

4. Getäuſchte Liebe.

Sag', womit iſt zu vergleichen der getäuſchten Liebe Pein?
Frag' den Garten, deſſen Blumen ſchneien in dem Frühling ein.

5. Liebe und Liebloſigkeit.

Sage mir, mein ſpröder Bruder, ob ein trüber Tag im Mai
Dir nicht lieber, als die helle Sternennacht des Jenners ſei?
Und dann deut' ich dir es aus, um wie viel der Liebe Leiden
Mir begehrenswerther ſind, als die liebeloſen Freuden.

6. Roſen und Dornen.

Einen Roſenſtrauß der Hoffnung vor uns tragend in der Hand,
Wandern wir, der Liebe Pilger, nach dem hochgelobten Land.
Lab' an ſeinem Duft und Schmelze unterweges deinen Sinn,
Und du ſchreiteſt ohne Schmerzen auf des Pfades Dornen hin.

7. Herzenstauſch.

Treue kann ich dir nicht geben, aber wohl mein treues Herz;
Kann es deinem Treue lehren, ſo entbehr' ich's ohne Schmerz.
Hat dein Herz dann ausgelernet, ſchick es auf die Probe mir,
Und ich gebe für den Schüler lebenslang den Lehrer dir.

8. Schiff und Herz.

Übel iſt ein Schiff berathen auf dem ſturmbewegten Meer,
Doch ein Herz im Sturm der Liebe iſt es wahrlich noch viel mehr.
Jenes wirft die ſchweren Laſten, die es drücken, über Bord,
Dieſes ſchifft mit voller Ladung durch die wilden Fluten fort.

9. Was iſt Liebe.

Frage, was die Liebe ſei,
Frage den, der liebefrei,
Frag' ihn, den die Liebe koſt,
Frag' ihn, den die Lieb' erboßt,
Lieb' und frage deine Bruſt —
Hat's ein andrer recht gewußt?

10. Was iſt das Herz ohne Liebe?

Wie ein Land ohne Herrn,
Wie die Nacht ohne Stern,
Wie der Becher ohn' Wein,
Wie der Vogel ohn' Hain,
Wie ohn' Aug' ein Geſicht,
Wie ohn' Reim ein Gedicht,
So ohne der Liebe Scherz und Schmerz
Das Herz.

11. Die doppelte Wohnung der Liebe.

Zwei Häuſer hat die Liebe für des Geliebten Bild:
Erſt wohnet es im Auge, bis dieſes überſchwillt
Vom Thränenſtrom der Schmerzen und zwingt zur Flucht den Gaſt;
Dann ſteigt in's Herz er nieder und findet ſichre Raſt.

12. Liebe ohne Leid.

Willſt du Roſen ohne Dornen, willſt du Liebe ohne Leid?
Laß ſie auf die Wand dir malen in der holden Maienzeit,
Und verſchließe deine Fenſter vor des Gartens ſüßem Duft,
Und verriegle deine Pforte, wenn die Gärtnerin dich ruft.

13. Der Spiegel der Liebe.

Der Erde Dunſt umſchleiert ſelbſt des Himmels Sonnenſchein:
Wie könnte wohl ein unrein Herz der Liebe Spiegel ſein?

14. Eiferſüchtige Liebe.

Wenn die Lieb' iſt eiferſüchtig, ſo bekommt ſie hundert Augen,
Doch es ſind nicht zwei darunter, die grad' aus zu ſehen taugen.

15. Ächtes Alter.

Die wahre Liebe gleicht dem guten deutſchen Wein;
Er wird dem Alten nie zu alt zum Trinken ſein.
Und ſchäumt zum Rauſch er dir in dem Pokal nicht mehr,
So trink' als Arzenei die letzte Flaſche leer.

16. Recht und Liebe.

Das Recht ſagt: Jedem das Seine!
Die Liebe: Jedem das Deine!

17. Bodenloſe Liebe.

Die Lieb' iſt der Säckel des Fortunat:
Je mehr ſie gibt, deſto mehr ſie hat.

18. Empfänglichkeit.

In die kalte herbe Luft
Haucht die Roſe keinen Duft.
Zu der Erde Liebeswonne
Wärme dich in Gottes Sonne.

19. Küſſe und Seelen.

Sage nicht, daß in des Menſchen Bruſt nur eine Seele lebe.
Fühl' ich doch, daß eine Seele dir mit jedem Kuß ich gebe.
Und wie oft ich dich auch küſſe, alle Küſſe haben Seelen,
Und mir werden eher Küſſe, als den Küſſen Seelen fehlen.

20. Cardinal der Liebe.

Bittre Pomeranzenſchale ſchneideſt du in meinen Wein,
Aber mit dem andern Händchen wirfſt du Zucker auch hinein.
Spricht zu mir dein ſprödes Mündchen bittre Worte manches Mal,
Gibt mir ſüßen Troſt dein Auge; und mein Herz trinkt Cardinal.

21. Atlas.

O Atlas, großer ſtarker Rieſe, wie wird des Himmels Laſt dir ſchwer?
Die Liebe trägt dieſelbe Bürde und hüpft ſo ſelig hin und her.

22. Der Schmetterling.

Will der Schmetterling entflattern, reißt der Knab' ihm aus die Schwingen:
Will die Liebe von dir fliegen, kannſt du ſie zum Bleiben zwingen?

23. Der April.

Der ſpröden Roſenknoſpe gleich erſcheinſt du mir, April,
Die, wie auch Luft und Licht ſie koſt, ſich noch nicht öffnen will.
Doch aus den rothen Ritzen ſchielt ſie dann und wann hervor,
Und zittert ſchüchtern gleich zurück, wenn's trüb' iſt vor dem Thor.

24. Einheit.

Denkſt du anders, als ich denke,
Geh' mit mir nur in die Schenke
Zur Vereinigung.

Denkſt du aber, wie ich denke,
Führ' ich auch dich in die Schenke
Zur Beſtätigung.

Einheit ſuchen wir auf Erden:
Einheit wird im Wein uns werden
Zur Beſeligung.

25. Welt und Himmel.

Dem Meer muß ich die Welt vergleichen, der Himmel giebt als Strand ſich kund:
Dort ſchwimmt die leere Muſchel oben, die Perlenſchnecke liegt im Grund.
Doch wenn des Todes Woge beide zuſammen an das Ufer trägt,
Wird jene ſchmählich weggeworfen, die andr' als Kleinod eingelegt.

26. Doppeltes Feuer.

Die Erde wird bald ein Aſchenhaufen; es brennen von oben und unten daran
Der Himmel, ſo viel die Menſchen wollen, die Hölle, ſo viel der Teufel kann.

27. Jedem das Seine.

Iſt nach Gottes Willen nicht Wein und Kuchen für die Frommen,
Warum laßt bei Brot und Waſſer die Verbrecher ihr verkommen?

28. Des Menſchen Seele und der Thautropfen.

An des Lebens voller Blüte hangt des Menſchen Seele feſt,
Wie des Thaues Perlentropfen in der Roſe ſüßem Neſt;
Aber wann er auf die Erde mit den welken Blättern fällt,
Folgt er gern dem Strahl der Sonne, der ihn liebend in ſich trinkt.

29. Doppelte Drehung.

Wie die Welt um ihre Achſe, dreht der Menſch ſich um ſein Ich.
Jene kreiſt auch um die Sonne: Menſch, die Sonne kreiſt um dich!

30. Weltluſt.

Einer Buhlerin vergleichbar iſt die ſüße Luſt der Welt,
Die in jeder Hand erhoben eine goldne Schlinge hält:
Mit der einen hat ſie eben ihren Liebling aufgehängt,
Während ſie mit ihrer andern ſich ein neues Herzchen fängt.

31. Die beiden Bräute.

O Welt, du altes böſes Weib, haſt doch ſo viele Freier!
Des Himmels Jungfrau ſteht verſchmäht und weint in ihrem Schleier.

32. Unſeliger Seegen.

Glaube nicht, du ſeiſt von Gott geſegnet,
Bleibſt du trocken, wenn der Himmel regnet.

33. Frage.

Pflanze, willſt du dumpf umſchloſſen in dem engen Glaſe ſein,
Oder unterm Himmel fühlen Regen, Sturm und Sonnenſchein?

34. Gegenfrage als Antwort.

Frag' den Grashalm, der der Sonne regenſchwer entgegenzittert,
Ob er heute wünſchen möchte, daß es geſtern nicht gewittert?

35. Die Schirme.

Schirme gegen Sonn' und Regen deinen Hut und deinen Kragen;
Unter Gottes freiem Himmel ſoll das freie Herz dir ſchlagen.

36. Regen, Segen.

Der Regen fließet von den Bergen hernieder in des Thales Grund;
Der Segen aus des Himmels Höhen wird ſelten hier den Hohen kund.

37. Licht und Rauch.

Tabacksfeuer iſt Menſchenbrauch,
Aber die Sonne macht keinen Rauch.

38. Zwei Reiſen.

Keine Reiſ' auf Erden ſcheint mir ſo groß und ſchwer zu ſein,
Als die Reiſ' aus **uns** heraus, als die Reiſ' in uns hinein.

39. Zeit und Menſch.

Was heißt das, über die Zeit zu klagen?
Wie jeder ſie macht, ſo muß er ſie tragen.

40. Adams Erdenkloß.

Wie vergoldet und bemahlt ſich der Menſch ſo lange ſchon,
Und noch immer guckt er durch, Vater Adams alter Thon.

41. Das Ziel.

Jeder hat ein Ziel vor Augen, dem er nachläuft bis zur Gruft,
Aber oft iſt's eine Feder, die er aufblies in die Luft.

42. Das Glück.

Laß dich von dem Glücke ſuchen,
Fehlt's den Weg, ſo mag es fluchen:
Aber ſuchſt du ſelbſt das Glück,
Kömmſt du fluchend oft zurück.

43. Form und Geiſt.

Kannſt du ohne Erdenbild himmliſchen Verſtand verſtehen;
Wirſt du ohn' Gefäß den Wein keltern, gähren, trinken ſehen.

44. Oberflächlichkeit des Lebens.

Wie Wolkenbilder über den Fluß, ſo ſchweben die Menſchen durch's Leben,
Sie wollen ſich über die Fläche nicht auf Flügeln gen Himmel erheben,
Sie wollen ſich auch mit ihrem Gewicht hinab in die Tiefe nicht tauchen,
Drum kann ein jeglicher Wind ſo leicht ihr Alles in Nichts verhauchen.

45 Gefährliche Drehung.

Weil unter ihm die Welt ſich dreht, drum dreht der Menſch ſich auch ſo viel
Nimm vor dem Schwindel dich in Acht, wenn einſt du ſtille ſtehſt am Ziel!

46. Innere Reife.

Im dämmernden Schatten des Laubes verſteckt,
da reifen die Früchte der Reben:
So muß, wer gedeihen im Innerſten will, ſich
des äußeren Schimmers begeben.

47. Grenzen der Menſchheit.

Könnten wir alles mit eigner Kraft,
Wie bald wär' Gott aus dem Himmel geſchafft!

48. Veränderlich und beſtändig.

Wie ſchnell und leicht auf Erden auch Maſchinen alles treiben,
Noch immer will die Erde doch im alten Gange bleiben.

49. Die Erfindungen.

Es iſt noch nichts erfunden hier, ſo lange Menſchen leben,
Wofür ein Privilegium der Himmel hat gegeben.

50. Die ſchwerſte Laſt.

Nichts iſt dem Menſchen ſo ſchwer zu tragen,
Als eine Laſt von guten Tagen.

51. Der ſeligſte Glaube.

Der ſeligſte Glaub' auf dieſer Welt,
Der nur das glaubt, was ihm gefällt.

52. Die beſten Gaben des Mundes.

Welche ſind des Mundes beſte Gaben?
Luſt zum Singen, Trinken, Küſſen haben.

53. Glück und Unglück.

Über dein Unglück triumphiren,
Iſt leichter, als dein Glück regieren.

---

54. Die Jäger der Ruhe.

Die Menſchen, die nach Ruhe ſuchen, die finden Ruhe nimmermehr,
Weil ſie die Ruhe, die ſie ſuchen, in Eile jagen vor ſich her.

55. Herz und Kopf.

In des Buſens enger Zelle wohnt das Herz, als Eremit,
Aug' und Ohren ihm erzählen, was es ſelbſt nicht hört und ſieht.
Gläubig iſt's und leicht zu täuſchen, lauſcht auch einem Mährchen gern,
Stets bereit zu Klag' und Jubel, aber ſchüchtern vor dem Herrn,
Der mit finſtrem Stirnerunzeln oft ein dummes Kind es ſchilt,
Und als Wacht im Kopfe thronet mit der Wahrheit blankem Schild.
Aber an den bunten Bildern, die ihm zeigt der Sinne Spiel,
Kann das Herz nicht ſatt ſich ſehen, nach dem Schilde blickt's nicht viel.

56. Der erſte Flecken.

Wenn du durch den Koth der Straße mußt mit neuen Schuhen gehn,
Wirſt du, trippelnd auf den Spitzen, nach den blanken Steinen ſehn.
Hat ſie erſt beſchmuzt ein Fleckchen, lernſt du waten ſicherlich.
Hüte, Kind, in deiner Seele vor dem erſten Flecken dich!

57. Lehre und Beiſpiel.

Wenn des Weiſen gute Lehre eine Hand iſt, dich zu führen,
In des guten weiſem Beiſpiel wirſt du einen Flügel ſpüren.

58. Die Reiſenden.

Auf einem Eſel reiteſt du, dein Vordermann auf einem Roß,
Und hinter deinen Ferſen keucht zu Fuß ein ungezählter Troß.
Du ſiehſt mit Neid dem einen nach, wie viele ſehn dir hinterdrein,
Und wenn die Herberg' iſt erreicht, gehn alle doch zu Fuß hinein.

59. Unſichtbares Wirken.

Licht und Wärme gibt die Sonne, wenn auch Wolken ſie verſtecken:
Alſo wirſt in ſeinem Wirken Gottes Daſein du entdecken.

60. Memento mori!

Springſt du freudig durch die Thüre in dein neu gebautes Haus,
Denk', aus dieſer ſelben Thüre tragen ſie dich einſt heraus.

61. Das geflügelte Wort.

Iſt das Wort der Lipp' entflohen, du ergreifſt es nimmermehr,
Fährt die Reu' auch mit vier Pferden augenblicklich hinterher.

62. Gute Tage, ſchlechte Zeit.

Weil ihr zu gute Tag' euch macht, ſo mußt um ſchlechte Zeit ihr klagen:
Macht eure ganze Zeit nur gut, und fraget nicht nach ſchlechten Tagen.

63. Die Verfolgten.

Wenn man jagt den Elephanten um ſein weißes Elfenbein,
Wenn man ſchlägt das Dach der Auſter um die edlen Perlen ein:
Sag' wie kann es dich verwundern, daß die Welt dich jagt und ſchlägt,
Weil ſie dir es angeſehen, daß dein Buſen Schätze hegt!

64. Nicht zu früh!

Der Narr wirft bei der erſten Wärme hinweg ſein altes Winterkleid:
Vergiß nicht, wenn das Glück dir dämmert, den guten Freund aus böſer Zeit.

65. Hülfe ohne Frage.

Willſt du aus der Flut mich retten, frag' nicht, wo hinein ich fiel,
Wo ich jezt zu Grunde ſinke, das ſei deines Auges Ziel.
Reicher, frage nicht den Armen, wie er arm geworden iſt:
Willſt du fragen, frag' dich ſelber, wie du reich geworden biſt.

66. Geduld und Zorn.

Wer erſt das Hemd der Geduld zerreißt,
Gar oft die eigenen Blößen weiſt.
Des Zornes Mantel iſt zwar weit,
Trägſt du ihn nur mit Schicklichkeit.
Du wirfſt ihn dreifach um den Kopf,
Und doch bleibt unbedeckt der Kropf.

67. Die ſtarke Geduld.

Bedenke, Freund, daß die Geduld nie bei der Schwachheit ſteht:
Das Mühlenrad, des Baches Spiel, mit Saus und Braus ſich dreht,
Indeß die Sonne ruhig ſtets die ew'ge Bahn durchkreiſt,
Wie toll und arg die Erdenwelt ſich unter ihr erweiſt.

68. Eigen Lob.

Wenn nach mir die Roſen riefen: Riech an uns! — Ich thät' es nicht;
Und die Tugend ſollt' ich proben, die von ſich mit Ruhme ſpricht?

69. Feuer und Stroh.

Einer, welcher gerne redet, einer, welcher gerne hört:
Beid' ein Stündchen nur zuſammen, und der ein' iſt ſchon bethört.

70. Disharmonie.

Erzähl' dein Glück dem Unglück nicht, dein Unglück nicht dem Glück!
Hier klingt dir Leid auf deine Luſt, dort Luſt auf Leid zurück.

71. Der Schneeball.

Der Schneeball und das böſe Wort,
Sie wachſen, wie ſie rollen fort:
Eine Handvoll wirf zum Thor heraus,
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

72. Was er weiß, macht ihn heiß.

Viele lange Jahr' es währt,
Daß ein Tag den andern lehrt:
Wird der jüngſte Tag zu heiß,
Iſt's von allem, was er weiß.

73. Regel der Cenſur.

Schilt mir keinen von unten bis oben,
Daß dir ein Plätzchen noch bleibe zum Loben,
Stopf' auch keinen mit Lob ſo voll,
Daß der Tadel nicht weiß, wo hinein er ſoll.

74. Apfelblüte und Mädchenwange.

So Apfelblüt', als Mädchenwange, je mehr in hellem Licht ſie ſteht,
Je ſchneller die verſchämte Farbe der Knospenunſchuld ihr vergeht.

75. Knechtſchaft und Freiheit.

Sklavenhände ſelber können mir ein Joch vom Nacken heben:
Aber das vermag kein Freier, Sklave, Freiheit dir zu geben.

76. Erdenhöhe, Himmelshöhe.

So ſitz' auf deinem Elephanten, du hoher Mann, und brüſte dich!
Doch ich will bei der Sonne fragen, wie viel du näher ihr, als ich.

77. Der Ahnenſaal.

Ein großer voller Ahnenſaal iſt kleiner, leerer Enkel Luſt.
Biſt du ſo groß, wie jen' im Saal, ſo nimm ſie auf in deine Bruſt.

78. Wohin?

Da, wo du recht hingehörſt, iſt es dir gewiß
zu ſchlecht,
Wo du aber möchteſt ſein, biſt du keinem andern
recht.

79. Lebende Todte und todte Lebende.

Mancher liegt ſchon lang' im Grabe und be-
herrſcht noch dieſe Welt.
Unterdeſſen ſchläft der andre, der zum Herrſchen
iſt beſtellt.

80. Der Gletſcher.

In Eis gepanzert ſteht der Gipfel der Alpen
in der Sonne Strahl.
Kann ihn die Sonne nicht zerſchmelzen, was klagſt
du ihm dein Leiden, Thal?

81. Alles an ſeinem Orte.

Wenn Ehre dich ſchmuckt in des Königs Palaſt,
Und Schand' in dem eigenen Hauſe du haſt:
Kann Schande von hier dich dort nicht beflecken,
Wird Ehre von dort dich hier nicht bedecken.

82. Unnütze Beſoldung.

Der Fürſt, der einen Weiſen nährt und ihn nicht fragt um Rath,
Iſt gleich dem Krüppel der kein Bein und doch ein Reitpferd hat.

83. Getheilte Gewalt.

Der Eheſtand iſt gut beſtellt,
Wo jedes Theil ſein Scepter hält.
Die Frau regiere Herz und Topf,
Der Mann den Becher und den Kopf.

84. Reichthum und Rauch.

Wie der Reichthum iſt ein Rauch, kann dich
manche Schornſtein lehren:
Gold und Silber flog hinauf, Ruß wird man
herunter kehren.

85. Das rechte Maß.

Aus der engſten Kammerzelle kannſt du in den
Himmel ſehn,
In dem kleinſten Vaterlande lernt der Menſch
die Welt verſtehn.
Fühl' erſt groß dich in dem Kleinen, aber dann
im Großen klein,
Und im Großen wie im Kleinen wird dein Maß
das rechte ſein.

86. Vaterlandsliebe.

Es iſt das kleinſte Vaterland der größten Liebe nicht zu klein:
Je enger es dich rings umſchließt, je näher wird's dem Herzen ſein.

87. Rieſenſtolz.

Wer für ſein kleines Vaterland ſich dünken will zu groß,
Der gleicht dem Rieſen, der ſich ſchämt vor ſeiner Mutter Schooß.

88. Wem gebührt die Krone?

Die größten Wüſten ſind leichter regiert,
Als kleine Garten cultivirt.

89. Wenn ſie könnten!

Wie viele haben wohl die Nachwelt ſchon belogen:
Doch frag' einmal, wie viel von allen ſie betrogen?

90. Vertröſtung.

Iſt der arme Fiſch vertrocknet, was doch frommt
ihm dann die Flut?
Glück, verheiß mir nicht das Beſte, mach' es
gleich mir leidlich gut!

91. Die Weisheit, ein Edelſtein.

Kannſt die Weisheit du vergleichen einem reinen Edelſtein,
So begreifſt du auch, weswegen wenige ſie kaufen ein.
Dieſer weiß ſie nicht zu ſchätzen, mißt ſie mit Kieſels Maß,
Und, weil ſcheckiger es ſchimmert, wählt er buntes Flitterglas.
Jener möchte ſie wohl haben, doch ſein Beutel iſt nicht ſchwer,
Und ein blindes Huhn nur findet ſie in Spreu von ungefähr.

92. Die Biene.

Wie die Biene Blumenſäfte, alſo ſammle Weisheit ein!
Iſt die Blütenzeit vorüber, wird der Blüten Honig dein.

93. Der rechte Lehrmeiſter.

Folg' als Jünger nicht dem Lehrer, deſſen Saal iſt immer voll,
Weil im Spiel er alle Schüler zu Doctoren machen ſoll.
Der mit Müh' dem Doctor lehret, daß er nur ein Schüler iſt,
Deſſen kleine Pforte ſuche, eh' zu groß du worden biſt.

94. Das Ächte bleibt der Nachwelt unverloren.

Wie liegt der edle Kern ſo lange in Spreu und Plunder tief verſteckt!
So bleibt auch oft das Werk des Meiſters vom leichten Tand der Zeit bedeckt.
Mag drüber hin das Unkraut wuchern, der ſtarke Keim bricht doch hervor,
Und ſtreckt zu einem Wunderbaume ſich vor der Nachwelt ſchnell empor.

95. Tiefe und Klarheit.

Wie hell und klar auch ſei der Himmel, du kannſt doch ſeinen Grund nicht ſehn.
Je tiefer das Gedicht ich ſchöpfe, je lichter wird es vor dir ſtehn.

96. Tiefe und Dunkelheit.

Es reizt der dunkle Sumpf mich nicht, hinein zu gehn:
Wie tief dein Werk auch ſei, ich mag es nicht verſtehn.

97. Tantalus.

O Tantalus, dir gleicht der Dichter, der aus dem Himmel Nektar ſtahl.
Er wandelt einſam auf der Erde, verwieſen aus der Götter Saal;
Und wann von oben goldne Früchte im Traum' ihm ſpielen um den Mund,
So gibt er hier in ſüßen Liedern der Sehnſucht Qual und Wonne kund.

98. Das Prisma.

Dem Prisma gleicht des Dichters Seele, in welcher Freund' und Leid ſich bricht
Mit hellen und mit trüben Strahlen zu buntem Regenbogenlicht.

99. Kleines für Kleines.

Die Liebe kleine Zeit will Kleines haben,
Drum bring' ich ihr ſo viele kleine Gaben.
Aus vielen Tagen wird ja doch ein Jahr —
Sei ganz und ſich ein Ganzes in der Schar.

100. Schreiber und Leſer.

Schreiber, was bemühſt du dich, immer gut zu
ſchreiben?
Lieſt dich denn ein jeder gut? Treib's, wie's
alle treiben!

Epigramme.

Zweites Hundert.

1. Die zerbrochene Leier.

Ich ſchlug zu Stücken meine Leier, ergrimmt auf dieſe tolle Welt.
Doch bald empfand ich Langeweile, und eine neue ward beſtellt.
Indeſſen klimpr' ich auf der Saite, die an der alten hängen blieb:
So lange nehmt, geneigte Leſer, mit kleinen Reimen auch vorlieb.

2. Bav und Mav.

Bav oder Mav!
Es ſchüttle ſich, wen's traf.
Zeichne ſie zum kennen,
Brauchſt ſie nicht zu nennen.

3. Verſchiedene Wege zu einem Ziele.

Viele breite Wege führen in das Land der Narrenzunft,
Doch die allermeiſten wählen ſich den engen der Vernunft,
Quälen ſich hinauf, hinunter, keuchen, ſchwitzen Tag und Nacht,
Während im Spazirengehen Harlekin die Reiſe macht.

4. Beſchwerliche Weisheit.

Wie der Eſel Säcke Goldes, trägſt du deiner Weisheit Laſt.
Ach, wie wohl wirſt du dich fühlen, wenn du abgeladen haſt!

5. Wo gehört er hin?

Wenn ein Narr zum Weiſen wird, läßt ihn
Narr und Weiſer ſtehn.
Wenn der Weiſe wird ein Narr, iſt er beiden
gern geſehn.

6. Narrenſtolz.

O ſagt, warum die ſtolzen Narren ſo mürriſch
durch die Straßen gehn,
Warum ſie bald erboßt zu Boden, und bald er=
grimmt gen Himmel ſehn?
„Dort will das Pflaſter ſich vor ihnen noch
nicht erheben mit Reſpect,
Und oben bleiben alle Thürme mit ihren Hüten
gar bedeckt.“

7. Der beſte Narr.

Narren gibt's überall auf der Welt,
Doch jedem ſein eigner am beſten gefällt.

8. Der Nadler.

Mein Narr will fein und ſpitzig ſein:
O ſperrt ihn bei dem Nadler ein!
Da kann er, ohne zu betruben,
Sein niedliches Talentchen üben.

9. Mir, wie Dir.

Wer ſich nicht ſelbſt verſpotten kann,
Der fang' es nicht mit andern an.
Narr, hudle nur den eignen Herrn,
So haben dich die Gäſte gern.

10. Alles gilt, wo es zu Hauſe iſt.

Manches arme Närrchen würde reich und klug zu Hauſe ſein,
Aber ach, es findet nimmer ſich in's eigne Haus hinein.

11. Kaufprobe.

Wie kommt es, daß dir deine Braut
In ſchönen Kleidern wird getraut?
So wird nach langer Werbung Qual
Die hohe Weisheit dein Gemahl;
Und haſt du ſie an deinem Haus,
So ziehſt du ihr die Kleider aus:
Dann ſieht der Doctor ohne Friſt,
Wie viel er hat, wie viel er iſt.

12. Alles zu ſeiner Zeit.

Ach, wie treiben's doch die Narren mit den Weiſen hier auf Erden!
Weiſer, lern' zu rechter Zeit auch einmal ein Narr zu werden.

13. Einer und Zwei.

Ein Narr und ein Weiſer in Verein
Die wiſſen mehr als ein Weiſer allein.

14. Narrheit und Vorſicht.

Zu Pfingſten möchte mancher Narr gern auf dem Eiſe ſtehn,
Doch keiner will zur Weihnachtzeit im Fluſſe baden gehn.

15. Die Narrenſchuhe.

Es muß auf Erden jeder Menſch ſein Pärchen
Narrenſchuh' vertragen;
Doch mancher läßt die Sohlen ſich mit Eiſen
um und um beſchlagen.

16. Rückwirkung.

Warum ſterben doch ſo viele alte Narren hier
auf Erden?
Weil ſo viele weiſe Kinder eben da geboren
werden.

17. Wahl.

Viel lieber mit alten Narren verkehren,
Als weiſe Kinder predigen hören!
Die einen treiben's nicht weiter auf Erden,
Ach, aber was kann aus den Kindern noch werden?

18. Die glücklichen Wunderknaben.

Glücklich preiſ' ich auf der Welt alle Wunderknaben,
Werden ſie als Wunder noch wunderbar begraben.
Tragen ſie auf ihrem Haupt erſt einmal Perücken,
Kann mit Puppen ſich nicht mehr ihre Weisheit ſchmücken.

19. Leer lärmt am meiſten.

Stößt du an ein leeres Faß, dröhnend wälzt
ſich's um und um;
Iſt mit Wein es angefüllt, bleibt es liegen feſt
und ſtumm.

20. Die Schwätzer.

Haſt ein Schatzhaus du geſehn
Ohne Schloß und Riegel ſtehn?
Freund, ein immer offner Mund
Gibt nur leere Scheuern kund.

21. Die helle Stirn.

In dem Bach ſind wenig Fiſche, welcher immer
klar und licht.
Stirn, die immer heiter lächelt, viel Gedanken
haſt du nicht.

22. Die finſtre Stirn.

Fröſche wohl, doch keine Fiſche, wohnen in dem
ſchwarzen Moor.
Stirn, die immer finſter brütet, laß nur nichts
aus dir hervor!

23. Flachheit und Dunkelheit.

Wenn alles, was dunkel iſt, tief auch wär',
So ſtieße ſich keiner im Dunkeln mehr.
Und guckſt du bei Nacht zum Fenſter hinaus,
Der Schornſtein ſieht ſchwarz wie der Himmel aus.

24. Triumph der Dunkelheit.

Er hat es weit im Denken gebracht,
Er verſteht ſchon halb, was er ſelber gedacht;
Und was er verſteht, halb kann er's dir ſagen,
Mit den Worten magſt du dich weiter plagen.

25. Eſelstrab.

Vor dem forcirten Schwärmer ſei nicht bange.
Ein Eſelstrab der dauert ſelten lange.

26. Kleine Geiſter, große Bücher.

Männchen mit dem kleinen Geiſte, deine Bücher wie ſo groß!
Nicht im Kopfe, ſuch' im Bauche meiner Kinder Mutterſchooß.

27. Die Wiederkäuer.

Ein Dichter, der nur dichten kann, nachdem er erſt ſich voll geleſen,
Iſt wie ein wiederkäuend Thier, das in der fremden Saat geweſen.

28. Reißender Abſatz.

Haderlumpen! Haderlumpen! — Was die deutſchen Dichter laufen!
Jeder will ein neues Röckchen ſich aus fremden Lumpen kaufen.
Von der Seine, von der Themſe, wie viel Fuhren groß und ſchwer! —
Haderlumpen! Haderlumpen! — Still, wir haben keine mehr.

29. Reiſegelegenheit.

Wie ſchnell und leicht durchreiſt ſich jetzt die Welt!
Drum reitet auch die Kunſt ſchon als Curier.
Wer ſich an ihres Pferdes Schweife hält,
Reiſt frei mit ihr als blinder Paſſagier.

30. Die Unſterblichen unter ſich.

Ihr ſchmückt euch freundlich und zufrieden mit grünen Lorbeerkränzen aus,
Und dürft ihr draußen nicht ſie tragen, ſo bleiben ſie für euer Haus.
Wollt ihr auf Erden ſchon genießen den Vorſchmack der Unſterblichkeit,
Werft euren Lorbeer in die Suppe und ſchluckt hinein die Ewigkeit.

31. Der Pfingſtochſe.

Seh' ich dieſen Dichterling alſo ſtolz mit Kränzen prangen,
Mein' ich, ſolch ein Wunderthier ſei zum Schlachten eingefangen.
In dem bunten Schmuck der Pfingſten zieht es in das Thor herein,
Und die Schlächterin, die Nachwelt, mit dem Beile hinterdrein.

32. Das größte Wunder der Dichtkunſt.

Orpheus hat ſo Wunderbares nicht im Dichten ausgerichtet,
Als ihr Reimer, die ihr dichtend euch zu Dichtern ſelber dichtet.

33. Die metriſche Überſetzung.

Wer heißt euch Fell und Federn der Nachtigall zerſetzen?
Wir wollen ihre Lieder nur metriſch überſetzen.

34. Verſäum's nicht.

Wenn du willſt ein Frommer werden,
Weil es Mode wird auf Erden,
Fang' es heute lieber an,
Morgen kann es jedermann.

35. Fromme Politik.

Warum wollt ihr in's Kloſter gehn?
Weil draußen ſo viele Galgen ſtehn.

36. Gläubige und Gläubiger.

Was hilft's, daß reich vor Gott ich bin, hab' ich auf Erden Schulden?
Hier muß der Gläubige das Recht des Gläubigers erdulden.

37. Leichte Bekehrung.

Der Jude meint er ſei ein Chriſt,
Wenn er nur Schweinebraten ißt.
Er ſieht von Chriſti Wunderlehr'
An vielen Chriſten auch nicht mehr.

38. Die bequemſte Rückkehr.

Wer ſich auf der Sünderwieſe ſeinen Fußſteg erſt getreten,
Lernt, um ſelbſt nicht umzukehren, ein Gebetchen rückwärts beten.

39. Belehren und Bekehren.

O Bruder, wolle mich belehren!
Halt ſtill! ich muß dich erſt bekehren.

40. Höllenerweiterung.

Wenn die Menſchen werden geſcheiter,
Macht der Teufel die Hölle weiter.

41. Empfindlichkeit.

Ziehe dem Himmel ein ſchiefes Geſicht,
Gott und die Engel bemerken's nicht.
Lach' einmal in die Hölle hinein,
Was da wird für ein Ziſchen ſein!

42. Die Kammerherren.

An des Himmels Pforte ſtehn keine Kammerherrn,
Jeder König öffnet ſie ohne Diener gern.
Aber an der Hölle Thor wird dem Bettelmann
Gleich ein Kammerherr beſtellt, klopft er ſelbſt nicht an.

43. Brautbett und Sterbebett.

Im Brautbett und im Sterbebett gibt's keine Langeweile,
Und mit dem Schlafe hier und dort hat's eben auch nicht Eile.

44. Gott bewahre den Himmel!

Wenn die Kopfhänger all' in den Himmel kommen,
Erbarme dich, Gott, der fröhlichen Frommen!
Sie deſertiren aus deinem Saal
Vor langer Weil' in die Höllenqual.

45. Der gute Mann.

Er iſt ein guter Mann,
Er läßt, was er nicht kann:
Trinkt nie aus einer leeren Flaſche
Und ſteckt keinen Kirchthurm in die Taſche.

46. Verdienſtloſe Tugend.

O prahle mit deiner Tugend nicht! Das Sündigen wird dir ſauer.
Wer keine Beine zum Gehen hat, der ſpringt nicht über die Mauer.

47. Die Beter nach der Mode.

Das nenn' ich mir doch Heilige! Sie beten ohne Raſt und Ruh',
Und wenn ſie Chriſtum kreuzigen, ſie beten Kyrie dazu.

48. Wie die Arbeit, ſo der Lohn.

Der Frevler, der im Todeskampfe noch lernt ein Kreuz der Reue ſchlagen,
Der wird zum Lohn dafür von Engeln bis vor der Hölle Thor getragen.

49. Bequeme Frömmigkeit.

Das Frommſein macht dem Mann nicht viel zu ſchaffen,
Der mager iſt und beichtet fetten Pfaffen.

50. Die Stolze.

Adelſtolz ſitzt auf hölzernem Pferde,
Bauerſtolz wälzt ſich auf der Erde,
Bürgerſtolz geht auf hohen Hacken,
Geldſtolz ſteht auf gelben Schlacken,
Dichterſtolz fliegt in den Himmel hinein.
Wo mag der ſtolzeſte Stolz wohl ſein?

51. Vornehmer Geſchmack.

Das heiß' ich mir doch einen vornehmen Mann!
Sein Pferd rührt kein bezahltes Futter an.

52. Hungrige Behaglichkeit.

Ein kleiner Pfennig, ein kleiner Sinn,
Ein Wappenmantel mit großen Falten:
Man kann ſo nobel bequem darin,
Wie Mäuſ' im leeren Sacke, ſchalten.

53. Der Geadelte.

Als Bürger ging ich geſtern ſchlafen und ſchnarcht' als Bürger durch die Nacht,
Und heute früh bin ich geadelt aus meinem Bürtraum erwacht.
Da fühlt' ich grob und plump im Magen mein bürgerliches Abendbrot:
So hat man mit dem Bürgerweſen im Adel ſeine liebe Noth!

54. Die Taufe von ungefähr.

Der Jude fiel in's Waſſer und wollte ſchier erſaufen,
Da ſchrieen böſe Spötter: Er hat ſich laſſen taufen.
Wie der getaufte Jude geworden iſt ein Chriſt,
So wird Unedel Edel, wenn es geadelt iſt.

55. Adelsinſtinct.

Wappen ließ die edle Dame in des Säuglings
Windeln nähen:
Und das Kind ſtarb an Verſtopfung, eh' es noch
ſein Schild geſehen.
Lernt daraus, wie viel es heiße, adelig geboren
ſein!
Nur aus noblem Bauchinſtincte hielt das Kind
den Adel rein.

56. Geſchenkte Ahnen.

Ahnen kann der Kaiſer geben. Sag', wo mag
er her ſie nehmen?
Von den umgetauften Söhnen, die ſich ihrer
Väter ſchämen.

57. Vornehmer Pöbel.

Lieber dem Bettler den Brotſack tragen,
Als mit dem vornehmen Pöbel ſich plagen!
Beſſer riecht verſchimmeltes Brot,
Als der raffinirte Koth.

58. Bauer und Edelmann.

Wenn der Bauer wird ein Edelmann,
So guckt er den Pflug mit Brillen an.

59. Der alte Adel.

Jüngſt ſprach zu mir ein faules Holz! Ich bin des Pfirſichſtammes Sohn,
Der viel der edlen Früchte trug vor mehr als tauſend Jahren ſchon.
Ich warf es lachend in's Kamin. Was thu' ich mit dem leeren Wicht,
Der prahleriſch zu ſeinem Ruhm von alter Ahnen Thaten ſpricht?

60. Geadelte Geiſter.

Wer die edlen Geiſter edler durch den Adel machen kann,
Dieſer ſtell' als Kammerjunker auch die Engel Gottes an.

61. Haltet's feſt!

Die, ſo außer ihrem Adel haben weiter nichts als Tadel,
Sind mit Recht am meiſten eitel auf den tadelloſen Adel.

62. Titel ohne Mittel.

Wer nur ein falſches Hellerchen beſitzt,
Der reibt und putzt daran, bis daß es blitzt.
So machen es mit ihrem Titel
Die Ehrenmännchen ohne Mittel.

63. Geldſtolz.

Es iſt kein Stolz ſo erdentoll, wie der auf deines Beutels Laſt.
Speiſ' alle Bettler heut', und ſieh, was für das Geld du morgen haſt!

64. Der Ehrenplatz.

Auf dem hohem Schneeberg brüſtet ſich das Kind mit Stolz und Trutz,
Doch die Sonne ſchmelzt den Gipfel, und der Knabe liegt im Schmuz.
Eitler Thor, ſo prangſt du thronend auf der Ehre lockrem Stuhl!
Deck' ihn vor der Wahrheit Strahlen, oder er verſinkt im Pfuhl.

65. Petrus und die Höflinge.

Als Petrus nur in den Hof gerochen,
Da hat er Gott die Treu' gebrochen.
Dem Höfling, der's den Menſchen thut,
Gibt Petri Beiſpiel hohen Muth.

66. Hofordnung.

Wo der Pavian iſt König, kommen Affen nur zu Ehren.
Löwe, willſt Miniſter werden, laß dir Affentanze lehren!

67. Der beſte Poſten in Hungersnoth.

Sag', wer wird zum letzten mager, wann im Land' iſt Hungersnoth?
Spitz, der Hund der Fürſtenküche, denn er frißt nur Zuckerbrot.

68. Der Selbſtherrſcher.

Wenn der König hat den Schnupfen, kann für ihn kein Schranze nießen.
Daß ſie doch auch ohne Schnupfen ihm die eigne Naſe ließen!

69. Wohl bekomm's!

An des Königs Ehrentafel ſchmeckt auch Eſſig ſüß dem Gaſt;
Aber beim Nachhauſegehen fühlſt du, was im Bauch du haſt.

70. Wer gibt die Haare dazu?

Wenn die großen Herrn ſich raufen und verlieren Schopf und Zopf,
Preiſe glücklich ſich der Bürger, welcher hat den kahlſten Kopf.

71. Wir müſſen's alle tragen.

Gegen den Löwen und Elephanten
Sind zu brauchen die Leibtrabanten;
Aber der Mücke wehren ſie's nicht,
Daß ſie des Königs Naſe zerſticht.

72. Die Zünfte und die Zunftloſe.

Handwerk, Kunſt und Wiſſenſchaft, alles ſucht ſich ſeine Zunft.
Eine freie Meiſterin kenn' ich noch — ſie heißt Vernunft.

73. Die Rechte und das Rechte.

Viele Recht' und Rechtchen fechten um das
Rechte hier auf Erden.
Ach, wann wird doch allen Rechtlern endlich recht
das Rechte werden?

74. Hat's doch den Namen.

Daß vorn ihr lebt, fällt hinten euch nicht ein,
Und heißt doch Leben, heißt doch Menſchen ſein.

75. Der Friedensheld.

Ein Soldätchen, das im Frieden mit dem langen Säbel klirrt,
Gleicht der Windmühl', deren Flügel ohne Korn
im Steine ſchwirrt.

76. Haar und Bart.

Held Simſon hatte ſeine Kraft in ſeines Hauptes Haaren,
Den neuen Helden iſt ſie nun in ihren Bart gefahren.
Und wer Reißaus ſie nehmen ſieht vor Meſſern und Raſeuren,
Wer weiß, ob Simſon tapfrer wär' im Kampfe mit Friſeuren?

77. Geſellige Talente.

Im Bürgerklubb iſt der zu brauchen,
Der Bier kann trinken und Taback rauchen;
Der gehört in die höhere Societät,
Der ſich in Thee zu berauſchen verſteht

78. Geſellige Liebenswürdigkeit.

Willſt du der Leute Liebling ſein,
Sei ſcharmant und ſei gemein.
Was ſie nicht können und was ſie nicht faſſen,
Sie werden's verſpotten oder haſſen.

79. Nicht alles auf einmal.

Willſt du wiederkommen zum Schmaus,
Singe beim erſten dein Lied nicht aus.

80. Das Unerſetzliche.

Wie kann das Lob der weiten Welt dem todten Sokrates vergelten,
Daß lebend er von ſeiner Frau ſich ließ im eignen Hauſe ſchelten?

81. Weibchen und Männchen.

Das Weibchen weint, ſo oft es will, und lacht, ſo oft es kann,
Und will es nicht und kann es nicht, ſo muß der liebe Mann.

82. Der Dichter und der Ehemann.

Der Dichter und der Ehemann, wie das ſich reimen ſoll!
Ein Weibchen für den Ehemann, neun Mädchen für Apoll.

83. Das böſe Weib.

Nur ein einziges böſes Weib lebt noch unter der Sonnen;
Aber jeder Ehemann meint, er hab's gewonnen.

84. Das Element.

Setz' einen Froſch auf einen weißen Stuhl,
Er hüpft doch wieder in den ſchwarzen Pfuhl.

85. Die Natur ſiegt.

Kitzle kein gewaſchenes Schwein,
'S legt ſich in den Koth hinein.
Kitzl' ein beſtäubtes Vögelein,
'S putzt ſich gleich die Federn rein.

86. Ein Troſt in drei Nöthen.

Wenn morſche Bäume anfangen zu brennen,
Wenn faule Pferde anfangen zu rennen,
Wenn alte Weiber anfangen zu lieben,
Gott Lob, noch keines hat's lange getrieben!

87. Mann ſieht's ihm nicht an der Naſe an.

An dem umgekehrten Beſen
Sieh', wozu er nutz geweſen.
Gäben's doch ſo deutlich kund
Menſchenhand und Menſchenmund!

88. Zwerge und Rieſen.

Die Zwerge, die auf Stelzen gehn,
Meinen den Rieſen zu überſehn;
Aber ſtürzen ſie in den Graben,
Möchten ſie doch ſeine Beine haben.

89. Die Eule und ihr Junges.

Wo gibt's eine Eul' auf dieſer Welt,
Die nicht für ſchön ihr Junges hält?

90. Gewöhnung ohne Geſchick.

Auch die links gewöhnten Knaben
Eine gute Rechte haben:
Wüßte jeder, was er kann,
Dummkopf fing' es klüger an.

91. Arbeitsregel.

Faulenz' und ſchrei',
Du bekömmſt für zwei:
Arbeit' und ſchweige,
Dir bleibt die Neige.

92. Neue Diener.

Die neuen Diener können gar viel,
Sie treffen zehn Kegel in jedem Spiel.

93. Die ſchlechteſte Waare.

Nichts iſt auf Erden ſo ſchlecht,
Einer bezahlt es dir:
Mach' ich's allen recht,
Keiner dankt es mir.

94. Der Sand.

Jedes Land
Hat ſeinen Sand.
Sieh' nur zu,
Daß er nicht lauf' in deine Schuh'!

95. Der Beruf.

Wer geboren iſt zum Stehlen,
Kann ſich ſelbſt einen Galgen wählen:
Aber der unberufene Mann
Muß den erſten beſten hinan.

96. Einer nach dem andern.

Laßt ſie nur ſagen,
Wir müſſen's tragen.
Laßt ſie nur machen,
Dann wollen wir auch einmal lachen.

97. Schweigen und Denken.

Schweigen und Denken
Wird keinen kränken.
Unbedacht Sagen,
Wer wollt' es verklagen?

98. Zu wenig und zu viel.

Zu wenig und zu viel
Iſt nur ein Narrenſpiel.
Und ſind wir, wie wir ſollen,
Wir haben, was wir wollen.

99. Commandowort.

Geht es ſchlecht, ſo laß es gehen;
Geht es gut, ſo heiß' es ſtehen!

100. Das Sprüchwort.

Der Gedanke trügt,
Kein Sprüchwort lügt;
Von Mund zu Mund
Läuft's rein und rund,
Und nennen's hundert Weiſe dumm,
Es klingt und ſchiert ſich nichts darum.

Epigramme.

Drittes Hundert.

1. Schätzung des Lebens.

Kein ſchönes Leben wird gefunden,
Zerlegſt du es in Tag' und Stunden.

2. Himmelshuld und Menſchenſchuld.

Alle Morgen neu geboren wird des Himmels Huld,
Und mit jedem neuen Tage altert unſre Schuld.

3. Noth lehrt beten.

Die Noth lehrt jeden Chriſten beten und kennt doch keinen Feiertag,
Und gibt ihr Gott erſt Kirchenkleider, ſo geht es gleich in's Feſtgelag.

4. Der Weg zum Ziele.

Oft irre gehen macht den Weg nicht recht,
Und leicht gefunden macht das Ziel nicht ſchlecht.

5. Laſterentledigung.

Fehlt zu Hauſ' ihm volle Koſt, läuft der Hund
in andre Gaſſen;
Wenn ein Laſter dich verläßt, ſage nicht: Ich
hab's entlaſſen.

6. Die Tageszeiten.

Alle Morgen neue Sorgen,
Alle Tage neue Plage.
Abend, ſei nur wieder labend,
Bis die liebe ſtille Nacht
Sorg' und Plag' in Schlaf gebracht!

7. Das Zuckerrohr.

Das Leben gleicht dem Zuckerrohr. Es birgt der hochgeſtreckte Schaft
In ſeinem tiefſten Knotenring das Süßeſte von ſeinem Saft.
Das iſt die Demuth, die der Tag der Ernte pflückt aus ihrem Staub,
Indeß zu Streu getreten wird das üppig ſtolze Wipfellaub.

8. Menſchenfreiheit.

Wie ein Kind, das von dem Vater ließ auf einen Gaul ſich heben,
Alſo reiteſt du, o Bruder, alſo reit' ich durch das Leben.
Weil des Roſſes Zaum wir halten, glaubſt du, daß wir es regieren?
Sieh, der Vater geht daneben, an der Halfter es zu führen.

9. Die Hoffnung.

Die längſte Hoffnung kommt doch an daſſelbe Ziel,
Das auch nach kurzem Lauf noch keiner wohl gefiel.

10. Weltluſt.

Die Luſt der Welt iſt Honigſeim, um den wir wie die Fliegen ſchweben.
Noch keine hat daraus genippt, ihr blieb ein Stückchen Flügel kleben.

11. Toleranz.

In jeder Kirche Gottes hat der Teufel ein Altärchen.
Vergebt dem weiſen Pfaffenbart doch auch ein rothes Härchen!

12. Der Wille.

Des Menſchen Will' iſt ſein Himmel auf Erden:
Jenſeit's wird ſeine Höll' er werden.

13. Die nackte Wahrheit.

Die nackte Wahrheit paßt nicht mehr für unſre Welt,
Seit Vater Adam ſich das erſte Kleid beſtellt.

14. Sie wollen's mit keinem verderben.

Wie mancher hofft den Himmel zu erben,
Und will's doch nicht mit dem Teufel verderben.
Und wer ſich thut dem Teufel verſchreiben,
Der meint: Kann's Gott nicht hintertreiben?

15. Teufelsflecken.

Gäb's ſchwarze Flecken überall, wo Satan hat geſeſſen,
Du ſäheſt manche Kirchen an für alte Schmiedeeſſen

16. Ungetrübte Lebensfreude.

Leben, willſt du deinen Menſchen ungetrübte
Freude geben,
O ſo lehre ſie vergeſſen, daß ſie auf der Erde
leben!

17. Lebenskunſt.

Fragſt du nach der Kunſt zu leben? Lern' mit
Narr und Sünder leben.
Mit dem Weiſen und dem Guten wird es ſich von
ſelber geben.

18. Leben in der Ewigkeit.

Läßt du kurze Tage dir in des Jahres Ring behagen,
Warum willſt du kurze Leben in der Ewigkeit beklagen?

19. Weltgunſt.

Die Gunſt der Welt iſt gleich dem Winde, der ſchmeichelnd um die Knospe kreiſt
Und, wenn die Roſ' iſt aufgebrochen, die Blätter aus dem Kelche reißt

20. Liebe und Vernunft.

Wenn Liebe mit Vernunft ſich rüſten will,
So ſpricht ſie zu dem Waſſerfall: Steh ſtill!

21. Die Feuermauer der Liebe.

Willſt du, daß die Glut der Liebe ſei von langer Dauer:
Baue zwiſchen Flamm' und Flamme eine Feuermauer.

22. Eins für alles.

Ein Gott und eine Liebe,
Ein Himmel und ein Herz:
Ob heiter oder trübe,
Ein Licht in Luſt und Schmerz!

23. Die Liebesroſe.

Wenn der Liebesroſe Dornen, Armer, dich erſtochen haben,
Dann vergeudet ſie die Blätter, dich in ihnen zu begraben.

24. Vier Wege zum Himmel.

Vier Wege gehn von hier zum Himmel, ſie heißen Wein, Schlaf, Lieb und Tod.
Warum will der dir nicht gefallen, auf welchem keine Rückkehr droht?

25. Die blinde Liebe.

Siehſt du mit der Augenbinde unter uns die Liebe gehn,
Glaub', es iſt, um nur die Leiden dieſer Welt nicht anzuſehn.

26. Das blinde Glück.

Blind durch die Welt Fortuna rennt,
Weil treue Liebe ſie nicht kennt.

27. Gott gibt's, halt's feſt!

Gott beſcheret dir die Kuh, aber nicht den Strick zum binden.
Schwer zu halten iſt das Glück, ſei's auch noch ſo leicht zu finden.

28. Ein Spiel um's andere.

Alle treibt ihr mit dem Glück eure Spiel' und Poſſen;
Wenn es euch ein Beinchen ſtellt, ſeid ihr gleich verdroſſen.

29. Armuth und Freundſchaft.

Wenn die Armuth durch die Thüre kommt geſchlichen in das Haus,
Stürzt auch ſchon die falſche Freundſchaft aus dem Fenſter ſich heraus.

30. Der arme Freund.

Wenn ſchon als Laſt dein armer Freund dich
drückt,
Bedenk' er liegt auch feſt und unverrückt.
Der ſich bequem läßt auf der Naſe tragen,
Den Freund kann eine Mücke dir verjagen.

31. Das Glück als Pritſche und als Ball.

Wie das Glück mit jedem ſpielt, der mit ihm
nicht ſpielen kann;
Schlägt die Narren es als Pritſche, fliegt als
Ball dem weiſen Mann.

32. Jedem das Seine.

Recht für die Wachenden,
Glück füt die Schlafenden,
Liebe den Träumenden,
Gnade den Sterbenden!

33. Gottes Livree.

Wer von milden Gaben lebt, dieſer ſteht in Gottes Sold:
Darum trägt er als Livree ſchlechte Kittel ohne Geld.

34. Der Eigendünkel.

Der Eigendünkel iſt zu nennen Geheimerath der ganzen Welt:
Er findet in der ärmſten Hütte für ſich ein Cabinet beſtellt.

35. Die weiſe Frau.

Was ſollen dir die tauſend Weiber, Herr Salomon, du weiſer Mann?
Ich ſuche nur, ob unter allen ich *eine* weiſe finden kann.
Er ſuchte lang' und unverdroſſen, und als er endlich eine fand,
Da war ſie, daß ſich Gott erbarme, gar aus dem ſchwarzen Mohrenland.

36. Erfahrung ohne Klugheit.

Erfahrung ohne Klugheit tritt als blindes Gaul ein Rad;
Laß es auf krummer Straße gehn, und ſieh, ob's Augen hat.

37. Klugheit ohne Erfahrung.

Die Klugheit ohn' Erfahrung iſt ein ſcharfes Aug' im Labyrinth:
Je mehr es ſpäht, je mehr es läuft, je müder es das Ziel gewinnt.

38. Schaden und Vortheil.

Macht Schaden mich nicht reich, ſo macht er mich doch klug.
Macht Vortheil dich nur reich, ſo haſt du auch genug.

39. Der Neid.

Der Neid verfolgt als Schattenbild dich in des Ruhmes Sonnenſchein;
Je höher dieſe Sonne ſteigt, je kleiner zieht das Bild ſich ein.

40. Gelahrtheit und Weisheit.

Gelahrtheit, Kind, das heißt:
Mehr ſagen, als du weißt.
Weniger ſagen, als wiſſen,
Das heißt der Weisheit befliſſen.

41. Die ſprechenden Thiere.

Wohl uns, daß in der Fabel nur die Thiere
Menſchenſprache ſprechen!
Der Schooßhund wäre bald erſäuft, wer aber
kann die Flöh' erſtechen?

42. Vorgerückte Wohlthaten.

Dem du einmal wohl gethan, rückſt du's zehn
Mal in's Gewiſſen.
Thu' ihm jetzt noch neun Mal wohl, und die
Rechnung ſei zerriſſen.

43. Hoffart.

Hoffart wird gar leicht gelernt, aber ſchwer vergeſſen.
Große Schüſſeln kauft ſie noch, hat ſie nichts zu
eſſen.

44. Schlecht iſt bald geſchliffen.

Schlechter Stein iſt bald geſchliffen,
Aber noch ſchneller blind gegriffen.

45. Verſiegte Weisheit.

In der Armuth leerem Beutel mehr verſiegte Weisheit ſteckt,
Als der Reichthum dicke Thorheit in dem vollen Kaſten heckt.

46. Die Farbe der Nacht.

Es trägt die Nacht ein ſchwarzes Kleid. Wer ſteckt nur wohl darinnen?
Dem einen ſcheint es Prieſtertuch, dem andern Teufelslinnen.

47. Wohlfeile Schule.

An fremdem Tuch lernt jeder leicht den Schnitt,
Doch bringt er gern die eigne Schere mit.

48. Der gefährliche Prediger.

Predigt der Fuchs von Treu' und Glauben,
So verſtecke nur deine Tauben.

49. Der Argwohn.

Den Argwohn kannſt du leicht betrügen;
Sprich wahr, ſo wird er ſich ſelbſt belügen.

50. Das plattirte Zeitalter.

Aus Gold und Silber, Blei und Eiſen, hat Zeus die Zeiten fabricirt.
Von welchem Erz iſt mein Jahrhundert? Man ſieht es nicht, es iſt plattirt.

51. Zwiefache Staatskunſt.

Das Volk zu haſſen und zu fürchten, das lehrt als Staatskunſt der Tyrann.
Den Fürſten nenn' ich gut und weiſe, der's liebt und doch verachten kann.

52. Große Gräber.

Meinet ihr, durch große Gräber bei der Nachwelt groß zu bleiben,
O ſo laßt von Todtengräbern eine Weltgeſchichte ſchreiben!

53. Wie der Herr, ſo der Knecht.

Was wundert's dich, daß um den Thron der kleine Höfling kriecht,
Wenn oben drauf ſein großer Schach auf allen Vieren liegt?

54. Regel für fürſtliche Diät.

Tragt ihr, Fürſten, ſo viel Sorge für das Herz, als für den Magen:
Laßt den ſüßen Hofſchmarotzer mit dem ſauern Koch verjagen.

55. Manche Potentaten.

Von Gottes Gnaden wir Potentanten,
Wir haben im Namen unſre Thaten.

56. Ahnenwerth.

Ahnen ſind für den nur Nullen, der als Null zu ihnen tritt.
Steh' als Zahl an ihrer Spitze, und die Nullen zählen mit.

57. Herr von Adam.

Die frömmſten Edelleute fühlen zu einem Zweifel doch Beruf:
Warum wohl Gott am fünften Tage nicht einen Herrn von Adam ſchuf?

58. Derſelbe noch einmal.

Den Herrn von Adam hat der Schöpfer gemacht am erſten Feiertag:
Er that es noch zum Überfluß, als alles fertig vor ihm lag.

59. Der Baum der Thorheit.

Die Thorheit iſt ein großer Baum mit vielem bunten Obſt daran:
Nach ſeinen vollen Zweigen langt der König und der Bettelmann.
Der pflückt ſich rothen Stolz heraus, der hat ſich gelben Neid erwählt,
Und einer lacht den andern aus, daß er die ſchönſte Frucht verfehlt.

60. Gift und Wolluſt.

Was ſchauderſt du zurück vor Gift? Wie ſelten ſtirbt ein Menſch daran!
Und lachſt der Wolluſt ſehnlich zu, die ſtündlich mordet, was ſie kann.

61. Das Herz.

Herz, du ſpielſt dem armen Menſchen unabläſſig Lug und Trug,
Von der Wiege bis zum Grabe, und doch hat er nie genug.

62. Rath und That.

Wer jeder That ſich unterfängt, der kommt zu keinem Rath;
Wer jeden Rath berathen will, der kommt zu keiner That.

63. Der Geiz.

Dem vollen Bauch beliebt das Faſten;
Der Geizhals geizt bei vollem Kaſten.

64. Das Mißtrauen.

Herb' iſt der Reue reife Frucht. Um wie viel herber muß
Mißtrauen ſein, der herben Reu' unreifer Vorgenuß!

65. Die Zähne.

Als deines Grabes Spaten brauchſt die Zähne du auf Erden.
Was Wunder, wenn ſie dir davon bald ſtumpf und mürbe werden?

66. Das Element.

Der ſchwere Tölpel Anker wähnt, er ſei in ſeinem Element,
Wenn er im Wogengrunde liegt und einen Fiſch Herr Bruder nennt

67. Weinen und Lachen.

Das Weinen iſt die erſte Kunſt, die lächelnd uns das Leben lehrt:
So lehr' es lächeln uns zuletzt, wann es ſich weinend von uns kehrt!

68. Der Bekehrer.

Es waget ſich der Teufel ſelber zu dieſem Frommen nicht hinein,
Aus Furcht, vor ihm bekehrt zu werden und Engel dann mit ihm zu ſein.

69. Die Auſpicien.

Fang' nur dein falſches Werk in Gottes Namen an!
Der Teufel hilft gewiß, wenn's ſonſt nicht fürder kann.

70. Gott beſchert über Nacht.

Der Herr Gott beſchert nur über Nacht,
Doch iſt noch kein Menſch darüber erwacht.
Und hat er früh Morgens die Hände nicht voll,
So weiß er nicht, wo er es ſuchen ſoll.

71. Gott thut das Seine, thu' das Deine!

Gott gibt Kleider für den Regen, der auf dich vom Himmel fällt.
Wahr' dich ſelbſt in deinem Hauſe wenn das Dach nicht Waſſer hält.

72. Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Laß nur den Menſchen denken,
Gott wird es dennoch lenken.
Nein, mag auch Gott es lenken,
Der Menſch ſoll dennoch denken.

73. Gleich und Ungleich.

Wir müſſen die Katz' auf die Katze binden,
So werden wir ſie nicht biſſig finden.
Mag Gleich und Gleich ſich gern geſellen,
Ungleich lernt öfter gleich ſich ſtellen.

74. Gute Tage und ſchlechte Tage.

Um zu tragen gute Tage, brauchſt du feſten Fuß und Rücken:
Schlechte Tage kommen weiter auch auf Höckern und mit Krücken.

75. Gewohnheit.

Gewohnheit iſt dem Narrenfuß ein trockner Waſſerſteg,
Dem Weiſen aber ſpart er oft des Stromes Segelweg.

76. Gebet ohne Arbeit.

Faul in der Arbeit, fleißig im Beten:
Orgelſpiel ohne Balgentreten.

77.

Hat Gott für dich die Hände mit Arbeit immer voll,
Sag' mir, du frommer Beter, womit er ſegnen ſoll?

78. Bartweisheit.

Dem faden Brauſeweine gleich, der durch das Alter ſauer worden,
Iſt Thorheit, die um ihren Bart getreten in der Weisheit Orden.

79. Hochzeitskalender.

Jung gefreit
Macht das Kind zu früh geſcheit.
Wer als Greis zum Altar geht,
Wird ein närriſch Kind zu ſpät.

80. Kunſt und Künſtler.

Die Kunſt geht immer noch nach Brot,
Zu büßen ihres Hungers Noth;
Willſt aber einen Künſtler ſuchen,
Lauf' hinterdrein mit Wein und Kuchen!

81. Die Weisheit auf den Gaſſen.

In jedem Hauſ' ein Narr,
In jeder Kirch' ein Pfarr.
Der Weisheit auf den Gaſſen
Iſt Raum genug gelaſſen.

82. Der fromme Teufel.

Herr Satan, einſt ein böſer Chriſt,
Iſt nun geworden ein Pietiſt.
Für fromme Sünder ſchickt ſich's wohl,
Daß ſie ein frommer Teufel hol'.

83. Je länger, je lieber.

Was uns Gott auf einmal gab, nimmt er nach und nach uns wieder.
Fodre, Herr, zuletzt mir ab meine Thorheit, Träum' und Lieder!

84. Aufgabe der Menſchheit.

Strebe, Menſch zu ſein auf Erden,
Nicht eines Engels Aff' zu werden!

85. That und Wille.

Der Menſchenſeele gleich in ihres Leibes Hülle,
So wohnt in jeder That des Thäters freier Wille.
Und wann die Todten einſt zum neuen Leben gehn,
Wird aus der Thaten Gruft der Wille nur erſtehn.

86. Verfängliche Frage.

Sag', wer wird in dieſem Staate baß beſoldet und geehrt,
Einer, welcher Pferdefüßen oder Menſchenköpfen lehrt?

87. Zeit und Gelegenheit.

Eine Stunde recht zu faſſen,
Thut der Narr ein Jahr verpaſſen.
Wart' auf die Gelegenheit,
Aber nimmer auf die Zeit!

88. Frommer Aufblick.

Wißt ihr, warum Pius Blicke ſtets gen Himmel ſich ergehn?
Weil er es nicht wagt, auf Erden Einem ins Geſicht zu ſehn.

89. Tugendliebe.

Die Jungfrau Tugend lieben,
Wird ſelten übertrieben.
Will ſie's vielleicht nicht leiden?
Biſt du nur zu beſcheiden?

90. Eier oder Küchlein.

Kein Küchlein ſteckt heraus den Kopf,
Schlägſt du die Eier in den Topf.

91. Die Brille des Richters.

Richter, willſt du ohn' Gefahr durch die Finger gucken,
Mußt die Brille dir dazu vor die Augen rucken.

92. Gottes ſchönſte Gaben.

Das ſind Gottes ſchönſte Gaben,
Die wir ohn' all unſer Zuthun haben.
Gibt im Schlaf er doch das Leben:
Alſo woll' er den Tod auch geben!

93. Lehre des Todten.

O todter Bruder, lehr' uns hier im Leben
Wie in der Gruft vergeſſen und vergeben!

94. Kurzer Beſtand.

Das Feuer im Stroh,
Das Waſſer im Siebe,
Auf dem Nagel der Floh,
Die Geduld bei der Liebe:
Sag' an, wem's gefällt,
Was am längſten ſich hält!

95. Rechte und linke Hand.

Die faule Linke nur ſchmückt ſich mit goldnen Ringen;
Die ſtarke Rechte muß für ſie das Eiſen ſchwingen.

96. Villeggiatura der Muſe.

Nun wecken alle Morgen mich des Haines Nachtigallen,
Die Maienblüthen weiß und roth durch meine Fenſter fallen;
Mit hellen blauen Augen blickt, getaucht in Perlenflitter,
Der Himmel auf das Lager mir durch grüne Knospengitter.
Wie kannſt du in der Frühlingspracht ſo ſtumm, o Muſe, bleiben?
Du meineſt wohl, es ſei nicht ſchön, ſo ſchön dir vorzuſchreiben?

97. Der Spiegel.

In der kleinſten Waſſerperle, die das Blatt der Blume trägt,
Spiegelt ſich der weite Himmel mit dem Kelche, der ſie hegt:
Alſo ſtrahlt aus deines Auges thränenhellem Perlenſee
Deines Herzens Lilientiefe und des blauen Himmels Höh'.

98. Vorgeſchmack.

Schönes Kindlein, laß dich küſſen! Biſt zum Kuſſe nicht zu klein.
Schmeckt der Kenner doch im Moſte, wie ihm ſchmecken wird der Wein.

99. Erſchließung der Seele.

Dein Mund iſt deiner Seele Schloß; der Schlüſſel fehlt, es aufzuſchließen:
Ein Kuß der Liebe ſprengt es dir und läßt heraus die Seele fließen.

100. Das Spiegelzimmer der Muſe.

Durch einander bunt und wirr kreuzt ſich hier Geſtalt und Schimmer.
Tretet nur herein, es iſt meiner Muſe Spiegelzimmer.

Epigramme aus Rom.

1818.

1. Früher Lenz in der Campagna di Roma.

Wahrlich, hier muß ich den Lenz als kecken Geſellen begrüßen,
Wie er ſein luſtiges Zelt in der Campagna bewohnt,
Das er aus Düften ſich baut, das leichte Zephyre bewachen,
Und zu Gaſte darin Amor, das zärtliche Kind.
Und auf den Bergen umher da lauert der tückiſche Winter
Noch in dem Panzer von Eis, jeglichem Kampfe bereit;
Mit ihm die wütenden Heere der Stürme, die Hagelgeſchütze:
Klein iſt der Weg nur herab; Boreas Fittig ſo ſchnell.

Amor, du lieheſt gewiß dein Augenbindchen dem Wirthe,
Daß er die Feinde nicht merkt, bis er am Ohre ſie fühlt.

2. Freies Leben.

Raſch aus der Stube die Kleinen! Was ſollen ſie heut in der Wiege?
Dumpfig und finſter iſt die, draußen iſt's heiter und warm.
Lieget im Raſen, ihr Lieben! Welch ſchwellendes, duftiges Bette!
Schatten die Fülle für euch bietet das Myrtengebüſch.
Wie ihr die Kinder gewöhnt, ſo treiben's die Großen. — Behüte
Mich vor der Stube, o Herr! iſt ein romaniſch Gebet.

3. Himmel und Erde.

Sieh, wie der Himmel ſo nahe mit klarer und wonniger Bläue
  über den Pinien ruht, möchte noch tiefer herab;
Aber die Erde, ſie ſtreckt ihm entgegen die Arme voll Sehnſucht
  Und nach dem Himmel mit Luſt ringt ſich die keimende Welt.
Schmächtige Rebe, wohin? Schon erfaßt ſie den Wipfel der Ulme;
  Daß ſie nicht höher noch kann, ſenket ſie traurig das Haupt.

4. Lebensfülle.

Hinter den hangenden Ranken des Epheus, unter der Grotte
  Lauert die Nymphe, ſie neckt gerne den Wanderer hier,
Ihn mit der marmornen Schale begrüßend, und luſtige Sprudel
  Gießt ſie ihm über die Stirn, will er ſich netzen den Mund.
Alſo ſprudelt das Leben in Rom. Ihr mäßigen Weiſen,
  Nippet nur immer daran, oder es wäſcht euch den Kopf.

5. Auguſt.

Über die Dächer erhebt ſich die Sonne und ſpiegelt im Fenſter
Unſerer Nachbarin ſich. — Schließe die Laden, mein Kind!
Denn es beherrſchet den Himmel der grimmige Lowe, der ſendet
Giftige Pfeile herab, zückend durch Fenſter und Thor.
Aber bald wachſen die Schatten, umfächelt von kühlenden Lüften,
Sich, und der ſtolze Tyrann ſtürzt in die Fluten des Meers.
Raſch nun öffnet die Schöne den Laden, und hell aus dem Vorhang
Schaut ſie herüber und nickt: Glücklichen Abend! mir zu.

Glücklichen Morgen! ſo grüß' ich zurück. Dein Auge beherrſche,
Tag mir gewährend und Nacht, mild mich im harten Auguſt!

6. Amor, ein Cicerone.

Briten die ſah ich in Rom, auch Deutſche, die auf den Ruinen
Taſchen und Tücher ſich voll ſteckten mit Ziegeln und Kalk.
Schwerſtein nennen ſie das, und es dient zur Zierde dem Schreibtiſch,
Wenn es geformt und polirt ruht auf dem leichten Papier.
Laſſet die Steine den Steinen! Sie werden den claſſiſchen Trägern
Herzen und Köpfe daheim drücken ſo krumm und ſo dumm.
Athm' ich nur claſſiſches Leben! So ſchweb' ich am Arme Cupido's
über die Trümmern, und er iſt Cicerone bei mir.

7. Die heilige Stadt.

Kinder bemerkt' ich in Rom in Petri prächtigem Dome
Hinter den Kerzen ſich her ſchleichen in emſiger Luſt
Und von dem Boden das Wachs, das heruntergetröpfelte, ſchaben;
Draußen verkauften ſie es, nannten es heiliges Wachs.
Kannſt du mir deuten dies Bild, dann kennſt du die heilige Roma
Innen und außen fürwahr. Reiſe nach Hauſe, mein Freund!

8. Der koloſſale Tibris.

Eures vergötterten Stromes Koloß, wo iſt er geblieben,
Romulus Volk? — In Paris ließ ihn Canova zurück. —
Aber was bracht' er zum Tauſche dafür von dem Strande der Seine? —
Feinen, polirten Geſchmack und Complimente dazu.

9. Zueignung.

Blumen, heſperiſche, pflückt' ich für dich; die ſend' ich, getrocknet
Zwiſchen dem ſchwellenden Moos, liebliche Freundin, zu dir.
Sind ſie dir lieber im Strauße, ſo binde ſie ſinnig zuſammen,
Und die Deviſen dazu, die ich als Hülle gebraucht.

Wilhelm Müller's

vermischte Schriften.

Drittes Bändchen.

Vermiſchte Schriften

von

Wilhelm Müller.

Herausgegeben

und

mit einer Biographie Müller's

begleitet

von

Guſtav Schwab.

Drittes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des dritten Bändchens

Der Dreizehnte 1
Debora 105
Biographie Lord Byron's 277

Der Dreizehnte.

Erſtes Kapitel.

Es war in einer trüben und gewitterſchwülen Juliusnacht zwiſchen zehn und eilf Uhr, als ein junger Maler aus dem ſächſiſchen Erzgebirge, welcher die erſte Schule ſeiner Kunſt in Berlin durchlaufen hatte, in einem Kreiſe ausgewählter Freunde an dem runden Tiſche einer Weinſtube ſaß und auf die Ankunft der halliſchen Poſt wartete, die ihn noch vor Sonnenaufgang einige Stationen auf der Straße nach Italien fortführen ſollte. Sein Koffer war ſchon in dem Poſthauſe abgeliefert worden, und der Schwager des Beiwagens, auf welchem Herr Sölling, als zwölfter Paſſagier, ſeinen Platz zu ſuchen hatte, ſollte, der Abrede gemäß, für ein doppeltes Trinkgeld vor jenem Weinhauſe, welches in der leipziger Straße nicht weit vom potsdamer Thore lag, in ſein Horn ſtoßen und ſeinen Dutzendmann aufſteigen laſſen. Wir wiſſen es nicht zu entſcheiden, ob ein Vogel in einem benachbarten Hauſe oder der Nachtwächter an der Ecke des Wilhelmsplatzes und der leipziger Straße die Veranlaſſung war, welche unſern italieniſchen Reiſenden in der bezeichneten Stunde bewog, ſein grünes Römerglas, welches ihm eben von ſeinem Nachbar zur Rechten, einem Doctor der Philoſophie, zu einem Toaſt gefüllt worden war, eilig aus der Hand zu ſetzen, den Stuhl hinter ſich weg zu ſchieben und an ein offenes Fenſter zu treten. Die Serviette ſchleppte ihm nach und warf ein Paar leere Flaſchen um, welche die Geſellſchaft, die ſchon beim Nachtiſche ſaß, aus Beſcheidenheit oder aus Mangel an Platz, von der Tafel geräumt und hinter die Stühle geſtellt hatte.

Verzeihen ſie, meine Herren! rief der flinke Wirth ſeinen Gäſten zu, indem er eilig aus dem Alkoven, der ihm zur Schenkſtube diente, hervorſprang und die umgeworfenen, aber nicht zerbrochenen Flaſchen aufhob. Franz! Franz! Nein, es iſt zu arg! Die Herren ſind zu gütig und verderben mir den alten Burſchen. Ich glaube gar, er iſt eingeſchlafen.

Franz, der in einem unerleuchteten Winkel des Zimmers auf einem kleinen Ecktiſche Platz genommen hatte, rüttelte ſich bei dieſem Rufe und vielleicht ſchon bei dem Geklirr aus ſeiner zwiſchen Schlafen und Wachen noch ungewiß ſchwankenden Ruhe empor, und zwar mit einem ſo unnützen Aufwande von Munterkeit, daß er im Herunterſpringen ſeinen hohen Sitz beinahe hinter ſich umwarf. Er trippelte ſcharrend und mit ſeiner grünen Schürze wedelnd, wie ſeine Gewohnheit war, auf die Geſellſchaft zu und riß in ſeinem Dienſteifer zwei volle Flaſchen von dem Tiſche hinweg, mit überſpannter Eile und Höflichkeit fragend: Befehlen die Herren wieder von derſelben Sorte?

Halt, halt! ſchrie einer von den Gäſten. Noch ein halbes Stündchen Geduld, Fränzchen! Die leeren Flaſchen ſind leichter zu tragen für dich alten Sünder. Hinter den Stühlen, Konfuzius!

Franz ſtellte mit vielen Entſchuldigungen die beiden Zettelflaſchen wieder an ihren Platz und bückte ſich, um hinter den Stühlen nachzuſehen. Aber ſein Herr, welcher unterdeſſen ſchon hinweggeräumt hatte, hieß ihn aufſtehen und gab ſich alle mögliche Mühe, dem verzogenen Alten ſeine Schläfrigkeit mit ernſter Strenge zu verweiſen, wobei er jedoch nicht unterließ den Gäſten lächelnd zuzublinken, um ihnen anzudeuten, daß er es ſo böſe nicht meine.

Geſchlafen? geſchlafen? entgegnete Konfuzius mit ſteigender Verwunderung und komiſcher Entrüſtung. So wahr wir keinen Grüneberger ſchenken, ich habe nicht ein Auge zugethan. Zugehört hab' ich, wie die Herren ſo erbaulich von Italien ſprachen, und um nicht zu ſtören, hab' ich mäuschenſtill geſeſſen. Als die Flaſchen umfielen, hab' ich gedacht: Laß ſie liegen! Springt doch auch kein Zuhörer auf die Kanzel, wenn dem Prediger ſeine Schnupftabaksdoſe aus der Hand fällt. Ich bin auch in Italien geweſen, es iſt ſchon lange her, aber ſo wie ich nur das Wort ausſprechen höre, ſpringt mir das alte Herz im Leibe hoch auf und ich bin wieder ein junger Kerl. Mein ſeliger Herr, der dicke Herr von Bibrach, hätte der nur den neapolitaniſchen Wein vertragen können, ich wette drauf, wir ſäßen noch dort. Aber das iſt kein Wein, das iſt ein wahrer Branntwein, und er wächſt in Aſche und Kohlen auf dem brennenden Berge. Der gute Herr, ich hab' ihn oft genug gewarnt, aber es half nichts. Endlich hat er daran glauben müſſen, und wie ich mich nach ſeinem Tode wieder aus dem Lande herausgefunden habe, meine Herren, das iſt ein rechtes Wunder.

Ja, Wunder über Wunder, Signor Franceſco! unterbrach ihn Söllings philoſophiſcher Nachbar, ſich nach dem Aufgeſtandenen umſehend. Was das Italien nicht wirkt, auch noch ehe man da geweſen iſt! Sölling weiß zum Beiſpiel, als italieniſcher Reiſender, ſchon jetzt nicht mehr, wie ein berliner Nachtwächter bläſt. Der iſt ſchon in Italien und da blaſen die Poſtillone wie hier zu Lande die Nachtwächter.

Laut auflachend ſchrie ein anderes Mitglied der runden Geſellſchaft dem Spötter entgegen: O Sokrates, o Sokrates! und du biſt ſchon über zwei Jahre aus Italien heraus und wieder in deine Vaterſtadt eingekehrt und weißt doch noch nicht, wie die Nachtigallen in einem berliniſchen Käfich ſingen. Söllings Poſthorn iſt die Nachtigall drüben in dem Fenſter der ſchönen Blondine mit den Gardinenaugen.

O Raphael, o Raphael! kicherte der Philoſoph, den ungeſtümen Maler ſcharf in's Auge faſſend: ſage mir, wie unterſcheidet ſich die rothe Farbe von der blauen?

Der Herausgeforderte bereitete ſich zu einer niederdonnernden Antwort, als Sölling dem Wortwechſel ſeiner Freunde dadurch ein Ziel ſetzte, daß er, ſeinen Stuhl wieder einnehmend und ſein volles Glas erhebend, die ganze Geſellſchaft in ruhigem und faſt feierlichem Tone anredete: Meine Freunde, Freunde Italiens — — —

Hier machte der wilde Maler eine gewaltige Geſticulation; aber Sölling ließ ſich nicht unterbrechen: Laſſen wir die Nachtigallen und die Nachtwächter! Ich will euch zu Liebe beiderlei eingeſtehen, und wenn ihr wollt, ſoll es gar ein zirpendes Heimchen geweſen ſein, was meine Sehnſucht nach Italien zu einem Poſthorne gemacht hat. Ihr ſeid ja alle in dem Zauberlande geweſen, und wenn die Erinnerung an daſſelbe nach ſo vielen, vielen Jahren bis in eine nordiſche Weinſtube ſo wunderbar hereinwirkt, wie wir es eben an unſerem alten Ganymed gemerkt haben, ſo laßt doch auch meiner Sehnſucht ein kleines Recht, von dem langen Feenſtabe, der über euch herrſcht, im Vorbeiſtreifen berührt zu werden. Es lebe das Land, wo die Citronen blühn —

Und wo das Maulthier im Nebel ſeinen Weg ſucht, fiel Raphael ein und ſtieß ſein Glas gegen eine Flaſche.

Und alle, die es würdig erkannt und genoſſen haben! beſchloß Sölling ſeine Rede. Es lebe! wiederholten die Gäſte der Tafelrunde, und Franz nickte den Trinkern wohlgefällig zu und murmelte dabei: Citronen, zwei, drei Pfennige das Stück, und Apfelſinen, ſpottwohlfeil, und man braucht keinen Zucker dazu —

Trink, Konfuzius! rief ihm ein wohlbeleibter Finanzaſſeſſor zu, welcher bisher weniger geſprochen, als gegeſſen und getrunken hatte, und reichte ihm ſein eignes volles Glas. Franz nahm es ohne Umſtände an, verneigte ſich tief, und mit einem Fuße nach dem andern hinter ſich ausſcharrend, ſprach er zwiſchen den Abſätzen des Trinkens und Anſtoßens ſeine dankbaren Toaſts: Eine glückliche Reiſe in das Land, wo eine Citrone zwei Pfennige koſtet, Herr Sölling! Der Herr Finanzaſſeſſor ſoll leben und bald Miniſter werden! Meine Herren, ſie ſollen leben, alle dreizehn!

Kaum war das letzte Wort den Lippen des argloſen Kellners entfahren, als der wilde Raphael, wie von einem Schlage getroffen, von ſeinem Stuhle aufſprang und die Serviette auf den Tiſch warf. Kinder, Kinder! rief er in theatraliſcher Verzweiflung aus: wir ſitzen dreizehn an einem runden Tiſche. O Wehe, Wehe über uns! Wehe der Stunde, die uns hier zuſammengeführt hat!

Und du biſt der Dreizehnte, Raphael, das iſt kein Zweifel, ſagte Söllings Nachbar zur Linken ganz trocken und ohne ſeine Gabel aus der Hand zu legen, mit welcher er eben einen Schnitt

Melone zum Munde führte. Wer die böſe Vorbedeutung zuerſt merkt, den trifft ſie auch; davon könnt' ich dir mehrere merkwürdige Beiſpiele aus der Geſchichte erzählen.

Laß dein Handwerk aus dem Spiele, Tacitus, und vergiß deine Melone nicht in den Zucker zu tauchen, entgegnete der deutſche Raphael, welcher ſeinen Schrecken über die böſe Zahl, in welcher er ſich befand, durch einen überſpannten Ausdruck deſſelben einigermaßen zu verbergen verſucht hatte, und jetzt auch wirklich ſeinen Muth wieder gewonnen zu haben ſchien, ſo wie er nur erſt dem Tiſche entſprungen war. Unter euch ſitzt der Dreizehnte, fuhr er fort; ich habe keinen Theil an euch.

Keine Störung, Freundchen! brummte der wohlbehagliche Finanzmann. Ruhig eſſen und trinken, und nachher laßt uns um den Dreizehnten looſen, oder ich will ihn auch ohne Loos über mich nehmen. Ja, noch eins. Wenn du vor Herzensangſt durchaus nicht mehr als Dreizehnter eſſen und trinken willſt, ſo ſoll Franz als Vierzehnter hier neben mir ſeinen Platz einnehmen. Komm, Fränzchen! Du biſt ja auch in Italien geweſen und gehörſt ſchon deshalb an unſern Tiſch. Komm, komm, und mach' keine Umſtände!

Der Vorſchlag ward ohne Widerſpruch angenommen; die Geſellſchaft rückte zuſammen, und Franz ſchob ſich mit einem Stuhle zwiſchen die Philoſophie und die Finanzen ein. Der Philoſoph runzelte die Stirn, ſchnitt ſpielend ein Stück Melonenſchale in Dreiecke und Vierecke und fing dabei, ohne von ſeinem Teller aufzublicken, folgende Betrachtung an: Es liegt doch immer etwas wunderbar Geheimnißvolles in den Verhältniſſen der Zahlen, und Pythagoras hat wohl Recht, wenn er in dem Geraden und Ungeraden die Grundlagen aller menſchlichen Erkenntniß ſucht. Überall in der Welt gilt das Gerade für etwas Vollkommenes und das Ungerade für mangelhaft und unvollendet. Daher kommt auch der Glaube des Alterthums an die glückliche Bedeutung gerader Zahlen und die Furcht vor ungeraden.

Der Hiſtoriker hatte dem Philoſophen liſtig lauernd zugehört und unterbrach jetzt mit ſeiner gewöhnlichen Ruhe und Sicherheit den Vortrag deſſelben. Schade, daß die lieben Philoſophen nicht mit der Geſchichte machen können was ſie wollen! Da würde der krummgeſchlängelte Zeitenſtrom wohl auch bald eine gerade Linie werden. Er ſprach dieſe Einleitung wie vor ſich hin und als läge ihm nichts daran, von der Geſellſchaft gehört zu werden. Dann fuhr er lauter und mit Nachdruck fort: In meinen alten Autoren ſteht keine Sylbe von jener Zahlenlehre. Vielmehr iſt ja die Zahl drei eine hochheilige faſt in allen Religionen des Alterthums und ſelbſt bei den Pythagoreern. Und die Römer, die ich, trotz den Indiern, immer noch zu den Alten rechne, haben einen ſolchen Reſpect vor den ungeraden Zahlen überhaupt, daß ſogar ihre Schäfer darauf achten, niemals eine Heerde von gerader Zahl auszutreiben.

Der Philoſoph ſchien durch dieſen Widerſpruch ein wenig geſtört zu werden und ſah es vielleicht nicht ungern, daß der unbändige Raphael ihm durch einen albernen Einfall die Antwort wegnahm. Sieh einmahl, Franz, kreiſchte er auf, wie glücklich du biſt, nicht unter Pythagoreer oder römiſche Schafe gerathen zu ſein. Die hätten dich als Vierzehnten nicht angenommen.

Eine Stimme, die ſich noch nicht hatte hören laſſen, ſo lange die Streitigkeiten über die Nachtwächter und Nachtigallen und über die geraden und ungeraden Zahlen gedauert hatten, erhob ſich jetzt mit ſolcher Gewalt, als ob ſie ihr bisheriges Schweigen durch den gewichtigen Klang weniger Worte erſetzen müßte, und fing an zu declamiren:

Dreizehn hin und dreizehn her!
Dreizehn Flaſchen ſind kaum leer!
Dreizehn Trinker an dem Tiſch,
Caviar und Krebs und Fiſch,
Und dazu der beſte Wein!
Können das wohl dreizehn ſein?

Vivat Poeta! ſprach der Finanzaſſeſſor und ſtieß mit dem Dichter an. Vierzehnter! — oder nein, Herr Wirth, eine Flaſche elfer Rüdesheimer Berg von der Spitze, Rothſiegel von den Gebrüdern Wallot in Oppenheim. Der Franz darf nicht aufſtehen. Sie müſſen ſich ſelbſt bemühen.

Der Wirth eilte zur Thür hinaus und kam alsbald mit der beſtellten Zettelflaſche zurück, die er, nachdem er ſie ſorgfältig abgeſtäubt, vor den Finanzaſſeſſor aufſtellte. Dieſer öffnete ſie mit geübter Hand und ſchenkte dem Dichter ſein leeres Glas voll. Auch die übrige Geſellſchaft füllte die Becher, und die Pauſe, welche dadurch in dem Wortwechſel entſtand, gab dem jüngſten Mitgliede der Tafelrunde, einem Landſchaftsmaler, welcher noch denſelben deutſchen Rock trug, den er vor einem Jahre in Rom eingeweihet hatte, Muth und Gelegenheit, ſeine Meinung über die Zahl dreizehn auszuſprechen. Ihr ſucht wohl den Urſprung des Fluches zu weit, ſagte er langſam und bedächtig, welcher auf der Zahl dreizehn ruht.

Denkt doch nur an den Tiſch des Herrn, welcher uns ja wohl etwas näher ſteht, als Pythagoras und die römiſchen Schäfer. Da iſt der Dreizehnte zu finden, welcher dieſe Zahl zu einer Zahl des Unheils gemacht hat für alle Zeit. Judas Iſcharioth iſt dieſer Dreizehnte, und darum iſt es kein lächerlicher Aberglaube, wenn wir uns ſcheuen zu dreizehn an einem Tiſche zu ſitzen.

Der Altdeutſche ſchloß mit einem überaus wohlgefälligen Ausdrucke von Selbſtgenügſamkeit in ſeinen jugendlichen Zügen und ſchien auf einen allgemeinen Ausbruch des Beifalls ſeiner Geſellſchaft zu warten. Aber ſeine fromme Zahlenphiloſophie war zu überraſchend in die muthwillige Stimmung der Tafelrunde eingefallen, als daß ſie hätte nach Gebühr gewürdigt werden können. Es trat alſo wieder eine Pauſe ein, in welcher dieſer und jener vielleicht überlegen mochte, ob der Judas Iſcharioth, als Erzdreizehnter, ernſtlich oder ſcherzhaft abzufertigen wäre.

Zweites Kapitel.

Sölling hatte bisher zwar keinen lauten Antheil an dem letzten Geſpräch ſeiner Freunde genommen, aber nichtsdeſtoweniger ſchien er inniger und ſtärker von dem Gegenſtande deſſelben berührt zu werden als irgend ein anderer, den ſtürmiſchen Raphael und den frommen Altdeutſchen ſelbſt nicht ausgeſchloſſen. Schon ein paar Mal hatte er die Lippen geöffnet, und der Ausdruck ſeines Geſichts war dann ungefähr ſo zu deuten geweſen, als habe er etwas vorzubringen, was den ganzen Streit mit einem einzigen Worte niederſchlagen könnte. Aber es ſchien als fände das Auszuſprechende auf ſeinen Lippen ſelbſt noch einen Widerſtand, gleichſam wie wenn ſie beſorgt wären die rechte Stelle und Stunde zu ihrer Mittheilung nicht zu treffen. Der Philoſoph, welcher dieſen Kampf in ſeinem Nachbar zuerſt bemerkte, ſah ihn fragend und herausfodernd an, und da das nicht fruchtete, ſo ſprach er mit lauter und zuverſichtlicher Stimme zu dem Bedenklichen: Sölling, du haſt etwas auf dem Herzen. Nur heraus damit! Einem Sprecher, der nur noch ſo lange unter uns iſt, wie die Poſt ſpäter kommt als ſie ſoll, räumen wir gern das Wort ein, und ich ſelbſt bin der erſte, mit der Erwiederung zurückzutreten, die ich dem Advocaten des Ungeraden noch ſchuldig bin.

Sölling ſuchte noch einige Entſchuldigungen und Ausflüchte: es ſei jetzt nicht mehr Zeit, und die Geſellſchaft habe auch eine zu gute Laune für ſeine Mittheilung, welche weder eine gleichgültige Meinung, noch ein unterhaltender Schwank ſei, ſondern das unglückſelige Schickſal ſeines Zwillingsbruders betreffe. Aber je mehr er zurückhielt und ſich ſträubte, deſto eifriger und hitziger wurde ihm mit Fragen und Bitten zugeſetzt, und der Philoſoph verpflichtete endlich die unruhigſten und muthwilligſten Sprecher der Tafelrunde durch einen feierlichen Handſchlag, die Erzählung ihres Freundes nicht zu unterbrechen.

Ich muß ſehr weit ausholen, und die Geſchichte, die ich euch zu erzählen habe, läßt ſich nicht ohne einige Umſtändlichkeit vortragen: ſo nahm Sölling jetzt unverzüglich das Wort. Ich fürchte daher, der Poſtwagen wird in meine Rede hereinfahren und ihren Faden zerreißen. Aber ihr habt es verlangt, und ich thue euch den Willen. Ich bin aus dem Städtchen Geier in dem ſächſiſchen Erzgebirge gebürtig, das wiſſen ja wohl mehrere von euch, und auch, daß mein Vater Schichtmeiſter in dem dortigen Zinnſtockwerke war. Ich erinnere mich ſeiner nur noch als eines kränklichen Mannes, welcher mit tiefeingekrümmter Bruſt und unter beſtändigem Huſten und Röcheln, und dabei viel brummend und ſcheltend, auch wohl fluchend und ſtampfend, an dem Fenſter ſaß, welches die Ausſicht nach dem Geiersberge und der Öffnung ſeines Stockwerkes hatte. Aber der zertrümmerte Bau ſeines einſinkenden Körpers zeigte noch immer die ehemalige Höhe und Stärke deſſelben, und aus ſeinen großen ſchwarzen Augen, die in weiten Höhlen zwiſchen den Vorſprüngen der Backenknochen und der Stirn lagen, leuchtete ein wildes Feuer, welches wohl in ſeinen geſunden Tagen nicht Nahrung genug gefunden hatte und nun in ſich ſelbſt auszubrennen ſchien. Auch war er in ſeinem elenden Zuſtande nach wie vor als ein ſtrenger und hitziger Mann von ſeinen Untergebenen in dem Bergwerke gefürchtet und nicht minder in ſeinem Hauſe. Man erzählte ſich ſogar, er hätte einſt in ſeinem Jähzorne einen Bergmann mit einer Schlacke ſo wüthend vor die Stirn geſchlagen, daß dieſer nach wenigen Monaten geſtorben wäre. Aber die Sache wäre vertuſcht worden, und es hätte nachher geheißen, der Bergmann ſei gefallen. Wie dem auch ſein mag, wir Kinder mußten oft vor ſeinen Stößen und Würfen in den Schutz unſerer Mutter flüchten, welche allein im Stande war ſeine Leidenſchaften mit guten Worten zu beſprechen. Sie war eine kleine runde Frau mit hellgrauen Augen und blonden Haaren und von einer ſo zarten Haut, daß man die ſchwächſten Adern darunter fließen ſah, in ihrem ſanften und ſtillen Weſen der vollkommenſte Gegenſatz ihres Mannes. Wenn er an ſeinem Fenſter mit Steinen und Schlacken polterte, und ſie an dem andern Spitzen klöppelte, ſo hätte man ſich einbilden können ein altes deutſches Gemälde vor ſich zu ſehen, auf welchem das choleriſche Temperament neben dem phlegmatiſchen dargeſtellt wäre. Gott hatte die Ehe meiner Ältern überaus reichlich mit Kindern geſegnet. Zweimal waren Zwillinge gekommen, zu deren letztem Paare ich ſelbſt gehöre. Wir wären zuſammen dreizehn Geſchwiſter geweſen, fünf Knaben und acht Mädchen; aber mehrere ſtarben ſchon in den Windeln, und nur vier ſind noch am Leben geblieben, zwei von jedem Geſchlecht, vielleicht auch mein Zwillingsbruder, welcher dann der fünfte wäre. Dieſer, welcher das Licht eine Stunde ſpäter als ich erblickt hatte, war das verjüngte Abbild unſres Vaters, in ſeinem Äußern wie in allen ſeinen Eigenſchaften, Trieben und Neigungen, welche ſich auch bei dem Kinde ungemein früh mit einer, ich möchte ſagen ſchrecklichen Gewalt entwickelten. Ich ſchien dagegen mehr nach der Mutter geartet. Bernhard, dieſen Namen empfing mein Zwillingsbruder in der Taufe von unſerem mütterlichen Oheim, einem reichen Spitzenhändler in Marienberg, Bernhard wuchs mir bald über den Kopf, und kaum lernte er ſich ein wenig fühlen, als er auch nicht mehr zu bändigen war. Wild, wie ein junges Füllen, ſtarrköpfig, hitzig und auffahrend, voll arger Anſchläge und halsbrechender Streiche, war er ein wahres kleines Ungethüm für das Haus und die Nachbarſchaft; und da der Vater nachſichtiger mit ihm umging als mit ſeinen übrigen Kindern, und Bernhard dieſe Nachſicht nicht ſelten recht unbrüderlich mißbrauchte, ſo wurde er mit der Zeit für uns alle ein Gegenſtand des Haſſes und der Furcht. Unſer Haß war jedoch ungerecht: denn Bernhard hatte weder ein böſes Herz, noch war er hart und gefühllos. Er würde für jeden von uns durch das Feuer gegangen ſein, wenn es darauf angekommen wäre, und wenn er einen einmal Tage lang gezwickt und gezauſt hatte, ſo ſtahl er des Abends Kuchen oder Zuckerwerk in dem nächſten Bäckerladen, um den Weinenden wieder zu verſöhnen. Es war überhaupt in dieſem Knaben ein wunderbares Gemiſch von unmäßiger Herzensgüte, deren Ausbruch ihren Gegenſtand gleichſam zermalmen wollte, und einer rohen und wilden Grauſamkeit, welche doch auch nicht allein aus ſeinem Kopfe entſprang. Wir Kinder litten oft mehr von ſeiner ſtürmiſchen Liebe, als von ſeinen argen Launen, und die Mutter ſeufzte manchmal, daß wir es hören konnten, nachdem ſie ſeinem wunderlichen Treiben mit ruhiger Ergebung lange zugeſchauet hatte: Der ganze Vater!

Bernhard war das dreizehnte und letzte Kind des Hauſes, und ſo weit meine Erinnerung reicht, wurde er nicht allein von uns Geſchwiſtern, ſondern auch von allen unſern Geſpielen der Dreizehnte, auch wohl mit dem Zuſatze des tollen genannt. Anfangs erboſte ſich Bernhard über dieſen Spitznamen, und er koſtete manchem von uns einen blutigen Kopf oder doch einen blauen Rücken, und ich ſelbſt trage hier auf meiner linken Hand noch eine ſehr ſichtbare Narbe, die von einem

Meſſerhiebe herrührt, welchen ich in meinem ſiebenten oder achten Jahre als Antwort auf dieſen Ruf von meinem Zwillingsbruder erhalten habe.

Und uns hat der Windbeutel immer ein Mährchen von einem Duell erzählt, ſchrie bei dieſen Worten Raphael auf. Aber der Philoſoph winkte drohend mit dem Finger, und Sölling fuhr fort:

Ihr könnt aus dieſer Lüge wenigſtens ſchließen, daß ich viel lieber ein Mährchen als die wahre Geſchichte meines unglücklichen Bruders erzähle, und werdet daher das Opfer, welches ich euch bringe, ohne Scherz und Spott aufnehmen. Bernhard verfuhr ſo nachdrücklich und rückſichtslos in der Ausrottung ſeines Spitznamens, daß er nach wenigen Jahren wie verſchollen war. Jetzt aber fiel es dem wunderlichen Jungen plötzlich wieder ein, ſich denſelben Namen als einen heroiſchen Ehrentitel beizulegen, welchen er vor kurzer Zeit noch als einen heilloſen Schimpf mit Händen und Füßen von ſich abgewehrt hatte. Die Scene ſteht mir noch heute wie gegenwärtig vor Augen. Wir waren an einem Sonntage in unſerem großen Hofe verſammelt, durch einen Zufall gerade zwölf Knaben, ich und meine Geſpielen aus der Nachbarſchaft, alle mit hölzernen Degen und Spießen bewaffnet, um eine Ritterſchlacht aufzuführen, während unſre Ältern in der Kirche ſaßen, als Bernhard, den wir hinausgeriegelt hatten, weil er bei ſolchen Gelegenheiten ein wenig unſanft einzuhauen pflegte, wie ein Blitz zwiſchen uns fuhr. Er war über die Hinterwand geklettert und ſprang gerade von oben herunter wie ein kleines Ungeheuer. Er hatte ſich nämlich das ganze Geſicht ſchwarz und roth angeſtrichen und ein paar alte Schurzfelle des Vaters wie Flügel über die Schultern gehangen; der größte Beſenſtiel, den er im ganzen Hauſe hatte finden können, war ſeine Waffe und damit ſchlug er mörderlich um ſich her, wobei er unaufhörlich brüllte: Auf mich! Auf mich! Ich bin der tolle Dreizehnte!

Bald nach dieſem Vorfalle, welcher übrigens ohne alle böſe Folgen geblieben war, ſtarb unſer Vater. Der Huſten hatte ihn des Nachts in ſeinem Bette erſtickt. Ich und Bernhard waren damals zwiſchen neun und zehn Jahren und ſchliefen zuſammen in einer Dachkammer. Die Mutter, welche uns alle Tage zu wecken und uns dabei ein Gebet zu überhören pflegte, kam am folgenden Morgen früher als gewöhnlich zu uns herein, kniete vor unſer Bett nieder und bedeckte ſich die Augen mit beiden Händen, während wir unſer Gebet herſagten. Als wir damit zu Ende waren, ſprach ſie in einem Tone, den ich nie vergeſſen werde, aber doch nicht bezeichnen kann, unſer Gebet fortſetzend: Und nimm die Seele unſers Vaters in dein himmliſches Reich auf und ſchenke ſeinen Gebeinen eine ſanfte Ruhe in deiner geweiheten Erde bis zu ihrer ſeligen Auferſtehung; Amen. Ich erſchrack und konnte keinen Laut herausbringen; aber Bernhard kreiſchte mit ſolcher Gewalt auf, daß die Mutter ihm die Hände vor den Mund hielt und ihn um Gottes willen bat, ſich keinen Schaden zu thun. Ich ſchämte mich faſt, meinem Bruder gegenüber ſo gefühllos zu erſcheinen, und konnte doch nicht anders. Ich hatte meinen Vater mehr gefürchtet als geliebt, und weinte jetzt, weil ich meine Mutter weinen ſah. Bernhard war in ſeinem Jammer, wie in allen ſeinen innern Bewegungen, ich möchte ſagen ein Ungeheuer. Er wüthete gegen jeden, der ihm zu nahe kam und ihn tröſten wollte, ja auch gegen ſich ſelbſt. Er raufte ſich das Haar aus, biß ſich die Hände blutig und rannte mit der Stirn gegen die Wände; und als die Leiche des Vaters aus dem Hauſe getragen werden ſollte, mußte er eingeſperrt werden, ſonſt hätte er gewiß irgend ein Unheil angerichtet.

Unſer Vater war ein angehender Sechziger als er ſtarb; die Mutter aber noch eine rüſtige Frau in den Funfzigen. Von Kindern waren damals nur ich und Bernhard noch in dem älterlichen Hauſe; die beiden Mädchen hatten ſich nach Freiberg verheirathet, und in derſelben Stadt beſuchte unſrer vierzehnjähriger Bruder Friedrich, welcher jetzt Profeſſor der Mineralogie iſt, die Bergakademie. Der Bruder meiner Mutter, ein alter reicher Hageſtolz, den ich ſchon als Bernhards Pathen genannt habe, hatte kaum den ſchwarzgeſiegelten Brief aus Geier empfangen, als er ſich ohne Verzug aufmachte und zu uns herüberfuhr. Herr Haſenpütter war ein kleines unterſetztes und wohlgenährtes Männchen mit ſehr krummen Beinen, unſrer Mutter auch in ſeinem ganzen Weſen auffallend ähnlich, dabei aber ein wenig launig, ſonderbar und wunderlich, wie das unter alten Junggeſellen gewöhnlich iſt. Er trug ſich überaus nett und zierlich und würde ſelbſt in der Hauptſtadt für das Muſterbild eines vollkommenen Stutzers gegolten haben, wenn er ſie ſo, wie er jetzt gekleidet war, vor funfzig Jahren betreten hätte. Sein Gang war ein beſtändiges Schurren und Trippeln, alle ſeine Bewegungen klein, aber eilig, und ſeine ſeine Sprache abgebrochen und unzuſammenhängend vor lauter Ungeduld.

Aber dieſes raſche Weſen entſprang keineswegs aus ſeinem Temperamente, welches ſehr ruhig und ſanft war, ſondern es ſchien bloße Angewöhnung von ſeinem Geſchäft her, in welchem er vielerlei Winziges und Niedliches, und noch dazu meiſtentheils mit Mädchen und Frauen zu betreiben hatte. Der gute Mann hatte eben einen empfindlichen Verluſt in ſeinem Hausweſen erlitten. Seine Wirthſchafterin, oder wie es bei uns gewöhnlich heißt, ſeine Jungfer, welche zugleich für die feinſte Kennerin der geklöppelten Spitzenarbeit im ganzen Erzgebirge galt und als ſolche auch eine Stütze ſeiner Handlung war, hatte ſich, ohne ihn dabei um Rath zu fragen, mit ſeinem Reiſediener tiefer eingelaſſen, als die gegenſeitigen Geſchäftsberührungen es gerade erfoderten, und eines Morgens waren beide ohne Abſchied aus dem Hauſe verſchwunden. Es wäre gottlos zu ſagen, bei ſolchen Umſtänden hätte meinem Oheim nichts erwünſchter kommen können, als der Tod ſeines Schwagers; aber gelegen oder zu rechter Zeit kam er ihm ohne Zweifel. Meine Mutter war ihm als gute Hausfrau, geſchmackvolle Köchin und, was eine Hauptſache war, als eine ſehr geſchickte Spitzenklöpplerin bekannt; und was ſollte eine arme Witwe mit zwei unerzogenen Kindern einem reichen unverheiratheten Bruder entgegenſtellen, der ihr den Antrag machte, ſie und ihr kleines Pärchen in ſein Haus aufzunehmen? Kurz, in weniger als acht Tagen war die Auswanderung beſprochen, beſchloſſen und in's Werk geſetzt, und wir zogen, von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet, mit der Mutter in die Stadt und das Haus des Oheims ein.

Das ruhige, regelmäßige und behagliche Leben in dem haſenpütterſchen Hauſe ſagte mir ungemein zu, aber Bernhard fühlte ſich deſto unglücklicher darin. Nirgends fand er hier ein Feld für ſeine Wildheit, und heraus durfte er auch nicht viel und faſt nie ohne Begleitung. Denn der Oheim, als der reichſte Mann der Stadt, hatte einen gewiſſen patriciſchen Bürgerſtolz und hielt ſich von allem, was ihm niedrig und gemein ſchien, in einer ſo ängſtlichen Entfernung, daß er auch die ſchönſte Spitzenklöpplerin nie anders als mit einem Sie im Singularis anredete. Es lag ihm daher ſehr am Herzen, ſeine Neffen vor jeder Berührung mit den Gaſſenjungen — ſo nannte er alle Kinder, die auf der Straße ſpielten — zu bewahren, und mir koſtete es, meiner Natur nach, keine große Überwindung, mich in ſeine Anſichten zu fügen. Aber Bernhard wüthete in dieſer

Beſchränkung wie ein junger Löwe in einem Käfich. Denn er war immer gern im dickſten Haufen, wo es am tollſten herging, und in Geier war er faſt alle Sonntage mit den Bergleuten in die Dorfſchenken und auf die Tanzplätze gelaufen, als müßte es nur ſo ſein. Denkt euch alſo den Ärger des Oheims über dieſen gemeinen Sinn ſeines Pflegekindes, und auf der andern Seite Bernhards Jammer und Noth über das vornehme Weſen des alten Spitzenherrn. Er gab ihm tauſend Spottnamen, zerbrach ihm, manchmal aus bloßem Muthwillen, die beſten Taſſen und Teller, beſprützte ihm die weißen ſeidenen Strümpfe mit Pfützenwaſſer, wenn er einmal mit ihm in die Kirche gehen mußte, ſtellte die Uhren des Hauſes um halbe Stunden vor oder zurück und quälte überhaupt ſeinen Wohlthäter auf eine wahrhaft empörende Weiſe. Denn ihr müßt wiſſen, daß unſer Oheim ſein ganzes Leben ſo nach dem Faden oder nach dem Schnürchen führte, daß ein Stückchen Papier, welches ſchief auf dem Tiſche lag, ihn verſtimmen konnte, und eine unrichtig ſchlagende Uhr ihn für einen ganzen Tag verwirrt machte. Nun hatte er aber zu ſeinem und zu Bernhards Unglück, bevor er uns in ſein Haus genommen, ein neues Erziehungsbuch geleſen, worin vor dem Gebrauche der Ruthe und des Stockes zum Behufe der menſchlichen Bildung ſehr nachdrücklich gewarnt wurde, und als ein Mann von Grundſätzen wollte er lieber ein Märtyrer ſeines milden pädagogiſchen Syſtems werden, als daſſelbe aufgeben.

Hier machte Sölling eine Pauſe und trank einmal. Der vorlaute Maler benutzte dieſe Unterbrechung, um ſeinen Empfindungen durch einige Ausrufungen Luft zu geben: Der Bernhard iſt ein prächtiger Kerl, ein Capitaljunge, ein Normalmenſch. —

Und ſeine volksthümliche Natur ergötzt mich beſonders, fiel der Dichter ein, ſeine poetiſche Gemeinheit, ſeine volle Lebensader. Wie reizend iſt aber auch in einem ſolchen ſächſiſchen Bergſtädtchen dieſes gemeine Leben, um mit Herrn Haſenpütter zu reden. Durch die Gaſſen plätſchert zwiſchen blanken Brettern ein kleiner heller Gießbach, und die Mädchen ſitzen daran in dem Schatten der hohen Giebel, mit ihren grünen Polſterkugeln vor ſich, und wirbeln mit den niedlichen weißen Fingerchen durch das ſchwarze Geſpinnſt, daß es eine Freude iſt. —

Und ſingen ein Lied von dir dazu, nicht wahr, Bruder? frug mit gutmüthiger Laune der Finanzaſſeſſor und ſchenkte das Glas des Begeiſterten wieder voll.

Ich lobe mir die toskaniſchen Strohflechterinnen, ſagte der Hiſtoriker, mit den verwogenen Männerhüten und einer herausfodernden Feder darauf, die ſind weniger ſcheu. —

Aber ihr verplaudert die Zeit, unterbrach ihn gebieteriſch der Philoſoph, und unſer Freund wird ſeine Erzählung nicht beendigen können.

Sein ſie unbeſorgt, Herr Doctor, beruhigte ihn der Wirth, welcher in beſcheidener Entfernung einen Zuhörer abgab; die halliſche Poſt fährt nie vor Mitternacht zum Thore hinaus.

Unſer Poet, fuhr Sölling fort, hat mich an den erſten Urſprung meiner Kunſt erinnert. Ohne unſre Spitzenklöpplerinnen wäre ich vielleicht nie ein Maler geworden. Schon in dem älterlichen Hauſe hatte ich manchmal ein Spitzenmuſter für die Mutter gezeichnet und dadurch einige Gelenkigkeit in den Fingern gewonnen. Anfangs zeichnete ich durch, dann ſetzte ich aus mehreren Ranken und Kränzen, welche ich vorfand, neue Einfaſſungen und Eckſtücke zuſammen, und endlich wagte ich mich ſogar an eigene Compoſitionen. Mein Oheim erſtaunte, als er einige Tage nach unſerem Einzuge auf dem Klöppelpulte der Mutter meine Zeichnungen zu ſehen bekam. Ich wurde von dem guten Alten ſogleich als ein wunderbares Malergenie verſchrieen und zu einem Zeichenlehrer in die Schule geſchickt, welcher in dieſem Seitenfache der Kunſt nicht ohne Geſchmack und Fertigkeit war, und meinem kleinen Erfindungsgeiſte eine geregeltere Richtung gab, als er in ſeinen erſten Verſuchen eingeſchlagen hatte. Es dauerte nicht lange, ſo wurde in ganz Marienberg und auch über die Grenzen des Städtchens hinaus nach meinen Muſtern geklöppelt; und daß mir meine Kunſt manche Zuckerdüte und manchen Kuß von den Arbeiterinnen einbrachte, könnt ihr euch wohl vorſtellen.

Das Leben macht den Künſtler, und alle eure Akademien ſind Nothſtälle, in welche ihr eingeſpannt werdet, um mit guten Eiſen beſchlagen zu werden, die den einen eben ſo treten heißen wie den andern, ſprach triumphirend der Poet. Nun weiß ich doch, warum von allen deinen Arbeiten, Sölling, nichts mich ſo bedeutend anſpricht, wie deine Arabesken. Die kommen aus der Schule des Lebens, und

> Grau, theurer Freund, iſt alle Theorie,
> Und grün des Lebens goldner Baum.

Nichts mehr von mir und meiner Kunſt, ſprach ausweichend der Erzähler. Ich wollte euch die Geſchichte meines unglücklichen Bruders erzählen, und habe mich allmälig, ich weiß nicht wie, in das Familiengemälde meiner Kindheit mit einer Behaglichkeit eingelaſſen, die einen ſchlechten Übergang zu dem tragiſchen Ende derſelben abgeben wird. Eure Stimmung hat auf die meinige eingewirkt; laßt nun auch die meinige nur eine kurze Zeit über euch gebieten.

Bernhard hatte den Namen des Dreizehnten von Geier mit nach Marienberg genommen und machte ihn dort, zum bitterſten Verdruſſe des Oheims, auf eine eigene Weiſe geltend. Ohne Zweifel wäre der Knabe ſeines wunderlichen Einfalles bald von ſelbſt überdrüſſig geworden, denn es war ſeine Sache ſonſt nicht, lange bei einem und demſelben Dinge ſtehen zu bleiben; aber der lebhafte Widerſpruch des Oheims, welcher, als ein abergläubiſcher Mann, die Sache ſehr ernſthaft behandelte, befeſtigte ihn in ſeinem Trotze, und er ſetzte ſich nun darauf, ſeinen Dreizehnten bei jeder Gelegenheit laut werden laſſen. Wenn jemand in ſeiner Gegenwart die Zahl zwölf ausſprach oder irgend eines Zwölften erwähnte, ſo ſchrie der Knabe ohne alle Umſtände hinterher: Und ich bin der Dreizehnte. Dabei nahm er nicht die mindeſte Rückſicht darauf, wer der Sprecher ſein mochte, oder worüber eben geſprochen wurde, und ſein Bonmot wurde ihm allmälig ſo mundgeläufig, daß es ihm vielleicht manchmal mehr aus Angewöhnung als aus Bosheit entfuhr. So war er zum Beiſpiel eines Sonntags in der Kirche unverſchämt genug, als der Prediger nach der Einleitung der Gemeinde einen Vers zu ſingen aufgab und ſagte: Laßt uns aus dem — ich weiß nicht welchem Liede, ſingen den zwölften Vers, ziemlich laut einzufallen: Und ich bin der Dreizehnte. Der Frevel lief zwar ohne öffentliches Ärgerniß ab, aber der Oheim welchem die Geſchichte nicht verſchwiegen blieb, lud jenen Prediger, den alten Magiſter Sorgenfried, welcher zugleich unſer Religionslehrer in der lateiniſchen Schule war, noch an demſelben Tage zu ſich ein, damit er den böſen Buben, wie ſich der Oheim ausdrückte, einmal recht ordentlich in's Gebet nehmen möchte. Bernhard hörte die geiſtlichen Ermahnungen ſtumm und unbeweglich an und hatte Mühe ſich das Lachen zu verbeißen; die Mutter ſeufzte und weinte, der Oheim drehte ſich hin und her, zuckte die Achſeln und ſchüttelte mit dem Kopfe, und der alte Magiſter ſchlug endlich die Hände über ſich zuſammen und rief aus: Dich muß Gottes Strafe heilen! Und ſo geſchah es leider gar bald.

Die häusliche Predigt hatte den kleinen Sünder nur noch verſtockter gemacht, und er wendete von jetzt an ſeinen ganzen argen Muthwillen gegen den guten alten Lehrer. Er war überhaupt, wie ihr euch wohl vorſtellen könnt, eine wahre Schulplage und machte ſeinen Lehrern mehr zu ſchaffen, als eine ganze Claſſe zuſammengenommen. Aber am tollſten trieb er es doch in den Stunden des Magiſters, welcher außer vielen anderen Schwachheiten des Alters und Charakters, die ihn ſchon ſeit Jahren unfähig machten ſeinem Amte mit Ehren vorzuſtehen, auch noch die unſelige Rückſicht hatte, die Neffen des reichſten Bürgers der Stadt ſchonender zu behandeln, als die übrigen Schüler. Ich machte eben keinen Mißbrauch von dieſer ſeiner Nachſicht, aber deſto unmäßiger that es Bernhard. Ich ſchweige von den vielen, zum Theil unglaublichen Streichen, die er in ſeinen vier bis fünf Schuljahren in Marienberg ausgeübt, und eile zu der ſchrecklichen Kataſtrophe über, welche der alte Magiſter ihm in jener Strafpredigt geweiſſagt hatte.

Es war ein Freitag, kurz vor Weihnachten, die letzte Nachmittagsſtunde vor den Ferien, als der Schlag des Unheils wie ein göttliches Strafgericht über unſern Bernhard hereinbrach. Der alte Magiſter, welcher den ganzen Tag über viel mit den Jungen ausgeſtanden hatte, denen die Ferien ſchon in den Köpfen herumſpukten, lehrte in dieſer letzten Stunde bibliſche Geſchichte. Bernhard, immer einer der faulſten Schüler, ſaß auf der hinterſten Bank und neben ihm der um einige Jahre jüngere Sohn des Magiſters. Dieſer, ein einziges von vielen Geſchwiſtern übrig gebliebenes Kind, war der Abgott des Greiſes und das letzte Band, welches ihn noch an die Erde kettete, von welcher außerdem alles, was ihm ehemals das Leben lieb und theuer gemacht hatte, hinweggeſchwunden war. Albert, ſo hieß der Knabe, war als jüngerer und ſchwächerer Geſpiele der Schützling meines Bruders geworden, und ich glaube, er durfte ſich rühmen, das einzige Geſchöpf auf Erden zu ſein, welches dieſer ſeit ſeines Vaters Tode wieder von ganzem Herzen liebte. Seine Freundſchaft für den kleinen Magiſter, wie er ihn zu nennen pflegte, glich einer ſchwärmeriſchen Liebe und war auch mit einer ſo heftigen Eiferſucht verbunden, daß kein anderer Schüler es wagte, in Bernhards Gegenwart ein freundliches Wort mit jenem zu wechſeln. Der alte Magiſter, dem dieſer Freundſchaftsbund, wie ſich denken läßt, große Noth und Angſt verurſachte, hatte doch aus Rückſichten für meinen Oheim ſeinem Albert den Umgang mit meinem Bruder nicht geradeweg unterſagen wollen, und arbeitete nur im Verborgenen daran, die Unzertrennlichen von einander zu trennen. Aber umſonſt. Selbſt in der Schule wußten ſie es immer ſo zu drehen und zu wenden, daß ſie faſt in allen Stunden beiſammen ſaßen, und Albert mußte dann gewöhnlich die unbändigen Streiche meines Bruders unterſtützen und befördern, jedoch ſo, daß dieſer, wenn es darauf ankam, ſeinen Liebling gegen den Lehrer vertrat. Denn Albert war ein furchtſamer und eben ſo leicht zum Guten wie zum Böſen lenkſamer Knabe, welcher von dem gewaltigen Beiſpiele ſeines Beſchützers ſo unumſchränkt beherrſcht wurde, daß er zuweilen ſelbſt gegen ſeinen eigenen Vater gemeinſchaftliche Sache mit demſelben machte. So war es in jener verhängnißvollen Stunde. Bernhard überbot ſich ſelbſt in übermüthigen Einfällen und loſen Streichen, und Albert ſpielte die zweite Rolle unternehmender als jemals. Der gute alte Magiſter war die Geduld ſelbſt: aber es gibt keine Geduld, die nicht endlich reißen könnte, und je höher die Senne geſpannt worden iſt, deſto ungeſtümer ſchnellt ſie ab. Eine unglückſelige Schikkung ſchien über den Unterricht in jener Stunde zu walten. Der Magiſter ſprach von den zwölf Erzvätern, von den zwölf Stämmen Iſraels, von den zwölf Thoren des himmliſchen Jeruſalems, und nach jedem Stichworte ſchrie mein Bruder aus voller Kehle: Und ich bin der Dreizehnte. Albert gab dabei den ausgelaſſenſten Lacher ab, und das reizte Bernhards wilde Laune immer ärger auf. Der alte Mann ermahnte, ſchalt, bat um Gottes willen, drohete mit Himmel und Hölle, alles vergebens. Ich ſahe, wie das Blut ihm allmälig in das blaſſe Geſicht ſtieg und endlich ſeine große weißgepuderte Platte über und über zu erröthen anfing. Da faßte er ſich noch einmal zuſammen und machte ſich daran, die Einſetzung des heiligen Abendmahls zu erzählen. Er begann: Jeſus Chriſtus ſetzte ſich zu Tiſche mit ſeinen zwölf Jüngern. — Und ich war der Dreizehnte, unterbrach ihn, laut aufkreiſchend, mein Bruder. In demſelben Augenblicke flog eine Bibel aus der Hand des Lehrers nach der hinterſten Bank, ein ſtarker Schlag und ein fürchterlich gellender Schrei folgten ſich, wie Blitz und Donner wenn ſie in unſerer Nähe niederfahren, und der alte Mann ſtürzte wie todt von ſeinem Stuhle. Das Schrecklichſte war geſchehen. Die ſchwere Bibel, mit ſcharfem Silberblech beſchlagen, hatte getroffen, aber nicht ihr Ziel. Albert lag am Boden, das Blut quoll unaufhaltſam aus ſeiner Stirn und aus einer Augenhöhle hervor, und Bernhard wälzte ſich wie ein Raſender über ihn her und bedeckte ſeine Wunden mit Küſſen und Thränen.

Sölling ſchwieg, und ein ernſter Schauer lief in dieſer Pauſe durch die ganze fröhliche Geſellſchaft und gab allen Geſichtern einen neuen Ausdruck. Am empfindlichſten ſchien der Finanzaſſeſſor berührt zu ſein, und mit dem unbehaglichſten Geſichte von der Welt brummte er vor ſich hin: Eine gräßliche Geſchichte!

Hoch tragiſch! ſprach der Dichter mit nachdrücklichem Gewicht, ſeinen Kopf langſam auf eine Schulter legend.

Und von tiefer religiöſer Bedeutung, fügte der altdeutſche Maler hinzu.

Aber die Geſchichte iſt ja noch nicht zu Ende, Sölling! wandte der Hiſtoriker ſich an den Erzähler, welcher keine Miene zum Fortfahren machte.

O über die proſaiſche geſchichtliche Neugier! rief der Dichter aus. Keine Sylbe mehr! Um Gottes willen keine Aufklärungen und Folgen und Vermuthungen.

Ich habe in der That der Kataſtrophe nur noch wenige Worte nachzuſchicken, fuhr Sölling fort, ohne auf des Dichters Einrede Rückſicht zu nehmen. Der alte Magiſter ſtarb nach wenigen Stunden, ohne wieder zur Beſinnung zu kommen. Ein Nervenſchlag hatte ihn gerührt. Alberts Wunden waren tief, aber doch nicht tödlich. Eine ſcharf beſchlagene Ecke der Bibel hatte ihm die Stirn verletzt, die andere war mit viel größerer Gewalt unter dem Stirnknochen hereingefahren und hatte ihm einen Augapfel zerſchmettert. Er verlor das Auge nach langen Leiden. Bernhard lag noch wie beſinnungslos auf ſeinem blutigen Lieblinge, als wir übrigen Knaben ſchreiend und heulend aus der Schule liefen. Aber bald nachher muß er ſich aufgerafft haben. Denn als der Schuldiener und die Magd des alten Magiſters in die Claſſe kamen, um zu ſehen, was das entſetzliche Geſchrei zu bedeuten habe, war Bernhard nicht mehr darin. Ein Fenſter, welches nach dem Hofe hinausging, ſtand offen, man ſah unten auch Fußtapfen in dem Schnee, und auf einer dicht hinter dem Schulhauſe gelegenen Anhöhe fanden ſich Spuren von Blut. Ohne Zweifel hatte der Flüchtling ſich dort das Geſicht und die Hände mit Schnee abgewaſchen. Wir haben ihn nicht wieder geſehen.

So laſſ' ich es gelten, unterbrach der Dichter den Erzähler. Das iſt ein poetiſcher Schluß, welcher die Scene wie mit einem geheimnißvollen Vorhange verſchließt. Aber hinter demſelben ſpielt unſre Phantaſie das ſchreckliche Drama fort. Die Geſchichte könnte Stoff zu einer vortrefflichen Novelle geben. Wahrhaftig, ich bin im Stande und mache mich ſelbſt daran.

Wie alt war denn Bernhard damals? frug mißmuthig der Hiſtoriker, welcher ſich durchaus eine vollſtändige Aufklärung über das Schickſal des Dreizehnten verſchaffen wollte.

Er hatte ſein funfzehntes Jahr noch nicht erreicht, antwortete Sölling; aber man würde ihn wenigſtens für achtzehnjährig gehalten haben, wenn man ſein Alter nicht gewußt hätte, ſo groß und ſtark war er, und ſo fertig, ſicher und entſchieden in ſeinem ganzen Weſen.

Und habt ihr keine weitere Spur entdeckt, wohin er ſich gewendet, oder was aus ihm geworden? fuhr der Frager fort.

Mein Oheim ließ es an Nachforſchungen jeder Art nicht fehlen; aber Mühe und Koſten waren weggeworfen, entgegnete Sölling. Eine einzige ſichere Kunde von dem Flüchtlinge kam uns einige Wochen nach ſeiner Entweichung aus der Gegend von Hansgeorgenſtadt an der böhmiſchen Grenze zu, wo ein paar Bergleute aus Marienberg ihn in einer Dorfſchenke getroffen hatten. Aber er war augenblicklich durch eine Hinterthür entſprungen, als er die bekannten Geſichter und Kleider bemerkt hatte. Bei den Bauern hatte er ſich für einen böhmiſchen Muſikanten ausgegeben und in der Schenke für ſeine Zeche auf der Clarinette geblaſen.

Auf der Clarinette? fielen neugierig mehrere Zuhörer ein.

Ja, auf der Clarinette. Ich habe vergeſſen euch zu erzählen, daß Bernhard, welcher überhaupt für nichts minder als dumm gelten konnte, wie blutwenig er auch gelernt haben mochte, ſogar eine Art von muſikaliſchem Wunderkinde war. Er hatte ſchon als ganz kleiner Knabe in Geier einem alten blinden Bergmanne die erſten Handgriffe auf der Clarinette abgeſehen, und weiß Gott wie es zuging, er lernte das Inſtrument ſpielen, ohne auch nur einzige Note zu kennen. In Marienberg hatte ihn der Oheim, welcher jedes Talent ſeiner Neffen ausgebildet wiſſen wollte, bei einem Stadtmuſikus auf dem Clavier unterrichten laſſen; denn das Clarinettenſpiel ſchien ihm doch eine zu gemeine Kunſt für das haſenpütterſche Haus. Aber Bernhard blieb ſeinem Lieblingsinſtrumente nichtsdeſtoweniger treu, und weil er in dem Hauſe des Oheims nicht viel blaſen durfte, ſo trug er ſeine Clarinette beſtändig in der Taſche bei ſich und ſtreifte damit in ſeinen Freiſtunden durch die Berge umher. Dieſe Clarinette war das Einzige, was er auf ſeiner Flucht von Hab und Gut mit ſich genommen hatte, und ſie war auch in jedem Betracht ſein unumſchränktes Eigenthum. Denn er hatte ſie von jenem alten Bergmanne, ſeinem Lehrer, geerbt und hielt ſie wie ſeinen Augapfel. —

Der erſte Tact des deſſauer Marſches, aus einem heiſern Poſthorne herausgequält, riß bei dieſen Worten den Faden der Erzählung unſers Reiſenden entzwei, jedoch nicht weit von ſeinem Ende. Die vierzehn Tiſchgenoſſen ſprangen auf und wiſchten ſich die Lippen mit ihren Servietten. Nur Franz, welcher keine vor ſich hatte, bediente ſich ſeiner grünen Schürze dazu und ließ ſich die Ehre eines Abſchiedskuſſes von ſeinem Herrn Sölling nicht nehmen, als die Reihe an ihn kam. Die Trennung des Freundes von den Freunden ging in ſolchem Fluge vor ſich, daß der nach der Thüre eilende Wirth kaum noch einen Händedruck erhaſchen konnte, und der Hiſtoriker auf zwei oder drei Fragen, die er in das Lebewohl hineinſchob, keine Antwort mehr erhielt. Eben ſo ſchnell riß der Paſſagier den ſchweren Flügel des Hausthorweges auf, ohne des Wirthes und Franzens Beiſtand abzuwarten, erkletterte ſeinen hohen Sitz auf der kleinen Poſtkaleſche und rollte mit dem zweiten Tacte des angefangenen Marſches zum potsdamer Thore hinaus. Wir laſſen ſeine Freunde in dem Weinhauſe zurück, wo ſie ſich bei einigen angebrochenen Flaſchen noch lange über die Zahl dreizehn geſtritten haben ſollen, beſonders ſeitdem der überſpannte Dichter den dreizehnten Artikel der deutſchen Bundesacte in das Geſpräch gezogen hatte, und begleiten den Reiſenden auf ſeiner erſten Station von Berlin nach Italien, das heißt nach Zehlendorf.

Drittes Kapitel.

Der Maler Karl Sölling war ein Jüngling von ungefähr dreiundzwanzig Jahren, als er ſeine Reiſe nach Italien antrat. Sein Oheim hatte ihn noch in demſelben Jahre, welches ihn ſeines andern Pflegeſohnes beraubt hatte, nach Berlin geſchickt, wo einer ſeiner älteſten Geſchäftsfreunde, ein vornehmer Tuchhändler vom Mühlendamm, deſſen Tochter wiederum mit einem in allen Vierteln der Hauptſtadt geſuchten und gerühmten Maler verheirathet war, es über ſich genommen hatte, den kleinen Marienberger zu einem feinen Manne und großen Künſtler ausbilden zu laſſen. Der Herr vom Mühlendamm war auch in der That ſeiner doppelten Verpflichtung mit außerordentlicher Gewiſſenhaftigkeit eingedenk, und ſein Schneider wetteiferte mit ſeinem Schwiegerſohne, dem Maler, die Erwartungen des Herrn Haſenpütter von dem, was in Berlin aus ſeinem Neffen gemacht werden ſollte, zu übertreffen. Der eine jagte ihn nämlich durch alle Moden der feinſten Ladenwelt, der andre durch alle Fächer der beliebteſten Kunſt: und in weniger als einem Jahre waren ſie mit ihrem hoffnungsvollen Zöglinge ſo weit gediehen, daß er in Öl- Paſtell- und Waſſerfarben Portraite, Landſchaften und Blumenſtücke arbeitete, und ſich in einem erdfahlen Überrocke, welcher ihm bis an die Knöchel reichte, eben ſo einheimiſch bewegen konnte, wie vor Zeiten in ſeinen kurzen hellgrünen Jacken. Kurz, der Sohn des Erzgebirges ließ ſich in dieſer neuen Schule des Lebens und der Kunſt eben ſo bildſam finden, wie vormals bei ſeiner Verſetzung aus Geier nach Marienberg, und es waren kaum fünf Jahre verfloſſen, ſo konnte man ihn faſt nur noch an der Sprache von einem Berliner unterſcheiden, und die Arbeiten ſeines Pinſels fingen an mit den beſten Werken ſeines Meiſters zu wetteifern. Da riß ein ſchwarzgeſiegelter Brief ſeines älteren Bruders Friedrich, welcher ihm in zwei Sätzen den Tod ſeines Oheims und die Krankheit ſeiner Mutter meldete, ihn plötzlich aus der Laufbahn heraus, in welcher er dem höchſten Ziele ſchon viel näher zu ſein wähnte, als vier Jahre ſpäter, bei ſeiner Abreiſe nach Italien. Er eilte unverzüglich nach Marienberg, wo er in dem Trauerhauſe ſeinen tröſtenden Bruder vor dem Bette der leidenden Mutter antraf. Dieſer war eben von einer Reiſe durch Frankreich und Italien zurückgekommen, die er auf Koſten des freigebigen Oheims gemacht hatte. Aber er konnte ſeinem Wohltäter nur noch im Sarge dafür danken; denn dieſer war einen Tag vor dem ſehnlich erwarteten Beſuche des heimgekehrten Reiſenden in der Zugluft ſeiner Niederlage durch einen Nervenſchlag getödtet worden. So hatten Schmerz und Freude die Witwe Sölling als Schweſter und als Mutter abwechſelnd beſtürmt und ſie auf das Krankenbett geworfen, nachdem ſie ihrem Bruder ſein letztes Lager bereitet und geſchmückt hatte. Sie raffte ſich indeſſen nach einigen Tagen wieder auf, wenigſtens ſo weit, daß ſie gemeinſchaftlich mit ihrem älteſten Sohne die Geſchäfte und Einrichtungen leiten konnte, welche der plötzliche Todesfall, der das Haupt des Hauſes hinweggenommen hatte, in demſelben herbeiführte. Das Teſtament des Oheims fand ſich in der bündigſten Ordnung abgefaßt. Die Handlung ſollte geſchloſſen werden; das Haus mit aller ſeiner beweglichen Habe war der Witwe Sölling zugeſchrieben, ohne ſie jedoch zur Bewohnung deſſelben zu verpflichten; alle Neffen und Nichten waren väterlich bedacht, aber Karl und Bernhard erhielten außerdem als Pflegekinder noch viele bedeutende Vermächtniſſe. Dabei hatte der Erblaſſer es ſeinen ſämmtlichen Erben auf das nachdrücklichſte eingeſchärft, noch einmal alles aufzubieten, um ſichere Kunde von dem Schickſale ſeines verſchollenen Pflegeſohnes zu gewinnen und ihm, ſofern er noch lebte, öffentliche Vorladungen zur Empfangnahme des Seinigen in die Hände kommen zu laſſen.

Der letzte Wille ihres geliebten Wohlthäters wurde von der Familie Sölling mit der eifrigſten Gewiſſenhaftigkeit ausgeführt. Namentlich betrieb man die anbefohlenen Nachforſchungen über Bernhards Leben oder Tod auf eine Weiſe, als könnte man dadurch auch einen Verſtorbenen aus dem Grabe rufen, und nahm zu dieſem Behufe die gerichtlichen Behörden, die weitverbreiteten Handelsverbindungen des haſenpütterſchen Hauſes und Friedrichs neue Reiſebekanntſchaften in den lebhafteſten Anſpruch. Aber alle Ergebniſſe dieſer vereinigten Bemühungen führten zu keiner zweifelloſen Gewißheit über ihren Gegenſtand, wohl aber zu mancherlei Vermuthungen, welche, von den verſchiedenen Familiengliedern durch Folgerungen und Ergänzungen weiter ausgebildet, endlich wenigſtens für Wahrſcheinlichkeiten gelten konnten. Die Spuren eines jungen Abenteurers waren aus mehreren böhmiſchen Städten und Dörfern nachgewieſen worden, und die Beſchreibungen deſſelben gaben, wenn man aus jeder das Brauchbarſte herausnahm, ein treffendes Bild des Entlaufenen. Auch ſtimmten ſie faſt alle darin überein, daß ſie die verdächtige Perſon als einen wandernden Muſikanten von ſechzehn bis achtzehn Jahren bezeichneten, welcher, wie er ſelbſt erzählte, ſeines Vaters vor kurzem durch einen Wetterſchlag beraubt worden wäre und jetzt nach ſeiner Heimath an der mähriſchen Gränze zurückkehren wollte. Aus Trieſt und Venedig waren ähnliche Berichte eingelaufen, welche einen unausſprechbaren Namen zum Beſten gaben und auch einer Clarinette erwähnten. Endlich verlor ſich der räthſelhafte Fremdling in die Gebirge von Graubündten, wo er jedoch als Italiener unter dem Namen Voltojo gereiſt war, welcher eine verſtümmelte Überſetzung des Wortes Geier zu enthalten ſchien.

Friedrich, welcher nunmehr das männliche Haupt der Familie Sölling geworden war, fühlte ſich durch dieſe Stellung verpflichtet, auch ſeinen Bruder Karl in den Bereich ſeiner Aufſicht und Leitung zu ziehen. Er hatte deſſen Bücher und Mappen durchblättert und die neueſten Arbeiten des berliniſchen Kunſtjüngers mit denen zuſammengehalten, welche noch aus der marienberger Schule in den Zimmern des ſeligen Oheims unter Glas und Rahmen prangten, und wie es ſchien, ſo ſtellte dieſe Vergleichung ihn nicht ſehr zufrieden. Er verkannte zwar den Fleiß und das Talent des jungen Malers auf keine Weiſe, aber die eitle, prahleriſche und allfertige Vielſeitigkeit, zu welcher jener Meiſter in Berlin ihn angetrieden hatte, zog ſeinen ſchärfſten Tadel auf ſich; und nicht minder mißfiel ihm das unnütze geſellige Treiben, in welches der Herr vom Mühlendamm ſeinen ſonſt ſo beſcheidenen und einfachen Bruder verwickelt hatte. Ein Stutzer kann nie ein Künſtler werden, lieber Karl, ſagte er eines Tages freundlich, aber mit Nachdruck; denn wer ſein eigenes Weſen in eine gezwungene und widernatürliche Verpuppung einſchließt, der verlernt es auch gar zu bald, die Natur und das Leben rein und klar anzuſchauen. Die Modetracht, die ihm ſo wohl behagt, wird allmälig der ganzen ſichtbaren Welt angezogen. Glaube mir, ich will es ſelbſt einem Portraitbilde an ſeiner Manier abſehen, ob der Maler deſſelben in einem altdeutſchen Rocke, mit einem Schnurrbarte und langen Locken einhergeht, oder ob er einen engliſchen Surtout hinter ſich herſchleppt.

Karl, von Natur gutmüthig und leicht zu lenken, auch noch nicht aus den Jahren heraus, in welchen ein wohlgemeinter Rath ſelbſt in härtere Köpfe Eingang findet, fügte ſich um ſo williger in die Anſichten nnd Vorſchläge ſeines erfahrenen Bruders, da das, was er in der Schule von Berlin angenommen hatte, noch nicht in den Kern ſeines anſpruchsloſen und aufrichtigen Weſens eingedrungen war, ſondern ihn nur wie ein fremdartiges, aber gut angepaßtes Kleid umſchloß. Er ging daher in ſich und fand ſich ſelbſt wieder; und ein neuer Plan der Kunſt und des Lebens wurde gemeinſchaftlich mit ſeinem brüderlichen Vormunde von ihm entworfen. Er kehrte zwar nach Berlin zurück, aber nicht in das Haus des vornehmen Kaufmannes und nicht in die Schule des beliebten Malers. Die Fächer der Kunſt, in welche er ſich immer heimiſcher und enger zurückzog, waren die Landſchaft und das ſogenannte Stillleben, welches er mit beſonderem Erfolge behandelte, indem er dem Lebloſen durch ſeine Zuſammenſtellung immer eine gewiſſe lebendige Bedeutung zu geben wußte. Daneben ließ er ſeine Phantaſie auch gern in Arabesken ſpielen, mit denen er ſeine Zeichnungen und Gemälde auf eine eben ſo zierliche als angemeſſene Weiſe einzufaſſen pflegte. Er arbeitete faſt ausſchließlich nach der Natur und bildete, unterſtützt durch ein beträchtliches Vermögen, ſein beſcheidenes Talent unter dieſer Meiſterin frei und ſicher aus. Kleine Reiſen durch Schleſien, Rügen, Sachſen und Böhmen füllten ſeinen Kopf und ſeine Mappe mit Skizzen und Bildern, und ſo betrieb er ſeine Kunſt ohne alle Rückſicht auf leidigen Erwerb, zwar nicht in ſchulgerechter Ordnung, jedoch auch keineswegs mit der bequemen Leichtigkeit eines Liebhabers. Er wollte nicht von der Kunſt, aber in der Kunſt leben, und das kannte er ſo in Italien wie irgendwo, ohne einen berühmten Namen oder einen aller Welt gefälligen Pinſel mit ſich über die Alpen zu nehmen.

Als unſer Reiſender in der finſtern Nacht, die ihn, weil er ſo eben aus einem hellen Zimmer getreten war, deſto ſchwärzer umfing, die kleine Kaleſche beſtieg, welche der halliſchen Poſt als Beiwagen folgte, bot er, ohne irgend eine Geſtalt oder ein Geſicht zu erkennen, den Paſſagieren, welchen er ſich als zwölfter zugeſellte, ſeinen Gruß, und dieſer wurde von zwei männlichen Stimmen, einer ſehr barſchen und einer fein ſchnarrenden, beantwortet. Das Leuchten eines fernen Gewitters zeigte ihm beim Herausfahren aus dem Thore in dem vorderſten Doppelſitze einen polniſchen Juden und eine Huſarenuniform, in welcher, wenn der Hebräer den Rang ſeines Geſellſchafters nicht vielleicht aus Höflichkeit überbot, ein Wachtmeiſter ſteckte; und der zweite Platz auf ſeiner eigenen Schwebebank war noch leer. Die beiden Vorderleute waren eben in ein lebhaftes Geſpräch über den Handel mit Pferdehaaren verwickelt, als der Maler ſie begrüßte, und ſie ließen ſich auch nur durch den Schlaf, welcher ſie beſchlich, ſobald das Steinpflaſter überwunden war, von dieſem Gegenſtande entfremden. Karl, welcher ſonſt recht gern an der Unterhaltung einer Poſtwagengeſellſchaft Theil zu nehmen pflegte, wagte es dennoch nicht ſich in ein Geſpräch zu miſchen, deſſen Worte er kaum verſtand. Denn der Wachtmeiſter, wahrſcheinlich ein ſogenannter Waſſerpole, kauderwälſchte mit dem Juden, als gehörten ſie zu einem Stamme, und ahmte wohl auch zuweilen deſſen ſingenden Synagogenton ſcherzhafter Weiſe nach. Daher war das Schnarchen der beiden Paſſagiere dem jungen Künſtler keineswegs läſtiger als ihr Geſpräch, und er konnte unter dieſer eintönigen Begleitung ſeinen Gedanken und Betrachtungen ruhig nachhängen. Die Erzählung in dem Weinhauſe hatte ſein Innerſtes aufgeregt und alte Erinnerungen in ihm emporgerufen, welche nun in der farbloſen Nacht als bunte Bilder an ihm vorüberſchwebten, deren Zeichnung und Colorit den Einfluß hitziger Getränke nicht verläugnen konnten. In allen dieſen Erſcheinungen ragte die Geſtalt ſeines Bruders hervor, zu einer rieſigen Caricatur geſteigert. Er ſah ihn mit der großen Adlernaſe, den ſchwarzen buſchigen Augenbrauen, den Feuerrädern darunter, in ſeltſam fremder Tracht vor dem Wagen daherſchreiten; und wenn ein Blitz zu ſeiner Linken den erhellten Himmel von dem Horizonte der wellenförmigen Ebene abſchnitt, ſo war es ihm als müßte jener dort herauftauchen und mit einem Schritte den templower Berg erſteigen.

Aus dieſen fieberhaften Träumereien, welche den jungen Reiſenden bis an die Mauer des botaniſchen Gartens unabläſſig verfolgten, ſchreckte ihn dort der laute Ruf des Poſtillons empor, welcher dem Schirrmeiſter auf dem vorausfahrenden Wagen galt. Der Gerufene erwiederte: Was gibt es?

Herr Schirrmeiſter, wo will denn der Dreizehnte aufſitzen?

In der alten Schenke, mein Sohn. Aber es wird nicht lange gehalten und abgeſtiegen.

Der Name des Dreizehnten fuhr dem Maler durch Mark und Bein. Auch der Wachtmeiſter und der Jude waren von den ſchreienden Fragen und Antworten aus ihrem Schlummer geweckt worden, und der Pole, noch halb im Traume, murmelte, vor ſich hin: Dreizehn? Dreizehn? Gott behüt'! Was iſt mit Dreizehn? Zu gleicher Zeit ward es in dem großen Poſtwagen lebendig, welcher mit einer Geſellſchaft berliniſcher Gymnaſiaſten angefüllt war, die wahrſcheinlich eine Ferienreiſe vor ſich hatten. Sie lachten und kreiſchten um die Wette: Der Dreizehnte kommt! Der Dreizehnte iſt da! Einer muß ſterben! Einer muß den Hals brechen! Fort, fort mit dem Dreizehnten! Fahr zu, Schwager! Keinen Dreizehnten! Keinen Dreizehnten!

Inzwiſchen hatte die Kaleſche die alte Schenke des Dorfes Schöneberg erreicht, und der Poſtillon ſtieß in ſein Horn und rief: Heraus! Heraus! Die halliſche Poſt iſt da! Der Dreizehnte ſoll aufſitzen! Da öffnete ſich die Thür des Wirthshauſes, und in dem erhellten Raume derſelben gewahrte man eine hohe Geſtalt mit einem kleinen Felleiſen auf dem Rücken und einem dicken Knotenſtocke in der Hand. Der Fremde trat heraus und wollte ſich der Kaleſche nähern; aber ſobald er das wilde Geſchrei der Gymnaſiaſten in dem vorausfahrenden Wagen vernahm, ſprang er plötzlich zurück, ſchwang ſeinen Knüttel hoch in die Luft und rief mit einer donnerſtarken Stimme: Zum Teufel mit euch, loſes Geſindel, und brecht den Hals alle zuſammen! Fahr zu, Schwager, mit deinem Affenkaſten und trink einmal für mein Reiſegeld! Ich gehe zu Fuß.

Die kleinen Schreier verſtummten augenblicklich bei dieſem unerwarteten Gruße. Aber Karl Sölling, wunderbar angeſprochen von der Geſtalt und der Stimme jener unbekannten Erſcheinung, ſchickte ſich an von ſeinem Sitze herunterzuſpringen. Da faßte ein nerviger Arm ihm von hinten beim Kragen und hielt ihn zurück. Es war der Wachtmeiſter, welcher, in der Meinung, der junge Mann wolle den unhöflichen Paſſagier vor der Schenke zur Rede ſtellen, ihm begütigend zuſprach: Laſſen Sie das nur bleiben, guter Freund! Der Kerl iſt betrunken. Das könnte ſchlechte Händel geben. Poſtillon, fahr' zu, ins Dreiteufels Namen! Der Poſtillon gehorchte und hieb ſeinen Pferden auf, daß es pfiff und knallte. Vergebens wehrte Karl und befahl zu halten, ihn abſteigen zu laſſen, ihn frei zu geben. Man hörte kaum ſein Wort in dem Geraſſel der Räder, und der Wachtmeiſter ließ ihn nicht los, bis die Kaleſche den großen Wagen wieder eingeholt hatte und langſamer zu fahren anfing.

Jetzt endlich gelang es dem in Ungeduld faſt Verzweifelnden, dem Wachtmeiſter zu bedeuten, daß er keine feindſelige Abſicht gegen den fluchenden Paſſagier hege, daß er denſelben vielmehr kenne und ihm auf die Spur kommen müſſe, es koſte was es wolle. Aber anhalten, daraus wird nichts, brummte der Poſtillion. Ich fahre fort, und der Herr mag ſehen, wie er uns wieder einholt. In Gottes Namen, entgegnete Sölling, indem er von der Kaleſche herunterſprang. Mein Koffer wird auf der Poſt in Zehlendorf abgeſetzt, wo ich ihn in Empfang nehme. Gott befohlen, meine Herren!

Vor allen Dingen hätte er nun den Schirrmeiſter auf einige Worte zu ſprechen gewünſcht, denn in ſeinem Paſſagierzettel mußte der Name des Dreizehnten aufgezeichnet ſtehen; aber der große Poſtwagen war mittlerweile ſchon wieder in geſtrecktem Trabe vorausgefahren, und eine innere Stimme rief dem Schwankenden zu, er dürfe keinen Augenblick verſäumen, den ſeltſamen Fremden in Schöneberg aufzuſuchen. So eilte er durch die rabenſchwarze Nacht auf der geraden Landſtraße zurück. Dann und wann zeigte ein Blitz ihm die Richtung des Weges, und mit dem ausgeſtreckten linken Arme fühlte er nach den Bäumen an dem Chauſſeegraben. Er erreichte ohne Unfall das Dorf, und die Hunde empfingen ihn mit wetteiferndem Bellen und Heulen. Über dem Eingange der alten Schenke glimmte noch ein Lampendocht in einer trüben Laterne, aber die Thüre war verſchloſſen. Er klopfte und klopfte wieder und immer ſchneller und ungeſtümer. Da drang plötzlich durch die Hundeſtimmen eine nicht viel angenehmer klingende menſchliche in ſein Ohr. Sie ſchien heiſer von langem Zanken und Schreien, aber nichtsdeſtoweniger kreiſchte ſie ihn an, als habe ſie es mit einer halben Schwadron betrunkener Dragoner zu thun.

Scheren Sie ſich Ihrer Wege, Herr Muſikante. Es iſt nachtſchlafende Zeit, und ich will mir mein Bischen Ruhe mit ſo einem Menſchen nicht verturbiren. Und wenn Sie mir noch ein einziges Mal ſo unverſchämt an die Thüre ſchlagen, ſo ruf' ich Ihnen den Wächter und laſſe Sie ins Loch einſtecken, Sie Nachtſchwärmer, Straßenläufer, Sie Vagabund Sie!

Aber liebe Madame, beſänftigte der Klopfende mit dem höflichſten Stadtton die aufgebrachte Bäuerin; liebe Madame, Sie irren ſich in meiner Perſon. Ich bin wahrlich kein Nachtſchwärmer, kein Vagabund, ſondern ein Paſſagier von der halliſchen Poſt, der eine dringende Bitte an Sie hat —

Aber, ſchöner Herr, was giebt's denn nach Mitternacht bei unſer einem zu bitten? Und die halliſche Poſt iſt ja ſchon über alle Berge.

Nur ein paar Fragen ſollen Sie mir beantworten, gute Madame. Machen Sie die Thür auf, ich bitte Sie!

Das kann nicht ſein, junger Herre. Ich bin Ihnen, mit Reſpect zu ſagen, ſchon ausgezogen, und die Dienſtboten ſchlafen.

Gut, ſo bitt' ich Sie um Gottes willen, warten Sie nur noch einen Augenblick und ſagen Sie mir, wo iſt der Mann, der eben aus ihrem Gaſthauſe trat und auf die Poſt ſteigen wollte? —

Laut auflachend unterbrach ihn die Wirthin, welche durch die Madame und das Gaſthaus aus einer Furie in eine Halbgöttin verwandelt zu ſein ſchien: Ha, ha, ha! Der verrückte italieniſche Muſikante? Der Clarinettenkerl? Ja, das weiß der liebe Gott, wo der hingelaufen iſt. Wir ſind ihn los. So ein toller Chriſte iſt nicht in Schöneberg eingekehrt, ſo lange das Dorf ſteht. Denken Sie ſich nur, junger Herre, drei Tage hat er Ihnen hier gelegen, und iſt ihm nicht eingefallen nach Berlin auch nur einmal hineinzugucken. Hat ſeinen Paß auf die Polizei geſchickt und ſich bei der Poſt einſchreiben laſſen, und damit gut. Den ganzen Tag hat er ſich hinten in dem Buſch herumgetrieben und den Eichkatzen was vorgeblaſen. Aber ich bitte Sie, ſchöner Herre, was wollen Sie denn von dem Menſchen haben? Sind Sie vielleicht von der geheimen Polizei, ſo muß ich Ihnen nur gerade raus ſagen, daß wir Ihnen ganz unſchuldig ſind. Die Herren haben den Paß gevidimirt wie es ſein muß, und wenn er ein Vagabund ſein ſollte —

Aber, liebe Frau, wie hieß er denn? Wie hieß er?

Ja, der vertrackte Name, wer kann den ausſprechen? Folt — — Foltoch — —

Voltojo! Voltojo! rief Sölling aus.

Ja, ja, ſo war's ungefähr. Foltocho, ſo hieß er Ihnen. Ja, ja, Foltocho.

Er iſt's! Er iſt's! Mit dieſen Worten ſprang der Maler ohne Dank und Lebewohl auf die Straße zurück und ſtürzte aus dem Dorfe heraus, den Weg wieder einſchlagend, der ihn eben hineingeführt hatte. Er lief in der Mitte der Chauſſee wie ein Beſtohlener nach ſeinem Diebe, bei jedem Blitze rechts und links um ſich ſchauend, ob er keiner menſchlichen Geſtalt anſichtig werden könne. Manchmal täuſchten ihn Pappelſtämme und Meilenzeiger, und ein fernes Poſthorn klang ihm wie eine Clarinette entgegen, welche mit ſehnſüchtigen Tönen ihn zu locken ſchien. Endlich betäubten ihn Glut und Erſchöpfung; er taumelte nur noch hin und her und fiel über den erſten Kieshaufen, gegen den ſein Fuß ſtolperte, lang darnieder. Seine Stirn ſchlug auf einen ſcharfen Stein, und der Schmerz oder der Schreck preßte ihm einen lauten Schrei aus. Da ſprang etwas aus dem Graben dicht neben ihm empor; er fühlte ſich ſtark gefaßt und gehoben, ein Blitz leuchtete über die Straße, und Karl ſtürzte mit freudigem Ungeſtüm an Bernhards Bruſt.

Bernhard! Bernhard! erkennſt du mich denn nicht wieder? rief der eine Bruder aus und drückte den andern enger und feſter an ſich, während dieſer wie eine lebloſe Bildſäule kalt und ſtarr in ſeiner Umarmung ſtand. Endlich raffte der Beſtürzte ſich zuſammen, er fing an zu zittern, und ſeine Bruſt wogte gewaltig empor. Er ſetzte an um zu ſprechen, aber der Athem ſchien ihm zu fehlen, und ſeine Kehle war zugeſchnürt. Plötzlich rang er ſich aus den Armen los die ihn umwunden hielten, und warf ſich auf ſein Angeſicht nieder, welches er noch mit beiden Händen überdeckte. Gott im Himmel! ſchrie er in heulender Verzweiflung. Gott im Himmel! Du haſt ja Blitze und Donner, mich zu zerſchmettern. Warum ſendeſt du dieſes blutige Geſpenſt aus ſeinem Grabe hervor? Albert, Albert, und du bluteſt immer noch!

Aber um Gottes willen, lieber Bruder, ſo faſſe dich doch! Ich bin ja Karl, Karl, dein Bruder, dein Zwillingsbruder!

Karl? Karl? Nein, Albert! du biſt Albert. Ich habe deine Wunde auf der Stirne geſehen.

Es iſt nichts, gar nichts. Ein Stein hat mich geritzt. Es iſt nichts, ich fühle nichts, ich fühle nur, daß ich dich habe, daß du lebſt und wieder unſer biſt.

Eine lange Pauſe folgte. Bernhard richtete ſich langſam auf und lehnte ſich gegen eine Pappel. Ein wildes Heer von kämpfenden Gefühlen und Entſchlüſſen zog durch ſeine Bruſt. Jetzt hätte er über das Feld fliehen mögen wie ein Hirſch, der des Jägers Netze zerreißt, jetzt drängte es ihn ſeinen Bruder zu umſchlingen, jetzt zitterte er vor einem Blitze ohne Donner, jetzt hätte er ſein Haupt gegen einen Aſt zerſchmettern können. So ſei es denn! rief er endlich aus, mit feſter, wenn auch nicht mit ruhiger Entſchloſſenheit. Ich will den Schleier heben, was auch dahinter liege. Blut und Tod und Gräuel, ich will alles ſehen, alles ſehen, was ich geträumt habe. Acht lange Jahre habe ich davon geträumt, fürchterlich geträumt, und dieſe Träume haben mich umhergetrieben durch die Welt wie den erſten

Brudermörder. Ich will nicht länger träumen, ich will alles wiſſen, alles ſchauen! — Antworte mir, Bruder, aber kurz und gerade. Was iſt aus ihm geworden, aus Albert? —

Er iſt geheilt und lebt. Der Oheim hat ihn erziehen laſſen und väterlich für ihn geſorgt. Es iſt nichts, durchaus nichts vorgefallen, was dich erſchrecken könnte. Der alte Magiſter war dem Tode reif.

Bernhard athmete hoch auf, als habe ſich eine Felſenlaſt von ſeiner Bruſt gewälzt. Dann fuhr er fort: Und unſre Mutter? Wie hat ſie meine Flucht ertragen? Keine Lüge, Bruder, um Gottes willen, keine Lüge, keine Beſchönigung!

Du kennſt ihre Gelaſſenheit. Sie überwand auch dieſen Schmerz. Die Mutter lebt, ſie wohnt bei der Schweſter in Freiberg, bei Sophien, und der Oheim iſt erſt vor wenigen Jahren geſtorben.

Kaum hatte Karl ſeine Antwort vollendet, als Bernhard mit aufgehobenen Händen wieder zu Boden ſtürzte. Gott ſei gedankt und geprieſen! rief er aus. Es haftet kein Fluch des Himmels an mir. Bruder, ſo darf ich dich denn umarmen und küſſen! Willkommen, Bruder! Willkommen, du Geſandter des Himmels, der du mich löſeſt aus den Stricken des Teufels! Mit dieſen Worten ſprang er in wilder Haſt von ſeinen Knieen auf und warf ſich ſeinem Bruder um den Hals, als wollte er ihn vor Luſt und Freude zerdrücken. Ja, Bruder, fuhr er fort: ein recht teufliſches Spiel des Zufalls hat mich bis an die Pforten der Hölle gehetzt. Doch jetzt biet' ich ihm die Spitze. Dem Zufall bin ich Mann genug.

Karl erſchrak vor dem Tone, mit welchem Bernhard dieſe letzten Worte ſprach. Das Gebet ſchien ihm plötzlich in eine übermüthige Läſterung zu verklingen, und er verſuchte den Aufgeregten zu beſchwichtigen.

Auch der ſogenannte Zufall iſt ein Diener der Vorſehung, lieber Bernhard, ſprach er mit der ſanfteſten Zurechtweiſung, um durch ſeinen Widerſpruch den Bruder nicht zu reizen, deſſen heftiges Gemüth ihm nur zu deutlich ſchon in dieſen erſten Augenblicken des Wiederfindens entgegentrat.

O rede nur dieſem erbärmlichen Zufall das Wort nicht! unterbrach ihn Bernhard. Sollen die läppiſchen Secundaner in dem Poſtwagen etwa auch Diener der göttlichen Vorſehung ſein, weil ſie mich eben als Dreizehnten begrüßten? Sieh, Bruder, gerade ſo, ſo ganz erbärmlich und jämmerlich hat dieſer Zufall mich verfolgt, und doch ſo gräßlich, ſo abſcheulich! Glaube nicht, daß die Furcht vor einer Strafe mich aus eurer Mitte fortgetrieben hat. Kein Schaffot hätte mich ſo feige gemacht. Nein, es war mir damals, als ob alle Bänke und Tiſche und Stühle und Fenſterſcheiben mich angekreiſcht hätten: Dreizehnter! Dreizehnter!

Laß das jetzt, lieber Bruder! Laß uns nach der Stadt zurückgehen. Dort pflege der Ruhe und ſammle dich. Morgen ſollſt du mir dann alles erzählen.

Alles? Alles? Bruder, es war alles nichts. Die halbe Welt hab' ich durchlaufen ohne Ruh' und Raſt vor dieſem Nichts. Wie mein Schatten hat es an meinen Ferſen gehangen, dieſes gräßliche Nichts. Jede Freude, jede Luſt, jede Arbeit, jeden Plan, jeden Biſſen meines täglichen Brotes hat es mir vergällt. O wie oft hab' ich den Himmel angefleht, daß er mir einen Diener ſeines Zornes herabſenden möchte, der mir ſagte: Du biſt verflucht! Aber nein, nichts als dieſes gräßliche Nichts, dieſer fürchterlich ſpielende Zufall! Trat ich in einen frohen Kreis der Menſchen ein, ſo ſtoben ſie vor mir aus einander wie vor einem Verpeſteten: ich war als Dreizehnter zu ihnen gekommen. Nahm ich Platz an einer Tafel, ſo ſtand mein Nachbar auf, und die andern lachten und flüſterten ſich zu: Der fürchtet ſich vor dem Dreizehnten. Wollt' ich in einem Gaſthauſe übernachten, ſo waren alle zwölf Betten beſetzt, oder man wies mir Nummer dreizehn an, eine Kammer, worin irgend ein Gaſt ſich vor kurzem erhängt oder erſchoſſen hatte. Ich ließ die Grenzen des deutſchen Landes hinter mir. Ich hoffte, dieſer Aberglaube reiche nicht über ſie hinaus. Aber auf dem Boote, welches mich von Trieſt nach Venedig führen ſollte, hatte er ſich mit mir eingeſchifft. Kaum hatten wir den Hafen verlaſſen, ſo erhob ſich ein Ungewitter, und die Wellen ſchleuderten das kleine Fahrzeug wie einen Luftball gegen die Küſte von Pola. Da zählte der Steuermann die Schiffer und die Reiſenden und kreuzte ſich. Wir waren dreizehn. Es wurde gelooſt, wer ausgeſetzt werden ſollte, um die übrigen zu retten. Mich traf die Zahl dreizehn, und ich mußte mitten in der Brandung eine Felſenklippe erklimmen, wo ich eine ganze kalte Nacht hindurch in dem Schaume des Meeres ſaß, bis ein illyriſcher Fiſcher mich am andern Morgen entdeckte und nach Pola brachte.

Karl fühlte ſich von jedem Worte dieſer Erzählung ängſtlicher und unheimlicher angeſprochen, und bot alles auf, um ſeinen Bruder von ſolchen ſchwarzen Erinnerungen abzulenken. Warum ſollen wir uns die erſten Augenblicke des Wiederſehens ſo muthwillig verbittern, lieber Bernhard? Es iſt ja nun überſtanden. Sage mir vielmehr, was hat dich hierher geführt? Welchem glücklichen Zufall, wenn es doch einen Zufall geben ſoll, verdanken wir unſer Zuſammentreffen?

Keinem andern Zufall als eben demſelben, dem allernichtswürdigſten Zufall, deſſen armſeliger Spielball ich ſo viele Jahre geweſen bin. Ich hatte in Stralſund geraſtet, länger als irgendwo in der Welt ſeitdem ich Marienberg verlaſſen habe; ich fing an, mich und meinen Begleiter zu vergeſſen, ich hörte auf von dem zu träumen, was den Schlaf zu meinem fürchterlichſten Peiniger machte: da fiel es plötzlich wieder über mich her und ſcheuchte mich weg aus meiner ſeligen Ruheſtatt. Ach, ich kann es dir jetzt nicht ſagen, aber du ſollſt es erfahren, Bruder, du ſollſt es morgen erfahren. Gott ſei Dank! Es iſt ja noch nichts verloren. Es iſt noch Zeit. Es war ja alles nichts. Ja, Bruder, ich werde glücklich werden, über alle Maßen glücklich! Aber ich flüchtete aus Stralſund, es hetzte mich wieder fort wie mit Höllenhunden. Wohin? Ich weiß es nicht. Nach Berlin wollt' ich nicht hinein. Ich hatte gehört oder geleſen, daß du in der Stadt wohnteſt. Darum blieb ich auf dem Dorfe, um dir nicht zu begegnen. Es hat anders kommen ſollen, und Gott ſei gelobt, daß es anders gekommen iſt.

Die beiden Reiſenden hatten unter dieſen Reden ihren Rückweg nach Berlin angetreten, und Bernhard ſchien durch ſeine letzte Antwort in eine glücklichere Stimmung verſetzt worden zu ſein. Er ging in die gleichgültigen Gegenſtände, für welche Karl ihn in Anſpruch zu nehmen verſuchte, mit wachſender Bereitwilligkeit ein, und ſeine Unterhaltung ſteigerte ſich, noch ehe ſie das potsdamer Thor erreicht hatten, zu einer ſo muntern Laune, als ob durchaus nichts vorgefallen wäre, was zu ernſten Betrachtungen auffodern könnte. Karl zeigte ſich auch ſchon weniger befremdet über dieſen raſchen Wechſel in dem Seelenzuſtande ſeines Bruders. So war er von ſeiner Kindheit an immer von einem Äußerſten zum andern übergeſprungen, und ein verbindender Mittelweg widerſprach ſeiner angebornen Natur. Die wildeſte Verzweiflung, der übermüthigſte Trotz und die ausgelaſſenſte Laune ſtanden in ſeinem Weſen benachbart neben einander, und dem Bruder war daran gelegen, ihn wo möglich in der letzten Stimmung zu der Stadt und in ſeine Wohnung hineinzubringen.

Der Morgen fing an zu dämmern, und einige Barbiere eilten ſchon über die leipziger Straße, als Karl an der Klingel eines großen Hauſes auf dem Dönhofsplatze zog. Seine Wirthin, die Wittwe eines Logenſchließers, die ſich gegenwärtig als Stubenvermietherin, Stickerin und Feinwäſcherin auf das anſtändigſte ernährte, ließ ihn nicht ſo lange vor der Thüre warten, wie die Schönebergerin, obgleich ſie ſich wahrſcheinlich in demſelben Zuſtande befinden mochte. Sie kannte das Schellen ihrer jungen Herren auch im Schlafe und war eben ſo ſehr erſtaunt als erfreut, ihren italieniſchen Reiſenden ſchon wieder zu ſehen und ſeinen Herrn Bruder auf eine ſo unverhoffte Weiſe kennen zu lernen.

Viertes Kapitel.

Die Brüder waren durch die Bewegungen der vergangenen Nacht mehr erſchüttert als ermüdet worden, und obgleich ſie ſich beide vorgenommen hatten zu ſchlafen und kein Wort mehr mit einander zu ſprechen, nachdem ſie ſich niedergelegt hätten, ſo ließen doch ihre eigenen Gedanken und Empfindungen ſie nicht zur Ruhe kommen. Bernhard hatte ſich unausgekleidet auf das Sopha geworfen, trotz den dringenden Bitten ſeines Bruders, welcher ihm gern ſein bequemeres Lager in der Kammer abgetreten hätte, und kaum waren zwei bis drei Stunden verfloſſen, ſo hörte Karl ſchon draußen in der Stube auf und abgehn, Stühle rücken und Fenſter öffnen und zuſchlagen. Guten Morgen, lieber Bruder! rief er hinaus, indem er aufſtand und ſich anzukleiden anfing.

Schönen Dank, Karl! entgegnete Bernhard, und warf mit Ungeſtüm das Fenſter zu, aus welchem er eben nach dem Dönhofsplatze hinuntergeſchauet hatte. Ich hab' es mir doch immer gedacht. Das ſoll nun eine ſchöne Stadt ſein! Ein Haus wie das andere, eins von dem andern nur durch die Nummer zu unterſcheiden. So eine Straße kömmt mir vor wie die Reihe Soldaten, die da unten exercirt. Ein Geſicht wie das andere, ein Kerl wie der andere, Uniformen und Zahlen, damit iſt die ganze Herrlichkeit fix und fertig.

Immer noch der alte Bernhard, dem nichts recht iſt, was gerade ſteht, ſprach Karl mit gutmüthigem Lächeln, indem er zu dem Bruder trat und ihn umarmte. Sieh einmal, haſt du doch ſchon meine ganze Stube in Unordnung gebracht, die Stühle verrückt, die Gardinen ſchief gezogen.

Bernhard lachte laut über ſich ſelbſt, ſtampfte aber dabei in gemachtem Zorne mit dem Fuße und rief aus: Hol' der Teufel dieſes gerade Weſen! Wozu hält euch denn die Natur überall ihre ſchöne Unordnung vor? Macht ſie ja einmal ſo ein gerades, regelmäßiges Ding nach der Schnur, ſo heißt es mit Recht: ſie hat geſpielt.

Karl ließ dieſe Paradoxen ſeines ſtreitluſtigen Bruders unangegriffen und legte ihm ſeine Arme noch einmal um den Hals, ihn lange feſthaltend und mit liebevollen Blicken betrachtend. Biſt du es denn aber auch wirklich? Und du ſtehſt nun hier in meiner Stube und haſt auf meinem Sopha geſchlafen, und ich habe meine Arme um deinen Hals geſchloſſen, und wir ſprechen miteinander von gleichgültigen Dingen, als wäreſt du ohne weiteres gekommen, um mich einmal zu beſuchen. Ach Gott, und was liegt alles ſo nahe hinter uns, hinter dir! Vor wenigen Stunden wie ein Geiſt erſchienen, wie ein Wunder empfangen, und nun ſchon wieder in die Gewöhnlichkeit hineingerückt! Sollte man doch denken, du brächteſt eine Sphäre des Wunderbaren mit dir, in welcher kein gleichgültiges Wort und keine gewöhnliche Empfindung Raum fänden. Muß denn alles Außerordentliche augenblicklich ſo bekannt, ſo natürlich, ſo fügſam in das alltägliche Leben werden, ſobald es aus der ewigen Zukunft der Furcht und Hoffnung in die Beſchränkung der Gegenwart eintritt? Wahrlich, das größte Wunder dieſes Lebens iſt doch die Gewohnheit, die Wunderzerſtörerin!

Die Gegenwart, ſprach Bernhard, die Rede ſeines Bruders halb ſcherzhaft aufnehmend, iſt in dieſem Bezuge für die Zukunft ungefähr das, was die Ehe für die Liebe ſein mag; und Menſchen, die ſich lieben, aber lieben ſo wie ich's meine, daß dir das Herz auch aus den Fingerſpitzen herausſchlagen möchte, die ſollten ſich eigentlich niemals heirathen. So ein Umherſchwanken auf dem bewegten Meere der Liebe, die feſte Küſte in dem Wunderlicht der Ferne vor dir! O glaube mir, Bruder, die Geſchichte von Adams und Evas Falle iſt nichts als eine alte Fabel von der Liebe und Ehe.

Du philoſophirſt wie ein unglückſeliger Ehemann, unterbrach ihn Karl.

Sage, wie ein ſeliger Liebender, und du haſt's getroffen! fuhr Bernhard auf. Und um es kurz abzumachen, ich will, ich muß wieder fort nach Stralſund, heut' oder morgen, wieder hinauf auf meinen Thurm, in den hohen blauen Äther hinein, zu meiner Elsbeth — und keine Dreizehn ſoll mich jetzt noch einmal aus dieſem Himmel herunterſtürzen.

Iſt den Herren der Kaffee gefällig? Ich will ſo früh nicht ſtören. Habe das Blänkchen vor die Thür geſtellt und wünſche guten Appetit. Mit dieſer freundlichen Einladung unterbrach die ſanfte Stimme der Wirthin Bernhards ungeſtüme Herzensergießungen, und dieſer, ohne dadurch verſtimmt zu ſcheinen, riegelte die Thür auf, holte das Blänkchen mit dem Frühſtück herein und ſtellte es auf ſeines Bruders Schreibepult nieder, welches noch von dem geſtrigen Ausräumen mit Papierſchnitzeln und leeren Couverts bedeckt war. Setzen wir uns, Karl, ſprach er in dem gleichgültigſten Tone, und laſſen wir den Kaffee nicht kalt werden. Meine Geſchichte hält ſich ſchon warm, bis wir getrunken haben. Oder noch beſſer, ich gebe ſie gleich zum Kaffee. Es iſt eine ganz einfache Liebesgeſchichte, recht für den Vortrag bei einer Taſſe Kaffee gemacht.

Die Brüder ſetzten ſich und frühſtückten. Bernhard nahm ein Couvert von dem Pulte, drehte es zwiſchen den Fingern und heftete ſeinen Blick unverwandt auf das ſchwarze Siegel. Es iſt das Couvert des Brieſes, in welchem Friedrich mir des Oheims Tod gemeldet hat, ſagte Karl, als hätte er eine Frage in des Bruders Mienen geleſen. Bernhard aber, ohne darauf zu achten, ſprach vor ſich hin: Ja, wie ein ſolcher ſchwarzgeſiegelter, ſchwarzeingefaßter Brief, ſo lag die Vergangenheit hinter mir und die Zukunft vor mir; ſo kann ein andrer ſich meinen Zuſtand etwa vorſtellen. Immer und immer der eine ſchwarze Brief mit meiner Adreſſe, und ich wagte ihn nicht zu brechen, und warf ihn weg, und immer und immer war er wieder da. Nun haſt du ihn mir entſiegelt, Bruder, und vorgeleſen was darin ſteht, und ich bin von dem ſchwarzen Banne gelöſt. Was ich doch für ein abergläubiſcher Narr geweſen bin! Ich möchte mir Naſenſtuber dafür geben.

Laß dein neugebornes Glück nicht übermüthig werden, Bernhard, unterbrach ihn ſein ängſtlicher Bruder.

Und warum nicht? rief Bernhard entſchloſſen aus. Freu' ich mich doch, daß es den Muth und den Übermuth noch nicht verlernt hat. Ich habe viel nachzuholen und will luſtig darauf los gehen. Ja, ich will fort, heute noch, dieſen Morgen noch. —

Und wohin, Bruder? Wohin es auch ſei, nicht ohne mich!

Nach Stralſund. Hab' ich's dir nicht ſchon geſagt? Auf den Sanct Nikolaithurm hinauf, die gerade Straße nach dem Himmel! O ich liebe hoch, Bruder, ſehr hoch. Hätt' ich nur mein Räthſel nicht ſelbſt mit dem Thurme verrathen, du ſollteſt bis zu den Königinnen nach meiner Geliebten hinaufrathen und doch nicht hoch genug geſtiegen ſein. Denn ſie iſt die Tochter eines Thürmers.

Weiß man doch niemals, wie man mit dir daran iſt! Soll ich dein Liebesgeſtändniß für Scherz oder für Ernſt nehmen?

Nimm's für beides zuſammen, und du begreifſt dann die Liebe ſelbſt. Aber die Geſchichte der meinigen iſt in allem Ernſte folgende. Es mag ungefähr ſo lange her ſein wie ein Jahr, da kam ich nach Stralſund. Ich hatte mich in Kopenhagen auf ein Schiff geſetzt, ohne eigentlich einmal zu fragen, wohin es geladen habe. Aber das alte Stralſund gefiel mir wohl — ja, das heiß' ich mir eine Stadt! Und ich machte Raſt in ſeinen Mauern. Es war eben großes Vogelſchießen in der Kniepervorſtadt, und ich zog als reiſender Italiener mit meiner Clarinette hinaus und blies von Zelt zu Zelt die luſtigen Bergreihen, die ich ſeit meiner Flucht aus Marienberg nicht wieder verſucht hatte. Weiß Gott, wie ſie mir nun gerade da in den Kopf und Mund kamen. Aber es ging vortrefflich. Mein Teller füllte ſich mit Schillingen, und Bierkrüge und Weingläſer drängten ſich um mich her, als ob ich der Held des Tages wäre. Da arbeitete ſich ein alter Graukopf durch den Schwarm der Umſtehenden bis zu mir heran. Er zitterte vor Freude und Rührung, maß mich von oben bis unten mit thränenden Augen und ſtammelte dann ſo gut er konnte: Leibhaftig wie der Selige! Und ſein Ton, ſein Vortrag, alles, als wäre mein Amadeus wieder aus dem Meere auferſtanden. Gott behüt' ihn, lieber Mann, und beſuch' er mich doch einmal auf meinem ſchönen Nikolaithurme, wenn ihm das Treppenſteigen nicht zu beſchwerlich iſt. Da oben muß ſeine Clarinette erſt klingen, daß die lieben Engel zuhorchen möchten.

Es war der Thürmer und Stadtpfeifer Elias Kranhelm, der alte Schwede, wie die Stralſunder ihn vorzugsweiſe nannten, welchen meine Clarinette ſo unwiderſtehlich angezogen und mein Anblick ſo wunderbar erſchüttert hatte. Auch ich fühlte mich von dem Greiſe beinahe väterlich berührt und genügte ſeiner Einladung gleich am folgenden Morgen. Es war ein Sonntag. Als ich die Treppen des Nikolaithurms hinaufſtieg und ungefähr die halbe Höhe erreicht hatte, fing die Orgel unter mir zu brauſen an, und ich erkannte in dem Geſange die Melodie eines Liedes, welches wir oft in der marienberger Schule bei dem alten Magiſter geſungen hatten. Es ergriff mich wunderbar, jedoch ohne mich zu erſchrecken, und ich ſtieg weiter. So erreichte ich die Thürmerwohnung. Die Thür war nur angelehnt, und indem ich ſie öffnete, hörte ich den Greis in einer Nebenſtube laut beten, wie es mir ſchien, ein ſchwediſches Lied. Er ließ ſich durch meinen Eintritt nicht ſtören, und als er zu Ende war, trat er heraus und reichte mir ſeine Hand. Das häusliche Sonntagskleid ſtand dem kleinen feinen Alten überaus ſchön, Wamms und kurze Beinkleider von ſchwarzem Sammet mit ſpitzen ſilbernen Knöpfen, und eine runde Kappe von demſelben Zeuche über dem weißen zierlich gekämmten Haar. Dazu ſein ſtilles, kurzes und ſchlichtes Weſen, ſeine weiche ſchwediſche Ausſprache und vor allem ſein klares durchſchauliches Auge — ich habe nie einen ein nehmendern Greis geſehen. Mich behandelte er wie einen lieben Bekannten und machte mir ohne lange Vorrede den Antrag, ob ich mich wohl entſchließen möchte ſein Subſtitut zu werden. Er könne bei ſeinem hohen Alter, welches ihn beſonders oft mit einem gefährlichen Schwindel heimſuche, ſeinen Dienſt nicht länger mit Ehren verſehen, und ſein Sohn, der nämliche, dem ich ſo auffallend ähnlich ſein ſollte, habe ihn vor einigen Jahren heimlich verlaſſen und ſich als Matroſe auf einem norwegiſchen Schiffe anwerben laſſen, welches bei der erſten Ausfahrt in einem Sturme an der Spitze von Arkona geſcheitert ſei. Es kommt nur auf ihn an, fuhr er fort, ſo iſt die Sache richtig. Der Herr Bürgermeiſter und die Herren Rathsverwandten halten ein Stückchen auf den alten Elias und haben es mir anheimgeſtellt, mir einen Gehülfen auszuſuchen. Mein Poſten iſt einträglich, lieber Mann, und ich werde bald Platz machen, das ſieht er mir wohl an. Sag' er ja oder nein. Er gefällt mir und ich mein' es gut mit ihm, und da kommt meine Elsbeth, die wird ihm auch gewogen werden, wenn er ſich ordentlich aufführt.

Ich wandte mich um; da ſtand ein junges Mädchen in einem altmodiſchen Sonntagsputze, mit einem Geſangbuche unter dem Arme, vor mir.

Nun, Elsbeth, was meinſt du? redete der Alte ſie an. Sieht er nicht dem ſeligen Amadeus ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern?

Ich find' es nicht, lieber Vater, entgegnete Elsbeth und ſchlug die Augen erröthend nieder, nachdem ſie mich mit einem ängſtlichen Blicke betrachtet hatte.

Und nun weißt du alles, Bruder, oder du kannſt es doch errathen. Ich wurde des alten Elias Subſtitut, bezog eine Wohnung auf dem zweiten Thurme der Kirche, den ohne Spitze mein' ich, blies alle Tage ein Feierabendslied von dem Dachgeländer herunter, zog die Uhrenſtränge auf, ſchlug mit dem Hammer die Stunden auf der großen Glocke nach — und war nach weniger als drei Monaten Elsbeths Bräutigam. Der Tag der Hochzeit war angeſetzt, die Kammer neben mir eingerichtet — pfui, ich ſchäme mich meiner ſelbſt! So ſchmählich aus dem Himmel herauszulaufen, wenn ein Teufelchen ſich einmal den Scherz macht, mit einer Kralle an ſeiner Pforte zu kratzen!

Ich verſtehe dich, Bruder. Deine eheſcheuen Grundſätze —

Grundſätze? Was Grundſätze? Wenn ich von

Grundſätzen ſprach, ſo war ich ein Narr, ein erbärmlicher Prahler. Mit einem ihrer weichen blonden Haare hätte ſie mich mit allen meinen Grundſätzen bis an den Thurmknopf hinaufgezogen und feſtgebunden. Nein, keine Grundſätze, ſondern wieder nichts als der Zufall, der allernichtswürdigſte Zufall, oder nein, auch der nicht, vielmehr ein Spiel des Teufels, eines kleinen, winzigen Teufelchens, das alle tauſend Jahre nur eine Menſchenſeele verführen kann. Ich war mit ihr nach dem Hafen gegangen, wo eben ein großes ſchwediſches Schiff gelandet hatte. Heute werden es acht Tage, daß ich den unglückſeligen Weg einſchlug — Gott, und welche Ewigkeit der Angſt und Qual zwiſchen jenem Tage und heute! Wir traten heran und ſahen die Reiſenden ausſteigen. Eine lange, ſtark gegliederte Frau von mittleren Jahren zog vor allen andern unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Sie ſchritt mit einem langen glatten Stabe in leidenſchaftlicher Bewegung auf und ab, ſchrie und winkte und murmelte dann wieder in ſich hinein. Ihre ſeltſame Tracht. ein großer ſchwarzer Pelz mit einer rothverbrämten Kapuze, ihr wildes unruhiges Weſen und ihre unverſtändliche Sprache hatten eine Menge Menſchen um ſie verſammelt, aber keiner konnte ihr als Dolmetſcher behülflich ſein. Endlich rief ein Matroſe des Schiffes, aus dem ſie eben heruntergeſtiegen war, einem vorbeifahrenden Boote zu: Heda, Kamerad! Willſt du eine Hexe nach Hiddenſö überſetzen? Wir frugen dieſen Matroſen nach dem ſchrecklichen Weibe, und er berichtete uns, es ſei eine berüchtigte Wahrſagerin aus Lappland, welche alle Jahre in den Hundstagen eine Reiſe nach der Inſel Hiddenſö mache, um dort ein Kraut zu ſuchen, welches ſonſt nirgends wachſe und zu ihrem Handwerke unentbehrlich ſei. Jetzt rufe ſie nach einem Boote, aber kein Menſch verſtehe ihr lappiſches Kauderwelſch. Mein unſeliger Hang zum Wunderbaren und Grauſenhaften zog mich unaufhaltſam zu der abſcheulichen Hexe hin. Elsbeth wehrte vergebens und ſträubte ſich mir zu folgen. Ich bahnte mir und ihr einen Weg durch das Gedränge, bis daß wir dicht vor der Lappin ſtanden, die uns ſogleich mit ihren großen rollenden Augen von der Ferſe bis zum Scheitel muſterte. Ich drückte ihr einen Gulden in die Hand und gab ihr zu verſtehen, daß wir eine Wahrſagung von ihr zu hören wünſchten. Sie beſchauete erſt meine Hand und Stirn und machte ſodann eine abwehrende Geberde, als könnte oder wollte ſie mir nichts ſagen. Länger machte ſie ſich mit Elsbeth zu ſchafſen, die unterdeſſen an meinem Arme wie Espenlaub zitterte. Endlich brachte das Weib einige Worte in gebrochenem Schwediſch heraus. Ich verſtand ſie nicht, aber Elsbeth fuhr plötzlich zuſammen und riß mich zurück. Was war's denn, Elsbeth? frug ich ſie, als wir uns aus dem Menſchenſchwarme wieder herausgewunden hatten. Nichts, antwortete ſie mit gezwungener Faſſung, und doch recht ſeltſam. Sie ſagt, ich ſoll mich vor dreizehn oder vor dem Dreizehnten hüten, und daſſelbe iſt mir ſchon als Kind geweiſſagt worden, wie meine ſelige Mutter erzählte.

Ich ſtand da wie von einem Blitze aus heiterer Luft getroffen, oder nein, wie Satan nach dem Sturze vom Himmel, als er den feſten Boden der Hölle unter ſeinen Füßen fühlte. Ich hätte in das Meer ſpringen mögen, um nur kein Wort erwiedern zu müſſen. Auch weiß ich nicht mehr, was ich geſagt haben mag oder wie ich mit dem Mädchen auf den Thurm hinaufgekommen bin. Aber ſie merkte dennoch meinen ſchrecklichen Zuſtand nicht, weil ſie mich als launig kannte und mich ſchweigen ließ, wenn ich zum Sprechen nicht aufgelegt ſchien. Es war gegen Abend, als wir nach Hauſe kamen. Ich ging nicht mit zu dem alten Elias hinein. Ich hätte heftige Kopfſchmerzen, gab ich vor, und wollte mich bald niederlegen. Der Vater möchte dieſe Nacht einmal auf der großen Glocke nachſchlagen, oder auch ſie, wenn der alte Mann wieder etwas von ſeinem Schwindel fühle. So machte ich mich los von ihr und ſchloß mich in meine Kammer ein. Und nun brach es über mich herein, wie ſoll ich's nennen? Verzweiflung, Raſerei, Todesangſt, mehr als das alles zuſammen. Denn wär' es Verzweiflung geweſen, ein Sprung aus meinem Fenſter hätte mich davon erlöſt; Raſerei war es auch nicht, denn meine volle Beſinnung wollte mir Kopf und Herz zerſprengen, und ſo martervoll hätte kein Tod ſein können, daß ich ihn nicht, wär' er jetzt zu mir hereingetreten, freudig in die Arme geſchloſſen hätte. Endlich erlag ich dem Sturme dieſer Qualen. Ich ſchlief ein, aber zu welchem Schlafe! Jeder Glockenſchlag weckte mich aus gräßlichen Träumen zu noch gräßlichern Einbildungen auf. Als es zwölf ſchlug, und der Hammer die Schläge auf der großen Glocke zu wiederholen anfing, da faßte mich plötzlich der Gedanke, es werde jetzt dreizehn ſchlagen, und mit dem dreizehnten Schlage müſſe der Thurm, die Stadt, die Welt zuſammenſtürzen. Als ich dann wieder eingeſchlummert war, verwandelte ſich in dem tollen Bilderſpiel der Träume mein Kopf in eine große Glocke, und ſo hing ich in dem Thurme und hörte die Uhr neben mir dreizehn ſchlagen. Da trat der alte Magiſter, der aber zugleich auch wie der alte Thürmer ausſah, mit einem Hammer auf mich zu, und dieſer Hammer war wieder eins und daſſelbe mit einer ſilberbeſchlagenen Bibel. Ich wollte ſchreien und mich zu erkennen geben, daß ich keine Glocke, ſondern ein Menſch ſei, aber mein Mund hatte keinen Laut. Der Greis ſchlug dreizehnmal gegen meine Stirn, daß mir das Gehirn aus den Augen ſprang —

Um Gottes willen, Bruder, das halt' ich nicht aus! fiel Karl dem Erzähler bei dieſer Stelle in das Wort. Und wie du ſchrecklich ausſiehſt!

Bernhard lachte laut auf, daß die Wände des kleinen Zimmers wiederhallten. Poſſen! Kindiſche Poſſen! Ein Zeitvertreib für das Tollhaus! Weiter nichts. Ich habe mich hineingeſchwatzt, weil du mir ſo aufmerkſame Geſichter ſchnitteſt. Willſt du's kurz haben, deſto beſſer. Am andern Morgen hatte ich Stralſunds Thürme ſchon ein paar Stunden weit hinter mir und lief wieder in die Welt hinein, als ob die ganze Hölle Jagd auf mich gemacht hätte. Die pommerſchen Gänſe flogen vor mir auf, ſo toll muß ich über Feld und Graben geſtürmt ſein. In meiner Stube hatte ich ein Zettelchen liegen laſſen mit einigen unſinnigen Zeilen von Familiengeheimniſſen, unerläßlichen Geſchäftsreiſen, Scheu vor Abſchiednehmen — ich weiß es ſelbſt nicht mehr. Und damit iſt die dümmſte Geſchichte meines Lebens zu Ende.

Zu Ende? wiederholte Karl mit Nachdruck.

O daß ich mich auch daran von dir erinnern laſſe und noch nicht fort bin! Jede Minute, die ich hier verſchwatze, wird dort vielleicht mit thränenden Augen an der alten Wanduhr minutenweiſe nachgezählt.

Du haſt Recht, lieber Bernhard, und ich halte dir mein Wort. Ich gehe mit dir und bin in wenigen Stunden reiſefertig. Mein Koffer ſteht noch in Zehlendorf, den laſſ' ich ſogleich abholen; Geld hab' ich vollauf in der Taſche, denn ich war für eine Reiſe nach Italien ausgerüſtet; es fehlt durchaus an nichts, und noch vor Mittag ſoll die Extrapoſt vor unſrer Thür ſtehen. Es liegt mir wahrlich ſelbſt daran, ſo bald als möglich aus der Stadt zu kommen, um heute den Leuten nicht wieder in den Weg zu laufen, von denen ich geſtern Abſchied auf Jahre genommen habe.

Karl ging hinunter, um die nöthigen Aufträge zu ertheilen. Du mußt ein paar Briefe ſchreiben, lieber Bernhard, ſagte er, als er wieder hineintrat, wenigſtens an die Mutter und an den Bruder Friedrich.

Alles, was du willſt, nur nicht ſchreiben! Lieber lauf' ich zweimal nach Marienberg, als daß ich einen Brief dahin ſchreibe.

Die Mutter und Bruder Friedrich wohnen beide in Freiberg. Sie haben, ſollte ich meinen, doch wohl gerechte Anſprüche auf ein paar Zeilen von deiner Hand.

Gott, das iſt wohl wahr, aber was ſoll ich denn ſchreiben? Du verſtehſt das beſſer, Herzensbruder, und ich ſchreibe meinen Namen darunter. Mir laufen die Räder unſeres Wagens ſchon im Kopfe herum, daß ich keinen Gedanken mehr feſt halten kann.

Man muß dir den Willen thun. So will ich die Briefe übernehmen. Und was ſoll ich von der Braut ſchreiben, und von der Hochzeit, und wann das junge Ehepaar nach Freiberg kommen wird?

Davon keine Sylbe, Bruder, um alles in der Welt, keine Sylbe davon! Wer weiß, wie ſich das noch drehen und wenden kann. Alle Verſprechungen und Verabredungen ſind mir von jeher ein wahrer Abſcheu geweſen. Ich möchte gleich davonlaufen, wenn es heißt: dabei bleibt es. Es iſt ein Unſinn, eine Läſterung!

Nun, wie du willſt, lieber Eigenſinn. So werden wir hoffentlich in Stralſund einen deſto kürzern Aufenthalt machen, um die Mutter nicht zu lange warten zu laſſen. Es ſteht ja auch deiner Heirath nichts im Wege, wie es mir ſcheint, und ſelbſt die Zeilen, welche du zurückgelaſſen, kommen dir jetzt zu Hülfe. Sie haben die Entdeckung vorbereitet, die du zu machen haſt. Der Tod des Oheims, die Erbſchaft, da haſt du ohne alle Lüge die Familiengeheimniſſe und die Geſchäftsreiſen. Wie ſie erſtaunen werden, wenn der arme Italiener als reicher Deutſcher zurückkehrt!

Narrenspoſſen! Arm, reich, was heißt das? Wenn ich auf dem Nikolaithurme ſtehe und hinunterſchaue in das große dunkelblaue Meer und dann wieder in Elsbeths himmelblaues Auge hinein, Bruder, was frag' ich dann danach, ob ich in der Welt da unter meinen Füßen reich oder arm heiße?

Alles wahr und alles ſchön, lieber Bernhard, aber nimm es mir darum nicht übel, wenn ich dir ſage, daß du durch des Oheims Wohlthat über ein Vermögen von einigen dreißig tauſend Thalern zu ſchalten haſt.

O ſchweige mir von dem Gelde, Bruder. Ich habe neun Jahre lang von dem kleinen Capitale meiner Clarinette gelebt, und mit ihr habe ich mir ja auch meine Elsbeth erblaſen. Entdeckung? Erſtaunen? Was iſt denn nun eigentlich ſo Großes zu entdecken und zu erſtaunen? Daß wir uns herunterlaſſen ſollen aus der Narbarſchaft des Himmels in die liebe niedrige Gewöhnlichkeit eurer Welt? So will ich denn wenigſtens den höchſten Feſttag meines Lebens noch oben in der Höhe feiern. Weiß der Himmel, es kömmt mir oft vor, als könne meine Elsbeth hier unten gar nicht leben. Aber laß dich das alles nicht kümmern, Bruder, und rede mir nur in dieſe meine Pläne kein Wort herein. Du darfſt auch vor der Hand nicht mit mir hinauf, und die Elsbeth ſiehſt du nicht eher, als bis ſie deine Schwägerin iſt. Du magſt unterdeſſen nach Rügen hinüberfahren und Landſchaften zeichnen. Du weißt ja, ich bin immer ein toller Chriſt geweſen und werd' es auch wohl noch lange bleiben. Mein Weg geht querfeldein, über Stock und Stein, und dir gefallen die geraden und glatten Landſtraßen. Aber ich mein' es dennoch gut und treu mit dir und mit der ganzen Welt. Nun ſetze dich nieder und ſchreibe, und ich will unterdeſſen einmal durch eure Stadt laufen, um zu verſchnaufen. Sonſt halt' ich es nachher in dem Wagen nicht aus.

Bernhard umarmte bei dieſen Worten ſeinen Bruder, ihm mit aller Gewalt einen heißen Kuß auf die Stirn drückend, und eilte hinaus. Karl ſah ihm kopfſchüttelnd nach und zog die Klingel, um ſich Papier und Tinte holen zu laſſen.

Fünftes Kapitel.

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, und aus der unabſehbaren Ebene ſtiegen in dämmernder Ferne die Thürme der Stadt Stralſund empor. Es war ein heller Nachmittag geworden, und der Wind hatte alle Wolken zerblaſen, welche den Horizont den ganzen Morgen über umlagert gehalten hatten. Die Brüder ließen das Verdeck ihres Wagens niederlegen, und Bernhard begrüßte laut jubelnd den Nikolaithurm mit ſeinen beiden Häuptern. Seine ausgelaſſene, aber faſt ohne Unterbrechung heitergeſtimmte Laune hatte die langweilige Reiſe von Berlin nach Stralſund gekürzt und die Unbequemlichkeit der ſchlechten Landſtraße erleichtert, und Karl weiſſagte ihm aus der fröhlichen Fahrt einen glücklichen Erfolg. Jetzt buchtete das Meer zur Rechten des Weges ſich mit kleinen dunkelblauen Streifen in die gelben Ufer herein, und einige Sandhöhen der rügenſchen Küſte erhoben ſich darüber, wie abgeſchnittene Vorſprünge des Feſtlandes. Fahr' zu, Poſtillon! rief Karl aus, welcher in dem Geſichte ſeines Bruders eine quälende Ungeduld zu leſen anfing. Es gibt ein doppeltes Trinkgeld auf der letzten Station!

Je näher, größer und klarer die Stadt den Reiſenden mit ihren ſtolzen Thürmen und Maſten entgegentrat, deſto ängſtlicher und unruhiger wurde Bernhard. Er zog ſeine hohe Stirn in Runzeln über die Augen herunter, biß ſich in die Unterlippe und rieb ſich unablässig die Hände. Karl bemühete ſich vergebens ihn zu zerſtreuen, denn er ſahe das Gewitter in der Seele ſeines Bruders aufziehen; aber es war kein Gehör und keine Antwort von dem in ſich Verſunkenen zu erlangen. Da hielt der Poſtillon plötzlich an und ſtieg von ſeinem Bocke, um einen geriſſenen Strang wieder zuſammenzuknüpfen; das Geraſſel des Geſchirrs und der Räder ruhete, und man hörte in der ſtillen Pauſe aus der Stadt her die Glocke einer Thurmuhr deutlich ſchlagen. Bernhard fuhr wie getroffen auf und legte ſich über den Schlag weit hinaus, daß ſein Bruder fürchtete, er möchte das Gleichgewicht verlieren, und ihn beim Rockſchooße feſthalten wollte. Horch, horch, Karl! Jetzt, jetzt muß es nachſchlagen. Es iſt die Nikolaiglocke. Jetzt! Jetzt! Gott, das iſt wahrhaftig Elsbeth, die mir zuruft! Sie iſt es, ſie ſchlägt an! Ich komme! Ich komme!

Mit dieſen Worten riß Bernhard ſeinen Schlag ungeſtüm auf und ſprang aus dem Wagen. Leb' wohl, Bruder! rief er hinter ſich, als er ſchon einen Vorlauf gewonnen hatte, und Karl, leicht beſtürzt und immer unſchlüſſig wie er war, vermiſchte ſeinen Gegengruß mit Einwendungen und Beſtellungen, welche der flüchtige Fußgänger nicht mehr vernahm.

Athemlos erreichte dieſer das Frankenthor. Als er nun in die Straßen eintrat, durch die er ſo oft und noch vor wenigen Tagen gegangen war, als er die bekannten Häuſer, Thüren, Fenſter und Kellerſchläge erblickte und einige von jenen Geſichtern ihm begegneten, die man auch ohne Namen überall und immer aus der Menge herausfindet, da war es ihm als träumte er nur. Denn eine unermeßlich lange Zeit ſchien ihm zwiſchen ſeiner Flucht und Rückkehr zu liegen, und es würde ihn nicht in Erſtaunen geſetzt haben, wenn er die ganze Stadt bis zum Verkennen ungewandelt wiedergeſehen hätte. Aber da ſtand nun alles noch unverändert an ſeinem alten Platze. Eine Hökerfrau, von welcher er auf jenem unglückſeligen Spaziergange nach dem Hafen ſchwarze Herzkirſchen gekauft hatte, rief ihm zu und bot noch dieſelbe Waare feil, und ein großer Monatsroſenſtock, welchen Elsbeth damals am Fenſter eines Silberladens bewundert hatte, ſtand noch eben da in voller Blüte. Bernhard wußte ſich nicht hineinzufinden in die Zeit und den Ort, und irre an ſich und allem, was ihn umgab, blieb er an der Ecke des Marktplatzes eine Weile ſtehen, um ſich zu ſammeln und zu beſinnen. über die ſpitzen Zinnen des Rathhauſes erhob ſich die alte Nikolaikirche mit ihrem platten und ſpitzen Thurme. In jenem hatte er gewohnt; die Fenſter ſeines Zimmers ſtanden offen und waren ein Spiel der Winde. In dieſem wohnte der Thürmer mit ſeiner Elsbeth; er konnte die kleinen runden Fenſterſcheiben zählen, er konnte in Gedanken diejenigen herausſuchen, auf denen er ſeinen und ihren Namen eingekratzt hatte, und die grünen Gardinen mit dem ſchwediſchen Wappen waren in Elsbeths Kammer heruntergezogen. Er ging weiter bis auf den Kirchplatz. Vor ihm ſtand das kleine Haus des Küſters, deſſen Tochter Elsbeths vertrauteſte Freundin war, und er ſah das Mädchen in der Stube vor dem Spiegel ſtehen und ſich das Haar flechten. Da war es ihm, als ſollte er zu ihr hineinlaufen und fragen: was macht Elsbeth? Aber er hatte nicht den Muth dazu. Was hätte er dafür gegeben, wenn ſie das Fenſter geöffnet und ihn mit fröhlichem Geſicht willkommen geheißen hätte! Und doch zitterte er vor dem Gedanken, daß ſie ſeiner anſichtig werden und zu ihm ſprechen möchte. Die jungen Pappeln an dem ſchwarzen Geländer des Kirchhofs regten ſich über ihm, wie in geheimnißvollen Flüſtern, und der alte ſtumme Todtengräber, welcher nach einem Plätzchen für ein Grab zu ſuchen ſchien, betrachtete ihn mit großen ſtarren Augen von oben bis unten, als wollte er ein Maß von ihm nehmen.

Bernhard öffnete die Pforte des Thurmes und ſtieg die ſteinerne Wendeltreppe raſchen Schritts hinauf. Da hörte er über ſich Fußtritte ſchallen, aber die Windung erlaubte ihm nicht einen Vorgänger zu bemerken. Eine beklommene Neugier beflügelte ſeine Füße, und als er die hölzernen leiterartig über einander laufenden Stiegen erreicht hatte, konnte er zwei Männer ſehen, welche über ihm auf einem Abſatze ausruheten. Es ſchien ein Älterer und ein Jüngerer zu ſein, und ihre vornehme Kleidung ließ vermuthen, daß keine gewöhnliche Beſtellung ſie dieſen Weg führte. Bernhard ſtand ſtill, um zu lauſchen. Ein ſonderbarer Fall, Herr Doctor, ſprach der eine, deſſen Stimme auch ein ſchwaches Alter verrieth. Sehr ſonderbar und bedenklich! — Wenn man nur den eigentlichen Zuſammenhang ergründen könnte, Herr Geheimrath, entgegnete der Jüngere, um die pſychiſche Cur daran zu knüpfen! Aber mir iſt die ganze Geſchichte ein Räthſel. Sie gingen weiter, und unter Bernhard wankte der Boden. Dennoch geſtand er ſich ſelbſt die Wahrheit ſeiner ſchrecklichſten Furcht nicht und murmelte in ſich hinein, wie um ſich zu beruhigen: der alte Vater wird krank ſein.

Die beiden Ärzte hatten die Thürmerwohnung einige Minuten früher erreicht, ehe Bernhard ſeinen Fuß auf die letzte Stiege ſetzte. Er hatte ſich gehütet von jenen bemerkt zu werden und deswegen einen langſamen und leiſen Schritt angenommen. Die Thür öffnete und ſchloß ſich, und der Lauſcher hörte an dem wohlbekannten Knarren derſelben, daß man ſehr behutſam mit ihr umgegangen war. Er muß bedeutend krank ſein der alte Elias, dachte er bei ſich, oder wollte ſich doch zwingen es zu denken. Mit zitternden Knieen ſtand er vor der Thür und wollte klopfen. Aber eine unſichtbare Gewalt ſchien ſeine Hand zu lähmen, und er legte ſeinen Kopf gegen die Pfoſte, um zu horchen. Kein menſchlicher Laut war zu vernehmen, und nur die alte Wanduhr pickte ihren eintönigen Pendelſchlag ungeſtört fort, als wäre alles in guter Ruhe. Bernhard hatte ſeine Hand unvorſichtiger Weiſe auf die Klinke gelehnt, und die Thür öffnete ſich plötzlich vor ihm. Die Stube war leer, aber alsbald trat der alte Thürmer ihm aus Elsbeths Kammer entgegen und fuhr wie vor einer Geſpenſtererſcheinung zurück. Mit bebender Haſt rief er ein paar Worte in die Thür hinein, drückte ſie dicht an, zog den Riegel vor und ſtemmte ſich mit dem Rücken dagegen. Hebe dich weg, in Gottes und Jeſu Chriſti Namen, du böſer Geiſt meines Hauſes! ſprach er wie in betendem Beſchwörungstone, mit lallender, aber heftig bewegter Stimme, und hielt beide Arme zitternd gegen den Eintretenden ausgeſtreckt. Bernhard, ſeiner Sinne kaum noch mächtig, drang auf den Alten ein und ſchrie ihm in brüllender Verzweiflung entgegen, als wollte er Gräber ſprengen: Wo iſt meine Elsbeth?

Dieſer Ruf war durch die geſchloſſene Thür gedrungen, und verworrene Stimmen wurden aus der Kammer hörbar. Es klopfte leiſe von innen und der alte Arzt verlangte herausgelaſſen zu werden. Bernhard horchte nur nach Elsbeths Stimme, und es war ihm als klänge ſie in ſchmerzlich kreiſchenden Tönen hervor und rieſe unabläſſig die ſchreckliche Zahl aus. Der Vater Elias öffnete mit großer Vorſicht die Thür und ließ den Arzt durchſchlüpfen, um ſie dann ſogleich wieder zu verriegeln. Aber Bernhard hatte dennoch durch die Öffnung deutlich gehört, was er vorher ſeinen Ohren nicht glauben wollte. Iſt das der Menſch? frug mit aufgebrachter Haſt der Geheimrath. Um Gottes willen, Menſch, guter Freund, Sie bringen die Kranke um. Sie hat Ihre Stimme erkannt und iſt ſogleich in den fürchterlichſten Paroxismus verfallen. Sie iſt wieder auf die verteufelte Zahl gekommen, mit welcher ihre Raſerei anfing, und kreiſcht ſie nun unabläſſig vor ſich hin. Es iſt ein furchtbarer Rückfall. Fort, fort, junger Mann! Oder warten Sie, ich gehe mit Ihnen. Sie wiſſen uns gewiß über alles Aufſchluß zu geben. Kommen Sie, kommen Sie!

Der Geheimrath, um ſeiner Auffoderung

Nachdruck zu geben, faßte Bernhard beim Arme und wollte ihn mit ſich hinausziehen. Aber in demſelben Augenblicke rief Elsbeth aus der Kammer mit lauter aber natürlicher Stimme: Bernardo! Bernardo! Da hielt ſich der Unglückliche nicht mehr. Sich von dem Arzte loszuwinden, den alten Elias von ſeinem Poſten zu ſtoßen, den Riegel wegzuſchieben und die Thür aufzureißen, war das Werk des folgenden Augenblicks. Da lag Elsbeth auf ihrem Lager, die Arme hoch emporgehoben gegen ihn, bleich wie der Tod, ihre ſanften Züge wild verzerrt, die ſonſt ſo ſcheuen Augen weit und ſtarr aufgeſperrt, als wollte ſie ihn damit verſchlingen. Sie machte eine gewaltſame Anſtrengung, um zu ſprechen, aber der Tod hemmte den mit krampfhafter Mühe ſich emporwindenden Laut und drückte die aufgerichteten Arme nieder. Sie ſank zurück und ſtreckte ſich lang und ſtarr dahin, und Bernhard, als hätte derſelbe Streich des Todes auch ihn getroffen, ſtürzte vor dem Lager nieder.

Als Bernhard aus ſeiner langen todähnlichen Ohnmacht wieder erwachte, lag er auf dem Boden vor der Thürmerwohnung, und um ihn her war alles finſter und ſtill. Man hatte ihn aus der Kammer der Geſtorbenen hinausgetragen, und mit dieſer und dem alten Vater beſchäftigt, an den Ohnmächtigen nicht weiter gedacht. So war es Abend geworden, und in dem Thurme, welcher nur ein ſpärliches Tageslicht durch enge, zum Theil mit Laden verſchloſſene Lucken empfing, ſchien es ſchon völlige Nacht zu ſein. Der Erwachende tappte mit beiden Händen um ſich her und fühlte dann ſich ſelbſt an, ob er auch noch lebe. Denn es war als fände die zurückkehrende Seele ſich nur allmälig wieder in ſeinen erſtarrten Körper hinein, welchen eine unbequeme Lage noch dazu an den meiſten Gliedern ganz fühllos gemacht hatte, und in ſeinem Innern träumten alle Sinne noch in ohnmächtiger Betäubung fort. Sein Zuſtand war ihm ein großes Räthſel, aber er empfand dennoch, daß etwas Gräßliches dahinter liege, und daß er ſich nun bald wieder darauf beſinnen müſſe. Zuerſt gelangte er zu dem Bewußtſein ſeiner Lage und ſeiner Umgebungen. Er erkannte im Umhertappen das kleine Geländer um die Bodenöffnung, in welcher die Glocke hing, worauf er die Stunden mit dem Hammer nachzuſchlagen pflegte. Da wiederholten ſich ihm die wirren Bilder jenes ſchreckenvollen Traumes in der Nacht vor ſeiner Flucht, und vermiſchten ſich mit der alltäglichen Gewohnheit ſeines Geſchäfts.

Es kam ihm vor als wäre er jetzt eben herausgetreten, um die Stunde auf der Glocke nachzuſchlagen, und als tappte er auf dem Boden nur deswegen hin und her, um den Hammer zu ſuchen. Er machte auch keine Anſtrengung, um ſich aus dieſer ſeltſamen Täuſchung herauszureißen, und vertiefte ſich vielmehr in dieſelbe, um ſich vor der Wirklichkeit zu retten, die mit ihren nächſten Erinnerungen immer unaufhaltſamer gegen ihn vorzudringen ſchien. Dreizehn Schläge! dachte er: Dreizehn Schläge, und mit dem dreizehnten ſtürzt der Thurm, die Stadt und die Welt zuſammen, und alles iſt vorüber. So hatte er damals geträumt, und jetzt ſollte der Traum für ihn in Erfüllung gehen. Er hatte den Hammer gefunden, er erhob ihn mit überſpannter Anſtrengung in ſeiner Rechten und ſchlug gegen die Glocke. Jeder Schlag donnerte betäubend durch ſeinen Kopf, und als er ſich, zum dreizehnten ausholend, mit ganzer Bruſt gewaltſam gegen das Geländer drängte, brach es vor ihm, und er ſtürzte hinunter. Ein dumpfer dreizehnter Schlag wurde tief unten gehört, und ſein Traum war ihm erfüllt.

Sechſtes Kapitel.

Vierzehn Tage mochten verfloſſen ſein ſeit jenem Abend, an welchem ſich Karl Söllings Freunde in Berlin in dem Weinhauſe auf der leipziger Straße verſammelt hatten, um durch einen feierlichen Abſchiedstrunk die italieniſche Reiſe deſſelben zu weihen: da ſaßen an einem durch ein Morgengewitter abgekühlten Mittage, in der belebten Stunde, welche die ſchöne und vornehme Welt nach der großen Allee vor dem potsdamer Thore zuſammenruft, zwei Mitglieder jener Geſellſchaft an dem offenen Fenſter derſelben Stube und muſterten die glänzenden Züge der Wagen, Reiter und Fußgänger. Der Philoſoph nippte aus einem Achtelgläschen Madera, und der andere, ſeinen geſchichtlichen Studien auch im Weinhauſe getreu, hatte in ſeinem Römer einen Trank, deſſen dunkle Farbe ein hohes deutſches Alterthum verrieth.

Es thut mir doch unſäglich Leid, ſagte der Hiſtoriker, daß ich es nicht an demſelben Morgen erfahren habe. Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, wenn ich dieſen Dreizehnten von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hätte. Ich habe neulich ein paar Stunden bei Söllings alter Wirthin geſeſſen und verſucht, wie viel aus ihr herauszufragen ſei. Geſchwatzt hat das Weib vollauf, aber was ich eigentlich erfahren wollte, um die Geſchichte des Wundermannes zu vervollſtändigen, davon wußte ſie nichts; und wäre ich noch eifriger in ſie gedrungen, ſo hätte ſie mir etwas vorgelogen. Unſer Poet hatte ſie ſchon auf den Weg gebracht und ihr die tollſten Mährchen abgekauft. Der war nicht öfter als alle Tage bei ihr geweſen, und endlich hat ſie ihn nach Schöneberg an die Wirthin in der alten Schenke gewieſen.

Gedulde dich mit deiner geſchichtlichen Neugier nur noch ein paar Tage, entgegnete mit gewohnter Gelaſſenheit der Philoſoph. Es kann nicht fehlen, Sölling muß mir ſchreiben, wär' es auch nur um einiger Aufträge willen, die er mir für ſeine italieniſche Reiſe gegeben hat, und die nun eine andre Wendung erhalten müſſen, da er zum oranienburger Thore hinaus nach Rom gefahren iſt. Übrigens kann ich dir ſagen, daß die ganze Sache für mich gerade dadurch alles Intereſſe verloren hat, was ſie für dich zu einer fertigen Geſchichte macht. Was iſt es denn nun weiter? Ein ungezogener Bube iſt davongelaufen, hat ſich in der Welt die tollen Hörner abgeſtoßen, und kömmt nun zahm und vernünftig nach Hauſe zurück.

Wie ſagt doch Hamlet zum Horatio, alter Freund? fiel der Hiſtoriker ein. Der Hamlet iſt eine ehrenwerthe Autorität für die neueſten Philoſophen. Es gibt viele Dinge im Himmel und auf Erden, von denen ſich deine Philoſophie nichts träumen läßt. Heißt es nicht ſo?

Ich glaube, Hamlet ſagt populärer Weiſe unſre Philoſophie, widerſprach ihm lächelnd der andre.

Unſre oder deine: mit ſolchen kritiſchen Kleinlichkeiten macht ſich unſre oder deine Philoſophie nichts zu ſchaffen. Nicht wahr, Bruder?

Der Philoſoph ſuchte in ſeinem Glaſe nach einer ſchlagenden Antwort und verſank darin mit ſeinem Vorſatze. Der Hiſtoriker aber, ſeine angeknüpfte Neckerei abbrechend, kehrte zu dem Gegenſtande ihres erſten Geſpräches zurück. Über ſein Äußeres hat die Alte mir wenigſtens unſchätzbare Notizen mitgetheilt. Unſer Raphael ſoll ihn mir malen nach der pittoresken Schilderung. Schwarzes, buſchig krauſes Haar, eine lange Adlernaſe, große Augen, ja, wie ſagte ſie doch?

wie Billardkugeln von ſchwarzem Elfenbein; an ihrer Stubenthür hat ſie mir das Maß ſeiner Höhe angeſtrichen, der Gardeflügelmann iſt ein Zwerg dagegen; dann iſt ſie die Stube auf und ab gegangangen wie er, und iſt aufgetreten wie er, und hat ein Compliment gemacht wie er, und hat Kaffee getrunken wie er. Ich habe eine unbezahlbare Stunde bei der Alten gehabt.

Während dieſer Beſchreibung trat der Dichter ganz erhitzt herein, warf Hut und Stock auf den Tiſch und ſich ſelbſt auf den nächſten Stuhl und foderte ein Glas kühlen Moſelwein. Der alte Franz, ein ſehr mitfühlendes Geſchöpf, beſonders wenn es auf Ermüdung ankam, befriedigte auf das eiligſte den durſtigen Gaſt.

Der kommt gewiß von einer poetiſchen Bilderjagd, ſagte der Philoſoph, und kennt uns nicht, weil wir zur lieben Proſa des Lebens gehören.

Erſt laßt mich einmal trinken, dann will ich euch Rede ſtehen, entgegnete der Dichter und leerte ſein Glas in einem Zuge. Ich komme von Schöneberg, fuhr er fort, wo ich, um die Gunſt einer ſchmutzigen Wirthin zu erwerben, ein Glasölliſch gewürztes ſtettiner Bier getrunken habe; Mit der poetiſchen Jagd habt ihr es richtig getroffen; nur pfuſcht meine Poeſie diesmal der Geſchichte ins Handwerk. Ich bin umhergelaufen nach geſchichtlichen Spuren und Fußtritten des Dreizehnten, des Helden meiner Novelle, und ich ſag' euch, ich habe genug für euch alle.

Da habt ihr nun einmal die poetiſche Conſequenz! rief der Hiſtoriker aus, die Hände zuſammenſchlagend. Als uns Sölling hier in der Stube noch mehr Vermuthungen und Nachrichten über das wahrſcheinliche Schickſal ſeines Bruders mittheilen wollte, da hielt ſich der Menſch da die Ohren zu und ſchrie: Um Gottes willen nur keine Aufklärungen und Folgen und Vermuthungen! Und nun läuft er ſich die Sohlen danach ab und vergiftet ſich mit ſtettiner Bier, um ſeine ſchöneberger Muſe zum Sprechen zu bringen.

Der Dichter ließ ſich in ſeiner Entzückung nicht ſtören. Nur um den tragiſchen Schluß bin ich nun geprellt, fuhr er fort. Ich muß den Kerl, ſo lieb ich ihn auch habe, aus der Welt ſchaffen, und ſo lange er lebt, darf ich das nicht wagen. Wer Teufel kann aber einen ſo künſtlichen Novellenſtoff zurücklegen, bis es den Leuten, die darin ſpielen, gefällig iſt zu ſterben? Es könnte einen zum Meuchelmörder machen. Wenn ich nur wüßte, was die beiden Menſchen in Stralſund zu ſuchen haben? Nach der Polizei muß ich gleich heute noch einmal laufen, um zu erfahren, wo der Bernardo Voltejo hergekommen iſt. Vielleicht, daß mir das Aufſchluß über die neue Reiſe gibt. Lacht nur! Lacht nur! Ihr kommt alleſammt in der Novelle vor, und ich will euch nicht ſchmeicheln, darauf verlaßt euch.

Während der Dichter ſeinem ſchriftſtelleriſchen Jagdeifer auf dieſe Weiſe Luft machte, war der Poſtbote an dem offenen Fenſter vorübergegangen und hatte, angerufen von dem Philoſophen, dieſem einen Brief hereingereicht. Söllings Hand! rief der Empfänger aus: Was bezahlt ihr mir für den Inhalt des Briefes?

Eine Flaſche Champagner, ohne den Brief zu wiegen! rief der Dichter aus und ſprang von ſeinem Stuhle wie der Bliz nach dem Philoſophen hin. Da kehrte dieſer den Brief um, bemerkte das ſchwarze Siegel und ſchwieg. Der ſtumme Mahner hielt auch die muthwillige Neugier der beiden übrigen in Schranken, und ſie beobachteten das Geſicht des Leſenden, welches immer ernſter und finſterer wurde. Als er zu Ende war, reichte er dem Dichter ſeinen Brief und ſagte mit ſchmerzlicher Ironie: Deine Novelle iſt fertig.

Debora.

Erſtes Kapitel.

Das Zimmer fing an dunkel zu werden, und Arthur nahm vor dem Spiegel den Widerſchein einer Laterne, welche ſeinem Fenſter gerade gegenüber unter den Linden brannte, zu Hülfe, um ſeine Abendtoilette mit dem Einſtecken einer goldenen Nadel in den engliſchen Knoten ſeines Halstuches zu beſchließen. Dabei hatte er das Mißgeſchick, das glatte Tuch ein wenig zu verknicken, und darüber ungeduldig und verdrüßlich, zog er die Klingel. Aber der helle Ruf der Glocke blieb unbeantwortet, und um ſeinen Unwillen an irgend einem Dinge außer ſich ſo merklich, als es jezt geſchehen konnte, auszulaſſen, zuckte er ſo lange an der Klingelſchnur, bis ſie zerriß. Eine abſcheuliche Wirthſchaft hier im Hauſe! brummte er vor ſich hin, warf ſich auf das Sopha, ließ ſeine Uhr repetiren und zählte fünf und drei Viertel. Die Madame iſt wieder ins Theater gegangen und das Mädchen hinterdreingelaufen, und nach mir fragt keine Seele. Ich muß ausziehen, wenn das nicht bald anders wird. Es iſt mir hier unter den Linden in der Nähe des Opernplatzes ohnedies zu viel Lärm, und iſt es nicht eine Schande, wie theuer ich dieſe Rumpelkammer, die ſie Chambre garnie nennen, bezahlen muß, und bei einer ſolchen ſpitalmäßigen Aufwartung!

Er trat an das Fenſter und ſchrieb mit nachdenklicher Miene Buchſtaben auf die angelaufenen Scheiben. Wagen auf Wagen rollten unten vorüber und machten das Glas unter ſeinen Fingerſpitzen dröhnen. Was mag es denn heut' Abend in dem großen Opernhauſe für kleine Spectakelkünſte geben? Gewiß irgend eine recht gemeine Curioſität, weil die vornehmen Leute ſo hitzig danach fahren. Ich begreife die Geheimräthin nicht, wie eine ſo geiſtreiche Frau ſich von dem neugierigen Strome kann fortreißen laſſen und ein paar Abende in der Woche daran ſetzen, um in dem großen Guckkaſten zu gaffen und begafft zu werden. Nun, heute habe ich das nicht zu beſorgen. Den Montag hält ſie gewiſſenhaft, und ich nicht minder. Ich verſpreche mir heute einen himmliſchen Abend. Dieſe Nacht habe ich von Schlangen geträumt, und die ſollen ja Ringe bedeuten. Du loſes, liebes Mädchen, daß ich dich doch endlich einmal faſſen kann! Du haſt mir in dieſem Thema ein Bändchen in die Hand gegeben, woran ich dich, wie du dich auch drehen und winden magſt, ſo lange feſthalte, bis ich dir das Loſungswort meines Lebens, das Geſtändniß meiner Liebe, Stirn gegen Stirn, Aug' in Auge, zugerufen. Meine Gloſſe auf dieſes Thema entzückt mich ſelbſt: ſo wahr, ſo warm, ſo innig hab' ich nie gedichtet. Ich dichtete ſie ja aus deinem Herzen heraus.

> Inbegriff von meinen Freuden!
> Hab' ich das verdient um dich?
> Erſt verſchmäht, nun fliehſt du mich?
> Wie, du willſt von hinnen ſcheiden?

Nein, nein, ich bleibe bei dir, meine Fanny! Seit du mir dieſes Thema gegeben haſt, denk' ich nicht mehr an die Reiſe nach Italien und an den alten wunderlichen Marquis.

Arthur hatte dieſe Worte noch nicht ausgeſprochen, wenn auch vielleicht zu Ende gedacht, als er draußen auf ſeiner Treppe leiſe Fußtritte, lautes Huſten und ſtarkes Aufſtoßen mit einem Stocke hörte. Ecce, lupus in fabula! rief er aus. Da kommt der alte Narr mir wieder über den Hals. Es iſt um toll zu werden. Aber ich will ihn einmal ablaufen laſſen. Es iſt nur ein Glück, daß er ſchon von weitem einen ſo vernehmlichen Anmelder hat. Er eilte nach der Stubenthüre, um den Riegel vorzuſchieben: aber ein Stuhl, über den er ſeinen eben ausgezogenen Schlafrock geworfen hatte, ſtellte ſich ihm in den Weg, und ſo ſtolperte er darüber weg und fiel mit vollem Gewicht gegen ſeinen Flügel, von welchem er eine Waſſerflaſche, einen Leuchter und ein Notenpult herunterwarf. Inzwiſchen war der Marquis, ohne anzuklopfen, auf das donnernde Signal, überraſcht und ein wenig erſchrocken, in das Zimmer getreten.

Guten Abend! Guten Abend, meine Herren! grüßte er in ſeiner langſamen und ſcharf gemeſſenen Sprache, der man es auch in jedem richtig gewählten und geſtellten Worte anhörte, daß ſie mehr aus Büchern als in lebendiger Schule erlernt war. Laſſen Sie ſich nicht unterbrechen von mir, meine Herren, wenn Sie haben voltigirt oder gefochten. Spielen Sie weiter. Dieſe Exercitien gefallen mir wohl, und als ich war jung und unter den Pagen in Verſailles, da hab' ich die gymnaſtiſchen Künſte getrieben mit großem Eifer. Aber, meine Herren, damals übten ſich dieſe Künſte mit Delicateſſe. Ah, mon dieu, wie machen die Poliſſons es jetzt da draußen vor dem Thor, in dem großen Sand! Sie laufen herum in ſchmutzigen Säcken und brechen ſich die Hälſe. Das iſt, was ſie heißen das Turnen.

Ich bin ganz allein, Herr Marquis, nahm Arthur das Wort, und bitte um Entſchuldigung, daß ich Sie in einer finſtern Stube empfangen muß. Ich wollte eben nach meinem Hute greifen, um auszugehen, als ich über dieſen Stuhl ſtolperte —

Hat nichts zu ſagen, mein Herr Doctor, unterbrach ihn der Marquis. Ich will Sie nicht lange halten. Ich komme, um Sie zu fragen für das letzte Mal, ob Sie wollen reiſen in meiner Begleitung und auf meine Koſten nach Italien. Denn ich muß benutzen die wenigen Tage vor der Eintretung des ſtarken Froſtes, um zu kommen heraus aus den kalten Landſchaften.

Herr Marquis, entgegnete Arthur mit gemachter Verlegenheit, ich weiß in der That nicht, wie ich es verdiene —

Laſſen Sie das, Herr Doctor! fiel ihm der Marquis in das Wort. Sie verdienen gar nichts für Ihre Perſon, aber Sie wiſſen recht wohl, Ihr Herr Vater hat an mir verdient Großes, ſehr Großes, das Gott ihm wird vergelten im Himmel. Er hat mich, als ich kam bettelarm und verwundet nach Mannheim, aufgenommen in ſein eigenes Haus, er hat mich geheilt und gepflegt, er hat mich genährt und gekleidet, bis daß meine Mittel ſind angekommen aus der Schweiz, von meiner emigrirten Familie. Sehen Sie, Herr Doctor, das hab' ich nicht gekonnt abtragen an ihn ſelbſt, darum will ich es abtragen an den Sohn.

Herr Marquis, Sie beſchämen mich mit jedem wiederholten Anerbieten Ihrer Gunſt. Aber Sie wiſſen, daß ich damit umgehe, meinen großen medicinischen Curſus zur praktiſchen Habilitation hier in Berlin zu machen.

Erlauben Sie, Herr Doctor, daß ich mich ſetz' auf einen Moment. Ihre Treppe hat mich gemacht ſehr müde, und ich muß einmal huſten.

Der Marquis ſetzte ſich auf das Sopha und huſtete ein paar Minuten lang, daß die Wände zitterten. Arthur ſtand wie auf Kohlen, trippelte in der Stube herum und ſann auf Mittel, ſeines Beſuches ſo ſchnell als möglich ledig zu werden. Es iſt Ihnen zu kalt in meiner Stube, Herr Marquis, hub er nach der Pauſe das Geſpräch wieder an, und das reizt Sie zum Huſten.

Nicht ſo, Herr Doctor. Ich bin gegangen zu ſchnell in den Wind hinein. Sie haben geſprochen von Ihrem großen praktiſchen Curſus. Aber nehmen Sie es nicht auf die böſe Seite, wenn ich Ihnen mache das Bekenntniß, daß die Herren Profeſſoren von der Univerſität mir haben geſagt, Sie machen hier viele kleine Curſus in der Stadt, in der ſchönen Welt, in den belles Lettres, kleine Curſus, nicht praktiſch, alle mit einander ideal und poetiſch, und die Sie nicht werden führen zu der Habilitation. Und dieſelben Herren haben mir gegeben die Verſicherung, daß es wäre Ihr gutes Glück, wenn Sie würden mit Gewalt herausgeriſſen aus dieſer berliniſchen Manier zu leben. Und was die gelehrte Geheimräthin betrifft und ihre kleine Mignon —

Herr Marquis, brach hier Arthur mit wenig beſchönigter Entrüſtung in die Rede des Alten ein. Herr Marquis, wiederholte er und ſteigerte den Ton ſeiner Worte bis zur entſchiedenen Grobheit, die Herren Profeſſoren, die Ihnen das geſagt haben, ſcheinen zu vergeſſen, daß ich bei ihnen für mediciniſche und nicht für moraliſche Vorleſungen pränumerirt habe.

Nicht zu raſch! Nicht zu raſch, mein junger Freund! beſchwichtigte ihn der Marquis. Sie werden machen Ihren Curſus medicus in Salerno, und wenn Sie mir curiren meinen Huſten, ſo ſollen Sie von mir genannt werden ein Hippokrates.

Arthur, durch die kleine Zurechtweiſung des Alten um ſo ſchärfer gereizt, je gerader er ſich von ihr getroffen fühlte, war nicht ſo leicht in den Scherz überzuſpielen und fuhr in ſeiner vorigen Stimmung fort: Suchen Sie Ihren Hippokrates unter den hochgelahrten Herren, die mich Ihnen ſo angelegentlich zum Begleiter nach Italien empfohlen haben.

Sagen Sie mir nichts Böſes von dieſen Herren, Herr Doctor. Sie meinen es gut, ſehr gut mit Ihnen. Aber, mein lieber Arthur, verſprechen Sie mir, daß Sie wollen nicht mehr Verſe machen und mit mir reiſen nach Italien. Ich bin ein alter Narr, daß ich Sie ſo quäle, aber ich weiß wohl, warum ich es bin, und ich will es ſein. Ich habe Sie lieb, als ob Sie wären mein eigenes Kind, und ich habe Sie als ein kleines, kleines Ding getragen auf meinen Armen, und da haben Sie mir einmal beſchmutzt einen neuen hellgrünen Rock, und da habe ich Ihrem ſeligen Vater meine Hand gereicht, daß ich wollte ſorgen für Sie, wenn in der Zukunft meine ſchlechten Umſtände ſich hätten verbeſſert. Sehn Sie, darum will ich Ihnen wohlthun, malgré vous.

Herr Marquis, fuhr bei dieſen Worten Arthur heraus, entſchuldigen Sie meine Grobheit;

aber ich bin zu einer Geſellſchaft geladen, welcher ich die Stunde halten muß. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Ihnen morgen Adieu zu ſagen.

Hiermit nahm Arthur ſeinen Hut in die Hand und ſchickte ſich an, aus der Stube zu gehen, deren Schlüſſel er ſchon lange in der Hand geſchwungen hatte. Der Marquis, ohne ſich zu übereilen oder aus ſeiner gutmüthigen Laune zu fallen, ſtand vom Sopha auf und klopfte dem jungen Mann auf die Schulter. Nächſten Donnerstag reiſen wir, Herr Doctor! Dieſe Worte, von dem Alten mit einer gewiſſen prophetiſchen Bedeutſamkeit ausgeſprochen, machten den Jüngling betroffen, und er fühlte ſich von ihnen nicht wie bisher unangenehm bedrängt. Er verſtummte, und der Marquis fuhr fort: Und wenn Sie auch nichts wollen zu treiben haben mit meinem alten böſen Huſten, ich nehme Sie doch mit mir als meinen Hippokrates, und was Sie nicht bewirken, das wird bewirken das weiche Klima und die heiße Atmoſphäre. Sehn Sie, und wenn ich alsdann ohne Huſten, aber mit Ihnen zurückkomme nach Berlin, ſo gehe ich in die Conferenz, wo alle die großen Herren Profeſſoren ſitzen beiſammen, und ſpreche zu ihnen: Da bin ich curirt von dem Herrn Doctor Arthur Lerchenfels! Da werden die Herren machen große Augen und kleine Naſen und werden Ihnen abſtatten ihre Reverenz. Und damit, mein Lieber, haben Sie gemacht ihren großen praktiſchen Curſus zu der Habilitation.

Arthur, von dem leiſen Anfluge eines halb dankbaren, halb mitleidigen Wohlwollens berührt und einen Stich der Reue über ſein grobes Betragen gegen den Marquis empfindend, faßte den Arm deſſelben, ſobald er ſich in Bewegung ſetzte, und führte ihn behutſam über den finſtern Saal und die ſteile Treppe hinunter. Vor der Hausthüre verabſchiedete er ſich mit einem ſtummen aber herzlichen Drucke der alten zitternden Hand, und wollte ſchnell nach der Richtung des brandenburger Thores entſchlüpfen. Aber der Marquis, deſſen Weg der entgegengeſetzten Straße folgte, hielt ihn noch einen Augenblick zurück und flüſterte ihm vertraulich in das Ohr: Sagen Sie dieſen Abend der Geheimräthin und ihrer kleinen Tochter das Adieu, welches Sie mir haben zugedacht auf morgen. Sie laſſen ſich herumführen an der Naſe und führen ſich ſelbſt herum. Liebe! Ah mon dieu, nennen ſie das nicht Liebe. Phantaſie, mein Lieber, Phantaſie!

Zweites Kapitel.

Arthur fand auf dem Wege nach dem Wilhelmsplatze, wo die Geheimräthin Flügel wohnte, einige Muße, über das nachzudenken, was der Marquis ihm halb im Scherze halb im Ernſte vorgehalten hatte. Die gutmüthige Art und Weiſe, mit welcher der alte Mann ihm, trotz ſeiner rückſichtsloſen Grobheit, zugeſprochen hatte, war nicht ohne Eindruck auf ſein weiches und bewegliches Herz geblieben, und ſeine leicht erregbare Phantaſie ſpielte mit dem ſchönen Klange des Namens Salerno behaglich fort und bildete ſich daraus eine reiche Seelandſchaft, belebt von ſingenden Fiſcherinnen, unter denen ſich die ehrwürdige Geſtalt eines alten ſalernitaniſchen Doctors langſam vorübertrug. Dazu trat auch die Erinnerung an ſeinen verſtorbenen Vater, der ihm noch auf ſeinem letzten Krankenlager in demſelben Sinne, wie der Marquis, wenn auch in andern Worten, das unſtäte und oberflächliche Weſen mit drohenden Ausſichten vorgeſpiegelt hatte, welches ihn ſchon ſeit dem Anfange ſeiner mediciniſchen Studien befangen hielte und ſeine guten Anlagen in der Übung leichter Künſte ohne Nutzen für ſich und andre zerſplitterte. Er fühlte damals und auch jetzt, nachdem er um fünf Jahre älter geworden war, die Wahrheit dieſer Vorſtellungen, aber doch nur mit ſehr beſchränkenden Bedingungen, welche ſeine Eigenliebe vorgeſchrieben hatte. Denn dieſe träumte in manchen ſeligen Stunden davon, daß er einmal ein großer Dichter und nebenher auch wohl noch ein geſchmackvoller Gelehrter werden möchte, oder daß er es gar ſchon wäre, wenn die Leute außer ihm es nur anerkennen wollten. Dieſe Träume wurden ihm am günſtigſten in dem Hauſe der Geheimräthin gedeutet, und daher kam es, daß er ſich dort wohler fühlte, als irgendwo.

Die ungefähr vierzigjährige Witwe des Geheimraths Flügel, zwar nicht aus Berlin gebürtig, gehörte doch zu der in dieſer Stadt vorzüglich heimiſch und eigenthümlich gearteten Claſſe von Frauen des ſogenannten Mittelalters, welche es zu der höchſten Aufgabe ihres geſelligen Lebens machen, jedem ſchönen Geiſte, der nur irgend in ihren Bereich zu ziehen iſt, eine Taſſe Thee zu bereiten und ein Stammbuchblatt zu übergeben. Die Geheimräthin trieb es ſogar noch weiter in ihrem Antheile an den ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſten. Sie beſaß mehrere ungedruckte Gedichte gedruckter Autoren in eigenhändigen Abſchriften derſelben, auch einige Bücher mit geſchriebenen Zueignungen und endlich ein Manuſcript, welches ihr eine förmlich gedruckte Dedication verhieß, wenn es ihr gelungen wäre einen Verleger für daſſelbe zu finden. Für eine Dame dieſes Charakters mußte der Doctor Lerchenfels ein unſchätzbarer Hausfreund ſein, und ſie ließ es daher auch an keinem Mittel fehlen, ihn an ihr Haus zu feſſeln. Er verſchaffte ihr die neueſten Zeitſchriften und Taſchenbücher, hinterbrachte ihr aus ſeinem Briefwechſel mit namhaften Autoren anziehende Nachrichten und Bemerkungen, machte ihren Vorleſer in größeren Cirkeln, führte ihr berühmte Fremde zu, und war überhaupt in allen gelehrten Beziehungen der belebende und ordnende Geiſt ihres geſelligen Lebens. Dafür wurde er aber auch wieder von der Geheimräthin auf jede Weiſe ausgezeichnet und faſt wie ein liebes Kind verzogen. Sein Urtheil in Sachen des Geſchmacks galt ihr für ein untrügliches Orakel, ſeine Muſe wurde von ihr angebetet, zu allen Stunden des Tages ſtand ihr Haus ihm offen, und die kleine Fanny, ihre witzige und naſeweiſe Tochter, welche die Anſichten ihrer Mutter über die Schöngeiſterei wie über den Vertreter derſelben nicht ganz zu theilen ſchien, mußte ſich manchen Verweis gefallen laſſen, wenn ſie den Doctor nicht mit der Aufmerkſamkeit behandelte, welche deſſen Sorge für ihre höhere Ausbildung zu verdienen ſchien. Ob der Geheimräthin in dieſem Beſtreben, das Herz ihrer Tochter dem jungen Manne geneigt zu machen, außer dem geiſtigen Zwecke noch ein anderer von feſterem Gehalt vor Augen ſchwebte, hat ſich nie deutlich erwieſen. Jedoch kann es als wahrſcheinlich angenommen werden, daß ſie ihm die Hand ihrer Fanny nicht verſagt haben würde, wenn er einmal in glänzender Equipage als Rath oder Profeſſor zu einer Werbung vorgefahren wäre; und auch die Tochter hätte ihm dann vielleicht die Langeweile vergeben, die das Vorleſen ſeiner Verſe ihr ſo oft verurſacht haben mochte.

Wenn Arthur auf dem Wege nach dem Wilhelmsplatze manchen ernſten und trüben Gedanken Gehör gab, die ſich ihm in der Betrachtung ſeines gegenwärtigen Lebens und der Pläne für ſeine Zukunft aufdrängten, ſo gewann doch bald ſeine lebhafte Phantaſie, welche nie müde wurde ihn mit ſich ſelbſt zu täuſchen, den Sieg über die ſcheltende und warnende Vernunft. Er mußte ſich zwar geſtehen, daß ihm faſt ein ganzes Jahr nach ſeiner Promotion ohne irgend eine Förderung ſeines ärztlichen Berufes verſtrichen war, aber er tröſtete ſich darüber mit ſeinen Fortſchritten in der Laufbahn der freien Muſenkünſte. Das mäßige Vermögen, welches ſein Vater ihm hinterlaſſen hatte, war in dieſem Jahre bedeutend verringert worden: aber er hoffte im nächſten auf ein großes Honorar für eine ſchriftſtelleriſche Arbeit. Daß er die Gelegenheit von ſich gewieſen hatte, Italien, die Heimath der ſchönen Kunſt, auf Koſten des Marquis zu bereiſen, auch dafür fand er eine Entſchuldigung in den ſeltſamen Launen und Gewohnheiten des alten Mannes, deſſen Geſellſchaft ihm ſelbſt ein Paradies unerträglich machen müßte. Endlich gerieth er auch auf eine Prüfung des ſchnippiſchen Betragens der kleinen Fanny gegen ſich. Wie oft hatte ſie über ſeine Gedichte gelacht oder gar gegähnt, wie bitter hatte ſie über ſeine kleinmüthige Bedenklichkeit, dem Marquis nach Italien zu folgen, geſpöttelt, ohne auch nur von fern ahnen zu wollen, was ihn an Berlin feſſelte; wie wenig erkannte ſie endlich das in ihm, wodurch er ſich aus dem Schwarme der jungen Welt, die ihr mit ihm huldigte, in glänzender Eigenthümlichkeit hervorzuheben meinte!

Aber! ſo rief er im alles verſchlingenden Gefühle ſeines Triumphes aus, aber das Thema zu der Gloſſe! Spricht der Inhalt deſſelben nicht mit deutlichen Worten ihr lange verheimlichtes und hinter Spott und Laune verſtecktes Gefühl gegen mich aus? Und wenn ich gar noch bedenke, in welcher Stunde und unter welchen Umſtänden ſie mir dieſes Thema niederſchrieb!

Fanny hatte ſich nämlich den boshaften Spaß mit ihrem poetiſchen Anbeter erlaubt, ihm jenes Thema in einer Stunde zu übergeben, als ihm eben in einer plötzlichen Entrüſtung über ihre neckiſche Laune die drohende Äußerung entſchlüpft war, er wolle morgen abreiſen. Arthur, viel zu gutmüthig und eitel um die Myſtification durchzuſehn, hatte das Thema als eine Liebeserklärung der endlich Bezwungenen mit einer ſo überſchwenglichen Fülle von Glut und Dampf gloſſirt, daß er nicht zweifelte, ſie ſelbſt werde, ergriffen von ihrer durch ihn ausgeſprochenen Leidenſchaft, ihm gleich nach der erſten Strophe in die Arme ſtürzen und ihre Aufgabe lebendig darſtellen.

Von ſolchen übermüthigen Hoffnungen trunken gemacht, zog Arthur mit ungeſtümer Haſt die

Univ. Bibl. München

Klingel an dem großen Hausthore, welches ihm jetzt die einzige Schranke zu bilden ſchien, die ſeine Sehnſucht von dem ihr winkenden Ziele trennte. Knarrend öffnete ſich durch einen unſichtbaren Druck der ſchwere Thorflügel, ließ ihn eintreten und ſchlug hinter ihm mit lautem Getöſe wieder zu. Er eilte mit beſchwingten Schritten die Treppe hinauf, aber ſchon auf den erſten Stufen legten ſich bleierne Gewichte unter ſeine Sohlen und über ſein Herz, als das an ihm vorbeiſchlüpfende Kammermädchen die Worte fallen ließ: Madame werden gleich ausgehn. — Heute? Heute? frug er ſich ſelbſt ſtatt des Mädchens. Und ohne mir etwas ſagen zu laſſen? Weiß ſie doch, wie gewiſſenhaft ich gerade den Montag halte, und wie keines Miniſters Einladung mich bewegen könnte mich an dieſem Abend ihrem Cirkel zu entziehen! Es wird gewiß ein Irrthum von der dummen Soubrette ſein.

Noch hatte er die Thüre der Geheimräthin nicht erreicht, als dieſe ihm ſchon aus derſelben entgegenrief: Mein lieber, guter Doctor, ſein Sie nur gleich recht böſe auf mich! Schelten Sie ſo ſcharf Sie wollen, aber laſſen Sie meine Vergeßlichkeit damit auch ein für allemal abgebüßt ſein. Nichts nachtragen, nur nichts nachtragen, das müſſen Sie mir verſprechen. Arthur wußte nicht, was er entgegnen ſollte, ſo tief ſchlug ihn dieſer Empfang trotz aller ſeiner Freundlichkeit nieder. Stumm trat er auf die Einladung der Dame in ihr Zimmer ein und erſtaunte merklich über die glänzende Toilette, in welcher er ſie erblickte. Sie haben mich noch nicht in dem neuen pariſer Anzuge geſehn, Herr Doctor, ſprach ſie ihm zu, und Sie werden glauben, ich gehe zu einem Balle. Aber ſetzen Sie ſich; mein Tänzer wartet ſchon, bis ich komme. Sie ſind mit Recht betroffen, und ich bin Ihnen eine Aufklärung ſchuldig. Die Majorin von Felbel überraſcht mich heute gleich nach Tiſche und kündigt mir einen Beſuch an, einen Beſuch, und rathen Sie einmal von wem? — von Caſimir Delavigne. Stellen Sie ſich meine Entzückung vor, oder auch meinen Schreck, wenn Sie wollen. Ich konnte mich kaum faſſen und nur die Frage herausbringen, wie der gefeierte Mann nach Berlin käme. Er ſteht vor der Thüre, ſagte die Majorin dringend, und wartet nur auf Ihren Befehl. Ich laſſe öffnen, und ein junger Mann von der feinſten franzöſiſchen Tournüre, gekleidet wie ein Bild aus dem pariſer Modejournal, ſchreitet auf mich zu, küßt mir die Hand und redet mich an mit einem Accent, ich ſage Ihnen mit einem Accent ohne Gleichen. Aber in demſelben Augenblick fängt er an laut zu lachen, und die Majorin ſtimmt ein. Es war ihr Sohn, der ſeit einigen Jahren in Paris bei unſrer Geſandtſchaft gearbeitet hat und dort in Paris ſelbſt, wegen einer ganz frappanten Ähnlichkeit, oft mit dem berühmten Delavigne verwechſelt worden iſt. Ein höchſt intereſſanter junger Mann. Er hat Delavigne häufig in den Klubbs der Liberalen geſprochen, mit Beranger hat er Brüderſchaft getrunken — Sie müſſen ihn durchaus kennen lernen, lieber Doctor. So hat er mir zwei, drei Stunden hinweggeplaudert, und dann haben wir ihm verſprechen müſſen, dieſen Abend bei der Majorin Thee zu trinken. Er hat Fanny ſo geſchwätzig gemacht, wie ich ſie ſeit Jahren nicht geſehn habe, und ſie hat ſich ſogar dazu verſtanden, denken Sie ſich, franzöſiſch mit ihm zu converſiren. Aber nun, lieber Doctor, Ihre Hand und das Verſprechen: nichts nachgetragen! Sie wiſſen ja, wie ich für Delavigne portirt bin, und ſo iſt es kein Wunder, daß auch der falſche Delavigne einen Theil meiner Bewunderung des echten in Anſpruch genommen hat.

Arthur, faſt von jedem Worte dieſer Erzählung an den empfindlichſten Stellen ſeiner Eigenliebe verletzt, vermochte noch immer nicht einen Ton zu finden, welcher das ausſpräche, was ſein Inneres empörte. Endlich brachte er nicht ohne Beklommenheit die Frage heraus: Kann ich nicht die Ehre haben, Fräulein Fanny auf einen Augenblick zu ſprechen?

Meine Tochter wird noch mit der Toilette beſchäftigt ſein, erwiederte die Dame ziemlich gleichgültig. Liſette, geh' doch einmal hinein zu dem Fräulein, der Herr Doctor wünſchen ſie zu ſprechen.

Beſtellen Sie: die Gloſſe wolle ihre Aufwartung machen, rief Arthur dem Kammermädchen nach. Die Geheimräthin, vor dem Spiegel ſtehend, überhörte dieſen Nachtrag zu ihrem Befehl, und das ſteigerte wieder des Doctors Entrüſtung. Das Kammermädchen kam zurück und meldete: Die Madame Kloſſe möge morgen wiederkommen, wenn ſie nicht ſchon heute Nacht abreiſe. Die Dame, ohne den Grund des komiſchen Mißverſtändniſſes zu begreifen, fing an aus vollem Halſe zu lachen, und der gemißhandelte Dichter, unfähig, ſeine innere Wuth länger zurückzuhalten, eilte ſo ſtürmiſch aus dem Zimmer hinaus, daß er ſein trotziges: Leben Sie wohl, kaum noch auf dem Vorſaale ausſprechen konnte. Eben ſo ſtürzte er die Treppe hinunter, zog den Drücker des Hausthores in die Höhe und ſchob ſich durch den zurückgedrängten Flügel hinaus. Dieſer, ſchnell hinter ihm zufallend und einſchnappend, klemmte einen ſeiner Rockſchöße feſt, und er war gefangen. Er wollte nach der Klingel greifen, aber dieſe hing an der Pforte des breiten Thores zu weit ſeitwärts, als daß er ſie hätte erlangen können. Ängſtlich blickte er in der Finſterniß um ſich her, ob er nicht eines Menſchen anſichtig würde, welcher ihm in dieſer ſeltſamen Verlegenheit Hülfe leiſten könnte. Aber die Straße über den Wilhelmsplatz führte nicht in den finſtern Winkel hinein, welchen das Haus der Geheimräthin einnahm, und alle Vorübergehenden waren daher zu weit von ihm entfernt, um ſeine Bitte zu hören, wenn er nicht ein lautes Geſchrei anſtimmen wollte. Je länger er aber auf Erlöſung wartete, deſto quälender empfand er das Lächerliche ſeiner Stellung, und wenn er daran dachte, daß jetzt die Geheimräthin und Fanny heraustreten und ihn entfeſſeln könnten, ſo wollte er ſich den Kopf gegen das Schloß einſtoßen. Seine mit jedem Augenblicke bis zur Verzweiflung ſteigende Angſt machte ihn ſo beſinnungslos, daß er ſich wie ein Raſender zu gebehrden anfing und ſchon im Begriffe ſtand, ſeinen Rock mit Gewalt herauszureißen und einen Schooß deſſelben im Stiche zu laſſen, als es ihn plötzlich wie eine Eingebung durchleuchtete, daß er ja den Rock nur auszuziehen brauche, um die Klingel zu erreichen. Augenblicklich ſchlüpfte er aus den Ärmeln heraus, ließ den Rock in der Thorklemme und hatte eben die Klingel gefaßt, als der Flügel ſich öffnete, ſein Frack auf die Erde fiel, und die beiden Damen mit ihrem Kammermädchen heraustraten. Wie ein Wüthender ſprang Arthur nach ſeinem Rock, trat die eine Dame auf den Fuß und ſtürzte noch in Hemdärmeln gegen die Mitte des Platzes fort. Hinter ihm her ſcholl ein gellendes Gelächter, und ein handfeſter Geſell, den er anlief, faßte ihn unſanft am Arme und brummte in den Bart: Nu, nu, Musjö, renn' er man die Menſchen nicht um!

Drittes Kapitel.

Wohl eine halbe Stunde trieb ſich der unſelige Arthur, ohne zu ſich ſelbſt kommen zu können, in den entlegenſten Straßen auf und ab-

Es wogte ſo verworren und ungeſtüm in ſeiner Bruſt nnd ſeinem Kopfe umher, daß er keine Empfindung und keinen Gedanken feſthalten konnte, und ſo oft er ſeinen kochenden Ingrimm gegen die Geheimräthin und ihre Tochter auszulaſſen anfing, ſo oft erhob ſich auch gleich in ihm ein widerſprechender Gegner, welcher ihn ſelbſt einen anmaßenden und närriſchen Menſchen ſchalt. Nachdem er ſich aber einigermaßen geſammelt und beruhigt hatte, wagte er ſich die Frage vorzulegen: Was ſoll ich jetzt beginnen? Unter allen mehr oder minder übereilten Vorſchlägen, die bald ſein Zorn, bald ſeine Eitelkeit, bald ſein Ehrgeiz ihm eingaben, blieb dennoch ein großer Entſchluß, welcher ſchon mit ſeiner Flucht aus der Thorklemme in ſeinem Innern aufgegangen war, unter dem Kampfe der Meinungen unerſchütterlich ſtehen. Er wollte das Haus der Geheimräthin nie wieder betreten, und ſeine Liebe ſchien durch die Lächerlichkeit der letzten Scenen, welche ſie eben mit ihm geſpielt hatte, ſo beſchämt, daß ſie keinen Widerſpruch gegen dieſen Vorſatz einzulegen unternahm. Italien! Italien! dieſes Loſungswort riß ihn jetzt plötzlich wie ein Zauberſpruch aus den Trümmern ſeiner niedergeſchlagenen Pläne und Hoffnungen empor; und als ob unſichtbare Mächte ſeine Schritte zu dieſem Ziele gelenkt hätten, ſtand er gerade vor der Wohnung des Marquis in der Brüderſtraße, als die Reiſe nach Italien ihn durch und durch wie ein Blitz erleuchtete. Italien! Italien! wiederholte laut die Stimme ſeines Innern, und er trat in das Haus ein. In der Flur ſtand der Diener des Marquis, ein ehemaliger Souffleur des Theaters, welcher den an ihm vorübereilenden Doctor erkannte und ſeiner Frage mit der Meldung zuvorkam, der Herr Marquis ſei ſchon ſchlafen gegangen.

Schlafen? fragte Arthur verwundert. Es kann ja wohl kaum acht Uhr geſchlagen haben.

Ein Viertel auf neun Uhr, wenn der Herr Doctor erlauben. Das iſt ſo die Gewohnheit des Herrn Marquis, nach acht Uhr ſich zur Ruhe zu begeben. Wenn er auch ſo früh nicht einſchläft, er geht doch immer um dieſe Stunde in ſeinen Tempel, und dann darf ich keine Menſchenſeele anmelden.

Aber mein Beſuch iſt ſehr wichtig, guter Freund, ſehr dringend, und der Herr wird mich gewiß annehmen.

Daran zweifle ich nicht, Herr Doctor, aber ich habe die ſtrengſte Ordre, nicht einmal anzuklopfen an den Tempel, wenn der Herr Marquis ſich nach acht Uhr darin eingeſchloſſen hat. Auf ein Wort, Herr Doctor. Der Herr hat mir heute geſagt, Sie werden nun doch mit ihm reiſen. Das iſt mir eine rechte Beruhigung, daß ich ihn unterwegs und in der Fremde in guten Händen weiß. Denn, ſehen Sie, Herr Doctor, ich habe mich anders beſonnen. Man wird auch alt und hinfällig und hat Frau und Kinder hier. Wenn der Marquis in Berlin geblieben wäre, da wollt' ich's wohl bis an ſein Ende mit ihm aushalten. Ich habe mich nun einmal ſo nach und nach in ſeinen Eigenſinn und ſeine Wunderlichkeit gefunden, und ich denke, wir haben alle ein Bischen davon. Und übrigens iſt er Ihnen ein kreuzbraver Mann. Aber Italien, das iſt mir doch zu weit, und ich hab' es dem Herrn heute gerade herausgeſagt. Man will doch auch wiſſen, wo man ſein Haupt in die Grube legen ſoll, und ich verſchlüge mir obendrein noch einen ſchönen Poſten, den ich da drüben bei der alten Gräfin bekommen ſoll. Jeder iſt ſich ſelber der Nächſte.

Aber das hätt' er nicht ſo lange verſchieben ſollen, Konrad, dem Marquis den Dienſt aufzuſagen. Der alte Mann kann doch nicht ohne Diener reiſen.

Warum nicht, mein Herr Doctor? Der alte Mann braucht keinen Diener, zu nichts in der Welt, ſag' ich Ihnen. Denn es kann ihm doch keiner etwas recht machen, und ſo hat er Ihnen eigentlich mehr zu thun, wenn er ſich aufwarten läßt, als wenn er ſich ſelbſt aufwartet. Nicht einmal die Stube kann ihm ein Menſch ſo ausfegen, daß er nicht mit ſeinem kleinen Wedel hinterher noch einmal abſtäuben ſollte. Wenn ich ihm des Morgens den Schuhanzieher unter den rechten Fuß ſchiebe, ſo will er den linken Schuh zuerſt anziehen, und komm' ich ihm mit dem linken zuerſt, ſo ſoll es der rechte ſein. Noch niemals habe ich ihm auch nur einen Knopf zu Danke zuknöpfen können. Und nun vollends in ſeinem Tempel!

Aber, Konrad, ſag' er mir nur, was meint er denn mit dem Tempel, von dem er da ſpricht?

Das iſt das kleine Cabinet, Herr Doctor, hinten heraus, in welches kein Tageslicht hineingeſchienen hat, ſo lange der Marquis hier wohnt, ein kleines Cabinetchen, nicht viel größer als mein Souffleurkaſten im großen Opernhauſe, aber der Marquis nennt's nun einmal einen Tempel. Ihnen, Herr Doctor, darf ich's wohl ſagen, Sie werden's ja doch über lang oder kurz einmal zu ſehn bekommen, wenn Sie erſt mit dem Marquis auf Reiſen gehn. Sonſt ſoll ich eigentlich, ſo zu ſagen, nicht davon ſprechen. Sehen Sie, da hat er das ganze Cabinetchen, Thüren und Fenſter, von oben bis unten mit einer Art von Tapete behangen, mit ſo einem altmodiſchen Zeuge, große bunte Kerls darauf, der König David mit der Harfe und der Bundeslade, und die ſchöne Suſanne, und Gott weiß, was noch mehr für Geſchichten. Dann hat er Ihnen eine Maskeradengarderobe rings herum aufgehängt, bunte geſtickte Röcke und Weſten von allen Farben, abgetragene Lumpen, es zöge ſie bei uns kein Statiſt auf den Leib, zerriſſene Degenſcheiden, roſtige Klingen, ſpaniſche Röhre, zerzauſte Perücken, ich ſage Ihnen, eine wahre Trödelbude. Aber die Hauptſache iſt ein kleines Häuschen von Pappe, ſo wie's die Buchbinder auf dem Weihnachtsmarkte feil haben, mit Fenſterchen und Thürchen, und aus dem größten Loche guckt eine Frauensperſon heraus, ein Gemälde, ganz fein und niedlich. Die ganze Beſcherung ſteht auf einem Tiſchchen, das heißt er den Altar, und vor dem Tiſchchen liegt ein großes Kiſſen, das iſt mit Erde geſtopft, ich glaube von ſeinen Gütern in Frankreich. Den Tag über ſchläft immer der alte Bologneſer darauf, aber wenn des Abends die großen Lichter auf dem Altar angeſteckt werden, ſo geht das Thier herunter, ohne daß man's ihm heißt, und macht dem Marquis Platz. Aber, Herr Doctor, daß Sie mich auch nicht verrathen! Ich habe einmal durch das Schlüſſelloch geguckt, Gott verzeih mir's; denn wen ſoll auch die Neugierde nicht plagen, wenn ſo eine Komödie nebenan geſpielt wird? Da lag der Marquis mit ſeinen Knieen auf dem Kiſſen und hatte die Hände gefaltet vor dem Häuschen, und die Thränen liefen ihm immer die Backen herunter! Ich hätte nicht geglaubt, daß in dem ganzen Gerippe noch ſo viel Waſſer wäre. Seinen Kirſchkern hatte er aus dem Munde genommen und ihn mit ſammt dem Goldkettchen an das Häuschen angehängt, unter dem Fenſter mit dem Portrait.

Sonderbar! murmelte Arthur vor ſich hin. So ſollte die lächerliche Geſchichte mit dem Kirſchkern wirklich wahr ſein? Ich habe ſie immer für eine Fabel gehalten. Man erſinnt ſo viele wunderliche Dinge auf Koſten des Marquis.

Reine Wahrheit, Herr Doctor, fuhr der Schwätzer fort. An einem kleinen feinen Goldkettchen mit zwei Häkchen trägt er den Kirſchkern im Munde, an zwei Zähnen befeſtigt, ſo lange ich ihm diene, und Gott weiß, wie viel länger ſchon. Was es aber mit dem Kirſchkern eigentlich für eine Bewandniß hat, das kann ich Ihnen nicht ſagen. Aber fürchten Sie ſich deswegen nicht vor dem alten Mann. Er iſt ein kreuzbraver, herzensguter Herr bei aller ſeiner Wunderlichkeit. Was er im Stillen für Gutes thut, das iſt gar nicht zu ſagen. Sein halbes Vermögen ſchenkt er weg an die Armuth. Und wenn er gleich für ſeine eigene Perſon lebt wie ein Hund, mit Reſpect zu ſagen, ſo läßt er unſer einen doch deswegen nicht darben. Man muß ſich nur in ſein Weſen zu ſchicken wiſſen, ſo läßt er ſich um den kleinen Finger wickeln wie ein Seidenfädchen.

Es ſchellte. Der Souffleur verſtummte und verlor den Faden ſeiner Erzählung. Alle Wetter! rief er aus, das iſt die Glocke des Marquis. Was mag das zu bedeuten haben? Warten Sie noch einen Augenblick, Herr Doctor; jetzt will ich Sie melden.

Mit dieſen Worten eilte er hinein und brachte unverzüglich den Beſcheid zurück, der Marquis wolle den Herrn Doctor ſprechen. Aber lachen Sie nicht! flüſterte er dem Eintretenden nach.

Der Marquis kam ihm entgegen, einen großen ſilbernen Armleuchter in der einen Hand, in einem verblaßten roſenrothen Atlasrocke mit gelber Stickerei von Vögeln und Blumen, die vielleicht einmal weiß geweſen war, einen ſtählernen Patentdegen an der Seite, der ganze Anzug aus dem Zeitalter Ludwigs des funfzehnten. Sein Geſicht hatte einen wunderbar geſpannten Ausdruck von Zerrüttung und Erhebung. Die Augen leuchteten wie in einer Verzückung, über ſeine blaſſen und tiefgefurchten Wangen ſchwebte eine fieberhafte Röthe, ſein ganzer Körper zitterte.

Es war mir wie eine Ahnung, mein lieber Arthur, daß Sie müßten kommen noch heute zu mir, redete er mit ſehr bewegter Stimme den Eintretenden an. Wundern Sie ſich über mich, junger Mann, aber lachen Sie ja nicht in dieſer Stunde. Sie werden mich bald kennen lernen, und dann werden Sie über mich weinen. Dieſer roſenrothe Rock hat eine ſchwarze, ſehr ſchwarze Geſchichte, und wenn ich ſtecke darin, ſo bin ich mein Geſpenſt, das kommt wieder und geht um an den Stätten, wo es hat geliebt und gelitten. Geben Sie mir Ihre Hand, mein lieber Arthur, und nächſten Donnerstag reiſen wir nach Italien.

Mit dieſen Worten entfernte ſich die Erſcheinung, wie ſie gekommen war, und Arthur ſchlich in der ſeltſamſten Stimmung zwiſchen Verwunderung, Neugier und ſchauervoller Rührung aus dem Hauſe, ohne auf den Nachruf des geſchwätzigen Dieners zu achten, der noch mehr für ihn auf der Zunge haben mochte.

Viertes Kapitel.

Arthur hatte eine ſehr unruhige Nacht. Zwar entſchlummerte er dann und wann, aber ängſtliche Träume ſchreckten ihn gleich wieder auf, bald mit einem Sturze, bald mit einer Verwundung, bald mit einer lächerlichen Verlegenheit. Die Geheimeräthin, Fanny, Italien und der Tempel des alten Marquis waren die Gegenſtände, mit denen ſeine Phantaſie wachend und ſchlafend ſpielte und kämpfte. Er führte die Geheimräthin mit ihrer Tochter durch die Logen des Vaticans, und als ſeine Augen ſich einmal von den hohen Kunſtwerken auf ſeine eigene Figur herunterwendeten, bemerkte er, daß er ohne Beinkleider einherging. In Tivoli gerieth er in den Sturz der Cascatellen hinein, und auf dem Veſuv in eine Rauchſäule. Dann war maskirter Ball bei dem Papſte, und der Marquis tanzte als klapperndes Gerippe in dem roſenrothen Rocke eine Menuet mit der kleinen Fanny, die ſich außerordentlich verliebt geberdete. Am lebhafteſten träumte er von dem Puppenhäuschen des Tempels. Das Portrait, welches aus einem Fenſter deſſelben herausblickte, wuchs allmälig immer größer und größer aus dem engen Gehäuſe hervor und drängte ſich ihm wie ein chineſiſches Schattenſpiel ſo raſch entgegen, daß es ihm den Athem verſetzte, indem es in ſein eigenes Geſicht überzufließen ſchien. Er fuhr auf und erwachte, aber das Bild ſchwebte noch vor ſeinem innern Auge, und die Züge deſſelben erinnerten ihn an die erſte Liebe ſeiner Kindheit. Erſte Liebe, einzige Liebe! rief er aus. Wie wunderbar ſteigt gerade heute das verblichene Bild des kleinen Engels, der mich lieben lehrte, ſo hell und friſch aus der ſchlummernden Tiefe meines Herzens empor! Der Menſch liebt nur einmal, wie er nur einmal geboren wird und nur einmal ſtirbt, und wenn wir dort oben zu einem neuen Daſein erwachen, dann wird auch unſre erſte und einzige Liebe mit uns verklärt werden zu einer himmliſchen Natur. Alles andere, was wir ſpäter hier noch Liebe nennen, was iſt es?

Sinnenluſt, Eitelkeit, Phantaſie oder gar Sitte und Gewohnheit.

Immer wärmer und lebendiger traten die Bilder ſeiner erſten Liebe aus den ungetrübten Fernen ſeiner Erinnerung hervor und drängten ſich, wie jenes Schattenſpiel des Traumes, in wachſender Fülle an ſein Herz. Er begegnete der Angebeteten auf dem Wege nach der Schule, und ſie war das einzige Mädchen, dem er keinen guten Morgen zu wünſchen wagte. Aber ſein Geſicht brannte hochroth von dem Scheitel bis in die Halskrauſe hinein, wenn er an ihr vorüberſtrich. Dann malte er die Anfangsbuchſtaben ihres Namens auf die Rechentafel und zog die ſeinigen darum oder darüber. Und ſein übervolles Herz ſuchte ein andres Herz, um ſich darin auszuſchütten, und er wählte ſich einen Knaben dazu, der oft mit ſeiner Geliebten ſpielte; denn er war ihr Nachbar. Als ſie eines Tages allein beiſammen waren, da zog Arthur den glücklichen Geſpielen an ſeine Bruſt und fragte ihn mit zitternder Stimme: Fritz, haſt du denn gar kein Mädchen lieb? Warum nicht, Arthur? antwortete der andre ganz unbefangen. Die Minna iſt ja meine Braut. Die Minna! die Minna! ſchrie Arthur entzückt. Ach Gott, die Minna hab' ich ja auch ſo erſchrecklich lieb, und nun weiß ich auch, woher es kommt, daß ich dir ſo gut bin. Ach, Fritz, wir wollen ſie beide immerfort ſo herzenslieb behalten! Einige Tage darauf ſpielten die Kinder Verſteck in einem Weingarten. Minna und Arthur drückten ſich in denſelben Weinſtock hinein, und nur ein Paar Blätter trennten ihre Lippen von den ſeinigen. Da küßte er das Blatt vor ſeinem Munde, welches ihre Wange berührt hatte, aber ſie merkte es und ſprach zu ihm: Arthur, brich doch das Blatt ab und küſſe mich. Von der Zeit an nannten ſich die beiden Kinder Braut und Bräutigam und grüßten und küßten ſich alle Tage. Das grüne Blatt aber legte Arthur in ſeine Bibel und bewahrte es getrocknet viele Jahre als eine heilige Reliquie, bis es ihm in der Folge ſammt dem Buche abhanden kam.

Von ſolchen ſanften Erinnerungen eingewiegt, die ſich in ſeinem Herzen hin und her ſchaukelten, wie ein Boot auf einem ſtillen Fluſſe, entſchlummerte der Jüngling noch einmal und hatte folgenden Traum, den erſt der Strahl der Morgenſonne von ſeinem Haupte leicht hinwegnahm.

Er fuhr in einem kleinen Boote, ohne Steuer und Ruder von dem leiſe bewegten Strome fortgetragen, auf dem Spiegel des Rheins, deſſen

Waſſer ſo klar und hell war, daß er jeden Kieſel zählen konnte, welcher in dem tiefen Grunde lag, und die ſchimmernden Fiſche ſchlüpften dazwiſchen hin, wie unter einer Kryſtallſchale. Als er ſich dem Lureleifelſen näherte, erblickte er gerade unter ſich in einer Grotte von Korallen die ſchöne Fei mit Schilf und Muſcheln bekleidet. Sobald ſie das Boot über ſich gewahrte, tauchte ſie auf — und es war ſeine Minna. Aber ſie war viel größer geworden und ſah ernſt und bleich aus, und ihre langen Haare, die rings um ſie her wie ein Schleier herabfloſſen, ſchienen ihm rinnende Thränen zu ſein. Biſt du endlich da, mein Geliebter? redete ſie ihn mit weinerlich eintöniger Stimme an, und bringſt du mir das trockne Weinblatt aus deiner Bibel? Gib es mir gleich, daß ich es mit mir hinunternehme und es wieder grün waſche. Alsdann darf ich auch wieder herauf zu dir und mit dir fahren weit hinaus in das große Meer. Dort weiß ich ein Felſenriff in der Tiefe, daran hängt der goldene Becher des alten guten Königs von Thule, meines Urgroßvaters. Er hängt zwar ſehr feſt und iſt mit vielen Polypen und Korallen verwachſen, aber wenn ich das Blatt mit hinunterbringe, ſo locke ich die Sägefiſche damit aus dem ganzen Meere herbei und laſſe mir von ihnen den Becher losbrechen. Und wenn ich den Becher nun gewonnen habe und wir beide daraus die Tropfen trinken, die der alte König für uns darin gelaſſen hat, dann wird der nackte Felſen hier wieder in ein Schloß voll Pracht und Herrlichkeit verwandelt, und du zieheſt ein in daſſelbe und biſt König über alle Herzen, die da lieben auf Erden. Und ich, mein Arthur, ich bin deine Königin. Arthur zitterte und bebte vor Angſt und Schmerz; denn er hatte das Blatt verloren und wagte nicht es zu geſtehn. Aber die Lurelei hatte es aus ſeinen Augen ſchon geleſen und tauchte mit einem kläglichen Seufzer wieder in die Tiefe hinab, die alsbald trübe und finſter wurde. Minna! Lurelei! rief der Schiffer. Aber nur ein dumpfes Gewühl in den Wogen gab ihm Antwort, und er ſtürzte ſich verzweifelnd in Luſt und Leid über ſein Boot in den wogenden Abgrund hinunter.

Fünftes Kapitel.

Die Vorbereitung zu der nahen Abreiſe nahm unſern jungen Freund in den beiden folgenden Tagen theils mit eigenen Geſchäften, theils mit verſchiedenen Aufträgen des Marquis ſo ganz in Anſpruch, daß er ſeinen Launen und Träumen weniger nachhängen konnte, als er es ſonſt wohl nach den Abenteuern des vorigen Tages und den Erſcheinungen der letzten Nacht gethan haben würde. Vielleicht machte er ſich auch viel mehr zu ſchaffen, als nöthig war, um ſeine Unternehmung dadurch in ſeinen eigenen Augen wichtiger und größer zu geſtalten, und um ſich mit dem Drange ſolcher Angelegenheiten bei ſich ſelbſt darüber zu entſchuldigen, daß er ſich ſogar ſeinen nächſten Freunden und Bekannten durch Viſitenkarten empfahl. Mit der Geheimräthin wurde keine Ausnahme gemacht, aber er war dennoch nicht unbefangen genug, um den Beſorger der Karten nicht zu fragen, ob jene Dame oder ihre Tochter ihm ſeine Beſtellung perſönlich abgefodert hätten. Das war nicht geſchehn, und Arthur flüſterte vor ſich hin: Deſto beſſer.

Den letzten Abend vor der Abfahrt, welche auf den andern Morgen ſehr zeitig angeſetzt worden war, brachte der Doctor bei dem Marquis zu, der von dem Einpacken, wobei er, wie gewöhnlich, über ſeine Kräfte gearbeitet und noch mehr gemurrt und geſcholten hatte, ſo erſchöpft war, daß er ſich kaum aufrecht erhalten konnte. Auch ſein Huſten war heftiger geworden, wahrſcheinlich von der Erhitzung und dem Staube, und Arthur äußerte ihm zu wiederholten Malen ſeine Bedenklichkeit, ob er morgen werde reiſen können.

Mein lieber Doctor, entgegnete mit heiſerer Stimme der Marquis, der Menſch kann viel, ſehr viel, wenn er nur will. Ich habe in meinen ſpäten Jahren durchlaufen eine harte Schule, nachdem ich war verzogen worden in einer weichen. Sie werden ſich wundern über mich, wie viel ich kann aushalten und durchſetzen in meinem Alter mit dieſem delicaten Körper, und ich will Ihnen, obgleich Sie ſind jung und robuſt, nicht zumuthen zu leben einen einzigen Monat gleich mir.

Ich bin nicht verwöhnt, Herr Marquis.

Das iſt gut, Herr Doctor, aber ich bin mehr. Ich bin gewöhnt zu leben als ein Cyniker. Das

Unglück hat mich gemacht zu einem großen Philoſophen, zuerſt aus Noth, hernachmals aus Princip. Als ich war jung, da hab' ich gehabt mehr dienende Menſchen um mich herum, als ich habe Finger an meinen Händen, ich habe geſchlafen auf Seide und in Daunen, ich habe geleckt von zwanzig Schüſſeln und Schalen, ich habe mich eingepuppt in Sammet und Pelz gegen die rauhe Luft, und ſo bin ich geworden eine ſchwache kranke Creatur. Hernachmals hat unſer Herr Gott auf mich gelegt eine ſchwere Hand, und ich bin geweſen todt. Nach dem Tode bin ich wieder aufgeſtanden, und da hat die ſtrenge Noth mich erzogen als ihr Kind mit knappen und bittern Biſſen und auf einem harten Kopfpolſter, und ſie hat mich gelehrt zu frieren und zu ſchwitzen, zu hungern und zu dürſten, mir zu treten die Sohlen wund und die Hände zu ringen ſteif. Das war eine böſe Schule, ſo lange ich lernen mußte in ihr; aber als ich bin geweſen losgeſprochen, da hab' ich mich zum erſten Male in meinem Leben gefühlt als mich ſelbſt, als meinen eigenen Herrn und meinen eigenen Diener, und bin gewandert durch die Welt, wie der Philoſoph ohne Gepäck, und hab' doch bei mir getragen alles Meinige. Das iſt ein großes Ding, Herr Doctor. Anjetzo hab' ich wieder zu verſchwenden ſo viel, daß ich könnte leben delicat und brillant, aber, ſehn Sie, die Gewohnheit macht mir zum Bedürfniß das, was das Bedürfniß mir hat gemacht zur Gewohnheit.

Ich kann mich in der That nicht genug über Ihre Natur wundern, Herr Marquis. Ein ſo zarter Körperbau, Ihr hohes Alter und Ihre harte Lebensweiſe —

Das iſt, was mich erhält, fiel der Marquis ein. Aber ich bin auch nicht ſo alt, wie ich habe das Anſehn. Wie viele Jahre geben Sie mir, Herr Doctor?

Ich habe Sie immer fur einen hohen Sechziger gehalten.

Weit gefehlt, weit gefehlt, mein Herr! Ich bin noch nicht herausgegangen aus den Funfzigen, aber bald werd' ich es nun ſein. Mein Geburtstag iſt nicht zu vergeſſen. Es iſt der Tag, als die Helden Soubiſe und Condé ſchlugen bei Johannesberg den Prinzen von Braunſchweig. Mein Vater wurde bleſſirt an dieſem Tage in der rechten Schulter, und ich kam in die Welt mit einem ſchwarzen Mahle auf derſelben Stelle. Das war der dreißigſte Auguſt ſiebenzehnhundert und zwei und ſechzig. Sehn Sie, Herr Doctor, da fehlen noch einige zwanzig Monate bis auf die Sechzig. Aber das muß Sie nicht machen irre in Ihrer Schätzung. Warum haben Sie nicht gerathen ſiebenzig oder achtzig? Ich bin geworden alt in einem Tage und in einer Nacht zwanzig, dreißig Jahre, und ich kam nach Manheim zu Ihrem ſeligen Vater, das werden jetzt ſein mehr als zwanzig Jahre, da war ich ſchon ein Greis, wie ich bin heute.

Darin muß ich Ihnen beiſtimmen, Herr Marquis. So lange ich die Ehre habe, Sie zu kennen, haben Sie ſich nicht im mindeſten verändert, und wenn ich der Erinnerung aus meiner erſten Kindheit trauen darf, ſo ſind Sie noch ganz derſelbe, der mich ſo oft auf ſeinen Armen geſchaukelt hat, und deſſen weiche ſeidene Röcke mit der bunten Stickerei ich ſo gern betaſtete. Dazu kommt freilich aber auch Ihre unveränderte Tracht.

Warum ſollt' ich verändern meine Tracht, da ich mich ſelbſt nicht habe verändert in ſo vielen Jahren? Ich trage in mir und auf mir mein Zeitalter und mein Vaterland, und darum bin ich zu Hauſe überall, in China wie in Frankreich. Denn *mein* Frankreich iſt nicht mehr zu finden in Frankreich. Ich müßt' es auch tragen hinein mit meiner Perſon. Die Bombons haben ſich wieder geſetzt auf den Thron ihrer Väter, aber rings um ſie herum da herrſcht noch die böſe neue Welt, Charte, Constitution, Legion d'honneur, Ducs de batailles, Code Napoléon. Ah, mon Dieu, est ce que c'est la France? Die Kinder der Revolution und die Creaturen des Tyrannen haben ſich getheilt in den Boden und in die Titel meiner Väter und verpraſſen auf unſern Schlöſſern die Beute, welche ſie uns haben abgenommen als Sieger in dem Kampfe, den wir haben gefochten gegen die Königsmörder. Mais tais-toi, tais-toi, vieux fou! Du haſt ja ſo viel Erde gerettet von dem Boden deiner Väter, um darauf zu betten dein Haupt im Sarge.

Der Marquis, heftig gerührt von ſeinen eigenen Worten, die er gegen den Doctor gerichtet hatte, als wäre dieſer ſein Opponent, erhob ſich mit dem Schluſſe ſeiner Rede und ſchritt in dem Zimmer haſtig auf und ab. Arthur aber, welcher in der That zu der Partei der Freiſinnigen gehörte, vielleicht mehr aus Mode, als nach innerer Überzeugung, hatte doch nicht den Muth, die neue Ordnung der Dinge gegen den Angriff des Alten in Schutz zu nehmen; ſo ſehr überwältigte deſſen wahres Gefühl ſeine angelegte Meinung.

Mein guter Doctor, wendete ſich der Marquis beſänftigt an den etwas betroffen Scheinenden zuruck, gehn Sie jetzt nach Hauſe und ſchlafen Sie aus. Morgen früh um fünf Uhr fahren wir ab. Und packen Sie nicht ein unnütze Sachen. In Rom und in Neapel gibt es auch Märkte, von denen wir können kaufen was uns fehlt. Ich habe für meinen Leib nur eine ganz kleine Valiſe mitgenommen. In den großen Koffern, die Sie haben geſehen hinten auf dem Wagen, darin iſt eingepackt das Theater meines Lebens, das ich muß führen immer mit mir, wie der Theſpis ſeinen Karren. Wo wir uns niederlaſſen zuerſt, um zu halten eine große Raſt, in Rom oder in Neapel, da ſchlag' ich auf meine kleine Bühne, und alsdann will ich Sie führen in meine Tragödie. Sie wird Ihnen gefallen, Herr Doctor, denn ſie iſt in dem wilden grotesken Geſchmack der engliſchen Literatur, in der Manier von dem Shakſpeare, und meine Rolle iſt der alte Narr, der Hanswurſt, welcher lacht und weint in einem Athem. Noch Eins, Herr Doctor! Bringen Sie mir nicht eine Hutſchachtel in den Wagen. Ich muß hängen hinein zwei Häuſer mit meinen Kanarienvögeln, und zu Füßen haben wir den alten Fidelin. Schlafen Sie wohl, Herr Doctor.

Arthur empfahl ſich dem Marquis mit dem

Verſprechen, allen Anordnungen deſſelben zu genügen, und ging nach Hauſe, nicht ohne einigen Verdruß über die ſeltſame Einrichtung des Reiſewagens, welcher in der That das Anſehen hatte, als wäre er für den Kram eines herumziehenden Gauklers gemacht. Er ärgerte ſich in voraus über die lächerlichen Auftritte, welche ihn an den Thoren und in den Wirthshäuſern erwarteten, wenn der räthſelhafte Kaſten die altfranzöſiſche Maske des Marquis, die zwei elfenbeinernen Häuschen der Kanarienvögel und den grauen in einem Atlasmuffe verſteckten Bologneſer von ſich gäbe. Er dachte darüber nach, ob ſich nicht ein Mittel ausfindig machen ließe, wenigſtens die alte Arche zu beſeitigen. Aber der ſtarre Eigenſinn des Marquis, welcher gerade in ſolchen Sonderbarkeiten am wenigſten zu biegen war, mußte ihm zu bekannt ſein, als daß er ſeinen Vorſchlägen ein beſonderes Vertrauen hätte ſchenken können, und ſein ernſtlich begonnenes Nachſinnen ging endlich in ſpaßhafte Einfälle über. Er unternahm das Äußerſte und empfahl den Wagen, ohne Rückſicht auf ſeinen eigenen Hals, dem erſten Poſtillon zum Zerbrechen; oder er balſamirte ihn mit Moſchus ein, welcher Geruch den Marquis aus dem Himmel treiben konnte; oder er ließ gar eine Leiche hineinlegen. Wie komiſch er ſich aber auch dieſe Scenen ausmalen mochte, ſie gewährten ihm doch keine Sicherheit gegen die ernſtliche Beſorgniß, daß der Marquis den Verluſt des alten Wagens durch den Bau eines neuen in unveränderter Form erſetzen ließe.

Sechstes Kapitel.

Das Verhältniß der beiden Reiſenden geſtaltete ſich von Meile zu Meile ſchwieriger, und anſtatt ſich näher zu kommen, je weiter ſie ſich von den Thoren der preußiſchen Hauptſtadt entfernten, ſo wurden ſie vielmehr immer fremder und geſpannter gegen einander, je enger gemeinſchaftliche Bedürfniſſe, Beſchäftigungen und Genüſſe ſie zuſammenführten. Arthur, von ſeinen früheſten Jahren an, als einziges von mehreren Geſchwiſtern übrig gebliebenes Kind, verzogen und gelehrt ſich zu überſchätzen, hatte einen hartnäckigen Sinn, wenn es darauf ankam, ſeine Anſichten, Grundſätze und Urtheile über Gegenſtände des Lebens und der Kunſt geltend zu machen, und ſo leicht ſein Herz ſich rühren ließ, eben ſo ſchwer hielt es, ſeinen Kopf zu bewegen. Jedoch kam es in den kleinen Händeln und Zwiſtigkeiten, welche er faſt täglich mit dem Marquis zu beſtehen hatte, niemals zu dem Außerſten eines feindlichen Bruches. Ihre beiden Kopfe rieben und ſtießen ſich ſo lange an einander, bis einer von ihnen die Herzen zur Entſcheidung rief, welche dann alsbald ſtatt der Stirnen, ihre Lippen zuſammenführten. Auch bewegten ſich ihre Kämpfe meiſtentheils um geringfügige Veranlaſſungen, die aber deſto häufiger vorfielen und mit jeder Wiederholung peinlicher wurden, oder um allgemeine Aufgaben in dem weiten Felde der Meinungen, deren übereinſtimmende Löſung nicht zu den nothwendigen Bedingungen einer friedlichen Reiſegeſellſchaft gehörte. Aber da der Marquis und der Doctor, bei der Verſchiedenheit ihres Alters und Standes, ihrer Erfahrungen und Gewohnheiten, ihrer Bildung und Sitte, faſt in allen geiſtigen Berührungen vollkommene Gegenſätze waren, ſo ſteigerte der Kampf der Meinungen, welcher ſonſt wohl eine Würze des geſelligen Lebens zu ſein pflegt, ſich unter ihnen zu einer geſpannten Reizbarkeit, welche den Widerſpruch oft nur um des Widerſpruchs willen herausfoderte und den Genuß des Friedens durch lauernde

Wachſamkeit auf den nahen Gegner vergällte. Arthur, dem der Marquis an gelehrter Bildung und redneriſcher Fertigkeit nicht gewachſen war, ließ dieſem ſeine Übermacht ohne Schonung empfinden, und der andre ſtützte ſich mit gleichem Trotze auf ſeine Erfahrung und Weltkenntniß und betrachtete die junge Weisheit ſeines Gegners als einen leeren Dunſt der modernen Philoſophie. Dieſe haßte er aber von ganzem Herzen, als eine Amme der Revolution, und ſchob alles in dieſelbe hinein, was den Lehren widerſprach, die er als geborner Royaliſt und Ariſtokrat ſchon mit der Muttermilch eingeſogen hatte. Das Geld aus dem Zeitalter Ludwigs des vierzehnten galt ihm für das einzig echte und gediegene in dem Reiche des Wahren und Schönen. Arthur dagegen, der überſpannteſte Verehrer des neueſten Geſchmacks, nannte jenes Geld gelbe Zahlpfennige, und vergötterte Namen, welche dem Marquis bis auf ihren Klang fremd waren. Wie hätten zwei Gegner dieſer Art Sich jemals verſtändigen können?

Nachdem unſre Reiſenden die Grenzen Italiens berührt hatten, kam zwiſchen ihnen ein neuer Punkt zur Sprache, welcher hitzigere Kämpfe erregte, als die bisherigen geweſen waren. Sie galten dem Katholicismus, welchen Arthur, ohne ihn gründlich zu kennen, mehr aus dichteriſcher Neigung als mit innerer Überzeugung begünſtigte; während der Marquis, ein Deiſt, der ſich zu keiner kirchlichen Satzung bekannte und den öffentlichen Gottesdienſt der Proteſtanten nur um der vernünftigen Predigten willen zuweilen beſuchte, mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit die Stiftung des heiligen Petrus beſtürmte. Es lag ihm aber um ſo näher am Herzen, ſeinen jungen Begleiter in dieſem Punkte zu ſeiner Überzeugung zu zwingen, da er fürchten zu müſſen glaubte, dieſer werde ſich bald öffentlich zu der Kirche bekennen, deren Lehren und Gebräuchen er ſchon lange in ſeinem Innern huldigte. Daher ließ er auch nicht leicht eine Gelegenheit, dieſen Streit anzuregen, unergriffen entſchlüpfen, während er es doch ſonſt mit ſchonender Vorſicht zu vermeiden ſuchte, die empfindlichen Seiten ſeines Begleiters zu reizen.

Bologna, die erſte größere Stadt des Kirchenſtaates, welche ihr Weg berührte, bot dem Marquis eine beſonders reiche Auswahl von heiligen Gegenſtänden dar, denen er ſeine entheiligenden Gloſſen anhängen zu müſſen glaubte, und Arthur, dadurch in der ruhigen Betrachtung der

Alterthümer und Kunſtwerke geſtört, gerieth allmälig in die ärgerlichſte Laune.

Herr Marquis, ſprach er zu dem läſtigen Gloſſator unter dem Herabſteigen von der Wallfahrtskirche der Madonna di San Luca, ich begreife Sie in Ihrem Raiſonnement durchaus nicht. Sie überbieten ja in dieſem Punkte die verabſcheuungswürdigen Philoſophen, welche, wie Sie ſo oft behauptet haben, den Samen der Revolution über Ihr Vaterland ausgeſtreuet haben, und ein Voltaire könnte nicht profaner als Sie über die Wunder und Geheimniſſe der geoffenbarten Religion declamiren.

Haben Sie nicht ein Sprüchwort, Herr Doctor, daß man nicht ſoll ausſchütten das Kind mit dem Bade? entgegnete der Marquis. Wiſſen Sie, ich will Ihnen ſagen, Sie ſind ein Mann, der ſich hat eingegarnet in ein neumodiges Syſtem von Religion, Philoſophie und Poeſie, nach welchem Sie ſich einrichten in allen Ihren Raiſonnements. Es iſt, ſo zu ſagen, das Exercierreglement Ihres Geiſtes, wenn Sie es nicht wollen nehmen auf die böſe Seite. Aber ich habe alle meine Meinungen und Urtheile gewonnen in der Schule des Lebens, und ich laſſe mich nicht beherrſchen von irgend einer Theorie. Wenn ich auch ſtimme überein in der Betrachtung der katholiſchen Kirche mit dem böſen Voltaire, ſo habe ich keine Scham darüber. Aber ich habe alles, was ich von dieſen Sachen denke und ſage, nicht gelernt aus dem Voltaire, das iſt der wichtige Punkt, mein Herr Doctor, ſondern ich habe es geſchöpft aus meiner eigenen Erfahrung, und ich habe bezahlt ſehr theuer dieſe Erfahrung.

Auch Erfahrungen können trügen, unterbrach ihn der Doctor mit Empfindlichkeit, und beſonders leicht, wenn keine feſte Theorie ſie ſichtet und läutert.

O mein guter Arthur, ſeufzte der Marquis aus tiefſter Bruſt, dieſe Erfahrung hat mich nicht betrogen! Sie hat ſich bewährt an mir fürchterlich, ſehr fürchterlich. Gott behüte Sie, ſo lange Sie leben, vor einer Überzeugung durch eine ſolche Erfahrung! Bei Gott, und werden Sie katholiſch und ein Pfaff dazu, ſo will ich doch nicht wünſchen, daß eine Erfahrung von der Art Sie bringe zurück zu der Vernunft. Sie ſollen noch davon hören.

Mit dieſen Worten drückte der Alte in krampfhafter Rührung die Hand ſeines Begleiters, und der Streit war abgebrochen. Aber eine ängſtliche Beſorgniß, von dem Jünglinge misverſtanden zu werden, hielt ihn zurück, ſich weiter auszuſprechen, ſo innig er auch das Bedürfniß zu fühlen ſchien, ſein Herz vor irgend einem mitfühlenden Weſen ohne allen Hinterhalt aufzuſchließen. Vielleicht erwartete er auch nach ſo manchen Andeutungen, von ſeinem Begleiter aufgefodert zu werden, ihm das Vertrauen einer unumwundenen Entdeckung deſſen zu ſchenken, was er ihm bisher in einzelnen Ausbrüchen ſeiner Leidenſchaft verwirrend vorgeſpiegelt hatte. Aber jener, welcher hinter der wunderlichen Außenſeite des Marquis ein ähnliches Geheimniß des Innern verborgen glaubte, vermied lieber jede Veranlaſſung, welche die viel verheißende Aufklärung herbeiführen konnte.

Es wurde Abend, ehe die Wallfahrer das Thor der Stadt wieder erreichten, und der ungetrübte Vollmond warf große Maſſen von Licht und Schatten auf ihren Weg. Sie kamen über die Piazza maggiore, welche heute, an einem Sonntage, unbelebt von der lärmenden Bewegung des Marktes, die hohen Façaden ihrer Kirchen und Paläſte in ſtolzer Ruhe den Strahlen des Mondes entgegenbreitete. Dieſer warf ſein volles Licht gerade auf die große Bildſäule des heiligen Petronius über dem Thore des alten Rathhauſes und auf den bronzenen Neptun des Springbrunnens, deſſen rauſchendes Silber er mit goldenen Sternen beſtreuete. Faſt der ganze übrige Platz lag unter dem Schatten der ehrwürdigen Kirche ſeines Schutzpatrons. Arthur, von ernſter Bewunderung ergriffen, blieb in der Mitte der Piazza ſtehen und verſank in den erhabenen Anblick. Unterdeſſen trippelte der Marquis mit ungeduldiger Beweglichkeit rechts und links umher, und ſeine Neugier lockte ihn auf die Stufen vor der Kirche des heiligen Petronius, an deren Pforte eine kleine Kerze in der Hand einer weißvermummten Figur brannte.

Kommen Sie doch einmal herauf, Herr Doctor! rief er von oben herab dem träumenden Arthur zu, und dieſer, der Einladung folgend, fand den Marquis, welcher das Italieniſche ſchwer verſtand und noch ſchlechter ſprach, in die mühſeligſte Unterhaltung mit einem barmherzigen Bruder verwickelt, welcher ihm ein Almoſen abgefodert hatte.

Wozu ſoll dienen das Almoſen, welches die weiße Maske mit der Kapuze vor dem Geſicht von mir verlangt? frug der Marquis ſchon in halber Entrüſtung. Der Doctor erkundigte ſich bei dem heiligen Bettler auf das höflichſte nach dem, was ſein Gefährte zu erfahren wünſchte, und erhielt die Antwort, daß er für Seelenmeſſen ſammle.

Und welche Seele wollt ihr ſingen und klingeln und räuchern in den Himmel hinein? frug der Marquis weiter, und der Dolmetſcher überſetzte den Sinn der Frage in gemilderte Ausdrücke.

Die nächſten Meſſen, antwortete der Verhüllte, zu denen meine Brüderſchaft in dem ganzen Kirchenſtaate Almoſen eintreibt, werden für die Seele eines jungen Schülers der Sapienza in Rom geleſen werden, eines gebornen Spaniers von einer edlen Familie aus Valencia, welcher vor kurzem gewürgt und erſäuft hinter dem Ghetto der Juden gefunden worden iſt. Der arme Schüler iſt ohne Beichte und letzte Ölung dahingefahren, daher bedarf ſeine Seele unſrer Fürbitte zu ihrer ewigen Begnadigung. Im übrigen war er ein frommer Jüngling, den gewiß die heiligſte Abſicht in jenen verrufenen Winkel geführt hatte. Er hat eine Ungläubige bekehren wollen, wie es heißt, aber die ganze Geſchichte liegt noch immer im Dunkel.

Der Marquis ſchien von dieſer Erzählung wunderbar betroffen, und Arthur, welcher jetzt eine volle Ladung gewöhnlicher Spöttereien aus dem Munde des Alten erwartete, wußte ſich deſſen plötzliches Verſtummen nicht zu deuten.

Erzählen Sie mir mehr davon, mein Herr,

ſprach der Marquis nach einer langen Pauſe in gebrochenem Italieniſch und mit ganz verändertem Tone.

Ich habe Ihnen alles mitgetheilt, was mir von der traurigen Geſchichte bekannt iſt, antwortete der barmherzige Bruder, und ich glaube nicht, daß Sie irgendwo mehr darüber erfahren werden. In Rom erzählt man ſich zwar viele Fabeln davon, aber die gerichtliche Unterſuchung hat keine derſelben beſtätigt.

Als der Bruder dieſe Worte geendigt hatte, griff der Marquis in ſeine Taſche und warf ein paar Goldſtücke in den Todtenkopf, welchen dieſer als Büchſe in der Hand hielt, und Arthur, ſeine Verwunderung nicht länger zurückhaltend, rief triumphirend aus: Ei ei, Herr Marquis, iſt das Conſequenz?

Conſequenz? Conſequenz? murmelte der Marquis vor ſich hin. Wo iſt Conſequenz auf Erden, mein junger Freund? Dort oben iſt Conſequenz. Sehn Sie an den Mond. Er geht ewig ſeine Straße über uns, aber hier unten laufen durch einander die Schatten und Lichter kreuzweis und verwirrt.

Siebentes Kapitel.

Es war zwei Tage vor dem Anfange des Carnevals, als unſre Reiſenden in Rom eintrafen. Arthur hatte ſich eine halbe Stunde vor der Stadt auf der letzten Anhöhe jenſeits der Tiber aus dem Wagen gemacht, angeblich um die Gegend zu überſchauen, vielleicht aber auch, um nicht in dem wunderlichen Aufzuge, den wir oben geſchildert haben, durch die Straßen zu fahren. Denn es war noch heller Tag, als ſie die Thürme und Kuppeln der ewigen Stadt aus der erhabenen Wüſte ihrer gehügelten Ebene emporſteigen ſahen, und die untergehende Sonne ſpiegelte ſich zitternd in den goldenen Kugeln und Kreuzen der beiden Kirchen des Corſo, als Arthur den Wagen an der Porta del Popolo wieder einholte. Hier hatte der Marquis in Abweſenheit ſeines Dolmetſchers ein langes und mühſames Verhör zu beſtehen gehabt, welches eben beendigt ſchien, als der Poſtillon den Fußgänger dicht hinter dem Wagen erblickte. Aber dieſer gab ihm einen Wink, weiter zu fahren, und ſchritt rüſtig hinterdrein. Die gutmüthigen Römer, an abenteuerliche Erſcheinungen aus der Fremde gewöhnt, blieben dennoch verwundert ſtehen, als ſie das Reiſegebäude des Marquis durch den Corſo ſchwanken ſahen, und Arthur hörte, wie ſie unter ſich ſprachen: Das Carneval fängt heute ſchon an.

Vor dem deutſchen Gaſthofe des Signor Franz in der Via Condotti hielt der Wagen, und Arthur verdoppelte ſeine Schritte, um dem Marquis im Ausſteigen behülflich zu ſein. Dieſer war aber ein wenig verſtimmt über die Flucht ſeines Gefährten, die ihn an dem Thore in nicht geringe Verlegenheit geſetzt hatte, und ließ ſich durchaus nicht ankommen. Auch blieb er, trotz allen Gegenvorſtellungen, bei dem Wagen ſtehen, bis das letzte Stück ausgepackt war, wobei es, wie ſich vermuthen läßt, an neugierigen Zuſchauern und witzigen Bemerkungen nicht fehlen konnte.

Aus dem nahen Caffe greco traten mehrere deutſche Künſtler mit ihren rauchenden Taſſen hervor, und einer unter ihnen, ein junger Landſchaftsmaler aus Berlin, welcher den Marquis von dorther dem Rufe nach kannte, nahm das Wort und erzählte, was er von dem Wundermanne in der fabelſüchtigen Stadt gehört hatte. Dies iſt der wunderlichſte Kauz aller wunderlichen Kauze, die jemals das römiſche Pflaſter betreten haben, fing er an. Ein emigrirter franzöſiſcher Marquis, welcher in ganz Berlin nur der Marquis mit dem Kirſchkern hieß. Er trägt nämlich beſtändig einen Kirſchkern im Munde, den ſeine Geliebte ihm einmal auf den Kopf geſpieen hat. Der alte Filz hat über zehntauſend Thaler jährliche Leibrenten zu verzehren und lebt wie ein Arreſtant von Waſſer und Brot; und davon hat er einen Keuchhuſten bekommen, den man eine Viertelmeile weit hören kann. Er zählt die Bohnen zu ſeinem Caffee, und da er jedesmal ſieben und eine halbe zu einer Taſſe braucht, ſo halbirt er die Bohnen. Er legt ſich um acht Uhr zu Bette, um Holz und Licht zu ſparen, und ich wette darauf, er iſt nur deswegen nach Rom gereiſt, weil er erfahren hat, daß es ſich hier wohlfeil leben läßt. Und nun ſeht einmal die Equipage und den Anzug!

Der wäre prächtig als Maske für das Carneval zu copiren, bemerkte ein andrer.

Das iſt ein guter Einfall zu rechter Zeit, ſprach der Berliner. Ich übernehm' es, ſeinen Doppelgänger im Corſo vorzuſtellen. Der weiße Rockelor iſt leicht anzufertigen aus meinen Fenſtergardinen; den hellgrünen Atlasrock find' ich im Kramladen, und ſtatt der Stickerei heft' ich mir bemaltes Papier und Kniſtergold auf. Laßt mich nur machen. Ihr ſollt einen königlichen Spaß davon haben, das verſprech' ich euch. Seine ſpitzige Phyſiognomie iſt ſo leicht nachzumachen, wie die Naſe Friedrichs des Großen oder Kaiſer Maximilians Unterlippe. Die Mütze wird noch das ſchwierigſte Stück ſein. Der Schirm geht ja wohl bis über die Naſe herunter und hat ein paar gläſerne Fenſter für die Augen? Das Modell muß ich mir doch ein wenig aufzeichnen.

Der luſtige Maler holte ſein kleines Zeichenbuch aus der Taſche und fing an, den Kopf des Marquis mit wenigen kecken Strichen ſo wunderlich ähnlich zu ſkizziren, daß das laute Gelächter der Umſtehenden, die ſeiner Arbeit zuſahen, ihn nöthigte ſich in das Caffeehaus zurückzuziehen.

Der Marquis huſtete und zankte unterdeſſen in dem Gaſthofe mit den Hausknechten und Kellnern, von denen einer den Muff des Bologneſers nicht ſanft genug niedergelegt hatte, ein andrer ihn mit dem Speiſezettel verfolgte, der dritte ihn als Excellenz anredete, und der vierte endlich ihn mit unaufhörlichen Bücklingen befragte, ob man hoffen dürfe, ihn recht lange als Gaſt zu beſitzen. Der Alte, ein entſchiedener Feind aller Wirthshäuſer und Kellner, fuhr die dienſtfertig läſtigen Leute an, und bedachte in ſeiner Entrüſtung nicht, ſich italieniſch oder franzöſiſch verſtändlich zu machen, ſondern verſchaffte ſich in deutſchen Ausbrüchen Luft. Ich bin keine Excellenz, ſprach er haſtig, und ich bin kein Freſſer, der nach Rom kommt, um ſich zu verderben den Magen, und ich will danken meinem Gott, wenn ich kann wieder heraus noch heute aus dieſer Wirthſchaft. Und wenn ich brauche einen Menſchen, ſo werde ich ziehen die Klingel, und bis dahin will ich ſein ungeſchoren in meinem Zimmer.

Nur einer von der Dienerſchaft, ein Landsmann des Wirthes, verſtand die deutſche Abfertigung und gab den übrigen einen Wink, ihm zu folgen, indem er ſich hinausdrückte und vor ſich hinbrummte: Das heiß' ich mir einen alten Knauſer und Grobian!

Arthur ſtand während dieſer Auftritte am Fenſter und erboßte ſich über die eigenſinnigen Grillen des Marquis, die ihm auch hier wieder gleich bei der Ankunft die freundliche Aufnahme vergällten. So wird er mir Rom und ganz Italien verleiden! dachte er bei ſich ſelbſt. Ach, was gäb' ich darum, wenn ich jetzt mein eigener Herr wäre und hier bleiben könnte, das Carneval, die heilige Woche hindurch! Aber da hat ſich der Alte in den Kopf geſetzt, das Klima von Neapel werde ſeinem Huſten zuträglicher ſein, und ich muß es mir gefallen laſſen, durch Rom zu reiſen, wie ein Poſtſtück. Es iſt, um toll zu werden! Aber ich will mich auch nicht mehr ſo gewiſſenhaft um ihn bekümmern, wie ich bisher gethan habe. Mag er ſeinen Launen nachlaufen, ich werde meinen eigenen Weg einſchlagen, es folge daraus, was da wolle!

Zwei junge Männer in altdeutſchen Röcken, mit langen über die Schultern herabhängenden Haaren ſchlichen Arm in Arm über den ſpaniſchen Platz und ſtiegen langſam die hohe Treppe des Monte Pincio hinauf. Der mißmuthige Doctor verfolgte ſie mit den Blicken, bis ſie oben bei der Kirche verſchwanden, und malte ſich mit den gemüthlichſten Farben die unabhängige Glückſeligkeit des römiſchen Künſtlerlebens aus.

Was träumen Sie wieder einmal, Herr Doctor? Mit dieſer Anrede zerriß der Marquis ſein Bilderſpiel und rief ihn zu ſich ſelbſt zurück. Es iſt mir hier zu viel Wirrwarr und Tumult in dem Hauſe. Ich will nicht auspacken. Machen Sie ſich auf und geben Sie ab Ihren Empfehlungsbrief an den Herrn Profeſſor, der ſo guten

Beſcheid weiß in Rom, wie Sie haben geſagt. Er ſoll uns verſchaffen baldigſt ein reinliches und ſtilles Quartier in einer geſunden Region. Ich will Ihnen thun den Willen, Herr Doctor, und bleiben hier bis Oſtern, aber mit der Bedingung, daß ich morgen kann einziehen in das Quartier. Hören Sie wohl! Sonſt laſſ' ich anſpannen morgen früh und fahre nach Neapel.

Arthur, freudig überraſcht durch die Güte des Marquis, den er ſeit mehreren Tagen vergeblich mit der Bitte beſtürmt hatte, wenigſtens die kurze Zeit des Carnevals hindurch in Rom zu bleiben, und welcher nun aus eigenem Antriebe viel mehr gewährte, als er zu verlangen gewagt hatte, fühlte ſich mit einem Male aus ſeiner gedrückten Stimmung geriſſen und umarmte den Alten mit ſichtbarer Rührung. Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Herr Marquis, rief er aus, und will keinen Augenblick verlieren, Ihren Auftrag zu beſorgen.

Gehen Sie nur, Herr Doctor, und ſehen Sie ſich um nach einer ſchönen Narrenmaske, entgegnete mit behaglichem Lächeln der Marquis, den auch der leiſeſte Ausdruck dankbarer Gefühle beſeligen konnte. Gehen Sie und nehmen Sie in Beſchlag ein Quartier, nicht zu viele Treppen, hell und trocken, Sie wiſſen ja, wie ich es liebe. Da will ich auch aufbauen mein kleines Carneval. Ich vergeſſe und verliere mich ſelbſt, wenn ich nicht hab' um mich meinen Tempel der Erinnerung.

Ich komme nicht wieder zu Ihnen zurück, ohne ein Quartier für uns gefunden zu haben. Auf Wiederſehn, Herr Marquis, und gute Nacht in Rom, wenn ich bis morgen früh ſuchen muß. Mit dieſen Worten empfahl ſich der Doctor und eilte in der Dämmerung, von einem Platzbedienten begleitet, die Treppe hinan, auf welcher er eben die beiden Künſtler mit ſehnſüchtigen Augen verfolgt hatte. Denn die Adreſſe ſeines Empfehlungsbriefes wies ihn nach der Via Siſtina auf dem Monte Pincio.

Achtes Kapitel.

Der Profeſſor, welchem Arthur einen Empfehlungsbrief zu übergeben hatte, war ein geborener Pfälzer, der in ſeiner erſten Jugend ſeinen

Ältern entlaufen und als Jockey eines Engländers nach Rom gekommen war. In der Folge hatte ein Bildhauer ſich deſſelben väterlich angenommen und einen geſchickten Künſtler aus ihm gebildet. Er verfertigte nämlich kleine Copien von berühmten Kunſtwerken und Alterthümern in Marmor, Alabaſter und Gyps, leitete eine Moſaikfabrik, die ſich durch geſchmackvolle Arbeit vor allen übrigen auszeichnete, und erwarb ſich durch dieſe vielſeitige Betriebſamkeit nicht nur ein anſehnliches Vermögen, ſondern auch den Titel eines Profeſſors von der Akademie des heiligen Lukas. Seine Lebensverhältniſſe hatten ihn ganz romaniſirt, und er hielt ſich wenig zu den jüngern deutſchen Künſtlern, deren kopfhängeriſche Frömmigkeit und alterthümlichen Geſchmack er mit ſeinem fröhlichen Sinne und ſeiner gemeinnützigen Geſchicklichkeit nicht zu würdigen verſtand.

Signor Bernardino — ſo hieß der Profeſſor in Rom — war eben nach ſeiner Werkſtatt gegangen, als Arthur ihn in ſeiner Wohnung ſuchte. Ein ſchöner Knabe von ungefähr zwölf Jahren ſaß leſend vor einer antiken Lampe in einem großen Zimmer, welches zugleich als Gewölbe diente, worin die fertigen Arbeiten des Profeſſors ausgeſtellt waren. Er empfing den Fremden mit unbefangener Höflichkeit und ließ ſich den Brief einhändigen. Ich will den Vater ſogleich rufen, ſprach er nach kurzem Beſinnen und ſprang mit dem Briefe hinaus, ohne auf Arthurs Widerrede zu achten.

Dieſer ließ ſich auf den Stuhl nieder, welchen der Knabe verlaſſen hatte, und da er es niemals über ſich gewinnen konnte, ein Buch liegen zu ſehen, ohne es aufzuſchlagen, ſo fing er an, das kleine Heftchen zu durchblättern, in welchem jener geleſen hatte. Es war ein einzelner Bogen voll italieniſcher Verſe, ſchmutzig gedruckt und zum fliegenden Buchhandel der Straßenecken gehörig, mit folgendem Titel: Traurige, aber erbauliche Hiſtorie von dem Leben und Tode des ſeligen Jünglings Don Alonzo de Floridias aus Valencia in Spanien, Schülers des hochwürdigen Collegiums der Sapienza zu Rom, welcher in der Nacht des erſten Advents von den grauſamen Händen der Ungläubigen des Ghetto ſchmählich erwürgt und erſäuft worden iſt.

Seltſam! dachte Arthur bei ſich ſelbſt. Das iſt ja wohl dieſelbe Geſchichte, die der barmherzige Bruder in Bologna erzählte und von der mein alter Marquis ſo lebhaft ergriffen ſchien? Er las weiter. Die erſten Strophen enthielten eine Anrufung der heiligen Jungfrau mit der Bitte, den Sänger zu einem Liede anzufeuern, welches ihrer Ehre geweiht ſein ſolle. Denn es habe einen Helden zu ſeinem Gegenſtande, welcher ſein Leben als Märtyrer für ſie den Ungläubigen dahingegeben. Dann folgten einige Strophen mit Schmähungen und Flüchen gegen die Juden und Auffoderungen an die Chriſten, jene zu bekehren oder auszurotten.

Bis zu dieſer Stelle war Arthur gekommen, als er eilige Tritte auf der Treppe vernahm und ſich dadurch bewogen fühlte, das Heft aus der Hand zu legen und ſich von ſeinem Sitze zu erheben.

Sein Sie mir willkommen, Herr Doctor! redete der eintretende Profeſſor ſeinen Beſuch in deutſcher Sprache ſehr vertraulich an. Ich habe den Brief meines alten braven Freundes gleich unterwegs durchflogen, und ſie ſollen mir gelegentlich mehr von ihm erzählen als er geſchrieben hat. Denn er iſt ein ſehr lakoniſcher Schreiber, und von dem, was er ſchreibt, kann ich gewöhnlich nur die Hälfte entziffern, ſo eine flüchtige Hand hat er. Nun ich hoffe, Sie ſind kein engliſcher Schnellſegler. Sie werden doch länger in Rom bleiben, als nöthig iſt, um den Vaſi'ſchen Curſus zu abſolviren?

Bis Oſtern, Herr Profeſſor, antwortete der Doctor.

Das iſt brav! fuhr der behagliche Künſtler fort und nöthigte den Empfohlenen zum Niederſetzen, während er ſich ſelbſt mit einer Hüfte auf eine Tiſchecke ſchwankt. Das iſt brav! Sie kommen zu einer guten Zeit. Erſt das Carneval, dann die ſtille Faſtenzeit, die hat der heilige Petrus dazu eingeſetzt, damit die Fremden die Wunder ſeiner Stadt hübſch ruhig in Augenſchein nehmen können, und zum Beſchluß die Settimana ſanta. Aber worin kann ich Ihnen dienen, Herr Doctor? Meine Zeit iſt zwar ſehr beſchränkt, aber, unter uns geſagt, ich laſſe mich recht gern zuweilen ein wenig ſtören und abhalten. Sie reiſen nicht allein, Herr Doctor, wie mein Freund mir ſchreibt. Ihr Gefährte ſoll ein wunderlicher Chriſt ſein. Nun, was thut's? Die Welt iſt groß und bunt, ſie braucht vielerlei Creaturen um ſich zu füllen, und wenn man nur den Deckel danach zu ſchneiden weiß, ſo gibt's kein Gefäß, worauf nicht einer paſſen ſollte.

Mein erſtes Anliegen an Sie, Herr Profeſſor, nahm Arthur das Wort, iſt eigentlich ein Anliegen meines Gefährten, welcher ſo bald als möglich eine gute Privatwohnung zu beziehen wünſcht. Können Sie mir vielleicht eine vorſchlagen?

Iſt ſchon beſorgt, Herr Doctor, fiel der Profeſſor ein und zog dazu eine lächerlich geheimnißvolle Miene. Sie wohnen hier in dieſem Hauſe, eine Treppe unter mir, in der belle Etage. Eine vortreffliche Wohnung, vier bis fünf Piecen, alles trocken, hell, bequem, ein paar Zimmer mit Öfen und gediehlt. Sie finden in ganz Rom kein behaglicheres Quartier. Hinten heraus eine wundervolle Ausſicht über die ganze Stadt bis an den Gianicolo und Monte Mario und noch weiter hinaus, und vorn heraus gegenüber die niedlichſte Frau dieſes Viertels. Ein frommer Deutſcher hat bloß um dieſer Ausſicht willen, die, wie er ſagte, ihm ſeine Madonnenideale verdarb, ſeine Wohnung im Hauſe meiner Nachbarin geräumt. Sie, der Sie keine Madonnen malen, haben dieſe Rückſicht nicht zu nehmen. Nicht wahr, Herr Doctor?

Arthur lächelte, in den Scherz eingehend, und verſicherte, daß ſein Gewiſſen nicht ſo leicht zu beunruhigen ſei. Aber, fuhr er fort, wann können wir dieſe Wohnung beziehen?

Heute, wenn Sie wollen, antwortete der Profeſſor, in dieſer Stunde, in dieſem Augenblick.

Vor acht Tagen hat eine engliſche Familie es geräumt, und unſre fleißige Wirthin wird es gewiß nicht vier und zwanzig Stunden ungeordnet gelaſſen haben. Ich wette darauf, das Nachtlicht ſteht ſchon im Schlafzimmer, und die Bettdecken ſind aufgeſchlagen. Wenn Sie wollen, ſo gehe ich mit Ihnen gleich hinunter zu der guten Frau und mache den Contract für Sie.

Arthur hemmte die Eile des dienſtfertigen Profeſſors durch die Verſicherung, daß der Marquis ſich für dieſe Nacht ſchon in dem Gaſthofe eingerichtet habe, und nachdem er ſich genauer von der Beſchaffenheit der Wohnung und den Bedingungen der Miethe unterrichtet hatte, übertrug er jenem den Abſchluß des Geſchäfts mit der Wirthin. Während dieſer Verhandlungen hatte er, um das Geſpräch darauf zu lenken, mit dem Heftchen geſpielt, welches vor ihm auf dem Tiſche lag, und ſeine Andeutungen blieben nicht unbeachtet.

Verbrennen Sie ſich die Finger nicht, Herr Doctor, warnte der Profeſſor mit komiſcher Ängſtlichkeit. Sie ſpielen da mit einer verbotenen Waare.

Verboten? frug Arthur betroffen und gab ſich das Anſehn, als ob er jetzt erſt auf das Papier aufmerkſam werde, welches er in der Hand hielt. Was iſt es denn?

Ein kleines Volksbuch, war die Antwort, welches vor einigen Wochen hier gedruckt und bis geſtern Morgen an allen Straßenecken verkauft worden iſt. Dann ſind die Sbirren gekommen und haben es confiſcirt. Es iſt eine curioſe Geſchichte. Ein Schüler der Sapienza hat eine Liebſchaft mit einer ſchönen Jüdin in dem Ghetto gehabt. Das iſt ein böſer Winkel für ſolche Abenteuer. Das ganze ſchmutzige Neſt wird des Nachts mit zwei Thoren verſchloſſen, und da gibt es viel zu klettern, ehe man an das Fenſter eines Eſtherchens kommt. Kurz, der arme Schüler hat ſeinen altteſtamentlichen Geſchmack theuer bezahlen müſſen. Er wurde am Montage nach dem erſten Advent mit einer Schleife um den Hals in der Tiber nicht weit vom Ghetto gefunden. Die Geſchichte machte einen entſetzlichen Lärm in der ganzen Stadt, und eine große Unterſuchung wurde darüber angeſtellt. Inzwiſchen bildete das gute Volk ſich eine Menge der ſchönſten Fabeln von dem Tode des jungen Spaniers und verklärte ihn zu einem Märtyrer des chriſtlichen Glaubens. Eine von dieſen Fabeln hat ein Gaſſenſänger in Reime gebracht, und das Blatt ging reißend ab.

Aber nachdem das gerichtliche Verfahren geſchloſſen worden iſt, ohne irgend etwas über den Mord ausgemittelt zu haben, ſo hat man für gut befunden, die Reime zu confiſciren, welche mehr von der Sache zu wiſſen vorgeben, als der Herr Governatore mit ſeiner ganzen peinlichen Congregation ſich rühmen darf entdeckt zu haben.

Sie machen mich neugierig, das kleine Buch zu leſen, nahm Arthur das Wort, ſobald die lebendige Beredſamkeit des Signor Bernardino es erlaubte. Mein alter Marquis ſcheint auch, ich weiß nicht warum, ein beſonderes Intereſſe an der Geſchichte zu nehmen, von der wir durch einen eigenen Zufall ſchon in Bologna gehört haben. Darf ich Sie bitten, mir das Heftchen auf einige Tage zu leihen?

Nehmen Sie es mit und behalten Sie es in Gottes Namen, erwiderte der Profeſſor. Es gehört meinem Jungen, den ich ſchon dafür entſchädigen will. Aber glauben Sie ja kein Wort von dem, was darin erzählt wird. Nur das kleine Lied, welches hinten angedruckt ſteht, iſt echt und rührt wirklich von dem jungen Spanier her, unter deſſen Papieren man es nach ſeinem Tode gefunden hat. Auch die Überſchrift ſoll ihre Richtigkeit haben. Denn das ſilberne Crucifix mi dem Kreuzholze von rothen Korallen, ein koſtbares Erbſtück, welches der junge Menſch beſeſſen hatte, und wovon es in der Überſchrift des Liedes heißt, daß er es ſeiner jüdiſchen Madonna mit den Verſen überreichte, iſt in ſeinem Nachlaſſe vermißt worden, und die Sbirren haben wohl acht Tage lang alle Koffer und Kaſten des Ghetto danach durchſtöbert. So viel ſieht man aus dem Gedichte, daß der junge Menſch von ſchwärmeriſcher Natur war, ein Liebhaber und ein Miſſionär in einer Perſon.

Der Doctor hatte ſich nicht bezähmen können, während dieſer Erzählung einige verſtohlene Blicke auf das Lied zu werfen, und der Profeſſor, deſſen neugierige Ungeduld bemerkend, bat ihn, ſich keinen Zwang anzuthun.

Wir theilen die Verſe, welche Arthur jetzt mit halblauter Stimme las, in einer Überſetzung mit, die er ſelbſt am folgenden Tage davon verfertigte.

Maria möcht' ich dich begrüßen,
Mein Herz hat ſtets dich ſo genannt.
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich ſtill an ſeinen Rand:
Maria, rieſeln ſeine Wogen,
Maria ſoll dein Name ſein.
Ein weißes Täubchen kommt geflogen,
Schwebt über mir im Sonnenſchein.

Geliebte, haſt du nichts vernommen.
Wie Orgelton und Waſſerfall?
Der heilge Jordan kommt geſchwommen
Durch Berg und Meer mit Jubelſchall.
Der Geiſt des Herrn ſchwingt ſein Gefieder
Und ruft: Wo iſt die Tochter mein?
Tauch' in die Liebesfluten nieder:
Maria ſoll dein Name ſein!

Nun, was meinen Sie dazu, Herr Doctor? frug Signor Bernardino in einem ſpöttiſchen Tone. Wie behagt Ihnen das Lied?

Schön und wahr gefühlt, erwiderte Arthur.

Mir iſt es zu ſublim, bemerkte der Andre. Aber ich will Ihnen Ihren Geſchmack daran nicht verleiden. Stecken Sie das Heftchen ein und laſſen Sie ſich's wohl bekommen.

Arthur brach ab und empfahl ſich dem Profeſſor unter der Verſicherung ſeiner dankbaren Empfindungen für die gefällige Dienſtfertigkeit, die er ihm in der übernahme ſeines Geſchäfts erwieſen hatte. Betrachten Sie die Wohnung als die Ihrige! rief ihm jener nach, und ziehen Sie morgen ein, je eher je lieber.

Neuntes Kapitel.

Der Marquis hatte ſich ſchon in ſein Schlafzimmer zurückgezogen, als Arthur wieder in der Locanda eintraf, und dieſer, um den alten Mann, welchen der heutige Tag ſehr erſchöpft zu haben ſchien, nicht zu ſtören, oder um ſelbſt nicht abgehalten zu werden, das Gedicht ohne Verzug zu leſen, deſſen Gegenſtand ſeine leicht erregbare Theilnahme angeſprochen hatte, ließ in ſeiner Stube ein gutes Kaminfeuer anzünden und richtete ſich in einem Lehnſeſſel zu einem bequemen Genuſſe harter Verſe und verworrener Gedanken ein. Luſtig kniſterte das Reisbündel zu ſeinen Füßen, und von der Straße her gaben die leiſen Klänge einer Laute dem Leſenden eine angemeſſene Begleitung.

Nach den Stanzen der Vorbereitung, welche Arthur in dem Gewölbe des Profeſſors geleſen hatte, fing die eigentliche Erzählung an. Die heilige Jungfrau erſcheint in einem wunderbaren Traume dem frommen Schüler Don Alonzo de Floridias und fodert ihn auf, die nach der Erleuchtung und Beſeligung des neuen Bundes ſchmachtende Seele einer ſchönen Iſraelitin aus den ſchweren Banden des moſaiſchen Geſetzes zu erlöſen. Der Jüngling, begeiſtert von dieſem Auftrage, fragt, wer, wo und wie, und Maria verheißt ihm einen Engel, welcher ihn in der folgenden Nacht, und zwar nach dem Tage des erſten Advents, zu ſeinem gebenedeieten Berufe führen werde. Alsdann ſolle er ein Crucifix mit ſich nehmen, für Weihwaſſer werde ſie ſelbſt ſorgen, und ſie wolle, daß die Bekehrte nach ihr mit dem Namen Maria getauft werde. Der Schüler bereitet ſich den ganzen folgenden Tag mit heiligen Übungen zu dem großen Werke vor und erwartet, das Crucifix in der Hand, wachend und betend die Ankunft des Engels. Dieſer erſcheint um Mitternacht, umfloſſen von ſilbernen Strahlen, und ſchwebt wie eine Feuerſäule vor ihm her, während er, ohne zu fragen und ſich umzublicken, dem himmliſchen Lichte nachfolgt. Vor einem hohen Thore wird ein Halt gemacht, der Engel zieht mit dem Zeigefinger ſeiner rechten Hand ein Kreuz über das Schloß, und ohne Geräuſch öffnen ſich die beiden Flügel. Sie ſind im Ghetto. Eine niedrige Hütte, finſter und ſchmuzig wie die ruchloſeſte Judenſeele, thut ſich vor ihnen auf, und eine Jungfrau, ſchön und betrübt, wie Eſther vor dem Throne des Ahasverus, heißt die fremden Jünglinge mit demüthigen Geberden in ihrer Kammer willkommen. Denn auch ihr iſt in einem wunderbaren Traume die Verheißung einer Erlöſung zu Theil geworden, aber ſie weiß nicht woraus ſie erlöſt werden ſoll, ob aus den Sklavenfeſſeln ihres todten Glaubens, oder aus den grauſamen Händen ihres Vaters. Der Jüngling verkündigt ihr ſeine Sendung und fragt ſie feierlich, ob ſie die Taufe von ihm annehmen wolle. Nach der Bejahung dieſer Frage beginnt ein kurzes Examen über die Hauptpunkte der katholiſchen Glaubenslehre, welches die Jüdin, erleuchtet von der heiligen Jungfrau, mit ſolcher Weisheit und Salbung beſteht, daß der Miſſionär ſie als würdig erkennt, das Bad der Gnade augenblicklich zu empfangen. Aber es fehlt an Weihwaſſer; da rinnt plötzlich ein reicher Strom von Thränen aus den Augen des entzückten Jünglings, der Engel fängt ſie in ſeinen Händen auf, und Maria wird damit getauft. Während der heiligen Handlung entzündet ſich das Herz des Täufers von inbrünſtiger Liebe zu der ſchönen Getauften, und indem ihre Lippen das Crucifix, welches er ihr zum Kuſſe darreicht, berühren, wird in ihm der irdiſche Wunſch rege, an der Stelle des Gekreuzigten zu ſein. Darüber betrübt und erzürnt ſich die Mutter Gottes, und der Engel verſchwindet. Tiefe Nacht herrſcht nun ringsumher, wilde Stimmen werden laut, ſtürmiſche Tritte toben durch das Haus, und mit kreiſchenden Flüchen und Läſterungen wird die Thüre der Kammer aufgeriſſen. Der Jüngling hält die Jungfrau in ſeinen Armen, aber er widerſteht der lockenden Verſuchung und dem drohenden Schrecken, und ſpricht den Segen über das Haupt der Getauften aus. Kaum hat er dieſes vollendet, ſo iſt die Mutter Gottes verſöhnt. Sie wirft einen Marterkranz aus dem Himmel herunter, und wie dieſer die Schläfe des Jünglings berührt, erwürgt ihn die Hand eines ungläubigen Wüterichs. Sterbend weihet er die Getaufte noch mit folgenden Worten zu ſeiner geiſtlichen Braut: Leide zu Ehren deſſen, der für dich gelitten, aber wenn deine Stunde ſchlägt, ſo werde ich wieder zu dir herabkommen und dich einführen in die himmliſchen Wohnungen. Ave Maria, Amen!

Dies war der Schluß des Gedichts, deſſen überſpannte Darſtellung wir in dem kurzen Auszuge ſeines Inhalts einigermaßen wiederzugeben verſucht haben. Arthur hatte zwar einen zu gebildeten Geſchmack, um ſich an der Poeſie eines ſolchen Machwerks ergötzen zu können, aber dennoch verfehlte es nicht ganz, einen Eindruck auf ſein ſchon befangenes Gemüth zu hinterlaſſen. Seine aufgeregte Einbildungskraft malte die Scenen und Figuren, welche in der unbeholfenen Schilderung des Volksdichters als Caricaturen erſchienen, mit reineren und milderen Farben aus, und obgleich er die ganze Erzählung als eine craſſe Legende erkennen mußte, ſo meinte er dennoch, daß die weſentlichſten Züge derſelben in dem kleinen Liede des jungen Spaniers angedeutet wären. Endlich wurde auch ſein Herz mit in die Theilnahme gezogen, und zwar weniger für den Märtyrer, als für die ſchöne Iſraelitin, die er ſich in der Gewalt eines fanatiſchen Vaters, eingekerkert und gemißhandelt, zwiſchen kindlicher Liebe und göttlicher Sehnſucht ringend, in dem reizendſten Bilde einer Büßerin vorſpiegelte. Wie jene alten Gläubigen in den Katakomben, ſo ſtellte ſich ihm die Neubekehrte in einem unterirdiſchen Gewölbe des Ghetto dar, den er ſich um ſo ekelhafter und grauenvoller ausführen konnte, da er ihn noch nicht mit eigenen Augen geſehen hatte. Es war ihm dann, als ob er eine innere Ahnung fühle, daß jener Zufall, der ihm zuerſt in Bologna und dann wieder bei ſeiner Ankunft in Rom die Geſchichte des jungen Spaniers gleichſam aufgedrungen habe, von tieferer Beziehung für ihn ſein müſſe. Dabei erinnerte er ſich an den Marquis und ſann darüber nach, was dieſer wohl in der Erzählung des barmherzigen Bruders Anſprechendes und Rührendes gefunden haben könnte. In der Geſchichte ſelbſt kann es unmöglich gelegen haben, dachte er bei ſich: die ſchien ihm anfangs vielmehr ein Ärgerniß zu geben. Am Ende wird der Name Valencia die einzige Veranlaſſung ſeiner plötzlichen Gemüthsbewegung geweſen ſein. Ich weiß, daß er nach dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution mehrere Jahre in Valencia zugebracht hat, und ſein Herz iſt unbegreiflich reizbar für jede Berührung aus jener Periode ſeines Lebens. Ich will ihn nicht wieder an die Sache erinnern, vielleicht hat er ſie ſchon vergeſſen. Fragt er aber noch einmal danach, ſo iſt es beſſer, ich erzähle ihm, was der Profeſſor mir mündlich davon mitgetheilt hat, als daß ich ihm die Geſchichte in dieſer poetiſchen Einkleidung vorlege, die ihn nur zu Spott und Schimpf auffodern kann. Auch verſteht er die Sprache des Volks zu wenig, um allein damit fertig zu werden, und wenn ich es ihm überſetzen ſollte, ſo zankten wir uns bei jedem Verſe. Das ſeh' ich voraus, und darum will ich es zu vermeiden ſuchen.

Die Lichter waren mittlerweile niedergebrannt, und Arthur eilte ſich bei dem letzten Aufflackern derſelben zu entkleiden und ſein Lager zu erreichen.

Zehntes Kapitel.

Die Wohnung in der Via Siſtina, die Arthur durch den Profeſſor gemiethet hatte, befriedigte alle Anſprüche des Marquis, welcher nicht wieder in den Gaſthof zurückkehrte, nachdem er ſie am folgenden Morgen beſichtigt hatte. Vielleicht trug der Umſtand nicht wenig dazu bei, daß er in derſelben ein kleines rundes Cabinet fand, welches zu der Einrichtung ſeines Tempels recht eigentlich erbaut zu ſein ſchien. Denn dieſen hatte er ſeit der Abreiſe von Berlin ſchmerzlich vermißt, und ſo ſchritt er jetzt um deſto eiliger zu der Anordnung deſſelben. Arthur hatte ſich erboten, ihm dieſe Arbeit durch ſeine Hülfe zu erleichtern, aber der Alte wies ihn durch die freundliche Entſchuldigung zurück, daß er ihn nach der Vollendung des Tempels mit der Einführung in denſelben überraſchen wolle. Daher zog er einen ganz fremden Gehülfen vor, nämlich einen alten Aufwärter, welcher gleichſam ein unbewegliches Zubehör der Wohnung war, und es ſelbſt denjenigen Miethern, die ſeiner durchaus nicht bedurften, als Pflicht aufzulegen wußte, ſich von ihm in irgend einer Sache bedienen zu laſſen. Der gute Cecco hatte, ſeitdem er dieſen auf vier bis fünf Zimmer beſchränkten Poſten bekleidete, doch wenigſtens eben ſo vielen Nationen aufgewartet und von jeder etwas angenommen, ſo daß er einem neuen Herrn immer diejenige Seite ſeines Weſens zukehren konnte, die für den Charakter deſſelben die angemeſſenſte ſchien. Auch hatte er gelernt, ſich in die Launen und Grillen von der Themſe, der Seine, der Newa und der Donau ohne Verwunderung und Widerſpruch zu fügen, und darum hätte der Marquis weit und breit keinen geſchicktern Gehülfen für ſeinen abenteuerlichen Tempelbau auftreiben können, als dieſen Allerweltsdiener. Ohne eine andre Miene zu ziehen, als die zu einem Bücklinge und einem Wie Sie befehlen gehörige, ordnete er den alten heiligen Kram eben ſo unbefangen, als ob er ein engliſches Frühſtück zu ſerviren hätte, und der Marquis war über Cecco's beſcheidenen Gleichmuth ſo entzückt, daß er ihn nach der Vollendung des Werkes mit einer Freigebigkeit belohnte, die dieſer unter keine der ihm bisher bekannt gewordenen Nationaltugenden zu bringen wußte.

Das Carneval begann, ehe der Marquis, welcher, ſchwächlich und leicht erſchöpft, wie er war, täglich nur einige Stunden an ſeinem Tempel arbeiten konnte, die innere Einrichtung deſſelben vollendet hatte. Unterdeſſen trieb ſich Arthur, ſchon im voraus durch die Beſchreibung des großen Dichters für die Maskenluſt des Corſo begeiſtert, von dem Augenblicke des capitoliniſchen Glockenſignals bis zu dem Donner des letzten Mörſers in den dickſten und wildeſten Haufen umher. Den erſten Tag ſaß er als ehrbare Charaktermaske in einem Wagen, den andern miſchte er ſich als Pulcinell unter die Fußgänger, und auch ohne Larve wußte er ſich, gleich einem in die buntſcheckige Narrenwelt verlaufenen Fremdlinge, mit römiſcher Freiheit und Mäßigung zu beluſtigen. Kaum war das Feſt des Corſo geſchloſſen, ſo lockte ihn das Theater oder die Redoute zu einer nächtlichen Fortſetzung der Maskenſpiele des

Tages, und ſchlaftrunken ſaß er dann am andern Morgen vor dem Caffeetiſche neben dem Marquis und rieb ſich die Augen. Dieſer aber zog ihm bald verdrüßliche, bald ſpöttiſche Mienen und ließ ſein Befremden über den unerſättlichen Geſchmack ſeines jungen Freundes an ſolchen ſinnloſen Schwärmereien wohl auch zuweilen laut werden. Arthur blieb dabei geduldiger als gewöhnlich, theils weil er fühlte, daß es nicht recht von ihm ſei, den alten Herrn Tag für Tag ohne Geſellſchaft ſitzen zu laſſen, theils, weil er bei deſſen Declamationen gegen die Thorheit der Maskeraden in ſich ſelbſt einen ſtillen Triumph über die Verblendung deſſelben feierte. Iſt er nicht ſelber das ganze liebe Jahr hindurch, in Berlin wie in Rom, die lächerlichſte Maske? frug er ſich dann, und iſt ſein Tempel nicht eine abenteuerlichere Bude als der Karren irgend eines Wunderdoctors im Corſo?

In ſolcher Stimmung befanden ſich die beiden Reiſegefährten eines Morgens ungefähr acht Tage nach der Eröffnung des Carnevals, als Cecco den Signor Bernardino meldete. Der Beſuch ſchien dem Marquis ſehr willkommen, welcher überhaupt den Profeſſor als einen weltverſtändigen und lebensklugen Mann ſchätzen gelernt hatte.

Beſonders aber empfahl ſich dieſer Hausgenoß dem Alten durch die gute Laune, mit welcher er allen Anſprüchen deſſelben auf ſeinen Rath und Beſcheid zu genügen wußte. Denn der Marquis war bei ſeiner unbeholfenen Ängſtlichkeit, die er indeſſen ſelbſt für Lebensweisheit anſchlug, in beſtändiger Verlegenheit, und hielt es ſogar für ſeine Pflicht, ſich in jeder Stadt bei ſeinem Banquier zu erkundigen, wie viel Trinkgeld man in den dortigen Gaſthöfen einem Kellner und Hausknecht zu geben pflege. Er that dieſes nicht etwa aus Geiz, ſondern aus einer ſeltſamen Grille, auch in den unbedeutendſten Verhältniſſen ſeine Schuldigkeit genau zu kennen; denn faſt immer überſchritt ſeine Freigebigkeit das Maß, welches er als das herkömmliche ausgemittelt hatte. Es läßt ſich aber errathen, daß ſelbſt ſeine näheren Bekannten ſich durch dergleichen Erkundigungen zuweilen beläſtigt fühlten und ihn kurz abfertigten. Der Profeſſor that das nie, ſondern war auf ſchwere und leichte Fragen ſogleich mit einer entſchiedenen Antwort fertig, und dadurch hatte er ſich das Vertrauen des Alten in einem ſo hohen Grade erworben, daß er ſich ſelbſt ſcherzhafter Weiſe das delphiſche Orakel deſſelben nennen durfte.

Auch heute war der Profeſſor ſo glücklich, den unausgeſprochenen Wünſchen des Marquis mit ſeinen erſten Worten entgegenzukommen, die das Geſpräch unmittelbar auf das Carneval lenkten.

Was meinen Sie, mein lieber Herr Profeſſor, ſagte der Marquis, den hingeworfenen Gegenſtand ſogleich aufnehmend, wie viele Zeit braucht ein gelehrter Mann, um das römiſche Carneval gründlich kennen zu lernen? Da iſt unſer Doctor, der ſtudirt daran ſchon acht Tage und Nächte lang ununterbrochen, daß er davon hat gewonnen ein blaſſes Geſicht und trübe Augen, und ich glaube, er hat noch nicht abſolvirt ſeinen großen Curſus im Corſo.

Arthur lachte, und der Profeſſor blinkte ihm verſtohlen zu, während er dem Marquis antwortete: Laſſen Sie nur unſern jungen Freund gewähren. Jugend hat nicht Tugend. Er wär' es ſchon überdrüßig geworden, ich ſteh' Ihnen dafür, mein Herr Marquis, wenn Sie nicht ſo viel dagegen predigten. Als ich jung war und der Spaß noch etwas Neues für mich, da hab' ich es nicht beſſer gemacht. Aber mit den Jahren legt ſich das. Jetzt komm' ich kaum auf ein Paar Stunden in den Corſo, um doch ſagen zu können, ich habe das Carneval mitgemacht. Das gehört zu den Pflichten eines guten Römers. Aber, Herr

Marquis, Sie ſollten ſich doch auch entſchließen das Spectakel einmal anzuſehn. Ein Mal iſt kein Mal, und wer es noch nicht kennt, für den iſt es ſchon der Mühe werth, einen Gang danach zu machen. Ich ſage nicht, daß Sie ſich in das Gedränge des Corſo begeben ſollen, das wäre riſcant für Sie; aber, was meinen Sie dazu, wenn wir heute Nachmittag auf ein Stündchen als Zuſchauer nach dem Corſo gingen? Ein Freund, welcher in der Nähe des venetianiſchen Palaſtes wohnt, hat mir ein Paar Plätze auf ſeinem Balcone angeboten. Wollen wir davon Gebrauch machen? Ich höre, das Pferderennen ſoll heute beſonders glänzend werden, die Geſandten fahren auch, und was hat denn unſer lieber Doctor für eine Maske?

Sehn Sie zu, ob Sie mich aus Ihrer Höhe erkennen werden, entgegnete Arthur. Wer wird Ihnen die Geheimniſſe des Corſo ſo unzeitig verrathen?

Der Marquis blickte unterdeſſen nachdenklich in ſeine leere Caffeetaſſe hinein, und der Profeſſor wiederholte mit dringenderen Worten ſeinen Vorſchlag.

Mein ſehr lieber Freund, ſprach endlich der Alte, nachdem er ſich mit merklicher Anſtrengung zu einem Entſchluſſe aufgerafft hatte, Sie wiſſen, wie gern ich Ihnen folge in Allem, was Sie mir rathen. Aber nehmen Sie es nicht für ungut, wenn ich Ihnen ſage, daß ich Ihnen nicht würde folgen dieſes Mal zu dem Narrenſpectakel, wenn ich nicht hätte in mir ſelbſt eine ſtärkere Überredung dazu. Ich will mit Ihnen kommen, weil ich habe gehabt dieſe Nacht eine dumme Ahnung, eine alberne Phantaſie, die mir will ſetzen in den Kopf ein Unglück, das mir ſoll begegnen unter den Masken. Aber ich haſſe den Aberglauben wie die Peſt, und darum will ich gehen mit Ihnen nach dem Corſo.

Der Profeſſor wollte ſich nach dieſer Erklärung des Marquis mit ſeiner Einladung zurückziehen, und auch Arthur, welcher an Ahnungen glaubte, verſuchte den alten Herrn zu bewegen, den Gang nach dem Corſo auf einen andern Tag zu verſchieben. Aber dieſer blieb mit unerſchütterlicher Feſtigkeit auf ſeinem Entſchluſſe ſtehen und vermaß ſich, es in der Verachtung böſer Vorbedeutungen dem Cäſar gleich zu thun.

Aber Cäſar, bemerkte Arthur, ward ein Opfer ſeines Unglaubens.

Beſſer ſo, entgegnete der Marquis, als wenn er wäre geworden ein Opfer des Aberglaubens. Und wenn zehn Wahrſager ſtänden an der Ecke des Corſo und mir heute ſagten, daß ich ſollte umkehren, ſo würde ich doch gehen, wohin mich weiſen meine Grundſätze.

Der Profeſſor, welcher ſeinen Vorſchlag mehr aus Höflichkeit, als aus abergläubiſcher Furcht vor böſen Ahnungen, zurückgenommen hatte, merkte nunmehr, daß es räthlicher ſei, den grundloſen Widerſtand aufzugeben, und empfahl ſich mit dem Verſprechen, den Marquis gleich nach der Sieſta abzurufen.

Elftes Kapitel.

Die Schatten bedeckten ſchon beinahe den ganzen breiten ſpaniſchen Platz, als der Marquis und der Profeſſor Arm in Arm die Treppe des Monte Pincio hinunterſtiegen. Während ſie auf einem Abſatze derſelben raſteten, und der alte Herr nach einem heftigen Anfalle ſeines Huſtens wieder Athem ſchöpfte, zeigte ihm ſein unermüdlicher Cicerone gerade gegenüber das Hotel des ſpaniſchen Geſandten. Sehn Sie dort die beiden Fenſter rechts auf der Ecke der oberſten Etage.

bemerkte er dabei; da hat der junge Floridias gewohnt.

Floridias! Floridias! wiederholte, in ſich zuſammenfahrend, der Marquis und ſtützte ſich, zitternd an Händen und Füßen, auf die Schulter ſeines Führers. Floridias! hab' ich recht gehört? Um Gottes willen, ſagen Sie mir, lieber Profeſſor, wie kommen Sie auf dieſen Namen?

Ich habe Sie ſehr erſchreckt, Herr Marquis, wie ich ſehe; aber es iſt ohne meine Schuld geſchehn. Ich durfte nach dem, was der Herr Doctor mir geſagt hat, vorausſetzen, daß dieſer Name nichts überraſchendes für Sie haben könnte.

Was hat Ihnen geſagt der Doctor? Was weiß er von dem Namen? Nichts weiß er.

Daß Sie ſchon in Bologna von dem jungen Spanier gehört hätten und gern etwas Näheres über ihn zu wiſſen wünſchten. Das fiel mir jetzt eben ein, als meine Augen dem Hotel des ſpaniſchen Geſandten begegneten. Hat Ihnen denn der Doctor das kleine Buch nicht gezeigt, in welchem das Marterthum des frommen Schülers in erbaulichen Verſen beſchrieben iſt?

Um Gottes willen, Profeſſor, ſein Sie ſtill, ſein Sie ſtill nur einen Augenblick! Laſſen Sie mich kommen zu mir ſelbſt!

Mit dieſen Worten ſetzte ſich der Marquis auf das Geländer der Treppe und lehnte ſein ſchwankendes Haupt gegen einen Pfeiler. Ewige Gerechtigkeit! murmelte er vor ſich hin und faltete die Hände gegen ſeine Bruſt. Wär' es möglich? Dieu! Dieu! C'est toi! Mais pour te comprendre, il faut être Dieu, comme toi! Straffſt du ſo fürchterlich an den unſchuldigen Kindern und Kindeskindern die Schulden ihrer Väter und ihrer Mütter?

Dann raffte er ſich wieder ein wenig empor und wandte ſich an den Profeſſor zurück. Sie ſprechen doch von der Ermordung des jungen Spaniers in dem Quartier der Juden? Oder bin ich verwirrt in meinem Kopfe und habe Sie nicht recht verſtanden, mein lieber Freund?

Laſſen wir das jetzt, Herr Marquis. Sie ſind zu erſchüttert, um heute mehr davon zu hören. Hätt' ich nur ahnen können, daß der Name Floridias Sie ſo nahe berührte, er wäre nie über meine Lippen gekommen.

Nicht nahe, nicht nahe, Herr Profeſſor, aber tief, ſehr tief berührt er mich, ſehr ſchwer, ſehr fürchterlich! Kein Freund! Kein Verwandter! Ich hab' ihn nie gekannt, ich hab' ihn nie geſehn, ich habe nie von ihm gehört. Sprechen Sie frei heraus. Wiſſen Sie mir nichts zu melden von der Herkunft des jungen Mannes? Ich verſichere Sie noch einmal, ich habe keinen Verwandten in ganz Spanien. Der Name berührt mich an einem ganz andern Platze meines Innern. Sein Sie unbeſorgt, ich bitte Sie, und ſagen Sie mir alles, was Sie haben, von der Familie des ermordeten Schülers. Sehn Sie, es iſt vorbei, es war eine Folge von dem Huſten, und wir gehen ſogleich weiter nach dem Corſo.

Der Marquis ſammelte mit überſpannter Anſtrengung den kleinen Reſt ſeiner Kräfte, ſtand auf und hing ſich wieder an den Arm des Profeſſors. Gedulden Sie ſich, Herr Marquis, antwortete dieſer, Sie ſollen alles zur Genüge erfahren. Vor der Hand weiß ich wenig mehr als nichts von der Genealogie des Hauſes Floridias. Der ſpaniſche Geſandte iſt, wenn ich nicht irre, ein Oheim des Schülers, oder doch ſonſt ein naher Verwandter. Der hatte ihn auch mit aus Spanien gebracht und war hier ſein Pflegevater. Vor einigen Jahren kam auch die Mutter nach Rom, eine reiche Witwe aus Valencia. Ein guter Freund von mir hat ſie damals gemalt, der nannte ſie Donna Clara.

Dieſer Name durchzuckte den alten Mann von den Sohlen bis zu dem Scheitel; aber in demſelben Augenblicke ſchien ein andrer Gegenſtand mit noch ſtärkerer Gewalt auf ihn einzudringen und ſein ganzes Weſen zu zerſchmettern. Er ſtürzte mit einem gellenden Schrei zu Boden, die Augen wild vor ſich hin ſtarrend, die rechte Hand halb hinweiſend, halb abwehrend nach dem ſpaniſchen Platze ausgeſtreckt. Der Profeſſor blickte hinunter und ſah den Marquis, wie er leibte und lebte, in dem buntgeſtickten hellgrünen Atlasrock, mit dem weißen Roquelor und der großen Reiſemütze durch die Via Condotti hüpfen. Auf einen Augenblick verlor auch er ſeine Faſſung bei dieſer wunderbar überraſchenden Erſcheinung, aber ſobald ſeine Augen ſich auf den Marquis zurückwarfen, gewann er unverzüglich ſeine volle Beſinnung wieder. Dieſer lag wie leblos zu ſeinen Füßen, der Mund zuckte, beide Augen hatten ſich krampfhaft zuſammengedrückt, die linke Hälfte ſeines Geſichts war zum Entſetzen verzerrt, und an derſelben Seite hing der Arm in regungsloſer Lähmung herab. Es blieb kein Zweifel übrig, daß ein Nervenſchlag ihn getroffen hatte, und eine haſtige Bewegung ſeiner rechten Hand nach dem Herzen verrieth, daß er nahe an dieſem vorbeigeſtrichen war. Der Profeſſor ſchrie nach Hülſe, und einige Bettler, die auf der Treppe ſaßen, waren die erſten, welche dem Rufe Gehör gaben. Sie hinkten heran, und wie ſie den alten Herrn erblickten, den ſie alle ſchon als einen milden Geber kennen gelernt hatten, fingen ſie jämmerlich zu heulen an, und jeder wollte der erſte ſein, ihm eine hülfreiche Hand zu reichen. Der eine griff ihm unter die Schultern, der andere hielt ihn bei den Füßen, ein dritter ſtützte den gelähmten Arm, die übrigen gingen betend und weinend nebenher, und ſo wurde der lebloſe Marquis, wie in dem Zuge eines Bettlerbegräbniſſes, nach ſeiner Wohnung getragen.

Der vorausgeeilte Profeſſor hatte unterdeſſen ſchon nach einem Arzte geſchickt und den verzweifelnden Cecco ſo weit beruhigt, daß es ihm gelang, mit Hülfe deſſelben die Bettler vor der Hausthüre abzufertigen und ſich den Marquis von ihnen ausliefern zu laſſen. Alsdann vereinigten ſie ſich beide, den leichten Körper die Treppe hinaufzuſchaffen, und legten ihn in ſeinem erſten Zimmer auf ein Sopha nieder. Cecco warf ſich auf die Kniee vor dem Lager hin und hielt mit ängſtlicher Aufmerkſamkeit einen Faden gegen den Mund des Marquis. Er hat noch Athem, lispelte er, ſeine volle Freude nur mit Mühe in ſo leiſe Töne zuſammenfaſſend. Sehn Sie, mein Herr Profeſſor, der Faden bewegt ſich vor ſeinen Lippen hin und her. Der andre hatte mittlerweile den Puls deſſelben unterſucht und zuckte ungläubig mit den Achſeln.

Die gewöhnlichen Mittel, welche man in ſolchen Fällen anzuwenden pflegt, um die erſtarrten Lebensgeiſter wieder zu erregen, wurden der Reihe nach an dem alten Herrn erprobt. Man hielt ihm ſtarke Gerüche unter die Naſe, rieb ihm die Füße mit warmen Tüchern, bürſtete den gelähmten Arm und kitzelte ihm die Fingerſpitzen mit heißen Nadeln. Eine Viertelſtunde mochte unter dieſen erfolgloſen Verſuchen dahingegangen ſein, als der Marquis plötzlich und ganz von ſelbſt die Augen weit aufſchlug und in wilder Überraſchung um ſich her gaffte. Er öffnete auch den Mund, aber die Zunge verſagte ihm den gewohnten Dienſt, und in unverſtändlichen Lauten ziſchte der Athem über ſeine Lippen. Da erhob er den rechten Arm und wies mit unruhiger Haſt, ſich immer heftiger und peinlicher geberdend, nach der Thüre des Tempels hin, die ſeinem Lager gerade gegenüber ſtand. Um aller Heiligen willen, jammerte Cecco, wo iſt denn der Schlüſſel? Der Marquis zeigte auf ſeinen ausgezogenen Rock, und der Schlüſſel fand ſich in der Taſche. Jetzt wurde die Thüre eiligſt geöffnet, und der halb todte Mann wollte von dem Sopha ſpringen, als der Tempel ſich vor ihm aufthat; aber er ſank ohnmächtig zurück und konnte kaum noch ſo viele Kräfte aufbieten, um dem Profeſſor durch Zeichen und Geberden ſeinen Wunſch zu erklären, in das Cabinet geführt zu werden. Es geſchah. Als er ſein Heiligthum erreicht hatte, fing er an, ſich die Stirne zu reiben, die geballte Fauſt des rechten Armes gegen ſein Herz zu drücken und mit allen Gliedern, deren Bewegung er noch in ſeiner Gewalt hatte, in hitziger Geſchäftigkeit zu arbeiten. Sein Inneres rang den letzten Kampf, aber die im Erlöſchen noch einmal aufflackernden Wünſche und Gefühle fanden keinen körperlichen Gehülfen mehr, um ſich mit Lauten oder Geberden auszudrücken. Nur wenige ſeiner Zeichen machten ſich verſtändlich. Er wies auf das Erdkiſſen vor dem Altare, faßte nach einem roſenrothen Atlasrock, der an der Hauptwand gerade hinter dem kleinen Pappenhäuschen hing, als wollte er ihn anziehen, und ließ ſich dann wieder umdrehen gegen das Wohnzimmer zu, nach einem Gemälde hinauswinkend, auf welchem die Pyramide des Ceſtius dargeſtellt war. Aber noch immer ſchien er übervoll von ſolchen Verfügungen und Aufträgen, und es war ſchmerzlich, ihn ohne Hülfe betrachten zu müſſen, wie er ſich ſpannte und quälte, die ängſtigenden Laſten aus ſeinem Buſen herauszuwälzen. Die mitleidige Hand des Todes erlöſte ihn bald von dieſem Kampfe, und kaum hatte er ſeine Rechte nach der Pyramide der ewigen Ruhe ausgeſtreckt, da traf der zweite Schlag deſſelben das Ziel, welches der erſte verfehlt hatte. Durchzuckt von dem kalten Schauder des zwiſchen ſie herabfahrenden Todes, ließen der Profeſſor und Cecco den Leichnam aus ihren Armen ſinken, und er legte ſich mit ſeinem Haupte auf das Kiſſen ſeiner vaterländiſchen Erde nieder. Der alte Bologneſer hatte ſeinem Herrn Platz gemacht und ſchmiegte ſich dann wieder um die Schläfe deſſelben, das gewohnte Lager neben dem Ruhenden einnehmend.

Zwölftes Kapitel.

Arthur ſchwärmte noch unter der Maske eines Harlekins in dem Corſo umher, während ſein alter Freund die Larve des Erdenlebens für immer abwarf. Er hatte ſich auf allen Balconen in der Gegend des venetianiſchen Platzes nach dem Marquis umgeſehen, und da er keine Spur deſſelben entdecken konnte, ſo beruhigte er ſich durch die Vermuthung, der eigenſinnige Herr möchte gegen ſeine Gewohnheit ſich doch einmal haben bewegen laſſen, einen gefaßten Entſchluß wieder aufzugeben. Er dachte ſchon nicht mehr an den Marquis und verfolgte eben eine ſchöne Winzerin, die ihm aus ihrem Fäßchen zu trinken angeboten hatte, als er jenen in einiger Entfernung gewahr wurde, wie er ſich, mit Confetti um ſich werfend und ſich ſo ausgelaſſen als möglich geberdend, durch den dickſten Haufen hervorarbeitete. Iſt denn der lebendige Faſtnachtsteufel in den Alten gefahren? frug ſich Arthur und eilte auf die unbegreifliche Erſcheinung los, die, von allen Seiten beſchoſſen und ſich wohlgemuth vertheidigend, in einer weißen Staubwolke ſchwebte. Trinken Sie nicht von der Hexe! Trinken Sie nicht! Liebestränke! Liebestränke! ſo ſcholl es dem Harlekin entgegen, und ſein Ohr glaubte die Stimme des Marquis zu vernehmen, aus deſſen Haufen der Anruf herkam. Dazu begrüßte ihn ein voller Wurf der grobſchrötigſten Confetti, deren Ladung ſein Geſicht in ſo ſicherer Richtung traf, daß er einige Minuten brauchte, um ſich die geblendeten Augen auszuwiſchen. Unterdeſſen war jener ganze Schwarm an ihm vorübergeſchlüpft, und ein langer Wagenzug verhinderte ihn, die Spuren deſſelben augenblicklich zu verfolgen. Vergeblich ſchob er ſich zwiſchen den Caroſſen durch den Corſo auf und ab, ſuchte in allen Caffeehäuſern, muſterte alle Fenſter und Balcone; der Marquis war verſchwunden. Je länger er aber darüber nachdachte, wo und wie er den alten Herrn erblickt hatte, je mehr ward es ihm wahrſcheinlich, daß irgend ein wunderbares Blendwerk ſeine Sinne getäuſcht haben müſſe. Erſtaunen, Neugier und leiſe Schauer von Ahnung und Furcht beſtürmten ihn wetteifernd und trieben ihn aus dem Corſo fort. Uneingedenk des Charakters ſeiner Maske, ſchlug er, den Kopf nachſinnend auf die Bruſt herabgeſenkt, die Pritſche über die Schulter gelegt, ohne rechts und links zu ſchauen, den nächſten Weg nach der Via Siſtina ein. Seine ängſtliche Ungeduld wuchs mit jedem Schritte, und als er die Thüre des Marquis erreicht hatte, riß er ſie auf, ohne zu klopfen, und ſtürmte haſtig in das Zimmer hinein. Es war leer, aber der Rock und Hut des alten Herrn lagen auf dem Tiſche und daneben ein chirurgiſches Beſteck. Jetzt wankte Cecco, behutſam auftretend, aus dem Cabinet des Tempels hervor und winkte der Maske geheimnißvoll mit dem Zeigefinger entgegen. Wo iſt der Marquis? rief ihm Arthur zu. Still! Still! erwiederte der Diener mit ruhiger Bedeutſamkeit: er ſchläft. Der Jüngling ahnete ſogleich den Sinn dieſer Worte und ſchob ſich durch die halbgeöffnete Thüre in das Cabinet hinein.

Da lag der Todte noch eben ſo, wie er niedergeſunken war, auf dem Erdkiſſen hingeſtreckt, in der abenteuerlichen Umgebung ſeines Tempels. Arthur bebte zurück, ohne einen Laut von ſich zu geben, und faltete unwillkürlich ſeine Hände über die Stirne zuſammen. Es war eine Scene von großartiger Wunderlichkeit, die ſich den Augen des Profeſſors und des Arztes, welcher noch immer mit ſeiner Lanzette die Adern des Abgeſtorbenen durchſtach, in dieſer kecken Begegnung von Tod und Leben darſtellte. Wie in alten Bildern der Hanswurſt Hand in Hand mit dem Gerippe des Senſenträgers erſcheint, ſo zeigte ſich hier der junge blühende Harlekin neben der Leiche des alten Mannes, aber in ſeiner Stellung und in dem Ausdrucke ſeines Geſichts glich jener vielmehr einem Genius des Todes, und die aus ſeinen Händen gefallene Pritſche hätte an die umgeſtürzte Fackel erinnern können.

Sobald Arthur ſich einigermaßen gefaßt und mit dem Profeſſor verſtändigt hatte, erprobte er ſelbſt noch einen letzten ärztlichen Verſuch an dem todten Körper und entfernte dann ſeinen geſchäftigen Collegen. Er hat vollendet! ſprach er zu dem Profeſſor. Amen! murmelte Cecco nach. So einen Herrn bekomm' ich nicht wieder.

Ein langes tiefes Schweigen folgte dieſen Worten, aber die Geſichter der drei Lebenden drückten in ſtummer Sprache die verſchiedenen Empfindungen und Gedanken aus, welche der Todte in ihnen unterhielt. Der Profeſſor zeigte die ernſte, aber gemüthloſe Stimmung, in welche der Anblick einer Leiche jeden Sterblichen zu verſetzen pflegt; Cecco hatte ſeine oberflächliche Rührung auf allen Zügen lang und breit ausgelegt, und Arthur ſtarrte gerade vor ſich hin, wie es ſchien, von dem nahen Todten gar nicht berührt, ſondern in einen andern fernen Gegenſtand mit allen ſeinen Sinnen verſunken. Der Erſtere, welchen die ſtumme Scene endlich zu langweilen anfing, fühlte ſich dadurch veranlaßt, den jungen Mann zu fragen, woran er denke. Dieſer, wie aus einem Traume aufgeſchreckt, fuhr zuſammen, ſtammelte ein nichts bedeutendes Was und entſchuldigte ſeine Zerſtreuung. Ich frug, woran

Sie denken, wiederholte der Profeſſor. Denn ich ſeh' es Ihnen deutlich an, Sie ſind nicht hier. Iſt Ihnen etwas begegnet?

Sie werden über mich lachen, Herr Profeſſor, ſprach Arthur, nachdem er ſich geſammelt hatte. Es iſt mir allerdings etwas begegnet, und etwas ſo Wunderbares, daß es mich auch jetzt noch tiefer erſchüttert, als der Anblick des Todten ſelbſt. Ich habe den Marquis im Corſo geſehn, während er hier geſtorben iſt.

Iſt es weiter nichts als das, Herr Doctor? entgegnete beruhigend der Profeſſor. Dieſelbe Erſcheinung hab' ich auch gehabt, und was noch mehr iſt, der Marquis ſelbſt hat kurz vor ſeinem Tode dieſen ſeinen Doppelgänger geſehn. Ängſtigen Sie ſich darüber nicht. Unſer guter alter Herr iſt in ſeinem ſeltſamen Anzuge den Römern aufgefallen, und da hat einer den tollen Streich gemacht, ihn für das Carneval zu copiren. Das iſt ſo gewiß, wie zwei mal zwei nicht mehr als vier. Aber freilich iſt der Spaß dieſes Mal ſehr ernſt abgelaufen. Denn ich bleibe dabei, daß der Schreck über die plötzliche Erſcheinung ſeines Doppelgängers auf dem ſpaniſchen Platze, den Marquis getödtet hat. Der Name Floridias hatte ihn zwar vorher ein wenig erſchüttert, aber der eigentliche Schlag kam von einer andern Seite her.

Ihre Erzählung, ſiel Arthur ein, macht die Sache noch bedeutungsvoller und unbegreiflicher.

Aber um Gottes Willen, mein lieber Doctor, fuhr der Andre mit ſteigender Lebendigkeit fort, wie können Sie ſo abergläubiſch ſein? Ich geſtehe Ihnen zu, daß eine ſolche Erſcheinung einen im erſten Moment betroffen machen kann; aber damit muß auch alles abgethan ſein. Was würde der da ſagen, wenn er Sie ſo ſprechen hörte?

Arthur wandte bei dieſen Worten ſeine Augen auf das Geſicht des Marquis, dem der Tod den geſpannten und peinlichen Ausdruck ſeiner reizbaren Empfindlichkeit wiedergegeben hatte, und ſo ſchien es ihm wirklich, als ob ſein alter Freund eben den Mund öffnen wollte, um ihn zu ſchelten.

Laſſen wir das jetzt dahingeſtellt! nahm der Profeſſor nach einer kurzen Pauſe die Rede wieder auf. Ziehn Sie Ihre Maskenkleider aus und kommen Sie zu mir herauf, ohne Umſtände, zu einem Salat und einer Fogliette ſelbſtgekelterten Albaner. Ich habe Ihnen noch mancherlei mitzutheilen von den letzten Augenblicken des Marquis, deſſen Zeichen und Winke Sie wahrſcheinlich beſſer auszudeuten verſtehn werden, als ich. Unterdeſſen ſchicke ich dem alten Cecco einen Gehülfen von meinen Leuten, um die Leiche auf ein Lager zu bringen. Kommen Sie heraus. Es fängt an, mir unbehaglich zu Muthe zu werden in dem Cabinet.

Arthur folgte ohne Widerſtand dem Profeſſor, welcher ſeinen Arm ergriffen hatte, um ihn aus der dämmernden Klauſe des Todes in das helle Licht des Lebens zurückzuführen. Das große Fenſter mit der freien Ausſicht über die ewige Stadt war hoch aufgeſchoben, und eben ſank die Sonne, mit Gold und Purpur angethan, hinter die Cypreſſen des Monte Mario. Ihre letzten Strahlen löſten ſich wie in ſchmerzlicher Trennung von den Kuppeln und Zinnen, und man hätte ihr noch heute, wie vor achtzehnhundert Jahren, zurufen mögen:

Nährer Sol, deß leuchtender Wagen Tag uns
Offenbaret und hehlet, der ſtets ein andrer,
Stets derſelb' aufgeht, es erſcheine nichts dir
Größer denn Roma.

Der Jüngling blieb vor dem erhabenen Schauſpiele der untergehenden Sonne ſtehen und richtete ſich, je tiefer ſie ſank, immer höher in ſich empor. Die ganze Stadt mit ihrer hügelvollen

Ebene erſchien ihm wie ein großes Todtenfeld, tief unten die Aſchenkrüge von Königen, Helden und Veſtalinnen, darüber die zerbröckelten Gebeine von Heiligen und Martyrern, und obenauf eingeſargte Leichen ohne Wunden und Kränze. Da donnerten die Mörſer von dem Corſo herüber. Der Lauf iſt vollbracht, murmelte Arthur vor ſich hin, der Faſtnachtstag des Lebens iſt geſchloſſen. Nun ziehen wir Säcke über, beſtreuen uns mit Erde und ſchlafen, bis die donnernden Mörſer uns am Morgen der Auferſtehung wieder erwecken.

Dreizehntes Kapitel.

Arthur konnte die ganze folgende Nacht hindurch kein Auge ſchließen, und gegen ſeine Gewohnheit ließ er eine Lampe in ſeiner Schlafkammer brennen, wahrſcheinlich, weil die Nähe der Leiche ihn in der Dunkelheit beunruhigt haben würde, angeblich aber, um zu leſen. Er hatte einige Werke des Lord Byron auf dem Tiſche vor ſeinem Bette liegen und fing an, darin zu blättern. Zuerſt las er die Stanzen über Rom in den Schlußgeſängen des Childe Harold, welche ein Engländer von ſeiner Bekanntſchaft ihm als letzte Neuigkeit aus London geliehen hatte; aber ſie ſprachen ihn nicht ſo tief an, wie er es jetzt verlangte. Hierauf griff er nach ſeiner Bibel, aber auch ſie vermochte nicht, ihn in eine andächtige Stimmung zu verſetzen, und ſeine Aufmerkſamkeit für das, was er las, wurde durch den immer höher ſchwellenden Strom deſſen, was er ſelbſt zwiſchen den Zeilen dachte und empfand, allmälig ganz verſchlungen.

So gab er es denn auf, zu leſen, und überließ ſich der freien Unterhaltung mit ſeinem eigenen Kopfe und Herzen. Wie es zu geſchehen pflegt, daß wir einen Menſchen, der uns im Leben gleichgültig oder gar unangenehm berührte, erſt nach ſeinem Tode höher zu ſchätzen anfangen, beſonders, wenn er irgend ein Unrecht, das wir gegen ihn verſchuldet haben, mit ſich aus der Welt genommen hat, ſo erging es unſerem jungen Freunde mit dem Marquis. Er hielt ſich die guten und ſchönen Eigenſchaften deſſelben nach der Reihe vor und ſetzte daraus ein Charakterbild zuſammen, welches ſeine ganze Liebe und Verehrung in Anſpruch nahm. Dann verweilte er mit reuiger Beſchämung auf denjenigen Zügen dieſes Bildes, welche ſein näheres Verhältniß zu dem alten Herrn ihm beſonders oft zugekehrt hatte. Auch du haſt ihn verkannt, den von aller Welt Verkannten! ſprach er zu ſich ſelbſt. Auch dich hat die barocke Form ſeiner äußern Schale bewogen, den edeln Kern ſeines Weſens unerbrochen wegzuwerfen! Wie hat er ſich bemühet, von dir verſtanden zu werden! Wie hat er nach deiner Theilnahme an den Geheimniſſen ſeines Lebens gerungen! Aber nicht einmal ſeine väterliche Liebe für dich haſt du dankbar empfunden, und alle ſeine Wohlthaten liegen nun auf dir wie unbezahlbare Schulden und brennen als feurige Kohlen in deinem Herzen fort.

Nachdem er ſich lange mit ſolchen Vorwürfen gequält hatte, führten ſeine Gedanken ihn allmälig von der Vergangenheit in die Zukunft über und ſpiegelten ihm neue Ausſichten und Pläne des Lebens vor. Der Marquis, welcher nach ſeiner Auswanderung den Reſt ſeines Vermögens in eine Familienleibrente umgeſetzt hatte, war außer Stande geweſen, ſeinem jungen Freunde eine Erbſchaft zu hinterlaſſen; aber, wie er in Allem, was er anfing, mit faſt übertriebener Vorſicht auf jeden möglichen Fall bedacht war, ſo hatte er auch bei ſeiner Abreiſe von Berlin ſeinen bedeutenden jährlichen Wechſel auf Arthurs Namen übergeſchrieben. Dadurch war nicht allein die Rückreiſe deſſelben geſichert, ſondern er hatte ſogar hinreichende Mittel in Händen, um ſeinen Aufenthalt in Italien verlängern zu können. Dieſes nahm er ſich auch vor: er wollte nach der Oſterwoche Neapel beſuchen, dann die heißen Monate in Florenz und Piſa zubringen und gegen den Winter über Venedig nach Wien zurückkehren, um dort ſeine Reiſe mit einer mediciniſchen Streiferei zu beſchließen. Und was dann? frug er nachdrücklich und konnte oder wollte ſich keine befriedigende Antwort geben. Er ſchweifte wieder hinaus in die nebelblauen Fernen unklarer Hoffnungen und Wünſche, ſpielte mit unglaublichen Erwartungen und unwahrſcheinlichen Zufällen, und verlor ſich allmälig in die bunte Wüſte ſeiner abenteuerlichen Phantaſien.

Da ſchwebte auch das Bild der Lurelei, wie jener Traum kurz vor ſeiner Abreiſe aus Berlin es ihm gemalt hatte, in den zu allen Freuden und Leiden der Liebe gereiften Zügen ſeiner kleinen Minna an ihm vorüber und verwirrte ſich, wie damals, mit dem geheimnißvollen Portrait in dem Tempel des Marquis. Dieſes regte jetzt ſeine Neugier bis zu den verwandten Gefühlen einer peinigenden Sehnſucht auf. Es war ihm nicht mehr verſchloſſen, das wunderbare Bild, welches, ohne daß er es jemals mit wachen Sinnen angeſchauet hatte, ſich doch ſchon in ſeinem Herzen abgeſpiegelt zu haben ſchien; jeden Augenblick konnte er die dunkle Tiefe ſeines Verlangens durch die Betrachtung deſſelben aufklären; ja, er hatte vor wenigen Stunden dicht neben dem Altare geſtanden, welcher das Pappenhäuschen trug, an deſſen Fenſter das Portrait ſich lehnen ſollte. Hätten nicht die Schauer der Mitternacht ihn zurückgehalten, ſich durch das Zimmer, in welchem das Lager des Todten ſtand, nach dem Heiligthume deſſelben zu ſchleichen, ſo wäre wohl der Morgen von ihm nicht erwartet worden, um ſich des ängſtlich erſehnten Portraits zu bemächtigen. Aber kaum fing es an, hinter ſeinen Fenſtergardinen zu dämmern und über ihm in der Wohnung des Profeſſors laut zu werden, als er aufſtand, ſich einen Schlafrock überwarf und mit ſeiner Lampe durch die halberhellten Zimmer nach dem Tempel des Marquis eilte. Dennoch wagte er nicht, im Vorbeigehen einen Blick auf die Leiche zu werfen, welche nicht weit von der Thüre des Cabinets auf einer Bahre lag. Da ſchläft der alte Wächter des Heiligthumes, dachte er bei ſich und bebte zuſammen. Er wird erwachen und ſich aufrichten und den Tempelräuber anrufen.

Haſtig riß er die Thüre des finſtern Cabinets auf. Da heulte ihm der alte Bologneſer jämmerlich entgegen und drängte ſich zwiſchen ſeinen Füßen hinaus, um ſeinen Herrn zu ſuchen. Er leuchtete nach dem Altare und erblickte auf demſelben das kleine Haus, das große Fenſter und dahinter das Portrait. Es lief ihm heiß und kalt durch alle Nerven und Adern von dem Scheitel bis in die Zehen. Eine unergründliche Fülle von Schönheit und Schmerz lag in den Zügen dieſes Bildes; die großen braunen Augen, in einem bläulichen Meere ſchwimmend, wollten ihn mit ſich hinabſchlingen in ihre Tiefe, und die ſchwarzen Wogen ihrer Locken ſchlugen von oben her über ihn zuſammen. Ich habe ſie gefunden! ſtammelte er, und zog das Portrait aus dem Fenſter hervor, es mit ungeſtümer Entzückung bald an ſeine Bruſt, bald gegen ſeine Lippen drückend. Jetzt nannte er es Lurelei, dann wieder Minna, und ſeine verworrene Phantaſie erzwang eine Ähnlichkeit deſſelben mit jenen Bildern ſeiner Erinnerungen und Träume. Das neue Geſicht erſchien ihm als eine bis zu der höchſten Verklärung irdiſcher Schönheit geſteigerte Copie jener beiden, die in ſeinem Herzen ſchon in eines zuſammengefloſſen waren; oder er mußte ſich vielmehr das Gemälde des Tempels als unerreichbares Original vorſtellen, von welchem jene Bilder nur ſchwache und einſeitige Copien wären. Er verſenkte ſich immer inniger und tiefer in den bezaubernden Anblick, und indem er alle Kräfte ſeines Geiſtes und Herzens aufbot, das todte Bild zu beleben, ſchauete ſeine eigene Sehnſucht ihm aus den großen Augen deſſelben entgegen.

Es dauerte lange, bis dieſe ſchwärmeriſche Verzückung ſich in ihm erſchöpfte und ſeine Sinne wieder ſo weit aus ihren Feſſeln ließ, daß ſie ſich auch auf die übrigen Gegenſtände ihrer abenteuerlichen Umgebung richten konnten. Arthur erkannte die ganze Einrichtung des Tempels nach der Beſchreibung, welche der geſchwätzige Diener des Marquis ihm in Berlin davon entworfen hatte. Nur der Kirſchkern fehlte, aber ein zierliches goldenes Häckchen unter dem großen Fenſter ſchien der Beſtimmung zu entſprechen, eine kleine aber theuer gehaltene Laſt zu tragen. Während er dieſe und andere Dinge auf dem Altare muſterte, fiel ihm ein Papier in die Augen, welches, zuſammengefaltet wie ein Brief, vor dem Pappenhäuschen lag und, nach ſeiner weißen Farbe zu ſchließen, nicht unter die Alterthümer des Cabinets gehörte. Er nahm es auf, entfaltete es und erkannte die franzöſiſche Handſchrift des Marquis. Vorbereitung meines jungen Freundes Arthur auf die Einführung in meinen Tempel der Erinnerung — ſo lautete der Titel, und der friſche Glanz der Tinte wurde durch das Datum beſtätigt, welches die Abfaſſung der Schrift in die erſten Tage des Carnevals ſetzte. Mit ſchmerzlicher Rührung betrachtete Arthur dieſen letzten Nachlaß ſeines Wohlthäters, und die augenblickliche Neugier, welche ihn überreden wollte, die Blätter auf der Stelle zu durchlaufen, wich einem ſtärkeren Gefühle ſeines Herzens. Er ſteckte das Portrait und die Schrift zu ſich und kehrte ruhiger und gefaßter, als er gekommen war, in ſeine Kammer zurück.

Vierzehntes Kapitel.

Wir geben die kleine franzöſiſche Schrift, welche der Marquis für ſeinen jungen Freund aufgeſetzt hatte, um ihn vor der Einführung in ſeinen Tempel mit den Denkmälern deſſelben bekannt zu machen, dem deutſchen Leſer in einer treuen überſetzung.

„Man hat in der neuen Zeit eine Kunſt erfunden, welche die Mnemonik genannt wird. Dieſe Kunſt kommt der Kraft des Gedächtniſſes dadurch zu Hülfe, daß ſie Begriffe, Gedanken, Wörter und Sätze an gewiſſe äußere Gegenſtände, Zeichen oder Zahlen knüpft. Wenn es nun der Mühe werth iſt, eine Mnemonik für den Kopf zu erfinden, um ſein Gedächtniß mit fremden und gleichgültigen Namen und Wörtern vollzuſtopfen, warum ſollte es nicht auch eine Mnemonik für unſer Herz geben, durch welche die Erinnerung vermöge derjenigen Gegenſtände, welche Begleiter oder Zuſchauer längſt vergangener Zuſtände unſrer Gefühle, Neigungen und Leidenſchaften geweſen ſind, viel unmittelbarer in Anſpruch genommen würde?

Mein Tempel der Erinnerung iſt dieſer Mnemonik des Herzens geweihet, und er enthält heilige Denkmäler aus einer Periode meines Lebens, von welcher ich durch einen wüſten und dunkeln Zwiſchenraum voll ſtarrer Fühlloſigkeit und bewußtloſer Raſerei ſo weit getrennt bin, daß es mir ſcheinen muß, ich hätte zweimal gelebt und wäre zwiſchen meinem erſten und andern Leben geſtorben, begraben worden und wieder auferſtanden. In mein erſtes Leben gehören alle Denkmäler dieſes Tempels. Jeder Rock gibt mir die Schläge des Buſens wieder, die er einſt unter ſich gefühlt hat; jede Perücke füllt meinen Kopf mit den Gedanken, die unter ihr in erinnerungswürdigen Stunden der Erhebung oder der Zerknirſchung gedacht worden ſind; der Stock führt mich auf die Wege zurück, die ich mit ihm gewandelt, und der Degen durchbohrt mich mit ſeiner Spitze, wie in dem größten und fürchterlichſten Augenblicke meines Lebens, als der jähe Ausbruch der Raſerei den Stoß unwillkürlich vereitelte, welchen ich in bewußtloſer Verzweiflung gegen mein Herz gerichtet hatte.

Die heiligſten Denkmäler meines Tempels ſtehen auf dem Altare, ein kleines ſpaniſches Haus und in demſelben ein weibliches Portrait.

Um die Bedeutung deſſelben zu erklären, muß ich einen größern Theil meiner Lebensgeſchichte in ihrem Zuſammenhange erzählen.

Meine Familie, eine der älteſten, edelſten und reichſten aus der Vendee und ſeit ihrem Urſprunge ausgezeichnet durch unverbrüchliche Treue und alles aufopfernden Heldenmuth in der Beſchützung und Vertheidigung der königlichen Rechte und Ehren, beſtand vor dem Ausbruche der Revolution aus vier Brüdern, von denen ich der jüngſte war, und einer noch etwas jüngeren Schweſter. Mein älteſter Bruder bewohnte unſer Stammſchloß, in ländlicher Zurückgezogenheit und häuslichem Frieden von den Strapazen und Wunden eines rühmlichen Kriegsdienſtes ausruhend. Der zweite ſtand als Officier in der Leibgarde des Königs, der dritte, ein Liebling des unglücklichen Ludwig, war Kammerherr deſſelben, und meine ſchöne Schweſter lebte in Paris, verheirathet mit einem entfernten Verwandten, welcher heimlich den Grundſätzen und Plänen der Neuerer huldigte. Gott vergebe ihm! Er hat auf der Guillotine ſeine Verblendung gebüßt.

Ich ſelbſt, der ich meine Laufbahn als Page begonnen hatte und in der Folge einigen Geſandten als Cavalier beigegeben worden war, befand mich ſeit 1788 in Madrid, wohin ich von meinem Könige in einer eben ſo geheimen als wichtigen Angelegenheit ohne diplomatiſchen Charakter geſchickt worden war. Denn mein Geſchäft war ein perſönlicher Auftrag meines Herrn und mußte daher auch unmittelbar mit dem Könige von Spanien verhandelt werden. Wäre Ludwigs Correſpondenz nicht damals ſchon bewacht geweſen, ſo hätte es meiner, als Zwiſchenträgers, nicht bedurft. Indeſſen zeugte doch die auf mich gefallene Wahl meines Königs von deſſen unbegrenztem Vertrauen auf meine verſchwiegene Treue, wenn die Sache ſelbſt auch keine außerordentliche politiſche Geſchicklichkeit erfoderte. Aber ich ſchweige davon; denn Ludwig iſt dahingegangen, ohne das Siegel des Geheimniſſes von meinen Lippen zu löſen.

Unterdeſſen fing in meinem Vaterlande das Ungeheuer der Revolution an, ſeine wilde, raubſüchtige und blutige Natur zu entwickeln. Alle Glieder meiner Familie wetteiferten unter einander auf verſchiedenen Wegen, das rieſenhaft emporwachſende Scheuſal zu unterdrücken. In allen Verhandlungen der Notabeln, in jeder geheimen Unternehmung zu Gunſten des Königs, in jedem offenen Kampfe für das Palladium der Krone prangen die Namen meiner Brüder unter den erſten Verſtänden. Der Kammerherr gehörte zu den wenigen Begleitern der königlichen Familie auf ihrer verunglückten Flucht nach Varennes und entkam mit dem Grafen von Provence nach den Niederlanden, wohin ſchon früher bei dem erſten Ausbruche der Unruhen in der Hauptſtadt der größte Theil des baaren Vermögens unſerer Familie, jedoch mehr durch zufällige Umſtände, als mit planmäßiger Vorſicht, gerettet worden war. Er iſt, außer mir, der einzige übrig gebliebene, aber auch verſtümmelte und unfruchtbare Zweig unſres einſt ſo ſtarken und reichen Stammes. Eine Kanonenkugel hat ihm in der Schlacht bei Jemappes, wo er als Volontair unter den Fahnen des Herzogs von Sachſen-Teſchen focht, einen Fuß zerſchmettert, und er lebt jetzt mit den beiden Söhnen meiner Schweſter in der Schweiz. Von ihm beziehe ich meine Leibrente.

Zwei meiner Brüder und auch meine Schweſter ſind als Opfer für die heilige Sache, welche ſie bis auf ihren letzten Blutstropfen heldenmüthig verfochten haben, gefallen. Der Officier der Leibgarde fand ſeinen Tod unter den Händen des wütenden Pöbels, welcher am ſechsten October 1789 das königliche Schloß von Verſailles erſtürmte. Meine Schweſter, eine zweite Jeanne d'Arc, verließ mit ihren beiden Kindern das Haus ihres Gemahls in Paris, ſobald dieſer ſeine politiſchen Geſinnungen öffentlich an den Tag gelegt und ſich in den Nationalconvent begeben hatte, und flüchtete zu ihrem Bruder nach der Vendee. Hier fand ſie ein ihrer heroiſchen Begeiſterung würdiges Feld. Sie erfocht an der Seite ihres Bruders unter den Fahnen des über alles Lob erhabenen Laroche Jacquelin Lorberkränze, die ein beſſeres Zeitalter unſterblich gemacht haben würde, und endlich eine Marterkrone. Von ihrem Tode will ich ſchweigen. Sie hatte ihren Bruder neben ſich fallen geſehn, die Flamme, in welcher die Schlöſſer ihrer Väter aufloderten, hatte ſie aus den Grenzen ihrer Heimath hinausgeleuchtet, keine Noth, keine Qual, keine Schmach des umherirrenden Elends war an ihr vorübergegangen. Mans iſt ihr Grab, und der dreizehnte December 1793 ihr letzter Tag. Ihr Schickſal theilten die Witwe und Waiſen meines Bruders, und nur ihre eigenen beiden Kinder entſchlüpften, wie durch ein unmittelbares Wunder des Himmels, Carrier's hölliſchen Colonnen.

Ich kehre zu mir zurück. Der Tod meines Königs hatte mein Geſchäft in Madrid beendigt, und ich beſchloß, aufgefodert von meinem älteſten

Bruder, und nicht minder von meinem eigenen Herzen getrieben, unverzüglich nach meinem Vaterlande zurückzueilen und an dem Kampfe der Vendeer Theil zu nehmen. Aber Gott hatte anders über mein Schickſal verfügt. Eine gefährliche Nervenkrankheit überfiel mich unter den Vorbereitungen meiner Reiſe, und noch ehe meine ſchwächliche Natur ſie nur ſo weit überwunden hatte, daß ich mich der freien Luft wieder ausſetzen durfte, liefen unmittelbar hinter einander die Trauerbotſchaften von dem Untergange meiner Familie in der Vendee, von der Einziehung aller unſrer Beſitzungen und von meiner eigenen Verbannung ein.

Inzwiſchen hatten die Republicaner dem Könige von Spanien den Krieg erklärt, und ich zog es vor, unter fremden Fahnen für mein Vaterland zu kämpfen, als mich in den innern Streit der Parteien zu miſchen, unter denen damals wohl auch kaum noch eine zu finden war, deren Grundſätze und Abſichten ich zu den meinigen hätte machen können, und die es wiederum hätte wagen ſollen, meine Sache als die ihrige zu verfechten. Denn von echten und reinen Royaliſten, die den Tod ihres Königs überlebt hatten, waren um dieſe Zeit nur noch ſehr wenige in Frankreich verſteckt.

Der erſte Feldzug, in dem ich mich als Soldat verſuchte, verleidete mir die Waffen: es war der des Sommers 1794, welcher die Spanier, die unter Ricardos nach Rouſſillon vorgedrungen waren, mit Schimpf und Schande über die Pyrenäen zurückjagte. Der Feldzug des folgenden Jahres verhieß rühmlichere Tage, und ich pflückte die erſten Lorbern in der Schlacht bei Figueras. Aber unmittelbar darauf entwaffnete der kleinmüthige Friede von Baſel meinen Arm und ließ mich ſchmerzlich empfinden, wie wenig mein unglückliches Vaterland auf die Redlichkeit und Beharrlichkeit einer fremden Hülfe bauen dürfte. Auch der heilige Kampf der Vendeer war mit der Hinrichtung des Helden Charette ſo gut als beendigt, und die Vertheidigung des gemeinſchaftlichen Vaterlandes gegen die vereinigten Angriffe der größten Mächte Europas ſchlichtete die Spaltungen der republicaniſchen Parteien und lockte ſelbſt viele königlich geſinnte Männer unter die Fahnen der Revolution. Ich war entſchloſſen, nicht wieder in die Reihen einer fremden Armee zu treten, indem es mir immer zweifelhafter zu werden anfing, ob die Waffen derſelben für oder gegen Frankreich geführt würden, und mein ausgewanderter Bruder, durch den ich mich in Verbindung mit den Plänen der Royaliſten in Deutſchland und England erhielt, beſtärkte mich in dem Vorhaben, einen günſtigeren Zeitpunkt für unſre Sache in Spanien abzuwarten. In dieſer Abſicht zog ich mich nach Valencia zurück, deſſen mildes Klima meiner Geſundheit beſonders zuträglich ſchien, und lebte dort mehrere Jahre ſo angenehm, als es in meinen Umſtänden nur irgend möglich war. Erſt gegen Ende des Jahres 1799, als der Aufſtand der weſtlichen und ſüdlichen Provinzen Frankreichs gegen die Conſularregierung und die Landung der Abgeordneten des Grafen von Artois in der Bretagne die Royaliſten wieder zu einer gemeinſchaftlichen Unternehmung zuſammenriefen, verließ ich Spanien und ſtellte mich unter die Fahnen des Marquis von Pauzauge, welcher die mittlere Vendee bewaffnet hatte. Ich wollte die Zerſtörung meines Hauſes in dem Blute der Republicaner rächen und mir dann, mit rühmlichen Wunden bedeckt, ein Grab in dem heimathlichen Boden erringen. Nicht reine Begeiſterung für die Sache meines Vaterlandes trieb mich in daſſelbe zurück, ſondern die Verzweiflung geißelte mich aus dem fremden Lande heraus. Aber ehe ich von den Schickſalen, die mich in Frankreich erwarteten, von meiner Gefangenſchaft in Straßburg und meiner Flucht nach Deutſchland ſpreche, muß ich das größte Abenteuer meines Lebens erzählen, welches meiner Abreiſe aus Spanien unmittelbar voranging.

Ich hatte die Sommermonate in dem reizenden Hafenflecken Grao, eine halbe Stunde von Valencia, zugebracht und die dortigen Seebäder mit dem glücklichſten Erfolge bis gegen den Ausgang des Septembers gebraucht, da geſchah es eines Nachmittags, es war am 30. September 1799, um die ſechste Stunde, daß ich in der Alameda, einem Spaziergange, welcher von Valencia nach Grao führt, auf einer Raſenbank unter einer Palme eine Frauengeſtalt erblickte, deren Erſcheinung mein ganzes Weſen auf eine Weiſe ergriff und durchdrang, die ich nicht zu beſchreiben im Stande bin, obgleich, ſo oft ich an dieſen Moment zurückdenke, das Wunder deſſelben in mir wie der ſchwache Nachhall eines fernen Gewitters widertönt. Ich war damals ein Mann von ſiebenunddreißig Jahren, hatte ſchon oft jene Leidenſchaft empfunden, welcher man den Namen der Liebe zu geben pflegt, und ſtand auch gerade jetzt in einem galanten Verhältniſſe mit einer Dame aus Valencia, welches meine Sinnlichkeit in den lebhafteſten Anſpruch genommen hatte; aber der erſte Blick, den ich auf das himmliſche Antlitz meiner Debora richtete, verzehrte wie ein Blitzſtrahl alles, was von früheren Funken und Flammen in meinem Herzen glimmte, ſo gänzlich, daß mir auch nicht das leiſeſte Nachgefühl deſſelben zurückblieb. Ich kann nicht anders ſagen, als daß ich augenblicklich zu einem neuen Menſchen umgeſchaffen wurde, ein neues Leben in mir aufging, meine Sinne in verjüngter Lauterkeit ſahen, hörten und fühlten, und mein Herz wie aus einer finſtern und dumpfen Hülle hervorſprang und geblendet, wie ein Seliger im erſten Anſchauen der göttlichen Glorie, dem erlöſenden Lichte entgegenflog. Aber warum verſuche ich das zu ſchildern, was Sie, mein lieber junger Freund, doch nur verſtehen würden, wenn Sie es nachempfinden könnten? Und das können Sie heute noch nicht.

Debora's Portrait, welches in dem Pappenhauſe ſteht, hat ein geſchickter Maler aus Valencia verſtohlener Weiſe auf dem Spaziergange und an dem Fenſter eines ihrer Wohnung gegenüberliegenden Hauſes für mich gemalt. Es kann für ähnlich gelten, und dennoch gleicht es ihr nicht mehr, als ich einem Antinous. Das Haus, in welchem es aufgeſtellt iſt, habe ich erſt ſpäter aus der Erinnerung dem nachgebildet, welches ſie in Grao bewohnte, und auch das große Fenſter, aus welchem ſie herauszuſchauen pflegte, iſt in demſelben für das Gemälde angebracht. Ich habe ſonſt kein Angedenken von ihr aufzuweiſen, als den Kern einer kleinen kirſchartigen Pflaume, den ich ſeit dem Augenblicke, daß ich ihn unter ihrem Fenſter auffing, faſt unausgeſetzt in meinem Munde trage.“

Die Schriftzüge gaben an dieſer Stelle eine zitternde Hand zu erkennen, und es ſchien auch, als ob die folgenden Zeilen nach einer Unterbrechung mit neuer geſammelter Kraft wieder anſetzten.

„Theodora nannte ſich die ſchöne Fremde unter der Palme, und ſie war für mich, was dieſer Name bedeutet, eine von Gott Gegebene. Von ihren Verhältniſſen erfuhr ich Folgendes. Sie war aus Malta gebürtig und ſeit einem Jahre mit einem reichen Kaufmanne verheirathet, welcher in Perpignan wohnte, aber ſeine größten Geſchäfte in Spanien betrieb. Er reiſte faſt das ganze Jahr hindurch in dieſem Lande, begünſtigt durch die Schutzbriefe einiger Geſandten, die ihm, wie es hieß, als einem nachſichtigen Gläubiger, Verbindlichkeiten ſchuldig waren, unterhielt einen

Schleichhandel in den Pyrenäen, und befuhr die Küſten von Catalonien und Valencia mit mehreren kleinen Fahrzeugen, auf denen er franzöſiſche Fabrikwaaren einführte und dagegen ſpaniſche Producte verlud. Er ließ ſich Aronet nennen, und Jedermann in Valencia wußte, daß er ein Jude war, welcher in Perpignan den Namen Aron führte und dort auch öffentlich zu den Bekennern des moſaiſchen Glaubens gerechnet wurde, deſſen Geſetze und Gebräuche er ſogar mit ſehr fanatiſchem Eifer erfüllen ſollte. Aber ſein mächtiger Schutz in Madrid machte dieſe Sage unſchädlich für ſeine Reiſen und Geſchäfte in Spanien, deſſen Landesordnung bekanntlich jedem Juden den Eintritt in die Grenzen verbietet; und da ſeine Speculationen damals keinen bedeutenden Nebenbuhler hatten und einträglich für den Productenhandel von Barcellona und Valencia waren, ſo drückte man überall die Augen zu, wo man in ſeiner Phyſiognomie den Nationalcharakter der Flüchtlinge von Jeruſalem erkannte. Auch Theodora, oder, wie ſie eigentlich hieß, Debora, konnte ihren orientaliſchen Urſprung in den Formen und Zügen ihres Geſichts nicht verleugnen, aber es war nicht jener an Verzerrung grenzende Ausdruck, welcher die Kinder Iſrael ſeit dem Fluche ihres Geſchlechts gezeichnet zu haben ſcheint, ſondern das reinſte Ideal patriarchaliſcher Schönheit, was mich in ihr eine Eſther oder vielmehr eine Tochter Jephtha's erblicken ließ: und wenn die Palmen und Cedern an dem Ufer des Quadalaviar über ihrem Haupte rauſchten, dann war ſie eine Sulamith an den Waſſerflüſſen Babylons.

Ihren Mann habe ich nie geſehn. Er war damals in Barcellona beſchäftigt und hatte ſeine Gattin unterdeſſen in die Bäder von Grao gebracht, wo ſie ſich nach ihrer erſten Niederkunft, von der ſie nur ſeit Kurzem erſtanden war, in Luft und Waſſer ſtärken ſollte. Ihre Begleiterin war eine Schweſter ihres Mannes, ein Drache bei einer Taube, oder eine Lea neben einer Rahel.

Meine Liebe zu der ſchönen Debora war ſo frei und rein von jedem Wunſche nach Beſitz und Genuß, daß die Kunde von ihren Verhältniſſen meine Gefühle weder erſtickte noch herabſtimmte. Bettlerin oder Königin, Heidin oder Chriſtin, was frug ich danach, wenn ich mich nur täglich in ihre Anſchauung verſenken konnte. Mehr ein günſtiger Zufall, als meine ſchüchterne Bemühung, ſetzte mich nach einiger Zeit in nähere Berührung mit ihr, und das Schachſpiel, welches ihre liebſte Beſchäftigung war, und worin ich für einen

Meiſter galt, führte uns Tag auf Tag in beſtimmten Stunden, bisweilen auch ohne Zeugen, zuſammen und wurde der Vermittler unſrer Herzen.

Ich muß kurz ſein, denn meine Sinne fangen an zu ſchwindeln, indem ſie die Erinnerung an dieſes goldene Zeitalter meines Lebens feſthalten wollen. Ach, ich ahnete in meinem Paradieſe nicht, daß draußen ſchon das flammende Schwert gezogen war, welches mich heraustreiben ſollte! Debora ſchien ſich in mehr als freundlichem Vertrauen zu mir hinzuneigen, ſie war unglücklich in den Feſſeln eines rauhen und leidenſchaftlichen Mannes, an den ihre Eltern ſie wie ein Stück Waare verhandelt hatten, ſie fühlte ſeit lange einen geheimen Drang des Herzens, in ihrem Schöpfer einen milden Vater und nicht einen ſtrengen König zu verehren, ſie wäre Chriſtin geworden und mein vor Gott und den Menſchen! Da brach es über uns herein, wie ſoll ich es ausdrücken? Stürzte der Himmel auf unſre Häupter zuſammen, oder ſtieg die Hölle unter unſern Füßen aus dem Boden empor? Verhüllte Männer, Familiaren der Inquiſition von Valencia, ſprengen um Mitternacht die Thüren ihres Hauſes, reißen ſie aus ihrem Bette, werfen die ohnmächtige in einen Wagen und fahren ſie nach der Stadt in das Gefängniß der Caſa ſanta. Sie iſt angeklagt als heimliche Jüdin, die es gewagt habe, die Kirche von Santa Faz zu betreten, um die heilige Reliquie des Schweißtuches durch ihre Nähe zu entweihen, und als Zauberin, welche einen Chriſten durch Liebestränke zu blutſchänderiſcher Unzucht verführt habe. Wehe mir! Ich ſelbſt war der Unvorſichtige geweſen, welcher ſie eines Tages überredet hatte, an einem Spaziergange nach jenem berühmten Wallfahrtsorte Theil zu nehmen, ich ſelbſt der Bezauberte, welcher ſich in den Liebestränken ihrer Augen zu überirdiſcher Seligkeit berauſcht hatte!

Als ich am andern Morgen das himmelſchreiende Ereigniß ihrer Verhaftung erfuhr, eilte ich, von Angſt und Wuth gepeitſcht, nach Valencia und ließ mich bei dem erſten Inquiſitor melden, welcher zu dem Kreiſe meiner Bekanntſchaft gehörte. Ich wurde nicht vorgelaſſen, und auch meine wiederholten und immer dringender werdenden Briefe an denſelben blieben unbeantwortet. Da ahnete ich endlich den ſataniſchen Urſprung und Zuſammenhang der Verſchwörung, welche die Verhaftung meiner Debora bewirkt hatte, und ſchauderte zurück vor dem Abgrunde, den das

Licht der Hölle mir zu meinen Füßen eröffnet zeigte.

Donna Clara de Floridias, eine Schweſter jenes Inquiſitors, eine Dame von galantem Rufe, deren Gemahl ſeit einiger Zeit in Mexico einen wichtigen aber nicht beſtändigen Poſten bekleidete, hatte mir unlängſt ihre Gunſt zugewandt, und ich war nicht unempfindlich für dieſelbe geblieben. Aber meine Bekanntſchaft mit der ſchönen Debora brach dieſes Verhältniß augenblicklich ab und gekränkter Stolz und eiferſüchtige Rachgier machten eine Furie aus jenem Weibe. Sie hatte die ganze Anklage gegen die Unſchuldige geſchmiedet und die nächtliche Verhaftung derſelben bei ihrem Bruder durchgeſetzt; ſie war es, welche alle meine Bemühungen, mich den Richtern der Inquiſition zu nähern, durch das ausgeſprengte Gerücht meiner Geiſteszerrüttung vereitelte, und das Verfahren des hölliſchen Tribunals, welches in Spanien das heilige heißt, gegen ihr unglückliches Schlachtopfer durch alle Mittel, welche der ſchamloſeſten Intrigue nur zu Gebote ſtehen, beſchleunigte und ſchärfte. Ich mußte mich bald überzeugen, daß ich in Valencia nichts für die Rettung meiner Debora wirken könnte, und begab mich daher ohne Verzug nach Madrid, wo ich ſicher war, mächtige Freunde und Gönner zu finden, die mir ihre Verwendung in dieſer Sache nicht entziehen würden. Es gelang mir auch wirklich, einige derſelben für mich in Bewegung zu ſetzen, aber kaum hatten ſie die erſten Schritte gethan, um zu bewirken, daß die Inquiſition von Valencia den Proceß gegen Debora vertagen möchte, als von dort die Nachricht einlief, daß ſie nach der zweiten Folter in ihrem Gefängniß geſtorben ſei.

Mit dieſem Augenblicke verläßt mich die Erinnerung meines Selbſtbewußtſeins, und es tritt die Periode meines erſten Todes ein. Als ich von demſelben erwachte, war ich ſo, wie Sie mich jetzt ſehen, ein weißköpſiger Greis, in welchem alles ſchwach, kalt und blaß geworden, bis auf eines, das durch meine alte Natur mit krampfhafter Jugendſtärke zuckt und ein ſo wunderliches Weſen aus mir macht, daß es mir zuweilen nicht anders vorkömmt, als ob ich damals wirklich geſtorben und jetzt nur ein Geſpenſt wäre, welches nach dem Tode noch eine Zeit lang auf Erden herumirren müßte. Dieſes Gefühl bemächtigt ſich meiner mit beſonderer Gewalt, ſo oft ich den rothen Atlasrock anziehe, den ich trug, als ich in jenen Todesſchlaf verſank, und ich nenne ihn deswegen mein Sterbekleid und will dereinſt in demſelben begraben ſein. Andre haben mir nach jener Zeit erzählt, ich hätte Hand an mich legen wollen, wäre aber in demſelben Augenblicke ohnmächtig niedergeſunken. Dann hätten laute Raſerei und ſprachloſe Starrſucht ſich abwechſelnd an mir erſchöpft, bis endlich eine leibliche Krankheit ſich der Zerrüttung meines Geiſtes untergelegt habe.“

Hier ſchloß die Erzählung. Als Arthur ſie zu Ende geleſen hatte, ſtürzten die ſchon lange vorher hinter ſeinen Augen zuſammengelaufenen Thränen in großen und ſchnellen Tropfen über ſeine Wangen herab. O du Held der Liebe und der Leiden, rief er aus und preßte das Papier gegen ſein brennendes Geſicht, du heiliger Martyrer der Treue, warum iſt dein Herz, dein großes wunderreiches Herz, gebrochen, eh' ich deſſen vollen Schlag an dem meinigen gefühlt? Warum iſt die reine Opferflamme deines Lebens erloſchen, ohne daß ich mein Inneres darin erwärmt und geläutert habe? O Gott, warum biſt du geſtorben, und ich habe dich nicht geliebt!

Mit dieſen Worten eilte er nach dem Zimmer, in welchem die Leiche des Marquis ſtand, und warf ſich wie ein Verzweifelter vor der Bahre nieder. So fand ihn wohl nach einer Stunde der alte Cecco und rüttelte ihn mit der wohlgemeinten Ermahnung, ſeinen Schmerz in chriſtlicher Ergebung zu tragen und den Caffee nicht kalt werden zu laſſen, aus der langen Betäubung auf.

Funfzehntes Kapitel.

Die Beſtattung des Marquis wurde gewiſſenhaft nach den Andeutungen ſeiner letzten Augenblicke eingerichtet, und Arthur ergänzte das, was unbeſtimmt geblieben war, nach dieſer und jener gelegentlichen Äußerung ſeines abgeſchiedenen Freundes. Man bekleidete die blaſſe Leiche mit dem roſenrothen Atlasrocke, legte ſie auf das große Erdkiſſen und trug ſie in einer frühen Morgenſtunde, als eben die aufgehende Sonne den Schleier der Nebel von den Gräbern der Via Appia emporhob, nach der Pyramide des Ceſtius hinaus. Arthur wußte zwar, daß der Marquis ein geborener Katholik war, aber er kannte auch deſſen entſchiedene Abneigung gegen alle Gebräuche der römiſchen Kirche, und ſein letzter Wink nach der Pyramide, an deren Fuße die ketzeriſchen Chriſten begraben werden, war um ſo weniger misverſtändlich, da er ſchon bei dem erſten Beſuche dieſes Platzes den Wunſch ausgeſprochen hatte, um einer ſo ſchönen Ruheſtätte willen in Rom zu ſterben. Damit man aber allen Schwierigkeiten, welche von Seiten der Geiſtlichkeit gegen die unkirchliche Beſtattung eines Katholiken zu beſorgen waren, aus dem Wege gehen möchte, hatte ſich unſer junger Freund die öffentliche Lüge erlaubt, den Verſtorbenen für einen emigrirten Hugenotten auszugeben.

Nachdem Arthur ſich der letzten Pflichten gegen ſeinen väterlichen Führer mit eben ſo ernſter als innig gefühlter Theilnahme entledigt hatte, ſo nahm das bezaubernde Portrait ihn wieder anhaltender und ungetheilter in Anſpruch, als die Geſchäfte der vorigen Tage es zugelaſſen hatten. Die Geſchichte des unglücklichen Originals verklärte ihm das Bild, welches ſein Herz auch ohne dieſe Bekanntſchaft ſchon ſo wunderbar befangen hatte, zu einer noch höheren Bedeutung, und er ſaß oft Stunden lang in die Betrachtung deſſelben verſenkt und die Erzählung des Marquis aus den gemalten Augen und Lippen der ſchönen Debora gleichſam lebendig wiederholend. Er trug die Portraitkapſel auf ſeiner Bruſt, wenn er ausging, zu Hauſe legte er ſie ſelten aus ſeinen Händen, und auch auf der Straße überfiel ihn manchmal eine ſo unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem Anblicke der darin verſchloſſenen Schönheit, daß er ein einſames Plätzchen ſuchen mußte, um ſich ungeſtört ſeiner Augenweide hingeben zu können. überhaupt aber war der Zuſtand, in den er ſich ſelbſt allmälig durch dieſen ſchwärmeriſchen Bilderdienſt verſetzt hatte, eine ſo widernatürliche überſpannung des Kopfes und Herzens, daß ſie auch ſeine körperliche Geſundheit angriff. Er fing an, einen gewiſſen Widerwillen gegen die gemeinen Bedürfniſſe des Eſſens und Trinkens zu empfinden, es war ihm läſtig, ſich anzukleiden und nur aus ſeinem Zimmer zu gehen, keine Geſellſchaft konnte ihm ein theilnehmendes Geſpräch abgewinnen oder ſeine Aufmerkſamkeit feſſeln; er ſaß in ſtummer Zerſtreuung da, abweſend mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen, und wenn Jemand ihn fragte, was ihm fehle, ſo fuhr er auf, wie erſchreckt, ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn und antwortete in höflicher Eilfertigkeit Ja oder Nein. Alles, was ihn vormals ernſthaft beſchäftigt oder fröhlich ergötzt hatte, war nun nicht mehr vermögend, ihn ſeiner einſiedleriſchen Träumerei zu entführen; das Carneval war vergeſſen, in keinem Buche las er länger als auf Viertelſtunden, keine Galerie wurde von ihm beſucht, und nur in den dämmernden Abendſtunden konnte man ihn zuweilen zwiſchen den Ruinen des Campo Vaccino umherſchleichen ſehen. Cecco behauptet auch, er wäre manchmal zu den Todtenmeſſen in die Begräbnißkirche an der Porta del Popolo gegangen.

Der Profeſſor, welcher in den erſten Tagen nach dem Tode des Marquis die plötzliche Veränderung, die er an ſeinem Hausgenoſſen bemerkte, von dieſem Trauerfalle herleitete, überließ ihn den ſtillen Wirkungen der Zeit, wohl wiſſend, daß andre Heilmittel einen ſolchen Zuſtand nur zu verſchlimmern pflegen. Nachdem er aber die ſeltſame Stimmung des Jünglings länger und prüfender beobachtet hatte, ſo ward es ihm klar, daß ſie einen andern und tiefern Urſprung haben müßte, und er verfiel, wie natürlich, auf die Vermuthung, daß er ſich verliebt habe. Cecco beſtärkte ihn in dieſer Meinung und erzählte von Seufzern, Thränen in den Augen, verſchloſſenen Thüren und endlich auch von einem Portrait. Dieſes wäre jedoch ſchon mit nach der Wohnung gekommen, wahrſcheinlich das Bildniß der Geliebten, die der Herr Doctor in ſeiner Heimath zurückgelaſſen hätte, und von welcher er nun irgend eine beunruhigende Nachricht empfangen haben möchte. Der arme junge Herr! fügte er hinzu. Man kennt ihn nicht wieder. Sein Geſicht, ſonſt ſo roth wie eine Oleanderblüthe, und ſo rund wie eine Pomeranze, wird von Tage zu Tage länger und ſpitzer, und ſeinen neuen Rock, er trägt ihn erſt ſeit ſechs Wochen, habe ich geſtern heimlich um ein paar Finger breit einnähen laſſen, ſo erbärmlich hing er ihm um den Leib herum. Wenn er ſo daſitzt, blaß und ſteif, wie eine Leiche, die Hände vor ſich auf dem Pulte zuſammengefaltet, und das Portrait der Frauensperſon anſtiert mit einem Paar Augen, die ſich nicht mehr bewegen, als die in dem gemalten Geſichtchen, ſo möchte ich ihn manchmal anſtoßen und fragen: Sind Sie denn noch lebendig? Gott vergeb' es der Creatur, die den hübſchen jungen Mann zu einem ſolchen Geſpenſte macht!

Gerade ſo, wie der alte Cecco ihn geſchildert hat, ſaß Arthur eines Tages in ſeiner Kammer vor dem Götzenbilde des Portraits, ganz untergeſunken in die Anſchauung ſeines todten Ideals,

als der Profeſſor, deſſen Klopfen er überhört hatte, plötzlich die Thüre hinter ihm öffnete, zu ihm heranſchritt und ihm auf die Schulter klopfte. Der Jüngling bebte zuſammen, und indem er, ſich umſehend, ſeinen Hausgenoſſen erkannte, verzog er ſein Geſicht zu einer ängſtlichen Freundlichkeit und hieß ihn willkommen. Der Profeſſor faßte ihn bei der Hand und hielt ihm mit ernſter Wärme die unbegreifliche Veränderung vor, die er ſeit mehreren Tagen an ihm bemerkt habe. Was fehlt Ihnen, lieber Doctor? fuhr er fort. Vertrauen Sie ſich mir an. Ihr Zuſtand iſt mir ein Räthſel, und ich wage nicht, Ihnen irgend ein Heilmittel vorzuſchlagen, bevor ich den Urſprung und Sitz Ihres Übels kenne. Aber, was es auch ſei, Sie müſſen einen Entſchluß faſſen, ſich aus ſich ſelbſt herausreißen, unter Menſchen gehn, Zerſtreuung ſuchen, und vor allen Dingen, Sie müſſen eſſen und trinken. Nicht wahr, Sie haben heute wieder nicht an den Mittag gedacht?

Iſt es ſchon ſo ſpät? frug Arthur, um doch auch ein Wort von ſich hören zu laſſen. Denn er hätte eben ſo gut fragen können: Iſt es noch ſo früh?

Freilich, freilich, Herr Doctor, antwortete der Profeſſor. Es iſt vier Uhr, aber ich bin heute auch länger als gewöhnlich in meinem Studium aufgehalten worden von einer enthuſiaſtiſchen Kunſtfreundin, und Sie ſollen bei mir noch eine warme Schüſſel finden.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, entgegnete Arthur. Sie wiſſen ja, was für einen ſchlechten Gaſt ich jetzt abgebe.

Wir eſſen ganz allein, fuhr der Profeſſor dringend fort, wir beide unter vier Augen, und da müſſen Sie ſich mir entdecken, ich laſſe Sie nicht los.

Entdecken? ſprach der Andre mit einem ſchmerzlich bittern Lächeln. Was ſoll ich Ihnen denn entdecken? Weiß ich mir doch ſelbſt keine Rechenſchaft zu geben von dem, was mich quält und entzückt, und glauben Sie mir, ich wäre gerettet, wenn ich es meinem eigenen Bewußtſeyn entdecken könnte, was ich habe oder was mir fehle.

Mittlerweile warf der Profeſſor einen Blick auf das Bild, welches Arthur in der Überraſchung zu verſtecken vergeſſen hatte. Ei, ei, Herr Doctor! rief er verwundert aus und nahm das Portrait von dem Schreibpulte in die Höhe, um es näher zu betrachten. Da haben wir das Geheimniß! Eine Liebſchaft im Ghetto? Nun, in Gottes Namen. Lieben Sie die ſchöne Debora ſo viel Sie wollen und können, ich mache Ihrem Geſchmack mein Compliment, aber — hüten Sie ſich vor dem Bekehren.

Debora! ſchrie Arthur auf und ſtürzte ſich dem Profeſſor entgegen. Wer hat Ihnen den Namen verrathen?

Mäßigen Sie ſich nur, Herr Doctor, ſprach abwehrend Signor Bernardino. Ich bin ja kein Nebenbuhler. Meine Frau macht zuweilen ein Geſchäftchen mit dem alten Shylock und verkauft ihm abgetragene Kleider und zerbrochenes Silberzeug. Dieſe Handelsverbindung hat mir das Glück verſchafft, die ſchöne Tochter des Juden ein paar Mal von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen.

Mir ſchwindeln die Sinne, unterbrach ihn Arthur. Ich bitte Sie um alles, was Ihnen heilig iſt, ſprechen Sie deutlicher, oder ich werde verrückt. Das Original dieſes Portraits iſt todt, ſeit zwanzig Jahren todt. Ich fand das Bild in dem Nachlaſſe des Marquis, und der hat es vor zwanzig Jahren in Spanien malen laſſen.

Der Profeſſor ſtutzte einen Augenblick, dann erwiderte er entſchieden und wohlgemuth: Nun, wenn ich Ihnen das glauben ſoll, ſo glauben

Sie auch mir, daß Gott der Herr eine lebendige Copie dieſes Bildes erſchaffen hat, welche Debora heißt und die einzige Tochter des alten Aron im Ghetto iſt.

Aron? ſtammelte der Jüngling nach. Will die ewige Vorſehung mich zu einem Narren ihrer Launen machen?

Aron, ſag' ich Ihnen, fuhr der Profeſſor fort. Aber ich nenn' ihn immer Signor Shylock, und er läßt ſich's gefallen, weil er nicht weiß, was ich damit meine. Der alte Kerl ſieht mir aus, als ob er ſich von Chriſtenfleiſch nährte, eine heimtückiſch grauſame Judaslarve, wie ich keine zweite auf der Welt kenne. Meine Kinder laufen davon, wenn er in die Stube tritt, aber meine Frau behauptet, es laſſe ſich doch gut mit ihm handeln.

Und die Tochter? frug Arthur mit feuriger Haſt.

Iſt ein Engel, antwortete der Profeſſor, ein Ausbund von Schönheit und Anmuth. Der Ritter Camuccini hat dem Alten unlängſt hundert Scudi geboten, wenn er ſie ihm als Modell zu einer Tochter Jephtha's überlaſſen wollte. Aber Gott bewahre! der Shylock hält ſein Töchterchen ſo [illegible] wie ſeinen Bart, und ich glaube, ſie iſt noch niemals aus den Thoren des Ghetto gekommen.

Wunderbar! murmelte Arthur vor ſich hin und rieb ſich die Stirne. Immer wunderbarer! Wer ſeid ihr denn, ihr geheimnißvollen Mächte, die ihr mein Haupt mit unſichtbaren Zauberfäden umſchlingt und mich an dieſen Zügeln in die chaotiſche Wüſte der blinden Zufälle und Ahnungen hinauslenkt, die mich doch alle mit offenen und bedeutungsvollen Augen anblicken und mir verheißen, die Räthſel meines Lebens zu löſen?

Keine Monologe, Herr Doctor, unterbrach ihn Signor Bernardino, und um die Sache ſo kurz als möglich in das Klare zu bringen, ſo laſſen Sie uns auf der Stelle einen Vertrag ſchließen. Erſtens gehn Sie mit mir zu Tiſche, zweitens erzählen Sie mir ſo viel, als ſich erzählen läßt, von Ihren, wie ſoll ich es nennen? — Verhältniſſen oder Beziehungen zu dem Bilde da, drittens, wie die Sache auch ſtehe oder noch zu ſtehen komme, verſprechen Sie mir keine nächtlichen Expeditionen und Bekehrungsverſuche im Ghetto zu unternehmen, und dafür verpflichte ich mich, Sie ſollen die ſchöne Debora ſehen, mit eigenen Augen, wie ſie leibt und lebt, und, wenn Sie Ihren Augen nicht trauen wollen, ſo mögen Sie es ohne meine Hülfe verſuchen, ſich als ungläubiger Thomas durch Berührung von dem Fleiſche und Blute derſelben zu überzeugen. Schlagen Sie ein, und wir machen heute noch einen Gang danach.

Arthur, welcher nicht mehr wußte, ob er träume oder wache, legte ſeine Hand unwillkürlich in die ihm entgegenkommende Rechte des Profeſſors und folgte demſelben, ohne zu bedenken, wohin und weswegen. Sein Kopf war wie in Nebel gehüllt, und ſein Herz zitterte, erſchöpft von ſtreitenden Bewegungen.

Sechzehntes Kapitel.

Alles, was Arthur dem Profeſſor von dem wunderbaren Gemälde und ſeinen namenloſen Gefühlen für daſſelbe erzählen konnte, ſchwebte ſo weit über die Sphäre der Begriffe und Erfahrungen dieſes vernünftigen Mannes hinaus, daß er ſich nicht erwehren konnte, dem Argwohne noch einmal Gehör zu geben, als treibe der junge Mann ſeinen Spott mit ihm und verſtecke dahinter das Geheimniß einer Liebſchaft mit der ſchönen Debora. Bedachte er aber wieder, was Cecco von jenem Portrait und dem närriſchen Götzendienſte des Doctors berichtet hatte, und verglich er damit die altväterliche Malerei des Bildes, ſo blieb ihm keine Wahl übrig, wohin er ſeinen Glauben zu wenden hätte, und er betrachtete ſeinen jungen Freund als einen Candidaten des Tollhauſes. Die Ähnlichkeit des Portraits mit der Jüdin im Ghetto erſchien ihm nun als eine allerdings ſeltſame, doch ohne übernatürliche Beziehungen erklärliche Zufälligkeit, und er überlegte bei ſich, ob dieſer Umſtand nicht vielleicht auf irgend eine Weiſe zu Arthurs Heilung benutzt werden könnte. Alles, was ihm einfiel, ſchien mißlich, aber noch viel mißlicher war der Zuſtand des Kranken, und ſein gegebener Handſchlag entſchied ohnedies über die Hauptſache, nämlich, daß er dem Doctor die ſchöne Debora von Angeſicht zu Angeſicht zeigen mußte. So entſchloß er ſich denn raſch, wie er pflegte, und foderte ſeinen Gaſt noch einmal auf, gleich nach der Mahlzeit mit ihm einen Gang durch den Ghetto zu machen und dem alten Aron einen Beſuch abzuſtatten. Wenn ich die phantaſtiſchen Gefühle des jungen Mannes, die ſich in der blauen Luft umhertreiben, nur auf einen wirklichen Gegenſtand von Fleiſch und Blut gelenkt habe, ſo dachte er bei ſich ſelbſt, alsdann iſt ſchon viel gewonnen. Die Krankheit geht aus der unſichtbaren Welt in das Leben über, ſie nimmt einen natürlichen Charakter an, und man weiß, wie man ſie anzugreifen hat.

Arthur fügte ſich ohne Widerſpruch, aber, wie es ſchien, ziemlich gleichgültig, in den Vorſchlag ſeines Freundes und frug nicht wieder nach dem Vater und der Tochter, deren Namen ihn kurz vorher ſo gewaltſam überraſcht hatten. Man hätte erwarten ſollen, daß die nahe Ausſicht, eine lebendige Copie des angebeteten Bildes zu ſehen, ihn entzücken würde; aber der Taumel der Erſchöpfung, welcher ihn noch immer umfangen hielt, ließ keine ſtarke Regung in ſeinem Herzen aufkommen. Auch konnte er es den Augen des Profeſſors nicht zutrauen, daß ſie mehr als eine oberflächliche Ähnlichkeit mit der unergründlichen Schönheit ſeines Ideals in irgend einem lebenden Weſen entdeckt haben ſollten, und eine ſolche würde für ihn ſelbſt wohl kaum bemerklich ſein. Er wunderte ſich ſogar, wie es nur möglich geweſen wäre, daß ein zufälliges

Zuſammentreffen zweier Namen, welche keinesweges zu den ſeltenſten unter den Iſraeliten gehörten, ihn ſo tief erſchüttert und ſeinen Zuſtand dem Profeſſor ſo lächerlich blosgeſtellt hätte. Das war nun nicht mehr zu ändern, und er hielt es in ſeiner jetzigen Lage für das kürzeſte Mittel, ſich aus der Sache zu ziehen, wenn er dem Profeſſor den Willen thäte, mit ihm nach dem Ghetto ginge, das Mädchen anſähe, und, wie er ſie auch fände, ihre Ähnlichkeit mit ſeinem Bilde geradezu leugnete.

In ſolcher gegenſeitigen Stimmung machten der Wirth und der Gaſt nach einer kurzen Mahlzeit ſich auf den Weg und erreichten den Ghetto, ohne viele Worte gewechſelt zu haben. Arthur hatte den verrufenen Ort noch niemals betreten und kannte ihn nur aus der Schilderung in dem Volksbuche von dem Martertode des Don Alonzo de Floridias, deſſen Leſung auch ſeine eigene Phantaſie in dieſen ſchmutzigen Winkel des Elends und der Schmach hineingezogen hatte. Als er nun vor dem offenen Thore ſtand und in die kleine armſelige Stadt der alten Bürger von Jeruſalem eintreten wollte, aus welcher ein übelriechender Dampf und ein verworrenes Gemurmel ihm entgegenzog, da ſchwebten jene abenteuerlichen Bilder des Kerkers, in welchem die heimlich bekehrte Jüdin ſchmachtete, mit dem verſteckten Crucifix und dem fanatiſchen Alten, wieder an ſeinem innern Auge vorüber und machten ihn ſo befangen, daß er eine Weile ſtehen blieb und ſich mehr als einmal von dem Profeſſor einladen ließ, ihm zu folgen. Es war ihm, als ob der Geiſt des ermordeten Spaniers neben ihm her ginge und ihn bald vorwärts, bald zurück zöge.

Das kreiſchende Geſchrei der zerlumpten Kinder, welche vor den Thüren der ſchwarzgerauchten Hütten einander die Köpfe kratzten und ihn mit ihren zigeunerartigen Geſichtern angrinzten, durchkreuzte dieſe poetiſchen Träumereien und riß ihn in die ekelhafteſte Wirklichkeit herab. Ein paar gelbe zuſammengeſchrumpfte Sybillen kauerten an einem Brunnen und zupften Goldfäden aus zerriſſenen Treſſen, und ein alter Weißbart in einem ſchwarzen Kaftan ging mit feierlichen Schritten unter Abſingung eines hebräiſchen Gebetes an den Häuſern entlang und ſchlug mit einer Klapper gegen jedes Fenſter. Der Profeſſor bog in einen halb verdeckten Durchgang ein, welcher von Lumpen und anderm Kehrigt faſt verſtopft war. Arthur ließ ſich nachziehen, und ſein Führer ermuthigte ihn durch die Verſicherung, daß ſie jetzt ihrem Ziele ganz nahe wären. Da vor uns, in dem Hauſe mit der niedrigen Thüre, da wohnt die ſchöne Debora, fügte er hinzu, und der Andre erblickte ein überaus ſeltſames Gebäude mit einer Pforte, unter welcher ein zehnjähriges Kind ſich gebückt haben würde, und zugemauerten oder verſchlagenen Fenſtern. Der Profeſſor klopfte erſt an die Thüre, dann gegen die Breter der Fenſterverſchläge, aber es regte ſich nichts in dem ganzen Hauſe. Der Alte wird auf den Schacher ausgeflogen ſein, ſprach er zu ſeinem Gefährten, ſeinen Ärger hinter einen Scherz verbergend, aber das Vögelchen, welches wir ſuchen, ſitzt gewiß in dem Käfigt. Wir wollen unſern Plan nicht ſogleich bei der erſten fehlgeſchlagenen Recognoſcirung aufgeben. Helfen Sie mir klopfen und rütteln, Herr Doctor, damit Ihnen die Zeit nicht lang werde.

Mit dieſen Worten fing Signor Bernardino ſchon wieder an, das Haus zu beſtürmen, und Arthur, welchen der unnütze Lärm immer verdrießlicher machte, drückte ſich um eine Ecke und bemerkte hinter derſelben ein ganz kleines Nebengebäude, welches durch ein altes Mauerſtück mit dem größern in Verbindung ſtand. Er ging darauf zu, um nur dem Profeſſor aus dem Geſichte zu kommen, und lehnte ſich lauſchend gegen ein rundes dicht verſchlagenes Fenſter, in deſſen ſchwarzen Bretern er eine helle Spalte bemerkt zu haben glaubte. Er hatte ſich nicht getäuſcht: er hörte Fußtritte, die mit einem ſtarken Pochen abwechſelten, und die ſchmale Öffnung einer auseinandergeſprungenen Planke ließ ihn in eine enge gewölbte Zelle ſchauen, die von mehreren Lampen glänzend erleuchtet war und das Anſehn eines antiken Bauwerkes hatte. Scherben von Gold und Silber und einige zerbrochene Spiegel lagen übereinandergeworfen auf dem Boden, dazwiſchen zerriſſene Uniformen und durchlöcherte Treſſenhüte mit vielem andern Trödel dieſer Art. Der Winkel, aus welchem das Geräuſch herkam, war durch die Spalte mit keinem Blicke zu erreichen, aber der Lauſcher hörte deutlich, daß ein Stein aus der Mauer herausgenommen und wieder hineingeſchoben wurde. Dann trat aus jener verborgenen Ecke eine große ſchlanke Frauengeſtalt in einem langen weißen Kleide hervor, die ein Crucifix mit beiden Händen über ihrem Haupte in die Höhe trug, und in langſamer Bewegung nach der Seite des Gemaches vorſchritt, welche der Spalte gerade gegenüber ſtand. Arthur konnte nur ihren Rücken ſehen, aber das Crucifix war ihm zugekehrt, und er erkannte ſogleich den ſilbernen Gekreuzigten an einem Holze von rothen Korallen. Ein Schauer des Entſetzens und der Ahnung durchrieſelte ihn in dieſem Anblick. Es war jenes Crucifix des ſpaniſchen Schülers, das Geſchenk deſſelben an die Getaufte des Ghetto, ganz treu und vollſtändig übereinſtimmend mit der Bezeichnung in der überſchrift ſeines Liedes. Der Jüngling, fieberhaft zitternd an allen Gliedern, mit wirbelnden Sinnen und einem Herzen, welches bald ſeine Bruſt zerſprengen wollte, bald zuſammengepreßt in bewegungsloſer Beklommenheit ſtockte, hatte ſich noch nicht in dieſe erſte Wundererſcheinung hineingedacht, als ſchon eine andre mit unendlicher übergewalt ſeine ganze Seele an ſich riß. Die weiße Geſtalt ſetzte das Crucifix auf einen Vorſprung der Mauer, warf ſich mit gefalteten Händen vor demſelben nieder und brachte durch eine plötzliche Wendung des Körpers ihr halbes Geſicht in den Bereich des durch die Spalte zielenden Auges. Es war Debora, das lebendige Original des Götzenbildes ſeiner Liebe, es war das verkörperte Traumbild ſeiner Nächte und Tage, es war Minna, Lureley und Maria, was Arthurs erſter Blick in dieſem einen Antlitz erkannt zu haben wähnte. Und dieſes Wunder offenbarte ſich ihm nicht in der kalten übereinſtimmung von Formen und Farben, ſondern in einer aus der innerſten Natur herausgebildeten Gleichheit der Seele, welche ſich in ſchmerzlich ſüßen Mienen und unergründlich tiefen Augen voll Sehnſucht und Ergebung ſpiegelte.

Arthur ſelbſt hat es nicht angeben können, ob er bei dieſem Anblick den Namen Debora ausgerufen oder mit ſeiner Stirne gegen die Breter geſtoßen habe. Da ſprang die Betende, wie ein Reh nach dem Fehlſchuſſe des Jägers, in ängſtlicher Haſt von ihren Knieen auf, griff nach dem Crucifix und blies die Lampen aus. Zu gleicher Zeit rief der Profeſſor, und Arthur, welcher in dieſem Augenblicke gerade noch ſo viel Bewußtſein in ſeinem zerrütteten Geiſte zuſammenfaſſen konnte, um zu begreifen, daß die Entdeckung des wichtigen Geheimniſſes, welches er eben belauſcht hatte, nicht übereilt werden dürfe, ließ ſich nicht zweimal einladen, ſeinen Poſten aufzugeben. Es iſt umſonſt, ſprach der Belagerer. Der Shylock iſt auf dem Rialto und hat ſeine Jeſſica eingeſchloſſen. Signor Lorenzo, Sie müſſen ſich gedulden. Arthur zwang ſich zu einem Lächeln, vor welchem der Andre zu erſchrecken ſchien, und ſtrengte ſich auf dem ganzen Heimwege mit ſo übertriebener Ängſtlichkeit an, das toſende Gewühl ſeines Innern hinter eine leichte Unterhaltung vor ſeinem Begleiter zu verbergen, daß dieſer von Schritt zu Schritt immer beſorgter wurde, der Wahnſinn des jungen Menſchen möchte augenblicklich ausbrechen. Denn er redete ihn ein paar Mal Herr Marquis an, frug ihn nach berliniſchen Neuigkeiten und benahm ſich überhaupt ſo verzweifelt geſprächig, daß der ſonſt eben nicht leicht zu beunruhigende Profeſſor doch dem Himmel dankte, als er ihn glücklich nach Hauſe und in ſeine Kammer gebracht hatte.

Siebzehntes Kapitel.

Wir wollen es nicht verſuchen, unſerm jungen Freunde in das wilde Labyrinth der Gedanken, Einbildungen, Hoffnungen, Wünſche und Entſchlüſſe zu folgen, welches er in den erſten Stunden nach ſeiner Rückkehr aus dem Ghetto durchlief, ohne einen Ausweg finden zu können. Er hatte freilich einen Faden, der ihn zu leiten verhieß, aber auch dieſer war in die Irrgewinde ſeines räthſelhaften Schickſals verflochten. Denn ſo unverwandt alle ſeine Beſtrebungen auf den einen Ausgang gerichtet waren, die unglückliche Debora zu erlöſen, und ſo leicht es ihm auch ſcheinen mußte, mit Hülfe jenes furchtbaren Geheimniſſes, welches er aus dem Ghetto entführt hatte, ſich einen Weg nach dieſem Ziele zu bahnen: er wagte es dennoch nicht, zu vollbringen, was er konnte und zu wollen, was er mußte. Sollte er den Vater der heiligen Büßerin, um den ſie ſich und ihre Seligkeit opferte, dem Schwerte der Gerechtigkeit übergeben, und die nach der Legende zuerſt mit Thränen getaufte zum zweiten Male mit dem väterlichen Blute taufen? Oder ſollte er durch einen Verſuch, heimlich in das Haus des alten Mörders einzubrechen und ſich der Eingekerkerten als ein Geſandter des Himmels zu offenbaren, ſein eignes Leben auf das Spiel ſetzen? Oder ſollte er jenem den Tod in der Entdeckung des blutigen Geheimniſſes androhen, und dann als den Preis des Schweigens die Tochter von ihm fodern?

Der letzte Vorſchlag erſchien ihm endlich als der beſte, und er beſchloß, ihn ſogleich am nächſten Morgen auszuführen, ohne irgend eine fremde Hülfe dabei in Anſpruch zu nehmen. Debora ſollte alsdann nach einem Kloſter gebracht, in dem Chriſtenthume weiter unterrichtet und hernach öffentlich getauft werden. Seine Hoffnungen flogen zwar noch weiter in die Zukunft hinaus, aber die ernſte und heilige Aufgabe, deren Löſung das Schickſal ihm auf eine wunderbar dringende Weiſe vorgelegt hatte, ließ ihn nicht lange mit eitlen Liebesträumen ſpielen. Denn je deutlicher er jetzt den Weg zu erkennen glaubte, auf welchem die göttliche Vorſehung, und nicht die Laune des Zufalls, ihn ſeit der Abreiſe von Berlin zu ſeinem großen Berufe geleitet hatte, deſto tiefer mußte er auch die Verpflichtung empfinden, ſich nicht durch eigene Nebenzwecke von demſelben ablenken zu laſſen. Er fühlte ſich ſtärker und klarer in dem ungetheilten Blicke auf dieſes Ziel, er konnte wieder mit inbrünſtiger Andacht beten, ſeitdem er es dem Himmel ſagen konnte, was ihm fehle und wonach er verlange, und die folgende Nacht ſchloß zwar ſeine Augen zu keinem Schlummer, aber ſie blieb doch ungeſtört von wachen Träumen und ſchlaftrunkenen Phantaſien.

Mit gehaltener Sehnſucht erwartete Arthur den Anbruch des verhängnißvollen Morgens und erhob ſich mit den erſten Stralen der Sonne von ſeinem Lager. Er ſchlich mit leiſen Schritten die Treppe hinunter und zu der Thüre hinaus, um durch den geſchwätzigen Gruß des alten Cecco nicht in ſeiner feierlichen Stimmung unterbrochen zu werden. So trat er in den hellen Morgen hinaus, der ihn mit einem ſcharfen Winde ermunternd anblies, und die Glocken, welche zu der Frühmeſſe läuteten, klangen ihm wie Stimmen der Engel aus den Wolken, einladend und begeiſternd zu ſeinem heiligen Werke. Als er an der Kirche San Trinita de Monti vorübergehen wollte, zog es ihn wie mit unſichtbaren Händen in das Innere des Tempels hinein. Ein Prieſter ſang an einem Nebenaltare die kleine Meſſe, und zwei Bettler knieeten hinter ihm auf deſſen Stufen. Arthur war nicht vermögend, der heiligen Handlung als neugieriger Zuſchauer beizuwohnen. Er griff in das Weihwaſſer hinein, beſprengte ſich Bruſt und Stirn mit dem Zeichen des Kreuzes und warf ſich zwiſchen den Bettlern nieder. Ein inbrünſtiges Gebet um den Beiſtand des heiligen Geiſtes auf dem Wege, den er eben antreten wollte, flog von ſeinen Lippen empor, und er wähnte ſich in ſeinem Herzen wunderbar erhört zu fühlen, als er wieder aufſtand und ſich zum zweiten Male aus der geweiheten Schale benetzte.

Wie kann eine Kirche ein Haus Gottes ſein, dachte er im Heraustreten bei ſich ſelbſt, wenn ſie den Menſchen nicht zu allen Stunden offen ſteht? Iſt doch Gottes Herz uns immer aufgeſchloſſen, ſo oft wir das Verlangen fühlen, uns ihm zu nahen: warum ſoll denn ſein Haus uns nur dann geöffnet werden, wann der Prieſter fertig iſt mit ſeiner Predigt und der Cantor mit ſeiner Orgel? Welche ſelige Stärkung iſt mir in dieſem Augenblicke zu Theil geworden, weil der Augenblick danach verlangte und der Augenblick ſie gewährte! Hundert lange Sonntagspredigten könnten mir eine ſolche augenblickliche Gabe des Himmels nicht erſetzen.

Unter ähnlichen Betrachtungen erreichte der Jüngling das Thor des Ghetto. Er trat hinein und erſtaunte über die lebendige Bewegung auf der Gaſſe in einer ſo frühen Stunde. Männer, Frauen und Kinder liefen aus einem Hauſe in das andre, ſteckten die Köpfe zuſammmen und geberdeten ſich unter einander, als ob irgend ein Unfall ihre gemeinſchaftliche Theilnahme ängſtigend anſpräche. Denn einige Weiber zerrauften ſich die Haare, der ziegenbärtige Greis in dem ſchwarzen Kaftan riß dieſen von oben bis unten aus einander, und die kleinſten Kinder verkrochen ſich heulend unter die Mäntel ihrer Mütter. Arthur ließ ſich durch dieſe abenteuerlichen Begegnungen nicht zurückhalten ſein Ziel zu verfolgen, und wandte ſich in den bedeckten Gang hinein, welcher nach der Wohnung des alten Aron führte.

Aber kaum hatte er ſeinen Fuß in dieſe enge Straße geſetzt, als eine rauhe Stimme ihm ein herriſches Halt entgegenrief. Er fuhr zuſammen, blickte auf und erkannte zwei Soldaten, die den Paß mit gekreuzten Bajonetten geſperrt hielten. Halt! wiederholte die erſte Stimme und ſtreckte das Gewehr gegen den Vorſchreitenden aus. Arthur, deſſen Inneres ſich noch ſträuben wollte, zu errathen, was hier vorgefallen ſei, ſtand eine Weile ſtill, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſolle, und entdeckte nun in dem Hintergrunde mehrere Sbirren, welche emſig beſchäftigt waren, das fenſterloſe Gebäude zu lichten. Sie brachen Steine und Breter heraus und warfen durch die wiederhergeſtellten Öffnungen Kleider und Geräthſchaften auf die Gaſſe. Andre zählten und muſterten die Stücke, und ein Barigello ſchien ein Regiſter derſelben in ſeine Schreibtafel einzutragen. Was iſt denn hier geſchehn? frug Arthur ich die Wachen und erhielt eine Antwort, die ich ſelbſt hätte geben können. Der alte Aron war als der Mörder des jungen Spaniers entdeckt und eingezogen worden, und ſeine Wohnung wurde jetzt auf den Befehl des Governatore ausgeräumt. Der Bericht des Soldaten war ſehr lakoniſch und fertigte jede neue Frage des Jünglings, wie dringend ſie ihm auch vorgelegt werden mochte, mit einem immer barſcher werdenden Ich weiß nicht ab. Aber der ungeſtüme Frager war dadurch nicht zu beſchwichtigen, und der Soldat mußte Anſtalt machen, ſich durch einen handgreiflichen Beſcheid Ruhe auf ſeinem Poſten zu verſchaffen.

Unterdeſſen hatte der laute Wortwechſel einen Sbirren herangezogen, und dieſer erwies ſich bereitwilliger, dem Unbekannten zu dienen. Er erzählte ungebeten, daß geſtern Abend der alte Bluthund ſeine Tochter bei der Anbetung eines Crucifixes überraſcht und ihr in ſeiner jähzornigen Wuth ein Meſſer in die Bruſt geworfen habe. Der Tumult, welcher dadurch in der Nachbarſchaft entſtanden ſei, habe die Sbirren in das Haus des Mörders geführt und ihnen das Crucifix des frommen Schülers in die Hände geſpielt. Darauf ſei der Schuldige ſogleich ergriffen und in Ketten gelegt worden, und ſeine unglückliche Tochter befinde ſich, dem Tode nahe, in dem Hoſpital der Santa Catarino de Funari.

Arthur ſchien von einem Donnerſchlage gerührt und wäre augenblicklich zu Boden gefallen, wenn nicht eine Wand ſeinem Rücken eine Stütze geboten hätte. So blieb er angelehnt ſtehen, einem Menſchen ähnlich, den das Geſicht der Meduſa in eine todte Bildſäule verwandelt hatte. Auch ſein Herz wurde Stein und fühlte nichts mehr als den erſtarrenden Druck dieſer Verwandlung. Er ſah und hörte nicht, was um ihn vorging, der Boden unter ſeinen Füßen war in den tiefſten Abgrund verſunken, und der Himmel über ſeinem Haupte hatte ſich in die Öde des unendlichen Raumes verloren.

Der freundliche Sbirre, welcher den Eindruck bemerkt hatte, den ſeine Erzählung auf den jungen Fremdling gemacht hatte, hielt es für ſeine Pflicht, ſich deſſelben anzunehmen, und ſchleppte ihn mit großer Anſtrengung bis an das Thor des Ghetto. Hier begegneten ihm zwei Franciscaner aus dem Kloſter San Trinita de Monti, welche den Hülfloſen als ihren Nachbar aus der Via Siſtina erkannten und ſich antrugen, ihn nach ſeiner Wohnung zu ſchaffen.

Achtzehntes Kapitel.

Kaum fühlte Arthur ſich nur einigermaßen aus ſeiner ſtarren Betäubung gelöſt, als er ſich ohne Verzug in einer Sänfte nach Santa Catarina de Funari tragen ließ. Angelangt auf dem kleinen Platze vor der Kirche dieſer Stiftung, mußten die Träger Halt machen und die Portechaiſe niederſetzen. Denn ein wimmelndes Gedränge des Pöbels, welcher das heilige Haus zu beſtürmen ſchien, hemmte dem Kaſten jeden Durchgang, und auch ein einzelner unbelaſteter Mann würde nicht vermögend geweſen ſein, bis an die Pforte der Kirche oder des Kloſters vorzudringen. Arthur ergab ſich in die Nothwendigkeit, zu warten, bis der zuſammengelaufene Schwarm ſich wieder zerſtreuet hätte, und befahl den Trägern, ſich unterdeſſen nach der Veranlaſſung des Tumultes zu erkundigen. Dieſe miſchten ſich unter die Menge und kehrten alsbald mit der Nachricht zurück, daß die verwundete Jüdin, welche geſtern Abend in das Hoſpital des Kloſters gebracht worden wäre, dieſen Morgen gegen Sonnenaufgang als eine gute

Chriſtin nach dem Genuſſe der Hoſtie und dem Empfange der letzten Ölung aus dem Leben abgeſchieden ſei. Ein armes Mädchen aus der Anſtalt ſei durch die zufällige Berührung ihrer Hand in dem Augenblicke ihres Todes von dem Veitstanze geheilt worden, und ſobald der Ruf eines ſolchen Wunders ſich verbreitet habe, ſei das Volk haufenweiſe nach dem Kloſter geſtrömt, um die heilige Leiche zu verehren. Endlich habe die Polizei ſich in das Mittel gelegt und die Eingänge des Gebäudes beſetzt, und von der Zeit an werde keine Menſchenſeele mehr zugelaſſen. Nachdem die Träger dieſe Erzählung beendigt hatten, ſank der Jüngling, ohne einen Laut von ſich zu geben, in die Sänfte zurück und faltete die Hände über ſeine Bruſt zuſammen. Dann winkte er mit ſeinem Taſchentuche aus dem Fenſterſchlage, und als die beiden Männer um ſeinen Befehl baten, ſprach er mit nachdrücklicher Betonung: Nach Hauſe!

Es ſchien mit dieſem Augenblicke eine wunderbare Faſſung über unſern Freund gekommen zu ſein, und der Tod Debora's hatte die kämpfenden Bewegungen ſeines Innern mit einem großen und entſcheidenden Streiche geſchlichtet. Er hatte abgeſchloſſen mit ſich und dem Leben; Hoffnung und Furcht, Sehnſucht und Abſcheu rannen friedlich in einander, aufgelöſt in das Gefühl jener Ergebung, die nichts mehr bedarf, nachdem ſie alles verloren hat, und ſo beugte er ſich, umhergeworfen und zerſchlagen, wie er war, vor der unſichtbaren Hand der ewigen Gerechtigkeit, wie ein Kind, welches grauſam geſtraft, ohne noch zu wiſſen, warum, dennoch die züchtigende Rechte des geliebten Vaters mit Küſſen und Thränen bedeckt. Man hätte dieſen Zuſtand, wie er ſich von Stunde zu Stunde immer ſicherer in ihm entwickelte, für eine krankhafte Erſchlaffung der Nerven halten können, ſo unempfindlich erſchien ſein ganzes Weſen gegen alle Berührungen, die ihn ehemals angezogen oder zurückgeſtoßen hatten. Selbſt die Ergebniſſe, welche der Proceß des Mörders ihm zu einer völligen Aufklärung der Räthſel ſeines eigenen Schickſals lieferte, konnten ſeinem Geſichte keinen Zug der Bewunderung oder des Entſetzens abgewinnen, und überhaupt nahm er alles, was er Neues und Wichtiges hören, ſehen oder erfahren mochte, nicht anders auf, als ob er damit ſchon längſt bekannt und vertraut wäre. Auch zog er ſich nach und nach aus allen Verhältniſſen des geſelligen Lebens zurück, und um die letzte Verbindung mit dem Profeſſor, welcher durchaus ſein Seelenarzt werden wollte, ſo entſchieden als möglich abzubrechen, gab er ſeine große Wohnung auf und miethete ſich eine Celle in dem Kloſter San Trinita. Hier ließ er ſich von einem alten Franciscaner in der Lehre des katholiſchen Glaubens unterrichten, ſtudirte die Kirchenväter und nahm Theil an den geiſtlichen Übungen der Mönche. Alſo vorbereitet und geweihet, trat er am nächſten Charfreitage in der Taufcapelle des Conſtantinus zu der römiſchen Kirche über und kehrte unmittelbar nach der feierlichen Handlung als Novize in das Kloſter der Franciscaner zurück.

Mittlerweile hatten die Geſtändniſſe des alten Aron vor dem Richterſtuhle des Governatore den wunderbaren Zuſammenhang nachgewieſen, welcher die Liebe des Marquis mit der ſeines jungen Freundes und die mörderiſche Schuld der Donna Clara de Floridias mit dem Tode des unſchuldigen Don Alonzo verknüpfte. Alles, was uns bisher in dieſer Erzählung als ein launenhaftes Spiel des Zufalls erſchienen iſt, wird dadurch zu einem ernſten Plane des Schickſals erhoben, deſſen Ziel wir in dem Fortgange und Verbande der Begebenheiten deutlich erkennen müſſen, ohne jedoch in die Tiefe der bewegenden und lenkenden Weisheit und Gerechtigkeit ſchauen zu können.

Der alte Mörder war eine und dieſelbe Perſen mit jenem Aronet oder Aron aus Perpignan, und ſeine Tochter Debora das kurz vor dem Tode ihrer unglücklichen Mutter geborene einzige Pfand ſeiner Ehe mit der ſchönen Malteſerin, die wir aus der Lebensbeſchreibung des Marquis kennen gelernt haben, und im Innern wie im Äußern, das treueſte und vollſtändigſte Abbild derſelben. Aron hatte nach der Verhaftung ſeiner Gattin, um ſich der auch ihm drohenden Inquiſition zu entziehen, Spanien ſogleich geräumt; und ſein wenn nicht angeborener, doch ſchon mit der Muttermilch eingeſogener und durch einen ſchwärmeriſchen Religionseifer geſtärkter Haß gegen die Chriſten ſteigerte ſich nunmehr, verbündet mit ſeinem hülfloſen Schmerze, zu einem rachgierigen Ingrimme. Aber ſeine natürliche Feigheit ließ die grauſamen Wünſche und Vorſätze, welche ſein Herz mit unerſchöpflicher Erfindſamkeit gegen die ganze Chriſtenheit ſchmiedete, zu keiner Ausführung gedeihen, und er büßte ſeinen Blutdurſt damit, daß er in Gedanken und Träumen marterte und würgte. Es ſchien auch aus allen ſeinen Äußerungen hervorzugehen, daß der Verluſt ſeiner ſchönen Gattin ihn an und für ſich nicht ſo tief getroffen haben würde; denn er hatte nur ihren Körper gekannt und geliebt; aber daraus erwuchs ihm eine unverlöſchbare Qual, daß ſie als ein Opfer der chriſtlichen Religion gefallen war.

Er begleitete in der Folge die Armee der franzöſiſchen Republik in Lieferungsgeſchäften nach Italien, und hier war es, wo ſein arges Misgeſchick ihn mit einem zweiten Streiche noch unmittelbarer, als durch den Tod ſeiner Gattin, daniederſchlug. Sein chriſtlicher Compagnon beraubte ihn durch einen eben ſo liſtigen als frechen Betrug ſeines ganzen Vermögens und machte in einer Stunde den reichen, handelsluſtigen und habſüchtigen Mann zu einem hülfloſen Bettler. Er mußte ſein elendes Leben durch die Almoſen ſeiner Glaubensgenoſſen friſten und bettelte ſich auf dieſe Weiſe wohl ein halbes Jahr lang von Stadt zu Stadt, bis endlich eine alte entfernte Verwandte, die er in dem Ghetto von Rom entdeckt hatte, ſich ſeiner erbarmte und ihn zu ihrem Geſchäftsführer in einem Handel mit abgenutzten Kleidern und Geräthen annahm. Bald darauf ſtarb ſeine Wohlthäterin und übergab ihm durch ihren letzten Willen die Mittel, ihr Geſchäft in ſein eigenes zu verwandeln.

Seit dieſer Zeit galt Aron für einen der vornehmſten Bürger des Ghetto und machte ſich beſonders durch ſeine ſtrenge Beobachtung der moſaiſchen Sitten und Geſetze in dieſem kleinen Jeruſalem allgemein verehrt. Aber in ſeinem Innern brütete die Rachſucht, die ſich ſeit Jahren von ſeinem eigenen Fleiſche und Blute genährt hatte, auf ihren ſchwarzen Entwürfen fort, und während die Wunden zu verharſchen anfingen, welche die Erbfeinde ſeines Glaubens ihm ſelbſt geſchlagen hatten, fühlte er deſto ungetheilter den nie vernarbenden Schmerz, der ſein heiliges Volk unter dem Joche der Nazarener in den Staub drückte. Mitten in der großen Hauptſtadt der Chriſtenheit in einem engen Winkel eingekerkert, ausgeſchloſſen von allen bürgerlichen Rechten und Freiheiten, und verdammt zu den ſchimpflichſten Leiſtungen der Sklaverei, mußte er jetzt ingrimmiger als jemals die Demüthigung der Seinigen und den Übermuth ihrer Tyrannen verknirſchen. So oft er den Ghetto verließ und an den prächtigen Tempeln und Paläſten der Meſſiasprieſter vorüberging, oder gar, von einer Proceſſion in ſeinem Wege gekreuzt, das Haupt vor den verabſcheueten Götzenbildern beugen mußte, eben ſo oft kehrte er mit neuen oft bis zu der kühnſten Abenteuerlichkeit geſteigerten Plänen des Mordes und der Zerſtörung in ſeine Höhle zurück. Er wollte die Peterskirche in Brand ſtecken, die

Brunnen des Quirinals vergiften, und es iſt ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß er einige Tage damit umgegangen ſei, den Papſt in der großen Proceſſion des Frohnleichnamsfeſtes zu erſchießen.

Das milde und klare Weſen ſeiner Tochter, die er aus Perpignan nach Rom gezogen hatte, ſobald er ſich vermögend fühlte die Pflichten eines Vaters an ihr zu erfüllen, konnte dieſen böſen Geiſt in ſeinem Buſen nicht beſprechen, und je deutlicher ſie ſich zu einem Abbilde ihrer Mutter in Geſtalt, Zügen, Augen, Sprache und ſelbſt in kleinen Angewöhnungen und Eigenheiten entwickelte, um ſo aufregender ſchien ihre ſonſt ſo beruhigende Nähe für ſeine Leidenſchaften. Der Engel des Friedens war ihm eine Furie der Rache, welche ſich in die Geſtalt ſeines gemordeten Weibes gekleidet hatte, um ihn als ſtumme Mahnerin zu der Erfüllung ſeiner blutigen Gelübde anzuſpornen.

Indeſſen war der alte Aron, wie ſchon bemerkt worden iſt, von einer ſo zaghaften Natur, wenn es darauf ankam einen gewagten Vorſatz in eine That zu verwandeln, und hing noch immer mit einer ſo muthloſen Liebe an ſeinem elenden Leben, daß die hölliſche Glut ſeines Buſens ohne Zweifel in ſich ſelbſt verkocht ſein würde, ohne nach außen in Flammen aufzuſchlagen, wenn nicht durch eine ſeltene Schickung der Sohn jener Donna Clara de Floridias, welche die ſchöne Debora in die Hände der Inquiſition geliefert hatte, von Valencia nach Rom geführt worden wäre. Dieſer Sohn war nämlich, wie der Marquis in ſeiner letzten Stunde richtig geahnet hatte, der Schüler der Sapienza, Don Alonzo de Floridias.

Das Dunkel, welches über dem Verhältniſſe dieſes jungen Mannes zu der ſchönen Debora ſchwebt, wird durch die Bekenntniſſe des Juden nicht ganz aufgehellt; aber ſo viel geht aus denſelben hervor, daß der Mörder, welcher durch zufällige Umſtände von der Herkunft des Schülers unterrichtet worden war, dieſen liſtiger Weiſe in ſein Haus gelockt hatte. Er benutzte dabei ſogar das Geſicht ſeiner Tochter, welches er ſonſt, als ob es dadurch verunreinigt würde, vor den Blicken chriſtlicher Augen ſorgfältig zu verſtecken pflegte, als Köder des ausgeſtellten Netzes, und einige alte ſpaniſche Papiere, die er aus dem Schiffbruche ſeines Vermögens gerettet hatte, gaben ihm den erſten Vorwand, unter dem er ſich mit ſeinem Schlachtopfer in Berührung ſetzte. Wie ſich aber in der Folge das heimliche Verſtändniß zwiſchen Don Alonzo und Debora entwickelt haben mag, und ob der Schüler, nachdem er der Apoſtel der geliebten Jungfrau geworden war, das Herz derſelben von der Liebe zu dem Glauben oder von dem Glauben zu der Liebe geführt habe, darüber iſt uns keine ſichere Kunde geworden. Indeſſen hat man in Santa Catarina de Funari erzählt, daß Debora in ihrem letzten Kampfe den Namen Don Alonzo ausgeſprochen und dabei ihre Augen und Arme, wie nach einer himmliſchen Erſcheinung, emporgerichtet habe, was um ſo wunderbarer iſt, da es dem Mörder gelungen war, den Tod des Schülers vor ihr verborgen zu halten. Er hatte ihn nämlich in der Nacht des erſten Advents in jener oben beſchriebenen Kammer des alten Nebengebäudes bei ſeiner Tochter überraſcht, ohne in dieſer geheimen Zuſammenkunft etwas mehr zu vermuthen als einen gewöhnlichen Liebeshandel. Der Augenblick foderte dringend zu der Vollſtreckung ſeines mörderiſchen Vorhabens auf: er warf den Jüngling aus der Thüre, zog ihn in den verdeckten Gang, welcher durch die Ruinen einer Kloake mit der Tiber zuſammenhing, erdroſſelte ihn hier und ſchleppte dann die Leiche durch das unterirdiſche Gewölbe in den Fluß hinab. Debora wurde von jetzt an gleich einer Gefangenen eingeſchloſſen und durfte nicht über die Schwelle ihres Hauſes treten. So erfuhr ſie nicht das Mindeſte von den Unterſuchungen wegen jenes Mordes, was freilich nur durch ein mit Blindheit geſchlagenes Verfahren der päpſtlichen Juſtiz begreiflich werden kann, und daß ſie ihren Jüngling nicht wiederſähe, mußte ihr unter ſolchen Umſtänden als eine leicht erklärliche Nothwendigkeit erſcheinen. Aber in ihrer ſtillen Klauſe, vor ſeinem Crucifixe, welches ſie in einer Öffnung der alten Mauer hinter einem großen Steine verſteckt hielt, ſetzte ſie die chriſtlichen Betrachtungen und Gebete fort, zu denen er ſie angeleitet hatte, des erlöſenden Augenblickes mit Sehnſucht und Ergebung harrend, wo ſie, ohne ihren alten Vater zu verläugnen, ihren neuen Glauben frei bekennen dürfte. Der Himmel hatte anders über ſie beſchloſſen, und ſie unterzog ſich der grauſamen Prüfung deſſelben, ohne auch nur auf einen einzigen Augenblick das ſelige Vertrauen in den Erlöſer zu verlieren, welcher ſich durch ſeinen Dornenkranz mit ihr vermählte. Man wollte ſie auf ihrem Sterbelager taufen, aber ſie betheuerte, das Bad der Gnade ſchon empfangen zu haben, und verlangte nur noch die letzten Sacramente.

Nachdem ihr dieſe gereicht worden waren, entfernte ſie jeden geiſtlichen Beiſtand aus ihrer Zelle und verſchied unter ſtummen Gebeten.

Arthur hatte es zu vermeiden gewußt, als Zeuge in den Proceß gezogen zu werden, deſſen Ergebniſſe ihm jedoch bald nach den erſten Verhören bekannt wurden, aber, wie wir ſchon bemerkt haben, ohne einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Nachdem er ſein Noviciat in San Trinita vollendet hatte, ließ er ſich in das Kloſter Palazzuolo am Albanerſee aufnehmen, welches demſelben Orden angehört. Hier beſuchte ihn vor zwei Jahren einer ſeiner Jugendfreunde aus Berlin, dem ich die Mittheilungen verdanke, auf welche dieſe Erzählung gegründet iſt. Kaum erkannte dieſer den lebhaften, veränderungsluſtigen und launigen Schwärmer in dem ſtillen, abgeſchloſſenen und ganz in ſich zurückgeſunkenen Mönche wieder, deſſen Geſicht ebenfalls die ſtarre Ruhe ſeines Innern angenommen hatte. Nur dann und wann blitzte noch ein alter phantaſtiſcher Funke aus der ſpiegelglatten Eisfläche ſeines neuen Menſchen hervor. Er hatte das Portrait der Debora mit einer goldenen Glorie eingefaßt und betete in demſelben die heilige Jungfrau an. Wenn er vor dieſem Bilde läge, ſo erzählte er ſelbſt, da ſchiene es ihm zuweilen, als ob auf einer Seite der Marquis in dem roſenrothen Sterbekleide, und auf der andern ein blaſſer Jüngling mit einem Strange um den Hals neben ihm knieeten. Ein andermal äußerte er: Es gibt nur eine Liebe, in welcher die erſte und die letzte ſich als eine und dieſelbe begegnen und umfangen. Der Tag der Liebe hat nur eine Sonne, welche aufgeht, in die Höhe ſteigt und unterſinkt, und doch zu allen Stunden dieſelbe iſt. Minna, Lurelei, Debora und Maria ſind nur verſchiedene Strahlen deſſelben himmliſchen Lichtes, in deſſen unſichtbarem Mittelpunkte die Königin der ewigen Liebe thront.

Biographie

Lord Byron's.

Reader, should you reflect on his errors,
Remember his many virtues,
And that he was a mortal!

Inscription on the Tomb of Raleigh.

Vorwort.

Die durch den frühzeitigen und glorreichen Tod des berühmteſten Dichters unſerer Zeit geſteigerte Theilnahme des Publicums an den Verhältniſſen und Schickſalen ſeines reichen, bunten und abenteuerlichen Lebens, hat in kurzer Friſt eine bedeutende Anzahl von Schriften hervorgerufen, welche theils in Erinnerungen ſeiner näheren Freunde, theils in biographiſchen Charakterzeichnungen, theils in Unterſuchungen über den Geiſt ſeiner Poeſie beſtehen, und ſchon eine kleine Bibliothek zu bilden anfangen. Durch die Benutzung dieſer Materialien, die ihm von der Verlagshandlung, für deren biographiſches Inſtitut die vorliegende Arbeit unternommen worden iſt, in die Hände geliefert wurden, iſt der Verfaſſer in den Stand geſetzt worden, eine Lebensbeſchreibung des Lord Byron zu geben, die in der Vollſtändigkeit und Wahrhaftigkeit des Geſchichtlichen bis jetzt weder in Deutſchland noch in England übertroffen wird. Was die übrigen Eigenſchaften ſeiner Arbeit betrifft, und zwar diejenigen, an Denen der Verfaſſer ſich ein Verdienſt zuſchreiben könnte, ſo ziemt es ihm ſelbſt nicht, dem Urtheile des Publicums vorzugreifen.

Bekanntlich ſind Byron's autobiographiſche Memoiren, die er ſeinem Freunde, dem berühmten Dichter Thomas Moore, geſchenkt hatte, mit der Bedingung, daß ſie erſt nach ſeinem Tode gedruckt werden ſollten, durch die ſchwache Nachgiebigkeit dieſes Beſitzers gegen kleinliche Familienrückſichten, vernichtet worden; und wir haben nur noch die Hoffnung, daß Erinnerungen aus dem verbrannten Buche in dem Kopfe des treuloſen Bewahrers jenes unerſetzlichen Schatzes zurückgeblieben ſein werden, die er der Welt in der verheißenen Biographie ſeines großen Freundes wohl nicht vorenthalten wird.

Die einige Mal in unſerer Biographie citirten Memoirs of the Life and Writings of the Right Honourable Lord Byron with Anecdotes of some of his Contemporaries ſind ſchon im Jahr 1822 (London bei Colburn und Comp.) erſchienen und das Werk eines engherzigen und einſeitigen Gegners des religiöſen und politiſchen Liberalismus unſeres Dichters, durch und durch finſter und verſtockt in Urtheilen und Anſichten, und engliſch, daß man es über die Grenze hinaus kaum mit ihm aushalten kann. Der ungenannte Autor dieſes Buchs begreift z. B. nicht, was ein Engländer für Interest an den Gebeinen des Schlachtfeldes von Murten haben könne, und Rouſſeau wird von ihm a wretched maniac genannt: man ſchließe daraus, was ihm Byron iſt! Dennoch enthält das Machwerk mehrere geſchichtliche Data, die an andern Orten nicht zu finden ſind.

Von den nach Byron's Tode erſchienenen Schriften über ſein Leben und ſeinen Charakter nennen wir folgende:

Life and Genius of Lord Byron. By Sir Cosmo Gordon. London, Knight and Lacy. 1824. 8. Eine biographiſche Lobrede, für uns nur ergiebig in der Erzählung der Jugendgeſchichte des Dichters.

Letters on the Character and poetical Genius of Lord Byron. By Sir Egerton Brydges. Bart. London, Longman, Hurst etc. 1824. Größtentheils moraliſches, politiſches und äſthetiſches Raiſonnement.

Conversations of Lord Byron. Detailing the principal occurrences of his Private Life.

his Opinions on Society, Manners, Literature and Literary Men. Being the substance of a Journal kept during a Residence with his Lordship at Pisa, in the years 1821 and 1822. By Thomas Medwin, Esq. of the 24th Light Dragoons. London, Colburn. 1824. 8. Dieſes Buch iſt durch überſetzungen in Deutſchland zu bekannt, als daß wir ein Wort über ſeinen Inhalt und Gehalt zu ſagen nöthig hätten.

Recollections of the Life of Lord Byron from the year 1808 to the end of 1814 pp. By the late R. C. Dallas. London, Charles Knight. 1824. 8.

Der Verfaſſer dieſer Schrift, welcher kurz vor der Herausgabe derſelben geſtorben iſt, war einer der früheſten Freunde und zugleich ein Verwandter des Lord Byron. Seine Erinnerungen über die auf dem Titel angegebene Lebensperiode unſeres Dichters ſind theils wirkliche Erinnerungen, die er in ſeinem Kopfe und in ſeinem Tagebuche aufbewahrt hatte, theils aus Briefen Byron's an ſeine Mutter und an ihn ſelbſt geſchöpft. Der ſchon angekündigte Druck dieſer Correſpondenz, in deren Beſitz Herr Dallas ſich befand, war nämlich von dem Lordkanzler, auf Antrag der Byron'ſchen Executoren, der Herren Hobhouſe und Hanſon, unterſagt worden, und der Inhalt der Briefe hatte nunmehr in eine andere Form gegoſſen werden müſſen. Jedoch iſt jene Correſpondenz neuerdings in Paris bei Galignani's angekündigt worden.

Nur dem Titel nach ſind uns bekannt geworden:

A Narrative of Lord Byron's Voyage to Corsica and Sardinia. From a Journal kept on board his Lordship's Yacht Mazeppa. London, Limbind.

A short Narrative of Lord Byron's last Journey to Greece, extracted from the Journal of Count Pietro Gamba, who attended his Lordship on that Expedition. London. Murray.

Lord Byron.

Das alte ritterliche Geſchlecht von Buron oder Byron *) ſtammt aus der Normandie und iſt mit Wilhelm dem Eroberer nach England gekommen. In dieſer Periode finden ſich zwei mächtige Barone von Byron, Erneis und Ralph. Von dem zweiten, welcher in Nottinghamſhire und Derbyſhire große Beſitzungen hatte und auf Horeſtan Caſtle in der letztern Grafſchaft ſaß, leitet der berühmte Dichter, deſſen Leben wir beſchrei-

---

*) Die Orthographie wechſelt in den älteſten Urkunden und fixirt ſich erſt unter Heinrich II. auf Byron. Das Y iſt aber, weil der Name normänniſchen Urſprungs, nicht Ei, ſondern Ü zu ſprechen. Wenigſtens wollte Byron ihn ſo geſprochen haben, während der engliſche Gebrauch für Beiren entſchieden war Denn ſo wird z. B der Name des Commodore allgemein ausgeſprochen. S. Conversations of Lord Byron.

den wollen, ſeinen Urſprung her. Die Reihe der Namen ſeiner Vorfahren glänzt von hohen Würden, Ehren, Heldenthaten und mancherlei andern Verdienſten. Robert von Byron, der vierte Nachfolger Ralph's, vergrößerte durch ſeine Heirath mit Cäcilia, der einzigen Erbin des Richard Clayton von Clayton in Lancaſhire, die Güter ſeines Hauſes und verlegte den Sitz deſſelben nach Clayton. Dies geſchah unter der Regierung Heinrichs II., und Clayton blieb bis unter Heinrich VIII. der Sitz der Herren von Byron. Heinrich VIII., beſchenkte John Byron, ſeinen Liebling, mit der aufgehobenen Abtei Newſtead und den dazu gehörigen Gütern, wohin dieſer nunmehr ſeinen Sitz verlegte. Newſtead liegt in der Grafſchaft Nottingham und verdankt ſeine Gründung Heinrich II., welcher hier ein Kloſter für Canonici regulares vom Orden des St. Auguſtinus ſtiftete und es ſehr freigebig mit benachbarten Beſitzungen ausſtattete. Die alten Gebäude der Abtei, welche zu verfallen anfangen, aber in den letzten Jahren manche Ausbeſſerungen durch ihren Beſitzer erfahren haben, gehören zu den edelſten Denkmälern der ſogenannten gothiſchen Architektur in England, und ihre Schönheit wird durch die maleriſche Lage, welche ſie einnehmen, nicht wenig erhöht.*) Ihr Grabgewölbe umſchließt jetzt die ſterblichen Überreſte des unſterblichen Sängers, deſſen Andenken die Ruinen ſeines Stammſitzes zu einem Wallfahrtsorte für künftige Geſchlechter machen wird. Schon in ſeinem funfzehnten Jahre begrüßte Byron die romantiſche Wohnung ſeiner Väter mit folgenden Verſen:

Through thy battlements, Newstead, hollow winds whistle,
Thou, the hall of my fathers, art gone to decay;
In thy once-smiling gardens the hemlock and thistle
Have choak'd up the rose, which late bloom'd in the way.

Of the mail-cover'd barons, who proudly to battle
Led their vassals from Europe to Palestine's plain,
The escutcheon and shield, which every blast rattle,
Are the only sad vestiges now that remain.

John Byron, ein treuer und tapferer Verfechter des Königthums, wurde am 24. October 1643, nach der Schlacht bei Newbury, von Karl I. als Baron Byron von Rochdale in Lancaſterſhire zur Würde eines Pairs erhoben und commandirte in der Folge als Feldmarſchall die königlichen Truppen in Worceſterſhire, Shropſhire, Cheſhire und Nord-Wales. Nach dem völligen Sturze des Königs und ſeiner Partei flüchtete er mit dem Herzoge von York nach Holland und ſtarb zu Paris im Jahre 1652. Da er keine Nachkommenſchaft hinterließ, ſo folgte ſein zweiter Bruder Richard ihm in ſeinen Titeln und Gütern nach. Dieſer ſtarb 1679, und ſein älteſter Sohn William, dritter Lord und Pair, hinterließ einen gleichnamigen Sohn, den Urgroßvater des Dichters. Aus der dritten Ehe dieſes William gingen mehrere Kinder hervor, welche den Vater überlebten. Der älteſte Sohn, William, fünfter Lord und Pair, iſt durch ein unglückliches Duell mit einem ſeiner Verwandten und Nachbarn, Namens Chaworth, berüchtigt geworden, und ſtarb am 17. Mai 1798 zu Newſtead-Abtei, wohin er ſich nach der ſchmählichen Beendigung ſeines Proceſſes zurückgezogen hatte. *)

---

*) Eine Abbildung von Newſtead-Abtei findet ſich als Vignette auf dem Titelb[illegible] des oben citirten Buches von Sir Cosmo [illegible] und dazu eine intereſſante Beſchreibung des [illegible], S. 75 ff. Der Beſucher hat unter andern in einer langen düſtern Galerie des Schloſſes das Original der im Lara ſo anſchaulich geſchilderten entdeckt.

---

*) Chaworth war von ſeinem Gegner getödtet

Von dieſem, als ſeinem Großoheim, erbte George Gordon Byron den Lordstitel, als er wenig über zehn Jahre alt war.*) John Byron, der berühmte Commodore und Weltumſegler, war des eben genannten William nächſter Bruder und hinterließ einen Sohn gleiches Namens, den Vater des Dichters. Dieſer John, gewöhnlich der tolle Jack genannt, vereinigte alle Eigenſchaften eines mauvais sujet in ſich, war aber dabei einer der ſchönſten Männer in ganz England. Verſchwender, Spieler, Wollüſtling, herzlos und gewiſſenlos, verwüſtete er, ſo viel er konnte, die Ehren und Güter ſeiner Familie. Seine erſte Gemahlin Amalia, die er, als Marquiſe von

---

worden, und die Pairskammer erkannte den Lord William des Mordes ſchuldig, welcher ſich hierauf durch ſein Privilegium als Pair dem Gerichte entzog. In der Newſtead-Abtei führte er ein rohes und wildes Leben, mißhandelte die Seinigen, befeindete ſeine Nachbarn und ſtarb in dem Rufe eines Mannes, den der böſe Feind beſeſſen habe. S. eine hierher gehörige Anekdote bei Gordon, S. 77.

*) Lord William's Kinder waren vor ihm zu Grabe gegangen; ſein Bruder John, der Commodore, ſtarb 1786, und John, des berühmten Dichters Vater, 1791. Mithin ward deſſen zehnjähriger Sohn Lord William's Nachfolger.

Carmarthen, verführt und nach ihrer Trennung von einem trefflichen Gatten geheirathet hatte, ſtarb nach der Geburt zweier Töchter an einem gebrochenen Herzen, wie die Engländer ſagen; und dennoch gelang es ihm, im Jahre 1785 die Hand der Miß Gordon, einer ſchottiſchen Dame von hohem Range und bedeutendem Vermögen, zu gewinnen. Auch dieſe ward ein Opfer der wüſten Leidenſchaften des Verworfenen: denn nachdem er einen großen Theil ihrer Güter vergeudet hatte, verließ er ſie und ihr kaum der Wiege entwachſenes Kind, und floh, von ſeinen Gläubigern verfolgt, nach Frankreich, wo er zu Valenciennes am 2. Auguſt 1791 ſtarb.

Jenes von ſeinem unwürdigen Vater verlaſſene Kind iſt George Gordon Byron, welcher auf dem Landgute ſeiner Mutter in Aberdeenſhire in Schottland den 22. Januar 1788 geboren wurde *) und

---

*) Ich folge der Angabe des Sir Cosmo Gordon, welche die gewöhnlichſte iſt. Es iſt aber merkwürdig, daß über den Geburtsort Byron's Widerſprüche, ſelbſt unter ſeinen nächſten Freunden und Verwandten, die Notizen über ſein Leben geliefert haben, herrſchen. Dallas, der Jugendfreund Byron's und Herausgeber der Recollections of the Life of Lord Byron, läßt ihn in Dover geboren werden.

den Familiennamen ſeiner Mutter mit dem väterlichen verbunden empfing; denn ſie war ihm ja Vater und Mutter in einer Perſon. Miſtreß Byron, geborne Gordon, war eine nahe Verwandte des herzoglichen Hauſes dieſes Namens und Erbin eines großen Landgutes zu Rayne im Diſtrict Garioch bei Aberdeen. Die Verſchwendungen ihres Gemahls hatten ihr Vermögen ſehr geſchwächt, und ſie verließ nach deſſen Flucht ihren Landſitz und zog ſich nach Aberdeen zurück, um hier, in weiſer Beſchränkung, nur ihrem Sohne zu leben, den ſie mit einer Zärtlichkeit liebte, welche in einer andern Lage als der ihrigen vielleicht als übertrieben getadelt werden müßte. Aber der armen verlaſſenen Witwe, die in ihrem ganzen Weſen ſo mäßig und geſetzt war, mag ein wenig Übermaß in ihrer Liebe zu dem einzigen Gegenſtande derſelben wohl nachgeſehen werden, und um ſo mehr, da der Knabe ſehr ſchwächlich und mit einem Gebrechen zur Welt gekommen war. Denn er hatte einen ſogenannten Klumpfuß, und ſein von Natur überaus zarter und empfindlicher Körper wurde gleich in ſeinen erſten

---

Wie dem auch ſei, ſo gehört ſeine Kindheit wenigſtens nach Schottland.

Jahren noch durch mancherlei angreifende Kinderkrankheiten erſchöpft. Daher geſchah es auch, daß er nicht ſo früh, wie man gewöhnlich Kinder in eine öffentliche Schule zu ſchicken pflegt, zum Beſuche der Grammar-School von Aberdeen angehalten wurde, und ſeine Mutter übernahm das Geſchäft, ihn in den Anfangsgründen der engliſchen Sprache und einiger gemeinnützigen Wiſſenſchaften zu unterrichten. Denn ſein lebhafter und wißbegieriger Geiſt konnte nicht ſo lange ohne Nahrung bleiben, bis ſein Körper ihm anhaltende Studien erlauben wollte. Der Rath der Ärzte bewog endlich die Mutter, ihren Liebling aus ihrem Hauſe zu entfernen und ihn einige Sommer lang die ſtärkende Luft der Hochlande einathmen zu laſſen. Der Knabe zählte damals acht Jahre und hatte eben ein Scharlachfieber überſtanden. Überaus wohlthätig wirkte der Aufenthalt in den Hochlanden auf den Körper des Knaben, und nicht minder einflußreich war er auf ſeine geiſtige Entwickelung. Der bisher ängſtlich an der Hand ſeiner Mutter geleitete Knabe fühlte ſich hier in den freien Bergen zum erſten Male frei, und die romantiſche Herrlichkeit der Gegend des Loch-na-gar, in welcher er ſeine Wohnung aufgeſchlagen hatte, begeiſterte ihn mit unauslöſchlicher Liebe für die große Natur der Gebirge. Noch in einem ſeiner letzten Gedichte: The Island, ſpricht er mit Entzücken von dieſer ſeiner erſten Einweihung in die Natur:

Long have I roam'd through lands which are
not mine,
Adored the Alp, and loved the Appenine,
Revered Parnassus and beheld the steep
Jove's Ida and Olympus crown the deep:
But 'twas not all long ages' lore, nor all
Their nature held me in their thrilling thrall;
The infant rapture still survived the boy,
And Loch-na-gar with Ida looked o'er Troy,
Mixed Celtic memories with the Phrygian mount,
And Highland linns with Castalie's clear fount.
Forgive me, Homer's universal shade!
Forgive me, Phoebus, that my fancy strayed:
The North and Nature taught me to adore
Your scenes sublime, from those beloved before.*)

---

*) Vergleiche auch das Gedicht Loch-na-gar in den Hours of Idleness. In ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin äußerte Byron über dieſen ſeinen Aufenthalt in den Hochlanden Folgendes: „Von wem ich das Verſemachen geerbt habe, weiß ich nicht; wahrſcheinlich erzeugten die wilden Landſchaften von Morven und Loch-na-gar und die Ufer des Dee meine poetiſche Ader und entwickelten meine poetiſche Beule. War dies der Fall, ſo ſchlief doch mein Talent; wenigſtens ſchrieb ich nie etwas, das Erwähnung verdiente, bevor ich liebte.“

Zu der erhabenen Schönheit der Berge und Seen, welche den Geiſt des Knaben ſo gewaltig ergriff, kamen auch die wunderbaren Sagen und Geſänge hinzu, welche in dieſen Gegenden einheimiſch ſind, und durch welche die Gegenſtände, die in ihnen das Auge entzücken, auch die Phantaſie mit abenteuerlichen Schauern aufregen; und die kraftvollen Naturkinder, welche in faſt patriarchaliſcher Freiheit und Einfachheit die Höhen bewohnen, welche noch keines Eroberers Fuß ſiegreich behauptet hat, gaben vielleicht den politiſchen Ideen des liberalen Dichters den erſten Anſtoß. Dagegen mag aber auch der ſchnelle Wechſel von mütterlicher übertrieben ängſtlicher Obhut und ſelbſtüberlaſſener Ungebundenheit einen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter Byron's geübt, und Trotz, Eigenſinn, Unlenkſamkeit und übermuth in ihm geweckt haben. Nach ſeiner Rückkehr aus den Hochlanden wurde Byron ein regelmäßiger Beſucher der Grammar-School von Aberdeen, ohne ſich jedoch in derſelben durch glänzende Fortſchritte vor ſeinen Mitſchülern auszuzeichnen. In dem, was das Gedächtniß allein in Anſpruch nahm, war er ſogar einer der ſchlechtern Schüler; fleißiger und glücklicher arbeitete er aber, wenn es galt zu denken und zu urtheiten. Einer ſeiner Mitſchüler von Aberdeen hat uns folgende höchſt anziehende Erinnerungen über dieſe Knabenjahre mitgetheilt: *)

„Obgleich Byron in der Schule von Aberdeen eben keine glänzende Talente zeigte, ſo gehörte er doch immer zu den keckſten und bravſten Burſchen. Er wurde in dem Schülerverzeichniſſe George Byron Gordon genannt, und wenn es etwa einem einfiel, die beiden letzten Worte zu verſetzen, ſo nahm er das als einen Schimpf erſter Größe auf. So lebhaft fühlte er es, daß ſein Vater und ſeine väterlichen Verwandten nichts für ihn gethan hätten, und daß es daher unrecht ſein würde, durch ſie den Namen derjenigen zu verdrängen, welcher er Alles verdankte. Obgleich ſein Körper ſchwächlich war, ſo blieb ſein Geiſt doch unüberwindlich, oder war nicht todt zu machen, wie man zu ſagen pflegt; und bei allen

---

*) Byron ſelbſt ſagt von ſeinem Knabencharakter: „Wenn meine Mutter in Zorn über mich war, wenn ich ihr Anlaß genug gab, pflegte ſie zu ſagen: Du kleiner Hund biſt ein Byron über und über; du biſt ſo ſchlimm, als dein Vater. Wie dem auch ſei, ich war ein widerwärtiger Junge und verurſachte meiner Mutter eine Welt von Sorgen.“ **Conversations of Lord Byron etc.**

Spielen und Übungen, welche der männlichen Natur zuſagend waren, machte er immer den Anführer ſeiner Mitſchüler. Reiten, Fiſchen, das Ruder führen, Schwimmen und ähnliche Beſchäftigungen, welche einigen Muth erfodern, zogen ſeinen Geiſt an, und in allen dieſen zeigte er einen Anſtand und ein Geſchick, wie man es kaum von einem Knaben ſeines Alters hätte erwarten mögen. Trotz ſeinem ſchwächlichen Körper war er über alle Maßen muthig und brav, und in den Knabenkriegen der Schule hatte er in der Regel den Sieg auf ſeiner Seite. Eines Tages flüchtete ein Knabe, welcher ohne gerechte Urſache von einem ſtärkern angegriffen worden war, in das Haus der Mutter Byron's, und nun machte dieſer ſein Recht geltend und behauptete, daß Niemandem etwas zu Leide geſchehen dürfte, ſo lange er unter dem Schutze ſeines Daches ſtände! Hierauf brauchte der Angreifende Gewalt, und obgleich er bei weitem an Kraft und Gewandtheit auch dem kleinen Hausherrn überlegen war, ſo vertheidigte ſich dieſer dennoch mit ſo rückſichtsloſem Muthe, daß der Kampf, nachdem er gegen zwei Stunden gedauert hatte, unentſchieden blieb, weil beide außer Athem waren."

„Der auffallendſte Zug in Byron's Charakter zu dieſer Zeit war ſeine außerordentliche Empfindſamkeit. Er hing mit großer Gewiſſenhaftigkeit an den Sitten des Landes, in welchem er geboren war, und die Sagen, Mährchen und Geſänge in dem Munde des Volkes übten eine unwiderſtehliche Gewalt über ſeinen Geiſt aus.“

„Einer ſeiner Mitſchüler hatte einen kleinen Hochlandsklepper, und eines Tages machten ſie beide einen abwechſelnden Ritt darauf längs den Ufern des Fluſſes Don. Als ſie an eine alte Brücke kamen, hielt Byron ſeinen reitenden Gefährten an und beſtand darauf, er müſſe abſteigen und ihn über die Brücke reiten laſſen. „Denn,“ ſagte er, „du wirſt dich der alten Prophezeiung erinnern:

Brück' von Balgownie, wie feſt auch dein Wall,
Mit der Witw' einz'gen Sohn und der Mähr einz'gem Fohl'n,
Sollſt du kommen zu Fall! *)

Wer weiß denn nun, ob das Pferd hier nicht das einzige Fohlen einer Mähre iſt, und wir beide ſind die einzigen Söhne einer Witwe;

---

*) Brig o'Balgownie, though wight be thy wa',
Wi'a widow's ae son an' a mare's ae foal,
Down thou 'lt fa'.

aber du haſt auch noch eine Schweſter, ich dagegen Niemanden weiter als eine Mutter, um mich beweinen zu laſſen.“ Der andre Knabe willigte ein; aber nachdem nun Byron die ſchreckenvolle Brücke hinter ſich hatte, wollte jener denſelben Verſuch machen, und er lief eben ſo glücklich ab. Da kamen denn die Knaben überein, daß ihr Klepper nicht das einzige Kind ſeiner Mutter ſei.“

„Obgleich Byron zuweilen mürriſch und nachdenklich für ſich allein blieb, ſo war er doch in allen männlichen Spielen der vorderſte und fröhlichſte; dabei zeigte er ſich aber ſtets ſehr weichherzig und gefühlvoll und wollte ſich nirgends eine grauſame und ungerechte Handlung gegen ſeine Mitſchüler erlauben. Daher wurde er auch von ihnen allen geliebt und geehrt.“

So weit der Mitſchüler. Byron befand ſich noch unter den Beſuchern der **Grammar-School** von Aberdeen, als er durch den Tod des Lord William im Mai 1798 zum Lord Byron erhoben wurde. Er hatte vor wenigen Monaten ſein zehntes Jahr zurückgelegt, und einen Tag vor dem Eintreffen ſeiner Lordſchaft ſoll er wegen eines Vergehens, deſſen er nicht ſchuldig war, in der Schule mit der Ruthe geſtraft worden ſein.

Als er nun am folgenden Tage in dem Verzeichniſſe der Schüler als Dominus de Byron *) aufgerufen wurde, erhob die ganze Claſſe ein Jubelgeſchrei, welches der Lehrer vergebens zu unterdrücken ſuchte. Das dadurch herbeigeführte Ärgerniß wirkte ſo empfindlich auf den jungen Lord, daß er nur mit Mühe dahin gebracht werden konnte, die Schule noch ferner zu beſuchen. Seine Erhebung ſchien indeſſen ihn gar wenig zu beglücken, und als er merkte, daß einige ſeiner Mitſchüler ſich in Rückſicht auf ſeinen neuen Stand etwas von ihm zurückzogen, fühlte er ſich ſo gekränkt, daß er oft in Thränen ausbrach, wenn er daran dachte.

Die Erhebung zum Lord entzog den Knaben der unmittelbaren Leitung und Erziehung ſeiner Mutter und brachte ihn unter die Vormundſchaft ſeines Großoheims, des Grafen von Carliſle, welcher mit Iſabella, der Schweſter des verſtorbenen Lord William, verheirathet war. Dieſe Großtante war eine originelle Frau, in deren

---

*) Sein Name war von jetzt an George Gordon Lord Byron. In der Folge nannte er ſich gewöhnlich Noel Byron in Bezug auf ſeine Verbindung mit der Familie Noel durch die Verheirathung mit Iſabella Milbanke.

Charakter und Lebensweiſe manche Züge bemerklich ſind, die ſich in dem berühmten Lord wiederholt zu haben ſcheinen. Sie ſchrieb Verſe, welche für ſchön und kräftig gelten können*), und nachdem ſie eine Zeit lang gezeigt hatte, daß ſie dazu beſtimmt wäre, die Zierde der feinen und hohen Welt zu ſein, verließ ſie dieſelbe ohne Grund mit vollkommener Gleichgültigkeit und zog ſich in ſich ſelbſt zurück. Auch ihr Sohn war Dichter, und es iſt wahrſcheinlich, daß Byron's poetiſcher Geiſt einige Anregung durch dieſe neuen Verwandtſchaftsverhältniſſe erhielt.

Nachdem Byron's Erziehung auf dieſe Weiſe der Obhut ſeines Großoheims übergeben worden war, beſchloß dieſer, ſeinen Mündel den hergebrachten Curſus der Bildung eines vornehmen Engländers durchlaufen zu laſſen, nämlich eine gelehrte Schule, die Univerſität und Reiſen. Harrow war die Schule, welche gewählt wurde, und Byron bezog ſie, ungefähr ein halbes Jahr nach ſeiner Erhebung zum Lord, unter der Aufſicht eines Tutor, des Doctor Drury. Dieſer würdige Mann wird von ſeinem Zöglinge ſelbſt in dem vortheilhafteſten Lichte dargeſtellt *). „Er war der beſte Freund, den ich je beſeſſen habe", ſagt Byron von ihm, „und ich habe mich an ſeine Lehren und Warnungen leider oft zu ſpät erinnert wenn ich geirrt hatte, und wenn ich weiſe handelte, ſo geſchah es auf ſeinen Rath." Auch bezeichnet der Dichter in derſelben Stelle einen Theil der Zeit ſeines Aufenthalts in Harrow als eine der glücklichſten Perioden ſeines Lebens **). Er blieb ſechs Jahre auf dieſer Schule, und während derſelben entwickelte ſich der originelle Feuergeiſt des Knaben mit entſcheidender Gewalt. Sein heftiger und raſch fortſtrebender

---

*) Einige ihrer Gedichte, unter denen ſich beſonders eine Ode to Indifference auszeichnet, finden ſich in der Sammlung von Pearch. Ihr Sohn iſt Verfaſſer eines Bandes vermiſchter Gedichte und einer Tragödie: The Father's Revenge. Poems. 1773. 4. The Father's Revenge. 1783. 8.

---

*) In einer Note (Nr. 10.) zum vierten Geſange des Childe Harold.

**) In ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin ſagt Byron über ſeinen Aufenthalt in Harrow: „Es gab Zeiten, wo ich in Harrow glücklich geweſen wäre, hätte ich's nicht als Schule betrachtet. Einen Platz möchte ich gern wiederſehen: die Ausſicht vom Kirchhofe gefiel mir beſonders, und ich ſaß oft Stunden lang auf dem Stege, der in die Felder führte; ja ich wünſchte mir ſogar, dort begraben zu werden".

Geiſt ſtieß ſich überall an den Schranken der ſtrengen Diſciplin und der pedantiſchen Methode, die den engliſchen Gymnaſien eigenthümlich ſind, und beſonders widerſtand ihm die geiſttödtende Art und Weiſe, mit welcher das Studium der alten Claſſiker betrieben wurde. Darauf bezieht ſich eine Stanze im vierten Geſange des Childe Harold:

May he who will, his recollections rake
And quote in classic raptures and awake,
The hills with latin echoes: I abhorr'd
Too much to conquer, for the poet's sake,
The drill'd dull lesson, forced down word by word,
In my repugnant youth, with pleasure to record *)

Daher konnte er niemals in ſeinem Leben den Widerwillen überwinden, welcher ihm durch die erſte Bekanntſchaft mit dem Horaz gegen dieſen Dichter eingeflößt worden war:

Then farewell, Horace, whom I hated so,
Not for thy faults, but mine; it is a curse
To understand, not feel thy lyric flow,
To comprehend, but never love thy verse. etc. **)

Der eingefleiſchte John Bull, welcher Alles, was nach Old England riecht, für unverbeſſerlich hält, hat es dem jungen Lord ſehr übel genommen, daß er ſich ſolche Bemerkungen gegen die nationale Schulbildung erlaubt hat, und ein ſatiriſcher Ausfall gegen den Rector der Harrowſchule, welchen der Dichter als einen **Magister Pomposus** aufgeführt hat, iſt ihm wie ein Angriff auf die Ehre von England angerechnet worden. Merkwürdig erſcheint uns in dieſen erſten Ausbrüchen ſeiner ſelbſtändigen Energie der vorurtheilsfreie Blick, mit dem er, wie ein fremder Beobachter, das Einheimiſche muſtert, und der kecke Widerſtand gegen alte Vorurtheile und Mißbräuche. Was aber ſeine Fortſchritte auf der Schule betrifft, ſo mochten ſie wohl, wenigſtens in den claſſiſchen Studien, nicht eben glänzend ſein; deſto eifriger arbeitete er aber für ſich, und das Lebendige der neuen Sprachen zog ihn, den in das Leben hinaus Strebenden, von den todten und tödtenden Studien jenes durch das Medium eines Pompoſus ihm überlieferten Alterthums ab. Einige poetiſche Verſuche Byron's gehören der Periode von Harrow an, und der prüfende Blick mag in ihnen ſchon einzelne Funken des Geiſtes entdecken, welcher die unſterblichen Werke des großen Dichters mit ſeinen Flammen durchglüht.

---

*) Stanze 75. Zu ihr gehört die oben citirte Anmerkung.

**) Stanze 77.

übrigens ſind ſie aber ſchülerhaft und nur als Reliquien der Aufbewahrung werth.

Ehe wir mit unſerem Dichter Harrow verlaſſen, theilen wir noch eine Stelle aus einem ſeiner früheſten Gedichte, **Childish Recollections**, mit, welche auf ſeinen dortigen Aufenthalt Bezug hat. Denn wen ſollten wir lieber über ſein Leben ſprechen hören, als ihn ſelbſt?

Yet why should I alone with such delight
Retrace the circuit of my former flight?
Is there no cause beyond the common claim,
Endear'd to all, in childhood's very name?
Ah, sure some stronger impulse vibrates here,
Which, whispers Friendship, will be doubly dear
To one who thus with kindred heart must roam,
And seek abroad the love denied at home.
Those hearts, dear Ida, *) have I found in thee —
A home, a world, a Paradise to me.
Stern Death forbade my orphan youth to share,
The tender guidance of a father's care;
Can rank, or e'er a guardian's name, supply
The love which glistens in a father's eye?
For this can wealth or title's sound alone,
Made, by a parent's early loss, my own?
What brother springs a brother's love to seek?
What sister's gentle kiss has press'd my cheek?

---

*) Harrow.

For me how dull the vacant moments rise,
To no fond bosom link'd by kindred ties. *)

Byron hatte ſein ſiebzehntes Jahr noch nicht erreicht, als er die Univerſität Cambridge bezog und in Trinity College als Student aufgenommen wurde. Auch hier fühlte ſich der geniale Jüngling nicht in ſeinem Element, und wir wollen es ſeinen Anklägern gerne glauben, daß er ein ſchlechter Studioſus der ehrwürdigen Univerſität geweſen ſei und akademiſche Würden und Ehren mit Gleichgültigkeit betrachtet habe. Der mittelalterliche Kloſterzwang der engliſchen Univerſitäten mußte ihm unerträglich ſein, und ſein Geiſt war ſchon zu ſtark und frei geworden, um durch denſelben niedergedrückt zu werden. Daher war jede Beſchränkung aufreizend und empörend für ihn, und im Widerſtande gegen die ſtarre Unveränderlichkeit des Hergebrachten entwickelte ſich die revolutionaire Anlage ſeines Charakters von Tage zu Tage. Dazu kam, daß er nun auch fühlen lernte, zu welchen Anſprüchen an die Welt ſein Stand und Vermögen ihn berechtigten, und

---

*) Vergleiche die Stanzen On a distant view of the village and school at Harrow in den Hours of Idleness.

ungeduldig der Zeit entgegenſah, in welcher er dieſe Anſprüche geltend machen könnte. Aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir die ſatiriſchen Verſe betrachten, welche Byron der Univerſität Cambridge gewidmet hat:

Oh dark asylum of a Vandal race,
At once the boast of learning, and disgrace!

redet er ſie an, in Bezug auf eine Stelle im Gibbon, wonach der Kaiſer Probus eine bedeutende Maſſe von Vandalen nach Cambridgeſhire verſetzt haben ſoll. Und in demſelben Gedicht:

Ye, who in Granta's honours would surpass,
Must mount her Pegasus, a full-grown ass;
A foal well worthy of her ancient dam,
Whose Helicon is duller than her Cam. *)

---

*) Vergleiche auch die Ode Granta in den Hours of Idleness. Unter den tollen Streichen, welche dem Lord Byron, als Studenten von Cambridge, aufgebürdet werden, iſt folgender des Wiedererzählens werth. Er zog ſich einen jungen Bären auf und brachte viele Zeit mit der Abrichtung des Thieres zu. Als nun der Tag ſeiner Abreiſe von Cambridge erſchienen war, ſchloß er den Bär in ſeine Wohnung ein, als nächſten Candidaten, wie er ſagte, zur nächſten Vacanz einer Collegiatur. Der Dichter hat die Wahrheit dieſer Anekdote in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin anerkannt.

So ging denn Byron, zum großen Ärgerniß ſeiner akademiſchen Lehrer und Aufſeher, immer ſeinen eigenen Weg fort, und, während er ein läſſiger Beſucher ihrer Vorträge war und namentlich in der Mathematik und der claſſiſchen Gelahrtheit zurückblieb, ſtudirte er auf ſeinem Zimmer alte und neue Dichter, vorzüglich aber die vaterländiſchen. Mehrere Gedichte ſeiner erſten Sammlung verdanken ihren Urſprung den akademiſchen Mußeſtunden in Cambridge.

Im Jahre 1806, dem neunzehnten ſeines Alters, verließ Byron die Univerſität und begab ſich nach dem Sitze ſeiner Vorfahren, der Abtei Newſtead. Hier veranſtaltete er, den dringenden Aufſoderungen ſeiner Freunde nachgebend, eine Sammlung ſeiner Jugendgedichte, welche bereits durch mehrere Abſchriften verbreitet waren, unter dem Titel: **Hours of Idleness.** Das Buch wurde in dem benachbarten Newark gedruckt und gegen Ende des Jahres 1806 ausgegeben.

Das kritiſche Journal von Edinburg, **The Edinburgh Review**, damals noch in der vollen Jugendkraft ſeiner neu begonnenen Laufbahn, welche es mit beiſpielloſer Schnelligkeit zu der höchſten Stufe literariſcher Autorität geführt hatte, machte in ſeinem Januarhefte des Jahrganges 1808 eine Recenſion der poetiſchen Erſtlinge Byron's bekannt, welche dem jungen Lord auch jeden Tropfen einer Ader von dichteriſchem Talent ſchonungslos abſprach, und zwar in einem Tone, deſſen vornehm grobe Unverſchämtheit ſelbſt diejenigen aufbringen mußte, welche in Bezug auf den Werth der Hours of Idleness die Meinung jenes anonymen Kritikers theilten. Wie viel mehr alſo den gemißhandelten Dichter? Wenn wir unſer Urtheil über Byron's Jugendgedichte ausſprechen dürfen, ſo halten wir allerdings dafür, daß ſie faſt ſämmtlich unreif, übereilt und ſo zu ſagen, trotz mancher Überfülle, doch kaum halb fertig ſind; aber nur ein Blinder kann in ihnen einzelne Funken und Blitze des großen und originellen Geiſtes verkennen, welcher nach wenigen Jahren der Tyrann des engliſchen Parnaſſes werden ſollte; und ſolche Spuren oder Vorzeichen, wie ſchwach und ſelten ſie auch ſein mögen, müſſen in jedem Jugendverſuche in Ehren gehalten und mit zarter Schonung behandelt werden *). Daher verdient die bezeichnete Recen-

---

*) Byron's Originalität ſpricht ſich vielleicht nur in den ſatiriſchen Stücken jener Sammlung deutlich aus. In den übrigen klingt ein gewiſſer me-

ſion des edinburger Blattes unſern Tadel über die Art und Weiſe ihrer Kritik, und dem gereizten Jüngling darf die heftige und, wenn man will, giftige Erwiderung nicht zu alleiniger Verantwortung angerechnet werden, welche er in ſeiner berühmten Satire: English Bards and Scotch Reviewers, dem edinburger Kritikus und ſeiner Coterie entgegenſchleuderte *). Dieſe Flugſchrift

---

lancholiſcher Ton vernehmlicher durch, als energiſches Gefühl; einige ſind auch ohne eigenthümlichen Anſtrich, zum Theil aber durch Eleganz ausgezeichnet.

*) Die famöſe Recenſion beginnt folgendermaßen: „The Poesy of this young Lord belongs to the class which neither Gods nor man are said to permit. Indeed, we do not recollect to have seen a quantity of verse with so few deviations in either direction from that exact standard. His effusions are spread over a dead flat, and can no more get above or below the level, than if they were so much stagnant water.“ Und dann durch die ganze Anzeige Scherz und Spott mit der Minorität des Infant Bard und den puerile poems, z. B: „He possibly means to say: Seehow a minor can write!“ Und endlich der Schluß: „What right have we poor devils to be nice? We are well off to have got so much from a man of this Lord's station, who does not live in a garret, but has the sway of Newstead Abbey. Again, we say, let us be thankful; and,

wurde noch in dem Jahre der Erſcheinung jener Kritik ausgegeben und erregte in ganz England eine gewaltige Bewegung. Wir wollen die Satire der Leidenſchaft nicht in Schutz nehmen, müſſen aber doch darauf aufmerkſam machen, mit welcher Kraft und Wucht und mit welcher ſichern Hand der junge Lord die Pfeile ſeines Ingrimms gegen die rohen Angreifer der Erſtlinge ſeiner Muſe abzuſchießen verſtanden hat. Wenn wir es in den Hours of Idleness überall noch mit einem unreifen Jünglinge zu thun haben, ſo tritt uns nun plötzlich in jener Satire ein Mann entgegen, welcher weiß, was er will und kann, und ein aut Caesar, aut nihil! in die literariſche Welt hineinzurufen wagt. Man hat es ihm zum Vorwurfe gemacht, daß er ſich in ſeiner Satire nicht auf eine Beantwortung der Recenſion des Edinburgers beſchränkt habe, ohne zu bedenken, daß ein Geiſt, wie Byron, dergleichen einzelne Klei-

---

with honest Sancho, bid God bless the giver, nor look the gift horse in the mouth.“ Byron ſelbſt geſteht, daß er in Wuth gerathen ſei, wie nie wieder in ſeinem Leben, als er jene Recenſion zum erſten Male geleſen habe — „in such a rage, as I have never been in since.“ S. Conversations of Lord Byron.

nigkeiten einer Äußerung oder Erſcheinung zwar zur Veranlaſſung, aber nie zum Gegenſtande einer Satire machen konnte; und ſomit ging er denn tiefer ein in die Motive und Tendenzen jener Kunſtſchule, welcher das edinburger Journal mit übertriebenen Lobpreiſungen zu huldigen pflegte, und ſeine Geißel traf die Patrone, wie die Clienten. Namentlich mußte ihm auch, ganz abgeſehen von den edinburger Verhältniſſen, das hohle und morſche Weſen der alterthümelnden Poeten an und für ſich wiederſtehen; denn ſein Streben riß ihn in das Neue hinaus, während jene nach dem Alten zurückſchlichen und eine verfallene Welt zu künſtlicher Moſaik wieder zuſammenſtückeln wollten. Daher iſt ſeine Oppoſition in jener Satire keineswegs durchaus zufällig und gelegentlich zu nennen, ſondern ſie beruht vielmehr auf den Grundlagen ſeiner geiſtigen Natur. Wenn er ſich aber in einzelnen Ausfällen übereilte und in der Hitze des Kampfes um ſich ſchlagend, manches Haupt berührte, welches er ſpäterhin verehren und lieben lernte, ſo kann doch auch keine Reue und Entſchuldigung genügender ſein, als die er ſich in der Folge auferlegte, indem er das ganze Gedicht unterdrückte. Dem Wiederabdruck deſſelben ohne ſein Wiſſen und Wollen konnte er aber freilich eben ſo wenig wehren, wie der Verbreitung des Rufes, den es ſeinem Verfaſſer erworben hatte. Auch die Gedichte der **Hours of Idleness** hat Byron nicht in die Sammlung ſeiner Werke aufgenommen und würde dies gewiß auch ohne die edinburger Verdammung derſelben nicht gethan haben.

Byron lebte von der Zeit ſeines Abganges von Cambridge bis zu dem Antritte ſeiner erſten Reiſe abwechſelnd in Newſtead-Abtei und in der Hauptſtadt. Man erzählt ſich manche wunderliche Anekdoten von dem Aufenthalte des jungen Lords in dem alten halb verfallenen Schloſſe ſeiner Väter. Meiſtentheils hauſte er ganz allein in den gothiſchen Hallen, und ſein großer newfoundländer Dogge erſetzte ihm eine glänzende Aſſemblee. Aber dieſer treue Begleiter wurde ihm ſchon im October 1808 entriſſen, und der Lord ſetzte ihm ein Denkmal in ſeinem Garten, mit einer Inſchrift, worin er ihn als ſeinen einzigen Freund bezeichnet *). Einige wollen ferner wiſſen, der Dichter habe um dieſe Zeit einen Schädel, den er in den Grabgewölben der Abtei gefunden, zu einem Trinkgeſchirr einrichten laſſen, deſſen er ſich oft in bacchiſcher Begeiſterung bedient habe *).

---

*) **Inscription on the Monument of a Newfoundland Dog.**

---

*) Ein Reiſender fragte das Landvolk bei Newſtead-Abtei, was der berühmte Lord für ein Mann wäre, und die Leute antworteten ihm: „He's the d — of a fellow for comical Fancies; but he's a hearty good fellow for a' that.“ Derſelbe fand zwei ſchön polirte Menſchenſchädel in dem Bibliothekzimmer, und das bekannte Gedicht, Lines inscribed upon a cup formed from a skull, ſcheint die oben erzählte Thatſache zu beſtätigen. Byron ſelbſt erzählt dieſe Geſchichte in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin: „Der Gärtner hatte beim Graben einen Schädel gefunden, der wahrſcheinlich irgend einem rüſtigen Mönch der Abtei gehörte, ehe das Kloſter aufgehoben ward. Da ich ſah, daß er von gigantiſcher Größe und vollkommen erhalten war, ergriff mich der ſonderbare Gedanke, ihn als Trinkſchale zugerichtet und gefaßt zu haben. Ich ſchickte ihn alſo nach der Stadt und erhielt ihn mit einer blanken Politur und mit einer ſcheckigen Farbe, wie Schildkrötenſchale, zurück. Ich erinnere mich, daß ich einige Zeilen darauf ſchrieb. Aber das war nicht genug. Ich errichtete nachher in der Abtei einen neuen Orden. Er beſtand aus zwölf Mitgliedern; ich ſelbſt ernannte mich zum Großmeiſter oder Abt vom Schädel, ein großer heraldiſcher Titel. Ein Anzug in ſchwarzen Mänteln ward vorgeſchrieben, der meinige vor den andern ausgezeichnet, und von Zeit zu Zeit, wenn man einen beſonders ſchweren Tag erwartete, hielt man ein Capitel. Der Schädel ward mit Claret

Wie dem nun aber auch ſein mag, ſo zeigt Byron ſich allerdings ſchon in den letzten Jahren ſeiner Unmündigkeit als ein Kopf, welcher am liebſten in ſolchen Richtungen durch die Welt geht, welche den Pfaden der andern ehrlichen Leute entgegen oder doch in die Quere laufen, und ſein Wahlſpruch lautete: Anders als die andern. Es mag wohl in Byron's früheſten Verhältniſſen, ja ſelbſt in dem, was er mit in die Welt brachte, in ſeiner krankhaften Reizbarkeit und ſeinem körperlichen Gebrechen die erſte Anregung des finſtern, in ſich zurückgezogenen, trotzigen und menſchenfeindlichen Weſens zu ſuchen ſein, welches Byron's Leben und Schriften charakteriſirt; aber gewiß lernte er auch allmälig ſich in dieſem Weſen gefallen und trug es gelegentlich zur Schau. Gewiß eine ſeltſame Verirrung des Geiſtes! Er buhlte um die Aufmerkſamkeit der Welt durch ſcheinbar gänzliche Verachtung derſelben und entſagte vielleicht manchen Freuden und Genüſſen des Lebens, um ſich als einen Mann anſtaunen zu laſſen, welcher,

---

gefüllt und ging, nach der Art der alten Gothen, unter den Göttern des Conſiſtoriums herum, während mancher kräftige Scherz auf ſeine Koſten zum Beſten gegeben ward.“

mit ſo glänzenden Anſprüchen auf dieſelben es nicht der Mühe werth achtete, ſie geltend zu machen. *)

Auch in London ſchien Byron's Lebensweiſe und Betragen nicht darauf berechnet zu ſein, ihm viele Freunde zu gewinnen, oder auch nur den Leuten von gewöhnlichem Schlage eine gute Meinung von ihm beizubringen. Er ſtand in jedem Verhältniß allein und vermied jede literariſche oder politiſche Coterie. Seine Mienen nahmen einen verächtlichen Zug um den Mund an, wenn er, zurückgezogen in ſich, dem Treiben der ihn um-

---

*) Vergleiche einige ſehr treffende Bemerkungen über dieſen Charakterzug Byron's in den Briefen von Egerton Brydges, Letter V, S. 31. „He was ambitious, ardent for distinction and vain. Obstructed and oppressed in the regular course, his energies, prompted by a daring and bitter temper, broke out into the most eccentric pursuits and amusements He grew defiant, misanthropic, and careless of moral character. He felt within him the stirrings of a genius, of which he perceived that others had no only no suspicion, but of which they even scoffed at the pretension.“ Etwas Excentriſches war wohl auch ſchon in dem Familienblute der Byron. Man denke nur an den wilden Lord William, ſeine Schweſter Iſabella und den tollen Jack.

gebenden Geſellſchaft zuſah; und ſo wenig er ſelbſt die Pflichten gegenſeitiger Höflichkeit und Aufmerkſamkeit beobachtete, ſo ſehr wachte doch ſein ſtolzer Ehrgeiz über die Anſprüche, die er an die Andern machen zu dürfen glaubte. Sein ſarkaſtiſcher Witz, ſein bitterer Hohn und ſein ſchneidender Tadel trafen, ohne Rückſicht der Perſon, Alles, was ihm mißfiel, und ſein Mißfallen war wohl manchmal auch von Launen abhängig. Man kann ſich daraus ſeine Stellung in der Geſellſchaft vergegenwärtigen. Einer ſeiner Lobredner ſchildert ſie mit folgenden Worten*): „Die ihn bewunderten, fürchteten ihn; die gut von ihm dachten, hatten nicht den Muth, gut von ihm zu ſprechen; ſeine Neider perſiflirten und verleumdeten ihn in öffentlichen Blättern, und die, welche er mit mürriſchem Stolze von ſich abgewieſen hatte, gaben ſich den Anſtrich, als wären ſie ihm aus dem Wege gegangen.“ Byron ſelbſt hat in den Einleitungsſtanzen des Childe Harold, wenn auch mit ſtärker aufgetragenen Farben, als ein Biograph gebrauchen darf, den Zuſtand geſchildert, in welchem er ſich vor ſeiner erſten Reiſe befand, und erwähnt in dieſen Verſen auch der unglücklichen Jugendliebe zu einem Mädchen, welche niemals die Seinige hatte werden können.

---

*) E. Brydges. S. 37.

— — — — — — He loved but one,
And that loved one, alas! could ne'er be his.

Die engliſchen Biographen Byron's gehen theils mit Stillſchweigen über dieſe ſeine erſte und, wie er ſagt, einzige Liebe hinweg, theils hüllen ſie dieſelbe in einen geheimnißvollen Schleier. Aber der Dichter ſelbſt hat dieſen in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin gelüftet und ſein Verhältniß zu der Mary ſeiner Jugendgedichte in das vollſtändigſte geſchichtliche Licht geſetzt **). Dieſe Mary war die Tochter jenes Chaworth, welcher, wie oben erzählt worden iſt, ein Verwandter und Grenznachbar des Lord William Byron, des Großoheims unſers Dichters, war und von deſſen Händen in einem Duell das Leben verloren hatte. Man hat daher vermuthet, daß Familienrückſichten allein es geweſen wären, welche die Verbindung der Waiſe des Gemordeten mit dem Brudersenkel und Erben des Mörders verhindert hätten. Aber Byron's eigene Bekenntniſſe

---

**) Das Gedicht The Dream iſt eine allegoriſche Darſtellung dieſes unglücklichen Verhältniſſes.

belehren uns anders, und wir laſſen dieſen hier ſelbſt als Sprecher auftreten.

„Dante datirt ſeine Leidenſchaft für Beatrice von ſeinem zwölften Jahre. Ich war faſt eben ſo jung, als ich bis über die Ohren verliebt ward. Mit zwölf Jahren war ich nach Harrow geſandt worden und brachte meine erſten Ferien in Newſtead zu. Hier ſah ich zum erſten Male Mary C — — — *). Sie war einige Jahre älter als ich. Aber Knaben in dieſem Alter lieben oft etwas ältere Mädchen, wie ſie ſpäter die jünge-

---

*) — It was a name
Which pleased him and yet pleased him not — and why?
Time taught him a deep answer.
The Dream.

I have a passion for the name of Mary,
For once it was a magic sound to me;
And still it half calls up the realms of fairy,
Where I beheld what never was to be.
All feelings changed, but this was last to vary —
A spell from which even yet I am not free.
But I grow sad! —

Dieſe Verſe aus Byron's fröhlichſtem Gedicht, dem Don Juan (Canto V, St. 4), gehören in die letzten Jahre ſeines Lebens. Vergleiche auch Don Juan, Canto VI, St. 5.

ren lieber haben. Unſere Güter grenzten an einander, aber in Folge des unglücklichen Duells, deſſen ich ſchon erwähnt habe, waren unſere Familien, wie das auch ſonſt zwiſchen Nachbarn, die Verwandte ſind, gewöhnlich der Fall iſt, nie auf anderem Fuße, als dem der gewöhnlichen Höflichkeit, — kaum auf dieſem. Ich brachte die Sommerferien in dieſem Jahre auf den Hügeln von Malvern zu. Das waren romantiſche Tage! Sie war das Ideal von allem Schönen, was meine jugendliche Phantaſie erdenken konnte. Alle meine Fabeln von der himmliſchen Natur der Weiber hab' ich aus der Vollkommenheit genommen, zu der meine Einbildungskraft ſie erhoben hatte; — ich ſage erhoben: denn ich fand in ihr, wie in den übrigen ihres Geſchlechts, keineswegs einen Engel.“

„Von meinem Ausfluge nach Cheltenham kehrte ich heftiger verliebt, als jemals, nach Harrow zurück und brachte die nächſten Feiertage wieder in Newſtead zu. Nun fing ich an mir einzubilden, ich ſei ein Mann, und ließ mich in eine ernſtliche Liebſchaft ein. Wir hatten heimliche Zuſammenkünfte, und meine Briefe an ſie gingen durch die Hände einer Vertrauten. Eine Thüre, die aus einer Beſitzung in die andere führte, war der

Ort wo wir uns ſahen. Aber die Glut war nur auf meiner Seite; ich war ernſt, ſie flatterhaft Sie war mir gut wie einem jüngern Bruder, und behandelte mich und lachte mich aus wie einen Knaben. Doch gab ſie mir ihr Bildniß, und das war etwas um Verſe darauf zu machen *).“

„Während der letzten Jahre, die ich in Harrow zubrachte, waren alle meine Gedanken mit dieſer Liebesgeſchichte beſchäftigt. Hätte ich Miß C— — — geheirathet, mein ganzer Lebenslauf wäre vielleicht anders geworden **). Sie hatte mich zum beſten gehabt, aber ihre Heirath machte ſie nicht glücklich. Endlich ward ſie von ihrem Gatten getrennt und ſchlug mir eine Zuſammenkunft vor, aber nach dem Rathe meiner Schweſter lehnte ich ſie ab. Ich begegnete ihr nach meiner Rückkehr aus Griechenland, aber Stolz hatte über meine Liebe geſiegt. Und dennoch ſah ich ſie nicht mit völliger Gleichgültigkeit.“

---

*) Er hatte immer ein ſchwarzes Band um den Hals, erzählt Capitain Medwin, an welchem ein Medaillon hing, welches Haare und ein Gemälde enthielt. Eines Abends, als wir Billard ſpielten, ſuchte er auf einmal haſtig etwas unter ſeiner Weſte und ſagte in großer Beſtürzung: Gott, wo iſt mein —! Doch ehe er ausgeſprochen, hatte er den verborgenen Schatz wiedergefunden.

**) Siehe das Lied: O had my fate been join'd to thine.

„Damit ein Mann ein Dichter werde, — davon zeugen Petrarca und Dante — muß er verliebt oder elend ſein. Ich war beides, als ich meine Jugendgedichte, die Hours of Idleness, ſchrieb. Einige dieſer Gedichte ſind, trotz dem, was die Kritiker ſagen, ſo gut als was ich ſonſt je geſchrieben habe.“

„Einige Jahre nach der Begebenheit, die ſo großen Einfluß auf das Schickſal meines Lebens hatte, ſuchte ich die Erinnerung an meine Geliebte in der verderblichſten Zerſtreuung zu ertränken. Aber das Gift war im Becher.“

So weit der Dichter. In einer andern Stelle ſeiner Geſpräche bezeichnet er die Zeit nach ſeinem Abgange aus Cambridge als die Periode, in welcher er ſolche verzweifelte Mittel gegen ſeine Verzweiflung in Anwendung brachte. Sein Leben war damals eine wüſte Faullenzerei in den liederlichſten Gelagen, unter Boxern, Säufern und Spielern *).

---

*) „Ich war in dieſer Zeit,“ erzählte er dem Capitain Medwin, „ein bloßer Bond-ſtreet-Faullenzer,

Wenn Byron in den oben angeführten Verſen des Childe Harold die Liebe zu der ſchönen Mary als ſeine erſte und einzige bezeichnet, ſo gibt er dabei doch auch zu verſtehen, daß er außerdem wohl für manche andre Frauen geſeufzt habe:

For he through Sin's long labyrinth had run,
Nor made atonement when he did amiss,
Had sigh'd to many — — — — — —

Und die Frauen, ſo ſcheint es, ließen unſern Dichter nicht oft vergeblich ſeufzen. Wohl aber ſeufzten viele Frauenherzen manchmal vergeblich nach ihm. Sein feurig finſterer Blick, welcher aus blinzelnden Augenliedern verſtohlen hervorſchoß, ſoll unwiderſtehlich geweſen ſein, und der ſeltſam eigenthümliche Anſtrich ſeines Lebens und Weſens konnte nicht anders als anziehend auf die weibliche Natur wirken. Wie leidenſchaftlich aber auch Byron's Herz für das andere Geſchlecht ſchlagen mochte, ſo hat er doch nie auf lange

---

ein großer Held in Vorzimmern, Kaffee- und Spielhäuſern. Meine Nachmittage gingen mit Beſuchen, Eſſen, Faullenzen und Boxen hin — des Trinkens gar nicht zu erwähnen. Hätte ich Sie damals gekannt, ſo wären Sie jetzt nicht mehr am Leben.“

Zeit zu der Claſſe roher Wüſtlinge herabſinken können, eben weil ſeine Leidenſchaft immer aus dem Herzen aufflammte und dadurch jeden ſinnlichen Genuß veredelte.

Eine Dame von hohem Range und ſogar eine verheirathete, welche, wie es wahrſcheinlich iſt, dem jungen Lord mehr Schritte entgegen gethan hatte, als er ihr, hat anfänglich das Glück ihrer Liebe in girrenden Verſen beſungen, nachher aber, da ſie den Liebhaber nicht mehr an ſich feſſeln konnte, ihn zum Helden eines Romans gemacht, worin ſie ihn als einen Don Juan mit einer Feder ſchildert, die Donna Elviras würdig wäre, wenn ſie den Leporello mit ſeinem Schönenverzeichniß als authentiſchen Berichterſtatter benutzt hätte. Dieſer ſcheußlich carikirte Roman führt den Titel Glenarvon.

Im Jahre 1809 wurde Byron mündig, und noch vor dem Ablaufe deſſelben ſtand er auf den Küſten Griechenlands. Der Krieg verhinderte die gewöhnliche Reiſetour durch Frankreich und Italien, welche Byron vielleicht auch ohnedies, als eine gewöhnliche, verſchmäht haben würde, und ſein Plan ging daher nach Portugal und Spanien, wo die engliſche Macht damals anfing die Oberhand zu gewinnen, und von da nach

Griechenland und Kleinaſien. John Cam Hobhouſe, ein Mann von vielſeitiger Bildung, deſſen politiſche Anſichten mit denen des jungen Lords in den meiſten Punkten übereinſtimmten, und mit welchem derſelbe vor kurzem eine Sammlung kleinerer, größtentheils überſetzter Gedichte von geringer Bedeutung herausgegeben hatte *), war ſein Begleiter auf dieſer Reiſe.

Byron ſchiffte ſich am 10. Junius in Falmouth nach Liſſabon ein, welches damals von engliſchen Truppen beſetzt war; aber nichtsdeſtoweniger fielen faſt täglich Mordthaten in den Straßen der Hauptſtadt vor, und unſer Reiſender wurde eines Abends in einer ziemlich belebten Straße angegriffen und rettete ſich nur durch die Waffen, welche er beſtändig bei ſich führte. Von Liſſabon aus wurden Ausflüge nach Coimbra, Mafra, dem Schloſſe der verſtorbenen Königin, und der reizenden Villa des originellen Beckford gemacht, und hierauf die Reiſe nach Spanien, durch die

---

*) Wir verdanken dieſem Hobhouſe, welcher ſich in der Folge einen Namen in der Politik des Tages erworben hat, eine Beſchreibung der mit Byron gemachten Reiſe durch Griechenland und einen Band Illustrations zu dem vierten Geſange des Childe Harold.

Gebirge der Provinz Alentejo, fortgeſetzt. Bei Beja ſtieg er in die Ebene hinab, welche die dunkle Guadiana durchſtrömt, und begab ſich nach Andaluſien. In Sevilla hielt er eine kleine Raſt und eilte alsdann nach Cadiz, wo er ſich in einer engliſchen Fregatte nach Albanien einſchiffte. Spanien war um dieſe Zeit in dem verzweifelten Kampfe gegen den franzöſiſchen Uſurpator begriffen, und man hat es dem Dichter übel gedeutet, daß dieſer Kampf einen ſo kalten, ja ſelbſt ſpöttiſchen Beobachter an ihm gefunden hat. Wie konnte es aber anders ſein? Byron, ohne nationalen Antheil an der ſpaniſchen Sache, ſah in ihr nur den Kampf des alten Prieſterdespotismus und der feudaliſtiſchen Tyrannei, gegen eine jüngere und lebendigere Nebenbuhlerin, die doch auch nichts weiter wollte und konnte als despotiſiren und tyranniſiren, nur ein wenig zeitgemäßer *).

Im Herbſte landete der Pilger an den wilden Bergufern von Epirus und begab ſich nach der

---

*) Am entſchiedenſten ſpricht er dieſe ſeine Anſicht in mehreren Stanzen des erſten Geſanges von Childe Harold aus. Einige dieſer Stellen klingen jetzt wunderbar prophetiſch, z. B. St. 86 und 87.

Hauptſtadt des berühmten Tyrannen von Albanien, welchem er durch den engliſchen Reſidenten in Janina vorgeſtellt wurde*). Ali Paſcha empfing den Lord und ſeinen Freund mit großer Auszeichnung und lud ſie nach Tepeleni, ſeinem Geburtsort, ein. Auf dem Wege dahin überfiel die Reiſenden ein fürchterlicher Gewitterſturm, welcher ſie von dem rechten Wege verſchlug und ihr Leben in eine nicht geringe Gefahr brachte**)! Die Ähnlichkeit zwiſchen den Albaneſern und den Bewohnern der ſchottiſchen Hochlande, in Kleidung, Haltung, Figur und Lebensweiſe, machte einen tiefen Eindruck auf das Gemüth Byron's, und die Berge von Albanien zauberten die Höhen von Loch-na-gar, das Paradies ſeiner Kindheit, ſeiner entzückten Seele vor. Hierauf durchſtreifte der Lord mehrere Provinzen des alten Hellas, wohl noch nicht ahnend, daß er einſt für die Freiheit dieſes Landes ſterben ſollte. Denn das Volk, welches er als die Nachkommen der Männer von Thermopylä und Salamis kennen lernte, ſchien ihm, wenigſtens in dieſem Jahrhundert, noch nicht zu einer ſelbſtändigen Freiheit berufen; und wie hoch auch ſchon damals ſein Herz ſchlagen mochte für den großen Gedanken der Freiheit des Mutterlandes aller Freiheit[*], ſo regte doch kein Symptom in den Bewohnern deſſelben dieſen ſeinen Gedanken zu Hoffnungen und Ahnungen auf[**]. Einen längern Aufenthalt machte Byron in Athen, nachdem er vorher auch in Theben und am Fuße des alten Muſenberges Parnaſſus einer kleinen Raſt gepflogen hatte. Es iſt bekannt, wie empörend die Plünderung der Ruinen der Akropolis durch den famöſen Lord Elgin auf unſern Dichter wirkte; und das Denkmal, welches er dieſem modernen Alarich in ſeinem Childe Harold geſetzt hat, iſt gegen jede Zerſtörung von ſolchen Händen geſichert. Der ſchottiſche Heroſtratus des Minerventempels hatte ſeinen übermuth ſo weit getrieben, daß er ſeinen und ſeines Weibes Namen hoch oben in einem Pfeiler des Heiligthums hatte eingraben laſſen, welches ſo eben ſeines Schmuckes von ihm beraubt worden war. Der erboßte, aber edel erboßte Byron ſtieg, ſobald er dieſer Inſchrift anſichtig geworden war, mit vieler Mühe zu ihr hinauf und kratzte den Namen des Tempelräubers aus, ohne jedoch den der Dame anzurühren, und auf der Weſtſeite des Gebäudes weihete er ihm eine andre tief eingegrabne Inſchrift:

---

*) Der bekannte Major, jetzt Colonel, Leake war damals auf dieſem Poſten.

**) Byron hat dieſem Vorfall einige Stanzen gewidmet, welche ſich unter ſeinen kleinern Gedichten finden.

---

[*] Man leſe z. B. die 17. Stanze des zweiten Geſanges des Childe Harold.

[**] Es iſt intereſſant, den zweiten Geſang des Childe Harold in Bezug auf Byron's Bemerkungen und Urtheile über die Neugriechen zu prüfen. Dazu ſind denn auch die Anmerkungen zu vergleichen. Was der große Mann aber auch Nachtheiliges und Niederſchlagendes über die Bewohner von Hellas in Proſa und Verſen ſpricht, das ſpricht er mit eigenem Schmerze, nicht mit kalter Tadelſucht, aus; und wer, wie er, um Verzeihung bittet für das, was er dem Volke zu Leide gethan hat, dem ſoll vergeben werden, und wäre es der Spectateur oriental oder ein anderer Beobachter.

> Quod non fecerunt Goti,
> Hoc fecerunt Scoti. *)

---

*) Eine Parodie auf das bekannte Epigramm gegen den Zerſtörer des Coloſſeums:

> Quod non fecerunt Barbari,
> Fecerunt Barbarini.

Auch ſchrieb Byron damals ein überaus heftiges Schmähgedicht gegen den Lord Elgin, welches er der Minerva in den Mund legte; indeſſen ſchien dieſes ihm doch ſelbſt zu kauſtiſch für den Druck, und er concentrirte das Weſentlichſte deſſelben in

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Patron der geplünderten Minerva in dieſen Ausbrüchen ſeines gerechten Zorns auch ſeiner Landsleute überhaupt nicht ſchonte. Denn obgleich er ſich freute, daß der Räuber kein Engländer, ſondern ein Schotte ſei, ſo konnte er es doch nicht verſchweigen, daß Elgin unter engliſcher Autorität und für das engliſche Muſeum raubte:

What! shall it e'er be said by British tongue,
Albion was happy in Athena's tears?

Byron's Reiſen in Griechenland erſtreckten ſich auch über Morea und die Inſel Euböa, ſo wie er denn überhaupt weder Koſten, noch Mühe, noch ſelbſt Gefahr ſcheuete, um die Natur, die Denkmäler und die Bewohner der Gegenden kennen zu lernen, auf deren Boden ſein Herz fühlte:

as lovers o'er the dust they loved.

Von Athen aus ſegelte Byron mit ſeinem Freunde in einer engliſchen Fregatte nach Konſtantinopel, und auf dieſer Reiſe war es, wo er am 3. Mai 1810 in einer Stunde und zehn Minuten

---

der 12. Stanze des zweiten Geſanges des Childe Harold. Einige Stellen aus dem erſten Gedicht finden ſich in den Memoires of the Life and Writings of Lord Byron, S. 114, 115.

über den Hellespont von Europa nach Aſien ſchwamm *). Einige Wochen vorher war er an der Küſte von Troas gelandet und hatte, die Iliade an der Hand, dieſen claſſiſchen Boden durchwandert. Sein Aufenthalt in der Hauptſtadt des Oſtens dauerte nicht lange, und nach einem kleinen Ausfluge in die Provinz Romania kehrte er nach Athen zurück, wo ſich ſein Gefährte gegen Ende des Jahres 1810 von ihm trennte, um nach England zurückzukehren, er ſelbſt aber, Athen zum Mittelpunkte wählend, ſeine Reiſen durch Hellas und den Peloponnes fortſetzte. Dieſer lange Aufenthalt in Griechenland foderte ihn auf, ſeine Studien nicht ausſchließlich dem Alterthume zu widmen, ſondern auch der Gegenwart zu leben, und er verſchaffte ſich zu dem Ende eine ziemliche Fertigkeit in den romaniſchen Dialekten und verwies auch das Türkiſche nicht aus dem Kreiſe ſeiner linguiſtiſchen Arbeiten **).

---

*) Mit ihm ſchwamm der Lieutenant Ekenhead, welcher das Ziel noch fünf Minuten früher erreichte. Vergleiche über dieſe Unternehmung das bekannte Gedicht von Byron und einen Brief deſſelben an ſeinen Verleger Murray, datirt Ravenna, 21. Februar 1821, abgedruckt in den Memoirs S. 147 ff.

**) Die Nachrichten von Lord Byron's Reiſen

Nach einer zweijährigen Abweſenheit am 2. Julius 1811 kehrte Byron in ſein Vaterland zurück und gab bald darauf, noch im Jahr 1812, die beiden erſten Geſänge ſeines Childe Harold heraus, eines Gedichts, welches er ſelbſt das gedankenreichſte und umfaſſendſte ſeiner Werke nennt *). Er hatte jene beiden Geſänge in Albanien niederzuſchreiben angefangen, und ſie noch

---

im Archipelagus auf ſeinem eigenen Schiffe und von ſeinem Aufenthalte in Mitylene, welches er nie geſehen hat, ſind Fabricate eines londoner Journaliſten; wie denn überhaupt nicht leicht von einem Dichter mehr Mährchen und Fabeln noch bei ſeinem Leben unter das Publicum gebracht worden ſind, als von Byron.

*) Es iſt merkwürdig, wie wenig Byron eine Ahnung von dem Werthe dieſes Gedichts hatte, ehe er es herausgab. Er beſchäftigte ſich damals mit einer Paraphraſe der Horaziſchen Ars poetica; und als Dallas ihn eines Tages fragte: ob er ſich denn nie in einer andern Poeſie als dieſer didaktiſch-ſatiriſchen verſucht habe, holte er ſeine Reiſeſtanzen hervor, mit der Bemerkung: es ſei nicht der Mühe werth, ſie zu leſen. Weder er ſelbſt, noch ſein Freund (Hobhouſe) hätten etwas darin gefunden, was ſie zur Bekanntmachung empfehlen konnte, und er ſei überzeugt, daß auch Dallas dieſes Urtheil beſtätigen werde. Aber Dallas gewann eine

vor ſeiner Heimkehr vollendet; aber die Bilder und Eindrücke des größten Theils des erſten Geſanges hatte er mit aus Portugal und Spanien nach Griechenland hinübergebracht. Der fabelhafte Pilger, den er zum Träger der Empfindungen, Anſichten und Urtheile gemacht hat, welche die Reiſe durch Portugal, Spanien, Albanien und Griechenland *) in ihm geweckt hatte, mag immerhin nicht ein ganz treues Portrait des Dichters ſein; und dieſer ſucht in der Vorrede jede Vermuthung dieſer Art niederzuſchlagen. Da aber die äußere Geſchichte des Pilgers in dem Gedicht eine ſehr unbedeutende Rolle ſpielt, ſo iſt es gleichgültig, wer dem Dichter zu dem Bilde geſeſſen habe, das er von ſeinem Childe Harold in den Einleitungsſtanzen entwirft. Dagegen muß er, als Träger der innern Individualität des reiſenden Dichters, deſſen Denkart und Gefühlsweiſe theilen, und dieſe Verwandtſchaft mit ſeinem Helden hat der Dichter ſo wenig verbergen wollen, daß

---

andre Meinung von dem Gedicht, nachdem er es geleſen hatte, und betrieb die Herausgabe deſſelben. S. Dallas Recollections.

*) Der übrige Theil der Reiſe iſt nicht berückſichtigt.

er ihn gegen Ende des Gedichts ganz verabſchiedet *).

Der Eindruck, welchen die genannten Geſänge in England hervorbrachten, war in dem vollen Sinne des Wortes ein gewaltiger zu nennen: denn mit Gewalt riß er auch Neider und Feinde zur Bewunderung des gewaltigen Dichters hin; und ſelbſt die Edinburger mußten den Geiſt anerkennen, deſſen erſte ſchwache Keime ſie unlängſt mit Füßen getreten hattten **). Die glücklich überwundene Schwierigkeit des Versmaßes jener altmodigen Spencerſchen Stanze, der Drang der energiſchen Empſindung, das Feuer des Gefühls, die kecke Kraft des Urtheils, die großartige Originalität der Anſicht, der gigantiſche Trotz der Selbſtändigkeit wurden nicht weniger in dem Werke des jungen Dichters angeſtaunt, als das zauberiſch lockende Colorit der Scenerie, deren Glanz und Schimmer ein Schleier ſchwarzer Melancholie wunderbar ſchillernd überhüllte.

Bald kamen indeſſen auch viele Aber nachgehinkt. Die Frommen tadeln den Freigeiſt, die Moraliſchen den Menſchenfeind, die Patrioten aber vorzüglich den ſchlechten Engländer. Wie impertinent mußten ſie nicht ſchon das Motto ſeines Gedichts finden: L'univers est une espèce de livre, dont on n'a lu que la première page, quand on n'a vu que son pays. J'en ai feuilleté un assez grand nombre, que j'ai trouvé également mauvaises. Cet examen ne m'a point été infructueux. Je haissais ma patrie. Toutes les impertinences des peuples divers, parmi lesquels j'ai vécu, m'ont réconcilié avec elle. Quand je n'aurais tiré d'autre bénéfice de mes voyages que celui-là, je n'en regretterais ni les frais, ni les fatigues.

---

*) Canto IV St. 164.

**) Auch in der Folge huldigte das Edinburgh Review dem großen Geiſte Byron's zu wiederholten Malen. Einer der geiſtreichſten Aufſätze über ihn findet ſich im Juniheft 1818 dieſes Journals.

Es gibt eine Art von ſogenanntem Patriotismus, welcher eigentlich nur ein multiplicirter Egoismus iſt und als ſolcher alles für gut, recht und ſchön halten zu müſſen glaubt, was vaterländiſch iſt. Dieſer Pſeudo-Patriotismus hängt vorzugsweiſe den Engländern an und macht viele derſelben ganz unbrauchbar für das Ausland. Byron's Patriotismus war großartiger und weltgerechter; und er meinte ſich dadurch als einen guten Engländer zu bewähren, daß [illegible] erfüllt von der Idee deſſen, was ſein Vaterland für ſich und die Welt ſein könnte und ſollte, die höchſten Anfoderungen an daſſelbe machte, und Alles, was dieſer Idee widerſprach, mit Zorn und Verachtung und ohne alle Schonung an den Pranger der Welt ſtellte. Er war der ſtrengſte und heftigſte Cenſor ſeines Vaterlandes, eben weil er ſein Vaterland liebte und ehrte, und darum ſo durch und durch empört wurde, wenn es ſich dieſer Liebe und Verehrung unwürdig zeigte. Freilich kann man ihm ſpäterhin auch manches Kleinliche in ſeinem patriotiſchen Oppoſitionseifer nachweiſen: aber ſeine Landsleute hatten es auch nicht an kleinlichen Herausfoderungen und Neckereien dazu fehlen laſſen *).

---

*) Wir wollen nur auf einige Stellen in Byron's Gedichten aufmerkſam machen, in welchen ſein hohes Gefühl von der Pflicht und Würde Englands ſich ſelbſt in der ſtrengſten Züchtigung deſſelben ausſpricht, z. B. Childe Harold C. I. St. 24 ff. C. II. St 13, C. III. in der langen Stelle über die Schlacht bei Waterloo, C. IV. St. 17, und vorzüglich in dem kraftvollen Anathema gegen den Lord Caſtlereagh in einem der letzten Geſänge des Don Juan. Englands Politik in der Sache Griechenlands mag ihn endlich dahin gebracht haben, ſein Vaterland ganz aufzugeben, und der engliſche Pair ließ ſeinen Namen in die Rolle der Bürger

Bald nach der Bekanntmachung der erſten Hälfte des Childe Harold erſchienen in raſcher Folge auf einander The Giaour *), The Bride

---

einer kleinen griechiſchen Stadt einſchreiben. In Griechenland aber hat er ſein Volk würdiger vertreten als irgend ein Geſandter deſſelben bei der hohen Pforte; und wenn die Nachwelt einſt die Geſchichte jenes Kampfes der Freiheit und Menſchheit gegen die Tyrannei und Barbarei ſchreiben wird, mag England auf ihn appelliren, damit ſeine Nationalehre nicht gekränkt werde.

*) Dem Gedicht The Giaour liegt eine wahre Begebenheit zum Grunde, die den Dichter ſehr nahe angeht. Byron hatte während ſeines Aufenthalts in Athen einen Liebeshandel mit einem türkiſchen Mädchen, und das Geheimniß des glücklichen Paares wurde entdeckt. Die Strafe, welche auf den vertrauten Umgang einer Türkin mit einem Chriſten geſetzt iſt, ſollte an dem unglücklichen Mädchen ſogleich vollzogen werden. Der Liebhaber, den man ſchonen wollte, wußte nichts von dem, was ſeiner Geliebten drohte. Er ritt eben am Meeresufer hin, als die Henker den zugenähten Sack, mit der Verurtheilten darin, dem Strande zuſchleppten. Byron befreite das Schlachtopfer durch einen entſchloſſenen Streich, unterſtützt von ſeinem treuen Albaneſer. Es war ſeine Geliebte, die er erkannte. Sein Anſehen und ſein Geldbeutel retteten das Mädchen, aber es ward von ihm getrennt und ſtarb bald nachher. Conv. of L. Byron.

of Abydos, **The Corsair** (im Januar 1813), **Lara** (1814), **The Siege of Corinth** und **Parisina** (1815). Wir faſſen dieſe Erzählungen, der Zeitfolge unſerer biographiſchen Schilderung ein wenig vorgreifend, zuſammen, theils weil wir die meiſten derſelben noch als Früchte der Reiſen des Dichters zu betrachten haben; denn mit Ausnahme von **Parisina** und **Lara** ſpielen ſie im Orient und unter Orientalen, und in dem **Lara** dämmert der Orient als geheimnißvolle Ferne in die heimiſche Welt herüber; theils auch, weil ſie das Publicum mit neuer Bewunderung überſtrömten, noch ehe es ſich von dem erſten Eindrucke, mit welchem Childe Harold es überraſchend ergriffen hatte, zu einer ſichern und ruhigen Würdigung des poetiſchen Charakters des ſeltſamen Pilgers geſammelt hatte. Auch widerſprachen die Erzählungen im Ganzen genommen dem Reiſegedicht wenig oder gar nicht: dieſelbe Düſterkeit der Weltanſicht, derſelbe geheimnißvolle Zauber in den räthſelhaften Helden, hinter denen des Dichters Natur und Schickſal verborgen zu liegen ſcheint, ſich ſcheuend frei hervorzublicken, und doch auch nicht vermögend ſich ganz zu verläugnen und zu vergeſſen, dieſelbe vulkaniſche Tiefe der Empfindung, dieſelbe Pracht der orientaliſchen

Scenerie, über welche hier und da ſchwarze Wolken, wie Leichenſchleier, herabhängen: aber alle Schilderungen und alle Empfindungen noch lebendiger und ausgeſprochener in dem freieren Versmaße des ſtrophenlos fortſchreitenden Jambus. Endlich gehören auch noch mehrere kleinere Gedichte Byron's in die Periode von ſeiner Reiſe bis zu ſeiner Verheirathung *), und in den erſten Monaten ſeiner Ehe ſchrieb er die **Hebrew Melodies** **).

Walter Scott war einer der Erſten, welche die poetiſche Eigenthümlichkeit Byron's in einem kritiſchen Aufſatze über die beiden erſten Geſänge

---

*) Die **Ode to Napoleon Buonoparte** erſchien auch um dieſe Zeit, eine von Byron's ſchwächſten Arbeiten. Selbſt ſein Lobredner Cosmo Gordon ſagt davon: „It may be regarded as belonging to that class of abortive attempts, which, under anyother circumstance, would have gone the shortest road to the fire.“ Der Umſtand aber, welcher hier gemeint iſt, ſoll ſein, daß er ſich damals um eine Frau bewarb.

**) Dieſe vortrefflichen Lieder ſind alten hebräiſchen Nationalmelodien als Texte angepaßt. Der Sänger Braham und der Componiſt Nathan, beide hebräiſcher Abkunft, bewogen den Lord zu dieſer Arbeit.

des Childe Harold im Quarterly Review würdig auffaßten und darſtellten. Ein großer Geiſt kann nur von einem großen Geiſte vollſtändig erkannt werden; daher theilen wir Scott's Urtheil über Byron, ſeinem weſentlichen Inhalte nach, unſern Leſern mit.

„Dieſes Gedicht machte einen Eindruck auf das Publicum, der bei keinem Schriftſteller in den beiden letzten Jahrhunderten größer geweſen ſein konnte. Während Alle Childe Harold bewunderten, waren auch Alle geſtimmt den Verfaſſer mit dem Ruhme zu begrüßen, der die beſte Belohnung eines Dichters iſt, und der um ſo mehr einem Geiſte gebührt, welcher ſich eine neue Bahn bricht. Unter dieſen Gefühlen der Bewunderung erſchien gewiſſermaßen Lord Byron zuerſt auf der öffentlichen Bühne der großen Welt. Alles in ſeinem Benehmen, in ſeiner Perſon, in ſeiner Unterhaltung diente dazu, den Zauber zu bewahren, den ſein Genius um ihn her verbreitet hatte. Ein Geſicht, welches dem Gefühl und der Leidenſchaft nachgebildet iſt, und welches den auffallenden Contraſt von ſehr dunklen Haaren und Augenbrauen mit hellen und ausdrucksvollen Augen darbietet, gewährt dem Phyſiognomen ein intereſſantes Studium für die Übung ſeiner Kunſt.

Der vorherrſchende Ausdruck ſeiner Geſichtszüge iſt der eines tiefen und beſtändigen Denkers, welcher aber dem lebhafteſten Geberdenſpiele weicht, wenn er ſich in eine intereſſante Unterhaltung einläßt, ſo daß ein Dichter von ihm ſagte: ſein Geſicht gleiche einer ſchönen alabaſternen Vaſe, die man nur in ihrer größten Vollkommenheit erblicke, wenn ſie von innen erleuchtet ſei. Das Aufflammen der Freude, des Frohſinns, des Unwillens und des ſatiriſchen Ärgers könnte von einem Fremden in einer Abendunterhaltung mit Lord Byron für deſſen gewöhnlichen Ausdruck genommen werden, ſo ungezwungen und glücklich ſind ſeine Geſichtszüge für alles gebildet, was die Theilnahme Anderer erweckt; allein die, welche ſeine Geſichtszüge längere Zeit und bei verſchiedenen Gelegenheiten, während ihrer Ruhe und ihrer Bewegung, ſtudiren konnten, müſſen mit uns einverſtanden ſein, daß ihre eigentliche Sprache die der Schwermuth iſt. Oft kommen Wolken von dieſem Seelendüſter über ſeine freudigſten und glücklichſten Augenblicke, und es heißt, daß er mit folgenden Strophen einen vorübergehenden Ausdruck des Tiefſinns entſchuldigt habe, der wie eine Wolke über die allgemeine Freude der Geſellſchaft ging, in welcher er ſich gerade befand:

When from the heart, where sorrow sits,
Her dusky shadow mounts too high,
And o'er the changing aspect flits,
And clouds the brow, or fills the eye,
Heed not that gloom, which soon shall sink:
My thoughts their dungeon know too well;
Back to my breast the wanderers shrink,
And droop within their silent cell."

„Von edler und alter Abkunft, ausgerüſtet mit den Schätzen der Alten und der Bildung der Neueren, ein Pilger durch ferne, wilde Länder, einer der erſten Dichter, welche Großbritannien erzeugt hat, verbreitet er einen geheimnißvollen Zauber um ſich, welcher vorzüglich von dem düſtern Tone ſeiner Gedichte herrührt. Lord Byron beſchäftigt Aller Augen und entzückt Aller Gefühl: die Enthuſiaſten bewundern ihn, die Ernſthaften und Bedächtigen wünſchen ihn zu warnen, die Gefühlvollen möchten ihn bedauern. Selbſt der literariſche Neid verzeiht dem Manne, deſſen ruhmvolles Glück ſeine Nebenbuhler verdunkelt. Der Edelmuth Lord Byron's, ſein Gemüth, ſeine Bereitwilligkeit, unbekanntes Verdienſt zu unterſtützen und zu heben, gewannen und erhielten ihm die Achtung Aller, die ſelbſt irgend eines Verdienſtes theilhaftig waren; während ſeine dichteriſchen Eigenſchaften, die mit gleicher Stärke und Fruchtbarkeit hervortraten, zugleich ein kühnes Vertrauen zu ſeiner eigenen Kraft und eine Entſchloſſenheit bekundeten, durch angeſtrengte Bemühungen den hohen Platz zu behaupten, den er ſich in der britiſchen Literatur errungen hatte."

„Originalität iſt das ſeltenſte und höchſte Eigenthum des Genies und auch dasjenige, welches den größten Reiz für das Publicum hat. Originalität iſt indeſſen nicht immer nothwendig; denn die Welt iſt in der Armuth ihrer geiſtigen Hülfsquellen mit bloßer Neuheit oder Eigenheit zufrieden und muß daher von einem Werke entzückt werden, welches beide Eigenſchaften in ſich vereinigt. Der gewöhnliche Schriftſteller zeichnet ſich nur dadurch aus, daß er in die Fußſtapfen des herrſchenden Lieblings des Tages tritt. Der wahre Dichter verſucht gerade das Gegentheil. Er ſtürzt ſich in die Flut der öffentlichen Meinung, ſelbſt wenn der Strom derſelben am ſtärkſten gegen ihn wogt, arbeitet ſich durch und hält ſeine Lorberkrone, wie Julius Cäſar ſeinen Mantel, triumphirend über die Wogen. Selten verfehlt eine ſolche Erſcheinung den herrſchenden Geſchmack des Zeitalters zu zertheilen und endlich zu ändern, und hat der kühne Wager mit Erfolg die ebbende Flut beſiegt, in der ſein Nebenbuhler fortſchwamm, ſo iſt von jetzt an der Zeitſtrom ihm günſtig. Indem wir dieſe allgemeine Bemerkung auf Lord Byron's Gedichte anwenden, erinnern wir daran, daß ſeit Cowper kein engliſcher Dichter weder in ſeiner eigenen Perſon, noch auf irgend eine Weiſe verſchleiert, um errathen zu werden, es gewagt hat, vor dem Publicum als ein lebendes und handelndes Weſen zu erſcheinen und als ſolches ſeine eigenen Empfindungen, Gedanken und Hoffnungen auszudrücken. Childe Harold iſt nicht Lord Byron ſelbſt, allein er iſt Lord Byron's Ebenbild, von ihm ſelbſt entworfen, in eine Phantaſietracht gehüllt, und dem Original ſo ähnlich, daß wir von dem einen auf das andre ſchließen können. Außer dem gefälligen Neuen, daß ein Reiſender und ein Dichter ſich dem Leſer gleichſam entgegenwirft mit ſeinen Anſichten und ſeinen Meinungen, ſeiner Liebe, ſeinem Haſſe, ſeinem Entzücken und ſeinem Kummer; außer dem Stolze, welchen der Leſer empfinden muß bei dem einladenden Aufrufe, mit einem Geiſte von dieſer Macht vertraut ſein zu dürfen, ſeine tiefen Rührungen zu bezeugen und zu theilen, ſind die Gefühle des Dichters an ſich ſelbſt von einer Beſchaffenheit, die Denjenigen mit Ehrfurcht ergreift, welchem der edle Pilger auf dieſe

Weiſe das Heiligthum ſeines Buſens aufgeſchloſſen hat. Die Leſer werden in kein anakreontiſches Paradies voll Myrtenlauben eingeführt, ſie werden in keine lange Halle geſtellt, die von Harmonien ertönt und mit bunten Lichtern blendet, und ſie werden nicht aufgefodert die frohen Geſtalten anzuſtaunen, welche in dem Zauberſcheine der Muſe vorüberflattern. Das Gaſtmahl iſt geendigt, und es iſt das Vergnügen ſeines melancholiſchen Gebers, daß ſeine Gäſte die Düſterheit kennen lernen ſollen, welche am ſchauerlichſten erſcheint, wenn ſie auf üppige und zügelloſe Freuden folgt. Die geleerten Becher liegen auf dem Boden; die verwelkten Kränze ſind abgeriſſen und unter die Füße getreten; die Inſtrumente ſchweigen oder geben nur wenige emphatiſche Accorde an, um die Gefühle der Angſt auszudrücken, während der finſtere Pilger unter den Ruinen deſſen, was einſt der Pallaſt der Freude war, über Zerſtörung zu Zerſtörung ſchreitet, und, die Gefäße des früheren Luxus von ſich ſchleudernd, mit gleichem Unwillen die ſchätzbare Aushülfe verſchmäht, welche die Weisheit ihm zum Erſatze anbietet. Der Leſer fühlt ſich alſo wie in der Gegenwart eines höhern Weſens: anſtatt daß ſeine Verſtandeskraft in Anſpruch genommen werde, wird ſeine Phantaſie entflammt und gedämpft, ſeinem Geſchmacke geſchmeichelt oder widerſprochen. Um ſeinen Beifall zu erwerben, wird ihm im Strome der erhabenſten Poeſie geſagt, daß weder er, der gefällige Leſer, noch irgend etwas, das die Erde aufzuweiſen vermag, der Aufmerkſamkeit des edlen Reiſenden werth ſei. Alle Länder durchſtreift er, die Schönheiten der Natur aufzufaſſen und die Verbrechen und Thorheiten der Menſchen zu erſpähen, und von Allem entlehnt er Stoff zu Sorge, Unwillen und Verachtung. Von Dan bis gen Berſeba iſt alles kahl. Die gewöhnlichen Quellen des Glücks zu verachten, ſich mit Unwillen von den Vergnügungen, die andre feſſeln, loszureißen, und, als geſchähe es abſichtlich, übel zu erdulden, die andre ängſtlich vermeiden, iſt auch ein Pfad des Ehrgeizes; denn kaum wird der Monarch mehr ob des Beſitzes geachtet, als der Anachoret ob der Verachtung alles deſſen, was zum Vergnügen führt."

„Jedoch nicht allein die Originalität der Perſönlichkeit des Pilgers iſt es, welcher Childe Harold ſeinen glänzenden Beifall verdankt; dies war nur die Spitze oder die ſcharfe Seite des Keils, wodurch das Werk in das Publicum eindrang. Das hohe Unternehmen, welches die allgemeine

Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm und das allgemeine Gefühl verachtete, ward durch Talente unterſtützt, die einem ſolchen Unternehmen gewachſen waren. Er, der die ganze Welt verachtete, ließ es durchblicken, daß er Talent und Genie genug habe, ſie zu gewinnen, wenn er es der Mühe werth hielte. In dem Sturme ſeiner enthuſiaſtiſchen Dichtkunſt iſt der Sinn herrſchend über den Klang, ſein Auge ſcharf genug, die Natur in ihren größten Tiefen zu erſpähen, ſein Pinſel mächtig genug, die abwechſelnden Bilder von Schönheiten und Schrecken vollendet darzuſtellen, und ſein Herz entflammt bei dem Rufe der Freiheit, voll edler Gefühle, jeden Augenblick bereit, die gefrorene Blende zu durchbrechen, in welche eine falſche Philoſophie es eingeengt hat, glühend wie der vernichtete und zuſammengepreßte Alkohol, der ein einziger brennender Tropfen in einer Eisrinde bleibt, die ſeine wäſſerigen Theile gebildet haben. Trotz dem Charakter, welchen er ſich angeeignet hat, iſt es unmöglich, in dem Pilger nicht das zu erblicken, wozu ihn die Natur gebildet hat, und was er, trotz einer ſchlechten Metaphyſik und einer ſchlechten Politik noch immer ſein kann: ein Mann, deſſen erhabenen Talenten der Weiſe und der Tugendhafte ſich mit

Ehrfurcht und Liebe nahet, ohne einen Seufzer oder ein Zürnen unterdrücken zu können.“

Wenn das Beſtreben oder auch die Sucht, ſich auszuzeichnen, den jungen Lord früherhin zu manchen Seltſamkeiten und ſogenannten tollen Streichen verführt hatte, ſo bedurfte er jetzt deren nicht mehr, um ſich in ſeinem Vaterlande geltend zu machen. Sein glänzender Ruhm erhob ihn in jedem Kreiſe der Hauptſtadt zu einem Geſtirn erſter Größe; und die meiſten Engländer behaupten, es hätte in dieſer Periode nur von ihm abgehangen, ein Abgott der großen Welt zu werden, wenn er ſich nur einigermaßen in die Formen und Herkömmlichkeiten derſelben hätte fügen wollen. In dieſem Vorwurfe iſt Wahres mit Unwahrem gemiſcht. Allerdings war der Götzendienſt der Mode in jener ſogenannten großen Welt nicht das Ziel, wonach der Ehrgeiz eines Geiſtes wie Byron ſtreben mochte. Jedoch begab er ſich in jene Welt hinein und ließ die Leute in derſelben gewähren. Dagegen durfte er dann wohl fodern, daß man auch ihn gewähren ließe. Ein Geiſt von ſo außerordentlicher Natur wie Byron kann unmöglich jeden Abend geſtimmt ſein, ſeine Liebenswürdigkeit an jedem Spieltiſche und hinter jedem Damenſtuhle auszubreiten. Oft ſtand er Stunden lang in dem Schwarme der Geſellſchaft in einem Winkel gedrückt, und die Gewöhnlichkeit konnte das nicht anders deuten, als daß er durch ungewöhnliche Huldigungen in den Kreis gezogen ſein wollte. Manches nichtsſagende Damenlärvchen hat ſich nie eines Blicks oder einer Anrede von ihm zu rühmen gehabt, ſo oft er auch an ihm vorübergehen mochte. Alles das hieß in der Sprache der großen Welt Anmaßung, ſchlechter Ton, Grobheit. Die große Welt will ihre Geſellſchaft ſämmtlich nach einem Zuſchnitt haben, und Sonderbarkeiten und Eigenheiten läßt ſie ſich nur gern gefallen, wenn ſie zu ihrer Beluſtigung dienen können. Dazu war nun aber leider Lord Byron's Originalität auch nicht zu gebrauchen. Man ſchlich und flüſterte alſo, ſo gut es ſich thun ließ, um den großen Geiſt herum: ſeine alten Jugendthorheiten, die Streiche des Schülers und des Studenten, die Eigenheiten ſeines Pilgerlebens wurden in witzig aufgeſtutzten Anekdoten hinter ſeinem Rücken zum Beſten gegeben, und nicht wenig ſolcher Curioſa erfand man noch hinzu. Ein eigenes Geſchick der großen Geiſter! Dem gewöhnlichſten Alltagsmenſchen vergibt man gern die Ausſchweifungen und Tollheiten ſeiner Jugend, ſobald er in das ausgefahrene-Gleis der Herkömmlichkeit eingebogen hat. Er hat ſich die tollen Hörner abgelaufen, heißt es, und nun iſt er ein gar charmanter Mann. Aber dem großen Geiſte trägt man ſeine früheſten Verirrungen mit kleinlicher Schadenfreude nach, als wollte man dadurch zu erkennen geben, daß auch er einen Tribut habe zahlen müſſen, der ihn in das Reich der lieben Gewöhnlichkeit verſetze. Endlich war es auch ein wohlthuender Kitzel für die geiſtesarme Vornehmheit, zu fühlen und merken zu laſſen, daß der junge Lord ſeinem Geiſt eine Rolle ſpielen ließe, weil jedes andre Auftreten auf der Bühne der großen Welt ihm verſagt wäre. Denn die Vermögensumſtände Byron's waren in dieſer Periode nur mittelmäßig für einen Lord zu nennen, und haben ſich erſt in der Folge auch durch ſchriftſtelleriſche Erwerbungen bedeutend erhoben *). So galt denn, nach dieſer

---

*) Newſtead-Ablei war ihm von ſeinem Großoheim in einem ſehr zerrütteten Zuſtande hinterlaſſen worden, und ſeine Beſitzungen in Lancaſhire trugen überhaupt nicht viel ein. Bald nach ſeiner Rückkehr aus Griechenland verkaufte er Newſtead-Abtei mit den dazu gehörigen Ländereien für 150,000 Pfund. Aber da der Käufer die gebotene Summe nicht zahlen konnte, fiel die Beſitzung ihrem alten Herrn

Anſicht, Byron's Versmacherei für einen letzten verzweifelten Entſchluß, etwas aus ſich zu machen.

Dieſe Bemerkungen ſollen nichts weiter beweiſen, als daß der Vorwurf, Lord Byron habe ſich mit eitlem Muthwillen und ſtolzem Trotze allmälig aus ſeinem Vaterlande ſelbſt verbannt, nicht ganz gerecht iſt. Byron paßte nicht für die große Welt von London, und dieſe nicht für ihn. Es iſt alſo nur zu bedauern, daß ſie und er jemals in Berührung gekommen ſind. Daß das Individuum vor der Maſſe endlich die Segel ſtreichen muß, liegt in der Natur; und obgleich kein Bannbrief ihn jemals von den Küſten ſeines Vaterlandes verjagt hat, ſo mußte ſein edler Geiſt ſich

---

wieder zu. Einige Jahre nachher gewann ſein Vermögen einen bedeutenden Zuwachs durch die Entdeckung einer reichhaltigen Kohlenmine auf dem Terrain ſeiner Beſitzungen bei Rochdale. Byron ſelbſt ſagt in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin, daß er ſein Vermögen zum Theil ſchon vorweggenommen hatte, ehe er als Mündiger zu deſſen Beſitz gelangt war. Die Verheirathung mit der reichen Miß Milbanke brachte ihm wenig ein, wie in der Folge erzählt werden wird. Jedoch theilte er nach der Trennung der Ehe eine bedeutende Leibrente mit der Lady Byron, ein Legat des Lord Wentworth.

doch fortgetrieben fühlen aus einer Umgebung, die ihn ſo gemein mißverſtehen und ſo ſchmählich mißdeuten konnte, in welcher ſeine höchſten Ideen in den Staub getreten, ſeine innigſten Gefühle verſpottet, ſeine heißeſten Beſtrebungen mit Achſelzucken begünſtigt wurden. Faſſen wir dieſe Geſichtspuncte auf, ſo iſt es von keiner unterſcheidenden Bedeutung, ob wir ſagen: Byron hat ſich ſelbſt verbannt, oder, Byron iſt verbannt worden *).

I have not loved the world, nor the world me —

Dieſer Vers löſt viele Räthſel des Lebens unſers Dichters auf. Er liebte die Welt nicht, noch die Welt ihn. Aber ſein Herz fühlte in ſeiner düſtern, abgeſchloſſenen Einſamkeit das Bedürfniß der Liebe um ſo mächtiger. Das erſte

---

*) Byron ſelbſt nennt ſeine zweite Abreiſe aus England ein unfreiwilliges Exil, und wie reſignirt er auch ſeinen Harold ſcheiden läßt, ſo ſpricht doch vielleicht ſein wahreres Gefühl ſich in der 12. Stanze des zweiten Geſanges des Don Juan aus:

I can't but say, it is an awkward sight,
To see one's native land receding through
The growing waters — it unmans one quite.

Weſen, welches er lieben gelernt hatte, war ſeine Mutter, und in allen Wechſeln und Stürmen ſeines Lebens blieb ſein Gefühl für dieſe ſich und ihr getreu. Sie war die einzige, mit welcher er während ſeiner Pilgerſchaft einen ununterbrochenen Briefwechſel unterhielt, und ſeine Schreiben an dieſelbe ſollen in der unnachahmbaren Sprache der Natur die zärtlichſte Liebe und kindlichſte Ergebung ausdrücken*). Er fand ſeine Mutter nicht wieder, als er nach England zurückkehrte. Sie war nicht lange vorher in Schottland geſtorben, und Byron's Herz ſchlug verwaiſter als jemals in der Welt, die er nicht liebte, noch ſie ihn. Ein ſolches Waiſenthum bezeichnet der Dichter mit dem ſchönen Ausdruck: Orphan of the heart**), und es war ſein Loos, eine ſolche Waiſe des Herzens bis an ſein Lebensende zu bleiben.

Betrachten wir nach dieſen Andeutungen das Innere unſeres Dichters und ſeine Stellung in der großen Welt, ſo iſt es wohl mehr als begreiflich, daß er ſich jezt nach einem Weſen ſehnen mußte, dem er ſich ganz hingeben, vor dem er die reichen Tiefen ſeiner Bruſt öffnen, von dem er geliebt und verſtanden werden möchte. Aber kein gewöhnliches Weſen mit ſchönen Augen und rothen Wangen konnte der großen Foderung gewachſen ſein, einem Manne wie Byron, der gleichſam aus jener Welt verbannt, oder doch in jener Welt nicht zu Hauſe war, in welcher die vornehme Alltäglichkeit ihren Himmel auf Erden findet, in dem engen Kreiſe des häuslichen Lebens das zu geben, was er vergebens bis an die Grenzen von Aſien geſucht hatte, Ruhe und Zufriedenheit.

---

*) Die Bekanntmachung derſelben iſt in England hintertrieben worden. Neuerdings ſind ſie in Paris in engliſcher und franzöſiſcher Sprache bei den Gebrüdern Galegnani erſchienen.

**) Childe Harold. C. IV. St. 78.

Lord Byron heirathete am 2. Januar Anna Iſabella, die einzige Tochter des reichen Baronets Ralph Milbanke Noel. Dieſe Verbindung bildet einen Wendepunkt in des Dichters Lebensgeſchichte, und ſie entſchied über ſein ganzes künftiges Geſchick. Wir müſſen daher etwas näher in die unglücklichen Verhältniſſe eingehen, welche das Paar zuſammenführten und nach kurzer Vereinigung auf immer auseinanderriſſen.

Was die Perſönlichkeit und den Charakter der Miß Milbanke betrifft, ſo haben auch die eifrigſten Gegner derſelben in dem nur zu öffentlich gewordenen Scheidungsproceß es nicht gewagt, ein nachtheiliges Licht auf ihre Liebenswürdigkeit oder ihre moraliſchen Eigenſchaften zu werfen*). Lord Byron lernte ſie zugleich kennen und zugleich lieben. Nur die gemeinſten Verleumder können dem Dichter des **Fare thee well!** das ſchmuzige Motiv unterſchieben, er habe ſich um Miß Milbanke nur wegen ihres großen Vermögens beworben. Wenn jenes Lied nicht ein Werk der Liebe iſt, ſo hat nie ein Dichter geliebt und nie ein Liebender gedichtet. Byron's Leidenſchaft für ſeine Braut hatte einen ſchweren Kampf mit alten Vorurtheilen und Grundſätzen zu beſtehen, die ihn zu einem hartnäckigen Cälebs machen wollten; aber ſie ſiegte. Wir wollen darüber unſern Dichter ſelbſt hören:

„Als mein Vater ſtarb, war ich nicht mehr ſo jung, um nicht eine Erinnerung von ihm zu behalten. Ich bekam ſehr früh einen Abſcheu vor dem Heirathen durch den Anblick häuslicher Zwiſte. Dies Gefühl ward ſehr laut in mir bei meiner Hochzeit. Es flüſterte mir etwas zu, ich ſiegle meinen Todesſchein. Noch im letzten Augenblick wär' ich zurückgetreten, hätte ich gekonnt. Ich dachte an einen meiner Freunde, der ein junges, ſchönes, reiches Mädchen geheirathet hatte und dennoch elend war. Er hatte mir heftig abgerathen, meinen Nacken nicht unter daſſelbe Joch zu beugen; und ich war feſt entſchloſſen ſeinem Rathe zu folgen. Ich hatte mit Hay um funfzig Guineen gegen eine gewettet, daß ich immer unverheirathet bleiben würde. Sechs Jahre ſpäter ſandte ich ihm das Geld. Den Tag vorher, eh' ich Lady Byron den Antrag machte, hatte ich noch keinen Gedanken daran" *).

---

*) Byron ſelbſt macht folgendes Portrait von ihr: „Es war etwas Pikantes und Angenehmes, was wir pretty nennen, in Miß Milbanke. Ihre Züge waren klein und weiblich, obgleich nicht regelmäßig. Sie hatte die ſchönſte Haut, die man ſich denken kann. Ihre Figur war vollkommen für ihre Größe, und es war eine Einfachheit und zurückgezogene Beſcheidenheit in ihrem Weſen, das ſie ſehr charakteriſirte und einen glücklichen Contraſt mit der kalten künſtlichen Förmlichkeit und Steifheit, die man Ton (fashion) nennt, bildete.“ Conv. of L. Byron.

Dieſe Äußerungen, an deren Wahrheit wir nicht Urſache haben zu zweifeln, geben uns zu erkennen, daß augenblickliche Regungen der Liebe den Lord Byron in das Band der Ehe hineinführten, in welchem er ſich nun, wie überraſcht und erſchrocken, als einen Gefeſſelten erblickte.

---

*) Conversations of Lord Byron.

Dieſe Art und Weiſe zu heirathen entſpricht ganz dem unſtäten Weſen unſeres Dichters, und wir dürfen ſie wohl als unüberlegt und übereilt tadeln. Dagegen iſt auch Lady Byron in dieſem Bezuge nicht ganz ſchuldlos. Sie kannte den Bräutigam zu wenig, dem ſie ihre Hand gab, und es fehlten ihr das Vertrauen und die Nachgiebigkeit, worauf ein ſo eigenthümlicher Geiſt wie der ſeinige wohl auch in ehelichen Verhältniſſen Anſpruch zu machen berechtigt ſein dürfte *). Wir wollen mit dieſer Behauptung nicht etwa den Grundſätzen einer ſogenannten vornehmen Ehe das Wort reden. Byron hat ſich nie einer Untreue gegen ſeine Gattin ſchuldig gemacht, oder ſie mit Kälte und Härte behandelt. Aber freilich waren die Art und Weiſe ſeines Lebens, ſeine Geſellſchaft, ſeine häusliche Ordnung oder auch Unordnung,

---

*) Byron ſelbſt behauptet, ſeine Frau habe ihn nie geliebt. „Ich war in der Mode“, ſagte er, „als ſie zuerſt in Geſellſchaft kam. Ich war im Ruf, ein großer Wüſtling zu ſein, und war ein großer Stutzer; beides gefiel dem Mädchen. Sie heirathete mich aus Eitelkeit und in der Hoffnung, mich zu beſſern und feſtzuhalten. Sie war ein verzogenes Kind; von Natur zur Eiferſucht geneigt; und dieſe ward noch durch die hölliſchen Machinationen ihrer Vertrauten vermehrt. Conv. of L. Byron

und kurz, ſeine Eigenthümlichkeit in ſeinen vier Wänden faſt in allen Punkten dem widerſprechend, was Miß Milbanke von Kindheit auf in dem väterlichen Hauſe als Vorbild einer guten und anſtändigen Einrichtung vor Augen gehabt hatte. Es konnte daher nicht fehlen, daß die Frau des genialen Dichters ſich ſträubte in ſeine häusliche Genialität einzugehen. Er aber fühlte ſich gedrückt von der Pedanterei, welche jene mit in ſein Haus brachte; und ſobald erſt die liebe Verwandtſchaft anfing die Hände in dieſe Angelegenheiten zu miſchen, ſo regte ſich in ihm der unaufhörlich lauernde Widerſtandsgeiſt, und die Ausſicht auf allmäliges gegenſeitiges Annähern und Verſtändigen war verſchloſſen. Die Einflüſterungen einer alten, vielleicht recht gutmüthigen, aber höchſt beſchränkten Dienerin, welcher alles ein Gräuel war, was nur um ein Haar breit von dem Wege der ehrenwerthen Alltäglichkeit abwich, wirkten auf das lenkſame Gemüth der jungen Lady eben ſo nachtheilig, wie die Einſtimmung ihrer Mutter in ihre Klagen. Denn dieſe war dem Lord nie gewogen geweſen und bildete nach dem Ausbruche jener häuslichen Zwiſtigkeiten entſchiedene Partei gegen ihn. Trotz erzeugte Trotz; ein ſchneller Schritt riß den andern nach ſich; Ehrgeiz und Scham ſtellten ſich zwiſchen die immer weiter und weiter aus einander tretenden Gatten; Freunde und Feinde mit guten und böſen Abſichten miſchten ſich in die ärgerlichen Händel; die ehelichen Beſchwerden, Anklagen und Vertheidigungen des Byronſchen Hauſes wurden zu einer öffentlichen Zeitungsverhandlung gemacht, und die Gatten ſahen ſich, ohne es zu wollen und ohne es doch hindern zu können, ohne Zwang und doch ohne freien Willen, von einander getrennt. Beide hatten Recht und beide Unrecht, aber die meiſten Stimmen neigten ſich der Lady zu. Wohl ihr, wenn nach der Trennung, welche der Tod zwiſchen ihr und ihrem Gatten beſtätigt hat, ihre eigene innere Stimme ſtets für ſie ſpricht!

Nachdem wir den Gang der Umſtände, welche die Scheidung zwiſchen dem Lord und der Lady Byron herbeiführten, im Allgemeinen nachzuweiſen verſucht haben, blicken wir noch einmal auf die einzelnen Thatſachen zurück, welche dieſe Kataſtrophe begleiteten. Lord Byron's eigene Erzählung mag hier zuerſt eine Stelle finden: *)

„Meine erſte Bewerbung um Miß Milbanke

---

*) Conversations of Lord Byron.

wurde von ihr zwar abgewieſen, aber ihre abſchlägige Antwort war in Ausdrücken abgefaßt, die mich nicht beleidigen konnten. Außerdem war ich überzeugt, daß der Einfluß ihrer Mutter ſie in der Ablehnung meiner Bewerbung beherrſcht hatte; und dieſe meine Meinung wurde dadurch beſtätigt, daß ſie ſelbſt nach einem Jahre unſern unterbrochenen Briefwechſel wieder anknüpfte. Der Inhalt dieſes Briefes war, daß ſie, obgleich ſie mich nicht lieben könnte, doch meine Freundſchaft zu beſitzen wünſchte. Freundſchaft iſt ein gefährliches Wort für junge Damen. Es iſt die Liebe mit völlig gewachſenen Federn, die nur einen ſchönen Tag erwartet, um auszufliegen. Es war mir einmal prophezeit worden, daß ſiebenundzwanzig ein gefährliches Jahr für mich ſein würde. Die Wahrſagung hat nicht gelogen. Ich ſollte dieſes Jahr ſo kennen lernen. Nie werde ich den Tag vergeſſen. Lady Byron war die einzige unbefangene und unverlegene Perſon in dem Kreiſe. Lady Noel, ihre Mutter, ſchrie und weinte. Ich zitterte wie ein Blatt, gab verkehrte Antworten und nannte meine Frau nach der Ceremonie Miß Milbanke. Mit dem Ringe, welchen ich ihr bei der Trauung gab, hat es eine ſeltſame Bewandniß. An dem Tage der Trauung war ein Ring, den meine Mutter ſeit lange verloren hatte, von einem Gärtner in Newſtead beim Graben gefunden worden. Als ich ihn erhielt, dachte ich, er ſei mir zum Behufe der Trauung zugeſchickt. Aber die Ehe meiner Mutter war nicht glücklich geweſen, und dieſer Ring ſollte das Siegel einer noch unglücklichern Verbindung werden. Nachdem die kirchliche Feier *) vorüber war, reiſten wir nach einem Landgute des Sir Ralph, und ich wurde nicht wenig über die Anordnung dieſer Reiſe in Erſtaunen geſetzt und verlor etwas von meiner guten Laune, als ich eine Kammerjungfer zwiſchen mir und meiner jungen Frau eingeſchoben fand. Es war zu früh, den Herrn ſpielen zu wollen, und ich mußte mich fügen; aber es ward mir ſauer.“

So folgte eine ärgerliche Unannehmlichkeit unmittelbar auf die heilige Handlung, welche den Lord Byron zum Ehemann gemacht hatte. Mehrere und größere ſcheinen ſchon in den erſten Tagen ſeiner Ehe das häusliche Firmament getrübt zu haben. „Meine Flitterwochen,“ ſagt er, „waren nicht lauter Sonnenſchein. Das Barometer ſank und ſtieg, jedoch kam es nie bis auf Null herunter.“ Lady Byron hatte eine alte Dienerin ihres väterlichen Hauſes, ihre Erzieherin und Pflegerin, die, um mit Byron zu reden, aus der Küche ihrer Herrſchaft bis an die Tafel derſelben avancirt war, mit ſich nach London genommen. Dieſe Frau war ihrem Gemahl eine widerwärtige Erſcheinung. Er hielt ſie für eine Spionin der ſchwiegermütterlichen Partei und empörte ſich über den Einfluß, welchen ſie über ſeine junge Frau und dadurch auch über ſein Hausweſen ausübte. Wir dürfen freilich dem carikirten Gemälde nicht trauen, welches Byron von dieſer alten Frau in einer Stunde brennender Rachſucht entworfen hat *): aber wenn die Gouvernante auch kein ſolches Scheuſal von innerer und äußerer Häßlichkeit war, wie die blinde Leidenſchaft des Dichters in ihr erblickte, ſondern nicht mehr und nicht weniger als eine Gouvernante, ſo war ſie doch, ſei es durch Idioſynkraſie, ſei es durch irgend eine unbedeutende äußere Veranlaſſung, gleichſam ein Dorn an der Roſe des ehelichen Glücks des Neuvermählten;

---

*) Byron bedient ſich eines ſarkaſtiſchen Ausdrucks dafür, an ordeal

---

*) Das famöſe Gedicht: **Sketch from Private Life.**

und er hatte daher wohl Urſache, zu erwarten, daß ſeine Gattin ſeinem Wohlbehagen den täglichen Umgang und das Zuſammenwohnen mit ihrer Gouvernante aufopfern möchte. Aber die Gouvernante blieb im Hauſe und wurde in der Folge, wenn auch kein weiblicher Jago, doch ſicherlich auch keine unbefangene Ausgleicherin leichter Mißverſtändniſſe und Streitigkeiten des jungen Ehepaars. Sie mag freilich alles, was ſie that, aus Liebe und Treue gegen ihre Herrin und Freundin gethan haben, aber damit iſt es nicht entſchuldigt, wenn ſie, Lord Byron für unfähig haltend dieſe zu beglücken, das Band auflöſen half, welches ihren Engel mit einem Manne zuſammenkettete, der in ihren Augen wohl ein halber Teufel ſcheinen mochte.

Gegen Ende des Jahres 1815 gebar Lady Byron ihrem Manne eine Tochter, Ada, sole daughter of his house and heart, und dieſes Pfand der Liebe ſchien dazu berufen, den Bund der Ältern, welcher bereits durch mancherlei Störungen des häuslichen Friedens erſchüttert worden war, wieder zu befeſtigen. Aber dieſe Erwartungen blieben unerfüllt, und nicht lange nach den Wochen verließ Lady Byron mit ihrem Kinde das Haus ihres Gatten, welches ſie nie wieder betreten ſollte. Dieſer entſcheidende Schritt war durch verſchiedene Motive herbeigeführt worden. Lord Byron's ökonomiſche Umſtände waren, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, damals keinesweges glänzend, und er war nicht gewohnt, bei ſeinen Ausgaben Rückſicht auf ſeine Einnahmen zu nehmen. Die zehntauſend Pfund, welche Sir Ralph ſeiner Tochter mitgegeben hatte, waren bald verſpeiſt nnd vertrunken, und die Verſchwendung der Tafel mochte der Lady Byron um ſo ärgerlicher ſein, da die Wahl der Gäſte ſelten mit ihren Grundſätzen oder Vorurtheilen von Anſtand und Schicklichkeit übereinſtimmte. Ein beſonderes Ärgerniß gab ihr der Umgang ihres Gemahls mit Schauſpielern und andern mit dem Theater zuſammenhängenden Perſonen, und ſie vermied ſo viel als möglich jede Berührung mit dieſer Geſellſchaft, wodurch Byron nicht ſelten als Herr des Hauſes bloßgeſtellt wurde. Dies mußte ihm aber um ſo empfindlicher ſein, da ſein Verhältniß zu jenen Perſonen ein halb amtliches war. Denn er hatte ſich ſeit längerer Zeit in eine Theilnahme an der Direction des Drury-Lane-Theaters eingelaſſen, und inſofern dieſe mit ſeinen dichteriſchen Beſtrebungen zuſammenhing, hatte Lady Byron, als Gattin eines Dichters, wohl kein Recht, ihm ſein Theaterverhältniß zu verleiden. Aber die Eiferſucht nährte und befeuerte ihren Widerwillen gegen das Schauſpielweſen; denn Byron mußte in ſeiner Eigenſchaft als Mitglied der Direction von Drury-Lane nicht ſelten auch Schauſpielerinnen bei ſich empfangen und unter vier Augen mit ihnen ſprechen. Namentlich ſoll die ſchöne Miß Mardyn der Gegenſtand der Eiferſucht der Lady Byron geworden ſein und eine Scene im Hauſe des Lords veranlaßt haben, welche wohl vorzüglich dazu beitrug, den Entſchluß in der Lady zur Reife zu bringen, zu ihren Ältern zurückzukehren, um durch deren Einfluß vielleicht eine Änderung in dem häuslichen Leben ihres Gemahls zu bewirken. Es wird erzählt, daß Byron eines Morgens die erwähnte Miß Mardyn in ſeiner Bibliothek empfing. Während der Zeit ihres Geſprächs war ein heftiger Regen eingefallen, und der Lord ſchickte nach einem Fiacre für die Dame. Es war keiner aufzutreiben, und der Hausherr bot ihr ſeinen Wagen an. Mylady ließ auf die Beſtellung, daß angeſpannt werden ſollte, zurückſagen: des Lords Wagen ſei verliehen und noch nicht zurück. Nun merkte der Lord die Abſicht ſeiner Gemahlin, und mit ruhiger Entſchloſſenheit befahl er, Mylady's Wagen ſolle vorfahren. Dieſe vergaß ſich nun ſo weit, daß ſie durch einen Bedienten erklären ließ: niemals werde ſie zugeben, daß Miß Mardyn in einem ihr zugehörigen Wagen fahre. Byron hielt ſich auch jetzt noch und lud die Schauſpielerin zum Mittagseſſen ein. Aber als er ſie in den Speiſeſaal einführte, brach das Gewitter der Eiferſucht und des gereizten Ehrgeizes aus, und es entſtand eine Scene, in welcher die Schauſpielerin gewiß die ſchwerſte Rolle zu ſpielen hatte. Leider wurde dieſer Vorfall in der Hauptſtadt durch den Ruf verbreitet und entſtellt, und das Publicum nahm Partei gegen die ſonſt ſo beliebte Miß Mardyn und pochte ſie bei ihrem nächſten Auftreten aus. Aber ſie entwaffnete durch die Würde ihrer Vertheidigungsworte die ungerechten Angreifer ihrer Ehre, und es hat ſich in der Folge auf das genügendſte erwieſen, daß zwiſchen ihr und dem Lord Byron nie ein unerlaubtes Verhältniß ſtattgefunden *).

---

*) Byron in ſeinen Geſprächen mit dem Capitain Medwin läugnet dieſen Vorfall und verſichert, daß er mit Miß Mardyn kaum ſo bekannt geweſen ſei, um mit ihr zu ſprechen. Dagegen erzählt er, daß Lady Byron's eiferſüchtiges Mißtrauen gegen

Auch die zerrütteten Vermögensumſtände des Lord wirkten gleichzeitig auf die Beſchleunigung der Trennung der Lady von ihrem Gemahle. Byron ſelbſt geſteht ein, daß es ſo weit mit ihm gekommen war, daß die Gerichtsdiener damit umgingen ihn bis auf die Betten auszupfänden. Ein Gläubiger trieb den andern aus ſeinem Hauſe, und die Heftigkeit des Verſchuldeten vereitelte jeden Weg einer gütlichen Ausgleichung. Man kann ſich vorſtellen, wie Lady Byron ſich als Zeugin ſolcher Auftritte befand, die ſie in ihrem väterlichen Hauſe kaum aus Romanen kennen gelernt hatte, und wie Byron's Laune dabei beſchaffen ſein mochte. Indeſſen hat man ihm, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, keine liebloſe und rohe Behandlung ſeiner Gemahlin nachſagen können. Er ſelbſt beſchuldigt ſich eines einzigen harten Wortes gegen ſie. „Eines Abends kurz vor ihrer Abreiſe", erzählt er[*]), „ſtand ich

---

ihn ſo weit gegangen ſei, daß es ſie verleitet habe, ſein Schreibepult heimlich aufzubrechen und ſeine Briefe zu entwenden. Ja, die Oppoſitionspartei der Familie Milbanke ſoll ſogar einen Verſuch gemacht haben, den Dichter für wahnſinnig erklären zu laſſen.

[*]) Conversations of Lord Byron.

am Kamin und grübelte über meine verzweifelte häusliche Lage und andere Unannehmlichkeiten nach. Da trat Lady Byron herein und ſagte: Byron, bin ich Ihnen im Wege? und ich antwortete: Verdammt *). Es that mir nachher leid und ich machte mir Vorwürfe über den Ausdruck, der mir unwillkürlich und ohne böſe Abſicht entſchlüpft war. Ich wußte ſelbſt kaum, was ich geſagt hatte.“

Lady Byron verließ das Haus ihres Gemahls keineswegs in der Abſicht, nie wieder in daſſelbe zurückzukehren. Sie wünſchte nur, durch die Mitwirkung ihrer Ältern, und zunächſt wohl auch durch deren Vermögen, ihre und ihres Gemahls Lage zu verbeſſern. Aber in dem Hauſe des Sir Ralph ſah man die Verhältniſſe ihrer Ehe nicht mit den Augen der Liebe an, und die Partei der Mutter, zu welcher, wie ſich erwarten läßt, die Gouvernante als gewichtiges Mitglied ſich geſchlagen hatte, arbeitete unaufhörlich darauf hin, die Trennung der Lady von ihrem Gemahle dauernd zu machen. Ein Rechtsgelehrter wurde zu Rathe gezogen, die Schulden des Lords wurden berechnet, die Nachbarn und Nachbarin-

---

*) Damnably.

nen trugen arge Geſchichtchen und Anekdoten aus alter und neuer Zeit, wahre und unwahre, von dem Leben und Treiben des wilden Sonderlings in das Haus, und Lady Byron gewann endlich die Überzeugung, ſie könne nie wieder in die Arme ihres Gemahls zurückkehren*).

Byron hatte dieſe Wendung der Dinge nicht erwartet. Ein Brief, welchen ſeine Gemahlin auf der Reiſe nach ihrem väterlichen Wohnſitze an ihn ſchrieb, war in den freundlichſten Ausdrücken abgefaßt und führte die Anrede: **Dear Duck!** Kaum aber war ſie bei ihren Ältern angelangt, als er ein kurzes Schreiben von dem Sir Ralph empfing, des Inhalts, daß ſeine

---

*) Byron ſpricht ſeine Frau ſelbſt inſoweit von aller Schuld in dieſer Sache los, daß ſie ein Werkzeug in den Händen Anderer geweſen ſei. „Ihre Mutter“, ſagt er, „verabſcheuete mich immer, ſie beobachtete nicht einmal den Anſtand, dies in ihrem eigenen Hauſe zu verbergen. Dazu war Lady Byron ſelbſt von dem beherrſcht, was ſie feſte Regeln und Principien nannte, die mathematiſch zuſammengepaßt waren. Doch muß ich geſtehn, daß ſie gegen mich keinen Beweis ihrer gerühmten Conſequenz ablegte. Erſtlich wies ſie mich ab, dann nahm ſie mich, dann trennte ſie ſich von mir, alles nach Grundſätzen.“

Tochter ihn nie wiederſehen würde. Byron antwortete ſogleich und proteſtirte gegen den väterlichen Ausſpruch, behauptend, daß er überzeugt ſei, Sir Ralphs Brief drücke nur die Geſinnungen des Vaters, nicht die der Tochter aus. Aber der nächſte Poſttag brachte die Beſtätigung des väterlichen Spruches von der Hand der Tochter.

Nunmehr vergaß Byron allerdings jede Rückſicht, zu welcher Pflicht und Klugheit ihn auf gleiche Weiſe hätten vermögen ſollen, und ſeine Leidenſchaft machte den Bruch, welcher vielleicht mit der Zeit noch einmal wieder zuſammenzubinden geweſen wäre, immer größer und tiefer. Der unüberlegteſte Schritt, welchen der Lord ſich in ſeinem Verfahren gegen ſeine Gemahlin und deren Familie zu Schulden kommen ließ, war die Ausſtellung ſeiner ehelichen Verhältniſſe und Händel in dem Morning-Chronicle, deſſen Herausgeber, Namens Perry, ſein perſönlicher Freund war. Dieſer ging in ſeinem freundſchaftlichen Dienſteifer ſo weit, daß er den Sir Ralph mit dem Abdruck der Briefe ſeiner Tochter an ihren Gemahl bedrohte. Auf ſolche Weiſe wurden Lord Byron's häusliches Leben und ehelicher Proceß in die Öffentlichkeit hinübergeſpielt, und die Theilnahme an dieſen Verhandlungen erregte Zeitungsfehden und trennte das Publicum in Parteien für und wider den Lord. Indeſſen ſtanden die meiſten Parteinehmer auf der Seite der Lady, und die Heftigkeit der Erbitterung, mit welcher er die Waffen ſeines Geiſtes gegen die in einem ſolchen Kampf ihm nicht gewachſenen Gegner vor den Augen des Publicums führte, machte die Gerechtigkeit ſeiner Sache verdächtig. Die Familie Milbanke, im Vertrauen auf dieſe Stimmung des Publicums, ließ alles über ſich ergehen und blieb unerſchüttert bei ihrem Entſchluſſe ſtehen. Die Scheidung wurde ausgeführt *).

---

*) Wie lebhaft das londoner Publicum in dieſer Sache Partei gegen den Lord nahm, erzählt er ſelbſt dem Capitain Medwin: „Ich brauche Ihnen nicht zu ſagen, welche Schmähungen und Beſchimpfungen mich trafen, als unſre Trennung öffentlich bekannt wurde. Ich machte einmal aus den Tagesblättern ein Verzeichniß der verſchiedenen Helden, mit denen ich verglichen wurde. Nur wenige ſind mir im Gedächtniß geblieben: Nero, Apicius, Cäſar, Caligula, Heliogabalus, Heinrich der Achte und endlich der —. Alle meine vorigen Freunde, ſelbſt mein Vetter Georg Byron, der mit mir erzogen worden war, und den ich wie einen Bruder liebte, nahmen meines Weibes Partei. Man betrachtete mich als den ſchlechteſten Ehemann, als den verruchteſten und gottloſeſten Menſchen, und

Schmerz der Liebe und Ingrimm der Rache beſtürmten gleichzeitig das Herz des Dichters, und es machte ſich in zwei Ergießungen Luft. Das Abſchiedslied **Fare thee well!** gehört ohne Zweifel zu dem Wahrſten, Wärmſten und Tiefſten, was je aus der Feder eines unglücklichen Liebenden gefloſſen iſt. Man hat zwar den Schmerz dieſes Liedes hier und da einen erheuchelten genannt, aber ohne Rückſicht auf das Innere des Gedichts. Der äußere Umſtand, daß der Dichter es durch die Zeitungen bekannt machte, iſt freilich eine Entweihung der heiligen Wahrheit ſeines Schmerzes. Aber die Wahrheit ſelbſt wird doch durch dieſen Mißgriff nicht aufgehoben. Hätte er das Publicum über ſeine Gefühle täuſchen wollen und können, ſo würde es ſeinem Weſen viel angemeſſener geweſen ſein, mit ſtolzem Trotze von ſeiner Gemahlin zu ſcheiden, als in weichen

---

meine Frau als einen duldenden Engel, als den Inbegriff aller Tugenden und Vollkommenheiten ihres Geſchlechts. Ich ward mißhandelt in Druckſchriften, war das Geſpräch aller Geſellſchaften, ward ausgeziſcht im Oberhauſe, auf den Straßen inſultirt, und ſcheute mich in das Theater zu gehn, aus dem die unglückliche Miß Mardyn ſchimpflich fortgejagt worden war''.

Klagen. Eben ſo wenig beweiſt die faſt gleichzeitige Abfaſſung des Paſquills gegen die oft erwähnte Gouvernante, **Sketch from Private Life**, etwas gegen die Ächtheit der Empfindung in jenem Abſchiedsliede. Denn wenn des Dichters Buſen abwechſelnd mit wehmüthigen Schmerzen über ſeinen Verluſt, und mit racheluſtigem Ingrimm gegen die vermeinte Haupturheberin ſeines Unheils kämpfte, was Wunder, wenn er beiden Leidenſchaften Worte gab?

Gegen Ende des Aprils 1816 verließ Lord Byron ſein Vaterland und ſetzte nach Frankreich über. Daß dieſe Abreiſe eine Folge ſeiner Scheidung war, bedarf keines Beweiſes; indeſſen haben wir oben gezeigt, wie unſer Dichter, auch ohne den unglücklichen Ausgang ſeiner Ehe, Urſachen in Menge zu haben meinte, ſich in ſeinem Geburtslande nicht heimiſch zu fühlen; und mit den unvernarbten Wunden der letzten Mißhandlung, die ſein Herz tief getroffen hatte, ſchied er diesmal von den vaterländiſchen Küſten, entſchloſſen und überzeugt, ſie nie wiederzuſehen. Denn er hatte ja ſogar die alte Abtei, den Sitz ſeines Hauſes, vor ſeiner Abreiſe verkauft, obgleich, wie er ſeiner Mutter kurz vor ihrem Tode erklärt hatte, ſein Schickſal unzertrennlich von Newſtead ſein ſollte *). Man wird daher ohne Befremden hören, daß er kein ſchönes Bild und kein patriotiſches Gefühl aus ſeinem Vaterlande mit in das Ausland hinübernahm. Nur auf ſeine Ada, das einzige Kind ſeines Hauſes und Herzens, warf er Blicke der Sehnſucht zurück als Albiens weiße Ufer hinter ihm ſchwanden:

> Is thy face like thy mother's, my fair child!
> Ada, sole daughter of my house and heart?
> When last I saw thy young blue eyes, they smiled,
> And then we parted, — not as now we part,
> But with a hope.

Die Zeit iſt vorbei, fährt er fort, wo Albiens ſchwindende Ufer mein Herz froh oder traurig machen konnten. Willkommen! ruft er dem Ocean zu, der ſich unter ihm bäumt wie ein Roß, das ſeinen Reiter kennt. Wohin? Er weiß es nicht. Mögen die Fluten und Stürme ihn

---

*) Seine Mutter, die ſehr an Newſtead hing, hintertrieb den erſten Verkauf, von dem vorher in einer Anmerkung die Rede geweſen iſt. Damals verſchrieb ihr Byron einen lebenslänglichen Aufenthalt in Newſtead und erklärte, um ſie zu beruhigen, was eben angeführt worden iſt. Dallas Recollections.

treiben. Er iſt überall zu Hauſe, wo keine Menſchen hauſen:

Where rose the mountains, there to him were friends;
Where roll'd the ocean, thereon was his home;
Where a blue sky and glowing clime extends,
He had the passion and the power to roam;
The desert, forest, cavern, breaker's foam,
Were unto him companionship; they spake
A mutual language, *clearer than the tome*
Of his land's tongue, which he would oft forsake
For Nature's pages glass'd by sunbeams on the lake.

Mit ſolchen Gefühlen und Anſichten betrat der Pilger Frankreich, welches er, den Ufern des Rheins zueilend, ohne Aufenthalt durchzog. Sein Weg führte über das Schlachtfeld von Waterloo, auf dem vor weniger als einem Jahre das größte Reich Europas zertrümmert worden war. Byron konnte dieſe Stätte nicht unbeſucht laſſen; aber ſein Beſuch war nicht der eines patriotiſchen Wallfahrers. „Als eine Ebene“, ſagt er in einer Note zu dem dritten Geſange des Childe Harold, „ſcheint Waterloo zur Scene irgend einer großen Schlacht recht eigentlich beſtimmt, obgleich das auch bloße Einbildung ſein kann. Ich habe mit Aufmerkſamkeit die Ebenen von Platää, Troja, Mantinea, Leuktra, Charonea und Marathon geſehn, und dem Felde bei Mont St.-Jean und Hougoumont fehlt vielleicht weiter nichts als eine beſſere Sache und jene unerklärliche aber wunderbar wirkende Glorie, welche der Lauf der Jahrhunderte über ſolche berühmte Stätten legt, um ſich mit jenen Ebenen vergleichen zu dürfen.“ Childe Harold ſelbſt ſpricht noch kräftiger und kühner: „Steh!“ ruft er ſich zu; „dein Fuß wandelt über dem Staube eines Reiches.“ Und ſeine ganze Moral über das ungeheure Leichenfeld iſt endlich:

How thad red rain hath made the harvest grow!
And is this all the world has gain'd by thee,
Thou first and last of fields! King making Victory?

Jedoch bringt er, der arge Kosmopolit, auch ein Opfer der Pietät auf dem ſonſt ſo wenig heilig gehaltenen Schlachtfelde dar. Wir meinen die ſchönen Verſe zum Andenken an den hier gefallenen Major Howard, einen ſeiner Verwandten. Von den Niederlanden wandte ſich Byron nach Koblenz und feierte hier, im Angeſichte von Ehrenbreitſtein, den jungen tapfern General Marceau, einen Helden der franzöſiſchen Republik, welcher bei der Belagerung dieſer Bergfeſtung von einer Kugel getödtet wurde und hier unter einem Monument begraben liegt. Die lachenden Ufer des Rheins, an denen der Pilger bis nach Baſel hinaufzog, erheiterten einige Stunden lang ſeinen finſtern Geiſt. Von Baſel nahm er ſeine Richtung gegen Genf, und die Alpen, „die Zinnen der Paläſte der Natur, die Eisdächer der Gletſcher, die Donnerkeile des Schnees, die Lavinen", erhoben ſeine Seele über das Gefühl ihrer Leiden empor. Aber ehe er dieſe Höhen erſtieg mußte er noch an einer heiligen Stätte knieen, an dem Beinhauſe von Murten:

While Waterloo with Cannae's canarge vies,
Morat and Marathon twin names shall stand;
They were true Glory's stainless victories,
Won by the unambitious heart and hand
Of a proud, brotherly and civic band,
All unbought champions in no princely cause
Of vice-entail'd Corruption; they no land
Doom'd to bewail the blasphemy of laws
Making Kings' rights divine, by some Draconic clause.

Auch konnte er der Verſuchung nicht widerſtehen, einige von den burgundiſchen Gebeinen als Trophäen der Freiheit mit ſich zu nehmen, mit dem Vorſatze, ſie als Heiligthümer aufzubewahren.

Einen längern Aufenthalt machte der Dichter an den Ufern des Genferſees, die er im Junius 1816 erreichte. Er nahm ſeine Wohnung in der Campagne Diodati*) und lebte hier ſehr eingezogen, jede Berührung mit der großen Welt vermeidend und beſonders verſchloſſen gegen die Beſuche ſeiner Landsleute, von denen daher manche nach ihrer Heimkehr alberne Anekdoten von dem Manne in Umlauf brachten, den ſie höchſtens von fern in einem Kahne auf dem See geſehn hatten. Er machte während des Sommers und Herbſtes mehrere Streifereien durch die Schweiz: zunächſt boten der See und ſeine Nachbarſchaft die Scenen dar, welche Rouſſeau in ſeiner Heloiſe gefeiert hat; Clarens, Vevay, Chillon, Boveret, St. Gingo, Meillerie, Erſan. Daß die Mönche des St. Bernhard das Bosquet de Julie um des lieben gemeinen Bedürfniſſes willen niedergehauen hatten, mußte einen Dichter wohl empören. Die großen Verdienſte dieſer heiligen Brüder um die Rettung und Erquickung der Reiſenden auf den gefährlichen Bergſtraßen des St. Bernhard bleiben aber durch ſein Anathema gegen ihre undichteriſche und egoiſtiſche Praxis unangetaſtet. Rouſſeau und Voltaire konnten nicht ohne Gruß und Anſprache bleiben, wenn ein Childe Harold Clarens, Lauſanne und Ferney beſuchte. Seine Charakteriſtiken dieſer beiden Philoſophen müſſen freilich ein nicht geringeres Ärgerniß bei rechtgläubigen Chriſten und Bürgern erregen, als die Philoſophen ſelbſt. Aber von ſeinem Standpunkte, als eines Deiſten und Kosmopoliten, ſind ſie überaus ſcharf und treffend. Auch Reiſen in die höhern Alpen wurden unternommen, und namentlich die Gletſcher der Jungfrau unter Sturm und Donner durchklettert *).

---

*) Sie liegt in dem Dorfe Coligny auf der ſavoyſchen Seite des Sees, im Rücken die Alpen, vor ſich die Ausſicht auf den See, und darüber der Jura. Die meiſten Erholungsſtunden brachte Byron auf dem See zu, und Hobhouſe und Shelley, die ihn hier auf einige Zeit beſuchten, leiſteten ihm Geſellſchaft in ſeiner Barke. Sonſt ging er faſt mit niemand um. Aber man beobachtete ihn mit Fernröhren von der entgegengeſetzten Seite des Sees und trug ſich mit den ſeltſamſten Anekdoten auf ſeine Koſten herum. Einſt folgte er einer Einladung der Frau von Staël nach Coppet. Als er aber das Zimmer voll Fremder fand, und die Wirthin anfing ihm eine Vorleſung vor dem Haufen zu halten, ſo machte er ihr einen Bückling und empfahl ſich. Conv. of L. Byron.

---

*) In einem Fragment ſeines Tagebuches be-

Byron's Begleiter auf einigen dieſer Gebirgsreiſen war der Dichter Percy Byſſhe Shelley, ein in ſeinem Vaterlande wegen politiſcher und religiöſer Freigeiſterei übel berüchtigter Mann, welcher auch in Italien, und namentlich in Piſa, zu dem vertrauteſten Umgange des nicht minder verrufenen Lords gehörte. Wir ſind nicht im Stande, mit Sicherheit über den Charakter Shelley's zu urtheilen; ſo viel aber ſcheint uns mehr als wahrſcheinlich, daß die Journaliſten und Recen-

---

ſchreibt er dieſe Reiſe mit kräftigen Skizzenſtrichen: „After a variety of windings came to an enormous rock, arrived at the foot of the mountain the Jungfrau. Glaciers, torrents, one of these nine hundred feet visible descent. Lodge at the curate's, set out to see the valley, heard an Avalanche fall like thunder! Glaciers enormous, storm came on, thunder and lightning and hail! — all in perfection and beautiful. The torrent is in shape, curving over the rock, like the tail of the white horse streaming in the wind, just as it might be conceived would be that of the *Pale Horse*, on which Death is mounted in the Apocalypse. It is neither mist, nor water, but a something between both. Its immense height gives it a wave, a curve, a spreading here, a condensation there — wonderful, indescribable.“ Wer erkennt hier nicht die erſten Grundſtriche der gigantiſchen Felſengemälde im Manfred?

ſenten, welche ihn als einen Atheiſten verſchrieen haben, theils durch ſeine Freundſchaft mit Byron gegen ihn befangen ſind, theils auch ihre Freude daran haben, den genialen Fauſt ihrer Literatur in ſo engen Verhältniſſen mit einem Mephiſtopheles zu ſehen *). Die Anekdote, welche von Shelley's Einſchreibung in das Fremdenbuch der Priorei St. Bernhard in Chamouny erzählt wird, zeigt ihn uns allerdings als einen übermüthigen Spötter. Er ſoll nämlich ein Paar Verſe mit griechiſchen Buchſtaben in das Buch geſchrieben haben, welche böſe Blasphemien enthielten, und darunter ſeinen Namen mit dem Zuſatze Ἄθεος. Die guten Mönche konnten die fremden Buchſtaben nicht leſen, und ſo blieb die Befleckung in ihrem Buche, bis irgend ein gelehrter Reiſender ihnen die Augen darüber öffnete und den Frevel bekannt machte. So etwas iſt zu ernſt für einen Scherz, und zu ſcherzhaft für ein ernſthaftes Glaubensbekenntniß. Byron blieb aber Shelley's Freund nach wie vor, und die Engländer hatten wieder einen neuen Anlaß die Ruchloſigkeit deſſelben auszuſchreien **).

---

*) Vergleiche, was wir weiter unten über Shelley's Verhältniß zu Byron erzählt haben.

**) Byron äußert ſich mit Empörung über das

Gegen Ende des Jahres 1816, ehe der Schnee ihm die Straßen über die Alpen verſchließen möchte, verließ er die Schweiz und eilte dem Wunderlande Italien zu. Er erblickte es zuerſt in der lombardiſchen Ebene und hat von dieſer Zeit an, bis zu ſeiner Einſchiffung nach Griechenland gegen Ende des Jahres 1823, ununterbrochen in demſelben gelebt.

Die Frucht ſeiner Reiſen durch die Niederlande, am Rhein und durch die Schweiz iſt der dritte Geſang des Childe Harold, den er größtentheils am Genferſee geſchrieben hat; ein Werk von hoher Schönheit, welches an Tiefe und Feuer der Empfindung und an Großartigkeit der Phantaſie ſeine beiden Vorgänger eben ſo weit übertrifft, wie in der Gediegenheit ſeiner Form. Daß das dramatiſche Gedicht Manfred ſeinen Urſprung den Alpen verdankt, bedarf keiner beſondern Anzeige. Es ſteht in ſeiner gigantiſchen Naturkraft alpengleich unter den übrigen Werken unſers Dichters da, und ſeine verkörperten Elementargeiſter gehören zu dem Erhabenſten, was

---

Geſchrei, welches man in England über dieſes "[illegible] erhoben hatte, und ſcheint den Zuſatz für das Werk einer andern Hand zu halten. Conv. of L. Byron.

die neuere Poeſie in dieſem Felde aufzuweiſen hat. Die dramatiſche Kunſt des Stückes iſt wenig bedeutend, wie denn Byron überhaupt ſich ſelbſt zu wenig vergeſſen konnte, um je in den Perſonen Anderer rein und ſicher zu ſprechen. Sein Manfred iſt wie Childe Harold, wie der Corſar, wie Lara und wie faſt alle ſeine Helden, ein geheimnißvolles Weſen, in deſſen tiefer Seele ein ungeheurer Gräuel, eine gräßliche That, ein fürchterliches Geſchick vergraben liegt. Dieſer Rieſe ſchläft in ihm wie unter einem halb ausgebrannten Vulcane: aber zuweilen erwacht er und wühlt ſich auf, und dann ſteigen Qualm und Feuer aus dem finſtern Krater empor. Dazu kommt noch das Grauenvolle, welches Byron allen dieſen Helden dadurch gibt, daß er ihnen mehr oder weniger Züge und Farben von ſeiner eigenen Seelenphyſiognomie leihet und ſich gleichſam ſo in dieſe Masken hineindichtet, daß wir, fortgeriſſen von dem lyriſchen Schwunge des Epikers oder Dramatikers, den Sänger nicht mehr von ſeinem Helden zu trennen im Stande ſind. Manfreds Verwandtſchaft mit dem Fauſt iſt nicht zu verkennen; gewiß aber verdankt Byron's Drama dem Göthiſchen hier nicht viel. Denn die alte Sage iſt ja ein gemeinſchaftliches Eigenthum der Deutſchen und der Engländer, und dieſe haben ſchon vor Shakſpeare eine dramatiſche Bearbeitung derſelben aufzuweiſen *). Von den kleineren Arbeiten, welche Byron noch vor ſeiner Abreiſe über die Alpen vollendete, nennen wir nur **The Prisoner of Chillon** und die **Monody on Sheridan.** Zu dem erſtgenannten Gedicht, einem Stücke, welches an innerer und äußerer Vollendung von keinem andern ſeiner Werke übertroffen wird, und deſſen Geiſt freier und reiner von den poetiſchen Unarten und Verwöhnungen ſeines Verfaſſers iſt, als irgend eines von größerem Umfange und Rufe, begeiſterte ihn der hart am Genferſee gelegene Feſtungsthurm von Chillon und die durch deſſen Kerker geweckte

---

*) Von Chriſtoph Marlow. Göthe's Fauſt hat Byron nie im Original geleſen, ſo wie er denn überhaupt nicht ſo viel Deutſch verſtand, um unſre Dichter in ihrer Sprache genießen zu können. Engliſche und franzöſiſche Überſetzungen waren die Media, durch welche er unſre Literatur ſtudirte. Zuweilen mußte ihm Shelley Stellen von Göthe's Werken aus dem Stegreif überſetzen, und für eine Übertragung von Göthe's Selbſtbiographie zu ſeinem alleinigen Gebrauche hatte er 500 Pfund ausgeboten. Ich gäbe die Welt darum, ſagte er zu Medwin, den Fauſt im Original zu leſen.

Erinnerung an einen Gefangenen, welcher als ein Märtyrer der Freiheit ſechs Jahre lang in ihm geſchmachtet hatte. Jedoch hat er die eigentliche Geſchichte des Franz von Bonnivard nicht in das Gedicht verflochten. Die Rede auf Sheridan's Tod ſchrieb er im Auftrage des Drury-Lane-Theaters als Prolog zu der Aufführung des Luſtſpiels **The School for Scandal**.

Nachdem Byron den italieniſchen Boden unter ſich und den italieniſchen Himmel über ſich fühlte, ſchien auch ſeine Natur, angeweht von dem Zauber des ſüdlichen Klimas, heller und milder zu werden. Nicht lange feſſelten ihn einige Städte der Lombardei, die er auf dem Wege nach Venedig berührte. Denn eine unwiderſtehliche Sehnſucht zog ihn nach der wunderbaren Lagunenſtadt, der entthronten Königin des Oceans, der bräutigamsloſen Braut des adriatiſchen Meeres, die er von ſeinem Knabenalter an, als eine Feenſtadt ſeines Herzens, geliebt hatte. Wie ein Liebender ſeine hinſterbende Braut, ſo feiert Byron's Muſe in den erſten Stanzen des vierten Geſanges ſeiner Pilgerſchaft die untergehende Herrlichkeit Venedigs, und mit edlem Unwillen ſchilt er die Völker, und vor allen das engliſche, daß ſie den Löwen des heiligen Markus dem habsburgiſchen Adler geopfert hätten.

> Venice — — — — — — thy lot
> Is shameful to the nations, most of all,
> Albion, to thee! The Ocean queen should not
> Abandon Ocean's children; in the fall
> Of Venice think of thine, despite thy watery wall!

In Venedig traf Byron mit ſeinem alten Reiſegefährten John Hobhouſe zuſammen und machte in deſſen Geſellſchaft mehrere Ausflüge nach dem ſüdlichen Italien, und namentlich auch die Reiſe nach Rom, welche ihm die Materialien zu dem vierten Geſange ſeines großen Gedichts lieferte. Sein Begleiter ſchrieb unter dem Titel Illustrations einen Band weitläufiger Erläuterungen zu dieſem Geſange mit vielen Abſchweifungen über verwandte Gegenſtände der Geſchichte und Literatur. Wie weit Byron's Reiſen durch Italien ſich erſtreckt haben, und in welchen Jahren er ſeine verſchiedenen Streifereien gemacht habe, können wir nicht mit Beſtimmtheit angeben. Childe Harold's Pilgerſchaft endigt mit Rom; jedoch wird erzählt, daß der Dichter in der Folge unter andern auch die Inſeln Corſica und Sardinien beſucht habe *).

---

*) Nur aus einer Anzeige in der Literary Ga

Lord Byron's Lebensweiſe in Venedig, wo er bis gegen das Ende des Jahres 1819 wohnhaft blieb, war ſehr verſchieden von ſeiner Einſiedlerei am Genferſee. Er machte ſich einheimiſch in der luſtigen Stadt der Masken und Gondeln, beſuchte Converſationi, Caſini und Kaffeehäuſer, ſpielte den Cavaliere ſervente, arbeitete wenig und war überhaupt ein ſo guter Venetianer, als ein Engländer es zu werden vermag. In ſeiner Scheu gegen ſeine Landsleute blieb er ſich indeſſen gleich, und es hielt ſehr ſchwer für einen reiſenden Engländer, bei ihm eingeführt zu werden, wenn es nicht durch einen ſeiner vertrauten Freunde geſchah. Er ſelbſt klagt aber in einem Briefe

---

zette kennen wir das vor kurzem erſchienene Werk: „Narrative of Lord Byron's Voyage to Corsic and Sardinia, during the summer 1821. From a Journal kept on board his Lordships Yacht Mazeppa.“ London 1824, 8. Dieſe Reiſeerzählung ſelbſt, welche auch Sicilien und einige Küſtenſtädte von Unteritalien berührt, gehört zwar in die Claſſe der Münchhauſenſchen wahrhaften Geſchichten, und der grobe Ignorant, welcher ſie geſchrieben hat, ſcheint den Lord Byron und deſſen Schriften und Jachten eben ſo wenig gekannt zu haben, wie die Inſeln Corſica und Sardinien. Indeſſen hat doch wahrſcheinlich eine wirkliche Reiſe des berühmten Dichters Veranlaſſung zu dem Machwerke gegeben.

über die Verfolgungen jener Touriſten, die ſeine Perſon zu den Curioſitäten zählten, welche ſie in Italien geſehen haben müßten, um mit vollſtändigem Erfolge gereiſt zu ſein, und verſichert dabei, daß er ſeit ſeinem Abgange aus England mit keinem Engländer ein Wort gewechſelt habe, etwa zwölf bis fünfzehn Perſonen ausgenommen, die er namhaft macht *).

In einem Stücke wich Byron von der Lebensweiſe der Lagunenſtadt auffallend ab, nämlich in ſeinen Spazierritten an dem Meeresufer bei Lido. Bekanntlich ſtirbt in Venedig mancher Einwohner, ohne in ſeinem ganzen Leben jemals andere Pferde geſehen zu haben, als gemalte, gegoſſene oder in Stein gehauene. Byron bedurfte aber der Leibesbewegung zu Pferde, an welche er ſich von Jugend auf gewöhnt hatte, ſo unerläßlich, daß er ſich zu Lido einen Stall für ſeine Roſſe einrichtete und nun alle Tage dahin überſetzte, um auf ihnen im Sande des Meerufers einige Stunden umherzutummeln. Auch das Schwimmen übte der neue Leander in Venedig ununterbrochen fort, und er konnte von ſich ſagen, daß er ſchwimmend

---

*) Der Brief findet ſich wieder abgedruckt in dem Buche von Cosmo Gordon, S. 73.

eine größere Strecke des Meeres durchreiſt ſei, als die meiſten engliſchen Dichter zu Schiffe. Im Jahre 1818 ſchwamm er mit dem Ritter Mingaldo und ſeinem Freunde Alexander Scott von Lido aus nach Venedig. Am großen Canal waren die beiden Engländer dem Italiener ſo weit voraus, daß ſie ihn nicht mehr ſahen. Scott ſchwamm bis zu dem Rialto, Byron aber durch den ganzen großen Canal, bis wo die Lagunen gegen Fuſina hin ihn wieder in ſich aufnehmen. Er war vier Stunden und zwanzig Minuten ohne Raſt und ohne Hülfe und ohne jemals den Grund zu berühren im Waſſer geweſen *).

Wir wollen hier einige Bekenntniſſe aus des Dichters eigenem Munde über ſein Leben in Venedig zur Ausführung unſerer Skizze folgen laſſen.

„Venedig!“ — ſagte er in Piſa, auf die Frage des Capitain Medwin, wie er ſich dort gefallen habe. — „Ich verabſcheue jede Erinnerung an den Ort, das Volk und mein Leben daſelbſt. Ich ſtürzte mich da wieder in die Geſellſchaft, trabte wieder die alte Runde der Conver-

---

*) S. Byron's Brief an ſeinen Verleger Murray, wieder abgedruckt in den Memoirs of the Life and Writings of Lord Byron etc.

ſazioni, Bälle, Concerte, war jeden Abend in der Oper, ein beſtändiger Beſucher der Ridotta während des Carnevals, und bald mitten in allen Zerſtreuungen dieſes wolluͤſtigen Ortes. Alles im venezianiſchen Leben, ſeine Gondeln, ſein weibiſch gewöhnender Müßiggang, ſeine Scirocco's entnerven Geiſt und Körper. Meine Spazierritte waren mir Erholung und Stärkung; aber der tiefe Sand des Lido richtete meine Pferde zu Grunde, und ich ward des eintönigen Meeruferſ müde. Ich brachte die Villegiatura an der Brenta zu.“

„Ich ſchrieb wenig in Venedig und jagte mit aller Gewalt nach Vergnügungen — eine Beſchäftigung, die mich bald ermüdete.“

„Die Weiber in Venedig waren, wie es immer ihre Beſtimmung geweſen iſt, mein Verderben. Wie Napoleon, habe ich ſtets eine große Verachtung gegen die Weiber gehegt, und ich bildete mir dieſe Meinung nicht übereilt, ſondern aus eigenen traurigen Erfahrungen. Meine Schriften erheben zwar das andere Geſchlecht, und meine Einbildungskraft ergötzte ſich immer daran, ſie in idealiſcher Schönheit zu malen. Aber ich zeichnete ſie gerade wie ein Maler oder Bildhauer ſie zeichnen muß, — wie ſie ſein ſollten. Vielleicht ſind meine Vorurtheile und die Entfernung, in der ich ſie immer gehalten habe, daran Schuld, daß meine Illuſion über ihre himmliſchen Eigenſchaften nicht gänzlich zerſtört oder verwüſtet worden iſt."

„Ihr Zuſtand in der Geſellſchaft iſt unnatürlich. Die Türken und Morgenländer haben darin weit beſſere Einrichtungen als wir. Sie ſperren ſie ein, und dabei ſind die Weiber viel glücklicher. Geben Sie einer Frau einen Spiegel und Zuckerplätzchen, ſo iſt ſie zufrieden."

„Ich habe vom andern Geſchlecht gelitten, ſeit ich mich erinnere. Ich fing damit an, genarrt zu werden, und endete damit, meine Frau zu verlieren. Die ſind die weiſeſten, die ſich in keine Verbindung mit Weibern oder Geliebten einlaſſen. Der Ritterdienſt bei Weibern, von welcher Art er auch ſei, iſt vielleicht eine eben ſo elende oder noch elendere Sklaverei, als jede andere. Ich hatte keine Verpflichtung irgend einer Art in Venedig, und war dennoch nicht ohne Verdruß. Sie erinnern ſich wohl das Bildniß eines Mädchens geſehen zu haben, welches bei Murray in Kupferſtich erſchienen iſt und für meine Fornarina erklärt ward."

„Harlowe, der arme Schelm, der bald nach ſeiner Rückkehr aus Rom ſtarb und Bilder aus dem Gedächtniß nachzumalen pflegte, machte mein Bildniß, als er in Venedig war. Eines Tages war dieſes arme Geſchöpf, das ich zufällig kennen gelernt hatte, in meinem Palaſte, fiel dem Maler in die Augen, und dieſer, betroffen von ihrem Anblick, bat ſie, ihm zu ſitzen. Sie that es, und ich ſandte die Zeichnung nach Hauſe, als eine Probe von den Venezianerinnen, und wahrlich nicht von den häßlichſten. Denn ſie war hübſch, obgleich das zankſüchtigſte und trotzigſte Ding von der Welt. Um Ihnen eine Vorſtellung von der Dame zu geben: ſie nannte mich gewöhnlich den Gran Cane della Madonna. Als ſie einmal feſten Fuß in meinem Hauſe gefaßt hatte, gefiel es ihr außerhalb nicht mehr, und ich hatte viele Noth, ſie zu decoloniſiren. Sie drängte ſich einmal wieder zu mir herein, als ich bei Tiſche ſaß, ergriff ein Meſſer vom Tiſch und drohte ſich zu erſtechen, wenn ich nicht zugäbe, daß ſie im Hauſe bliebe. Da ſie ſah, daß ich keine Notiz davon nahm, weil ich wohl wußte, daß alles erlogen war, lief ſie auf den Balcon und ſtürzte ſich in den Canal. Er war aber nur knietief und voll von Gondeln, und ſo ward ſie natürlich von einer aufgefangen. Dieſe Geſchichte machte damals großen Lärm. Einige ſagten, ich hätte ſie ins Waſſer geworfen, Andere, ſie hätte ſich ſelbſt aus Liebe hineingeſtürzt. Aber dieſes iſt die wahre Geſchichte.“

„Faſt in gleiche Noth gerieth ich, als ich einem Mädchen den Hof machte. Den Witwen in Venedig, ſo viel Sie wollen; nur hüten Sie ſich vor Mädchen. In einer Nacht hatte ich ihr eine Serenade unter ihrem Fenſter gebracht: den nächſten Morgen ließen ſich zugleich ein Prieſter und ein Polizeibeamter melden. Sie kamen, wenn ich recht verſtand, um mich entweder todt zu ſchießen, oder wieder zu verheirathen. Ich bekümmerte mich nicht darum, welches von beiden geſchehen würde. Das Leben in Venedig ward mir am Ende ekelhaft und langweilig, und ich war froh, ihm den Rücken zu kehren. Die Regierung trug auch ihr Theil dazu bei, mich fortzutreiben. Meine Bucher und Papiere wurden aufgefangen und meine Schriften verboten. Über dieſe leztere Maßregel war ich eben nicht aufgebracht, da gerade um dieſe Zeit eine Überſetzung von Childe Harold erſchienen war, die mich ganz und gar nicht erfreute. Mein alter Freund gefiel mir nicht in ſeinem neuen nachläſſigen Gewande. Dieſe Versi sciolti, in welche ſie ihn geſteckt hatten, waren ein Negligé, das ihm gar nicht ſtand.“

Eine dringendere Veranlaſſung, Venedig zu verlaſſen und Ravenna zu ſeinem Aufenthalte zu wählen, gab dem Lord Byron ſeine in der letzten Zeit ſeines venezianiſchen Carnevallebens angeknüpfte Verbindung mit dem gräflichen Hauſe Gamba, welche von jetzt an mit jedem Jahre enger und feſter wurde, ſo daß das Schickſal unſeres Dichters mit dem der Gamba's bis gegen Ende ſeines Lebens zuſammengekettet zu ſein ſcheint. Wir müſſen daher etwas näher in dieſe Verhältniſſe eingehen.

Thereſa, Gräfin Gamba, deren Geiſt, Herz und Körper von der Natur auf gleiche Weiſe mit verſchwenderiſchem Wohlwollen ausgeſtattet worden waren, das einzige Juwel in dem erſchöpften Schatze einer vor Zeiten reichen und angeſehenen Familie, war, nach italieniſcher Sitte, in ihrem ſechszehnten Jahre mit einem Sechziger verheirathet worden, dem Grafen Guiccioli, welcher für den Krösus der ganzen Romagna galt und in Ravenna ſeinen Wohnſitz hatte. Von Anfang wohnten ſie in abgeſonderten Zimmern, und ſie nannte ihn immer Herr. So war ſie eine Zeitlang für den alten guten Mann, was Byron's Angiolina für den Marino Faliero. Aber dieſes unnatürliche Verhältniß konnte nicht lange dauern, und italieniſche Frauen von ſechszehn Jahren ſind mit alten guten Männern nur ſo lange zufrieden, als ſie keine jüngern kennen gelernt haben. „Die Liebe“, ſagt Byron, von der Guiccioli ſprechend, „iſt hier nicht das dumpfe, kalte, brennende Gefühl, wie im Norden. Sie iſt das ernſthafte Geſchäft des Lebens der Frauen, ein Bedürfniß, eine Nothwendigkeit. Jemand definirt das Weib ganz richtig: ein Geſchöpf, welches liebt.“

Byron hatte die ſchöne Guiccioli in Venedig kennen gelernt, wo ſie mit den Ihrigen, wahrſcheinlich während eines Carnevals, einen Aufenthalt von einiger Dauer gemacht hatte. Er hatte ihr Herz gewonnen, und ſie das ſeinige, und der Geiſt ſcheint bei beiden der Kuppler zwiſchen den Herzen geweſen zu ſein. Denn Thereſe hatte eine ausgezeichnete Erziehung genoſſen und war mit den großen italieniſchen Dichtern, und namentlich mit dem koloſſalen Dante, ſchon in früheſter Jugend vertraut geworden. Dadurch war der natürliche Schwung ihres Geiſtes erhöht worden, ohne daß ſie jedoch aus der Sphäre der weiblichen Liebenswürdigkeit herausgerückt werden wäre. Byron ſelbſt ſagt von ihr: „Ihre Unterhaltung iſt lebhaft, ohne frivol zu ſein; ohne Anſpruch auf Gelehrſamkeit hat ſie alle die beſten Schriftſteller ihrer und der franzöſiſchen Sprache geleſen. Sie verhehlt oft was ſie weiß, aus Furcht, man möchte glauben, ſie wiſſe zu viel; ſie weiß vielleicht, daß ich gelehrte Weiber nicht leiden kann. Um mit Jeffrey zu reden: „„Wenn ſie blaue Strümpfe hat, ſo ſorgt ſie dafür, daß ihr Rock ſie bedecke*).““ Capitain Medwin, welcher die Guiccioli einige Jahre ſpäter in Piſa ſah, entwirft ein reizendes Bild ihres Weſens, welches zur Vervollſtändigung der abgeriſſenen Äußerungen unſres Dichters hier eine Stelle finden mag:

„Die Gräfin Guiccioli iſt drei und zwanzig Jahre alt, obgleich ſie nicht mehr als ſiebzehn oder achtzehn zu zählen ſcheint. Unähnlich den meiſten italieniſchen Weibern, iſt ſie von einer zarten Schönheit. Ihre großen, dunklen, ſchmachtenden Augen ſind durch die längſten Augenwimpern die ich jemals geſehen habe, beſchattet, und ihr dunkelbraunes Haar, das ungebunden ihren Kopf umwallt, ſpielt in einer Fülle natürlicher

---

*) Conversations of Lord Byron.

Locken auf ihren Schultern. Ihre Figur iſt vielleicht zu ſtark für ihre Größe, aber ihre Büſte iſt außerordentlich ſchön. Ihren Zügen fehlt wenig zu der Regelmäßigkeit des griechiſchen Umriſſes, und ihr Mund und ihre Zähne ſind ſo ſchön, als man ſie ſich nur denken kann. Unmöglich kann man ſie ohne Bewunderung ſehen, unmöglich ſie ſprechen hören, ohne ſich bezaubert zu fühlen. Ihre Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit geben ſich in jedem Ton ihrer Stimme kund, welche, verbunden mit der Muſik ihrer ſchönen italieniſchen Ausſprache, allem was ſie ſagt, einen eigenen Reiz verleiht. Anmuth und Zierlichkeit ſcheinen Hauptbeſtandtheile ihres Weſens zu ſein."

Eine ſolche Frau ſchien recht eigentlich für Byron geſchaffen zu ſein, und dem Schickſale Trotz bietend, welches ihn in England, ſie in Italien hatte geboren werden laſſen, machte er ſie, nachdem er ſie aus den unnatürlichen Banden ihrer Ehe gelöſt hatte, zu der Seinigen. Aber wir wollen dem Gange der Begebenheit nicht vorgreifen.

Zu der Liebe der ſchönen Thereſa gewann Byron auch die Freundſchaft ihres Vaters und Bruders, des alten und jungen Grafen Gamba, und dieſe Freundſchaft war nicht etwa ein läſtiges Anhängſel der Liebe, ſondern gründete ſich auf gegenſeitige Achtung und mannigfache Übereinſtimmung in Geſinnungen und Grundſätzen, namentlich auch politiſchen; und wir werden in der Folge ſehen, daß der junge Graf Gamba, ſeinem Freunde und Wohlthäter auch nach deſſen Tode getreu, der Leiche deſſelben nach England folgt und ſeinem Andenken Erinnerungsblätter ihrer Freundſchaft weiht*).

Bald nachdem die Guiccioli und ihre Familie Venedig verlaſſen hatten, fühlte Byron die Unmöglichkeit, fern von dem Zauberkreiſe zu leben, in den er ſich hatte hineinziehen laſſen, und ein Gedicht, welches er kurz vor ſeiner Abreiſe nach Ravenna an den Po richtete, gibt Zeugniß von den Empfindungen, mit denen er der Wiedervereinigung mit der Geliebten entgegenging**).

---

*) A short Narrative of Lord Byron's last Journey to Greece, extracted from the Journal of Count Peter Gamba, befindet ſich unter Murray's neueſten Verlagsartikeln.

**) Da dieſe Verſe ſich nicht in Byron's Werken finden, ſo theilen wir ſie aus Medwin's Conversations unſeren Leſern mit:

Ehe wir aber mit unſerm Dichter Venedig verlaſſen, müſſen wir noch einen Rückblick auf

---

River that rollest by the ancient walls
Where dwells the lady of my love, when she
Walks by the brink, and there perchance recalls
A faint and fleeting memory of me:

What if thy deep and ample stream should be
A mirror of my heart, where she may read
The thousand thoughts I now betray to thee,
Wild as thy wave and headlong as thy speed?

What do I say — a mirror of my heart?
Are not thy waters sweeping, dark and strong?
Such as my feelings were and are, thou art;
And such as thou art; were my passions long.

Time may have somewhat tamed them, not for ever;
Thou overflow'st thy banks, and not for aye;
Thy bosom overboils, congenial river!
Thy floods subside and; mine have sunk away —

But left long wrecks behind them, and again
Borne on our old unchanged career, we move;
Thou tendest wildly onward to the main,
And I to loving one I should not love.

The current I behold will sweep beneath
Her native walls and murmur at her feet;
Her eyes will look on thee, when she shall breathe
The twilight air, unharm'd by summer's heat.

ſeine literariſche Laufbahn bis zu dieſem Punkte werfen.

She will look on thee; I have look'd on thee,
Full of that thought, and from that moment ne'er
Thy waters could I dream of, name or see,
Without the inseparable sigh for her.

Her bright eyes will be imaged in thy stream;
Yes, they will meet the wave I gaze on now:
Mine cannot witness, even in a dream,
That happy wave repass me in its flow.

The wave that bears my tears, returns no more:
Will she return by whom that wave shall sweep?
Both tread thy banks, both wander on thy shore,
I near thy source, she by the dark blue deep.

But that which Keepeth us apart, is not
Distance, nor depth of wave, nor space of earth,
But the distraction of a various lot,
As various as the climates of our birth.

A stranger loves a lady of the land,
Born far beyond the mountains, but his blood
Is all meridian, as if never fann'd
By the bleak wind that chills the polar flood.

My blood is all meridian; were it not,
I had not left my clime; — I shall not be,
In spite of tortures ne'er to be forgot,
A slave again of love, at least of thee.

Der vierte Geſang des Childe Harold, welcher ſich über Italien verbreitet und in ſeinen tiefſten und innigſten Betrachtungen über Venedig und Rom ſchwebt, gibt ſich durch ſeinen Stoff als eine Frucht des Aufenthalts in der Lagunenſtadt und der ſchon erwähnten Reiſe nach Rom zu erkennen. Die Idee zu dem tief empfundenen Gedichte The Lament of Tasso erweckte in ihm ein Beſuch des Kerkers jenes unglücklichen Sängers in dem St. Annenhoſpital zu Ferrara, und der größte Theil der Verſe ward in den dumpfen Mauern geſchrieben, aus denen er die Stimme ſeines klagenden Helden ertönen läßt[*]). Die beiden venezianiſchen Trauerſpiele **Marino Faliero** und **The two Foscari** ſind, wenn ſie auch, wenigſtens das letztere, nicht in Venedig vollendet wurden, dennoch als Pro-

---

'Tis vain to struggle — let me perish young —
Live as I lived, and love as I have loved:
To dust if I return, from dust I sprung,
And then at least my heart can ne'er be moved.

[*]) Auf ähnliche Weiſe ſchrieb er den Prisonre of Chillon, und zu der Prophecy of Dante begeiſterte ihn der Anblick der Grabſtätte des großen Verbannten.

ducte des dortigen Aufenthaltes unſeres Dichters anzuführen. Sie athmen venezianiſchen Geiſt, und die Eindrücke, Bilder, Empfindungen und Geſinnungen, welche uns in ihnen begegnen, ſind oft ſo local, daß man behaupten darf, nur in Venedig habe die Muſe des vielgewanderten Dichters gerade ſo dichten können. Freilich findet ſich daneben aber auch Manches, was eben ſo weit von jener Localität, wie überhaupt von der dramatiſchen Wahrheit der Charaktere abweicht, und auch dieſe beiden Stücke beſtätigen die ſchon oben bei Erwähnung des Manfred gemachte Bemerkung, daß Byron nicht im Stande iſt ſich ſelbſt ſo weit zu vergeſſen, um einen fremden Charakter rein und feſt darzuſtellen. Überdies ſind dieſe Trauerſpiele durch declamatoriſche Schilderungen und Raiſonnements nicht allein über das Maß eines aufzuführenden Dramas, ſondern über das dramatiſche Maß überhaupt aufgeſchwellt. **Marino Faliero** iſt, wie bekannt, bald nach ſeiner Herausgabe in London aufgeführt worden, und zwar, wie es zu erwarten ſtand, ohne Beifall. Der Dichter hatte ihn nicht für die Bühne geſchrieben, obſchon er, auch darin den Engländer verläugnend, ſich bei dieſem und ſeinen übrigen Trauerſpielen in die Schranken der franzöſiſchen Einheiten fügt *); ſein Zweck war geweſen, eines der merkwürdigſten Ereigniſſe in den Annalen der venezianiſchen Republik darzuſtellen, und er wählte dazu eine Form, die er für die intereſſanteſte hielt, den Dialog. Er gab ſeinem Werke die Schilderung der Umgebungen und Sitten bei, die er am Orte ſelbſt angeſchaut und ſtudirt hatte, und dieſe traten, wie ſchon bemerkt worden iſt, aus der dramatiſchen Form in die des erzählenden und beſchreibenden Gedichts über.

Dieſe Anſichten ſpricht Byron ſelbſt über ſeine venezianiſchen Tragödien aus, aber freilich erſt nach dem ſchlechten Erfolge des Marino Faliero auf der londoner Bühne. Und den Mißgriff geſteht er ebenfalls ſelbſt ein, daß er bei ſolchen Anſichten ſeine Stücke Tragedies nannte.

---

*) Merkwürdig ſind ſeine Anſichten über dieſen Gegenſtand, theils in den Vorreden zu ſeinen Dramen, theils in Medwin's Journal. Seine Vorurtheile gingen in dieſem Punkte ſo weit, daß er über Shakſpeare nicht viel beſſer ſprach, als ein Franzoſe. Wir möchten in ſeinen Urtheilen über den größten Dichter ſeiner Nation gern den Geiſt des Widerſpruchs vernehmen, wenn er nur hierin nicht zu ſehr auch mit der Mehrzahl ſeiner Landsleute übereinſtimmte.

Die kleine venezianiſche Geſchichte Beppo, ein Kind der luſtigen Carnevalslaune unſres Dichters, iſt ein ſchwacher Vorläufer des Don Juan, welcher auch ſchon in Venedig begonnen wurde. Die proſaiſche Erzählung The Vampyre iſt dem Lord Byron fälſchlich zugeſchrieben und unter ſeinem Autornamen in England, Deutſchland und Frankreich verkauft worden. Die Grundlage des Stoffes rührt allerdings von ihm her und findet ſich in dem Fragment hinter dem Mazeppa in den Murray'ſchen Ausgaben: aber der Verfaſſer des Vampyr iſt der Arzt Polidori, ein excentriſcher Kopf, welcher ſich im Jahre 1821 zu London vergiftete, wie Byron meint, wegen getäuſchter Hoffnungen *). Der eben erwähnte Mazeppa, ein überaus lebendiges und friſches Gedicht, deſſen koſakiſcher Stoff den Leſern von Voltaire's Karl XII. bekannt iſt, weicht auf eine wahrhaft erfreuliche Weiſe von dem düſtern und ſchauerlichen Colorit der früheren poetiſchen Erzählungen Byron's ab, und ſchließt mit einer ſehr glücklichen Ironie. So ſcheint es überhaupt, daß Byron's Muſe unter Italiens heiterem Himmel die melancholiſchen Falten ihrer Stirn immer mehr und

---

*) Conversations of Lord Byron.

mehr glättete und ihren Blick aus dem Innern heraus freier und weiter in die äußere Welt hinausſchweifen ließ. Ihr Childe Harold wurde allmälig ein Don Juan.

Noch vor dem Anfange des Jahres 1820 traf Lord Byron in Ravenna ein und machte ſich dort einheimiſch. Sein Aufenthalt in der alten Meerſtadt, wo Francesca lebte und Dante ſtarb, dauerte ungefähr ein Jahr, und dieſes Jahr gehörte mit zu den glücklichſten ſeines Lebens.

Italien zuckte damals in jene revolutionaire Regungen auf, die zu einzeln und auch in ſich zu ſchwach und ſchwankend waren, um eine Umwälzung der Dinge herbeizuführen, nach welcher „das ſchöne Land, das der Apennin theilt und das Meer und die Alpen umgeben", ſeit vielen Jahrhunderten vergebens geſchmachtet und gerungen hat. Byron konnte nicht ohne Theilnahme bleiben für die Befreiung und Vereinigung eines unter viele fremde Herrſcher zertheilten Volkes, das er liebte und dem er ſich, ſeiner innern Natur nach, verwandt fühlte. Jedoch ſcheint ſeine Theilnahme nie bis zu einem thätigen Eingreifen in die Pläne und Verhandlungen der geheimen Geſellſchaften geſtiegen zu ſein, welche damals das Geſchick Italiens zu lenken meinten. Er ſelbſt geſteht, daß er dieſen Geſellſchaften, gleichſam als Ehrenmitglied und zwar in einem hohen Grade, angehört habe: aber er wohnte ihren Verſammlungen ſelten bei und gab ſo lange den Beobachter der Vorbereitungen zu dem großen Schauſpiele ab, bis es in eine elende Farce auslief. Daß er aber höhere Hoffnungen für Italiens Schickſal und höhere Erwartungen von Italiens Volke genährt hatte, davon zeugt ſeine Prophecy of Dante, ein Gedicht, welches er, zunächſt auch auf Veranlaſſung der Gräfin Guiccioli, während ſeines Aufenthaltes in Ravenna ſchrieb *), und nachher, als die Prophezeiung ſo ſchlecht erfüllt worden war, gern wieder aus den Händen des Publicums geriſſen hätte.

Endlich führten der Ausbruch und die ſchnelle Dämpfung der italieniſchen Revolution Unterſuchungen gegen die Anhänger der Grundſätze und Meinungen herbei, welche man als die eigentlichen Anſtifterinnen alles Unheils betrachtet wiſſen wollte, und dieſe Maßregeln, welche nicht allein die Provinzen trafen, welche in wirklichem Auf-

---

*) Das Sonett vor dem Gedicht iſt an ſie gerichtet

ſtande geweſen waren, ſondern auch die, welche in Aufſtand hätten gerathen können, vertrieben den Lord Byron und ſeine Schutzempfohlenen, die Gamba's, aus Ravenna. Wir wollen hier unſern Dichter wieder einmal ſelbſt ſprechen laſſen, um ſo mehr, da die hier zu berührenden Verhältniſſe ſehr zart und mißlich für die Darſtellung eines Biographen ſind.

„Der alte Graf Guiccioli hatte anfangs nichts dagegen, daß ſeine junge Frau ſich der Vorrechte bediente, welche die Sitten des Landes ihr gaben. Ein Italiener als **Cavaliere servente** ſeiner Thereſa würde ihm ganz recht geweſen ſein. Eine Zeit lang drückte er die Augen über unſre Vertraulichkeit zu, aber endlich machte er Einwendungen gegen mich, als einen Fremden, einen Ketzer, einen Engländer, und was das Schlimmſte von allem war, einen Liberalen. Er beſtand darauf, die Guiccioli war eben ſo hartnäckig, ihre Familie nahm ihre Partei. Katholiken können nicht geſchieden werden. Aber zum Skandal der ganzen Romagna wurde die Sache endlich vor den Papſt gebracht, der ihr einen abgeſonderten Unterhalt zu geben befahl, mit der Bedingung, daß ſie unter ihres Vaters Dache leben ſollte. Dies alles war nicht angenehm, und zuletzt war ich genöthigt ſie aus Ravenna wegzuſchmuggeln, da ich ein mit Genehmigung des Legaten angelegtes Complott, ſie auf Lebenszeit in ein Kloſter zu ſperren, entdeckt hatte — und ſie entwiſchte mit genauer Noth.“

Und dann fährt er fort: „Griechenland ausgenommen, war ich in meinem Leben keinem Orte anhänglicher, als Ravenna; und wäre nicht der Lärm der Conſtitutionnellen ſo übel abgelaufen, ſo wäre ich wohl nie wieder von dort weggegangen. Die Bauern ſind die beſten Leute von der Welt, und die Schönheit ihrer Weiber iſt außerordentlich. Die von Tivoli und Frascati, die ſo ſehr gerühmt werden, ſind pure Sabinerinnen, rohe Geſchöpfe, in Vergleich mit denen der Romagna. Ich habe mehr von den Bauersleuten der Gegenden, die ich durchreiſt bin, gelernt, als aus irgend einer andern Quelle, beſonders von den Weibern; ſie ſind einſichtiger und mittheilender als die Männer. Auch fand ich in Ravenna mehr Erziehung und Freiheit im Denken unter den höheren Claſſen. Das Klima iſt entzückend. Ich war nie durch Geſellſchaft beläſtigt; es liegt den Reiſenden außer dem Wege. Nie ward ich meiner Spazierritte in dem Pinienwalde müde: er athmet den Decamerone, es iſt poetiſcher Boden *). Franceſca lebte, und Dante ſtarb im Exil zu Ravenna. In ſolcher Luft liegt etwas Begeiſterndes **)."

„Das Volk war mir eben ſo gewogen, als es die Regierung haßte. Es iſt nichts Geringes, daß ich ſagen kann, ich ſei mit allen Anführern der conſtitutionnellen Partei auf freundlichem Fuße geweſen. Sie wußten, daß ich aus einem Lande der Freiheit kam und wünſchten ihre Sache durch mich zu fördern. Ich würde mich ihrer auch angenommen und ihnen beigeſtanden haben, ihre Feſſeln abzuſchütteln. Sie kannten meinen Charakter, denn ich hatte zwei Jahre in Venedig gelebt, wo viele Ravennaten Häuſer haben. Doch nahm ich keinen Theil an ihren Intriguen, ging auch nicht in ihre politiſchen Coterien; aber ich hatte ein Magazin von hundert Piket-Gewehren in meinem Hauſe, wenn alles zur Revolte reif geweſen wäre. Verwünſchte Dummheit Carignan's! Doch hätte ich ihm auch das verziehen, hätte er nicht ſelbſt ſeine Mitſchuldigen angeklagt. Die Proſcription in der Romagna war ungeheuer und traf viele der erſten Edelleute; faſt alle meine Freunde, und auch die Gamba's waren darin eingeſchloſſen. Sie wurden verwieſen und ihre Güter eingezogen. Sie wußten, daß mich das auf jeden Fall aus dem Lande treiben würde. Ich folgte ihnen indeſſen nicht unmittelbar, man konnte mich nicht überrumpeln. Ich war ſelbſt der Regierung verdächtig geworden. Hätten ſie einen hinlänglichen Beweis gegen mich gehabt, ſo würden ſie mich verhaftet haben; aber es verrieth mich keiner, und in der That war nichts zu verrathen. Ich hatte einen ſehr hohen Grad erhalten, ohne die mittlern durchzumachen. Kurz nachdem das Complott entdeckt war, erhielt ich mehrere anonyme Briefe, die mir riethen, meine Ritte in den Wald einzuſtellen; aber ich fürchtete keine Verrätherei und war mehr zu Pferde als je zuvor. Ich verließ nie das Haus ohne wohl bewaffnet zu ſein, und ſchlief mit Piſtolen. Sie wußten, daß ich mein Ziel nie fehle, und vielleicht rettete mich das. Zu dieſer Zeit fiel in Ravenna etwas vor, was einen tiefen Eindruck auf mich machte. Der Platzcommandant, welcher, obgleich in Verdacht des heimlichen Carbonarismus, doch ein zu mächtiger Mann war, als daß man ihn hätte verhaften können, wurde meinem Palaſte gegenüber ermordet; vielleicht war der Ort abſichtlich für die Vollziehung des Verbrechens gewählt. Die Maßregeln, die man ergriff um den Mörder zu ſchützen, bewieſen, daß der Mord auf Befehl der Polizei vollzogen worden war. Ich hatte eben zur gewöhnlichen Stunde meines Spazierrittes den Fuß in den Steigbügel geſetzt, als mein Pferd vom Knall einer Flinte ſcheu ward. Aufſchauend gewahrte ich einen

---

*) Anſpielung auf die von Dryden unter dem Titel Theodore and Honoria bearbeitete Novelle des Boccaccio, Giornata V, Nov. 8.

**) Folgende Verſe zeugen von Lord Byron's Anhänglichkeit an das ruhige Leben, das er zu Ravenna führte:

Sweet hour of twilight, in the solitude
Of the pine forest and the silent shore,
Which bounds Ravenna's immemorial wood,
Rooted where once the Adrian wave flow'd o'er
To where the last Caesarean fortress stood;
Evergreen forest, which Boccaccio's lore
And Dryden's lay made haunted ground to me,
How have I loved the twilight hour and thee!

The shrill cicalas, people of the pine,
Making their summer lives one ceaseless song,
Where the sole echos, save my steed's and mine,
And vesper bell's that rose the boughs along;
The spectre huntsman of Onesti's line,
His hell-dogs and their chase and the fair throng,
Which learn'd from this example not to fly
From a true lover, shadow'd my mind's eye.
Don Juan Canto III, St. 105. und 106.

Mann, der einen Carabiner wegwarf und in voller Haſt davonlief; ein andrer lag auf dem Pflaſter wenige Schritte von mir entfernt. Ich eilte auf ihn zu und erkannte den unglücklichen Commandanten. Bald hatte ſich ein Haufe Menſchen verſammelt, aber nicht ein einziger wagte den geringſten Beiſtand zu leiſten. Ich befahl ſogleich meinem Diener, den blutenden Körper aufzuheben und in meinen Palaſt zu tragen; aber man ſtellte mir vor, ich würde dadurch den Verdacht beſtätigen, daß ich von ſeiner Partei ſei, und mir den Unwillen der Regierung zuziehen. Dennoch war keine Zeit, zwiſchen Menſchlichkeit und Gefahr zu rechnen. Ich half ihn ins Haus tragen und auf ein Bett legen. Er war ſchon von mehreren Wunden todt; er ſchien ſeinen letzten Hauch ohne Kampf ausgeſtoßen zu haben. Nie ſah ich ein ſo ruhiges Geſicht. Sein Adjutant folgte dem Leichnam ins Haus. Noch denk' ich an ſeine Klage über ihn: Povero diavolo! non aveva fatto male, anche ad un cane.“

Nicht unerwähnt darf es bleiben, daß dem Lord Byron, wir wiſſen nicht in welchem Jahre*), in Italien eine Tochter geboren worden war, welcher er den Namen Allegra gegeben hatte. Sie blieb in Ravenna zurück, da er bei ſeinem herumſchweifenden Leben die Erziehung eines Kindes nicht übernehmen konnte. Wer die Mutter des Kindes geweſen und in welchen Verhältniſſen der Dichter zu ihr geſtanden, davon wiſſen wir nicht mehr zu berichten, als ſchon berichtet worden iſt. Byron erwähnte dieſer Tochter einſt gegen den Capitain Medwin und äußerte: er liebe ſie zwar weniger als Ada, doch wolle er beiden gleiche Ausſtattung geben, und er habe in ſeinem Teſtamente den Wunſch ausgeſprochen, daß Allegra keinen Engländer heirathen ſolle.

---

*) Gewiß vor der Zeit ſeines Verhältniſſes mit der Gräfin Guiccioli.

Von Byron's Arbeiten in Ravenna haben wir ſchon die **Prophecy of Dante** genannt. **Sardanapalus** iſt das mißlungenſte ſeiner Dramen, woran freilich der unglücklich gewählte Stoff keine geringe Schuld hat. Die wichtigſten Werke, welche wir hier zu beſprechen haben, ſind **Don Juan** und **Cain**. Das erſte Gedicht hatte Byron ſchon in Venedig angefangen, und er hat daran, ohne zu beſchließen, bis gegen das Ende ſeines Lebens geſchrieben. Ehe wir unſere Anſicht über dieſes viel verſchrieene Werk mittheilen, wollen wir aus des Dichters eignem Munde hören, was er der Welt mit demſelben zu geben gedachte und welchen Plan er in demſelben weiter zu verfolgen ſich vorgeſetzt hatte.

„Ich nenne,“ ſagt er, „den Don Juan ein Epos; es iſt ein Epos im Geiſt unſerer Tage, ſo gut wie die Ilias zu Homers Zeit. Liebe, Religion und Politik machen den Inhalt, und ſie ſind eben ſo gut jetzt, wie damals, die Urſache von Streitigkeiten. An Pariſen und Menelauſen iſt kein Mangel, und Crim. con. geben in den Kauf. Gleich im erſten Geſange haben Sie eine Helena. Meinen Helden will ich auch zu einem vollkommenen Achill im Fechten machen — er ſoll dreimal hinter einander ein Licht mit einer Piſtolenkugel putzen können; und verlaſſen Sie ſich darauf, meine Moral ſoll gut ſein.“

„Wenn ich die Abenteuer meines Helden wieder aufnehmen ſollte, ſo gedenke ich folgendermaßen weiter zu gehn. Ich ließ ihn im Serail [*]. Eine der Favoritinnen, eine Sultana, keine geringere, ſoll in ihn verliebt werden und ihn aus Konſtantinopel entführen. Solche Entweichungen ſind nicht ungewöhnlich, doch wird es die Frauen verdrießen, daß ſie immer die Schuld haben ſollen. Alſo ſie entwiſchen glücklich nach Rußland; kühlt ſich da Juan's Leidenſchaft ab, und ich weiß nicht, was ich mit der Dame anfangen ſoll, ſo laſſe ich ſie an der Peſt ſterben. Schilderungen der Peſt findet man genug, von Boccaccio bis auf De Foe, aber ich habe ſie ſelbſt geſehen, und das wiegt alle Schilderungen auf. Da unſer Held nicht ohne Geliebte ſein kann, ſo ſoll er zunächſt Geliebter von der großen Katharina werden. Vor und nach ihr haben Königinnen ſonderbare Neigungen für unedlere Leute gehabt. Er ſoll alſo den Vorfahren des jungen Ruſſen ausſtechen, und wenn er hors de combat iſt, nach England als ihr Geſandter gehen. In ſeinem Gefolge ſoll er ein Mädchen haben, das er in einem ſeiner nordiſchen Feldzüge gerettet hat, und dieſe ſoll in ihn verliebt ſein, er aber nicht in ſie.“

---

[*] Byron hatte erſt fünf Geſänge des Gedichts vollendet, als er dem Capitain Medwin dieſen Plan mittheilte, von welchem er jedoch bei der Fortſetzung etwas abgewichen iſt.

„Dann will ich ein Stadt- und Landleben in England zeichnen, was mir Gelegenheit zu Bildern der Sitten und der Natur geben wird. Ich will ihn weder zu einem Gecken in der Stadt, noch zu einem Fuchsjäger auf dem Lande machen. Er ſoll in jede Art Verlegenheit gerathen und endlich ſeine Laufbahn in Frankreich beſchließen. Der arme Juan ſoll in der franzöſiſchen Revolution guillotinirt werden. Es ſollen vierundzwanzig Bücher, die legitime Zahl, werden. Zahlloſe Epiſoden hat das Werk ſchon und wird es noch bekommen; und meine Geiſter, gute oder böſe, müſſen zur Maſchinerie dienen. Wenn das kein Epos iſt, wenn es nicht ſtreng nach Ariſtoteles iſt, ſo weiß ich nicht, was ein epiſches Gedicht heißt *).“

Childe Harold und Don Juan, die eigenthümlichſten und umfaſſendſten Werke unſeres Dichters, ſind zwei Antipoden, welche jedoch, eben wie die Bewohner der Licht- und Schattenſeite der Welt, einen **Mittelpunkt** haben, um den ſie ſich drehen und von dem ſie gehalten werden. Dieſer Mittelpunct iſt die geiſtige Individualität ihres Dichters, welche ſich durch das Medium, hier eines miſanthropiſchen Pilgers, dort eines lebensluſtigen Weltlings, nach zwei verſchiedenen Seiten hin ausſpricht. Der Pilger wandelt auf der Nachtſeite der Welt und ſieht daher alles ſchwarz und düſter, aber deswegen auch in großartigen Formen und in romantiſchen Gruppen. Das Leben und die Menſchen fliehend, ſchaut er in der Gegenwart nur die todte Natur an und legt ihr ſeine eigene Seele unter; deſto bedeutender aber regen ihn die Vergangenheit und die Zukunft an: denn die Nacht, der Schlaf und der Traum ſchweben immer zwiſchen dieſen beiden in der Mitte. So fühlt er ſich überall aufgerufen zur Trauer, zur Sehnſucht, zum Zorne, zur Empörung: denn das Leben und die Welt wie ſie ſind, oder vielmehr, wie er ſie ſieht, ſcheinen ihm nur matte Fratzen der Ideale, welche vor und hinter der Nacht liegen, die ihn umfängt. Eine ſolche Anſicht iſt romantiſch, und ihre melancholiſche Farbe ſteht der Jugend wohl an. Nach ſeinem dreißigſten Jahre aber wurde unſerm Dichter die finſtere Maske ſeines Pilgers eine drückende Laſt, und er warf ſie ab und nahm dafür das Schalksgeſicht eines Don Juan über, welches ſich natürlich der Lichtſeite der Welt zukehrte. Was früher beweint wurde, wird nun belächelt oder mit einem Achſelzucken abgefertigt; der Zorn iſt in Spott übergegangen; die Welt und das Leben werden genommen und genoſſen wie ſie ſind. Die Gegenwart iſt das Licht des Erdentages, ſie ergreift den Lebensluſtigen und wird von ihm ergriffen; die todte Natur iſt nur Einfaſſung des Menſchlichen, und Vergangenheit und Zukunft ſind nur zuläſſig, wenn ſie den Augenblick verſüßen und verherrlichen können. Dieſe Anſicht gehört dem erfahrenen Mannesalter an und ſteht, wenigſtens in Bezug auf die beiden hier charakteriſirten Gedichte, in keinem andern Widerſpruche mit der erſten, als der Jüngling mit dem Manne.

---

*) Conversations of Lord Byron.

In der Ausführung ſcheinen uns beide Gedichte in ihrem Charakter gleich gelungen: dort die tiefe, innige Kraft des Gemüths und die kühne Erhebung der Phantaſie in einer ſich durch eine alterthümliche Form ringenden Sprache; hier ein behagliches Geſchwätz, eine Poeſie im leichteſten Negligé, die der Form gleichſam nur zum Scherze huldigt, und deren Deviſe iſt: erlaubt iſt, was gefällt *). Warum man die Moral des Don

---

*) Wir haben unſere Charakteriſtik der beiden Gedichte von der Geſammtheit ihrer Erſcheinung abgezogen. Wie aber Byron's Poeſie überhaupt ſelten ſich gleich bleibt, ſo wird es nicht ſchwer werden, im Don Juan noch Nachwehen des Childe Harold, und im Childe Harold ſchon Vorempfindungen des Don Juan zu finden. Bleiben wir im Bilde, ſo ſind dieſe Ungleichheiten Lichtſtreifen und

Juan für gefährlicher verſchrien hat als die des Childe Harold, begreifen wir nicht. Don Juan iſt überhaupt kein Buch, welches das verführbare Alter anſprechen kann, und wer den Geiſt deſſelben zu faſſen vermag, der wird ihm auch widerſtehen können, wenn hier denn einmal von einem gefährlichen Angriffe die Rede ſein ſoll. Die Phantaſie und das Gefühl ſind leichter zu verführen als der Verſtand; daher ſcheint mir die witzige Immoralität des Don Juan eine weit weniger gefährliche Speiſe des literariſchen Geſchmacks zu ſein, als die ſentimentale Miſanthropie des romantiſchen Pilgers.

Die Engländer, deren Moral in dem Felde, auf welchem Don Juan ſeine Hauptrolle ſpielt, nicht eben vor andern Völkern ausgezeichnet iſt, tragen nichtsdeſtoweniger gern eine gewiſſe moraliſche Sprödigkeit zur Schau; und dieſe war es wohl, die den Verleger der Byronſchen Gedichte, den bekannten Buchhändler Murray in London, bewog, dem Don Juan ſeine Firma zu entziehen und dem Titel deſſelben nur den Namen des Druckers unterzuſetzen. Byron hatte

---

Schattenlagen, die aus dieſer Halbkugel in jene hinüberſpielen, und umgekehrt.

nicht Unrecht, wenn er das übelnahm, und Murray hatte von ſeiner Moralität ſchlechten Vortheil, da das durch keine Firma geſchützte Buch nun um ſo gefahrloſer nachgedruckt werden konnte.

Das Gedicht Cain hat der Muſe unſeres Dichters den Namen einer ſataniſchen*) zugezogen und iſt ſelbſt von den meiſten ſeiner Freunde, in Bezug auf ſeine irreligiöſe Tendenz, entſchieden gemißbilligt worden. Das Geſchrei der Gegner des Vielverſchrieenen erhob ſich aber nach der Erſcheinung dieſes Werkes in ſolchem Chorus, daß der Lordkanzler, deſſen Ohren nicht unerreicht von demſelben blieben, auch etwas für den Geiſt der Zeit thun zu müſſen glaubte und die ſeltſame Strafe über das frevelhafte Buch verhing, es gleichſam vogelfrei zu erklären. Dadurch wurde dem Verleger, der es bezahlt hatte, das Eigenthumsrecht über das Werk entriſſen, welches nun in die Hände der Nachdrucker fiel, und noch intereſſanter gemacht durch die Ächtung, um ſo reißender verkauft wurde**). Byron aber

---

*) Satanic School nannte Southey die Schule der Byroniſchen Poeſie

**) Überhaupt hat Kain merkwürdige Schickſale gehabt. Byron's alter Freund Hobhouſe, der das Manuſcript geleſen hatte, ſchrieb ihm einen wübrach von der Zeit an mit ſeinem Verleger, der nicht zum Märtyrer für die Immoralität und Irreligioſität ſeines Noble Author werden wollte, und Hunts übernahmen den Verlag ſeiner folgenden Arbeiten *).

Byron nannte ſeinen Cain ein Mystery, freilich nur in Bezug auf den bibliſchen Stoff, den dieſes Drama mit jenen alten mönchiſchen Darſtellungen der heiligen Geſchichte gemein hat; denn der Geiſt deſſelben widerſpricht einem ſolchen Titel entſchieden. Der erſte Mord auf Erden, ein Brudermord, als der zweite Sieg des Teufels über das Menſchengeſchlecht, iſt der bekannte Gegenſtand dieſes Dramas, und in den Umriſſen der Geſchichte hat ſich der Dichter ziemlich treu der alten bibliſchen Urkunde angeſchloſſen. Hierin iſt ihm alſo keine Irreligioſität vorzuwerfen, eben ſo wenig wie über die gottloſe oder ſataniſche Sprache des Satans mit ihm gerechtet werden

---

thenden Brief über das Drama, nannte es irreligiös und beſtand darauf, es dürfe nicht gedruckt werden. Shelley hingegen erklärte den Kain für das Schönſte, was Byron jemals geſchrieben habe.

*) Nur Werner iſt noch bei Murray erſchienen. Die Firma der folgenden Werke iſt I. Hunt und H. L. Hunt.

darf. Denn ein Satan kann über geiſtliche Gegenſtände nicht ſprechen wie ein chriſtlicher Prieſter *). Endlich iſt auch die präadamitiſche Welt, welche er, der Meinung Cuvier's und anderer Naturforſcher und Philoſophen folgend, in ſeinen Cain eingeführt hat, zwar unbibliſch, aber deswegen doch noch nicht irreligiös, und ſie hat ihm zu einer ſo großartig ſchönen Schilderung Stoff dargeboten, daß ſie ſchon deswegen tolerirt zu werden verdient.

Was uns daher in dem Cain allein verdammlich erſcheint, iſt das poetiſche und philoſophiſche Übergewicht, welches Byron dem böſen Princip, das in dem Satan perſonificirt iſt, über den göttlichen Geiſt und deſſen Bekenner gegeben hat. Während die liebe Frömmigkeit und Gottſeligkeit in matter Langweiligkeit auf und ab ſchleicht, ſchwebt Lucifer in ſiegreicher Glorie mit ſeinem erſten Jünger, einem Fauſt der Urwelt, durch die ewigen Räume und macht ſich in kecker Dialektik als eine zweite Gottheit geltend, die eben

---

*) With regard to the language of Lucifer, it was difficult for me to make him talk like a Clergyman upon the same subjects; but I have done what I could, to restrain him within the bounds of spiritual politeness. (Preface to Cain.)

ſo ewig, ſelbſtändig und nothwendig ſei, wie die des jetzigen Uſurpators der Herrſchaft des Himmels und der Erde. Da haben wir alſo allerdings den Dualismus der Manichäer, und Lucifers Fall iſt eine Erſcheinung, die dem Sturze der alten Götterdynaſtie durch die Söhne des Saturnus ähnlich ſieht. Cains Charakter, bei weitem der tüchtigſte und größte in dem ganzen Perſonal des Dramas, nimmt unſere lebhafteſte Theilnahme ſchon durch ſich in Anſpruch; noch mehr aber durch die mit ſeinem Weſen gleichſam verwachſene Adah, in deren Liebe ſeine eigene Natur verklärt erſcheint. Was hilft es daher, wenn die gegen ihn geübte göttliche Gerechtigkeit den Schluß des Dramas wieder rechtgläubig machen will? Wer von den Leſern folgt nicht lieber dem verbannten, verfluchten und gebrandmarkten Cain, wie ſeine Adah, in die Wüſte nach, als daß er in dem Häuflein der Frommen zu Hauſe bliebe? Das poetiſche Verdienſt dieſes Dramas iſt ſich ſehr ungleich. Wo Cain, Adah und Lucifer fehlen, da fehlen Kraft, Gluth und Schwung; aber einige Scenen zwiſchen Cain und Adah gehören zu dem Innigſten, Zarteſten und Rührendſten, was wir der Muſe unſeres Dichters verdanken; ſo wie Lucifers und Cains Reiſen durch die ewigen Räume an erhabener Kühnheit der Phantaſie in keinem andern ſeiner Werke übertroffen werden *).

Noch gehört in dieſe Periode der kritiſche Streit, welchen Lord Byron mit dem Herausgeber des Pope, Herrn Bowles, einem Schüler Warton's, anknüpfte, zunächſt als Vertheidiger des Dichters gegen den Biographen und Commentator, dann aber auch in Bezug auf eine alte äſthetiſche Frage über die Schönheit der Natur und der Kunſt. Da dieſe Händel kein Intereſſe für den deutſchen Leſer haben können, und Lord Byron's Charakter ſich in denſelben von keiner neuen Seite zeigt, ſo berühren wir ſie hier nur der Vollſtändigkeit wegen **).

Wichtiger ſind die gegenſeitigen Herausfoderungen und Angriffe, welche um dieſe Zeit zwiſchen unſerem Dichter und dem gekrönten Poeten **Robert Southey** zu großem Triumphe und großer Entrüſtung der beiderſeitigen Parteinehmer ſtattfanden. Unter allen Autoren der drei Königreiche, welche Byron's Geißel in ſeiner Jugendſatire getroffen hatte, war keiner ſo freigebig bedacht worden als Robert Southey, deſſen politiſcher Wankelmuth vielleicht die erſte Veranlaſſung des Haſſes und der Verachtung geweſen war, womit unſer Dichter ihn und ſeine Schriften unwandelbar behandelt hat. Southey hatte, wie viele ehrenwerthe Leute in England, Deutſchland und Frankreich, ſeine literariſche Laufbahn als exaltirter Demagoge begonnen und war dann mit einem Male zu der Loyalität übergeſprungen, welche allein im Stande iſt einen Poeta laureatus zu creiren. Seitdem ward ſeine Muſe von Jahr zu Jahr immer voluminöſer, und ſelten ließ ſie ſich anders als in Quarto auf dem literariſchen Markte ſehen. Indiſche und gothiſche Epopöen, ſpaniſche Kriege, engliſche Kirchengeſchichten, himmliſche Viſionen über die Aufnahme eines guten alten Königs unter die Seligen: mit ſolchen Waaren belaſtet, ſtand Southey in wohlgefälliger Selbſtgenugſamkeit, als legitimer Oberherr des engliſchen Parnaſſes da und ſah mit ruhiger Überlegenheit auf den geächteten Verbannten herab, der die Pfeile ſeines Zornes und Hohnes auf ihn abſchoß. Byron aber, immer mehr gereizt und erbittert durch dieſe ſcheinbare Gleichgültigkeit gegen ſeine Herausfoderungen, ließ nicht leicht eine Gelegenheit in Vorreden und Anmerkungen unbenutzt, den Laureate zu perſifliren. Da endlich ergriff auch dieſer einmal in der Vorrede ſeines ſchon bezeichneten Gedichts, The Vision of Judgment, die Offenſive gegen den nie ruhenden Angreifer und charakteriſirte in einem Gemälde der moraliſchen und religiöſen Entartung der neueſten engliſchen Literatur die Poeſie des Lord Byron als eine ſataniſche Schule, deren Werke er mit denen der Atheiſten vergleicht, welche die Schuld auf ſich trügen, die franzöſiſche Revolution erregt zu haben. Auf dieſe Beſchuldigungen antwortete Byron in einem Anhange zu der Tragödie The two Foscari. Er vertheidigt darin zuerſt die franzöſiſchen Philoſophen als unſchuldig an dem Ausbruche der Revolution, dann die Revolution ſelbſt als eine nothwendige und unvermeidliche Folge des Verfahrens der Regierenden, und endlich kehrt er ſich gegen den Laureate und fertigt ihn nebſt ſeiner Viſion auf das witzigſte ab. Mit weniger Witz, aber deſto mehr Pathos, läßt ſich Southey hierauf noch einmal vernehmen, und nachdem er ſich in Bezug auf einige Anſchuldigungen ſeines Gegners vertheidigt hat, ſpricht er mit edler Zuverſicht aus: „Wohl wäre es gut für Lord Byron, wenn er auf irgend eine ſeiner Schriften mit der freudigen Genugthuung zurückblicken könnte, wie ich es ſtets thun werde auf das, was ich über jene frevelhafte Schule geſagt habe. Lord Byron hat mich einen Scribler von allen möglichen Werken genannt. Ich will ihm ſagen, was ich nicht geſchrieben habe. Ich habe nie Pasquille gegen Freunde und Verwandte herausgegeben, nachher in einer Anwandelung guten Muthes meine Reue darüber ausgedrückt und die Schmähſchriften eingezogen, dann aber ſie wieder ausgehen laſſen, nachdem der auf einige Zeit ausgetriebene böſe Geiſt mit ſieben andern noch verfluchteren auf's neue zurückgekehrt und Beſitz von mir genommen. Ich habe nie die Macht des Geiſtes gemißbraucht, um den Charakter eines Mannes oder das Herz einer Frau zu verwunden. Ich habe nie ein Buch in die Welt geſchickt, dem ich meinen Namen vorzuſetzen nicht gewagt hätte*), oder deſſen ich mich aus Furcht vor Gericht nicht angenommen hätte, wenn es von einem Nachdrucker gekapert worden wäre.“ Mit ſolchen Anſpielungen auf Byron's Schriften füllt Southey noch mehrere Linien, und dann kommt er auf die ſataniſche Schule zurück und ſagt: „Was die ſataniſche Schule und ihren Koryphäus, den Autor des Don Juan, betrifft, ſo habe ich darüber noch einige Worte zu ſprechen. Ich habe dieſe Schule dem öffentlichen Abſcheu preisgegeben, als Feinde der Religion, der Geſetze und der Moral ihres Vaterlandes. Ich habe aus meiner Schleuder einen Stein geworfen, welcher ihren Goliath in das Haupt getroffen hat. Ich habe ſeinen Namen an den Galgen geheftet zu Schmach und Schande für alle Zeit. Nehme ihn herunter, wer es kann.“

---

*) Die neueſte Apologie des Cain hat Göthe in ſeinen Heften über Kunſt und Alterthum geliefert. Wir können ihr aber nicht beiſtimmen.

**) Nähere Nachrichten darüber in den Memoirs of the Life and Writings of Lord Byron. Chapter XVII.

---

*) Der **Don Juan** erſchien ohne Byron's Namen, jedoch ohne dieſe Abſicht. Denn Byron hat ſich wahrlich in dieſem Gedichte nicht zu verbergen geſucht. Die Anonymität ſcheint hier vielmehr mit Murray's Verfahren zuſammenzuhängen.

Der Capitain Medwin erzählt uns, daß er dem Lord Byron das Blatt der Literary Gazette, in welchem ſich dieſer Brief des Laureate befand, eines Abends nach der Oper überbrachte. Der Dichter lebte damals ſchon in Piſa und hatte die Gräfin Guiccioli früher als gewöhnlich verlaſſen; ſo brannte er nach dem Blatte, deſſen allgemeinen Inhalt er ſchon erfahren hatte. „Nie werde ich ſein Geſicht vergeſſen“, erzählt Medwin, „als er ſchnell den Inhalt überblickte. Er ſah wirklich furchtbar aus: ſeine Farbe wechſelte faſt prismatiſch, ſeine Lippen waren bleich wie der Tod. Er ſprach nicht ein Wort. Er las es zum zweiten Male und mit größerer Aufmerkſamkeit, als ſeine erſte Wuth verſtattet hatte, und bemerkte einiges bei verſchiedenen Stellen. Als er geendigt hatte, warf er das Papier zur Erde und fragte mich, ob ich glaubte, daß irgend etwas Perſönliches in der Antwort ſei, das Genugthuung verlange; in dieſem Falle würde er ſogleich nach England reiſen und Southey zur Rechenſchaft ziehen. Dabei murmelte er etwas von Peitſchen, Brandeiſen, Galgen, Verwundung eines weiblichen Herzens — Worte von Southey. Ich ſagte: in Hinſicht auf Perſönlichkeit wären ſeine eigenen Ausdrücke gegen Southey, wie z. B. feige Wildheit, jämmerlicher Renegat, Miethling, weit ſtärker als irgend einer in dem gegenwärtigen Brief. Er ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann: „Vielleicht haben Sie Recht; aber ich will es überlegen. Sie haben meine Vision of Judgment nicht geſehen. Ich wollte, ich hätte eine Abſchrift, um ſie Ihnen zu zeigen; aber die einzige, die ich habe, iſt in London. Ich war faſt entſchieden, ſie nicht drucken zu laſſen, aber jezt ſoll ſie in die Welt.“

Und ſo geſchah es. Byron's eben ſo giftige als wizige Parodie des albernſten Gedichts, welches aus Southey's Feder gefloſſen iſt, wurde gedruckt *). Die Vision des Laureate iſt in ihrem Stoff, ihrer Tendenz, ihrer Ausführung, bis auf das unglücklich gewählte Versmaß, den Hexameter, recht eigentlich ein Gedicht zum Parodiren. Eine Apotheoſis des guten alten Georgs III. vor dem himmliſchen Richterſtuhle, Anklagen und Vertheidigungen, eine ordentliche Verhandlung vor den Schranken, endlich Berathung und Entſcheidung; dazu ein pomphaft feierlicher Schwulſt, als ob das Schickſal der Welt in dem guilty oder not guilty über den engliſchen König entſchieden werden ſollte, und welche Verſe! — Schade, daß Byron in ſeiner Parodie dieſer Viſion ſich nicht darauf beſchränkte, den jeder Geißel werthen Dichter dieſer Mißgeburt zu züchtigen! Der gute alte König war ja unſchuldig an dem lächerlichen Todtenopfer, welches der Laureate ihm gebracht hatte: warum mußte er alſo deſſen Narr-

---

*) Im erſten Bande des weiter unten zu erwähnenden Journals The Liberal, deſſen Debit für England der ſchon genannte John Hunt übernommen hatte. Nachher auch bei demſelben Verleger einzeln und im 11. Bande der Works of Lord Byron.

beiten mit büßen, er, welcher ja durch dieſe Narrheiten ſelbſt, als Held derſelben, ſchon genug gemißhandelt worden war? Es iſt nicht zu läugnen, daß die Art und Weiſe, wie Byron die Schwächen und Gebrechen des alten Königs, deſſen unglückliches Ende unſer Mitleid in Anſpruch nehmen muß, dem Gelächter preisgibt, das moraliſche Gefühl, auch ohne patriotiſche Einmiſchung, empört; und wir finden es daher ganz in der Ordnung, daß ein ſolcher übermüthiger Frevel gegen einen Todten, welcher der Vater des regierenden Königs war, in England geſetzlich geahndet wurde. Die Strafe traf den Verleger, und wir wiſſen nicht, inwieweit der Dichter thätigen Antheil an der Vertheidigung ſeines Gedichts genommen hat. Gewiß hat er indeſſen ſeinen Verleger ſchadlos für den Geldverluſt in dieſer Sache gehalten.

Der Verlauf dieſer Streitigkeiten hat uns über den Zeitpunkt hinausgeführt, wo wir das Leben unſeres Dichters verlaſſen haben, um von ſeinen Schriften zu ſprechen. Es war im Herbſte des Jahres 1821, als Lord Byron, bewogen durch die oben geſchilderten Verhältniſſe und Vorfälle, Ravenna verließ und über Bologna und Florenz nach Piſa ging, wo er im Palaſte Lanfranchi am

Arno wieder eine feſte Wohnung nahm. Die beiden Gamba's und die Gräfin Guiccioli waren ſchon vor ihm in Piſa eingetroffen, und er bildete jetzt mit dieſen Verbannten gleichſam nur Eine Familie, obgleich ſie durch eine eigene Wohnung von ihm getrennt waren. Der Capitain Medwin, welcher um dieſe Zeit mit unſerem Dichter bekannt wurde, gibt uns ein intereſſantes Gemälde der Umgebungen und der Lebensart deſſelben.

„Seine Reiſeequipage,“ erzählt er, „war ziemlich ſonderbar und lieferte der Dogana ein wunderliches Verzeichniß: ſieben Bediente, fünf Wagen, neun Pferde, ein Affe, ein Bullenbeißer und eine engliſche Dogge, zwei Katzen, drei Pfauen und einige Hennen machten ſeinen Haushalt aus; dieſe und alle ſeine Bücher, eine ziemlich große Bibliothek neuerer Werke, zuſammengenommen mit einer großen Menge Hausgeräth, konnten wohl mit Cäſars Ausdruck impedimenta genannt werden.“

Am 20. November wurde Medwin durch Shelley in den Palaſt Lanfranchi eingeführt. „Das iſt einer von den Marmorhaufen, die für die Ewigkeit gebaut ſcheinen, während die Familie, deren Namen er trägt, längſt untergegangen iſt,“ ſagte Shelley, als er mit ihm in die Halle trat, die für Rieſen gebaut ſchien. — „Ich denke an die Verſe im Inferno," ſagte Medwin; „ein Lanfranchi war einer der Verfolger Ugolino's." — „Derſelbe," antwortete Shelley: „Sie werden ein Bild Ugolino's und ſeiner Söhne in Byron's Zimmer ſehen. Fletcher, ſein Kammerdiener, iſt ſo abergläubiſch wie ſein Herr und ſagt, es ſpuke im Hauſe, er könne vor Lärmen und Rumpeln über ſeinem Kopfe nicht ſchlafen; er vergleicht es mit dem Rollen von Kugeln. Kein Wunder; des alten Lanfranchi's Geiſt iſt unruhig und geht Nachts umher."

Medwin mag jetzt in erſter Perſon erzählend fortfahren; denn nichts iſt charakteriſtiſcher für unſern Dichter, und nichts kann den Leſern ein lebendigeres Bild von der Perſönlichkeit deſſelben geben, als die Art und Weiſe, wie dieſer Gaſt uns mit ſich in die Häuslichkeit des großen Mannes, den wir ſonſt nur in ſeinem poetiſchen Feſtkleide zu ſehen gewohnt ſind, einführt.

„Der Palaſt war ſo groß, daß Lord Byron nur den erſten Stock bewohnte. Oben an der Treppe, welche hinaufführte, war der Bullenbeißer, deſſen Kette lang genug war, daß er die Thüre hüten und Fremde vom Eintritt abhalten konnte; doch kannte er Shelley, knurrte und ließ uns vorüber. Im Vorzimmer fanden wir mehrere Livreebediente und Fletcher, von welchem Shelley geſprochen hatte. Er war von der Zeit an, als Lord Byron Harrow verlaſſen hatte, ununterbrochen in deſſen Dienſten. „Er iſt eine privilegirte Perſon, wie mancher alte Diener,“ flüſterte Shelley. „Don Juan hatte keinen beſſern Leporello, ſeinem Herrn nachzuahmen. Er ſagt, er ſei ein Lorberbaum, vom Metrum erſchlagen, und in Griechenland bemerkte er über eines der Basreliefs am Parthenon: das gäbe prächtige Kaminpfoſten, Mylord!“ Als wir gemeldet waren, fanden wir Seine Herrlichkeit ſchreibend. Sein Empfang war frei und freundlich; er nahm mich herzlich bei der Hand und ſagte: „Sie ſind ein Verwandter und Schulgenoſſe von Shelley; wir treffen uns nicht als Fremde: darum müſſen Sie mir erlauben, meinen Brief zu ſchließen wegen der Poſt. Hier iſt etwas für Sie zu leſen, Shelley, — er gab ihm einen Theil ſeines Manuſcripts von Heaven and Earth — ſagen Sie mir Ihre Meinung darüber.“ Ich benutzte die wenigen Minuten, während Lord Byron ſeinen Brief vollendete, ihn näher zu betrachten und ſein Bild in mein Gedächtniß zu prägen. Thorwaldſen's Büſte hat einen zu dünnen Nacken und iſt zu jung für Lord Byron. Er war ſtolz auf ſeinen Nacken, und man muß geſtehen, daß ſein Kopf werth war, darauf zu ſitzen *). Sein Kupferſtich gab mir die mindeſte Vorſtellung von ihm. Ich ſah einen Mann von etwa fünf Fuß ſieben oder acht Zoll, anſcheinend vierzigjährig; wie man von Milton ſagte, er entwiſchte kaum dem Kurz- und Dickſein. Sein Geſicht war fein, und der untere Theil regelmäßig geformt; Lippen und Kinn hatten jenen geſchwungenen und beſtimmten Umriß, welcher der griechiſchen Schönheit eigen iſt. Seine Stirn war hoch, und ſeine Schläfe waren breit; ſeine Farbe war blaß und ging faſt in's Bleiche. Sein Haar, dünn und fein, war ſchon grau geworden, und ſchwebte in natürlichen und anmuthigen Locken über ſeinem Haupte, welches dem des kahlen erſten Cäſars ähnlich zu werden ſchien. Er ließ es länger wachſen, als man es gewöhn-

---

*) In einer Anmerkung gibt Medwin der Büſte des florentiniſchen Bildhauers Bartolini den Preis der höchſten Ähnlichkeit. Bartolini war der letzte Künſtler, dem Byron ſaß. Nach ſeinem Tode iſt ein Wachsabdruck von ſeinem Geſichte genommen worden, welcher der Büſte zu Grunde liegt, die ein engliſcher Bildhauer in Paris gearbeitet hat.

lich trägt, und hatte damals einen Schnurrbart, der nicht dunkel genug war, um ihm gut zu ſtehen. Um ſeine Züge zu kritiſiren, möchte man vielleicht ſagen, daß ſeine Augen der Naſe zu nahe ſtanden, und eines etwas kleiner als das andere war; ſie waren von einem gräulichen Braun, aber von beſonderer Klarheit, und beſaßen in der Belebung ein Feuer, das die Gedanken der andern zu durchdringen ſchien, während es die Begeiſterung ſeiner eigenen andeutete. Seine Zähne waren klein, regelmäßig und weiß; wie ich nachher bemerkte, gab er ſich große Mühe, ſie zu erhalten.“

„Ich erwartete einen krummen oder Klumpfuß an ihm zu entdecken; aber es wäre ſchwer geweſen, den einen vom andern zu unterſcheiden, ſowohl der Größe als der Geſtalt nach.“

„Überhaupt war ſeine Figur männlich, und ſeine Züge ſchön, einnehmend und ausdrucksvoll; und die Zutraulichkeit ſeiner Unterhaltung machte mich bald völlig einheimiſch in ſeiner Geſellſchaft*).“

---

*) Mit dieſem Portrait iſt die Schilderung zu vergleichen, welche Samuel Rogers, der berühmte Verfaſſer des Pleasures of Memory, in ſeinem neueſten Gedicht Italy von dem Lord Byron macht, dem er in Bologna begegnete und in deſſen Geſellſchaft

Über Byron's Lebensweiſe erzählt derſelbe Berichterſtatter Folgendes: „Die Geſchichte eines

---

er die Reiſe über die Apenninen nach Florenz zurücklegte. Sein Bild gehört alſo in dieſelbe Periode des Lebens unſeres Dichters:

— — — Much had passed,
Since last we parted; and those five short years,
Much had they told! His clustering locks were turn'd
Grey; nor did aught recall the youth, that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice
Still it was sweet; still from his eye the thought
Flashed lightning-like, nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sate, conversing — no unwelcome hour,
The hour we met: and, when Aurora rose,
Rising we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled with its beams the unfathomable gulphs
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley household came. — Not last, nor least,
Battista, who upon the moonlight sea
Of Venice, had so ably, zealously,
Served, and, at parting, flung his oar away,
To follow through the world, who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a Patrician house
Arguing unlimited trust. — Not last, nor least,

Tages iſt faſt die Geſchichte aller. Unmöglich kann man ein einförmigeres Leben führen, als Lord Byron zu jener Zeit. Ich beſuchte ihn täglich zu derſelben Stunde. Billard, Unterredung, Leſen füllten die Zwiſchenzeit aus, bis wir des Abends unſer Fahren, Reiten und Piſtolenſchießen begannen. Bei unſrer Rückkehr, die wir immer auf demſelben Wege nahmen, begegneten wir öfters der Gräfin Guiccioli, mit der er dann ein paar Minuten ſprach. Er ſpeiſte eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, um vier und zwanzig Uhr; dann fuhr er zu dem Grafen Gamba, dem Vater der Gräfin Guiccioli, brachte einige Stunden in ihrer Geſellſchaft zu, kehrte in ſeinen Palaſt zurück und las oder ſchrieb bis zwei oder drei Uhr des Morgens. Dabei trank er gelegentlich etwas Liqueur mit Waſſer verdünnt als Medicin, aus Furcht vor Steinſchmerzen, denen er unterworfen war oder unterworfen zu ſein ſich einbildete.“

Die Geſchichte des Aufenthalts unſers Dichters

Thou, tho' declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.

in Piſa gibt nicht viele merkwürdige Begebenheiten und Vorfälle zu erzählen. Sein täglicher Umgang beſchränkte ſich auf die Familie Gamba und ſeinen Landsmann und Freund, den ſchon genannten Percy Byſſhe Shelley. Jedoch war er hier im allgemeinen weniger verſchloſſen gegen engliſche Beſucher, als in Venedig und Ravenna, und manche ſeiner neuen Bekanntſchaften, wie namentlich die mit dem Capitain Medwin, ſteigerten ſich allmälig zu Freundſchaften.

Seine Verbindung mit Shelley und dem in England wegen ſeines argen Liberalismus nicht minder übel berüchtigten Leigh Hunt zur Herausgabe eines Journals, deſſen Titel: The Liberal, ſeine Tendenz ohne Rückhalt ausſprach, wurde ihm ſelbſt von ſeinen Freunden anfangs widerrathen und in der Folge, nachdem er ihre Warnungen nicht beachtet hatte, zum Vorwurfe gemacht.

Was Leigh Hunt betrifft, ſo hatte Byron deſſen Bekanntſchaft ſchon in London kurz nach ſeiner Verheirathung gemacht, als dieſer im Gefängniß ſaß. Der Märtyrer des Liberalismus zog ihn an, und Hunt war ſo erkenntlich für den Beſuch, mit welchem der Lord ihn damals beehrt hatte, daß er in der Folge, als die Parteiwuth gegen den Gemahl der Miß Milbanke am höchſten geſtiegen war, die Vertheidigung deſſelben in einem von ihm herausgegebenen Blatte mit unerſchrockener Anhänglichkeit führte. Das vergaß ihm Byron nie; und obgleich er nur eine mäßige Idee von den poetiſchen Verdienſten deſſelben hatte, ſo erſah er ihn doch zu ſeinem Mitarbeiter an dem Liberal, zumeiſt um ihm, dem Vater einer zahlreichen Familie, einen ergiebigen und gefahrloſen Erwerb zu verſchaffen, und räumte ihm und den Seinigen ein Stock in dem Palaſte Lanfranchi ein.

Von Shelley's erſtem Zuſammentreffen mit unſerem Dichter haben wir oben geſprochen. Seitdem hatten beide ſich an einigen Orten in Italien wieder begegnet, und ihre Verbindung war allmälig immer enger und vertrauter geworden, ſo daß Shelley, ſobald ſeine Verhältniſſe es ihm erlaubten, ſich in Piſa niederließ, um des täglichen Umgangs ſeines Freundes zu genießen, welcher nicht minder als er dieſes Bedürfniß fühlte. Shelley war wie Byron ein wilder und feuriger Geiſt, welcher ſein ganzes Leben durch einige excentriſche Verirrungen ſeiner früheſten Jugend und namentlich durch die Bekanntmachung eines Pamphlets, unter dem Titel: Die

Nothwendigkeit des Atheismus, unruhig und mühevoll gemacht hatte. Er war damals noch Student in Oxford, wurde relegirt, von ſeinem Vater verſtoßen, überall in England verſchrieen; und von der Zeit an war ſeine Laufbahn ein irres Treiben und Jagen aus einem Lande in das andre, von einer Beſchäftigung zur andern, aus Reichthum in Armuth, aus dem Eheſtand in das ledige Leben; und ſo wie die unſtäte Flut des Meeres ein Symbol ſeiner Natur und ſeines Schickſals ſein kann, ſo ging er endlich auch, mitten in der Bahn ſeiner Jahre, in den Wogen unter, mit ihm große Eigenſchaften des Geiſtes und des Herzens, welche, bei gleichmäßiger und freier Entwickelung, eine Zierde ſeines Zeitalters aus ihm gemacht haben würden. Der Umfang ſeiner Kenntniſſe muß beſonders in Erſtaunen ſetzen, wenn man bedenkt, wie zerriſſen und ohne Folge die Studien geweſen ſein müſſen, denen er ſie verdankte. Die alten Claſſiker hatte er inne wie wenige Gelehrte, und eben ſo mächtig war er der meiſten neuern Sprachen. Alle philoſophiſche Syſteme der Vergangenheit und Gegenwart waren von ihm durchgegangen worden, und ſelbſt chemiſche und phyſikaliſche Studien und Experimente hatte er in ſeinen frühern Jahren getrieben. Durch dieſe vielſeitige Bildung hatte ſein von Natur ſcharfer Geiſt ein überaus ſchlagendes und treffendes Urtheil gewonnen, und Byron benutzte bei ſeinen Arbeiten die Kritik ſeines Freundes mit der ſeltenſten Selbſtverläugnung, ſo wie er denn überhaupt aus ihm wie aus einem Quell der Wiſſenſchaft ſchöpfte, wenn ſeine eigenen Kenntniſſe ihn verließen. Shelley's zahlreiche poetiſche Werke geben ſich größtentheils als die unreifen Früchte eines zerriſſenen Geiſtes zu erkennen, und es fehlt ihnen wie ihrem Verfaſſer die ruhige Vollendung der innern Form. Dennoch wird jeder, welcher auch nur eins oder das andre derſelben geleſen hat, in Byron's Urtheil einſtimmen müſſen: „Shelley hat mehr Poeſie in ſich als irgend einer der jetzt Lebenden; und wäre er nicht ſo myſtiſch, und wollte er nicht Utopia's ſchreiben und ſich zum Reformator aufwerfen, ſo müßte ſein Recht, eine hohe Stelle unter den Dichtern einzunehmen, nothwendig anerkannt werden. Aber wenig Dichter ſind ſo infam behandelt worden wie er.“

Das Schickſal des armen Shelley ſchien ſich kurz vor ſeinem Tode aufheitern und beruhigen zu wollen. Er hatte ſich zum zweiten Male mit einer liebenswürdigen Landsmännin verheirathet, deren Vermögen ihm ein ſorgenfreies Daſein ſicherte, und lebte mit ihr in ſtiller Zurückgezogenheit in Toscana, entſchloſſen, nichts mehr herauszugeben und nur an ſeiner eigenen Bildung zu arbeiten. Seine glühende Freiheitsliebe und der Schmerz über den Tod ſeines Freundes Keats machten ihn jedoch ſeinem Vorſatze zweimal untreu. Er ſchrieb noch den Triumph Griechenlands und die Elegie Adonais, und ließ beides drucken. Die Elegie erklärte er ſelbſt für ſeine einzige gelungene Arbeit. Die letzten acht Monate ſeines Lebens brachte er in täglichen Zuſammenkünften mit Byron zu, und Medwin's Geſpräche geben uns ein ſchönes Bild von dem Verhältniß, welches die beiden Freunde verband. Eine kleine Luſtfahrt auf dem mittelländiſchen Meere zwiſchen Liverno und Lerici brachte ihm den Tod im neunundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, im Julius 1822. Die See ging hoch, und das offene Boot ward umgeworfen. Der Leichnam ward vierzehn Tage lang vergeblich geſucht, alsdann ſpülten ihn die Wellen an das Ufer.

Lord Byron fühlte ſich tief ergriffen von dieſem Verluſt und erlag einem Fieberanfalle.

Aber ſein Geiſt wurde des Körpers bald wieder mächtig, und er feierte nun auf eine wahrhaft große und ſchöne Weiſe die Beſtattung der irdiſchen Überreſte ſeines Freundes. Shelley hatte oft den Wunſch geäußert, in Rom neben der Pyramide des Ceſtius beerdigt zu werden, und Byron, getreu ſeiner Pflicht als Executor und Freund, ließ die Leiche auf einem Holzſtoße verbrennen und ſchickte ihre Aſche in einer antiken Urne nach dem Ruheplatze der in Rom geſtorbenen Proteſtanten. Medwin beſchreibt die Ceremonie der Verbrennung. „Vor ſich hatte man das blaue, ſtille Mittelmeer in prachtvoller Ausdehnung, mit den Inſeln Elba und Gorgona. Lord Byron's Jacht in einiger Entfernung vor Anker, auf der andern Seite eine faſt grenzenloſe ſandige Wildniß, unbebaut und unbewohnt, hier und da mit niederm Geſträuch beſetzt, das vom Seewind gekrümmt und von der Armuth und Dürre des Bodens, in welchem es wuchs, verbuttet war. In gleichen Entfernungen längs der Küſte ſtanden hohe viereckige Thürme, für den doppelten Zweck, die Küſte vor Schmugglern zu ſchützen und die Geſetze der Quarantaine aufrecht zu erhalten. Dieſe Ausſicht war durch einen unermeßlichen Strich der italieniſchen Alpen begrenzt, die hier durch ihren mannichfaltigen und vulkaniſchen Charakter, ſo wie durch den weiſſen Marmor, der ihren Gipfeln das Anſehen von Schnee gibt, beſonders maleriſch ſind. Als Vordergrund zu dieſem Gemälde zeigte ſich eine eben ſo ungewöhnliche Gruppe. Lord Byron und Trelawney*) mit einigen wachhabenden Soldaten ſtanden um den brennenden Scheiterhaufen, und Leigh Hunt, deſſen Gefühle und Nerven die Scene nicht ertragen konnten, lag rücklings in dem Wagen: die vier Poſtpferde waren nahe daran, in der Hitze der Mittagsſonne umzuſinken. Die Stille der ganzen Umgebung ward noch fühlbarer durch das gellende Geſchrei eines einſamen Regenvogels, der, vielleicht vom Leichnam angezogen, den Scheiterhaufen in ſo engen Kreiſen umflog, daß man ihn mit der Hand hätte ergreifen können, und ſo furchtlos war, daß man ihn nicht wegtreiben konnte. Auf den Leichnam blickend, ſagte Lord Byron: „Ei, das alte ſchwarze ſeidene Tuch behält ſeine Form beſſer als der menſchliche Körper.“ Kaum war die Ceremonie geendigt, ſo ſuchte Lord Byron, ergriffen von dem Schauſpiele, dem er eben beigewohnt, ſich durch ſeine Lieblingserholung einigermaßen zu zerſtreuen. Er warf ſeine Kleidung ab und ſchwamm nach ſeiner Jacht, die in einer Entfernung von wenig Meilen vor Anker lag.“

---

*) Edward Trelawney, damals zur täglichen Geſellſchaft des Lord Byron gehörig.

Einige Monate vor Shelley's Tode war Lord Byron mit ihm und einigen andern Freunden, auf der Rückkehr von einem Spazierritte vor den Thoren von Piſa, von einem toscaniſchen Huſarenwachtmeiſter gröblich und faſt thätlich beſchimpft worden, und da er nicht gewohnt war Beleidigungen ungerächt zu ertragen, ſo hatte ſich im Verfolg des Streits der Engländer mit den piſaniſchen Soldaten, welche am Thore Wache hielten und die Fremden arretiren wollten, ein großer Tumult in der Stadt erhoben, und der Palaſt Lanfranchi war zu einer Feſtung umgeſchaffen worden, in welcher die Beſatzung, aus Lord Byron's Dienerſchaft beſtehend, ihren Herrn und deſſen Freunde gegen die Angriffe der Soldatesca auf das tapferſte vertheidigte. Dabei gab es Wunden auf beiden Seiten und einige nicht unbedeutende. Die polizeiliche Unterſuchung dieſes Vorfalls führte zu keinen ſichern Reſultaten über die Strafbarkeit einzelner Theilnehmer; jedoch fand man eine Veranlaſſung darin, den wegen politiſcher und religiöſer Liberalität anrüchigen Fremdling, welchem man vielleicht unmittelbar nicht gern etwas anhaben wollte, mittelbar ſo zu kränken, daß ſeines Bleibens in Piſa nicht länger ſein konnte. Seine ganze Dienerſchaft und die beiden Grafen Gamba wurden nämlich in Folge der Verhandlungen aus dem Toscaniſchen verbannt, und dem Lord ſelbſt ſoll man es deutlich genug zu verſtehen gegeben haben, daß ſeine Entfernung aus Piſa höhern Orts erwartet werde. Auch ohne dieſe Weiſung würde er der Familie Gamba gefolgt ſein. Er hielt ſich einige Wochen mit ſeinen Schutzempfohlenen in Livorno und in Monte Nero auf, und kehrte dann auf einige Zeit nach Piſa zurück, um ſich von dort aus nach Genua einzuſchiffen, wo er Schutz und Sicherheit für ſich und ſeine Freunde zu finden hoffte. In dieſer Zwiſchenzeit feierte er das Leichenbegängniß Shelley's. Den Herbſt und Winter des Jahres 1822 und den Frühling und Sommer des folgenden brachte Lord Byron größtentheils in Genua zu. Die Gamba's blieben ohne Unterbrechung in ſeinem Gefolge, und ihr Schickſal, welches auch in Genua nicht geſichert ſchien, ſo wie eigener Verdruß über die Beunruhigungen, welche er von der italieniſchen

Polizei in Venedig, Ravenna und Piſa erfahren hatte, würden ihn jetzt bewogen haben, nach Nordamerika zu ſegeln und ein Bürger dieſes freien Staates zu werden, hätte nicht die Stimme des zur Freiheit erwachten Griechenlands ihn mit ſtärkerer Gewalt nach Oſten hingezogen.

Ehe wir zu der glorreichſten und letzten Periode des Lebens unſeres Dichters übergehen, haben wir noch einige Nachricht über ſeine ſchriftſtelleriſchen Arbeiten in Piſa und Genua zu geben. Von dem Journal The Liberal iſt oben ſchon geſprochen worden, und es enthält von Byron's Feder, außer der Vision of Judgment, den Anfang eines Mystery, Heaven and Earth, welches er ſchon zu Ravenna begonnen, aber in Mangel eines Verlegers bis jetzt ungedruckt im Pulte gelaſſen hatte. Murray hatte nämlich einen Abſcheu vor dem Titel Myſterium gefaßt und glaubte in dem neuen Werke einen zweiten Kain zu finden. Der Stoff des Drama's, die Liebſchaften der Engel mit den erſten Töchtern der Erde, iſt durch Moore's Loves of the Angels bekannter geworden, und was die Form und den Geiſt deſſelben betrifft, ſo erinnert beides an den Kain, aber ſchwach, und eine von Kain's Töchtern fährt ungefähr in der Sprache jener trotzigen Sophiſtik gegen den Herrn des Himmels fort, welche ihren Vater und das ihn feiernde Gedicht zu gleicher Brandmarkung geführt hat. Den Plan einer Fortſetzung des Myſteriums hat Byron dem Capitain Medwin mitgetheilt, dabei aber auch eingeſtanden, daß er nicht daran gedacht habe, es nach dieſem Plane weiter auszuarbeiten. Einige kleinere Beiträge Byron's zum **Liberal** übergehen wir.

The Island or Christian and his Comrades zeichnet ſich durch den Glanz und die Friſche der Malerei aus, mit welcher der Dichter die wunderbare Scenerie der Südſee und ihrer Inſeln ſchildert. Aber der Held, räthſelhafter ſkizzirt als irgend eines von den Geſchöpfen unſeres Dichters, kann das Ganze des Werks nicht zuſammenhalten, ſo daß wir von demſelben nur in einzelnen Gemälden angezogen und gefeſſelt werden, ohne dem Gange einer Fabel oder Perſon durch die verſchiedenen Nebenwege unſerer Theilnahme zu folgen.

Das auf deutſchem Grund und Boden ſpielende und dem erſten unter den deutſchen Dichtern gewidmete Drama, **Werner**, ſchrieb Byron in acht und zwanzig Tagen, einen der Acte in einer einzigen Sitzung und viele Seiten ohne alle Änderung. Der Stoff deſſelben iſt aus einer Erzählung der Miß Lee in den Canterbury Tales entnommen, und die dramatiſche und dialogiſche Behandlung ſehr ungleich. Wenn man aber einzelne Stellen aus einem Drama als gelungen hervorheben will, ſo zerſtört man eben dadurch die Einheit und Ganzheit deſſelben, und ein Drama, welches vorzüglich zu einer ſolchen Zerſtückelung auffodert, ermangelt gewiß auch jener Eigenſchaften. Übrigens geht dem Werner locale und nationale Wahrheit ab, wir meinen jene Shakſpeariſche, welche uns in dem Hamlet unter trübem Nordhimmel frieren läßt, und in Romeo und Julie italieniſche Lüfte und Düfte über den Leſer herweht; und manchem möchte die Wahl des Stoffs ſelbſt für ein Drama verfehlt ſcheinen.

Byron's letzte poetiſche Arbeiten waren der Fortſetzung des Don Juan gewidmet, welchen er bekanntlich bis zum ſechzehnten Geſange geführt hat. Außerdem ließ er im Jahre 1824 den Anfang eines Dramas drucken, unter dem Titel **The Deformed Transformed**, ohne Zweifel das deformſte Werk unſers großen Dichters. Er hatte es ſchon vor einigen Jahren ſo weit geſchrieben und es ſeinem Kritiker Shelley zur Beurtheilung übergeben. Dieſer las es aufmerkſam durch, und als Byron ihn darauf fragte, wie es ihm gefallen habe, antwortete er: Am wenigſten von allem, was ich je von Ihnen geſehen habe. Es iſt eine ſchlechte Nachahmung des Fauſt, und überdies ſind zwei vollſtändige Verſe von Southey darin. Seine Herrlichkeit, ohne ein Wort zu verlieren, warf augenblicklich das Gedicht ins Feuer. So erzählt Medwin, welcher daher nicht wenig verwundert war, den Umgeſtalteten Ungeſtalten nach zwei Jahren, wahrſcheinlich durch eine zweite Abſchrift, welche dem Brande entgangen war, wieder aufgelebt aus der Preſſe hervortreten zu ſehen. Die Fabel des Stücks iſt theils aus dem Fauſt, theils aus Lewis Erzählung Wood Demon zuſammengeſetzt, und das Merkwürdigſte darin ſcheint der Umſtand, daß Byron ſeinem verkrüppeltem Fauſt auch das Gebrechen anhängt, welches er ſelbſt mit auf die Welt gebracht hatte, einen Klumpfuß.

Es war gegen Ende des Julius 1823, als Lord Byron ſich mit ſechs oder ſieben Freunden, unter denen ſich der junge Graf Gamba befand, auf einem engliſchen Schiffe, dem Hercules, von Livorno aus nach Griechenland einſchiffte, mit dem großen Entſchluſſe, Gut, Blut und Leben dem Kampfe zu widmen, welchen die Hellenen für die Befreiung ihres alten Vaterlandes aus dem Joche ſeiner barbariſchen Unterdrücker ſeit Jahren zur Bewunderung der europäiſchen Menſchheit beſtanden. Der begeiſterte Freund der Freiheit hatte dieſen Kampf von ſeinem Beginne an im Geiſte mitgekämpft, er hatte auch nach ſeinen Kräften durch Beiſteuer an Geld und Waffen das ſich emporbringende Volk unterſtützt; aber die Angaben, in welcher Art man am beſten den Griechen Hülfe leiſten könnte, widerſprachen ſich in verſchiedenen Berichten, und er fing an zu befürchten, daß er ſeine Beiträge für überflüſſige Gegenſtände verſchleudern oder ſie nicht auf dem rechten Wege zu ihrem Zwecke fördern möchte. Daher entſchloß er ſich nunmehr ſelbſt nach Griechenland zu reiſen und ſich mit eigenen Augen von der Lage der Dinge und dem Stande des Kampfes zu unterrichten, ein Entſchluß, den er nicht in übereilter poetiſcher Begeiſterung faßte und ſofort ausführte, ſondern ein wohlerwogener und reif gewordener, dem er denn auch bis zum Tode treu blieb. Wenn irgend etwas wahr in Byron's Leben und Werken iſt, ſo ſcheint kein Gefühl es mehr zu ſein als ſeine Liebe für Griechenland und für die Freiheit. Jedes Gefühl allein hätte ihn zu dem Entſchluſſe beſtimmen können, welcher ſein Leben und ſeinen Tod verherrlicht hat: wie vielmehr beide! Daß er die große Laufbahn eines Tyrtäus nicht ohne Ehrgeiz betreten, wer möchte das behaupten? Und wer wagt es zu ermeſſen, wohin dieſe Laufbahn ihn geführt haben könnte? Wie dem aber auch ſei, er hat den Lorberkranz, mit welchem das dankbare Griechenland ſein Haupt gekrönt hat, nicht unverdient getragen, und er würde, wenn eine Königskrone der Preis ſeines längern Kampfes hätte werden ſollen, groß genug geweſen ſein, ſie mit einer Bürgerkrone zu vertauſchen *).

Will man indeſſen auch die nächſten und unmittelbarſten Veranlaſſungen wiſſen, welche den Lord Byron bewogen, gerade jetzt ſeine Reiſe nach Griechenland anzutreten, ſo können wir die Auf-

---

*) Wir entnehmen die Nachrichten über Lord Byron's Aufenthalt in Griechenland vornehmlich aus einem Aufſatze des Weſtminſter-Review, welcher als Anhang in Medwin's Conversations abgedruckt iſt. Außerdem haben wir zu vergleichen: Greece in 1823 et 1824 etc. By the Hon. Col. Leicester Stanhope, London 1824, 8., und A Narrative of Lord Byrons last Journey to Greece. Extracted from the Journal of Count Peter Gamba, who attended his Lordship on that Expedition, London 1825, 8.

foderungen ſeines Freundes Hobhouſe und des Ausſchuſſes der engliſchen Philhellenen *) anführen, welche viel auf ſeine Vermittelung in der Angelegenheit der bekannten Anleihe rechneten. Auch hatte dieſe Geſellſchaft faſt zu gleicher Zeit den Colonel Stanhope als ihren Bevollmächtigten mit manchen wichtigen Vorſchlägen und Plänen nach Griechenland abgeſandt, deren Förderung ſie von dem Anſehen ihres berühmten Landsmannes erwartete.

Lord Byron verließ Italien zwar entſchloſſen und auf alles gefaßt, aber nicht ohne finſtere Ahnungen. Es war ihm einſt geweiſſagt worden, daß ſieben eine unglückliche Zahl für ihn ſein würde; im ſiebenundzwanzigſten Jahre ſchloß er ſeine Ehe, und das ſiebenunddreißigſte Jahr rief ihn aus dem Leben ab. Auch pflegte er nicht ſelten zu äußern, und zwar ſchon vor der Zeit ſeiner letzten Unternehmung, daß er in Griechenland zu ſterben ahne und hoffe. Am 19. April 1823, alſo gerade ein Jahr vor dem Tage ſeines Todes, war er ernſter und gedankenvoller als gewöhnlich und ſagte zu dem jungen Grafen Gamba, mit dem er einen Spaziergang nach ſei-

---

*) The Greek Committee.

nem Palaſte bei Albaro machte: Wo werden wir über's Jahr ſein? Alsdann wollte er einige Stunden allein bleiben und aß ohne Geſellſchaft zu Mittag. Aber ahnungsvoller als dieſes alles klingt ſein Schwanengeſang, das Lied, welches er an ſeinem letzten Geburtstage in Miſſolunghi gedichtet hat *).

'Tis time this heart should be unmoved,
Since others it has ceased to move,
Yet, though I cannot be beloved,
Still let me love.

My days are in the yellow leaf,
The flowers and fruits of love are gone,
The worm, the canker and the grief
Are mine alone

The fire that in my bosom preys
Is like to some volcanic isle;
No torch is kindled at its blaze —
A funeral pile.

---

*) Wir geben das ganze Gedicht, weil es noch in keiner Sammlung von Byron's Werken zu finden iſt, aus der neueſten Ausgabe von Medwin's Geſprächen. Die deutſche Ueberſetzung aus Stuttgart liefert es auch nicht.

The hope, the fears, the jealous care,
Th' exalted portion of the pain
And power of love I cannot share,
But wear the chain.

But 'tis not here — it is not here —
Such thoughts should shake my soul; nor now —
Where glory seals the hero's bier,
Or binds his brow.

The sword, the banner, and the field,
Glory and Greece around us see;
The Spartan borne upon his shield
Was not more free.

Awake! not Greece — she is awake —
Awake my spirit! — think through whom
My life-blood tastes its parent lake,
And then strike home!

I tread reviving passions down,
Unworthy manhood — unto thee
Indifferent should the smile or frown
Of beauty be.

If thou regret thy youth, why live?
The land of honourable death
Is here — up to the field and give
Away thy breath!

Seek out — less often sought than found —
A soldier's grave, for thee the best;
Then look around, and choose thy ground,
And take thy rest.

Lord Byron's Schiffsladung beſtand, außer ſeinem und ſeiner Freunde Gepäck und Waffenzeug, in einem bedeutenden Vorrath von Medicamenten, Bandagen und andern chirurgiſchen Bedürfniſſen, und ſeine Caſſe faßte nicht mehr als zehntauſend ſpaniſche Thaler in baarem Gelde und etwa noch vierzigtauſend in Wechſeln. Das Schiff war ausſchließlich für ſeine Reiſe gemiethet und ganz zu ſeiner Verfügung geſtellt. Die Seefahrt begann mit Stürmen und manchen andern ungünſtigen Vorzeichen. Byron hatte nie einen Vulcan geſehen, und das Schiff wich deshalb von ſeinem Laufe ab, um vor der Inſel Stromboli vorbeizufahren. Eine ganze Nacht lag er hier ſtill, in der Hoffnung, das gewöhnliche Phänomen zu ſehen; aber zum erſten Mal bei Menſchengedenken warf der Vulcan in ſo langer Zeit keinen Funken aus, und der getäuſchte Dichter war genöthigt, in ſchlimmer Laune über die fabelhafte Eſſe des Vulcans weiter zu ſegeln. Im Anfange des Auguſts landete der Hercules in Cephalonia, und hier beſchloß Byron ſeinen Aufenthalt zu nehmen, bis er, nach vollſtändiger und ſicherer Erkundigung über den Stand der griechiſchen Verhältniſſe und Bewegungen, entſcheiden könnte, wo ſeine perſönliche Theilnahme an dem großen Kampfe am wirkſamſten ſein möchte. Um die Hauptſtadt von Cephalonia der engliſchen Behörden halber zu vermeiden, zog er ſich nach dem kleinen Dorfe Metarata zurück, um von dieſem Beobachtungspunkte aus den Gang der Dinge auf dem Feſtlande von Hellas zu verfolgen und ſeine Unterhandlungen und Verbindungen mit den dortigen Machthabern und Parteihäuptern anzuknüpfen. Dieſem Geſchäfte war ſeine ganze Zeit gewidmet, und er rührte keine Feder an, als um Briefe zu ſchreiben. Selbſt ſein Journal vernachläſſigte er zu führen. „Poeſie,“ pflegte er zu ſagen, „ſollte nur einen Müſſiggänger beſchäftigen. In ernſtern Angelegenheiten wäre es lächerlich, Verſe zu ſchreiben“ *). Ein methodiſtiſcher Arzt fand ſich damals häufig in Metarata ein und ſchien die Abſicht zu haben, den verru-

---

*) Es war eine alberne Verläumdung, welche Byron's Feinde damals in öffentlichen Blättern ausſtreuten: der Lord ſchriebe in Griechenland an ſeinem Don Juan.

ſenen Lord zu einem guten Chriſten zu bekehren. Dieſer ließ ſich auch oft in Geſpräche und Disputationen mit ihm ein, aber leider war er dem Bekehrer zu überlegen an ſchnellem Urtheil und ſchlagendem Witz, als daß die gut gemeinten Bemühungen deſſelben ihren Zweck hätten erreichen können. Nichtsdeſtoweniger erkannte indeſſen der Lord Byron die Reinheit der Abſichten dieſes Leibarztes auf die Heilung ſeiner Seele mit freundlichem Danke an.

Griechenland ſchwebte damals in einer traurigen Verwirrung, obgleich minder hart von äußern Feinden als von innern Parteiungen bedrängt. Zwar hatte der dritte Feldzug mit einigen glücklichen Erfolgen für die Hellenen begonnen. Odyſſeus und Niketas ſtanden ſiegreich bei den Thermopylen, Morea war bis auf Korinth, welches noch im Laufe deſſelben Herbſtes fiel, und außer Patras, Modon und Koron von den Türken befreit. Aber die Zwiſtigkeiten der Machthaber und Anführer unter einander zerſtörten faſt alle Früchte der Anſtrengungen des Volks und hatten allmälig das Anſehen eines Bürgerkriegs gewonnen. Die Generale waren zu verſchiedenen Unternehmungen beordert worden, aber es fehlten ihnen alle Mittel, ihre Truppen zu beſolden und zu verpflegen.

Große Verwirrung entſtand, und in den Straßen von Tripolizza fiel ein blutiges Gefecht zwiſchen Spartanern und Arkadiern vor, deren Anführer Nebenbuhler waren. An den Spitzen der beiden Hauptparteien ſtanden der ehrgeizige und habſüchtige Kolokotroni und der diplomatiſch gebildete und den Engländern beſonders zugewandte Maurokordato, welcher ſchon als Konſtantinopolitaner von den alten in Raub und Krieg aufgewachſenen Häuptlingen der peloponneſiſchen Halbinſel mit Haß und Mißtrauen betrachtet wurde. Kolokotroni war um dieſe Zeit Vicepräſident der ausübenden Regierung, Maurokordato leitete als Secretair die auswärtigen Angelegenheiten: Veranlaſſung genug für ſeine Neider und Feinde, ihn zu beſchuldigen, daß er ohne Mitwiſſen der Regierung in Briefwechſel mit fremden Höfen ſtehe und danach ſtrebe, ſich zum Präſidenten des geſetzgebenden Körpers erwählen zu laſſen. Die Sache kam endlich dahin, daß der damalige Präſident vom Sitze der Regierung entfloh, und Maurokordato an ſeine Stelle erwählt ward. Aber auch er ſah ſich ſehr bald gezwungen ſein Amt niederzulegen und in Hydra Schutz zu ſuchen, wo die bürgerliche oder Handelspartei die vorherrſchende war.

Das weſtliche Griechenland befand ſich ebenfalls in einer verzweifelten Lage. Muſtapha, Paſcha von Skutari, war mit großer Macht in Akarnanien eingedrungen. Der heldenmüthige Markos Bozzaris zog ihm mit ſeiner kleinen Schar entgegen *), und ſein Opfertod für

---

*) Bozzaris ſchrieb von Karpeniſſi, wenige Tage vor ſeinem Tode, an einen Freund über Lord Byron's Ankunft in Griechenland: „Ich bin entzückt über Eure Nachricht von Lord Byron's Vorhaben in Betreff unſres Landes. Der Rath, den Ihr Sr. Herrlichkeit gegeben habt, ſeine Aufmerkſamkeit auf Weſtgriechenland zu richten, hat uns das größte Vergnügen gemacht, und ich bin Euch verpflichtet für Eure beſtändige Thätigkeit zum Nutzen unſres Landes. Nicht weniger bin ich über Sr. Herrlichkeit beſondere Aufmerkſamkeit auf meine Landsleute, die Sulioten, erfreut, denen er die Ehre erwieſen hat, ſie zu ſeiner Wache zu wählen. Benutzet dieſes Wohlwollen Sr. Herrlichkeit und bewegt ihn, ſo ſchnell als möglich nach Miſſolunghi zu kommen, wo wir nicht verfehlen werden ihn mit jeder ſeiner Perſon gebührenden Ehrenbezeigung zu empfangen. Sobald ich von ſeiner Ankunft höre, werde ich die Armee hier verlaſſen und ihm mit einigen Genoſſen entgegengehen. Alles wird bald im Geleiſe ſein; die Unruhen in Rumelien ſind nur vorübergehend und werden leicht geſtillt ſein. Ich hoffe, Ihr wißt von allem was hier vorgefallen, auch, daß der Paſcha von Skutari nach dem Aſpropotamos und Agra-

das Vaterland in dem nächtlichen überfall bei Karpeniſſi hemmte zwar das Vorrücken des türkiſchen Heers auf einige Tage; aber dennoch war die Gefahr dadurch nicht beſeitigt, welche namentlich der Feſtung Miſſolunghi von den vereinigten Streitkräften des genannten Paſchas und des Omer Briones drohte. Sie zogen ſich immer näher und näher um Miſſolunghi zuſammen und fingen im October ſogar ſchon an es zu berennen; und faſt zu gleicher Zeit erſchien eine türkiſche Flotte vor der Stadt und blokirte, wenigſtens dem Namen nach, ihren und die übrigen Häfen dieſer Küſte.

Die Behauptung von Miſſolunghi ſchien die wichtigſte Aufgabe des Feldzugs, aber die Mittel des Widerſtandes, welche dieſe Feſtung damals einer Belagerung entgegenſetzen konnte, waren ſehr gering. Lord Byron's Ankunft in Cephalonia, deren Ruf ſich wie mit Blitzesſchnelle durch ganz Griechenland verbreitet hatte und überall und von jeder Partei mit freudiger Hoffnung auf-

---

pha vorgerückt und bis Karpeniſſi vorgedrungen iſt. Wir gehen ihm entgegen; alle feſte Poſten ſind unſer, und verlaßt Euch darauf, wir werden dem Feinde guten Widerſtand leiſten.“

genommen worden war, ſchien gerade jetzt dem bedrängten Miſſolunghi Rettung und Schutz zu bringen. Byron ſelbſt erkannte auch wohl die Wichtigkeit und die Noth dieſes Platzes; dennoch ſtand er an ſich dahin zu begeben, um nicht einer Partei in die Hände zu fallen; denn er wollte ja nicht für eine Partei, ſondern für die allgemeine Sache des griechiſchen Volks wirken: und ſo widerſtand er den vielfachen Auffoderungen und Verheißungen, welche ihm von den Häuptern der verſchiedenen Factionen hinter einander gemacht wurden, mit gleicher Standhaftigkeit. Ich werde dafür ſorgen, ſchrieb er in Bezug auf dieſe Verhältniſſe, daß mein Geld für das öffentliche Wohl verwendet werde; außerdem gebe ich keinen Para. Die Oppoſition ſagt, ſie müſſe mir ſchmeicheln; und die herrſchende Partei ſagt, jene wünſche mich zu verführen. So habe ich zwiſchen beiden eine ſchwere Rolle zu ſpielen. Desungeachtet will ich mit den Factionen nichts zu ſchaffen haben, außer wenn es möglich iſt ſie zu vereinigen.

Dieſes letzte Ziel verlor auch unſer Dichter in keiner ſeiner Beſtrebungen und Handlungen aus den Augen, und wer weiß, ob ſeinem Anſehen und ſeiner geiſtigen Macht nicht das Unmögliche gelungen ſein möchte, wenn er nicht ſo bald von ſeiner großen Laufbahn abgerufen worden wäre. Er ließ ſich daher in keine Unterhandlungen und Verpflichtungen mit irgend einer Partei ein, ſondern wandte ſich durch zwei ſeiner Freunde *), die er von Cephalonia abſandte, unmittelbar an die Regierung. Die beiden Verſammlungen hatten damals die Hauptſtadt von Morea, wohin die Geſandten gerichtet waren, eben verlaſſen und ſich nach Salamis zurückgezogen. Dennoch war für die Freunde des Lord Byron der Verzug ihrer Ankunft in der Reſidenz der Regierung durch die Reiſe nach Tripolizza nicht ganz fruchtlos. Denn ſie fanden dort Kolokotroni und andere mächtige Häuptlinge, auch mehrere Officiere aus Maurokordato's Gefolge, und ſahen ſich dadurch in den Stand geſetzt, eine große Menge der wichtigſten Erkundigungen aus den nächſten Quellen zu ſchöpfen. Der Congreß in Salamis empfing die Bevollmächtigten des Lord Byron mit der größten Auszeichnung und der freundlichſten Offenheit, und weihte ſie vollkommen in den gegenwärtigen Stand der Dinge und in ſeine Pläne für den nächſten Feldzug ein, daß es ihnen mög-

---

*) Der ſchon genannte Trelawney und Hamilton Browne.

lich ward, ihrem Freunde einen erſchöpfenden und überzeugenden Bericht darüber abzuſtatten. Darin ſagt Trelawney unter anderem: „Fällt Miſſolunghi, ſo iſt Athen in Gefahr, und Tauſende werden über die Klinge ſpringen. Mit einigen tauſend Thalern würde man Schiffe ausrüſten können, um es zu entſetzen. Ein Theil dieſer Summe iſt erhoben, und ich würde mein Herz zu Münze ſchlagen, um dieſen Schlüſſel Griechenlands zu retten.“ Faſt zu gleicher Zeit mit dieſem Bericht kam auch ein Brief des Fürſten Maurokordato in Cephalonia an, welcher, übereinſtimmend mit den Anſichten des Congreſſes, in den Lord drang, ſich nach Miſſolunghi zu begeben und alle ſeine Kräfte an die Behauptung dieſes Platzes zu ſetzen. Auch fügte er das Verſprechen hinzu, in kurzem mit einer hydriotiſchen Flotte der türkiſchen Blokade der Feſtung ein Ende zu machen.

Jetzt galt kein Schwanken und Zaudern mehr, und nur das angeknüpfte Geſchäft der engliſchen Anleihe, woran Byron allen ſeinen Credit und ſeinen ganzen Einfluß gewandt hatte, hielt ihn noch einige Zeit auf den joniſchen Inſeln zurück. Auch die Sulioten, ſeine alten Lieblinge, zogen ihn nach dem weſtlichen Hellas hinüber. Mehrere

Hauſen derſelben hatten den Wunſch ausgeſprochen, unter dem Manne zu dienen, welcher ihnen von ihrem Leonidas kurz vor ſeinem Opfertode auf das wärmſte empfohlen worden war, und Byron fühlte ſich von dem Gedanken hoch begeiſtert, an der Spitze einer ſolchen Schar zu ſtehen *). Endlich kam das erſehnte Geſchwader mit dem Fürſten Maurekordato in den Gewäſſern von Miſſolunghi an, und Byron rüſtete ſich zu ſeiner letzten Reiſe. Nachdem er alle ſeine Papiere zu baarem Gelde gemacht, ließ er zwei joniſche Schiffe miethen, ſeine Pferde und ſein Gepäck einſchiffen und ſegelte den 29. December von Argoſtoli ab. Noch am Abend deſſelben Tages ging er bei Zante vor Anker, um ſeine Gelder von einem dortigen Banquier einzunehmen, und ſetzte ſodann ſeine Fahrt nach Miſſolunghi fort. Die Leitung des einen Schiffs, auf welchem ſich die Pferde, Waffen und ein großer Theil des Gepäcks und der Caſſe befanden, war dem Grafen Gamba anvertraut; auf dem andern befehligte Lord Byron

---

*) Er ſchrieb kurz vor ſeinem Ende ein Schlachtlied für ſeine Sulioten, welches ſich unter ſeinen Papieren in Brouillon gefunden hat, aber nicht ganz zu entziffern geweſen iſt.

ſelbſt. Zwiſchen Zante und Miſſolunghi, unweit Chiarenza, ſahen ſich die Reiſenden mit einem Male, und zwar am hellen Mittage, unter den Kanonen einer türkiſchen Fregatte, und nur der angeſtrengten Thätigkeit ſeiner Mannſchaft und ſeinem beſſern Segelwerke hatte das Schiff, auf welchem Lord Byron fuhr, ſeine Rettung zu verdanken. Aber das des Grafen Gamba konnte nicht ſo ſchnell folgen und fiel den Türken in die Hände, welche es mit ſeiner Mannſchaft nach Patras brachten. Der Graf, eben ſo klug als entſchloſſen, verlor durch dieſen ſchrecklichen Schlag die Beſinnung nicht und verblüffte durch ſeine kühne Berufung auf die britiſche Neutralität, unter deren Schutze er als friedlicher Reiſender nach Kalamata ſegeln wolle, den blutdürſtigen Juſſuf Paſcha dergeſtalt, daß dieſer ihn, ſammt ſeinem Schiffe, ohne weitere Unterſuchung frei gab. Ohne Verzug gingen die Geretteten nun wieder unter Segel und erreichten Miſſolunghi, wo ſie zu ihrem größten Schrecken erfuhren, daß Lord Byron noch nicht angekommen ſei. Die Stürme hatten ſein Schiff genöthigt, bei den Felſengruppen der ſogenannten Skrofes, einige Meilen von Miſſolunghi, Schutz zu ſuchen und ſogar bis Dragomeſtre zurückzukehren, wo es drei Tage verweilen mußte. Maurokordato, von Byron's naher Ankunft und den Gefahren die ihn verfolgt hatten, unterrichtet, ſandte ſogleich ein Kanonierboot aus, welches deſſen Schiff aufſuchen und geleiten ſollte, und zu gleicher Zeit lief ein Theil des hydriotiſchen Geſchwaders in die See, um die Küſten zu decken. Aber das Meer ſchien ſeinen Liebling, den Reiter, den es kannte, wie ein treues Pferd den ſeinigen, nicht nach der Stadt tragen zu wollen, in welcher der Tod ſeiner wartete. Es trieb ihn auf Untiefen und gegen Klippen, die ſein Schiff zu zerſchmettern drohten; und als er auch da wieder flott geworden war, drehte ſich der günſtige Wind um und zwang ihn noch Tage lang an den unzugänglichen Inſeln vor Anker zu liegen, welche die Küſte bei Miſſolunghi umgeben. So ward dieſe Seereiſe eine tüchtige Vorbereitung zu einem Feldzuge, und Byron ſelbſt ſcheint ſie auch ſo genommen zu haben. Er hatte ſeine Wäſche und Kleider ſeit der Abfahrt von Cephalonia nicht gewechſelt, ſtets auf dem Verdeck geſchlafen und ſich überhaupt an Arbeiten, Mühſeligkeiten und Entbehrungen mehr gewöhnt, als der Drang der Umſtände es gerade erfodert haben würde.

Es war am 5. Januar, als Lord Byron in

Miſſolunghi landete. Er wurde mit den lebhafteſten und ehrenvollſten Äußerungen der Freude und Liebe wie ein Heiland empfangen. Als das Schiff vor Anker ging, ſalutirten die Kanonen der Feſtung. Der Fürſt Maurokordato, alle Behörden, die Truppen der Beſatzung, die Einwohner der Stadt, ja man möchte ſagen alles, was Füße hatte, kam ihm entgegen und begleitete ihn unter Freudengeſchrei, zwiſchen Kränzen, Blumen und wehenden Tüchern, unter dem Geläute der Glocken und dem Donner des Geſchützes nach dem für ihn eingerichteten Hauſe. Wer hätte es damals ahnen mögen, daß ſie ſo bald die Leiche des hochgefeierten Mannes aus demſelben Hauſe an das Meeresufer geleiten würden! Wenn einer, ſo war es Lord Byron ſelbſt. Von dem Augenblicke an, wo er das griechiſche Feſtland betreten hatte, ſtand in ihm die Überzeugung feſt, er werde es nicht wieder verlaſſen. Oft ſagte er zu dem Grafen Gamba: Andre mögen thun, was ihnen beliebt, mögen ſie gehen oder bleiben; *aber ich bleibe hier, das iſt gewiß.* Eines Tages fragte er ſeinen treuen Italiener *Tita:* ob er nach Italien zurückzukehren denke? Ja, antwortete Tita, wenn Ew. Herrlichkeit zurückgehen, ſo gehe ich mit. Lord Byron lächelte und ſagte: Nein, Tita, ich kehre nicht wieder aus Griechenland zurück; die Türken oder die Griechen oder das Klima werden ſchon dafür ſorgen, daß ich bleiben muß.

Aber dieſe trüben Ahnungen lähmten die Thätigkeit des edlen Griechenfreundes nicht, und von dem Tage ſeiner Ankunft in Miſſolunghi bis zu den Tagen ſeiner Krankheit, und ſelbſt in dieſen noch, war ſeine ganze Seele dem großen Ziele zugewandt. Seine Pläne und Beſtrebungen waren ſehr vielſeitig, aber er widmete allen einen gleichen Eifer. Theils beſchäftigte ihn die engliſche Anleihe, für deren Abſchließung er gleichzeitig durch ſeine Freunde in London und bei den uneinigen Oberhäuptern der Griechen zu arbeiten hatte. Dann nahm er Theil an den Einrichtungen und Vorſchlägen der Geſellſchaft der engliſchen Philhellenen, welche damals durch ihren Geſandten, den Colonel Stanhope, in Griechenland vertreten wurden. Zwar ſtimmte er in manchen Stücken nicht mit den, vielleicht auch wirklich übereilten Unternehmungen dieſer Geſellſchaft überein, wie uns der genannte Colonel in ſeinem Buche berichtet: aber wo er mit eigner Überzeugung für einen Plan derſelben wirken konnte, da that er es, als ob es ſein eigner geweſen wäre, und hielt ſich überhaupt in jedem Kreiſe ſeiner Thätigkeit frei und rein von Eiferſucht, Ehrgeiz und Parteilichkeit. Alles, was für Griechenlands Freiheit geſchah, war ihm, woher es auch kommen mochte, gleich willkommen und gleicher Anerkennung und Unterſtützung würdig.

Vor allem war die barbariſch wilde Art und Weiſe den Krieg zu führen, in welcher die Griechen den Türken wenig nachgaben, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit des Lord Byron, und er bemühte ſich, die Grundſätze und Rechte der gebildeteren europäiſchen Staaten auch auf dem Schlachtfelde geltend zu machen. Der erſte Tag ſeiner Ankunft in Miſſolunghi war durch die Befreiung eines Türken bezeichnet, und nicht lange darauf fand er auch Gelegenheit, dem Juſſuf Paſcha ſeine Dankbarkeit für die Freilaſſung des Grafen Gamba an den Tag zu legen. Er erfuhr nämlich, daß vier türkiſche Gefangene ſich in der Stadt befänden, und erſuchte den Fürſten Maurokorbato, ſie ihm zu überlaſſen Dieſer ſtand nicht an, ſeiner Bitte zu willfahren, und Lord Byron ſchickte ſein Eigenthum ſogleich an den Paſcha nach Patras mit folgendem Schreiben ab: „Ein Schiff, welches einen meiner Freunde und mehrere Leute meines Gefolges an

Bord führte, war von einer türkiſchen Fregatte genommen und nach Patras gebracht, aber auf Ihren Befehl wieder losgelaſſen werden. Ich habe Ihnen meinen Dank dafür zu ſagen, nicht daß Sie ein Schiff frei gaben, welches, als unter neutraler Flagge und dem britiſchen Schutze ſegelnd, von Niemand rechtmäßiger Weiſe angehalten werden konnte, ſondern daß Sie meine Freunde, ſo lange ſie in Ihrer Gewalt waren, mit ſo vieler Artigkeit behandelt haben. In der Hoffnung, Ewr. Hoheit einen angenehmen Dienſt zu erweiſen, habe ich mir von dem Gouverneur dieſes Platzes die Freilaſſung von vier türkiſchen Gefangenen ausgebeten und ſie von demſelben erhalten, welche ich nunmehr zurückſende, um Ihnen die mir bei der letzten Gelegenheit bewieſene Aufmerkſamkeit zu erwidern. Es ſind dieſe Gefangenen ohne alle Nebenbedingung freigegeben; nur bitte ich Ew. Hoheit, daß, wenn Sie ſich dieſer Begebenheit künftig erinnern wollen, Sie die griechiſchen Kriegsgefangenen, die in Ihre Hände fallen werden, mit Menſchlichkeit behandeln möchten. Die Schrecken des Kriegs ſind an und für ſich ſchon fürchterlich genug und ſollten fernerhin nicht von beiden Seiten mit ſo zügelloſer Grauſamkeit noch vermehrt werden.“ —

Ein andres, nicht minder ruhmwürdiges Beiſpiel gab Lord Byron bald nach dieſer Begebenheit den Griechen wie den Türken, und es blieb auf beide nicht ohne Wirkung. Ein griechiſcher Kreuzer hatte ein türkiſches Boot mit Reiſenden, Weibern und Kindern, genommen, welche dem Lord Byron auf ſein Anſuchen überliefert wurden. Sogleich ließ dieſer ein Schiff mit dem nöthigen Reiſebedarf ausrüſten und ſandte ſie alle, vier und zwanzig an der Zahl, nach Preveſa an den Bekr Aga. Der Türke ließ dem Engländer in ſeinem Dankſagungsſchreiben die Verſicherung geben, daß gleiche Behandlung künftig den gefangenen Griechen zu Theil werden ſollte.

Eben ſo eifrig war Lord Byron bemüht, die unglücklichen Fehden und Zwiſtigkeiten beizulegen, welche die Häupter der Griechen von einander trennten und ihre Kräfte ohne Frucht für das allgemeine Wohl aufrieben. Er ſcheute keine Arbeit und wurde durch kein Fehlſchlagen in dieſer ſchönen Thätigkeit entmuthigt. Zwar mögen ſeine Beſtrebungen als Friedensſtifter bis zu ſeinem Tode nur wenig Erfolg gehabt haben, aber vielleicht gedeiht auch nach ſeinem Hingange manche Saat, die er auf dieſem Felde ausgeſtreut hat. Viel hoffte der Verewigte von der Zuſammenkunft, welche im April zu Salona gehalten werden ſollte und auch wirklich ſtattfand. Aber da lag Byron auf dem Sterbebette, und ehe die Verſammlung auseinanderging, war er zum ewigen Frieden eingegangen.

Es bleibt uns noch von Lord Byron's kriegeriſchen Plänen und Beſchäftigungen zu reden übrig. Nachdem er die Flotte bezahlt hatte, welche nur ausgelaufen zu ſein ſchien, um ihren rückſtändigen Sold einzuziehen, begann er eine Brigade von Sulioten zu bilden. Fünfhundert derſelben, die tapferſten und kühnſten Soldaten Griechenlands, nahm er vom 1. Januar 1824 an in ſeinen Sold, und bald ſollte ſich ihnen auch eine Gelegenheit darbieten, ihren Heldenmuth unter ihrem neuen Anführer an den Tag zu legen. Das Schloß von Lepanto, welches den Meerbuſen gleiches Namens beherrſcht, war die einzige Feſtung des weſtlichen Griechenlands, welche noch in den Händen der Türken war. Seine Lage am Eingange der Bucht iſt von der erſten Wichtigkeit und macht es möglich, in ununterbrochener Verbindung mit Patras zu bleiben, daher auch alle Verſuche mißlungen waren, dieſes Schloß durch Aushungerung zu nehmen. Seine Beſatzung beſtand aus 500 Türken und einer anſehnlichen Zahl von Albaneſern, welche jedoch, wie es hieß, ſeit langer Zeit keinen Sold erhalten hatten und deßwegen zum Verrath des Platzes geneigt waren; und man hatte ſogar erfahren, daß ſie, wenn Lord Byron ihnen die Summe ihres rückſtändigen Soldes auszahlen wollte, ſich erböten, ihm die Feſtung bei ſeinem Anrücken zu überliefern. Lord Byron nährte aber kühnere Hoffnungen: er wollte Lepanto mit Sturm nehmen und träumte ſchon von kriegeriſchen Lorbern und ſiegreichen Wunden. Jedoch verlor er dabei die Beſinnung nicht ſo weit, daß er über ſich ſelbſt zu ſpotten verlernt hätte. Auf ſeinen Klumpfuß anſpielend, pflegte er zu ſagen: er habe wenigſtens eine Eigenſchaft eines alten Generals; und indem er ſich mit dem Colonel Stanhope verglich, welcher ſeine ganze Zeit damit verbrachte, Berichte und Briefe zu ſchreiben, meinte er: es iſt doch ſonderbar, daß der Soldat Stanhope die Türken zu Schanden ſchreiben will, und ich, der Schriftſteller, ſie zu Schanden fechten ſoll. Der Plan der Expedition war folgender: ein Haufen von 2500 Mann ſollte das Hauptcorps bilden, und Lord Byron mit ſeinen 500 Sulioten und einer von Parry commandirten, auf Koſten der engliſchen Philhellenen errichteten

Batterie zu demſelben ſtoßen. In den letzten Tagen des Januars ward aber Byron von der Regierung beauftragt, den Oberbefehl aller zum Sturme von Lepanto beſtimmten Truppen zu übernehmen.

Indeſſen verſchob ſich die Unternehmung von Tag zu Tag und von Woche zu Woche, ſo daß auch Byron endlich die Luſt und den Muth zu derſelben verlieren mußte. Erſt fehlte es an der Artillerie, dann machten die durch ihres Soldherrn Freigebigkeit übermüthig gewordenen Sulioten die tollſten Foderungen und zeigten ſich widerſpenſtig und aufrühreriſch, um dadurch das Unmögliche zu ertrotzen. Sie fingen Händel mit den Bürgern von Miſſolunghi an, die zu blutigen Auftritten führten, und gingen in ihrer Ausgelaſſenheit ſo weit, daß ſie einſt mit Gewalt in das Magazin und die Werkſtätte der Ingenieurs einzubringen verſuchten, welche die engliſchen Philhellenen nach Miſſolunghi geſandt hatten. Die Schildwache wurde von dem Thore verdrängt, die Waffen blitzten von beiden Seiten, und ein ſchwediſcher Officier, welcher als Friedensſtifter dazwiſchentreten wollte, fiel durch die Kugel eines Sulioten. Dieſe und ähnliche Vorfälle, und dazu die Vereitelung eines Plans, den er mit ganzem Herzen umfaßt hatte, wirkten mit ungeſtümer Gewalt auf das reizbare Gemüth des Lord Byron, und ſein Körper erlag dem Beſtreben, die Seele aufrecht zu erhalten *). Er

---

*) Einige Tage nach dem Vorfall bei dem Artilleriemagazin ſchrieb er an einen Freund nach Zante: „Ich befinde mich um vieles beſſer, obgleich ich kaum gehen kann. Die Ärzte ließen mir zu viel Blut nehmen, und man hatte Mühe, ſeinen Lauf wieder zu ſtillen. Allein ich bin doch Tag für Tag in der freien Luft geweſen, entweder zu Pferde oder auf dem Waſſer rc.“ Er ſchließt: „Hier ſind die Angelegenheiten etwas verwickelt, beſonders mit den Sulioten und mit den Fremden. Indeſſen hoffe ich immer auf Beſſergehen und will ſo lange bei dieſer Sache ausharren, als meine Geſundheit und meine Umſtände es erlauben, und als ich ſehe, daß ich nützlich ſein kann.“

Auf ähnliche Weiſe antwortete er einem Freunde in Zante, der ihm zur Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit ein Landhaus auf dieſer Inſel angeboten hatte: „Ich kann Griechenland nicht verlaſſen, ſo lange ich nicht die Gewißheit habe, dort nicht mehr von Nutzen ſein zu können. Es gilt Millionen Menſchen, wie ich einer bin, und ſo lange ich aushalten kann, darf ich dieſe Sache nicht verlaſſen. Während ich dieſes ſchreibe, kann ich zwar die Schwierigkeiten, allen Zank und alle Fehler der Griechen nicht verkennen; aber dennoch müſſen alle Vernünftige Nachſicht mit ihnen haben.

bekam zu wiederholten Malen convulſiviſche Anfälle, die immer heftiger und gefährlicher wurden, und denen man durch Mittel entgegentreten mußte, welche ſeinen Körper ſehr ſchwächten, wie namentlich Aderläſſe und warme Bäder. Lepanto war nun aufgegeben, aber die von Odyſſeus vorgeſchlagene Zuſammenkunft der griechiſchen Häuptlinge nach Salona erfüllte ihn mit neuen freudigen Hoffnungen, und auch der glückliche Fortgang des Anleihegeſchäfts war ihm ſtärkende Arzenei in ſeiner Krankheit.

Vergebens drangen jetzt ſeine Freunde in ihn, Miſſolunghi, welches eine ſehr ungeſunde Lage hat, auf einige Zeit zu verlaſſen und ſich auf den joniſchen Inſeln in ruhiger Abgeſchiedenheit zu erholen. Er wollte den Kreis ſeiner Thätigkeit nicht verlaſſen und fühlte ſich beſſer, ſobald nur eine beſſere Ausſicht für das Gelingen ſeiner Beſtrebungen ſich zu eröffnen ſchien, und ſo täuſchte er ſich und andre über den Zuſtand ſeiner Geſundheit: er fing wieder an zu reiten und auf dem Waſſer zu fahren und trotzte dem ungünſtigen Klima, welches den Himmel mit Regenwolken und die Erde mit Nebeln umhüllte, wie in den kraftvollſten Jahren ſeiner Jugend. Am 22. März ſchrieb er an einen ſeiner Freunde:

„In wenigen Tagen haben wir, Maurokordato und ich, im Sinne, uns mit einem beträchtlichen Geleit nach Salona zu begeben, wohin wir von Odyſſeus und den übrigen Häuptern des öſtlichen Griechenlands beſchieden ſind, um die Maßregeln des Angriffs und der Vertheidigung für den kommenden Feldzug zu entwerfen. Maurokordato wird aber eben von der neuen Regierung nach Morea berufen, wie ich glaube, um an ihre Spitze zu treten, und zugleich wird mir das ſchriftliche Anerbieten gemacht, entweder mit ihm nach Morea zu kommen, oder in dieſer Gegend die Oberleitung der Geſchäfte mit dem General Londos und andern Männern zu übernehmen, die ich auswählen ſoll, um einen Rath zu bilden. Andreas Londos iſt ſeit meiner Anweſenheit in Griechenland mein werther Freund geworden. Vor der Zuſammenkunft in Salona kann ich über nichts eine beſtimmte Antwort ertheilen; ſo viel nur iſt gewiß, daß ich gern nützlich ſein will, wo und wie ich vermag; nur will ich weder commandiren, noch commandirt werden. Entſchuldigen Sie meine Eile. Es iſt ſpät, und ich war mehrere Stunden zu Pferde, und zwar in einer Gegend, die nach dem vielen Regen ſo durchnäßt war, daß man alle hundert Schritte an einen Bach oder Graben gelangte, aus deſſen Koth und Schlamm meine Pferde und ihre Reiter manches Andenken und Merkmal mit nach Hauſe gebracht haben.“

Es war ein ähnlicher Spazierritt am 9. April, welcher den Lord Byron auf ſein Todtenbett warf. Er kam mit durchnäßten Kleidern nach Hauſe und ſchlief unter Fieberſchauern ein. Der andre Morgen fand ihn kränker, und ſo wuchs das Übel von Tage zu Tage mit ſo ſchnellen Schritten, daß ſein Kammerdiener, der treue Fletcher, ſchon am 13. über den Zuſtand ſeines Herrn bedenklich zu werden anfing. Aber die Ärzte verſicherten, es ſei keine Gefahr vorhanden, und die ganze Krankheit beſchränke ſich auf ein Erkältungsfieber. Den Aderläſſen, welche ſie ſchon in den erſten Tagen der Krankheit verordnet hatten, widerſetzte ſich der Kranke, wahrſcheinlich weil er ſich zu matt fühlte und bereits in ſeiner vorigen Cur mehr Blut, als er entbehren könne, verloren zu haben meinte; oder verſchob ſie doch, um ſeinen Ärzten nicht geradezu zu widerſprechen, von einem Tage zum andern. Endlich fügte er ſich in den Willen der Ärzte, und ein Doctor Thomas wurde aus Zante zu Hülfe gerufen, als niemand mehr helfen konnte.

Am 17. ließ man dem ſchon Erſchöpften dreimal zur Ader. Darauf folgte heftiges Phantaſiren und ohnmächtige Schwäche. In hellen Momenten klagte er über die Behandlung ſeiner Ärzte, verlangte nach dem Doctor Thomas und gab ſeinem Kammerdiener Aufträge in Bezug auf ſeine Familie. Am meiſten beſchäftigte ihn ſeine Tochter, und auch ſeiner Gattin gedachte er mit zärtlicher Rührung in den letzten Stunden ſeines Lebens.

Übrigens ging er ſeinem Tode mit vollem Bewußtſein und männlicher Faſſung entgegen. Griechenland ſchwebte auch jetzt noch, an den Pforten der Ewigkeit, vor ſeiner Seele, und in keinem Worte entſchlüpfte ihm ein Ausdruck, welcher Reue oder Mißvergnügen über das Unternehmen kund gegeben hätte, dem er ſein Leben zum Opfer brachte. Armes Griechenland! rief er oft aus, ich habe dir gegeben, was ein Menſch geben kann, meine Mittel, meine Zeit, meine Geſundheit — und nun auch mein Leben. Möge es dir gedeihen! Am 18. gegen ſechs Uhr Abends ſprach er die Worte — es waren ſeine letzten: I want to go to sleep now, und legte ſich nieder, um nie wieder aufzuſtehen. Er lag ohne Regung, zuweilen nur in der Kehle ſchnaubend, als wollte er erſticken, vierundzwanzig Stunden lang. Gegen ſechs Uhr des folgenden Abends bemerkte Fletcher, daß ſein Herr die Augen öffnete und ſie dann plötzlich wieder ſchloß, ohne jedoch ein Zeichen des Schmerzes zu geben oder Hand und Fuß zu bewegen. O mein Gott! rief er aus, ich glaube mein Herr iſt todt. Die Ärzte fühlten ſeinen Puls und ſagten: Ihr habt Recht, er iſt todt. Eine aus dem rheumatiſchen Fieber hervorgegangene Gehirnentzündung hatte ſeinem Leben ein Ende gemacht.

Lord Byron iſt todt! Dieſe Kunde flog wie ein Donnerſchlag durch die Straßen von Miſſolunghi und weiter und weiter durch Griechenland und die Welt. Als ſie England erreichte, ſchwiegen vor ihr die Stimmen der neidiſchen Parteiſucht und des engherzigen Egoismus, und öffentliche Blätter, welche noch vor wenigen Tagen über den neuen Tyrtäus geſpottet hatten, zeigten mit Rührung und Ehrfurcht den frühen Tod deſſelben an. In Miſſolunghi entging ſeinem Hintritte keine der öffentlichen Ehren, durch welche ein Volk ſeinem Wohlthäter die letzten Pflichten der Liebe und Dankbarkeit an den Tag legt. Der Fürſt Maurokordato verordnete, am Morgen des 20. bei Sonnenaufgang 37 Kanonen von der großen Batterie zu löſen, um die Zahl der Lebensjahre des Verſtorbenen anzuzeigen. Ferner: alle öffentliche Geſchäfte, die Gerichtshöfe mit eingeſchloſſen, ſollen drei Tage hinter einander ruhen. Eben ſo ſollen alle Kaufläden, ausgenommen die der Lebensmittel und Arzneien, geſchloſſen ſein; Muſik und die in dieſen Tagen gewöhnlichen Tänze, die Gaſtmale und Trinkgeſellſchaften und alle andre gemeinſchaftliche Beluſtigungen ſollen unterbleiben. Ein und zwanzig Tage lang ſoll allgemeine Trauer ſein. In allen Kirchen ſollen Todtengebete gehalten werden.

Aber das Volk bedurfte dieſer Anweiſungen zur Trauer nicht, und ſo mächtig war in jeder Bruſt das Gefühl der Trauer und des Schmerzes über den Verluſt des großen Mannes, daß die Einwohner und Soldaten von Miſſolunghi, nur des Todes ihres irdiſchen Heilandes gedenkend, das Freudenfeſt der Auferſtehung des himmliſchen Heilandes der Welt in ein Trauerfeſt verwandelten. Am Oſterſonntag, ſagt die Trauerrede, welche dem Allbetrauerten gehalten wurde, blieb der heilbringende Gruß des Tages: Chriſtus iſt erſtanden! nur halb ausgeſprochen, zwiſchen den Lippen jedes Griechen; und wer dem Andern begegnete, that vor dem Glückwunſch zur Wiederkehr dieſes fröhlichen Tages die Frage: was macht Lord Byron? Tauſende, auf der geräumigen Ebene außerhalb der Stadt zur Feier des heiligen Tages verſammelt, ſchienen nur zu dem einzigen Zwecke vereinigt, den Heiland der Welt um die Geneſung deſſen anzurufen, der unſern Kampf für die Befreiung unſeres Vaterlandes mit uns theilte.

Und welches Herz, das Gefühl für das Schöne und Große der Erde hat, empfindet nicht, daß auch ihm etwas mit dem ſo früh Dahingerafften geraubt worden iſt? Wer empfindet nicht, irdiſcher Anſicht als irdiſches Weſen huldigend, daß Byron zu früh dahingegangen iſt, zu früh für Griechenland, für die Welt und für ſich? Aber in dieſes Gefühl des frühzeitigen Verluſtes miſcht ſich doch auch der erhebende Gedanke: Wohl dem, der wie er in der Blüte männlicher Kraft und unter dem vollen Grün doppelter Lorbern ſein reiches Leben zum Opfer bringen darf für das Höchſte der Menſchheit — die Freiheit! Und wohl ihm, der in der freudigen Hoffnung ſchied, er habe dieſes größte Opfer nicht vergebens gebracht! Friede ſeiner Aſche, und ſeine Grabſchrift ſei: Er war ein Menſch. Wer unter den himmliſchen Aſſen wagt es der erſte zu ſein, der den Phariſäerſtein der Verdammung auf ſeinen Hügel wirft?

Byron hatte keine Verfügung über ſeine irdiſchen Reſte hinterlaſſen, und es erhuben ſich daher Schwierigkeiten über die Beſtimmung ſeines Begräbnißortes. Der Leichnam wurde einbalſamirt: das Herz blieb in dem Lande, für das es ſo warm geſchlagen hatte und ſo gern gebrochen war, und die übrige Hülle der Seele wurde nach Zante geſandt, wo Lord Sidney Osborne, ein angeheiratheter Verwandter des Verſtorbenen, ſie in Empfang nahm. Dieſer wollte den Leichnam in Zante beerdigen laſſen, mußte aber dem lebhaften Widerſpruche ſeiner Landsleute nachgeben und von dieſem Vorſatze abſtehen. Einer ſchlug vor, ihn im Tempel des Theſeus oder im Parthenon zu Athen beizuſetzen, und ihm winkte gewiß der Geiſt des Sängers Beifall zu. Dennoch ſiegte die Mehrzahl der Engländer, welche ihn nach London gebracht und in der Weſtminſterabtei beſtattet haben wollten, und Odyſſeus, der einen Botſchafter nach Miſſolunghi ſandte, um den Leichnam nach Athen abzuführen, hatte keine Macht ſeine Anſprüche in Zante geltend zu machen. So wurde denn der Mann, welcher ſein Vaterland lebend nicht hatte wiederſehn wollen, todt und herzlos nach demſelben zurückgeführt. Der Graf Gamba geleitete ihn hinüber und bis zu ſeiner Ruheſtätte, mit ihm die Dienerſchaft und einige Schützlinge des Verſtorbenen. Er iſt nicht in der Weſtminſterabtei begraben worden, ſondern in der Gruft ſeiner Ahnen zu Newſtead, und ſo hat er denn dieſen Ort zu einer zweiten Weſtminſterabtei gemacht. Denn nicht der Begräbnißplatz ehrt einen ſolchen Mann, ſondern der Mann den Begräbnißplatz.

Wir haben in der Darſtellung des reichen und wechſelvollen Lebens des Lord Byron uns nicht darauf beſchränkt, die äußeren Begebniſſe deſſelben aufzuzählen, ſondern uns beſtrebt, vom Anfange bis zum Ende ſeiner Laufbahn den innern Gang ſeines Gemüthes und Geiſtes zu verfolgen und dadurch die äußeren Erſcheinungen zuſammenhängend zu machen. Der aufmerkſame Leſer kann ſich daher aus unſrer Biographie eine Charakteriſtik des großen Zeitgenoſſen ohne unſre Beihülfe entwerfen, und wir laden ihn dazu ein. Auch über Byron's dichteriſche Erzeugniſſe haben wir ſo viel im Allgemeinen und Beſondern mitgetheilt, als ſeine Biographie, die ja keine Kritik ſeiner

Werke ſein ſoll, fodern darf. Demnach könnten wir es bei unſern Leſern leicht verantworten, wenn wir hier unſre Arbeit ſchlöſſen; aber wir ſelbſt fühlen das Bedürfniß, einen Rückblick auf das Leben und Wirken eines der größten und eigenthümlichſten Geiſter unſres Jahrhunderts zu werfen und ihm das Opfer unſrer Bewunderung und Verehrung darzubringen.

In dem wenn auch kurzen, doch inhaltreichen Raum des Lebens unſres Dichters, in Allem, was er gethan, geſtrebt, errungen und gelitten, tritt er uns immer groß und edel entgegen und verläugnet ſeine Eigenthümlichkeit in keinem Wort und keiner Handlung. Mag dieſe Eigenthümlichkeit zuweilen auch zur Sonderbarkeit ausarten, und manche Sonderbarkeit durch Angewöhnung zur Oſtentation werden; mag ſein wilder Feuergeiſt ihn über die Grenzen des Schönen und Rechten treiben; mögen ſeine Leidenſchaften ihn in manchen Momenten betäuben und verblenden; mag er endlich im gigantiſchen Trotze auf ſeine irdiſche Kraft den Himmel herausfodern: wir können ihn bedauern, vor ihm zurückbeben, uns über ihn erboßen, wohl auch einmal über ihn lachen; aber haſſen oder verachten können wir ihn niemals.

Suchen wir aber nach dem innerſten Kern

ſeiner eigenthümlichen Natur, ſo werden wir lange in die Irre umhergezogen werden. Denn bald ſcheint dieſe, bald jene Kraft oder Tugend, bald auch dieſe und jene Schwäche oder Leidenſchaft ſein ganzes Weſen aus dem Mittelpunkte herauszulenken, und auch ſein Tod löſt die Widerſprüche ſeines Lebens nicht auf. Byron ging aus den Händen ſeines Schöpfers hervor, ausgeſtattet mit einer ſolchen Fülle der größten und ſtärkſten Kräfte des Geiſtes und des Herzens, wie ſie ſelten in *einem* Menſchen vereinigt erſcheinen. Hätte er alle dieſe Kräfte gleichmäßig ausbilden und zu *einer* Thätigkeit verbinden können, wer mag ermeſſen, was dieſer Mann geworden wäre? Aber ſein Leben begann mit innern und äußern Kämpfen; Widerſprüche wurden ſeine Lehrer, ſein Herz wurde zerriſſen, ſein Geiſt in ſeinem erſten Aufſchwunge niedergeworfen; er ſuchte Liebe und fand keine Seele, welche die ſeinige ganz umfaſſen und verſtehen konnte; er ſuchte ein Vaterland in der Fremde; er ſuchte Ruhe in der Unruhe, Frieden im Kampfe — und fand alles, was ihm im Leben gefehlt hatte, im Tode.

So war ſein ganzes Leben ein unaufhörliches Zerſtören und Wiederaufbauen, ein Ringen nach dem Fernen und oft Unerreichbaren, ein trotziges

Wegwerfen des Nahen und Gewöhnlichen; und was er von Thaten ausgeführt und von Werken hinterlaſſen hat, ſind Kinder dieſes Kampfes, Funken, herausgeſtoben aus dem Zuſammenprallen ſeiner Kräfte. Und welche Funken! Freilich fehlt ihnen die lautere Glut, welche Herz und Geiſt erleuchtet und erwärmt, die ruhige Verklärung des vollendeten Kunſtwerks und des Lebens einer ſchönen Seele; aber dennoch durchzucken ſie uns wunderbar mit dem ganzen Gefühle deſſen, was ihre Feuerkraft, die in ſich zerſpringen möchte, an Licht und Wärme umſchließt. Wir müſſen Byron's Werke wie ſeine Thaten beurtheilen. Der Maßſtab der gewöhnlichen Moral und Äſthetik mißt ſie nicht aus, und jede große Eigenthümlichkeit paßt nicht in die Syſteme, welche wir aus den Reſultaten deſſen, was ſchon da geweſen iſt, zuſammengebaut haben. *Friedrich Schlegel*, welcher gegenwärtig die katholiſche Dogmatik zur oberſten Geſetzgeberin der Äſthetik machen möchte, hat unſern Byron *das Haupt der antichriſtlichen Poeſie* genannt. Wie ſinnreich! Nach dieſer Claſſification werden wir es bald mit Dichtern von allen geiſtlichen Secten und Orden zu thun haben, mit pietiſtiſchen, herrnhutiſchen, jeſuitiſchen Dichtern.

Daß Byron kein guter Chriſt, kein Chriſt im Glauben war, wer darf das läugnen, wie gern er auch möchte? Er hat ja ſein Unchriſtenthum eben ſo offen bekannt wie die Heiligen unſrer Tage ihr Chriſtenthum, und gewiß mit mehr Wahrheit als jene. Schon in ſeinem zwanzigſten Jahre legte er in einem Briefe an Dallas folgendes Glaubensbekenntniß ab *): „In der Moral ziehe ich den Konfuzius den zehn Geboten, und den Sokrates dem heiligen Paulus vor. In der Religion ſtimme ich zwar für die bürgerliche Freiheit der Katholiken in Irland, aber erkenne deswegen keinen Papſt an, und ich habe mich geweigert das Abendmahl zu nehmen, weil ich denke, daß Broteſſen und Weintrinken mir die Erbſchaft des Himmels nicht verſchaffen können. Ich betrachte die Tugend im Allgemeinen und jede beſondre Tugend als in der Organiſation des Menſchen begründet, als eine Empfindungsweiſe, nicht als einen Grundſatz. Ich glaube, daß die Wahrheit Gottes erſte Eigenſchaft, und daß der Tod ein ewiger Schlaf, wenigſtens für den Leib ſei.“ Ob er dieſes Glaubensbekenntniß in ſeinem ſieben und dreißigſten Jahre wiederholt

---

*) Lord Byrons Correspondence, Brief 4.

haben würde, darüber kann Niemand entſcheiden. Aber zu bezweifeln iſt es: denn das iſt ja eben der Fluch des Forſchens der menſchlichen Vernunft nach dem Unerforſchlichen, daß es nie zu einem ſich ſelbſt genügenden Stillſtande gelangt.

Capitain Medwin's Unterredungen mit Byron verbreiten das beſte Licht über deſſen religiöſe Anſichten. „Ich hatte immer große Freude", ſagte er einſt, „an dem Gottesdienſt in der engliſchen Kirche. Er muß gewiß jeden, der überhaupt fühlt, zur Andacht begeiſtern. Deſſenungeachtet iſt das Chriſtenthum nicht die beſte Quelle für die Begeiſterung des Dichters. Kein Dichter ſollte zu einem förmlichen Glaubensbekenntniß verbunden ſein. Die Metaphyſik öffnet ein weites Feld, die Natur und antimoſaiſche Speculationen über die Entſtehung der Welt weite Räume und Quellen der Poeſie, die durch das Chriſtenthum verſchloſſen ſind." Ein andermal ſagte er: „Eine Art Gottesverehrung weicht der andern; keine Religion hat länger als zweitauſend Jahre gedauert. Von den achthundert Millionen, welche der Erdball enthält, ſind nur zweihundert Millionen Chriſten. Fragt ſich: was ſoll aus den ſechshundert Millionen Ungläubiger und aus den unzählbaren Millionen werden, die vor Chriſtus lebten? Es ſteht nicht in unſerem freien Willen, ungläubig zu ſein. Wer geſteht gern, daß er ſein ganzes Leben lang ein Thor geweſen ſei, um alles zu verlernen, was man ihn in ſeiner Jugend gelehrt hat? Oder wie kann man annehmen, einige der beſten Menſchen, die jemals gelebt haben, ſollten Thoren geweſen ſein? Ich habe mir oft gewünſcht, als Katholik geboren zu ſein. Das Fegefeuer iſt eine tröſtliche Lehre; ich wundre mich, daß die Reformatoren ſie aufgegeben oder nicht etwas anderes Beruhigendes an ihre Stelle geſetzt haben. Es iſt eine Verbeſſerung der Seelenwanderung, an die alle die hochweiſen Philoſophen geglaubt haben. Ich weiß nicht, warum man mich für einen Feind der Religion, für einen Ungläubigen hält. Ich weiß jedoch, daß man mich dafür hält. Als meine Frau und Schweſter gemeinſchaftliche Sache gemacht hatten, ſandten ſie mir Gebetbücher auf Gebetbücher, und ein Herr Mulock kam nach dem Continent, um Orthodoxie in Politik und Religion zu predigen, machte ſchlechte Sonette, las noch ſchlechtere Proſa, und ſuchte mich zu einer neuen chriſtlichen Secte zu bekehren."

So ſehen wir denn hier in unſerem Dichter ein eifriges Ringen nach der Erkenntniß des Rechten und Wahren in der Religion, eine Sehnſucht nach dem Segen des Glaubens, aber ein Unvermögen, den Weg einzuſchlagen, auf dem er allein zu finden iſt. Gott wird über das Göttliche richten. Aber die Heiligen unſerer Tage mögen ſich hüten zu richten, damit ſie nicht gerichtet werden. Die lethargiſche Betſchweſter, welche ſie ihre chriſtliche Religion nennen, was hat die gethan für den Heiland, welchen die Heiden des Orients verſpotten, mit Dornen krönen und an das Kreuz ſchlagen? Und ſiehe, jener Antichriſt opfert Leib und Leben dem Kampfe der Menſchheit und Chriſtenheit gegen den barbariſchen Islam auf!

Nicht richten wollen wir alſo über Byron's Chriſtenthum; aber bedauern dürfen wir ihn wohl, den hochbegabten Mann, daß er in ſeinem langen Kampfe das nicht gefunden hat, was dieſen Kampf allein mit wahrem innern Frieden hätte ſchließen können. In dem Glauben hätte er den Mittelpunkt gefunden, in welchem die Strahlen ſeiner großen Kräfte, zu einer hellen Thätigkeit vereinigt, ihn ſelbſt und die Welt erleuchtet und erwärmt haben würden. Die Welt, das Leben, ſein eigenes Ich, das waren drei finſtre Räthſel für ihn, die er bald in orakelhaften Ausſprüchen unter dumpfem Brüten zu löſen, bald mit leichten Scherzen zu überſpringen gedachte. Aber unter immer neuen und immer zudringlichern Geſtalten traten ihm die oftmals Abgewieſenen wieder entgegen, und jeder Widerſpruch wurde der Keim eines neuen Widerſpruchs, und jede Antwort machte die Frager immer kühner und unverſchämter. Hätte ſein Sokrates ihn nicht zu der Antwort führen ſollen: ich weiß nicht? Und in dieſer Antwort hätte er ja den chriſtlichen Glauben gefunden.

Aber, ob ihm auch der chriſtliche Glaube abging, ſo fehlte es ihm nicht an vielen ſchönen chriſtlichen Tugenden. Er war ein zärtlicher Sohn, der ſeiner Mutter bis zu ihrem Ende in wahrhaft kindlicher Ehrfurcht und Ergebenheit anhing *), ein warmer und treuer Freund, welcher für den Freund kein Opfer ſcheute, ein guter Herr ſeiner Diener, die ihm daher mit faſt abgöttiſcher Liebe zugethan waren **), ein aus ganzem Herzen und mit vollen Händen wohlthätiger Unterſtützer der Armen, ein Aufmunterer und Beförderer junger ſchüchterner Talente. Jeder ihm erwieſene Dienſt war ſo tief in ſein Herz gegraben, daß er ſich ſeiner Dankbarkeit durch keinen Gegendienſt jemals ganz entbunden fühlte; und Beleidigungen, die ihm angethan worden waren, vergaß er gern, wenn der ſchuldige Theil ihm entgegenkam. Eben ſo bereit war er aber auch, die Beleidigungen, zu denen er ſich gegen andre hatte hinreißen laſſen, wieder gut zu machen, und in dieſem Beſtreben kannte ſeine eilfertige Buße keine Grenzen. Ein ſchöner Zug in ſeinem Charakter iſt auch die bis zu ſeinen letzten Augenblicken ausdauernde treue Erinnerung an ſeine Gattin und die väterliche Sehnſucht nach der einzigen Tochter ſeines Hauſes und Herzens. Mein Weib! mein Kind! meine Schweſter! das waren ſeine letzten verſtändlichen Worte, ehe er den Wunſch zu ſchlafen ausſprach. In ſolchen Momenten heuchelt und prahlt das Herz nicht; und wer an der Wahrheit der Gefühle in jenem Fare thee well! zu zweifeln vermag, der erkenne wenigſtens die Wahrheit dieſes Fare thee well von dem Leben. So beobachtete er auch ſtets die feinſten äußerlichen Rückſichten gegen ſeine geſchiedene Gattin, nachdem ſein

---

*) Davon zeugen ſeine Briefe an dieſelbe während ſeiner erſten Reiſe.

**) Fletcher, in deſſen Armen er ſtarb, war ſeit Harrow bei ihm, und faſt rührend iſt die Geduld und Nachſicht, die er mit dieſem treuen Diener auf ſeiner erſten Reiſe hatte. S. die eben genannten Briefe.

Schickſal entſchieden war, und ergriff jede Gelegenheit, ihr aus der Ferne her Aufmerkſamkeiten zu erweiſen. Ja ſelbſt ſeine ärgſte Feindin, die Urheberin ſeines ehelichen Mißgeſchicks — dafür hielt er ſie wenigſtens — die Lady Noel, ehrte er nach ihrem Tode durch eine förmliche Trauer, die er und ſein ganzes Haus in Piſa um ſie anlegten.

Keine kleinliche Leidenſchaft hat jemals ſein großes Weſen beherrſcht. Neid, Misgunſt, Verkleinerungsſucht, der Geiſt der Lüge und der Verläumdung waren ihm fremd, und Geiz und Habſucht haben ſelbſt ſeine auch das Unſinnigſte erdichtenden Feinde ihm nicht nachgeſagt. Seine Leidenſchaften waren die Auswüchſe edler Kräfte, Ehrgeiz, Ruhmſucht, Jähzorn, auch wohl augenblickliche Rachluſt, die aber nie zu tückiſchem Groll erſtarrte. Von ſeiner heftigen Neigung für das andre Geſchlecht haben wir ſchon oben geſprochen, und ſein Leben ſelbſt liefert Belege genug dazu. Aber er verläugnete den Dichter auch in dem ſinnlichen Genuſſe der Liebe nicht, und ſein Don Juan ſinkt nie zu einem ſchmuzigen Cyniker herab. Den Freuden der Tafel und des Bechers war er in ſeinen frühern Jahren wohl mit einiger Zügelloſigkeit ergeben: aber er konnte auch ſchon damals darben und faſten, ohne ſich darüber zu beſchweren, und in der Folge nöthigte der Zuſtand ſeines Körpers zu einer ſehr regelmäßigen und magern Lebensart. In Griechenland begnügte er ſich gern mit der Koſt eines gemeinen Soldaten, ſo viel er von derſelben ertragen konnte, und nur als Wirth blieb er nach wie vor ein Lucullus.

So wie hier die Kraft der Mäßigkeit auf eine ſeltene Weiſe mit der Luſt an der Schwelgerei in Byron's Natur vereinigt erſcheint, ſo begegnen uns in ihr auch zu ſeinen übrigen Leidenſchaften entgegenſtehende Tugenden, und ſein wild aufbrauſendes Gemüth, welches in ſeinen Ausbrüchen einem Vulcane gleicht, kann auch die längſten und ſchwerſten Proben der Geduld beſtehen, wenn es gilt die Schwächen eines Schwachen zu ertragen, und ſein dichteriſcher Ehrgeiz iſt zuweilen ſo zahm, daß ſein Freund Shelley durch einen einzigen entſchiedenen Ausſpruch der Verdammung ihn vermögen kann, ein ganzes Werk den Flammen zu übergeben.

Dieſelben Widerſprüche und Contraſte in ſeinem Geiſte. Eine gigantiſche Phantaſie, welche alle Grenzen des Menſchlichen erfliegt und wie ein Phönix in ihrem eigenen Feuer verglüht und ſich wieder erzeugt, und einen ſcharfen und feinen Verſtand, deſſen Witz die Gebilde jener oft wie leere Blaſen durchſticht; eine innige, tiefe, ſchmelzende Empfindſamkeit, und ein kalter, ſtarrer Hohn darüber; eine finſter brütende Melancholie und eine üppige Laune; ein miſanthropiſcher Murrkopf und der liebenswürdigſte Geſellſchafter; ein Liberaler voll ariſtokratiſcher Vorurtheile und Anſprüche; ein Freigeiſt und abergläubiſch wie ein Geiſterſeher.

Und wie er, ſo ſind ſeine Schriften die treueſten Spiegel ſeiner innern Natur und zum Theil auch ſeiner eigenthümlichen Außenſeite. Sie liegen der Welt vor, und nur eines ſeiner Werke, gewiß nicht das unbedeutendſte, iſt ihr entriſſen worden, wir meinen ſeine Memoiren. Er hatte ſie ſeinem Freunde Thomas Moore, oder vielmehr deſſen kleinem Sohne geſchenkt, mit der Bedingung, ſie erſt nach ſeinem Tode dem Drucke zu übergeben. Der irländiſche Anakreon war ſo galant, das Manuſcript einigen weiblichen Verwandten des großen Dichters zur Anſicht und Beurtheilung mitzutheilen, und dieſe verdammten es aus kleinlichen Familienrückſichten zum Feuer. Was kann Moore der Welt zum Erſatz dieſes Verluſtes geben, für den er allein verantwortlich iſt? Eine Biographie des Freundes, deſſen heiliges Vermächtniß er auf dem Altar der Alltäglichkeit geopfert hat.

Der Capitain Medwin, deſſen vortreffliches Buch uns die beſten Farben und Züge zu dem Gemälde des Lebens und Charakters unſres großen Zeitgenoſſen geliehen hat, ſoll uns auch zum Schluſſe dieſer Darſtellung noch einmal das Bild lebendig vor die Augen führen, mit dem wir uns in dieſen Blättern bekannt und vertraut gemacht haben.

„Lord Byron war ein geborner Ariſtokrat, von Natur wie durch Temperament, ſo pflegte er ſich ſelbſt auszudrücken. Viele Verſe in den Stunden des Müßiggangs und namentlich das Lebewohl an Newſtead zeigen, daß er in früher Jugend ſich ſehr viel mit ſeinen Ahnen wußte. Aber es ſind ihre Thaten, die er feiert, und als er einſt erzählte, er habe bei Piſa ſeine Flagge vor einem engliſchen Schiffe einziehen müſſen, ſo ſagte er, ſie hätten einen Nachkömmling des großen Seefahrers, ſeines Großvaters, reſpectiren ſollen. Faſt von Kindheit an zeigte er eine entſchiedene Unabhängigkeit des Charakters, die durch lange Minderjährigkeit und mütterliche Aufſicht noch erhöht wurde. Sein Temperament war raſch; doch blieb er nie lange im Zorn. Ungeduldig über Widerſpruch, war er zu ſtolz ſich zu rechtfertigen, wenn er Recht hatte, oder wenn er ſchuldig war ſein Unrecht zu geſtehen; dennoch war niemand weniger hartnäckig und der Widerlegung oder dem guten Rathe zugänglicher als er, wenn er wußte, daß die Zurechtweiſung von guten Freunden kam oder aus Zuneigung und Rückſicht entſprang."

„Obgleich der auswärtigen Politik ſeines Vaterlandes feind, war er doch kein Revolutionair. Er nahm auch wenig Theil an dem politiſchen Treiben, als er noch in England war. Denn er haßte jede Parteiung und wagte es, auf die Gefahr es mit allen zu verderben, keiner anzugehören."

The consequence of being of no party,
I shall offend all parties *).

„Er redete nur zweimal im Parlament und machte wenig Eindruck, wie er ſelbſt geſteht. Man ſagte ihm, ſeine Art zu ſprechen ſei nicht würdevoll genug für die Lords und mehr für das Unterhaus geeignet; und er ſprach nicht wieder."

---

*) Don Juan. Canto IX. St. 26.

„Die innere Verfaſſung ſeines Vaterlandes ſchätzte er jedoch ſehr hoch und wünſchte dieſelbe über das ganze Feſtland verbreitet zu ſehen. Dahin zielten ſeine Beſtrebungen in Italien, dahin ſeine Pläne für Griechenlands Freiheit und Ruhe.“

„Oberflächlichen oder vorurtheilsvollen Leſern ſchien er Tugend und Laſter zu vermengen; aber wenn die Pfeile ſeines Spottes und Hohnes auf die Menſchen im Allgemeinen fielen, ſo waren ſie doch nur auf die Heuchelei, die kleinliche Selbſtſucht und die verächtlichen Cabalen und Intriguen der Zeit gerichtet. Niemand hatte mehr Achtung und Begeiſterung für die Freiheit, aus welcher die geſelligen Tugenden entſpringen. Mehr als irgend ein Schriftſteller ging er darauf aus, die Würde des Menſchen und der menſchlichen Natur zu erhöhen und zu veredeln. Eine hochherzige Handlung, das Andenken an Vaterlandsliebe, Selbſtopferung, Uneigennützigkeit begeiſterten ihn zu den erhabenſten Gefühlen und den glühendſten Gedanken und Bildern ſie auszudrücken; und ſein Abſcheu vor Tyrannei, Niederträchtigkeit, Verderbniß fiel wie ein Blitz vom Himmel auf den Schuldigen. Wir brauchen nicht nach der Urſache des perſönlichen und politiſchen Haſſes zu fragen, der ihn verfolgte.

Aber der Politik und Perſönlichkeit zum Trotz wuchs ſeine Kraft mit der Bedrückung, und mit lachendem Hohn gegen ſeine Widerſacher erzwang er den Beifall, um den er zu buhlen verſchmähte.“

„Ich habe nie einen Mann gekannt, welcher ſo ſehr in der Unterhaltung glänzte. Er glänzte vielleicht deſto mehr, weil er nicht zu glänzen ſuchte. Seine Gedanken floſſen ohne Anſtrengung, ohne daß er nachzudenken brauchte. Wie in ſeinen Briefen, war er auch im Geſpräch nicht wähleriſch in Ausdrücken oder Worten. Es war keine Heimlichkeit in ihm, keine Anfoderung an Verſchwiegenheit. Er ſagte alles, was er gedacht oder gethan, ohne den mindeſten Rückhalt, und als wünſchte er daß die ganze Welt es wüßte, und er ſuchte auch ſeine Irrthümer durchaus nicht zu beſchönigen. Selbſt kurz im Ausdruck, ward er ungeduldig, wenn andre weitſchweifig waren, haßte lange Erzählungen und wiederholte ſelten die ſeinigen. Wenn er eine Geſchichte, die man erzählen wollte, ſchon gehört hatte, ſo ſagte er: Sie haben mir das geſagt, und beendigte ſie zuweilen ſelbſt mit der beſten Laune.“

„Er haßte Streit und ſtritt nie für den Sieg. Er gab jedem Gelegenheit, an der Unterhaltung Theil zu nehmen, und verſtand die Kunſt, ſie auf Gegenſtände zu lenken, in welchen die Perſon, mit der er ſprach, ſich zeigen konnte. Er ließ nie den Autor merken, ſchien ſtolz darauf, ein Mann von Welt und Ton zu ſein, und in ſeinen Anekdoten aus dem Leben und über Lebende war er unerſchöpflich. In Launen wie in allen andern Dingen ging er ſtets in Extreme über. Karg in Kleinigkeiten, entſchließt er ſich, ſein ganzes Vermögen für die Griechen zu verſchwenden; heute verringert er ſeinen Marſtall, und morgen nimmt er eine zahlreiche Familie unter ſein Dach auf, oder gibt 1000 Pfund für eine Jacht hin, die er um 300 Pfund wieder losſchlägt; er ſpeiſt für ein paar Paoli, wenn er allein iſt, und bietet eine Wette an, daß er mit 60 Pfund des Jahrs leben wolle, und wenn er Fremde bei ſich hat, wirft er Hunderte zum Fenſter hinaus. Nil fuit unquam sic impar sibi.“

Viele und ſchöne Todtenopfer ſind dem Grabe des großen Dichters gebracht worden, und viele Stimmen der Liebe und Bewunderung haben ſeiner ſo früh ausziehenden Seele nachgerufen, nicht allein in England, ſondern auch in Frankreich, Deutſchland, Italien. Denn er gehörte, mehr als irgend ein lebender Dichter ſeiner Nation, nicht dem kleinen Inſellande, ſondern der Welt an. Vor allen andern haben aber die Griechen gewetteifert, das Andenken ihres edlen Wohlthäters in Worten und Werken zu ehren. Mögen ſie es ferner thun in dem Geiſte des großen Todten und das wahr machen, was der Trauerredner ſagt: „Wohlgefälliger als Thränen und als jedes Opfer der Trauer werden ihm unſre Thaten für die Freiheit unſers Vaterlandes ſein; er wird ſie, uns entrückt, vom Himmel herab ſchauen, deſſen Thore ihm ohne Zweifel ſeine Tugenden geöffnet haben. Das iſt die einzige Vergeltung, die er für alle ſeine Wohlthaten verlangt, die einzige Erwiederung ſeiner Liebe gegen uns, der einzige Troſt für ſeine Leiden um uns, es iſt das Erbtheil das uns von dem Verluſte dieſes unſchätzbaren Lebens geblieben iſt. Wenn unſre Anſtrengungen uns aus den Händen Derer befreit haben, die uns ſo lange in Feſſeln daniedergedrückt, die unſer Eigenthum, unſre Brüder, unſre Kinder uns aus den Armen geriſſen, dann wird ſein Geiſt ſich freuen, dann wird ſein Schatten zufrieden ſein *).“

---

*) Gedächtnißrede auf Lord Noel Byron, ver-

Aber unter allen den prunkvollen Leichenreden und Klageliedern hat nichts mich mit ſo rührender Wahrheit angeſprochen wie die einfachen Worte, welche einer der größten Geiſter unter Byron's Zeitgenoſſen und Landsleuten, Walter Scott, dem Andenken deſſelben gewidmet hat. Wie verſchieden, ja contraſtirend auch Byron und Scott faſt in allen Beziehungen des Lebens und der Kunſt waren, wie ohne irgend einen Berührungspunkt in politiſchen und religiöſen Anſichten und Beſtrebungen, ſo waren ſie doch beide groß genug in ſich, um ihre gegenſeitigen Eigenthümlichkeiten rein und vollſtändig zu erkennen und zu würdigen. Byron ſprach nie anders als mit der innigſten Ehrfurcht und Liebe von ſeinem Scott, und wenig Menſchen vermochten ſo viel über ihn wie dieſer. Kurz vor ſeiner Abreiſe aus Italien ſchrieb er an einen Franzoſen, der ein wegwerfendes Urtheil über Scott in einem Werke gefällt hatte, welches ihn ſelbſt hoch verherrlichte: „Ich habe Walter Scott lange und gut gekannt, und bei Gelegenheiten, welche den wahren Charakter enthüllen, und ich

---

faßt und geſprochen von Spiridion Trikupi. Wieder abgedruckt in den Conversations.

kann Sie verſichern, daß ſein Charakter der Bewunderung werth iſt, daß er der offenſte, edelſte, liebenswürdigſte Menſch iſt. Mit ſeinen politiſchen Geſinnungen habe ich nichts zu ſchaffen, ſie ſind verſchieden von den meinigen, und dies macht es mir ſchwer von denſelben zu ſprechen. Aber er iſt vollkommen aufrichtig in denſelben; und Aufrichtigkeit mag demüthig ſein, aber ſie kann nicht knechtiſch ſein. Glauben Sie der Wahrheit. Ich behaupte, daß Walter Scott ſo durch und durch gut iſt als man nur ſein kann, weil ich es aus Erfahrung weiß.“

Dieſes Zeugniſſes würdig, ſpricht Walter Scott über den Charakter deſſen, welcher, wenn er nicht ſein größter Freund geweſen wäre, als ſein größter Nebenbuhler auf dem Felde des literariſchen Ruhms genannt werden müßte.

„Während der allgemeinen Ruhe an unſerem politiſchen Horizont hat uns aus der Fremde einer jener Todestöne erſchüttert, die zuweilen erſchallen, als kämen ſie aus der Poſaune eines Erzengels, um die Seelen einer ganzen Nation auf einmal aufzuregen. Lord Byron, lange ein glänzendes Meteor, nach dem aller Augen blickten, iſt dem Loos der Menſchheit unterlegen. Er ſtarb am 19. April in Miſſolunghi. Der mächtige Geiſt, welcher unter den Menſchen einherſchritt, wie ein Weſen, erhaben über die gewöhnliche Sterblichkeit, deſſen Kraft man bewunderte, ja mit Schauer anſtaunte, zweifelhaft, ob ſie ſich zum Guten oder Böſen neigte, liegt nun ſo ruhig da, wie der arme Landmann, deſſen Denkkraft nicht über den Kreis ſeines Tagewerks hinausgeht. Die Stimme billiger Zurechtweiſung und boshaften Tadels iſt nun auf immer zum Schweigen gebracht. Es ſcheint faſt, als wäre plötzlich das große Licht vom Himmel gerade in dem Moment verſchwunden, als eben alle Teleſkope darauf gerichtet waren die Flecken zu unterſuchen, welche ſeinen Glanz verdunkelten. Die Frage iſt jetzt nicht, was Byron's Fehler und Irrthümer waren, ſondern wie die Leere, die er in der engliſchen Literatur zurückgelaſſen, ausgefüllt werden kann. Nicht in dieſem Menſchenalter, wie wir fürchten, welches zwar mehrere hochbegabte Männer hervorgebracht hat, aber keinen einzigen, der dem Lord Byron in Originalität gleichkäme, dem erſten Erfoderniß des Genies. Nur ſieben und dreißig Jahre alt, und ſchon ſo viel gethan für die Unſterblichkeit, und noch ſo viel Zeit übrig, wie es uns kurzſichtigen

Menſchen dünkt, ſeinen Ruhm zu erhalten und zu erweitern und manchen Fehler des Wandels, manchen Leichtſinn in ſeinen Schriften zu verbeſſern. Wen muß es nicht ſchmerzen, daß eine ſolche Laufbahn abgekürzt worden iſt, obgleich ſie nicht immer den geradeſten Weg einſchlug; daß ein ſolches Licht erloſch, obgleich ſeine Flamme zuweilen blendete und ſogar irre führte? Noch ein Wort über das unangenehme Thema, ehe wir auf immer den Schleier davor ziehen.“

„Lord Byron's Fehler entſprangen aus keinem verdorbenen Herzen; die Natur ſtand in keinem ſolchen Widerſpruch mit ſich ſelbſt, um einen ſchlechten moraliſchen Sinn mit ſolchen außerordentlichen Talenten zu vereinigen. Eben ſo wenig entſtanden ſie aus Unfähigkeit, die Tugend zu begreifen und zu bewundern. Kein Menſch beſaß je ein mitfühlenderes Herz, eine offnere Hand, Elend zu erleichtern; kein Gemüth zollte edlen Handlungen einen enthuſiaſtiſcheren Beifall, wenn die Überzeugung da war, daß ſie aus uneigennützigen Grundſätzen hervorgingen. Auch war er von der Schmach und Herabwürdigung frei, welche ſo oft auf Schriftſtellern laſtet, wir meinen ihre Eiferſucht und ihren Neid. Aber ſein bewunderungswürdiges Genie ſchüttelte auch jede Feſſel ab, ſelbſt da, wo Zwang heilſam geweſen wäre. Auf der Schule geriethen ihm die Arbeiten am beſten, die er freiwillig unternommen hatte. Seine Lage, als junger Mann von Stande, mit aufbrauſenden Leidenſchaften und im unbeſchränkten Genuß eines beträchtlichen Vermögens, vermehrte die angeborne Heftigkeit, die er jedem Widerſpruch, jeder Zurechtweiſung entgegenſetzte. Als Schriftſteller verwarf er den Ausſpruch der Kritik, und als Menſch glaubte er nicht moraliſch verantwortlich zu ſein vor dem Richterſtuhle der öffentlichen Meinung. Die Vorſtellungen eines Freundes, von deſſen wohlmeinenden Abſichten er überzeugt war, hatten oft großes Gewicht bei ihm; aber nur wenige durften etwas ſo Schwieriges wagen. Vorſtellungen hörte er mit Ungeduld an, Vorwürfe beſtärkten ihn nur in ſeinen Fehlern, ſo daß er oft dem muthigen Kriegsroſſe glich, welches ſich vorwärts in den Stahl hineinſtürzt, der es bereits verwundet hat. Während der peinlichſten Kriſis ſeines Privatlebens äußerte ſich dieſe Reizbarkeit und Heftigkeit gegen Tadel ungefähr ſo, wie bei dem edlen Opferthier im Stiergefecht, welches die Raketen, Pfeile und Neckereien der Zuſchauer wilder machen als die Lanze ſeines eigentlichen Gegners. Kurz, ſein größter Fehler war die trotzige Verachtung, die er ſeinen Tadlern entgegenſetzte, und wodurch er, wie Drydens Deſpot, ſeine Eigenmacht darthun wollte. Daß dies eine falſche Anſicht war, braucht nicht erſt erörtert zu werden: denn wenn auch der edle Sänger einen Triumph darin fand, die Welt zu zwingen Gedichte zu leſen, deren Stoff oft ſchlecht genug war, bloß weil er ſie geſchrieben hatte, ſo gab er ſich doch auch der Schadenfreude der Boshaften preis und betrübte diejenigen, deren Beifall ihm in kältern Momenten theuer und ſchätzbar war.“

„Eben ſo verhielt es ſich auch mit ſeinen politiſchen Meinungen: er nahm bei verſchiedenen Gelegenheiten einen verächtlichen und drohenden Ton gegen die Verfaſſung ſeines Vaterlandes an, ungeachtet er im Grunde die Vorrechte eines Briten und die Auszeichnung, welche ihm ſein Rang verſchaffte, vollkommen zu würdigen wußte. Auch entging ihm nicht die geringſte Nuance, welche in den Manieren eines Gentleman nicht fehlen darf. Und ungeachtet mancher Epigramme und Witzeleien, die er füglich hätte unterlaſſen mögen, würde er gewiß bei einem Streite zwiſchen den Parteien des Staates derjenigen beigeſtanden haben, zu welcher er eigentlich gehörte. Seine wahren Geſinnungen über dieſen Punct hat er im letzten Geſange ſeines Don Juan völlig dargethan, und ſie ſtimmen mit der in ſeinem Briefwechſel geäußerten Meinung überein, als die Ereigniſſe in ſeinem Vaterlande einen ernſten Widerſtand vermuthen ließen.“

„Wir wollen jedoch nicht Byron's Apologie machen, er braucht jetzt leider keine mehr. Seine Vortrefflichkeit wird nun wohl allgemein anerkannt, und ſeine Fehler, wie wir hoffen und glauben, werden nicht auf ſeinem Leichenſtein erwähnt werden. Man muß nicht vergeſſen, welche Stelle er ſeit der Erſcheinung des Childe Harold, durch einen Zeitraum von etwa ſechzehn Jahren, in der engliſchen Literatur eingenommen hat. Er pflegte nicht der Ruhe unter dem Schatten ſeiner Lorbern; ihm genügte nicht der Rückblick auf bereits erworbenen Ruhm. Er dachte nicht an jene Vorſicht, welche kleinliche Schriftſteller Sorgfalt für die Erhaltung ihres Rufes nennen. Byron überließ dieſe Sorgfalt ſeinem Rufe ſelbſt. Sein Fuß ſtand immer kampffertig da; ſein Schild hing ſtets in den Schranken; und obgleich ſeine bekannte Rieſenkraft ſelbſt den Kampf erſchwerte, da er nichts Großes mehr ſchaffen konnte, welches die öffentliche Schätzung ſeines Genies noch zu erhöhen vermocht hätte, ſo ſchritt er doch immer und immer vorwärts zu neuen ruhmvollen Unternehmungen und beendigte ſie faſt immer ſiegreich und mit Auszeichnung.“

„Mannichfaltig in ſeinen Schriften wie Shakſpeare ſelbſt — dies müſſen die zugeben, welche ſeinen Don Juan — kennen bearbeitete er jeden Gegenſtand des menſchlichen Lebens und berührte jede Saite der göttlichen Harfe, von ihren leiſeſten bis zu ihren kräftigſten, herzerſchütternden Tönen. Faſt keine Leidenſchaft, kein Verhältniß iſt ſeiner Feder entgangen. Man hätte ihn, wie Garrick, darſtellen können zwiſchen der weinenden und lachenden Muſe; obgleich ſeine kräftigſten Werke unſtreitig Melpomenen geweihet waren. Sein Genie war eben ſo fruchtbar als vielſeitig. Das reichſte Schaffen erſchöpfte ſeinen Geiſt nicht; es erhöhte vielmehr deſſen Spannkraft. Weder Childe Harold noch irgend eine andre ſeiner ſchönſten frühern Erzählungen übertrifft an ausgezeichneten poetiſchen Stellen den Don Juan, welchen der Verfaſſer hingeworfen zu haben ſcheint, zwanglos wie ein Baum, der ſeine Blätter dem Winde überläßt. — Aber dieſer edle Baum wird keine Früchte, keine Blüten mehr tragen. Er iſt niedergehauen in ſeiner Kraft, und nichts bleibt uns von Byron als die Vergangenheit. Wir können uns kaum an den Gedanken gewöhnen, kaum faſſen, daß die Stimme auf immer verſtummt ſei, die ſo lange in unſer Ohr tönte, oft mit entzückender Bewunderung, zuweilen mit Bedauern, immer aber mit innigſter Theilnahme gehört wurde.“

„Mit einem tiefen Gefühl erſchütternder Trauer ſcheiden wir von ihm. Der Tod beſchleicht uns bei den ernſthafteſten wie bei den geringfügigſten Beſchäftigungen, und es iſt ein feierlicher, tröſtender Gedanke, daß er unſern Byron in keinem leichtſinnigen Moment überraſchte, ſondern als er eben ſein Vermögen und ſein Leben für ein Volk wagte, das ihm nicht allein durch ſeinen ehemaligen Ruhm theuer war, ſondern auch als Mitgeſchöpfe, die unter dem Joche eines heidniſchen Tyrannen ſchmachteten.“

„In alten Zeiten wäre der Tod auf einem Kreuzzuge für Freiheit und Menſchlichkeit als ein Sühnopfer für die ſchwärzeſten Verbrechen angeſehen worden, und ſo mag er jetzt als Buße ſelbſt für größere Thorheiten, als übertreibung und Schmähſucht unſerem Byron beigemeſſen haben, gelten.“

Samuel Rogers Portrait des Lord Byron.

Samuel Rogers, der berühmte Verfaſſer der **Pleasures of memory**, der Neſtor des britiſchen Parnaſſes, hat der vierten Auflage ſeines neueſten Gedichts **Italy**, welche vor kurzem bei Murray in London erſchienen iſt, eine Skizze von Byron's Charakter als eingeſchobene Excurſion zugegeben, deren Mittheilung dem Leſer nicht unwillkommen ſein wird. Der Dichter findet den Lord in Bologna.

                                        Much had passed
Since last we parted; and those five years,
Much had they told! His clustering locks were turn'd
Grey, nor did aught recall the youth that swam
From Sestos to Abydos. Yet his voice,
Still it was sweet, still from his eye the thought
Flashed lightning — like nor lingered on the way,
Waiting for words. Far, far into the night
We sate, conversing — no unwelcome hour,
The hour we met; and, when Aurora rose,
Rising, we climbed the rugged Apennine.

Well I remember how the golden sun
Filled, with its beams the unfathomable gulphs,
As on we travelled, and along the ridge,
Mid groves of cork and cistus and wild fig,
His motley household came. Not last nor least,
Battista, who upon the moonlight-sea
Of Venice, had so ably, zealously
Served, and, at parting, flung his oar away,
To follow thro' the world, who without stain
Had worn so long that honourable badge,
The gondolier's, in a patrician house,
Arguing unlimited trust. — Not last nor least,
Thou, tho' declining in thy beauty and strength,
Faithful Moretto, to the latest hour
Guarding his chamber-door, and now along
The silent, sullen strand of Missolunghi
Howling in grief.

He had just left that place
Of old renown, once in the Adrian sea,
Ravenna; where, from Dante's sacred tomb
He had so oft, as many a verse declares,
Drawn inspiration; where at twilight-time
Thro' the pine-forest wandering with loose rein,
Wandering and lost, he had so oft beheld
(What is not visible to a poet's eye?)
The spectre-knight, the hell hounds and their prey,
The chase the slaughter, and the festal mirth
Suddenly blasted. 'Twas a theme he loved,
But others claimed their turn; and many a tower,
Shattered, uprooted from its native rock,
It's strength the pride of some heroic age,

Appeared and vanished (many a sturdy steer
Yoked and unyoked) while as in happier days
He poured his spirit forth. The past forgot,
All was enjoyment. Not a cloud obscured
Present or future.

He is now at rest,
And praise and blame fall on his ear alike,
Now dull in death. Yes, Byron, thou art gone,
Gone like a star that thro' the firmament
Shot and was lost, in its eccentric course
Dazzling, perplexing. Yet thy heart, methinks,
Was generous, noble — noble in its scorn
Of all things low or little; nothing there
Sordid or servile. If imagined wrongs
Pursued thee, urging thee sometimes to do
Things long regretted, oft, as many know,
None more than I, thy gratitude would build
On slight foundations: and, if in thy life
Not happy, in thy death thou surely wert.
Thy wish accomplished; dying in the land
Where thy young mind had caught ethereal fire,
Dying in greece and in a cause so glorious!

They in thy train — ah, little did they think,
As round we went, that they so soon should sit
Mourning beside thee, while a nation mourned,
Changing her festal for her funeral song;
That they so soon should hear the minute-gun,
As morning gleamed on what remained of thee,
Roll o'er the sea, the mountains, numbering
Thy years of joy and sorrow.

Thou art gone,
And he who would assail thee in thy grave,
Oh, let him pause! For who among us all,
Tried as thou wert — even from thine earliest years,
When wandering, yet unspoilt, a highland-boy —
Tried as thou wert, and with thy soul of flame,
Pleasure, while yet the down was on thy cheek,
Uplifting, pressing, and to lips like thine,
Her charmed cup — ah, who among us all
Could say he had not erred as much, and more?

Er hatte viel erlebt,
Seit wir zuletzt uns ſahn. Fünf kurze Jahre,
Viel hatten ſie gethan. Die dicken Locken
Grau, keine Spur von jenem Jüngling mehr,
Der nach Abydos ſchwamm von Seſtos. Aber
Noch ſüß klang ſeine Stimm', und wie ein Blitz
Zuckt' aus den Augen der Gedank' ihm, harrend
Auf Worte nicht. So ſaßen wir und ſprachen
Tief in die Nacht hinein — willkommne Stunde,
Die uns vereint! — und mit der Morgenröthe
Erklommen wir den rauhen Apennin.

Noch ſeh' ich's vor mir, wie die goldne Sonne
Mit ihrem Strahl die tiefen Schlünde füllte
An unſerm Weg, und wie den Berg entlang
Durch Ciſtus, welſche Eichen, wilde Feigen
Sein bunt Gefolge zog. Der erſten einer
Battiſt *), der auf der mondbeglänzten See
Venedigs ihm ſo eifrig, ſo geſchickt

---

*) Ein Gondolier aus Venedig, welcher dem

Gedient hatt' und ſein Ruder weggeworfen,
Ihm durch die Welt zu folgen; der ſo lange
Das Ehrenzeichen eines Gondoliers
Im Hauſe eines Nobile getragen,
Werth unbegrenzten Zutrauns. Dann auch du,
Wenn ſchon nicht mehr in voller Kraft und Schönheit,
Getreuer Mohr, du bis zur letzten Stunde
Der Wächter ſeiner Kammerthür, und nun
Durch Miſſolunghis öde, finſtre Gaſſen
Heulend vor Schmerz!

Verlaſſen hatt' er eben
Die Stadt des alten Ruhms am Meeresſtrand,
Ravenna, wo von Dante's heilgem Grabe
So oft er, wie es mancher Vers bezeugt,
Begeiſtrung eingeſogen, wo im Zwielicht
Mit ſchlaffem Zügel durch den Pinienwald
Er ritt und ſich verlor; da erſah er oft —
Denn was ſieht eines Dichters Auge nicht? —
Des Ritters Geiſt, der Höllenhunde Jagd,
Die Beute, die Zerfleiſchung, und die Feſtluſt
In Graun verwandelt *). Dieſes Thema liebt' er,

Lord Byron bei ſeiner Abreiſe aus Venedig als Diener nachgefolgt war. Die Stelle des erſten Gondoliers in dem Hauſe eines venetianiſchen Patriciers erfodert einen beſonders geſchickten und klugen Mann, und da er, ſeinem Dienſte zu Folge, ein Vertrauter aller Gänge und Fahrten ſeines Herrn iſt, ſo iſt ſein Amt dadurch ein Ehrenamt.

*) Anſpielung auf eine bekannte Novelle des Boccaccio.

Doch andre traf die Reihe. Mancher Thurm,
Zertrümmert, von dem Felſen weggeriſſen,
Einſt eines Heldenalters Stolz und Hort,
Erſchien und ſchwand, und manch ein Stier gejocht
Und ungejocht**), indeß ſein Geiſt hinaus
In ſchönre Tage ſchweifte. Alles Freude,
Vergangenheit vergeſſen, wolkenlos
Die Gegenwart und Zukunft!

Und nun ruht er.
Und Preis und Tadel fällt ihm gleich in's Ohr,
Das taub im Tode. Byron, ja du biſt
Dahingegangen, wie ein Stern am Himmel
Herabſchießt und verſinkt, in ſeinem Sturze
Verblendend und verwirrend. Doch dein Herz
War groß und edel, edel in dem Hohn
Der kleinen niedern Dinge, nichts in ihm
Gemein und knechtiſch. Wenn die Einbildung
Erlittner Unbill dich verfolgt' und drang,
Zu thun, was lange ward von dir bereut,
Wer weiß nicht — Keiner ſo wie ich — wie gern
Auf leichtem Grund dein dankbar Herz gebaut?
Im Leben glücklich nicht, biſt du's im Tode!
Du haſt's erreicht, biſt in dem Land geſtorben,
Wo einſt entzündet ward dein junger Geiſt,
In Hellas, und in wie glorreicher Sache! —

Ach, Keiner des Gefolges um dich her
Gedachte damals, daß ſo bald ſie ſäßen

**) Er meint die Stiere, welche zum Vorſpann für die Wagen der Reiſenden an dem Fuße der Berge auf den Landſtraßen ſtehen.

In Trauer bei dir, und ein Volk in Trauer
Um dich ſein Freudenfeſt in Leichenjammer
Verwandelte, und des Geſchützes Donner
Am Morgen, der beſchien, was Irdiſches
Von dir geblieben, über See und Land
Ausſpräch' die Zahl der Jahre deiner Freuden
Und Leiden!

Ja, du biſt dahingegangen!
Laßt ruhen ihn und greifet ihn nicht an
Im Grabe! Denn, wer von uns Allen, wer,
Verſucht, wie er, ſchon von den erſten Jahren,
Als er, ein unverdorbner Hochlandsknabe,
Umherzog, wer, wie er, ein Feuergeiſt,
Dem ihren Zauberbecher an die Lippen
Die Luſt gedrückt, als Flaum ſein Kinn noch deckte,
Wer von uns Allen mag von ſich wohl ſagen,
Er hätte nicht ſo viel geirrt — und mehr?

Wilhelm Müller's

vermiſchte Schriften.

Viertes Bändchen.

Vermiſchte Schriften

von

Wilhelm Müller.

Herausgegeben
und
mit einer Biographie Müller's
begleitet
von
Gustav Schwab.

Viertes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Inhalt des vierten Bändchens.

Seite
Klopſtock's Säcularfeier in Quedlinburg . . 1
Erinnerungen aus Toscana 31
1. Allgemeiner Überblick des Landes . . 33
2. Das Arnothal und die Apenninen . . 36
3. Ökonomie des Arnothales 39
4. Die florentiniſchen Strohhüte . . 45
5. Die Maremmen 47
6. Ökonomie der Maremmen 50
7. Die böſe Luft 52
8. Bacchus in Toscana 57
Reiſe von Wunſiedel nach Baireuth . . . 63

Kritiſche Arbeiten.

I. über die neueſte lyriſche Poeſie der Deutſchen 95
II. Einige Worte über Friedrich Auguſt Wolf 163

Seite
III. Lieder von Schmidt von Lübeck. Gedichte von Juſtinus Kerner 180
IV. Hans Sachs 208
V. über die deutſchen überſetzungen des Homer 245
VI. Dante 327

Klopſtock's Säcularfeier

in Quedlinburg.

Erſter Brief.

Quedlinburg, den 3. Juli 1824.

Ich fühle die Größe des Opfers, welches Sie, mein verehrter Freund, Ihrem Amte haben bringen müſſen, und habe Sie in dieſen feſtlichen Tagen oft ſchmerzlich hier vermißt. Wie gern hätte ich meine Gefühle, meine Anſichten und meine Urtheile nach den herrlichen Genüſſen, von denen ich eben herkomme, an den Ihrigen geſtärkt und geläutert! Und wie kommt daher Ihre Bitte um eine Beſchreibung der Klopſtocksfeier meinem Wunſche entgegen, mich gegen eine befreundete und ähnlich geſtimmte Natur über das auszuſprechen, was mich in dieſen Tagen entzückt und gerührt hat! Nur erwarten Sie keine vollſtändige Feſtgeſchichte von mir — die wird der thätige Buchhändler Baſſe in hieſigem Orte liefern *) —, noch auch eine muſikaliſche Kritik

---

*) Ausführliche Beſchreibung der Säcularfeier von

über die Aufführung der Concerte und Oratorien; denn Sie kennen mich als einen Laien in der Muſik. Ich kann und will Ihnen nichts geben als ein Bild des Eindrucks, welchen die Feier dieſer Tage auf mich gemacht hat.

Der große Sänger des Erlöſers der Welt und des Befreiers unſers Vaterlandes iſt den 2. Juli 1724 in der Mittagsſtunde zu Quedlinburg geboren worden. Das Haus ſeines Vaters, welcher damals die Stelle eines Commiſſionsrathes im Dienſte der fürſtlichen Äbtiſſin von Quedlinburg bekleidete, ſteht auf dem Platze unter dem Schloſſe, der Treppe, welche von der Höhe deſſelben herunterführt, faſt gerade gegenüber. Es iſt ein zweiſtöckiges ſchmales Haus, mit einem hervorſtehenden, von zwei Pfeilern getragenen Erker, unter welchem die Hausthür ſich befindet, und gehört jetzt einem Lohgerbermeiſter, Namens Beſſe. Man zeigt darin auch die kleine, hinten heraus gelegene Stube, in welcher der

---

Klopſtock's Geburt zu Quedlinburg. Mit Klopſtock's Bildniſſe und einem lithographirten Blatte, das Haus darſtellend, worin er geboren wurde. Dieſe Schrift wird, außer der Beſchreibung aller Feierlichkeiten, auch ſämmtliche bei dieſem Feſte gehaltene Reden, erſchienene Gedichte und Aufſätze enthalten.

Sänger das Licht des Lebens erblickt, und in dem Garten wird manche Stätte bemerklich gemacht. welche zu den Lieblingsplätzen des Knaben gehört haben ſoll. Die Stadtſage weiß noch dieſe und jene Anekdote zu erzählen, welche die Biographen Klopſtock's nicht kennen. So hörte ich z. B. folgende: Der wilde Knabe hing ſich einſt, als er vor der Thür des Hauſes ſpielte, an den Schweif eines Stiers, welcher vorbeilief, und ließ ſich ſo eine lange Strecke fortreißen, angelockt von der edeln Geſtalt des Thieres und der fliegenden Bewegung deſſelben. Die Geſchichte klingt wie übertrieben; indeſſen wiſſen wir, daß Klopſtock ein überaus lebhaftes und wildes Kind war, und daß er im Ringen, Klettern, Springen und Laufen unter ſeinen Geſpielen ſeines Gleichen nicht hatte. Übrigens iſt bekannt, daß der Dichter nur die erſten Jahre ſeines Lebens in Quedlinburg zugebracht hat. Sein Vater wurde, ich glaube im ſiebenten oder achten Jahre nach der Geburt dieſes ſeines älteſten Sohnes, auf eine Zeit lang Pächter des Amtes Friedeburg im brandenburgiſchen Antheile der Grafſchaft Mansfeld, und kehrte, nachdem die Pachtzeit abgelaufen war, mit ſeiner Familie nach Quedlinburg zurück. Unſer Klopſtock war damals dreizehn Jahr alt und beſuchte auf einige Zeit das quedlinburger Gymnaſium, welches er nachher mit der Fürſtenſchule von Pforta vertauſchte.

Dem Klopſtock'ſchen Geburtshauſe gegenüber erhebt ſich der Felſen des Schloßberges, welcher einſt die Burg des erſten Heinrichs getragen hat. Es finden ſich auf demſelben auch noch mehrere Spuren der alten Mauern aus jener Zeit, zum Theil als Unterlagen der ſpätern Baue, zum Theil in frei ſtehenden Trümmern, und die Sage erzählt, daß Heinrich in einem am Fuße dieſes Berges gelegenen Holze beim Finkenfange beſchäftigt war, als ihm die Kaiſerkrone Deutſchlands angetragen wurde. Daher heißt auch der dieſen Platz einnehmende Theil der Vorſtadt noch jetzt der Finkenherd, und es iſt wenigſtens ſicher, daß dieſe Benennung ſehr alt iſt. Das uralte Burgmünſter ſteht in ſeinen wohlerhaltenen Ruinen, mit Grundmauern und Pfeilern, unter der jetzigen Schloßkirche, nach der Seite des Hauptaltars hin, und in dem unterirdiſchen Gebäude bezeichnen zwei nackte Steine vor dem Altare die Stätten, wo die Aſche Heinrichs und ſeiner Gemahlin Mathildis ruht. Kleinere Reliquien aus den Zeiten Heinrichs und der Ottonen bewahrt die reiche Sammlung der Stiftsbibliothek auf, deren Schätze nun alle wieder aus den Händen der Helfer und Helfershelfer des weſtfäliſchen Uſurpators in ihre alte Sacriſtei zurückgekehrt ſind. Manches darunter hat gerade nur hier ſeinen wahren Werth und ſeine rechte Bedeutung, und ich habe in der That den angeblichen Bartkamm Heinrichs des Finklers in dieſen Tagen nicht ohne patriotiſche Andacht betrachten können. An jedem andern Orte wäre er ein nichtsbedeutendes Curioſum, etwa nach Art der durch die Welt verſtreueten Reliquien.

Die weitläufigen, allmälig an- und ineinandergeſchichteten Stiftsgebäude aus verſchiedenen Jahrhunderten, theils noch bewohnt oder doch bewohnbar, theils verfallen, umgeben den ganzen Berg. Das Schloß der fürſtlichen Äbtiſſin, mit ſeinen prächtig tapezirten Zimmern, nimmt die Seite ein, welche über die Stadt und die Ebene hinſchaut, die ſich zwiſchen Norden und Weſten hinter derſelben ausſtreckt. Auf der andern Seite blickt man nach dem Harzgebirge hinaus, welches der Brocken bekrönt, und nahe unter dem Fuße des Felſens breitet ſich der grüne Luſtwald, der Brühl, mit ſeinen hohen dunkeln Gehölzen, vor uns dahin.

Ich habe Ihnen dieſes Local des Feſtes ſo genau als möglich beſchreiben wollen, weil von ihm und den großen Erinnerungen, welche ſich an daſſelbe knüpfen, ein eigener herzergreifender Schauer über die ganze Feier auszugehen ſchien. Oben der verfallene Sitz der alten deutſchen Heldenherrlichkeit, unten das kleine Haus des Sängers, deſſen Andenken auf jenen hohen Trümmern gefeiert wurde: wer auf ſolcher Stätte an nichts dachte als an ein Concert, der hat Klopſtock's Feier nicht mitgefeiert. Wie wunderbar mußte auch die Erinnerung hier wirken, daß der Sänger in früher Jugend, begeiſtert von den heiligen Heldenſchatten, welche um die Burg der Heinriche und Ottonen ſchweben, gerade an der Stelle, vielleicht auf Heinrichs des Finklers Grabe, den innern Ruf vernahm, jenen Befreier Deutſchlands zu beſingen, auf welcher in dieſen Tagen das Händel'ſche Halleluja in ſeinen gewaltigen Accorden, als wollte es die Gräber ſprengen, zur Feier ſeines nach einem Jahrhundert zurückgekehrten Geburtstages erklang!

Früh hab' ich mich dir geweiht!

So redet er in der bekannten Ode ſein Vaterland an:

Schon da mein Herz
Den erſten Schlag der Ehrbegierde ſchlug.

Erkor ich, unter den Lanzen und Harniſchen,
Heinrich, deinen Befreier zu ſingen.

Allein ich ſah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit ſie vor. Sie führet hinauf
Zu dem Vaterlande des Menſchengeſchlechts.

Aber auch auf dieſer höhern Bahn vergaß der Sänger ſeines irdiſchen Vaterlandes nicht, und die Flammen der echteſten Deutſchheit, welche in ihm auf jenen heiligen Stätten ſeines Jugendaufenthaltes emporgelodert waren, glühen durch ſeine Oden und Bardieten bis zu ihren letzten Tönen fort. In dieſem Bezuge iſt Quedlinburg mehr als ein zufälliger und einflußloſer Geburtsort des großen Mannes: es iſt auch die Wiege oder die Amme ſeiner Poeſie.

Die Idee, den Säculartag von Klopſtock's Geburt in Quedlinburg zu feiern, ſoll, wie ich gehört habe, aus dem Hauſe des Herrn Superintendenten Fritſch ausgegangen ſein, wo ſie in einer Abendgeſellſchaft zuerſt angeregt, bald darauf einigen Freunden mitgetheilt und ſofort näher beſtimmt, weiter ausgedehnt und mit dem Plane zu einem Denkmale in Verbindung geſetzt wurde. Es bildete ſich nun, ungefähr drei Monate vor der Säcularfeier, ein Verein zu dieſem

Zwecke, deſſen Mitglieder, außer dem ſchon genannten, folgende Männer ſind: die Herren Landrath Weyhe, Land- und Stadtgerichtsdirector Ziegler, Medicinalrath Ziegler, des Vorigen Bruder, Bürgermeiſter Donndorf, Juſtizrath Bechmann, Fabricant Kranz. Es kann nicht genug anerkannt und gerühmt werden, mit welchem unermüdlichen Eifer dieſe trefflichen Männer ſich den zahlloſen und zum Theil ſehr beſchwerlichen Geſchäften der Anordnung des großen Feſtes unterzogen haben, und ihr Verdienſt, wie unſer Dank, ſteigert ſich noch dadurch, daß ſie ſämmtlich in ſolchen Amtspflichten und Gewerbsarbeiten befangen ſind, die keine vollſtändigen Ferien dulden. Sie theilten ſich in die verſchiedenen Geſchäfte, welche die Vorbereitung und Ausführung der Säcularfeier ihnen auferlegte: der eine übernahm das muſikaliſche Departement, ein andrer das ökonomiſche, ein dritter die Correſpondenz, ein vierter die Caſſe; ferner waren Aufſätze für öffentliche Blätter anzufertigen, die polizeilichen Einrichtungen zu treffen, für das Unterkommen der auswärtigen Muſiker und Sänger zu ſorgen. Ich würde gegen den einigen Sinn dieſes Vereins handeln, wenn ich einen Einzelnen aus demſelben als einen beſonders thätigen hervorheben wollte; aber einen Märtyrer ſeiner Bemühungen für das ſchöne Feſt muß ich Ihnen doch nennen, den Land- und Stadtgerichtsdirector Ziegler, welcher durch überſpannte Arbeiten ſeinen Körper ſo angegriffen hatte, daß er der Feier, die ihm ſo viel verdankt, nur im Geiſte beiwohnen konnte. Er hatte ſich namentlich der Einübung der Chöre in dem Sängerverein von Quedlinburg unterzogen und wollte die Orgel in den großen Kirchenmuſiken ſpielen; ſie blieb ſtumm, weil er fehlte.

Das erſte Geſchäft des Vereins war die Nachſuchung der Genehmigung des Königs, eine muſikaliſche Feier in der ſchon erwähnten Schloß- und Stiftskirche veranſtalten und einen Theil der Wohnung der Äbtiſſin zum Behufe der Verſammlung und Bewirthung der Muſiker benutzen zu dürfen. Der König gewährte ohne Verzug dieſe Bitte und gab dem Verein außerdem völlige Portofreiheit auf den preußiſchen Poſten zur Beförderung ſeiner Correſpondenz. Die Quedlinburger mußten ſich bei dieſer Gelegenheit an eine größere Wohlthat ihres Königs lebhaft erinnert fühlen Denn das herrliche Local des Schloſſes, welches ihnen jetzt zur Feier des Feſtes, zum Andenken ihres berühmten Mitbürgers eingeräumt wurde, hatte, nach dem Plane und Vorſchlage einer hohen Behörde, deren praktiſche Tendenz mit dem grauen Alterthume und ſeinen Denkmälern und Erinnerungsſtätten nichts zu ſchaffen haben wollte, zu einem Zuchthauſe für Incorrigible eingerichtet werden ſollen; aber der Monarch ſoll dieſen wahrhaft vandaliſchen Antrag mit gnädiger Euphemie als unſchicklich abgewieſen haben. Ein Seitenſtück zu dieſer edlen Staatsökonomie war die ſchon vor einigen Jahren beabſichtigte Fällung der Bäume des Brühls nach der allgemeinen Forſteinrichtung. Aber auch dieſer Aufklärungsplan ſcheiterte, ich weiß nicht genau, woran.

Da die Hauptfeier des Klopſtocksfeſtes eine muſikaliſche ſein ſollte, ſo kam es nun zuvörderſt darauf an, Muſiker, Sänger und Sängerinnen nach Quedlinburg einzuladen. Faſt überall fand der Verein auch freudige Bereitwilligkeit. Karl Maria von Weber übernahm die Hauptdirection, und neben ihm ſollte Friedrich Schneider aus Deſſau einen Theil der Muſikſtücke, namentlich auch ſeine Oſtercantate, dirigiren. Leider kam dieſem Letztern aber die nach Deſſau geſandte Einladung nicht zu, da er um dieſe Zeit ſein neues großes Oratorium, die Sündflut, in Köln am Rhein aufführte. Aus Dresden gelang es dem Vereine, die Kammerſängerin Dem. Funk, und den Spieler der wahren Zauberflöte, Herrn Fürſtenau, nach Quedlinburg zu ziehen; Magdeburg gab ſeine Kayſerin des Geſanges her, Deſſau eine Altſängerin, Mad. Müller, die Frau des bekannten Dichters, Braunſchweig ſeinen trefflichen Violinſpieler und einen ausgezeichneten Violoncelliſten, die Brüder Müller; aus Sondershauſen kam Hermſtädt mit einem großen Theile ſeiner Capelle; Quedlinburg endlich lieferte ſelbſt ein Paar Soloſänger, den kräftigen, ſonoren und gefühlvollen Tenor, Herrn Juſtizrath Bechmann, und einen angenehmen und ziemlich ausgebildeten Baß, Herrn Cantor Happich. Ein andrer Baßſänger, der Muſiklehrer Herr Reichardt aus Berlin, traf, wie gerufen, auf ſeiner Durchreiſe gerade zu den muſikaliſchen Feiertagen hier ein und übernahm die Solopartien in dem Meſſias und in der Schneider'ſchen Oſtercantate. Muſiker und Choriſten ſtrömten in reichlicher Menge aus Ballenſtädt, Sondershauſen, Helmſtädt, Braunſchweig, Hildesheim, Magdeburg und andern benachbarten Orten herbei. Die Zahl der Muſiker, welche bei den Aufführungen der beiden Hauptfeiertage thätig waren, betrug gegen 110, die der Sänger und Sängerinnen gegen 150, die Geſammtzahl alſo ungefähr 260. Der Hr. Muſikdirector Roſe in Quedlinburg hat ſich ein bedeutendes Verdienſt um dieſe muſikaliſchen Arrangements erworben; zu ihm geſellte ſich der bekannte hildesheimer Muſikdirector Hr. Biſchoff, welchem Deutſchland die erſte glückliche Ausführung jener großen Muſikfeſte verdankt, welche ſeitdem in Magdeburg, Quedlinburg, Köln und andern Orten für Muſiker und Muſikfreunde faſt zu olympiſchen Spielen geworden ſind. Dieſer unermüdliche und in Geduld unerſchöpfliche, vielerfahrne und umſichtige Mann hat das ſeltene Talent, bei der Anordnung eines ſolchen Feſtes das Kleinſte neben dem Größten nicht zu überſehen, und iſt in dieſer Hinſicht ein unſchätzbarer Gehülfe.

Den 28. Juni füllte ſich Quedlinburg mit ſeinen muſikaliſchen Gäſten. Mehrere Familien der Stadt hatten ſich zur unentgeltlichen Aufnahme derſelben erboten; die übrigen wurden in Gaſthäuſer einlogirt. Alle Mitglieder des Orcheſters und des Geſangchors erhielten eine eiſerne Medaille, welche an einem blauen Bande getragen wurde, als Andenken dieſes Feſtes, theils auch als Erkennungszeichen, welches zugleich Eintritt in die Proben und zu dem Speiſeſaale gab. Die Medaille zeigte auf der einen Seite eine mit Lorbern umkränzte Leier, auf der andern das Datum des Feſtes. Den 29. Juni begannen die Proben. Von dieſem Tage an bis zum Sonnabend, dem 3. Juli, war der Speiſeſaal des Schloſſes mit einigen daran ſtoßenden Zimmern der Vereinigungsort der auswärtigen Muſiker und der übrigen thätigen Theilnehmer an der Feier; zu ihnen geſellten ſich mehrere Muſikfreunde, und auch Frauen zierten die Tafel. Von den Mitgliedern des Vereins waren die meiſten bei jeder Tafel gegenwärtig, theils um auf die Ordnung und den Anſtand der Bewirthung zu ſehen, theils um durch aufmunternde Toaſts der geſelligen Freude höheren Schwung zu geben. Ich gedenke auch der ſchönen Aufmerkſamkeit, mit welcher man den Speiſeſaal mit Bildniſſen berühmter Muſiker geſchmückt hatte, unter denen das Portrait des großen Directors des Muſikfeſtes bekränzt hervorglänzte. Eine edle Fröhlichkeit und eine heitere Begeiſterung belebten die herrlichen Stunden dieſer geſelligen Tafelvereine. Der Hr. Landrath Weyhe bewährte ſich namentlich als tüchtiger Toaſtſprecher in Proſa und in Verſen: es wurde dankbar des Königs gedacht, der Meiſter der Töne und der Lenker des Orcheſters wurde gegrüßt, die Soloſänger und Soloſpieler, endlich alle Theilnehmer an der muſikaliſchen Feier. Weber nahm das Wort für das Orcheſter und brachte dem edlen Vereine für Klopſtock's Feſt und Denkmal ein einfach inniges Lebehoch aus. Klopſtock's Andenken feierte der erſte Toaſt nach der Vollendung der Hauptfeier am 2. Juli. Der ſchon genannte Sprecher gedachte darin in kurzen kräftigen Worten des poetiſchen Charakters unſers großen Sängers und erinnerte daran, daß gerade in der Stunde, in welcher er vor hundert Jahren in das Leben getreten ſei, Händel's Halleluja zum Himmel geſtiegen wäre, gleichſam wie eine Stimme des Dankes der Erde, daß Gott ihr den unſterblichen Sänger der Unſterblichkeit geſchenkt habe. Doch was bemühe ich mich, Ihnen die herzerhebenden Momente ſolcher Stunden zu vergegenwärtigen? Sie ſind in Worten nicht feſtzuhalten und leben nur in den Herzen Derer fort, die ſie empfunden haben. Nur des Lorberkranzes muß ich noch gedenken, welcher dem würdigen Haupte Weber's während der Mittagstafel am 30. Juni von ſchönen

Händen und unter Geſang dargebracht wurde. Sie kennen die liebenswürdige Beſcheidenheit des großen Mannes, und ich brauche Ihnen daher nicht zu ſagen, wie er dieſe und andre Ehrenbezeugungen aufnahm und ertrug.

Die Vorfeier des Klopſtocksfeſtes am 1. Juli beſtand in einem Concert in der Schloßkirche, Nachmittags von 3 bis 6 Uhr. Die Kirche zeichnet ſich durch ein vortreffliches Schallgewölbe aus und iſt ſchon früher zu großen muſikaliſchen Aufführungen mit Glück benutzt worden. Das Orcheſter ſteht auf einem Vorbau des Orgelchors: die geraden, ununterbrochenen Mauern des Gebäudes halten den Schall zuſammen und tragen ihn ohne Brechung und Vertheilung bis zu dem Hochaltar und der Kanzel, die auf einer bedeutenden Erhöhung ruhen. Erſt dort breitet ſich der durch den lange getragenen Fortſchritt geſtärkte Schall nach beiden Seiten, jedoch nur wenig aus; denn die Form der Kirche dehnt ſich auch dort nur ſehr unbedeutend aus. Die Chorſänger hinter dem Orcheſter ſteigen zu beiden Seiten der Orgel auf terraſſenartigen Bänken in die Höhe. Die eine Seite dirigirt Hr. Muſikdirector Biſchoff, die andre Hr. Muſikdirector Wachsmann aus Magdeburg. Hinter den Soloſängern ſteht ein

Flügel, auf welchem Hr. Schaum aus Berlin, der bekannte Herausgeber der Händel'ſchen Werke, die Stimmen durch ſein Accompagnement unterſtützt. Dicht hinter dieſem das erhöhete Pult des Capellmeiſters.

Beethoven's **Sinfonia eroica** eröffnete die Feier. Sie wurde mit vielem Ausdruck und ſcharfer Präciſion ausgeführt, was gewiß bei einem Orcheſter bewundernswürdig iſt, welches aus ſo verſchiedenen Elementen gemiſcht iſt, wie das quedlinburger, und welches nur zwei Proben dieſer ſchwierigen Muſik gehabt hatte. Die Geſangſcene aus Athalia, von K. M. v. Weber, componirt für die Sign. Beyermann, gab der Dem. Funk die günſtigſte Gelegenheit, die ganze Bravour und den ganzen Umfang ihrer kräftigen und wohlklingenden Stimme darzulegen. Der Erfolg war vollkommen. Das Maurer'ſche Violinconcert, welches der Hr. Concertmeiſter Karl Müller aus Braunſchweig zum Schluſſe des erſten Theils vortrug, war weniger brillant, als man dergleichen Stücke bei ſo großen Concerten zu wählen pflegt, und es gehörte muſikaliſche Kennerſchaft dazu, um in dieſer Compoſition die Zartheit, den Ausdruck und die Fertigkeit dieſes tüchtigen Spielers nach

Verdienſt zu würdigen. Weber's Jubelouverture begann den zweiten Theil. Das iſt eine wahre Jubelmuſik, ſtill inniger, würdig getragener, wild aufrauſchender Jubel: man hätte nichts Paſſenderes zu dieſem Jubelfeſte wählen können. Hr. Fürſtenau ſpielte ein Allegro von Dotzauer, und hierauf Variationen auf ein Thema aus Precioſa, von ſeiner eignen Compoſition. Sein Flötenſpiel iſt ein wahres Muſter echter Virtuoſität. Er leiſtet auf ſeinem Inſtrumente, was nur zu leiſten iſt, ja man möchte ſagen, das Unmögliche, und dennoch vergißt er nie, daß eine Flöte immer als Flöte behandelt ſein will. Viele Virtuoſen, namentlich Franzoſen, ſuchen ihren Triumph darin, aus einem Inſtrumente ein anderes zu machen, und das Publicum geräth in Extaſe, wenn die Violine wie ein Waldhorn klingt, das Waldhorn wie eine Violine. Von dieſer muſikaliſchen Spiegelfechterei iſt Fürſtenau weit entfernt, und in Allem, was er ſeinem zarten Inſtrument anmuthet, überſpannt er nie deſſen eigenthümlichen Charakter. Mozart's Hymnus an die Gottheit: Gottheit, dir ſei Preis und Ehre ꝛc., ſchloß die Feier dieſes Tages, gleichſam hinüberleitend zu den Oratorien des folgenden Tages. Die Soloſtimmen waren: Sopran: Dem. Funk; Alt: Mad. Müller; Tenor: Hr. Studioſus Reuter aus Halle; Baß: Hr. Studioſus Alberti ebendaher. Die Kirche war an dieſem Tage ziemlich gefüllt; jedoch hatte die Ankündigung einer Vorfeier vielleicht manchen benachbarten Beſuch abgewendet. Am folgenden Tage mochte das Auditorium wol um 500 bis 600 Köpfe ſtärker ſein, und ich ſchätze die Anzahl der Zuhörer bei der Hauptfeier auf 2000.

Am Abend des erſten Julius war das Geburtshaus Klopſtock's feſtlich bekränzt und erleuchtet, ein Anblick, der an und für ſich bei dem unſcheinbaren, kleinen Hauſe vielleicht nur geringen Eindruck machen konnte. Aber er wurde erhaben durch die Vorſtellungen und Erinnerungen, welche er erweckte. Die Inſchrift, welche über der Thür brannte, beſtand aus folgenden einfachen Worten: Friedrich Gottlieb Klopſtock wurde in dieſem Hauſe geboren, den 2. Julius 1724. Ich ſah aus einem Fenſter des Schloſſes auf das erleuchtete Haus und die wogende Menge herab, die es umrauſchte. Die Muſik auf dem Platze verklang in dieſem Menſchenſtrome: aber mir war es, als ſchwebe der Geiſt des Sängers mitfeiernd über ſeiner hellen Geburtsſtätte.

Ich ſchließe für heute meinen Bericht, erſchöpft von den Genüſſen dieſer Tage. Morgen fahre ich fort in meiner Erzählung. Auch Ihnen wird ein Ruhepunkt nicht unwillkommen ſein.

Zweiter Brief.

Quedlinburg, den 4. Juli 1824.

Ich beginne meinen zweiten Brief wieder mit einem Lobe der trefflichen Männer des Vereins für Klopſtock's Säcularfeier und Denkmal. Sie haben nicht allein an eine würdige Feier dieſer Tage gedacht, ſondern auch für die Bequemlichkeit und den Beutel der Fremden, welche das Feſt nach Quedlinburg zog, geſorgt. Die Gaſthöfe ſind von Seiten der Polizei veranlaßt oder genöthigt worden, für Logis, Eſſen und Trinken in dieſen Tagen Taxen einzureichen und die Zahl der Zimmer und Betten anzugeben, welche ſie zur Aufnahme von Gäſten bereit hätten. Das darauf bezügliche Publicandum war an den Thoren der Stadt und an den Thüren der Gaſthöfe angeheftet zu leſen, und auf dieſe Weiſe wurde der Überfüllung und Übertheuerung vorgebeugt. Nicht minder war dem Gedränge auf alle Art geſteuert worden, und ich habe von keiner Beſchädigung eines Menſchen bei den Feierlichkeiten gehört. Der Aufgang und die Auffahrt zum Schloſſe ſind nichtsdeſtoweniger ſo beſchaffen, daß eine ſehr ſorgſame und ſtrenge Polizei dazu erfoderlich iſt, um bei einem großen Volksandrange Unglücksfälle zu verhüten.

Die große Kirchenmuſik des 2. Julius begann Vormittags um 9 Uhr und ſchloß um 12 Uhr. Die Einrichtung des Orcheſters war dieſelbe wie am vorigen Tage. Zuerſt Klopſtock's Vaterunſer, nach Naumann's Compoſition. Soloſänger, Sopran: Dem. Kayſer; Alt: Mad. Müller; Tenor: Hr. Juſtizrath Bechmann; Baß: Hr. Happich. Was ſoll ich Ihnen von dem herrlichen Pſalm ſagen, den ich hier zum erſten Male hörte? Welche Alles mit ſich fortreißende Himmelsfreude belebt das Ganze! Welche Würde und welche Lieblichkeit wechſeln in den verſchiedenen Bitten und ihren Paraphraſen ab! Wie ergreifend iſt das ſanfte Verhallen der Bitten der Chors mit ſeiner gewaltigen Begleitung in die ohne alle Inſtrumentaleinmiſchung austönenden Quartette der vier Soloſtimmen! Dieſe Quartette wurden von den Soloſtimmen meiſterhaft ausgeführt, nicht minder das ſeelenvolle Terzett (Sopran, Alt, Tenor): Wohl ihnen, daß nicht ſie u. ſ. w., und ich erinnere mich nicht, jemals drei ſchönere Stimmen in ſo reiner Harmonie zuſammen gehört zu haben. Die Kayſer entzückte außerdem vornehmlich in dem holdſeligen Paſtorale: Er hebt mit dem Halme die Ähr' empor, und der Tenor in der tief innigen Arie: Auf allen dieſen Welten u. ſ. w. über den ſilberklaren Sopran der Dem. Kayſer und ihren einfach würdigen Vortrag wage ich Ihnen nichts zu ſagen, da Sie vor einigen Jahren ſelbſt den Genuß gehabt haben, dieſe Catalani des Kirchengeſangs in Mozart's Requiem und Schneider's Oſtercantate zu hören. Daß mir ihre Stimme jetzt noch voller und ſonorer klang, iſt vielleicht eine Täuſchung, denn wem ſollte eine ſolche Stimme, auch wenn ſie unverändert bleibt, nicht bei jedem Male, wo er ſie hört, ſchöner klingen?

Die Schneider'ſche Oſtercantate kennen Sie von Magdeburg her und ſtimmen mit mir in der Verehrung dieſer Compoſition überein. Als Ganzes genommen, ſteht ſie mir unter Schneider's

Werken als das vollendetſte da, und das Chorſtück: Machet die Thore weit u. ſ. w., ſo wie das Terzett (Sopran, Tenor, Baß): Herr, bleibe bei uns u. ſ. w., können den erſten Meiſterſtücken der deutſchen Kirchenmuſik an die Seite geſtellt werden. Die beiden Frauenſtimmen bei der Aufführung waren dieſelben, welche Sie in Magdeburg gehört haben: Dem. Kayſer und Mad. Müller. Die Tenorpartie trug Hr. Franke, Candidat und Hauslehrer in der Gegend von Magdeburg, gut vor; aber ſeine Stimme iſt ein wenig belegt und vielleicht auch nicht ſtark genug für den auszufüllenden Raum. Des Hrn. Reichardt kräftige und ſonore Baßſtimme verdient unbedingtes Lob.

Der dritte Theil des Händel'ſchen Meſſias beendigte die Feier, und zwar hatte man, ſtatt des Amen, das Halleluja des zweiten Theils, dies ewige Non plus ultra aller Kirchenmuſik, an den Schluß geſtellt. Die beiden Sopran-Arien: Ich weiß, daß mein Erlöſer lebet u. ſ. w. und: Iſt Gott für uns u. ſ. w., trug Dem. Funk vor; aber ihre Stimme, zur italieniſchen Bravour gewöhnt, hatte Mühe, den einfach ſtrengen Styl dieſer Geſangſtücke zu halten, und es muß daher um ſo aufrichtiger anerkannt werden, daß ſie die ihr ſo wenig zuſagenden Arien übernommen hatte. Hr. Reichardt ſang die prachtvolle Baß-Arie: Merkt auf u. ſ. w., mit Glück, und auch der ſeiner Natur nach beſcheidene untergeordnete Alt fand in dem Recitativ: Dann wird erfüllt das Wort u. ſ. w., und in dem mit dem Tenor, Hrn. Juſtizrath Bechmann, gemeinſchaftlichen Duett: Der Tod iſt verſchlungen u. ſ. w., Gelegenheit, ſich vortheilhaft geltend zu machen.

Am Nachmittage dieſes Tages nahm mich die Schulfeierlichkeit im Schauſpielhauſe in Anſpruch. Der würdige Rector Sachſe hatte dazu durch ein Programm und eine lateiniſche Ode eingeladen. Die Anordnung der Redeübungen hatte meinen Beifall, bis auf die Länge derſelben, die beſonders an dem heißen Tage in einem überfüllten Local läſtig empfunden werden mußte. Eine Rede, welche Klopſtock als den Sänger Gottes, des Vaterlandes und der Menſchlichkeit feierte, eröffnete die Didaskalien. Alsdann folgten, untermiſcht mit Muſik und Geſang, declamatoriſche Vorträge mehrerer Gedichte Klopſtock's und andrer Dichter. Vielleicht hätte man beſſer gethan, ſich an dieſem Tage auf Klopſtock zu beſchränken. Das Theaterlocal verführte vielleicht hier und da zu einer theatraliſchen Action, welche ich gern hinweggewünſcht hätte. Die vorzutragenden Stücke waren nach einigen Hauptmomenten in des Dichters Leben und Wirken zuſammengeſtellt. Erſt des Dichters Beruf und die Macht des Geſanges: dazu Schiller's Gedicht: Ein Regenſtrom aus Felſenriſſen u. ſ. w. Irdiſche Verhältniſſe trüben die ſchönen Tage der jungen heitern Dichterbruſt und verſenken den Geiſt in Tiefen der Schwermuth: dazu Klopſtock's Elegie an Fanny und — wie kommt das dahin? — Ritter Toggenburg von Schiller. Auch des Sängers Beſtimmung wird von einer höhern Macht geleitet. Der Einklang der Herzen ſichert ihm Freundſchaft und Liebe der Menſchen und ewige Ehre ſeines Namens: dazu A. W. Schlegel's Arion. Das deutſche Arkadien und der Genius der Freundſchaft gießen den erſten lindernden Balſam in das verwundete Herz: dazu Klopſtock's Züricher See. Der dankbare Sänger weiht ſeinem königlichen Wohlthäter ſeine meſſianiſchen Geſänge: Ode an Friedrich V. von Dänemark. Glühende Vaterlandsliebe, ein heroiſcher Zug in dem Charakter des gefeierten Sängers: Mein Vaterland, Hermann und Thusnelda von Klopſtock; der Harz, von Fr. Leop. Gr. zu Stolberg. Der Sänger führt ſeine ſinnige Meta von Hamburg zu den Laren des väterlichen Hauſes, erkrankt bis zum Tode und dichtet in der Nähe ſeiner Wiege die herrliche Ode: An die Geneſung. Tiefe Gefühle des Sängers in einer mondhellen Sommernacht an den bemooſten Gräbern ſeiner Lieben: Die frühen Gräber und die todte Clariſſa, von Klopſtock. Die Barden der Vorwelt empfangen den verklärten Genius Klopſtock's in den ſeligen Wohnungen des Friedens: An Klopſtock, von J. H. Voß, und Matthiſſon's Elyſium. Den Schluß machte der Reichardt'ſche Chor: Wohl deinem Liebling u. ſ. w.

Ein Spaziergang in der Abendkühle war wohlthuend nach der erſchöpfenden Hitze dieſer Didaskalien. Die Menge ſtrömte dem Brühl zu, und ich folgte dem Strome. Die hohen dichten Waldgänge wimmelten von feiernden Gäſten, und die brauſende Luſt der Zuhörer überwältigte wie am vorigen Abend die Muſik, welche ſie unterhalten ſollte. Mich zog der ſchöne Platz an, welcher dazu beſtimmt iſt, Klopſtock's Denkmal zu tragen. Er liegt auf dem höchſten Punkte des Luſtwaldes nach der Harzſeite hin, auf deren

Höhen man von hier aus einer freien, weiten Ausſicht genießt.

Sie werden etwas Näheres über den Plan dieſes Denkmals wiſſen wollen. Aber vor der Hand kann der Verein ſelbſt nichts Beſtimmtes darüber angeben, da es natürlich von dem Quantum des Ertrags der durch ganz Deutſchland zu eröffnenden Subſcription abhängen wird, wie groß und wie koſtbar das Monument werden wird. Man hofft, einen Tempel erbauen zu können, in welchem des Dichters Marmorbüſte, nach dem Harze hinblickend, aufgeſtellt werden ſoll. Daß von dem Ertrage des Muſikfeſtes nicht viel zu dieſem Denkmale abfallen kann, iſt wol zu berechnen. Die Subſcription läßt aber allgemeine Theilnahme erwarten; und der Herzog von Anhalt-Bernburg, deſſen Tochter, die Gemahlin des Prinzen Friedrich von Preußen, der Graf von Stolberg und die Stadt Magdeburg haben ſie bereits mit bedeutenden Beiträgen eröffnet. Mögen alle deutſche Fürſten und Städte dieſem edlen Vorgange folgen!

Die noch in Quedlinburg anweſenden Virtuoſen vereinigten ſich geſtern zu einem Vormittagsconcert im Schauſpielhauſe und gaben einem kleinen Kreiſe von Kunſtfreunden — das Haus faßt nur gegen 500 Menſchen — einen lieben Abſchiedsgenuß. Da ließ auch Hermſtädt ſeine herrliche Clarinette in einem Spohr'ſchen Concert erklingen und hielt uns ſchadlos für die getäuſchte Hoffnung, ihn am erſten Muſiktage zu hören. Die Brüder Müller wetteiferten mit Violine und Violoncello in einem überaus gemüthlichen Quartett von Bernhard Romberg, und Fürſtenau ſchloß das Ganze mit Variationen ſeiner Compoſition auf das Thema: O cara memoria etc. Und gewiß, eine cara memoria wird auch ſein Spiel an dieſem Tage uns bleiben. Eine Ouverture von Beethoven aus C dur, eine ſeiner frühеſten und einfachſten Compoſitionen, diente zur Einleitung des Concerts, und auch an einigen Geſangvorträgen fehlte es nicht. Dem. Funk trat mit der beliebten Roſſini'ſchen Cavatine aus dem Barbiere di Sevilla auf, und, wenn wir die Klopſtocksfeier mit dem vorigen Tage als beendigt anſehen durften, ſo konnten wir uns zur Abwechſelung einen ſolchen welſchen Ohrenkitzel wol gefallen laſſen. Vier Männerſtimmen (Bechmann, Roſe, Wachsmann, Happich) trugen endlich mit vielem Ausdrucke drei Lieder vor, ein Kreuzer'ſches und zwei Weber'ſche.

Und nun, mein verehrter Freund, noch zwei

Worte, von einem Trompetenſtändchen und einer Armenſpeiſung, beide vom 2. Julius. Das Ständchen von 20 Trompeten brachten die Muſiker des 7. Cüraſſierregiments, welches in Quedlinburg ſteht, unſerm Weber am Abend unter den Fenſtern ſeiner Wohnung, und man ſagt, er habe ihnen darauf zu ihrer großen Freude einen Marſch zu componiren verſprochen. Die eigenen Armen der Stadt ſpeiſte an dieſem Tage ein alter Verwandter des großen Sängers, welcher in Quedlinburg lebt, der Hr. Secretair Klopſtock, wenn ich nicht irre, ein Brudersſohn des Gefeierten. Und ſo ſehen Sie denn auch in dieſen beiden contraſtirenden Beweiſen der Pietät und der Kunſtliebe nur einzelne Erſcheinungen der allgemeinen Theilnahme, welche die Feier dieſer unſchätzbaren Tage in Quedlinburg erregt hat. Ich verlaſſe dieſen Abend die Stadt mit den lebhafteſten Gefühlen dankbarer Erinnerung und nicht ohne die Hoffnung, daß vielleicht das Feſt der Aufſtellung des Denkmals Veranlaſſung geben wird, die unvergeßliche Feier zu wiederholen.

Erinnerungen aus Toscana.

1. Allgemeiner Überblick des Landes.

Der Eintritt in das Großherzogthum Toscana pflegt auf jeden Reiſenden einen wohlthätigen, wenn auch nicht eben ſehr überraſchenden und blendenden Eindruck zu machen. Die Apenninen trennen es auf der Nordſeite von der lombardiſchen Ebene und dienen dem Arnothale, in deſſen Mittelpunkte ſich die Hauptſtadt erhebt, zur Schutzwehr gegen die kalten Winde, die von den Schneegipfeln der Alpen herab über die fruchtbaren Flächen Oberitaliens wehen. Der Gebirgsrücken, den die Straße von Bologna nach Florenz zu überſteigen hat, iſt rauh und wild, voller Waſſerriſſe und Abſtürze, größtentheils ganz ohne Anbau, kahl oder mit niedrigem Dorngeſtrüpp überzogen. Ruinenartig ſtellt er ſich dem Auge dar, und Erdfeuer und brennbare Quellen erzählen an vielen Orten von uralten vulcaniſchen Umwälzungen der Natur.

Auf dem Gipfel dieſer Berge, der den großten Theil des Jahres über mit Schnee bedeckt iſt und auch in den heißeſten Monaten von ſtürmiſchen Winden heimgeſucht wird, ſcheidet ſich das bologneſiſche Gebiet von dem Großherzogthume, und alsbald empfindet der Reiſende zuerſt an der beſſeren Landſtraße, die ſich auch dem Auge durch ſteinerne Brücken und Einfaſſungen mit durchgebrochenen Rinnen kund gibt, den Segen einer wohlgeordneten Regierung, mit der nun auch die Natur allmälig gemeinſchaftliche Sache zu machen anfängt.

Weniger ſteil ſind die Abhänge, die Bergſtröme beſchränken ſich auf ihre Betten, der Fels bekleidet ſich mit Moos, die Erde mit mäßiger Weide, und einzelne Gruppen von Kaſtanienbäumen durchbrechen das dünne Grün des niedrigen Geſträuchs mit ihren großen ſchwellenden Laubmaſſen. Dann und wann öffnet ſich ein Thal mit Feldern und Gartenbeeten, und dazwiſchen blicken kleine Häuſer in freundlichem Weiß hervor. Mit jedem Berge, den die immer gemächlicher herabſteigende Straße hinter ſich läßt, wird die Gegend lebendiger und fruchtbarer. Olivenpflanzungen decken die ſanften Abhänge mit ihrem matten Grün, und Cypreſſen und Pinien ſtrecken ihre Spitzen und Schirme über die andern Bäume empor. Wohlgebauete reinliche Häuſer geben der Straße ein wirthliches Anſehn, und glänzende Villen auf den nachbarlichen Höhen ſind die Vorboten einer reichen Hauptſtadt.

Endlich öffnet ſich das blühende Thal, das der Arno durchſtrömt, und die gewaltige Kuppel des florentiniſchen Domes ſteigt Huldigung heiſchend mitten aus ihm empor. Kaum aber hat das Auge die Thürme, Zinnen, Paläſte, Villen und Dörfer, die dieſen erhabenen Mittelpunkt bis in unabſehbare Fernen und Höhen hinaus, verſchlungen in die Kränze grüner Wälder und Gärten, drängend umgeben, nur flüchtig überſchauen können, ſo verſchließen hohe Gartenmauern zu beiden Seiten der Straße die Ausſicht und begleiten den geſpannten Reiſenden bis in die Hauptſtadt.

Das linke Ufer des Arnothales erſtreckt ſich bis an die Grenze des eigentlichen Kirchenſtaates und iſt eine von Bergzungen, die aus dem Apenninenrücken von St. Quirico und Radicofani hervorlaufen, und von einzelnen vulcaniſchen Hügeln unterbrochene Ebene, die zum Theil der böſen Luft ausgeſetzt und daher weniger angebaut iſt, als das überall fruchtbare rechte Ufer. In der Länge erſtreckt ſich dieſes Thal von Cortona bis nach Piſa, und hier ziehen ſich die Berge, die es bisher beſchränkt haben, zu beiden Seiten zurück, und es läuft in eine weite Ebene aus, welche unter dem Namen der Maremmen verrufen und gefürchtet iſt. Sie nimmt die Hälfte des Großherzogthums ein, und von der zweiten Hälfte gehören zwei Drittel den Apenninen, der Reſt dem Arnothale.

2. Das Arnothal und die Apenninen.

Der Arno entſpringt aus mehreren kleinen Quellen des Berges Falterona im florentiniſchen Gebiet und windet ſich in einem ſchmalen Bette durch enge Gründe bis in die Nähe von Arezzo hinab, wo das geräumige Thal ſich ihm öffnet, dem er ſeinen Namen gibt. Jetzt dehnt er ſeine Ufer in der Ebene aus, und angeſchwollen durch die Ergüſſe der Berggewäſſer, die von beiden Seiten huldigend zu ihm herabſtürzen, ſtrömt er ungeduldig raſch der ſchönen Hauptſtadt entgegen, die er in zwei Theile durchſchneidet. Hierauf richtet er ſeinen Lauf gerade dem Meere zu, und unfern ſeiner Mündung beſpült er noch des alten

Piſa's öde Herrlichkeit und gedenkt der Zeiten, als er auf mächtigen Galeeren die Schätze des Orients und die Erde des heiligen Grabes triumphirend in ſeinen Hafen trug *).

Der Arno iſt, wie die meiſten Flüſſe Italiens, von gelblicher trüber Farbe. In den trockenen Sommermonaten ſcheint er verſiegen zu wollen und gibt ſelbſt noch bei Florenz ſein halbes Bette bloß; im Frühling aber und nach der Regenzeit des Herbſtes überfüllen ihn die anſchwellenden Berggewäſſer. Reißend beſtürmt er dann die Schranken der Ufer, und die Bewohner ſeines glücklichen Thales beobachten ihn mit Angſt und Schrecken. Vormals waren ſeine überſchwemmungen häufig und verwüſtend; jetzt hat man ihn theils durch Dämme zurückzuhalten gewußt, theils den überfluß ſeines Waſſers zur Befeuchtung der Felder und Gärten in größeren und kleineren Canälen durch die Pachtungen geleitet **). Die namhafteſten Flüſſe, die ſich in den Arno ergießen, ſind die Sieve, Peſa, Elſa, Chiana und der kleine Ombrone *).

---

*) Die Piſaner ſollen die Erde ihres berühmten Campo Santo auf 50 Galeeren aus Paläſtina geholt haben.

**) Vergleiche beſonders Morozzi Raggionamento istorico dello stato antico e moderno del fiume Arno e delle cause e d' rimedi delle sue inondazioni.

Die Berge, welche das Arnothal begrenzen, ſind an ihren unteren meiſt ſanften Abhängen theils mit Olivenbäumen, theils mit Reben bedeckt und vereinigen ſich ſo mit dem Segen der Ebene. Höher hinauf gedeihen Kaſtanien ohne Pflege und helfen ein armes, wenig betriebſames Volk ernähren, das ſeine geringen Bedürfniſſe dem weit und breit offenen Boden nicht abgewinnen kann. Wer Luſt hat, ſich zu rühren, wandert aus und dient als Tagelöhner in den Städten oder in den Bergwerken, und andere finden für die Monate der Beſtellung und Ernte Arbeit und Brot in den Pachtungen der Ebene.

Auf dieſe Ebene, eine im Verhältniſſe zu dem ganzen Staate ſehr kleine Strecke, beſchränkt ſich alſo eigentlich alles, was von der Betriebſamkeit und Ordnung, von den ökonomiſchen Erfindungen und Verbeſſerungen und ſomit überhaupt von der Cultur und dem Wohlſtande des toscaniſchen Volkes geſagt wird. Aus dem Arnothale ſtrömen die unverſieglichen Quellen dieſer Cultur und dieſes Wohlſtandes: Getreide, Öl, Wein,

---

*) Er fließt von Piſtoja her und muß nicht mit dem größeren Maremmenfluſſe gleiches Namens verwechſelt werden.

Flachs und Seide, welche die Hauptzweige des einheimiſchen Kunſtfleißes und Handels bilden. Die Apenninen haben Erze, Marmor, Alabaſter und edle Steine *); die Maremmen nähren zahlreiche Heerden und liefern Alaun, Salz und Manna; aber Mangel an Bevölkerung und die unüberwindlichen Hinderniſſe der Atmoſphäre vermindern jeden Ertrag, der auch nicht, wie jener der Erzeugniſſe des Thales, durch alle Adern des Volkslebens kreiſt, ſondern großentheils unmittelbar in die Schatzkammer des Hofes fließt, zum Theil die widerſtrebende Natur ohne dauernden Erfolg bekämpfen oder die hülfloſe Bevölkerung in dringenden Nöthen unterſtützen muß.

3. Ökonomie des Arnothales **).

Die Straßen, welche durch das Arnothal führen, ſind faſt überall zu beiden Seiten von hohen dicken Hecken oder von ſteinernen Mauern eingefaßt, welche die Pachtungen umgrenzen. Kürbiſſe und Melonen lehnen ſich mit ihren ſchweren Früchten auf ſie hin, und über die höchſten ſchauen die geſtutzten Gipfel der Pappeln hinaus, von edlen Reben umrankt. Die Einförmigkeit des Weges unterbrechen die freundlichen weißen Häuſer, die, zu hundert bis zweihundert Schritten von einander entfernt, dem Reiſenden ihre blühenden Bewohner vor der Thüre oder in der offenen Halle des zweiten Stockes zeigen. Die Mädchen flechten Strohhüte und laſſen ſich den vertraulichen Gruß der Vorüberfahrenden gefallen, den ſie nicht, wie die deutſchen Bäuerinnen, für Spott und Schimpf nehmen, ſondern ganz unbefangen erwiedern. Das Landvolk des Arnothales iſt ſich unter einander in Körperbau und Geſichtsbildung ſehr gleich: unterſetzt, voll und rund, ohne ſtarken und ſicheren Ausdruck des Charakters, aber meiſt hübſch und freundlich anzuſehn, und dazu

---

*) Die Menge einheimiſcher Marmorarten und Edelſteine kann man am beſten in der berühmten unvollendeten Grabcapelle der mediceiſchen Familie in S. Lorenzo überſehen, die ſich recht eigentlich wie eine Muſterkarte darſtellt.

*) Wer ſich genauer über die hier berührten Gegenſtände unterrichten will, leſe Sismondi Tableau

---

de l'agriculture toscane; Lullin de Chateauvieux Lettres écrites d'Italie à M. Charles Pictet, und über Leopolds II. Verdienſte um die Oekonomie, beſonders Grome's Staatsverwaltung von Toscana, Band I, vierter Abſchnitt.

kerngeſund. Die Frauen unterſcheiden ſich beſonders deutlich von den Städterinnen: ſie ſind klein und beweglich, haben ein apfelrundes heiteres Geſicht, ein natürlich ſchalkhaftes Weſen und dabei etwas eigen Keckes, ich möchte ſagen Herausfoderndes. Dazu paßt ihre Kleidung vortrefflich: auf dem Kopfe tragen ſie einen ſchwarzen Hut von Filz oder wann die Jahreszeit es verlangt von Stroh, welcher ganz nach Männermode geſtutzt iſt, und zum Putze ſtecken ſie vorn eine kleine Schwungfeder darauf. Ein knappes ſpenzerartiges Mieder, das ſie züchtig bis an den Hals umſchloſſen hält, ſchützt auch die Arme gegen den Brand der Sonne, und die Röcke ſind kurz genug, um ihnen in der Arbeit wie im Tanze nicht hinderlich zu ſein. So ſieht man manche an Markttagen auf kleinen zweiräderigen Wagen grüne Waare und Baumfrüchte nach der Stadt fahren und die Peitſche wetteifernd mit den Männern ſchwingen.

Das Arnothal iſt in viele kleine Pachtungen zerſchnitten, deren anſehnlichſte ſelten den Umfang von zehn bis zwölf Morgen überſchreitet. Dahingegen begreifen die meiſten nur drei bis vier Morgen. Sehr wenige Eigenthümer bewohnen und bebauen ihren Boden ſelbſt. Der reiche bequeme

Städter verpachtet ſeine Beſitzungen an einem oder mehrere Meier und läßt ſich gewöhnlich mit der Hälfte aller Ernten bezahlen; und wo der Zins in Geld abgetragen wird, pflegt man die Summe nach dieſem natürlichen Verhältniſſe zu beſtimmen. Die Meiereien ſind in der Länge durch Canäle und Baumreihen von einander getrennt. In gleicher Richtung mit dieſen Grenzen laufen andere Reihen, theils von Maulbeerbäumen, theils von Pappeln, die zu Rebenſtützen dienen, theils auch Obſtpflanzungen durch das Feld, nicht weiter von einander ſtehend, als ein Pflug zum Durchgange Zwiſchenraum erfodert. Die Vorderſeite der Breite iſt meiſt gegen die Straße gekehrt, und hier zeigt ſich das Wohnhaus, und daneben die Mauer oder Hecke.

Da das ergiebige Land keinen Boden für Hutungen und Wieſungen hergibt, ſo werden die Ochſen, welche zu den Hauptbeſtellungen nöthig ſind, aus den Maremmen oder auch aus der römiſchen Nachbarſchaft geholt. Außerdem halten ſich manchmal mehrere Meiereien gemeinſchaftlich einen Ochſen für die außerordentlichen Arbeiten, und einige Ziegen können ſich von Baumblättern und von dem Abfalle des Gemüſes ernähren. Dagegen hat faſt jeder Pachter ein Pferd, das an Markttagen den kleinen Fruchtwagen nach der Stadt zieht. An ſchönen Sonntagen und Feſten beſteigen auch zuweilen geputzte Dirnen das leichte Fuhrwerk und fliegen damit über die glatte Straße den Tanzböden zu.

Der Ertrag dieſer Meiereien beſteht vornehmlich in Getreide, Hülſenfrucht und Gemüſe aller Art. Jeder Pachtvertrag muß wenigſtens auf fünf Jahre geſtellt werden, in welcher Zeit ein beſtimmter Kreis von Saaten und Ernten durchlaufen wird, zu denen eine Düngung im erſten Jahre genügt. In der Regel geben dieſe fünf Jahre zwei Getreideernten, zweimal Gemüſe, Mais oder Hülſenfrucht, und einmal Klee. Der ganze Boden wird in mehrere Stücke zu verſchiedener Beſtellung abgetheilt, ſo daß in dem nothwendigen Wechſel der Ernten jedes Jahr dennoch faſt alle Früchte liefert, die das Land zu erzeugen fähig iſt.

In einigen Pachtungen macht die Zucht der Seidenwürmer eine vorherrſchende Beſchäftigung aus, in den meiſten aber wird ſie nur nebenbei getrieben. Die Maulbeerbäume ſtehen nicht allein reihenweiſe in den Feldern, ſondern es iſt den Gutsherren auch erlaubt, ſie an die öffentlichen Straßen, die ihre Beſitzungen berühren, zu pflanzen und als ihr Eigenthum zu benutzen. Das Laub wird zweimal in jedem Jahre abgeblattet und ſomit eine zweimalige Ausbrütung und Häutung der Würmer erlangt. Im Herbſte gebraucht man das zum dritten Male ausſchlagende Laub zur Viehfütterung, wenn nicht, nach einer mißrathenen Zucht, eine dritte Ausbrütung verſucht wird. Die Ausfuhr der rohen Seide iſt zwar verboten, weil der Verbrauch der florentiniſchen Fabriken auch bei dem reichlichſten Ertrage ſtark genug iſt, um den Preis aufrecht zu erhalten; dahingegen iſt ſeit Leopolds II. Regierung der Handel mit dieſem wie mit allen übrigen unverarbeiteten Landesproducten durch Aufhebung der Zwiſchenzölle im Innern des Großherzogthumes bedeutend erleichtert worden.

Überhaupt darf dieſem, freilich von ſeinen Zeitgenoſſen und namentlich von den Deutſchen überſchätzten Monarchen ein großes Verdienſt um das Emporkommen des toscaniſchen Ackerbaues nicht abgeſprochen werden. Er führte nicht nur viele öconomiſche Erfindungen und Verbeſſerungen ein und beförderte ihre Aufnahme durch Freiheiten und Belohnungen, ſondern er gab auch, was das Wichtigſte war, dem Landarbeiter den zu jedem Fortſchritte nothwendigen Trieb und Schwung des Selbſtgefühls, durch die Entledigung von dem niederdrückenden Frohndienſte und andern Feſſeln ſeines Gewerbes.

4. Die florentiniſchen Strohhüte.

Ehe wir das geſegnete Arnothal verlaſſen, wollen wir unſre Blicke noch einmal auf die zierlichen Landmädchen zurückwerfen, die wir vor den Thüren der Meierhöfe vorüberfahrend begrüßt haben. Sie flechten jene berühmten Strohhüte, die unter dem Namen der florentiniſchen in unzählbarer Menge nach allen Weltgegenden hin verſandt werden, ſo weit als die Strahlen der Sonne der zarten Frauenhaut gefährlich ſind, und jedes Jahr, von der Mode neu geſtutzt und geputzt, den Frühlingsſchmuck der Galanteriehandlungen abgeben. Die Strohflechtereien bilden einen bedeutenden Erwerbszweig für das ganze Arnothal. Das Material dieſer Arbeit iſt der Halm einer unbärtigen Weizengattung, die auf den trockenſten Kalkhügeln, welche die Vegetation beſchränken, ohne Pflege wächſt und vor der Reiſe geſchnitten werden muß. Es wird ausgefaſelt und gewaſchen zu Markte gebracht, trotz dieſer Bearbeitung aber, um den einheimiſchen Kunſtfleiß zu fördern, als rohes Product angeſehen und genießt als ſolches überall freier Einfuhr. Sein Preis iſt ſo gering, daß er gegen den Ertrag der Verarbeitung gar nicht in Anſchlag kommen kann, und am geſuchteſten ſind die Halme, welche die ſchlechteſte Vegetation gehabt und am jüngſten geſchnitten worden ſind. Dieſe dienen zu den feinſten Geflechten und erfodern die geſchickteſten Hände. Die Frauen allein, und beſonders die unverheiratheten, treiben dieſe Arbeit, ohne ſie mit der übrigen Ökonomie des Hauſes zu vermengen: ſie kaufen ſich das nöthige Material ſelbſt ein und verkaufen eben ſo ihre Hüte, entweder im Ganzen an florentiniſche Großhändler, oder auch einzeln auf den Jahrmärkten. Faſt jede Dirne erwirbt ſich durch dieſes Geſchäft eine anſehnliche Heirathsmitgift, und die leichte Arbeit, die großentheils im Freien mit Geſang und Geſpräch verrichtet wird, erhält ihren Körper zart und beweglich und ihre Seele heiter und friſch. Da aber jeder Familienvater nach guter alter Sitte das Recht hat, von den erwachſenen weiblichen Mitgliedern des

Hauſes eine ihren Kräften und Jahren angemeſſene Theilnahme an der Landarbeit zu fodern, ſo miethen dieſe Strohflechterinnen ſich aus ihrer Caſſe arme Mädchen von den Gebirgen, welche die auf ſie fallenden Dienſte verrichten, und ſie ſelbſt bleiben ungeſtört bei ihren Hüten, was ſie auch deswegen thun müſſen, damit ihre Finger nicht hart werden.

5. Die Maremmen.

Mit dieſer Benennung umſchließen wir die lange Ebene, die ſich an dem tuskiſchen Meere, von der Öffnung des Arnothales bei Piſa bis gegen die römiſche Grenze hinzieht und von dem linken Ufer des Arnothales durch die apenniniſche Bergkette getrennt wird, deren Gipfel die Höhe von Radicofani iſt. Aus dieſer laufen mehrere größere und kleinere Zungen, wie in das Thal, ſo auch nach den Maremmen hinaus, und von einer derſelben überſchauet die Hauptſtadt Siena, in reinen Lüften und umkränzt von grünen Gärten, die öden ungeſunder Flächen ihres weiten Gebietes.

Die Maremmen gleichen in der Erſcheinung wie in der Natur ihres Bodens der römiſchen Campagne, von der ſie ja auch nur politiſch getrennt ſind. Dicht am Strande Eichengehölze, ſonſt ſelten einzelne Bäume, aber deſto mehr Geſtrüpp in den großen Flächen, deren wogenähnlich ſteigender und ſinkender Boden mit feinem Raſen überdeckt iſt. Nur wird die toscaniſche Meerebene von einlaufenden Felszweigen und vulcaniſch aufgetriebenen Bergen mehr durchbrochen als die römiſche. Auf ſolchen Anhöhen finden wir die meiſten Städte und Flecken, und um ſie her ein wenig grüne Cultur. Die genannteſten ſind: Volterra, Maſſa di Maremma, Scanzano, Sovana und Pitigliano, die ihre Lage jedoch den Einwirkungen der böſen Luft der Ebene nicht gänzlich entheben kann. Der Ombrone iſt der Hauptfluß der Maremmen und ergießt ſich bei der Stadt Groſſeto in das Meer; außerdem werden ſie von mehreren kleineren Berggewäſſern, der Alma, Bruna, Oſa, Albegna, Cornia, durchſtrömt und überſchwemmt, beſonders in der Nähe der Mündungen, die ſich meiſt in Sümpfe und Moräſte verlieren, weil die Flußbetten gegen das Meer zu keinen Fall haben. Dieſes ſchwemmt ſein Waſſer auch hinzu und bildet größere Seen, deren Ausdünſtungen die Verpeſtung der Luft nicht wenig vermehren. Ein ſolcher iſt der bei Caſtiglione della Pescaja, welcher über vier Meilen im Durchſchnitte mißt und unfern dem Ausfluſſe des Ombrone gelegen iſt. Der genannte Ort iſt berühmt durch ſeine großen Meerſalzwerke, deren Gebäude unerſchütterlich der Gewalt der Fluten trotzen, in die ſie weit hinausragen.

Die Hauptbeſtandtheile des Maremmenbodens ſind vulcaniſche Erden mit Meerſand gemiſcht, und es finden ſich darin nicht weniger Verſteinerungen, vornehmlich von Fiſchen und Conchylien, als in der römiſchen Ebene. Schwefel, Alaun, Salpeter und andere mineraliſche Salze werden an mehreren Stellen gegraben und bearbeitet. Die Höhen von Volterra geben beſonders Kupfererz und Alabaſter, die von Maſſa grüne und blaue Metallerde und Spießglas; Kryſtall, ſchwarzer Schiefer, bunter Marmor, Jaspis, Chalcedon, Karniol und ſchlechter Amethyſt werden an verſchiedenen Orten gebrochen; die Adern von Eiſen und Silber ſind unbedeutender und faſt erſchöpft.

6. Ökonomie der Maremmen.

Die Ökonomie der Maremmen beſchränkt ſich auf Viehzucht und Getreidebau und richtet, wie in der römiſchen Ebene, ihr Augenmerk auf ſchnell erſchöpfende Nutzung im Großen, ohne Einzelnes veredeln und vervielfältigen zu können. Solche Behandlung gebietet die Natur des Bodens, die zwiſchen Trägheit und überſpannter Üppigkeit ſchwankt, die böſe Luft, welche die Gegend verödet hat, und der große Umfang der Pachtungen. Den Beſitz des Landes theilen die Städte und Flecken der Provinz, die um ſich her Gemeinweiden für ihre Heerden haben, mit einigen florentiniſchen Großen. In den unabſehbaren Ebenen ſtehen einzelne kleine Häuſer, die Wohnungen der Inſpectoren, die für reiche Unternehmer die Pachtungen verwalten. Im Umkreiſe dieſer Caſali wird der Erde mit Mühe ein wenig Gemüſe und Gartenfrucht abgezwungen.

Der ſchollige Getreideboden verlangt fünf bis ſechs kreuzende Pflugübergänge und nach einer Ernte zwei Jahre Ruhe. Die Mehrzahl der

Arbeiter kommt aus den Apenninen herab, und an Zugvieh mangelt es nicht in den großen Weiden. Jede Beſtellung wird durch die Menge der Hände beſchleunigt, denn die böſe Luft drängt, und die heißen Monate ſind Sonntage für die Geſchäfte des Landbaues. Der Ertrag der Ernte, größtentheils Weizen, ſteigt bis auf funfzehn für eins, und die ungeheuern Erdmagazine von Piſa und Livorno nehmen den Überfluß auf und bewahren ihn trocken und geſund.

Die Weiden der Maremmen ernähren Pferde, Rinder, Schafe und Ziegen. Nach der Wende der heißen Jahreszeit werden die großen Heerden von den Apenninen herabgetrieben, um in dem wuchernden Grün der Niederungen zu ſchwelgen. Die Hirten, halb wild wie ihre Heerden, laufen oder reiten, in Schafpelze gehüllt, mit langen lanzenähnlichen Stangen bewaffnet, ſchreiend und jauchzend hinterdrein. So führen ſie den ganzen Winter über ein recht eigentliches Romadenleben, bis die Wärme des Sommers ſie mit dem erſten ungeſunden Lufthauche anwehet und auf die Berge zurücktreibt. Dann verlaſſen auch die Inſpectoren mit ihren wenigen ſtehenden Arbeitern die Häuſer der Ebene und ziehen ſich in die Bergſtädte hinauf, und wer hie und da als

Wächter zurückzubleiben wagt, genießt ſicher nicht lange den kargen Lohn ſeiner Standhaftigkeit, wenn auch die Fieber ihn nicht ſogleich hinwegraffen; mit aufgeſchwollenem Unterleibe und fahler Todtenfarbe ſchleicht er dem nahen Grabe entgegen.

7. Die böſe Luft.

Die tuskiſche Meeresküſte war ſchon in den Zeiten des jüngern Plinius als ungeſund verrufen. Er ſpricht von ihr in dem ſchönen Briefe, der ſein bei Tifernum Tiberinum gelegenes Landgut beſchreibt, mit folgenden Worten: Est sane gravis et pestilens ora Tuscorum, quae per littus extenditur *). Damit ſtimmt eine Stelle des Varro überein, die uns Servius in ſeinem Commentar zu Virgil's Äneide aufbehalten hat, nämlich eine etymologiſche Erklärung des Namens der alten etruskiſchen Stadt Graviscä, wonach die böſe Luft in der Bedeutung dieſes

---

*) Epist. V, 6.

Wortes eingeſchloſſen liegt *). Es mag die Richtigkeit dieſer Auslegung ganz dahingeſtellt ſein; aber das Zeugniß genügt, um die böſe Luft der Maremmen noch über die Kaiſerzeiten hinaufzuführen.

In den blühenden Zeiten des etruskiſchen Staatenbundes waren dieſe Küſten dergeſtalt bevölkert, daß es uns faſt am Boden gebricht, allen den Ortſchaften eine Stelle anzuweiſen, die uns in den römiſchen Schriftſtellern als die bedeutendſten genannt werden. Nachdem das Land in die Botmäßigkeit der alles verſchlingenden Nachbarin gefallen war, ſank der Wohlſtand dieſer Städte ſehr ſchnell, und die Abnahme der Bevölkerung verbreitete und verſtärkte hier, wie in der römiſchen Campagne, die Wirkungen der böſen Atmoſphäre, deren Grundſtoff freilich ſchon früher vorhanden ſein mußte. Öde und mit Ruinen bedeckt erſcheinen die Maremmen ſchon in der poetiſchen Reiſebeſchreibung eines Schriftſtellers des fünften Jahrhunderts, des Claudius Rutilius, der auch die böſe Luft nicht unerwähnt läßt:

---

*) Serv. ad Aen. X, 184. Ideo Graviscae dictae sunt, quod grav[illegible]a aërem sustinent.

Inde Graviscarum vestigia rara videmus,
Quae premit aestivae saepe paludis odor —
Cernimus antiquas, nullo custode, ruinas
Et desolatae moenia foeda Cosae.

Und weiter von der Stadt Populonia:

Agnosci nequeunt aevi monumenta prioris,
Grandia consumsit moenia tempus edax.
Sola manent interceptis vestigia muris:
Ruderibus late tecta sepulta jacent *).

In demſelben und den nächſtfolgenden Jahrhunderten ſoll dieſe Gegend vor allen andern durch die Einfälle der Gothen und Longobarden verwüſtet worden ſein, und nach einer kurzen Ruhe unter fränkiſcher Oberherrſchaft wurde ſie von den grauſamen Ungarn mit Feuer und Schwert dergeſtalt heimgeſucht, daß ſie nach dem Abzuge der Feinde einer menſchenleeren Wildniß glich. Als das übrige Toscana ſich ſchon zu bürgerlicher Ruhe zu ordnen und durch Kunſt und Handel zu neuem Wohlſtande zu erheben anfing, waren die Maremmen noch der Schauplatz der blutigen Fehden ihrer kleinen Stadttyrannen, und die Peſt des ſechszehnten Jahrhunderts, die

---

*) Rutil. Itin. I, v. 281. 409. Mit der letzten Stelle iſt zu vergleichen Strabo lib V, p. 223.

hier am fürchterlichſten wüthete, vollendete die Verheerung.

Über den Urſprung der böſen Luft auf den niedrigen Küſten Mittelitaliens waren ſchon die Alten uneinig. Strabo erklärt ſich die Ungeſundheit der Gegenden von Ardea, Antium, Lavinium und der Pontinen durch die Ausdünſtungen der Sümpfe; dagegen nimmt Columella den Anhauch des nahen Meeres ſelbſt als ſchädlich an. Die erſte Meinung erhielt ſich deswegen bis beinahe auf unſre Zeit, weil die Moräſte und ſtehenden Waſſer der Pontinen und Maremmen in der That nicht wenig zu der Verpeſtung der Luft beitragen; und ſomit gingen die Verſuche, welche Papſt Pius VI. und der Großherzog Leopold II. zur Bebauung und Bevölkerung dieſer Wüſten machten, insgeſammt auf Ableitung und Austrocknung der Sümpfe und Pfuhle. Der erſte brachte damit eine bewundernswürdige Landſtraße durch die Pontinen zu Stande und gewann fruchtbaren Boden für ſeinen geliebten Neffen; aber beides mußte mit dem Leben oder der Geſundheit unzähliger Arbeiter erkauft werden. Leopold ließ ſich die Maremmen nicht weniger angelegen ſein. Der berühmte Mathematiker und Aſtronom, Pater

Ximenez, entwarf und leitete die Unternehmung, die ſich zunächſt auf den Fluß Ombrone und den See Caſtiglione bezog, deren häufiges weit um ſich greifendes Übertreten als der Hauptgrund des zu hebenden Übels betrachtet wurde. Beide mußten alſo durch tiefe und breite Canäle und Schleuſen in das Meer geleitet und durch Ufererhöhungen und Dämme beſchränkt werden; und kaum waren einige Meilen trockenes Land gewonnen, ſo rief der ungeduldige Großherzog durch Schenkungen und Freiheiten Coloniſten in ſeine Schöpfung herbei. Sie kamen, beſonders aus der römiſchen Nachbarſchaft; aber wer nicht im erſten Jahre ſeine Speculation aufgab, mußte ſie im zweiten oder dritten mit ſeiner Geſundheit, wenn nicht mit dem Leben bezahlen. Zur Reinigung der Atmoſphäre trugen dieſe Austrocknungen wenig oder nichts bei, und ſo konnte es nicht ausbleiben, daß man den Urſprung der böſen Luft anderweitig zu ſuchen anfing. Gegenwärtig iſt man faſt allgemein darin einverſtanden, daß dieſe Peſtilenz in den Beſtandtheilen des vulcaniſchen Bodens begründet iſt, auf deſſen Oberfläche ſich beſonders geſchwefelter Waſſerſtoff an der Sonnenwärme entwickelt.

8. Bacchus in Toscana.

Der Florentiner Francesco Redi hat uns in ſeinem berühmten Dithyramb den Bacchus vor Augen geführt, der auf den grünen Höhen von Poggio Imperiale *) ſeiner geliebten Ariadne zechend und ſingend die Vortrefflichkeit der toscaniſchen Weine preiſt und prüfend gegen einander abwägt. Was in der berauſchten Begeiſterung an örtlicher und charakteriſtiſcher Beſtimmung der verſchiedenen Rebenſäfte abgeht, das hat der Dichter in einem weitläufigen Commentar nachgetragen, ſo daß auf dieſe Weiſe ſein Werk den vollſtändigſten Unterricht in der bacchiſchen Geographie ſeines Vaterlandes gibt. Das Urtheil über den Rang der mannichfaltigen Weine, die der toscaniſche Boden erzeugt, iſt des Gottes nicht unwürdig, denn ein Sterblicher möchte nach ihrem Durchkoſten in der Entſcheidung leicht den Schwindel bekommen.

---

*) Ein großherzogliches Luſtſchloß in der Nähe von Florenz.

Im Allgemeinen gelten die toscaniſchen Weine für die ſchmackhafteſten und geſundeſten des ganzen Italiens. Das gewöhnliche Getränk iſt ein herber rother Wein, der etwas ſchwerer iſt als Medoc, und mitunter einen würzhaften Beigeſchmack hat. Er wird in allen Pachtungen an Bäumen gezogen, und nach der Verſchiedenheit der Lage und Pflege iſt er ſtärker und ſchwächer, jedoch nicht haltbar zum Verſenden. Der ſchlechteſte wird ſprüchwörtlich von dem Dorfe Lecore bei Florenz, das eine ſehr tiefe Lage hat, benannt *), und Bacchus verflucht in dem Dithyramb deſſen erſten Anpflanzer:

Accusato
Tormentato
Condannato
Sia colui, che in pian di Lecore
Prim' osò piantar le viti!

Zu den geprieſenſten Rothweinen zählt man den feurigen ſtarken Saft, der von den kurzen Reben der hügeligen Gegend des Agro di Chianti gewonnen wird. Redi nennt ihn vino robusto, und den alten ſogar maestoso und imperioso.

---

*) Auf dieſen geht auch das florentiniſche Sprüchwort: Fa sulla groppa de' ranocchi.

Süß und überaus würzig in Geruch und Geſchmack iſt der Aleatico oder richtiger Eleatico[*], der nach Caſti aus Elis in das toscaniſche Land verpflanzt worden iſt:

> O saggio, o provido
> Nobil pensiero
> Di chi fin d'Elide
> Portò primiero
> Queste propagini
> Nel suol Toscano![**]

Dieſer Eleatico iſt nicht das einzige griechiſche Gewächs, das mit Erfolg in Toscana angebauet worden iſt. Die Reben von Malvaſia und die geſuchteſten der Inſeln des Archipelagus gedeihen auf mehreren Hügeln des Arnothales, und namentlich bei den großherzoglichen Villen Artimino, Petraja, Caſtello, Lapeggio und andern. Nicht weniger haben Weinſenker aus Spanien, Frankreich und den canariſchen Inſeln an mehreren Orten einen zuſagenden Boden gefunden. Die ganz verſchiedene Natur dieſer vielen Gewächſe macht auch eine verſchiedene Behandlungsweiſe in Pflanzung, Zucht und Ernte nöthig, ſo daß die Reben hier an Rohrſtöcken kurz gehalten werden, dort ſich frei um Pappeln und Ulmen emporranken, und die Leſe in mancher Vigne erſt beginnt, wenn man in andern den Wein ſchon in den Fäſſern hat. Auch pflegt man aus der wohlberechneten Miſchung verſchiedener Trauben beliebte Getränke zu bereiten und dadurch die Unzahl der toscaniſchen Weinſorten noch um ein Bedeutendes zu vermehren.

---

[*] Man findet auch Liatico geſchrieben.

[**] Aus einem bekannten anakreontiſchen Liede des Caſti, welches anfängt:

> Non so qual giubilo
> E qual contento etc.

Von den Muscatweinen iſt der von Montepulciano, einer hochgelegenen Grenzſtadt unfern dem Lago di Perugia, der vornehmſte, und Bacchus gibt ihm am Schluſſe des Dithyrambs geradezu den Namen des Königs aller Weine:

— Ognun, che di Lieo
Riverente il nome adora,
Ascolti questo altissimo decreto,
Che Bassareo pronunzia e gli dia fè:
Montepulciano d'ogni vino è il Re.

Der ſüßeſte Wein iſt der Canajuolo, der dieſen Namen deswegen führt, weil die Hunde ſeine reifen Trauben von den Stöcken abfreſſen ſollen. Ein leichter lieblicher Damenwein iſt der Piſciancio, der auch im Römiſchen, namentlich bei Bracciano wächſt und dort Piſciarello heißt.

Einen guten Namen haben ferner die Weine von Montalcino im Sieneſiſchen, und die von den Hügeln des Fleckens Carmignano bei Prato. Im Aretiniſchen iſt der Malvagia von Montegonzi geſucht, und das Gebiet von Peſcia liefert den beſten Barbaroſſa und den goldfarbigen Buriano. Die Nachbarſchaft von Florenz rühmt ſich der Anhöhen von Arcetri, auf denen die weiße Traube, die den Namen Verdea führt, am vortrefflichſten gedeiht, und der Trebbiano, der auch in andere Gegenden verpflanzt worden iſt, verdankt ſeinen Namen einer Villa dieſes Kreiſes, die vor Zeiten der Mediceiſchen Familie gehörte und nachmals in die Hände der Geiſtlichkeit gefallen iſt.

Schon aus der Angabe des Namens*) und der Lage dieſer Ortſchaften ergibt ſich, daß auch in Toscana die Berggegenden die beſten Reben tragen. In der Ebene wird der Weinbau meiſt nur als Nebengeſchäft betrieben, und der Ertrag deſſelben iſt ſelten viel größer als der häusliche Verbrauch, mit Einrechnung der Pachtabgabe.

---

*) Mehrere ſind mit **monte** zuſammengeſetzt.

Man findet ſogar in alten Stadtgeſetzen das Verbot, Weinſtöcke in der Ebene zu pflanzen, die dem Getreide und Gemüſe angehöre; aber es wird jetzt nicht mehr geltend gemacht.

Reiſe von Wunſiedel nach Baireuth.

Eine Reiſe von wenigen Meilen, aber welch eine unendliche Strecke für den Geiſt und das Herz, wenn wir ihren Anfang als Jean Paul's Wiege, ihr Ende als ſein Grab bezeichnen! Sein Leben liegt dazwiſchen; wie ſeine Gefühle und Gedanken heben ſich die ewigen Gebirge zum Himmel empor und ſenken ſich wieder wie zerſchmelzen in die grüne Ebene herab zu den kleinen Wieſenbächen, an deren Rande die Blumen blühen und die Kinder ſpielen. Aber ſein verklärter Geiſt ruht darüber in der Bläue des Himmels, und wir fühlen ſeine ſelige Nähe in jedem Hauche der Luft.

Von ſolchen Empfindungen getragen, die dem langſamen Trabe der Egerſchen Miethsgaule ungeduldig vorauseilten, erblickten wir am 16. Auguſt gegen Mittag das kleine, freundlich und doch großartig gelegene Wunſiedel, oder, wie Jean Paul es geſchrieben haben will, Wonſiedel. Die mäßigen, mit fruchtbaren Feldern bunt zertheilten Anhöhen, die es faſt in einem geſchloſſenen Kreiſe umziehen, hier und da mit einem Laubgebüſch gekrönt; das Städtchen ſelbſt, blank und neu, ohne durch zu moderne Regelmäßigkeit zu imponiren, nicht allein umzogen, ſondern auch durchwirkt von grünen Gärten und Bäumen; ein rauſchender Gebirgsbach, der es belebt und viele Räder und Werke in luſtiger Ämſigkeit treibt: das mag etwa Wonſiedels Anſprüche auf das Prädicat freundlich begründen; das Großartige geben ihm die über die Ackerhügel in bläulicher Ferne dunkel hervorſteigenden Spitzen des Fichtelgebirges.

In Wonſiedel, und, um reiſebeſchreiberlich genau und beſtimmt zu erzählen, in dem Hauſe No. 12, worin damals der Organiſt und Tertius, Johann Chriſtian Chriſtoph Richter, mit ſeiner Ehefrau, Sophia Roſine, der Tochter des Tuchmachers Johann Paul Kuhn, des Pathen ſeines Enkels, wohnte, wurde dieſer den 21. März 1763 geboren. Aber er ſelbſt ſoll uns ſeine Geburt erzählen. „Es war im Jahre 1763, wo der hubertsburger Friede am 15. Februar zur Welt kam, und nach ihm gegenwärtiger Profeſſor der Geſchichte von ſich; — und zwar in dem Monate, wo mit ihm noch die gelbe und graue Bachſtelze, das Rothkehlchen, der Kranich, der Rohrhammer und mehrere Schnepfen und Sumpfvögel anlangten, nämlich im März; —

und zwar an dem Monatstage, wo, falls man Blüten auf ſeine Wiege ſtreuen wollte, gerade dazu das Scharbock- oder Löffelkraut und die Zitterpappel in Blüte traten, desgleichen der Ackerährenpreis oder Hühnerbißdarm, nämlich am 21. März; — und zwar in der früheſten, friſcheſten Tagzeit, nämlich am Morgen um 1½ Uhr; was aber alles krönt, war, daß der Anfang ſeines Lebens zugleich der des damaligen Lenzes war." Ein kleines Haus mit einer großen Geſchichte: der geweihte Schauplatz einer häuslichen Frühlingsidylle mit einer Wiege, an welcher es nicht fehlen würde an Königen und Hirten mit Lobgeſängen und Angebinden, wenn ein Stern oder Engel verkündigt hätte, wer der Welt geboren worden. Nur zwei Jahre lang lebte Jean Paul in Wonſiedel, denn ſchon 1765 wurde ſein Vater als Pfarrer nach Jodiz berufen. So bleibt denn dem inquisitive and classical traveller, mag er auch noch dazu ein sentimental humorist ſein, nichts von heiligen Stätten in Wonſiedel zu beſuchen übrig, als etwa der Platz, wo Jean Paul's Wiege geſtanden, die Thür, durch welche er zuerſt in die freie Frühlingsluft hinausgetragen worden, der Stein, über den er zum erſten Male geſtolpert — wenn dieſe topographiſchen Punkte nur erſt einen ausmittelnden Antiquar gefunden hätten. Jean Paul gibt uns eine Erinnerung aus ſeiner wunſiedelſchen Kindheit zum beſten: „Ich bin zu meiner Freude im Stande, aus meinem zwölf-, höchſtens vierzehnmonatlichen Alter eine bleiche, kleine Erinnerung, gleichſam das erſte geiſtige Frucht-Schneeglöckchen aus dem dunkeln Erdboden der Kindheit, noch aufzuzeigen. Ich erinnere mich nämlich noch, daß ein armer Schüler mich ſehr lieb gehabt und ich ihn, und daß er mich immer auf den Armen — was angenehmer iſt, als ſpäter auf den Händen — getragen, und daß er mir in einer großen ſchwarzen Stube der Alumnen Milch zu eſſen gegeben. Sein fernes nachdunkelndes Bild und ſein Lieben ſchwebte mir über ſpätere Jahre herein; leider weiß ich ſeinen Namen längſt nicht mehr: aber da es doch möglich wäre, daß er noch lebte, doch in den Sechzigern, und als vielſeitiger Gelehrter dieſe Vorleſungen im Druck vorbekäme und ſich dann eines kleinen Profeſſors erinnerte, den er getragen und geküßt — ach Gott, wenn dies wäre und er ſchriebe — oder der ältere Mann zum alten käme! — Dieſes Morgenſternchen früheſter Erinnerung ſtand in dem Knabenalter noch ziemlich hell in ſeinem niedrigen Himmel, erblaßte aber immer mehr, je höher das Taglicht des Lebens ſtieg: und jetzo erinnere ich mich eigentlich nur an dies klar, daß ich mich früher an alles heller erinnert.“

Als wir von der Höhe des Berges, welcher ſich zwiſchen Wonſiedel und Alexandersbad erhebt, auf den kleinen claſſiſchen Ort zurückblickten, der ſich uns von da faſt in Vogelperſpective darſtellte, gedachten wir auch mit wehmüthiger Theilnahme des unglücklichen Jünglings, der dort geboren worden und auf dem Blutgerüſte als ein Opfer der karikirten Schwärmerei unſrer Zeit gefallen iſt. Ich möchte ihn einen zweiten Scävola nennen, welcher ſich zu jenem erſten etwa ſo verhält, wie ein Wartburgsfeſt des neunzehnten Jahrhunderts zu dem Kriege der Römer gegen den Porſenna. Beide wollten ihr Vaterland durch einen Dolchſtoß retten, und beide ſtießen fehl: der Römer jedoch nur mit der Hand, der Deutſche mit dem Kopfe; beide mordeten einen Schreiber, und der Römer büßte dafür ſeine Hand, der Deutſche ſeinen Kopf ein. Wer mag entſcheiden, ob Sand, in Rom unter Tarquinius Superbus geboren, nicht ein Scävola, und dieſer, wenn er den 5. October 1795 zu Wonſiedel geboren worden wäre und in Tübingen, Erlangen und Jena ſtudirt hätte, nicht ein Sand geworden wäre? Wir alle müſſen unſre Zeit tragen, und unſre Zeit trägt uns.

Aber zurück zu unſerem Jean Paul, mit deſſen Gruße wir Wonſiedel aus dem Geſichte verlieren. „Ich bin gern in dir geboren, Städtchen am langen hohen Gebirge, deſſen Gipfel wie Adlerhäupter zu uns niederſehen! Deinen Bergthron haſt du verſchönert durch die Thronſtufen zu ihm: und deine Heilquelle gibt die Kraft — nicht dir, ſondern dem Kranken, hinaufzuſteigen zum Thronhimmel über ſich und zum Beherrſcher der weiten Dörfer- und Länderebene. Ich bin gern in dir geboren, kleine, aber gute, lichte Stadt!“

So führte uns denn unſer Autor nach Alexandersbad, denn dieſes iſt mit der Heilquelle des Fichtelgebirges gemeint. Es liegt ein halbes Stündchen von Wonſiedel, durch eine mäßige Anhöhe von demſelben geſchieden, in einem Wieſengrunde, in Birkengebüſch und Kaſtanienpflanzungen verſteckt, am Fuße eines Fichtenberges von nicht unbedeutender Erhebung. Jean Paul rühmt es an den ſtarken, hochgebauten Anwohnern des Fichtelgebirges, daß ſie ihr Alexandersbad am erſten entbehren können. Dies bewährte ſich uns gleich bei unſerer Einfuhr in das Schloßgebäude, welches zugleich Badehaus, Inſpectionsbureau, Salon, Gaſthof und vielleicht noch manches mehr iſt. Ein ſehr höflicher Wirth ſammt einigen Kellnern und Hausknechten, ausſchließlich mit uns beſchäftigt; ein großes leeres Zimmer; im Garten viele Tiſche, Stühle und Bänke, aber kein Menſch daran und darauf. Wir fragten nach der Badeliſte. — Wir drucken hier keine. — Sind viele Badegäſte hier? — Dieſes Jahr weniger als gewöhnlich. — Wie viel etwa? — O ſehr wenige. — Fremde oder Einheimiſche? — Der Gefragte wußte ſich endlich nicht anders zu helfen, als durch das Eingeſtändniß, daß im vorigen Jahre eine Familie aus der Nachbarſchaft hier gebadet, und daß man noch in der angenehmen Erwartung lebe, dieſe ganze Badegeſellſchaft auch in dieſem Jahre wiederkehren zu ſehen.

Dieſer Badebericht befremdete uns weniger, da wir in Franzensbrunn durch zurückgekehrte Beſucher darauf vorbereitet waren. Sonſt hätten wir uns wol länger darüber gewundert, warum ein ſo reizend gelegener Brunnen, mit einem Waſſer, welches als ſehr wirkſam geprieſen wird, ſo wenige Kranke — um nicht zu ſagen, keinen einzigen — zum Trinken und Baden einladet. Da indeſſen, wie der Gaſtwirth und Bade-Inſpector — beide bilden eine Perſon — uns nach einiger Zurückhaltung ebenfalls entdeckte, der Alexandersbrunnen jetzt faſt gar nicht mehr verſendet wird, ſo müſſen wohl neuere Erfahrungen und Unterſuchungen die Wirkſamkeit ſeines Waſſers in Zweifel geſetzt haben, und der ehemalige Badeort ſcheint zu einem Beluſtigungsplatze für die Gäſte der benachbarten böhmiſchen Bäder herabgeſunken. Dieſe verfehlen ſelten einen Beſuch in Alexandersbad zu machen und finden nach der Erſchöpfung des Steigens und Kletterns durch die Granitblöcke der Luiſenburg eine vorzügliche Bewirthung im Schloſſe oder, wie wir, in dem kühlen Schloßgarten. Das Schloß iſt eigentlich das Compendium des ganzen Badeortes; die Blockhäuſer, die in einigen Beſchreibungen erwähnt werden, ſind niedergeriſſen, und ein Paar kleine Hütten in der Nachbarſchaft brauchen nicht niedergeriſſen zu werden, um von keinem erwähnt zu ſein. Die Quelle von Alexandersbad, im Schloßgarten weit und zierlich gefaßt, wurde 1734 durch einen Zufall entdeckt und erhielt 1782 durch den prachtliebenden Markgrafen Alexander, der ſie neu ummauern ließ und das Schloß nebſt den übrigen Badegebäuden aufführte, Namen und Ruf. Vorher hieß der Ort

Sichersreuth. Das Waſſer der Alexandersquelle vereinigt Stahltheile mit alkaliſchen Erden, perlt ſtark und fällt auf die Zunge, jedoch ſo wenig angenehm, daß es nur mit Wein und Zucker verſetzt wohlſchmeckend wird. Die Thonerde ſcheint das Pikante der ſalzigen Theile und der fixen Luft in ihm zu dämpfen. Es wird theils getrunken, theils als Bad gebraucht, vorzüglich gegen gichtiſche Lähmungen, Schlaffheit, Verſchleimung und andere Übel mehr.

Jetzt verdankt, wie wir ſchon oben berichtet haben, Alexandersbad ſeine Gäſte nicht mehr dieſem Waſſer, ſondern dem Berge, an deſſen Fuße es aus der Erde quillt. Der eine Abhang dieſes Berges, welcher nach Wonſiedel und dem auf derſelben Hügelſtrecke, aber etwas höher gelegenen Dorfe Schönbrunn hinſchaut, iſt weit und breit mit ungeheuer großen und meiſt barock geformten und zuſammengeworfenen Granitblöcken bedeckt, welche hier ſich hoch übereinanderthürmen, dort ſchmale Grotten und Spalten bilden, dort ſich zu offenen Höhlen emporwölben. Dieſe ganze wilde Granitwüſte, die den Anblick eines häuptlings über einander geſtürzten Felſenrückens gewährt, hieß vor Zeiten die Loosburg oder Luxburg und bekam im Jahre 1805 bei dem

Beſuche der Königin von Preußen, zur ehrenden Erinnerung an dieſe, den Namen der Luiſenburg. Einzelne Spitzen werden auch noch mit beſondern Benennungen ausgezeichnet, wie der Burgſtein und der Kreuzſtein, und außerdem fehlt es nicht an ſogenannten intereſſanten Partien mit Eremitagen, Ruinen, Urnen und dergleichen Raritäten mehr. Hätten die guten Badegäſte, welche die Anlagen der Luxburg zuerſt unternahmen, und die nicht minder guten Einwohner von Wonſiedel, welche ſie nach der königlichen Umtaufung weiter ausbildeten, ſich doch damit begnügt, den Weg durch und über die Granitſtürze gangbar zu machen! Aber da iſt an manchen Stellen die Natur vor Naturbewunderung gar nicht zu ſehen. Alle Felſenwände mit Täfelchen behängt oder mit Buchſtaben zerhauen, überall, wo man hinſieht, ein Moosbänkchen, ein Steintiſchchen, und daneben haben die Leutchen ihre ſentimentale Nothdurft in Proſa und Verſen verrichtet. Gott Lob, daß doch wenigſtens die Ausſichten frei geblieben ſind und die Wolken unbeſchrieben! Da dehnt ſich vor uns der fruchtbare Grund zu den ſanft geſchwungenen Hügeln hinan, die grünen Wieſen mit Seen und Bächen, darüber die bunten Muſterkarten der Äcker, und in ihnen das reizende

Dörfchen Schönbrunn mit dem blanken Kirchthurme und den weißen Hütten, und das behaglich ausgebreitete Wonſiedel. Links ragen die ſchwarzen Häupter des Fichtelgebirges, wie die Rieſenwächter der kleinen Herrlichkeit, die ſich vor ihren Füßen hinzieht, über die Thäler und Höhen des Vorgrundes herauf: der Schneeberg, der Ochſenkopf, der Köſſein, von dem Azur der Ferne magiſch überzogen. Wir ruheten auf dem Kreuzberge aus, einem der höchſten Gipfel der Luxburg. Ein Kreuz ſteht auf der Spitze, der einzige angemeſſene Schmuck, den die Menſchenhände dieſer großen Natur geliehen haben. Denn ein Kreuz iſt für keine Stelle zu klein: man pflanze es auf den Himalaya oder Chimboraſſo auf, und es krönt ſie würdig.

Von Alexandersbad führt der Weg über Weißſtadt, welches nach einem Brande neu aufgebaut, nicht blos dem Namen nach eine weiße Stadt iſt, auf die große hofer Straße, die wir bei Gefrees erreichten. Von da bis nach Baireuth hinein war Jean Paul wieder unſer Begleiter. In der Vorrede zum Quintus Fixlein legt er den Weg von Hof bis Baireuth zurück, der Spur einer Dame folgend, die er am hofer Schlagbaum von hinten ſieht und durchaus von vorn ſehen will.

Da tritt ihm der läſtigſte Philiſter, der Kunſtrath Fraiſchdörfer, in den Weg und ſtört ihn nicht allein in dem Schreiben ſeiner Vorrede, ſondern, was mehr ſagen will, in dem Verfolgen ſeiner unbekannten Göttin. „Denn bei einer unbekannten Frau nimmt jeder Mann, geſetzt er hätte ſchon 30,000 Abgöttinnen kennen und vergeſſen gelernt, von neuem an, dieſe 30,001ſte ſei erſt die echte unverfälſchte heil. Jungfrau, die Gottesgebärerin, die Göttin ſelber.“

Als Jean Paul und Fraiſchdörfer in Gefrees einwanderten, ſah erſterer die ihm halb bekannte Dame, wie eine Netzmelone ſich wieder in ihren Schleier wickeln und abfahren. Wir ließen unſern Kutſcher an dem claſſiſchen Wirthshauſe des Herrn Lochmüller halten, als vor demſelben Thore, wo jene Verſchleierung und Abfahrt ſtattgefunden; aber, mit dem Alexanderdiner im Magen, mußten wir uns begnügen, ſtatt der berühmten Forellen dieſes Gaſtwirthes, von dem friſchen Gebirgswaſſer zu koſten, in welchem ſie leben. Kühlender, als der kühle Trunk, übergoß uns der klare Abendhimmel mit den Strahlen des Vollmondes, als wir, um mit Jean Paul zu reden, von Gefrees in das grüne Tempe von Berneck einfuhren. Ich habe dieſes ſchöne Felſenthal mit ſeinen Ruinen und ſeinem Perlenſee nie ſo zauberhaft beleuchtet geſehen wie jenen Abend, welcher ſelige Geiſter vom Himmel herabzulocken ſchien in die Herrlichkeit der alten Mutter Erde. Jean Paul läuft, den Kunſtrath hinter ſich laſſend, der Chaiſe nach, die für ihn zu einem Herthawagen geworden iſt, oder, wie er ſelbſt ſagt, zu einem Kron-, Elias- und Sonnenwagen. Er hält vor der Poſt, und die Directrice ſeines Wegs ſteigt heraus. Der Verfolger ſpringt an, und wer hätt' es gedacht, daß es nichts Geringeres war, als eine Prima Donna, die ſchon einmal in einer ſeiner Vorreden — der zum Siebenkäs — agirend aufgetreten, nämlich die gute, die liebe bekannte Pauline, des ſeligen Hauptmanns und Kaufherrns Öhrmann nachgelaſſene Tochter, und zwar jetzo die verlobte Braut des Gerichtshalters Weyermann. Der freudigen Erkennung zwiſchen der Jungfrau und dem Legationsrath, welche jene mit dem Ausrufe: Herr Jean Paul, wie kommen wir da zuſammen! eröffnete, folgte eine ärgerliche zwiſchen dieſem und dem Kunſtrathe, welcher nun hörte, ſein Reiſegefährte ſei der Autor ſelber, den er auf dem Straßendamme recenſirt hatte. Er ſagte, es ſei nur ein Glück für die Kunſt, daß der Autor blos in der Wirklichkeit und in keinem Druck gelogen hätte, wo mehr daran gelegen wäre, den Charakter des wahrhaften Mannes durchzuſetzen und zu halten. In drei Terzien war er weg, wie Maiſchnee.

Statt zweier Erkennungen wurde uns in Berneck vor einem feſtlich erleuchteten Hauſe eine Verkennung zu Theil. Es ſprang nämlich aus demſelben ein geſchäftiger Wirth heraus und rief uns zu: Aber wie lange ſeid ihr geblieben! Der ſtille feierliche Vollmondabend ſtimmte uns zu den elegiſchen Gefühlen, mit denen unſer Autor die liebe Braut in etwas früherer Tageszeit, ihr im Wagen gegenüber ſitzend, aus den engen Bergen in das gelobte Land der ſanften baireuther Ebene hinabbegleitet. „Die Welt ruhete — auf dem Berge ſproßte der Mond, wie eine geſchloſſene Lilienglocke heraus, und wir waren den ſchnellen Berg herab.“ Es war der bindlocher Berg, den wir bei höherem Mondſtande hinabrollten. Wir ſuchten vergebens nach dem alten Pilaſter mit der verwitterten weiblichen Geſtalt, von welchem die umliegenden Dorfſchaften berichten, daß einmal eine Braut, die auf dem Kammerwagen von dem ſonſt ſteilern bindlocher Berge den Armen ihres Bräutigams unter einem Gewitter mit ſcheugewordenen Pferden entgegenfuhr, unter die Räder.

geſtürzt und vor ſeinen gemarterten Augen den getäuſchten hoffenden Geiſt aufgegeben habe. „Pauline konnte ſchwerlich, zumal da der Mond hinter dem Abendrauche dämmerte, die verwaſchene Sculptur dieſes veralteten Jammers mehr leſen; aber ihr getroffenes weiches Herz goß, beſonders ſo nahe an der ähnlichen Lage, gern das Abendopfer einer fortrinnenden Thräne über die unbekannte zerſtörte Schweſter nieder, deren gebrochenes Gebein nun ſchon als Staub — vielleicht aus dem Staubbeutel einer Blume — umherirret, indeß der Geiſt, der es ſonſt bewegte, auf der ewigen Bergſtraße durch die Zeit den auffliegenden Staub, den er einmal machte und zurückließ, kaum mehr, wenn er ſich umſieht, wird bemerken können.“ Und hier, neben der Siegesſäule der Marter und unter dem großen Himmel der Nacht las Jean Paul Paulinen die erhabene Monddichtung, welche die Vorrede zum Quintus Fixlein, wie ein ſeliger Abend einen bunt bewegten Tag, beſchließt. In uns waren die Blätter aufgeſchlagen, auf denen ſie gedruckt iſt, und ſo laſen wir die Mondfinſterniß im Mondſcheine nach.

Wir waren damit noch nicht zu Ende, da nahmen uns die weiten und geraden Alleen und Straßen Baireuths auf. Die ganze Stadt leer und öde; die großen ſteinernen Häuſer und Paläſte, gleich den Mumien eines Reſidenzlebens, warfen lange Schatten über das blanke mit Gras durchwachſene Pflaſter. Baireuth erſchien mir in dieſem erſten Anblicke wie eine ausgeſtorbene Stadt, wie ein Grab, und Jean Paul ruhete darunter.

Wir kehrten bei Mondſchein in die Sonne ein und übernachteten darin. Als wir am Morgen aus den Fenſtern unſres kleinen Sonnenhotels in das große Sonnengaſthaus der Erde hinausſchauten, hatte Baireuth ſeine Todtenmaske abgelegt und breitete ſich als eine reinliche und regelmäßige Stadt, von behaglichen Menſchen belebt, unter uns aus. Noch freundlicher lächelte es uns an, als wir in der heiterſten Morgenſtunde, auf dem Wege nach der Eremitage, uns umwendeten, und es nun in ſeinem reichen grünen Weichbilde vor uns liegen ſahen. Obgleich es keine bedeutende Phyſiognomie zeigt, ſo macht es doch mit ſeiner Umgebung ein ſchönes Bild. Es ruht wohlgefällig in grüner Umlaubung, umwallt von den bunten Wellenzügen der Gärten und Felder ſeiner allgemach aufſteigenden Ebene, und von einem hier und da gebrochenen Gürtel mäßiger Waldberge kreisförmig eingeſchloſſen.

Eine ſchattige Kaſtanienallee führt nach der Eremitage. Aber auf halbem Wege, da, wo er eine ſcharfe Ecke bildet und ſich links wendet, machen wir an einem kleinen bräunlichen Wirthshauſe halt, vor deſſen Thür uns eine ältliche, wohlbeleibte kleine Frau, mit einem klugen und beredten Geſicht, in einer zwiſchen Stadt und Dorf ſchwankenden Tracht, wie liebe Bekannte begrüßt und zu ſich hereinladet. Gute Alte, woran haſt du es uns Fremdlingen abgeſehen, daß wir nicht nach Bier und Wein in deine Schenke treten? Du fragſt nicht, was wir eſſen wollen, oder wonach wir dürſten; du führſt uns geheimnißvoll die Treppe hinauf, öffneſt eine kleine Thür und ſprichſt zu uns mit Thränen in den Augen und ſtolzer Freude auf den Lippen: Das iſt die Stube! Hier hat Jean Paul ſeit zwanzig Jahren faſt tagtäglich geſeſſen und geſchrieben; hier an dieſem Tiſche hat er gearbeitet, viel gearbeitet, ach Gott, er hat ſich zu Tode gearbeitet. Ich hab' es ihm oft geſagt: Herr Legationsrath, Sie arbeiten ſich zu Tode! Schonen Sie ſich! Sie halten es nicht lange ſo aus! — Wenn ich manchmal um zwei Uhr mit dem Eſſen fertig war und anklopfte und frug: Herr Legationsrath, befehlen Sie zu ſpeiſen? dann ſaß er da, die

Augen roth und groß aus dem Kopfe herausſtehend, und ſah mich lange an, eh' er ſich beſinnen konnte. Gute Rollwenzeln, ſprach er dann, noch ein Stündchen. Und nach einem Stündchen kam ich wieder, aber der Geiſt ließ ihn noch nicht zu ſich kommen, und wenn er endlich aufſtand und die Treppe herunter kam, da ſchwankte er hin und her, und ich ging, ohne daß er es merkte, vor ihm her, damit er keinen Schaden nähme. Ach Gott, da dachten die böſen Menſchen, die ihn nicht kannten, er hätte zu viel getrunken. Aber, ſo wahr mich Gott ſelig mache, das war es nicht. Ein Fläſchchen Rouſſillon des Tages über, Abends manchmal ein Krug Bier, mehr hat er bei der Rollwenzeln nicht zu ſich genommen, einen Ehrentag etwa ausgenommen, wenn er mit einem Paar guten Freunden hier war. Ja, denn es konnte es ihm keiner ſo recht machen wie die alte Rollwenzeln, und er hat viel, ſehr viel auf mich gehalten. Aber ich habe ihn auch gepflegt, wie einen Gott auf Erden habe ich ihn angeſehn; und wenn er mein König und mein Vater und mein Mann und mein Sohn zuſammen geweſen wäre, ich hätt' ihn nicht mehr lieben und verehren können. Ach, das war ein Mann! Und wenn ich gleich ſeine Schriften nicht geleſen habe, denn er wollte es nicht haben, ſo bin ich doch immer ſo glückſelig geweſen, wenn ich hörte, wie ſie weit und breit geleſen und gelobt würden, als hätt' ich ſelber daran geholfen. Und die Fremden, die hierher kamen, die mußte man hören, wenn man den Herrn Legationsrath wollte ſchätzen lernen. Denn hier in Baireuth haben ſie ihn gar nicht zu eſtimiren gewußt. Aber in Berlin, da haben ſie ſeinen Geburtstag in einem prächtigen Saale gefeiert, lauter große und gelehrte Leute, und da haben ſie auch meine Geſundheit getrunken, das hat mir der Herr Legationsrath ſelber aus dem Briefe von Berlin vorgeleſen. Und er hatte mir auch verſprochen, in ſeinem neuen Buche ſollte ich den Schluß machen. Ach Gott, wenn er nur noch lebte, ich wollte die Ehre, die er mir zugedacht hatte, gar nicht in Rede bringen.“

Wir benutzten eine Pauſe in den Herzensergießungen der Alten, um uns das kleine Zimmer anzuſehen. Wie niedrig und enge und unſcheinbar! Ein brauner lackirter Tiſch, an den Wänden ein Paar bunte Bilderchen, unſymmetriſch aufgehängt! Und in dieſer Klauſe haſt du Raum gefunden, verklärter Geiſt, die unendliche Wunderwelt deines Gemüthes um dich her aufzubauen, die aus der Tiefe des Grabes bis in die Sterne reicht und dieſe als Leichenfackeln um die finſtern Schauer der Verweſung ſtellt! Wir öffneten die kleinen Fenſter, die nach hinten herausſchauen, und eine weite blühende Ausſicht dehnte ſich vor uns aus. Wieſengründe mit Erlenbächen unter uns, darüber Äcker und Dörfer, die ſich hinauflagern an den waldbekränzten Höhen, eine Landſtraße, die in gerader Richtung das Bild durchſchneidet und auf einen Kirchthurm hinweiſt, der den nahen Bergrücken krönt. Dicht dahinter blickt ein einzelner runder Gipfel hervor, durch ſeine bedeutende Form in die Augen fallend und eine großartige Ferne verheißend.

An dieſem Berge liegt Neuſtadt, ſagte die Alte, wir nennen's Neuſtadt am Kulm, und da hat der Großwater des Herrn Legationsraths gewohnt, der war Rector, und da iſt ſein Vater geboren.

Eine gemüthliche Ausſicht nach der Höhe, auf welcher der fromme arme Großvater gebetet hat. „Man weiß nichts von dieſem“, erzählt Jean Paul, „als daß er im höchſten Grade arm und fromm war. Kommt einer von ſeinen zwei noch übrigen Enkeln nach Neuſtadt, ſo empfangen ihn die Neuſtädter mit dankbarer Freude und Liebe.

Alte erzählen, wie gewiſſenhaft und ſtrenge ſein Leben und ſein Unterricht geweſen, und doch wie heiter! Noch zeigt man in Neuſtadt ein Bänkchen hinter der Orgel, wo er jeden Sonntag betend geknieet, und eine Höhle, die er ſich ſelber in dem ſogenannten Kulm gemacht, um darin zu beten. Die Abenddämmerung war eine tägliche Herbſtzeit für ihn, worin er, einige dunkle Stunden in der ärmlichen Schulſtube auf- und abgehend, die Ernte des Tages und die Ausſaat für den Morgen unter Gebeten überſchlug. Sein Schulhaus war ein Gefängniß, zwar nicht bei Waſſer und Brot, aber doch bei Bier und Brot; denn viel mehr als beide — und etwa frömmſte Zufriedenheit dazu — warf ein Rectorat nicht ab, das, obwohl vereinigt mit der Cantor- und Organiſtenſtelle, doch dieſer Löwengeſellſchaft von drei Ämtern ungeachtet, nicht mehr abwarf als 150 Gulden jährlich. An dieſer gewöhnlichen baireuthiſchen Hungerquelle für Schulleute ſtand der Mann 35 Jahre lang und ſchöpfte. Es traf ſich aber endlich im Jahr 1763 — eben in meinem Geburtsjahre — daß er am 6. Auguſt, wahrſcheinlich durch beſondere Connexionen mit Höheren ſteigend, eine der wichtigſten Stellen erhielt, wogegen freilich Rectorat und Stadt und der Kulmberg leicht hinzugeben waren; und zwar zählte er gerade erſt 76 Jahre 4 Monate und 8 Tage, als er die gedachte Stelle wirklich erhielt im neuſtädter — Gottesacker; ſeine Gattin aber war ihm ſchon 20 Jahre vorher darin vorausgegangen in die Nebenſtelle. Meine Ältern waren mit mir, als fünf Monate altem Kinde, zu ſeinem Sterbelager gereiſt. Er war im Sterben, als ein Geiſtlicher — wie mir mein Vater öfter erzählte — zu meinen Ältern ſagte: Laſſet doch den alten Jakob die Hand auf das Kind legen, damit er es ſegne. Ich wurde in das Sterbebette hineingereicht, und er legte die Hand auf meinen Kopf. Frommer Großvater! Oft habe ich an deine im Erkalten ſegnende Hand gedacht, wenn mich das Schickſal aus dunkeln Stunden in hellere führte, und ich darf ſchon den Glauben an deinen Segen feſthalten in dieſer von Wundern und Geiſtern durchdrungenen, regierten und beſeelten Welt!“

Und ſo oft er hinausblickte, der Geſegnete, nach dem blauen, runden Berggipfel, ſo oft ſenkte ſich der Segen des frommen Großvaters, der nun als verklärter Geiſt darauf ſtand, über ſein Haupt und Herz herab.

Die Rollwenzeln unterbrach unſre ſtillen Betrachtungen, die ſich um den Kulm bewegten, und rief uns in die kleine Stube zurück. Ach Gott, wenn ich bedenke, wie viel der Herr Legationsrath hier, hier auf dieſer Stelle, geſchrieben hat! Und wenn er ſich hätte ausſchreiben ſollen! Funfzig Jahre noch hätte er zu ſchreiben gehabt, das hat er mir ſelber oft geſagt, wenn ich ihn bat, ſich zu ſchonen und das Eſſen nicht kalt werden zu laſſen. Nein, nein, ſo ein Menſch wird nicht wieder geboren. Er war nicht von dieſer Welt. Ich habe oft ſo darüber nachgedacht, und da habe ich einmal zu ihm geſagt: Herr Legationsrath, lachen Sie die alte Rollwenzeln nicht aus: ich habe mir Sie ſo vorgeſtellt, wie einen Kometen, lauter Licht, und man weiß nicht, wo er hergekommen iſt und wo er bleibt. Und ein anderes Mal, als er ſeinen Geburtstag hier feierte, da hab' ich gedacht: Rollwenzeln, du mußt dem Herrn Legationsrath doch auch einmal etwas machen. Da hab' ich auf ein großes ſchönes Blatt Papier ſchreiben laſſen: An dieſem Tage ſahe Er das Licht und Er ward Licht. Wie er ſich nun zu Tiſche ſetzte, da lagen unter ſeinem Teller viele Gedichte und Glückwünſche, gedruckte und geſchriebene. Und er fing an zu blättern, und wie er meine Schrift in die Hände bekam, da lachte ſein ganzes Geſicht vor Freude, und er gab mir die Hand und ſagte: Das iſt von meiner guten Rollwenzeln. Gott hab' ihn ſelig! Er war's hier ſchon. Eine Blume konnt' ihn ſelig machen über und über, oder ein Vögelchen, und immer, wenn er kam, ſtanden Blumen auf ſeinem Tiſche, und alle Tage ſteckt' ich ihm einen Strauß in's Knopfloch. Es iſt nun wohl ein Jahr, da blieb er weg und kam nicht wieder. Ich beſucht' ihn drinnen in der Stadt, noch ein Paar Wochen vor ſeinem Tode; da mußt' ich mich ans Bett zu ihm ſetzen. und er frug mich, wie es mir ginge. Schlecht, Herr Legationsrath, antwortete ich, bis Sie mich wieder beehren. Aber ich wußt' es wohl, daß er nicht wieder kommen würde, und als ich erfuhr, daß ſeine Kanarienvögel geſtorben wären, da dacht' ich: Er wird bald nachſterben. Sein Pudel überlebt ihn auch nicht lange, ich hab' ihn neulich geſehn, das Thier iſt nicht mehr zu kennen.“

„Gott, nun haſt du ihn bei dir! Aber ein Begräbniß hat er bekommen wie ein Markgraf, mit Fackeln und Wagen, und ein Zug von Menſchen hinterdrein, man kann's nicht erzählen. Ich war vorangegangen auf den Gottesacker hinaus, und wie ich ſo allein vor dem Grabe ſtand, in das er hinunter ſollte, da dacht' ich mir: Und da ſollſt du hinunter, Jean Paul? — Nein, dacht' ich, das iſt Jean Paul nicht, der da hinunter kommt. Und wie der Sarg vor mir ſtand, da dacht' ich wieder ſo: Und da liegſt du drinnen, Jean Paul? — Nein, das biſt du nicht, Jean Paul. — Sie haben auch eine ſchöne Leichenpredigt gehalten, und ſie haben mir einen Stuhl dicht beim Grabe gegeben, darauf hab' ich ſitzen müſſen, als ob ich dazu gehörte, und als Alles zu Ende war, haben ſie mir die Hände gedrückt, die Familie und der Herr Otto und noch viele große Herren."

Thränen erſtickten die Rede der guten Alten, und wir drückten ihr die Hand, wie die Leidtragenden am Grabe. Was ſind alle Ehrenſchriften und Lobreden auf den großen Geiſt gegen das ſtille **Brandopfer** deiner Verehrung! Möge dein kleines Haus zu einem Denkmale für ihn ſich umgeſtalten! Das Häuschen bleibe unverändert, die Stube desgleichen, aber wie ein Reliquienkäſtchen werde es mit einem Bogen des Triumphes überbauet, und der Bogen überzogen mit ſiebenfarbigen Blumengürteln, ein Bogen des himmliſchen Segners!

Wir wanderten nach der Eremitage, ſo voll von Jean Paul, daß er zwiſchen uns zu gehen ſchien, wie der Heiland zwiſchen den Wanderern nach Emaus. Und in dem Garten der Eremitage ſtand er uns auch wieder zur Seite. Die Waſſerbecken mit den ſpringenden Strahlen, die Nymphen und Tritonen mit ihren ſprudelnden Hörnern, darüber die Trauerweiden in den Spiegel herunterhängend, die bunte Feenherrlichkeit des ſchillernden Sonnentempels, dazu die Durchſichten nach den Kirchen auf den benachbarten Höhen, die langen ſchattigen Laubengänge mit den hellen Haha's: ſind das nicht alte liebe Bekannte aus der Unſichtbaren Loge, dem Titan und andern Wunderwerken ſeines Geiſtes? Er pflegte die Eremitage nicht ſelten zu beſuchen, hörten wir erzählen, manchmal als Gaſt des dort den Sommer über wohnenden Herzogs Pius, zu deſſen Tafel er gezogen wurde. Jedoch mußte ſein Pudel immer mit eingeladen ſein, verſicherte man uns, ſonſt hätte er ſich an keines Kaiſers Tafel geſetzt. Der Herzog Pius fügte ſich mit ſeiner Hofordnung in die geniale Laune Jean Paul's; und wenn ein Geiſt, wie er, die Weltordnung gleichſam verrückt, warum ſollte ſich die Hofordnung nicht eben ſo viel gefallen laſſen?.

So war unſer Morgen eine Wanderung durch Jean Paul's Leben. In der Abenddämmerung wallfahrteten wir nach ſeinem Grabe. Da liegſt du drinnen, Jean Paul? So hatte die gute Alte gefragt, und wir antworteten mit ihr: Nein, das biſt du nicht, Jean Paul! Und doch lagert ſich um jedes friſche Grab der Schauer der Wehmuth, und wenn auch ein Gott darunter ſchliefe, und zieht unſer Herz mit der fallenden Thräne hinunter, ſo ſehr es auch kämpfen mag, ſich empor zu ſchwingen. Mit ganz andern Gefühlen ſtehen wir auf den Gräbern, über welche ſchon Jahrhunderte hinweggeſchritten ſind, ſie überſchüttend mit Kränzen des Ruhmes oder ſie umhüllend mit Schleiern der Vergeſſenheit. In ihnen iſt nichts mehr von den irdiſchen Bedingungen des Sterbens und Vergehens zu erfüllen, an ihnen hängt keine Thräne der Zurückgelaſſenen, unter ihnen keine modernde Leiche, ſondern Staub im Staube.

Jean Paul ruhet dicht neben ſeinem geliebten Sohne, der ihm um wenige Jahre in das höhere Leben vorausgegangen, beide unter Einem Hügel. Eine Akazie hängt darüber, wahrſcheinlich ſo alt wie der Tod des Sohnes. Eine runde Raſenerhöhung bezeichnet die heilige Stätte, rings herum ſtehen Sonnenblumen und ſchließen ein Beet ein, auf welchem einige dürftige Roſenſtöcke eine pflegende Hand zu vermiſſen ſchienen. Ein Monument, erzählte uns der Todtengräber, ſei in Arbeit. Ich ſuchte nach Blumen. Einen Berg der Flora ſollte man über ihn aufhäufen, den Blumenbold! Hat er doch über das Grab der Erde einen Himalaya von Blumen aufgeworfen, deren Spitzen in den Himmel der Ewigkeit hineinblühen. Ave, pia anima!

Kritiſche Arbeiten.

I.

Über die neueſte lyriſche Poeſie der Deutſchen.

Ludwig Uhland und Juſtinus Kerner.

Die lyriſche Poeſie der Deutſchen hat von Klopſtock bis auf unſre Zeit mancherlei Veränderungen durchlaufen, deren verſchiedene und zum Theil ganz gegeneinanderſtrebende Züge das verworrene Bild zuſammenſetzen, welches wir hier betrachten wollen. Wenn die deutſche Poeſie überhaupt die freieſte Vielſeitigkeit der Form im weiteſten Sinne des Wortes als ein nationales Vorrecht geltend macht, ſo wird die lyriſche, als die freieſte Dichtungsart, die der Empfindung, welche gleichſam nur eine geregelte und veredelte Naturſprache der Freude und des Schmerzes iſt und zu ihren Formen und Stoffen gar keiner äußern Welt bedarf, ſondern ihr Alles in der einen Bruſt haben kann, aus welcher ſie heraustönt: die lyriſche Poeſie, ſage ich, wird von jenem Vorrechte der Freiheit den freieſten Gebrauch machen. Keiner Dichtungsart iſt daher auch die formelle Beſchränkung einer nationalen Geſchmackslehre ſo nachtheilig, wie der lyriſchen. Die Empfindung windet ſich in ſolchen Feſſeln entweder zu einer kümmerlichen Reflexion zuſammen, oder bläſt ſich in rhetoriſchem Schwulſt auf. Wie wenig reine und volle Akkorde der Empfindung hat z. B. der Italiener in der Muſik ſeiner Sprache angeſchlagen, weil er ſie nur zu Canzonen und Sonetten geſtimmt hat! Als Chiabrera ſie zu Oden und Liedern zu beflügeln verſuchte, war ſie ſchon zu alt und eigenſinnig dazu. Man betrachte dagegen die lyriſchen Gedichte Eines deutſchen Dichters, eines Göthe. Sie überflügeln in ihrer freien Ausdehnung ſeiner ſubjectiven Einheit zu unendlich vielſeitigen Formen die geſammte Lyrik mancher ganzen Nation. Unter den Deutſchen hat ſich auch die lyriſche Poeſie zuerſt in ihrem ganzen Umfange entwickelt. Als die Urmutter aller Poeſie, denn die Empfindung iſt älter als Beſchreibung, Erzählung und mimiſches Nachſprechen, klingt ſie in alle Dichtungsarten hinein, als belebender Geiſt. Die antike Poeſie, welche überhaupt das feſte Syſtem der formellen Eintheilung der Dichtungsarten mit Strenge aufrecht erhält, duldet dies weniger als die romantiſche, die, ihrer Natur nach, jeder Miſchung gewogen iſt. Wie viel Lyriſches z. B. in Taſſo's Epos, in einem Calderon'ſchen Schauſpiel, oder auch in Shakſpeare's „Sommernachtstraum“ und in faſt allen maleriſchen Lehrgedichten der neuen Welt! Dagegen tragen die andern Dichtungsarten der Lyra gleichſam mit gegenſeitiger Gefälligkeit Stoffe und Formen zu. Die lyriſche Ballade und Romanze, wie die engliſche, ſchottiſche und deutſche Volkspoeſie ſie erfunden, und die erſten Dichter dieſer Nationen ſie kunſtreich ausgebildet haben, iſt nicht blos durch ihre ſangbare Form ein Lied, ſondern mehr durch die Empfindung, welche die epiſche Vergangenheit durch rührende Theilnahme in die unmittelbare Gegenwart hineinrückt. Sehr treffend ſagt Jean Paul: „Das Epos ſtellt die Begebenheit, die ſich aus der Vergangenheit entwickelt, das Drama die Handlung, welche ſich für und gegen die Zukunft ausdehnt, die Lyra die Empfindung dar, welche ſich in die Gegenwart einſchließt“. Auf dieſe Weiſe verſetzt die Lyra durch die Empfindung jeglichen Stoff, den ſie umfaßt, aus der epiſchen oder dramatiſchen Form, oder aus der Vergangenheit und Zukunft, inſofern die letztere durch die Erwartung vorausgenommen wird, in die Gegenwart. Weil wir einmal die Ballade und Romanze angeführt haben, ſo erwähnen wir noch als hierher gehörige Miſchlinge, deren Grundnatur die lyriſche iſt, der dramatiſch-lyriſchen und dramatiſch-epiſch-lyriſchen Gattung, wie z. B. Göthe's „Gefangener Graf“, „Junggeſell und Mühlbach“, „Erlkönig“ u. a. m. Man ſtellt ferner Balladen und Lieder in den mannichfachſten Formen ſo zuſammen, daß ſie lyriſche Romane bilden, oder, wenn man will, lyriſche Schauſpiele und Monodramen. Auch die beſchreibende und lehrende Poeſie, welche ja ohnedies nicht recht weiß, zu welcher der drei Grundformen ſie ſich halten ſoll, erwärmt ihre kalte Natur im lyriſchen Feuer. Die Landſchaftspoeſie belebt ſich durch die Empfindung, wie die Landſchaft durch lebendige Staffage; Herder's Parabeln und Paramythien haben der Allegorie und dem Symbol Herzen gegeben, und ſelbſt der Stachel des Epigramms kann mitfühlen, indem er ſticht, wie ſchon Logau bewieſen hat.

Est modus in rebus. Wenn wir auf dieſe Weiſe das Gebiet der lyriſchen Poeſie weiter ausgedehnt haben, als die gewöhnlichen Syſteme der Kunſtlehrer es geſtatten wollen, ſo darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß auch ſie in ihrer faſt grenzenloſen Freiheit der Form doch auch einen Stoff, der ihr an und für ſich nicht widerſteht, verbilden kann. Wenn Schiller in ſeinem „Handſchuh“ einer Erzählung die lyriſche Form eines Dithyrambus gibt, oder in andern Balladen das epiſche Element mit declamirender Malerei ſo überdeckt, daß drei Dichtungsarten ſich in einem Gedichte gleichſam um die Oberhand ſtreiten, ſo iſt eine ſolche Lyrik, trotz dem blendenden poetiſchen Apparat, eben ſo zwitterhaft, wie die dramatiſchen Miſchlinge unſrer neueſten Literatur, die uns ſtatt Menſchen mit Körpern von Fleiſch und Knochen und deren Handlungen, nur Herzen und Empfindungen auf die Bühne bringen. Dieſe Herzen ſind aber meiſt nur ein Herz in verſchiedener Verkleidung, und weſſen Herz, das iſt leicht zu errathen.

Die antike Vornehmheit, in welche Klopſtock ſeine innigen und ſchwärmeriſchen Gefühle einſchmiedete, muß noch immer Bewunderung erregen; aber zur Nachahmung kann ſie nicht auffodern, wenn wir uns on das erinnern, was als Klopſtockiſch auf dem deutſchen Parnaß, namentlich von den neuen Barden, nachgeſungen worden iſt. Während Klopſtock die höhere Lyrik nach der Norm der Alten in die Ode, die Hymne und den Dithyrambus einſchloß, wollten die Liederſänger auch claſſiſch werden und tändelten ſich in die Anakreontiſche Form hinein. So wurde der natürliche Bruſtton des deutſchen Liedes in ein widerliches Fiſtuliren verwandelt. Was ſind alle Anakreontika des Klopſtock'ſchen Zeitalters gegen ein Lied von Hagedorn, oder gar gegen eines von Günther? Klopſtock ſelbſt hatte durchaus kein Ohr und alſo auch keine Bruſt und keinen Mund für das deutſche ſangbare Lied. Seine von früher Jugend an gepflegte Antipathie gegen den Reim, der muſikaliſchen Seele des deutſchen Liedes, machte, daß der Reim auch ihm abhold wurde; und ſo wurde der Reimfeind für das, was er gegen den Reim verſchuldet hatte, durch den Reim ſelbſt beſtraft, als er geiſtliche Lieder zu reimen anfing. Dem reimloſen Klopſtock zu Ehren wurden die Anakreontiker ungereimt.

Ächter, voller und reiner deutſcher Liederklang überſcholl gar bald den reimloſen Rhythmus der Barden und Anakreontiker. Der göttinger Dichterbund, und vor Allen Bürger, der Goldmund, beflügelte die lyriſche Poeſie, welche dort nur taktmäßig treten mußte, mit den alten Schwingen des Reimes und Geſanges zum neuen Volksliede. Während er den tiefen, ſtarken und lautern Ton ſeiner Bruſt als ein Echo durch den Ruf des alten Volksgeſanges, ſo des deutſchen, wie des engliſchen und ſchottiſchen, weckte, lehrte Schiller, deſſen Kritik der Bürger'ſchen Gedichte allein genügt, um zu beweiſen, daß er kein Lyriker iſt, die deutſche Lyra declamiren; zwar mit Pathos, Glanz und Fülle; aber der Lyriker, welcher declamirt, iſt doch nicht anders zu entſchuldigen, als der Redner, welcher ſingt. Wie das Volkslied und deſſen Widerhall in Bürger's Gedichten, ſo verhörte Schiller auch den zarteren Klang des ältern deutſchen Minneliedes gänzlich, und mit ihm wie Viele, die der Glanz der Brillanten in den Ringen, mit denen ſeine Hand die Lyra ſpielte, ſo blendete, daß ſie wenig auf den Klang derſelben achteten. Die Nachahmer ſind doch zu etwas gut, nämlich, um das Verfehlte in imponirenden Formen zu zeigen, die ein großes Talent lange durch den blendenden Reichthum der Behandlung aufrecht erhalten kann. Fallen ſie aber den Nachahmern in die Hände, ſo iſt es um ſie geſchehen. So erging es Schiller's lyriſcher Form.

Wir wollen nicht behaupten, daß alle lyriſchen Gedichte von Schiller die natürlichen Formen und Klänge der lyriſchen Poeſie durch jene rhetoriſch-declamatoriſche überfüllung zerſtören. Welcher Dichter hat nicht, bei durchaus verkehrten und fruchtloſen Beſtrebungen, doch wol einmal ein gutes Lied, gleichſam wider ſeinen Willen gemacht? Wie jeder Menſch in ſeinem Leben durch Einen Moment, aber auch oft nur für dieſen Einen, zum Dichter werden kann, ſo iſt es ja noch erklärlicher, daß bändereiche Dichter zuweilen nur durch ein einziges Lied ihre echte Dichternatur bekunden. Sie zerſprengt in ſolchen Momenten die ſchief gezogenen Bande eitler Theorien und Manieren und fühlt ſich ſelbſt; aber leider hat ſie nicht immer Muth und Geſchick, ſich in dieſer Freiheit zu erhalten. Wenn Opitz uns nichts weiter hinterlaſſen hätte, als das Lied:

Ich empfinde faſt ein Grauen ꝛc.,

wer würde ihn nicht für einen größern Dichter halten, als er wirklich mit allen ſeinen übrigen Gedichten geworden iſt? Schiller, der Lyriker, hat mehr als ein oder zwei ſolcher Lieder und Balladen aufzuweiſen, die, wenn ſie nicht als Ausnahmen in ſeinen Beſtrebungen erſchienen, unſere obige Charakteriſtik Lügen ſtrafen würden.

Das deutſche Volkslied fand in Göthe ſeine höchſte und feinſte Veredelung. Es iſt bekannt, daß viele unter ſeinen ſchönſten Geſängen, und namentlich romanzenartige Lieder, Nachklänge oder Anklänge von deutſchen und fremden Volkspoeſien ſind, ja er hat ganze Verſe und Strophen aus ſolchen Themen in ſeine „Variationen“ aufgenommen. So trat durch ihn, den echten deutſchen Naturſänger, das alte Volkslied, geläutert und verklärt durch die Kunſt, wieder in das Leben ein, und wie der Dichter, ſo ſchöpfte auch ſein Componiſt, Reichardt, Accorde und Klänge aus dem reichen und tiefen Quell des Volksgeſanges. Herder's Volkslieder und „Des Knaben Wunderhorn“ belebten in der ſchönſten Wechſelwirkung dieſe Regeneration der deutſchen Lyrik, und wurden durch dieſelbe hervorgerufen und verbreitet.

Was die ſpätere Zeit unſerer lyriſchen Poeſie Neues gebracht hat, theils aus Italien und Spanien, theils auch aus dem alten Norden und dem neuen Orient, hat mancherlei zierliche und geiſtreiche neben vielen monſtröſen Verſuchen erzeugt; aber zu einem nationalen Leben iſt weniges davon auf unſerm Boden erwachſen. Selbſt das Sonett, die vielgeübteſte Form unter dieſen neuen Coloniſten in der deutſchen Poeſie, wie wenig einheimiſch iſt es geworden, wie viel weniger als es im ſiebzehnten Jahrhundert durch Flemming und Gryphius ſchon zu werden gelernt hatte! Göthe's weſtöſtliche Divanslieder verdanken ihr Leben dem innern Naturtriebe, welcher des jugendlichen Greiſes Geiſt nach dem Orient verſetzte, während im Weſten die Stürme des Krieges tobten und zerſplitterten. Aber die, welche, um doch auch einmal zu reiſen, hinter ihm herzogen, ſind zwar mit orientaliſchen Turbanen und dergleichen Maskenapparat mehr zurückgekommen, aber ſie wiſſen ſich nicht darin zu halten und zu bewegen. Sie rufen den Haſis als ihren Gott an, aber der verſteht ihre Sprache nicht. Unterdeſſen ſpielen ſie mit der Reliquie ſeines Pantoffels.

Wir haben in dieſen Andeutungen die vorzüglichſten Beſtrebungen und Leiſtungen der neuen lyriſchen Poeſie unſres Vaterlandes berührt. Je individueller und ſubjectiver die Lyra iſt, deſto mannichfaltiger und veränderlicher muß ſie in ihren Stimmungen und Tönen ſein, und wir haben uns deswegen darauf beſchränkt, nur die formellen Neigungen, Manieren und Moden derſelben nachzuweiſen. Was der Tag uns Neueſtes bringt, wird ſich, wenn es nicht eine originelle

Misgeburt iſt, in irgend eine der angegebenen Richtungen einordnen laſſen, welche, obgleich älter und neuer, doch zuſammen den Gang unſrer gegenwärtigen Lyrik beſtimmen. Ohne Zweifel iſt der belebende Strom des ältern deutſchen Volksliedes als ein überaus befruchtender Segen zu betrachten, der den trocknen Boden der Reflexion befeuchtet und das Wucherkraut der declamatoriſchen Phraſeologie auf dem Gebiete der deutſchen Lyrik ausgeſchwemmt hat. Aber jeder Segen iſt zu misbrauchen, der reichſte am meiſten. Die eigenthümliche Natur des Volksliedes iſt die Unmittelbarkeit ſeiner Wirkung auf das Leben. Das Leben kann aber nur durch das Leben lebendig angeſprochen werden. Daher iſt ein heilloſer Irrthum einiger Modedichter der nächſten Vergangenheit, daß ſie Volkslieder zu geben meinten, wenn ſie alterthümliche Phraſen, unbeholfene Wendungen, auch wohl gemeine Derbheiten aus den alten Vorbildern nachäffend zu neuen Verbindungen zuſammenfügten. Keiner Dichtungsart liegt es mehr ob als der lyriſchen, zeitgemäß zu ſein; denn ihr Genuß und ihre Wirkung, am weiteſten von jedem Studium getrennt, gehen lebendig von Mund zu Mund und haben keine Zeit zu Erklärungen. Das gemeine Volk nun vollends, wenn jene Volkslieder etwa für dieſes geſungen ſein ſollen, wird durch dergleichen altväteriſchen Schmuck keineswegs angezogen. Wie gemein es auch ſei, dafür dünkt es ſich doch zu klug und zu fein, und nimmt es übel, daß man ihm keinen neuern Geſchmack zutraue. Die ſogenannte altdeutſche Schule hat in ſolchen Verirrungen beſonders ihr Mögliches gethan. Es hätte nicht viel gefehlt, ſo wären neue Volkslieder in der Sprache des alten Ludwigsliedes geſungen worden. Und warum nicht? Jene Sprache hat doch einmal gelebt, aber die Sprache der neumodigen Volkslieder hat nie gelebt. Und welcher Menſch kann dem Todtgeborenen Leben einhauchen? Bürger und Göthe, obgleich in ihrem Geiſte weit verſchieden, ſtehen in der Behandlung des Volksliedes als erſte Muſter da. In beiden iſt zwar der Einfluß des alten Volksgeſanges nicht zu verkennen, aber er wiederholt ſich in ihren Geſängen nicht anders, als etwa die Züge eines Großvaters in dem Geſicht eines blühenden Enkels. Jene alterthümelnden Lyriker geben uns dagegen eine abgedrückte Todtenlarve.

Ludwig Uhland's lyriſcher Charakter tritt uns am ausgeſprochenſten in denjenigen Liedern, Balladen und Romanzen entgegen, die wir, nachdem wir uns über die Bedeutung des Wortes mit unſern Leſern verſtändigt haben, Volkslieder nennen dürfen. Einfachheit der Form, Sangbarkeit des Metrums, natürliche Unumwundenheit der Sprache und des Ausdrucks, bewußtlos tiefe Innigkeit, die, einmal leiſe angeſchlagen, lange nachklingt, und naive Unbefangenheit in der ſchüchternen Ausſprache des Höchſten, dieſe Züge, welche mehr und weniger die ſchönſten deutſchen Volkslieder charakteriſiren, finden ſich auch in der Phyſiognomie der lyriſchen Muſe Uhland's ausgeprägt. Die theils mehr, theils minder geiſtreichen und unterhaltenden Spiele, welche der Dichter uns in ſeiner Sammlung als Sonette, Epigramme, Octaven u. dgl. m. gibt, zeugen zwar von Geſchmack und von einer Vielſeitigkeit des Talents, welche auch dem Fremdartigen etwas abzugewinnen weiß; und daſſelbe gilt von dem, was er der altfranzöſiſchen und hiſpaniſchen Muſe nachgeſungen hat; aber dergleichen Telente finden ſich auch da, wo ein Geiſt wie derjenige fehlt, welcher in Uhland's „Wanderliedern“ oder auch in ſeinen patriotiſchen Geſängen lebt. Dieſe und mehrere andre ſeiner Lieder hat nur er allein dichten können; jene Verſuche würden Vielen gelingen wie ihm. Auf dieſe Weiſe erſcheint uns Uhland's lyriſcher Charakter allerdings einſeitig; aber lyriſche Einſeitigkeit iſt keine Schwäche und Armuth. Die Treue iſt ja auch eine Einſeitigkeit des Herzens, und doch, wie tief und reich kann ſie ſein!

Fragen wir aber nach dem, was Uhland's lyriſche Poeſie als das Eigenthümlichſte bezeichnet und beſchränkt, ſo erkennen wir in ihr das Gemüth, als ſubjectives Element derſelben, in der innigſten Vereinigung mit einer theils maleriſchen, theils epiſchen Objectivität. Dieſe Vereinigung iſt durchgängig von der Art, daß das Gemüth gleichſam den Boden oder die Unterlage, oder, wenn wir es maleriſch faſſen wollen, die Grundfarbe bildet, worauf die objectiven Geſtalten ſich bewegen. Der Dichter erſcheint mit ſeinem eigenen Herzen maskirt, und ſein Gemüth ſpricht in unbefangener Reinheit und Klarheit ſich ſelbſt um ſo freier unter fremder Hülle aus. Das Gemüth iſt leider in unſrer äſthetiſchen Terminologie ein verrufenes Wort geworden, ſeitdem man jedes krankhafte, matte und gemachte Gefühl damit bezeichnet hat. Und doch iſt Gemüth gerade das Gediegene des Gefühls, das Stehende und Dauernde in dem Wechſel der Empfindung. Es iſt, mit dem brauſenden Fluſſe des Gefühls verglichen, das ewige Meer, das dieſen aufnimmt, der Stamm, aus welchem die Zweige und Blätter des Gefühls hervorſchießen und in dem ſie Nahrung und Haltung ſinden; es iſt die Treue, wenn jenes die Liebe iſt. Daraus folgt denn auch, daß das Gemüth nicht ohne Gefühl, das Gefühl wohl aber ohne Gemüth ſein kann. Wie das Erwachſene und in ſich zur Selbſtändigkeit Gediegene, ſetzt es die Wechſel der jugendlichen Gefühle voraus; aber manche Gefühle verbrauſen ſich in dieſen Wechſeln ſo ganz, daß ſie ſich niemals zum Gemüth concentriren, ſondern zur Leerheit ausgehen. Faſſen wir das Gemüth in dieſem Sinne auf, ſo erklärt es ſich auch leicht, warum es geeignet iſt das Objective deutlich und innig aufzufaſſen. Der Fluß, der in ſeinem Falle und Strome gebrochen iſt, kann kein äußeres Bild rein auffaſſen und tragen, wohl aber der ruhige Spiegel des Meeres. Wir möchten zur Erläuterung dieſes Bildes etwa eine Ballade von Schiller, den „Taucher“ oder den „Handſchuh“, einer von Göthe entgegenſtellen, den „Sänger“ oder der „Braut von Korinth“. Das lyriſche Element bildet hier wie dort die Unterlage, auf welcher die Erzählung ſich maleriſch geſtaltet; aber dort, wie zerriſſen und ſchwankend, hier, wie ganz und ſicher!

Es kommt nun darauf an, zu betrachten, wie ſich in Uhland's Gedichten das Gemüth, als Grundlage, in ſeiner Farbe und ſeinem Umfange zu den objectiven Gebilden verhalte, deren Träger oder Spiegel es iſt. Der Ton des Hintergrundes wird durch die Geſtalt und Bedeutung deſſen bedingt, was darauf abgebildet werden ſoll, und auch der Raum deſſelben unterliegt demſelben Verhältniß. Zu einem luſtigen Nymphentanze eignet ſich kein umwölkter Horizont, und einer jammernden Hecuba geben wir kein wolkenloſes Himmelblau als Träger. Freilich kann die gemüthliche Auffaſſung auch ihren Einfluß hier ſo weit geltend machen, daß ſie ihre Objecte durch Farbencontraſte recht hervorhebt, jedoch meiſt nur aus Ironie und Laune, wie das in einigen Romanzen und Balladen von Uhland glücklich ausgeführt iſt, z. B. im „Däumling“, „Klein Roland“ u. a. m. Im Allgemeinen ſcheint mir aber nur eine Wechſelwirkung zwiſchen Subject und Object den Charakter jener bezeichneten Dichtungsart zu bilden: ſo daß das Subjective die Geſtalten, die es trägt, durchleuchtend und widerſcheinend färbt, das Objective aber die Grundfarbe des Subjectiven bedingt.

Das Maleriſche in Uhland's Gedichten iſt theils aus der todten Natur, theils aus dem Coſtum des

Lebens entnommen. Die Landſchaftspoeſie ohne Gemüth erſcheint mir immer wie eine Landſchaft, in der keine Bewegung iſt, etwa wie ein durch einen Meduſenkopf verſteinerter Wald, in welchem kein Blatt ſich regt. Das Gemüth iſt aber gern ſtill in der Natur, es weiß nicht viele Worte von dem zu machen, was es fühlt; doch auch der leiſeſte Seufzer verräth die Tiefe und Fülle des feiernden. So erſcheint Uhland's Gemüth in den „Frühlingsliedern", dieſen Accorden mit langen Nachklängen. Wenn wir das Gedichtchen „Frühlingsruhe" leſen*), welche Unendlichkeit von Frühlingswonne dehnt ſich hinter dem kleinen Bildchen aus! Welche Überſchwenglichkeit von Entzückungen klingt aus dem leiſen Seufzer der Sehnſucht nach! Überhaupt ſcheint mir jenes Durchklingen und Nachtönen charakteriſtiſch in Uhland's Poeſie, und daher die vielen kleinen Lieder, bei denen es uns bedünken möchte,

---

*) O legt mich nicht ins dunkle Grab,
Nicht unter die grüne Erd' hinab!
Soll ich begraben ſein,
Lieg' ich ins tiefe Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern,
Und wenn hoch obenhin
Die hellen Frühlingswolken ziehn.

als habe die überſtrömende Fülle des Herzens dem Sänger plötzlich den Mund geſchloſſen *). In andern Liedern waltet die beſchreibende Malerei lange vor, und das Gemüth ſcheint ohne Theilnahme zu bleiben, bis es dann zum Schluſſe mit dem verhaltenen Laut der Liebe durchbricht und damit das Ganze wieder aufregt. Ein ſchö-

---

*) Z. B. Ruhethal.

Wann im letzten Abendſtrahl
Goldne Wolkenberge ſteigen
Und wie Alpen ſich erzeugen,
Frag' ich oft mit Thränen:
Liegt wol zwiſchen jenen
Mein erſehntes Ruhethal?

Oder: Vorabend.

Was ſtreift vorbei im Dämmerlicht?
War's nicht mein holdes Kind?
Und wehten aus dem Körbchen nicht
Die Roſendüfte lind?
Ja morgen iſt das Maienfeſt,
O morgen, welche Luſt!
Wann ſie ſich glänzend ſchauen läßt,
Die Röslein an der Bruſt.

Manchmal iſt freilich der eine Accord nicht voll und rein angeſchlagen, und dann bleibt der Nachhall aus, wie z. B. in dem Frühlingsliede:

O ſanfter ſüßer Hauch!
Schon weckeſt du wieder
Mir Frühlingslieder,
Bald blühn die Veilchen auch.

nes Beiſpiel für dieſe Gattung iſt das „Schifflein". Fünf und eine halbe Strophe füllt die Beſchreibung der Schiffsgeſellſchaft, wie ſie ſich allmälig zuſammenfindet und mit einander bekannt und froh wird. Der Dichter ſitzt ſtill dabei und läßt die Bilder an ſeiner Seele vorübergehen. Aber das Schiff,

> Hart ſtößt es auf am Strande,
> Man trennt ſich in die Lande.
> Wann treffen wir uns, Brüder,
> Auf Einem Schifflein wieder?

Und ſo iſt mit den zwei einfachen Schlußreimen das ganze bunte Bild beſeelt und verklärt, und das Schiff und die Schifffahrt haben in des Dichters Gemüth die Bedeutung aller Luſt und alles Schmerzes gewonnen: wir haben darin das ganze Menſchenleben, das aus Suchen, Finden und Scheiden beſteht. Das Gemüth iſt hier durch ſeinen Ausdruck allein, ohne Lehre und Deutung, die Moral des Bildes.

Die objective Einkleidung des Gemüths iſt unſerem Dichter ſo natürlich und unerläßlich geworden, daß er ſelbſt das Unmittelbarſte und Eigenſte deſſelben, ſeine religiöſe Andacht, nicht ohne jene unſchuldige Maske ausſpricht. Die Natur leihet ihm die Bilder, die er zu Organen ſeines Gebets macht, und ſo begegnet er uns als Schäfer und als Hirtenknabe vor der ländlichen Capelle.

Nur wenige von Uhland's Liedern, und zwar ſeine früheſten, athmen unmittelbare und unverdeckte Subjectivität, und wir möchten behaupten, daß in dieſen ſein Gefühl noch nicht zu der Haltung, Tiefe und Ausdehnung gediehen ſei, die wir in ſeinen beſten Gedichten bewundern. Es neigt ſich zu einer melancholiſchen Stimmung, die ſchon ſentimentaliſch zu werden anfängt, und von welcher er ſelbſt mit Laune in den Einleitungsverſen ſagt:

Anfangs ſind wir faſt zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus.
Doch man will von Jugend ſagen,
Die von Leben überſchwillt;
Auch die Rebe weint, die blühende,
Draus der Wein, der purpurglühende,
In des reifen Herbſtes Tagen
Kraft und Freude gebend quillt.

Wir nennen die Gedichte: „Des Dichters Abendgang“, „An den Tod“, „Maiklage“ u. a. m. als Producte jener Bildungsperiode unſers Sängers. Das zuletzt angeführte Lied iſt vielleicht der gültigſte Vertreter für ſie alle, und in ihm verſchmäht die erſchaffende Melancholie ſelbſt einige ſentimentaliſche Gemeinplätze nicht, wie z. B.:

Ach, die Gute, die ich meine,
Schenkt mir keinen Maienſtrahl,
Wandelt nicht im Blütenhaine,
Ruhet nicht im Quellenthal.

Ja, es waren ſchönre Zeiten,
Als in buntbegränzten Reihn
Hirten mit den ſüßen Bräuten
Walleten zum Opferhain ꝛc.

Und dann zum Schluſſe:

Welkt, ihr Blumen und ihr Bäume,
Höhnet nicht der Liebe Schmerz!
Sterbet auch, ihr Jugendkeime!
Schmachte hin, du volles Herz!
In die öde Nacht der Grüfte
Sinkt, ihr Jünglinge, hinab ꝛc.

Nun ſoll aber auch keineswegs allen jenen Jugendgedichten der Vorwurf unzulänglicher und eben dadurch übertreibender Sentimentalität gemacht werden. Einige derſelben tönen voll und rein aus dem Herzen und halten leicht und ſicher ihren natürlichen Takt. Dahin gehört z. B. das Lied: „Die ſanften Tage" *). So ſchwer auch

---

*) Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann in der erſten Frühlingszeit

die ſentimentale Laſt iſt, die dieſes Gedicht zu tragen hat, es hält ſich doch darunter aufrecht.

Der Himmel, bläulich aufgeſchlagen,
Zur Erde Glanz und Wärme ſtreut;
Die Thäler noch von Eiſe grauen,
Der Hügel ſchon ſich ſonnig hebt;
Die Mädchen ſich ins Freie trauen,
Der Kinder Spiel ſich neu belebt:
Dann ſteh' ich auf dem Berge droben,
Und ſeh' es alles, ſtill erfreut,
Die Bruſt von leiſem Drang gehoben,
Der noch zum Wunſche nicht gedeiht.
Ich bin ein Kind und mit dem Spiele
Der heiteren Natur vergnügt;
In ihre ruhigen Gefühle
Iſt ganz die Seele eingewiegt.

Ich bin ſo hold den ſanften Tagen,
Wann ihrer mild beſonnten Flur
Gerührte Greiſe Abſchied ſagen:
Dann iſt die Feier der Natur.
Sie prangt nicht mehr mit Blüt' und Fülle,
All' ihre regen Kräfte ruhn,
Sie ſammelt ſich in ſüße Stille,
In ihre Tiefen ſchaut ſie nun.

Die Seele, jüngſt ſo hoch getragen,
Sie ſenket ihren ſtolzen Flug,
Sie lernt ein friedliches Entſagen,
Erinnerung iſt ihr genug.
Da iſt mir wohl im ſanften Schweigen,
Das die Natur der Seele gab.

Das Coſtum, in welches das Gemüth unſres Dichters ſeine Empfindungen und Betrachtungen einzukleiden pflegt, iſt faſt immer ſo gewählt, daß es den lyriſchen Ton zum Natürlichen und Einfachen herabſtimmt. Bald klagt er als wandernder Geſell, bald durchzieht er als Jäger den Wald, bald hüpft er in Hirtenkleidern auf grünen Wieſen umher, bald haben wir es mit einem Reitersmann oder Grenadier zu thun. Überall erkennen wir das Beſtreben, die matt geſungene Phraſeologie vornehmer Empfindung, wie ſie in unſrer neuen Poeſie ſo wohlfeil zu haben iſt, zu vermeiden und ihr durch den ſtarken und reinen Naturklang volksthümlicher Unbefangenheit die Spitze zu bieten. Auch hier hat Göthe, von dem ältern Volksliede aufgeregt, den Vorſänger gemacht, und das Bedürfniß eines ſolchen volksthümlichen Coſtums muß in dem heutigen Stande unſrer lyriſchen Poeſie gegründet ſein. Freilich aber verführt es ſehr oft zu gehaltloſen und oberflächlichen Spielereien, die zwiſchen Gemeinheit im Ausdruck und Unnatur in der Empfindung ſchwanken und aller Form mit frecher Populari-

---

Es iſt mir ſo als dürft' ich ſteigen
Hinunter in mein ſtilles Grab.

tät Hohn ſprechen. Uhland hat ſelten den rechten Ton in ſolchen Liedern verfehlt. Er ſucht das ſeinem Coſtum Angemeſſene nicht ſo ſehr in der Sprache als in der Empfindungsweiſe. Denn wenn die Sprache ſich zu weit in die äußere Nachahmung eines Handwerksburſchengeſanges einlaſſen will, ſo geräth ſie in Gefahr, bis zum Ungrammatiſchen treu zu werden, nachdem ſie erſt die Grenzen der poetiſchen Charakterwahrheit mit übermüthiger Gemeinheit hinter ſich zurückgelaſſen hat. Eine andre Verirrung, welcher jene Poeſie ausgeſetzt iſt, hat Uhland ebenfalls glücklich vermieden: ich meine die übertriebene Malerei, durch welche manche Dichter, die aus dem Munde z. B. von Landleuten ſprechen wollen, ihr Coſtum geltend machen. Es iſt als ob ſie einen Zettel an alle Kleidungsſtücke und Werkzeuge gebunden hätten, worauf geſchrieben ſtände: dies iſt eine Jacke von grober Hausleinwand, dies eine Senſe, dies ein Stückchen ſchwarzes Brot ꝛc. Unſer Dichter läßt dergleichen Vorreden weg. Der Bauer ſpreche nur als Bauer, und er braucht uns nicht zu ſagen, daß er einer iſt.

Billig gedenken wir hier zuerſt der vortrefflichen „Wanderlieder“, die einen langen Zug von Nachahmungen hinter ſich herziehen. Denn es erſcheint jetzt kaum ein Almanach, worin nicht ein Paar ſolcher Wanderlieder zum beſten gegeben werden. Jeder meint es nachmachen zu können, weil es ſich ſo leicht, einfach und natürlich anhört; aber die echte poetiſche Originalität iſt ein Ei des Columbus. Jeder lernt es entzwei ſchlagen; aber nur bei dem Erſten hat das Bedeutung. Das kleine Gedicht: „Die Heimkehr"*), hat mir unter den „Wanderliedern" immer das größte geſchienen. Es iſt ſo voll von Liebe und Sehnſucht, daß es in ſich zerſpringen möchte. Jeder Funke einer ſolchen Rakete könnte ein langes Machwerk unſrer beliebteſten Reimer aufwärmen. Von ergreifender Wahrheit der Empfindung iſt das Soldatenlied: „Der gute Kamerad", und namentlich die Stelle:

Eine Kugel kam geflogen —
Gilt's mir oder gilt es dir?
Ihn hat es weggeriſſen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Ein friſches und kraftvolles Naturleben weht

---

*) O brich nicht, Steg, du zitterſt ſehr!
O ſtürz' nicht, Fels, du dräueſt ſchwer!
Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
Eh' ich mag bei der Liebſten ſein.

uns entgegen aus „Des Knaben Berglied“, einem Liede, das unter allen deutſchen Berghirten geſungen werden könnte und ſollte; und dennoch hat es nichts, was den vornehmſten Geſchmack im Flachen als gemein beleidigen könnte. Ein Gleiches gilt von der „Bauernregel“, „Hans und Grete“, „Des Hirten Winterlied“. Eine überaus reizende Unbefangenheit und Heiterkeit charakteriſirt das Lied vom „Lauſe der Welt“, das ebenfalls ein leichtes ländliches Coſtum hat. Im Style eines tüchtigen Holzſchnittes iſt der „Zimmerſpruch“ gehalten, und der „Schmied“ ſcheint ſauſend und hämmernd das kleine Lied zu accompagniren, das ihm gewidmet iſt. Manches hierher Gehörige verklingt zu bedeutungslos, wenngleich der Ton nicht eben verfehlt, ſondern nur zu leiſe angeſchlagen iſt, z. B. das Jägerlied:

Kein' beſſ're Luſt in dieſer Zeit ꝛc.

und das Waldlied:

Im Walde geh' ich wohlgemuth ꝛc.

Geringer iſt die Zahl derjenigen Lieder, in denen das Coſtum ſeinen Charakter nicht zu behaupten vermag, oder das Gemüth des Dichters ſich nicht in die Maske einfügen will. Eine gegenſeitige Unzulänglichkeit erzeugt in ſolchen

Stücken ein peinliches Schwanken, welches auch ihre ſprachliche Form beunruhigt. Am empfindlichſten haben wir dies bemerkt in dem „Liede des Gefangenen", deſſen letzte Strophe beſonders mühſam zum Schluſſe gelangt *), und in dem „Geſang der Nonnen", vielleicht dem mislungenſten unter allen Liedern unſres Dichters.

Das Coſtum fodert unſern Lyriker auch dann und wann zur Laune auf, und ſo lange ſich dieſe damit begnügt, in heiterer Unbefangenheit zu ſcherzen, ſo geht ihr die Ader nicht aus. In ſolcher Laune ſind namentlich einige ländliche Lieder gehalten, z. B. die ſchon angeführten, der „Lauf der Welt", „Hans und Grete" u. a. m., und ein gewiſſer epigrammatiſcher Witz gibt ihr zuweilen einen pikanten Beigeſchmack, ohne doch ihre Gemüthlichkeit zu ſtören, z. B. in den niedlichen Verſen:

Geſtorben war ich
Vor Liebeswonne:

---

*) O Lerche, du neigſt
Dich nieder, du ſchweigſt,
Du ſinkſt in die blühenden Auen.
Ich ſchweige zumal
Und ſinke zuthal,
Ach, tief in Moder und Grauen.

Begraben lag ich
In ihren Armen;

Erwecket ward ich
Von ihren Küſſen;
Den Himmel ſah' ich
In ihren Augen.

So ſuchen auch manche Lieder, plötzlich abbrechend, einen überraſchenden epigrammatiſchen Schluß, z. B. das „Waldlied“, wo aber leider dieſe Überraſchung durch die vorhergehende Frage zu ſtark vorbereitet iſt *), und in dem „Entſchluß“, deſſen letzte Strophe jedoch zu dramatiſch ausgeht **).

Sobald aber unſres Dichters Laune ſatiriſch wird und als Spötterin zu parodiren anfängt, ſo verliert ſie ihre natürliche Wärme und Beweglichkeit, die durch ein Paar witzige Einfälle nicht zu erſetzen ſind, wie z. B. in dem „Frühlingsliebe des Recenſenten“ und den meiſten parodiren-

---

*) Was rauſcht, was raſchelt durch den Buſch?
Ein Mörder, der mir droht?
Mein Liebchen kommt geſprungen, buſch!
Und herzt mich faſt zu Tod.

**) Ich will — o wehe, welches Schrecken!
Sie kommt heran, ſie wird mich ſehn;
Ich will mich in den Buſch verſtecken,
Da ſeh' ich ſie vorübergehn.

den Gloſſen. Das gemüthliche Element in der Gloſſe: „Die Nachtſchwärmer", hebt dieſe vor den übrigen hervor.

Ein gleiches Schickſal hat unſres Dichters Laune in den Romanzen und Balladen. Ergötzlich iſt „Der kleine Däumling", in welchem die Parodie blos in dem Contraſt der Grandezza der ſpaniſchen Romanzenform mit dem kleinen Stoffe des deutſchen Kindermährchens liegt; eben ſo „Ritter Paris", welcher uns als chevaleréske Verkleidung einer Antike behaglich anſpricht. „Unſtern", eine ſcherzhafte Parabel, und „Die ſieben Zechbrüder" mit ihrer milden Moral widerſtreben gleichfalls der gemüthlichen Behandlung nicht, die unſerem Dichter zuſagt. Je leiſer aber der Überflug der Laune iſt, welchen er ſeinen Gebilden auflegt, deſto natürlicher und freier ſehen ſie uns an, und in dieſer Art und Weiſe iſt „Klein Roland" unübertroffen. Wie ſteif und kalt und matt iſt dagegen die ſatiriſche Romanze vom „Recenſenten" und die lange pedantiſche vom „Studenten"!

Der Unterſchied zwiſchen Lied und Romanze oder Ballade iſt in den meiſten Gedichten von Uhland ſehr unweſentlich. Sind nicht die „Wanderlieder" Romanzen oder Balladen, wie der

„Abſchied“ oder „Des Hirten Winterlied?“ wie „Sängers Vorüberziehen?“ Hier wie dort ein romantiſcher Moment, in lyriſcher Form behandelt; hier wie dort ein Coſtum, welches ſich mehr in der Empfindungsweiſe, als durch Beſchreibung oder Erzählung ausſpricht. Dergleichen Stücke finden wir viele unter der Abtheilung der Balladen und Romanzen. Es geht ihnen der epiſche oder erzählende Stoff ganz ab, und der romantiſche Moment wird uns gegenwärtig und unmittelbar im Munde deſſen vorgeführt, den wir den Helden deſſelben nennen möchten. Zu dieſer Gattung gehören: „Der gute Kamerad“, deſſen wir daher auch ſchon als eines Liedes gedacht haben, „Gretchens Freude“, u. a. m. In andern geht das Bild, welches dieſen romantiſchen Moment bezeichnet, an dem Dichter vorüber, der ſich als Vermittler zwiſchen uns und die Erſcheinung ſtellt, und zwar nicht blos durch die gemüthliche Auffaſſung derſelben, ſondern als wirkliche Perſon. Was wir damit meinen, kann das kleine Gedicht „Sängers Vorüberziehn“ erklären:

Ich ſchlief am Blütenhügel,
Hart an des Pfades Rand.
Da lieh der Traum mir Flügel
Ins goldne Fabelland.

Erwacht mit trunknen Blicken,
Wie wer aus Wolken ſiel,
Gewahr ich noch im Rücken
Den Sänger mit dem Spiel.

Er ſchwindet um die Bäume,
Noch hör' ich fernen Klang:
Ob der die Wunderträume
Mir in die Seele ſang?

Eben dahin gehört „Der Traum“, in welchem der Träumende auch nur als der Spiegel zu betrachten iſt, in welchem das Romanzenbild ſich geſtaltet. Der wunderbare Zug der alten Herrlichkeit könnte ohne dieſes Medium erzählend vorgeführt werden: aber wir erkennen in der Art und Weiſe, wie Uhland ihn uns in ſich abſpiegelt, ſeine charakteriſtiſche Neigung, das Subjective zum Träger des Objectiven zu machen.

Einen Schritt weiter zur eigentlichen Romanze oder Ballade, die eines epiſchen oder erzählenden Stoffes bedarf, der ohne eine fortlaufende Zeit nicht denkbar iſt, geben diejenigen Gedichte, in welchen der romantiſche Moment dialogiſch dargeſtellt iſt. Ein Beiſpiel dazu liefert das „Ständchen“:

Was wecken aus dem Schlummer mich
Für ſüße Klänge doch?

O Mutter ſieh, wer mag es ſein,
In ſpäter Stunde noch?

„Ich höre nichts, ich ſehe nichts,
O ſchlummre fort ſo lind!
Man bringt dir keine Ständchen jetzt,
Du armes krankes Kind!“

Es iſt nicht irdiſche Muſik,
Was mich ſo freudig macht.
Mich rufen Engel mit Geſang,
O Mutter, gute Nacht!

Dieſes Lied, welches den einzelnen Moment des Todes eines jungen Mädchens gegenwärtig darſtellt, hat freilich ſeine Vergangenheit und Zukunft in der Ahnung, und das iſt genug für die Poeſie, um einen erzählenden Stoff darin verarbeitet zu ſehen. Aber es fehlt der Vergangenheit, wie der Zukunft, jede beſtimmende Andeutung, die das Allgemeine zum Beſondern geſtalten könnte. Alles, was uns verrathen wird, iſt, daß das junge Mädchen vormals gewohnt geweſen, Ständchen vor ihrem Fenſter zu hören. Ließe der Dichter uns merken, von wem, und ob vielleicht eben derſelbe auch jetzt ſein Saitenſpiel rührte, und gäbe er der Krankheit des Mädchens irgend einen Zuſammenhang mit dem Spieler draußen, ſo hätten wir ſtatt des allgemeinen Todesbildes eine kleine Geſchichte, deren Schlußmoment uns eine Reihe von beſondern Freuden und Leiden als vergangen und nachfolgend vorſpiegelte.

Welch eine **Unendlichkeit** vergangener Liebesluſt und welch eine Tiefe zukünftigen Liebeswehs eröffnet dagegen die Romanze: „Der Wirthin Töchterlein"; obgleich auch dieſe nur einen Moment darſtellt, aber einen ich möchte ſagen ewigen Moment. Die Einfachheit der Darſtellung wirkt hier gleichſam wie ein Verhalten und Unterdrücken des Gefühls in dem Herzen, das übervoll iſt, und gerade dadurch iſt das Gedicht ſo wunderbar ergreifend*). Die Gemüthsſtimmung,

---

*) Es zogen drei Burſche wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirthin da kehrten ſie ein.
„Frau Wirthin hat ſie gut Bier und Wein?
Wo hat ſie ihr ſchönes Töchterlein?"
„„Mein Bier und Wein iſt friſch und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Todtenbahr.""
Und als ſie traten zur Kammer hinein,
Da lag ſie in einem ſchwarzen Schrein.
Der erſte der ſchlug den Schleier zurück
Und ſchaute ſie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebteſt du noch, du ſchöne Maid!
Ich würde dich lieben von dieſer Zeit."
Der zweite deckte den Schleier zu
Und kehrte ſich ab und weinte dazu:
„Ach, daß du liegſt auf der Todtenbahr"

welche in demſelben herrſcht, iſt ſtark und männlich, darum hält ſie ſich in der Rührung aufrecht und erſtickt ihre Klagen und Thränen. So erſcheint uns dieſe Romanze wie ein männlicher Gegenſatz zu der weiblich elegiſchen „Mähderin“, in welcher das Gemüth des Dichters wortreich in ſeiner innigen Theilnahme wird. Der in heißen Liebesmühen verſchmachteten Magd ruft er ſelbſt ein Ave, pia anima! nach:

> O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
> So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

In der Wahl der romantiſchen Momente, welche Uhland zu Balladen geſtaltet, erkennen wir das Gemüth des Dichters nicht minder als in der Behandlung derſelben. Unausgeſprochene, in ſich verglühende und das Herz aufzehrende Liebe, dann und wann in einem Worte oder einem Seufzer räthſelhaft hervorleuchtend, jetzt ſich aufopfernd, jetzt ſelig überraſcht von der

---

Ich hab' dich geliebet ſo manches Jahr.“
Der dritte hub ihn wieder ſogleich
Und küßte ſie an den Mund ſo bleich:
„Dich liebt' ich immer, dich lieb' ich noch heut,
Und werde dich lieben in Ewigkeit.“

Wirklichkeit des Geträumten, ſolche Stoffe hat der Dichter aus ſeinem eigenen Innerſten geſchöpft und daraus ſeine ſchönſten und eigenthümlichſten Balladen oder Romanzen gebildet. Denn wir geben im Allgemeinen denjenigen unter ihnen den Vorzug, welche ſolche ſelbſtgebildete oder dem Gemüth entnommene Stoffe behandeln, eben weil ſie am meiſten lyriſch ſind; und ſo finden wir denn auch hier wieder jenen durchgehenden Charakterzug unſers Dichters ausgeſprochen: das Gemüth, als ſubjective Unterlage des Objectiven. Die Perſonen und äußern Verhältniſſe, welche uns in jenen lyriſchen Romanzen oder Balladen begegnen, bekunden ebenfalls ein Beſtreben des Dichters, welches wir ſchon in den coſtumirten Liedern bezeichnet haben. Es ſind Leute des Volks, es ſind Werkſtätten, Landſchenken, Weiden der Schäfer und Schäferinnen, welche der Dichter zu ſeinen Helden und zu Schauplätzen ihrer Freuden und Leiden ausgeſucht hat, und das Hohe und Vornehme ſelbſt wird in dieſe Sphäre hereingezogen und läßt es ſich gern gefallen, wie z. B. „Der junge König und die Schäferin", „Des Goldſchmieds Töchterlein". Wir zeichnen noch die Ballade „Abſchied" als eine der ſchönſten in der bezeichneten Claſſe aus.

Der Stoff derſelben hätte eben ſo glücklich in einem Wanderliede behandelt werden können, ſo wie umgekehrt faſt alle Wanderlieder zu ſolchen Balladen umgearbeitet werden könnten *).

---

*) Was klinget und ſinget die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenſter auf!
Es ziehet der Burſch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die andern und ſchwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt',
Doch dem Burſchen gefällt nicht die Sitte,
Geht ſtill und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink' aus und trink' wieder, lieb Bruder mein!
Mit dem Abſchiedsweine mir fliehet,
Der da innen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenſter heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Roſenſtöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da ſchlägt der Burſche die Augen auf,
Und ſchlägt ſie nieder mit Schmerze,
Und leget die Hand auf's Herze.

„Herr Bruder, und haſt du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönſte von allen,
Laß ein Sträußlein herunterfallen!“

Die geſchichtlichen Balladen und Romanzen, das heißt, diejenigen, in welchen eine wirklich in der Zeit fortlaufende Begebenheit der Sage oder Geſchichte behandelt iſt, während in jener erſten Claſſe der romantiſche Moment nur in der Idee oder in der Empfindung Ausdehnung zur Vergangenheit und Zukunft hat, ſind im Allgemeinen mehr als geſchickte und geſchmackvolle Arbeiten zu betrachten, wenn wir ſie mit jenen natürlich und nothwendig aus dem Innern des Dichters emporgeſchoſſenen Blüten vergleichen. Sie ſind mehr gemacht, als jene, die geſchaffen ſind, wenn wir in dem Begriffe des Schaffens die wunderbare Naturnothwendigkeit mit der höchſten Luſt unſrer thätigen und leiden-

---

„„Ihr Brüder, was ſollte das Sträußlein mir?
Ich hab' ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.““

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang!
Und das Mägdlein lauſchet und horchet noch lang':
„O weh, er ziehet, der Knabe,
Den ich ſtille geliebet habe.

Da ſteh' ich ach! mit der Liebe mein,
Mit Roſen und mit Gelbveigelein;
Dem ich alles gäbe ſo gerne,
Der iſt nun in der Ferne.“

den Beförderung deſſelben erkennen. Ferner rechnen wir zu der geſchichtlichen Claſſe auch diejenigen, deren erfundener Stoff jene geſchichtliche Form der Darſtellung angenommen hat, und von ſolchen Balladen und Romanzen haben wir ſchon oben einige als Zierden der Uhland'ſchen Gedichtſammlung aufgeführt, z. B. „Der junge König und die Schäferin“, „Des Goldſchmieds Töchterlein“; ferner nennen wir den „Königsſohn“, „Die drei Fräulein“ als Muſterſtücke. Je mehr das Gemüth des Dichters den Stoff geſtalten und färben kann, deſto gelungener erſcheint uns ſein Werk, und es iſt daher natürlich, daß der aus ihm ſelbſt hervorgegangene Stoff, welcher untrennbar und unmittelbar mit dem Gedicht und deſſen Entſtehung zuſammenhängt, ihm eigenthümlicher und lebendiger zuſpreche, als jeder gegebene der Geſchichte oder Sage, welcher, wenn er ihm auch verwandt iſt, doch immer nach dem Gemüth und deſſen Stimmung und Haltung umgeſtaltet werden muß. Je epiſcher alſo der Ton der Uhland'ſchen Balladen und Romanzen iſt, deſto weniger wollen ſie uns befriedigen; wir vermiſſen in ſolchen Gedichten die lyriſche Lebensader ſeiner Poeſie, und die Objectivität in ſeiner Darſtellung hat keineswegs ſo viel Sicherheit, Klarheit und Ausprägung, daß ſie uns dafür ſchadlos halten könnte.

Nichtsdeſtoweniger ſind ſelbſt diejenigen Balladen und Romanzen, in welchen Uhland einen ausländiſchen Stoff in einer ausländiſchen Form dargeſtellt hat, faſt ohne Ausnahme geiſtreiche und geſchmackvolle Studien ohne carikirte Ziererei und ängſtliche Fremdartigkeit. Er hat die glückliche Mitte getroffen, in welcher dergleichen Gedichte eine fremde Nationalität auf deutſchem Grund und Boden feſtſtellen können, ohne daß ſie dadurch ganz einheimiſch unter uns würde. Aber ſie ſchwankt doch nicht, wie eine ſchlecht gehaltene Charaktermaske, zwiſchen dem, woher ſie kommt, und dem, wohin ſie will. Gründlichkeit in der Erkenntniß des Fremden und Gründlichkeit in der Würdigung des Eigenen ſind die erſten Bedingungen, ohne welche dergleichen Verſuche alberne Spielereien werden müſſen, und die deutſche Poeſie misbraucht leider nur gar zu oft ihre allgerechte Fertigkeit des Biegens und Schmiegens zu ſolchen Miſchlingswerken.

Beſonders glücklich hat Uhland den Ton und die Form der ſpaniſchen Romanze verdeutſcht. Die poetiſche Grandezza derſelben iſt mit natürlichem Anſtand gehalten, und die Aſſonanz geht, mit wenigen Ausnahmen, dem deutſchen Ohr zu Liebe in den Reim über, jedoch ſo, daß derſelbe in einem Vocal durch ein ganzes Gedicht fortklingt, wie in den „Liebesklagen des Studenten und des Jägers“. Auf dieſe Weiſe vereinigt ſich die charakteriſtiſche Eintönigkeit der ſpaniſchen Reimform mit den Anfoderungen des deutſchen Ohres. Von den parodiſchen Romanzen in der ſpaniſchen Form iſt ſchon oben geſprochen worden.

Der altnordiſche Charakter ſcheint unſerem Dichter weniger entſprechend und zuſagend zu ſein. Das rieſenhaft Großartige jener Eiswelt mit ihren Recken und Drachen tritt in einem zu ſehr verkleinerten Maßſtabe und in zu abgeſchliffenen Formen hervor, um ſeinen Charakter zu behaupten, und der alte Sagenſtoff, in kleine Bruchſtücke zerriſſen, hat ſeine Bedeutung verloren, wie z. B. in „Siegfrieds Schwert“ und dem kürzern Stück, welches „Das Schwert“ ohne Zuſatz überſchrieben iſt. Auch geräth der Dichter in der Behandlung einiger altnordiſchen und altdeutſchen Sagenſtoffe in eine alterthümelnde Manier der Darſtellung und Sprache, welche ſein poetiſcher Geiſt nicht zu beleben im Stande iſt. Wir rechnen dahin

z. B. „Jungfrau Sieglinde“, „Des Sängers Fluch“, und andere Stücke, deren Sprache und Vers an das Nibelungenlied und das Heldenbuch erinnern. Es iſt gleichgültig, ob in dieſen Gedichten ein gegebener alter Sagenſtoff enthalten ſei, oder ob der Dichter ſeinen Gegenſtand im Sinne jener Sage nachgeſchaffen habe. Die Nibelungenſtrophe ſcheint überhaupt, wenn wir nach Dem urtheilen dürfen, was unſre neueſten Dichter, und nicht die ſchlechteſten, darin verſucht haben, dem Geiſte der deutſchen Poeſie nicht wieder gerecht werden zu wollen. Hat doch ſelbſt Uhland's ſchwäbiſcher Patriotismus in den Balladen von dem Grafen Eberhard dem Rauſchebart nicht ausgereicht, die alte Form dieſer Strophe mit neuem kräftigen Leben auszufüllen! Die ſchönſten Stücke unter den Balladen und Romanzen, welche auf die altdeutſche Sage begründet ſind, ſcheinen mir die drei aus dem Kreiſe von Kaiſer Karl dem Großen und ſeinen Paladinen, „Klein Roland“, „Roland Schildträger“ und „König Karls Meerfahrt“. Der Ton dieſer Gedichte iſt beſonders dadurch überaus reizend und anmuthig, daß eine leiſe Ironie die einfache Alterthümlichkeit deſſelben begleitet. Die fünf Romanzen, welche unter dem gemeinſchaftlichen Titel „Sängerliebe“

verbunden ſind. „Rudello", „Durand", „Der Caſtellan von Couci", „Don Maſſias", „Dante", nähern ſich in ihrer Form dem ſpaniſchen Charakter, aber ihr Ton iſt freier und bewegter, wodurch denn leider hier und da in dieſem blütenreichen Kranze eine ſchwankende Ungleichheit den reinen und vollen Eindruck des Ganzen ſtört. Ein ſolcher Vorwurf trifft ſehr wenige von Uhland's Gedichten, die im Allgemeinen eine große Mannichfaltigkeit geiſtreicher und geſchmackvoller Formen umfaſſen, deren jede mit der natürlichſten Wahl den angemeſſenen Stoff in ſich aufnimmt und geſtaltet.

Doch vielleicht wer ſtillem Deuten
Nachzugehen ſich bemüht,
Ahnt in einzelnen Geſtaltungen
Größeren Gedichts Entfaltungen,
Und als Einheit im Zerſtreuten
Unſres Dichters ganz Gemüth.

Um aber das ganze Gemüth Ludwig Uhland's aufzufaſſen und zu würdigen, müſſen wir noch ſeiner patriotiſchen Gelegenheitslieder gedenken, in denen er die Bewegungen und Beſtrebungen der nicht allein für ſeinen Staat, ſondern für das geſammte Deutſchland wichtigen und bedeutungsvollen würtembergiſchen Landtagsbegebenheiten feiert. Hier gerathen wir in den ſeltenen Zweifel, ob wir in dieſen Liedern mehr die Kunſt des Dichters bewundern ſollen, welcher der politiſchen Proſa eines ſolchen Stoffes, und noch dazu eines Stoffes, worin er ſelbſt ſo tief befangen war, wie Uhland als Abgeordneter, dergleichen poetiſche Momente abzugewinnen im Stande geweſen, oder ob die Geſinnung des Mannes unſre Achtung und Liebe in einem höhern Grade in Anſpruch nehmen müſſe. Denn in ihnen fallen That und Wort, Wahrheit und Dichtung, Wirkung und Streben, der Menſch oder vielmehr der Mann und der Sänger ſo in Eins zuſammen, daß die ſonſt ſo unerläßliche Trennung des Werkes von dem Autor weder möglich noch zuläſſig iſt. Denn ſolche Werke ſind ja zugleich Thaten, und als ſolche erſcheinen uns jene patriotiſchen Volkslieder Uhland's erſt in ihrer ganzen Bedeutung. Sie ſind die gediegenſten Producte der zu einer Wirkung verbündeten Kräfte ſeiner poetiſchen und moraliſchen Natur, ſeines Gemüths und ſeines Willens.

Der Name Juſtinus Kerner wird in den kritiſchen Annalen unſrer poetiſchen Tagesliteratur wenig genannt, und wenn wir hier eine Charakteriſtik ſeiner Lieder mit der Uhland'ſchen verbinden, ſo werden die meiſten Leſer meinen, es geſchehe nur der Landsmannſchaft und Nachbarſchaft wegen. Denn Kerner, ein Schwabe wie Uhland, lebt nicht weit von Stuttgart, in dem kleinen, aber berühmten Städtchen Weinsberg *). Wir läugnen auch dieſe Veranlaſſung keineswegs; nur iſt ſie nicht die einzige. Jede echte Poeſie, und beſonders die lyriſche, als die individuellſte und ſubjectivſte, hat neben ihrem allgemeinen Nationalcharakter auch Provinzialzüge, die ſelbſt zu einer ſtädtiſchen Phyſiognomie werden können. Grübel's nürnbergiſche Muſe iſt nicht blos durch die nürnbergiſche Mundart nürnbergiſch, und die großen Hauptſtädte haben eben deswegen ſelten eine echte Stadtpoeſie, weil ſie faſt alle keinen eigenthümlich ausgeſprochenen Provinzialcharakter haben. Jedoch iſt dieſer Provinzialcharakter in der Poeſie natürlich deſto ſtärker und ſchärfer ausgeſprochen, je mehr ſie ſich in der Sphäre der bürgerlichen Volksthümlichkeit hält, und daher ſind Hans Sachs und Grübel ſo entſchieden nürnbergiſch. Will man die Provinzialzüge der Poeſie

---

*) Er iſt Arzt und hat ſich auch als Schriftſteller im Fache der Medicinalwiſſenſchaften verſucht.

nicht in der eigenthümlichen Stammnatur ſuchen, welche der Dichter ſelbſt in der Fremde behaupten kann, wie ſich das in der doriſchen, ioniſchen und äoliſchen Poeſie der Griechen offenbart, ſo bleiben, als weniger verborgene und minder wunderbare Einflüſſe, Klima, landſchaftlicher Charakter der Gegend, Lage und Bauart der Stadt, Lebensart und Regierungsform und anderes mehr übrig, um ſich ſchwäbiſche, öſtreichiſche, fränkiſche, thüringiſche und warum nicht auch märkiſche Eigenthümlichkeiten in dem Charakter echter Dichter zu erklären. Ohne uns auf ein leidiges Wenn einzulaſſen, weiſen wir auf Das hin, was in Göthe's Muſe den Charakter ſeiner Vaterſtadt unverkennbar wiedergibt, wie er das ja ſelbſt in ſeiner Bildungsgeſchichte angedeutet hat. Ob Uhland, in Berlin geboren und erzogen, ein Dichter geworden wäre, das laſſen wir dahingeſtellt, weil wir nicht mit eitlen Vorausſetzungen in die geheime Schöpfungswerkſtatt der Natur eindringen wollen; aber das dürfen wir behaupten, daß er dort nicht der Dichter geworden ſein könnte, als welcher er auf ſchwäbiſchem Grund und Boden erwachſen iſt. Es gibt freilich eine ſogenannte Poeſie in Deutſchland, die überall zu Hauſe iſt, wo man ſchöne deutſche Phraſen verſteht, und die Blüten derſelben gedeihen auf den ſalzburgiſchen Alpen ebenſo: wie in dem märkiſchen Sande denn ſie haben keine Wurzeln und brauchen daher keinen Boden, ſondern nur eine Fläche, um fortzukommen, und ihre ſtrohartigen Blätter fühlen keinen Einfluß der Luft. Aber der echte Dichter zieht ſeine Kraft, ſeinen Glanz und ſeinen Duft, die Größe, Form und Farbe ſeiner Blätter und Blüten wie eine edle Pflanze mit den Wurzeln und Sproſſen aus der Erde und der Luft ein, in welcher er erwachſen iſt. Eine ſolche Pflanze iſt Uhland's Poeſie, und ſie iſt daher ſchwäbiſch in ihrer naiven Natureinfalt, ihrer warmen Gemüthlichkeit und ihrer innigen Tiefe. Kerner, mehr als irgend ein Dichter unſrer Zeit ein reines Naturkind der Poeſie, offenbart dieſen ſchwäbiſchen Charakter noch reiner und einſeitiger. Wie unendlich reich iſt doch die Poeſie in der Menſchenbruſt, wenn ſie in der beſchränkteſten Einſeitigkeit der Empfindung und Anſchauung ſo viel geben kann, wie ſie unſerem Kerner gegeben hat! Wo Tiefe iſt, da hat jede Einſeitigkeit einen unendlichen Raum über und unter ſich.

Wir haben Kerner eben ein reines Naturkind der Poeſie genannt, und damit iſt ſein lyriſcher Charakter im Allgemeinen ausgeſprochen. Er ſingt, wie ein Kind, unter freiem Himmel, unbekümmert, ob einer ihn höre oder nicht; mit dem reinen und hellen Blick eines Kindes ſieht er die Welt um ſich her und ſpielt heilige Spiele mit dem Größten wie mit dem Kleinſten. Sich ſelbſt unbewußt ſpricht er in ahnungsvoller Weihe das Höchſte und Tiefſte in zarten Räthſeln aus, wie eine Paſſionsblume, die in ihrem kleinen Kelche die Unendlichkeit der göttlichen Liebesleiden umfaßt. In dieſem Sinne möchten wir die naive Kindheit — nicht Kindlichkeit — der Kerner'ſchen Muſe eine myſtiſche oder heilige nennen. Wenn ſie die Erſcheinungen des äußern Lebens berührt, ſo ſtreift ſie leiſe und ſanft darüber hin, um nicht mit ihren Pſycheflügeln daran haften zu bleiben. Aber indem alles ſich ihr zu Blumen geſtaltet, iſt ſie auf dieſe Weiſe der Biene gleich, die ja ihren Honig nimmer in den Stämmen und Wurzeln ſucht. Sehr ſchön hat Uhland dieſe zarte Oberflächlichkeit der Kerner'ſchen Poeſie in einem Sonett charakteriſirt:

Es war in traurigen Novembertagen,
Ich war gewallt zum ſtillen Tannenhaine
Und ſtand gelehnet an der höchſten eine,
Da hielt ich deine Lieder aufgeſchlagen.
— — — — — — — — — — —
Welch lieblich Wunder wirkten deine Lieder!

Die Höh' erſchien in goldnem Maienſtrahle
Und Frühlingsruf ertönte durch die Wipfel.

Doch bald verſchwand der Wunderfrühling wieder,
Er durfte nicht ſich ſenken in die Thale,
Im Fluge ſtreift er nur der Erde Gipfel.

Ferner erſcheint uns Kerner's Muſe als ein Kind voll Sinnigkeit, immer zwiſchen Freude und Leid ſchwebend, aber hier wie dort nicht laut und wild, ſondern Vieles in ſich verſchließend und Weniges leiſe ausſprechend. Und wie bei Uhland, ſo klingt auch hier in dem Wenigen vieles durch und nach. Eine ſelige Ruhe verklärt die Luſt und den Schmerz des Sängers, und unter der Thräne blühet immer die Roſe der Kindheit auf ſeiner Wange.

Schon in Kerner's erſten bekannt gewordenen Liedern *) ſpricht ſich der Charakter deſſelben ſo aus, wie wir ihn zu zeichnen verſucht haben:

Troſt.

Weint auch einſt kein Liebchen
Thränen auf mein Grab,
Träufeln doch die Blumen
Milden Thau hinab.

---

*) In Seckendorf's „Muſenalmanach“ für 1807, wo ſie Ck. (ſoll heißen J. K.) unterzeichnet ſind.

Weilt an ihm kein Wandrer
Im Vorüberziehn,
Blickt auf ſeiner Reiſe
Doch der Mond auf ihn.

Denkt auf dieſen Fluren
Bald kein Erdner mein,
Denkt doch mein die Aue
Und der ſtille Hain.

Blumen, Hain und Aue,
Stern und Mondenlicht,
Die ich ſang, vergeſſen
Ihres Sängers nicht.

Etwas tiefer klingt das folgende Lied:

Wohl hat noch nie ein Mädchen
Mit Liebe mein gedacht,
Noch nie mir ſtille Freude
In Wink und Kuß gebracht;
Doch liebt mich wohl dies Sternlein
Bleich zitternd durch die Nacht.

O ſeht, es blickt ſo freundlich,
Hält ſtill in ſeinem Gang,
Und lauſchet voller Liebe
Oft meinem kleinen Sang,
Da ſchau' ich wohl mit Thränen
Des Himmels Blau entlang.

Bald kommſt du, trautes Sternlein,
Und wandelſt ſtill umher,
Und blickſt in meine Zelle,
Die ſtehet öd' und leer,

Und blickſt auf meine Harfe,
Die tönet nimmermehr.

Dann ragt aus einem Hügel
Ein kleines Kreuz von Stein;
Du ſchwebſt vorbei, und liebend
Küßt es dein milder Schein,
Und wonniglich erzittert
Im Hügel mein Gebein.

Sehnſucht unausgeſprochener Liebe, in Blumenbildern und Lichtträumen ſpielend, iſt das ſchönſte Thema der Kerner'ſchen Lieder aus der nächſten Periode, wie wir ſie in dem von ihm ſelbſt herausgegebenen „Poetiſchen Almanach“ für 1812 finden. Wir geben einige zur Probe, da die angeführte Sammlung in wenigen Händen ſein mag.

An Roſamund.

Sommers, wann die Lilien blühen,
Nelk' und Roſe duftend glühen,
Mägdlein durch die Gärten wallen,
Schon begrüßt von Nachtigallen:

Steh' ich wohl am fernen Meere —
Aber auf der öden Leere
Wird dein Garten mir erblühen,
Werden deine Roſen glühen;

Werden ſich die blauen Wellen
Mir zu euren Bergen ſchwellen,

Werd' ich eure Thäler, Auen
Blühend in der Tief' erſchauen.

Und dann zieht wohl banges Sehnen
Mich danieder, und mit Thränen
Will ich ſinken in die Roſen;
Aber rings nur Wellen toſen.

Morgengefühl.

Der Morgenröthe Schein
Den neuen Tag verkündet,
Es ſteht der junge Hain
Von Liebesglut entzündet.

Die Sterne, Wanderns ſatt,
Sind längſt hinabgeſtiegen,
Die Vögel an der Statt
Froh durch den Himmel fliegen.

Du armes Herz voll Pein,
Wie biſt du bang befangen!
Es ſitzt ein Vögelein
Krank hinter Eiſenſtangen.

Wohl hört es den Geſang,
Den frohen Flug der andern,
Da ſitzt es matt und krank,
Kann ſingen nicht, noch wandern;

Und meinte doch im Traum,
Das Haupt verſteckt im Flügel,
Es ſäng' auf einem Baum,
Flög' über Thal und Hügel.

Erlöſch', du Sonnenſtrahl!
Nacht, komm emporgeſtiegen!

Daß über Berg und Thal
Wir wieder fröhlich fliegen [*]).

Welch ein reiner und vertrauter Blick in das Leben und Weben der Natur in dieſem Liede! Das träumende Vöglein mit dem Köpfchen unter dem Flügel, jeder ſieht es und kennt es, aber noch keiner hat es in ſein Lied eingefangen. überhaupt iſt Kerner's Muſe nie in der Stube: in Luſt und Leid, in Sehnſucht und Andacht, in träumender Einſamkeit und ſpielender Geſelligkeit hat ſie die freie Natur um ſich, unter ſich und über ſich. Dennoch aber fällt es ihr nie ein, die Natur als Landſchaftsmalerin darſtellen zu wollen. Sie nimmt die Natur in ſich auf und gibt ſie aus ihrem Innern mit ihren Gedanken und Gefühlen wieder heraus. Daher iſt ihre Natur ſo eigenthümlich und doch ſo einfach und ſo wahr. Die geſtaltloſe Sehnſucht kleidet ſich und ihren Gegenſtand in die Bilder der Natur, und ſelbſt Sonne und Mond ſind für den Dichter oft nur Träger ſeiner Liebe, wie z. B. in folgendem Liede:

---

[*]) Vgl. auch die „Frühlingsklage“ im „Dichterwald“.

Weh, o weh der böſen Sonne! Stellt mit liebeloſem Strahl
Zwiſchen mich und ſie, die ferne, hohe Berg' und tiefe Thal',
Bringet Dörfer, bringet Städte, ziehet Flüſſe, leitet Seen,
Läßt ein wild Gewühl von Menſchen zwiſchen ihr und mir erſtehn;
Und je näher dann die Sonne leuchtend an dem Himmel zieht,
Weh, je ferner ſie, die ferne, über Berg und Thale flieht.
Aber, wann die Sonne fliehet, mit ſich ziehend Berg und Thal,
Mit ſich ziehend Flüſſ' und Städte und die Menſchen allzumal,
Kehret ſchon die ferne wieder; leis vom Abendſtern bewacht
Schifft ſie in dem Kahn des Mondes durch das ſtille Meer der Nacht.

Noch charakteriſtiſcher in dieſer Art und Weiſe, das Innere in die äußere Natur hinaus, oder dieſe in jenes hereinzutragen, iſt das Lied „Alphorn" in Uhland's „Dichterwald" von 1813 *):

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft.
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?

---

*) Dieſe Sammlung enthält viele und darunter die ſchönſten Gedichte von Kerner.

Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?
Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohen Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird geſunden
Dies Herz, bis es verhallt *).

Und ſo tief iſt dieſer Zug zur Natur in der Muſe unſres Dichters eingewachſen, daß ſie auch den widerſtrebendſten Gegenſtand in ein Bild aus derſelben umgeſtalten muß, wie z. B. den St. Stephansthurm in Wien in einen rieſigen Hirten, der die Sternenheerde des Himmels hütet. Das Gedicht ſteht in dem „Poetiſchen Almanach" und iſt, wenn gleich nicht eines der beſten unſres Sängers, doch in der angedeuteten Beziehung wichtig:

Lichtvoll die Heerde gehet
Auf blauer Himmelshöh',

---

*) Vgl. auch die Lieder „Wanderer" im „Dichterwald", und „Der Pilger" im „Poetiſchen Almanach"

Einſam der Hirte ſtehet
Und klagt der Nacht ſein Weh.

Alſo den alten Kummer
Singſt du, o Rieſengeiſt!
Indeß der träge Schlummer
Die laſſe Welt umfleußt.

„O ſchönſte Zeit der Erde,
Wo ich einſt gut und recht
Geführt die fromme Heerde,
Ein kindlich treu Geſchlecht!

Da heil'ge Lieder ſchallten
Ernſt durch mein Gotteshaus,
Fürſten und Helden wallten
Demüthig ein und aus.

Da Männer kräftig thronten
Im deutſchen Kaiſerſaal,
Treue und Recht noch wohnten
Unten im Erdenthal.

Sittſame Frau'n, ihr lieben,
Ihr Helden ſtark und groß —
Heerde, die treu geblieben,
Du ſchläfſt in meinem Schooß!

Doch was jetzt unten ſchleichet,
Blinzelnd im Sonnenlicht,
Knechte, all von mir weichet!
Bin euer Hirte nicht.

Mich haben die Stern' erkoren
Zu ihrem Hirten gut:
Seit ihr euch ſelbſt verloren,
In eurem Frevelmuth“.

Alſo von hohen Zinnen
Der Geiſt des Thurmes ſang.
Die Sterne zogen von hinnen,
Der Vogel ſich aufſchwang.

Die Sonne ſtieg aus den Tiefen,
Der Thurm der ſtund gar ſtumm;
Zu ſeinen Füßen liefen
Die kleinen Menſchlein herum.

Schade, daß das originelle und große Bild in dieſem Gedicht nicht lapidariſch einfach und ſtark genug ausgeſprochen iſt! Der Dichter läßt ſich gehn, wie man zu ſagen pflegt, und das geſchieht ſolchen Naturkindern der Poeſie auch wohl öfter. Eben weil ihr Dichten ſo naturgemäß iſt, ſo ganz ohne Arbeit und Macherei, und ihnen ſo zu ſagen im Schlafe gegeben wird, eben deswegen mäkeln und feilen ſie auch nicht gern an der lieben Gottesgabe, die ſie mit einem gewiſſen Aberglauben annehmen und weiterſchicken. Die Kunſt erſcheint ihnen noch wie ein Götze, dem ſie zu opfern verſchmähen. Auf dieſer Stufe können nur einige wenige Dichtungsarten aufblühen, die ſubjectivſten der lyriſchen Poeſie, die aus einer inneren vollendeten Natur vollendet heraustreten. Auf den höheren Stufen wird durch die Kunſt aus dem Götzen eine Gottheit.

Aber kehren wir zu Kerner zurück. Seine

Freude iſt, wie wir ſchon oben bemerkt haben, niemals eine laute und wilde; und ſo wie ſeine Thräne nicht ohne eine Regenbogenverklärung von oben erſcheint, ſo iſt ſein Lächeln nicht ohne einen dazwiſchenſchillernden Zug der Wehmuth, der wenigſtens die Thräne hervorlocken will, wenn ſie auch nicht ſchon wirklich aus dem Auge rinnt. Solche helldunkle Miſchung der Empfindung ſpricht uns in den ſchönſten Liedern unſres Sängers an, z. B. in „Der Einſame" im „Dichterwald":

Wohl geheſt du an Liebeshand,
Ein überſel'ger Mann;
Ich geh' allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann.

Es iſt des Himmels heilig Blau,
Der Aue Blumenpracht,
Einſamer Nachtigallen Schlag
In wolk'ger Wälder Nacht.

Es iſt der Wolke ſtiller Lauf,
Lebend'ger Waſſer Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug.

Du ruhſt im zarten Frauenarm,
Am Roſenmnud voll Duft;
Einſam geh' ich, im Mantel ſpielt
Die kühle Abendluft.

Es kommt kein Wandrer mehr des Wegs,
Der Vogel ruht im Baum:
Ich ſchreite durch die düſtre Nacht,
In mir den hellſten Traum.

Eins der hellſten und munterſten Lieder von Kerner iſt das „Wanderlied“ im „Poetiſchen Almanach“, und doch auch durch dieſes zittert mit leiſer Wehmuth ein Ton der Sehnſucht, den das ſchwungvolle Versmaß gleichſam zu betäuben verſucht, etwa ſo, wie man raſch und rüſtig fortſchreitet, um nicht weich zu werden:

Wohlauf! Noch getrunken
Den funkelnden Wein!
Adieu nun, ihr Lieben!
Geſchieden muß ſein.
Adieu nun, ihr Berge,
Du väterlich Haus!
Es treibt in die Ferne
Mich mächtig hinaus.

Die Sonne, ſie bleibet
Am Himmel nicht ſtehn,
Es treibt ſie, durch Länder
Und Meere zu gehn.
Die Woge nicht haftet
Am einſamen Strand,
Die Stürme ſie brauſen
Mit Macht durch das Land.

Mit eilenden Wolken
Der Vogel dort zieht
Und ſingt in der Ferne

Ein heimathlich Lied.
So treibt es den Burſchen
Durch Wälder und Feld,
Zu gleichen der Mutter,
Der wandernden Welt.

Da grüßen ihn Vögel
Bekannt überm Meer,
Sie flogen von Fluren
Der Heimath hieher;
Da duften die Blumen
Vertraulich um ihn,
Sie trieben vom Lande
Die Lüfte dahin.

Die Vögel, die kennen
Sein väterlich Haus;
Die Blumen einſt pflanzt' er
Der Liebe zum Strauß.
Und Liebe, die folgt ihm,
Sie geht ihm zur Hand:
So wird ihm zur Heimath
Das ferneſte Land.

Nimmt die Sehnſucht in dem Gemüth unſres Dichters ihre Richtung zu dem Höchſten empor, ſo wird der Naturdienſt ſeiner Muſe dadurch nicht geſchloſſen. Er feiert gleichſam nur höhere Feſte in dem großen Tempel der Natur, die ſich ihm ringsumher in göttlichem Lichte verklärt. Er betet nicht mit der Gemeinde in dem ſteinernen Dome; einſam ſchweift er umher mit ſeinem gottſuchenden Herzen und kniend vor den Kreuzen, die auf den Bergen ſtehn, oder in den kleinen Hirtencapellen des Waldes. Dort erbauet er ſich auch durch die frommen Sagen und Legenden, die an den heiligen Stätten haften; denn die Kindheit glaubt das Wunderbare, aber fühlt keinen Schauer vor demſelben. Selbſt der Tod iſt ohne Grauen für das Kind: es ſieht die Leiche nicht vor den Blumen, mit denen ſie bedeckt iſt, und der Grabhügel hat für daſſelbe nur eine Höhe, aber keine Tiefe. Faſt alle Romanzen und Balladen von Kerner ſind legendenartige Mährchen und Sagen vom Tode, der die Liebe, die Unſchuld, das Gottvertrauen und die Demuth verklärt. In der Wahl oder der Erfindung ſolcher Stoffe, ſo wie in ihrem kindlich gläubigen und treuherzigen Tone ſind Kerner's Romanzen und Balladen noch lyriſcher oder ſubjectiver als die Uhland'ſchen. Eine beſondere Eigenthümlichkeit hat auch die Sprache dieſer Stücke. Sie iſt alterthümlich in ihrem Gange und ſelbſt in einzelnen Wörtern, Wendungen und Formen; aber ich kenne keinen deutſchen Dichter der neuen Zeit, in welchem dieſer altväteriſche Zug ſo natürlich und unbewußt ausſähe, wie in Kerner's poetiſcher Phyſiognomie. Es ſcheint als ſei ſeine Muſe ein

Kind, das dieſe alte Sprache von alten weiſen Männern und Frauen gelernt habe, die ihm die wunderbaren Sagen erzählt hätten, und als könne ſie dieſelben in keiner andern Sprache wiedergeben.

Die erſten Stufen jener Himmelsleiter der Sehnſucht, welche die Muſe unſres Dichters erklimmt, erkennen wir ſchon in einigen Liedern, die, wenn auch ohne ihren Gegenſtand zu nennen, doch nach der Höhe weiſen und auf jede irdiſche Erfüllung und Befriedigung verzichten. Dahin gehört z. B. das oben angeführte „Alphorn“ und das ſchöne „Pilgerlied“ im „Poetiſchen Almanach“:

Auf einer dürren Haide geht
Ein armer Wandersmann,
Kein kühlend Lüftchen weht,
Das ihn erquicken kann.

Er ſchaut Land ein, Land aus,
Horcht, keine Quelle fließt;
Blickt, ſieht nicht Wald, noch Haus,
So ſchattend ihn umſchließt.

Er kann nicht weiter gehn,
Er ſinkt aufs dürre Moos;
Doch ſieh', auf Bergeshöhn
Erblickt er jetzt ein Schloß.

O Kranker, freue dich;
Das nimmt dich gaſtlich auf! —
Er rafft zuſammen ſich,
Er eilt den Berg hinauf.

Und als er auf den Höhn,
Kein Schloß erſieht er mehr,
Sieht eine Wolke ſtehn,
Die bald erſtirbt, wie er.

Eine Variation deſſelben Themas iſt: „Der Wanderer" im „Dichterwald":

Die Straßen, die ich gehe,
So oft ich um mich ſehe,
Sie bleiben fremd doch mir.
Herberg', wo ich möcht' weilen,
Ich kann ſie nicht ereilen,
Weit, weit ſie iſt von hier.

So fremd mir anzuſchauen
Sind dieſe Städt' und Auen,
Die Burgen ſtumm und todt;
Doch fern Gebirge ragen,
Die meine Heimath tragen,
Ein ewig Morgenroth.

Dem Gärtner verklären ſich ſeine Blumen zu Sternen, wenn ſie unten verblühet ſind, und wie die Blumen Düfte emporſenden, ſo ſenden ihnen die Sterne aus der Luft Thau und Thränen. Dieſe Wechſelſehnſucht der Blumen und Sterne iſt in zwei Liedern ausgeſprochen, deren erſtes, „Des Gärtners Lied“, in Seckendorf's „Muſenalmanach“, das zweite, „Der Gärtner der Höhe“, in den „Rheinblüten“ von 1825 gedruckt iſt. Wir theilen das zweite mit, als eine der letzten Blüten der Kerner'ſchen Muſe, die leider ſeit einiger Zeit viel zu feiern ſcheint:

Verlaſſ' die kalten Höhen,
Du armer Gärtnersmann!
Dein Garten ſteht voll Mooſe,
Nicht Hyacinth', nicht Roſe
Man in ihm finden kann.

Im warmen Thale unten
Sah ich der Gärten viel:
Die Blumen ſtehn in Fülle,
Und ihre bunte Hülle
Gewährt ein luſtig Spiel.

Im Garten auf der Höhe
Iſt ſchon die Blüte aus.
Möcht' ihrer nimmer warten —
Alter, verlaß den Garten,
Dein armbeſtelltes Haus.

Der Gärtner gab nicht Rede
Dem Wandrer aus dem Thal,
Blieb ſtill, wie träumend, ſtehen,
Bis daß voll Glut die Höhen
Im letzten Abendſtrahl;

Bis nackt in enger Tiefe
Die Erde rings verſchwand,
Goldwolken ſich erhoben,

Seltſame Bilder woben
Ein ſelig Zauberland.

„Dort, Fremder, ſteht mein Garten“,
Sprach drauf der Gärtnersmann;
„Wo ſind die kalten Mooſe?
Sieh' Hyacinth' und Roſe
Auf himmelblauem Plan!

Und ſieh', von Gold erbauet
Ein herrlich Königshaus,
Die Sterne drüber ſtehen,
Glutroth die Wimpel wehen,
Drin geh' ich ein und aus“.

Schon legendenartig iſt das Lied „Das Kreuz auf der Höhe“ im „Poetiſchen Almanach“. Die Sehnſucht nach der Höhe hat auf dem Gipfel eines Berges das Symbol ihres Ziels in dem Kreuz gefunden:

Hinab ſank Staub und Erde,
Sonne flog himmelwärts.
Hin kniet' ich in Entzücken,
Es an das Herz zu drücken.

Da ſtrömten Ruh' und Wonne
Aus ihm in meine Bruſt,
Als wär' es eine Sonne,
Durchzuckt' es mich mit Luſt.
Es flogen Engel nieder
Und grüßten mich als Brüder.

Doch ſieh', zum ſüßen Lohne
Neigt mild das Bildniß ſich,

Es ſinkt die Dornenkrone
Von ſeinem Haupt auf mich.
Feſt drückt' ich ſie zum Herzen,
Fühlend ſo ſüße Schmerzen. ꝛc.

Unter den eigentlichen Legenden zeichnen wir die in dem „Dichterwald" gedruckten aus: „Sanct Alban", „Die Stiftung des Kloſters Hirſchau", „Sanct Walderichs Capelle zu Murrhardt", „Graf Montfort", „Die heilige Regiswind von Laufen", „Sanct Elsbeth", ſämmtlich Belege zu der oben gegebenen Charakteriſtik dieſer Gattung der Kerner'ſchen Poeſie. Wer möchte nicht ein Gedicht wie folgendes für ein altes Volkslied, etwa aus dem ſechzehnten Jahrhundert halten?

Herr Ritter Ernſt, der war ergrimmt zu einer böſen Stund',
Er ſchlug die falſche Dienerin mit ſeinen Fäuſten wund.

Er ſchlug die falſche Dienerin, er ſtieß ſie mit dem Fuß:
„Herr Ritter Ernſt, und wißt fürwahr, daß Euch dies reuen muß!"

Es war die falſche Dienerin, die eilte durch den Saal,
Sie eilte durch den weiten Hof hinab ins grüne Thal.

Da ſaß Herr Ernſts ſein *) Töchterlein, ein Fräulein fromm und zart,
Es ſpielt mit bunten Blümelein nach andrer Kinder Art.

Da pflückt die falſche Dienerin drei Röslein auf dem Plan,
Zu locken dieſes ſtille Kind zum wilden Strom hinan.

„Komm, liebes Kind, komm, ſüßes Kind! Da blühen Röslein rund!“
Sie faßt es an dem goldnen Haar, ſie ſchleudert's in den Grund.

Eine Weil' das Kind die Tiefe barg, eine Weil' es oben ſchwamm,
Auf lacht die falſche Dienerin, doch bald ihr Reue kam.

Sie flieht von dem unſel'gen Strom, flieht über Berg' und Thal,
Sie irrt ſo viele hundert Jahr, kann ruhn kein einzig Mal.

Es ſah Herr Ernſt von hoher Burg, ſah in den grünen Grund,
Sie brachten todt ſein ſüßes Kind, auf Roſen man es fund.

---

*) Leider eine unausſprechliche Härte in dem zarten Gedicht. Wie leicht wären dergleichen Anſtöße wegzuräumen!

Es blüht, wie eine Roſe roth, wie eine Lilie weiß.
Er legt's in einen goldnen Sarg, beſtattet es mit Fleiß.

Manch' Mutter kniet mit ihrem Kind auf Regiswindens Gruft;
Doch wenn Herr Ernſt, der Vater, kam, entſtieg ihr Roſenduft.

Seitdem erſcheint zur Todesnacht gar manchem frommen Kind,
Bekränzt mit duft'gen Röslein roth, die heil'ge Regiswind.

Auch liegt ſeitdem manch frommes Kind, das Nachts erlitt den Tod,
Am Morgen in der Wieg' umkränzt mit jungen Röslein roth.

Auch das hell blühende Kindermährchen „Goldener“ im „Dichterwald“, obgleich in Proſa abgefaßt, muß hier aufgeführt werden, um die Rundung zu ſchließen, in welcher Kerner's poetiſche Natur uns erſcheint. Jede Natur hat ihre Ausnahmen in den Gattungen und Arten: warum nicht eine Dichternatur? So müſſen uns denn einige wenige ſolcher Stücke nicht befremden, die in unſre Charakteriſtik nicht hineinpaſſen und doch von Kerner ſind und auch ſeiner würdig. Dahin rechnen wir z. B. das Nachtſtück „Die traurige Hochzeit“ im „Dichterwald“, die Denk male auf Kepler, Friſchlin und Schubart in derſelben Sammlung, welche in einem Lapidarſtyl der Empfindung abgefaßt ſind, und Anderes mehr. Nur zur Satire hat Kerner's Natur durchaus keinen Beruf, wie jede Kindernatur. Davon zeugen hinlänglich das Epigramm:

Dein Epigramm, o Theodor,
Iſt ſpitzig, wie ein Eſelsohr.

und das Spottlied gegen die Recenſenten, überſchrieben „An die Freunde“, beide im „Dichterwald“. Dieſes Lied hebt ſatiriſch an, aber bald wird das Herz des Satirikers in die Naturluſt hineingezogen, und kümmerlich hinkt die Satire noch einmal zum Schluſſe hinterdrein.

Zum Kleeblatt ſchwäbiſcher Dichter fehlt Guſtav Schwab, der Romanzenſänger, welcher zuerſt als Lyriker auftrat, und zwar mit Anzeigen eines ſchönen Berufs *), ſich in der Folge aber mit tüchtiger Beſchränkung in die Romanzenpoeſie zurückzog. Um ſeine eigenthümliche Stellung in dieſer zu betrachten, müſſen wir einen neuen Aufſatz anfangen.

---

*) Das tiefempfundene Gedicht „An die Geliebte“ wäre allein vollgültig als ſolche.

II.

Einige Worte über Friedrich Auguſt Wolf.

Bei Gelegenheit der Gedächtnißſchrift vom Prof. Hanhart (Baſel 1825).

Die Gedächtnißſchrift des Profeſſors Hanhart in Baſel iſt die erſte zu Ehren eines der größten Männer des Jahrhunderts, unter den Philologen unſers Vaterlandes des größten, ein kleines Büchlein über den ſo großen Mann, aber ſeiner nicht unwürdig, der, im Leben ein Verächter alles umſtändlichen und ceremoniellen Pompes, gewiß auch den Univerſitäten, an welchen er gelehrt hat und durch Schüler noch fortlehrt, und der Akademie, deren Mitglied er geweſen, glänzende Gedächtnißfeiern eben ſo gern erläßt, wie ſie es ſich ſelbſt erlaſſen haben. Er, der im Leben durch das lebendige geflügelte Wort am liebſten wirkte, auch darin dem Alterthume nicht zünftig, ſondern natürlich verwandt, und nach ſeinem Tode mehr durch ſeine Schüler als durch ſeine Bücher lehrend fortleben wollte; der ſein ſchriftſtelleriſches Arbeiten nur als eine leidige Nebenſache, theils ausfüllend, theils nothgedrungen, aber dann, wie alles, mit einer unſerer papiernen Zeit kaum begreiflichen und nachfühlbaren Strenge und Sorgfalt betrieb; der es verſchmähete, ſich ſelbſt ein voluminöſes Monument Schwarz auf Weiß zu ſetzen — Wolf bedarf auch keines ſolchen todten Ehrendenkmals von Marmor oder Eiſen. Das iſt die wahre Unſterblichkeit, die dieſer Ewige ſtets erzielt hat, im Geiſt und Worte der Lebenden mit fortzuleben und fortzuwirken, in einer nicht zu berechnenden und zu begrenzenden Ausdehnung des Zeugens und Gebärens. Aber, wenn er, um unſterblich unter uns zu ſein, keiner Gedächtnißfeier und keines Ehrendenkmals bedarf, wird die Nachwelt nicht einſt uns, ſeine Zeitgenoſſen, danach fragen? Was ihn nicht feiern und ehren kann, wird deſſen Unterlaſſung nicht uns entehren? Der Deutſche, welcher ſo viel, was er in ſeinem eigenen Hauſe näher und beſſer haben kann, aus der Fremde holt, warum bringt er von dorther nicht auch das mit, was ihm fehlt, das dankbare und ſtolze Gefühl für große Männer ſeiner Zeit und ſeines Landes? Die Gemeinheit zuckt die Achſeln bei dieſem Vorwurf und ſagt: Es fehlt bei uns am Beſten: das ſoll heißen, am Gelde. Armſelige Ausflucht! Ich glaube, daß, um nur eine Stadt zu nennen, in Berlin zu Ehren Shakſpeare's, Schiller's, Göthe's, Jean Paul's, Mozart's ſchon ſo viel gegeſſen und getrunken worden iſt, daß man dafür ein nicht unanſehnliches Monument errichten könnte. Und wenn die Deutſchen ſich denn ja einmal zuſammennehmen und ihren großen Männern etwas anthun wollen, was feierlicher und dauernder als ein Diner iſt — was geſchieht dann? In Weimar, nicht in Deutſchland, iſt Göthen ein Jubelfeſt gefeiert worden: und beſitzt Deutſchland ihn nicht länger und eigener als Weimar? Und ſelbſt in Weimar, was iſt vom Volke ausgegangen und geleiſtet worden an dieſem Feſte? Der Hof hat ſeinen Dichter und Miniſter würdig gefeiert, und das Volk iſt ſo mitgelaufen. Ja, noch mehr. In ſeiner Vaterſtadt läßt ein reicher Banquier ihm eine Statue errichten. Und die Bürger von Frankfurt? — Nun, ſie bewundern die ſchöne Bildſäule in dem Muſeum des Banquiers.

Kehren wir zu Wolf zurück. Es iſt kein großer Sprung von Göthe auf ihn. Soll er denn unbeklagt und ungerühmt zu den Schatten hinabgeſtiegen ſein, der Mann, der hier eine ſo große Zahl der Seinigen in der ſchönſten und würdigſten Bedeutung des Wortes zurückläßt? Noch vor wenigen Jahren begeiſterte ihn, den Greis, der Anblick eines jugendlichen Göthe zu jugendlichen Herzensergüſſen *). Und hat Göthe keinen Vers für ſeinen abgeſchiedenen Freund? Hat dieſer unſer Ruhnken, und mehr als Ruhnken, keinen Wyttenbach gezogen, der es für human oder humaniſtiſch hielte, zu ſagen: De Wolfio et meus me dolor scribere jubet et viri virtus et vero bonarum emolumentum literarum? Quod si non tantus, quantus fuit, vir fuisset Wolfius, ta-

---

*) Er hatte, ich weiß nicht in welcher Kunſthandlung, ein Gemälde gefunden, welches Göthen in der vollſten Blüte männlicher Schönheit überaus ähnlich darſtellte, und es ſogleich zu ſeinem Eigenthum gemacht. In ſeiner Arbeitsſtube, wo es aufgeſtellt wurde, begrüßte er es mit den Hendekaſyllaben, welche damals im Morgenblatte gedruckt erſchienen. Ungefähr ein Jahr ſpäter zeigte er mir das liebe Bild und ſprach vor ihm jene Verſe. Wer ihm Gefühl für Freundſchaft abzuſprechen wagt, der hätte in dieſem Augenblick ſein Auge ſehen ſollen.

men et officium et pietas postulabat, ut, cujus viri amicitiam coluissem, ejusdem mortui memoriam commendarem. Wie, oder ſollten kleinliche und unwürdige Erinnerungen an Trennungen und Mißverſtändniſſe in den letzten Jahren des Geſtorbenen ſeinen berühmteſten und zu einem ſolchen monumentum pietatis berufenſten Schülern das verdunkeln und trüben, was ihnen ebenſo unvergeßlich und unauslöſchlich im Herzen ſtehen ſollte, wie es ihnen im Geiſte wirklich ſteht, ich meine das, was ſie aus jener reichen Quelle ſeines Mundes geſchöpft und genoſſen haben? Oder halten dringende gelehrte Arbeiten ſie davon ab? Wahrlich, ich ſollte meinen, die gelehrte Welt würde ihnen eine Pauſe in einem corpus inscriptionum Graecarum, oder in einer Ariſtoteliſchen Variantenſammlung, oder auch in der Redaction der Werke des größten deutſchen Dichters gern verzeihen, wenn ſie dieſelbe mit einigen Worten zum Gedächtniß ihres Lehrers ausfüllten.

Hier müſſen wir aber auch fragen: Wo ſind die Materialien zu einer ſolchen Arbeit zu haben? Iſt Herr Dr. Körte in Halberſtadt, Wolf's Schwiegerſohn und, ſo viel uns bekannt iſt, der Erbe ſeines literariſchen Nachlaſſes, zu Mittheilungen aus demſelben erbötig? überhaupt iſt dieſer Erbnoch öffentliche Rechenſchaft von dieſem Nachlaß ſchuldig. Denn Wolf's literariſcher Nachlaß iſt nicht die Erbſchaft eines Schwiegerſohns, ſondern die Erbſchaft Deutſchlands, der Welt. Wir können nicht umhin, hier einer uns mündlich zugekommenen Sage über eine letzte Verfügung Wolf's öffentlich Erwähnung zu thun, wäre es auch nur, um Herrn Dr. Körte dadurch vielleicht zu vermögen, ſie öffentlich anzuerkennen oder zu widerlegen. Es hieß, Wolf habe ſeinen literariſchen Nachlaß, die mit Randgloſſen verſehenen Bücher mit eingeſchloſſen, ſeinen Schülern auf die Weiſe zugeſchrieben, daß diejenigen Schüler, welche von dieſer Erbſchaft Gebrauch machen wollten, ſich darüber pecuniär mit den pecuniären Erben abzufinden hätten, alsdann aber mit dem Geerbten ſchalten ſollten — nicht bloß könnten — wie mit ihrem Eigenthume. Das wäre in der That eine originelle und dem Charakter Wolf's nicht fremde Verfügung! Wie dem aber auch ſei, Herr Dr. Körte wird gewiß das Geſchäft der Redaction der nachgelaſſenen Papiere Wolf's gern mit einigen Schülern des großen Mannes theilen, deſſen geiſtige und gelehrte Vielſeitigkeit wol kaum von Einem aufzufaſſen ſein wird, auch nur in dem Geſchäft der Ordnung und Zuſammenfügung ſeiner posthuma.

Herr Profeſſor Hanhart in Baſel, ein Schüler Wolf's, hat ein Schulprogramm benutzt, um darin an die Verdienſte des großen Lehrers, namentlich auch um die Schweizer, denen er in Halle und Berlin beſondere Liebe durch Rath und That erwieſen, zu erinnern. Was das Biographiſche betrifft, ſo iſt es ſehr arm an Thatſachen oder überhaupt im Geſchichtlichen, und bei dieſer Armuth noch unzuverläſſig. Aber freilich, hier läßt ſich auch mit dem beſten Willen nicht mehr und nichts anderes liefern, als was man empfangen hat, und ſelbſt Wolf's Geburtsjahr iſt in dieſem Buche, wie überall, falſch angegeben, und nur die Inſchrift ſeiner Büſte von Tieck trägt das richtige Datum, den 15. Februar 1759. So unbekümmert war Wolf um Alles, was ſeine Perſon betraf, daß er die falſche Angabe bei Meuſel, Saxe, in den „Zeitgenoſſen“ und wo ſie ſonſt nachgeſchrieben ſein mag, unberichtigt ließ, vielleicht ſelbſt nicht ohne einige ironiſche Schadenfreude über die Zuverläſſigkeit biographiſcher Notizenkrämerei. Wolf's brieflicher Nachlaß wird die Lücken in ſeiner Lebensgeſchichte hoffentlich ſo genügend ausfüllen, daß ſeinen Freunden nichts zu wünſchen, und ſeinen Feinden nichts zu fürchten übrig bleiben wird. Alsdann werden wir mancherlei vollſtändig und klar erkennen, was das hämiſche und neidiſche Treiben ſeiner Gegner, die er nie einer förmlichen Widerlegung würdigte, theils verſteckt, theils verdunkelt, theils entſtellt hat. Ich erinnere nur an ſeine kräftige und einflußreiche Mitwirkung zur Verlegung der halliſchen Univerſität nach Berlin. Denn ſo haben wir die erſte Gründung der Univerſität in der Hauptſtadt zu deuten. Über dieſe Periode der Wolf ſchen Thätigkeit würde vielleicht auch der Miniſter von Humboldt gültige Mittheilungen liefern können. Ferner ſind wir darauf geſpannt, zu erfahren, welche Bewandniß es mit den Umtrieben hatte, welche bald nachher in Berlin gegen Wolf in Bewegung geſetzt wurden, während er im ſüdlichen Deutſchland reiſte. Damals wußte man in mehreren Zeitungen die Kunde einzuſchwärzen, der König von Preußen habe Wolf verabſchiedet, mit einigen gehäſſigen Hindeutungen auf vermuthliche Gründe; und dieſe Nachricht wurde die Veranlaſſung, daß der jüngſt verſtorbene König von Baiern, dem der Reiſende in München oder Nymphenburg einen Beſuch machte, ihm eine Anſtellung in ſeiner Hauptſtadt unter gleichen Bedingungen, wie er ſie in Berlin gehabt, antrug. Aber Wolf kehrte nach Berlin zurück.

Mit Recht hat Herr Profeſſor Hanhart unſern Wolf vorzüglich als Lehrer, wirkend auf das Leben durch lebendiges Wort, geſchildert. Überhaupt war ja Wolf in jedem Bezuge ein Mann des Lebens, oder, wenn das deutlicher klingt, ein Lebemann, und durch ihn gewann die Wiſſenſchaft des todten Alterthums erſt eigentliches Leben. Sein Geiſt regenerirte gleichſam das Alterthum, er war gleichſam ſelbſt Grieche und Römer, wenn er uns die griechiſche und römiſche Welt darſtellte. Welche feine Urbanität charakteriſirte ſein ganzes Weſen, wenn er Horazens Satiren erklärte! Wer die ungezogene Grazie des Ariſtophanes nicht aus den Verſen des alten Komikers herausleſen konnte, der mußte Wolf's Vorträge über die „Wolken“ hören. Und endlich, wer ſich mit allem Studium nicht in die Anſichten über den Homeriſchen Naturgeſang hineinfinden konnte, dem ward das Unbegreifliche zur Wirklichkeit, wenn er dieſen Rhapſoden ſingen hörte. Solche Lebensfülle, fähig, das Todte zu erwecken und das Ferne in die nächſte Gegenwart zu verſetzen, verbunden mit der geiſtreichſten und freieſten Vielſeitigkeit, und die Anmuth ſeines Weſens, welche ſich auch auf jedem Blatte ſeiner Schriften ausſpricht und ſeine tiefſten und ſchwerſten Forſchungen vor jedem pedantiſchen Staub und Roſt bewahrt, das ſind die Hauptzüge von Wolf's literariſchem Charakter, und ſie möchten zu einer Vergleichung Wolf's und Göthe's, deren Geiſtesverwandtſchaft ſich ja auch durch eine lange innige Freundſchaft bewährt hat, am natürlichſten hinleiten. Wer Wolf als Gelehrten nicht zu genießen und zu ſchätzen verſtand, der mußte ihn als Weltmann bewundern und lieb gewinnen; und vielleicht hat es ſeit Hugo Grotius keinen claſſiſchen Gelehrten gegeben, welcher, wie er, dazu berufen geweſen wäre, auch in Staatsgeſchäften zu glänzen. Wolf als Miniſter wäre gewiß ein würdiger College ſeines Göthe geweſen.

Wir ſtimmen dem Hrn. Prof. Hanhart auch in dem bei, was er über Wolf's letzte Lebensperiode ſagte, zur Widerlegung Derer, welche das otium des großen Mannes nicht in antikem Sinne durch Muße, ſondern, gar leidig modern, durch Trägheit und Nichtsthuerei überſetzen möchten. Hat man es doch großen alten Feldherren und Staatsmännern nicht übel gedeutet, wenn ſie, nach Vollführung wichtiger Thaten, ihrer Thätigkeit überdrüßig und einer ämſigen Zeitgenoſſenſchaft weichend, die weniger gethan hatte, Kraut zu pflanzen gingen. Und wer Wolf und ſeine

Anſichten über Zeit, Welt und Wiſſenſchaft gekannt hat, der begreift wohl, daß er zum Krautpflanzen mancherlei vollgültige Veranlaſſungen hatte, ich meine in den letzten Jahren ſeines Lebens*). Aber, ſo wird man ſagen, wenn es ihm verleidet worden war, auf der Univerſität zu lehren und in der Akademie zu leſen, warum ſchrieb er nicht? — Weil er es mit dem Schreiben anders, ganz anders nahm als jene Frager. Wie Wolf ſchrieb, darüber brauchen wir nur ſeine Schriften zu fragen, denen das Horaziſche nonum prematur in annum theils in wirklicher, theils in gleichgeltender Bedeutung an der Stirn geſchrieben ſteht. Und wie trefflich hat er ſich ſelbſt über dieſen Gegenſtand in den „Analekten“ ausgeſprochen! **) Er wollte und konnte nicht rohen Materialienwuſt für ein bearbeitetes Werk geben, und ließ daher die eiligen Mitbewerber, welche das Bischen Ihrige gleich unter die Leute und nebenher auch in ihre Taſchen bringen wollten, jene Kurzdärmigen, um mit den Xenien zu ſprechen, laufen und rennen, ſicher, immer noch zu rechter Zeit zu kommen, wann er auch käme; denn:

---

*) Recht ſchalkhaft war ſeine gewöhnliche Entſchuldigung, warum er nichts mehr drucken ließe, womit er unberufene Frager abfertigte. „Ich halte es meiner unwürdig“, ſagte er, „unter Cenſur drucken zu laſſen!“ Aber, hieß es dann, welcher Cenſor wird denn etwas in Ihren gelehrten Arbeiten ſtreichen? „Gleichviel“, entgegnete Wolf, „nichtsdeſtoweniger fühle ich das Unwürdige der ganzen Maßregel und die Verletzung meines Privilegiums als eines Akademikers“.

**) In dem Briefe an den Miniſter von Humboldt Anal. I., 10.

Das Echte bleibt der Nachwelt unverloren.

Und ſo hoffen wir, aus Wolf's Nachlaß Materialien zu erhalten, welche wohl leicht ausgearbeiteter ſein möchten als jene Werke derer, die ſo oft über ſein otium geſpottet und geſcholten haben. Endlich iſt auch zu bedenken, daß ſelbſt die Handarbeit des Schreibens und das Sitzen am Schreibtiſche Wolf's lebendiger Natur geradezu widerſprach, körperlich und geiſtig. In dieſem Bezuge ſagte er einmal: „Es wäre mir ein Leichtes, die Alterthumskunde in einer Wieland'ſchen Sammlung zuzurichten und mich reich zu ſchreiben, hätte ich nur Adelung's Geſäß“.

Tantae molis erat, auctoris condere nomen.

Hören wir den alten Herrn ſelbſt noch ein paar Worte über ſein otium ſprechen *). „Es dürfte wohl", ſagt er, „für jemand, der, wie ich, niemals Schriftſteller, ſondern nur Lehrer ſein wollte, ebenſo geziemend ſcheinen, nachdem er ein halbes Leben daran gewendet, Andern allerlei Nahrung zu bereiten, und über dem Kochen das Genießen verſäumt hatte, endlich ſich etwas freiere Muße zu ruhigem, genußreichem Studiren auszubedingen; zumal es nun an den rüſtigen Jüngern nicht fehlt, um die Pflanzungen, die den Sturm überdauerten, zu warten und gedeihlicher zu pflegen. War es doch bei den Römern, ſobald ſich ein eigentlicher Lehrſtand bildete, und bis in die an Barbarei grenzenden Jahrhunderte, erſt herkömmlich, nachher geſetzlich, öffentlichen Lehrern, namentlich unſern ältern Collegen, den griechiſchen und lateiniſchen Grammatikern und Rhetoren, ſchon nach zwanzig im Amte zugebrachten Jahren Befreiung von allen Berufsgeſchäften zu bewilligen, nebſt Belohnungen, die bei der damaligen Welt einen Werth hatten. Gleichwohl ſah man unter den übrigen Ständen jener Zeit ſelten ſo junge Veteranen, wie die neuere, die überhaupt ihre Ehrenkränze niedriger gehängt hat, zum Vorſchein brachte. Doch es finden ſich ſelbſt in der Geſchichte der heutigen Gelehrten, ohne derer zu gedenken, die im Schoße von Akademien auf verdienten Lorbern ruhen, häufig da und dort ähnliche Befreiungen, wovon dann den Staaten wieder eigene Vortheile zugewachſen ſind, die nicht eben von den Gebern beabſichtigt wurden, als welche nur Ruhm ſuchten in der Dankbarkeit".

---

*) Anal. I. 1

Der Darſtellung des Wolf'ſchen Wirkens durch die Lehre des lebendigen Wortes folgt eine Aufzählung und Würdigung ſeiner mannichfaltigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten. Hr. Prof. Hanbart theilt ſie in kritiſche, exegetiſche, überſetzungen, polemiſche, literariſche, oratoriſche, pädagogiſche und ſolche, die anziehende Mittheilungen aus der Alterthumskunde für eine gemiſchte Leſerſchaft enthalten. Alle beurkunden die Vielſeitigkeit des Meiſters, der von ſeinem höhern Standpunkte, auf welchem er ſich ſchon früher erhoben, durch eine bewundernswürdige, vom Genie unterſtützte Thätigkeit, wie von einer Warte aus, den Flammenblick nach allen Gegenden hinwendet und überall das Dunkel erhellt. über Wolf's deutſche überſetzungen ſagt Hr. Prof. Hanbart: „Wie groß mag wohl die Zahl derjenigen ſein, die das zu würdigen wiſſen, was Wolf, beſcheiden genug — gewiß aber auch nicht ohne Ironie auf die weniger beſcheidenen überſetzer —

metriſche Spiele und Späße nennt: ſeine Überſetzungen aus Ariſtophanes und Horatius — und, fügen wir hinzu, aus der Odyſſee? Was hier mehr Bewunderung verdiene, ob ſeine tiefe Kenntniß der deutſchen, oder der griechiſchen und lateiniſchen Sprache, iſt ſchwer zu beſtimmen. Hier ſehen wir — ich weiß, was ich ſage — einen Rieſenkampf, aus dem der deutſche Held ſiegesfroh zurückkehrt.

Ich erinnere mich, daß Wolf mir einmal erzählte, wie er dieſe ſeine metriſchen Spiele und Späße betrieben habe. Mit einem Homeriſchen oder Horaziſchen Verſe im Kopfe habe er ſich einige Vormittagsſtunden lang unter den Linden auf- und abbewegt, den Sylbentanz im Hin- und Herſchreiten nachbildend zum deutſchen Verſe; oder er habe den Vers herausgeſchaukelt, indem er ſich auf einer Spazierfahrt in einem bequemen Wagen hin- und hergewiegt. Oft aber ſei er mit einem Verſe in einem Gange oder einer Fahrt nicht fertig geworden.

Ungern vermiſſen wir eine Schilderung von Wolf's liebenswürdiger Perſönlichkeit und dem Zauber ſeines geſelligen Weſens, womit er freilich ſehr zurückhaltend war, namentlich gegen die, welche gelehrte Anſprüche darauf machen wollten. Mit Fremden und Unbekannten, vorzüglich ſogenannten Laien, war er ſtets der anmuthigſte und wohlgelaunteſte Geſprächsführer, und überhaupt, wie ſchon bemerkt worden iſt, ein feiner Weltmann. Eine treffliche Würze ſeiner Rede war die leichte Ironie, mit welcher er das Größte wie das Kleinſte überzog, eine wahrhaft Sokratiſche Ironie, welche von denen, die ſie mißverſtanden, gewöhnlich als malice d'esprit gedeutet wurde. Vorzüglich intereſſant nahm ſich die Gelehrtengeſchichte ſeiner Zeit, bis auf ſeine nächſte Collegenſchaft herunter, in dieſer ironiſchen Darſtellung aus. Nicht ernſter als ſolche ſcheinbare Verunglimpfungen Anderer, meinte er es mit dem, was er zuweilen mit übertriebenem Selbſtruhm von ſich ſelbſt ſprach, und er unterließ dann nie, ſich um ſo ſchonungsloſer ſammt ſeinen Ehren und Verdienſten zu vernichten, je höher er ſich vorher geſtellt hatte. Dieſen Geiſt ſeiner Converſation faßten aber die wenigſten Hörer auf und entſtellten einzelne ſeiner Äußerungen zu gehäſſigen oder lächerlichen Anekdoten.

Ich bin viele Jahre lang ſein Schüler geweſen und habe bei meinen ſpätern Beſuchen in Berlin ſtets den freundlichen und mittheilenden

Lehrer in ihm wiedergefunden, auch noch in dem Jahre vor ſeinem Tode, als ich mit ihm über die Herausgabe meiner „Homeriſchen Vorſchule“ Rath pflog. Aus dieſem letzten Beiſammenſein habe ich die Erinnerung an ihn in dem Ideale eines liebenswürdigen und geiſtesfriſchen Greiſes mitgenommen.

III.

1) Lieder von Schmidt von Lübeck. Herausgegeben von H. C. Schumacher. Zweite vermehrte Aufl. (Altona 1826).

2) Gedichte von Juſtinus Kerner. (Stuttgart 1826).

Wir können die beiden Dichter, deren Beurtheilung wir hier vereinigen wollen, als Vertreter einer ganzen zahlreichen Claſſe betrachten, die wir *eintönige Lyriker* nennen. Die Eintönigkeit iſt nur in denjenigen Dichtungsarten durchaus und unbedingt verwerflich, deren von außen her gegebener vielſeitiger Stoff nicht ohne innere Vielſeitigkeit vollſtändig aufgenommen und ausgebildet werden kann, und ſie zeigt ſich demnach als unzulänglich für jede mehr objective als ſubjective Darſtellung, alſo vorzüglich für das Epiſche und Dramatiſche. Die Empfindung hingegen, als das eigentliche Princip der lyriſchen Poeſie, theilt ſelbſt dem von außen her in ſie eingedrungenen Stoffe ſo ganz ihre ſubjective Natur mit, daß dieſer, wie vielſeitig er auch an und für ſich ſei, dadurch in die einſeitigſte Individualität umgeſtaltet werden kann. Dieſe Einſeitigkeit der Empfindung aber, inſofern ihr nur Höhe und Tiefe nicht abgeht, hat oft mehr lyriſche Kraft und Fülle, als die vielſeitigſte Subjectivität, und ſcheint ſich ſodann durch intenſive Vereinigung gegen die extenſive Zerſtreuung der andern geltend zu machen. Indem dieſe Einſeitigkeit der Empfindung nun die poetiſche Eintönigkeit der Lyrik bedingt, ſchließt ſie weder Vielſeitigkeit des Stoffes noch der Form aus; ſo wie umgekehrt Vielſeitigkeit der Empfindung oder Vieltönigkeit der Lyrik ſich auch bei einſeitigem Stoffe und in enge beſchränkter Form ausſprechen kann. Das Einſeitige und Vielſeitige beruht hier einzig und allein auf dem Tone, in welchem die Empfindung, von innen oder von außen angeregt, ſich ſelbſt ausklingt, und dieſer Ton, der eigentliche Lebensgeiſt der lyriſchen Poeſie, durchdringt die Äußerlichkeit des Stoffes und der Form mit ſeiner ſubjectiven Umbildungskraft. So wie es Inſtrumente gibt, und namentlich ſentimentale Blaſeinſtrumente, die nur eine oder einige verwandte Tonarten umfaſſen: ſo jene eintönigen Lyriker; und ſie verhalten ſich zu der Vieltönigkeit einer Lyrik, wie etwa die Göthe'ſche, nicht anders als Baſſethörner oder Alpenhörner zu einer Orcheſtermuſik. Wir verlangen aber von ihnen, wie von jenen Inſtrumenten, daß ſie ihre Tonarten in vollen und reinen Accorden von der Tiefe bis zur Höhe, in verſchiedenen Tempo's und wechſelnden Modulationen, und in den Steigerungen des Piano zum Forte ausſprechen, übrigens aber ſich auf den Vortrag ſolcher Stücke beſchränken, die ihrer nur in der Beſchränkung ſchönen Natur angemeſſen ſind. Denn wenn wir der lyriſchen Eintönigkeit eine gewiſſe Vielſeitigkeit des Stoffes und der Form nicht nur zugeſtehen, ſondern ſogar von ihr fodern müſſen, weil ſie ſonſt am Ende ſo eintönig werden möchte, wie Amſelſchlag oder Kuckucksgeſchrei, ſo iſt ihr damit doch keineswegeſ eine Allſeitigkeit der Art auferlegt, welche das Alpenhorn oder das Fagott zu einem leichtfüßigen Scherzando, einen Juſtinus Kerner zu „Römiſchen Elegien“ oder einen Schmidt von Lübeck zu Petrarchiſchen Sonetten und Canzonen verführen könnte.

Wir können treffliche Lyriker als Koryphäen dieſer Eintönigkeit aufführen: unter den Deutſchen faſt alle Minneſänger, etwa Walther von der

Vogelweide ausgenommen, und von Neueren Hölty, Salis, Max von Schenkendorf, Hebel ꝛc. Ja man möchte ſich bewogen fühlen, in dieſer Eintönigkeit etwas Naturgemäßes zu finden, da ſie den Charakter aller lyriſchen Volkspoeſie bildet und faſt überall die Spuren provinzialer Einflüſſe erkennen läßt. Hebel's Gedichte bedürfen, um ſchwäbiſch zu klingen, der ſchwäbiſchen Mundart nicht, und Juſtinus Kerner kann in der naiven Natureinfalt, der kindlichen Hingebung und der heimiſchen Behaglichkeit ſeiner Muſe den Schwaben eben ſo wenig verläugnen, als Schmidt von Lübeck den Hanſeaten in dem freieren Ausblick in das buntbewegte Trauerſpiel des Lebens und zuweilen ſogar in einer gewiſſen bürgerlichen Selbſtgenügſamkeit *).

Als entſchiedenſter und ſchönſter Gegenſatz der hier charakteriſirten Eintönigkeit iſt Göthe als Lyriker aufzuführen, und in ſeiner Vieltönigkeit iſt zugleich die größte Vielſeitigkeit des Stoffes und der Form enthalten. Die reich beſaitete

---

*) Ich habe an einem andern Orte (Hermes, Bd. 28, Heft 1, S. 115 ff.) weitläufiger über das Provinziale der lyriſchen Poeſie geſprochen, wohin ich hier verweiſe.

Lyra ſeiner innern Welt klingt durch alle Töne jeder Berührung, der leiſeſten wie der ſtärkſten, rein, klar und in vollen Accorden nach, und, um kürzer mehr zu ſagen, der ganze Göthe iſt ganz in ſeiner Lyrik. Wie weit überflügelt dieſe freie Ausdehnung einer ſubjectiven Einheit die geſammte Lyrik ganzer Nationen!

Aber auch die Fabriken der Dutzenddichter rühmen ſich lyriſcher Vieltönigkeit. Ihr charakterlos umherſchwankendes Nachſingen macht ihnen ja ohnedies das Halten Eines Tones unmöglich; und wenn die Natur ihnen vielleicht Einen eigenen Ton gegeben hatte, ſo haben ſie dieſen doch bald ſo durch fremde gebrochen, daß ſie jenen Kunſtſängerinnen gleichen, welche die ihnen von der Natur verliehene Stimme durch die hohe Schule der Coloraturen ſo zierlich zerſplittert haben, daß ſie ſelbſt nicht zu ſagen wiſſen, ob ſie einen Ton verloren, oder hundert Tönchen bekommen haben.

Haben wir in dem Obigen die eintönige Lyrik als eine gültige Gattung aufgeſtellt, ſo liegt es doch in ihrer Natur, wie vollendet ſie auch in ſich erſcheine, daß ihre Producte nicht immer und nicht überall anſprechen können. Wenn aus Göthe's lyriſchen Gedichten für jeden Charakter, jedes Temparament, jede Stimmung, jede Lage, jedes Alter, jede Laune des Menſchen, inſofern er überhaupt poetiſche Empfänglichkeit hat, ein verwandtes Echo klingt, ſo daß der einſeitig Empfindende ſich *ſeinen* Göthe aus dem *ganzen* Göthe herausnimmt, ſo iſt durchaus eine gleiche einſeitige Beſchränkung der Empfindungsweiſe bei demjenigen Leſer vorauszuſetzen, welcher von einem eintönigen Lyriker immer und überall angeſprochen wird. Von einem ſolchen Leſer wird aber aus eben dieſem Grunde der ſentimentalen Verwandtſchaft ſein Lyriker oft überſchätzt, und überſpannte und einſeitige Urtheile ſind auf dieſem Felde recht eigentlich zu Hauſe. Ich kann mir z. B. recht wohl einen Leſer oder eine Leſerin, und ich meine damit viele, denken, welche, wie poetiſch empfänglich ſie für den einen der beiden hier zu beurtheilenden Lyriker ſind, wie begeiſtert ſie ſich in dieſen einen mit ihrer eigenen Empfindung verſenken, doch von dem andern ganz unangeſprochen bleiben. Der Unbefangene von weiterer Empfindung kann ſich nur in einzelnen Stimmungen des Gemüths, auch wohl in gewiſſen Perioden ſeines Lebens von einem eintönigen Lyriker ſo mächtig angeſprochen fühlen, daß er einen innern Drang empfindet, öfter zu demſelben zurückzukehren. Und hier ſchwebt uns wieder der oben gebrauchte Vergleich entgegen: ein Alpenhorn, ein Baſſethorn, ein Fagott, wer hört das gern und zur Mitempfindung aufgeregt einen Tag wie den andern?

Schmidt von Lübeck erſcheint uns auf dem Titelkupfer als ein Sechziger. Der Ausdruck ſeines Geſichts vereinigt Heiterkeit der Stirn und der Augen mit einem ironiſchen Zuge, der von der Naſe nach dem Munde herabläuft und manches Wort des ſchmerzlichen Ernſtes unter ſeinem Lächeln gefangen zu halten ſcheint. Mit dieſer Phyſiognomie ſtimmt der Ton ſeiner lyriſchen Muſe überein, deren Motto heißt: Piemus floribus et vino genium memorem brevis aevi. Ein heller wohlgefälliger Blick nach der Schattenſeite des Lebens gewandt, und wenn dieſe ihm die Bilder ihres Grauens und Schmerzes gar zu nahe entgegenhält, ſo wirft er einen leichten ironiſchen Schleier darüber, welcher mit Blättern und Blumen geſtickt iſt, oder er drückt wohl auch die Augen zu, um die hervorquellende Thräne, die der Scherz nicht mehr zurückdrängen kann, vor fremden Augen zu verbergen. So zeigt ſich uns der Dichter ſchon in dem Liede an die Ungünſtigen, welches der Sammlung zur Vorrede dienen ſoll. Dort heißt es:

Wir ſind gemacht aus Einer Scholle,
Auch drückt uns alle gleich der Schuh;
Drum ſchäme keiner ſich der Rolle,
Wir ſpielen alle Blindekuh.
Es treibe jeder ſeinen Kreiſel
Und male ſich ſein Oſterei!
Ach, morgen rauſcht uns Herbſtgeſäuſel,
Und alle Spielluſt iſt vorbei.

Und ſprich, wo wär' ein Steckenreiter,
Der ſo für jede Laune taugt,
Als wie das Lied, das ernſt und heiter
Aus jeder Blume Honig ſaugt,
Das, deine Lüſternheit zu kitzeln,
Dir jeden bunten Vogel fängt,
Mit Näſcherei und goldnen Schnitzeln
Den kahlen Lebensbaum behängt?

Das dir die magiſche Laterne
Auf deinen Wink vor Augen hält,
Voll Bilderchen aus einem Sterne
Der allerſchönſten Feenwelt;
Das, wenn du pfeifeſt, unbeſoldet
Mit Götterkoſt die Tafel deckt,
Umſonſt dir deinen Sarg vergoldet,
Und Roſen auf den Schädel ſteckt?

Die kleine Anſicht des Lebens und der Poeſie, welche dieſes Lied aufſtellt, verräth zwar die Ironie des alternden Dichters, aber ſie iſt doch nur eine ſcherzhafte Variation des Thema's, in welchem das ganze Gemüth des Dichters ſich bewegt.

Die „drei Lieder des Zitherbuben" tragen alle Spuren einer jugendlichen Schöpfung, und ſie klingen doch dieſelbe Weiſe, nur in höheren und tieferen Accorden, durch, während jenes Einleitungslied ſich genügſam und behaglich in den Mitteltönen bewegt. Wir geben als Probe das „Taglied", welches, zwiſchen den „Morgen" und die „Nacht" geſtellt, den Widerſchein beider in ſich vereinigt:

Mittag geht über Thal,
Sonne hat warmen Strahl;
Blümlein der Haide ſtirbt,
Schmachtend die Grille zirpt.

Leben iſt kalt und heiß,
Tagwerk will ſeinen Schweiß;
Noth geht wohl weiten Gang,
Ende kommt mit entlang.

Guten Tag, Wandersmann!
Sieht mich vor Eil nicht an;
Jeder geht ſeinen Weg
Raſch über Brück' und Steg.

Geh nur, Geſelle, geh!
Thut's auch ein wenig weh:
Tiefer im Land hinein
Soll es gar ſchattig ſein.

Iſt es am Tage ſchwül,
Abendroth macht es kühl:

Luſtig die Wolke thaut,
Wenn es im Lande graut.

Fröhlich des Weges fort
Bis an den kühlen Ort! —
Klingling, ein luſtig Stück!
Hoffnung und gutes Glück!

Es liegt aber in der Natur der Empfindungsweiſe, welche die Lieder dieſes Dichters durchdringt, daß ſie ſich gern in jener Mittelſphäre hält, die der ironiſchen Gleichmüthigkeit günſtig iſt. Ein hoher Aufflug iſt ihr eben ſo wenig angemeſſen als ein tiefes Verſinken: ſie ſchwebt in leichter Erhebung über ihrem Stoffe hin und beherrſcht denſelben gleichſam ſpielend. Daraus folgt dann wieder die Leichtigkeit der Form, welche dieſen Liedern in hohem Grade eigen iſt — wenigſtens denen, die nicht aus der bezeichneten Sphäre heraustreten — und die innere und äußere Harmonie ihres Tons. Manche derſelben ſind von einer ſo durchſichtigen Klarheit, einer ſo reinen Vollendung der natürlichſten Form und einem ſo charakteriſtiſchen Wohlklange, daß ich ſie den Göthe'ſchen an die Seite zu ſtellen wage. Man höre z. B.

Schaue lächelnd auf mich nieder,
Lieber, ſchöner Tag!

Daß es mir, wie geſtern, wieder
Heute glucken mag.

Daß ich fröhlich im Vertrauen
Meines Weges geh'
Und auf Haiden oder Auen
Heiter um mich ſeh'.

Daß mir bleibe, bis du endeſt,
Stiller, klarer Sinn,
Und mir alles, was du ſendeſt,
Werde zu Gewinn.

Wer die Perle hat gefunden,
Freien Lebensblick,
O dem bringen alle Stunden
Freundliches Geſchick.

Oder in dem „Wiegenliede des Todes" die wiegende Bewegung des Rhythmus:

Ich hab' eine Wiege ſo ſchmuck und nett,
Und darinnen ſo weich und ſo warm ein Bett;
Ich wiege Groß, ich wiege Klein,
Und was ich wiege, ſchlummert ein.

Oder in der ruhigen Hingebung der oft wiederholten Strophe mit dem lange ausklingenden Schlußverſe:

Was ſpähn wir in die Ferne
Und bauen an die Sterne
Aus Sorgen unſer Haus?
Das Haus es war zu Ende,

Da trugen ſie bebende
Den Herrn den andern Tag hinaus.

Oder in dem reſolut kräftigen Takte:

Draußen iſt es Mitternacht —
Sage, welcher Mann
Schönes Tagwerk hat vollbracht,
Liedlein, ſag' es an.

Wer, Vertrauen in der Bruſt,
Froh in's Leben ſprang,
Als er nackt und unbewußt
Sich dem Traum entrang ꝛc.

Oder in dem Schwebetanze des unſteten Treibens:

Des Menſchen Gedanken
Hinauf und hinab;
Sie ſchwanken und ranken
Und ſuchen den Stab;
Sie wanken und kranken
Und finden das Grab.

Oder in dem ehrbaren Spießbürgergange:

Seitdem man uns das Paradies
Der guten alten Zeiten pries
In Fabel und Gedicht,
Hat Jung und Alt gar viel und oft
Die goldne Zeit zurück gehofft,
Doch immer kam ſie nicht.

Und ſo erkennen wir denn auf die erfreulichſte Weiſe in der Eintönigkeit dieſer Lieder eine vielſeitige Gewandtheit in der Handhabung verſchiedener Formen. Der Grundton klingt überall durch, als eine durch heitere Ironie gemilderte Schwermuth, auch das oben näher bezeichnete Thema wird ſelten ganz beſeitigt, aber dabei die geiſtreichſten Variationen, unter denen etwa nur das Maeſtoſo und Capriccio auf beiden Seiten als Extreme fehlen, und der geſchmacksvollſte Wechſel der Tempo's und Takte. Auch klingen verwandte Nebentöne hier und da in den Grundton hinein, wie denn überhaupt auch die einſeitigſte lyriſche Individualität nie ganz ohne einzelne harmoniſche Abweichungen iſt; und ſo begegnen uns hier die Anklänge gutherziger Biederkeit, offener Freimüthigkeit und jener ſchon oben voraus angedeuteten bürgerlichen Selbſtgenügſamkeit, wie ſie ſich z. B. in dem Gedicht an die Stadt „Lübeck" ausſpricht. Einen höheren Ton ſchlägt das patriotiſche Gefühl des Sängers in dem Meiſterliede an, welches, „Deutſches Lied" überſchrieben, ein Lied aller Deutſchen zu werden verdient. Wie ſiegend klingt der herzlich warme Ton dieſes Liedes über das hohle Geſchrei jener falſchen Begeiſterung, deren Klingklang die deutſchen Waffen nach Frankreich begleitete, als eine poetiſche Janitſcharenmuſik! Wahrheit der

Empfindung iſt der naturgemäßen Eintönigkeit der Lyrik ja überhaupt eigen, und wir haben daher nicht nöthig, ſie als eine beſondere Eigenſchaft der Schmidt'ſchen Lieder hervorzuheben. Wohl aber bemerken wir, daß dieſe Wahrheit ſich uns am aufrichtigſten zu verſtehen gibt, wenn der Dichter ſich in der oben näher bezeichneten Mittelſphäre bewegt. Das tiefere Verſinken in ſchwermüthige Empfindungen gibt ihn gewöhnlich einer erſchlaffenden Sentimentalität preis, wie z. B. in dem Gedichte: „Abend", welches ſich zuweilen ſogar in elegiſche Gemeinplätze verliert. Man höre:

Ach, die Todtengrüfte
Schließen ſich ſo ſehr!
Schaurig wehn die Lüfte:
Nimmer! Nimmermehr!
Nun ſo ſchlaft denn alle
In der großen Halle
Ohne Wiederkehr!

Dieſes Lied nähert ſich dem Gebiete der Romanze und Ballade, auf welchem ſich unſer Dichter auch verſucht hat, aber ohne eigenthümlichen Beruf. Die beſten Stücke dieſer Gattung erinnern an Göthe, und ein Paar klingen faſt wie Variationen auf Themata dieſes Meiſters, z. B. die allegoriſche Romanze „Kinderwelt":

Der König ſtand, der Page ſprang,
Es rauſchen auf die Pforten,
Und Glockenſpiel und Cymbelklang
Erſchallt an allen Orten,

und die dialogiſirte Romanze „Knabe und Waldblümlein“. Dagegen ſchilleriſiren auch einige andre, z. B. „Die wandernden Jungfrauen“ („Das Mädchen aus der Fremde“) und „Charlotte Corday“ („Die Kindesmörderin“). Nur da, wo die eigene Empfindung des Dichters ſich in das Coſtum eines Balladenſtoffes kleiden kann, füllt ſie dieſen aus, z. B. in den „Liedern des Zitherbuben“, in dem „Abendliede des Fremdlings“, in der „Erſcheinung“ ꝛc.

Wie auf der einen Seite tiefes Verſinken, ſo iſt auf der andern hoher und kräftiger Aufſchwung der Muſe unſres Dichters nicht naturgemäß, und ſie hat ſolchen auch faſt nirgends verſucht. Ein ausgezeichnetes Gedicht, „Das Menſchenherz“, ſcheint uns in einigen Strophen den Anſatz zu einer ungewöhnlichen Erhebung zu nehmen:

Das höchſte Wunder unter allen,
Das Meiſterwerk in Raum und Zeit,
Das iſt das Herz in ſeinem Wallen,
Das Herz in ſeiner Trunkenheit.

Mein war es, mein in ſchönen Tagen:
Mir war's, als ſollt' ich Meer und Land

Auf einer Fingerſpitze tragen,
Allmächtiger, wie Gottes Hand!

O ſprecht mir nicht von andern Wonnen!
Hoch ſteht das blaue Himmelszelt,
Da rollen hunderttauſend Sonnen —
Das Herz iſt größer als die Welt.

Aber gegen den Schluß läßt es, wie zur Buße dafür, die Flügel in elegiſcher Ermattung ſinken.

Hiermit entlaſſen wir dieſen Dichter, deſſen eigenthümlich ſchöne Ausbildung einer beſchränkten poetiſchen Natur uns in einer Zeit beſonders erfreulich anſpricht, die ein ſolches Talent ſelten zu der klaren Erkenntniß deſſen gelangen läßt, was es kann, indem es ſich lieber mit Aufgaben überſpannt, die weit aus dem Kreiſe liegen, welchen die Natur ihm angewieſen hat. Schmidt von Lübeck iſt ein ächt deutſcher Liederſänger von reiner, voller und herzlich bewegter Stimme und bewährt überall die Wahrheit deſſen, was er von der Sprache unſres Vaterlandes ſagt:

Von allen Sprachen in der Welt
Die deutſche mir am beſten gefällt,
Iſt freilich nicht von Seiden;
Doch wo das Herz zum Herzen ſpricht,
Ihr nimmermehr das Wort gebricht,
In Freuden und in Leiden.

Juſtinus Kerner erſcheint in ſeinen Liedern, wenn wir ihn mit dem lübecker Dichter vergleichen, wie ein bewußtlos ſpielendes Kind neben dem erwachſenen und geprüften Manne, deſſen Spiel eine Herablaſſung iſt. Daher in dem ſchwäbiſchen Sänger jenes rückhaltloſe Erſchließen des innerſten Herzens, welches zuweilen bis über die Grenzen der Kunſt hinauswill, um alles auszuſprechen, was, kaum zum Bewußtſein gelangt, in demſelben lebt und webt. Dieſe naive Unſchuld der Gefühle kennt keine Ironie; ſie lallt und ſtammelt lieber, was ſie auf andre Weiſe nicht von ſich geben kann, als daß ſie irgend etwas bei ſich behielte; ſie ſingt, bis das überſchwellende Herz ihr gleichſam den Athem verſetzt. Dieſes Verſchließen iſt dann aber kein willkürliches und bewußtes, und eine ſolche Pauſe des Herzens wirkt oft ſtärker, als die Klänge, welche ſie vertritt, es vermocht haben würden. Sehnſucht iſt der Grundton der Kerner'ſchen Lieder: und dieſe Sehnſucht trägt ebenfalls den Charakter der Kindheit; ſie ſchwankt und ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde ohne Ziel hin und her; ſie weiß nicht recht zu ſagen, was ſie verloren und was ſie ſuche, und doch fühlt ſie, daß ihr etwas fehle, deſſen Bild ihr in den Blütender Erde und den Sternen des Himmels vorgeſpiegelt wird. Auf dieſe Weiſe iſt die Natur für ſie eine Hieroglyphenſchrift von Blumen und Sternen, aus welcher ſie ſich und ihre Sehnſucht herausleſen möchte, und die Stimmen des Waldes und der Lüfte ſind ihr Vorklänge oder Nachhalle deſſen, was in ihrem eigenen Innern nach Tönen ringt. Überhaupt iſt Kerner's Muſe nie in der Stube; in Luſt und Leid hat ſie die freie Natur um ſich, und nimmt ſie ſo in ſich auf, daß ſie dieſelbe zur Trägerin ihrer Gedanken und Gefühle macht. Die Natur als Landſchaftsmalerin darſtellen zu wollen, kann ihr dabei gar nicht einfallen; ſie müßte dieſe ja dann von ſich ſelbſt gleichſam abſtrahiren, um ſie objectiv anzuſchauen, die ſie jetzt ſubjectiv in ſich empfindet. Aber wohl kleidet die geſtaltloſe Sehnſucht ſich und ihren Gegenſtand gern in die Bilder der Natur:

Morgen kommt mit lichtem Gruße,
Und Natur beginnt ein Feſt.
Mancher noch mit heißem Kuſſe
An das Herz was Liebes preßt.

Aber irre und verlaſſen
Treibt es mich durch Land und Meer,
Was ich innig möcht' umfaſſen,
Führt nicht Mond, nicht Sonne her.

In der Blume ſeh' ich's blühen,
Hör's im Nachtigallgeſang.

Mit den Sternen ſeh' ich's ziehen
Still und mild das Thal entlang.

Doch umſonſt blickt voll von Thränen
Auge nach ihm himmelwärts,
Ungeſtillt in bangem Sehnen
Stirbt dahin dieß warme Herz.

In dieſem Liede iſt das Hauptthema ziemlich umfaſſend ausgeſprochen, in welchem ſich faſt alle Geſänge unſers Dichters begegnen. Wir bezeichnen dem Leſer einige als beſonders charakteriſtiſch für dieſe Gefühlsweiſe, z. B. „Sängers Troſt“ (S. 55); „Der Einſame“ (S. 11); „Frühlingsklage“ (S. 108); „Letzter Troſt“ (S. 163); „Sehnſucht“ (S. 164); „Troſt in der Natur“ (S. 181) u. a. m. In andern Liedern klingt dieſelbe Sehnſucht als Heimweh, bald mit einem trüben Hinblick auf die letzte irdiſche Heimath des Menſchen, bald verklärt in der Ausſicht nach der höheren Heimath über den Wolken. Das Alphorn iſt die Stimme, welche den Wanderer nach ſeiner Heimath ruft; aber er weiß nicht, woher es tönt:

Ein Alphorn hör' ich ſchallen,
Das mich von hinnen ruft;
Tönt es aus wald'gen Hallen?
Tönt es aus blauer Luft?
Tönt es von Bergeshöhe?
Aus blumenreichem Thal?

Wo ich nur ſteh' und gehe,
Hör' ich's in ſüßer Qual.

Bei Spiel und frohem Reigen,
Einſam mit mir allein,
Tönt's, ohne je zu ſchweigen,
Tönt tief in's Herz hinein.
Noch nie hab' ich gefunden
Den Ort, woher es ſchallt,
Und nimmer wird geſunden
Dies Herz, bis es verhallt.

Man vergleiche dazu die Lieder: „Alte Heimath“ (S. 14); „Wandrer“ (S. 15); „Der Pilger“ (S. 153); „Der Gärtner auf der Höhe“ (S. 106); „Herbſtgefühl“ (S.43) u. a. m. Nimmt aber die Sehnſucht unſers Dichters jene Richtung nach dem Höchſten, ſo muß auch dieſes ſich zu ihr herabneigen und als Morgenroth, als Lichtwolke oder als Stern in den Kreis ihres Naturdienſtes treten, und der St. Stephansthurm in Wien erſcheint ihr als rieſiger Schäfer, welcher die weißen Heerden des blauen Himmels weidet (S. 53). Ein kleines Gedicht mag dieſe metamorphoſirende Neigung beſtimmter bezeichnen:

Wenn von heiliger Capelle
Abendglocke fromm erſchallet,
Stiller dann das Schiff auch wallet
Durch die himmelblaue Welle:
Dann ſinkt Schiffer betend nieder.

Und wie von dem Himmel helle
Blicken aus den Wogen wieder
Mond und Sterne.
Eines iſt dann Wolk' und Welle,
Und die Engel tragen gerne,
Umgewandelt zur Capelle,
So ein Schiff durch Mond und Sterne.

So hat auch die religiöſe Stimmung unſers Dichters überhaupt den Charakter jenes echt kindlichen Naturdienſtes angenommen, welcher in jeder Blume das Bild ihres Schöpfers erblickt, in dem Rauſchen des Baches deſſen Stimme hört, in dem warmen Hauche der erſten Frühlingsluſt deſſen Liebesodem eintrinkt; und daher iſt die Natur in Schmerz und Luſt, in Überdruß und Wohlbehagen ſeine tröſtende und mitempfindende Vertraute. Wie ein von der Mutter losgeriſſenes Kind ſehnt er ſich aus dem Gewühle der Welt zu ihr zurück:

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Buſen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie iſt's ergangen mir,
Daß ich verirrt ſo lange!
Mutter, zu dir, zu dir!
Wie iſt's mir weh' und bange!

Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf im Herzen bleiben.
Mutter, o führ' mich ſchnell
Hin, wo kein Menſchentreiben!

Und in einem andern Liede ſingt er:

Das Schickſal hat verſchlagen
Mich an ſo manchen Ort,
Wo andre unter Klagen
Bald wären weiter fort.

Ich doch blieb mit Vergnügen,
Sah ich nur einen Baum,
Sah ich nur Vögel fliegen,
Fühlt' ich mein Leiden kaum.

Und trug ich Schmerz und Wunden,
Ich klagte nimmer laut,
Konnt' immer noch geſunden
Im Lenz bei Gras und Kraut.

Ich hab' mich ſtets gehalten
An die Natur ſo warm,
Die Menſchen ließ ich ſchalten —
Gott, die ſind kalt und arm.

Die Natur iſt und bleibt der Ruheplatz, auf welchen die Sehnſucht des Dichters immer zurückkehrt, mag ſie nun, von ihr ſelbſt angeregt und fortgetragen, mit den Vögeln und Bächen hinausgezogen ſein in das unbekannte ſchöne Land, oder mit den Blumen ſich in die alte Mutter-Erde eingeſenkt haben, um einem ewigen Frühlinge entgegen zu keimen, oder ſich auf Merenroth und Sternenlicht in den Himmel aufgeſchwungen haben. Ihre Liebe, ihre Hoffnung und ihr Glaube wurzeln in der Natur und blühen aus derſelben heraus.

Es liegt in dem Weſen jener Gemüthsrichtung, die wir eben charakteriſirt haben, daß ſie, ohne weite Abſprünge von der Höhe in die Tiefe, von wilder Freudigkeit zu brütender Schwermuth, ſich vielmehr in dem dämmernden Helldunkel zwiſchen Freude und Leid hin- und herwiegen läßt. In dieſer Sphäre hält ſich Kerner's Muſe, jedoch können wir einige Gedichte als Abweichungen aus derſelben bezeichnen, z. B. das munter bewegte Wanderlied:

Wohlauf, noch getrunken
Den funkelnden Wein!

das kräftig freudige „Trinklied im Juni“ und mehrere patriotiſche Geſänge von männlich ſtarkem Tone. Den letztern ſchließen ſich die biedern „Klänge aus Haus und Hof“, das „Lob des Flachſes“ und „der Spindel“, an, in denen wir ſchon den ſchwäbiſchen Bürger erkennen, welcher noch vernehmlicher zu uns ſpricht in den Gedichten: „Der reichſte Fürſt“, „Der Bürgerwall“ u. a. m.

Auch in den Balladen und Romanzen verläugnet Kerner ſeinen provinzialen Patriotismus nicht.

Ein großer Theil derſelben behandelt ſchwäbiſche Sagen und Legenden, und ſelten ohne jenen ſehnſüchtigen Rückblick auf die alte gute Zeit und Sitte, welcher der Darſtellung des fremden Stoffs einen Überzug aus der gemüthlichen Theilnahme des Erzählers gibt. Aus der Sehnſucht nach dem Alten iſt dann auch die alterthümliche Sprachweiſe in dieſen Balladen und Romanzen zu erklären, welche von der natürlichen Einfachheit der Sprache in den Liedern auffallend abweicht. Zwar ſcheint es, als ob das Alterthümliche der Form in den bezeichneten Gedichten weniger unnatürlich und gezwungen klänge, da der Geiſt derſelben ebenfalls in dieſer Alterthümlichkeit ſchwebt, aber nichtsdeſtoweniger bleibt das Nachſprechen einer todten Sprache ſtets etwas Gemachtes und ſchließt mehr oder minder den Ton der Natur und des Lebens aus. Wir erkennen daher in den Kerner'ſchen Balladen und Romanzen nur da die reine und volle Eigenthümlichkeit ſeiner Muſe wieder, wo ihre lyriſche Form die alterthümliche Manier der Erzählung nicht aufkommen läßt, ohne jedoch auch in den übrigen Stücken, die dem obigen Vorwurfe unterliegen, die tiefe Bedeutung und die ergreifende Gewalt einzelner romantiſcher Momente zu überhören. Wir machen beſonders aufmerkſam auf den „Geiger zu Gmünd“, auf „Der todte Müller“, auf „Die zwei Särge“, auf „Kaiſer Rudolf's Ritt zum Grabe“, auf „Das treue Roß“ u. a. m. Das letzte iſt ein Nachtſtück von großartiger Compoſition und ſchauerlich kaltem Colorit:

Graf Turneck kam nach hartem Strauß
Bei Nacht wohl vor ein Gotteshaus.

Das Haus das lag im Walde tief,
In ſeiner Gruft ein König ſchlief.

Hier auszuruhn gedenkt der Graf,
Er weiß nicht, daß ein Pfeil ihn traf.

Der Graf ſteigt ab vom weißen Roß:
„Graſ', bis ich wiederkomm', im Moos!“

Auf fährt das Thor mit dumpfem Schall,
Dann ſchweigt es in der weiten Hall'.

Der Graf tarrt hin an kalter Wand,
Bald einen alten Sarg er fand.

„Der müde Leib ſoll raſten hier;
Verſteinert Holz, brichſt nicht mit mir.“

Der Graf ſich legt, ſo lang er war,
Wohl auf dieſelbe Todtenbahr'.

Die Sonn' kam über Berge roth,
Der Graf kam nicht, der Graf war todt.

Seitdem verſtrich manch hundert Jahr',
Sein harrt das Roß noch immerdar.

Beim Gotteshaus ſteht noch ein Stein,
Dran graſt das Roß im Mondenſchein.

Schade nur, daß einzelne Anſtöße an Härten und Schwerfälligkeiten, die freilich mehr geſucht als überſehen ſind, den befriedigenden Eindruck des Ganzen dieſer Ballade ſtören. Leider trifft ein gleicher Vorwurf einen großen Theil der Kerner'ſchen Gedichte, welche, ſo einfach und anſpruchslos auch ihre Formen ſind, dennoch die leichte Mühe einer überarbeitenden Feile geſcheuet haben, um harte und ſcharfe Mißklänge, überfüllungen, Lücken und andere Hemmungen ihres reinen und klaren muſikaliſchen Fluſſes zu beſeitigen. Zuweilen ſind dergleichen Anſtöße ſo in die Ohren fallend, daß der an Wohlklang gewöhnte Mund des Leſers ſich berufen fühlt, ſie unter dem Leſen als Druckfehler wegzuſchaffen; und es iſt ſchwer begreiflich, wie ein Dichter, welcher einen ſo ſchönen Naturklang des Verſes hat, wie Kerner, zuweilen ſo ganz ohne Ohr für Hiate und auf der andern Seite für die Kakophonie gewiſſer Abkürzungen und Zuſammenziehungen ſein kann, wie eben derſelbe. Man höre Verſe, wie folgende:

Da ſaß Herr Ernſts ſein Töchterlein, ein Fräulein
fromm und zart.
Aber, Flachs, dich, mildſte Pflanze.
Im ſelbſtgeſponn'nen Kleide.
Stets fremd die Uepp'ge blieb.
Wo andre unter Klagen
Eine Heil'ge uns verſchwand.
Sieht man mir im Geſichte an.

Doch genug von ſolchen undankbaren Sylbenſtechereien! Wir möchten nun zum Schluſſe dieſer Anzeige noch ein Wort über das Einleitungsgedicht der Sammlung ſagen, und zwar dem Leſer, nicht dem Dichter. Wir wollen jenen nämlich bitten, es zu überſchlagen, da es ihn gleich von vorn herein gegen den Dichter einnehmen könnte. Es gehört zu einer Claſſe von Gedichten, die, mit überſchwellendem Gefühl empfunden, nicht zu dem Ausdrucke deſſen gelangen können, was ſie eigentlich in ſich zu tragen meinen. Sie haben gleichſam ein Interlineargedicht in ſich, aber dieſes kann freilich nur der Dichter ſelbſt leſen, und daher genügt auch dieſem allein ſein Werk. Es begegnen uns von dergleichen Gedichten auch wohl in der Sammlung noch einige andre, aber keines von ſo entſchiedener Unzulänglichkeit, wie jene Zueignung. In den übrigen, die wir dazu zählen möchten, läßt uns das Gefuhl des Dichters doch nicht ſo ganz unangeſprochen, wie dort, ſondern es berührt uns nur leiſer, als er ſelbſt zu beabſichtigen ſcheint, z. B. in dem tändelnden Liedchen: „Sängers Troſt“ (S. 55).

IV.

1. Hans Sachs, herausgegeben von Johann Guſtav Büſching. Erſtes und zweites Buch. Nürnberg 1819.
2. Hans Sachs, von Friedrich Furchau. In zwei Abtheilungen. Erſte Abtheilung: Die Wanderſchaft. Zweite Abtheilung: Der Eheſtand. Leipzig 1820.

1. Im Jahre 1776 erſchien im Aprilhefte des „Deutſchen Mercurs“ Göthe's „Erklärung eines alten Holzſchnittes, vorſtellend Hans Sachſens poetiſche Sendung“. Ihr folgten als Beilage zwei Gedichte des großen Meiſterſängers, und ein kurzer Abriß ſeines Lebens, innig und bieder, von der Hand Wieland's. Dieſe Aufſätze haben wir als die erſte Anregung zur Wiedererweckung und Wiedererkennung des lange verkannten und ver-

geſſenen Meiſters zu betrachten, obſchon das Wohlgemeinte früherer Verſuche, wenn ſie auch ohne Erfolg blieben, nicht ganz mit Schweigen zu übergehen iſt. Dahin gehört beſonders die im Jahre 1765 zu Altenburg erſchienene „Hiſtoriſch-kritiſche Lebensbeſchreibung Hans Sachſens“ von M. Salomon Raniſch, Profeſſor des dortigen Gymnaſiums *). Wieland verſprach am Schluſſe des eben angeführten Aufſatzes eine neue Ausgabe der auserleſenſten Stücke unſers Dichters in einem oder zwei Octavbänden zu veranſtalten. Aber zwei Jahre darauf trat in derſelben Zeitſchrift **) F. J. Bertuch mit einer „Frage an das deutſche Publicum über die Erhaltung der poetiſchen Werke des alten deutſchen Meiſterſängers Hans Sachſens“, als Ankündigung eines Abdruckes der ſämmtlichen Gedichte deſſelben in acht Quartbänden, hervor. Wieland ſagt in einer Anmerkung: „Als ich im April des Jahres 1776 meines Vorſatzes, eine neue Ausgabe der auserleſenſten Stücke von Hans Sachſen in einem oder zwei Octavbänden zu veranſtalten, Erwähnung that, glaubte ich aus verſchiedenen Urſachen die Liebespflicht, die ich dieſem zu ſehr vergeſſenen alten deutſchen Dichter zu erweiſen wünſchte, auf einen bloßen Auszug beſchränken zu müſſen; doch geſtehe ich, daß meine geringe Hoffnung, einer neuen Ausgabe ſeiner ſämmtlichen poetiſchen Werke in unſern Tagen den zur Beſtreitung der Koſten nöthigen Abſatz zu verſchaffen, den meiſten Theil daran hatte. Habe ich unſrem Publico zu wenig zugetraut, ſo zeigt ſich hier eine Gelegenheit, meinen Unglauben zu beſchämen, indem einer meiner Freunde eine Ausgabe aller poetiſchen Werke des Fürſten der Meiſterſänger in acht Quartbänden auf Bedingungen ankündigt, die nicht billiger verlangt werden können". *) Bertuch's herzlicher und kräftiger Aufruf um Unterſtützung ſeines uneigennützigen Unternehmens verhallte, ohne die verdiente Theilnahme zu finden, und ſo endigte es mit den Proben, die in demſelben Jahre ausgegeben wurden. Wäre doch

---

*) Eine frühere Schrift eines Ungenannten: „Hans Sachſens Ehrenrettung“, iſt mir nie zu Geſicht gekommen. Noch iſt zu erwähnen ein Aufſatz über unſern Dichter im „Hannöverſchen Magazin“, 1767, S. 111.

**) Märzheft, und außerdem in mehrern andern Zeitſchriften.

---

*) Bertuch verſprach bei etwa fünfhundert Subſcribenten 8 Quartbände von ungefähr 21 Alphabeten zu 8 Thalern zu liefern.

Wieland bei ſeiner erſten Meinung von dem deutſchen Publicum geblieben!

Seit dieſer Zeit erinnerten nur einige Gedichte Göthe's, beſonders „Faſtnachtsſpiele“ und ein Paar Legenden, an den Geiſt des großen Meiſterſängers, den wohl keiner tiefer als er durchdrungen hat. Zwar gab J. H. Häslein im Jahre 1791 eine „Auswahl Hans Sachſiſcher Gedichte“ zu Nürnberg heraus, aber das Buch kam nicht viel in Umlauf und blieb ohne Einfluß auf die Zeit.

Gegen den Anfang unſers Jahrhunderts erwachte in Deutſchland die Liebe zur alten vaterländiſchen Literatur und Kunſt feuriger und kräftiger als jemals. Ihre Mißgriffe, Übertreibungen und Ausſchweifungen müſſen wir ihr nachſehen: ſie ſind ja eben die natürlichen Symptome ihrer Fülle und Glut, die um ſo heftiger und leidenſchaftlicher ausbrechen mußten, da ſie ſich nicht nur aus dem Joche fremder Geiſtesbedrückung, ſondern auch aus derſelben politiſchen Sklaverei emporringen mußten. Die getäuſchten Hoffnungen auf eine theuer erkaufte Zukunft, die nun zur Gegenwart geworden iſt, und der kalte Hohn der Kleingläubigen verleiden uns das Heiligthum des vaterländiſchen Alterthums noch nicht: vielmehr müſſen wir uns jetzt um ſo feſter und inniger in demſelben aneinanderſchließen, da nur in der großen Vergangenheit der Troſt und Muth zu finden iſt, der jene Begeiſterung wecke und halte, die uns vor wenigen Jahren frei machte, als die Fürſten ſtaunend und nach der erſten Siegesfreude vielleicht nicht ohne Ängſtlichkeit erkannten, was ein Volk iſt und kann.

In dieſer Periode, die ſo manchen Ehrenſchatz der altdeutſchen Literatur, neben Einigem, was länger hätte verborgen liegen mögen, an das Licht zog, fand auch Hans Sachs einen neuen auswählenden Herausgeber in dem um das vaterländiſche Alterthum vielverdienten Profeſſor und Archivar Dr. J. G. Büſching zu Breslau. Den Verlag übernahm eine angeſehene Buchhandlung der Vaterſtadt des Meiſterſängers, und der geringe Preis, den man einem Buche ſetzte, das, aus ähnlichen Unternehmungen zu ſchließen, keinen ſchnellen Abſatz hoffen durfte, zeigte deutlich, daß von beiden Seiten uneigennützige Liebe das Werk forderte.

Nach der Ankündigung und der Vorrede des zweiten Bandes iſt die Auswahl auf ſechs mäßige Octavbände berechnet, deren letzter noch ungedruckte Gedichte des Hans Sachs enthalten ſoll. Wir ſtimmen darin mit dem Herausgeber überein, daß ein Abdruck aller Hans Sachſiſchen Werke, ohne an die mercantiliſchen Schwierigkeiten zu denken, auch nicht einmal feuchtbar für den Dichter ſelbſt ſein würde, wenn die Ausgabe namlich, wie es mit vorliegender der Fall iſt, in das Leben der Gegenwart eindringen und einwirken will, und nicht als Sprachdenkmal oder zu geſchichtlichen Zwecken nur der Gelehrſamkeit dienen ſoll. Dieſe findet aber leichtlich in öffentlichen Bibliotheken die alten Ausgaben unſers Dichters. Eine Auswahl von ſechs Bänden kann auch gewiß das Beſte und Tüchtigſte, ſo wie das Anmuthigſte umfaſſen, welches der alte Dichter uns hinterlaſſen hat. Es muß aber dabei beſonders auf dasjenige Rückſicht genommen werden, was den Verhältniſſen, Bedürfniſſen und Wünſchen der neuen Zeit näher zuſpricht, wie z. B. die Kirchenlieder, das Lebendigſte über Luther und ſeine Reformation, Fabeln, Schwänke, Geſpräche und Faſtnachtsſpiele. Dagegen könnten die Trauerſpiele, und namentlich die geiſtlichen, weniger benutzt werden, als es vielleicht ſchon in den beiden Bänden der Büſching'ſchen Auswahl geſchehen iſt; denn ſie haben keinen Berührungspunkt mit der Bühne, wie ſie jezt iſt: welcher Ausſpruch keineswegs behaupten will, als ſei das deutſche Trauerſpiel in unſrer Zeit auf einem beſſeren Wege, als in Hans Sachſens; aber beide Wege ſind nun einmal ſchon zu weit auseinandergelaufen, als daß ſie ſich in dem gewöhnlichen Gange der Welt wieder begegnen könnten. Wir möchten noch Manches über die Auswahl und Nebeneinanderſtellung der Stücke zu bemerken haben; aber wir wollen unſer Urtheil hierüber lieber als Voreiligkeit bis zur Vollendung des Werkes zurückweiſen *), und gehen zu

---

*) Was die Anordnung der Auswahl im Allgemeinen betrifft, ſo theilen wir mit wenigen Beſchränkungen die Anſicht des Herrn Friedrich Furchau, die in einer Anmerkung zu deſſen unten zu beurtheilendem Werke, Band 2, S. 453, mitgetheilt iſt. Er legt dabei die eigene Anordnung des Hans Sachs, in der erſten Ausgabe ſeiner Werke, zu Grunde und wünſcht, ſtatt einer bloßen bunten Muſterkarte Hans Sachſiſcher Gedichte, einen beſondern Band geiſtlicher Gedichte, aus allen fünf Theilen der früheren Ausgaben zuſammengeſtellt, einen zweiten Band Komödien, einen dritten Band Tragödien, einen vierten Band Faſtnachtsſpiele, einen fünften Band von Tugend und Laſter, einen ſechsten Band von weltlichen Geſchichten, einen ſiebenten Band mit Fabeln und einen achten mit Schwänken.

Ich würde die Tragödien und Komödien in einen Band zuſammendrängen und den weltlichen Geſchichten keinen ganzen Band einräumen, weil nur ſehr wenige derſelben ſich durch Originalität auszeichnen.

einer näheren Betrachtung der einzelnen Bände über.

Der erſte Band erſchien 1816 unter dem Titel: „Hans Sachs ernſtliche Trauerſpiele, liebliche Schauſpiele, ſeltſame Faſtnachtsſpiele, kurzweilige Geſpräch', ſehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln, ſammt andern lächerlichen Schwänken und Poſſen ꝛc. Erſtes Buch." Das Werk iſt der Stadt Nürnberg als „ein dankbares Andenken froh und lehrreich in ihr verlebter Tage" von dem Herausgeber gewidmet, und als Dedicationsgedicht folgt Hans Sachſens Lobſpruch auf ſeine Vaterſtadt (V — XVIII). Das Vorwort (XIX — XXIV) gibt eine kurze Lebensbeſchreibung des Meiſterſängers, in der wir mit Befremden deſſen wichtiges und einflußreiches Verhältniß zur Reformation ganz mit Stillſchweigen übergangen ſehen. Auch vermiſſen wir, unbedeutendere Nachläſſigkeiten nicht zu berühren, eine Erwähnung

---

Einen ähnlichen Plan wollte Bertuch in ſeiner Ausgabe verfolgen. Siehe deſſen Aufſatz in der angeführten Zeitſchrift. Der neue Herausgeber hat ſeine Auswahl wohl beſonders deswegen anders eingerichtet, um gleich in dem erſten Bande durch Proben aller Hans Sachſiſchen Dichtungsarten ein lebhafteres Intereſſe zu erwecken.

von H. Sachſens förmlicher Aufnahme als Meiſter und Liebhaber der löblichen deutſchen Sängerzunft zu Frankfurt am Main, gegen Ende ſeiner Wanderſchaft. Die Gedichte, welche dieſer erſte Band von 355 Seiten enthält, zwei und dreißig an der Zahl, ſind ſämmtlich aus dem erſten Buche der alten Anordnung entlehnt, und wir finden darunter zwei geiſtliche Trauerſpiele: „Schöpfung, Fall und Austreibung Adams aus dem Paradieſe“, und „Die ungleichen Kinder der Eva“; zwei weltliche: „Tancred“ und „Griſelda“, ein moraliſches Schauſpiel: „Der Karge und der Milde“, und das köſtliche Faſtnachtsſpiel von dem „Narrenſchneiden“. Die übrigen kürzeren Stücke ſind Hiſtorien, Klagreden, Geſpräche, Fabeln und Schwänke.

Wichtiger für unſre Beurtheilung, als der Inhalt, iſt die moderniſirte Form, in welcher die Gedichte dieſes erſten Bandes aufgetreten ſind. Dieſe iſt von mehreren Recenſenten des Werkes angegriffen und in der „Jenaer Literaturzeitung“ namentlich eine Zwittergeſtalt geheißen worden, worüber der Bearbeiter und Herausgeber in der Vorrede des zweiten Bandes klagt und dabei zugleich über die Abſicht ſeines Verfahrens den nöthigen Aufſchluß gibt, den wir hier mittheilen: „Bei dem erſten Bande war die Abſicht, den alten Volksdichter wieder in die Mitte des Volks zu führen und ein durch die Zeit entfremdetes Eigenthum, eben ſo belehrend als ergötzlich, dem Vaterlande zurückzugeben. Der höhere Stand und der geringere ſollte ſich in einem Beiden erfreulichen Leſen vereinen, und auch darin die zerſplitterte Zeit ein freundliches Vereinigungsband finden. Darum beſonders eine gedoppelte Ausgabe [*]). Der Herausgeber hatte den ruhigen Gang der Zeit überflügeln wollen; dieſe Zeit war noch nicht gekommen und iſt noch nicht da; möge die Folge dieſen Plan zeitigen. Zu dieſem Behufe glaubte er aber einzelne Änderungen ſich erlauben zu dürfen, die darin beſtanden, daß er einzelne unverſtändliche Wörter mit neuen vertauſchte, da die Zahl der Anmerkungen nicht zu ſehr gehäuft werden ſollte. Jede ſolche Erneuung und Wandelung mußte aber im Geiſte der Zeit des Dichters gemacht werden, um kein buntſcheckiges Anſehn zu bewirken, und dies hofft der Herausgeber damals gethan zu haben. Bei allen Denen, die keine wörtliche Vergleichung vornahmen, hat daher auch, ſo viel der Herausgeber in ſeinem Umkreiſe erſahren, Niemand eine Störung gefunden, nichts iſt bemerkt worden, was dem Sinn und der Gedankenreihe des alten Dichters zuwider geweſen wäre. Anders muß es freilich Dem bisweilen erſcheinen, der die Urſchrift genau mit der neuen Ausgabe vergleicht, und hier kann oft etwas ſchroff, rauh und zu neuerlich ausſehen. Sollte der erſte Band die vom Herausgeber beabſichtigte größere Leſewelt finden, ſo waren einzelne Änderungen von Ausdrücken, die zu unbekannt ſind, ſo wie Abſchleiſungen zu großer Vershärten und Zuſammenziehungen nöthig.“

---

[*]) Die eine auf feinem Papiere, mit Kupfern und Vignetten.

„Erkennend indeſſen, daß dieſes Verfahren weniger Freunde und Theilnehmer fand, als es bezweckte, hat der Herausgeber dieſen Weg ganz verlaſſen und verfährt nunmehr alſo, daß in den folgenden Bänden nur die Rechtſchreibung, die in Hans Sachſens Zeit ſehr unbeſtimmt und wandelbar war, verneuert werden ſoll, und die unverſtändlichen Wörter unter dem Texte erklärt werden. Der ſechste Band aber, der noch ungedruckte Sachen des Hans Sachs enthalten ſoll, wird auch die alte Schreibung beibehalten.“ *)

---

*) Die Stellen ſind mit einigen Auslaſſungen und Abkürzungen mitgetheilt.

Wir können den Plan einer ſo verſchiedenen Geſtaltung der einzelnen Theile eines unzertrennlichen Ganzen nicht billigen, und glauben, daß die Einſicht in das Verfehlte ſeines erſten Verfahrens den Herausgeber wohl zumeiſt bewogen hat, einen für die geſammte Auswahl eingeſchlagenen Weg zu verlaſſen, welches denn auch um ſo ehrenwerther iſt, da eine heftige Kritik, wenn ſie auch als treffend erkannt wird, gewöhnlich zu ſtarrſinniger Wiederholung des Getadelten reizt. Aber, was nun die Entſchuldigung der überarbeitung betrifft, ſo bemerken wir im Allgemeinen, daß wir das Moderniſiren der altdeutſchen Gedichte, in welchem Grade es immer ſei, an und für ſich als zwecklos und ſogar als ſchädlich verwerfen müſſen. Wir wollen an dieſe Arbeiten nicht einmal die Foderungen machen, denen ſie als Kunſtwerke, was ſie ja wohl auch gern ſein möchten, unterliegen: wir betrachten ſie hier nur als Vermittler zwiſchen dem Geiſte der alten und neuen Zeit *); aber auch in dieſem Geſichtspunkte ſtehen ſie nicht an ihrer Stelle. Die Ein-

---

*) Ueberſetzungen älterer deutſchen Schriften, die bloß philologiſche Hülfsmittel ſind, gehören nicht hierher.

fachheit und Unſchuld unſrer alten Sprache und Poeſie geht in jeder noch ſo ſchonenden Verneuerung zu Grunde, und die Verſchönerungen und Vermannichfaltigungen, die wir, auch mit dem beſten Streben ſie zu vermeiden, recht eigentlich aus Naturnothwendigkeit der unbefangenen Nacktheit der zu behandelnden Originale anhängen, laſſen nun durch aufgedrungene Vergleichung Blößen und Lücken bemerkbar werden, die vor unſrer Einwirkung gar nicht da waren*).

---

*) Wir verhalten uns mit unſrer vielſeitigen Bildung zu jenen alten Dichtern, wie Erwachſene zu Kindern. Die Verſuche, die Sprache der Kinder nachzuahmen, laufen in vorliegendem Falle ſelten glücklicher aus, als z. B. Müllner's Rollen von Kindern in ſeinen beiden Trauerſpielen (oder gar in dreien). Das Einſchieben einzelner neuer Wörter und Wendungen (wie z. B. in Tieck's und von der Hagen's Verneuerungen) erzeugt in mir den Eindruck von Zerſetzungen und Ueberklebungen; und durchgehende Ueberarbeitungen (wie z. B. die von Hinsberg und ähnliche, beſonders der Minnelieder) geben von dem Geiſte des Originals keinen richtigern Begriff, als Ceſarotti's Tod Hektor's von der Iliade, die eigene poetiſche Ader der Verarbeiter nicht in Anſchlag gebracht. Zu Platon's Zeit wäre Homer's Sprache den Griechen gewiß nicht geläufiger geweſen, als den Deutſchen der Gegenwart die Nibelungenſprache, wenn jene die Gedichte ihres alten Sängers nicht, wie eine Bibel, gehandhabt hät-

Wir ſind überzeugt, daß gerade dieſes Beſtreben, altdeutſche Gedichte in einem neuen Gewande unter die große Leſewelt einzuführen, als der Hauptgrund der Abneigung und Verachtung derſelben gegen die ganze altdeutſche Literatur anzuſehen iſt, die ſich mit Satiren und angeblichen Kritiken, ſelbſt in Literaturzeitungen von begründetem Rufe, laut machen. Denn was in neuer Sprachweiſe und Dichtungsform abgefaßt iſt, daran werden auch gern die Anfoderungen der neuen Geſchmackslehre gemacht, deren Grundſätze größtentheils aus fremden Muſtern abgezogen ſind, ſo daß weder das Nibelungenlied noch der Hans Sachs in ihre Fachwerke und Wagſchalen ſich fügen wollen, man mag beide auch putzen und ſtutzen, ſo viel man will und kann. Wie viel förderlicher iſt eine gründliche und pünktliche Bearbeitung alter Texte, wie z. B. Benecke's „Edelſtein und Wigalois", denen man immerhin, wenn man es für ſo nöthig hält, eine wörtliche proſaiſche Übertragung in das Neudeutſche anhängen mag, an welche keine andere Foderung als die des Verſtändniſſes gemacht wird. Und iſt

---

ten. Aber hat man wohl von moderniſirenden Ueberarbeitungen deſſelben gehört?

dieſes Verſtändniß denn ſo ſchwierig beizubringen? Gewiß leichter, als irgend ein Geſchmack an den Moderniſirungen; und hat das Publicum die alten Gedichte nur erſt verſtanden, ſo kann der Geſchmack daran nicht lange ausbleiben, ſo ſehr ſich auch Manche dagegen ſträuben mögen, aus den wohlbehaglichen Schranken ihrer Schönheitsideen, in denen ſie ſich gar viel dünken, herausgeriſſen und in die weite, wilde Sphäre altdeutſcher Volkspoeſie hinausgeworfen zu werden.

Dieſe allgemeinen Ausſprüche (die Recenſent um ſo unbefangener und ohne Furcht des Argwohns, Jemandem wehe thun zu wollen, geben kann, da er ſelbſt unglückliche Verſuche in ſolchen Moderniſirungen gemacht hat) werden, auf Hans Sachs angewendet, einige Beſchränkungen leiden. Die Poeſie unſers Meiſterſängers ſteht dem Geiſte der neuen Zeit näher und findet vielfache Berührungspunkte mit ihr in religiöſer und bürgerlicher Anſicht der Welt, Denkart und Empfindungsweiſe, und ſeine Sprache kann dem Genuſſe Derer, die Luther's Bibel und ein Geſangbuch ohne aufgeklärte überarbeitung verſtehen, nur in einzelnen Wörtern und Formen Schwierigkeiten entgegenſtellen. Daher würde ein behutſames und verſtändiges Wechſeln ſolcher einzelnen alten, aus dem Gebrauch gekommenen Wörter und Formen mit geläufigen neuen den Hans Sachs nicht eben in den Tiefen ſeiner Eigenthümlichkeit erſchüttern und könnte kein zwittergeſtaltiges Anſehn bewirken. Dennoch hat die Sache ihre Schwierigkeiten, und beſonders darin, daß durch die Veränderung eines Wortes im Reim eine größere Umwandelung nicht zu vermeiden iſt, die ſich oft nicht einmal auf die erſten beiden reimenden Verſe beſchränken läßt, ſondern durch den Übergang einer Periode in den neuen Reim immer weiter und weiter fortreißt. Herr Profeſſor Büſching iſt ſich in der Bekämpfung dieſer Schwierigkeit nicht gleich geblieben: zuweilen läßt er den alten unverſtändlichen Reim ſtehen und erklärt ihn in der Note, während dieſelben und ähnliche Wörter und Formen außer dem Reime in dem Texte ſelbſt erneuert ſind, wodurch denn die Bearbeitung in manchen Stellen ein zerſtückeltes Sprachgemiſch wird; nicht ſelten hat er ſich aber auch durch die Veränderung des Reimwortes zu ſo weitgreifenden und gewaltſamen Umwandlungen verleiten laſſen, daß wohl auch ohne Vergleichung des Originals Unpaßliches und Fremdartiges ſich in der Bearbeitung bemerkbar macht. Ferner will es uns nicht nöthig ſcheinen, Vershärten in Hans Sachs abzuſchleifen, oder, was wohl auch hie und da geſchehen iſt, Derbheiten und Rohheiten zu mildern. Die mühſame Form gehört recht eigentlich zum Charakter unſers kräftigen Meiſters, und halbverſteckte Zurückhaltung hinter Fächern und Schleiern ſteht der alten Schalksnarrheit, ſie mag belachen oder beſtrafen, ganz unſäglich ſchlecht.

Zum Belege deſſen, was wir gegen Herrn Büſching's Bearbeitung eingewandt haben, geben wir einige Stellen in alter und neuer Form.

Der Anfang der „Klagred der neun Muſen“ lautet in der Bearbeitung S. 99:

Im Jenner ritt ich als es tagt'
Im Schwarzwald ein zur Hirſchenjagd;
Die Garne waren aufgeſetzt,
Des Jägers Horn erſcholl weit jetzt.
Indeß gen Holz ich traben ſah
'Ne Hindin, rannt' ihr nach, wollt' da
Sie fälln ꝛc.

Alter Text (nach der Quartausgabe von 1612):

Im Jenner ich eins Tages revt
Im Schwarzwald an ein Hirſchengjeid.
Die Garen waren aufgeſtellt.
Die Jägers Hörner weit erſchellt.
Indeß ſah ich traben gen Holtz

Ein Hind, dem rennt ich nach und wollts
Fellen ꝛc. *)

Im „Kampfgeſpräch: Das Alter mit der Jugend", S. 229, heißt es bei Büſching:

So reichlichen mit Laub und Gras
Ueberflüſſig gezieret, daß
Es überſüßen Duft all's macht'.
Ach Gott, wie ohne Fehl', — ich dacht' —

Alt:

So reichlichen mit Laub und Graß
Ueberflüſſig gezieret das,
Gab als ſo überſüßen Ruch.
Ich dacht: Ach Gott, wie ohn Gebruch ꝛc.

In demſelben S. 230, 31:

Kein menſchlich Bild ward drin gefunden,
Drei brennend' Lampen doch drine ſtunden ꝛc.

Alt:

Kein menſchlich Bild fund ich darinnen,
Jedoch ſah ich drei Lampen brinnen ꝛc.

und gleich darauf die Redensart: Kiſſen auf den Stuhl ſtrecken, ſtatt legen, bloß weil der Reim dadurch etwas klingender wird. Die Form brinnen hat dem Bearbeiter noch öfter zu ſchaffen

---

*) Schonender und glücklicher hat Herr Furchau dieſelbe Stelle behandelt, Bd. 2, S. 261.

gemacht, z. B. Seite 89, wo das Flickwörtchen noch aushelfen muß. Nicht beſſer klingt das ſchleppende da, S. 320:

Hielt er ſein'n Stecken für, ſprach da,

wo im Original ſprach mit der alten Form ſach (ſtatt ſah) des vorhergehenden Verſes reimt.

Man kann, mit dem beſten Willen zu entſchuldigen, nicht begreifen, warum in den angeführten Stellen, die ohne Mühe ſich vermehren ließen, Wörter und Formen, wie Jeyd ſtatt Jagd, erſchellt ſtatt erſchallt, Ruch ſtatt Geruch, brinnen ſtatt brennen ꝛc. aus dem Texte verwieſen worden ſind, in welchem doch z. B. qual ſtatt quoll, Glaſt ſtatt Glanz, Kemat ſtatt Gemach, ring ſtatt leicht u. ſ. w. ſtehen geblieben ſind. Mag der würdige Herausgeber es uns daher nicht übel deuten, daß wir, ſeinen Wünſchen zuwider, in dieſen Beiſpielen eine wörtliche Vergleichung ſeiner Bearbeitung mit dem alten Texte aufgeſtellt haben. Wir können ihm die Verſicherung geben, daß die gewählten Stellen ſolche ſind, die uns bei dem erſten Durchleſen ſeiner Arbeit als ſtörend aufgefallen waren, ohne daß wir vorher das Original zu Rathe gezogen hätten. Dagegen geſtehen wir aber auch, daß wir in ſehr vielen

Stellen, die uns keinen Anſtoß in der Durchleſung gaben, bei nachheriger Vergleichung mit dem Originale die Gewandtheit und Geſchicklichkeit bewundert haben, die der Bearbeiter in dem Wechſel einzelner Formen und Wörter zeigt, und wie er bei größeren Umwandlungen ſo ganz im Geiſte ſeines Dichters verfährt, daß man, ohne Rückſicht auf Verſtändlichkeit, zwiſchen Urſchrift und Bearbeitung wie zwiſchen zwei gleichbegründeten Lesarten ſchwanken möchte. Das eben angeführte „Kampfgeſpräch“ zwiſchen Jugend und Alter liefert dem aufmerkſamen Leſer nicht wenig Zeugniſſe für dieſes Verdienſt des Herausgebers.

Der im vorigen Jahre erſchienene zweite Band enthält 29 Stücke, die aus den drei erſten Büchern der alten Anordnung ausgewählt ſind. Darunter zwei Tragödien: „Hörnen Seifried“ und „Triſtrant und Iſalde“; drei Faſtnachtsſpiele: „Ein Bauer, Bürger und Edelmann holen Karpfen“, „Der ſchwanger' Bauer“, „Der fahrend' Schüler mit dem Teufelbannen“, und das berühmte Gedicht von der „Wittenberg'ſchen Nachtigall“.

Nach dem in der Vorrede vorgelegten Plane ſollten dieſer und die folgenden Bände „fremde und unverſtändliche, nur in Ortsmundart ihre Entſtehung findende Wörter beibehalten, die unten ihre Erklärung finden würden. Änderungen wären demnach ganz zu vermeiden und könnten nur bei einzelnen Buchſtaben etwa eine Anwendung finden". Aber gleich in den erſten beiden Schwänken iſt der Herausgeber mehrmals von ſeinem Vorſatze abgewichen, welches wir, beſonders nach einem ſo beſtimmten Verſprechen, nicht ungerügt laſſen dürfen.

S. 1, 2:

Als er trat zu dem Schneider ein,
Saß gleich ſein Edelmann darein.

Original:

Als er war eyn zum Schneyder gan,
Saß darinn gleich ſein Edelmann.

S. 5:

Darnach er ſie denn ſchund und brat't,
Ihr'r etlich gar zerſchneiden that.

Original:

Darnach er ſie denn ſchund und brieb *),
Ihr etlich gar zu Stücken ſchnitt.

---

*) Welche Schwierigkeit fand der Herausgeber in der Form briet? Soll brat't ein Imperfect ſein?

S. 6:

Und backt ſie ein zu 'nem Voreſſen,
Nachdem mit Zähnen zerriß, gefreſſen *).

Original:

Und bickt ſie ein zu eim Fürbeß,
Nachdem mit Zänen zerriß und freß.

Ebendaſelbſt:

Wiewohl ſie Junge trügen täglich,
Und die ausheckten und zögen ſich.

Original:

Wiewohl ſie täglich Junge trügen,
Und die ausheckten und aufzügen.

Ebendaſelbſt:

Grad' zu auf ihn, nicht etwa krumm,
Den alten Jäger ſtoßen um.

Original:

Grad zu auf ihn, ohn' alle Krümb,
Den alten Jäger ſtoſſen ümb.

S. 9:

Meint zu drücken ſein' Unterthan,
Daß ſein' Perſon ſie fürchten dann.

Original:

Meint zu drucken ſein Underthon,
Auf daß ſie forchten ſein Perſon.

---

*) Dieſe Stelle iſt ſo verwirrt, daß ich ſie erſt durch das Original habe verſtehen lernen.

Man wende nicht gegen uns ein, daß die angeführten Veränderungen größtentheils ſehr unbedeutend ſind: es ſind doch Veränderungen, und nach des Herausgebers Verſprechen müſſen wir ſie als Hintergehungen des Leſers anſehen. Zugleich wollten wir durch ihre Aufzählung den Herausgeber für die Fortſetzung ſeiner Arbeit zu ſtrenger Aufmerkſamkeit anregen, da wir glauben, daß ſich dieſe Umwandelungen wohl nur durch Verwöhnungen von der früheren Behandlung her eingeſchlichen haben.

Schließlich wünſchen wir dem Unternehmen glücklichen Fortgang und hoffen dem Herausgeber durch eine lange, genau prüfende Beurtheilung einen entſchiedenern Beweis unſerer Theilnahme gegeben zu haben, als durch ein oberflächliches Lob. Zur Empfehlung des alten Meiſters brauchen wir, Gott ſei Dank, nichts mehr zu ſagen, und wir endigen mit deſſen eigenem frommen Wunſche:

Gott ſei Lob, der dir ſandte herab
So mildiglich die Gottesgab,
Als einem ungelehrten Mann,
Der weder Latein noch Griechiſch kann,
Daß dein Gedicht grün', blüh' und wachs,
Das wünſchen wir mit dir, Hans Sachs!

2. Der Verfaſſer des zweiten von uns anzuzeigenden Buches, Herr Friedrich Furchau, ſo viel uns bekannt iſt Prediger in Stralſund, erklärt ſich ſelbſt über Plan und Zweck ſeiner Arbeit am Schluſſe der erſten und zweiten Abtheilung; welche Stellen wir zuvörderſt anführen müſſen, um den Leſer auf den Standpunkt zu ſetzen, von dem wir dieſes Werk zu betrachten haben:

„Lieber Leſer, der du mit dieſem Buche bis ans Ende gelanget biſt, glaube nicht, als ſei es etwa in der thörichten Abſicht geſchrieben, das Dichten und Reimen des ſo beſcheidenen nürnbergiſchen Meiſters übermäßig und unrichtiger Weiſe zu erheben, es für etwas ganz Anderes und Höheres gelten zu laſſen, als es in der That geweſen, oder es wohl gar der ſpäteren Zeit als ein Muſter zu wunderlichen Nachahmungen aufzuſtellen; ſondern ſiehe das ganze Büchlein, mit allen ſeinen vielen Schwächen und Unebenheiten, als das der Grabſtätte des alten deutſchen Dichters, Meiſters und Schuhmachers noch fehlende kleine Denkmal an, welches ihm ſelbſt zur gebührenden Ehre gereichen und uns mit Freudigkeit an einen Mann nur erinnern ſoll, den wir gerade deswegen lieber nennen und ehrenvoller auszeichnen, weil er ein wackrer deutſcher Handwerksmann geweſen und auch geblieben. Wenn du aber hier und dort in dem geleſenen Buche vielleicht unſicher geworden biſt, ob es mit allem dem darin Erzählten und Gerühmten auch wohl ſeine ganze geſtrenge Richtigkeit habe: überſiehe nicht das eben Geſagte und bedenke doch, daß man zu dem Kränzlein eines ſo lieben alten Sängers durchaus einige Blumen hinzufügen darf und muß, und daß die Abbildung jedes dichteriſchen Lebens nur dann die gerade ihr gehörende Wahrheit in ſich tragen wird, wenn ſie ſelbſt der Dichtung nicht ganz entbehret *). Dennoch dürfen wir nicht zugeſtehen, als wäre die vorliegende Geſchichte ganz über und über voller Erdichtungen, und als habe Hans Sachs bloß ſeinen Namen zu willkürlichen Erfindungen hingeben müſſen; vielmehr iſt alles Weſentliche und oft auch das Geringſte und Kleinſte, was erzählt wird, aus dem Spiegel ſeines eigentlichen und wahren, aber freilich oft mehr inneren als äußeren Lebens hergenommen, welches denn im Grunde auch wir nur haben beſchreiben können und wollen, nämlich aus ſeinen

---

*) Iſt doch Göthe's Selbſtbiographie auch „Wahrheit und Dichtung" überſchrieben.

eigenen übriggebliebenen Gedichten, in denen er ſich ſelbſt und ſeines Geiſtes Geſchick oft weitläufig und lebendig genug darſtellt.“ *)

Wir können das Buch alſo, wenn uns an einem claſſificirenden Titel gelegen iſt, einen literarhiſtoriſchen Roman nennen, der uns neben dem einfachen Leben des Helden ein buntes Bild ſeines Zeitalters vor Augen führt. Wir durchwandern mit unſerem Meiſterſänger die Gauen und Städte Deutſchlands, betrachten ihre Gebäude, lernen ihre Sitten und Gewohnheiten kennen und dringen bis in die innerſten Gemächer bürgerlicher Häuslichkeit; und durch dieſes harmloſe Leben und Weben ſchreiten zwei Heldengeſtalten der Weltgeſchichte an uns vorüber: Max, der kaiſerliche Jäger, und Luther, die wittenbergiſche Nachtigall.

Die erſte Abtheilung (261 Seiten) umfaßt Hans Sachſens fünfjährige Wanderſchaft durch Deutſchland. Der Leinweber und Meiſterſänger Leonhard Nunnenbeck begleitet ſeinen Schüler, den ſiebzehnjährigen Schuhmachergeſellen, zu dem Thore von Nürnberg hinaus und gibt ihm gute Lehren und Segen auf die Reiſe mit. Der Weg

---

*) Die letzte Stelle iſt abgekürzt gegeben worden.

geht nach Regensburg, deſſen Brücke und Dom wir mit dem Wanderer bewundern, und deſſen Freiſchießen uns in die fröhlichen Spiele und Tänze eines altdeutſchen Volksfeſtes einführt. Nach kurzer Arbeit in dieſer Stadt fährt unſer Sachs mit luſtiger Geſellſchaft auf der Donau hinab gen Paſſau. Von da wendet er ſich nach Braunau, Salza, Burghauſen, Öttingen, Salzburg, Landshut und Wien. Hierauf treffen wir ihn in dem oberöſtreichiſchen Städtlein Wels, wo ihm in dem ſtillen reinlichen Orte, unter fleißigen, fröhlichen Menſchen nach mancherlei Irrſal und Unruhe recht friedlich und heimiſch zu Muthe iſt. In Inſpruck öffnet ſich dem ſchlichten Nürnberger eine ganz neue Welt: Kaiſer Maxens Heldenherrlichkeit und der Glanz des alten Ritterthums, der ihm aus kunſtreichen Gedichten entgegenſtrahlt, wenden ihn von ſeinem Handwerke und ſeiner Singweiſe ab, und er wird kaiſerlicher Waidmann. Hierbei erhalten wir eine Überſicht der berühmteſten Heldenbücher und Rittergeſchichten des deutſchen Alterthums, die unſer Sachs in dem Hauſe des alten kaiſerlichen Perſevanten Leuthold kennen lernt. Sobald aber Sachs aus der Überraſchung des erſten Eindrucks jener großen, aber untergegangenen Welt zu ruhigem Nachdenken gelangt, wird er über ſein Trachten und Treiben zweifelhaft, und ſein guter Geiſt führt ihn auf den rechten, ſeiner Natur und ſeinem Zeitalter gemäßen Weg zurück. „Denn es ward ihm deutlich, daß alle jene herrlichen Gedichte, wenn er ſie auch recht verſtehen lerne, ihn doch in eine gar zu ferne und, eben weil ſie längſt vergangen war, ganz unmöglich wieder zurückkehrende Zeit, und zugleich in die allerfremdeſte Denk- und Sprachweiſe faſt gewaltſam verſetzen und ihn den gegenwärtigen Menſchen und Sitten gar zu ſehr entrücken würden“ (S. 108 u. 109). Und trotz allen Einwendungen des Alten ſchien es ihm, „daß eine Nachahmung dieſer alten Werke keineswegs erſprießlich ſein und zu recht eigener freier Thätigkeit führen könne. Denn alles, was gut werden ſolle, müſſe aus der Seele und dem Leben, nicht aber aus der bloßen Nachahmung der Bücher hervorgehen“ (S. 110). Somit verläßt er Inſpruck und ſeinen neuen Stand, und nachdem er eine Zeit lang in Schwatz gearbeitet, begibt er ſich nach München, wo er in dem Kreiſe einer ſtillen, engen Häuslichkeit, unter einem treuen fleißigen Meiſter ſeine alte fröhliche Rüſtigkeit wiederfindet. Dieſer Meiſter, ein hocherfahrner Liebhaber des edlen Geſanges, führt unſern Geſellen in die Singſchulen der Stadt ein, in denen dieſer den erſten Verſuch in der Kunſt ablegt, mit ſolchem Beifall, daß er von dieſer Zeit an die Schulen mit verwalten hilft und in den Reihen der Sänger ſteht. Der Schmerz einer unglücklichen Liebe treibt ihn aus München nach dem reichen Augsburg, deſſen Handelsverkehr und Gewerbfleiß uns beſchrieben wird; weiter geht er durch das luſtige Schwabenland und nach dem Rheine zu, wo wir den Wanderer in anbetendem Staunen vor dem ſtraßburger Münſter ſtehen ſehen. In Frankfurt am Main wird er nach abgelegten Proben und nachdem er ſeine erſte Freiſprechung durch Leonhard Nunnenbeck erwieſen, zum Meiſter und Liebhaber der löblichen deutſchen Sängerzunft aufgenommen, und ſein Haupt mit dem Sängerkränzlein feierlich geziert. Ebendaſelbſt nimmt er in der Fechtkunſt Unterricht, wodurch wir mit der Innung der Schwertmeiſter bekannt werden. In Mainz beſteigt er ein Rheinſchiff und fährt in bunter Geſellſchaft, die beſonders ein Landfahrer unterhält, nach Köln hinab. Nach manchen Zügen, die er hierauf noch am Rhein, in den Niederlanden und in Weſtfalen vollführt, beſucht er im letzten Wanderjahre das gewaltige Lübeck, wo es ihm beſonders wohlgefällt, und endlich auch das Harzgebirge und Sachſen, namentlich die Stadt Leipzig, und kehrt, geſund an Leib und Seele, reich an freudigen Erfahrungen und ungeſchwächt von überſtandenen Gefahren und Leiden, mit friſchem Muthe und Vertrauen auf Gott in ſeine Vaterſtadt zurück.

Die zweite Abtheilung (532 Seiten) iſt ärmer an Begebenheiten unſers Meiſterſängers. Er verheirathet ſich im 25ſten Jahre, wohnt in einer Vorſtadt von Nürnberg und ſpäterhin in der Stadt ſelbſt; ſeine Ehefrau bringt ihm zwei Söhne und fünf Töchter, die er durch ſeiner Hände Arbeit redlich ernährt und erzieht, bis der Herr ihm Weib und Kinder aus dem Leben abruft; darauf verheirathet er ſich zum zweiten Male und lebt bis in das zweiundachtzigſte Jahr glücklich und geehrt: das iſt alles, was von dem zweiten Lebenstheile unſers Dichters bekannt iſt. Dagegen fand der Biograph in den Begebenheiten, die um dieſe Zeit auf das Leben und Dichten Hans Sachſens mächtig einwirkten, reichen Stoff für ſein Werk, ich meine in der Geſchichte der Reformation und insbeſondere der Kirchenverbeſſerung in Nürnberg (S. 21—98). Ferner werden uns die Geſetze des Meiſtergeſanges (die

Tabulatur) mitgetheilt und die inneren und äußeren Einrichtungen der Singſchulen beſchrieben (S. 130 — 169). Weiterhin iſt der Urſprung des deutſchen Theaters und namentlich der Faſtnachtsſpiele dargeſtellt (S. 169 — 191), und als Proben folgen zwei **Komödien**: „**Chriſtus**, der wahre Meſſias“, und „**Pallas und Venus**“ und das Faſtnachtsſpiel „von dem böſen Weibe“ (S. 191 — 244). Hieran ſchließt ſich eine Charakteriſtik aller Hans Sachſiſchen **Dichtungsarten** mit Proben (244 — 372), die wir als Einleitung in die Lectüre des Hans Sachs beſtens empfehlen wollen. Sie iſt mit vielem Geiſte und Urtheil abgefaßt und zeugt von einem gründlichen Studium des alten Dichters. Bei Gelegenheit des Einzuges unſers Sachs in die eigentliche Stadt Nürnberg wird dieſe uns mit ihren vorzüglichſten Gebäuden und dem Leben und Treiben der Einwohner beſchrieben, und des Dichters Lobſpruch auf die Stadt Nürnberg mitgetheilt (379 — 425). Gegen den Schluß beſchäftigt uns der Verfaſſer mit der erſten Ausgabe der Hans Sachſiſchen Gedichte, deren Anordnung und Vorreden mit noch einigen Proben angeführt werden.

Das Buch iſt als ein vollſtändiges Sittengemälde des Hans Sachſiſchen Zeitalters vielen Dankes werth. Der Forſcher wird freilich wenig Neues darin finden, aber für den größeren Leſerkreis, der ſich zugleich unterhalten und unterrichten will, iſt hier Alles, was ihm zu wiſſen lieb und nütz, auf eine anſchauliche, faßliche und anziehende Weiſe zuſammengeſtellt. Der Verf. zeigt ſich überall von ſeinem Gegenſtande durchdrungen und erwärmt, ohne ſich jedoch von ihm überſpannen und überflügeln zu laſſen. Nur eine überſchwengliche Wortfülle und eine durch herzliche Geſchwätzigkeit bewirkte Verwickelung in langſchweifige, ſchleppende Sätze könnte den Leſer zuweilen ermüden, und eine gewiſſe trauliche Alterthümlichkeit des Vortrages den Unbefangenen von dem Buche abwenden. Der Verf. würde ſicherlich viel lebendiger und feuriger geſchrieben haben, wenn er ſich dieſer fremdartigen Sprachſchminke enthalten hätte. Mögen diejenigen, deren moderner Geiſt ſich in der Darſtellung alter Stoffe abarbeitet, die Sprache der Vergangenheit heuchleriſch nachlallen, um ihre Blöße mit dem Flickwerke todter Wörter und Formen zu bedecken: Herr Furchau bedarf deſſen nicht; ſeine Geſinnung gibt ſich überall als gerade, ſchlicht, bieder und treu zu erkennen und würde ſich klarer und unumwundener in der natürlichſten Sprachweiſe der Gegenwart ausgedrückt haben. Vielleicht haben die vielen Stellen Hans Sachſiſcher Gedichte, die er faſt unverändert, nur in neuer Rechtſchreibung ſeiner Erzählung als Belege und Ausführungen eingeflochten hat, ihn zu einer ſolchen Behandlung der Darſtellungsform verleitet.

Wir führen eine Stelle aus dem zweiten Capitel des erſten Buches der erſten Abtheilung zum Belege unſres Lobes wie unſres Tadels auf:

„Billig hätten bei der Trennung von ſeinem geliebten Freunde und Lehrer (Runnenbeck) in des jungen Wandermannes dichteriſcher Seele nun wenigſtens alle jene weichmüthigen Gefühle ausbrechen ſollen, welche das Scheiden und Laſſen bei uns ſchon faſt üblich gemacht haben, aber in ihm geſchahe nichts von dem allen, denn von jener zarten Wehmüthigkeit, die uns zu Zeiten anwandelt und das gefällt, war ſeine fröhliche Seele ſchon damals frei und rein, und ſein ganzes Dichten und Trachten war jetzt nur auf den Zweck ſeiner Wanderung, auf das Sehen und Lernen in der weiten Welt hinausgerichtet: deshalb ihm das Scheiden denn nicht etwas Trauriges, ſondern etwas Nothwendiges, ja Fröhliches erſchien.“

„Wie der jüngſt befiederte Vogel mit einem fröhlichen Liedchen den Aſt verläßt, der ihm zur

Wiege gedient hat, und jubelnd, wenn die Zeit des Ziehens gekommen iſt, durch die blaue Luft gen Süden reiſet, um eben ſo fröhlich und lieblicher ſingend zur rechten Stunde wieder heimzukehren: ſo zog denn auch unſer Sänger, da ſeine Wanderzeit gekommen war, mit fröhlichem Herzen davon, um die Städte und Länder ſeines lieben deutſchen Vaterlandes zu ſchauen und ſich, wozu ihn wie den Vogel die innere Luſt trieb, im Reimen und Singen zu üben."

„Schon ſeit beinahe dreihundert Jahren hatte damals mit der alten ritterlichen und jugendlichen Herrlichkeit des deutſchen Reiches, wo es lange nicht ſo blutig und fauſtrauferiſch ausſah, als es wohl oft erzählet wird, auch die edle und jugendliche Liebe zu ritterlichen Liedern und Geſängen in dem deutſchen Vaterlande angefangen zuerſt allmählig abzunehmen, und war dann endlich ganz untergegangen. Kaiſer und Könige, Fürſten und Ritter hatten vor Zeiten in der anmuthigen und bildſamen ſchwäbiſchen Mundart vielfältige Lieder und große Bücher des Heldengeſanges gedichtet, hatten, von ihren Zügen in das gelobte Land heimkehrend, ihre ritterliche Sitte und die Geſchichten und Abenteuer der Vorfahren in gebildeten Verſen beſchrieben; wie in der Kunſt der

Waffen, ſo hatten ſie in der edleren Kunſt des Geſanges gewetteifert und mit tönender Weiſe und Liedern die Berge und Thäler, die Burgen und Schlöſſer des deutſchen Landes erfüllet. Als aber in dem Laufe der Jahre und mancher ſehr verwickelten und unruhigen Begebenheiten in Deutſchland, bei weltlichen und geiſtlichen Herren und Dienern ein gar rohes und den ſtillen Freuden des Geſanges abholdes Weſen eingedrungen war, hatte denn zuletzt die liebe deutſche Mutterſprache, die das Dichten und Singen, das Bilden und Reimen doch nie ganz laſſen kann, mit ihren alten Weiſen und Tönen nur zu den ſtillen Werkſtätten der fleißigen und damals gar hochgeachteten und ehrenfeſten Bürger und Meiſter der Gewerke, vornehmlich der löblichen Reichsſtädte, ſich flüchten müſſen" (S. 6—8).

Was in der angeführten Stelle weniger beleidigend auffällt, iſt der übermäßig häufige Gebrauch des Verſtärkungswörtchens gar bei Adjectiven, das nebſt andern wenig ſagenden Einſchiebewörtchen, wie denn, recht, faſt, ſo ganz u. ſ. w., den Periodenfluß hemmt und lähmt *). An-

---

*) Gleich auf der nächſten Seite iſt ein Satz, in dem drei überflüſſige denn ſich befinden: ſo ſtand denn — zogen denn — ſo ward ihm denn.

dere Verwöhnungen ſind die oft wiederkehrenden Redensarten: ſo wollte es faſt ſcheinen — war es, als wenn — wie es denn geſchieht, daß — und ähnliche, die Recenſent an und für ſich nicht mißbilligen will; aber ihre unnütze Verſchwendung nimmt ihnen alle Kraft der Bedeutung und wird ſo zur Manier.

Gegen die Form im Großen möchte wohl nur das Mißverhältniß der erſten Abtheilung zur zweiten zu bemerken ſein. Die „Wanderſchaft“ erfüllt in dem Stoffe wie in der Darſtellung die Anfoderungen, die wir an einen Roman zu machen gewohnt ſind. Dahingegen will die zweite Abtheilung, der „Eheſtand“ überſchrieben, aus einem ganz verſchiedenen Geſichtspunkte betrachtet ſein. Sie entzieht die Begebenheiten und Thaten des Helden unſern Blicken und beſchäftigt uns faſt allein mit ſeinen örtlichen und zeitlichen Umgebungen, oder prüft und würdigt ſeine Gedichte. So gelungen an und für ſich gerade dieſe Charakteriſtik und Kritik der Hans Sachſiſchen Werke ſein mag, ſo hätten wir ſie doch lieber in einem Anhange, zuſammengeſtellt mit der Tabulatur des Meiſtergeſanges, gefunden. Dadurch würde die zweite Abtheilung, die noch einmal ſo ſtark iſt als die erſte, ſich leichtlich als fortlaufende Lebensgeſchichte des Dichters an die „Wanderſchaft“ mit beinahe gleichem Umfange angeſchloſſen haben, und das Ganze rundete ſich, als hiſtoriſcher Roman, zu einem Kunſtwerke zuſammen.

V.

Über die deutſchen Überſetzungen des Homer.

Mit beſonderer Rückſicht auf die neueſten Verſuche von F. A. Wolf *), K. L. Kannegießer **) und Konrad Schwenck ***).

> **Quamquam *impar sui* est Homerus in alias translatus linguas, tamen versiones poëmatum ipsius commemorare juvat.**
>
> ***Fabricius in Bibl. Gr.***

Nachdem Bodmer und Klopſtock durch ihre Heldengedichte den griechiſchen Hexameter an die

---

*) Die erſten hundert Verſe der Odyſſee, in den „Literariſchen Analekten“, Bd. 3, S. 137.

**) Das erſte Buch der Odyſſee. Probeſchrift. Leipzig 1822.

***) Die homeriſche Odyſſee. Zehnter Geſang als Probe. Bonn 1822.

Stelle des franzöſiſchen Alexandriners als epiſchen Vers in die deutſche Dichtkunſt einzuführen nicht ohne einigen Erfolg gewagt hatten, konnte es auch nicht lange mehr an Verſuchen fehlen, die Homeriſchen Gedichte in dem Versmaße des Originals nachzubilden. Die erſten öffentlich bekannt gewordenen ſind wohl die Bruchſtücke aus der Odyſſee, welche Bodmer und Wieland im Jahre 1755 geliefert haben *). Dieſen folgten im Jahre 1760 der vierte und ſechste Geſang der Ilias **), und drei Jahre ſpäter eine Probe von Steinbrychel aus dem dritten Buche der Ilias ***), und ein großer Theil des erſten Buches deſſelben Gedichts, von einem Bruder Klopſtock's †).

Es wird nicht unſchicklich ſcheinen, dieſen Aufſatz, der den neueſten überſetzungsproben der Homeriſchen Gedichte gewidmet iſt, mit einigen Verſen aus den älteſten zu eröffnen, beſonders weil die Broſchüren, denen ſie entnommen ſind, nicht leicht für jeden zugänglich ſein werden. In der Überſetzung von 1755 lautet der Anfang des vierten Buchs der Odyſſee, wie folgt:

---

*) In den „Fragmenten in der erzählenden Dichtart rc.“, Zürich.

**) Zürich

***) Hinter deſſen Ueberſetzung des Euripides Theater der Griechen (1. Bd.). Zürich, 8.

†) In der Zeitſchrift: „Der Greis.“ Bd. 9 St. 107 u. 114. Vgl. „Allgem. deutſche Bibl.“ Th. 1, St. 2, S. 32 fg.

Itzo kamen ſie in die geraume und prächtige Sparta,
Stiegen da vor des durchlauchtigen Menelaus Palaſt ab.
Dieſen fanden ſie, als er mit ſeinen Freunden und Dienern
Ein hochzeitliches Feſt beging, die doppelte Heirath
Seines Sohnes und ſeiner untadligen Tochter zu feiern.
Dieſe wollt' er des Reihendurchbrechers Achilles Sohn ſchicken;
Denn er hatte vor Troja ſie ihm zu geben verheißen,
Und die Heirath war droben im Rathe der Götter beſchloſſen.
Itzo ſchickt' er ſie ihm mit Wagen und Pferden; ſie ſollte
Zu der erhabenen Stadt der Myrmidons gehen, die Pyrrhus
Nun beherrſchte. Die Braut war Alektor's Tochter aus Sparta,
Die er dem Sohne freite, dem Megapenthes, den hatt' er
In den abnehmenden Jahren bei einer Sklavin gezeuget,
Als die Götter Helenen nicht mehr mit Leibesfrucht ehrten,
Lange hernach als dieſe ihm Hermione geboren,
Die mit der Schönheit der goldenen Aphrodite geſchmückt war.

Neben der älteſten ſchweizeriſchen Überſetzung ſtehe der Anfang der Ilias aus der magdeburgiſchen im „Greiſe“:

Singe, Göttinn, den Zorn Achilles des Peleiden,
Der in tauſendfachs Weh Achaja's Völker verſenkte,
Schaaren gewaltiger Krieger hinab erſchlagen zum Orkus
Stürzt', und den Hunden den Held und des Adlers Klauen zum Raube
Hingeworfen gab; Zeus Rathſchluß ging zur Vollendung;
Denn er erregte zuerſt des Grolls entglimmende Flamme
Zwiſchen der Könige Haupt, Agamemnon, und zwiſchen Achilles.

Dieſe erſten rauhen und unbehülflichen Verſuche in einem Versmaße, das mit dem griechiſchen Hexameter faſt nichts als den Namen gemein hatte, mit dem zu vergleichen, was Voß und die ihn in metriſcher Strenge und Schönheit noch überbietenden neueſten Proben geleiſtet haben, könnte für den Sprachforſcher einen ergiebigen Stoff liefern, aus welchem die Fortſchritte der deutſchen poetiſchen Rede an Reichthum, Ausdruck, Gelenkigkeit und metriſcher Bildſamkeit, ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf unſere Zeit, in den gültigſten Beiſpielen nachzuweiſen wären. Es verſteht ſich, daß in einer ſolchen Vergleichung auch die Mittelglieder berückſichtigt werden müßten, welche die vollſtändigen überſetzungen von Bodmer, Stolberg, Wobeſer *), und die verſchiedenen älteren Voſſiſchen Ausgaben bilden; und ſelbſt die auf wenige Bruchſtücke beſchränkten Proben von Bürger **), Klopſtock ***), Koſegarten †) u. A. m. dürften nicht überſehen werden.

Durch die Erſcheinung der Bodmeriſchen und Stolbergiſchen ††) überſetzungen ſchien der von einigen ſcharfſinnigen und gelehrten Kritikern mehrmals aufgeworfene Zweifel, ob Homer für den Deutſchen überſetzbar ſei †††), keineswegs allgemein gehoben. Und es iſt nicht zu verwundern, wie Bürger, der vor Vielen ein gutes Ohr hatte, ſich für den leichten, friſch beweglichen Fluß des Homeriſchen Verſes mit den ſtarren, hinkenden und ſchwankenden deutſchen Sechsfüßlern Bodmer's nicht gern abfinden laſſen wollte. Selbſt die Stolbergiſche Ilias, obgleich mit Recht von Seiten ihres poetiſchen Ausdrucks und einer geiſtreichen Auffaſſung ihres Originals der ſchweizeriſchen vorgezogen, iſt doch in Verſen abgefaßt, von denen nur eine ſehr kleine Anzahl Hexameter, noch viel weniger aber Homeriſche Hexameter genannt zu werden verdienen *). Wie ſollte aber Homer nun überſetzt werden? — Zu den Alexandrinern oder den kurzen Reimverſen der älteſten

---

*) Homer's Iliade, von neuem metriſch überſetzt. Leipzig 1781 — 1787. 3 Bde.

**) Die erſten vier Geſänge der Ilias. Im „Journal von und für Deutſchland", 1784.

***) Dieſe findet man zuſammengeſtellt in dem 2. Bde. der „Auswahl aus Klopſtock's nachgelaſſenem Briefwechſel und übrigen Papieren", Leipzig 1821, S. 247 fg.

†) Probe der verdeutſchten Odyſſee, nebſt Ankündigung. 1780.

††) Beide erſchienen im Jahre 1778; Proben von der Bodmeriſchen ſchon 1760, und von der Stolbergiſchen 1776.

†††) Siehe z. B. „Laokoon" von Leſſing. S. 143 fg. und S. 180 fg. „Kritiſche Wälder", 15. Wäldchen, und N. G. Leſke in einer eignen Abhandlung: „Homeri versionem Germanicam non esse probandam", Lips. 1772

---

*) Gleich in den erſten 120 Verſen der Ilias begegnen uns bei Bodmer z. B. folgende Sechsfüßler:

Als Achilles und Agamemnon, der König der Schaaren —
Und den bewaffneten Griechen, daß ſie die Königsſtadt Priams —
Meine Luſt mit ihr haben; geh dann, verziehe nicht länger —

und bei Stolberg:

Sandte, ihre Körper zur Beute den Hunden zurückließ —
Dieſe löſ' ich nicht, eh' in meinem Hauſe zu Argos —
Nicht an Bildung, Schönheit, Verſtand und Werken der Hände.

Verdeutſchungen zurückzukehren, hätte nur noch einem verſpäteten Gottſchedianer einfallen können, und die Versart der Nibelungen ſchien damals ſo wenig volksthümlich, daß Bodmer ſogar einen Theil des alten Gedichts in ſeine Hexameter übertrug, um es genießbar und verſtändlich zu machen. So entſchied ſich denn Bürger für die fünffüßigen reimloſen Jamben, bewogen durch die Leichtigkeit, mit der die deutſche Rede ſich in dieſes Maß fügt, und wohl auch verführt durch ſeine Vorliebe für die engliſche, damals kräftig in die deutſche einwirkende Poeſie. Er überſetzte mehrere Geſänge der Ilias auf dieſe Weiſe *) und vertheidigte ſeine Arbeit rüſtig und heftig gegen die Angriffe der Hexametriker **). Der Grundſatz, von welchem die Bürger'ſche iambiſirte Überſetzung ausgegangen iſt, läßt ſich im Allgemeinen als ſolcher keinesweges umſtoßen; nur gerieth die Anwendung deſſelben auf den Homer in Irrwege und ſcheiterte an unvermeidlichen Klippen. Bürger, der den Geiſt der Homeriſchen

---

*) Man findet dieſe Ueberſetzungen in der Klotziſchen „Bibliothek", 1767, St. 21, im „Deutſchen Muſeum", 1776, und im „Deutſchen Mercur" deſſelben Jahres.

**) S. Bürger an einen Freund über ſeine deutſche Ilias. „Deutſcher Mercur", 1776, October.

Gedichte, unbefangen von ſcholiaſtiſchen und grammatiſchen Spitzfindigkeiten, lebendig und rein, nicht tropfenweiſe, ſondern in vollen Zügen eingetrunken hatte, glaubte es verſuchen zu dürfen, den Deutſchen in ſeiner Überſetzung einen Begriff und ein Gefühl von dem zu geben, was die Griechen in ihrem Homer liebten und bewunderten; er wollte den Homer nicht überſetzen, ſondern verdeutſchen. Dazu konnte er freilich den Hexameter nicht brauchen, ſelbſt wenn er der deutſchen Sprache ſchon damals Beruf und Geſchick zu dieſer Versart hätte zugeſtehen mögen. Aber freilich iſt ſein reimloſer Jambus, wenn auch eine leichtere, doch gewiß nicht die zu einer Nationaliſirung des Homeriſchen Epos unter uns ſchickliche Versart. Hätte Bürger eine echt deutſche epiſche Form, mehr oder minder nach dem Muſter unſerer älteren Heldengedichte, für ſeine Bearbeitung gewählt, vielleicht beſäßen wir dann einen deutſchen Homer, der neben den mehr oder weniger gelungenen Parodien *) von Cunichius, Zamagna**),

---

*) In einfacher, guter Bedeutung genommen.

) Zwei Raguſaner, die den Homer ſo zu ſagen virgiliſirt haben: „Homeri Ilias, latinis versibus expressa a *Raymundo Cunichio, Rag.*“ Romae, 1776.**

Pope, Ceſarotti*), Fiocchi †) u. A. m. genannt zu werden verdiente. Aber der Mißgriff, den er ſich in ſeiner iambiſirten Ilias zu Schulden kommen ließ — gleichſam einen halb angliſirten, halb germaniſirten Homer zuſammenzuſetzen — dieſer Mißgriff konnte einem Feuerkopfe, wie Bürger, nur ſo lange verborgen bleiben, als der Widerſpruch ſeiner Gegner ihn nicht zur ruhigen Beſinnung über ſein eigenes Werk kommen ließ; und ſobald er ſich von der Möglichkeit einer herametriſchen Überſetzung des Homer, wohl beſonders durch die Voſſiſche Odyſſee, überzeugt hatte, ließ er auch die früher erhobenen Zweifel an der Schicklichkeit einer ſolchen Übertragung fallen und ſchloß ſich ſelbſt mit einigen Geſängen an die im Versmaße des Originals verſuchten Nachbildungen an ††).

Ein Probeſtück der Voſſiſchen Odyſſee erſchien ſchon 1777 im „Deutſchen Muſeum“, die erſte Aus-

---

„Homeri Odyssea, lat. vers. expr. a *Bernardo Zamagna Rag.*“ *Senis* 1777.

*) Wir meinen vorzüglich ſein Gedicht: „La Morte d'Ettore“. Außerdem lieferte er noch zwei ganz verſchiedene Uebertragungen der Ilias.

†) Er gab eine Ilias in Ottavarime. Mailand. 1816, 2 Bde.

††) Die oben erwähnten erſten vier Geſänge der Ilias, im „Journal von und für Deutſchland“.

gabe des ganzen **Gedichts** 1781 zu **Hamburg**, und 1793 zu Altona die vereinigte Ausgabe der Homeriſchen Werke, die ſeitdem vier neue Auflagen erlebt haben. Wir beſitzen demnach ſechs Ausgaben der Odyſſee und fünf der Ilias, und keine neue Auflage unter dieſen iſt ein unveränderter Abdruck der vorhergegangenen. Die erſte und zweite Ausgabe der Odyſſee könnten als zwei ganz verſchiedene Überſetzungen angeführt werden, und zwiſchen der erſten und letzten iſt nur noch in Einzelheiten Übereinſtimmung zu finden *): Form und Geiſt des Ganzen haben ſich weit von einander getrennt. Am unbedeutendſten variiren die königsberger Ausgabe von 1802 und die darauf folgende erſte tübinger von 1806, ferner die beiden neueſten Auflagen von 1815 und 1821 unter einander. Da wir alle Drucke der Voſſiſchen Überſetzung vor uns liegen haben, von denen die älteſte ſchon ſelten zu werden anfängt, ſo geben wir unſern Leſern die erſten ein und zwanzig Verſe der Odyſſee in ihren Hauptvarianten zur

---

*) Von den erſten hundert Verſen der Odyſſee ſind nur drei in der erſten und letzten Ausgabe ganz übereinſtimmend, V. 3, 20 u. 78, im Weſentlichen auch V. 44.

Probe *). Daraus wird ſich das Verhältniß der verſchiedenen Bearbeitungen gegen einander leicht überſchaulich darſtellen, und wir werden auch die Grundſätze erkennen, welche den Überſetzer von ſeinem erſten Verſuche in den ſiebziger Jahren an bis jetzt, alſo gegen funfzig Jahre hindurch, bei ſeiner Arbeit geleitet haben **).

Hamburg, 1781.

Sage mir, Muſe, die Thaten des vielgewanderten Mannes,
Welcher ſo weit geirrt, nach der heiligen Troja Zerſtörung,
Vieler Menſchen Städte geſehn, und Sitte gelernt hat,
Und auf dem Meere ſo viel' unnennbare Leiden erduldet,
Seine Seele zu retten und ſeiner Freunde Zurückkunft.
Aber die Freunde rettet' er nicht, wie eifrig er ſtrebte;
Denn ſie bereiteten ſelbſt durch Miſſethat ihr Verderben:
Thoren! welche die Rinder des hohen Sonnenbeherrſchers
Schlachteten; ſiehe, der Gott nahm ihnen den Tag der Zurückkunft.
Sage hievon auch uns ein weniges, Tochter Kronions.

---

*) Die leichteren Abweichungen in dem Texte der übrigen Auflagen werden nur bei Vergleichung des Ganzen bemerkenswerth.

**) Wir werden dieſe Proben auch ſpäterhin zur Vergleichung mit dem Kannegießerſchen Verſuch benutzen.

Alle die andern, ſo viel dem verderbenden Schickſal entflohen,
Waren jetzo daheim, dem Krieg entflohn und dem Meere:
Ihn allein, der ſo herzlich zur Heimath und Gattin ſich ſehnte,
Hielt die unſterbliche Nümfe, die hehre Kalüpſo,
In der gewölbeten Grotte und wünſchte ſich ihn zum Gemahle.
Selbſt da das Jahr nun kam im kreiſenden Laufe der Zeiten,
Da ihm die Götter beſtimmt, gen Ithaka wiederzukehren,
Hatte der Held noch nicht vollendet die müdende Laufbahn,
Auch bei den Seinigen nicht. Es jammerte ſeiner die Götter;
Nur Poſeidon zürnte dem göttergleichen Odüſſeus
Unabläſſig, bevor er ſein Vaterland wieder erreichte.

Altona, 1793.

Sage mir, Muſe, vom manne, dem vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, nachdem er die heilige Troja zerſtöret;
Vieler menſchen ſtädte geſehn und ſitte gelernt hat,
Auch ſo viel im meere der kränkenden leiden erduldet,
Strebend zugleich für die eigene ſeel' und der freunde zurückkunft.
Dennoch nicht die freund' errettet' er, eifrig bemüht zwar;
Denn ſie bereiteten ſelbſt durch miſſethat ihr verderben:

Thörichte, welche die rinder dem leuchtenden ſohn Hyperions
Schlachteten; jener darauf nahm ihnen den tag der zurückkunſt.
Hievon ſag' auch uns ein weniges, tochter Kronions.

Schon die anderen alle, ſo viel dem verderben entrannen,
Waren daheim, den ſchlachten entſlohn und des meeres gewäſſern.
Ihn allein, der ſich ſehnte zur heimat und zur gemalin,
Hielt die erhabene Nymfe, die herrliche göttin Kalypſo,
Dort in gewölbeter grott', ihn ſelbſt zum gemale begehrend.
Als nun das jahr ankam in der rollenden zeiten vollendung,
Da ihm die götter geordnet die wiederkehr in die heimat
Ithaka, jetzo auch nicht war jener entſlohn aus den kämpfen,
Auch bei ſeinen geliebten. Es jammerte ſeiner die götter;
Nur Poſeidon zürnte dem göttergleichen Odyſſeus
Sonder raſt, bevor ſein vatergefild' er erreichet.

Stuttgart und Tübingen, 1821.

Melde den mann mir, Muſe, den vielgewandten, der vielfach
Umgeirrt, als Troja, die heilige ſtadt, er zerſtöret;
Vieler menſchen ſtädte geſehn und ſitte gelernt hat,
Auch im meere ſo viel herzkränkende leiden erduldet,
Strebend für ſeine ſeele zugleich und der freunde zurückkunſt.
Nicht die freunde jedoch errettet' er, eifrig bemüht zwar

Denn ſie bereiteten ſelbſt durch miſſethat ihr verderben:
Thörichte, welche die rinder dem leuchtenden ſohn Hyperions
Schlachteten: jener darauf nahm ihnen den tag der zurückkunſt.
Hievon ſag' auch uns ein weniges, tochter Kronions.

Schon die anderen alle, ſo viel dem verderben entrannen,
Waren daheim, den ſchlachten entflohn und des meeres gewäſſern:
Ihn allein, der ſich ſehnte zur heimat und zur gemalin,
Hielt die erhabene Nymfe, die herrliche göttin Kalypſo,
In der gewölbeten grott', ihn ſich zum gemale begehrend.
Als nun das jahr ankam in der rollenden zeiten vollendung,
Da ihm die götter geordnet die wiederkehr in die heimat
Ithaka, jetzo auch nicht war jener entflohn aus der mühſal,
Selbſt bei ſeinen geliebten. Es jammerte alle die götter;
Nur Poſeidon zürnte dem göttergleichen Odyſſeus
Unabläſſig, bevor ſein vatergefild' er erreichet.

Wobeſer's Überſetzung der Ilias, deren erſter Theil in einem Jahre mit der Voſſiſchen Odyſſee erſchien, iſt über die Voſſiſche Ilias ganz in Vergeſſenheit gekommen. Neben Stolberg's Arbeit würde ſie gewiß immer eine aufmerkſame Beachtung verdient haben. Die Herren K. L. Kannegießer und Konrad Schwenck ſind meines Wiſſens die erſten, welche es, und zwar zu gleicher Zeit unternehmen, eine Odyſſee nach

Voß — was freilich nicht gleichbedeutend mit einer *Ilias post Homerum* iſt — zu liefern; und ihre Probeſchriften fodern uns ſchon in dieſer Hinſicht zu einer ſtrengeren und weitläufigeren Prüfung auf, als Broſchüren ſolcher Art ſonſt in Anſpruch zu nehmen pflegen. Wolf's hundert Verſe, die auch wir als das Höchſte anſtaunen, was die deutſche Sprache bis jetzt in überſetzungsvirtuoſität errungen hat, betrachten wir ſchicklicher als eine zu einer Normalſchöpfung gewordene Kritik des Voſſiſchen Homer und zugleich als Muſterbild und Richtſchnur für künftige überſetzer. Der große Mann wollte darin zeigen, was die deutſche Sprache in der Nachbildung des Homer überhaupt zu leiſten im Stande ſei, und indem er nun in der metriſchen Geſtaltung mehr leiſtete, als er ſelbſt von ſich oder einem andern überſetzer fodern konnte und wollte, gab er dadurch allen berufenen Nachfolgern die Mahnung, die ihnen zuſtehende größere Freiheit des Metrums nur dazu geltend zu machen, um ihn, den ſklaviſch beſchränkten, in echt treuer Zwangloſigkeit und Lebendigkeit der Rede zu übertreffen. Denn bekanntlich hat Wolf in dieſem unſchätzbaren Verſuche nicht nur jeden Versfuß, ohne Freiheit des Wechſels der Spondeen und Daktylen, dem Originale nachgeformt, ſondern oft auch noch die Cäſuren, wenigſtens die ſtärkeren, nach den griechiſchen Verſen abgemeſſen.

Ehe wir, nach dieſem flüchtigen Überblick der Geſchichte der hexametriſchen Überſetzungen des Homer, uns zur näheren Betrachtung der neueſten Verſuche wenden, ſei es uns erlaubt, unſre Anſicht über die hexametriſchen Überſetzungen der Homeriſchen Gedichte im Allgemeinen darzulegen.

Der Homeriſche Hexameter iſt ein reines Naturgewächs, entſproſſen und aufgeblüht mit einer ihm eigenthümlichen Mundart, deren Bildung eben ſo unzertrennlich mit ſeinem Rhythmus verſchlungen iſt, wie dieſer Rhythmus mit der mundartlichen Sprachbildung. Der deutſche Hexameter aber iſt ein mühſam componirtes Kunſtwerk, eingeführt in eine Sprache, deren formelle Geſtaltung und rhythmiſche Bewegung im Ganzen ſchon für ausgebildet angeſehn werden konnte, als das fremde Metrum ihr aufgedrungen wurde. Es iſt nun aber auch nicht zu leugnen, daß unſre Sprache ſich auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weiſe in dieſes fremde Metrum eingefügt hat, und daß ſie eben durch dieſe Einfügung an Gelenkigkeit und Kraft gewonnen, und auch in einzelnen Theilen noch ſo viel Bildungsfähigkeit offenbart hat, als eine, wie ſie, ausgebildete Sprache nur irgend bewahren kann. Mit allen dieſen Wunderkräften aber läßt ſich die Kunſt nicht zur Natur machen. Wer nun erwägt, wie innig zuſammenhängend der Geiſt der Poeſie mit der Form des Verſes iſt, in welcher er ſich ausſpricht, der wird mit mir eingeſtehen müſſen, daß die Form des Hexameters es zumeiſt verhindert, den Naturgeſang der Homeriſchen Gedichte zu verdeutſchen. Dieſe Form iſt es, die allen Überſetzungen ohne Ausnahme mehr oder minder den Anſtrich der Kunſtpoeſie gibt, die uns in allen mehr oder minder das vermiſſen läßt, was die Griechen in ihrem Homer liebten und bewunderten. Gewiß trägt die von der unſrigen ſo weit entfernte Denkart und Sprachweiſe des Homeriſchen Zeitalters auch zu dieſer Verſchiedenheit der Charaktere des Originals und der Überſetzung nicht wenig bei, und es iſt ſchwer für Männer oder Greiſe, zu werden, wie die Kinder.

Was wir hier ausgeſprochen haben, fühlte wohl ungefähr Bürger, als er ſeine iambiſirte Ilias unternahm, und ſeine Vertheidigung derſelben im „Deutſchen Mercur“ *) enthält manche

---

*) 1776, October

glückliche Andeutung ſeiner Anſichten. Wie trefflich iſt z. B. folgende Bemerkung: „Keine deutſch-poetiſche Seele würde je vom Hexameter oder einer ähnlichen Versart ſich haben was träumen laſſen, wenn nicht Griechen und Römer uns vorgegangen wären. Und hätt' es nie eine griechiſche Sprache gegeben, ſo gäb' es auch wahrſcheinlich noch keine Hexameter. Eine andere Sprache konnt' ihn eben ſo wenig erfinden, als er der griechiſchen kaum unerfunden bleiben konnte. In dieſer, als in ſeinem Urelemente, lebt und webt er, wie der Fiſch im Waſſer. In der römiſchen mag er ſchon weit minder und in den nordiſchen Sprachen am allerwenigſten gedeihen *). Ob nun gleich der Hexameter der vollkommenſte Vers iſt, ſo je von den Lippen der Muſen gegangen, ſo würd' er doch einer deutſchen Ilias eben ſo widernatürlich ſein, als etwa eine beibehaltene Wortfügung der Originalſprache wider den Genius der unſrigen nur immer ſein könnte. Ein jeder red' und ſinge doch, wie ihm der Schnabel gewachſen iſt!"

Bürger hätte noch manches Andere zur Unter-

---

*) Dieſe letzte Behauptung hat die deutſche Poeſie wohl widerlegt.

ſtützung ſeiner Behauptungen anführen können, ſo z. B. die lateiniſche Überſetzung der Odyſſee im ſaturniſchen Versmaße von Livius Andronicus *), die viel Homeriſcher war, als die ſpäteren hexametriſchen, von denen auch keine in beſonders gutem Rufe ſteht. Die des Attius Labeo beſpöttelt Perſius im Anfange ſeiner erſten Satire, und die Namen eines Cnejus Mattius und Ninnius Craſſus, als Überſetzer des Homer, ſind nur durch ein Paar grammatiſche Citate auf uns gekommen **).

Wir glauben nicht, daß die deutſchen hexametriſchen Überſetzungen des Homer einſt daſſelbe Schickſal haben werden. Denn obgleich unſre Sprache in metriſcher Hinſicht weniger Beruf zum Hexameter hat als die lateiniſche, ſo iſt ſie doch geeigneter, die Homeriſche Sprachweiſe nachzubilden, als die lateiniſche des goldenen Zeitalters, in welcher der gute alte Homer ſich immer einen Virgiliſchen Überzug würde gefallen laſſen müſſen, der ihm ſchlecht ſteht. „Unter allen Sprachen", ſo beginnt die Schlegel'ſche Re-

---

*) Die vollſtändigſte und beſte Zuſammenſtellung der Fragmente dieſer Ueberſetzung mit dem Original findet ſich bei Hermann in der **Doctr. metric. p. 618 fq.**

**) Bei Gellius und Priſcianus.

cenſion des Voſſiſchen Homer *), „worein man Homer's Gedichte in Proſa und Verſen zu übertragen ſich bemüht hat, von der ſyriſchen bis zur engliſchen, kann ſich vielleicht keine der Urſchrift mit einer ſo glücklichen Treue nähern, als die deutſche". Wir unterſchreiben dieſen Ausſpruch, auch mit ausgelaſſenem vielleicht. Nichtsdeſtoweniger aber beharren wir in unſrer oben dargelegten Anſicht.

In Ermangelung eines ſo nationalen und zugleich der Homeriſchen Sprache und dem Homeriſchen Verſe ſo zuſagenden Metrums, wie das ſaturniſche der Römer, bleibt alſo dem Deutſchen nur die Wahl, eine mehr oder minder moderniſirte Parodie des Homer zu liefern, oder in einer treuen hexametriſchen Überſetzung zu erproben, wie viel von dem Naturgeiſte des Homeriſchen Geſanges in einem künſtlichen Metrum wiederzugeben ſei. Demnach werden wir niemals eine Überſetzung Homer's erhalten können, die den höchſten Begriff erfülle, den wir mit dem Worte Überſetzung verbinden, und ohne Bedenken über die Möglichkeit einer hexametriſchen Verſion zu hegen, können wir den Zweifel an der Schicklich-

---

*) „Allg. Lit. Zeit.", 1796, Nr. 262 fg.

keit derſelben nie völlig beſeitigen. Etwas ganz Anderes iſt es mit den hexametriſchen Überſetzungen des Virgil, Ovid, Apollonius Rhodius und überhaupt aller poetiſchen Kunſtwerke des Alterthums. In dieſen iſt der Hexameter ein künſtliches Metrum, wie bei uns.

Es kommt alſo darauf an, zu ſehen, wie es die deutſchen Überſetzer angefangen haben, um ſich dem Geiſte des Homer in ſeiner Form zu nähern; und hier erhebt ſich der alte Streit über den Begriff des Wortes Treue in der Überſetzerterminologie, ein Streit, der wohl deswegen nie ganz geſchlichtet werden kann, weil gewiſſermaßen die Treue nach dem verſchiedenen Charakter des zu überſetzenden Gedichts auch einen verſchiedenen Charakter haben muß. Die Treue eines Überſetzers der Äneide wird eine ganz andere ſein, als die eines Homeriſchen Überſetzers, daran iſt nicht zu zweifeln. Wo kunſtreiche, wohlberechnete und deutlich bewußte Compoſition, geſuchter Effect in der Wahl und Stellung der Sätze und Wörter, alſo überhaupt formelle Poeſie vorwaltet, da iſt eine wörtlich treue Überſetzung unerläßlich; der Geiſt der Naturpoeſie läßt ſich aber nicht in einzelnen Wörtern und Tönen aufreißen. Mag alſo der Unverſtand erſtaunen über die Treue, womit Voß in ſeinen letzten Ausgaben des Homer ſein Original bis auf Tact und Klang wiedergegeben hat, z. B. über ſein:

Warum denn zürneſt du ſo, Zeus?
Τί νύ οἱ τόσον ὠδύσαο, Ζεῦ;

wir halten eine ſolche Treue kaum der Erwähnung werth und fühlen uns durch ſie keineswegs entſchädigt für die echte geiſtige Treue ſeiner erſten Überſetzung der Odyſſee, welche er in jeder neuen Bearbeitung mehr und mehr einer formellen und wörtlichen Nachbildung — manchmal könnte man ſagen, Nachäffung — aufgeopfert hat. Wir geben zu, daß jene erſte Überſetzung der Odyſſee mancherlei im Versbau, wie auch in einzelnen Redensarten und Wörtern zu beſſern übrig läßt, aber im Ganzen genommen, iſt ſie doch unvergleichlich deutſcher und Homeriſcher, als irgend eine der ſpäteren Überarbeitungen. Wie ſehr müſſen wir daher bedauern, daß der gelehrte fleißige Mann, der ein halbes Leben an dieſe Arbeit geſetzt hat, ſich nicht damit begnügen wollte, die Flecken, Lücken und Mängel jener erſten Überſetzung allmälig zu tilgen und auszufüllen, ſondern ſie als einen unreifen Verſuch ganz umwarf, und auf neuen Grundſätzen eine neue gründete. Aber ſchon in der zweiten überſetzung vermiſſen wir oft den Hauch eigener Begeiſterung, den klaren, leicht beweglichen Fluß der Rede, die natürliche, einfach reiche Sprache — Vorzüge, welche ihre Vorgängerin ſo glücklich auszeichnen —, und von Auflage zu Auflage wird nun die Sprache ſtarrer und kälter, die Rede unklarer und ſchwerfüßiger, und der Genius der deutſchen Poeſie leidet nicht geringern Zwang, als der Genius des Homer.

Es iſt uns ſchwer geworden, dieſe unſere Anſicht über den Voſſiſchen Homer ſo unumwunden darzulegen, wie der Zweck dieſes Aufſatzes es erheiſcht. Die Verdienſte dieſer Arbeit um die deutſche Sprache und das claſſiſche Alterthum ſind in ſo mannichfacher Hinſicht ausgezeichnet und in die Augen fallend, daß es uns ſchmerzt, durch unſere Unterſuchung gerade nur auf die Seite hingewieſen zu werden, welche zum Tadel auffodert.

Neben der erſten Voſſiſchen überſetzung der Odyſſee nennen wir noch die ſchon obenerwähnten erſten vier Geſänge der Ilias von Bürger als einen in Einzelnheiten freilich mangelhaften, aber im Ganzen glücklichen Verſuch. Der Ton des Homeriſchen Geſanges ſcheint uns in dieſen beiden überſetzungen reiner und kräftiger zu klingen, als in irgend einer früheren und ſpäteren, mit Ausnahme der hundert Verſe von Wolf, die wir auch hier wieder als einzig nennen müſſen.

Nachdem wir uns mit unſern Leſern über die Anfoderungen verſtändigt haben, die wir an einen deutſchen Überſetzer des Homer machen, geben wir zu einer näheren Beleuchtung der beiden neueſten Verſuche über und beginnen mit dem von Kannegießer.

Herr Kannegießer erinnert in ſeiner Vorrede manches gegen die Voſſiſche Überſetzung und gibt zu erkennen, daß er ſich berufen fühle, eine Arbeit zu liefern, welche die Fehler vermeide und die Mängel erſetze, welche er an ſeinem Vorgänger rügt. Dahin gehört, daß Voß bei ſeinem Homer der Treue oft die Leichtigkeit aufgeopfert und aus Liebe zur Form dem Geiſte Gewalt angethan und ihn überhaupt nicht ganz erfaßt habe; ferner habe derſelbe auch in der Form, wenn gleich viel, doch bei weitem nicht alles geleiſtet.

Mit dem erſten Vorwurfe ſind wir im Algemeinen einverſtanden; jedoch ſcheint es Hr. K. damit etwas anders zu meinen als wir, wenn er ſagt: „Die Nachbeſſerungen in den neueren Ausgaben haben nur Wörter und Sylben betroffen und den Geiſt des Ganzen natürlich nicht verändern können, denn dazu bedürfte es einer völligen Umſchmelzung". Mit der metriſchen Form der Voſſiſchen Überſetzung haben wir weniger zu rechten, als Hr. K., und vergeben ihr einige trochäiſche und iambiſche Füße gern, da der Homeriſche Hexameter ſich derſelben Freiheit erfreut *), und überhaupt durch eine gewiſſe, in Vergleich mit dem ſpäteren Hexameter Nachläſſigkeit zu nennende Willkür und Bequemlichkeit in dem Wechſel der Füße und Einſchnitte charakteriſirt wird. Auf den Unterſchied des Metrums, der durch die Anwendung einer neuen Theorie

---

*) Siehe Hermann's „Doctr. metrica" p. 40 und 346 ſq. Vgl. Thierſch's „Griech. Gramm. des Homeriſchen Dialekts", §. 147 und 148. Letzterer behauptet, die mangelhafte Theſis (ein Trochäus ſtatt eines Spondeus) finde ſich nur im erſten, zweiten und vierten Fuße; aber ſeltſam genug führt er ſelbſt zur Beſtätigung dieſer Behauptung einige Beiſpiele von Verſen an, in denen ſie im dritten und fünften vorkommt, nämlich Od. η. 284. Il. α. 73. β. 622. δ. 517.

auf die Sylbenmeſſung hervorgebracht wird, achten wir nicht. Dergleichen läßt ſich die deutſche Sprache nicht mehr gefallen, und wir erkennen über einen richtigen und ſchönen Hexameter keinen andern Richter an als das Ohr. Dieſer Richter hat uns denn auch in der vorliegenden Probeüberſetzung auf einige Verſe aufmerkſam gemacht, neben denen ein Voſſiſcher Hexameter ſich wohl ohne Scham hören laſſen dürfte:

66. Wie ſollt' ich jemal des erhabenen Helden vergeſſen —
74. Daher zwar nicht tilgt der Geſtadebeſtürmer Poſeidon —
125. Sprach's und ging voran, ihm folgete Pallas Athene —
190. Ja doch, weil ſie den fremden Beſitz ungeahnet verſchwelgen —
200. Aber ich will dir itzt prophezein, wie's mir in die Seele —
387. Zeus dich erkieſ', ob es ſchon als väterlich Erbe das deine.

Man gebe dieſe Verſe — und es ſind nicht die einzigen — einem guten deutſchen Leſer zu leſen, der das Schema des Hexameters nicht kennt, und man höre, was für Verſe er leſen wird. Und muß ein deutſcher Vers dieſe Probe nicht beſtehen? — Aber dieſe Einzelnheiten, denen leicht nachzuhelfen iſt, abgerechnet, verdient die metriſche Geſtaltung der Kannegießer'ſchen Überſetzung das Lob, an Kraft, Wohlklang und Beweglichkeit mit den beſten Originalhexametern unſrer Sprache zu wetteifern, und wir erkennen es an, daß durch die Vermeidung der Trochäen der deutſche Sechsfüßler an Feſtigkeit des Ganges merklich gewinnt. Noch bemerken wir in Hinſicht auf die Form des Verſes, daß Hr. K. den ſo häufig innerhalb des Homeriſchen Hexameters eintretenden Reim nachgeahmt hat, da er den Wohllang befördert und, wie der Überſetzer ſagt, zu der kindlichen Darſtellung ſo wohl paßt. Leider aber iſt dieſe Reimerei von dem Überſetzer ſehr übertrieben worden; und da er es ſelber eingeſteht, etwas zu freigebig mit ſeinen Reimen geweſen zu ſein, ſo dürfen wir es wohl nicht beſonders nachweiſen. Wo ihn die Sprache leicht an die Hand gibt, laſſen wir uns den Reim wohl gefallen, z. B.:

157. Die da denken an nichts, als einzig an Klang und
Geſang nur.
190. Wie ich vernahm, und draußen in Klage vergeht
und in Plage.
225. Welch ein Schmaus iſt dies und Gebraus? Was
ſoll es bedeuten?

Geziert und gezwungen ſcheint er uns in andern Stellen, z. B.:

154. Phemios, der aus Zwang nur ſang bei jenen Bewerbern.
213. Telemach aber verſetzt' ihr jetzt, der verſtändige Jüngling.
277. Sie dort rüſten den Schmaus dann aus und beſorgen die reiche —

So viel über die metriſche Form. Was den Geiſt der Überſetzung betrifft, ſo müſſen wir bekennen, daß wir, nach dem oben angeführten Tadel des Vorgängers, mehr Leichtigkeit, Natürlichkeit, Einfachheit, Klarheit und beſonders mehr Haltung Eines Tones in der Arbeit des Hrn. K. zu finden erwartet haben. Es würde uns nicht ſchwer werden, eine bedeutende Anzahl der gelungenſten Verſe aus ſeiner Überſetzung einzeln herauszuſuchen; wir möchten uns aber nicht verpflichten, nur dreißig bis vierzig in einer Folge anzuführen, in denen uns kein Anſtoß und keine Störung begegnete. Dieſe Anſtöße und Störungen aber beſtehen in gezwungenen Wortſtellungen oder Satzverbindungen, in ſchiefen oder ganz falſchen Zuſammenſetzungen, in todten Wörterbildungen, in koſtbaren verſchönenden Ausdrücken, in dem Gebrauche veralteter oder einem andern Style angehöriger Phraſen u. d. m. Somit können wir über das Ganze nicht viel mehr ſagen, als daß es kein Ganzes iſt; und mancher, für ſich genommen, als gelungen erſcheinende Vers verliert ſein Lob durch die Zuſammenſtellung mit ſeinem Nachbar, der vielleicht wieder in einem andern Betrachte löblich ſein mag. Wir glauben faſt, daß ein zu ängſtliches Beſtreben, jeder Übereinſtimmung mit der Voſſiſchen überſetzung aus dem Wege zu gehen, die einem doch im Kopfe umherſchweben mag, wenn man ſich ſelbſt an eine Nachbildung des gemeinſchaftlichen Originals macht, ein Hauptgrund des unſichern und ungleichen Weſens iſt, das wir in dem Kannegießer'ſchen Verſuche tadeln. So hat z. B. Hr. K. in dem rüſtigen Bemühen nach Selbſtändigkeit und Eigenthümlichkeit faſt alle beſtändigen Epitheta neu überſetzt; aber diejenigen, welche Voß bereits gut überſetzt hatte, genügen nun in den Kannegießer'ſchen Varianten ſelten, theils, weil die erſte Überſetzung wirklich das einzig Rechte weggenommen hat, theils, weil bei zwei gleich guten Überſetzungen die erſte den Vorzug der Gewohnheit genießt. Dahin gehören z. B. die preisliche Nymphe (Voß: die erhabene); der Argoserwürger (Voß: der Argoswürger); der Gewölkeverſammler (Voß: der Herrſcher im Donnergewölk); der Geſtadebeſtürmer (Voß: der Erderſchütterer); die ſcheitelgemähnten (Voß: die hauptumlockten); der unglückreiche (Voß: der unerſchrockne) *); das weinfarbige Meer (Voß: das dunkle); die bauchigen Schiffe (Voß: die räumigen, hohlen ꝛc.); die erzharniſchten (Voß: die erzumſchirmten); das gefeſtigte Zimmer (Voß: die ſchöngezimmerte Kammer). Nicht die halbe Zahl der hier angeführten Epitheta empfiehlt ſich dem Leſer in der neuen Überſetzung als richtiger, anſchaulicher und ſchöner, wenn er ſie mit den Voſſiſchen vergleicht.

Nicht vorenthalten wollen wir nun aber auch dem Hrn. K. das Lob, in einem großen Theile ſeiner Probearbeit, trotz dieſer Vermeidung jeder Übereinſtimmung mit Voß im Ganzen oder in irgend bemerklichen Einzelnheiten, die Abweichungen zuließen, die ſchwere Aufgabe glücklich gelöſt zu haben: den Homer treu zu überſetzen. Was wir darunter verſtehen, glauben wir oben erklärt zu haben, und werden in der Folge, bei einer ſtrengen Prüfung der erſten 100 Verſe, mit Vergleichung des Originals und andrer Überſetzungen, die Verſe anzeigen, in denen wir es für

---

*) *Ταλασίφρων.* Beide Ueberſetzungen genügen nicht.

möglich halten, treuer zu ſein. Denn es verſteht ſich, daß wir, bei der Gelenkigkeit und Nachdrücklichkeit unſrer Sprache, und beſonders nach dem, was Wolf ſchon geleiſtet hat, auch die Opfer nicht ohne Prüfung ihrer Nothwendigkeit zulaſſen dürfen, welche der geiſtigen Treue auf Koſten der wörtlichen gebracht werden.

Wir wollen jetzt, da wir den Anfang der Überſetzung zur kritiſchen Zergliederung beſtimmt haben, ein Bruchſtück aus dem Schluſſe im Zuſammenhange mittheilen, um die Leſer, denen die Kannegießer'ſche Probeſchrift nicht zur Hand iſt, in den Stand zu ſetzen, unſer Lob und unſern Tadel darauf anzuwenden.

331 bis zu Ende des Buchs.

So nun ſprach er, und jen', einbeißend die Zähn' in die Lippen,
Staunten den Telemach an, daß ſo herzhaft er ſich äußre.

Aber Antinoos ſagte, der Eupeithide, dagegen:
Telemach, wahrlich, es haben die Himmliſchen ſelbſt dich belehret,
Hochhinfahrend zu ſein und ſo herzhaft dich zu äußern:
Daß nur nicht zum Gebieter im inſlichten Ithakerlande
Zeus dich erkieſ', ob es ſchon als väterlich Erbe das deine.

Telemach aber verſetzt' ihm jetzt, der verſtändige Jüngling:

Mag dich, Antinoos, immer verwundern was ich beginne!
Das auch würd' ich mit nichten verſchmähn, wenn Zeus es verliehe.
Oder vermeineſt du doch, dies ſei in der Welt zu verachten?
König zu ſein, nicht iſt es Verächtliches: Königeswohnung
Füllt alsbald ſich mit Schätzen, und auch der geehrtere iſt er.
Aber es gibt noch andre der Fürſten des Danaerſtammes,
Viel' in dem Meereilande von Ithaka, junge mit alten,
Jemand von denen empfah's, nachdem mein Vater geſtorben.
Unſerer Wohnung indeß werd' ich als Herrſcher gebieten,
Und dem Geſinde zugleich, das mir mein Vater erbeutet.

Ihm antwortete drauf Eurymachos, Polybos Sprößling:
Telemach, dies liegt zwar in der himmliſchen Schooße verborgen,
Wer in dem Meereilande von Ithaka künftig gebietet;
Doch dein bleibe die Hab' und Gewalt in dem eigenen Hauſe,
Nie doch komme der Mann, der dir unwilligen zwingend
Hab' und Beſitzthum nehme, bevor nicht Ithaka wüſt iſt.
Aber ich wollte mich, Beſter, erkundigen wegen des Gaſtes,
Wannen der Mann herkomm' und welchem belobeten Land er

Abſtammt, wo die Verwandten und wo ſein heimiſch Gefilde?
Bringet er Botſchaft wohl von dem Vater und deſſen Zurückkunft,
Oder bewog ein eignes Geſchäft ihn, uns zu beſuchen?
Sprang er geſchwind doch auf und enteilete, nicht des Geſprächs uns
Würdigend, ſchien er dem Aeußeren nach ein wackerer Mann gleich.

Telemach aber verſetzte darauf, der verſtändige Jüngling:
Wahrlich, dem Vater erſcheint, Eurymachos, nimmer die Rückkehr;
Nicht mehr glaub' ich anitzt den Berichtenden, kommen ſie etwa,
Noch auch leih' ich das Ohr Prophezeiungen, wie ſie die Mutter
Fragend erforſcht und Propheten begierig hinein in das Haus ruft.
Jener Beſuch, ein Taphier war's, Gaſtfreund von dem Vater,
Mentes mit Namen benannt, des Anchialos Sohn, des beherzten,
Iſt er, des Taphiervolks Obherrſcher, des rudererfahrnen.

So des Odyſſeus Sohn; doch ahnt' er die himmliche Göttin.
Jen' alsbald zu dem Reigen und lieblichertönenden Klange

Wiedergewandt luſtweilten *) und warteten bis an den Abend.
Doch luſtweilten ſie noch, da kam der beſchattende Abend.
Und nun gingen ſie heim, ein jeglicher, Ruhe zu pflegen.
Telemach aber beſaß ein Zimmer im prächtigen Vorhof,
Hoch im Gebäude belegen mit weitumherrſchender Ausſicht.
Dorthin ging er zu Bett gar unruhvollen Gemüthes.
Aber es leuchtete ihm mit dem Brand in der Hand die getreue
Eurykleia, die Tochter des Peiſenoriden, des Ops Kind.
Selbige kaufte Laertes dereinſt auf eigene Koſten
Als ein jugendlich Mädchen um zwanzig der Rinder dem Werth nach.
Gleich auch ſchätzet' er heim ſie der tugendbelobeten Gattin,
Nie beilagernd indeß, ſcheu meidend den Zorn der Gemahlin.
Die nun leuchtete ihm mit dem Brand in der Hand, und ſie liebt' ihn
Unter den Mägden zumeiſt und nährt' ihn, während er klein war.
Aber er öffnete jetzo die Thür des gefeſtigten Zimmers,
Setzt' auf's Lager ſich hin und zog ſein weiches Gewand aus,
Und dies warf er ſofort in die Hand der bedächtigen Alten.

---

*) Ein Druckfehler iſt: luſtwandelten.

Die nun ſchüttelte dieſes und zog es und bog es geſchäftig.
Aber ſie hängte den Rock an den Pflock beim zierlichen Bette,
Ging und ließ das Gemach; und die Thüre mit ſilbernem Ringe
Zog ſie heran, mit dem Riem alsdann ſchob vor ſie den Riegel.
Dort bei nächtlicher Weile, gehüllt in die blumige Wolle,
Dacht' er in innerſter Bruſt an den Weg, den Pallas bezeichnet.

Die folgenden Bemerkungen, welche der des Griechiſchen unkundige Leſer zu überſchlagen gebeten iſt, werden nicht nur unſer Urtheil über die Kannegießer'ſche Überſetzung ins Einzelne ausführen, ſondern auch manches Allgemeine über den Geiſt der Homeriſchen Poeſie andeuten und ſich inſofern an beide Abſchnitte unſerer Diſſertation anſchließen.

Vers 1 und 2.

In der Überſetzung des Epithetons πολύτροπος iſt Voß von vielgewandert zu vielgewandt übergegangen; Wolf gibt es: liſtig, und ihm iſt Kannegießer gefolgt. Voß's letzte Überſetzung iſt eine ſehr treue Nachbildung des griechiſchen Wortes und daher, wie dieſes, mehrerer Deutungen fähig. Liſtig ſcheint mir zu ſtark und ſcharf für den Begriff, den die Scholiaſten dem Worte geben, und verführt leicht zur Vermuthung eines Tadels, der doch durchaus nicht in πολύτροπος liegt. Sonſt würde ja Circe den Odyſſeus nicht ſelbſt fragen:

ἦ σύ γ' Ὀδυσσεύς ἐσσι πολύτροπος etc. *)

Horaz, der in der zweiten Epiſtel des erſten Buches die Eingangsverſe der Odyſſee ziemlich treu überſetzt hat, gibt πολύτροπος durch ***providus*** wieder, und klug, erfindungsreich, vielerfahren würde einem Mißverſtändniſſe weniger ausgeſetzt ſein, als liſtig **).

Bekanntlich erklären die Scholiaſten das Wort πολύτροπος, ὁ ἐπὶ πολλὰ τρέπων τὴν διάνοιαν, πολύνους, πολυμήχανος, πολύμητις etc.; und da ein ſolches Epitheton dem Charakter des Odyſſeus zukommt, und mehrere Synonymen deſſelben ihm in den Homeriſchen Gedichten gegeben werden, ſo läßt ſich in dieſer Hinſicht nichts gegen die Scholien einwenden. Daß aber ihre Erklärungen ſich bis zu dem argen στρόφις der Komödie verlaufen, kann nicht befremden. Es kommt ihnen darauf an, eine Fülle von Synonymen beizubringen, ohne dabei an eine chronologiſche Sonderung zu denken; und weil πολύτροπος ſpäterhin, z. B. ſchon in dem Homeriſchen Hymnus auf Hermes *), in ſchlechter Geſellſchaft (mit αἱμυλομήτης **), ληϊστήρ etc.) erſcheint, ſo miſchen ſie auch unter ihre Interpretation manches Wort, das der Homeriſchen Bedeutung von πολύτροπος durchaus nicht entſpricht.

---

*) Od. κ. 330. Dieſen Vers überſetzt Schwenck: Wahrlich, Odyſſeus biſt du, der liſtige ꝛc.

**) *Versutum* überſetzt ſchon Livius Andronicus. S. Gell. Noct. Att. XVIII, 19. Hermann's Elementa doctr. metricae p. 618. Zamagna umſchreibt in ſeiner Ueberſetzung:

varium qui pectore versans
Ingenium etc.

Leider kommt aber πολύτροπος nur zwei Mal in den beiden Homeriſchen Heldengedichten vor, und, wenn wir das ſpäter angefügte Proömium ausſchließen, nur ein Mal in der Odyſſee, nämlich in der ſchon citirten Anrede der Circe. Aus dieſer hat es alſo der Verfaſſer des Proömiums genommen, wahrſcheinlich doch in derſelden Bedeutung. Welche iſt nun dieſe Bedeutung? Die Analogie weiſt uns zu ἀπότροπος und ὑπότροπος *) hin. Erſteres heißt in der Odyſſee: Einer, der ſich hinweggewandt hat, ein Abweſender, und das zweite in beiden Gedichten **): Einer, der ſich zurückgewandt hat, ein Zurückgekehrter. Dieſer Analogie nach hieße πολύτροπος: Einer, der ſich viel umhergewandt hat, ein Vielgewanderter. Und warum ſollte dieſe Bedeutung hier nicht paſſen? Etwa, weil die folgende Umſchreibung daſſelbe ſagt: ὃς μάλα πολλὰ πλάγχθη? Erſtlich ſagt die Umſchreibung nicht ganz daſſelbe, und dann hätte der Verfaſſer des Proömiums auch wohl wiſſen können, daß eine umſchreibende Erklärung eines für ſich verſtändlichen Wortes dem Geiſte der Homeriſchen Poeſie nicht fremd iſt. Zu der ächten Homeriſchen Stelle, der Anrede der Circe, kann keine Bedeutung paſſender ſein, als vielgewandert.

---

*) V. 13.

**) Oder mit Ilgen: αἰολομήτης.

Der Begriff des Umherwendens (versare) wurde ſpäterhin auf den Geiſt ausſchließlich bezogen, und ſo iſt πολύτροπος allmälig ſynonym mit allen den von den Scholiaſten beigebrachten Epitheten geworden. Das Subſtantiv πολυτροπία iſt bei Herodot *) unzweideutig: Gewandtheit des Geiſtes.

---

*) ξ. V. 372.

**) Il. ζ. 367, 501. Od. υ. 332. χ. 35.

Nenne den Mann mir iſt die einzig richtige und ſchickliche Überſetzung von: ἄνδρα μοι ἔννεπε. Voß hat dieſe Worte drei Mal verſchieden übertragen, und zwar zuletzt am wenigſten glücklich: Melde den Mann mir. Wolf überſetzte zuerſt: Nenne den Mann mir.

Weitum, ein guter Spondeus. Das Wort kommt in Zuſammenſetzungen häufig vor und vertritt das längere: weitumher, z. B. in weitumſchattend, weitumſchauend ꝛc. Einzeln ſtehend berührt es uns fremdartig und ſcheint geſucht wie alles Neue.

V. 3 — 5.

Der dritte Vers iſt bei Kannegießer gänzlich verunglückt. Die Verbindung mit doch verſtellt den Sinn und hat keine Veranlaſſung in der bedeutungsloſen Conjunction δέ. Er ſah die Geſin-

---

*) II. 121.

nung klingt unbeholfen und ſeltſam. Wie natürlich hat dagegen Wolf überſetzt:

Viel Wohnſtätt' auch ſah er und mancherlei Sitten der Menſchen.

Νόος hat ſchon Horaz in der citirten Epiſtel richtig *mores* überſetzt, und außer den proſaiſchen Wörtern: Denkart, Sinnesart, Charakter ꝛc. wüßten wir im Deutſchen keinen andern Ausdruck vorzuſchlagen, als den von Voß und Wolf gewählten. Auch der fünfte Vers bewegt ſich mühſam in geſuchten Ausdrücken. ἄρνυσθαι, das ſonſt bei Homer: erwerben, erringen, dann auch: einem Andern im Erwerben und Erringen beiſtehn, bedeutet, hat hier die ſeltene Bedeutung[*]): zu erwerben, zu erringen ſuchen; und da es nun in der Verbindung mit ψυχή auf ein Erhalten, Bewahren des ſchon Vorhandenen, in der Verbindung mit νόστος auf ein Erlangen des noch zu Erringenden hinausläuft, ſo iſt es ſchwierig, im Deutſchen Ein Wort zu finden, das beiden Bedeutungen Genüge leiſte. Horaz wußte ſich zu helfen und ließ die erſte Verbindung fallen:

Dum sibi, dum sociis reditum parat

---

[*]) S. Thierſch: „Urgeſtalt der Odyſſee ꝛc.“, S. 57.

Und ihm folgt Zamagna:

Dum sibi, dum sociis reditum molitur.

In Voß's erſter überſetzung paßt das Zeitwort retten nur zu der Seele, und die Zurückkunft ſteht verlaſſen da. Dem iſt in den folgenden Ausgaben abgeholfen, und richtiger, faßlicher und natürlicher iſt allerdings das Voſſiſche: Er ſtrebte für die eigene Seele und die Zurückkunft der Freunde, und auch das Wolfiſche:

Schaffend ſich Rettung ſelbſt, Heimkehr auch ſeinen Gefährten:

als die neue überſetzung Kannegießer's.

V. 6 — 10.

In Bezug auf die vorigen Verſe müſſen wir hier den geſuchten Wechſel der Ausdrücke rügen, der der Homeriſchen Poeſie fern liegt und ihr eine Buntheit anhängt, die ſie verſchmäht. Der überſetzer Homer's muß ſich beſtreben, ſo viel als irgend möglich, in der Wiederholung derſelben Wörter ſeinem Original zu folgen, namentlich auch bei den Epitheten von weiter Bedeutung, wovon wir noch in der Folge reden werden. Wozu hier für das eine einfache, ſchlichte Wort *ἑταῖροι* die beiden ausgeſuchten: Freundegeleit und Befreundete?

Sie verdankten den Tod, nicht die beſte Umſchreibung von *ὄλοντο*, das freilich alle Überſetzer umſchrieben haben, weil ſie den Vers ausfüllen müſſen, der im Original durch: *αὐτῶν γὰρ σφετέρῃσιν ἀτασθαλίῃσιν* beinahe ganz eingenommen iſt. Kannegießer hat nun zwar auch lange Ausdrücke für dieſe langen gewählt: ſelbſteigene Sündenverſchuldung; dennoch reichte er damit nicht aus.

Βοῦς Ὑπερίονος Ἠελίοιο. Voß überſetzt, als verſtehe er *Ὑπερίονος* wie einen Genitiv der Abſtammung, und obgleich in dieſer Stelle ein ſolcher Genitiv nicht ſtattfindet *), ſo läßt ſich gegen die Überſetzung doch nichts einwenden, da das Patronymikum *Ὑπεριονίδης* in Od. *μ.* 176 mit *Ἠέλιος* verbunden vorkommt. Bekanntlich iſt *Ὑπερίων* urſprünglich ein appellatives Epitheton des Sonnenwagenlenkers und heißt: der über der Erde wandelnde oder fahrende. Als ſolches gehört es ſowohl dem alten Titanen, der vor Helios den Sonnenwagen führte, als dieſem ſelbſt. Späterhin wurde es Eigenname beider und ſteht

---

*) Vgl. Od. *μ.* 133, 346, 374 etc.

ſelbſtändig auch für Ἥλιος, z. B. Od. α. 24. Il. τ. 398. Heyne will es ſelbſt in dieſen Stellen nur als Epitheton anerkennen und ſchreibt es deswegen mit einem kleinen Anfangsbuchſtaben, indem er ſich den Eigennamen ergänzt *). Vorzugsweiſe heißt allerdings der alte Titane, Helios Vater, Ὑπερίων, und Helios daher Ὑπεριονίδης **). wofür die Scholien zu dieſer Stelle Ὑπερίων, als eine Abkürzung von Ὑπεριονίων, geltend machen möchten.

Welchen Begriff ſollen wir aber mit dem häßlichen, zwitterhaften *Hyperioniſch* verbinden?

Deß, o Tochter des Zeus, anſag' ein weniges uns auch. Dazu bemerkt der Überſetzer: „*Anſag'* als Imperativ ohne Abtrennung und Zurückwerfung des Vorworts hinter den Stamm. Dieſe Erlaubniß müßte, meines Erachtens, dem Dichter bei allen mit trennbaren Vorwörtern verbundenen Zeitwörtern zuſtehen". Voß hat ſich freilich Ähnliches erlaubt ***), aber wir können dem-

---

*) Heyne zu Il. ϑ. 480.

**) Bei Heſiodus und Pindar und in der angezogenen Stelle der Odyſſee.

***) Z. B. Il. ϱ. 436. Il. σ. 29. *nachtobte* des Kriegs Wuth — Mit bekümmerter Seel' *aufſchrieen* ungeachtet nicht beiſtimmen und fragen nur an, wie es mit dieſer Freiheit vereinbar ſei, die echten und unechten Zuſammenſetzungen der Zeitwörter mit Vorwörtern von einander zu unterſcheiden. Dieſer Unterſchied iſt aber zu tief und feſt in dem Bau unſrer Sprache gegründet, als daß er durch ſolche Nachbildungsverſuche zu tilgen ſei, und niemals wird die Arbeit eines Überſetzers und eines Fährmanns der Verwechſelung preisgegeben werden dürfen. Vers 169 war es dem Überſetzer bequemer, zu trennen:

Aber, wohlan, ſag' an und gib mir offene Rede:

und da es auch hier nicht an Auswegen fehlt, ſo weiſen wir den Neuerungsvorſchlag ab. Wolf überſetzt:

Deſſen erzähle du uns auch ein weniges, Tochter Kronions.

Kannegieſſer hat einen zweiten Vers zur Aushülfe:

Deſſen berichte, du Tochter des Zeus, ein weniges uns auch.

---

ne: oder, nach der neueſten Ausgabe: Innig im Herzen betrübt aufſchrieen ſie. Durch die Trennung des Pronomens vom Verbum gewinnen wir nicht viel, und was früher falſche Zuſammenſetzung war, wird nun falſche Wortſtellung. S. Schlegel's Recenſion S. 509.

V. 11 — 15.

In dieſen Verſen entfremdet uns wieder manches Geſuchte in den Ausdrücken den klaren Fluß der einfachen Homeriſchen Rede, z. B.

> Weileten heim, nachdem ſie entflohn dem Gewog' und dem Kriege.

Das Original hat θάλασσα, das Meer. Eben ſo wenig kann uns die Überſetzung von πότνια durch preislich erfreuen und genügen. Πότνια iſt ein weiblicher Herrſchertitel und ſynonym mit δέσποινα. Dieſe Bedeutung gibt ſich am deutlichſten zu erkennen in der Zuſammenſetzung mit dem Genitiv des Objects, worin die Macht der Herrſchaft beſteht, wie Il. φ. 470 πότνια θηρῶν, potens ferarum, zu welcher Stelle die Scholien ſehr treffend das Anakreontiſche δέσποιν' Ἄρτεμις θηρῶν citiren. So finden wir es denn auch häufig ſubſtantiviſch in der Bedeutung von Gebieterin gebraucht. Nichts iſt aber natürlicher und leichter, als der Übergang des Begriffes von herrſchend in den Begriff von herrlich, trefflich und ſchön, welche Bedeutungen πότνια auch angenommen hat, ſo daß die Erklärung des **Apion**: τιμία, neben δέσποινα wohl beſtehen kann. Es liegt auch hier dem deutſchen Überſetzer ob, ein ehrendes Beiwort von einer weiten und allgemeinen Bedeutung aufzuſuchen, welches für alle Fälle und Verbindungen ausreicht, in denen πότνια ihm in den Homeriſchen Gedichten begegnet. Mit dem *preislichen* würde er nicht auskommen, wenn es auch für öftere Wiederholungen nicht zu koſtbar wäre.

In denſelben Verſen heißt es: *die Nymphe hemmte ihn in der gewölbten Grotte.* Das Zeitwort *hemmen* paßt zu dieſer Verbindung nicht als Stellvertreter von *zurückhalten* oder *aufhalten.* Denn dieſer Begriff kann es nur ausdrücken, wenn das *Zurückgehaltene* eben im Gange und Schwunge war, als das Hinderniß ſich ihm entgegenſtellte. **Voß's** Autorität erkennen wir hier nicht an; hat doch dieſer das Wort auch intranſitiv gemißbraucht, indem er die Herolde *hemmen* läßt, d. h. *den Strom der Rede aufhalten.*

Wolf gibt den **Vers:**

Hielt längſt eine der Nymphen des Meers auf, Göttin Kalypſo.

V. 16 — 21.

Doch als jetzo das Jahr dawar in dem kreiſenden Zeitlauf.

Dieſe Überſetzung des ſechzehnten Verſes iſt glücklicher als die letzte Voſſiſche. Dagegen ziehe ich die erſte Voſſiſche und die Wolfiſche beiden vor, weil ſie natürlicher und ſchöner klingen. Voß:

Selbſt da das Jahr nun kam im kreiſenden Laufe der Zeiten.

Wolf:

Aber ſobald in dem Laufe der kreiſenden Zeiten das Jahr kam.

Die folgenden Verſe:

Wo die Unſterblichen ihm es verhängt, nach Hauſe zu kehren,
Ithakens Land —

leiden an einer unverſtändlichen oder doch harten Appoſition. Die Wiederholung der Präpoſition nach vor Ithakens Land iſt im Deutſchen eben ſo nothwendig, als das griechiſche εἰς vor Ἰθάκην, nach dem οἶκόνδε. Wolf:

Da ihm die Schickſalsgötter die Rückkehr ſpannen zur Heimat,
Ithakens Land.

Hier iſt die Appoſition weniger hart, weil wir uns aus der Redensart: zur Heimat, die Präpoſition leichter zur Wiederholung herausnehmen, als aus dem faſt wie *οἴκονδε* zuſammenhängenden: nach Hauſe. *Θεοί* hat Welf ſcharf und beſtimmt durch Schickſalsgötter überſetzt, wodurch der Sinn der folgenden Verſe klarer hervortritt. Die Götter bemitleideten ihn, die Schickſalsgötter aber verfügten über ihn.

Aber wir ſind in Verſuchung gerathen, einen *commentarius perpetuus* zu ſchreiben, ſtatt einer Recenſion, die überdies auch nicht zu ſehr nach philologiſcher Zünftigkeit ſchmecken darf, wenn ſie dem Hermes recht ſein ſoll. Wir ſtellen daher unſere pünktliche Prüfung ein und glauben dem Herrn Überſetzer durch dieſelbe einen genügenden Beweis unſerer Aufmerkſamkeit gegeben zu haben, und dürfen jetzt wohl vorausſetzen, daß derſelbe unſere allgemeinen Äußerungen über ſeine Arbeit, als die Reſultate einzelner Bemerkungen, einiger Beachtung werth halten wird.

Wir verweilen nun nur noch bei einigen Stellen, die uns zu weitergreifenden Bemerkungen Veranlaſſung geben können.

Den 28. Vers überſetzt Herr Kannegießer ſehr gut, mit Nachahmung des Reimes *ἀνδρῶν τε θεῶν τε*:

Dann hub an der Berather und Vater der Erd' und des Himmels.

Dann iſt die einzig richtige Überſetzung von *τοῖσι δέ*, wovon ſich Voß allmälig überzeugen zu wollen ſcheint. Wenigſtens iſt ſeine neueſte Überſetzung:

Dort begann das Geſpräch ꝛc.

dem rechten Sinne näher, als die alte:

Unter ihnen begann ꝛc.

Τοῖσι δέ iſt überall, wo es nicht nothwendig, als Dativ des perſönlichen Gegenſtandes, im Verhältniß des Zweckes oder Angehörens, von dem Zeitworte abhängen muß, ein abſoluter Ablativ des Neutrums *τάδε*, alſo gleichbedeutend mit *τότε*, **dann, alsdann**. So begegnet es uns denn in den häufig wiederkehrenden Redensarten:

Τοῖσι δ' ἀνιστάμενος μετέφη. — Τοῖσι δ' ἀνέστη.
— Τοῖσι δὲ μύθων ἦρχε etc.

So wird z. B. Odyſſeus in Od. *η*. 47 ohne Zeugen von der Athene angeredet, und es heißt: *τοῖσι δὲ μύθων ἦρχε*. Hier müßte Voß, wenn er conſequent bleiben wollte, *τῷδε* emendiren und dürfte nach der Überſetzung ꝛc. **Unter ihnen** begann nicht hinterdrein dieſelbe Stelle ganz anders drehen: **Siehe, da** redete ꝛc., oder: **Jetzo** redete ꝛc., wie die angeführte Stelle im ſiebenten Geſange der Odyſſee in der erſten und letzten Ausgabe der Voſſiſchen Überſetzung lautet *).

Den folgenden Vers gibt Hr. K.:

Denn er gedacht' in der Seel' an den muthiggeſinnten Aegiſthos.

Die Überſetzung von ἀμύμων durch muthiggeſinnt iſt ganz verfehlt. Dieſes Epitheton bezeichnet keineswegs den Charakter oder die Geſinnung einer Perſon, ſondern iſt eine alterthümliche titelmäßige Bezeichnung ohne perſönliche Achtung. Wie könnte ſonſt Ägiſth in dieſer Stelle, wo er eben hart getadelt wird, der tadelloſe heißen? Es iſt damit nicht viel mehr gemeint, als wir uns bei Titeln und **Anreden denken**, wenn wir Jemanden löblich, hochedel, ehrenwerth ꝛc. nennen. Auch hier fodern wir wieder eine Überſetzung, die für alle Fälle und Verbindungen ausreiche, ein Epitheton von weiter, nicht ſcharf begrenzter Bedeutung, das ſich ſchicke für ein Haus **), eine Jungfrau ***), eine

---

*) Andere ſchlagende Stellen ſind: Od. ν. 374. ϱ. 184. τ. 103. 508.

**) Od. α. 232.

***) Od. η. 303.

Inſel *), einen Grabhügel ꝛc. **) ſo gut wie für den Ägiſth. Die Scholiaſten haben durch ihre ſpitzfindigen Erklärungen den Begriff und die Bedeutung der Homeriſchen Epitheta jämmerlich verdreht; aber, wer den Homer zu überſetzen wagt, ſollte ſich doch aus dieſem pedantiſchen Wuſt herausgewunden haben. Homer's Epitheta haben überall und jederzeit nur Eine Bedeutung ***), und es liegt uns ob, dieſe in ihrem ganzen Umfange aufzufaſſen, ohne uns durch einzelne, immer nur ſcheinbar widerſprechende Fälle irren zu laſſen. Wie wenig ſie der jedesmaligen Lage der Perſon oder des Dinges angepaßt ſind, ſieht man ſchon aus der eben beſprochenen Stelle, und eben ſo unbefangen nennt Homer einen ſchlafenden Herold hellſtimmig, oder eine Jungfrau, die zu einem gewaltigen Gotte ins Schlafzimmer ſchleicht und in deſſen Arme ſinkt, eine ehrbare, verſchämte Jungfrau. Wir können uns nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit einige Bemerkungen von Wolf an die unſerigen anzuknüpfen, um dieſen ſchon oft berührten Gegenſtand damit zu erſchöpfen. Ehrende Beiwörter dieſes Schlages, erinnert Wolf, zu V. 48 bei dem Epitheton *δαΐφρων*, das er der wackere überſetzt, machen neueren Sprachen viel vergebliche Mühe und ſind ſchon im Griechiſchen oft ſchwer zu beſtimmen. Zum Theil wollen ſie auch nicht beſtimmt ſein, weil ſie etwas Mehrdeutiges in ihrer Natur oder Abſtammung hatten und vor der proſaiſchen Zeit hinſtarben, die ſie würde genauer beſtimmt haben. Dies nahmen dann die Grammatiker über ſich, denen wir ſonſt manches Treffliche verdanken, aber wenig Einſicht in die älteren Sprachweiſen der Naturpoeſie. So ging ihnen z. B. ein *δῖος* bei Achilles auf **Tapferkeit**, bei Odyſſeus auf Klugheit, bei Paris und Klytämneſtra auf Schönheit, bei dem Sauhirten auf Gutherzigkeit, bei Meer und Luft auf Größe, bei Charybdis auf **Schrecklichkeit** u. ſ. w. So Euſtathius und Damm, der ihn ausſchreibt. Hier meint dieſer, im Munde der Athene heiße Odyſſeus *δαΐφρων*, als ein ***curiosus et accurate cogitans*** etc., und Alkmene bei Pindar wegen ihrer ***prudentia oeconomica et maritalis***. Doch ſchon im Homer werden lobwürdige

---

*) Od. μ. 261.

**) Od. ω. 80.

***) Verſteht ſich, mit Ausnahme ſolcher, die zufolge ihrer verſchiedenen Etymologie verſchiedene Bedeutung haben.

Frauen oft ſo genannt; in der Odyſſee nämlich, weil dies jüngere Werk von Weibern ſo viel zu reden hat, und die Ilias ſo wenig. Wenn man das gedachte Beiwort bald für tapfer, bald für verſtändig hielt, ſo ſtützte man ſich auf eine doppelte, ganz verſchiedene Etymologie von δαΐ und δαῆναι. Nur die erſtere aber hält die Probe der alten Analogie, und die letztere wird ſich keinem Kenner derſelben durch das δέδαε φρεσίν empfehlen, noch weniger durch die vermeinten Synonyma δαήμων, ἐχέφρων, περίφρων, πολύφρων. Wäre indeß nichts gegen die Etymologie einzuwenden, ſo würden doch unter den Umſtänden, wie die Sängerſprache das Wort gebraucht, zwei ſo abweichend ſcheinende Bedeutungen, als klug oder verſtändig, und tapfer oder beherzt, falls ſie der alten Welt auch verſchieden erſchienen wären, weder in demſelben Zeitraume neben einander, noch in ſucceſſiven Zeiträumen geſondert haben beſtehen können. Eher bieten ſich Kraft, Muth oder Herzhaftigkeit als allgemeine Züge dar, die den kriegsluſtigen Heroen nach damaliger Denkart nicht mehr zukommen, als ihren ſchönen und großen Jungfrauen (καλαῖς μεγάλαις τε) und kraftvollen Frauen (ἰφθίμαις ἀλόχοις), wie ſie in beiden

Gedichten heißen. Und dergleichen Epitheta wurden dann frühzeitig, nach Maßgabe des epiſchen Rhythmus, für den Geſangkreis feſtſtehende Füllwörter, die oft ohne allen Bezug auf ihre Stelle abwechſelten (oft blos durch Abwandlung des Caſus gezwungen), ganz wie die oben erwähnten Titel, wonach z. B. die heilige Kraft des jungen Telemachus vielerlei thut, wobei weder Kraft noch Heiligkeit in Betrachtung kommt.

So weit Wolf. Schon Bürgern hatten ſich ähnliche Anſichten über die Homeriſchen Epitheta geöffnet, die er aber nicht ſo klar darzulegen vermochte, daß Andre ſie hätten richtig auffaſſen mögen. Manche treffende Bemerkung darüber liefert auch die Schlegel'ſche Recenſion des Voſſiſchen Homer in der „Allg. Lit. Zeit." 1796, Nr. 262 fg. beſonders S. 498 und 499.

Die folgenden Verſe geben nichts Erhebliches zu erinnern, bis zum vier und vierzigſten, in welchem Athene's Epitheton γλαυκῶπις durch Glauauge überſetzt iſt:

Ihm antwortete drauf Glauauge, die Göttin Athene.

Wolf ging voraus mit der Überſetzung:

Drauf antwortet' Athene, des Zeus glauäugige Tochter:

und begründete in der Anmerkung, auf welche wir verweiſen, die Zuläſſigkeit und den Vorzug dieſer Überſetzung vor der Vulgata: die *blauäugige*. Herr Kannegießer will ſeine Verwandelung des griechiſchen Beiworts in ein Hauptwort durch die alterthümlichen Benennungen *Rothbart*, *Schrägekopf* ꝛc. rechtfertigen, und es ließe ſich dagegen nichts einwenden, wenn der Ton der ganzen Überſetzung einen etwas alterthümlichen Anſtrich hätte. Aber dieſer wird durch ein Paar einzelne Wörter und Wendungen nicht hervorgebracht, wie z. B. *fraislich*, *Braunhaar* ꝛc. Näher liegt uns außerdem die Erinnerung an kindliche Schmeichelwörter, wie *Blauauge*, *Krauskopf* u. a. m., und dieſe Erinnerung verkleinert uns die *erhabene Göttin*.

Im funfzigſten Verſe gibt Hr. K. eine neue Überſetzung von ὀμφαλός:

> Auf der umfloſſenen Inſel, es iſt *ein Buckel* des Meeres.

Das Bild iſt alſe hergenommen von der nabelförmigen Erhöhung in dem Mittelpunkte eines Schildes.

Wolf:

> Auf dem umfloſſenen Land, das im Meer wie ein Nabel emporragt.

Voß:

> Auf der umfloſſenen Inſel, der Mitte des wogenden Meeres (Erſte Ausgabe).

Auf der umfluteten Inſel, in einſamer Mitte
des Meeres (Letzte Ausgabe)

Wolf hat auch hier das Richtige getroffen und das Schickliche am verſtändlichſten ausgedrückt.

Im 52. Verſe hat das von den Scholiaſten vielfach gedeutete *ὀλοόφρων* den Überſetzern viel zu ſchaffen gemacht. Voß iſt von dem Allerforſchenden zu dem Schädlichgeſinnten übergegangen; Wolf überſetzt: der Allkundige; Kannegießer: der fraisliche, und Schwenck im zehnten Geſange der Odyſſee, V. 137: der klugheitvolle. Die Hauptverſchiedenheit der Überſetzungen entſpringt aus der verſchiedenen Etymologie des Wortes *ὀλοόφρων*. Als Epitheten des Löwen*), der Natter**) und des Ebers***) ergibt ſich die Ableitung von *ὀλοός* und *φρήν* als die einzig ſchickliche, und zu dieſer Ableitung gehört die Überſetzung: verderblich, grimmig, voll Wut, ſchädlichgeſinnt, hartgeſinnt, wie Voß dieſes Epitheton nach ſeinen verſchiedenen Stellungen in der letzten Ausgabe wiedergegeben hat. Daneben aber wollen die Grammatiker daſſelbe Wort als Epitheton des Atlas, Äetes *) und Minos **) ganz anders zuſammengefügt und gedeutet wiſſen. Hier iſt ihnen ὀλοόφρων, aus ὅλος (i. e. ὑγιής, integer) und φρήν, ſo viel als ὑγιεῖς τὰς φρένας ἔχων, oder auch, was Wolf vorzieht, ὅλα φρονήσας: der Allkundige.

---

*) Il. ο. 630.
**) Il. β. 723.
***) Il. ρ. 21.

Ich kann mich nicht überzeugen, daß die erſte Ableitung und Deutung des Epithetons ὀλοόφρων nicht auch für die drei letzten Fälle ausreiche. Atlas und Äetes, als Abkömmlinge des alten Titanenſtammes, können bei Homer, dem Barden des neuen Göttergeſchlechts, ohne beſondere Rückſicht verderblich geſinnt genannt werden; und ſo zeigte ſich Atlas ſowohl gegen Zeus ſelbſt im Titanenkampfe, als ſpäter auch gegen Perſeus ***) und Hercules †), die Söhne des Zeus. Äetes aber offenbarte ſeinen angebornen Haß gegen das neue Götterhaus und das mit dieſem verwandte Heroengeſchlecht an den Äoliden deutlich genug. Die Stelle endlich, in welcher Minos ὀλοόφρων genannt iſt, nämlich Od. λ. 322, erregt den Verdacht, eine attiſche Interpolation zu ſein, und in einer ſolchen kann dieſes Beiwort des Minos nicht befremden. Die Überſetzung: fraislich, d. h. fürchterlich, drückt aber den von uns feſtgeſtellten Begriff nicht aus.

---

*) Od. κ. 137.

**) Od. λ. 322.

***) Ovid. Metam. IV, 626.

†) Apollod. II, 4. Schol. ad Apollon. IV, v. 1399.

V. 55 — 57.

Deſſen Entſproſſene hemmet den unglückſeligen, armen,
Und ſtets ſchmeichelt ſie ihm ankirrend und girrend mit ſüßem
Wort, daß Ithaka nicht ihn heimele *)

Wie viel Schiefes, Geziertes und Übertriebenes in dieſen wenigen Worten! Wolf:

Sieh, es verweilt deß Tochter den jämmerlich klagenden Fremdling
Stets liebkoſend mit linden und lieblich bezaubernden Reden,
Ob ſie ihm Ithaka brächt' in Vergeſſenheit.

Wie viel treuer, leichter und natürlicher fließen dieſe Verſe, beſonders wenn wir ohne Nachbildung des erſten Daktylus leſen:

Sieh, deß Tochter verweilt ꝛc.

V. 64.

Kind, was ſchlüpfete doch dir über die Zähneverzäunung!

---

*) Als Autorität für dieſe Redensart citirt Hr. K. Stalder's „Schweizeriſches Idiotikon.“

Wolf:

Einziges Kind, welch Wort da entfuhr dir den Schranken der Zähne!

Voß, der das Bild ἕρκος ὀδόντων ganz aufgibt:

Welche Rede, mein Kind, iſt deinen Lippen entflohen! (Erſte Ausg.)
Welch ein Wort, o Tochter, iſt dir aus den Lippen entflohn! (Letzte Ausg.) *)

B. 70.

Um Polyphemos, das Göttergewächs, den gewaltigſten, ſtärkſten —

Das Original gibt in ſeinem ἀντίθεος eben keine Veranlaſſung zu dem wunderlichen Göttergewächs. Auch Voß und Wolf genügen in der Überſetzung dieſes Verſes nicht.

Im 75. Verſe hat Hr. K. abirren tranſitiv zu brauchen gewagt, dem griechiſchen Original ſein πλάζειν nachbildend.

Daher zwar nicht tilgt der Geſtadebeſtürmer Poſeidon
Ihn, den Odyß, doch irrt ihn ab von dem Vatergefilde.

Das Reciprocum ſich irren fodert dazu auf.

---

*) Zu vergl. iſt auch Schwenck's Ueberſetzung von V. 328 im zehnten Buche der Odyſſee:
Wer es getrunken und wem die gereiheten Zähn' es benetzet.

Im 101. Verſe hat Hr. K. das Epitheton der Athene, ὀβριμοπάτρη, (Apoll. ἡ ἰσχυρὸν πατέρα ἔχουσα) die Tochter des ſtarken, gewaltigen Vaters, mit Einem Worte auszudrucken verſucht: die vatergewalt'ge. Schade, daß es nicht beſſer klingt und daß es durch die Erinnerung an Vatergewalt, d. h. Gewalt des Vaters, einen ſchwankenden Begriff erweckt. Voß's Umſchreibung: die Tochter des ſchrecklichen Vaters, iſt falſch; denn ὄβριμος heißt nicht ſchrecklich, noch liegt das Schreckliche in der Homeriſchen Idee des Zeus.

Vers 139 hat Hr. K. das Epitheton αἰδοίη bei der Schaffnerin durch züchtig überſetzt. Es heißt aber ehrbar, und dieſer Titel gebührt jeder Schaffnerin, als einer alten, erfahrnen Dienerin des Hauſes. Siehe Od. β. 345 fg.

Die glaue Athene im 156. Verſe ſtößt uns noch härter zurück, als das Glauauge.

V. 160 und 161.

Ja doch, weil ſie den fremden Beſitz ungeahnet verſchwelgen,
Sein, deß weißes Gebein vielleicht ſchon modert im Regen —

Ganz undeutſch und unverſtändlich. Was der Sinn ſein ſoll, erklärt die Voſſiſche überſetzung:

Leicht, da ein fremdes Gut ohn' allen Entgelt ſie verpraſſen,
Jenes Manns, dem vielleicht das Gebein ſchon modert im Regen —

Oder noch deutlicher auch Voß's erſte Ausgabe:

Da ſie ungeſtraft des Mannes Habe verſchwelgen,
Deſſen weißes Gebein vielleicht ſchon am fernen Geſtade
Modert im Regen —

Vers 172 und 180 finden wir das oft wiederkehrende *εὔχεσθαι εἶναι* überſetzt: ſich preislich benennen. Viel zu koſtbar und nachdrücklich! Iſt doch das Voſſiſche: ſich rühmen zu ſein, beinahe ſchon zu ſtark für das, was die Homeriſche Sprache mit dem *εὔχεσθαι εἶναι* ausdruckt.

Der 202. Vers iſt vollſtändig mißrathen:

Obgleich nicht ich Prophet, noch auch des Geflügels verſtändig.

Welche Wortſtellung in der erſten Vershälfte! Und der Verſtand vom Geflügel, dächte ich, gehörte in die Küche oder an die Tafel, und nicht in die Prophetenkunde *).

---

*) Es iſt mir nicht unbekannt und ſteht ja ſogar in den Wörterbüchern, daß Opitz die Engel das himmliſche Geflügel nennt. Aber der Gebrauch dieſes Wortes, in der von Hrn. K. gefoderten Bedeutung, iſt, ungeachtet einiger Verſuche von Voß, ſie wieder geltend zu machen, der neuen Sprachweiſe fremd geworden.

Doch wir müſſen an den Schluß unſerer Anzeige denken, und wollen daher die Verſe, in denen wir noch Anſtoß gefunden haben, ohne weitere Bemerkungen aufführen. Wir glauben, daß der Leſer ſich wohl bis hierher mit unſerer Anſicht und Beurtheilung ſo vertraut gemacht haben kann, daß er unſere Bemerkungen ſelbſt ergänzen wird, wenn er die Stelle bezeichnet findet, die uns Gelegenheit dazu geben möchte.

231. Gaſtfreund, weil einmal nach dieſem du fragſt und es forſcheſt —
241. Doch nun raffeten ihn ruhmloſen von uns die Harpyen.
250. 251. — — und jen' austilgen indeß mit Geſchmauſe.
Mir mein Haus, bald machen ſie auch mir ſelber den Garaus.
271. Drum anhöre mich jetzt — —
274. Und den Bewerbern zu kehren gebeut, wohin ſie gehören *).
286. Welcher zuletzt ankam von den erzharniſchten Achäern **).

---

*) Das Wort kehren, ſtatt heimkehren, zurückkehren, erregt im Allgemeinen keinen Anſtoß. Hier aber fiel mir ganz unwillkürlich das Sprüchwort ein: Ein Jeder kehre vor ſeiner Thür. So kann es Andern auch ergehen.

**) Noch weniger Beifall möchte die in den Anmerkungen vorgeſchlagene Variante finden :

292, 293. — — die Mutter vertrau' dem Gemahle.
Wann dieß alles du aber bewerkſtellt haſt und
beſchaffet.
311, 312. Mit dem Geſchenk zu dem Schiffe du
rückgehſt freudigen Herzens,
Werthem und ſchönem von mir, weglegend
es dir und es hegend.
351, 352. Hören die Sterblichen doch den Geſang vor
allen am liebſten,
Welchen der Horchenden Ohr als neueſten nimmer vernommen.
370, 371. — mit Freude ja hört es ſich zu dem Geſange
von Barden
Aehnlichem, wie der hier, deß Laut den
Unſterblichen gleichet. (?)
375. Zehrend das eigene Gut, abwechſelnd die
Häuſer der Reih' nach.
386. — — — im inflichten Ithakerlande.
403, 404. Nie doch komme der Mann, der dir unwilligem zwingend
Hab' und Beſitzthum nehme. — —
406. Wannen der Mann herkomm' und welchem belobeten Land er
Abſtammt *). — —
418. Mentes mit Namen benannt, des Anchialos Sohn,
des beherzten **).
429. — die Tochter des Peiſenoriden, des
Ops Kind.

Der von den Danaern kehrte, den Erzleibröcken, der
letzte.

*) Vgl. oben zu V. 172 und 180.

**) Δαΐφρων. Vgl. oben zu Vers 29 und 48.

432. 433. Gleich auch ſchätzet er heim ſie der tugendbelobeten Gattin,
Nie beilagernd indeß.

Herr Konrad Schwenck hatte durch ſeine Überſetzung eines leidigen alexandriniſchen Verſifex *) nicht das günſtigſte Vorurtheil bei uns erweckt. Man konnte von dieſer Arbeit ſagen, daß die Wahl derſelben den größten Theil des Verunglückens der Ausführung unzertrennlich mit ſich führen müſſe; denn poetiſche Künſtelei wird durch eine treue Überſetzung, wie ſie auch ſein mag, immer zu noch ärgerer Künſtelei werden. Das einzig an und für ſich Rühmliche in der Schwenckiſchen Überſetzung des Kallimachus iſt die metriſche Geſtaltung derſelben.

Es iſt uns wahrhaft erfreulich, den Überſetzer des zehnten Buchs der Odyſſee als einen vom Zwange der Künſtelei zur Freiheit der Natur Zurückgekehrten zu begrüßen. In leichtbeweglichen Verſen fließt der Homeriſchen Geſang ziem-

---

*) Kallimachos Hymnen, überſetzt von K. Schwenck. Bonn 1821, 8. S. die Recenſion dieſes Buches im Hermes XII, mit deren Anſichten wir im Ganzen übereinſtimmen.

lich klar und verſtändlich dahin, dem Genius der deutſchen Rede ſich treu und geſchickt anſchmiegend, und ohne daß dieſer oder jener viel Zwang und Anſtrengung fühlbar werden ließe, welche ihre Vereinigung ihnen gekoſtet hätte. Beſonders rühmlich finden wir auch in dieſem Verſuche die Entäußerung von dem Beſtreben der meiſten Homeriſchen überſetzer, ihr Original ſchöner und klüger zu machen, als es ſein will. Wir meinen jenes ſcheue Mildern und Beſänftigen Homeriſcher Derbheit und Sinnlichkeit, jenes Ausmalen und Beſtimmen von eintönigen Allgemeinheiten, jenes Vermannichfachen des Einfachen, jenes Verzierlichen und Vervornehmen *) des Schlichten und Gemeinen, jenes Vermeiden kindlicher Tautologie und ähnliche wohlgemeinte Ausputzungen des Homer, die A. W. Schlegel in ſeiner ſchon oft angeführten Recenſion der Voſſiſchen überſetzung ſcharf gerügt hat **). Herr

---

*) D. h. durch Vornehmmachen verderben. Veredeln durften wir nicht ſagen.

**) Siehe beſonders S. 480 bis 485. Manches Andere, die deutſche Sprache betreffend, hat Hr. Schwenck dagegen in der Schlegel'ſchen Recenſion überſehen, z. B. S. 500, wo der Tadel über II. α. 502: ganz den Tag

Schwenck, deſſen Probeſchrift dieſem trefflichen Recenſenten gewidmet iſt, hat deſſen Bemerkungen zu ſeinem nicht geringen Vortheile beherzigt und auch in dieſer [illegible] viel von dem geleiſtet, was ſich leiſten [illegible] Unter Anderm iſt es hier gewagt — und es ſcheint nicht eben ſehr halsbrechend —, das Homeriſche: *κατὰ φρένα καὶ κατὰ θυμόν*, zu überſetzen, wie es daſteht:

Und ich bedachte mich jetzt alsbald in der Seel' und dem Herzen *):

wogegen die Überſetzung gar prächtig contraſtirt:

Und ich erwog hierauf in des Herzens Geiſt und Empfindung.

Nicht zu überſehen iſt ferner die Unbefangenheit, mit welcher Hr. Schwenck die kunſtloſe Wortſtellung und Satzverbindung des Homeriſchen Geſanges beizubehalten verſucht hat: eine nicht unbedeutende Eigenthümlichkeit des Originals, das mancherlei ergänzen läßt und mancherlei zum Überfluſſe wiederholt, nach Art der kindlichen Erzählungsweiſe, deren Conſtructionen mehr nach dem Zuſammenhange der Gedanken und Vor-

---

(ſtatt: den ganzen Tag) auch ihn trifft. S. deſſen Odyſſee κ. 14: Den Mond ganz ꝛc.

*) V. 151. Im Geiſt und im Herzen, überſetzt Klopſtock dieſe Redensart in Il. σ. 15.

ſtellungen fragen, als nach den grammatiſchen Regeln der Syntax.

Unſer Lob der Schwenckiſchen Überſetzung findet allerdings in Einzelnheiten derſelben viele Widerſprüche und Beſchränkungen, und wir werden einige davon in der Folge anführen. Zu einem allgemeinen Tadel fodert uns jedoch nur weniges auf. Dahin gehören die Auflöſungen von Wörtern und Formen durch das tonloſe e, wie z. B. reiſete, verwandelen, theuere, erfragete, beförderen, kommeſt, geſteueret und ähnliche. Solche Auflöſungen ſind allerdings dem epiſchen Tone angemeſſen, und der ioniſche Dialekt iſt voll von ihnen. Aber leider gewinnen wir dadurch keineswegs einen klangvollen Rhythmus, wie es im Homeriſchen Dialekt der Fall iſt, ſondern unſere, ſchon ohne dieſe Auflöſungen mit ſtummen E-Lauten überfüllte Sprache wird dadurch eintöniger und matter. Auch fällt die Bequemlichkeit dieſes Verfahrens gar zu ſehr in die Augen, und das Verdienſt, Trochäen vermieden zu haben, ſinkt bedeutend in ſeinem Werthe, da man auf dieſe Weiſe faſt jeden Trochäus in einen Daktylus verwandeln kann. Ferner rügen wir einen übermäßigen und falſchen Gebrauch der Participialconſtructionen, über die wir in der

Folge das Nähere bei einzelnen Beiſpielen auseinanderſetzen werden. Schließlich ſoll auch nicht verſchwiegen werden, daß der Opfer, die der geiſtigen Treue dieſer überſetzung auf Koſten der wörtlichen gebracht worden ſind, im Ganzen wohl weniger hätten ſein können. An einigen Stellen läßt ſich dieſer Vorwurf ſelbſt durch Vergleichung mit der Voſſiſchen überſetzung beweiſen; an andern können wir nur auf eine weiter liegende Vergleichung hinweiſen, nämlich mit den „Hundert Verſen“ von Wolf, die das Erreichbare im Allgemeinen ſo unwiderleglich dargethan haben.

Wir geben den Anfang des Geſanges zur Probe:

Zu der äoliſchen Inſel gelangten wir, aber es wohnte
Aeolos, Hippotes Sohn, den unſterblichen Göttern geliebet,
Dort, in der ſchwimmenden Inſel, und rings einſchloß ſie die Mauer,
Ehern und undurchbrechlich, und glatt ſtieg Fels in die Höhe.

Dieſe erſten vier Verſe empfehlen ſich nicht beſonders, und ſie verlieren durch Vergleichung mit der Voſſiſchen überſetzung und dem Original.

Voß: (Erſte Ausgabe).

Und wir kamen zur Inſel Aiolia. Dieſe bewohnte

Aiolos, Hippotes Sohn, ein Freund der unſterblichen Götter.
Undurchdringlich erhebt ſich rings um das ſchwimmende Eiland
Eine Mauer von Erz und ein glattes Felſengeſtade.

In der letzten Ausgabe:

Drauf zur äoliſchen Inſel gelangten wir, welche bewohnte
Aeolos, Hippotes Sohn, ein Freund der unſterblichen Götter:
Schwimmend war die Inſel; die ganz einſchließende Mauer
Starrte von Erz, unzerbrechlich; und glatt umlief ſie die Felswand.

Bis auf das Starren von Erz, wovon das Original nichts weiß, hat Voß dieſe vier Verſe faſt Wort für Wort wiedergegeben, ohne einen Zwang durchblicken zu laſſen. Schwenck macht ſich die Sache leichter und bewegt ſich doch nicht leichter. Die Satzverbindung: aber es wohnte dort, iſt zwar in dieſer Stelle treu aus dem Original genommen, welches aber ſein *ἔνθα* an einer ſchicklichern Stelle hat, als die Überſetzung das nachſchleppende dort. Ein Freund der unſterblichen Götter iſt deutſcher, als Schwenck's kleinliche Nachbildung der griechiſchen Worte: *φίλος ἀθανάτοισι θεοῖσι.*

Rings einſchloß ſie die Mauer iſt undeutſch *).

5. Selbigem waren im Haus allbort zwölf Kinder geboren,
Sechs ſchönlockige Töchter und ſechs mannhaftige Söhne
Drauf gab jener die Töchter den leiblichen Söhnen zu Weibern,
Die beim theueren Vater und bei der verſtändigen Mutter
Eſſen daheim, und es liegt bei ſelbigen alles zu tauſend,
10. Und der umdampfte Palaſt tönt ringsum ſtets in den Hallen,
Während des Tages, doch Nachts alsdann mit den züchtigen Frauen
Schlafen ſie, liegend in Decken und kunſtreich prangenden Betten.

Der Zuſatz eines allgemeinen Epithetons, das im Original nicht Platz gefunden hat, bei den Töchtern, ſcheint uns erlaubt. Voß ſetzte das Beiwort lieblich; Schwenck, ſchönlockig; beide im Geiſte des Originals. Eben ſo wenig ſcheint uns das Weglaſſen eines ſolchen Epithetons Tadel zu verdienen, wenn der deutſche Vers keinen Raum dafür gibt, wie z. B. in der Schwenckiſchen Überſetzung V. 36 das Epitheton μεγαλήτωρ, V. 50 ἀμύμων fehlt. Homer ſetzt dieſe immer wiederkehrenden Epitheta oder läßt ſie weg, einzig und allein nach der Bequemlichkeit

---

*) S. oben zu Kannegießer's Ueberſetzung V. 10.

des Rhythmus und ohne durch den Zuſatz den Begriff des Hauptworts ſtärken und erheben zu wollen*), oder durch das Weglaſſen den Werth und die Bedeutung deſſelben zu verringern. Auch ein willkürlicher Wechſel der beſtändigen Epitheta darf dem deutſchen überſetzer nicht verboten ſein, wenn er nicht etwa in der Abſicht, zu verbeſſern oder zu verſchönern, wechſelt, welche Abſicht eben ſo wenig bei dem Weglaſſen oder Zuſetzen der Epitheta obwalten darf. Der Vers kann hier allein eins oder das andere gebieten, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Freiheit ſich nur über Epitheta der allgemeinſten Bedeutung und von dem häufigſten Gebrauche erſtreckt. Wenn Homer z. B. ſeine Frauen oder Jungfrauen bald καλαί, bald ἐϋπλόκαμοι, bald καλλιπλόκαμοι, bald αἰδοῖαι etc. benennt, ſo wie ſein Rhythmus es ihm an die Hand gibt, und ohne Rückſicht auf die jedesmalige Stelle, deren Bedeutung in der Wahl der Epitheta nicht in Betracht kommt, ſo iſt in der That nicht einzuſehen, warum der deutſche überſetzer das ihm unbequeme Epitheton in einer Stelle blos darum annehmen ſoll, weil es dem Homer gerade da bequemw ar.

---

*) Dieſes geſchieht nur durch Epitheta von ſeltener eintretender Gattung, oder auch durch Häufung mehrerer Epitheta.

Die verſtändige Mutter, ſo wie Voß's letzte Überſetzung: die ſorgſame Mutter, nimmt *κεδνός* in der activen Bedeutung. Wir möchten aber hier die paſſive vorziehen, und dieſe finden wir in der erſten Voſſiſchen Überſetzung: die herrliche Mutter. Die würdige, ehrwürdige, wäre noch beſſer.

Warum die wörtliche Überſetzung von *ὀνείατα μυρία*, unzählbare Speiſen, umgangen worden iſt, leuchtet uns nicht ein. Voß in der letzten Ausgabe:

— da ihnen unzählbare Speiſen geſtellt ſind —

Schlechter Vers und ſchlechtes Deutſch. Beſſer, als beides, die erſte Ausgabe:

Schmauſen ſie ſtets, bewirthet mit tauſend köſtlichen Speiſen.
Dahin kamen wir nun zu der Stadt und den herrlichen Häuſern.
Aber den Mond herbergt' er mich ganz, und erfragete alles,
15. Ilion, Argos Flott' und die Heimkehrfahrt der Achäer.
Und ich erzählete alles demſelbigen, ganz in der Ordnung.
Als ich hinweg doch wieder verlangete, und mich zu laſſen

Jetzt ihn bat, da verſagt' er es nicht, und bereitete Wegfahrt,
Gab mir den Schlauch, abziehend die Haut neunjährigen Stieres,
20. Wo er hinein mir gebunden den Flug lautwehender Winde.
Denn ihn hatte Kronion geſetzt als Wächter der Winde,
Sie zu erregen und auch zu beſänftigen, welchen er wolle.
In das gezimmerte Schiff mit dem glänzenden ſilbernen Stricke
Band er den Schlauch, auf daß auch ſelbſt nicht blaſe das mindſte;
25. Aber zur Schiffahrt ſandt' er des Zephyros wehenden Hauch mir,
Daß er uns ſelbſt und die Schiffe befördere; aber es ſollte
Nimmer geſchehn; denn ſelber verdarb uns eigene Thorheit.

Im neunzehnten Verſe verſtellt die Überſetzung eines aoriſtiſchen Particips (ἐκδείρας) durch das deutſche des Präſens den Sinn, und der artikellos angeknüpfte Genitiv (neunjährigen Stieres) klingt hier gezwungen. Voß's Überſetzung dieſer Stelle iſt in der letzten Ausgabe hart, geſchroben und zum Theil unverſtändlich:

Vom neunjährigen Stiere den Schlauch zum Geſchenke mir reicht' er,
Wo er der hallenden Wind' unbändige (?) Wege gehemmet.

Sehr frei überſetzt dagegen die erſte Ausgabe:

Und er gab mir, verſchloſſen im dichtgenäheten Schlauche
Vom neunjährigen Stiere, das Wehn lautbrauſender Winde.

Das mindſte iſt eine Zuſammenziehung, die mit den vielen obenerwähnten Auflöſungen gar hart contraſtirt.

Tag und Nacht nun ſchifften wir hin, neun Tage beſtändig,
Und an dem zehnten erſchienen bereits die Gefilde der Heimath,
30. Schon auch ſahen das Feuer der Inſel wir, ganz in der Nähe;
Siehe, da wandelte mich, den ermüdeten, lieblicher Schlaf an;
Ich ja hatte beſtändig geſteueret, und es der Freunde
Keinem vertraut, auf daß wir nun hurtiger kämen zur Heimath.
Doch die Gefährten anjetzo beſprachen ſich untereinander,
35. Und ſie behaupteten, Silber und Gold auch führ' ich zu Hauſe[*],
Mir von des Hippotes Sohne, dem Aeolos, jetzo geſchenket.
So doch redete mancher zum Nachbar dorten gewendet.

In dieſen Verſen wird ein übermäßiger Gebrauch ausfüllender Flickwörtchen ſtörend, wie nun, jetzo, anjetzo, dorten, doch. Von dieſen fünf Worten in fünf Verſen hat das Original nicht eines.

---

[*] Soll heißen: nach Hauſe.

Götter, wie der doch wahrlich geliebt iſt allen den Menſchen!
Allen geehrt! zu wie vieler Gebiet und Bezirk er gelanget!
40. Viele nun führt er von Troja der Koſtbarkeiten der Beute
Heim, wir aber dagegen, denſelbigen Weg mitmachend,
Kommen zumal nach Hauſe zurück, leer habend die Hände.
Jetzt auch ſchenkete noch ihm dieß aus günſtiger Freundſchaft
Aeolos; aber wohlan, doch ſehen wir, was es nun ſein mag,
45. Wie viel Silber und Gold in dem ledernen Schlauche da drin ſei.

Der Gräcismus: den Menſchen geliebt und geehrt, ſagt uns nicht zu. Das Participium des Präſens: mitmachend, drückt wiederum das aoriſtiſche ἐκτελέσαντες nicht aus; und überhaupt gibt der häufige Gebrauch des von dem Subſtantiv oder Pronomen abgetrennten Participps der deutſchen Rede einen fremdartigen Anſtrich und verurſacht leicht auch Unklarheit, beſonders, wenn das Participium ſich nicht beſchränkt, nur auf den Nominativ bezogen zu werden. Vergleiche V. 36, 82, 121, 134 ꝛc. Voß in der erſten Ausgabe überſetzt:

Aus der troiſchen Beute wie manches unſchätzbare Kleinod
Bringet er mit! und wir, die alle Gefahren getheilet,
Kehren am Ende doch mit leeren Händen zur Heimath.

Redeten ſo, und es ſiegte der übele Rath der Gefährten.
Sieh und ſie löſten den Schlauch, und die Wind' entſtürmeten alle.
Jene jedoch ſchnell raſſend entführete Sturm in die Meerflut
Unter Geheul, weit weg von der Heimath; aber ich ſelber
50. Jetzo erwacht, ſann ſchwankend umher zwiefach in dem Herzen,
Ob nun ſterben ich ſollt' in dem Meer, von dem Schiffe mich werfend,
Oder gezwungen es trüg', und unter den Lebenden bliebe.
Und ich ertrug es und blieb und verhüllt dann über und über
Lag ich; es fuhren die Schiffe jedoch in dem ſchrecklichen Sturmwind
55. Zu der äoliſchen Inſel zurück, und es ſtöhnten die Freunde.

Auch in dieſen Verſen ſtören wieder die als Füllwörter zu bedeutungsvollen Adverbien und Conjunctionen, jedoch *), jetzo, nun, dann.

V. 48 und 49 geben zu einem Mißverſtändniſſe Veranlaſſung. Wer das Original nicht vergleicht, wird die Worte: unter Geheul, lie-

---

*) Zweimal.

der zu dem **Sturm** ziehen wollen, als zu den Gefährten. Sie aber ſind es, die heulen ſollen.

Vers 50 iſt mißlungen in dem Beſtreben, deutlicher zu werden als das Original. **Voß's** überſetzung von: *θυμὸς ἀμύμων*, durch: unſträfliche Seele, iſt unhomeriſch. Siehe zu Kannegießer's überſetzung, V. 29.

Dort nun ſtiegen wir aus an das Land, dann ſchöpften wir Waſſer,
Und beim hurtigen Schiff ſchnell nahmen das Mahl die Gefährten.
Doch nachdem wir der Speiſ' und des Tranks uns hatten geſättigt,
Nehmend den Herold jetzt und ſodann noch einen Gefährten,
60. Ging ich zur ſchönen Behauſung des Aeolos, welchen ich antraf
Sitzend am Mittagsmahl mit dem Weib und den ſämmtlichen Kindern.
Doch eintretend ins Haus dann dicht an dem Pfoſten zur Erde
Saßen wir, und in dem Herzen erſtaunten ſie jetzt und begannen.

Wieder und wieder überfüllung mit zu bedeutenden Füllwörtern, und wieder und wieder Mißbrauch der Participien des Präſens, namentlich im 62. Verſe. Für das Epitheton *κλυτός* läßt ſich leicht eine zu allen Stellen und Verbindungen ausreichende Überſetzung finden. Warum alſo hier: ſchön, und Vers 112: groß, und Vers 114: edel? Wozu dieſe unhomeriſche Mannichfaltigkeit?

Wir brechen hier, um nicht eine Recenſion zu ſchreiben, die länger ſei als die beiden zu recenſirenden Büchlein, mit der zuſammenhängend fortlaufenden Anführung und Muſterung der Schwenckiſchen Überſetzung ab und ſchicken zum Schluſſe einige einzeln herausgeriſſene Bemerkungen nach.

Vers 80 lautet:

> Dennoch ſchifften wir Tag und Nacht, ſechs völlige Tage.

Warum iſt hier nicht dieſelbe Übereinſtimmung mit Vers 23 beibehalten worden, die im Original zwiſchen dieſen beiden Verſen herrſcht? Vers 82 und 83 klingen hyper-Voſſiſch, und nicht minder zum Unverſtändlichen verſchroben ſind Vers 88, 89 und 90. Hören wir beide Stellen:

> Kamen am ſiebenten drauf zu der läſtrygoniſchen Lamos,
> Hoch und mit Thoren einander entfernt, daß der ſo hineintreibt
> Rufet, der Hirt, doch der, ſo heraustreibt, höret es kaum noch.

Als wir dort zu dem Hafen gelangeten, welchen der Felſen
Sonnhoch ragend empor einſchließt zwiefach von den Seiten —
Und des Geſtads Vorſprünge geſtellt entgegen einander
Ragen zur Mündung vor; ſehr ſchmal iſt aber der Eingang —

Hier ſpukt Kallimachus. Der Überſetzer kreuze ſich vor dem böſen Geiſte.

Vers 121 überſetzt Hr. Schwenck das Beiwort *ἀνδραχθής* nach Apion's gewaltiger Erklärung: *ἀνδρὸς βάρος ἔχων*: *mannslaſtſchwer*, d. h. ſo ſchwer, wie die Laſt, das Gewicht eines Mannes. Wir begnügen uns mit der beſcheidenern Deutung: *mannbelaſtend*, finden aber auch, abgeſehen davon, das Schwenckiſche Epitheton ſelbſt für das größte Gewicht zu ſchwerfällig.

Vers 125 und 126 widerſtehen uns als mühſelig und matt:

Während ſie *die* nun tödten im tief- und geräumigen Hafen,
Derweil ziehend heraus mein ſchneidendes Schwert von der Seite —

Vers 130 bedarf des Originals zur Erklärung:

Die nun rafften die Wogen zumal vor dem Tode ſich fürchtend —

Ohne das Original zur Hand zu nehmen, müſſen wir hier fragen: Was iſt Subject? Die, oder die Wogen? — Denn wer verſteht den Ausdruck: die Wogen raffen? Ἀναῤῥίπτειν heißt: die Wogen durch Ruder in die Höhe werfen.

Was unſere Meinung über das Epitheton ὀλοόφρων bei dem Äetes, V. 137, betrifft, ſo verweiſen wir auf die Bemerkungen zur Kannegießer'ſchen Überſetzung, V. 52. An und für ſich iſt aber klugheitvoll ein unpoetiſcher Ausdruck, den unſre Sprache verſchmäht.

Vers 142 gibt ein Non plus ultra von verfehlter Participialconſtruction durch Verwechſelung des Aoriſts mit dem Präſens.

Wo wir gehend heraus zween Tag' und zweën der Nächte
Lagen.

Und der Vers will auch nicht fort, trotz ſeinen zweën Zweën. Voß in allen Ausgaben iſt hier unvergleichlich beſſer, z. B. in der letzten:

Dort nun ſtiegen wir aus; und zween der Tag' und der Nächte
Raſteten wir —

Vers 163 hat Schwenck das Wort: μακών, das Apion von μάκω, μήκω etc. ableitet und durch βοήσας erklärt (welcher Erklärung die Voſſiſche Überſetzung folgt), als für: ἐπὶ μῆκος geltend angenommen, aber doch nicht deutlich überſetzt. Der Länge nach oder lang hin ſollte es heißen, und nicht:

Weit in den Staub hinſtürzt' er —

Auch laborirt dieſer mit den nachfolgenden zehn Verſen ſehr an eingeflickten Füllwörtern: ſogleich, dort, jetzt, dann, nun ꝛc.

Fahren wir aber noch weiter ſo fort mit der Ausſtellung einzelner Flecken und Mängel, ſo wird es dem Leſer ſcheinen, als wäre unſer allgemeines Lob der Schwenkiſchen Überſetzung voreilig gegeben und nun ganz vergeſſen. Dem iſt aber nicht ſo, obſchon wir nicht läugnen, daß die Freude über einen vom Pfade Kallimachiſcher Versmacherei zum Homeriſchen Geſange bekehrten Sünder uns wohl mehr hätte einnehmen können, als es für einen Recenſenten erlaubt iſt, ſich einnehmen zu laſſen.

Was aber, hör' ich den Leſer fragen, was iſt der langen Rede kurzer Sinn?

Daß wir uns noch einige Jahre, ſollten es auch nicht gerade neun Horaziſche Jahre ſein, mit dem Voſſiſchen Homer behelfen wollen, wenn die beiden Herren Probeüberſetzer eben ſo lange Geduld mit ihrem Vorgänger haben können. Vielleicht werden ſie dann allmälig erkennen, daß aus den Fehlern und Mängeln der Voſſiſchen Arbeit eben ſo viel für einen Nachfolger zu lernen ſei, als aus ihren Vorzügen und Trefflichkeiten. Voß hat ein halbes Leben an ſeinen Homer gewandt. Ein flüchtiger Verſuch wolle es nicht voreilig mit ihm aufnehmen!

VI.

Dante.

Die Hölle des Dante Alighieri, überſetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Halle 1824.

Eine deutſche überſetzung des Dante in dem Versmaße des Originals hat lange Zeit für eine nicht zu löſende Aufgabe gegolten, ſelbſt nachdem die größten Virtuoſen in der Kunſt des poetiſchen übertragens, ein A. W. Schlegel, Gries, Voß u. a. faſt ſchon das Unmögliche in dem Verdeutſchen italieniſcher, ſpaniſcher und antiker Dichter geleiſtet hatten. Freilich kann der Deutſche eigentlich Alles überſetzen. Denn ſeitdem es Sitte geworden iſt, auch das eine überſetzung zu nennen, was man nur mit Hülfe des Originals verſtehen kann, hat die überſetzkunſt keine Schranken mehr, und es ſollte uns nicht verwundern, wenn Jemand eine ſolche Überſetzung noch einmal überſetzte und wohl die zweite zum dritten Male, bis ſie endlich dahin käme, daß man ſie ohne Originaltext zur Seite verbrauchen könnte.

A. W. Schlegel lieferte im J. 1795 die erſten Proben einer metriſchen Verdeutſchung des Dante in ſeiner Darſtellung der Hölle in den Schiller'ſchen „Horen“. Aber obgleich er hier nur kurze Bruchſtücke des Gedichts zu geben hatte, ſo wagte er es doch nicht, die Terzinen des Originals beizubehalten, ſondern bildete ſich eine leichtere und feinere Reimverſchlingung, in welcher er nie mehr als zwei Reime brauchte und der Mittelvers zwiſchen dem erſten und dritten jedes Dreilings immer reimlos blieb, alſo ein ſehr zerſtückeltes Surrogat der Terzinenkette. Wir geben den Anfang des Gedichts zur Probe:

Als ich die Bahn des Lebens halb vollendet,
Fand ich in einem dunkeln Walde mich,
Weil ich vom graden Weg mich abgewendet.
Es fällt mir hart zu ſagen, wie der wilde
Gewalt'ge rauhe Wald beſchaffen war;
Denn noch ergraut mein Geiſt vor ſeinem Bilde.
An Bitterkeit kommt er dem Tode nah';
Doch um des Heils, das ich darin gefunden,
Will ich das andre melden, was ich ſah.

Vierzehn Jahre ſpäter erſchien „Die göttliche Komödie des Dante“, herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer, erſter Theil, die Hölle enthaltend. Dieſer Theil der Überſetzung, welcher uns in gegenwärtiger Anzeige berührt, war ſchon im J. 1802 von Ludwig Bode angefangen und nach deſſen Tode von Ludwig Hain und dem Herausgeber fortgeſetzt, vollendet und gänzlich umgearbeitet worden. Einige reine Proben von der Überſetzung des erſten Unternehmers finden ſich in der Zeitſchrift „Polychorda“ mitgetheilt. Dieſe Überſetzung des Dante, welche bis zum J. 1821 durch den genannten Herausgeber zum Schluſſe geführt worden iſt, hat das kühne Beiſpiel aufgeſtellt, das Original in ſeiner unveränderten metriſchen Form nachzubilden; und zwar hat die Hölle es ſo ſtreng genommen, daß ſie, dem Geiſte unſerer Sprache offenbar eben ſo ſehr zuwider, wie dem Geiſte des Gedichts, in ſo fern wir es nämlich als verdeutſcht betrachten wollen, die durchgängigen weiblichen Reime der italieniſchen Verſe beibehalten hat, was im Deutſchen eine matte Schlepperei werden muß. Das fühlte auch der Herausgeber, wie er ſelbſt in der Vorrede geſteht, aber da Bode und Hain einmal angefangen hatten, den Grundſatz dieſer durchgängigen Weiblichkeit zu beobachten, ſo fügte er ſich gezwungen — invita Minerva — in den Mißgriff ſeiner Vorgänger. In den folgenden Theilen hat er dagegen, auf eigenen Füßen ſtehend, den läſtigen Grundſatz abgeworfen und ſich freier zu bewegen verſucht, indem er ad libitum zwiſchen weiblichen und männlichen Endungen wechſelt. Aber dieſes ad libitum ſcheint uns in ſeiner regelloſen Willkür dem Geiſte des Terzinenmaßes zu widerſprechen. Das Kettenartige des Terzinenbaues, welches ſich in der Verſchlingung der Verſe und Reime vom Anfange bis zum Schluſſe eines Geſanges offenbart, wird durch ein ſolches Eintreten einzelner kurzer Glieder nach und zwiſchen vielen längeren, zerſtört, gerade wie wenn eine Kette, die aus faſt lauter langen Ringen beſteht, durch einige eingeſetzte kürzere oder ſchwächere geflickt worden iſt. Wir wollen nicht behaupten, daß die durchgängig weiblich reimenden Terzinen in der deutſchen Poeſie auf keine Weiſe gebraucht oder geduldet werden dürften. Das Schlaffe und Gezogene, was ſolche Terzinen in deutſcher Sprache durch die matten und meiſt entbehrlichen Bildungsſylben in e erhalten, mag einem elegiſchen Gedichte wohl zuſagen; aber die gediegene Kraft, die raſche und ſcharfe Empfindung, die gerade und unumwundene Geſinnung des Dante können ſich in einer ſolchen Terzinenform nicht auf deutſch ausſprechen. Durchgängig weibliche Terzinen ſind in deutſcher Sprache weiblich in jedem Sinne bis zum weibiſchen und weichlichen. Dante aber iſt männlich durch und durch. Eine ähnliche Anſicht habe ich über die Nachbildung der italieniſchen Octavreime. Ich verwerfe im Allgemeinen die durchgängig weiblichen Endungen der Stanze nicht, wo der weibliche Charakter des Gedichts dem weiblichen Charakter der metriſchen Form entſpricht. Aber ein leicht beweglicher und muthwillig launiger Arioſt in ſolchen Stanzen ſcheint mir ein Unding. Den Taſſo ließe ich mir dagegen in der weiblichen Stanze ſchon lieber gefallen. Wollen wir aber die italieniſchen Octavreime dem Geiſte unſrer Sprache anpaſſen, ohne ihnen ihren eigenthümlichen Geiſt zu nehmen, ſo darf der Wechſel der weiblichen und männlichen Reime kein ſo willkürlicher ſein, wie in einigen Theilen der Streckfußiſchen Überſetzung des Arioſt, ſondern ſie müſſen ſich regelmäßig ablöſen, die weibliche Endung die männliche, oder die männliche die weibliche, wie in dem Taſſo deſſelben Überſetzers.

Dieſe Abſchweifung iſt nicht unnütz, um uns zur Würdigung der Terzinenform zu führen, welche der neue Überſetzer der Hölle des Dante in ſeiner Arbeit beobachtet hat. Er hat ſeine Terzinenketten aus regelmäßig wechſelnden weiblichen und männlichen Reimen, oder ſo zu ſagen Ringen, zuſammengeſchmiedet, bald mit dem weiblichen, bald mit dem männlichen Reime anfangend, ſo daß, wenn die Kette in ſich zuſammengeknüpft wird, der männliche Anfangsreim ſich dem weiblichen Endreim anſchließt, oder umgekehrt, und nirgends eine Lücke oder ein Doppelring von einer oder der andern Gattung die alternative Verbindung unterbricht. Auf ſolche Weiſe ſcheint uns der Geiſt der italieniſchen Versart mit dem Geiſte der deutſchen Sprache in das ſchönſte Einverſtändniß gebracht zu ſein. Wie viel kräftiger und lebendiger aber dieſe alternative Kettenform die deutſchen Terzinen geſtaltet, das zeigt die Vergleichung jeder beliebigen Stelle in den beiden Überſetzungen, ganz abgeſehen von allen übrigen Anfoderungen. Um nicht zu wählen, nehmen wir den Anfang.

Bode, Hain, Kannegießer.

Halb hatt' ich unſres Lebens Bahn durchſchritten,
Da fand ich mich in dunklem Wald verſchlagen.

Der grade Pfad verſchwunden meinen Tritten.
Ach, welcherlei er war, iſt hart zu ſagen,
Der dichte wilde Wald und voller Schrecken,
Der in Gedanken ſchon erneut das Zagen:
So herb', daß herber kaum der Tod zu ſchmecken;
Doch von dem Heil zu handeln, das ich funden,
Red' ich vom andern, ſo ich konnt' entdecken.
Ich mag, was Art ich eintrat, nicht erkunden;
So war vom Schlaf dermalen ich umfangen,
Daß von wahrhaft'ger Bahn ich abgeſchwunden.
Als eines Hügels Fuß ich thät erlangen,
Da wo die Grenze war von dieſem Thale,
Das alſo mir das Herz gekränkt mit Bangen;
Schaut' ich empor und ſahe von dem Strahle
Die Schultern ihm bekleidet des Planeten,
Der andre richtig leitet allzumale,
Da mocht' ich etwas jene Furcht ertödten,
Die aus des Herzens Grund nicht wollte weichen,
Die Nacht, ſo mir verſtrich in ſolchen Nöthen.
Und ſo wie jener, der mit bangem Keuchen
Zum Strand ſich windend aus den Meereswogen,
Die Fluten anſtarrt, die Gefahren reichen:
Alſo mein Geiſt, der annoch war entflogen,
Zurück ſich wand, um nach der Bahn zu ſpähen,
Der Lebende ſich nimmer noch entzogen.
Sobald ich Ruh' dem müden Leib erſehen,
Den Pfad zurück ich durch die Oede lenkte,
Der feſtre Fuß mußt' auch der niedre gehen.

Streckfuß.

Auf halbem Weg des Menſchenlebens fand
Ich mich in einen finſtern Wald verſchlagen.

Weil ich vom rechten Weg mich abgewandt.
Ach, wie ſo ſchwer und hart iſt's, auszuſagen,
Wie dicht er war, wie ſchreckenvoll und wild!
Schon der Gedank' erneut mir Furcht und Zagen.
Der Tod iſt gegen ihn noch ſüß und mild;
Doch ob des Heiles, das ich drinn gefunden,
Beſchreib' ich manches dort entdeckte Bild.
Nicht weiß ich, wie ich mich hinein gewunden,
Denn ach, ich war vom ſchwerſten Schlaf berückt,
Zur Zeit, da mir der wahre Weg entſchwunden.
Doch, bis zum Fuß des Hügels vorgerückt,
Der an dem Ende lag von jenem Thale,
Das mir mit ſchwerer Furcht das Herz gedrückt,
Schaut' ich empor und ſah, den Rücken mahle
Ihm der Planet, der uns auf jeder Bahn
Gerade führt, mit ſeinem goldnen Strahle.
Da fingen Angſt und Furcht zu ſchwinden an,
Die mir des Herzens Blut erſtarren machten,
In jener Nacht, da Grauſen mich umfahn.
Und ſo wie athemlos, nach Angſt und Schmachten
Schiffbrüchige vom Strand, entflohn der Flut,
Starr rückwärts ſchauend ihren Grimm betrachten;
So kehrt' ich, noch mit halberſtorbnem Muth,
Mich jetzt zurück, nach jenem Paſſe ſehend,
Der nie hindurchließ ein lebendig Blut.
Und, etwas ausgeraſtet, weiter gehend
Wählt' ich bergan den Weg der Wildniß mir,
Stets auf dem Fuß, der tiefer weilte, ſtehend.

Betrachten wir dieſe beiden Bruchſtücke neben einander, ohne einen Dante im Original oder in einer Überſetzung zu kennen, ſo wird das erſte den Eindruck einer Überſetzung, das zweite den eines Originals auf uns machen. Wollen wir aber weiter aus der Überſetzung auf das Original ſchließen, ſo wird es uns ſcheinen, der überſetzte Dichter rede eine verworren dunkle, umwundene, alterthümelnde Sprache. Nun nehmen wir den Dante zur Hand, und welche Sprache finden wir?

Dante's Sprache iſt freilich jetzt alt, aber der deutſche Nachbildner oder Nachſchöpfer will doch einen Dante nicht für die jetzigen Italiener liefern, ſondern für die Deutſchen. Er hat alſo nicht nöthig, Rückſicht zu nehmen auf das Verhältniß der Sprache des Dante zur Sprache des Monti oder Parini, und demnach ſeinem Dante einen alterthümlichen Anſtrich zu geben, welcher, in neuer Zeit gegeben, niemals echt alterthümlich, ſondern mehr oder weniger alterthümelnd auszufallen pflegt. Dante, deſſen große Schöpfung ſo lebendig aus dem Leben ſeiner Zeit entſprungen iſt, muß auch in ſeiner Überſetzung mit der lebendigſten Kraft und Natur der Gegenwart auftreten: denn es ſoll doch wohl das Streben eines Überſetzers ſein, dem fremden Volke, welchem er das Werk des großen Italieners zuführt, ein ſolches Bild oder einen ſolchen Wiederhall deſſelben zu geben, welcher dem Eindrucke verwandter ſei, den das Werk auf ſeine Zeitgenoſſen gemacht hat, als dem, welchen es gegenwärtig ausübt. Freilich ein Streben, deſſen Ziel, namentlich beim Dante, nur aus weiter Ferne, als ein nie erreichbares, die Schritte des Überſetzers leiten kann. Aber dadurch wird ja das Streben an und für ſich keinesweges ein unnützes und verfehltes, und alle Überſetzungen mehr oder minder haben das gemeinſchaftliche Geſchick, niemals ein Ziel zu erreichen. Die Natur ihres Strebens führt es mit ſich, daß ſie es niemals weiter als bis zu einem Beinahe bringen. Forſchen wir weiter nach den charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Sprache des Dante, ſo müſſen wir beſonders darauf achten, was er ſelbſt an mehreren Stellen ſeines Gedichts von dem anſpruchloſen, einfachen, ja niedrigen Tone deſſelben, namentlich in Vergleich mit der alta tragedia der Äneide, ſagt. Noch deutlicher ſpricht er ſich darüber in der Schrift: De vulgari eloquio, aus. Er unterſcheidet dort drei Gattungen des Styls, den tragiſchen oder höhern, den komiſchen oder niedern, und den elegiſchen oder klagenden. Wenn er nun den komiſchen Styl als den vorherrſchenden in ſeinem großen Gedicht bezeichnet, ſo iſt es ſehr natürlich, daß er daſſelbe eine Commedia nennt, und in gleichem Bezuge, bloß auf die Stylgattung Rückſicht nehmend, gibt er ja auch der Äneide den Titel einer Tragödie. Wird es nun vielleicht ſchwer, durch den ehrwürdigen Roſt des Alterthums, welcher jetzt die Sprache der **Commedia** des Dante überzieht, das Gepräge der natürlichen und unumwundenen Rede des Lebens und des Umgangs überall zu erkennen; ſo leuchtet es doch an vielen Stellen in den familiärſten Ausdrücken, Sprüchwörtern und Bildern hervor, und nirgends häufiger, als in der Hölle. Dabei darf aber auch die kecke Originalität nicht außer Acht gelaſſen werden, welche dieſe Sprache der Alltäglichkeit in dem Munde eines ſolchen Sprechers adelt und verherrlicht: denn gerade in dieſer Sprache hat ſeine gewaltige Natur Raum und Fülle, ſich in ihrem ganzen Umfange und in ihrer vollen Kraft und Freiheit zu bewegen und zu geſtalten. Hätte Dante ſein Gedicht in lateiniſchen Hexametern und in Virgilianiſcher Rede geſchrieben, hätte er es darin ſchreiben können, ſollten wir ſagen, ſo würde ſein Geiſt ſich nicht halb ſo frei, ſtark, vollſtändig und rein in demſelben ausgeſprochen haben. Ein Werk, wie das Gedicht des Dante, ſo lebendig aus dem Leben ſeiner Zeit hervorgegangen, ein ſo unmittelbarer Vertreter ſeines Jahrhunderts, konnte nicht anders als in ſolcher Sprache zu ſeinen Zeitgenoſſen reden, und die große Popularität deſſelben erklärt ſich freilich wohl auch zum Theil aus dem nahen Intereſſe ſeiner religiöſen und politiſchen Einzelheiten, welche in die gemeine Gegenwart eingriffen, aber doch nicht ohne jene populäre Form der Darſtellung. Das große, vielumfaſſende Gedicht mußte indeſſen, dem Wechſel ſeiner Gegenſtände folgend, auch in ſeinem Redetone vielfach wechſeln und ſich bald herauf- und herabſtimmen. Die Inſchrift über den Pforten der Hölle und die launige Teufelsbalgerei am Pechpfuhl, die Erzählung der Francesca von Rimini und die des Ugolino müſſen wohl in etwas verſchiedenen Sprachſtimmungen gehalten ſein, und die einfache Unumwundenheit des Redners wird nicht ſelten durch die Nothwendigkeit prophetiſcher Umſchreibungen und Andeutungen geſtört. Weniger läßt ſich der Dichter durch philoſophiſche und theoſophiſche Digreſſionen aus ſeinem populären Tone herausbringen, und es gehört zu den bewundernswürdigſten Kräften ſeiner Poeſie, mit welcher ſichern und ſcharfen Einfachheit er das Tiefſte wie das Spitzfindigſte auszudrücken weiß, ſo daß der Contraſt des Stoffes und der Form in ſolchen Fällen oft mit einer ironiſchen Gewalt auf uns wirkt, die man in keinem andern Dichter wiederfindet.

Wer begreift es nicht, wie ſchwer die Überſetzungsaufgabe ſein muß, dieſe ſprachliche Originalität des Dante in einer andern Sprache nachzubilden? Auf einer Seite läuft man Gefahr, in den farbloſen Ton der flachen Converſation zu verfallen, und von der andern her drohet ein vornehmes Pathos, welches dem Geiſte des Originals fremd iſt. Was die Arbeit des Hrn. Streckfuß betrifft, ſo ſtrebt ſie, in dieſer Hinſicht über jeder Vergleichung mit ihrer Vorgängerin, dem Originaltone nach, im Ganzen mit entſchiedenem Glück, im Einzelnen meiſt dem erſten Abwege in die farbloſe Gewöhnlichkeit mehr zugeneigt, als dem zweiten in den vornehmen Pomp. Wir weiſen zum Belege für unſer allgemeines Lob auf die oben citirten contraſtirenden Stellen hin. Die Inſchrift, eine der erhabenſten Stellen des Gedichts und aller Poeſie überhaupt, iſt leider nicht die gelungenſte unter den vier gelungenen, und bei einigen Verſen neigt ſich hier unſer Urtheil der ältern Überſetzung zu.

Durch mich geht's ein zur Stadt der bangen Klagen,

wie es dort heißt, wäre in jeder Hinſicht vorzüglicher, als:

Ich führe dich zur Stadt der Qualerkornen,

als Überſetzung von:

Per me si va nella città dolente,

wenn nur nicht das Epitheton bange durch ſeine müßige Mattigkeit ſtörte. In den folgenden Verſen genügt die neue Überſetzung beſſer:

Ich führe dich zum unbegrenzten Leid,
Ich führe dich zum Volke der Verlornen.

Dagegen hält die preciöſe Weitläufigkeit der andern Nachbildung nicht Stand:

Durch mich geht's ein zum Volk, vom Heil verſchlagen.

das ſoll heißen: tra la perduta gente. Der harten Participialconſtruction gedenken wir dabei nicht einmal.

Mich ſchuf mein Meiſter aus Gerechtigkeit
Die erſte Liebe wirkte, mich zu gründen,
Die höchſte Weisheit und Allmächtigkeit.

So Streckfuß. Bei Kannegießer:

Gerechtigkeit trieb meinen hoh'n Erbauer,
Mich gründeten zur Qual der ſünd'gen Scharen
Die Weisheit, Lieb' und Macht zu ſteter Dauer.

Keiner von beiden genügt hier, wenn wir das Original vergleichen:

Giustizia mosse 'l mio alto fattore.
Fecemi la divina potestate,
La somma sapienza e 'l primo amore.

Welch ein großartiger Lapidarſtyl! Kein Buchſtabe mehr, als nöthig, aber jeder vollkräftig in Stein gehauen! Den letzten Dreiling hat Streckfuß reiner und ſtärker wiedergegeben, als ſein Vorgänger:

Vor mir war nichts Erſchaffenes zu finden,
Als Ewiges, und ewig daur' auch ich.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung ſchwinden.

Kannegießer:

Eh' denn ich war, noch keine Dinge waren,
Als die unendlich, und ich bin unendlich.
Laßt, die ihr eingeht, jede Hoffnung fahren!

Dinanzi a me non fur cose create,
Se non eterne, ed io eterno duro.
Lasciate ogni speranza, voi che 'ntrate!

Deſto vortrefflicher iſt Hrn. Str. die Teufelsbalgerei gelungen, keineswegs die leichteſte Aufgabe des Überſetzers, und die beiden loci illustrissimi der Hölle, Francesca's und Ugolino's Erzählungen, leuchten auch in der Nachbildung glänzend hervor. Noch machen wir aufmerkſam auf den elften Geſang, deſſen ſyſtematiſirendes Raiſonnement einen Überſetzer leicht von ſeiner ganzen Arbeit zurückſchrecken könnte. Aber Hr.

Str. bewegt ſich auch hier auf das unbefangenſte zwiſchen den drohenden Sandbänken, wir meinen die redneriſche Seichtigkeit und Trockenheit, dahin.

Wir haben mit Abſicht, noch ehe wir unſer Urtheil über die Streckfußiſche Überſetzung der Hölle im Ganzen ausgeſprochen haben, durch einige charakteriſtiſche Einzelheiten gleichſam Grundſteine für daſſelbe gelegt. Wir bedauern, daß der beſchränkte Raum uns verbietet, noch tiefer in dergleichen Einzelheiten einzugehen. Die Vergleichung mit der ältern Überſetzung geben wir indeſſen gern auf, da ſie um ſo weniger zu einem Reſultate führen kann, wenn wir Vers auf Vers nebeneinanderſtellen, weil jene von drei Arbeitern herrührende ſehr ungleich in ſich ſelbſt iſt, und man daher bei dem Herausnehmen der einzelnen Verſe mit Parteilichkeit zu wählen Gefahr läuft.

Die Grundſätze, welchen der neue Überſetzer in ſeinem Werke gefolgt iſt, ſind dieſelben, welche ihn bei der Übertragung des raſenden Roland und des befreiten Jeruſalem geleitet haben. Er hat ſich redlich beſtrebt — dieſes Zeugniß, welches er ſich ſelbſt in der Vorrede gibt, beſtätigen wir mit voller Zuſtimmung —, den Geiſt des

Dichters im Ganzen zu erfaſſen und in jeder einzelnen Stelle dasjenige zu erkennen, was dieſen Geiſt am deutlichſten bezeichnet. Dies hat er überall möglichſt treu, wo es irgend thunlich war, wörtlich wiederzugeben ſich bemüht, und, da nun einmal eine völlig genaue Überſetzung in ſo ſchwieriger Form gänzlich unmöglich iſt, dieſer Treue, wo es nöthig war, dasjenige, was ihm willkürlich und zufällig ſchien, aufgeopfert oder es durch Ähnliches zu erſetzen geſucht.

Der zuletzt ausgeſprochene Grundſatz iſt einer von denjenigen, deren Richtigkeit ſich nur in der Ausführung oder nur praktiſch prüfen läßt. Das Verfahren nach demſelben iſt ſo willkürlich breit, daß ein geſchmackloſer und ungeſchickter Überſetzer mit ihm den Geiſt ſeines Originals gänzlich vernichten kann, in dem Beſtreben, ihn durch freie Nachbildung lebendig zu erhalten. Auch läßt ſich bei der gelungenſten Arbeit, welche nach dieſem Grundſatze geſchaffen iſt, wenn der Beurtheiler nur will, im Einzelnen ſo vielerlei ausſetzen und mäkeln, indem die wörtliche und geiſtige Treue neben einander abgewogen und in ihren gegenſeitigen Opfern geſchätzt werden ſoll, daß ein ſolcher Beurtheiler nur das Erreichbare aus den Augen zu laſſen braucht, um darzuthun, daß die beſte Überſetzung eine ſchlechte ſei. Meſſen wir aber dasjenige, was der neue Überſetzer der Hölle geleiſtet hat, an dem bisher Erreichten ab, welches doch immer das Relativum des Erreichbaren beſtimmen helfen muß, ſo iſt ſein Werk als ein in jeder Rückſicht gelungenes zu begrüßen. Wir faſſen auch in der Betrachtung des Erreichten nicht allein die Kannegießer'ſche Vorarbeit in das Auge; wir dürfen bei einer Überſetzung des Dante jede poetiſche Übertragung in Vergleich ziehen: denn keine iſt ſchwieriger und bedeutender als jene; und von dieſem Standpunkte der Scheidung des Erreichbaren und Unerreichbaren durch das Mittel des Erreichten, ſehen wir in der Hölle des Hrn. Str. eines der erſten Meiſterwerke deutſcher Überſetzungskunſt. Mag ſie von vielen gerühmten Nachbildungen antiker und moderner Dichtungen der Fremde in wörtlicher Nachkünſtelei der Sprachform überboten werden: in lebendig kräftiger Originalität der ſelbſtſchöpferiſchen Nachdichtung ſteht ſie hinter keiner zurück. Und dieſe eigene innere Lebenskraft iſt nicht etwa eine leichtſinnig aus willkürlicher Freiheit dem vertriebenen Geiſte des Originals untergeſchobene, ein Surrogat für das Leben des Originals, ſie lebt und webt vielmehr in und aus dem Leben des großen Dichters, wie ein treuer Jünger, welcher ganz in den Geiſt ſeines Meiſters unterzugehen ſtrebt und ſich eben dadurch in deſſen Geiſte emporſchwingt.

Rec. bekennt, daß der Eindruck, welchen die Leſung der Streckfußiſchen Überſetzung der Hölle auf ihn gemacht hat, ein überraſchend hinreißender geweſen iſt; er hatte es der deutſchen Sprache nicht zugetraut — und welcher Sprache ſonſt? — den Dante ſo wiedergeben zu können, daß ein des Italieniſchen unkundiger Leſer in der Copie den großartigen, gewaltigen und durch und durch eigenthümlichen Lebensgeiſt des Originals zu empfinden und zu verſtehen im Stande wäre. Wer ſollte ſich nicht einer ſolchen Enttäuſchung freuen? Auch hat er die Überſetzung einige Male dadurch geprüft, daß er ſie laut vorgeleſen; und er kann verſichern, daß ſie den bezeichneten Eindruck weder bei den Hörern verfehlt hat, welche den Dante ſchon aus dem Original kannten, noch bei denen, die ihn durch dieſe Nachbildung zuerſt kennen lernten. Möge alſo die neue Übertragung mit der Liebe und dem Eifer aufgenommen und genoſſen werden, mit welcher ſie gearbeitet iſt, und dieſe Aufnahme den fleißigen Vf. bewegen, an die Vollendung des großen Gedichts ſeine

Hand zu legen, damit der Vater der neuen Poeſie unter uns eben ſo bekannt und erkannt werde, wie der Vater der alten Poeſie es in ſeiner Voſſiſchen Copie geworden iſt. Wir ſagen gewiß nicht zu viel, wenn wir dieſe beiden Überſetzer als ſo unvergleichbar, und doch ſo würdig, neben einander zu ſtehen, aufführen, wie Dante neben Homer. Derjenige Philolog, welcher das geſammte Alterthum, und namentlich den Vater der alten Poeſie, am geiſtreichſten und lebendigſten aufgefaßt hat — *hat*, ſagen wir, denn er *lebt* noch unter uns — der berühmte Wolf, war ein beſonderer Verehrer auch des Vaters der neuen Poeſie, (Rec., ein Schüler des Verewigten, beſuchte in den Jahren 1813 und 1814 die Vorleſungen des Hrn. Staatsraths Uhden über den Dante auf der Univerſität Berlin und fand dort gewöhnlich den größten Lehrer der Anſtalt auf den Bänken der Schüler ſitzend. So zog dieſen das Studium des Dante an!) und wie wir aus der Zueignung an denſelben erfahren, iſt er es geweſen, welcher den Hrn. Streckfuß zu dieſer ſeiner Arbeit aufgemuntert und angetrieben hat, ja, wie der Verfaſſer ſich ſelbſt ausdrückt, ihn durch Freundlichkeit und Autorität zu dem gewagten Verſuche faſt gezwungen.

Mit deſto innigerer Theilnahme hat Rec., dieſes Werk auch als ein Werk ſeines geliebten verewigten Lehrers betrachtend, die gelungene Ausführung deſſelben angezeigt.

Der Überſetzung iſt ein kurzer Commentar beigegeben, welcher das Nothwendigſte zum Verſtändniß des Gedichts aus den bekannten Quellen mittheilt, ohne weitläufiges Raiſonnement ſich zur Sache haltend und gelehrte Meinungsverſchiedenheiten faſt nirgends berückſichtigend. Wir können dieſe, freilich etwas oberflächliche Erläuterung für den Zweck, den ſie hier zu erreichen ſtrebt, nämlich, das Gedicht dem deutſchen Leſer zu verſtändigen, welchem die italieniſchen Commentare verſchloſſen ſind, nicht ganz verdammen. Eine gar zu dicke Zugabe von gelehrten Erläuterungen iſt einem ſolchen Publicum läſtig und abſchreckend. Aber in der Einleitung über den Dichter und ſein Zeitalter hätten wir freilich mehr zu finden gehofft, als der Überſetzer uns gegeben hat. Er hat leider nicht mehr geben wollen: denn wer zweifelt daran, daß ein ſolcher Vertrauter ſeines großen Urbildes mehr über daſſelbe hätte geben können? Des Eigenthümlichen iſt faſt nichts gegeben, des Compilirten nicht ſo viel und nicht ſo Ausgewähltes, als bei der Menge der Quellen, aus welchen hier geſchöpft werden kann, von Jedem gefodert werden darf, der über einen ſo bedeutenden Gegenſtand zu ſchreiben wagt. Ein Paar kleine Irrthümer wären kaum des Erwähnens werth, wenn das Ganze nur gründlicher und erſchöpfender genannt werden könnte. So liegt z. B. S. 30 Buonconvento bei Genua, ſtatt bei Siena, und S. 324 in der Anmerkung zu Vers 82 iſt das kurze Papſtthum Benedicts XI vergeſſen.

Das Fegefeuer des Dante Alighieri, überſetzt und erläutert von Karl Streckfuß. Halle 1825.

Das Paradies u. ſ. w. von K. Streckfuß. Halle 1826.

Die göttliche Komödie des Dante. Überſetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer. 3 Theile. Zweite ſehr veränderte Auflage. Leipzig 1825.

Die Anſicht, welche Rec. bei Beurtheilung der Streckfuß'ſchen Überſetzung der Hölle des Dante aufgeſtellt hat, über den Ton und Styl der göttlichen

Komödie und die dadurch bedingte Form, in welcher ein deutſcher Überſetzer den Geiſt des Originals am ähnlichſten und wirkſamſten aufzufaſſen und wiederzugeben im Stande ſein möchte, hat in Nr. 261 fg. des „Liter. Conv. Bl.“ 1825 einen Widerſprecher in Hrn. Dr. Karl Witte gefunden, deſſen gründliches Verfahren uns zu einer aufmerkſamen Beachtung verpflichtet. Nur müſſen wir uns zuvörderſt verwahren gegen die Meinung, welche uns Hr. Dr. Witte als die unſerige unterſchieben will, und gegen welche er alsdann ſeine Widerſprüche geltend macht. Er ſagt, wir hätten im Weſentlichen ungefähr folgende Meinung aufgeſtellt: „Dante habe in der göttlichen Komödie ſich ganz der natürlichen unumwundenen Rede des damaligen Lebens und Umgangs bedient und bedienen wollen“. Dieſer unſerer Meinung hat Hr. Dr. W. das unerläßliche Aber abgeſchnitten: „Dabei darf aber auch die kecke Originalität nicht außer Acht gelaſſen werden, welche dieſe Sprache der Alltäglichkeit in dem Munde eines ſolchen Sprechers adelt und verherrlicht“. Daher wir auch in der Folge vor der Gefahr warnen, in der Nachbildung jener Sprache des Dante in den Ton der flachen Converſation zu verfallen. Demnach geſtehen wir der Sprache des Dante mit Hrn.

Hr. W. Kraft und Würde zu und ſehen nicht ein, wie dieſe Eigenſchaften mit der unmittelbarſten Sprache des Lebens in dem Munde eines Dante unvereinbar wären. Was aber die Alterthumlichkeit jener Sprache und die daraus fließende Härte und Dunkelheit betrifft, ſo haben wir uns darüber bereits ſo vollſtändig erklärt, daß wir hier nur Geſagtes wiederholen könnten, wenn wir dieſen Punkt noch einmal von Grund aus erörtern wollten. Wenn Dante in ſeinem großen Werke nicht bloß ſeinen Stoff zu formen, ſondern die Form für denſelben im beſtändigen Kampfe mit ſeiner Sprache, die zu einem Organe für ſein Gedankenuniverſum von ihm ſelbſt erſt gekräftigt, ausgedehnt, geſchmeidigt und geläutert werden mußte, den widerſpenſtigen Elementen derſelben abzutrotzen hatte, ſo wüßten wir in der That nichts, was die Kühnheit eines ſolchen Kampfes überträfe, als eine Überſetzung, die ihn in einer Sprache nachkämpfte, deren Bildſamkeit und Umfang dieſen Kampf ganz überflüſſig machte, ohne in ihrer alterthümelnden Spiegelfechterei ſteif, geziert und unerträglich, wenn auch nicht unverſtändlich zu werden. Dergleichen Foderungen an einen Überſetzer machen, heißt das Überſetzen verbieten. Wenn wir von einer Überſetzung verlangen, ſie ſolle den Eindruck wiederholen, den das Original auf ſeine Zeit und ſein Land hervorgebracht, ſo wird z. B. Dante gar nicht zu überſetzen ſein: denn wir müßten für die Überſetzung das Zeitalter des Dante mit zu uns überſetzen. Dergleichen mag die Überſetzung eines Scott'ſchen Ritterromans leiſten; aber bei einem deutſchen Homer oder Dante werden wir uns mit einem ſehr geringen Grade dieſer Originalwirkung begnügen müſſen, und es fragt ſich nur, ob das mühſelige Nachbilden von ſprachlicher Alterthümlichkeit, Härte und Dunkelheit einen höhern Grad derſelben erreichen wird, als das lebendige Auffaſſen des lebendigen Geiſtes in derjenigen Sprachform, welche die gegenwärtigen Bedingungen eines Organs für die Poeſie des Dante erfüllt.

Was Hr. Dr. Witte beibringt, um die von Dante ſelbſt gegebene Erklärung über den modus loquendi in der göttlichen Komödie und den damit zuſammenhängenden Titel des Gedichts zu entkräften, und zwar zu Gunſten eines darin zu erkennenden vulgare illustre, cardinale, aulicum oder curiale, ſcheint uns zu keinem andern Reſultat zu führen, als unſere Bemerkung enthält: „Das große Gedicht mußte, dem Wechſel ſeiner Gegenſtände folgend, auch in ſeinem Redeton vielfach wechſeln und ſich bald herauf- und herabſtimmen. Die Inſchrift über den Pforten der Hölle und die launige Teufelsbalgerei am Pechpfuhl, die Erzählung der Franceſca von Rimini und die des Ugolino müſſen wohl in etwas verſchiedenen Sprachſtimmungen gehalten ſein, und die einfache Unumwundenheit des Redners wird nicht ſelten durch die Nothwendigkeit prophetiſcher Umſchreibungen und Andeutungen geſtört". Daher Dante's Berufung auf das Horaziſche: Interdum tamen et vocem comoedia tollit. Wie hoch ſie die Stimme aber auch erheben mag, der Grundton, von dem aus ſie ſich erhebt, iſt immer der der comoedia in dem ſtyliſtiſchen Sinne. Eine ſolche Erhebung iſt im Paradieſe dauernder und häufiger zu erkennen, als in den beiden erſten Theilen des Gedichts. Nichtsdeſtoweniger ſinkt aber auch aus den himmliſchen Sphären der Ton des Gedichts in die Popularität des florentiniſchen Lebens zurück, wenn ſich eine Gelegenheit dazu darbietet. So z. B. in den ſtrafenden Verſen des 15. Geſanges. Dergleichen könnte nun freilich als Ausnahme gelten. Aber ſelbſt tiefe und ſubtile philoſophiſche und theologiſche Definitionen und Deductionen werden in derſelben Sprache auch im Paradieſe abgehandelt, und die verklärte Beatrix verſchmäht es nicht, ſich auf ähnliche Weiſe vernehmen zu laſſen. Belege für das Geſagte finden ſich in ſolcher Menge, daß wir mehr aus Herkömmlichkeit, als aus Bedürfniß, auf den achten Geſang aufmerkſam machen. Man leſe z. B. von Vers 48 an:

Così fatta, mi disse: il mondo m' ebbe
Giù poco tempo, *e se più fosse stato,*
Molto sarà di mal, che non sarebbe.
Assai m' amasti, ed avesti bene onde etc.

Dieſes florentiniſche vulgare humile im Munde eines Karl Martell kann nicht als ſprachliche Mimik gedeutet werden, ſondern muß in dem herrſchenden Tone des Gedichts begründet ſein. Der neunte Geſang liefert wieder rechte Muſterſtellen dieſer Sprachweiſe, z. B. von V. 75 an:

Che di sei ali *fannosi cuculla* etc.
S' io m' *intuassi*, come tu m' *immii* etc.

und noch mehr in der Schlußphilippica gegen den Hirten von Rom, die voll der populärſten Bilder und Sprüchwörter iſt. Im folgenden Geſange bereitet Dante ſeinen Leſer ausdrücklich zu einer Erhebung vor (V. 7), und dennoch hören wir von Vers 22 an den alten vertrauten Ton volksgerechter Beredſamkeit durchklingen, wie z. B. gleich in den Verſen:

Or ti riman, lettor, sovra 'l tuo banco,
Dietro pensando a ciò, che si preliba,
S' esser vuoi lieto assai prima che stanco.
Messo t' ho innanzi, omai per te ti ciba etc.

Wie familiär iſt dieſes ganze Bild, und der letzte Vers wie angemeſſen dieſem Bilde in ſeinem Tone: Ich hab' dir aufgetragen, nun laß dir's wohlſchmecken.

Eine Zuſammenſtellung der ſprüchwörtlichen Redensarten und Vergleichungen in der göttlichen Komödie würde genügend ſein, den populären Ton ihrer Sprache, oder ihr vulgare humile, auch dem weniger feinen und geübten Ohre vernehmlich zu machen. Da iſt die Aufmerkſamkeit zu einem alten Schneider geworden, der mit ſeinem Faden das Öhr einer Nähnadel ſucht; die Seelen ſtehen am Fuße des Läuterungsberges, wie Schafe an der Pforte des Stalles, wenn ſie herausgetrieben werden, eins, zwei und drei, indeſſen die andern verzagt mit gebuckten Köpfen auf das harren, was die erſten thun werden; die Öffnung, welche in das Fegefeuer hinaufführt, gleicht dem Riſſe oder Bruche in der Mauer oder Verzäunung eines Weingartens, welchen die

Winzer mit einem Dornbündel verſtopfen , wann die Trauben ſich bräunen; und die Kreiſe des Himmels müſſen ſich die Vergleichung mit einem Mühlräderwerk gefallen laſſen. Überall leuchtet hier das Beſtreben hervor, die unbegreiflichen Wunder des überirdiſchen und unterirdiſchen Reiches in die unmittelbare Anſchaulichkeit der nächſten Lebensſphäre zu verſetzen, und dieſem Beſtreben fügt ſich natürlich auch die Sprache, ganz entgegengeſetzt der Art und Weiſe, wie neuere Dichter, und namentlich Milton und Klopſtock, Hölle und Himmel dargeſtellt haben. Auch die höheren Sprecher, Virgil, Beatrice und die Heiligen des Paradieſes, laſſen ſich ſo viel als möglich zu der Popularität der Sprache herab, die dem Zwecke der Belehrung menſchlicher Natur über das übermenſchliche am angemeſſenſten ſcheint, und faſt in keinem Theile des großen Ganzen iſt Dante bewunderungswürdiger, als in dem unumwundenen und ſcharfen Ausſprechen der höchſten und tiefſten Offenbarungen, oder der feinſten Philoſopheme mit den einfachſten Mitteln der allgültigen und allverſtändlichen Sprache des Lebens. Gleich der erſte Geſang des Paradieſes liefert in der Rede der Beatrice von V. 98 an ein erläuterndes Beiſpiel für unſre Bemerkung.

Dabei iſt nur folgender Umſtand als ein beſchränkender zu beachten. Die Umgangsſprache des Lebens war zu Dante's Zeiten noch ſehr weit von derjenigen Bildungsſtufe entfernt, auf welcher ſie in dem Gedichte, veredelt und individualiſirt durch den großen Sprecher, erſcheint. Dem deutſchen Überſetzer, der, jenen Sprachton nachbildend, an den Grenzen der ausgebildeten und dadurch abgeflachten und entkräfteten Converſationsrede ſtreift, droht dagegen von dieſer Seite her die Vermiſchung des klaren, ſcharfen, kräftigen und unumwundenen Organs der echten allumfaſſenden Volksſprache mit einer conventionellen Geſellſchaftsphraſeologie oder einer gezierten Gemeinheit des Pöbelgeſprächs. Die erſte Gefahr ſcheint uns jedoch die wichtigere, und, bei aller Anerkennung, die wir der Überſetzung des Hrn. Streckfuß in Hinſicht auf das Treffen und Halten des rechten Sprachtones im Allgemeinen ſchon in der Überſetzung der Hölle geleiſtet haben, können wir doch nicht läugnen, daß hier und da, ſowohl in der Hölle wie in den folgenden Theilen, einzelne Redensarten und Wendungen nicht ſowohl einen zu modernen, als vielmehr einen zu abgeriebenen Converſationsklang haben. Wo der Überſetzer aus dem Tone fällt, da verſinkt er nicht in eine

Sprache tiefern Ranges, ſondern es iſt vielmehr eine falſche Erhebung, die ihn ſich in die charakterloſe Fläche einer vornehmen Allerweltsrede verlieren läßt. Hr. St. arbeitet überaus leicht, und die Gewalt ſeiner Virtuoſität reißt ihn über die Schwierigkeiten der Umbildung oft ſchneller hinweg, als er ſie alle recht empfunden und erwogen hat. Daher mag er auch in Einzelheiten leicht einmal auf einer bequemen Nachläſſigkeit zu ertappen ſein, und Hr. D. Witte hat keine Unbequemlichkeit geſcheuet, dergleichen aufzuſuchen. Aber wir verpflichten uns, die ſchlechteſte Überſetzung durch vergleichende Zuſammenſtellung kleiner Stellen als die beſte über alle beſſere zu erheben, wenn wir uns erlauben dürfen, nach dieſem Vorhaben die Stellen auszuwählen, und unſere Auswahl ein großes Ganzes vor ſich hat. Der mühſame und ſchwer fortſchreitende Nachbildner klaubt ſich gewöhnlich durch die einzelnen Anſtöße — die jener überſprungen hat, auf Gefahr, einmal zu ſtolpern — ohne Fall hindurch; aber der Sieg, den er erringt, iſt ein matter, und des Leſers Theilnahme muß ihn gleichſam noch einmal erkämpfen helfen. Wer möchte alſo nicht lieber mit dem erſten, fortgeriſſen von dem lebendigen Schwunge ſelbſtſchöpferiſcher Nachdichtung, dann und wann einen flüchtigen Anſtoß leiden, als dem mühſeligen Schneckengange des andern nachkriechen, um an einzelnen Ruhepunkten ſich einzelner gefahrloſer Siege zu erfreuen? Man wende dieſes Bild nicht etwa ohne Weiteres auf die beiden Überſetzer des Dante an, die wir vielmehr jeden für ſich und nicht beide auf Einer Wage ſchätzen wollen.

Das Lob, welches wir der Streckfuß'ſchen Überſetzung der Hölle ertheilt, ſteigert ſich von ſelbſt, wenn wir es auf die des „Paradieſes" übertragen. Denn in dieſem letzten Theile des großen Gedichts ſteigern ſich die Schwierigkeiten des Übertragens, je mehr das Original, ſeiner plaſtiſchen Faßlichkeit entkleidet, ſich in die Betrachtung des reinen körperloſen Lichts vergeiſtigt. Das „Fegefeuer" hält ſich auf der Mittelſtraße zwiſchen der erhabenen, oft an das Groteske und Barocke rührenden Plaſtik der Hölle und dem contemplativen Hymnus des Paradieſes, deſſen Geſtaltungen, von blendender Lichtatmoſphäre umwoben, verſchwimmende Umriſſe und, ſtatt der Körperlichkeit, nur meteorähnliche Flächen haben. Der beruhigende Eindruck, den das Fegefeuer hinterläßt, iſt eine nothwendige Übergangsfarbe von dem dunkeln Vordergrunde zu dem in Glanz verſtrahlenden

Hintergrunde des großen Gemäldes. In manchem Betrachte möchte daher die Überſetzung des Fegefeuers die mindeſt denkbare Arbeit ſein, und es iſt erfreulich, in Hrn. St.'s Behandlung des Mitteltheils keine Abnahme des begeiſterten Durchdringens in der Auffaſſung und Zurückgabe des Originals zu bemerken. Wir dürfen nicht nach gelungenen Stellen ſuchen in einem gelungenen Ganzen. Darum ſollen uns gleich die Anfangsverſe Veranlaſſung zu einigen Bemerkungen geben.

Zur Fahrt durch beſſre Fluten aufgezogen
Hat ſeine Segel meines Geiſtes Kahn,
Und läßt nun hinter ſich ſo grimme Wogen.
Zum zweiten Reiche hin geht ſeine Bahn,
Wo ſich der Menſchengeiſt durch Schmerzen läutert,
Und würdig wird, dem Himmelreich zu nahn.

Dieſe zwei Terzinen ſind Muſter des treueſten Abdrucks ihres Originals:

Per correr miglior acqua alza le vele
Omai la navicella del mio ingegno,
Che lascia dietro a se mar si crudele;
E canterò di quel secondo regno,
Ove l' umano spirito si purga,
E di salire al ciel diventa degno.

In der Terzine:

Hier ſei mein Lied, das Tod nur ſang, erheitert!

O Muſen, wie ich euch mein Herz geweiht,
So ſei's nun von Kalliopen erweitert —

hat der Überſetzer dem Dichter einen Gedanken untergeſchoben, der das Original noch in der folgenden Terzine ohne Noth und Gewinn verändert und den Satz durch Zertheilung auch in ſeinem Charakter verkleinert. Dazu kommt endlich noch die zwar klare, aber nicht eben poetiſche Paraphraſe der morta poesia in: Lied, das Tod nur ſang, wodurch der kühne Gegenſatz morta und risurga ganz verloren geht.

Ma quì la morta poesia risurga,
O sante muse poi che vostro sono,
E quì Calliopea alquanto surga,
Seguitando il mio canto con quel suono,
Di cui le piche misere sentiro
Lo colpo tal, che disperar perdono.

Ihr ſeid es, die dem Lied den Ton verleiht,
Den einſt die Elſtern mit zu ſpäter Reue
Verzweifelnd fühlten im verwegnen Streit.

überaupt hat Hr. St. zu Gunſten der Verſtändlichkeit manches kecke Wagniß der Dante'ſchen Sprache unberührt gelaſſen und eine mildernde Erklärung darüber gelegt. So z. B. in den berühmten Anfangsverſen des achten Geſanges, deren überſetzung nur ein wenig Muth in dem Wiedergeben des giorno che si muore vermiſſen läßt:

Die Stunde war es, die zu ſtillem Weinen
Vor Heimweh den gerührten Schiffer zwingt,
Am Tag, da er verließ die theuern Seinen,
Die Liebesleid dem neuen Pilgram bringt.
Wenn aus der Ferne bei des Tags Erbleichen
Der Abendglocken Klagelied erklingt.

Der Gedanke, daß die Glocken, klagend über den Tod des Tages, dieſen gleichſam zu Grabe läuten, iſt in der überſetzung verwiſcht. Wie einfach, ſchön und kühn ohne Anſatz iſt hier das Original!

— — se ode squilla di lontano,
Che paja'l giorno pianger che si muore.

Fahren wir im erſten Geſange bei Vers 19 fort, ſo haben wir eine weite Strecke lang jeder Terzine nur das Ausrufungszeichen unſrer Bewunderung als Kritik beizuſetzen. Vorher rechten wir aber noch mit den beiden Terzinen (13 — 18):

Wie Indiens Sapphir wölbte ſich die Bläue
Des heitern Himmels ob der reinen Luft,
Und Wonne lachte meinem Aug' auf's neue,
Wie ich hervorſtieg aus der todten Gruft,
Wo Herz und Aug' im grauenvollen Schachte
Verdüſtert ward von Nacht und Grabesduft.

Dieſe ſechs Verſe behandeln das Original zu frei und faſſen den Sinn deſſelben zu allgemein auf:

Dolce color d' oriental zaffiro,
Che s' accoglieva nel sereno aspetto
Dell' aer puro infino al primo giro,
Agli occhi miei ricominciò diletto,
Tosto ched' i' usci' fuor dell' aura morta
Che m' avea contristati gli occhi e' l petto.

Der Gedanke, daß das Ätherblau ſich bis zum erſten Kreiſe (dem des Mondes) ausdehnt, iſt kein unweſentlicher und hätte nicht verſchlungen werden ſollen. Der grauenvolle Schacht, zwar nicht ſtörend oder unpaſſend, gibt dafür keinen Erſatz.

Der ſchöne Stern, der Hort der Liebe, lachte,	Lo bel pianeta, ch' ad amar conforta,
Mit ihm der Oſt, in dem er glänzend ſtand,	Faceva tutto rider l' oriente,
Und wo er bleich den Glanz der Fiſche machte.	Velando i pesci, ch' erano in sua scorta.
Zur Rechten kehrt' ich mich, den Geiſt gewandt	I mi volsia man destra, e posi mente
Zum andern Pol, und ſah vier Stern' im Schimmer,	All' altro polo, e vidi quattro stelle,
Die Niemand als das erſte Paar erkannt,	Non viste mai fuor ch' alla prima gente
Den Himmel letzt' ihr funkelndes Geflimmer!	Goder pareva' l ciel di lor fiammelle.
O du verwaiſtes Land, du öder Nord,	O settentrional vedovo sito,

Du ſiehſt den Glanz der ſchönen Lichter nimmer!	Poi che privato se' di mirar quelle!
Nun blickt' ich von den holden Sternen fort,	Com' io da loro sguardo fui partito,
Um wieder mich zum andern Pol zu drehen,	Un poco me volgendo all' altro polo,
Und ſah, verſchwunden war der Wagen dort;	Là onde' el carro già era sparito,
Und einen Greis ſah ich mir nahe ſtehen,	Vidi presso di me un veglio solo,
Deß Anblick mit der Ehrfurcht mich durchdrang,	Degno di tanta reverenza in vista,
Mit welcher Söhn' auf ihre Väter ſehen.	Che più non dee a padre alcun figliuolo.
Sein Bart, mit weißem Haar vermiſcht, war lang	Lunga la barba e di pel bianco mista
Und gleich dem Haupthaar, das in Silberwellen	Portava a' suoi capegli simigliante,
Sich auf die Bruſt im Doppelſtreifen ſchlang.	De' quai cadeva al petto doppia lista.
Von Strahlen, die dem Viergeſtirn entquellen,	Li raggi delle quattro luci sante
Sah' ich ſein Angeſicht ſo ſchön und klar,	Fregiavan sì la sua faccia di lume,
Als ſäh' ich's von der Morgenſonn' erhellen.	Ch' io' l vedea, come' l sol fosse davante.

Der *Morgen* iſt eine Zugabe, den Dante's Sonne hier nicht hat, die wir uns nur ſo zu denken haben, als ſolle ſie dem Greiſe gerade von vorn ins Geſicht hineinſcheinen.

Gern dehnten wir die angeführte Stelle als

Probeblatt des Fegefeuers weiter aus, wenn nicht die Geſetze des Raums uns zur Beſchränkung auffoderten. Die letzten Geſänge des Fegefeuers hat Hr. St., der allmäligen Erhebung des Originals würdig nachſtrebend, mit einer Fülle eigener Begeiſterung wiedergegeben, wie man ſie ſelten in Überſetzungen wahrnimmt.

Das „Paradies" iſt ohne Zweifel die ſchwierigſte Aufgabe für den Überſetzer der göttlichen Komödie. Bei weitem der größte Theil deſſelben iſt contemplativen und dialektiſchen Inhalts und verbreitet ſich über die formloſe Ewigkeit der höchſten Dogmatik mit ſcholaſtiſcher Formalität, deren durch die poetiſche Rede bedingte Terminologie ſich auf mannigfache Weiſe gegen die Übertragung ſträubt. Die Eintönigkeit des farbloſen Lichts, in welchem das Ganze ſich kreiſend bewegt, erhöhet die Schwierigkeit des ſcharfen Auffaſſens der Gegenſtände, und die ſchillernden Regenbogenfarben, welche eine gewiſſe Abwechſelung darin darbieten, wirken doch mehr blendend als begrenzend. Mit bewundernswürdiger Beſonnenheit bewegt ſich Hr. St. als Überſetzer in dieſer Sphäre, die ſelbſt den Leſer zum Schwindel bringen kann, und der umſichtige Blick, mit dem er das Ganze wie das Einzelne beherrſcht, leuchtet doch auch begeiſtert von dem Widerſcheine der großen Lichtſchöpfung. Wir theilen zum Belege unſerer ſich mit jedem Geſange ſteigernden Bewunderung den Schluß des Gedichts mit:

O höchſtes Licht, das, was der Menſch erſinnt,
So weit zurückläßt, leih' iſt meiner Seele
Ein wenig nur von dem, was ihr verrinnt.
Mach' iſt, daß Kraft die Zunge mir beſeele,
Damit ein Funke deiner Glorie nur
Der Nachwelt bleib' in dem, was ich erzähle.
Wenn deine Huld von dem, was ich erfuhr,
Nur ſchwachen Nachhall dieſem Liede ſpendet,
Dann ſieht man klarer deiner Siege Spur.

In dieſen drei Terzinen läßt nur der dritte Vers etwas zu wünſchen übrig. Denn der Ausdruck: von dem, was ihr (der Seele) verrinnt — für: von dem, was oder wie du (Licht) damals mir erſchieneſt, (un poco di quel, che parevi), iſt dem Mißverſtändniß ausgeſetzt.

Mich hätte, glaub' ich, ganz der Blitz geblendet,
Den ich von dem lebend'gen Strahl empfand,
Hätt' ich von ihm die Augen abgewendet.
Und ich erinnre mich: mein Muth erſtand
Durch ihn, die Blitze kühner zu ertragen,
Bis ſich mein Blick der ew'gen Kraft verband.

Io credo, per l' acume ch' io soffersi
Del vivo raggio, ch' io sarei smarrito,
Se gli occhi miei da lui fossero aversi.
E mi ricorda ch' i' fu' piu ardito

Per questo a sostener tanto, ch' io giunsi
L' aspetto mio col valore infinito.

O überreiche Gnad'! Ich durft' es wagen,
Feſt zu durchſchaun des ew'gen Lichtes Schein,
Und ins Unendliche den Blick zu tragen.

Im letzten Verſe:

Tanto, che la veduta vi consunsi,

hat Hr. St. das vielgedeutete vi consunsi faſt zu bequem umgangen. Biagioli's Paraphraſe ſcheint ihn dazu verführt zu haben. Der volle Sinn iſt wohl: ſo daß ich meine ganze Sehkraft in dieſes Licht bis zur Verzehrung verſenkte, wie V. 132: il mio viso in lei tutto era messo, ſo daß ich, meint Dante, den Sinn des Sehens durch dieſe Verſenkung in das ewige Licht blind machte für das irdiſche.

Er drang bis zu den tiefſten Tiefen ein;
Die Dinge, die im Weltall ſich entfalten,
Sah ich durch Lieb' im innigſten Verein
Weſen und Zufall, ihre Weiſ', ihr Walten,
Dies Alles war in eines Lichtes Glanz,
In eines unvermiſchten Lichts, enthalten.

Nel suo profondo vidi che s' interna,
Legato con amore in un volume,
Ciò che per l' universo si squaderna;
Sustanzia ed accidente, e lor costume,
Tutti conflati insieme per tal modo,
Che ciò ch' io dico è un semplice lume.

Die Form, die allgemeine, dieſes Bands,
Ich ſah ſie, glaub' ich, denn den Schatten gleichen
Die Bilder nur, und Wonne füllt mich ganz.

Dieſe Terzine iſt etwas freier behandelt, als nöthig ſcheint. Das Original hat nichts von Schatten und Bildern, und die Wonne des Schluſſes überbietet die einfache Würde des mi sento ch'io godo:

La forma universal di questo nodo
Credo ch' io vidi, perchè più di largo.
Dicendo questo, mi sento ch' io godo.

Mehr macht mein Bild ein Augenblick erbleichen,
Als drittehalb Jahrtauſende die Fahrt
Der Argo nach Neptunus fernſten Reichen.
Scharf, unbeweglich ſchaut' in ſolcher Art
Die Seele nach dem göttlichen Geſichte,
Drob ſie ſtets mehr im Schaun entzündet ward.
Und alſo wird man dort bei jenem Lichte,
Daß es nicht ſein kann, daß man abgewandt
Von ihm, je anderwärts die Augen richte,
Weil es das Gut, des Wollens Gegenſtand,
Ganz in ſich faßt, und ärmlich und voll Schwächen
All' Andres zeigt, was man vollkommen fand.

Die auch für das Verſtändniß ſchwierige erſte Terzine hat Hr. St. deutlich wiedergegeben, bis auf die Verwiſchung der ombra des Argoſchiffes in dem Meere, wodurch das ganze Bild erſt treffend wird:

Un punto solo m' è maggior letargo,
Che venticinque secoli alla 'mpresa,
Che fe' Nettuno ammirar l' ombra d' Argo.
Cosi la mente mia tutta sospesa
Mirava fissa immobile e attenta,
E sempre nel mirar facevasi accesa.
A quella luce cotal si diventa,
Chi volgersi da lei per altro aspetto
E impossibil che mai si consenta;
Perocchè 'l ben, ch' è del volere obbietto,
Tutto s' accoglie in lei, e fuor di quella
E difettivo ciò ch' è li perfetto."

Die letzten Verſe ſind ſo unklar überſetzt, daß man faſt ein Mißverſtändniß des Originals vermuthen möchte. Der Sinn iſt: Jedes Gut, wonach wir trachten, findet ſich ſo in dieſem Lichte vereinigt, daß ſelbſt dasjenige, was in dem Lichte (li) vollkommen iſt, außer demſelben mangelhaft erſcheint.

Kurz werd' ich nun von dem Geſchauten ſprechen,
Und ſprechend ſtell' ich mich als Kindlein dar,
Dem noch Erinnerung und Wort gebrechen.

Auch dieſe Terzine faßt das Original etwas zu oberflächlich auf:

O mai sarà più corta mia favella
Pure a quel ch' io ricordo, che d' infante
Che bagni ancor la lingua alla mammella.

Dagegen befriedigen die folgenden Verſe wieder die überſpannteſten Foderungen der rückſichtsloſeſten Kritik, die eine Überſetzung nur nach dem Originale mißt und ſchätzt:

Nicht weil ein andrer jetzt, als einfach klar,
Der Schimmer ward, zu dem mein Blick ſich kehrte,
Denn jener bleibt ſo, wie er immer war,
Nur weil im Schaun ſich meine Sehkraft mehrte,
Schien's, daß verwandelt jener eine Schein,
Sich mir, der ſelbſt verwandelt war, verklärte.
Zum tiefen klaren Lichtſtoff drang ich ein,
Da ſchienen mir drei Kreiſe, dort zu ſehen,
Dreifarbig und an Umfang gleich zu ſein.

Schade nur, daß der letzte Vers die Zahlen 1. und 3. nicht, wie das Original, beibehalten hat. Sie ſind hier von myſtiſcher Bedeutung. Dazu kommt, daß die Bezeichnung dreifarbig und von gleichem Umfang ein falſches Symbol geben könnte, z. B. als bewegten ſich, abgeſondert voneinander, drei Kreiſe gleichen Umfangs und von verſchiedener Farbe. Aber das Bild iſt Ein Kreis, Ein Durchmeſſer, Ein Mittelpunkt und Ein Umfang, und nur die drei Farbenwechſel in dieſem Kreiſe bilden die drei Kreiſe in Einem.

Wie Iris in der Iris glänzt, ſo zween
Im Wiederſchein — der dritte, Glut und Licht,
Schien gleich von hier aus und von dort zu weben.

E l' un dall' altro, come Iri da Iri,
Parea reflesso, e 'l terzo parea fuoco,
Che quinci e quindi igualmente si spiri.

Wie kurz, wie rauh mein Wort für ſolch Geſicht!
Und dem, was zu erſchaun mir ward beſchieden,
Genügen wenig ſchwache Worte nicht.

O quanto è corto il dire, e come fioco
Al mio concetto! e questo, a quel ch' io vidi,
E tanto, che non basta a dicer poco

Die folgenden Verſe geben wir ohne danebengeſtelltes Original, dem die Überſetzung hier faſt ohne Ausnahme Satz auf Satz nachfliegt.

O ew'ges Licht, allein in dir in Frieden,
Allein dich kennend und von dir erkannt,
Dir ſelber lächelnd und mit dir zufrieden,
Als ich zur Kreisform, die in dir entſtand,
Wie wiederſcheinend Licht, die Augen wandte,
Und ſie verfolgend mit den Blicken ſtand,
Da ſchien's, gemalt in ſeiner Mitt' erkannte
Mit eigner Farb' ich unſer Ebenbild,
Drob ich nach ihm die Blicke gierig ſpannte.
Wie eifrig ſtrebend, aber nie geſtillt,
Der Geometer forſcht, den Kreis zu meſſen,
Und nie den Grundſatz findet, welcher gilt;
So ich beim neuen Schaun — ich wollt' ermeſſen,
Wie ſich das Bild zum Kreis verhielt' und wie
Die Züge mit dem Licht zuſammenflöſſen.
Doch dies erflog der eigne Fittig nie,
Ward nicht mein Geiſt von einem Blitzdurchdrungen,
Der, was die Seel' erſehnt hatt', ihr verlieh.
Hier war die Macht der Phantaſie bezwungen;
Doch ſchon war Wunſch und Wille mir gelenkt
Gleich einem Rad, gleichmäßig umgeſchwungen,
Durch Liebe, welche Sonn' und Sterne lenkt.

Gern beleuchteten wir noch einige Stellen des funfzehnten, ſechzehnten und ſiebzehnten Geſanges, um zu zeigen, wie glücklich unſer Überſetzer den charakteriſtiſchen Ton der unmittelbaren Lebensbilder in der Darſtellung des alten Florentiners getroffen hat. Indeſſen gibt ſchon die Hölle Beweiſe dieſer Art von Virtuoſität. Wir ſchließen daher dieſe Anzeige, deren Reſultat die Beſtätigung deſſen iſt, was unſer Aufſatz über die Hölle ausgeſprochen hat, nämlich, daß, ungeachtet einzelner leichter und ſeltener Mängel und Anſtöße, die Überſetzung des Hrn. St. uns einen deutſchen Dante geliefert hat, welcher den Eindruck und Genuß des Originals im Ganzen ſo richtig, ſtark und lebendig wiedergibt, als überhaupt eine Überſetzung und als beſonders eine Verdeutſchung des Dante im neunzehnten Jahrhundert es vermag.

Die Überſetzung des Hrn. Kannegießer iſt eine Überarbeitung der von Bode begonnenen, von Hain fortgeſetzten und von ihm ſelbſt bis 1821 bereits zu Ende geführten Verdeutſchung, über welche wir ſchon in unſerer Anzeige der Hölle geſprochen haben. Vergleichen wir nun die neue Recenſion mit dem alten Texte; ſo erkennen wir einen ſtrengen und liebevollen Fleiß in der durchgängigen Überarbeitung, welche zunächſt dem Werke dreier Überſetzer eine Einheit in der metriſchen Form gibt, dann überhaupt die Ungleichheiten und Widerſprüche der drei Theile unter ſich nach gleichen ſprachlichen und poetiſchen Grundſätzen zu tilgen oder doch zu vermitteln ſtrebt, und endlich, mit treuer Rückſicht auf das Original, die Überſetzung demſelben näher führt. Der erſte Theil, die Hölle, iſt faſt als eine neue Arbeit zu betrachten, ſo viel und ſo bedeutend hat die Umſchmelzung hier auf das Ganze gewirkt. Oberflächlicher und mehr das Einzelne berückſichtigend iſt die Überärbeitung in den beiden folgenden Theilen zu Werke gegangen, jedoch mit ſolchen Ausnahmen, daß hier und da nicht nur ganze Seiten als neue Überſetzung erſcheinen, ſondern auch ſogar ein vollſtändiger Geſang, der ſiebente des Paradieſes, in ganz verwandelter Geſtalt auftritt.

Wir erkennen daher in der Überarbeitung des Hrn. Kannegießer, im Ganzen betrachtet, eine weſentliche Verbeſſerung der erſten Überſetzung. Was zuerſt die metriſche Form betrifft, ſo miſchen die Terzinen ohne regelmäßige Abwechſelung weibliche und männliche Reime, jedoch ſo, daß die weiblichen vorherrſchen. Unſere Anſicht uber dieſe Form haben wir in der Anzeige der Streckfuß'ſchen Hölle dargelegt, und wir fügen nur noch hinzu, daß, je ſeltener die männlichen Reime eintreten, deſto ſtörender die Wirkung derſelben unſerem Ohre ſcheint, welches dadurch die Empfindung einer Abbrechung in dem Kettenringe erleidet. Einige Härten des Versmaßes ſcheinen vorſätzlich unangerührt geblieben zu ſein, da ſich ähnliche, namentlich in der Verrückung des iambiſchen Rhythmus zu Trochäen, auch in den veränderten Stellen finden. Hr. K. will dadurch vielleicht nicht nur die Dante'ſche Rauhigkeit des Ausdrucks, deren er ſich überhaupt befleißigt, wiedergeben, ſondern auch an die Proſodie des Originals und der ganzen italieniſchen Poeſie erinnern. Ein gewagter Verſuch, den die deutſche Proſodie ihm nicht danken wird. Denn was ſollte aus dieſer werden, wenn jeder Überſetzer aus einer fremden Sprache im deutſchen Versbau den Regeln des fremden huldigte? Sollen wir denn Verſe, wie die folgenden, nach den Regeln deutſcher oder italieniſcher Proſodie beurtheilen?

Hatte bis jetzt mein Durſt Lindrung empfangen.
Oben auf einem Thor ich eingegraben.
Backen des Fährmanns auf der falben Feuchte

In der Behandlung der Sprache hat Hr. K. die Grundſätze, welche ihm bei der Übernahme der von Bode und Hain begonnenen Arbeit die richtigen ſchienen, nicht verlaſſen. Er ſucht einen alterthümlichen Anſtrich zu erringen, wählt gern ungewöhnliche Ausdrücke und Wendungen, ſcheuet Härten und Dunkelheiten nicht, und macht ſich mit einem Worte einen Styl, der ihm dem Dante'ſchen auch im ſprachlichen Charakter angemeſſen ſcheint. Nichts iſt aber ſchwieriger, als das Durchführen und Aufrechthalten eines ſolchen gemachten Styls, welcher ſich in Form und Farbe von dem Typus entfernt, welchen die Nationalpoeſie des Zeitalters, unbeſchadet der Freiheit, welche die Individualität der Gattung und des Autors fodern darf, als den herrſchenden und allgültigen anerkennt. Das Herausrücken aus der Sphäre der lebendigen Gegenwart geſchieht nie ohne Gefahr, in abſterbende Alterthümelei zu gerathen, und das ängſtliche Suchen nach dem Seltenen und Fremdartigen verführt gar leicht in eine manierirte Eigenthümlichkeit hinein, deren Charakter ſich allmälig immer weiter von dem des Originals entfernt, in deſſen übertriebener und vereinzelter Nachahmerei er ſich zu bilden angefangen hat. Davon zeugen beſonders die letzten Überſetzungen von Voß, deren Styl nur eine Caricatur desjenigen iſt, den er ſich bei ſeinen erſten Arbeiten als einen Homeriſchen angebildet hatte. Es kommt nicht darauf an, ob das Original in einem ſolchen Style hier und da bis zu den überraſchendſten Klangnachbildungen verfolgt wird, ſondern ob der neugeſchaffene Styl, im Ganzen aufgefaßt, der Wirkung entſpreche, die das Original in uns hervorbringt. Alles Alterthümliche aber, in ſo weit es bloß der Sprachform eigen iſt, wird kein Überſetzer ſeinem Originale nachbilden dürfen; wir müßten denn z. B. den Homer in die Sprache der „Nibelungen“, oder den Dante in die des „Narrenſchiffes“ überſetzen können.

Wenden wir dieſe allgemeinen Bemerkungen auf die Überſetzung des Hrn. K. an, ſo erſcheint uns der Styl derſelben in der weiteſten Bedeutung für den Charakter des Originals, wie wir denſelben, unſern obigen Anſichten zu Folge, betrachten, zu gemacht, gezwungen, geſucht im Alterthümlichen, und daher des lebendigen Geiſtes eigener nachdichtender Begeiſterung weniger theilhaftig, als die Streckfuß'ſche Arbeit. Das Letztere mag wohl überhaupt daher rühren, daß die neue Überſetzung nur eine Überarbeitung iſt, die, ihrer Natur nach, weniger ſchöpferiſch aufregt, als eine zuerſt aufgenommene und ohne Unterbrechung vollendete Arbeit. Denn es fehlt Hrn. K. keineswegs an poetiſchem Berufe zu einer ſolchen Verdeutſchung, und in einzelnen Stellen erreicht er das Höchſte, was tiefes Eindringen in den Geiſt und die Form des Originals mit eigener Bildungskraft nur irgend zu leiſten vermag. Aber dieſe Meiſterſtellen wechſeln nur zu oft mit ſolchen, in denen ein mühſames und erſchlafftes Nachdrechſeln von Worten und Wendungen den flüchtigen Geiſt, der die Worte zuſammenhält, zerſetzt, oder auch eine faſt verzweifelnde Kühnheit das ſich ſträubende Original in verzerrter Caricatur gefangen nimmt. Löblich iſt freilich das durch die ganze Überarbeitung ſichtbare Streben, ſich dem Originale auch im Gange und Stande der Worte ſo treu als möglich anzuſchließen, aber der Grad der wörtlichen Treue kann nur nach dem Erreichten oder Erreichbaren der geiſtigen Treue gemeſſen und gewürdigt werden. In vieler Hinſicht iſt daher Hrn. K.'s Überſetzung als Hülfsmittel zum Studium des Dante zu empfehlen, welchen Zweck auch der ſehr reichhaltige und gründliche Commentar unterſtützt. Hr. St., überall das größere Publicum in das Auge faſſend, und leichtere Lesbarkeit bezweckend, hat auch ſeinen Commentar dieſer Tendenz angemeſſen eingerichtet. Sollen wir uns daher eine allgemeine Vergleichung der beiden Arbeiten erlauben, ſo empfehlen wir die Streckfuß'ſche dem Leſer zum Genuß, die Kannegießer'ſche zum Studium. Es mag daher der erſtern der Vorwurf gemacht werden können, ſie leſe ſich deutſch leichter, als der Dante italieniſch. Wer indeſſen Überſetzungen ohne philologiſche Nebenrückſicht lieſt, in einem deutſchen Dante poetiſchen Genuß ſuchend, der macht auch darauf Anſpruch, ohne gar zu große philologiſche Anſtrengung zu dieſem Genuſſe zu gelangen, welcher dergleichen Anſtrengung unbelohnt läßt. Das Ideal eines deutſchen Dante liegt vielleicht zwiſchen den beiden Überſetzungen, und wie weit die eine und die andere davon entfernt ſein möge, wer will das ausmeſſen? Stellen wir aber das, was beide erreicht, zuſammen, ſo ſcheint uns dieſes gemeinſchaftliche Reſultat nicht ohne Hoffnung auf höhere Vollendung des Einzelnen, und die deutſche Literatur rühme ſich, bis ein Dritter die beiden erſten übertrifft, deſſen, was der eine und der andre auf getheiltem Wege zu Einem Ziele geleiſtet.

Zur Vervollſtändigung unſerer Zuſammenſtellung der Überſetzungen im vorigen geben wir die Hölleninſchrift auch aus der neuen Recenſion der Kannegießer'ſchen Verdeutſchung:

Durch mich geht's ein zur Stadt der Schmerzlichkeiten.
Durch mich geht's ein zum Schmerz von ew'ger Dauer,
Durch mich geht's unter die Vermaledeiten.
Gerechtigkeit trieb meinen Auferbauer,
Die Allmacht, Urlieb und Allweisheit waren
Die Gründerinnen dieſer meiner Mauer.
Vor mir war nichts Geſchaffnes zu gewahren,
Als Ewiges, und ewig bin auch ich.
Laßt jede Hoffnung, die ihr eingeht, fahren

Die letzte Terzine hat durch die Überarbeitung bedeutend gewonnen und verliert durch keine Vergleichung. Dagegen iſt der Anfang durchaus mißlungen: erſtens durch die matt gedehnten Schmerzlichkeiten, dann durch die übertriebene Nachbildung von *do*lente und *do*lore durch das doppelte Schmerz, und endlich durch dieſe meine Mauer. Die ganze Höllengrube, und nicht bloß die Mauer hat Gott erbauet.

Aus dem „Fegefeuer“ mögen einige Stellen des erſten Geſanges zur Probe des Ganzen dienen, und dem Leſer zur Vergleichung mit dem oben

Angeführten aus dem Original und der Streckfuß'ſchen Überſetzung Anlaß geben.

Gemach erhebt zum Lauf durch beſſ're Wogen
Das Schifflein meines Geiſtes ſeine Schwingen,
Das ſich dem grauſenvollen Meer entzogen;
Und von dem zweiten Reiche will ich ſingen,
Wohin zur Reinigung die Seelen gehn,
Um würdig dann den Himmel zu erringen.
Mög' hier die todte Dichtkunſt auferſtehn,
Ihr heil'gen Muſen, denn ich bin ja euer,
Und mög' hier auch Kalliope erſtehn.

Die letzte Terzine überbietet die Streckfuß'ſche bei weitem in treuer und kräftiger Nachbildung des Originals. Dagegen überbietet V. 13 bis 15 das Original:

O holder Sapphir aus dem Morgenlande,
Der, in dem heitern Aethergrund entglommen,
Hinreichte zu des erſten Kreiſes Rande!
Da fühlt' ich Wonne meinen Augen kommen,
Als ich entflohn der finſtern Schreckensgegend,
Wovon mir Aug' und Bruſt zugleich beklommen.
Der ſchöne Stern, tröſtende Lieb' erregend,
Goß Lächeln allwärts auf den Orient,
Die Fiſche, die ihm folgten, ſtrahlumhegend.
Rechts an des andern Poles Firmament
Boten ſich dann vier Sterne meinen Blicken,
Die nur dem erſten Paar zu ſchaun vergönnt.
Ihr Schimmer ſchien den Himmel zu entzücken.
O mitternächt'ger Bogen, wie verwaiſt,
Weil du an ihnen nie dich kannſt erquicken!
Als ich von ihnen abzog Blick und Geiſt,

Um nach dem andern Pol emporzuſehen,
Allwo der Wagen allbereits entkreiſt:
Da ſah ich einen Greis dicht vor mir ſtehen,
An Mienen ſolcher Ehrfurcht werth zu halten,
Wie nur vom Sohn dem Vater kann geſchehen.
Lang war und weißvermiſcht der Bart des Alten,
Dem Haare gleich, davon ſein Haupt umſchloſſen,
Wovon zur Bruſt zween Streifen niederwallten.
Die Strahlen der vier heil'gen Lichter goſſen
Hinunter auf ſein Antlitz ſolche Helle,
Als ob der Sonne Schimmer ihn umfloſſen.

Wir haben in dieſer Stelle durch ausgezeichneten Druck die uns mißfallenden Ausdrücke bemerkt. Sie ſind indeſſen vielleicht nicht hinreichend zum Belege der Mißgriffe, die wir dem Style der Überſetzung überhaupt zum Verwurfe gemacht haben. Daher müſſen wir wohl noch einige andre Stellen anführen, z. B.:

Laßt uns erfahren,
Ob ſie gehimmelt, ob zur Höll' verdammt.
(Hölle, S. 34.)

Er ſprach's, und ruhig wurden die bewollten
Backen des Fährmanns auf der falben Feuchte,
Dem in den Augen Feuerräder rollten.
(Hölle, S. 17.)

Es war die Zeit jetzt, wo die Sonne ſandte
Ringsher den Tag und mit blitzenden Stangen
Den Steinbock aus des Himmels Mitte bannte.
(Fegef., S. 10.)

Mehr Lethargie iſt ein Moment für mich.

Als dritthalbtauſend Jahr der Unternehmung
Der Argo, dem Neptun verwunderlich.

Dieſe Terzine, aus dem Schluſſe des Paradieſes, fuhrt uns zu der vorher beleuchteten Stelle zuruck, in welcher Hr. K. mit ſchneller Abwechſelung Proben glänzender Meiſterſchaft neben ſchwachen und uberſpannten Fehlgriffen geliefert hat.

O du vollkommner Lichtquell, hoch zu loben,
Doch uber alle Vorſtellungen prächtig,
Erneur' in mir, was ich geſehn dort oben!
O mache meines Mundes Zunge mächtig!
Nur Einen Funken deiner hohen Ehren
Dem kommenden Geſchlecht nachlaſſen möcht' ich.
Wollt' auch nur wenig mir zurückekehren,
Durchtönend dieſes Lied mit leiſem Zug,
So mehr ja würd' es deinen Sieg verklären.
Ich glaub' am Stiche, den mein Aug' ertrug,
Des ſcharfen Strahls, verworren wurd' ich ganz,
Wenn ich es gleich zur Erde niederſchlug.

Dieſe Terzine iſt gänzlich mißverſtanden. Der Sinn iſt: Ich würde vom Strahl geblendet worden ſein, wenn ich meine Augen von ihm abgewendet hätte. Was der Dichter damit meine, erklärt die Folge, die in der Überſetzung ebenfalls verundeutlicht iſt:

Doch weiß ich wohl, ich war genug noch Manns,
Und trug den heft'gen Schmerz, um zu gelangen
Zur Schau von jenem unermeſſnen Glanz.
O Gnadenſtrom, du ließeſt mich nicht bangen,
Obwohl die Augen faſt mir wurden wund.

Und mir die Sehkraft war beinah vergangen.
Doch blickt' ich tief hinein, da ward mir kund,
Die Liebe bindet dort, was ſonſt ſich trennet
Und was zerſtreut iſt in dem Weltenrund.
Was Weſen, Zufall, Eigenſchaft man nennet,
Das war auf ſolche Weiſ' in eins verſchlungen,
Daß es in farbenloſem Glanze brennet.
Die Form, von der das Weltall iſt umrungen,
Die ſah ich, däucht mir, und noch jetzt fühl' ich,
Davon erzählend, mich von Luſt durchdrungen.

La forma universal di questo nodo iſt nicht die Form, die das Weltall umringt, ſondern die allgemeine Form dieſes Bandes (der Liebe). Dann folgt die Terzine mit der Lethargie, und dieſer eine faſt noch verfehltere:

So fühlt' auch meine Seele nichts von Lähmung,
Feſt unbewegt anſchauend jenen Schimmer,
Und mehr ſtets bannte ſie des Lichtes Strömung.

Wir ſchließen mit der gelungenen Terzine, welche Hr. Streckfuß falſch aufgefaßt oder doch unklar ausgedrückt hat:

Das Gut, das unſer Geiſt ſo oft vermißt,
Vereint ſich dort, und außer jenem Runde
Iſt mangelhaft, was dort vollkommen iſt.

Das neue Leben. Die Vita nuova des Dante Alighieri. Überſetzt und herausgegeben von Friedrich von Oeynhauſen. Leipzig, 1824.

Die Vita nuova des Dante erſcheint in dem vorliegenden Buche zum erſten Male in das Deutſche überſetzt. Schon dadurch hat ſich Hr. v. Oe. ein Verdienſt um unſere Literatur erworben, das Verſtändniß eines der größten Dichter aller Völker und Zeiten unter uns fördernd und erweiternd. Denn die Vita nuova iſt in jedem Sinne eine Einleitung in die Divina commedia, die uns ſeit kurzem durch zwei neue Überſetzungen ſo nahe geführt worden iſt, daß das Bedürfniß eines tiefern Eindringens in den Sinn und die Bedeutung dieſes großen Weltgedichts ſelbſt denen fühlbar werden muß, die es nur aus jenen Übertragungen kennen lernen. Die kleineren Werke von Dichtern, welche durch Ein großes Werk gleichſam ihre eigenen übrigen Arbeiten verſchlungen oder doch bei Seite geſchoben haben, werden gewöhnlich nicht viel beachtet. Taſſo's kleinere Gedichte werden von den meiſten Bewunderern ſeines „Befreiten Jeruſalems“ nicht geleſen, und die Wenigſten, die zum zehnten

Male an die Leſung der Divina commedia oder wenigſtens des Inferno gehen, haben es nur einmal verſucht, die Vita nuova oder das Convito zu ſtudiren. Aber wie wichtig ſind Taſſo's lyriſche Gedichte zur richtigen Auffaſſung ſeines epiſchen Charakters! Noch enger und bedeutender iſt die Verbindung, welche nicht bloß in Bezug auf den Geiſt der Gedichte, ſondern auch auf ihren Inhalt und Stoff, zwiſchen der Vita nuova und der Divina commedia, und auch dem Convito ſtatt findet.

Die Vita nuova iſt, einige lyriſche Gedichte, die doch auch wohl größtentheils in dieſes Werk aufgenommen ſind, abgerechnet, Dante's früheſte auf uns gekommene Arbeit. Er ſchrieb ſie wahrſcheinlich bald nach dem Tode der Beatrice, etwa um 1295, alſo ungefähr in ſeinem dreißigſten Jahre. Sie beſteht aus drei verſchiedenen Theilen, die genau ineinanderverwebt und zu einem Ganzen vereinigt ſind, nämlich: aus einer Sammlung verſchiedener Gedichte, die meiſt aus beſtimmten Veranlaſſungen entſtanden ſind; dann aus einer dieſe Gedichte verbindenden Erzählung in Proſa, und endlich aus einer ebenfalls in Proſa verfaßten Erklärung oder Entwickelung der einzelnen Gedichte. Der Inhalt des Ganzen iſt ſeine jugendliche Liebe zur Beatrice bis zu dem Tode derſelben, gleichſam ein Denkmal für die Todte, durch welche dem Lebenden das neue Leben aufging. So iſt die Vita nuova denn eigentlich der erſte Jugendverſuch über daſſelbe große Thema, welches auch die Divina commedia in weiterem Umfange und in höherer Potenz behandelt, nämlich über die Liebe, die von der Erde und dem Vergänglichen und Wandelbaren der Sinnlichkeit die Seele läuternd und erhebend zur göttlichen Erkenntniß in der Liebe führt.

Es iſt eine überaus flache Anſicht, welcher leider auch noch Ginguené huldigt, der ſonſt über manche Vorurtheile ſeiner Landsleute hinwegſieht, die Proſa der Vita nuova ſei nur dazu da, um die Verſe zu einer verſtändlichen Ordnung zu verbinden, und Hr. v. Oe. verdient unſern Dank, daß er uns das Werk in ſeiner ganzen Vollſtändigkeit geliefert hat. Die großartige Naivetät der proſaiſchen Erzählung und die faſt pedantiſche Schärfe der Definitionen und Deductionen in dem Commentar ſind eben ſo charakteriſtiſche Züge in Dante's Geiſte, wie das tiefe Gefühl und die feurige Phantaſie in den Gedichten. Der proſaiſche Styl ſcheint uns in der überſetzung beſonders charakteriſtiſch wiedergegeben, und Hr. v. Oe. hat ſich in denſelben ſo ſehr hineinüberſetzt, daß ſelbſt ſeine eigene Einleitung daran erinnert; was wir denn freilich durchaus nicht loben wollen. Die Gedichte, Sonette, Canzonen und Ballaten ſind nicht minder treu und ſorgfältig überſetzt als die Proſa; aber es fehlen ihnen, vielleicht eben deswegen, die formelle Schönheit und die klangreiche Flüſſigkeit der Originale mehr, als man überhaupt gehalten iſt, einer Übertragung aus der italieniſchen Poeſie nachzuſehen. Was überall hart und mißklingend iſt, das ſollte doch vorzüglich in einer poetiſchen Überſetzung aus dem Italieniſchen vermieden werden, wie z. B. möcht'ſt, grimm'ge, flehn'd, oder, um einige Stellen ſelbſt zu geben:

> Aus ihrem Glanz kommt Furcht, gleich einem feuchten Thau auf mein Herz u. ſ. w.
> Gemacht mein inn- und äußeres Geſichte u. ſ. w.

eine häßliche Verwöhnung der Converſationsſprache, die der Poeſie durchaus fern bleiben muß. Wer ſich an ſolchen Anſtößen nicht ärgert, der wird im Allgemeinen auch die Sonette, Canzonen und Ballaten der deutſchen Überſetzung mit glücklichem Verſtändniß und geſchickter Auffaſſung ihres Originalgeiſtes behandelt finden, und es läßt ſich allen nachſagen, daß ſie ſich, was bei unſern Übertragungen wohl einer rühmenden Erwähnung verdient, ohne mühſames Studium leſen.

Das Buch gibt übrigens mehr, als der Titel verheißt, nämlich einige lyriſche Stücke aus den Rime des Dante in der bekannten Juntiniſchen Sammlung, als Anmerkungen zu der Vita nuova, und einen Auszug aus dem Convito, dem letzten unvollendet gebliebenen Werke des großen Dichters, in welchem er angefangen hat, mehrere ſeiner Canzonen in einem ausführlichen kritiſch-philoſophiſchen Commentar zu erläutern.

Dante Alighieri's lyriſche Gedichte. Italieniſch und deutſch herausgegeben von Karl Ludwig Kannegießer. Leipzig, 1827.

Es iſt gewiß eine höchſt verdienſtliche Arbeit, die lyriſchen Gedichte des Dante, welche nur dem Umfange nach als *kleine* neben der *großen* Göttlichen Komödie bezeichnet werden dürfen, in einem mit ſorgfältiger Kritik behandelten Texte vollſtändig zuſammenzuſtellen und zu erläutern. Das Vaterland des Dichters kann ſich eines ſolchen Werkes nicht rühmen, und es bedürfte auch für uns der deutſchen Überſetzung nicht, um daſſelbe allen Freunden der italieniſchen Literatur und jedem Verehrer des Altvaters der neuen Poeſie erfreulich und unentbehrlich zu machen. Wir verdanken dieſen kritiſchen Theil des vorliegenden Buches, die Behandlung der Urſchrift, dem Hrn. Dr. Witte in Breslau, deſſen fruchtbare Studien auf dieſem nach vielen Jahrhunderten der Bearbeitung noch immer reiche Ausbeute verheißenden Felde uns durch einige Abhandlungen in dem „Hermes" und „Lit. Conv.-Bl.", ſowie auch dem Auslande durch ſeinen „Saggio di emendazioni al testo dell' Amoroso convito" im „Giornale arcadico", 1825, bekannt und empfohlen ſind. Er hat mit allen ihm zu Gebote ſtehenden innern und äußern Mitteln, darunter auch handſchriftlichen, die Gedichte in eine zeitgemäße Ordnung gebracht, die falſchen ausgemerzt, den an ſo vielen Stellen verderbten Text zu verbeſſern verſucht und das Ganze mit Einleitungen und Erläuterungen verſehen: eine Arbeit, die um ſo verdienſtlicher erſcheint, je weniger Vorarbeiten dazu vorhanden ſind und je gleichgültiger die Landsleute des großen Dichters dieſen Theil ſeiner Werke behandelt haben. Wir erkennen das

Unternehmen aber auch als ein beſonders zeitgemäßes. Denn nachdem uns Dante neuerdings durch zwei Überſetzungen, davon jede ein eigenthümliches Verdienſt neben der andern behauptet, nähergeführt und zugänglicher gemacht worden iſt, muß die Bekanntſchaft mit den kleinern Gedichten deſſelben den Wünſchen und Bedürfniſſen unſers Publicums entgegenkommen, und zwar in einem zwiefachen Geſichtspunkte. Der eine iſt der reinpoetiſche, welcher ſeine Bewunderung des großen Gedichts über die, wenn auch kleinern, aber doch aus demſelben Stamme entſprungenen Blüthen deſſelben Geiſtes ausdehnen will; der andere iſt mehr philologiſch und beruht auf dem innigen Zuſammenhang, in welchem jene kleinern Gedichte mit der Idee und Ausführung der Göttlichen Komödie ſtehen. Wie namentlich die Vita nuova und das Amoroso convito mit der Göttlichen Komödie die religiöſe, philoſophiſche und poetiſche Dreieinigkeit Dante's bilden, darüber iſt auch in den „Blättern für literar. Unterhaltung" bei Gelegenheit einer Anzeige der deutſchen Vita nuova die Rede geweſen, und wir dürfen hier den reichen Gegenſtand nicht aufnehmen, ohne uns zu weit von dem Zwecke dieſes Aufſatzes zu verlieren.

Ein zweiter Gehülfe des auf dem Titel genannten Herausgebers iſt Hr. v. Lüdemann, welcher ihm einige gelungene Überſetzungen beigeſteuert hat, darunter die ſchwierige dreizehnte Canzone: „Posciach' Amor del tutto m' ha lasciato" u. ſ. w., welche jedoch beſſer unüberſetzt geblieben wäre. Derſelbe iſt auch Verfaſſer des zur Erläuterung der daraus entnommenen Gedichte dienenden Auszugs der Vita nuova.

Der Herausgeber, welcher Das, was ſeine beiden Verbündeten zu der Vollendung des Werkes beigetragen, mit dankbarer Beſcheidenheit anerkennt, begnügt ſich mit dem Bewußtſein, die erſte Idee und Veranlaſſung zu der Unternehmung gegeben zu haben, und mit dem Eigenthum von ungefähr drei Viertheilen der Überſetzung. Was die Herren Witte und v. Lüdemann übertragen haben, iſt mit den Anfangsbuchſtaben ihrer Namen unterzeichnet.

Wir wollen uns mit der Anordnung des Ganzen bekannt machen, um daraus den Reichthum des Inhalts zu ermitteln. Den Anfang machen mit der vorher erwähnten Einleitung des Hrn. v. Lüdemann die Gedichte aus der Vita nuova (31, theils Sonette, theils Canzonen und Balladen). Dann folgen 20 Canzonen, darunter die im Amoroso convito erläuterten 9 Ballaten und 40 Sonette. Den Schluß bilden drei Epigramme. Der Commentar nimmt an 130 Seiten ein und hat zur Einleitung Bemerkungen über die Echtheit, Bedeutung und Anordnung der lyriſchen Gedichte, die dem Dante beigelegt werden.

Es iſt nicht möglich, ein allgemeines Urtheil über die deutſche Überſetzung dieſer Gedichte zu fällen. Denn, abgeſehen davon, daß drei Arbeiter Theil daran haben, ſo iſt auch in den Originalen ſelbſt eine ſo große Verſchiedenheit der Form bemerklich, daß dem zufolge das eine ſich mehr als das andere zum Überſetzen eignen, und daher die eine Überſetzung vor der andern gelungen oder mißlungen erſcheinen muß. Dieſe Verſchiedenheit in der Überſetzungsfähigkeit der Originale macht es auch ſehr mißlich, über den Vorzug des einen Überſetzers vor dem andern zu ſprechen, und es würde ungerecht gegen den Herausgeber ſein, wenn wir aus einigen Stükken, die ſeinen beiden Gehülfen beſſer gelungen ſind, als ihm ähnliche, dieſen den Preis ohne weiteres zuerkennen wollten. Denn man muß bedenken, wie viel leichter es iſt, einzelne Gedichte nach eigner Auswahl, wie das beſonders bei den von dem Hrn. Dr. Witte überſetzten der Fall zu ſein ſcheint, mit freier Begeiſterung zu übertragen, als in einem Ganzen dieſe Begeiſterung auch für diejenigen Theile feſtzuhalten, in denen das Mühſame der Arbeit einen ſolchen Aufſchwung niederdrückt. Dergleichen mühſame Aufgaben ſind aber dem Herausgeber bei weitem mehr zugefallen als ſeinen Gehülfen, obſchon nicht zu verkennen iſt, daß Hr. v. Lüdemann einige der ſchwierigſten über ſich genommen hat. Wir unterſchreiben Das, was der Herausgeber über die Schwierigkeit der Überſetzung dieſer Gedichte im Allgemeinen ſagt. Dieſe Schwierigkeit liegt theils in der Nachbildung derjenigen Formen, beſonders in den Canzonen, die der leichtreimende Italiener durch gehäufte Gleichklänge dem Deutſchen, der den Reim faſt eben ſo ſchwer findet als jener ihn meidet, zu einer wahren Prokruſtesaufgabe macht. Was iſt aber Anderes in das fatale Bett einzuſpannen, als der Geiſt und Sinn des Originals? Theils liegt ſie jedoch auch in dieſem innern Gehalte der Gedichte, deren philoſophiſche Myſtik ſich oft ſchon dem klaren Verſtändniß verbirgt: wie ſollte ſie ſich denn einer reproductiven Umdeutung günſtig erweiſen? Es folgt daher gewiſſermaßen als Nothwendigkeit aus der Natur oder Unnatur einiger dieſer Überſetzungen, daß ſie uns als erzwungene Producte nur die mühſelige Virtuoſität ihrer Bearbeiter zu bewundern geben, aber keinen ſelbſtändigen und freien Genuß ihrer ſelbſt. Der Deutſche kann freilich in dieſer Hinſicht viel vertragen; aber dennoch gibt es unter den lyriſchen Gedichten des Dante und Petrarca einige Stücke, die unüberſetzbar ſind, wenn überſetzen mehr heißt, als Wörter und Verſe und Reime nachkünſteln. Dahin gehört z. B. die ſchon oben erwähnte dreizehnte Canzone. Denn wie kann etwas überſetzt werden, das, wie aus den Anmerkungen erhellt, von dem Überſetzer doch nur halb verſtanden worden iſt? Und ich ſelbſt begnüge mich, von dieſer Hälfte nur die Hälfte zu verſtehen. Aber wozu nun gar die dreiſprachige Canzone: „Ahi faulx ris perque trais avez“ u. ſ. w., nachdeutſcheln? Unter den Canzonen haben wir überhaupt nur wenige entdecken können, denen ein eigner poetiſcher Lebensodem inwohnt. Die meiſten ſchleppen ſich in ſchwerfälligen Tritten dem muſikaliſchen Schwunge ihrer Originale nach und laſſen von jener Muſik nur den Tact und oft gar den Strich und Anſatz hören. Rühmenswerthe Ausnahmen ſind die ſechszehnte Canzone, überſetzt von W., die elfte von L., und die aus der „Vita nuova“ von dem Herausgeber, jedoch nicht ohne einige ſtörende Einzelheiten. Unſer Urtheil trifft hier nicht ſowol poſitive Mißgriffe, Verſtöße und Fehler der Überſetzung als vielmehr ihre negative Unzulänglichkeit, die wir faſt nirgends den Überſetzern zurechnen dürfen, da, nach unſerer Anſicht, von allen in das Deutſche übertragenen Canzonen der Italiener, die uns A. W. Schlegel, Gries, Förſter, Oeynhauſen u. A. m. geliefert haben, nur ſehr wenige Das überbieten, was hier geleiſtet worden iſt, viele aber dahinter zurückbleiben. Es liegt alſo faſt nur in der Aufgabe ſelbſt, dergleichen Gedichte mit einer eben ſo ſtrengen Treue der Form wie des Gehalts aus dem Italieniſchen in das Deutſche übertragen zu wollen, woran die löblichen Bemühungen der gründlichſten und fleißigſten Überſetzer ſcheitern. Wir werden es daher endlich aufgeben, Dergleichen zu überſetzen, oder auch unſere Anfoderungen an geiſtige und formelle Treue nach und nach ein wenig mäßigen müſſen. Aber mit dieſer Mäßigung wollen wir uns auch nicht übereilen. Denn beweiſt die Leichtigkeit, mit welcher unſere Virtuoſen in der Überſetzungskunſt ſich gegenwärtig in Terzinen, Ottaven und ſelbſt in Sonetten bewegen, nicht hinlänglich, daß nach funfzig Jahren Manches möglich werden kann, woran man vor dieſer Zeit verzweifeln wollte?

Auch die vorliegende Überſetzung liefert dergleichen Beweiſe für Sonette, Madrigale, Ballaten und Seſtinen. Ein Muſter für die letztgenannte Gattung iſt das zwanzigſte Stück in den Canzonen, von W. Derſelbe übertrifft ſich ſelbſt in den anmuthigen Ballaten: „Fresca rosa novella“ u. ſ. w.; „Per una ghirlandetta“ u. ſ. w., und unter den Sonetten ſind mehre zu finden, und zwar von jedem der drei Überſetzer, denen man es nicht abhören kann, daß ſie überſetzt ſind. Wir wollen von jedem wenigſtens Eine Probe geben. Zuerſt eine Ballate von W.:

> **Fresca rosa novella,**
> **Piacente primavera,**
> **Per prata e per rivera,**
> **Gajamente cantando,**
> **Vostro fin presio mando — alla verdura.**
>
> **Lo vostro presio fino**
> **In gio' si rinnovelli**
> **Da grandi e da zitelli,**
> **Per ciascuno cammino;**
> **E cantinne gli augelli**
> **Ciascuno in suo latino,**
> **Da sera e da mattino**
> **Sulli verdi arbuscelli.**

Tutto lo mondo canti,
Poichè lo tempo vene,
Siccome si convene,
Vostra altezza presiata,
Che sete angelicata — criatura

Angelica sembranza
In voi, donna, riposa:
Dio, quanto avventurosa
Fu la mia disianza!
Vostra cera giojosa,
Poichè passa e avanza
Natura e costumanza,
Bene è mirabil cosa:
Fra lor le donne dea
Vi chiaman come sete;
Tanto adorna parete,
Ch'io non saccio contare
E chi porria pensare — oltr'a natura?

Oltr'a natura umana
Vostra fina piacenza
Fece Dio per essenza
Che voi foste sovrana.
Perchè vostra parvenza
Ver me non sia lontana,
Or non mi sia villana
La dolce provvedenza.
E se vi pare oltraggio,
Ch'ad amarvi sia dato,
Non sia da voi biasmato;
Che solo Amor mi sforza,
Contra cui non val forza — nè misura.

O friſche junge Roſe,
O holde Frühlingslüfte!
Am Bach durch Wieſendüfte
Geh' ich und jubl' und ſinge,
Daß euer Lob erklinge — rings im Grünen.

Eu'r ſchönes Lob und Preiſen
Sei freudig neu geſungen
Von Alten und von Jungen
Zu Hauſe wie auf Reiſen.
Euch weihen Vögelzungen
In viel verſchiednen Weiſen
Bei jeder Stunde Kreiſen
Aus Blüten Huldigungen.
Schon iſt die Zeit gekommen
Mit Liedern aller Enden
Gebührend Lob zu ſpenden
Der Hoheit, die erleſen
In euch, o Engelsweſen — uns erſchienen.

Eu'r engelgleiches Prangen,
O holdeſte der Fraun,
Läßt mich auf Glück vertraun
In dieſem Glutverlangen.
Es geben ſich im Schaun
Der Schönheit eurer Wangen
Natur und Kunſt gefangen.
Unglaublich iſt ſie traun!
Die Damen nennen Göttin
Euch unter ſich mit Wahrheit:
Erzählt wird eure Klarheit
Nie von erſchaffnen Geiſtern;
Wer wird Natur zu meiſtern — ſich erkühnen?

Eu'r zart holdſelig Kleid
Schuf über Menſchenweiſe

Der Himmel zum Beweiſe,
Daß ihr die Herrin ſeid.
So bleibt mir denn, o Sreiſe
Der Augen, nimmer weit,
Daß Gottes Herrlichkeit
Sich freundlich mir erweiſe.
Und ſcheint es euch anmaßlich,
Daß ich nur euch ergeben,
Wollt mir die Schuld nicht geben;
Denn das ſind Amors Werke.
Dem zu begegnen Stärk' — und Maß nichts dienen.

Das Hauptverdienſt dieſes Stücks liegt in der Leichtigkeit, mit welcher der Liederton des Originals gehalten iſt, was bei der Sonettenform der erſten acht Reime keine kleine Aufgabe für den deutſchen Überſetzer iſt. Wer möchte daher bei der im Allgemeinen ſo überaus gelungenen Löſung dieſer Aufgabe nicht gern einige ſtörende Einzelheiten vergeben, z. B. das fremdartige Glutverlangen, die von dem Originale nicht ſervirte Speiſe der Augen u. dgl. m.?

Von Herrn Kannegießer ein Sonett:

Quando la notte abbraccia con fosch' ale
La terra, e'l dì dà volta e si nasconde,
In cielo, in mare, in boschi e fra le fronde,
Si posa, e sotto tetto, ogni animale;
Perchè 'l sonno il pensier mette in non cale,
Che per le membra si distende e 'nfonde,
Fin che l' Aurora con sue trecce bionde

Rinova le fatiche diurnale.
Io misero mi trovo fuor di schiera,
Che 'l sospirar nimico alla quiete
Mi tien aperti gli occhj e desto il core:
E come uccello avviluppato in rete,
Quanto più cerco di fuggir maniera,
Più mi trovo intricato e pien d' errore.

Sobald die Nacht mit bräunlichem Gefieder
Die Erd' umarmt, und bleich der Tag entfleucht,
In Luft und Meer, Gebüſch und Laube kreucht
Dann das Geſchöpf, in Schirm zu ruhn die Glieder.
Dann drückt der Schlaf auch die Gedanken nieder,
Indem er alle Sinnen überſchleicht,
Bis ihn Aurora's blonde Locke ſcheucht
Und Alles weckt zur Tagesarbeit wieder.
Ich Armer darf mich nicht an Jene reihen,
Weil vor den Seufzern alle Ruhe ſchwindet,
Und Aug' und Herz nie müd' und ſchläfrig wird.
Und gleich dem Vogel, der umgarnt ſich findet,
Je mehr bemüht ich bin, mich zu befreien,
Das Netz mich dichter einſchließt und verwirrt.

Zum Schluß ein Sonett von Lüdemann.

E' non è legno di sì forti nocchi,
Nè ancor tanto dura alcuna pietra,
Ch' esta crudel, che mia morte perpetra,
Non vi mettesse amor co' suoi begli occhj;
Or dunque s' ella incontra uom che l' adocchi,
Ben gli de' 'l cor passar, se non s' arretra;
Onde 'l convien morir; che mai no impetra
Mercè, ch' il suo dever pur si spanocchi.
Deh perchè tanta vertù data fue

Agli occhj d' una donna così acerba,
Che suo fedel nessuno in vita serba?
Ed è contr' a pietà tanto superba,
Che s' altri muor per lei, nol mira piue;
Anzi gli asconde le bellezze sue?

Kein Stamm iſt, der ſo feſter Art ſich findet,
Kein Stein, den ſolche Härte je umziehet,
Daß Sie, die ſich um mein Verderben mühet,
Durch ihren Blick nicht Lieb' in ihm entzündet.
Kein Wunder denn, wenn auch der Menſch empfindet,
Das Herz durchbohre ſie, das Sie nicht fliehet —
Sein Tod ſei ſicher — keine Gnade ſiehet
Er nahn, die Lohn für ſeine Noth ihm kündet.
Doch ach, warum ward ſolche Kraft verliehen
Den Augen jener Harten, welche Leben
Nicht Einem ihrer Treuen je will geben;
Und die dem Mitleid ſo muß widerſtreben,
Daß, wenn ein Herz in Liebe will verglühen,
Man ſchnell ihm ihre Schönheit ſieht entziehen?

Wilhelm Müller's

vermiſchte Schriften.

Fünftes Bändchen.

Vermiſchte Schriften

von

Wilhelm Müller.

Herausgegeben
und
mit einer Biographie Müller's
begleitet
von
Gustav Schwab.

Fünftes Bändchen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1830.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Bibliothek

Inhalt des fünften Bändchens.

Kritiſche Arbeiten.

Seite

VII. Arioſto 1
VIII. Taſſo 78
IX. Kritik Lord Byron's als Dichter . . 154
X. Über die Gedichte des Thomas Moore . 204
XI. Die elegiſchen Dichter der Hellenen, nach ihren Überreſten überſetzt und erläutert von Wilhelm Ernſt Weber 262
XII. Lyriſche Blätter. Von Auguſt Grafen von Platen-Hallermünde 277
XIII. Öſtliche Roſen. Von Friedrich Rückert 290
XIV. Beiträge zur Poeſie. Mit beſonderer Hinweiſung auf Göthe. Von J. P. Eckermann 314
XV. 1. Walladmor. Frei nach dem Engliſchen des Walter Scott. Von W....s.
2. Königsmark, der lange Finne, ein Ro

man aus der neuen Welt. Vom Verf. des Salmagundi, Waſhington Irving.
3. Der Verirte. Walter Scott's nächſter und neueſter Roman 332
XVI. Fragmentariſche Äußerungen über deutſche Dichter 347
über Ludwig Tieck . . . . —
über Friedrich Rückert 367
über E. A. Th. Hoffmann 381
über Baggeſen 386
über Raupach 389
über Ludwig Robert 395
über Maler Müller 400
über K. G. Wetzel 403
über Max von Schenkenberg 404
über Otto von der Malsburg . . . 407
über Helmine von Chezy 409
über A. Grafen von Platen 412
über Wilhelm von Schütz 415
über Guſtav Schwab 422
über Graf von Löben 428
über H. Heine 430
über Friedrich Förſter 431

Kritiſche Arbeiten.

VII.

Arioſto.

Arioſt's raſender Roland, und deſſen deutſche Überſetzungen von Gries und von Streckfuß.

Die Überſetzung des **Orlando furioso** von Gries war ſo allgemein als ein Meiſterſtück poetiſcher Übertragung unter uns anerkannt, daß die Erſcheinung einer neuen Überſetzung das deutſche Publicum befremden mußte; und da man dieſe doch auch nicht ungeprüft bei Seite legen durfte, beſonders da ſie den Namen eines nicht unbekannten und unbeliebten Dichters an der Stirn trug, ſo ging gewiß der erſte Blick jedes Leſers in die Vorrede ein, um dort den Grund aufzuſuchen, den der neue Überſetzer für die Bearbeitung einer ſolchen **Ilias post Homerum** angegeben haben möchte.

Herr Streckfuß erklärte ſich darüber, wie folgt:

„Eine der ſchönſten Eigenthümlichkeiten des Arioſt iſt die *heitere Bequemlichkeit*, welche, zuweilen in Nachläſſigkeit übergehend, aus jeder Stanze ſeines großen Gedichts uns gar behaglich anſpricht. Wer daher in einer Überſetzung uns ein getreues Bild des Originals wiedergeben will, muß, nach meiner Anſicht, vor allen Dingen *dieſen über das Ganze verbreiteten Ton* zu finden ſuchen, und gilt es ein Opfer, lieber eine Einzelheit, als ihn, aufopfern. Eher iſt ihm eine Nachläſſigkeit, als irgendwo peinlicher Zwang erlaubt.“

„Der höchſt verdienſtvolle Gries iſt bei ſeiner Überſetzung von andern Grundſätzen ausgegangen. Bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Aufgabe habe ich geglaubt, daß es der Mühe werth ſei, einen zweiten Verſuch zu ihrer Löſung zu machen.“

„Bei der genauen Vergleichung meiner Überſetzung mit der Gries'ſchen habe ich anerkennen müſſen, daß Gries, ſelbſt von meinem Geſichtspunkte aus, an vielen Orten glücklicher geweſen iſt als ich. Es wäre vielleicht erlaubt, ja Pflicht geweſen, einen verehrten Vorgänger beſcheiden zu benutzen, um meinem Werke eine größere Vollkommenheit zu geben. Auch würde ich es gethan haben, wenn ich hätte hoffen dürfen, dadurch wirklich etwas rein Tadelloſes hinzuſtellen. Aber die Schwierigkeiten des Werks ſind zu unendlich *) groß, als daß ich, ohne lächerliche Selbſttäuſchung, dieſe Hoffnung hätte hegen dürfen. Unvollkommen, wie es iſt, möge es denn für jetzt bleiben, zur freien Vergleichung unſerer beiderſeitigen Beſtrebungen."

Dieſe Erklärung des neuen Überſetzers fodert den Beurtheiler beider Bearbeitungen auf, zuvörderſt näher einzugehen in die Charakteriſtik des poetiſchen Styles oder Tones des italieniſchen Gedichts, um jene ſchöne Eigenthümlichkeit der Arioſt'ſchen Muſe, jene heitere, behaglich anſprechende Bequemlichkeit genauer kennen zu lernen, als Herr Streckfuß uns in ſeiner Vorrede und in ſeinen den zweiten Band begleitenden Notizen über Arioſt darüber hat belehren wollen. Alsdann erſt werden wir ſicherer beſtimmen können, wer von den beiden Überſetzern den über das Ganze verbreiteten Ton am beſten wiedergegeben und gehalten haben wird,

---

*) Zu unendlich? Was heißt das?

und unſere Vergleichung der beiderſeitigen Beſtrebungen wird nicht mit unbedeutenden, gleichgültigen Einzelheiten ſich zerſtreuen, ſondern, einem feſten Geſichtspunkte folgend, nur das Weſentliche auffaſſen.

Was wir zur Charakteriſtik des Raſenden Rolands beizutragen haben, beſchränkt ſich, unſerem Zwecke gemäß, auf den Styl des Gedichts. Wir verſtehen aber unter dieſem Worte nicht blos den Sprachſtyl, ſondern in weiterem Sinne den Ton des poetiſchen Vortrags. Weder der Inhalt des Gedichts und deſſen Verhältniß zu Bojardo's „Verliebtem Roland", noch auch Arioſt's Erfindungsgabe und Einbildungskraft berühren uns in dieſen Betrachtungen.

Um einen richtigen und wohlbegründeten Begriff von dem Tone des raſenden Rolands aufzufaſſen, müſſen wir vor allen Dingen die Idee des Epos ganz aus den Augen ſetzen, wie die Alten, Camoens und Taſſo durch ihre Muſterwerke dieſe höchſte Gattung des erzählenden Gedichts begründet und ausgebildet haben. Arioſt's Raſender Roland iſt kein Epos, ſondern ein Romanzo, nach dem Begriffe, den die Italiener noch heute dieſem Worte beilegen, ein Titel, den ſie dem gefeiertſten Gedicht ihrer Literatur nur aus Rückſichten der Ehrfurcht nicht geben mögen, um es nicht in Eine Claſſe mit dem „**Buovo d'Antona**“, der „**Spagna**“, der „**Regina Ancroja**“ u. ſ. w. zu bringen.

Romanzo nannte man in Italien zuerſt jede Erzählung in Proſa wie in Verſen, von einem Abenteuer aus den Fabelkreiſen Karls des Großen und der Tafelrunde. Beiderlei Sagen kamen aus der Fremde, es liegt uns nicht ob, genauer zu unterſuchen, woher: aber der erſte Sagenkreis wurde den Italienern bald verſtändlicher und beliebter und verſchlang ſich mit ihren einheimiſchen Fabeln und Legenden, wie z. B. in dem Romanzo von dem **Buovo d'Antona**.

Im engern Sinne heißt Romanzo ein erzählendes Gedicht aus den genannten Fabelkreiſen. Man kann keinen andern als den eben angedeuteten Reſpectsgrund auffinden, warum die Italiener ihre vielen, größtentheils volksthümlichen erzählenden Gedichte von den Paladinen Karls des Großen, die freilich roher und ungeſchliffener ſind, als der Raſende Roland, Romanzi nennen, dieſen aber den eigentlichen epiſchen Gedichten anſchließen. Einen größeren Unſinn kann die Kritik nie wieder erſinnen, als den Raſenden Roland mit dem „Befreiten Jeruſalem“ zuſammen zuſtellen und gegen einander abzuwägen. Für den „Morgante" des Pulci wiſſen die italieniſchen Kritiker bis heute immer noch keinen rechten Platz zu finden, ja ſie zweifeln, ob das Gedicht ein ernſtes oder ein komiſches zu nennen ſei: ein Zweifel, von dem man ſelbſt nicht weiß, ob er ernſtlich oder komiſch gemeint iſt.

Wir wollen es verſuchen, einen Zuſammenhang des Raſenden Rolands mit dem Buovo d'Antona und andern frühern volksthümlichen Romanzi, ſo wie auch mit dem Morgante, in Bezug auf Erzählungsweiſe und Ton im Großen, nachzuweiſen.

Wer in Italien geweſen iſt, oder auch das Land aus Reiſebeſchreibungen kennen gelernt hat, weiß, daß auf den Plätzen und Straßen der Städte und Flecken, namentlich auf dem Marcusplatze zu Venedig und auf dem Hafendamme zu Neapel ſich das neugierige Volk haufenweiſe um einen Erzähler oder Sänger abenteuerlicher Hiſtorien verſammelt und ſich für ein Kupferſtückchen von alten Helden und Heldinnen unterhalten läßt. Der Mann unterſtützt ſeine eintönige Declamation mit einer leichten Citherbegleitung, die ſeinem Vortrage Haltung und Tact gibt, ohne eine vollſtändige Melodie durchzuführen.

Nachdem der Sänger ſich erhitzt oder heiſer fühlt, bricht er plötzlich in der intereſſanteſten Geſchichte ab, trinkt einmal und läßt den Teller herumgehen, nachdem er ſich den Zuhörern höflichſt empfohlen und ihnen Gottes Segen gewünſcht hat. Der Schlaue hat aber ſeinen Schluß ſo zu wählen verſtanden, daß die Neugier alle ſeine Zuhörer feſthält, und er den Teller zum zweiten Male durch daſſelbe Publicum wandern laſſen kann; wenn das Glück gut iſt, wohl noch öfter.

Als ſolche Volksſänger ſtellen ſich uns die Dichter jener älteſten Romanzi dar, von denen wir oben geſprochen haben. Poggio erzählt uns von ihnen daſſelbe, was wir heutiges Tages in Italien ſehen können: daß ſie an feſtlichen Tagen die Thaten der Helden vor dem Volke abſingen; ja er erwähnt eines derſelben, der vom Tode des Roland zu erzählen wußte *). Es kommt nicht darauf an, ob die Dichter des Buovo d'Antona, der Spagna, der Regina Ancroja, der Leandra u. ſ. w. wirklich herumziehende Volksſänger geweſen ſind, oder ob ſie ſich in ihren Gedichten nur für ſolche ausgegeben haben; genug, daß ſie den Ton getroffen, den

---

*) Poggii „Facetiae". Opera omnia. Basil. 1538. p. 442.

das Volk gern hört, und daß ihre Gedichte wirklich Jahrhunderte lang vor dem Volke geſungen worden ſind. Der ungenannte Dichter des Buovo d'Antona, ein Florentiner aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts *), beginnt ſein Gedicht mit einer Anrufung des Heilands, ihm beizuſtehen, die ſchöne Geſchichte zur Zufriedenheit der Zuhörer zu erzählen:

St. 1. O Giesu Christo che per il peccato
Il qual fece Eva prima nostra madre,
In sulla croce fosti conficato etc.

St. 2. Pregandoti, signor giocondo e adorno
Che doni a lo mio ingegno tal bontade,
Ch'io possi quella storia *raccontare*
E insieme *gli ascoltanti* contentare.

Am Schluſſe der Geſänge bricht der Dichter plötzlich in der Erzählung ab, nach Art unſerer Romanſchreiber, die in einer Scene, welche viel verheißt, den erſten Band ſchließen und die Leſer bis zur nächſten Meſſe auf die Erfüllung warten laſſen. Eben ſo jene alten Sänger: der Held iſt in furchtbarer Todesgefahr, das Schwert über ſein Haupt geſchwungen u. dgl. m.; da entläßt der Erzähler ſeine Zuhörer und wünſcht ihnen Gottes Segen. Ein andermal ſagt der Ermüdete zu ſeinem Publicum, es ſolle nach Hauſe gehen, einmal zu trinken, er ſelbſt ſei auch durſtig geworden:

---

*) Die Beweiſe finden ſich bei Ginguené „Hist. littér. d'Italie“, T. IV, p. 183, und Val. Schmidt „Ueber die ital. Heldengedichte aus dem Sagenkreiſe Karls des Großen“, S. 79.

Hormai, Signori, quivi harò lasciato;
Andate a bere, ch'io son assetato.

Nicht anders finden wir es in der **Spagna**. Dort heißt es unter Anderm am Schluſſe des ſechsten Geſanges:

Signori, io vo finir questo cantare
Ed ire a bere e rinfrescarmi alquanto;
E se voi siete stanchi d'ascoltare,
Voi ben potete riposar intanto.

Gewöhnlich aber werden die Zuhörer mit einem kurzen frommen Wunſche entlaſſen, wie in dem **Buovo d'Antona**, z. B. Geſang 2:

Or lasciamo Astolfo armato al ballo
E nell' altro cantar, senza più resta,
Vi conterò come lui fu abbattuto.
Cristo vi sia sempre in vostro ajuto!

Im folgenden Geſange wird dann die Erzählung ohne Umſtände wieder angeknüpft, indem es heißt: Ich erzählte in vorigem Geſange Dieſes oder Jenes, jezt will ich fortfahren. So heißt es in **Buovo** Geſ. 3:

Signori, vi lasciai ne l'altro canto
Si come a Buovo disse Drusiana etc.

und in der **Spagna** Geſ. 6:

Signori, vi lasciai nel quinto detto,
Come conquiso fu il baron perfetto etc.

Dieſelbe Erzählungsweiſe beobachtet der Dichter der **Regina Ancroja**. Nachdem er die heilige Jungfrau angerufen, ſie möge ihm Weisheit, Stärke und Athem geben:

Ch' io *contar* possa con allegro ciglio
D' una leggiadra historia ove il cor metto,
Per dar agli *auditori* festa e diletto —

hebt er ohne Einleitung zu erzählen an und ſchließt ſeine Geſänge, wie die vorhergenannten Dichter, mit Wünſchen und Gebeten.

Was nun den Ton dieſer erzählenden Rittergedichte betrifft, ſo liegt es in der Natur der Sache, daß wir es uns vor einem überſehbaren Publicum, das ſich neugierig um uns verſammelt, bequemer machen, und daß es uns da gemüthlicher iſt, als wenn wir, unſerer Perſönlichkeit ganz entäußert, und ohne ein Zuhörerperſonal um uns zu haben, das wir kennen, als ächte Epiker Helden und Waffen beſingen. Der Erzähler unterhält ſich behaglich mit ſeinen Zuhörern, er läßt ſeine Bewunderung, ſeinen Abſcheu, ſeine Vorliebe merken, er gibt ſeine Meinung und ſeine Zweifel zu erkennen, er citirt auch gelegentlich einen Gewährsmann, wenn die Begebenheit gar zu wunderlich klingt *); kurz, er hat es nicht blos, wie der Epiker, mit ſeinen Helden zu thun, ſondern auch mit ſich und ſeinen Zuhörern. Der Epiker hat nichts angelegentlicher zu erſtreben, als ſein Ich zu vergeſſen. Allenfalls am Anfange des Gedichts tritt es auf, und es heißt: Ich ſinge ꝛc. Andere ſchieben ſelbſt hier die Muſe vor und ſagen: Singe, Muſe! Dagegen liebt der Erzähler, ſich und ſeine Meinung neben den Perſonen ſeiner Helden geltend zu machen, und keine Begebenheit iſt ihm ſo heilig und wichtig, daß er nicht ſein Ich hineinſchieben könnte. Der Epiker vertheilt ſeinen Stoff mit allem Ernſte ſo, daß die Abſchnitte der Geſänge auch in dem Laufe der Begebenheiten Ruhepunkte ausmachen. Gerade umgekehrt verfährt der Erzähler, um die Neugier zu ſpannen, wie wir oben geſehen haben.

Um den Morgante maggiore des Luigi Pulci richtig aufzufaſſen, müſſen wir einen Blick auf

---

*) So z. B. in der Regina Ancroja C. II. St. 35.
Come racconta Turpin, mio autore.

den Hofſtaat des **magnifico Lorenzo de Medici** werfen. Lorenzo ſelbſt war ein populärer Herr; gern miſchte er ſich unter das Volk, theilte deſſen Vergnügungen und Beluſtigungen und verſuchte ſich den Ton, ja ſelbſt den Dialekt der gemeinſten Claſſe in ſeinen zum Geſange beſtimmten Gedichten anzueignen. Es gelang ihm auch mitunter nicht übel, und ſein Beiſpiel war eine Auffoderung für ſeine Freunde und Schützlinge, ähnliche Proben zu machen. Zu dieſen gehörte Luigi Pulci, ein lockerer Freigeiſt, voll Witz und Laune und übermüthig bis zur Frechheit. Dieſen vermochte die Mutter Lorenzo's, Lucrezia Tornabuoni, ein romantiſches Gedicht, nach Art der beliebten alten Romanzi, zu ſchreiben. Pulci verfaßte den **Morgante maggiore**, eine Parodie dieſer alten Gedichte, die bis auf einzelne Stellen geht *), und die nur ein blinder Kritiker für eine ernſtlich gemeinte Nachahmung halten kann. Das Gedicht wurde im Kreiſe der Mediceiſchen Familie und ihrer Freunde abgeleſen oder abgeſungen, wahrſcheinlich nach derſelben Weiſe, wie die Gaſſenſänger ihre Romanzi vorzutragen pfleg-

---

*) Beſonders werden der **Buovo** und die **Spagna** parodirt.

ten. Man irrt ſehr, wenn man, wie Ginguené thut *), den **Morgante maggiore** als einen Verſuch betrachtet, das Epos von den Gaſſen in eine gebildete Geſellſchaft einzuführen. Pulci ahmt, mit Übertreibung ſogar, den Ton der Gaſſen nach und redet nicht etwa ſeine Zuhörer als feine, freigeiſteriſche Höflinge an, ſondern als ſchlichte, rechtgläubige Leute des Volks. Daher ſeine Gebete zu Anfang und zu Ende der Geſänge ganz nach Art der oben charakteriſirten Romanzi, wie z. B. im zweiten Geſange, welcher faſt Wort für Wort ſein Eingangsgebet aus dem Buovo genommen hat:

O Giusto, o santo, o eterno monarca,
O sommo Giove per noi crocifisso etc. **)

Nicht anders klingen die kurzen, ohne Zuſammenhang eintretenden Schlußwünſche:

Di mal vi guardi il Re dell' alta gloria:

oder:

E priego il Re della gloria infinita,
Che vi dia pace e gaudio e requie e vita.

---

*) Hist. littér. d'Ital. T. IV, p. 207.

**) Im Buovo heißt es am Schluſſe des ganzen Gedichts:

Jo prego il sommo Giove, che m'ajuti etc.

Und kurz: in nichts gibt es Pulci zu erkennen, daß er als ein eleganter Dichter zu einer eleganten Verſammlung ſpricht. Seine Prinzen und Prinzeſſinnen werfen die gemeinſten Bauernſprüchwörter um ſich, und ihre Handlungsweiſe iſt ihrer Sprache angemeſſen; ſie zanken und raufen ſich wie Gaſſenbuben und Hökerweiber; und dies Alles erzählt der Dichter mit gläubigem Reſpect, citirt ſeine Gewährsmänner, läßt ſeine beſcheidene Meinung darüber merken, oder gibt ſeine Bewunderung zu erkennen. Überall, wo er ſich an ſeine Zuhörer wendet, ſetzt er in ihnen gleichen Glauben und nicht minder ernſte Theilnahme voraus; und ſo ausgelaſſen auch ſeine Parodie iſt, ſo iſt ſie, wie wir wiſſen, doch noch nicht derb genug geweſen, um alle Kritiker davon zu überzeugen, daß ſie wirklich eine iſt.

Der Graf Bojardo, einer der größten Dichter, die irgend ein Volk aufzuweiſen hat, und den die Kritik nur dann unter Arioſt ſtellen darf, wenn ihre Schätzung nach dem Alphabete geht, dieſer war es, der den Ton der volksthümlichen Romanzi zuerſt höher und feiner ſtimmte und die ritterlichen Abenteuer von den Gaſſen in die Säle des glänzenden Hofes von Ferrara einführte. Wir ſehen den Dichter des Orlando innamorato, umgeben von edeln Herren und ſchönen Damen, in deren Mitte der Herzog Ercole von Ferrara ſitzt, die Abenteuer derſelben Helden und Heldinnen erzählen, mit denen herumziehende Sänger das gemeine Volk bisher unterhalten haben. Auch hiſtoriſche Zeugniſſe ſagen, daß Bojardo die Geſänge ſeines Gedichts einzeln, ſo wie ſie fertig wurden, dem genannten Herzoge vorgeleſen habe *); und ohne dieſe erfahren wir es aus dem Eingange des Gedichts:

Signori e cavalier che v' adunati
Per odir cose dillettose e nove,
Stati attenti, quieti et ascoltati,
La bell' historia che'l mio canto move.
Et odereti i gesti smisurati,
L'alta fatica e le mirabil prove,
Che fece il franco Orlando per amore
Nel tempo del Re Carlo imperatore.

In der dritten Stanze bricht der Erzähler die Einleitung kurz ab und geht ohne Weiteres an das Abenteuer:

Non più parole, hormai veniamo al fatto.

Eine Würdigung des Orlando innamorato

---

*) Guasco „Stor. letter. di Reggio" p. 17. Baruffaldi „De poetis Ferrar." p. 23.

und eine Abwägung deſſen, was der **Orlando furioso** ſeinem Vorgänger nicht blos im Stoffe, ſondern auch in der Behandlung deſſelben verdankt, würde uns zu weit von unſerm Ziele abführen. Wir beſchränken uns alſo wieder ausſchließlich auf die Betrachtung der Erzählungsweiſe und finden, daß Bojardo den traulichen, bequemen Ton der Romanzi beibehalten hat, doch ſo, daß er ihn, dem Kreiſe ſeiner Zuhörer und dem Geiſte ſeiner Zeit angemeſſen. veredelt und verfeinert. Daher fallen die Gebete zu Anfang und zu Ende der Geſänge weg, und an ihrer Statt treten zuweilen einleitende Betrachtungen, vertraute Mittheilungen, Auffoderungen und andre dergleichen Digreſſionen ein, die Arioſt ſo glücklich nachgeahmt hat. Das Abbrechen mitten in den verwikkelten, Aufklärung verheißenden Abenteuern, in der Hize der Schlacht, in einer bis aufs höchſte getriebenen Herausfoderung u. dgl. m. hat er, gleich den alten Volksſängern, nicht verſchmäht, um die Neugier der Zuhörer zu ſpannen, und er geſteht dieſes Motiv ſelbſt ein, indem er ſagt: Damit auch der folgende Geſang deſto mehr anziehe und ergötze, breche ich hier ab. Ein andermal ſchließt er mit der beſcheidenen Äußerung: Wem dieſer Geſang zu lang iſt, der braucht ihn nur zur Hälfte zu leſen. Auch bricht er zuweilen ab, weil er müde ſei, zu erzählen, und bittet ſeine Zuhörer, ſie möchten wiederkommen. Ein andermal heißt es: Die Schlacht, die jetzt geliefert werden wird, iſt ſo ſchrecklich, daß ich erſt Athem ſchöpfen muß, um ſie zu erzählen; daher ſchließe ich hier den Geſang. Die Geſänge, welche ohne Einleitung die abgebrochene Erzählung wieder aufnehmen, behalten die Formeln der alten Romanzi bei, z. B.: Ich habe euch im vorigen Geſange da verlaſſen, wo ꝛc. Ihr werdet euch, wenn ihr aufmerkſam geweſen ſeid, erinnern, daß im vorigen Geſange ꝛc. Sehr gern aber leitet er die abgebrochene Erzählung durch eine darauf bezügliche und daran erinnernde Lehre oder Warnung, durch Betrachtungen und Folgerungen aus dem Vorhergegangenen wieder ein, und nichts wird hier öfter berührt, als die Liebe, der Hauptgegenſtand des Gedichts, und ſomit auch der Mittelpunkt, um den die Reflexion über die Handlungen und Begebenheiten ſich drehen kann. Da wendet er ſich denn oftmals an die tapfern Ritter und die ſchönen Damen, die um ihn verſammelt ſind, und bittet ſie, wenn ſie die Liebe etwa noch nicht erfahren haben, ja nicht voreilig die verliebten Helden und Heldinnen ſeines Gedichts zu tadeln; denn auch ihre Stunde werde ſpäter oder früher ſchlagen, weil nichts auf Erden der Macht der Liebe entgehen könne. Im vierten Geſange des zweiten Buches ruft er ſtatt der Muſe ſeine geliebte Dame an und will von ihr begeiſtert ſein. Eben ſo Arioſt zu Anfange ſeines Gedichts. Wie die alten Volksſänger, citirt auch Bojardo zuweilen ſeinen Gewährsmann, den Turpin, und nicht immer gerade bei den wichtigſten Thatſachen, ſondern z. B. bei der Beſchreibung einer außerordentlichen Schönheit, eines gewaltigen Hiebes, und überhaupt bei Dingen. welche ſeinen Zuhörern übertrieben ſcheinen könnten. Dieſe Citationen ſind übrigens meiſt Blendwerke, und man wird vergebens danach in dem Fabelbuche des Pſeudo-Turpin ſuchen. Bojardo folgt hierin alſo nur einer beliebten Erzählerſitte.

So bequem, behaglich und heiter nun aber auch der Ton der Erzählung in dem Gedicht des Bojardo iſt, ſo geht er doch nie in Scherz und Spott mit ſeinen Helden und der Zeit, die er beſingt, über. Überall ſpricht ſich innige Liebe und Ehrfurcht gegen das Ritterthum und deſſen Dreieinigkeit, Tapferkeit, Liebe und Religion in dem Orlando innamorato aus: nie uſurpirt der Dichter, wie Pulci und auch Arioſt, ein geiſtiges Übergewicht über das Zeitalter, dem ſeine Helden angehören, um ſie mit der Elle moderner Kritik zu meſſen; und der Ton ſeines Gedichts iſt überhaupt ſo ernſt und ehrlich, daß Berni es hat durch und durch parodiren können, nachdem Domenici es ſchon einmal geglättet hatte. Leider iſt durch dieſe unwürdigen Überarbeitungen das Original des Orlando innamorato eine typographiſche Seltenheit geworden.

Zur Beluſtigung deſſelben Hofes, für den Bojardo ſein großes Gedicht geſchrieben hatte, hat auch Arioſt ſeine Fortſetzung deſſelben, den Orlando furioso verfaßt. Recht eigentlich zur Beluſtigung; und kein Held, keine Heldin ſeiner Abenteuer iſt ihm ſo lieb und ehrwürdig, daß er nicht einen kleinen Scherz mit ihnen treibe, wenn es nur ſeine Zuhörer beluſtigen kann. Faſſen wir dieſe Tendenz des Gedichts auf, ſo verliert das verſchriene Compliment, das der Cardinal Ippolito von Eſte, dem der Orlando gewidmet iſt, nach Durchleſung deſſelben, dem Dichter machte, die gehäſſige Barbarei, die man darin gefunden hat. Er ſagte: Messer Ludovico, dove mai avete trovate tante minchionerie?

Wir ſind weit entfernt, den Orlando des

Arioſt herabwürdigen zu wollen; aber wir ſcheuen uns auch nicht, ihm, ohne Rückſicht auf kritiſche Vorurtheile, ſeinen Platz da anzuweiſen, wo der Zuſammenhang mit ſeinen Vorgängern, vom Buovo d'Antona an bis auf Bojardo, ihn von ſelbſt hinführen muß, wenn wir jene nur einer Vergleichung würdigen. Der Ton der Erzählung des Arioſt iſt originell: er hält die Mitte zwiſchen dem ehrlichen Ernſt des Bojardo und dem höhniſchen, oft frevelhaften Scherz und Spott des Pulci. Obgleich der Cardinal Ippolito vorzugsweiſe, als Zuhörer der Erzählung von den Abenteuern des raſenden Rolands, zu Anfang und zu Ende der Geſänge, manchmal auch mitten in denſelben, mit einem Signore angeredet wird, ſo ſcheint dennoch Arioſt ein größeres Publicum, aus Herren und Damen des Hofes von Ferrara zuſammengeſetzt, vor Augen zu haben, das er mit ſeinen romantiſchen Geſchichten unterhalten will. Ein gemiſchtes Hofpublicum iſt aber leicht zu unterhalten, und Arioſt ſcheint das wohl gefühlt zu haben.

Es wird uns Niemand ſo arg mißverſtehen wollen, als meinten wir, wenn wir hier von der Tendenz des Orlando furioso und deſſen Publicum ſprechen, Arioſt habe blos für die

Höflinge von Ferrara gedichtet. Aber wie in allen vorhergegangenen Romanzi der Dichter ſich als Erzähler in einen Kreis beſtimmter Zuhörer verſetzt, die er anredet und für die er ſeine Abenteuer bearbeitet hat, ſo auch Arioſt. Einen Kreis von Hofleuten alſo hat unſer Dichter um ſich verſammelt, Herren und Damen, und ein Jedes will auf ſeine Weiſe unterhalten und ergötzt ſein. Man ſtelle ſich dieſes Publicum von der vortheilhafteſten Seite vor, ſo wird man doch eingeſtehen müſſen, daß für die gemeinſchaftliche Unterhaltung kein beſſerer Ton angeſtimmt werden konnte, als der, den Arioſt gewählt hat. Er dachte, wie der Schauſpieldirector in Göthe's „Fauſt“:

Bedenkt, ihr habet weiches Holz zu ſpalten,
Und ſeht nur hin, für wen ihr ſchreibt.
Wenn Dieſen Langeweile treibt,
Kommt Jener ſatt vom übertiſchten Male ꝛc.
Man eilt zerſtreut zu uns, wie zu den Maskenfeſten,
Und Neugier nur beflügelt jeden Schritt;
Die Damen geben ſich und ihren Putz zum beſten ꝛc.
Beſeht die Gönner in der Nähe:
Halb ſind ſie kalt, halb ſind ſie roh.

Dieſe Verſammlung auf eine ehrlich gemeinte, ernſte Weiſe mit den Abenteuern der guten alten Ritterzeit zu unterhalten, daran verzweifelte Arioſt, den Geiſt ſeiner Zeit und den Geſchmack ſeines Hofes wohl kennend. In dem Dichter ſelbſt klingt ein gewiſſes ſehnſüchtiges Gefühl für das alte Ritterthum und den alten Rittergeſang manchmal unter Spiel und Scherz hervor und verſetzt den Leſer in eine ernſte Stimmung. So z. B. iſt das Wahre in der 22. Stanze des erſten Geſanges nicht zu überhören. Aber dieſe Sehnſucht blieb ohne Einfluß auf Arioſt's poetiſche Darſtellung der alten Ritterwelt. Eben ſo ſehnt ſich Arioſt immer und ewig nach häuslicher Ruhe und Abgeſchiedenheit — und blieb doch zeitlebens am Hofe. Eine Parodie nach Art des Morgante zu ſchreiben, dafür achtete er ſeine Muſe zu hoch; und ſo erſchuf er ſich den eigenthümlichen Ton der Erzählung, der mit Recht von ſeinen Landsleuten wie von Ausländern geprieſen und bewundert, aber nicht von Allen eben ſo verſtanden wird.

Richtig bezeichnet Herr Streckfuß den Charakter dieſer Erzählungsweiſe in ſeiner Vorrede; es iſt die heitere Bequemlichkeit, die uns behaglich aus jeder Stanze ſeines großen Gedichts anſpricht, verbunden mit dem leichten, oft nachläſſigen Fluß der Rede, ohne den der Orlando furioso weder verſtanden noch genoſſen werden kann, und den daher ein Überſetzer auch vor Allem wiederzugeben ſich bemühen muß.

Man hat ſich darüber geſtritten, ob das Gedicht des Arioſt ein komiſches zu nennen ſei, oder ob man es, als echtes, ernſtes Epos, in eine Claſſe mit der Äneide und dem befreiten Jeruſalem zu ſtellen habe. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Der Orlando furioso iſt durchaus kein Epos in dem oben feſtgeſtellten Begriffe; dazu fehlt ihm gehaltene Würde des Tons, und dagegen ſtreitet die Anlage, als eine zur Unterhaltung eines geſelligen Vereines beſtimmte Erzählung, mit willkürlichen Ruhepunkten und dem geſprächsweiſe zurückgeholten und wieder angeknüpften Faden, dagegen überhaupt die bedeutend und einflußreich hervortretende Perſönlichkeit des Erzählers und ſeiner Zuhörer. Auf der andern Seite geht man aber auch viel zu weit, wenn man, wie Voltaire thut, den Orlando mit dem Don Quixote zuſammenordnet. („Essai sur la poésie epique.")

Arioſt hat noch mehr als ſeine Vorgänger den Ton der Unterhaltung mit ſeinen Zuhörern durch ſein ganzes Gedicht vorwalten laſſen. Seine plötzlichen Abbrechungen der Erzählung, auch mitten in den Geſängen, ſein bequemes Wiederaufnehmen von Begebenheiten und Scenen, die er unlängſt zurückgeſchoben hatte, ſeine reflectirenden Einleitungen, ſeine in die wichtigſten Abenteuer einredende Bewunderung, Betheuerung und meiſt ganz unerwartet vorgeſchobene Citation des Turpin, um ſich ſelbſt vor dem Vorwurfe der Übertreibung ſicherzuſtellen, endlich auch ſeine bei jeder Gelegenheit ſich eindrängende Schmeichelei des Hauſes Eſte in Anſpielungen oder in directen Complimenten: Alles dieſes entfernt den Orlando weiter von dem Tone des Epos, als irgend einen ſeiner Vorläufer. Arioſt will aber auch kein Epos ſchreiben, er will dem Hofe von Ferrara unterhaltende Ritterabenteuer in heitern Abendſtunden erzählen, und was dem Epiker unabwälzbarer Vorwurf ſein müßte, gereicht dem behaglichen Erzähler zum Lobe. Dahin gehört denn auch vorzüglich das Einſchachteln von Epiſoden in Epiſoden, das nebeneinander Hinlaufen ſich gegenſeitig ablöſender Abenteuer, das fragmentariſche Gewirr angeknüpfter und wieder abgebrochener Scenen und Begebenheiten. Dieſe Maſchinerie, welche die Neugier der Zuhörer ſpannt, indem ſie dieſelben für drei, vier und fünf Geſchichten zugleich zu intereſſiren verſucht, iſt des Epos ganz unwürdig; dem Erzähler ſteht ſie aber wohl an, beſonders vor einem gemiſchten Hofpublicum, wie wir es oben charakteriſirt haben. Es ſcheint, daß Arioſt jeden Abend nur einen Geſang habe vortragen wollen, und wenn dieſer eine die gewöhnliche Stanzenzahl überſteigt, ſo iſt er ſchon beſorgt, zu langweilen, wie z. B. am Schluſſe des zehnten Geſanges:

Ma troppo è lungo omai, Signore, il canto,
E forse ch'anco l'ascoltar vi grava:
Sì, ch'io differirò l'istoria mia
In altro tempo, che più grata sia.

Oder er fürchtet gar, ſeine Zuhörer werden den andern Abend nicht wiederkommen, wie z. B. Geſang 9, 11 und a. m., die mit dem Zweifel ſchließen:

Se all' altro canto mi verrete a udire.

Wir erinnern nochmals, daß wir blos von der in dem Gedicht ausgeſprochenen Abſicht und Tendenz ſprechen, des Dichters wirkliches Streben und das Geſchichtliche der Publication des Orlando nicht in Betracht ziehend.

Das Charakteriſtiſche im Ton der Erzählung des Arioſt iſt die feine Ironie, welche ſich durch das ganze Gedicht hinzieht, und deren Reiz beſonders darin beſteht, daß man den Schalk wohl merkt, ihn aber ſeiner Schalkheit nicht eigentlich überführen kann. Seine Zuhörer werden gewiß bei vielen Stellen des Orlando gelacht haben; aber der Erzähler hat dabei ſicherlich ſein ernſthaftes, ehrliches Geſicht behalten. Darin beſteht Arioſt's Ironie. Die Glorie des alten Ritterthums lag der Zeit des Arioſt zu fern, und wenn auch das Volk ſich noch ernſtlich daran hätte erbauen mögen, ſo konnte doch ein Publicum von Hofleuten ſich nur damit beluſtigen wollen. So ſehen wir denn, daß Arioſt weder für ſeinen Gegenſtand im Ganzen, noch für irgend einen ſeiner Helden oder Heldinnen die poetiſche Liebe und Ehrfurcht fühlt, von welcher Virgil für ſeinen pius Aeneas und Taſſo für ſeinen buon Goffredo etc. durchdrungen iſt. Er will jedoch eben ſo wenig das Ritterthum und die Ritter parodirend lächerlich machen; er nimmt nur ſeinen Gegenſtand auf die leichte Achſel und überſchauet das alte Heldenthum von einem modernen Standpunkte, der ihm immer eine gewiſſe geiſtige Überlegenheit über die Perſonen ſeines Gedichts verſchaffen muß. Darin unterſcheidet ſich Arioſt auch vornehmlich von dem Bojardo, der ſich mit ſeinen Helden in die Glorie des alten Ritterthums verſetzt. Man hat viel von der Ungleichheit des Styles im Orlando geſprochen; dieſe Ungleichheit iſt der gleichförmig durchgehende Charakterzug des Tones, und in dieſem Tonwechſel liegt eben der Hauptreiz des Gedichtes *). Wenn die Helden im heiligſten Kampfe begriffen ſind, wenn ſie die edelſten Grundſätze der Ehre in würdigen Worten ausdrücken, wenn verlaſſene Liebe die rührendſten Klagen ausſtrömt, ſo daß wir den dahinter lauernden Schalk faſt ganz vergeſſen, dann guckt er plötzlich hervor und ſchneidet eine feine Grimaſſe. Mag dieſe nun darin beſtehen, daß er in der ergreifendſten Situation ohne Umſtände abbricht und eine andere oft ſehr contraſtirende Begebenheit daranknüpft, mit den Worten: Ihr werdet euch wohl noch erinnern, daß wir Dieſen oder Jenen in einer ſonderbaren Lage zurückgelaſſen haben; jetzt wollen wir uns wieder einmal nach ihm umſehen. Oder mag er auch durch eingeſchobene perſönliche Bemerkung, durch eine ſeltſame

---

*) So charakteriſirt ſich Arioſt ſelbſt ſehr treffend in der 29. Stanze des achten Geſanges:

> Signor, far mi convien, come fa il buono
> Sonator sopra il suo strumento arguto,
> Che spesso muta corda, e varia suono,
> Ricercando ora il grave, ora l'acuto.

Situation die Illuſion zerſtören, oder auch durch eine übertreibung oder eine ſprüchwörtliche Familiarität aus dem Ton fallen: immer iſt der Schalk nicht zu verkennen. Selbſt ſeinen Lieblingshelden Ruggiero, den Repräſentanten des Hauſes Eſte, verſchont er nicht ganz mit ironiſchen Seitenblikken, wie z. B. im 26ſten Geſange, St. 23:

Il buon Turpin che sa, che dice il vero,
E lascia creder poi quel che all'uom piace,
Narra mirabil cose di Ruggiero,
Ch'udendole il direste voi mendace.

Eben ſo im ſechsten Geſange, St. 17:

Benché Ruggier sia d'animo costante,
Ne cangiato abbia il solito colore,
Io non gli voglio creder, che tremante
Non abbia dentro, più che foglia, il core.

Auch findet ſich unter allen ſeinen Helden und Heldinnen faſt keine einzige bedeutende Perſon, die er nicht gelegentlich in ein Verhältniß oder eine Lage bringt, die mit dem heroiſchen Charakter derſelben ſeltſam genug contraſtirt. Namentlich ſcheint es ihm Vergnügen zu machen, die edlen Damen mit ihrer Keuſchheit in die undelicateſten Situationen von der Welt zu verſetzen, und mit der beſten Laune malt er uns dann ihre Noth und Verlegenheit, bricht ab und läßt ſie darin ſitzen, bis ihm nach einigen Geſängen wieder einfällt, die Unglücklichen zu befreien. Voltaire, deſſen erſtes Urtheil über den Orlando wir eben angeführt haben, nahm ſpäterhin ſeinen zu harten Ausſpruch zurück, und was er im „Dictionnaire philosophique“ (Artikel Epopée) über daſſelbe ſagt, iſt zum Theil ſehr treffend: „Ce qui m'a surtout charmé dans ce prodigieux ouvrage, c'est que l'auteur toujours *au-dessus de sa matière, la traite en badinant*. Il dit les choses les plus sublimes *sans effort*, et il les finit souvent par un trait de plaisanterie, qui n'est ni déplacé, ni recherché.“ Und weiter: „Je ne l'avais regardé que comme le premier des grotesques; mais en le relisant je l'ai trouvé aussi *sublime* que *plaisant*, et je lui fais très-humblement réparation“. Voltaire hat nur vergeſſen, nachzuweiſen, wie das Erhabene und Scherzhafte im Orlando ſich gegenſeitig bedingt und erhöht und nicht blos nebeneinanderſteht. Dann wäre ſeine Frage beantwortet: Quel est donc le charme de la poésie naturelle?

Dieſe allgemeinen Bemerkungen über den Ton der Erzählung im Orlando furioso wollen wir durch die nähere Betrachtung eines Bruchſtücks verſtändlicher und bewährter machen. Wir wählen dazu eins der wichtigſten Abenteuer aus dem 23. Geſange. Orlando kommt auf ſeiner Wanderſchaft, in der größten Mittagshitze, an einen klaren, kühlen Fluß, der durch eine grüne Wieſe plätſchert. Der anmuthige Ort ladet ihn zur Ruhe ein; er ſteigt vom Pferde, und — an dem erſten Baume, den er ſieht, findet er die Namen Medoro und Angelica ineinandergeſchlungen. Erſtaunt und erſchreckt blickt er weiter um ſich, und dieſelben Namen trifft er überall, auf vielfache Weiſe verbunden, in den Bäumen des Ufers an. Unter vielen Tröſtungen und beruhigenden Einwürfen, mit denen er ſich ſelbſt zu täuſchen ſucht, hören wir auch folgenden Einfall:

Conosco io pur queste note;
Di tali io n'ho tante vedute e lette,
Finger questo Medoro ella si puote;
Forse ch'a me questo cognome mette.

Dieſe eitle Bethörung des großen Helden erinnert an beliebte komiſche Scenen, z. B. an die Myſtification des Malvolio in Shakſpeare's „What you will". Aber immer mehr und mehr entzündet ſich ſein Argwohn, je emſiger er ſtrebt ihn zu löſchen. Die hier beigeführte Vergleichung iſt anſchaulich, aber des Helden eben ſo unwürdig, als ſeine vorige ſchmeichelhafte Selbſttäuſchung.

Come l'incauto augel, che si ritrova
In ragna o in visco aver dato di petto,
Quanto piu batte l'ale, e piu si prova
Di disbrigar, piu vi si lega stretto.

Endlich erreicht der Gequälte die verhängnißvolle Grotte, deren Inſchrift alle Zweifel löſt und alle Hoffnungen vernichtet. Arioſt führt dieſe Inſchrift mit ſo leichten, behaglichen Worten an, als wäre es eine Deviſe aus einem Bonbon. Er ſpricht von Medoro, dem Schreiber der Zeilen:

Del gran piacer che nella grotta prese,
Questa sentenza in versi avea ridotta.
Che fosse culta in suo linguaggio io penso,
Ed era nella nostra tale il senso.

Nach der Inſchrift heißt es:

Era scritta in arabico, ch'el conte
Intendea così ben, come latino.
Fra molte lingue e molte, ch'avea pronte,
Prontissima avea quella il paladino,
E gli schivò piu volte e danni ed onte,
Che si trovò tra il popol Saracino.
Ma non si vanti, se già n'ebbe frutto;
Ch'un danno or n'ha, che può scontargli il tutto.

Der leichte, geſchwätzige Unterhaltungston dieſer Stanze, und beſonders der letzten Verſe, contraſtirt merklich mit der tragiſchen Lage des Helden. Orlando lieſt und lieſt wieder, und wie ein Steinbild ſteht er ſelbſt vor dem Steine. Dieſen ſchrecklichen Zuſtand erläutert der Dichter ſehr naiv aus ſeiner eigenen Erfahrung:

Credete a chi n'ha fatto esperimento,
Che questo è il duol che tutti gli altri passa.

In der Folge ſpielt der Dichter dem unglückſeligen Helden immer ärger mit. Der Schäfer, in deſſen Hütte er einkehrt, iſt derſelbe, der einſt die beiden glücklichen Liebenden beherbergt hat. Dieſer erzählt ihm unaufgefodert die Liebesabenteuer der ſchönen Angelica und ihres Medoro, um den traurigen Ritter zu zerſtreuen. Ja, endlich bringt er den Ring, den Angelica ihm ſcheidend zur Belohnung gegeben, und zeigt ihn dem Ritter:

Questa conclusion fu la secure
Che'l capo a un colpo gli levò dal collo,
Poi che d'innumerabil battiture
Si vide il manigoldo Amor satollo.

Wie muthwillig iſt es aber von unſerm Dichter, den halb raſenden Ritter, als ihm der Kopf zu ſchwindeln anfängt, und er im Umſinken ein Bett erreicht, gerade in das Bett hineinfallen zu laſſen, worin Angelica oft mit ihrem Medoro geruht! Hier verräth auch die Sprache den Schalk:

Sospira e geme, e va con spesse ruote
Di qua, di là tutto cercando il letto;
E più duro che un sasso, e più pungente,
Che se fosse urtica, se lo sente.

Gewiß, hier ſchlagen die Hoffräulein von Ferrara ſchon die Augen nieder, die alten Herren lächeln, und die Jünglinge horchen auf.

In tanto aspro travaglio gli soccorre,
Che nel medesmo letto in che giaceva,
L'ingrata donna venutasi a porre
Col suo drudo più volte esser doveva.
Non altramente or quella piuma aborre,
Ne con minor prestezza se ne leva,
Che dell' erba il villan, che s'era messo
Per chiuder gli occhj, e vegga il serpe appresso.

Nun ſchreit und weint er unabläſſig Tag und Nacht, meidet Dorf und Stadt, liegt im Walde und wundert ſich, daß er in ſeinem Kopfe einen ſo lebendigen Springquell habe:

Di se si maraviglia, che abbia in testa
Una fontana d'acqua sì vivace.

Schließlich bricht die Wuth des Ritters in Thaten aus: er kehrt zu der Grotte zurück, haut mit ſeinem Schwerte die Schrift aus dem Steine, daß die Splitter himmelwärts fliegen.

Infelice quell' antro ed ogni stelo
In cui Medoro e Angelica si legge.

Auch der kühle Quell fühlt ſeine Raſerei: er ſchleudert Schellen, Stämme, Zweige und Steine in die Wellen hinab, bis er das Waſſer ſo getrübt hat, daß es ſich nie wieder erhellen wird. Ermattet von dieſer Heldenarbeit ſinkt er ins Gras und liegt drei Tage ohne Speiſe und Trank, ſtarr und ſtumm. Am vierten ſpringt er auf und reißt ſich den Harniſch und die Schienen vom Leibe. Hier ſtreift die Erzählung wieder an Scherz und Muthwillen:

Qui riman l'elmo, e là riman lo scudo,
Lontan gli arnesi, e più lontan l'usbergo;
L'arme sue tutte, in somma vi concludo,
Avean pel bosco differente albergo.
E poi si squarciò i panni e mostrò ignudo
L'ispido ventre, e tutto 'l petto e'l tergo;
E cominciò la gran follia sì orrenda,
Che della più non sarà mai chi 'ntenda.

Er denkt gar nicht daran, das Schwert in die Hand zu nehmen, ſonſt würde er, meint der Erzähler, wunderbare Dinge vollbracht haben:

Di tor la spada in man non gli sovvenne,
Che fatte avria mirabil cose, penso.

Statt Schwert und Axt reißt er die höchſte Fichte aus der Erde mit einem Ruck, und:

E svelse, dopo il primo, altri parecchj,
Come fusser finocchj, ebuli o aneti;

E fe' il simil di querce e d'olmi vecchj,
Di faggi e d'orni e d'ilici e d'abeti.

Wie ein Vogelſteller, um ſeine Netze auszuſpannen, Stoppeln, Binſen und Neſſeln hinwegräumt, ſo macht es der Ritter mit Eichen und Tannen. Bei dem entſetzlichen Krachen laufen die Hirten von allen Seiten herbei. Wir erwarten neue Heldenthaten, da bricht der Erzähler ab:

Ma son giunto a quel segno, il qual s'io passo,
Vi potria la mia istoria esser molesta;
Ed io la vo' piu tosto differire,
Che v'abbia per lunghezza a fastidire.

Nachdem wir uns mit unſern Leſern darüber verſtändigt haben, was wir mit dem behaglichen, leichtſinnigen Erzählerton des Arioſt meinen, wird es uns leichter werden, in den beiden Überſetzungen Das herauszuheben, was dieſem Tone des Originals entſpricht und widerſpricht. Wir ſind weit entfernt, einer der beiden Überſetzungen den unbedingten Vorzug vor der andern zu geben, eine Voreiligkeit, die ſich mehrere öffentliche Beurtheilungen derſelben haben zu Schulden kommen laſſen. Wir glauben vielmehr und werden uns bemühen, es darzuthun, daß jede der beiden Arbeiten ihre eigenthümlichen Vorzüge, ſowohl im Ganzen als auch in Einzelheiten hat, und das Reſultat unſerer Vergleichung iſt, daß eine Überſetzung, welche Das in ſich vereinigen könnte, was Gries und Streckfuß getrennt geleiſtet, erſt die Arbeit eines Vierten überflüſſig machen dürfte.

Gries hat im Allgemeinen eine geübte, ſichere Virtuoſität im Überſetzen vor ſeinem Nachfolger voraus. Nicht leicht laſſen ſich Nachläſſigkeiten in einzelnen Stellen, neben beſonders begünſtigten Stanzen, in ſeinem Werke nachweiſen. Das Ganze iſt aus Einem Guß, und die erſte Stanze iſt nicht ſorgfältiger und liebevoller behandelt als die letzte; an der ſchwierigſten Stelle ſieht man nicht mehr Anſtrengung, als an der leichteſten. Ferner hält ſich Gries ſtrenger an den Worten und ſelbſt an der Wortſtellung des Originals, als Streckfuß, und hierin macht ſich ebenfalls die geübtere Virtuoſität des erſtern geltend. Auch in der Form der Stanze zeigt Gries ſich gehaltener und gleichmäßiger als der zweite Überſetzer. Die weiblichen Reime des Originals würden in der deutſchen Stanze nicht ohne ſchleppende Schwerfälligkeit und fühlbaren Zwang durch und durch beizubehalten geweſen ſein: davon hatte ſich Gries in früheren Arbeiten überzeugen können, und ließ ſich daher durch einzelne glückliche Verſuche, die Originalform der italieniſchen Stanze im Deutſchen vollſtändig nachzubilden, nicht irre machen. Denn, was ſich für 100 Stanzen erzwingen läßt, ohne den Zwang durchblicken zu laſſen, das hat ſich dadurch noch nicht als Norm für 4000 Stanzen bewährt. Und abgeſehen von der Schwierigkeit der Aufgabe, glauben wir behaupten zu dürfen, daß der durchgehende weibliche Reim der Stanze im Deutſchen eine Förmlichkeit und gewiſſe ceremonielle Breite an ſich trägt, welche der leichtfüßige Erzähler Arioſt nicht lange ertragen kann. Gries ſchlug daher den Mittelweg zwiſchen der durchgehenden weiblichen Reimform und einem willkürlichen Wechſel männlicher und weiblicher Reime in ſeiner Stanze ein. Er ließ die Reime gleichmäßig abwechſeln, begann die Stanze mit einem weiblichen Reime und ſchloß ſie eben ſo. Der zweite, vierte und ſechste Vers mußten daher mit einem männlichen Reime endigen.

Was wir bis hierher an der Arbeit von Gries gerühmt haben, ſind Eigenſchaften, welche jeder poetiſchen Überſetzung gleich wohl anſtehen. Sie genügen aber noch nicht, um einen Dichter, wie Arioſt, in einer Sprache, die ſo weſentlich von der des Originals verſchieden iſt, wie die deutſche, wiederzugeben. Der Ton der gemächlichen Erzählung, der leiſe Überflug der Ironie, die leichtſinnige Reflexion ſind ſo zartgeſchwingte Weſen, daß ſie dem Überſetzer entſchlüpfen können, auch wenn er jedes Wort des Originals feſthält, und greift er gar zu emſig nach ihnen, ſo iſt er in Gefahr, ihnen die Flügel auszureißen. Die Nuancen von Ernſt und Scherz, Ehrlichkeit und Schalkheit, Leichtſinn und Seelentiefe ſind in dem Raſenden Roland ſo mannichfach und ſo fein, und ſtehen in ſo inniger Wechſelwirkung, daß ein wenig mehr oder minder den Ton des Ganzen verſtimmen kann. Gries kam von der Überſetzung des Taſſo her, als er an den Arioſt ging. Vielleicht rührt es daher, daß im Ganzen die Sprache des Raſenden Roland in ſeiner Überſetzung etwas ernſter, weniger bequem und beweglich, eintöniger, kälter, mit Einem Worte, epiſcher iſt als in dem Original. Von dem warmen Hauche behaglicher Mittheilung in einem geſelligen Kreiſe, einem Hauptreize des Arioſt'ſchen Gedichts, iſt in ſeiner Nachbildung Manches verflogen, Manches erlauet, und daher mag es kommen, daß man vielen Stanzen, ſo fließend und ungezwungen ſie auch klingen mögen, doch die Überſetzung abhört: der belebende Hauch des Originals iſt unter den bearbeitenden Händen entwichen, ſo geſchickt und ſchonend ſie auch damit umgegangen ſind. Was wir hier, nicht ohne Scheu, gegen das Werk eines ſo verdienſtvollen Überſetzers, wie wir in Herrn Gries verehren, tadelnd erinnert haben, beruht auf Anfoderungen, die man nur an die Arbeit eines ſolchen Virtuoſen in der Überſetzung machen darf. Wer ſo viel leiſtet wie Gries, von dem kann man auch das Höchſte verlangen, und das haben wir gethan.

Über die zweite Überſetzung ein allgemeines Urtheil zu fällen, iſt ſchwierig, da ſie ſich nicht gleich bleibt, und wir in dem Fortſchreiten der Arbeit auch ein Fortſchreiten des Überſetzers in Gewandtheit und Sicherheit erkennen. So erfreulich dies nun auch an und für ſich ſein mag, ſo thut es doch der Überſetzung ſelbſt Eintrag. Schon in der Nachbildung der Stanzenform herrſcht Ungleichheit, und der Überſetzer erzählt uns in der Vorrede, wie er, während der Arbeit, ſeine Überzeugung und danach ſein Verfahren geändert habe. „Was die Form der Stanzen anlangt", heißt es S. XI, „ſo theilte ich bei dem Anfange meiner Arbeit mit Gries die

Meinung, daß in dem ganz gleichmäßigen Hinſchweben der Reime ein Reiz liege, welcher durch den Reiz des Wechſels nur geſtört, nicht erſetzt werde. Sowohl in den ſchon gedruckten Proben einiger folgenden Geſänge, als hier in dem ſechsten und ſiebenten Geſange wird man daher die Stanzen, einige neuerlich umgearbeitete ausgenommen, regelmäßig mit weiblichen Reimen begonnen, mit männlichen durchſchlungen und mit weiblichen beendigt finden."

„Als ich aber den Entſchluß faßte, das ganze Werk zu überſetzen, und das, was früher einzeln angegriffen ward, aneinanderzureihen, kam ich von dieſer Meinung zurück. Ich fürchtete, daß dieſe völlige Gleichmäßigkeit in einem Gedichte von ſechs und vierzig Geſängen denn doch endlich zur ermüdenden Einförmigkeit werden würde. Wenn die Italiener in der Regel nur weibliche Reime gebrauchen, ſo vergeſſe man nicht, daß ſie faſt keine andern haben, demungeachtet aber die männlichen ſowohl als daktyliſchen gelegentlich nicht verſchmähen, wenn ſie ſich ihnen darbieten. Auch wird die italieniſche Stanze durch den fortdauernden Gebrauch der Reime gleicher Gattung weniger eintönig, als die deutſche, theils weil die italieniſchen Reime ſelbſt unendlich mannichfaltiger und wohlklingender ſind, theils weil die größere Freiheit in Hinſicht des Rhythmus ſchon von ſelbſt eine reichere Mannichfaltigkeit gewährt. Und im reichſten Wechſel bei ewig feſter Regel liegt ja der Reiz der Natur, welche dem Dichter zum Vorbilde dienen muß.“

„Deshalb habe ich, die Regel gleichmäßiger Verſchlingung feſthaltend, männliche und weibliche Reime freier wechſeln laſſen, zuweilen auch, jedoch nur als Ausnahme, in einer Stanze nur weibliche und nur männliche Reime gebraucht. Ob ich dies letztere nur da gethan habe, wo es ſich ſchickte, möge entſchieden werden. Im Allgemeinen hat mir mein Verfahren den Vortheil gewährt, die voller tönenden männlichen Reime öfter gebrauchen zu können. Der kleine Zuwachs von Freiheit war bei einem Unternehmen von ſolcher Schwierigkeit nicht zu verſchmähen.“

Wir ſtimmen dem Herrn Streckfuß darin bei, daß der Wechſel der Verſchlingung männlicher und weiblicher Reime ein Gewinn für die Überſetzung iſt, und daß die Form der Stanze in ihrem weſentlichen Bau nicht verwandelt wird, wenn ſie, ſtatt mit weiblichen Reimen zu beginnen und zu ſchließen, die männlichen vorausnimmt, ſo daß in einer Stanze fünf weibliche und drei männliche, in der andern fünf männliche und drei weibliche Reime mit einander verſchlungen ſind. Weiter hätte aber die Freiheit nicht ausgedehnt werden ſollen, und die Ausnahmen von einzelnen Stanzen in durchgehenden männlichen oder weiblichen Reimen ſcheinen uns aus dem Charakter zu fallen, den die wechſelreimige Form dem Gedichte gegeben hat. Beſonders ſtörend treten die männlich gereimten Stanzen ein, die an und für ſich ſchon wenig Empfehlung verdienen. Wir geben eine zur Probe, Geſ. 2, St. 7:

Wenn er es hält, iſt Trab des Pferdes Luſt,
Wenn er es treiben will, dann ſteht's verſtockt,
Boshaft dann wirft's den Kopf herab zur Bruſt
Und feuert blitzſchnell hinten aus und bockt;
Da wird der Heide endlich ſich bewußt,
Daß es Gewalt nicht zähmt, kein Schmeicheln lockt.
Er ſtemmte ſich am Sattelknopf und gab
Sich einen Schwung und ſprang dann links herab.

Aber auch abgeſehen davon, und zugegeben, daß die Überzeugung, welche Streckfuß während der Arbeit gewann, ganz richtig ſei: warum nahm er ſich nicht die Mühe, die in anderer Meinung überſetzten Geſänge aus ihrer ſtrengeren

Form durch Umarbeitung zu befreien? Ein Werk, das einen Vorgänger, wie die Gries'ſche Überſetzung, vor ſich hatte, hätte ſich hüten ſollen, Spuren von Überſetzungsſtudien an ſich zu tragen.

Die Ungleichheit, welche die äußere Form der Streckfuß'ſchen Überſetzung zeigt, läßt ſich auch in ihrem inneren Charakter nicht verkennen. Die erſten Geſänge geben manchen Anſtoß durch willkürliche Freiheiten, zweideutige und halbe Auffaſſung des Originals, Unſicherheit der Darſtellung, auch wohl, jedoch weniger oft, durch Härten und Nachläſſigkeiten der Sprache. Dieſe Anſtöße werden von Geſang zu Geſang immer kleiner und ſeltener, und verſchwinden in dem letzten Theile beinahe gänzlich.

Im Ganzen ſtrebte Hr. Streckfuß, wie er auch in ſeiner Vorrede ſagt, mehr nach der Erreichung des charakteriſtiſchen Tones des Originalgedichts als nach einer wörtlichen Verdeutſchung deſſelben. Er opferte, wo etwas geopfert werden mußte, die wörtliche Treue immer der geiſtigen auf. Es mag ſein, daß in vielen Stellen mit geringeren Opfern der Grad von geiſtiger Treue zu erreichen geweſen wäre, zu dem wir Herrn Streckfuß gelangen ſehen; das Beſtreben ſelbſt aber iſt gewiß, ſowohl an und für ſich, als auch namentlich bei einer Übertragung des Arioſt, ein richtiges. Streckfuß iſt ſo tief in den Geiſt ſeines Originals eingedrungen, hat ſich ihm ſo vertraut und befreundet gemacht, daß er es, ohne Gefahr, ihm untreu zu werden, wagen durfte, den Raſenden Roland mehr zu überdichten, als ihn zu überſetzen. Unter Überdichtung verſtehen wir aber die freie Übertragung eines Dichterwerks, die nur einem Dichter verwandten Geiſtes gelingen kann, der, in die Begeiſterung ſeines Originals übergehend und ſich mit derſelben fortbewegend, als Nachbildner in gleichem Geiſte auch weiterbilden und umſchaffen kann, ohne der Originalität dadurch zu nahe zu treten, die nicht an die Worte gefeſſelt iſt, ſondern als belebender Hauch über den Worten ſchwebt. Dieſer Lebenshauch der Originalität nun weht in Streckfuß's Überſetzung wärmer und reger als in der von Gries. Jener iſt geiſtig treuer, dieſer wörtlich treuer. Vergleichen wir daher eine Stanze Wort für Wort mit den beiden Überſetzungen, ſo wird Streckfuß meiſtentheils gegen Gries verlieren. Leſen wir aber nach einem ganzen Geſange des Originals die Nachbildungen hinter einander, ſo wird Streckfuß immer treuer erſcheinen.

Unſerer Beurtheilung, die hiermit ihre allgemeine Parallele der beiden Überſetzungen ſchließt, bleibt nun die Aufgabe noch übrig, ihre Ausſprüche durch einzelne Belege zu rechtfertigen und zu befeſtigen. Wir wählen dazu einige Stanzen aus dem erſten Geſange, und, um der neueſten Überſetzung nicht Unrecht zu thun, auch eine kleine Stelle aus den letzten Geſängen.

Geſang 1, St. 1.

Le donne, i cavalier, l'arme, gli amori,
Le cortesie, l' audaci imprese io canto,
Che furo al tempo, che passaro i Mori
D' Africa il mare, e in Francia nocquer tanto
Seguendo l' ire, e i giovenil furori
D' Agramante lor re, che si diè vanto
Di vendicar la morte di Trojano
Sopra re Carlo, imperator Romano.

Gries.

Die Frauen, Ritter, Waffen, art'gen Sitten,
Liebſchaften ſing' ich, den verwegnen Muth
Aus jener Zeit, da Frankreich viel gelitten,
Als Mohrenvölker über Libyens Flut,
Geführt von König Agramant, geſchritten;
Der, voll von Zorn und jugendlicher Wuth,
Den Tod Trojans ſich kecklich wollt' erfrechen
An König Karl, dem Kaiſer Roms, zu rächen

Streckfuß.

Fraun, Ritter, Waſſen, Liebesabenteuer,
Die Höflichkeit und den verwegnen Muth
Sing ich der Zeit, da einſt der Mohr die Steuer
Nach Frankreich hingewandt aus Libyens Flut,
Dem Zürnen folgend und dem Jugendfeuer
Des Agramant, der ſeines Vaters Blut
Sich doch vermaß, an König Karl zu rächen,
Dem Kaiſer Roms, und deſſen Macht zu brechen.

Beide Überſetzungen geben in dieſer Stanze Manches zu erinnern. Gries läßt die Mohrenvölker über die Flut ſchreiten, Streckfuß malt die Überfahrt weiter aus, wie uns dünkt, im Geiſte ſeines Originals. Dagegen ſtoßen wir uns an die Inverſion des dritten Verſes in der zweiten Überſetzung: Sing' ich der Zeit ꝛc. Sie iſt zwar keinesweges an und für ſich unerlaubt, gehört aber mehr dem höheren Styl der Ode und des Epos, als der bequemen, nachläſſigen Erzählung an. Auch iſt die Freiheit, womit Streckfuß den ganzen Satz e in Francia nocquer tanto wegläßt, und dagegen den Schluß: Und deſſen Macht zu brechen, hinzufügt, nicht leicht zu entſchuldigen.

St. 2.

Dirò d' Orlando in un medesmo tratto
Cosa non detta in prosa mai, nè in rima;

Che per amor venne in furore, e matto,
D' uom che ſi ſaggio era ſtimato prima,
Se da colei, che tal quaſi m' ha fatto,
Che' l poco ingegno ad or ad or mi lima
Me ne ſarà però tanto conceſſo,
Che mi baſti a finir quanto ho promeſſo

Gries.

Ich will zugleich von Roland Dinge ſagen,
Die man in Reim und Proſa nie erhört:
Wie ihn, der ſonſt ſo weiſe ſich betragen,
Die Liebe bis zur Raſerei bethört;
Wenn ſie, die mich faſt gleich ſo hart geſchlagen
Und täglich mehr mein Bißchen Witz verſtört,
Mir dennoch wird genug davon vergönnen,
Um, was ich angelobt, vollziehn zu können.

In dieſer Stanze hat Gries den Ton des Originals gänzlich verfehlt. Viel zu hoch und vornehm klingt:

Wie ihn, der ſonſt ſo weiſe ſich betragen,
Die Liebe bis zur Raſerei bethört;

gegen Arioſt's unumwundenes matto. Der feine Spaß: che tal quaſi m' ha fatto, iſt in der Überſetzung verloren gegangen, und zu ſteif und förmlich iſt auch der Schluß:

Um, was ich angelobt, vollziehn zu können

Streckfuß hat hier ſein Original beſſer aufgefaßt und wiedergegeben:

Zugleich erzähl' ich, was noch nie gehöret
In Proſa ward, noch nie in Reim gebracht,
Wie Roland, ſonſt als weiſer Mann verehret,
Zum tollen Narren ward durch Amors Macht;
Wenn nämlich ſie, die meinen Geiſt bethöret
Und meinem Helden oft mich ähnlich macht,
Mir wird geſtatten, was aus gutem Willen
Ich euch verſprach, auch treulich zu erfüllen.

Schade nur, daß der nette Gedanke des Originals, daß die Geliebte das poco ingegno des Dichters allmälig verzehre, und ſomit auch der Zweifel, ob ſie ihm dennoch ſo viel davon übrig laſſen werde, um ſein Verſprechen erfüllen zu können, in der Überſetzung aufgeopfert — und nicht erſetzt worden iſt! Sonſt könnten wir dieſe Stanze makellos nennen.

St. 6.

Per fare al re Marsilio, e al re Agramante
Battersi ancor del folle ardir la guancia,
D' aver condotto, l' un d' Africa quante
Genti erano atte a portar spada e lancia;
L' altro, d'aver spinta la Spagna innante,
A distruzion del bel regno di Francia.
E così Orlando arrivò quivi a punto;
Ma tosto si pentì d'esservi giunto.

Gries.

Daß ihre That, ſo thöricht und verwegen,
Bereuten Fürſt Marſil und Agramant;

Der, daß er ſo viel Volk, als Lanz' und Degen
Handhaben kann, geführt von Libyens Strand;
Der, daß er wagte Spanien aufzuregen,
Zu überziehn das ſchöne Frankenland.
Und ſo kam Roland zu gelegnen Stunden;
Doch reut's ihn bald, daß er ſich eingefunden.

Streckfuß.

Damit ſich Agramant für tolles Wagen
Und auch Marſil, die eigne Wange ſchlüge,
Weil jener, was in Afrika nur tragen
Die Waffen konnte, hergeführt zum Kriege,
Und der ſo keck war, Spanien aufzujagen,
Damit das ſchöne Frankenreich erliege,
Grad' da kam Roland zu der Chriſten Frommen;
Doch bald bereut' er's, daß er hergekommen.

Den ſprüchwörtlichen Ausdruck **Battersi la guancia di qualche cosa** haben beide Überſetzer verfehlt. Gries hat dafür ein mattes Bereuen, und Streckfuß's wörtliche Überſetzung läßt das Sprüchwörtliche nicht durchblicken.

St. 40.

Pensoso piu d'un' ora a capo basso
Stette, Signore, il cavalier dolente:
Poi comincio, con suono afflitto e lasso,
A lamentarsi sì soavemente,
Ch' avrebbe di pietà spezzato un sasso,
Una tigre crudel fatta clemente.
Sospirando piangea, tal ch' un ruscello
Parean le guancie, e 'l petto un Mongibello.

Gries.

So ließ ſein Haupt der traur'ge Ritter hängen,
Nachdenkend, Herr, wohl eine Stunde gut.
Dann fing er an, in ſo betrübten Klängen
Dahinzuſtrömen ſeiner Klagen Flut,
Daß Mitleid hätte Felſen müſſen ſprengen,
Beſänft'gen ſelbſt des wilden Tigers Wut.
Er weint' und ſeufzte ſo, daß Stromesbahnen
Die Wange glich, und ſeine Bruſt Vulkanen.

Streckfuß.

Gedankenvoll ſtand dort der traur'ge Ritter
Geſenkten Haupts wohl eine Stunde lang.
Dann fängt er an und klagt ſo trüb' und bitter,
Doch iſt zugleich gar hold und ſüß der Klang —
Ein Fels ging' vor Barmherzigkeit in Splitter,
Ein Tiger fühlte hier des Mitleids Drang —
Gewiß iſt's, daß, ſo wie er ſeufzt und weinet,
Die Wang' ein Strom, die Bruſt ein Aetna ſcheinet.

Die Überſetzung dieſer Stanze iſt ſchwierig und ſcheint beiden Bearbeitern mißlungen zu ſein. Das Übertriebene des Originals ſtreift an den Ton einer Parodie und ſteigt von Vers zu Vers bis zu einem abſichtlich carikirten Pathos. Damit contraſtirt das eingeſchobene Anredewort Signore, das an eine geſellige Unterhaltung erinnert, recht ſpaßhaft, und dieſes Wort hätte daher der zweite Überſetzer nicht auslaſſen ſollen. Den Reiz, der in dem Ausdrucke: lamentar soavemente (anmuthiglich klagen), liegt, haben beide Überſetzer nicht gefühlt: Gries hat dieſen Ausdruck ganz verwiſcht; Streckfuß zieht ihn in die Länge und macht ihn matt. Gries iſt im Ganzen noch unbehelfener in dieſer Stanze, als ſein Nachfolger.

St. 41.

Pensier, dicea, che 'l cor m' agghiacci ed ardi,
E causi il duol, che sempre il rode e lima!
Che debbo far, poi che son giunto tardi,
E ch' altri a corre il frutto è andato prima?
A pena avuto io n' ho parole e sguardi,
Ed altri n' ha tutta la spoglia opima;
Se non ne tocca a me frutto nè fiore,
Perchè affligger per lei mi vo' più il core?

Gries.

Gedanke, ſprach er, der mein Herz entglommen
Und dann zu Eis macht und es nagt und drückt!
Was ſoll ich thun? Ich bin zu ſpät gekommen,
Ein Andrer hat die ſüße Frucht gepflückt.
Kaum hab' ich Wort und Blick von ihr bekommen,
Und jenem iſt der ſchönſte Raub geglückt.
Muß ich der Frucht ſo wie der Blüt' entſagen,
Warum für ſie mein Herz noch länger plagen?

Streckfuß.

O Bild, vor dem mein armes Herz beklommen
Bald glüht, bald friert, das ſtets mich nagt und zwickt!

Was ſoll ich thun, da ich zu ſpät gekommen,
Und der, der früher kam, die Frucht gepflückt?
Ich habe Blick' und Worte kaum bekommen,
Da Jener ſich am fetten Schmaus erquickt.
Wenn mir die Frucht nicht reift, nicht Blumen blühen,
Soll ich um ſie denn klagen noch und glühen?

Auch dieſe Stanze beginnt wieder ziemlich pathetiſch, fällt aber bald aus dem hohen Ton und verliert ſich in gar familiäre Vergleichungen und Bilder, die nicht ohne ſchalkhafte Nebenbedeutungen ſind. Gries hat dies wenig durchblikken laſſen, und spoglia opima iſt nicht halb erſetzt durch den ſchönſten Raub. Streckfuß hat den Ton glücklicher getroffen, beſonders zu Anfang der Stanze.

St. 42 u. 43.

La verginella è simile alla rosa,
Che'n bel giardin, su la nativa spina,
Mentre sola e sicura si riposa,
Nè gregge, nè pastor se le avvicina:
L'aura soave, e l'alba rugiadosa,
L'acqua, la terra al suo favor s'inchina:
Giovani vaghi, e donne innamorate
Amano averne e seni e tempie ornate.

Ma non sì tosto dal materno stelo
Rimossa viene e dal suo ceppo verde,
Che quanto avea dagli uomini e dal cielo,
Favor, grazia e bellezza, tutto perde.

La vergine, che' l fior, di che più zelo,
Che de' begli occhj e della vita, aver de',
Lascia altrui corre, il pregio, ch' avea innanti,
Perde nel cor di tutti gli altri amanti.

Gries.

Die Jungfrau gleicht der jugendlichen Roſe,
So lange ſie in mütterlicher Hut,
Geſchützt vom Dorn, umhegt vom zarten Mooſe,
Von Hirt und Heerden ungetaſtet ruht:
Dann huldigt ihr des ſanften Weſts Gekoſe,
Der Morgenröthe Thau und Erd' und Flut;
Anmuth'ge Knaben, liebevolle Dirnen
Begehren ſie zum Schmuck der Bruſt und Stirnen.

Doch von dem Mutterzweig, dem ſie entblühte,
Von ihrem grünen Stamme kaum getrennt,
Verliert ſie Gunſt, Reiz, Schönheit, was die Güte
Des Himmels ihr und was der Menſch vergönnt.
Das Mädchen, das die unſchätzbare Blüte,
Mehr werth als Aug' und Leben, Einem gönnt,
Wird in dem Herzen gleich der Andern allen,
Die ſie vorhin geliebt, am Preiſe fallen.

Streckfuß.

Die reine Jungfrau gleicht der jungen Roſe:
Im Garten, auf dem Strauch, der ſie erzeugt,
Vom Dorn geſchützt, in ſtiller Ruhe Schooſe,
Blüht ſie, von Hirt und Heerde ungebeugt.
Vom Thau benetzt, umweht vom Weſtgekoſe,
Sind Erd' und Himmel freundlich ihr geneigt.
Verliebte Mädchen wünſchen, holde Knaben
Zum Schmuck für Schläf' und Stirnen ſie zu haben

Doch hat ſie kaum gepflückt ſich hingegeben,
Kaum wird ſie von dem Mutterbuſch entführt,
Als ſie, was Erd' und Himmel ihr gegeben,
Gunſt, Reiz und Schönheit, Alles ſchnell verliert.
Die Blüte, der mehr Sorg', als ſelbſt dem Leben,
Und als dem ſchönen Augenpaar gebührt,
Läßt ſie die Jungfrau pflücken, ſchnell verſchwunden
Iſt, was an ſie der Andern Herz gebunden.

Der Reiz dieſer vielgerühmten Stanzen, die jedoch eben nicht zu den beſonders charakteriſtiſchen des Arioſt gehören, liegt in einer zierlichen, klaren Malerei und einem wohlklingenden Fluß der Rede. Beides ſcheint Streckfuß glücklicher erreicht zu haben als Gries, der auch durch die mütterliche Hut die Vergleichung zu ſehr mit dem Verglichenen verwirrt. Von Hirt und Heerden ungetaſtet iſt ebenfalls unpaſſend und findet im Original keine Begründung. Auch Streckfuß läßt Manches zu wünſchen übrig. Doch hat ſie kaum gepflückt ſich hingegeben, wird unklar durch Wortüberfluß, und der Schluß iſt etwas zu mild gegen die Jungfrau, che perde il pregio etc.

Geſang 42,

St. 98 — 104.

Spesso la voce dal desio cacciata
Viene a Rinaldo fin presso alla bocca

Per domandarlo, e quivi raffrenata
Da cortese modestia, fuor non scocca.
Ora essendo la cena terminata,
Ecco un donzello, a chi l' ufficio tocca,
Pon sulla mensa un bel nappo d'or fino,
Di fuor di gemme, e dentro pien di vino.

Il Signor della casa allora alquanto
Sorridendo, a Rinaldo levò il viso;
Ma chi ben lo notava, più di pianto
Parea, ch' avesse voglia, che di riso.
Disse: Ora a quel, che mi ricordi tanto,
Che tempo sia di soddisfar m' è avviso,
Mostrarti un paragon, ch'esser de' grato
Di vedere a ciascun, ch' ha moglie a lato.

Ciascun marito, a mio giudicio, deve
Sempre spiar, se la sua donna l'ama;
Saper, se onore o biasmo ne riceve;
Se per lei bestia, o se pur uom si chiama.
L'incarco delle corna è lo più lieve,
Che al mondo sia, se ben l'uom tanto infama:
Lo vede quasi tutta l'altra gente,
E chi l' ha in capo, mai non se lo sente.

Se tu sai, che fedel la moglie sia,
Hai di più amarla e d'onorar ragione,
Che non ha quel, che la conosce ria,
O quel, che ne sta in dubbio e in passione.
Di molte n' hanno a torto gelosia
I lor mariti, che son caste e buone:
Molti di molte anco sicuri stanno,
Che con le corna in capo se ne vanno.

Se vuoi saper, se la tua sia pudica,
(Come io credo, che credi, e creder dei,

Che altramente far credere è fatica)
Se chiaro già per prova non ne sei,
Tu per te stesso, senza ch' altri il dica,
Te n'avvedrai, se in questo vaso bei,
Che per altra cagion non è qui messo,
Che per mostrarti quanto io t'ho promesso.

Se bei con questo, vedrai grande effetto:
Che, se porti il cimier di Cornovaglia,
Il vin ti spargerai tutto sul petto,
Nè gocciola sarà, che in bocca saglia:
Ma, se hai moglie fedel, tu berrai netto.
Or di veder tua sorte ti travaglia,
Così dicendo, per mirar tien gli occhj,
Che in seno il vin Rinaldo si trabocchi.

Quasi Rinaldo di cercar suaso
Quel, che poi ritrovar non vorria forse,
Messa la mano innanzi, e preso il vaso,
Fu presso di volere in prova porse.
Poi, quanto fosse periglioso il caso
A porvi i labri, col pensier discorse,
Ma lasciate, Signor, ch' io ripose,
Poi dirò quel, che' l paladin rispose.

Geſang 43,

St. 6 — 9.

Jo vi dicea, ch' alquanto pensar volle,
Prima ch'ai labri il vaso s'appressasse.
Pensò, e poi disse: Ben sarebbe folle
Chi quel, che non vorria trovar, cercasse.
Mia donna è donna, ed ogni donna è molle:
Lasciam star mia credenza come stasse.

Sin qui m'ha il creder mio giovato e giova.
Che poss' io migliorar, per farne prova?

Potria poco giovare e nuocer molto;
Che'l tentar qualche volta Dio disdegna.
Non so, se in questo io mi sia saggio o stolto,
Ma non vo' piu saper, che mi convegna.
Or questo vin dinanzi mi sia tolto;
Sete non n'ho, nè vo' che me ne vegna;
Che tal certezza ha Dio piu proibita,
Che al primo padre l'arbor della vita.

Che, come Adam, poi che gustò del pomo,
Che Dio con propria bocca gl' interdisse,
Dalla letizia al pianto fece un tomo,
Onde in miseria poi sempre s'afflisse:
Così, se della moglie sua vuol l' uomo
Tutto saper, quanto ella fece e disse,
Cade dall' allegrezze in pianti e in guai,
Onde non può piu rilevarsi mai.

Così dicendo il buon Rinaldo, e in tanto
Respingendo da se l'odiato vase,
Vide abbondare un gran rivo di pianto
Da gli occhj del signor di quelle case;
Che disse, poi, che racchetossi alquanto:
Sia maladetto chi mi persuase,
Ch' io facessi la prova, oimè! di sorte,
Che mi levo la dolce mia consorte.

Gries.

Oft ſteigt das Wort, den Ritter zu befragen,
Verlangensvoll ihm bis zum Mund empor;
Doch dann, gehalten von beſcheidnem Zagen,

Hemmt's ſeinen Lauf und wagt ſich nicht hervor.
Jetzt endlich, da die Tafel abgetragen,
Erſcheint ein Jüngling aus der Diener Chor
Und ſetzet einen Becher hin voll Weine,
Von Gold, geſchmückt mit manchem Edelſteine.

Der Herr des Hauſes hob zum Paladine
Die Augen auf, mit Lächeln im Geſicht;
Doch ſchien dem Aufmerkſamen ſeine Miene
Zum Weinen wohl geneigt, zum Lachen nicht.
Jetzt iſt es Zeit, daß ich mit dem dir diene,
So ſprach der Herr, worauf du längſt erpicht.
Ich will die Probe, die für jeden Gatten
Erfreulich ſein muß, jetzo dir geſtatten.

Ob Lieb' im Buſen ſeiner Gattin wache,
Muß jeder Gatt' erforſchen, däucht es mir;
Ob ſie ihm Ehr', ob ſie ihm Schande mache,
Ob er durch ſie ein Mann heißt, oder Thier.
Die Hörner ſind die allerleichtſte Sache,
Wie ſehr den Mann auch ſchändet ſolche Zier.
Die Andern alle ſehen ſie faſt immer;
Nur der ſie trägt, der eben ſieht ſie nimmer.

Weißt du, daß deine Gattin treu zu nennen,
So darfſt du ihr mehr Achtung zugeſtehn,
Als die, ſo ihre Fraun für falſch erkennen,
Und die, ſo noch in Furcht und Zweifel ſtehn.
Wie Viele, die von Eiferſucht entbrennen
Und keuſche, gute Fraun mit Unrecht ſchmähn!
Wie Viele, die einhergehn ohne Zagen,
Und doch die Hörner auf dem Kopfe tragen!

Willſt du erſpähn, ob deine Frau dich ehre —
Wie du es, glaub' ich, glaubſt und glauben mußt,
Weil anders glauben machen, mühſam wäre.

Wenn du nicht deß ſchon deutlich dir bewußt —
So kannſt du's ſchaun, ohn' eines Andern Lehre,
Durch dieſen Becher, den ich, dir zur Luſt.
Herbringen ließ, und zwar allein deswegen,
Um dir, was ich verſprochen, darzulegen.

Trinkſt du daraus, ſo kannſt du Großes ſchließen.
Wenn dir Cornubien auf dem Helme ſtehn,
So wird der Wein in deinen Buſen fließen,
Kein Tropfen wird auf deine Lippen gehn;
Doch iſt dies nicht, wirſt du ihn ganz genießen.
Jetzt ſei bemüht, dein Schickſal zu erſpähn! —
Er ſpricht's und lauſcht mit emſiger Geberde,
Wie ſich Rinald die Bruſt beſchütten werde.

Rinald, faſt überredet, auszuſpüren,
Was ihm zu finden unlieb möchte ſein,
Eilt ſchon, die Hand nach dem Gefäß zu führen,
Und war daran, der Probe ſich zu leihn.
Doch die Gefahr, den Becher zu berühren
Mit ſeinen Lippen, fällt ihm plötzlich ein.
Jetzt laßt mich, Herr, ein wenig Ruhe finden;
Dann will ich, was der Ritter ſprach, verkünden.

Der Ueberlegung wollt' er ſich vertrauen,
Eh' er den Kelch zum Munde hüb' empor.
Er ſann und ſprach: Wer ſucht, was ihm zu ſchauen
Verdrießlich iſt, der iſt gewiß ein Thor.
Mein Weib iſt Weib, und ſchwach ſind alle Frauen;
Mein Glaube bleibe, wie er war zuvor!
Er nützte mir, nützt bis zu dieſem Tage;
Was beſſert ſich, wenn ich die Probe wage?

Verlieren kann ich viel, faſt nichts gewinnen;
Verſuchung weckt oft Gottes Zorngericht.

Ich will — ſei klug, ſei thöricht mein Beginnen —
Nicht wiſſen mehr, als mir zu wiſſen Pflicht.
Nun aber ſchafft mir dieſen Wein von hinnen;
Er reizt nicht meinen Durſt, und ſoll es nicht.
Mehr hat uns Gott verboten ſolch Vermeſſen,
Als unſerm Ahn, vom Lebensbaum zu eſſen.

Wie Adam einſt, da er den Apfel ſchmeckte,
Den Gott mit eignem Mund ihm unterſagt,
Den tiefen Fall von Freud' in Leid vollſtreckte
Und ewig nun vom Elend ward geplagt:
So ſtürzt der Mann, der Alles gern entdeckte,
Was ſeine Gattin je gethan, geſagt,
Von ſeiner Freud' hinab in Schmerz und Zähren,
Und nichts vermag ihm Hülfe zu gewähren.

So ſprach der Paladin und ſtieß, entſchloſſen,
Den tief verhaßten Becher von ſich fort.
Und ſiehe da, der Thränen Ströme floſſen
Vom Angeſichte ſeines Wirths ſofort.
Dann wandte dieſer ſich zum Tiſchgenoſſen
Und ſprach: Verflucht ſei, deren tückiſch Wort
Mich einſt verführt, daß ich die Probe machte,
Die, weh' mir! um mein holdes Weib mich brachte!

Streckfuß.

Oft trieb die Gier, das Weitre zu erfahren,
Den Ton bis an Rinaldo's Mund empor,
Doch Höflichkeit hieß ihn die Frage ſparen,
Beſcheidenheit verſchloß des Mundes Thor.
Jetzt, wie ſie mit dem Mahle fertig waren,
Da trat ein Knapp' mit einer Schaale vor,
Von feinem Gold, von außen Edelſteine,
Von innen aber angefüllt mit Weine;

Und ſetzt ſie hin — und Lächeln in den Zügen,
Sah hier der Wirth den Gaſt an, welcher ſah,
Ihn ſolle dieſes Lächeln nur betrügen,
Denn Weinen ſchien ihm mehr als Lachen nah.
Der Hausherr ſprach: Jetzt werd' ich dir genügen,
Da du ſo oft mich mahnſt, die Zeit iſt da.
So ſiehe denn, was ich dir zeigen wollte,
Was jeder Ehemann erproben ſollte.

Mir ſcheint, man muß erſpähn im Eheſtande,
Ob man ſich auf die Frau verlaſſen kann,
Ob Ehr', ob Schimpf uns wird aus dieſem Bande,
Ob man des Weibes Narr iſt, ob ihr Mann?
Leicht iſt der Hörner Joch, allein die Schande
Hängt ewiglich doch dem Gehörnten an,
Indem beinah ſie alle Leute ſehen,
Nur die nicht, die mit dieſem Schmucke gehen.

Iſt dir bekannt, daß treu die Gattin ſei,
So haſt du Urſach, ſie noch mehr zu ſchätzen,
Die der nicht hat, der die gebrochne Treu
Kennt, oder Grund hat, Argwohn drein zu ſetzen.
Wohl Viele ſind von Eiferſucht nicht frei,
Obſchon die Frauen nie die Pflicht verletzen,
Indeß wir Viele ſtolz und ſicher ſehn,
Die mit dem Hornſchmuck auf dem Haupte gehn.

Doch willſt du ſehn, ob deine keuſch zu nennen,
(Ich glaube, daß du's glaubſt und glauben mußt,
Weil wir nur ſchwer das Andre glauben können,)
Und biſt dir deß durch Proben nicht bewußt,
So ſollſt du durch dich ſelber es erkennen:
Die Schaale zeigt die Tugend ihrer Bruſt.
Ich ließ ſie jetzt auf dieſe Tafel bringen,
Um das, was ich verſprochen, zu vollbringen.

Trinkſt du daraus, ſo wirſt du Wunder ſehen;
Denn ſollteſt du von den Gehörnten ſein,
So wird in deinen Mund kein Tröpflein gehen,
Und in die Bruſt hernieder ſtrömt der Wein.
Doch ſollt' es gut um ihre Treue ſtehen,
So trinkſt du leicht die ganze Schaale rein —
Drum trinke jetzt zur Prüfung ihrer Sitte.
Er ſpricht's, und paßt, wie jener ſich beſchütte.

Faſt iſt Rinald verführt und nah' daran,
Zu ſuchen, was, als Fund, kaum freuen möchte,
Er ſtreckt die Hand aus, faßt den Becher an
Und hebt bereits zur Probe ſeine Rechte.
Doch denkt er noch, es ſei nicht wohlgethan,
Wenn er den Wein an ſeine Lippen brächte.
Indeſſen, Herr, vergönnt mir Ruhe jetzt!
Ich ſag' euch künftig, was Rinald verſetzt.

Ich ſagt' euch jüngſt, er ſann ein Weilchen nach,
Ob er die Schaale wohl zum Munde brächte,
Worauf er ſo zu ſeinem Wirthe ſprach:
Ein Thor, wer ſucht, was er nicht finden möchte!
Mein Weib iſt Weib, und jedes Weib iſt ſchwach.
Behaupte drum mein Glaube ſeine Rechte;
Er hat bis jetzt mir immer wohlgethan,
Nichts Beſſ'res kann ich durch die Prob' empfahn.

Viel kränken kann ſie, wenig mich erfreun,
Weil Gott den Vorwitz nie in Schutz genommen.
Und ſollt' ich klug hier oder thöricht ſein,
So würde mehr zu wiſſen mir nicht frommen.
Weg drum den Kelch! Ich habe nach dem Wein
Jetzt keinen Durſt, und mag ihn nie bekommen,
Denn mehr, als einſt den Lebensbaum, verbeut
Der höchſte Gott uns ſolche Sicherheit.

Wie Adam einſt, der jene Frucht benaſcht,
Die Gott mit eignem Mund ihm unterſagte,
In Luſt vom Sturz ins Elend überraſcht,
In ſeinem Unglück ewig weint' und klagte:
So fällt der Mann, der nur nach Kunde haſcht,
Was jemals ſeine Gattin that und ſagte,
Von Luſt in Leid, und nimmer hebt der Thor
Von dieſem jähen Falle ſich empor.

So ſprechend ſchob der wackre Paladin
Weit von ſich den verhaßten Kelch und blickte
Zum Hausherrn auf und ſah in Thränen ihn,
Und deutlich war's, daß ſchweres Leid ihn drückte.
Drauf, wie er ruhiger zu werden ſchien,
Begann der Wirth: Verflucht, die mich berückte,
Daß ich die Probe that, in ſolcher Art,
Daß mir mein ſüßes Weib entriſſen ward!

Wir haben für dieſe Vergleichung zweier größerer Probeſtücke abſichtlich eine Stelle gewählt, die keinesweges durch poetiſchen Wortſchmuck glänzend hervorſticht, ſondern die den oft berührten Charakterzug des Arioſt'ſchen Unterhaltungstones, die leichte, nachläſſige Bequemlichkeit, recht bemerkbar macht, eben weil ſie ſchlicht und ungeſchmückt iſt. Die behagliche Geſchwätzigkeit, die in den meiſten Stanzen herrſcht, wird durch den geringſten Zwang, durch jede Einmiſchung vornehmer Worte und Wendungen zu einer langweiligen Förmlichkeit — und leider läßt ſich dieſe in der Gries'ſchen Überſetzung nicht überhören, mit Ausnahme weniger Verſe. Streckfuß hat im Ganzen einen bequemeren Ton, aber er hat es ſich freilich auch um Vieles bequemer gemacht als der gewiſſenhafte Gries. Die 98. Stanze iſt dieſem in den erſten ſechs Verſen überhaupt beſſer gelungen als ſeinem Nachfolger, der, trotz einer großen Freiheit in der Nachbildung der Worte, doch manches Unpaſſende hat einfließen laſſen, z. B. das zu ſtarke Wort Gier (desio). Eben ſo hat Streckfuß den Anfang der 99. Stanze entſtellt, theils durch eine leicht zu vermeidende Wiederholung:

Sah hier der Wirth den Gaſt an, welcher ſah,

welcher Vers auch außerdem durch die vielen einſylbigen Wörter nicht eben wohlklingend iſt, theils durch das Auseinanderziehen der zwei Verſe des Originals:

Ma chi ben lo notava, più di pianto
Parea, ch'avesse voglia, che di riso:

welches ſchon durch das vorn herein unnütz eingeſchobene Und ſetzt ſie hin verrückt und zerſtückelt wird. Gries hat in derſelben Stanze auch einige Flecken, z. B. das gar zu ſtarke Worauf du längſt erpicht: Che mi ricordi tanto. In der 100. Stanze wüßten wir in der Streckfuß'ſchen Überſetzung nur die Verdeckung des Gedankens:

Se per lei *bestia*, o se pur uom si chiama:

zu tadeln, der doch mit den folgenden Verſen, die von dem Kopfſchmuck ſprechen, in genauer Verbindung ſteht. Gries fällt gleich im Anfange aus dem Tone:

Ob Lieb' im Buſen ſeiner Gattin wache.

Wie einfach hat dagegen Streckfuß das Arioſt'ſche Se la sua donna l'ama überſetzt:

Ob man ſich auf die Frau verlaſſen kann.

Die 101. Stanze haben beide Überſetzer glücklich wiedergegeben, nur daß Gries wieder einmal im Tone zu hoch ſteigt:

Wie Viele, die von Eiferſucht entbrennen.

In der 103. Stanze überſetzt Gries ſehr undeutlich und, wenn man will, auch unrichtig die Worte: vedrai grande effetto: ſo wirſt du Großes ſchließen; Streckfuß recht gut: ſo wirſt du Wunder ſehen. Der neckiſche Ausdruck: portar il cimier di Cornovaglia, hat in beiden Überſetzungen verloren. Gries hat auch das Eigenthümliche in den Worten: tu berrai netto, verwiſcht, was bei Streckfuß noch bemerklich iſt. In der 104. Stanze finden wir in der erſten Überſetzung den gezierten Ausdruck: Der Probe ſich zu leihn, anſtößig, ſo ſehr er ſich auch den Worten des Originals porsi in prova nähert.

Im folgenden Geſange hat Gries die Anknüpfung: Io vi dicea, ausgelaſſen, und dadurch ſich Platz gemacht für ein langweiliges: ſich der Überlegung vertrauen wollen, als Überſetzung von: voler pensar alquanto. Ferner iſt von demſelben giovar durch nützen weniger paſſend überſetzt, als von Streckfuß durch: wohlthun. Dagegen iſt der letzte Vers der erſten Überſetzung vorzüglicher:

Was beſſert ſich, wenn ich die Probe wage?

In der achten Stanze wird, was ſehr ſelten iſt, Reimzwang bei Gries bemerkbar, beſonders in dem ſeltſamen Ausdrucke: Einen tiefen Fall vollſtrecken: fare un tomo dalla letizia al pianto. Streckfuß gibt in dieſer Stanze keinen Anſtoß. Eben ſo ſelten iſt der Makel, den wir in der Streckfuß'ſchen Überſetzung der 10. Stanze finden, nämlich eine zu ſtrenge Wörtlichkeit in der Nachbildung der letzten Verſe:

Di sorte,
Che mi levo la dolce mia consorte.

In ſolcher Art,
Daß mir mein ſüßes Weib entriſſen ward.

Unſere vergleichende Beurtheilung der beiden neueſten deutſchen Überſetzungen des Arioſt wird ihren Zweck erreicht haben, wenn es ihr gelungen iſt, darzuthun, daß eine neben der andern wohl beſtehen kann, ohne ihren Werth zu verlieren und unnütz und überflüſſig zu ſein. Vielleicht könnten wir auch Veranlaſſung zu neuen Verſuchen geben, da die Aufgabe einer deutſchen Überſetzung des Arioſt auch mit dieſen beiden Arbeiten uns noch nicht ſo ganz erfüllt ſcheinen will, daß ein dritter Mitbewerber nicht in die Bahn eintreten dürfte, welche Gries und Streckfuß ſo glücklich durchlaufen haben, ohne Einer dem Andern den Preis zu rauben. Wir haben es daher gewagt, es mit beiden Überſetzern zu verderben, wenn beide überzeugt ſein ſollten, etwas Tadelloſes und Unübertreffliches geliefert zu haben. Doch dafür ſind die Arbeiten beider zu gut, und nur die ſtümperhafte Mittelmäßigkeit erboſt ſich über Mitbewerbungen, die ſie in ihrer erträumten Höhe für frevelhafte Anmaßungen halten muß. Gute Arbeiter an guten Werken freuen ſich guter Genoſſen.

Arioſt's fünf Geſänge, überſetzt von Karl Streckfuß. Anhang zum Raſenden Roland. Halle 1825.

Die italieniſchen Kritiker und Literarhiſtoriker haben mehr über die Zeit der Entſtehung und die Beſtimmung der Cinque canti des Arioſt geſtritten, als über den Werth derſelben. Faſt alle nur den Mangel an ſprachlicher und metriſcher Vollendung dieſer Fragmente eines epiſchen Gedichts berückſichtigend, und darüber den Geiſt des Künſtlers überſehend, der ja aus einer Skizze oft am lebendigſten und eigenthümlichſten hervorleuchtet, haben ſie die Cinque canti als unwürdig des großen Gedichts erklärt, in deſſen Inhalt ſie, als loſe Fortſetzung, überſpielen. Dieſem Urtheile ſchließt ſich der Irrthum an, das vernachläſſigte Fragment rühre aus einer früheren, nach einem weiteren Plane entworfenen Bearbeitung des Orlando her, und als der Dichter in der Folge ſeinen Entwurf zuſammengezogen habe, ſei das Ausgeſchloſſene unvollendet und ungefeilt liegen geblieben. Die Verehrer des Arioſt, die ſeinem Alter nichts Mangelhaftes und Unfertiges zuſchreiben möchten, bringen für dieſe ihre Behauptung eine Fabel zur Sprache, die ſie auf die Autorität eines Bruders des Dichters, des Galaſſo Arioſto, ſtützen. Dieſer ſoll erzählt haben, Arioſt's erſter Plan ſei geweſen, ein Gedicht in 50 Geſängen zu ſchreiben, welches bis zu Rüdigers Tode und den Untergang der franzöſiſchen Paladine im Thale Renceval reichte. Aber die Zahl der Geſänge ſei voll geworden, ehe der Stoff verarbeitet geweſen, und in dieſer Verlegenheit habe der Rath einiger Freunde, und namentlich des Bembo, ihn vermocht, den tragiſchen Schluß ſeines Gedichts ganz aufzugeben, und mit Rüdigers Sieg über den Rodomont und ſeine Vermählung mit der Bradamante ſo zu endigen, daß nicht Frankreichs Niederlage, ſondern deſſen Triumph über die Sarazenen das Ziel aller Kämpfe, Leiden, Wunderthaten und Aufopferungen der Helden und Heldinnen der Fabel geworden ſei.

Dieſe Nachricht iſt an und für ſich unwahrſcheinlich. Denn ſo wenig auch der Orlando durch eine abgeſchloſſene Einheit eine weitere Fortführung der Fabel unmöglich macht, ſo widerſpricht doch ein tragiſcher Schluß der Anlage und Haltung des Ganzen, und es iſt auch nicht glaublich, daß ein ſo künſtlich verworrenes Gewebe, wie die Erzählung in dieſem Gedichte, mit ſchwankendem Plane bis zum 50. Geſange habe gefördert werden können, ohne daß der Dichter ſchon lange voraus gemerkt habe: ſo geht es nicht, und ſo komme ich nicht aus. Wer aber auch die Fabel erſonnen haben mag, der Ehre des Meiſters iſt damit ein ſchlechter Dienſt erwieſen worden.

Noch weniger haltbar iſt die Meinung, die Cinque canti wären von dem Dichter des Orlando dazu beſtimmt geweſen, in das große Gedicht eingeſchoben zu werden. Aber wo? Sie ſchließen ſich nur dem Ende deſſelben an und hängen unter ſich wieder zuſammen. Am kürzeſten fertigten diejenigen Kritiker das Fragment ab, die es ohne Weiteres dem Arioſt abſprachen. Eine merkwürdige Blindheit! Denn es gehört wahrlich nur eine mittelmäßige Bekanntſchaft mit dem Orlando dazu, um die Cinque canti, auch wenn ſie heute erſt ans Licht träten, nach Leſung von 10 Stanzen als Arioſtiſch zu begrüßen. Aber ſie ſind nicht lange nach des Dichters Tode von dem Sohne deſſelben, Virginio Arioſto, dem Antonio Manutio zum Drucke mitgetheilt worden, und erſchienen zum erſten Male in der venetianiſchen Ausgabe des Orlando von 1545.

Wenn wir bedenken, mit welcher Sorgfalt, ja Mühſeligkeit, der Dichter des Orlando an ſeinem Gedichte gefeilt und geglättet hat, bis er ihm endlich die bewundernswürdige Leichtigkeit der Anmuth gegeben, welche die höchſte Kunſt ſcheinbar zur kunſtloſeſten Natur macht; wenn wir leſen, daß er am Ende ſeines Lebens, noch immer unzufrieden mit dem, was er geleiſtet, ſein vollendetes Gedicht als unvollendet mit ſchmerzlicher Empfindung der Nachwelt überließ*): ſo löſen ſich uns alle Zweifel in Bezug auf die Abfaſſung und Beſtimmung des Fragments der Cinque canti. Die durch den Orlando noch nicht erſchöpfte Schöpfungskraft und Erfindungsluſt des Dichtergreiſes treiben ihn in ſeinen letzten Jahren zu einem zweiten großen Unternehmen an, welches der Tod bald nach ſeinem Anfange beſchließt. Jene fünf Geſänge, mit einzelnen Lücken und Brüchen, ſonſt zwar fertig niedergeſchrieben, aber noch nicht überarbeitet und gefeilt, und daher ungleich in ihrer ſprachlichen und metriſchen Form, ſind alſo die Schwanengeſänge des großen Dichters und ſchon als ſolche einer beſſern Beachtung werth, als ſie bisder in Italien und auch in Deutſchland gefunden haben.

---

*) S. Pigna's „Vita dell' Ariosto“.

Daß dem erſten der Cinque canti das Proëmium eines großen Gedichtes fehlt, darf uns nicht befremden. Der epiſche Dichter ſchreibt ein ſolches wohl eben ſo ſchicklich nach Vollendung des Gedichts, wie der Operncomponiſt die Ouverture. Der Zeit und dem Inhalte nach ſchließen ſich die Cinque canti dem Orlando an, und wir begegnen in ihnen faſt nur den Helden, Heldinnen, Feen und Ungeheuern, die wir dort kennen gelernt haben. Auch ſetzt der Dichter voraus, daß der Leſer der Cinque canti den Orlando noch in friſchem Andenken habe, etwa eben ſo, wie der Anfang des Orlando furioso fodert, daß der Leſer vom Orlando innamorato des Bojardo herkomme. Wir dürfen alſo aus dieſem Grunde die Cinque canti keinesweges als eine eigentliche Fortſetzung oder Ergänzung des Orlando in Bezug auf ihre poetiſche Geſtaltung betrachten. Auch in der epiſchen Form weicht das Fragment nicht von dem großen Gedicht ab; dieſelben Einleitungen der Geſänge, dieſelben Übergänge, daſſelbe Abbrechen mitten in der Erzählung am Schluſſe der Geſänge, und endlich auch derſelbe fein ironiſche Ton der Erzählung. Daß der Geiſt des großen Dichters ſich in den Cinque canti noch mit voller Kraft und Luſt ausſpreche, haben wir ſchon oben bemerkt, und die Feenverſammlung, die Höhle des Neides, die Fabel vom Argwohn, der Wallfiſchbauch u. a. m., können den geiſtreichſten und keckſten Phantaſiegebilden des Orlando an die Seite geſtellt werden.

Der Hauptheld des Gedichtes, als deſſen Anfang wir die Cinque canti betrachten, iſt der Verräther Ganelon, welcher in dem Orlando keine Rolle ſpielt; und wahrſcheinlich ſollten die Ränke und Liſten dieſes verrufenen Mainzers, durch welche der Untergang der franzöſiſchen Paladine herbeigeführt wurde, einen großen Theil der folgenden Geſänge einnehmen. Ganelon wird aber als ein Werkzeug in den Händen der rachſüchtigen Feen, und namentlich der Alcina, dargeſtellt, welche dem Kaiſer Karl und ſeinen Paladinen unverſöhnlichen Haß geſchworen haben; und um deſto wirkſamer mit vereinter Kraft gegen dieſe Zerſtörer ihrer Macht und Ehre zu Felde zu ziehen, erwählen die im Palaſte ihres Oberhauptes Demogorgon verſammelten Feen die Alcina zu einer Dictatorin. Dieſe läßt es ſich aber zuvörderſt angelegen ſein, ſich an ihren alten treuloſen Liebhabern zu rächen, die ſie, und unter ihnen auch den Rüdiger, in einen Wallfiſchbauch lockt, wo ſie ihr kümmerliches Leben bis zum höchſten Alter hinſchleppen müſſen. Ganelons Unternehmungen gegen den Kaiſer Karl werden erſt gegen den Schluß des fünften Geſanges bedeutend und gefährlich. In einer Schlacht gegen die Feinde, welche der Verräther wider ſeinen Herrn aufgewiegelt hat, ſtürzt dieſer mit ſeinem Pferde von einer Brücke in einen Fluß hinab, und hätte er ein minder gutes Roß geritten, ſo wär' es aus mit ihm geweſen. Hier endigt der fünfte Geſang.

Der Überſetzer des Raſenden Roland hat ſich durch die Verdeutſchung der Fünf Geſänge das Verdienſt erworben, die Freunde des Meiſters mit einem Werke bekannt zu machen, welches nicht allein noch durch keine Übertragung in unſer Publicum eingeführt iſt, ſondern ſelbſt unſern Literatoren faſt ganz fremd zu ſein ſcheint. Wir haben es daher für die beſte Empfehlung dieſer Arbeit gehalten, auf die Bedeutung und den Werth des mit Unrecht vernachläſſigten Fragments aufmerkſam zu machen, durch deſſen Überſetzung Hr. Streckfuß einen neuen Beweis ſeines entſchiedenen Berufes gegeben hat, den leichtfüßigen Arioſt in den Banden der ſchwerer beweglichen deutſchen Sprache und Proſodie einzufangen, ohne daß dieſer in der Geſangenſchaft ſeine muntere Laune und ſeinen freien Gang verlöre. Ja, der Überſetzer ſcheint uns in den Fünf Geſängen oft recht übermüthig glücklich mit ſeinem Originale in der nachläſſigen Unbefangenheit des Skizzirens zu wetteifern, und wir möchten behaupten, daß ein aufmerkſamer Leſer aus der Streckfuß'ſchen Arbeit ſchon einigermaßen auf die Verſchiedenheit des poetiſchen und ſprachlichen Styls ſchließen könne, welche zwiſchen dem geglätteten Roland und den gleichſam erſt bozzirten Cinque canti obwaltet.

VIII.

Taſſo.

Gries's und Streckfuß's Überſetzungen von Taſſo's Befreitem Jeruſalem.

Wir haben in der Einleitung zu unſerer Beurtheilung der beiden neueſten deutſchen Überſetzungen des Raſenden Roland *) zu zeigen unternommen, wie durchaus ſchief und unbeſtimmt die Kritik bisher den eigenthümlichen Charakter des Arioſt'ſchen Gedichts aufgefaßt hat, und wie es nur auf dem geſchichtlichen Wege, durch eine genaue Verfolgung und Entwickelung der Fäden, welche den Raſenden Roland an die populären Romanzi, an den Morgante und an den Verliebten Roland des Bojardo knüpfen, möglich iſt, den Geiſt des Arioſt'ſchen Gedichts und die ganze

---

*) S. den vorigen Aufſatz.

formelle Einrichtung ſeiner Erzählung klar und vollſtändig zu erkennen.

Arioſt hatte den Ton getroffen, der ſeiner Zeit recht war: und obgleich er zunächſt einem vornehmen Hofkreiſe erzählte, ſo wurde doch ſein Gedicht bald auch ein Liebling des Volks, und auf dieſe Weiſe gereichte das populäre Element dem Roland zu doppeltem Nutzen. Der aufrichtige und ehrliche Hausverſtand, das treuherzige Beichten, die allzeitfertige Sprüchwörtelei und andere populäre Maſken waren eine pikante Würze für den vornehmen Geſchmack, der, lächelnd und weiſe thuend, den Schalk dahinter erkannte: dem Volke ſelbſt aber ſagte der Geiſt zu, der ſich in der Sphäre zu bewegen ſchien, die Jeder auch wohl erreichen konnte. Die italieniſchen Kritiker folgten dem Strome; und obſchon ſie den Roland unrichtiger verſtanden, als irgend ein fürſtlicher oder bettelnder Zuhörer und Leſer, ſo überboten ſie ſich doch in pomphaften Lobeserhebungen des Gedichts, das ſie bald mit Homer's und Virgil's Epopeen verglichen, bald in ſeiner bunten, regelloſen Compoſition dieſen und andern epiſchen Werken entgegenſetzten, an welche ſie, oft linkiſch genug, die Ariſtoteliſche Regel anlegen zu können meinten. Endlich waren ſie froh, eine Benennung für das Gedicht erfunden zu haben, die ihnen das weitere Vergleichen und Entgegenſtellen abnahm, und mit dem Titel romantiſch, oder, wenn man vollſtändig ſein wollte, heroiſch-romantiſch *) war die Sache zwiſchen Homer, Virgil, Pulci, Bojardo und Arioſt beendigt, bis auf die Zeit der Erſcheinung des Befreiten Jeruſalems, das doch auch ſeinen Titel haben wollte.

Daß es dem Raſenden Roland nicht fehlen konnte an Nachahmungen und Überbietungen, läßt ſich wohl denken. Man wollte ja nach der Verbreitung des Arioſt'ſchen Gedichts in ganz Italien nichts Anderes hören und leſen als Arioſtiſches, und Hoch und Niedrig, Reich und Arm kannte und foderte zu ſeiner Unterhaltung nichts als Arioſt'ſchen Ton. Dieſer Ton war aber ſo leicht nicht zu treffen, wie er ſich leicht anhörte, und auf der einen Seite verfielen die Nachahmer des Raſenden Roland in Plumpheit und Plattheit, und auf der andern in langweilige Geſchwätzigkeit. Die Literatur der epiſchen Poeſie der Italiener von Arioſt bis auf Taſſo liefert Belege in Menge zu unſerer Behauptung, und wenn

---

*) So nannte die Cruſca das Gedicht des Arioſt.

wir den unglückſeligen Triſſino mit ſeiner regelmäßigen „Italia liberata“, die ja kaum der Poeſie angehört, ausnehmen, ſo laſſen ſich faſt alle bis zur Gerusalemme liberata in Italien erſchienene ſogenannte epiſche oder romantiſche Heldengedichte in die beiden Claſſen von Nachahmungen oder Überbietungen des Raſenden Roland einordnen.

An der Spitze der Hyper-Arioſt'ſchen Dichter ſteht der lockere, oft witzige und drollige, oft aber auch in fade Poſſenreißerei verſinkende Berni mit ſeiner Parodie oder Traveſtie des Verliebten Roland. Denn obgleich Bojardo's Gedicht dem durch den Arioſt'ſchen Styl geblendeten Italien in ſeinem Tone zu ernſt und edel war, ſo konnte doch der Reichthum ſeines Inhalts durch ſeinen genialen Fortſetzer nicht ſo ganz in Vergeſſenheit und Verachtung gebracht werden, als daß man nicht die abenteuerliche Geſchichte des verliebten Roland neben der des raſenden auch wohl noch gern geleſen hätte. Aber man fand, ſie ſei in der Form, welche Bojardo ihr gegeben, nicht wohl lesbar, und ſo übernahm Berni das dankbare Geſchäft, ſie für den Geſchmack ſeiner Zeit zuzurichten, und er ſah dabei auf einen Geſchmack, der noch in Zweifel ſtand, ob Arioſt es mit ſeiner Erzählung ernſthaft oder ſcherzhaft meine. Dieſer Zweifel konnte nun bei der Leſung des Berni'ſchen Gedichts nicht leicht aufkommen, und ſo iſt es wohl denkbar, daß ein Theil des Publicums, welches den Arioſt vergötterte, doch an dem Tone des Berni ein Ärgerniß nahm, beſonders weil ſein Werk ſich ſo eng an das Arioſt'ſche anſchloß und ſomit den Erhabenen — denn auch dieſes Epitheton hat ſich Arioſt müſſen gefallen laſſen — in eine niedrigere Sphäre herabzuziehen drohte. Späterhin machte ſich jedoch die poesia bernesca neben der Arioſt'ſchen geltend, und die italieniſche Kritik hat den Verliebten Roland des Berni in die Zahl ihrer claſſiſchen Gedichte aufgenommen, während ſie des Originals kaum noch mit vornehmer Geringſchätzung erwähnt. Auch iſt dieſes eine typographiſche Seltenheit geworden und wird es bleiben, wenn nicht vielleicht ein Deutſcher es zu unternehmen wagt, das erſte italieniſche Rittergedicht, in gewiſſem Sinne das einzige, unter fremdem Himmel wieder abdrucken zu laſſen.

Hätte Berni's parodirter Bojardo gleich nach ſeiner Erſcheinung*) ſo allgemeine Theilnahme in

---

*) Er wurde zum erſten Male gedruckt zu Venedig

Italien erweckt, wie der ſpätere Ruf dieſes Gedichts erwarten laſſen könnte, ſo iſt es nicht leicht erklärlich, daß ein zweiter Bearbeiter, der wenige Jahre nach der Bekanntmachung des Berni'ſchen Orlando mit einem geglätteten und ausgebeſſerten Bojardo auftrat, ſo viele Leſer gefunden habe, als die zahlreichen Ausgaben ſeines Werks bezeugen. Wir meinen Lodovico Domenichi, deſſen *Orlando riformato* 1545 zum erſten Male ans Licht trat *). Dieſer ſagt zwar in der Vorrede ſeines Buches: „er habe das Originalgedicht nur in den Stellen umgebildet,

---

im Jahre 1541. 4., alſo bald nach Berni's Tode, der wahrſcheinlich in das Jahr 1536 fällt.

*) Nach dieſen Angaben iſt ein kleiner Irrthum in meinem Aufſatze über den Orlando furioso (S. 21) zu berichtigen, wo Berni's Parodie ſpäter geſetzt wird als Agoſtini's Ueberarbeitung. Dieſe führt den Titel: Orlando innamorato del Sig. Matteo Maria Bojardo, conte di Scandiano, insieme coi tre libri di Niccolo degli Agostini, nuovamente riformato per M. Lodovico Domenichi. Vinegia, appresso Girolamo Scotto. 1545. 4. Die Fortſetzung des Agoſtini beſteht aus 33 Geſängen und erſchien ſchon 1531 mit dem Gedicht des Bojardo vereinigt. Geſchrieben iſt ſie wenigſtens vor 1526, und in ihrem proſaiſch gemeinen, höchſt langweiligen Style iſt noch keine Spur Arioſt'ſchen Einfluſſes zu erkennen.

welchen der Verfaſſer, theils verhindert durch den Tod, theils unfähig gemacht durch die Rohheit der Sprachweiſe ſeiner Zeit, in welcher die italieniſche Rede noch weit von der jetzigen „politezza“ entfernt geweſen wäre, die Vollendung und die Zier nicht hätte geben können, welche er im Sinne gehabt“. Demungeachtet braucht man nur wenige Stanzen des Domenichi mit denen des Originalgedichts zu vergleichen, um in dem angeblich nur ſprachlichen Überarbeiter Arioſt'ſches Beſtreben zu erkennen, ſo wenig Talent zu dieſem Beſtreben auch in ihm ſein mag*).

Auch in den populären Romanzi der Italiener fängt bald nach der Erſcheinung des Raſenden Roland Arioſtiſche Frivolität und Modernität zu ſpuken an, und natürlich neigt ſich der Ton ſolcher Poeſien immer mehr nach der groben Seite des Pulci hin und verſinkt in craſſe Traveſtie. Unter den erzählenden Dichtern, die auf die Unterhaltung der höhern Stände Anſpruch machen, arioſtiſiren mehr und minder glücklich und ſtark die Verfaſſer der Fortſetzungen und Einleitungen des Raſenden und Verliebten Roland, Sigismondo Paolucci, Vicenzo Bruſantini und der unermüdliche, aber ſeine Leſer deſto mehr ermüdende Lodovico Dolce, vieler Andern nicht zu gedenken, die allmälig den Ton der epiſchen Poeſie durch Nachahmung, Überbietung und Vermiſchung des Pulci, Arioſt und Berni völlig in die Sphäre des Burlesken herabzogen, welches ſchon im ſechzehnten Jahrhundert anfängt den italieniſchen Parnaß zu beherrſchen.

---

*) Wer keine andere Gelegenheit zu dieſer Vergleichung hat, dem können ſelbſt die drei Anfangsſtanzen in den Noten zum vierten Theile der pariſer Ausgabe des Ginguené Genüge leiſten. Faſt unbegreiflich iſt es, daß Ginguené das Nachahmeln des Arioſt'ſchen Styles in Domenichi's Arbeit gar nicht bemerkt hat. Bouterwek ſieht hier klarer. S. deſſen „Geſchichte der italieniſchen Poeſie ꝛc.“, B. 2, S. 168.

Nun wurde man denn doch irre an dem Arioſtiſchen, wenn auch nicht an dem Arioſt. Zwei gelehrte Staatsmänner, Giovan Giorgio Triſſino und Bernardo Taſſo, verfielen faſt zu gleicher Zeit auf den ſeltſam antiken Einfall, ein italieniſches Epos nach der Ariſtoteliſchen Regel und in reimloſen Verſen zu ſchreiben. Triſſino wählte ſich zum Gegenſtande die Vertreibung der Gothen aus Italien, alſo wenigſtens etwas nicht Antiromantiſches, und kam wirklich mit einem Gedichte zu Ende, welches, wie ſelbſt Bernardo Taſſo in einem ſeiner Briefe geſteht, an einem und demſelben Tage erſchien und begraben wurde *). Bernardo Taſſo wurde in der Ausführung ſeines claſſiſchen Planes durch Umſtände geſtört, welche für die Geſchichte des Geſchmacks in jenem Zeitalter charakteriſtiſch ſind. Er ging anfangs damit um, ein Ariſtoteliſch geregeltes Epos in versi sciolti zu ſchreiben, beſonders bewogen durch den Rath ſeines gelehrten Freundes Sperone Speroni. Wahrſcheinlich würde aber der romantiſche Gegenſtand, welchen Bernardo ſich zur Behandlung auserſehen hatte, in dem claſſiſch kalten und ſteifen Gewande ſich noch ſeltſamer ausgenommen haben, als Triſſino's Gothenvertreibung, und der Prinz von Salerno, Don Lodovico d'Avila, welcher den Dichter vermochte, ſeinen Amadis in Stanzen zu beſingen, hatte ohne Zweifel mehr Urtheil und Geſchmack, als Sperone Speroni; auch mußte die um dieſe Zeit erſcheinende Italia liberata jeden etwa noch zurückgebliebenen Zweifel über die zu wählende Form aus Bernardo's Kopfe verjagen. Nichtsdeſtoweniger aber blieb in ihm die Idee der Ariſtoteliſchen Einheit noch feſt und ſicher, und er

---

*) Dennoch hat Triſſino's Epos einen Nachahmer gefunden, wenn auch erſt nach zwanzig Jahren, wir meinen den Verfaſſer der „Alamanna", den Florentiner Oliviero. S. Ginguené V, 165.

bearbeitete zehn Geſänge ſeines „Amadis" in fortgehender, ununterbrochener Erzählung, ohne perſönliche Einmiſchung ſeiner und ſeiner Zuhörer, und ohne einleitende Digreſſionen. Dieſe las er dem Hofe von Salerno vor, und nach der Beendigung weniger Geſänge war ſein Auditorium leer. So mußte denn Bernardo, wollend oder nicht wollend, ſich in die Arioſt'ſche Regelloſigkeit ſtürzen, in welcher er nun, hundert Geſänge hindurch, gleichſam wider ſeinen und der Muſe Willen aushielt. Der Leſer vermag nicht ſo viel. Vom Arioſt hat Bernardo Taſſo nur die formelle Einrichtung ſeiner Erzählung entlehnen können; und den charakteriſtiſchen Ton des Orlando furioso nachzuahmen, dazu fühlte er weder Luſt noch Anlage in ſich. Sein Amadigi iſt ein correctes Gedicht, dem man nicht viel Schlechtes nachſagen kann, aber leider auch nichts unbedingt Gutes. Jedes ihm zu ſpendende Lob wird mehr oder minder negativ ausfallen müſſen, und von den mancherlei übertriebenen Panegyrikern des Amadis *) iſt nur einer zu entſchuldigen, Torquato Taſſo,

---

*) Lodovico Dolce in der Vorrede zur Ausgabe des Amadis von 1560 ſetzt dieſes Gedicht hoch über den Raſenden Roland.

der Sohn des Bernardo, deſſen Preis ein Opfer kindlicher Liebe ſein mag.

So unglücklich nun auch dieſe anti-Arioſt'ſchen Verſuche in ihrem Erfolge waren, ſo hatten ſie doch die Idee des ſogenannten geregelten Epos nach der Norm der Alten und ihres kritiſchen Geſetzgebers Ariſtoteles angeregt, die ſich in den claſſiſchen Studien der Italiener immer mehr und mehr befeſtigte und ernährte. Die gelehrten Dichter und Kritiker fingen allmälig ſogar an, den romantiſchen Wirrwarr des Arioſt, den Mangel an Einheit und Zuſammenhang im Raſenden Roland zu tadeln, unbeſchadet jedoch dem Nationalgeſchmack. Sonderbar iſt es, daß die bezeichneten regelmäßigen Epiker dennoch faſt alle romantiſche Fabeln in ihren Gedichten behandelten, wodurch denn natürlich ein arger Contraſt der Form und des Stoffes entſtand. Ich nenne hier nur den durch ſein Lehrgedicht bekannten Alamanni, deſſen Epos, „Girone il Cortese“, zu der oben angedeuteten anti-Arioſt'ſchen Gattung gehört. Die Erzählung macht hier einen geregelten Gang, der Dichter läßt ſich und ſeine Zuhörer aus dem Spiele und unterbricht die Fabel nicht durch Digreſſionen am Anfang und Schluß der Geſänge. Ein ſeltſames Zwitterproduct iſt das andere Epos des

Alamanni: „L'Avarchide“, eine ritterlich gemachte und moderniſirte Ilias, deren Handlung aus der trojaniſchen Ebene nach Avarcum in Frankreich, dem jetzigen Bourges, verlegt iſt. Die Idee eines geregelten Epos mit allen daran haftenden Vorurtheilen und Mißverſtändniſſen hatte ſich auch des Torquato Taſſo bemächtigt, als er in ſeinem ſiebzehnten Jahre, damals noch Student zu Padua, ſein erſtes Gedicht, den wenig bekannten „Rinaldo“, verfaßte. Der Held dieſes Epos gehört bekanntlich zu dem Fabelkreiſe Karls des Großen und ſteht in genauer Berührung mit dem beliebten Roland. Man kann den Rinaldo des Taſſo, auch mit der größten Liebe für den Sänger des Befreiten Jeruſalems, nicht anders als einen mißlungenen Verſuch nennen. Der Dichter ſagt in der Vorrede, er habe ſich bemüht, ſeine Fabel ſo zu behandeln, daß ſie Einheit zu haben ſchiene, wenn auch nicht im ſtrengſten, doch im weitern Sinne *). Er gedenke, die Mittelſtraße einzuſchlagen, auf welcher er weder die Anſprüche der eifrigen Jünger

---

*) E ben vero, che nell' ordine il mio poema mi sono affaticato ancora un poco in far si, che la favola fosse una, se non strettamente, almeno largamente considerata.

des Ariſtoteles, welche nur Homer und Virgil vor Augen hätten, würde befriedigen können, noch den Geſchmack der ausſchließlichen Liebhaber der Arioſt'ſchen Poeſie. Dieſe letzteren würden ihm vielleicht den Vorwurf machen, am Anfange der Geſänge jene Betrachtungen und Moralitäten nicht angebracht zu haben, welche man ſo gern in dem Arioſt läſe. Jedoch hätten weder Homer noch Virgil ſich ſolcher Prologe bedient, und Ariſtoteles ſage ganz klar in ſeiner Poetik, ein Dichter wäre um ſo vortrefflicher, je mehr er nachahme, und er ahme um ſo mehr nach, je weniger er als Dichter ſpreche, und je mehr er ſeine Perſonen ſprechen laſſe. Dieſe Regel ſei von Denen überſehen worden, welche aus ihrem eigenen Munde Sentenzen und Moralitäten, namentlich zu Anfang der Geſänge, zum Beſten gäben, und er glaube daher, daß Arioſt ſolche Prologe nur nothgedrungen zugelaſſen habe, um bei der Mannichfaltigkeit und Menge ſeiner Perſonen und Begebenheiten die Zuhörer zurecht zu führen und ihnen die Überſicht des Ganzen zu erleichtern. Er aber wolle nur Einen Helden beſingen und deſſen Thaten zu Einer Handlung vereinigen, ſo weit der Geſchmack der Zeit es erlaube; er wolle den Faden ſeiner Erzählung nirgends zerſchneiden, um ihn wo anders wieder anzuknüpfen: warum habe er alſo dem Beiſpiel des Arioſt folgen ſollen?

Dieſe Vorrede iſt charakteriſtiſch und verdient hier mitgetheilt zu werden. Das Gedicht ſelbſt hält die verſprochene Mittelſtraße: der Styl iſt ziemlich einfach, aber modern, und der claſſiſche Geſchmack hat das Romantiſche von der alten Ritterfabel faſt ganz abgeſtreift. In einigen Stellen mag man wohl einen Funken von dem Geiſte des Sängers der **Gerusalemme liberata** erkennen, in den meiſten aber einen über ſein Alter ausgebildeten Geſchmack und eine wohlklingende Leichtigkeit des Versbaues.

Es liegt uns nun ob, dasjenige Element aufzuſuchen, welches in der **Gerusalemme liberata** ſo mächtig und lebendig waltet, daß es dieſes Gedicht aus dem Kreiſe, welchen das Epos in Italien und andern Ländern vor und nach Taſſo beſchrieben hat, weit heraustreibt und ihm eine Bahn angewieſen hat, welche ſolche Beobachter und Beurtheiler, für die nur Dasjenige gut und recht iſt, was in das Fachwerk und die Nomenclatur ihrer beſchränkten Kunſttheorie paßt, nothwendig irre und ſtutzig machen mußte. Da man den Arioſt einmal romantiſch genannt hatte, ſo war es ſchon dadurch unmöglich, für Taſſo's Itaruſalem eine Benennung zu finden, die nur im Allgemeinſten und Unbeſtimmteſten den Charakter dieſes Gedichts richtig bezeichnet hätte. Denn, mochte man den **Orlando** des Arioſt ſeiner alten ritterlichen Fabel wegen romantiſch genannt haben, oder mochte man mit dieſem Titel die einheitsloſe, verworrene, bunte Behandlung dieſer Fabel, im Gegenſatz zu der antiken Regelmäßigkeit und Einheit, andeuten wollen: in keinem Falle konnte Taſſo auf dieſelbe Benennung ſeines Gedichts Anſpruch machen. Denn der erſte Kreuzzug lag der Zeit und dem Zeitgeiſte derjenigen Periode, in welcher Taſſo dichtete, keinesweges ſo fern, daß man ihn, als Stoff eines Epos, romantiſch hätte nennen mögen, und Taſſo's Styl und Ton ſo wie die ganze formelle Einrichtung ſeiner Erzählung machten den entſchiedenſten Contraſt mit dem Charakter der Arioſt'ſchen Poeſie. Man kann ſich daher nicht wundern, wenn die Lobredner der **Gerusalemme liberata**, da die Romantik einmal occupirt war, für das bewunderte Gedicht einen Platz neben Homer und Virgil ſuchten. Ohne in den Geiſt des Taſſo einzudringen, hielten ſie ſich auf der Oberfläche ſeines Gedichts und fanden daſelbſt das echte, geregelte italieniſche Epos, das ſie denn als ſolches über den regelloſen Arioſt ſetzten und dadurch den heftigſten Widerſpruch der privilegirten Wächter des Geſchmacks, der Akademiker della Crusca, hervorriefen. Es konnte dieſen nicht ſchwer fallen, darzuthun, daß die Gerusalemme liberata den ihr angewieſenen Platz neben der Ilias oder der Äneis auf keine Weiſe einzunehmen und zu behaupten im Stande ſei: und da ſie nun auch nicht in das Arioſt'ſche Fach paſſen wollte, ſo wurde ſie völlig und förmlich von dem italieniſchen Parnaſſe heruntergeworfen, als ein Unding, und man verweigerte ihr kurzweg den Namen eines Gedichts *). In dieſem Sinne ſagt noch Boileau, dieſes würdige Haupt aller antipoetiſchen Kritik und Äſthetik, in ſeiner neunten Satire:

> Tous les jours à la cour un sot de qualité
> Peut juger de travers avec impunité,
> A Malherbe, à Racan préférer Théophile,
> Et le clinquant du Tasse à tout l'or de Virgile.

So läſterlich frech und dumm hier aber auch der Gegenſatz zwiſchen Virgil und Taſſo geſtellt wird, ſo iſt der Gegenſatz an und für ſich doch viel paſ-

---

*) Die bekannteſte Lobrede und die erſte, welche von der Crusca beantwortet wurde, iſt die dialogiſirte von Camillo Pellegrino. Der Cavaliere Leonardo Salviati iſt der Herausgeber der akademiſchen Antwort, auf die wir uns hier bezogen haben.

ſender und richtiger, als die Vergleichung und Zuſammenſtellung dieſer beiden Dichter in den Schriften der Lobredner des Taſſo. Und wie wenig überhaupt die anti-Arioſt'ſche oder antike Einheit und Regelmäßigkeit des Epos an und für ſich vermögen, das haben ja wohl die Gedichte des Alamanni und ſelbſt Taſſo's Rinaldo bewieſen; daher müſſen wir das belebende Element der Gerusalemme liberata tiefer und weiter ſuchen.

Zuvörderſt wollen wir den italieniſchen Mißbrauch des Wortes romantiſch, in den wir uns bisher gefügt haben, ganz vergeſſen und uns erinnern, daß an dem Arioſt nichts Romantiſches iſt, als der fremde Stoff ſeines großen Gedichts, und daß ſeine moderne, parodirende Behandlung recht eigentlich antiromantiſch heißen könnte und natürlich auch auf den romantiſchen Geiſt ſeines Stoffes zerſtörend wirken muß. Dieſer romantiſche Geiſt des Ritterthums, welcher Jahrhunderte lang das Leben und die Kunſt des Abendlandes beherrſcht hat, iſt in Italien niemals recht einheimiſch geworden. Den Grund einer ſolchen Unempfänglichkeit könnte man ohne Weiteres in die Idioſynkraſie des italieniſchen Charakters ſetzen; aber wir wollen doch auch auf einige äußere und zufällige Urſachen hinweiſen, die wohl nicht ohne

Mitwirkung in dieſer Entfremdung geweſen ſind. Wir erinnern an die Ruinen des Alterthums nicht bloß auf dem Boden Italiens, ſondern auch in den Sitten und Einrichtungen des Lebens ſeiner Bewohner. Sie geben einen falſchen Stolz und eine falſche Sehnſucht und laſſen kein lebendiges, thatenkräftiges Nationalgefühl emporkommen; denn ſie wirken nach einer Welt hin, die todt iſt und nie wieder zum Leben erweckt werden kann. Das aber, was das morſche italieniſche Alterthum befruchtet hat, iſt aus Norden gekommen und hat bei den Nachkommen der römiſchen Weltbeherrſcher immer barbariſch und gothiſch geheißen. Der Geiſt des Ritterthums aber iſt ebenfalls über die Alpen nach Italien gezogen. Außerdem nennen wir den zu früh erwachten republicaniſchen Geiſt der Italiener als einen Gegner des Ritterthums; das Bürgerthum überwächſt, durch Handel genährt, gar bald den Adel, und in andern Staaten dominirt der Klerus. Dazu kommt endlich noch der frühe Einfluß der antiken Literatur und Kunſt auf den Geiſt der Italiener, der wieder mit jenem antiken Nationalgefühl zuſammenhängt, welches das Fremde ohne Ausnahme barbariſch nennt und ſich weit über daſſelbe erhaben dünkt.

Als daher das Ritterthum mit nordiſchen und weſtländiſchen Einwanderern und Eroberern ſich über Italien verbreiten wollte, fand es keinen günſtigen Boden auf der ſchönen Halbinſel. Mochte auch ein ritterlicher Geiſt an einigen normänniſchen Höfen herrſchen und um ſich greifen, mochte auch die Blüte des Ritterthums unter dem ſiciliſchen Throne der Hohenſtaufen gedeihen, mochten ſelbſt manche italieniſche Fürſten von einheimiſchem Stamme, aus Neigung oder aus Mode, den Sinn und die Form der Ritterlichkeit bei ſich einzuführen ſuchen: alle dieſe Erſcheinungen waren doch nur einzeln und nicht anhaltend; und, wenn wir auf das Ganze ſehen, ſo erblikken wir den Geiſt des Ritterthums in Italien immer nur als einen geduldeten Fremdling. Nicht anders verhält es ſich mit der romantiſchen Ritterpoeſie. Als die Sagen der beiden epiſchen Fabelkreiſe, in denen ſich dieſelbe bewegt, die Sagen von Karl dem Großen und die von der Tafelrunde, nach Italien hinüberklangen, ließ man ſich hier die unterhaltenden Mährchen wohl gefallen; man that auch Manches aus eigenen Mitteln und Quellen hinzu und paßte ſie dem italieniſchen Local an. Dadurch wurden ſie aber der ganzen Nation nicht näher gebracht, und der vornehme und gelehrte Stand trat bald in modern kluge Oppoſition gegen die wunderbaren Sagen des Ritterthums, ſo daß ihre Behandlung in gebundener und ungebundener Rede den gemeineren Claſſen anheimfiel, welche mit ihren Romanzi und Volksbüchern etwa in demſelben Verhältniſſe zu der echten Ritterpoeſie ſtehen, wie unſere Meiſterſänger in ihren Einkleidungen ritterlicher Sagenſtoffe. Wie aber die vornehmen Italiener die alten romantiſchen Ritterſagen ſich in parodiſchen Verkleidungen zu frivoler Unterhaltung vorführen ließen, das haben wir in unſerem Aufſatze über Arioſt gezeigt.

Der einzige Bojardo macht in dem Kreiſe der italieniſchen Dichter, welche romantiſche Ritterſagen behandelt haben, eine rühmliche, von ſeinen Landsleuten aber wenig gerühmte Ausnahme. Seine Anſicht des alten Ritterthums iſt rein und edel, und er iſt von deſſen Herrlichkeit gläubig und freudig durchdrungen. In ſeinem klaren Gemüthe ſteht die ganze untergegangene Welt des Glaubens, der Liebe und der Ehre unerſchütterlich da, und kein Zweifel an derſelben findet in ſeinem Herzen Raum. Darum haben wir ſeinen Orlando innamorato oben das erſte und einzige italieniſche Rittergedicht genannt.

In unſerm Torquato Taſſo iſt der romantiſche Geiſt des Ritterthums gewiß nicht zu verkennen; aber er gelangte in ihm, dem unſtät Umhergeworfenen, nicht zu der Ruhe und Klarheit, welche zu einer Anſchauung ſeiner ſelbſt unerläßlich ſind. Das Ritterthum ſtand nicht ſo feſt und vollſtändig in ihm, wie in dem Dichter des Orlando innamorato; fern lag es vor ihm in wunderbar dämmernder Glorie, er ſah es in einzelnen Zauberbildern aufleuchten durch die Nacht ſeines Lebens, er ſtreckte ſehnſuchtsvoll ſeine Arme nach demſelben aus, er glaubte es zu ergreifen, aber er hat es nie ganz erfaßt. Daher iſt ihm auch die objective Darſtellung deſſelben in ſeinem Jugendgedichte ſo wenig gelungen, und darum wählte er zu ſeinem großen Epos keinen Helden aus den alten ritterlichen Sagenkreiſen, ſondern einen neueren Stoff, deſſen Verherrlichung mit ſeinen ſchönſten Gefühlen und Hoffnungen auf das innigſte zuſammenhing.

Wir möchten nun ſagen: wie Taſſo nie zu einer klaren und vollſtändigen Anſchauung des Ritterthums gelangen konnte, ſo iſt der romantiſche Geiſt deſſelben, der in dem Dichter der Gerusalemme liberata ſo herrlich und lieblich weht, ein elegiſcher, oder, damit man dieſe Benennung nicht zu enge finde, ein lyriſcher Geiſt geblieben. Als ſolcher läßt er ſich denn in dem unglücklichen Leben des großen Dichters, in ſeinen kleineren lyriſchen Gedichten und in ſeinem Epos nachweiſen, als deſſen eigentlichen Lebensodem wir eben dieſen ſubjectiven romantiſch ritterlichen Geiſt erkennen.

Sehr treffend bemerkt Bouterwek in ſeiner „Geſchichte der italieniſchen Poeſie"*): „Torquato Taſſo's Leben iſt das romanhafteſte aller italieniſchen Dichter nach Dante. Wer es mit dem Leben Arioſt's vergleicht, kann, auch ohne von dem einen oder dem andern einen Vers geleſen zu haben, ſich ſchon in der Muthmaßung ein ziemlich richtiges Bild von der Charakterverſchiedenheit der Poeſie beider Dichter entwerfen. Beide lebten ungefähr unter denſelben Verhältniſſen, wenn gleich zu verſchiedenen Zeiten, an demſelben Hofe. Aber Arioſt war, zu ſeinem Glück, ein praktiſch verſtändiger Mann, und Taſſo, zu ſeinem Verderben, auch da, wo es praktiſchen Verſtand galt, ein Dichter. Jener wurde mit aller ſeiner Weltklugheit ſeines Lebens nicht froh. Welches Glück durfte ſich dieſer, der ſich mit leidenſchaftlich ſchwärmender Phantaſie jedem Gefühle hingab, an einem Hofe verſprechen?“

---

*) Th. 2, S. 219.

Eins müſſen wir noch beſonders hervorheben, nämlich den Widerſpruch, in welchem Taſſo's Leben mit ſeiner Zeit ſteht. Sein romantiſch ritterlicher Geiſt trieb ihn zu manchen Handlungen, Unternehmungen und Wünſchen, die ſeinen Zeitgenoſſen ſeltſam und fratzenhaft erſcheinen mußten, und was in ſeinen Poeſien als romantiſch anſpricht, tritt in ſeinem Leben oft als romanhaft hervor. Aus demſelben Geiſte entſprangen auch die gewiß überſpannten Anſprüche, welche Taſſo an den Hof von Ferrara machte. Während Arioſt ſich hatte müſſen gefallen laſſen, daß ſein Gönner, der Cardinal Ippolito von Eſte, das ihm gewidmete Gedicht minchionerie nannte, war es dem Taſſo nicht genug, daß der Herzog Alfonſo ſeine Rückkehr nach Ferrara durch ein großes Hoffeſt feiern ließ. Wie hoch, wie weit ſchwärmte nicht die ritterliche Phantaſie unſers Taſſo! — Zu einem Kreuzzuge, zur Eroberung des heiligen Grabes rief er die Fürſten der Chriſtenheit auf; ſein Alfonſo ſollte ein zweiter Bouillon werden, und er ſelbſt wäre dann mitgezogen, die Leier in der einen, das Schwert in der andern Hand; und wer ahnet nicht, daß im Hintergrunde dieſer großen Unternehmung irgend eine ungeheure That vor des Sängers Seele ſtand, eine That, durch die er ſeine Eleonora vielleicht errungen hätte, oder die ihn wenigſtens würdig gemacht hätte, mit ſeinem letzten Hauche das Geheimniß ſeiner Liebe auszuſprechen *)? So innig hängt alſo Taſſo's großes Gedicht, wie wir oben geſagt haben, mit den ſchönſten Gefühlen und Hoffnungen ſeines Lebens zuſammen. Sein ganzes Leben aber iſt ſo durch und durch romantiſch, daß man dieſes Epitheton damit erläutern könnte. Wir ſehen ihn als ritterlichen Dichter an einem der glänzendſten Höfe Italiens; eine Prinzeſſin iſt ſeine Dame; ſtolz auf ſeinen Degen und ſtolz auf ſeine Feder **), verſteht er, gereizt, beide nicht zu regieren; dann flüchtig, bald als Schäfer, bald in Pilgerkleidern umherirrend; nach und nach an aller Welt verzweifelnd, zuletzt an ſich ſelbſt; im Hoſpital als Wahnſinniger eingeſperrt; endlich dahinſterbend am Tage vor ſeiner Krönung in der alten Hauptſtadt der Welt, auf dem Siechbette, unter Mönchen, in einem ſtillen Bergkloſter, wo er ſich ſchon dem Himmel näher fühlt*). So romantiſch, wie Taſſo's Leben in dieſen ſeinen Hauptzügen erſcheint, eben ſo mag es in den kleinſten Gewohnheiten und Sitten, in Tracht und Benehmen geweſen ſein; und es iſt nicht zu verwundern, wenn der alltägliche Menſch ein ſolches Leben lächerlich findet; eine andere etwas höher ſtehende Claſſe haßt aber dieſe aus der Bahn der zeitgemäßen Convenienz herausſchweifende Originalität. Daher alſo die Spötter und Feinde, von denen ſich der unglückliche Dichter überall verfolgt und umgarnt ſieht: ſie verfolgen ihn nicht, keine Pläne werden gegen ihn geſchmiedet; aber überall, wo er erſcheint, tritt die alltägliche Gegenwart ihm in ihrer proſaiſchen Wirklichkeit ſpöttiſch und feindlich entgegen. Dabei muß aber zur vollſtändigen Erkenntniß unſeres Dichters auch bemerkt werden, daß der Hof von Ferrara unter dem Herzoge Alfonſo II. einen gewiſſen ritterlichen Anſtrich zur Schau trug, der den jungen Schwärmer begeiſtern und überſpannen mußte, welcher als Neuling in dieſe gleißende Welt eintrat. Was dem Hofe von Ferrara eine mehr oder minder zur beluſtigenden Maske dienende Form war, das ging tief in den Geiſt des jungen Dichters ein und ſchlug darin ſo feſte Wurzeln, daß ihre Ausrottung ſein ganzes Leben zerſtören mußte.

---

*) In dieſem Sinne ſpricht Taſſo in dem Göthe'ſchen Trauerſpiel:

> O daß die edelſte der Thaten ſich
> Hier ſichtbar vor mich ſtellte, rings umgeben
> Von gräßlicher Gefahr! Ich dränge zu
> Und wagte gern das Leben — — — foderte
> Die beſten Menſchen mir zu Freunden auf,
> Unmögliches mit einer edlen Schar
> Nach ihrem Wink und Willen zu vollbringen.

**) Colla penna e colla spada
Nessun val, quanto Torquato.

So lautet der Anfang eines italieniſchen Volksliedes zu Ehren unſers Dichters.

---

*) Siehe Taſſo's letzten Brief an Coſtantini.

Wollen wir den eigenthümlichen Geiſt der lyriſchen Poeſie des Taſſo in ſeinem Mittelpunkte auffaſſen, ſo müſſen wir eine nicht kleine Anzahl von Sonetten, Canzonen, Madrigalen u. ſ. w. für unſere Betrachtung ausſcheiden, ohne ihnen deswegen ihren bedingten Werth abzuſprechen: wir meinen ſolche Stücke, in welchen Taſſo, der poetiſchen Form und Weiſe ſeiner Zeit folgend, bald mit mythologiſchen Bildern zierlich ſpielt, bald, als Nachahmer des Petrarca, die Liebe in die Platoniſche Philoſophie verſenkt. Dringen wir aber durch dieſe poetiſche Außenſeite in den eigentlichen Kern der lyriſchen Eigenthümlichkeit unſeres Taſſo ein, ſo begegnen uns in ihm eng unter einander verſchlungen die drei Elemente des wahren Ritterthums: Frauendienſt, Männerehre und Gottergebenheit; und hier vernehmen wir Töne, wie die italieniſche Poeſie ſeit ihren erſten Lyrikern, den Lehrlingen der Provenzalen, keine, die wir ähnlich oder verwandt nennen möchten, von ſich gegeben hat. Vor Allem, wie in heiliger Glorie, prangt das Bild der hohen Unnennbaren, Ungenannten und Unerreichbaren*).

---

*) Göthe im „Taſſo“:

Mit mannichfalt'gem Geiſt verherrlicht er
Ein einzig Bild in allen ſeinen Reimen.
Bald hebt er es in lichter Glorie
Zum Sternenhimmel auf, beugt ſich verehrend,
Wie Engel über Wolken, vor dem Bilde;
Dann ſchleicht er ihm durch ſtille Fluren nach,
Und jede Blume windet er zum Kranz;
Entfernt ſich die Verehrte, heiligt er
Den Pfad, den leiſ' ihr ſchöner Fuß betrat.
Verſteckt im Buſche, gleich der Nachtigall,
Füllt er aus einem liebekranken Buſen
Mit ſeiner Klagen Wohllaut Hain und Luft;
Sein reizend Lied, die ſel'ge Schwermuth lockt
Ein jedes Ohr, und jedes Herz muß nach.

Und weiter unten:

Hier iſt die Frage nicht von einer Liebe,
Die ſich des Gegenſtands bemeiſtern will,
Ausſchließend ihn beſitzen, eiferſüchtig

Für ſie kämpfen, bluten, ſterben, das iſt der Liebe ſchönſtes Ziel. Dann erſcheint das Kreuz, niedergebeugt von den Heiden, und die Stimme des Sängers ruft nach Waffen für das gefeſſelte Jeruſalem. Aber vergebens ſang er deſſen Befreiung, ſein Lied verklang in den kalten Herzen der Menge. Und iſt endlich Alles verſchwunden, Alles verwelkt, Alles verklungen, was ſeine Jugend beſeligte, ſchmückte und begeiſterte, ſo klammert er ſich in der letzten Noth um das Kreuz ſeines Erlöſers und findet Leben im Sterben *).

Den Anblick jedem Andern wehren möchte.
— — — — — —
Aus allen Sphären trägt er, was er liebt,
Auf einen Namen nieder. — — —

*) Wir wollen hier nur auf einige wenige Gedichte hinweiſen, die uns die Hauptzüge dieſer Charakterſkizze gegeben haben, und citiren nach der mit Profeſſor Carl Förſter's Ueberſetzung übereinſtimmenden kleinen zwickauer Auswahl, die wohl in den Händen der meiſten Leſer ſein wird. Son. 97. Quel, che l'Europa con mirabil ponte. S. 102. L'arme e'l duce cantai, che per pietate. S. 118. In questo sacro legno, ove la vita. Wer ſich vertrauter mit Taſſo's lyriſchem Charakter zu machen wünſcht, als es aus unſern Andeutungen möglich iſt, dem empfehlen wir einen, mit eben ſo viel Kenntniß als Geiſt und Gefühl geſchriebenen Aufſatz des ebengenannten Ueberſetzers. Er ſteht

So ergänzen und erläutern ſich in unſerm Taſſo Leben und Poeſie; ja, beide ſind Eins, nur daß natürlich das Leben in dieſem Geiſte anders erſcheint als ein Gedicht, in welchem derſelbe lebt und webt. Wir wollen dieſen Geiſt nur auch in Taſſo's großem Gedicht aufzufinden ſuchen.

Der lyriſche oder ſubjective Geiſt in der Gerusalemme liberata iſt ſo mächtig und ſo reich, daß auch der hartfühlige und blinde Hörer oder Leſer ihn nicht leicht überhören oder überſehen kann. Die erſten italieniſchen Gegner des Gedichts legten eben kein großes Gewicht auf dieſe Subjectivität, die doch ſo ganz gegen die Regel des Ariſtoteliſchen Epos iſt. Wahrſcheinlich war ſie ihnen zu geiſtig, um ſich viel damit zu befaſſen, und ſie hielten ſich lieber an Worten und Formen feſt. Auch würden ſie mit ihrem Arioſt

---

am vollſtändigſten abgedruckt in der Zeitſchrift „Askania" (Heft 4), und etwas zuſammengezogen in der Einleitung der zwickauer Ueberſetzung. Dort ſuche man auch die Belege zu dem hier nur angedeuteten Charakter der ritterlichen Minne unſeres Dichters, die mit dem Petrarchiſchen Platonismus nicht in der leiſeſten und fernſten Berührung ſteht. Alle Züge des lyriſchen Charakters unſers Dichters finden wir auch in der erſten Scene des Göthe'ſchen Taſſo meiſterhaft zuſammengeſtellt und gewürdigt.

ins Gedränge gerathen ſein, wenn ſie die Subjectivität in dem epiſchen Gedicht an und für ſich verdammt hätten. Denn Arioſt's perſönliche Einmiſchung in die Erzählung, ſeine Reflexion und ſein Scherz darüber konnten doch auch nicht anders als ſubjectiv genannt werden. Freilich aber iſt die Subjectivität in dem Dichter des **Orlando furioso** eine ganz andere als im Taſſo. Arioſt ſteht in vornehm kalter Oppoſition gegen die Welt und die Menſchen, von denen er erzählt; Taſſo iſt mit ſeinem Gegenſtande innig vereint, er lebt und webt, liebt und leidet, kämpft und triumphirt mit ſeinen Helden und Heldinnen, und ſein Gedicht ſelbſt iſt ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen. Wir ſind weit entfernt, dieſe ſubjective Theilnahme und lyriſche Sympathie als etwas dem Epos überhaupt wohl Anſtehendes und Gebührendes vorzuſtellen; wir finden darin aber eine Eigenthümlichkeit der **Gerusalemme liberata**, die dieſes Gedicht ſo entſchieden charakteriſirt, daß wir ſie nicht als einen fehlerhaften Zuſatz, ſondern als den eigentlichen Lebensgeiſt des Ganzen anerkennen müſſen. Dieſer ſubjective Geiſt der Liebe, der Ehre und des Glaubens iſt denn eben auch das romantiſche Element der **Gerusalemme liberata**, worauf wir in dem Gange unſerer Unterſuchung unverrückt hingewieſen haben, und welches wir jetzt noch etwas näher betrachten müſſen.

Am deutlichſten erkennen wir Taſſo's eigene Liebe, ſeine Wonne und ſein Leid, ſeine Sehnſucht und ſeine Trunkenheit in den ſogenannten Epiſoden des großen Gedichts, welche aber eben deswegen nicht als Epiſoden betrachtet werden dürfen, weil ſie in dem weſentlichſten Elemente deſſelben leben: wir meinen in der Geſchichte des Olind und der Sophronia, in Erminia's einſamen, unerhörten Klagen, in Armida's Liebesparadieſe u. ſ. w. Laſſen wir hier den Dichter ſelbſt aus eines andern Dichters Munde ſprechen:

Was auch in meinem Liede wiederklingt,
Ich bin nur Einer, Einer Alles ſchuldig!
Es ſchwebt kein geiſtig unbeſtimmtes Bild
Vor meiner Stirne, das der Seele bald
Sich überglänzend nahte, bald entzöge.
Mit meinen Augen hab' ich es geſehn
Das Urbild jeder Tugend, jeder Schöne;
Was ich nach ihm gebildet, das wird bleiben;
Tancredens Heldenliebe zu Chlorinden,
Erminiens ſtille, nicht bemerkte Treu',
Sophroniens Großheit und Olindens Noth.
Es ſind nicht Schatten, die der Wahn erzeugte,
Ich weiß es, ſie ſind ewig, denn ſie ſind.

Und was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
Zu bleiben und im Stillen fortzuwirken,
Als das Geheimniß einer edlen Liebe,
Dem holden Lied beſcheiden anvertraut?

Aber nicht allein ſeine Liebe läßt unſer Taſſo in ſeinem epiſchen Gedicht laut werden; auch ſein ritterlicher Geiſt der Ehre und des Glaubens ſpricht ſich vernehmlich genug in demſelben unter fremden Namen und in fremden Verhältniſſen aus. Nie dürfen wir bei einer Würdigung der Gerusalemme liberata den großen, ritterlichen, chriſtlichen Zweck derſelben aus den Augen verlieren. Es iſt nicht etwa ein gelegentlicher, in einigen Einleitungsſtanzen ein für allemal ausgeſprochener Wunſch, daß der Dichter einſt eine neue Befreiung des heiligen Grabes ſingen möchte: wie eine göttliche Flamme durchſtrömt dieſer Gedanke das ganze Gedicht, und im Siegesjubel wie im demüthigen Gebete, im letzten Hauche des tapfern Märtyrers und in der großherzigen Opferweihe des für ſeinen Erlöſer in den Kampf ziehenden Ritters hören wir die Stimme des Herzens, die zu Herzen geht, aus des Dichters eigenem, tiefſtem Buſen emporklingen. In dieſer Hinſicht haben wir eben das Gedicht unſers Taſſo einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen genannt.

Betrachten wir ferner die Weiheſtanzen an den Herzog Alfonſo im erſten Geſange des Befreiten Jeruſalems etwas näher, und vergleichen wir damit einige lyriſche Gedichte des Taſſo*), ziehen wir endlich auch das Leben und den Charakter des unglücklichen Schwärmers mit zu Rathe; ſo werden wir nicht verkennen, wie innig der Stoff ſeines Epos mit ſeinen eigenen ſchönſten Gefühlen und Hoffnungen zuſammenhing. Wir wollen uns noch beſtimmter und deutlicher ausſprechen. Wer fühlt es nicht bei der Leſung der erſten Stanzen des dritten Geſanges der Gerusalemme liberata, daß der Dichter, welcher dieſe Verſe ſchrieb, ſelbſt einmal den heiligen Boden, der Chriſti Blut getrunken hat, als göttlicher Kämpfer zu betreten, anzubeten und zu befreien wünſcht, hofft und vertraut? Wer ahnet nicht in der Erzählung von Sueno's chriſtlichem Opfertode**), daß der Sänger dieſes ritterlichen Märtyrers ſelbſt in heiligen Träumen nach dem Sternenkranze zu greifen wagte, mit dem er den herrlichen Königsſohn des Nordens gekrönt hat? —

---

*) Wir erinnern nur an die beiden oben citirten Sonette. Die Einleitungsſtanzen geben wir weiter unten bei der Vergleichung der Ueberſetzungen.

**) Geſang 8

Wir müſſen hier geradezu an das Gefühl unſerer Leſer appelliren, und wer hier einen Beweis verlangt, für den wird das, wovon wir reden, ewig verborgen bleiben.

Wer aber mit uns einverſtanden iſt über das, was wir Taſſo's ritterliche Subjectivität in ſeinem Epos nennen, der wird ſich nun auch Manches aus des Dichters letzten Lebensperioden genügend erklären können, was ſonſt unauflösliches Räthſel bleiben muß. Wir meinen namentlich ſeine gänzliche Umarbeitung der **Gerusalemme liberata** in eine **Gerusalemme conquistata**, und das ſeltſame Mißverſtehen ſeines eigenen, aus dem tiefſten Gemüthe entſprungenen Gedichts, wie er es durch mancherlei Bemerkungen und Erläuterungen über daſſelbe und vornehmlich durch die allegoriſche Deutung des Ganzen zu erkennen gibt. Man glaube nicht, daß die akademiſchen Kritiken ihn ſo irre an ſeinem eigenen Werke gemacht haben; nein, nur erſt nachdem das Gefühl und der Geiſt, deren Liebesflamme und Lebensodem durch daſſelbe ſo allmächtig wehen, in ſeinem eigenen Buſen erloſchen und erſtorben waren; nachdem er an Allem verzweifeln mußte, was einſt ſeine Jugend beſeligt und erhoben hatte: da erſt ward er ſeiner ſchönſten Schöpfung fremd und feind, da verſtand er ſein Gedicht nicht mehr und verzweifelte an der Poeſie, da, möchte man ſagen, ſtarb der Dichter der Gerusalemme liberata.

Die Gerusalemme conquistata mag hier zum Schluſſe auch noch als eine Beſtätigung unſerer Anſicht der Gerusalemme liberata dienen. Wenn die Lobredner Taſſo's, welche die Eigenthümlichkeit und den Werth ſeines Epos in deſſen Regelmäßigkeit und Einheit ſetzen, Recht haben, ſo werden ſie, wie der Dichter ſelbſt, die correctere, mit mehr Einheit und Gleichmäßigkeit durchgeführte Gerusalemme conquistata dem Gedichte vorziehen müſſen, für welches die Welt und Nachwelt ſich entſchieden hat. Die Gerusalemme conquistata gibt uns deutlich zu erkennen, was Taſſo's Epos ohne das lyriſche Lebenselement iſt, welches der Dichter ſelbſt in dieſer traurigen Umarbeitung erſtickt hat*).

Wir haben nunmehr mit der Nachweiſung des lyriſchen Lebenselementes in der Gerusalemme liberata des Taſſo nur den großen, Alles beherrſchenden Hauptzug in der Charakteriſtik dieſes Gedichts gezeichnet, und es bleibt uns noch gar Vieles zu einer vollſtändigen Entwickelung der innern und äußern Eigenthümlichkeit deſſelben übrig. Dieſe Arbeit dürfen wir uns jedoch ſehr erleichtern und abkürzen, da andere Kritiker ſie bereits mit Glück unternommen haben. Wir erinnern z. B. an Ginguené und Bouterwek, welche ſowohl die Vorzüge wie auch die Mängel der Gerusalemme liberata mit Einſicht und Geſchmack darlegen. Der größte Theil von Taſſo's epiſchen Mängeln und Fehlern fließt ohne Zweifel eben aus dem lyriſchen Geiſte ſeines Gedichts, und dieſem dürfen wir viel verzeihen. Es liegt nämlich in der Natur jeder ſubjectiven Darſtellung, daß ſie mit einer nur nach Gefühl wählenden Vorliebe bald dieſe, bald jene Perſönlichkeit, hier und da eine Scene oder ein Verhältniß mit beſonderer Innigkeit und Glut, oder mit wohlwollender Weitläufigkeit hervorhebt, wodurch der ruhige, gleichförmige Gang des Epos geſtört wird, und manches objectiv Wichtige dem ſubjectiv Lieben geopfert zu werden Gefahr läuft. Auch iſt die ſubjective Theilnahme an Helden und Thaten der beſtimmten Charakterzeichnung derſelben oft im Wege, indem der Charakter de

---

*) Nur in einigen unangerührten Trümmern des alten Gedichts fühlen wir noch deſſen Hauch: alles Veränderte und Angefügte iſt ſtarr und leblos.

Dichters ſich gar leicht den Gefühlen und Grundſätzen ſeiner Helden unterſchiebt. Taſſo's Befreites Jeruſalem liefert viele, aber darunter auch wahrhaft ſchöne Belege zu dieſen Bemerkungen, auf welche wir nur hinzudeuten brauchen: ſie ſtehen in den Herzen aller Leſer des Gedichts. Olind und Sophronia, Erminia's Ruhe unter den Schäfern am Jordan, und manches Andere, was der epiſchen Würde und Einheit anſtößig ſchien, hat Taſſo aus der Gerusalemme conquistata verwieſen; wollen wir dieſe Fehler der epiſchen Regel aufopfern?

Die Welt und Nachwelt hat gegen die Regel entſchieden, und ohne Vorläufer und Nachfolger ſteht das Epos des Taſſo in ſeiner herzdurchdringenden Gewalt vor uns und ſpottet der armſeligen Kritik, der es bei ſeiner erſten Erſcheinung begegnete. Kein italieniſches Gedicht iſt ſo populär geworden, und zwar populär in der edelſten Bedeutung, wie die Gerusalemme liberata, und es gibt faſt keine Sprache, welche geſchrieben wird, in der wir nicht eine und mehrere Überſetzungen derſelben finden*). Auch in die verſchiedenen Dialekte der italieniſchen Sprache iſt das Gedicht umgeſetzt und auf dieſe Weiſe dem Geſchmacke und Verſtändniſſe des Volks näher gebracht worden.

---

*) Unter andern chineſiſche, arabiſche und türkiſche.

Man glaube übrigens nicht, daß alle dieſe dialektiſchen Umſetzungen der Gerusalemme liberata populär ſind; vielmehr ſtehen die meiſten im Widerſpruche mit dem Geiſte des Taſſo und mit dem Geiſte des Volks und ſind aus der Feder gelehrter Dichter hervorgegangen, welche, etwa nach Art des Pulci, eine gewiſſe gemeine Popularität als Würze ihres Styls gebraucht haben. Sie ſind mehr und minder freie Parodien oder Traveſtien des Befreiten Jeruſalems, und nähern ſich inſofern bald dem Style des Arioſt und Berni, bald dem des Pulci. Wie wenig aber Taſſo dazu geeignet iſt, auf dieſe Weiſe populär gemacht zu werden, wird Niemand verkennen wollen, und ſo ſind denn auch in der That dergleichen Umſetzungen trotz ihrer Volksſprache nie Volksgedichte geworden *).

---

*) Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes erinnert ſich, die Gerusalemme liberata ſelbſt in Venedig und Neapel ſehr häufig in ihrer Originalſprache von Sängern der niedrigſten Claſſen gehört zu haben. Proben aus dialektiſchen Umſetzungen des Taſſo finden ſich im dritten Theile von Fernow's „Römiſchen Studien“.

Die Andeutungen über Taſſo's epiſchen Charakter, welche wir als Einleitung unſerer Beurtheilung der beiden neueſten deutſchen Überſetzungen des Befreiten Jeruſalems gegeben haben, mögen uns nun als Grundlage dieſer Beurtheilung dienen.

Es muß einleuchten, daß eine ſo durch und durch ſubjective Poeſie, wie wir ſie in dem Befreiten Jeruſalem erkannt und charakteriſirt haben, von einem Überſetzer nicht bloß vollſtändig verſtanden, ſondern auch tief und warm gefühlt werden muß, wenn es demſelben gelingen ſoll, den lyriſchen Lebensgeiſt dieſes Gedichts in ſeiner Nachbildung mehr oder minder fühlbar zu machen. Wenn es zu einer glücklichen Überſetzung vieler andern Dichter hinreicht, dem Gange ihrer Gedanken und der Form ihrer Ausdrücke treu und leicht zu folgen und ſie mit geiſtreicher Virtuoſität in einen fremden Sprachkörper überzuführen; ſo müſſen die Foderungen an einen Überſetzer des Taſſo vielfacher und ſchwerer ſein. Nicht allein das, was das Wort feſt und klar ausſpricht, muß einen Überſetzer des Taſſo anſprechen; es ſteht ein unſichtbarer Geiſt neben den ſichtbaren Zeichen der Gedanken, und wer an dieſem vorübergeht, ohne ihn um Deutung und Erleuchtung zu befragen, und wem dieſer nicht Antwort gibt, der überſetze einen andern Dichter.

Wenn wir auf dieſe Weiſe von einem berufenen Überſetzer des Taſſo tiefes, inniges Eindringen in den lyriſchen Grundton des Befreiten Jeruſalems heiſchen, ohne welchen er uns nur einen ſtarren Körper für einen von warmer Lebesglut bewegten wiedergeben würde; ſo wollen wir dieſe Foderung nicht ſo weit überſpannen, als daß wir jugendliche und romantiſche Geiſtesverwandtſchaft zu einer Bedingung dieſes Überſetzerberufs machen ſollten. Wir glauben vielmehr im Allgemeinen, daß eine ſehr entſchiedene Geiſtesverwandtſchaft ſolcher Art nicht zum Überſetzen, ſondern zum eigenen Schaffen in gleichem Geiſte antreiben würde. Ein guter Überſetzer iſt von Natur vielſeitig; denn eine vorherrſchende und überwiegende Richtung oder Eigenthümlichkeit des Geiſtes hindert das Eindringen und Untergehen in eine fremde. Aus dieſem Grunde iſt Göthe ein beſſerer Überſetzer als Schiller, und Jean Paul möchte nicht leicht im Stande ſein, irgend einen andern Schriftſteller erträglich zu überſetzen. Unſere beſten deutſchen Überſetzer ſind vielſeitig, wie z. B. A. W. Schlegel, der den Shakſpeare und den Calderon gleich rein und treu in ſich aufzunehmen und aus ſich heraus wiederzugeben vermag. Freilich ſoll aber auch ein Überſetzer nicht allſeitig ſein wollen, wenn er nicht zu einem Fabricanten herabſinken will, der alle dünne und grobe, weiße, ſchwarze und bunte Fäden in Ein Gerüſt ſpannt. Ein berühmter und in vieler Hinſicht verdienter Überſetzer hat uns in den letzten Jahren die vollgültigſten Beweiſe für dieſe Behauptung geliefert.

Es darf alſo wohl kein ungünſtiges Vorurtheil gegen den Beruf eines Überſetzers des Befreiten Jeruſalems in uns erwecken, daß derſelbe eben von der Überſetzung des Raſenden Roland herkommt, alſo von dem Werke eines Dichters, der in vielen, ja in allen weſentlichen Beziehungen ein Antipode des Taſſo heißen könnte. Dieſes Vorurtheil könnte ſelbſt durch eine Bemerkung in unſerer Beurtheilung der beiden deutſchen Überſetzungen des Raſenden Roland beſtärkt werden. Wir haben dort (S. 40) geäußert: „Gries kam von der Überſetzung des Taſſo her, als er an den Arioſt ging. Vielleicht rührt es daher, daß im Ganzen die Sprache des Raſenden Roland in ſeiner Überſetzung etwas ernſter, weniger bequem und beweglich, eintöniger, kälter*), mit Einem Worte, epiſcher iſt, als in dem Original". Dieſe Vermuthung will ſich nicht ſo weit ausdehnen, daß ſie jeden Überſetzer, der Einen Dichter gut nachgebildet hat, bloß deswegen für unfähig hielte, einen zweiten von verſchiedenem Charakter eben ſo gut nachzubilden. Gries ſelbſt hat die allgemeine Gültigkeit einer ſolchen Vermuthung durch ſeinen Calderon genugſam widerlegt.

Die Überſetzung des Befreiten Jeruſalems von Gries erſchien im Jahre 1800, und die dritte Auflage derſelben von 1819 kündigt ſich als eine neue Bearbeitung an. Wir müſſen daher beide Ausgaben in unſerer Beurtheilung berückſichtigen. Die Überſetzung von Carl Streckfuß iſt ein Geſchenk des Jahres 1822.

Die Zueignung vor der erſten Auflage der Gries'ſchen Überſetzung ſpricht in begeiſterten Worten den liebevollen Drang des Herzens aus,

---

*) Dieſes Wort bedarf wohl einer Erklärung. Es kann natürlicher Weiſe nicht den epiſchen Ton des Taſſo treffen, der warm iſt, und wärmer als der des Arioſt; aber ein Anflug von Taſſo's Tone macht Arioſt's Ton *kälter*, obſchon beide ihre eigenthümliche Wärme haben, die aber von unverträglicher Natur gegen einander iſt.

welcher den Überſetzer zu dem Dichter hinzog, und in welchem er Beruf, Luſt und Kraft zu ſeiner Arbeit fand. Warum fehlen dieſe Stanzen in der neuen Bearbeitung? Etwa, weil bei dieſer das Gefühl eines liebevollen Berufs weniger empfunden wurde? Oder, weil die neue Bearbeitung an und für ſich im Widerſpruch zu ſtehen ſchien mit den in jener Zueignung ſtolz und freudig ausgeſprochenen Gefühlen? Wie dem auch ſei, wir vermiſſen ſie ungern in der neuen Bearbeitung.

Das Urtheil des deutſchen Publicums über den Gries'ſchen Taſſo ſteht ſeit Jahren feſt, und wir ſind nicht Willens, es zu erſchüttern. Mögen wir dieſe Überſetzung vergleichen mit den übrigen Arbeiten deſſelben Verfaſſers, oder auch mit andern deutſchen Nachbildungen italieniſcher Dichter überhaupt und des Taſſo im Beſondern, ſo wird ſie uns im Ganzen als eins der gelungenſten Werke derjenigen höchſten Gattung von Überſetzungen erſcheinen, die wir mit dem Namen Überdichtungen ehrend hervorheben ſollten. Wir dürfen die Anerkennung der allgemeinen Eigenſchaften einer guten poetiſchen Überſetzung hier für überflüßig halten; aber auch das, was wir von einem Nachſänger des Befreiten Jeruſalems im Beſondern erheiſchen, der lyriſche Ton aus der Tiefe des Herzens ſpricht uns in den wohlklingenden Stanzen des deutſchen Gedichts bald mehr, bald minder vernehmlich und ergreifend an.

Daß im Einzelnen **Manches** anders ſein ſollte und auch wohl könnte, das darf der Beurtheiler eines Werks nicht verſchweigen, welches der Verfaſſer ſelbſt neu bearbeitet hat. Denn dieſe neue Bearbeitung iſt eine Überarbeitung der alten und beſſert nur, mehr oder minder um ſich greifend, Einzelheiten aus, ohne die Grundlage des Ganzen anzugreifen und eine neue nach veränderten Anſichten und Regeln zu legen. Wir wollen die Einleitungsſtanzen hier in beiden Bearbeitungen gegeneinanderſtellen, um dem Leſer die Vergleichung derſelben zu erleichtern.

Erſte Auflage.

Den Feldherrn ſing' ich und die frommen Waffen,
Die des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel hat ſein Geiſt und Arm vermocht zu ſchaffen,
Viel duldet' er, bevor ihm Sieg bereit.
Doch fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Aſien und Libyen ſich empor zum Streit:
Gott ſchützt ihn; zum Panier des Hochverehrten
Bringt er zurück die irrenden Gefährten.

O Muſe, die, wo Pindus Lieder ſchallen,
Mit welkem Lorber nie die Stirn umflicht;
Die hoch im Himmel, in der Sel'gen Hallen
Mit ew'gen Sternen ſchmückt das Angeſicht:
Laß Himmelsglut durch meinen Buſen wallen!
Belebe du mein Lied! Doch zürne nicht,
Wenn ich in leicht Gewand die Wahrheit hülle,
Nicht bloß mit deinem Schmuck die Blätter fülle.

Es horcht die Welt dem Ton der ſüßen Leier,
Die lieblich ſchallt vom ſchmeichelnden Parnaß.
Die Wahrheit lockt nur in der Dichtung Schleier
Und überwindet ſo der Feinde Haß.
Das kranke Kind ſcheut nicht das bittre Feuer
Der Arzenei im ſüß beſtrichnen Glas;
Getäuſcht empfängt es, ohne Widerſtreben,
Den herben Saft, und durch die Täuſchung Leben.

Großmüthiger Alfons, erhabner Retter
Des irren Fremdlings, der, vom Blitz umglüht,
Verfolgt von des Geſchicks ergrimmtem Wetter,
Geſcheitert faſt, in deinen Hafen flieht:
Mit heitrer Stirn empfange dieſe Blätter;
Wie zum Gelübde weiht' ich dir mein Lied.
Vielleicht, was jetzt der ahnungsvollen Leier
Nur leis enthallt, ſingt mein Geſang einſt freier.

Wohl iſt es recht — wenn von des Krieges Leiden
Das wackre Volk der Chriſten ſich geheilt,
Und nun mit Schiff und Roß dem wilden Heiden
Die große Beute zu entreißen eilt,
Daß dir des Landes Scepter, dir mit Freuden
Des Meers erhabne Herrſchaft werd' ertheilt.
Nacheifrer Gottfrieds, höre ſeine Siege
In unſerm Lied und rüſte dich zum Kriege!

Dritte Auflage.

Den Feldherrn ſing' ich und die frommen Waffen,
So des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel wirkt' er durch des Geiſts und Armes Schaffen,
Viel duldet' er im glorreich kühnen Streit.
Und fruchtlos droht die Hölle, fruchtlos raffen
Sich Aſien auf und Libyen, kampfbereit;
Denn Gott vergönnt ihm, die verirrten Seinen
Bei dem Panier des Heiles zu vereinen.

O Muſe, die mit welken Lorberkronen
Nie auf dem Helikon die Stirn umflicht;
Doch die im Himmel, wo die Sel'gen wohnen,
Strahlt mit des Sternenkranzes ew'gem Licht:
Hauch' in die Bruſt mir Glut aus Himmelszonen!
Erleuchte du mein Lied, und zürne nicht,
Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz als deiner Klarheit.

Du weißt ja, daß die Welt, wo ſeiner Gaben
Parnaß die ſüßeſten verſtrömt, ſich drängt;
Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
In holden Reim, die Spröd'ſten lockt und fängt.
So reichen wir auch wohl dem kranken Knaben
Des Bechers Rand mit ſüßem Naß beſprengt;
Getäuſcht empfängt er, ohne Widerſtreben,
Den herben Saft und, durch die Täuſchung, Leben.

Großmüthiger Alfons, erhabner Retter
Des irren Fremdlings, der, vom Blitz umglüht,
Verfolgt von des Geſchicks ergrimmtem Wetter,
Geſcheitert faſt, in deinen Hafen flieht;
Mit heitrer Stirn empfange dieſe Blätter;
Wie zum Gelübde weiht' ich dir mein Lied.

Vielleicht, was jezt die ahnungsvolle Leier
Nur leiſe winkt, tönt ſie von dir einſt freier.

Wohl iſt es recht — wenn je in künftgen Jahren
Die Völker Chriſti ſich in Frieden ſehn,
Und nun mit Schiff und Roß kühn dem Barbaren
Die große Beute zu entreißen gehn —
Daß ſie die Führung, wie du willſt, der Scharen
Zu Waſſer oder Land dir zugeſtehn.
Nacheifrer Gottfrieds, horch' auf ſeine Siege
In unſerm Lied und rüſte dich zum Kriege.

So vielfach und ſo groß auch die Veränderungen in dieſen Stanzen ſind, ſo kommen ſie doch keinen eigenen, neuen Ton an; und wenn wir das Original, welches ja wohl jedem Leſer zur Hand iſt, mit der neuen Bearbeitung der Gries'ſchen Überſetzung vergleichen, ſo finden wir in ihr vornehmlich ein **durchgängiges Beſtreben**, die Worte und Wendungen deſſelben in ihrem Gewicht und ihrer Folge treuer, beſtimmter und vollſtändiger wiederzugeben. Seltener fand es der Überarbeiter nöthig, der Schönheit und dem Maße der deutſchen Rede und des deutſchen Verſes, ohne Rückſicht auf das Original, feilend und glättend nachzugehen. Manche dieſer Änderungen ſind glücklich gelungen und ſtören durch keinen fremdartigen Anklang den Genuß des Leſers, wie z. B. der Anfang der zweiten und das

Ende der dritten Stanze, die man, auch ohne Vergleich mit dem Original, das eben hier faſt Wort für Wort nachgebildet iſt, den entſprechenden Stellen der erſten Bearbeitung vorziehen wird. Aber viele, ja die meiſten Umbildungen ſind von der Art, daß nur das Original ſie gegen die alten Leſearten ſchützen kann, und dieſer Schutz findet gar oft zwei harte Widerſacher in der deutſchen Sprache und im deutſchen Verſe, die ihre Freiheit und ihren Wohlklang vertheidigen wollen. Und endlich ſpricht auch das Gefühl des Leſers in dieſem Streite mit, jenes Gefühl, das ſich durch Taſſo's lyriſchen Ton ſo innig anregen läßt und in der deutſchen Überſetzung ſeines großen Gedichts einen Wiederklang dieſer wunderbaren Romantik ſucht, die tief aus dem Herzen tief in das Herz eindringt. Auch ein Überſetzer bringt nicht dieſelbe Begeiſterung und dieſelbe Liebe, die ihn zu dem Beginne ſeiner Arbeit trieben, nach zehn oder zwanzig Jahren mit zu der Überarbeitung deſſelben Werkes; und je wärmer und inniger der erſte Drang war, deſto merklicher wird dem Überſetzer ſelbſt die Abnahme und Erlauung deſſelben bei der zweiten Arbeit ſein, die ja auch ihrer Natur nach beſonnener und langſamer iſt als die erſte. Aber kein Fleiß, keine durch längere Übung gewonnene Virtuoſität können das erreichen, was die erſte Begeiſterung im Fluge erhaſcht; und wo ſie das, was dieſe gegeben hat, wegen einzelner Flecken oder Lücken herausmärzen, zerſtören und umſchaffen wollen, werden ſie zwar oft etwas Fleckenloſes und Vollſtändiges zu Stande bringen, aber ſelten ihrer Nachſchöpfung den Hauch des friſchen Lebensgeiſtes einſtrömen können, den ſie durch die Vernichtung ihres alten Gebildes verloren hat. Bei Dichtern muß dieſe Erſcheinung natürlich noch merklicher ſein als bei ihren Überſetzern, und unter den Dichtungen werden wieder diejenigen am wenigſten eine ſpäte Überarbeitung ertragen, welche die Früchte einer jugendlichen, das innerſte Leben tief aufregenden Empfindung ſind. Taſſo gibt hier ſelbſt das entſcheidendſte Beiſpiel, und ſeine Gerusalemme conquistata ſollte jedem neu bearbeitenden Überſetzer der Gerusalemme liberata ein Warnungsbuch ſein.

Gewiß iſt es zwar, daß eine ſpäte Bearbeitung einer Überſetzung nie ſo weit und ſo weſentlich von dem Geiſte oder dem Tone der erſten abweichen kann, als der Dichter ſelbſt ſein eigenes Werk durch eine Umbildung dieſer Art zu entſtellen und zu verſtimmen vermag; denn dort bleibt doch immer das Vorbild feſt und unverändert ſtehen und beſchränkt den veränderungsluſtigen Bearbeiter. Aber dieſe Beſchränkung bringt zugleich ein gewiſſes unſicheres, halbes und ungleiches Weſen in die Überarbeitung hinein, die das Ganze nicht umſtoßen will und kann und nur einzelnes vernichtet und wieder herſtellt, herausnimmt und wieder ausfüllt, bald längere Sätze angreift, bald ein einzelnes Wort umſtellt oder durch ein anderes erſetzt und ſo den Ton des Ganzen nur in einzelnen Accorden verſtimmt, bald zu hoch, bald zu tief, bald zu ſtark, bald zu ſchwach. Wir wollen durch dieſe Ausſprüche keinesweges die Feile ohne Weiteres als ein unnützes Werkzeug zerbrechen. Aber ſie kann nicht ſchaffen und muß ſich daher hüten, ſo tief und ſo weit zu bringen, daß große Lücken und Unebenheiten durch ihre Arbeit entſtehen, wenn ſie nicht dieſelbe Schöpferkraft zum Beiſtande hat, welche das Werk, an dem ſie feilt, einſt hervorbrachte. Dieſe pflegt ſich aber in zehn und zwanzig Jahren zu modificiren, wenn ſie auch nicht eben ſchwach und kalt wird, und ſie iſt auch nie ſo rüſtig und wohlgemuth zu Überarbeitungen, wie zu der erſten Arbeit. So iſt unſere Anſicht über ſpäte, weit- und tiefgreifende Überarbeitungen von poetiſchen Originalwerken und ihren Überſetzungen im Allgemeinen. Wir wollen nun verſuchen, ſie auf die Gries'ſche neue Bearbeitung ſeiner Überſetzung der Gerusalemme liberata anzuwenden.

Mit freudiger Anerkennung haben wir ſchon oben bemerkt, daß manche Änderungen dieſer neuen Bearbeitung glücklich gelungen ſind, und dahin gehören namentlich ſolche, die zu klein und oberflächlich ſind, um in dem Tone des Ganzen als Änderungen bemerklich zu werden. Aber auch wohl eine halbe, ja ſelbſt vollſtändige Stanzen ſind hier und da ſo ganz im Geiſte der erſten Arbeit, aber mit genauerem Fleiße und gewandterer Kunſtfertigkeit umgeſchmolzen, daß wir den Nachguß nicht ſtörend in das Ganze einfließen ſehen, und Altes und Neues ſich wie in Einem Guſſe zu vereinigen ſcheint. Wir haben ſelbſt aus den erſten Stanzen ein Paar ſolcher neuen Stellen herausfinden können und ſie oben bezeichnet. Dagegen bieten uns aber auch eben dieſe wenigen Stanzen ſchon Belege zu dem, was wir als mißlungen und ſtörend in der neuen Bearbeitung zu rügen haben. Das offenbare Beſtreben, ſich treuer und feſter an die Worte des Originals anzuſchließen, ſich ſicherer und beſtimmter auszudrükken, dem Redegange der fremden Sprache näher nachzufolgen, dieſes an und für ſich ſo löbliche Beſtreben hat nicht überall löbliche Früchte getragen. Bald iſt der Freiheit und Leichtigkeit der deutſchen Rede Zwang geſchehen, bald fühlen wir das Mühſelige der Arbeit aus der neuen Schöpfung heraus, bald reißt ein überſpannter Ausdruck uns aus dem ruhigen Tone zu heftig fort, bald hemmt uns ein matter, langſamer und lauer im Fluge der warmen, kräftigen Begeiſterung, und im Ganzen iſt dadurch die Einheit des Tones empfindlicher geſtört worden, als durch die einzelnen Flecken und Lücken, welche die erſte Arbeit entſtellen mögen, und denen man mit viel geringerem Aufwande wohl glücklicher hätte nachhelfen können. Der philologiſche Werth, den die zweite Bearbeitung vor der erſten behaupten kann, wiegt ſehr leicht für ein poetiſches Kunſtwerk; und ſo müſſen wir bekennen und behaupten, daß wir die erſte Auflage der Gries'ſchen Überſetzung, im Ganzen betrachtet, der letzten vorziehen, die zwar durchaus wörtlich treuer, im Einzelnen hier und da glücklicher in Ausdrücken, Wortſtellungen, Sätzen und auch wohl im Bau der Stanze, im Allgemeinen aber ſchwankend und unſtät im Style und Tone iſt, und die Nacharbeit der Feile und des wiederausfüllenden Guſſes in der Farbe und Geſtalt des Ganzen durchſchauen läßt.

In den mitgetheilten Stanzen heben wir folgende Stellen, als Belege dieſer Behauptung, heraus:

Viel wirkt' er durch des Geiſt's und Armes Schaffen.

Hart, gezwungen, geſucht im Ausdruck.

Füll' ich das Blatt, vermählend Schmuck und Wahrheit,
Zum Theil mit anderm Reiz, als deiner Klarheit.

Schleppend und verworren, durch das des Reimes wegen zugeſchobene Wort: Klarheit, von dem das Original nichts weiß, und nach dem der Sinn des Satzes nicht verlangt.

Du weißt ja, daß die Welt, wo ſeiner Gaben
Parnaß die ſüßeſten verſtrömt, ſich drängt;
Und daß die Wahrheit manchesmal, vergraben
In holden Reim, die Spröd'ſten lockt und fängt.

Wie mühſam windet ſich dieſe Überſetzung dem Originale nach, welchem die erſte leicht und frei nachfliegt! Die Spröd'ſten, für i più schivi, möchten wir eine zu wörtliche Überſetzung nennen, ohne die Härte der Zuſammenziehung noch dagegen aufzuführen. Eben ſo ſtört uns das allerdings ganz wörtlich treue winken, für accennare, in der folgenden Stanze. Die Feder (la penna) winkt nicht, ſondern ſie deutet leiſe an, und etwas Anderes kann auch die Leier, welche die Überſetzung ſtatt der Feder gibt, nicht wollen. So die erſte Überſetzung:

Vielleicht, was jetzt der ahnungsvollen Leier
Nur leiſ' enthallt, ſingt mein Geſang einſt freier.

Die fünfte Stanze in der erſten Überſetzung enthält einige unerträgliche Unrichtigkeiten. Sie will nämlich dem Alfons die Führung der Kreuzfahrer zu Waſſer und zu Lande übertragen, während das Original ihm nur die Wahl läßt, dieſe oder jene Führung zu wählen. Die Umſchmelzung iſt ziemlich gelungen.

Die Überſetzung von Streckfuß tritt ohne Vorrede auf, und wir müſſen uns ſelbſt Antwort geben auf die Frage, warum er nach Gries einen deutſchen Taſſo ſeiner Arbeit und der Aufmerkſamkeit des Publicums für werth gehalten hat. Dieſe Antwort fließt aber nothwendig aus dem Urtheil, welches ein Jeder ſich über den Charakter und den Grad der Vollendung jener Überſetzung ſeines Vorläufers gebildet hat, und mithin haben wir ſie ſchon gegeben. Ob die des neuen Überſetzers ſelbſt mit der unſrigen ſtimmen würde, wagen wir nicht zu vermuthen. Wie dem aber auch ſei, und wie gern wir den Herrn Streckfuß für einen wohlberufenen Nacheiferer ſeines

Vorgängers anerkennen; ſo dürfen wir doch auch den Wunſch nicht unterdrücken, daß derſelbe nun auch einmal nach dem Kranze einer Laufbahn ringe, die noch kein Anderer mit glücklichem Erfolge durchmeſſen hat. Die Ehre für ihn würde reiner und ungetrübter ſein, kein Neid würde ſie vergällen, und der Gewinn für uns wäre bei gleicher Leiſtung von ſeiner Seite ungleich größer und wichtiger.

Wir haben in unſerer Beurtheilung der Streckfuß'ſchen Überſetzung des Raſenden Roland bemerkbar gemacht, wie ein großer Theil dieſes Werks eigentlich aus Überſetzungsverſuchen beſteht, die faſt wie Studien zu einer vollſtändigern und ebenmäßigern Arbeit ausſehen; und wie im Laufe dieſer probeweiſe begonnenen Nachbildung ſich die Grundſätze und Behandlungsart, ſo wie die Geſchicklichkeit und Fertigkeit des Überſetzers erſt allmälig entwickelt und befeſtigt haben. Somit hat ſich Herr Streckfuß unter den Augen des Publicums zu einem guten Überſetzer gebildet. In der Überſetzung der Gerusalemme liberata tritt uns nun der Meiſter entgegen, nicht mehr unſicher ſchwankend und rechts und links umherſchauend und wählend, ſondern auf einer Bahn ſichern Schrittes dem Ziele entgegeneilend. Die ganze

Arbeit zeigt in keinem Theile eine Spur von Erſchlaffung, ſo wie wiederum kein anderer Theil vorzugsweiſe, mehr als ſeine Bedeutung und ſeine Stellung es erheiſchen, durch einen Aufwand von Kraft und Feuer begünſtigt ſcheint. Ihre Sprache iſt lebendig, warm und wohlklingend, bald kräftiger in den Tönen des Krieges, bald ſanfter und lieblicher in den Geſängen der Liebe. An Treue der wörtlichen Nachbildung wetteifert ſie würdig mit der zweiten Gries'ſchen Arbeit, in leichtem, freiem Fluß der Rede mit der erſten. Wollen wir unſere Vergleichung noch weiter fortſetzen, ſo müſſen wir vor Allem nach dem lyriſchen Lebensgeiſte fragen, deſſen Anhauch wir in der Überſetzung von Gries, und vorzugsweiſe in der erſten, ſo friſch und warm empfunden haben. Dieſer Geiſt möchte ſich freilich nicht gut abwägen und abſchätzen laſſen, ſo daß wir die Quanta deſſelben in den Werken der beiden Überſetzer genau angeben könnten. Aber wir befürchten und ſcheuen keinen Widerſpruch in der Behauptung, daß dieſer Geiſt in der erſten Überſetzung von Gries ſo lebendig und rein weht, als es wohl überhaupt in einer Überſetzung möglich iſt. Die Überſetzung von Streckfuß lebt durch denſelben Geiſt, aber wir haben die Glut und die tiefe

Innigkeit deſſelben in ihr nicht ſtärker empfunden als in der Gries'ſchen. Und ſo möge denn hier unſere allgemeine Parallele endigen, und einigen, weniger weſentlichen und mehr in das Einzelne gehenden Bemerkungen noch einen kleinen Raum laſſen.

Unſere Anſicht über die glücklichſte Form der deutſchen Octavreime haben wir in der Beurtheilung der Überſetzungen des Raſenden Roland (S. 38 fg. und 41 fg.) dargelegt, und es iſt uns erfreulich, zu bemerken, daß Herr Streckfuß in ſeinem deutſchen Taſſo die Stanzen mit durchgängig weiblichen und durchgängig männlichen Reimen nicht zugelaſſen hat. Er iſt alſo dadurch ſeiner erſten Meinung wieder näher gekommen: „daß in dem ganz gleichmäßigen Hinſchweben der Reime ein Reiz liege, welcher durch den Reiz des Wechſels nur geſtört, nicht erſetzt werde". Dieſer Meinung hat Herr Gries ſowohl in ſeinem Arioſt wie in ſeinem Taſſo gehuldigt, und demnach beginnt bei ihm jede Stanze mit dem weiblichen Reime, der dreimal mit dem männlichen wechſelt, und ſo die beiden Schlußverſe wieder dem weiblichen Reime überläßt. Herr Streckfuß hat die Gleichmäßigkeit des Wechſels in etwas weiterer Bedeutung aufgefaßt: er wechſelt zwar gleichmäßig mit männlichen und weiblichen Reimen, läßt aber die

Stanze bald, wie Herr Gries, mit dem weiblichen Reime anfangen und endigen, bald aber ſtellt er auch den männlichen Reim an die Spitze, ſo daß dieſem dann auch der Schluß zufällt. Somit zählt die Stanze der erſten Gattung fünf weibliche Reime und drei männliche, die der zweiten aber nur drei weibliche und dagegen fünf männliche. Wir dürfen Herrn Streckfuß dieſen kleinen Zuwachs von Freiheit gönnen, da ſeine Wechſelform die allgemeine Regel des Gleichmaßes nicht zerſtört, ſondern nur erweitert. Gewiſſermaßen erhält ſeine Abwechſelung unter männlich und weiblich beginnenden Stanzen das Gleichgewicht der beiden Reimarten durch das ganze Gedicht, und dies iſt in der deutſchen Sprache, deren weibliche Reime faſt alle mit dem ſtummen E verklingen, ein Gewinn für das Ohr, welches ſich an dem vollen Tone der männlichen Reime ſtärken muß, um bei den eintönigen, matten Ausgängen der weiblichen nicht zu ermüden. Dieſe Ausgänge hat Herr Streckfuß auch dadurch weniger eintönig und kräftiger zu machen geſtrebt, daß er die volleren weiblichen Endungen auf ung häufig in ſeine Reime einſchiebt. Schade nur, daß dieſes Streben gar zu abſichtlich durchblickt und dadurch den Genuß des Leſers ſtört. Dazu kommt, daß jeder Reimzwang bei ſolchen Reimen um ſo bemerklicher wird, weil ſie ſeltner ſind und wenig Auswahl verſtatten, und weil ſie ſich ſelbſt durch ihren vollern Klang herausheben. Gleich im erſten Geſange finden wir dieſe weiblichen Reime auf ung in Stanze 21, 24, 31, 33, 39, 53, 74, 75. Das ſcheint uns im Verhältniß des Reimvorrathes der auf ung endigenden Wörter zu oft in 90 Stanzen, und es kann daher nicht fehlen, daß Wörter, wie Regung, Bewegung ꝛc. manchmal in einen Vers kommen, der ſie lieber von ſich wieſe. So z. B. Stanze 33:

> Die Andern mit! Sein Amt ſei nun Erwägung
> Und ſei Befehl! — Nach einer Schlacht Gewinn
> Schließ' er Verträg' und ordne die Bewegung
> Des Heers, und wähle frei, wann und wohin!
> Und es verzicht' auf eigne Willens-Regung!!!

Wer möchte hier nur einen Vergleich wagen mit der Gries'ſchen Überſetzung?

> Die Andern ſtimmen bei; er ſoll erwägen,
> Beſchließen und gebieten Jedermann;
> Geſetze den Beſiegten auferlegen,
> Krieg führen, gegen wen er will, und wann;
> Nichts darf ſich wider ſeinen Willen regen ꝛc. *)

Noch mehrere Stanzen ſind durch ſolche weib-

---

*) Nach der zweiten Bearbeitung.

liche Reime verderben worden, z. B. Geſang 6, Stanze 106:

> Sie iſt's! ſo heißt's bei flimmernder Bewegung
> Des Strahles auf des Helmes Silberprägung.

Oder Geſang 5, Stanze 88, eine der verunglückteſten in der ganzen Überſetzung:

> Es breite jetzt bei mangelnder Verdämmung
> Die irrende Barbaren-Horde frei
> Sich ringsum aus, gleich einer Ueberſchwemmung.
> Stets kecker, frecher, ſonder alle Scheu.
> Daher denn ſchnell zu ihrer Frechheit Hemmung
> Ein Kriegeshaufen abzuſenden ſei ꝛc.

Wie viel wörtlicher und zugleich ſchöner und leichter überſetzt hier Gries!

> Und auf dem Helm der große Tieger brannte
> So ſilberhell, daß jeder ſie erkannte.

Und die andre Stelle:

> Und ſo gewachſen nun ſei dieſer kecken,
> Streitluſt'gen Horden Trotz und Uebermuth,
> Daß, ohne Hemmung, ſie die weiten Strecken
> Rings überziehn, gleich einer Waſſerflut.
> Drum müſſe man, um ſie zurückzuſchrecken,
> Kriegsvölker ſenden zu des Landes Hut ꝛc. *)

Wir laſſen jetzt die fünf Einleitungsſtanzen des Befreiten Jeruſalems auch in der Streckfuß'-

---

*) Beide Stellen nach der zweiten Bearbeitung.

ſchen Überſetzung folgen, um ſie in einigen einzelnen Stellen mit ihren Vorgängerinnen zu vergleichen.

Die frommen Waffen ſing' ich und den Führer,
Der des Erlöſers hohes Grab befreit.
Viel wirkte der erhabnen That Vollführer
Durch Geiſt und Hand, viel duldet' er im Streit.
Umſonſt erſtanden Libyer, Perſer, Syrer,
Umſonſt die Höll' in ihrer Furchtbarkeit:
Denn Gott verlieh ihm Gunſt, daß die Gefährten,
Die irrenden, zur heil'gen Fahne kehrten.

O Muſe, die zu ſchnellverwelkten Kränzen
Nicht Lorber auf dem Helikon ſich pflückt,
Du, oben, jenſeits dieſer Erde Grenzen,
Mit ew'ger Sterne goldnem Kranz geſchmückt,
Du laß dein Licht in meinem Liede glänzen,
Von Himmelsglut ſei meine Seel' entzückt!
Verzeih' auch, wenn ich Schmuck durch's Wahre webe
Und andrer Luſt, als deiner, mich ergebe!

Du weißt, daß ſich die Welt am liebſten finde,
Wo der Parnaß ſein Süßeſtes ihr reicht,
Wo Wahrheit oft in Reimen, mild und linde,
Die Sprödeſten belehrt hat und erweicht:
So wie man öfters wohl dem kranken Kinde
Des Bechers Rand mit ſüßem Naß beſtreicht;
Die bittern Säfte trinkt es dann, betrogen,
Und hat ſich Leben aus dem Trug geſogen.

Großherziger Alphons, du, aus dem Wetter
Des Mißgeſchicks zum Hafen mein Geleit,
Des irren Pilgers, den beim Sturmgeſchmetter
Die Wog' am Riff mit Untergang bedräut!

Mit heitrer Stirn empfange dieſe Blätter,
Die ich, wie zum Gelübde, dir geweiht!
Vielleicht, daß einſt von dir mein Lied verbreitet,
Worauf es jetzt prophetiſch leiſe deutet.

Recht iſt's, wenn's je geſchieht, daß abgeſchloſſen
Des Heilands gutes Volk den Frieden ſieht,
Und wilden Thraciern dann mit Schiff und Roſſen
Unrechte Beute zu entreißen zieht,
Daß es zu Land und, wenn du es beſchloſſen,
Zu Meer zum höchſten Führer dich erſieht.
Nacheifrer Gottfrieds, höre mich indeſſen,
Doch ſei die Kriegesrüſtung nicht vergeſſen.

Der Anfang der erſten Stanze iſt vortrefflich gelungen und gibt das Original Wort auf Wort wieder. Aber der Führer, als Reim des erſten Verſes zieht den Vollführer in dem dritten Verſe nach ſich, der uns beleidigt; denn der Ausdruck: der erhabnen That Vollführer, ſcheint uns zu geſucht und proſaiſch prächtig, und die erlaubte Freiheit, daſſelbe Wort in einer Zuſammenſetzung und unter andrer Bedeutung wieder als Reim zu gebrauchen, hätte doch nicht gleich in der erſten Stanze eines ſo großen Gedichts in Anſpruch genommen werden ſollen. Auch in den Schlußverſen genügt uns der treuere Gries beſſer als ſein Nachfolger. Die zweite Stanze iſt muſterhaft, die dritte ohne Makel. Der Anfang der vierten Stanze überbietet das Original faſt durch das Sturmgeſchmetter. Der Schluß derſelben findet die ſchöne Mäßigung wieder. Die fünfte Stanze theilt die unrichtige Überſetzung der erſten Gries'ſchen Bearbeitung, welche in der zweiten verbeſſert worden iſt.

Die wenigen, bis hieher betrachteten Stanzen bieten uns nicht genug Vergleichungspunkte dar, um durch Belege aus denſelben unſer allgemeines Urtheil über die Gries'ſche und Streckfuß'ſche Überſetzung zu befeſtigen und zu ſchützen. Wir geben daher zum Beſchluſſe unſerer Recenſion noch einige Stanzen aus der ſchönen Epiſode von Olind und Sophronia im zweiten Geſange.

Stanze 16.

Gries. In allen Auflagen gleich.

Sophronia und Olind nennt man die beiden,
Derſelben Stadt, deſſelben Glaubens Zier.
So reizend ſie, ſo ſehr iſt er beſcheiden,
Voll Wunſch, an Hoffnung arm, fern von Begier.
Zu reden bang, erträgt er ſtill ſein Leiden,
Wenn nicht verſchmäht, doch unbemerkt von ihr.
So hat der Arme längſt für ſie geſchmachtet,
Die ihn nicht ſieht, nicht kennt — vielleicht verachtet.

Streckfuß.

Olind, Sophronia — Beide ſah entſtehn
Dieſelbe Stadt — an einem Glauben hangend;

Beſcheiden Er nicht minder, wie Sie ſchön,
Viel wünſchend, wenig hoffend, nichts verlangend,
Verſchmäht, wenn auch geſehn, doch überſehn,
Der Red' unkundig, oder vor ihr bangend:
So dient der arme Jüngling ihr bis jetzt,
Die ihn vielleicht nicht ſieht, nicht kennt, nicht ſchätzt.

Bei dieſer Stanze ſchwankt unſer Urtheil. Streckfuß iſt dem Original zum Bewundern treu, z. B. in dem Verſe:

O lo sprezza, o nol vede, o non s'avvede.
Verſchmäht, wenn auch geſehn, doch überſehn

Die Gries'ſche Stanze ſcheint dagegen mehr aus Einem Guſſe und in Einem Fluſſe zu ſein.

Stanze 18.

Gries. Erſte Auflage.

Und ſie verläßt die einſam ſtille Hütte,
Verhehlt nicht ihren Reiz und zeigt ihn nicht.
Sie geht einher mit hohem, edlem Schritte,
Ein Schleier birgt der Augen holdes Licht.
Schmückt Fleiß und Kunſt, bei dieſer reinen Sitte,
Schmückt Zufall nur ihr ſchönes Angeſicht?
Natur und Lieb', und ſelbſt der Himmel, ſcheinen
Zu ihrem Schmuck ſich willig zu vereinen.

Die beiden letzten Verſe lauten im Original:

Di natura, d'amor, de' cieli amici
Le negligenze sue sono artefici.

Der ſchöne Sinn dieſer Worte leuchtet nicht aus der eben ſtehenden Überſetzung hervor. Herr Gries vermißte ihn ſelbſt und änderte:

Natur und Lieb', und ſelbſt der Himmel ſtreben,
Nachläſſ'gen Reiz durch ihre Kunſt zu heben.

Gezwungen und nicht klar genug.

Streckfuß.

Die Jungfrau kam allein hervorgegangen,
Den Reiz nicht ausgeſtellt, nicht bang verwahrt,
Mit ſtetem Blick, von ihrem Schlei'r umfangen,
Ablehnend, edelſtolz in Gang und Art.
Ob ſie geſchmückt? nachläſſig? ob der Wangen,
Der Züge Reiz durch Kunſt, durch Zufall ward?
Lieb' und Natur, der Himmel ſelbſt, bereiten
So wunderliebliche Nachläſſigkeiten.

Stanze 33.

Gries. Erſte Auflage.

Schon ſieht man rings den Holzſtoß ſich erheben,
Schon wird die Glut des Todes angefacht;
Da bricht der Jüngling aus mit leiſem Beben,
Da weicht ſein Muth des **Schmerzens größrer Macht**:
So iſt denn dies das Band, das ich im Leben
Mit dir mich zu vereinen mir gedacht?
Die Flammen dies, die unſres Herzens Triebe
Entzünden ſollten, ach! zu gleicher Liebe?

Die durch den Druck herausgehobenen Stellen geben ihre Flecken ohne beſtimmtere Andeutung zu erkennen. Die neue Bearbeitung hat gebeſſert.

> Und ſpricht zu ihr, ihm nun ſo nah' gebracht.

Eine harte Participialconſtruction für: zu ihr, die ihm nun ſo nah' gebracht war. Ferner:

> Sind dies die Bande denn, die ich, im Leben
> Mit dir mich zu vereinen, mir gedacht?

Hier hat nur die Interpunktion an Beſtimmtheit gewonnen. Der Schluß:

> Iſt dieſes denn die Glut, die uns zuſammen
> Das Herz entzünden ſollt' in gleichen Flammen?

In der Streckfuß'ſchen Überſetzung dieſer Stanze ſehen wir zuvörderſt, daß der Überſetzer ſich eben ſo wenig vor dem Blaſebalge, als vor einem unpoetiſchen Inſtrumente, geſcheut hat, wie ſein Dichter vor dem mantice.

> Geſchichtet iſt der Holzſtoß rings um beide,
> Und ſchon erklingt des Blaſebalgs Gebraus,
> Da bricht er gegen ſie, zum letzten Leide
> Mit ihm vereint, in dieſe Klagen aus.

Warum nicht: mit ihr vereint? Das Original hat freilich:

> Disse a lei, ch'è seco unita:

aber dem Sinne nach iſt: mit ihr vereint, eben ſo richtig, die Participialconſtruction: mit ihm vereint, aber unerträglich.

Iſt dies das Band, das mich zur Lebensfreude
Mit dir verknüpft? Iſt dies das Hochzeithaus?
Die Glut dies, die, wie ich geglaubt, die Brüſte
Mit gleichen Flammen uns entzünden müßte?

Der materielle Pluralis: *die Brüſte*, mag paſſend ſein für die Flammen des Holzſtoßes, aber die Liebesflammen verbrennen *die Bruſt* wohl, jedoch nicht *die Brüſte*. Das Original hat: i cori.

Stanze 34.

Gries. Erſte Auflage.

Ein andres Band hat Lieb' uns einſt beſchieden.
Ein andres knüpft des Schickſals Machtgebot.
Wohl waren wir zu ſehr getrennt hienieden,
Nur ach! zu hart vereint uns jetzt der Tod.
Doch ſollt' ich nie beſitzen dich in Frieden,
Willkommen dann, mit dir, Gefahr und Tod!
Nur dein Geſchick, nicht meines, dünkt mich herbe;
Wohl mir, daß ich an deiner Seite ſterbe!

Matt und träge ſcheint uns gegen dieſe Stanze die der neuen Bearbeitung:

Ach, andre Band' und Glut bot Lieb' hienieden,
Und andre gibt des Schickſals Machtgebot.
Zu ſehr, zu ſehr hat es uns einſt geſchieden,
Zu grauſam jetzt vereint es uns im Tod.
Doch wohl mir, war dir ſolcher Tod beſchieden,
Genoſſe dir zu ſein in Qual und Noth.

Wenn nicht im Glück! Dein Schickſal dünkt mich herbe.
Das meine nicht, weil ich ja mit dir ſterbe.

Die Änderungen in dieſer Stanze erſtreben eine wörtlichere Nachbildung des Originals und verbeſſern wenigſtens eine Stelle:

Wohl waren wir zu ſehr getrennt hienieden.

Nicht hienieden, ſondern einſt, denn noch iſt der Sprecher hienieden. Das Original hat: già noi divise. Leider iſt aber Herr Gries zu ſpröde geweſen, die Stelle:

— Del *rogo* esser consorte,
Se del *letto* non fui —

treu zu überſetzen.

So iſt denn der Scheiterhaufen zu Qual und Noth geworden, und das Bett iſt durch Glück erſetzt worden. Herr Streckfuß überſetzt unbefangener:

Wohl bot uns andre Ketten, andre Flammen
Der Liebe Huld, als das Geſchick vergönnt.
Im Tode bringt es grauſam uns zuſammen,
Das uns im Leben ach! zu ſehr getrennt.
Doch wollt' es dich zu ſolchem Tod verdammen,
Dann Dank! daß es uns einen Holzſtoß gönnt,
Wenn nicht ein Bett! — Dein Loos nur macht mir Leiden,
Nicht meins — ich ſoll ja neben dir verſcheiden.

Stanze 35.

Gries. Erſte Auflage.

Und, o mein Tod, du einziges Verlangen!
O ſüße Marter! Qual, beglückt genug!
Darf nun mein Mund an deinem Munde hangen,
Verhauchen nun den letzten Athemzug
In deine Bruſt, den deinigen empfangen,
Und ſo vereinen unſrer Geiſter Flug!
So ſpricht der Jüngling unter ſanften Zähren;
Doch tröſtend ſucht ſie ſeinem Schmerz zu wehren.

Die Schlußverſe entſprechen den Worten des Originals nicht:

> Cosi dice piangendo: ella il ripiglia
> Soavemente e in tai detti il consiglia.

Daher die Veränderung in der neuen Bearbeitung:

> Er ſpricht's und weint; mit freundlichem Verweiſe
> Ermahnet ſie den Jungling ſolcher Weiſe.

Nicht minder ſchön und noch etwas treuer iſt dieſe Stanze bei Streckfuß *):

---

*) Namentlich die erſte Hälfte:

> Ed oh mia morte avventurosa appieno!
> Oh fortunati miei dolci martiri,
> S'impetrerò, che giunto seno a seno,
> L'anima mia nella tua bocca io spiri.

Und o mein Tod, wie ſelig und beglückt!
O himmelſüße Qual der letzten Stunde!
Erlang' ich es, daß, Bruſt an Bruſt gedrückt,
Ich meinen Geiſt verhauch' an *deinem* Munde,
Daß *du*, mit mir der Welt zugleich entrückt,
Die Seel' in mich verhauchſt im ſel'gen Bunde.
So ſpricht Olind, indem er ſchmerzlich weint,
Doch ſanft verweiſend mahnt ſie ſo den Freund.

Stanze 36.

Gries. Erſte Auflage.

Andre Gedanken, Freund, und andre Klagen
Aus ernſterm Grund, erheiſchet jetzt die Zeit.
Gedenke deiner Schuld, doch ohne Zagen;
Reich iſt der Lohn, den Gott dem Guten beut.
Du ſtirbſt für ihn; kann noch ein Schmerz dich nagen?
Sieh freudig auf zu ſeiner Herrlichkeit!
O ſieh den ſchönen Himmel! Sieh die Sonne!
Sie tröſtet uns, ſie winkt zu höh'rer Wonne.

Die Veränderungen der neuen Bearbeitung, obgleich nicht ſehr bedeutend, verſtimmen doch den begeiſterten Ton dieſer Stanze.

Willſt du der Schuld nicht denken? nicht dir ſagen,
Wie reichen Lohn dem Frommen Gott verleiht?
Ihm dulde du, und lieblich ſein die Plagen
Und trachte froh nach ſeiner Herrlichkeit.

Streckfuß.

Freund, andere Gedanken, andre Klagen
Aus höherm Grund erfodert jetzt die Zeit.

Willſt du der Schuld nicht denken? nicht dir ſagen,
Wie reichen Lohn der Herr den Frommen beut?
In ſeinem Namen duld', und durch die Plagen
Streb' auf zu Gottes Thron mit Freudigkeit.
Den Himmel ſieh, wie ſchön er iſt, die Sonne!
Scheint's nicht, ſie biet' uns Troſt und höh're Wonne?

Soffri in suo nome, e sian dolci i tormenti,
E lieto aspira alla superna sede.
Mira il ciel, com' è bello, e mira il sole,
Ch' a se par che n'inviti e ne console.

Stanze 37.

Gries. Erſte Auflage.

Laut jammert hier das Klaggeſchrei der Heiden,
In leiſern Tonen klagt der Chriſten Schmerz.
Ein fremd Gefühl für das Geſchick der beiden
Erſchüttert ſelbſt des Königs hartes Herz.
Er merkt es, ſtrebt die Rührung zu vermeiden,
Verläßt den Ort und eilet hinterwärts.
Nur dich, Sophronia, ſieht man nimmer zagen,
Beklagt von Jedem, bleibſt du ohne Klagen.

Gänzlich mißlungen in dieſer Stanze iſt die neue Bearbeitung:

Hier muß ſich laut der Heiden Klag' erheben,
Es klagt der Chriſt mit leiſerm Schmerzenswort.
Beinahe reißt ein ungewohntes Streben
Zum Mitgefühl den harten König fort.
Er merkt es, zürnt, doch will ſich nicht ergeben,
Kehrt ab die Augen und verläßt den Ort.

Nur du, Sophronia, fremd der allgemeinen Bekümmerniß, willſt, allbeweint, nicht weinen.

Streckfuß ſiegt hier über die beiden Gries'ſchen Überſetzungen.

Hier hebt ſich laut das Klaggeſchrei der Heiden,
Auch klagt, doch leiſer nur, der Chriſten Schmerz.
Ein weich Gefühl durchdringt bei ſolchem Leiden
Wie nimmer noch des Königs hartes Herz.

Dieſe Stelle nähert ſich dem Sinne des Originals ziemlich glücklich. Schade, daß der ſchöne und charakteriſtiſche Ausdruck deſſelben:

Un non so che d'inusitato e molle etc.

aufgeopfert werden mußte.

Er fühlt es, zürnt und will die Rührung meiden,
Blickt weg von dort und kehrt ſich anderwärts.
Nur du, Sophronia, ſchweigſt, da alle ſtöhnen,
Und haſt, beweint von Allen, keine Thränen.

Bis auf den ſehr unreinen Reim eben ſo treu, wenn auch nicht ſo wörtlich, wie die matten, ſchwerfüßigen Schlußverſe der zweiten Gries'ſchen Bearbeitung.

Tu sola il duol comun non accompagni,
Sofronia, e pianta da ciascun non piagni.

Die Schilderung der heldenmüthigen Clorinde ſchließe unſere Parallele.

Stanze 39 u. 40.

Gries. Erſte Auflage.

Der Weiber Sitt' und Lebensart verſchmähte
Die edle Jungfrau, noch von Jahren zart.
Arachnens Arbeit, Nadel, Spinngeräthe,
Ward nimmer mit der ſtolzen Hand gepaart.
Sie floh die Tracht und Weichlichkeit der Städte;
Denn Ehr' und Zucht wird auch im Feld bewahrt.
Man las nur Streng' und Stolz in ihren Blicken,
Und, ſtreng und ſtolz, gelang's ihr, zu entzücken.

Die weſentlichſte Veränderung der neuen Bearbeitung trifft die Schlußverſe, denen ſie auch einen reinern Reim gibt:

Stolz waffnet' ihr Geſicht, ihr Wohlgefallen
War ſtrenger Ernſt; doch, ernſt, gefiel ſie Allen.

Armo d'orgoglio il volto, e si *compiacque*
Rigido farlo, e pur rigido *piacque*.

Ein Paar Muſterverſe, bis in die Sylben treu überſetzt.

Als Kind ſchon lenkte ſie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß in ſeinem ſchnellſten Lauf.
Bald lernte ſie mit Schwert und Lanze fechten
Und ſchwang ſich ſchnell zur höchſten Kunſt hinauf.
Auf Bergen dann und in der Wälder Nächten
Sucht ſie die Spur des wilden Löwen auf.
Ein reißend Thier muß ſie der Mann in Schlachten,
Und einen Mann das Wild in Wäldern achten.

Zweite Bearbeitung.

Als Kind ſchon lenkte ſie mit kleiner Rechten
Das muth'ge Roß, hielt's auf und trieb es an.
Bald lernte ſie mit Schwert und Lanze fechten,
Und übt' und ſtärkte ſich auf freiem Plan.
Dann folgte ſie auf Höhn, in Waldesnächten
Den Leu'n und Bären nach auf rauher Bahn.
Sie ſchien im Forſt und auf dem Schlachtgefilde
Ein reiſſend Thier dem Mann, ein Mann dem Wilde.

Tenera ancor con pargoletta destra
Strinse e lentò d'un corridore il morso.
Trattò l'asta e la spada, ed in palestra
Indurò i membri ed allenogli al corso:
Poscia o per via montana o per silvestra
L'orme seguì di fier leone e d'orso:
Seguì le guerre, e in esse, o fra le selve
Fera agli uomini parve, uomo alle belve.

Streckfuß.

Sie floh der Weiber Geiſt und Sitten immer,
Verſchmähte ſie ſeit ihrer Jugendzeit.
Gewebe, Nadel, Spindel hatten nimmer
Der hohen Jungfrau ſtolze Hand entweiht.
Auch floh ſie üpp'ge Tracht und ſtille Zimmer,
Denn auch im Feld bewahrt man Ehrbarkeit;
Mit Streng' und Stolz bewehrte ſie die Mienen,
Die, ſtreng' und ſtolz, doch hold und reizend ſchienen.

In der Überſetzung des fünften Verſes:

Fuggì gli abiti molli e i lochi chiusi –

können wir nicht mit Herrn Streckfuß übereinſtimmen; denn der Gegenſatz: i campi, zeigt deutlich genug, daß unter lochi chiusi nicht verſchloſſene Zimmer, ſondern durch Mauern geſchloſſene Plätze, alſo Städte, zu verſtehen ſind.

Als Kind mit zarter Hand den Renner zwingend,
Riß ſie ihn keck hernieder und herauf,
Und übte Lanz und Schwert, und machte ringend
Die Glieder hart, und ſtärkte ſie im Lauf,
Und ſucht', in Schluchten und in Wälder dringend,
Die Spur des grauſen Leu'n und Bären auf,
Und ſuchte Krieg, und mußt' in Schlacht und Hainen
Dem Manne wild, dem Wild als Mann erſcheinen.

Hier möchte man im Schlußverſe einen Druckfehler vermuthen, der für einen großen Buchſtaben einen kleinen gegeben hätte, ſo daß es heißen ſollte:

Dem Manne Wild, dem Wild ꝛc.

Aber dadurch wäre leider auch noch nicht viel gewonnen, denn das Original hat ja nicht:

Belva agli uomini parve, uomo alle belve;

ſondern es unterſcheidet das Jagdwild ſehr beſtimmt von dem wilden, reißenden Raubthier, und dieſes letztere bezeichnet la fera*).

---

* Freilich beſteht Clorindens Wild aus reißenden Raubthieren. Aber dennoch iſt es erlaubt, le belve im

So hat auch Gries dieſe Stelle in beiden Bearbeitungen überſetzt. Herr Streckfuß ſcheint fera als Eigenſchaftswort zu nehmen; dadurch verliert aber der Sinn an Kraft und Bildlichkeit.

Allgemeinen durch Wild zu überſetzen, aber la fera kann die genauere Beſtimmung nicht entbehren. Thier allein wäre unedel. Wild iſt zu ſchwach und kann mißverſtanden werden.

IX.

Kritik Lord Byron's als Dichter.

Vorwort.

Die Fehltritte und Verirrungen gewöhnlicher Talente in dem Gebiete der Künſte können keine Beſorgniß erregen, daß ihr verkehrtes Beiſpiel für die Dauer verderblich in Andern fortwirke und umſichgreiſe. Nur die Macht des Genies vermag es, durch Schnelligkeit des Schwunges und Glanz des Feuers alle Fehler und Mißverhältniſſe unſichtbar zu machen, und ſelbſt das Rechte und Echte, das ſo vielen Schimmers nicht zu bedürfen meint, auf eine Zeit lang zu verdunkeln. Die Mittelmäßigkeit, die aus Dünkel und Übermuth den geraden Weg verläßt, ſtolpert bald und gibt ſich dem Gelächter der ſchwachen

Menge Preis, welche die Neugier verleitet hat, ihr auf dem unbetretenen Pfade zu folgen. Auch fehlt ihr die Fruchtbarkeit und Beweglichkeit, welche nöthig iſt, um Neuerungen, ſeien es auch gute, durchzuſetzen. Ihre karge Schöpfungskraft erſtirbt leichter, wenn ſie keinen Widerſtand findet, als wenn ſie durch Kampf aufgereizt und zu dem Gefühle ihrer Macht und Wichtigkeit verführt wird; und gewöhnlich überlebt der erſchöpfte Schöpfer ſeine Werke und ſeine Schule, wenn er es ja ſo weit gebracht hat, ſich einen Anhang von Nachahmern zu gewinnen. Die Kritik könnte bei dergleichen Verirrungen und Mißbräuchen ſchweigen, ohne dadurch ihre Pflicht und ihre Würde zu vergeſſen. Warnung iſt überflüſſig, Zurückführen des Verirrten kaum der Mühe werth. Denn die ärmliche Schöpfungsader der bezeichneten Talente iſt ſo ganz und gar in die verdrehten Formen und ſchiefen Richtungen ihrer Beſtrebungen verwachſen und verſchwollen, daß ſie, aus dieſen herausgeriſſen, augenblicklich verſiegen muß. Eben ſo geht es manchen verdorbenen körperlichen Conſtitutionen, denen man das, was ſie verdorben hat, laſſen muß, wenn ſie fortbeſtehen ſollen, z. B. den alten Opiumeſſern und Branntweintrinkern. Die Geſchichte der neueſten deutſchen Poeſie kann uns manche Parallele zu ſolchen, recht eigentlich nur durch die Nahrung ihrer Verderbniß erhaltenen Körpern geben. Man nehme z. B. Müllner ſeinen Schickſalspopanz und ſeinen peinlichen Halsgerichtsapparat, man nehme unſern vielgeleſenſten Romanſchreibern ihren Geſpenſterſpuk und ihre heiligen Kreuze, und man braucht ihnen Feder und Dinte nicht zu verſchließen, um ihrer Autorſchaft ein Ende zu machen.

Das Beiſpiel eines großen Genies iſt hinreißend für ganze Nationen und Zeitalter, auch wenn es einen falſchen Weg geht; ja vielleicht ſo noch hinreißender, weil das Falſche immer neuer, abenteuerlicher und ſchwieriger ſcheint als das Rechte und Echte, und weil die verkehrten Beſtrebungen gewöhnlich den Fehlern und Gebrechen des Zeitalters ſelbſt zuſagen und entgegenkommen, die ſchwache Menge dahin führend, wohin ſie ſelbſt zu gehen nur nicht Kraft und Muth hat.

Lord Byron iſt vielleicht das größte und fruchtbarſte, aber auch das gefährlichſte Dichtergenie unſers Zeitalters. Im Anfange ſeiner männlichen Jahre thront er, wenn auch als Tyrann, auf dem Parnaſſe ſeines Vaterlandes, und mächtig wirkt ſein Einfluß über das Meer nach

Deutſchland und Frankreich über. In dieſem letztern Lande bringen Lord Byron's Werke revolutionnaire Bewegungen hervor, weil die poetiſchen Elemente, welche ſie dort finden, den übrigen ganz feindlich ſind, und dennoch ſcheinen ſie ſich geltend zu machen. In Deutſchland fehlt es ihnen nicht an nationalen Berührungspunkten und an Einleitungen und Vorbereitungen, wodurch denn eben ihre Wirkungen weniger einleuchtend ſind. Wie aber Lord Byron's Gedichte den Wünſchen und Bedürfniſſen des Zeitalters zuſagen, wird aus der hier mitgetheilten Charakteriſtik derſelben deutlich werden. Überreizung, Überſpannung und daraus erfolgte Erſchlaffung ſcheint uns der Zuſtand zu ſein, in welchem der heutige Dichter die Mehrzahl der Gemüther ſeiner Leſer zu finden vorausſetzen darf. Wer verſteht es beſſer als Lord Byron, ſie aufzurütteln, zu entflammen und zu durchſchaudern? Aber wird dieſe gewaltſame Erſchütterung zu neuer dauernder Lebensbewegung führen, oder noch mehr erſchöpfen?

Eine ernſte, ruhige und möglichſt genaue Unterſuchung über das Princip und den Charakter der Poeſie des Lords, die wir in den folgenden Blättern geben, wird daher in Deutſchland nicht überflüſſig erſcheinen, auch nach dem, was Göthe, Adolph Wagner und Andere über einzelne Werke oder einzelne Züge ſeiner Muſe Treffendes geſagt haben.

Lord Byron's Gedichte ſcheinen uns keineswegs genügend, ihm den Namen des erſten aller lebenden engliſchen Dichter zu erwerben, welcher ihm oftmals von Landsleuten, noch öfter jedoch von Ausländern ertheilt worden iſt; es iſt uns einleuchtender, daß der perſönliche Charakter des Lords und die Geſchichte ſeines Lebens ihn zu dem intereſſanteſten und merkwürdigſten Dichter machen. Er iſt das Wunder des Zeitalters, nicht deſſen echter Ruhm und wahre Krone, er gleicht einem ſeltenen Phänomen, das durch ſein mächtiges Funkeln und Sprühen die ruhigen Sterne des Dichterhimmels dem Auge der Mitwelt wohl eine Zeitlang verdunkeln kann, ohne ſie deswegen eigentlich zu überſtrahlen; ſeine Poeſie will und kann nur gewaltſam ergreifen, erſchüttern, erſtaunen, nicht allmälig immer inniger und feſter anziehen und halten.

Es iſt ein allgemeiner Grundſatz der Kritik, die Perſon des Dichters nicht mit ſeinen Gedichten in Berührung, Vergleich und Zuſammenhang zu bringen. Dieſer Grundſatz möchte aber einem Beurtheiler Lord Byron's ſchwer zu befolgen ſein. Faſt in allen ſeinen Werken fühlt der Leſer ſich eben ſo ſehr von perſönlichem Intereſſe an dem Dichter als von poetiſchem an dem Gedichte bewegt, und in manchen mag das erſtere ſogar überwiegend ſein. Dieſes perſönliche Intereſſe nun hat Lord Byron nicht nur gefliſſentlich ſeinen Verſen eingehaucht, ſondern er hat auch ſeinen perſönlichen Charakter ſo gern öffentlich ausgeſtellt, ſo gern die innigſten und heiligſten Verhältniſſe ſeines Lebens, mit Vernachläſſigung ſowohl aller Selbſtſchonung als auch der Delicateſſe gegen Andere, deren Schickſal mit dem ſeinigen verflochten war, in den rechtmäßigen Bereich der Stimme des Publicums gebracht, daß der Kritiker, der hier Perſon und Werk trennte, nicht einmal im Geiſte und nach dem Geſchmack und Wunſch des Dichters verfahren würde, welchem offenbar poetiſcher Ruhm nicht genug galt ohne perſönlichen Ruf. Zwar hat uns Lord Byron nirgends ein beſtimmtes und von ihm anerkanntes Selbſtportrait gegeben, aber ſein Verfahren in dieſer Hinſicht ſcheint uns noch tadelnswerther. Er hat ſeinen Helden ſo gehäſſige Züge geliehen, daß eine perſönliche Anerkennung ihrer Frevel gegen die Geſetze menſchlicher Natur und Geſellſchaft nicht möglich iſt ohne gänzliche Selbſtzernichtung; ja, ein öffentliches Selbſtbekenntniß ſolcher Frevel würde die Schuld ihrer Ausübung noch überwiegen; nun aber flicht der Lord auf das keckſte und freieſte, Thaten und Begebenheiten ſeines eigenen Lebens in die Geſchichte ſeiner Helden und Schurken ein und miſcht ihre Gefühle und Meinungen mit den Maximen ſeiner eigenen Handlungsweiſe; ja er hat Scenen aus den geheimſten Heiligthümern ſeines Privatlebens benutzt, um damit Darſtellungen der Ausſchweifung, der Verzweiflung und der Gewaltthätigkeit bis in das genaueſte Detail auszuſchmücken. Rouſſeau's Bekenntniſſe ſind anerkannte Selbſtbekenntniſſe; mag man hie und da an ihrer vollſtändigen Wahrheit zweifeln, ſo ſind ſie immer als eine ſich ſelbſt überwindende Beichte von hohem Intereſſe. Ihre kleinlich pünktliche moraliſche Anatomie iſt eben ſo bewundernswürdig, als die der feinſten Adern und Röhren des menſchlichen Körpers; und mögen ſie als eine nackte Selbſtausſtellung auch unanſtändig und beleidigend werden, ſo ſind ſie doch durch und durch mit perſönlicher Verantwortlichkeit verknüpft, und die Phantaſie des Leſers muß ſich ſeinem moraliſchen Urtheil unterordnen. Lord Byron's Schöpfungen hingegen nehmen das poetiſche Gefühl des Leſers in Anſpruch, indem ſie bald an eine That, bald an eine Lebensregel des Dichters erinnern. Dadurch entſteht auch in des Leſers Herzen jene Verwirrung und Unſicherheit des Genuſſes, jenes Angezogenwerden und Zurückſchaudern, indem bei ihm bald das äſthetiſche, bald das moraliſche Gefühl überwiegt: eine Spaltung und ein Wechſel, der ſich nie fühlbar macht, wenn wir uns einer objectiven Darſtellung des Böſen und Häßlichen hingeben. Der Eindruck, den ein Werk des Lord Byron in dem Leſer zurückläßt, iſt niemals ungemiſcht und rein: nicht ganz der eines Kunſtwerks, und nicht ganz der einer wirklich erlebten Begebenheit, die nothwendig unſer Gefühl für Recht und Schicklichkeit zunächſt in Anſpruch nimmt: das äſthetiſche und das moraliſche Urtheil kämpfen in uns, und darüber kommt keins von beiden zu einem Ausſpruche. Dazu kommt, daß meiſtens gerade dasjenige, was uns moraliſch widerwärtig iſt, durch poetiſche Kraft herausgehoben erſcheint, und die Neugierde durch eine lebhafte, dem Leben bis auf die kleinſten Umſtände abgelauſchte Darſtellung ſolcher Scenen gereizt wird.

Aus dieſen Gründen ſcheint uns Lord Byron's Verfahren zumeiſt tadelnswerth. Er gebe uns entweder einen Childe Harold, einen Konrad ꝛc. als hiſtoriſche Portraits ſeiner eigenen äußern und innern Natur, oder er laſſe uns die Freiheit, über dieſe Charaktere zu urtheilen, wie über eine Statue, ein Gemälde oder eine offenbar erdichtete Perſon. Wie es jetzt iſt, verfließen die literariſchen Mängel des Childe Harold mit den perſönlichen Eigenthümlichkeiten des Dichters; und umgekehrt, wo es uns ſcheint, es ſei dieſer für zu arg gemißbrauchte poetiſche Freiheit verantwortlich, verſteckt er ſich hinter die Perſon ſeines erdichteten Helden, nachdem er uns durch die Wahrheit und Anſchaulichkeit einzelner, aus ſeinem Leben copirter Züge aus unſerm poetiſchen Genuſſe vorſätzlich herausgereizt hat. Dieſe Umſtände bewirken auch vornehmlich das Ungleiche und Schwankende in dem Style des Lords, der ſich, öfters nach Art einer fieberhaften Bewegung, ſchwellend zu Alles fortreißender Glut und Kraft erhebt, und dann erſchöpft wieder ſinkt, in allen Zuſtänden eben ſo oft die Regeln des Geſchmacks als das moraliſche Gefühl verletzend.

Ein perſönliches Intereſſe von der bezeichneten Art kann auf keine Weiſe zu den Eigenſchaften gezählt werden, welche poetiſche Kraft und Schönheit bilden: es erhöht nicht den Werth der Werke des Lords, wohl aber ihren Ruf, indem es dieſelben zum Gegenſtande der Klatſchereien der neugierigen Menge macht und dadurch manchen Leſer gewinnt, den das reine poetiſche Intereſſe nicht hätte anziehen können. Daher kommt es denn, daß man die Gewiſſensbiſſe des edlen Lords, ſeinen Menſchenhaß, ſeine verwelkten Gefühle, ſeine jugendlichen Verirrungen und verblühten Hoffnungen im Munde der halbgebildeten Leſerclaſſe bei Schüſſeln und Theetaſſen herumtragen hört. Lord Byron's Genie ſollte ſich nie ſo herabwürdigen, ſolchem faden Geklatſche Stoff zu leihen; und wenn er in der That Urſache zu melancholiſchen Erinnerungen hat, die ſich dem Grauen der Verzweiflung nähern, ſo ſollte er ſeinen Schmerz ſtolz zu ſein lehren, und nicht ſeinen eigenen ſchönen Verſen an den Prometheus ſo arg widerſprechen: *)

---

*) Das Gedicht, Prometheus überſchrieben, ſteht

The rock, the vulture and the chain,
All that the proud can feel of pain,
The agony they do not show,
The suffocating sense of woe,
Which speaks but in its loneliness,
And then is jealous lest the sky
Should have a listener, nor will sigh
Until its voice is echoless.

Der Geier, Kett' und Felsgeſtein —
Wie grimm auch ſei des Stolzen Pein,
Sie zeigen nicht den Todesſchmerz,
Wie er zernagt das tiefſte Herz.
Er ſpricht nur in der Einſamkeit,
Beſorgt, daß in der Luft Azur
Ein Lauſcher ſei, und ſeufzet nur,
Wo ohne Wiederhall das Leid.

Schmerzen, die in ihren Urſachen empörend, in ihren Wirkungen giftig und unheilbar ſind, ſollten ſo geheim gehalten werden als ein tödtlicher Krebs — den wohl Keiner, der daran leidet, vor den Augen der Geſellſchaft enthüllt, um deſſen Farben bewundern und beſchreien zu laſſen. Leiden, welche tiefes Mitleid und freundliches Erbarmen erregen, wenn ſie mit Würde ertragen, mit Zurückhaltung ausgedrückt werden, widern uns an, wenn ſie ſchauſpielerhaft benutzt

---

im dritten Bande der Werke des Lords. London, Murray, 1819, S. 303.

werden, um die Menge zu rühren, wie z. B. die Krüppel, Mißgeburten und epileptiſchen Kranken auf den Märkten, welche aus den Augen des Publicums geſchafft werden, nicht allein als an und für ſich ſcheußliche Schauſpiele, ſondern auch, weil ſie empfänglichen Diſpoſitionen durch ihren monſtröſen und kranken Einfluß gefährlich werden können. Außerdem iſt ſolchen Ausſtellungen auch nicht immer zu trauen: es liegen ihnen oft Kunſtſtücke, Ränke und Betrügereien zum Grunde, und manches Subject, das mühevoll auf Krücken durch die Straßen keucht und auf ſeine Wunden und Gebrechen bettelnd hinzeigt, tanzt und zecht des Abends ohne Krücken und Wunden für das erjammerte Geld.

Es fehlt nicht an Gründen zu dem Argwohn, daß Lord Byron's Gram und Verzweiflung — die immer in ſeiner Federſpitze ſitzen, ausgenommen wenn er Anmerkungen zu ſeinen Gedichten ſchreibt, oder einen „Beppo“ und „Don Juan“ — größtentheils ceremonielle Gefühle ſind. Wenigſtens leihen ſie zu jeder Zeit und Gelegenheit intereſſante Phraſen und poetiſchen Apparat und überziehen die Perſon des Dichters in den Augen des Publicums, und beſonders des weiblichen, mit jenem zauberiſch melancholiſchen Weſen, das der Mehrzahl der gebildeten Stadtdamen reizender ſcheinen mag als freie und frohe Unſchuld. Merkwürdig iſt es immer, daß Lord Byron's Dichtungen gerade von ſchwachen und empfindſamen Frauen mit dem innigſten Enthuſiasmus ergriffen werden, wie dieſes nicht nur aus England verlautet, ſondern auch aus Paris, wo der Lord durch Frauenbeifall zuerſt und zumeiſt die Höhe des Ruhms erreicht hat, auf welcher er jetzt ſteht.

Wenn wir uns auf Das einlaſſen wollten, was von dem Leben und Treiben des Lords in England und dem Auslande bekannt iſt, ſo würde es uns nicht an Belegen fehlen, die Wahrhaftigkeit ſeines Schmerzes und ſeiner Verzweiflung wankend zu machen. Aber es iſt nicht unſer Geſchäft, das Leben des Lords, ſondern deſſen Gedichte zu prüfen, und wenn wir das erſtere öfters berühren mußten, ſo geſchah es doch nur inſoweit, als der Lord es ſelbſt in ſeine Werke einmiſchte. übrigens iſt es uns gleichgültig, ob es ihm wirklich Ernſt war, zu ſterben, als er, ſein Weib und Vaterland verlaſſend, ſein berühmtes „Farewell“ ſchrieb und alſo endigte:

Fare thee well! thus disunited,
Torn from every nearer tie,

Seared in heart and lone and blighted —
More than this, *I scarce can die.*

Lebe wohl du! — jeder Luſt,
Jedem nähern Band entwunden,
Mit dem Brand in öder Bruſt;
Hab' ich ſchon den Tod gefunden *).

Wir freuen uns aber, daß in dieſen Todesnöthen noch ſo viel Lebensgeiſt und Lebensluſt in der Seele des Lords zurückblieb, als erfoderlich war, einen Beppo und Don Juan zu ſchreiben. Wozu nun aber dieſe ſchauſpielerhaften Sterbewehen und Todeskrämpfe? Wozu, da der Lord noch dazu ſelbſt auf Mitleid verzichtet?

I seek no sympathies, nor need;
The thorns which I have reaped, are of the tree
I planted: they have torn me, — and I bleed;
I should have known what fruit would spring from such a seed **).

Nicht ſuch' ich Mitgefühl, noch iſt mir's Noth.
Die Dornen, die ich pflücke, ſind vom Baum,
Den ich gepflanzt, mein Blut nur klebt daran:
Wie er geſäet hat, ſo erntet Jedermann.

Das Seltſame, Lächerliche, Widerſinnige ſolcher Jammerberichte fällt um ſo heller in die

---

*) Nach der Ueberſetzung von Breuer im erſten Bändchen der „Britiſchen Dichterproben".

**) Childe Harold. C. IV. St 10.

Augen, wenn wir uns die Perſon des zerknirſchten Unglücklichen als dieſelbe vergegenwärtigen, welche Hummerſalat und Champagnerpunſch ſo trefflich zu loben verſteht, welche als engliſcher Edelmann durch die Straßen von London galoppirend paradirt hat — kurz, der Name, der Stand, die Lebensweiſe des Lords bilden den vollſtändigſten Contraſt zu deſſen gereimten Gewiſſensbiſſen und Lebensreſignationen, die, als Poeſie, im Munde idealer Einſiedler an ihrer Stelle ſein möchten.

Wir haben unſere Kritik der Werke des Lord Byron mit der Aufzählung und Abwägung derjenigen Fehler und Mißgriffe eröffnet, welche das Urtheil der Menge, durch Beſtechung des Mitleids und der Neugierde, für dieſelben eingenommen haben. Wir würden uns geſchämt haben, die Bewunderung, welche wir für das gewaltige Genie des Lords hegen, eher auszudrücken, bis wir uns gegen die Gemeinſchaft mit jenen Bewunderern verwahrt, welche, gleich Götzendienern, den äußern, erborgten Schauſpielflimmer ſeines Genies, ſtatt deſſen echter innerer Kraft anbeten. Lord Byron iſt das fruchtbarſte und glänzendſte Dichtergenie des Zeitalters, nicht aber deſſen größter Dichter. Ob er dieſer ſein *könnte*, iſt eine Frage, die nicht in dem Bereich menſchlichen Urtheils liegt. Gewiß aber würde der Lord unerwäglich mehr leiſten, wenn er, rein als Dichter, aller uſurpirten Blendvortheile und Kunſtſtücke entkleidet, mit andern Dichtern in einer Bahn nach dem Kranze der Unſterblichkeit ringen wollte. Sein Genie iſt groß und ſtark genug, ſich aus den tiefſten und verworrenſten Irrwegen mit friſcher Thatkraft herauszuarbeiten; es iſt ſo bildſam und vielgeſtaltig, daß es von Extremen zu Extremen überſpringen kann, wie namentlich ſeine leichtfertigen Dichtungen nach den tiefſinnigſten, ſchwermüthigſten, ein „Don Juan“ nach einem „Manfred“, beweiſen. Sollte der Sprung vom Unwahren zum Wahren, vom Gleißenden zum Echten, vom Falſchen zum Aufrichtigen allein unmöglich ſein?

Lord Byron's letztes Werk, Don Juan, iſt eine ausgelaſſene, zügelloſe Satire auf alle Schicklichkeit, alles feine Gefühl, alle Grundſätze, welche die menſchliche Geſellſchaft zuſammenhalten, zum Theil auf Perſonen ſeiner nächſten Verwandtſchaft. Der Buchhändler hat ſelbſt angeſtanden, den Namen des Dichters auf das Titelblatt zu ſetzen, und man hat durch ſchwankende Gerüchte das Intereſſe des Leſers in neugierigen Zweifeln über den Verfaſſer eine Zeit lang hinzuhalten geſucht. Noch kein Schriftſteller hat ſo frank und frei alle heiligen und geſelligen Verbindungen des öffentlichen und häuslichen Lebens, alle menſchlichen Beſtrebungen und Beſchäftigungen, kurz, alle äußeren und inneren Geſetze der menſchlichen Natur und Geſellſchaft verſpottet und verhöhnt und ſie mit ſo conſequenter epikureiſcher Skeptik zernagt und zerlegt, als Lord Byron in dieſem Gedichte. Freilich trägt das ganze Zeitalter einen Theil des Vorwurfs: es läßt ſich gefallen, die feurige Lebendigkeit des Talents dazu angewendet zu ſehen, ein Gelächter zu erheben über Dinge, welche die menſchliche Handlungsweiſe ehren, und als einen Spaß zu behandeln, was nicht verunglimpft werden kann. Der Menſch lacht eben ſo leicht, als er leicht zu verlachen iſt: ſeine Natur beſteht aus Widerſprüchen und Räthſeln, die ſich abwechſelnd eben ſo oft verherrlichen als verſpotten. Die Vereinigung und Auflöſung dieſer Widerſprüche und Räthſel bleibt einem höheren Daſein überlaſſen; uns liegt es ob, der Verſuchung zu widerſtehen, welche unſern Spottgeiſt gegen das Unerklärliche und Unergründliche unſeres Weſens und Lebens anreizt.

Was das Verderbliche in den Wirkungen auf das Gemüth des Leſers betrifft, ſo halten wir dafür, daß Lord Byron's eben bezeichnete Frivolitäten, Beppo und Don Juan, weniger gefährlich ſind als ſeine ernſten Dichtungen. Denn jene treten, ſo im Styl wie im Stoff, durch und durch als leichtſinnig, liederlich, unverſchämt auf, ſie prahlen, wie Roués, mit ihrer Unmoralität und wirken dadurch wie Caricaturen, die wohl zu einem unzüchtigen und ſchmuzigen Gedanken und Bilde aufregen können, aber niemals zur Nachahmung verführen; verführen kann das Laſter nur in einer gleißenden Hülle der Tugend oder doch der Anmuth, und dieſe Hülle ſinkt, wo das Laſter ſich offen, als ſolches, zeigt. Somit ſcheint es uns, daß Lord Byron's Beppo und Don Juan nichts Ärgeres bewirken können, als die poetiſche Sprache Englands mit einigen unzüchtigen Redensarten, und die Jugend, der ſie in die Hände fallen, mit unreinen Phantaſien zu beflecken. Verführeriſcher ſind des Lords ernſte Dichtungen, die das Gemüth durch Liebe, Bewunderung, Mitleid, durch Leidenſchaften aller Art erhitzen und erweichen, die es auf den Flügeln der Begeiſterung zu den Sternen emportragen und dann erſchöpft in den Pfuhl niederer Sinnlichkeit verſenken.

Haben wir nun aber von Seiten der Moral

weniger gegen einen Don Juan einzuwenden als faſt allgemein zu geſchehen pflegt, ſo iſt es uns, literariſch betrachtet, um ſo niederſchlagender, ein Genie, wie Lord Byron's, ſo gemißbraucht und herabgewürdigt zu ſehen. Wir ſind es gewohnt, daß kümmerliche Talente ſich den Beifall des gemeinen Publicums durch ſchlüpfrige und ſchmuzige Verſe erbuhlen; ſolche Waare geht reißend ab und wird theuer bezahlt; ſie dient dem entnervten und erſchlafften Geſchmack als Reizmittel und ſagt auf dieſe Weiſe den Bedürfniſſen des Publicums zu. Und an ſolche Schriftſteller ſchließt ſich nun Lord Byron an, er entheiligt die göttliche Flamme ſeiner Poeſie, die das Höchſte und Liebſte der Menſchheit mit ihren Strahlen verklären kann, ſo weit, um damit den ausgebrannten Buſen erſchöpfter Lüſtlinge kitzelnd zu erwärmen.

Wir kehren zu den ernſten Dichtungen des Lords zurück. Der ſchnelle Wechſel des höchſten Pathos mit der leichtſinnigſten Spötterei, tiefer rührender Gefühle mit unanſtändigen Zweideutigkeiten oder Nacktheiten, herzzerreißender Gemälde des menſchlichen Jammers mit rückſichtsloſem Hohn gegen die ganze menſchliche Natur, gegen die Schöpfung und den Schöpfer — und dieſes Alles mit überſpringung des in der Mitte Liegenden, wo der hingeriſſene Leſer ruhen und ſich erholen könnte — dieſes gewaltthätige Verfahren der Muſe können wir nicht anders benennen als eine übermüthige Tyrannei, die ſich daran ergötzt, das Gemüth des Leſers durch Feuer und Eis, Lachen und Weinen, Mitleid und Verachtung, Liebe und Abſcheu unabläſſig zu jagen. Dieſer Charakter der Poeſie des Lords iſt ohne Beiſpiel und Vorgang, wenigſtens in der engliſchen Literatur, und wenn ſich in andern Ländern Vergleichbares findet, ſo fehlt dieſem doch die Kraft des Genies, welche allein im Stande iſt, das Widernatürliche und Verkehrte wirkſam und gefährlich zu machen. Die engliſche Literatur hat des Burlesken, Grotesken, der Caricaturen und des Unzüchtigen in großer Menge und hohem Grade: aber noch kein engliſcher Schriftſteller hat in der Verkappung hoher und edler Gefühle ein ſo frevelhaftes Spiel getrieben; keiner hat die Grundſätze des Guten und Rechten, das göttliche Bild in der Seele des Menſchen ſo beleidigt, indem er die reinſten und beſten Empfindungen des Geiſtes aufregte und ſie mit ſich zu den Höhen ewiger Schönheit und Liebe erhob, um ſie dort plötzlich zu erſchrecken oder zu beſchämen durch Zerrbilder und Geſpenſter, oder indem er mit ſataniſchem Hohngelächter einen Pfeil des Spottes und der Beſchimpfung auf die heiligſten Gegenſtände menſchlicher Liebe und Verehrung ſchleuderte. Dadurch wird der Leſer endlich dahin gebracht, den Dichter, das Gedicht, ſich ſelbſt und Alles um ſich haſſen und verachten zu lernen, wenn er nicht die Kraft hat, ſich dem gewaltigen Zauber dieſer Poeſie zu entringen.

So viel von dem allgemeinen Princip und Charakter der Poeſie des Lords. Wir gehen zu der Betrachtung ſeiner äußern Darſtellungsweiſe, ſeines Styles in weiterer Bedeutung, über. Wir wiſſen, daß es Kritiker gibt, welche dem Lord den Namen eines ausgezeichneten Dichters ſtreitig machen wollen, weil ſein Styl zu unſicher, oft falſch, oft ſchwach ſei; weil ſeine Empfindungen nicht ſelten unnatürlich, affectirt und übertrieben, ſeine Bilder grell und flitterhaft, ſeine Effecte gezwungen ſcheinen. Wir können dieſe Vorwürfe unterſchreiben, ſtehen aber dennoch nicht an, den Lord als einen der ausgezeichnetſten Dichter zu erkennen. Schon die Kraft und die Schnelligkeit ſeines Schwunges ſichern ihm dieſen Namen, beſonders wenn man erwägt, durch welche weite, reiche, wechſelvolle Scenerie er fliegt. Er reißt den Leſer mit glühender, unermattbarer Wärme über das unabſehbare Gebiet ſeines poetiſchen Weltatlas hin, der die Wunder der Geſchichte, der Kunſt und der Natur in den lebendigſten Bildern umſchließt. Welcher Reiſebeſchreiber in Proſa hat uns jemals ein Land ſo in den eigenthümlichſten Farben und Formen ſeines Klimas und ſeiner lebendigen und todten Natur, ſo in den weſentlichſten Bewegungen ſeines Lebens und Webens vor Augen geführt, wie Lord Byron faſt eine halbe Welt? Wer vermag es, den tiefen, wunderbar erſchütternden Zauber des claſſiſchen Bodens, die erhebende und niederdrückende Gewalt alter Denkmäler ſo ungeſchwächt über Lande und Meere zu tragen und ſie den Herzen der Menge einzuſtrömen?

Der zweite und der vierte Geſang von „Childe Harold's Pilgerſchaft", welche der Beſchreibung der beiden claſſiſchen Länder, Griechenlands und Italiens, gewidmet ſind, bieten uns faſt in jeder Stanze glänzende Belege zu dieſem Lobſpruche dar. Wir wählen aus dem vierten Geſange zwei Stanzen über Rom als Beiſpiel aus; nach dem Iſthmus von Korinth aber laſſen wir uns lieber durch die Eingangsverſe der „Belagerung von

Korinth" verſetzen, um die Anführungen aus dem erſtgenannten Gedichte nicht, mit Zurückſetzung anderer Werke, zu ſehr zu häufen.

Many a vanish'd year and age,
And tempest's breath, and battle's rage,
Have swept o'er Corinth; yet she stands
A fortress form'd to Freedom's hands.
The whirlwind's wrath, the earthquake's shock,
Have left untouch'd her hoary rock,
The key-stone of a land, which still,
Though fall'n, looks proudly on that hill,
The landmark to the double tide
That purpling rolls on either side,
As if their waters chafed to meet,
Yet pause aut crouch beneath her feet.
But could the blood before her shed
Since first Timoleon's brother bled,
Or baffled Persia's despot fled,
Arise from out the earth which drank,
The stream of slaughter as it sank,
That sanguin ocean would o'erflow
Her isthmus idly spread below:
Or could the bones of all the slain,
Who perish'd there, be piled again,
That rival pyramid would rise
More mountain-like, through those clear skies,
Than yon tower-capt Acropolis,
Which seems the very clouds to kiss.

Ging auch der Jahre, der Zeiten Flut,
Des Sturmes Wehn, der Schlachten Wut
Vorüber an Korinth; das Fort
Der Freiheit ſteht noch immer dort.

Die Windsbraut raſ't, die Erd' erzittert,
Der graue Fels bleibt unerſchüttert
Und ſchließt ein Land, das, ob gedrückt,
Noch ſtolz nach jenem Hügel blickt,
Der Landmark, wo die dunkeln Wellen
An beiden Seiten rollend ſchwellen,
Als wollten ſie den Damm verſchlingen
Und kämpfend aneinanderbringen.
Doch konnte das Blut, das dort gefloſſen, —
Seitdem des Bruders Mord beſchloſſen
Timoleon, und nach bitterm Hohn
Der Perſer Tyrann beſiegt entflohn, —
Dem durſtigen Boden wieder entquellen;
Man ſahe geröthet das Meer davon
Hoch über den ſchmalen Iſthmus ſchwellen:
Und würden von Allen, die dort erſchlagen,
Die Gebeine übereinandergeſchichtet;
Wohl möchte die Säule, ſo errichtet,
Noch höher zum blauen Himmel ragen,
Als dort der Akropolis höchſter Thurm
Sich bietet dem reißenden Wolkenſturm *).

Die Stanzen über Rom ſind folgende (St. 78, 79):

Oh Rome, my country! city of the soul!
The orphans of the heart must turn to thee,
Lone mother of dead empires! and controul
In their shut breasts their petty misery.
What are our woes and sufferance? Come and see
The cypress, hear the owl, and plod your way
O'er steps of broken thrones and temples, ye!

---

*) Nach Breuer's Ueberſetzung im zweiten Bändchen de „Britiſchen Dichterproben“.

Whose agonies are evils of a day —
A world is at our feet as fragile as our clay.

The Niobe of nations! there she stands,
Childless and crownless, in her voiceless woe;
An empty urn within her withered hands,
Whose holy dust was scatter'd long ago;
The Scipios' tomb contains no ashes now;
The very sepulchres lie tenantless
Of their heroic dwellers: dost thou flow,
Old Tiber! through a marble wilderness?
Rise, with thy yellow waves, and mantle her distress!

O Rom, der Seele Stadt, mein Vaterland!
Zu dir muß pilgern das verwaiſte Herz,
Du Mutter todter Reiche! Hier am Strand
Der Tiber meſſen ſeinen winz'gen Schmerz.
Was iſt hier unſer Leiden? Kommt und ſeht
Hier die Cypreſſe, hört die Eul' auf Trümmern
Geſtürzter Thron' und Tempel, wo ihr ſteht.
Ihr, deren Todeskampf nur Stunden hält,
Zerbrechlich iſt, wie ihr, Staubmenſchen, eine Welt.

Du Völker-Niobe! auf ödem Land
Stehſt kindlos, kronenlos, in ſtummem Leid,
Den leeren Aſchenkrug in welker Hand,
Deß heil'ger Staub iſt lange ſchon verſtreut.
Ohn' Aſche liegt der Scipionen Grab,
Es wohnen in den weiten, öden Grüften
Nicht mehr die Helden — Tiber, fließ hinab
Durch deine Marmorwildniß, heil'ger Strom!
Schwill' auf, verhüll' in Flut ſein Elend deinem
Rom!

Mag der Styl dieſer Verſe nicht der reinſte der Poeſie ſein, ſo wird doch Niemand leugnen können, daß er edel, großartig, reich, glänzend, lebendig iſt, und daß die Muſik der Verſe des hohen Gegenſtandes würdig klingt. Gedanke und Gefühl werden gleich mächtig von ihnen ausgeſprochen und emporgehoben, und die Einbildungskraft ergeht ſich entzückt unter den anſchaulichſten Gemälden ferner Zeiten und Länder. Überhaupt ſcheint uns ein Hauptzauber der Poeſie des Lords in der Scenerie zu liegen; mögen andre Dichter mit ihm in der deutlichen Anſchaulichkeit der Darſtellung wetteifern, mag es ihnen auch gelingen, die Gegenſtände unſerem Auge eben ſo nahe zu bringen; ſicherlich aber bringt ſie keiner ſo nahe unſerem Herzen, wie Lord Byron. Es iſt der Glanz und die Farbe der geſchilderten Gegenſtände ſelbſt, die uns aus ſeinen Verſen entgegenleuchten, es iſt das Licht des Himmels, das Wehen der Luft ſelbſt, das wir fühlen, wenn wir, von ihm geführt, Meere und Länder überfliegen; und dennoch gibt uns kein Dichter die äußeren Gegenſtände ſo ſehr durch das Medium ſeiner inneren Natur wieder wie Lord Byron. Faſt nirgends ſtellt er eine Gegend, eine Naturerſcheinung, eine Ruine, oder welcher äußere Gegenſtand es ſei, vor unſern Blick, ohne durch dieſelben eine Reflexion oder eine Empfindung zu wecken und mit dieſen die Scenerie hell oder trübe zu überziehen; ſo wie umgekehrt jede Reflexion und Empfindung gleich ein äußeres Bild in Bereitſchaft hat, um ſich in daſſelbe einzukleiden. Eben ſo wenig läßt er es hinter den Figuren ſeiner Helden an ausgemalter Scenerie fehlen, und er verſteht es trefflich, jeder Begebenheit und jeder That den wirkſamſten Hintergrund zu geben, bald durch Contraſte, bald durch einen der Handlung entſprechenden Ort.

Aber auch dieſer Charakterzug der Poeſie des Lords iſt nicht ohne Mißbrauch und Übertreibung geblieben. Er eröffnet reiche Galerien, weite Ausſichten voller Bilder der Pracht und Herrlichkeit, er füllt ſie an mit Thaten des Ruhmes, Gefühlen der Leidenſchaft, Thränen des Jammers, Erinnerungen an vergangene Größe und Schönheit; er führt Tauſende in dieſe Welt der Wunder hinein, läßt ſie ſtaunen, anbetend ſich beugen vor der Macht des Schickſals, vor der Größe der Natur, aber nicht, um dadurch den Einzelnen mit zu erheben und zu verherrlichen, ſondern vielmehr, um dieſen zu Nichts zu zerdrücken und zu erniedrigen, indem das ganze Geſchlecht, die ungeheure Maſſe ihn ohne Veränderung und Theilnahme verſchlingt.

Erſchöpfende Beiſpiele ſolcher Naturſchilderungen ſind die Beſchreibungen der Nacht und des Morgens; die erſte in der „Belagerung von Korinth" (V. 313—344), die zweite im „Lara", zu Anfange des zweiten Geſanges.

He (Alp the renegado) felt his soul become more light
Beneath the freshness of the night.
Cool was the silent sky, though calm,
And bathed his brow with airy balm:
Behind, the camp — before him lay,
In many a winding creek and bay,
Lepanto's gulf; and, on the brow
Of Delphi's hill, unshaken show,
High and eternal, such as shone
Through thousand summers brightly gone,
Along the gulf, the mount, the clime;
It will not melt, like man, to time:
Tyrant and slave are swept away,
Less form'd to wear before the ray;
But that white veil, the lightest, frailest,
Which on the mighty mount thou hailest,
While tower and tree are torn and rent,
Shines o'er its craggy battlement;
In form a peak, in height a cloud,
In texture like a hovering shroud,
Thus high by parting Freedom spread,
As from her fond abode she fled,
And linger'd on the spot, where long
Her prophet spirit spake in song
Oh, still her step at moments falters
O'er wither'd fields and ruin'd altars

And fain would wake, in souls too broken,
By pointing to each glorious token.
But vain her voice, till better days
Dawn in those yet remember'd rays
Which shone upon the Persian flying,
And saw the Spartan smile in dying.

Ihm (dem Renegaten Alp) iſt, als ob er in der Kühle
Der Nacht ſein Herz erleichtert fühle;
Zwar ruhig war, doch friſch die Luft,
Durchzogen von balſam'ſchem Duft:
Dort hinterm Lager ſchimmert die See,
Sich windend in Lepanto's Buchten,
Und über dunkeln Felſenſchluchten,
Auf Delphi's Höhen glänzt der Schnee,
Den tauſend Sommer licht und heiß
Geſchmolzen nicht vom ew'gen Eis,
Wo er, den Zeiten trotzend, ſteht,
Indeß der Menſch wie Dunſt zergeht, —
Wie Dunſt die Sklaven und Tyrannen,
Die Alle vor dem Strahl zerrannen;
Bäume verblühten, Veſten zerſtoben;
Doch jener weiße Schleier, gewoben
Um mächt'ger Berge rauhe Zinnen,
Mag immer neuen Glanz gewinnen;
Er ruht auf Felſen im Wolkenreich,
Dem flatternden Leichentuche gleich,
Das dort die Freiheit ausgehängt,
Als ſie, vom Lieblingsſitz verdrängt,
Am Gipfel weilte, von wo noch lang'
Ertönte ihr prophet'ſcher Sang.
Noch ſchleicht ſie oft über die Oede hin,
Vorbei an eingeſtürzten Altären,

Und möcht' in der Männer gebroch'nem Sinn
Rühmlicher Erinnerung Kraft bewähren.
Vergebens — bis wieder in beſſere Zeiten
Die unvergeſſ'nen Strahlen ſich breiten,
Die einſt beleuchtet des Perſers Verderben
Und des Spartaners lächelnd Sterben *).

Weniger prächtig, aber noch charakteriſtiſcher durch den Contraſt des lebensfriſchen Morgens mit der menſchlichen Vergänglichkeit und Verweſung iſt die zweite Stelle:

Night wanes — the vapours round the mountain-curl'd
Melt into morn, and Light awakes the world.
Man has another day to swell the past,
And lead him near to little, but his last;
But mighty Nature bounds as from her birth,
The sun is in the heavens, and life on earth;
Flowers in the valley, splendour in the beam,
Health on the gale, and freshness in the stream.
Immortal man! behold her glories shine,
And cry, exulting inly, „they are thine!“
Gaze on, while yet thy gladden'd eye may see,
A morrow comes when they are not for thee:
And grieve what may above thy senseless bier,
Nor earth nor sky will yield a single tear;

---

*) Nach Breuer's Ueberſetzung im zweiten Bändchen der „Britiſchen Dichterproben“.

Nor cloud shall gather more, nor leaf shall fall,
Nor gale breathe forth one sigh for thee, for all;
But creeping things shall revel in their spoil,
And fit thy clay to fertilize the soil.

Die Nacht verſinkt — der Nebel auf den Höhn
Muß in des Morgenlichtes Strahl zergehn.
Ein neuer Tag dem Menſchen wieder winkt,
Der näher ihn dem letzten Tage bringt.
Wie neugeboren ringt ſich auf Natur:
Am Himmel Glanz, und Leben auf der Flur,
Im Thale Blüten, drüber Glanz und Glut,
Die Luft ſo rein und leicht, ſo kühl die Flut!
Unſterblicher, ſchau' dieſer Glorien Schein
Und ruf' entzückt im Herzen: ſie ſind dein!
So lang dein Blick noch ſchauen mag, ſchau an!
Ein Morgen kommt, den er nicht ſehen kann,
Und was an deiner Bahr' auch jammern mag,
Es weinet Erd' und Himmel dir nicht nach.
Kein Wölkchen graut, es fällt kein Blättchen ab,
Kein Lufthauch wehet ſeufzend um dein Grab;
Doch Wurmgezücht wühlt in dem Fleiſch und Bein,
Bis du dem Boden magſt ein Dünger ſein.

Dieſer Charakter ſpricht ſich am ſchroffſten in den Naturſchilderungen in „Manfred" aus, deren kühnes Zuſammenfaſſen koloſſaler Maſſen in den Geſängen der Elementargeiſter den höchſten Grad erreicht, z. B. in jenen Verſen des Berggeiſtes:

Mont Blanc is the Monarch of mountains,
They crown'd him long ago
On a throne of rocks, in a robe of clouds,
With a diadem of snow.
Around his waist are forests braced,
The Avalanche in his hand;
But ere it fall, that thundering ball
Must pause for my command.
The Glacier's cold and restless mass
Moves onward day by day;
But I am he, who bids it pass,
Or with its ice delay.
I am the spirit of the place,
Could make the mountain bow
And quiver to his cavern'd base —
And what with me wouldst thou?

Montblanc iſt der Fürſt der Gebirgshöhn,
Sie krönten ihn wohl ſchon eh'
Auf felſichtem Thron und im Wolkengewand
Mit dem Stirnenband von Schnee.
Als Gurt umzieht ihn ein Forſtgebiet,
Die Schneelawin' in der Hand —
Doch hält vor dem Fall der donnernde Ball
Auf mein Geheiß noch Stand.
Des Gletſchers kalt raſtloſe Laſt
Rollt vorwärts Tag für Tag.
Ich hemm' allein des Eiſes Haſt,
Lenk' auch wohl ab den Schlag.
Ich bin der Geiſt vom Bergesrund:

Wollt' ich's, mir nickt er zu,
Schrumpft' ein in ſeinen Höhlengrund —
Sag, was begehreſt Du? *)

Nicht minder furchtbar und drückend iſt die Größe der Darſtellung in den Verſen des Luftgeiſtes:

I am the Rider of the wind,
The stirrer of the storm;
The hurricane I left behind
Is yet with lightning warm;
To speed to thee, o'er shore and sea
I swept upon the blast:
The fleet I met sail'd well, and yet
'T will sink ere night be past.

Windroſſes Herr erſchein' ich hier;
Aufraſ't auf mein Geheiß
Der Sturm; die Windsbraut hinter mir
Glüht noch von Blitzen heiß.
In Haſt einher über Land und Meer
Fegt' ich mit Sturmeswehn.
Her ſchwamm in Pracht eine Flotte; zu Nacht
Muß ſie doch untergehn **).

Schon in der Wahl und Hervorhebung der Scenen erkennt man in Lord Byron die Hinneigung zu der Nachtſeite der Natur. Nicht leicht läßt er ſich eine Gelegenheit entſchlüpfen, das

---

*) Nach Adolph Wagner's Ueberſetzung.
**) Nach derſelben Ueberſetzung.

hoffnungsloſeſte Elend der Zerknirſchung und Zerſtörung in graſſen, ſcheußlichen Bildern bis auf die kleinſten Züge, man könnte ſagen con amore, auszumalen. Auf Leichenfeldern und in den Gruben der Verweſung ſitzt ſeine Muſe, einer Nachteule gleich, und weidet ſich an dem Röcheln der Sterbenden, an hoffnungslos brechenden Augen, an dem ſtarren Grinſen der mit einem Fluche Dahingefahrenen, ja ſie verfolgt mit anatomiſcher Genauigkeit die menſchliche Verweſung durch die ganze Stufenleiter ihrer gräßlichen Wirkungen. Wir erinnern nur an die Beſchreibung des Leichenfeldes in der „Belagerung von Korinth" (V. 410 fg.), an den „Carneval der Hunde über den Todten" *), um mit dem Dichter zu reden. Über ſolche Scenen fliegt die reine Muſe ſchnell hinweg, oder wenn ſie darauf verweilen muß, wirft ſie den Schleier darüber hin, den die Hoffnung aus dem Zauberlichte des Jenſeits webt. Wer in den tiefſten und finſterſten Abgrund der Phantaſie des Lord Byron ſchauen will, der leſe das Gedicht: **The Darkness** (die Finſterniß): **)

---

*) The lean dogs hold over the dead their carnival.

**) Eine gelungene Ueberſetzung liefert der zweite Band der „Brittiſchen Dichterproben".

A Dream, which was not all a Dream.

Ein Traum, der doch nicht ganz ein Traum war.

Unſer Herz ſchaudert vor dem Gedanken zurück, daß ein Menſch ſo träumen könne, und wir glauben es dem Dichter gern, daß dieſer Traum nicht ganz ein Traum war. Aber auch als Phantaſie des Wachens, wie furchtbar! Da iſt nichts als Finſterniß, Tod, Stille und Verweſung — kein Lüftchen, kein Strahl, keine Hoffnung zieht von oben her über die in dumpfer Nacht vermodernde Schöpfung.

Dieſe Darſtellungsweiſe des Lords fließt wieder mit ſeinen philoſophiſchen Weltanſichten und Lebensmaximen zuſammen, und dieſe finden wieder ihre Begründung in der Perſönlichkeit des Dichters, ſo daß alſo auch bei der Kritik des Styls der Kreislauf von moraliſcher zu äſthetiſcher Betrachtung ſich geltend macht. Eigentliche Mängel und Fehler des Styls ſind ſchon oben angedeutet worden, aber auch dieſe, mögen ſie auch noch ſo ſehr in die Augen fallen, haben jene zauberhaft anziehende und durchdringende Gewalt, die über alle Fehler und Mängel triumphirt, und die dieſem Dichter, wohin er auch wandeln mag, ein zahlloſes Gefolge aus ſeiner und aus fremden Nationen nachzieht.

Die Popularität der Poeſie des Lords gründet ſich auch in dieſer Hinſicht zum Theil auf Eigenthümlichkeiten, welche die Kritik nicht empfehlen kann, und welche dem perſönlichen Intereſſe, das wir oben charakteriſirt haben, in ihren Motiven verwandt ſind. Das reiche, wechſelvolle, bewegliche Leben des Lords hat die ſchönſten und würdigſten Namen der Welt — ſolche, die ſelbſt in dem Ohre des Ungebildeten und Ungelehrten die tiefſten Gefühle, die edelſten Ideen vertreten — in ſich aufgenommen und mit ſeiner Perſon und ſeiner Poeſie verſchlungen. Athen, Arqua, Rom und Venedig fallen in das Gebiet, über welches ſeine Muſe herrſcht; er hat Waterloo als ein Fremder, ſagt ein engliſcher Kritiker, und Thermopylä als ein Engländer beſucht*); er hat Napoleon's Fall als ein Freund der Freiheit gefeiert und hat mit Entzücken deſſen Triumphe als ein Barde des Despotismus beſungen; Marie Louiſe, „des ſtolzen Öſtreichs trauernde Blume“ *) hat in einem Theater nach ihm gefragt; junge Damen, beſorgt für ſeine ewige Seligkeit, haben Briefe an ihn geſchrieben; er hat den Helleſpont durchſchwommen, und nicht nach einer Hero, ſondern nach Ruhm:

---

*) Dieſer Unterſchied eines Fremden und eines Engländers ſcheint uns unbegründet, wie denn überhaupt die Engländer in der Beurtheilung der politiſchen Grundſätze Lord Byron's ungerecht ſind. Lord Byron mag ein ſchlechter Patriot ſein, aber das ſollte keinen Engländer bewegen, das Großartige und Conſequente in der politiſchen Weltanſicht des Lords zu verkennen. Er läßt ſich durch Namen nicht imponiren und beſtechen, und eine gewonnene Schlacht ſcheint ihm des vergoſſenen Blutes nicht werth, wenn durch

He **) *swam for Love, as I for Glory.*

Er ſchwamm um Lieb', und ich um Ruhm.

Ein Mann, der Anſprüche hat, Alles dieſes dereinſt auf ſeinem Grabſteine eingraben zu laſſen, kann keine Urſache haben, zu fürchten, eine Beute der ſtummen Vergeſſenheit***) zu werden, wie er ſelbſt ſo oft ſagt, z. B.:

ſie nichts als eben eine Schlacht gewonnen iſt. Auch will er nichts von dem Jubel über einen geſtürzten Tyrannen hören, wenn dieſer Sturz die Menſchheit zur Sklavin vieler Tyrannen gemacht hat. Eben ſo löſen ſich die Widerſprüche über Napoleon in Lord Byron's Poeſie durch die Widerſprüche des Zeitalters und ſeiner Machthaber auf.

*) Proud Austria's mournful flower.

**) Leander.

***) Dumb forgetfulness.

If my fame should be, as my fortunes are,
Of hasty growth and blight, and dull oblivion bar
My name from out the temple where the dead
Are honour'd by the nations — let it be — *)

Soll, wie mein Schickſal war, auch ſein mein Ruhm,
Schnell blüh'nd und welkend — ſoll das Heiligthum
Vergeſſenheit vor meinem Namen ſperren,
Wo Völker Todte ehren — ſei es drum!

Das Princip des chiaroscuro erhöht ebenfalls die Gewalt der Poeſie Lord Byron's. Ein dunkler Gedanke, ein finſtres Bild werden hingeſtellt, um auf dieſem Hintergrunde einer lieblichen Beſchreibung, einer ſanften Regung, einer freundlichen Geſtalt ein deſto höheres und helleres Relief zu geben. Oft zwar geſchieht dieſes mit zu vielem Schein der Abſichtlichkeit, oft aber auch mit eben ſo vielem Geſchick als Gefühl, wie z. B. in jener herrlichen Stanze des Childe Harold (Geſang 3. St. 98):

The morn is up again, the dewy morn,
With breath all incense, and with cheek all bloom,
Laughing the clouds away with playful scorn,
And living as if earth contained no tomb. —

Der thaubeperlte Morgen iſt erwacht,
Mit Roſenwangen, hauchend Balſamduft,

---

*) Childe Harold C. IV. St. 9, 10.

Und lacht in heitrem Hohn der Wolken Nacht
Hinweg, als ſei auf Erden keine Gruft.

Wir kennen nichts Wahreres, Originelleres, das Gefühl eines Jeden Anſprechenderes als den Vers:

And living as if earth contained no tomb —

der durch die helle, heitere Scene wie ein ſtiller, nachdenklicher Todesengel fliegt. Es iſt, als ob Jeder ihn ſchon empfunden habe, als ob Jeder ihn habe ausſprechen wollen, und als ob der Dichter uns jetzt plötzlich den lange geſuchten Ausdruck in den Mund lege. Eben ſo glücklich hüllt er die Scenen irdiſcher Vergänglichkeit, die Ruheplätze hiſtoriſcher Melancholie in die Reize der blühenden Natur.

Where'er we tread 'tis haunted, holy ground;
No earth of thine is lost in vulgar mould,
But one vast realm of wonders spreads around,
And all the Muse's tales seem truly told,
'Till the sense aches with gazing to behold
The scenes our earliest dreams have dwelt upon:
Each hill and dale, each deepening glen and wold
Defies the power which crush'd thy temples gone:
Age shakes Athena's tower, but spares gray Marathon *).

---

*) Childe Harold. C. II. St. 88.

Wo unſer Fuß auch tritt, iſt heil'ger Grund,
Im ganzen Lande kein gemeiner Kloß;
Auf dieſes Wunderreiches weitem Rund
Scheint Wahrheit, was von Sängerlippen floß
Der Macht, vor der der Glanz Athens zerrann.
Beut Feld und Wald, beut Thal und Hügel Hohn:
Athene's Tempel ſank, du grüneſt, Marathon!

Zu den Eigenthümlichkeiten des poetiſchen Styls des Lords gehört überhaupt das raſche Überſpringen, das grelle Nebeneinanderſtellen des Entgegengeſetzten, zu welcher Eigenſchaft das chiaroscuro eigentlich mit zu rechnen iſt. Beſonders ſcheint der Lord etwas darin zu ſuchen, ſeine ſanften und zärtlichen Gefühle in die Nachbarſchaft der ſtärkſten und männlichſten zu bringen, oder ihnen einen rauhen und wilden Hintergrund zu geben. Dadurch wirken denn dieſe ſanften und zärtlichen Gefühle rührender auf das Gemüth des Leſers, der gewohnt iſt, Weiber und Knaben weinen und zerſchmelzen zu ſehen, nicht aber den Mann, der den Stürmen des Meeres unbewegt trotzt, der den Ocean, wie ein kühner Reiter ſein Roß, ſich aufbäumen läßt, der den Helleſpont durchſchwimmt, der auf Rom's und Athens Ruinen die Vergänglichkeit irdiſcher Freuden und Leiden überdacht hat. Ein Beiſpiel genüge für viele:

Is thy face like thy mother's, my fair child,
Ada, sole daughter of my house and heart?
When last I saw thy young blue eyes they smiled,
And then we parted, not as now we part,
But with a hope —
Awaking with a start,
The waters heave around me, and on high
The winds lift up their voices etc. etc.

Ada, gleicht dein Geſicht der Mutter jetzt,
Mein einzig Kind im Herzen und im Haus?
Als ich dein blaues Auge ſah zuletzt,
Da lächelt' es, und hoffend zog ich aus —
Wie anders heut'! —
Erwachend fahr' ich auf,
Und um mich ſchwell'n die Wogen, und die Winde
Erheben heulend ihre Stimmen —

und in der folgenden Stanze:

Once more upon the waters! yet once more!
And the waves bound beneath me, as a steed,
That knows his rider. Welcome to their roar!
Swift be their guidance, wheresoe'er it lead!
Though the strain'd mast should quiver as a reed,
And the rent canvas fluttering strew the gale
Still must I on.

Noch einmal auf die Waſſer denn hinaus!
Und gleich dem Roß, das kennt den Reiter, ſpringt
Die Woge unter mir. Heil dem Gebraus!
Nur ſchnell, wohin ſie auch den Pilger bringt!
Ob knickt, wie Rohr, der überſtrengte Maſt,
Ob auf der Flut zerriſſ'ne Segel flattern,
Doch muß ich fort.

Dieſe Anfangsverſe des dritten Geſanges des Childe Harold gehören zu den rührendſten, die wir von Lord Byron kennen, und die weiche, in Zärtlichkeit hinſchmelzende Anrede des Vaters an ſeine einzige, ihm durch die Scheidung von der Mutter entriſſene kleine Tochter wird noch um Vieles ergreifender durch die plötzliche Entrückung des Sprechers in die Stürme des Oceans. Eben ſo hat der Dichter unmittelbar vor den liebevollen herzlichen Verſen, womit er dieſen Geſang ſchließt, und welche an dieſelbe Tochter gerichtet ſind *), ſeine miſanthropiſchen Geſinnungen in zwei Stanzen ausgeſprochen:

I have not loved the world, nor the world me.

Ich liebte nicht die Welt, noch die Welt mich.

Es ſcheint uns, daß dieſes Benutzen der Contraſte mehr der Beredſamkeit und Declamation anſtehe, als für die Poeſie zu empfehlen ſei. Überhaupt opfert Lord Byron nicht ſelten die

---

*) St. 115 u. fg.:

My daughter, with thy name this song begun,
My daughter, with thy name thus much shall end
etc. etc.

Mit deinem Namen, Kind, begann das Lied.
Mit deinem Namen, Kind, ſoll's enden auch.

reine, ſo zu ſagen ſich ſelbſt unbewußte Schönheit und Unſchuld der Poeſie dem glänzenden, geſuchten Schmucke declamatoriſcher Beredſamkeit auf. Er findet hierin manche Vergleichungspunkte mit Taſſo, deſſen Declamation aber einigermaßen in dem Charakter der ganzen italieniſchen Poeſie ihre Begrundung und Entſchuldigung findet. Lord Byron ſteht einzelner unter ſeinen Landsleuten, welche wahre und ganze Gefühle nicht in die pomphaften Falten und Wogen eines Rhetormantels einzuhüllen gewohnt ſind. Jede Declamation macht die Wahrheit des Ausgeſprochenen verdächtig; und ſo ſtehen wir denn wieder auf dem Punkte, wo die äſthetiſche Beurtheilung des Styls in die moraliſche des perſönlichen Charakters des Lords übergehen will.

Zum Schluſſe noch einige Bemerkungen über die Charaktere der Helden und Heldinnen der Gedichte des Lords. Seine Frauen ſind alle von ſchöner, glänzender Bildung, jedoch ohne beſonders eigenthümliche Züge. Sie alle ergötzen und reizen den Mann, ſie können auch wohl Entzücken in ſeiner Bruſt erwecken, und ſo lieben ſie, blenden und ſterben. Ihr Ideal iſt immer im Orient zu ſuchen

Where the virgins are soft as the roses they twine *)
Wo die Jungfrauen zart, wie die Roſen im Kranz.

Sie ſind Huris, welche die Freuden der Sinnlichkeit mit himmliſchen Reizen vergöttern. Sie ſind mild, ſchweigſam, hingebend, Geſchöpfe, wie der Mann ſie zum Genuſſe ungetrübter Seligkeit nur wünſchen kann, wie ſie aber Wenige zu Begleiterinnen auf dem Pfade des irdiſchen Lebens erwählen würden. Sie haben alle liebliche Schwachheiten ihres Geſchlechts und alle Macht, welche körperliche Reize üben können; ihre Blicke wechſeln in Sonnenglanz und Mondenſchimmer und ſind am unwiderſtehlichſten im matten Scheine der Nacht; ſie ſeufzen mehr als ſie ſprechen, und ihre Seufzer gleichen dem Flüſtern des Abendwindes; ihre ganze Exiſtenz iſt ihre Schönheit und ihre Liebe. Aber vergebens ſuchen wir in Lord Byron's Frauen nach Spuren und Zügen von jener Zärtlichkeit der Liebe, die in den Tiefen der Seele wohnt und mit dem Willen und der Vernunft in Eintracht lebt; von jener in der Erkenntniß männlicher Größe und Würde ſich aufopfernden und unterwerfenden Weiblichkeit; von jener innigen und vollſtändigen Vereinigung

---

*) „Bride of Abydos“. Vers 1.

des Lebens, welche dem ehelichen Bande Werth und Feſtigkeit gibt und die Vergänglichkeit irdiſcher Triebe durch höhere Weihe beſiegt.

Haidee im Don Juan iſt vielleicht Lord Byron's beſtes weibliches Bild. Ihre Zärtlichkeit ſcheint aus einer Tiefe der Seele zu fließen, die wir in den übrigen Heldinnen ſeiner Gedichte nicht ahnen; ihre Gefühle ſind edel und erheben ſie wie eine Königin über Lord Byron's weibliche Welt.

Sein Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit läßt ſich wohl am deutlichſten aus folgender Beſchreibung **Zuleika's** abnehmen (Bride of Abydos V. 158 fg.):

Fair, as the first that fell of womankind,
When on that dread yet lovely serpent smiling,
Whose image then was stamped upon her mind —
But once beguiled — and ever more beguiling;
Dazzling, as that, oh! too transcendant vision
To Sorrow's phantom-peopled slumber given,
When heart meets heart again in dreams Elysian,
And paints the lost on Earth revived in heaven —
Soft as the memory of buried love;
Pure as the prayer which childhood wafts above;
Was she —
Who hath not proved, how feebly words essay
To fix one spark of Beauty's heavenly ray?
Who doth not feel, until his failing sight
Faints into dimness with its own delight

His changing cheek, his sinking heart confess
The might — the Majesty of Loveliness?
Such was Zuleika — such around her shone
The nameless charms unmarked by her alone;
The light of love, the purity of grace,
The mind, the Music breathing from her face,
The heart whose softness harmonized the whole
And, oh, that eye was in itself a Soul!
Her graceful arms in meekness bending
Across her gently-budding breast —

Schön war ſie wie die erſte Sünderin,
Die, jener Schlange ſüßem Gift erliegend,
Ihr Bild feſt eingeprägt behielt im Sinn —
Einmal betrogen, immer dann betrügend;
Entzückend, gleich der himmliſchen Erſcheinung,
Vor der des Kummers Larven all zergehn,
Wenn Herzen in elyſiſcher Vereinung,
Was ſie beweint auf Erden, wiederſehn;
Sanft, wie begrabner Lieb' Erinnerung,
Rein, wie des kindlichen Gebetes Schwung,
War ſie —
Wie ſchwach die Worte ſind, wer weiß es nicht,
Zu faſſen Einen Strahl von ſolchem Licht?
Wer fühlt es nicht, bis daß mit Dunkelheit
Den Blick umhüllt die eigne Seligkeit,
Wie laut des Herzens Angſt, der Wangen Brennen
Der Schönheit Macht und Majeſtät bekennen?

So ſtrahlt ſie in namloſer Reize Schein,
Die unbemerkt geblieben ihr allein —
Der Anmuth Lauterkeit, der Liebe Licht,
Muſik, die weht aus ihrem Angeſicht,
Das Herz, das Alles ſo harmoniſch eint,

Das Aug', in dem die ganze Seele ſcheint,
Die Arme reizend ſich verſchlingend
Um ihre knoſpenzarte Bruſt. —

Eben ſo reizend und nicht weniger umſtändlich iſt die Beſchreibung der Leila im Gedichte: „The Giour“ (V. 473 fg.) und andrer Heroinnen des Lords; aber vermag dieſe Beſchreibung wohl mehr, als das unbeſtimmte Bild einer zarten, ſchwachen Schönheit uns vor Augen zu ſtellen, das durch keinen charakteriſtiſchen Geſichtszug ſich von einem andern unterſcheidet? Man nehme dieſen Frauen ihre Namen Zuleika und Leila, und wie ſie heißen mögen, und etwa eine Auszeichnung in dieſer oder jener Farbe, und ſie fließen weſenlos in einander. Eben ſo wenig, wie es dem Lord gelingt, beſtimmte und ſichere Perſönlichkeiten der Frauen zu zeichnen, verſteht er es auch, ſie durch Charakterhaltung aus der allgemeinſten Natur und Weiſe ihres Geſchlechts hervorzuheben. In gleichen Verhältniſſen würde faſt jede ſo leben und handeln, wie die, welche eben in dieſer oder jener Erzählung auftritt, und man könnte dieſe Heldinnen mit veränderten Namen leichtlich aus einer in die andere Begebenheit verſetzen, ohne dadurch den Verlauf der Fabel zu verändern. In der Schwachheit ihrer Natur und der Bewußtloſigkeit ihres Herzens ſind ſie ſich faſt alle gleich: was ſie unterſcheidet, ſind die Umſtände, die freundlich oder feindlich auf ſie einwirken.

Noch unſicherer ſind die Charakterzeichnungen der Helden des Lords, und auch noch einförmiger. Der Giour, der Corſar, Alp, der Renegat imponiren allerdings beim erſten Auftritt, theils durch die großartigen oder glänzenden Verhältniſſe, welche ſie umgeben, theils durch eigene Fülle und Kraft der Natur. Sie ſind tapfer, rachſüchtig, unglücklich, unbiegſam; ſie alle lieben, fechten, verzweifeln und ſterben. Was aber ihre Geſichtszüge wie ihren Charakter ſchwankend und oft widerſprechend macht, iſt die ſchon eben berührte Einmiſchung der Perſönlichkeit des Dichters in die Denkart und Handlungsweiſe ſeiner Helden. Dieſes Verfahren bewirkt jenes flimmernde Ineinanderſchweben zweier Bilder, welches ſchwachen Augen bei einem langen, ſtarren Hinblicke auf Einen Gegenſtand zu begegnen pflegt. Manfred und Lara allein möchten hier als Ausnahmen angeführt werden können, beſonders der letztere, deſſen Bild und Charakter ſich in eigenthümlichen Formen und Zügen erhalten; und die beiden Gedichte, welche nach ihnen benannt ſind, ſcheinen uns die glücklichſten Schöpfungen des Lords.

Aber glänzen und glühen nicht alle Gedichte des Lords von dem Feuer des Genies? — Man kann über ihre Fehler und Gebrechen mancherlei ſprechen; aber ihrer Gewalt, ihrem Zauber mag Keiner widerſtehen; ſie wirken augenblicklich, wie mit elektriſcher Kraft, der auch der Kritiker, indem er kritiſirt, nicht entgehen kann, wie ein Naturforſcher, der einen elektriſchen Fiſch zergliedert, während der Arbeit deſſen Schläge fühlen muß *). Lord Byron iſt *Dichter*, wenn je Einer dieſen Namen verdient hat, und ihn einen *ſchlechten* Dichter zu nennen, wäre eigentlich ein Widerſpruch; er iſt *Meiſter in ſeiner Art*, und nicht gegen ſeine *Meiſterſchaft* in der Dichtkunſt, ſondern gegen die *Art und Weiſe*, in welcher er dieſe geltend macht, haben wir geſprochen. Wir haben ferner behauptet, daß er ſich unnützer und unwürdiger Mittel bediene, dieſe ſeine Meiſterſchaft in weiteren und breiteren Ruf zu ſetzen, als wahrer Ruhm deſſen bedarf. Dennoch geben Beppo und Don Juan, die dieſen letzten Vorwurf beſonders begründen, wieder die wunderbarſten Beweiſe der Biegſamkeit und Gewandtheit ſeiner poetiſchen Kraft.

---

*) Was Lord Byron von ſeinem Helden Lara (Lara, V. 371 fg.) ſagt, paßt trefflich auf ihn ſelbſt:

None knew, nor how, nor why, but he entwined
Himself perforce around the hearers mind.

Er ſchlingt, man weiß nicht wie, und nicht warum,
Gewaltſam ſich um aller Hörer Herzen.

Und weiter unten:

From the breast
He forced an all unwilling interest.

Theilnahme zwingt er gegen unſern Willen
Aus unſerer Bruſt heraus.

X.

Über die Gedichte des Thomas Moore.

Die neueſte engliſche Poeſie ſteht mit unſerer vaterländiſchen in ſo vielſeitiger Wechſelwirkung und iſt uns durch Überſetzungen und Nachahmungen aller Art ſo nahe geführt worden, daß, wenn man es ſich zur Aufgabe macht, die wichtigſten Erſcheinungen im Felde der deutſchen Literatur nicht in abgeſonderter Einzelheit, ſondern in ihrem Zuſammenhange mit dem Ganzen der wiſſenſchaftlichen oder poetiſchen Cultur zu prüfen und zu würdigen, man ſich bewogen fühlen muß, den kritiſchen Geſichtskreis über das kunſtverwandte Britannien auszudehnen, wenn es auch nur deshalb geſchähe, um manches Einheimiſche dadurch in ſeinem Urſprunge, ſeiner Verbindung und ſeinen Folgen vollſtändig aufzufaſſen.

Die engliſche Poeſie hatte ſich bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts in einer, dem gefälligen und weltgerechten Geiſte des franzöſiſchen Geſchmacks viel verdankenden Form bis zur Erſchlaffung und Erſtarrung erſchöpft. Die große Natur der engliſchen Nationalpoeſie, deren reichſte und kräftigſte Blüte in Shakſpeare zur Erſcheinung kam, hatte ſich allmälig ſeit Dryden und noch mehr unter Pope's und Addiſon's Anführung jener eleganten Kunſt zu befleißigen angefangen, welche die Franzoſen, als Bewahrer und Fortpflanzer des alten claſſiſchen Geſchmacks, gern von den Griechen und Römern ableiten möchten; jener Kunſt, deren allgemeine Gültigkeit und Verſtändlichkeit in dem entſchiedenſten Widerſpruche mit dem Geiſte des Alterthums ſteht, welcher durch nationale Kraft und Schönheit wirkt, während jene eine kosmopolitiſche Tendenz verfolgt. Ihr kosmopolitiſches Streben iſt aber freilich nicht ohne eigne und ſelbſtiſche Nationalität und ſtimmt inſofern mit den Plänen der franzöſiſchen Politik ſeit dem Zeitalter Ludwigs XIV. zuſammen, welche Paris gern zum Sitze einer Oberaufſicht über das gebildete Europa in Sachen des Staats, der Wiſſenſchaft und der Kunſt gemacht hätte. Die engliſche Poeſie behielt indeſſen in der neuen, ihr fremdartigen Kunſtübung noch genug von ihrer angeſtammten Volksnatur übrig, um ſich in charakteriſtiſcher Freiheit ſowohl von der franzöſiſchen Schule als von deren Nachbetereien in andern Ländern zu unterſcheiden; und ſelbſt die entſchiedenſten Jünger des franzöſiſchen Geſchmacks konnten in den ängſtlichſten Nachbildungen der fremden Form doch des nationalen Anſtrichs von melancholiſcher Sentimentalität und ſatiriſchem Ernſt nicht ganz Herr werden. Aber je mehr ſich die nationale Anlage der engliſchen Poeſie der franzöſiſchen Form widerſetzte, deſto unvollkommener und ungleicher mußten die Erſcheinungen ausfallen, in denen dieſe beiden Gegenſätze ſich vereinigt zeigten; und ein unſicheres Hin- und Herſchwanken, in welchem bald die Form, bald der Geiſt, bald Frankreich, bald England vorherrſcht, bewegt die britiſche Muſenkunſt und läßt ſie nirgends zu der ruhigen Gediegenheit gelangen, zu welcher Shakſpeare ihr den einzig ſichern Weg gezeigt und geöffnet hatte.

Eine Revolution, welche die engliſche Poeſie von ihrer äußerſten Oberfläche bis in ihre innerſte Tiefe erſchütterte, war das einzige Mittel, ihre abgeſtumpften und zerfloſſenen Lebenskräfte wieder zu ſammeln und zu reizen. Dieſe Revolution fällt in den Anfang des laufenden Jahrhunderts, und obgleich aus dem gährenden Kampfe, welcher die zerſtörenden und die ſchöpfungsluſtigen Elemente durcheinanderwirrt, noch keine Beruhigung und Befriedigung hervorgegangen iſt, ſo iſt es doch auch in der Bewegung ſelbſt nicht zu verkennen, daß ſie an und für ſich, welches auch ihr endliches Ziel und Ergebniß werden mag, heilſam und fruchtbar wirkt. Es haben ſich aber in dieſer Erſchütterung des engliſchen Parnaſſes vorzüglich drei Richtungen bemerklich gemacht: die eine kommt aus dem nationalen Alterthume her und ringt mit frommer Begeiſterung nach der Wiederherſtellung einer großen untergegangenen Welt, deren Trümmer ſie zu muſiviſchen Arbeiten zuſammenfügt. An der Spitze dieſer Richtung ſteht Walter Scott. Ihr entgegen ſtürmt ein revolutionnairer Geiſt über Altes, Herkömmliches und Gegenwärtiges hinweg; ſein Wort heißt Vorwärts, und ſeine Bahn kennt keine Grenzen. Aus allen Zonen möchte er Blüten und Lichter rauben, um aus ihnen ein nie geſehenes Zauberbild zu geſtalten, welches blenden, verlocken und erſchrecken ſoll; und hat er die Erde durchſchweift, ſo greift er mit gigantiſchem Übermuthe in die Hölle und den Himmel hinein, als wären ſie beide nur für ſeine

Poeſie da. Der Repräſentant dieſer Schule iſt Byron. Die dritte Richtung ſchimmert und glüht aus den Wunderſchachten des heiligen Orients hervor, die kalte und karge Welt des Nordens mit der Fülle ihrer ſtrahlenden Edelſteine und Perlen und mit dem Balſam ihrer Blüten überſchüttend und die trüben romantiſchen Nebel mit den Regenbogenfarben des Aufgangs beſäumend. Keiner iſt würdiger, dieſe letzte Richtung zu vertreten, als Thomas Moore, obgleich er eben ſo wenig der erſte als der einzige iſt, welcher der orientaliſchen Muſe auf dem engliſchen Parnaſſe gehuldigt hat.

Reiſen und Niederlaſſungen in dem Oriente haben den Engländern eine nähere und lebendigere Anſicht dieſer fernen Wunderwelt eröffnet als andern Nationen, und es iſt nicht zu verkennen, daß ihre Poeſie an dergleichen Entdeckungen und Eroberungen Antheil nimmt und ihr ideales Gebiet durch ſie erweitert. Dazu kommt das mit dieſen orientaliſchen Beziehungen und Verhältniſſen theils nothwendig, theils wenigſtens anziehender gewordene und erleichterte Studium der Sprache und Literatur der bedeutendſten Völker des alten Morgenlandes, wodurch, neben der wirklichen Anſicht ihrer Natur und ihres Lebens, auch die poetiſche Abſpiegelung derſelben in dem Geiſte einer nationalen Betrachtung und Empfindung gewonnen wird. Solchen Anregungen müſſen wir es zuſchreiben, daß die neueſte engliſche Poeſie ſich mit einem entſchiedenen Hange nach dem Orient hinneigt, und daß dieſer Hang ihr weniger fremd und gezwungen anſteht als ähnlichen Beſtrebungen in andern Ländern. Der Engländer iſt gleichſam im Orient wie zu Hauſe, und die engliſche Muſe theilt das Recht dieſer Einbürgerung an den Küſten des indiſchen Oceans. Der gekrönte Hofdichter Robert Southey iſt der wichtigſte Vorläufer des Thomas Moore auf der Bahn, deren ſchönſten Kranz dieſer durch ſein Gedicht „Lalla Rookh“ errungen hat. Dieſes Werk hat Southey's orientaliſcher Muſe einen großen Theil ihres Beifalls und Rufes geſchmälert und die Gedichte „Thalaba“ und „Kehanna“ faſt in Vergeſſenheit gebracht.

Thomas Moore iſt ein geborner Irländer *), welcher ſich dem engliſchen Publicum zuerſt durch eine glückliche Überſetzung des Anakreon und einige eigne Verſuche in der leichten erotiſchen Gattung empfahl, welcher jener alte Grieche den Na-

---

*) Geboren in Dublin den 28 Mai 1780

men Anakreontiſcher Lieder gegeben hat*). In dieſen Liebesgedichten ſchwankt Moore zwiſchen der Sinnlichkeit des claſſiſchen Alterthums und einer ihm angebornen hellen und warmen Gemüthlichkeit, deren Geiſt durchaus modern iſt; aber dieſer unentſchiedene Zwieſpalt hat ihn nicht verhindert, der Form ſeiner geiſtreichen und zarten Tändeleien die zierlichſte Vollendung zu verleihen. Sein berühmtes Gedicht Lalla Rookh erſchien im Jahre 1817 und hatte bis zum Schluſſe des folgenden Jahres ſchon acht Auflagen erlebt. Neben dieſem haben wir ſein zweites orientaliſches Gedicht: „The loves of the angels", zu berückſichtigen; und zum Schluſſe unſeres Aufſatzes wollen wir auch Moore's Charakter, als patriotiſchen Lyrikers, nach ſeinen „Irish melodies" zu entwerfen verſuchen**).

---

*) Dieſe Poems gab Moore unter dem Namen eines verſtorbenen Thomas Little heraus, vielleicht mit Beziehung auf ſeine kleine, zierliche Figur.

**) Weniger bedeutend und charakteriſtiſch in der engliſchen Poeſie ſcheinen uns Moore's ſatiriſche und didaktiſche Arbeiten. Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner Werke wird den Liebhabern der engliſchen Literatur nicht unwillkommen ſein:

The Odes of Anacreon, translated into English verse, with notes. 1800, und ſeitdem oft wiederholt.

Der Inhalt des Gedichts Lalla Rookh iſt zu allgemein bekannt, als daß es nöthig wäre, hier davon ausführlich zu ſprechen. Das Ganze beſteht aus vier poetiſchen Erzählungen oder Romanzen, welche durch eine proſaiſche Einfaſſung zuſammengehalten werden, eine Form, welche dem Orient entlehnt iſt*) und auch ſchon viel

---

Poems by the late Thomas Little. 1801. 11. Ausg. 1813.
A candid appeal to public confidence, or considerations on the dangers of the present crisis. 1803.
Epistles, odes and other poems, 1806.
A letter to the roman Catholics of Dublin. 1810.
Intercepted letters, or the twopenny post bag, by Thomas Brown the younger. 1812. (vierzehnmal aufgelegt.)
Irish melodies. Erſt einzeln in ſieben Nummern mit der Muſik. Dann zuſammen, ohne Muſik 1821.
Poems from the Portuguese of Camoens. 1813.
A series of sacred songs, duetts and trios. 1816.
Lalla Rookh. An oriental romance. 1817.
The fudge family in Paris. Edited by Thomas Brown the younger. 1818. Auch einige andere ſatiriſche Flugblätter werden dem Thomas Moore zugeſchrieben, z. B. die famöſen Fables from the holy Alliance. 1823.
The loves of the angels. A poem. 1823.

Thomas Moore iſt auch Herausgeber der „Works of Richard Brinsley Sheridan“, 1821, und der „Memoirs of the life of captain Rock“, 1824.

*) Man denke nur an „Tauſend und eine Nacht“.

früher in italieniſchen Novellenſammlungen, namentlich in dem „Decamerone“ des Boccaccio, nachgeahmt worden iſt. Der kleine und ſehr einfache, den vereinigenden Rahmen der vier Romanzengemälde bildende Roman iſt leicht und launig behandelt und tritt, wie billig, gegen die poetiſchen Hauptbeſtandtheile in den Schatten des Hintergrundes. Seine Anlage iſt geſchickt, und ſeine Verknüpfung mit den Romanzen neu und intereſſant, ohne unnatürlich und gezwungen zu ſcheinen. Lalla Rockh, die Tochter des Großmoguls Aurungzebe, verlobt mit einem buchariſchen Prinzen, wird von einer glänzenden Geſandtſchaft ihres Bräutigams aus Delhi abgeholt und nach Kaſchemir begleitet, wo die Vermählung gefeiert werden ſoll. Auf den Raſtplätzen unterhält ein junger ſchöner Dichter in dem Gefolge der Geſandtſchaft die Prinzeſſin mit dem Vortrage jener poetiſchen Erzählungen und gewinnt durch den Zauber ſeiner Geſtalt und ſeiner Kunſt das Herz derſelben. Endlich tritt im Palaſte der Vermählung der geliebte fremde Sänger ihr als buchariſcher Prinz und Bräutigam entgegen, und mit dieſer Scene ſchließt das Ganze. Die komiſche Perſon in dieſem kleinen Romane iſt der Oberkammerherr der Prinzeſſin, ein ceremonieller Hofkritikus, welcher an der Originalität der prinzlichen Poeſie ein großes Ärgerniß nimmt, natürlich ohne den maskirten Sänger für mehr zu halten, als dieſer ſcheinen will.

Die Romanzen ſind es alſo, aus welchen wir den poetiſchen Charakter des Thomas Moore entwickeln müſſen. Die erſte, **The veiled prophet of Khorasan**, ſtellt einen falſchen Propheten dar, welcher ſich durch ſein geheimnißvolles Weſen und mancherlei ſinnliche Gaukeleien als einen Geſandten des Himmels geltend macht und allmälig großen Ruhm, Glanz und Anhang gewinnt. Sein Angeſicht iſt aber ſo furchtbar häßlich, daß er, um die Gläubigen nicht abzuſchrecken, ſich nur mit einem Silberſchleier verhüllt ſehen läßt, unter dem Vorwande, daß kein Sterblicher im Stande ſei, den ſtrahlenden Schimmer ſeiner Stirn zu ertragen. Seinem Äußern entſpricht der hölliſche Charakter ſeines Innern, in welchem Üppigkeit, Herrſchſucht und Grauſamkeit vorwalten. Daher die blendende Pracht ſeines Aufzuges und die wollüſtige Feſtlichkeit ſeines Harems, in welchem die blühendſten Schönheiten des Orients als Bräute des Himmels ſeinen Plänen und ſeinen Leidenſchaften dienen müſſen. Unter ihnen iſt Zelica, die Heldin der Romanze.

Sie hat ſich in das vermeinte Kloſter des Propheten begeben, um in gottſeliger Abgeſchiedenheit ihren geliebten Azim zu beweinen, welcher, wie ſie wähnt, auf dem Schlachtfelde geblieben ſei. Sie wird ein Opfer der Verführung des Propheten und enttäuſcht. Bald darauf erblickt ſie durch die Vorhänge des Harems ihren als todt beklagten Azim vor dem Propheten knien. Der Betrüger will ſich ihrer nunmehr als eines Werkzeuges bedienen, um den Azim ganz für ſeine Lehre zu gewinnen. Aber Zelica entdeckt dem Neubekehrten die hölliſchen Gaukeleien und Ränke des Verſchleierten, und Azim entflieht zu dem Khalifen. An der Spitze eines Heeres kehrt er zurück und ſchlägt die fanatiſche Rotte. Der Prophet ſchließt ſich in eine Feſtung ein, vergiftet in der letzten Verzweiflung den Reſt ſeines Haufens und ſtürzt ſich in einen Brunnen voll flammenden Weingeiſtes. Zelica nimmt ſeinen Schleier auf und erſcheint in dieſer Hülle auf der Mauer. Azim zielt nach dem Propheten und trifft ſeine Geliebte. Die Gefallene fällt, wie ſie gehofft und geahnet hat, durch die Hand der Liebe. Azim wird ein Einſiedler und ſtirbt im entzückten Anſchauen des Bildes ſeiner verklärten Zelica.

Die zweite Romanze, Paradise and the Peri, führt eine Peri, ein gefallenes Mittelgeſchöpf zwiſchen Engel und Menſchen, auf die Scene. Sie ſteht weinend vor den Pforten des Paradieſes, welches ihr ſündiges Geſchlecht verſcherzt hat. Da erſchallt die Stimme eines Engels und verheißt ihr Aufnahme in den himmliſchen Wohnplatz, wenn ſie eine Gabe bringen wolle, die dem Himmel die theuerſte ſei. Sie geht zur Erde, findet einen Krieger, der für ſein Vaterland verblutet, und bricht einen Grashalm ab, an welchem ein Tropfen dieſes Opferblutes hängt. Dieſen reicht ſie dem Engel; die Pforten des Paradieſes bleiben verſchloſſen. Die zweite Gabe, welche ſie bringt, iſt der letzte Seufzer einer treuen Liebenden, welche ihren von der Peſt befallenen Bräutigam in der Stunde des Todes und mit ihm den Tod umarmt. Aber auch dieſem Sühnopfer öffnen ſich die Pforten des Paradieſes nicht. Endlich naht ſie mit der erſten Thräne eines reuigen Sünders, und der Himmel iſt verſöhnt.

Die dritte Romanze glüht von feurigem Patriotismus. The Fire-worshippers, die Gheber, kämpfen den letzten rühmlichen Kampf für die Freiheit ihres Vaterlandes und ihrer Religion gegen die mohammedaniſchen Eroberer. Die Helden werden in ein unzugängliches Gebirge am perſiſchen Meerbuſen zurückgedrängt. Hafed, ihr Anführer, trotzt von dieſem Schlupfwinkel aus den von abergläubiſchem Schrecken verblendeten Mohammedanern, die ihn für einen hölliſchen Geiſt halten. Auf einer Klippe lodert das heilige Feuer der Gheber, und alle Verehrer deſſelben haben geſchworen, ſich lieber in den Flammen des göttlichen Urlichts zu verbrennen, als den Arabern dienſtbar zu werden. Dieſe glänzende Kataſtrophe wird endlich durch mancherlei romantiſche Begebenheiten und Verhältniſſe herbeigeführt. Hafed gewinnt nämlich das Herz einer jungen arabiſchen Schönen, welche er zum erſten Mal erblickt hat, als er den einſamen Felſen, auf welchem die Burg des feindlichen Emirs ſteht, zu erklimmen wagt, um den Feind ſeines Vaterlandes und ſeines Glaubens zu tödten. Statt des Vaters begegnet ihm die Tochter. Die Leidenſchaft für den Unbekannten zehrt an der Lebensblüte des Mädchens, und als ſie entdeckt hat, wen ſie liebt, zerreißt ein wilder Kampf zwiſchen Religion und Liebe, Pflicht und Gefühl, ihr weiches Herz. Sie entdeckt dem Geliebten, daß ihr Vater durch Verrath den Zugang zu dem Gebirge der Gheber gefunden habe, und beſchwört ihn, mit ihr zu fliehen. Aber der Held beſteht den heißen Angriff der Liebe wie ein Verzweifelter und folgt dem Rufe des Vaterlandes und der Religion. Die überzahl der Araber beſtürmt den entdeckten Eingang in den Zufluchtsort der Gheber. Nach langem, blutigem Kampfe ſtürzen die Erſchöpften ſich in ihr heiliges Feuer. Hafed hebt ſeinen letzten, todt hinſinkenden Freund auf den Holzſtoß neben dem Altare, zündet ihn an, ſchwingt ſich triumphirend ſelbſt in die Flammen und ſtirbt mit dieſer letzten Anſtrengung, noch ehe das Feuer ſeine Glieder verſehrt hat. Hinda, die Araberin, erkennt von ihrem Schiffe aus den in den Flammen verklärten Hafed und ſtürzt ſich in die vom Widerſcheine des Todtenbrandes erhellten Fluten.

The light of the Haram iſt die bunteſte und lichteſte der vier Romanzen. Das Roſenfeſt wird in dem Thale Kaſchemir gefeiert. Die Sultanin Nurmahal, das Licht des Harems, entzweit ſich mit ihrem Gemahl, und gekränkt durch deſſen Kälte, fragt ſie einen Zauberer um Rath, wie das Herz des Entfremdeten wiederzugewinnen ſei. Der Zauberer läßt der Sultanin durch einen Geiſt ein Lied lehren, welches unwiderſtehlich iſt, und Nurmahal trägt dieſen Wundergeſang unter einer Maske ihrem Gemahle vor. Der entzückte Sultan ſtürzt in die Arme der Sängerin, und Nurmahal hebt die Maske.

Schon in der ſkizzirten Inhaltsanzeige dieſer Romanzen, wenigſtens der drei erſten, wird jeder, der den Geiſt des Orients nicht blos aus europäiſchen Gedichten oder Romanen kennt, etwas entdecken, was mehr weſtlich als öſtlich ausſieht und anſpricht. Die romantiſche Aufopferung der Liebe in der erſten und dritten Romanze und die moraliſche Sentimentalität in der zweiten ähneln den Blumen des orientaliſchen Himmels ſo wenig, wie Birken und Vergißmeinnicht. Betrachten wir alsdann den Geiſt der Darſtellung deſſen, was in ſeinem Stoffe orientaliſcher iſt, ſo wird uns auch dieſes nicht ohne occidentaliſche Beimiſchung erſcheinen. Die Empfindung des erzählenden Dichters nicht allein, ſondern auch faſt alle Gefühle, Motive und Äußerungen in den Charakteren, die er uns vorführt, die Leidenſchaften, das Raiſonnement, das Gewiſſen und die Kämpfe, welche dieſe mit einander zu beſtehen haben, gehören dem europäiſchen, ja dem engliſchen und zum Theil dem irländiſchen Boden an. Die Seele der ganzen Dichtung iſt demnach weſtlich, romantiſch, ſentimental, oder wie man die Gegenſätze des Orients in dieſen Beziehungen ſonſt noch benennen will. Der Körper aber, die Hülle dieſer Seele, iſt orientaliſch in Färbung und Beleuchtung, und man könnte in dieſer Rückſicht das Gedicht Lalla Rookh mit dem großen prächtigen Maskenfeſte vergleichen, zu welchem es vor mehrern Jahren in Berlin Veranlaſſung und Stoff gegeben hat. Nordiſche Herren und Damen mit nordiſchen Herzen und Sinnen unter orientaliſchem Kleiderſchmuck; aber aus den Hüllen und Banden der perſiſchen und indiſchen Blüten, Steine und Perlen leuchten hier und da ſeelenvollere blaue Augen hervor, als der Orient aufzuweiſen hat. Wie hat aber Moore dieſen Contraſt zwiſchen Europa und dem Orient in ſeinem Gedichte ſo verſchmelzen können, daß es uns in ſeiner weſtöſtlichen Bildung nicht wie ein zwitterhaftes Weſen zurückſtößt? Dieſe Frage dürfen wir nicht unberückſichtigt laſſen, und ihre Beantwortung iſt nicht ſchwer. Es iſt die elegante Ökonomie der europäiſchen Form, welche die widerſtrebenden Elemente der Dichtung als vereinigendes Element umſchlingt und zuſammenordnet. Durch dieſe Form, welche von der ungeheuer ausſchweifenden Fülle des Orients eben ſo weit entfernt iſt, wie von der kargen und kalten Enthaltſamkeit des Nordens, und auf dieſe Weiſe in der mittlern Region zwiſchen dem geiſtigen und körperlichen Elemente der Dichtung ſchwebt, zieht Eins das Andere an ſich, und der aſiatiſche Orient ſpricht uns nun heimiſcher und vertrauter, der vaterländiſche Occident intereſſanter und lebendiger an. In dieſem Sinne iſt kein Wort bezeichnender für Moore's orientaliſche Gedichte, als das von Göthe geltend gemachte: weſtöſtlich.

Die vierte Romanze hat, wenn wir ihren Stoff an und für ſich betrachten, durchaus nichts, was dem Orient widerſpricht. Aber da ihre Behandlung mehr lyriſch als epiſch iſt, ſo wird ſie durch ihre ſubjective Unterlage nicht weniger als die übrigen in die europäiſche Weſtwelt herübergezogen.

Nun findet ſich aber allerdings in dem poetiſchen Geiſte des Thomas Moore manche Saite, deren Klang unter dem orientaliſchen Himmel faſt wie einheimiſch oder doch verwandt zu tönen ſcheint. Die helle und warme Heiterkeit ſeiner Empfindung, das bilderreiche Spiel ſeiner Phantaſie und die lebendige und zarte Beweglichkeit ſeiner Auffaſſung der Natur neigen ſich dem Orient zu und fühlen ſich in dieſer Zauberwelt ſo wohl und unbefangen, wie unter einem vaterländiſchen Himmel. Aber ein inniger und ſanfter Zug des Herzens klagt dennoch zuweilen ſehnſüchtig und ſchwermüthig durch die orientaliſchen Geſänge des engliſchen Dichters, wie eine Stimme aus der fernen Heimath, und unter dieſem Anhauche trübt ſich hier und da der Glanz der orientaliſchen Farben und Lichter. Sehr richtig hat Sheridan ſchon vor der Erſcheinung der Lalla Rookh von ihrem Dichter geſagt: „Es gibt kein menſchliches Weſen, welches von ſeinem Herzen ſo viel in ſeine Phantaſie legen kann, wie Moore es thut“. Und mit prophetiſcher Kritik bezeichnet Lord Byron in ſeiner Zueignung des „Korſaren“ den weſtöſtlichen Charakter der orientaliſchen Muſe ſeines Freundes. „Man ſagt“, heißt es dort, „daß gegenwärtig ein Gedicht Sie beſchäftigt, deſſen Scenen in den Ländern des Sonnenaufgangs liegen ſollen. Niemand wird gewiß ſolchen Scenen mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen als Sie. Die Drangſale Ihres eigenen Landes, der hochherzige und ſtolze Geiſt ſeiner Söhne, die Anmuth und das Gefühlvolle ſeiner Töchter werden uns darin begegnen. Ihre Phantaſie wird eine wärmere Sonne, einen unbewölkteren Himmel, als Irland hat, erſchaffen; aber Wildheit, Zartheit und Originalität iſt ein Theil desjenigen, was Ihren Nationalanſpruch auf orientaliſche Abkunft begründet.“ *)

Dieſe Bemerkung des Lord Byron führt uns auf das zurück, was wir oben ſchon vorläufig über den irländiſchen Nationalgeiſt in dem orientaliſchen Gedicht angedeutet haben. Der feurige Patriotiſmus der dritten Romanze ſpricht uns vernehmlich als irländiſch an, und die Gefühle der Aufopferung für das Vaterland, auch ohne alle Hoffnung, es zu retten und zu erhalten, der ungebeugte Stolz der Freiheit gegen die Übermacht der Unterdrückung, das treue Umfaſſen der letzten Trümmer altväterlicher Satzungen und Sitten: dieſe Grundtöne klingen eben ſo laut durch die genannte Romanze, wie durch die Irish melodies; und zwar dort nicht allein aus dem Munde des erzählenden Dichters, ſondern auch aus den Vorſtellungen, Empfindungen, Betrachtungen und andern Motiven der Charakterentwickelung ſeines Hauptheldes und der ihn um-

---

*) Bekanntlich gründen die Irländer auf Sprachähnlichkeit mit dem Chineſiſchen, Japaneſiſchen und beſonders mit dem ſogenannten Puniſchen phantaſtiſche Anſprüche orientaliſcher Herkunft ihres Volkes.

gebenden Genoſſen. Wir erinnern nur an einige Stellen:

Her (Iran's) throne had falln, her pride was crush'd,
Her sons were willing slaves, nor blush'd,
In their own land — no more their own —
To crouch beneath a stranger's throne.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Yet has she hearts, mid all this ill,
O'er all this wreck high buoyant still
With hope and vengeance, hearts that yet,
Like gems, in darkness issuing rays
They 've treasur'd from the sun that's set,
Beam all the light of long lost days. etc. etc. etc.

Die folgenden Worte kommen aus dem Munde des Hafed:

— Here at least are arms unchain'd,
And souls that thraldom never stain'd;
This spot at least no foot of slave
Or satrap ever yet profan'd;
And though but few, though fast the wave
Of life is ebbing from our veins,
Enough for vengeance still remains.
As panthers, after set of sun,
Rush from the roots of Lebanon
Across the dark-sea robber's way,
We 'll bound upon our startled prey;
And when some hearts that proudest swell
Have felt our falchion's last farewell,
When Hope's expiring throb is o'er,

And ev'n Despair can prompt no more,
This spot shall be the sacred grave
Of the last few, who, vainly brave,
Die for the land they cannot save!

Wer erkennt in dieſen Geſinnungen und Gefühlen nicht den patriotiſchen Sänger der Irish melodies? Überhaupt aber iſt die Theilnahme des Erzählers in dieſer Romanze, welche Moore ſelbſt nicht undeutlich als den koſtbarſten Edelſtein in der poetiſchen Krone ſeines buchariſchen Prinzen bezeichnet, ſo lebendig und warm, daß keine Stelle derſelben zu epiſcher Ruhe und Unbefangenheit gelangen kann. Überall iſt der Dichter in ſeinem Gedicht unter ſeinen Perſonen und liebt, leidet und kämpft mit ihnen. Hafed ſelbſt könnte nicht leidenſchaftlicher von ſeiner Hinda, ſeinem heiligen Feuer und ſeinem Opfertode für die Freiheit und das Vaterland ſprechen, wenn er mit unveränderter Natur als ſeliger Geiſt den Geiſtern eines Miltiades und Leonidas die Geſchichte ſeines Lebens erzählte. Man bemerke z. B. folgende Stelle gegen Ende des Gedichts:

Speed them *), thou God, who heardst their vow!
They mount, they bleed — oh save them now! —
The crags are red they 've clamber'd o'er,

---

*) Hafed and his Comrade.

The rock-weed's dripping with their gore —
Thy blade too, Hafed, false at length,
Now breaks beneath thy tottering strength —
Haste, haste — the voices of the foe
Come near and nearer from below —
One effort more — thank Heav'n! 'tis past,
They've gain'd the topmost steep at last.
And now they touch the temple's walls,
Now Hafed sees the Fire divine —
When lo! — his week, worn comrade falls
Dead on the threshold of the shrine.

Daher denn auch das häufige Abſpringen von dem Faden der Erzählung, wenn irgend eine That oder auch ein Wort in derſelben des Dichters Seele ſo gewaltſam oder innig ergreift, daß er gleichſam nicht weiter kann, ohne ſeinem Innern vorher Luft gemacht zu haben. Dergleichen ſubjective, bald lyriſche, bald mehr didaktiſche Excurſionen finden ſich z. B. in den Liebesſcenen, beſonders gegen Anfang des Gedichts*); und eben ſo kräftig und feurig ſtrömt das patriotiſche Gefühl des Dichters in dem Fluche aus, welchen er den Vaterlandsverräthern entgegen ſchleudert**), und in der Apoſtrophe an die Empörung *). Ja, nachdem die Erzählung beendigt iſt, kann er noch nicht ſchließen und ſchickt der treuen und liebeſtarken Taube von Arabien, der ſchönen Hinda, ein **farewell****) in die Fluren der Seligen nach.

---

*) Ich merke die Anfangsverſe von einigen an: Oh what a pure and sacred thing etc. Think, reverend dreamer, think so still etc. Ah, not the Love, that should have bless'd etc.

**) Oh for a tongue to curse the slave etc.

Eine ſolche Lebendigkeit und Innigkeit der Theilnahme des Erzählers an dem zu Erzählenden bedingt natürlich die ganze Form der Darſtellung und rückt ſie aus dem Kreiſe des epiſchen und dramatiſchen Elements in das lyriſche hinein: und die Geiſter der Liebe, des Lichts und der Freiheit, welche Moore ſelbſt als die eigentlichen Lebensgeiſter ſeiner Muſe bezeichnet***), reißen bald in ihrem Schwunge die ſchweren Maſſen des Stoffes mit ſich fort, bald werden ſie aber auch, in den Stoff verſunken, von dieſem hinabgeriſſen. In Moore's orientaliſchen Romanzen und namentlich in den Feueranbetern geht dieſer lyriſche Schwung der Erzählung zuweilen bis in das Dithyrambiſche hinein; und ſind die Flügel dieſer unruhigen Muſe ermüdet, ſo ſpielt ſie wohl auch einmal auf Ruheplätzen mit witzigen Antitheſen und declamatoriſchen Worteffecten. Schade, daß die ſchöne Feuerromanze mit dem ſchwachen Geflimmer eines ſolchen Blendwerks der erſchöpften Muſe ſchließt:

---

*) Rebellion, foul, dishonouring word etc.

**) Farewell, farewell to thee, Araby's daughter! etc.

***) Irish melodies. Sixth number:

Dear Harp of my Country, in darkness I found thee,
The cold chain of silence had hung o'er thee long,
When proudly, my own Island Harp, I unbound thee,
And gave all thy cords to light, freedom and song!
The warm lay of love and the light note of gladness
Have waken'd thy fondest, thy liveliest thrill;
But, so oft hast thou echoed the deep sigh of sadness,
That ev'n in thy mirth it will steal from thee still.

> One wild, heart — broken shriek she gave,
> Then sprung, as if to reach that blaze,
> Where still she fix'd her dying gaze,
> And, gazing, sunk into the wave, —
> Deep, deep, — where never care or pain,
> Shall reach her innocent heart again.

Schade auch, daß die Scene der Erkennung des Hafed und ſeines Abſchieds von der Araberin, eine der ergreifendſten des ganzen Gedichts, in einigen Reden der Leidenſchaft an zierliche Declamation und epigrammatiſche Gewandtheit ſtreift, z. B. folgende Stellen in Hafed's Munde:

> Thy father Iran's deadliest foe —
> Thyself, perhaps, even now — but no —
> Hate never look'd so lovely yet!
> No — sacred to thy soul will be

The land of him who could forget
All but that bleeding land for thee etc.

Und weiter unten die Worte des Abgangs, welche Hafed ſpricht, wie ein ſchlechter Schauſpieler, der gern beklatſcht ſein will:

My signal lights! — I must away —
Both, both are ruin'd, if I stay.
Farewell — sweet life! thou cling'st in vain —
Now — Vengeance! — I am thine again.

Es gibt gewiſſe Gattungen in der Dichtkunſt, welche man individuelle nennen könnte, weil ſie, ohne im Allgemeinen als Muſter in irgend einer Stelle des poetiſchen Bereiches gelten zu dürfen, nur durch Ein Individuum zu einer glücklichen Erſcheinung gefördert werden und mit dieſem entweder plötzlich verſchwinden, oder durch Nachahmer allmälig zu Grunde gerichtet werden. Solche Gattungen ſind eigentlich immer Irrthümer und Mißbräuche; aber die Individualität eines großen poetiſchen Geiſtes kann durch eine eigenthümliche, in ſeiner tiefſten Natur gegründete Neigung, die ihn nach dieſem Abwege fortreißt, den Irrthum und den Mißbrauch ſo verherrlichen, daß ſie der wahren, ewigen und überall gültigen Schönheit Trotz zu bieten wagen dürfen. Aber eben darum dulden dieſe Gattunzen auch durchaus keine Wiederholung von Nachahmern und ſind ſo individuell, wie die Perſon ihres Schöpfers. In der deutſchen Poeſie möchten wir kein paſſenderes Beiſpiel für dieſe Behauptung finden können als die Schiller'ſche Ballade. Dieſe philoſophiſch reflectirende, lyriſch ſtrömende, maleriſch prächtige und declamatoriſch klangreiche Darſtellung in langen künſtlich gebaueten Strophen widerſpricht ſchnurgerade dem Geiſte und der Form der Ballade; aber dennoch ſind die Schiller'ſchen in ihrer Gattung ſchön. Was hingegen dieſe Gattung ohne Schiller iſt, das haben ſeine Nachahmer in derſelben gezeigt, und nicht etwa die ſchlechten und mittelmäßigen, ſondern die beſten, z. B. Theodor Körner.

Zu ſolchen individuellen Gattungen zählen wir auch die orientaliſchen Romanzen des Thomas Moore. Der belebende und ordnende Mittelpunkt der verſchiedenartigen Elemente des europäiſchen Occidents und des aſiatiſchen Orients, der objectiven und ſubjectiven Darſtellung, der epiſchen und lyriſchen Form, iſt nicht in der Gattung ſelbſt zu finden; er liegt in der individuellen Natur dieſes einen Dichters, und nur durch ſie löſen ſich dieſe vielen und lauten Widerſprüche ſeiner eigenen Schöpfung zu einem harmoniſchen Ganzen auf. Ein einzelner leiſer, falſcher Ton klingt wohl mit hinein, aber die große Geſammtheit der Harmonie reißt ihn mit ſich fort und entzieht ihn uns, ehe wir Zeit gefunden haben, ihn ſtreng zu prüfen. Die Kritik muß dem Genuſſe langſam nachhinken, ſonſt bleibt ſie ohne Ausbeute. Der Genuß iſt aber ein guter Prokritikus.

Der Verſchleierte Prophet von Koraſan ſchließt ſich durch den kräftigen Glanz ſeiner Darſtellung der eben charakteriſirten Romanze am nächſten an. Aber darin ſteht dieſe erſte Romanze der dritten nach, daß das Feuer und Licht, welche hier durch das Ganze ſtrömen, dort mehr auf einzelne Punkte concentrirt ſind, wodurch denn freilich die begünſtigten Stellen um ſo prächtiger und gewaltiger hervortreten, das Ganze aber an Haltung und Rundung verliert. Der Grund dieſer ungleichen Behandlung iſt wohl im Stoffe des Gedichts zu ſuchen, welcher manche Verwandtſchaft mit dem franzöſiſchen „Mahomed“ verräth. Der Fanatismus iſt aber eine Leidenſchaft, gegen welche die Vernunft immer glücklicher in Proſa als in Verſen ankämpft: und ich kenne noch kein poetiſches Werk, welches einen Sieg der Vernunft über den Fanatismus gefeiert hat, ohne nicht auch der Poeſie ſelbſt eine gelegentliche Niederlage zu bereiten. Dieſen Übelſtand fühlen wir auch in dem **Verſchleierten Propheten**, und das Ungleiche in ſeiner Behandlung wird um ſo ſtörender, da die Auszeichnung der glänzendſten und wärmſten Darſtellung meiſtentheils das Unweſentlichere des Gedichts, namentlich in der Scenerie*), trifft, während das Hauptthema oft wie im Halblichte des Hintergrundes vorübergeführt wird, wenigſtens ſo lange, als Azims und Zelica's Liebe das ganze poetiſche Intereſſe in Anſpruch nehmen kann. Auch ſcheint es der Dichter darin verſehen zu haben, daß er den Schleier, welcher das häßliche Innere des falſchen Propheten vor ſeinen Verehrern verhüllt, ſeinen Leſern gleich zu Anfange der Erzählung lüftet. Dadurch verliert nun der Schleier, welcher ſein ſchreckliches Angeſicht bedeckt, auch alle ſeine Zauber und Schauer für uns, und nachdem wir Mokanna's innere Phyſiognomie kennen, kann ſeine äußere uns nicht mehr erſchrecken, und der auf ergreifenden Effect berechnete Moment, in welchem er zum erſten Male den Silberſchleier von ſeinem Angeſichte wegzieht, geht an uns ohne Erſchütterung vorüber. Zelica's Sündenfall aber, wie oberflächlich er auch dargeſtellt wird, muß nothwendig einen widrig ſchmerzhaften Eindruck auf den Leſer machen, welchen der Dichter zum Mitwiſſer der Wahrheit gemacht hat, während jene noch von fanatiſchem Taumel verblendet iſt. Der Leſer ſieht ſie in die Arme eines hölliſchen Verführers ſinken, und der Dichter wendet ſich ſcheu und voll Mitleid von der Scene der ſich einem Teufel opfernden Unſchuld ab; Zelica aber ſchwärmt in Entzückung dem Himmel entgegen.

---

*) Z. B. die Beſchreibungen der Aufzüge und Feſte in dem Palaſte und Harem des Propheten.

From that dread hour, entirely, wildly given
To him and — she believ'd, lost maid! — to heaven.

Nachdem nun vollends auch das ſcheußliche Angeſicht des Propheten ihr und uns entſchleiert erſcheint, ſo iſt Zelica poetiſch verloren und vernichtet, und was uns auch das moraliſche Gefühl zu ihrer Entſchuldigung ſagen mag, unſer äſthetiſches Gefühl wird von dieſem Moment an durch ſie zurückgeſtoßen, und es gibt keine andere poetiſche Rettung für ſie, als ſich freiwillig dem Tode zu opfern. Das thut ſie auch; aber da ihr Entſchluß, ſich dem Tode zu weihen, uns nicht eher als entſchieden bekannt wird, bis ſie getroffen niederſinkt, ſo tritt ſie nur in ihrer Abſchiedsrede, kurz vor dem Schluſſe des Gedichts, wieder in die vollen poetiſchen Rechte ein, auf welche ſie durch ihre Stellung in dem Ganzen des Gedichts Anſpruch machen darf. Die Abſchiedsrede ſelbſt iſt voll romantiſcher Sentimentalität und könnte einer ſterbenden engliſchen Nonne in den Mund gelegt werden, wenn man die Namen Azim und Zelica ausſtreichen wollte. Dieſe romantiſche Rührung widerſpricht auch dem Charakter der Zelica und ihrer Liebe nicht; aber ihr Charakter und ihre Liebe widerſprechen dem Geiſte des Orients. Azim iſt ein Diminutivum des Hafed und intereſſirt mehr durch ſeine Stellung und Verbindung als durch ſich ſelbſt.

Die Romanze von der Peri iſt gehaltener und ruhiger als die übrigen und ſpricht uns durch die ſanft gedämpfte Beleuchtung, welche über dem Ganzen ſchwebt, gemüthlicher an als der prachtvolle, unſicher blendende Wechſel von Lichtern und Schatten in der erſten und dritten Romanze. Die Darſtellung iſt einfacher und beſcheidener, das Gefühl des Erzählers weniger wortreich und anſpruchsloſer, und der Styl daher nicht ſo leidenſchaftlich zerriſſen wie dort.

Der vorherrſchende Geiſt des ganzen Gedichts iſt eine von leiſer Schwermuth überzogene moraliſche Grazie, und die Peri ähnelt in dieſem Sinne, nicht allein mythologiſch, ſondern auch poetiſch, einem gefallenen chriſtlichen Engel, einem weiblichen Abadonna.

Das Licht des Harems, die letzte Romanze, iſt ein wahres Roſenfeſt für die Muſe des engliſchen Dichters, welche ſich hier wie trunken in Glanz und Duft umherwiegt. Ein lebendiger und warmer lyriſcher Hauch durchſtrömt die Beſchreibungen der paradieſiſchen Scene, und die Einleitung, welche uns in das Thal Kaſchemir einführt, begnügt ſich nicht mit gemeſſenen iambiſchen Schritten, ſondern hüpft in anapäſtiſchen Sprüngen voraus. Nachher beruhigt ſich zwar die anapäſtiſche Ausgelaſſenheit, und die vierfüßigen Jamben machen ſich geltend; aber ſobald die ſchöne Nurmahal erſcheint, taumelt die entzückte Muſe in ihren anapäſtiſchen Tanz zurück. Und ſo geht es abwechſelnd bis zum Schluſſe der Romanze fort, in welcher gegen Ende auch eigentlich lyriſche Stücke, die Haremsgeſänge, vorherrſchend werden. Die ganze Romanze in ihrem maleriſchen Reichthum und ihrer lyriſchen Überſchwänglichkeit möchte ich mit einer jener unter zauberhaftem Schmelze ſchimmernden Gartenlandſchaften vergleichen, welche von vielen ſchönen, aber ſämmtlich kleinen Figuren belebt ſind, denen man es anſieht, daß ſie um der Scenerie willen da ſind, die Scenerie aber nicht um ihrer Gruppen und Stellungen willen.

Wie der kritiſche Oberkammerherr in den drei erſten Romanzen ein beſonderes Ärgerniß nimmt an der Geſinnung des Dichters, welche ihm wegen ihres religiöſen und politiſchen Liberalismus überaus gefährlich ſcheint, ſo iſt ſein Urtheil über die letzte deſto äſthetiſcher zu nennen. Er vergleicht das Gedicht mit einem jener Boote, welche die Einwohner der maldiviſchen Inſeln alljährlich in das Meer auslaufen laſſen, ohne Ruder und Steuer, ein Spiel der Winde und Wellen, beladen mit Blumen und andern Wohlgerüchen, als ein Opfer des Frühlings für den König der See. Dieſes Bild, welches der Oberkammerherr zum Spott und Tadel des Gedichts vorführt, ſcheint uns gar nicht unpaſſend, um den Charakter deſſelben löblicher Weiſe zu bezeichnen. Denn in dem Roſenfeſte von Kaſchemir ſpielen in der That die Blumen, Edelſteine, Perlen, Vögel, Gold, Balſam und was ſonſt der Orient noch Duftendes und Glänzendes in ſeinen

Gärten hat, eine ſo entſchiedene Hauptrolle und machen daher, als kleine und kurze Waare, den Gang des Gedichts ſo leicht, daß die Menſchen, welche darin auftreten, in Blumenkelchen Platz finden könnten, ſo ſehr ſind ſie dem Maßſtabe der Scenerie untergeordnet worden.

Das zweite, größere, erzählende Gedicht der orientaliſchen Muſe des Thomas Moore erſchien im Jahre 1823 und führt den Titel: The loves of the angels. Dieſer Titel iſt nicht überſetzbar für uns, da wir von der Liebe keine Mehrheit haben, und unſre Liebſchaften für Engel wohl nicht anſtändig wären. Die Idee des Gedichts beruht auf einer Stelle in dem fabelhaften Buche Enoch[*]), worin es heißt: „Es geſchah, nachdem die Söhne der Menſchen ſich in dieſen Tagen vermehrt hatten, daß ihnen Töchter geboren wurden, welche ſchön und reizend waren; und als die Engel, die Söhne des Himmels, ſie erblickten, empfanden ſie Liebe für dieſelben". Eben dieſe Stelle hatte zu gleicher Zeit, als Moore noch an ſeinem Gedicht arbeitete, dem Lord Byron Stoff zu einem Drama dargeboten, welches theilweiſe, unter dem Titel: „Heaven and earth", bald nach der Erſcheinung jenes Werkes in der Zeitſchrift: „The liberal" zuerſt bekanntgemacht wurde. Moore berichtet nun in der Vorrede ſeines Gedichts, daß die Loves of the angels urſprünglich dazu beſtimmt geweſen waren, eine Epiſode in einem größern Werke zu bilden, welches ihn, mit Unterbrechungen, die letzten zwei Jahre beſchäftigt hätte. Als er aber von dem Plane des Lord Byron gehört hätte, habe er es, um nicht nach einem ſo furchtbaren (formidable) Nebenbuhler aufzutreten, für das Beſte gehalten, ſeine kleine Skizze ohne Verzug in das Publicum zu ſchicken, mit den wenigen Änderungen und Zuſätzen, welche er zu machen noch Zeit gefunden habe.

---

[*]) Ein Buch, welches in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Kirche zu den heiligen Schriften gezählt wurde und für ein Werk des Patriarchen Enoch, des Sohnes Jared, galt. Die hierher gehörige Stelle iſt c. VII. sect. 2.

Das Gedicht, welches auf dieſe Weiſe als fragmentariſch angekündigt wird, bildet nichtsdeſtoweniger ein in ſich geſchloſſenes Ganzes, welches dem Anſpruche auf poetiſche Einheit vollſtändiger Genüge leiſtet als Lalla Rookh.

In der Zeit:

— when the world was in its prime,
When the fresh stars had just begun
Their race of glory, and young Time
Told his first birth-days by the sun;
When, in the light of Nature's dawn
Rejoicing men and angels met
On the high hill and sunny lawn, —
Ere sorrow came, or sin had drawn
'Twixt man and heaven her curtain yet — [*]

in dieſer Zeit der Blüte begegnen ſich ein
Abends drei Engel auf einem Hügel. Alle d
haben Töchter der Erde geliebt, und dieſe Liebe hat ihre himmliſche Natur ſo weit verirdiſcht, daß ſie jetzt, ähnlich den Peri's, in dem Zuſtande einer reinigenden Prüfung leben, zwar ſehnlich emporblickend nach dem verlornen Himmel, aber ſich doch auch gern an die Augenblicke erinnernd, in welchen „ſie um das Lächeln eines

---

[*] Der Dichter ſcheint ſich in der Beſtimmung der Zeit ſeines Gedichts ein wenig verwirrt zu haben. Nach der Einleitung müſſen wir an die Zeit vor dem Sündenfalle:

Ere sorrow came, or sin had drawn etc.

denken. Die Erzählungen ſelbſt aber und namentlich die zweite, ſprechen von dem Falle der Eva und der Vertreibung des erſten Menſchenpaares aus dem Paradieſe. Siehe z. B. die Stelle in der zweiten Erzählung:

I had beheld their first, their Eve etc. S. 43 fg.

Weibes ihre engeliſche Seligkeit dahingaben“. So ſprechen ſie denn auch jetzt vom Himmel, aber noch öfter von den ſchönen Augen, welche ſie hier unten entzückten. Zwei von ihnen erzählen alsdann ihre loves, die Geſchichten ihrer Liebe, und an dieſe Selbſterzählungen ſchließt ſich die Liebesgeſchichte des dritten Engels, die der Dichter uns in eigner Perſon vorträgt.

Wir möchten den Geiſt und die Form der Darſtellung in dieſem ganzen Gedichte, ſo wie die darin herrſchende Empfindung und Betrachtung mit der Romanze von der Peri in Lalla Rookh vergleichen. Eine ſanfte, weiche, ja auch wohl weichliche elegiſche Stimmung charakteriſirt die drei Erzählungen; und das moraliſche Raiſonnement, die lyriſchen Ergüſſe und überhaupt die ſubjectiven Elemente, auf die wir oben in dem größern Gedichte des Thomas Moore aufmerkſam gemacht haben, können nicht anders als noch weiter und breiter hervortreten in einer Liebesgeſchichte, welche aus dem Munde des Liebenden ſelbſt erzählt wird. Die dritte Geſchichte hat zwar eine objective Form, aber ihr Geiſt iſt nicht minder ſubjectiv als die Selbſterzählung, und der Dichter, obgleich in dritter Perſon vortragend, iſt eben ſo empfindſam elegiſch geſtimmt und eben ſo reich an Betrachtungen, Nutzanwendungen und Herzensergießungen wie ſeine gefallenen Engel.

Wir können nicht verbergen, daß, wenn wir auch dem neuen Gedichte des Thomas Moore manche von den charakteriſtiſchen Schönheiten des alten zugeſtehen, die blühende Malerei der Phantaſie, die warme Innigkeit der Empfindung und eine gewiſſe formelle Harmonie, die Lecture deſſelben dennoch ein erſchlaffender Genuß iſt. Die elegiſche Sentimentalität, welche wie ein poetiſcher Siroccohauch durch das ganze Gedicht weht, trübt und entkräftet das Gemälde der *friſchen* Welt und ſcheint uns hier um ſo unnatürlicher, da die junge Schöpfung, die beſeelte wie die unbeſeelte, in der Zeit —

> — when the world was in its prime.
> When the fresh stars had just begun
> Their race of glory etc.

doch wohl in kräftigheller und friſcher Färbung erſcheinen ſollte. Die loves ſelbſt entſprechen, als Stoff, dieſem Geiſte der Darſtellung deſſelben vollkommen. Sie ſind von ſo raffinirter Natur, daß ſie dem letzten Jahrhundert der Welt viel paſſender angehören könnten als dem erſten, wenn man das Zufällige der Engel und der Wunder herauszunehmen wollte. Eine ſüße und weiche Sinnlichkeit ſchläft in ihnen unter der ſchillernden Hülle des Platonismus, und die in ihrer Liebe zu den Engeln nach dem Himmel aufſtrebenden Töchter der Erde begegnen ſich in einer Mittelſphäre mit den durch eben dieſe Liebe zu der irdiſchen Natur herabſinkenden Engeln. So wird uns denn hier mancherlei von Lieben und Geliebtwerden erzählt; aber wir wiſſen uns nicht zurechtzufinden in dieſer halb idealen, halb realen Welt und ſchwanken, wie die Liebenden ſelbſt, zwiſchen ſinnlichem und geiſtigem Verſtändniß.

Der erſte Engel, ein Geiſt von geringerer Gattung,

> Among those youths th'unheavenliest one —

liebte eine zarte Erdentaube, die ſchöne Lea, und wurde von ihr geliebt. Aber ſeltſam genug wird dieſes Verhältniß geſchildert: die Erdentochter liebt einen Engel himmliſch, und der Himmelsbürger liebt die Erdentochter irdiſch:

> But vain my suit, my madness vain;
> Though gladly, from her eyes to gain
> One earthly look, one stray desire,
> I would have torn the wings, that hung
> Furl'd at my back, and o'er that Fire
> Unnam'd in heaven their fragments flung;
> 'Twas hopeless all — pure and unmov'd

She stood, as lilies in the light
Of the hot noon but look more white;
And though she lov'd me, deeply lov'd,
'Twas not as man, as mortal — no,
Nothing of earth was in that glow —
She lov'd me but as one of race
Angelic etc. etc.

Nachdem nun alle Verſuche des Engels fehlgeſchlagen ſind, die irdiſchen Flammen ſeiner Liebe in irdiſcher Vereinigung mit der himmliſch liebenden Irdiſchen zu ſtillen, findet er ſeine Lea eines Abends nach einem Feſte, deſſen Wein ihn erhitzt hat, in der gewohnten Laube. Die Einſamkeit, der Mondſchein —

Why, why have hapless Angels eyes?

und ſollte hier die Liebe nicht ſiegen? Das Mädchen widerſteht dem Sturme ſeiner Leidenſchaft, und in Verzweiflung will er die Erde auf ewig verlaſſen. Schon regt er ſeine Schwingen, nur ein Kuß zum Abſchiede —

One minute's lapse will be forgiven —

und er ſpricht das Loſungswort (the spell) aus, welches ihn gen Himmel trägt. Lea, plötzlich wie entzückt, ruft aus:

The spell, the spell! oh speak it now,
And I will bless thee!

Der Engel, nicht wiſſend, was er thut, drückt einen Feuerkuß auf ihre Stirn und ſpricht das Wort aus. Kaum von ſeinen Lippen, tönt es, wie ein Echo, von den ihrigen wieder, und — ſie fliegt gen Himmel. Für ihn hat das Wort keine Kraft mehr:

> I did, I spoke it o'er and o'er,
> I pray'd, I wept, but all in vain;
> For me the spell had power no more etc.

Und ſo wandelt er nun, verbannt aus dem Himmel, auf der Erde einſam umher, ſeine Augen nach einem ſchönen Sterne gerichtet, zu welchem in jenen Tagen ſeine Geliebte ſich oft emporgeſehnt hatte:

> Oh, that it were my doom to be
> The spirit of you beauteous star,
> Dwelling up there in purity
> Alone, as all such bright things are!

Aber auch dieſer glänzende Stern und in ihm das Licht ſeiner Liebe ſchwindet allmälig vor ſeinen Blicken, und er verſinkt immer tiefer und tiefer in die groben Freuden der Erde:

> And I forgot my home, my birth,
> Profan'd my spirit, sunk my brow,
> And revell'd in gross joys of earth,
> Till I became — what I am now!

Die Geſchichte der Liebe des zweiten Engels iſt eine Parodie der Fabel von Jupiter und Semele. **Rubi**, ein Cherub, ein Engel der himmliſchen Weisheit, ein Jüngling mit ſtolzer Stirn und feurig zuckendem Augenlicht, angezogen von einer Tochter der Erde, deren kühn aufſtrebender Geiſt in den Himmel eindringen und die Myſterien der ewigen Wahrheit mit irdiſchen Augen anſchauen möchte, nähert ſich ihr in menſchlicher Verkörperung und wird ihr Lehrer. Das Mädchen wird ſo beſchrieben:

There was a maid, of all who move
Like visions o'er this orb, most fit
Lo be a bright young angels love,
Herself so bright, so exquisite!
The pride too of her step, as light
Along the unconscious earth she went,
Seem'd that of one, born whit a right
To walk some heavenlier element,
And tread in places where her feet
A star at every step should meet.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
'Twas not alone this loveliness
That falls to loveliest woman's share,
— — — — — — — —
— — — — — — — —
But 'twas the Mind, sparkling about
Through her whole frame — the soul, brought out
To light each charm, yet independent

Of what it lighted, as the sun
That shines on flowers, would be resplendent,
Were there no flowers to shine upon —
'Twas this, all this, in one combin'd,
— — — — — — — —
O this it was that drew me nigh
One, who seem'd kin to heaven as I,
My bright twin sister of the sky.

So geiſtig dieſe Vereinigung aber auch in ihrem Urſprunge war, ſo machen doch Lehrer und Schülerin bald die Erfahrung, daß kein Verhältniß gefährlicher für die Doppelnatur des Menſchen und des Engels, wie das Gedicht ihn ſchildert, ſein kann, als jene geiſtige Ehe des Gebens und Empfangens.

And yet that hour!

ſo ſeufzt der Engel bei der Schilderung der ſchwachen Stunde, die ihm und ihr mehr raubte, als der Himmel jemals wiedergeben kann. And yet that hour! Tage und Monden fliegen den Glücklichen dahin. Aber:

What happiness is theirs, who fall!

Die ſtolze Nebenbuhlerin des Himmels, nicht zufrieden ihren Buhlen in irdiſcher Geſtalt zu umarmen, dringt in ihn, ſich ihr in ſeiner engeliſchen Glorie zu nahen. Ein Traum befeuert ihre

Wünſche, und der Engel, der ſie nicht mit ſich in den Himmel hinauftragen darf, willigt ein, den Himmel zu ihr herabzubringen. Ihr Schickſal iſt das der Semele: ſie verbrennt in den Armen der Liebe. Dieſer Moment iſt trefflich geſchildert und glüht von kräftiger Leidenſchaft, wie denn überhaupt die Geſchichte des zweiten Engels lebendiger und heller hervortritt als die der beiden andern. Auch das Gefühl, welches dieſen Engel als Strafe in ſeiner irdiſchen Verbannung verfolgt, iſt ſehr verſchieden von der laſſen Sehnſucht des erſten Erzählers: es iſt die Angſt des Gewiſſens, daß die Geliebte, verdammt von dem Höchſten, auch nach ihrem Tode ein Opfer ſeiner Flammen ſei. Dieſer Gedanke brennt unauslöſchlich in ſeiner Seele fort, wie das Brandmaal auf ſeiner Stirn, welches der Abſchiedskuß der Sterbenden darauf zurückgelaſſen hat: that last kiss of love and sin.

Die dritte Erzählung verſchwimmt faſt ganz in farbloſen Nebel. Zaraph, ein Engel der göttlichen Liebe, verliebt ſich in eine Sängerin, die Gottes Liebe und Gnade feiert:

— — — — — and such a soul
Of piety was in that song,
That the charm'd Angel, as it stole
Tenderly to his ear, along

> Those lulling waters where he lay,
> Watching the day-light's dying ray,
> Thought 'twas a voice from out the wave,
> An echo, that some spirit gave
> To Eden's distant harmony,
> Heard faind and sweet beneath the sea!

Liebe, Religion und Muſik ſchließen den Bund des Engels und der Sterblichen. Aber bald gewinnt die Liebe zu einem Geſchöpfe des großen Schöpfers in beiden die Oberhand uber die Liebe zu dem Schöpfer. Gott ſieht mit milder Stirn auf dieſen Irrthum herab, und die einzige Strafe Zaraph's und Nama's iſt, ſo lange die Erde ſteht, auf ihr umherzuwandern, die Augen gen Himmel gerichtet:

> Whose light remote, but sure, they see,
> Pilgrims of Love, whose way is Time.
> Whose home is in eternity.

Getrennt ſchweifen ſie durch die Welt, aber ſie begegnen einander auch zuweilen in ſeligen Augenblicken und tragen ihre lange Verbannung mit frommer Ergebung. Denn ſie werden dereinſt den Himmel finden.

Eine ſentimentale Nutzanwendung, zugleich ein Compliment oder eine captatio benevolentiae fur ſchöne und tugendhafte Liebespaare, ſchließt die Erzählung und das ganze Gedicht. Gott und die Engel wiſſen allein, wo die Pilgrimme jetzt umherwandern oder ruhen. Doch wenn wir einem jungen Paare begegnen — und nun wird dieſes ideale Paar geſchildert — ſo können wir verſichert ſein, daß es hienieden nur Ein ſolches Paar gibt:

> And, as we bless them on their way
> Through the world's wilderness, may say,
> „There Zaraph and his Nama go“.

Die Allegorie, welche den drei Loves of the angels zum Grunde liegt, iſt nicht ſchwer zu erkennen, und der Dichter hat ſie auch ſelbſt in der Vorrede angedeutet. Es iſt der Fall der Seele aus ihrer urſprünglichen Reinheit, der Verluſt des Lichts und der Seligkeit in der Verfolgung irdiſcher Freuden, und endlich die Strafen durch das eigne Gewiſſen und durch Gottes Gerechtigkeit, welche Unreinheit, Stolz und frevelhaft neugieriges Forſchen nach den Geheimniſſen des Himmels unabwendbar treffen. In dieſer Hinſicht könnte das Gedicht als eine orientaliſch-chriſtliche Parodie der Fabel von der Pſyche gelten.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte zur Charakteriſtik des Thomas Moore in Bezug auf ſeine lyriſchen Gedichte zu ſagen. Das lyriſche Element in den eben beleuchteten Erzählungen dieſes Dichters hat uns ſchon auf einige Eigenthümlichkeiten aufmerkſam gemacht, die wir, entſchiedener und reiner hervortretend, in ſeinen Liedern wiederfinden; und vornehmlich ſind es die Irish melodies, welche alle Hauptaccorde ſeiner Lyra am ſtärkſten und vollſten anſchlagen. Daher beſchränken wir unſere Kritik auf dieſe Sammlung.

Die Irländer ſind reich an alten Nationalmelodien, deren Worte zum Theil veraltet, zum Theil dem Geiſte der ihnen ſpäter untergelegten Geſangweiſe, deren Urtext verſchollen ſein mag, wenig entſprachen. Die alte Muſik aber klingt mit voller Gewalt, rührend und erhebend durch die Herzen des Volkes fort, und um die Wirkung derſelben zu ſteigern, haben mehrere irländiſche Dichter, neuerdings auch Lady Morgan, verſucht, jenen Nationalmelodien neue, ihrer Form und ihrem Geiſte angemeſſene Worte zu leihen. Aber alle dieſe Verſuche ſind durch Moore's Irish melodies verdrängt worden. Der Dichter verband ſich zur Herausgabe dieſer Sammlung mit einem geiſtreichen und gelehrten Muſiker, dem

Doctor John Stephenſon, welcher es übernahm, die alten Weiſen, die zum Theil nur im Munde des Volkes lebten, aufzuſetzen und ſie den Geſetzen und Bedürfniſſen des gegenwärtigen Standes der Muſik anzupaſſen, ohne jedoch dadurch in ihre nationale Eigenthümlichkeit ſtörend einzugreifen. So erſchienen nun die Irish melodies in mehreren Heften, Text und Muſik vereinigt, und wurden mit nationalem Enthuſiasmus in ihrem Vaterlande und mit allgemeinem Beifall auch in England aufgenommen. Die alten Weiſen wurden durch Moore's Worte erſt in die gebildeten Claſſen des Volks eingeführt, und viele von den neuen Texten gingen auch in den Mund derer über, welche ihre Weiſen ſchon früher mit andern Worten geſungen hatten; und auf dieſe Weiſe kann wohl behauptet werden, daß Moore's Irish melodies aus Pöbelliedern oder Gaſſenhauern eigentliche Volkslieder im höheren, wenn auch vielleicht etwas engeren Sinne des Wortes geſchaffen haben.

Das nächſte Thema für einen Sänger irländiſcher Nationallieder mußte Irland ſelbſt ſein; und ſchon der Verleger der Irish melodies hatte in ſeiner erſten Anzeige derſelben verheißen, daß vaterländiſche Geſchichte und Sitten den Hauptgegenſtand der Texte ausmachen ſollten. Welches Thema konnte aber auch dem patriotiſch-liberalen Geiſte des Thomas Moore zuſagender ſein als der alte Ruhm und das neue Elend Irlands? Findet er doch in der Muſik der irländiſchen Nationalgeſänge ſelbſt einen politiſchen Anklang. Er ſpricht ſich darüber in einem Briefe an Stephenſon aus, welcher vor der erſten Lieferung der Irish melodies abgedruckt iſt. „Ich hoffe, wir ſind zu einer beſſern Periode für Muſik und Politik gelangt, und wie eng dieſe mit jener, wenigſtens in Irland, verbunden iſt, zeigt ſich auf das klarſte in dem Tone des Kummers und der Niedergeſchlagenheit, welcher viele unſerer alten Weiſen charakteriſirt.“ Dann fährt er fort, ſich über die Schwierigkeit ſeiner Arbeit zu äußern: „Der Dichter, der den verſchiedenen Gefühlen, welche die alten Weiſen ausdrücken, folgen will, muß aus ihnen das raſche Hin- und Herwegen heraushören, welches den Geiſt aus leichter Fröhlichkeit plötzlich in finſtre Schwermuth hinabreißt: eine Miſchung und ein Wechſel, welche dem Charakter meiner Landsleute eigen ſind. Selbſt in ihre munterſten Klänge ſtiehlt ſich eine ſchwermüthige Note, und vorüberziehend, wie eine Wolke über den heitern Himmel, macht ſie die Fröhlichkeit intereſſant". Nun fanden ſich aber freilich auch mehrere Weiſen vor, deren ſanfter und milder Ton weder zu patriotiſcher Erhebung noch zu politiſchen Klagen ſtimmte, und ſolche wurden dann der Liebe geweiht.

Es iſt nicht leicht, den Charakter der lyriſchen Muſe des Thomas Moore in den Irish melodies im Ganzen und Allgemeinen zu bezeichnen; denn der verſchiedenartige Stoff, herbeigeführt durch den verſchiedenartigen Ton und Tact der muſikaliſchen Weiſen, bedingt wiederum eine große Mannichfaltigkeit der poetiſchen Weiſen, je nachdem das Gefühl des Dichters zu ſanfteren oder heftigeren, helleren oder trüberen Äußerungen angeregt worden iſt. Als gemeinſchaftliches Kennzeichen aller dieſer Nationallieder ſpricht uns in ihnen vornehmlich eine warme Energie des Gefühls an, welches ſeine Fülle nie erſchöpft, ſondern nach dem Schluſſe eines jeden Liedes gleichſam noch lange nachklingt und austönt. Dieſe Energie erſchafft auch den gediegenen Drang des Ausdrucks und die kühne Originalität der Sprache, welche in einigen Gedichten bis auf den Klang der Reime wirkt, z. B. gleich im erſten Liede:

Go where glory waits thee,
But while fame elates thee,
Oh still remember me!
When the praise thou meetest
To thine ear is sweetest,
Oh then remember me!
Other arms may press thee,
Dearer friends caress thee,
All the joys that bless thee
Sweeter far may be;
But when friends are nearest,
And when joys are dearest,
Oh then remember me!

Die Phantaſie des Dichters, welche ſich noch durch keine orientaliſche Ausflüge gewöhnt hat in blumenreichen Bildern zu ſchwelgen, iſt hier gleichſam in die Empfindung eingeſchloſſen und wird von derſelben beherrſcht. Daher iſt die Sprache der Irish melodies einfach und gemüthvoll, und die Phantaſie greift nach keinen Bildern, um zu malen, ſondern ihre Bilder ſind faſt überall verkörperte Gefühle. Als Erläuterung deſſen, was ich mit dieſen Worten ausgedrückt haben möchte, führe ich das Lied vom Urſprunge der Harfe (The origin of the harp) an. Das ganze Gedicht iſt nur Ein Bild, aber in dieſem Bilde der Harfe lebt die verwandelte Sirene der Liebe in Tönen fort.

Die patriotiſchen Geſänge theilen wir in zwei

Claſſen. Die eine umfaßt diejenigen, welche Erins alten Ruhm feiern; die andre die Klagen über den gegenwärtigen Zuſtand der Sklaverei und Erniedrigung, zu denen ſich auch Klänge des Troſtes und der Aufmunterung geſellen. In Deutſchland würde man dieſe letzteren Lieder demagogiſche nennen *). Die balladenartigen Stücke der erſten Claſſe ſcheinen uns die mindeſt gelungenen unter allen. Sie ſind zu modern. Dieſer Tadel ſoll nicht die Meinung ausſprechen, als wäre etwas Alterthümliches nur in alterthümlichen Formen und Weiſen darzuſtellen; dieſes alterthümelnde Unweſen haben wir in Deutſchland zur Genüge würdigen lernen; ſondern es ſpricht uns in jenen Darſtellungen aus dem Alterthume das nach dem Neuen hingerichtete Stre-

---

*) Moore charakteriſirt dieſe Lieder ſelbſt in der Schlußſtrophe des Gedichts „Oh blame not the Bard“:

But tho' glory be gone, and tho' hope fade away,
Thy name, loved Erin, shall live in his songs,
Not ev'n in the hour, when his heart is most gay,
Will he loose the remembrance of thee and thy wrongs!
The stranger shall hear thy lament on his plains,
The sigh of thy harp shall be sent o'er the deep,
Till thy masters themselves, as they rivet thy chains,
Shall pause at the song of her captive and weep

ben des Dichters ſtörend an und verwirrt dadurch das Bild der geſchichtlichen Helden oder Thaten. Der Dichter will überall aufregend in das Leben der Gegenwart eingreifen, darum kann er das Alterthum nicht ruhig anſchauen, und es dient ihm faſt nur zu einem Mittel des Contraſtes, um dieſen ſeinen Zweck zu erreichen. Die Ballade duldet aber eine ſolche Tendenz durchaus nicht.

Hiermit haben wir zugleich die zweite Claſſe der patriotiſchen Lieder als das Feld bezeichnet, auf welchem die Muſe des Dichters die ſchönſten und eigenthümlichſten Kränze flicht. Dieſe Lieder gehen aus der tiefſten Bruſt des Dichters und aus der unmittelbaren Begeiſterung deſſelben durch die Zeit hervor. Sie ſind Kinder der Zeit und des Landes, und unverſtändige Kritiker haben das temporaire Weſen derſelben tadeln wollen. Seltſam! als ob nicht eben das, was aus irgend einer Zeit lebendig hervorgeht, gerade deswegen gültig bleiben müſſe für alle Zeiten! Iſt nicht die Lyrik der Griechen durchaus temporair in dieſem Sinne? Und unſere Liederpoeſie, verſchwimmend in farbloſe und körperloſe ſentimentale Allgemeinheit, muß an der Zeit wieder Leben und Kraft gewinnen, indem ſie dieſelbe innig und ohne vornehme Zurückhaltung umſchließt; ſie muß dies um ſo mehr thun, da das unpoetiſche Coſtum die Gegenwart von der dramatiſchen und epiſchen Behandlung ausſchließt und ſie gänzlich in das lyriſche Gebiet verweiſt. Aber lyriſchen Stoff bietet jede Zeit und jedes Land dar, mögen ſie die beſten oder die ſchlechteſten ſein. Moore's Irish melodies liefern die ſchönſten Belege zu dieſen unſern Behauptungen, und wir erinnern z. B. an folgende Lieder: Erin, the tear and the smile in thine eyes etc. Tho' the last glimpse of Erin with sorrow I see etc. Sublime was the warning etc. Like the bright lamp, that shone in Kildare's holy fane etc. Oh blame not the bard etc. Through grief and through danger etc. Tho' dark are our sorrows etc. Weep on, weep on etc. While History's Muse etc. (das berühmte Lied auf den Herzog von Wellington). Where is the slave? etc. 'Tis gone and for ever etc. Forget not the field etc.

Einen großen Theil der Sammlung nehmen Liebeslieder ein, welche ſich faſt alle den abgetretenen Gemeinplätzen fern halten, auf welchen unſre modernen Minneſänger ihre Blumen ſuchen. Einige haben einen patriotiſchen Anflug, andere reizen durch locale Farben, welche Moore als charakteriſtiſch in den alten Melodien, denen er ſeine Poeſie untergelegt hat, in dem oben citirten Briefe angibt. Wir meinen the wild sweetness, the melancholy mirth, that unaccountable mixture of gloom and levity, oder wie man ſonſt jenen intereſſanten Contraſt benennen will, welcher in der Liebe eine Vereinigung findet. In den meiſten dieſer Lieder herrſcht jedoch die Schwermuth vor; aber ſie iſt nicht matt und ſüßlich, ſondern ſtark und von herbem Beigeſchmack. Wir machen einige der gelungenſten bemerklich: When in death I shall calm recline etc. Believe me, if all those endearing young charms etc. While gazing on the moon's light etc. Oh the days are gone etc. 'Tis the last rose of summer etc. Oh had we some bright little Isle of our own etc. Oh doubt me not etc. Come o'er the sea etc. Auch ein paar von der leichteſten Gattung ſind als Muſter auszuzeichnen: What the bee is to the floweret etc. und The time I've lost in wooing.

Unter den Liedern vermiſchten Inhalts machen wir auf die gehaltreichen Geſänge der geſelligen Freude aufmerkſam. Man wird in ihnen wenig von Wein und Mädchenlippen leſen; der Traubenſaft hat in dem Dichter edler und kräftiger gewirkt:

Wenn er dringt bis ins Herz und zu Entſchließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken weckt,
Wenn er lehret verachten,
Was nicht würdig des Weiſen iſt.

Und ſo ſind denn dieſe Trinklieder gleichſam nur Gefäße, in welchen der Patriotismus, die Liebe, die Freundſchaft und die Moral des Dichters durch das Medium des Weins, in welchem ſie zu ſchwimmen ſcheinen, nur feuriger und ſchimmernder hervorleuchten. Dahin gehören die Herz und Geiſt erhebenden Lieder: Fly not yet etc. Come send round the wine etc. Drink to her etc. This life is all chequer'd with pleasures and woes etc. One bumper at parting etc. Fill the bumper fair etc. As slow our ship etc. Wreath the bowl etc. Ne'er ask the time etc. Drink of this cup etc. Oh banquet not etc.

Es fehlt nicht an deutſchen Überſetzungen von Moore's großem Gedicht, und auch die Loves of the angels haben einen Verdeutſcher gefunden. Wir können aber von dem, was uns bisher Überſetztes und Bearbeitetes aus Lalla Rookh zu Geſicht gekommen iſt, wenig oder nichts als gelungen bezeichnen. Ohne den Reiz des leichten und lebendigen Fluſſes der Rede, des wohlklingenden Verſes und des innigen Feuers, welches die Darſtellung durchdringt, iſt eine Überſetzung von Lalla Rookh einer todten aufgeputzten Puppe zu vergleichen. Breuer's Verſuch in den „Britiſchen Dichterproben" *) nähert ſich am meiſten der Idee, welche wir uns von einer glücklichen Nachbildung der Lalla Rookh in deutſchen Verſen bilde

Die Irish melodies können nur von einem dem lyriſchen Geiſte des Irländers verwandten Dichter übertragen werden; und zwar wird dieſe Übertragung, wenn ſie nicht bloß Worte und Formen wiedergeben will, ſehr frei ſein müſſen. Wir machen auf einige Proben einer ſolchen freien Überſetzung von Schmidt von Lübeck aufmerkſam, welche Jacobſen in ſeinen „Briefen über die neueſten engliſchen Dichter" mitgetheilt hat. Schade nur, daß dieſer treffliche Liederſänger die Versmaße ſeiner Originale ſo willkürlich verändert hat. Dieſe Maße, bedingt durch die alten Weiſen, ſind keineswegs unweſentlich, und dürften höchſtens, vielleicht zum Behufe

---

*) Eine Ueberſetzung der Romanze: **Paradise and Peri.**

der Reimerleichterung, modificirt, nicht aber ganz aufgegeben und durch neugebildete von verſchiedener Gattung erſetzt werden. Wir theilen das ſchöne Lied: „Die Spätroſe“, als Beleg unſeres Lobes und unſeres Tadels mit.

'Tis the last rose of summer,	O Roſe, roth von Wangen,
Left blooming alone;	Was blühſt du noch allein?
All her lovely companions	Die Schweſtern ſind gegangen
Are faded and gone;	Und ſchlafen groß und klein.
No flower of her kindred,	Iſt keine Knospe blieben,
No rose-bud is nigh,	Und kein verwandtes Herz,
To reflect back her blushes,	Zu ſehnen und zu lieben,
O give sigh for sigh!	Zu flüſtern Freud' und Schmerz.
I'll not leave thee, thou lone one!	Du ſollſt nicht trauernd hangen
To pine on the stem;	An deinem Dorn allein;
Since the lovely are sleeping,	Wo ſie ſind hingegangen,
Go, sleep thou with them;	Da ſchlafe du mit ein!
Thus kindly I scatter	Die Blätter laß zerſtieben
Thy leaves o'er the bed,	Und brich, verlaſſ'nes Herz,
Where thy mates of the garden	Zu ſchlummern mit den Lieben
Lie scentless and dead.	Verblüht und ohne Schmerz.
So soon may I follow,	Wo Liebe hingegangen,
When friendship decay,	Wo man den Freund grub ein,

And from Love's shining circle	Dahin thut mich verlangen;
The gems drop away!	Was ſoll ich hier allein?
When true hearts lie wither'd,	Ich kann nicht länger leben,
And fond ones are flown,	Iſt kein verwandtes Herz;
Oh, who would inhabit	Die bleiche Welt iſt blieben,
This bleak world alone?	Verblüht iſt Freud' und Scherz.

XI.

Die elegiſchen Dichter der Hellenen, nach ihren Überreſten überſetzt und erläutert von Wilhelm Ernſt Weber. Frankfurt a. M. 1826.

Der Verfaſſer vorliegender Überſetzung überreicht in derſelben dem Publicum eine Arbeit, welcher er, wie er ſelbſt angibt, ſeit länger als zehn Jahren ununterbrochene Liebe und die Muße ſeiner beſten Stunden gewidmet. Sie ſoll Alles umfaſſen, was die Zeit, welche gerade auf dieſem Felde recht ſchonungslos zertreten und zerſtäubt hat, uns von den Blättern und Blumen der reichen Blüte der griechiſchen Elegie übrig gelaſſen hat. Dabei geſteht jedoch der Überſetzer ein, daß es leicht ſein würde, einzelne noch überſehene Bruchſtücke nachzuweiſen. Denn es ſei die verdrießliche Natur alles Fragmentſammelns, daß man nie ſagen könne, man ſei zur Vollſtändigkeit gelangt, indem man noch täglich ſogar neue Entdeckungen mache. Es würde eine für den Zweck dieſer Anzeige wenig geeignete Mühe ſein, über dergleichen vermißte Fragmente zu rechten, beſonders da die Ausſchließung des elegiſchen Epigramms, bei der Aufnahme der elegiſchen Gnomen, es ſehr ſchwierig machen dürfte, die Grenzlinien zu entdecken, in welche Herr Dr. Weber die elegiſche Poeſie der Griechen eingeſchloſſen hat. Denn wenn wir, zwiſchen Form und Gehalt ſchwankend, die Gnomen mit in das Gebiet der Elegie im engern Sinne überziehen, ſo iſt es durchaus willkürlich, die alten Epigramme, welche nur durch ihre urſprüngliche Beſtimmung als Inſchriften von jenen verſchieden ſind, als beſondere Claſſe abzutrennen, und die Anthologie bietet eine Unzahl von elegiſchen Stükken dar, welche eben ſo vollgültige Anſprüche auf die Sammlung des Herrn Dr. Weber machen können als Theognis oder auch das, was die Späteren, Julianos und Agathias, dazu geliefert haben.

Wir wollen daher im Gegentheil gegen das Zuviel der Sammlung ſprechen. Der Überſetzer hat ſo etwas vorausgeſehen und will ſich dagegen in der Vorrede verwahren. Er bemerkt: „Manche werden zwar an dieſem Buche tadeln, daß es ſelbſt die kleinſten kümmerlichen Reſte, geſetzt auch, ſie erinnerten an große Namen, geſammelt hat. Denn nur ein für den Geiſt des Alterthums erſchloſſener Sinn vermag in ſo abgebrochenen und verſtümmelten Gedanken etwas mehr als werthloſe Scherben zu erkennen, aus dem Vereinzelten und Zerſtückten die Regel und die Wirkung des Ganzen zu beurtheilen, und das claſſiſche Gepräge, den Werth unverwüſtlicher Großheit und Schöne auch in Ruinen zu ſchauen. Aber keine Überſetzung antiker Schriftwerke kann ſich als bloßes Unterhaltungsbuch betrachten laſſen. Es ſtrömt in den Werken des Alterthums ein unerſchöpflicher Bildungsquell, welchen auf den Lebensboden der Mitwelt überzuleiten allein ein vernünftiger Grund des mühſamen Übertragens in die Mutterſprache ſein kann. Von dieſem Geſichtspunkte aus ſind auch die Trümmer genialiſcher Schrifterzeugniſſe nicht minder als die der bildenden Kunſt reich an Belehrung, und helfen uns dahin führen, daß wir das Bild jenes wunderbaren, aus den mannichfaltigſten, oft ſeltſamen, furchtbaren, dämoniſchen, immer aber ungemeinen und großartigen Elementen zuſammengeſetzten Daſeins aufbauen, das für alles menſchlich Gute und

Schlimme Beiſpiel, Rath und Warnung hat. Aus dem Vollſtändigen läßt auch für das Fragmentariſche ſich Geſchmack aneignen, und wo für ein ungeübteres Auge das Verſtändniß erſchwert iſt, da ſtelle ſich die Ehrfurcht ein, daß hier ſich die Spur einer heiligen Vergangenheit zeige, über welche gleichgültig hinwegzutreten nur ein gemeiner Sinn über ſich gewinnt.“ Wir laſſen dieſe Bemerkungen an und für ſich gelten. Wenden wir ſie aber auf den vorliegenden Fall an, ſo genügen ſie nicht, um Fragmente, wie z. B.:

Schenke dem Volk Smyrne's Barmherzigkeit —
Wie die Stadt ja den Mann lehrt
Dort Tyrrhenia's Volk, Zauber zu miſchen gewandt.

als Genuß oder Belehrung in einer Überſetzung gewährend zu beſchützen. Dergleichen Fragmente laſſen ſich nicht mit Ruinen des Alterthums vergleichen, ſondern mit kleinen abgebröckelten Steinen dieſer Ruinen. Sie haben freilich auch als ſolche einen Werth, aber einen nur materiellen, und in Bezug auf Schrift einen ſprachlichen, metriſchen oder auch geſchichtlichen, welcher nur den Philologen berührt. Da nun aber eine Überſetzung, wie die vorliegende, mehr ſein will und muß als ein philologiſches Hülfsmittel zum Verſtändniſſe der Urſchrift, ſo hätte Hr. Dr.

Weber billig bedenken ſollen, für welches Publicum er ſeine Arbeit drucken ließ, eine Mahnung, welche überhaupt den deutſchen Überſetzern nicht oft genug eingeſchärft werden kann.

Die elegiſchen Dichter der Hellenen werden uns in der vorliegenden Sammlung nach chronologiſcher Ordnung gegeben. Kallinos aus Epheſos führt ſie an, und Makedonios, der Zeitgenoſſe des Agathias von Myrine, macht den Schluß. Ungefähr die Hälfte des Ganzen nimmt Theognis ein, welcher uns hier — ein nicht geringer Vorzug — nach der neuen Welcker'ſchen Anordnung und Recenſion geliefert wird. Eine Anzahl überſetzter Stücke, nämlich die Elegie des Kallinos, das erſte und neunte Stück des Archilochos, die erſte Elegie des Tyrtaios, die beiden erſten des Mimnermos und Einiges aus Solon und Theognis, erſcheint großentheils in der Geſtalt, wie ſie der Herr Profeſſor Paſſow, ein Lehrer des Herausgebers, in der Zeitſchrift „Pantheon" 1810 mitgetheilt hat. „Der Geiſt und die Kunſt dieſer Proben", heißt es in der Vorrede, „erweckten damals den gerechten Wunſch, von einer ſolchen Hand die ſämmtlichen Überreſte helleniſcher Elegie überſetzt zu ſehen. Da indeſſen Hr. Profeſſor Paſſow ſich zu andern Beſchäftigungen veranlaßt ſah, überließ er mir ſein Eigenthum für meine Sammlung, und ich konnte des Leſers Intereſſe nicht glücklicher verwahren, als indem ich dieſelbe nach Vornahme einzelner Veränderungen, zu denen mich der Verfaſſer ſelbſt auffoderte, mit einem ſo werthen Gaſtgeſchenke ſchmückte“.

Wir gehen zu der Beurtheilung des in der Überſetzung Geleiſteten über. Sie trägt, im Ganzen betrachtet, das Gepräge einer Arbeit, welche mit reger Liebe unternommen und mit beſonnenem Fleiße durchgeführt worden iſt, und gibt uns in ihrem Urheber einen Mann zu erkennen, welcher Gründlichkeit in der Auffaſſung der Urſchrift mit Begeiſterung, Geſchmack und Fertigkeit in der ſprachlichen Umgeſtaltung derſelben verbindet. Die griechiſche Elegie gehört zu den zarteſten Gebilden der Poeſie, und ihre faſt nachläſſig erſcheinende Anſpruchsloſigkeit im Ausdrucke und in der Bewegung ſchließt ſtrenger als irgend eine andre poetiſche Gattung vornehmen Pomp und ſteifen Schritt aus. Nun iſt aber leider durch Voß für die Überſetzungen aus der griechiſchen Poeſie ein gewiſſer Ton und Tact herrſchend geworden, wodurch das Original, immer um viele Grade in die Höhe geſchroben, ſich in einen bausbäckigen und geſpreizten Charakter fügen muß. Am ärgſten haben das die Homeriſchen Geſänge und Ariſtophanes empfunden, mehr und minder aber alle Griechen, welche der unermüdliche überſetzer verdeutſcht hat. In neueſter Zeit iſt freilich dieſer Voß'ſche Mißgriff vielfach gerügt und ſogar verſpottet worden, aber dennoch hat ſich der Einfluß ſeines Beiſpiels noch nicht ganz unterdrücken laſſen, und je populärer der Voß'ſche Homer unter dem deutſchen Publicum geworden iſt, deſto ſchwieriger wird es ſein, einem mehr Homeriſchen Homer mit ſeiner kindlich großartigen Einfachheit einen Weg in daſſelbe zu bahnen. Herr Dr. Weber gehört keinesweges zu der Voß'ſchen überſetzerſchule, und wir haben vielmehr Andeutungen in ſeiner Vorrede, welche ihn als einen Opponenten derſelben zeigen. Nichtsdeſtoweniger verſteigt er ſich aber doch zuweilen über den Ton und Tact ſeines Originals. Die elegiſche Grazie der Griechen nähert ſich oft der Proſa mit einer ſo ſorgloſen Leichtigkeit, daß nur die ſprachliche und metriſche Form ſie von derſelben zu trennen ſcheint. Dieſe Scheidewand fehlt uns nun aber in der deutſchen Sprache: die ioniſchen Sprachformen, die eigenthümliche poetiſche Wortſtellung und der metriſche Rhythmus trennen bei den Griechen, wenn auch jeder andere Unterſchied dazwiſchen wegfiele, die Elegie mit der entſchiedenſten Sicherheit von dem Numerus der ſchönſten attiſchen Proſa; aber, wie im Deutſchen? Hier ſcheint mir die ſchwierigſte Aufgabe für einen deutſchen Überſetzer griechiſcher Elegien zu liegen: die Mittelſtraße zu halten zwiſchen dem Hinabſinken in die Proſa und dem Verſteigen in einen hyperelegiſchen, der Ode ſich nähernden Sprachcharakter. Nehmen wir, ohne viel zu ſuchen, die Überſetzungen aus dem Tyrtaios und dem Theognis zur Hand. Die erſte Elegie des erſten beginnt mit folgenden Verſen:

Ja, ruhmwürdig erlag, wer ein tapferer Mann bei der Streiter
Vorderſten fiel, in dem Kampf ſchirmend das heimiſche Land.
Aber entflohn aus befreundeter Stadt und geſegneten Fruchtau'n
Betteln zu ziehn, das nagt herbe vor jeglichem Gram:
Wenn mit dem grauen Erzeuger er ſchweift und der lieben Erzeug'rin,
Wallenden Kindern dazu und mit dem jungen Gemahl.
Denn er erſcheint ein Gräul Jedwedem ja, welchen er antritt

Durch ſchwerlaſtender Noth harte Bedrängniß verführt ꝛc.

Zu viel Aufwand theils in Zuſätzen, theils in Steigerungen für das einfache Original, welches *τεθνάμεναι γὰρ καλὸν* (ſchön zu ſterben), *τὴν αὑτοῦ πόλιν* (ſeine Stadt), *πίονας ἀγρούς* (fette Äcker), *πάντων ἐστ' ἀνιηρότατον* (iſt das Schmerzlichſte oder Kränkendſte von Allem), *σὺν μητρὶ φίλῃ καὶ πατρὶ γέροντι* (mit der lieben Mutter und dem alten Vater), *ἐχθρός* (verhaßt), *χρησμοσύνῃ τ' εἴκων καὶ στυγερῇ πενίῃ* (dem Bedürfniß und der fürchterlichen Armuth weichend), ſtatt der unterſtrichenen Stellen darbietet. Nun iſt zwar unter dieſen Abweichungen der Überſetzung von den Worten des Originals keine einzelne, welche, als ſtörend und geradezu aus dem Tone fallend, verworfen werden könnte; aber, alle zuſammengenommen, verändern ſie doch den Charakter deſſelben durch eine, wenn auch nur mäßige Steigerung zum Geſuchteren und Geſchmückteren. Daſſelbe bemerken wir auch im Theognis, wo z. B. gleich im erſten Stück: *κακοῦ ἀνδρὸς πλουσίου* durch: des verächtlichen Mannes, praßt er nur, überſetzt iſt. Im zweiten Stück der Schluß:

ἐπεὶ κρατερή μιν ἀνάγκη
ἐντύει, ἥ τ' ἀνδρὸς τλήμονα θῆκε νόον.

Eherne Noth ja
Treibet ihn, welche den Geiſt ſinniger Männer verſtört.

Noch ſtärker aufgetragen iſt im ſiebenten Stück (bei Welcker das ſechste):

Νῦν δὲ τὰ τῶν ἀγαθῶν κακὰ γίγνεται ἐσθλὰ κακοῖσιν
ἀνδρῶν etc.

Aber der Edelen Noth wird Jubel anjetzt für des Volkes
Auswurf ꝛc.

Νικήσασα δίκην γῆν κατὰ πᾶσαν ἔχει
Frechobſiegend dem Recht tummelt im Lande ſich ab.

Wir verwahren uns hier nochmals gegen den Vorwurf einer kleinlichen Sylbenſtecherei. Das Einzelne dient hier nur als Probe jener durchgängigen Abweichungen, deren Geſammtheit erſt einen Tadel begründet. Dahin rechnen wir auch in der Überſetzung des Theognis den aus einem Verſchönerungskitzel hervorgehenden Wechſel in der Verdeutſchung der Parteiwörter *ἐσθλός* oder *ἀγαθός* und *κακός*, wodurch die Claſſen der megarenſiſchen Optimaten und Plebejer bezeichnet werden. Der Überſetzer hat für *κακός* z. B. niedrig, verächtlich, Schurke, Schelm, ſchandbar, feige, ſchlecht, ſchnöde, des Volkes Auswurf, frevele Männer, loſe

Geſellen, und für ἐσθλός und ἀγαθός: gut, edel, belobt, getroſt, wacker, würdig, fehllos ꝛc. Dieſer Wechſel iſt aber hier um ſo verwerflicher, da er eben jene eigenthümliche Bedeutung der beiden Parteien verwiſcht. Warum wollen wir uns in deutſchen Verſen ſcheuen, edel und unedel, oder gut und ſchlecht, oder wacker und loſe drei, vier, fünf Mal hinter und neben einander zu gebrauchen, wenn der Grieche, den wir überſetzen, ein Gleiches gethan hat? Soll denn Theognis nicht mehr gelten, als Adelung's Lehre vom deutſchen Styl?

Mit dieſen Bemerkungen haben wir Alles umfaßt, was uns in dem Geiſte und Gehalte der Weber'ſchen Überſetzung fremdartig und ſtörend berührt. Was die metriſche Form derſelben angeht, ſo erkennen wir darin eine auch neben den größten Muſtern nennenswerthe Befleißigung, den Hexameter und Pentameter von Trochäen rein zu halten, ohne doch zu oft den leidigen Ausweg des dehnenden e in den Infinitiven oder vor dem t der dritten Perſon der Einheit im Präſens und Imperfectum einzuſchlagen, um aus Trochäen eben ſo matte oder noch mattere Daktylen zu bilden, z. B. ſchilderen, lebete, häufete, thuet ꝛc. Faſt nur in der Nachbildung der ſchwungvollen bukoliſchen Cäſur im vierten Fuße hat ſich Herr **Dr.** Weber dieſes, wie er es ſelbſt nennt, dünnlichen und argliſtigen Mittels bedient, wie z. B.

Ohne den Kampf der Titanen zu ſchilderen.
Loben, o Wein, dich muß ich und tadelen.

Einen empfindlichen **Anſtoß** geben **uns** außerdem einige Daktylen, deren zweite Stelle die mittelgeiſtigen Bildungsſylben ſam, bar ꝛc. einnehmen, die freilich im trochäiſchen oder iambiſchen Rhythmus als Kürze zwiſchen zwei Längen mit fortgezogen werden, aber dem leichteren Schritt des Daktylus beſchwerlich fallen, in welchem eine Länge zwei Kürzen zu tragen hat. Die Mittelzeitigkeit dieſer Sylben neigt ſich bekanntlich um ſo entſchiedener zur Länge, wenn ihnen **das** bildende e angehängt wird, und daher können wir uns mit Daktylen, wie folgende, nicht befreunden:

Daß nicht unheilbarer Gram ꝛc.
Oftmals gegen Verſehn und Vermuthbarkeit ꝛc.
Mutter unwegſamer Noth ꝛc.

Eben ſo wird zuweilen der enklitiſche Gebrauch der einſylbigen Mittelzeit zu weit ausgedehnt. In der Zuſammenſtellung: ſchaun, wie ihr Ziel, wirft ihr ſeinen Ton auf wie und nicht über wie hinweg auf ſchaun. Daher iſt der Daktylus:

Schaun, wie ihr Ziel

ein ſchwerfälliger. In einem Verſe des Tyrtaios (S. 25) begegnen uns gar zwei Kretiker als Anfangsfüße:

Fort und fort | unverzagt | aushaltenden Muth ꝛc.,

welche Herr Dr. Weber ſo mißt:

Fort und | fort unver | zagt ꝛc.

Aber wir verweilen vielleicht zu lange bei ſolchen kleinen und nur ſehr ſpärlich der Feile des Überſetzers entſchlüpften Unebenheiten des Verſes, welcher, im Ganzen gefaßt, ſich mit kräftig lebendigem Schwunge der überlegenen rhythmiſchen Gewalt ſeiner Originale nachbewegt. Welch ein männlich feſter Schritt in der zweiten Elegie des Tyrtaios:

Nicht vor der Menge der Männer erbebt, nicht wendet zur Flucht euch,
Nein auf die Vorderſten raſch hebe die Tartſche der Mann,
Feindlich dem Leben geſinnt und die finſteren Looſe des Todes,
Wenn ſie in Helios Strahl nahen, begrüßend mit Luſt.

Und weiter unten:

Dulde denn wohl ausſchreitend ein Jeglicher, beide die Füße

Feſt aufſtemmend im Grund, Zähn' in die Lippen gedrückt;
Hüften ſodann und die Schenkel hinab und die Bruſt und die Schultern
Hinter des räumigen Schilds Bauche nach Wunſche gedeckt.
Und in der Rechten erheb' er zum Schwung den erdröhnenden Schlachtſpeer,
Und graunregend daher wehe vom Haupte ſein Buſch.

Dagegen vernehmen wir einen ſanfter und ruhiger bewegten Rhythmus in den Verſen nach Mimnermos und Theognis:

Wär' er der ſchönſte geweſen; ſobald ihm die Jugend vorbeifloh,
Bleibt kein Vater dem Sohn, Keiner dem Freunde noch werth.
Einer betrüget den Andern und höhnt den beliſteten Nachbar,
Weder der würdigen That, weder der ſchnöden gedenk.
Keinen, der völlig ein guter und rechtlicher Mann ſich erwieſe,
Mag jetzt Helios Licht unter den Lebenden ſchaun.

Die Erläuterungen (von S. 407 bis 786) ſind eine reichhaltige Zugabe der Überſetzung, und, obgleich auf Sacherklärung beſchränkt, überſchreiten ſie doch wohl hier und da die Grenzen der Bedürfniſſe desjenigen Publicums, welches Übertragungen lieſt, weil ihm die Originale verſchloſſen ſind. Daß bei Theognis die geiſtreichen und gründlichen Prolegomenen der Welcker'ſchen Ausgabe nicht vollſtändig benutzt werden konnten, bedauern wir mit dem Überſetzer, welcher ſich damit begnügen mußte, von den handſchriftlichen Mittheilungen jenes Gelehrten Gebrauch zu machen.

So gewährt denn dieſe Arbeit, welcher ſich, wie die Vorrede verheißt, eine Nachleſe aus der Anthologie anſchließen ſoll, ſowol dem Gelehrten vom Fache, wie auch jedem Leſer, deſſen Streben nach Bildung ſich über die flüchtige Mode des Zeitgeſchmacks erhebt, einen an echtem Genuß und fruchtbarer Belehrung reichen Überblick eines Feldes der griechiſchen Poeſie, deſſen Trümmern zwar weniger groß und ehrfurchtgebietend daſtehen als die epiſchen und dramatiſchen, aber dennoch vollgültige Zeugniſſe geben von der allſeitig vollendeten Bildung jenes ewigen Volkes, dem es gelungen iſt, im Leben wie in der Kunſt die Aufgabe zu löſen, das Gute mit dem Schönen, und das Schöne mit dem Guten gleichbedeutend zu machen.

XII.

Lyriſche Blätter. Von Auguſt Graf von Platen Hallermünde. Leipzig 1821.

Der junge Dichter, den wir aus dieſen lyriſchen Blättern kennen lernen, gehört nicht zu der großen Zahl derjenigen, die in hergebrachter, poetiſcher Phraſeologie, die jetzt ſehr wohlfeil zu kaufen iſt, über die anmuthigen und gemüthlichen Seiten des Lebens ein leicht hinfließendes Liedchen abſingen. Er nimmt es ſtrenger und höher mit der Poeſie, und je höher er ſich das Ziel ſteckt, deſto kühner iſt ſeine Zuverſicht, es zu erfliegen, die er auch nach alter Sängerweiſe unbefangen ſtolz ausſpricht, z. B. in folgenden Sonetten:

Aufruf. S. 11.

Entled'ge dich von jenen Ketten allen,
Die gutgemuthet du bisher getragen.

Und wolle nicht, mit kindiſchem Verzagen,
Der ſchnöden Mittelmäßigkeit gefallen.

Und mag die Bosheit auch die Fäuſte ballen,
Noch athmen Seelen, welche keck es wagen,
Lebendig, wie die deinige, zu ſchlagen,
Drum laß die friſchen Lieder nur erſchallen!

Den kleinen Krittlern gönne du die Kleinheit,
Bald dies und das zu tadeln und zu loben,
Und nie zu faſſen eines Werkes Einheit.

Ihr neid'ſcher Groll wird allgemach vertoben,
Und nie berühren kann dich die Gemeinheit:
In deinen Träumen ſchwebſt du ſelig oben.

Beruf. S. 13.

In alle Räume brauſt die ſtolze Welle,
Die ich im dichteriſchen Uebermuthe
Entſpringen laſſen aus dem eignen Blute,
Daß ſie zum Strome mir, zum Meere ſchwelle.

Den Afterwitz verſchlinge ſie, die ſchnelle,
Daß er ſein Liedchen nicht mehr länger dute;
Doch weichmelodiſch und gelind umflute
Der blum'ge Schaum des Glaubens heil'ge Schwelle.

Die Fluten, welche die Natur erfriſchen,
Gebaren ſie nicht alles ird'ſche Leben?
Entwand ſogar ſich nicht dem Schaum Urania.

So möcht' ich Perlen aus der Tiefe fiſchen,
Der unerſchöpflichen, und dann ſie weben
Zum Diadem der heiligen Germania.

Unſere Kritik iſt weit entfernt, durch dieſen ſtolzen, poetiſchen Trotz, durch dieſes vielverheißende Selbſtgefühl, durch dieſe herausfodernde Sicherheit zu einer Oppoſition gereizt zu werden. Wir freuen uns daran, einen jugendlichen Geiſt „in ſeinen Träumen ſelig oben ſchweben“ zu ſehen, obſchon die zu erſchwingende Höhe in der That noch ſehr fern von ſeinen Beſtrebungen liegt. Aber wir fürchten nicht, daß er beim Erwachen den Muth verlieren wird, die herrliche Höhe zu erfliegen, auf der er ſich in ſeinen Träumen ſchon ſelig fühlte. Wir fürchten dies nicht, weil wir in den Gedichten des Herrn Grafen von Platen eine reiche Fülle kräftigen Lebens, ſelbſtändigen Beſtrebens, jugendlicher Kampfluſt finden, die uns Gewähr leiſten, daß die Täuſchung, welche Sehnen und Erreichen verwechſelt, ihn nicht in träge Manier wird verſinken laſſen. Wer ſich ein hohes Ziel ſteckt, erhebt ſich ſchon dann über das Gewöhnliche, wenn er noch unter demſelben einhergeht; denn dieſes iſt auf dem niedrigen Platze in gemächlicher Ruhe; jener ſtrebt empor, und mag er ſich auch höher träumen, als er wirklich iſt, ſo wird der Traum dem Erwachten die Schwingen beflügeln, nicht niederſchlagen.

Bis alle Kämpfe durchgekämpft die Liebe,
Muß ſie bewegen ſich und tief erwägen
Des Lebens vielgeſtaltige Getriebe:
Selbſt großer Irrthum iſt ein großer Segen,
Und die des Glaubens ew'ge Quelle ſchlürfen,
Sie haben tief im Pfuhl des Wahns gelegen.
Ein Ungeheures will der Menſch bedürfen,
Dem unabläſſig er entgegen walle,
In aufeinanderdrängenden Entwürfen.

So ſagt unſer Dichter in ſeinem Prologe, S. VII. Möge er die letzten drei Verſe nie vergeſſen!

Das kleine Buch beſteht aus **Sonetten**, **Liedern**, **Balladen** oder **Romanzen** und morgenländiſch bunten **Ghaſelen**. Von den Sonetten haben wir ein Paar der gewichtigſten mitgetheilt. Das Vorwort ſtellt, ohne tiefe Charakterauffaſſung, drei Helden dieſer Dichtungsart, Petrarca, Camoens und Rückert, zuſammen — warum nur dieſe? — und ſchließt beſcheiden:

Weil nun die Drei ſich alſo groß erwieſen,
So ſtimm' ich ſcheu für ſolch ein Lied die Zitter,
Denn nicht als Vierter wag' ich mich zu Dieſen.

Das wäre allerdings auch zu viel gewagt, und es möchten in jedem Falle Dante, Taſſo, Shakſpeare, Flemming, Neuere ganz zu verſchweigen, unſerm Neuling den Vortritt ſtrei-

g machen, wenn ſeine Sonette auch noch viel
eſſer würden, als das eben getadelte. Von den
iden „An Roſalien“ geben wir dem zweiten den
reis. Im erſten ſtört die ſeltſame Sprach-
eiſe:

Erkenn' ich deines Werths Erkennung —
Und fühle tiefer das Gefühl —

ußer einigen Gelegenheitsgedichten finden wir in
en Sonetten noch eine Zuſammenſtellung Shak-
eare's, Calderon's, Gozzi's und Tieck's, als
r Heroen des romantiſchen Dramas, eben-
alls mit oberflächlicher Charakteriſtik. Von Shak-
eare ſagt der Dichter nicht mehr als:

Ich ſehe, Shakſpeare, deiner Geiſter viele,
Seh' Puck und Ariel im Tanze ſchweben.

In den Liedern rauſcht manche aus den
iefen des Herzens klar und friſch emporſtrömende
uelle; aber leider finden wir auch manchen
argen, an der Oberfläche klebenden Tropfen.
o ſehr wir uns aller Krittelei enthalten, ſo
ern wir, dem Wunſche des Dichters gemäß, des
erkes Einheit auffaſſen möchten, ſo wiſſen
ir doch in der That nicht, wo wir für das
ed: „An einen Freund“, S. 47, eine Stelle
der poetiſchen Höhe, nach welcher der Verfaſ-

ſer ſtrebt, ja in welcher er in ſeinen Träumen ſchon ſchwebt, finden ſollen. Es heißt:

Einſam und von Schmerz durchdrungen
Sitzt der delph'ſche Gott und ſinnt,
Er beweint den ſchönen Jungen,
Den geliebten Hyacinth.

Könnt' ihm doch dein Bild erſcheinen,
Das dir jedes Herz gewinnt,
Traun! er würde nicht mehr weinen
Um den ſchönen Hyacinth.

Kann etwas unbedeutender, oberflächlicher, ſinnärmer ſein als dieſe Verſe? Nicht viel höher ſtehen die Gedichte Nr. 13, 14, 17, 20, (Trinklied) 21, (Winterlieder) 27, 28, 29. In einigen andern können wir uns nicht enthalten, theilweiſe zu loben und zu rügen, und wagen es auf die Gefahr, daß der Dichter uns, als kleinen Krittlern, unſre Kleinheit gönne. So z. B. ſtört uns der gelehrt vornehme Vers:

Und wo der Menſch den Menſchen rief
In rhythmiſch lockenden Tönen —

in einem übrigens recht friſchen und natürlichen Liede „An die Vögel" (S. 50), in welchem uns beſonders der Schluß zuſagt:

Bleibt hier in eurem Laubgewind,
Es trag' euch nie ein falſcher Wind

In unſre Menſchenenge,
Wo ſtatt der Bäume Kerker ſind,
Und Worte ſtatt der Geſänge.

So hebt ſich auch im folgenden Liede (S. 51) der Schluß aus dem Ganzen ſo glänzend hervor, daß der Totaleindruck gerade dadurch verloren geht. Er heißt:

Was ſind die Blumen? Feine
Schattirungen auf Särgen —
Denn Erde ward zum Schreine
Gewölbt für Todtenbeine —
Wird meine bald ſie bergen?

Im 26. Liede iſt eine arge Härte:

Warum ſo ferne, was wir lieben?
Warum ſo nahe, was mißfällt?

Zu den trefflichſten Stücken der Sammlung zählen wir Nr. 1, 2, 4, 5, 7, 8, von denen wir einige Proben geben müſſen, da wir vorher das Schwächſte mitgetheilt haben.

4.

Ein Hochzeitbitter zog der Lenz
Den Wald entlang und See,
Zog hin mit Sang und Klange,
Mir aber ward ſo bange,
Mir aber ward ſo weh!

Und Gäſte lud zu ſich der Lenz,
Mich aber lud er nicht;

Er ſah mich, ach! gefangen,
Ich hing an jenen Wangen,
An jenem Angeſicht.

Nun leb' ich frei, nun kommt der Lenz,
Nun erſt genieß' ich ganz,
Wenn ruh'ger auch und ſtiller,
Der Bäche grünen Schiller,
Der Roſen rothen Glanz.

8. Parſenlied.

Wenn des Leichtſinn's Rotte
Die Natur entſtellt,
Huld'ge du dem Gotte
Durch die ganze Welt.

Hin zur Blume trete,
Doch zerknick' ſie nie,
Schau' ſie an und bete:
Wär' ich ſchön, wie ſie!

In kryſtallne Quellen
Schleudre keinen Stein,
Bete zu den Wellen:
Wär' auch ich ſo rein!

Ueberall dir günſtig
Weht ein Gott dir zu,
Darum liebebrünſtig
Handle, wandle du.

Von den Ghaſelen ſagt der Dichter in der Vorrede: Wir legen weniger Werth auf die übrigen Gedichte als auf die zweite Sammlung von

Ghaſelen, weil dieſe vom glühenden, formenreichen Oriente die Hülle bergten für die Fülle des Occidents. Und in dem Sonette „An Schelling“, S. 6:

— Auf den Blüten eines fernen Landes
Schweb' ich nur flüchtig gleich dem Schmetterlinge,
Vielleicht genießend eines eitlen Tandes.

Wir können die Vorliebe des Dichters für dieſe Ghaſelen nicht theilen; denn ſo gern wir es auch der deutſchen Muſe vergönnen, ſich in die endloſen und verſchiedenartigſten Formen des Südens und Nordens, des Occidents und Orients einzuſchmiegen, ſo gern wir ſie namentlich auch in dem bunten, glänzenden Gewande des Orients ſehen, ſo können wir dergleichen Verſuche doch nur als anmuthige, geiſtreiche Spiele gelten laſſen, in denen man daher auch nur die heitere Außenſeite des Lebens in Luſt und Liebe, mit freundlich ſtrafender Moral untermiſcht, berühren ſollte, wie in Göthe's „Divan“ geſchehen iſt. Denn, als etwas Fremdartiges, kann es uns nie mit der Gewalt der Wahrheit in den innerſten Tiefen der Seele ergreifen, und was aus dieſen emporſtrömt, müſſen wir in der Sprache unſers Landes ausſprechen, wenn es als wahr rühren und erleuchten ſoll. Am unpaſſendſten aber iſt es wohl, die Myſterien des Chriſtenthums in den Pomp des Orients einzuhüllen, wie hier geſchieht. Wer ſein Chriſtenthum nicht in der einfachſten Sprache des Kindes zu bekennen und ihm zu huldigen vermag, der wird es in glänzenden, farbenſchillernden Bildern nun und nimmermehr ſich und ſeinen Hörern eindringlich und einleuchtend machen, und erſchöpfte er auch alle Fundgruben des Orients. Wir geben einige Proben.

2.

Wann einſt der Fiſch vom Bade ſpringt,
Wann ewig die Cascade ſpringt,
Wann einſt die Gemſe, wie der Stern,
Dieſelben hohen Pfade ſpringt,
Wann auf des Aethers reiner Flur
Die ſingende Cicade ſpringt,
Wann, öffnend ihren treuen Schatz,
Des Sarges morſche Lade ſpringt:
Wo iſt der Buſen, ruf' ich dann,
Aus dem die Milch der Gnade ſpringt?

3.

Ich bin wie Leib dem Geiſt, wie Geiſt dem Leibe dir,
Ich bin wie Weib dem Mann, wie Mann dem Weibe dir;
Wen darfſt du lieben ſonſt, da von der Lippe weg
Mit ew'gen Küſſen ich den Tod vertreibe dir?
Ich bin dir Roſenduft, dir Nachtigallgeſang,
Ich bin der Sonne Pfeil, des Mondes Scheibe dir;

Was willſt du noch? was blickt die Sehnſucht noch
umher?
Wirf Alles, Alles hin: du weißt, ich bleibe dir!

Erbaue ſich daran, wer kann. Wir können uns höchſtens an einigen treffenden, lebendig aufgefaßten und kräftig dargeſtellten Bildern erfreuen, die aber im Ganzen ihre Wirkung auf uns verfehlen, wenn wir nach dem innern Sinn forſchen. Auch läuft mancherlei Schiefes, Unklares und Gezwungenes mit unter, z. B. im eilften Stück. Sprachwidrig iſt der Schluß vom dreizehnten Stück:

Wann ſollen wir die Wahrſagung gewahren,
Und wachen, was wir ſchlummern in Gedichten?

Neu iſt der Pluralis von Gegenwart am Schluß von Nr. 16:

Wenn ich Vergangenheiten überdenke,
Wer ſchützt indeß mir meine Gegenwarten?

Die Hinkjamben des zwanzigſten Stücks machen auf uns einen widrigen Eindruck:

Das Morgenroth beſchämt die Nacht endlich;
Die lange Muh' vergilt der Schacht endlich;
Die Wolken bargen ſtets den Mond wieder,
Doch er gewann die ſchöne Schlacht endlich ꝛc.

Und zum Schluſſe:

Wir waren lange ſchnöder Welt Beute,
Bis des Erlöſers wir gedacht endlich.

Wenn wir einige aus den Ghaſelen als gelungen in der Form auszeichnen ſollen, ſo ſind es beſonders Nr. 14, 15, 17, 21, 22, 28. Eine unwürdige Spielerei iſt der Schluß von Nr. 23:

Sieh, deine Locke ſchlängelt ſich als L,
Das Wörtchen Liebe draus zu fügen, Freund!

Unter den Romanzen finden wir mehr Anſprechendes für uns, obſchon der echte Romanzenton nicht überall getroffen und gehalten iſt. Den Preis geben wir dem „Pilgrim vor Sanct Juſt“ und dem „Grabe in Buſento“. Das erſte können wir uns nicht enthalten, ganz auszuſchreiben.

Die Nacht durchſauſt der Sturmwind für und für,
Hiſpan'ſche Mönche, ſchließt mir auf die Thür!
Laßt hier mich ruhn, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche ſchreckt.
Macht eilig auf, und weigert mir nicht karg
Den grauen Rock und dann den ſchwarzen Sarg.
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieſer Welt war mein.
Das Haupt, das eurer Scheere ſich bequemt,
Ward mehr als einmal ſtolz bediademt.
Die Schulter, die der Kutte nun ſich bückt,
Hat kaiſerlich der Hermelin geſchmückt.
Nun will ich hier, daß beider Schickſal gleich,
In Trümmer fallen, wie das alte Reich.

Hätte der Hr. Graf v. Platen auch nur dieſe wenigen Verſe geſchrieben, wir würden nicht anſtehen, ihn einen Dichter zu nennen; ſo großartig, tief und erſchütternd iſt dieſer romantiſche Moment aufgefaßt.

Die Nachahmungen aus dem Spaniſchen und Däniſchen ſind gänzlich mißlungen und hätten füglich aus dieſer Sammlung wegbleiben ſollen.

Ein „Epilog an die Freunde“ ſchließt das Buch, dem wir Theilnahme — und Kritiker wünſchen, welche die vielen Herausforderungen und Ausfälle des Dichters gegen uns ſo kaltblütig ertragen, wie wir.

XIII.

Östliche Roſen von Friedrich Rückert.
Drei Leſen. Leipzig 1822.

Friedrich Rückert trat zuerſt im Jahre 1814, unter dem Namen Freimund Reimar, als ein Sänger der Zeit auf, der Zeit, welche die Beſten unter uns begeiſterte — und betrog. An die kleine Sammlung ſeiner „Deutſchen Gedichte" ſchloß ſich der „Kranz der Zeit", welcher 1817 unter des Dichters wahrem Namen zu Stuttgart bei Cotta erſchien, und der Anfang einer Spottkomödie auf einen Mann, der jetzt aus der Zahl der Lebenden hinweggenommen, über Spott und Lob der wankelmüthigen Mitwelt erhaben, an das Urtheil der Nachwelt appellirt — auf Napoleon. Die Fortſetzung und Vollendung dieſes Ariſtophaniſchen Verſuches unterblieb, wahrſcheinlich, weil der Dichter noch während der Arbeit einſehen lernte, daß die politiſche Bühne von

Europa ihm dankbarere Komödienhelden in Menge darbieten konnte, und er alſo deßhalb nicht nach einem andern Welttheil zu ſegeln brauchte, um einen Helden dem Spotte Derer preiszugeben, die vor ihm gekniet hatten. Napoleon auf Helena paßte nicht mehr zum Helden einer Komödie; ſein Charakter gehörte nur der Tragödie an. Wir müſſen eingeſtehen, daß die Rückert'ſche Spottkomödie uns als ein unwürdiges Product ſeiner Zeitmuſe gleich bei ihrem Erſcheinen abgeſtoßen hat, obſchon wir damals eben von dem Kampfe gegen ihn zurückkehrten. Mag männlicher Zorn gegen den Unterdrücker ſich in vielen Kriegsliedern jener Zeit eben ſo ſcharf und ſpitz ausſprechen — aber der ruhige Zeitungsleſer ſollte doch, um eine Komödie auf Napoleon zu ſchreiben, nicht blos die Zeitungen von 1812 bis 1815 berückſichtigen, ſondern zurück und vorwärts blicken. **Festina lente!**

Der größte Theil der Rückert'ſchen Zeitlieder würden Volkslieder geworden ſein, und hätten es, neben den Körner'ſchen, Schenkendorf'ſchen und einigen von Arndt, zu werden verdient, wenn die Zeit ſelbſt, die ſie beſingen, nicht gar zu bald aus dem begeiſterten Andenken des Volks ausgetilgt worden wäre. Kräftig, keck und friſch iſt ihr Klang; ſie jubeln, preiſen, ſchimpfen, ſpotten, rügen und klagen, je nachdem der Tag, die That und der Held es heiſchen. Außer dieſen eigentlichen Volksliedern finden wir auch kunſtreichere und fremdartig gebildete Blumen in dem „Kranz der Zeit“. Einen beſonderen Ruf haben die „Geharniſchten Sonette“ gewonnen, ein origineller Verſuch, die zarte, zierliche ſüdliche Form der Liebespoeſie in den Harniſch der nordiſchen Kriegsmuſe einzuzwängen.

Wie kühne Krieger jetzt, mit Glutblick trutzend,
In Reihn ſich ſtellend, heben ihre Schäfte;
So ſtell' auch Krieger, zwar nur nachgeäffte.
Geharniſchter Sonette ein Paar Dutzend.

Ein Zug der Rückert'ſchen Muſe, der ſich in der Folge immer beſtimmter und wichtiger ausgeſprochen hat, und leider nicht zum Vortheil derſelben, blickt auch ſchon in den Zeitgedichten, oft recht ſtörend, durch. Wir meinen ein übermüthiges Modeln und Künſteln in ſelbſt aufgeſtellten Schwierigkeiten und Neuheiten: das Aufſuchen und eigenſinnige Feſthalten der ſeltenſten Reime, eine mühſelige Sprachklauberei, ein unerhörtes, contraſtſüchtiges Bilderweſen und dergleichen mehr, was gewiß manchen Leſer von den Rückert'ſchen Gedichten verſcheucht und ſeinen Gegnern allbereite Waffen in die Hände gibt. Referent kennt ſelbſt eine Menge Beiſpiele von geſchmackvollen Männern und Frauen, die bei Erwähnung Rückert's die Hände zuſammenſchlugen, und nicht begreifen konnten, wie wir an ſeinen Gedichten etwas Anderes finden möchten, als tolle Beluſtigung. Sie waren auch gleich mit einem Paar wunderlichen Verſen und Reimen bei der Hand — und damit war der Dichter abgethan. Wir freuen uns aber, verſichern zu können, daß wir durch Anempfehlung vorurtheilsfreier, durchgängiger Lectüre uns den Dank mancher dieſer Spötter erworben haben, die jetzt gewiß mit eben ſo freudiger Erwartung, wie wir, die „Öſtlichen Roſen" zur Hand nehmen werden.

Tempus ruit in pejus! Rückert fand ſich nicht angezogen, als Sänger der Zeit, Klagelieder Jeremiä zu ſchreiben, und Juvenaliſche Satyren ſind verpönt. So flüchtete er denn aus ſeiner Zeit und aus ſeinem Lande

Nach dem reinen Oſten,
Patriarchenluſt zu koſten.

Dort wollen wir ihn freundlich willkommen heißen, wie er unter Roſenlauben, auf der Ottomane ſitzend trinkt und ſingt und küßt und heitre Lebensweisheit in bunten Bildern lehrt. Wir ſehen alſo, daß das orientaliſche Coſtum dieſer neuen Rückert'ſchen Gedichte keine modiſche Willkür iſt, es iſt in dem Geiſte ſeiner Poeſie, ja es iſt in dem Charakter ſeines Lebens und Strebens begründet. Überdrüſſig der Zeit, die ihn einſt begeiſtert hat, erwacht aus einem Rauſche, der Übelbefinden nach ſich ließ, eilt er fort auch aus den Umgebungen, die ihn an die Zeit erinnern, deren Begeiſterungstrank ihn berauſchte. Wohin möchte er da wol lieber flüchten, als in das patriarchaliſche Morgenland, die Heimath aller Völker? Es wird nicht unnütz ſein, hier einige Stellen anzuführen, welche die politiſche Apathie des Dichters am verſtändlichſten ausſprechen, weil eben dadurch der Standpunkt mit beſtimmt wird, von dem wir die „Öſtlichen Roſen" zu betrachten haben.

So heißt es S. 24 in einem der ſchönſten Trinklieder:

Bei unſerem ſouverainen Wirth
Bin erſter Günſtling ich worden;
Er hat mich geziert, daß es klirrt und flirrt,
Mit ſämmtlichen Wein=Hausorden.

O einſichts=, nachſichtsvoller Monarch!
Er läßt uns freie Begierde,
Und wenn wir es treiben recht bunt und arg,
Das rechnet er uns zur Zierde.

Ihr Weiſen aus anderen Monarchien,
Wo man euch kappet die Zügel,
Ihr müſſet in unſeren Freiſtaat ziehn,
Um frei zu regen die Flügel.

Noch deutlicher S. 36:

Die die Welt verſchüttet haben,
Mögen ſie entſchütten;
Und was ſie zerrüttet haben,
Soll uns nicht zerrütten.

Sehet, wie ihr ungehudelt
Bleibet in der Schenke;
Und was draußen wird gepudelt,
Hofft, daß Gott es lenke.

Oder in beſcheidenerem Tone S. 71:

Schwach und träum'riſch, wie ich bin, wie ſollt' ich miſchen
Mich in ernſte Weltgeſchäfte?
Immer trinken und verliebt ſein ſtets vom friſchen,
Dazu reichen meine Kräfte.

Am kräftigſten S. 448:

Mir ſcheint nichts Beſſeres zu thun
In dieſen ſchlechten Zeiten,
Als aus der Schenke, wo wir ruhn,
Gar nicht hervor zu ſchreiten.

Schenkt hier den lautern Wein mir ein
Aus Füllen unſres Kruges,
Und laßt die Welt die Schenke ſein
Des Luges und des Truges.

Mir mundet Wein, der etwas herb;
Wer iſt ein ſüßer Schlecker?
Laſſ' er ſich holen Weinverderb
Vom Nachbar Zuckerbäcker.

Nur zur Bedingung mach' ich mir
Aus redlichem Gemüthe,
Daß ſich uns keine Zeitung hier
Einſchwärz' als Zuckerdüte.

Du würdeſt, wie die Fliege, Gift
Mit deinem Zucker lecken;
Mir würde, ſäh' ich nur die Schrift,
Der Wein wie Galle ſchmecken.

Dieſes Lied bildet einen intereſſanten Contraſt zu dem erſten Gedichte im „Kranz der Zeit“, worin wir unſern Dichter auf der alten deutſchen Burg des alten deutſchen Ritters Truchſeß von der Bettenburg bei den Zeitungen ſitzen ſehen.

Auf eurer Burg, Herr Ritter,
Als weithin ohne Raſt
Sich zog das Kampfgewitter,
Saß ich als müß'ger Gaſt,
Und haſchte nach Berichten
Von fernen Kriegsgeſchichten.

So ſchnell ändern ſich die Zeiten — und wir mit ihnen!

Es walten aber auch noch andre Bewegungsgründe ob, welche die Formen und Bilder der orientaliſchen Welt für unſern Dichter beſonders zuſagend machten. In Rückert's Poeſien offenbart ſich faſt durchgehends ein mächtiges Streben nach Originalität, ein Verachten gebräuchlicher Formen, Redensarten und Bilder, ein Ringen, aus dem deutſchen Sprachſchatz eine neue, ungleich ſchwierigere poetiſche Phraſeologie hervorzurufen und ſie den alltäglichen, abgeſungenen Weiſen entgegenzuſtellen. Dieſes Streben iſt nur auf einer Seite löblich, auf der andern mißverſtanden und unnütz. Nicht zu leugnen iſt es freilich, daß man es im Allgemeinen mit der deutſchen Poeſie jetzt zu leicht nimmt. Durch eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Dichter iſt eine bequem und elegant fließende Phraſeologie in Umlauf gekommen, deren Handhabung den Nahahmer zu keinem beſondern Studium auffordert; ja, auch der Kreis der Bilder bewegte ſich nicht über die Grenzen, deren Zugang Allen offen ſteht; und das Reimregiſter theilt nicht minder den Charakter jener bequemen Leichtigkeit der Poeſie. Daher denn auf dem deutſchen Parnaß der unaufhörliche Nachklang von Weiſen großer Dichter und der Mangel origineller Tonangeber der Poeſie.

Wir ſind weit entfernt, dem Dichter der „Öſt lichen Roſen“ den Beruf zu einem ſolchen Tonangeber ſtreitig zu machen. Wir kennen wenig deutſche Dichter, die ihm an Reichthum der Erfindung, Gewandtheit, Kraft und Lebendigkeit der Darſtellung und Gewalt über die Sprache gleichkommen. Aber wir können auch nicht verhehlen, daß der neue Ton, den er angegeben, uns nicht der rechte und echte ſcheinen will, von dem die deutſche Poeſie Heil und Aufſchwung zu erwarten habe. Denn wenn einer in leichter Herkömmlichkeit und Bequemlichkeit erſchlaffenden Kunſt neue Anforderungen und ſchwerere Aufgaben gemacht werden ſollen, ſo müſſen dieſe dahin zielen, die Kunſt der Natur und Wahrheit näher zu bringen, nicht, ſie weiter davon zu entfernen. Gleiche Anſichten, wie die, welche Rückert's Muſe oft auf den Irrweg der Ziererei und des Zwanges geführt haben, täuſchten auch einſt die Beſtrebungen Lohenſtein's und Hoffmannswaldau's, die gewißlich aus guten Abſichten hervorgingen, und die deutſche Poeſie mußte ihren dicken Bombaſt mit Gottſchediſchem Waſſer abwaſchen. Die irrigen, oft an die genannten Bombaſtiker erinnernden Beſtrebungen Rückert's ſind beſonders in den Arbeiten ſichtbar, die zwiſchen ſeinen Zeitgedichten und den „Öſtlichen Roſen“ liegen. Was hat er da nicht Alles durchgeprobt! Eine Unzahl von Sonetten, mehrere Hundert auf einen Gegenſtand*), Terzinen, Ritornelle und eine nicht geringe Reihe ſelbſt erfundener Reimkunſtſtücke, welche die Verſuche der ſüdlichen Völker noch überbieten — und faſt Alles auf Schrauben ſtehend, barock, halsbrechend, ſtupend — aber nicht ſchön und wahr. Wahrſcheinlich hat der geniale Dichter endlich ſelbſt eingeſehen, was freundlicher Rath und feindliche Kritik ihm oft vergebens vorgehalten haben: daß nirgends Heil für die Kunſt zu holen ſei, als bei der Natur! und da er die deutſche Natur nun einmal zu alltäglich gefunden hat, ſo wendet er ſich nach dem Orient, deſſen Natur in ihrer ſchwellenden Fülle, in ihrer bunten Mannigfaltigkeit, in ihren ſonderbaren Formen, in dem Glanz ihrer Bilder ihn mächtig anlockt; und die deſpotiſche Etikette des orientaliſchen Lebens ſagt auf der andern Seite dem gern Beſchränkten und mit der Beſchränkung der Form Ringenden nicht wenig zu. Auf dieſe Weiſe kann Rückert neu und doch wahr, ungewöhnlich und doch natürlich ſein.

Dieſe Andeutungen mögen genügen, den Leſer in den Standpunkt zu verſetzen, von dem er

---

*) z. B. die Sonette auf eine ländliche Todtenfeier.

Rückert's „Öſtliche Roſen“ zu betrachten hat. Wir verheißen Jedem, der dieſen reichen orientaliſchen Roſengarten betreten wird, einen köſtlichen Genuß. Wir möchten aber rathen, nur kurze Gänge in demſelben zu machen, dann zurückzukehren, und gelegentlich wieder einmal eine kleine Runde zu verſuchen. Denn öſtliche Roſen und öſtlicher Wein ſind berauſchend, und unſer Dichter und Schenke iſt nicht karg. Aber der Fülle, die er umſchließt, ungeachtet, hat der Rückertſche Roſengarten doch auch Warnungstafeln ausgeſteckt, welche das Profanum vulgus abhalten ſollen (S. 88.)

Wehr' einen Trunk der Labung nicht
Jedem aufrichtigen Zecher!
Doch kömmt ein Heuchler, ein kluger Wicht,
So decke zu den Becher.
Verſauern würde ſogleich der Wein,
Wenn ſauere Blick' ihn träfen;
Und flöſſ' unlautere Weisheit darein,
So würde der Trank zu Hefen.

Obſchon wir nun, als Kritiker, dem Dichter vielleicht ſchon ein wenig afterklug vorgekommen ſein mögen, ſo fürchten wir doch nicht, einzutreten in ſeine vom edelſten Tranke und ſüßeſten Dufte durchfloſſenen Lauben und Kiosken, und will er uns anders nicht einſchenken, ſo ſind wir erbötig, ſeinem Beiſpiele zu folgen, und unſre Bücher für Wein zu verſetzen — dieſe Recenſion zuerſt.

Eine Weihe an Göthe, den weſt=öſtlichen Divansdichter, empfängt uns am Eingange, und wir ſtimmen ihr aus vollem Herzen bei:

Wollt ihr koſten
Reinen Oſten,
Müßt ihr gehn von hier zum ſelben Manne.
Der vom Weſten
Auch den beſten
Wein von jeher ſchenkt' aus voller Kanne.

Und nun wenden wir uns zuerſt zu den lauten muntern Schenken, aus denen Becherklang uns entgegentönt, und wo unſer deutſcher Hafis, mit öſtlichen Roſen bekränzt, heitre Lebensweisheit in ſinnreichen Sprüchen lehrt Da ſitzt er: (Seite 9)

Von einer Seite die Laute
Und von der andern die Flöte.
Was doch mir die vertraute?
Was doch mir die entböte?

Die Laute ruft zum Weine.
Die Flöte ruft zur Liebe.
Nimmſt du, o Herz, das Eine,
So nehmen das Andre Diebe.

Die Laute ruft: o eile!
Der Sonne Glanz iſt hier

Die Flöte ruft: o weile!
Des Frühlings Kranz iſt hier.

Mein Herz ſchwebt in der Mitte,
Und wird ſo keiner froh.
Geh', Oſtwind, hin und bitte
Die beiden Trauten ſo:

Sie ſollen ſich verfügen
Hieher, allbeide zuſammen,
Die Eine mit ihren Krügen,
Die Andre mit ihren Flammen.

Und wenn du mir in's Gehege,
Mein Bote, ſie haſt beſtellt,
So gehe du deiner Wege
Und nimm mit dir die Welt.

Ihr närriſchen Geſchwiſter,
Nun iſt ja kein Hinderniß.
Vereint hier euer Geflüſter,
Hier liebt und trinkt Hafis.

Glück zu, wackerer und weiſer Zecher! du machſt den Becher zu einem Borne der echten Wiſſenſchaft des Lebens und der Liebe, und die Schenke zu einem Schauplatze deiner Ehre. Drum geſchehe dir dereinſt, wie du wünſcheſt: (S. 70)

Auf dem Felde meiner Ehren,
Wann ich werde ſein geſunken,
Sollet ihr, wo ich getrunken,
Mir zu ruhn auch nicht verwehren:
Still hier in der Schenke Hafen
Laßt mich meinen Rauſch verſchlafen.

Nicht hier oben, da wo munter
Ihr noch euren Unfug habet,
Außer'm Lärmen mich begrabet
In den Keller tief hinunter,
Daß die leiſen Weines = Düfte
Weben über meine Grüfte.

Wann zur Zeit der blühenden Reben
Stehen auf des Weines Geiſter,
Soll ſich als ihr alter Meiſter
Aus dem Grab mein Geiſt erheben,
Wie im Leben ohne Härmen
Mitten unter'm Schwarme ſchwärmen.

Oder, wie ein anderes Teſtament es beſtimmt:

Hänget in meine Gruft hinein
Mir die Liebe als Lampe ſtill,
Und als Schirmdach über die Gruft
Setzt den Becher mir! In dem Schein
Meiner Lampe und unter'm Duft
Meines Daches ich ſchlummern will,
Bis man mich zum Gerichtstag ruft.

Wir kommen in Verſuchung, die Hälfte des Buches in unſerer Recenſion abzuſchreiben — die Hälfte, aber auch nicht mehr, und von dieſer Hälfte würde mehr als die Hälfte aus Weinliedern und Weinſprüchen beſtehen, in denen ſich ein kerngeſundes, lebensreiches, tiefſchauendes Gemüth frei und natürlich in der Bilderpracht und dem Blumenglanze des Orients ausſpricht. In gleichem Tone mit dieſen ſind die meiſten leichten und ſcherzhaften Liebesgedichte. Wie koſtbar ſind nicht die Perlen und Edelſteine der kleinen epigrammatiſchen Vierzeilen am Schluſſe der zweiten und dritten Leſe! z. B.

Die Qualen fürcht' ich nicht fürwahr,
Die Schmerzen, die von Liebe ſtammen.
In Flammen ſtirbt die Kerze zwar,
Doch lebt die Kerz' auch nur in Flammen.

Einförmig iſt der Liebe Gram,
Ein Lied eintöniger Weiſe,
Doch immer noch, wo ich's vernahm,
Mit ſummen mußt' ich leiſe.

Ich bin der Liebſten Guitarre,
Leid trag' ich und Freude verſchloſſen im Herzen,
Und mit Schweigen ich harre,
Was ihr Finger wird wecken mit Scherzen.

Meine Liebſte liebt das Neue,
Ich vom Alten laſſe nie.
Für uns Beide bricht ſie Treue,
Für uns Beide halt' ich ſie.

Aber nun wollen wir den hohen Ton unſres Lobes allmälig herabſtimmen, und wenn wir aus den Schenken zu den einſamen Roſenlauben der Liebe übergehn, ſo werden wir viele Lieder, die wir in ihnen belauſchen, als verfehlt tadeln müſſen. Unter den Trinkliedern und Trinkſprüchen unterliegen nur wenige dem Vorwurfe der Verkünſtelung und Verſchraubung, von deren

Motiven wir oben im Allgemeinen geſprochen haben. Einige davon wollen wir als orientaliſche Studien hingehn laſſen, namentlich die Ghaſelen mit ihrem einen durch das ganze Gedicht laufenden Reim. Solche Studien ſind freilich keine öſtliche Roſen, es ſind künſtlich nachgebildete Roſen von Papier oder Muſcheln. Außerdem ſinden wir aber auch manches mühſelige Kunſtſtück, das wir nicht einmal als Studium verdienſtlich nennen dürfen. So zum Beiſpiel das Lied S. 169:

> Immer noch in Mitte Wein- und
> Liebeswellenbades
> Schwimmt mein Herz und nirgend zeigt ſich
> Ausſicht des Geſtades ꝛc.

Unter den folgenden Strophen findet ſich manche gelungene, aber im Ganzen iſt der Zwang des durchgehenden Reimes auf ades gar zu unangenehm fühlbar, und der Dichter hat, um ein langes Gedicht zu Stande zu bringen, eine Quantität orientaliſcher Eigennamen zu Hülfe nehmen müſſen.

Wie philoſophiſch-preciös klingt in einem Liede folgende Stelle (S. 56)

> Auf den Blitz auf deines Ichs
> Dunkles Wohngebäude,

Und verklärt erweitert ſich's
Zum Palaſt der Freude.

Zittre nicht Verzicht zu thun,
Herz, auf deine Deinheit,
Wenn du aufgenommen ruhn
Willſt in meiner Meinheit.

Wie paßt zu ſolcher Unnatur der Spruch des Dichters im erſten Liede?

— Wie ſoll dir Roſenblüthe
Wirklich blühen in's Gemüthe,
Willſt du noch nach Schimmer gaffen,
Den nicht die Natur erſchaffen!

In den „Liebes-Liedern“ haben wir den Scharfſinn, die Zierlichkeit, die erfinderiſche Galanterie mehr bewundert, als uns von der Innigkeit und Wahrheit der Empfindungen angeſprochen gefühlt. Daher geben wir den ſcherzhaften und epigrammatiſchen Liebesliedern, die ſich zunächſt an die Trinkgedichte anſchließen oder ganz mit ihnen zuſammenfließen, den Preis vor den leidenſchaftlichen, ſehnſuchtsvollen und klagenden, die uns, mit wenigen Ausnahmen, kalt gelaſſen haben. *)

---

*) Sie machen den kleinſten Theil der Sammlung aus. Zu den Ausnahmen rechnen wir z. B. die Lieder S. 116, 117, 125, 186, in denen der Hauch freier Begeiſterung webt und orientaliſche Düfte mit ſich führt.

Unter denen im leichten Tone nennen wir als eins der gelungenſten das Lied S. 108.

Ich bin auf ihrem Wege der Staub,
Sie hütet den Saum des Kleides vor mir,
Sie gibt ihr Gewand dem Winde zum Raub,
Nur daß ich nicht mög' haften an ihr.

Und wär' ich über den Fluß der Steg,
So bliebe ſie lieber am Ufer ſtehn,
Und wär' ich der Paradieſesweg,
So würde ſie lieber zur Hölle gehn.

Sie zeigt ihr lächelndes Angeſicht,
Wie eine Roſe, dem ganzen Reich;
Und ſag' ich: warum verhüllſt du dich nicht?
So verhüllt ſie vor mir ſich gleich.

Was ich ihr thu', iſt ihr nicht recht;
Und was ſie mir thut, das iſt nicht fein.
Ich bin der unterthänige Knecht,
Sie will nicht gnädige Herrin ſein.

Was ich ihr auch zu Gefallen thu',
Nichts zu Gefallen thut ſie mir.
Und wäre ſie nicht ſo ſchön dazu,
So wär' es nicht auszuhalten bei ihr.

Als Probe von Witz und Scharfſinn der Liebe möchten wir das Lied S. 131 anführen, wenn der Raum uns nicht beſchränkte. Wir geben daher lieber einige kleinere Gedichte dieſer Art, die um ſo anſprechender ſind, da Witz und Scharfſinn ſelbſt die Kürze lieben, und in die Länge ausgeſponnen, Das zu ſein aufhören, was ſie heißen.

S. 67. Die Liebe ſiel ins Grübchen am Kinn,
Und war unendlich erſchrocken.
Sie langte mit entſchloſſenem Sinn
Nach einer der flatternden Locken,
Und zog ſich mit Geſchicke
Heraus am artigen Stricke,
Sonſt läge ſie, glaub' ich, noch darin.
S. 127. Betrogen hat mich mein Lehrer,
Der mir brachte die Lehre bei,
Daß der Anfang das Schwere ſei;
Liebeskunſt wird immer ſchwerer.
Wie ein Taucher das Meer, je weiter vom Land,
Je tiefer es fand.

Hierher gehören auch größtentheils die ſchon angeführten Vierzeilen. Sehr ſelten treffen wir auf dieſem Felde eine Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit, und das Unbedeutende zeichnet ſich wenigſtens durch eine zierliche Form aus. So z. B. S. 106.

Iſt der Frühling da?
Sind ſie grün, die Fluren?
Meine Blicke fuhren
Suchend fern und nah.

Aber keiner ſah,
Liebſte, deine Spuren.
Grün ſind nicht die Fluren,
Frühling iſt nicht da.

Dahin rechnen wir noch die kleinen Gedichte S. 113 und S. 135, (das erſte) um doch auch Beiſpiele von Seltenheiten anzuführen. Häufiger finden wir, daß der Witz und Scharfſinn ſo ſehr geſpitzt und geſchärft ſind, daß ſie — brechen. Nur eine Probe: (S. 143)

Lieder haſt du geſungen,
Perlenſchnüre geſchlungen,
Hafis, o wirf ſie empor!
Der Himmel wird ſich entladen
Des Ohrgehänges der Plejaden,
Und deine Lieder nehmen in's Ohr.

Auch manche Wortſpielerei wird überſpannt, mancher Scherz durch Dehnung entkräftet, mancher gute Einfall ſchwerfällig gemacht durch fortdauerndes Weiterbauen auf dem erſten loſe hingeworfenen Spaß. So z. B. die Lieder S. 64, S. 72, S. 176. Das letzte Lied beginnt wie folgt:

Liebſte! So im Herzen dein gedenk' ich:
Deines Angedenkens
Duft iſt Speiſ' ihm, und mit Thau es tränk' ich
Deines Angedenkens.

Jede Thrän' aus meines Auges Becher
An die durſt'gen Kinder
Des Gefilds im Namen nur verſchenk' ich
Deines Angedenkens.

Wie die Pflanze ſtill im Boden wurzelt,
So die Sehnſuchtſaſern
Des Gemüths tief in den Boden ſenk' ich
Deines Angedenkens.

Wenn dies die Sprache der Leidenſchaft ſein ſoll, ſo fragen wir: welcher Leidenſchaft? und der Pſychologe mag entſcheiden, ob ſie der Liebe oder dem Wahnſinn näher verwandt iſt. Beſonders ſeltſam hat uns dieſe Sprache in den Gedichten getönt, welche den Tod der Geliebten beklagen. Ein ſolches Klagelied beginnt: (S. 284)

Mitternachts
Weckten mich vom Schlummer Träume
Schwer' und dumpfe;
Laſtend lag
Das Gefühl des Nichts der Welt
Auf meinem Rumpfe.

Die ſchönen Reime auf umpfe werden in dieſem Stücke durch 10 Strophen durchgezerrt. Da heißt es denn weiter:

Himmelsbild
Meiner Seele! meines Herzen
Frühlingsroſe!
Deren Duft
Wehret, daß nicht in ſich ſelbſt
Der Geiſt verdumpfe.

Und gegen Ende:

Fürchte nicht!
(Hört' ich ſprechen) was du ſiehſt,
Iſt Stern des Himmels,
Nicht Phantom,
Sumpfgeboren, das verſinken
Wird im Sumpfe.

Der Dichter ſpricht hier von einer Erſcheinung ſeiner verklärten Geliebten! Überhaupt können wir von dieſen Klageliedern nur eins als gelungen bezeichnen. Es iſt eine der herrlichſten Ghaſelen S. 298:

Wo jagt ihr nun, ſcherzende Morgenwinde,
Meine Gaſelle?
Wo gehſt du nun weiden im Abendwinde,
Meine Gaſelle?

Ein Non plus altra von Schwulſt und Ziererei iſt das: Gedicht **S. 303**, mit dem Reime auf ülete.

Roſenbrand!
Wangenglut:
Wär' ich Oſt, daß ich euch fächelnd kühlete!
Wintereis!
Buſenſchnee!
Wär' ich Sommerbrand, daß ich euch ſchwülete!

Der Schluß heißt:

Wenn mein Lied
Leid dir klagt,

Dir behag' es, wie ein Märchen, das nicht rührt.
Wie dein Dorn
Andre ſticht,
Weißt du ſelbſt nicht, Roſe, weichgepfühlete!

Man wird uns vielleicht vorwerfen, daß wir aus einem Buche, das des Trefflichſten ſo viel enthält, die wenigen mit untergelaufenen makelhaften Stücke herausheben, ſtatt auf das Beſte aufmerkſam zu machen. Das Letztere haben wir nun auch nicht ganz unterlaſſen; aber, indem wir, als Kritiker, das Urtheil des flüchtigeren Leſers zu leiden gedenken, ſo müſſen wir auf Das aufmerkſam machen, was deſſen Aufmerkſamkeit entſchlüpfen könnte, und das ſind nicht die Trefflichkeiten des Dichters, ſondern deſſen Fehler, Verwöhnungen, Irrthümer und Mißgriffe. Man wird nicht drei Seiten leſen können, ohne Rükkerts geniale Dichternatur zu erkennen, wol aber dreißig, ohne ſich an deren Auswüchſen und Mißgeburten zu ſtoßen.

Und nun wollen wir ſcheidend an den Dichter noch die Bitte wagen, er möge in den folgenden Leſen, denen wir freudig entgegenſehen, etwas ſtrenger ausleſen — denn er iſt ja ſo reich. Dagegen mag er das mühſame Ausleſen von ſeltenen, koſtbarlichen Reimen und gedrechſelten

Worten und Redensarten unterlaſſen. Dann erſpart er auch uns das Ausleſen von Stellen, die uns zum Tadel auffordern, und wir können dann vielleicht die ganze Beurtheilung ſeiner öſtlichen Roſen mit einem einzigen vorgeſetzten K abmachen.

XIV.

Beiträge zur Poeſie mit beſonderer Hinweiſung auf Göthe. Von J. P. Eckermann. Stuttgart 1824.

Eine wahrhaft erfreuliche Erſcheinung auf dem Felde der äſthetiſchen Kritik, welches leider immer mehr und mehr in unſerm Vaterlande ein Tummelplatz und Krammarkt für literariſche Hauſirer wird, wo man für Geld und gute Worte über Werke abſpricht, die man nicht verſteht, Schimpfreden feil bietet, einen ſpöttiſchen Einfall für eine Recenſion verkauft und dergleichen mehr — **Exempla sunt odiosa!** Wenn wir den Charakter der vorliegenden Beiträge zur Poeſie, oder vielmehr zur Würdigung und Beurtheilung der Poeſie, zuſammenfaſſen wollen, ſo ſcheint eine reine Klarheit der Anſicht, eine friſche Geſundheit des Geiſtes und Herzens und eine ſeltene Leichtigkeit und Lebendigkeit der Rede ſie vor vielen ähnlichen Erſcheinungen unſrer Literatur, ſelbſt vor ſolchen, deren Gehalt würdig wäre, hier eine Vergleichung abzugeben, auszuzeichnen. Ohne philoſophiſchen Wortpomp, der nur zu oft Grundloſigkeit und Unklarheit bemänteln muß, ohne neue Terminologie, die nicht ſelten alten Ausſprüchen neue Kleider gibt oder dem unbeſtimmten Gefühl einen ſtehenden Ausdruck anhängt, der nun überall ausreichen muß, wo kein Begriff und kein bekanntes Wort zur Bezeichnung des dem Schriftſteller ſelbſt nur halb Bekannten da iſt, ſondern in beſcheidener Sprache des Lebens klar und verſtändlich, leicht, oft bis zum Nachläſſigen, ſicher und ruhig, jedoch auch nicht ohne Lebendigkeit und Anſchaulichkeit, entwickelt Herr Eckermann die tiefſten und feinſten Geſetze und Eigenſchaften der Poeſie und poetiſcher Werke, und vornämlich der Göthe'ſchen. Wir möchten behaupten, daß dieſer Kritiker recht eigentlich ein Kritiker für Göthe ſei; wie der Dichter das höchſte Vorbild klarer und ſcharfer Weltanſicht in der anſpruchloſeſten Form geliefert hat, ſo iſt dieſer Kritiker in gleichem Sinne und mit gleichem Streben in die Anſchauung ſeines Dichters eingegangen, und ſeine Beurtheilung Göthe's contraſtirt, ſo im Innern, wie im Äußern, mit einem andern über Gebühr — auch von Göthe ſelbſt — gerühmten Werke, deſſen unklare und anmaßend breite Phraſeologie allein hinreichend iſt, um zu erweiſen, daß jener Beurtheiler ſeinen Dichter nicht ganz verſtanden hat.

Die aphoriſtiſche Form des vorliegenden Werkes verhindert uns, einen ſyſtematiſchen überblick ſeines Inhalts zu geben, und zwingt uns zu aphoriſtiſchen Mittheilungen aus demſelben. In einer kritiſchen Zeitſchrift ſcheint uns beſonders des Verfaſſers Anſicht über Kritik und ihr Verhältniß zur Poeſie an ſeinem Platze, und wenn wir dieſe Stelle des Buches ohne unſere Bemerkungen abdrucken laſſen, ſo möge der Herr Verfaſſer daraus keinen Schluß machen auf einen Mangel an Theilnahme, ſondern auf unſre völlige übereinſtimmung mit ſeinen Anſichten.

„Das literariſche Wirken, in Hinſicht auf Poeſie“ heißt es S. 89, „iſt ein doppeltes: Hervorbringung und Beurtheilung. — Productionen der mannichfaltigſten Art im lyriſchen, epiſchen und dramatiſchen Fach thun ſich hervor, und die Kritik bleibt nicht aus, den Maßſtab des Wahren, Rechten und Schönen hinanzulegen und ſie einer Prüfung zu unterwerfen. Und dieſes iſt nothwendig, damit angehende und irrende Talente geleitet, ſchlechte gezügelt und der gute

Geſchmack aufrecht erhalten oder herbeigeführt werde.“

„Ein großer Kritiker aber iſt eben ſo ſelten, als ein großer Dichter, ja noch ſeltener. Denn, wiewol es leichter iſt, Etwas zu erkennen und zu würdigen, als Etwas ſelbſt hervorzubringen, ſo iſt auf der andern Seite bei'm Kritiker im hohen Sinne des Worts eine weit größere Mannichfaltigkeit von geiſtigem Vermögen und deſſen Ausbildung erforderlich, als bei'm Dichter. Ein Dichter kann bedeutend, ja groß ſein, und wäre er nichts weiter, als ein Liederdichter, oder hätte er nichts gemacht, als Tragödien oder Luſtſpiele oder Epopöen oder Romane. Ja, wir finden, daß alle große Dichter, Göthe ausgenommen, faſt nur in Einer Gattung Bewunderungswürdiges geleiſtet haben. Wir geſtehen alſo dem Dichter eine gewiſſe Einſeitigkeit, wenn ſie nur groß und bedeutend iſt, gerne zu; dem Kritiker hingegen iſt nichts unzulänglicher (?), als ſolche. — Denn nicht genug, daß er die Leiſtungen Eines Geiſtes gehörig erkenne und würdige, auch nicht genug, daß er Alles, was in einer gewiſſen Gattung je producirt worden, zu ſchätzen wiſſe, ſondern er muß Alles, was in allen Gattungen der Poeſie und zwar zu allen Zeiten und von allen Völkern je hervorgebracht worden und noch hervorgebracht wird, mit Einſicht zu ermäßigen und zu beurtheilen im Stande ſein.“

„Hierzu nun iſt erforderlich nicht allein genaueſte Kenntniß der Natur und des Weſens jeder Gattung der Poeſie, der Form, des Techniſchen, alſo desjenigen Theils der Kunſt, welcher gelehrt und gelernt werden kann, ſondern es muß auch vorhanden ſein genaueſte Kenntniß und Vermögen der Nachempfindung des in den verſchiedenſten Productionen verarbeiteten und zur Anſchauung gebrachten Lebens. Und dies will mehr ſagen, will ſehr viel ſagen! — Denn unter dieſem Leben verſtehen wir nicht blos, was dem Dichter aus der ſichtbaren Natur und aus dem Leben ſeines Volkes, alſo von außen, entgegengekommen, ſondern vorzüglich Dasjenige, was er aus dem Schatze hoher Individualität, alſo aus dem Gehalt eigenen Geiſtes und eigener Gefühle hinzugethan. Dieſe unendliche Mannichfaltigkeit an Gefühlen, Geiſt und Leben nun in ganzer Fülle wiederzuerkennen und zu empfinden, muß der Kritiker der Geſammtheit der poetiſchen Productionen wenigſtens eine höchſt vielſeitige Empfänglichkeit und Erregbarkeit hinzubringen. Das Publicum, bei ſeinem ſtoffartigen Intereſſe, mag ſich Dieſes oder Jenes herauswählen, wie es ſeiner Individualität und dem jedesmaligen Bedürfniß zuſagt; der Kritiker aber ſoll höher ſtehen, er ſoll ſich in Alles zu fügen und Alles zu würdigen wiſſen. Und da reicht es nicht hin, daß er ſinnig eindringe, den Geiſt und Charakter des Ganzen erfaſſe und finde, wie jeder einzelne Theil bis aufs Geringſte vom Ganzen ausfließe und damit in engſter Verbindung und ſchönſter Harmonie ſtehe — denn dies Alles geht vorzüglich nur auf die Form und Darſtellung —; ſondern es muß auch der Stoff, der Gehalt, das Leben, die Anſchauungs- und Gefühlsweiſe in ihm wieder anklingen und volle Lebendigkeit gewinnen. Kein geiſtiges Vermögen darf bei ihm fehlen, oder nicht gehörig entwickelt ſein; Phantaſie, Zartheit, Kraft, Tiefe, die mannichfaltigſten Gattungen der Gefühle, Alles muß er beſitzen. Die unſchuldigſte Naivetät eines Kindes, wie die höchſte Würde und Weisheit des Greiſes, muß er zu erkennen vermögen, mit einem Worte, Alles, wie es beiden Geſchlechtern auf jeder Lebensſtufe gemäß iſt. Vor Allen muß er die Liebe kennen und zwar in allen ihren Geſtalten und Modificationen nach Verſchiedenheit der Völker und Zeiten. Denn die Liebe iſt ein Stoff, der von jeher die Productionen der Dichter durchdrungen hat und ferner durchdringen wird."

„Iſt nun dieſe volle Geſundheit des geiſtigen Lebens, wie wir ſie uns nur im höchſten Umfange denken können, vorhanden, und fehlt ferner nicht die vielſeitigſte Empfänglichkeit und Erregbarkeit und das Vermögen, mit Verleugnung eigener Individualität in ein fremdes Leben einzugehen, ſo wird der Kritiker ſich ſo gut in der Welt des Homer finden, als in der des Taſſo und Arioſt; eben ſo gut zu Hauſe ſein im Sophokles, wie im Shakſpeare, und den ſüßen Hauch eines Göthe'ſchen Liedes ſo gut zu genießen vermögen, wie dem hohen Fluge einer Pindar'ſchen Ode zu folgen im Stande ſein."

„Fehlt aber dem Kritiker irgend eine geiſtige Anlage, oder iſt ſie nicht gehörig entwickelt, oder durch verkehrte Cultur und übermäßiges Studium verbildet und gelähmt, ſo wird auch die Kritik ſelbſt nur mangelhaft ſein können. Voltaire fehlte die Tiefe und deshalb entbehrte er das Vorzüglichſte, um den Shakſpeare zu verſtehen. Seinen Landsleuten ging und geht es nicht beſſer; die ſchönſte Seite der Poeſie wird ihnen ewig unzugänglich bleiben. Die Deutſchen hingegen ſind, im Allgemeinen betrachtet, geborne

Kritiker, denn es fehlt ihnen, vermöge ihrer Vielſeitigkeit, dazu an keinem geiſtigen Erfoderniß."

„Betrachten wir nun die vorzügliche Wirkung des Kritikers auf ſeine Zeit, ſo zeigt ſie ſich weniger in Erkennung und Würdigung ſolcher Productionen, die ſchon ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden exiſtiren, als vielmehr ſolcher, wie ſie unter ſeinen Mitlebenden täglich neu hervortreten; denn nicht allein daß jene Productionen von Zeiten und Völkern bereits hinlänglich erkannt worden, und es alſo zu ihrer Einführung und Abweiſung keines Lobes oder Tadels mehr bedarf, ſondern alles Neue übt als ſolches eine ganz beſondere Gewalt aus, und zwar, wie es nun iſt, entweder zum Nutzen oder zum Schaden. Soll nun der Nutzen befördert, der Schaden aber verhütet werden, ſo kann die Kritik das Publicum über das hervorgetretene unerkannte Gute ſowol als Schlechte nicht ſchnell genug ins Klare bringen."

„Was nun das von Dichtern geleiſtete Gute betrifft, ſo arbeitet es ſich wol nach und nach hindurch; allein es iſt doch zu bedauern, wenn eine ſchöne Zeit darüber verloren geht, in der es ſchon hätte wirken können. Göthe's hoher, in großem Sinne gedichteter und nicht genug zu leſender „Divan" mag vielleicht bei ſeinem Erſcheinen manche flache, ſchiefe, unzulängliche Beurtheilung erlitten haben. Denn er iſt etwas Neues, etwas Außerordentliches, wie wir es nicht täglich gewohnt ſind. Göthe ſelbſt ſagt zwar:

Niemand muß herein rennen
Auch mit den beſten Gaben;
Sollen's die Deutſchen mit Dank erkennen,
So wollen ſie Zeit haben.

Allein mich dauert die Zeit, welche auf ſolche Weiſe verloren geht. Das Tüchtige kann nicht ſchnell genug wirken! — Gute Kritiker nun, zumal wenn an der Spitze jeder deutſchen Zeitſchrift ein ſolcher ſtünde (Utinam!), könnten zu dieſer ſchnellen Wirkung viel beitragen. Göthe iſt zwar der Meinung, daß der Zweck der Kritik vorzüglich auf Belehrung des Autors gehe, indem das Publicum, unbekümmert um alle Kritik, dies oder jenes Werk nach eigener Neigung in Schutz und Liebe nehme, oder es abweiſe. Und dies mag in mancher Hinſicht wahr ſein. Allein ich will das Gegentheil behaupten und auch nicht ganz unrecht haben. Denn wenn wir nun zuvor an Göthe als Autor ſelbſt denken, ſo möchten wol wenige Kritiker ſein, die über ihm ſtänden und die ihn alſo belehren könnten. Er ſelbſt ſteht viel zu hoch über ſeiner Zeit, und die Kritik hat zu thun, wenn ſie ihm folgen und Alles gehörig erkennen und würdigen will. Und was das Publicum betrifft, ſo wird ſeine Neigung oder Abneigung für ein Buch, zumal bei ſeinem Erſcheinen, nur zu ſehr geleitet durch die darüber ausgeſprochenen öffentlichen Urtheile. Denn wer lieſt jetzt nicht die Blätter des Tages? Und diejenigen, welche geleſen haben, theilen die aus dem Blatte geholten Urtheile Hausgenoſſen, Freunden und Bekannten mit, und ſo iſt ein kritiſcher Ausſpruch ſchnell über ganz Deutſchland in alle Winkel hinein verbreitet. Iſt nun dieſes Urtheil ein ungünſtiges, vielleicht feindliches, übelwollendes, ſo wird man ein auf ſolche Weiſe angekündigtes Buch vielleicht gar nicht leſen, oder es doch wenigſtens mit böſem Vorurtheil zu Händen nehmen. Und dies iſt immer ſchädlich. Denn, wo iſt das Publicum, welches Bildung genug hätte, zumal gelehrte, um ſich nicht durch ein öffentliches Urtheil beſtimmen und leiten zu laſſen!"

Wir brechen hier dieſe Mittheilung ab, um uns nicht allen Raum zur Anzeige der übrigen Abſchnitte der Eckermann'ſchen Beiträge durch einen einzigen nehmen zu laſſen.

Den Anfang machen einzelne **Gedanken und Anſichten über Poeſie**, in **aphoriſtiſcher Form**, aber in **einem einigen Geiſte**. Wir wollen jedoch nicht verbergen, daß wir den Wunſch bei Durchleſung dieſer Aphorismen gefühlt haben, ſie möchten ſich auch äußerlich zu einigem Zuſammenhange aneinanderſchließen. Dieſe Vereinigung würde gewiß, wenigſtens bei dem größten Theile der Einzelſätze, leicht ausführbar ſein. Der Satz, welcher an der Spitze des Buchs ſteht, ſoll der aphoriſtiſchen Form das Wort reden. „Alles künſtleriſch Hervorgebrachte will als ein Ganzes wirken, und hat das Einzelne oft nur einen Werth, inſofern es zur Hervorbringung der beabſichtigten Totalwirkung das Seinige beiträgt. Bei allem wiſſenſchaftlichen, auf Belehrung abzielenden Vortrage hingegen liegt das Wirkſame weniger im Ganzen als im Einzelnen, weniger im Syſtem als in der Kraft der einzelnen Gedanken, Anſichten, Lehrſätze. Das Syſtem will nur dienen, das Einzelne zur bequemen Überſicht und Auffaſſung zu vereinigen und zuſammenzuhalten“.

Die aphoriſtiſchen Sätze dieſes Abſchnitts beſtehen theils aus einleitenden Verſtändigungen des Schriftſtellers mit dem Leſer, theils aus geiſtreichen Bemerkungen und Einfällen über einzelne Productionen der Poeſie, oder auch über beſondre Richtungen des dichtenden Geiſtes, theils aber auch aus Entwürfen zu näheren Ausführungen, aus Theſes oder Aufgaben zu künftigen Bearbeitungen. So z. B. Folgendes über Göthe's Werke:

„Vier in einem nahen Bezug auf einander ſtehende große Anſichten ziehen ſich durch das Reich der Göthe'ſchen größten Productionen, gleich vier großen Strömen."

„Die erſte iſt: Sich nicht dem Wiſſen und Beſchauen hinzugeben, ſondern dem Leben und der That."

„Die zweite: Keine menſchliche Anlage zu unterdrücken oder zu misleiten, ſondern jede in naturgemäßer Richtung auf das Vollendetſte zu entwickeln, damit jeder Menſch an ſeinem Platze ſtehe, und die That etwas werth werde".

„Die dritte: Auch das Hemmende und Feindliche in der Welt als Förderniß zum Leben und zur That hochzuhalten und zu verehren."

„Die vierte: Das Böſe aber dennoch auf alle Weiſe zu bekämpfen, alle Tugend dagegen als heilig und unverletzlich zu hegen und zu beſchirmen, damit das Gute, als Ziel und Zweck, ſtets die Oberhand behalte und zum Heil der Welt obſiege.“

„Dieſe vier in einem nahen Bezug auf einander ſtehende große Uranſichten ziehen ſich durch das Reich der Göthe'ſchen größten Productionen gleich vier großen Strömen hindurch; aber damit wollen wir nicht ſagen, daß nicht noch viele andere eben ſo große darin anzutreffen.“

In ſolchen Sätzen ſteckt noch unverarbeitetes Material! Sehr treffend iſt folgende Charakteriſtik von vier großen Dichtern:

„Göthe gleicht dem Schein der Sonne bei heiterm Himmel; Alles iſt Klarheit, Ruhe und Milde.“

„Schiller einem ſtürmiſchen Tage, wo große Wolkenmaſſen ziehen und die Sonne ſelten hervorkommt.“

„Jean Paul einem nächtlichen Gewitter; ein leuchtender Blitz folgt dem andern, Alles in Flamme“.

„Shakſpeare einer hellen Mondnacht; Geiſter an allen Ecken und Enden, alles nächtliche Ungethüm losgelaſſen; der Tag wird erſchrecken über ihre Thaten.“

Aber freilich trägt auch dieſe Charakteriſtik, wie faſt alle Bildercharakteriſtiken, bei aller Anſchaulichkeit, immer eine gewiſſe Einſeitigkeit.

Der zweite Abſchnitt: *Natur und Kunſt in der Poeſie*, ſcheidet zuvörderſt die Beſtandtheile eines Gedichts, und beſtimmt, daß nur beim poetiſchen Geiſt, *Gehalt* und *Stoff* von *Natur* die Rede ſein könne, die *Form* aber *Kunſt* ſein müſſe.

Über zwei dramatiſche Gattungen. Erſtens diejenige, welche darſtellt: einfache Handlungen und Schickſale einzelner Individuen, in ſich abgeſchloſſen und geſondert, ohne einzugreifen in das reiche Leben umher. So die Tragödien der Alten, die Nachahmungen der Franzoſen, Göthe's „Taſſo“ u. ſ. w. Zweitens diejenige, welche zum Gegenſtande hat: nicht Darſtellung einfacher Handlungen und Schickſale einzelner Individuen, herausgeſchnitten und abgeſondert von der übrigen Welt umher, ſondern vielmehr Darſtellung eines ganzen Lebens im Einklange mit der übrigen Welt; eine ganze Zeit kömmt zur Anſchauung, eine große Anſicht der Welt und menſchlicher Dinge wird gegeben. So Shakſpeare's Stücke und Göthe's „Fauſt“. Eigenſchaften, Bedingungen und Wirkungen beider Gattungen.

Flacher Tadel poetiſcher Charaktere. Beſonders, jedoch ohne den Gegner zu nennen, gegen *Puſtkuchen'ſche Moral-Äſthetik* gerichtet.

Über den Ausgang tragiſcher Charaktere. Mit beſonderer Beziehung auf Göthe's „Egmont" und Schiller's Kritik deſſelben, welche in Bezug auf Egmont's Charakter und Kataſtrophe widerlegt wird.

Der Abſchnitt über *Kritiker* iſt zum größten Theile oben mitgetheilt worden.

Bemerkungen über das Verſtehen des Dichters. Der Begriff des poetiſchen Verſtehens wird ſehr hoch geſtellt. Daran ſchließen ſich Anſichten über die Rothwendigkeit einer *Nationalität* in der Poeſie.

Über die Ausbildung der ſinnlichen Anſchauung. Überwiegendes Talent der Alten in derſelben. Göthe unter den Neuern kommt ihnen am nächſten. Bemerkungen über die Weckung und Schärfung der ſinnlichen Anſchauung durch Erziehung. Göthe's günſtiges Geſchick in dieſer Hinſicht.

Über die Zeit poetiſcher Production. Der unbedeutendſte Aufſatz des Werks, namentlich gegen einen Ausſpruch Schiller's gerichtet: ein dramatiſches Werk könne und ſolle nur die Blüte eines einzigen Sommers ſein.

Größe des poetiſchen Gegenſtandes. über den ungerechten Vorwurf der Kleinheit und des Unbedeutenden des Stoffes gegen große Dichter.

Nachahmung. Nähere Beſtimmung dieſes Begriffs in der Poeſie. Was iſt über Nachahmung erhaben? Der Geiſt, der Gehalt. Was ſoll außerdem nicht aus dem Werke eines Andern nachgeahmt werden? Der Stoff. Denn die Natur bietet ihn in Menge dar. Nachgeahmt werde nur die Form, als etwas ſchon Beſtehendes und durch Vieler Beſtrebungen Ausgebildetes. Verfehlte Nachahmung in der Wahl der Form. Styl und Manier. Manche Bemerkungen über den Styl in den Aphorismen des erſten Abſchnitts würden hier eine ſchickliche Anknüpfung und Vereinigung gefunden haben.

Bemerkungen über Göthe's „Wahlverwandtſchaften.“ Der reichhaltigſte und vollendetſte Beitrag der ganzen Sammlung, und gewiß das Beſte, was bisher über dieſes ſo oft mißverſtandene Werk geſchrieben worden iſt. Eine beſondere Rückſicht wird auch auf die Entwickelung der rein moraliſchen und echt chriſtlichen Tendenz des Werks genommen, welche von oberflächlichen Beurtheilern ſo ganz verdreht worden iſt, daß das große Publicum, getäuſcht von ſelchen Stimmen, eine gewiſſe moraliſche Scheu vor dieſem Romane zu empfinden ſcheint. „Die höchſt ſittliche *Tendenz des Ganzen*“, ſagt Herr Eckermann, „ſpricht die Warnung aus: das Geheiligte des Eheſtandes nicht anzutaſten und dagegen auf keine Weiſe zu freveln.“ Dieſes Thema wird vortrefflich ausgeführt.

Wichtigkeit des poetiſchen Stoffs, als objectiven Materials zur Verkörperung des poetiſchen Geiſtes. Die Hauptſätze, über welche dieſer Abſchnitt ſich verbreitet, ſind folgende:

Der Gehalt muß immer eine Richtung auf einen poetiſchen Stoff haben.

Alles Wirken mit bloßem Gehalt iſt einſeitig; der Stoff aber iſt der Körper des Mannichfaltigen.

Entſchiedene Richtung der größten Dichter auf die Wirklichkeit und deren Auffaſſung.

In genauer Verbindung mit dieſem Abſchnitte ſteht der folgende: *über den poetiſchen Stoff.*

Höchſte Zwecke der Menſchheit: Glückſeligkeit und ſittliche Veredlung. Beide erreicht die Poeſie, durch ſich ſelbſt, als Poeſie. Alle echte Poeſie beglückt und veredelt als ſolche durch ihre himmliſche Erſcheinung, durch ihre göttliche Nähe. Stoff und Form aber ſind die Theile der Poeſie, die ſich nachweiſen und lehren laſſen. Welchen Antheil an dem hohen Doppelziel der Poeſie hat der Stoff? — Die Beantwortung dieſer Frage füllt dieſen Abſchnitt.

Den Schluß machen Einige Anſichten in Bezug auf poetiſche Form. Von der Form läßt ſich ſagen, ſie bediene ſich des Gehalts und Stoffs zur Verkörperung des poetiſchen Geiſtes. Der Gehalt iſt ſubjectiv, der Stoff objectiv. Beides iſt jedoch nur als Material der Poeſie anzuſehen. Es muß, wenn ſich ein Ganzes bilden ſoll, ein Drittes hinzukommen, etwas Urſprüngliches, Beſeelendes und Belebendes, der poetiſche Geiſt. Alle drei Theile, zu einem Ganzen vereinigt, treten in der gemäßen Form hervor. Beſondere Nachweiſungen der Gemäßheit der Form mit dem Stoff, Gehalt und Geiſt der Poeſie in Gothe's Gedichten, und der daraus entſpringenden Einheit und Harmonie des Werks.

XV.

1. Walladmor. Frei nach dem Engliſchen des Walter Scott. Von W....s. Drei Theile. Berlin 1824. — Zweite, verbeſſerte Auflage. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Willibald Alexis. Berlin 1825.
2. Königsmark, der lange Finne, ein Roman aus der neuen Welt. Vom Vf. des Salmagundi, Waſhington Irving. Aus dem Engliſchen vom Überſetzer der Jungfrau vom See. In neun Büchern. Berlin 1824.
3. Der Verirte. Walter Scott's nächſter und neu'ſter Roman. (Hinten der Titel: Satyren, herausgegeben unter dem Titel: Der Verirte u. ſ. w.) Glogau 1824.

Die drei hier zuſammengeſtellten Bücher vereinigt eine gemeinſchaftliche Tendenz, nämlich Oppoſition oder Polemik gegen die Scottomanie, welche nicht allein in Schottland und England, wo ſie überhaupt weniger gefährlich erſcheint, ſondern auch in Deutſchland und Frankreich, ja ſelbſt in der neuen Welt graſſirt, mit verſchiedenen mehr und minder bedenklichen Symptomen und Kriſen. In Deutſchland wüthet ſie gegenwärtig als hitzige Hetzkrankheit der Überſetzer, als Speculationsauszehrung der ſpottwohlfeilen Verleger und als wüthende Papierverſchlingerin; des Unheils nicht zu gedenken, welches ſie durch den Reiz der Nachahmung — Affenfieber könnten wir ſagen — unter unſern ſchriftſtelleriſchen Männern und Frauen anrichtet. Denn wer heutzutage Romane leſen kann und will — und das verrufene Romanleſen iſt eben durch die Scottomanie wieder zu Ehren gekommen — wonach frägt der anders, als nach etwas von Scott oder nach Scott oder wie Scott? — Auf ſolche Weiſe haben ſchon manche ſpeculative Überſetzer und Verleger uns dieſe und jene Waare als Scottiſch eingeſchmuggelt, die ſo wenig Scottiſch und ſchottiſch war, wie etwa ein Abenteuer unter den berliner Linden.

Nr. 1. Als daher die erſten beiden Theile des „Walladmor" erſchienen, glaubten die meiſten Feinkenner des Scotticismus, es ſei damit wieder auf einen ſolchen gemeinen Betrug des deutſchen Publicums abgeſehen. Die Literatoren, welche des engliſchen Büchermarktes kundig waren, verſicherten, es gebe in England keinen Scottiſchen, ja nicht einmal einen engliſchen Roman „Walladmor“. Andre ſahen tiefer und feiner, und behaupteten, das ſei kein Beweis gegen die Echtheit des „Walladmor“: denn die engliſchen Verleger theilten befreundeten Handlungen in Deutſchland oft die Aushängebogen neuer Scottiſcher Werke mit, und eine ſolche Bewandniß habe es ohne Zweifel mit jenem Roman. Auch in England ließen ſich Stimmen gegen den deutſchen „Walladmor“ vernehmen, und die Verhandlungen darüber wurden immer verworrener und curioſer. Die Kritiker des deutſchen Elbflorenz gaben ihre Stimmen ab; Einige riethen auf den Allerweltsmann und κατ' ἐξοχὴν geiſtreichen Waſhington Irving; Andre thaten geheimnißvoll, um recht viel ſchwatzen zu können; und unterdeſſen verſchlang das romanleſende Publicum den „Walladmor“ als Scottiſch und ſchottiſch, unbekümmert um die Feinkenner, die Literatoren und die Gelehrten. Niemand hat während dieſer Verhandlungen behaglicher lachen können und gewiß gelacht, als der Verleger und der verkappte Vf. des „Walladmor“. —

Das Buch ging reißend ab und wurde berühmt. Ohne die Maske wäre es vielleicht hier und da von wohlwollenden Rec. empfohlen, von einigen aufmerkſamen Leſern verſtanden, von noch wenigern gekauft werden. Wir lieben die Parodien nicht, hätte das große Publicum geſagt, und das Schickſal des Buches wäre entſchieden geweſen. Aber welche Triumphe ſtanden ihm nun bevor! Eine Überſetzung in das Engliſche und dazu eine geiſtreiche und lobreiche Recenſion in dem „London-Magazin“, für deren Vf. (hear!) Walter Scott gehalten wird, und eine andre in das Franzöſiſche an der Spitze einer großen Sammlung engliſcher und amerikaniſcher Originalromane, und endlich nach Verlauf eines Jahres eine zweite Auflage in Deutſchland. — Mit der Erſcheinung des dritten Theiles war zwar die Scottiſche Maske gelüftet, wenn auch nicht ganz gehoben, und man erkannte einen deutſchen Schalk dahinter. Die Ironie der Zueignung an Walter Scott und die Perſiflage des great unknown gegen Ende des Romans mußten wol von Einigen verſtanden werden, und dem Auter wurde es wol auch allmälig ſchwer, ſeine Vaterſchaft bei einem Wunderkinde, wie der „Valladmor“, länger im Dunkeln zu laſſen. So füllte ſich denn bei der zweiten Auflage das W....s zu Willibald Alexis aus, und was in den Zuſätzen derſelben noch von dem unbekannten Überſetzer und berühmten Autor geſprochen wird, iſt nichts als ein wohlbehagliches Spiel mit einer abgenommenen Maske, die das Ihrige gethan hat. Ein gewiſſer Kitzel des Gelingens ſpricht ſich denn auch vorzüglich in der Zuſchrift an den Recenſenten im „London-Magazin“ aus. „Für einen Autor“, heißt es dort, „gibt es keine größere Freude, als die, verſtanden zu werden. Und doch, o Schmerz, es zu bekennen! nichts iſt gerade ſeltener in Deutſchland. Einer unſerer erſten, in England noch wenig gekannten Humoriſten, Jean Paul, behauptet, alles ironiſch Geſagte müſſe man unſerm Publicum in Häkchen vorführen; und dennoch darf man zweifeln, daß damit dem Mißverſtändniß abgeholfen werde, da ſo viele gute Leute zu häufig nicht verſtehen wollen. Die qui n'entendent pas la raillerie, thun ſich gewiſſermaßen etwas darauf zu Gute, indem ſie ihren deutſchen Ernſt als neunhäutigen Stierſchild gegen Anſchuldigungen empfindlicher Art gar zu gern verhalten.“ Überhaupt ſcheint es uns, der Vf. des „Walladmor“ mache ſich im Geſpräche mit ſeinem engliſchen Recenſenten, ſowie auch in der Vorrede der zweiten Auflage, etwas zu groß und breit. Wer einen Spaß unternimmt und ihn bis zu einer zweiten Auflage ſo gut durchführt, wie Hr. Willibald Alexis, der ſollte, wenn auch ſeine Autorſchaft ihm nicht erlauben will, die Maſke länger vor dem Geſicht zu behalten, hinter welcher er ein berühmter Mann geworden iſt, doch wenigſtens hinterdrein den ganzen Spaß nicht ſo weit vergeſſen, um über das Gelingen deſſelben aufgeblaſen zu werden. Bedenke er doch, daß, wenn das deutſche Publicum ihn gleich bei der Erſcheinung des erſten Theils ſeines Romans verſtanden hätte, wer weiß, ob man jetzt noch viel von ſeiner Parodie ſpräche, der zweiten Auflage und der Überſetzungen in zwei Sprachen gar nicht einmal zu gedenken.

Betrachten wir nun den „Walladmor“, abgeſehen von dem Intereſſe, das er durch ſeine literariſchen Schickſale und Abenteuer, gleichſam als Curioſum, erregt: ſo bekennen wir gern, daß er geiſtreich erfunden und mit entſchiedenem Talent behandelt iſt. Aber es liegt freilich ſowol in der Erfindung wie in der Ausführung eine negative Thätigkeit des Geiſtes zu Grunde, welche die höheren Schöpfungskräfte der Poeſie ausſchließt. Denn, da die Nachahmung Scottiſcher Formen, Stoffe, Motive, Charaktere, Situationen, Localitäten u. ſ. w. mit der Abſicht und dem Bewußtſein einer parodiſchen Übertreibung die Tendenz des „Walladmor" iſt, ſo ſchafft ſein Vf. nirgends mit freier Begeiſterung, ſondern baut nur durch Zerſtörung auf. Aber bewundernswürdig bleibt nichtsdeſtoweniger die Art und Weiſe dieſer Parodie, und am meiſten in einem jungen Schriftſteller. In den beiden erſten Theilen iſt die Parodie der Scottiſchen Manier, wie ſie ſich beſonders in den letzten ſchwächeren Arbeiten des großen Unbekannten entwickelt hat, ſo fein und zart, ſo leiſe und behutſam, ſo höflich und beſcheiden, daß ſelbſt feinwollende Feinkenner in Deutſchland nicht gewußt haben, wie ſie mit dem Romane daran wären. Denn wenn mehre derſelben auch mit Entſchiedenheit behaupteten: der „Walladmor" iſt nicht von Scott, ſo ahnete doch wol keiner, daß er gewiſſermaßen gegen Scott oder doch ſicher gegen die Scottomanie ſei. Scott's beliebte Stereotypperſonen, ein junger Unbekannter, ein alter Landedelmann, eine geheimnißvolle halbtolle Wahrſagerin oder Hexe, Schleichhändler u. ſ. w., wunderbar überraſchende Aufklärungen und Entdeckungen, nach langer Qual des neugierigen Leſers endlich wie Bliz und Donner hereinbrechend, herzbeklemmende Gefahren des Helden bis zum Strick um den Hals, Erlöſungen, bei denen der Zuhörer nicht zu athmen wagt, aus Furcht, durch irgend ein Geräuſch, die halsbrechende Unternehmung zu vereiteln; dann die behagliche Umſtändlichkeit der Scenerie und des Dialogs, die pikanten Motto's, welche wie Räthſel über den Capiteln ſtehen, dieſes und manches Andre, was zu dem Romanapparat des großen Unbekannten gehört, finden wir im „Walladmor“ wieder, Alles nur um ein Paar Härchen über die Linie des Originals geſteigert. Recht keck und zuverſichtlich hat ſich der deutſche Autor, welcher niemals in England geweſen iſt, ein engliſches Local an der Küſte von Wales erſchaffen, und iſt nun darin ſo zu Hauſe, daß Niemand begreifen wollte, wie man ſo mit England vertraut ſein könnte, ohne ein Engländer zu ſein. Und allerdings verräth der Vf. des „Walladmor“ eine ungemeine Kenntniß engliſcher Natur, Sitte und Lebensart; aber, was die ſtrenge Scenerie betrifft, ſo hält er ſich freilich meiſt nur treu gegen Das, was er ſich ſelbſt vorgemalt hat, und die Burg Walladmor mit ih ren nächſten Umgebungen exiſtirt als Original nur in dem Kopfe des Autors. Im dritten Theil, beſonders gegen Ende, fällt der maskirte Vf. ein wenig aus ſeinem Tone, und ſeine ironiſche Parodie wird handgreiflich. Hat er vielleicht die Qual gefühlt, nicht verſtanden zu werden, und ſich nun vorgeſetzt: Wartet, ich will mich ſchon verſtändlich machen?

Nr. 2. Auch dieſer Roman hat ſeine kleine Literaturgeſchichte. Er erſchien zuerſt in Neuyork vor etwa drei bis vier Jahren, und wurde 1823 zu London nachgedruckt unter dem Titel: Koningsmarke, the long Finne, a story of the new world, by one of the authors of Salmagundi. Dieſes Salmagundi, d. h. eine Art von pikantem italieniſchen Pökelſalat, iſt der Titel eines ſatiriſchen Zeitblattes, welches 1807 zu Neuyork von einigen Ungenannten herausgegeben wurde. Späterhin wurden als Vff. deſſelben bekannt: Waſhington Irving, James K. Paulding, und, wie Einige wollen, ein älterer Bruder des Erſten und der berühmte Cooper. In England zerbrach man ſich die Köpfe nicht, den Vf. des „Königsmark" aus dieſen Vieren herauszurathen, oder vielmehr, man konnte über denſelben nicht in Zweifel ſein, ſobald man die vier Competenten zu muſtern anfing. Aber in Deutſchland erhob ſich ein gelehrter Streit, deſſen Mittelpunkt wiederum Elbflorenz war. Der überſetzer wählte natürlich den berühmteſten Namen unter jenen vieren, um damit den Titel ſeiner Arbeit zu ſchmücken. Waſhington Irving hieß alſo Autor des „Königsmark“. In Dresden hatte der geiſtreiche Amerikaner vor mehreren Freunden die Äußerung fallen laſſen, ſein nächſtes Werk werde „Königsmark“ betitelt ſein. Bei Andern hatte er ſich nach den Verhältniſſen der Familie Königsmark erkundigt. Solche Gerüchte wurden in den Zeitſchriften herumgetragen und von Andern mit ernſten Mienen widerlegt. Denn, wie ließe ſich die ſcharfe Polemik gegen den Waverley-Novelliſten mit Irving's Verehrung für denſelben zuſammenreimen, die dieſer ja ſogar öffentlich ausgeſprochen? Ein feiner Kenner der engliſchen Tagesliteratur rieth, ohne das Buch geleſen zu haben, auf Cooper als den Vf. deſſelben, und gab dazu noch die vertraute Mittheilung: es enthalte eine verſteckte Satire gegen den Vf. von „Waverley“. Leider iſt aber dieſe Satire ſo wenig verſteckt, daß, wer ſie nicht ſehen kann, wenigſtens darüber wegfallen muß, wenn er ihr begegnet; und Cooper wird in dem „Königsmark“ ohne alle Ironie ſo freigebig und ehrerbietig gelobt, daß dieſes Selbſtlob doch wol nicht leicht als eine geiſtreiche Maske der Autorſchaft gelten könnte. Kurz, keiner von allen Rathern und Kennern hatte den Rechten getroffen, und erſt aus England haben wir die Kunde gewonnen, daß Paulding der Vf. des „Königsmark“ iſt, derſelbe, welcher etwas ſpäter in ſeinem „John Bull in Amerika“ eine Satire von ähnlicher Form und Tendenz gegen die engliſchen Reiſenden in den vereinigten Freiſtaaten geſchrieben hat.

Die Satire oder Oppoſition oder Polemik, oder wie wir das feindliche Element ſonſt nennen wollen, in dem „Königsmark“, iſt vorzüglich von zwiefacher Richtung, theils gegen die alte Welt überhaupt in Bezug auf ihre Verfaſſung, Ständeordnung, Herkömmlichkeiten und Mißbräuche, die der Bewohner der neuen Welt nicht haben kann, weil ſie geſchichtlich ſind, und dabei wird natürlich England, als das nächſte zur Hand, zunächſt angegriffen, theils gegen den Waverley-Novelliſten, deſſen antiquariſche Ausſtattung und ariſtokratiſche Loyalität ihn zu einem Repräſentanten jenes alten Weltgeiſtes machen. Der Vf. begnügt ſich aber nicht, den großen Unbekannten durch eine bis zur Karikatur geſteigerte Parodie ſeiner Romanmanier zu züchtigen; er greift ihn auch noch in den Einleitungscapiteln jedes Buches in offener Fehde an. Dieſe Angriffe verderben aber eigentlich den Spaß der Parodie, und ſind zum Theil ſo echt amerikaniſch, daß die deutſche Cenſur — oder die der Cenſur zuvorkommende Überſetzung — gar manche Hiebe und Stiche geſchwächt und abgeſtumpft, einige auch ganz beſeitigt hat: denn die Polemik verirrt ſich von dem Waverley-Novelliſten manchmal bis nach dem Congreß von Verona. Die alterthümliche Unterlage der ſchottiſchen Novellen wird hier durch die ſchwediſche Colonie Elſingburg am Delaware mit ihren ſeltſam kleinſtädtiſchen Einrichtungen parodirt. Die alte Geheimnißverwahrerin, ein ſchwarzes Ungeheuer, gegen welche Scott's Wahrſagerinnen und Hexen wahre Grazien ſind, krächzt wie ein Uhu durch die luſtige Geſchichte fort, und auch ein ungeſtalter Zwerg fehlt ihr zur Begleitung nicht. Der Gouverneur von Elſingburg, Hr. Peter Piper, überbietet alle Squires und Friedensrichter der Waverley-Novellen an komiſcher Originalität. Der räthſelhafte Unbekannte, der lange Finne, wird dergeſtalt mit Abenteuern und Gefahren herumgehetzt, daß er einmal ſchon angebunden und ſchwarz gefärbt daſtehen muß, um von den Indianern lebendig geröſtet zu werden. Und welche Ungeheuer von Originalität liefern nun gar noch die Indianer und die Quäker der Penn'ſchen Anſiedelung! Auch der Schluß entſpricht dem Geiſte der Parodie, indem er das furchtbar drohende Geheimniß durch die Aufklärung eines Irrthums hinwegſchafft und eine glückliche Hochzeit ſtiftet.

Es iſt nicht zu verkennen, daß dem Vf. des „Königsmark“ eine reiche ſatiriſche Ader fließt; jedoch mag die Fülle derſelben eben einer von den Gründen ſein, welche ihn verhindern, ſich auf der feinen Linie zu erhalten, welche zwiſchen Ernſt und Spott gezogen iſt, und auf welcher die launige Ironie jene beiden Gegenſätze zu Einer Wirkung vereinigt. Die Überſetzung iſt fließend und hat Charakter. Daß ſie das Original mit einiger Freiheit behandelt hat, verdient Lob, beſonders um einiger Verkürzungen und Zuſammenziehungen des ziemlich geſchwätzigen Räſonnements willen.

Nr. III. Ein wunderliches Buch, welches freilich den Leſer verirt. Denn er glaubt, unter dem Titel, der etwas Außerordentliches zu verdecken ſcheint, etwas Außerordentliches zu finden.

Aber da gibt es nichts als ein ſehr gewöhnliches Räſonnement gegen dieſes und jenes des moraliſchen und äſthetiſchen Zeitgeiſtes, gegen überſpannten Luxus, Überbildung, ſchlechte Erziehung, Leſewuth, und ſomit auch gegen die Waverley-Novellen, Alles mit mehr und minder ſchlecht durchgeführtem Anſpruch auf Satire, in verſchiedener, aber durchaus geiſtloſer Form. So verſchluckt z. B. ein Kind eine Nadel in der Kinderſtube, während die Mutter nebenan, vertieft in die Lectüre eines Scottiſchen Romans, das Geſchrei überhört. Noch unglücklicher iſt der ungenannte Vf. in der äſthetiſchen Kritik der Waverley-Novellen. Welchen Eindruck, ſagt er, machen folgende Worte in „Robin dem Rothen“! „Mathilde iſt zweimal mit dem Eſſen an der Thüre geweſen, und gut für euch, es war ein Hammelkopf, und der darf nicht überkocht werden, ſonſt iſt's ein wahres Gift, wie mein werther Vater zu ſagen pflegte.“ — Ich könnte jetzt mehr als eine Bemerkung machen, fährt der Rec. fort, und z. B. fragen: Was liegt nun eigentlich in jenen Worten Schönes oder Rührendes? Iſt denn ein Hammelkopf, der nicht überkocht werden darf, wirklich ein Anblick, oder eine Idee, wodurch ein Gemüth gefeſſelt und erſchüttert werden kann?

Und würde nicht dieſelbe eifrige Leſerin, welche wir vor uns ſehen, in eine ganz andere Stimmung verſetzt worden ſein, wenn der Hammelkopf nicht aus England gekommen, ſondern ein deutſcher Hammelkopf geweſen wäre. — **Ex ungue Leonem!**

XVI.

Fragmentariſche Äußerungen über deutſche Dichter.

(Aus Recenſionen der Taſchenbücher.)

Über Ludwig Tieck.

(1822.)

Aus dem zweiten Becker'ſchen Taſchenbuche heben wir zuvörderſt die Novelle: Die Gemälde, von Tieck, hervor, als die Krone des Almanachs, ja wir wagen es unbedenklich auszuſprechen, der ſämmtlichen Almanachsliteratur dieſes Jahres. Die Fabel iſt einfach: die Bekehrung eines liederlichen, wüſten Jünglings zu einem ordentlichen, thätigen Leben. Die Liebe wirft den erſten Strahl in ſeine Seele, und er erkennt ſich und ſeine Verirrungen. Dem Reuigen wendet das Schickſal mit wunderbarer Gunſt ſich plötzlich zu, und an dem Abend, wo er feierlich von ſeinem alten, laſterhaften Leben Abſchied nimmt und die Gefährten deſſelben zum letzten Male bewirthet, zerſchlagen dieſe in wilder Trunkenheit die Wand, hinter der ſich die Sonne ſeines neuen Glücks verbirgt. Die Verwickelung und Löſung der ganzen Begebenheit knüpft ſich an Gemälde, und eine Gemäldegalerie iſt die Scene, in die der Dichter ſeine Helden oft zuſammenführt. Dort und bei der Tafel kreuzen und begegnen ſich die verſchiedenartigen Anſichten über Kunſt und Künſtler, die unſer Zeitalter entzweien, in geiſtreichen Geſprächen, deren gediegener Inhalt ſich beſcheiden in die leichte Form der geſelligen Unterhaltung ſchmiegt. Überhaupt beſteht faſt die ganze Novelle aus Dialogen, in denen ſich die Charaktere der Perſonen mit Leichtigkeit und Sicherheit ausſprechen. Die Scene des Trinkgelages, am Dreikönigs-Abend, welches eben die Entwickelung herbeiführt, iſt eines Shakſpeare würdig, und namentlich iſt der alte Maler Eulenböck, ein Gemiſch von Witz, Laune, Unverſchämtheit und Liederlichkeit, in dieſer Scene unvergleichlich gezeichnet.

(1823.) Zum „Berliner Taſchencalender.“

Und nun ſei uns willkommen, Ludwig Tieck, in deiner köſtlichen, recht aus dem Leben herausgeſtohlenen und doch in der Glorie deiner Poeſie ſo über alle Alltäglichkeit und familiäre Natürlichkeit erhobenen Novelle! Die **Verlobung** heißt ſie, und ſie könnte berliniſch ſein in manchem Betracht. Wenn man z. B. die Arznei nach dem Kranken nennen wollte oder den Pfeil nach dem Zielpunkte ꝛc., ſo möchte ich es ſchon wagen, ſie berliniſch zu nennen. Die Tendenz der Novelle ſpricht ſich ſehr klar aus und iſt ohne alle Überſpannung und Karikirung trefflich und ſcharf gehalten. Es iſt die Entlarvung jener vornehmen Modereligioſität, die gegenwärtig, als eine Form der Geſellſchaft, zu dem Tone mehrerer deutſchen Städte, beſonders größerer, gehört, und daher von Jung und Alt ſo lange mitgemacht wird, bis ſie aus der Mode kömmt. Dieſe Modereligioſität und moraliſche Koketterie ſtellt Tieck in dem Kreiſe einer Familie der vornehmen Welt mit der mildeſten Mäßigung und doch mit der überzeugendſten Kraft dar und wirft dieſen aus Selbſttäuſchung, Heuchelei und Stolz zuſammengeklebten Popanz ſo leicht über den Haufen, daß auch ſein eifrigſter Anbeter, der ihn ſo auf der Straße liegen ſähe, ſich nicht getrauen würde, ihn aufzuheben. Da mag er denn modern, neben andern Ruinen und Fetzen, die einſtmals unter eben ſo ehrwürdigen Namen die Wahrheit verſpottet und die Menſchen in den Netzen ihrer Blendwerke längere oder kürzere Zeit gehalten haben. Man braucht keine graue Haare zu haben, um ſchon mehrere dieſer Popanze ſich erheben und fallen geſehen zu haben, z. B. die Aufklärung, die feine franzöſiſche Bildung, den altdeutſchen Patriotismus ꝛc. ꝛc., und wie ſie ſonſt weiland heißen mochten.

(1823.)

Die „Rheinblüthen“ haben eine Novelle von Ludwig Tieck, eine Blüthe, werth des Rheines, wenn auch von der Elbe kommend, und dieſe Novelle iſt wol die einzige Gabe, welche die Almanachsliteratur von 1824 von dem Trefflichen aufzuweiſen hat. Denn eine niederdrückende Krankheit hat den vorigen harten Winter lange auf ihm gelaſtet und die heitere Thätigkeit ſeines Geiſtes gehemmt; was er aber im vorletzten

Winter unſern deutſchen Almanachen geſpendet hat, iſt im vorigen Jahre aufgezehrt; und da kommen denn die „Rheinblüthen“ mit ihrer ein Jahr lang zurückgelegten Gabe ſehr willkommen hinterdrein. Die Novelle führt den Titel: „Muſikaliſche Leiden und Freuden“, und ſchließt ſich, ihrer Tendenz und Geſtaltung nach, an die in andern Almanachen des vorigen und vorletzten Jahres abgedruckten Erzählungen: „Die Verlobung“ und „Die Gemälde“, an. Nur möchte die letztere, als Erzählung, den Vorzug verdienen durch reichere Ausſtattung und kunſtvollere Bearbeitung des Stoffs. Tieck hat in dieſen Novellen ſeine Anſichten über eine Kunſt- oder eine Geiſtesrichtung der Zeit, nicht ohne Gegenüberſtellung der widerſprechenden Meinungen, dargelegt. Dieſe didaktiſche und polemiſche Tendenz iſt in keiner der drei genannten Novellen zu verkennen, obgleich ſie auf das geſchickteſte mit dem zum Kleide dienenden Stoffe der Erzählung, mit den Begebenheiten und Charakteren vereinigt erſcheint, und obgleich Tieck mit feiner und ſicherer Mäßigung die ihm entgegenſtehenden Anſichten keineswegs nur in das Lächerliche und Übertriebene gezogen hat, ſondern den Conflict mit Unparteilichkeit und Höflichkeit darſtellt, ſodaß nach beiden Seiten hin das Zuviel und das Zuwenig ſichtbar wird, und das in der Mitte liegende Wahre und Rechte oft nur durch die beiden Extreme angedeutet und nicht dictatoriſch ausgeſprochen wird. Dieſe Aufgabe iſt ſo leicht nicht, wie ihre Löſung in den Tieck'ſchen Novellen uns könnte glauben machen: eine weniger geſchickte Hand, und dergleichen Hände arbeiten viel für Almanache, würde den didaktiſchen und polemiſchen Stoff entweder zu ſehr oder zu wenig mit der erzählenden Form verarbeiten uud in beiden Fällen den doppelten Zweck der Arbeit verfehlen. Leichter und nicht minder ſchicklich für den Stoff der drei Novellen, von denen wir reden, wäre die Form des Dialogs, welche ja auch dramatiſches Leben und ſceniſche Einfaſſung erlaubt, ja fodert, wenn wir nicht einen Redner, der zu einer ja und nein ſagenden Maſchine ſpricht, wie etwa in den Ciceronianiſchen Dialogen, lieber hören als eine geſellige Unterhaltung zwiſchen charakteriſirten Perſonen. Aber Tieck weiß wohl, daß Viele aus dem Publicum, welches Almanache lieſt, Dialoge über die Malerei, die Religioſität und die Muſik überſchlagen, Novellen aber nicht. Er fügt ſich dem Geſchmack der Menge, ohne deswegen die Leſer, welche Dialoge eben ſo gern leſen als Novellen, wenn beide von Tieck herrühren, durch dieſe Nachgiebigkeit in ihrem Genuſſe zu beeinträchtigen. Es bildet ja auch der Dialog, wie nothwendig, den Kern dieſer Novellen, und ein buntes, lebendiges und geiſtreiches Tiſchgeſpräch gibt auch in der vorliegenden Erzählung Veranlaſſung und Raum, die verſchiedenartigſten Anſichten und Meinungen über muſikaliſche Compoſition und Aufführung darzulegen.

Die Muſik iſt diejenige von allen ſchönen Künſten, welche noch am innigſten und unzertrennlichſten mit unſerm Leben verwachſen iſt: Tanz und Geſang ſind ihrer Natur nach populair; Kirche und Theater geben Muſik; die Märkte und Straßen rauſchen von kriegeriſchen Tönen; dazu kömmt der in keiner Kunſt ſo weit verbreitete Dilettantismus, welcher die Muſik zu einem Elemente in dem geſelligen Leben der hohen und niedern Stände gemacht hat. Wie ſollte es da anders ſein, als daß die Menge, die ſich in andern Künſten auf den Genuß beſchränkt, oder ſelbſt auf dieſen Verzicht leiſtet, in der Muſik Meinungen und Urtheile zu Tage bringt? Die Theatermuſik und ihre Sänger und Sängerinnen fodern zur Bezeigung von Beifall oder Mißfallen auf, in geſelligen Zirkeln erfodert es der gute Ton, den Sängern und Spielern, beſonders denen des ſchönen Geſchlechts, etwas mehr zu ſagen, als: ſchön! oder gut! und zu Hauſe hat alsdann Neid und Mißgunſt etwas zu bekritteln und zu beſpötteln. Eine Kunſt, die nicht blos durch ihre Ausübung, ſondern auch in dem Bereiche der Beurtheilung ſo allgemein verbreitet iſt, fodert mit gutem Anſpruche dazu auf, Anſichten und Meinungen über ſie in einer Form darzulegen, welche der allgemeinen Verbreitung günſtig ſei; und ſchon darum müſſen wir dem geiſtreichen Verfaſſer der „Muſikaliſchen Leiden und Freuden" für ſeine Novelle Dank wiſſen. Mögen recht Viele ſie leſen und verſtehen, ſich an ihr ergötzen und aus ihr lernen! Mögen aber auch Componiſten und Virtuoſen die Worte eines Laien über ihre Kunſt nicht vornehm von ſich abweiſen: ſeine Urtheile und Anſichten ſind um ſo reiner und geſunder, weil er nicht in dem verführeriſchen Mittreiben der Kunſt, als Künſtler, befangen iſt.

Die „Muſikaliſchen Leiden und Freuden" ſind reich ausgeſtattet mit originellen Charakteren, die ſich namentlich in dem ſchon erwähnten Tiſchgeſpräch auf das launigſte ausſprechen. Weniger genügend wird die eigentliche Geſchichte dem verwöhnten Almanachsleſer ſein, der auf 100 Duodezſeiten Schuld, Buße, Luſt, Liebe, Leid, Mord Blutſchuld und wer weiß was noch mehr zuſammengehäuft zu verſchlingen liebt. Einem ſo unmäßigen Geſchmack will Tieck keine Nahrung geben. Unter den Charakteren iſt der Laie die beſcheidene Verkappung des Schreibers der Novelle; der hohle Enthuſiaſt iſt treffend nach dem Leben gezeichnet, das nicht arm an Originalen von dieſer Gattung iſt; der alte italieniſche Sänger in ſeinem halben Wahnſinn iſt der Repräſentant des Extrems der durch eitle Virtuoſität verdorbenen Kunſtſchule; und neben ihm ſtehen als mäßigende Übergänge der Baron mit ſeiner Tochter, und der Enthuſiaſt gehört zu allen Parteien oder zu keiner. Die andre Seite hat den Laien zum Hauptſprecher, und ihn unterſtützen der alte Künſtler Hortenſio und die reinen Naturtöne ſeiner ſchönen Tochter, und dieſe ziehen wieder den jungen ſchwärmeriſchen Grafen mit Allgewalt in dieſen Kreis, der ſeinen Triumph in der Aufführung der neuen Oper eines fremden Capellmeiſters feiert.

(1826.) Urania.

Referent weiß aus guter und ſicherer Hand, daß Tieck die in der „Urania" abgedruckte Novelle,

„Dichterleben“, für eine ſeiner beſten Arbeiten hält. Was bleibt da einem Recenſenten zu ſagen übrig?

Die Idee, welche dieſer Novelle zum Grunde liegt, iſt durchaus neu, originell und tief. Eine Verherrlichung Shakſpeare's, welcher aber, als ein ſtiller Geiſt erſt unbekannt und verkannt, lange Zeit im Hintergrunde ſchwebt und dann, allmälig mit ahnungsreicher Bedeutung hervortretend, alle Lorbern ſeiner Vorgänger aus ihren eigenen im Tode erſtarrenden Händen empfängt. Dieſer ſtille, unſcheinbare Geiſt, wie er in ſeinem Hintergrunde einſam an dem kleinen Tiſchchen ſitzt und horcht und wartet, bis man zu ihm ſpricht, wartet, bis die Zeit ihn beſchwört und ſeinen Wunderkräften zuruft: Heraus! und vor ihm die in ſich zerfallende und ſich ſelbſt zerſtörende Dichterwelt des Leichtſinns, der Überſpannung, des Übermuthes, der Fauſtiſchen Himmelsſtürmerei in ihrer ſchwankenden Mittelpunktsloſigkeit und ihrem hochfahrenden Stolze. Marlow und Green ſind die Hauptrepräſentanten dieſes untерſinkenden Dichterlebens, meiſterhafte Charakterbilder, die nur ein mit der altengliſchen Literatur ſo vertrauter Geiſt, wie Tieck, mit dieſer lebenskräftigen Wahrheit aus ihren der Vergeſſenheit faſt ganz anheimgefallenen Werken erwecken konnte, und neben ihnen bewegen ſich der heitere Georg Peele, der ſatiriſche Naſh und der überaus beluſtigende Theaterphiliſter Henslow auf der behaglichen Bühne eines alten guten Weinhauſes umher. Eine Veränderung der Scene, herbeigeführt durch einen Dichterfreund, einen Squire aus Yorkſhire, verſetzt uns in die ſchmutzigen Winkel, wo die ſchwärmeriſchen Puritaner ihr tolles Unweſen treiben, und die Bekehrung eines verblendeten Schwachkopfes bildet hier die Kataſtrophe der Erzählung, während die Hauptſcene uns Green's und Marlow's ſchmählichen Tod vor Augen führt. Mit der erſten Aufführung von „Romeo und Julie" im Palaſte des Lord Hunsdon, welcher Marlow beiwohnt, iſt die irre und wüſte Kraft dieſes großen Geiſtes gebrochen, und ſein körperlicher Tod iſt nur eine nothwendige Folge jener geiſtigen Vernichtung. Die geſchichtliche und locale Wahrheit dieſer Novelle läßt ſich am beſten nach den Mittheilungen würdigen, welche wir dem Dichter derſelben in der Vorrede zu „Shakſpeare's Vorſchule" über die vorſhakſpeare'ſche Periode des engliſchen Theaters verdanken. Damit iſt zu vergleichen, was in der Vorrede zu Wilhelm Müller's Überſetzung des „Fauſtus" von Marlow über das Leben und die Werke dieſes Dichters aus der Einleitung des neuen engliſchen Abdrucks der Tragödie berichtet worden iſt. Aber das hiſtoriſche Element iſt in dieſem „Dichterleben“ ſo innig und natürlich mit dem poetiſchen verſchmelzen, daß ſich gar nicht ſagen läßt, hier hört das Eine auf oder hier greift das Andre ein. Tieck, ſo ganz lebend in jenem alten Dichterleben, hat es dem Leben wiedergegeben und die Geſinnungen, Meinungen, Beſtrebungen, Irrthümer und Verirrungen einer ganzen und wahrlich reichen und fruchtbaren Periode der engliſchen Sitten- und Kunſtgeſchichte in ihren hervorſtechenden Zügen zu einem Gemälde vereinigt, deſſen Ähnlichkeit, wie eines gelungenen Portraits, ſich auch Demjenigen aufdringt, welcher nie etwas von dem Originale geſehen hat.

(1827.) Über die Novelle: „Glück gibt Verſtand“.

(Literariſche Abendunterhaltung auf dem Lande.)

Baronin. Ich habe Euch den Willen gethan und die Novelle von Tieck mit Eliſen noch einmal geleſen; aber ſie hat dadurch nichts in meiner Schätzung gewonnen.

Eliſe. Und bei mir hat ſie noch verloren. Ich möchte immer noch denken, ſie ſei untergeſchoben.

Eduard. Ihnen, liebe Eliſe, nehme ich dieſe Abneigung gegen die Novelle ſo übel nicht. Sie haben vor Kurzem erſt den ſchimmernden „Apone“ und das großartige „Dichterleben“ geleſen, da will Ihnen ſchon des Stoffes und des dadurch bedingten Tones und Styles wegen die pedeſtre Novelle nicht behagen, mit den Landpfarrern und Schulzen und Räthen —

Eliſe. Ach nein, die behagen mir bei weitem beſſer als die hohen Perſonen, der Fürſt, und der Miniſter dazu.

Paul. Da mag Eliſe nicht ſo Unrecht haben. Dieſer Fürſt benimmt ſich überaus albern in ſeinem Incognito, wie nach der Entdeckung, und er überbietet faſt ſeinen falſchen Doppelgänger in übereilter Gnade und würdeloſer Vertraulichkeit. In Berlin haben ſie ein Sprüchwort: „Er iſt wie Bruder Herz“: ſo iſt der Fürſt in der Pfarrwohnung.

Eduard. Da haſt Du allerdings die Novelle bei ihrer ſchwächſten Seite gefaßt. Mir ging es eigen damit bei der erſten Durchleſung. Ich wurde unterbrochen bei der Stelle, wo der junge Held der Erzählung, der ſchüchterne Supplikant und Examinand zu der Rathsſtelle, in der luſtigen Abendgeſellſchaft bei ſeinem Schulfreunde in der Reſidenz mit dem Pſeudofürſten zuſammentrifft. Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich las und las, und der Fürſt immer unwürdiger, haltungsloſer, unfürſtlicher wurde, ohne durch irgend eine bedeutende Originalität das Seltſame und Abgeſchmackte ſeines Benehmens zu motiviren. Ich warf das Buch zu und ſeufzte innerlich: Wie kann Tieck ſo etwas ſchreiben? Als ich aber nun wieder daranging, und im Verlauf der Erzählung die Myſtification ſich zu verrathen anfing, da bat ich Tieck um Vergebung für meine voreilige Entrüſtung. Da trat der wahre Fürſt auf, und — es wird mir ſchwer, es auszuſprechen, er benahm ſich nicht viel beſſer und würdiger als der falſche.

Baronin. Nun Wunder über Wunder; das muß ich in mein Gedenkbuch einſchreiben, daß Sie einen Tadel gegen ein Tieck'ſches Werk ausgeſprochen haben!

Paul. Es iſt der einzige nicht, den Eduard auf dem Herzen hat. Wir haben heute Morgen ein Paar Stunden über die Novelle disputirt, ehe wir uns zu einem Concordat geeinigt haben.

Baronin. Und dieſes lautet?

Eduard. Etwa ſo: Die Novelle „Glück gibt Verſtand“ iſt geiſtreich erfunden und beruht auf einer zwar nicht ganz neuen, aber doch nie ſo klar und anſchaulich durchgeführten Idee, die das ziemlich reich und mannichfaltig ausgeſtattete Gemälde zu *einem* Ganzen zuſammenführt und verbündet. Dieſe Idee, Glück gibt Verſtand, wird durch den blöden, ſcheuen, taktloſen Simon, den Sohn des ehrgeizigen und hochſtrebenden Landpfarrers, verwirklicht. Jener, zwar nicht gerade dumm, ungebildet und in ſeinem Fache untüchtig, iſt doch ein ſo ſchwankender, von vagen Gefühlen hin und her getragener, zu jeder großen Unternehmung muthloſer und ſich ſelbſt mißtrauender Jüngling, daß nur der Sporn des Vaters, der durchaus etwas aus ihm machen will, ihn nach der Reſidenz zur Bewerbung um die Rathsſtelle treibt. Glück gibt Verſtand; dies bewährt ſich zuerſt bei dem Kuſſe, den die verſtändige Sidonie, Simon's Angebetete, ihm zum Abſchiede erlaubt. Von dieſem Punkte an fühlt ſich Simchen, ſo zu ſagen, ein Mannſen und macht gleich an dem Vater die erſte Probe ſeines mündig geſprochenen Verſtandes. Aber das hält nicht lange vor. Hoffnungslos und angſtvoll langt er in der Reſidenz an, er hört, daß die Stelle, um die er ſich bewerben will, ſo gut als vergeben iſt, und zwar an den Liebling des Miniſters, einen Alles vermögenden Wundermann. Da erhebt ihn der falſche Fürſt in der Abendgeſellſchaft auf den höchſten Gipfel eines kaum erträumten Glücks, er ernennt ihn zum Rath. Dieſes Glück gibt ihm Verſtand, ſich dem Miniſter ſo gegenüberzuſtellen, daß er dieſem imponirt und mehr erhält, als er gebeten. Er wird Tribunalsrath. Aber auch dieſes Glück hat ihm noch nicht ſo viel Verſtand gegeben, daß er nicht gleich darauf wieder den tollen Studentenſtreich der Cavalcade mit den ſechs Poſtillonen machen könnte. Endlich führt Fortuna den echten Fürſten in das Haus ſeines Vaters; er behandelt ſeinen Landesherrn als einen mit Steckbriefen verfolgten Abenteurer, während er den Pſeudofürſten, der eben jener Abenteurer iſt, mit ſeines Vaters Equipage über die Grenze ſchafft. Dennoch läuft Alles auf das günſtigſte für ihn aus: er wird Präſident, geadelt, Beſitzer einiger Rittergüter und Vater einer zahlreichen Familie. Denn daß Fräulein Sidonie dem Tribunalsrath ihre Hand reichen werde, daran hat wol kein Leſer gleich bei der erſten Zuſammenkunft derſelben mit Simchen gezweifelt.

Baronin. Sie ſetzen die Idee der Novelle ſehr geſchickt auseinander. Aber wie ſteht es mit der Ausführung?

Eduard. Vortrefflich, wenn wir die Anlage und Anordnung der Scenen, Verwicklungen und Entſcheidungen betrachten; weniger genügend, wo wir näher in die einzelne Darſtellung von Charakteren, Situationen und Motiven eingehen, oder gar den Styl von Zeile zu Zeile muſtern. Wir erkennen zwar hier auch Tieck's Feder, aber freilich eine flüchtig ſchreibende, und wir müſſen uns an einzelnen Meiſterſtellen für Das ſchadlos halten, was das Ganze uns vermiſſen läßt. Wenn ich den Charakter der neuen Novelle in Stoff und Behandlung der vortrefflichen Zopfnovelle am nächſten ſtellen möchte, ſo muß ich dieſer doch unbedingt den Vorrang geben in Betracht der charakteriſtiſchen Zeichnung und Färbung, die in jener viel eintöniger und matter iſt. Was hervortritt, iſt zu grell für die Harmonie des Ganzen, wie z. B. die Katzenſcene im Wirthshauſe, und die Breite mancher Dialoge, wie z. B. der Abhandlung über alte Sprüchwörter, wird durch keine ſo motivirte Veranlaſſung aus der Begebenheit oder dem Charakter der Spieler in die Novelle eingewebt, daß die Epiſode, als ſolche, zu derſelben zu gehören ſchiene. Wer möchte z. B. den Schulzen als Sprecher in jener Stelle erkennen, wenn nicht der Zuſammenhang oder die Andeutung des Erzählers es verriethen? Wir verlangen nicht, daß ein Schulze wie in den Waverley-Novellen einen bäuriſchen Dialekt rede, aber ſo weit ſollte doch der Styl auch ohne Dialektwechſel einen Schulzen und einen Paſtor unterſcheiden können, daß wir ohne Rückſicht auf den Inhalt in jedem Satze des Geſprächs dieſen und jenen heraushören müßten.

Baronin. Sehr richtig, lieber Eduard, gerade in den Dialogen vermiſſe ich Tieck, und zwar weniger in Dem, *was* geſagt wird, als in Dem, *wie* ſich Jeder ausſpricht.

Eduard. Eben daher fühlt man auch hier und da das Gedehnte ſolcher Dialoge, wie z. B. des ſchon erwähnten über alte Sprüchwörter, oder auch des Schlafrockgeſprächs über die Nachtmützen und die Maurerei. Die Maurerei iſt nun zwar ſo unweſentlich für die Entwickelung der Novelle nicht, denn dadurch wird des alten Landpredigers Erhebung zum Superintendenten motivirt, oder ſie ſoll doch wenigſtens motivirt werden. Wie natürlich und wie nothwendig? Dieſe Frage hängt wieder mit dem Charakter des charakterloſen Fürſten zuſammen, den die nächtliche Durchleſung der handſchriftlichen Abhandlung gegen die Maurerei in der Studirſtube des Landpfarrers, die ihm zum Gewahrſam dient, gleich ſo für den Alten einnimmt, daß er ihn ohne Weiteres zum Hofprediger und Superintendenten beruft.

Baronin. Überhaupt, ſcheint es mir, gibt der Erzähler dem guten Fürſten in der Pfarrwohnung gar zu viel zu thun, damit nur die Novelle mit Allem, was irgend ſich aufklären und ſchließen kann, aufs Reine komme. Da muß der Miniſter ſeine verlaſſene Geliebte heirathen und pater peccavi ſagen, der reiche Wohlgaſt muß der alten Roſe eine Schuld ſeines Großvaters bezahlen, die Hochzeit des Heldenpaars muß durch die fürſtliche Gegenwart verherrlicht werden.

Paul. Aber wo bleibt denn das Lob unſers Concordats, Eduard? Ihr laßt ja kein Fleckchen an dem Ganzen, wo ſich ein unbedingtes probo anhängen ließe.

Baronin. Ein ſtückweiſes Lob iſt ja immer ein bedingtes, und wo das Einzelne auf eine Auszeichnung vor dem Ganzen einen lauten Anſpruch machen darf, da iſt das Ganze gewiß verfehlt.

Eduard. Dies möchte auf Tieck's Novelle doch wol keine ganze Anwendung finden können. Denn da das Ganze derſelben in Idee, Anlage und Behandlung im Großen vollendet erſcheint, ſo kann Das, was in der einzelnen Ausführung vernachläſſigt iſt, das Ganze nicht zerſtören. Jedoch gebe ich zu, daß unter ſolchen ſchwächern Stellen Einzelnes, von Meiſterhand meiſterlich begünſtigt, um ſo heller in die Augen ſpringt und das Gleichgewicht der Theilnahme an dem Ganzen etwas ſtört. Was ſagen Sie z. B. zu der Erzählung der alten Roſe?

Paul. Nicht blos die Erzählung, ſondern der ganze Abſchnitt, in welchem ſie vorkömmt, iſt ein Meiſterſtück von Darſtellung und wiegt vielleicht allein die ganze Almanachsliteratur von 1827 auf.

Baronin. Welche Übertreibung, Paul! Auch mich hat jene Stelle am lebhafteſten in der ganzen Novelle angeregt, aber Deine Schätzung iſt noch gnädiger als der Fürſt im Pfarrhauſe.

Paul. Nun, ſo werfe ich noch die Geſchichte von Berlin und Potsdam unter der Regierung König Friedrichs II., die Friedrich Buchholz in demſelben „Berliner Calender“ erzählt, in die

Wagſchale, um das ſolide Büchlein nicht in die Luft ſpringen zu laſſen.

Baronin. Ich wünſche dem Büchlein viele ſolide Leſer, die ſich mit der einen Novelle, dem geſchichtlichen Aufſatz, der Genealogie und den Poſtcourſen für die tauſend Sächelchen entſchädigt fühlen, welche andere Taſchenbücher aufzuweiſen haben.

Über Friedrich Rückert.

(1821.)

Aus dem, des Becker'ſchen Namens beraubten „Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen" tönt uns helle und warme Frühlingsluſt entgegen, in Klängen, die noch durch viele Winter und Frühlinge ziehen werden. Es ſind Friedrich Rückert's kleine Lieder, mit der Überſchrift: „Frühling Liebſter", die uns denn auch der liebſte Liederklang in der ſämmtlichen Almanachspoeſie des laufenden Jahres ſind.

Ich ſaß an meinem Rädchen,
Spann weiße Witwenfädchen,

Da mich mein Freund verlaſſen hat,
Da klopft es an mein Lädchen:
Geſchwind heraus, du Mädchen,
Geſchwind, dein Ungetreuer naht.

Thu weg den Witwenſchleier,
Und zeige dich in Feier,
Verbirg's, daß du dich haſt gehärmt. —
Er kam und ſprach, da ſei er;
Ich ſprach: Mein ſchöner Freier,
Wo biſt derweil herumgeſchwärmt?

Da ſchüttelt er's Gefieder
Und ſtreut auf Bruſt und Mieder
Mir Duft und Blumen ohne Harm,
Fing an und ſang mir Lieder;
Ich kam zum Wort nicht wieder,
Bis er mich koſend hatt' im Arm.

Wir haben das erſte Liedchen hierher geſetzt, weil wir nicht wählen können; alle 13 ſind gleich neu und zart, wie junge Frühlingsknoſpen, mit halb aufbrechenden, halb verſchloſſenen Reizen. Jedes Liedchen ſchlägt einen Ton flüchtig an und läßt ihn in des Leſers Herzen ausklingen.

(1822.) Zur Urania.

„Ritornelle“, von Friedrich Rückert. Über dieſe kleinen Gedichte müſſen wir etwas weitläufiger reden, da ſie, ſo viel uns bekannt iſt, die erſten deutſchen Verſuche in einer urſprünglich italieniſchen Form ſind. Ich äußere darüber in meinem Buche: „Rom, Römer und Römerinnen“, Th. 1, S. 52 fg.

„Unerſchöpflich reich an Volksliedern ſind die Bewohner der albaniſchen, tiburtiniſchen und ſabiniſchen Berge, wie denn überhaupt die Gebirgsvölker. Die ganze Volkspoeſie dieſer Gegenden drängt ſich jetzt faſt allein in die kleine dreizeilige Form des Ritornells zuſammen. Dieſe Ritornelle ſind größtentheils local; die meiſten, die in Aricia geſungen werden, ſind den Albanern fremd, und ſo umgekehrt. Die leichte, freie Form des Gedichts ladet zum Improviſiren ein, und das Volk ſpricht in ihr ſeinen Gruß, ſeinen Dank, jeden Seufzer und jeden Jubel, ſein Lob und ſeinen Spott augenblicklich aus, ja es gibt Ritornelle, die aus lauter Schimpfnamen beſtehen. Das Ritornell umfaßt drei Verſe, deren Maß und Sylbenzahl ſehr willkürlich ſind. Der erſte Vers iſt gewöhnlich der kürzeſte, oft nur aus zwei Füßen beſtehend, die beiden folgenden ſind ſelten unter fünf Füßen lang. Beim Geſange hilft man durch Dehnung und Wiederholung nach, wenn die Worte zur Melodie nicht ausreichen. Dieſe Melodie iſt von unendlicher

Einfachheit und Tiefe und hat etwas Melancholiſches, das in der Einſamkeit bis zu Thränen rühren kann. Sie hat drei Hauptruhepunkte, nämlich am Ende der Verſe, auf deren Reim ſie jedesmal mit ganzer Kraft fällt. Da der Reim in dieſen Gedichten zwiſchen Aſſonanz und Alliteration ſchwankt, ſo wird durch dieſen Fall der Gleichklang verſtärkt. In den meiſten Ritornellen aſſonirt oder reimt der erſte Vers mit dem dritten, und der zweite alliterirt mit dem erſten oder dritten.“

„Fiore di pepe,
Se la vostra figlia non mi date,
Io la ruberò e voi piangerete.“

„Per mezzo al mare un albero ci pende,
La cima è arrivata a ripa grande:
Bella, fatti pigliar a chi ti pretende“.

Rückert hat dieſe Form etwas ſicherer geſtellt. Bei ihm zählt jeder Vers fünf Jamben mit weiblicher Endung, und der erſte reimt mit dem dritten, der zweite aber alliterirt mit beiden. Selten iſt dieſe Alliteration aufgegeben, z. B.

Mich träumt', ich ſtarb, und deine Thränen floſſen,
Da richtet' ich mich auf und lebte wieder,
Der welken Blume gleich, die Thau begoſſen.

Über den Werth dieſer Ritornelle könnten wir nur das von den „Vierzeilen“ Geſagte wiederholen*). Sie ſind ſogar, vermöge ihres Gegenſtandes, noch zarter und anmuthiger als jene, die beſonders den Wein verherrlichen, während dieſe den Freuden und Leiden der Liebe geweiht ſind. Einige zur Probe:

Ein Quell des Lebens fließt in deinem Auge;
Ich bitte Gott, daß er da nie verſiege,
Ob ich aus ihm auch meinen Tod nur ſauge.

Du würdeſt zwar, ſchön wie du biſt, es bleiben,
Ob auch dich nicht bekleidete mein Lieben,
Doch laß das Kleid um dich ſein Flattern treiben

O Taub' ins Herz mir himmelher geflattert.
Das goldne Gitter dieſes Käfigs zittert
Vor Luſt, wenn es bedenkt, wen es umgattert.

Schau, wie am Himmel Waſſer zieht die Sonne!
So, Liebſte, zieht dein Blick aus meinem Auge
Das Waſſer des Verlangens und der Wonne.

(1822.) Zum zweiten Beckerſchen Taſchenbuch.

Unter den Gedichten zeichnen wir Rückert's orientaliſche Romanzenbruchſtücke „Medſchnun" aus.

---

*) „Vierzeilen" von Friedrich Rückert. Höchſt anmuthig, eigenthümlich, ſinnvoll; wahre Goldkörner und Perlen; ſo klein und ſo gediegen und gerundet!

Es iſt zu bewundern, wie tief Rückert, dieſer echt deutſche Sänger, in den Geiſt der orientaliſchen Welt eingedrungen iſt. Gegen dieſe Romanzen ſind des Engländers Moore berühmte orientaliſche Dichtungen Schülerverſuche, verſteht ſich, blos in Hinſicht der orientaliſchen Bildung und Färbung. Aber iſt denn deutſches Leben und Lieben, Kämpfen und Trinken, ſo ganz aus- und abgeſungen, daß Rückert ſich im Orient heimiſch machen will? Auch deſſen „Sprüche" enthalten viel originelle und zierlich geformte Gedankenſpäne — aber woher alle dieſe Späne und Splitter? Bei einer großen Arbeit mögen ſie immerhin abfallen; aus ganzem Stoffe ſie zu ſpalten, iſt nicht räthlich.

(1823.) Zur Urania.

Von den verſificirten Beiträgen zur „Urania" nennen wir zuerſt die von Rückert: „Edelſtein und Perle", ein größeres Gedicht in Terzinen. Die Erfindung und Anlage deſſelben ſind eben ſo geiſtreich als anmuthig, und wir wüßten es nur mit einem andern kleineren Gedichte deſſelben Verfaſſers zu vergleichen, das wir unlängſt in einem Almanach geleſen haben, unter dem Titel: „Die beiden Quellen“. Der Dichter ſchleicht zu ſeiner Geliebten, die er ſchlafend findet, und indem er ſich über ihr Geſicht hinlehnt, ihren Athem einzuziehen, hört er etwas in ſein Ohr ſummen und liſpeln, und ſiehe da, es iſt eine Perle und ein Edelſtein, die ſich mit einander ſtreiten, wer von beiden den ſchönſten Platz im Schmucke des ſchönen Mädchens einnehme. Alsdann erzählt Eins dem Andern die Geſchichte ſeines Lebens und Webens, vom Meeresgrunde und dem Schacht an bis zu dem jetzigen Augenblick. Die Darſtellung iſt fein und zierlich, wie es ſich für Edelſteine und Perlen ſchickt, und wird ſie mitunter preciös, ſo wollen wir bedenken, daß Precioſen ſprechen.

(1824.) Zum Gleditſch'ſchen Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.

Den ſechs „Feſtliedern“ von Friedrich Rückert fehlt natürliche Begeiſterung und wahre Andacht. Sie ſind gemacht, fabricirt könnte man ſagen, wie faſt alle neue Verſe des talentvollen, aber ſehr tief in einen Irrgarten gerathenen Dichters der die künſtlichen Schnitzereien und Baumfiguren deſſelben für Gebilde der Natur hält und nachſchnitzt und nachmodelt. Es ſcheint wahrlich, als triebe Rückert die Poeſie, die er freilich commandiren kann, wie der Schauſpieldirector im „Fauſt“ es haben will, als eine Fabrik: Heut wollen wir hundert Sonette anfangen, die werden übermorgen fertig: dann kommen ein Paar Schock Epigramme daran, dann liefern wir orientaliſche Arbeit, einige Dutzend Ghaſelen, und daß wir nicht aus der Übung kommen, laſſen wir zu guter letzt italieniſche Waare folgen, Ritornelle, Sicilianen u. d. m. — Und nun gar auch geiſtliche Lieder? — Und geiſtliche Lieder in einem Almanach zum geſelligen Vergnügen? — Dieſe moderne Frömmigkeitsſeuche, die unſerer Kunſt wie ein geiſtiges venenum venereum durch Mark und Bein frißt und ſie zu einem knochenloſen Phantom machen wird, wenn nicht bald kräftiger Merkur gebraucht wird, hat alſo auch die Muſe Freimund Reimar's ergriffen? Behüte uns der Himmel, daß wir unſern Dichtern es verleiden wollten, geiſtliche Lieder zu dichten! Aber wer kann heut zu Tage in unſerer äſthetiſch-frommen Welt geiſtliche Lieder dichten? — Nur eine Strophe, wie Paul Gerhard, Simon Dach, oder auch Novalis? Und wer es könnte, würde der ſeine geiſtlichen Lieder in einem Taſchenbuche zum geſelligen Vergnügen abdrucken laſſen?

(1822.) Zum Frauentaſchenbuch.

Unter den poetiſchen Beiträgen heben wir folgende heraus: „Neue Lieder“ von Friedrich Rückert. Dieſe drei und funfzig lyriſchen Gedichte und Epigramme (eigentliche Lieder ſind kaum die Hälfte) beweiſen Rückert's Reichthum der Erfindung, Gewalt über die Sprache und ein ſeltenes Talent, einen einfachen Gedanken in vielfachen Liedern auszuſpinnen. Leider aber finden wir auch viele Gedichte darunter, die ſich in künſtliche Reimverſchlingungen, Wortſpiele, ſeltſamen Bilderkram dergeſtalt verwickelt haben, daß der freie Flug der lyriſchen Poeſie gänzlich gehemmt wird und das Gedicht einer mühſam zuſammengekitteten muſiviſchen Arbeit gleicht. So z. B. gleich das zweite Stück:

Bei Sonnenaufgang ſah' ich einen Ritter,
Es klirrte ſein Schwert, es klirrte ſein Sporn.
Das Reiten ward dem Roß, dem Ritter, bitter.
Es [*]) irrte der Stein, ihn wirrte der Zorn

---

[*]) Das Roß.

Mich irrte kein Stein, mich wirrte kein Zorn,
Ich, die Cicade, ſaß im Laubesgitter,
Mein einziges Lied ich girrte von vorn.

Am heißen Mittag ſah ich einen Schnitter,
Es klirrte die Senſ', es ſchwirrte das Korn.
Es ward der Senſ', es ward dem Schnitter bitter,
Es flirrte die Sonn', es irrte der Dorn.
Mich wirrte nicht Sonn' und irrte nicht Dorn,
Ich, die Cicade, ſaß im Laubesgitter,
Mein einziges Lied ich girrte von vorn.

Dieſes Gedicht ſcheint dazu gemacht zu ſein, Kindern eine geläufige Ausſprache durch ſchnelles und wiederholtes Leſen deſſelben beizubringen, wie jenes alte: zehn Schock Schuhzwecken oder drei Ellen blimmerantblau Band. Ein andres Verdienſt ſuchen wir vergebens darin.

Ein eben ſo unglückliches Kunſtſtückchen iſt das 22ſte Gedicht:

Es ſpukt in ſtiller Nacht ein Tückeboldchen,
Und klopft an eines Mädchens Fenſterlädchen:
O biſt du noch beim Spinnen wach, ſchön Goldchen?
Brauchſt Einen, der dir drehen hilft das Fädchen?
Und willſt zu Bette gehn, ſüß Blumendoldchen,
O ſage, brauchſt du nicht ein Kammermädchen?
Und ſchläfſt du ſchon im Kämmerchen, lieb Holdchen,
O ſage, braucheſt du kein Schlafcamerädchen?

Wollen wir nun, neben dieſen ſchwerfälligen Spielereien, die herrlichſten, ſinnvollſten und zierlichſten Gedichte anführen, ſo haben wir nicht weit zu ſuchen. Wie anmuthig iſt nicht das Einleitungsgedicht; wie zart das dritte:

Ich bin die Blum' im Garten ꝛc.

wie geiſtreich das vierte an *die ſchöne Reiterin*, wie ſinnreich und witzig die kleinen darauf folgenden Stücke! Es wird uns ſchwer, ein Lied auszuwählen von denen, welche uns die gelungenſten ſcheinen, und doch müſſen wir eins mittheilen, zum Erſatz für die vorigen Proben.

Mit dem erſten Strahl der Sonne
Biſt du weislich aufgeſtanden,
Daß von deines Tages Wonne
Dir kein Theilchen komm' abhanden.

Flüchtigſte vom Stamm der Fliegen,
Leichtgeſchwingtes Eintagskind!
Die, dem Morgenduft entſtiegen,
Mit des Abends Duft zerrinnt.

Weil beſtimmt zu deinem Leben
Vom Geſchick ein Tag dir war,
Hat es milde dir gegeben
Dieſen längſten Tag im Jahr.

Sey der Tag dir ſtill und helle,
Weil du keinen zweiten haſt,
Unverſiegt des Thaues Quelle,
Wind und Sonne nicht zur Laſt.

Schwalbe nicht im Flug dich haſche,
Und kein Netz dir ſtelle Spinne.

Geh, vom Duft der Blüten naſche.
Und am Abend drein zerrinne!

Das 31ſte Gedicht iſt eine Überſetzung des venetianiſchen Volksliedes: **La Biondina in gondoletta etc.**

(1825.) Zum Taſchenbuch z. geſell. Vergn.

Friedrich Rückert, der vielſeitige, der Alles durchgeprobt, der aber vor ſeiner Vielſeitigkeit nie recht zu ſich ſelbſt, in ſein eigenſtes Inneres, kommen und ſich da zur gediegenen Ruhe ſetzen kann, trägt einige treffliche Diſticha bei, z. B. folgende Selbſtkritik:

Geiſt genug und Gefühl in tauſend einzelnen Liedern
Streu' ich, wie Duft im Wind, oder wie Perlen im Gras.
Hätt' ich in Einem Gebild' es vereinigen können, ich wär' ein
Ganzer Dichter, ich bin jetzt ein zerſplitterter nur.

Oder auch folgendes **Motto** für Almanache:

Willſt du der Lieblingsdichter der Zeit ſein, ſchreibe, daß Jeder
Zwiſchen Wachen und Traum leſen dich kann und verſtehn.
Muthe nicht auch Anſtrengung auf eitele Reime dem Volk zu,
Dem Anſtrengung genug koſtet ſein tägliches Brot.

Seine islamitiſche Poeſie, Weisheitslehren und Sprüche der Mohammedaner hätte ich ihm gern erlaſſen. Die Mohammedaner zeigen's ja jezt ohnedies, den chriſtlichen Diplomaten gegenüber, wie weiſe ſie ſind.

(1825.) Zum Frauentaſchenbuch.

Unter den poetiſchen Beiträgen ſind die des Herausgebers bei weitem die beſten, und an guter Anzahl läßt es Rückert nie fehlen. Ein verſtorbener Freund von mir, welcher viel mit Rückert'ſchen Gedichten zu thun hatte, pflegte zu ſagen: Der Mann hat eine furchtbare Fruchtbarkeit! Nun, was er hier gibt, iſt ſo klein und niedlich, daß es nicht eben Furcht erregen kann, aber deſto mehr Bedauern über die heilloſe Zerſplitterung einer großen poetiſchen Natur. Da haben wir ein paar Gedichtchen aus dem Arabiſchen, italieniſche Ritornelle, Gnomiſches in Alexandrinern, eine Nibelungenromanze, ein idylliſches Gedicht in Diſtichen, Alles geſchickt, mitunter geiſtreich, anmuthig, reizend gearbeitet, wenn's nur nicht lauter Quincaillerie wäre! Schade um das tüchtige Metall, den kräftigen

Baumwuchs, die Steinmaſſen, daß das ſo verſchnitzelt werden muß! Der Dichter ſcheint das auch ſelbſt zu fühlen; denn er ſagt in einem ſeiner Diſtichen — ich glaube im Geſelligen Vergnügen älterer Linie — daß er ein ganzer Dichter ſein würde, wenn er Das, was er zerſtückelt geliefert habe, in ein Ganzes vereinigt hätte; ſo wäre er aber nur ein zerſtückelter Dichter. So ſagt er auch hier wieder in den Spätſommergedanken:

Ein Bruchſtück iſt mein Lied, ein Bruchſtück das der Erde,
Das auf ein Jenſeits hofft, daß es vollſtändig werde.
Die Liebe, die zum Kranz am Himmel reiht Pleiaden,
Hält dieſe Perlen auch am unſichtbaren Faden.

Nun, was haben Sie dagegen einzuwenden? — Gegen die kleinen Gedichte nichts. Man kann durch kleine Gedichte ein großer Dichter werden. Logau iſt es geworden. Aber noch kein Dichter iſt in einer Gattung groß geworden, der alle verſucht hat. Und was ſind da Gattungen im gewöhnlichen Sinne, wenn ich von Rückert's Verſuchen ſpreche? Hat der nicht ſchon arabiſch, perſiſch, italieniſch, deutſch aus allen Jahrhunderten, auch ein wenig antik, und wer weiß wie noch, gedichtet und geverſelt? Und nun blicke ich wieder in ſeine Verſe hinein und wiederhole mein Schade! Schade!

(1826.) Zur Aglaja.

In Rückert's „Dithyramben“ ermüdet ſich und uns eine gemachte Begeiſterung, die gern ganz eigenthümlich fliegen möchte — die Wiener werden ſich dabei an Degen im Prater erinnern. Aber eine wahre Verſündigung an dem altdeutſchen Minnegeſange iſt die ſogenannte Minneweiſe, ein ſchwerfälliges Wortgeſtell ohne Minne und ohne Weiſe. Man höre:

Bangen möge nie Dein froher Muth vom bangen Schmerz, den mir bereitet hat Dein Scherz! Trüben ſoll ſich nie Dein heller Blick vom trüben Gram, den ich aus Deinem Anſchaun nahm.
Gram und Schmerz,
Schmerz und Gram
Kam durch Dich allein in dieſes Herz.

Über E. A. Th. Hoffmann.

(1822.) Zum Berliner Calender.

An der Spitze der ſchriftſtelleriſchen Beiträge ſteht eine Erzählung von E. A. Th. Hoffmann,

„Die Geheimniſſe", Fortſetzung der „Irrungen, Fragments aus dem Leben eines Phantaſten", welches der vorige Jahrgang des Taſchenbuchs geliefert hat. Wer dieſen Anfang nicht geleſen oder auch wieder vergeſſen hat — denn wer könnte wol eine Hoffmann'ſche Phantaſterei länger als ein paar Wochen im Gedächtniß behalten? — mag ſich deswegen nicht bedenken, die Fortſetzung zu leſen. Das Fragment hat für einen ſolchen Leſer das Empfehlungswerthe, ganz ohne Zuſammenhang und Folge zu ſein. Man könnte es eben ſo bequem und ergötzbar finden, von hinten anzufangen wie von vorn; denn wir erhalten nichts als einen willkürlich zuſammengereiheten Miſchmaſch von närriſchen Spukgeſchichten, zauberhaften Foppereien und wunderlichen Begegniſſen, die kein Mittel verſchmähen, ſich durch Seltſamkeiten der Namen und des Locals anziehend und lächerlich zu machen. Daher denn die Stadt Berlin mit ihrem Thiergarten, Nummern der Friedrichsſtraße, ein brandenburgiſcher Kanzleiaſſiſtent Schnüſpelpold ꝛc. hier mit kabbaliſtiſcher Terminologie und griechiſchen Fürſtinnen zuſammengeworfen werden. In Hoffmann's früheren Erzählungen und Phantaſien war die ſeltſame Geiſterwelt oder das ſchauerliche Walten des Teufels in die zuſammenhängenden und in ſich motivirten Begebenheiten und Handlungen der Menſchen ſo eingeführt, daß eine Bedeutung die curioſe Zugabe anziehend machte, oder auch, wo dieſe nicht leicht aufzufinden war, der kecke Gegenſatz des alltäglichen Lebens und Treibens auf bekanntem Boden mit dem plötzlich dazwiſchentretenden Zauberſpuk und Geiſterſpiel an und für ſich Intereſſe erregte. So erinnern wir uns einige in Berlin ſpielende Geſchichten dieſer Art auch in den vorigen Jahrgängen deſſelben Taſchenbuches mit Vergnügen geleſen zu haben. Aber alles Ding will ſein Maß haben! In vorliegender Erzählung iſt der bedeutungsloſeſte Geiſterſpuk und Zauberunſinn zur Hauptſache, zum Elemente gemacht, in dem Alles ſich bewegt, und die Alltagswelt von Berlin tritt nur unwirkſam und nebenher ein. Das muß ermüden. Zwar hat Herr Hoffmann auch das größte Intereſſe der neueſten Zeit in ſeiner Erzählung anzurühren verſucht und den griechiſchen Freiheitskampf mit ſeinen kabbaliſtiſchen Phantaſtereien in Verbindung gebracht — aber ſehr unwürdig der großen Sache. Hätte er ſich doch begnügt, das politiſche Intereſſe durch Verknüpfung ſeiner Erzählung mit dem ſogenannten deutſchen oder preußiſchen Befreiungskriege zu wecken.

(1823.) Zum Taſchenbuch der Liebe und Freundſchaft.

Datura fastuosa, auf deutſch: Der ſchöne Stechapfel, eine von Hoffmann's letzten Arbeiten. Daß dieſe Erzählung eine der letzten ſei, die aus der nun verſiegten Feder des Verfaſſers der „Phantaſieſtücke" gefloſſen, ſteht zwar nicht auf dem Titel derſelben; aber wir wiſſen, daß Journal-Almanachs-Quartalſchriften-Novellenſammlungen-Herausgeber den bereitwilligen Mann nie zu Vorräthen kommen ließen, und ſeine Waare wegging — wie warme Semmel, die denn leider nicht oft ganz ausgebacken war. Wenn wir Hoffmann's erſte Arbeiten mit ſeinen letzten vergleichen, ſo haben wir alle Urſach, von Seiten der deutſchen Literatur nicht ſo ſehr über ſeinen frühen Tod, als über die frühe Verwüſtung und Verſchleuderung ſeines eminenten Talents zu condoliren; denn bei der Richtung, die ſein Leben und Streben einmal genommen hatte und immer entſchiedener verfolgte, ließ ſich freilich nur eine tiefere Verirrung und Entwürdigung ſeines Geiſtes befürchten. In der vorliegenden Erzählung herrſcht, möchten wir ſagen, eine gewiſſe Mäßigung, wenn wir ſie mit andern Producten der letzten Jahre Hoffmann's vergleichen. Keine Hexen und Kobolde treiben hier ihr Weſen, und ſelbſt das teufliſche Princip ſpukt nur, jedoch ohne Pferdefuß und Hahnenfeder, in einem jeſuitiſchen Proſelytenjäger, und da iſt es an ſeinem Platze. Dagegen iſt faſt die ganze Geſchichte aus widernatürlichen, alſo freilich wol auch neuen und ſeltſamen Charakteren und Verhältniſſen zuſammengeſetzt, die dem überreizten Leſer zuſagen können, der Kritik aber nicht Stand halten, mögen ſie auch hier und da durch glückliche, lebhaft colorirte Darſtellung den Schein des natürlichen Lebens erringen.

Über Baggeſen.

(1827.) Zu Kind's Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen.

Paul. Alſo heran, ihr Poeten! Es gibt eine Palme zu gewinnen. Baggeſen!

Eduard. Ruhe ſeinem müden Leibe! Aber wahrlich, wenn die Anekdote gegründet iſt, die man von ſeinem Tode in den Zeitungen erzählt, ſo iſt in ſeinen letzten Worten mehr Poeſie als in ſeinen letzten Verſen.

Baronin. Was meinen Sie?

Eduard. Als er gegen Abend die Annäherung ſeines Todes fühlte, erzählt man, und bemerkte, daß man ſeine abgelaufene Taſchenuhr aufziehen wollte, da rief er aus: „Laßt ſie! Sie ſoll nicht länger gehen als ich“.

Baronin. Eines Seneca würdig. Die Gedichte ſind aber allerdings faſt lauter matter Wortſchwall und verrathen die Kränklichkeit des hinfälligen Verfaſſers. Wahrſcheinlich ſind ſie alle in ſeinen letzten Tagen geſchrieben.

Eduard. Ich glaube, in Karlsbad und Marienbad, wo der arme alte Kranke Geneſung ſuchte, aber nicht fand.

Romeo. Ich beſuchte den Dichter in Karlsbad. Er war ſehr leidend und mit ſich und der Welt zerfallen, wie es ſchien. Seine körperlichen Leiden, dazu harte Schläge, die ſein Herz getroffen hatten, waren nicht ohne Einfluß auf ſeinen Geiſt geblieben, der ſich in einer wegwerfenden und bittern Oppoſition gegen den herrſchenden Geſchmack in der deutſchen Literatur gefiel, und nicht etwa gegen das kleine Modeweſen, ſondern er griff ſelbſt unſere Heroen, einen Göthe, und vor Allen Tieck an, gegen den er, wie er erzählte, eine Satire in dramatiſcher Form geſchrieben hätte, die in Dresden vielen Beifall gefunden haben ſollte.

Baronin. In Dresden?

Romeo. So erzählte Baggeſen, und ich fand darin nichts Befremdendes. Tieck iſt für Dresdens gelehrte und poetiſche Coterie ein Stein des Anſtoßes und des Ärgerniſſes, ſo wenig er ſich auch darum bekümmert, was die kleinen Heroen in ihren Thees und Almanachen und Journalen treiben. Aber es genirt jene doch, daß er nur in Dresden iſt, ſowie es einem Haufen ſpielender Zwerge unangenehm und läſtig iſt, wenn auf ihrem Spielplatze ein Rieſe ſteht, mag dieſer ihnen auch den Rücken zukehren.

Baronin. Sie erzählen mir in der That lauter Neuigkeiten. Ich ſtellte mir vor, Tieck müßte nothwendig der belebende Mittelpunkt des poetiſchen Verkehrs in Dresden ſein.

Romeo. Keineswegs. Verſucht man doch Alles, um ſeine Wirkſamkeit ſelbſt auf dem Theater zu lähmen, wohin er doch durch ſeine Anſtellung gewieſen wird. Das größere Publicum iſt faſt ganz gegen ihn eingenommen, denn es capirt natürlich ſeine Gegner beſſer und leichter als ihn, und ſteht mit jenen auch in mannichfachern Berührungen. Als ich dieſen Spätſommer aus Karlsbad über Dresden reiſte, war eben der Ruf von München an Tieck gelangt, und das Gerücht trug ihn durch die Stadt. Aber glauben Sie, daß ich in den acht Tagen, die ich in Dresden verweilte, Einen Menſchen geſprochen habe, der den zu fürchtenden Verluſt Tieck's gefühlt und ſich darüber mit innerer Überzeugung geäußert hätte? Auch ſchien es allgemein angenommen, daß nichts geſchehen würde, um den Abgerufenen feſtzuhalten.

Paul. Alles in der Ordnung. Darum heißt ja Dresden auch Elbflorenz, weil es die großen Dichter, wenn auch nicht verbannt, doch wenigſtens laufen läßt.

Über Raupach.

(1823.) Zur Minerva.

„Laßt die Todten ruhen.“ Ein Märchen von Dr. Ernſt Raupach. Eine arge Gabe für Leſerinnen! Kurz und bündig möchten wir es ſo charakteriſiren: Eine Compoſition aus ſtinkendem Todtenmoder, Menſchenblut und craſſer, fleiſchlicher Luſt und Üppigkeit. Ein Herr in Burgund, Namens Walther, beſchwört, von fleiſchlicher Üppigkeit getrieben, ſeine verſtorbene feurige und wollüſtige Gemahlin Brunhilde mit Hülfe eines Zauberers aus dem Grabe hervor, trennt ſich von ſeiner lebenden edleren, reineren, aber — laueren Ehefrau Swanhilde und ſchwelgt mit der veilchenduftenden Auferweckten in voller Liebesbrunſt. Um ſeiner Glut zu genügen, muß ſich dieſe, als Vampyr, mit Kinderblut ſtärken und anfeuern. Als die Blutſaugerin nun die Jugend der ganzen Gegend entkräftet und getödtet, ſo fallen die beiden Kinder Walther's und Swanhildens als die letzten Opfer ihres Durſtes. Endlich ſaugt ſie ihren Gatten ſelbſt aus, um ihn mit ſeiner eigenen Glut und Kraft zu ſättigen. Einſt erwacht dieſer in den Armen der von ſeinem Blute triefenden Brunhilde und entflieht, aber, wo er ſich auch verſtecken mag — alle Morgen erwacht er in Brunhildens Armen. Der Zauberer befreit ihn von der verfolgenden Liebesfurie. Aber wie? — Er muß ihr in der Nacht des Neumondes einen Dolch in die Bruſt ſtoßen und dann über der Leiche ihrer und ſeiner Liebe zu ihr fluchen. Zum Schluſſe würgt eine geheimnißvolle Jägerin Walthern in der Brautnacht, indem ſie ſich in eine Schlange verwandelt.

Die Details ſind dieſes Umriſſes würdig und zum Theil von empörender Unverſchämtheit. Wo wird Raupach auf dieſem Wege hingerathen? — Auch ſeine neueſte dramatiſche Arbeit, „Die Königinnen", trägt einen ähnlichen Charakter, und wir möchten ihm und andern unberufenen Todtenbeſchwörern der neueſten Literatur zurufen, was er ſelbſt zum Eingange ſeines Märchens ſagt:

Laßt ſie ſchlafen in dem engen Schrein!
Fäulniß könnt ihr rufen aus den Grüften,
Um des Lebens Blüten zu vergiften u. ſ. w.

(1826.) Zur Orphea.

„Der Proſelyt", eine Erzählung von Dr. Ernſt Raupach, verräth in ihrem Verfaſſer den tragiſchen Dichter, ohne jedoch jenes berühmten Empfehlers zu bedürfen, um gewürdigt zu werden, wie ſie es verdient. Die Fabel ſpricht das Gemüth des Leſers eben ſo lebhaft an, wie die Ausführung derſelben ſeinen Geiſt, und ohne Einſeitigkeit und Übertreibung wird durch das Ganze ein Beleg zu dem — zu beherzigenden — Satze dargeſtellt, daß innere Zerrüttung, verbunden mit Schwäche und Trägheit der Vernunft und des Willens, die gewöhnliche Urſache des Übertritts gebildeter Proteſtanten zur katholiſchen Kirche ſei.

(1825.) Zur Orphea.

Beiträge in Verſen und Reimen haben Ernſt Raupach, Karl Streckfuß und Wilhelm Gerhard geliefert. Raupach's größere poetiſche Erzählung, in reimloſen trochäiſchen Vierfüßlern, ſpielt auf Sicilien zur Zeit der Saracenenkriege, und ihr Held, auch der des Titels, iſt ein Renegat. Wenn ich hinzufüge ein Renegat aus Liebe, ſo iſt der Inhalt ſo ziemlich verrathen, und das Bischen Poeſie braucht in ſolcher Zeit und auf ſolcher Scene auch nicht weit hergeholt zu werden. Ein einſames Kloſter am Meere, der feuerſpeiende Ätna, ein Paar Erdriſſe, eine ſaraceniſche Flotte, eine vornehme Jungfrau, durch ein älterliches Gelübde dem Kloſter geweiht, ein junger, ſiegreicher griechiſcher Feldherr: wenn ich dieſe Worte als Aufgabe zur Zuſammenſetzung einer Erzählung Ihnen vorlege, ſo machen Sie gewiß ungefähr Daſſelbe daraus, was der Dichter der Orphea daraus gemacht hat. Aber, meine ſchöne Frau, etwas weniger declamatoriſche Bravour müſſen Sie in Ihrer Erzählung aufbieten als Raupach, ſonſt gefällt ſie mir wahrlich nicht, wenn ſie gleich aus Ihrer Feder herrührt. Und die aufgeklärte Moral, welche Ihr Vorgänger ſeiner Erzählung eingeſtreut hat, erlaſſe ich Ihnen auch. Die beiden Balladen deſſelben Dichters ſchleppen ihren nicht unbrauchbaren Balladenſtoff durch Um-, Be- und Zerſchreibung in einen langweiligen Erzählungston hinein, der ſich zur Ballade, wie ſie ſein ſoll, etwa ſo verhält, wie eine Predigt von weiland Paſtor Schmolke zu einem Logau'ſchen Sittenſpruch. Dazu kommt, daß dieſe Um-, Be- und

Zerſchreibungen oft aus ehrlicher verſificirter Proſa beſtehen, wie z. B.:

Und hatte wol oft die Gefahren der Jagd
Mit ihrem Vater getheilt.
Ludmila liebte den Jäger Horſt.
Denn in der Jägerſchar,
Die fröhlich hauſt im Töpler Forſt,
Bei Weitem der ſchönſt' er war.
Er achtete Liebe nicht für Gewinn.
Es widerte wol der Jungfrau ſehr,
Zu reden von ihrer Pein,
Doch ewiger Schmerz iſt bitter und ſchwer,
Und Hülfe könnte doch ſein,
Und ſie vertraute der Alten an,
Wie ſie den Jäger liebt,
Und wie der wilde, trotzige Mann
Sie durch Verachtung betrübt.

Nehmen Sie die Reime aus dieſen Zeilen heraus und ſchreiben ſie wie Proſa, und Sie merken's nicht, daß es etwas Anderes ſein ſoll, es müßte denn an einem metriſchen Stoße ſein. Denn holperig ſind die Verſe auch. Übrigens finden Sie auch in dieſer ſelben Ballade eine Muſterkarte der verſchiedenſten poetiſchen Stylgattungen, den einfach alterthümlichen, den neupathetiſchen, den declamatoriſchen und andre mehr.

Beiſpiel zu Nr. 1:

Da lebt' ein Förſter bei altem Wein,
Bei Wild und Gold vollauf.

Sie weinte bei Nacht auf ihr Kiſſen mild,
Auf den harten Felſen bei Tag.

Beiſpiel zu Nr. 2:

Des flüchtigſten Händedruckes Glück
Gewährte mir ewige Luſt.
Wie reißend war nun der Stunden Fluß!
Wie ſo beſeligend ſie!
Bis Liebe durch Händedruck und Kuß
Zum ſüßen Bekenntniß gedieh.

Beiſpiel zu Nr. 3:

Die Glock' auf des fernen Münſters Thurm
Rief dumpf die Mitternacht aus,
Und über die Wandrerin fuhr im Sturm
Des wilden Jägers Graus,
Und durch die Räume des Waldes ſcholl
Des Graurocks ängſtliches Weh,
Und nächtlicher Wolken Schatten quoll
Wie Geiſterzug über die Höh'.

Werfen Sie meinen Brief ja nicht weg, meine Geſtrenge, weil ich hier wieder zu geſtrenge ſcheine, und wollen Sie gütigſt bedenken, daß ich es in dieſer Balladenkritik nicht mit einem patentirten Almanachspoeten zu thun habe, ſondern mit einem Dichter in Octavo, der ſich gelegentlich nur einmal herabläßt, für eine „Orphea“ zu ſchreiben. Ehre, dem Ehre gebührt! Einen Dichter, wie Raupach, dürfen wir nicht mit einer Zeile abfertigen.

Über Ludwig Robert.

(1824.) Zu den Rheinblüten.

Von den Beiträgen in gebundener Rede ſind nur die von L. Robert der Erwähnung werth. Sie beſtehen in einem Fragment aus einer Geſchichte des Kaiſers Julianus Apoſtata, und aus kleinen, größtentheils epigrammatiſchen Gedichten unter dem Titel: „Gaben der flüchtigen Muſe“. Das Fragment behandelt eine legendenartige Erzählung in gutem ſchlichten und derben Tone, welcher an Hans Sachs oder an Göthe's Nachbildungen der Manier des alten Meiſterſängers erinnert. Daß alſo auch Julians Charakter in dieſem Sinn der alten Legende aufgefaßt iſt, verſteht ſich von ſelbſt und wird Keinen beleidigen, der die Geſchichte deſſelben aus einem andern Standpunkte in günſtigerm Lichte zu betrachten gewohnt iſt.

Die „Gaben der flüchtigen Muſe“ haben uns durch manchen glücklichen Einfall in glücklicher Form ergötzt. Der Spott des Dichters geht namentlich auf uns Recenſenten los; da er uns aber in die ehrenvolle Geſellſchaft von Diplomaten gebracht hat, ſo laſſen wir uns das gern gefallen und ſchreiben ſogar einige von dieſen Verſündigungen gegen uns nach. Den Diplomaten gehört der Vorrang.

Politik hat ja die Welt geſehn,
Politik wird alſo Spaß verſtehn,
Ernſt nicht laſſen ſich zu Herzen gehn.
Auch iſt ſie gewöhnt, ſich zu bequemen,
Ernſt als Spaß und Spaß als Ernſt zu nehmen.
Ohne je zu ſchämen ſich, zu grämen.

Nimmer dürfen Diplomaten,
Und dann gar nicht ſich verrathen,
Wenn ſie ganz und gar nichts thaten.

Heut ariſtokratiſch,
Morgen demokratiſch,
Das iſt diplomatiſch.

Den verborgnen Feind erkennen,
Iſt die Kunſt der Diplomaten.
Soll ich euch den größten nennen,
Den geheimſten euch verrathen?
Dieſer Feind iſt eine Dame,
Und Geſchichte iſt ihr Name.

Dieſe Allerweltsgeſandtin,
Die doch nirgends angeſtellt,
Dieſe leibliche Infantin
Aller Länder dieſer Welt,
Die ſie ohne Raſt beſtändig,
Gleich dem Landmann, eigenhändig,
Anbaut wie ihr Ackerfeld —
Dieſe hohe Königin,

Dieſe ſchlichte Bäuerin
Streut in Das, was Diplomaten
Nennen ihre guten Saaten,
Unkraut, nämlich groſe Thaten.

Bravo, flüchtige Muſe — und nun, Geſicht in die Höhe, Recenſent!

Was die Begeiſtrung flammend heiß
Im glücklichſten Moment erdacht,
Und was mit jahrelangem Fleiß
Die Ueberlegung nun vollbracht:
Darob kann gleich ein Journaliſt,
Der für das Gleich beſoldet iſt,
So zwiſchen Schlaf und zwiſchen Wachen
Ein Dutzend Recenſionen machen; —

und hiermit ſchließen wir eine.

(1827.) Zum Zweiten Taſchenbuch für geſelliges Vergnügen.

Robert's „Wunderbare Hiſtorie vom ſchwarzen Käſtchen".

Wenn der Autor ſie ſtatt *wunderbar*, *wunderlich* genannt hätte, ſo brauchten wir ſie nicht weiter zu kritiſiren. Mir ſcheint es, als habe derſelbe auf gut Glück und mit einiger Vorarbeit von Mährchenſcenen angefangen zu erzählen, ohne zu wiſſen, wo hinaus, und als er nicht weiter gekonnt, ſei er deswegen in keine Verlegenheit gerathen, ſondern habe den Leuten weiß gemacht, es müſſe ſo ſein. In der Erzählungsform erkennen wir hier und da eine gewiſſe ſpaniſche Haltung, die an Cervantes erinnern mag, und der ſatiriſche Überzug des Märchens iſt oft geiſtreich aufgetragen. Als Capriccio hat dieſe Arbeit überhaupt ihre Vorzüge, und ich laſſe ſie mir gern als Intermezzo in der faden Herkömmlichkeit der Almanachserzählungen gefallen.

(1825.) Zu den Rheinblüten.

Außer der Novelle „Der hohe Ausſpruch oder Chares und Fatime“ gibt uns das Taſchenbuch der Rheinblüten mehrere kleinere Gedichte, unter denen ſich einige vortheilhaft auszeichnen. Robert's „Gaben der flüchtigen Muſe“ ſind witzige Spielereien, die auch in ihrer Form ſo gelungen ſind, daß ſie ſich dem Leſer ſogleich einprägen. Ich möchte ſie dem Beſten an die Seite ſtellen, was wir in der epigrammatiſchen Gnomenpoeſie aufzuweiſen haben, den Sprüchen von Logau und Göthe, zu deren kecker Derbheit ſie ſich auch nicht ſelten erheben, z. B.:

Germania.

Gott- und red- und ſchreibeſelig
Sitzt ſie an dem Quell des Lichts.
Alles kommt bei ihr zur Sprache,
Aber ach, zur Sache nichts.

Zeitklage.

Wie leicht hatten's doch die Aufklärer!
Das Dummmachen iſt bei Weitem ſchwerer!

Theorie.

Wenn heut der Bauer Peter in Tripstrill
Neu den verfall'nen Schweinſtall bauen will,
So wird ihn ſicherlich der Schultheiß Velten
Ob ſchwärmeriſcher Theorien ſchelten.

Talent.

Talent hieß einſt in alter Zeit
Von Gott verlieh'ne Fähigkeit.
Drauf ward Talent
Ein Compliment,
Und das verlangt heut Jedermann,
Der ſchmieren oder klimpern kann.

Derſelbe Dichter hat in der Form eines Prologs, die dem Göthe'ſchen Prologe zum „Fauſt" entnommen iſt, den fünf und ſiebzigſten Geburtstag des Großen gefeiert, gegen den die Kleinen ſich in unſern Tagen groß zu machen anfangen. Da ich weiß, daß [illegible] eine Freundin des Nathens und Kopfzerbrechens ſind, ſo will ich Ihnen die verblümte Rede der Maſſiven aus dieſem Prologe mittheilen:

Du Erzeuger der L……,
Dieſer Mißgeburt der Sünde,
Wirfſt dich auf als Sittenrichter,
Sagſt, daß unſerm größten Dichter
In dem Innerſten der Seele
Stets das feſte Centrum fehle?
Nein, mein wohlgenährter Feiſter,
Kugelrunder, Allzudreiſter,
Göthen, unſerm Dichterkönig,
Fehlt der Mittelpunkt ſo wenig,
Als Peripherie dir fehlet,
Seit dich nichts ſo ſehr beſeelet
Als das Trinken und das Eſſen,
Seit du nennſt Vernunft vermeſſen
Und das Denken eine Sünde,
Du Erzeuger der L……!

Über Maler Müller.

(1825.) Zu den Rheinblüten.

Gewiß freuen ſich viele Leſer, die ſeit länger als fünf bis zehn Jahren leſen, der Erſcheinung der altperſiſchen Novelle von einem geiſtreichen, lebensvollen und eigenthümlichen Dichter, dem in

Deutſchland leider faſt ganz verſchollenen Maler Müller, dem Verfaſſer des „Fauſt", der „Genoveva" und andrer köſtlichen Werke. „Der hohe Ausſpruch oder Chares und Fatime", ſo heißt die Novelle, nimmt 320 Seiten des 376 Seiten ſtarken Almanachs ein: ein buntes, reichhaltiges Gebilde, welches in der vielverſchlungenen Führung ſeiner Fäden und in der oft an naive Umſtändlichkeit ſtreifenden Breite ſeiner Darſtellung an den italieniſchen Novellenſtyl erinnert, ſeinem Geiſte nach aber durchaus ohne Verwandtſchaft daſteht. „Es gehört mit zu meinem Weſen", ſchrieb Müller einſt über ſich ſelbſt, als er in ſeiner Jugend voll Sturm und Drang auf dem deutſchen Parnaß erſchien, „wie die Bienen über Thal und Auen die Schöpfung zu durchwandern, um tauſend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anſchlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Herde zu hauſen, wär's auch nur, dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die ſonſt, auf eins verſchloſſen, mein Herz endlich ganz „verſchmoren" würde." Auch in der Novelle der Rheinblüten regt jene flatterluſtige Glut der Liebe ihre Schwingen, und wir möchten wol wiſſen, ob ſie das Werk der Muſe eines Vierundſiebzigers — denn Müller iſt im Jahre 1750 geboren — ſei, oder ob ſie zu deſſen frühern Arbeiten gehöre und gegenwärtig nur hervorgezogen, nicht hervorgebracht ſei. Der Sturm und Drang der Jugend zeigt ſich nicht ſelten auch in der vernachläſſigten Form des Styls, namentlich in den eingeſtreuten Gedichten, die ſich in vielen Stellen durchaus nicht als metriſche Zeilen leſen laſſen, und die Reime fallen gegen den Schluß der Strophen oder Abſätze hier und da einmal wie verloren herein. Wir könnten daher auch auf dieſe Novelle Tieck's Urtheil über Müller's poetiſche Werke anwenden: „Wie Schade, daß dieſes wahre Genie, welches ſich ſo glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poeſie fortgeſetzt hat! Sein Geiſt ſcheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieſelbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieſelbe Sucht zur übertreibung.“

Über K. G. Wetzel

(1821.) Zum Becker'ſchen Taſchenbuch.

Weil wir mit den kleinern Gedichten angefangen haben, ſo heben wir noch die „Reliquien“ von K. G. Wetzel hervor, und namentlich die „drei Weihnachtslieder“, welche den Wunſch erregen, daß ein Freund des zu früh Geſchiedenen dem Publicum in einer Auswahl die in Almanachen und Zeitſchriften zerſtreuten Lieder und Romanzen dieſes in ſeinem Leben nicht genug gewürdigten Dichters vorlege. Vielleicht würde das Publicum gegen den Todten gerechter ſein. Neben den angeführten verdienen noch einige Lieder von A. Wendt genannt zu werden, obſchon ſie nicht aus Einem Guſſe ſind, ſondern nur in einzelnen Strophen voll und rein klingen. Tieck lieferte einen größern poetiſchen Beitrag: „Prolog zur Magellone“, der ſo ganz im Geiſte der ſchönſten Dichtungen dieſes großen Romantikers iſt, daß wir nichts Beſonderes darüber zu ſagen wiſſen und nur dem Dichter Glück wünſchen zu der Fülle jugendlicher Sehnſucht, zu der Kraft naturdurchdringender Phantaſie, die uns aus dieſen Verſen eben ſo lebendig anſprechen wie aus den Erſtlingen ſeiner Muſen.

Über Max von Schenkendorf.

(18[illegible]) Zur Cornelia.

Ich bin für die Cornelia gewonnen durch die ſchönen Gedichte aus Schenkendorf's Nachlaß. Sie nehmen zwar nur wenige Blätter ein, aber dieſe Blätter wiegen den übrigen Gehalt des Buches weit auf. Es iſt unbegreiflich und unverzeihlich, wie wenig das deutſche Publicum dieſen echten Dichter erkennt und würdigt. Haben wir doch noch nicht einmal eine vollſtändige Sammlung ſeiner Gedichte. Die von 1815 enthält faſt nur die patriotiſchen Lieder aus dem Kriege; die geiſtlichen Geſänge ſind, ſo viel ich weiß, nicht im Buchhandel zu haben, ſondern nur als Manuſcript für Freunde gedruckt, und wie Manches fliegt in Almanachen umher und verfliegt, denn unſere Taſchenbücher werden wol für die kommende Generation ſpurlos verſchwinden. Sie ſind zu leicht, um ſich als Repertorien der kleinen Literatur, wie etwa die „Göttinger Muſenalmanache“, zu erhalten.

Nur mit den beiden „Weihnachtsliedern“ habe ich mich nicht ganz befreunden können, und namentlich haben die „Heiligen drei Könige“ mich faſt verſtimmt.

Dieſes Gedicht iſt verfehlt. Der Legendenglaube an die Gruft der heiligen drei Könige in Köln berührt mich ſtörend in einem geiſtlichen Liede, welches den ernſten Ton der Andacht redet. Zur objectiven Wahrheit kann die Poeſie dieſen Glauben zwar erheben, aber nicht zur ſubjectiven. —

Nehmen wir das Lied als eine fromme Faxe, als ernſten Pendant zu Göthe's „Heiligen drei Königen mit ihrem Stern“, und leſen wir zur allgemeinen Verſöhnung mit den Manen des Sängers ſein „Rheiniſches Tafellied“.

Der Sänger kommt zur guten Stunde,
Und ihn empfängt ein holder Gruß,
Den Feldherrn und die Tafelrunde
Erblickt er an dem grünen Fluß.
Der Feldherr läßt den Becher füllen
Mit altem Wein von Rüdesheim:
Du kannſt, o Herr, die Sehnſucht ſtillen.
Ein friſcher Trunk weckt friſchen Reim.

Den Becher heb' ich in die Lüfte,
Halb trink' ich ihn und gieß ihn aus,
Und ſpreng' ihn auf die Raſengrüfte,
Auf unſrer Väter ſtilles Haus.
Nun eingeweiht mit Blut und Weine
Mein Land, mein Heldenvaterland!
O ſtarker Fluß, ihr dunkeln Haine,
Der Sänger weiht euch Bruſt und Hand.

Der Freiheit laſſ' ich nun erſchallen
Mein zweites Wort, mein kühnſtes Lied,
Der Heldenbraut, die von den Hallen
Des Sternendoms herniederſieht.
Sie hat uns unſer Herz genommen,
Hat doch entzündet unſern Muth:
O ſüße Maid, wann willſt du kommen
Mit deinen Pfeilen, deinem Hut?

Der Schönſten jetzt, die ſtill im Herzen
Ein Jeder nennt und Jeder meint,
Der Guten, die mit Spiel und Scherzen
Den wunderbaren Ernſt vereint.
Sie ſendet uns in ferne Schlachten,
Wir ziehn um ſeligen Gewinnſt,
Und wie wir dürſten, wie wir ſchmachten,
Wir ſind beglückt in ihrem Dienſt.

Den Feldherrn ſing' ich und die Waffen,
Die kühn das Vaterland befreit,
Sie mögen ewig Recht verſchaffen
Und Sieg der theuern Chriſtenheit.
So hab' ich wol im Knabentraume
Die alte Ritterſchaft geſehn,
Ich ſehe, gleich dem Eichenbaume,
Im Waffenſchmuck den Feldherrn ſtehn.

Ich ſeh' ihn ſtrafend ab ſich wenden
Den Feldherrn, der vor Demuth glüht.
Nun darf ich nicht mein Lied vollenden,
Sein Leben iſt ein Heldenlied.
Klingt hell dazu, ihr Glockenſpiele,
Ihr alten Thürme, ſchaut herein,
O komm' aus tiefer Nacht und Kühle,
Du Sonnenkind, komm, edler Wein!

Der Sänger ſchweigt, er fährt hinunter
Auf leichtem Kahn den grünen Fluß,
Und lauter wird's und immer bunter,
Es kommt geflogen Gruß auf Gruß.
Und wenn der letzte Ton verklungen,
In's Meer der letzte Tropfen rann,
So fängt ein Lied in höhern Zungen,
Im höhern Licht ein Leben an.

Über Otto von der Malsburg.

(1825.) Zur Penelope.

Die Lieder des früh Entſchlafenen ſprechen mich vielleicht tiefer und inniger an, weil ſie Schwanengeſänge ſind. Der Freiherr Ernſt von der Malsburg, ihr Dichter, ſtarb dieſen Herbſt in der Blüte ſeines ſchönen, vielverheißenden und auch noch vielerwartenden Lebens. Er war vor einiger Zeit durch den Tod ſeines Vaters in den

Beſitz ſeiner Güter gelangt, die in den Waldbergen zwiſchen Kaſſel und Waldeck liegen. Dorthin ging er im Sommer, um ſich, dem Schloſſe ſeiner Väter auf dem Eſchenberge gegenüber, ein neues großes Wohnhaus zu erbauen. Aber der Tod foderte ihn in eine engere Wohnung ab, und ein hitziges Fieber riß ihn mit ſchneller Wut aus dem Lande der Lebenden hinweg. Seine Freunde beweinen in ihm eine liebevolle, treue, hingebende Seele; die ihn weniger tief kannten, einen liebenswürdigen, gefälligen, gewandten und ſtets wohlgelaunten Geſellſchafter, und es ſoll wenig Menſchen gegeben haben, die, wie er, unter einer aller Welt zuſagenden Form, gleichſam wie unter einer Rinde, eine ſo ſchöne Tiefe und Wärme des Gemüthes eingeſchloſſen hielten. Seine Gedichte, und namentlich ſeine Lieder, athmen eine gewiſſe weiche Ruhe der Empfindung und ſind größtentheils rein und vollſtändig ausklingende Accorde. Es wäre zu wünſchen, daß einer ſeiner Freunde, ohne freundliches Vorurtheil, eine Auswahl aus denſelben veranſtaltete. Seine Verdienſte als überſetzer aus dem Spaniſchen ſind anerkannt.

Über Helmina v. Chezy.

(1822.) Zur Urania.

Ein Strauß von neun Frühlingsliedern, von Helmina von Chezy, voll inniger Liebeswehmuth, die wie eine einſam trübe Wolke über die Blütenpracht der Erde hinzieht; von derſelben drei Sonette an Otto v. d. Malsburg.

(1824.) Zur Orphea.

„Der neue Narciß“, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Helmina von Chezy.

Bei weitem die beſte Gabe, welche der weibliche Orpheus uns bringt, und überhaupt eine gute Gabe, was mehr ſagen will und ſoll. Ein reizendes, munteres idylliſches Luſtſpiel in wohlklingenden Alexandrinern, voll natürlicher Luſt und Laune, dem wir einen günſtigen Empfang auf der Bühne vorausſagen möchten, wenn das grobe Ungeſchick der Schauſpieler d'aujourd'hui die zarten Blüten der Dichtung nicht zerknickte, oder ſie zu großen Papierſträußen carikirte. Es käme auf einen Verſuch an. Und zur Erholung für mich, der ich, trotz meinem vielen Recenſiren, doch manchmal noch einen wunderlichen poetiſchen Trieb fühle, und für meine Leſer und Leſerinnen dazu, will ich hier ein Liedchen aus dem Luſtſpiele herſetzen, welches verdiente, von dem Vater der Muſik, dem Orpheus, componirt zu werden, wenn es noch nicht von Maria von Weber componirt iſt.

Wann kühl die Abendlüfte wehn,
Nach ſchwülen Tages Drang,
Wir Schnitter paarweis heimwärts gehn
Mit Tanz und Sang und Klang!
Schön dunkle Abendzeit!
Feins Liebchen iſt nicht weit.
Was liebt, Trallra!
Das liebt, ja, ja,
Schön dunkle Abendzeit.

Die Garbe hoch zur Mittagsſtund'
Schirmt uns vor Sonnenbrand.
Auf runder Garbe, Mund an Mund,
Uns froh der Abend fand.
Schön weicher Sitz im Gras.
Wo Liebchen bei mir ſaß!
Wer liebt, Trallra!
Das liebt, ja, ja,
Schön weichen Sitz im Gras.

Wie herrlich iſt's um uns beſtellt,
Wenn ſich die Sichel regt;

Was liebt, das küßt, was reif iſt, fällt,
Beim Tact, den Amſel ſchlägt.
Schön goldne Erntezeit,
Wo ſich die Liebe freut!
Was liebt, Trallra!
Das liebt, ja, ja,
Schön goldne Erntezeit.

Der Stoff des kleinen Luſtſpiels iſt aus dem bekannten Volksaberglauben geſchöpft, nach welchem die Jungfrauen ihren Zukünftigen in dem Spiegel eines Quells oder Brunnens ſehen, wenn ſie in einer heiligen Mitternacht, wie vor dem Johannistage oder in der St.-Annennacht, ſtillſchweigend in das Waſſer hineinſchauen. Zwei Mädchen machen dieſe Probe; die Liebhaber, welche ſie belauſcht haben, beſteigen zu Dreien einen Baum, der ſich über die Quelle neigt, ohne daß Einer den Plan des Andern weiß. Der unbegünſtigte Liebhaber, ein alter Schulmeiſter, ſtürzt von dem Baume herab, als die Mädchen eben in den Waſſerſpiegel ſchauen, daher der Titel, „Der neue Narciß", welcher vielleicht mit einem andern leicht vertauſcht werden könnte, der charakteriſtiſcher und verſtändlicher wäre.

Über A. Grafen von Platen.

(1823.) zur Urania.

Sonette lieferten Karl Streckfuß und der Graf von Platen. Die erſteren, Selbſtgeſpräche, Betrachtungen über körperliche Reife und geiſtige Jugend, behandeln einen gedankenreichen Stoff in kräftiger Kürze, ſtreng vollendeter Form und haben Charakter. Die des Grafen von Platen ſind poetiſch friſcher und freier und beſtätigen die Hoffnungen, welche die erſten Verſe deſſelben in uns erregt haben. Eine kräftige Originalität, tiefſinniges Gefühl und eine lebendige Einbildungskraft laſſen ſich ſelbſt in ſeinen minder gelungenen Arbeiten nicht verkennen.

(1825.) Zum Frauentaſchenbuch.

Nächſt den Rückert'ſchen Gedichten nenne ich die, welche der Graf von Platen beigeſteuert hat, namentlich die Lieder, in denen ſich ſein eigenthümlicher Geiſt, ein Geiſt voll Poeſie, am freieſten regt, ausgeſchlauct aus den orientaliſchen Schleppkleidern, deren Geraſchel uns von Tage zu Tage unausſtehlicher wird. Hafis iſt ein Mann pour tout le monde, und unſer Göthe hat ihn ſo deutſch gemacht, daß wir ihn auch in dieſen Platen'ſchen Liedern nicht ungern ſehen. Dazu iſt er auch ein vortrefflicher Noth- und Hülfsmann, ein Lied anzufangen und zu ſchließen, und wenn wir keinen Gedanken mehr haben oder auch noch gar keinen, da muß Hafis herhalten: So ſang Hafis! Es lebe Hafis! Hafis ſei mein Exempel! Hilf, Hafis!

Wol mit Hafis darf ich ſagen:
Ewig trunken iſt mein Muth!
Nimmer könnt' ich es ertragen,
Dieſem Rauſche zu entſagen,
Dieſer Liebe, dieſer Glut!

Indeſſen geht es auch ohne Hafis, und, wie mir ſcheint, recht gut, z. B. in folgendem Liede:

Lebensfurcht.

Ich möchte gern mich frei bewahren,
Verbergen vor der ganzen Welt,
Auf ſtillen Flüſſen möcht' ich fahren,
Bedeckt vom ſchatt'gen Wolkenzelt.

Von Sommervögeln übergaukelt,
Der ird'ſchen Schwere mich entziehn,

Vom reinen Element geſchaukelt,
Die ſchuldbefleckten Menſchen fliehn.

Nur ſelten an das Ufer ſtreifen,
Doch nie entſteigen meinem Kahn,
Nach einer Roſenknospe greifen,
Und wieder ziehn die feuchte Bahn.

Von ferne ſehn, wie Heerden weiden,
Wie Blumen wachſen immer neu,
Wie Winzerinnen Trauben ſchneiden,
Wie Schnitter mähn das duft'ge Heu.

Und nichts genießen als die Helle
Des Lichts, das ewig lauter bleibt,
Und einen Trunk der friſchen Welle,
Der nie das Blut geſchwinder treibt.

Antwort.

Was ſoll dies kindiſche Verzagen,
Dies eitle Wünſchen ohne Halt?
Da du der Welt nicht kannſt entſagen,
Erobre dir ſie mit Gewalt!

Und könnteſt du dich auch entfernen,
Es triebe Sehnſucht dich zurück,
Denn ach, die Menſchen lieben lernen,
Das iſt das einz'ge wahre Glück!

Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächſt das Kind,
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle ſind.

Du ſiehſt ſie, doch du fliehſt vorüber
Im glücklichen, im ernſten Lauf;

Dem frohen Tage folgt ein trüber,
Doch Alles wiegt zuletzt ſich auf.

Und wie der Mond, im leichten Schweben,
Bald rein und bald in Wolken ſteht,
So ſchwinde wechſelnd dir das Leben,
Bis es in Wellen untergeht.

Über Wilhelm von Schütz.

(1821.) Zur Urania.

„Die Reiſe mit Amor“, von Wilhelm von Schütz. Dieſes größere Gedicht zerfällt in mehrere Abtheilungen, die in verſchiedenen Versarten abgefaßt ſind. Der Anfang läßt uns eine Reihe verliebter Abenteuer unter fremden Völkern, nach deren Art und Sitte erwarten. Amor, der den Dichter in einer Mondnacht beſucht, läßt ſich von dieſem erbitten, ihn mit ſich auf Reiſen zu nehmen.

So hatt' ich erfleht den Götterknaben,
Daß er lächelnd ſprach: ich lohn' es, daß dich
Meiner Mutter Mädchenreigen locket.
Drauf mich wandelt er zum ſchlanken Pfeile,
Reiſig ihm zu ruhn im goldnen Köcher,
Süß umweht von ſeines Fittigs Düften.
Raſcher Vogelflug ward ſeine Wandrung.

Die, ſo wähnt' ich, blumenvolle Länder
Zeigen würd' in wärm'rer Sonne grünend
Und der Erdentöchter Tulpenflor.
Doch läßt Amor von der Schalkheit nimmer,
Hört nur, welchen Zug er mit mir antrat.

So ſchließt die Einleitung, die wir für das Gelungenſte des ganzen Gedichts halten. Sie gibt ein anmuthiges, Anakreontiſches Gemälde, nur daß tiefere Liebesfülle hier athmet, als wir bei dem ſcherzhaften Greiſe finden.

Durch ſchneidende Winde, über Schnee und Eis geht die Reiſe nach Maſovien, wo wir den Pfeil, plötzlich wieder zu einem Jünglinge umgeſtaltet, in dem glänzenden, tobenden Kreiſe eines Tanzſaales erblicken. Die Beſchreibung iſt prachtvoll, zuweilen an das Üppige und Überladene ſtreifend, z. B.:

Nimmer war geſpannter Teukros Bogen,
Wie geſchweift den ſchönen Fraun der Rücken;
Nie gerötheter Cythere's Roſe,
Wie das Blumenthor der Nelkenlippen;
Noch am Himmel Jupiter entflammter,
Wie die Sonn' im Wald glomm ihrer Augen,
Nie durchs braune Labyrinth der Haare
Wand ein ſammt'ner Rubinſtrom ſich wilder.

Ein geringerer Aufwand von Bildern und Prachtworten würde hier gewiß der Anſchaulichkeit zuträglich ſein. Bild auf Bild, und Vergleich auf Vergleich läßt in ſolchen Beſchreibungen das aus den Augen verlieren, was uns eben dadurch verdeutlicht werden ſoll. Bald entſpinnt ſich ein galantes Verhältniß unſeres Jünglings mit einer ſchönen Polin, und im Augenblicke, da er am Ziele aller ſeiner Wünſche ſteht, ruft Amor zur Abreiſe und verwandelt ihn wieder in einen Pfeil.

Weiche Hände faßten mich mit Wärme,
Wie mich nie gehüllt in Blut und Blüte,
Kiſſen mich dahin dem ſüßen Durſte,
In Muſik und Tanz mit ihr zu baden.
Jetzt erſt fühlt' ich, daß ich Venus faßte,
Und verſtand erſt den Geſang der Reize,
Ahnt' erſt, was Gewandes Wellen bergen,
Wußte nicht, ob dies der Schluß des Feſtes,
Oder ob die Kerz' erſt ſollte flammen,
Als auf weichem Polſter träum'riſch Dunkel
Uns, die Lieb'ermüdeten, umhüllte,
Und der Stern der Wonne ſollt' erſt funkeln.
Aber, weh'! ich Armer war betrogen,
Denn von Amors Pfeil die Spitze blickte.
Lächelnd hielt er ſie mir hin zum Zeichen,
Daß er wieder mich verwandeln müſſe
Zu 'nem flücht'gen Wandersmann der Liebe.
Abermals erſtarrt zu rothem Golde,
Keimt ein Flügelpaar mir an den Schläfen,
Das mich forttrug aus dem bunten Saale
Und der Mädchenblumen Sternenkreiſen,
Einer neuen Wanderſchaft entgegen.

Die Reiſe führt uns aus dem tiefen Norden nach dem hohen Orient, deſſen Leben und Lieben mit den glänzendſten Farben geſchildert wird, und hier laſſen wir uns die überſchwellende Fülle der Poeſie des Herrn von Schütz gern gefallen, weil ſie dem Charakter des Gegenſtandes zuſagt. Beſonders glühend, ſchimmernd und duftend, wie die Blüten des Orients, ſind die eingeſchalteten Lieder. So z. B. jenes ſehnſuchtsvolle Abendlied der Jungfrau:

Sie nannte den Athem der Nacht
Wogende Rede,
Zunge mit Flügeln,
Schweſter der Freiheit,
Und ſagte: Wo wandelſt du hin?
Nicht in entſchlummerter Roſen
Becher gieße Betäubung,
Noch ſtöre der ſilbernen Lilie
Schlaf durſtendes Auge,
Oder küſſe die Blätter
Der ſchweigenden Pappel
Auf zum Geflüſter.
Ibrahim ſuche, gegürtet
Mit meiner Sehnſucht,
Sag' ihm, ich fleh' bei den Blumen,
Aber einſam und klagend,
Weil zur Wüſte veröde
Mir ſein Fernſein den Garten.
Scheltend nenn' ihn des Winters
Plündernde Hand,

Die den Frühling beraubt,
Oder ſtolze Tulpe, die ſchlürfte
Berauſchenden Trank des Hochmuths,
Und nicht duftet von Liebe.
Späh' nach den ſchwarzen glänzenden
Zaubrern der Augen,
Ob ſie die Nacht beſchwuren,
Trank des Vergeſſens zu ſpenden,
Und brich, wie du ihn findeſt,
Trägt ihn nicht her der Fittig der Liebe,
Von der Wang' ihm Granaten,
Aus den Haaren ihm Veilchen.

Aus dem alten Orient ſchifft Amor mit ſeinem Genoſſen zur neuen Welt hinüber und landet auf einer der Freundſchaftsinſeln. Ein holdes Inſelkind, Tuha genannt, wird dem ſeiner Menſchengeſtalt zurückgegebenen Pfeile durch das Loos beſcheert, und er geht mit ihr, „weil der Zeugen Schar beſchwert", in den Wald.

Dort, als wir fremdem Blick entwunden,
Ließ ſie von ihrer Bruſt den Schleier weichen;
Nicht buhleriſch; es war der Ehrfurcht Zeichen

Eben wieder in dem ſeligſten Momente kommt Amor und reißt die Liebenden auseinander.

Da laut in Lüften Amors Flügel ſchwirrte,
Mir klang es wie der Schlachtdrommete Schmettern.
Thor, ſprach er, wer flicht hier den Kranz der Myrte?
Zu Schiff! zu Schiff!

In der Nacht rudert Tuha zu dem Schiffe des Geliebten und entführt ihn nach der Inſel. Dort glüht in derſelben Nacht der Liebe Opfer, und die Jungfrau ermuthigt den gewiſſenhaften Jüngling, es anzuzünden. Sie ſpricht:

> Wohl weiß ich, daß du morgen mußt entfliehen,
> Und drum ſoll heut noch unſer Opfer glühen.

Und weiter:

> Nachdem wir uns den herben Durſt genommen,
> Wir fühlten gleiche Wonn' im neuen Du,
> Und war auch mir ein Dorn im Herzen blieben,
> Sprach ſie doch lächelnd: laß dich nichts betrüben.

Von jetzt an ſpricht Tuha in unklaren, myſtiſchen Worten von Flammentod und Wellentod, als ewiger Liebesvereinigung, und als ſie ausgeſprochen, ſpringt ſie ins Meer.

Mit dieſem Sprunge ſpringt aber das ganze Gedicht in die Tiefen religiöſer Myſtik, in die wir ihm zu folgen uns nicht berufen fühlen. Die Terzinen, welche, von dieſem Sprunge an, nach den Octavreimen eintreten und das Gedicht zu Ende führen, ſind ſchwerfällig, verworren, überladen, oft bis zum Unverſtändlichen. Die Reiſe mit Amor ſchließt in Jeruſalem mit der Verklärung der ewigen Liebe am Kreuze. Wir vermögen nicht ſolche vielſeitige Liebesandacht in

Fleiſch und Geiſt zu theilen, und geſtehen, daß der heilige Schluß des Gedichts uns — empört hat.

(1822.) Zum Frauentaſchenbuch.

Die Lieder von Wilhelm von Schütz ſind größtentheils frei von myſtiſchem Dunſt und glänzendem Schwulſt, welche die poetiſche Lebenskraft dieſes ausgezeichneten Schriftſtellers ſo oft erſticken. Das dritte Liedchen iſt ganz ohne Makel, daher theilen wir es gern unſern Leſern mit.

Die Woge donnert nieder
Den Felſenſturz hinab
Und lächelt milde wieder
Unten im kühlen Grab.

Begierden in mir brauſen,
Nach Ruh' die Sehnſucht ſchreit,
Das Waſſer muß erſt ſauſen,
Eh ſich's der Stille weiht.

Hinab zur Tiefe ſchäume
Dann meines Lebens Flut
Und finde Friedensträume
Im Spiegel, der dort ruht.

Die Träume werden ſchwinden;
Dann kommſt auch du zur Ruh:
Der Spiegel wird verblinden;
Dann ſchließt das Aug' ſich zu.

Über Guſtav Schwab.

(1820.) Zum Cotta'ſchen Damenalmanach.

„Romanzen von Robert dem Teufel“, nach der alt-franzöſiſchen Sage, von Guſtav Schwab. Der Stoff zu dieſen Romanzen ward dem jüngeren Dichter von Ludwig Uhland mitgetheilt, der ihn einſt zu eigener Bearbeitung aufgefunden und zurückgelegt hatte.

Auf Andres lenkte Dich der Geiſt,
Nach einem größern Ziel;
Dein Sinnen und Dein Dichten ward
Zum hehren Trauerſpiel.

Da beut mir Deine Gunſt den Stoff
Zum Bilden freundlich an;
Ich nehm's mit banger Fröhlichkeit,
Will thun, ſo viel ich kann.

Vergeſſe, wer den Liederkranz
Mit ſeinen Händen faßt,
Daß Du zu flechten ihn gedacht,
Und nicht geflochten haſt.

Man trinkt wohl an dem Brunnenrohr,
Wenn man nicht kann am Quell;
Und was der Meiſter nicht ſchaffen will,
Das ſchaffet der Geſell.

So heißt es in der Zueignung an Uhland. So ſehr wir uns nun immer freuen, wenn wir hören, daß ein wahrer Dichter (und das iſt Uhland gewiß) ſich zu dem Trauerſpiel wendet, woran ſo viele Unberufene ſich vergriffen, und das einer nationalen Geſtaltung noch immer vergebens entgegenſieht; ſo müſſen wir doch geſtehen, daß, nach Dem zu urtheilen, was vorliegt, die Romanze an Ludwig Uhland mehr verlieren würde, als das Trauerſpiel gewinnen, wenn er ſich ganz von der erſtern abwenden wollte. So iſt es ja aber auch nicht gemeint, und wir zürnen ihm daher gewiß nicht, wenn er einem ſo wackern und beſcheidenen Geſellen wie Guſtav Schwab mitunter einen Stoff zu Romanzen aus ſeinem Vorrathe übergibt. Guſtav Schwab hat ſich beſonders durch die „Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Chriſtophs von Würtemberg“ (Stuttgart 1819) als einen der beſten deutſchen Romanzendichter bekannt gemacht, und auch in den vorliegenden trifft er den ſchlichten, anſchaulich und überzeugend darſtellenden Ton auf das glücklichſte.

(1822.) Zur Urania.

„Otto der Schütz", zehn Romanzen von Guſtav Schwab. Dieſer ausgezeichnete Romanzendichter, neben Uhland vielleicht der erſte in ſeiner Gattung, ſcheint es darin verſehen zu haben, daß er ſeinen Stoff, eben nicht den ergiebigſten, zu ſehr ausgedehnt hat. Fünf Romanzen würden ihn erſchöpft haben; daher denn das Gedicht hie und da in Geſchwätzigkeit erſchlafft, wie z. B.:

Er legt ſich in Sorgen,
Am anderen Morgen
Erwacht er getroſt.
Es leuchtet die Sonne
Zu ſonderer Wonne
Im lauteren Oſt.

Geſandt iſt zu allen
Des Hofes Vaſallen,
Sie füllen den Saal;
Es ſtehn mit Geleite
Dem Herren zur Seite
Sein Kind und Gemahl.

Dann tritt zu den Stufen
Der Pforte, gerufen,
Der Schütze herein.
Wohl ärgern ſich bitter
Am Diener die Ritter,
Am Knechte die Frein.

Die ſechste Romanze ſcheint uns verfehlt und ſchmeckt nach Manier. Nicht ſelten fällt der Ton aus der einfachen Sprache der Romanze heraus, z. B.:

> Sie reichen die Hände
> Sich über der Stände
> Verſchwindenden Kluft.

oder:

> Der Aeltre? das Bild, ach!
> Der Mutter entſteigt ihm
> Mit ſanfter Gewalt.
> Der Jüngre? — der zeigt ihm
> Des Buhlen Geſtalt.

Manche berechnete Schlüſſe der Romanzen bleiben ohne Wirkung, z. B. jener:

> Sie fliehen, ſie jagen
> (Des Roſſes ſchont Keiner)
> Vom Winde verſtäubt.
> Dort ſtehet noch Einer: —
> Herr Homburg, der bleibt.

(1822.) Zum Frauentaſchenbuch.

Unter den Gedichten von Guſtav **Schwab** wiſſen wir keins als gelungen zu rühmen, ſo werth uns dieſer Dichter auch iſt. Die Romanzen: „Der Vogt von Hornberg", behandeln einen unpoetiſchen Stoff und ſind ſehr in die Länge gezogen. Beſonders ſchleppend werden ſie durch die dreifachen Reime der durchgehenden Stanze. Wir geben eine zum Belege.

Da hat es ſich begeben,
Daß noch ein rechtes Leben,
Ein muthiges Beſtreben
Im Dörflein Gutach war.
Dort lehrte noch zur Stunde
Mit ſeinem freien Munde
Aus ſeines Herzens Grunde
Ein Pfarrer fromm und klar.

(1824.) Zur Minerva.

„Die Kammerboten in Schwaben", geſchichtliche Sage aus dem neunten und zehnten Jahrhundert, bearbeitet von Guſtav Schwab. Romanzen in der Nibelungenſtrophe, untermiſcht mit ungebundener Rede. Schade, daß dieſe Zwittergeſtalt die kräftige, charakteriſtiſche Darſtellung verdirbt.

(1825.) Zur Minerva.

Unter den drei Verslieferanten der Minerva iſt doch Ein Dichter, den ich nicht zu nennen brauche.

Er gibt zwei Romanzen, die poetiſche Ägis der diesjährigen Minerva. Schade, daß in der einen ein garſtiger Flecken iſt, ich meine den iambiſchen Vers:

Fleh'nd nur des Todes Gunſt —

Ich begreiſe nicht, wie ein ſolcher Vers aus eines Dichters Munde herauskann. Man könnte daran erſticken. Freilich iſt dabei zu bedenken, daß die Dichter leider ihre Verſe lieber aus der Feder als aus dem Munde kommen laſſen. Und eine Feder reißt von einem ſolchen: Fleh'nd nur, noch nicht entzwei.

(1826.) Zur Urania.

„Der Möringer", ſchwäbiſche Sagen in vier Romanzen, von Guſtav Schwab. Der Name des Verfaſſers bürgt für die charakteriſtiſche Behandlung des alten Sagenſtoffes. Einzelne Momente ſind überaus ergreifend, oft durch einen einzigen Vers, wie z. B. gegen den Schluß der zweiten und dritten Romanze. Der Leſer ſuche die Stellen, die wir meinen.

(1827.) Zur Urania.

Die Romanzen von **Schwab**, eine Begebenheit aus dem Leben des Malers Hemmling feiernd, ſind in ſeiner bekannten einfach gediegenen Manier.

Über O. Graf von Löben.

(1822.) Zum zweiten Becker'ſchen Taſchenbuch.

Unter den kleineren Gedichten zeichnen ſich vortheilhaft aus die Romanzen: „Der Löwenkranz", von dem Grafen von **Löben**. Die Wahl dieſes echt poetiſchen Stoffes verdient nicht weniger Lob als die glückliche Behandlung. Die ſiebente Ballade trifft der Vorwurf einiger ſchleppenden Längen in unnützen Ausmalungen.

(1822.) Zum Frauentaſchenbuch.

Die Gedichte des Grafen von **Löben** gehören zu den ſchönſten poetiſchen Gaben des Büchleins.

Wie zart und innig ſpricht beſonders das „Lied des einſamen Liebchens“ an! Die kleine Legende: „Maria vor der Hütte“, umſchließt die tiefen Myſterien der Paſſion mit Kinderworten und Kinderſpielen; der „Lebenslauf des Würmchens im Graſe“ iſt ein wunderniedliches poetiſches Miniaturbildchen; das Gedicht: „Himmelſchüſſel“, wird Gelegenheit zu einer Vergleichung mit derſelben Blume in dem Strauße von Trinius geben und dadurch nicht verlieren. Am wenigſten genügen uns die Sonette: „Der Kirchhof“.

(1824.) Zu Gleditſch's Taſchenbuch.

Des Grafen Löben acht Lieder: „Junggeſellenübermuth“, ſind friſch und lebendig wie Lerchen, die, mit Morgenthau beſprengt, aus einem Ährenfelde aufſteigen. Möchte doch der jugendlich geſunde Lebensgeiſt dieſer Gedichte aus ihnen in ihren Sänger übergehn und ihm mit dem nächſten Frühlinge Kraft, Muth und Übermuth einweben!

Über H. Heine.

(1823.) Zur Aurora.

Siebzehn Lieder von H. Heine, der unlängſt eine Gedichtſammlung zu Berlin herausgegeben hat, verdienen Aufmerkſamkeit. Es herrſcht in ihnen ein freier, eigenthümlicher Klang, und unter einigen unbedeutenden und verfehlten zeichnen ſich mehrere durch Originalität der Empfindung aus, z. B. das 8., 13., 14., 15. und andere mehr. Eins zur Probe:

Seit die Liebſte war entfernt,
Hatt' ich's Lachen ganz verlernt.
Schlechten Witz riß mancher Wicht,
Aber lachen konnt' ich nicht.

Seit ich ſie verloren hab',
Schafft' ich auch das Weinen ab.
Faſt vor Weh das Herz mir bricht,
Aber weinen kann ich nicht.

Über Friedrich Förſter.

(1824.) Zu Gleditſch's Taſchenbuch.

Die Gedichte von Friedrich Förſter haben ſich zu fix und fertig geſungen in einem aus Göthiſmus und naiver Volksthümlichkeit und Biederkeit zuſammengeſetzten Tone, als daß ihre fließende Leichtigkeit uns recht zuſprechen könnte. Denn es gibt eine Leichtigkeit der Natur und eine Leichtigkeit der Fabrik, und vor dieſer letztern muß ſich Herr Förſter hüten, der wohl Poeſie genug in ſich hat, um ſeine Natur nicht ſo in einem Tone feſt zu ſingen. Er mache ſich alſo frei, je eher, je lieber, nur aber nicht zu frei in der Grammatik, wie z. B. in dem Gedicht: „Die Gratulanten":

Sich mild in euerm Herz erweiſt ꝛc.

Blumenleſe

aus

den Minneſingern.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller,
Mitglied der Berliniſchen Geſellſchaft für Deutſche Sprache.

9161

Erſte Sammlung.

Berlin 1816.
In der Maurerſchen Buchhandlung,
Poſtſtraße Nr. 29.

48 BS dr

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Es iſt die unerläßliche Pflicht eines jeden Schriftſtellers, ſeine Leſer, wenigſtens den richtenden Ausſchuß derſelben, ſo weit es ihm möglich iſt, außer Stand zu ſetzen, ihn unvorſätzlich falſch und ungerecht, es ſei im Lobe oder im Tadel, zu beurtheilen. Die Erfüllung dieſer Pflicht ſei daher vor Allem der Zweck gegenwärtiger Vorrede, wozu ich dich, geneigter Leſer, hiemit inſtändigſt einlade.

Was zuvörderſt meine hier zum erſten Male erſcheinenden Nachahmungen der altdeutſchen Minnelieder betrifft, ſo kann ich nicht füglich verſchweigen, daß ſolche insgeſammt ohne unmittelbare Abſicht einer öffentlichen Bekanntmachung theils zu eigener Erheiterung in einer troſtbedürftigen Zeit, theils auf den Wunſch einiger Freunde, die der *alten Sprache* nicht mächtig genug waren, um die Lieder in der Urſchrift zu genießen, die aber ihren deutſchen Geſchmack in den Zeiten jener allgemeinen Seuche ſtark und rein genug erhalten hatten, um den alten Geiſt verſtehen und fühlen zu können, geſchrieben worden ſind. Hiemit habe ich auch ſchon das Hauptaugenmerk meiner Bearbeitung angedeutet, ich meine, den alten Geiſt in der neuen allgemeinverſtändlichen Sprache und in der gängen Form des heutigen Liedes aufzufaſſen und wiederzugeben. Ich habe dabei keines Weges auf Wörtlichkeit geſehen, aber wohl auf innere Treue; denn Wörtlichkeit gleicht einer äußeren Prunktreue in Gelübden und Verſchwörungen oder in Blicken und Geberden, die ja faſt nimmer, hier wie da, mit der wahren, einzig ihres Namens werthen, Treue zuſammenwohnt. Daher wundere man ſich nicht, wenn man hie und da ein Gedicht lieſt, worin ſich kaum ein einziges Wörtchen der Urſchrift wiederfindet, und dann auch manches, wo faſt nur die alte Rechtſchreibung geändert iſt. Ich wage doch zu behaupten, daß Alles nach einem Maßſtabe gearbeitet iſt, Alles gleich treu und gleich frei. Jetzt wird es auch Keinen mehr befremden, wenn ich erkläre, daß ich die meiſten Lieder ſo überſetzt habe, daß ich die Urſchrift drei bis vier Mal aufmerkſam durchlas, dann das Buch weglegte und das Gedicht aus meinem Innern wieder herausſang.]

Nun möchte mir aber Dieſer oder Jener die Frage thun: warum denn, bei einer ſo großen Freiheit in den Worten, doch gar manche alte Formen und Wörter in der Überſetzung ſtehn geblieben ſind? Ich habe dazu einen zwiefachen Grund: viele Äußerlichkeiten nehmlich ſcheinen mir, ohne zugleich das Allerinnerſte anzutaſten, in den Minneliedern ſowol, als auch in andern altdeutſchen Gedichten, nicht wohl veränderlich und verneubar: um nur ein Beiſpiel anzugeben, ſo frage ich, ob man wohl, ohne lächerlich zu werden, die Benennungen: meine Frau, mein Weib, und ähnliche mit den gleichbedeutenden neueren: mein Schätzchen oder mein Mädchen vertauſchen könnte? Es gehört dieß allerdings, ſtreng genommen, zum Kleide, aber, wer will denn auch den Heinrich von Veldeck in einem franzöſiſchen Frack ſehen? Bei Weitem die meiſten alten Formen und Wörter aber habe ich darum beibehalten, weil die entſprechenden neueren entweder ganz fehlten oder doch ſo unvergleichlich ſchlechter waren, daß ich dieſe ſchickliche Gelegenheit nicht ungenutzt vorüberlaſſen konnte, ohne manches ſchöne Alterthümliche wieder einmal in Andenken zu bringen. Hierher gehört z. B. die Mehrheit: Weibe, für unſer häßliches: Weiber, und die eben ſo wohlklingenden als dem Dichter brauchbaren weiblichen Endungen: Fraue, Maie, und Anderes mehr.

Die alten Versmaße ſind, mit wenigen Ausnahmen, unverändert geblieben, nur daß ich ſie hie und da gleichförmiger machte und die offenbaren Fehler und Lücken, die in der Urſchrift ſchon unheilbar waren, in der Überſetzung nach meiner Anſicht verbeſſerte und ergänzte, und nur in dieſer Rückſicht mag es nicht unſchicklich ſcheinen, daß ich das Neue dem Alten gegenüber ſtelle.

In den Reimen endlich habe ich mir manche Freiheiten erlauben müſſen, die den Regeln des neudeutſchen Reimes zuwider ſind, aber da mir die ſchöne Biegſamkeit der alten Sprache, die darin ſelbſt der geprieſenen italieniſchen und ſpaniſchen Wenig oder Nichts nachgiebt, bei meinen Nachbildungen nicht zu Dienſte ſtand, und ich doch wo es nur irgend möglich ſchien, die Art und Zahl der urſchriftlichen Reime beibehalten wollte, ſo hielt ich es für verzeihlich, Reime, wie: nicht mit liegt, kann mit Bahn und ähnliche durchgehn zu laſſen.

Jetzt noch ein paar Worte über meine Vorgänger. Die erſte Erneuung von altdeutſchen Minneliedern verdanken wir dem Vater Gleim. Seine Gedichte nach den Minneſingern, mit untergeſetzter Urſchrift, erſchienen zu Berlin 1773, und enthalten beſonders viele Lieder aus den fürſtlichen Dichtern. Sie ſind ganz frei und in beliebigen Versmaßen und Reimarten, oft aus einem Paar alten Zeilen ein Paar neue Stanzen und ſelten ein vollſtändiges Gedicht der Urſchrift, ſondern immer nur eine oder die andere Stelle aus einem Liede herausgehoben und nachgeſungen. Jedoch kann man ſicherlich aus Gleims Liedern immer noch einen richtigern Begriff von den alten Minneſängern gewinnen als aus den meiſten nachfolgenden Bearbeitungen. Seinem im Bragur angezogenen Büchlein, Gedichte nach Walther von der Vogelweide, habe ich bisher vergebens nachgeſpürt und auch in Hagens und Büſchings Grundriß finde ich es nicht. Im vierten Bande der Iris ſtehen einige Lieder des Ulrich von Lichtenſtein, vielleicht von Jacobi. Von den Überſetzungen der Minnelieder im Bragur ſind nur wenige von Böckh, Gräter und C —— des Leſens werth; die Hinsbergiſchen und in Sonderheit, die von Hermes ſind neue Opernarien. Über die Nachbildungen eines Voß, Bürger und Friedrich Schlegel enthalte ich mich um ſo ehr jedes Urtheils, da ich nur ſehr wenige davon kenne. Leons Arbeiten im Taſchenbuch Apollonion ſind mir ebenfalls noch nicht zu Geſicht gekommen. Was endlich Tiecks Sammlung betrifft, ſo iſt dieſe kaum zu den Überſetzungen zu rechnen: ihr Verdienſt beſteht darin, die ſchöne Leſewelt zuerſt auf die alten Lieder aufmerkſam gemacht und bei der Seltenheit und Unbrauchbarkeit des Bodmerſchen Abdrucks, zugleich für den erſten Anlauf geſorgt zu haben. Denn um das Verſtändigen und Genießbarmachen für den ungelehrten Leſer hat ſich der Dichter, der hierin gerade das Beſte hätte leiſten können, gar wenig bekümmert: nur hie und da, oft wo es am wenigſten nöthig ſcheint, iſt ein Wort oder ein Vers geändert, an hundert andern Stellen, wo die Änderung eben ſo leicht als nützlich geweſen wäre, iſt Nichts angerührt. Die Auswahl ſelbſt iſt aber oft mit gar zu geiſtreicher

Nachläſſigkeit gefertigt. Hagens Überſetzungen in der Eunomia ſind nach dem Maßſtabe der Tieckſchen gearbeitet und ſollen dieſelben ergänzen.

Somit ſchicke ich denn zu dieſen zahlreichen glücklichen und unglücklichen Vorarbeiten eine abermalige Nachbildung der alten Minnelieder in die deutſche Leſewelt hinaus, nicht wiſſend, zu welcher von beiden Klaſſen mein Nachſolger dieſe Arbeit dereinſt zählen wird, und auch wenig darum bekümmert, wenn ſie nur bis dahin nicht ganz unütz iſt, und ſich, oder, was mir wahrlich lieber wäre, den alten Vorbildern, einige Freunde und Freundinnen erweckt.

Euch vor Allen, deutſche Frauen, wünſche ich mit meinem Büchlein ein nicht unwillkommenes Geſchenk zu machen. Möge es ein freundlicher Lehrer werden, der euch in ſpielendem Unterricht mit der Sitte und Sprache jener ſchönen Zeit vertraut mache, die eurer Ehre und Liebe ſo voll war, daß wir unſre armſelige Modewelt mit ihren welken Blumen noch ſo reichlich ſchmücken und würzen können. Wie ſollte es mich freuen, wenn alsdann meine ſchwachen Nachklänge, ſammt allen den andern, recht bald überflüſſig würden und in

Vergeſſenheit untergiengen; wenn die alten Lieder in alter Weiſe und alter Sprache in eurem Munde und auf eurer Harfe fortlebten und die alten Sitten und die alte Liebe aus ihrem Grabe wach ſängen! Denn welcher Hügel möchte ſolchem Auferſtehungsrufe verſchloſſen bleiben?

Ich komme nun zum zweiten Haupttheile meines Buches, zur Bearbeitung der Urſchrift. Ich habe leider keine Handſchrift hiebei benutzen können, auch keine neue Vergleichung einer oder der andern ſtand mir zu Gebote: Raßmanns im Muſeum abgedruckte Berichtigungen und Ergänzungen der Züricher Ausgabe nach der Pariſer Handſchrift und Beneckes Leſarten der Bremiſchen, in ſeinen Beiträgen zur Kenntniß der deutſchen Sprache und Litteratur, waren meine einzigen Hülfsmittel. Um deſto unvereinbarer mit den Grundſätzen der allgemeinen Kritik, muß, wie ich wohl vorausſehe, die Art und Weiſe erſcheinen, mit welcher ich die alten Lieder behandelt habe, und die Rechtfertigung meines Verfahrens zwingt mich zu einer, für dieſen Ort vielleicht zu weitläuſtigen, Auseinanderſetzung meiner Anſichten über die lebendige, mündliche Fortpflanzung der Minnelieder bis zu ihrer erſten Niederſchreibung und über die Veränderungen und Schickſale, die ſie bis zu dieſer Zeit und durch dieſe ſchriftliche Feſtſtellung ſelbſt erlitten haben.

Es möchte ſchwer zu behaupten, wenigſtens ſchwer zu beweiſen ſein, daß die altdeutſchen Minneſänger ihre ſämtlichen Lieder, nach Art der ſüdlichen Improviſatoren, aus dem Stegreif oder doch ohne alle Hülfe des Papiers und der Feder gedichtet hätten, und es liegt hier auch Nichts daran, dieſe Meinung wahrſcheinlich zu machen; indeſſen ſind die ſüddeutſchen Dichter, und dieſe gaben ja damals den Ton an, den Provenzalen ſo innig verwandt und vertraut, daß es auffallend wäre, wenn ſie ihnen nicht zuweilen auch in dieſer Fertigkeit nachgeeifert hätten. Doch ganz abgeſehen hievon, ſo bedarf es wohl kaum einer Erläuterung, daß unſre Sänger, ſobald ſie ein Lied, es ſei aus dem Stegreif oder nicht, vollendet hatten, daſſelbe nicht auf Papierblättern oder Pergamentrollen mit ſich trugen, oder gar in die damalige kleine Leſewelt herumſchickten. Sie trugen es im Kopfe, oder, wenn man das lieber hört, im Herzen, und die Tonart und Sangweiſe*), die ſich wohl unter dem Dichten ſelbſt um die Worte ſchlangen oder vielmehr in dem Gefühle und mit demſelben aus dem Sängerherzen quollen, dienten dem Gedächtniſſe zum Leitfaden, die vielen Lieder feſtzuhalten und von einander zu unterſcheiden. Denn wo Wort und Sang unzertrennlich ſind, da konnten nur armſelige Dichter ein Lied erſt niederſchreiben, dann die Silben zählen und endlich die Geſangnoten darübermahlen: ſolche würden heut zu Tage ihre Gedichte erſt in Proſa ſchreiben, dann ſich ein Silbenmaß vorzeichnen und darnach die Verſe abfingern: aus dem wahren Sänger fließt Gedanke, Wort, Maß, Reim und Weiſe in einem Strome. Zu dieſer Sangweiſe alſo, die man ſich ſo einfach, als es in unſrer verſchnörkelten Künſtlichkeit nur möglich iſt, denken muß, lehrte und übte ſich der Sänger eine eben ſo einfache Begleitung auf ſeinem Saitenſpiele ein, und zog nun durch die Gauen, wie es der freien Dichterbruſt gefällt, und ſang und ſpielte ſeine Lieder von

---

*) Hierher gehört eine vollſtändige Unterſuchung über die Wörter Ton und Weiſe, die zu einer Geſchichte den altdeutſchen Muſik werden könnte.

Stadt zu Stadt und von Schloß zu Schloß bei Feſten und Turnieren oder im ſtillen Kreiſe der Frauen, den Richterinnen des Geſangs *).

Da hörte denn mancher fremde Sänger zu und merkte ſich ein Lied, wenn es ihm gerade wohl gefiel, um es an einem andern Orte auch einmal nachſingen zu können; und der Dichter mochte ſelbſt wohl immer bereitwillig ſein, ſeine Geſänge auf Verlangen unter vier Augen zu wiederholen: denn er freute ſich, ſie in vieler Sänger Mund zu wiſſen und dadurch bekannter zu werden in den deutſchen Landen *). Auf ähnliche Weiſe brachten ſich auch befreundete Dichter und Sänger zuweilen neue Lieder, es mochten nun eigene oder fremde ſein, in einer dazu beſtimmten Verſammlung entgegen und lehrten ſich dieſelben unter einander ſingen und ſpielen **). Hierauf deutet unter andern auch jene Stanze im Walther von der Vogelweide, Maneſſiſche Sammlung, Theil I, Seite 111, A:

---

*) Hierzu Belege anzuführen, würde ſchulnärriſch ſein, da man keine Seite in den Minneſängern vergebens durchleſen wird, wenn man welche ſucht.

**) Man denke hiebei nur an das Einlehren der Schauſpiele in Griechenland.

*) Der Mißbrauch dieſer Verſammlungen veranlaßte nach und nach die Meiſterſängerzünfte. Denn ſchon un-

Mir hat ein Lied aus Franken
Der ſtolze Mißener gebracht u. ſ. w.

Zur Verdeutlichung der allgemeinen Anſicht kann man auch das erſte Lied Kaiſer Heinrichs vergleichen, der ſeine Verſe nicht in einem Briefchen an die ferne Herrinn ſchickt, ſondern ſie durch den erſten beſten reiſenden Sänger vor ihr geſungen wünſcht *). Ueberhaupt iſt in den eigentlichen Minneliedern ſehr ſelten die Rede vom Schreiben oder Schicken der Gedichte, aber deſto öfter vom Singen und Bringen, welches Letzte überall vom mündlichen Überbringen zu verſtehen iſt **); und

---

ter den Ritterſängern ſind Schulen und Orden unterkennbar. Man leſe nur die Einleitungen zu den größeren Rittergedichten, worin jeder Sänger ſeinen Lehrer und ſeine Mitſchüler nennt und preiſt. Auch der Wartburger Krieg gehört hierher, womit noch das Gedicht Konrads von Würzburg auf den Sangſieg des Mißeners verglichen werden kann.

*) Die Troubadours hatten zu dieſem Behufe den Jongleur, ihren Dienſtmann im Geſang.

**) Eine recht deutliche Stelle iſt in der letzten Stanze des Liedes: Mir ſeit ein ellender bilgerin von daß dieſer Geſang nicht bloß eine leere Redensart iſt, wie heut zu Tage, darüber brauche ich wohl keine Worte zu verlieren *). Bei ſolchen Ritterſängern in Sondernheit, die von der Dichtkunſt und Sängerei kein Gewerbe machten, ſondern nur

---

Rudolph von Rothenburg. MS. I. S. 33. Auch: ein Lied ſchicken oder ſenden ꝛc. bedeutet meiſtens nichts Anderes, als: es einen ſangeskundigen Bothen lehren und es durch dieſen an dem Ort der Beſtimmung abſingen laſſen. Sehr überzeugende Stellen hiezu giebt es in dem Gedicht des Lichtenſtein: Frauendienſt: z. B. Kap. 8, S. 60. (Tieck).

*) Ich bemerke hier ein für alle Mal, daß ich immer nur von den Minneliedern im engſten Sinne ſpreche, richtiger, von den eigentlichen Ritterliedern, nicht von den Reimereien der Meiſterſänger, auch nicht von den Kunſtwerken der Konrade von Würzburg, die ſich alle erſt ſpäterhin in die alten Sammlungen eingeſchlichen haben. Was die großen Rittergedichte und Aventüren betrifft, ſo verſteht ſich von ſelbſt, daß ſie ſchriftlich entſtanden und ſchriftlich fortgepflanzt wurden. In ihnen iſt daher auch immer vom Schreiber, nie vom Sänger, die Rede. Wo das Wort Schreiber ein Beinamen iſt, als bei Rudolph dem Schreiber und dem Tugendhaften Schreiber, bezeichnet es das Amt eines Sekretärs, ohne Bezug auf den Dichter. In den alten Geſängen des Heldenbuches hat ſich der ſpätere Umarbeiter meiſtens dieſen Namen beigelegt.

dann und wann einmal zur Ehre ihres Fräuleins die Minneharfe verſuchten, wohin auch die Kaiſer und Fürſten zu zählen ſind, deren Namen wir in den Minneliederſammlungen finden, von dieſen, ſage ich, iſt es mir faſt undenkbar, daß ſie ihre Geſänge durch Niederſchreiben aufbewahrt und durch Abſchriften verbeitet hätten; und ihre Anzahl iſt doch verhältnißmäßig eben nicht ſehr klein. Wie leicht iſt es auf dieſe Art möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß wir manche ſchöne Lieder haben, deren Verfaſſer ihren eigenen Namen nicht einmal ſchreiben konnten *)! Wenn man dieſe Geſichtspunkte nicht aus den Augen verliert, ſo läßt

---

*) Die Beweiſe hiezu gehören in eine Kulturgeſchichte des Mittelalters. Ein Paar Beiſpiele werden hier genug ſein. Der Troubadour Bernard von Ventadour, um 1150, rechnet es ſeiner Dame, einer Herzoginn von der Normandie, zu großem Verdienſt an, daß ſie leſen und ſchreiben könne. Der Ritter Ulrich von Lichtenſtein erzählt in ſeinem Frauendienſt, Kap. 5: Mein Schreiber war nicht bei mir, der meine heimlichen Briefe las und mir auch die meinigen ſchrieb, davon blieb das Büchlein zehn Tage ungeleſen. S. Tiecks Bearbeitung des Lichtenſteinſchen Gedichts, S. 33, und zum Erſten: Millot Histoire littéraire des Troubadours. Tom. I. p. 31

es ſich auch leicht erklären, wie es zugeht, daß ſich oftmals ein und daſſelbe Minnelied bei zwei verſchiedenen Dichtern findet, oder in einer Handſchrift unter dieſem, in einer anderen unter jenem Namen. Man vergaß die Dichter vor ihren Liedern, wie es ja mit faſt allen unſern heutigen Volksgeſängen geht: die ſpätere Neugier fragte nach Namen: da brachte die Sage nicht ſelten zwei, drei und mehrere Sänger zu einem Liede herbei, und, wer konnte den Urſänger herausfinden? Schon aus der Vereinigung dieſer allgemeinen Betrachtungen geht ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit, wenn auch nicht Gewißheit, hervor, daß die Minnelieder ſich eine geraume Zeit im Munde der Sänger und ſangliebender Ritter und Frauen erhalten und fortgepflanzt haben. Die Folge der Abhandlung wird feſtere Beweiſe für dieſe vorgreiflich aufgeſtellte Behauptung herbeiführen *).

---

*) Ich will hiemit keines Weges abſprechen, daß nicht manche Lieder auch niedergeſchrieben und zuweilen durch Abſchriften vervielfältigt wurden. Doch beſondere Umſtände mußten dieß veranlaſſen und es war immer nur

Wie lange aber dieſe lebendige Fortpflanzung gedauert habe, das läßt ſich freilich nicht genau beſtimmen, in ſo fern auch der Untergang des deutſchen Ritterthums nicht auf eine feſte Jahreszahl gebracht werden kann. Man fieng an, die Ritterlieder niederzuſchreiben, als man aufhörte, ſie zu ſingen. Die Maneſſen, Vater und Sohn, Rath und Chorherr zu Zürich gegen den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts, mochten zu den Erſten gehören, waren aber gewiß nicht die Einzigen, die es ſich angelegen ſein ließen, die lebendigen Trümmern des Sanges,

Da man den Frauen wohlgethan
Wohl mitte kann ihr Lob gemehren,

auf das todte Papier zu retten. Man braucht die Verſe des Hadloub über die Liederſammlung der Maneſſen *) nur flüchtig durchzuleſen, um einzuſehen, daß die Gedichte der alten Sänger nicht von fliegenden Blättern abgeſchrieben, ſondern aus

---

eine Mittheilung, keine Bekanntmachung. Die dauernde Hauptfortpflanzung war die mündliche.

*) Maneſſ. Sammlung, Theil II. S. 187 A.

mündlichen Mittheilungen zuſammengeleſen wurden. Beſonders deutlich zeugt davon die Stelle, wo es heißt, die Maneſſen hätten den alten Sang zur Ehre der Frauen nicht wollen zergehn laſſen, welches doch nichts anderes, als verſchallen und verhallen bedeuten kann. Vorher:

Und wüßte er, wo gut Sang noch wäre,
Er würbe viel endelich darna.

Vor dieſer Zeit, ich meine, gegen 1300 *) iſt alſo an keine Niederſchreibung der Ritterlieder gedacht worden. Denn, wie möchten die Maneſſen eine ſo koſtſpielige und mühſame Arbeit unternommen haben, wenn ſie durch eine Abſchrift zu demſelben Ziele hätten gelangen können? Und wem hätte es auch einfallen ſollen, dieſe Lieder damals auf Papier zu bringen und ſie zu leſen, wo man ſie täglich ſingen und ſpielen hörte?

Nun hat aber der älteſte Minneſänger ſchon

---

*) Nicht ſo ſpät, wie Bodmer und auch Hagen ſie ſetzen. Denn, als Hadloub die ebenerwähnten Verſe ſchrieb, war die Sammlung größtentheils ſchon vollendet, und in denſelben heißt der junge Maneß Küſter, der doch ſchon 1296 als Chorherr vorkömmt. Vergleiche Bodmers Vorrede zur Sammlung.

um 1170 geſungen, alſo beinahe anderthalb hundert Jahre vorher. Durch wie vieler Sänger Mund müſſen die Lieder in dieſem Zeitraume gegangen ſein, wo Kampf und Sang ſich brüderlich in jeden Tag theilten, und wie vielfach durch dieſe Sänger verändert, es ſei ergänzt oder beſchnitten, geläutert oder befleckt, verbeſſert oder verſchlechtert, aber doch immer verfälſcht, worden ſein, wenn auch Jeder von ihnen ſich nur an einem Laut vergriff? Man kann ſich hievon keinen beſſern Begriff machen, als wenn man bedenkt, daß die alten Lieder, die jetzt noch im Munde des Volkes leben und deren Urſprung man allerhöchſtens *) in das ſechszehnte Jahrhundert ſetzen darf, ſich in dieſer Zwiſchenzeit ſo vielfach umgebildet, ja zum Theil ganz umgeſchaffen, haben, daß ſie faſt in jeder Provinz, oft in jeder Stadt anders geſungen werden, nicht nur in verſchiedenen Weiſen, ſondern manchmal in ganz verſchiedenen Versarten, ja nicht ſelten in Auszügen und Bruchſtücken oder in Zuſammenſchmelzungen zweier und mehrerer Lieder in ein Ganzes. Freilich muß man ſich auch die Schickſale der Ritterlieder nicht ganz ſo fürch-

---

*) Größten Theils.

terlich vorſtellen, da die Sänger wenigſtens darauf zu ſehen pflegten, daß die Lieder nicht zerſtückelt und durcheinandergeworfen wurden und ſich überhaupt von ſelbſt verſteht, daß ein Lied immer auf dem Saitenſpiele kunſtgelehrter Sänger beſſer bewahrt wird als im Munde unberufener Schreier. Aber, die Sprache ſelbſt, gerade in dieſem Alter des jugendlichen Wachsthums, wie mannigfache und bedeutende Veränderungen muß ſie in anderthalbhundert Jahren erfahren haben? Und dieſe Veränderungen mußten ohne Zweifel die in und mit ihr fortlebenden Geſänge mit derſelben theilen. Ich glaube nicht zuviel zu behaupten, wenn ich ſage, daß ein Züricher um 1300 mit einem Thüringer, der ein Jahrhundert früher gelebt hätte, ſich nicht viel beſſer verſtanden haben würde, als mit uns. Wie kömmt es nun aber, daß in der Maneſſiſchen Sammlung die Sprache Hadloubs und Heinrichs von Ofterdingen und überhaupt aller darin befindlichen Dichter faſt bis auf die Rechtſchreibung gleich iſt *). Noch auffallen-

---

*) Wenigſtens im Allgemeinen und Weſentlichen. Manche kleine Abweichungen gehören auf die Rechnung ſpäterer Hinzuſchreibung. Siehe die Folge der Abhandlung.

der wird dieſe Erſcheinung ſein, wenn man weiß, wie viele Mundarten um dieſe Zeit in Deutſchland neben einander geſprochen und geſchrieben wurden, und wie dieſelben in beſtändigem Streite um die große Oberhand abwechſelnd ſanken und ſich erhoben*). Dieſer Wechſel knüpfte ſich beſonders an den der herrſchenden Kaiſerſtämme, ſo daß unter den Karolingern die fränkiſche, unter den ſächſiſchen Kaiſern die ſächſiſche und unter den Hohenſtaufen die ſchwäbiſche Mundart die verbreitetſte war. Man hüte ſich indeſſen vor dem Irthum, an eine durch ganz

---

*) Verſchiedenheiten in den Mundarten ſind in der Maneſſiſchen Sammlung nur ſelten durchzuſehen und ſcheinen an manchen Stellen Vernachläſſigung. Einzelne Lieder können hier nicht in Betracht kommen z. B. einige niederdeutſche Stanzen unter Johann von Brabant. Auch in Veldecks Liedern hat ſich eine merkliche Hinneigung zum Niederdeutſchen erhalten. Wahrſcheinlich waren dieſelben von ihm ſelbſt in niederdeutſcher Mundart geſungen worden, und die Schwierigkeit der Umſezzung in das Hochdeutſche macht es erklärlich, wie gerade ſeine Lieder ſo zerüttet ſind. Sonſt giebt es nur wenige Lieder aus denen die vormaneſſiſche Mundart noch deutlich herausblickt, und wo es der Fall iſt, ſind es faſt immer nur einzelne Lieder, höchſt ſelten ein ganzer Sänger. S. die Folge der Abhandlung.

Deutſchland gehende Oberherrſchaft einer einzigen Mundart zu denken, wie etwa die jetzige Bücherſprache, und die große Oberhand, die ich eben erwähnte, möchte heut zu Tage ſchicklicher eine kleine heißen. Ich zweiffle daher nicht, daß ſchon in der eigentlichen Blüthenzeit des Minneſanges die Lieder in ſehr vielen Mundarten, beſonders, je nachdem die Sänger Oberdeutſche oder Niederdeutſche waren, gedichtet und geſungen wurden *). Ich glaube ferner, daß die reiſenden Sänger mehrerer Mundarten mächtig waren und ſowol ihre eigene als fremde Lieder, um ſich, wo ſie hinkamen, verſtändlich zu machen, in eine oder die andere umſetzen konnten. Ich will hiemit nicht ſagen, daß

---

*) Ein Hauptbeweis dieſes Satzes findet ſich in dem von Möſer aufgefundenen Bruchſtücke aus dem großen Minneliede des Herzogs von Breslau in niederdeutſcher Mundart. S. Allgemeine deutſche Bibliothek. Th. 31. S. 371. Vergl. Möſers Patriotiſche Phantaſien. Th. 3. S. 250 — 245. Peterſen in ſeiner Preisſchrift: Veränderungen und Epochen der deutſchen Hauptſprache ꝛc. (Schriften der deutſchen Geſellſchaft zu Manheim, Th. III.) hält es mit Grund für das Urſtück, und folgert daraus ein dem unſrigen gleiches Ergebniß.

dieſe Umſetzung aus dem Stegreif geſchah, ſondern bin vielmehr überzeugt, daß die Sänger ſolche mannigfache Bearbeitungen der Lieder immer in Bereitſchaft hatten; denn nicht ſelten mochte wohl weit mehr verändert werden müſſen, als die Ausſprache von einem Paar Lauten oder ein einzelner Provinzialausdruck. Durch dieſes vielfache Umarbeiten in ganz verſchiedene Mundarten wurden die Ritterlieder zuerſt und auch wohl am Meiſten verfälſcht und zerrüttet, beſonders, wenn die Sänger, wie doch oft der Fall ſein mochte, nicht ſelbſt Dichter waren, ja nicht einmal die gehörige Kenntniß des Versbaues und der Reimerei beſaßen. Nicht viel beſſer giengen aber auch wohl kunſtverſtändige Dichter dabei zu Werke und die Freiheit, die dieſe ſich nahmen, ſchadete den Liedern zuweilen mehr als die ängſtliche Beſchränktheit der Erſteren. Denn wenn hier Wort für Wort, ohne Rückſicht auf Maaß und Reim übertragen wurde, ſo wählte man ſich dort eine beliebige Versart und Reimzahl die gerade die bequemſten ſchienen, und ſtaltete nach denſelben das ganze Urlied um. Beſonders gern verband man auch zwei und mehrere Zeilen in eine, um auf dieſe Art einige Reime zu erſparen *).

Man wird ſich nunmehr einen richtigen Begriff machen können, welch eine Arbeit es ſein mußte, dieſe Lieder aus dem Munde der reiſenden Sänger, die damals meiſt armſelige Stümper ſein mochten und nicht aus Liebe für die gute Sache, ſondern des leidigen Gewinns wegen, der Einladung der Maneſſen Genüge leiſteten, in einer nur einiger Maßen erträglichen Geſtalt auf das Papier zu bringen. Die Sänger kamen nehmlich aus allen Gegenden Deutſchlands auf der maneſſiſchen Burg zuſammen und ſangen dort ihre Lieder ſowohl in der Mundart ihrer Vaterprovinz, als auch in fremden, ſo viel ſie wußten, um die Bearbeitungen mit einander zu vergleichen und, ſo weit es möglich war, das Urſprüngliche herauszuſuchen.

---

*) Genau zu ſprechen, rührt die Vereinigung der Zeilen erſt von der Niederſchreibung her, aber ſie war doch durch dieſe Vernichtung des Zwiſchenreims vorbereitet. Hierher gehören die vielen unverhältnißmäßig langen Endverſe, vielleicht auch alle reimloſen Mittelverſe. Am deutlichſten finden ſich die Spuren davon im Nibelungenliede, wovon nachher.

Hiebei blieb aber, auch mit dem beſten Willen nichts Anderes übrig, als eine abermalige Umformung in eine gemeinſchaftliche Mundart. Denn nicht ſelten mochte ein Lied vor allen Bearbeitungen und Umſetzungen gerade in der Urmundart verſchollen ſein, und bei andern Geſängen konnte es zweifelhaft ſein, welches die ächte Form wäre*). Man bildete ſich demzufolge eine alte Mittelmundart, wobei jedoch die an dem Orte der Niederſchreibung herrſchende einen großen Einfluß geübt haben muß *), und verſuchte auf dieſe Weiſe die vereinbaren Eigenthümlichkeiten der einzelnen Mundarten zu einer allgemeinen Minneſängerſprache zu verſchmelzen, in welcher nun auch die Dichter, die um dieſe Zeit den verſchollenen Rittergeſang nachhallen wollten, ihre Lieder ſchrieben *). Der Mann, der ſich dieſer Arbeit, wenig-

---

*) Hierauf deutet der Ausdruck der Hadloub: Man prüfet den Meiſterſang.

*) Beſonders in Rückſicht der beiden Hauptmundarten des Oberdeutſchen und Niederdeutſchen. In der Maneſſiſchen Sammlung iſt die altſchwäbiſche zur Grundmundart genommen worden, weil in ihr die meiſten Lieder urſprünglich geſungen zu ſein ſchienen und die beſten ſchriftlichen Werke der alten Dichtkunſt in ihr verfaßt waren, der man ſich zum Vorbilde in den Umſetzungen bediente. Daher denn auch einige Lieder, die ſich bis dahin in der altſchwäbiſchen Mundart erhalten haben mochten, unverändert in die Sammlung aufgenommen wurden. Solche ſind aber gerade die zerrüttetſten.

---

*) Es giebt keine beſſere Vergleiche zu den Schickſalen unſrer alten Lieder und Geſänge, als die der homeriſchen Gedichte, ſo weit ſie auch hergeholt ſcheinen mögen. Die Veränderungen im Munde der Rhapſoden, nachher in der Feder attiſcher Diaſkeuaſten, zuletzt alexandriniſcher Gelehrter, der Mitteldialekt, den die ſpäteren Epiker, die dem Homer nachſingen wollten, als des Weſentlichſte des alten Barden betrachten, finden ſich der Reihe nach in der Geſchichte der altdeutſchen Dichtkunſt wiederholt. Nur das Umſetzen in die verſchiedenen Dialekte iſt in den griechiſchen Geſängen nicht nachzuweiſen, da bekanntlich ſpäterhin ſogar jede Dichtungsart durch ganz Griechenland ihren eigenen Dialekt hatte; früherhin waren aber die Dialekte noch nicht ſo ſtreng getrennt. Auch läßt ſich bei dem Handels und Wandels luſtigen Hellenen eine weit ausgebreitetere Kenntniß der Dialekte ſeiner Mutterſprache vorausſetzen, als bei dem heimsfrohen deutſchen Ritter und was hier unerläßlich war, würde dort gar nicht geduldet worden ſein. Wer aber ein ganz neues Beſpiel ſolcher Umſetzung alter aus verſchiedenen Zeiten und Mundarten geſammelter Lieder in eine ähnliche Mittelmundart ſucht, erinnere ſich nur an das Wunderhorn, das zu-

ſtens der Leitung derſelben, bei der Maneſſiſchen Sammlung unterzog, war höchſt wahrſcheinlich der Dichter Hadloub, ein Landsmann und Schützling der Züricher Ritter. Wie hoch aber die Verdienſte, die er ſich darum erworben, anzuſchlagen, ob ſein Verfahren redlich oder nicht, ſeine Arbeit fleißig oder nachläſſig zu nennen, wer kann jetzt ein gerechtes Urtheil darüber fällen? Nur Eins erlaube ich mir hiebei zu bemerken. Die Gedichte Hadloubs ſind, bei aller Schönheit der Gedanken und Gefühle, doch von Seiten der Darſtellung und Form keines Weges zu den beſten zu zählen, und wir thun daher dieſem Dichter gewiß kein Unrecht, wenn wir Manches von dem Unregelmäßigen und Fehlerhaften, namentlich in den Versmaßen der alten Lieder auf ſeine Rechnung bringen, wenigſtens in ſo fern, daß er, ohne neue Mängel und Fehler hineinzubringen, doch Manches unverbeſſert und ungeheilt ließ, was damals weit leichter als jetzt hätte hergeſtellt werden können *).

---

gleich ein Beweis für die Schwierigkeit dieſer Aufgabe ſein kann.

*) Was ſich jetzt thun läßt, ohne eine nochmalige gänz-

Aber, was zwingt uns denn anzunehmen, daß die Pariſer Handſchrift der Minneſängerſammlung unmittelbar von den Maneſſen und ihrem Günſtlinge herrühre? Etwa die oben angeführten Verſe Hadloubs, woraus Bodmer es gefolgert hat? Die beweiſen weiter Nichts, als daß die Maneſſen die erſte große Minneſängerſammlung veranſtalteten, keines Weges aber, daß gerade die unſrige ihre eigenhändige Arbeit ſei. Ja, man könnte, mit eben ſo viel Wahrſcheinlichkeit, aus dem Umſtand, daß dieſe Verſe in unſrer Handſchrift ſtehen, gerade das Gegentheil folgern. Ich zweifle auch, daß je Einer dieſe Behaupthung aufgeſtellt haben würde, wenn die Handſchrift nicht zu den Zürichern gekommen und von ihnen herausgegeben worden wäre: denn da war ja Nichts natürlicher, als ihrer lieben Vaterſtadt das Verdienſt der unmittelbaren Erhaltung dieſes Liederſatzes anzueignen *).

---

liche Umarbeitung zu unternehmen, iſt nicht viel mehr als die Fehler der ſpäteren Abſchreibungen zu verbeſſern. Siehe die Folge der Abhandlung.

*) Bekanntlich geht Bodmer in ſeiner Behauptung ſo weit, daß er in den zwei hauptverſchiedenen Schriftzügen der

Ich will indeß in meinen Zweifeln nicht zu weit gehen, beſonders da es mir jetzt, bei meiner gänzlichen Bücherblöße, unmöglich ſein möchte, dieſelben durch ſchulgerechte Beweiſe zu unterſtützen. Ich ſchweige daher ganz davon, daß, wie ich ſchon oben berührte, die Maneſſen ſicherlich nicht die Einzigen waren, die die alten Minnelieder durch Niederſchreibung vor dem Untergange retteten *), und ich begnüge mich mit dem Ausſpruche, daß etwa der dritte Theil unſrer Pariſer Handſchrift aus einer, entweder unmittelbaren wahrſcheinlicher aber, mittelbaren Abſchrift der Manneſſiſchen Sammlung herrührt, daß aber wenigſtens zwei Drittheile davon die Früchte ſpäterer Hinzuſchreibung und Einſchiebung, namentlich aus den Meiſterſängerſchulen, ſein müſ-

---

Handſchrift die Hände des ältern und jüngern Maneß erkennt.

*) Man muß indeß, dem Obigen zu Folge, eine einzige Hauptſammlung annehmen, die durch ihren innern Vorzug, wie auch durch einen größeren Umfang, die übrigen verdrängte, und aus der alle nachherigen Abſchriften, natürlich nicht immer unmittelbar, gefloſſen ſind. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſe die Maneſſiſche iſt, jedoch iſt es noch nicht bewieſen.

ſen, wozu ich, außer mehreren, ſchon der Zeit wegen mit der Maneſſiſchen Niederſchreibung nicht zu vereinigenden, Liedern, die Lehrgedichte König Tyro von Schotten und der Winsbeke und die Winsbekin, die Gedichte Konrads von Würzburg, mit einem Worte, Alles zum Leſen und nicht zum Geſang gedichtete und demnach ſchriftlich fortgepflanzte, und alle Meiſterſängerei zähle. Der Kern aber, das heißt, die aus der Maneſſiſchen Sammlung fließenden eigentlichen Ritterlieder, wurde durch die, in den Meiſterſängerzünften beſorgten, Abſchriften noch auf mannigfache Weiſe verfälſcht und verdreht. Denn keine Abſchriften von Gedichten ſind für die Ächtheit der Urſchrift ſo verderblich, als die, welche durch jüngere Dichterſchulen verfertigt werden, die ihre Grundſätze und Gefühle über das Richtige und Schöne in jeden fremden Vers, entweder aus Hartnäckigkeit oder aus übertriebener Gutmüthigkeit, hineinzwängen. Und dieß war ja das eigentliche Gewerbe der Meiſterſänger, deren Centonen aus den Minneſängern bürgerlichgemachte Ritterlieder heißen könnten, ſo wie die Aventüren oder ritterlichen Heldengedichte und die um dieſe Zeit aus ihnen entſtandenen Volkbücher in dem nehmlichen Verhältniß gegen einander ſtehen *).

Zur Erläuterung deſſen, was oben über die Umſetzungen in verſchiedene Mundarten und beſonders über die Bearbeitungen der erſten Niederſchreiber der Minnelieder geſagt worden iſt, ſei es mir erlaubt, hier noch einige Bemerkungen über das Nibelungenlied in Bezug derſelben anzufügen, weil in dieſem die Spuren ſolcher Behandlungen ſich am deutlichſten erhalten haben **).

Es

---

*) Demnach könnte man die Minnelieder am ſchicklichſten Ritterlieder, die ſogenannten Meiſterlieder und den größten Theil der Volkslieder Bürgerlieder nennen. Die Aventüren hießen dann: Ritterbücher oder Rittergedichte, die Volksbücher Bürgerbücher oder: bürgerliche Heldenbücher.

**) Es iſt hier nicht der Ort, die einleitenden allgemeinen Betrachtungen über den alten Heldengeſang, über das Gedächtniß ungebildeter Völker ꝛc. anzuſtellen, und ich kann mich derſelben um ſo eher überheben, da dieſe Anſichten aus den Wolfſchen Abhandlungen über die homeriſchen Gedichte genugſam bekannt ſind, und die griechiſche und deutſche Ritterzeit überall, ſo weit es Zeitalter Religion und Volkscharakter erlauben, übereinſtimmen. Auch die beſſern Abhandlungen über die Oſſianiſchen Geſänge liefern Manches hierher gehörige.

Es iſt ſchon von Andern gezeigt worden, daß das Nibelungenlied urſprünglich in der achtzeiligen wechſelreimigen Stanze, worin die älteſten Überbleibſel aus dem großen Heldenbuche noch jetzt geleſen werden, gedichtet und geſungen wurde, und zwar gegen das erſte Jahrhundert nach Karl dem Großen und in fränkiſcher Mundart entſtand *). Nachher mag es namentlich zwei Hauptumſetzungen im Bezug der Zeit erlitten haben, nehmlich in die ſächſiſche und ſchwäbiſche Mundart, der vielen, durch Ortveränderung nothwendigen Bearbeitungen nicht zu gedenken. Beſonders bedeutend muß die letzte Hauptumſetzung im ſchwäbiſchen Zeitalter geweſen ſein: denn von ihr rührt höchſt wahrſcheinlich die Vereinigung zweier Verſe in einen, durch die Vernichtung oder Verſetzung des erſten Reims, her, welche Freiheit der Sänger

---

*) Den Urſprung des Nibelungenliedes noch höher zurückzuführen, iſt mir unwahrſcheinlich. Die zum Beweiſe dieſes hohen Alterthums oft angezogene Stelle Eginhards von der Niederſchreibung alter deutſcher Geſänge unter Karl dem Großen wird wohl richtiger von den alten heidniſchen Bardenliedern verſtanden. Die andere Meinung S. bei Friedrich Schlegel: Vorleſungen über die neuere Geſchichte.

das alte Lied recht eigentlich zerrüttet und für uns ganz unkenntlich gemacht hat *). Denn man ſcheint dabei recht vorſätzlich den Mittelreim durchaus, alſo auch da, wo ſeine Erhaltung nicht die geringſte Schwierigkeit verurſachte, verwiſcht oder verſchoben zu haben, um nicht merken zu laſſen, daß man an einigen Stellen nicht im Stande geweſen war, ihn in der neuen Mundart wieder zu geben, oder, wenn man will, zum Beſten der Einheit der Form. Und dieſe Reimausrottung muß, wie ich glaube, nicht viel weniger Mühe gekoſtet und auch nicht viel kleinere Veränderungen nöthig gemacht haben, als wenn man die alte Reimzahl in der neuen Mundart beizubehalten geſtrebt hätte, wobei ja auch die Freiheit der urſprünglichen nördlichen und ſüdlichen Anklänge **) zu Hülfe kam. Die Bearbeitung ſelbſt muß aber ein Muſter von

---

*) Morhof in ſeinem Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie ſagt bei Gelegenheit des Heldenbuches: Die Sprache giebt es, daß ſie (die Geſchichten des Heldenbuches) ſogar alt nicht ſind, glaube aber, ſie ſind von etlichen Klügelingen in eine andere Form gegoſſen, wie andern Werken auch geſchehen iſt.

**) Allitterazionen und Aſſonanzen.

Nachläſſigkeit und Unbeholfenheit geweſen ſein, und man thut ſehr Unrecht, wenn man Dichter, wie Wolfram von Eſchenbach, Konrad von Würzburg und ihres Gleichen zu Urhebern derſelben machen will. Ich halte vielmehr dafür, daß ſie von herumziehenden Sängern der letzten Klaſſe herrührt, indem das Nibelungenlied ſchon im Ritterzeitalter bürgerthümlich zu werden anfieng. Die erſte Niederſchreibung ſcheint mir etwa um dieſelbe Zeit zu ſetzen und mag theilweiſe von mehreren Bearbeitern gefertigt worden ſein. Diejenige Bearbeitung und Vereinigung des ganzen Gedichts aber, woraus unſre Handſchriften gefloſſen ſind, muß aus gleicher Zeit mit der Maneſſiſchen Liederſammlung herſtammen und ihr verdanken wir die Wiederherſtellung einiger Mittelreime, wovon wir beſonders die nördlichen Anklänge für ſichere Überbleibſel des urſprünglichen Liedes halten können *). Jedoch iſt auch hier nicht mit gehörigem Urtheil und Fleiß verfahren worden: wenigſtens

---

*) Weil dieſe bekanntlich die älteſten deutſchen Reime ſind, wie wir aus einigen Überbleibſeln aus der Karolingiſchen Zeit ſehen.

finden ſich noch unzählige Stellen, wo der alte Reim nur um ein oder ein Paar Worte verſchoben iſt und ohne die geringſte Veränderung wiederhergeſtellt werden kann, wie z. B. V. 325, wo zu leſen iſt:

Do wurden nu die mären
Dem kunige ſch geſeit,
Wie uf dem hofe wären ꝛc.

Desgleichen V. 113, wo man leſe:

Do hies ſin vater chůnden
Allen ſinen man,
Er wolde mit lieben frůnden
Hochgezite han ꝛc.

Eben ſo V. 129:

Die ſi mit borden wolden
Wurchen ůf ir wat
Den jungen rechen ſtolzen ꝛc.

Auch V. 201:

Im rieten ſine mage
Und genuge ſine man,
Sit er wolde tragen
Uf ſtete minne wan.

Eben ſo leicht kann V. 242 ſullen an das Versende gebracht und mit måte gereimt werden.

In die Augen fallend ſind die verſchobenen Reime auch noch bei V. 292 und durch die ganze Stanze V. 473—476.

So unmöglich es aber ſchon damals ſein mochte, alle dieſe alten Reime wieder herauszuſuchen und, wo ſie vernichtet waren, wieder hineinzudichten, ſo leicht iſt es doch jetzt noch, die Spuren derſelben faſt in jeder Stanze zu verfolgen.

Ich will meine Entdeckungen aus dem erſten Geſange hier mittheilen *). Die erſte Stanze hat ihre acht Reime behalten. Die zweite Stanze mag geweſen ſein:

Es wůhs in Burigonden
Ein edel magedin,
Das wol in allen landen
Niht ſchoners mohte ſin,
Chriemhilt was ſi geheiſen,
Dô wart ein ſchône wip,
Darumbe můſen verlieſen
Vil degene den lip **).

---

*) Es wäre nicht unnütz, das ganze Gedicht auf ähnliche Weiſe durchzuforſchen und eine eigene Ausgabe daraus zu verfertigen.

**) In dieſer Stanze haben wir demnach vier nördliche

In der dritten Stanze deuten die Wörter: trûten und mûten auf einen alten Reim, oder ſie lautete vielleicht:

Der meide minneklichen
Trûten wol gezam,
Ir mûten chune rechen ꝛc.

In den folgenden vier Verſen liegt eine eingewurzelte Verderbtheit. In der fünften Stanze vermuthe ich:

Die herren waren milde,
Von arte hoh geborn,
Mit chraft unmaſen wilde ꝛc.*).

Anklänge, die uns verſichern, daß dieſelbe zu den älteſten Überbleibſeln des Urliedes gehöre.

In Betreff des Endverſes, der in dem jetzigen Text nicht ſelten vierfüßig iſt, bemerke ich, daß er urſprünglich dreifüßig, wie die übrigen, war; aber man liebte am Schluß eine lebhaftere Daktylen- oder Anapäſten-Bewegung, wie auch in mehreren Minneliedern der Fall iſt, und daraus entſtanden durch ſpätere Mißverſtändniſſe die langen vierfüßigen Verſe.

*) In der Bedeutung von: herrlich, bewundernswerth ꝛc. wie V. 6335. und deutlicher bei Konrad von Würzburg MS. II. p. 201 A:

Wilder ſchepfer ꝛc.

In der zweiten Hälfte ſind die ſüdlichen Anklänge: Burigunden und wunder. Die folgende Stanze läßt vermuthen:

Ze Wormes uf dem ſande ꝛc.*),

Die zweite Hälfte:

Mit lobelichen eren
Unz an ir endes zit:
Sit ſturben ſi unmere
Von zweier (edlen) frowen nit.

In den Verſen 39 und 40, 47 und 48, 55 und 56 ſtehen die ſüdlichen Anklänge unverſetzt und Vers 57 und 58 findet ſich ein ſchöner nördlicher Anklang in manne und minne. In Vers 53 iſt ſeite für ſagete zu leſen, und ſo hat man einen Anklang zu beſcheiden. Vorzüglich merkwürdig ſind die beiden verſchiedenen Leſarten von Vers 49 und 50 und 69 und 70, worin man die Freiheit der Bearbeiter bei der Reimvernichtung klar vor Augen hat. Vers 59 und 60 vielleicht:

---

desgleichen ein paar Mal in dem Lobliede auf die Jungfrau, von Eberhard von Sax.

*) Das heißt: am Ufer, verſteht ſich, des Rheins.

Sus ſchone wil ich beliben
Unz an minen tot,
Das ich ſol von mannes liebe ꝛc.

Doch klingt auch nimmer mit beliben ſchon an. Vers 64 warſcheinlich:

Obe du noh gewinneſt
Eins gůten ritters lip.

Die folgende Stanze hat ihre acht Reime erhalten. In der verletzten Stanze hat die erſte Hälfte ihre Reime erhalten, und Vers 72 iſt vielleicht zemen, ziemen ſtatt eren zu leſen. Der Schlußvers des erſten Geſanges endlich erlaubt, ſtatt: ſterben, an ſchlagen zu denken[*], vielleicht mit Veränderung auch der folgenden Worte[**].

---

[*] Etwa: Durch ſin eines ſlagen Wart ſlan vil maneger můter kint.

[**] Die Geſchichte der Geſänge des Heldenbuches bedarf einer eigenen Unterſuchung, da dieſelben vor dem ſchwäbiſchen Zeitalter ſchon einmal niedergeſchrieben waren, wie aus mehreren Einleitungen erhellt. Auch finden ſich ſchriftliche Überbleibſel dieſer Geſänge, die ein hohes Alterthum verrathen, die aber nichts deſto weniger zwei und mehrere ſpätere Bearbeitungen erlitten haben. Hieher gehört das Gedicht vom alten Hildebrand.

Dieß mag genug ſein, die Freiheit meiner kritiſchen Bearbeitung der alten Minnelieder zu rechtfertigen, und ich füge nur noch hinzu, daß ich kaum von der Hälfte jener, mir, meinen Anſichten zu Folge, erlaubten Freiheit, aus Mangel an Fertigkeit in der alten Sängerſprache, habe Gebrauch machen können. Denn ich halte überhaupt dafür, daß man den Grundſatz, wenigſtens zu verbeſſern wo man das ächte Alte nicht wieder herſtellen kann, nicht allzuweit ausdehnen muß. Daher habe ich denſelben auch nicht einmal überall in der äußern Form der Minnelieder geltend gemacht, beſonders da nicht, wo ſeine Anwendung gar zu bedeutende Änderungen erfordert haben würde.

Bei der Rechtſchreibung muß ich mir ſelbſt den Vorwurf allzugroßer Ängſtlichkeit machen: denn ich habe mich darin faſt durchaus ſtreng an den Bodmerſchen Abdruck gehalten, mit Ausnahme der Berückſichtigung der Verſchiedenheit der beiden Artikelformen dů und die, deren Regel Zeune in ſeinem Wortbuch zum Nibelungenliede richtig angegeben hat, obgleich ſich in der Pariſer Handſchrift gar häufige Verſtöße dagegen finden *).

Was zuletzt die Zwiſchenzeichen anbetrifft, ſo habe ich es mir angelegen ſein laſſen, ſie nach der jetzigen Schreibart durchzuführen, was ich, da wir

---

*) Wenn dem Bodmerſchen Druck nur etwas zu trauen iſt. Doch auch Raßmann und Benecke berichtigen dieſe anſcheinlichen Fehler nicht überall. Da nun faſt in allen altdeutſchen Handſchriften eine gleiche Unübereinſtimmung mit jener Regel herrſcht, ſo kann ich mir die Sache nicht anders erklären, als daß der alte Unterſchied von dů und die, wovon bereits im Ulphilas ſich Spuren finden, im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert ſchon ganz unbekannt oder doch vernachläſſigt worden war, bis endlich die allgemeine Einführung von die ihn vollends verdrängte. Trotz dem ſollte man ihn aber beibehalten, ich meine, in altdeutſchen Schriften, beſonders, da viele Zweideutigkeiten dadurch aufgehoben werden. Nur ein Beiſpiel: im Schlußvers des erſten Liedes von Chriſtian von Lupin ſteht bei Bodmer:

Got lies ich dort die werden.

Dieß überſetzte Tieck ungefähr:

Bei Gott ließ' ich die Werthe.

Demnach läſe er der Regel nach: dů werden. Ich habe dafür:

Und ließ' im Himmel die Himmelswerthen.

Alſo nach der Bodmerſchen Leſart. Es giebt ſolcher Fälle noch unzählig mehr.

nun einmal an dieſes leidige Hülfsmittel beim Leſen gewöhnt ſind, immer noch für das Beſte halte.

Die geſchichtlichen Einleitungen ſind meiſt für den Ungelehrten. In den Anmerkungen habe ich mich begnügt, die alte Leſart der neuen gegenüberzuſtellen, ohne mich auf lange Auseinanderſetzung der Gründe meiner Änderung einzulaſſen. Die meiſten müſſen ſelbſt für ſich ſprechen.

Somit, geneigter Leſer, übergebe ich dir mein Büchlein, hoffend, du werdeſt ihm die Nachſicht nicht verſagen, die jedem Schrifterſtlinge Muth und Luſt giebt, in die weite fremde Welt hinauszutreten.

Deßau, im September 1815.

Nachſchrift.

Unerwartete Hinderniſſe haben das Erſcheinen dieſes Büchleins faſt um ein Jahr verzögert. Meine dargelegten Anſichten über das Nibelungenlied und ſonach auch über die Minnelieder haben ſich in dieſer Zeit ſicherer geſetzt; doch erlaubte meine Muße nicht, die Vorrede aufs Neue zu bearbeiten. Ich denke aber nächſtens in einer beſonderen Schrift von meinen weiteren Forſchungen und deren Ergebniſſen Rechenſchaft zu geben. Vielleicht auch daß die von Hundeshagen aufgefundene Handſchrift des Nibelungenliedes und die von den Brüdern Grimm verheißenen Bruchſtücke meine Mühe unnütz machen.

Berlin, den 1ſten März 1816.

Blumenleſe

aus

den Minneſingern.

Erſte Sammlung.

Bayerische
Staatsbibliothek

Keiſer Heinrich.

I.

1] Ich grůſſe mit geſange dů ſůſſen,
Dů ich vermiden niht wil noch enmac:
Do ich ſi von munde rehte mohte grůſſen,
Ach, leides des iſt manig tac.
Swer nu diſů liet ſinge vor ir,
Der ich ſo gar unſenfteclich enbir,
Es ſi wip oder man, der habe ſi gegrůſſet von mir!

2] Mir ſint dů rich und dů lant undertan,
Swenne ich bi der minneclichen bin,
Und ſwenne ich geſcheide von dan,
So iſt mir aller min gewalt und min richtum dahin
Wan ſenden kumber den zelle ich mir danne ze habe:
Sus kan ich an fröden ſtigen uf und uͦch abe
Und bringe den wehſel, als ich wenne, dur ir liebe ze grab

3] Sit das ich ſi ſo gar herzeclichen minne
Und ſi ane wenken zallen ziten trage
Beide in herze und uͦch in ſinne,
Underwilent mit vil maniger clage

Kaiſer Heinrich.

I. An die ferne Geliebte.

1] Ich ſende dieſen Minneſang der Süßen,
Die ich vermeiden nimmer kann und mag;
Wohl möcht' ich lieber mündlich ſie begrüßen,
Und ſeufze drum ſo manchen lieben Tag!
Wer dieſes Lied nun ſingt vor ihr,
Nach der ich ſo unſäglich ſchmachte,
Es ſei Weib oder Mann, der grüße ſie von mir!

2] Mir ſind die Reich' und Lande unterthan,
So lang ich bei der Minniglichen bin,
Doch wenn ich ſie nicht mehr beſitzen kann,
So iſt Gewalt und Reichthum auch dahin
Und bittrer Schmerz nur meine Habe:
So ſchwankt mein Herz in Luſt und Leid
Und bringt durch ihre Gunſt des Glückes Spiel zu Grabe.

3] Seitdem ich ſie von ganzer Seele minne
Und ohne Wanken immerwährend trage
In meinem Herzen wie in meinem Sinne,
Zuweilen auch mit mancher ſchweren Klage,

Was git mir darumbe dů liebe zu lone?
Da bůtet ſi mirs ſo rehte ſchone:
E ich mich ir verzige, ich verzige mich ê der crone.

4] Er ſůndet, ſwer des niht gelŏbet,
Das ich mŏhte geleben manigen lieben tac,
Ob ŏch niemer crone keme uf min hŏbet,
Des ich mich ân ſi niht vermeſſen mac.
Verlôr ich ſi, was het ich danne?
Da tohte ich ze frŏden weder wibe noh manne
Und wer min beſter troſt beide ze ahte und ze banne.

II.

1] Wol hoher danne riche
Bin ich alle dů zit,
So alſo gůteliche
Dů gůte bi mir lit.
Si hat mich mit ir tugende
Gemachet leides fri;
Ich kom ſit nie ſo verre ir jugende,
Ir en were min ſtetes herze je nahe bi.

2] »Ich han den lip gewendet
»An einen ritter gůt;
»Das iſt alſo verendet,
»Das ich bin wolgemůt.

Was gab ſie mir dafür zu Lohne?
Da beut ſie mir ſo ſüßen Sold
Und eh' ich ihr entſagt', entſagt' ich ehr der Krone.

4] Der ſündigt wohl, wer meinem Wort nicht glaubt:
Ich könnte leben manchen lieben Tag,
Wo keine Krone käme auf mein Haupt,
Was ohne ſie ich wahrlich nicht vermag.
Verlör' ich ſie, was hätt' ich dann?
Ich wär' für jede Luſt verdorben
Und all mein beſter Troſt der wär' in Acht und Bann.

II. Morgenabſchied.

1] Wohl reich und mächtig bin ich
Und habe hohen Muth,
Wenn neben mir ſo minnig
Die treue Liebe ruht.
Sie hat mit ihrer Minne
Mich leidesfrei gemacht,
Und muß ich gleich ſie laſſen,
Doch bleibt in meinem Herzen
Ihr ſüßes Bild bei Tag und Nacht.

2] »Ich hab' den Sinn gewendet
»An einen Ritter gut,
»Das iſt alſo beendet,
»Daß ich bin wohlgemuth.

»Das nident ander frowen
»Und habent des has
»Und ſprechent mir ze leide,
»Das ſi in wellen ſchowen.
»Mir geviel in al der welte nie niemen bas!

3] »Ri[illegible]u nu hinnen,
»Der allerliebſte man,
»Den nach minen ſinnen
»Je dehein frowe nie gewan!
»Kumeſt du mir niht ſchiere,
»So verlüſe ich minen lip;
«Den möhte mir in al den welten
»Got niemer vergelten:«
Sprach das minnecliche wip.

4] »Wol dir, geſelle gůte,
»Das ich je bi dir gelac!
»Du woneſt mir in dem můte
»Dů naht und ůch den tac;
»Du ziereſt mine ſinne
»Und biſt mir darzu holt:
(»Nu merkent, wie ich das meine!)
»Als edel geſteine
»Tůt, da mans leit in das golt.»

»Mich neiden andre Frauen,
»Sie tragen bittern Haß
»Und ſprechen mir zu Leide:
»Sie wollten ihn wohl ſchauen,
»Den ſich mein treues Herz erlas.

3] »Du reiteſt nun von hinnen,
»Der allerliebſte Mann,
»Den je, nach meinen Sinnen,
»Sich eine Frau gewann.
»Kommſt du nicht bald zurücke,
»So ſtirbt dahin mein Leib
»Und mein verlor'nes Leben,
»Wer ſoll's mir wiedergeben?»
So ſprach das minnigliche Weib.

4] »Heil, freundlicher Geſelle,
»Daß ich je bei dir lag!
»Du wohnſt in meiner Seele
»Bei Nacht und auch bei Tag.
»Du ziereſt meine Sinne,
»Daß du mir biſt ſo hold:
»Hör' zu, wie ich das meine:
»So zieren Edelſteine,
»Wenn man ſie legt in reines Gold.«

Kunig Chunrat der junge.

1] Ich frôwe mich maniger blůmen rot,
Die uns der meie bringen wil:
Die ſtůnden ê in groſſer not,
Der winter tet in leides vil.
Der meie wils uns ergetzen wol
Mit manigem wunneclichen tage:
Des iſt dů welt gar frôdenvol.

2] Was hilfet mich dů ſumerzit
Unde die vil liehten langen tage?
Min troſt an einer frowen lit,
Von der ich groſſen kumber trage.
Wil ſi mir geben hohen můt,
Da tůt ſi tugendlichen an,
Und das min frôde wirdet gůt.

3] Swanne ich mich von der lieben ſcheide
So můs min frôde ein ende han.
Owe! ſo ſtirbe ich lihte von leide,
Das ich es je mit ir began!
Ich enweis niht, frowe, was minne ſint,
Mich lat dů liebe ſere engelten,
Das ich der jare bin ein kint.

König Konrad der Junge.

Frühlingslied.

1] Ich freue mich mancher Blumen roth,
Die uns der Frühling bringen will:
Sie ſtanden erſt in großer Noth,
Der Froſt that ihnen Leides viel:
Nun will's der Mai erſetzen wohl
Mit manchem wonniglichen Tage:
Drum iſt die Welt gar freudenvoll.

2] Mir frommt die Sommerwonne nicht
Und die viel lichten langen Tage,
Mein Troſt an einem Weibe liegt,
Von der ich ſchweren Kummer trage.
O, wenn ſie wollte hohen Muth
Und Freudigkeit mir wiedergeben,
Sie thät' daran wohl fromm und gut!

3] Ach, wenn ich von der Lieben ſcheide,
So iſt auch meine Luſt dahin.
O weh, ich ſterbe faſt vor Leide,
Daß ich ihr ſchenkte meinen Sinn!
Weiß nicht was Minnefreuden ſind,
Und ſchwer läßt mir's die Lieb' entgelten,
Daß ich der Jahre bin ein Kind.

Kunig Wenzel von Behein.

I.

1] Sit das der winter hat die blůmen ingetan,
Der kleinen vogelin ſüſſen ſank
In walde und ôch in owen,
So wil ich raten, da wir beſſer frôde han:
Swer volge mir, der habe des dank!
Die reinen ſüſſen frowen
Die ſol man alle ſtunde
Für blůmen uf der heide ſehen.
Hey, welh ein lebendes ôgenbrehen,
Swa ſpilnde blike bringent munt ze munde!

2] Nu dar, dem mit dem kuſſe ein ſüſſer umbevank
Nah richer minne teil erget,
Wer kur dafür die roſen?
Fürwar, des ſinne můſten iemer weſen krank:
Min munt der luſte bigeſtet:
Hey, můſt ich mich erkoſen
Mit der vil lieben eine,
Dů aventůre wurde los,
Der ich in ſange mich ê vermas!
Das můſte ſi vergeben mir, dů reine.

3] Vil zarte, ſüſſe und iemer wol gewünſchte wip!
Min troſt, den ich ze frôden han,
Lit an dir, vil klare, gůte!

König Wenzel von Böhmen,

I. Blumenerſatz im Winter.

1] Der Winter hat den grünen Hain entlaubt,
Es ſchweigt der Vöglein ſüßer Sang
Im Wald' und in den Auen.
So kommt, weil uns die Maienluſt geraubt
Und laßt uns ſuchen Minnedank
Bei reinen ſüßen Frauen!
Die ſoll'n zu jeder Stunde
Die Frühlingsblumen uns erſetzen.
O, welch ein lenziges Ergötzen,
Wo Blick an Blicke ſpielt und Mund an Munde.

2] O ſprich, wenn dir zum erſten Minnedank
Ein langer heißer Kuß ergeht,
Nähmſt du dafür wohl Roſen?
Fürwahr, dann wären deine Sinne krank:
Mein Mund ſein Lüſtchen frei geſteht:
Hey, dürft' ich jetzt noch koſen
Mit ihr ſo ganz alleine,
Dann würde ſchnell ein Wort gebrochen,
Das ich im Lied' ihr einſt verſprochen!
Das müßte ſie vergeben mir, die Reine?

3] Viel zartes, ſüßes, heißerwünſchtes Weib!
Mein Troſt und meine Hoffnung liegt
Allein an dir, du Gute.

Mich ſol din hohgezierter loſer, lieber lip
In keinen ſenden ſorgen lan,
Hilf mir ze hohem můte!
Wie wol mich des geluſte,
So ſich ze lachen gebe din munt,
Das ich in in der lieben ſtunt
So lachelichen mir ze frôden kuſte!

II.

1] »Es taget unmaſſen ſchone,
»Dů naht můs ab ir trone,
»Den ſi ze Kriechen hilt mit ganzer vrone:
»Der tag wil in beſitzen nu,
»Der tribet ab ir veſten
»Dů naht mit ſiner gleſten,
»Deſt war, ſi mag niht langer da gereſten:
»Wann es iſt zit und niht ze fru,
»Das man ein ſcheiden werbe,«
(Sus ſang der wahter,) »ê das ſich geverbe
»Der tag mit ſiner rôte.
»Wol uf! Wol uf! Ich gan ů niht ze bliben bi der nôte.
»Ich fůrhte, das der minne ir teil verderbe.«

2] Das horte in tôgent ſchowe
Ein erenrichs frowe
Und ôch ir minnendieb, der dur ein owe
Was ritterlichen dar bekomen.
Si ſprach: »Frůnt miner wunnen,
»Der wahter will niht gunnen

Ach, ließ' mich nur dein hochgezierter Leib
In ew'ger Liebesklage nicht!
Hilf mir zu hohem Muthe!
Wie groß iſt mein Gelüſte,
Daß ich bald in einer lieben Stund'
Von deinem roſenrothen Mund'
Das erſte blöde Minnelächeln küßte!

II. Tageslied.

1] »Es tagt der Nacht zum Hohne,
»Sie muß von ihrem Throne
»Mit ihrem Sternenkleid und ihrer Krone:
»Der Tag will haben ſeine Mach'.
»Er treibt von ihren Veſten
»Im fernen dunkeln Weſten
»Die Nacht mit ihren ſchauerlichen Gäſten.
»Drum, liebe Schläfer, ſeid munter und wacht!
»Die Minner müſſen ſcheiden,
»Wann ſich der Morgen helle, von ihren Freuden.
»Wacht auf, wacht auf vom Schlummer!
»Ich komm', euch zu ſchützen vor ſchwerem Kummer
»Und nicht, eur Minneſpiel euch zu beneiden.«

2] Das hörte in heimlicher Schaue
Eine ehrenriche Fraue
Und auch ihr Minnedieb, der durch die Aue
War ritterlich zu ihr gekommen.
Sie ſprach: »Freund meiner Wonnen,
»Es iſt noch fern der Sonnen:

»Uns liebes, wan er wolde ſin beſpunnen
  »Mit miete, das ich han vernomen:
»Es iſt dem tage unnahen.«
Si ſtunt uf und begunde gahen
Hin zu dem wahter eine,
Si ſprach: »Nim ſilber, golt und edel rich geſteine:
»La mich den zarten lieben umbevahen!«

3] Er ſprach: »Jch bin gemietet,
»Geht wider unde nietet
»Ůch fröden! Wan ich wolde, das ir berietet
  »Mich: das habt ir uf ende braht.
»Jch warne ůch, ſwenne es zitet,
»Das er mit fröden ritet,
»Swenne ich ůch ſage, ſo hůtet, das ir iht bitet:
  »Jr lat in dar er habe gedaht.«
Si wart ſa umbevangen,
Er kůſte ir roten munt, ir klaren wangen.
Das was der minne lehen:
Lieb und luſt die lieſſen ſich do wenig ieman flehen.
Da das ergieng, da iſt ŏch me ergangen.

»Der Wächter will nur ſein mit Gold gewonnen:
»Drum haben wir ſchon ſeinen Ruf vernommen.«
Da hub ſie ſich aufzuſtehen
Und hin zum Wächter in banger Haſt zu gehen;
Sie ſprach mit ihm alleine:
»Nimm all mein Gold und meine Edelſteine,
»Nur laß mich noch mein Herzenskleinod ſehen!«

3] Er ſprach: »So geh' und freue
»Der Liebe dich auf's Neue;
»Doch, willſt du, daß ſie nimmer dich gereue,
»So gieb auf meine Warnung Acht:
»Laß deinen Ritter reiten,
»Wann's Morgen wird, bei Zeiten,
»Daß Keiner ihn ſehe von des Schloſſes Leuten:
»Sonſt iſt's die letzte frohe Nacht!«
Da ward ſie wieder umfangen,
Er küßt' ihr den roſigen Mund, die klaren Wangen.
Das war ein Minneleben:
Da war kein Flehn, da war kein Widerſtreben!
Wo das ergieng, da iſt auch mehr ergangen.

Herzog Heinrich von Preſſela.

1) Ich clage dir, meie, ich clage dir, ſumerwunne,
Ich clage dir, liehtů heide breit,
Ich clage dir, ǒgebrehender kle,
Ich clage dir, grüner walt, ich clage dir, ſunne,
Ich clage dir, Venus, ſendů leit,
Das mir dů liebe tůt ſo we.
Welt ir mir helfen pflihten,
So truwe ich, das dů liebe můſſe rihten
Sich uf ein minneclich es weſen.
Nu lat ů ſin gekündet minen kumber
Dur Got und helfet mir geneſen!

2) »Was tůt ſi dir? La hören uns dů ſchulde,
»Das ane ſache ir iht geſche
»Von uns: wan das iſt wiſer ſin.«
In lieben wane habe ich wol ir hulde,
Wanne aber ich fürbas ihtes ir,
Si giht, ich ſterbe, ê ſolh gewin
Mir von ir werde ze teile.
Das iſt ein tot dem minneclichen heile.
O we, das ich ſi je geſach,
Dů mir in herzelieber liebe reichet
So bitterliches ungemach!

3) »Ich meie, wil den blůmen min verbieten,
»Den roſen rot, den lilien wis,

Herzog Heinrich von Breslau.

Das Minnegericht.

1] Ich klage dir, Mai, ich klage dir, Sommerwonne,
Ich klage dir, bunte Heide breit,
Ich klage dir, augenleuchtender Klee,
Ich klage dir, grüner Wald, ich klage dir, Sonne,
Ich klage dir, Venus, Herzeleid,
Daß mir die Liebe thut ſo weh.
Wenn ihr mir wolltet eure Hülfe ſchenken,
So hoff ich, würd' ihr harter Sinn ſich lenken
Und enden meine Minnepein.
Drum laßt euch meinen Kummer klagen
Und helft mir wieder fröhlich ſein.

2] »Was thut ſie dir? Laß hören ihre Sünden!
»Denn alſo will es weiſer Rath,
»Damit kein Unrecht ihr geſchieht.«
Oft wähnt' ich wohl, noch ihre Gunſt zu finden,
Doch, als ich ſie um Liebe bat
In manchem ſchweren Klagelied,
Da hätte ſie mich eher ſterben ſehen,
Eh' ſie geneigt ihr Ohr dem Minneflehen,
O weh, daß ich ſie je erblickt,
Die mich für meine ſtete Liebe
Mit bittrem Ungemach bedrückt!

3] »Ich Mai, will allen Blumen mein befehlen,
»Den Roſen roth, den Lilien weiß,

»Das ſi ſich vor ir ſlieſſen zu. —
»So wil ich ſumerwunne, mich des nieten,
»Der kleinen vogelin ſůſſer flis,
»Das der gegen ir ein ſwigen tů. —
»Ich heide breit, wil vahen
»Si, ſwenne ſi wil nah glanzen blůmen gahen
»Uf mich, ich wil ſi halten dir.
»Nu ſi von uns ir widerſeit, der gůten,
»Sus můs ſi ſin genedig mir. —

4] »Ich brehender kle, wil dich mit ſchine rechen,
»Swenne ſi mich an mit ǒgen ſiht,
»Das ſi vor glaſte ſchilhen můs. —
»Ich grůner walt, wil abe min lǒber brechen,
»Hat ſi bi mir ze ſchaffene iht,
»Si gebe dir danne holden grůs. —
»Ich ſunne, wil durhitzen
»Ir herz, ir můt: kein ſchattenhůt vůr ſwitzen
»Mag ir gen mir gehelfen niht,
»Sin welle dinen ſenden kumber ſwenden:
»Mit herzelieber liebe geſchiht. —

5] »Ich Venus, wil ir alles das erleiden,
»Swas minneclich geſchaffen iſt,
»Tůt ſi dir niht genaden rat.«
O we, ſol man ſi von den wunnen ſcheiden!
E wolde ich ſterben ſunder friſt,
Swie gar ſi mich betrůbet hat.

»Daß ſie vor ihr ſich ſchließen zu. —
»Ich Sommerwonne, will ſie alſo quälen,
»Daß meiner Vöglein ſüßer Fleiß
»Vor ihr im Hain verſtummen thu'. —
»Ich bunte Heide, wil den Fuß ihr fangen,
»Wenn ſie nach Blumen kömmt gegangen:
»Dann will ich feſt ſie halten hier
»Und will nicht ehr ſie von mir laſſen,
»Bis daß ſie werde gnädig dir. —

4] »Ich leuchtender Klee, wil dich mit Scheine rächen,
»Daß, wenn ihr Auge auf mich ſieht,
»Es vor dem Glanze ſchielen muß. —
»Ich grüner Wald, will all mein Laub abbrechen,
»Wenn ſie in meine Schatten flieht, *)
»Bis ſie dir giebt den Minnegruß. —
»Ich Sonne, will das Herz ihr ſo durchhitzen,
»Daß ſie vor Schweiß kein Schattenhut ſoll ſchützen,
»Und nimmer mildr' ich meinen Strahl,
»Bis ſie im tiefſten Buſen brenne
»Und ende deine Liebesqual. —

5] »Ich Venus, will ihr alles das verleiden,
»Was minniglich geſchaffen iſt,
»Wenn ſie noch länger dich verſchmäht.«
O weh, ihr wollt von aller Luſt ſie ſcheiden!
Nein, lieber ſtürb' ich ſonder Friſt,
Eh' ich ſo großes Leid ihr thät!

---

*) Dieſer Vers iſt aus Tiecks Bearbeitung.

»Wilt du dich rechen laſſen,
»Ich ſchaffe, das ir aller fröden ſtraſſen
»Ir widerſpenig müſſen weſen.«
Ir zarter lip der möht es niht erliden:
Lant mich ê ſterben, ſi geneſen!

»Willſt du durch mich ihr Unrecht ſtrafen laſſen,
»So will ich ihr verſchließen alle Straßen
»Wo Fröhlichkeit auf Erden wohnt.«
Gemach, gemach! ſie würd' erliegen,
Laßt ſterben mich, doch ſie verſchont!

Margrave Otte von Brandenburg mit dem Pfile.

I.

1] Uns kumt aber ein liehter meie,
Der machet manig herze frůt:
Er bringet blůmen mangerleie.
Wer geſach je ſüſſer blůt?
Vogelindöne ſint manigvalt,
Wol gelöbet ſtet der walt:
Des wirt vil trurig herze balt.

2] Ich wil nah ir hulde ringen
Alle mine lebenden tage.
Sol mir niht an ir gelingen,
Seht, ſo ſtirbe ich ſender klage:
Si en tröſte mich ze ſtunt,
Ir durlůhtig roter munt
Hat mich uf den tot verwunt.

II.

Winter, was hat dir getan
Dů blůt vil minnerliche
Und der kleinen voglin ſüſſes ſingen?
Ich weis fůrwar gar ane wan,
Wil mich dů ſeldenriche
Tröſten, was kannſtu mich danne getwingen?

Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile.

I. Der Beſtändige.

1] Wiederkehrt ein lichter Maie
Nach der langen Winternacht:
Er bringt Blumen mancherleie:
Seht die ſüße Blüthenpracht!
Wohlbelaubet ſteht der Hain
Und viel Vöglein ſingen drein,
Schwere Herzen zu erfreun.

2] Ihrer Huld nach will ich ringen
Alle meine Lebenstage:
Soll's mir nicht an ihr gelingen,
Seht, ſo ſterb' ich in ſehnender Klage.
Ihr durchleuchtig rother Mund
Hat mich auf den Tod verwund't:
Nur ihr Troſt macht mich geſund.

II. Wintertroſt.

Winter, was hat dir gethan
Sommers bunte Blüthenwonne
Und der Vöglein ſüßes Singen?
Doch ich weiß wohl ohne Wahn,
Lacht mir nur der Minne Sonne,
Dann kannſt du mich nicht bezwingen:

Ich neme eine lange naht
Für tuſent hande blůte.
(— — — — — — — — — — —)
Ich han mich des vil wol bedaht:
Mich tröſtet das ir gůte,
Danne der meie mir kan fröde bringen.

III.

Rument den weg der minen lieben frowen
Und lant mich ir vil reinen lip anſehen!
Den möht ein keiſer wol mit eren ſchowen:
Des höre ich ir dů meiſte menge jehen:
Des můs min herze in hohen luften ſtigen,
Ir lop, ir ere wil ich niht verſwigen,
Swa ſi wont, dem lande můs ich nigen.

IV.

Frowe Minne, wis min botte alleine!
Sage der lieben, dů ich von herzen minne:
Si iſt, dů ich mit ganzen trůwen meine,
Swie ſi mir benimt ſo gâr die ſinne.
Si mag mir wol hohe fröde machen:
Wil ir roter munt mir lieplich lachen,
Seht, ſo můs mir alles truren ſwachen!

Lieber iſt mir eine Nacht,
Als die tauſendfache Blüthe
Und als aller Vöglein Singen.
Ja, ich hab' es wohl bedacht:
Beſſer tröſtet Weibes Güte,
Als der Mai kann Freude bringen.

III. Gruß der Geliebten.

Räumt mir den Weg zu meiner lieben Frauen
Und laßt mich ihren keuſchen Leib anſehen:
Ihn könnt' ein Kaiſer wohl mit Ehren ſchauen:
Das muß die ganze Welt ihr zugeſtehen.
Drum will mein Herz in hohe Lüfte ſteigen,
Ihr Lob und Ehre mag ich nicht verſchweigen
Und, wo ſie wohnt, dem Land muß ich mich neigen!

IV. Geſandſchaft an die Geliebte.

Frau Minne, ſei mein Bothe du alleine
Und ſag der Lieben, die ich treulich minne:
Sie ſei's, die ich mit ganzem Herzen meine
Und die geraubt mir alle meine Sinne;
Sie könne mir wohl hohe Freude machen
Und wenn ihr rother Mund mir wolle lachen,
So müſſe alle Traurigkeit erſchwachen.

V.

Ich bin verwunt von zweier hande leide.
Merkent, ob das fröde mir vertribe!
Es valvent liehte blůmen uf der heide,
So lide ich not von einem reinen wibe:
Dů mag mich wol heilen und krenken,
Wolde aber ſich dů liebe bas bedenken,
So weis ich, mir můſte ſorge entwenken.

V. Zwiefaches Leid.

Ich bin verwundet von zwiefachem Leide.
Sagt, ob das nicht mir jede Luſt vertreibe?
Es welken lichte Blumen auf der Heide:
So leid' ich Noth von einem reinen Weibe.
Sie kann allein mich heilen und mich kränken
Und wollte ſie ſich beſſer nur bedenken,
So könnt' ich alle Sorge gleich verſenken.

Margrave Heinrich von Miſen.

I.

1] Nu ſint die liehten langen ſumertage
Mir aber ane frôde hingeſcheiden.
Was hilfet, das ich ſenden kumber klage
Der lieben, dů mich lat in ſenden leiden?
Doch můs ir minnecliches ſchin
Vor allen wiben
In minem herzen hůt und iemer ſin.
O we, ſol ich niht fro bi ir beliben!

2] Wil dů vil here, das ich vro beſte,
So ſol ir roter munt mir gůtlich lachen,
Das von getrúwes herzen grunde uf ge:
So wirt erloſt min herz us ſenden ſachen.
Beſchiht des niht, o we, der not!
So můs verſwinden
Min hoher můt und iſt min frôde tot:
Das niht erget, ſol ich genade vinden.

3] Do ich dů minneclichen erſt anſach,
Do bran ir munt, das ſich min herze enzunde:
Davon ſo lide ich ſendes ungemach,
Das hat gewert daher vil lange ſtunde,
Und wirde ôch niemer me geſunt
Von miner wunden,
Mich heile danne ir roſeroter munt:
Des kus hilft mir und anders niht geſunden.

Markgraf Heinrich von Meiſſen.

I. Minneleid.

1] So mußten denn die ſchönen Sommertage
Ganz ohne Freude wiederum mir ſcheiden!
Was hilft es, daß ich Liebeskummer klage
Dem Weibe, die mich läßt in Liebesleiden?
Doch muß ihr minniglicher Schein
Vor allen Frauen
In meinem Herzen heut' und immer ſein.
O, wollte ſie nur huldreich auf mich ſchauen!

2] Will die Erhabne, daß ich je mich freue,
So muß ihr rother Mund mir gütlich lachen
Aus vollem Herzen und in ſteter Treue:
Nur das kann frei von allem Leid mich machen.
Geſchieht das nicht, o weh der Noth!
So muß verſchwinden
Der hohe Muth und jede Luſt iſt todt.
O möcht' ich bald doch ihre Gnade finden!

3] Als ſie zuerſt vor meinem Blicke ſtand:
Da ſah' ich Feuer ſprühn von ihrem Munde,
Und in mein Herze flog der helle Brand:
Das flammt nun ſchon ſo manche lange Stunde,
Und nimmermehr werd' ich geſund
Von meinen Wunden,
Wenn ſie nicht heilt ihr roſenrother Mund:
Sein Kuß allein, ſonſt Nichts, kann mich geſunden.

II.

Wol mich hûte, wol mich iemermere!
Mich tůt ſo wunnenrich ein wip.
Des wol mich, das ſich al min fro̊de mere!
Wol mich, das ich ſo lieben lip
Han zu troſte mir erſehen!
Wer ich tuſent jar gewaltig keiſer,
Mir kunde niemer bas beſchehen.

III.

1] Ich wolde gar von fro̊den gan,
Do troſte mich ein roter munt:
Er ſeite, ich ſolde in fro̊den ſtan,
Er wolde machen mich geſunt.
Tröſtet er das herze min
Mit alſo fro̊denricher tat,
Ahey, wer wolde ich danne ſin!

2] Sich ſolde fröwen wol min lip
Und ſolde miner eren pflegen;
Gebe das ein minnerliches wip,
So wold ich ſorgen mich bewegen.
Ir munt der iſt ſo ſtete gar,
Sit er das geſprochen hat,
Das er vor ſorgen mich bewar.

3] Ja, richer Got, wie ſanfte es tůt,
Den grůſſet wol ein lieplich wip:

II. Ausruf des Beglückten.

Wohl mir heute, wohl mir alle Tage!
Mich beglückt ein minnigliches Weib.
Wohl mir, daß ich ſie im Herzen trage!
Wohl mir, daß ich ihren reinen Leib
Mir zu Troſte hab erſehn!
Wär' ich tauſend Jahr der größte Kaiſer,
Beſſer könnt' es mir nicht gehn.

III. Minneglück.

1] Ich wollte ſchier vor Schmerz vergehn,
Da gab mir Troſt ein rother Mund:
Er ſprach: Du ſollſt in Freuden ſtehn,
Ich mache dir das Herz geſund.
Ach, wenn ſie treu ihr Wort mir hält,
Das ſolche Wonne mir verſprochen,
Dann neid' ich Keinen auf der Welt!

2] Wie ſollte da ſich freun mein Leib
Und ſollte pflegen ſeiner Ehre,
Wenn ſolch ein minnigliches Weib
Verſcheuchte meiner Sorgen Schwere!
Und ſieh, ſie ſprach ein wahrhaft Wort,
Denn von demſelben Augenblicke
Sind alle meine Leiden fort.

3] Ja, reicher Gott, wie ſanft es thut,
Wen wohl begrüßt ein lieblich Weib;

Dem wirt ſo frödenrich der můt,
Das herz und öch der ſine lip.
Hoh uf gen den lüften var
Ein můt, der flüget alſo ho,
Alſam der edel adelar.

IV.

1] Was hat dů welt zu gebene me,
Davon ein ſendů not zerge,
Danne wibes minne alleine?
Ein wip, dů loſlich lachen kan
Gen einem wolgemůten man,
Der fröden iſt niht kleine:
Swenne ſi ſtet gegen im ze angeſiht
Und ſi im mit ir ögen giht,
Das ſi in von herzen meine.
Swer dieſen zweien geverig ſi
Und wone mit valſcher hůte bi,
Der werde zeinem ſteine!

2] An ſchonem libe wol gewar,
In edelen můte reine gar,
Swer das an wiben vinde,
Der lobe ir leben und ere ir lip:
Si iſt gar ein reine ſelig wip,
Des wunſches ingeſinde.
Ir luter ſpiegelvarwes leben

Ihm wird ſo freudenvoll der Muth
Das Herz und auch der ganze Leib:
Er ſchwingt ſich in die Lüfte hehr,
Von ſchnellen Fittigen getragen,
Als ob's ein edler Adler wär'.

IV. An die Ungeſchliffenen.

1] Was hat wohl Beſſ'res noch die Welt,
Das uns in ſteter Luſt erhält,
Als Weibes Minn' alleine?
Ein Weib, die lieblich lachen kann
Gen einen wohlgemuthen Mann,
Die Wonne iſt nicht kleine:
Wenn ſie ihm blickt ins Angeſicht
Und mit den Augen zu ihm ſpricht,
Daß ſie ihn herzlich meine.
Wer dieſer Freude ſich nicht freut
Und nähret im Herzen Tück' und Neid,
Der werde gleich zum Steine!

2] Im ſchönen Leib' ein gutes Herz,
Im reinen Muthe Minneſcherz,
Wer das bei Frauen finde,
Der ſuche keinen gold'nen Schatz:
Der Minne reichlicher Erſatz
Ihn aller Wünſch' entbinde.
Ihr lauter ſpiegelhelles Leben

Kan trůben herzen fröde geben:
Swer ſich des widerwinde,
Der frowen rehte fröde wer,
Verſiglen müſſe er ůf das mer
Von wibe und ŏch von kinde!

3] Ir zuhtvlieher, ůch ſi geſeit,
Das zuht vil verre nah ů jeit:
Des ſwer ich ů bi eide.
Mit unzuht habt ir gůten zůh;
Hey, zuhtvlieher, nu flůh, nu flůh!
So ſeit man von ůch beide.
Ir frowen, nemt ſin kleine war,
Er en kom mit gůten zuhten dar,
So das er ſich geſchelde
Von unzuht, als ein zůhtig man.
Swelh frowe im danne ir grůſſes gan,
Der lebt gar ſunder leide.

Kann trüben Herzen Freude geben:
Wer dieſer widerſtünde
Und guten Frauen unhold wär',
Der ſegle weit hinaus ins Meer
Vom Weibe und vom Kinde!

3] Ihr Ungeſchliff'nen, hört mich an!
Euch hat die Zucht in Bann gethan:
Drauf ſchwör' ich tauſend Eide.
Die Unzucht iſt eur beſter Gott
Und treulich thut ihr ſein Geboth:
Er geb' euch ſeine Freude!
Ihr Frauen, ſeht den Rittersmann
Mit keinem güt'gen Blicke an,
Bis er die Unzucht melde!
Dann gebt ihm euren Minnegruß,
Daß hoch das Herz ihm ſpringen muß,
Geräumt von allem Leide!

Herzoge von Anhalt.

1] Ich will den winter empfahen mit geſange:
Alle ſwigen ſtille die kleinen vogelin.
Ich enwart noh nie ſo von ſime getwange,
Das ich dur in liege dů minnefröde ſin:
Des danke ich doch der vil lieben frowen min.
Ir roter munt, ir röſelehtes wange,
Ir gůte und ir wol liehtvarwer ſchin
Zieret ein lant wol al umbe den Rin.

2] Wol mich, wol mich iemer! Mir iſt wol ze můte,
Das die argen ſchalke ze mir tragent has.
Si unerent ſich doch; ſo minne ich dů gůte,
Wand min Got ſelber noh nie vergas,
Do er ſchůf, merkent alle wol was!
Ein wip dů mich het in ir hůte,
Das ich mir zu lebene gan bas und je bas:
Des enſih ich an ſchalkhafter diet niht das.

3] Möhten ſi dem walde ſin löben verbieten
Und der heide ir blůen, das were getan;
Möhten ſis geraten, wie gerne ſi das rieten,
Das man gůte fröde ůberal můze lan!
So můze man ſam die wolfe ſich gehan.
Ich wil mich gůter fröde nieten:
Fröde und ere die lat ů niht verſman:
Als gebot mir dů liebe wolgetan.

Herzog von Anhalt.

Lied der Freude im Winter.

] Ich will den Winter grüßen mit Geſange:
Sie ſind verſtummt, die kleinen Vögelein:
Mir iſt vor ſeiner Herrſchaft nicht ſo bange,
Daß ich um ihn die Minne ließe ſein.
Das dank ich doch der lieben Fraue mein:
Ihr rother Mund, ihre roſige Wange,
Ihre Güte und ihr ſonniger Schein
Zieren gar lieblich ein Land am Rhein.

2] Heil mir, heil mir! Mir iſt ſo wohl zu Muthe!
Was kümmr' ich mich um arger Schalke Haß?
Zum Trotze Allen minn' ich doch die Gute,
Da Gott ja ſelber mein noch nie vergaß.
Denn ſeine Gnade ſchuf mir, wißt ihr was?
Ein Weib mit liebevollem Muthe:
Sie ſchenkte mir Freuden wohl ohne Maß;
Drum ſind mir die neidiſchen Schalke ein Spaß!

3] Sie möchten gern dem Wald ſein Laub verbieten
Und ſeine Blümelein dem Wieſenplan:
Auch weiß ich wohl, wie gern ſie einem riethen,
Daß man die gute Freude thät' in Bann
Und fieng' ein Leben wie die Wölfe an.
Doch ich will mich vor Schwermuth hüten:
Es freue ſich, wer ſich freuen kann!
So lehrte die Liebe mich glücklichen Mann.

Grave Otto von Bottenloube.

1] Were Criſtes lon niht alſo ſůſſe,
So enlieſſe ich niht der lieben frowen min,
Dů ich in meinem herzen dike grůſſe;
Si mac vil wol min himelriche ſin,
Swa dů gůte wone al umbe den Rin.
Herre Got, ſo tů mir helfe ſchin,
Das ich mir und ir erwerbe noh dů hulde din!

2] Sit er giht, ich ſi ſin himelriche,
So habe ich in zu Gotte mir erkorn,
Das er nie mer ſůs von mir entwiche:
Herre Got, la dirs niht weſen zorn!
Erſt mir in den oͦgen niht ein dorn,
Der mir hie ze froͦden iſt geborn:
Kumt er mir niht herwider, min ſpilnde froͦde iſt
gar verlorn!

Graf Otto von Bottenlaub.

Kreuzfahrers Abſchied.

Er.

] Wenns nicht für meinen Herren Chriſtus wäre,
Vielliebes Weib, nie ließ ich dich allein.
Du weißt, daß ich nichts Irdiſches begehre:
Du ſelber magſt mein Himmelreich wohl ſein.
Gott laſſe durch ſeiner Allmacht Schein
Mich ſtarken Arms und Herzens ſein
Und gebe mir einſt zum Siegeslohne
Für dich und mich die Himmelskrone!

Sie.

1] Wenn du mich haſt zum Himmelreich erkoren,
Geliebter Mann, ſo mußt mein Gott du ſein,
Und wenn du gehſt, ſo iſt dein Reich verloren.
Gott mag die tolle Rede mir verzeihn!
Leb wohl! Seh' ich nicht bald dich wieder,
So drücken mich die Sorgen nieder:
Mein Leben lebt in deinem Leben;
O eil' es mir zurückzugeben!

Der Margrave von Hohenburg.

1] Ich wache umb eines ritters lip
Und umbe din ere, ſchones wip.
Weke in, frowe!
Got gebe das es im wol erge,
Das er erwache und nieman me!
Weke in, frowe!
Niht langer bit:
Eſt an der zit!
Ich bit ůch niht, wan dur den willen ſin.
Wiltun bewarn,
So laſſe in varn:
Verſlaft er ſich, ſo iſt dů ſchulde din.
Weke in, frowe!

2] Din lip der můſſe unſelig ſin,
Wahter, und al das weken din!
Slaf, geſelle!
Din wachen das wer alles gůt,
Din weken mir unſanfte tůt.
Slaf geſelle!
Wahter, ich han
Dir niht getan
Wan alles gůt, das mir wirt ſelten ſchin.

Der Markgraf von Hohenburg.

Wächterlied.

Der Wächter.

1] Ich wache um eines Ritters Leib
Und um deine Ehre ſchönes Weib.
Wecke ihn, Fraue!
Gott gebe, daß es ihm wohlergeh'
Und Niemand ihn im Hauſe ſeh'!
Wecke ihn, Fraue!
Auf zögre nicht,
Schon kömmt das Licht!
Ich flehe dich an im Namen ſein:
Bezwing dein Herz!
Sonſt bringt's ihm Schmerz.
Verſchläft er die Rückkehr, die Schuld iſt dein.
Wecke ihn, Fraue!

Das Fräulein.

2] Dein Leib der müſſe unſelig ſein,
Wächter, und all das Wecken dein!
Schlaf, Geſelle!
Dein Wachen erfreute meinen Muth,
Dein Wecken aber mir wehe thut,
Schlaf, Geſelle!
Wächter, um was
Trägſt du mir Haß,
Daß du mir raubſt die Minneluſt

Du gerſt des tages,
Das du verjages
Vil ſender fröden von dem herzen min.
Slaf, geſelle!

3] Din zorn der ſi dir gar vertragen:
Der ritter ſol niht hie betagen.
Weke in, frowe!
Er gap ſich uf dů trůwe min,
Do beval ich in den eren din.
Weke in, frowe!
Vil ſelig wip,
Sol er den lip
Verliern, ſo ſin wir mit im verlorn.
Ich ſinge, ich ſage:
Eſt an dem tage!
Nu weke in, wan in weket doch min horn.
Weke in, frowe.

Und rufſt dem Tage,
Daß er verjage
Den lieben Ritter von meiner Bruſt?
Schlaf, Geſelle!

Der Wächter.

Deine zornige Rede ſei dir verziehen,
Der Ritter muß aber von hinnen fliehen.
Wecke ihn, Fraue!
Er hat ſich befohlen der Treue mein,
Er hat mir befoh'en die Ehre dein.
Wecke ihn, Fraue!
Du ſelig Weib,
Soll ihm der Leib
In deinen Armen gehn verlor'n?
Ich ſing' und ſage:
Es iſt am Tage!
Weckſt du ihn nicht, ſo weckt mein Horn.
Wecke ihn, Fraue!

Her Heinrich von Veldig.

I.

Triſtan můſe ſunder ſinen danc
Stete ſin der küniginne,
Wan in der poyſun darzů twanc
Mere dan dů kraft der minne.
Des ſol mir dů gůte danc
Wiſſen, das ich ſolken tranc
Nie genam und ſi doch minne
Bas danne er, und mag das ſin
Wolgetane,
Valſches ane,
La mich weſen din
Und bis du min!

II.

1] Swer ze der minne iſt ſo frůt,
Das er der minne dienen kan
Und er durh minne pine tůt,
Wol im, der iſt ein ſelig man!
Von minne kumt uns alles gůt,
Die minne machet reinen můt.
Was ſold ich ſunder minne dan?

2] Ich minne dů ſchonen ſunder danc,
Ich weis wol, ir minne iſt clar,

Herr Heinrich von Veldig. (Veldeck.)

I. Freier Minne Verdienſt.

Triſtan mußte liebeskrank
Stete ſein der Königinne,
Weil ein Zaubergift ihn zwang
Stärker als die Kraft der Minne.
Liebe, wiſſe drum mir Dank,
Daß ich ohne ſolchen Trank
Beſſer noch als Jener minne
Dich ſo viele Jahre lang.
Werde mein,
Wie ich dein,
Und gieb mir den Minnedank
Ohne Falſch und ohne Wank!

II. Minnepflicht.

1] Wer ganz ſein Herz der Minne weiht,
Als ein getreuer Unterthan,
Und wen dafür ihr Sold erfreut,
O dreimal Heil dem ſel'gen Mann!
Von ihr kommt alles Erdengut,
Sie giebt allein uns frohen Muth:
Was ſollt' ich ohne Minne dann?

2] Wohl minn' ich ewig ſonder Dank,
Doch laß' ich drum die Minne nicht,

Ob minů minne iſt dch kranc:
So wirt dch niemer minne war:
Ich ſage ir miner minne danc,
Bi ir minne ſtat minneſanc:
Erſt tumb, ſwers niht gelôbet gar.

Und iſt mein Herz auch minnekrank,
Doch muß es minnen bis es bricht.
Ich ſage ihr in manchem Sang
Für meine Qualen ſelber Dank:
Das iſt der echten Minne Pflicht!

Grave Werner von Honberg.

Mit urlop wil ich ſcheiden von dem lande,
Herz unde můt das las ich ir ze pfanda,
Sin und gedank die wen von ir niht ſcheiden,
Si ſint ir bi mit ſteteclichen trůwen:
Das iſt alſo und ſol mich doch niht růwen.
Und fůr ich von den kriſten zu den heiden,
So wil ich doch ir diener ſin,
Dů mich da twinget her von kindesjugent:
Ich wil der lieben frowen min
Mit willen dienen dur ir wiplich tugent.
Wie ſi mich hat beröbet
Můt und der ſinnen gar,
Ich nig aldar:
Das můs mir ſin erlöbet,
Wie verre ich von den landen var.

Graf Werner von Honberg.

Abſchiedslied.

Mit Urlaub will ich ſcheiden von dem Lande,
Doch Herz und Muth die laſſ ich dir zum Pfande:
Sinn und Gedanke ſollen nimmer ſcheiden:
Sie ſind bei dir in wandelloſer Treue,
Denn meine Lieb' ich nimmermehr bereue,
Zög' ich auch von den Chriſten zu den Heiden:
Stets will ich nur dein Diener ſein,
Weil du ſo reich biſt aller Weibestugend;
Dein iſt mein Herz ſeit ſeiner Kindesjugend
Und bis zum Tode ſei es dein!
Und haſt du gleich geraubet
Die frohen Sinne mir,
Ich bleibe doch bei dir,
Das muß mir ſein erlaubet,
Ich ſei dort oder hier!

Her Jacob von Warte.

1] Man ſol hören ſůſſes ſingen
In den owen ůberal,
Lobelichen ſang erklingen,
Sunder von der nahtegal.
Schowent uf den anger breit
Und oͦch an der liehten heide,
Wie ſchone ſi ſich mit ir kleide
Gen dem meien hat bekleit!

2] Maniger hande blůmelin
Lachent us des meien towe
Gen der liehten ſunnen ſchin:
Dů zit iſt in werder ſchowe.
Was ſol troͦſten mir den můt,
Sit mich twinget herzenſwere,
Bi der ich vil gerne were,
Das dů mir niht gnade tůt?

3] Ach, vil minnekliche gůte!
Enbinde mich von ſender not,
La mich niht us diner hůte,
Ald ich bin an froͦden tot.
Jch ſol diner helfe gern:
Laſt du min herze us diner pflihť,
So kan mich getroͦſten niht,
Dun welleſt mich genade wern.

Herr Jakob von Warte.

Frühlingslied.

1] Hört ihr nicht die Lieder klingen
In den Auen überall?
Hört ihr nicht im Walde ſingen
Schon die ſüße Nachtigall?
Auf den grünen Anger blickt,
Blicket auf die lichte Heide,
Wie ſie mit dem ſchönſten Kleide
Vor dem Lenz ſich hat geſchmückt!

2] Manche bunte Blümelein
Lachen aus des Maien Thaue
Gen den goldnen Sonnenſchein,
Alles ſteht in werther Schaue:
Ach, was tröſtet mir den Muth
In der bangen Herzenſchwere?
Die, bei der ich gerne wäre,
Ewig mir nur wehe thut.

3] O du minnigliche Gute,
Hebe meine Liebesnoth,
Laß mich nicht aus deiner Hute,
Oder ich bin freudentodt.
Deine Hülfe ruf' ich an:
Wenn mich dieſe will verlaſſen,
Muß ich Augenblicks erblaſſen:
Nur ihr Troſt mich retten kann.

4] Gewalt noh mangem angeſiget,
(Das hͤret man die wiſen ſehen,)
Da man genade niht enpfliget:
Das ſolm an miner frowen ſpehen.
Dů iſt gar gewaltig min,
An genade, dů vil gůte,
Lat mich truren, in unmůte
Můs ich an min ende ſin.

5] Minne, du ſolt ſin gemeine,
Ald ich bin an fröden tot:
Fůge, das mich lieplich meine
Der vil lieben můndel rot!
Sit du biſt gewaltig min
Unde leiteſt mine ſinne
Swie du wilt, ach, werdů minne,
So ſolt ir ůch gewaltig ſin!

4] Wo Gewalt die Schwäche zwinget,
Da kan̄ Gnade nicht beſtehn:
Alſo mancher Weiſe ſinget,
Und die Wahrheit mußt' ich ſehn
An der lieben Fraue mein,
Die bezwungen hat mich Armen
Und ſich nimmer will erbarmen,
Bis ich werd' im Grabe ſein.

5] Minne, du ſollſt ſein gemeine,
Oder ich bin freudentodt:
Gieb daß bald mich herzlich meine
Der Geliebten Mündel roth.
Wie du biſt im Herzen mein
Und beherrſcheſt meine Sinne,
Wolle alſo, werthe Minne,
Auch bei ihr gewaltig ſein!

Her Walter von Klingen.

1] Ich ſach blůmen ſchone entſpringen;
Das iſt vor dem walde ſchin:
Davon můs min herze ringen
Nach der lieben frowen min.
Wil ſi mir genedig ſin,
Mit den vögelin wolde ich ſingen,
Uns den lieben ſumer bringen.

2] Genade, frowe, ich můs verderben
Jemerliche und unverſcholt.
Iſt ů liep, das ich můs ſterben?
Ich wart nie frowen me ſo holt:
So wer ze kupfer worden golt.
Lihte wil ſi pris erwerben,
Lat ſi mich in ir dienſte ſterben.

3] Meienblůte und ôch ir gůte
Sint einander wol gelich,
Swa die roſen ſtent in blůte,
Die ſint niht ſo minneklich,
Als min liep; des frôwe ich mich:
Doch beſweret min gemůte,
Das man ir ſo ſere hůte.

4] Si verlieſent alle ir hůte,
Mag ich mich zu ir verſteln:

Herr Walther von Klingen.

Fenſterklage.

1] Ich ſah Blumen ſchön entſpringen
Und den jungen Sonnenſchein:
Davon muß mein Herze ringen
Nach der lieben Fraue mein.
Will ſie mir genädig ſein,
Mit den Vögeln wollt' ich ſingen
Und den lieben Sommer bringen!

2] Gnade, Frau, ich muß verderben
Jämmerlich und ohne Schuld!
Iſt dir's lieb, daß ich ſoll ſterben?
Ich mag keiner Andern Huld:
Eh wird Kupfer wohl aus Gold.
Welchen Preis willſt du erwerben,
Läßt du mich im Dienſte ſterben?

3] Maienblüth' und deine Güte
Mögen wohl vergleichen ſich:
Selbſt die Roſ in voller Blüthe
Scheint mir nicht ſo minniglich.
Deiner Liebe freu' ich mich,
Doch es trauert mein Gemüthe,
Daß man dich ſo ſtrenge hüte.

4] Alle Wächter wollt' ich trügen,
Wenn ich nur erſt drinnen wär:

Das gefůget wol dů gůte,
Wan ſol frůntſchaft ſere heln,
Ellů hůte iſt gar verlorn.
Ob ich dů lieben vinde aleine,
So ſchat uns ir hůten kleine.

5) Ach Got, wie brennet mir min herze
Nach der lieben frowen min
Noh mere, danne tuſent kerze:
Ach Got, wan ſolde ich bi ir ſin.
Si iſt ſo ſchone und och ſo fin,
Als dů viol in dem merzen:
Dur ſi ſo lide ich manigen ſmerzen.

Liebe kann's ſo kläglich ſagen,
Weiber hüten iſt gar ſchwer.
Öffne, öffne mir die Thür!
Vor den Wächtern ſei nicht bange,
Wenn ich dich nur erſt umfange.

5] Ach, wie brennen mir im Herzen
Nach der lieben Fraue mein
Mehr denn tauſend lichte Kerzen!
Gott, wann werd' ich bei ihr ſein?
Sie iſt lieblich, ſie iſt rein
Wie das Veilchen in dem März
e,
Doch ſie lacht mit meinem Schmerze!

Der von Kürenberg.

1] Ich zoch mir einen valken
Mere danne ein jar;
Do ich in gezamete,
Als ich in wolde han
Und ich im ſin gevidere
Mit golde wol bewant,
Er hůp ſich uf vil hohe
Und flo̊g in anderů lant.

2] Sit ſach ich den valken
— — — ſchone vliegen:
Er fůrte an ſinem fůſſe
— — — ſidine riemen,
Und was im ſin gevidere
Alrot — — — guldin.
Got ſende ſi zeſamene,
Die geliep wellen gerne ſin.

Der von Kürenberg.

Fräuleins Klage.

1] Ich zog mir einen Falken
Wohl länger als ein Jahr,
Und als ich ihn gezähmet
Und er mir freundlich war,
Da flocht' ich um die Schwingen
Ihm manches goldne Band;
Doch ach, bald lernt' er fliegen
Und flog in andres Land!

2] Wohl ſah' ich oft ihn ſchweben
Und rief ihm weinend zu,
Doch er will mich nicht hören
In ſeinem ſtolzen Flug.
Er trägt viel ſeid'ne Riemen
Und glänzt von rothem Gold:
O Gott, gieb mir ihn wieder
Und mach' ſein Herz mir hold!

Her Kriſtan von Hamle.

I.

1] Ich wolde, das der anger ſprechen ſolde,
Als der ſytich in dem glas,
Und er mir danne rehte ſagen wolde,
Wie gar ſanfte im hůre was,
Do min frowe blůmen las
Ab ime und ir minnerlichen fůſſe
Růrten uf ſin grůnes gras.

2] Her anger, was ir ůch fro̊den můſtent nieten,
Do min frowe kom gegan
Und ſi ir wiſſen hende begunde bieten
Nach ůwern blůmen wolgetan!
Erlo̊bet mir, her grůner plan,
Das ich mine fůſſe ſetzen můſſe,
Da min frowe hat gegan.

3] Her anger, bittent, das min ſwere ſule bůſſen
Ein wip, nach der min herze ſte:
So wůnſche ich, das ſi mit bloſſen fůſſen
Noch hůre můſſe uf ůch ge.
So geſchadet ů niemer ſne:
Wirt mir von ir ein lieplich grůſſen,
So grůnt min herze als ůwer kle.

Herr Chriſtian von Hamle.

I. An eine Wieſe, wo ſein Fräulein Blumen gepflückt hatte.

1] Ich möchte, daß der Anger ſprechen ſollte
Wie ein geſchwätz'ger Papagei,
Und er mir dann recht viel erzählen wollte,
Wie's ihm ſo wohl ergangen ſei,
Als meine Frau heut Blumen las
Von ihm und ihre minniglichen Füße
Ihm traten auf ſein grünes Gras.

2] Herr Anger, ſprecht, wie groß war eure Freude,
Als ihr die Liebliche erblickt
Und ihre weißen Hände, weich wie Seide,
Auf euch ſich einen Strauß gepflückt?
Erlaubt mir, daß auf dieſen Pfad
Ich meine Füße niederſetzen dürfe,
Wo meine Frau geſtanden hat!

3] O fleht ſie an: ſie ſoll mein Leid verſüßen,
Das Weib, nach der mein Herze ſteht!
Dann wünſch' ich euch, daß ſie mit bloßen Füßen
Noch einmal heute auf euch geht.
Dann ſchadet euch kein Eis und Schnee:
Wird mir von ihr ein freundliches Begrüßen,
So grünt mein Herz wie euer Klee!

II.

1] Wol mich des flieſſens, des ſi flos,
Dů liebe, in das herze min:
Der ſtete mich noh nie verdros.
Si můſt ob allen frowen ſin
Min troſt, min heil und al min wunne,
Das niemer wip getroſten kunne
Mich, wanne ir vil werder lip:
Des ſwere ich ir tuſent eide:
Ich minne ſi für ellů wip.
2] Het ich der zederbo̊me tage
Die wolt ich mit ir eine leben:
Ir aller lop ich gerne ſage,
Jedoch wil ich ſi niht begeben.
Si iſt mir liep vor allen wiben,
Bi der ſtete wil ich an ir beliben,
Swas (o̊ch) darumbe mir geſchiht:
Si iſt mir in den o̊gen ſüſſe
Und kumt mir us dem herzen niht.
3] Warumbe ſold ich ſi verlân,
Sit ſi alſo vil der tugende hat?
Trůge mich ein ſwaches wenkel dan,
Ir liehter ſchin mich niht verlat,
Der in das herze min erlůhtet,
Als meiento̊ dů heide erfůhtet
Mit ſiner fro̊debernden zit.
Dů roſe lůhtet us den blůmen:
Als ſchinet ſi gar ſunder ſtrit.

II. Gelübde der Treue.

1] Wohl mir, daß die Geliebte ſchloß
Mein Herz in ihre Feſſeln ein!
Die Treue mich noch nie verdroß,
Der Treue will ich ſtets mich freun.
Ein Weib iſt meines Lebens Sonne,
Zum Troſt, zum Heil, zur Maienwonne
Hab' ich die Hehre mir erwählt:
Drauf ſchwör' ich tauſend heil'ge Eide:
Ich lieb' in ihr die ganze Welt.
2] Hätt' ich des Zederbaumes Tage,
Mit Einer nur wollt' ich ſie leben:
Ihr Aller Lob ich gerne ſage,
Der Einen bleibt mein Herz ergeben:
Sie iſt mir lieb vor allen Frauen,
Auf ihr will ich mein Heil erbauen,
Ob alles andre Glück auch bricht:
Sie iſt mir in den Augen Süße,
Sie kommt aus meinem Herzen nicht.
3] Warum ſollt' ich ſie auch verlaſſen?
Sie iſt ein echter Tugendſchrein,
Ihr Minnelicht wird nie erblaſſen:
Wie könnt' ich wankelmüthig ſein?
Sie hat mein ganzes Herz erleuchtet,
Wie Maienthau das Gras befeuchtet
In ſeinen bunten Blüthenau'n,
Und wie die Roſe in den Blumen
So ſtrahlet ſie vor allen Frau'n.

Her Heinrich von Morunge.

1] Sach jeman dů frowen,
Dů man mac ſchowen
In dem venſter ſtan?
Dů vil wolgetane,
Dů tůt mich ane
Sorgen, die ich han,
Si lůhtet ſam der ſunne
Gegen dem liehten morgen:
E was ſi verborgen,
Da můſt ich ſorgen:
Die wil ich nu lan.

2] Iſt aber jeman hinne,
Der ſine ſinne
Her behalten habe,
Der ge nach der ſchonen,
Dů mit ir kronen
Gie von hinnen abe
Das ſi mir ze troſte kome,
E das ich (hir) verſcheide.
Dů liebe und leide
Die wellen mich beide
Fůdern hin ze grabe.

3] Man ſol ſchriben kleine
Reht uf dem ſteine,
Der min grap bewat:

Herr

Herr Heinrich von Morungen.

Liebesſeufzer.

1] Seht ihr die Fraue,
Nach der ich ſchaue,
Am Fenſter ſtehn?
Es iſt die Reine,
Die lange ich meine.
Iſt ſie nicht ſchön?
Sie gleicht dem Sonnenſchein
An einem Frühlingsmorgen:
Erſt war ſie mir verborgen,
Da hatt' ich Nichts als Sorgen,
Und nun will ich mich freun.

2] Will von euch Keiner
Erbarmen ſich meiner
Und zu ihr gehn
Und meine Klagen
Ihr alle ſagen
Und für mich flehn?
O ruft ſie mir herab,
Eh ſie von hinnen ſcheide,
Daß Aug' und Herz ſich weide,
Sonſt muß ich gleich vor Leide
Hier ſinken in das Grab!

3] Schreibt auf dem Steine,
Der die Gebeine
Mir dann umſchließt:

Wie liep ſi mir were
Und ich ir unmere:
Swer dan uber mich gat,
Das der leſe diſe not
Und ir gewinnt künde
Der vil groſſen ſünde
Dů ſi an ir fründe
Her begangen hat.

Wie ich ſie liebte
Und ſie mich betrübte,
Daß Jeder es lieſt!
Und wer vorüberwallt,
Die Trauerſchrift verkünde
Ihm ihre ſchwere Sünde,
Daß ſie ſo ungelinde
Die Liebe mir vergalt.

Her Reinmar (Reimar) der Alte.

I.

1] Ich han ir vil menig jar
Gelebt und ſi mir ſelten einen tag,
Davon gewinne ich noch das har,
Das man in wiſſer varwe ſehen mag.
Ir gewaltes wirde ich gra,
Si möhte ſich ſin gelöben und zurnde anderswa.

2] Wenet ſi das ich den můt
Von ir geſcheide um alſo lihten zorn?
Ob ſi mir ein leit tůt,
So bin ich doch uf anders niht geborn,
Wan das ich des troſtes lebe,
Wie ich ir gediene und ſi mir ſwere ein ende gebe.

* * *

II.

1] Min ŏgen wurden liebes alſe vol,
Do ich dů minneklichen erſt geſach,
Das es mir hüte und iemerme tůt wol.
Ein minnekliches wunder da geſchach:
Si gie mir alſo ſanfte dur min ŏgen,
Das ſi ſich in der engen nienen ſties;
In minem herzen ſi ſich niderlis:
Da trage ich wol dů werden inne tŏgen.

Herr Reinmar (Reimar) der Alte.

I. Minneleid und Minnetroſt.

1] Ich lebt' ihr ſchon ſo manches Jahr
Und ſie mir keinen Tag.
Davon mein jugendliches Haar
Gar ſchnell erbleichen mag.
Ich werd' ein Greis in ihrer Minne,
Wenn ich nicht bald ihr Herz gewinne.

2] Doch wähnet nicht, daß ich den Muth
Je von ihr wenden kann,
Ich bleib', obgleich ſie weh' mir thut,
Doch ſtets ihr unterthan.
Drum laßt mich in der Hoffnung leben:
Sie muß mir einſt den Dienſtlehn geben.

II. Das Minnewunder.

1] Meine Augen wurden ſo von Liebe voll,
Als ich zuerſt die Wonnereiche ſah,
Daß es mir heut' und immermehr thut wohl.
Ein minnigliches Wunder da geſchah:
Sie gieng ſo ſanft durch meine Augen ein*),
Daß ſie ſich nirgends in der Enge ſtieß
Und in mein tiefſtes Herz ſich niederließ;
Da trag' ich nun die Werthe heimlich drein.

---

*) Dieſer Vers und der letzte gehört Tiecken.

2] La ſtan, la ſtan! Was tůſt du, ſelig wip,
Das du mich heimeſůcheſt an der ſtat,
Dar ſo gewalteklichen wibes lip
Mit ſtarker heimeſůche nie getrat?
Genade, frowe! ich mag dir niht geſtriten,
Min herze iſt dir bas veilre danne mir:
Es ſolde ſin bi mir, nu iſt es bi dir:
Des můs ich uf genade lones biten.

2) Gemach, gemach! Was thuſt du, ſelig Weib,
Daß du mich heimſuchſt an dieſer Statt,
Die nimmer noch ein andrer Frauenleib
Mit ſolcher Minnekraft betreten hat?
Genade, Frau! der Platz wird nicht beſtritten,
Mein armes Herz gehört dir mehr als mir:
Es ſollte ſein bei mir, nun iſts bei dir:
Drum muß ich nur auf Gnade Lohn erbitten,

Her Milon von Sevelingen.

Ich ſach botten des ſumers,
Das waren blůmen alſo rot.
Weiſt du, ſchöne frowe, was dir ein ritter enbot
Verholne ſinen dieneſt? Im wart liebers nie niet:
Im truret ſin herze ſit er nu jungeſt von dir ſchiet.
Nu höhe im ſin gemůte gegen dirre ſumerzit!
Fro wirt er niemer ê er an dinem arme
So rehte gůtliche gelit.

Herr Milon von Sevelingen.

Minnebriefchen.

Ich ſahe Bothen des Sommers,
Das waren Blumen ſo roth:
Weißt du noch, ſchönes Fräulein,
Was neulich ein Ritter dir bot?
Er bot dir verhohlene Minne
Und Treue bis ins Grab:
Nun trauert ſein Gemüthe,
Weil du ſie wieſeſt ab.
O laß die Sommerwonne
Jetzt blühn in ſeinem Muth:
Ihm duftet keine Roſe,
Bis er im Arm dir ruht!

Her Walther von der Vogelweide.

I.

1] Vil minneklichů minne, la:
Warumbe tůſt du mir ſo we?
Du twingeſt hie, nu twinge ich da,
Verſůche, wer dir widerſte!
Nu la ſchowen, ob du iht tůgeſt,
Du darſt niht jehen, das du in ir herze můgeſt
Es wart nie ſlos ſo manigvalt,
Das vor dir geſtůnde, liebe meiſterinne:
Slůs uf! ſiſt wider dich ze balt.

2] Vil minneklichů minne, ich han
Von dir verloren minen ſin,
Du wilt gewalteklichen gan
In minem herzen us und in.
Wie ſol ich ane ſin geneſen?
Du woneſt iemer da er inne ſolde weſen,
Du ſendeſt in, du weiſt wol war:
Da mag er leider alters eine niht erwerben:
O we, du ſoldeſt ſelber dar!

3] Vil minneklichů minne, ich wil
Dir umbe diſe botteſchaft
Noch fůgen dines willen vil:
Wis wider mich nu tugenthaft!

Herr Walther von der Vogelweide.

I. An die Königinn Minne.

1] Viel minnigliche Minn', ein Wort *)!
Sprich, warum thuſt du mir ſo weh?
Du zwingſt hier, ſo zwing' auch dort,
Verſuche, wer dir widerſteh'!
Jetzt laß mich ſehen deine Kraft,
Ob ſie mir Liebeshuld verſchafft.
Welch Eiſenſchloß hat ſolchen Halt,
Daß deine Hand nicht öffnen könnte?
So ſchließ nun auf ihr Herze kalt!

2] Viel minnigliche Minn', ich muß
Von dir verlieren meinen Sinn:
Du gehſt mit ungehemmtem Fuß
In meinem Herzen aus und in.
Drum kann mein Sinn nicht mehr hinein,
Du nahmſt ihm ſeine Wohnung ein,
Und ſchickſt ihn nun wo anders hin:
Doch da will man die Thür nicht öffnen
Und ſpottet dein, o Königinn!

3] Viel minnigliche Minn', ich bin
Von Jugend auf in deinem Frohn:
So gieb dem treuen Dienerſinn,
Doch endlich den verdienten Lohn.

---

*) Dieſen und den reimenden Vers verdanke ich der Tieckſchen Bearbeitung.

Din lip iſt reiner tugende vol,
Mit luterlicher reinekeit getůret wol.
Gedringeſt dus an dine ſtat,
So la mich in, das wir ſi mit einander geſprechen:
Mir miſſegie, do ichs eine bat.

II.

1] Ich wil tůtſchen frowen ſagen
Solhe mere, das ſi deſte bas
Al der werlte ſuln behagen:
Ane groſſe miete tůn ich das:
Ze richeme lone
Sint ſi mir ze here:
So bin ich gefůge und bitte ſi nihtes mere,
Wan das ſi mih grůſſen ſchone.

2] Tůtſche man ſint wolgezogen,
Als engel ſint dů wip getan;
Swer ſi ſchildet der iſt betrogen:
Ich enkan ſin anders niht verſtan.
Tugent und reine minne
Swer die ſůchen wil,
Der ſol komen in unſer lant, da iſt wunne vil:
Lange můſſe ich leben darinne!

3] Ich han lande vil geſehen
Und nam der beſten gerne war:
Übel můſſe mir geſchehen,

O die du blühſt in ew'ger Jugend,
Umſtraht von jeder reinen Tugend,
Klopf' an ihr Herz an meiner Statt,
Und, biſt du drinn, ſo laß mir öffnen!
Denn meine Bitten ſind zu matt.

II. Lob deutſcher Zucht und deutſcher Frauen.

1] Ich will deutſchen Frauen ſagen
Solch ein Lied, daß deſto baß
Aller Welt ſie ſolln behagen:
Unbezahlet ſing' ich das.
Wollt ihr mich belohnen,
Lacht mich freundlich an:
Wenn ich eure Gunſt gewann,
Nimmer begehr' ich dann Kränze und Kronen.

2] Deutſche Männer ſind wohlgezogen,
Die Weiber ſind wie Engel ſchön;
Wer ſie ſchilt der iſt betrogen
Oder hat ſie nie geſehn.
Tugend und reine Minne
Wer die ſuchen will,
Der komme nach Deutſchland, da findet er viel:
Lange müſſe ich leben darinne!

3] Viele Länder hab' ich geſehen
Und das Allerbeſte drinn,
Doch nie ſoll mirs wohlergehen,

Kunde ich je min herze bringen dar,
Das im welde wol gevallen
Frömder ſitte:
Was hülfe mich, ob ich unrehte ſtritte?
Tütſchů zuht gat vor in allen.

4] Von der Elbe unz an den Rin
Und wider unz in Ungerlant,
So mugen wol die beſten ſin,
Die ich in der werlte han bekant.
Kan ich ſchowen
Gůt gelêſſe und den lip,
Sem mir Got, ſo ſwůre ich wol, das da dů wip
Beſſer ſint, danne anderswa die frowen!

III.

1] Nemet, frowe, diſen kranz!
Alſo ſprach ich zeiner wolgetanen maget:
So zieret ir den tanz
Mit den ſchonen blůmen, als irs uſe traget.
Het ich vil edel geſteine
Das můſt uf ůr hŏbet,
Ob ir mirs gelŏbet,
Sent mine trůwe, das ich es meine.

2] Frowe, ir ſit ſo wolgetan,
Das ich ů min tſchapel gerne geben wil,
Das allerbeſte das ich han.

Könnt' ich je bringen mein Herz dahin,
Daß ihm wollte gefallen
Fremder Sitt' und Sinn.
Was hätt' ich vom Lügen für Gewinn?
Deutſche Zucht geht vor in Allen.

4] Von der Elbe bis zum Rhein
Und bis in das Ungerland,
Da mögen die beſten Weiber wohl ſein,
Die man je auf Erden fand.
Kann mein Auge ſchauen,
Was iſt gut und ſchön,
So ſchwör' ich, nie hab ich wo anders geſehn
Holdere, keuſchere, treuere Frauen!

III. Der Blumenkranz.

1] Fräulein, nehmet dieſen Kranz!
So ſprach ich zu einer holden Magd:
Und dann führ' ich euch zum Tanz
Mit den ſchönen Blumen die ihr tragt.
Hätt ich viele Edelſteine,
Ich ſetzte ſie alle auf eur Haupt.
Sprecht, warum ihr mir's nicht glaubt,
Daß ich es treulich mit euch meine?

2] Frau, ihr ſeid ſo wohlgethan,
Daß ich gern dieß Hütchen euch ſchenken will,
Das beſte was ich nur bieten kann:

Wiſſer und roter blůmen weis ich vil,
Die ſtent ſo verre in jener heide,
Da ſi ſchone entſprungen
Und die kleine vogel ſungen:
Da ſuln wir ſi brechen beide.

3] Si nam, das ich ir bot,
Einem kinde vil gelich das ere hat,
Ir wangen wurden rot,
Sam dů roſe, da ſi bi den lilien ſtat.
Des erſchamten ſich ir liehten ŏgen,
Do neig ſi mir vil ſchone.
Das wart mir ze lone:
Wirt mirs iht mer, das trage ich tŏgen.

Auch zeig' ich duftender Blumen euch viel.
Seht, dort ſtehn ſie auf der Heide,
Wo die kleinen Vöglein ſingen
Und die ſilbernen Bächlein entſpringen.
Wollen wir gehen und pflücken ſie beide?

3] Und ſie nahm, was ich ihr bot,
Und verſprach mir mitzugehn,
Aber die Wangen wurden ſo roth,
Wie wenn Roſen bei Lilien ſtehn:
Und zur Erde ſah ſie nieder
Mit ſo ſüßverſchämten Blicken,
Daß ich bebte vor Entzücken:
Mehr erzählt mein Lied nicht wieder.

Her Wolfram von Eſchilbach.

1] Urſpring blůmen, lôb usdringen,
Und der luſt des meigen urbort vogel ir alten don,
Etteswenne ich kan nůwes ſingen,
So der riſe liget, gůt wip, noch alles an din lon?
Die waltſinger und ir ſanc
Nach halben ſumers teile in niemannes ore einklanc.

2] Der blicklichen blůmen gleſten,
So des towes anehanc erlůternt, ſwa ſi ſint,
Vogel die helle und die beſten,
Al des meigen zit ſi weget mit geſange ir kint:
Do ſlief niht dů nahtegal:
Nu wache aber ich und ſinge uf berge und in dem tal.

3] Min ſanc will genade ſůchen
An dich, gůtlich wip: nu hilf, ſit helfe iſt worden not,
Min lon dienſtes ſol gerůchen,
Das ich iemer bitte und bůtte unz an minen tot.
Laze mich von dir nemen den troſt
Das ich us minen langen klagen werde erloſt!

Herr Wolfram von Eſchilbach.

Lebenslanger Geſang.

1] Junges Laub und Blumen ſpringen,
Es erwacht der Vögel Ton:
Ach, wie kann ich lenzig ſingen?
Reif bedeckt den Minnelohn.
Schweigt nicht auch der Waldgeſang,
Bis die volle Frühlingswonne
Bringt den ſüßen Minnedank?

2] Wann die bunte Blumenheide
Glänzt im hellen Morgenthau
Und des Maien Liebesfreude
Schallet durch die grüne Au',
Dann erſt ſchlägt die Nachtigall:
Aber ich muß ewig ſingen
Auf dem Fels und in dem Thal.

3] Denn mein Lied will Gnad' erflehen
In der heißen Herzensnoth:
Drum darf ich nie ſchweigend ſtehen,
Sei's auch bis an meinen Tod;
An des finſtern Grabes Fuß
Will ich feſt den Troſt noch halten,
Daß ſie einſt mich minnen muß.

Der von Johansdorf.

1] Ich han das krůze an mich dur Got genomen
Und var dahin dur mine miſſetat:
Nu helfe er mir, ſul ich herwider komen,
Ein wip, dů groſſen kumber von mir hat,
Das ich ſi vinde mit ir eren:
So gewert er mich min willen gar.
Sul aber ſi ir leben verkeren,
So gebe Got, das ich ê vervar!

2] Dů erſte liebe, der ich je began,
Důſelbe můs ǒch dů liebeſte ſin:
An fröden des ich dike ſchaden han,
Jedoch, ſo ratet mir das herze min:
Solde ich minnen me danne eine,
Das were mir niht gůt:
So minnet ich dekeine.
O we, wie menger es doch tůt!

Der von Johansdorf.

Kreuzfahrers Abſchiedswunſch.

1] Ich hab' in Gott das heil'ge Kreuz genommen,
Den Kampf zu kämpfen mit dem Seelenfeind.
Herr, laß mich ſiegreich einſt zurückekommen
Und tröſt' indeß das Weib die um mich weint!
O möcht' ich ſo ſie wiederfinden,
Wie ich den Abſchiedskuß ihr bot:
Soll ihrer Tugend Licht erblinden,
O Gott, ſo gieb mir dort den Tod!

2] Die erſte Liebe, der ich mich ergeben,
Dieſelbe ſoll auch meine letzte ſein
Und, mag die Treu' auch wenig Freude geben,
So will ich doch mein ganzes Herz ihr weihn.
Denn, ſollt' ich minnen mehr als Eine,
So würd' ich nimmer minnefroh
Und in den Vielen minnt' ich Keine:
O weh, wie Mancher macht's doch ſo!

Her Hartman von Owe.

1] Meniger grůſſet mich alſo,
Der grůs tůt mich zu maſſe froh:
»Hartman, gen wir ſchowen
»Ritterliche frowen!«
Mag er mich mit gemache lan
Und, ile er zu den frowen gan,
Bi frowen trůwe ich niht vervan,
Wan das ich můde vor in ſtan.

2] Zu frowen habe ich einen ſin:
Als ſi mir ſint, als bin ich in;
Wand ich mag bas vertriben
Dů zit mit armen wiben.
Swar ich kum, da iſt ir vil,
Da vinde ich dů, dů mich da wil,
Dů iſt ŏch mines herzen ſpil:
Was tŏg mir ein ze hohes zil?

3] In miner torheit mir beſchach,
Das ich zu zeiner frowen geſprach:
»Frowe, ich han mine ſinne
»Gewant an ůwer minne.«
Do wart ich twerhes angeſehen,
Des wil ich, des ſi ů bejehen,
Mir wip in ſolher maſſe ſpehen,
Dů mir des niht entlant beſchehen.

Herr Hartmann von Aue.

Der Minnemüde.

1] Wohl Mancher alſo zu mir ſpricht,
Doch dank' ich ſeinen Gruß ihm nicht:
»Auf, Hartmann, laß uns ſchauen
»Nach ritterlichen Frauen!«
Laßt mich nur meines Weges gehn:
Was helfen mir die Frauen ſchön?
Und ſollt' ich auch die beſte ſehn,
Ich würde fühllos vor ihr ſtehn.

2] Mir ſteht nach ſolcher Frau der Sinn,
Die das mir iſt, was ich ihr bin:
Drum will ich mir vertreiben
Die Zeit mit armen Weiben.
Da giebt's wohin ich komme viel,
Da hat mein Herz ein freies Spiel
Und jede will mich die ich will:
Was taugt ein allzuhohes Ziel?

3] In meiner Thorheit fiel's mir ein,
Um eines Fräuleins Gunſt zu frein:
Ich ſprach: »Ich hab' die Sinne
»Gewandt auf eure Minne.«
Da ward ich ſeitwärts angeſehn:
Nun laſſ' ich ungeſtört ſie gehn
Und will nach ſolchen Weiben ſpähn,
Wo mir das nimmer ſoll geſchehn.

Her Ulrich von Liechtenſtein.

I.

1] In dem lufteſüſſen meien
So der walt gekleidet ſtat,
So ſiht man ſich ſchone zweien
Alles das ihr liebes hat,
Und iſt mit einander vro:
Das iſt reht dů zit vil ſo.

2] Swa ſich lieb zu liebe zweiet
Hohen můt dů liebe git,
In der beider herze meiet
Es mit fröden ellů zit:
Trurens wil dů liebe niht,
Swa man lieb bi liebe ſiht.

3] Swa zwei lieb einander meinent
Herzeklichen, ane wanc,
Und ſich beide des vereinent,
Das ir lieb iſt ane kranc,
Die hat Got zuſammegeben
Uf ein wunnekliches leben.

4] Stete liebe heiſſet minne,
Liebe minne iſt allein,
Dů kan ich in mime ſinne
Niht gemachen wol zů zwein:
Liebe můs mir minne ſin
Iemer in dem herzen min.

Herr Ulrich von Lichtenſtein

I. Lob der Minne.

1] In der Blüthenzeit der Maien,
Wann der Äther wird zu Duft,
Da ſieht man ſich lieblich zweien,
Was das Herz zuſammenruft.
Eines ſich des Andern freut
In der frohen Frühlingszeit.

2] Wo ſich Lieb' und Liebe zweiet,
Hohen Muth die Liebe beut
Und in beiden Herzen maiet
Eine ew'ge Wonnezeit.
Trauer kennt die Liebe nicht,
Wo ſich Herz um Herze flicht.

3] Wenn zwei Seelen ſo ſich meinen
Ohne Falſch und ohne Wank
Und ſich beide ſo vereinen
In dem reinen Herzensdrang:
Die hat Gott zuſammgegeben
Auf ein wonnigliches Leben.

4] Stete Liebe heiſſet Minne,
Liebe ſoll nur Minne ſein,
Und in meinem treuen Sinne
Können ſie ſich nie entzwein.
Liebe ſoll nur Minne ſein
Ewig in dem Herzen mein!

5] Möhte ich ſtete liebe vinden,
Der wolde ich ſo ſtete ſin,
Das ich damit überwinden
Wolde gar dů ſorge min;
Steter liebe wil ich gern
Und unſtete gar verbern.

II.

1] Frowe ſchöne, frowe reine,
Frowe ſelig, frowe gůt,
Ich wene, ů du minne kleine
Můt, des iſt ir hohgemůt:
Wirt ů minnetwingen kunt
Ůwer kleine vil roter munt
Lernet ſüften an der ſtunt.

2] »Herre, ſagt mir, was iſt minne?
»Iſt es wip oder iſt es man?
»Des erwart ich noh nie inne,
»Sagt an, wie iſt es getan?
»Das ſult ir mir künden gar,
»Wie es ſi und wie es var,
»Das ich mich vor im bewar.«

3] Frowe, minne iſt ſo gewaltig,
Das ir dienent ellů lant,
Ir gewalt iſt manigvaltig;
Ich tů ů ir ſitte bekant:

5] Könnt' ich ſtete Liebe finden,
Ach, wie wollt' ich ſtete ſein,
Und wie wollt' ich überwinden
Jede Sorg' und jede Pein!
Stete Liebe will mein Herz,
Unbeſtänd'ge bringt mir Schmerz.

II. Was iſt Minne?

1] Fraue ſchöne, Fraue reine,
Fraue ſelig, Fraue gut,
Eure Minne iſt noch kleine,
Drum ſeid ihr ſo wohlgemuth.
Würd' euch Minnezwang nur kund,
Bald auch würd' er ſeufzen lernen,
Dieſer kleine rothe Mund!

2] »Herre, ſagt mir: Was iſt Minne?
»Obs ein Weib ſei oder Mann?
»Denn noch nie ward ich ihr inne.
»Sprecht, wie iſt ſie angethan?
»Das verkündet Alles klar,
»Wie ſie ſei und wie ſie's treibe,
»Daß ich mich vor ihr bewahr.«

3] Fraue, Minn' iſt ſo gewaltig,
Daß ihr dienet alles Land,
Ihre Macht iſt mannigfaltig,
Ihre Sitte weitbekannt.

Si iſt übel, ſi iſt gůt,
Wol und we ſi beide tůt:
Seht, alſo iſt ſi gemůt.

4] »Herre, kan dů minne ſwenden
»Truren und öch ſendů leit,
»Hohgemůte in herze ſenden,
»Fůgen zuht und werdekeit?
»Hat ſi alles des gewalt,
»Als ich ů han vorgezalt,
»So iſt ir ſelde manigvalt.«

5] Frowe, ich wil ů von ir mere
Sagen: ir lon iſt minneklich,
Si git fröde und git ere,
Si tůt hoher tugende rich,
Ögenwunnen, herzenſpil
Git ſi ſwem ſi lonen wil,
Darzu hoher ſelden vil.

6] »Herre, wie ſol ich verſchulden
»Ir lon und ir habedanc?
»Sol ich kumber davon dulden,
»Da iſt min lip zu gar ze kranc:
»Leides mag ich niht getragen,
»Wie ſul ich ir lon bejagen?
»Herre, das ſult ir mir ſagen.«

7] Frowe, da ſolt du mich meinen
Herzeklichen, als ich dich,
Unſer zweien ſo vereinen,

Sie iſt übel, ſie iſt gut
Und in ew'gem Wechſelmuthe
Wohl und weh zugleich ſie thut.

4] »Herre, kann die Minne wenden
»Traurigkeit und Seelenleid,
»Hohen Muth ins Herz uns ſenden,
»Geben Zucht und Würdigkeit?
»Sagt mir, hat ſie dazu Kraft?
»Dann will ich vor ihr mich beugen,
»Weil das höchſte Gut ſie ſchafft.«

5] Frau, ich ſage euch noch mehre:
Minnelohn iſt Himmelreich;
Sie giebt Freude, ſie giebt Ehre,
Sie macht aller Tugend reich.
Augenweide, Herzenſpiel
Und viel tauſend andre Wonnen
Giebt ſie, wem ſie lohnen will.

6) »Herre, wie kann ich erringen
»Ihren Lohn und Habedank?
»Wenns mir ſollte Kummer bringen,
»Dazu iſt mein Leib zu krank:
»Vor den Leiden iſt mir bange:
»Darum ſprecht, wie fang' ichs an,
»Daß ich ihren Lohn erlange?«

7] Fraue, da mußt du mich meinen
Herziglich, ſo wie ich dich,
Und wir müſſen uns vereinen

Das wir beide ſin ein ich.
Wis du min, ſo bin ich din.
»Herre, des mag niht geſin:
»Sit ir úwer, ich bin min!«

III.

1] Wafen über die gar ungůten,
Die da ſelten werdent fro!
Die heis ich die ungemůten:
Deſt ir nam von reht alſo.
Wafen über ſi iemer mere!
Si verlieſſent mit ir truren ſelden und ere.

2] Swa ein wip niht fro gemachen
Kan ir herzelieben man
Mit ir trúren, mit ir lachen,
Dem iſt fröde gar zergan,
Fröt in niht ir ſüſſes loſes,
In gemachent niemer fro des meien roſen.

3] Ich bin fro von einer roſen,
Dú kan ſprechen ſüſſú wort,
Ir viel lieblich gůtlich loſen
Sit mir hoher fröden hort.
Mit ir klein vil rotem munde
Bůht ſi mir truren gar us herzengrunde.

Beide ganz zu einem Ich.
Biſt du mein, ſo bin ich dein.
»Herre, das kann nicht geſchehen:
»Seid nur eur und ich bin mein!«

III. Mannes Freude.

1] Krieg mit allen Ungemuthen,
Die ſich nimmer noch gefreut,
Mit den Feinden alles Guten,
Was das Erdenleben beut!
Krieg für die Freuden und Krieg für die Ehren,
Die uns die Neider wollen verwehren!

2] Wenn die Frauen froh nicht machen
Einen vielgeliebten Mann,
Dem aus Herzensgrund ſie lachen,
Sagt, was den erfreuen kann?
Wenn ihn nicht freuet ihr ſüßes Koſen,
Wird er ſich freuen der Maienroſen?

3] Ich bin froh ob einer Roſen,
Die viel ſüße Worte ſpricht
Und mit Scherzen und mit Koſen
Jedes Herzeleid zerbricht.
Mit dem kleinen roſigen Munde
Zieht ſie den Schmerz aus des Herzens Grunde.

4] Schowent, wie dů bin ir ſüſſe
Us den blůmen ziehen kan:
Alſo ziehent mir ir grůſſe
Truren von dem herzen dan,
Jr urlop und ůch ir grůſſen
Kan ſi mir mit ſüſſen worten ſüſſe ſüſſen

5] Si hat hohes můtes krone
Mit ir gůte mir gegeben,
Dů han ich von ir ze lone:
Des můs min můt hohe ſweben.
Wol ir, das ſi mich ſo krönet
Und ir wibheit mit vil hohen tugenden ſchönet!

IV.

1] Wichet umbe! Lat der gůten
Nigen mich, dů tugende hat!
Der vil reineklich gemůten
Lip begie nie miſſetat.
Eiſt ein wip gar wandels vri,
Davon iſt ſi mir vil lieber, danne iht ſi.

2] Zu dem reinen ſüſſen wibe
Wer das ſende herze min
Ofte gerne us minem libe:
Bi der gůten wolde es ſin.

4] Wie

4] Wie die Bienen ihre Süße
Aus den Blumenkelchen ziehn,
Alſo ziehen ihre Grüße
Auch den Schmerz aus meinem Sinn:
Seit ſie den erſten Gruß mir gegeben,
Ward mir zum Himmel das irdiſche Leben.

5] Mit des höchſten Muthes Krone
Hat ſie mir das Haupt geſchmückt
Und es ſchwebt mit ſeinem Lohne
In den Lüften hochentzückt.
Eine ewige Freudenjugend
Schenkte mir ihre Frauentugend.

IV. Sehnſucht.

1] Weicht umher! ich will mich neigen
Vor dem tugendreichſten Weib.
Wer kann Miſſethat bezeugen
Gegen ihren keuſchen Leib?
Sie iſt alles Makels rein,
Darum muß ich ſtets ihr Diener ſein.

2] Zu dem heißerſehnten Weibe
Strebt das volle Herze mein
Und es will aus meinem Leibe
Schier in ihre Bruſt hinein:

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Es vert gegen ir ſpilnde ſo,
Sam es hin zu der gůten welle ſpringen ho

3] So dů gůte mich anlachet,
So ſiht man mich minnevar,
Sa min herze ſich uſmachet
Und wil zu ir ſpringen dar.
Dur dů bruſt iſt al ſin gir
Von der groſſen herzeliebe gegen ir.

4] Solde ich der vil minneklichen
Ein wort kůſſen in ir munt,
So ſehe man mich fro̊denrichen
Hůte und iemer zaller ſtunt.
Ich wolt es ſo kůſſen dar,
Das ſi von dem kůſſe wůrde minnevar.

5] Ich wolde us ir rotem munde
Kůſſen, das mir tete wol
Jemer-in des herzen grunde:
Jr munt lit der ſůſſe vol,
Dů ſůr treuren fro̊de git:
Wiſſet, das der in ir munde wunder lit.

6] Kůſſen iſt der minne roſe,
Da ſi reizet wunne mit,
So ſi mit der liebe loſe
Jſt nach ir vil ſůſſem ſit.
So getet nie niht ſo wol
Wan das eine, das man nennen niht enſol.

Und gar mächtig pocht es an,
Daß ichs kaum zurückehalten kann.

3] Lächelt ſie mich an, die gute,
O dann ſpringts vor Jubel auf
Und es fliegt mit Adlermuthe
In die Lüfte hoch hinauf.
Wo wär' in der engen Bruſt
Wohl ein Raum für ſolche Himmelsluſt?

4] Dürſt ich ſie nur einmal küſſen,
Einmal drücken an die Bruſt,
Aus dem Kuſſe müßte ſprießen
Eine ewiggrüne Luſt,
Küſſen wollt' ich ſie ſo gut,
Daß ſie fühlen lernte Minnegluth.

5] Ach, aus ihrem rothen Munde
Saugt' ich warmen Honigſaft
Und bis zu des Herzens Grunde
Flöß' mir friſche Lebenskraft.
Keine Traurigkeit, kein Schmerz
Käme jemals wieder in mein Herz.

6] Küſſen iſt der Minne Roſe,
Die die Wonnewunden ritzt,
Wenn in traulichem Gekoſe
Lieb und Lieb beiſammen ſitzt.
Nichts auf Erden thut ſo wohl,
Als nur Eins, das man nicht nennen ſoll.

7] Gerne ich von demſelben ſpreche,
Was es wunne und fröde git,
Ob ich mine zuht niht breche,
Ich nant es fröden hohgezit,
Und der minnen lon alſo,
Das vil manich reines herze machet vro.

7] Gern will ich vom Küſſen ſingen,
Was es Freud' und Wonne beut:
Mag es auch unziemlich klingen,
Freudenhochzeit [*]) nenn ichs heut,
Und auch ſo den Minnelohn,
Allen Feinden meiner Luſt zum Hohn.

---

[*]) In alter Bedeutung

Kriſtan von Lupin, ein Dniring

1] Ich frôwe mich gegen dem meien nihtes niht,
In getrurt ôch nie gen des winters zit:
Sol aber mich erfrôwen ihtes iht,
Das ſol tůn ein wip, an der min frôde lit.
Sol ich truren, das kumt von ir ſchulden,
Senfter wolt ich dulden
Den tot, ê ich enber ir hulden.

2] Si ſprichet vil, ſi ſi min frůnt gar gůt
Und wil doch niht tůn das min herze gert.
Wabi ſol frůnt erkennen frůndes můt?
Frůnt ſol ſin gen frůnde, das er werde gewert.
Frowe, biſt du min frůnt, das las ſchin
Werden, liebe min,
Sprich ja, ſo lebe ich ſunder pin!

3] Man ſeit, das in himelriche ſi frôden vil,
Swes den man lůſte, dů frôde ſi im na:
Durch iren willen ich dar komen wil:
Wirt ſi mir niht hie, ſeht, ſo wirt ſi mir da.
Möht aber mir ir hulde werden,
Ich belibe uf der erden
Alhie, Got lies ich dort die werden.

Kriſtian von Lupin, ein Thüring

Die unfreundliche Freundſchaft.

1] Ich freue mich nicht der frohen Maienzeit,
Mir bringen die Winterſtürme keinen Schmerz:
Nur meines Fräuleins Blick kann Freud' und Leid
Mir gießen in das minneſchwere Herz.
Wein' ich, iſts durch ihre Schulden,
Und ſanfter wollt' ich dulden
Den Tod, als meiden ihre Hulden.

2] Sie ſpricht wohl oft, ſie wär' mein guter Freund,
Und thut doch nimmer was mein Herz begehrt.
Wie weiß ich denn, ob ſie es freundlich meint?
Der Freund dem Freund ja Alles gern gewährt.
Doch du ſprichſt heut' und ewig: Nein!
Geliebte mein,
Und deine Freundſchaft bringt mir Pein.

3] Man ſagt, im Himmelreich ſei Freude viel,
Und was den Mann gelüſte, ſei ihm nah.
Um ihretwillen ich hinkommen will:
Wird ſie mir hier nicht, wird ſie mir doch da.
Doch ſollte mir ihre Huld noch werden,
So blieb' ich auf Erden
Und ließ' im Himmel die Himmelswerthen.

Der Duiring.

1] Dů lieben zit von hinan můs,
Der voglin grůs
Entwichen iſt von ſender not:
Leit in der kalte riſe tůt.
Wa iſt hin din blůt
Von blůmen und von roſen rot?
Wa iſt der anger grůne
Und manger bŏme dach?
Die hat der riſe gar verhert;
Uns iſt erwert
Dů wunnen, dů man hůre ſach.

2] Mir ſchat der riſe noch der ſne,
Sit ich weis ſie
So lachelichen einen munt,
Der als ein nůwer roſe entſprůſt,
Der ſich entſlůſt:
Noch rŏter iſt er zaller ſtunt.
Den treit min (liebe) frowe,
Der ich niht vergeſſen mag.
Ich frŏwe mich din, trut ſelig wip;
Din reiner lip
Iſt wol min oſterlicher tag.

3] Wer geſach je wip ſo her?
Unz an das mer — — —
So vint man niender ir gelich.

Der Thüring.

Troſt bei Frühlings Abſchied.

1] Die liebe Zeit von hinnen muß,
Der Vöglein Gruß
Verſtummet vor der Winternoth.
Wo iſt nun deiner Sonne Glanz,
Wo iſt der Kranz
Von Blumen und von Roſen roth?
Wo iſt des Angers Grüne,
Der Bäume Schattendach?
Der böſe Reif hat ſie verheert:
Nun liegt zerſtört
Die Wonne, der der Maie pflag.

2] Mir aber thut nicht Reif noch Schnee
Im Herzen weh,
Seitdem mir ward ein Mündlein kund
Das gleich der jungen Roſe ſprießt
Und ſich erſchließt
Mit röth'rer Gluth zu jeder Stund:
Das trägt ein holdes Fräulein,
Die ich ſtets lieben mag.
Ich freue mich dein, du ſelig Weib:
Dein reiner Leib
Iſt wohl mein oſterlicher Tag!

3] Wer ſahe je ein Weib ſo hehr?
Bis an das Meer
Iſt ihr kein Weib auf Erden gleich,

Der truten, der min herze gert.
Würde ich gewert
Von ir, ſo were ich iemer rich.
Ir liehten ǒgenblike
Frǒwent mir den ſin,
Ir überſchöne hat dů macht.
Gegen ſwem ſi lacht,
Des ſorg iſt endeliche hin.

Der trauten, die mein Herz begehrt.
Werd' ich erhört,
So bin ich nun und immer reich.
Ihre lichten Augenblicke
Erfreuen meinen Sinn:
Ihre Überſchöne hat ſolche Macht;
Gegen wen ſie lacht,
Deß Sorg' iſt ewiglich dahin.

Der tugenthafte Schriber.

I.

1] Ir vil ſeldenrichen frowen,
Lat uns grůſſen an ůch ſchowen,
Lachent gůten frůnden ſo
Das ſi mit ů lachen můſſen!
Ůwer lachelichez grůſſen
Machet ſende herzen fro:
Wie ſpilt heide und owe
Gegen des meien towe,
Noh das mag ein ſelig man
Lachen, den ir lachet an.

2] Beidů grůſſen unde lachen
Das ſalt ir dem můteſwachen
Vor verbergen. daſt min rat,
Was frumt liehter ſchin den blinden?
Was tǒg toren, golt zu vinden,
Der uf golt niht můtes hat?
Gůtes wibes hulde,
Goldes ůbergulde,
Das enzimt dekeinem zagen:
Niemer můſſe er ſi bejagen!

Der tugendhafte Schreiber.

I. An die deutſchen Frauen.

1] Ihr viel wonnereichen Frauen,
Laßt uns Grüßen an euch ſchauen,
Lachet guten Freunden ſo,
Daß ſie mit euch lachen müſſen:
Euer lächelndes Begrüßen
Macht die ſchweren Herzen froh.
Wie glänzt Heid' und Aue
In des Maien Thaue,
Baß noch muß ein ſel'ger Mann
Lachen, den ihr lachet an.

2] Euer Grüßen und eur Lachen,
Das ſoll keinen Herzenſchwachen
Je erfreun! ſo iſt mein Rath.
Was frommt lichter Schein dem Blinden?
Was dem Thoren, Gold zu finden,
Der nach Gold Begehr nicht hat?
Guter Frauen Hulde,
Goldes Übergulde,
Die geziemt dem Feigen nicht:
Nie erjage ſie ein Wicht!

II.

1] Es iſt in den walt geſungen,
Das ich ir geraden klage,
Dů min herze hat betwungen
Und noh twinget alle tage.
Mir iſt ſam der nahtegal,
Dů ſo vil vergebne ſinget
Und ir doch ze leſte bringet
Niht wan ſchaden ir ſůſſer ſchal.

2] Was to̊gt in dem wilden walde
Kleiner vogelinne ſank
Und ir dóne manigvalde?
Wer ſeit in der vůge dank?
Dankes iſt ſo to̊p der walt,
So iſt das wilde waltgeſinde
Von der wilde gar ze ſwinde
Hůbeſchem lone niht geſtalt.

3] Dů vil liebe und niht du gůte,
Der ich je ze frowen jach,
Ewas ich an ſi troſtes můte,
Das hat ſi vor ungemach,
Unde ſpottet miner klage.
Ey, getörſte ich ſi geſchelden,
Wunder wolt ich an ir melden,
Des ich vil durch zuht verdage.

II. Unermüdliche Treue.

1] Es iſt in den Wald geſungen,
Daß ich ihr mein Leiden klage,
Die mein Herze hat bezwungen
Und bezwingt noch alle Tage.
Mir geht's wie der Nachtigall,
Die ſo gar vergebens ſinget,
Weil ihr doch nur Schaden bringet
Auf der Letzt' ihr ſüßer Schall.

2] Was taugt in den Waldesklüften,
Kleine Vöglein, eur Geſang?
Er verhallet in den Lüften,
Taub und fühllos ſteht der Wald:
Eure heißen Minnelieder
Tönen kalte Felſen wieder:
Keiner fühlt des Sangs Gewalt.

3] Alſo klag' ich meine Minne
Dir, du kaltes Felſenherz.
Ach, mit meinem treuen Sinne
Treibſt du grauſam deinen Scherz.
Spotte nur mit meiner Pein:
Ei, wenn ich dich dürfte ſchelten,
Wunder könnt' ich von dir melden,
Doch ich will verſchwiegen ſein.

Steinmar.

I.

1] Swenne ich komen wil von ſwere,
So gedenke ich an ein wip,
Dů iſt ſchöne und erebere,
Das ir tugentlicher lip
Höhet minen ſenden můt,
Als einen edelen valken wilde
Ein gevider in den lůften tůt.

2] Süſſer wunſch bi allen wiben,
Din hant ere tůtſchů lant,
Du kanſt herzeleid vertriben
Und enbinden ſorgenbant.
Din ſint geret ellů wip:
Alſo here und alſo reine
Iſt din frödebernder lip.

3] Ich wande, us dem himelriche
Mich ein engel lachet an,
Do ich ſi ſach ſo minnekliche,
Gar von aller ſwere ich kan:
Ich wart aller fröden vol,
Als ein ſele von der wiſſe,
Dů ze himelriche ſol.

Steinmar.

I. Mannes Troſt.

1] Iſt mein Herz von Freuden leere,
So gedenk' ich an ein Weib,
Wie ſie iſt voll Reiz und Ehre,
Und ihr tugendlicher Leib
Meinen ſchweren Muth erhebt,
Gleich dem edlen wilden Falken,
Der in hohen Lüften ſchwebt.

2] Süßer Wunſch bei allen Weiben,
Krone deinem Vaterland,
Du kannſt Herzeleid vertreiben
Und entbinden Sorgenband.
Ehrenſchmuck für jedes Weib,
Alſo hehe und alſo reine,
Iſt dein wonnereicher Leib.

3] Dacht' ich doch, vom Himmelreiche
Hätt' ein Engel mir gelacht,
Als ich ſah' die Minnereiche:
Schnell war all mein Schmerz verjagt,
Und ich ward ſo freudevoll,
Wie die Seele aus der Hölle,
Die zum Paradieſe ſoll.

II.

1] Ich wil grůnen mit der ſat,
Dů ſo wunneklichen ſtat,
Ich wil mit den blůmen blůen
Und mit den vogellin ſingen,
Ich wil löben ſo der walt,
Sam dů heide ſin geſtalt,
Ich wil mich niht laſſen můen,
Mit allen blůmen ſpringen,
Ich wil ze liebe miner lieben frowen
Mit des vil ſůſſen meien towe towen.
Deſt mir alles niht ze vil,
Ob ſi mich getröſten wil.

2] Siſt ſo gar nach wunſche ein wip,
Swenne ich ſchowe ir werden lip,
Des Grales herre wenne ich ſin
Und ich bin ſo frödenrich,
Das man in der fröde wol
Damit ůberguldeu ſol.
Si hat wunnebernden ſchin,
Der ſunnen wol gelich.
Ich wil ze gůte aller gůten wibe
Gedenken wol ze liebe ir reinen libe.
Deſt mir alles ꝛc.

3] Tröſte, ſůſſe tröſterin,
Tröſte wol, wan ich bin din:
Slůs uf dinen roten munt,

II. Macht der Minne.

1] Ich will grünen mit der Saat,
Die da prangt im Frühlingſtaat,
Ich will mit den Blumen ſprießen,
Ich will mit den Vögeln ſingen,
Ich will lauben wie der Hain,
Glänzend wie die Heide ſein,
Wills mich laſſen nicht verdrießen,
Mit den Knoſpen aufzuſpringen,
Will zu Liebe meiner Fraue
Thauen mit des Maien Thaue.
Das iſt Alles nicht zu viel,
Wenn ſie mich nur tröſten will.

2] Sie iſt ganz nach Wunſch ein Weib:
Wenn ich ſchaue ihren Leib,
Glaub' ich Kaiſer gleich zu ſein
Und ich bin ſo freudenreich,
Daß man alle Freude wohl
Damit übergolden ſoll:
Sie hat wunderhellen Schein,
Einer Frühlingſonne gleich,
Darum hab' ich ſie erkoren
Und mein Herz an ſie verloren.
Das iſt Alles nicht zu viel ꝛc.

3] Tröſte, ſüße Tröſterinn,
Tröſte meinen treuen Sinn,
Öffne deinen rothen Mund

Der mich heiſſe vro beliben:
So mag ich frölichen varn
In den lůften ob den arn.
Liep, tů mir din helfe kunt:
Min troſt ob allen wiben,
Ich wil in trůwen dir getrůwen hůte,
Das mich din gůte wol ze fröden ſtůre.
Deſt mir alles ꝛc.

Und befiehl mir, froh zu leben,
Daß ich in die Lüfte fahre,
Gleich dem ſtolzen Königsaare.
Thu mir deine Hülfe kund,
Woll' ein freundlich Wort mir geben!
Und die heißen Herzenswunden
Müſſen augenblicks geſunden.
Das iſt alles nicht zu viel ꝛc.

Her Reinmar von Zweter.

Triſtan der leit vil groſſe not,
Von eines wibes minne lag er vil jemerliche tot:
    Das kam von ſinen trůwen.
Důſelben minne us einem glas er tranc,
Daſſelbe ôch ich getrunken han
    Us miner frowen ôgen.
Davon ich in groſſen kumber ſtan,
Des en mac mir gehelfen des meien ſchin
    Noch kleiner vogelin ſanc.
Si hat mich verwundet alſo ſere
Dur min herze mit ir minnegere;
    Es en ſi, das mich ir troſt noch heile,
Ich were anders ſchiere tot,
Wand ir vil ſůſſer munt ſo rot,
    Der werde noch mit ſenden wan zu teile.

Herr Reinmar (Reimar) von Zweter.

Der Zaubertrank der Minne.

Herr Triſtan litte große Noth,
Die Minne gab ihm den Jammertod:
Das kam von ſeiner Treue!
Aus einem Glaſe die Minne er trank:
So ſchlürft' auch ich den Zaubertrank
Aus meines Fräuleins Augen.
Das hat mir ſchweren Kummer gebracht:
Mich tröſtet nicht des Maien Pracht
Noch ſeiner Vöglein Singen.
Sie hat verwundet mich ſo ſehr
Ins Herz mit ihrem Minneſpeer:
Ihr Troſt nur kann mich heilen.
Sonſt leid' ich bald den bittern Tod,
Wenn mir ihr ſüßer Mund ſo roth
Nicht wird zum Kuß zu Theile.

Meiſter Gotfrid von Strasburg

1] Swer Gotes minne wil bejagen,
Der můs ein jagendes herze tragen,
Das niht verzagen
Kunne uf der jagenden weide:
Er můs oͦch heldes krefte han,
Wil er dů reinen minne van,
Und vaste ſtan:
Ringen, ſtriten, die beide
Die můs er haben naht und tak
Nah der gewihten minne.
Si gat niht ſlafende in den ſak,
Man můs ſi twingen in den hak,
Sleht und ſtrak,
Mit reinem ſteten ſinne.

2] Dů Gotes minne iſt hohgemůt,
Dabi diemůtig unde gůt:
Swer niht entůt,
Als er ſol, gegen der minne,
Dem wirt ſi niemer rehte kunt
Noh minneklicher wunden wunt
Ze keiner ſtunt
Wirt er in ſinem ſinne.
Si iſt alſo ſeliklich gemůt,
Das ſi wil offenbere

Meiſter Gottfried von Straßburg.

Die Gottesminne.

1] Wer Gottes Minne will erjagen,
Der muß ein jagendes Herze tragen,
Das nicht verzagen
Ihm darf auf der jagenden Weide:
Muß heldenſtark und ohne Bangen,
Will er die reine Jungfrau fangen,
Nach ihr nur langen
In ſteter Ringerfreude.
So muß er kämpfen Nacht und Tag
Nach der geweihten Minne:
Denn Keiner ſie ſchlafend erringen mag,*)
Er muß ſie zwingen in den Hag,
Zum Angriff wach,
Mit reinem feſten Sinne.
2] Die Gottesminne iſt hochgemuth,
Dabei demüthiglich und gut,
Und wer nicht thut,
Wie er ſollte, gegen die Minne,
Dem wird' ſie nimmermehr recht kund
Und minniglicher Wunden wund
Zu keiner Stund'
Wird der in ſeinem Sinne.
Sie iſt ſo ſeliglich gemuth,
Daß ſie im ganzen Herzen

---

*) Aus Tiecks Bearbeitung.

Sin in dem herzen das hohſte gůt
Und das allerliebſte herzeblůt:
Swer des nihe tůt,
    Der můs ir ſin unmere.

3] Die Gotes minne frômde ſint,
Die ſint mit liehten ôgen blint,
Důſelben kint
    Dů heiſſent kint der erde.
Dů aber Gotes minne hant,
Dů kint ſint Gotes kint genant
Ùber ellů lant
    Mit minneklichem werde.
Ir berndů fruht hat bernden regen
    Und himeltowes ſüſſe,
Ob in ſo ſwebt der Gotes ſegen,
Der ir kan zallen ziten pflegen,
Das es uns wegen
    Zen hohen frôden müſſe.

4] Swen Gotes minne nie getwank,
Nie der in hohen frôden rank,
Noh gůt gedank
    Im nie gewurzet inne:
Swer Gotes minne nie bevant,
Der iſt als ein ſchatten an einer want,
Dem unerkant
    Iſt leben, wizze und ſinne.
Swem Gotes minne nie beſas
    Den ſin noh das gemůte,

Wohl iſt das allerhöchſte Gut,
Das allerliebſte Herzensblut.
O Thorenbrut,
Die ſolches Heil verſcherzen!

3] Die der Gottesminne fremde ſind,
Die ſind mit lichten Augen blind
Und ſolch ein Kind
Das heißt ein Kind der Erde,
Wer aber Gottes Minne fand,
Der wird ein Gotteskind genannt
Durch alles Land
Mit miniglichem Werthe.
Er wächſt und blüht in Himmelsregen
Und Himmelsthaues Süße
Und über ihm ſchwebt Gottes Segen,
Der ſein zu aller Zeit will pflegen,
Daß ſeinen Wegen
Die Freude rings erſprieße.

5] Wen Gottes Minne nie bezwang,
Nie der in hohen Freuden rang
Und guter Sang
Kann nimmermehr ihm fließen:
Wer Gottes Minne nie empfand,
Der iſt ein Schatten an der Wand,
Ihm unbekannt
Bleibt Leben, Kunſt und Wiſſen.
Wen Gottes Minne nie beſaß
Im Sinn und im Gemüthe,

Der iſt der genaden ein itel vas,
Blint iſt ſins herzen ſpiegelglas,
Ein lip iſt las
    Gegen aller ſelden blůte.

5] Das ich nu von der minne ſage
Und ich ir doch ſo lüzel trage,
Das iſt ein klage,
    Dů wol zu klagene were.
Verſůhte ſi mir minen můt,
Als ſi die reinen herzen tůt,
Die wol behůt
    Sint und unwandelbare,
So möhte ich deſte bas geſagen
    Von der gewihten minne.
Nu můs ich an der erde verzagen,
Wan ich ir leider han getragen
Bi minen tagen
    So lüzel in dem ſinne.

6] Und hülfe mich nu ſendes klagen,
Ich klagete, das mans möhte ſagen,
Das ich der tagen
    So lüzel hatte der minne,
Mit der ich ſolde geworben han,
Das liep, das niemer kan zergan.
Mich trůg der wan,
    Der manigem nimt die ſinne,
Ich wande und wolde wiſſen niht,

Der iſt der Gnad' ein leeres Faß,
Blind iſt ſein Herzenſpiegelglas,
Sein Leib iſt laß
Für aller Wonnen Blüthe.

5] Daß ich nun von der Minne ſage
Und ſie doch ſelbſt ſo wenig trage,
Das iſt eine Klage
Die wohl zu klagen wäre.
O käme ſie in meinen Muth,
Wie ſie bei reinen Herzen thut,
Die feſtgemuth
Und frei von Erdenſchwere,
Dann könnt ich wohl weit beſſer ſagen
Von der geweihten Minne;
Jetzt aber muß mein Sang verzagen,
Weil ich ſie leider hab' getragen
Bei meinen Tagen
So wenig in dem Sinne.

6] Und hülfen jetzt mir meine Klagen,
So wollt' ich bis zum Grabe klagen,
Daß in meinen Tagen
So wenig ich pflegte der Minne,
Nach der ich ſollte werben gehn,
Die Braut, die nimmer kann vergehn
In Lebenswehn:
Ein Wahn nahm mir die Sinne.
Ich wähnt' und wollt' es glauben nicht,

Ich bin der wener eine,
Der innen iſt blint und uſſen ſiht,
Als allen toren da beſchiht;
Des iſt als ein wiht
Uns herzenfrõde kleine.

7] Getrůwer Got, nu erbarme dich
Genedeklichen ůber mich,
Der genaden ich
Bedarf von allem herzen.
Wan miner ſůnde der iſt me
Danne wages in dem Bodenſee:
Des iſt mir we
Und dulde manigen ſmerzen.
Ich han dich lůzel mine tage
Geminnet, daſt ane lõgen.
Das ſch ich dir, herre, klage:
Ich was gegen diner minne ein zage,
Davon ich trage
Ein wundes herze tõgen.

8] Ewa tugentriche herzen ſin,
Dien diſe klage werde, ſchin,
Die ſolen min
Dur Got ze Gote gedenken
Und ze der ſüſſen můter ſin,
Das ſi dem dǔrren herzen min
Den lebenden win
Der waren růwe ſchenken.
Des bit ich dur das heilige blůt,

Daß ich ein Wähner wäre,
Der nur von Auſſen ſieht das Licht,
In ſeinem Innern aber nicht,
Ein armer Wicht
Gar ohne Freud' und Ehre.

7] Getreuer Gott, erbarme dich
Genädiglich nun über mich,
Der Gnade ich
Bedarf von ganzem Herzen:
Denn meiner Sünden ſind wohl mehr,
Als Wogen in dem großen Meer,
Drum iſt ſo ſchwer
Mein Herz von Reueſchmerzen.
Ich habe dich wenig all meiu Tage
Geminnt mit treuer Liebe:
Darum, o Herr, ich jetzo klage
Und an Vergebung faſt verzage,
Davon ich trage
Viel ſtille Seelenhiebe.

8] Wo tugendreiche Herzen ſein,
Die will ich bitten, daß ſie mein
In Litanei'n
Vor Gottes Thron gedenken
Und vor der ſüßen Mutter ſein,
Daß ſie dem dürren Herzen mein
Den Lebenswein
Der wahren Reue ſchenken.
Das bitt' ich um das heil'ge Blut,

Das er gos dur uns armen,
Eine mir ze ſiner minne gůt
Das důrre herze blůen tůt
Und mir der můt
In růwen můſſe erwarmen.

Daß er

Das er vergeß uns Armen,
Bis mir zu ſeiner Minne Gluth
Das dürre Herz erblühen thut
Und mir der Muth
In Reue muß erwarmen.

Meiſter Johans Hadloub

I.

Swie verre ich von der ſchonen var,
Ich habe ein botten, der vert alſo drate,
Der vert zu zir in einer ſtunt;
Den ſende ich alle morgen dar
Zu zir und ŏch vil mangen abent ſpate.
Der botte iſt niht der heren kunt,
Wan er get von mins herzen grunt.
Es iſt min ſin,
Der vert zu zir,
Swie verre ich bin.
Ei ſelig wip,
Ach, mo̊hte min lip
Als ofte zu zir keren!

II.

1] Swem ze můte
Nach dem gůte
Si der erne lône,
Der bereite ſich:
Des iſt zit.
Wol uf, knechte und ŏch rechte
Stolze dirne ſchône.
Lône gůte man ů da git,
Dar kumt manig ſchônů ſchar;

Meiſter Johann Hadlaub.

I. Der Minnebothe.

Wie fern' ich auch von der Schönen bin,
Ich hab' einen Bothen, der ſchnelle geht,
Er fährt zu ihr in einer Stund':
Ihn ſend' ich alle Morgen hin
Und auch wohl manchen Abend ſpät.
Er iſt der Lieben ſelbſt nicht kund,
Denn er kömmt aus meines Herzens Grund:
Es iſt mein Sinn,
Der fährt zu ihr,
Wie fern ich bin.
O ſel'ges Weib,
Wenn doch mein Leib
Des Bothen Flügel hätte!

II. Erndtefreude und Erndteleid.

1] Wem ſteht das Herz
Nach Minneſcherz,
Der freue ſich der Erndtezeit!
Auf, rüſtige Knechte,
Auf, liebliche Mägde,
Macht euch zum Tanz bereit!
Nun giebt man euch den reichen Lohn
Für einen langen treuen Frohn:
Heil ihm, wer da ein Liebchen hat!

Wol im, wol im, ſwes liep kumt dar!
Wan er dike
Minne zike
Mag im da erzeigen.
Secht, das tůt in ſorgen bar.

2] In der erne
Pfligt man gerne
Frôde und wilder ſinne,
Wan da hůte iſt nit ze vil.
Da wert koſen
Mit vil loſen
Sprůchen von der minne,
Darzu manger wunnen ſpil.
We, wie iſt erne rechte ſo gůt,
Wan ſo wol geſellen tůt
Knappen klůge
Wol mit fůge
Zu den dirnen ſchône:
Das frôt fůr des meien blůt.

3] Doch was mangem minner bas,
Do ſumer was,
Sit man nu nicht
Der wunne ſicht,
Dů man ſach do,
Do man ſach die blůmen ſten
Und frowen gen:
So ſumerlich hende wis,
Ir neke clar

Auch Minneſold
Wird jetzt gezollt
Und eingeerndtet Minneſaat.

2] Der Erndtezeit
Der Minner ſich freut:
Da hütet die Mutter die Töchter nicht viel.
Da geht's an's Koſen
Mit manchem loſen
Geſang und Scherz und Minneſpiel.
Drum jubeln ſo die Knechte,
Drum hüpfen ſo die Mägde
Zum kühlen Abendtanz:
Und lieber als die Maien
Mit ihrem grünen Reihen
Iſt ihnen Erndtekranz.

3] Doch manches Herz
Fühlt Minneſchmerz,
Daß Sommer will entfliehen,
Die Hoffnungsluſt
In ſeiner Bruſt
Sie muß mit ihm verblühen.
Nun ſcheiden die Frauen,
Die man konnte ſchauen
Auf duftender Heide ſich ergehn:

Sach man ŏch bar.
Der liehte ſchin
Můs tůre ſin,
Den winter lang.

4] Wan es bergent ſchönů wip
Ir zarten lip:
An hůten lint
Der kalte wint
Tůt dike we:
Hingeleit ſin lin ſo klein
Da wiſſů bein
So lůchten důr.
Ich hans dervůr,
Wis als der ſne,
Und due klein ermel arme wis:
Uns nement ir winterkleit
Dů ſůſſekeit.
Ach, ſumerzit,
Wie wůſte nu lit
Din hoher pris!

Ihren Nackenglanz,
Ihren Lockenkranz
Die werd' ich im Winter nimmer ſehn.

4] Bald bergen die Weibe
Die zarten Leibe
Sich vor dem kalten Wind.
Ein ſtarres Kleid
Deckt alle Süßigkeit,
Die Mannes Herze minnt.
Der Augen Gluth
Verhüllt ein Hut,
Der Handſchuh raubt der Arme Weiß.
O Herzeleid!
O Sommerzeit!
Wie wüſte liegt dein hoher Preis!

Anmerkungen.

Abkürzungen.

MS: Maneſſiſche Sammlung der Minneſänger, herausgegeben nach der Pariſer Handſchrift (von Bodmer und Breitinger). Zwei Theile in 4to. Zurich 1758—59. Daſſelbe Buch wird in den kritiſchen Anmerkungen mit BBA bezeichnet, d. h. Bodmers und Breitingers Abdruck.

RA: Raßmann's Abſchrift und Vergleichung des ebengenannten Druckes mit der Pariſer Handſchrift. Im zweiten Heft des Muſeums für Altdeutſche Litteratur und Kunſt ꝛc., bis zum 29ten Dichter der Sammlung. (Ulrich von Gutenberg).

GH: Die Bremiſche Handſchrift, der ſich Melchior Goldaſt in ſeinen Paraenetici veteres 1604 bediente, wahrſcheinlich eine alte Abſchrift der Pariſer Handſchrift, doch oft von derſelben abweichend. Verglichen iſt ſie in: Benecke's Beiträgen zur Kenntniß der altdeutſchen Sprache und Litteratur. Erſter Band. Theil I. Göttingen 1810: auch mit dem beſonderen Titel: Minnelieder. Ergänzung der Sammlung von Minneſängern.

Das Muſeum für altdeutſche Litteratur und Kunſt von Hagen, Docen und Büſching, nenne ich ſchlechtweg: Muſeum.

Kaiſer Heinrich. Bodmer *) ſchwankte zwiſchen Heinrich VI, Friedrichs I Sohn, (1190 — 1197) Heinrich VII aus dem Hauſe Luxemburg, (1308 — 1313) Heinrich, Friedrichs II unglücklichem Sohn (wurde 1220 zum römiſchen König erwählt und ſtarb im Gefängniſſe 1242) und zwiſchen Heinrich Raſpe, Landgrafen von Thüringen, dem Sohne des deutſchen Muſenhortes, Hermanns von Thüringen. Heinrich Raſpe war der ſogenannte Pfaffenkaiſer, welchen Pabſt Innozenz IV im Jahre 1246 dem gebannten Kaiſer Friedrich II entgegenſetzte, der aber ſeines Titels kaum ein Jahr lang genoß und 1247 auf dem Schloſſe ſeiner Väter ſtarb. In dieſem Letzten neigte ſich Hagens Urtheil, in der Zeitſchrift Eunomia 1805, November; in ſeinem Grundriſſe der altdeutſchen Litteraturgeſchichte entſcheidet er ſich für Heinrich VI. Mit ihm ſtimmt Docen überein, in ſeinem Dichterverzeichniſſe, im erſten Heft des Muſeums. Adelung und Koch **) ſind für Heinrich, Friedrichs II Sohn,

---

*) In der Vorrede zu den: Proben der alten ſchwäbiſchen Poeſie aus dem dreizehnten Jahrhundert. Zürich 1748. 8. und in der Vorrede zum erſten Theil der Maneſſiſchen Sammlung.

**) Erſterer (J. C. Adelung) in ſeinem chronologiſchen Verzeichniſſe der Dichter und Gedichte aus dem ſchwäbiſchen Zeitpunkte, im Magazin für die deutſche Sprache 1784. B. II. Stck. 3. und Koch in ſeiner deutſchen Litteraturgeſchichte. Berlin 1795.

Doch kömmt dieſem der Titel eines Kaiſers nicht zu, wie ſchon von Andern bemerkt worden iſt. Für Heinrich VII iſt die Sprache zu alt und ſind die Lieder zu ſchön; denn damals war die Blüthen- und Fruchtzeit des deutſchen Ritterthums und Minneſanges ſchon vorüber, zu deſſen zarteſten Knoſpen die beiden Gedichte unſres Heinrichs gehören. Bodmern hingegen ſcheint die Sprache für Heinrich VI, Eſchenbachs Zeitgenoſſen, zu nett; aber wo iſt wohl mehr Nettigkeit zu ſuchen: im Titurel und Parcival oder in den Meiſterſängereien des 14ten Jahrhunderts? Gegen Heinrich Raſpe ſpricht der Inhalt des erſten Liedes: denn, abgerechnet, daß die zweite und vierte Strophe in ſeinem Munde eine lächerliche Großſprecherei wäre, ſo hat man auch nicht beachtet, daß er zur Zeit, als er zum Kaiſer erwählt wurde, ſchon ſo bei Jahren war, daß er ſein Alter zum Vorwande gebrauchen konnte, den erſten Antrag des Pabſtes abzulehnen. S. Rohte: Chron. Thur. in Mencken: Script. rer. Germ. II p. 1735. Das erſte Lied hat auch Tieck in ſeiner Auswahl, das zweite Hagen in der Eunomia. Freie Nachahmungen des erſten kenne ich von Gleim, (in den Gedichten nach den Minneſingern. Berlin 1773) und von J. G. Hermes, im Bragur. Band VII. Abtheil. 1.

II. Gehört zu der Klaſſe der Wächterlieder, oder, wie ſie Andre mit einem umfaſſendern Namen heißen, der Tagelieder, worin faſt jeder Minneſinger ſich verſucht hat. Man kann überhaupt, natürlich mit nicht wenigen Ausnahmen, den ganzen altdeutſchen Minneſang in die drei Klaſſen der Frühlings- Winter- und Tages-

Lieder theilen, und man hat deswegen oftmals unſren Dichtern den Vorwurf der Armſeligkeit gemacht. Doch muß man auch von einer andern Seite den Reichthum ihrer Gefühle bewunden, die für eine Geliebte und über drei oder vier Gegenſtände des Geſanges ſich immer voll, warm und neu zu ergießen wiſſen, ohne ſich zu erſchöpfen und den Leſer zu ermüden. Schließlich bemerke ich noch, daß der Gegenſtand unſrer Tageslieder, das durch den Morgen geſtörte Minneglück, von den Lyrikern aller Völker und aller Zeiten beſungen worden iſt und daß der eigenthümliche Geiſt und Charakter eines jeden in der vergleichenden Zuſammenſtellung ſolcher Gedichte ſich am anſchaulichſten darbietet.

1. güteliche. BBA: gütliche. Ich änderte, um dem Metrum nachzuhelfen, wagte aber nicht nach gleichem Grundſatze in der Wiederherſtellung deſſelben fortzufahren, weil nicht jede Anderung ſo leicht und verzeihlich geweſen ſein möchte, wie die vorliegende. So ſcheint in der erſten Strophe ein ganzer Vers zu fehlen. Man wird mir entgegenen: es gäbe mehr Beiſpiele von ſolcher Ungleichheit der Verwzahl in den Strophen eines Liedes z. B. M. S. I, p. 7. a.: Eins meienmorgens frů ꝛc.; aber da kann der Refrain das Gleichgewicht herſtellen. Und überhaupt: warum ſollte denn die Kritik bei der Verdorbenheit der meiſten altdeutſchen Handſchriften, und ganz beſonders der Minneſänger, ſo ängſtlich ſein, da ſie ja hier einen recht eigentlichen freien Tummelplatz hat?

König Konrad der Junge. Wahrſcheinlich der unglückliche Konradin, der letzte Zweig des Hohenſtaufſiſchen Kaiſerſtammes, mit deſſen Hinrichtung 1268 das deutſche Ritterthum erloſch. Der Junge heißt er zum Unterſchied von ſeinem Vater, dem Kaiſer Konrad VI, (1250 — 1254) den Einige auch für den Verfaſſer jener Lieder halten. Vergleiche: Hagen in der Eunomia, wo auch die beiden Lieder mitgetheilt, und Docens Dichterverzeichniß. Das zweite vorliegende Lied hat auch Böckh nachgeahmt, im Bragur, Band 2.

3. **Mich lat dů liebe** u. ſ. w. Es heißt in den Geſetzen des Königs der Minne, die einſt ein Brittiſcher Ritter am Hofe des Königs Artus zugleich mit dem berühmten Siegſperber holte: Ein Knabe mag nicht rechter Liebe pflegen, bis er zu ſeinen geſcheiden Jahren kommt. Masculus non solet nisi plena pubertate amare. S. Hartliebs alte Ueberſetzung jener Erzählung in: Ausſprüche der Minnegerichte. Aus alten Handſchriften herausgegeben von Chriſtophor Freiherrn von Aretin. München 1803. Darauf zielt auch Walther von der Vogelweide:

Nu hůtet ir ůch, reinen wib!
Vor kinden bergent ůwer ja,
So ne wird es niht ein kindesſpil:
Minne und Kintheit ſint einander gram.

S. M. S. I p. 112. a.

König Wenzel von Böhmen. Bodmer und ſeine Nachſprecher hielten ihn für den Sohn Ottokars,

† 1305, bis Löhnert in Meißners Apollo 1794. Dezemb. mit triftigen Gründen bewies, daß es Ottokars Vater sei † 1253. Ich verweiſe auf ſeine Abhandlung und auf einen Aufſaz von Hagen im Decemberheft der Eunomia, wo auch das Tageslied mitgetheilt iſt. In der Berliner Monatsſchrift 1795. September, findet ſich eine treue proſaiſche Ueberſezung von allen drei Liedern mit gegenüberſtehendem Texte, von Bieſter. Auch Gleim hat einige Strophen nachgeahmt.

1. Auch bei Tiek. Die Geliebte, die in dieſem Liede beſungen wird iſt Kunigunde von Schwaben, Kaiſer Philipps ſchöne Tochter, um deren Verſagung Otto von Wittelsbach den Vater erſchlug. Unſer Wenzel wurde mit ihr erzogen und hatte ſo die beſte Gelegenheit, ihrer Liebe zu genießen. Doch, wie er ſelbſt im erſten Liede ſagt: er brach die Roſen nicht, ob er ſie gleich in ſeiner Gewalt hatte. In vorliegendem Liede ſehen wir, daß er ſinnlicher denkt und ſcherzend erinnert er ſich ſeiner ſchwärmeriſchen Jugendliebe, wenn er ſagt: Hey, dürft' ich jezt noch koſen u. ſ. w.

1. zgenbrehen. So verlangt's der Reim und ſo hat auch RA und GH.

2. Dů aventúre u. ſ. w. Er meint eben jene obenerwähnten Worte des erſten Liedes:

Ich brach der roſen niht und hat ie doh gewalt.

mich ê vermas. So ändere ich das unbehülfliche: ê mich vermas der gewöhnlichen Leſart.

II. 1. **Ich gan ů niht ze bliben bi der nôte.** Nach GH.

3. **unde nietet.** Um dem Versmaße zu helfen für: **und nietet** des BBA.

Herzog Heinrich von Breslau. Heinrich IV, Herzog von Breslau, († 1299) einer der vortrefflichſten Fürſten ſeiner Zeit. Seine Milde verſchaffte ihm einen Zunamen, doch auch ſeine Tapferkeit und Klugheit wird von alten Schriftſtellern geprieſen. Die hierher gehörigen Stellen aus Ottokars von Horneck Chronik und aus dem Tanhuſer findet man zuſammengeſtellt in Bieſters ſehr gründlicher Abhandlung über dieſen Fürſten, die der Überſetzung ſeiner beiden Lieder zur Einleitung dient. S. Berliener Monatsſchrift, 1795., März. Vergleiche noch Hagen in der Eunomia in dem ſchon angeführten Hefte, wo das erſte, von Tieck wie auch hier übergangene Lied mitgetheilt wird. Auch: Kloſe in dem Buche: Breslau, I Band, Brief 32, II Band, Brief 37, wo die Sage von der Vergiftung des Herzogs wiederlegt wird. Seine Lieder hat auch Gleim nachgeahmt.

Das Minnegericht. Es gehört zu den gelungenſten Gedichten der Minneſänger, ſowohl in Hinſicht des Inhalts als auch der Darſtellung und des ſchönen und geregelten Versbaues. Ich habe es Minnegericht genannt, weil der Dichter gewiß einen ſolchen Gerichtshof der Liebe vor Augen hatte, als er dieſes Lied ſchrieb. Der ernſte richterliche Ton, der durchaus und beſonders in den drei erſten Verſen der zweiten Strophe herrſcht, beſtärken meine Behauptung. Bekanntlich gab es in Frankreich in den Zeiten der provenzaliſchen Dichter ſolche Tribunale, wo Liebesfragen beantwortet und Liebesprozeſſe geführt wurden, und ſie hatten dort eine faſt richterliche Gewalt. Ob ſich nun aber auch keine Spur findet, daß das Anſehn dieſer Minnegerichte in Deutſchland jemals eben ſo groß geweſen ſei, ſo iſt doch kaum zu zweifeln, daß Streitfragen und Anklagen in Sachen der Liebe nicht zu den dichteriſchen Beluſtigungen der Höfe z. B. des ſchwäbiſchen, öſterreichiſchen thüringiſchen ꝛc. gehört hätten und vielleicht dramatiſch dargeſtellt worden wären. Die handelnden Perſonen konnten dann entweder geſchichtlich und fabelhaft, oder, wie in vorliegendem Gedichte, einbildliche Geiſterweſen ſein. So ſitzt hier der leuchtende Klee, die Sommerwonne u. ſ. w. zu Gerichte. Über die Minnegerichte in Frankreich vergleiche Aretins obenangeführtes Buch, über das niederdeutſche Bruchſtück ſ. die Vorrede.

1. liehtů. So RA und GH. Das brehtů des BBA iſt aus dem folgenden breit entſtanden.

2. Das iſt ein tot u. ſ. w. Da das jambiſche Metrum durch das ganze Gedicht gehalten iſt, ſo habe ich hier eine Silbe einſchalten müſſen. Man könnte eben ſo gut leſen: ein tot wol minneclichem ꝛc. oder ähnlich. Das niederdeutſche Bruchſtück hat: Dat iſt de nod an mynniklichen ꝛc.

3. Dů mir in herzelieber liebe u. ſ. w. So RA und GH. BBA hat da, welches keinen Sinn giebt.

4. ſin welle. Ich habe das fehlende en eingeſchoben. Der folgende Vers iſt in ſchlechter Anknüpfung.

Markgraf Otto von Brandenburg mit dem Pfeile. Markgraf Otto IV von Brandenburg, regierte von 1266 bis 1308. Sowohl ſeine Tapferkeit als ſeine Verdienſte für die Kultur ſeiner Staaten und ein aufgeklärter Geiſt zeichnen ihn in der Reihe der brandenburgiſchen Fürſten rühmlich aus, und man nennt ihn wohl einen Vorläufer Friedrichs des Großen. Den Beinamen: mit dem Pfeile, hat er wegen folgender Begebenheit: er ward 1297 bei der Belagerung von Stasfurt an der Bode von einem Pfeile im Kopfe verwundet und trug die Spitze deſſelben, als Freigeiſt in der Medizin, wie Einige wollen, faſt ein ganzes Jahr lang in der Stirn, bis ſie endlich von ſelbſt herausfiel. Seine Geſchichte ſiehe, außer bei den brandenburgiſchen Geſchichtsſchreibern, in der Berliniſchen Monatsſchrift, 1793, Auguſt, (von Bieſter). Vergleiche auch Hagen in der Eunomia. Einige Strophen ſeiner Lieder hat Gleim nachgeahmt, alle ſind von Bieſter proſaiſch überſetzt. Ein Paar Lieder auch in Gallus brandenburgiſcher Geſchichte und in dem Rambachiſchen Schauſpiele.

I. Auch in Tiecks Blumenleſe.

II. Von Hagen in der Eunomia mitgetheilt. Ich vermuthe, daß ein Vers darin fehle, enthalte mich aber jeder weitläuftigen Erklärung, da die Vergleichung des Textes mit meiner Überſetzung die deutlichſte Anſicht meiner Meinung giebt.

III. IV. V. Bei Tieck machen alle drei ein Lied, ich kann aber keinen Zuſammenhang finden und habe ſie deswegen getrennt. So auch Gleim. Auch ſcheint im zweiten Liede der trochäiſche Gang der herrſchende zu ſein, in den beiden andern der jambiſche.

Markgraf Heinrich von Meiſſen. Heinrich der Erlauchte, (Illustris) Markgraf von Meiſſen, regierte von 1221 bis 1288. Seine Gemahlinn war Gutta, des dichterliebenden Landgrafen Hermanns von Thüringen Tochter erſter Ehe, und durch ſie erbte er nach dem Tode ihres Halbbruders, Heinrich Raſpe, den größten Theil der thüringiſchen Lande. Auch er war ein Beſchützer des deutſchen Sanges und ſeine Lieder gehören zu den Zierden der Minneſingerſammlung. Sie zeichnen ſich beſonders durch die Lebhaftigkeit und das Feuer ihrer Gefühle aus und ritterliche Biederkeit blickt aus jedem Verſe hervor. Ob Herr Walther von der Vogelweide ihn meint in M. S. I. 111. a. und 136. a. iſt noch ungewiß; gewiß aber iſt das ein anderer Meiſſener, deſſen Konrad von Würzburg und Reimar von Zweter gedenkt *).

---

*) Konrad von Würzburg MS. II. 207. a. und Reimar vom Zweter II. 153. b. Das Gedicht des erſten hat Gleim mit der Aufſchrift: An den Markgrafen Heinrich von Meiſſen ꝛc. überſetzt und neuerlich hat Haug denſelben Irrthum wiederholt,

I. Auch bei Tieck. Die erſte Strophe von Gleim nachgeahmt.

2. Min hoher mût und iſt min frôde tot. Die Leſart des BBA: So wâs verſwinden Min hoher mût iſt und frôde tot hat keinen Sinn und kein Metrum.

II. Dieſe Strophe macht ein eigenes Lied aus. Es folgt darauf noch eine in gleichem Versmaße, die aber durchaus weiter nicht mit der vorliegenden in Zuſammenhang ſteht.

III. Iſt auch von Gleim nachgeahmt.

IV. Ehret die Frauen! iſt der zweite Wahlſpruch alles Ritterthums und Nichts wird angelegentlicher von unſren Ritter- und Minne-Sängern anbefohlen als ſittiges Betragen gegen das ſchöne ſchwache Geſchlecht, nichts härter geſtraft, als Verſtoß dagegen. So ſchon Heinrich von Veldig, z. B. M. S. I. 19. b. 20. b. ꝛc., ſo noch der Meiſterſänger Heinrich Frauenlob. Vorliegendes Lied iſt vermuthlich gegen einige Weiberfeinde geſchrieben, die unſer ritterlicher Markgraf bekehren will. Es iſt die Krone ſeiner Lieder und ich wundre mich, daß es noch nirgends beſonders abgedruckt und überſetzt iſt.

---

in dem Vermehrenſchen Muſenalmanach von 1802. Die richtige Erklärung beider Gedichte ſiehe im Muſeum II. 1. Seite 157. 58. Vergleiche auch Docens Dichterverzeichniß unter: Myſnere.

2. luter. So RA und GH, für lůtter in BBA.
   müſſe. So RA und GH, für můſſe.
3. Er en kom. Das en fehlt bei BBA.

Herzog von Anhalt. Vermuthlich Heinrich I, der Fette, der zuerſt mit dem Titel eines Fürſten zu Anhalt in der Geſchichte erſcheint und von 1211 bis 1252 *) regierte. Er war ein Sohn Bernhards, Herzogs von Sachſen, ein Enkel Albrechts des Bären, Markgrafen von Brandenburg, und nach dem Tode ſeines Vaters bekam er, der Aelteſte, Anhalt, ſonſt Grafſchaft Ballenſtädt genannt, und ſein Bruder Albrecht das Herzogthum Sachſen. Als aus dem herzoglich ſächſiſchem Blute mag er wohl den Namen Herzog führen. In einer Urkunde Kaiſer Friedrichs II, heißt er auch: Comes de Anhalt **). Seine Gemahlinn war Irmengard, eine Tochter Hermanns von Thüringen ***): ſie kann es aber nicht ſein, die er in ſeinem erſten Liede beſingt, denn von ihr konnte er nicht ſagen, daß ſie ein Land am Rhein mit ihrer Schönheit ziere. Die Erklärung: ein Land am Rhein heiße ſo viel als ein ſchönes Land (und das Ganze etwa: ſie iſt ſo ſchön, daß ſie ſelbſt ein reiches blühendes Rheinland zieren würde, iſt zu gezwungen. Siehe über unſren Dichter: Bieſters Abhandlung im Novemberheft des 1793 Jahrgangs der Berliner Monatſchrift, wo auch beide Lieder überſetzt ſind. Auch Tieck hat ſie mitgetheilt und Gleim nachgeſungen. Sie ſtehen auch in einer vatikaniſchen Handſchrift. S. Adelungs Nachrichten von altdeutſchen Gedichten in Rom I. p. 115.

---

*) Nach andern Angaben ſtarb er erſt 1267.

**) S. Schilter: Comment. ad Jus feudale Aleman. p. 542.

***) Die Chronikenſchreiber nennen auch andere Namen.

Lied der Freude im Winter. Ein herrliches Lied, das ſich beſonders durch ſeine fröhliche Einfalt empfiehlt.

1. ſime. So BBA und Raßmann erinnert Nichts. GH hat ſinne getwange, vielleicht nur ein Schreibfehler, doch nicht ohne Sinn.

dur in. So RA und GH. Bodmer hat dar in.

2. tragent has. So verlangts der Wohlklang und ſo haben auch RA und GH.

lebene. So BBA und GH. Raßmann las libenne.

3. ſin lbben. So RA und GH.

gehan und weiter verſman. Dieſe Verbeſſerung des reimwidrigen gehaben und verſmahen bedarf wohl keiner Erläuterung.

güter fröde. GH hat güter fröden.

Graf Otto von Bottenlaube (Bodenlaube). Graf Otto IV von Henneberg, von ſeine Veſte Bottenlaub ſo genannt. Er ſtarb 1154 und machte, wie wir aus ſeinen Liedern ſehen, einen Kreuzzug, vermuthlich unter Kaiſer Friedrich II. Vergleiche Adelung. Eins ſeiner Lieder, das im Bodmerſchen Abdruck fehlt, ergänzt Raßmann und die Goldaſtiſche Handſchrift.

Kreuzfahrers Abſchied. Überſetzt von Gräter im zweiten Bande ſeines Bragur.

Markgraf von Hohenburg. Einer von der Markgrafen von Hohenburg aus dem Bisthum Baſel. Vielleicht Diepholt der 1223 als Zeuge vorkommt. Siehe: Adelung und Docens Dichterverzeichniß. Mein Lied hat auch Tieck.

Wächterlied. 3. ſi dür gar vertragen. Bd und GH. Bei Bodmer fehlt gar, welches das Metrum verlangt.

Herr Heinrich von Veldig oder Veldeck, ein niederdeutſcher Ritter, gewöhnlich der Vater des deutſchen Ritter- und Minneſanges genannt, von dem auch Konrad von Wirzburg ſagt: er habe das erſte Reis in deutſcher Zunge geimpft, von dem nachher alle Blumen gekommen. Seine Eneit (Aneide) iſt die älteſte Aventüre; daß er der Verfaſſer des Gedichtes: Herzog Ernſt von Baiern ſei, bezweifelt Docen in ſeinem Dichterverzeichniß. Vergleiche darüber Hagens Einleitung zu deſſen Abdruck in den deutſchen Gedichten des Mittelalters. Er ſchrieb ſchon um 1170. Von ſeinen Minneliedern gehört das lezte: Min ſendes denken 2c. dem Ulrich von Lichtenſtein. S. Docens Dichterverzeichniß unter Veldeck und Lichtenſtein. Noch unter Veldecks Namen ſteht es in der Tieckſchen Sammlung und iſt von F. Schlegel im Vermehrenſchen Muſenalmanach überſezt.

I. Tieck hat die folgende Strophe, die eine Winterklage in demſelben Versmaße enthält, damit verbunden. Die Geſchichte Triſtans und Iſaldens, die durch einen unbewußten Zaubertrank zu unauslöſchlicher Liebe bis zum Tode gezwungen wurden, war unſrem Veldeck durch den Roman des Thomas von Britannien und andere wälſche Dichter bekannt, aus denen nachher auch Gottfried von Straßburg ſeinen Triſtan ſchöpfte. Vergleiche noch das weiter unten mitgetheilte Lied von Reimar von Zweter.

můſe. So RA. Bodmer: müſte. Die neuere Form iſt můſte, wovon die Bodmerſche Leſart vielleicht Verſchreibung.

und ſi doch. Bei Bodmer iſt ein überzähliges ich.

II. 1. der iſt. So forderts das Metrum. BBA hat: derſt.

2. iſt (ich) krank. In BBA fehlt eine Silbe im Metrum. Vielleicht iſt ich ausgefallen, weil es gleich im andern Verſe wiederkehrt.

minneſanc. BBA hat miniſanc.

Graf Werner von Honberg, aus dem Bisthum Baſel, ſtarb 1323. In der Maneſſiſchen Sammlung ſtehen ſieben Minnelieder, wovon die drei erſten Abſchiedslieder ſind und etwa mit den Variazionen in der Muſik verglichen werden könnten.

Abſchiedslied. Herz unde des Metrums wegen ſtatt der gewöhnlichen Leſart: herz und.

Jakob von Warte, aus dem Thurgau ſoll 1245 in Urkunden vorkommen.

Frühlingslied. Auch bei Tieck. Überſetzt von Gräter im Bragur II und nochmals mit dem alten Text abgedruckt zu einer Kompoſizion deſſelben von Eidenbenz, Hofmuſikus in Stuttgart. Bragur IV, 1te Abtheilung.

3. gůte und zwei Verſe weiter hůte. So RA und GH.

5. unde leiteſt. So forderts das Metrum. BBA hat: und leiteſt.

ir oͧch. Dieſe beiden Worte ſind bei Bodmer verſetzt: oͧch ir.

Herr Walther von Klingen, ein Landsmann des Vorigen, der um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts blühte.

Fenſterklage. Für eine ſolche halte ich vorliegendes Gedicht. Eine ſechſte Strophe in demſelben Versmaße iſt ein Nachgeſang entweder zu den ſämmtlichen Liedern unſres Dichters oder zu einem einzelnen, ſicher aber nicht zu unſrem Liede *).

1. uns. Vielleicht: und.

Der von Kürenberg. Ganz unbekannt. Seine

---

*) Die Provenzalen und nach ihnen die Franzoſen nennen ſolche Endſtrophen, wegen des gewöhnlichen Inhalts: Envois, und ſie ſind bekanntlich beſonders in den italieniſchen Kanzonen noch gebrauchlich.

fragmentariſchen Strophen verrathen ein hohes Alter und ſind alle in aſſonirenden Reimen geſchrieben. S. Docens Dichterverzeichniß. Die beiden Strophen, welche ich hier mittheile gehören zu ſeinen ſchönſten und bilden ein eigenes Lied, deſſen Sinn Gräter ſchon richtig auffaßte, nur daß er die Klage einem Mann in dem Mund legte, da ſie doch gewiß einem Weibe zukömmt, vielleicht jener, gegen die Kürenberg einen ſo unwiderſtehlichen Haß fühlte, daß er ihrer verfolgenden Liebe wegen aus dem Lande floh. S. deſſen Lied an ſeinen Knappen:

Nu bringe mir her vil balde
Min ros; min iſengewant,
Wan ich můs einer frowen rumen dů lant,
Dů wil mich des betwingen,
Das ich ir holde ſi. u. ſ. w.

Übrigens wird der Leſer, auch ohne meine Erinnerung, bei dem Falken in vorliegendem Gedichte an den in Chriemhildens Traume im Anfange des Nibelungenliedes denken, und dieſe Stelle könnte meine Behauptung unterſtützen Gräters Überſetzung ſteht im Bragur VI, Abthl. 1. Tieck hat ſämtliche Lieder ohne Abſatz.

Das Metrum habe ich nach der Spur der Aſſonanzen herzuſtellen geſucht, wagte aber bei der Alterthümlichkeit und der damit verbundenen Verdorbenheit nicht, im Texte zu ändern und ergänzen. In gezamete ſcheint eine Aſſonanz mit valken zu liegen und man läſe vielleicht richtiger: Und do ich in gezamte oder gezamet. In der zweiten Strophe könnte man leſen;

Sit ſach ich minen valken
Wol vile ſchone vliegen:
Er fůrte an ſinem fůſſe
Vil manige ſidine riemen,
Und was im ſin gevidere
Alrot unde guldin. ꝛc

Chriſtian von Hamle. Auch von ſeinen Lebensumſtänden iſt Nichts bekannt.

I. Ein köſtliches Liedchen, das auch Tieck hat. In der erſten Strophe hat dieſer die Worte: Als der ſytich in dem glas, in: Ich weiß warum ich wünſche das, verwandelt, welches zu ſeinen unglücklichſten Anderungen gehört. Vergleiche mit unſrem Liede etwa Petrarka's Sonett 159. 129 und andere, desgleichen Hölty's Lieder: der Anger und Minnelied. (Voſſiſche Ausgabe S. 174 und 175).

1. ab ime. Die gewöhnliche Leſart: ab im. Ich habe in dieſem Liede das Metrum nur an wenigen Stellen, wo die Anderung ſehr leicht war, herzuſtellen gewagt.

1. můſtent. BBA: mueſtent.
und ſi ir. BBA: und ir.
3. min ſwere. BBA: mit ſwere, iſt ein offenbarer Fehler. Min ſwere las auch Tieck und verglei-

che dazu MS. I. 92. b und II. 28. a: Das ir gebere Min ſwere Mir bůſſe. S. auch: Scherz im Gloſſar, unter: bas, bůs, bůſſen.

II. Ebenfalls in Tiecks Sammlung.

1. mich wanne. Für: mich wan.
des ſwere ich. Statt: des ſwer ich.

3. Als meinik. In der gewöhnlichen Leſart: Alſam des meien ik, iſt ein Fuß zu viel.

Herr Heinrich von Morungen, ebenfalls unbekannt oder doch unſicher. Nach Einigen aus Schwaben. S. Docens Dichterverzeichniß.

Liebesſeufzer. Bei Tieck, Auſſerdem überſetzt von Hermes, im Bragur, Band VII, Abthl. 1, und die letzte Strophe mit der Aufſchrift: Meine Grabſchrift, von Gräter im Bragur, Band III, Abthl. 1. Meine ſämmtlichen Änderungen, eine ausgenommen, ſind zum Beſten des Versmaßes, das ſehr ſchön und kunſtreich iſt und mit den Empfindungen in einem bewunderungswürdigen Einklang ſteht.

1. ſunne. Statt; ſunne tůt.

2. ich (hie) verſcheide. In der gewöhnlichen Leſart fehlt eine Silbe; ob ich richtig ergänzt habe, wer mag darüber entſcheiden? Aber ergänzt muß werden.

dů liebe und leide. Statt des gewöhnlichen; dů liebe und dů leide.

3. Man. Statt: wan.

ſwer dan. Statt: ſwer danne.

Herr Reinmar (Reimar) der Alte *). Ein Zeitgenoſſe und Freund Walthers von der Vogelweide, der ſeinen Tod beklagt. MS. I. 105. a. Er blühte alſo in der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, in der Frühlingszeit des Minneſanges, und muß bis nach 1231 gelebt haben, wie aus ſeinem Klageliede auf den Tod Leopolds VII von Oeſterreich † 1231 erhellt, das er im Namen der verwittweten Herzoginn Theodora ſang. S. MS. I. 63. a. Schon Adelung bemerkt, daß er vom Rheine her gebürtig ſei und daß ſein Stammſchloß Zweter geheißen habe. Demnach wäre ſein vollſtändiger Name: Reimar von Zweter, der Alte. Den Beinamen des Alten ſcheint er erſt bekommen zu haben, als der weit ſpätere Reimar von Zweter, ein moraliſch-ſatyriſcher Dichter, vielleicht ſein Sohn oder doch Verwandter, Namen und Ruf gewann. Unſer Reimar iſt gewiß derjenige, der im Kriege zu Wartburg bloß Reimar von Zweter heißt *).

Der Krieg zu Wartburg iſt nach den Chroniken

---

*) Reimar heißt er bei Walther von der Vogelweide und Leopold Hornburg.

*) So ſteht er ſchon in Kochs tabellariſcher Überſicht der ſchwäbiſchen Dichterperiode, doch ohne daß ſich der Verfaſſer auf eine Erklärung einläßt. S. auch Bodmers Vorrede zu den Proben.

1207, Docen's Unterſuchungen zu Folge einige Jahre ſpäter **). Um dieſe Zeit aber kann unmöglich der Satyriker Reimar ſchon geblüht haben: denn ſeine Lieder an und für ſich, die von der lieblichen Einfalt des alten Minneſanges ſo auffallend abweichen und ſich nicht ſelten in das herz- und ſinnloſe, philoſophiſche und theologiſche Gewäſche der ſpäteren Meiſterſängerei verirren, könnten ſchon genügende Beweiſe dafür abgeben: doch auch an geſchichtlichen fehlt es nicht. So lernen wir ihn z. B. als einen Zeitgenoſſen des Marners kennen *), von dem wir wieder wiſſen, daß er zuſammen mit Hugo von Trimberg und Konrad von Würzburg ſang, alſo in der letzten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts. Damit laſſen ſich Reimars des Jüngeren eigene Worte vereinigen, MS. II. 146. b:

> Von Rine ſo bin ich geborn,
> In Oſterriche erwahſen,
> Beheim han ich mir erkorn
> Mer dur den herren danne dur das lant;
> Doch beide ſint ſi gut ꝛc.

welche letzten Worten ohne Zweifel auf den ſangliebenden König Wenzel zu beziehen ſind, der bis 1253 regierte. Aus ſeinem Gedichte auf einen Meiſſener läßt ſich nichts Sicheres folgern, da wir mit den unter dem Nomen der

---

*) S. Muſeum I. 473. u. i. F.

**) In einem Strafgedicht des Marnes auf Reimar. MS. II. 169. b.

Meiſſener vorkommenden Dichtern ſelbſt noch nicht im Reinen ſind und Hagens Vermuthung, daß der von dem zweiten Reimar beſungene Meiſſener der junge Meiſſener und dieſer Heinrich Frauenlob ſei, ſo wahrſcheinlich ſie auch iſt, doch nicht zur Grundlage eines geſchichtlichen Beweiſes dienen kann *). Entſcheidend iſt das im Muſeum, Band I, Heft 2, mitgetheilte alte Bild aus der Pariſer Handſchrift der Maneſſiſchen Liederſammlung zum Kriege von Wartburg, worauf ganz klar geſchrieben ſteht: Hie kriegent mit ſange Her Walter von der Vogelweide, Her Wolfram von Eſchilbach, Her Reimar der Alte ꝛc.

Der Irrthum, daß jener jungere Reimar von Zweter im Kriege zu Wartburg geſungen habe, iſt ſehr alt und wahrſcheinlich aus den Sagen vom Urſprunge der Meiſterſängerzunft gefloſſen, die jenen Dichter, unter dem verdorbenen Namen: Römer von Zickau oder Sigmar der Weiſe, als einen der zwölf alten Meiſter verehrt, die, ihrer Überlieferung zu Folge, vor Kaiſer Otto I zu Pavia öffentlich ihre Lehre und Kunſt vertheidigten und von ihm mit Freiheiten und Vorrechten beſchenkt wurden. Was Wunder alſo, wenn dieſelben auch wider alle Zeitordnung ihren Reimar unſerem alten Minneſänger in dem Dichterkriege zu Wartburg unterſchoben? Dazu kam, daß Reimar der Alte vielleicht erſt nach ſeinem Tode jenen Unterſcheidungsnamen be-

---

*) Das Gedicht Reimars M.S. II. 153. b. und Hagens Meinung im Muſeum II. 156 u. i. F.

kam und ſogar die Gedichte deſſelben mit denen ſeines Nachfolgers verwechſelt wurden. Schon Leopold Hornburg von Rotenburg, ein Meiſterſänger um 1350, ſcheint in ſolchem Irrthum zu ſein, wenn die Überſchrift ſeines Gedichtes von allen Singern von ihm ſelbſt iſt *). Darin heißt es, daß Herr Reimar von Zweter im Wettſtreite mit Herrn Walther von der Vogelweide geſungen habe, und aus dem Liede ſelbſt erhellt, daß der jüngere Reimar gemeint ſei. Daher mag es auch wohl kommen, daß in der Würzburger Handſchrift jenes Meiſterlied, das ganz beſonders von dem Lobe des jungen Reimar voll iſt, dicht hinter den Liedern des alten Reimar angeſchrieben ſteht.

In der Vatikaniſchen Handſchrift erſcheint ein Reimar der Junge, der ohne Zweifel jener zweite Reimar iſt. Nur zwei Reimare kennt Heinrich Frauenlob S. MS. II. 215. b. und die Lieder Reimars des Jungen ſind gewiß nicht neuer als Frauenlob. Siehe bei Adelung I. 97. Reimar der Fideler (MS. II. 110. und Adelung I. 94) iſt wohl ein ſpäter Meiſterſänger, wozu beſonders ein bei Adelung mitgetheiltes Lied überredet.

I. Gehört vielleicht zu einem Liede mit drei vorhergehenden Strophen. Es iſt in Hinſicht des Versmaßes zu unregelmäßig, als daß ich darin Veränderungen unternommen hätte.

1. anderswa. So verlangts der Reim ſtatt: anderswar.

---

*) Das Gedicht erläutert Docen im Muſeum II. 18.

1. ſwere. BBA: ſwaere.

.II. Auch bei Tieck.

2. gewalteklichen. BBA: gewalteklich.

heimeſůche. So hat GH, ſtatt deß verswidrigen heimſůche in BBA.

Milon von Sevelingen. Seine Lieder gehören in die erſte Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, vielleicht noch etwas früher.

Minnebriefchen. Überſetzt von Gräter im Bragur Band VI, Abthl. 1. Aus den vier mittelſten Verſen ließen ſich auch acht machen, ſo daß die Silben: frowe, dieneſt, ſit er und gemůte einen Vers ſchlöſſen.

Herr Walther von der Vogelweide, ein Ritter aus dem Thurgau, gehört zu den erſten Liederdichtern der ſchwabiſchen Zeit. Er war Theilnehmer des Krieges zu Wartburg und überlebte Reimar den Alten, alſo bis nach 1231. S. Reimar der Alte. Den größten Theil ſeines ritterlichen und dichterlichen Lebens ſcheint er am Hofe des Landgrafen Hermanns von Thüringen zugebracht zu haben, den er an vielen Stellen ſehr ſinnreich zu preiſen weiß. Er nennt ſich ſelbſt einmal: ein ingeſinde des milten lantgraven, MS. I. 133. b. Doch auch bei Leopold VII von Oeſterreich ſcheint er beliebt geweſen zu ſein und er miſcht nicht ſelten auch deſſen Lob in ſeine Lieder ein.

Er iſt der zierlichſte und witzigſte Dichter ſeiner Zeit und ſcheint ſich durch ſeine vielen Reiſen, namentlich in Frankreich bei den Provenzalen, gebildet zu haben, doch unbeſchadet ſeinem deutſchen Herzen, wie er ſelbſt in meinem zweiten Liede ſagt, und das durch ſeine nette Auſſenſeite, die wohl manchmal einen wälſchen Anſtrich hat, nur deſto auffallender in ſeiner ganzen Kraft und Wärme hervorbricht. Er machte auch einen Kreuzzug, wie es mir wahrſcheinlich iſt, mit Philipp Auguſt, König von Frankreich, im Jahre 1189. Denn auf dieſe Art läßt es ſich erklären, wie er im Anfange des Wartburger Krieges dieſen Fürſten ſo ſehr erhebt und ihn ſogar über den Herzog Leopold von Oeſterreich ſetzt. Daß er einen Kreuzzug machte, erhellt beſonders aus MS. I. 104: Alrerſt lebe ich mir werde ꝛc. und aus andern Stellen mehr. Er erweiterte die Grenzen der lyriſchen Dichtkunſt, ſowol in Stoffen als in Versmaßen. So findet ſich z. B. bei ihm die erſte Spur der Schäferlieder, die nachher beſonders Steinmar, der Nithart und Andere mehr ausbildeten. Das dritte hier mitgetheilte Gedicht gehört zu dieſer Klaſſe. Die Vollendung ſeiner Versmaße rühmt ſchon der Meiſterſänger Leopold Hornburg:

Her Walther döne her als vert *)
Vor valſchem lute ſich wol wert.

Seine zahlreichen Lieder ſtehen in mehreren Handſchrif-

---

*) Jetzt wie vormals.

ten von Minneſängerſammlungen. Sie ſind theils eigentliche Minnelieder, theils Lobgedichte, theils religiöſen und moraliſchen Inhalts. Gleim hat in einem eigenen kleinen Buche, das ich nur dem Namen nach kenne, mehrere ſeiner Lieder nachgeahmt. Es heißt: Gedichte nach Walther von der Vogelweide. Vater Bodmern gewidmet. 1779. 8.

I. Auch bei Tieck.

2. verloren. BBA: verlorn.

III. Ebenfalls bei Tieck.

1. wolgetanen. So verbeſſert GH das Bodmerſche wolgetaner.

Herr Wolfram von Eſchilbach. Sein richtiger und vollſtändiger Name iſt Wolfram von Eſchenbach und Pleienfelden, aus einer adelichen Familie im Eichſtädtiſchen. Er iſt ein Zeitgenoſſe Walthers von der Vogelweide; Herrn Heinrich von Veldeck, den er ſeinen Meiſter nennt, überlebte er. S. Titurel. Kap. 33. Str. 4936. Am Hofe Herrmanns von Thüringen mag auch er wohl am liebſten geweilt haben: er iſt ſein Lobredner im Kriege zu Wartburg, für deſſen Verfaſſer er auch von Einigen gehalten wird.

Unſer Wolfram iſt der fruchtbarſte Dichter ſeiner Zeit. So ſingt ſchon Leopold Hornburg: Her Wolfram von Eſchilbach das allermeiſt getichtet

---

*) Europa. Band II, Stück 2.

hat. Doch auch für den größten wird er gehalten. Sehr ſchön ſagt F. Schlegel von ihm *): Es iſt kein anderer, als der größte Dichter, den Deutſchland jemals gehabt hat: doch unter dieſer Bezeichnung möchten ihn nur Wenige erkennen in dem Zeitalter des Undanks und der Vergeſſenheit altdeutſchen Ruhmes.

Seinen Ruhm verdankt er vorzüglich den beiden Rittergedichten: Titurel und Parcival. Auſſerdem iſt er Verfaſſer des Wilhelm von Oranſe und Mitarbeiter am Heldenbuche. Seiner Minnelieder ſind uns nur wenige aufbehalten.

S. Über ſein Leben: Büſching im Muſeum I, Seite 1, und über den Titurel und Parcival Ebendaſelbſt Seite 491.

Der von Johansdorf. Nach der vatikaniſchen Handſchrift: Albrecht von Johansdorf. S. Adelung I. 116. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt nichts bekannt, eben ſo wenig, welchen Kreuzzug er mitgemacht habe. Docen meint, er habe vielleicht ſchon zu Ende des zwölften Jahrhunderts gedichtet.

Kreuzfahrers Abſchiedswunſch.
min. BBA: mis. 2. Die folgenden Strophen enthalten Verhaltungsregeln und Ermahnungen an ſeine Geliebte.

Hartmann von der Aue. Ritter Hartmann, Dienſtmann zu Aue, wahrſcheinlich ein Schwabe **), war

---

*) Europa. B. II. St. 2,

**) Nach der zweiten Strophe ſeines letzten Liedes ſcheint er einer der älteſten Minneſänger, der ſein Rittergedicht von Ereck und Enyte ſchon vollendet hatte, als ſein Freund Wolfram von Eſchenbach den Titurel ſchrieb. S. Titurel. Kap. 18. Str. 2428 und Kap. 31. Str. 4641. Seine Lieder enthalten eine aufrichtige Erzählung ſeiner Liebes- und Lebens-Geſchichte und gewinnen durch ihre treuherzige Einfalt einen unausſprechlichen Reiz. Man könnte ſie beinahe alle der Zeitfolge nach ordnen und ſie würden dann ohne alle Erklärung ſchon eine Biographie des Dichters ausmachen.

Wir ſehen aus ihnen: wie er in ſeiner Jugend dem Leichtſinn und den Ausſchweifungen gefröhnt habe, bald nachher aber, als ein edles Fräulein ſein ganzes Herz zum erſten Male gefeſſelt, von dieſer, ſeines ſchlechten Rufes wegen, verſchmäht worden ſei. Doch waren auch damals die Gefühle ſeiner Minne noch ſehr ſinnlich. So ſingt er z. B.:

Eine wil mich niht gewern,
Das ich ir gelige bi
Und enwil min niht enbern
Zeinem fründe, als giht ſi ꝛc.

S. MS. I. 180. b. Aus Reue über dieſe ſeine Jugendſünden, verzweifelnd die Huld ſeiner Geliebten jemals ganz nach Wunſche zu gewinnen und im tiefen Schmerz

---

vielmehr aus Franken zu ſein oder doch dort gelebt zu haben. Vergleiche, was die Grimms hierüber erinnern, in den Anmerkungen zum armen Heinrich.

über den Tod ſeines Herrn *), nahm er das Kreuz und zog nach Paläſtina. Da endlich erbarmte ſich die Geliebte ſeiner und ſandte ihm einen kläglichen Brief, worin ſie ihn bat, in ihre Arme zurückzukehren. Dahin deutet das Lied, MS. I. 383 a: Dis weren wunnekliche tage ꝛc., das Hartmann in ihrem Munde dichtete. Und nicht lange ſcheint er gezögert zu haben, dem Rufe der Liebe zu gehorchen: er kehrte bald nach dem Tode Saladins († 1195) wieder nach Franken zurück. S. ſein letztes Gedicht.

Sein Gedicht: Ereck und Enyte iſt verloren gegangen. Der Iwain und ein kleineres von Büſching herausgegebenes Gedicht: der arme Heinrich **), nebſt der in einer Straßburger Handſchrift befindlichen Legende vom heiligen Gregorius im Stein, ſind vollſtändig auf uns gekommen.

Herr Ulrich von Lichtenſtein, aus der berühmten Steiermärkiſchen Familie, einer der beſten Minneſinger, gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts. Sein Gedicht: Frauendienſt enthält die Geſchichte ſeines ritterlichen Lebens und ſeines Minnedienſtes. In dieſes ſind ſeine in der Maneſſiſchen Sammlung befindlichen Lieder eingeflochten. Docen verhieß eine Herausgabe dieſes Gedichts und Tieck hat eine proſaiſche Bearbeitung geliefert. In Ottokars von Horneck Chronik finde ich einen Ulrich von Lichtenſtein, der um 1268 in einem Kriege gegen Laibach und Krain des Königs Ottokar von Böhmen Feldhauptmann iſt, und das Beiwort: witzig, das Horneck ihm giebt, bürgt dafür, daß es unſer Dichter ſei *). S. denſelben nach Pez Ausgabe pag. 31. So erſcheint er auch in einer Chronik: Mathäi cujusdam vel Gregorii Hageni germanicum Austriae Chronicon, bei Pez, Tom 1.

---

*) Deſſen Dienſtmann er war.

**) Ganz neuerlich auch durch die Brüder Grimm.

Die Lieder unſres Ritters zeichnen ſich durch ihren Witz ganz beſonders aus, doch unbeſchadet der Herzlichkeit und Wärme der Gefühle. Sprache und Vers haben einen hohen Grad der Vollendung; wenn ihm ein Vorwurf zu machen iſt, ſo iſt es der der Weitſchweifigkeit und Wiederholung. Jacobi hat in der Iris 1807 mehrere Gedichte deſſelben nachgeahmt.

Ergänzungen zum Bodmerſchen Druck hat Docen in den Miſcellaneen gegeben, Band I. S. 102 u. 109.

I. Überſetzt von Gräter im Bragur, Band I, wo aber nur drei Strophen, und von Hermes ebendaſelbſt Band VII, Abth. 2.

1. In dem lufteſůſſen meien. BBA: in dem lufte ſüſſe.

4. herzen. BBA: heren.

Zwiſchen 4 und 5 ſteht bei Bodmer eine verſtüm-

---

*) In ſeinem Frauendienſt findet ſich Nichts davon. Doch dieſes Gedicht umfaßt nur einen Theil ſeines Lebens. Bis zum Tode Friedrichs von Öſterreich, 1246.

melte Strophe. Da Docen ſie nicht ergänzt und ſie, unbeſchadet dem Zuſammenhange und der Ründung des Ganzen, wegfallen kann, ſo habe ich ſie nicht überſetzt. Sie heißt:

Swa ein ſtete herze vindet
Stete liebe, ſteten můt,
Davon al ſin truren ſwindet
Stete liebe iſt alſo gůt,
Das ſi ſtete fröde git
— — — — — — —*)

II. Auch bei Tieck und überſetzt von Gräter im erſten Band ſeines Bragur.

III. Ebenfalls in Tiecks Blumenleſe.

3. Deſt. BBA: des iſt.

3. vil rotem. BBA: vel roten.

IV. Auch bei Tieck.

1. ſiſt. BBA: ſi iſt.

Die beiden letzten Strophen ſind aus Docens Ergänzungen.

Chriſtian von Lupin, ein Thüring. Tieck, der alle ſeine Lieder in der Blumenleſe hat, hält ihn für eine Perſon mit dem Folgenden. Ihre Lieder haben einen und denſelben Charakter, nehmlich die zarteſte Kindlichkeit, und machen dadurch dieſe Vermuthung ſehr wahrſcheinlich.

---

*) Im Frauendienſt ſcheint die Strophe vollſtändig zu ſein.

Die unfreundliche Freundſchaft. 2. gůt. BBA: reimwidrig gůte.

Der Thüring. Siehe den Vorigen. Auch ſeine ſämmtlichen Lieder bei Tieck's Sammlung.

Troſt bei Frühlings Abſchied. 2. min (liebe) frowe. In BBA fehlt ein Fuß.

Der tugendhafte Schreiber. Ohne Zweifel Heinrich von Riſpach, deſſen Wolfram von Eſchilbach im Parcival gedenkt, und der vermuthlich Schreiber des Landgrafen Hermann von Thüringen war. So erſcheint er in den thüringſchen Chroniken unter dem Namen: Henricus Notarius und Scriptor. Wie er zu dem Beinamen des tugendhaften gekommen ſei, weiß man nicht, doch muß er unter dieſer Benennung allgemein bekannt geweſen ſein, da er ſich im Kriege von Wartburg ſelbſt ſo nennt.

I. Aus einem größeren Gedichte doch ſo auch ein rundes Ganzes.

2. unde. BBA: und.

zagen. Ein ſchönes Wort, das man wieder einführen ſollte. Ich will bei dieſer Gelegenheit ein paar Zeilen aus Hartliebs alter Ueberſetzung der Ausſprüche der Minnegerichte mittheilen, die als Parallelſtelle dienen können:

Die Frau iſt aller Ehren unwerth, die ihren Buhlen darum verſchmäht, daß er im Streit ſeiner Gleider eines verloren hat und ein klein ungeſtalt iſt; wann doch Mannheit und harter Streit darum von Männern getrieben wird, daß ſie die Liebe damit mehren und inbrünſtig machen; wann ein rechter männlicher unverzagter Mann mag keinem Weib mißfallen. So ein hübſcher Ausgeſtrichener ein Zag iſt, der Niemand und keiner ehrbaren Frau behagen mag, warum ſollte dann die Sache, die von Mannheit kommt, die Liebe mindern, ſeit doch die Mannheit der Liebe Siegel iſt. S. Aretins Ausſprüche der Minnegerichte, Seite 101.

II. In Tieck's Sammlung.

3. unde. BBA: und.

Steinmar. Sein Vaterland iſt zweifelhaft. Einige halten ihn für einen Züricher, Andre für einen Tyroler. Am glücklichſten iſt er in den ſogenannten ländlichen oder Schäfer-Gedichten, doch auch ſeine Minnelieder ſind zum Theil vortrefflich. Oft aber übertreibt er z. B. MS. II. 106 b.:

Als ein ſwin in einem ſake
Vert min herze hin und dar ꝛc.

II. In Tieck's Sammlung.

1. getröſten. BBA: tröſten.

2. und ich bin. BBA: ich bin.

3. der mich heiſſe. BBA: du heis mich

Reinmar von Zweter. Siehe oben zu Reinmar den Alten. Mit dem Liede vergleiche mein erſtes des

Heinrich von Veldeck. Im achten Verſe fehlt bei Bodmer die Verneinung.

Meiſter Gottfried von Straßburg. Aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, der Verfaſſer des Triſtan. Von ſeinem Leben iſt Nichts bekannt, über den Geiſt ſeiner Werke hat Docen viel Treffendes in dem Muſeum I. Seite 52 und im Folgd. geſagt.

Die Gottesminne. Ein herrliches Lied, voll der wärmſten Andacht, reich an Bildern, und auch in Hinſicht des Vermaßes ein Meiſterſtück. Doch läßt ſich nicht leugnen, daß es viel gewinnen würde, wenn es um ein paar Strophen durch Zuſammenziehung der Gedanken verkürzt würde. Es ſteht auch in der Tieckſchen Sammlung.

3. **Die ſint mit liehten ôgen blint.** So Walther von der Vogelweide MS. I, 141, b:

Ich was mit geſehenden ôgen blint ꝛc.

Das ganze Lied Walthers hat mit dem vorliegenden viel Ähnliches.

8. **ſolen.** BBA: ſoln.

Meiſter Johans Hadlaub, ein Züricher aus der erſten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, doch des alten Sanges nicht unwerth. Er war ein Liebling der beiden Maneſſen, auf deren Burg er auch lebte, und ſeinem Fleiße verdanken wir vermuthlich die maneſſiſche Sammlung der Minneſänger. Er war von bürgerlicher

Herkunft und hatte ſich in ein Edelfräulein verliebt, der er aber lange Zeit ſeine Sehnſucht verbarg, bis einige ſeiner ritterlichen Freunde ihm Gelegenheit verſchafften, ſie zu ſehen und ſprechen. Aber:

Doch was ſi gar
Hert wider mich,
Si kerte ſich von mir, do ſi mich ſach, ze hant,
Von leide geſwant
Mir, hin viel ich.

Die herren hůben mich dar da ſi ſas
Und gaben mir balde ir hant:
Do ich des bevant,
Do wart mir bas.

Endlich ſeint ſie ſich ſeiner Liebe erbarmt zu haben, doch mochten ſeine ſehnſuchtsvollen Klagen ihr ſo ſehr gefallen haben, daß ſie nicht ſelten ihm noch dann und wann Stoff dazu gab. Siehe einen Aufſatz über ihn in den Archives litteraires, 1807. Novembre, und vergleiche auch Bodmers Vorrede zu den Proben.

I. In Tieck's Sammlung.

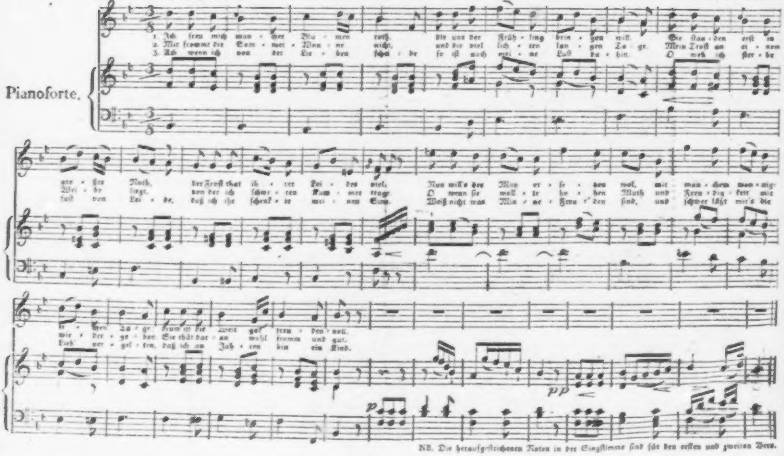
II. Iſt in einem ſehr freien Versmaße geſchrieben, das ich in meiner Überſetzung mit einem etwas gleichförmigern vertouſcht habe.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

König Konrad der Junge.

Liebes-Klage im May.

Nicht zu langſam. Theodor Gäde.

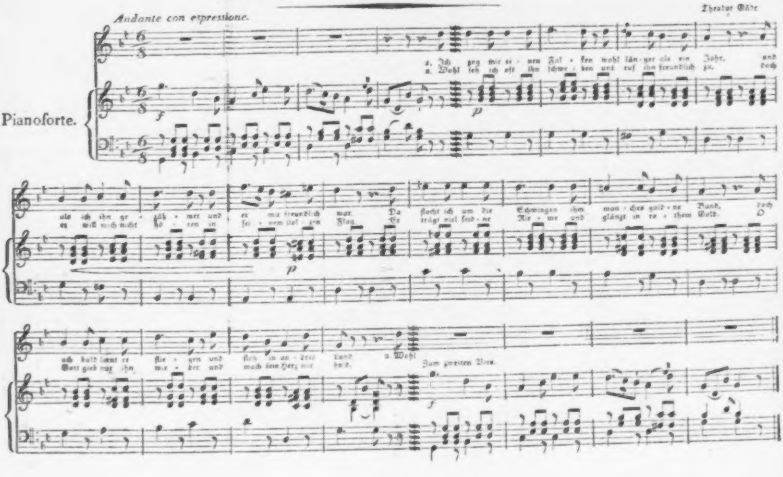

Pianoforte.
1. Ich freu mich man - cher Blu - men roth, die uns der Früh - ling brin - gen will. Sie ſtan - den erſt in gro - ßer Noth, der Froſt that ih - rer Lei - des viel. Nun will's der May er - ſe - tzen wol, mit man - chem won - nig - li - chen Ta - ge; drum iſt die Welt gar freu - den - voll.
2. Mir frommt die Som - mer - Won - ne nicht, und die viel lich - ten lan - gen Ta - ge. Mein Troſt an ei - nem Wei - be liegt, von der ich ſchwe - ren Kum - mer trage. O wenn ſie wollte ge - ben Muth und Freu - dig - keit mir wie - der - ge - ben. Sie thät dar - an wohl fromm und gut.
3. Ach wenn ich von der Lie - ben ſchei - de ſo iſt auch mei - ne Luſt da - hin. O weh ich ſter - be faſt von Lei - de, daß ich ihr ſchenk - te mei - nen Sinn. Weiß nicht was Min - ne - Freu - den ſind, und ſchwer läßt mir's die Lieb' ver - gel - ten, daß ich an Jah - ren bin ein Kind.
p
pp

NB. Die heraufgeſtrichenen Noten in der Singſtimme ſind für den erſten und zweiten Vers.

Klage des verlaßnen Fräuleins.

Altdeutſches Minnelied von dem v. Kürenberg.

Theodor Göte


Andante con espressione.
Pianoforte.
f
p
1. Ich zog mir ei - nen Fal - ken wohl län-ger als ein Jahr, und
2. Wohl ſeh ich oft ihn ſchwe - ben und ruf ihn freundlich zu, doch
als ich ihn ge - zäh - met und er mir freundlich war. Da flocht ich um die Schwingen ihm man - ches gold - ne Band, doch
er will mich nicht hö - ren in ſei - nem ſtol - zen Flug. Er trägt viel ſeid - ne Rie - me und glänzt in ro - them Gold. O
ach bald lernt er flie - gen und flog in an - dre Land. 2. Wohl
Gott gieb mir ihn wie - der und mach ſein Herz mir hold.
Zum zweiten Vers.

Rom,

Römer und Römerinnen.

Erſter Band.

[illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Rom,

Römer und Römerinnen.

Eine
Sammlung vertrauter Briefe
aus Rom und Albano
mit einigen ſpäteren Zuſätzen und Belegen
von
Wilhelm Müller.

— Quocunque loco fueris, vixisse libenter
Te dices! *Horat.*

Erſter Band.
Briefe aus Albano.

Berlin 1820.
Bei Duncker und Humblot.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Briefe aus Albano.

Meinen lieben Freunden

Friedrich Grafen v. Kalckreuth

und

Ludwig Sigismund Ruhl

zum Denkmale

unſrer glücklichen Begegnung in Rom

gewidmet.

Einleitung.

Bruchſtück eines Briefes aus Rom,

vom 1ſten Juli 1818.

Deine Vorwürfe ſind gerecht und treffen mich tief. Länger als ein halbes Jahr in Italien, in Rom ſeit vier Monaten eingewohnt, zwei Monate in kampaniſcher Frühlingswonne geſchwelgt — und kaum ein Wort hören zu laſſen von meinem Glücke und meiner Erfahrung, Briefe zu ſchreiben, wie ein großer Geſchäftsmann, dem der Sekretär entlaufen iſt, einen Gruß für Alle, und daß ich lebe und geſund bin, und in welcher Stadt ich mich befinde, und endlich nächſtens mehr, und immer nächſtens mehr.

Alles, Alles erkenne ich in Demuth an: zu entſchuldigen iſt es nicht, das ſchreibſt Du ſelbſt, und fern ſei es von mir Sünder, Dir jetzt zu widerſprechen. Aber abzubüßen, einzuholen, dazu bleibt mir noch ein halbes Jahr, und wenn der Himmel ſich für ein ganzes Leben voll Sünden und Laſter durch die letzte Stunde wahrer Buße und Reue verſöhnen läßt, ſo wird ja Dein Zorn über den vernachläſſigten Briefwechſel von ſechs Monaten ſich durch unausgeſetzten Fleiß der andern Jahreshälfte auch beſänftigen laſſen. Die Heiterkeit, mit der ich dieſen Brief beginne, mag Dir Bürge ſeyn für den Ernſt meiner Vorſätze: ſchon in dem innigen Entſchluſſe der Beſſerung fühlt das gepreßte Gewiſſen ſich eines Theiles ſeiner Schuld entledigt.

Die oft wiederholte Vertröſtung auf die Zeit meines Landlebens in Genzano war keine leere Ausflucht und Hinhaltung, mein neugieriger Freund. Ich reiſe in wenigen Tagen dahin ab, und nehme außer meinem Tagebuche nichts mit mir, als einige griechiſche und lateiniſche Dichter und — Deine Mahnbriefe. Bildergallerieen wird es ja dort nicht geben und viele Antiquitäten auch nicht: aber heitere, rüſtige Muße und Muſe hoffe ich an den grünen Ufern des heiligen Dianenſpiegels*) zu finden, um mich mit Dir recht oft und recht lange, recht lebhaft und recht vertraulich über das ſchöne Land zu unterhalten, von dem das Herz mir ſo voll iſt. Dieſes offene Bekenntniß meiner Leidenſchaft für Italien mag Dich vorſichtig machen gegen meine Empfindungen, aber nicht mißtrauiſch gegen die Wahrhaftigkeit meiner Erzählung. Liebe und Wahrheit können ja auch beiſammen wohnen, und ſelbſt Kupido iſt nicht immer blind.

Dieſe feierliche Einleitung wird Dir vielleicht mehr verheißen, als ich zu leiſten im Stande bin und im Sinne habe. Meine Mittheilungen ſind, wenigſtens bis zu meiner Heimkehr, nur für Dich und den kleinen Kreis vertrauter Freunde beſtimmt, die ſich bei Dir nach meinem Schickſale und meinen Neuigkeiten zu erkundigen pflegen. Wenn ich aber in meinen Briefen mich bemühen werde, das Néglige´ der Vertraulichkeit einiger Maßen zu beſchränken, ſo wolle mir dies nicht mißdeuten: es kann nur in der Abſicht geſchehen, um auch dadurch meine Willfährigkeit, allen Deinen Wünſchen zu entſprechen, an den Tag zu legen. Denn wer betreibt es eifriger, als Du, mich zu bewegen, dem deutſchen Publikum ein Geſchenk mit meinen Reiſebemerkungen zu machen? Und wenn Du es über Dich nehmen willſt, es zu überreichen, ſo kann ich Deinen Forderungen nicht viel entgegenſtellen, ohne Dich zu verletzen. Du magſt alſo meine Briefe von heute an, mit Ausſchluß von Geſchäftsnachrichten und etwanigen Geheimniſſen, in ihrer Zeitfolge abſchreiben laſſen, und die ärgſten Nachläſſigkeiten des Styles nach Gutdünken ordnen. Nach meiner Heimkehr werde ich die fremde Handſchrift durchblättern, und wenn aus ihr ein helles, warmes Bild römiſcher Tage mit Luft und Duft mir entgegenſchwebt, ſo mag ſie gleich in die Druckerei wandern, eh' es verfliegt und erkaltet. Denn, wenn das Horaziſche: Nonum prematur in annum, auch für alle übrigen Schriftſtellereien ohne Nachtheil des Schreibers und des Leſers zum Geſetze werden möchte, ſo dürfte es doch an den Reiſebeſchreibungen ſeine wohlthätige Wirkung verfehlen.

---

*) Der See von Nemi (Lacus Nemorensis) zwiſchen Nemi, Aricia und Genzáno.

Meine Nachrichten ſollen zunächſt einer genauen Darſtellung des italieniſchen Lebens und Webens gewidmet ſeyn: Rom, als der Ruhepunkt meiner Reiſe und als Mittelpunkt von Italien, und dieſer in mehr als einer Bedeutung, ſoll auch in meinen Gemälden der Alles bewegende und vereinigende Hauptpunkt des Vorgrundes werden. Ich will mich bemühen, der viel gezeichneten und gemalten Stadt manche verſteckte Seite abzugewinnen, oder doch den bekannten Gegenſtänden in neuer Verbindung und Beleuchtung den Reiz erſter Überraſchung zu leihen: und die Vorurtheile der Bequemlichkeit und Schicklichkeit — die nur zu viele Reiſende in den ausgefegten Vorhöfen der römiſchen Volksnatur, unter Dollmetſchern, Ciceronen, Kellnern und franzöſiſchſprechenden Nymphen, zurückhielten — ſollen mich aus keiner traſteveriniſchen Oſterie, von keinem Puppenſpiele, aus keinem baarfüßigen Klatſchkreiſe verjagen. Auf Vollſtändigkeit und Erſchöpfung mache ich keinen Anſpruch: die Darſtellung eines lebenden Volkes iſt an und für ſich unendlich, und Fremdes wiederholen, um eigene Lücken zu büßen, mag ich auch nicht. Wo aber zu berichtigen iſt, will ich lieber erzählen, was ich geſehen und gehört, als mit Anderer Augen und Ohren rechten.

Kunſt und Alterthum bleiben gänzlich von meinen Briefen ausgeſchloſſen, nicht etwa, weil ich ihnen weniger Aufmerkſamkeit geſchenkt, oder ſie dieſelbe durch keinen Erfolg und Genuß belohnt hätten, ſondern einzig aus der Erkenntniß meiner Unzulänglichkeit, nach wenigen Monaten vielfach getheilter Thätigkeit etwas Neues und Wahres über Gegenſtände beizubringen, die ſeit Jahrhunderten den Geiſt und Fleiß der Gelehrten und Künſtler der ganzen gebildeten Welt ſo lebhaft in Anſpruch genommen haben. Zu einem Ausfertiger von Katalogen der Muſeen und Galerieen fühle ich mich aber zu gut, und jeder lebendige und gedruckte Führer in Rom liefert ſie beſſer, als unſere beſten Reiſebeſchreibungen. Es bliebe alſo höchſtens übrig, die Zahl der Ausrufungszeichen zu vermehren, womit beſonders deutſche Reiſende beiderlei Geſchlechts die Ruinen, Statuen und Gemälde der Siebenhügelſtadt ſo freigebig beehrt haben. Aber da will ich mich kürzer faſſen: ein Gedankenſtrich für Alle thut denſelben Dienſt. —

Dieſe Äußerungen gelten zunächſt der antiken Kunſt und der antikiſirenden neuen. Über die Gebäude und Bildwerke des Mittelalters verzweifle ich noch nicht, in Beiträgen und Ergänzungen wiſſenswerthe Einzelheiten aus meinem Tagebuche liefern zu können, wenn das Glück meiner Rückreiſe durch Toſkana hold ſeyn, und die Heimath Muße und Aufmunterung geben wird, die geſammelten Materialien zu ſichten und zu ordnen. Dieſes Feld iſt weniger angebaut und nicht unfruchtbarer, als der antike Ruinenboden, auf dem überall nur noch knappe Ährenleſe gehalten wird, während hier manche volle Ärndte zu ſchneiden iſt. Denn mit unerklärlicher Verblendung hat die Kunſt und ihre Geſchichtsſchreibung jene Periode faſt ganz überſehen oder verkannt, in welcher der Geiſt der neuen Zeit ſich zum erſten Male frei und beſtimmt, wenn auch in keckem Gegenſatze mit der leichten, hellen Welt des Alterthumes, hart und düſter, zu Formen, Bildern und Farben entfaltete. Raſchen Ganges und ſicheren Blickes, Schritt haltend mit ihrer Zeit und ihrem Lande, wandelte die junge Schöpfung ihrer Vollendung entgegen, an der ewigen Natur ſich erwärmend, ründend und erhellend, und ſtark und unermüdlich in jeglicher Arbeit durch den Glauben und die Liebe. Da trat ihr nicht fern vom Ziele die akademiſche Gelehrſamkeit in den Weg, verſtümmelte Marmorkörper, optiſche Blendlaternen und große geniale Borſtpinſel in den Händen tragend, und wußte damit ſo viele Taſchenſpielerkünſte zu machen, und ſprach ſo zierlich und ſo geläufig in fremd und vornehm klingenden Worten von Dieſem und von Jenem, daß das ſchlichte, ehrliche, unbefangene Weſen nicht wußte, wie ihm geſchehen war, und halb willig, halb unwillig, der ſtolzen Führerin den Arm gab, die es dann leitete und gängelte, zog und zerrte bis — in die Werkſtätten des David, Gérard, Camuccini, Canova und ihrer Bewunderer und Nachahmer in Deutſchland.*) Das ganze Beſtreben der vielverſchrieenen, ſogenannten altdeutſchen Malerſchule in Rom iſt, wenn ich nicht ſehr irre, die verirrte

---

*) Hiermit ſoll Keinem etwa Geſchmack und Kunſtfertigkeit abgeſprochen werden, dazu ſind die angeführten Namen zu berühmt; aber, was hinreicht, Kaiſerpalläſte anſtändig zu zieren, giebt deswegen unſrer Zeit keine eigene Kunſt. Das iſt das Ziel.

Kunſt, aus den Feſſeln der aufgedrungenen Führerin gelöſt, nach dem Punkte zurückzuführen, wo dieſe ihr zuerſt begegnete. Die Bemühung iſt gutgemeint, aber eitel: denn die Künſtler vergeſſen, die Zeit auch mit zurückzuſchrauben, daher ihr lauter Widerſpruch den ruhigen Genuß der neuen mittelalterlichen Bilder auf eine ſchneidende Weiſe ſtört. Ich meine nicht den äußeren Widerſpruch, in dem die Gegenwart mit den Meiſterwerken der Vergangenheit ſteht, die ihre Zeit in ſich haben: ich vermiſſe in den genannten Bildern eben dieſe nothwendige Zeit, oder finde eine unſchickliche; denn das Mittelalter läßt ſich nun einmal nicht durch deutſche Haare und Röcke, noch durch Faſten und Kaſteien in uns hineinzwingen. Die Kunſt kann die Zeit nicht formen, aber die Zeit beherrſcht die Kunſt.

Nicht ohne Abſicht habe ich mir dieſe kleine Abſchweifung erlaubt. Die neue altdeutſche Kunſt in Rom iſt in unſeren Tagen ſo viel beſungen und bekrittelt worden, daß ich, wenn ich an die öffentliche Beſtimmung meiner Briefe denke, nicht ohne Partheinahme auf einer oder der andern Seite Ausführlicheres über dieſes Thema mitzutheilen im Stande bin. Es mag alſo mit dieſer allgemeinen Betrachtung ſein Bewenden haben, die meine römiſchen Landsleute nicht übler und beſtimmter deuten mögen, als ich ſie gebe. Gott ſchenke ihrem Werke Segen und Gedeihen: wem es frommer Ernſt damit iſt, der wird auch auf Irrwegen zum Ziele gelangen.

Erſter Brief.

Albano, den 10ten Juli 1818.

Ich hätte eine Ode in Horaziſchem Style ſchreiben können, ſo recht klaſſiſch wohl war mir zu Muthe, als ich aus dem Sonnendampfe der dürren, gelben Kampagna die ſanft anſteigenden Höhen des grünen Albanergebirges langſam hinaufgezogen wurde, und der erſte friſche Lufthauch mir aus den Kaſtanienwäldern des Monte Cavo entgegenblies. Nun glaub' ich es den römiſchen Dichtern wohl, und vor Allen meinem Horaz, wie ſehr es ihnen Ernſt war mit ihren Seufzern nach der Landluft und dem Landleben, und es fielen mir unter Weges unzählige Stellen aus ihren Gedichten ein, worin ſie dieſes Gefühl klagend oder freudig bekunden. So haben mich alſo die letzten, in Schlaf und Müſſiggang zu körperlicher und geiſtiger Erſchöpfung hinſchwindenden Tage meines Aufenthaltes in Rom dennoch in wahrhaft klaſſiſcher Wiſſenſchaft weiter gefördert.

Der verſteht Horazens: Hoc erat in votis etc. nur halb, wer nicht wenigſtens eine Woche unter römiſcher Julius- oder Auguſtus-Hitze gekeucht hat.

Sobald die letzte Girandola das Feſt des heiligen Petrus beſchloſſen, welches mit dem Eintritte der heißen Jahreszeit etwa zuſammenfällt, ziehen die Fremden mit ihren, von Gemälden und Kupferſtichen, Antiquitäten und Moſaiken angeſchwellten Koffern und Köpfen ſchaarenweiſe durch die Porta del Popolo zur Stadt hinaus. Denn in ihrem römiſchen Tagebuche ſtehen im Julius, Auguſtus und September, ſtatt glänzender Feſte und Prozeſſionen, böſe Luft und Fieber aller Arten. Toſkana, und namentlich die Bäder von Lucca und Piſa, nehmen die meiſten Auswanderer auf; andere, die im Herbſt nach Rom zurückzukehren gedenken, oder trotz Luft und Fieber die Feuerwerke und Stiergefechte auf dem Grabmahle des Auguſtus und die Überſchwemmung der Piazza Navona mit anſehen wollen, ſuchen inzwiſchen Schutz und Erholung in den kühlen Berggegenden von Tivoli, Frascati und Albano. Dahin begeben ſich auch die römiſchen Herren und Reichen zur Villeggiatura, und wen Pflicht, Erwerb, oder allzu mächtige

Gewohnheit, an die Hauptſtadt feſſeln, kutſchirt wenigſtens an Sonntagen und Feſten vor Sonnenaufgang nach Albano, und kehrt nach Ave Maria wieder heim. Die Alten liebten vor allen andern die Berge des rauſchenden Tivoli: davon würde, auch ohne ſchriftliche Zeugniſſe, die verhältnißmäßig größere Anzahl von Ruinen ihrer Villen in dieſer Gegend genügende Kunde geben. Die neuen Römer finden den Aufenthalt in Tivoli weniger anziehend und geſund, wegen ſchneller Wetterveränderung und dauernder Näſſe, von der freilich auch ſchon die Alten reden.*) Das nähere Lateiner-Gebirge, mit ſeinen Waldungen und Seen, gewann dem Tiburtiniſchen den Preis ab, und ſchmückte ſich mit glänzenden Landhäuſern, ſchattigen Alleen und plätſchernden Springbrunnen. Die Seite nach der Meerebene zu, wo die Städtchen Albano, Aricia und Genzano liegen, iſt die fruchtbarſte und anmuthigſte, und der Fremde findet in den genannten Orten leichtlich eine bequeme Wohnung und ſtädtiſche Koſt. Wer recht einſam leben will, mag ſich eine Zelle in einem der Mönchsklöſter miethen, bei den

---

*) Tibur udum.

Kapuzinern, oder in Palazzuolo am Albanerſee: eine ſchönere Lage wird er auf dem ganzen Gebirge nicht finden, und die Brüder ſind darauf eingerichtet, einige Gäſte, wenn es auch Ketzer ſind, an ihrer Tafel gegen eine mäßige Erkenntlichkeit zu bewirthen.

Rom hat ſeit dem Eintritte der heißen Jahreszeit das Anſehn zum Unkenntlichwerden verändert. Viele Gegenden der Stadt ſind wegen der Aria cattiva nicht länger bewohnbar, und auch der bevölkerte Theil ſcheint verödet, beſonders in den Mittagsſtunden, wo auch der Bettler ſein Gewerbe vergißt, und den Schatten ſucht, um zu ſchlafen. Die großen Springbrunnen, beſonders die Fontana di Trevi, bieten die kühlſten Lagerſtätten auf den breiten Steinen, die ſie umgeben. Daneben hat der Waſſerverkäufer ſeine Bude aufgeſchlagen und hält Eis und Schnee, mit einigen Tropfen Limonienſaft, für die Erwachenden in Bereitſchaft. Ein Andrer zerſchneidet mit ſeinem großen Meſſer die grünen Waſſermelonen in zwei Hälften und ſtellt ſie reihenweiſe hoch übereinander, das purpurrothe Fleiſch mit den ſchwarzen Kernen auswärts gekehrt. Unterdeſſen treibt ein Dritter ſeinen, mit Flaſchenkörben belaſteten Eſel vorüber und ſchreit mit heiſerer Stimme friſches Sauerwaſſer*) aus. Der Bettler bittet nicht mehr um Geld zu Brot, ſondern um ein Glas Eiswaſſer, und wer könnte ihm das verweigern?

Die meiſten Behörden und die öffentlichen Anſtalten für Kunſt und Wiſſenſchaft haben Ferien: die Muſeen und Bibliotheken ſind verſchloſſen, Polizei und Poſt, und was ſonſt keine lange Feier duldet, ruht wenigſtens die Hälfte des heißen Tages und zieht den übrigen Theil ein wehendes Leinwandzelt vor die Fenſter, hinter denen des Amtes gewartet wird. Auch die Ehepflicht ſoll Anſprüche auf zweimonatliche Raſt machen: wenigſtens behauptet es ein altes bekanntes Sprichwort: Mese di Giuglio e d'Agosto, moglie mia, io non ti conosco, und mancher junge Burſch geht jetzt vor dem Fenſter ſeiner Geliebten ohne Gruß vorbei, und wenn er um die Straßenecke biegt, ſingt er ein Ritornell zur Laute, von dem das Mädchen nur den Anfang hören ſoll:

---

*) Aqua acetosa, aus dem Brunnen an der Tiber, unweit Ponte Molle.

Fiore di Cucuzza,
Io voglio bene alla mia ragazza,
Ma in estate no, perchè puzza.

In den öffentlichen Speiſehäuſern macht es ſich Jeder nach Belieben bequem, lüftet das Halstuch und zieht ſich den Rock aus. Nach Tiſche ruht man ein Stündchen, auch zwei. Unterdeſſen ſind die Schatten gewachſen und die Kaufladen und Kaffeehäuſer öffnen ſich wieder. Die auf der Sonnenſeite liegen, nehmen ihre Zuflucht zu den zeltartigen Vorhängen, hinter denen man im Freien ausdauern kann. Der große Caffé nuovo, im Pallaſt Ruspoli auf dem Corſo, hat einen von hohen Mauern rings gedeckten Orangengarten, an deſſen Pforte zwei in voller Purpurblüthe prangende Oleanderbäume die Vorübergehenden in die duftige Kühle laden. Da ſitzen die weißen Frauen in den grünen Gängen und wehen ſich mit den Fächern Luft zu: der Kavalier ſteht hinter ſeiner Dame, und wenn er artig iſt, läßt ſie ihren Fächer wohl auch einmal gegen ſein Geſicht ſpielen, oder reicht ihm ihn über die Schulter, wenn ihr Ärmchen müde iſt, und er wird ſeinen Dienſt verſtehen. Die Männer tragen großentheils auch einen Fächer und

und treiben ſich ſo durch die Gänge auf und ab, ein Glas Eis in der andern Hand. Der Bottega's *) wollen wir nicht vergeſſen, wie ſie die lange Reihe der verſchiedenen Eisſorten ſo ſchnell und ſo deutlich herzuſagen wiſſen, wie ſie ſo flink, ſo aufmerkſam und ſo höflich ſind, und keiner der Durſtigen in dem großen Gedränge von ihnen überhört wird. Ein dicker Zwerg windet ſich mit ſeinem Knotenſtocke langſam hin und her und geht den Dienern mit zur Hand: wenn es weniger voll iſt, ſpielt er bloß den Spaßmacher und bettelt gelegentlich.

Die Sonne geht unter, die Glocken läuten Ave Maria. Nun ſind die Spaziergänge im Corſo und auf dem Monte Pincio **) mit Wagen, Reitern und Fußgängern gefüllt. Die Wagen halten auf den Plätzen ſtill, die Damen ſteigen aus, um ein wenig auf und ab zu ſchreiten, oder bleiben auch in dem Wagen ſitzen und empfangen auf dieſem Throne die Huldigungen der Vorübergehenden.

---

*) Die Garcon's.

**) Ein neuangelegter Spaziergang auf dem alten Mons Pincius, jetzt S. Trinit'a di Monte.

Jetzt wird auch das Volk lebendig. Auf allen Gaſſen klimpert's und ſingt's, die Oſterieen und Pizzikarolbuden *) werden hell und voll, und die Fenſter öffnen ſich. Die Weiber gehen ohne Mieder und ſtecken ein leichtes Tuch oben an das Hemd feſt, ſo daß jenes dann über die Bruſt herunterhängt, wenn nicht ein neckiſcher Wind es von unten hebt. Ein friſcher grüner Salat giebt guten Schlaf, und Limonienſaft verjagt das geſchäftige Südvölkchen, das unſerm Göthe weniger verhaßt iſt, als die nordiſchen Nebel. Wer ſolche Schlafmittel nicht anwenden kann, mag zuſehen, wie er die Nacht durchbringt.

Aber, was geſchicht mir! Indem ich fortfahre, die Unbequemlichkeit der heißen Jahreszeit in Rom zu ſchildern, habe ich ihr allmählig eine ganz leidliche Seite abgewonnen: Albano iſt vergeſſen, daß ich einen Brief und keine Abhandlung ſchreibe, ebenfalls, und wenn ich nicht gleich ſchließe, ſo werde ich zum Lobredner der verpeſteten Hauptſtadt, der ich kaum mit heiler Haut entflohen bin. Den Streich ſoll mir die Zauberin

---

*) Pizzicaruolo, Verkäufer von eingeſalzenem Fleiſch, Fiſch und Käſe.

Roma nicht ungeſtraft geſpielt haben! Glaubt' ich mich doch hier vor ihr geborgen und hoffte mit kritiſcher Ruhe und Kälte auf mein Leben und Weben in der Siebenhügelſtadt zurückzublicken, und Dir in wohlgeſetzten Briefen die Reſultate meiner Betrachtungen mitzutheilen. Nun iſt es vorbei. Nimm denn vorlieb mit dem bunten Geſchnörkel! Vielleicht wird doch gerade in ihm ſich ein Fünkchen jenes Zaubers zu Dir über die Alpen ſtehlen, der mit meiner Feder ſo ſeltſam ſpielt.

Zweiter Brief.

Albano, den 12ten Juli 1818.

Was denn das für ein Zauber ſei, von dem ich am Schluſſe meines vorigen Briefes ſo abgebrochen räthſelhaft geſprochen, wirſt Du fragen, mein Freund, und ich will Dir, was ſich von ſolchen übernatürlichen Dingen Klares und Beſtimmtes ſagen läßt, nicht vorenthalten.

Eine allgemeingültige Erklärung des römiſchen Zaubers muß ich Dir ſchuldig bleiben, bis ich ſelbſt erſt von ſeinen Banden gelöſt, aus weiter Ferne die verſchiedenartigen Erſcheinungen und Wirkungen, in denen er ſich hier zeigt, zu einem ungeſtörten Ganzen zu vereinigen im Stande bin. Wie man wohl in Mährchen findet, daß ein und daſſelbe Wunderbild in einer bunten Geſellſchaft Jedem als Dasjenige vor die Augen tritt, was er eben ſucht, wünſcht und erſehnt; der Ritter begrüßt es als ſeine Dame, der Knappe als vollbeſetzte Tafel, der Kaufmann als ſeine im Meere untergegangene Schiffsladung: gerade ſo geht es den Reiſenden aller Lande und aller Charaktere mit dem Zauber, der ſie unwiderſtehlich an die Siebenhügelſtadt feſſelt. Jeder empfindet ihn auf eigene Weiſe und ſucht ihn ſich danach zu erklären, und man könnte ſagen, daß Rom eben deswegen, troß allen guten und ſchlechten Beſchreibungen und Abbildungen, ewig neu iſt und bleiben wird, weil wir alle gleichſam unſer eigenes Rom in Rom finden.

Keine Regel ohne Ausnahme. Mir fällt da eben jener deutſche Gourmand ein, der nach Rom gereiſt ſeyn ſoll, weil er vernommen: Palmaroli, der erſte Reſtaurateur der Welt, wohne dort. Der mag freilich von dem römiſchen Zauber, der jedem Reiſenden, und beſonders dem Deutſchen ſo hold iſt, wenig oder nichts geſpürt haben, als er den erſehnten Reſtaurateur, ſtatt in einer dampfenden Küche, in der alten Kirche S. Clemente bei den ruinirten Wandgemälden des Maſaccio gefunden. Auch ſollen einige Engländer ſo ſchnell durch die Ruinen und Gallerieen von Rom laufen, daß unſre Zauberin, die ſich nicht gern übereilt, ſie laufen läßt. Die Römer wiſſen ein ſpaßhaftes Geſchichtchen von einem ſolchen Antiquitätenjäger — Gott hab' ihn ſelig! — zu erzählen. Ein Engländer kam halb krank nach Rom, lief aber trotz dem die erſte Tagereiſe, durch die Sehenswürdigkeiten der Stadt, nach ſeinem Baſi ab.*) Am zweiten Tage mußt' er ſich legen und fühlte bald den nahenden Tod. Da ſoll es ihm in dem letzten Kampfe der ſchrecklichſte Gedanke geweſen ſeyn, daß er die Pyramide des Ceſtius**) ſchon am zweiten Tage erreichen ſollte, die er doch nach ſeinem Itinerario erſt am fünften oder ſechſten beſuchen durfte. Er hat daher auch ſterbend ſeinen Freunden befohlen, ihn erſt an dem Tage zu beerdigen, den Baſi zur Beſichtigung der Pyramide beſtimmt hat.

Wenn Du ſolche Ausnahmen zuläßt, ſo bleibt mein Ausſpruch in unbeſchränkter Gültigkeit. Der bettelnde Pilger und der reiche Erkönig von

---

*) Das Itinerario di Roma von Baſi iſt nach Tagereiſen geordnet, die von gewiſſenhaften Reiſenden ſehr pünktlich beobachtet werden.

**) Neben der Pyramide des Ceſtius iſt der Begräbnißplatz der Nichtkatholiken.

Spanien, Göthe und Werner, der klaſſiſche Engländer und der barbariſche Ruſſe, der antike Deutſche und der moderne Franzoſe — alle hat ſie der römiſche Zauberſtab berührt, alle haben ſie in den römiſchen Zaubernetzen gehangen — und ſie können nicht los, oder wollen ſie nicht? — und ſie möchten bleiben, und ſie müſſen doch fort — aber ſie werden bald, recht bald wiederkommen und dann lange, recht lange verweilen — und wer endlich über Ponte molle zurückrollt, der wendet ſich noch einmal um und ruft den ſieben Hügeln zu: A rivedere! und Keiner, Keiner: Addio!

Und nun wollen wir ſie fragen, Einen nach dem Andern, worin jener allmächtige Zauber liegen möge und woraus er entſprungen ſei. Dieſem ſtrömt er aus dem Antlitze des Statthalters Chriſti, aus ſeinem Segen, aus den geweihten Stätten und Reliquien, und die arge Zauberin wird zu einer Heiligen. Jener hat uns in ſeinen römiſchen Elegieen mit der Magin genugſam bekannt gemacht, die ihm Mitwelt und Nachwelt mit unſichtbaren Banden zuſammenſchlang, daß das todte Alterthum zu friſchem Leben erwachte und die junge wilde Lebensluſt ſich zu antiker

Ruhe beſänftigte. Der Britte iſt am kürzeſten mit der Antwort auf unſre Frage fertig: die zwei Worte, classical ground, überheben ihn alles Nachdenkens und auch der materiellſte kann ſich dadurch erklären, warum ihm das Beefſteak in Rom ſo wohl ſchmecke: denn die Ochſen in der Kampagna rupfen ihre Nahrung von mancher alten klaſſiſchen Mauer ab. Der fremde Officier wird auch bald außer Zweifel geſetzt über das Wunder, wenn er bemerkt, daß man in Rom mehr, nach Schnurrbärten und Ordensbändern guckt, als in ſeinem Vaterlande, wo ſie gar zu gewöhnlich werden. Der Dichter macht ohne Weiteres die Stadt Roma zur zehnten Muſe und ſo oft er ſeine hier geſchriebenen Verſe lieſt, ſchwört er darauf, die Rangordnung des Parnaſſes gehe von unten nach oben, von der zehnten zur erſten. Der Mann von Welt wird Jedem einen andern Grund angeben, beſonders jeder Dame, und ſomit wird Keiner den rechten erfahren. Den Künſtler endlich wollen wir nicht fragen — den halte feſt bis zum Tode, unwiderſtehliche Armide!

Ich muß mein Verhör ſchließen, denn die Sache wird immer verwirrter, je mehr Partheien ich vernehme. Da iſt aber noch ein Philoſoph, der will durchaus nicht ſchweigen. Mein Herr, beginnt er, Rom iſt die Kosmopolis, auf deutſch, die Allerweltsſtadt. In ihr liegen die Elemente aller Zeiten und aller Völker zu einem runden Ganzen verbunden. Denken Sie ſich ein Polygon von unzähligen Seiten; denken Sie ſich jede Seite als ein Volk, eine Nationalität, oder als eine eigenthümliche Richtung irgend eines Zeitalters, es ſei eine politiſche, künſtliche oder wiſſenſchaftliche; denken Sie ſich alle dieſe Seiten kreisartig geordnet um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, in welchem ſich ihre abweichenden und entgegengeſetzten Neigungen und Kräfte harmoniſch begegnen, und Sie haben ein Bild der Stadt Rom. Der Deutſche fühlt ſich von den deutſchen Polygonſeiten angezogen, der Franzoſe von den franzöſiſchen, der Profane von den antiken, der Heilige von den romantiſchen. Der Philoſoph aber ſitzt im kosmopolitiſchen Mittelpunkte und das Polygon erſcheint ihm von dort als ein Kreis, der ſich um ihn bewegen muß. Die Leute auf den Polygonſeiten merken nichts von dem Allen und fühlen ſich heimiſch in Rom, ſo wenig ſie auch davon überſchauen können.

Einer meiner Bekannten hatte neulich einen ganz andern Einfall. Er leitete nämlich das ganze Wunder aus dem anſtändigen Müſſiggange her, den hier Jedermann zu üben Gelegenheit hat. Da ſchlendert er nach dem Vatikan, ſetzt ſich ein Viertelſtündchen bei dem Apoll von Belvedere nieder, geht nicht ſchneller wieder nach Hauſe, hört auf dem Wege ein Paar neue Sprüchwörter oder Verschen und ſieht den Saltarello tanzen;*) der Kupferſtichhändler ruft ihn herein, um ihm einige ſeltene Markanton's **) zu zeigen, die er eben gekauft hat; ein Troß Gefangener kommt vom Bau zurück und bietet alte Münzen feil, die man heute beim Graben gefunden; er kauft den ganzen Kram und hat nun etwas für den Abend zu unterſuchen. Alsdann legt er ſich wohlgemuth ſchlafen, ohne Vorwurf der Tagdieberei, und meint, ſelbſt ſchlafend mehr zu thun, als ihr Schläfer über den Alpen, denn ſein offenes Kammerfenſter ſchaut gerade nach dem Forum Romanum hinaus.

---

*) Ein römiſcher Volkstanz.

**) Marcantonio, der berühmte Kupferſtecher, Raphaels Zeitgenoſſe.

Du wirſt nun auch auf mein Gutachten warten, nachdem ich die fremden Partheien alle vernommen habe. Aber, wer noch im Zauberkreiſe ſitzt, darf nichts ausplaudern. Alſo Geduld bis zum Wiederſehen!

Dritter Brief.

Albano, den 16ten Juli 1818.

Nie hätt' ich es glauben mögen, daß ich die ſechs letzten Bücher der Äneide, durch die ich mich einſt kaum mit Mühe und nur ſo ehrenhalber durcharbeiten konnte, noch einmal mit ſo lebhafter Theilnahme leſen würde, wie ich es dieſer Tage auf unſrem Balkone gethan habe. Vor mir liegt die weite, öde Meerebene, von dem Ausfluſſe des Tiber, deſſen Lauf ich, beſonders in der Beleuchtung der untergehenden Sonne, von Rom nach Oſtia verfolgen kann, bis zu den pontiniſchen Sümpfen, die der Vorſprung des Gebirges bei Genzano dem Auge entzieht. Von daher ſeh' ich Schiffe ſegeln, immer längs dem Ufer hin, und an der Mündung des Tiber werfen ſie Anker. Daher kam auch Äneas mit ſeinen Troern geſchifft, da betrat auch er zum erſten

Male den lange verheißenen lateiniſchen Boden. Ein Thurm, umgeben von wenigen Fiſcherhütten, zeigt mir die Lage der laurentiniſchen Königsburg; die Stadt des Turnus gab ihren großen Namen einem ärmlichen Flecken, der auf der Höhe des Hügels, den ſie krönte, aus der Ebene hervortritt.*) Ich unterſcheide das ganze Schlachtfeld der Troer und Rutuler, und hinter mir erhebt ſich der Albanerberg, von deſſen Gipfel die Herrſcherin Juno den lezten Kampf überſchaute. — Da werden denn die ſteifen Hexameter lebendig und treten mir friſch und jung aus dem alten Buche entgegen: ich ſehe die Helden kommen und gehen, ſie ſteigen hinab in die menſchenleere Ebene, Tempel und Palläſte bauen ſich auf, ſie zu empfangen, und die ewigen Götter ſtehen auf den Stufen der Berge zwiſchen Himmel und Erde.

Aber ich vergeſſe, daß ich, um einiger Maßen im Zuſammenhange zu bleiben, Dir vor allen Dingen erſt noch zu melden habe, wie ich ſammt meinem Virgil nach Albano und auf den ſchönen

---

*) Locus Ardea quondam
Dictus avis: et nunc magnum manet Ardea nomen,
Sed fortuna fuit.

Balkon mit der klaſſiſchen Ausſicht gekommen bin. Ich habe Dir von Rom aus geſchrieben, daß ich Genzano zu meinem Sommeraufenthalt gewählt hätte, und ſo war es denn auch wirklich mit meinen ſkandinaviſchen Freunden nach langem Für und Wider beſchloſſen worden. Aber, ſo rufen wir jetzt aus, was ſind die Beſchlüſſe der Menſchen! Die Koffer waren gepackt, Bücher zuſammengeliehen, die Abſchiedsbeſuche beendigt, der Diener hatte den Wagen gedungen, und ein deutſcher Maler in Rom war ſo gefällig geweſen, uns einen Brief an einen Kaufmann in Genzano zu übergeben, der uns ſchnell und ohne Handel eine Wohnung in dem Städtchen beſorgen ſollte. Da kommt ein Paar Stunden vor der Abreiſe einem unſrer Genoſſen ein unaufſchiebliches Geſchäft über den Hals geſtürzt, das ihn wenigſtens noch zwei Tage in der Hauptſtadt zurückhält. Wir übrigen konnten ſeine Arbeit durch keinerlei Mithülfe beſchleunigen, und die Fieber ſaßen uns hart auf den Ferſen. Wir fuhren alſo zu Dreien, mit dem Diener und dem ſämmtlichen Gepäcke, am beſtimmten Tage ab, der Zurückgebliebene ſollte aber in Albano erwartet werden, um gleich nach ſeiner Ankunft gemeinſchaftlich in Genzano einzuziehen. Es war am vierten Tage nach dem Petersfeſte in der Abendkühle, als wir aus der Porta S. Giovanni rollten, und es ward Nacht, ehe wir in Albano anlangten. Das Hotel zur Villa di Londra, wo wir ſonſt einzukehren pflegten, fanden wir heute beſetzt. Man wies uns nach der Poſt, die etwas höher hinauf, unfern dem Marktplatze, liegt, und wir wurden dort mit dem Cameriere, beſonders da er merkte, daß wir der italieniſchen Sitten nicht ganz unkundig waren, wegen des Preiſes der nöthigen Zimmer und Betten bald einig.

Am nächſten Tage wanderten wir nach Genzano. Der Weg wird von der Poſt, glaub' ich, zu fünf römiſchen Miglien angegeben, wobei man aber die Anhöhen ſehr ſtark in Anſchlag bringt. Die Straße iſt ſchattig zu jeder Tageszeit und in drei Viertelſtunden legt man ſie ohne Anſtrengung zurück. Wir machten Halt und Raſt bei einem deutſchen Freunde in Aricia, das, eine Viertelſtunde von Albano, auf einer waldigen Höhe liegt. Unſer Freund begleitete uns nach Genzano, das uns entgegengekommen zu ſeyn ſchien, weil wir unter Scherz und Muthwillen ganz vergeſſen hatten, daß wir wanderten. Wir trafen den Kaufmann, an den wir den Brief aus Rom abzugeben hatten, im Kaffeehauſe, und fanden zuvorkommende Bereitwilligkeit in ihm, ſich unſrem Auftrage zu unterziehen. Unſer Begleiter aus Aricia war in Genzano wohlbewandert und führte uns, nach vollendetem Geſchäft, in eine kleine Oſterie, am Ausgange des Städtchens gen Velletri zu, wo der beſte Wein in dem Orte ſeyn ſoll, der wegen guten Weines berühmt iſt. Der Abend überraſchte uns dort beim Becher, aber die Funkenwürmchen erleuchteten wie Sterne den dunkeln Waldpfad nach Albano zurück.

Gleich am andern Tage beſuchte uns der Kaufmann aus Genzano und gab uns die Adreſſe einer Reverentissima Signora, in deren Hauſe er eine würdige und bequeme Wohnung für uns gefunden hätte. Wir dankten ihm und bereiteten uns ohne Aufſchub zum Auszuge. Der in Rom zurückgelaſſene Freund war an demſelben Tage angelangt, und da der Kaufmann uns verſichert hatte, daß wir, hinſichtlich des Preiſes der vorgeſchlagenen Wohnung, der Redlichkeit und Höflichkeit der Hausbeſitzerin vertrauen könnten,

ſo

ſo ſchien es uns unnütz, den Weg nach Genzano noch einmal vor dem förmlichen Einzuge zu machen, und wir wollten deshalb am nächſten Morgen nur ein Stündchen früher, als unſer Gepäck, von Albano abgehen, um uns doch nicht ganz auf Gnade und Ungnade der Redlichkeit und Höflichkeit der unbekannten Dame zu ergeben.

Am andern Morgen verſchlief unſer Diener die Zeit, und mit dem Packen kam der Mittag heran. Nun waren zum Transporte des Gepäcks noch ein Paar Eſel zu miethen, die erſt vom Felde geholt werden mußten. Der Cameriere meldete, das Speiſezimmer ſei offen, und fragte: ob wir nichts zu befehlen hätten. Wir gingen alſo zu Tiſche und trugen dem Diener auf, ſich pünktlich um drei Uhr mit den beladenen Thieren bereit zu halten. Zwei Römerinnen, die täglich in unſerm Hotel zu ſpeiſen pflegten, ſaßen ſchon an der Tafel, dicht neben unſren Plätzen. Wir hatten uns dann und wann in gleichgültige Geſpräche mit ihnen eingelaſſen und immer den Reiz bewundert, den ein römiſcher Mund einer Unterhaltung über die alltäglichſten Dinge zu geben weiß, von denen ſich bei uns kaum zwei Worte machen laſſen. Heute waren ſie beſonders lebhaft und naiv: wir wußten gar nicht, wo die Zeit geblieben war, als der Diener uns meldete, er ſei bereit. Aber immer enger und immer wärmer ſchlang ſich die Konverſation zuſammen. Der Diener kam zum zweiten Male, wir konnten noch nicht los. Der Eſelstreiber fluchte vor dem Thore und wollte wieder abpacken. Was war zu thun? Wir gaben dem Diener die Addreſſe unſrer Signora in Genzano und hießen ihn langſam mit den Eſeln voraus ziehen. Wir mochten wohl noch eine Stunde bei Tiſche ſitzen, bis der Vernünftigſte von Vieren mit dem Fuße ſcharrte, den Stuhl bewegte und den Damen Addio wünſchte; dem Beiſpiele folgten die übrigen und die Damen grüßten lächelnd: Auf Wiederſehen in Albano.

Als wir in Genzano ankamen, fanden wir das Haus unſrer Beſtimmung in voller Bewegung und Verwirrung. Das Gepäck war abgeladen, die Koffer wurden hinauf getragen, die Signora rannte, ohne uns Ankömmlinge zu bemerken, mit einem Bunde Schlüſſel Trepp' auf, Trepp' ab. Einige Nachbarsleute ſtanden im Hausflur und begrüßten uns. Wahrſcheinlich hatten ſie ſich hier verſammelt, um die wunderlichen Engländer zu begucken, die ohne Miethsakkord ihre

Bagage in ein fremdes Haus geſchickt hatten: ſo etwas ſchien ihnen ſeit Jahren nicht vorgekommen zu ſeyn. Ein Prieſter war die erſte Perſon, die ſich mit der Frage an uns wandte: ob wir die Mylords wären, die in dieſem Hauſe wohnen wollten. Da wir die Frage bejahten, ſtellte er uns der Wirthin vor, die eine wohlgenährte Wittwe in mittleren Jahren war. Der Prieſter ſchien ihr Hausverwalter oder doch ſo etwas Synonymes: er nahm ſich auch gleich des Geſchäfts unaufgerufen an, als wir die Rede auf den monatlichen Miethspreis wandten, und forderte mit der behaglichſten Zuverſicht eine ſo unverſchämt hohe Summe, daß die Wirthin ſich ſelbſt darüber ſchämen mochte, und, ohne unſre Antwort abzuwarten, das Zimmer verließ. Die Frechheit des Prieſterchens empörte uns nicht wenig, doch bezähmten wir unſern Unwillen, und ohne Bedenken antworteten wir wie aus einem Munde: daß wir auf dieſe Forderung nichts zu bieten wüßten; befahlen aufzupacken, und in einer Stunde waren wir wieder in Albano. Als wir aus Genzano zogen, ſtritten ſich die Leute auf der Straße, ob wir Engländer oder Deutſche wären, und ſchienen ſich über uns einiger Maßen zu freuen: denn, ſo gern der Italiener den Fremden prellt und betrügt, ſo wenig nimmt er es übel, wenn dieſer ihm die Spitze bietet. Il Signore è gia capace, heißt es dann, und nun iſt man für die Zukunft ſicher.

Genzano hatte uns durch dieſen Vorfall abgeſchreckt: es war deshalb unſer erſtes Geſchäft in Albano, eine Wohnung zu miethen, die uns ſchon früher angeboten worden war und zum Einziehen bereit ſtand. Wir nahmen ſie denſelben Abend gleich in Beſitz: es iſt die Mittel-Etage in einem Pallaſte, den vor Jahren ein genueſiſcher Kaufmann erbauet hat, der jetzt aber einem Neapolitaner angehört. Er liegt in der Straße, die nach der Kirche S. Paolo und zu den Ufern des Sees hinaufführt und iſt recht wie für uns eingerichtet: ein großer ehrwürdiger Saal, mit gewebten Tapeten ausgeſchlagen, mit kühlem Marmor gepflaſtert, durch Jalouſieen wohl verwahrt und mit einem geräumigen Balkone geſchmückt: er dient zur allgemeinen Zuſammenkunft, und die vier Seitenzimmer ſind unter uns verlooſt worden. Ich habe glücklich gezogen: meine Ausſicht geht nach einem kleinen Garten hinaus, der unſre Wohnung von dem nächſten Hauſe der

Straße trennt; der Wein rankt ſich bis zu meinen Fenſtern herauf, und wenn die Feigen reif werden, kann ich ſie auch mit den Händen herein langen. Aber denke Dir mein Erſtaunen, als ich am erſten Morgen, noch mit halbverſchlafenen Augen, meine Jalouſieen aufſchlage, und mir gegenüber in dem Nachbarhauſe die beiden Römerinnen in mehr als römiſchem Négligé an den Fenſtern liegen ſehe! Mein Erſcheinen ſchien ſie wenig zu erſchrecken: ſie nickten mir guten Morgen zu und fragten lächelnd: Glücklich zurückgekehrt nach Albano?

Vierter Brief.

Albano, den 20ten Juli 1818.

Wenn Du einen Roman, oder doch eine kleinere Novelle, als Fortſetzung meines letzten Briefes erwarteſt, ſo wird mein heutiges Schreiben Dir ſchlecht genügen. Klage deswegen nicht mich an, ſondern die Natur des Landes, die nun einmal unſern romantiſchen und ſentimentalen Einleitungen, Verknüpfungen und Löſungen nicht hold iſt: hier kommt und geht Alles zu ſchnell, um ohne Lügen einen Roman aus dem Leben ſchreiben zu können, ſollte er auch nur ein Paar Bogen füllen.

Die Römer nennen Albano das kleine Rom, und in den Sommermonaten, beſonders an den Sonntagen, wenn alle Straßen, Spaziergänge und Kaffeehäuſer von Römern und Römerinnen wimmeln, verdient es den Zunamen in mehr als einer Bedeutung. Die ſchöne Nationaltracht der

Albanerinnen, die Du in Pinelli's römiſchen Gruppen nachſehen magſt, giebt der Stadt indeſſen auch an Wochentagen etwas eigen Feſtliches und Heiteres. Aber nun gar an Feſttagen, wo die feinſten Stoffe und die glänzendſten Farben angethan werden, welch ein überaus herrliches Schauſpiel iſt es mir da, wenn ich die fromme Gemeinde im hellen Sonnenſcheine aus den bekränzten Kirchthüren ſtrömen ſehe! Wie ärmlich müſſen dazwiſchen die Römerinnen einhergehen, mit ihrem leichten franzöſiſchen Modeputze! Die Männer in Albano zeichnen ſich in der Tracht von den Bewohnern der Hauptſtadt wenig aus: eine knappe runde Jacke, im Winter von Mancheſter, wo möglich mit ſilbernen Knöpfen, im Sommer von Nanking; kurze Beinkleider von demſelben Stoffe, mit großen ſilbernen Schnallen, die auch auf den Schuhen prangen; um den Unterleib eine breite, bunte, wollene Schärpe; in den Ohren meiſt Ringe; auf dem Kopfe einen breitkrämpigen Hut und darunter zuweilen eine netzartige Mütze, die das Haar zuſammenhält.

Die Tracht der Frauen iſt eine Ehrentracht und geht durch alle Stände. Nur das jüngſte Mädchen im Hauſe kleidet ſich römiſch, bis etwa in das vierzehnte Jahr, wo ſie dann mit dem erſten albaniſchen Anzuge in die Vorrechte und Pflichten einer Jungfrau eintritt. Wahrſcheinlich findet man die albaniſche Tracht zu ſchwer und ſteif für die Kinder; aber ein Mädchen, das ſich ſpäterhin noch römiſch koſtümirt, darf für Mißdeutung und Spott nicht ſorgen. Die große volle Geſtalt der Albanerinnen paßt zu ihrer ehrenfeſten Tracht: Alles daran iſt würdig und gediegen: die Röcke weit und faltig, von ſtarkem Seidenſtoffe; das Mieder hoch und ſteif, doch natürlich gewölbt, und in zwei Theile zerſchnitten, die an beiden Seiten mit bunten Schnüren zuſammengezogen werden; auf den Schultern volle Büſchel von Atlasbande; ſtarke Schuhe mit großen Schnallen. Auf den Kopf ſtecken ſie ein weißes Schleiertuch; in ein längliches Viereck gefaltet, mit einer großen ſilbernen Haarnadel feſt, ſo daß es über den Nacken herabfällt. Die Haarnadel iſt ein Paar Spannen lang und verhältnißmäßig dick. Am Knopfe, der weit hervorſieht, iſt entweder ein Strauß, ein Degengefäß oder eine geſchloſſene Hand angebracht. Durch die Lage der Finger dieſer Hand wird ſehr naiv angedeutet, ob die Trägerin Mädchen oder Frau iſt: daher wechſelt man die Haarnadel nach der Hochzeit. Ich erinnere mich, daß ich einmal eine junge Frau als Mädchen anredete: ſie war darüber verwundert und fragte mich, ob ich denn nicht ſähe, daß ſie verheirathet wäre. Ich geſtand meine Unwiſſenheit: da erklärte ſie mir mit einer Unbefangenheit, von der man ſich in Deutſchland kaum einen Begriff machen kann, das Geheimniß jener offenen und geſchloſſenen Hand auf der Haarnadel. In den Ohren glänzen Gehänge von Silber, Gold und edlen Steinen, um den Hals eine Schnur von Perlen oder Korallen, und in der Hand tragen ſie im Sommer einen langen weiten Fächer von durchbrochenem Elfenbein. So möchte etwa die Reichſte im Städtchen ſich zeigen: die Ärmeren haben gleichen Zuſchnitt bei geringeren Stoffen.

Nicht allein in ihrer Nationaltracht haben die Albanerinnen die Eigenthümlichkeit ihres Stammes ſo entſchieden bewahrt. Sie zeichnen ſich vor den Römerinnen und ſelbſt vor den Bewohnerinnen nachbarlicher Berggegenden, die gleichen klimatiſchen Wirkungen unterworfen ſind, durch eine freie Würde in ihrer Haltung aus: ihr Geſicht iſt meiſt voll, im großen Style, um mit dem Maler zu ſprechen, rund und ſicher im Ausdrucke, mild und ehrlich. Weniger beſtimmt ſpricht ſich der Charakter der Männer aus, doch gelten auch ſie für die gutmüthigſten und ehrlichſten Leute in der Umgegend von Rom. Dieſer Volksſtamm bewohnt übrigens nur einen kleinen Theil des Albanergebirges, von Fraſcati bis nach Genzano: in Velletri erkennt man ſchon eine ganz verſchiedene Geſichtsbildung, die ſich an die der Bewohner der alten Volskiſchen Gebirge zu ſchließen ſcheint. In Form und Ausdruck ſind ſie ſpitzig, im Weſen ſchärfer und feuriger, gelten aber dennoch für verſteckt und liſtig, und die meiſten Räuber im römiſchen Gebiete ſollen aus den Gebirgen von Velletri und Cori ſeyn. Es wäre wohl der Mühe werth, darüber nachzuforſchen, wo die Wurzel dieſer ſo feſt gezeichneten Verſchiedenheit zweier nachbarlicher und von der Natur gleichbegabter Völkchen zu ſuchen ſei. Ähnliches habe ich in Italien öfter zu bemerken Gelegenheit gehabt und immer erſchienen die Frauen als die einzigen oder doch treueſten Träger und Bewahrer dieſer ſtammlichen Eigenthümlichkeit, in der Körperbildung, wie im ſittlichen Charakter. Der Mann, der mehr nach Außen wirkt und ſtrebt, wird auch von dem Außen mehr angegriffen oder beherrſcht, und ſeine nationalen Ecken ſchleifen ſich leichter daran ab, als die weiblichen, die nach innen gekehrt ſind.

So viel für jetzt. Ich muß ſchließen, denn die Freunde ſind ſchon im Saale laut. Wir wollen in Aricia zu Mittag eſſen bei der Wirthin unſres Freundes, die uns heute lauter deutſche Gerichte verheißen hat. Welcher Ultramontano, der ſeit zwanzig Jahren in Italien gereiſt hat, kennt nicht die wackere, fleißige Frau Mariane?

Neuigkeiten muß man nicht kalt werden laſſen, wenn es auch keine politiſchen ſind. Darum will ich Dir auf dem weißen Papiere, das noch an dem Briefbogen übrig iſt, eine hieſige Volksſitte beſchreiben, die ich erſt dieſen Abend, als ich eben aus Aricia heimgekehrt war, kennen gelernt habe. Ich hörte gegen neun Uhr plötzlich ein erſchreckliches Klappern, Knarren, Kreiſchen, Ziſchen, eine Muſik, die mir durch Mark und Bein ging. Mein erſter Gedanke war an Feuer, beſonders da ſich zu gleicher Zeit die Fenſter von widerſcheinendem Lichte erhellten. Ich ſprang auf und trat auf den Balkon. Da ſah ich einen langen Zug von Männern und Weibern wie in feierlicher Prozeſſion vorübereilen. Einige trugen große Fackeln, die von Schilf zuſammengebunden waren, Andere ſchlugen und blieſen die wunderlichſten Inſtrumente: große, lange Hörner, Glocken, Becken, Keſſel, Töpfe, Knarren, zerſprungene Trommeln und dergleichen mehr. Etwas höher in der Straße hinauf hielt der Zug vor einem Hauſe ſtill, deſſen erleuchtete Fenſter ein Feſt verkündigten. Ich eilte hinunter, um mich bei dem Erſten Beſten nach dem Grunde dieſer muſikaliſchen Karrikatur zu erkundigen. Da hörte ich denn, daß in jenem hellfenſterigen Hauſe ein altes Pärchen Hochzeit halte, der Mann ein ſiebenziger, die Frau nicht über zehn Jahre jünger. Dieſen zu Ehren wurde das Ständchen gebracht, das eine alte Volksſitte iſt, gegen die ſich Niemand ſträuben darf. Der Zug kommt und geht dreimal durch die Stadt nach dem Hochzeithauſe, bis zur Mitternacht, wo die Freiheit zu Ende iſt. Der Italiener hängt ſehr feſt an ſolchen alten Sitten, wie an Privilegien und Rechten. Ich glaube, die friedlichen Römer könnten nur zum Aufſtande gebracht werden, wenn man ihnen ihre Karnevalsfreiheit nähme. Die wahre bürgerliche Freiheit im Großen ſcheinen ſie über ſolche kleine Äußerlichkeiten ganz zu vergeſſen, und der franzöſiſche Eroberer verſtand es trefflich, beſonders mit den Römern, in dieſer Hinſicht umzuſpringen. Er legte ſie in ſeine Feſſeln, während er ihnen eine Anzahl von Inſchriften, Fahnen und andern Theatergeräthen vor den Augen hielt, worauf die Worte: Libertas, Senatus populusque Romanus, Comitia, Tribuni plebis und dergl. mit transparenten Buchſtaben zu leſen waren.

Die Leute in Albano ſind heute beſonders luſtig und laut. Die Oſterieen ſind alle voll, und überall ſingt man Spottlieder auf das alte Brautpaar. Manches neue Volkslied mag bei dieſer Gelegenheit entſtehen. Ich habe ein Paar aufgeſchrieben, darunter iſt das beliebte: Viva, viva la Castagna. Die jungen Burſche ſangen es mehrmals, indem ſie durch die Straße zogen, und wußten es jedes Mal ſo einzurichten, daß der drittletzte Vers, den ſie dann lauter, als die erſten erſchallen ließen, gerade vor den Fenſtern des Hochzeithauſes anfing:

Viva, viva la Castagna!
Se ne pasce l'uomo adulto,
Se ne pasce il vecchio ancora,
Non potendo più talora,
Se n'affligge e se n'affagna.
Viva, viva la Castagna!

Fünfter Brief.

Albano, den 22ten Juli 1818.

Ich habe den italieniſchen Volksgeſang ſchon ein Paar Mal in meinen Briefen berührt: heute ſollſt Du etwas Ausführlicheres darüber hören, mein werther Freund.

In der Winterzeit ſingt und ſpielt der Italiener wenig oder gar nicht, ſicher nicht im Freien. Wie ſollt' er auch, der bei dem leiſeſten kalten Windzuge ſeinen großen Mantel bis über die Naſe ſchlägt, und im Zimmer, krummgebeugt, die Hänpe über dem Kaminfeuer oder dem Kohlenbecken reibt? Die Italiener ſind gewaltig froſtig, beſonders die Römer. Selbſt in der heißen Zeit ſchleppen ſie meiſt ihren langen Mantel mit ſich, und wenn die kurze Abendkühle gleich nach Sonnenuntergang ihnen entgegenweht, hüllen ſie ſich von oben bis unten ein. Dieß mag freilich aber mehr eine Vorſicht, als ein Bedürfniß ſeyn. Daher hat denn auch das römiſche Sprüchwort: Nè di state, nè d'inverno, non andar senza mantello, eine weite Bedeutung.

Aber ſobald die Mandelbäume anfangen zu blühen und die erſten Lerchen zwitſchern, holt der junge Römer ſeine Guitarre von der Wand herunter, erſetzt die etwa fehlenden Saiten und knüpft ſich ein neues ſeidenes Band daran. Es iſt bekannt, daß die Italiener ein angeborenes Talent für die Muſik haben. Jeder gemeine Mann ſpielt ſeine Guitarre oder Laute, oft bis zur Virtuoſität. Der Vater lehrt den Sohn die erſten Handgriffe, der Bruder den Bruder: von Frauen habe ich gehört, daß ſie das Guitarrenſpiel ohne alle fremde Hülfe gelernt hätten. Der Geſang, ſowol der Männer als der Frauen, ſagt uns Deutſchen im Anfange nicht eben zu: ſie tragen, ohne beſondere Deklamation, mit ſtarker, ſcharfer, oft faſt kreiſchender Stimme, vor, doch durchaus rein, hell und im Takte. Jetzt behagt er mir ſchon beſſer.

Die Leute ſingen und ſpielen übrigens meiſt aus eigenem Triebe und zu eigener Freude: die herumziehenden Muſikanten und Sänger ſind die

ſchlech-

ſchlechteſten, und nicht ſelten hört man von dieſen ganze Konzerte in Diſſonanzen, beſonders wenn verſchiedene Inſtrumente zuſammen geſpielt werden. Denn dazu reicht alles angeborene Talent nicht hin, eine Inſtrumentalharmonie zu verſtehen. Die freien Sänger ziehen mit ihrem Saitenſpiel Abends und Nachts durch die Straßen, bringen ihren Mädchen Serenaden, oder ſie ſitzen in den Oſterieen und ergötzen die Trinker. Zuweilen, wenn mehrere Spieler zuſammenkommen, wird ein Saltarello getanzt. Dieſer römiſche Volkstanz hat eine ſehr einförmige Muſik, die, wie mir Muſikverſtändige geſagt haben, gegen alle Geſetze unſres Tonſyſtems ſündigt und daher mit unſren Noten nicht in ſeiner Eigenthümlichkeit und Vollſtändigkeit geſetzt werden kann. Dennoch findet das Ohr keinen Anſtoß daran. Dieſelbe Bewandtniß hat es mit der Melodie des Ritornello, wovon ich Dir nachher mehr erzählen muß, ja auch mit dem Schweizer Alpenreihen und manchen ſüddeutſchen Volksgeſängen. Daraus iſt zu erſehen, daß unſer Tonſyſtem, in ſo fern es das einzige ſeyn will, die Muſik in Schranken einzwängt, die ihrer Natur zuwider ſind. Wir wiſſen ja auch, daß die Griechen deren mehrere hatten. Aber, um auf den Saltarello zurückzukommen, muß ich noch bemerken, daß er, wie auch der Name ſagt, raſch und hüpfend, und zwar mit ſteigender Schnelligkeit getanzt wird, worin ein Tänzer den andern zu übertreffen ſtrebt. Die Zahl der Tänzer iſt willkührlich, wenn es aber viele ſind, ſo wechſeln ſie je zwei und zwei ab. Der Mann ſpielt im Tanze die Guitarre, die Frau hebt die Schürze dazu, oder ſchlägt das Tambourin. Zuweilen tanzen Männer mit Männern, und die Muſikanten ſind vom Tanze ausgeſchloſſen. Dieſer Tanz wird bei allen Feſtlichkeiten auf dem Lande und auch bei den Landleuten der Stadt, z. B. bei den Winzern und Gärtnern in Rom und ihres Gleichen, geübt. Man tanzt ihn auch auf den Straßen und Plätzen, wo denn der Zuſchauer ein kleines Abkühlungsgeld giebt. Dieſe Straßentänzer haben meiſt einen Dudelſack zur Begleitung. Am ſchönſten ſieht man ihn aber im October am Monte Teſtaccio tanzen, von den Winzern und Winzerinnen, nach der Weinleſe. Dir eine deutliche Vorſtellung davon zu geben, wird mir kaum gelingen: es iſt ein Tanz, bei dem der ganze Körper in gleichen Anſpruch genommen wird, ja, in dem die Arme faſt mehr tanzen, als die Beine. Die Bewegungen ſind unendlich mannigfach, aber doch von gewiſſen Geſetzen geleitet, und die natürliche Grazie des römiſchen Volks giebt ihnen einen hohen Reiz.

Die Geſänge des Volks in der Stadt ſind leider faſt alle nur leichte Opernarien oder doch in ihrer Form. Ich habe eine Menge aus dem Munde des Volks geſammelt, und viele fliegende Blätter an den Straßenecken zuſammen gekauft, aber kaum ein einziges Lied davon verdient den Namen eines Volksliedes. Sie ſchwanken zwiſchen Vornehmheit in den Redensarten und Gemeinheit im Inhalte und ſind durchaus ohne poetiſchen Werth. Einige ſind wegen des Gegenſtandes intereſſant, z. B. die politiſchen Spottlieder auf Napoleon, beſonders eins als Parodie des bekannten Liedes: Che più a soffrir mi resta etc. *), welches ſo anfängt:

---

*) Es iſt das Gedicht eines unglücklichen Jünglings, der es, in Neapel wegen einer Verſchwörung verhaftet, am Tage vor ſeiner Hinrichtung im Gefängniſſe ſchrieb und komponirte. Abgedruckt im Almanach aus Rom 1810.

Che più a soffrir mi resta,
Or che Parigi è preso?
Da pochi son difeso„
Di me che mai sarà?
Che barbara sventura,
Che inaspettato evento!
È stato un sogno, un vento
La mia Sovranità!

Wenn man hie und da einmal in der Stadt ein echtes Volkslied, beſonders ein Ritornell hört, ſo iſt es nur von Landleuten, die es aus den Bergen mitbringen. Die Römer ſingen zwar auch Ritornelle, aber dieſe haben meiſt nur die Form dieſes Volksgedichts, ohne den Geiſt.

Unerſchöpflich reich an Volksliedern ſind hingegen die Bewohner der Albaniſchen, Tiburtiniſchen und Sabiniſchen Berge, wie denn überhaupt die Gebirgsvölker, in Italien wie in Deutſchland. Mein Freund in Aricia hat in dem Hauſe ſeiner Wirthin in wenigen Wochen mehrere hundert Volkslieder geſammelt, meiſt Ritornelle. Denn in dieſe kleine dreizeilige Form zieht ſich jetzt faſt die ganze Volkspoeſie in dieſen Gegenden zuſammen. In den größeren Liedern ſpukt die Theaterbildung auch ſchon auf dem Lande. Die Ritornelle ſind größtentheils lokal: die meiſten, die in Aricia geſungen werden, ſind den Albanern fremd, und ſo umgekehrt. Die leichte, freie Form des Gedichts ladet zum Improviſiren ein, und das Volk ſpricht in ihr ſeinen Gruß, ſeinen Dank, jeden Seufzer und jeden Jubel, ſein Lob und ſeinen Spott augenblicklich aus, ja, es giebt Ritornelle, die aus lauter Schimpfnamen beſtehen.

Doch von der Form dieſes Gedichts muß ich genauer ſprechen, um ſo mehr, da mir nicht bekannt iſt, daß in italieniſchen Litteraturgeſchichten davon die Rede geweſen wäre. Die einheimiſchen Gelehrten haben keinen Sinn für Poeſie, deren Sprache und Form nicht im Wörterbuche der Cruſca und im Quadrio anerkannt ſind, und dem Fremden erſchweren die Dialekte ſolche Sammlungen. Das Volk ſelbſt iſt auch nicht unbefangen genug, um zu begreifen, daß ein wohlgekleideter Mann an dieſen Verſen Geſchmack finden könne: ſie ſchämen ſich, ſie aufzuſagen, glauben, man habe ſie zum Beſten, oder bringen Einem erſt alle ſtädtiſche Liederchen vor, die ſie aufgeſchnappt haben, ehe man das zu hören bekommt, was man ſucht. Das Ritornell beſteht aus drei Verſen, deren Maaß und Silbenzahl ſehr willkührlich ſind. Der erſte Vers iſt gewöhnlich der kürzeſte, oft nur aus zwei Füßen beſtehend, die beiden folgenden ſind ſelten unter fünf Füßen lang. Beim Geſange hilft man durch Dehnung und Wiederholung nach, wenn die Worte zur Melodie nicht ausreichen. Dieſe Melodie, die ich oben ſchon berührte, iſt von unendlicher Einfachheit und Tiefe und hat etwas Melancholiſches, das in der Einſamkeit bis zu Thränen rühren kann. Sie hat drei Hauptruhepunkte, nämlich am Ende der Verſe, auf deren Reim ſie jedesmal mit ganzer Kraft fällt. Da der Reim in dieſen Gedichten zwiſchen Aſſonanz und Allitteration ſchwankt, ſo wird durch dieſen Fall der Gleichklang verſtärkt. In den meiſten Ritornellen aſſonirt oder reimt der erſte Vers mit dem dritten, und der zweite allitterirt mit dem erſten oder dritten. Beiſpiele mögen die Worte aufklären:

Fiore di pepe,
Se la vostra figlia non mi date,
Io la ruberò e voi piangerete.

Oder:

Per mezzo al mare un albero ci pende,
La cima è arrivata a ripa grande:
Bella, fatti pigliar a chi ti pretende.

Doch giebt es Ausnahmen, wie z. B.:

Mi vuò trasformar grillo, per cantare,
Mi voglio con dolcezza far sentire
La notte, quando tu stai a dormire. —

wo der erſte Vers mit den beiden folgenden allitterirt. Oder:

Come tu vuoi gli occhj girare,
Cosi tutto lo cielo gira e tace,
E pur ha Sole e Luna e cento luci. —

wo der erſte Vers mit dem zweiten aſſonirt, und der zweite mit dem dritten allitterirt. Soviel von der Form des Ritornells. Über ſein Alter und ſeinen Urſprung läßt ſich mit Gewißheit wenig beſtimmen. Mein Freund in Aricia meint in ihm die Wurzel der Terzinen gefunden zu haben. Ein Andrer hält das Ritornell für die Anfangsverſe, die faſt wie ein Thema den Ballaten, Carnevalsgeſängen, Barzeletten vorgeſetzt werden und die man als Interkalarverſe im Chore nach jedem Abſatze wiederholt. Dagegen aber ſtreitet ſowol die eigene Melodie, als auch, daß man kein einziges in der Verbindung mit einer Ballate ſingt. Am ſchlagendſten iſt jedoch der Umſtand, daß wir nicht ſelten Ritornelle finden, die, wenn auch nicht in beſtimmtem Zuſammenhange, doch in unverkennbarem Bezuge zu einander ſtehen. Dieß iſt beſonders in Wechſelritornellen der Fall, wovon ich hier noch ein Beiſpiel geben muß.

Erſte Stimme.

Un bacio solo a tante mie pene,
Un bacio solo a tanta mia fede,
Ninetta mia, che piccola mercede!

Zweite.

Un bacio è pegno,
Un bacio è pegno di futuro diletto
E pare che ti dica: Io ti prometto.

Erſte.

E cosa mi promette,
E che mercede a tante mie pene,
E che mercede a tanta mia fede?

Zweite.

Che tosto lieto lieto sarai,
Ed ora godi il bacio ed ora taci,
Che son d'amor mute promesse i baci.

Die Landleute, Schnitter, Schäfer und Winzer, ſingen dieſe Ritornelle, wenn ſie auf dem Felde von der Arbeit raſten, oder auch während der Arbeit, wenn ſie es zuläßt. Des Morgens, wenn ſie ausziehen, dienen ſie zu Signalen, womit Einer den Andern weckt. Abends hört man ſie in allen Gaſſen. Am ſchönſten klingt das Ritornell, wenn es von zwei Stimmen in folgender Ordnung geſungen wird. Die erſte Stimme ſingt den erſten Vers, die zweite den zweiten, und beide zuſammen den dritten. Auf ähnliche Weiſe ſingt man auch vierzeilige und ſechszeilige einzelne Stanzen, die ebenfalls meiſt nur aſſoniren.*)

Kleinere Romanzen in leichteren Formen (wie unſre Balladen) habe ich ſehr wenige gehört. Eine, die ich in Albano aufgeſchrieben habe, wohin ſie die Soldaten aus der Meerebene mitgebracht haben ſollten, empfahl ſich durch eine heitere, anſprechende Melodie. Gelegentlich werde ich ſie Dir mittheilen. Dieſe Melodie habe ich nachmals öfter zu ähnlichen Liedern gehört, und ſie ſcheint die allgemeine für dieſe Gattung von Gedichten zu ſeyn. Die größeren Volksromanzen, z. B.

---

*) Das Volk hat keinen Begriff des Unterſchiedes von Reim, Aſſonanz und Allitterationen, und der eigentliche Reim gehört nur der Kunſtpoeſie an. Mehreres über dieſen Gegenſtand, wie über italieniſche Volkspoeſie und Volksbücher überhaupt, werde ich, bei Gelegenheit meiner Herausgabe einer italieniſchen Volksliederſammlung in allen Dialekten, mitzutheilen Veranlaſſung finden.

Orfeo della dolce lira, la Crudele Violanta und die vielen aus dem Fabelkreiſe Karls des Großen, ſind in Oktavreimen und nicht für den Geſang berechnet, obſchon ſie, beſonders von den Venezianiſchen und Neapolitaniſchen Schiffern, viel geſungen werden.

Das eigentliche Lied iſt, wie ich ſchon oben geſagt, im Römiſchen von der Opernarie faſt unterjocht. Noch mehr in Toſcana. Venedig und Neapel hat aber deren in Menge, ganz volksthümliche in Wort und Weiſe. Scherzhafte habe ich wohl auch in Rom und Albano gefunden, die von Operneinfluß durchaus rein ſchienen. Sie ſind aber meiſt in ihrer Nacktheit uns verhüllten Nordländern ein Ärgerniß. Hier nicht ſo ſehr, aber in Deútſchland wage ich ſie nicht mitzutheilen.

Ich möchte Dir nun auch noch ein Wort über die Volksbücher der Italiener ſagen, mein Freund, aber die Sonne brennt durch die Jalouſieen, daß ich matt werde. Wenn du das nicht ſchon früher geworden biſt, ſo ruhe jetzt ein Stündchen, wie ich.

Der Italiener hat, bei aller inneren Regſamkeit und Raſchheit, einen mächtigen Hang zur Ruhe und zum Müßiggange. Freilich übertreiben die Reiſebeſchreiber in ihrer Schilderung das italieniſche Farniente nicht ſelten und nicht wenig: nicht bringen ſie in Anſchlag die klimatiſchen Bedingungen, die natürliche Konſtitution des Südländers, deren Feuer in ſchneller Thätigkeit auflodert und dann eben ſo ſchnell zur Ruhe ſinkt, während unſer Phlegma ſich nach gleichmäßigen Portionen auf Stunden und Tage vertheilen läßt: nicht bringen ſie in Anſchlag die Beſchränkung der Bedürfniſſe, die Mäßigkeit und Genügſamkeit des gemeinen Mannes: und, haben ſie denn gar nichts bemerkt, die dickbändigen Beobachter, von dem ausdauernden Fleiße des Landmannes im toskaniſchen Arnothale, in der neapolitaniſchen Terra di Lavoro und hier auf meinen grünen Albanerbergen?

Doch, ich muß abbrechen, denn meine Apologie könnte jetzt vielleicht etwas verdächtig klingen, da ich mich eben von einem Ruhebette erhebe, wohin mich die Schreibung eines Briefes geworfen hat. Auch würde die Einleitung zu den italieniſchen Volksbüchern, von denen ich Dir noch Nachrichten verſprochen habe, zu lang für einen Brief werden, wenn ſie mit der Faulheit und dem Müßiggange anhübe. Beſſer, wir wenden uns zur Neugierde: über dieſes Thema habe ich auch Keinem zu widerſprechen, denn daß der Italiener es in dieſer Tugend oder Untugend mit jedem Volke der gebildeten Welt aufnimmt, darin kommen alle Freunde und Feinde des Landes überein, und die erſte Erfahrung, die der Fremde bei ſeinem Eintritte in Italien macht, muß ihn ſchon davon überzeugen. Im erſten Städtchen des ſchönen Landes, wo das Si ertönt, hält der Vetturin vor der Schenke, um die Pferde zu tränken, und der Reiſende ſteigt aus. Da ſteht gleich eine kleine Verſammlung um den Ankömmling herum und beguckt und beſpricht ihn, bis ſich endlich Einer der Neugierigen mit Gruß und Frage an den Herrn oder an den Kutſcher wendet. Iſt der Signore ein Deutſcher, oder ein Engländer? Woher kommt er? Wohin geht er? Iſt er ein Chriſt? und ſo eine Frage über die andere? und je mehr man antwortet, deſto begehrlicher wird der Frager. Wenn man bedenkt, daß die Leute in einer ſolchen Stadt auf der großen Straße täglich, ja faſt ſtündlich, Wagen und Wandrer aller Lande vorüberziehen ſehen, ſo muß dieſe unerſchöpfliche Neugierde allerdings auf einen ſehr reichen Grund ſchließen laſſen. Kommt man nun gar in abgelegene Gegenden, in kleine Gebirgsſtädte, ſo wird man ſchon vor dem Thore eingeholt und hat gewiß die Hälfte der Einwohner hinter ſich, wenn man zum andern Thore wieder hinausfährt. Sie möchten Einen betaſten, ob man auch von Fleiſch und Blut ſey, und gaffen Einen bewundert an, daß man Speiſe und Trank durch dieſelbe Öffnung einnimmt, wie ſie. Der Gaſthof, wo du abgetreten biſt, bleibt, die ganze Zeit deines Aufenthaltes über, der Verſammlungsplatz der Nachbarn und Verwandten, und Abends hat man gewiß in den Oſterieen nichts Unterhaltenderes zu erzählen, als von dir.

Aber endlich iſt der Gegenſtand erſchöpft. Man iſt auf das Kapitel der Reiſen geleitet worden. Was ſind doch alle Reiſende unſrer Zeit gegen den Guerrino, der zu den Zeiten Kaiſer Karls des Großen durch die Welt gefahren iſt! ſagt ein Alter mit bedächtiger Miene und leert ſein letztes Glas. Die Geſchichte müßt ihr uns erzählen, Vater, ruft Alles aus einem Munde, und der Oſte ſoll euch auf gemeinſchaftliche

Rechnung die Flaſche füllen, daß euch der Gaumen beim Sprechen nicht trocken werde. Glaube nicht, daß die Geſchichte den Leuten etwa neu iſt: die Mutter hat ſie ihnen ſchon in der Wiege erzählt: aber dennoch ſitzt alles mäuschenſtill, unverrückt, mit geſpannten Mienen, und horcht bis in die Nacht hinein auf die ſeltſame Hiſtorie.

Wie reich bei dieſen Anlagen das italieniſche Volk ſeyn müſſe an wunderbaren Sagen, fabelhaften Hiſtorien, luſtigen Schwänken, zärtlichen Liebesabentheuern und frommen Legenden, läßt ſich nicht abſehen: Mythologie, alte und neue Geſchichte, Heimath und Fremde, haben aus ihren vollen Schatzkammern hergegeben, was ſie Bunteſtes und Seltſamſtes hatten, um damit ein unbefangenes Völkchen zu erfreuen, das mit gläubigem Danke annimmt, was die Kritik hochmüthig über Bord wirft. Die Preſſen des Mareſcandoli in Lucca und des Baldaſſari in Rom ſenden die alten und neuen Produkte über das unerſättliche Land, die Blinden ſingen und ſagen ſie auf den Plätzen und Straßen, an den Mauern hängen ſie flatternd zum Verkaufe, in den Oſterieen hat die rohe Kunſt des Landmannes ſie mit ſchwarzer Kohle auf den weißen Wänden verewigt: da ſteht der häßliche, verwachſene Bauer Bertoldo mit bedecktem Haupte vor dem Throne König Alboins; da kämpfen die Brüder Horazier und Kuriazier mit krummen Türkenſäbeln und ritterlichen Sporen, und Orfeus ſpielt die ſüße Leier vor ſeinem Auditorium von afrikaniſchen Ungeheuern. Am Sommerabend ſammeln ſich die Frauen mit ihren Spindeln vor der Thüre, und nicht leichter kann der Mann ſich ihnen beliebt machen, als daß er etwas erzähle: im Winter ſchließt das Kaminfeuer den Kreis noch enger zuſammen. In das Puppenſpiel locken die alten vertrauten Namen von Paris und Vienna, Gianfiore und Filomena, L'Incendio di Roma overo la Crudeltà di Nerone und wie die Stücke alle heißen mögen, die auf großen, langen Zetteln, mit unerſchöpflicher Geſchwätzigkeit und bildlichen Darſtellungen dem gelehrten, aber nachſichtigen Publikum angeprieſen werden. In Neapel und Venedig bildet das Erzählen einen beſtimmten Gewerbzweig: dort auf dem Molo und hier auf dem Markusplatze und längs der Ripa der Slawonier, verſammelt jeder Erzähler ſein kleines Publikum um ſich her, und unterhält es nach beſten Kräften gegen eine geringe kupferne Erkenntlichkeit, aber deſto reichere Theilnahme.

Die Litteratur der italieniſchen Volksbücher hat noch keinen **Görres** gefunden, und bei der gänzlichen vornehmen Verſtocktheit der einheimiſchen Gelehrten läßt ſich auch ſo bald noch Keiner erwarten.

Die älteſten Volksbücher der Italiener ſind die aus dem Provenzaliſchen überſetzten Sagen des Fabelkreiſes der Tafelrunde und Karls des Großen.*) Ihre Verpflanzung nach Italien läßt ſich nicht über das dreizehnte Jahrhundert hinaufführen, und ihre älteſten Exemplare in der Volgarſprache ſind in Proſa. Daß frühere Sagen und Lieder verſchollen ſind, uralte einheimiſche Geſchichten von der Gründung der Städte und Staaten, iſt außer Zweifel. Viele derſelben hat noch **Villani** in ſeiner Chronik benutzt, von denen das Volk jetzt kein Angedenken mehr bewahrt. Ich führe als Beiſpiel ſeine Sage von

der

---

*) Das eigentliche Vaterland dieſer Sagen kommt hier nicht in Betracht. Sicher aber überkamen die Italiener die erſten durch die Provenzalen.

der Gründung der Stadt Fieſole an, welche König Atlas erbaut haben ſoll, weil er durch Aſtrologie erfahren, daß dieſe Gegend die ſchönſte und geſundeſte Lage auf der ganzen Welt habe. Die provenzaliſchen und nordfranzöſiſchen Romane übten auch auf die eigenen Schöpfungen des italieniſchen Volks einen mächtigen Einfluß. Frühere einheimiſche Sagen wurden umgeſchmolzen und mit den eingedrungenen fremden in Verbindung geſetzt, und was man ſpäter erfand, mußte ſich an dieſelben im Inhalte anſchließen und ſuchte ſich ihrem Tone in der Darſtellung nach Möglichkeit zu nähern. Daher denn die Schwierigkeit, dieſe beiden Elemente in dem italieniſchen Volksepos zu unterſcheiden. Für die Fabeln der Tafelrunde, die übrigens weniger behandelt worden ſind, als die von Karl dem Großen, nenne ich den Titel: Innamoramenti di M. Tristano e di M. Isotta e di M. Lancilotto e di M. Centura. Für den andern Fabelkreis iſt Hauptbuch: I Reali di Francia. Daran ſchließen ſich viele einzelne Liebesgeſchichten und Heldenabentheuer von Orlando, Rinaldo, Paris und Vienna und der venezianiſche Guerrino, detto il Meschino.

Viel ſpäteren Urſprungs ſind die romantiſirten Fabeln aus der griechiſchen und römiſchen Mythologie und Geſchichte, woran die italieniſche Volkslitteratur ebenfalls ſehr reich iſt. Der Landmann, der ſeine Hütte auf den Trümmern eines Marmortempels gründet, der aus ſeinem Acker große, ſchöne Münzen und glänzende Steine gräbt, mit eingeſchnittenen Geſtalten, Bildern und Buchſtaben, wie er ſie ſonſt nirgends geſehen hat, der muß ſich ja wohl gedrungen fühlen, nach jener untergegangenen Welt zu fragen, auf deren Gräbern er lebt. Aber der Aufſchluß des ängſtlichen Forſchers wird dem Neugierigen nicht genügen: wer das Meiſte und das Wunderbarſte davon erzählt, iſt ihm der beſte Gelehrte. Daher denn jene ſeltſamen Romanzen von Orpheus mit der ſüßen Leier, von Diana und Endymion, von Pyramus und Thisbe, oder von der Gründung der Stadt Rom durch Romulus und Remus, von der keuſchen Lukrezia. Nicht gewiſſenhafter iſt man mit den Heiligenſagen umgegangen, die zu Volksbüchern geworden ſind. Von einheimiſchen ſah ich die Geſchichte der heiligen Margareta von Cortona hie und da auf Puppenſpielzetteln. Beliebter ſind aber die

Legenden des Orients, die zuweilen auch gelegentlich in der Länder- und Völkerkunde unterrichten. Zu den älteſten dieſer Klaſſe gehört die Legende von Barlaam und Joſaphat, die noch immer gedruckt und geleſen wird. Der Orient hat außerdem eine Menge Mährchen und Zaubergeſchichten nach Italien geſendet, welche die Lücke der Geſpenſtergeſchichten ausfüllen, woran der Süden viel ärmer iſt, als der Norden. Die graulichen Geiſtererſcheinungen auf den Kirchhöfen um Mitternacht und dergleichen Haarſträuber ſind dem Italiener ziemlich fremd, und ſeine ganze Phantaſmagorie ſcheint ſich jetzt höchſtens noch mit den ſogenannten Lachgeiſtern zu befaſſen. Doch davon muß ich ein ander Mal weitläuftiger handeln.

Faſt alle italieniſchen Volksbücher ſind auch in Oktavreimen bearbeitet worden. Die älteſten gehören in die Zeit von Boccaz bis Pulci; doch dieſe ſind wegen der Schwierigkeit der Sprache nicht mehr in Umlauf. Pulci's ironiſche Behandlung der Romanzen konnte dem Volke nicht zuſagen, das gern erſtaunt und glaubt: eben ſo wenig Arioſt. Darum iſt aber Taſſo vom ganzen italieniſchen Volke ſo innig ergriffen und in alle Dialecte des Landes überſetzt worden, darum tönt ſein Gedicht von den Gondeln der venetianiſchen Kanäle bis zu dem Hafen von Syrakus im Munde der Alten und Jungen, weil er treu und gläubig ſich ſeinem Gegenſtande ganz hingab, nicht, wie jene, ſich höfiſch gewandt mit ihm neckte. Man begreift ſowol die proſaiſchen als die gereimten Erzählungen, von denen ich geſprochen habe, unter dem Namen Romanzo, und ſtellt ſie dem kunſtgerechten Epos entgegen. Ihre Form iſt einfach, aber etwas umſtändlich, meiſt nicht ohne naive Treuherzigkeit. Die neueren Bearbeitungen werden etwas vornehmer und prahlender: ſie ſuchen auch ſchon nach jenen ſpitzigen, epigrammatiſchen Stanzenſchlüſſen, die in der gebildeten Poeſie Italiens ſo viel Unheil angerichtet haben.

Die komiſche Volkslitteratur der Italiener ſteht der ernſten an Reichthum und Mannigfaltigkeit wenig nach. Faſt jede Stadt hat ihren Eulenſpiegel, auf deſſen Perſon der Witz und Spott der ganzen Gemeinde ſeit Jahrhunderten zuſammengetragen worden iſt. So herangewachſen, wird er ſich dann aus ſeinen engen Mauern wagen, um auf die Wanderſchaft zu gehen, und einen Luſtigmacher heißt man in Italien überall willkommen. Es iſt ſchon von Andern gezeigt worden, wie günſtig die Lebensart der Italiener für die Verbreitung des Lächerlichen iſt. Nicht nur, weil die Regeln der ſogenannten Schicklichkeit auch in der feineren Geſellſchaft weniger drückend ſind, als bei uns, weil ſich Niemand laut und innig zu lachen ſchämt, und der Spaßvogel nur den einen Zweck zu verfolgen hat, die Leute zum Lachen zu bewegen, ohne die unzähligen Nebenrückſichten, die ſeinen Stand in Deutſchland und Frankreich ſo geſchmälert haben; ſondern vor Allem iſt es jene Öffentlichkeit des Lebens und Handelns, die dem Nachbar die häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe des Nachbars, ſeine Schwächen und Eigenheiten verräth, welche zu den vielen Spottreden, Prellereien und Naſendrehungen Anlaß giebt, die einen eigenen Zweig der italieniſchen Litteratur bilden und den Hauptbeſtand der alten Novellenſammlungen ausmachen. *)

Der älteſte und verbreitetſte Eulenſpiegel der Italiener iſt der häßliche, verkrüppelte Bauer Bertoldo, der ſeine Schwänke in Verona,

---

*) Man nennt ſie Beffe.

am Hofe des Longobardenkönigs Alboin, treibt. Man weiß weder von der Perſon des Helden, noch von der Entſtehung des Buches viel Geſchichtliches anzugeben, wie von den übrigen Narren und Spaßvögeln des Landes. Die Komik des Buchs trägt indeſſen einen ſo alterthümlichen Stempel, iſt ſo großartig, keck und nackt, daß man ihm unbedenklich die erſte Stelle in der Chronologie der italieniſchen Eulenſpiegel-Litteratur einräumen muß. Freilich ſind neuere Späße und Anekdoten eingeſchoben worden, doch dieſe ſpringen eben deswegen ſo hell in die Augen, daß ich nicht zu befürchten habe, in meiner allgemeinen Charakteriſtik des Bertoldo mißverſtanden zu werden. Der Sänger Giulio Ceſare Croce von Bologna, genannt della Lira, hat das gänge Volksbuch von dem Bertoldo verfaßt und unter dem Namen Bertoldino eine ſchlechte Fortſetzung des alten Narren geſchrieben. Die zweite Fortſetzung, Cacaſenno, iſt von Camillo Scaligeri.*)

---

*) Um die irrigen Angaben einiger deutſchen Schriftſteller zu berichtigen, bemerke ich noch, daß die Bearbeitung des Bertoldo, Bertoldino und Cacaſenno, in

Aus Florenz ſtammen der Piovano Arlotto Mainardi, der auf ſeinen Reiſen Prieſter und Laien narrt und prellt und die Könige von England und Neapel, wie Seine Heiligkeit, den Pabſt Nicolaus V. mit ſeinen Späßen ergötzt, und der Banditore Barlacchia, der beliebteſte Geſellſchafter ſeiner Zeit. In Ferrara, am Hofe des Herzogs Borſo, trieb der Narr Gonnella ſein ungeſchlachtes Weſen bis zu ſeinem tragiſchen Ende. Auch die Späße des Buffalmacco und die unzähligen Prellereien aus den Zeiten des Magnifico Lorenzo, werden, beſonders in Toſkana, als Volksſchriften gedruckt. Noch giebt es eine Menge von Büchern mit Anekdoten, witzigen Antworten, Sprüchwörtern, Räthſeln, Orakeln und Traumdeutungen in den Händen des Volks; doch tragen die beiden letzten Gattungen ſelten einen ernſten Charakter und dienen mehr zur geſelligen Beluſtigung, als zur Erforſchung der Zukunft.

---

zwanzig Geſängen in Oktavreimen, nicht dem Giulio Ceſare Croce angehört, ſondern von vielen Dichtern, beſonders Bologneſern und Ferrareſern, verfertigt worden iſt.

Über die Narrenmaſken der italieniſchen Volksbühnen und Puppenſpiele muß ich wohl ein ander Mal ſprechen, wenn mein heutiger Brief kein Buch werden ſoll. Sie wechſeln ihre Geſtalten und Namen und behaupten eine entſchiedene Eigenthümlichkeit der Komik nach den verſchiedenen Nationalitäten des Landes. Venedig iſt noch immer ihre Hauptſtadt, nächſt dem, Neapel.

Den 23ſten Juli.

Als ich heute Morgen meinen Gruß in eine Ecke des über und über beſchriebenen Schlußblattes meines Briefes einſchieben wollte, um ihn dann zuſammenzulegen, ſchien der Raum mir doch zu klein für Deine und meine Freundſchaft, beſonders in einem ſo großen Schreiben. Ich lege alſo dieſes Blättchen ein und grüße Dich von demſelben herab viel tauſend, tauſend Mal. Wenn Italien mich ſo ganz und ſo heiß in Anſpruch nimmt, wenn ich hier ſo vieles, was mir in Deutſchland werth und wichtig war, abzuſtreifen mich beſtrebe, um andern Neigungen und Intereſſen Platz zu machen, ſo haben doch meine Freunde bei dieſer Umwandelung meines Weſens nichts zu beſorgen. Italien wird mir auch in der Heimath unvergeßlich bleiben, mit ſeiner hellen, heitern Lebensbläue, ſeinem ſeligen Leichtſinne, ſeinem unerſchöpflichen Reichthume, ſeiner fröhlichen Genügſamkeit, ſeinem ſprudelnden Feuer, ſeinen brauſenden Leidenſchaften, ſeiner kindlichen Lenkſamkeit, ſeiner geſunden Sinnlichkeit und ſeiner heiligen Schönheit. Aber, werd' ich darum mein Vaterland weniger lieben? Werd' ich es nicht im Gegenſatze deſto tiefer erkennen und ergründen?

Genug, denn ich fange an zu deklamiren, und dazu wird ſich nach der Heimkehr ſchicklichere Zeit finden. Die Volksbücher ſpuken mir noch im Kopfe herum, und es iſt beſſer, mich mit ihnen jetzt völlig auseinander zu ſetzen, als mich ein ander Mal zur Unzeit von ihnen unterbrechen zu laſſen. Meine Stube ſieht aus, wie eine Nürnberger Jahrmarktsbude mit Drucken von dieſem Jahre: ich muß aber heute Alles zuſammenpacken, weil ich den Beſuch eines römiſchen Gelehrten erwarte, gegen den ich doch meinen litterariſchen Ruf nicht ſo arg ausſetzen darf. Denn er hat eine große Meinung von mir, ſeitdem ich ihm geſagt habe, daß wir in Deutſchland die lateiniſchen und griechiſchen Dichter ſchon auf Schulen und zwar in unbeſchnittenen Exemplaren zu leſen pflegten.

Das Publikum der Volksbücher iſt in Italien um vieles größer, als in Deutſchland, und, obſchon es mit eindringender Afterbildung jährlich abnimmt, beſchäftigt es doch faſt in jeder Stadt eine fleißige Preſſe. Der Landmann hat in Italien mehr Muße, als in Deutſchland, und den eigentlichen Müſſiggängern iſt es auch nicht zu anſtrengend, eine Geſchichte zu leſen oder erzählen zu hören. Der Stand der vornehmen Handwerker iſt erſt durch die Franzoſen in Italien eingewandert und hat in Neapel und Mailand den feſteſten Fuß gefaßt. In Florenz iſt er auch zu finden. Aber in Rom und in den kleineren Städten ſitzt der Meiſter noch mit ſeinen Geſellen vor der Thür und arbeitet und ißt und betet mit ihnen. Dem iſt denn auch ein tüchtiges Mährchen lieber, als die Komödien des Metaſtaſio, die in Italien die Stelle unſres Lafontaine einnehmen. Die beliebteſten alten Romanzen ſind ſelbſt den Prinzeſſinnen nicht fremd, die ſie in der Kindheit wenigſtens von ihrer Amme erzählen hörten und täglich in Sprüchwörtern und Vergleichungen daran erinnert werden. Denn da iſt kein Held, keine Schöne und kein Narr, die nicht ſchon zu einem Sprüchworte oder Gleichniſſe gedient hätten. Dadurch iſt die italieniſche Volkslitteratur ſo innig mit der Sprache verwachſen, und es wird keiner Cruſca gelingen, die tiefen Spuren dieſes Einfluſſes, der bis auf einzelne zuſammengeſetzte Wörter ſich erſtreckt, zu verwiſchen. Es giebt kein Volk, deſſen Geiſt und

Leben ſich ſo deutlich in ſeiner Sprache abſpiegelte, als das italieniſche: man gehe nur ein Paar hundert ihrer Wörter und ſtehenden Redensarten nach allen Abſtufungen und Umbildungen der Bedeutung aufmerkſam durch, man wähle die geläufigſten, alltäglichſten, über deren Urſprung und Beſtandtheile man, wegen ihrer Gewöhnlichkeit, nachzudenken vergißt, und ſelten wird man vergebens ſuchen nach einem geiſtigen Schatze, der in ihnen verborgen liegt: es ſei eine lebendige Anſchauung, ein keckes, aber treffendes Bild, ein poetiſcher Sprung, oder eine naive Zweideutigkeit, eine feine Ironie, eine epigrammatiſche Spitze. Wollte man nun noch die Provinzialismen in Anſpruch nehmen, ſo müßte ein italieniſches Wörterbuch zu einer Encyklopädie werden, die den ganzen Kreis der Kenntniſſe und Meinungen, ja auch der äußern Umgebungen und Bedingungen des Lebens und Wirkens des hohen und niedern Volkes umſchließen würde. In Rom iſt vielleicht kein Thurm, keine Fontäne, keine Bildſäule, kein fremdes Kleid und kein fremdes Geſicht, das nicht ſchon zu einem Sprüchworte oder Wortſpiele Anlaß gegeben hätte. So bildet ſich in manchem Hauſe, worin ſich ein beſtimmter Kreis origineller oder doch fremder Perſonen und Erſcheinungen bewegt, eine eigene Bilderſprache und ein lokaler Wortvorrath. Ich habe dieß in Rom beſonders in einem Hauſe bemerkt, deſſen Familie mit deutſchen Künſtlern, die ſie in Koſt und Miethe hatte, in täglicher Berührung und, durch längeres Zuſammenſeyn, in vertraulicher Geſelligkeit lebte. Jede Eigenthümlichkeit, Angewohnheit, Blöße, alle Gebrechen, alle kleinen Unglücksfälle der Fremden gaben da einen Beitrag zu der Hausſprache, in Spottnamen, Gleichniſſen und Sprüchwörtern. Aber Alles machte ſich ohne Feindſeligkeit und Bosheit, Alles unbefangen und gutmüthig.

Beilage zum fünften Briefe.

Die in dieſem Briefe berührten Gegenſtände eignen ſich beſſer zu einer Unterſuchung in ſtreng wiſſenſchaftlicher Form, einer Arbeit, zu der ich während meines Aufenthaltes in Italien bedeutende Materialien geſammelt habe, und ſie könnte einer italieniſchen Volksliederſammlung, deren Erſcheinung ich gleichfalls vorbereite, zur Einleitung dienen.

Die eigentliche Volkspoeſie der Italiener iſt von Einheimiſchen und Fremden bisher mit Stolz und Gleichgültigkeit überſehen worden. Göthe regte zu genaueren Forſchungen vergebens an, in ſeinen Fragmenten über italieniſchen Volksgeſang. (S. Fragmente eines Reiſejournals in Italien.) Späterhin theilte ſein beliebter Liederkomponiſt, Reichardt, hie und da einige italieniſche Volksmelodieen mit, z. B. in ſeiner Muſikaliſchen Zeitung. Ein Paar Ritornelle und zwei kleine Romanzen ſind in den Altdeutſchen Wäldern der Bruder Grimm abgedruckt. Auch andere Forſcher des deutſchen Alterthums blieben nicht ohne Theilnahme: Büſching hat in ſeine Wöchentliche Nachrichten für Geſchichte, Kunſt und Gelahrtheit des

Mittelalters mehrere Aufſätze über italieniſche Volkslieder und Volksbücher aufgenommen, und Von der Hagen, in ſeinen Briefen aus Italien, Nationalſagen des Mittelalters nicht außer Acht gelaſſen. Umſtändlicheres darüber ſteht von ihm noch zu erwarten.

Der Saltarello iſt abgebildet in Pinelli's Coſtumi di Roma, auf den erſten Blättern der Sammlung in Folio von 1816. Dieſe flüchtigen Arbeiten ſind gleichwohl von Werth für die Kenntniß des römiſchen Volkthums. Die Scenen ſind meiſt nach einzelnen Erſcheinungen und Begebniſſen des Lebens vollſtändig dargeſtellt, ohne Idealiſirung und Theaterhülfe. Eine lebhafte, unbefangene Auffaſſung zeichnet ſolche Blätter vor anderen flächern Allgemeinheiten, die ſich auch in der Sammlung finden, beim erſten Anblicke aus.

Ich habe in Rom faſt alle Lieder des Metaſtaſio und ähnliche des Rolli in fliegenden Blättern gefunden. Der Styl und die Form dieſer Gedichte wird auch von den ungelehrten Volksdichtern affektirt. Neue Melodieen geben die leichten, hüpfenden Opernmuſiken des Roſſini. Die Cavatine aus dem Tancredi: Di tanti palpiti etc. verfolgte mich als Vaudeville, mit den verſchiedenartigſten Texten, klagend und ſcherzend, von Wien bis Neapel, auf Guitarren und Leierkaſten.

Die Litteratur der Romanzi hat Ginguené größerer Aufmerkſamkeit gewürdigt, als ſeine Vorgänger Crescimbeni, Tiraboſchi u. ſ. w. Intereſſant iſt die Anſicht eines römiſchen Gelehrten über italieniſche Volksbücher, in Büſching's Wöchentlichen Nachrichten. (Dritter Jahrgang, zweites Heft des vierten Bandes, S. 92.) Die Eulenſpiegel-Litteratur von Italien hat Manni, der Geſchichtſchreiber des Decamerone, in ſeinen Veglie piacevoli, gründlich bis zur Langweiligkeit abgehandelt. Über die Verwandtſchaft des Bertoldo mit dem altdeutſchen Gedichte und Volksbuche von König Salomon und Markolph (Morolf) ſiehe Görres deutſche Volksbücher, unter dieſem Titel, und Von der Hagen in der Einleitung zu dem Abdrucke des altdeutſchen Gedichts in ſeiner und Büſchings Sammlung, verglichen mit J. Grimms Rezenſion in den Heidelberger Jahrbüchern 1809. Heft 44 und 45. Ein Auszug aus dem Bertoldo und den Schwänken des Piovano Arlotto findet ſich in der Zeitſchrift Italien, von Rehfues und Tzſcharner, im zweiten Bande.

Sprüchwörter, die aus den Volksbüchern gefloſſen ſind:

Non è piu tempo, che Berta filava.
Fare più che re Carlo in Francia.
Avere visto più di Guerrino.
Essere parente dei sette dormienti.
Avere le scarpe di Lionbruno.
Ecco Gianfiore e Filomena!
Ecco là Paris e Vienna!

Lokale Sprüchwörter in Rom:

Tu sei il fratel carnale del Babbuino. Der Babbuino, der einer Straße in Rom den Namen giebt, iſt eine verſtümmelte, liegende Statue unter einem Brunnen.

Zu ähnlichen Spottnamen dienen auch Pasquino und Marforio.

Einen großen, grob gefalteten Buſenſtreif nannte man: la scala d'Araceli; eine lange, ſchmale Figur: la torre de' Conti u. ſ. w.

Sechſter Brief.

Albano, den 25ſten Juli 1818.

Der Balkon, deſſen weite Ausſicht mich neulich in klaſſiſche Begeiſterung verſetzte, hat mich dieſer Tage auch in meinem Studium des Volks, das mir bei einem italieniſchen Freunde den Ehrentitel eines Professore di Scienza plebea verſchafft hat, weiter gefördert. Dazu genügte denn die beſchränkte Ausſicht auf ein Nachbarhaus, und die Meerebene diente nur zum modernen Hintergrunde. Ein junges, hübſches Mädchen liegt aus einem Fenſter des oberen Stockes weit herausgelehnt und unterhält ſich ſehr lebhaft mit einem jungen Manne, der unten auf der Straße ſteht. Es iſt heute nicht das erſte Mal, daß ich ihre Unterhaltung belauſche, und ſie laſſen ſich durch einen Beobachter nicht ſtören: drei, vier Mal an einem Tage ſprechen und lachen ſie ſtundenlang mit einander, aber noch niemals ſah ich den Mann in das Haus gehen, oder das Mädchen zu ihm herabkommen. Heute frug ich die Magd, die eben unſre Betten machte, warum die jungen Leute da drüben, die doch wahrſcheinlich ein Liebespaar wären, ſo laut und öffentlich auf der Straſſe und nicht vielmehr im Zimmer, oder doch in der Hausthür, ihre Zuſammenkünfte hielten. È zitella 'e non ha madre, antwortete ſie ſehr lakoniſch. Und als ich abermals Einwendungen machte, fertigte ſie mich eben ſo kurz ab: Non è costume.

So iſt es denn aber auch wirklich. Es iſt nicht Sitte, daß ein ehrbares Mädchen einen jungen Mann, wenn es auch ihr Verlobter wäre, wie es hier der Fall iſt, in Abweſenheit ihrer Mutter bei ſich empfange oder nur zu ihm herab auf die Straße komme und an die Hausthür trete, wenn er ihr ein Ständchen bringt, oder ſie zum Geſpräche ruft. Das arme Kind gegenüber hat nun aber keine Mutter, und der Vater arbeitet auf dem Felde. Daher der Zwang. Abends, wenn der Vater nach Hauſe gekommen iſt, und andere Weiber und Mädchen aus der Nachbarſchaft ſich zu ihr vor die Thür ſetzen, darf der ſchmachtende Schäfer ſich ihr auch nähern, aber mit Anſtand. Die Scene erinnert mich lebhaft an ein Bild in Pinelli's Coſtumi Romani, es iſt das ſechſte der Sammlung in Folio von 1816. Das Mädchen lehnt ſich zum Fenſter heraus, die Schürze um die nackten Arme geſchlagen, um ihnen eine weiche und nicht allzu kalte Lage auf den Steinen des Geſimſes zu geben. Unten ſteht der Geliebte, den einen Arm mit dem Ellenbogen gegen die Mauer geſtützt, in deſſen Hand er ſeine Stirne ruhen läßt, während er ſehnſüchtig nach dem Mädchen emporblickt. Hinter ihm ſeine zwei Guitarrenſpieler, und ganz im Vordergrunde ſieht man einen Gleichgültigen, der auf einem alten Säulenkapitäle ſitzt, Hände und Füße übereinander geſchlagen, ſeinen zuſammengelegten Mantel über die Schulter gehängt. Wenn er noch nicht ſchläft, wird er wohl einſchlafen, wenn das Ständchen vorüber iſt. Das Bild iſt von auffallender Wahrheit, wenn auch liederlich gezeichnet, wie alle Arbeiten dieſes Künſtlers.

Aber zurück zu unſrer Sitte! Sie erſtaunt Dich, mein Freund, ich kann es wohl denken, und noch mehr wird ſie es, wenn Du hörſt, daß ſie auch in Rom gilt, ja, mit wenigen Ausnahmen und Modifikationen durch ganz Italien geht. — Dieſe Strenge im Lande des Leichtſinns und der Sinnlichkeit! — Nur nicht zu raſch im Lobe und im Tadel, mein Werther, und wir werden ſehen, wie dieſe Strenge und dieſer Leichtſinn, dieſe Moral und dieſe Sinnlichkeit gar wohl zuſammenhängen und ſich gegenſeitig bedingen. Die Männer in Italien lernen früher, als es bei uns zu geſchehen pflegt, die Schwachheit der Frauen kennen und genießen. Kaum der Schule entlaufen, tritt der Junker in die Lehre des Kavalierdienſtes bei einer Dame, die den Unterricht ſchon oft geübt hat. Der erſte Keim der Liebe wird von der Gluth der Wolluſt verbrannt, und, überſättigt, ehe er nach Speiſe verlangen ſoll, tritt Gleichgültigkeit in die Stelle, welche die Natur der Sehnſucht angewieſen hat. Das ganze weibliche Geſchlecht wird ihm ein Gegenſtand ſinnlicher Nothdurft und häuslicher Spekulation. Die Sitten der Palläſte dringen nur zu ſchnell in die Häuſer des Bürgers und in die Hütten des Landmannes ein; aber der Stolz hütet die Thüren der Palläſte vor gegenſeitigem Tauſche. Der niedere Stand, der den Hof und den Adel in ihrer Pracht und Fülle, ihrer Zierlichkeit und Feinheit nur beneiden, nicht erreichen kann, findet in ihren Laſtern den Vereinigungspunkt, ſich dieſen Hohen gleich zu ſtellen. Daher die Sittenloſigkeit, beſonders in der Ehe, auch bei dem italieniſchen Volke ſich nach und nach immer mehr geltend macht, daher die böſen Sprüchwörter: far la Principessa, far la Marchesina, womit jedes Bürgerweib ihre Sünden adelt und putzt.

Die Kinder des weiblichen Geſchlechts werden meiſtentheils in Klöſtern erzogen: nicht nur der Adel und der reichere Stand übergeben ihre Töchter, wann ſie kaum den Brüſten der Amme entwachſen ſind, einer Äbtiſſin zu Pflege und Unterricht; auch der Mittelſtand findet dieſe Gelegenheit in ärmeren Orden, die für ein geringes Koſtgeld der Mutter die Sorge und Mühe der Erziehung abnehmen. Dieſe Sitte hat neben ſeinem guten, auch ſeinen böſen Grund, nämlich den, daß die Mutter ihren Vergnügungen und Galanterieen keine Zeit entziehen und ſich für die Folge eines ſchwer zu entfernenden Zeugen ihrer Handlungen überheben will. Höchſtens alle Sonntage und Feſte wird der kleine Zögling in das väterliche Haus gebracht, um dem Papa und der Mama die Hand zu küſſen. Im Kloſter lernt ſie, außer einigen weiblichen Arbeiten der Nadel, Kreuze machen, beten, faſten, wenn es hoch kommt, leſen und ſchreiben. Findet man aber Ausnahmen, ſo rührt dieſe höhere Bildung des Herzens und Verſtandes von dem perſönlichen Charakter und Talent einer Äbtiſſin her, liegt aber keines Weges im Geiſte des Inſtitutes ſelbſt.

So ausgerüſtet tritt die Jungfrau in die Welt. Das heiße Blut haben die Nonnen ihr nicht beſprechen können, die Vernunft und der Ehrbegriff halten unter Italiens Himmel keinen Stand gegen die Macht des ſinnlichen Augenblickes, die Liebe erwacht, und die Mutter ſagt: Tutti gli uomini sono traditori. Aber dennoch ſoll die Tochter je eher je lieber an einen ſolchen Traditore gebracht werden, und findet ſich Keiner, ſo wandert ſie nach einigen Jahren wieder in das Kloſter, worin ſie erzogen worden iſt, um nun zu erziehen.

Was anders, als ein Geſetz des äußeren Anſtandes, ſoll unter dieſen Umſtänden eine Jungfrau vor Verführung und Fall ſchützen? Wahre, reine Liebe hat ihren Schutzengel immer bei ſich:

die wird ſich auch in Italien finden laſſen; es wäre eine Gotteslästerung, ſie einem ganzen Volke abzuſprechen. Aber ſelten, ſehr ſelten muß ſie doch hier geworden ſeyn. Die äußere Sitte hat in Italien mehr Macht und Ehre, als bei uns, wo man auf das Innere ſieht und aus dem Inneren lebt. Der Italiener iſt ein Diener der Außenwelt, er ſucht den Schein und fragt wenig nach dem Seyn. Er beobachtet, was ihm Religion, Staat und Sitte auflegt, nicht, weil er das Heil und den Nutzen der Befolgung fühlt und einſieht, ſondern, weil er, wie die Andern, auch ein guter Chriſt, Bürger und Galantuomo heißen will. Dieſe Behauptungen ſind cum grano salis zu nehmen, und ſie machen ſich nur in der allgemeinen Vergleichung der Italiener mit den deutſchen und andern germaniſchen Völkern des Nordens ganz geltend.

Wenn Du dieſe einzelnen Umſtände und Bedingungen zuſammen erwägſt, ſo wird es Dir nicht mehr unerklärlich ſeyn, wie der äußere Zwang der Sitte und des Anſtandes vermögend und hinreichend iſt, den Keuſchheitshüter der italieniſchen Jungfrauen abzugeben. Jetzt, da er einmal wegen ſeiner Tüchtigkeit in feſtem Rufe ſteht, iſt freilich auch nicht mehr ſo viel Arbeit und Aufmerkſamkeit nöthig, und die Worte: È zitella, dienen ſchon zum Abweiſeſchilde für die anklopfenden Verführer. Bisogna aspettare finchè sia maritata, ſagt dann der Zurückgeſchickte und tröſtet ſeine Sehnſucht mit dieſer Proſpektive, die vielleicht auch bei der Jungfrau nicht ohne wohlthätigen Einfluß bleibt.

Aber, aber, ich habe heute ja Nichts als Böſes und Abſcheuliches von meinen lieben Italienern geſagt. Das werde ich nächſtens hart abbüßen müſſen. Ich ſchicke Dir hierbei die verſprochene Romanze, die ich in Albano ſo fleißig ſingen höre. Sie paßt vortrefflich als Text zu dem Bilde von Pinelli, das ich Dir oben beſchrieben habe, und als Beleg für meine eben aufgeſtellten Behauptungen. Ein junger Mann auf der Straße bittet ſeine Geliebte, zu ihm herab zu kommen, um ſich an dieſem Morgen ſelbander von ihrer Liebe zu unterhalten. Sie ſchlägt es ihm ab: Perchè la sua madre potrebbe capitare. Dieſe Einwendung weiſt der Liebhaber ab, denn er habe die Mutter mit einer Fiſcherin am Meere luſtwandeln ſehen. Nun geräth das Mädchen in Eifer: Che pretenzione è quella! Sappi, ch' io son zitella! und: Tu sei un lusinghiero, venuto per tradir. Doch, ich will das Lied nicht doppelt abſchreiben. Lies es aufmerkſam durch, und Du findeſt darin ein Kompendium der römiſchen Jungfrauenmoral, wie ſonſt nirgends. Darum, und nicht wegen ſeines poetiſchen Gehaltes, überſchicke ich es Dir.

Den 26ſten Juli.

Jene Äußerlichkeit, um mich eines kurzen Ausdrucks zu bedienen, nachdem ich nicht mehr mißverſtanden werden kann, iſt ein Grundzug des italieniſchen Nationalcharakters und läßt ſich in ſeinen Wirkungen durch alle Seiten des Lebens, Religion, Staat, Wiſſenſchaft und Häuslichkeit, verfolgen. Ein ſo allgemeiner Ausſpruch hat ſeine Einſchränkungen zu leiden; der Charakter des Einzelnen, der zwar den allgemeinen ſeines Volkes nie ganz verläugnen kann, modelt ihn doch mehr oder weniger; auch kommen andere Neigungen und Anforderungen des Nationallebens mit jenem in Verbindung oder in Streit und bedingen ihn auf dieſe, wie auf jene Weiſe.

Fangen wir unſre Betrachtungen mit der Religion an. Der Katholizismus, ſo wie er jeʒt erſcheint und wirkt, iſt die nothwendige, eigenthümliche Form des Chriſtenthums in Italien. Nicht der unſichtbare Gott, nicht das geduldige Wort, nicht innere Buße und Vergebung, nicht allein der Lohn der fernen Ewigkeit, oder der ſtille Dank des eigenen Herzens, ſind im Stande, dieſes Volk zu leiten und zu zähmen: es will

Bilder, Wunder, heilige Ehren und heilige Strafen, Ablaß und Bannfluch, Sternenkronen und Scheiterhaufen. Nicht in engen, ungeſchmückten Mauern kann es den Herrn der himmliſchen Heerſchaaren verehren: glänzende Tempel, ſchmetternde Poſaunen, Weihrauch, goldene Geſchirre und ein reichgeputzter Dienerſchwarm ziehen Ihn vom Himmel zur Erde herab. Da ſpricht er ſeinen ewigen Willen durch den Mund ſeines Stellvertreters aus, und die Kirche iſt ſein Thron, daher unwandelbar und untrüglich.

Es iſt unter den Proteſtanten zur Redensart geworden, den Katholizismus, und namentlich den italieniſchen, als ein eigennütziges Prieſterinſtitut zu verſchreien, das den Geiſt des Volkes zu unterthäniger Blindheit ſchmeichelt und drückt. Ich habe mich überzeugt, daß dieſe Anſchuldigungen durchaus ungegründet ſind, und daß die katholiſche Religion, ſo wie ſie in Italien zur Erſcheinung kommt, wenige einzelne Mißbräuche ausgenommen, frei und ſelbſtſtändig aus dem Geiſte des Volkes erwächſt. Das Chriſtenthum, obſchon einig, wie Gott, und allgemein in ſeinen Segnungen und Grundſätzen, hat, als Religion der Welt, zu der es beſtimmt iſt, auch dieſen

Hauptunterſcheidungspunkt von allen früheren und ſpäteren einzelnen Volksreligionen, daß es ſich, ohne ſein Heil und ſein Recht zu verlieren, in die Formen des Lebens und der Natur einer jeden Nation und eines jeden Landes fügt und darin verwächſt. Die Anachoretenhöhlen der Thebaide, die erleuchtete Peterskirche und die Betſtuben der Brüdergemeinden ſind gleich vollendete Ergebniſſe dieſer Vereinigung des ewig Unwandelbaren mit den mannigfachen Erdenkindern. In dieſer Herablaſſung des Chriſtenthums liegt gewiſſer Maßen das Geheimniß der fortwährenden Menſchwerdung Gottes.

Um nicht zu tief in Unergründliches zu dringen, kehre ich nach Italien zurück. Nach unſeren aufgeklärten Begriffen ſoll der Prieſter ein Erzieher des Volks ſeyn, durch Lehre und Beiſpiel. Wird ſich alſo ſeine Methode nicht nach dem Charakter und den Fähigkeiten ſeines Zöglings richten müſſen? Wird der Weg, den er mit dem ſtillen, nachdenklichen Knaben einſchlägt und mit Glück verfolgt, auch der richtige ſeyn für den hitzigen und leichtſinnigen? Der Italiener bleibt aber, in Verhältniß zu uns Nordländern, immer ein Kind, und iſt jetzt ſogar ein verzogenes.

Die beſte Apologie, die das römiſche Prieſterthum in dieſem Punkte gewinnen könnte (und wir müſſen ſie ihm gönnen, da es an rechtmäßigen Anſchuldigungen zu ſchwer zu tragen hat, um es noch mit falſchen zu belaſten), würde der Verſuch ſeyn, das italieniſche Volk einmal einige Jahrhunderte lang unſren beſten, neueſten Moralpredigern zur Seelenhut zu übergeben. Wenn ſolche Experimente ausführbar wären und das vorgeſchlagene die glücklichſten Früchte trüge, ſo würde man in der erſten Periode aufgeblaſene Vernunftſchwätzer, in der zweiten triumphirende Atheiſten und in der dritten Feueranbeter oder Menſchenopferer als überwiegende Sekten in dieſem Lande herrſchen ſehen. Gott behüte es davor!

In der Staatsverfaſſung hat der Geiſt des italieniſchen Volkes ſich nicht ſo klar und vollſtändig ausgeſprochen, als in ſeiner Kirche. Der Grund aller Verwirrungen und Revolutionen, welche die Annalen der italieniſchen Staaten, beſonders im Mittelalter, füllen, liegt auch großen Theils in der Verkennung und Hemmung dieſer Nationaleigenthümlichkeiten. Italien iſt gewiß viel leichter zu beherrſchen, als es im Rufe ſteht, es zu ſeyn; aber kein Land iſt wohl weniger geeignet, als Provinz von fern her regiert zu werden. Doch dieſe Betrachtungen führen mich in das Gebiet der neuen Politik, die mir zu gehäſſig iſt, um dieſe Blätter damit zu berühren. Daher will ich mich loszumachen eilen. Der Italiener muß ſeinen Herrn ſehen: dieſer ſoll auch durch Perſönlichkeit ſich geltend machen, und in Würde und Pracht ſich und das Volk repräſentiren können. Nicht aus den Papieren der Büreaus ſoll er zu den Seinen ſprechen; laut und öffentlich, in feierlichen Zügen, auf der Rednerbühne, oder durch den Mund würdiger Herolde, muß ſich die Stimme des Oberhauptes vernehmen laſſen, wenn das Volk ihr freudig gehorchen ſoll. Napoleon hatte das italieniſche Volk in dieſer Hinſicht am tiefſten erkannt: aber er griff andere Seiten deſſelben zu empfindlich an, und ſeine Regierung, da ſie ihm kein Ernſt, ſondern nur eine Rolle war, blieb ſich nicht gleich. Doch, davon habe ich ſchon ein ander Mal geſprochen.

Von Wiſſenſchaften haben die Italiener beſonders diejenigen mit Erfolg geübt, die auf äußeren Beobachtungen beruhen: Naturhiſtorie, Phyſik und Aſtronomie. Im Ganzen ſind die italieniſchen Gelehrten Redner, was freilich auch den unſrigen

zu

zu wünſchen wäre. Aber nicht ſelten leidet der Gehalt zu empfindlich unter der überwiegenden Form. In den Disziplinen der Philoſophie, die ſich recht eigentlich dem Außen entziehen wollen, ja, nicht ſelten mit ihm in Oppoſizion treten, haben ſie faſt nichts geleiſtet. Dagegen gehört ihnen in der Kunſt, beſonders aber in der bildenden, der Vorrang unter den Völkern der neuen Welt. In der Poeſie, als Kunſt, iſt **Dante** Vater und Herr, und ſeine Nachfolger haben bis auf den heutigen Tag, wenigſtens ihre Geſetze, Rechte und Zeichen treu bewahrt.

Die italieniſche Sprache iſt, im allgemeinen Vergleiche mit der unſrigen, mehr auf Bildern, äußeren Eindrücken und Vergleichungen begründet, als auf Begriffen und Schlüſſen. Ein Paar nebeneinander geſtellte Sprüchwörter und Redensarten aus beiden Sprachen werden die Behauptung erklären, wenn auch nicht beweiſen, denn dazu haben Einzelheiten keine Kraft.

Tanto ne va a chi ruba, quanto a quel che tieno il sacco: der Hehler, wie der Stehler.

Piscia chiaro e fatti beſſe del medico: thue Recht und ſcheue Niemand.

Bisogna salvar la capra e i cavoli: man muß einer Partei zu nützen und dabei der andern nicht zu ſchaden ſuchen.

Ogni erba si conosce al seme: an der That erkennt man den Mann.

Cercare i fichi in vetta: Etwas in der Ferne mit Gefahr ſuchen, was in der Nähe leicht zu haben iſt.

Essere più lontano da alcuna cosa, che non è Gennajo dalle more: himmelweit von einander ſeyn.

Nido fatto, gazza morta: für Andere bauen.

La Merla ha passato il Pò: er hat die Linie paſſirt. (d. h. er iſt über die Grenze des Greiſenalters gegangen.)

Einzelne Wörter geben vielleicht noch hellere Anſchaulichkeit.

Un marito dormalfuoco: ein geduldiger Ehemann.

Un giustacorpo: ein Schnürleib.

Un butirone: ein Weichling.

Cicalio: Geſchwätz. Cicalino und Cicalina, Cicalare etc. etc. (Von cicala, die Heuſchrecke.)

Un uomo da bosco e da riviera: ein Menſch, der zu Allem zu brauchen iſt.

Un gomito: eine Mauerecke, ein Meerbuſen. (Eigentlich ein Ellenbogen.)

Ferner gehören hieher die unzähligen Onomatopöien, z. B. chichirillo, chichirillare, chiacchierare, bisbigliare, susurrare, auch die niedlichen, feinen Verkleinerungen ino, inetto, inettino, ello, ellino, und die groben, garſtigen Vergrößerungen accio, ozzo, otto, one u. ſ. w.

Nun bliebe noch das häuſliche und geſellige Leben der Italiener zu durchlaufen. Aber ſchon hör' ich Deinen Vorwurf, daß ich Dir Wörterbücher und Grammatiken, moraliſche Vorleſungen und religiöſe Betrachtungen ſtatt römiſcher Sittengemälde überſende, mein neugieriger Freund: und Du haſt Recht.

Folge mir denn an einem heitern Markttage nach Rom, in eine lebhafte Gegend, nach der Piazza Navona, laß uns mit einander durch die Reihen der Verkäufer wandern, in die Buden treten, handeln und kaufen. Nicht nur gut und wohlfeil muß die Waare ſeyn, auch zierlich und ſinnreich geordnet und geſchmückt wollen wir ſie ſehen: die goldenen Orangen pyramidenförmig in bunten Körben aufgeſchichtet und mit grünem Laube unterlegt; die größte Frucht, mit Stiel und Blatt, ſchließt die Spitze. Einige liegen zur Schau von einander geſchnitten, das blanke Meſſer daneben, und zeigen ihr kerniges, ſaftiges Fleiſch. Aber die Verkäuferin weiß Dir auch eine ganze Rede über die Vortrefflichkeit ihrer Waare zu halten, trotz einem Prieſter. Laß Dich nur mit ihr ein.

Sieh dort das bunte Schild über der Pizzikarolbude! Es ſtellt die Wölfin vor, die den Romulus und Remus ſäugt. An dem großen Fenſter und über der Thür hängen die dicken, glänzenden Würſte in Guirlanden gereihet; zu Bergen aufgeſchichtet ſtehen die großen Käſe daneben, und die kleinen Büffelkäſe bilden um den oberſten eine mannigfache Einfaſſung. Die gerupften Kapaunen und welſchen Hähne fliegen im Windzuge hin und her, an rothen Bändern aufgeknüpft, mit geöffnetem Schnabel, darin ein friſches Würzkraut ſteckt, und mit ſtrotzenden Kämmen. Ja, auch die eingeſalzenen Fiſche liegen ſymmetriſch und in abwechſelndem Formenſpiel in den Tonnen zuſammengeſchichtet.

Die Buden und Laden dieſer Art halten ihre Sonntage und Feſte eben ſo pünktlich, als ihr Herr. Steckt dieſer einen Strauß an die Jacke, wird auch ein Bündel Blumen über dem Laden hängen, und an Sonntagsabenden brennt immer wenigſtens eine Kerze mehr auf dem Tiſche, als in der Woche. Am Oſterfeſte ſteht ein Lämmchen, mit einer Fahne, auf dem größten Käſe, und in den Weihnachtstagen bauet man bunte Krippen, mit Ochs und Eſelein, wie in den Kirchen, ſo in den Häuſern, auf Dächern, in Fenſtern und in Thüren. Da iſt auf dem ganzen Markte keine Bude, kein Laden, die nicht ihre künſtlichen Spielereien ausſtellten und wechſelnd unter einander wetteiferten: da giebt es Heilige in Zucker, in Pfefferkuchen, in Butter, Roſenkränze von Nußkernen und Kreuze von Chokolade. Bis tief in die Nacht hinein ſind alle Buden erleuchtet, mit zierlich geordneten Kerzen oder bunten Laternen: der Markt wird zum Spaziergange oder zum Feſte: Käufer und Verkäufer ſind geputzt, es iſt kein Gewerbe, kein Geſchäft, es iſt eine Luſt, ein Spiel, zu handeln und zu zahlen.

Wenn Du an dieſen kleinen Äußerlichkeiten zu wenig haſt, um Dich von der Wahrheit meiner allgemeinen Charakteriſtik zu überzeugen, und da ich Dich als ſchwergläubig kenne, muß ich dieß befürchten, ſo wollen wir uns mit einander zu höheren Beobachtungen aufſchwingen: durch die Palläſte der Prinzen und Marcheſen wollen wir wandern, mein Freund, und uns nach ihren Erbauern, nach ihren Beſitzern erkundigen. Sieh dieſen Steinkoloß, mit ſeinen Marmorſäulen, ſeinen zierlichen Arkaden, ſeinen Statuen und Fontänen, ſeinen Treppen, die man zu betreten ſcheuet, ſo koſtbar ſind ſie anzuſchauen — aber, er ſteht verödet, die Fenſter ſind angelaufen und zerbrochen, ein ſchmutziger Portier ruft dem Fremden ohne Frage entgegen: Hier iſt keine Gallerie mehr zu ſehen! Solcher Palläſte findeſt Du jetzt nicht wenig in Rom: mancher Signore wandte ſein ganzes Vermögen und mehr an einen Prachtbau, vielleicht um einen reicheren Nebenbuhler zu übertreffen. Er übertraf ihn auch, aber ſeinen Sohn trieben die alten Gläubiger aus den Marmorhallen. Der geſunkene römiſche Adel hat ſich faſt allein durch dergleichen Oſtentation zu Grunde gerichtet: die alten Römer trieben es nicht anders: unter uns ſchweift der Reichthum häufiger in leiblicher

Schwelgerei aus, oder in den Leidenſchaften des Spieles und der Jagd, unter den Engländern in Kapricen.

Laß uns weiter gehen. Der nächſte Pallaſt trägt ein großes, buntes Wappen über dem Portale. Er gehört einem Prinzen, der einen Pabſt in ſeinem Stammbaume zeigen kann. Wir treten in den Hof: das Marmorpflaſter iſt halb aufgeriſſen, die Treppenſtufen ſind ausgetreten, die Handhaben zerbrochen, der Staub und Schmutz iſt zu einem feſten Überzuge geworden. Da rollt eine alte, reichvergoldete Kutſche durch das Thor, zwei Läufer voraus, drei Diener hinten auf. Sie ſpringen ab, öffnen den Schlag, eine bejahrte Dame, blitzend von Gold und Juwelen, ſteigt heraus und geht mit langſamen Paradeſchritten die Treppe hinauf. Wir erkundigen uns und erfahren, daß es die Beſitzerin des Pallaſtes iſt. Das Vermögen ihres Hauſes reicht gerade aus, um ein Paar Equipagen und fünf Staatsbediente zu halten. Dieſe können, ohne ihren Stand zu beſchimpfen, nicht viel ausfegen und putzen, um aber gar eine eigentliche Reparatur des Pallaſtes anzufangen, müßten wohl zwei oder drei von ihnen verabſchiedet werden, oder einige-

Prezioſa weniger um den Hals der Prinzeſſin prangen. Das würde die Dame nicht überleben, und ſomit geht es bis zum Einſturze glänzend und rauſchend aus und ein.

Hier ſtehen zwei Äußerlichkeiten in böſem Streite, und es ſiegt, wie billig, die Äußerlichkeit *außer* dem Hauſe über die Äußerlichkeit *im* Hauſe. Nicht anders geht es im Bürgerſtande: wenn Eines aufgegeben werden muß, ſo iſt es das Letzte, was man am leichteſten entbehrt. Jeder Mann, der nicht gerade ein Bettler iſt, zeigt ſich und die Seinen, wenigſtens an Sonntagen und Feſten, blank und reich, und läßt etwas aufgehen. Iſt der Tag vorüber, ſo kriechen ſie alle zuſammen in eine enge Kammer und in ein großes gemeinſchaftliches Bett. Bei dieſem Stande iſt ſolche Vernachläſſigung der Bequemlichkeit und Schicklichkeit des Hauſes noch erklärlicher: denn der Mann treibt ſich den ganzen Tag auf den Plätzen auf und ab, wenn er müßig iſt, oder arbeitet vor der Thür: die Frau ſetzt ſich zu den Nachbarinnen auf die Schattenſeite der Straße und ſpinnt, oder hat ihre Bude, wo ſie Obſt ausbietet und Kaſtanien röſtet.

Den 27ſten Juli.

Ich möchte gern mit dem einmal berührten Charakterzuge zu Schluſſe gedeihen, darum ſetze ich zum dritten Male an. Aber das häusliche und geſellige Leben hat ſo viele Seiten und Richtungen, daß ich es auf dem eingeſchlagenen Wege nicht verfolgen kann, wenn nicht dieſer Brief Dich mit allen meinen rohen Materialien, die ich Dir verarbeitet wohl ohne Überdruß beizubringen hoffe, überfüllen ſoll. Es muß alſo mit wenigen Andeutungen ſein Bewenden haben: zu Ausführungen wird die Folge meiner Briefe mir ſchicklichere Gelegenheit geben. Dir, mein Freund, wird es dann obliegen, die einzelnen Erſcheinungen in die angewieſenen Plätze der allgemeinen Charakteriſtik einzuſchieben.

Der italieniſche Hang zur Geſelligkeit, zum Beiſammenſeyn in Arbeit und Raſt, in Freude und Leid, kontraſtirt mit dem Einſiedlerweſen nordiſcher Menſchen. Der ſchwärmende Jüngling im einſamen Thale, das verliebte Mädchen am ſtillen Teiche, der Trauernde, der Beileidsbezeugungen verbittet, der Geniale, der Geſellſchaft meidet, der Denker, der ſich gänzlich aus dem Leben abſchließt, ſind Individualitäten, die in Italien kaum in Romanen auftreten. Ein Spaziergang iſt hier nicht ohne ein Zuſammenkommen vieler Menſchen denkbar, der Begriff liegt in dem Worte. Man ſagt daher: Oggi oder a quest' ora è passeggio alla Trinità, al Corso, alla porta Pia u. ſ. w. Iſt der Tag und die Stunde vorüber, ſo hört der Ort auf, Passeggio zu ſeyn. Der Trauernde ſucht unter Menſchen Zerſtreuung, der Verliebte ſtreift durch die Gaſſen und ſpricht von ſeinem Glücke, wie von ſeinem Leide, mit Freunden und Bekannten. Der Denker erholt ſich gern in dem friſchen Hauche des Lebens von ſeinen todten Studien, und der Geniale weiß ſich nicht nur auf dem Papiere, ſondern auch in jedem Kreiſe feinerer und roherer Geſelligkeit, als allesbewegender Mittelpunkt, geltend zu machen.

Die Schauluſt der Italiener kommt hier auch in Betracht, und wie reich iſt in allen Jahreszeiten für dieſe Leidenſchaft des Volks geſorgt, in Kirchen und Theatern, an allen Ecken, auf allen Plätzen! Haben ſie kein anderes Schauſpiel, ſo unterbricht eine Prozeſſion, ſei es auch ein Leichenzug, die alltägliche Ausſicht: denn ſelbſt der Todte wird bunt und luſtig, in raſchen

Schritten und faſt hüpfendem Takte, zu Grabe getragen.

Die Inſchriftenwuth ruhet auf gleichem Grunde. Was der Italiener Gutes thut, das ſollen die Leute auch erfahren und ihm dafür Dank wiſſen. Der Pabſt reparirt keine Thür in einer Kirche oder einem Pallaſte, ohne ſeine Namen und ſeine Mütze auf einer Marmortafel darüber zu ſetzen. Im Muſeo Pioclementino trägt jedes einzelne Marmorſtückchen, wenn es auch nur eine Hand mit drei Fingern ſeyn kann, den Namen Pius oder Clemens. Der Privatmann ahmt die Sitte nach, und ſo ſcheint mancher Hausflur eines Gaſthofes ein lapidariſches Muſeum. Denn nicht nur jeder hohen Herrſchaft, die hier eingekehrt iſt, wird ein Denkſtein geſetzt, auch der Wirth weiß ſich zu verewigen, indem er anzeigt, wie er dieſe oder jene Treppe neu gebauet und verziert, Balkone herausgebrochen und Anderes mehr zum Nutzen der Fremden eingerichtet hat.

Auch die Neugierde muß ich nochmals in Betracht ziehen. Der Menſch, der das Meiſte in ſich hat, iſt am wenigſten neugierig: die Neugierde iſt ein Streben, das Äußerliche, Fremde, in ſich aufzunehmen, um es alsdann gleich wieder herauszuſchicken und Neuem Platz zu machen: die Wißbegierde will ſich aber das Aufgenommene zu eigen machen, es in ſich wachſen und gedeihen laſſen: daher hat ſie nicht für Alles Platz und Zeit, wie die Neugierde, die unerſättlich iſt. In dieſer Bedeutung iſt der Italiener, ſelbſt in Kunſt und Gelahrtheit, mehr neugierig, als wißbegierig.

Die Geduld und Ausdauer iſt eine nordiſche Tugend, dem Italiener fehlt ſie überall und kaum die Noth kann ſie ihm gebieten. Aber darin folgt er der ſchönen Natur ſeines Landes, in der ſo unaufhaltſam ſchnell Keim, Blüthe und Frucht auf einander drängen. Der Menſch möchte ihr noch zuvor eilen, und halb unreif pflückt er ſchon die Früchte von ſeinen Bäumen. Mit allen Kräften, raſch und überſpannt, geht es an die Arbeit: noch warm von der Werkſtatt wird ſie feil geboten, und findet ſie nicht gleich Lob und Lohn, ſo ſinkt dem Meiſter der Muth zur zweiten. Daſſelbe gilt auch von geiſtiger Arbeit, und in dieſem Felde repräſentiren die Improviſatoren, die das Publikum eigentlich ſchafft und zerſtört.

Im ſittlichen Charakter macht dieſe Ungeduld ſich nicht weniger geltend. Triumphirend im Glücke, verzweifelnd im Wechſel, im Argwohn mit halber Wahrſcheinlichkeit zur Rache entflammt, zerknirſcht in Reue, durch einen freundlichen Gruß zu warmer Anhänglichkeit bewogen, aufopfernd in der ungeprüften Freundſchaft, raſch zum grimmigſten Haſſe überſpringend aus grenzenloſer Liebe: alle dieſe Zuſtände ſind wohl öfter als einmal durch die Bruſt auch der Weiſeren gegangen und haben ſie mit ihrem Feuer, wie mit ihrem Eiſe geläutert.

Nun iſt's Zeit, daß ich ſchließe. Denn ſchon wieder bin ich auf dem nächſten Wege in die überirdiſchen Regionen, wohin Du Unheiliger mir nun einmal nicht folgen willſt. Lebe wohl!

Beilage zum ſechſten Briefe.

Volkslied aus Albano.

Discendi, o mia Bettina,
E non aver timor,
Che questa è la mattina,
Di favellar d'amor.

Discendi, che t'aspetta
Un fido tuo amator,
Discendi, mia diletta,
Non darmi più dolor.

„Io la tua compagnia
„Non la posso accettar,
„Perchè la madre mia
„Potrebbe capitar.

„E da giovane onesta
„Non mi posso azzardar,
„Son quì sulla finestra,
„Se tu mi vuoi parlar.“

Io la tua genitrice
L'ho veduta passar
Con una pescatrice
Sulla riva del mar.

E se ne va belbello.
Del buon fresco a pigliar,
E verso del Castello,
Non vi è da dubitar.

„Che pretensione è quella,
„Volermi comandar?
„Sappi, ch' io son zitella,
„E non mi disturbar.

„Se a basso non vengo io,
„Tu mi puoi ben capir,
„Un ordine tengo io,
„Lo deggio eseguir.

„Rammenta il tuo pensiero,
„Che non potrai mentir,
„Tu sei un lusinghiero,
„Venuto per tradir."

Non sono un lusinghiero,
Neppure un traditor,
Ti parlo da sincero,
Non tengo altro amor.

„E se brami d'amarmi,
„Ascolta il mio dir,
„Ch' io voglio ritirarmi,
„Qualchuno puol venir.

„Domani un foglio scritto
„Ti farò capitar,
„E bada di star zitto,
„Saperti regolar."

Ein

Siebenter Brief.

Albano, den 29ſten Juli 1818.

Ich fürchte, daß ich Dich in meinem letzten und vorigen Briefe mit allgemeinen Betrachtungen und litterariſchen Notizen ermüdet habe, mein Freund, und ſo will ich Dich denn heute in freier, grüner Natur für das trockene Feld ſchadlos halten, das Du in ihnen mit mir durchwandert haſt. Auf die Berge wollen wir ſteigen und uns umſchauen in der blühenden Gegend: wir wollen in die Hütten des Landmannes treten, nach ſeinen Geſchäften ihn befragen und von ſeinen Früchten koſten: auch die Hirten in der Ebene laß uns beſuchen und ihre Heerden zählen: der Winzer ſoll uns mit ſeinen Reben und der Oſte mit ſeinem Weine bekannt machen.

Ich habe in der Zeit meines Landlebens und zum Theil ſchon in früheren Ausflügen das Albanergebirge vielfach umſtrichen und durchkreuzt, und noch jeden Morgen mache ich einen kurzen Ritt in der Nachbarſchaft umher, nach Marino, gen Grotta ferrata und Frascati, auf den Monte Cavo, oder durch den Waldweg nach Nemi hinab. Die Eſel bieten ſich zu ſolchen kleinen Reiſen bequem und wohlfeil dar: ſie kennen alle Fußſteige durch die Felſen und man läßt ſie ungezügelt gehen: denn ſie treten am ſicherſten an den ſteilen Abhängen, wenn man ſie gar nicht regiert: das iſt aber um ſo leichter, da ſie ſtatt eines Zaumes meiſt nur einen Strick um den Kopf geſchlagen haben, als Halfter, der dem Reiter keine Macht über ſie giebt. Die Sättel eignen ſich zum Querſitzen, nach Art der Frauen, woran man ſich leicht gewöhnt, wenn man nicht einen eigenen Sattel mit Steigbügeln auflegen will. So könnteſt Du Deinen Freund in den Schatten der Kaſtanienwälder ſchon vor Sonnenaufgange traben ſehen, und gern geſellt ſich in der Frühe ein Wandrer zu dem andern, wo der Weg es vergönnen will. Ich erzähle dem ſtaunenden Albaner von unſerm Eiſe und Schnee, aber auch von der verſtändigen Bequemlichkeit unſrer Wohnungen, von dem Kunſtfleiße unſrer

Städte und dem wohlgeordneten Anbau unſres Landes: dafür muß er mir Rede ſtehen mit ſeiner Erfahrung und Erkenntniß: er nennt mir die Bäume, die am Wege grünen und beſchreibt mir ihre Früchte; wer der Beſitzer der Gegend ſei, wie viele Pächter ſie theilen, welche Saat am ergiebigſten in dieſem Boden gedeihe, welche Pflege dieſe und jene Pflanze erfordere — darüber kann er mir anſchaulich, wenn auch nicht eben vollſtändig, Aufſchluß ertheilen: an dem lebendigen Bilde ergänzt ſich Fehlendes gar leicht.

Das Albanergebirge erhebt ſich in faſt eirunder Geſtalt, wie eine grüne Oaſe, aus der öden, unfruchtbaren Kampagne. Die Geologen wiſſen es zu beweiſen, daß die Ebenen des alten Latiums bis an den Bogen der Sabiniſchen, Äquiſchen und Volskiſchen Berge, der es auf der Südoſtſeite umſchließt, ſo wie die etruskiſchen Küſten auf dem jenſeitigen Tiberufer vor Zeiten einen großen Meerbuſen bildeten, in welchem dann das Albanergebirge und der Sorakte als Inſeln emporſtiegen. Das Vorgebirge von Terracina begrenzte ihn gegen Süden, und der Felſen der Circe, der ſich jetzt als Halbinſel in das Meer hinausſtreckt, war zu Homer's Zeiten noch ein

Eiland; nördlich endigten ihn die Höhen von Civita vecchia. Damals ergoß ſich der Tiber in die See, wo er jetzt in zuſammengedrängter Fülle aus dem engen Felsthale hervorbricht und in der Ebene ein breiteres Bette und einen ruhigeren Fluß gewinnt. Seit den Zeiten, die Virgil in der Äneide beſungen hat, iſt die Küſte von Oſtia und Laurentum nicht unbedeutend in das Meer hinausgewachſen. Die noch lebende Volksſage geht viel weiter in ihrem Glauben: ſie läßt den Äneas ſeine Schiffe an der weſtlichen Grenze des Albanergebirges anlegen, und noch hängt an einem alten Thurme zu Civita la Vigna, dem Lanuvium der Römer, der eiſerne Ring, durch den er ſeine Taue gezogen haben ſoll. Dieſe Sage beruht freilich zum Theil auf der Verwechſelung des neuen Namens la Vigna mit der alten Lavinia, die nichts als den Klang mit einander gemein haben; ſie hat aber daneben auch ihren feſteren Grund.

Der Landanſatz an den weſtlichen Meeresküſten iſt übrigens bekanntlich nicht allein in Italien, ſondern auch in Griechenland und Kleinaſien, und dort zwar mit noch geſchichtlicherer Sicherheit, nachzuweiſen. Gelehrte Unterſuchungen über dieſen

Punkt findeſt Du in vielen neueren Reiſebeſchreibungen, beſonders auch in den Abhandlungen über die Ebene von Troja: ich begnüge mich, Dir meine eigene Anſchauung unter Augen zu ſtellen. Vor einigen Tagen beſtieg ich den Monte Cavo, kurz vor Sonnenuntergange: von ſeinem Gipfel, auf der Stelle, wo der Tempel des Jupiter Latialis geſtanden hat, überſchauet man die Berge und die Ebene in unbeſchränkter Ausſicht. Die Sonne ging unter: da ſtiegen die Nebel rings umher in der Kampagne empor: Rom war darin untergegangen, auch der Tiber leuchtete nicht mehr durch die dichten Schleier, und weit hinaus floſſen ſie mit den Wolken und Wogen des Meeres zuſammen. Aber klar und hell ſtanden die Höhen, wie Inſeln und Ufer, in dem dunklen Ozeane, und ich ſahe erfüllt und erſchienen, was Andere muthmaßen und verkündigen.

Das Ei des Albanergebirges ſtreckt ſich in der Länge von funfzehn bis ſechszehn römiſchen Miglien in faſt paralleler Richtung mit dem Tiberfluſſe, von den äquiſchen Grenzen nach dem Meere aus: ſeine größte Breite beträgt nicht über zwölf Miglien. Die Endpunkte der Länge ſind das Dorf **la Colonna**, dem alten **Präneſte** gegenüber, und die Vorſprünge des vulkaniſchen Hügel unter **Civita la Vigna**, in der Richtung nach **Ardea**. In der Breite tritt **Frascati** gegen **Rom** am weiteſten hervor, und **Velletri** zieht ſich nach den pontiniſchen Sümpfen hinaus. Der heilige **Mons Albanus**, jetzt **Monte Cavo**, erhebt ſich faſt in der Mitte des Gebirgskreiſes: man giebt ſeine Höhe zu 2920 Pariſer Fuß über der Meeresfläche an. Der **Mons Artemiſius**, über **Nemi** und **Velletri**, kann ſich mit ihm meſſen, doch **ſcheint** er weniger hoch, weil er einen breiteren Gipfel hat und ſich zwiſchen anſehnlichen Nachbarn eingeſchloſſen befindet.

Die Sage führt dem Albanergebirge ſeine erſte Bevölkerung aus Griechenland zu. Oreſtes brachte die Bildſäule und den grauſamen Dienſt der tauriſchen Diana an die Ufer des See's von **Nemi**, der bis jetzt den Namen des Dianenſpiegels bewahrt hat, und von den hohen, immergrünen Eichen des Parkes **Ghigi** bei **Aricia** wird behauptet, daß ſie in unvermiſchter Geſchlechtsfolge aus dem heiligen Haine der Göttin abſtammten. Ein Sohn des **Ulyſſes** und der

Circe gründete Tusculum auf den Höhen über dem heutigen Frascati. Auch die Bewohner der benachbarten äquiſchen und volskiſchen Gauen lockte das fruchtbare Land herüber; die Äquer führten eine Kolonie auf den Berg Algidus, und die Volsker erbaueten Veliträ auf dem in ihre Ebene vorſpringenden Hügel.

Der Sohn des Äneas iſt der Gründer der Stadt und des Reiches Alba longa, das in wenigen Jahrhunderten die lateiniſchen Berge und Ebenen mit ſeinen Pflanzſtädten bedeckte, bis eine derſelben, die von der Natur am wenigſten dazu berufen ſchien, den Mutterſtaat überwuchs und verſchlang. Livius giebt eine rührende Beſchreibung von der Zerſtörung der alten Stadt und der Ausführung ihrer Bürger: man lernt die Stelle hier erſt recht fühlen und verſtehen: die ſtumme Trauer, die ſtarre Gleichgültigkeit, mit der ſie bis zum Einſturze der Dächer in ihren Häuſern ſaßen, wie ſie ihre Habſeligkeiten zu retten vernachläſſigten, um nur noch einige Augenblicke in der lieben Vaterſtadt zu gewinnen, wie ſie dann hinabſtiegen in die öde Ebene, weinend und händeringend, und mit naſſen Blicken zurückſchaueten auf die grünen, blühenden Höhen und auf den klaren See. Eine Stunde zerſtörte das Werk von vier Jahrhunderten: nur die Tempel der Götter verſchonte man, und der des Jupiter auf dem Gipfel des Albanerberges ward das gemeinſchaftliche Heiligthum des lateiniſchen Bundes: auf ſeinen Grundmauern ruht das Kloſter der Paſſioniſten. Rom wuchs durch den Untergang der Mutterſtadt: die ausgeführten Albaner verdoppelten die Zahl ſeiner Bürger. Sie zu faſſen, ward der Mons Cölius angebauet, und der fruchtbare Boden der verlaſſenen Berge ernährte die Hauptſtadt von ſeinem Reichthume.

Die Stadt Albano bildet ſich viel darauf ein, die Mutter von Rom zu ſeyn. Jedes Kind weiß hier die Geſchichte des Aſkanius und die von dem Kampfe der Horazier und Kuriazier zu erzählen und zeigt dem Fremden mit ſtolzer Zuverſicht die beiden Grabmonumente, die dieſe Namen tragen. Es iſt aber bekannt, daß das alte Alba auf der andern Seite des See's, dicht am Fuße des Monte Cavo lag, da wo jetzt das Kloſter Palazzuolo ſteht. Die neue Stadt verdankt ihren Urſprung und Namen der

Villa des Pompejus,*) die an der appiſchen Straße, unterhalb des See's, mit ihren Gärten, Tempeln, Theatern, Bädern und Soldatengebäuden einen viel größeren Raum umſchloß, als das ganze Örtchen heutiges Tages bedecken kann. Späterhin wählte der Kaiſer Domitian dieſelbe Lage für ſeinen Landſitz, deſſen Pracht und Größe die Überbleibſel des pompejiſchen verſchlang. Die Unzahl von Ruinen, welche in der Stadt und ihren Gärten gezeigt werden, gehören ſämmtlich dieſen beiden Villen an, und die meiſten Kirchen ſind ihre Tempel geweſen. Mit vieler Wahrſcheinlichkeit hält man daher auch das ſogenannte Grabmal der Horazier und Kuriazier für das Monument, in welchem Kornelia die Aſche ihres Gemahles beiſetzte.

Der Boden der römiſchen Ebenen iſt aus Meerſand und vulkaniſchen Erden zuſammengeſetzt und erhebt ſich teraſſenartig von dem Meere gegen die Berge. Auf dem etruſkiſchen Tiberufer ſind ſie am meiſten durch Anhöhen und wogenähnliche Hügelreihen beunruhigt, und in den pontiniſchen

---

*) Albanum, scilicet praedium. Siehe Cicero ad Attic. IV. 11.

Sümpfen hat ſich die Fläche zum weiteſten ununterbrochen gehalten. Unterirdiſche Feuer haben den Grund des Landes ausgehöhlt und ſeine Decke hie und da emporgetrieben, dieß bezeugen nicht nur die Formen der Hügel, ſondern auch ihre Beſtandtheile, Puzzolanerde, Aſche, Bimſtein, Lava, Schwefel, Verſteinerungen, beſonders von Meerprodukten, und Tufſtein. Die verſchiedenen Miſchungen und Alter der vulkaniſchen Erden geben dem Lande hier eine unerſchöpfliche Fruchtbarkeit und dort eine träge Dürre. Die größeren Vulkane der Kampagne ſind ausgebrannt und waren es ſchon vor den geſchichtlichen Zeiten: ihre eingeſtürzten Krater bilden meiſtentheils Seen von ſüßem Waſſer, wie den von Gabii, den Regillus, die von S. Giuliano und Bracciano: andere ſind jetzt trocken, wie der Juturnaſee und der Krater bei Baccano.

Das Albanergebirge giebt ſeinen vulkaniſchen Urſprung ebenfalls in äußerer Bildung und innerer Natur deutlich zu erkennen; aber in ihm hat die Macht des Feuers nur gearbeitet, um ein Wunder der Schönheit und Fülle, gleichſam als Gegenſatz und Erſatz der ringsum verbreiteten Zerſtörung und Erſchöpfung, zu erzeugen. Überall geben Lava, beſonders die harte, ſchwarze, baſaltartige, und Tufſtein, den Grundbeſtand der Felſen, und die vulkaniſchen Erſcheinungen der Ebene, Schwefelquellen, Erdfeuer und Verſteinerungen, finden ſich auch hier. Die Aſche, welche die Felder bedeckt, iſt nicht, wie dort, von dem Salze des Meerwaſſers ausgeſogen und entkräftet, ſondern in warmer Thätigkeit. Nicht weniger ergiebig iſt der Kalkboden, der auch einen Theil des Gebirges einnimmt, und die Thonerde um Monte Porzio und Rocca Priora. Nur wenige Höhen, namentlich die des Monte Compatri und Monte Aglio*) deckt unfruchtbarer Sand.

Der Monte Cavo iſt ein ausgebrannter Vulkan. An vielen Stellen klingt er hohl unter dem Tritte des Wanderers, daher ſein Name. Der Einſturz zweier Nebenkrater bildete an ſeinem Fuße die anmuthigen Seen von Albano und Nemi. Die Römer nennen ſie oft eine Brille des Monte Cavo, und das ſpaßhafte Bild wird Einem auf dem Gipfel des Berges recht begreiflich, nur daß das eine Glas, nämlich der

---

*) Der Mons Algidus der Alten.

See von Nemi, etwas kleiner iſt, als ſein Nachbar. Beide liegen in dem Grunde tiefer, runder Keſſel, die theils mit üppiger Waldung, theils mit Gartenfeldern bedeckt ſind und dem eng zuſammengeſchloſſenen Waſſer hie und da einen ſchmalen Erdſaum gönnen. Die Ufer des Albanerſee's ſind hoch und ſteil auf der Seite des Bergfußes und ſenken ſich allmählig gegen Caſtel Gandolfo und Marino hinab, wo die Gebirge ſich in die Ebene zu verlieren anfangen. Der Abſturz wird in dieſer Geſtalt ſehr einleuchtend.

Das Gebirge ſenkt ſich nach allen Seiten ſanft und gleichförmig in die Ebene hinab: nur einige kegelförmige Hügel und vorſpringende Felszweige ſtören beſonders auf der Meerſeite die ruhige Vereinigung mit der Fläche. Dieſe Hügel, ſpäteren vulkaniſchen Urſprungs, erheben ſich am Fuße des Gebirges zu nicht unbedeutender Höhe. Ich nenne Dir den Monte Savelli mit den Ruinen der Burg aus den Zeiten des Mittelalters, den Vulkan unter Genzano, den Monte Giove, ſonſt Martius Collis, und den eingeſtürzten Hügel der Juturna. Dieſe und die unteren Regionen des ganzen

Gebirges ſind mit Ölpflanzungen und Wein bedeckt, auf den Gipfeln wachſen Kaſtanien und Eichen, mit anderer Waldung gemiſcht, und in den Feldern wird Getreide zwiſchen Obſtbaumpflanzungen und Gartenfrüchten gebauet.

Ich kann Dir die Größe der Bevölkerung des Albanergebirges nicht in einer Zahl angeben, doch wird die Menge der Ortſchaften, welche ein Raum von ſechszehn Miglien äußerſter Länge und zwölf Miglien äußerſter Breite einſchließt, Dir einen aushelfenden Begriff davon geben. Die bedeutendſten Städtchen, außer Albano, ſind Frascati, Genzano und Velletri, von Flecken und Dörfern *) kenne ich Marino, Caſtel Gandolfo, Aricia, Civita la Vigna, Nemi, la Colonna, Rocca Priora, Monte Compatri, S. Silveſtro, Monte Porzio, Rocca di Papa und Grotta ferrata, der einzelnen Pachthäuſer, Klöſter und Oſterien gar nicht zu gedenken. Es iſt kaum begreiflich, wie dieſe Volksmenge, bei gänzlichem

---

*) Die Benennungen ſind nach unſerer Ordnung gewählt, ſonſt würden faſt alle angeführten Ortſchaften auf den Titel von Städten Anſpruch machen.

Mangel an Bergbau und Fabriken, ſich in ſo kleinem Umkreiſe erhalten kann: und dennoch iſt die Armuth und Arbeitsloſigkeit gerade hier auffallend geringer, als in anderen, nicht unfruchtbareren Gegenden des römiſchen Gebietes, und in Albano und Genzano herrſcht faſt durchaus bürgerlicher Wohlſtand. Die Nähe der unfruchtbaren Hauptſtadt kommt der Ergiebigkeit des albaniſchen Bodens ſehr zu Hülfe, und die Eintheilung des Landes in kleinere Pachtungen verbeſſert den Anbau und ſpaltet den Gewinn. Der Fiſchfang in den beiden Seen ernährt auch einige Pächter, und die unfruchtbaren Höhen dienen den Schafen und Ziegen zur Weide. Aber die größere Viehzucht hat ſich in die Ebenen begeben müſſen.

Nach dieſem flüchtigen Überblicke unſres ganzen Lokals, wollen wir auf einzelne Punkte, die uns beſonders anziehen, zu genauerer Betrachtung zurückkehren.

Im Mittelalter beſaß die Familie Savelli, dieſelbe, welche in Rom die alten Ringmauern des Marzelliſchen Theaters zu einem feſten Schloſſe umſchuf, den größten Theil des Albanergebirges als Feudum. Die Ruinen ihrer Stammburg bedecken den Gipfel des Monte Savelli unter Albano. Allmählig ſank die Macht und der Reichthum des edlen Hauſes und ſeine Beſitzungen zerſtreueten ſich.*) So ward Albano ein päbſtliches Kammergut, und Aricia wußte Pabſt Chigi in den Beſitz ſeiner Familie zu bringen. Auch die großen Güter des Prinzen Borgheſe bei Frascati und die des Herzogs Braschi bei Nemi, anderer nicht zu gedenken, ſind durch den Nepotismus der Päbſte aus ihren Häuſern Familieneigenthum geworden. Einen Theil der Ländereien beſitzen noch die Klöſter, Kirchen und Brüderſchaften.

Die herrſchaftlichen Eigenthümer haben ſich Palläſte in ihren Ortſchaften, und Villen auf den anmuthigſten Punkten ihrer Beſitzungen erbauet, und laſſen die dazu gehörigen Gärten, Weinpflanzungen, Wieſen und Felder meiſtentheils auf eigene Rechnung verwalten. Die übrigen Ländereien haben ſie, in kleine Stücke zerſchnitten, an ihre Unterthanen vertheilt, welche ihnen die jährliche Pacht mit der Hälfte des Naturalertrages erlegen. Einige größere Pachtungen, beſonders von Weinbergen, werden auch an wohlhabende Bürger und Landleute, gegen eine nach demſelben Verhältniſſe feſtgeſtellte Geldſumme überlaſſen. Doch iſt es dem Wucher der römiſchen Ackerkaufleute*) noch nicht gelungen, den Handel mit dieſen bedeutenderen Pachtſtücken an ſich zu reißen.

---

*) Jetzt iſt die Familie ausgeſtorben.

Durch langen Beſitz und Vererbung von Vater auf Sohn ſind die herrſchaftlichen Äcker den Bearbeitern wie zum Eigenthum geworden, und ſie entrichten ihren Fruchtzins, wie eine Abgabe der Dienſtbarkeit. Hecken oder Gräben trennen die einzelnen Stücke von einander, die wiederum in Getreidefeld, Obſtgarten, Kohlacker, und ſind ſie von weiterem Umfange, auch in Weinpflanzung und Schilfboden zerſchnitten ſind. Die Olivenbäume ſtehen reihenweiſe in den größeren Saatfeldern, und auch andere Obſtpflanzungen, wenn ſie nicht gar zu dicht werden, ſind dem Getreidewuchſe durch ihre Schatten eher förderlich, als ſchädlich.

Der

---

*) Sie heißen Mercanti di tenute. Siehe weiter unten.

Der Fleiß und die Sittlichkeit der Bewohner des Albanergebirges, die ſelbſt der ſtrenge Seume, der eben nicht der ſcharfſichtigſte Beobachter des italieniſchen Volkes geweſen iſt, lobend anerkannt hat, geben uns einen Beweis, daß der römiſche Landmann, unter gleichen Bedingungen des Bodens und der Pacht, dem geprieſenen toskaniſchen an Betriebſamkeit und häuslicher Tugend nirgends nachſtehen würde. Und der Römer iſt noch genügſamer. Denn, wenn der Landbau auf den hieſigen Bergen, wie nicht zu läugnen iſt, den toskaniſchen in ſeinem Ertrage nicht erreicht, ſo iſt der Grund dieſer Erſcheinung nicht in der römiſchen Faulheit und Nachläſſigkeit zu ſuchen, ſondern einzig in der Unkenntniß der fremden ökonomiſchen Erfindungen und Verbeſſerungen, die ja eigentlich auch Erleichterungen ſind. Wenn der Einzelne ſie erfährt und begreift, ſo fehlt ihm Muth und Macht, ſie auszuführen, und von oben her wird nichts dafür gethan. Dazu kommt noch, daß der Römer feſter, als die andern Italiener, an ſeinem alten Herkommen hängt, und es auch gegen nützliche Neuerungen ſchwer aufgiebt. So hat ſich hier die Geſtalt und Einrichtung des antiken Pfluges faſt unverändert erhalten *), andrer Geräthſchaften und Verrichtungen nicht zu gedenken.

Ehe wir in die Ebene hinabſteigen, um uns dort mit dem Getreidebau und der Viehzucht bekannt zu machen, lade ich Dich noch zu einer Seitenſtreiferei in das Gebiet des Bacchus ein, der auf dieſen Bergen vor allen andern Göttern gefeiert und gepflegt wird. In dieſer ſaftigen Diſziplin, mein werther Freund, ſind wir beide weniger Laien, als in der trockenen Ökonomie, und ich werde ſie daher gründlicher und gefälliger behandeln können.

Die Trauben des Albanergebirges waren bei den Alten hoch geſchätzt und beliebt. Der Naturhiſtoriker Plinius giebt ihnen den dritten Rang unter allen in Italien wachſenden einheimiſchen und fremden Rebenfrüchten. Derſelbe und Kolumella erzählen, daß die Uvae eugeniae **) von den Tauromeniſchen Hügeln in das römiſche Land verpflanzt wurden, das ihnen aber gar wenig zuſagte und ſie in kurzer Zeit ihres edlen Namens unwürdig machte. Nur auf den Albanerbergen bewahrten ſie ihre angeborene Tugend. Plinius kennt zwei Gattungen ihres Saftes, den ſehr ſüßen und den herben Albanerwein: letzterer ſollte dem Magen noch zuträglicher ſeyn, als der Falerner, aber er war ſeltener, als der ſüße, der den Leib aufblies und der Verdauung hinderlich wurde. Beide galten jedoch für nervenſtärkend. Durch das Alter ging auch die ſüße Gattung in einen herberen Geſchmack über, und in dieſer Wechſelperiode mochte das überneunjährige Fäßchen des Horaz ſich befinden, als er ſeine Phyllis zu deſſen Mitgenuſſe einlud. Denn gerade in dieſem Übergange ward er als angenehm und wohlthuend gerühmt. Aus demſelben Dichter wiſſen wir auch, daß die Albanertraube ſich vor anderen eignete, in der Luft getrocknet und für den Winter aufbewahrt zu werden.*)

---

*) S. Voß zu Virgils Landbau I. v. 169—175, mit dem dazu gehörigen Kupfer.

**) Eugenia uva, cum generositatis cognomine. Plin. XIV. 2. Und für das Folgende ſiehe c. 6. und XXIII. c. 1.

Ob das alte Gewächs ſich auf den Albanerbergen bis heute erhalten, und wie viel es dann durch Vermiſchung und veränderte Behandlung von ſeiner Ehre verloren hat, möchte ſchwer auszumitteln ſeyn. Erfreulich iſt die Geſchmacksverwandtſchaft zweier Gattungen des neuen Albanerweins mit dem alten und ſein wohl bewahrter Ruf. Denn noch liefern die Anhöhen von Genzano, Civita la Vigna, Velletri und Monte Porzio den ſchmackhafteſten und wohlthätigſten Wein im ganzen römiſchen Staate, und auch der weniger geſchätzte von Albano, Fraſkati und Marino zeichnet ſich doch durch Geiſt und Haltbarkeit vor den Weinen der Ebene aus.

---

*) Uva passa. Siehe Serm. II. 4. 72 und für das Vorige Od. IV. 11.

Die beſten und größten Weinpflanzungen ſind auf den ſanften Hügeln, mit denen ſich das Gebirge in die Ebene verliert, beſonders auf der Meerſeite. Die Reben werden an Rohrſtäben gezogen, die etwa eine Mannshöhe meſſen und reihenweiſe, wie am Rheine, geordnet ſind. Der Weinſtock wird zweimal mit der Hippe beſchnitten und zweimal abgelaubt. Dieſe Rebenzucht iſt weniger mahleriſch, als die auf den ſabiniſchen Bergen, in Toſkana, der Lombardei und der Kampaniſchen Ebene eingeführte, aber ſie iſt der Frucht zuträglicher. Die Baumrebe ſchießt dort zu wild in's Holz und erſchöpft ſich in Umrankungen; die Beſchneidung und Belaubung iſt beſchwerlicher und wird in manchen Pflanzungen ganz unterlaſſen. Höchſtens giebt man ſich dann die Mühe, die von den Zweigen herabfallenden Schößlinge abzunehmen oder an den nachbarlichen Stamm anzubinden. Zwar ſiegt die allmächtige Natur des Landes auch ſo über menſchlichen Mißverſtand und Trägheit: ſie ſchenkt jedem Jahre ſeinen vollen Bedarf, und iſt der Trank nicht eben zu verachten. Aber ſelten erreicht er unangefochten die neue Erndte, und der meiſte geht ſchon ein Paar Monate früher in Eſſig über. Daher werden denn die gerühmteſten und verſendbaren italieniſchen Weine faſt alle von kurzen Stockreben gewonnen, wie z. B. die Sorten der Inſel Iſchia.

Das Rohr wird auf einem eigenen Ackerſtücke neben der Vigne gebauet: es iſt die hohe Gattung, die Linné Arundo donax benannt hat. Die grünen Blätter, welche bei der Schneidung der Stäbe abfallen, dienen den Eſeln und Ochſen zum Futter, und die verbrauchten Rebenhalter benutzt man zur Heizung.

Es laſſen ſich drei Hauptgattungen des Albanerweines unterſcheiden: der gelbe ſüße, der um Civita la Vigna die höchſte Güte erreicht und von welchem der Dolcissimo di Genzano eine Spielart iſt: der gelbe herbe oder ſtarke *), der in denſelben Gegenden den Preis gewinnt: endlich der rothe, der bei Civita la Vigna am dunkelſten und heißeſten ausfällt, und um Velletri und Monte Porzio häufiger als der gelbe gebauet wird. Die Römer lieben ein Gemiſch von drei Vierteln herben und einem Viertel ſüßen Weines, als täglichen Tiſchtrank.

Die Weinleſe in und um Rom beginnt mit dem Ende des Septembers und bis zu dem Anfange des Novembers dauern die Bacchanalien auf dem grünen Plane am Monte Teſtaccio. Die kühlen Keller dieſes Berges verſchließen die beſten einheimiſchen Weine und zu den Oktoberfeſten werden die älteſten Fäſſer angezapft. Aus ihnen habe ich erſt die Tugend der albaniſchen Weine erkennen gelernt: ein zwanzigjähriger herber aus Civita la Vigna war Balſam geworden, unvergleichlich in Duft, Weichheit und Wärme. Daneben ſchenken die Winzer aber auch friſchen Moſt, und der unabſehbare Raſenplatz iſt mit Tiſchen, Bänken, Fäſſern, Flaſchen und jubelnden

---

*) Die Römer nennen ihn Vino forte.

Menſchen über und über beſäet. Die Winzerinnen tanzen den Saltarello, die Männer ſpielen die Laute dazu, und auch die Tambourins und Dudelſäcke dürfen nicht fehlen. Die vornehmen Städter und Städterinnen wandeln als Zuſchauer dazwiſchen, aber die mächtige Freude zieht ſie bald in ihren Zauberkreis hinein. Die Pyramide des Ceſtius blickt ernſt und mahnend auf die Tänzer und Zecher herab, aber ſie ſtört den Schwung des Feſtes nicht, ſondern beflügelt ihn wohl. Denn noch heute ruft der Tod den Römern die alte Lehre zu:

> — Vina et unguenta et nimium breves
> Flores amoenae ferre jube rosae,
> Dum res et aetas et sororum
> Fila trium patiuntur atrae!

Über die Ökonomie der römiſchen Ebene hat **Bonſtetten** in ſeiner Reiſe durch das alte Latium einige ſchätzbare Beobachtungen mitgetheilt, und gründlicher behandelt ſie **Lullin de Chateauvieux** in ſeinen Briefen aus Italien. *)

---

*) **Paris** 1816. Zwei Oktavbände.

Die Campagna di Roma in weiterer Bedeutung*), das heißt, die Ebene zwiſchen dem Vorgebirge von Terracina und dem Tiberufer in der Länge, und von der Meeresküſte bis an die Sabinerberge in der Breite, mißt gegen 1000 römiſche Quadratmiglien oder etwas mehr als 60 deutſche Quadratmeilen. Hundert Eigenthümer, um bei runden Zahlen zu bleiben, theilen ihren Beſitz: ein Zehntheil mag der Kirche angehören, das Übrige dem Adel. Für dieſe hundert Güter kann man nicht mehr als einige dreißig Pächter rechnen, alſo im Durchſchnitt drei Beſitzungen auf eine Pacht. Die Pächter heißen Mercanti di tenute, Ackerkaufleute, wie ich dieſe Worte oben überſetzt habe, und leben in der Stadt, wo ſie ihr Büreau halten. Sie beſolden einen Ökonomen, der in dem Caſale oder dem Vorwerke, wenn Du eine deutſche Benennung verlangſt, mit wenigem beſtändigen Geſinde und ohne Familie wohnt, und Land und Heerden auf Rechnung des Kaufmanns verwaltet.**) Dieſer reitet vielleicht ein Paar Mal des Jahres hinaus und revidirt die Felder und Weiden, wenn man es Reviſion nennen will, daß er an der Seite des Verwalters in langem Galopp über die geſundeſten Striche der Pachtung ſprengt.

---

*) In der weiteſten Bedeutung würde ſie auch die etruſkiſche Küſte jenſeit des Tiber bis an die Höhen von Civita vecchia in ſich begreifen.

**) Dieſer Ökonom heißt auf römiſch il Fattore.

Die Ackerkaufleute haben ſich in den Zeiten des hohen Kornpreiſes ſo bereichert, daß ſie jetzt nicht ſelten fünf der größten Beſitzungen in einer Pacht zu vereinigen im Stande ſind, und durch ſolche Umſtände und Mittel haben ſie die Ökonomie der Ebene gleichſam zu ihrem Monopole zu machen gewußt. Denn die meiſten Kontrakte werden auf Lebenszeit des Pächters geſtellt, der ſeines Rechtes nur durch dreijährigen Rückſtand des Pachtgeldes verluſtig geht; der kürzeſte Kontrakt iſt neunjährig, das iſt, für drei Getreideerndten.

Die Ökonomie theilt ſich in Getreidebau und Viehzucht: das Pachtgeld wird aber nur nach dem pflugbaren Ackerbeſtande berechnet: die dürren Hügel, die ſumpfigen Niederungen und die waldigen Meeresküſten kommen in keinen Anſchlag. Ein großes Feldſtück wird mit dem Anfange des Frühlings zur Saat abgeſteckt und der Raſen durch den erſten Pflugübergang umgeworfen. Nach einigen Monaten hat die Sonne den Raſen verbrannt und der Pflug wird zum zweiten Male in entgegengeſetzter Richtung über das gebrochene Feld geführt. In der heißen Zeit folgen dann noch zwei Auflockerungen in kreuzweiſen Diagonalen, ſo daß, nach Virgils Regel, die Schollen von der Sonne durch und durch gekocht werden.*) Sehr zäher, ſcholliger Acker fordert wohl noch einen fünften Pflugübergang, und Bonſtetten führt ihrer ſechs mit Namen an, deren Richtigkeit ich aber nicht verbürgen kann.**) Der Pflug beſteht aus einer einfachen Deichſel, an deren Ende das gekrümmte Eiſen befeſtigt iſt, das die Erde umwirft. Darüber iſt ein hoher Stock angebracht, der die ganze Maſchine lenken muß. Vier bis ſechs Ochſen oder Büffel, mit einem ſtarken Stirnholze zuſammengejocht, ziehen den Pflug, und der Führer regiert den Lenkſtock mit einer Hand. Die zahlreichen Heerden der Pachtung liefern den erforderlichen Dünger und mehr; dazu wird das ausgedroſchene Stroh auf dem Acker verbrannt und die Aſche darüber ausgeſtreuet.

---

*) Virgil. Georg. L. I. v. 63—66.

**) Sie ſind nach der Zeitfolge: rupitura, reconditura, refenitura, rinquartatura, rinfrescatura, sematura.

Gegen das Ende der heißen Jahreszeit, im September, wird geſäet, und der Saat folgen in kurzem die Regenmonate. Nach der Erndte, die der unſrigen mehr als vier Wochen vorläuft, wird die Erde einer einjährigen Brache überlaſſen und überwächſt mit Raſen und Wuchergeſträuchen. Das Dreſchen geſchicht auf folgende Weiſe: es wird ein runder, harter und trockener Platz auf dem Felde zur Tenne ausgewählt und mit Garben belegt: dann wird eine Reihe von drei bis ſechs Pferden, je nachdem der Durchmeſſer des Kreiſes länger oder kürzer iſt, vom Mittelpunkte aus in der Runde darüber hin getrieben, bis die Ähren ausgetreten ſind. Nicht ſelten wählt man die glatten Landſtraßen zu Tennen, wo alsdann die Reuter und Wagen auch mit dreſchen helfen. Der Erndteertrag iſt im Durchſchnitte Zehn für Eins: in den Pontinen ſteigt er aber bis über Fünfzehn.

Alle Geſchäfte des Ackerbaues in der Kampagne werden ſchnell und durch eine große Zahl von Arbeitern und Zugthieren betrieben. Die Taglöhner kommen aus den Abruzzen und den Sabinerbergen, wo ſie ihre Familie zurücklaſſen, um für ihren Unterhalt, [illegible]ſundheit und

Leben zu verdingen. Sie werden ſchlecht bezahlt und bringen den kleinen Verdienſt oft krank nach Hauſe: Andere ſterben während der Ernte. Die Pachtungen haben nur ein enges Caſale, das kaum den Fattore und ſein Geſinde faßt: die Arbeiter müſſen alſo im Felde ſchlafen, und obſchon ſie ſich gegen Annäherung der Nacht in dicke Schafpelze hüllen und flackernde Strohfeuer um ihren Lagerplatz anzünden, weiß die böſe Luft und der kalte Thau ſie dennoch zu erreichen.

Der größte Theil einer Kampagnenpachtung beſteht aus Viehweiden. In den kleinen Eichenwäldern, zunächſt dem Meeresufer, werden beſonders Schweine gemäſtet. Die Stutereien der römiſchen Ebene waren ehemals berühmt: jeder Signore ließ die ſeinige auf eigene Rechnung verwalten und hielt auf unvermiſchte Race. Jetzt liefern dieſe Stutereien unſcheinbare aber ausdauernde Zugpferde. In den Pontinen laufen ſie halb wild neben den Poſthäuſern umher: man fängt ſie ein, indem man ihnen eine Schleiſe geſchickt um den Hals wirft, und ſo werden ſie in den Wagen geſpannt, mit dem ſie wie der Blitz über die ebene Straße fliegen. Jeder Hirt hat ein Pferd [illegible] ſeinem Dienſte, worauf er, mit einer langen hölzernen Lanze und zuweilen noch mit einer Büchſe bewaffnet, ſeinen Diſtrikt bereitet.

Das Rindvieh der Kampagne iſt groß und ſtark, hat lange breite Hörner*) und ein graues oder weißliches Fell. Die Race iſt wenig ergiebig an Milch, aber vortrefflich zur Arbeit und zum Schlachten. In den Melkereien findet man faſt durch ganz Italien die lombardiſche Race, ein Gemiſch des Schweizerviehes mit ungariſchem: ſie iſt kleiner, ſchwachfüßiger und von röthlicher Farbe. In der Kampagne ſind keine Melkereien von Umfange.

Die Büffel waren den alten Römern unbekannt. Erſt im ſiebenten Jahrhundert ſind ſie aus Afrika nach Italien gekommen. Sie weiden in großen Heerden auf den römiſchen Niederungen und Meeresufern, beſonders in den Pontinen und auf der heiligen Inſel bei Oſtia. Sie ſind wild und greifen auch ungereizt den Fußgänger an: aber das Pferd fürchten ſie und kennen auch die Stimme ihrer Hirten. Dieſe haben jedem ſeinen Namen gegeben, wobei ſie ihn rufen. In der Hitze des Tages ſteigen die Büffel in die mit Schilf und andern Waſſerpflanzen bedeckten Kanäle hinab und verſinken allmählig ſo tief in den Sumpfgrund, daß nur der aufgereckte Kopf noch herausſieht. So ſtehen ſie bis zur Nacht unbeweglich; dann reiten die Hirten mit hellem Geſchrei durch die Weiden und ſchlagen mit der Lanze in das Waſſer, worauf die ſchwarzen Thiere, ganz mit Schlamm und Sumpfblättern überdeckt, langſam hervorſteigen. Sie werden, wie die Rinder, an Pflug und Wagen geſpannt, und ihre Milch giebt den beliebten Käſe, der, in kleine Blaſen geſchloſſen, bis nach Deutſchland verſendet wird. Friſch iſt er, zwiſchen Semmelſcheiben geröſtet, eine der angenehmſten Faſtenſpeiſen.

---

*) Ein Sprüchwort vergleicht die römiſchen Ehemänner mit dieſer Race der Kampagne.

Neben dieſen großen Heerden irren auch Schafe und Ziegen auf den weniger ergiebigen Hügeln umher. Die Hirten kommen, wie die Feldarbeiter, von den Abruzzen und den Sabinerbergen und dienen großentheils den Winter über ohne Lohn, bloß um tägliche Nahrung und für die Erlaubniß, ein paar eigene Ziegen oder Schafe mit auf die Weide geben zu laſſen. Im Sommer muß, bei wachſender Hitze und Dürre, das große Vieh abwechſelnd auf die Berge getrieben werden, theils, weil Nahrung in der Ebene mangelt, theils, weil die böſe Luft in der Dauer auch auf die Thiere nicht ohne Wirkung bleibt. Die Gipfel der Apenninen, von denen der Schnee eben heruntergeſchmolzen iſt; geben dann friſche, grüne Moosweide.

Dieß mag genug ſein über römiſche Ökonomie, von einem Laien zu einem Laien geſprochen. Ihre Einfachheit und Rohheit erleichtert mir die Einſicht und Mittheilung: von unſrer oder engliſcher Landwirthſchaft müſſen die Ungelehrten wohl ſchweigen. Du wirſt auch ohne meine Hinweiſung bemerkt haben, wie der Getreidebau und die Viehzucht der Kampagne mit ihrer Unzulänglichkeiten und Mißbräuchen in der Natur ihres Lokals bedingt ſind, welche ſie nöthigt, mit Hintanſetzung kleiner Stückvortheile und Nebengewinne, ihr Augenmerk auf große Maſſen und Räume und deren möglichſt einfache und ſchnelle Benutzung zu richten. Eine gleiche Anſicht gewähren die jenſeitigen Tiberufer bis gen Civitavecchia, und die erfindungsreiche toſkaniſche Ökonomie, noch dazu von der Landesregierung angeregt und unterſtützt, kann aus den Maremmen, welche die Hälfte des wohlgeordneten Staates einnehmen, kein beſſeres Ergebniß ziehen, als das vielverſchrieene, faule, liederliche Rom aus ſeiner Kampagne. Ich empfehle Dir und allen denen, die ſich über die hier berührten Gegenſtände gründlicher unterrichten wollen, die ſchon angeführten Briefe des Lullin de Chateauvieux, welche in einer angenehmen und auch für Laien faßlichen Darſtellung die ökonomiſche Kunſt der Italiener von den Grenzen der Alpen bis in den Meerbuſen von Päſtum beobachtet und mit unbefangener Einſicht beurtheilt haben. Was in dem Buche über dieſes Thema hinausgeht, magſt Du überſchlagen: es iſt Deklamation, hohle klingende franzöſiſche Deklamation.

Leb wohl, mein werther Freund, und vergiß nicht, mir in Deinem nächſten Briefe eine förmliche Abſolution von meiner Federträgheit zu überſchicken, ſonſt muß ich Dir Bücher zu ſchreiben anfangen: denn für einen Brief iſt meine heutige Sendung doch lang genug?

Achter Brief.

Albano, den 1ſten Auguſt 1818.

Heute wünſcht man ſich untereinander Glück zur Überwindung des gefürchteten Auguſts. Der Bottega, der uns den Kaffee brachte, war der erſte, der ſich ſeines Wunſches an uns entledigte, und ſolchen Leuten giebt man ein Trinkgeld dafür. Freunden und Bekannten dankt man mit gleichem Gruße.

Der Römer hat eine unſägliche Furcht vor dieſem Monate, weil in ihm der Wendepunkt der heißen Zeit einfällt, welche Periode die meiſten Fieber mit ſich führt. Die Sonne hat den höchſten Grad ihrer Macht ſchon gegen die Mitte des Julius erreicht: nur die Veränderung der Tageszeiten, Regen und Dürre, der auch im Winter ſchwüle Scirocco und der vom Meere wehende kühle Morgenwind mildern und ſtärken die Gluth der Atmoſphäre. Nach dem Volksglauben hört dieſe Übermacht der Sonne mit dem erſten großen Regen auf, der nach dem Tage S. Lorenzo fällt. Obſchon dieſer Tag in der Mitte des Monats ſteht, ſo läßt der Regen dennoch zuweilen bis zu Ende deſſelben auf ſich warten. Man kann alſo die Periode der größten Hitze auf fünf bis ſechs Wochen anſchlagen, die dann, ohne nähere Beſtimmung, mit der Benennung Sole del Lione bezeichnet werden. Das eigentliche Eintreten der Sonne in das Zeichen des Löwen kommt bei dieſer Redensart nicht mehr in Betracht.

Das Thermometer hat in dieſen Tagen nicht ſelten den dreißigſten Grad überſtiegen, verſteht ſich, im Schatten. Dieſer ſetzt ſich hier in ſcharfer Linie vom Lichte ab, und der Unterſchied der Temperatur beider iſt uns Nordländern ein Wunder. Man glaubt in eine andere Jahreszeit zu treten, wenn man aus einem plötzlich zum anderen übergeht: ja, es genügt, auf der Straße im Schatten eine Minute ſtill zu ſtehen, wenn man eine Zeitlang im Lichte gegangen iſt, um einen Fieberanfall zu bekommen. Die Italiener meiden den Sonnenſchein in der heißen Zeit mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit und ſchelten die Fremden tollkühn, die ſich demſelben zuweilen ausſetzen: und das nicht ohne Grund, denn es giebt Beiſpiele genug, beſonders in Neapel und Sicilien, daß der Sonnenſtich einen Menſchen augenblicklich todt niederſtreckte oder ihm den Verſtand raubte: man weiß auch, daß metallene Kämme oder Nadeln auf dem Kopfe dadurch im Sommer ſo gefährlich werden. In den italieniſchen Städten iſt daher durch bedeckte Säulengänge oder doch durch enge, hohe Straßen dafür geſorgt, daß der Verkehr in den heißen Monaten nicht durch ſolche Lebensgefahr gehemmt werde, und man kommt dem allgemeinen Bedürfniß überall noch durch Jalouſieen und Verhänge zu Hülfe.

Auf unſren Bergen ſind nur die Mittagsſtunden drückend: der Morgen und Abend iſt lau und die Nacht kühl, wenn der Scirocco nicht etwa wehet. Gegen dieſe ſchreckliche Plage wird der Fremde erſt nach und nach empfindlich: anfangs ſpürt er ſie gar nicht und wundert ſich, worüber die Leute klagen und ächzen: denn dieſer afrikaniſche Wind iſt ſo träge, daß er nicht bläſt und ſtürmt: er drückt leiſe heran, ſchwer und ſchwül, den

Himmel verhüllend und das Meer tief aufregend. Endlich ſchleicht er auch dem kräftigſten Nordländer in die Nerven und lähmt ihre Spannkraft: im Auguſt möchte man lieber zwei Sonnen ertragen, als ihn mit der einen. In der Ebene halten die dicken Dünſte die Hitze der Sonne auch nach ihrem Untergange feſt, nur ein flüchtiger Lufthauch in der Dämmerung giebt augenblickliche Kühlung, aber auch Erkältung: Rom und die Kampagne liegen dann in dichte Nebel gehüllt, die ſich in der Nacht als todtbringender Thau zur Erde ſenken. Darum brennen die Landleute im Felde die großen Wachtfeuer und wickeln ſich in Mäntel und Pelze: aber der naſſe Froſt ſchüttelt ſie doch nach und nach zu Tode.

Über die böſe Luft in und um Rom iſt ſo viel unterſucht und empfunden worden, daß ich es aufgebe, die geringſte Nachleſe auf dieſem gefährlichen Felde zu halten. Nur in den pontiniſchen Sümpfen iſt ſie zu jeder Jahreszeit ſo mächtig, daß der Vetturino ſich gehalten fühlt, ſeine Reiſenden zu warnen, während der Durchfahrt die Augen zu ſchließen. Die Wachenden aber bringt das Einathmen dieſer furchtbaren Luft, während der zehn bis zwölf Stunden, welche die Reiſe durch die Sümpfe in der Vettura einzunehmen pflegt, in keine Gefahr und Unbehaglichkeit. Ein Nachtlager ſchlägt Niemand ohne Noth und Pflicht zwiſchen Ciſterna und Terracina auf, und die Poſtbeamten werden ſehr oft gewechſelt. Was man aber von Arbeitern zu den Wegen, zum Feldbau und zur Hut der Heerden gebraucht, iſt meiſt verzweifeltes Volk, das um ein paar Groſchen Lohnserhöhung Geſundheit und Leben daran ſetzt. Wie Schatten wanken ſie an der Straße umher und betteln die Reiſenden an: ihre Farbe iſt leichengelb, die Augen eingefallen, der Bauch aufgeſchwollen, man kann ſie nicht ohne Schrecken anſehen.

In der Campagna und der Stadt tritt die Aria cattiva gegen Ende des Juni ein. Dann ziehen die Landleute aus der Ebene auf die Berge oder in die bewohnten Theile der Stadt. Oft bleibt nur ein Bürger, als Wächter einer ganzen Stadt zurück, den die Heimkehrenden im Winter ſelten noch geſund antreffen. In Rom wandert die böſe Luft hin und her. Der Auszug des Pabſtes aus dem Vatican hat dieſen Theil der Stadt ungeſund gemacht, weil dadurch die meiſten Straßen des Viertels, das ehemals von päbſtlichen Dienern und Beamten bewohnt wurde, jetzt halb leer ſtehen. Die geſchwächte Bevölkerung lockt die böſe Luft heran, und dieſe treibt nach und nach die Zurückgebliebenen aus: das iſt der Kreisgang, der ſich alljährig in Roms Mauern wiederholt. Die geſundeſten Gegenden der Stadt ſind auf den lebendigſten Straßen und Plätzen: im Corſo, auf der Piazza di Spagna, auf dem Monte Pincio, auf der Piazza Navona und um den Quirinal. Doch auch dort iſt die Luft, während der heißen Jahreszeit, dick und drückend und wirkt ſchleichend auf die Nerven. Der Fremde entgeht ſelten ſeinem Fieber, wofern er nicht im erſten Jahre ſeines Aufenthalts ſich vor den Monaten Juli und Auguſt in die reine Bergluft rettet. Der Einheimiſche erträgt die Einwirkungen der Jahreszeit ſanfter und ſicherer, doch auch er nicht ohne Noth oder Intereſſe. Der freie Herr zieht in ſeine Villa, mit Weib, Kind, Knecht und Magd, ſobald der grimmige Löwe am Himmel zu drehen beginnt: auch der heilige Vater fühlt ſich in ſeinem Pallaſte nicht mehr ruhig und wohl, er eilt ohne Krone und Purpur an die Ufer des Albanerſees in ſein Schloß zu Caſtel Gandolfo, und die Kardinäle dürfen zu leichterer Bewegung die langen, rothen Röcke ausziehen und in beliebigen Bürgerkleidern ſich des Landlebens erfreuen.

Die Einwohner der nordiſchen Städte begeben ſich jetzt zum Theil auch wohl für einige Sommermonate in ihre Landhäuſer oder miethen ſich in den naheliegenden Dörfern ein. Ich denke hiebei beſonders an Berlin, wo auch ich meine bequeme Wohnung in der Stadt mit einer engeren im Thiergarten zu vertauſchen pflegte, ſobald die Bäume zu blühen anfingen. Solch ein nordiſches Landleben ſcheint mir jetzt faſt eine eitle Grille ohne Grund und Frommen, und ich fange an zu glauben, daß die Schäferpoeſie die meiſten Villen in Deutſchland aufgebauet hat. Wie lächerlich iſt es in der That, eine Familie aus der Stadt ziehen zu ſehen, wohin Geſchäfte und Geſellſchaften ſie täglich oder doch wöchentlich auf mehrere Stunden zurückrufen, und woraus ſie nichts Anderes getrieben hat, als eine Phantaſie? Man ſchränkt ſich ein, entbehrt, läßt ſich von der Sonne ſengen, iſt entzückt über die geſunde Luft und über das friſche Grün, freuet ſich auf den Gang nach der Stadt, ſeufzt über den weiten Weg und erzählt den zurückgebliebenen Freunden

Wunderdinge von der Seligkeit des Landlebens. — Das iſt, wenn ich aus der Ferne nicht irre, im Kleinen die Geſchichte einer deutſchen Villeggiatura, in ſo fern ſie nämlich keine ökonomiſche iſt, welche Luſt, Lohn und Ehre in ihrem Berufe findet, ſo hier, wie dort.

Die Villeggiatura in Italien iſt weder mit dieſer noch mit jener zu vergleichen. Sie iſt nicht aus Willkühr oder Mode hervorgegangen, die Natur hat ſie geboten und der Staat erkennt ſie an, ich meine, durch die allgemeinen Ferien, von denen ich ja wohl in meinen erſten Briefen ein Wort geſprochen habe. Sie iſt die für Alle beſtimmte und gewährte Zeit der jährlichen Ruhe und Erholung: die ganze Familie theilt ſie und die ſtädtiſche Wohnung wird einem alten Hüter überlaſſen. Die Villa iſt geräumig und wohl im Stande, denn das Landleben iſt nicht eine Zeit der Entbehrung und Einſchränkung, es iſt eine Zeit des Genuſſes und der Ausgelaſſenheit. Keine kleine Kartenhäuſer, mit einem Blumenbeetchen vorn und hinten: die italieniſchen Villen ſind vollſtändige, feſte Gebäude, mit Bedientenkammern und Stallungen, und weite Gärten umgeben ſie mit Schatten und Duft. Selbſt in dieſen macht ſich aber die Willkühr der Erfindung weniger geltend, als in unſern Nachahmungen: die anzulegenden Partieen ſind gegeben, der Beſitzer kann ſeinem Geſchmacke nur in der Art ihrer Ausführung und Zuſammenſtellung Folge leiſten. Der Garten verlangt eine lange ſchattige Allee, zum Spaziergange; kann es ſeyn, ſo wird dem Morgen und dem Abend ein eigenes Laubdach bereitet: ferner, ein grüner Plan, mit Raſenerhöhungen umher, zum beliebten Ballſpiele: ein Springbrunnen auf dem Platze der Mahlzeit, um den Wein darin zu kühlen; wer es höher treibt, läßt in künſtlichen Spielen die Waſſer bald aus verſteckten Orgeln klingen oder aus den Hörnern der Nymphen und Tritone ſprudeln, bald in neckenden Strahlen aus dem glatten Marmorboden hervorſchießen, die luſtigen Gäſte zu erſchrecken. Zu geſelligen Spielen und Scherzen bringt man auch wohl einige hohe, dichte Hecken an, mit vielfach wechſelnden Irrgängen, Trennungen und Begegnungen, und ein Teich zu kleinen Schifffahrten wird ungern vermißt. Daneben hat jede Villa ihren Küchengarten, eine Vigne und ein wenig Feld, um daraus die Früchte der Jahreszeit friſch und ausgewählt zu empfangen.

Du wirſt mir vorwerfen, daß ich in dieſem Gegenſatze den höchſten Standpunkt auf der einen Seite und den niedrigſten auf der anderen gewählt habe, um eine vorgefaßte Meinung geltend zu machen. Freilich, mein Freund, wenn Du es ſo ſtrenge mit meinen italieniſchen Schlüſſen und Urtheilen nehmen willſt, ſo muß ich die Segel meiner Begeiſterung einziehen, und mit regelmäßigem Ruderſchlage langſam fortfahren. Dennoch habe ich dieſes Mal nicht eben fehl geſchifft: der Hauptgegenſatz bleibt feſt ſtehen, ich meine den von Willkühr und Nothwendigkeit, Traum und Genuß, Schein und Wahrheit. Nun iſt aber auch gewiß, daß nur der erſte Stand in Italien ſich dieſes reellen, wahren Genuſſes der Villeggiatura ganz zu erfreuen hat: der Mittelſtand muß ſich auf dem Lande wohl auch manche Unbequemlichkeit und Beſchränkung gefallen laſſen, doch viel weniger und ſeltener, als man ſie in nördlichen Ländern zu ertragen gewohnt iſt. Die italieniſchen Hauptſtädte ſind rings mit wohlhabenden Flecken und Dörfern umgeben, die eine ſtädtiſche Bauart und Lebensweiſe theilen: in dieſen beſitzt der wohlhabende Bürger eine Sommerwohnung, oder er findet leichtlich eine anſtändige

Miethe mit Bäumen und Lauben: was er aber noch vermiſſen mag, wird ihm denn doch reichlich erſetzt, durch geſunde Luft, Ruhe und Freiheit. Den idylliſchen Naturgenuß will ich nicht in Anſchlag bringen, theils, weil der Italiener wenig davon ſpricht, theils um mich nicht an unſrem lieben Vaterlande abermals zu verſündigen.

Die alten Römer hatten einen angeborenen Beruf und Hang zu dem Landbaue. Wer weiß es nicht, wie man in den Zeiten der Republik Konſuln und Diktatoren vom Pfluge abholte, und wie der alternde Staatsmann in dem Genuſſe ländlicher Stille und Fülle den ſchönſten Lohn eines thatenfrohen, ruhmvollen Lebens fand? Erſt als fremde Sitte, Kunſt und Luxus die Oberherrſchaft gewannen über die urväterliche Einfalt und Tugend, ſiel der Landbau in die Hände der Pächter und Wucherer. Da wurde denn freilich auch die Sehnſucht nach dem Pfluge und der Sichel eine poetiſche Grimaſſe im Munde der Großen und ihrer Schmeichler, und nur im Horaz klingt ſie zuweilen noch treu und wehmüthig, wie ein Nachhall der guten Zeit, durch eigene und fremde Frivolität und Erſchlaffung, mächtig hervor.

Die älteſten Landhäuſer der Römer waren auf den nahen Höhen des Monte Mario und Monte Gianicolo, oder längs dem Meere, von Oſtia bis an das Circeiſche Vorgebirge: aber vornämlich geſucht und geprieſen wurden die Villen auf den Bergen von Tibur, Tuſculum und Präneſte. Denn obſchon die Ebene damals von der böſen Luft noch ungefährdet war, ſo genoß ſie doch der heiteren, lebensfriſchen Kühle nicht, welche dort Leib und Seele mit Luſt und Kraft durchdrang. Als die Bündniſſe und Eroberungen der Stadt ſich über das reichere Unteritalien auszubreiten anfingen und die Bekanntſchaft mit den Griechen und Orientalen die alte Genügſamkeit und Beſtändigkeit nach und nach in unerſättlichen Luxus und wandelluſtige Mode verkehrte, ward den verweichlichten Römern die Bergluft des Vaterlandes zu ſcharf und rauh, und ſie baueten ſich ſchimmernde Sommerpaläſte an den üppigen Ufern Kampaniens. Von Gaeta bis Neapel iſt das blühende Land mit ihren Trümmern bedeckt, und weit hinaus in dem Meere ſtößt das Ruder des Schiffers auf die

Mauern, die einſtmals mächtig genug waren, das Element aus ſeinen Grenzen zu verdrängen.*) Der Buſen von Bajä war der Mittelpunkt dieſes ländlichen Reiches, um mich eines Scherzwortes des Cicero zu bedienen, und in ihm fand ſich denn Alles zuſammen, was Prachtliebe, Wohlgeſchmack, Eitelkeit und Unzucht ſeit Jahrhunderten in allen vier Weltgegenden erſonnen und erprobt hatten. Klagend und ſcheltend ließen die Poeten und Redner ihre Stimme gegen den ruchloſen Ort ertönen:**) aber wer von ihnen den bajiſchen Strand betrat und einen Tag lang bajiſche Luft geathmet hatte, der änderte den Ton und ſang:

Nullus in orbe locus Bajis praelucet amoenis!

Unangeſteckt und der alten Liebe zum Landbaue getreu, wenn ſie auch meiſtentheils nur noch ein Geſchmack war, verlebte der mäßigere und weniger reiche Römer die gefährlichen Monate Auguſt und September***) in ſeiner kleinen aber wohleingerichteten Villa auf den nachbarlichen Bergen. Den Winter über verwaltete ein Villicus das Feld und die Gärten, und im Sommer machte der Beſitzer gern in eigener Perſon den Aufſeher und Ordner der ländlichen Arbeiten. Horazens Satiren und Epiſteln liefern anſchauliche Darſtellungen dieſer antiken Villeggiatura des Mittelſtandes. Über den kleinen Umfang der meiſten Grundmauern alter Landhäuſer, namentlich auf den Tiburtiniſchen Bergen, wird man nicht mehr erſtaunen, wenn man ſich einen Maßſtab für die Größe der antiken Privatgebäude aus den Ruinen von Pompeji mitgebracht hat; aber in der Lage und Einrichtung derſelben, ſoviel ſich aus den Trümmern und bei nicht ſeltener Veränderung des Bodens mit Sicherheit erkennen läßt, werden wir den Geſchmack und das Geſchick der Wahl und Ausführung nie genug bewundern können. Daher haben die neuen Römer keine ſchönere Plätze für ihre ländlichen Schlöſſer und Gärten auffinden können, als welche dieſe Trümmer ihnen anwieſen. Ich führe Dir zum Beiſpiele die vielbeſchriebene Villa Mellini auf dem Monte Mario an: auf demſelben Punkte, deſſen maleriſche Ausſicht noch heute jedes Auge entzückt, ſtand zu den Zeiten des Kaiſers Domitian das Landhaus des Julius Martialis, das der Dichter Martialis im vier und ſechzigſten Stücke des vierten Buches mit ſo vieler Liebe beſingt. Wer in Tivoli keinen reizenden Anblick verlieren will, muß vor Allem die Ruinen der Villen beſteigen und von ihnen herab über die Gegend ſchauen: die Villa des Mäcenas mag man aber bis zuletzt liegen laſſen. Hier bei Albano nehmen die Gärten der Villa Barberini den größten Theil eines Domizianiſchen Landſitzes ein, und das Marmorbild des alten Herren, in dem großen Baumgange längs dem Abhange nach der unteren Gallerie*) aufgeſtellt, ſcheint ſich noch der ſchönen Ausſicht über die Meerebene zu freuen. Unterwärts der Stadt finden ſich die Grundmauern der Wohngebäude**) des Pompejus zwiſchen den Eichen des Parkes Doria, in deren Schatten ich den Untergang der Sonne am liebſten genieße.

---

*) Siehe Horaz Oden B. 2. Od. 15. und Od. 18. v. 20.

**) Siehe beſonders Propert. I. 11. v. 27 seq. Cicero pro Caelio und Seneca Ep 51.

***) Die Wetterwende fällt meiſt in die erſten Tage des Septembers, zuweilen in die letzten des Auguſts.

---

*) Die obere und untere Gallerie, zwei Spaziergänge bei Albano.

**) Villa urbana.

Und weil ich denn wieder in Albano bin, von wo ich heute mit Dir ausging, ſo laß mich ſchließen und ausruhen von unſrer Streiferei durch Hitze, böſe Luft, Ruinen und Gärten. Wohl bekomme ſie Dir, mein Freund!

Beilage zum achten Briefe.

Die italieniſchen Gärten.

Die Gärten der alten römiſchen Villen haben gewiß den heutigen italieniſchen zum Vorbilde gedient, und auch ohne Nachahmung hätten gleiche Bedingniſſe beiden nothwendig einige Übereinſtimmungen geben müſſen. Die anſchaulichſte Beſchreibung einer antiken Villa giebt der jüngere Plinius in ſechſten Briefe des fünften Buches.

Die Villa des Kaiſers Hadrian unter Tivoli, deren Ruinen, an Umfang und Mannigfaltigkeit, einer kleinen Stadt anzugehören ſcheinen, iſt das vollſtändigſte Original aller modernen engliſchen Gärten, die aber erſt in Deutſchland den entſchiedenen Charakter angenommen haben, den ich hier andeute. In dieſer Villa erkennen wir ägyptiſche Tempel, griechiſche Säulenhallen, Theater, Amphitheater und Naumachien. Die Pöcile und die Akademie von Athen waren hier mit ihren Gemälden und Bildſäulen im Kleinen dargeſtellt, etwa in gleichem Maßſtabe, wie das Pantheon im Garten zu Wörlitz oder die Häuſer von

Pompeji in der Villa Heigelin bei Neapel. Doch dieſe Nachahmung fremder Gebäude und plaſtiſcher Kunſtwerke, welche letztere denn beſonders die ägyptiſche Mythologie liefern mußte, genügten dem Kaiſer noch nicht: auch die Schönheiten, die Wunder der Natur aus allen Welttheilen wollte er in ſeinem Parke verſammelt wiſſen. So ward denn ein ſchmales Wieſenthal als theſſaliſches Tempe eingerichtet, und ein Bächlein, das man überſchreiten konnte, empfing den Namen des Euripus. Auch die elyſiſchen Felder durften nicht fehlen, und um den Tartarus auch den Ohren recht natürlich aufzudringen, ließ er in den nahen Hölen einige Verbrecher geißeln, deren Geſchrei die Qualen der Verdammten erſetzte. Das Letztere wollen wir gern für eine Fabel halten: für die erſtgenannten Partieen finden ſich in Wörlitz und ähnlichen Gärten ebenfalls einige Seitenſtücke, in dem feuerſpeienden Berge u. ſ. w.

Der Geſchmack, unſre Gärten mit Ruinen zu verzieren, iſt aus den neurömiſchen Villen abzuleiten. Dieſe, meiſtentheils auf dem Grunde alter Landſitze angelegt, haben nicht ſelten von den Trümmern der antiken Gebäude maleriſchen Gebrauch gemacht, ſie mit Epheu umwunden, eine Laube daran gelehnt, Säulenkapitäle zu Ruhebänken um ein größeres Marmorgebälk geordnet, das dann zum Tiſche dienen mußte, hie und da ſind wohl auch die Fragmente zuſammengefügt und ergänzt worden. Die Villen auf den Hügeln der Stadt, da wo einſt Kaiſerpalläſte und Göttertempel geſtanden haben, umſchließen größere und prächtigere Ruinen und haben ſie mit geſchmackvoller Sorgfalt behandelt. So bildeten ſie einen Charakterzug des italieniſchen Gartens, und auch in Rom fing man bald an, Ruinen in den Villen zu erbauen, wenn ſich auf ihrem Boden keine vorfanden, wie z. B. in der Villa Borgheſe unter dem Monte Pincio.

Die antiken Statuen, Vaſen und Basreliefs, die man in großer Menge faſt in allen römiſchen Villengärten findet, hat auch großentheils der Boden, der ſie trägt, geliefert. Die beſten Stücke wählte man zur Dekoration der Säle des Gebäudes aus, und was dieſe nicht faſſen konnten, mußte ſich die freie Luft gefallen laſſen. Dieſe iſt aber in Rom dem Marmor nicht günſtig: ſie ſchwärzt ihn und überzieht ihn nach und nach mit Schwämmen. Schade für die Koloſſe von Monte Cavallo! Und doch, wer möchte ſie in einem Saale ſehen? Die Neapolitaniſche Seeluft bleicht den Marmor: die Gruppe des Farneſiſchen Stieres in der Villa Reale glänzt zum Blenden und ſteht frei in jeder Jahreszeit. Einen herrlichen Standpunkt, wie dieſe, genießt keine andere antike Statue: ſie kann gewiß auch ihren heimathlichen Platz dafür vergeſſen.

Die Franzoſen haben ihre Gärten, nach dieſem Beiſpiele, mit Statuen und Gruppen verzieren wollen. Aber ihr heilloſer Ungeſchmack macht Hecken und Haine zum Verſtecke grinzender Steingeſpenſter, und kaum reichen die Bäume für ſie aus. Was hat der Deutſche nicht nachgeäfft? Das gemeine Volk übt die treffendſte Kritik und ſchlägt den Fratzen die Naſen ab. In Italien würde es ihnen noch ſchlimmer gehen: das wahre Kunſtwerk bewacht ſein eigener Genius!

Neunter Brief.

Albano, den 3ten Auguſt 1818.

Du verlangſt von mir umſtändliche Beſchreibungen römiſcher Kirchenfeſte und Volksbeluſtigungen, wenigſtens der Oſterfeierlichkeiten, des Peterstages und — ſoll ich meinen Augen trauen? — des Karnevals. Die letzte Anmuthung iſt zu boshaft, mein Freund, als daß ſie nicht eine gelegentliche Erwiederung verdiene. Nimm Dich alſo in Acht, daß nicht ein deutſcher Freund, dem Du dereinſt Deine Verſe aus Rom über die Alpen ſenden wirſt, einmal Deine Iphigenie oder Deinen Taſſo ſich ausbitten laſſe.

Die Funktionen und Dekorationen der heiligen Woche habe ich, trotz dem gewiſſenhafteſten Engländer, abgelaufen, abgehört und abgeſchaut. Vergieb mir dieſe frivole Sprache über das erſte Feſt der Chriſtenheit. Aber ich kann nicht anders:

das Ganze hat den Eindruck einer überaus prächtigen heiligen Komödie auf mich gemacht, die noch dazu vor einem Publikum aufgeführt wird, das zur Hälfte, ja vielleicht zu zwei Dritteln, aus Ketzern und Abtrünnigen beſteht. Der Fremde ſollte dieß freilich am wenigſten rügen und vielmehr die Toleranz des päbſtlichen Stuhles dankend anerkennen: aber der Ketzer kann ja auch, um zu beten und nicht um zu gucken, in die Peterskirche und in die ſixtiniſche Kapelle treten. Die Perſon des greiſen Pabſtes war mir die ehrwürdigſte Erſcheinung in dem Gewühle. Groß iſt der Moment, wo er von der Loggia der Peterskirche herab den Segen über das Volk ausſpricht, und die tauſend und tauſend Kniee ſich vor der Gnade und Herrlichkeit des Erlöſers beugen, der durch den Mund ſeines Statthalters zu den Seinen redet. Aber der kleine Satan ſtand mir auch hier zur Seite: meine Nachbarn bereiteten den Fußfall mit ihren Taſchentüchern ſo ſorglich vor, und ließen ſich ſo behutſam nieder, und ein junger Abbate blickte ſo inbrünſtig nach dem bloßen Nacken einer Albanerin, die vor ihm knieete, und dieſe menſchlichen Epiſoden um mich her ſtörten den würdigen Eindruck des übermenſchlichen Ganzen. Nur das unbegreiflich tiefe Miſerere des Allegri, dieſes Räthſel und Wunder der heiligen Muſik, und die Kreuzerleuchtung in der Peterskirche ergriffen und erhoben mich über Kunſtgenuß und Kritik.

Es iſt mir unmöglich, von dem, was mich nur äußerlich und flüchtig berührt, eigene Beſchreibungen zu geben. Die heilige Woche iſt nun von Entzückten und von Spöttern bis zum Ekel beſchrieben und abgeſchrieben worden: was mir aber in derſelben durch die Seele gegangen iſt und alſo auf eigene Weiſe wiedergegeben werden könnte, iſt ſchon ſeiner Natur nach unbeſchreiblich, Muſik und Licht.

Daſſelbe gilt vom Petersfeſte. Ich wanderte erſt ſpät gegen Ave Maria nach der Kirche, ſo lange hielt die Hitze des Tages mich in meinem kühlen Zimmer zurück. Auf der Engelsbrücke waren ſchon Wachen ausgeſtellt, um Ordnung in dem Gedränge der Wagen und Fußgänger zu halten: der bunte Schwarm, der aus verſchiedenen Richtungen zu dieſem Paſſe zuſammenſtrömte, hemmte und ſtopfte ſich, doch half ſich Alles ohne Grobheiten und Thätlichkeiten durch. Über der Brücke ſcheidet ſich die Straße nach der

Peterskirche in zwei Arme, und der eine iſt heute für die Wagen geſchloſſen. Das Gewühl wird nun zur ruhigen, frohen Wallfahrt: Alte und Junge, Männer und Weiber, Alles in den feſtlichſten Kleidern, der gemeine Stand auch mit Kränzen und Sträußen geſchmückt, ſo pilgern ſie dem Tempel zu, der ſeine drei Pforten öffnet, ſie alle zu empfangen. Oben auf der Kuppel und in den Fenſtern iſt man mit den Vorbereitungen der nahen Illumination beſchäftigt, und ein Heer kleiner Wagehälſe klettert und klimmt an Strängen und auf Leitern durch das Rieſengebäude auf und nieder. Die große Mittelpforte, die nur an hohen Feſttagen ſich aufthut, giebt ſchon vom Platze aus die volle Ausſicht auf den von unzähligen Kerzen erleuchteten Hochaltar und den in wechſelnden Widerſcheinen glühenden, bronzenen Baldachin, der ſich über ihn auf vier gewundenen Säulen erhebt. Der Portikus und die Schwellen ſind mit duftenden Blumen und Blättern beſtreut, und reiche Guirlanden flattern in den Thüren. Im Innern ſind die Wände von oben bis unten mit purpurnen damaſtenen Tapeten behängt, und rechts und links ſtrahlen erleuchtete Altäre aus der Dämmerung der Seitenſchiffe hervor.

Aber, bin ich in einen Ballſaal oder in eine Kirche getreten? Arm an Arm wandelt man mit fröhlichem Geſpräche in dem breiten Hauptſchiffe auf und nieder: Engländer und Engländerinnen in feſten, raſchen Schritten, die Römer langſam und erſchöpft, die Damen ſchwer auf den Kavalier gelehnt. Auch Geiſtliche treiben ſich mit umher, noch im feierlichen Gewande des hohen Feſtes, und deutſche Künſtler mit langen, blonden Haaren und weißen Halskrauſen auf ſchwarzen Röcken. Die Müden ruhen auf den Bänken umher, Einige ſind entſchlummert, ein Spaßvogel ſchreckt ſie auf, die Umſitzenden lachen laut. Durch die dunkeln Seitenſchiffe ſtreifen Schweizer mit blinkenden Lanzen, um Unordnungen zu verhüten, wenn die Dämmerung dazu verleiten ſollte; die Hunde, die nicht lange Friede halten, wenn viele beiſammen ſind, geben ihnen immer zu thun.

Gegen den Hochaltar iſt der Andrang fühlbar, jeder Chriſt will dem Heiligen ſo nahe als möglich ſtehen: aber zwei Schweizer bewachen die Thür, die durch das ſteinerne Geländer auf zierlichen Stufen zu der Pforte hinabführt, die das Grabgewölbe unter dem Altare verſchließt.

Man beugt ſich weit über das Geländer hinüber und ſchauet mit Neid und Sehnſucht auf die Beglückten hinab, die ſich durch die hartherzigen Hüter, vermittelſt ihres Sternes oder ihres fremden Geſichtes, einen Weg zu bahnen wußten. Ein anderer Haufe drängt ſich rechts hin, nach der bronzenen Statue des Patrons, um ihm den Fuß zu küſſen. Heute, an ſeinem Tage, wird dieſe Berührung von ganz beſonders ſegensreichen Wirkungen ſeyn: darum will Keiner dem Anderen nachſtehen: Mann und Weib, vornehme und gemeine Köpfe, ſchon mit halboffenen Lippen, ſtreben auf die blankgeküßten Zehe los und ſcheuen weder Drang noch Stoß. Der Heilige hat ſein Staatskleid übergezogen: reiche, bunte, ſteife Seidenſtoffe, mit Gold und Steinen durchwebt, decken ihn von oben bis unten; nur der ſchwarze Kopf, die Hände und der Fuß gucken mohrenhaft aus der Umhüllung hervor.

Nach und nach löſchen die Chorknaben die Kerzen auf den Seitenaltären aus, und der Schein des erleuchteten Platzes dringt mit Macht durch die Thüren der dämmernden Kirche und ruft das ſchauluſtige Volk zu neuer Augenweide. Ich blieb hinter dem Hochaltare ſitzen, bis die

Schweizer mich hinausboten, die von dort anfingen, die zurückgebliebenen Feſtgänger zum Aufbruche zu nöthigen. Sie ſchließen zu dem Behufe eine Reihe und ſchreiten ſo durch alle drei Schiffe bis zu dem Ausgange der Kirche fort, die aufgeſcheuchte Gemeinde vor ſich her treibend.

Blendend und betäubend empfing mich der Platz. Wie mit ſchimmernden Armen umſchließt der hohe Säulengang die dunkle Runde, aus deren verworrenem Gewühle die beiden Springbrunnen hell und laut in ſilbernen Strahlen ſich erheben, mit denen die Widerſcheine der Lampen ihr unermüdliches Spiel treiben. Die Muſikchöre klingen und verhallen in dem wachſenden und fallenden Getümmel: Wagen raſſeln über das Pflaſter, Kutſcher ſchreien den Fußgängern zu, Verkäufer bieten Erfriſchungen aus, die Hauswirthe ihre Fenſter und Balkone, Andere laufen mit leichten Stühlen auf Kopf und Schultern dienſtfertig umher. Ich drang gerade vorwärts durch Menſchen, Thiere, Stühle und Wagen, bis zu der äußerſten Grenze des Platzes: da wandte ich mich ſchnell um, und Kirche und Kuppel flammten in *einem* Anblicke vor mir auf.

Was nun folgen ſollte, magſt Du Dir aus einer vollſtändigeren Reiſebeſchreibung ergänzen, mein Freund: mir iſt die Feder aus der Hand gefallen, und das iſt eine Vorbedeutung, die wir Schriftſteller zu ehren wiſſen.

Von der großen Prozeſſion des Frohnleichnamstages in Rom weiß ich Dir nichts zu erzählen: ich war damals noch in Neapel, wo das Gedränge und die Hitze mich aus der engen Straße, in der die Feierlichkeit begangen wird, wieder hinaustrieb in die freie Seeluft. Ein Landsmann in Rom hat bei dieſer Prozeſſion einen Zug von Induſtrie an den Gaſſenbuben bemerkt, den ich Dir mittheilen muß, weil man den Römern nicht eben viel von dieſer Tugend zutrauet. Sie wußten ſich nämlich ſo dicht als möglich an die heiligen Ferſen der Kerzenträger zu ſchließen und ſchabten mit wetteifernder Schnelligkeit das herabgeträufelte Wachs von dem Boden ab. Vor den Thüren der Kirche boten ſie darauf ihre Waare, zu runden Kügelchen geknetet, mit lauter Stimme aus, und die Frauen kauften ſie, wahrſcheinlich zum Fadenwichſen.

Die Feſte in den kleineren Kirchen Roms, namentlich in Traſtevere, und die in den römiſchen Landſtädten und Flecken haben für mich einen eigenen Reiz, und ich bin ihnen oft, mit Hintanſetzung berühmter Zeremonien in der Peterskirche und Sixtiniſchen Kapelle, nachgegangen. Sie ſprechen den Geiſt der Volksreligion viel unverhüllter und unbefangener aus, als dieſe, in denen die Größe und der Glanz des Tempels, die Macht der Kunſt und die Würde der Diener nicht ſelten eine an ſich kleinliche und kindiſche Feier erheben und verherrlichen. Das Beiwort kindiſch iſt nicht übel gemeint, und Du magſt dafür kindlich ſetzen, wenn Dir dieſe Benennung lieber iſt: ich weiß in der That nicht recht, das paſſende Wort in dieſem Falle zu wählen, denn die neue Äſthetik hat die beiden Begriffe gar zu arg verwirrt. Ein Beiſpiel wird mich vor Mißverſtändniſſen ſchützen. Wir Proteſtanten haben unter allen unſeren Feſten nur eines, das wir, wenigſtens in unſerem Hauſe, gleichſam als Kinder begehen, ich meine das Weihnachtsfeſt. Die römiſchen Feſte haben aber ſämmtlich dieſen Charakter einer Kinderfeier, wenn wir ſie aus unſrem ſtrengen männlichen Geſichtspunkte betrachten: da iſt kein Unterſchied in den Tagen der Freude, der Buße, des Dankes und der Trauer; alle ſind ſie Spiele, wie die Kinder ſie lieben, bunt und laut, mit Puppen, Blumen und Lichtern.

Ich will kein Gewicht legen auf die Krippen des Weihnachtsfeſtes, die unſeren Begriffen näher ſtehen: aber auch die heilige Woche bietet in einigen Kirchen von Rom Feierlichkeiten zur Schau, die einer fröhlichen Gaukelei ähnlicher ſehen, als einem Gedächtnißfeſte göttlicher Leiden. In einer kleinen Kirche, unfern dem ſpaniſchen Platze, ſah ich eine transparente Dekoration mit dem Berge Golgatha und den drei Kreuzen ausgeſtellt. Auf jeder Seite der Kirche, zunächſt dieſem Hintergrunde, war eine hohe Bühne aufgeſchlagen, und auf jeder ſtand ein wohlgenährter Mönch, der ſich, recht in dramatiſcher Form, mit ſeinem Gegenmann, unter den lächerlichſten Verrenkungen des Leibes, wie der Stimme, über die letzten Leiden des Erlöſers beſprach. Dazwiſchen ließ ſich bisweilen eine hinter dem Verhange verſteckte, wilde Inſtrumentalmuſik hören, die den Rednern Zeit zum Räuſpern und Verblaſen gab.

Am Abend des Dreikönigstages iſt ein Theater ähnlicher Art in der Kirche Ara Celi, auf der Höhe des kapitoliniſchen Berges, eröffnet. Der ganze Tempel iſt finſter, nur hinter dem Vorhange, der die heilige Bühne verdeckt, wanken Lichter auf und ab, und die Leute können die Zeit nicht erwarten, daß er ſich hebe: ſie drängen ſich an die Leinwand, zupfen und ziehen, bücken ſich und ſtellen ſich auf die Zehen, um nur *einen* Blick in die geheimnißvolle Werkſtatt zu werfen. Endlich beginnt eine ſanfte Muſik, Alles verſtummt und der Vorhang hebt ſich. Da ſitzt die Jungfrau, mit ſteifem damaſtenen Rocke und karminrothen Backen, ein dickes Wachsbild im Schooße haltend, und umher knieen und ſtehen die heiligen drei Könige in den wunderlichſten Poſituren und Koſtümen. Die Figuren ſind von Holz und mit den grellſten Farben bemahlt: dazu hat man ſie noch mit Gold und Silber beklebt, das in der hellen Erleuchtung über die Maßen flimmert. Der Moment, in welchem die Gruppe dargeſtellt iſt, giebt dem Ganzen ein geſpenſterhaftes Anſehn von Verſteinerungen: denn Jeder iſt in lebhafter Bewegung begriffen, ſo daß man beim erſten Anblicke faſt vor Überraſchung erſchrickt, nachher aber die geſpannte Ruhe nicht ohne Angſt betrachten kann. Einer, der eben auf die Kniee fallen will und im halben Sinken ſchwebt, erregt beſonders viel Theilnahme. Als ich nach geendeter Feier aus der Kirche trat, ſtand eine kleine muſikaliſche Geſellſchaft im hellen Mondenſcheine auf der großen Treppe. Zwei Frauen trugen ein dialogiſirtes Lied vor, das ein Paar Kinder mit einer Laute und einem Triangel begleiteten. Die eine Sängerin ſtellte die heilige Jungfrau vor, die andere eine Zigeunerin, von der ſie mit ihrem Kinde Speiſe und Lager auf ihrer Flucht begehrt. Ich kaufte mir das fliegende Blatt und ſtellte mich in den Kreis der Zuhörer, bis das Lied zu Ende war.*)

Nicht lange darauf**) zog mich die Einſegnung der Thiere nach der kleinen Kirche ihres Schutzpatrons, des S. Antonio Abbate, am Platze S. Maria Maggiore. Dieſes Feſt, das ſehr oft beſchrieben worden iſt, gehört zu den luſtigſten der Stadt und wird ſowohl vom Prieſter, wie von der Gemeinde, recht eigentlich

wie

---

*) Das Lied folgt als zweite Beilage zu dieſem Briefe.

**) Den 17ten Januar.

wie ein Spaß oder eine Fopperei behandelt. Der Weihprieſter im Ornate ſteht mit ſeinem naſſen Wedel vor der Thüre der Kapelle, neben ihm ein Knabe, der die Bilder des Heiligen austheilt, die, an die Stallthüren genagelt, von heilbringender Wirkung ſind. Roſſe mit Staatskutſchen, Reitpferde, Eſel und Schweine werden in raſcher Folge vor die Pforte geführt: der Prieſter murmelt ein Paar Worte und ſprützt ſeinen Wedel in kreuzendem Schwunge über die Thiere aus. Dabei macht er ſich und den Umſtehenden zuweilen die Freude, den Wedel recht tief in das Waſſer zu tauchen und durch einen derben Guß die Thiere ſcheu zu machen oder auch die Führer und Reiter mit dem Überfluſſe zu bedenken. Dieſe necken ihrer Seits den Prieſter dadurch, daß ſie die Thiere zum Springen und Schreien reizen, oder das eingeſegnete Vieh zum zweiten Male vorführen, oder auch durch die Schnelligkeit ihres Gaules der Büchſe des Prieſters das ſchuldige Geldſtück entziehen. Die Reichen ſchicken ſtatt des Geldes große Wachskerzen an den Heiligen, und dafür macht denn der Prieſter die Zeremonie etwas länger und anſtändiger.

Dieſer S. Antonio Abbate iſt auch der Schutzherr der Vetturine, die ihn betend und fluchend beſtändig im Munde haben. Von Einem, den ich wegen ſeiner ſchlechten Pferde ſchalt, hörte ich die Verſe:

Chiunque dice male d'un Vetturino,
Lo possa castigare Sant Antonio!
I Vetturini sono i suoi cari,
Hanno un' anima sola con cento cuori.

Die ländlichen Feſte in der Umgegend von Rom locken, beſonders im Sommer, Fremde und Einheimiſche aus der Hauptſtadt in zahlreichen Schaaren herbei: die wohlhabenden Städtchen und Flecken des Albanergebirges wetteifern in reicher und zierlicher Anordnung der Feierlichkeiten, und jeder Ort hat wenigſtens ein Feſt im Jahre, das er, durch irgend einen Vortheil der Gegend und des Tempels, oder durch Hülfe alter Freiheiten und Rechte, geſchmackvoller und würdiger als die anderen begehen kann.

Zu den berühmteſten Tagen dieſer Art gehört das Blumenfeſt in Genzano, welches eine Woche nach der Frohnleichnamsprozeſſion in Rom gefeiert wird. Ich war einen Tag zu ſpät von Neapel abgereiſt, um daran Theil zu nehmen; aber meine Freunde in Rom fand ich noch in warmer Entzückung über das bunte, duftige Feſt. Die Maler namentlich konnten gar keine Worte finden, ihr übervolles Herz zu erleichtern. Ich ärgerte mich im Stillen, daß ich das Datum des Feſtes nicht vor meiner Abreiſe nach Neapel aufgemerkt hatte: denn ich war bloß deswegen einige Tage früher, als ich Anfangs beſchloſſen hatte, von dort aufgebrochen, um gerade am Tage der Feierlichkeit in Genzano einzutreffen: aber ich hatte mich im Gedächtniß um vier und zwanzig Stunden geirrt.

Der Anblick der langen, ſanft aufſteigenden Straße, die mit einem Teppich von friſchen Blumen überdeckt iſt, der in dem mannigfachſten Wechſel der Farben und Formen die Lebensgluth der Natur mit der zierlichen Beſchränkung der Kunſt vereint — und darüber hin der bunte Zug mit den wehenden Fahnen, den flackernden Kerzen und den rauchenden Becken — und an den Fenſtern die rothen ſeidenen Gehänge und die weißen Schleier um den blitzenden Nadeln — ich glaub' es den Mahlern wohl, der Anblick mag ſeines Gleichen auch in Rom nicht haben.

Die Anordnung des Blumenteppichs geſchieht auf folgende Weiſe: zuerſt wird eine Grundlage von Blumen einer Farbe über die ganze Straße geſtreuet: ſie mag blau ſeyn. Dann wird ein ſchmaler Rand, vielleicht von rothen Blumen, auf beiden Seiten angefügt und hie und da wohl ausgezackt und umſchlängelt. Nun ſetzt man hölzerne Formen über die Grundlage und ſtreuet durch ihre Öffnungen eine neue Farbe auf: die Form wird abgehoben, und ein Stern, eine Sonne, eine Schlange, auch Namenszüge und Wappen erſcheinen, gelb, weiß, oder in Farbenſchattirungen, auf dem blauen Grunde, wie eingewebt. Die Leute ſollen in dieſer Arbeit eine bewundernswürdige Schnelligkeit und einen Farbenſinn zeigen, von dem auch der Maler etwas lernen könne.

So viel aus Hörenſagen. Morgen will ich Dir zwei albaniſche Feſte beſchreiben, ein geiſtliches und ein weltliches. Das letztere ward erſt geſtern begangen, das andere eine Woche vorher, beide an Sonntagen. Für heute mache ich Feierabend: die Freunde haben ſchon zweimal an meine Thüre geklopft und zum Spaziergange gerufen: es läutet Ave Maria. — **Felicissima notte, amico!**

Den 4ten Auguſt.

Das Kirchenfeſt ward zu Ehren der heiligen Anna und ihrer Tochter, der heiligen Jungfrau, gefeiert. Schon ein Paar Wochen vorher gieng man in Albano mit großen blechernen Büchſen herum und bettelte um einen kleinen Beitrag zu den Koſten des Tages per l'amore della Santissima Madonna e di Sant' Anna.

Am Sonnabend nach Sonnenuntergange verkündigte das Läuten aller Glocken und die Abfeuerung der Kanonenraketen die Eröffnung des Feſtes: denn der Sonntag beginnt mit Ave Maria des Vorabends. In den Straßen und auf den Plätzen der Stadt loderten eine Menge hoher Feuer durch die Nacht empor: man hatte das ſeit Wochen ausgedroſchene Stroh bis zu dieſer feſtlichen Gelegenheit aufgeſpart. Die Kinder tanzten Reigen um die Flamme und ſangen.

Ein heiterer Himmel und kühle Winde begünſtigten die Feier des Tages. Zwei Stunden vor Nacht, nach unſerer Rechnung gegen ſechs Uhr, rieſen die Glocken die geputzte Gemeinde nach der Kirche der Madonna della Stella. Wenn man einige hundert Schritte aus der Stadt auf der Landſtraße nach Aricia fortgeht, ſo ſieht man rechts am Wege einen grünen Plan ausgedehnt, deſſen Ausſicht eine kleine, freundlich helle Kirche begrenzt, und links gegenüber erhebt ſich das alte graue Grabmal der Horazier und Kuriazier. Den Hintergrund ſchließen die Baumgänge und Waldhöhen von Aricia. Dorthin gieng der Zug der Chriſten. Der Raſenplatz war mit Menſchen angefüllt, ein Theil hatte ſich gelagert, Andere ſtanden oder ſchritten auf und nieder. Die Frauen hatten ihr prächtigſtes Kleid angelegt und den feinſten, weißeſten Schleier aufgeſteckt: die untergehende Sonne ſpielte mit den blitzenden Fächern und den leuchtenden Ohrgehängen. Die Burſche ließen ein langes, buntes Seidenband von ihrem Hute wehen, und aus der Schleife ſchwell ein dicker Blumenſtrauß hervor. Auch fehlte es nicht an zierlichen Römern und Römerinnen, an langen engliſchen und kurzen deutſchen Röcken, und die kleinen Kinder kollerten ſich in dem kühlen Graſe. Vor der Kirche, zu der ſich Alles drängt, iſt luſtige Janitſcharenmuſik: ein Kommando Soldaten hat daneben die Gewehre kreuzweis zuſammengeſtellt und lagert im Grünen. An den

Thüren haben Obſthändler und Kuchenverkäufer ihre Tiſche aufgeſchlagen, und das Schneewaſſer mit Limonienſaft iſt auch an ſeinem Platze.

Die Kirche iſt mit friſchen Myrtenzweigen beſtreuet, die das ganze Haus mit Duft erfüllen: auf einem Geſtelle, vor dem Hochaltare, ſeh' ich die Bildſäule der heiligen Anna thronen, vor der ſich alle Kniee beugen. Sie gleicht einer Puppe, iſt von Holz geſchnitzt, mit runden ſcharfabgeſetzten Roſenbacken bemahlt, und trägt ſteife, ehrbare Kleider, die mit Ketten und Spangen und Ringen und kniſtergoldenen Herzchen ganz überdeckt ſind. Im Arme hält ſie die kleine Madonna, der man eine große zackige Krone auf den Kopf geſetzt hat. Auf dem Throngeſtelle des Bildes brennen viele Wachskerzen.

Als ich wieder in das Freie hinausgetreten war, kam die Prozeſſion von der Stadt mit raſchem Schritte und fröhlichem Geſange dahergezogen: die Straße war beſprengt und mit grünem Laube beſtreuet. Sie tragen ein großes Kreuz voraus, das über und über mit friſchen Blumenkränzen umwunden iſt: kein Leichnam hängt daran, und wo das Haupt des Heilands ſeine Stelle haben würde, da ſpringt eine Krone, bunter und ſchwellender als die übrigen Flechten, aus dem Holze hervor. Die Brüderſchaft, welche die Prozeſſion führt, iſt mit langen weißen Gewändern und rothen Pilgerkragen bekleidet, nur ein ſchwarzer Rock, vielleicht der Prieſter der Kirche, iſt in dem heiteren Zuge. Die Brüder gehen in beſtimmten Entfernungen mit Kerzen und Stäben hinterdrein: endlich folgt noch ein altes fahnenartiges Bild und ein kleines Kreuz mit dem Gekreuzigten, um deſſen Hüften eine goldſchillernde Schärpe flattert. Vor den drei Bildern nimmt Jeder den Hut ab und die Frömmſten fallen auf die Kniee. Die Prozeſſion zieht in die Kirche hinein: ich weiß nicht, welche Gebräuche ſie darin verrichtet: aber es dauert nicht lange, ſo kehrt ſie zurück und zwar mit dem Bilde der heiligen Anna, ſammt dem Throngeſtelle und den brennenden Kerzen. Der Zug geht in der alten Ordnung nach der Stadt zurück; aber in dem Augenblicke, wo das kleine Kruzifix aus der Kirchthüre tritt, knallen verſteckte Feuerwerke am Wege los, und Alles ſinkt auf die Kniee. Hinter dieſem folgt die heilige Anna, und bei ihrem Erſcheinen wiederholt ſich das Knallen und das Knieen. Die Prozeſſion iſt jetzt größer und feierlicher, als beim Einzuge, und Soldaten begleiten ſie. Vor der Heiligen gehen ſechs kleine Mädchen, die wohlgebildetſten der Gegend, ganz in weißes Schleiertuch gekleidet und Kerzen in den Händchen tragend, dann ſechs erwachſene Albanerinnen, in der Volkstracht, ebenfalls mit Kerzen. Es iſt eine große Ehre, zu dieſer Begleitung gewählt zu werden, daher ſchreiten ſie auch ſo ſtolz und ehrbar einher. Hinter dem Bilde folgt eine Schaar alter, ſchwarzer Mönche, ſeltſam mit jener friſchen, hellen Jugend kontraſtirend: es ſind die Paſſioniſten des Monte Cavo. Endlich ſchließt ſich die ganze Weibergemeinde an die Prozeſſion, ein wunderbarer Anblick, wenn man von ferne nachſieht: Schleier an Schleier, wie ein weißes wogendes Meer.

So geht es durch die Stadt und zurück in das Haus der Heiligen. Ehe ſie aber dort abgeſetzt wird, geben die Knallraketen noch eine volle Salve, und ſomit ſagt man der Patronin gute Nacht. Denn ſchon iſt der Corſo mit Soldaten beſetzt, und Jeder rennt und drängt, einen Stuhl oder ein Fenſter zu gewinnen, um das Wettrennen der Pferde mit anzuſehen, das den feſtlichen Tag beſchließen ſoll. Die Straße iſt frei, eine Knallrakete ſpringt, Alles klatſcht und ſchreiet, und drei Pferde ſprengen vorüber. Göthe hat das römiſche Wettrennen in ſeinem Karneval beſchrieben: da magſt Du es nachleſen. Die Leute haben ihre übermäßige Freude daran und machen kleine Wetten untereinander, welches Pferd den Preis gewinnen werde oder nicht. So hörte ich während des Vorüberlaufens neben mir einſchlagen: der Eine rief: das Braune, der Andere: das Weiße, und die Wette war geſchloſſen.

Das vorgeſtrige Feſt war ein Spiel des Landvolks, das Eimerſtechen genannt, auf römiſch kurzweg la Secchia. Es beginnt, wie alle Sommerbeluſtigungen, ein Paar Stunden vor Sonnenuntergang, wann die Schatten ſo groß geworden ſind, daß Spieler und Zuſchauer in ihnen Platz finden. Die Szene iſt im Corſo, unfern dem Ausgange der Stadt gen Aricia zu. Ein Paar Pfähle, mit Laub umwunden, ſind mitten auf der Straße in das Pflaſter eingegraben, beide etwa anderthalb Mannshöhen meſſend und gegen eine gute Schrittlänge von einander geſchieden. Auf dieſen ruht eine runde Querſtange, die durch die beiden Handhabelöcher eines länglichen Eimers oder Troges gezogen iſt, ſo daß das Ganze mit dem hängenden Gefäße das Bild eines Galgens darſtellt. Eine Leiter ſteht an dem einen Pfahle, ein Mann beſteigt ſie und füllt den Eimer mit friſchem Waſſer, das ihm andere Hände von unten herauf reichen. Dann taucht er einen weißen Zettel in das Waſſer und klebt ihn ganz unten an die Vorderſeite des Eimers an: es iſt ein ſchwarzer Reif darauf zu ſehen.

Jetzt beginnt das Spiel. Ein Bauer, auf einem Eſel ſitzend, mit einem alten durchlöcherten Hute und in einen weiten Mantel gewickelt, reitet gegen den Eimer an. Er trägt einen Stab mit einer eiſernen Spitze in der Rechten, und mit der andern Hand und den Füßen arbeitet er auf den Eſel los, um ihn in Trab zu ſetzen. So wie er den Eimer in Stoßnähe bekommt, zielt er mit ſeiner Lanze, legt dem Eſel die Hacken an, und ſticht — der bewegliche Eimer ſchlägt über und beſchüttet ihn mit der vollen, kalten Ladung von oben bis unten. Die Zuſchauer lachen und kreiſchen, aber er ſchüttelt ſich und zeigt triumphirend den in den Reif getroffenen Zettel auf dem Spieße. Augenblicklich iſt der Eimer wieder gefüllt und ein Zweiter reitet zum Stoße: die wunderlichen Geberden vor und nach der Taufe, die Bockſprünge der gereizten Eſel und die wizigen Spottreden des Volks geben jeder Wiederholung eine kleine Überraſchung, so daß ich ohne Langeweile dem Spiele bis zu Ende zuſchauen konnte.

Es kommt bei dem Stoße darauf an, ſchnell und leicht gegen den Eimer zu rennen, ſo daß der Überſturz des Waſſers hinter dem flüchtigen Reiter herabfalle, oder doch nur den Schwanz ſeines Thieres treffen könne. Dieſem glücklichen Erfolge widerſezt ſich nun zumeiſt die Tücke und Faulheit des Eſels, aber auch die zögernde Vorſicht des Zielens hemmt den Reiter in dem entſcheidenden Augenblicke, und doch will Jeder in den Reif ſtechen, denn es werden Preiſe dafür ausgetheilt. Alſo kreuzen ſich die Intereſſen auf eine luſtige Weiſe, und nur Derjenige ladet wohlverdienten Spott auf ſich, der aus Gewinnſucht ſich dem Waſſerfalle ruhig ausſezt und durch das Stolpern ſeines Eſels oder ein anderes Mißgeſchick dennoch das Ziel verfehlt. Jeder Preis beſteht in einem Papetto, das iſt ein Zweipaulſtück, nach unſerer Rechnung etwa ſieben Groſchen: die Gemeinde giebt das Geld und ordnet das Feſt, das auch durch die ausgeſtellten Wachen auf dem Spielplatze ſich als ein öffentliches kund giebt.

Erſte Beilage zum neunten Briefe.

Bei Durchblätterung meines römiſchen Tagebuches finde ich unter dem 21ſten Juni 1818 die Beſchreibung der Feſtlichkeiten bei Gelegenheit des Einzuges des neuen Senators in das Kapitol. Sie wird hier eine ſchickliche Stelle einnehmen.

Der erwählte Senator der Stadt Rom iſt der Prinz Corſini aus der bekannten Familie. Heute, an einem hellen Sonntage, Nachmittags gegen vier Uhr, hielt er ſeinen feierlichen Aufzug. Da er in Florenz einheimiſch iſt, ſo reitet er mit einem vollſtändigen Reiſegefolge, mit Packwagen und Handpferden, zu der Porta del Popolo herein, begiebt ſich nach dem Pallaſte des Quirinals, um dort den Kommandoſtab aus den Händen des Pabſtes zu empfangen, und nun begeht er in großem Pompe, begleitet von der Garniſon, den Deputirten der Stände und Behörden und den Repräſentanten der Kardinäle, ſeinen Zug durch den Korſo auf das Kapitol, an deſſen Thoren die Conſervatori ihm die Schlüſſel der Stadt überreichen. Die Römer nennen die ganze Feierlichkeit il Possesso del Senatore, weil er mit ihr die Stadt gleichſam in Beſitz nimmt.

Die Straßen, durch welche der Senator zieht, ſind mit Sand beſtreuet und bunte Teppiche hängen aus den Fenſtern und Balkonen herab. Vom Quirinal wendet er ſich nach der Via Felice, die er am Platze Barberini wieder verläßt, um nach dem ſpaniſchen Platze herabzureiten, dann durch die Via Condotti in den Corſo und durch ihn hinauf nach dem Kapitole. Die Treppe, die zwiſchen den waſſerſpeienden ägyptiſchen Löwen und den Bildſäulen des Kaſtor und Pollux nach dem Platze des Kapitols hinauffühet, iſt durch hohe Schutthaufen und übergeſtreueten Sand geebnet und reitbar gemacht. Dieſer Platz wird im Grunde durch den Pallaſt des Campidoglio, an den Seiten durch die gleichen Gebäude des Muſeums und der Conſervatori, vorn aber vom Abhange des Hügels zu einem regelmäßigen Vierecke geſchloſſen, in deſſen Mitte, gerade dem Aufgange entgegen ſchauend, die große bronzene Equeſterſtatue des Marc Aurel ſich erhebt. Das Fußgeſtell der Bildſäule war heute mit Kränzen umwunden, von den Balkonen der Palläſte hingen neue Purpurdecken herab und die Säulen und Geſimſe waren mit Lampenſtangen umfaßt. Das Volk hatte Bühnen von Brettern zu beiden

Seiten

Seiten der Mitteltreppe aufgeſchlagen und bot die Plätze mit lautem Wettgeſchrei an die Menge feil: aber weder Fenſter, noch Balkone, noch die brettenen Gerüſte faßten die Ströme der Schauluſtigen: auf den flachen Dächern ſtanden ſie, Einer neben dem Andern, und die Unternehmendſten ſaßen auf den Bildſäulen und Baluſtraden: die Roſſe des Kaſtor und Pollux mußten auf ihren koloſſalen Rücken mehr als einen Reiter tragen. Der Platz, ſo mit Luſt und Leben ausgeſchmückt, gewährte einen überaus prächtigen Anblick: Kopf an Kopf, die Kränze dazwiſchen, die glühenden Wangen und der helle Sonnenſchein, und mitten darunter die großen, grauen Steinbilder — es ſchien eine feſtliche Vermählung der antiken und modernen Welt.

Schon von fern her verkündigte rauſchende Feldmuſik den nahenden Zug. Denn mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen eröffnen ihn die Krieger des Friedens. *) Ihnen folgen die zwanzig Reiſewagen des Senators, jeder mit

---

*) Die römiſchen Soldaten tragen auf ihren Mützen und Patrontaſchen das Wort Pax, als Wappen.

einem bunten überzuge bedeckt, worauf das Wappen des Prinzen geſtickt iſt: die Kutſcher ſind blank gekleidet und ſitzen mit Anſtand auf dem Handpferde. Zehn Reitpferde ſchließen ſich an, jedes von einem Reitknechte geführt, der mit Treſſen wohl vergoldet iſt. Voran reitet der Stallmeiſter in Paradeſchritt, ſich dann und wann nach den Roſſen umſchauend, die im Sonnenſcheine ſpringen und gegen den Zaum ſchnauben: aber die Knechte wiſſen ſie zu zähmen. Jetzt ändert der Zug die bunte Farbe: ſchwarze Advokaten und Rathsherren, in altem Koſtüme, mit dem Mantel und dem Spitzhute, laſſen ſich auf geduldigen Pferden vorüberführen. Alles lacht und jauchzt: man ſucht durch Pfeifen und Ziſchen die Gaule ſcheu zu machen und die unbehülflichen Reiter zu erſchrecken, von denen Mancher heute vielleicht zum erſten und letzten Male einen Sattel beſtiegen hat. Der nächſtfolgende Trupp giebt auch ſeinen Anlaß zum Gelächter: es ſind die Bedienten der Kardinäle, welche die großen, runden, rothen Hüte ihrer Herren, gleichſam als ſtumme Repräſentanten, über den Rucken gehängt tragen müſſen: dieſe hüpfen bei jedem Tritte des Pferdes, beſonders aber im Trabe, rechts und links um die Schultern, und das Volk hat ſeine kindiſche Freude daran, die heilige Kopfbedeckung in ſo ſpaßhafter Bewegung zu ſehen. Endlich nahet der Senator: voraus die Kavaliere des Pabſtes, in ſpaniſchen Mänteln, und vier kleine Pagen, ganz in goldſchillerndem Taffet gekleidet, auf den Köpfchen ſchwarze Barette mit weißen Schwungfedern. Der Senator, ein Herr in vollem Mannesalter, ſitzt in ſtolzer Würde, auf einem hohen, ſtarken Roſſe, welches dennoch das Gewicht der gediegenen, breiten Zäume, der Troddeln und Decken, kaum zu tragen vermag. Zwei prächtige Diener gehen ihm zur Seite, er ſelbſt, unbedeckten Hauptes, friſirt und gepudert, den Kommandoſtab in der Rechten, hat einen weiten Mantel von reichem Goldſtoffe über die neue Staatskleidung geworfen. Das Volk ſchwenkt Hüte und Tücher und jubelt ihm Viva Viva entgegen, aber wohlwollend neigt der Gefeierte ſein puderweißes Haupt. Seine Staatskaroſſen beſchließen den Zug.

Soldaten, Wagen, Pferde und Gefolge, mit Ausnahme der Kavaliere und Behörden, ziehen auf der andern Seite wieder von dem Platze hinab. Der Senator ſteigt von ſeinem Roſſe und ſchreitet gemeſſenen Trittes gegen den Pallaſt des Kapitols vor. Dort empfangen ihn die Conſervatori und übergeben ihm, auf einem Kiſſen, die Schlüſſel der Stadt. Hierauf begiebt ſich der Senator mit ſeinem Komitat in den Rathsſaal und hält eine lange lateiniſche Rede an das Volk. Sein Vortrag war theatraliſch, aber nicht ohne Anſtand und Gewandtheit; von den Worten verſtand ich, wegen des Lärmens und der Ungewohnheit der italieniſchen Ausſprache, nicht viel mehr als einige römiſche Heldennamen. Aber die Leute jauchzten ihm am Schluſſe einen rauſchenden Beifall entgegen.

Der galt aber wohl mehr ſeinem prächtigen Feſte. Abends war der Platz erleuchtet und ein Feuerwerk ward um die Bildſäule des Marc Aurel abgebrannt. In den Sälen des Muſeums, zwiſchen den Statuen des ſterbenden Fechters, des Antinous und der Flora, war Converſazione nobile, und das Volk hatte Muſik in dem Rathsſaale. Die gemeinſte Klaſſe tummelte ſich bis in die Nacht auf dem Campo Vaccino, unter den Triumphbogen und

Tempelhallen, umher: denn dort ließ der freigebige Senator weißen und rothen Wein aus den Fontänen ſpringen, worüber man die böſe Luft vergaß, die ſich nach Sonnenuntergang auf dieſem Felde erhebt.

Zweite Beilage zum neunten Briefe.

Canzonetta nuova sopra la Madonna, quando si porto in Egitto col Bambino Gesù e San Giuseppe.

Zingarella.

Dio ti salvi, bella Signora,
E ti dia buona ventura,
Ben venuto, vecchiarello,
Con questo Bambino bello.

Madonna.

Ben trovata, sorella mia,
La sua grazia Dio ti dia,
Ti perdoni i tuoi peccati
L'infinita sua bontade.

Zingarella.

Siete stanchi e meschini,
Credo, poveri Pellegrini,
Che cercate d'allogiare.
Vuoi, Signora, scavalcare?

Madonna.

Voi che siete, sorella mia,
Tutta piena di cortesia,
Dio vi renda la carità
Per l'infinita sua bontà.

Zingarella.

So una donna Zingarella,
Benchè sono poverella,
Ti offerisco la casa mia,
Benchè non è cosa per tia.

Madonna.

Sia per me Dio lodato
E da tutti ringraziato.
Sorella, le vostre parole
Mi consolano il mio cuore.

Zingarella.

Or scavalca, Signora mia,
Ai una faccia d'una Dia,
Ch' io terrò la creatura,
Che sto core m'innamora.

Madonna.

Noi veniam da Nazaretto,
Siamo senza alcun ricetto,
Arrivati alla strania,
Stanchi e lassi dalla via.

Zingarella.

Aggio quà una stallicella
Bona per sta somarella,
Paglia e fieno ce ne getto,
Vi è per tutti lo ricetto.

Se n'è, come meritate,
Signoruccia, perdonate:
Come posso io meschina
Riccettare una Regina?

E tu vecchiarello siedi,
Sei venuto sempre a piedi,
Avete fatto, o bella figlia,
Da trecento e tante miglia.

Oh ch'è bello sto Figliarello,
Che par fatto col pennello!
Non ci so dare assomiglio,
Bella Madre e bello figlio.

Ai presenza di Regina,
Lo mio core l'indovina,
Questo Figlio è il tuo Sposo,
Troppo è bello e grazioso.

Se ti piace, o mia Signora,
T'indovino la ventura.
Noi, signora, così sino
Facciam sempre l'indovino.

Ma quel che dirò a te,
Tu lo sai meglio di me.
Alla tua bella presenza
Mostri assai di Sapienza.

E sei stata a Bettelemme,
Signoruccia ancora teme,
Non avere più paura,
Sei arrivata alla buon' ora.

Esco pazza d'allegrezza,
Piena son di contentezza,
E per quanto io discerno,
Fosti eletta tu ab eterno.

Fosti sempre da Dio amata,
Tutta pura immacolata,
Tu sei quella di Dio Madre,
Ch' ha in Cielo suo Padre.

Anna chiamasi tua Madre
E Gioachino il tuo Padre,
Ti chiamarò, Signora mia,
Col bel nome di Maria.

E cresciuta ti presentaro,
E al Tempio ti portaro.
Là mangiavi, là dormivi,
Là insegnavi, là leggivi.

Poi ti dettero questo Sposo
Puro santo e grazioso,
Per miracolo di Dio
La sua verga li fiorio.

Concepisti sto Bambino
Per lo Spirito Divino:
Questo Figlio è vero tuo,
Ma sto Sposo non è Padre suo.

Dio mandò l'Ambasciatore
Gabriele con splendore.
Eri in camera serrata
Quand' ei fece l'Ambasciata.

Tu sapesti il che, il come
Aveva Dio da farsi Uomo,
Ti dotò di tante done
Nella tua Concezione.

E di grazia, ti disse, piena,
Sei del Ciel fatta Regina,
Il Signore già è con tia,
Dio ti salvi, alma Maria.

In vederti salutata,
Nell' interno eri turbata:
Benedetto ne sia il frutto,
Redentor del Mondo tutto.

Maria levati ogni schianto,
Ciò per opra dello Spirito Santo;
Tu sarai Vergine e Madre
Per la grande tua umiltade.

Allor subito umiliata
Consentisti all' Ambasciata;
Son l'Ancella del Signore,
Venga venga il Redentore!

Così fu, come dich' io,
Fosti fatta Madre a un Dio,
Dello Cielo alma Regina,
Che di grazia fosti piena.

Poi Giuseppe lo tuo Sposo
Tutto stava pensieroso,
Quando vidde, ch' eri piena,
Al suo core avea gran pena.

Ma dall' Angelo avvisato
Restò tutto consolato,
Alla tua bella presenza
Ei portò più riverenza.

Di là a tempo ti partisti,
Con lo sposo te ne gisti,
Caminando in Bettelemme,
E passaste tante pene.

Non potessivo trovare
Da poterví alloggiare,
Ch' una grotta alla strania,
Come faceste, signora mia.

O che povero ricetto,
Senza fuoco, senza letto!
Credo ancora, che la grotta
Era bagnata e poco asciutta.

A mezza notte partoristi,
Senza dolore lo facesti,
Sto Figliuolo inzuccherato,
Tanto al mondo desiato.

Riverente l' adorasti,
Tra li panni l'infasciasti,
Lo mettesti, Signora, poi
In mezzo l'asino e lo bue.

Cuna fu la mangiatora,
N' è lo vero, bella Signora?
Nacque Dio sopra la terra,
Mise pace e levò guerra.

Fu la notte risplendente,
Che stupì tutta la gente,
Già cantando gli Pastori:
È già nato il Salvatore.

Si udir gli Angeli cantare,
Per le genti spaventare.
O che notte di allegrezza,
Tutta gaudio e contentezza!

Li Pastori l'adoraro,
Li presenti gli portaro
E dicevan per la via:
È già nato il gran Messia.

Ora tu, Signora mia,
Che sei piena di cortesia,
Mostramelo per favore
Lo tuo Figlio Redentore.

Madonna.

Date mi, o caro sposo,
Lo mio Figlio grazioso,
Quando il vede sta meschina
Zingarella, ch' è indovina.

Questo Figlio è il tuo Dio,
Ch' è lo core e il fiato mio,
Guarda bene sto bel viso,
Allegrezza di Paradiso.

Figlio è dell' Eterno Padre,
Come Dio di maestade,
Come Uomo è Figlio mio
Per sua mera cortesia.

Ecco, Sorella, il Redentore,
Venne quà pel peccatore,
Pato lui e pato io
E sto caro Sposo mio.

Zingarella.

Oh è fino e inzuccherato,
Il mio core è innamorato,
Signora e Imperatrice,
Benchè sono peccatrice.

Il nome suo è Gesù,
Chi non l'ama, non sa più,
Ti domanda perdonanza
Peccator, quest' è l'usanza.

Buona sorte fu la mia,
D'incontrarvi per la via,
Mi parlava ogn' ora il core,
Mi diceva: Esci fuore.

Giacchè Dio così destina,
Che io faccia l'indovina,
Fammi grazia, Signorina,
Dammi qui la tua manina.

Io non faccio ste parole,
Me le spicco dallo core,
Bella Madre di clemenza,
Preparatevi a penitenza.

Dopo passati alcuni anni
Dirà Gesù a S. Giovanni:
Voglio esser nel Giordano
Battezzato di tua mano.

E ancor credo per certo,
Che anderà nel deserto
A digiunar di continuo
Senza pane e senza vino.

Comparitogli l'arso Cane,
Vorrà fatte le pietre in pane,
Ne sarà precipitato,
Per virtù del Dio umanato.

Anderà in Gerusalemme
Con gli Apostoli tutti insieme,
Entrerà fra rami e palmi,
Canteranno inni e salmi.

Poi anderà nostro Signore
Nel cenacolo con amore
E gli Apostoli inviterà
Con infinita carità.

Laverà a tutt' i piedi,
Giuda insieme quivi siede,
E non solo gli laverà,
Ma più volte li bacierà.

Piglierà nelle sue mani
E consagrerà il Pane,
Dicendo lo stesso Dio:
Questo è il corpo mio.

Del Calice il vero vino
Muterà in Sangue Divino:
O gran portento d'amore,
Che farà sto gran Signore!

Fatto già lo Sagramento,
Non averà più avvento,
D'amore sarà infiammato,
Per salvare l'uomo ingrato.

Poi anderà con divozione
All' orto a far orazione.
E lasciando la compagnia
Patirà grande agonía.

Suderà abbondante Sangue,
Che sarà in terra sparso,
E Gabriele ben accorto
Verrà a dargli il conforto.

Giuda poi nell' orazioni
Ci anderà con finzioni,
E col bacio lo tradirà,
Per trenta denari lo venderà.

I Giudei l'attaccheranno,
Incatenato lo porteranno,
Come avesse fatto male,
Di Tribunale in Tribunale.

Ad Anna il presenteranno,
Onde l'interrogheranno,
Alla prima dimandata
Li daranno una guanciata.

Sarà poi più tormentato
In casa di Erode e di Pilato,
Sarà battuto a una colonna,
Nudo messo a tal vergogna.

Una corona intreccieranno,
Di dure spine la faranno,
Come un cappello lavorata,
La sua testa assai piagata.

Dallo Preside Pilato
Sarà in fine condannato,
Grideranno ad alta voce:
Porti Cristo la' sua Croce!

Questo Figlio accarezzato
Te lo vederai ammazzato
Sopra d'una dura Croce,
Figlio bello, Figlio dolce!

Mani e piedi sarà inchiodato,
Lo suo Lato spalancato
D'una lancia cruda e ria,
Benchè morto allora sia.

Che dolori sentirai,
Quando in braccio l'averai
Morto e tutto insanguinato
Col suo corpo scorticato!

Con gran lagrime e sospiri
Lo porterai a seppellire
In un nuovo monumento
Per tuo ultimo tormento.

Dunque, Madre sconsolata,
Facci sempre l'Avvocata,
Tu sei Figlia di Dio Padre,
Di suo Figlio sei la Madre.

Sposa sei di Spirito Santo,
Non puoi aver più vanto,
Sei arrivata a tanti onori
Per noi altri peccatori.

Non ti vò più infastidire,
Bella Signora, sai ch' ai fare.
Dona la limosinella
A sta povera Zingarella.

Non voglio oro nè denare,
Benchè me ne possi dare:
Sei stella rilucente,
Ai con te Cristo onnipotente.

Vò una vera contrizione
Per la tua intercessione,
Acciò st' alma dopo morte
Tragga alle Celesti Porte.

Dieſes dialogiſirte Lied iſt zu vergleichen mit dem von Göthe mitgetheilten Geſpräche der Samaritanerin mit dem Erlöſer, in den Fragmenten über italieniſchen Volksgeſang.

Zehnter Brief.

Albano, den 10ten Auguſt 1818.

Ich habe auf einige Tage römiſchen Beſuch bei mir gehabt und zwar ſo unterhaltenden und lehrreichen, daß ich Dir einen Brief darüber ſchreiben kann, mein werther Freund.

Kurz vor meiner Abreiſe aus Rom machte ich auf der Vatikaniſchen Bibliothek die Bekanntſchaft eines jungen Neapolitaners, welcher dort ein kleines proviſoriſches Amt bekleidete und mir nebenher als ein berühmter Improviſator vorgeſtellt wurde. Er bewies ſich gegen mich im erſten Zuſammentreffen gefällig und gewandt und verdoppelte ſeine Aufmerkſamkeit und Dienſtfertigkeit mit jeder Gelegenheit. Sein Umgang wurde für mich in vielem Betrachte anziehend und erſprießlich: er war in Rom überall zu Hauſe, in Ruinen, Klöſtern und Oſterieen, ſprach lateiniſch mit Fertigkeit und Auswahl und beſaß, was ſich bei italieniſchen Gelehrten ſelten findet, eine gründliche Kenntniß der Provinzialdialekte ſeiner Mutterſprache. Die klaſſiſchen Dichter der Griechen und Römer hatte er im Kopfe und den Virgil wußte er von Anfang bis zu Ende aufzuſagen. Er war Mitglied der Arkadia und der Academia Tiberina und galt als lateiniſcher Improviſator für unübertroffen. Seinen Namen muß ich verſchweigen, aus Gründen, welche Dir aus der Folge meines Briefes einleuchten werden.

Nachdem ich in der Vatikana einige Worte mit ihm gewechſelt hatte, aus denen er nicht viel mehr entnehmen konnte, als daß ich ein Deutſcher wäre, Philologie in Berlin ſtudirt hätte und jetzt durch eine Reiſe in Italien meine akademiſchen Lehrjahre zu ſchließen gedächte, ſo begleitete er mich in die Peterskirche hinab und fing an, mir eine recht eigentlich philologiſche Erklärung ihrer Monumente zu geben, wobei er ſeinen Glauben und ſeine Moral, welche beide nicht in dieſe Mauern gehörten, ſo offen und rückhaltslos preisgab, daß ich über ſeine Unvorſichtigkeit erſtaunte. Ich ließ ihm auch meine Befremdung bemerkbar werden, aber er nahm ſie ſcherzhaft auf und meinte, ich ſollte nicht hoffen, ihm eine Naſe anzudrehen: ich wäre ja ein Pruſſiano und könnte alſo unmöglich an die albernen Lehren und Zeremonien der Kirche glauben. Conosco bene il vostro gran re, Federigo secondo, fuhr er fort, e benchè sia morto, gli vorrei dedicare per tutto al mondo il mio libretto di Epigramme politiche. Ma queste bestie di Censori non mi danno l'Imprimatur. Doch um auf ſeine philologiſche Erklärung der Monumente zurückzukommen, ſo werde ich Dir den Ausdruck durch die Sache außer Zweideutigkeit ſetzen. Er betrachtete nämlich jede heilige Perſon, die hier durch ein Grabmal oder eine Lobſchrift geehrt iſt, aus einem rein philologiſchen Geſichtspunkte, alſo namentlich ihre Verdienſte um antike Kunſt und Wiſſenſchaft, ihre Ausgrabungen und Ankäufe für das Muſeum und die Bibliothek, und was ſonſt dahin gehört. Seine Angaben waren freilich nicht neu und erſchöpfend, aber ſie wurden in der Zuſammenſtellung und durch die gänzliche Entäußerung von dem geiſtlichen Charakter der hohen Herrſchaften überraſchend und anziehend. Bei der ſchwediſchen Königin Chriſtine wurde alſo vor

Allem das Vermächtniß ihrer Bibliothek an die Vatikana hervorgehoben und ihre klaſſiſche Gelehrſamkeit geprieſen. Die prächtigen Grabmäler der bekannten Päbſte aus dem Hauſe Farneſe und Barberini hinter dem Hochaltare bekamen zwei böſe Nachſchriften von der Sprengung des Coliſſeums und der Einſchmelzung der bronzenen Roſetten des Pantheons. Dabei wurde auch das alte Sprüchwort angezogen:

Quel che non hanno fatto i Barbari,
Hanno fatto i Barberini.

Soviel hievon. Am nächſten Morgen brachte mir der freundliche Improviſator ſeine lateiniſchen Epigramme, von denen er ſchon in der Peterskirche ein Paar Worte hatte fallen laſſen. Sie behandelten die Helden, Fürſten, Miniſter, Schlachten und Bündniſſe der neueſten Zeit, in guten Phraſen, aber ohne Scharfſinn und Neuheit der Gedanken. Er erzählte mir, daß er für die Epigramme ſchon das Imprimatur der Cenſur erhalten hätte, und ſie waren auch in der That ſehr unſchuldig, aber die Dedikation an Friedrich den Großen, König von Preußen, wollte man durchaus nicht geſtatten. Das läßt ſich auch wohl erwarten, und ich fragte ihn, wie er auf dieſen wunderlichen Einfall gerathen wäre. Darauf theilte er mir ein Paar Anekdoten aus dem Leben des Königs mit, die eben nicht die vortheilhafteſte Seite ſeines Charakters zeigen, und gab dieſe als den Hauptbewegungsgrund ſeiner Vorliebe und Bewunderung an. Ein ſolcher todter Ketzer, fügte er hinzu, iſt mir lieber als die ganze lebendige katholiſche Welt.

Ein anderes Mal las er mir ein lateiniſches Gedicht zu Ehren des heiligen Luigi Gonzaga vor, das er zur Bewerbung um eine Lehrerſtelle an dem Collegio Romano verfertigt hatte. Apollo eröffnet den Geſang, indem er die Muſen und Grazien aufruft, die Geburt, das Leben und den Tod des Heiligen, deſſen Namenstag heute auf dem Parnaſſe gefeiert wird, in zierlichen Verſen zu preiſen. Die Damen gehorchen und jede läßt ſich in einem neuen Silbenmaße vernehmen, ſo daß faſt alle horaziſche Metra an die Reihe kommen, aber Apollo behält den Hexameter für ſich. Auch dieſes Werkchen war in gutem Latein abgefaßt und die ſchwierigen Versmaße vermehrten ſein Verdienſt. Aber im Gehalte war es ein Cento in weiterer Bedeutung, aus gängen und gäben

Phraſen und Bildern der alten Klaſſiker zuſammengeſetzt. Die Jeſuiten hatten es dem Drucke übergeben wollen, aber der hitzige Improviſator hatte ſich mit ihnen während der Unterhandlungen entzweiet, und ſo war Druck und Ausſtellung geſcheitert.

Du wirſt nicht einſehen, wohin dieſe Rezenſionen Dich führen wollen, mein werther Freund, und für die Charakterſchilderung eines einzelnen originellen Individuums wären ſie auch ſicher hier nicht an ihrer Stelle. Aber ich denke meinen Improviſator zum Repräſentanten der ganzen heutigen gelehrten Dichterzunft in Italien aufzuführen, und dieſe wird ſich über meine Wahl keines Weges zu beſchweren haben, denn ich kann betheuern, daß ich unter allen Arkadiern und Tiberinern, und wie ſie mit ihren poetiſchen Titeln noch heißen mögen, keinen zweiten gefunden habe, der wie er, die Erforderniſſe eines Poeta dotto e ingegnoso in ſo hohem Grade und mit ſolcher Vollſtändigkeit in ſich vereinigt hätte. Ich will aber mein deutſches Urtheil gar nicht geltend machen, ſondern berufe mich auf ihre eigene Meinung von meinem Improviſatore, wonach er heißt un Mongibello di Poesia *), un ingegno del secolo, d'un estro inesaurabile ma qualche volta stravagante. Von poetiſcher Stravaganza habe ich indeſſen keinen Ausbruch an ihm bemerkt, man müßte ſie denn auf die tollkühne Satyre beziehen, die er ſich nicht ſelten in ſeinen Verſen gegen die Religion und Kirche erlaubte. Zum Lobe muß ich ihm noch nachſagen, daß er von Pedanterei im Umgange frei war, was unter den Leuten ſeines Ordens in Rom eine Seltenheit iſt. Ein erweiterter Kreis von Kenntniſſen und Erfahrungen ſchützte ihn dagegen, aber ſobald er in die Poeſie eingieng, machte ſich die haarbeutelige zehnte Muſe deſto herrſchender geltend. Ich will Dir nur ein Beiſpiel anführen. Eines Tages gab ich ihm Endreime zu einem Sonetto serio und unter dieſen das Wort Cappella. Darüber erſtaunte mein Improviſator und bat ſich einen anderen Reim aus, denn dieſes gothiſche Wort könne man in edler Poeſie nicht gebrauchen.

Ehe ich nach Albano abreiſte, lud ich den Dichter ein, mich auf meinem Landſitze zu be-

---

*) Alle dieſe Ehrentitel gebe ich unverändert aus dem Munde namhafter römiſcher Gelehrter und Dichter.

ſuchen. Er verſprach es und hielt Wort. Während ſeines fünftägigen Aufenthaltes bei mir habe ich Gelegenheit gehabt, dieſen wichtigen Charakter noch gründlicher zu erforſchen und muß als Schlußergebniß bekennen, daß ich von dieſem Gemiſche von blitzſchneller Faſſungskraft, feſtem Gedächtniſſe, lebhafter Phantaſie, unermüdlicher Spannkraft des Geiſtes, mit ſo gänzlicher Mittelpunktsloſigkeit und Blindheit des Gefühls und Urtheils vor ſeiner Bekanntſchaft gar keinen Begriff gehabt habe.

Von ſeinen gelehrten Kenntniſſen habe ich ſchon ein Wort geſprochen. Die lateiniſche Sprache handhabte er, wie ſeine Mutterſprache, im Geſpräche und in der Poeſie. Außer dieſer praktiſchen Gewandtheit, wie man ſie in Deutſchland vielleicht auf den Kathedern der hohen Schulen vergebens ſuchen würde, hatte er aber auch die Klaſſiker durchgearbeitet und wußte treffende Stellen aus ihnen zu grammatiſchen, hiſtoriſchen und äſthetiſchen Zwecken in ſeinen Unterhaltungen anzuführen. Der griechiſchen Sprache war er ſo mächtig, daß er es wagte, epiſche und lyriſche Verſe in derſelben zu ſchmieden, jede Gattung in ihrem eigenthümlichen Dialekte behandelnd und das Werk nicht ſelten noch durch akroſtichiſche und anagrammatiſche Bedingungen erſchwerend. Von ſeiner hebräiſchen Gelehrſamkeit kann ich aus eigener Erfahrung nur ſo viel ſagen, daß er ſich auch auf rabbiniſch mit den Juden im Ghetto wohl zu verſtändigen wußte. Ich frug ihn kurz vor meiner Abreiſe aus Rom, ob er niemals eine ſchriftliche Arbeit über einen philologiſchen Gegenſtand unternommen hätte. Anzi ne ho composto quantità, antwortete er, faſt befremdet über die Frage, und verſprach mir die neueſte und beſte Diſſertation als Geſchenk zu übergeben, die ich dann in meinem Vaterlande möchte drucken laſſen, wo man dergleichen Arbeiten zu ſchätzen wüßte. Nun errathe, was er mir mit nach Albano brachte! — Eine Abhandlung in ſogenanntem ciceronianiſchem Latein, mit einer Zitatenfluth aus Griechen und Römern, Philoſophen, Dichtern und Geſchichtsſchreibern, über das Argument, ob Julius Cäſar um den Tod des Pompejus aus Trauer, Freude oder Verſtellung geweint habe. Ähnliche Themata hatte ich zwar in den Vorträgen der römiſchen Akademiker oftmals behandeln gehört, aber dennoch überraſchte mich der Titel in dem

Augenblicke der erſten Anſicht ſo gewaltig, daß ich Mühe hatte, mich vor einer Unanſtändigkeit zu ſchützen.

Die Äſthetik meines Improviſators war ſo gebildet und geregelt, daß er gewiß ſchon Mitglied der Crusca geworden wäre, wenn ihm nicht das zünftige Alter gefehlt hätte. Virgil ſtand ihm hoch über Homer, von dem er indeſſen die ſchönſten Stellen, mit Weglaſſung leerer Worte, benutzt hätte. Er betrachtete an einem Gedichte beſonders folgende Punkte: la probabilità dell' invenzione, lo stile proporzionato, la mitologia dotta e squisita, i sentimenti, la sonorità del verso. Sein ungetheiltes Lob ergoß ſich nur über einzelne Stellen der Dichter, die er dann gleich mit vollem Pompe aufzuſagen wußte, glänzende Beſchreibungen, ausgeſponnene Bilder und dergleichen Anthologieenwaare. Den Dante hatte er geleſen, was man faſt als eine Ausnahme bei einem römiſchen Gelehrten anführen muß, und da deſſen Gibellinismus ihm beſonders zuſagte, ſo beurtheilte er den rohen genialen Anfänger mit Partheilichkeit. Über Volksgeſang und Volksbücher ſeines Vaterlandes ſprach er gerade, als ob er die Rezenſionen des

Wunderhorns geleſen hätte, und konnte ſich nicht auswundern, wie ich neben Virgil und Arioſt die Reali di Francia und den Bertoldo zu verdauen im Stande wäre. Er glaubte auch am Ende, mein ganzer Geſchmack für dergleichen Gemeinheiten wäre ein freundſchaftlicher Scherz mit ihm. Um ſo auffallender war mir ſeine unverbergliche Freude und Rührung, ſo oft er mir Volksgeſänge in neapolitaniſcher Mundart, deren er eine Unzahl im Kopfe hatte, herſagte und erklärte. Er hütete ſich wohl, dieſen Aufwallungen Worte zu geben, aber er ſprach die Verſe mit einer Innigkeit und Wärme, die ſich durch keine Deklamationskünſte erſetzen läßt. Es war, als ob die Stimme der Natur durch einen ſchweren Wuſt von Gelahrtheit, Kunſt und Unglauben ſich durchwinden müßte; aber die Erinnerung der Kindheit und des heimiſchen Bodens half ſie heraufziehen. Ich freuete mich im Stillen meiner Beobachtung und ſtörte ſeine Unbefangenheit durch keine unzeitige Bemerkung. Auch wenn er im neapolitaniſchen Dialekte improviſirte, war er freier, friſcher und tiefer, als ſonſt, und er unterließ alsdann niemals, ſeine Verſe mit der Laute zu begleiten.

Das Wunder der improviſirenden Dichtkunſt erklärte er mir mit vieler Aufrichtigkeit und Selbſtopferung auf folgende Weiſe. Ich trage immer eine Anzahl der gängſten und gäbſten Gegenſtände aus der alten Mythologie und Geſchichte auf Vorrath bearbeitet im Kopfe umher, als z. B. den Tod des Adonis, die Liebe des Amor und der Pſyche, das Opfer der Iphigenie, die Keuſchheit der Lucrezia, den Mord des Cäſar; die Grauſamkeit des Nero und dergleichen mehr. Selten fehlen dieſe Titel in den Aufgaben, die man den Improviſatoren vorlegt. Dazu habe ich aber auch einzelne Pompreden und Prachtbeſchreibungen in Bereitſchaft, die ſich leicht in jedes Gedicht einfügen laſſen und durch ihren Glanz ſchwächere Stellen verdecken, ich meine z. B. eine Lobrede auf die Stadt Rom, eine Verwünſchung der Leidenſchaften, eine Sturmſcene, einige Frühlingsempfindungen oder was ſonſt beliebt und gemeinnützig iſt. Es iſt ein guter Kunſtgriff des Improviſators, dem alltäglichen Gegenſtande, den ihm der Zufall zur Behandlung vorwirft, eine für die jedesmalige Zeit und Verſammlung paſſende Einleitung oder Schlußanwendung zu geben.

Dadurch ſchwindet aller Argwohn der Vorbereitung, und mit drei bis vier wohlberechneten Komplimenten und Entſchuldigungen kann man auch hier jedem Verhältniſſe Genüge leiſten. Freilich iſt es unmöglich, allen Anforderungen der improviſirenden Dichtkunſt einzig durch das Gedächtniß zu entſprechen. Geiſtesgegenwart iſt demnächſt unerläßlich, und wem eigene rege Phantaſie abgeht, muß ſeine Armuth durch Aneignung der klaſſiſchen Dichterwerke zu bedecken ſuchen, beſonders da eine Wiederholung aus einem griechiſchen oder lateiniſchen Schriftſteller uns nicht als Diebſtahl vorgeworfen, ſondern als Gelehrſamkeit gut angerechnet zu werden pflegt. Mit dem Virgil und Horaz im Kopfe getraue ich mich jedes antike epiſche und lyriſche Thema ohne neuen Gedankenzuſatz zu erſchöpfen. Die Reime geben ſich in unſerer Sprache von ſelbſt und erleichtern die Arbeit, beſonders unter muſikaliſcher Begleitung. Die ſchwerſte Aufgabe iſt ein Gedicht in Verſi ſciolti.

Auch für dramatiſche Werke giebt es Vorbereitungsmittel. Die Charaktere eines regelrechten Trauerſpieles, und auf dieſes beſchränken wir uns meiſtentheils, ſind feſtſtehend: ein Tyrann, eine

eine grauſame Mutter, zwei Verliebte, ein Aufopfernder, ein Paar Vertraute und die vorzugsweiſe ſogenannte Charakterrolle. Mit dieſen Perſonen läßt ſich jeder hiſtoriſche Stoff beſezen, wenn man nur noch einen ſehr eminenten Originalcharakter, den die Geſchichte dazu giebt, einzuordnen verſteht. Die Hauptreden des Tyrannen, ſeine Moral und Handlungsweiſe, habe ich ausgearbeitet; einige Streitſcenen in kurzen Abſätzen ſind auch in jeder Lage zu benutzen. Ferner fehlt es mir nicht an Liebeserklärungen, Abſchieden, Segnungen und Verfluchungen. Räthlich iſt es, ſich der Chöre zu bedienen, die man, da ſie aus allgemeinen Betrachtungen zu beſtehen pflegen, niemals vergebens im Kopfe trägt. Die Verſi ſciolti erſchweren das Improviſiren von Trauerſpielen ungemein, und wenn das Thema aus der neueren Geſchichte genommen wird, ſo geräth unſere Kunſt in Gefahr, daran zu ſcheitern.

Ich wiederhole Dir nochmals, mein Freund, daß ich meinen neapolitaniſchen Improviſator als die perſoniſizirte poetiſche Gelahrtheit oder gelahrte Poeſie der Italiener unſrer Tage aufgeführt habe. Allgemeinheiten ſind Dir, wie mir, verhaßt, darum haben wir Beide dem Schickſale zu danken, das mir dieſen Normalcharakter ſo freundlich entgegenſchickte. Du haſt in ihm einen Maaßſtab der akademiſchen Versſchmiedezunft und Reimtaſchenſpielerkunſt, welche jetzt nach dem Kranze des Dante und Taſſo ringen. In einer Sitzung der Arkadier improviſiren nicht ſelten zehn Dichter, und jeder vielleicht zehn Sonette, während zehn Andere die lallenden Geburten ſpornſtreichs in ehrenfeſte lateiniſche Hexameter oder Diſtichen einkleiden. Schade um die Gewandtheit! Schade um das Latein!

Beilage zum zehnten Briefe.

Bei Sichtung meiner italieniſchen Papiere haben ſich einige kleinere Gedichte gefunden, die ich dem Improviſator nachgeſchrieben habe, während er ſie aufſagte. Sie ſind weder ſeine beſten Verſe, noch die ſchlagendſten Beiſpiele und Belege zu ſeiner Charakteriſtik, ſondern ſolche, denen ich gerade wegen eines langſamen Vortrages und einiger Pauſen bequem mit der Feder folgen konnte.

1. Auf die Abreiſe eines Freundes von Rom nach Berlin.

Ergon discedes — regnumque Borussûm
Affectans linques moenia Romulidûm?
Moenia clara viris, Musaeis clara superbis,
Moenia, queis spirant omnia laetitiam.
Non mihi permittunt Superi tecum ire per orbem,
Ut possim laetus vivere te socio.
Quid faciam? Quae dona tibi pretiosa parabo,
Queis nostri vivas tempus in omne memor?
Copia nulla mihi argenti nullaeque paternae
Divitiae, nam sors abstulit immiserans.
Ergo meae donent tibi munera parva Camoenae,
Atque hilares addant carmina carminibus,

Atque tuas dicant laudis et facta decusque,
Et tollant merito nomen ad astra tuum.
Nam tu sublimis, sapiens, perfectus ad unguem,
Virtute insignis dulcis et eloquio.
Vive ergo felix, nostris decus addite seclis,
— que tui sis memor usque, vale!

2. Eine Vergleichung der Weiber mit den Lazerten. Mir ſchwebten bei dieſer Aufgabe die bekannten Göthiſchen Verſe aus den Venezianiſchen Epigrammen vor. Der Italiener nahm die Sache ernſthafter auf.

Differat an Mulier Melicertae, discente, Musa,
Quodque illis proprio pondere conveniat!
Radit humum Melicerta, herbas et gramina pascit,
Atque homines mordet ore venenifero.
Hoc Mulier vitium colit et jam sedula quaerit,
Ut gentes fallat perdat et assidue.
Saepe oculos volvit solique opponere gestit
Lumen et in speculo saepe venena capit,
Unde homines possit gemmis oculisque comisque
Atque aliis damnis illaqueare suis.
At Melicerta minus nocet et saepe illinet ore
Quod prius infecit, nec jicit usque minas.
Pro me igitur melior Melicerta: sinamus, amici,
Sit Mulier damnum, sit Melicerta bonum.

3. Auf den Tod der Beatrice.

Interiit Beatrix primo sub flore juventae
Nec valuit terrae munere posse frui,
Sed superas arces, divini culmina Olympi
Extemplo petiit viribus ingenii.
Nam virtus, cordis pietas rectique piique,
Intemerata fides jam super astra trahunt.
O felix una ante alias, quae carmine tanto
Mortua nunc vivis concelebrata diu!
Donec erunt Dantis versus, laudabere mundo,
Ut vivum exemplar moribus ingenuis.

4. Lob des Horaz. Mit gegebenen Reimen.

O de' Romani gloriosi tempi,
Eccelso önore dell' augusto mondo,
Orazio, che nel sen serbavi il fondo
De' più sublimi e rinomati esempi!

In ogni carme con virtute adempi
Il sublime dell' arte ed il giocondo,
Tal che non si ritrova un detto immondo*)
Nelle tue carte, che di sapienza n'empi.

Stupido il tuo lettor sempre dimostra
La tua grandezza nota ai nostri giorni
Esser più vasta dell' immenso mare.

---

*) Ein ganz neuer Lobſpruch auf den Horaz: Dank dem Reime!

Tu spira'almeno nella mente nostra
Quell' arte bella e fa ch'in noi ritorni
La lode che a te sol conviensi dare.

Aus dem Stegreif überſetzt.

Romanae aetatis splendor columenque decusque
Et mundi augusti gloria perspicua,
Tu qui corde imo semper virtutis, Horati,
Servans exemplum fundis ab ore melos,
Cunctis carminibus tu misces utile dulci,
Artis Pieridum surgis ad eximium.
Namque tuis scriptis nil non laudabile scribis,
Omnia sunt Charites, omnia sunt lepores.
Ipse stupens lector digitis te monstrat —

Der Schluß iſt unleſerlich geworden: ich will meine Kritik nicht daran üben.

5. **Bei einer Flaſche Bier.** Der Improviſator liebte den Wein nicht, aber das ſchäumende Bier, das man in Rom brauet und in geſtöpfelten Flaſchen in den Kaffeehäuſern verkauft, ſetzte ihn zuweilen in Begeiſterung. Daher der Neapolitaniſche Dialekt.

Mme, che vevo chesta birra,
Mme se fa nu grusso core
E mme siento nu furore
Che mme fa ncapo vutà.

Sse mme vene pò la zirra,
I tte faccio na canzona
E cussì la grazia buona
I tte pozzo umanco dà.

Caro Amico ttu si buono,
Quanto è buono llu stufato,
E nummai sarai ludato
Quanto è digno nveretà.

Puozze sta ttu sempe ntuono
E mparà puozze ogne scienza
E te venga la sapienza
Iuto a l'arma a cunzulà.

Quanno pò retuorne a casa
Allu regno addò si nato,
Dellu amico — — —
Nun vulerte maje scurdà.

In der Folge des Gedichts ſtehen öfters eigene Namen im Reime, daher ich die Mittheilung hier ſchließe. Für das Verſtändniß der Mundart bemerke ich, daß die verdoppelten Konſonanten die Ausſprache härter und ſchärfer machen, und wo ſie hinter einem mit einem Vokale ſchließenden Worte ſtehen, werden ſie mit dieſem verbunden z. B. Sse mme, ſprich Ssemme. Mmo: subito, wahrſcheinlich aus Al momento oder dem lateiniſchen Mox zuſammengeſchmolzen. Vevo: bevo. Chesta: questa. Mme se fa: mi si fa. Nu: un und na: una. Siento: sento. Ncàpo: in testa. Vutà: buttare. Ssemme vene po la zirra: se mi viene poi l'estro. Cussì: così. I tte pozzo umanco dà: io ti posso almeno dare. Tu si: tu sei. Llu stufato: lo stufato: wörtlich: das gedämpfte Fleiſch, eine Lieblingsſpeiſe des Neapolitaniſchen Volkes, das dieſen Ausdruck als Schmeichelnamen und Ehrentitel gebraucht. Nummai: non mai. Nverctà: in verità. Puozze stà ttu sempe ntuono: possi tu stare sempre in tuono. Into a l'arma a cunzulà: nell' auima a consolare. Quanno: quando. Addò si: dove sei. Non vulerte maje scurdà: non volerti mai scordare.

Elfter Brief.

Albano, den 11ten Auguſt 1818.

Ich habe in meinem vorigen Briefe die italieniſche Poeſie von ihrer proſaiſchen Seite dargeſtellt, und dies durfte ich um ſo uneingeſchränkter, da ich von Dir, mein Freund, nicht zu befürchten hatte, mißverſtanden zu werden, als wollte ich dem ganzen Volke den Segen der wahren Muſe abſprechen. Ich würde dadurch mir ſelbſt ſehr ſchroff in den Weg getreten ſeyn: denn die Poeſie des italieniſchen Lebens iſt ja das Endziel meiner bisherigen Darſtellungen geweſen, und wo die Natur und das Leben dichtet, da vermißt man den papierenen Plunder nicht, den man auf unſrer trockenen Sandbank zum Surrogate genießen muß.

Wenn die Italiener ſelbſt das Improviſiren als den Verderb ihrer Poeſie verdammen und einzuſchränken ſtreben, ſo ſtimme ich ihnen gern bei, wo ſie jene Gattung dieſer Kunſt verſtehen, deren Geſetze ich in meinem vorigen Briefe mitgetheilt habe. Dieſe verhält ſich aber zum namenswerthen Improviſiren, wie der Betrug zur Wahrheit, und iſt an und für ſich eine Entweihung.

Giebt es denn aber auch eigentliche Improviſatoren in Italien, fragen die Philiſter und ſchütteln die Köpfe, denn dieſes Wunder paßt nicht in ihr Syſtem. Ich will Keinen von ihnen überreden, aber ich will meine eigene Überzeugung unverhohlen ausſprechen. Unter einem Improviſator verſtehe ich in der höchſten Bedeutung einen Geiſt, welcher der Weihe der Muſe zu jeder Zeit gebieten kann, daß ſie ihn mit ihrer vollen Gewalt ergreife und entflamme, ſo daß er, wie beſeſſen, halb unbewußt, zu ihrem Organe umgeſchaffen werde, das von göttlichem Hauche getrieben, ſich ſeines überſchwellenden Reichthumes nicht im langſamen Gange der Feder entladen kann, ſondern ihn im geflügelten Schwunge des Wortes und des Geſanges ausſtrömt. *) Ich habe in Rom zwei Perſonen gehört und eine davon näher kennen gelernt, die ich in dieſem Sinne, ſo weit unſre Zeit ihn aufkommen läßt, Improviſatoren nennen darf. Sie ſind Roſa Taddei, als Arkadierin Licori Partenopea, und Tommaſo Sgricci aus Arezzo, als Arkadier Terpandro.

Die erſtere gab am 24ten Februar eine öffentliche Akademie im Teatro della Valle, der ich beiwohnte. An dem Eingange des Parterre ſtand die ſilberne Urne, in welche jeder Hereintretende einen zuſammengerollten Zettel mit einer Aufgabe werfen durfte. Eine einfache, ſanfte Ouvertüre bereitete den Auftritt der Dichterin vor: ſie erſchien, ganz in Weiß gekleidet, ein bleiches Mädchen von etwa ſiebenzehn Jahren, mit großen, feuerſchwarzen Augen. Nachdem ſie ſich verneigt, ließ ſie die Urne auf

---

*) In dieſem Sinne ſind die älteſten Poeſieen aller Urvölker improviſirt worden. Die lyriſche Poeſie widerſtand dem Joche der Schrift am längſten und fühlt es am ſchwerſten. Wann wird die Muſik ſie erlöſen?

das Theater bringen, und ein Fremder zog unter den Augen des Publikums ſechs Zettel heraus, deren Inhalt er laut ablas und ſie dann der Dichterin überreichte. Die Aufgaben waren folgende: La morte del Conte Ugolino, Saffo e Faone, la morte d'Ifigenia, la morte d'Egeo, il cinto di Venere, Coriolano. Sie wählte das erſtgenannte zum Anfange und gieng einige Minuten, wie in leidender Spannung, doch ohne alle Aktion, auf dem Theater umher. Dann befahl ſie dem Orcheſter, ein Geſangſtück zu ſpielen, das ſie nach der Nummer beſtimmte. Es war, dem Gegenſtande gemäß, eine tiefe Klage und von ſehr einfachem Rhythmus. Nachdem es ein Paar Mal vorgetragen worden war, gab ſie den Spielern einen Wink und begann, wie mit ausbrechender Wuth, ihr Gedicht abzuſingen. Es war ein Mittel zwiſchen Deklamation und Geſang, deſſen ſie ſich bediente, und das Orcheſter wußte ſich mit vieler Gewandtheit an ihre Worte zu ſchmiegen, je nachdem ſie ſchneller oder langſamer fortſchritten. Auf den Reim fiel der muſikaliſche Hauptakzent, mit einer willkürlichen Dehnung, und hier wich die Deklamation immer dem Geſange, etwa ſo, wie im trockenen Rezitative *) der italieniſchen Oper oder in dem Meßvortrage der katholiſchen Kirche. Die Dichterin erregte Staunen und Mitleid: ihr ganzer Körper ſchien zu arbeiten, ihre Bruſt hob ſich gewaltig, ihre Wangen glühten, ihre rollenden Augen funkelten, ihr ganzes Geſicht war umgewandelt. Man hätte ſagen können, daß ſie ſchweigend einer Bildſäule ähnlich geweſen wäre, die der Schöpferhauch der Poeſie jetzt mit Lebensgluth durchdränge. Am ängſtlichſten ergriff ihr Anblick, wenn die Rede einen Augenblick ſtockte oder ſie ſich verſprach und wiederholen mußte: man hätte ihr helfen mögen, ſo ſichtlich war ihr Schmerz. Aber mit dem Laufe des Gedichts wuchs Schnelligkeit und Hitze des Vortrages, und kaum hatte ſie das letzte Wort ausgeſtoßen, ſo ſank ſie erſchöpft auf ihren Seſſel. Aber alsbald erhob ſie ſich wieder, ſtürzte ein Glas Waſſer hinunter und beſtellte eine neue Muſik: die Begeiſterung ließ ſie nicht ruhen. Nun ward ſie auch allmählig freier und kühner, ſie forderte dann und wann Interkalarverſe und Endreime

---

*) Recitativo secco.

vom Publikum, ſie ließ ſich auch die Form einiger Gedichte vorſchreiben.

Ein ungetheilter Beifall rauſchte ihr nach jedem Schluſſe entgegen, und oft konnte das Publikum ſeine Hände nicht einmal ſo lange im Zaume halten: man ergriff die kleinſten Pauſen, ſeiner Entzückung Luft zu machen. Dieſe Unterbrechungen ſchienen die Dichterin keines Weges zu ſtören, ſondern vielmehr ihren Schwung zu beflügeln. Sie that Wunder an den alten, bis zum Ekel abgeleierten Stoffen, und wer ſie gehört hatte, konnte an ihrer Weihe nicht zweifeln. Bewundernswürdig war auch die naive Unbefangenheit, mit der ſie die Klippen umſchiffte, die in der Aufgabe, den Gürtel der Venus zu beſitzen, ihrer jungfräulichen Sittſamkeit drohten. Doch ſo etwas läßt ſich nicht wiedergeben, wenn ich ſelbſt die Worte aufgefangen hätte. Alſo genug von ihr.

Der Name Tommaſo Sgricci iſt auch dem Auslande nicht unbekannt. Sein Geiſt gab ſchon in früher Kindheit die unzweifelhafteſten Beweiſe ſeines Berufes, der aber den Abſichten ſeines Vaters nicht entſprach. Die trockenen

Studien, zu denen dieſer ihn anhielt, bezwangen indeſſen ſeine Poeſie keines Weges, ſondern ſtärkten und entflammten ſie vielmehr durch Widerſtand. Bald nach dem Tode ſeines Vaters trat er öffentlich als Improviſator auf, zuerſt in Florenz und einigen andern toſkaniſchen Städten, dann in Venedig und Mailand, und kam als Koryphäe ſeiner Kunſt nach Rom, wo er während der großen Faſtenzeit dieſes Jahres vier Akademieen im Venezianiſchen Pallaſte gab und von der Academia Tiberina mit einer goldenen Medaille gekrönt wurde. Er improviſirte ohne Muſik und war ſeiner Muſe mehr gewachſen, als die vorhergelobte Dichterin, deren unterliegende Schwachheit ihrer Poeſie indeſſen auch einen eigenen Reiz verlieh. Seine Deklamation war leicht die beſte, die ich in Italien gehört habe, voll natürlichen Feuers, ohne Pomp, und außerordentlich beſtimmt. So wußte er z. B. in dramatiſchen Geſprächen drei bis vier Perſonen ſehr deutlich darzuſtellen, ohne äffiſche Stimmennachahmung, bloß durch Charakterhaltung und mit einigen Wendungen des Körpers, wodurch er den Stand des jedesmaligen Sprechers einnahm.

In der vierten Akademie, der ich beiwohnte, wurden folgende drei Aufgaben gezogen: Le Nozze di Amore e Psiche, in Terzinen. La Morte di Saffo, in Verſi ſciolti. La Morte di Socrate, Tragödie in drei Abtheilungen und mit Chören. Was ſoll ich Dir zum Lobe des Dichters ſagen? Wäreſt Du mir und unſrem Freunde, der, wie Du weißt, ſich in Italien gegen alle Entzückungen auf das deutſcheſte wehrt, wäreſt Du uns entgegengekommen, als wir mit glühenden Stirnen die Stiegen des Venezianiſchen Pallaſtes hinunterflogen in die kalte Nachtluft, und nun Einer dem Andern ſagen wollte, was Jeder doch als unausſprechlich empfand: da hätte ich Dir vielleicht die Ahndung eines Gefühles geben können, das ich jetzt durch keine Beurtheilung entweihen mag.

Am nächſten Morgen beſuchten wir Beide den jungen Dichter, der über die warme Theilnahme unſrer nordiſchen Herzen innig erfreuet zu ſeyn ſchien und durch eine geiſtvolle Unterhaltung uns immer mehr für ſich einnahm. Er entfaltete in derſelben eine gründliche Kenntniß der Geſchichte, die er durch freies Urtheil zu ſeinem

Eigen=

Eigenthume gemacht hatte, und ſelbſt in den neueſten Verhältniſſen der europäiſchen Staaten, war er wohl bewandert, welches denn zu politiſchen Herzensergießungen vielfachen Anlaß gab. Möchten alle Italiener denken, wie er! Von alten Dichtern hatte er beſonders die griechiſchen Tragiker inne und war überzeugt, daß nur durch ſie die italieniſche Bühne von der franzöſiſchen Herrſchaft geſäubert werden könnte.

Von ſeiner Poeſie ſprach er ohne Zurückhaltung, aber weniger klar, als der Neapolitaner. Das kommt mir ſo in den Sinn: oder: Ich kann nicht anders: war das Beſtimmteſte, was man von ihm darüber erfahren konnte. Ich frug ihn einſtmals, ob er denn nicht zuweilen Verſe aufſchriebe. Ich habe es öfters verſucht, antwortete er, und kleine Stücke auch wohl zu Stande gebracht, aber ſie mißfielen mir ſo, wenn ich ſie ſchwarz und weiß vor mir ſahe, daß ich ſie augenblicklich wieder zerriß. Wenn ich aber größere Gedichte niederſchreiben will, ſo verwirren ſich mir die Gedanken, die der Feder voreilen wollen und von ihr zurückgeholt werden, ſo ſehr, daß der Kopf mir am Ende zu ſchwindeln anfängt. Außerdem iſt es ein alter Aberglaube der Improviſatoren, daß wir unſrer Gabe verluſtig werden, ſobald wir anfangen zu ſchreiben, und obwohl ich nicht eben an ſolche Dinge glaube, fühle ich doch ſelbſt, daß das Improviſiren mir beſſer bekommt, als das Schreiben.

Am 10ten April gab die Academia Teverina das Feſt, in welchem unſrem Dichter die goldene Ehrenmedaille überreicht werden ſollte. Wir fuhren mit ihm, weil er uns ſelbſt einen Platz im Saale anweiſen wollte, indem die Billets alle ſchon vergeben waren. Eine Rede zum Lobe der Dichtkunſt und des zu krönenden Dichters eröffnete die Feierlichkeit. Darauf ward derſelbe von allen Mitgliedern der Akademie italieniſch und lateiniſch beſungen, und zuletzt das Dekret abgeleſen, das ihm den Preis einer goldenen Ehrenmedaille ertheilte. Jetzt ſammelte ein Akademiker die Aufgaben und zog folgende zwei: Coriolano in Verſi ſciolti, und la Morte di Lucrezia, eine Tragödie in drei Abtheilungen mit Chören. Sgricci übertraf ſich ſelbſt an dieſem Tage: man wagte gegen Ende kaum noch zu klatſchen oder Bravo zu rufen und ſteigerte durch ſtumme Entzückung den ausgetobten Beifall. Den Dichter fanden wir nach dem Schluſſe des Feſtes in einem Nebenzimmer in halber Ohnmacht auf einem Ruhebette ausgeſtreckt, und ſeine Mutter erzählte uns, daß er nach jeder längeren Improviſata in dieſen Zuſtand verfalle, der oft mehrere Stunden lang anhalte und ſeine Geſundheit ſehr erſchüttere. Als Sgricci mich nach einigen Tagen beſuchte, ſchien er mit ſeiner letzten Tragödie ſehr unzufrieden zu ſeyn, und meinte, daß das Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit der Grund der außerordentlichen Erſchöpfung geweſen wäre, die ihn nach dem Schluſſe befallen und faſt die ganze Nacht hindurch fortgedauert hätte. Ich habe das Thema dieſer Tragödie vor etwa zwei Monaten in einer öffentlichen Akademie behandelt, fuhr er fort, und als es mir dieſes Mal wieder in die Hände fiel, war ich unſchlüſſig, ob ich es zurückweiſen ſollte, wozu hinlänglicher Grund vorhanden war, oder ob ich die Handlung und die Perſonen des Stückes ſo verſchiedenartig zuſammenſtellen könnte, daß mich die Erinnerung an die erſte Behandlung nicht ſtörte. Dieſer Zweifel verwirrte mich, und ein alter

Aberglaube unſrer Kunſt, welcher es verbietet, irgend ein Thema zurückzuweiſen, entſchied mich für das Letztere. Doch bedaure ich jetzt meine Übereilung.

Nachtrag zum 11ten Briefe.

Die Improviſatoren des Volkes, die an ſchönen Sommerabenden mit ihrer Laute durch die Straßen klimpern, wollen wir nicht unbeachtet vorüber gehen laſſen. Öffnen wir das Fenſter! Der Improviſator ſchlägt ein Paar Akkorde an, ſchwenkt den Hut und frägt, was uns gefällig iſt. Commanda qualche cosa di ſerio, di malinconico o una canzone graziosa e dillettevole? Io le posso ſervire con tutto! — Die Nachbarn und Nachbarinnen ſammeln ſich unterdeſſen in einem Kreiſe um ihn her und erwarten mit freudiger Spannung unſer gnädiges Kommando. Wir wollen ihm aufgeben, der ſchönſten Frau unter den Zuhörerinnen eine Liebeserklärung zu machen. Das Volk jauchzt über den Einfall. Der Schelm von Improviſator hütet ſich aber wohl, ein ernſtliches Urtheil des Paris zu fällen, denn er will es mit keiner Schönen verderben: ſo wählt er denn das älteſte und häßlichſte Mütterchen zum Gegenſtande ſeiner heißen Herzensergießungen, die er mit den ſeltſamſten Geberden und Bocksſprüngen begleitet. Die Alte nimmt es nicht übel und die Jungen können ihres Lachens kein Ende finden.

Bravo, bravissimo! Voi siete l'asso di tutti gli Improvisatori d'Italia! ſo ruft dem Dichter Alles aus einem Munde entgegen, ſobald er den letzten Reim von den Lippen hat. — Nun etwas Trauriges! Die Klage einer Jungfrau über den Tod ihres Geliebten, der im Schiffbruche umgekommen iſt. — Sarà servita, Signoria! — Er ſtimmt eine langſame, ſchwermuthsvolle Melodie an, ſeufzt einige Male aus tiefſter Bruſt und ſingt und weint und kreiſcht, daß die Leute umher angſt und bange werden vor Mitleid und Verwunderung. Die Frauen greifen nach ihren Schürzen, die Männer lachen ſie aus, aber der Improviſator ſtraft die Hartherzigen zum Schluſſe und dankt den zarten Seelen für ihre ſchönen Thränen. Nun will der unermüdliche Sänger noch einige Verſe mit gegebenen Reimen machen, und nachdem Du ihm ein kleines Silberſtück heruntergeworfen haſt, wird er die Generosità de' Forestieri gewiß auch mit einem Abſchiedsgedichte verherrlichen.

Die meiſten Volkslieder verdanken ihren Urſprung ſolchen Improviſatoren. Es iſt ein natürlicher und gerechter Vorzug der mündlichen

Mittheilung, daß das Gedächtniß ſie leichter auffaßt und feſter hält, als Geſchriebenes und Gedrucktes, das ihm ja auf keine Weiſe entlaufen kann. Wer weiß es nicht, wie ſehr die Erfindung der Schrift und des Druckes die Gedächtnißkraft der Völker geſchwächt hat? Ja, bei der immer ſteigenden Schreiberei und Druckerei muß ſelbſt die Wiſſenſchaft, deren Dienerinnen ſie doch ſeyn ſollten, unter ihrem Gewichte ſeufzen. Schulen und Univerſitäten werden ihnen zuerſt unterliegen, wenn das heilige geflügelte Wort ſich nicht bald wieder geltend macht.

Aber, von Volksliedern wollte ich ja ſprechen. Wenn alſo ein Lied des Improviſators zu einer beliebten Melodie oder auch mit einer neuerfundenen dem Volke friſch und herzlich zuſagt, ſo wird es flugs wiederholt und der Improviſator hilft wohl ein wenig nach. So klingt es im Munde der Leute fort, wächſt und ſchmilzt zuſammen, krümmt und wendet ſich, bis es endlich ſeinen letzten Hauch in ein fliegendes Blatt verathmet. Ein gedrucktes Volkslied iſt ein Leichenſtein des erſtorbenen Geſanges. So wird auch nie ein Lied durch den Druck zu Leben und

Liebe unter dem Volke gelangen, aber der Geſang iſt der Seelenwecker, der göttliche Bote, der das gefeſſelte Wort aus dem Reiche des Todes heraufführt an das himmliſche Licht.

Zwölfter Brief.

Albano, den 13ten Auguſt 1818.

Ich muß heute einmal ausſchließlich von der wiſſenſchaftlichen Kultur im römiſchen Staate, und vornehmlich in der Hauptſtadt, mit Dir ſprechen, mein Freund, um meinen früheren eingeſtreuten Bemerkungen darüber einen feſten Grund zu geben. Als Einleitung will ich über die Bildung des großen Haufens handeln, die, wenn ſie auch an ſich nicht wiſſenſchaftlich genannt zu werden verdient, doch den Stand der Wiſſenſchaft mit bedingt, ihren Fortſchritt fördert und hemmt.

In unſrem Vaterlande hat das Volk, worunter ich hier den Bürger und Landmann verſtanden haben will, ſeit einem halben Jahrhundert angefangen, ſich der Polyhiſtorie zu befleiſſigen. Die Großſtädter hatten ſchon früher Bahn gebrochen: franzöſiſche Mamſels, Leihbibliotheken, Journalzirkel, Pädagogen und Populärphiloſophen arbeiteten wetteifernd an dieſer abſchleifenden Vervielſeitigung der Volksbildung, und die Erſcheinung des Konverſazionslexikons zeugt für die ungeſchwächte Fortdauer ſolcher philanthropiſcher Beſtrebungen. Dazu ſchimmerte Freiheit und Aufklärung in emigrirten Strahlenbrechungen aus Frankreich über den Rhein und verkündigte nahes Heil. Wer dem annoch ſtarrſinnig widerſtrebte, der ward bald darauf von ſeiner vollſtändigſten Erfüllung überrumpelt.

Dem Kleinſtädter und dem Landmanne wurde nur das Faßlichſte und Gemeinnützigſte aus der neuen Volkswiſſenſchaft auf grauerem Papiere und durch die dritte und vierte Hand eingeben. Es wollte freilich Anfangs nicht ſchmecken, aber allmählig machte es die Mode ſüß. Jetzt iſt es in dem größten Theile unſres Vaterlandes dahin gedichen, vom Schornſteinfeger bis zum Brunnenräumer, daß Jung und Alt von Weltumſeglern, ägyptiſchen Pyramiden, Staatsverfaſſung, Magnetismus und natürlicher Religion lieſt und ſpricht, der ſchönen Litteratur gar nicht zu gedenken. Selbſt der Bauer erfährt, daß die Erde rund iſt und ſich um die Sonne dreht, daß Donner und Blitz aus elektriſchen Dünſten und dergleichen entſteht und mit unſrem Herrgott nichts zu ſchaffen hat, dazu ein wenig Geographie von Aſien und Afrika, die Naturgeſchichte der Affen und Meerkatzen, und wenn er einen recht großſtädtiſch aufgeklärten Prediger im Dorfe hat oder ſelbſt fleißig nach der Stadt geht, ſo wird er auch bald wiſſen, daß der gehörnte Siegfried und der Till Eulenſpiegel alberne Bücher ſind, und daß unſer Herr Jeſus Chriſtus, anſtatt der Auferſtehung, von ſeinen Jüngern in der Nacht aus dem Grabe geſtohlen worden iſt. Durch dieſe wiſſenſchaftliche Noth und Hülfe zerfällt das Volk mit ſich ſelbſt: es ſchämt ſich ſeines Glaubens, ſeiner Liebe und ſeines Geſchmackes. Alte Sitte und Kleidung, die Lieder und Sprüchwörter, die von Vater auf Sohn und Enkel überklingen, die Mährchen und Sagen, die mit der Milch der Amme eingeſogen werden, müſſen der eindringenden Kritik weichen: kurz, die wahre Volksbildung geht verloren um eine fremdartige, wiſſenſchaftliche Schminke.

In Italien ſind die Klaſſen, von denen ich eben geſprochen habe, ſehr unwiſſend. Die Reiſenden wundern ſich genug darüber, und da ſie doch nicht leugnen können, daß das Volk Lebhaftigkeit des Verſtandes, Gelehrigkeit und Witz in ziemlich hohem Grade beſitzt, ſo wird die ſchwere Schuld dieſer Unwiſſenheit auf die Geiſtlichkeit geſchoben. Gegen den Vorwurf bedarf ſie keines Anwalds. Der Landmann und arme Kleinſtädter in Italien kann ſelten leſen und ſchreiben: ſeine Gebete lernt er mündlich, Rechnen, ſo viel er braucht, durch Übung, ohne Stift und Tafel: dazu ſchenkte ihm Gott die Gabe des Geſanges und eine wohlklingende, reiche und gebildete Sprache, die ſich ohne Grammatik rein und klar von Mund zu Mund fortpflanzt. So lebt er beſchränkt und behaglich: er kümmert ſich nicht um die Geſtalt und Größe der Welt, ſeine Geographie geht kaum über ſeine Hauptſtadt hinaus oder höchſtens bis nach Rom, dem Sitze des heiligen Vaters. Die Legenden von ſeinem Schutzheiligen und dem Patrone der Stadt und des Landes; daneben noch ein Paar Sagen von dem Erbauer der Mauern, in denen er lebt, und einigen Helden, die ſie vor ihm beſchützt haben, das iſt ſeine Geſchichte. Was er Anderes zufällig aus der Ferne hört und ſieht, haftet nicht feſt in ihm, und zieht ihn niemals aus dem alten lieben Kreiſe ſeiner Unwiſſenheit heraus. Aber nun beobachte ihn in ſeinem Geſchäfte, in ſeinem geſelligen Leben, laß Dich mit ihm in Unterhaltung ein: wie ſicher und gewandt, wie ſcharfſinnig und witzig, welche Einbildungskraft, welche Eigenthümlichkeit in Wort und That!

Dieſelbe behagliche Beſchränkung auf das Nächſte, verbunden mit überwiegender Praxis, charakteriſirt im Allgemeinen die ganze italieniſche Bildung und Gelehrſamkeit. Die theoretiſche Univerſalität des Deutſchen macht dazu einen Gegenſatz. Der Italiener reiſt wenig aus Neugierde oder Wißbegierde, über die Alpen faſt nie: was ſoll ihn auch dazu reizen? Welche Genüſſe könnte ihm das ultramontane Land bieten, die er nicht urſprünglicher und reichlicher in ſeiner Heimath fände? Eben ſo wenig fühlt er ſich verſucht, ernſtlich nach der Lage, Größe, Regierung und Sitte jener Gegenden zu forſchen, die ſeiner Theilnahme ſo fern ſind. Sieht er doch Reiſende aus allen Reichen und allen Ständen zu Waſſer und zu Lande nach ſeiner ſchönen Halbinſel ſtrömen, ſie emſig durchſtreifen, beſchreiben, abzeichnen: er ſieht ſie Alle ſtaunend, entzückt, feſtgehalten oder mit Thränen in den Augen ſcheidend: wie traurig, öde und kalt muß es in ihrer Heimath ſeyn! Auch mit fremden Sprachen befaßt er ſich nicht gern: das Franzöſiſche läßt ſich allenfalls noch ausſprechen und muß ehrenhalber gelernt werden. Aber der Italiener mit ſeiner Originalität und Lebhaftigkeit weiß ſich dennoch in dieſem Schnürleibe nicht recht anſtändig und zierlich zu tragen: entweder ſprengt er es oder man ſieht ihm den Zwang an. Es iſt intereſſant zu bemerken, wie die Italiener, und beſonders die Römer, ſobald ſie lebhaft werden, die franzöſiſche Konverſazion entweder aufgeben, oder ſie mit italieniſchen Wendungen und Wörtern, denen nur eine galliſche Endung angeklebt wird, beflügeln. Wer ſich aber einer reinen, regelrechten franzöſiſchen Konverſazion befleißigt, der wird zu einem ſteifen Redensartenaufſager und kann ſich, wie jeder gebildete Nordländer, in anſtändiger Geſellſchaft durch ganz Europa hören laſſen. Die deutſche und engliſche Sprache ſprechen zu lernen, iſt für den italieniſchen Mund eine Buße: der Florentiner mit ſeinen aſpirirten Gurgellauten hat noch die meiſte Anlage dazu. Nichts deſtoweniger beſitzt der Italiener überhaupt ein ſo entſchiedenes Sprachtalent, daß er auch dieſen organiſchen Widerſtand gänzlich beſiegt, wenn er es der Mühe werth achtet. *) Was der gebildete Stand in Italien gegen uns auf die Wage legen kann, iſt klaſſiſche Gelehrſamkeit, Kunſtkennerſchaft und eine große Virtuoſität in ſeiner Mutterſprache. Das Erſte beſchäftigt bei uns nur die Gelehrten und von dieſen kaum einen andern als den Philologen, das Zweite müſſen wir in Italien lernen, das Dritte vernachläſſigen wir, um ſechs fremde Sprachen, gleich der eigenen, zu radebrechen. In geſelliger Kunſt verhält ſich der Italiener zu dem Deutſchen etwa ſo: Jener verſteht es, über Nichts angenehm und ſinnreich zu ſprechen, Dieſer ſagt nur zu oft über wichtige und anziehende Gegenſtände Bekanntes oder Unbedeutendes. Keine Regel ohne Ausnahme: hervorſtechende Individualitäten finden ſich in Deutſchland vielleicht häufiger als in Italien, das ein engeres Nationalband der Bildung, trotz ſeiner politiſchen Zerſtückelung, zuſammenhält und

---

*) Als Beleg dazu nenne ich den berühmten Bologneſer Bibliothekar Mezzofanti.

mit gemeinſamem Stempel zeichnet. Auch iſt nur von Talent und Bildung, nicht von Genie die Rede geweſen.

In der eigentlichen Wiſſenſchaft ſind die Italiener, ihre Wiedererwecker, nach und nach weit hinter den Deutſchen und Engländern zurückgeblieben. Zwar können ſie ohne Gefahr in den praktiſchen und mechaniſchen Zweigen der vier Fakultäten mit uns wetteifern, und es hat ihnen namentlich an ausgezeichneten Ärzten, Advokaten, Experimentalphyſikern und Grammatikern nie gemangelt. Aber jenes tiefere Durchdringen des Weſentlichen, jene freie Entäußerung von dem Äußerlichen und Zufälligen, jene philoſophiſche Begründung und Behandlung aller Diſziplinen und die dadurch gewonnene Anſicht eines allgemeinen wiſſenſchaftlichen Parallelismus, blieb bisher das faſt ausſchließliche Eigenthum des gebildeten Nordens. Von den Revolutionen, die gegen Ende des vorigen Jahrhunderts unſre Philoſophie, Äſthetik und Philologie betroffen haben, iſt die italieniſche Gelahrtheit kaum vollſtändig hiſtoriſch unterrichtet. Als ich nach Rom kam, fieng man eben an, die Kantiſchen Schriften zu verbieten, welches jetzt nur ſo viel be-

deuten

deuten ſoll, daß ſie im Kirchenſtaate nicht früher bekannt geworden ſind. Wie lange kann es alſo noch dauern, bis der Fichtiſchen Lehre und der Naturphiloſophie dieſelbe Aufmerkſamkeit zu Theil wird? Von der Äſthetik der italieniſchen Gelehrten habe ich im zehnten Briefe geſprochen: welche Räthſel müſſen ihr z. B. die kritiſchen Schriften der Gebrüder Schlegel ſein? Die Philologie klaubt und ſtaubt in Formen und Wörtern. Wolfs Prolegomena zum Homer hat vielleicht noch kein Italiener verſtanden, überhaupt wird eine lebendige Anſchauung des klaſſiſchen Alterthums nach ſeinem Geiſte und Weſen, troz allen einheimiſchen Hülfsmitteln, in Italien nicht eher aufkommen können, bis man das Mittelalter, durch deſſen Kontraſt wir die beiderſeitigen Eigenthümlichkeiten zuerſt in klarer Beſtimmtheit hervortreten ließen, als ein der Gelehrſamkeit fremdes oder höchſtens zu Schimpf und Spott geeignetes Feld zu betrachten aufhört. Denn bis jezt ſind Barbarei, Dummheit und Gothiziſmus allzeitfertige Synonymen für Bassi tempi geblieben, und wenn ein einzelner genialer Kopf dem alten bequemen Schlendrian in den Weg lief, ſo drängte der allgemeine Widerſtand ihn zurück, oder man ließ ihn, wie einen Raſenden, laufen, wohin er wollte. Ein ſolcher war der erſt ſeit Kurzem der Vergeſſenheit entzogene Neapolitaner Giambattiſta Vico, aus dem Zeitalter des Vocabolario della Crusca, ein Mann, der unter uns faſt in allen Wiſſenſchaften Epoche gemacht haben würde. In ſeinem Vaterlande hat man jetzt eine neue Auflage der Scienza nuova *) veranſtaltet, weil die Fremden viel danach fragen.

Nun kann aber auch nicht geleugnet werden, daß jene deutſche Univerſalität in der Wiſſenſchaft den gelehrten Schwärmereien und Spiegelfechtereien Reiz und Raum giebt und Oberflächlichkeit befördert, indem ſie der Einſeitigkeit aus dem Wege geht. So geſchieht es denn wohl, daß vom Genius der Sprache, von ihrem Stamme und

---

*) Das Hauptwerk des Vico. Der vollſtändige Titel iſt: Principj di Scienza nuova d'intorno alla commune natura delle nazioni. Napoli 1745 und ein Paar Mal neu aufgelegt. Es iſt vor Kurzem bei Beurtheilung der Römiſchen Geſchichte von Niebuhr, desgleichen in den Litterariſchen Analekten von den Schriften des Vico geſprochen worden.

ihren Zweigen, von ihren Verwandtſchaften und dergleichen gehandelt wird, ehe die Elemente der Grammatik gehörig abgefertigt ſind. Nicht anders in anderen Wiſſenſchaften. Der Italiener lehrt und lernt dagegen in alter Form und Ordnung Grammaticam, Rhetoricam, Poeticam, Philosophiam moralem, Logicen et Metaphysicen, Litteras humaniores, Mathesin mixtam und ſo fort die Reihe der Diſciplinen, von denen kaum die Hälfte, auch nur dem Titel nach, in deutſchen Lektionsverzeichniſſen noch zu finden iſt. Aber was darin zu lernen iſt, das wird bis auf den Buchſtaben herausgeſogen, und wer den Kurſus ſeiner Fakultät, der ihm ſelbſt keine Wahl in den Lektionen, geſchweige denn ein kleines Nebenſtudium erlaubt, durchlaufen hat, der iſt fertig, iſt Gelehrter, gehört zur Zunft. Dieſe Zünftigkeit des gelehrten Standes, eine natürliche Folge der eben betrachteten Studienweiſe, ſtiftet die vielen Akademieen und Verbrüderungen und umſchließt mit einem loſen Bande das ganze wiſſenſchaftliche Weſen des Landes, und wenn ſie auf der einen Seite durch dieſe Abſonderung Pedanterei erzeugt und dem Leben des Volkes und Staates fremd wird, ſo erhält ſie doch auch eine gegenſeitige Achtung und dadurch eine allgemeine Anerkennung unter den übrigen Ständen.

Dieſe Umriſſe einer Charakteriſtik der italieniſchen Gelehrſamkeit werden jetzt ohne Beſchränkungen und Ausnahmen faſt nur noch in dem Kirchenſtaate gelten können: in Oberitalien, Toskana und Neapel hat franzöſiſcher und öſterreichiſcher Einfluß, wie im Charakter des Volks, ſo auch in der Wiſſenſchaft, Mancherlei abgeſchafft und eingeführt, was theils noch nicht entbehrt werden konnte, theils ohne Vorbereitung verwirrend wirkte, ſo daß namentlich auf den lombardiſchen Univerſitäten ein unentſchiedenes Schwanken zwiſchen dem Alten und Neuen bemerkbar iſt, welches um ſo ſchwieriger zu beſeitigen ſeyn wird, da das Neue ſelbſt aus zwei entgegengeſetzten Elementen beſteht, aus franzöſiſcher Gewandtheit und deutſcher Tiefe. Im Römiſchen dauerte die fremde Herrſchaft nur kurze Zeit, und da der Römer ſehr feſt an alter Form und Sitte klebt, ſo hat ſich nach der Rückkehr der Hierarchie das wenige aufgedrungene Gute und Böſe aus der Periode der Republik leicht abgelegt und vergeſſen. Die Regierung erleichterte die Ausrottung durch thätige Hülfe: was aber von den intermiſtiſchen Einrichtungen und Unternehmungen mit dem Geiſte der heiligen Kirche verträglich war, das ließ man geben und ſteben, ſetzte ihm aber eine päbſtliche Mütze auf und ſchrieb darunter: Pius VII. instituit oder erexit.

Von dem Hauptbedrängniſſe der italieniſchen Gelehrſamkeit habe ich bis hieher geſchwiegen, weil es von Rom ausgeht und in Rom ſeine unumſchränkteſte Gewalt übt; ich meine, die Oberherrſchaft der Dogmatik über alle Wiſſenſchaften. Der Sitz dieſer litterariſchen Hierarchie iſt auf den Trümmern eines Minerventempels: das Kloſter der Dominikaner, Santa Maria ſopra Minerva. Dort thronen der Großinquiſitor von Rom und der Magiſter Sacri Palatii, welche beide aus dieſem Orden gewählt werden müſſen, dort hält das Sanctum Officium ſeine wöchentlichen Verſammlungen. Von dort aus fliegen die Bücherverbote über Stadt und Land, von dort aus werden Univerſitäten und Schulen regiert, dort wird das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt, durch die Brillengläſer des alleinſeligmachenden Glaubens und der jungfräulichen Mönchsmoral gebrochen, über das Volk ausgegoſſen. Dieſe letztere iſt es denn, die mit abgewandtem Geſichte die griechiſchen und lateiniſchen Dichter kaſtrirt, den Apollo von Belvedere zu einem gefallenen Adam macht und den Raphaeliſchen Engeln wie Michel Angelo's Teufeln Schürzen und Binden über die Hüften hängt. Um die Lächerlichkeit und Heuchelei dieſer verſchämten Umhüllungen hier im nackten Italien durch ein Beiſpiel zu enthüllen, erzähle ich Dir, daß in der Villa Reale zu Neapel alle Marmorbilder mit großen Feigenblättern geſchmückt ſind, um den Augen der Spaziergängerinnen kein Ärgerniß zu geben: aber dicht daneben, am Ufer des Meeres, ſtehen am hellen Tage die fleiſchfarbigen Statuen der Badenden, ohne Schurz und Blatt und auf flachem Boden dem Blicke unvermeidlicher, als jene auf ihren hohen Geſtellen.

Ein anderes Fußeiſen der Wiſſenſchaft im Kirchenſtaate iſt der faſt ausſchließliche Anſpruch des geiſtlichen Standes auf höhere Ämter und Würden. Wer nicht äußeres und inneres Vermögen genug beſitzt, um in weltlichen Studien ohne Unterſtützung und Aufmunterung auszudauern, der muß in einem Kloſter ſorgloſe

Muße ſuchen oder als Weltgeiſtlicher ſich in die Reihe der Kandidaten ſtellen, die in die Schreibeſtuben der verſchiedenen Verwaltungskollegien oder in den Privatdienſt der Kardinäle einzutreten wünſchen. So hat mancher Prälat ſeine Laufbahn begonnen, und ſie iſt die einzige, die zu den Poſten der Geſandtſchaft, der Statthalterei, des Tribunals führt. *) Der Lehrſtand gehört den Mönchen an und denen, die ihr Regiment vertragen können.

Ich gebe zu, daß mancher Freund der Wiſſenſchaften die Tonſur nur als eine Formalität betrachtet, der er ſich auf das chriſtlichſte unterzieht, um heidniſcher Gelehrſamkeit, unbeſchränkt von den Anforderungen des Lebens, nachhängen zu können. Aber er verliert dadurch Unerſetzliches: die Wahrheit, neben der ich Zeit und Freiheit nicht einmal in Anſchlag bringen will. Auch verhindert die Ausnahme Einzelner nicht, daß die ganze weltliche Gelehrſamkeit ein Anhängſel der geiſtlichen ſey und ab-

---

*) Das einzige Tribunal des Senators der Stadt beſteht aus weltlichen Perſonen.

geſchloſſen von der Regſamkeit des Lebens erkalte und erſtarre. Die Klöſter, die in den Zeiten des Mittelalters die Aſyle der Wiſſenſchaft waren, können jetzt nur ihre Kerker ſeyn: denn ſie iſt im Freien ungefährdet.

Den 14ten Auguſt.

Die Einrichtung der römiſchen Schulen ließe ſich auch ohne gegebene Thatſachen aus dem Obigen abnehmen: doch will ich Dir einige mittheilen, mein Freund.

Von der weiblichen Erziehung in den Klöſtern habe ich Dir, ſoviel ich davon weiß, erzählt. *) Hauslehrer, Gouvernanten und elegante Bildungsinſtitute, die in Mailand und Florenz, ſelbſt in Neapel gedeihen, können in Rom gar nicht aufkommen. In vornehmen Häuſern übernimmt zuweilen der Beichtvater einen Theil des weiblichen Unterrichts. Der letzte Stand hat für ſeine Töchter nur Klippſchulen, in denen ſie, außer den roheſten Handarbeiten, beten und ſingen, ſelten leſen und ſchreiben lernen. Nicht beſſer ſind die bürgerlichen Knabenſchulen beſchaffen, die der niedrigſten Geiſtlichkeit zum Brodterwerbe überlaſſen werden und nur in der Wohlfeilheit des Lehrgeldes untereinander wetteifern.

---

*) Siehe den ſechſten Brief.

Die gelehrten Schulen bezwecken zunächſt die Bildung zum geiſtlichen Stande. Den Elementarunterricht geben die Seminarien, deren Schüler ſchon geiſtlich uniformirt gekleidet ſind. Dann folgen die Kollegien, unter denen ſich die der Jeſuiten, und namentlich das Collegium Romanum, vortheilhaft auszeichnen. Univerſität iſt das Archiginnaſio della Sapienza. *) Es ſteht unter der Aufſicht des Collegium der Advocati Conſiſtoriales, das aus zwölf römiſchen Prälaten gebildet iſt, und das Collegium der Doctores Theologiä iſt befugt, würdigen Kandidaten die theologiſchen und philoſophiſchen Ehren bis zur Laurea dottorale zu ertheilen. Drei Kardinäle ſind Protektoren.

In der theologiſchen Fakultät ſollen 8 Profeſſoren ſeyn, 6 für die Rechte, 8 für die Medizin, 5 für die Philoſophie, Einer für die ſchönen Wiſſenſchaften, 4 für griechiſche und orientaliſche Sprachen.

---

*) Es hat ſeinen Namen von der Inſchrift über ſeiner Thüre: Initium sapientiae timor Domini.

Jede Fakultät hat die Ordnung und den Umfang ihrer Lektionen ein für alle Mal feſtgeſetzt: das heißt ihr Kurſus. Im theologiſchen Kurſus herrſcht Dogmatik und Kirchengeſchichte vor, und Exegeſe iſt ganz hintangeſetzt. In der Jurisprudenz nimmt das Kanoniſche Recht viel Raum ein. Die Medizin iſt jetzt ſehr geſunken: wer ſie gründlich ſtudiren will, bezieht eine lombardiſche Univerſität. In dem philoſophiſchen Kurſus wird über Ariſtoteles und den heiligen Thomas von Aquino geleſen. Letzterer hat einen eigenen Lehrſtuhl. Daneben iſt aber ſeit Kurzem eine gemiſchte Diſziplin aus Malebranche, Deſcartes und Leibnitz getreten, deren langen Titel ich vergeſſen habe. Ferner umfaßt dieſe Fakultät: Rhetorica, Litterae humaniores, Historia Romana, Linguae orientales und die Mathesis mixta.

Die Vorleſungen werden größtentheils in lateiniſcher Sprache gehalten und beſtehen aus weitſchweifigen, in ſchöne Perioden gefaßten Abhandlungen, deren Hauptinhalt diktirt wird. Jeder Profeſſor hat ſein abgeſchloſſenes Fach, das kein anderer ſich anmaßen darf.

Mit der klaſſiſchen Litteratur will ſich die Sapienza nicht befaſſen, und nur ehrenhalber hat ſie einen Profeſſor der griechiſchen Sprache. Dagegen laſſen ſich die Kollegien und vorzüglich die der Jeſuiten den Unterricht in den beiden alten Sprachen ſehr angelegen ſeyn, und man muß es dieſem vielverſchrieenen Orden zum Lobe nachſagen, daß er ſich in ſeinen Schulen über viele eingewurzelte Vorurtheile wegzuſetzen weiß, ohne doch ein Ärgerniß zu geben. Nicht leicht wird ein Schüler das Collegium Romanum mit dem Zeugniſſe der Reife verlaſſen, der nicht die lateiniſche Sprache mit Fertigkeit ſpricht und ſchreibt und jeden klaſſiſchen Autor ohne grammatiſchen Anſtoß überſetzt.

Dieſes Lob bedeutet in Rom ſehr viel, wo ein Drittheil der alten Litteratur ganz verboten und ein zweites Drittheil verſtümmelt iſt. Der lateiniſche Unterricht beginnt mit der Vulgata und geiſtlichen Reden, dann folgen Cicero, Virgil und Horaz ab omni obscoenitate expurgatus. Die Elemente der griechiſchen Sprache werden aus dem neuen Teſtamente geſchöpft, hinterher lieſt man eine Auswahl Lucianiſcher Geſpräche, Demoſthenes und Homer. Die geſchichtlichen Studien werden mit der Hiſtoria ſacra eröffnet, und auch dieſe trägt man expurgirt vor. Vaterländiſche Sprache und Geſchichte wird weder in den Schulen, noch auf der Univerſität berückſichtigt. Das alte Rom muß für den Patriotismus ausreichen, an das barbariſche Mittelalter denkt Keiner ohne geheimnißvolle Schauer, und die neue Zeit iſt zu alltäglich für hohe Schulen. Die italieniſche Sprache, die ſich in ihrer ſicheren Bildung frei und rein in dem Munde des Volkes erhält, vermißt den Schulunterricht nicht ſehr.

Außer dieſen Kollegien, die unſren Gymnaſien entſprechen, giebt es deren noch eine große Anzahl, welche ſich ausſchließlich der Erziehung und dem Unterrichte geiſtlicher Schüler widmen. Faſt alle Nationen Europa's hatten ſonſt dergleichen Kollegien in Rom: jetzt ſind viele untergegangen und andere beſtehen nur noch dem Namen nach, als z. B. das Collegium Germanicum, Hungaricum, Hiſpanicum, Hibernicum. Auch das Kollegium der Propaganda iſt hieher zu rechnen. Die Zöglinge dieſer Anſtalten ſtehen unter ſehr ſtrenger Zucht und dürfen, wenn auch zuweilen zwanzig Jahre alt, nicht ohne Begleitung eines Lehrers aus dem Thore gehen. Nach vollendeten Studien werden ſie unverzüglich in ihr Vaterland zurückgeſchickt, auf Koſten des Kollegiums, das auch die Abholung aus der Heimath übernimmt. Der Päbſtliche Stuhl weiß dieſe Schüler meiſtentheils unzertrennlich an ſeinen Willen zu feſſeln und gebraucht ſie in ihrem Vaterlande lieber, als in Rom.

Du wirſt von mir kein Verzeichniß aller Anſtalten für die wiſſenſchaftliche Bildung in Rom erwarten: der Bibliotheken, Akademieen, Konſervatorien. Es giebt deren in Rom verhältnißmäßig mehr als in irgend einer andern Stadt: auch fehlen ihnen weder Mittel, noch eifrige Theilnehmer. Aber alle leiden unter dem gemeinſchaftlichen Drucke der dogmatiſchen und mönchsmoraliſchen Tyrannei. Nimm vorlieb, mein Freund, mit dieſer allgemeinen Überſicht: Böſes, Trauriges und Trockenes ſpinne ich nicht gern weit aus: und etwas Anderes war mit beſtem Willen hier nicht aufzufinden.

Beilage zum zwölften Briefe.

Bücherverbote, Bücherbeſchneidungen und Bücherhandel in Rom.

Die Bücherzenſur verwaltet der Magiſter Sacri Palatii und ſein Vicesgerens, ohne deren beiderſeitiges Imprimatur kein Buch in Rom gedruckt und verlegt werden darf. Das Sacrum Officium aber ſpricht den Bann über alte und neue, einheimiſche und fremde Schriften aus. Die neueſten Anſchläge verbieten unter andern folgende Bücher: den größten Theil von Kants Werken, Sismondi's Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten, Villers Preisſchrift über die Folgen der Reformation und ein unbedeutendes deutſches Büchlein über die Konſervation der weiblichen Schönheit. Die fremde Litteratur dringt ſpät in Rom ein und die fremde Sprache erſchwert alsdann die Cenſur, ſo daß hier manche Schriften erſt verboten werden, wann ſie in ihrem Vaterlande faſt vergeſſen ſind, wie z. B. Zimmermanns Einſamkeit, die ebenfalls auf dem neueſten Anſchlage ſteht.

Von griechiſchen, lateiniſchen und italieniſchen Klaſſikern ſind einige zum gemeinnützigen Gebrauche verſtümmelt, andere ganz verbannt worden. Der Bann hat aber ſeine Grade: Alter und Stand geben die Erlaubniß, den vollſtändigen Ariſtophanes und Horaz, die Erotiker, den Boccaz und Machiavell zu leſen: dagegen muß vorher die Abſolution bei dem Kardinal Großpönitentiar nachgeſucht werden, um z. B. des Voltaire philoſophiſche Schriften und die Priapeïa in die Hand zu nehmen. Marino und Aretino ſind faſt immer von dieſen Abſolutionen ausgeſchloſſen.

Als Beiſpiel römiſcher Kaſtration der Klaſſiker führe ich den privilegirten Horaz vor. Im erſten Buche der Oden ſind ausgeſchnitten: Ode 5, 13, 19, 23, 25, 33: von einzelnen Stellen, z. B. die beiden letzten Verſe von Ode 4, die letzte Strophe von Ode 9 und die vier letzten Strophen von Ode 27. Doch, das iſt Alles erklärlich und verzeihlich: aber wie hat man Horazens reinſte und wärmſte Ode: Donec gratus eram tibi: als Obſcönität verdammen können?

Die vollſtändigen Ausgaben der Klaſſiker und die verbannten Schriften der Neueren werden in den öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt, aus denen ſie den befugten Leſern verabreicht werden. Kein Buchhändler in Rom darf ſie verkaufen, kein Privatmann ſie beſitzen. Freilich wird hiebei viel durch die Finger geſehen: aber das frommt in keiner Sache. Ferner giebt es einige Buchhändler, welche die Erlaubniß erkauft haben, fremde Ausgaben der Klaſſiker, zunächſt auch nur für Fremde, zu führen, namentlich de Romanis, deſſen Handausgaben der italieniſchen Dichter auch in Deutſchland bekannt geworden ſind. Die Engländer benutzen ſeine ſchöne Druckerei, um auf eigene Koſten artiſtiſche und antiquariſche Prachtwerke herauszugeben, wie z. B. die Herzogin von Devonſhire.

Ein eigentlicher Buchhandel kann demnach in Rom nicht aufkommen: der Bücherhandel aber ſchließt ſich theils an den Kunſthandel an, der bekanntlich in Rom ſehr beträchtlich iſt, oder er gehört den Antiquaren, die ja ebenfalls den Titel eines Librajo führen. Feſte Ladenpreiſe giebt es nicht; man handelt und wird geprellt. Das iſt denn freilich in Italien nicht eben auffallend: handelt man doch hier an den Kaſſen der Theater, in Neapel ſogar auf der Polizei. Schließlich erwähne ich die geheimen Büchermäkler, meiſt arme Abbaten, die den Fremden, gegen einige Procente für Gefahr und Mühe, verbannte Schriften verſchaffen, bis zum Marino, und im Kunſtfache: priapeiſche Gemmen und die erotiſchen Scherze des Giulio Romano und Annibale Caracci.

Inhalt des erſten Bandes.

Briefe aus Albano.

Seite

Einleitung. Bruchſtück eines Briefes aus Rom, vom 1ſten Juli 1818.

Veranlaſſung, Ziel und Plan des Werkes. Abſchweifung über alte und neue Kunſt 1

Erſter Brief.

Ausflucht nach Albano. Rom in der heißen Jahreszeit. Schilderung eines Juliustages 11

Zweiter Brief.

Die Zauberin Roma 20

Dritter Brief.

Die klaſſiſche Ausſicht von unſrem Balkone in Albano. Geſchichte unſres verunglückten Auszuges nach Genzano. Lokal und Nachbarſchaft in Albano 28

Vierter Brief.

Seite
Albano, Albaner und Albanerinnen. Das Hochzeitſtändchen für alte Brautpärchen, eine Volksſitte 38

Fünfter Brief.

Volksgeſang und Volksbücher in Italien 47

Beilage.

Litterariſche Notizen und Belege 78

Sechſter Brief.

Die moderne Ausſicht von unſrem Balkone. Äußere Zucht der italieniſchen Jungfrauen. Die Äußerlichkeit, ein Grundzug des italieniſchen Nationalcharakters, nachgewieſen in der Religion, im Staate, in der Wiſſenſchaft und Kunſt und im häuslichen Leben 63

Beilage.

Volkslied aus Albano 110

Siebenter Brief.

Allgemeiner Überblick der Kampagna di Roma mit dem Albanergebirge. Landbau und Weinbau auf den Bergen. Getreidebau und Viehzucht in der Kampagna 113

Achter Brief.

Der Auguſt. Die Villeggiatura der alten und neuen Römer 143

Beilage.

Die italieniſchen Gärten 161

Neunter Brief.

Seite

Römiſche Kirchenfeſte und Volksbeluſtigungen. Zurückweiſung der Zeremonien der heiligen Woche. Petersfeſt. Eine Anekdote vom Frohnleichnamstage. Die Feſte in den kleineren Kirchen der Stadt und des Landes. Eine Winkelfeierlichkeit aus der heiligen Woche. Die Einſegnung der Thiere vor der Kirche S. Antonio Abbate. Das Blumenfeſt in Genzano. Das S. Annenfeſt in Albano. Das Eimerſtechen ebendaſelbſt . . . 165

Erſte Beilage.

Il Possesso del Senatore 191

Zweite Beilage.

Ein Dialogiſirtes Volkslied, das am Dreikönigsabend auf der Treppe Ara Celi geſungen worden iſt 198

Zehnter Brief.

Der Repräſentant der gelehrten Dichter und Improviſatoren in Italien 218

Beilage.

Nachgeſchriebene Gedichte des Improviſators . . 227

Eilfter Brief.

Namenswerthe Improviſatoren. Roſa Taddei und Tommaſo Sgricci 233

Nachtrag.

Die Improviſatoren auf den Straßen 245

Zwölfter Brief.

Seite

Stand der Wiſſenſchaft in Italien, und beſonders in Rom. Bildung des Volks, Geiſt der Gelehrten, Cenſur, Inquiſition, Univerſitäten und Schulen 249

Beilage.

Bücherverbote, Bücherbeſchneidungen und Bücherhandel in Rom 271

Rom,

Römer und Römerinnen.

Zweiter Band.

Rom,
Römer und Römerinnen.

Eine
Sammlung vertrauter Briefe
aus Rom und Albano
mit einigen ſpäteren Zuſätzen und Belegen
von
Wilhelm Müller.

— Quocunque loco fueris, vixisse libenter
Te dicas!
Horat.

Zweiter Band.
Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia, Florenz,
und Anhang.

Berlin 1820.
Bei Duncker und Humblot.

Briefe

aus

Rom, Orvieto, Perugia, Florenz,

und

Anhang.

Meinem lieben Freunde

M. Daniel Amadeus Atterbom

in Upſala

zur Erinnerung

an

ſchöne Stunden in Rom und Albano

gewidmet.

Gedenken Sie wohl noch der albaniſchen Sommertage, theurer Atterbom, die wir unter einem Dache mit unſrem däniſchen Freunde in dem ſchönen Palazzo Lazzarini verlebt haben? Ihre Stube grenzte an die meinige, und wir arbeiteten die heißen Stunden über bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtergittern, jeder nach Beruf und Luſt. Aber die Abendſtunde rief uns mit dem Läuten des Avemaria aus allen Gemächern in den großen Saal zuſammen, zu heitern Geſprächen auf den Balkon, oder zum Spazirgange nach dem See oder in den Park Doria, oder auch zu kühlem Weine in die Oſterie. Mich trieb die Sehnſucht nach dem Leben und der Natur früher als die Andern vom Studirtiſche auf. Dann klopfte ich an Ihre Pforte und ſie öffneten und riefen überraſcht und verſtört: Herein! Denn ich mochte Sie oft in tiefen Spekulazionen oder in poetiſchen Ergüſſen unterbrochen haben. Aber dennoch zürnten Sie nicht und folgten gern, wohin ich Sie führte.

Gerade ſo klopft dieſes Buch jetzt an Ihre Studirſtube. Sie werden es nicht zurückweiſen, ernſter nordiſcher Denker! Es bringt Ihnen Ihren deutſchen Freund, wie er in Italien fühlte, ſprach und lebte, in ſeiner Karnevalslaune, heiter und rückſichtslos; und ſo hatten Sie ihn ja lieb. Folgen Sie ihm alſo, wie damals, durch das bunte Gewirre des römiſchen Lebens und Webens. Wir werden uns nicht verirren.

Und ſomit grüße ich Sie in Ihrem altheiligen Vaterlande, nicht wie das Buch, deſſen Schreiber mir fremd geworden iſt, ſcherzend und ſpielend; nein, ernſt und kurz; denn die große Faſtenzeit der europäiſchen Welt, der Marterwoche entgegenſehend und harrend auf Erlöſung, verträgt kein gleichgültiges Achſelzucken und keine flatterhaften Vermittelungen und Entſchuldigungen. Wer in dieſer Zeit nicht handeln kann, der kann doch ruhen und trauern.

Deßau, den 1ſten Januar 1820.

Wilhelm Müller.

Dreizehnter Brief.

Rom, den 18ten Auguſt.

Seit vier Tagen in Rom, eile ich Dir zu ſchreiben, mein werther Freund, damit die heilige Stadt nicht unſchuldiger Weiſe in den Argwohn falle, meinen Briefeifer zu hemmen. Auch ſchauen die Höhen von Albano ſchon ſo lockend aus blauer Ferne daher, daß ich bei längerem Aufſchube, wie der horaziſche Vorwurf befürchten läßt *), in der Stadt das Land preiſen müßte, wie ich bereits auf dem Lande die Stadt geprieſen habe. Alſo raſch an die Beſchreibung der drei Auguſtusfeſte, die mich zunächſt aus meiner kühlen Einſamkeit in die ſtädtiſche Hitze zurückgetrieben haben.

---

*) Ich meine Serm. II. 7. v. 28 oder Ep. I. 8. v. 12.

Die Illuminationen und Feuerwerke auf dem Mauſoleum des Auguſtus beginnen ſchon am erſten Sonntage nach dem Petersfeſte, und nehmen ſofort die Abende aller Sonntage bis zum Schluſſe des Auguſts ein. An den vier letzten wird der Platz Navona überſchwemmt, und an jedem darauf folgenden Montage iſt Stiergefecht ebenfalls auf dem Mauſoleum des Auguſtus. Die römiſchen Benennungen ſind: für die Feuerwerke: Fochetti: für die Überſchwemmung: Il lago di Piazza Navona: für die Gefechte mit Ochſen, Stieren und Büffeln: Giostre di giovenchi, tori e buffoli.

Ich gieng vorgeſtern zuerſt nach der Piazza Navona. Es war um die Zeit der Luſtfahrt, gegen fünf Uhr nach unſrer Rechnung, wo die Häuſer ſchon ſo breite Schatten werfen, daß wenigſtens der überſchwemmte Theil des Platzes damit bedeckt wird. In der Mitte des faſt eirunden Raumes erhebt ſich eine große Fontäne, mit einem ägyptiſchen Obelisken und vier koloſſalen Statuen, die auf der Felsmaſſe, die jenem zur Baſis dient, ſitzen und lagern. Sie ſtellen die Hauptſtröme der Welt vor und ſind, wie die Anlage des ganzen Springbrunnens, von der Erfindung des Bernini. *) Aus den Urnen dieſer Flußgötter wird der unmerklich vertiefte Umkreis der Fontäne, etwa ein Drittheil des Platzes, bis zu einer Höhe von zwei Fuß überſchwemmt. Montags wird das Waſſer durch Röhren wieder abgeleitet, und der Platz bleibt frei bis zum nächſten Sonnabend, wo nach geſchloſſenem Markte die Urnen abermals überzuſtrömen beginnen. Das trockene Pflaſter rings um den See iſt mit Buden, Spaziergängern und Zuſchauern angefüllt, die ſich zum Theil auf Stühlen und Bänken ausruhen, theils die breite Treppe vor der Kirche S. Agneſe zu ihren Sitzen gewählt haben. Auch die Fenſter und Balkone ſind bunt mit Köpfen beſetzt, und für eine kleine Erkenntlichkeit kann jeder Fremde ſich ihrer bedienen. Unter den Buden zeichnen ſich die hohen Geſtelle der Waſſermelonenverkäufer aus, die faſt wie rothe Thürme anzuſehen

---

*) Von einer dieſer Statuen, welche die Hände gegen die Kirche S. Agneſe ausſtreckt, erzählt man die Anekdote, es habe Bernini durch dieſe Stellung den ſchlechten, verhältnißloſen Bau dieſer Kirche aushöhnen wollen, ſo daß ſein Koloß die einſtürzende Façade auffangen ſolle. Der Einfall iſt nicht übel und läßt den Ungeſchmack des eigenen Bauwerks einiger Maßen überſehen.

ſind, wenn die geſchnittenen Früchte ſie bis zum Gipfel bedecken. Aber alle Augen ſind auf den See gerichtet.

Dieſer wimmelt und ſchäumt von glänzenden Staatskaroſſen, leichten Kaleſchen, Leiterwagen, Reitern, Handpferden und Eſeln. Der Marcheſe fährt mit ſeiner Dame in langſamer Parade um die Fontäne, das Waſſer geht bis an die Axen und drüber, und die Roſſe wiehern vor Luſt in dem friſchen Fußbade. Daneben treibt der Bauer ſein müdes Vieh in die Schwemme, und ein andrer Signore reitet mit kurzen Steigbügeln hinterdrein. Aber der reiche Landmann hat ſeine ganze Familie in feſtlichem Putze auf einen großen Heuwagen geladen, und ſo läßt er ſie mitten unter Prinzen und Marcheſen der vornehmen Kühlung genießen. Die Buben ſtreifen ſich die weiten Hoſen über die Kniee und plätſchern am Rande umher, ihre Geſpielen beſprützend, bis ſie etwa einem Erwachſenen zu nahe kommen, der ſie dann herausjagt. Die Kutſcher hingegen fahren ſehr behutſam, beſonders wenn ſie herauslenken, damit die Umſtehenden ſich nicht zu beklagen haben, denn das Waſſer iſt vom Staube ſchmutzig geworden. So treibt man ſich, im Naſſen und im Trockenen, bis gegen Sonnenuntergang auf dem Platze umher: der Corſo iſt heute öde und leer und auf dem Monto Pincio wird man höchſtens einem ſchwermüthigen Engländer begegnen.

Was meinſt Du zu dieſem Feſte? Die antiken Herren vergegenwärtigen ſich durch daſſelbe eine Naumachie. Glück zu! Ich will es nehmen, wie es iſt und nächſten Sonntag mit meinen Freunden einen Wagen miethen, um es auch von innen kennen zu lernen.

Sobald die Finſterniß es erlaubt, werden die Lampen auf dem Mauſoleum des Auguſtus angezündet. Dieſes Gebäude liegt in einer engen Seitengaſſe des Corſo, unfern der Porta del Popolo, ganz mit Häuſern und Ställen umbauet. Aber auf ſeiner hohen Decke ſteigt ein Amphitheater über die Nachbargebäude empor: es umſchließt eine kreisförmige Arena von mäßigem Umfange, hat zu unterſt ſeine Wehrmauer, die von den Pforten der Thiergefängniſſe durchbrochen iſt, darüber vier Reihen ſteinerner Sitze nach antiker Art, über dieſen eine moderne Logenordnung, und verliert ſich durch eine unbedeckte Gallerie mit eiſernem Geländer in die freie Luft.

überraſchend groß war der Anblick, als ich aus den engen finſtern Gaſſen in die weite, hellerleuchtete, von geputzten Menſchen wimmelnde Runde eintrat. Kronenleuchter, an Seilen aufgehängt, hohe Wachskerzen und bunte Lampen wetteifern in Licht und Glanz gegen die ſchwarze Nacht, die ſich mit ihren matten Sternen wie eine Kuppel über den ſchimmernden Kreis gebreitet hat. In der Arena wogt es bunt durcheinander, die Logen und Bänke ſind noch wenig beſetzt. Zwei Muſikchöre löſen ſich wechſelſeitig ab: das eine läßt ſich in Märſchen mit Janitſchareninſtrumenten vernehmen, das andre giebt Symphonieen und Ouvertüren.

Aber nach und nach werden die Lichter und Lampen ausgelöſcht, Jeder ſucht ſich einen Platz, und die Arena wird leer. Welch ein feſtlich herrlicher Anblick! Ich konnte nicht müde werden, das volle Amphitheater anzuſtaunen, ſo daß ich der Seiltänzerſprünge, die über meinem Haupte vor ſich giengen, nicht eher gewahr wurde, bis das Volk ſie beklatſchte. Gleich darauf brannten die erſten Feuerräder in der Arena ab, dann ſpie die Erde goldene Quellen aus, Sterne in grünem und rothem Flimmer wandelten durch die Finſterniß, und zu guter Letzt mußte die Krone und der Schlüſſel des heiligen Petrus figuriren. Das Volk ſchien mit den heutigen Feuerkünſten nicht eben befriedigt zu ſeyn: das vorige Mal, erzählte man mir, habe eine Chineſiſche Stadt gebrannt, mit goldenen Glöckchen und Sonne, Mond und Sternen. Das hätte ich ſeyn ſollen!

Das geſtrige Stiergefecht hat meinen Erwartungen wenig entſprochen: es war eine Thierquälerei und konnte keine Theilnahme erwecken, weil der Kampf auf der einen Seite gefahrlos und auf der andern unfreiwillig ſchien.

Die Gioſtra begann gegen zwei und zwanzig Uhr, alſo zwei Stunden vor Ave Maria und dauerte bis dahin. Das Amphitheater war gedrängt voll, Janitſcharenmuſik ſchallte mir entgegen. In der Arena ſchritten vier Gioſtratori, junge, ſtarke Männer, meiſt Metzgergeſellen, auf und ab. Sie waren in weiße Leinwand knapp gekleidet, hatten eine rothe Schärpe um den Leib gebunden, und jeder hielt einen kurzen Stab und ein rothes Tuch in der Hand. In der Mitte des Kampfplatzes ſtanden einige hohe Tonnen, und ein ausgeſtopfter Balg von der Figur und Tracht der Fechter hieng an einem Seite faſt bis zur Erde herab. Auch bemerkte ich mehrere Öffnungen in dem Boden, die mit Brettern zugeſchoben wurden, und aus denen Du während des Kampfes allerlei Neckbilder wirſt aufſteigen ſehen, was ich Dir vorher ſage, mein Freund, damit Du nicht in der Beſchreibung mehr überraſcht werdeſt, als ich in der Vorſtellung.

Einige Trompetenſtöße verkündigten den Anfang des Kampfes, die Gioſtratori verneigten ſich rings umher und ordneten ſich in der Runde. Jetzt öffnete ſich das erſte Thor, und heraus ſprang ein großer, weißer Ochſe, von der Kampagnenraçe, mit langen, weitausgeſpreitzten Hörnern. Wild verwundert ſchauete er rechts und links umher, auf die bunte, jubelnde Menge, auf die ſchmetternde Muſik, auf die Kämpfer mit den rothen Tüchern, und nun ließ er ſeine Wuth gegen den aufgehängten Balg, die Fäſſer und die aufſteigenden Figuren einige Augenblicke toben. Nachdem er ſich alſo ein wenig ermüdet hatte, traten die Kämpfer allmählig näher, die rothen Tücher ſeitwärts über den Stab ausgehängt. Sobald das Thier dieſe in das Geſicht faßt, ſtößt es darauf los, und in die Luft; denn der Gioſtratore zieht das Tuch zurück oder hebt es etwas, und wo es auch von den Hörnern getroffen wird, können dieſe es doch nicht aufſpießen, da es weder ſtraff, noch dünn iſt. Zuweilen verwickelt es ſich um die Hörner und dann läßt der Kämpfer es im Stiche und rettet ſich auf die Wehrmauer. Die Streitluſt des Ochſen hielt nicht lange an, ſo hitzig ſie auch anfänglich geſchienen hatte: nachdem die Kämpfer ihn zehn bis zwölf Mal gegen die rothe Täuſchung hatten anrennen laſſen, war er des Spieles müde und gieng ihm aus dem Wege. Hierauf ward ihm eine Strangſchleife von fern aus um ein Horn geworfen, und vielleicht wäre er auch ungezogen und ungeſtoßen vom Kampfplatze abgetreten, hätte nicht der Anblick ſeines offenen Gefängniſſes ihn an die Qualen und Martern erinnert, welche dort vor wenigen Minuten ſeine friedliche Natur in kriegeriſche Wuth umgeſchaffen hatten.

Nach ihm erſchien ein Büffel, der noch ſchneller kampfmüde ward, dann wieder ein Ochſe, der gar nur ein Horn hatte. Dennoch jagte er alle vier Kämpfer nicht ſelten aus der Arena: ſie ſprangen auf die Wehrmauer und das Thier ſtieß gegen die Steine. Oft aber hätte es einen Kämpfer erreichen und ſein Bein an die Wand ſpießen können, wäre es nicht ſelbſt in ſeiner Wuth ſo verſtändig geweſen, zu bedenken, wie das ganze Gefecht ja nur ein beluſtigender Spaß ſeyn ſollte. Ein Kämpfer ließ ſich, ich glaube von dem Büffel, den er an den Hörnern feſthalten wollte, in den Staub werfen, wahrſcheinlich, um dem Spiele einen ernſteren Anſtrich zu geben: da ſprangen die andern zu Hülfe, banden das Thier, und ſomit blieb es mit dieſer Heldenthat bei einem beſchmutzten Kleide. Ganz ohne Furcht waren indeſſen die Gioſtratori doch nicht immer, und beſonders übte ſich Einer in ſchnellen Sätzen über die Wehrmauer, wobei er oft ſein rothes Tuch fallen ließ, das alsdann von dem Thiere auf das grauſamſte zugerichtet wurde.

Es erſchienen auch zwei Stiere, ein Büffelſtier, und der andere von der Kampagnenraçe, herrliche Thiere und wild von Natur. Aber gegen dieſe wagten die Gioſtratori nicht aufzutreten. Man ließ zwei große Metzgerhunde los, welche die Stiere, ohne langen Kampf, in die Ohren faßten, worauf dieſe mit fürchterlichem Gebrülle in der Runde umher rannten, die eingebiſſenen Hunde mit ſich ſchleifend, bis der Schmerz ſie zum Stehen brachte.

Dieſe Paare erndteten den lauteſten Beifall und mit Recht. Die Kämpfer aber wurden dieſes Mal öfter ausgepfiffen, als beklatſcht. Das Volk nahm den lebhafteſten Antheil an dem Spiele und reichte wetteifernd, beſonders nach einem muthigen Streiche, Wein und Erfriſchungen in die Arena hinab. Mich ergötzte vor Allem die gymnaſtiſche Form des Spieles: man hätte faſt jede Kampfgruppe in Marmor hauen können, ſo ausgeſprochen, ſicher und ſchön waren alle Stellungen und Bewegungen der Gioſtratori. Wie ärmlich erſchienen mir hier unſre mimiſch-plaſtiſchen Kunſtquälereien! Ein römiſcher Metzgerburſche rennt ſie alle über den Haufen mit ihren Schahlen und Sandalen.

Beilage zum dreizehnten Briefe.

Die luſtigſte Traveſtie aller Thiergefechte iſt das Schweineſpiel (Giuoco al Porco), eine Unterhaltung des Landvolks. Der Franzoſe Caſtellan, dem ich die folgende Beſchreibung verdanke, ſah es auf einem Platze von Tivoli ſpielen. *)

Die Zuſchauer haben einen Kreis geſchloſſen. Darin ſieht man ein Schwein, mit Bändern geſchmückt, bunt bemalt, und an ſeinem Halſe hängt eine Schelle. Es ſoll gehaſcht, niedergeworfen und feſtgehalten werden, welches keine leichte Aufgabe für die Jäger iſt. Denn jeder iſt in einem engen Sack von dicker, undurchſichtiger Leinwand eingeſchloſſen, der ihm über dem Kopfe zuſammengebunden wird, ſo daß die Verſchlingung eine Art von Polſter bildet, wel-

---

*) Lettres sur l'Italie. 3 Bände. Paris 1819. Bei weitem das Beſte, was bis jetzt ein Franzoſe über Italien geſchrieben hat. Die hier überſetzte Stelle findet ſich im zweiten Bande, Brief 41, Seite 179.

ches ihn gegen die Schläge verwahrt, denen er ausgeſetzt iſt. Der Sack hat nur zwei Löcher, durch die der Jäger die Arme ſteckt, um ſie frei bewegen zu können. In dieſer wunderlichen Vermummung ſtehen, oder liegen vielmehr, die Jäger zu einem Kreiſe umher geordnet, und jeder hält einen Stock in der Hand. Jetzt wird das Schwein losgelaſſen, die Schelle klingt, die Säcke werden lebendig und tappen dem Klange nach. Das kleinſte Hinderniß, der ſchwächſte Stoß wirft ſie um; ſie faſſen ſich einer den andern, das Schwein ſpringt über die verwickelten hinweg und galoppirt im Zickzak, klingelnd und grunzend im Kreiſe umher. Die Zuſchauer ſchreien Bravo, lachen, ziſchen, pfeifen und ſtoßen das Thier zurück, wenn es ihre Runde durchbrechen will. Der Klang der Schelle zieht die Jäger immer nach, ſie hopſen mit ihren zuſammengepreßten Füßen hinterdrein, ſchlagen mit den Stöcken um ſich, treffen den Kompagnon oder deſſen Stock, und andere fechten mit der Luft und ſtürzen mit jedem Fehlhiebe zu Boden.

Wer endlich das Thier erhaſcht und es feſthält, dem gehört es als Siegespreis. Der großmüthige Sieger begnügt ſich meiſtentheils mit der Ehre und ladet ſeine Mitkämpfer und die Kampfrichter zu einer Mahlzeit ein, deren Zierde das bezwungene Thier zu ſeyn pflegt.

Vierzehnter Brief.

Rom, den 20ſten Auguſt 1818.

Die Ruinen des alten Roms ſind vielfach gemeſſen, ergänzt, benannt, abgebildet worden: man hat ſie bis an ihre Grundlagen aufgegraben, ihre einzelnen Fragmente aus der Erde geſammelt und geordnet, die neuangebaueten Thürme und Hütten meiſtentheils abgebrochen und das gereinigte Alterthum mit einer Ringmauer vor aller modernen Entweihung auch für die Zukunft geſichert. Weniger haben ſich Einheimiſche und Fremde um die Ruinen des altrömiſchen Lebens bekümmert, deren ſie eine verhältnißmäßig eher größere als kleinere Anzahl in den Sitten und Gebräuchen des heutigen Volkes finden könnten, als Theater, Triumphbogen, Tempel und Mauſoleen auf den ſieben Hügeln und in der Kampagne. Aber freilich ſtellen jene ſich uns nicht ſo abgeſondert klar vor Augen:

denn Leben mit Leben verwächſt ſchneller und inniger, als Stein mit Stein, und dieſer Anwuchs oder Auswuchs der Zeiten iſt hier von dem antiken Kerne nicht ſo leicht abzuſchälen.

Zu dieſen Betrachtungen leitet mich das Stiergefecht zurück, welches ich Dir in meinem vorigen Briefe beſchrieben habe, und ich will ſie dieſes Mal nicht von meiner Feder abweiſen. Vielleicht werden ſich manche unterhaltende Einzelheiten daran knüpfen laſſen, welche ſonſt meiner Aufmerkſamkeit entgehen könnten, weil ſich eben keine Rubrik für ſie fände.

Um mit den Spielen fortzufahren, ſo fallen mir deren mehrere in den Sinn, die das römiſche Volk ſeiner klaſſiſchen Vorzeit verdankt. Der ſteinerne **Diskus** wird auf den Plätzen und Straßen, namentlich auf dem Campo Vaccino, fleißig geworfen und heißt la Ruzzica. *) Das allbeliebte Spiel mit dem großen, luftgefüllten Lederballe, welcher von Panzerhandſchuhen aufgefangen und in die Höhe geſchnellt wird, iſt nicht jünger: die Griechen haben ſich ſchon damit

---

*) Auch Ruzzola. Abgebildet in den Coſtumi di Roma von Pinelli, Blatt 13.

damit ergötzt, und die alten Römer nannten es Follis pugilatorius. *) Bei uns treiben die Kinder ſolche Spiele, zur Übung der Kraft und Geſchicklichkeit des Leibes, hier werden ſie als ſchöne Künſte behandelt. Die Ballſpieler, die ſich ſeit vier Wochen im Hofe des Pallaſtes Barberini ſehen laſſen, haben mehr Zulauf und Beifall als Theater und Seiltanz, und ſind neulich ſogar in den zierlichſten Sonetten beſungen worden. Die jungen Signori nehmen Unterricht bei ihnen und fordern ſich untereinander ritterlich auf den Ball heraus. In den Villen iſt ein grüner, ſchattiger Zirkus, mit Raſenſitzen umher, für dieſes Spiel beſtimmt. **) Die Damen ſchauen aufmerkſam zu und entflammen den Ehrgeiz der Ballſchläger, die in engen, dünnen, der natürlichen Form des Leibes angeſchmiegten Kleidern, ſchwebend und ſchwankend, ſinkend und ſteigend, faſt in antiker Tanzbewegung, den plaſtiſchen Reichthum ihrer Glieder verſchwenderiſch entfalten. In der Stadt wird der nächſte beſte Platz zum Spielraum gewählt, wenn ein bequemer Hofraum fehlt, und der ungeladene Zulauf giebt nicht den geringſten Anſtoß. Warum? würden die Römer fragen: ſpielen wir denn ſo ſchlecht, daß wir uns vor Zuſchauern zu ſcheuen haben?

---

*) S. Plaut. Rud. III. 4. 16. Martial. XIV. 47.

**) Er ſollte Sphaeristerium heißen.

Dieſer angeborne Sinn für ſchöne gymnaſtiſche Kunſt, verbunden mit den glücklichſten Anlagen und Mitteln zu ihrer Ausübung, iſt ein Erbtheil aus der nackten antiken Welt. Es wäre unwichtig, Dir noch mehrere einzelne Spiele anzuführen, deren Urſprung ſich aus dem Alterthume ableiten läßt: wichtig iſt, daß in Rom jede Leibesübung ſich auch unwillkürlich zu einem Kunſtwerke geſtaltet. Eine Balgerei von Traſteverinern kann Motive und Formen zu Heroenkämpfen geben. Der römiſche Nationaltanz, Saltarello, hat ebenfalls eine ganz antike Bewegung, und die Melodie deſſelben gehört der neuen Welt auch nicht an. *)

Freilich iſt das Klima der Träger und Fortpflanzer dieſer nationalen Körperlichkeiten, aber ſie haben daneben auch einen inneren, geiſtigen Wächter und Halter: ſonſt würde das angeſie-

---

*) Siehe den fünften Brief.

delte Fremdlingsgeſchlecht, das in gleicher Luft und Nahrung genießt, ſich nicht nach Jahrhunderten von dem ächten Römer noch in barbariſcher Form und Bewegung, abgeſondert ſehen, und dieſer würde im Auslande den klaſſiſchen Stempel ſeines Leibes bald abwiſchen laſſen. Die Römerinnen haben die antiken Verhältniſſe des Körpers am treueſten bewahrt. Die Bildhauer, die abwechſelnd nach den Statuen des Alterthums und den modernen Modellen arbeiten, können Dir künftig einen mathematiſchen Beweis darüber führen: ich muß für jetzt Deinen Glauben in Anſpruch nehmen. Was aber das Geſicht betrifft, das man nicht auszumeſſen braucht, um es zu vergleichen, ſo ſollen die Römerinnen ja beſonders deswegen den antikiſchen Deutſchen ſo gefährlich ſeyn, weil ſie den ſchönſten Büſten der kapitoliniſchen und vatikaniſchen Damen ſo auffallend ähnlich ſehen. Auch ihre Haltung iſt in dieſer Hinſicht bemerkenswerth, und nicht ſelten iſt mir auf dem Heimwege vom Kapitol und Vatikan das vollſtändigſte Original einer dort bewunderten Matronenſtatue begegnet. Die Männer werfen ihren langen, weiten Mantel von hinten über die Schulter, ſchlagen einen Arm hinein und laſſen den andern bis gegen den Ellenbogen herausgucken. Wenn ſie ſo auf dem Markte ſtehen und reden, ſollte man da nicht glauben, ſie hätten es einem marmornen Konſul abgeſehen?

Ich kann Dir hier nur andeutende Fingerzeige geben, mein werther Freund, die Dich vielleicht einmal tiefer in die neurömiſchen Lebensantiquitäten einführen werden, als ich ſelbſt darin vorgedrungen bin. Denn es erforderte wohl ein ausſchließliches Studium von nicht kürzerer Zeit, als mein ganzer Aufenthalt in Italien, um ſich auf dieſem Felde nach allen Seiten umzuſehen und nur einiger Maßen zu orientiren. Die Mundart des römiſchen Volkes müßte auch in Betracht gezogen und ihre nähere Verwandtſchaft mit der lateiniſchen Sprache vor den übrigen italieniſchen Dialekten, in Formen, Wendungen und eigenthümlichen Wörtern dargethan werden: vielleicht würden ſelbſt einige Beſonderheiten der Ausſprache nicht ohne Erfolg für die Unterſuchung ſeyn. *) Eine andere höchſt anziehende

---

*) Als Muſter des römiſchen Volksdialekts diene das als zweite Beilage zum neunten Briefe mitgetheilte Lied.

Aufgabe, zu der auch ſchon Manches vorgearbeitet iſt, wäre die Ausmittelung, wieviel aus dem klaſſiſchen Heidenthume an Zeremonien, Koſtümen, Würden, Titeln, vielleicht auch an Dogmen, in die allgemeine katholiſche Kirche übergegangen, und was ſich davon in beſonderen römiſchen Land- und Stadt-Feſten erhalten hat. *) In den Glauben oder Aberglauben des Volkes iſt aus der antiken Religion wenig oder nichts gefloſſen, weil die altitaliſchen Götter zu früh von den griechiſchen verdrängt worden waren, und dieſe, obſchon ſtaatlich, doch nie volklich geworden ſind. Wollte man der ganzen Unterſuchung einen Schlußſtein geben, ſo müßte eine Parallelcharakteriſtik entworfen werden, in welcher die ſittlichen Grundzüge der alten und neuen Römer durch ſichere Beiſpiele nebeneinander geſtellt würden. Ich verzweifle nicht, daß auch die Katonen ein kleines modernes Gegenüber finden dürften, und ſelbſt die Lukrezien und Kornelien nicht ganz ohne Geſellſchaft blie-

---

*) Ich nenne nur Middleton's Abhandlung im fünften Bande ſeiner Miscellaneous works: a letter from Rome, shewing an exact conformity between popery and paganism.

ben. Aber freilich müſſen wir vor Allen die Helden und Heldinnen des Horaz, Juvenal, Perſius, Martial, der Elegiker und Epiſtolographen in Anſpruch nehmen: die Quiriten im Negligé, auf der Villa, in der Taberne, auf den Klatſchbänken und in den Winkelgaſſen, und um ſie herum die Gaukler und Tänzerinnen, die Marktſchreier und Schmarotzer, die Kriſpine und Damaſippe, die Vorleſer und Lober, die Kupplerinnen ſammt dem ganzen Schwarme der Suburra und des Velabrums. Dieſe Römer ſpielen freilich in der Staatengeſchichte und in den franzöſiſchen Trauerſpielen keine Rolle. Aber ſind ſie deswegen weniger Römer?

Es iſt zugleich bequem und vornehm, den heiligen klaſſiſchen Boden zu bemitleiden, den ein zerlumptes Geſchlecht, unwürdig ſeines Namens und ſeiner Väter, entweiht. Da meint denn jeder nordiſche Primaner, der römiſchen Erde eine Ehre mit ſeiner Schuhſole anzuthun, weil er ein Paar horaziſche und virgiliſche Verſe auswendig gelernt hat, um damit die Ufer des Flavus Tiberis zu begrüßen. Was Einem ſolch Geſchwäz hier widerſteht! Und doch iſt es der gewöhnliche Geſang der Zugvögel, wenn ſie nach durchflogenem Tage ihre Fittige im Kaffé Greco *) ausruhen. Die deutſchen Künſtler ſitzen dann in den Ecken und horchen, bis das Geſchrei der Vögel gar zu frech wird: dann wirft man ein derbes Wort darauf, und ein Fremdling frägt den Andern: Wie heißt der Herr, der da eben ſprach? Er iſt gewiß ein Neukatholik.

---

*) Der bekannte Sammelplatz der Deutſchen unfern der Piazza di Spagna.

Den 2[illegible]ſten Auguſt.

Ich las geſtern vor Schlafengehen in den horaziſchen Epiſteln und ſchlug zuletzt die ſiebente des erſten Buches auf. Als ich heute Morgen ausgieng, führte mich der Weg an einer großen Barbierbude vorüber. Die Glasthüre ſtand offen und ein bunter Vorhang war darüber bis weit in die Straße hinausgeſpannt. Die Stühle waren einladend mit weißen Servietten überhangen, der Meiſter und die Geſellen lehnten an den Thürpfoſten, die Arme ineinander geſchlagen, und der Burſche wetzte die Meſſer. Die Nachbarn hatten ihre Schämel unter den Schatten des Zeltes gerückt und ſahen müßig den Müßigen zu. Ich mußte mich auf der Sonnenſeite vorüberſchleppen, und beinahe hätte ich mich raſiren laſſen, bloß um des Schattens ein wenig zu genießen: da fiel mir aus der geſtrigen Epiſtel die Stelle in den Sinn, wo der Redner Philippus,

ab officiis octavam circiter horam
Dum redit atque Foro nimium distare Carinas
Jam grandis natu queritur, conspexit, ut ajunt,
Adrasum quendam vacua tonsoris in umbra,
Cultello proprios purgantem leniter ungues.

Ich höre Dich lachen über meine Antiquitätenjagd, mein lieber Freund, und damit Du nicht gleich wieder aus dem Gelächter herausfalleſt, ſo will ich noch ein zweites Wildpret dieſer Gattung abfangen.

Du wirſt aus den Archenholzen wiſſen, daß die Italiener und vor allen andern die Römer ohne Scham und Scheu an den Mauern und Thüren, in den Vorhöfen und Säulenhallen dasjenige zu verrichten, pflegen, was bei uns unter Schloß und Riegel oder doch in abgelegenen Winkeln geſchehen muß. Auch Kirchen und Kapellen bleiben nicht verſchont, und die Schweizerwache iſt kaum im Stande, den Pallaſt des Pabſtes vor der Beſleckung zu ſichern. Daher malt man Kreuze und Heiligenbilder auf die Mauern, die man rein zu erhalten wünſcht, und ſchreibt darunter: Rispettate la Santa Croce! Rispettate la Casa della Santissima Madonna! und dergleichen mehr. Allein in der Finſterniß werden Bilder und Inſchriften überſehen, und wenn der Frevler am hellen Tage ſeine Sünde erkennt, ſo beichtet er: Padre mio, jo ho fatto i miei bisogni sopra il nome d'un Santo.

Und iſt das antik? — Anzi antichissimo. — In einer vor Kurzem bis zum Fußboden aufgegrabenen Gallerie der Bäder des Titus hat ſich eine Inſchrift in Kurrentbuchſtaben unten auf der einen Mauer gefunden, welche folgendermaßen lautet:

Si quis hic miuxerit aut cacarit, iratos deos habeat, Jovem et Dianam etc. *)

Es iſt nicht gar lange her, da wurden auf dem römiſchen Theater die Frauenrollen durch junge Männer dargeſtellt. Sonderbar, daß eine verkehrte Prieſtermoral eine antike Kunſtſitte fortpflanzen mußte! Auch in andern öffentlichen Ordnungen und Feierlichkeiten iſt das Motiv, das ſie in der modernen Welt erhielt, oft recht ſchroff dem antiken, das ſie erzeugte, entgegengeſetzt. Daher konnten denn manche altrömiſche Gebräuche durch den Katholizismus auch auf fremde Völker übergehen.

---

*) Ich weiß nicht, ob die Inſchrift gedruckt worden iſt. Sie nennt zum Schluſſe noch mehrere Götter, deren Namen mir entfallen ſind.

Sicherer werden wir alſo in den Sitten und Herkömmlichkeiten des freien Privatlebens, in der inneren und äußeren Form der neurömiſchen Nationalität, die Spuren des klaſſiſchen Alterthums aufſuchen. Wer dieſe Forſchung der Mühe unwerth achtet, der leſe ſich antike Backſteine in Pompeji zuſammen und packe ſie mit Epheu von der Grotte der Egeria in ſeinen Koffer.

Funfzehnter Brief.

Rom, den 23ten Auguſt 1819.

Ich reiſe in wenigen Tagen nach Florenz ab. Die Geſellſchaft eines Freundes vermag mich zu dem Entſchluſſe, Rom ein Paar Wochen früher zu verlaſſen, als es mein alter Plan beſtimmt. Die Zeit, die ich dadurch gewinne, ſoll dem Waſſerfalle von Terni, dem Dome von Orvieto, dem Sacro Convento zu Aſſiſi, den Malerwerken von Perugia und anderen Ruhepunkten auf dem Wege nach Florenz gewidmet werden, der an Naturſchönheit und Kunſtreichthum ſelbſt in Italien nicht leicht ſeines Gleichen finden dürfte. Wir gedenken wohl einen Monat auf unſrer Reiſe zu verſtreifen, die in gerader Straße nicht mehr als vier bis fünf Tage wegnimmt. Aber ſo mögen unſre Koffer reiſen.

Mein Gemälde des römiſchen Lebens iſt kaum in ſeinen Grundzügen vollendet: Nebengruppen, Hintergründe, die Luft, die Tinten des Kolorits ſind nur hie und da flüchtig angedeutet: und woher in der Ferne die Farben und Formen nehmen, es auszuführen? Ich will daran nicht denken, mein Freund, und die wenigen Stunden, die ich den Vorbereitungen der Abreiſe entwenden kann, wohlgemuth der lieben Arbeit ſchenken. Vielleicht auch, daß die Erinnerung mir ſo lange klar und warm aus Rom nachfolgt, bis ich den letzten Strich gethan habe.

Wir haben das römiſche Leben ſelbander nach vielen Richtungen und Neigungen durchſtrichen, wir haben es in einzelnen Äußerungen und Erſcheinungen am liebſten beobachtet: laß uns nun auch wieder einmal nach ſeinem Mittelpunkte ſchauen, mein lieber Freund, damit wir uns nicht etwa verirren.

Die meiſten Fremden ärgern ſich an der moraliſchen Nacktheit des römiſchen Lebens und ſchelten ſie Frechheit und Schamloſigkeit. Bei uns möchte ſie das auch ſeyn: unſer umwölkter Himmel, unſre dicke Luft, unſer Eis und Schnee treiben den Menſchen mit ſeinen Empfindungen, Worten und Thaten aus der freien Natur vorſichtig und bedenklich in Umzäumungen und Mauern zurück. Das nordiſche Kind, eingeſchnürt und eingepuppt, athmet vielleicht, wenn es im Winter geboren werden iſt, in den erſten ſechs Monaten ſeines Lebens keinen friſchen Lufthauch, ſieht keinen hellen Sonnenſtrahl, keinen klaren Äther, und wenn es endlich einmal aus der dumpſig warmen Ammenſtube in die freie Natur hinaustritt, ſo thut ſie ihm wehe und es zieht ſich ſchreiend vor ihr zuſammen. Das römiſche Kind kann mit dem erſten Blicke aus der Mutter Schooße hinaus in den blauen Himmel ſchauen, der ſich allenfalls durch zerbrochene Fenſterſcheiben zu der Wochenſtube hereindrängt. Mit unbedecktem Geſichte wird der Neugeborne zur Taufe getragen, vor der Thüre ſitzend ſäugt ihn die Mutter, und wenn er eine Strafe verdient hat, wird er in die Stube geſperrt. Halb nackt lernt er im Winter die Sonne, im Sommer den Schatten ſuchen, im Freien ſpielt er ſeine Spiele und im Freien beginnt auch ſeine Arbeit: auf den Straßen wird gehämmert, gehobelt, genähet, gekocht und gebraten, auf den Plätzen gekrämert und gemäkelt. Auf der Straße ſtehend ſendet er die Seufzer ſeines Herzens, die Töne ſeiner Laute, in das offene Fenſter ſeiner Schönen hinein. Und wenn der Tod ihn aus der hellen Welt nach dem dunklen Grabgewölbe ruft, ſo liegt er noch auf dem lezten Gange in offener Bahre, das Antlitz gegen das volle Tageslicht gekehrt.

Dieſer innige ununterbrochene Umgang mit der freien Natur giebt dem römiſchen Volke eben jene Freiheit und Offenheit, jene Klarheit und Nacktheit in Wort und That, die gegen die ſittliche und geſellige Herkömmlichkeit des verhüllten Nordens ſo ſchroff abſticht. Sie iſt uns beſonders im Geſpräche mit Frauen und Mädchen auffallend und anfangs zurückſtoßend. Denn wir dürfen keinen deutſchen Maaßſtab der Seelenkunde anlegen; um in Rom aufrichtige Unbefangenheit von unverſchämter Frechheit zu unterſcheiden. Die römiſche Unſchuld hat noch klare und beſtimmte Worte, wo die nordiſche erröthet, ſtammelt, die Augen niederſchlägt, verſtummt. Ich möchte Dir gern einige Beiſpiele anführen, mein Freund, aber ſchwarz auf weiß nehmen ſich ſolche Offenherzigkeiten gar zu ſchwarz aus. Sparen wir ſie alſo zu mündlicher Mittheilung auf. Ich erinnere Dich nur an die Erklärung der Albanerin von dem Geheimniſſe der offenen und geſchloſſenen Hand auf der Haarnadel *), die hier eine Stelle finden könnte. Die Freiheit der römiſchen Unterhaltung geht ſo weit, daß oft in einem gemiſchten Kreiſe von Männern und Frauen Gegenſtände berührt werden, die bei uns nur unter Vertrauten eines Geſchlechts in Anregung kommen können. Die italieniſche Sprache begünſtigt die Nacktheit des Geſprächs und unterſcheidet ſich in dieſer Hinſicht ſehr beſtimmt von der franzöſiſchen, deren Zweideutigkeiten viel verhüllter, freilich aber auch deſto lüſterner ſind.

Die Natur des Himmels iſt es auch, die dem Italiener ſeinen ſeligen Leichtſinn, ſeine Sorgloſigkeit und Nachläſſigkeit eingeboren hat. Göthe ſpricht in ſeinen Fragmenten aus Italien ſo wahr und klar über dieſen Gegenſtand, daß ich ein Paar Seiten daraus abſchreiben muß, wenn ich mich weitläuftiger ausbreiten will. Der Italiener ſorgt und ſchafft nur für heute und morgen, und darin iſt er thätig, unverdroſſen, wenn auch zuweilen etwas unbehülflich.

Was

---

*) Siehe den vierten Brief.

Was er erſorgt und geſchafft, genießt er flugs am nächſten Ruhetage, und ſofort geht es wieder an die Arbeit. Krämern, Mäkeln und Hauſiren ſind die Lieblingsgeſchäfte des Volkes, das zu zünftigen Handwerken keine Ausdauer und zum Müßiggange kein Vermögen hat. Rom und Neapel wimmeln von ſolchen Leuten, denen man keinesweges den Geiſt der Induſtrie abſprechen kann. Aber freilich, ſagt Göthe, keine nordiſche Induſtrie, die nicht allein für Tag und Stunde, ſondern am guten und heitern Tage für den böſen und trüben, im Sommer für den Winter zu ſorgen hat. Dadurch, daß der Nordländer zur Vorſorge, zur Einrichtung, von der Natur gezwungen wird, daß die Hausfrau einſalzen und räuchern muß, um die Küche im Winter zu verſorgen, daß der Mann den Holzvorrath, das Futter für das Vieh nicht aus der Acht laſſen darf, werden die ſchönſten Tage und Stunden dem Genuſſe entzogen und der Arbeit gewidmet. Einen großen Theil des Jahres entfernt man ſich gern aus der freien Luft und verwahrt ſich in Häuſern vor Sturm, Regen, Schnee und Kälte: unaufhaltſam folgen die Jahreszeiten aufeinander, und jeder, der nicht zu Grunde gehen will, muß ein Haushälter werden. Denn es iſt hier gar nicht die Frage, ob er entbehren wollte. Er darf nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren: die Natur zwingt ihn zu ſchaffen, vorzubereiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche ſich in Jahrtauſenden gleich bleiben, den Charakter der nordiſchen Nation beſtimmt. Dagegen beurtheilen wir die ſüdlichen Völker, mit welchen der Himmel ſo gelinde umgegangen, zu ſtrenge aus unſerm Geſichtspunkte.

Ja wohl. Da ſchreien die nordiſchen Fremdlinge in den ſechs, acht Winterwochen, die ſie nur als kalt empfinden, weil ſie ſchon italieniſchen Sommer genoſſen haben, über die großen Stuben mit den offenen Kaminen, über die lecken Fenſterrahmen, über die kühlen Matratzen, und ſeufzen nach Eis und Schnee, Ofenrauch und Federqualm. Was würden ſie für ein Paradies aus dem ſchönen Lande machen! Aber die welſchen Taugenichtſe und Faulenzer nehmen ihre gute Lehre nicht an. Kaum einmal den Segen des Kartoffelbaues laſſen ſie ſich gefallen und wenn ſie uns die heilige Frucht vorſetzen, ſagen ſie wohl gar ſpottend: Ecco mele tedesche! Sie ſelbſt aber wollen nicht recht anbeißen und bleiben lieber bei ihrer Polenta, ihren Feigen mit Käſe und ihren eingeſalzenen Fiſchen.

Es iſt wohl wahr, was Schiller ſagt, daß der Bettler an der Engels-Pforte glücklicher lebt als wir im kalten Norden, und zwar nicht allein darum, weil er das ewig einzige Rom ſieht. Er genießt, während im Norden der Mittelſtand noch mit den Bedürfniſſen kämpft. Aber was verlangt er auch zum Genuſſe? Lebensfülle, Geſundheit und Heiterkeit gab ihm der Himmel, ſein Erwerb iſt ſeine Freude, eine Laute oder eine Pfeife, oder er reihet Roſenkränze aus bunten Beeren und läßt ſie vom heiligen Vater einſegnen, oder er betet für die Seelen im Fegefeuer, und wenn der Tag einmal einträglich geweſen iſt, ſo vergißt er aller leerhändigen, die er überwunden und vielleicht bald wieder zu überwinden hat, und geht in das Puppenſpiel oder in die Oſterie. Nur zu dem Karneval legt er einige Groſchen zurück, und während die Staatskaroſſen mit den glänzenden Masken im Corſo auf und ab rollen, ſpringt er, in bunte Lappen genähet, mit Pritſche und Schellenhut durch die Gaſſen von Traſtevere und ſingt:

Godete, Giovinotti,
Spendete allegramente,
Or non si guarda niente:
È tempo di goder.

Ma quando vien Quaresima.
Mancando li danari,
Facendo gran Lunari,
Dovrete digiunar. *)

---

*) Schlußverſe eines Volksliedes aus dem Karneval 1819.

Den 24ſten Auguſt.

Immer und ewig Spiel und Feſt, Ohrenweide und Augenluſt, und Alles in raſchem, geſetzlichem Wechſel — ſo lebt das fröhliche Volk der Siebenhügelſtadt: und ſie, die verwaiſte Staatenmutter*), blickt tiefſinnig aus ihren dunklen Bogen auf das bunte Gewimmel herab.

Ich will es verſuchen, Dir eine Überſicht des römiſchen Luſtkalenders zu geben. Die Kirche hat ihre glänzenden Feſte darin verzeichnet und die Regierung ihre feierlichen Antritte und Abſchiede, Preiſe und Strafen, jede Jahreszeit ihre Frucht und ihr Geſchäft, ja ſelbſt der Tod muß in buntem Pompe der unerſättlichen Schauſucht dienſtbar werden. Wenn der Cavalier des Morgens an die Toilette ſeiner Dame tritt und um ihre Befehle für den Tag bittet, ſo wird ſie ihn fragen, was es heute gebe. Dann ſagt er ſeinen Plaiſirkatalog auf: zuerſt vielleicht eine muſikaliſche Meſſe in S. Ignazio, dann der gewöhnliche Spaziergang im Corſo, nach Tiſche etwa ein Ballſpiel in der Villa Borgheſe, darauf eine öffentliche Sitzung in der Academia Teverina, ein Konzert, ein Luſtſpiel, in der Nacht Converſazione oder gar Illumination zu Ehren einer neuen Kardinalswahl. Die Hauptvergnügungen wechſeln nach Jahreszeiten oder Kirchenordnungen. Das Jahr beginnt und ſchließt mit dem Weihnachtsmarkte, gleich darauf werden die Spaziergänge und Luſtfahrten im Corſo und auf dem Monte Pincio voller und glänzender, als bisher, denn der Karneval iſt im Anzuge. Hat dieſer ausgetobt, ſo geben die Faſtenpredigten Gelegenheit zu heimlichen Zuſammenkünften und öffentlichen Verſammlungen: denn die Theater ſind geſchloſſen. Im März fährt und wandert man drei Sonntage hintereinander nach der Peterskirche, um die Maritozzi einſegnen zu laſſen. Dieſe gewundenen Kuchen, aus gewöhnlichem Semmelteig und mit einigen Roſinen zuſammengebacken, werden alsdann an allen Straßenecken verkauft, beſonders aber in der Nähe der Peterskirche. Es iſt Sitte und Pflicht der Männer, ihren Frauen oder Geliebten an dieſen drei Märzſonntagen einen ſolchen Kuchen zu kaufen und ihn in der Peterskirche weihen zu laſſen. Die reicheren Herren geben noch einen Schmaus dazu, der jedoch immer nur ein Maritozzo genannt wird. Gleich hinterdrein iſt die heilige Woche mit ihren Illuminationen, Prozeſſionen, Geſängen und Kanonaden*) der Gegenſtand der allgemeinen Unterhaltung. Nach Oſtern werden die Schauſpielhäuſer wieder eröffnet. Am Johannistage iſt Blumenmarkt auf dem Platze S. Giovanni in Laterano. Dann ſteht der Corſo verödet und auf dem Monte Pincio braucht nicht geſprengt zu werden: Kutſchen, Reiter und Spaziergänger ſind aus dieſem Stadtviertel wie verbannt. Bald darauf zieht die Kuppelerleuchtung der Peterskirche und das Feuerwerk auf S. Angelo die ſchauluſtige Menge nach dem Vatikan und an die Tiberufer. Am nächſtfolgenden Sonntage beginnen die Fochetti auf dem Mauſoleum des Auguſtus und vier Wochen ſpäter die Stiergefechte und die Überſchwemmungen der Piazza Navona. Im Oktober feiert das Volk die Weinleſe am Monte

---

*) The Niobe of nations: nennt ſie Lord Byron in Childe Harolds Pilgrimage.

---

*) Die Kanonen werden auf S. Angelo abgefeuert, während der Pabſt von der Loggia der Peterskirche herab den Segen über das Volk ausſpricht.

Teſtaccio und die Vornehmen fahren vor der Porta pia auf und nieder und ſteigen in den Vignen und Villen ab, um den friſchen Moſt zu prüfen.

Du wirſt mir ohne Zweifel entgegnen, daß Du in dieſem Wechſel der Feſte und Luſtbarkeiten keine beſondere Eigenthümlichkeit Roms vor andern großen Städten erkennen möchteſt. In Paris, Wien und London iſt deren vielleicht noch eine reichere Auswahl, und die Leute werden dort nicht weniger aufgelegt ſeyn, ſie zu genießen. Aber, wie man ſie genießt, mein Freund, darin liegt das Unterſcheidende. In Rom erſcheint die Feſtfreude als ein weſentlicher Beſtandtheil des Volkslebens und faſt ohne individuelle Willkühr, als ein Bedürfniß, das die Kirche und der Staat anerkennen und befriedigen helfen, als ein allgemeines Eigenthum, und nur ein Sonderling kann ungezwungen ſich ſeines Antheils daran begeben. Bei uns hingegen iſt faſt jedes öffentliche Feſt und Schauſpiel ein Gegenſtand des Luxus und dem Geſchmacke und Vermögen einzelner Klaſſen und Alter angepaßt: die meiſten ſind daher Vorrechte des Reichthums geworden, und wo der Ärmere mitgenießt, fühlt er ſich entweder untergeordnet, was ſeine Freude niederhält, oder die ſeltene Luſt berauſcht ihn, und er vergißt ſich und was ſein iſt, und erndtet lange Reue aus kurzer Zerſtreuung. Der Römer hat einen vortrefflichen Takt im Genuſſe: hingegeben und rückſichtslos, und doch immer bewußt und anſtändig. Wir armen Nordländer! Wenn wir einmal den Wein der Freude in vollen Zügen koſten, ſo ſteigt er uns in den Kopf und wir ſchlafen oder zanken und prügeln uns. Der Römer genießt ihn mit dem täglichen Brodte und je mehr er trinkt, deſto beſſer er ihm ſchmeckt.

Wo giebt es noch eigentliche Volksfeſte im gebildeten Norden? Deutſchland fing vor einigen Jahren an, ein neues zu feiern. Aber man blies die Jubelfeuer auf unſren Bergen aus, noch ehe ſie recht hell und hoch aufloderten. Gebe Gott, daß mit ihnen nicht eine andere Flamme erloſchen iſt, die ſich nicht ſo leicht wieder entzünden läßt, wie jene! Nunmehr celebrirt man den Tag der Leipziger Schlacht, wo er noch in Deutſchland celebrirt wird, mit Paraden und Manövern und einem Dejeuner bei einer Hoheit oder einer Excellenz. Warum gönnt man dem Volke nicht die unſchädliche Täuſchung, daß es auch noch einige Urſache habe, dieſen Tag zu feiern?

Woher dieſe traurig ernſten Betrachtungen in dem luſtigen Rom? Die Ruinen lehren Weltgeſchichte, mein Freund, und die Vergangenheit beleuchtet Gegenwärtiges und Zukünftiges mit warnender Fackel.

Sechszehnter Brief.

Rom, den 30ſten Auguſt.

Heute habe ich Abſchied genommen. — Auf Wiederſehen, mein Rom! — Morgen vor Sonnenaufgang reiſen wir. Es iſt ſchon Mitternacht, aber ich kann nicht ſchlafen, ſo voll und ſchwer iſt mir das Herz. Setze Dich zu mir, mein Freund, und laß uns mit einander plaudern, bis der Wagen vor der Thüre raſſelt. Die Lampe flackert hoch und hell in dem letzten Oele, und der alte Oſte, mein Nachbar, hat ein Paar Foglietten ſeines beſten Albanerweines zum Abſchiedstranke herübergebracht. Wenn Sie wieder nach Rom kommen und ich lebe noch, ſo ſollen Sie dieſelbe Sorte zum Willkommen trinken, ſagte er dabei: ich lege ein kleines Fäßchen für Sie zurück. — Omen accipio, Bacche! —

Wie man ſich von ſeinen alten Freunden trennt, ſo habe ich in den letzten Tagen meine liebſten Plätze, Ruinen, Kirchen und Villen beſucht: ſie ergriffen mich tiefer, als im erſten Anblicke, ſie waren dem Auge ſo neu, und doch dem Herzen ſo treu! Ich mußte mich losreißen, um nicht zu weich zu werden.

So lebt denn wohl, Götter und Göttinnen des Vatikans, Koliſſeum, Pantheon, du auch alte Baſilika mit deinen Zederbalken und deinem ſchimmernden Säulenwalde*), ihr Pinien der Villa Pamfili, ihr Cypreſſen des Monte Mario, und du, graue Pyramide des Ceſtius! Soll ich es Dir geſtehen, mein Freund? Als ich heute über die Gräber ging, die den Fuß des alten Mauſoleums mit grünen Hügeln und weißen Marmortafeln umkränzen, konnte ich mich des Wunſches nicht erwehren, einſt an dieſer Stätte zu ruhen. Der Tod verliert hier ſeine Schauer: die Pyramide erzählt von dem Untergange der ewigen Weltbeherrſcherin**) und bedeckt mit ihrem Schatten alle die kleinen Trauermahle und Denkſteine umher, aber Becherklang,

---

*) Die Kirche des heiligen Paulus vor dem von ihr benannten Thore.

**) Rom nannte ſich ſelbſt die ewige Stadt.

Tanz und Geſang ſchallt aus den Tabernen des Scherbenberges herüber und verſcheucht die ſchwarzen Geſpenſter der Nacht.

Von der Pyramide ging ich längs dem Tiberufer und über das Forum nach dem Corſo zurück. Es mochte eine halbe Stunde vor Ave Maria ſeyn, und die Wagen und Spaziergänger zogen ſich aus der Straße über die Piazza del Popolo den Monte Pincio hinauf. Ich folgte traurig der fröhlichen Menge. Der grüne Berg glänzte von bunten Sonntagskleidern, und wenn man der gewundenen Straße von unten hinauf mit den Augen nachging, ſo glaubte man eine feſtliche Wallfahrt vor ſich zu ſehen.

Wie oft habe ich dieſe Gänge durchſchritten, wie oft auf dieſen Bänken geſeſſen und über die ewige Stadt hinabgeſchauet, wenn die untergehende Sonne aus Pinien und Cypreſſen ihre letzten rothen Lichter über die Kuppeln und Thurmſpitzen ſtreuete! Ich kenne die Geſichter und Kleider, die an mir vorüberſtreifen, ich weiß, wer aus den Wagen ſteigen wird, die vor dem Schlagbaume halten, und morgen wandelt und rollt die bunte Geſellſchaft unverändert durch dieſelben Gänge, und kein Auge vermißt mich.

Ich mußte noch einmal alle Punkte der Ausſichten aufſuchen, nach der Villa Borgheſe hinab und weiter hinaus bis an das Sommerhaus des Raphael, dann nach der rothen Villa Poniatowsky, und immer wieder über die Stadt bis an die Pinien und Zypreſſen ihrer Hügel. Ich weiß nicht, wie jeder Baum, jeder Strauch mir heute ſo bemerkenswerth ſchien, und wie die Geſtalten und Gruppen der Luſtwandler mich ſo mahleriſch und bedeutend anſahen. Dieſe geſchloſſenen Staatskaroſſen mit den gepuderten Köpfen an den Fenſtern, dieſe leichten offenen Kaleſchen mit den grünverſchleierten Engländerinnen, und jene große Römerin, ganz allein mit ihrer Schönheit und ihrem Stolze in dem altväteriſchen reichvergoldeten Familienwagen. Dazwiſchen ziehen die violetten Buben aus den Seminarien, geführt von ihren ſchwarzen Aufſehern, in geordneter Schaar einher, und die jungen Abbaten, an einem Arm eine Mutter, an dem andern eine Tochter, freuen ſich, daß ſie nicht mehr in ſolcher Ordnung ſpazieren müſſen. Auch einige Rothſtrümpfe ſchimmern durch die Menge und die Hüte fliegen rechts und links vor ihren Tritten. Weiterhin durchbricht ein engliſches Reitpferd mit einigen Seitenſprüngen die ruhige Alltäglichkeit, und die Mägde mit den Kindern auf den Seitenbänken ſchrecken auf und ſchreien: Ah, che brutto Inglesaccio!

Die Beſchreibung heitert mich auf, mein Freund, und ich bedarf der guten Laune: darum vergieb mir die Geſchwätzigkeit. Schelte mich kindiſch! Du biſt nicht in Rom geweſen. Vielleicht wechſeln wir bald die Rollen. Darum will ich mich nicht ſcheuen, Dir zu erzählen, daß ich kaum ohne Wehmuth mein Glas Eis in dem Kaffehauſe, auf dem Gipfel des Hügels, genießen konnte, weil ich immer dabei denken mußte: Es iſt das letzte an dieſer Stelle.

Die Sonne eilte zum Untergange. Hinter den Zypreſſen des Monte Mario ſchwamm ſie in einem goldenen Meere und gegenüber hingen ihre letzten Lichter auf den Pinien der Villa Borgheſe. Die Berge von Tivoli und Fraſkati, mit ihren weißen Häuſern und Villen, lagen klar und dunkelblau im Morgen, und gegen Abend dampfte die Gegend in ſchimmerden Nebeln. Che bell' Ave Maria! ſagten die Römer, die nicht leicht von Naturſchönheiten ſprechen, und ſtanden ſtill. Der Feuerball ſank hinunter, aber purpurne Strahlen ſchoſſen aus ſeinem Bette empor und bildeten eine neue Sonne. Die Glocken fingen an zu lauten, es ward ruhig unter der Menge, und die Frommen zogen die Hüte ab und bewegten die Lippen: Ave Maria!

Gute Nacht, mein Freund, zum letzten Male in Rom gute Nacht! Möge die Erinnerung an Italien ſich wie der Purpur und die Roſen dieſes letzten römiſchen Ave Maria über die trüben Nebel meines nordiſchen Lebens breiten!

Sieb-

Siebzehnter Brief.

Orvieto, den 3ten September 1818.

Ich war ein wenig eingeſchlummert und träumte von einer Seefahrt in einem ſorrentiniſchen Marktſchiffe, das Zitronen und Orangen nach Neapel führte. Ich lag auf den goldenen Früchten ausgeſtreckt, rechts und links ſang eine Schifferin zu ihrem Ruder, und die Wogen leuchteten unter den Schlägen. Da pochte der Vetturino an den Laden und ich war gelandet: aber ſtatt der Schiffsladung lag nur *eine* Orange voneinandergeſchnitten auf dem Tiſche vor meinem Bette. Ich habe ſie halb im Schlafe geſchält und ſo hat ſie mir den würzigen Traum zugeduftet.

Meine Reiſekleider hatte ich auf dem Leibe, der Koffer war ſchon geſtern Abend aufgepackt worden, augenblicklich ſaß ich in dem Wagen. Es war düſter und leer auf den Straßen, das Raſſeln der Räder hallte weit hinaus. Wir hielten vor der Thüre meines Freundes, er ließ nicht lange auf ſich warten, grüßte mich und drückte ſich verſtummend in die andere Ecke. Und ſo rollten wir vorüber an den wohlbekannten Plätzen und Häuſern, und die Erinnerungen ſtanden vor den Thüren und ſchaueten aus den Fenſtern auf uns herab. Die Springbrunnen rauſchten vernehmlich in der Stille, an den Marieenbildern glommen die letzten Schimmer der Lampen, und auf der Engelsburg leuchteten einige Fenſter. Wir mußten über die Engelsbrücke fahren und zur Porta Angelica hinaus, weil die Straße über Ponte Molle gepflaſtert wurde. Wenn wir bei der Ausfahrt nicht geweint haben, ſo verdanken wir es vielleicht nur dieſem Umſtande: denn Ponte Molle ſoll etwas eigen Weichmachendes für die Abreiſenden haben. In der Kampagna umfing uns ein kalter Morgennebel, der uns nöthigte, die Wagenfenſter heraufzuziehen, aber die aufgehende Sonne vertrieb ihn ſchnell und lud uns zum Spaziergange ein. Da ſtanden wir ſtill und ſchaueten rückwärts: doch Rom war nicht mehr zu ſehen.

Ich habe in der Schwärmerei meiner Abſchiedstrauer vergeſſen, Dir zu ſchreiben, daß ich Deinen

Brief vom funfzehnten Juli einige Tage vor meiner Abreiſe aus Rom empfangen habe. Du führſt darin die Gegenſtände auf, von denen ich in meinen Briefen aus Albano und Rom theils gar nicht, theils im Vorüberfluge, mit der Vertröſtung künftiger ausführlicher Behandlung, geſprochen habe, und heiſcheſt nun von mir, dieſe Lücken zu büßen. Ich muß geſtehen, daß in dem Verfolge meiner Arbeit mir ſelbſt der Gedanke eines vollſtändigen Sittengemäldes von Rom in den Sinn gekommen iſt, der bei deren Beginne ſehr fern von mir war: aber gerade dein Lückenverzeichniß vertreibt ihn wieder, denn ich glaubte ſchon viel weiter vorgerückt zu ſeyn, als ich es in der That bin. Wäre Deine Mahnung früher gekommen, ſo hätte ich mich vielleicht noch über Manches unterrichten und vervollſtändigen können, was ich früherhin vernachläſſigt habe, beſonders über die päbſtliche Regierung, öffentliche Anſtalten, Armenweſen, Polizei und Lazarethe. Ja, ich ſehe ein, wie ſehr das Intereſſe meines Buches in Hoffnung durch einige Rubriken mit dieſen Überſchriften geſtiegen ſeyn würde, in einer Zeit, wo die Regierten alle mehr von der Regierung verſtehen wollen, als die Regierer, etwa ſo, wie der Schuhträger beſſer fühlt, wo und wie der Schuh drückt, als der Schuhmacher. Nun iſt es zu ſpät: einige Anekdoten aus der neueſten römiſchen Staatsgeſchichte, die nicht in den Zeitungen ſtehen, kannſt Du in meinem Tagebuche leſen, wenn ich bei Dir ſeyn werde, und wir wollen ſie alsdann ausziehen und unſrem Werke als Zugabe einverleiben.

Drei Briefe verſpreche ich Dir noch über Rom, Römer und Römerinnen, und zwar mit Deinen Überſchriften: Aberglaube und Wunderglaube, Cicisbeat und Theater. Dann ſey die Erinnerung aus Rom ihrer Pflicht entlaſſen. Ach, ſie wird mich darum nicht verlaſſen!

Den 4ten September.

Der Aberglaube der germaniſchen Völker wurzelt tief in ihrer innerſten Natur und iſt ſo alt als ſie ſelbſt. Die geheimen Kräfte der Elemente und Himmelserſcheinungen, verkörpert in Zwergen, Elfen, Gnomen, Nixen, Kobolden u. ſ. w., die theils als Freunde, theils als Feinde des Menſchengeſchlechts unter ihm wandeln und handeln, ſind die Hauptgegenſtände ihrer Geiſterfurcht und ihres Geiſterbannes. Wir begegnen ihnen bis in anſcheinlich chriſtlichen Feſtlichkeiten und Spielen, z. B. den Johannisfeuern, in Hausapotheken und Wochenſtuben, in unvergänglichen Sagen und Liedern. Das allgewaltige Naturgefühl des deutſchen Volkes und der aus ihm entſproſſene Naturdienſt, der ſich trotz dem aufgepfropften Heroendienſt ſpäterer Einwanderer, ja ſelbſt in dem Alles umfangenden und verſöhnenden Chriſtenthume, als ein Nachſchauer der alten Götterfurcht, bis auf unſere Tage erhalten hat, iſt ihr Boden und ihre Wurzel. Es iſt anziehend, denſelben Aberglauben ſchon in Karls des Großen Geſetzen verboten zu ſehen, der die Hexengerichte der mittleren Zeiten begründete, und den die neueſte Aufklärung bis heute noch nicht gänzlich auszurotten vermocht hat.

Der uralte Naturdienſt der Griechen flüchtete, nachdem der vergötterte Kretenſer mit ſeinen Brüdern und Kindern das Geſchlecht des Himmels und der Erde theils gefeſſelt in die Unterwelt geworfen, theils zu dienſtbaren Geiſtern gewonnen hatte, in die Myſterien und Orgien von Samothraze, Eleuſis u. ſ. w. Aber die Ungeheuer der Natur erſchütterten aus ihren Kerkern die Erde und ſpieen Flammen empor, daß Zeus auf ſeinem Throne zitterte und an ein Schickſal dachte.

Die Italer vertauſchten die einheimiſchen Naturgötter mit den hiſtoriſchen Göttern der einwandernden Griechen, beſonders ſeitdem die Vereinigung etruſkiſcher und helleniſcher Fabeln und Zeremonien eine römiſche Staatsreligion bildete. Was darin von italiſcher Mythologie blieb, verlor in der neuen Form die alte Bedeutung, und von dem Glauben und Kultus des Landvolks, das den italiſchen Gottheiten länger und reiner treu blieb, haben die Schriftſteller der Römer uns zu unterrichten verachtet. In den Kaiſerzeiten hielten die wunderſüchtigen Römer ſich durch ägyptiſche und chaldäiſche Ungeheuer, Zaubereien und Taſchenſpielereien für die ganz erſtarrten, aber immer noch praktiſchen Staatsgötter ſchadlos. Endlich hat ſich noch in den mittleren Zeiten mancher germaniſche Aberglaube in Italien feſtgeſetzt.

Dieſe verſchiedenartigen fremden Elemente ließen ſich vielleicht noch heute in dem Aberglauben der Italiener aus einander ſetzen, wenn man ſich die Mühe geben wollte, ihn genau zu prüfen. Mitunter ſtoßen wir auf das kraſſeſte Heidenthum, z. B. die kleinen Priape, welche von den neapolitaniſchen Bäuerinnen als Amulete an der Bruſt getragen werden, um die Fruchtbarkeit zu fördern. *) Andere führen in gleichem Vertrauen ein chriſtliches Heiligenbildchen bei ſich. So hat überhaupt der größte Theil des heidniſchen Aberglaubens ein heiliges Gewand angezogen und ſich an Kirchen, Märtyrer und Reliquien gehängt. **)

---

*) Siehe Münters Reiſenachrichten.

**) Siehe die Bruchſtücke meines Tagebuches, namentlich im Mai.

Die Geſchichten von Geiſtererſcheinungen und Geſpenſterſpukereien, die in Italien ſelbſt aufkommen, tragen einen heiteren, oft faſt burlesken Karakter. Was ſich bei uns mit Geheul und Kettengeraſſel vernehmen läßt, wird hier zum neckenden Lachgeiſte, den ſie Spirito folletto nennen. Er klappert mit Flaſchen und Taſſen, ſpricht mit den Katzen, ſchlägt Thüren und Fenſter auf und zu, und wenn er arg iſt, wirft er die Schläfer wohl auch einmal aus dem Bette. So ſteht ſeit Jahren ein Haus in Rom, zwiſchen S. Maria Maggiore und dem Lateran, unbewohnt, weil ein Kapuziner darin des Nachts Meſſe lieſt und klingelt. Non lascia dormire la gente: das iſt das Schlimmſte, was die Römer dem Geſpenſte nachzuſagen wiſſen. Nicht ernſthafter und bedeutungsvoller erſcheint in Italien die Welt der Träume und Ahndungen, und wo man ihnen Glauben ſchenkt, geſchieht es aus Kurioſität. Auch wird der Volksglaube ſo eifrig in Anſpruch genommen durch die Wunder alter und neuer Heiligen und durch die geheimnißvollen Kräfte der Bilder und Reliquien, daß der Aberglaube, den wir nach den obigen Betrachtungen einen

Naturaberglauben nennen wollen, nur durch Zuſammenwachſung mit jenem feſte Wurzel ſchlagen kann. Der übrige verliert Vertrauen und Furcht und wird Zeitvertreib der Neugierigen. Einige Beiſpiele des Aberglaubens und des Wunderglaubens aus Rom werden meine Behauptungen belegen.

Der Sammelplatz der römiſchen Hexen, deren es unter den jungen und alten Weibern eine große Menge giebt, iſt das antike **Forum**, das jetzige **Campo Vaccino**. Dort halten ſie ihre nächtlichen Zuſammenkünfte, die größte und feſtlichſte in der Johannisnacht, zu der ſie alle in ſchwarzer Katzengeſtalt und mit feurigen Augen erſcheinen. Dieſe Verwandlung bewirken ſie durch eine geheimnißvolle Salbe, deren Hauptbeſtandtheil Pimpinellenwurzel ſeyn ſoll, und mit der ſie ſich den ganzen Leib einreiben. Wer denkt hiebei nicht an die theſſaliſchen Zauberinnen? — Die Hexen brauen Tränke, welche Liebe oder Haß erregen, beſchwören Abweſende durch Zauberformeln und machen Wetter. Aber ihre größte Unthat iſt das Ausſaugen der Kinder: dieſe vertrocknen dann allmählig, bald ſchneller, bald langſamer, und man ſchimpft daher einen dürren Körper: Succhiato dalle Streghe.

Die *Philtra* ſind in Neapel zu Hauſe. Ich habe in einem kurzen Aufenthalte mehrere hinſchwindende Jünglinge geſehen, von denen die allgemeine Stadtſage behauptete, ſie hätten Liebestränke genoſſen. Man iſt daher ſehr behutſam mit dem Verſchenken von Haaren, weil man glaubt, daß der Liebeszauber ſich leicht an ſie knüpfen laſſe. In Rom ſoll man ſicherer ſeyn. Doch vermeidet man im Karneval, die von den Masken ausgetheilten Konfetti in den Mund zu nehmen, und warnt wohl unwiſſende Fremde davor. Daher hört man zuweilen von weiblichen Masken den Scherz: Mangiate, mangiate i confetti. Non siete tanto bello, per aver paura d'una fattura. *)

Die Furcht vor Wettermachern iſt unter dem Landvolke, beſonders in den Gebirgen, allgemein verbreitet. Ein däniſcher Botaniker, der ohne Begleitung eine Reiſe zu Eſel durch die Abruzzen macht, meldete vor Kurzem ſeinen Freunden einige gefährliche Abentheuer, die ihm dieſer Volksglaube zugezogen hat. Das Landvolk hatte ihm zugeſehen, wie er in einſamen Schluchten und Klippen Pflanzen und Steine ſammelte, und Verwunderung darüber ausgedrückt. Bald darauf wütheten Gewitter und Stürme in derſelben Gegend. Da liefen die Leute zuſammen, griffen den Reiſenden mit Steinwürfen an und verfluchten ihn als einen wettermachenden Zauberer. Er betheuerte ſeine Unſchuld nach Möglichkeit, aber das aufgebrachte Volk bemächtigte ſich ſeiner Sammlungen und unterſuchte ſie auf das genaueſte. Dadurch milderte ſich die Wuth der Menge: denn man fand keine Wurzeln, ſondern nur unſchuldige Blätter und Blüthen. Doch zweifelten Einige, ob er ſeine Wurzeln nicht eben in den vorigen Tagen verbraucht hätte, und ſo entließ man den Pilger mit der Drohung, daß es ihm das Leben koſten werde, wenn er eine einzige Wurzel aus der Erde ziehe.

---

*) So nennt man vorzugsweiſe die Liebeshexereien. Davon iſt auch das Verbum fare gebräuchlich und man ſagt z. B. Questa ragazza vi fa: dieſes Mädchen hat euch wie behext gemacht, ihr ſeyd toll in ſie verliebt.

Oftmals genügt eine abentheuerliche Kleidung, ein finſterer Blick, eine ungewöhnliche Geſtalt, einem Fremdlinge in den römiſchen Gebirgen den Namen eines Zauberers und Schatzgräbers zu geben. Ich habe es erlebt, daß die ſchwarze deutſche Tracht mit langen hinten herabhängenden Haaren und ungeſtutztem Barte die Veranlaſſung ſolches Argwohns wurde.

Den 5ten September.

Um den chriſtlichen Aberglauben in Rom zu betrachten, muß ich mich meines Proteſtantismus entäußern, damit ich nicht etwa einen Glauben, ſtatt eines Aberglaubens, angreife. Es ſollen auch hier nicht prieſterliche Mißbräuche aufgedeckt werden, ſondern die Verirrungen des wunderſüchtigen Volkes, welche die Kirche weder unmittelbar erregt, noch unterſtützt. Oftmals hemmt und ſtraft die geiſtliche Regierung ſogar die unwürdigen Ausbrüche des Volksaberglaubens, wovon ich nur Ein Beiſpiel anführen will.

Ich ging eines Abends durch die enge Gaſſe der Sabina. *) Eine Menge Volks hatte ſich in einem Winkel verſammelt und war in heftiger Bewegung. Dazwiſchen ſchritten päbſtliche Gensdarmen auf und nieder, die Vorübergehenden abweiſend und die Verſammelten zerſtreuend und beobachtend. Ich wandte mich mit meiner Neugierde an einen Zuſchauer und erfuhr Folgendes.

---

*) Siehe die Bruchſtücke aus meinem Tagebuche, Januar.

In dieſem Winkel hängt ein unſcheinbares Madonnenbild mit zwei Kerzen, vor dem die meiſten Leute vorübergehen, ohne einmal den Hut abzunehmen. Heute Abend plauderten zwei Frauen vor dem Bilde, und als dabei ihre Blicke auf das Geſicht der Madonna fielen, ſahen ſie, wie die Hochheilige die Augen ſchmerzlich um und um drehete und bald gen Himmel, bald auf ſie herab ſchaute. Da ſanken die Frauen auf die Kniee und ſchrieen Mirakel, und alsbald ſtrömte die Nachbarſchaft aus den Häuſern, die Vorübergehenden wurden feſtgehalten, und die Wunderſage flog durch die Stadt. Aber es dauerte nicht lange, da ſchickte die Inquiſition *) dieſe Gensdarmen mit dem Befehle, die Lichter an dem Bilde auszublaſen und das Volk zu zerſtreuen. Solcher Frevel empörte die Gläubigen, und viele ließen ſich als Märtyrer arretiren.

Die Legende von dem Muttergottesbilde im Pantheon mag hier als Seitenſtück Platz finden. Die Wunderſtatue der Maria della Rotonda war vor nicht langer Zeit unbeachtet und un-

---

*) Als oberſte Polizeibehörde

thätig; nur eine kärgliche Öllampe brannte an ihrem Altare, der jetzt von unzähligen Kerzen ſchimmert, und kein Weihbildchen hieng an ihrem Leibe, der jetzt mit Herzen und Kronen und Armſpangen und Halsbändern über und über bedeckt iſt. Eines Tages hatte der Kuſtos der Kirche vergeſſen, den trockenen Docht der Lampe mit Öl anzufeuchten, und gegen Abend, als die Thüren verſchloſſen waren, erloſch die heilige Flamme. Da hörte das Volk auf dem Platze eine laute klägliche Stimme aus der Kirche rufen: Oglio! Oglio! Man ließ die Thüre des Heiligthums öffnen und erkannte das Wunder. Der Kuſtos wurde faſt gemißhandelt, und noch in derſelben Nacht brannten Kerzen vor dem beleidigten Bilde. Seit dieſer Zeit heilt es Kranke, vergiebt Sünden und vollbringt Mirakel aller Art. So hörte ich das Volk erzählen: wie viel die Kirche davon anerkennt, weiß ich nicht.

Wollte man die neueſten Legenden der kleinen Stadtheiligen erfragen oder ſie aus den Votivbildern herausleſen, ſo würden ſich die beiden angeführten Wundergeſchichten in Wunderlichkeit leicht überbieten laſſen. Dieſe Stadtheiligen, die gewiß anfänglich heidniſche Schutzgötter erſetzen mußten, ſtehen in einem gewiſſen Rangſtreite unter einander. Jede Stadt iſt ſtolz auf ihren Heiligen und ſucht ihn über die benachbarten zu erheben. Durch außerordentliche Wunder vergrößert Einer auch wohl ſeinen Bezirk und zieht die Huldigungen der Nachbarſchaft ein. So erzählte mir meine Wirthin in Sorrent, die geſprächige Donna Roſa, daß im ganzen Königreiche kein beſſerer Heiliger zu finden wäre, als S. Antonino von Sorrent. Alles, was ſie drückte, nähme er von ihnen, Alles, wonach ſie verlangten, gäbe er reichlich: Sonnenſchein und Regen, ruhiges Meer, Fruchtbarkeit und Geſundheit. Die Frau ſprach mit einer ſo ſeligen Überzeugung, und die behagliche Mäßigkeit ihrer Wirthſchaft, die friſchen heiteren Geſichter der Sorrentiner, die von goldenen Früchten gekrümmten Orangenbäume, der dunkelblaue Himmel und die kühlende Regung in der heißen Luft ſprachen mit für ihren Heiligen. Dagegen klagte ſie über die S. Conſtanza von Capri, ihrer Vaterſtadt. Daher denn auch ihre Verwandtſchaft, die noch auf der Inſel wohnte, nach Sorrent käme, wenn ſie ein großes Anliegen an den

Him=

Himmel hätte, um den S. Antonino zu ihrem Anwalde zu machen.

Die Neapolitaniſchen Schiffer nehmen ein Käſtchen voll kleiner Heiligenpuppen zu jeder Fahrt mit ſich. Es ſind theils ererbte Schutzheilige, theils ſolche, deren Tüchtigkeit ſie ſelbſt gelegentlich erprobt haben. Kommt nun ein Sturm, ſo laſſen die Schiffer ihre Ruder ſinken und holen das Heiligenkäſtchen hervor. Der erſte Patron wird aufgeſtellt und mit Wuth um Hülfe angeſchrieen. Der Sturm wächſt, man wirft den ohnmächtigen oder verſtockten Heiligen an die Erde und beſchimpft ihn; ein Anderer wird an ſeine Stelle geſetzt und bald ebenfalls gemißhandelt, bis endlich der Himmel oder auch ihre eigene Arbeit dem eben angebeteten günſtig iſt, der alsdann weiter empfohlen und nach glücklicher Heimkehr mit Gebeten geehrt wird. Bei der Landung läßt man eine kleine Büchſe in dem Kreiſe der Paſſagiere umhergehen und ſammelt Allmoſen zu Gebeten für die Seelen im Fegefeuer, die nackt und dürr, mit hochausgeſtreckten Händen in lodernden Flammen brennend, auf der Büchſe abgebildet ſind.

Die Stunde ruft mich zu dem Dome. Ich kann das herrliche deutſche Bauwerk *) nicht oft und lange genug betrachten, und es wird mir ſchwer, davon zu ſchweigen. Aber Rom will ſein Recht haben.

---

*) So deutſch, wie nur eine Kirche unter Italiens heiterm Himmel ſeyn darf und kann.

Beilage zum ſiebzehnten Briefe.

Auch die orientaliſchen Feeen haben ſich hie und da in Italien niedergelaſſen, beſonders ſeit den Zeiten, in denen ſie mit Karl dem Großen und ſeinen Paladinen die Welt durchzogen. Dieſe Lokalfeeen darf ich nicht ganz übergehen.

Eine der genannteſten iſt die Fata Morgana, deren Reich die Meerenge zwiſchen Reggio und Meſſina iſt. Dort läßt ſie dann und wann ihre ſchimmernden Palläſte und die ganze Herrlichkeit ihrer Hofhaltung aus den Wellen ſteigen und den Augen der Sterblichen ſichtbar werden. Dadurch verlockt ſie die jungen Schiffer, die ſie liebt, und entführt ſie in die Tiefe. Dieſe Fabel gründet ſich bekanntlich auf eine optiſche Lufterſcheinung, die man im deutſchen Kimmung nennt*), aber dafür giebt das Volk ſeine ſchöne Sage nicht auf, und tröſtlich klingt in den Klageliedern um ertrunkene Jünglinge der Name der Fata Morgana, in deren Armen die Seligen ruhen.**)

---

*) S. Geograph. Ephemeriden 1819. Fünften Bds. zweites Stück, und die Memoires de Gorani B. I. S. 129.

**) Eine wunderherrliche Beſchreibung der unterirdiſchen Palläſte der Morgana giebt Bojardo im Verlieb-

Von toſcaniſchen Feeen finde ich in den trefflichen Briefen des Caſtellan*) einige anziehende Nachrichten, die auch in dem Morgenblatte mitgetheilt worden ſind.**) In der Gonfalina zwiſchen Florenz und Piſa erhebt ſich ein großer Fels in der Geſtalt eines viereckigen Thurmes, welcher Masso delle Fate heißt. Ein andrer Aufenthaltsort der Feeen iſt der ſchöne Berg von Fieſole. Dort zeigt jedes Kind die Eingänge zu ihrem unterirdiſchen Hofe, die Löcher der Feeen (Buche delle Fate), wo ſchon Karl der Große reiche Geſchenke niedergelegt hat.

Die Feeen ſind mächtiger als die Hexen und meiſt von großmüthiger Natur. Eines ihrer vielen Wunder iſt die Wiederbelebung und Verjüngung ihrer Lieblinge. Dieſes geſchieht auf folgende Weiſe: Eine große fette eingepökelte Sau wird von einander geſchnitten und der menſchliche Leichnam in ihren Bauch begraben. Darauf wird

---

ten Roland. Der Deutſche findet ſie in Val. Schmidts kürzlich erſchienenem verdienſtlichem Buche: Rolands Abentheuer, in hundert romantiſchen Bildern, nach Bojardo. Band 2.

*) Lettres sur l'Italie, par Castellan. Paris 1819. Dritter Band, Brief 52 und 58.

**) 1819. Nr. 178. 79.

das Thier von oben bis unten wieder zuſammengenähet. Sodann halten die Feeen der Sau eine Melone vor den Rüſſel, und ſobald dieſer Duft dem Eingenäheten in die Naſe ſteigt, fängt er an, ſich zu fühlen, das Grab wird wieder aufgeſchnitten, und ſchön und lebendig ſpringt der Leichnam heraus.

Die toſkaniſchen Mütter und Ammen ſchrecken die Kinder mit der garſtigen Fee Befana, die in der Nacht vor dem Dreikönigstage in der Geſtalt einer rieſigen Puppe durch die Straßen von Florenz zieht, begleitet von Fackeln, Trompeten und Trommeln. Dieſe Feierlichkeit eröffnet den Karneval, und nachdem die Puppe die ganze Stadt durchtobt hat, wird ſie von einer Brücke herab in den Fluß geworfen. Den Kindern aber ſagt man: ſie fliege durch den Schornſtein in die Häuſer, um die ungezogenen zu beſtrafen, für die frommen hingegen bringe ſie Spielſachen und Zuckerwerk mit. Daher hängen die Kinder an dieſem Vorabend ihre Röcke oder Hoſen mit ausgeleerten Taſchen in dem Hausflur auf, um ſie ſich von der Fee füllen zu laſſen.

Achtzehnter Brief.

Perugia, den 9ten September.

Einen ſchicklicheren Platz hätte ich auch in Rom nicht finden können, um mich mit Dir von dem Cicisbeate und der italieniſchen Galanterie zu unterhalten, als das Poſthaus zu Perugia. Mein Schreibtiſch ſteht an dem offnen Fenſter, das nach dem glänzenden, breiten Korſo hinausſchauet, der jetzt von ſchöner Welt wimmelt und rauſcht, und unter mir klappern Taſſen und Gläſer im Kaffehauſe. Die Weiber von Perugia können mit den Römerinnen in ſtolzer Schönheit wetteifern und ſtehen in dem Rufe, ſie in erotiſcher Virtuoſität zu übertreffen. Wie manchen Blick werde ich während des Schreibens von dem Papiere hinweg und zu den Fenſtern hinaus in große ſchwarze Flammenaugen werfen müſſen: und wie gern möchte ich armſeliger Reiſekorreſpondent, ſtatt aller Tintenklekſerei, Dir jenes lebensfeurige Schwarz auf Weiß, das aus den luſtwandelnden Geſichtern mir entgegenleuchtet, mit einem Zauberſpiegel über die Alpen ſtrahlen laſſen.

Das Cicisbeat der Italiener iſt aus zwei Elementen zuſammengebildet: aus der Galanterie des Ritterthums und der neuen Geſelligkeit. Als jene die Damen nicht mehr vor Raub und Mord zu ſchützen und ihren Habedank in Turnieren zu gewinnen Gelegenheit fand, bot der Ritter ſeiner Gebieterin den entharniſchten Arm und führte ſie durch die Straßen, hob ſie in den Wagen, trug ihr den Fächer nach, ſtand in Feſten und Schauſpielen hinter ihrem Stuhle und flüſterte mit ihr: davon erhielt er den Namen Cicisbeo. In Genua ſoll die allmählig einſchleichende Sitte zuerſt die Macht eines ehelichen und geſelligen Geſetzes erlangt haben: die blühende Handelsſtadt bedurfte deſſelben mehr als andere. Der Drang der Geſchäfte trennte den Ehemann ſo oft und ſo lange von ſeiner Frau, daß dieſe während ſeiner Abweſenheit eines ſtellvertretenden Begleiters und Geſellſchafters kaum entbehren konnte, wenn ſie nicht tyranniſch eingeſperrt werden ſollte.

Die von Fremdlingen aller Lande wimmelnden Straßen mögen auch wohl einen männlichen Schutz für jeden Ausgang beſonders nöthig gemacht haben. So wurde denn durch beiderſeitige Übereinſtimmung ein Hausfreund erwählt, ein armer Verwandter oder ein Geiſtlicher, der nun für ein und alle Mal die Wacht und den Schutz der anvertrauten Ehefrau übernehmen mußte.

Was die Nothwendigkeit erzeugt hatte, das wurde bald von der Mode genährt und ausgeſchmückt, und verbreitete ſich über das ganze Italien. Denn das neue Verhältniß ſchien allen Partheien bequem und anmuthig, und auch die Eiferſucht mußte ſich darein fügen, weil eine Ausnahme ohne Lächerlichkeit durchzuſetzen war. Statt der armen Verwandten und Geiſtlichen, die nicht jede Familie in Bereitſchaft hatte, trat mancher reiche weltliche Fremdling in den Dienſt eines Cicisbeo, und der Ehemann hielt ſich für etwanige Zurückſetzungen bei einer andern Gebieterin ſchadlos. Eine Frau ohne Cicisbeo ward verachtet, ein Mann als Cicisbeo ſeiner eigenen Gattin verlacht, ein ſchöner und vornehmer Cicisbeo brachte Ruhm und erregte Neid, und ein unverändertes Cicisbeat hieß Treue und Standhaftigkeit. *)

Das Cicisbeat beſteht jetzt nirgends mehr in ſeiner vollen Macht und Ehre, und ſeine Überbleibſel, deren man die meiſten und größten in Genua, Venedig, einigen andern lombardiſchen Städten und in Florenz antrifft, werden allmählig von einer weniger auffallenden Sittenloſigkeit verdrängt, beſonders ſeit dem Einfluſſe der Franzoſen. Dennoch muß ich hier von den Satzungen des Cicisbeats mit einiger Ausführlichkeit ſprechen, weil nur aus ihnen der Charakter der italieniſchen Galanterie richtig aufgefaßt und beurtheilt werden kann, wie eine Ruine aus dem ergänzten Bilde des zerſtörten Gebäudes.

In dem erſten Jahre nach ihrer Verheirathung oder bis zu ihrer erſten Niederkunft heißt die Ehefrau Novizia und darf in der Begleitung

---

*) Lullin de Chateauvieux erzählt in ſeinem ſchon einmal angeführten Werke über Italien, daß er in Florenz der Leichenrede (Eloge funebre) eines als Greis verſtorbenen Mitgliedes der Academia dei Georgofili zuhörte, in welcher unter andern Lobeserhebungen auch die funfzigjährige exemplariſche Erfüllung ſeiner Pflichten als Cicisbeo aufgezählt wurde.

ihres Gatten auf Konverſazionen, Bällen und Schauſpielen erſcheinen. Nach dieſer Periode wird ein Cicisbeo oder Kavaliere ſervente gewählt, der dieſe öffentlichen Dienſtleiſtungen an des Eheherrn Stelle übernimmt. In der Wahl herrſcht nach den Umſtänden, bald der Geſchmack der Frau, bald die Eiferſucht des Mannes, oft gemeinſchaftliche uneigennützige Übereinkunft, nicht ſelten iſt auch ſchon im Ehekontrakte eine vorläufige Wahl getroffen worden. Der Kavalier erſcheint alle Morgen bei der Toilette ſeiner Dame, ſucht ihr unter dem Putzen behülflich zu ſeyn und ſie zu unterhalten. Dann frägt er nach ihren Befehlen für die Anordnung der Vergnügungen des Tages, die er vorbereitet und auch ökonomiſch beſorgt, entweder aus eigener, oder aus ihrer Kaſſe, je nachdem die Verhältniſſe es heiſchen. Er führt ſie zu jedem Beſuche, und wo ſie ſelbſt Beſuche empfängt, macht er die Honneurs. An ſeinem Arme luſtwandelt ſie im Korſo, an ſeiner Seite ſitzt ſie in der Karoſſe, in der Konverſazion und im Schauſpiele ſteht er hinter ihrem Stuhle. Nur zu der Mittagsmahlzeit und zum Schlafe überliefert er ſeine Dame an den Eheherrn, der ihm zu keiner Stunde den Eintritt in ſein Haus erſchweren darf.*) Die Tugenden eines Cicisbeo ſind außer der gewandten Geſelligkeit und Höflichkeit: blinder Gehorſam für die Befehle ſeiner Dame, ausſchließliche Beſchäftigung mit ihr und die ſtrengſte Gleichgültigkeit gegen alle andre Frauen. Man mag ſich alſo den Dienſt eines Cicisbeo an und für ſich keinesweges als angenehm und poetiſch vorſtellen. Vielmehr klagen die Kavaliere, mehr als Ehemänner, über Sklaverei und Launenmarter. Ein italieniſches Sonett ſchütze mich vor Ungnade bei dem ſchönen Geſchlechte:

Femina di costume e di maniere
E d'esercizio sol maschio e di sesso,
Non marito, non celibe, ma spesso
L'uno e l'altro per genio e per mestiere:

Supplemento diurno, il cui dovere
È, di star sempre all' altrui moglie appresso,
Ed ha per patto e per costume espresso,
Nojarsi insieme le giornate intere:

---

*) Die in witzigen Bildern ſpielende italieniſche Sprache bezeichnet mit dem Worte Cicisbeo auch einen Fächer und eine Bandſchleife. So heißt das Kohlenbecken, das die römiſchen Frauen immer am Arme oder unter dem Rocke haben, il Marito.

Che legge, quando sa, cuce e ricama
E dieci ore del dì molle, indolente,
Serve or d'ombra or di corpo alla sua dama:
Quest' è lo strano indefinibil ente,
Quell' anfibio animal, ch' oggi ſi chiama
Per tutta Italia Cavaliere servente. *)

Es konnte nicht lange fehlen, daß der Kavalier ſich für das ſchwere Joch ſeines Dienſtes einen reellen Habedank zu erwerben ſtrebte und das alte böſe Sprüchwort von der Gelegenheit ſich im Cicisbeate geltend machte. Ein Syſtem privilegirter ehlicher Untreue ſollte man es aber deſſenun-

---

*) Das Taſchenbuch zum geſelligen Vergnügen (Leipzig bei Gleditſch) für 1820 giebt folgende deutſche Überſetzung des Sonettes:

Ein Weib in ſeinen Sitten und Betragen,
Bloß männlichen Geſchlechts an Regung, Bein und Leib,
Nicht ehelos, nicht Mann, und doch nicht ohne Weib,
Oft Beides aus Gewerb' und aus Behagen:
Verpflichtet, ſich zu ganzen langen Tagen
Herumzudrehn um eines Andern Weib,
Kraft Sitte und Vertrag ihr Zeitvertreib,
Das Joch der Langeweil' mit ihr zu tragen:
Er lieſt, dafern er's kann, näht, ſtrickt am Rahme,
Zehn Stunden lang des Tags, der weiche, indolente,
Bald Schatten, bald Adonis ſeiner Dame.
So ſieht dies Zwitterthier an unſerm Firmamente,
Ein räthſelhaftes Weſen, und ſein Name
Durch ganz Italien iſt — Cavalier ſervente.

geachtet nicht nennen, weil dieſe ja keinesweges in dem Inſtitute ſelbſt liegt, ſondern in ſeinem durch menſchliche Schwachheit herbeigeführten Mißbrauche. Auch mag es ſchwer ſeyn, in dem großen Kreiſe der Wirkungen und Rückwirkungen zu entſcheiden, ob die Unmoral des italieniſchen Familienweſens durch die Errichtung des Cicisbeats gefördert oder gehemmt worden iſt. Wenigſtens iſt mit ſeinem Verfalle die Sittenloſigkeit überall geſtiegen.

Die Ehen der höheren Stände, von denen in dieſem Briefe ausſchließlich die Rede iſt, werden meiſt durch Familienkontrakte, ohne Zuziehung des Bräutigams und der Braut, die vielleicht ihres Alters halber noch keiner Stimme fähig ſind, abgeſchloſſen. Selten ſtört eine Weigerung der Verlobten das eingeleitete Geſchäft: denn der junge Mann lernt vor der Periode der Verheirathung die galanten Sitten genugſam kennen, um vor dem kurzen Noviziate in den Armen ſeiner Zukünftigen keine unüberwindliche Furcht zu haben: ſie aber, überdrüßig des Kloſterzwanges, oder, wenn ſie auch dieſem ſchon entwachſen iſt, der zurückgezogenen Beſchränkung im elterlichen Hauſe, will ihre Freiheit um jeden Preis erkaufen.

Findet ſie bis zu einem beſtimmten Jahre keinen Bräutigam, ſo muß ſie den Schleier nehmen.*) Seltener, als in Deutſchland, wo die Jungfrauen in vielfachen geſelligen Berührungen mit den Männern ſtehen, widerſpricht eine heimliche Neigung und Verpflichtung dem elterlichen Willen, und wenn dies der Fall iſt, ſo überredet eben der alltägliche Lauf der Dinge zu der Convenienzheirath. Solche Proſpektive leitet nicht ſelten ſogar zu der Wahl eines geduldigen, lebensmüden Eheherrn, und der Liebhaber wird entweder privilegirter oder heimlicher Cicisbeo. Sogenannte Mißheirathen aus Leidenſchaft ſind in Italien eben deswegen romantiſche Raritäten, und auch die freie Wahl der Frauen greift öfter nach Reichthum, Titelglanz und Karaktermilde, als daß ſie einem urtheilsloſen Herzenszuge folge. Überhaupt läßt ſich den Italienerinnen, bei aller Gluth der ſinnlichen Leidenſchaft, eine feſte Bedachtſamkeit nicht abſprechen, die ſich nicht leicht von unüberwindlichen Augenblicken überraſchen läßt.

Sehr treffend hat der Verfaſſer der Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen*) die Italienerinnen von dieſer Seite geſchildert. Ihre Liebe, ſagt er, iſt weder Laune, noch Zeitvertreib, ſondern ernſthaftes Bedürfniß. Gleichweit von der Denkungsart der Franzöſin entfernt, die in der gleichzeitigen Menge ihrer Anbeter, und der Deutſchen **), die in deren raſcher Abwechſelung einen Vorzug legt, legt ſie tiefes Gefühl in eine Angelegenheit, die jene nur als modiſche Kleinigkeit behandeln, bringt ſie den größten Theil ihres Lebens zu, über Dinge zu raffiniren, worin jene nur flüchtigen Sinnengenuß, mit etwas Romanenjargon verziert, ſuchen. Man erſtaunt über die Geläufigkeit, mit der ſich ſelbſt junge Mädchen über Alles, was die Metaphyſik der Liebe angeht, ausdrücken, und die Idee drängt ſich auf, wie ſehr ſie ſich von Kindheit auf damit beſchäftigt haben müſſen. Da die konventionellen Grenzen der weiblichen Delikateſſe im Sprechen weiter hinausgeſteckt ſind, als bei uns, ſo legen ihnen die Sitten dabei weniger Zwang an. Eine Mutter, die man nach der Urſache der übeln

---

*) Vergleiche einige Bemerkungen über dieſen Gegenſtand in dem ſechſten Briefe.

---

*) Erſtes Bändchen 1798, S. 182.

**) Ich habe nur die Schilderung der Italienerinnen treffend genannt.

Laune ihrer Tochter fragt, antwortet vielleicht: Sie iſt verliebt: und Liebe macht das große Thema aller gemiſchten Geſellſchaften durch ganz Italien aus.

Dieſer Karakter des ſchönen Geſchlechts und das willkührliche Nachſpiel des geſetzlichen Cicisbeats bringt in Italien folgende Erſcheinungen hervor. Das unverheirathete Mädchen iſt ſtreng bewacht und wohl unterrichtet von Allem, was es von männlicher Nachſtellung zu befürchten hat. In größerer Geſellſchaft iſt es ſchweigſam und zurückgezogen, in vertrauteren Kreiſen aber offen, geſprächig, gegen das männliche Geſchlecht ſelten verlegen und verträgt manchen Scherz, der bei uns beleidigt: nur darf er das Mädchen nicht beſonders in Anſpruch nehmen oder auf ein verſtecktes Ziel hinarbeiten. Merkt die Jungfrau ein ſolches, ſo wird ſie große Augen machen und fragen: Volete far l'amore meco? Das heißt, ob du ein ernſthaftes Liebesverhältniß mit ihr anknüpfen willſt, was ſie durch dieſe Frage eben einzuleiten gedenkt. Dazu wird aber gleich die Mutter oder wenigſtens eine Verwandte als Vermittlerin gezogen, welche die Geliebte bei etwanigen Zuſammenkünften begleitet und nach einigen

Tagen

Tagen in ihrem Namen die zweite Frage aufwirft: Volete sposare la mia figlia? Dieſer Gang iſt der ordentliche der italieniſchen Liebſchaften vor der Ehe, der freilich aber auch ſeine Ausnahmen hat, die jedoch ebenfalls ſelten etwas mit Mondſchein, Vergißmeinnicht und Schwindſucht zu ſchaffen haben.

In Florenz und Venedig habe ich die Macht des Cicisbeats, als geſellige Etikette der höheren Stände, am uneingeſchränkteſten angetroffen. Daher denn in dieſen Städten der begünſtigte Liebhaber ohne Privilegium nicht ſo oft gegen den Eheherrn, als gegen den eiferſüchtigen Cicisbeo zu Felde ziehen muß. Denn dieſer will entweder einem Fremdlinge nicht gönnen, was ihm verweigert wird, und iſt in dieſem Falle ein Wächter der ehlichen Treue, oder er will ſein Glück nicht theilen und bewacht ſein eigenes Gut.

In Rom iſt nur ſo viel von dem Cicisbeate zu finden, daß die meiſten Damen, öfter aus Bedürfniß, als aus Mode, einen ihrer Anbeter beglücken, der wohl auch Cicisbeo oder Kavalier ſervente genannt wird. Die Eheverhältniſſe geben dieſem Pſeudo-Cicisbeate ſeinen jedesmaligen Grad und Charakter, ſo daß der Kavalier entweder die anvertrauete Dame am hellen Tage ausführt, oder daß ſie ihn in der Dunkelheit einführt. Iſt der Kavalier treu und rüſtig, ſo ſollen die Römerinnen in der Regel ſehr ſtandhaft ſeyn, und manche wechſelt wohl auch des guten Rufes wegen nicht. Denn, da die Ehe nun einmal, als ein Titularweſen, ganz in den Hintergrund tritt, ſo gehen ihre geſammten Pflichten auf den Kavalier über, Treue, Vertrauen, Verſchwiegenheit und alle Gefälligkeiten und Opfer, welche die Umſtände erfordern: aber auch alle Leidenſchaften und Launen, welche Ehen unglücklich machen, quälen den ausdauernden Kavalier. Es iſt nicht zu läugnen, daß auf dieſe Weiſe das Cicisbeat die Moral durch ein Surrogat ehlicher Treue unter den Italienerinnen aufrecht erhält, und eine Reformation der Sitten müßte mit der Ausrottung dieſer Mode nicht anfangen, ſondern vielmehr endigen.

Den 10ten September.

Der Reichthum des abzuhandelnden Gegenſtandes hat mich in meinem geſtrigen Schreiben ſo weit umhergetrieben, daß ich auf römiſchen Einzelheiten nicht lange habe ausruhen können. Dieſe Erholung ſey Dir und mir in dem gegenwärtigen Anhange gegönnt, der eine moderne römiſche Ars amandi enthalten ſoll. Staune nicht, mein Freund, über meine reiſebeſchreiberliche Vielſeitigkeit, denn für dieſes Mal habe ich mich mit fremden Federn ſchmücken müſſen. Ein vielbewanderter Landsmann hat mir aus dem vollen Schatze ſeiner römiſchen Studien mit aufopfernder Bereitwilligkeit die galanten Notizen mitgetheilt, zu deren Einſammlung die Reiſebeſchreiber vor Ruinen, Statuen und Bildern ſelten gelangen können. Gern möchte ich dieſen Brief mit dem Namen des ſcharfſinnigen Beobachters krönen, wenn er nicht die Uneigennützigkeit ſeiner Geſchenke durch auferlegtes Verſchweigen bekräftigt hätte.

Außer den Konverſazionen geben beſonders die Frühmeſſen Gelegenheit zur Anknüpfung galanter Verhältniſſe mit den römiſchen Damen. Dort erſcheinen ſie ohne Begleitung des Ehegatten oder des Kavaliers: nur eine alte Zofe, nicht ſelten die ehemalige Amme der Herrin und ſo von Kindesbeinen an ihre innigſte Vertraute, oder eine flinke, verſchlagene Soubrette ſteht hinter dem Stuhle der Herrin oder wandelt, nicht ohne Abſicht, in der Vorhalle der Kirche umher und läßt ſich gern in ein Geſpräch mit dem neugierigen Fremdling ein. Einige Kirchen im Korſo und ſeiner Nachbarſchaft ſtehen in beſonders intereſſantem Rufe und heißen bei den Römern *Galante Kirchen*. Ich erinnere mich, *S. Carlo al Corſo* und *S. Silveſtro in Capite* ſo benennen gehört zu haben. Außer dieſen Begleiterinnen der Damen findet ein gutes Auge wohl auch unter den andächtigen Bettlerinnen ein dienſtfertiges Weſen heraus, das von den Verhältniſſen und Charakteren der ſchönen Kirchengängerinnen eben ſo genau unterrichtet iſt, wie jene. Ich ſehe ſie ja faſt täglich in der Frühmeſſe, meint ſo eine fromme Alte: wie ſollt' ich ſie denn nicht kennen? Wer aus Studium oder in Herzensangelegenheiten dergleichen Notizen ſammeln will, muß, wie die Theaterhelden, gegen die Unterhändlerinnen nicht ſparſam ſeyn, nicht nur, um ſie geſprächig zu machen, ſondern auch, um ſich dadurch der Gebieterin als einen Mann kund zu geben, der die gute Lebensart verſteht. Denn auch die reichſte und vornehmſte Römerin verſchmäht in der Regel kein Geſchenk des Liebhabers.

Wenn der Fremde zum erſten Male in eine römiſche Converſazione tritt und ſich von dem glänzenden Kreiſe unbekannter Schönheiten umgeben ſieht, ſo wird er gern die nächſte Gelegenheit ergreifen, die ſich ihm darbietet, mit einem Einheimiſchen dieſe verworrene Augenweide einzeln und beſtimmt zu durchlaufen. Der geſprächige Römer, der nicht gern einen ſtummen Fremdling in ſeiner Geſellſchaft ſieht, wird Dich auch oft der Mühe überheben, die Unterhaltung anzuknüpfen. Sie ſind noch nicht lange in Rom? Sie kennen die Damen in dieſer Konverſazion noch nicht? — das ſind zwei ſtehende Geſprächsanknüpfer in jeder römiſchen Geſellſchaft. Alsdann beginnt die Muſterung: Namen, Stand, Alter, Wohnung werden flüchtig berührt, aber weitläuftiger iſt die Charakteriſtik: dieſe Dame liebt die Engländer und ſpricht ihre Sprache, jene hat eine Kaprice für die blonden Deutſchen, eine andere hat zwei Kavaliere und ſieht ſich nach einem dritten um. Fängt der Fremdling nicht ſogleich Feuer, ſo wird der galante Cicerone ihm heftiger zuſetzen: O quanto è bella questa Signora col velo nero! Che occhj! Veda, Signore, ci adocchia! Ah la ladra, se mostra di aver sentito la nostra conversazione. Vuol, Signore, ch' io la presenti? Me ne saprà grado, sono sicuro, non si ripentirà di questa conoscenza. — Nimmſt Du das Anerbieten des freundlichen Mannes an, ſo giebt er Dir, wenn er anders genau unterrichtet iſt, noch einige beſtimmte Winke für den gegenwärtigen Abend, vielleicht, daß die Dame vor dem Ende der Konverſazion allein nach Hauſe zu fahren pflege, während der Gemahl bis gegen Morgen am Spieltiſche ſitzen bleibe. Biſt Du vorgeſtellt und wirſt Du gütig aufgenommen, ſo behaupte Deinen Platz hinter dem Stuhle der Schönen, und wenn ſie aufbricht, und Du ſie nicht begleiteſt, ſo murmelt Dein Lehrer gewiß zwiſchen den Zähnen: Che minchione! und Du magſt Dich künftig nach einem andern umſehen.

Auch mit der Dame iſt der Handel verdorben. Keine Römerin vergiebt einem Manne eine verſäumte Gelegenheit, am wenigſten die erſte. Entweder iſt kindiſche Blödigkeit und Unerfahrenheit Schuld an dem Vergehen: alsdann iſt der Mann unbrauchbar zu liſtigen Abentheuern: oder er iſt gar gleichgültig und kalt, und alsdann auch durch Zeit und Übung nicht zu verbeſſern. Ein römiſches Volkslied giebt folgende Lehre:

In amore ci vuol franchezza:
Faccia presto, impertinente!
E se no, non si fa niente
Colle donne, già si sa.

Es bedarf in Rom keiner langen Vorbereitung von Liebeserklärungen und Seufzern, um auf die höchſte Gunſt einer Dame losſteuern zu können. Eine Römerin, wenn ſie nicht durch Rang und Glanz der Gegenſtand der allgemeinen Huldigung iſt, meint, daß der Mann, der ſich ihr von einem andern Manne in einer Konverſazion beſonders vorſtellen läßt und ſie auf irgend eine Weiſe auszeichnet, nothwendig etwas mehr bei ihr ſuchen müſſe, als in einer Konverſazion gegeben werden kann. Nimmt ſie alſo ſeinen Hof mit Wärme an, ſo iſt die Erklärung gemacht und erwiedert, und die nächſte

Stunde iſt die beſte zur Beſiegelung des jungen Bundes.

Noch deutlicher ſpricht folgende Anekdote die Herkömmlichkeit des weiblichen Vorurtheils in dieſer Hinſicht aus. Ein Deutſcher liebäugelte bei einer kirchlichen Feſtlichkeit mit einer Römerin und folgte ihr, als ſie die Kirche verließ, in mäßiger Entfernung nach. Er wollte vielleicht nur ihren Namen und ihre Wohnung erfahren: aber der Frau ſchien der Weg für ſolche Neugierde zu lang zu ſeyn. Vor ihrem Hauſe angekommen, ſtand ſie ſtill und rief dem Fremdling, der noch kein Wort mit ihr gewechſelt hatte, ohne Weiteres entgegen: Mi rincresce molto, Signore, di avervi faticato invano. Ma non è possibile oggi — il mio marito è a casa — venite domani. — Die Frau war eine wohlhabende Bürgerin und ſtand in keinem ſchlechteren Rufe, als ihre Nachbarinnen.

Von den Pflichten des begünſtigten Liebhabers iſt oben im Allgemeinen geſprochen worden. Hier iſt noch zu bemerken, daß die Römerinnen dann und wann ein Geſchenk, wenn auch nicht als Lohn der Schäferſtunden, doch als Aufmerkſamkeit oder als Anerkennung der Verbindlichkeit, von ihren Verehrern erwarten. Das ſchon angeführte Lied empfiehlt daher eine freigebige Hand:

In amore ci vuol danaro,
De 'regali ad ogni istante,
E se no, il caro amante
Corbellato resterà.

Klagen nicht ſchon die alten Elegiker über die Habſucht ihrer Freundinnen? Auch die reichſte Römerin weiſt die Geſchenke ihres Liebhabers nicht zurück, wenn ſie auch ihren Geldwerth nicht in Betracht zieht, und die Sitte iſt ſo mächtig, daß ein öfterer Verſtoß dagegen die Verabſchiedung eines ſonſt tadelloſen Lieblings bewirken kann. Außer dem erſten Antrittsgeſchenk, das bald nach der letzten Vertraulichkeit überreicht zu werden pflegt, müſſen beſonders die Feſtgaben ordentlich beobachtet werden, z. B. der Maritozzo, der Strauß am Johannistage u. ſ. w.

Über die Sittlichkeit der niedern Volksklaſſen iſt die Polizei als Wächter geſetzt. Die Weiber, die ſich nach neun Uhr auf den Straßen oder in den Oſterieen ohne ihre Ehemänner oder andere anſtändige Begleitung finden laſſen, laufen Gefahr, auf einige Zeit in das Arbeitshaus zu S. Michele geſteckt zu werden. Zuweilen trägt der Gemahl ſelbſt auf dieſe Strafe an.

Die Prieſterinnen der Venus Vulgivaga ſollen in Rom nicht geduldet werden. Der Römer kommt auch wohl ſelten in die Verlegenheit, ſich nach ihnen umſehen zu müſſen, und der Fremde nationaliſirt ſich ebenfalls ohne Mühe in ſeinem Verhältniſſe zu dem ſchönen Geſchlechte. Wenn die Polizei daher einigen Nymphen in der Gegend des ſpaniſchen Platzes durch die Finger ſieht, ſo geſchieht es lediglich aus Gefälligkeit für die Zugvögel, beſonders für die engliſchen. Auf dem ſpaniſchen Platze wandeln daher in der Dunkelheit immer einige ſuburraniſche Platzbedienten umher, die ſich dem Fremdling in drei bis vier Sprachen verſtändlich zu machen wiſſen. Wenn ihr Gewerbe entdeckt wird, ſteht ihnen die Strafe des Eſelritts bevor.

Die Abbaten, welche den reichen Fremden als Ciceroni oder Antiquarii dienen, ſtehen in dem Rufe, die Unterhändler anſtändiger Bürgerweiber abzugeben, die, weil ihr Eheherr ſie im Nadelgelde knapp zu halten pflegt, gelegentliche Verdienſtchen nicht verſchmähen.

Das Laſter, des Glanzes und des geſelligen Rechtes entkleidet, die ſein Treiben in den höheren Ständen beſchreiblich machen, ohne dabei die Stirn in moraliſche Runzeln zuſammenziehen zu müſſen, erſcheint in dem Kreiſe, den ich hier berührt habe, ſelten anders, als in abſchreckender Blöße, frech und unmenſchlich, mit den widernatürlichſten Motiven der Habſucht, die Weiber und Kinder verkauft, und begleitet von allem Greuel der Überſpannung.

Die Moral zu meinem heutigen Schreiben wirſt Du mir erlaſſen müſſen, mein Freund. Sie iſt überall in Deutſchland vorräthig zu finden, und ich habe leider vergeſſen, mir einige Bände zum täglichen Verbrauche nach Italien mit zu nehmen, wo ſie ſeltener iſt. Mein Buch wird ſehr unter dieſem Mangel leiden, aber meinem künftigen Recenſenten giebt er gewiß Gelegenheit zu den erbaulichſten Betrachtungen, die ja alsdann einer zweiten Auflage des Werkes einverleibt werden können.

Gehab Dich wohl!

Neunzehnter Brief.

Florenz, den 1ſten Oktober 1818.

Die erſte Bekanntſchaft mit dem italieniſchen Theater machte ich auf dem Markusplatze zu Venedig. Ich ſaß in einem Kaffehauſe unter den Kolonnaden und fragte nach den heutigen Anſchlagezetteln. Der Bottega antwortete mir: es werde heute kein neues Stück aufgeführt, daher habe man keine Zettel ausgetheilt, aber der Ausſchreier werde gleich vorbei kommen, da könne ich Alles erfahren. Es dauerte auch nicht lange, ſo hörte ich eine heiſer kreiſchende Heroldsſtimme heran ziehen: vor jedem Kaffehauſe wurde die Ankündigung und Einladung ausgerufen, die etwa lautete, wie folgt:

Questa sera si rappresenterà al nobilissimo Teatro di S. Benedetto la bellissima Commedia del Figlio Prodigo, atta ad interessare, correggere e dilettare. L' argomento essendo preso dal Nuovo Testo, non bisognerà spiegarlo al Publico dotto e pio, basterà implorare l'animo suo generoso, che sempre a fatto provare alla nostra Compagnia Comica i piu distinti effetti di bontà e di gentilezza, che ci mantengono nella dolce lusinga, di vederci unitamente questa volta con egual favore compatiti e protetti. La produzione di questa sera essendo assoluta proprietà della Gioventù, ad essa spetta il trarne profitto, il giudicarne. — Ma questo giudizio deve essere consolidato dagli uomini di esperienza, dai vecchii, ed è perciò che tutte le età sono invitate in tal sera al Teatro — i padri non avran a male, se la lezione parte da un giovine. Quando il miele non cangia natura, noi lo raccoglieremmo per tutto.

Nun wurden noch die Rollen einiger Schauſpieler weitläuftig hervorgehoben, auch eine neue Dekoration beſchrieben und endlich den verehrten Herren Logenbillets zum Verkauf angeboten, die man immer für die Hälfte des geforderten Preiſes zugeſchlagen bekommt. Das Theater S. Benedetto, das ich nach dieſer Marktſchreierei für ein erbärmliches Winkelhaus halten mußte, iſt an Rang und Schönheit das zweite in Venedig, und da das große prächtige Theater della Fenice nur im Karneval geöffnet wird, ſo behauptet jenes für die übrigen Jahreszeiten ein unbeſtrittenes Prinzipat, und war damals von der beſten komiſchen Truppe, die ich in Italien geſehen habe, *) beſetzt.

Der Ausrufer des Theaters S. Luca, der ſich bald nach dem erſten Herolde vernehmen ließ, war ein komiſcher Krüppel, der ſich mit den ſeltſamſten Harlekinaden in das Lob ſeiner Truppe und des heutigen Stückes ergoß. Dieſes Theater ſpielt die ſogenannten Commedie dell' arte oder aus dem Stegreiſe, in dem venezianiſchen Volksdialekte und mit den vier Masken der älteſten italieniſchen Bühne. **) Es iſt das niedrigſte und wohlfeilſte Haus in Venedig, und ſcheuet kein Mittel, das neugierige Publikum anzulocken. Auf dem Markusplatze ſtellt es mannshohe Ankündigungszettel auf, mit rieſigen Buchſtaben in allen Farben und daneben ein nicht kleineres Gemälde, das die Hauptſzenen der Komödie mit den unglaublichſten Übertreibungen der Maſchinerie und Dekoration darſtellt.

---

*) Veſtris und Venier.

**) Siehe die Beilage dieſes Briefes.

Nicht unſchicklicher Weiſe habe ich meine Bemerkungen über das italieniſche Theater mit dem venezianiſchen eingeleitet, das in vieler Rückſicht noch immer einen Vorrang in der Oper und der Komödie behauptet. Zwar können Neapel und Mailand die verarmte Nebenbuhlerin jetzt in der Größe und dem Glanze ihrer Häuſer und Truppen überbieten, aber nichts deſto weniger liefern die venezianiſchen Konſervatorien und Muſikſchulen die berühmteſten Virtuoſen, Sänger und Komponiſten, nicht nur für Italien, ſondern für das halbe Europa. Die ächte Komödie, die ohne republikaniſche Freiheit nicht gedeihen kann, blühte in Venedig auf, und ihr Nachſpiel entzückt noch heute das unverbildete Volk in den Maskenſtücken des Teatro S. Luca. Aber auch das ſogenannte Charakterluſtſpiel machte ſich in Venedig und durch einen Venezianer zuerſt in Italien geltend: denn die Verſuche in dieſer Gattung vor Goldoni wußten ſich keinen Einfluß zu verſchaffen und verſchollen ohne Wirkung. Die venezianiſchen Buffoni ſind überall beliebt und geſucht, und ich habe Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß die meiſten komiſchen Truppen in Italien großentheils aus Venezianern zuſammengeſetzt ſind oder ſich doch in Venedig gebildet haben.

Das Trauerſpiel iſt in Italien immer noch als fremde Gattung zu betrachten, mögen die Litteratoren auch noch ſo viel von der Vortreffſlichkeit und Originalität ihres Alfieri und Monti ſprechen. Die früheren Trauerſpiele eines Maffei, Conti, Granelli, Triſſino und Anderer werden zwar in der italieniſchen Litteraturgeſchichte mit Ehren genannt, aber weder geleſen, noch geſpielt. Alfieri erſcheint zuweilen auf dem Teatro nuovo in Florenz, in überfranzöſiſchem Pathos, meiſt vor einem leeren Hauſe. Ich ſelbſt habe ſeinen Trauerſpielen niemals bis zu Ende ſitzen können, vielleicht, weil ich in Italien zu luſtig bin. Wenn ich wieder nach Berlin komme, will ich dafür auch keine Aufführung der Schuld und des König Yngurd verſäumen, damit der Weißenfelſer Kritikus ſehe, daß ich meinen guten Geſchmack in den Puppenkomödien und

Volks=

Volksliederbuben über den Alpen nicht ganz eingebüßt habe.

Das muſikaliſche Drama oder die Oper, eine Erfindung des Florentiners Ottavio Rinuccini, *) der im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts ſtarb, gewann bald den allgemeinen Beifall des italieniſchen Volkes und verdrängte mit ſeinem blendenden Pompe und der Unzahl ſeiner Figuranten und Tänzer das redende Drama von den größten Theatern des Landes. Der muſikaliſche Sinn des Volkes und nicht weniger ſeine Schauluſt machten der neuen Schöpfung den Sieg ſehr leicht, durch den freilich die dramatiſche Poeſie nicht eben gewann. Denn ſie konnte, nach dem Verfalle des Schauſpiels, in den Texten der Oper keinen würdigen Erſatz finden, da die Aufmerkſamkeit des Publikums, mit Ohren und Augen durch Klang und Glanz gefeſſelt, von dem Sinne der Handlung und der Worte ganz abgezogen wurde. Italien beſitzt eine Unzahl der albernſten Operntexte, deren Titel wegen des Verdienſtes ihrer muſikaliſchen Kom-

---

*) Die Chöre einiger früheren Schäferſpiele können hier in keinen Betracht gezogen werden, ſie mögen nun geſungen worden ſeyn, oder nicht.

poſition mit Ehren genannt werden. Metaſtaſio ſchrieb beſſere, verbeſſerte aber dadurch die Gattung nicht. Der Italiener betrachtet und genießt die Oper als rein muſikaliſches Kunſtwerk, als ein Konzert in Maſke und mit Ballet. Daraus erklärt ſich dann die wunderliche Einrichtung, bei den Wiederholungen der Oper den zweiten Akt einmal um das andere vor dem erſten zu geben, damit diejenigen Perſonen, die das Ende einer Aufführung nicht abwarten können, in einer der nächſten Vorſtellungen den zweiten Theil der Muſik dennoch zu hören bekommen. Daher ſind die Theater zu Konverſazionsſälen geworden, in denen man plaudert, ſpielt und trinkt, während auf der Scene ein trockenes Recitativ *) vorgetragen wird, bis eine große Arie oder ein prächtiger Aufzug die Aufmerkſamkeit ergreift und Stille gebietet. Alsdann ſteht die Geſellſchaft in den Logen auf und tritt vor, und kein lauter Athemzug unterbricht das geſpannte Schweigen. Gefällt der Geſang, ſo wird rauſchend ein Dacapo gerufen, und nach dem zweiten Vortrage bricht der Lärm deſto

---

*) Recitativo secco.

heftiger wieder los, denn nun hat Jeder mit ſeinem Nachbar über die Arie und über den Sänger oder die Sängerin zu ſprechen. Natürlich wird der Sänger die Scenen auch vernachläſſigen, die ſich keine Aufmerkſamkeit zu verſchaffen wiſſen, und ſomit hat er auf das Spiel kein beſonderes Studium zu legen, denn aller Erfolg hängt von dem glücklichen Vortrage der brillanteſten Geſangpartheien ab.

Wie nachtheilig dieſe allmählige Hintanſetzung der Poeſie in der Oper auch auf die Muſik gewirkt hat, iſt leichtlich aus den neueſten Lieblingskompoſitionen der Italiener zu erkennen, namentlich aus denen des unerſchöpflichen Roſſini, der jetzt faſt alle Theater Italiens, und leider auch einige in Deutſchland, mit ſeinen Arbeiten überſchwemmt. Alles iſt in dieſen Opern auf Effekt berechnet, freilich mit einem glänzenden Talent für gefällige Melodie und überraſchende Inſtrumentirung, aber ohne alle Rückſicht auf den Charakter und die Leidenſchaft der ſingenden Perſonen. Daher das langweilige Wiederkehren der beliebten Paſſagen, daher das Hetzen des Tempo's gegen den Schluß des Akts, wobei die Flageolets das Fortiſſimo der Saiteninſtrumente überpfeifen, und dergleichen muſikaliſche Kunſtſtückchen mehr, welche von den Nachahmern dieſes Meiſters noch durch türkiſche Trommeln und Becken überboten zu werden pflegen. So hörte ich in Rom eine Oper, deren Heldin eine Veſtalin war, mit einer vollſtändigen Janitſcharenmuſik und in einem ſo muntern Tempo, daß man durch Freude und Leid dazu hätte tanzen können. Da iſt denn freilich die muſikaliſche Einheit erreicht, von der die Italiener ſo viel ſprechen, beſonders da das Ganze durch das Recitativo ſecco, das bei uns geſprochen wird, in melodiſcher Verbindung ſteht, und es iſt bei dieſer Verwöhnung nicht ſo ſehr zu bewundern, wenn das Volk, das von der Natur mit den ausgezeichnetſten Anlagen für die Muſik ausgeſtattet iſt, einen Don Giovanni auf dem Theater nicht genießen kann, weil ſeine Muſik ein verworrenes Stückwerk ſey. Den einzelnen Arien und Chören läßt man dagegen volle Gerechtigkeit widerfahren.

Es giebt in Italien ſehr wenige Truppen, ſowohl für die Oper, als für die Proſa, *)

---

*) Der Italiener benennt das redende Drama, im Gegenſatze des Drama per Musica, la Prosa.

welche in voller Bedeutung ſtehende genannt werden können. Außer den Operngeſellſchaften von S. Carlo in Neapel und der Scala in Mailand weiß ich keine anzuführen, und auch in dieſen iſt es nicht ſelten, daß ein und mehrere Sänger und Sängerinnen ſich für eine ganze Jahreszeit bei einer andern Truppe engagiren. In Rom und Florenz werden die Theater auf Monate geſchloſſen, während der langen Faſten vor dem Oſterfeſte, und von dem Ende der Weinleſe bis zum Dreikönigstage, der den Karneval eröffnet. Dieſer iſt die eigentliche Jahreszeit des Theaters: jeder Flecken hat ſeine kleine Oper, jedes Dorf ſein Puppenſpiel oder ſeine Seiltänzerbude. Die bedeutenderen Städte, Rom, Florenz, Venedig öffnen fünf bis ſechs Häuſer für die verſchiedenen Gattungen der dramatiſchen Kunſt: die Opera ſeria mit den Pantomimen und Ballettänzern bezieht das größte und glänzendſte Lokal, die Opera buffa mit einigen grotesken Springern begnügt ſich mit einem Theater des zweiten Ranges und Preiſes, das ſie zuweilen mit einer Geſellſchaft für das redende Drama theilt. Dieſes trennt ſich oft in drei Häuſer, als Trauerſpiel, Charakterluſtſpiel und

Burleſke im Volksdialekt. Nach dem Schluſſe des Karnevals laufen die kleinen Truppen auseinander, theils zu ihren größeren Geſellſchaften, wo der erſte Held und Liebhaber wieder als Bedienter figurirt, theils auch zu bürgerlichen Gewerben, von denen ſie dann im künftigen Jahre durch die glänzenden Vorſpiegelungen eines liſtigen Impreſario abermals abgelockt werden. Die jungen Tänzerinnen treten aus dem Dienſte der Muſen in den ergiebigeren der Venus, und das Orcheſter übt ſich auf den Straßen und Märkten für die Meiſterſtücke des nächſten Karnevals.

Die Direktoren, oder, wie ſie in Italien heißen, Impresarii, übernehmen ein Theater auf eine Jahreszeit, Stagione, das heißt z. B. von Weihnachten bis zur Faſtenzeit (Stagione del Carnevale) oder von Oſtern bis zur Villeggiatura (Stagione dello State). Der Hof oder der ſtädtiſche Magiſtrat oder zuweilen auch eine Geſellſchaft reicher Nobili macht mit ihm den beſtimmteſten Vertrag, in welchem nicht nur die Zahl des Perſonals und die zu beſetzenden Parthieen und Fächer ausbedungen werden, ſondern auch die Novitäten in Proſa und Muſik und die dazu erforderlichen Dekorationen und

Maſchinerieen. Nicht ſelten wird noch das Engagement dieſes oder jenes eben beliebten Individuums in die Verpflichtungen des Impreſario eingeſchloſſen, und irgend ein berühmter Komponiſt *) und Dichter für die zu gebenden Neuigkeiten namentlich gefordert. Erklärlicher Weiſe wird der Impreſario keine Verſprechungen und Vorſpiegelungen unverſucht laſſen, um die Summe, welche ihm, als ſichere Grundlage der Einnahme, von der Gegenpart zu bewilligen iſt, ſo hoch als möglich zu treiben, und da der Akkord meiſt eine geraume Zeit vor der Übernahme des Theaters abgeſchloſſen wird, ſo geht er wohl auch auf das Ungewiſſe in dieſe und jene Verpflichtung ein, die ſich nachmals, trotz Unterhändlerei und Kabale, nicht ganz erfüllen läßt, was alsdann zu Klagen und Brüchen Anlaß giebt und die Advokaten in Bewegung ſetzt. Die Impreſarii von Bedeutung reiſen durch ganz Italien umher, beſonders während der allgemeinen Theaterferien in den großen Faſten; auch haben ſie in den wichtigen Städten ihre Unterhändler, als Werber, ausgeſtellt, die

---

*) Gegenwärtig vor Allen Roſſini.

auf jedes aufkeimende Theatertalent lauern, oder auch auf die anerkannten Helden Jagd machen. Die gegenſeitigen Intriguen der Impreſarii und die wohlgeprüfte Routine der zu kapernden Künſtler, die ſich durch die Gebote und Uebergebote der Bewerber oft bis weit über ihren Werth ſteigern laſſen, machen dieſes Geſchäft zu einem der ſchwierigſten, und man verbindet faſt in ganz Italien mit dem Worte Impreſario den Begriff eines gewandten, verſchmitzten und nicht eben zu redlichen Mannes.

Es iſt ſchon berührt worden, daß das Theater in Italien weniger ein Tempel der Kunſt, als ein Saal der Geſelligkeit iſt und ſeyn will. Die Logen ſind geräumige, elegant meublirte Kammern, in denen die Dame Beſuche empfängt und der Herr einen Spieltiſch hält. Der Fremde, der in einem vornehmen Hauſe ſeine Karte abgegeben hat, wird nicht ſelten zur erſten Aufwartung in die Loge der Dame beſchieden, und das öffentliche Haus ſpricht ihn von keiner Anforderung der geſelligen Etikette los. Der König von Neapel ſoll, wie Gorani erzählt, *)

---

*) Memoires I. p. 25.

zuweilen eine Schüſſel Makaroni in ſeiner Loge eſſen, und zwar unter den Augen des Volks, das über dieſe populäre Burleſke die Helden und Fürſten der Bühne ganz vergißt. Im Parterre treibt Jeder, was in gemiſchter Geſellſchaft ſchicklich iſt, er ſpricht und ſcherzt mit Nachbar und Nachbarin, und Keinem fällt es ein, Ruhe zu gebieten. Aber gerade wie in einer Konverſazion die ganze Geſellſchaft ſich beruhigt und die Karten auf den Tiſch gelegt werden, wenn eine gefeierte Sängerin an das Klavier tritt, ſo auch im Theater, wenn eine Bravourarie oder ein glänzender Effekt der Handlung das gewohnte Singen und Klingen durchbricht, das in dem verworrenen Geräuſche der Bänke und Logen das Publikum wie mit einem leichten, gefälligen Bande umſchlingt; auch der Unverſtändige und Theilnahmloſe horcht und ſchauet mit der allgemeinen Aufmerkſamkeit nach der Szene hin: es iſt eine geſellige Schicklichkeit, wenn auch kein Geſetz.

Dieſe Sitte und Ordnung bedingt nun auch wieder die Form und den Geiſt der theatraliſchen Darſtellungen: das oftmalige ununterbrochene Wiederholen der neuen Oper, das ſchon angeführte

Vorausgeben des letzten Aktes, das Dazwiſchenſchieben eines Ballets, das mit der Oper gern in Koſtüm und Inhalt kontraſtirt, und das Jagen nach Neuigkeiten, da dem Alten durch geſteigerte und veredelte Kunſt der Darſtellung kein neuer Reiz gegeben werden kann. Denn an Charakterhaltung denkt weder der Dichter, noch der Komponiſt, noch der Spieler: alles wird auf überraſchende Effekte, Kunſtſtücke, Schmuck und Verzierung berechnet, und die Opern, die keine recht hervorſtechende Bravourarie haben, müſſen ſich gefallen laſſen, daß ihnen eine fremde eingelegt werde.

Ich habe mich in dieſer Auseinanderſetzung der gegenſeitigen Verhältniſſe des Publikums und der Spieler faſt bloß auf die Oper beſchränken müſſen. Denn nur dieſe nimmt das höhere Publikum ganz und fortdauernd in Anſpruch, und nur in dieſer können und wollen ſich alſo die geſelligen Ordnungen und Formen geltend machen. Denn der gemeine Stand, den ein derber, geſunder Geſchmack und ein niedriger Preis in das komiſche Nationaltheater weiſt, ſchenkt den Harlekinaden, der Fee und dem Kobolde, dem grauſamen Nero und der keuſchen Lukrezia, und was ſonſt ſeine Bühne ziert, eine ungetheilte Aufmerkſamkeit.

Das Charakterluſtſpiel und das ernſte Drama ſind in der übelſten Lage und können ſich kaum allein aufrecht erhalten, daher ſchließen ſie ſich in den Mittelſtädten an die Opera buffa an, Kunſt und Einnahme unter einander miſchend. Das eigentliche Trauerſpiel aber bleibt, als Seltenheit, ganz von unſrer Betrachtung ausgeſchloſſen.

Die Goldoniſchen Charakterluſtſpiele erhalten ſich zwar dauernd auf den beſten Theatern Italiens, namentlich in Venedig, wo die ſchon angeführte Truppe Veſtris und Venier ſie ausgezeichnet darſtellte: in dem urſprünglichen Koſtüm und mit durchaus gleichvertheilter Sorgfalt. Federigi's Namen habe ich ſehr ſelten auf Komödienzetteln gefunden. Die beliebteſten Stücke dieſer Klaſſe ſcheinen gegenwärtig die rührenden Dramen zu ſeyn, theils Überſetzungen und Bearbeitungen nach Iffland und Kotzebue, oder eigene Arbeiten nach ſolchen Muſtern, zu denen man die Fabel und die Namen der Perſonen gewöhnlich aus deutſchen und engliſchen Romanen nimmt oder doch aus Überſetzungen derſelben.

Die Unbekanntſchaft der Italiener mit dem Norden giebt den aus ihm entlehnten Gegenſtänden ein barbariſch romantiſches Kolorit, welches anziehender wirkt, als die einheimiſche Alltäglichkeit. Dazu kommen die kaum ausſprechbaren Namen der Helden und Heldinnen, das eiſige Klima der Dekorationen und die Geiſtererſcheinungen, die ſich in ſolcher Umgebung gar nicht fremdartig ausnehmen. Es iſt kaum glaublich, wie die Italiener unſer Vaterland und England zuweilen auf ihrem Theater vorſtellen, als eine Wüſtenei, bewohnt von unmenſchlichen Barbaren. Nur *ein* Beiſpiel ſpreche mich von Übertreibung frei. In einem Winkeltheater in Rom ſah ich ein Drama; *die Italienerin in England.* Ein reicher Lord hat eine Italienerin (ich glaube in Rom) geheirathet und nimmt ſie mit ſich in ſein Vaterland. Die zarte Frau jammert in der erſten Szene über Schnee und Eis und ſchlechtes Eſſen und Trinken. Sie führt dabei einige römiſche Lieblingsſpeiſen namentlich an, die ſie jetzt entbehren müſſe. Harlekin, ihr Landsmann und Diener, erſcheint in der zweiten Szene und theilt ihren Jammer, der ſie denn Beide, trotz Stand und Geſchlecht, bis zu einer Umarmung zuſammenführt. Da ſtürzt der Lord, der in einem geheimen Kabinette gelauſcht hat, herein und läßt Beide in Feſſeln ſchlagen u. ſ. w. Im zweiten Akt erſcheinen ſie an Klötze geſchloſſen und klappern vor Froſt mit den Zähnen. Draußen aber jagt der Lord, deſſen Jagdmuſik man vernimmt. Da ſteigt der Geiſt der Mutter jener Unglücklichen aus der Erde empor und überhäuft die ſchon gebeugte Tochter mit den härteſten Vorwürfen, daß ſie nicht in ihrem ſchönen Vaterlande geblieben ſey und den liebenswürdigen aber weniger reichen Marcheſe Leandro geheirathet habe. Zum Schluſſe aber verkündigt ſie ihr durch dieſen nahe Rettung. Wirklich hört man bald darauf Sturm und Schwerdtgeklirr und es fallen auch Schüſſe. Leandro ſtürzt herein, verwundet, aber Sieger, mit ihm eine Anzahl italieniſcher Matroſen, von denen einige die ohnmächtige Frau hinaus und in das Schiff tragen, andere den fluchenden Lord an den Klotz binden, den ſie verlaſſen hat. Harlekin treibt zum Abſchiede ſeinen Spaß mit ihm. Mit der Moral, die dieſe unbequeme Lage ihm eingiebt, ſchließt das Stück.

Der feurige, lebhafte Italiener iſt in dem Ausdrucke ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften ſchärfer und heftiger, als der Nordländer. Wenn er ſich daher in der Natur etwa ſo bezeigt, wie ein Deutſcher auf der Bühne, die nun einmal eine übernatürliche Steigerung der Charaktere und Affekte nicht aufgeben will, ſo wird er dem ungewohnten Nordländer faſt überall als Karikatur erſcheinen, wo er gefühlvolle oder leidenſchaftliche Rollen darſtellt. Freilich aber verſöhnt ſich der Fremde allmählig, jemehr er das Leben der Italiener durchdringt, mit ſeiner Lebensdarſtellung, indem er den hieſigen Abſtand nicht größer findet, als überall. Der beſte Künſtler, den ich im Charakterſtück, und zwar in ſehr verſchiedenartigen Rollen, in Italien geſehen habe, iſt Veſtris. Daneben war er aber auch in der Burleſke ausgezeichnet.

Zu dieſer Gattung des Komiſchen hat der Italiener das glänzendſte Talent, und von den Italienern möchte wieder der Venetianer und Neapolitaner als hervorſtechend zu nennen ſeyn. Die Lokalpoſſen in den Volksdialekten, namentlich in Venedig und Neapel, ſind die Triumphe dieſer Komiker. Denn in ihnen wird weder Illuſion, noch innere Wahrheit gefordert, und Alles kömmt darauf an, das Publikum zum Lachen zu reizen: wie, danach frägt Niemand. perſönliche Nachahmungen, lokale Zweideutigkeiten in Anekdoten und Sprüchwörtern werden zu Hülfe genommen, und Regel, Konvenienz, Wahrſcheinlichkeit und Möglichkeit recht vorſetzlich gemißhandelt, denn die allgemeine Kunſtloſung iſt: Je toller, je beſſer! Das Leopoldſtädter Theater in Wien, die beſte deutſche komiſche Bühne, die ich kennen gelernt habe, kann einen Begriff von der italieniſchen Volksburleſke geben: doch iſt die Vis comica der Wiener um vieles ſchwächer und feiger, als die italieniſche.

Ein Paar Beiſpiele von komiſchen Effekten aus der italieniſchen Burleſke werden hier nicht überflüſſig ſeyn, obſchon ich einſehe, daß, ohne den Taumel zu theilen, den die Harlekinaden auch über den Zuſchauer ausgießen, der ſich ihnen unbefangen hingiebt, der Leſer ſich mit den herausgeriſſenen Einzelheiten nicht leicht zurecht finden wird.

Ein Stammelnder, die Hauptperſon des Stücks, iſt eben im Begriff dem Harlekin eine wichtige Entdeckung über die Untreue ſeiner Frau mitzutheilen. Unglücklicher Weiſe bleibt ihm das Hauptwort im Halſe ſtecken. Schon wird er braun und blau im Geſicht, alle Verſuche, ihm ein ander Wort vorzuſchlagen, das Aufknüpfen des Halstuches und der Weſte ſind vergeblich, und der Unglückliche iſt im Begriff zu erſticken, als ihm plötzlich Harlekin in einem Anfalle von Verzweiflung mit dem Kopf gegen den Bauch läuft, und das geſuchte Wort herausfährt, daß das Haus erſchallt. *)

Auf ähnliche Weiſe ſah ich in Venedig den Doktor **) über eine unvorbereitete, ſchreckliche Nachricht in der wunderlichſten Poſitur erſtarren: er hatte den einen Fuß etwas in die Höhe gehoben, die eine Hand geballt gegen das Ohr gedrückt, die andre mit ausgeſpreizten Fingern gegen die Naſe geſtreckt, und ſo ſtand er unverrückt wohl eine halbe Viertelſtunde, während er mit warmen Tüchern gerieben, mit Kräutern umräuchert und endlich mit kaltem Waſſer übergoſſen wurde.

In

---

*) Dieſe Anekdote iſt entlehnt aus den Fragmenten über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen. 1798. Erſtes Bändchen. S. 250.

**) Eine der komiſchen Maſken. Siehe die Beilage.

In einem andern Stücke *) wird der betrunkene Harlekin ſchlafend in den königlichen Pallaſt getragen und in ein Himmelbett gelegt. Als er erwacht und ſich verwundert überall umgeſchaut, zieht die zum Aufrichten beſtimmte Schnur in der Mitte des Bettdaches ſeine beſondere Aufmerkſamkeit an, und er fängt an, ſich ihrer als Schaukel zu bedienen. Nachdem er ſich nun eine Zeitlang an ihr gewiegt hat, reißt ſie, und [illegible]rzt auf die Erde und kollert ſich in einem Schwunge ein Paar Mal um die Szene herum, wobei er entſetzlich ſchreit: Haltet mich, haltet mich! Der Hofſtaat läuft zuſammen und begrüßt den neuen Herrſcher, der endlich vor dem Souffleurloche zu Ruhe und Beſinnung kommt.

Das ſey genug vom italieniſchen Theater. Heute Abend iſt im Teatro del Cocomero eine neue Oper: Arminio, principe dei Cheruschi. Eine Dame ſingt den Arminius, und Cheruſkiſche Jungfrauen, angeführt von der Thuſnelde, tanzen die Ballette. Wenn ich Dich mit mir nehmen könnte, mein Freund, ſo

---

*) Es hatte den Titel: Das Leben iſt ein Traum

würde ich dieſen Brief um Vieles abkürzen dürfen. Aber ſo muß ich mich zufrieden geben, wenn die vielen Seiten Dir nur einen klaren Blick in das Treiben und Streben des italieniſchen Theaters eröffnen.

Beilage zum neunzehnten Briefe.

Die komiſchen Maſken der italieniſchen Volksbühne.

Als mit der ſogenannten Wiederherſtellung des Geſchmacks in Italien auch die Luſtſpiele des Terenz und Plautus aus den Kloſterbibliotheken hervorgezogen und in die Geſellſchaft eingeführt wurden, mußten die Helden und Heldinnen der Bibel und Legende, die bisher Hof, Geiſtlichkeit und Volk in jenen dramatiſchen Spielen, die man bekanntlich Myſterien benennt, ergötzt hatten, dem unterhaltenderen und geſchmackvolleren Perſonal der heidniſchen Komödie weichen. Pomponio Leti ließ zuerſt gegen Ende des funfzehnten Jahrhunderts terenziſche und plautiniſche Luſtſpiele in den Vorhöfen einiger römiſchen Prälaten aufführen, von jungen Leuten, die er dazu anlehrte. *) Dem Beiſpiele der römiſchen Geiſtlichkeit folgten mehrere italieniſche Fürſten, vor allen Herzog Ercole I. von Ferrara,

---

*) Fabulas docuit.

der in ſeinem Pallaſte ein prächtiges Theater*) zu dieſem Behufe erbauen ließ, und Ludovico Sforza von Mailand.

Den Originalen folgten Überſetzungen und Bearbeitungen, wie z. B. die Menächmi von dem erwähnten Herzog Ercole, und mehrere Luſtſpiele der beiden Römer von Ludovico Arioſto, die noch in Handſchriften vorhanden ſind. Um den Ruhm, das erſte italieniſche Originalluſtſpiel geſchrieben zu haben, ſtreiten Arioſto, der Kardinal Dovizio da Bibbiena und Machiavelli: doch bedarf es eigentlich weder eines Streites, noch einer Entſcheidung zwiſchen ihnen, da ihre Luſtſpiele insgeſammt doch nur Nachahmungen der römiſchen ſind, in Anlage, Perſonal, Umfang und Form den alten Muſtern treu nachgebildet und in Obſcönität ihnen wenig nachgebend.**) Eben ſo erinnern die um vieles ſpäteren Luſtſpiele des Giambattiſta la Porta noch ſehr lebhaſt an die Vorbilder des Plautus.

---

*) Die erſte Aufführung der Menächmi koſtete ihm mehr als 1000 Dukaten. Script. rer. Ital. Vol. 24. p. 278.

**) Gerechteren Anſpruch auf die Ehre des erſten eigentlichen Originalluſtſpieldichters der Italiener konnte Grazzini machen, bekanntlich der abgeſagteſte Feind aller Nachahmung des Antiken.

Dennoch wäre die italieniſche Komödie vielleicht auf dieſem Wege bald zu einer eigenthümlichen Geſtaltung gelangt, hätte nicht die Oper, die gegen Ende des ſechszehnten Jahrhunderts den Geſchmack des italieniſchen Volkes gefangen nahm, ihre freie Ausbildung gehemmt. Das Luſtſpiel ward durch ſie aus den größten und ſchönſten Theatern vertrieben und in die Winkelhäuſer und Marionettenbuden zurückgewieſen, das gemeine Volk zu ergötzen. Dort mußte es denn, da es in Sang, Klang und Pomp mit der Oper nicht wetteifern konnte, ſich durch Karikatur und Unzucht gegen die Nebenbuhlerin einigermaßen aufrecht zu erhalten ſuchen. So gelangte es freilich bald zu einer Eigenthümlichkeit, aber nicht auf kunſtgerechtem Wege, und die Verſuche einiger Dichter, das rohe Geſchöpf zu bilden und in die hohe Geſellſchaft zurückzuführen, blieben ohne Erfolg, weil das Publikum überall in ein durch die Oper verbildetes und ein durch die Burleſke verwildertes geſchieden war.

Somit war und blieb die Komödie eine Dienerin des gemeinen Volksgeſchmacks und ſprach den Dialekt der ungebildeten Klaſſe. Kein Dichter von Ruf wollte ſich mit ihr befaſſen, da ſie weder beträchtlichen Gewinn, noch Ehre verheißen konnte, und ſo entſtanden die Commedie dell' arte*), oder aus dem Stegreiſe, welche die Kunſt des Schauſpielers freilich ſehr ſteigerten, die Komödie ſelbſt aber nicht eben aus ihrer Erniedrigung erhoben. Man entwarf nämlich den Gang des Stückes, die Abtheilung in Akte und Szenen, und bemerkte kürzlich ihren Inhalt und ihr Ergebniß. Dieſer Entwurf hieß Scenario und ward zu beiden Seiten der Bühne angeklebt, ſo daß der Schauſpieler vor jedem Auftritt den Zettel durchlaufen konnte, um nicht aus dem Zuſammenhange zu fallen, übrigens aber in der Ausführung die, unbeſchränkteſte Freiheit behielt.**) Die Hauptrollen dieſer Stücke waren die vier Maſken, von denen gleich Mehreres erzählt werden ſoll.

---

*) Den Gegenſatz bildeten die Commedie erudite, wie man die vorher berührten Nachahmungen der antiken Komodie nannte.

**) Wer ſich keinen deutlichen Begriff von ſolchen Szenarien machen kann, leſe die auf dieſe Weiſe abgedruckten Entwurfe des Gozzi, hinter ſeinen Fiabe teatrali.

Das bewegliche, wohlhabende, freie und überſchwänglich luſtige und naive Volk der Republik Venedig brachte dieſe Gattung der Komödie zu dem möglichſt hohen Grade der Vollendung, unterſtützt durch den lieblichſten Dialekt, der recht eigentlich für das Luſtſpiel gebildet zu ſeyn ſcheint. Demnächſt gebührte dem gelehrten Bologna der Rang, in welcher Stadt, wie Goldoni erzählt, ſeine Reform des italieniſchen Luſtſpiels am heftigſten getadelt wurde, indem mehrere ihrer verdienſtvollſten Schriftſteller ſich mit dem Entwurfe von Szenarien für die Commedie dell' arte abgaben. *)

Der Venezianer Carlo Goldoni unternahm es in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, das italieniſche Luſtſpiel gänzlich umzubilden und zu ordnen, eine Unternehmung, die vor ihm zwar ſchon öfter angegriffen worden war, aber ohne Erfolg **), denn ſeine gelehrten Vorläufer hatten ſich dem einmal tief eingewurzelten Geſchmacke des Volks gleich zu ſchroff entgegengeſetzt und weder die Fähigkeiten, noch den Karakter der Menge überhaupt berückſichtigt. Goldoni ging behutſamer und liſtiger zu Werke: zuerſt ſuchte er die Gunſt des Publikums zu gewinnen, indem er Szenarjen für die beliebten Commedie dell' arte ſchrieb, die er dann allmählig regelmäßiger und anſtändiger einrichtete; hierauf führte er einige Stücke dieſer Gattung in vollſtändigem Dialoge aus, doch immer noch die vier Maſken beibehaltend und locale Hülfsmittel der Komik nicht verſchmähend.*)

---

*) Memoires de Goldoni. Bd. II. S. 191.

**) Ich erinnere nur an Giambattiſta Fagiuoli und Scipio Maffei.

Nachdem Goldoni nun feſten Fuß auf dem Theater gefaßt hatte, wurde er kühner und brachte die ſogenannten Karakterluſtſpiele auf die Bretter. Bekanntlich entlehnte er ſie von den Franzoſen, die dafür in die Lärmpoſaune des Ruhmes ſtießen**), ihn als den Wiederherſteller des theatraliſchen Geſchmacks und der Sittlichkeit preiſend. In dieſen natürlichen und anſtändigen Darſtellungen konnten die wunderlichen und ausgelaſſenen Maſken nicht geduldet werden, und die Verbannung dieſer Lieblingshelden der komiſchen Bühne war der lezte Triumph der dramatiſchen

---

*) Die Belege zu dieſer Erzählung finden ſich zerſtreut in den drei Bänden der angeführten Memoiren.

**) Namentlich Voltaire.

Reformation des Goldoni. Es ſoll hier weder das Dichtertalent des Goldoni geprüft werden, noch wollen wir entſcheiden, was die Sittlichkeit, der Geſchmack und die Unterhaltung durch ſeine franzöſiſchen Konverſazionsdramen gewonnen haben, und ob dieſe überhaupt für ein anderes Volk recht heilſam und ergötzlich ſeyn können, als für die vorzugsweiſe ein Konverſazionsvolk zu nennenden Franzoſen; doch iſt zu beachten, daß Goldoni ſelbſt, um ſich in der Gunſt des Publikums zu behaupten, lokale Poſſen mit Maſken und Dialekten, neben ſeinen vornehmen Stükken, aufführen ließ, und daß dieſe Poſſen vielleicht ſeine beſten Arbeiten ſind. Ja, er mußte ſogar, als ſein Talent ſich zu erſchöpfen anfing und Nebenbuhlerei wuchs, ſeine Zuflucht zu der Opera buffa nehmen, einer Erfindung, die jenem edlen und vernünftigen Geſchmack, für den er kämpfte, gewiß nicht weniger Ärgerniß und Gefahr bereitete, als das keinesweges ſchon beſiegte Maſkenluſtſpiel. Vielmehr trat ſeit 1761 *) in dem Grafen Carlo Gozzi ein neuer rüſtiger Vertheidiger deſſelben auf, der mit Hülfe der Truppe Sacchi den

---

*) In dieſem Jahre erſchien das erſte dramatiſirte Volksmährchen des Gozzi: die drei Pomeranzen.

Goldoni von der venezianiſchen Bühne verdrängte. Der gekränkte Dichter flüchtete nach der Hauptſtadt des Geſchmacks und wurde italieniſcher Sprachlehrer einer franzöſiſchen Prinzeſſin. Seine Gattung fand in der Folge zwar einige Bearbeiter, wie an dem Marcheſe Franceſco Albergati und in neueſter Zeit an Camillo Federici, aber ſie konnte dennoch das alte Maſkenluſtſpiel nicht aus der Gunſt des Volks verdrängen, und um den Beifall der höheren Stände brachte ſie das rührende Drama, das der Abbate Willi und der Graf Pepoli beſonders dem Diderot nachzubilden anfingen. Als Mittelgattung zwiſchen dem Maſkenluſtſpiel und dem Karakterſtücke können die römiſchen Lokalkomödien des Gherardo de Roſſi gelten, die durch Eigenthümlichkeit und Wahrheit anziehen.

Zu welchem hohen Grade eigenthümlicher Kunſtbildung das nationale Maſkenluſtſpiel zu ſteigern wäre, hatte ſchon um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts der Paduaner Angelo Beolco Ruzzante gezeigt, aber er blieb bis auf Gozzi ohne Nachfolger. Die dramatiſirten Volksmährchen dieſes Dichters ſind Zweifels ohne das Geiſtreichſte, was die italieniſche Bühne jemals dargeſtellt hat, und man muß an dem Aufkommen eines eigenthümlichen Theaters in Italien verzweifeln, wenn man ſieht, wie dieſe Stücke ſo ganz vernachläſſigt und zurückgeſetzt werden, während die ökonomiſchen Rührungsdramen, die langweiligen Sittenpredigten, die pomphaften Deklamationstragödien und dergleichen Mißgeburten ſich auf allen Brettern breit und lang machen.

Die alte Commedia dell' arte mit den vier Maſken hat ſich auf dem venezianiſchen Volkstheater S. Luca am vollſtändigſten erhalten. In den übrigen Städten Italiens begnügt ſich das Volk mit einem Harlekin und einer Kolombina, die wohl auch die Namen und die Kleider nach den Eigenthümlichkeiten der Städte und der Provinzen wechſeln. In Neapel z. B. herrſcht ſtatt des buntſcheckigen Arlechino der weiße langärmelige Pulcinello mit dem ſpitzen Kalabreſerhute, und nicht weniger macht ſich auf jeder Stadtbühne eine gewiſſe lokale Eigenthümlichkeit in hergebrachten Wendungen, Formen und Redensarten bemerkbar.

Die vier Maſken, von denen dieſe Beilage zu erzählen verſpricht, ſind Überbleibſel der antiken

Komödie.*) Welche genauere Bewandniß es aber mit ihnen hat, und wie gerade dieſe vier Maſken in das neue Luſtſpiel übergegangen ſind, darüber wollen wir den Goldoni ſprechen laſſen, der ſehr viel mit ihnen zu ſchaffen gehabt hat.**)

Wer die Luſtſpiele des Plautus und Terenz las und darſtellen ſahe, mußte bald bemerken, daß in allen betrogene Väter, ausſchweifende Söhne, verliebte Töchter, ſpitzbübiſche Diener und dienſtfertige Zofen auftraten. Dieſe Rollen ſuchte man nun in Italien mit verſchiedenen Nationalitäten zu beſetzen, je nachdem beſonders hervorſtechende Eigenthümlichkeiten dazu paſſend ſchienen, und ſo fand man die Väter in den venezianiſchen Kaufleuten oder den bologneſiſchen Doktoren der Rechte, die Bedienten in Bergamo, und die ernſthaften Liebhaber und Liebhaberinnen, ſammt den Zofen, lieferten Toſkana und Rom, die gebildetſten Gegenden des Landes. Die Väter und Bedienten, als die komiſchen Perſonen des Luſtſpiels, ſetzten ſich mit unveränderlichem Antlitz, Kleide und Karakter, als ewige Helden feſt, während die Liebespaare ſich, nach den Bedürfniſſen der Fabel, umkleiden und mannigfach geberden mußten.

---

*) Es bedarf dazu keines Beweiſes. Doch kann zum Überfluſſe angeführt werden, daß die buntſcheckige Kleidung Harlekins an den Centunculus der römiſchen Mimen erinnert, ſo wie der Name der bergamaskiſchen Poſſenreißer, Zanni, an den alten Sannio. Über Centunculus vergleiche Apulej. in Apolog. p. 282. und über Sannio, Cicero Orat. II. 61. und die ſchwierige Stelle Epist. ad Divers. IX. 16.

**) Memoires Bd. II. S. 192 ff.

Die Väter ſind alſo Pantalon, venezianiſcher Kaufmann, und der Doktor, bologneſiſcher Rechtsgelehrter. Der erſtere hat die Tracht jener Zeit beibehalten, in welcher Venedig den reichſten und ausgedehnteſten Handel trieb: den ſchwarzen Mantel, das wollene Käppchen, das rothe Kamiſol, die kurzen Beinkleider, die rothen Strümpfe, die Pantoffeln und den Bart. Der zweite Greis, genannt der Doktor, iſt aus der Klaſſe der Juriſten genommen worden, um dem Handelsmann einen Gelehrten entgegen zu ſtellen, und man wählte einen Bologneſer, weil in dieſer Stadt die berühmteſte Univerſität des Landes war. Das Koſtum iſt die bologneſiſche Profeſſoren- und Advokatenuniform, die ſich noch jetzt bei Feierlichkeiten ſehen läßt, und die wunderliche Maſke, die ihm Stirn und Naſe bedeckt, ſoll nach einem Weinflecken gebildet worden ſeyn, der das Geſicht eines berühmten Juriſten aus jener alten Zeit entſtellte. Dies behauptet wenigſtens eine Tradition unter den Liebhabern der Maſkenkomödie.

Den Gegenſatz zu dieſen beiden Greiſen oder Mantelrollen geben die Bedienten, Arlechino und Brighella, die Zanni genannt, und beide Bergamaſker. Der erſte iſt tölpiſch, der andere verſchlagen und gewandt, und man wollte wiſſen, daß unter den gemeinen Bergamaſkern dieſe beiden Karaktere in den beſten Originalen zu finden wären. Brighella ſtellt alſo einen ränkevollen, ſpitzbübiſchen und behenden Bedienten vor und trägt eine Art Livree. Seine bräunliche Maſke aber erinnert an die Farbe der Bergbewohner, die von der Sonne verſengt ſind. Einige Schauſpieler haben ſich in dieſer Rolle mit andern Namen benannt, Finocchio, Fichetto und Scapin; aber es bleibt immer derſelbe Bergamaſker.

Auch Arlechino wird umgetauft, Tracagnino, Truffaldino, Gradelino, Mezetino u. ſ. w.; aber jeder iſt der Tölpel aus Bergamo, und trägt, als armer Teufel, ein aus kleinen Stücken bunter Stoffe zuſammengeflicktes

Kleid. Der durchlöcherte Hut paßt zu dem ganzen Aufzuge, und der Haſenſchwanz, mit dem er geſchmückt iſt, dient noch heutiges Tages als Kopfputz der bergamaſkiſchen Bauern.

Zwanzigſter Brief.

Florenz, den 8ten Oktober 1818.

Was ich Dir vor drei Monaten — ſo alt wird wohl mein entſchuldigender und verheißender Einleitungsbrief ſeyn — über römiſches Leben und Weben ſchriftlich zu erzählen verſprochen habe, iſt nunmehr zu Ende geführt, mein Freund, und, ich darf es ſagen, mit beſten Kräften und gern. So weiß ich denn auch, daß Du meine Briefe eben ſo gern und fleißig wirſt geleſen haben, und will es Dir nicht mißgönnen, ſie unter die Leute zu bringen, weil Du meinſt, daß Dieſer und Jener ſich daran ergötzen könne. Wer aber auch irgend einen Genuß aus ihnen ziehen mag, der muß Dir allen Dank dafür bringen, nicht nur, als dem Veranlaſſer des Werkchens, ſondern auch als demjenigen, der eine vertrauliche Unterhaltung unter vier Augen mit ſeinem Freunde aufgeopfert hat, und ihn zurückhaltend und förmlich reden läßt, damit Jedermann zuhören könne.

Habe ich alſo ſchon mit dem vorigen Briefe mein Verſprechen bei Dir wieder eingelöſt und meine Schuld bezahlt, ſo wird die Zugabe dieſes Briefes Dir vielleicht nur durch die runde Zahl Zwanzig veranlaßt zu werden ſcheinen. Aber auf ſo nichtigen Bewegungsgründen ruhet dieſer Schlußbrief dennoch nicht. Ich bin ihn dem Lande ſchuldig, das nun ſchon hinter mir liegt, und kann ihn ohne Undankbarkeit nicht länger ungeſchrieben laſſen. Denn er ſoll handeln von der Fremdenliebe und der Gaſtlichkeit der Römer.

Es giebt wohl keine Stadt in der Welt, die dem Fremden ſo viele Ehren, Vorrechte und Gefälligkeiten zu bieten weiß, als Rom. Der Name *Foreſtiere* iſt dort ein Ehrentitel, ein Rang, der ſich von dem Audienzzimmer des Pabſtes bis zu den Gaſſenbuben geltend macht. Überall iſt der Fremde, als ſolcher, empfohlen; zu allen öffentlichen Feſtlichkeiten ſtehen ihm die beſten Plätze offen; die Behörden, mit denen er in Berührung kommt, ſind zuvorkommend und höflich und erleichtern ihm die Meldungen und Viſitationen; die Muſeen und Gallerieen in den päbſtlichen

Palläſten, die Sammlungen der Privathäuſer, und was ſonſt in Kirchen, Villen und Vignen ſeine Aufmerkſamkeit an ſich zieht, Alles wird ihm mit der größten Liberalität zu jeder Zeit geöffnet oder iſt ſeines Beſuches an beſtimmten Tagen gewärtig; ohne Umſtände werden dem Zeichner und Maler die Gegenſtände näher gerückt, herabgehoben und in das gehörige Licht geſetzt; der arme Winzer verläßt ſeinen Spaten, wenn der Fremdling an ſeine Pforte klopft, um dieſe oder jene Antiquität zu beſchauen, die ſein Garten einſchließt; im Gedränge giebt man uns freie Bahn, haben wir uns verirrt, ſo weiſt man uns nicht einſilbig rechts oder links: wir werden begleitet, ein Führer übergiebt uns dem andern, bis wir an Ort und Stelle ſind.

Nun möchte vielleicht ein Widerſprecher behaupten, daß Rom ohne Fremden nicht beſtehen könne, daß ein großer Theil ſeiner Bevölkerung darauf angewieſen ſey, von dem Gelde der Fremden zu leben, und daß ſomit die geprieſene Fremdenliebe zu einem kleinlichen Eigennutze herabſinke. Wir wollen dieſes Aufſuchen der ſchlechteſten Motive, die ſich freilich für alle Tugenden und

Wohlthaten finden laſſen, an und für ſich hier nicht beſtreiten. Aber das müſſen wir anführen, daß, wenn auch die Politik auf das Verfahren der Regierung, der Eigennutz auf das Betragen des gemeinen Volkes Einfluß haben kann, der freie Signore doch auf keine Weiſe in Wechſelpflicht mit dem Fremdlinge lebt, und dennoch zeigt gerade dieſer die in Rede ſtehende Tugend von der glänzendſten Seite. Wie oft iſt es mir in und um Rom begegnet, daß der Hausherr ſein Familienzimmer oder ſein Schlafkabinet verließ, um meiner Neugierde Platz zu machen, wobei dem Führer ausdrücklich eingeſchärft wurde, er möchte nicht leiden, daß ich mich aus Rückſichten für das Lokal übereilte. Die reichen Villengärten theilt der Beſitzer, ſelbſt in der Zeit des Landlebens, mit jedem wohlgekleideten Fremdling. Die meiſten ſind öffentliche Spaziergänge, ohne Schloß und Riegel, und keine Warnungstafel, die von Geldſtrafen und Zuchthäuſern ſpricht, oder gar aufgehängte Stöcke, als Prügelſymbole, verſcheuchen den unbefangenen Genuß. Die Inſchrift der Villa Borgheſe unter dem Monte Pincio mag hier als Muſter aller Warnungstafeln ſtehen:

Villae Burghesiae Pincianae
Custos haec edico.
Quisquis es, si liber,
Legum compedes ne hic timeas,
Ito quo voles, carpito quae voles,
Abito, quando voles.
Exteris magis haec parantur quam hero.
In aureo Saeculo, ubi cuncta aurea
Temporum securitas fecit,
Ferreas leges praefigere herus vetat.
Sit hic amico pro lege honesta voluntas.
Verum si quis dolo malo,
Lubens, sciens,
Aureas Urbanitatis leges fregerit,
Caveat ne sibi
Tesseram amicitiae subiratus Villicus
Advorsum frangat.*)

---

*) Der großen Gemeinnützigkeit in Deutſchland halber gebe ich hier eine Überſetzung, die ich bei früher eingefügten lateiniſchen Verſen und Phraſen nicht für nöthig erachtet habe.

Ich, der borgheſiſchen Villa unter dem Monte Pincio Hüter und Wächter, mache Folgendes bekannt. Wer du auch ſeyn magſt, wenn nur ein freier Mann, fürchte hier nicht die Feſſeln des Geſetzes: gehe, wohin du willſt, pflücke was du willſt, gehe wieder, wann du willſt. Mehr für Fremde, als für den Herrn, iſt dieſe Anlage gemacht worden. In dem goldenen Zeitalter, wo die Sicherheit Alles zu Gold gemacht hat, will der Herr keine eiſerne Geſetze anſchlagen. Dem Gaſte ſey hier ein edler Wille Geſetz. Wenn aber Einer mit böſer Tücke, vorſätzlich, wiſſentlich, die goldenen Geſetze der Anſtändigkeit zerbricht, ſo hüte er ſich, daß nicht der erzürnte Aufſeher ihm das Pfand der Freundſchaft zerbrochen vor die Füße werfe.

Dieſe Liberalität der römiſchen Herren iſt nicht etwa als ein beſonderer Charakterzug dieſes und jenes Individuums zu betrachten: ſie iſt vielmehr zur Sitte, ja faſt zum Standesgeſetz geworden, ſo daß eine Ausnahme davon allgemeine Mißbilligung erregt, zum Stadtgeſpräche dient und in den Reiſebüchern als Merkwürdigkeit angeführt wird. Als ich in Rom war, wurden Lucian Bonaparte und der Prinz Ludoviſi von Piombino in allen Zirkeln geſcholten, weil jener ſeine Gallerie, dieſer ſeine Villa verſchloſſen hielt. Die Unverſchämtheit einiger Engländer hatte die ſonſt gefälligen Herren zu dieſer Maßregel bewogen. Lucian war am empfindlichſten gekränkt worden. Seine kleine, aber ausgeſuchte Gemäldeſammlung iſt durch ſeine Wohnzimmer vertheilt, und er pflegte jedem Beſuche Platz zu machen, ohne daß es einer andern Anzeige bedurfte, als daß ein Fremder die Gallerie zu ſehen wünſchte. So war er einſt von einem angefangenen Briefe aufgeſtanden und hatte ſein Büreau offen gelaſſen. Eine Geſellſchaft engliſcher Kunſtliebhaber benutzte nun dieſe Gelegenheit, den Brief des Prinzen zu leſen, der Galleriediener verrieth es, und der

Prinz ſah ſich genöthigt, den Eintritt in ſeine Zimmer zu beſchränken. Dennoch bedurfte es nur einer kleinen Bittſchrift, um die Erlaubniß zu erhalten, die auf eine ſo empörende Weiſe gemißbraucht worden war. Nicht viel mehr Schwierigkeiten und Weitläuftigkeiten hemmten den Beſuch der **Villa Ludoviſi**. Der Beſitzer, ein mürriſcher Greis, war durch den Lärm entzückter engliſcher Damen *) in ſeiner Mittagsruhe geſtört worden, und ſo kam es, daß Niemand mehr ohne ſeine eigenhändige Erlaubnißkarte die Villa betreten durfte. Da man weiß, wie die Engländer ihre Kunſtarmuth in den Landhäuſern zu begraben pflegen, ſo mußte ihr Eifer gegen dieſe Herren um ſo befremdender erſcheinen. Überhaupt ſchimpfen und klagen die Britten jetzt am lauteſten gegen die Römer, ja ſogar über Ungaſtlichkeit. Die Konverſazionen beſuchen wenige, weil die Römer nicht engliſch lernen wollen, und die Römerinnen keinen Moſchus riechen können: deswegen bilden ſie kleine Klubs untereinander, trinken Grog und ſprechen von London.

---

*) Man will wiſſen, ſie wären über die Natürlichkeit der krampfhaft in die Höhe gekrümmten großen Zehe der geraubten Proſerpina in der Berniniſchen Gruppe in ſo laute Entzückung gerathen. Ich verbürge es nicht.

Daß die Fremdenliebe in der Natur des Römers begründet ſey, und nicht bloß durch gegenſeitige Verhältniſſe herbeigeführt werde, davon kann auch der Gegenſatz andrer italieniſcher Städte, namentlich Neapels, einen mittelbaren Beweis liefern. Die Vortheile, welche Rom und Neapel von Fremden genießen, werden ſich wohl die Wage halten: in Rom bleibt der Gaſt länger, in Neapel wird in kurzer Zeit viel verſchwendet, und der eigentliche Praſſer und Lüſtling macht die üppige Königsſtadt zu ſeinem Ruhepunkte, während der wißbegierige Künſtler und Kunſtfreund ſeinen Aufenthalt in Italien durch römiſche Mäßigkeit friſtet. Dennoch findet der Fremde in Neapel wenig Auszeichnung und Freundlichkeit, und manche königliche Schlöſſer und Gärten ſind ihm nur durch hohe Verwendungen zugänglich; viele Privatbeſitzthümer nicht anders, als durch Bedientenbeſtechung und ähnliche Schleichwege. Auch ſtört ein gar zu merkliches Mißtrauen jeden erlaubten Genuß: rechts und links drängen die

Aufſeher ſich heran, alle Blicke bewachend, jedem Schritte folgend. Am läſtigſten wird Einem dieſe Begleitung in Pompeji, wo man ſo gern, ſich ſelbſt überlaſſen, ſtill und langſam durch die alte Welt wandern möchte, und ſolch ein uniformirter Kommentator gleich jedem Gedanken und jeder Entzückung auf den Ferſen ſitzt, und zwar recht eigentlich mit höchſtem Rechte, ſo daß man Geld über Geld bieten muß, daß er nur ſchweige und einige Schritte zurückbleibe: denn er iſt an ſeinem Poſten, als königliche Fremdenſchildwacht.

Es würde mit Stillſchweigen übergangen werden, daß die Kuſtoden der römiſchen Villen und Kunſtſammlungen den Beutel des Fremden in einigen Anſpruch nehmen, wenn die Ungerechtigkeit der Reiſenden nicht auch die unglaublichſten Einwürfe erwarten ließe. Um dieſen zu begegnen, genügt es, zu wiſſen, daß die Trinkgelder, welche dieſe Leute zu empfangen gewohnt ſind, auch die beſchränkteſte Kaſſe nicht empfindlich angreifen können, und daß man oft die Niedrigkeit der hergebrachten Taxe, die man doch aus Rückſichten für die ganze Fremdenwelt nicht erhöhen darf, bedauert, wenn man den Eifer und die Gefälligkeit dieſer Führer in Betracht zieht. Die Kuſtoden ſind größtentheils invalide Diener des Hauſes, und der Reiſende kann es nur erkenntlich als eine Befreiung von Dankſagungsförmlichkeiten aufnehmen, wenn er ſich nach ſtundenlangen Genüſſen in fremdem Eigenthume durch ein Paar Paulſtücke ſeiner Verbindlichkeiten entledigen darf.

Einen wichtigeren und begründeteren Vorwurf, der die Römer mit den ſämmtlichen Italienern trifft, will ich hier, weil ich einmal zu vertheidigen angefangen habe, auch gleich laut werden laſſen. Ich meine den des Fremdenbetruges und der Fremdenprellerei. Zuvörderſt ſchiebe ich einen großen Theil dieſer Untugend von dem Nationalcharakter des Italieners herunter auf den kosmopolitiſchen Charakter der Landſtraßen, Poſthäuſer und Gaſthöfe, und erinnere an den als bieder und redlich verſchrieenen Schweizer, der nichts deſto weniger, als Gaſtwirth, Kellner, Poſtillon und Führer, in eine Kategorie mit dem ſchelmiſchen Italiener geſtellt werden muß. Verlaſſen wir die Landſtraßen und dringen in die Gebirge ein, ſo begegnet uns auch in Italien ein aufrichtiges, treuherziges Volk. Ich denke mit Rührung an die unbeholfene aber gutgemeinte Aufnahme, die ich und meine Freunde in den ſogenannten Malerherbergen zu Paleſtrina[*]) und Cori[**]) gefunden haben. Das ganze Haus gerieth in freudige Bewegung, Alles wollte für uns arbeiten und uns unterhalten, das Kochen und Backen und Braten nahm kein Ende, die Nachbarſchaft mußte ſteuern und unterſtützen, und als wir die Rechnung forderten, erhielten wir eine Aufzeichnung der baaren Auslagen für unſre Bewirthung, mit der unbefangenen Bitte um eine kleine Erkenntlichkeit für die übernommene Mühe und Zuthat.

Was ſich aber im Allgemeinen zur Entſchuldigung italieniſcher Unredlichkeit ſagen läßt, liegt in ihren Triebfedern. Denn dieſe ſind nicht einzig und allein Eigennutz und Geldſucht, welche Laſter in dem Italiener gewiß nicht mächtiger ſind, als in jedem gebildeten Volke, die er aber, offener, natürlicher und weniger verſchämt, als der Nordländer, nicht eben ſo ſchicklich und delikat zu verbergen und zu ſchmücken verſteht, und jenes Point d'Honneur, das ſich bei uns auch in unehrlichen Angelegenheiten geltend macht, iſt ihm eine lächerliche Kaprice. Der Fremde, der ſich ſcheuet, öffentlich zu handeln und zu dingen, der beim Spiele eine gewiſſe Großmuth zeigt, der unnützer Weiſe Trinkgelder austheilt, erndtet dafür gewiß auch von dem Gewinnenden keinen andern Dank, als für einen Thoren und Dummkopf gehalten zu werden. Daher kommt es denn auch, daß das Gefühl einer gewiſſen geiſtigen Überlegenheit den Italiener zur Hintergehung und Bevortheilung des Fremden anreizt. Seine Betrügereien und Prellereien erſcheinen in dieſem Geſichtspunkte als Genieſtreiche, in denen es Einer dem Andern zuvor zu thun ſtrebt, und es giebt keine größere Erniedrigung, als ſich überliſtet und gefoppt zu ſehen. Ein Italiener läßt ſich auch lieber Mörder, Spitzbube und Figlio di puttana ſchimpfen, als Minchione und Manaccio. Dieſe Maximen beſtimmen nun ebenfalls die Art und Weiſe der Unredlichkeit in Italien und ihre Grenzen. Man hört alſo weniger Klagen über abſolute Wortbrüchigkeit und Diebſtahl durch nächtlichen Einbruch, als über ſpitzfündige Wortverdrehung, Beutelſchneiderei, Prellerei, Betrug in Handel und Wandel; und überhaupt iſt die Spitzbüberei erfinderiſcher als gierig, und die kleine Beute, die durch Gewandtheit und Schalkheit gewonnen werden kann, reizt heftiger, als die größere, die durch einen offenen Raub zu erringen iſt. Die Straßenräuber haben wieder andere Gefühle und Grundſätze, die ihr Gewerbe adeln. Die bedeutenden Hauptleute ſind meiſtentheils in romantiſcher Überſpannung und halten ſich demnach für Retter der unterdrückten Unſchuld und Diener der höchſten Gerechtigkeit. Als ſolche laſſen ſie den unbewehrten Wanderer ſeines Weges ziehen; ſie denken an gefahrvolle, große Unternehmungen gegen die Mächtigen des Landes und lauern am liebſten dem eſkortirten Kaſſenwagen auf, der das Mark des Landes in die herrſchaftlichen Speiſekammern führen ſoll. *)

---

[*]) Praeneste.

[**]) Cora.

---

*) In dem Anhange des Werkes wird von den Straßenräubern ausführlicher geſprochen werden.

Der ſchon öfter angezogene Verfaſſer der Fragmente über Italien aus dem Tagebuche eines jungen Deutſchen hat über die hier berührten Gegenſtände die feinſten und ſcharfſinnigſten Bemerkungen mitgetheilt *) und ſie mit manchen eigenen Erfahrungen belegt, von denen ich mich nicht ſcheue einige zu wiederholen, weil ich ſelbſt keine entſcheidendere habe auffinden können.

„Zwiſchen der verfeinerten Betrügerei und der groben Schelmerei oder Treuloſigkeit zieht der gemeine Italiener gewiſſe Grenzlinien, die ich ſelbſt nicht recht kenne, die er aber ſo leicht nicht überſchreitet. Derſelbe Vetturino, der einem Reiſenden, wenn er ihm ausländiſches Air oder Unerfahrenheit abmerkt, dreimal mehr abfordert, als er ſich am Ende gefallen läßt, wird es nie über ſich vermögen, etwas von deſſen Effekten zu veruntreuen; er wird ſogar, wenn derſelbe die Verköſtigung mit bedungen hat, keine Verſuche machen, etwas durch ſchlechte Mahlzeiten von ihm zu ge-

---

*) Bd. I. S. 96 ff.

winnen. — In dem elendeſten Wirthshauſe, wenn gleich Wirth und Kellner ſich gegen den Geldbeutel des Reiſenden verſchworen zu haben ſcheinen, iſt man doch vor direkten Angriffen darauf ſo ſicher, daß man ihn mit Uhr und Ringen auf den Tiſch legen und bei unverſchloſſenen Thüren ſchlafen kann. — Mit voller Sicherheit kann man den erſten beſten Facchin in Rom und Neapel ſtundenlang mit ſeinem Koffer aus den Augen laſſen — er wird, hat man nicht vorher mit ihm akkordirt, ſtatt Groſchen Thaler fordern, aber man hat kaum noch ein Beiſpiel, daß ein ſolcher Menſch das in ihn geſetzte Vertrauen durch Entwendung gemißbraucht hätte. Überhaupt würde man ſehr irren, wenn man daraus, daß Perſonen aus den niedern Klaſſen in Italien auf gewiſſe Gefälligkeiten einen Geldwerth legen, die der Pöbel in andern Ländern umſonſt erweiſt, auf einen durchaus geldſüchtigen, edlerer Gefühle unfähigen Charakter ſchließen wollte. Eben der Lazzarone, der einem wohlgekleideten Fremden für das Zurechtweiſen auf der Straße ein Trinkgeld abfordert, würde zuverläſſig, träfe er ihn irgendwo nackt oder krank, ſein letztes Stück Brodt mit ihm theilen und ihn auf ſeinen Schultern in das Hoſpital tragen.“

Wer in Italien die unaufhörlichen Betteleien, die unverſchämten Forderungen, die unerſättlichen Anſprüche der Platzbedienten, Kellner, Kammerdiener, Stiefelputzer, Rockausklopfer, Thürſteher, Facchine, der Herausheber und Hineinhelfer, der Stallknechte und der Radſchmierer und was ſonſt noch für Titel zum Fuhrweſen gehören, endlich der Poſtillone und Vetturine, der Bottegas in den Kaffeehäuſern, der Logenſchließer in den Theatern, wer die Anſprüche aller dieſer Leute einigermaßen von ſich abhalten will und ſie befriedigen, ohne ſich von ihnen ausplündern zu laſſen, der behaupte nur in Allem, was er verſpricht und giebt, ein feſtes, ſicheres Betragen, als wiſſe er genau, was Jedem zukomme und was nicht. Von einem ſolchen Fremdling nimmt der Italiener auch das Geringſte mit Dank an und denkt: Der hat ſein Lehrgeld ſchon bezahlt! Ich muß bekennen, daß ich in Italien immer gern gegeben habe, wenn ich auch einſahe, daß ich unnütz oder zu viel gab. Es iſt kein liebenswürdigeres Geſchöpf zu finden, als ein Italiener, der mehr bekommt, als er verdient und erwartet, und ein ſolcher weiß auch die freigebigſte Hand mit Dienſtfertigkeiten und Höflichkeiten zu überbieten.*)

Der geſellſchaftliche Umgang in Rom beſchränkt ſich faſt einzig auf Converſazionen und Academien. Der Eintritt in dieſe Cirkel des Adels und der gebildeten Mittelklaſſe ſteht jedem Fremden offen, der ſich darum bewirbt. Mit Empfehlungsſchreiben brauchen wir uns nicht zu belaſten, um uns durch ſie den Weg in die glänzenden Säle der

römi:

---

*) (Spätere Anmerkung.) In Deutſchland ſind die Diener der Gaſthöfe und die Kutſcher freilich etwas weniger begehrlich, aber auch deſto gröber, verdroſſener und fauler. Wie oft habe ich mir die vielen offenen aber auch dienſtfertigen Hände eines italieniſchen Wirthshauſes herbei gewünſcht, wenn ich am hellen Tage Viertelſtunden lang vor einer verſchloſſenen Schenke halten mußte, bis endlich ein alter Hausknecht, ohne ſeine Pelzmütze zu verrücken, zu einem kleinen Fenſter heraus rief: Wer iſt denn da? Ich bin mit italieniſchen Vetturinen von Wien bis Paſſau und zurück bis Dresden gefahren, ohne erhebliche Urſachen zu Beſchwerden gefunden zu haben; und den erſten Leipziger Kutſcher, den ich von Dresden bis nach Deſſau gemiethet hatte, mußte ich auf halbem Wege wegen Wortbrüchigkeit und Grobheit verklagen. Aber die Gerichte wollten ſich nicht in dieſe Angelegenheit miſchen. In Italien wäre er augenblicklich eingeſteckt worden.

römiſchen Palläſte zu bahnen. Wir äußern unſern Wunſch, Converſazionen zu beſuchen, dem Banquier, an den wir gewieſen ſind. Dieſer ladet uns zuvörderſt zu ſeinem Abende ein und ſtellt uns den Damen vor, welche die beſuchteſten Converſazionen halten, und am andern Morgen laſſen wir unſre Karte bei ihnen abgeben. Somit ſind wir eingeführt und werden zu der erſten Converſazion förmlich eingeladen. Der Diener, der die Thür hütet, ruft unſern Namen aus, indem er öffnet, die Dame des Hauſes ſitzt in der Nähe des Eintritts, wir machen ihr unſer Kompliment, und ſie nennt uns die Tage, an denen ſie ihre Geſellſchaft ſieht, zu der auch wir nun gehören. Alsdann miſchen wir uns in die bunte Geſellſchaft, halten uns zu den Spieltiſchen oder zum Klaviere oder hüten die Stühle der Damen. Der Name Foreſtiere und ein anſtändiges Kleid und Betragen genügen, ſtatt Ahnen, Stand und Titel, um in der Converſazion römiſcher Prinzeſſinnen und Marquiſen gern geſehen zu ſein, und wem ſelbſt die Empfehlung eines Banquiers mangelt, der kann durch Kaffehausbekanntſchaften mit jungen Nobili, die ſich dem Fremden gern gefällig zeigen, zu dieſer geſellſchaftlichen Ehre gelangen. So kommt es denn oft, daß man eine Converſazion Monate lang beſucht, ehe die Hausdame den Namen des neuen Gaſtes vollſtändig nennen gehört hat, beſonders wenn er ſchwer auszuſprechen iſt. Der Römer begnügt ſich dann mit dem Vornamen oder heißt Dieſen und Jenen vorzugsweiſe: il Signor Forestiere.

Die Converſazionen werden in den ſchönſten Sälen der Palläſte gehalten, die nicht ſelten mit Antiken und Gemälden, wie Muſeen und Gallerieen, ausgeſchmückt ſind. Man denke ſich dazu eine geſchmackvolle Erleuchtung durch gedämpfte Kronenleuchter, eine glänzend uniformirte Dienerſchaar, und vor Allen die junoniſchen Geſtalten mit den ſchimmernden Perlen und Juwelen, die als lebendige Statuen zwiſchen den ſtarren marmornen umherſchreiten — und man wird die Theetaſſen und die Kuchenteller nicht nur nicht vermiſſen, ſondern man wird ſogar fühlen, das ſie hier unſchicklich und fremdartig erſcheinen müßten. Bekanntlich wird in den Converſazionen dem Magen nichts gereicht, ausnahmsweiſe höchſtens ein Glas Eis. Wer alſo die Geſelligkeit und Gaſtlichkeit in Beefſtrak und Portwein ſetzt, der mag die Römer immer hin ungeſellig und ungaſtlich nennen, aber er ſoll ihnen darum nicht auch den Vorwurf des Geizes anhängen, denn es kann Keinem, der die römiſchen Converſazionen kennt, verborgen ſeyn, daß nur allein die Fackeln, mit denen der Gaſt heruntergeleuchtet zu werden pflegt, wenigſtens ſo viel an Wachs vergeuden, daß man für deſſen Werth eine beſcheidene Geſellſchaft mit Thee und Zubehör befriedigen könnte.*)

Aber, mein werther Freund, ich ermüde endlich in der Widerlegung alberner Behauptungen und Beſchuldigungen. Die Ungerechtigkeit und der Mißverſtand haben keine Grenzen, aber meine Briefe dürfen die ihrigen nicht aus den Augen ſetzen. Und habe ich denn nicht in der Einleitung ausdrücklich verſprochen, nicht mit Andrer Augen und Ohren zu rechten? Warum alſo mit Andrer Urtheil und Gefühl, die ſich viel ſchwerer überführen laſſen?

---

*) Man vergleiche mit dieſem Briefe einige Bemerkungen aus meinem Tagebuche im Monat September.

Darum laß mich ſchließen, mein Freund, mit Dank und Rührung für genoſſene Liebe und Ehre, und den ſieben Hügeln zum Abſchiede noch einmal entgegen rufen: **A rivedere!**

Anhang.

Bruchſtücke
aus meinem römiſchen Tagebuche.

Januar.

Es war der vierte Januar, ein heiterer Winterſonntag, in deſſen Mittagsſtunde ich in Rom ankam. Monte Roſi war das letzte Nachtquartier geweſen: von da ſind es noch drei Poſten bis zur Hauptſtadt. Die römiſche Kampagne erſchien mir ehrwürdig und großartig: eine Ruine der Erde als Umgebung der ſieben Hügel! Bei Baccano fing der Wagen an auf Steinpflaſter zu klappern und zu ſpringen. Was iſt das? rief ich dem Vetturino zu. — Eine Antiquität, mein Herr, die Überbleibſel der Via Caſſia. — Und warum fährſt du ſo ſchnell auf dem harten, holperichten Wege? — Herr, es iſt hier böſe Luft und außerdem nicht ſicher. Erſt vorgeſtern iſt eine Kutſche am hellen Tage einige hundert

Schritte von hier ausgeplündert worden. — Fahr' zu! — Sehen ſie, mein Herr, da hängen die Arme der Übelthäter, rechts und links, und weiter unten noch ein Paar, und geſtern in der Finſterniß ſind wir auch ſchon an dreien, vieren vorbeigefahren. — Ich guckte durch den Wagenſchlag und ſahe halbverweſte Arme und nackte Knochen an hohen Pfählen aufgenagelt. Ein junger Prieſter ging eben vorüber und ſchlug ein Kreuz bei jedem. Was treibt der Prieſter? frug ich meinen Vetturino. — Er betet für die armen Seelen der Erſchlagenen, die ohne Beichte und letzte Oehlung dahingefahren ſind. — Und warum nicht lieber für die Seelen der Mörder? — Die haben bereuet und gebeichtet und ſind ſelig geſtorben. — Einige hundert Schritte weiter ſah ich den Prieſter vor einem Steine niederknieen und ſich über die Maßen demüthig geberden. Der Vetturino kam meiner Frage zuvor und ſprach: Auf dieſem Steine hat der heilige Ignazius geſeſſen, als ihm die göttliche Jungfrau erſchienen iſt.

An der letzten Station ſtieg ich aus: ich wollte Rom nicht aus einem Wagenſchlage begrüßen. Immer dürrer wurde die Kampagne, immer öder die Gegend, bleiche Bettler waren die einzigen Vorbothen der Hauptſtadt. Die Straße ſtieg allmählig auf, und der Vetturino gab mir ein Zeichen: Rom lag vor mir in ferner Tiefe. Und wie der Weg ſich durch ſchlängelnde Windungen von Hügel zu Hügel hinabſenkte, enthüllten ſich langſam in wechſelnden Anſichten die glänzenden Kuppeln, die grauen Mauern, die Pinien und Cypreſſen, die weißen Villen in dem dunkelgrünen Laube, der gelbe Strom, Säulen, Obeliſken, Bogen und Kreuze.

Geputzte Menſchen kamen uns aus der Porta del Popolo entgegen, es war die Stunde des Morgenſpazierganges. Im Corſo wogte die glänzende Welt auf und ab: ich drückte mich mit meinem beſtäubten Reiſekleide in eine Ecke des Wagens, aber neugierige Augen genug ſuchten mich in meinem Verſtecke. Das erſte antike Bauwerk, das ich in den Mauern der Stadt ſahe, war die Fronte der Baſilica Antonina: dahinter wurde mein Koffer viſitirt. Nun ſtreckten ſich offene Hände aus, Facchine drängten ſich um das Gepäck, Lohnbediente präſentirten Wirthshausaddreſſen, Faulenzer gafften.

[illegible]ler

Ich ſtieg bei Franz in der Via Condotti ab. Deutſche Röcke ſtanden vor der benachbarten Thüre des Caffe´ Greco, ein deutſcher Kellner hob mich aus dem Wagen, ein deutſcher Wirth hieß mich willkommen, und als ich die erſte Treppe hinaufſtieg, flog mir ein Freund und Landsmann entgegen.

Den 20ſten.

Ich fange an, mich zu finden und mich heimiſch zu fühlen. Meine Wohnung iſt auf dem Monte Pincio, in der Via Siſtina, unfern dem Spaziergange, und meine Kammerfenſter ſchauen über die ganze Stadt, bis an den Monte Mario und die Hügelkette des Gianicolo. Die Cypreſſen der Villa Mellini und die Pinien der Villa Pamfili ſind die Grenzpunkte meines Horizontes. Unter mir und neben mir wohnen Landsleute und das ganze Viertel ſcheint eine deutſche Kolonie zu ſeyn. Die römiſchen Zimmer heißen wir Säle, ſie ſind gepflaſtert, mit Ziegeln oder Marmor, oder auch mit Gips ausgegoſſen. Ein großes Quartier hat ſelten mehr, als eine heitzbare Stube, das heißt, mit einem weiten Kamine. Das meinige iſt von einem antiken Marmorgeſimſe eingefaßt, in dem Sale ſtehen Gipsabgüſſe der Juno Ludoviſi, des Apollo von Belvedere und andere. Dazu hat man mir eine antike bronzene Lampe auf den Tiſch geſetzt, von recht anſtändiger Form. Über Unreinlichkeit habe ich noch nicht klagen dürfen: die Fenſterſcheiben ſind etwas blind, die Thüren leck, aber die Betten friſch und weiß, und jedes für eine kleine Familie groß genug. Niedliche Eleganz, modiſche Zierlichkeit findet ſich hier nirgends: Alles iſt in großem Maßſtabe, wie die Stadt und die Gegend, alles weit und hoch und breit, öde oder prächtig, reich oder kahl. Daher will es uns Verwöhnten in den römiſchen Häuſern nicht leicht behaglich werden, und ein Engländer läuft Monate lang vergebens nach einem Comfortable Lodging umher. Am ſpaniſchen Platze ſind Chambres garnies à la francoise zu miethen, aber mit ſehr hohen Preiſen.

Den Morgentrank nehme ich im Caffé Greco ein, unfern dem ſpaniſchen Platze. Dort ſammeln ſich drei Mal des Tages die deutſchen Künſtler, früh, nach Tiſche und gegen Abend. Der Kaffe iſt gut und wird in Taſſen gereicht: in den anderen Häuſern muß man ſich ihn in Gläſern gefallen laſſen. Das Lokal aber iſt enge und eingeräuchert und wird von Römern nicht viel beſucht. Nach dieſem Frühſtück geht es in die Gallerieen, Muſeen, durch die Ruinen und Villen, aber langſam.

Erſt um fünf Uhr iſt meine Speiſeſtunde, und bis dahin giebt eine Oſterie oder die erſte beſte Obſtbude Erfriſchung und Geduld. Der Hermelin, an der Piazza Sciarra auf dem Corſo iſt die beſte Trattoria, um nach der Karte zu ſpeiſen, und bei Franz in der Via Condotti wird zweimal Wirthstafel gegeben, um zwei Uhr und um fünf Uhr. Der erſte Tiſch, den ich anfänglich beſuchte, iſt faſt allein von Franzoſen beſetzt, die mir zu viel ſchwatzten und zu ſchnell aßen: jetzt halte ich mich zu meinen Landsleuten und Engländern, die ſich um fünf Uhr ſetzen und gegen ſieben Uhr aufſtehen. Da hört man doch mitunter ein kluges Wort, oder wenigſtens ein eigenthümliches: die Franzoſen ſprachen, wie Bücher, aus denen ſich ein Deutſcher nicht ohne Langeweile vorleſen laſſen konnte.

Meine Abende gehören dem Tagebuche und der Vorbereitung zu den antiquariſchen und artiſtiſchen Streifereien des nächſten Morgens. Nach gethaner Arbeit wird im Kaffe Greco geplaudert und geſtritten, oder der edle Syrakuſaner Rebenſaft lockt uns nach dem Refektorium der Sabina *), oder die kühle Flaſche von Orvieto in die Oſterie bei S. Agoſtino. In der Geſellſchaft der Engländer wird bis in die Nacht hinein. Grog getrunken: dazu gehört nationale Begeiſterung. Die erſte Römerwelt findet man im Kaffe´ Nuovo, auf dem Korſo. Er nimmt die untere Etage des Pallaſtes Ruſpoli ein, eine Reihe von ſechs bis ſieben Stuben, worunter ein Paar Säle, alle echt römiſch dekorirt, damaſtene Tapeten, große Armleuchter, Vergoldungen, Kaiſerbüſten. Die Konverſazioni füllen ſich erſt ſpät, gegen zehn bis zwölf Uhr nach unſrer Rechnung. Die öffentliche Regſamkeit auf den Straßen legt ſich nach zehn Uhr, und die Kaffehäuſer und Oſterieen müſſen um zwölf Uhr geſchloſſen werden.

---

*) Eine Oſterie in der gleichnamigen Gaſſe. Ihr Trinkzimmer iſt das Refektorium eines aufgehobenen Kloſters.

Den 25ſten.

Das große Rom hat mancherlei Kleinſtädtiſches in ſich. Am liebſten bemerke ich das ehrbare, beſcheidene Bürgerleben, die ſtrenge Zünftigkeit der Gewerke, die nahe Bekanntſchaftlichkeit unter den Einwohnern. Den Korſo ausgenommen, weiß ich keine Straße, in der man ein großſtädtiſches Leben wahr nähme. Da ſucht man vergebens nach eleganten Putzladen, Galanteriehandlungen und Reſtaurationen. Der Metzger ſteht mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln bei ſeinen ausgehängten Braten; daneben ſitzen die Gäſte eines Kaffehauſes, aus dem der Küchenrauch bis auf die Straße zieht; dann folgt eine Kunſthandlung, die ihre Herrlichkeiten vor der Thüre auf Bänken und über das Seitenpflaſter ausgebreitet hat; dann ein grüner Baum vor einer gewölbten Halle, mit langen bretternen Tafeln umher, woran in bunter Reihe rothmiederige Frauen und mancheſtergrüne Männer ſitzen: das iſt eine römiſche Oſterie. Die großen prächtigen Palläſte ſtehen dazwiſchen, mit glänzenden Säulen, Obeliſken und Fontänen, und die ehrwürdigen Ruinen ſchauen noch fremdartiger darüber hin.

Des Abends ſitzt die ganze Bewohnerſchaft eines Hauſes in traulichem Kreiſe vor der Thüre, ſpinnt und klatſcht oder erzählt Geſchichten und Mährchen. Selten verſcheucht eine ſchnelle Kutſche die ſpielenden Kinder von dem Straßenpflaſter: es rollen nicht viel Räder in Rom, und dieſe halten ſich im Corſo oder auf dem Monte Pincio zuſammen. Die Staatskaroſſen der Großen ſind groß und goldig, aber mitunter alt und geſchmacklos, und fahren in langſamer Würde daher.

Ein großer Theil der Einwohner der Stadt beſteht aus Landbauern, Gärtnern und Winzern, deren Pachtungen oder Beſitzungen ſich über die Hügel und die Ruinenfelder hinter dem Kapitole ausbreiten. Dieſe zeichnen ſich in keinem Stücke vor eigentlichen Landleuten aus. Einige Handwerke gehören ausſchließlich dem echten Römerſtamme, namentlich Metzgerei, Lohgerberei und Seilſpinnerei. Dieſe Klaſſe, die mit den Fremden wenig in Berührung kommt, iſt die kräftigſte und eigenthümlichſte der Stadt. Dagegen findet man unter Beckern, Tiſchlern und den feineren Werkleuten viele Fremde, auch Deutſche.

Der

Der vornehme Arbeitsſtand der franzöſirten Hauptſtädte gedeihet hier nicht.

Ich will nicht entſcheiden, wie viel Theil die geiſtliche Regierung, wie viel der Charakter des Volkes an der kleinſtädtiſchen Traulichkeit des römiſchen Lebens habe. Sie thut wohl und feſſelt. Ihre Unbequemlichkeiten empfindet wenigſtens der Fremde nicht, aber auch der Einheimiſche lebt frank und frei, und es giebt ſicher keine Stadt, in der ſo wenig Philiſterei herrſcht, als in Rom. Freilich aber, wer Comfort auf Reiſen ſucht, der reiſe nicht aus London, wer ohne Élégance und Délicatesse nicht leben kann, der bleibe in Paris, und wer nach Rom gekommen iſt, um den beſten Reſtaurateur kennen zu lernen, der hätte ſeinen Magen in Deutſchland zurücklaſſen ſollen *).

---

*) Siehe die Anekdote im zweiten Briefe.

Den 26ſten.

Die Fremdlinge klagen erbärmlich über den übeln Geruch in den römiſchen Straßen, Höfen und Hausfluren, von trockenen Fiſchen, Käſe, Kehricht und noch viel ſchlimmern Dingen. Der Römer empfindet nichts davon: dagegen zieht er die Naſe, wenn er an einem parfümirten Fremdling vorüber geht, und ſagt: O quanto puzza! Die Damen bekommen Kopfweh von ſtarkduftenden Blumen und Riechwaſſern, und die zarteſten gar Ohnmachten. In den Konverſazionen ſteht gewöhnlich ein Körbchen mit Geraniumsblättern von der ſalzigriechenden Gattung an der Thüre, und jede Dame nimmt einige zur Vorſorge in die Hand, wenn etwa ein ſüßduftender Neuling ſich ihrem Stuhle nähern ſollte. Dann ſteckt ſie das Blättchen als Schnupftabak in die Naſe, und der parfümirte Herr findet ſich wieder durch den Heringsgeruch des Geraniums beläſtigt. Welche Naſe und welcher Sprachgebrauch ſoll gelten? Ich denke doch, wir müſſen die Römer mit ihrer eigenen Naſe beurtheilen. Wer ſich länger hier aufhält, fühlt auch ohne ſein Zuthun ſeine Naſe allmählig nationaliſirt: denn dieſe Geruchsäſthetik beruhet nicht auf Grundſätzen und Regeln, ſondern auf klimatiſchen Nervenreizen.

Könnten nicht die übrigen Sinne der Reiſebeſchreiber in ihren Beobachtungen über das römiſche Volk ein gutes Beiſpiel von der Naſe abnehmen?

Den 30ſten.

Die neuen Reiſebeſchreiber haben die Aufräumung des Forum Romanum durch die franzöſiſche Regierung, womit die heilige Statthalterſchaft nachmals fortgefahren iſt, weidlich geprieſen. Sie haben in der Abreißung der Hütten, Buden, Lauben und Hecken, die ſich einſt an die alten Trümmern ſchmiegten, in der Aufgrabung der Mauern und Säulen bis an den antiken Boden und in der Abſcheidung derſelben durch ſteinerne Umzäumungen eine dem heiligen Alterthume geziemende Ehrfurcht erkannt.

Dagegen klagen die Römer, und an ſie ſchließen ſich die deutſchen Maler, über die Verſchimpfung des alten Forum. Das ſchöne Forum, rufen ſie aus, man erkennt es gar nicht mehr! Die abgeſchmackten Antikler! Da haben ſie den ſchönen Raſen aufgeworfen und runde tiefe Löcher um die abgeſchälten Ruinen gezogen, und gar noch eine Mauer darum, mit verſchloſſenem Thore, als ob ihnen Einer das Alterthum aus Rom wegſtehlen wollte. Und die ſchönen Rebenlauben und die wunderliebliche Eremitenhütte im Koliſſeum! — Wer möchte jetzt noch auf dem Forum zeichnen? — Fürwahr, es hätte nicht lange mehr mit den Franzoſen in Rom dauern dürfen, ſo hätten ſie gar die Kirchen niedergeriſſen, die auf antiken Fundamenten ſtehen, um nur das pure Alterthum aufzudecken; ja, ſie hätten die grünen Ranken und Geſträuche und die bunten Blumen von dem Koliſſeum heruntergejätet und endlich das moderne Sonnenlicht durch einen ungeheuren übergebaueten Antiquitätenſaal von den antiken Trümmern abgeſchnitten. — Kann man doch jetzt nicht im Finſtern über das Forum gehen, ohne auf Schutthaufen und in Gruben zu fallen. Und ſtatt der weißen Rinderheerden, die ſonſt auf dem grünen Raſen lagerten, und ihrer braunen Treiber, die den luſtigen Saltarello in dem Schatten der Eichen und Linden tanzten, ſchleichen jetzt nur Reiſebeſchreiber mit Brillen, Meßſtäben und dem Vaſi über das aufgewühlte Feld.

Ich habe das Forum in ſeiner früheren Geſtalt nicht geſehen, aber dennoch darf ich mich auf die Seite der Unwilligen ſtellen. Ich liebe das Alterthum mit dem friſchen Leben der neuen Welt umſchlungen zu ſehen. Man genießt ſo Beides freudiger und erkennt es tiefer durch den nahen Gegenſatz. Bei uns mag ſich das klaſſiſche Alterthum immerhin in Gelehrtenſtuben und Antiquitätenſälen verſchließen: wir haben keinen natürlichen Boden, Luft und Leben dazu. Aber das fehlt in Rom nicht, und der Pulcinell iſt nicht fremdartiger im Koliſſeum, als eine blauäugige Stickerin, die mit einem Strauße von Vergißmeinnicht und Matthiſſons Elegie auf den Ruinen eines deutſchen Bergſchloſſes ſitzt.

Späterer Zuſatz.

Ich habe das römiſche Forum nie ſchöner und eindringlicher geſehen, als an dem Abende des Senatorfeſtes *). Da waren die grünen Schatten der Bäume mit bunten Lampen erhellt, und die großen Hallen und Säulen ſtanden halb erleuchtet, halb in Nacht, unter den ſprudelnden Weinquellen und den freudetrunkenen Menſchen. Das Kapitol erhob ſich ſtolz und ſchwarz auf ſeinem Immobile Saxum; aber dahinter ſtiegen Leuchtkugeln und Goldfiſche in die Lüfte und überſtrahlten, wie Blitze, die ganze untergegangene Herrlichkeit — und kein Herz vermißte ſie.

---

*) Siehe die erſte Beilage zum neunten Briefe.

So muß ich auch die Krämerladen und die Werkſtätten in der Arena von Verona in Schutz nehmen, mit allem Geſchrei und Geklapper, und nicht halb ſo groß und erhaben wäre mir der ſteinerne Schauplatz erſchienen, hätte nicht das kleine bretterne Harlekinadenhaus darin geſtanden, mit dem Tänzerſeile und der ſcharlachrothen Bettine darauf. Möge man auch Stiergefechte darin halten, oder Ballſpiele, oder Pferderennen, oder, in beſſeren Zeiten, Volksverſammlungen und Fürſtenhuldigungen: nur möchte ich es nimmer leer und ſtill ſehen, in der lebendigen Stadt nur der todten Beſchauung neugieriger Fremdlinge ſich öffnend. Es iſt ja ein Haus der Volksfreude: was der Menge gefällt, das iſt dem Theater recht: Gladiator oder Harlekin. Welche Feſte mag der große Dietrich *) in dieſer Runde gegeben haben? Welche die Scaligeri?

---

*) Theoderich der Große, König der Oſtgothen, in deutſchen Liedern Dietrich von Bern (Verona).

Februar.

Den 10ten.

Der Frühling erwacht in der Kampagne. Die weiße Mandelblüthe und die Veilchen ſind ſeine erſten Vorboten. Hier und da zwitſchert ein Sommervogel, und die Lazerten raſcheln durch die Hecken und über das ſonnige Steinpflaſter. In den Villengärten ſcheint die Natur ſchon ein Paar Monate weiter zu ſeyn: Pinien, Zypreſſen, Lorbeerbäume und immergrüne Eichen trotzen der Herrſchaft des Winters, und die Zweige, die ihr Laub mit dem Herbſte verlieren, verbergen ihre Blöße mit Epheu und anderen Wucherpflanzen. Jetzt vereinigt ſich das junge Geſproß mit der alten Belaubung zu einem vollſtändigen Frühlingsbilde. Seltſam ſtechen dagegen die fernen Höhen von Tivoli und der Gipfel des Monte Cavo ab, die noch mit weißem Winter bedeckt ſind. Die grüne Landſchaft mit der heiteren Luft und dem ſchneeigen

Hintergrunde erinnert mich lebhaft an ein kleines Madonnenbild aus Raphaels ſchönſter Periode *), das von dieſer Jahreszeit umgeben iſt. Im Vorgrunde neben der Jungfrau iſt es grün und warm, weiter hinaus ſieht man ein kleines, ſchlankes Bäumchen unbelaubt ſtehen und auf den hinterſten Bergen liegt der Schnee. Aber es iſt nur ein unſicherer Winterſchauer: wenn die Göttliche ſich umwendete, würde er vor ihrem Angeſichte zerſtieben.

---

*) Das ſoll nicht heißen, ſeine letzte. Das angeführte Bild iſt aus der Periode, in der ſeine Eigenthümlichkeit ſich zuerſt aus Peruginiſcher Manier loswand. Das Original befindet ſich im Hauſe Comeſtabile zu Perugia, und alte Kopieen beſitzen das Haus Penna ebendaſelbſt und die Frau von Humbold in Rom.

Den 11ten.

Eine der wahrſten Anekdoten von der naiven Treuherzigkeit der Römerinnen, worin die Prinzeſſin mit der Hökerfrau wetteifert, hat der Engländer Moore in ſeiner Reiſebeſchreibung mitgetheilt, deren Hauptverdienſt Anekdoten ſind. Ein Fremder wird in einer Konverſazione einer jungen ſchönen Dame vorgeſtellt, und im Laufe des Geſpräches ſagt der Herr: Er habe gehört, ſie ſey erſt ſeit Kurzem verheirathet. Si Signore, antwortet ſie, ma il mio marito è vecchio, und nach einer kurzen Pauſe: ah santissima Vergine, quanto è vecchio!

Wer die Römerinnen nicht kennen gelernt hat, dem wird dieſe Anekdote ſeicht ſcheinen. Aber ich bin gewiß nicht der Einzige, der durch ſie in das tiefſte Herz der ſchönen Seufzenden ſchauet. — Poveretta! —

Den 12ten.

Heute war ich mit einigen wohlbewanderten Landsleuten in den Tabernen am Scherbenberge. In den Sommerabenden, vom Auguſt an, werden ſie häufig von den Römern beſucht, und im Oktober ſind hier die Bacchanalien. Die Freunde gaben mir ein anſchauliches Bild dieſer Feſtlichkeiten, indem ſie den grünen Plan und die breiten Eichenſchatten und die langen Bänke der Vorhallen mit Menſchengruppen bevölkerten *), und der Oſte ſchenkte uns dazu von dem alten Albanerweine, den er im vorigen Jahre zu dieſen Gelagen angezapft hatte.

Heute war es ſtill und leer unter den Bäumen und Hallen, denn die Römer haben Faſtenzeit. Nur einige Eſelstreiber zogen vorüber und ließen ſich ein Glas Wein vor die Thür bringen. Ein hübſches Mädchen ſchenkte ein, und die Burſche lächelten ſo bedeutend und geheimnißvoll mit ihr, daß es ſchien, ſie habe ihnen ſchon oft geſchenkt. Mir fiel die Copa Syriſca ein, die friſche, lebendige, bewegliche Elegie, die ich dem

---

*) Daher meine Beſchreibung im ſiebenten Briefe.

Virgil gern gönnen möchte, wenn in der Kritik ein ſolcher Wunſch gelten könnte. Der Tod, welcher die Fröhlichen an dem Ohre zupft, fehlt auch nicht: er kommt von der Pyramide des Ceſtius hergeſchritten. Dieſe letzten Verſe der Elegie könnten ein ſehr geiſtreiches Bildchen geben, auch ohne Antike: der Gedanke iſt ſo romantiſch, wie nur die Todtentänze des Mittelalters.

Den 12ten.

Wenn ich Abends durch die Gaſſen wandre, hör' ich luſtige Ständchen vor den erleuchteten Madonnenbildern ſpielen: zwei, drei und vier Muſikanten mit Schalmeien, Flöten und Dudelſäcken ziehen ſelbander durch die Stadt und bringen den ſteinernen, hölzernen und wächſernen Marien ihre ſchreiende Huldigung dar. Es ſind Kalabreſer Landleute, die mit dem Anfange der Faſtenzeit zu dieſem Geſchäfte nach Rom kommen und bis gegen Oſtern muſiziren. Sie tragen ihren ſpitzen Hut unter dem Arme, auf dem Kopfe haben ſie eine enge runde Mütze, meiſt von rother Farbe, ihr Mantel geht bis an die Kniee und iſt von braunröthlicher Farbe, unter die Füße haben ſie Sandalen gebunden. Hinterdrein ſtrömen Andächtige und Muſikliebhaber, von deren Almoſen und der Gaſtfreiheit der Klöſter die Fremdlinge ſich unterhalten. In den Adventen kommen ſie wieder nach Rom.

Die Piferari (ſo heißen ſie in Rom) ſind abgebildet in Pinelli's Koſtumi, Bl. 23.

Den 20ſten.

Ich glaube, es iſt ein Ausſpruch der Frau von Staël: Wenn die Springbrunnen in Rom verſiegten, würde die Stadt ein Grab ſeyn. Mir iſt die Wahrheit dieſes Gedankens heute recht anſchaulich und überraſchend in den Sinn gedrungen, als ich über den Petersplatz ging und die beiden reichen Fontänen in der Runde des Portikus ohne Waſſer waren. Die Gegend ſchien wüſte und öde, ohne ihr Rauſchen und Plätſchern, die Kirche und der Portikus in Wochentracht, ohne ihre Silberſäulen und ſiebenfarbig ſchillernde Bogen.

Man erzählt von Kaiſer Joſeph folgende Anekdote. Als er zum erſten Male über den Petersplatz fuhr, meinte er, man laſſe die Fontänen ihm zu Ehren ſpringen, und wollte der rauſchenden Waſſerverſchwendung Einhalt thun, indem er dem ihn begleitenden Kardinale dankte und den Fontänen zuwinkte, wie die Offiziere den Soldaten, die nicht in's Gewehr treten ſollen. Die Anekdote mag erfunden ſeyn, aber ſie trägt ein lebendiges Bild des Eindruckes in ſich, den jeder Fremdling auf dieſer Stelle einmal empfunden hat.

Bekanntlich verdankt Rom ſeine unzähligen Springbrunnen den alten Waſſerleitungen. Auf allen Plätzen, in allen Straßen ſprudelt das ſilberklare Waſſer in zierlichen Bogen und Wogen aus Tritonenhörnern, Löwenrachen, Nymphenbrüſten, von zackigen Felſen ſchäumend, in glatten Becken ſchwimmend, und dabei ſteht Neptun mit dem Dreizacke und Moſes mit dem Wunderſtabe, und die Flußgötter liegen in ſegnender Ruhe auf ihren vollen Krügen.

Den 15ten.

Ich ſaß vor der Statue des vatikaniſchen Apollo im Hintergrunde ſeines Gemaches, rechts und links eine Thür, Vorübergehende, Stillſtehende, ſchwatzende Römer, ſtumme Britten. Die kleine Fontäne in der Mitte des Hofes rauſchte gefällig im Sonnenſcheine und lockte manchen Beſchauer aus den kühlen Sälen, von den weißen Steinbildern zu dem luſtigen Spiele der Goldfiſche an das Bekken. Der heitere, warme Sonntag hatte das Muſeum mit Spaziergängern angefüllt, Römer und Römerin zogen Arm in Arm ohne verweilenden Blick an den Bildſäulen vorüber, als luſtwandelten ſie in ihrem Garten. Der Saal mit den Thieren und Ungeheuern ergötzt das gemeine Volk vor allen andern: die Landleute, die aus Rom kommen, erzählen zu Hauſe Wunderdinge von dem farbigen und ſcheckigen Marmor, dem ſpringenden Haſen und dem kriechenden Krebſe. Ein Paar Hirten aus den Abruzzen, noch ganz warm von dieſem ſeltenen Kunſtgenuſſe, öffneten die benachbarte Thür, die in das Gemach des Apollo führt. Eine Mauerecke entzog mich ihren Augen. Der Gott ſtand mit ausgeſtrecktem Arme und dro-

drohendem Blicke vor den Staunenden. Flugs zogen beide ihre Hüte ab, wichen über die Schwelle zurück und guckten ſchüchtern aus beſcheidener Ferne heran. Unverrückt und ſtumm ſtanden ſie da einige Minuten, dann zog der Eine den Andern an der Hand und ſprach: Andiamo, andiamo, ci siamo smarriti. Questo è per il Papa e pe' Cardinali. —

März.

Den 10ten.

Far il Verde iſt der Name eines beliebten Spieles oder Scherzes in Rom. Seine Jahreszeit iſt der anbrechende Frühling, wann Gräſer und Bäume friſches Grün treiben. Dann ſchließt man mit einem Mädchen oder einer Frau den Vertrag zu einem Verde, beſtimmt die Dauer und bedingt die Strafe des Bruches. Nun haben beide Theile daran zu denken, in jedem Augenblicke, zu Hauſe und auf der Straße, ein friſches Geraniumblatt bei ſich zu tragen. Begegnet Einer dem Andern, ſo frägt er: Avete il Verde? und fordert: Fatte vedere il Verde oder Fatte il Verde. Sogleich muß der Gefragte ſein Geraniumblatt zeigen und zum Zeichen der Friſche über eine weiße Mauer oder Säule ſtreichen, oder woran es ſonſt ſichtbar werden kann. Giebt das Blatt keinen grünen Fleck oder hat er es zu Hauſe gelaſſen, ſo muß er die bedungene Strafe zahlen oder ſich dafür verpfänden. Ebenſo ertheilt der Vertrag das Recht, ohne Weiteres in die Stube der Spielgenoſſin einzudringen, ſein grünes Blatt über die Wand zu ſtreichen und von ihr dieſelbe Probe zu heiſchen.

Das Spiel währt gewöhnlich einige Wochen und iſt unter den vornehmen Ständen gebräuchlicher, als im Volke. Der Vertrag ſetzt eine genaue Bekanntſchaft zwiſchen beiden Theilen voraus, oder er ſoll ſie anknüpfen helfen. Mit einem Mädchen kann er daher nicht wohl ohne Einwilligung der Eltern geſchloſſen werden, und da er öfters die Einleitung zu einer Verlobung geworden iſt, ſo ſchickt es ſich nicht, daß eine ledige Dame den Antrag dazu mache. Die Strafe wird nach dem engeren oder weiteren Verhältniſſe der Spieler feſtgeſetzt: hier Küſſe, dort Bonbons oder Sonette. Zuweilen giebt derjenige, der die meiſten Pfänder auszulöſen hat, nach dem Schluſſe des Spieles einen Ball oder ein Souper. Auch die Konverſazionen belebt dieſer geſellige Scherz: Einer ſucht dem Andern das Blatt heimlich zu entwenden und fordert dann die Probe, oder man läßt es gern aus den Händen fallen, wenn die zu zahlende Strafe erträglich iſt.

Den 22ſten.

Bei allen kirchlichen Feſtlichkeiten in Rom hat der fremde Ketzer vor dem einheimiſchen Rechtgläubigen das Vorrecht des Eintrittes. Am auffallendſten erſcheint dieſe Toleranz vor den Pforten der ſixtiniſchen Kapelle, an den Abenden der Aufführung des berühmten Miſerere: hier gilt in dem Drange durch Schweizerlanzen und wälſche Patentdegen eine engliſche und deutſche Phyſiognomie mehr, als römiſche Sterne, und es iſt dies nicht etwa eine Gefälligkeit oder Beſtechlichkeit der Wächter, ſondern ihr ausdrücklicher Befehl. Die fremden Damen erhalten durch die Geſandtſchaften ohne alle Umſtände Eintrittskarten zu den geſchloſſenen Sitzen, welche den Römerinnen ſehr erſchwert werden. So kam es denn, daß die Engländerinnen mehr als zwei Drittheile des weiblichen Publikums in allen Zeremonien der päbſtlichen Kapellen und in dem Verſchlage der Peterskirche ausmachten.

Es iſt ein Pasquill auf dieſe Sitte erſchienen. Pasquino frägt den Marforio: Wo willſt du hin, Bruder, in dem ſchwarzen Kleide und mit dem Patentdegen?

Marforio. Ich gehe nach der Sixtiniſchen Kapelle, um das Miſerere zu hören.

Pasquino. Du gehſt vergebens. Die Schweizer werden dich ſtoßen und die päbſtlichen Kavaliere dich höflich abweiſen.

Marforio. Sey für mich unbeſorgt. Ich werde wohl hineinkommen, denn ich bin geſtern ein Ketzer geworden.

Den 23ſten.

Die Feſtlichkeiten der heiligen Woche ſind von vielen Reiſenden beſchrieben worden. Mir iſt aber unglücklicher Weiſe ſo viel Unfeſtliches in dieſen Tagen durch den Weg gelaufen, daß ich, weil dieſes neuer und unbeachteter iſt, zuerſt davon ſchreiben muß.

Nachdem am Donnerſtage der Segen von der Loggia der Peterskirche herab über das Volk ausgeſprochen worden war, welches unter Geläute und Kanonendonner geſchieht, ſo verſtummten mit dem letzten Worte des Pabſtes alle Glocken und Schlaguhren und die hundert Lampen über dem Grabe des heiligen Petrus wurden ausgelöſcht. Damit nun aber die Lebensordnung durch den gänzlichen Mangel der Stundenſchläge nicht gar zu verwirrt und richtungslos werde, ſo haben die Buben die Sitte eingeführt, mit großen Klappern auf den Straßen umher zu laufen und durch dieſe Inſtrumente den Gang der Zeit anzuzeigen. Die Straßen wimmeln zuweilen von ſolchen laufenden Schlaguhren, die aber, wie es aus dem Übermuthe der Knaben und aus der Natur des Inſtrumentes leicht zu erachten iſt, viel größeren und unfeierlicheren Lärm verurſachen, als die Glocken. In der Tracht des Volks bemerkt man weder Trauer, noch Feſtlichkeit, und der Charfreitag iſt in Rom ein ordentlicher Arbeitstag, den beſonders die Pizzikarole benutzen, um ihre Buden neu aufzuputzen, da das Ende der Faſten herannahet. Am Abend des Charfreitags findet man dieſe Laden illuminirt und mit allerhand Vergoldungen und Kränzen geſchmückt, wobei denn ein Lämmchen, eine Madonna und einige Heilige zwiſchen Butter, Käſe, Wurſt und Federvieh nicht fehlen dürfen. Nur die Soldaten erinnern durch die umgekehrte Gewehrtragung an einen Trauertag, und die vielen Pilger, die ſich mit ihren langen Stäben und ihren Wachstuchkragen von einer Kirche in die andere ſchleppen, an ein hohes Feſt. Die Glockenferien dauern bis zur Mittagsſtunde des Sonnabends: dann giebt die große Glocke von S. Peter das Signal und unverzüglich tönen die Glocken aller Thürme nach. Zu gleicher Zeit brennt das Volk Raketen und kleine Mörſer auf den Straßen und Plätzen ab, aus den Fenſtern und von den Dächern fallen Schüſſe auf Schüſſe, wohl eine halbe Stunde lang dauert das abſcheuliche Knallen und Knattern.

Den 23ſten.

Keinen traurigern Anblick giebt es in und um Rom; als die Ruinen aus der neuen Zeit, die verlaſſenen allmählig zuſammenſinkenden Palläſte, wie die dachloſen Hütten. Die Abnahme des Wohlſtandes und der Bevölkerung hat dieſe Zerſtörungen angerichtet, beſonders in den kleineren Landſtädten. Als ich neulich in Velletri war; nahm ich Herberge im Pallaſte Lancelotti oder Ginetti, den ein ſchmutziger Wirth in Pacht hat. Zerlumpte Facchine treten die ſchönen weißen Marmortreppen aus, die noch jetzt jeder Reiſende als eine Merkwürdigkeit der Stadt zu beſchauen pflegt, die Statuen in der offnen Halle, die jene herrliche Ausſicht auf die Volskergebirge giebt, ſind verſtümmelt und liegen großentheils wie Leichname auf dem ungefegten Boden ausgeſtreckt. In den Bogen bauen die Schwalben, die Baluſtraden ſtürzen allgemach in den Hof hinab, wo der große Springbrunnen ſein Waſſer für Wäſcherinnen und Eſelstreiber verſchwendet. Im Garten verwachſen und verwildern die zierlichen Hecken, die Baſſins ſind ausgetrocknet, man nimmt ſich nicht einmal die

Mühe, Küchengewächſe darüber zu pflanzen, um die wüſten Stellen zu verdecken. In den Sälen ſieht es noch geſpenſtiſcher aus: die rahmloſen Ahnenbilder zerfetzt, die Wappen zerbrochen, ein Paar uralte Möbel in dem großen Raume, und ein Engländer hatte mit Rothſtift eine Reihe Verſe aus Youngs Nachtgedanken an die leeren Wände geſchrieben.

Solche neue Ruinen erregen immer niederſchlagend traurige Gedanken in mir. Die antiken Ruinen erinnern auch an Tod und Untergang, aber feierlich und erhebend. Sie leben durch Schönheit und Größe mit dem neuen Geſchlechte fort, gezeichnet, nachgeahmt, angeſtaunt und beſungen, und die Jugendkraft jedes Frühlings umſchlingt ſie mit friſchen Epheuranken und Blumengewinden. So denken wir kaum daran, daß ſie nicht mehr als Zeitgenoſſen mit uns lebe, daß ihre Zeit ſchon lange begraben iſt, daß ſie deren Denkſteine ſind. Die oben bezeichneten Ruinen hingegen ſind wie friſche Leichen, wenn jene ausgegrabene Aſchenkrüge ſind. Das Geſchlecht, das dieſe Palläſte bewohnt hat, das aus dieſen zuſammenſinkenden Hütten geflüchtet iſt, ſteht uns ganz nahe, faſt als hätten wir es gekannt und geliebt, und die Zerſtörung ſitzt noch in emſiger Arbeit auf dieſen Giebeln und unter dieſen Gewölben. Da iſt kein Troſt in der Gegenwart und in der Zukunft, die aus dieſen Trümmern kein Muſter, keine Belehrung, keinen Genuß entnehmen wird. Die gleißende Ehre unſrer Zeit hat keinen Anſpruch auf Fortdauer in edlen Trümmern. Die Alten baueten recht eigentlich für die Ewigkeit: man möchte ſagen, ihre Gebäude waren auch zu Ruinen entworfen: mag die Bekleidung von ihnen abſinken, ſo liegen die Ziegel ſo glatt und zierlich, in Reyen und Würfeln geordnet, darunter, und Alles, was an ihnen ſtürzt und bricht, bereitet ſich ſelbſt eine ſchöne Zertrümmerung. Wie wird die Herrlichkeit des neuen Roms ſich darſtellen, wenn es ein altes geworden iſt? Nehmt die glänzende Decke von den Palläſten und Tempeln dieſer Zeit herab, reißt die Inſchriften und Wappen herunter, und ich jage keinen Hund von ihren Trümmern.

Den 26ſten.

Und von heut' an ſeyd mir noch ſchöner gegrüßet, ihr Schenken,
Oſterieen, wie euch ſchicklich der Römer benennt!

Eine Tradition unter den deutſchen Malern hat den Namen der Oſterie aufbewahrt, in welcher Göthe das anmuthige Abentheuer erlebte, das er in der funfzehnten römiſchen Elegie beſchrieben hat. Die Oſterie trägt das Zeichen einer goldenen Glocke und liegt auf dem Platze am Theater des Marzellus, unfern dem Ghetto degli Ebrei. Heute wanderte eine Geſellſchaft fröhlicher Deutſcher nach dieſer Schenke, vielleicht mit ſo klaſſiſcher Begeiſterung, als ob ihre unſcheinbaren Mauern die Überbleibſel einer antiken Popina oder Taberna wären. Der Oſte hatte eine Normalgeſtalt und ſtand mit eingeſtemmten Armen neben dem grünen Baume vor ſeiner Halle, die uns mit ihren nackten ſchwarzen Steinwänden und unbehobelten Tafeln und Bänken nicht abſchreckte. Wir ordneten uns nach Burſchenbrauch an einem Tiſche, der Präſes las die römiſchen Elegieen, und der Wein mundete köſtlich auf die Geſundheit des großen, lieben

Meiſters. Wer uns den Ort gezeigt hätte, wo er geſeſſen, und den Fleck, wo der verſchüttete Wein hingefloſſen, der wäre uns heute magnus Apollo geweſen.

Folgendes Gedicht verdankt dieſem Gelage ſeine Entſtehung.

Freunde, wohin ſteht der Sinn?
Nach dem Neuen, nach dem Alten?
Gönnt mir heut mal freies Schalten,
Weil ich juſt bei Laune bin.

Steckt nur keinen Baſi ein,
Keine Pläne laßt mich wittern,
Wollt ihr mich nicht recht erbittern:
Ich will euer Führer ſeyn.

An dem Kapitol vorbei —
Soll es nach dem Forum gehen? —
Fort und fort, nicht umgeſehen
Nach dem Kaiſerkonterfei! *) —

---

*) Die Statue des Marc Aurel auf dem Platze des Kapitols.

Zum Theater des Marzell
Mit dem ſchwarzen Adlerſchilde? *)
Führſt du uns zur Judengilde? —
Aufgeſchaut, wir ſind zur Stell!

Seht die grünen Reiſer hie
Und das Bild der goldnen Glocke!
Sagt nicht, daß ich euch verlocke,
Klaſſiſch iſt die Oſterie.

Klaſſiſch jedes Bechers Rand,
Klaſſiſch Boden, Tiſch und Bänke:
Wißt, es wird die Glockenſchenke
Göthe's Schenke zugenannt!

Zecher, ſchließt das heil'ge Rund!
Wein, Herr Wirth, vom allerbeſten,
Gläſer von den allergrößten,
Flaſchen mit weitoffnem Mund! **)

Solches heiſcht des Feſtes Luſt,
Das wir heute hier begehen:
Soll's nicht im Kalender ſtehen,
Steht es doch in unſrer Bruſt.

---

*) Der Pallaſt in den Mauern des Marzelliſchen Theater wird von dem Preußiſchen Geſandten bewohnt. In der Nähe liegt der Ghetto degli Ebrei.

**) Die Form der römiſchen Normalflaſchen.

Stoßt die erſten Becher an!
Hei, wie innig ſie erklingen!
Noch ein Stoß! dem wir ſie bringen,
Hat's nicht ſanfter hier gethan.

War ja ſtets dem Halben gram,
Und ſomit auch halben Flaſchen,
Allem Liebeln, Skribeln, Naſchen
Und dem Anthologenkram.

Aus des Lebens vollem Flor,
Aus der Erde tiefem Herzen
Sog er *alle* Luſt und Schmerzen,
Keinen Tropfen er verlor.

Hier im Haus iſt er Patron,
Paul und Peter wird's nicht wehren,
Und nach unſres Heilgen Lehren
Müßt ihr's treiben heute ſchon.

Sizt kein Liebchen mir zur Hand,
Daß wir mit dem Saft der Reben
Auf dem Tiſch uns Zeichen geben?
Er macht' uns die Kunſt bekannt.

Elegia horcht am Thor,
Was die deutſchen Zecher ſingen,
Ob ſie ihr wohl Kunde bringen
Von dem Gaſt, den ſie verlor.

Oftmals ſchleicht ſie hier umher,
Wo ſie ihn ſo gern gefunden
In den kühlen Abendſtunden,
Und ihr Blick iſt thränenſchwer.

Quod amamus weit und breit!
Iſt es nicht am Tiberſtrande,
Die ich lieb' im Vaterlande,
Dieſes Glas iſt ihr geweiht.

Treuer Sinn giebt hellen Klang!
Wenn wir hoch die Becher ſchwingen,
Mag's ihr durch die Seele dringen
Mit Muſik und Jubelſang!

Und wer den Pluralis übt,
Leert für Jede einen Becher,
Weil man nur dem weiten Zecher
Auch ein weites Herz vergiebt.

Neue Flaſchen auf den Platz!
Sind wir mit dem Vivat fertig,
Seyd des Pereats gewärtig,
All ihr Brüder Goliaths!

Göthe, großer General,
Laß Dich unſern Simſon nennen,
Der du ihre Saat verbrennen
Thätſt ſo kecklich allzumal!

Pereat, wen das verdrießt!
Und, ſoll's toleranter klingen,
Pereat vor allen Dingen,
Wer ſtatt Kern's die Schale frißt!

Mai.

Den 30ſten.

Geſtern bin ich wieder in Rom eingetroffen. Neapel mit ſeiner rauſchenden Pracht, ſeiner ſchwelgeriſchen Fülle, ſeinen Wundern und Ungeheuern, konnte mich nicht länger feſſeln, als nöthig war, es zu ſehen, und dazu genügten zwei Monate. Nun fühle ich mich um ſo ruhiger in dem ruhigen Rom, und es war eine Freude der Heimkehr, die ich ſeit Jahren zum erſten Male wieder empfand, als ich, herabfahrend von den Höhen der Albanerberge, die weißen Statuen des Laterans aus der dunkelblauen Luft hervorleuchten ſahe. Neapel iſt für uns Nordländer zu ſchön, zu reich, zu üppig: man kömmt aus der Überraſchung und Bewunderung den ganzen Tag nicht heraus, und das wilde Treiben der Natur reißt Einen mit ſich fort durch Unordnungen und Unmäßigkeiten.

Rom trägt auf allen ſeinen Herrlichkeiten und Heiligkeiten die Inſchrift: Nil admirare! Jede Erſcheinung hat hier ihren vernichtenden oder erklärenden Gegenſatz in oder neben ſich: das Neuthum ironiſirt das Alterthum, das Fremde das Einheimiſche, das Profane das Heilige, und umgekehrt. Darin iſt Rom eben einzig und darum findet Jedermann hier das Seinige, wo faſt alle Jahrhunderte und alle Lande der Welt ſich aufbauend oder zerſtörend verherrlicht haben.

Wem ich in dieſen Ausſprüchen unverſtändlich bin, dem möchte ich hier das Pantheon hinſtellen mit ſeinen beiden Glockenthürmen, oder die aus dem Erze des kapitoliniſchen Jupiter zuſammengeſchmolzene Wunderſtatue des heiligen Petrus *), oder das Koliſſeum mit dem Kreuze in der Mitten und den Kapellen an den Seiten, und eine Proceſſion von barmherzigen Brüdern geht ſingend und klingend und knikſend durch die grüne Runde, und der Eremit ſteht mit ſeiner Büchſe bettelnd am Aufgange, und die Ketten der arbeitenden Miſſethäter klappern

---

*) Nach Zoega iſt ſie gar das ungeläuterte Abbild eines römiſchen Senators.

in den dunklen Portiken, und ein Künſtler mit langen Haaren und deutſchem Rocke ſitzt in einer Mauerecke und zeichnet die ganze Szene für die Herzogin von Devonſhire, und draußen zieht ein Haufen Winzer vorüber und ſingt mit eintöniger Stärke:

Roma, Roma, Roma!
Roma non è più com 'era prima.

Den 31ſten.

Am erſten Mai ſtellen die Kinder einen Stuhl vor die Hausthür und ſetzen ein bekränztes Madonnenbildchen darauf. Jeder Vorübergehende wird von ihnen um eine Gabe angeſprochen: iſt es ein Mann, ſo ſingen ſie:

Belli belli Giovanotti,
Che mangiate pasticciotti
E bevete del buon vino,
Un quattrin sull' altarino!

Iſt es eine Frau:

Bella bella Donna,
Un Bajocco alla Madonna!

Iſt es ein Mädchen:

Bella bella Ragazza,
Un quattrin per la pupazza!

An den Kalenden des Mais wurde das Gründungsfeſt des erſten Altares der Lares praestites in allen Häuſern des alten Roms gefeiert. *) Das Lararium mit den kleinen Puppen der Hausgötter darauf war an dieſem Tage mit friſchen Kränzen und Sträußen grün und bunt be-

---

*) S. Ovid. Fast. V. v. 129. seq.

hangen und beſteckt. Man glaubt in dem eben beſchriebenen Kinderſpiele eine Blume auf der Ruine des antiken Feſtes zu erkennen. *)

Die meiſten Kirchen des neuen Roms ſtehen auf antiken Tempeln, und nach gleicher Weiſe ſind chriſtliche Wunderthäter auf heidniſche Heroen, katholiſche Obſervanzen auf römiſchen Aberglauben gepflanzt worden. Wie manchem Jupiter, wie mancher Venus brauchte nur der Kopf abgeſchlagen zu werden, um ein Gegenſtand der chriſtlichen Verehrung zu werden? Ich will einige Beiſpiele aus Rom, die mir eben einfallen, anführen. Zuerſt gedenke ich der Votiva Paries bei den heidniſchen und bei den chriſtlichen Römern und ſuche nach Unterſchieden. Hingen nicht einſt geheilte Augen, Arme und Beine mit ihren Recepten und gemahlten Kurromanen an den Wänden des Äſkulapstempels auf der Tiberinſel, wie jetzt an und neben den Wunderbildern der Madonnen und Heiligen? Die aus Schiffbrüchen erretteten Heiden hingen

---

*) Der erſte Mai wird noch jetzt in Italien, doch nur auf dem Lande, feſtlich begangen und Calendimaggio genannt. Siehe den dritten Band der Lettres sur l'Italie par Castellan. Paris 1819. Brief 38.

einen Tempeſta *) in dem Tempel des Neptun auf, daneben wohl noch ihre naſſen Kleider, oder weihten dem Zeus Redux ein Marmorſchiffchen. Nun opfert der heimkehrende Reiſende dem S. Rocco oder dem S. Antonio Abbate, dem Schützer des Geſpannes, oder irgend einer Madonna die bunte Abbildung ſeines gefährlichen Abentheuers. Auf dem Monte Celio, da wo einſt der Tempel des heimführenden Zeus geſtanden hat, wird heute S. Maria della Navicella angebetet. Vor ihrem Tempelchen hat Pabſt Leo X., ich weiß nicht, ob als Chriſt oder als klaſſiſcher Schwärmer, ein kleines marmornes Schiff aufſtellen laſſen, zum Danke für einen glücklich überſtandenen Sturm. Trümmer antiker Votivſchiffe ſind auf demſelben Boden ausgegraben worden.

Auf der Nordſeite des Palatiniſchen Berges, an der Stelle, wo nach der Sage Romulus und Remus von der Wölfin genährt worden waren, ſtand der Tempel des vergötterten Romulus und darin die Bildſäule der ſäugenden Wölfin. Da-

---

*) Der bekannte Meiſter in Sturmſcenen, nach dem ſeine Gattung ſelbſt benannt wird.

hin trugen die Römerinnen ihre kranken Kinder und ihr Glaube fand Heilung vor dem wunderthätigen Heros. Die Rotunde des heiligen Theodor nimmt jetzt dieſen Platz ein und mit ihm ſind die heroiſchen Heilkräfte des Heiden auf den chriſtlichen Nachfolger übergegangen. Denn nicht anders beten die Mütter für die Geſundheit ihrer ſiechen Kinder heutiges Tages an dem Altare des S. Teodoro, wie vor Jahrhunderten zu dem Gründer ihrer Stadt.

Das Pantheon, den Tempel aller Götter, ſchuf Pabſt Bonifacius zu einem Tempel aller Märtyrer um und begrub acht und zwanzig Fuhren Reliquien unter dem Hochaltare. Die bronzenen Roſetten der Wölbung ließ Pabſt Urban VIII. aus dem Hauſe Barberini abreißen und zu dem Baldachine der Peterskirche, ſeinem Grabmale und Kanonen umgießen, und ſetzte zum Erſatze zwei Glockenthürme vor die Kuppel. Neuerlichſt will Canova gar einen Tempel aller Künſtler aus dem Pantheon machen. Sein Meißel und ſein Geld haben die Niſchen bereits alſo mit marmornen Dichtern, Malern, Bildhauern, Architekten und Muſikern bevölkert, daß für ihn ſelbſt kaum eine Stelle übrig bleiben wird.

Im alten Rom berührte der Prätor oder Konſul das Haupt des Sklaven, der von ſeinem Herren frei gelaſſen wurde, mit einem Stabe, und er war frei von Knechtſchaft. Im neuen Rom thut der Pönitenziarius daſſelbe mit ſeinem Beichtkinde, und es iſt frei von Sünden.

Juni.

Den 10ten.

Heute Morgen erweckte mich Katzengeſchrei und Hundegebell. Ich öffnete meinen Laden und ſahe einen Mann durch die Straße gehen, welcher einen gekrümmten Stab über der Schulter trug, der mit rohem Fleiſche, Lebern, Lungen und Kaldaunen, an beiden Enden zum brechen behängt war. Und um ihn her lief und ſprang ein ganzes Heer von Katzen und Hunden, denen er mit einem großen Meſſer ſeine Waare zerſchnitt und auf das Pflaſter warf. Man öffnete die Hausthüren rechts und links, und die hungerigen Thiere ſtürzten heraus. Der Mann zog langſam vorüber und rief mit lauter Stimme: Il Carnecciaro! Il Carnecciaro!

Mein Diener gab mir folgende Aufklärung. Der Carnecciaro kauft das verdorbene und abgeworfene Fleiſch von den Metzgern zuſammen und füttert damit alle Morgen die Katzen und Hunde ſeines Bezirkes. Dafür zahlt jede Hausfrau monatlich ein Beſtimmtes. Wegen des Geruches ſeiner Waare macht er ſeinen Umgang ſehr frühe, und er mag ſich heute verſpätigt haben.

Der Carnecciaro iſt abgebildet in Pinelli's Coſtumi, Blatt 41.

Den 27ſten.

Als ich dieſen Nachmittag nach der Piazza Navona kam, fand ich den ganzen Markt wie zu einem Schauſpiele mit Menſchen angefüllt. Ich drängte mich vorwärts und erreichte den Gegenſtand des Auflaufes. Ein Mann, wie es an der Kleidung ſchien, aus dem Mittelſtande, ſaß mit zwanghaft aufgerichtetem Haupte und niedergeſchlagenen Blickes auf einer kleinen Bretterbühne. Seine Zunge war, vermittelſt einer Klammer, aus dem Munde herausgezogen, und die Hände hatte man ihm auf dem Rücken zuſammengebunden. Das Volk äußerte Wuth und grauſame Luſt, es ſchrie, ſchimpfte, jubelte. Mit Mühe gelang es mir, ein altes Weib zu einer zuſammenhängenden Erklärung zu bringen. Die verfluchte Zunge, die Sie da aus dem Munde hervorgucken ſehen, hub ſie an, hat auf die gute Madonna geſchmähet und geſchimpft. Aber glücklicher Weiſe hörte es ein braver Mann und meldete den Frevel. Nun empfängt der Abſcheuliche ſeine gerechte Strafe. Ja, er hat eine noch viel härtere verdient. Die gute Madonna! Sie, die keinem Menſchen etwas zu Leide thut, ſondern vielmehr die Armen erquickt und die Kranken heilt und für die Sünder bei ihrem Sohne bittet! — Ja, wenn er ſonſt etwas verbrochen hätte, aus Noth oder im Zorne, und ſollte es auch Mord und Straßenraub ſeyn — denn dazu kann jeder gute Chriſt kommen. Aber ſo von freien Stücken und ſo gräßlich auf die liebe, liebe Madonna zu fluchen! Ah, lingua maledetta, che hai bestemmiato il nome della Santissima Madonna!

Dieſe Stimmung ſchien die allgemeine zu ſeyn. Der Römer hat von Natur außerordentlich viel Gutmüthigkeit und Mitleid. Er vergiebt jedes Verbrechen, das ſich durch irgend eine Leidenſchaft oder durch den Drang der Umſtände entſchuldigen läßt, beſonders wenn es zugleich ein Wageſtück iſt, deſſen Ausführung Muth und Kraft erfordert. Aber tückiſcher Muthwille und feige Laſterhaftigkeit werden von Jedermann verachtet und verfolgt. So zeigt ſich das Verbrechen in Rom faſt immer großartig und natürlich: von kleinen Diebereien, die in Neapel zu Hauſe ſind, hört man hier faſt nichts, aber deſto mehr von Mord und Raub. Der reuige Thäter wird von dem Volke in Schutz genommen, verſteckt, fortgeſchafft, und es iſt hier eine gänge Redensart, zu ſagen: der arme Mann, er hat einen Menſchen ermordet! Dagegen ſagen wir: der arme Mann, er iſt ermordet worden!

Ich frage nicht, welche Grundſätze auf den feſteſten Moralfüßen ſtehen, die römiſchen oder die unſrigen: denn jene klingen ſo natürlich in dem Munde eines leidenſchaftlichen, leichtſinnigen und weichherzigen Völkchens, daß ich nicht den Muth habe, ſie anzugreifen. Auch die Rede meiner alten Berichterſtatterin iſt vielleicht ſo unvernünftig nicht, als ſie denen ſcheinen mag, die ſich über die fremde Religionsmeinung nicht wegzuſetzen vermögen, ohne mit ihrem Urtheile über Unabhängiges daran hängen zu bleiben.

Den 28ſten.

Die Römer rufen ſich mit ihren Taufnamen. Daneben ſind die Spitznamen ſehr in Umlaufe, und oft werden dieſe ſo feſt und allgemein, daß jene darüber ganz vergeſſen werden. Solche Spitznamen haben hier eben keinen Schimpf an ſich, Jeder läßt ſie ſich gefallen und hört darauf. So heißt einer von ſeinem Barte Signor Baffo, von ſeinen Haaren, Signor Biondobiondo, von vielem Sprechen Mezzoprete, von ſeiner Größe Gigante, von ſeiner Brille Signor Occhialini. Mit ſcharfer Beobachtung faßt der Römer die horvorſtechendſte Eigenthümlichkeit oder Sonderbarkeit eines Menſchen auf und tauft ihn danach ohne Spottluſt und Witzkitzel. Nicht ſelten begiebt es ſich, daß man einen und denſelben Spitznamen von verſchiedenen Perſonen empfängt: ſo treffend und ſicher iſt die allgemeine Kritik. Die Fremden, deren barbariſche Namen ohnedies einem römiſchen Munde unausſprechlich ſind, geben dem taufluſtigen Volke beſonders viel zu erfinden. In den Speiſehäuſern hat jeder Ausländer und Unbekannte ſeinen feſtſtehenden Spitznamen. Dieſer wird auf den

Portionenzettel geſchrieben, den man an der Kaſſe ausfertigt, und wenn der Marqueur ihn übergiebt, reißt er gewöhnlich die Ecke des Papieres ab, worauf die ſeltſame Addreſſe ſteht, um bei Neulingen keinen Anſtoß zu erregen.

Worauf gründet ſich zumeiſt dieſe luſtige Gewohnheit? Auf Kindlichkeit, Unbefangenheit der Beobachtung, Äußerlichkeit, Bilderſucht? Die älteſten Eigennamen der Völker gehören großentheils in die Klaſſe der Spitznamen. Die erwachſeneren Menſchen bezeichneten ſich öfter nach Geſchäften, Wohnorten, Würden und Rechten. Die lateiniſche Sprache iſt ſehr reich an Namen aus der erſten Bildung, wie die bekannten: Naſo, Flaccus, Rufus, Varus, Caligula, Fronto, Paetus, Catulus, Aviola, Labeo und ſo faſt alle Cognomina.

Wieder eine Antiquität im neuen Rom!

Den 29ſten.

Auch ein Prieſteranekdötchen, und ein wahres! Eine gute Frau in Rom, die als Wirthin und Gaſthalterin mehrere deutſche und engliſche Ketzer als ehrſame und tugendhafte Leute kennen gelernt hatte, fragte neulich ihren Beichtvater: ob es denn wahr ſey, daß alle dieſe armen Fremdlinge dereinſt in den ewigen Flammen brennen würden. Sie könne das kaum begreifen und habe oft ihr ſtilles Wunder über das ſittſame und chriſtliche Leben der Ketzer, das manchem Römer wohl zum Beiſpiele dienen dürfe. Der Prieſter verwies ihr ſolchen Aberwitz und ſprach: Der Ketzer iſt ſchon in der Mutter Leibe ein unbeſtreitbares Eigenthum des Teufels: daher kömmt es denn, daß er weniger von dem Feinde heimgeſucht und gequält wird, als wir Chriſten, deren Seelen erſt durch Miſſethaten und Gottloſigkeiten der himmliſchen Glückſeligkeit verluſtig gemacht werden müſſen. Freue dich alſo nicht der guten Thaten und Sitten der Ketzer: ſie ſind eben die ſicherſten Pfänder ihrer unwiderruflichen Verdammung: und ärgere dich auch nicht an den Auserwählten, die da oft ſtraucheln und fallen im Kampfe mit dem Verſucher.

Die ſind die Lieblinge Gottes, die der Teufel am eifrigſten verfolgt: die Ketzer greift er höchſtens einmal aus Muthwillen und Zeitvertreib an: ihre Seelen ſind ihm gewiß genug.

Als Seitenſtück dieſer Anecdote gebe ich die buchſtäbliche Abſchrift eines Gebetes, das in Rom und Neapel als fliegendes Blatt verkauft wird.

Copia di una Orazione ritrovata nel S. Sepolcro di Nostro Signor Gesù Cristo in Gerusalemme, la quale conservò da Sua Santità e da Carlo V. ne' loro Oratorj in cassa d' Argento.

Desiderosa S. Elisabetta, Regina d'Ungheria, S. Metilde e S. Brigida sapere alcune cose della Passione di Gesù Cristo, fecero particolari Orazioni, alle quali apparve G. C. favellando con ciascheduna di esse così.

Serve mie dilette, sappiate, che i soldati armati furono 125. Quelli che mi condussero legato, furono 23. Gli esecutori di giustizia furono 33. I pugni mi diedero nella testa 30. Preso nell' Orto per levarmi da

terra mi diedero calci 105. Colpi di mano nella testa e nel petto furono 108. Colpi nelle spalle 30. Fui strascinato con corta e per i capelli 23 volte. Sputi nella faccia 30. Battiture 6666. Nel corpo 110 piaghe. Nella testa buchi 100. Mi diedero un urtone mortale nella Croce. Stetti in alto per i capelli due ore ed ad un tempo mandai 129 sospiri. Fui strascinato e stirato per la barba 23 volte. Punture di spine nella testa 100. Spine mortali nella fronte 3. Sputi nella faccia 150. Piaghe che mi furono fatte da 1000. I soldati che mi condussero furono 108. Quelli che mi giudicarono furono 5. Le goccie di sangue, che sparsi, furono 3 milioni ottomila e quattrocento trenta.

Chi ogni giorno reciterà sette Pater Noster ed Ave Maria per lo spazio di dodici anni continui, per compire il numero delle goccie di Sangue, che sparsi, gli concedo cinque grazie.

Prima, Indulgenza plenaria e Remissione di tutt' i peccati.

Secondo, sarà libero dalle pene del Purgatorio.

Terza, se morisse avanti gli 12 anni, sarà come gli avesse compiti.

Quarta, sarà come se fosse martire e spargesse il sangue per la Santa Fede.

Quinta, verrò jo da Cielo in terra per l'anima tua e per quella de' tuoi parenti fino alla quarta generazione.

Chi porterà seco questa Orazione non morrà annegato, nè di mala morte o di morte improvisa, sarà libero dal contaggio e dalle saette, non morrà senza confessione, sarà libero da suoi nemici e del poter della giustizia e da tutt' i suoi malevoli e falsi testimonj.

Le donne, che in parto non potessero partorire, tenendola adosso, partoriranno subito ed usciranno da pericolo.

Nella casa, ove sarà questa Orazione, non vi saranno tradimenti, ne altre cose cattive e quaranta giorni avanti la sua morte vedrà la Beatissima Vergine Maria.

Un certo Capitano viaggiando vidde una testa spicata dal corpo; parlò quel capo reciso: Giacchè vi portate, o passaggiero, in Barcellona, conducetemi un confessore, acciò possa confessarmi, essendo tre giorni, che da latri ed assassini sono stato ucciso, nè posso morire, se non mi confesso. Condotto in detto luogo dal Capitano un Confessore, la testa vivente si confessò ed indi spirò, e trovandogli addosso questa sì spiegata Orazione.

Questa Orazione è stata approvata da varj Tribunali della Santa Inquisizione e dalli Regni di Spagna.

Si reciteranno dunque sette Pater ed Ave per le Anime Benedette, e si possono applicare per quelle Anime, che gli siano più a cuore.

Napoli 1815. Nella Stamperia di Severino - Con permesso de' Superiori.

Juli.

Albano, den 17ten.

Zwei Burſche ſtehen in Fechterſtellung einander gegenüber, mit offenem Munde und blitzenden Augen. Aber ſtatt der Waffen ſtrecken ſie die Fingerſpitzen aus und Einer guckt wild und gierig nach des Andern Händen und ſchreit eine Zahl aus. Zuſchauer haben einen Kreis um ſie geſchloſſen.

Das Spiel, das unſer Paar treibt, heißt la Mora oder la Morra und wird von dem Volke in Rom und auf dem Lande mit Leidenſchaft geſpielt. Es hat folgende Regeln. Die Spieler ſtrecken gleichzeitig eine beliebige Anzahl Finger gegen einander aus, und wer ihre geſammte Anzahl zuerſt richtig ausruft, gewinnt: ohne Aufenthalt geht es dann weiter, Schlag auf Schlag, immer ſchneller und ſchneller, immer lauter und lauter. Der Vortheil iſt der, daß man ſtets die Zahl der eigenen Finger wohl im Kopfe habe und ſie nicht ohne ſicheren Willen in das Blaue hinausſtrecke, ſo daß man nur auf die Hände des Gegners zu ſehen braucht und deſſen Finger hinzu zu zählen. Freilich aber erlaubt die raſche Folge kein Bedenken, und es giebt kein Spiel, das eine größere Geiſtesſchnelligkeit erfordert, als die Morra. Daher iſt ſie dem Italiener eigenthümlich, und kein Nordländer mag es darin mit ihm aufnehmen.

Die Morra iſt abgebildet in Pinelli's Gruppen, Blatt 13.

Die Ausführlichkeit, mit der ich dieſes Spiel beſchreibe, mag ihre Entſchuldigung in ſeinem klaſſiſchen Alterthume finden. Schon Varro kennt es *) unter dem Namen Micare (digistis) und beim Cicero iſt bereits ein Sprüchwort von demſelben zu leſen: ein grundehrlicher Mann heißt: dignus, quicum in tenebris mices. **) Denn dieſes Spiel wurde nicht allein zum Zeitvertreibe geübt, ſondern auch als Loos gebraucht, beſonders zur Entſcheidung von Handelsuneinigkeiten. Kaiſer Auguſtus ließ zwei Schuldige, Vater und Sohn, durch die Micatio um Tod und Leben loſen. *)

---

*) Varro apud Non. 4. n. 303.

**) Cic. Off. III. 19.

Das Kinderſpiel Ludere par impar, das zu den Steckenpferden gehört, muß nicht mit dem Micare verwechſelt werden. Wenn Kaiſer Auguſtus es zu ſpielen pflegte, ſo ſchreiben wir es auf Rechnung ſeines Geſchmacks an hübſchen kleinen Kindern. **)

Die Morra wird auch in Frankreich, beſonders in den ſüdlichen Provinzen, geſpielt und heißt dort la Mourre. In Deutſchland habe ich ſie nirgends gefunden: aber das alte Spiel: Fingerlein ſnellen, das der lateiniſchen Benennung ganz entſpricht, war ſicher die Morra der Italiener. Siehe Büſching's Wöchentliche Nachrichten 1816. Erſter Band. Seite 209 und 374.

---

*) Suet. Aug. 44. Einigen mag dieſes Loos für ein Spiel zu ernſthaft geſchienen haben: daher die Leſart: dimicare.

**) Suet. Aug. 71 und 83.

Den 24ſten.

Der Nationalſtolz des Italieners iſt ſelten weiter, als die Stadtmauern, in denen er wohnt: ja, es giebt noch engeren. So ſind z. B. die Traſteveriner in Rom über die Maßen eingebildet auf ihr ungemiſchtes Quiritenblut und verachten in ihrer Armuth und Niedrigkeit die hohen Herrſchaften des anderen Tiberufers. Es iſt noch nicht lange her, daß eine Heirath zwiſchen einem echten Traſteveriner und einer Fremden nicht ohne ſeine Schande geſchloſſen werden konnte. Zur Fremde gehört aber Alles, was über dem Fluſſe und auf der anderen Seite außer den Mauern wohnt. Albano weiß ſich ſehr viel damit, die Mutterſtadt der großen Roma zu ſeyn, *) Velletri nennt ſich die Vaterſtadt des Kaiſers Auguſtus. Als ich neulich in Cori **) war, erzählte mir unſre Wirthin, daß ich die Ehre hätte, in einer Stadt zu ſeyn, die ſiebenhundert Jahre älter wäre, als Rom, und einſtmals über das ganze Land des Pabſtes geherrſcht hätte. Ich möchte alſo die ſchlechten Straßen und niedrigen Häuſer nicht verachten. Das gebietet denn auch die ſtolze Inſchrift Senatus Populusque etc. über den Thoren der unſcheinbaren Landſtädtchen und Flecken des römiſchen Staates.

---

*) Vergleiche den ſiebenten Brief.

**) Das Cora der Alten.

So wird alle nationale Begeiſterung aus der antiken Vorzeit geſchöpft, und wo dieſe nicht groß und prächtig genug iſt, wird ſie von dem Volke romantiſch aufgeſtutzt. Daher die wunderlichen Sagen aus der Urgeſchichte der kleinen italieniſchen Städte, von denen eine Menge im Munde des Volkes lebt, wie z. B. die vom Ringe des Äneas in Civita la Vigna, andere in alten Chroniken aufbehalten ſind, wie z. B. die von Orvieto (Urbs veterum) und Fieſole im Villani. In Cori hörte ich folgende Sage von einem nahegelegenen Orte Civita la Penna erzählen: Eine ſchöne Nymphe wurde von einem heidniſchen Mohrenkönige verfolgt, der einſtmals über die Gebirge von Cori und Norba *) herrſchte. Sie rannte von Cori bis an den ſteilen Abhang von Civita la

---

*) Das Norma der Alten.

Penna und als ſie den Heiden hinter ſich raſen hörte, ſprang ſie von der Höhe hinab und ward im Thale zu einem See, der bis heute den Namen La Nymfa führt. Es iſt der See, aus dem ein Fluß quillt, der ſich durch die pontiniſchen Sümpfe ſchlängelt und den die Alten Nymphäus nannten.

Den 25ſten.

Es iſt eine vielfach bewährte Bemerkung, daß in der Zeit der Bußen und Faſten die meiſten Laſter und Verbrechen unter den Römern geübt werden. Faſt jede überlegte Mordthat, und was ſonſt zum Blutgerüſte führt, fällt in ſolche Perioden. Dagegen hört man ſelten von Ausſchweifungen und Entweihungen bei Feſten und Spielen: die Freude läutert dieſes Volk, beſänftigt ſeine argen Leidenſchaften und erhebt es.

Dieſe Erſcheinung giebt wichtigen Stoff des Nachdenkens und der Vergleichung mit nordiſchen Völkern, bei welcher vielleicht der Römer gewinnt.

Römiſche Haus- und Lebensregeln für Stadt und Land.

I proverbi non fallano
E i pensieri non riescono.

A mezzo Gennajo metti l'operajo.
Febrajo piovoso riesce assai lucroso.
Marzo asciutto, grano per tutto.
Aprile temperato non è mai ingrato.
Di Maggio fresco mai mi rincresco.
Secco di Giugno, la falce impugno.
Di Luglio ardente mieti incontinente.
Sole d'Agosto rende l'uomo indisposto.
Settembre con gran frutti è causa di gran lutti.
Ottobre vario alla sanità contrario.
Di Novembre a S. Martino ogni mosto è fatto vino.
Decembre agghiacciato non dev 'esser disprezzato.

In Gennajo e Febrajo tienti al Pollajo,
In Marzo e Aprile al Capretto gentile,
In Maggio e Giugno all' erbette col grugno,
In Luglio e Agosto al Pollastrello arrosto,
Nel Settembre e Ottobre a Lepri con sapore,
Di Novembre e Decembre a buon Vitello sempre.

Ora da dormire.

Quattro o cinque al Viandante,
Cinque o sei allo Studente,
Sette o otto ad altra gente,
Tutte sono al Vecchio buone,
Nove o dieci al Dormiglione,
E chi più dorme è gran poltrone.

La Cucina piccola fa la Casa grande.
Lo stomaco digiuno non spreggia cibo alcuno.
Chi al letto con la sete và, si leva la mattina con sanità.
Per ben mangiare convien digiunare.
Al gusto guasto non è buono alcun pasto.
Chi vuol con piacere mangiare non veda cucinare.
Carne giovine e Pesce vecchio.
Al fico l'acqua e alla pera il vino.

Guardati da Alchimista povero,
Da Medico ammalato,
Da subita collera,
Da matto attizzato,
Da odio de' Signori,
Da compagnia de' Traditori,
Da can, che non abbaja,
Da uom, che non parla,

Da praticar con ladri,
Da osteria nuova,
Da puttana vecchia,
Da opinion de' Giudici,
Da dubitation de' Medici,
Da recipe de' Speziali,
Da Cetera de' Notari,
Da malizie de' donne,
Da lagrime de' puttane,
Da bugie de' Mercanti,
Da ladri di casa,
Da serva ritornata,
Da furor di popolo.

La Trinità della Sapienza.

Tre sorte di persone sono odiose:
Il povero superbo,
Il ricco avaro,
Il vecchio pazzo.

Tre sorte d' uomini da fuggire:
Cantori,
Vecchi,
Innamorati.

Tre cose imbrattano la casa:
Galline,
Cani,
Donne.

Tre cose fanno gli uomini accorti:
Un innamorato,
Una questione,
Una lite

Tre cose conservano l'amico:
Onorarlo in presenza,
Lodarlo in assenza,
Ajutarlo ne' bisogni.

Tre cose sono desiderabili:
Sanità,
Buona fama,
Ricchezze.

Tre cose da morire:
Aspettare e non venire,
Star a letto e non dormire,
Servire e non gradire.

Tre cose godono:
Il gallo del Mugnajo,
Il gatto del Beccajo,
Il garzone dell' Oste.

Amore e Matrimonio.

Amore è amaro.

La Donna e il Vino imbriaca il grande e il piccino.

I fatti sono maschj e le parole femine.

La donna ride quando puole
E piange quando vuole.

Donne e galline
Danno fastidio alle vicine.

Donna che dona difficilmente è buona,
Donna che piglia è nell altrui artiglia.

Nè amor, nè signoria
Non voglion compagnia.

Il fuoco d'amor è fuoco d'inferno,
Chi v'entra una sol volta arde in eterno.

Le donne non danno altro in dono ch'il danno.

L'amor di donna è come il vino nel fiasco,
La sera buono e la mattina è guasto.

Donna virtuosa non sa star oziosa,
Donna prudente è una gioja evidente.

Uomo e donna in stretto luogo
Sembra paglia appresso al fuogo.

Interesse più che amore
Suol legar donnesco cuore.

Le belle senza dote trovano più amanti che mariti.

Nelle donne il secreto divien un fragil vetro.

Bellezza disdegnosa è una bella odiosa cosa.

Mancan gli amori, restano i dolori.

Donna

Donna che resiste all' oro
Vale più ch' un gran tesoro.

La donna è come il cristallo,
S'ella urta, da in fallo.

Donna che parlamenta è come una piazza mezza persa.

Una bella donna è l'inferno dell' anima e il purgatorio della borsa.

Moglie e Magistrato dal Cielo è destinato.

Moglie magra e dote grassa fa ch' ognuno se la passa.

Per la prima moglie pazienza,
Per la seconda penitenza.

Chi piglia moglie per denari, spesso sposa lite e guai.

Chi non vuol entrar in guai,
Non pigli moglie mai.

Chi ha bel cavallo e bella moglie,
Non sta mai senza doglie.

Femina, Vino e Cavallo,
Mercanzia di fallo.

I cornuti son peggio de' facchini,
Portan le corna e non han mai quattrini.

Auguſt.

Albano und Rom.

Ein Nachtrag.

Es iſt in der Beilage zum achten Briefe von der Villa des Kaiſers Hadrian unter Tivoli, als dem antiken Vorbilde der modernen Parks, geſprochen worden. Der Garten bei dem goldenen Hauſe des Nero kann ihr die Ehre der Originalität ſtreitig machen. Tacitus beſchreibt ihn folgendermaßen im 42ten Kapitel des 15ten Buches der Annalen:

„Übrigens benutzte Nero die Trümmern ſeiner Vaterſtadt und ließ ein Haus erbauen, in welchem Gold und Edelſteine, ſchon gewöhnlich und durch Luxus gemein geworden, nicht ſo ſehr Bewunderung erregen ſollten, als die Fluren und Seen, und hier die Wildniſſen ähnlichen Wälder, dort die offenen Strecken und Ausſichten. Meiſter und Erfinder waren Severus und Celer, welche Geiſt und Kühnheit genug beſaßen, um auch das, was die Natur verſagt hatte, durch Kunſt zu verſuchen, und mit den Mitteln des Fürſten ihr Spiel zu treiben."

Umſtändlicher iſt die Beſchreibung des Sueton, im Nero, Kap. 31, aber mehr auf die Größe und Pracht der Gebäude bezüglich, als auf den Charakter des Gartens. Den See vor dem Hauſe vergleicht er einem Meere, und darüber hinaus ſetzt er Fluren, wechſelnd in Feldern, Weingärten, Wieſen und Wäldern, die von allerlei Vieh und Wild belebt wurden. Auch kann Martial verglichen werden, (De Spect. 2.) zu deſſen Zeiten die ganze Schöpfung des Nero ſchon wieder zerſtört war.

Einige charakteriſtiſche Redensarten der Römer.

Auf das Nießen einer verheiratheten Frau wird in Rom gegrüßt: Figlj maschj! Die Frau dankt, und der Gruß ſetzt bloß häusliche Bekanntſchaft, keines Weges Vertraulichkeit voraus.

Wenn man einen Römer um etwas bittet, ſo bejahet er mit dem Worte: Padrone, oder vollſtändiger: Lei è padrone: Sie ſind Herr darüber. Iſt er recht höflich, ſo ſagt er wohl Padronissimo, doch iſt dieſer letzte Ausdruck nur bei dem gemeinern Volke gebräuchlich. Das Wort Padrone wird übrigens auch als Gegengruß gebraucht, wie das Deutſche: Ich danke.

Von römiſchen Trägheitsausdrücken ſind die ſtehenden: Che so io? Chi sa? Non so che dire. Ho capito. Son cose grosse.*) Dazu kommen noch die unzähligen Ah und Eh, die mit Achſelzucken und Kopfdrehungen begleitet, allgemeinverſtändliche Antworten abgeben, bald bejahende, bald verneinende, bald aus dem Wege gehende, je nachdem Ton und Geſicht ſie modifiziren.

Die ſchönen Einladungsformeln: Lei ha le chiavi della mia casa oder: Lei è padrone della mia casa, kommen allmählig aus der Mode der vornehmen Hauptſtädter. Aber ſie gelten noch überall im Mittelſtande und in den Landſtädten.

---

*) Vergleiche Moritz Reiſe. Band III. S. 61.

La mancia und la buona grazia ſind gewiſſermaßen unüberſetzliche Wörter, weil ſie nur durch die eigenthümliche Sitte des Landes ganz erklärt werden können. Trinkgeld entſpricht ihnen nicht immer; denn der Poſtillon, dem man ſein gebührendes Trinkgeld, der Platzbediente, dem man das bedungene Tagegeld, der Aufwärter, dem man das wöchentliche Lohn giebt, dieſe und ähnliche Leute, die in Deutſchland ein für allemal mit einem Trinkgelde abgefertigt werden, ſtrecken hier die Hand noch einmal aus und verlangen la mancia oder la buona grazia. Aufgebracht ſagt der Deutſche: Du haſt ja deine Mancia empfangen; aber der Italiener bittet um Entſchuldigung und verſichert: Questo era il debito della sua Eccellenza, era il nostro accordo, ma adesso domando la sua buona grazia. Giebt man nun wenig oder viel, ſo zuckt der Burſche wohl noch die Achſeln und ſagt: È poco, Eccellenza! Dann ruft man ihm zu: Basta! und er zieht den Hut und dankt auf das höflichſte. Dieſe Mancia iſt übrigens faſt auch ſchon wieder zur Gebühr geworden, und auch der Eigenthümer eines Wagens oder eines Pferdes, der den Fremden fährt oder ihm ſattelt und zäumt, fordert ſie für ſich, ſo daß vielleicht bald ein dritter Anſpruch nöthig ſeyn wird, um die buona grazia des Reiſenden zu erkennen.

Den 8ten.

Man hat es dem guten Winkelmann ſehr übel genommen, daß er, aus Italien nach Deutſchland zurückkehrend, ſich nicht allein mit den hohen Spitzdächern, ſondern auch mit den Geſichtern der Deutſchen nicht ausſöhnen konnte. Die Charakterloſigkeit der Fremdlingsgeſichter iſt ſelbſt ſchon in Rom auffallend, wo man doch Leute von Charakter darunter ſuchen möchte. Die römiſche Geſichtsbildung iſt faſt durchaus beſtimmt, ganz, ungeſtört: das Laſter, wie die Tugend, Fähigkeiten und Mängel des Geiſtes drücken ſich ſicher und unverſchämt in der Phyſiognomie aus. Bei uns tragen die Geſichter öfter den Charakter des Standes und Verhältniſſes, als den der reinen Menſchlichkeit. Ich möchte dieſe Geſichter Uniformgeſichter nennen. Gerümpfte Naſen, vorſtehende Unterlippen, geſpitzte Mäulchen und dergleichen erben, wie in Familien, ſo in Ständen fort, und man kann den Offizier, den Hofmann, den Magiſter auch ohne Degen, Orden und Perrücke, bloß an der Naſe erkennen. Es verſteht ſich, daß hier nur vom Mittelgute die Rede ſeyn kann, aber das iſt ja überall das häufigſte und beliebteſte. Das Menſchliche, das klar und rückſichtslos durch den Stempel des Titels, Ordens, Geſchäftes durchzuleuchten wagt, wird leicht verdächtig und gilt für unſchicklich und ſonderbar. In Rom bildet die Natur das Geſicht, und läßt ſich ihre Arbeit durch keine Schule, keine Kaſte, keine Sekte verpfuſchen: nur die Geiſtlichkeit lernt ſich ihre Geſichter auch hier ſelbſt zuſchneiden.

Den 9ten.

Selten verläuft ſich eine litterariſche Neuigkeit aus Deutſchland nach Rom. Deſto wunderlicher und wichtiger ſprechen ſich daher die verirrten Fremdlinge aus. So findet man jetzt faſt in allen römiſchen Blättern die Nachricht von dem Erfolge, den die Sappho des Wiener Dichters Grillparzer in ſeiner Vaterſtadt errungen hat, etwa in folgenden Ausdrücken: Die romantiſche Sekte (setta romantica) in Deutſchland iſt durch die Tragödie des jungen Dichters Grillparzer (Gripalzero) förmlich geſtürzt. Die Sappho, die den ungetheilten Beifall des gebildeten und ungebildeten Publikums gewonnen hat, iſt dennoch weder ſhakeſpeariſch, noch kalderoniſch, noch hat ſie etwas perſiſches oder altnationales an ſich, ſondern folgt pünktlichſt den Regeln des Ariſtoteles und der klaſſiſch gebildeten Neueren. Bekanntlich entzündet ſich in Italien ſelbſt, beſonders in Mailand, ein Zwiſt zwiſchen romantiſchen und klaſſiſchen Dichtern, deren Unterſchied aber freilich bis jetzt faſt nur in den Gegenſtänden der poetiſchen Behandlung beſteht, indem die Romantiker ſich zu dem Heiligen, die Klaſſiſchen zu dem Profanen halten. **Monti** gilt für den Heros der letzten Parthei.

Den 19ten.

Die fliegenden Marionettentheater heißen in Rom Casotti di Burattini.*) Ein ſchmales, etwas über Mannsgröße hohes Geſtell, das auf vier leichten hölzernen Eckpfeilern ſteht und rings herum mit bunter Leinwand verſchlagen iſt, ſo daß es einen vierſeitigen Thurm bildet, heißt Casotto. Es iſt mit einem eben ſo leichten Dache bedeckt, das ſich nach hinten herabſenkt, ſo daß die Fronte des Thurmes höher iſt, als die Rückſeite. Dafür iſt aber die Wand der Fronte durch eine Öffnung unterbrochen, die den oberſten Raum unter dem Dache einnimmt, etwa eine Elle hoch. Dieſe Öffnung bildet die Scene, die von unten her belebt und bewegt wird. Denn der Puppenſpieler ſteht in dem Thurme, als unſichtbarer Lenker und Sprecher, und iſt das Spiel vorbei, ſo ſchiebt er die eine Wand hinweg und tritt heraus. Sein Gefährte nimmt alsdann das Theater auf die Schulter und wandert eine Straße weiter.

Auf einem Platze oder wo mehrere Straßen zuſammenſtoßen, wird Halt gemacht. Der Träger ſetzt das Häuschen nieder, der Direktor kriecht hinein, und alsbald hört man allerlei wunderliches Geſchrei von Hähnen, Hunden, Katzen und Mäuſen hinter der Leinwand. Dazu ſchreiet der Träger: Ahi, ahi, belli Signori e belle Donne! Venite presto a vedere e a udire la più graziosa commedia, che si possa trovar per tutta l'Italia. So ſammeln ſich nach und nach einige Kinder, die Mägde und Mütter laufen ihnen nach, zu den Weibern geſellen ſich Männer: das Publikum iſt fertig. Nun ſpringt Harlekin plötzlich aus der Tiefe hervor, verneigt ſich und eröffnet das Stück. Ich habe öfters höchſt originelle und witzige Reden von ihm gehört, und dem Direktor muß man immer nachſagen, daß er ſeine Puppen mit vieler Gewandtheit und Sicherheit regiert, und die wechſelnden Stimmen und Stimmchen der Greiſe und Jünglinge, der Herren und Diener, der Männer und Weiber hoch und tief, hell und gedämpft auf das bewundernswürdigſte nachzumachen weiß, der einleitenden Thierſtimmen gar nicht zu gedenken. Iſt das Spiel zu Ende, ſo geht der Träger mit einem Blechtellerchen umher und ſammelt die Bajokken ein, deren Summe manchmal nicht das kleinſte Silberſtück erreicht.

---

*) Abgebildet in Pinelli's Gruppen, Bl. 10.

Neulich ſah ich eine noch kompendiöſere und vollſtändigere Komödie. Ein Mann mit einer Violine ſpielte das Orcheſter, die Sänger und die Sängerinnen, die Sprecher und Statiſten einer heroiſchen Oper, und als er als erſter Liebhaber ſich erſtochen hatte, zog er einen ſeiner Kittel aus, warf ihn über die Schulter und trug ſich ſelbſt zu Grabe.

Den 22ſten.

Die päbſtliche Regierung hat wieder angefangen, mit den Räubern in den ſabiniſchen, äquiſchen und volskiſchen Gebirgen zu unterhandeln, und bietet Pardon über Pardon aus. Ihre Proklamazionen, in den väterlichſten und liebreichſten Ausdrücken abgefaßt, kleben an allen Palläſten und Straßenecken, und rufen die Verirrten aus den wilden Gebirgen in den Schooß des Friedens und der Gnade herab. Aber wenige kommen, und die Römer meinen, die Regierung habe es mit den Räubern verdorben und gegen Einige, die ſich in Vertrauen auf die verheißene Gnade ergaben, nicht nach Wort und Recht gehandelt. Nunmehr traue man dem Pardon nicht ganz.

Die Wahrheit dieſes Vorwurfs muß hier unentſchieden bleiben. Doch läßt ſich für die päbſtliche Regierung anführen, daß dieſe Wortbrüchigkeit ganz gegen ihren Charakter und Grundſatz ſeyn würde. Vielmehr bedient ſie ſich der begnadigten Straßenräuber zu Polizeybeamten und Gensdarmen, um durch ſie in die Pläne und Schlupfwinkel ihrer ehemaligen Genoſſen einzudringen und dieſe zu vereiteln und zu zerſtören. Oft wird die überlieferung einer beſtimmten Anzahl von Genoſſen ſogar zur Bedingung der Gnade gemacht, und der künftige Rang in der Polizei oder Gensdarmerie nach der Größe und Wichtigkeit des geleiſteten Verraths beſtimmt.

So ſchwankt die päbſtliche Regierung in ihrer Sorge für die öffentliche Sicherheit auf eine höchſt unwürdige Weiſe zwiſchen Strenge und Milde, iſt in keiner Maßregel durchgreifend und beſtändig, untergräbt die Moral der Bürger durch Zweideutigkeit ihres Verfahrens, und entehrt ihre eigene Polizei durch angeſtellten Räuberauswurf. Die Räuber ſelbſt macht die ſich nicht lange treu bleibende Milde keines Weges zur Buße geneigt, ſondern vielmehr übermüthig, weil ſie ſich für gefürchtet, für unbezwinglich halten: bricht aber die Strenge wiederum gegen ſie los, ſo meinen ſie, man thue ihnen zu viel und werden ſtarrſinnig, wie Unterdrückte; ſehen ſie nun gar, wie die heilige Statthalterſchaft mit den Verräthern, mit den ſchlechteſten ihrer Genoſſen unterhandelt und zu Ränken und Liſten zuſammentritt, ſo verliert die öffentliche Gerechtigkeit allen Glauben und alle Ehre bei ihnen, und ſie meinen nun recht eigentlich die

Verfechter des Menſchenrechts und Heroen der Freiheit zu ſeyn.

Eine ſolche romantiſche Verblendung, die jedoch nicht ohne wirkliche innere Erhebung bleiben kann, findet ſich in dem Charakter faſt aller bedeutenden Straßenräuber Italiens. Aus ihr erklärt ſich ein gewiſſer Stolz und eine Eitelkeit in Namen *), Kleidern **) und auch in der Handlungsweiſe, die nach Großmuth ſtrebt, Gefahren ſucht, und kleine kampfloſe Beute verſchmäht. Ein berühmter Räuberhauptmann in den Abruzzen, deſſen Namen ich vergeſſen habe, ſoll ſich für den ſchönſten Mann in Italien halten und aus Übermuth der Eitelkeit neulich dem Pabſte ſein Porträt geſchickt haben, obgleich er wohl einſehen mußte, wie nachtheilig dieſer Scherz ihm werden könnte. Macht ſich nun zuweilen die niedrige Raubgier in ſolchen Naturen geltend, ſo giebt dies die wunderlichſten Kontraſte.

Ich ſpreche hier nur von den ſtehenden Straßenräuberbanden, nicht von den gelegentlichen Räubern, welche die Noth und der Hunger auf die

---

*) Sie nennen ſich z. B. Bergfürſten, Flurkönige u. ſ. w.

**) Siehe den Nachtrag.

Landſtraße treibt, den Reiſenden aufzulauern und ſie zu plündern. Noth bricht Eiſen überall, und Hunger thut weh auch im Kirchenſtaate. Deswegen dürfen wir dieſe in einem römiſchen Sittengemälde ganz überſehen. Die Räuber von Stand und Namen treiben ſich in größeren und kleineren Banden, vornämlich in den Sabiniſchen und Volskiſchen Gebirgen und in den Abruzzen umher, bis an die neapolitaniſchen Gränzen, ſo daß ihnen, wenn von einer Seite eine Verfolgung drängt, das Nachbarland als Zufluchtsort offen ſteht. Seit dem letzten Gouvernement der Öſterreicher hat man in Neapel angefangen, ernſte und beſtändige Maßregeln für die Sicherheit des Landes zu treffen: man hat die Landſtraßen mit Soldaten beſetzt, Wachthäuſer von Meile zu Meile errichtet und größere Garniſonen in die Gebirgsſtädte gelegt. Dadurch ſind viele Räuber in das römiſche Gebiet getrieben worden, die vordem um die Gränzen ſchwärmten, und durch ihre Ausbreitung iſt ſelbſt das Albanergebirge bis nach Fraskati unſicher geworden. Eine Zeitlang wagte kein Fremder ohne Eskorte nach Tivoli zu fahren, weil ſchon auf halbem Wege einige reiche Landeigenthümer aufgefangen worden waren, die mit dem ſchwerſten Löſegelde ihre Freiheit und ihr Leben von den Räubern erkaufen mußten. Der Prinz von Canino, Lucian Bonaparte, wurde in der Nacht auf ſeinem Landhauſe bei Fraſkati von der Bande des De Ceſaris überfallen und ſein Sekretär ſtatt ſeiner in der Dunkelheit entführt.

Es ſcheint, daß dieſes Einfangen reicher einheimiſcher Signori den Räubern jetzt für ehrenvoller und einträglicher gilt, als das Ausplündern der Reiſenden. Wenigſtens hört man ſeit einiger Zeit ſeltener von Straßenraub ſprechen, als von ſolcher Kaperei. Der Gefangene wird gezwungen, an ſeine Familie oder an einen Geſchäftsführer zu ſchreiben, und das auferlegte Löſegeld auf das dringendſte zu fordern, daß es in voller Summe zu einer beſtimmten Stunde an einen beſtimmten Ort geſchafft werde. Dabei wird das gewiſſenhafteſte Stillſchweigen eingeſchärft und die pünktlichſte Befolgung aller Aufträge. Denn das Leben des Schreibers müſſe für jede Verletzung und Verfehlung haften.

Die Räuberhelden des Tages ſind Barbone und De Ceſaris, beide die Hauptleute großer Banden. Erſterer beunruhigte beſonders die Gegenden von Terracina bis in das neapolitaniſche

Gebiet und ging durch den Mund des Volks als ein edler, großmüthiger, wagehälſiger Mann von unbeſchreiblicher Schönheit. Und in der That hat ein wohlhabendes Mädchen aus Terracina ihm Begnadigung in Rom ausgewirkt und ihn bewogen, ſich zu ergeben. An einem und demſelben Tage hat er ſich ausgeliefert und die Hochzeit mit ſeiner Erretterin gefeiert. So höre ich die Römer erzählen, aber es iſt der Sage nicht zu trauen, die auf neue Lieblingshelden gern die Tugenden und Großthaten andrer Zeiten und Perſonen überträgt; und es iſt merkwürdig, wie ſehr die Römer ihre Räuberhauptleute in Ehren halten und von ihnen eingenommen ſind, ja ſich faſt breit mit dieſen Landsleuten machen. Dieſe Neigung ſpricht ſich ſo unverhohlen aus, daß man es wagt, Szenen aus dem Leben des Barbone und De Ceſaris auf die Volksbühne zu bringen, natürlich mit veränderten Namen und Lokalitäten. Ein ſolches Stück ſah ich neulich auf dem Teatro della Pace mit dem ungetheilteſten Beifall darſtellen. Der Räuberhauptmann trat als Märtyrer auf, als ein Opfer verblendeter Gerechtigkeit, und hielt in langen Monologen die prächtigſten moraliſchen Vorleſungen. In die Handlung aber waren viele Anekdoten eingewebt, die das Volk ſich von den genännten Tageshelden erzählt, und in den Schlachten, die das Militär gegen die Bande lieferte, triumphirte dieſe ſtets, und die Soldaten wurden gefangen oder dergeſtalt in die Flucht gejagt, daß ſie Gewehre und Patrontaſchen auf der Bühne zurücklaſſen mußten. Die luſtige Maske, der Harlekin, war ein Polizeibeamter, der durch die wunderlichen Spiele des Schickſals bis zu den Füßen des Räuberhauptmanns geführt wurde, der ihn gnädiger Weiſe zu ſeinem Geheimſchreiber ernannte. Der Lärm endigte mit einem öffentlichen Pardon und einer Hochzeit, gerade wie in der eben erzählten Geſchichte des Barbone. — Wie kann die Regierung ſolche Schauſpiele dulden?

Mit De Ceſaris hat ſich in dieſen Tagen eine ſchauderhafte Geſchichte zugetragen. Seine ſehr zahlreiche Bande trieb ſich in der letzten Zeit bei Froſinone und Ferentino umher und hielt ſich lange faſt ganz ruhig. Auch ergaben ſich mehrere ſeiner Räuber der päbſtlichen Gnade, unter andern zwei vertraute Kameraden des Hauptmanns. Er ſelbſt blieb taub gegen den ausgerufenen Pardon, und die Regierung fing nun ſogar an, in beſondere Unterhandlungen mit ihm zu treten und ihm die vortheilhafteſten Bedingungen darzubieten. Die beiden Vertrauten des De Ceſaris waren unterdeſſen in die päbſtliche Polizei aufgenommen worden und dienten als Räuberſpione mit dem beſten Erfolg. De Ceſaris, der wohl wußte, was er von ihren Nachſtellungen zu befürchten haben würde, wenn die Regierung anfinge, ernſtliche Maßregeln gegen ihn zu ergreifen, kündigte nun plötzlich ſeine Ergebung an und beſtimmte Stunde und Ort, wo er ſich und ſeine Waffen überliefern wollte. Die beiden Kameraden und eine Eſkorte von Soldaten, die ebenfalls ſeit Kurzem aus der Bande des De Ceſaris getreten waren und jetzt als Garniſon in den beunruhigten Bergſtädten ſtanden, wurden beordert, den reuigen Miſſethäter freundlich und friedlich in Empfang zu nehmen, und ſie erſchienen zu beſtimmter Stunde auf dem Platze der Zuſammenkunft. Alsbald fallen aus einer nahen Bergſchlucht zwei Schüſſe und ſtrecken die beiden Polizeibeamten zu Boden. Die Soldaten ergreifen die Flucht und retten ſich und ihre halbtodten Führer nach Froſinone.

Doch dieſe waren ſo gut getroffen worden, daß ſie nur als Leichen die Stadt erreichten. In Froſinone ſaß die Familie des De Ceſaris, Weib, Kinder und Brüder, fünf an der Zahl, eingekerkert, zum Theil unüberwieſen, zum Theil ſchon dem Alter nach unſchuldig und ſtraflos. Von Rache getrieben, oder vielleicht, daß perſönlicher Haß gegen De Ceſaris oder natürliche Grauſamkeit, durch das geſehne Blut aufgeregt, ſie entflammte, ſtürmen ſie auf das Gefängniß ein, und locken dem wachthabenden Offizier, theils durch Drohungen, theils durch Betrug, den Schlüſſel aus den Händen. Sofort dringen ſie in den Kerker der Unglücklichen ein und morden ſie alle ohne Verzug. Alsdann tragen ſie die Leichen wie im Triumphe heraus und legen ſie als Sühnopfer zu ihren Kameraden auf den Markt nieder.

Jetzt erſt gingen ihnen die Augen auf und ſie erkannten die Strafbarkeit ihrer That. Kurz entſchloſſen flohen ſie alſo in die Berge, deren Schlupfwinkel ihnen noch nicht unbekannt geworden ſeyn konnten. De Ceſaris aber, empört über den grauſamen Mord der Seinigen, fing wieder an zu brennen, zu rauben und zu ſchlachten.

Die hier mitgetheilte Geſchichte iſt in dem ganzen Rom ſo verbreitet und wird überall ſo ſicher und unverändert erzählt, daß die Regierung ſie ſchweigend anerkennt, wenn ſie die Vorgänge nicht offiziell widerlegt oder berichtigt. Ich habe ſie nicht zurückweiſen wollen, weil ſie ſelbſt als allgemeine Volksſage in meinem Tagebuche ihren Platz verdient. Iſt ſie aber vollſtändig gegründet, ſo giebt es kein warnenderes Beiſpiel von den unglückſeligen Folgen, welche das päbſtliche Verfahren gegen die Räuber nach ſich ziehen kann.

Ein Nachtrag.

Eine der neueſten römiſchen Räubergeſchichten, die auch in Deutſchland genau bekannt geworden iſt, weil einige Deutſche darin verwickelt waren, iſt der Überfall der Villa des **Barons von Rumohr** bei **Olevano**[*], am 16ten Juni 1819. Der Plan war darauf angelegt geweſen, den Baron zu fangen, der als wohlhabend bekannt war, und für den man alſo ein bedeutendes Löſegeld erwarten durfte. Doch entging dieſer durch ſeine Beſonnenheit der Gefahr, und die Räuber ſchleppten zur Entſchädigung einen jungen Landſchaftsmaler, der eben zum Beſuche bei dem Baron war, und den Sohn des Hauswirthes aus Olevano mit ſich. Für dieſe forderten die Räuber anfänglich 10,000 Skudi, ließen ſich aber nachmals mit 1350 für den Olevaneſer abfinden. Den Maler entließen ſie ohne Löſegeld mit Händedruck und Kuß.

Das Auguſtheft der Zeitung für die elegante Welt enthält eine ausführliche Erzählung dieſer Begebenheit, aus dem Munde des gefangenen

---

[*] Eine nicht unbedeutende Bergſtadt, gegen 13 Stunden von Rom, zwiſchen **Paleſtrina** und **Subiaco**.

Malers mitgetheilt. Ich entlehne daraus einige wenige charakteriſtiſche Züge des Räuberlebens, und beſonders ſolche, die für die oben gegebenen Umriſſe erklärend und ausführend ſind.

Das Ausſehen des Hauptmanns wird folgendermaßen beſchrieben: „Er trug einen runden ſpitzigen Hut mit hohem Knaufe, geſchmückt mit rothen Bändern und bunten Blumen; er hatte einen ſtarken ſchwarzen Schnurrbart, gewaltigen Backenbart und neben den Ohren zwei ſchwarze Locken, übrigens den Kopf geſchoren; ſchwere Ohrringe von Gold, nackten Hals und Bruſt, letztere ſtark behaart; um den Hals Corallenſchnüre und eine von Perlen, woran ein Kruzifix hing von ſchwarzem Ebenholz mit einem Chriſtus von Gold; die Weſte, die kurze Jacke und kurzen Beinkleidern von grünem Sammet, erſtere mit ſilbernen Knöpfchen in drei Reihen beſetzt. Im ledernen Gurt ſteckten ringsum die Patronen, vorn der Dolch, das Heft von ſchwarzem Horn, mit Silber eingelegt.

Am Gurt bemerkte ich auf der meſſingenen Schließe das Wappen des Pabſtes. So zierten auch ſeine Bruſt eine Anzahl Amulete und Heiligenbilder, und es iſt nicht undenkbar, daß er unter Anrufung derſelben ſein ſchreckliches Tagewerk beginnt.

Über die Schulter hing die Kugelbüchſe und ein lederner Riemen mit grüner Seide geſtickt, in welchem ein ſilberner Löffel und eine Gabel ſteckten. Statt der Schuhe trug er Sandalen, mit Schnüren befeſtigt, welche ſich bis ans Knie hinaufwanden. Er mochte ein Mann von 35 Jahren ſeyn, und die Andern nannten ihn Nicola.“

Von der Lebensweiſe der Räuber wird unter Andern berichtet: „Zum Nachtlager ward eine muldenförmige Einſenkung der Berge auserſehn. Das erſte war, daß die einen Feuer anmachten, die andern von einer nicht fern von da weidenden Heerde ein Kalb holten und abzogen, um es zu braten.

Damit wurde es aber kurzweg ſo gehalten. Man legte die Fleiſchſtücke ins Feuer, und wenn ſie auf der einen Seite gar ſchienen, ſo wendete man ſie um.

Nach einigen Stunden kam ein Schäfer, welcher etwas Wein und einige Pagnotten *) brachte.

---

*) Kleine Brote.

Die Räuber ſchienen überall ihre Bekannten und Vertrauten zu haben, Spione, Zuträger, Vertrödler und andere Halbſpitzbuben, durch welche ſie mit der civiliſirten Welt in Rapport blieben.

Nun ging es ans Eſſen, und ich muß, der Wahrheit zur Steuer, anführen, daß ich meinen rechten Theil, und zwar immer zuerſt bekam.

Der Räuberhauptmann bemerkte während des Eſſens bei dem Schäfer ein Gebetbuch, Santa Croce betitelt; er ließ es ſich geben und ſagte zu mir: Du kannſt leſen, bet' uns einmal daraus vor.

Ich that ſeinen Willen und las ein Gebet. Die Gauner nahmen ihre Hüte ab, und bezeugten, beſonders der Hauptmann, viel Andacht; er ſeufzte häufig und küßte einmal über das andere das Kruzifix, das er vorn an der Bruſt hängen hatte, ja, er war ſo erbaut durch mein Vorleſen, daß er fünf ſolcher Gebetbücher von den Einwohnern von Olevano requiriren ließ.

Er ſaß die meiſte Zeit in ſich gekehrt, finſter da, ſeufzte zuweilen tief, während die übrigen ſich munter und luſtig gebehrdeten, und ſprach wenig. Es war überhaupt ſichtbar, daß er ihnen imponirte. Dabei erſchien er mir als der

Wachſamſte und Thätigſte unter ihnen, der auch namentlich die Hut wie jeder andere verrichtete, wenn ihn die Reihe traf.

Es mochte Nachts 9 Uhr seyn, als zwei Bauern von Olevano auf einem Pferde Schinken, Brot und Käſe, nebſt einem Fäßchen Wein brachten. Nun gings an ein Zechen. Das Kalb wurde vollends gebraten, diesmal jedoch mit mehr Geſchick. Sie ſteckten nämlich die Stücke an die eiſernen Ladeſtöcke, und drehten ſie ſo über dem Feuer herum.

Auch ich wurde als Bratenwender angeſtellt, dagegen aber auch mit Auszeichnung bewirthet, indem mir immer der erſte Trunk und der beſte Biſſen dargereicht wurde.

Die Bauern mußten die Nacht über da bleiben. Es ward auf dieſer Höhe nach dem anhaltenden Regen ziemlich kalt. Auf dem naſſen Boden, um ein Feuer gelagert, das uns nur theilweiſe erwärmte, fühlten wir alle Froſt. Die Räuber ſuchten ſich mit Springen und Tanzen zu erwärmen, auch mich ergriffen ſie bei den Händen und ſagten: Es macht friſch, Federico, komm laß uns tanzen! Ich Armer mußte nun tanzen, ſo wenig ich auch dazu geſtimmt war.

Indeſſen war es nicht mehr weit von Mitternacht, die Wache war ausgeſtellt, die Andern hatten ſich wieder um das Feuer gelagert, um zu ſchlafen.“ —

„— Ein junger Geſelle von etwa zwanzig Jahren, ein ſchöner kräftiger Burſche, lag neben mir. Er ſuchte mich zu ermuntern: Fürchte dich nicht, Friedrich, ſagte er, wir thun dir nichts zu Leide, wir laſſen dich wieder fort. Dann mußte ich ihm von meinem Vaterlande, vom Kriege, von der Artillerie erzählen.

Auf einmal unterbrach er mich mit der Frage: Höre, Federico, haſt du wirklich kein Geld mehr?

Gewiß, antwortete ich, ich habe nichts mehr, als dieſe zwei Skudi und etwas kleine Münze, wenn du dieſe willſt, ſo kannſt du ſie nehmen.

Nein, ich will ſie nicht, ſagte er, behalte ſie immer, du kannſt damit nach Rom zehren.“ —

„— Am Morgen zog der Hauptmann ſein langes blankes Meſſer hervor und wandte ſich mit den Worten an mich: Sonderbar, daß die Roſtflecken vom Menſchenblut nicht herausgehen.

Du biſt Soldat geweſen: wie macht ihr's doch, daß ihr euer Zeug immer ſo blank erhaltet?

Ich ſagte ihm, wir putzten unſre Waffen gewöhnlich mit Ziegelmehl und Eſſig. Ich wills mir merken, erwiederte er, wog das Meſſer ganz behaglich in der Hand, und fuhr dann, während er mir damit gegen den Unterleib manövrirte, als wenn er einen Stoß machen wollte, mit Banditenluſt fort: Ha, wie es gut in der Hand liegt! Dies Meſſer fehlt nicht, hat noch nie gefehlt; damit habe ich ſchon Manchen blaß gemacht.“ —

„ — Er ſpielte noch lange mit ſeinem Mordſtahl, betrachtete ihn mit Behaglichkeit, faßte ihn dann an der Spitze, warf ihn in die Höhe, daß er in der Luft umſchlug, und fing ihn mit großem Geſchick am Hefte wieder auf.

Er gefiel ſich dabei und forderte, ich ſollt' es ihm nachmachen. Ich lehnte es ab, produzirte aber dagegen ein anderes Kunſtſtück, wo auf die eine Seite der Meſſerklinge ein kleines Papierchen geklebt wird, und dann durch ſchnelles Wenden des Heftes, aus Täuſchung bald auf beiden Seiten eines zu kleben ſcheint, bald auf keiner. Den Geſellen gefiel dieſe Spielerei, und ſie begriffen Anfangs nicht, wie es damit zugehe. Dem Hauptmann verrieth ich das Geheimniß; er machte es nach und hatte ſeine Freude daran.

So kam es nach und nach zu einiger Vertraulichkeit unter uns. Beſonders ſchloß ſich der ſchon erwähnte junge Räuber an mich an, ſprach mir tröſtliche Worte zu, und verſicherte mich, nur der Wirthsſohn werde die Zeche bezahlen müſſen. Auch der ſonſt finſtere Räuberhauptmann ließ ſich einmal heraus: Friedrich, du biſt mir wirklich ins Herz gewachſen!

Auf ſolchen Sonnenſchein verfinſterte es ſich aber bald nur um ſo ſtärker. Als nämlich die Kunde kam, daß ſich von unten her Soldaten blicken ließen, wurden wir Beide mit Stricken gebunden, auf den Boden gelegt und bedroht: Euer Leben haftet uns für das unſrige. Wenn uns die Soldaten angreifen, ſo ſeyd ihr verloren. Wir bringen euch um!“ —

„— Die Räuber bekamen Luſt, Proben meiner Kunſt zu ſehen: ſie verlangten alſo, von mir gezeichnet zu werden. Ich nahm ein Stückchen Kohle vom Boden, ſpitzte es zu, und fing an, auf einige Blättchen weißes Papier, das ich noch bei mir hatte, die Umriſſe derſelben, ſo gut ſichs thun ließ, zu zeichnen. Mit einigen der Skizzen waren die Räuber zufrieden, und ſteckten ſie zu ſich, eine der Zeichnungen gaben ſie aber mit der Ausſtellung zurück, ſie ſey ſchief und verzerrt, wie auch wirklich nicht zu läugnen war.“ —

„— Die Bande ſprach mir zu, mit ihnen zu kommen und bei ihnen zu bleiben. Ich ſollte ein gutes Leben haben. Sie beſäßen auch ſchöne Gemälde, die ſie reiſenden Engländern auf der Straße abgenommen. Einmal, erzählten ſie, hätten ſie einen Engländer mit einer bildſchönen Dame auf der Landſtraße aufgehoben und mit ſich fortgeführt. Von Baumäſten hätten ſie ihr einen Tiſch und eine Bank gemacht, und überhaupt alles Mögliche gethan, ſie zu erheitern, denn die Frau ſey gar zu ſchön und artig geweſen; aber ſie habe doch nie luſtig werden wollen.

Wir gehen nur auf die Straße, fuhren ſie fort, wenn wir keine beſſere Geſchäfte zu machen wiſſen. Es giebt wenig aus, 300 bis 400 Skudi, Ringe, Doſen, Uhren und dergl. iſt Alles, was wir erwerben.

Was ich noch weiter aus ihrer Unterhaltung erfahr, war, daß ihre Bande 50 Mann ſtark iſt, welche ſich alle drei Monate verſammeln, um ſich gemeinſam zu erluſtigen. Die Hauptzuſammenkunft ſey aber am Neujahrstage, da gehe es hoch her, es fänden ſich auch Weiber und Mädchen ein, es werde getanzt und gezecht, und dies Leben daure acht Tage.“

September.

Reiſe nach Florenz.

Zuſätze und Nachträge.

In einem römiſchen Lebensgemälde, das ſich noch dazu mit Vorliebe an das gemeine Volk hält, darf eine Haderſzene nicht fehlen, die ja auch meiſtentheils auf öffentlicher Straße dargeſtellt die Beobachtung jedes Reiſenden in Anſpruch nimmt. Selbſt die ehlichen Wortkämpfe werden häufiger vor den Thüren geliefert, als in den vier Wänden, die dem Römer nun einmal, ſo in Freude, wie in Leid, zu eng ſind. Mögen die Nachbarn und Nachbarinnen Zeugen ſeyn von meinem Rechte, meint der Mann und die Frau, mögen ſie auch meinen Triumph ſehen, meinen Witz belachen und meine Beredſamkeit bewundern! — Eine ſolche Streitſzene vor dem Publikum der lieben Nachbarſchaft ſtellt das folgende

Gedicht dar, das ſowohl in den Motiven, als auch in dem Ausdrucke ſehr charakteriſtiſch iſt, freilich aber auch eben ſo gemein. Die Römer werden ſich ja wohl nicht darüber zu beſchweren haben, daß ich die Gemeinheiten ihres Lebens in meiner Schilderung mehr als billig habe hervortreten laſſen, und der Deutſche entſchuldige die Niederträchtigkeiten mit ihrer Wahrheit, oder betrachte das Gedicht bloß als eine Probe der gemeinſten Volksſprache, die ſchon durch die vielen lokalen Schimpfwörter einen linguiſtiſchen Werth hat.

Dialogo curioso fra il marito e la moglie, ed ambedue non hanno voglia di lavorare.

Marito.

Considerate i miei travagli e guai,
Che sono in casa mia divento matto.
Non riposo la notte, il giorno mai,
Non posso più, son disperato affatto.
Li miei tormenti son cresciuti assai,
Non tengo più salute, son disfatto,
Una vita patisco dolorosa,
La moglie è la cagione di ogni cosa.

Moglie.

Taci balordo, e lascia a me parlare;
Altro non ho da te, che gran strapazzi;
In vece di portarmi da mangiare,
Festeggi con gli amici e ti solazzi.
Tu dall' Oste ten vai sempre a giocare
Ed io combatto con li miei ragazzi.
Donne, la mia disgrazia avete udito,
Questa è la gran fortuna, aver marito.

Marito.

Sempre vuoi litigar, cagna rabbiosa;
Già il vicinato tutto si lamenta;
Non sei donna, ma serpe velenosa,
Che con più si fa, manco sei contenta.
Mandasti in precipizio ogni cosa,
Lorda, sciocca, ignorante e poco attenta!
Uomini, che mi state quì d'intorno,
Queste son le moglie d' oggi giorno.

Moglie.

Così va detto, indegno, infame, ingrato!
Non ti ricordi più della mia dote?
Te la mangiasti sì, lupo rabbiato,
Le tue bricconerie a me son note;
Di tutt' i miglior panni m'ai spogliato,
Le camere co' mobili son vuote:
Donne, per carità attente state,
Quando vedete uomini, scappate.

Marito.

Rammenta or le tue pazzie ancora,
Quando in casa ci stava la farina,
Come una mercantessa, mia Signora,
Regalavi il Parente e la vicina;
Legno, vino, pagnotte, e sale ognora
Tu donavi alla mamma alla cugina.
Adesso è dover provar le doglie:
Uomini, che vi par di questa moglie?

Moglie.

Se tu giudizio avevi, e lavoravi,
La casa da par tuo la mantenevi,
E se tutta la robba non spregavi,
In questa forma non ti riducevi.
Mi tocca faticar peggio dei schiavi,
Il veleno per te convien ch'io bevi,
Non sei capace di comprarmi un' ovo;
Donne, che bel marito mi ritrovo!

Marito.

Ma se tu sei poltrona, e sei da poco,
Non sai far nulla, non sai cucinare,
Accendere non sai nemmeno il fuoco,
E come vuoi che porti da mangiare?
Mi toccarebbe a me a fare il Cuoco,
Questa fatica non la voglio fare,
Dal Pasticciere sempre sono andato,
Uomini, o bella moglie ch' ho trovato!

Moglie.

Come ho da cucinare, o malandrino?
Non vedi che tu sei un stolto, un pazzo?
In cucina vi è un sol pignattino,
Che ci faccio la pappa al mio ragazzo.
Tre giorni fa, tenevo un caldarino,
Credo che ti rendea tropp' imbarazzo,
Lo vendesti a un Ebreo per un testone;
Donne, sto mio marito è un gran barone.

Marito.

Signora, gentil donna della Piazza,
Barattatemi un pò questa moneta,
Vecchia matta, ci vuol far da ragazza,
Non ha camicia, e vuol vestir di seta.
Ti chiamano in Bologna la pupazza,
La bella parigina di Gaeta:
Vuoi far l'amore, e trovi tanti guai,
Uomini, la mia moglie è brutta assai.

Moglie.

Bel giovinetto e vago narcisino,
Tutte le donne ti verranno appresso,
La statua tu mi sembri di Pasquino,
Da Marforio pigliasti il bel riflesso,
Fratel carnale sei del Babbuino,
Non sei buono a stufato, e manco a lesso,
Vanne, mi sei venuto tanto a noja,
Mariti di tal sorte andate al boja!

Marito.

La Moglie fastidiosa è una gran pena,
Chi non la prova, non la crede certo.
Il povero marito alla catena
Vorrebbero tenere nel deserto.
Se volete breviare questa scena,
Faremo fra di noi un buon concerto,
Uomini, dico a voi, non vi scordate,
La moglie impertinente bastonate.

Italieniſche Witzſpiele.

Die italieniſche Sprache, die ſich gefällt, in Bildern und Vergleichungen zu ſpielen, iſt ſehr reich an ſpitzfündigen Fragen, Antwortverdrehungen, zweideutigen Aufgaben, verfänglichen Deutungen und Wortſcherzen aller Art, die man unter den Rubriken Sentenze, Proverbii, Mottetti, Indovinelli, Oracoli, Bisticci u. ſ. w. in Volksbüchern gedruckt findet, meiſtentheils als Anhänge zu Anekdotenſammlungen. Manche dieſer Witzſpiele ſcheinen ſehr alt zu ſeyn, erhalten ſich aber immer noch friſch im Volke, das nicht müde wird, ſie zu belachen. In größeren Kreiſen vertreten ſie die Unterhaltung, die bei uns Pfänderſpiele und Fragekarten geben, und die Freiheit der italieniſchen Geſelligkeit macht ſich bei ihnen auf das glänzendſte geltend.

Einige Beiſpiele werden nicht unwillkommen ſeyn.

Indovinelli.

La pancia mia sopra d'un altra appoggio
E al pertuggio poi la mano metto,
Nel tasteggiar io provo tal diletto,
Ch' altra dolcezza in cuore non alloggio.

È la Chitarra, ch'il sonatore tiene appoggiata sopra la sua pancia, mentre la pizzica e tasteggia.

Io ve lo voglio dir nel primo verso,
Per non tenervi a bada fin domani:
Nasco dal capo, e passo per le mani,
Ed esco dalla fessa per traverso.

È il verso, che nasce dal capo, passa per la mano, che lo scrive, ma non può la penna scriverlo, se non è fessa.

Quesiti.

Qual' è la femina più debole?

Quella che ad ogni picciolo urto ti cade adosso.

Qual' è la più timida?

Quella che ha paura a dormir sola.

Qual' è il miglior rimedio per chi ha la vista corta?

L'invidia, perchè aggrandisce tutte le cose.

Qual' è l'uomo, che dopo morte è più rincresciuto d'ogn' altro?

Quello che lascia molti debiti.

Qual' è il più cattivo artefice?

Il Bottaro, perchè fa d'un dritto un torto.

Come si può annegarsi senza morire?

Maritandosi con cattivo marito (cattiva moglie.)

Vestire e alloggiare.

Io vestirei Amore d'un abito incarnato, mentre non gli dispiace la carne.

Io vestirei Amore con una rete, che è tutta occhi, acciochè, essendo Amore un cieco, diventasse un' Argo.

Io alloggierei Amore in casa d'un Falegname, perchè si compiace di far Cornici.

Io lo porrei con un Fabro, perchè dov' è Amore, bisogna che vi siano de' martelli, che v' abboudi il fuoco, e che non vi manchino catene.

Oracoli.

Pria che di moglie ponerti al periglio,
Dall' Oracolo prendi il buon consiglio.

Se bella — Pericolo.
Se deforme — Tormento.
Se ricca — Insolente.
Se povera — Mendica.
Se dotta — Commanderà.
Se ignorante — Consumerà.
Se giovane — Dispendio.
Se vecchia — Impedimento.

Pria che di marito ponerti al periglio,
Dall' Oracolo prendi il buon consiglio.

Se giovane — Vagabondo.
Se di mezza età — Geloso.

Se vecchio — Impotente.
Se bello — D'altri.
Se brutto — Schifabile.
Se dotto — Impertinente.
Se ignorante — Intrattabile.
Se ricco — Avaro.
Se povero — Affamato.
Se iracondo — Furioso e tiranno.

Chi vuol marito ed aver pace seco,
Lo prenda muto e cieco.

Dubbj legali.

Un Contadino aveva posto a rasciugare al sole alcune semenze di Cavoli. Venne un Gallo del suo Vicino, che ben pasciuto delle predette semenze andò in un Campo d'un altro a scaricare il ventre e ne nacque un grosso Cavolo.

A chi ragionevolmente apparteneva il Cavolo? Al Padrone delle semenze, a quello del Gallo, o all' altro del Terreno dove fu piantato?

Diceva il Padrone del Gallo: Se il mio Gallo non ce l'avesse seminato, non sarebbe nato.

Diceva quell' altro: S'io non avessi prestato le semenze, indarno il Gallo avrebbe piantato.

E se io non avessi dato il terreno, replicava il terzo, non sarebbe nato il Cavolo.

Adesso giudicatene!

La legge è chiara, la ragione è della parte del Padrone del Campo, dove fu seminato, perchè non possiamo fabricare in fundo alieno.

Una persona pisciando al muro, dopo d'aver ben bevuto, faceva ps ps ps, onde un Cane ivi vicino, credendo per quel strepito d'esser chiamato dal Padrone, si pose a correre. Un Asino slegato impauritosi per il correre del Cane, urtò in una gran Corba di Vetri, ch' erano al Mercato, e li ruppe.

Chi doveva pagare i Vetri rotti? Quello che ha pisciato, il Padrone dell' Asino, o del Cane?

Diceva quello, ch' aveva pisciato: Quando dovessi essere sottoposto a questi danni, mi piscierei più tosto per l'avvenire ne' calzoni.

Il Padrone del Cane diceva, che il correre era il di lui naturale.

Quello dell' Asino incolpava il Cane, che spaventato l'aveva.

Ma il povero uomo dai vetri sosteneva esser venuto al publico mercato per vendere, come s' accostumava, e che gli dovevano essere rimborsati i suoi danni.

Cosa ne dite?

A questo caso ha proveduto la legge. Il Padrone è sottoposto per la bestia, e perciò s'egli avesse legato l' Asino, non sarebbe successo il disconcio. Per questo si deve aver cura degl' Animali, che dannificar possono.

Panegirici bisticciosi.

Il Vino nasce dalla vite, perchè da la vita. I fanciulli, che a pena nati sono, gridano va va va, che vuol dire uva, che è lo stesso ch' il Vino.

Il Vino vanta un 'antica nobiltà, chi prendo l'istoria del suo principio dalle sacre carte: per essere nobile viene chiamato generoso, che è una virtù specifica della nobiltà. Che però se viene calpestato dal piede, egli vola al capo, facendo per vendetta vacillare i piedi. Per esser grande, gli monta ad alto, ed ha fumo, avendo ragione d'esser superbo, non solo per esser nobile ma anche libero, perchè fa parlar libero e veste per il più di rosso.

Scherzi etimologici.

Oste.

Hostis vuol dire in latino **Inimico.** E fu con questo nome battezzato il Vinattiere, dopo che con l'acqua battezzò il Vino.

Divino.

O sia biondo o porporino,
Stemprato dal Corallo o dal Rubino,
Se l'uomo è pien **di Vino** egl' è **divino.**

Varii Bisticci.

L' ancilla del Baccante.

Seguo Bacco, amando l'ubriaco, sono sua ancilla, seben vacilla. Egli è costante, benchè non stante, è un Baccante traboccante. Quando in testa ha vino, vi attesto ch' egli è un indovino divino. Non gli cale ch' il boccale, e non è mesto, s' è pien di mosto.

Cosa conviene alla Donna?

La Donna è Donna, quando dona, quando manda seben non si addimanda. Siete mite, se m'amate. Dama ch' ama regala con gala. Tocca a voi il dare, a me nol dire. Aggradirò, nè lo dirò, e non solo di voi bene dirò, ma vi benedirò.

Ein Beitrag zur Charakteriſtik der römiſchen Staatsverwaltung.

Kurz vor meiner Abreiſe aus Rom ſetzte die Entdeckung einer ſeit Jahren geſchäftigen Geſellſchaft von Verfälſchern päbſtlicher Reſkripte den Hof und die Stadt in Schrecken und Verwunderung. Der Pabſt ſollte durch die Nachricht auf das Krankenbette geworfen worden ſeyn, und der Kardinal Staatsſekretär verließ die Stadt und begab ſich für einige Zeit nach Civita vecchia. Die nahe Theilnahme des Volks an dieſen Vorfällen und die allgemeine Bekanntſchaft der verhafteten Perſonen machte auch dem Fremden die Einſicht in die von Seiten der Regierung geheim gehaltenen Unterſuchungen ziemlich leicht, und was ich davon Glaubwürdiges und Wichtiges erfahren habe, wird nicht unnütz eine Stelle in dieſen Blättern einnehmen.

Gegen Ende des Auguſts 1818 wurden vier angeſehne Geiſtliche, die in den päbſtlichen Verwaltungskollegien als Sekretäre und Spediteurs arbeiteten, plötzlich verhaftet. Ihre Namen und Titel ſtehen in meinem Tagebuche, ich nenne ſie aber nicht, da ich nicht weiß, ob ſchon ein Urtheil über ſie publizirt worden iſt. Zwei von ihnen ſaßen im Bureau der Conſiſtorialkongregation, die beiden andern in der Staatskongregation, an deren Spitze der Staatsſekretär ſteht. Es iſt in Rom Sitte und faſt Nothwendigkeit für die Supplikanten, ihre Eingaben durch irgend einen bedeutenden Staatsdiener zu inſinuiren, der ſie ſchnell zum Vortrag befördere und nach Möglichkeit unterſtütze. Dafür erweiſt ſich dann natürlich der Begünſtigte nach Maßgabe des Gewinns erkenntlich. Auf dieſe Weiſe hatten die angeführten Perſonen ſeit Jahren Petitioneneinreichung übernommen und durch viele glückliche Expeditionen waren ſie in den Ruf eines beſondern Einfluſſes und ſofort zu einem großen Vermögen gelangt, das ſie durch Glanz und Verſchwendung ſehr unvorſichtig offenbarten.

Ein reicher Privatmann wandte ſich an die Staatskongregation mit dem Geſuche um das Monopol des Kehrichts und der Lumpen in Rom, ein Monopol, das bedeutenden Gewinn verſprechen mußte, da für die Inſinuation und Durchſetzung die Summe von tauſend Skudi verſprochen worden war. Der Vorſchlag fand vielfachen

Wider-

Widerſpruch in der Staatskongregation und wurde zu näherer Unterſuchung an eine Unterbehörde gewieſen. Bald darauf erhielt der Supplikant das Monopol unter den angebotenen Bedingungen, expedirt von der Staatskongregation und mit der päbſtlichen Namensunterſchrift. Ein Kardinal, der ſich dieſem Geſuche beſonders lebhaft widerſetzt hatte, entdeckte die Verfälſchung des Reſkripts, und auf ſeine Anzeige wurde der Spediteur eingezogen. Dieſer geſtand, daß er das falſche Monopol verſiegelt und das an die Unterbehörde einzugebende Geſuch mit den Zweifeln der Staatskongregation untergeſchlagen habe. Sein Kollege, der die Petition inſinuirt hatte, war der Schreiber des Monopols geweſen, und die beiden Officianten aus dem Bureau der Conſiſtorialkongregation hatten ſich in den Unterſchriften getheilt, welche ſie ſo geſchickt nachzubilden verſtanden, daß der Pabſt und der Staatsſekretär ſelbſt nach der Überweiſung keine Kennzeichen der Verfälſchung in ihren Unterzeichnungen finden konnten.

Nach dem einſtimmigen Geſtändniſſe der vier Verbrecher haben ſie ſeit fünf Jahren gegen funfzig falſche Reſkripte aus den beiden Kongregationen, in denen ſie ſaſſen, ausgehen laſſen. Man nennt darunter folgende als die wichtigſten und gewagteſten:

Die dreijährige Verlängerung der Erlaubniß, die Thiergefechte auf dem Grabmale des Auguſt zu geben. Zu Folge dieſer Prorogation haben die Thiergefechte im diesjährigen Auguſt wirklich Statt gefunden, ſo heftig ſich der Pabſt auch ſchon ſeit Jahren gegen dieſe Spiele ausgeſprochen hat.

In Palermo war der letzte männliche Sprößling einer berühmten alten fürſtlichen Familie ſeit Jahren Monaco di meſſa. Dieſer wurde auf ſein Anſuchen aus dem geiſtlichen Stande entlaſſen und mit ſeiner leiblichen Muhme (Cugina carnale) vermählt, die bereits ihr Gelübde als Nonne abgelegt hatte.

Einigen geiſtlichen Orden im ſpaniſchen Amerika wurden bedeutende Privilegien und Vorrechte ertheilt.

In einer deutſchen Stadt wurde auf Anſuchen der katholiſchen Mutter einem proteſtantiſch getauften und geſtorbenen Kinde ein Begräbniß in der katholiſchen Kirche verſtattet.

Die Geſchichte dieſer Verfälſchungen iſt deshalb der Aufmerkſamkeit werth, weil ſie einen deutlichen Begriff von der Unordnung und Nachläſſigkeit der römiſchen Staatsverwaltung giebt. Denn nur in einem Staate, deſſen Departements und Kollegien ohne Zuſammenhang und Mittelpunkt, ohne Grenzen und gegenſeitige Verhältnißbeſtimmungen wirken, kann ein ſolches Unterſchlagen und Unterſchieben in den wichtigſten und nächſten Geſchäften Jahre lang verborgen bleiben.

Einige Bemerkungen über römiſche Geſelligkeit.

Der Geiſt und die Form des geſelligen Lebens in Italien iſt nicht wie bei uns den willkührlichen Geſetzen der Mode unterworfen, oder dem Geſchmacke eines jeden Individuums anheimgeſtellt, ſo daß man die Stunden der Zuſammenkünfte, den Empfang und die Bewirthung bald nach Pariſer, bald nach Londoner Manier beſtimmt und einrichtet, und der Ton des Hauſes über den der Geſellſchaft dominirt. In Italien greift das geſellige Leben ſo eng und innig in das politiſche und religiöſe ein, und iſt ſo frei und ungeſtört aus dem eigenthümlichen Charakter und Verhältniß einer jeden Stadt hervorgewachſen, daß außer der gemeinſchaftlichen Form der Landesgeſelligkeit ſich auch gewiſſe ſtaatliche und ſtädtiſche Unterſchiede und Merkmale in derſelben nicht verkennen laſſen. Beiderlei Eigenthümlichkeiten ſtehen aber feſt und unverändert ſeit Jahrhunderten, und man hört daher in Italien nirgends über Steifheit und nirgends über Schrankenloſigkeit einer Geſellſchaft klagen, und um ein guter Geſellſchafter zu ſeyn, hat man ſich nur in die eine überall gültige Form zu ſchmiegen, während in Deutſchland faſt für jeden ausgezeichneten Zirkel ein eigenes Benehmen nöthig iſt. Daß in Mailand und einigen andern Städten des obern Italiens ein franzöſiſcher Modeton ſich geltend gemacht hat, iſt für das Ganze nicht von Wichtigkeit und hoffentlich auch im Einzelnen nicht von Dauer. Denn das Franzoſenthum kann den Italienern unmöglich zuſagen, wenn es nicht von Siegeskränzen geſchmückt wird. Die Öſterreicher aber legen es nicht eben darauf an, ſich als Sieger liebenswürdig zu machen.

Es würde nicht ſchwer ſeyn, aber zu umſtändlich für dieſe Blätter, darzuthun, wie die venezianiſchen Casini publici und Casini privati und die feineren und engeren Geſellſchaften in den Kaffehäuſern natürlich und nothwendig, theils aus der Lage und dem Bau der Stadt, theils aus dem republikaniſchen Leben hervorgewachſen ſind, und wie der Markusplatz namentlich, als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens, auf die geſelligen Ordnungen einen entſchiedenen Einfluß gehabt hat. In Florenz läßt ſich eine gewiſſe Pedanterie und Etikette in den Geſellſchaften nicht verkennen. Der Grund derſelben liegt größtentheils in der litterariſchen Coquetterie der Florentiner, die ſich ſelbſt in ihrer freieſten Unterhaltung durch ein Suchen nach zierlichen Wörtern und Perioden offenbart, und durch die vielen Akademien und Gelehrtenvereine aller Art, deren Mitglieder oft wieder den Ton in den gemiſchten Zirkeln der Halbgebildeten angeben, werden Litteratur, Kunſt und Philoſophie faſt die ausſchließlichen Gegenſtände der geſelligen Unterhaltung. In Siena hingegen herrſcht eine gewiſſe Traulichkeit und Innigkeit des geſellſchaftlichen Umgangs, und dieſe entſpringt zunächſt aus dem langen Aufenthalte vieler Fremden, die als Koſtgänger in den Häuſern des gebildeten Mittelſtandes zu leben pflegen, um in dieſer Stadt, dem Sitze des ächten Toſkanismus, die italieniſche Sprache zu üben.

Betrachten wir die römiſche Geſelligkeit näher und ohne mitgebrachte Verwöhnungen und Vorurtheile, ſo werden wir in ihr ebenfalls kein ſtückhaftes Geſchöpf der Willkühr und Mode, ſondern ein in der Natur, der Lokalität, dem Charakter, der Lebensordnung und Verfaſſung der Stadt gegründetes und gerundetes Ganzes erblicken, in welchem eine großartige Schicklichkeit ſich mit einer rückſichtsloſen Freiheit freundlichſt verträgt.

Geſellſchaften, die kein anderes Vereinigungsmittel zuſammenruft und zuſammenhält, als Unterhaltung, Spiel und Muſik, haben überall eine freiere Bewegung als diejenigen, in denen Speiſe und Trank das Band ausmachen, das ſich beſtändig als drückend und einengend fühlbar macht. Die römiſchen Akademien und Converſazionen gehören zu der erſten Klaſſe, und die Römer, die wir als Sklaven der Äußerlichkeit kennen gelernt haben, zeigen ſich hier wetteifernd in dem Glanze, Umfange und Geſchmacke ihrer Zimmer und in der Zahl und Geſchicklichkeit der aufwartenden

Dienerſchaft. Ein ſehr feines treffendes Gefühl hält jede Art der Bewirthung aus dieſen Kreiſen entfernt, ſo daß man ſelbſt ein Glas Erfriſchung von den Dienern beſonders fordern muß. Thee hält der Römer für ein Krankengetränk, Eis iſt ihm als tägliches, für die Hälfte des Jahres faſt nothwendiges Kühlungsmittel zu gemein, um es allein als geſellſchaftliche Bewirthung gelten laſſen zu wollen, und ein Gaſtmahl ſoll die Konverſazion doch auch nicht werden. Wenn der römiſche Signore aber ein eigentliches Gaſtmahl giebt, was freilich ſehr ſelten geſchieht, ſo zeigt er ſich in wahrhaft königlicher Fülle und Auswahl der Speiſen und Getränke, und als Künſtler in der Anordnung und Ausſchmückung der Tafel. Ein Gleiches gilt von den Bällen.

Die häusliche Lebensweiſe der Römer, und ich ſpreche hier von der vornehmen und reichen Klaſſe, iſt ſehr mäßig und frugal. Wer mag es ihnen alſo verargen, wenn ſie ihr Haus nicht zu einer Garküche für deutſche, engliſche und franzöſiſche Magen umſchaffen wollen? Die Anzahl von Fremden, die zu jeder Jahreszeit in Rom leben, haben die geſellige Ordnung wohl auch mit bedingen helfen, ſo wenig einleuchtend ihnen das auch ſcheinen mag. Denn vorausgeſetzt, daß der Reiſende nach Rom komme, um zu lernen, und nicht um zu eſſen und zu trinken, müſſen Einladungen zu Mittagsmahlzeiten oder zu Abendgeſellſchaften von beſtimmter Dauer ihm ſehr läſtig ſeyn, indem ſie ihn von den Gegenſtänden abziehen, die ihn nach dieſer Stadt gerufen haben. Dabei iſt ferner noch zu bedenken, daß wenn die römiſche Liberalität ſich in häufigen Gaſtmahlen und Trinkgelagen den Reiſenden gefällig erweiſen wollte, alsdann nur eine kleine Auswahl der Fremblinge ſich des Eintritts würde erfreuen können, oder die römiſchen Häuſer, die Geſellſchaft empfingen, müßten zu Gaſthöfen werden. Hätte alſo der verſtändige Reiſende ſelbſt wohl eine ihm angenehmere und ſchicklichere Form des geſelligen Vergnügens erſinnen können, als die römiſchen Konverſazionen und Akademien?

Es kann keinem gebildeten Reiſenden von einigen Mitteln ſchwer werden, jeden Abend mit einer oder mehreren Konverſazionen und Akademien zu beſetzen. *) Hat er nun den Tag über ſich durch Kunſt und Alterthum müde gelaufen, hat er gegen Abend, wenn er mehr als flüchtige Eindrücke und Genüſſe in ihnen ſucht, ſeine Beobachtungen und Gefühle zu Papier gebracht, und fängt er dann allmählig an, ſich einſam und fremd unter Ruinen und Bildern zu fühlen, ſo öffnen ſich ihm die Thüren glänzender Säle, und das ſchöne blühende Leben ſtrömt ihm in großen ſchwarzen Feuerblicken entgegen. Er ſieht nicht nach der Stunde, wann

---

*) Vergleiche den zwanzigſten Brief.

er kommen will, er wartet auf Keinen, wann es ihm beliebt zu gehen. Sagt der eine Kreis ihm nicht zu, ſo findet er vielleicht in dem andern, was er ſucht. Die Geſellſchaft vermißt ihn nicht, wenn er fehlt, und hat ihn gern, wenn er da iſt, es beleidigt Keinen, wenn er nur einmal flüchtig durch die Säle wandelt, und es wird ihm nicht höher aufgenommen, wenn er von Anfang bis zu Ende in der Konverſazion ausdauert. Selten beſucht auch Jemand römiſche Geſellſchaften öfter als einmal, ohne, außer dem allgemeinen Intereſſe, einem beſondern heimlichen nachzugehen, das freilich auch in der Bauernhütte zu finden iſt. Doch ſpinnen galante Verhältniſſe in Rom ſich faſt nur durch Konverſazionen an, und ſo darf auch das ſcheinbar Zufällige nicht ganz unpaſſend in der allgemeinen Charakteriſtik berührt werden.

Die Gaſtfreiheit der Römer auf den Villen iſt kaum zu erwähnen, da die Eigenthümer ſelbſt ihre Villeggiatura immer mehr und mehr abkürzen und einſchränken, und nur ein ſehr vertrautes Band der Freundſchaft, wie auch der längſte Reiſeaufenthalt es nicht leicht knüpfen kann, ein gemeinſchaftliches Landleben, das viel traulicher und freier iſt, als das ſtädtiſche, möglich macht. Und in dieſem Verhältniſſe liegt wiederum nichts Beſonderes des Landes und der Stadt; denn die Freundſchaft äuſſert ſich ja wohl in Rom, wie in Paris und London.

Berichtigungen.

Band I. S. 230 fehlt eine Anmerkung zu: omnia sunt lepores, worin erklärt werden muß, daß

> dieſer dem Improviſator entſchlüpfte Fehler von ihm ſelbſt augenblicklich in decora verwandelt wurde, aber von dem Zuhörer aus Scherz und Schimpf dennoch niedergeſchrieben.

Band II. S. 26. Die Inſchrift heißt vollſtändig wie folgt:

> Duodecim Deos Dianam et Jovem Opt. Max. habeat iratos quisquis hic minxerit aut cacarit.

Inhalt des zweiten Bandes.

Briefe aus Rom, Orvieto, Perugia und Florenz.

Dreyzehnter Brief. Rom.

Seite

Die drey Auguſtusfeſte in Rom. Überſchwemmung der Piazza Navona, Feuerwerk und Stiergefecht auf dem Mauſoleum des Auguſtus . . . 1

Beylage.

Das Schweineſpiel in Tivoli, eine Traveſtie aller Thiergefechte 12

Vierzehnter Brief. Rom.

Antiquitäten im neurömiſchen Leben. Spiele, Gymnaſtik, Form und Bewegung des Körpers. Idee einer Parallelcharakteriſtik der alten und neuen Römer. Eine Stelle in Horazens Epiſteln aus dem Leben kommentirt. Alte und neue Warnungsinſchriften gegen die Verunreinigung der öffentlichen Gebäude. Eine Theaterantiquität 15

Fünfzehnter Brief. Rom.

Plan der Abreiſe. Nacktheit und Klarheit des römiſchen Lebens. Sorgloſigkeit, Nachläſſigkeit und Leichtſinn. Römiſcher Luſtkalender. Wie der Römer genießt. Volksfeſte 28

Seite

Sechszehnter Brief. Rom.

Abſchied von Rom. Lezter Spazirgang auf dem Monte Pincio. Ave Maria 43

Siebzehnter Brief. Orvieto.

Abfahrt aus Rom. Aberglaube und Wunderglaube in Italien, und beſonders im Römiſchen. Spirito Folletto. Hexen. Ihre Verſammlungen, Verwandlungen und Unthaten. Philtra. Wettermacher. Ein Madonnenbild verdreht die Augen. Die Madonna della Rotonda ſchreiet nach Öhl. Stadtheilige. Die Heiligenpuppen der neapolitaniſchen Schiffer 49

Beilage.

Die italieniſchen Feen. Fata Morgana. Feen in Toſkana. Wie ſie ihre Lieblinge verjüngen. Fee Befana 67

Achtzehnter Brief. Perugia.

Ciciſbeat und Galanterie in Italien und beſonders in Rom. Eine moderne römiſche Ars amandi. Die galanten Sitten der niedern Volksklaſſen . 70

Neunzehnter Brief. Florenz.

Italieniſches Theater. Erſte Bekanntſchaft mit demſelben in Venedig durch die Ausſchreier. Trauerſpiel zurückgewieſen. Oper. Muſik. Art der Darſtellung und Art der Theilnahme des Publikums. Impreſarii. Stagioni. Charakterluſtſpiel. Rührende Dramen. Volkskomödie. Einige Stücke daraus 92

Beilage.

Die komiſchen Maſken der italieniſchen Volksbühne 113

Seite

Zwanzigſter Brief. Florenz.

Fremdenliebe und Gaſtlichkeit der Römer. Inſchrift der Villa Borgheſe. Lucian Bonaparte und der Prinz Ludoviſi von Plombino. Fremdenbetrug und Fremdenprellerei und ihre Motive. Converſazionen und Akademien 128

Anhang.

Bruchſtücke aus meinem römiſchen Tagebuche.

Januar.

Ankunft in Rom. Wohnung und Lebensweiſe. Kleinſtädtiſches in Rom. Geruch. Das Forum Romanum, wie es die Franzoſen aufgeräumt haben. Alterthum und Leben 151

Februar.

Römiſcher Frühlingsanfang, Madonnenbildchen von Raphael. Anekdote von der Treuherzigkeit der Römerinnen. Der Scherbenberg, Copa Syrisca. Ständchen vor den Madonnenbildern. Die Springbrunnen in Rom. Der vatikaniſche Apollo 168

März.

Far il Verde. Marforio geht in die Sixtiniſche Kapelle, um das Miſerere zu hören. Unfeſtliches aus der heiligen Woche. Neue Ruinen. Göthes Oſterie 178

Mai.

Rom und Neapel, das Koliſſeum mit Gruppen. Lebensantiquitäten im neuen Rom: Die Madonnenbildchen des erſten Mais, Votiva paries,

Seite

Romulus und S. Teodoro, Pantheon, Freilaſſung und Entſündigung 193

Juni.

Der Carnecciaro. Der Läſterer der heiligen Jungfrau auf der Piazza Navona. Die Spitznamen. Ein Prieſteranekdötchen von dem Schickſale der Ketzer. Wunderthätiges Gebet 201

Juli.

Das Morraſpiel. Enger Nationalſtolz der Italiener. Die gewöhnliche Jahreszeit der Verbrechen in Rom. Römiſche Haus- und Lebensregeln für Stadt und Land 213

Auguſt.

Der Garten bei dem goldenen Hauſe des Nero, ein Vorbild moderner Parks. Einige charakteriſtiſche Redensarten der Römer. Römiſche Phyſiognomie. Ein litterariſcher Artikel aus Wien in den römiſchen Zeitungen. Die Casotti di Burattini. Das Verfahren der römiſchen Regierung gegen die Räuber. Charakteriſtik der Räuber. Hauptleute: Barbone, De Ceſaris. Züge aus dem Räuberleben, nach der Erzählung eines eingefangenen Malers 226

September.

Zuſätze und Nachträge. Eine ehliche Streitſzene in Rom. Italieniſche Witzſpiele. Ein Beitrag zur Charakteriſtik der römiſchen Staatsverwaltung. Einige Bemerkungen über römiſche Geſelligkeit. 238

Sieben und ſiebzig Gedichte.

Druck und Papier
von Friedrich Vieweg
in Braunſchweig.

Sieben und ſiebzig
Gedichte
aus den hinterlaſſenen Papieren
eines
reiſenden Waldhorniſten.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Deſſau, 1821.
Bei Chriſtian Georg Ackermann.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Die ſchöne Müllerin.

Seite
Der Dichter, als Prolog 3
Wanderſchaft 7
Wohin? 9
Halt! 11
Dankſagung an den Bach 12
Am Feierabend 14
Der Neugierige 15
Das Mühlenleben 17
Ungeduld 20
Morgengruß 22
Des Müllers Blumen 24
Thränenregen 26
Mein! 28
Pauſe 29
Mit dem grünen Lautenbande 30
Der Jäger 31
Eiferſucht und Stolz 33
Erſter Schmerz, letzter Scherz 34
Die liebe Farbe 37

Seite
Die böſe Farbe 39
Blümlein Vergißmein 41
Trockne Blumen 43
Der Müller und der Bach 45
Des Baches Wiegenlied 47
Der Dichter, als Epilog 49

Johannes und Eſther.

Chriſtnacht 53
Gebet in der Chriſtnacht 55
Vereinigung 56
Die Paſſionsblume 57
Purim 59
Vor ihrem Fenſter 61
Die Lauberhütte 63
Der Perlenkranz 65
Maria 67
An Johannes 68

Reiſelieder.

Große Wanderſchaft 71

Wanderlieder eines rheiniſchen Handwerksburſchen.

1. Auszug 74
2. Auf der Landſtraße 76

Seite
3. Einſamkeit 77
4. Bruderſchaft 79
5. Abendreihn 81
6. Morgen. 83
7. Frühlingsgruß 86
8. Entſchuldigung 88
9. Hier und dort 89
Des Poſtillons Morgenlied vor der Bergſchenke 91
Der Prager Muſikant 94
Die Prager Muſikantenbraut 97
Seefahrers Abſchied 99
Schiff und Vogel 101

Die Monate.

An Ludwig Sigismund Ruhl 107
Januar 108
Februar 109
März 110
April 111
Mai 112
Juni 113
Juli 114
Auguſt 115
September 116
October 117

Seite
November 118
December 119

Ländliche Lieder.

Ländlicher Reigen 123
Schifferreigen 126
Das Hirtenfeuer in der römiſchen Ebene . . 129
Doppelte Gefahr 132
[illegible] Die glückliche Fiſcherin 134
Der Glockenguß zu Breslau 139
Thränen und Roſen 146
Faſtnachtslied, von den goldnen Zöpfen . . . 148
Der Zephyr 150
Kuß und Lied 151
Die Blutorange, (Epiſtel aus Sorrent) . . . 152
Des Finken Gruß 154
Des Finken Abſchied 156
Wir wiſſen uns zu finden. (Parodirende Gloſſe) 158

Die ſchöne Müllerin.

(Im Winter zu leſen.)

Der Dichter, als Prolog.

Ich lad' euch, ſchöne Damen, kluge Herrn,
Und die ihr hört und ſchaut was Gutes gern,
Zu einem funkelnagelneuen Spiel
Im allerfunkelnagelneuſten Styl;
Schlicht ausgedrechſelt, kunſtlos zugeſtutzt,
Mit edler deutſcher Rohheit aufgeputzt,
Keck wie ein Burſch' im Stadtſoldatenſtrauß,
Dazu wohl auch ein wenig fromm für's Haus:
Das mag genug mir zur Empfehlung ſein,
Wem die behagt, der trete nur herein.

Erboſſe, weil es grad' iſt Winterzeit,
Thut euch ein Stündlein hier im Grün nicht Leid;
Denn wißt es nur, daß heut' in meinem Lied
Der Lenz mit allen ſeinen Blumen blüht.
Im Freien geht die freie Handlung vor,
In reiner Luft, weit aus der Städte Thor,
Durch Wald und Feld, in Gründen, auf den Höh'n;
Und was nur in vier Wänden darf geſchehn,
Das ſchaut ihr halb durch's offne Fenſter an,
So iſt der Kunſt und euch genug gethan.
Doch wenn ihr nach des Spiels Perſonen fragt,
So kann ich euch, den Muſen ſei's geklagt,
Nur eine präſentiren recht und ächt,
Das iſt ein junger blonder Müllersknecht.
Denn, ob der Bach zuletzt ein Wort auch ſpricht,
So wird ein Bach deshalb Perſon noch nicht.

Drum nehmt nur heut das Monodram vorlieb:
Wer mehr giebt, als er hat, der heißt ein Dieb.

Auch iſt dafür die Scene reich geziert,
Mit grünem Sammet unten tapeziert,
Der iſt mit tauſend Blumen bunt geſtickt,
Und Weg und Steg darüber ausgedrückt.
Die Sonne ſtrahlt von oben hell herein
Und bricht in Thau und Thränen ihren Schein,
Und auch der Mond blickt aus der Wolken Flor
Schwermüthig, wie's die Mode will, hervor.
Den Hintergrund umkränzt ein hoher Wald,
Der Hund ſchlägt an, das muntre Jagdhorn ſchallt;
Hier ſtürzt vom ſchroffen Fels der junge Quell
Und fließt im Thal als Bächlein ſilberhell;
Das Mühlrad brauſt, die Werke klappern drein,
Man hört die Vöglein kaum im nahen Hain.

Drum denkt, wenn euch zu rauh manch Liedchen klingt,
Daß das Lokal es alſo mit ſich bringt.
Doch, was das Schönſte in der Mühle iſt,
Das wird euch ſagen mein Monodramiſt;
Verrieth' ich's euch, verdürb' ich ihm das Spiel:
Gehabt euch wohl und amüſirt euch viel!

Wanderſchaft.

Das Wandern iſt des Müllers Luſt,
Das Wandern!
Das muß ein ſchlechter Müller ſein,
Dem niemals fiel das Wandern ein,
Das Wandern.

Vom Waſſer haben wir's gelernt,
Vom Waſſer!
Das hat nicht Raſt bei Tag und Nacht,
Iſt ſtets auf Wanderſchaft bedacht,
Das Waſſer.

Das ſehn wir auch den Rädern ab,
Den Rädern!
Die gar nicht gerne ſtille ſtehn,
Die ſich mein Tag nicht müde drehn,
Die Räder.

Die Steine ſelbſt, ſo ſchwer ſie ſind,
Die Steine!
Sie tanzen mit den muntern Reihn
Und wollen gar noch ſchneller ſein,
Die Steine.

O Wandern, Wandern, meine Luſt,
O Wandern!
Herr Meiſter und Frau Meiſterin,
Laßt mich in Frieden weiter ziehn
Und wandern.

Wohin?

Ich hört' ein Bächlein rauſchen
Wohl aus dem Felſenquell,
Hinab zum Thale rauſchen
So friſch und wunderhell.

Ich weiß nicht, wie mir wurde,
Nicht, wer den Rath mir gab,
Ich mußte auch hinunter
Mit meinem Wanderſtab.

Hinunter und immer weiter,
Und immer dem Bache nach,
Und immer heller rauſchte
Und immer heller der Bach.

Iſt das denn meine Straße?
O Bächlein, ſprich, wohin?
Du haſt mit deinem Rauſchen
Mir ganz berauſcht den Sinn.

Was ſag' ich denn von Rauſchen?
Das kann kein Rauſchen ſein:
Es ſingen wohl die Nixen
Tief unten ihren Reihn.

Laß ſingen, Geſell, laß rauſchen,
Und wandre fröhlich nach!
Es gehn ja Mühlenräder
In jedem klaren Bach.

11

Halt!

Eine Mühle ſeh' ich blicken
Aus den Erlen heraus,
Durch Rauſchen und Singen
Bricht Rädergebraus.

Ei willkommen, ei willkommen,
Süßer Mühlengeſang!
Und das Haus, wie ſo traulich!
Und die Fenſter, wie blank!

Und die Sonne, wie helle
Vom Himmel ſie ſcheint!
Ei, Bächlein, liebes Bächlein,
War es alſo gemeint?

12

Dankſagung an den Bach.

War es alſo gemeint,
Mein rauſchender Freund,
Dein Singen, dein Klingen,
War es alſo gemeint?

Zur Müllerin hin!
So lautet der Sinn,
Gelt, hab' ich's verſtanden?
Zur Müllerin hin!

Hat ſie dich geſchickt?
Oder haſt mich berückt?
Das möcht' ich noch wiſſen,
Ob ſie dich geſchickt.

Nun wie's auch mag ſein,
Ich gebe mich drein:
Was ich ſuch', hab' ich funden,
Wie's immer mag ſein.

13

Nach Arbeit ich frug,
Nun hab' ich genug,
Für die Hände, für's Herze
Vollauf genug!

Am Feierabend.

Hätt' ich tauſend
Arme zu rühren!
Könnt' ich brauſend
Die Räder führen!
Könnt' ich wehen
Durch alle Haine,
Könnt' ich drehen
Alle Steine!
Daß die ſchöne Müllerin
Merkte meinen treuen Sinn!

Ach, wie iſt mein Arm ſo ſchwach!
Was ich hebe, was ich trage,
Was ich ſchneide, was ich ſchlage,
Jeder Knappe thut es nach.
Und da ſitz' ich in der großen Runde,
In der ſtillen kühlen Feierſtunde,
Und der Meiſter ſpricht zu Allen:
Euer Werk hat mir gefallen;
Und das liebe Mädchen ſagt
Allen eine gute Nacht.

Der Neugierige.

Ich frage keine Blume,
Ich frage keinen Stern,
Sie können mir alle nicht ſagen,
Was ich erführ' ſo gern.

Ich bin ja auch kein Gärtner,
Die Sterne ſtehn zu hoch;
Mein Bächlein will ich fragen,
Ob mich mein Herz belog.

O Bächlein meiner Liebe,
Wie biſt du heut ſo ſtumm!
Will ja nur Eines wiſſen,
Ein Wörtchen um und um.

Ja, heißt das eine Wörtchen,
Das andre heißet Nein,
Die beiden Wörtchen ſchließen
Die ganze Welt mir ein.

16

O Bächlein meiner Liebe,
Was biſt du wunderlich!
Will's ja nicht weiter ſagen,
Sag', Bächlein, liebt ſie mich?

Das Mühlenleben.

Seh' ich ſie am Bache ſitzen,
Wenn ſie Fliegennetze ſtrickt,
Oder Sonntags für die Fenſter
Friſche Wieſenblumen pflückt;

Seh' ich ſie zum Garten wandeln,
Mit dem Körbchen in der Hand,
Nach den erſten Beeren ſpähen
An der grünen Dornenwand:

Dann wird mir die Mühle enge,
Alle Mauern ziehn ſich ein,
Und ich möchte flugs ein Fiſcher,
Jäger oder Gärtner ſein.

Und der Steine luſtig Pfeifen,
Und des Waſſerrad's Gebraus,
Und der Werke emſig Klappern,
'S jagt mich ſchier zum Thor hinaus.

Aber wenn in guter Stunde
Plaudernd ſie zum Burſchen trit,
Und als kluges Kind des Hauſes
Seitwärts nach dem Rechten ſieht;

Und verſtändig lobt den Einen,
Daß der Andre merken mag,
Wie er's beſſer treiben ſolle,
Geht er ihrem Danke nach —

Keiner fühlt ſich recht getroffen,
Und doch ſchießt ſie nimmer fehl,
Jeder muß von Schonung ſagen,
Und doch hat ſie keinen Hehl.

Keiner wünſcht, ſie möchte gehen
Steht ſie auch als Herrin da,
Und faſt wie das Auge Gottes
Iſt ihr Bild uns immer nah.

Und wo wer zum Fallen ſtrauchelt,
Hält es ihn im Sinken ſchier,
Und wo ich die Hände falte,
Kniet es ſtill zur Seite mir —

Ei, da mag das Mühlenleben
Wohl des Liedes würdig ſein,
Und die Räder, Stein' und Stampfen
Stimmen als Begleitung ein.

Alles geht in ſchönem Tanze
Auf und ab, und ein und aus:
Gott geſegne mir das Handwerk
Und des guten Meiſters Haus!

20

Ungeduld.

Ich ſchnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüb' es gern in jeden Kieſelſtein,
Ich möcht' es ſä'n auf jedes friſche Beet
Mit Kreſſenſamen, der es ſchnell verräth,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's ſchreiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Ich möcht' mir ziehen einen jungen Staar,
Bis daß er ſpräch' die Worte rein und klar,
Bis er ſie ſpräch' mit meines Mundes Klang,
Mit meines Herzens vollem, heißen Drang;
Dann ſäng' er hell durch ihre Fenſterſcheiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

Den Morgenwinden möcht' ichs hauchen ein,
Ich möcht' es ſäuſeln durch den regen Hain;
O, leuchtet' es aus jedem Blumenſtern!
Trüg' es der Duft zu ihr von nah und fern!
Ihr Wogen, könnt ihr nichts als Räder treiben?
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben.

21

Ich meint', es müßt' in meinen Augen ſtehn,
Auf meinen Wangen müßt' man's brennen ſehn,
Zu leſen wär's auf meinem ſtummen Mund,
Ein jeder Athemzug gäb's laut ihr kund;
Und ſie merkt nichts von all' dem bangen Treiben:
Dein iſt mein Herz, und ſoll es ewig bleiben!

Morgengruß.

Guten Morgen, ſchöne Müllerin!
Wo ſteckſt du gleich das Köpfchen hin,
Als wär' dir was geſchehen?
Verdrießt dich denn mein Gruß ſo ſchwer?
Verſtört dich denn mein Blick ſo ſehr?
So muß ich wieder gehen.

O laß mich nur von ferne ſtehn,
Nach deinem lieben Fenſter ſehn,
Von ferne, ganz von ferne!
Du blondes Köpfchen, komm hervor!
Hervor aus eurem runden Thor,
Ihr blauen Morgenſterne!

Ihr ſchlummertrunknen Aeugelein,
Ihr thaubetrübten Blümelein,
Was ſcheuet ihr die Sonne?
Hat es die Nacht ſo gut gemeint,
Daß ihr euch ſchließt und bückt und weint,
Nach ihrer ſtillen Wonne?

23

Nun ſchüttelt ab der Träume Flor,
Und hebt euch friſch und frei empor
In Gottes hellen Morgen!
Die Lerche wirbelt in der Luft,
Und aus dem tiefen Herzen ruft
Die Liebe Leid und Sorgen.

Des Müllers Blumen.

Am Bach viel kleine Blumen ſtehn,
Aus hellen blauen Augen ſehn;
Der Bach der iſt des Müllers Freund,
Und hellblau Liebchens Auge ſcheint,
Drum ſind es meine Blumen.

Dicht unter ihrem Fenſterlein
Da will ich pflanzen die Blumen ein,
Da ruft ihr zu, wenn Alles ſchweigt,
Wenn ſich ihr Haupt zum Schlummer neigt,
Ihr wißt ja, was ich meine.

Und wenn ſie thät die Aeuglein zu,
Und ſchläft in ſüßer, ſüßer Ruh',
Dann liſpelt als ein Traumgeſicht
Ihr zu: Vergiß, vergiß mein nicht!
Das iſt es, was ich meine.

Und ſchließt ſie früh die Laden auf,
Dann ſchaut mit Liebesblick hinauf:
Der Thau in euren Aeugelein,
Das ſollen meine Thränen ſein,
Die will ich auf euch weinen.

Thränenregen.

Wir ſaßen ſo traulich beiſammen
Im kühlen Erlendach,
Wir ſchauten ſo traulich zuſammen
Hinab in den rieſelnden Bach.

Der Mond war auch gekommen,
Die Sternlein hinterdrein,
Und ſchauten ſo traulich zuſammen
In den ſilbernen Spiegel hinein.

Ich ſah nach keinem Monde,
Nach keinem Sternenſchein,
Ich ſchaute nach ihrem Bilde,
Nach ihren Augen allein.

Und ſahe ſie nicken und blicken
Herauf aus dem ſeligen Bach,
Die Blümlein am Ufer, die blauen,
Sie nickten und blickten ihr nach.

Und in den Bach verſunken
Der ganze Himmel ſchien,
Und wollte mich mit hinunter
In ſeine Tiefe ziehn.

Und über den Wolken und Sternen
Da rieſelte munter der Bach,
Und rief mit Singen und Klingen:
Geſelle, Geſelle, mir nach.

Da gingen die Augen mir über,
Da ward es im Spiegel ſo kraus:
Sie ſprach: Es kommt ein Regen,
Ade, ich geh' nach Haus.

Mein!

Bächlein, laß dein Rauſchen ſein!
Räder, ſtellt eu'r Brauſen ein!
All ihr muntern Waldvögelein,
Groß und klein,
Endet eure Melodein!
Durch den Hain
Aus und ein
Schalle heut' ein Reim allein:
Die geliebte Müllerin iſt mein!
Mein!
Frühling, ſind das alle deine Blümelein?
Sonne, haſt du keinen hellern Schein?
Ach, ſo muß ich ganz allein,
Mit dem ſeligen Worte mein,
Unverſtanden in der weiten Schöpfung ſein!

Pauſe.

Meine Laute hab' ich gehängt an die Wand,
Hab' ſie umſchlungen mit einem grünen Band —
Ich kann nicht mehr ſingen, mein Herz iſt zu voll,
Weiß nicht, wie ich's in Reime zwingen ſoll.
Meiner Sehnſucht allerheißeſten Schmerz
Durft' ich aushauchen in Liederſcherz,
Und wie ich klagte ſo ſüß und fein,
Meint' ich doch, mein Leiden wär' nicht klein:
Ei, wie groß iſt wohl meines Glückes Laſt,
Daß kein Klang auf Erden es in ſich faßt?

Nun, liebe Laute, ruh' an dem Nagel hier!
Und weht ein Lüftchen über die Saiten dir,
Und ſtreift eine Biene mit ihren Flügeln dich,
Da wird mir bange und es durchſchauert mich.
Warum ließ ich das Band auch hängen ſo lang?
Oft fliegt's um die Saiten mit ſeufzendem Klang.
Iſt es der Nachklang meiner Liebespein?
Soll es das Vorſpiel neuer Lieder ſein?

Mit dem grünen Lautenbande.

„Schad' um das ſchöne grüne Band,
„Daß es verbleicht hier an der Wand,
„Ich hab' das Grün ſo gern!"
So ſprachſt du, Liebchen, heut zu mir;
Gleich knüpf' ich's ab und ſend' es dir:
Nun hab' das Grüne gern!

Iſt auch dein ganzer Liebſter weiß,
Soll Grün doch haben ſeinen Preis,
Und ich auch hab' es gern.
Weil unſre Lieb' iſt immer grün,
Weil grün der Hoffnung Fernen blühn,
Drum haben wir es gern.

Nun ſchlinge in die Locken dein
Das grüne Band gefällig ein,
Du haſt ja's Grün ſo gern.
Dann weiß ich, wo die Hoffnung wohnt,
Dann weiß ich, wo die Liebe thront,
Dann hab' ich's Grün erſt gern.

Der Jäger.

Was ſucht denn der Jäger am Mühlbach hier?
Bleib, trotziger Jäger, in deinem Revier!
Hier giebt es kein Wild zu jagen für dich,
Hier wohnt nur ein Rehlein, ein zahmes, für mich.
Und willſt du das zärtliche Rehlein ſehn,
So laß deine Büchſen im Walde ſtehn,
Und laß deine klaffenden Hunde zu Haus,
Und laß auf dem Horne den Saus und Braus,
Und ſcheere vom Kinne das ſtruppige Haar,
Sonſt ſcheut ſich im Garten das Rehlein, fürwahr.

Doch beſſer, du bliebeſt im Walde dazu,
Und ließeſt die Mühlen und Müller in Ruh'.
Was taugen die Fiſchlein im grünen Gezweig?
Was will denn das Eichhorn im bläulichen Teich?
Drum bleibe, du trotziger Jäger, im Hain,
Und laß mich mit meinen drei Rädern allein;
Und willſt meinem Schätzchen dich machen beliebt,
So wiſſe, mein Freund, was ihr Herzchen betrübt:

Die Eber, die kommen zu Nacht aus dem Hain
Und brechen in ihren Kohlgarten ein,
Und treten und wühlen herum in dem Feld:
Die Eber, die ſchieße, du Jägerheld!

33

Eiferſucht und Stolz.

Wohin ſo ſchnell, ſo kraus, ſo wild, mein lieber Bach?
Eilſt du voll Zorn dem frechen Bruder Jäger nach?
Kehr' um, kehr' um, und ſchilt erſt deine Müllerin,
Für ihren leichten, loſen, kleinen Flatterſinn.
Sahſt du ſie geſtern Abend nicht am Thore ſtehn,
Mit langem Halſe nach der großen Straße ſehn?
Wenn von dem Fang der Jäger luſtig zieht nach Haus,
Da ſteckt kein ſittſam Kind den Kopf zum Fenſter 'naus.
Geh', Bächlein, hin und ſag' ihr das, doch ſag' ihr nicht,
Hörſt du, kein Wort, von meinem traurigen Geſicht;
Sag' ihr: Er ſchnitzt bei mir ſich eine Pfeif' aus Rohr,
Und bläſt den Kindern ſchöne Tänz' und Lieder vor.

Erſter Schmerz, letzter Scherz.

Nun ſitz' am Bache nieder
Mit deinem hellen Rohr,
Und blaſ' den lieben Kindern
Die ſchönen Lieder vor.

Die Luſt iſt ja verrauſchet,
Das Leid hat immer Zeit:
Nun ſinge neue Lieder
Von alter Seligkeit.

Noch blühn die alten Blumen,
Noch rauſcht der alte Bach,
Es ſcheint die liebe Sonne
Noch wie am erſten Tag.

Die Fenſterſcheiben glänzen
Im klaren Morgenſchein,
Und hinter den Fenſterſcheiben
Da ſitzt die Liebſte mein.

Ein Jäger, ein grüner Jäger,
Der liegt in ihrem Arm —
Ei, Bach, wie luſtig du rauſcheſt,
Ei, Sonne, wie ſcheinſt du ſo warm!

Ich will einen Strauß dir pflücken,
Herzliebſte, von buntem Klee,
Den ſollſt du mir ſtellen an's Fenſter,
Damit ich den Jäger nicht ſeh'.

Ich will mit Roſenblättern
Den Mühlenſteg beſtreu'n:
Der Steg hat mich getragen
Zu dir, Herzliebſte mein!

Und wenn der ſtolze Jäger
Ein Blättchen mir zertrit,
Dann ſtürz', o Steg, zuſammen
Und nimm den Grünen mit!

Und trag' ihn auf dem Rücken
In's Meer, mit gutem Wind,
Nach einer fernen Inſel,
Wo keine Mädchen ſind.

Herzliebſte, das Vergeſſen,
Es kommt dir ja nicht ſchwer —
Willſt du den Müller wieder?
Vergißt dich nimmermehr.

Die liebe Farbe.

In Grün will ich mich kleiden,
In grüne Thränenweiden,
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.
Will ſuchen einen Cypreſſenhain,
Eine Haide von grünem Rosmarein,
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.

Wohlauf zum fröhlichen Jagen!
Wohlauf durch Haid' und Hagen!
Mein Schatz hat's Jagen ſo gern.
Das Wild, das ich jage, das iſt der Tod,
Die Haide, die heiß' ich die Liebesnoth,
Mein Schatz hat's Jagen ſo gern.

Grabt mir ein Grab im Waſen,
Deckt mich mit grünem Raſen,
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.
Kein Kreuzlein ſchwarz, kein Blümlein bunt,
Grün, Alles grün ſo rings und rund!
Mein Schatz hat's Grün ſo gern.

Die böſe Farbe.

Ich möchte ziehn in die Welt hinaus,
Hinaus in die weite Welt,
Wenn's nur ſo grün, ſo grün nicht wär'
Da draußen in Wald und Feld!

Ich möchte die grünen Blätter all'
Pflücken von jedem Zweig,
Ich möchte die grünen Gräſer all'
Weinen ganz todtenbleich.

Ach Grün, du böſe Farbe du,
Was ſiehſt mich immer an,
So ſtolz, ſo keck, ſo ſchadenfroh,
Mich armen weißen Mann?

Ich möchte liegen vor ihrer Thür,
In Sturm und Regen und Schnee,
Und ſingen ganz leiſe bei Tag und Nacht
Das eine Wörtchen Ade!

Horch, wenn im Wald ein Jagdhorn ruft,
Da klingt ihr Fenſterlein,
Und ſchaut ſie auch nach mir nicht aus,
Darf ich doch ſchauen hinein.

O binde von der Stirn dir ab
Das grüne, grüne Band,
Ade, Ade! und reiche mir
Zum Abſchied deine Hand!

Blümlein Vergißmein.

Was treibt mich jeden Morgen
So tief in's Holz hinein?
Was frommt mir, mich zu bergen
Im unbelauſchten Hain?

Es blüht auf allen Fluren
Blümlein Vergiß mein nicht,
Es ſchaut vom heitern Himmel
Herab in blauem Licht.

Und ſoll ich's niedertreten,
Bebt mir der Fuß zurück,
Es fleht aus jedem Kelche
Ein wohlbekannter Blick.

Weißt du, in welchem Garten
Blümlein Vergiß mein ſteht?
Das Blümlein muß ich ſuchen,
Wie auch die Straße geht.

'S iſt nicht für Mädchenbuſen,
So ſchön ſieht es nicht aus:
Schwarz, ſchwarz iſt ſeine Farbe,
Es paßt in keinen Strauß.

Hat keine grüne Blätter,
Hat keinen Blüthenduft,
Es windet ſich am Boden
In nächtig dumpfer Luft.

Wächſt auch an einem Ufer,
Doch unten fließt kein Bach,
Und willſt das Blümlein pflücken,
Dich zieht der Abgrund nach.

Das iſt der rechte Garten,
Ein ſchwarzer, ſchwarzer Flor:
Darauf magſt du dich betten —
Schleuß zu das Gartenthor!

Trockne Blumen.

Ihr Blümlein alle,
Die ſie mir gab,
Euch ſoll man legen
Mit mir in's Grab.

Wie ſeht ihr alle
Mich an ſo weh,
Als ob ihr wüßtet,
Wie mir geſcheh'?

Ihr Blümlein alle,
Wie welk, wie blaß?
Ihr Blümlein alle,
Wovon ſo naß?

Ach, Thränen machen
Nicht maiengrün,
Machen todte Liebe
Nicht wieder blüh'n.

Und Lenz wird kommen,
Und Winter wird gehn,
Und Blümlein werden
Im Graſe ſtehn,

Und Blümlein liegen
In meinem Grab,
Die Blümlein alle,
Die ſie mir gab.

Und wenn ſie wandelt
Am Hügel vorbei,
Und denkt im Herzen:
Der meint' es treu!

Dann Blümlein alle,
Heraus, heraus!
Der Mai iſt kommen,
Der Winter iſt aus.

Der Müller und der Bach.

Der Müller.

Wo ein treues Herze
In Liebe vergeht,
Da welken die Lilien
Auf jedem Beet.

Da muß in die Wolken
Der Vollmond gehn,
Damit ſeine Thränen
Die Menſchen nicht ſehn.

Da halten die Englein
Die Augen ſich zu,
Und ſchluchzen und ſingen
Die Seele zu Ruh'.

Der Bach.

Und wenn ſich die Liebe
Dem Schmerz entringt,
Ein Sternlein, ein neues,
Am Himmel erblinkt.

Da ſpringen drei Roſen,
Halb roth, halb weiß,
Die welken nicht wieder,
Aus Dornenreis.

Und die Engelein ſchneiden
Die Flügel ſich ab,
Und gehn alle Morgen
Zur Erde herab.

Der Müller.

Ach, Bächlein, liebes Bächlein,
Du meinſt es ſo gut:
Ach, Bächlein, aber weißt du
Wie Liebe thut?

Ach, unten, da unten,
Die kühle Ruh'!
Ach, Bächlein, liebes Bächlein,
So ſinge nur zu.

Des Baches Wiegenlied.

Gute Ruh', gute Ruh'!
Thu die Augen zu!
Wandrer, du müder, du biſt zu Haus.
Die Treu' iſt hier,
Sollſt liegen bei mir,
Bis das Meer will trinken die Bächlein aus.

Will betten dich kühl,
Auf weichem Pfühl,
In dem blauen kryſtallenen Kämmerlein.
Heran, heran,
Was wiegen kann,
Woget und wieget den Knaben mir ein!

Wenn ein Jagdhorn ſchallt
Aus dem grünen Wald,
Will ich ſauſen und brauſen wohl um dich her.
Blickt nicht herein,
Blaue Blümelein!
Ihr macht meinem Schläfer die Träume ſo ſchwer.

Hinweg, hinweg,
Von dem Mühlenſteg,
Böſes Mägdlein, daß ihn dein Schatten nicht weckt!
Wirf mir herein
Dein Tüchlein fein,
Daß ich die Augen ihm halte bedeckt!

Gute Nacht, gute Nacht!
Bis Alles wacht,
Schlaf' aus deine Freude, ſchlaf' aus dein Leid!
Der Vollmond ſteigt,
Der Nebel weicht,
Und der Himmel da oben, wie iſt er ſo weit!

Der Dichter, als Epilog.

Weil gern man ſchließt mit einer runden Zahl,
Tret' ich noch einmal in den vollen Saal,
Als letztes, funf und zwanzigſtes Gedicht,
Als Epilog, der gern das Klugſte ſpricht.
Doch pfuſchte mir der Bach in's Handwerk ſchon
Mit ſeiner Leichenred' im naſſen Ton.
Aus ſolchem hohlen Waſſerorgelſchall
Zieht Jeder ſelbſt ſich beſſer die Moral;
Ich geb' es auf, und laſſe dieſen Zwiſt,
Weil Widerſpruch nicht meines Amtes iſt.

So hab' ich denn nichts lieber hier zu thun,
Als euch zum Schluß zu wünſchen, wohl zu ruhn.
Wir blaſen unſre Sonn' und Sternlein aus —
Nun findet euch im Dunkel gut nach Haus,
Und wollt ihr träumen einen leichten Traum,
So denkt an Mühlenrad und Waſſerſchaum,
Wenn ihr die Augen ſchließt zu langer Nacht,
Bis es den Kopf zum Drehen euch gebracht.

Und wer ein Mädchen führt an ſeiner Hand,
Der bitte ſcheidend um ein Liebespfand,
Und giebt ſie heute, was ſie oft verſagt,
So ſei des treuen Müllers treu gedacht
Bei jedem Händedruck, bei jedem Kuß,
Bei jedem heißen Herzensüberfluß:
Geb' ihm die Liebe für ſein kurzes Leid
In eurem Buſen lange Seligkeit!

Johannes und Eſther.

(Im Frühling zu leſen)

Chriſtnacht.

Durch die Fenſter ſeh' ich's flimmern,
Goldengrün und Kerzenſchein,
Jauchzend hör' ich durch die Laden
Helle Kinderſtimmen ſchrein.

Schmetternde Poſaunen ſchallen
Von dem Kirchenthurm herab:
Lobt den Vater in der Höhe,
Der der Welt das Kindlein gab!

Herz, mein Herz, wie biſt ſo ſelig?
Herz, mein Herz, und ſo allein?
Unſre Gaben, unſre Wünſche,
Dürfen wir ſie Keinem weihn?

Eine weiß ich wohl zu finden,
Der ich Vieles gönnen mag;
Offen ſteht mir ihre Pforte,
Und es kennt mich ihr Gemach.

Aber in dem ſtillen Hauſe
Brennt kein feſtlich helles Licht,
Und im ſchwarzen Wochenkleide
Sitzt ſie da und freut ſich nicht.

Ach, ihr iſt er nicht geboren,
Der in dieſer ſel'gen Nacht
Freud' und Fried' und Wohlgefallen
Hat zu uns herabgebracht.

Seine Liebe, ſeine Leiden
Dringen nicht zu ihr hinein:
Ueber ihre zarte Seele
Herrſchet ein Geſetz von Stein.

Gebet in der Chriſtnacht.

O Liebe, die am Kreuze rang,
O Liebe, die den Tod bezwang
Für alle Menſchenkinder,
Gedenk in dieſer ſel'gen Nacht,
Die dich zu uns herabgebracht,
Der Seelen, die dir fehlen!

O Liebe, die den Stern geſandt
Hinaus in's ferne Morgenland,
Die Könige zu rufen;
Die laut durch ihres Boten Mund
Sich gab den armen Hirten kund,
Wie biſt du ſtill geworden?

Noch eine fromme Hirtin liegt
In blinden Schlummer eingewiegt,
Und träumt von grünen Bäumen.
Singt nicht vor ihrem Fenſterlein
Ein Engel: Eſther, laß mich ein,
Der Heiland iſt geboren?

Vereinigung.

Wenn ich nur darf in deine Augen ſchauen,
In deine klaren, treuen, frommen Sterne,
So fühl' ich weichen das geheime Grauen,
Das Lieb' und Liebe hält in ſtummer Ferne.

Und unſre Herzen wollen ſich begegnen
In langen Blicken, die mit Thränen ringen,
Und unſre Liebe will ein Engel ſegnen:
Er ſchlägt um uns die weichen, warmen Schwingen.

Nach ſeinem Namen wag' ich nicht zu fragen,
Noch nach dem Namen deſſen, der ihn ſendet;
Ich darf ja wieder weinen, wieder klagen:
Fürwahr, mich hat kein eitler Wahn geblendet!

Die Paſſionsblume.

Hochgebenedeite Pflanze,
Deren ſchöner Blüthenſtern
Uns in mildem, weißen Glanze
Zeigt das Marterthum des Herrn;
Voller Blüthen ſeh' ich immer
Dich vor ihrem Fenſter ſtehn:
Willſt du denn, als eitler Schimmer,
Nur in Farb' und Duft vergehn?

Ward dir kein geheimes Leben,
Unverwelklicher Natur,
Von dem Heiland eingegeben,
Der dich pflanzt' in unſre Flur,
Als ein Bild von ſeinen Leiden,
Seinem bittern Liebestod,
Daß daran wir ſollen weiden
Unſre Seel' in Luſt und Noth?

Haſt du nicht in ſtillen Stunden,
Heil'ge Blum', ihr zugehaucht
Das Geheimniß von den Wunden,
Von dem Dorn, in Blut getaucht?
Eſther ſchläft, und Träume ſchließen
Auf der reinen Seele Schrein:
Laß aus deinem Sterne fließen
Einen Strahl zu ihr hinein!

Purim.

Was meint ſie mit dem Aſchenkleide
An dieſem freudenreichen Tag,
Wo Alles gern in Sammt und Seide,
In Gold und Steinen prangen mag?

Es ſchwimmt das feſtlich bunte Zimmer
In hoher Kerzen Duft und Schein:
Sie ſchleicht ſich aus der Freude Schimmer,
Und ſteht am Fenſter ganz allein.

Da legt ſich, wie ein weißer Schleier,
Des Mondes Strahl um ihr Geſicht,
Und eine ſtille, tiefe Feier
Aus ihren ſel'gen Augen ſpricht.

60

O wär' ich aus den Truggeſtalten
Der wilden, blinden Maskenluſt,
Und dürfte meine Hände falten
Entlarvt im Tempel ihrer Bruſt!

Vor ihrem Fenſter.

Wie freut es mich, in dunkeln Abendſtunden
Vor deinem hellen Fenſter ſtill zu ſtehn!
Den Vorhang ſind' ich hoch hinaufgewunden,
Frei darf mein Blick in ſeinen Himmel ſehn.

Die Blumen, die ſich an die Rahmen ſchmiegen,
Umſchlingen mir dein Bild mit ihrem Kranz,
Und meines Odems Hauche überfliegen
Mit trübem Nebelduft der Scheiben Glanz.

Da ſitzeſt du, ſo ſtill und unbefangen,
Das ſchöne Haupt geſtützt auf deinen Arm,
Und ich bin dir ſo nah mit Luſt und Bangen,
Mit meiner Wünſche ungeſtümem Schwarm.

Du ſchaueſt her: es wiſſen deine Augen
Vom ſüßen Zauber ihrer Blicke nicht,
Wie meine ſich aus ihnen trunken ſaugen,
Und hell erglühen nur von ihrem Licht.

Du ahneſt nicht, wie ſich mein ganzes Leben
Gleich einem Mond um deine Sonne dreht,
Der bald ſich will auf ſtolzen Strahlen heben,
Bald tief gebeugt in Thränen untergeht.

Still, ſtill, mein Herz! Was meint dein wilde
Schlagen?
Schau über dich, der Himmel iſt nicht fern;
Und Flammen, die aus Sternen fallen, tragen
Der Menſchen Seufzer vor den Thron des Herrn.

Die Lauberhütte.

Sei mir gegrüßt, du Holde,
In deinem grünen Zelt!
Hier ſeh' ich erſt dich blühen,
Hier blühet deine Welt.

Mir iſt's, als ob ich träte
In ein gelobtes Land,
Als ob der Lauf der Zeiten
Sich habe umgewandt.

Entlaubt ſind unſre Bäume,
Verblüht iſt unſer Feld:
Hier ſeh' ich Lenz und Sommer
Als Brüder froh geſellt.

Der Herbſt will auch nicht fehlen
In dieſem ſchönen Haus,
Und ſucht für ſeine Früchte
Sich Blumenzweiglein aus.

So prüfen Duft und Schimmer
Wetteifernd ihre Macht:
Es flammen hohe Kerzen
Wie Sterne durch die Nacht.

Und aus den blanken Becken
Steigt Weihrauch ſtolz empor:
Da trauert manche Roſe,
Weil ſie den Rang verlor.

Du ſiehſt mich an, Geliebte,
Und mir verſagt das Wort:
Du wirſt mich nicht verſtehen
An dieſem Zauberort.

Wie, ſollteſt du mir folgen
In trübe, kalte Luft,
Aus deinem Vaterlande
Voll Gluth und Glanz und Duft?

Der Perlenkranz.

Ein Kränzlein möcht' ich ſehen
Gewunden um dein Haupt,
Nicht bunt von Sommerblumen,
Nicht immergrün belaubt.

Von hellen, weißen Perlen
Soll es geflochten ſein:
Durch deine ſchwarzen Locken
Fließt es wie Sternenſchein.

Neige dein Haupt, du Liebe,
Löſ' auf dein langes Haar!
Kennſt du die Perlenkrone,
Durchſichtig, waſſerklar?

66

Bebt Ahnung dir im Herzen?
O glaube, was ſie ſpricht.
Laß auf dein Haupt mich weinen:
Tauft denn die Thräne nicht?

Maria.

Maria möcht' ich dich begrüßen,
Mein Herz hat ſtets dich ſo genannt. —
Seh' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich ſtill an ſeinen Rand:
Maria, rieſeln ſeine Wogen,
Maria ſoll ihr Name ſein;
Ein weißes Täubchen kommt geflogen,
Schwebt über mir im Sonnenſchein.

Geliebte, haſt du nichts vernommen,
Wie Orgelton und Waſſerfall?
Der heil'ge Jordan kommt geſchwommen
Durch Berg und Meer mit Jubelſchall.
Der Geiſt des Herrn ſchwingt ſein Gefieder
Und ruft: Wo iſt die Tochter mein?
Tauch' in die Liebesfluthen nieder:
Maria ſoll dein Name ſein!

An Johannes.

Aus deiner Bruſt hab' ich empor geſungen
Verſchwieg'ner Liebesflammen Luſt und Schmerz,
Und von den Klängen fühl' ich nun durchdrungen
Mit tiefer Regung faſt mein eignes Herz.
Der Frühling naht: ſchon trägt man aus dem Hauſe
Die Blumen an das freie Tageslicht;
Und länger bleiben auch in ihrer Klauſe
Die Winterblüthen meiner Muſe nicht.
Gedeihen muß die Lenzluft ihnen geben
Und junges Grün und friſchen Knoſpendrang,
Auf daß ſie ſich befreunden mit dem Leben,
Und werben nach der Leute Lob und Dank.
So ziehn ſie aus im Duft und Glanz des Maien,
Bekränzt mit ſchwarzem Leid und bunter Luſt;
Und will der Winter ſie mit Schnee beſtreuen,
So flüchten ſie zurück in deine Bruſt.

Reiſelieder.

Große Wanderſchaft.

Wandern, wandern!
Geſtern dort und heute hier;
Morgen, wohin ziehen wir?
Wandern, wandern!
Wißt ihr wohl das Loſungswort,
Das die Welt treibt fort und fort?
Wandern, wandern!
Sehet Sonne, Mond und Sterne,
Wie die wandern all' ſo gerne!
Wandern, wandern!
Auch die Erde macht ſich auf
Alle Jahr zum friſchen Lauf.
Wandern, wandern!
Ei, ſo laß das Sitzen ſein,
Menſch, du mußt doch hinterdrein!
Wandern, wandern!

Kind und Jüngling, Mann und Greis,
Alſo heißt die Lebensreiſ'.
Wandern, wandern!
Ei, wie ſchöne Kompanei!
Fürſtengunſt und Frauentreu'!
Wandern, wandern!
Frau Fortuna führt uns an,
Amor iſt der zweite Mann.
Wandern, wandern!
Auch die Muſen könnt ihr ſehn
All' in Reiſeſchuhen gehn.
Wandern, wandern!
Mars fährt auf Aprillenwetter,
Laune heißt des Ruhmes Vetter.
Wandern, wandern!
Liebes Herz, ſo zieh' nur mit,
Halte wacker Schritt und Tritt!
Wandern, wandern!
Heute hier und morgen dort,
Und zu Haus an jedem Ort.
Wandern, wandern!
Regen, Sturm und Sonnenſchein,
Rebenſaft und Gerſtenwein.
Wandern, wandern!
Heute blond und morgen braun
Iſt mein Schätzchen anzuſchaun.
Wandern, wandern!

Kalt und warm und ſchlicht und kraus,
Bienenſchwarm und Schneckenhaus.
Wandern, wandern!
Heut' hab' ich dies Lied erdacht,
Morgen wird es ausgelacht.
Wandern, wandern!

Wanderlieder eines rheiniſchen Handwerksburſchen.

1. Auszug.

Ich ziehe ſo luſtig zum Thore hinaus,
Als ob's ein Spaß nur wär':
Das macht, es wallt Feinliebchens Bild
Gar helle vor mir her.

Da merk' ich dann im Herzen bald:
Ich ſei dort, oder hier,
Ich gehe fort, ich kehre heim,
Ich ziehe doch immer zu ihr.

Und wer zu ſeinem Liebchen reiſ't,
Dem wird kein Weg zu ſchwer,
Der läuft bei Tag und läuft bei Nacht,
Und ruht ſich nimmermehr.

Und ob es regnet, ob es ſtürmt,
Mir thut kein Wetter weh:
Es hat mein Liebchen mir geſagt
Ein freundliches Ade!

2. Auf der Landſtraße.

Was ſuchen doch die Menſchen all'
Zu Roß und auch zu Fuß?
Das wandert hin und wandert her
Zeitlebens ohn' Verdruß.

Die haben wohl kein Liebchen heim,
Und auch ihr Herz dabei:
Sie ſehn mich an und wundern ſich,
Daß ich ſo langſam ſei.

Ach, wer mit jedem, jedem Fuß,
Den er ſetzt in die Welt hinein,
Einen Schritt von ſeiner Liebſten thut,
Der macht ihn gerne klein.

Wer hat das Wandern doch erdacht?
Der hatt' ein Herz von Stein;
Und wär' es heut' noch nicht bekannt,
Ich ließ' es wahrlich ſein.

3. Einſamkeit.

Der Mai iſt auf dem Wege,
Der Mai iſt vor der Thür:
Im Garten, auf der Wieſen,
Ihr Blümlein kommt herfür!

Da hab' ich den Stab genommen,
Da hab' ich das Bündel geſchnürt,
Zieh weiter und immer weiter,
Wohin die Straße mich führt.

Und über mir ziehen die Vögel,
Sie ziehen in luſtigem Reihn,
Sie zwitſchern und trillern und flöten,
Als ging's in den Himmel hinein.

Der Wandrer geht alleine,
Geht ſchweigend ſeinen Gang;
Das Bündel will ihn drücken,
Der Weg wird ihm zu lang.

Ja, wenn wir allzuſammen
So zögen in's Land hinein!
Und wenn auch das nicht wäre,
Könnt' Eine nur mit mir ſein!

4. Brüderſchaft.

Im Krug zum grünen Kranze
Da kehrt' ich durſtig ein:
Da ſaß ein Wandrer drinnen
Am Tiſch bei kühlem Wein.

Ein Glas war eingegoſſen,
Das wurde nimmer leer;
Sein Haupt ruht' auf dem Bündel,
Als wär's ihm viel zu ſchwer.

Ich thät mich zu ihm ſetzen,
Ich ſah ihm in's Geſicht,
Das ſchien mir gar befreundet,
Und dennoch kannt' ich's nicht.

Da ſah auch mir in's Auge
Der fremde Wandersmann,
Und füllte meinen Becher,
Und ſah mich wieder an.

Hei, was die Becher klangen,
Wie brannte Hand in Hand:
«Es lebe die Liebſte deine,
«Herzbruder, im Vaterland!

5. Abendreihn.

Guten Abend, lieber Mondenſchein!
Wie blickſt mir ſo traulich in's Herz herein?
Nun ſprich, und laß dich nicht lange fragen,
Du haſt mir gewiß einen Gruß zu ſagen,
Einen Gruß von meinem Schatz.

«Wie ſollt' ich bringen den Gruß zu dir?
«Du haſt ja keinen Schatz bei mir.
«Und was mir da unten die Burſche ſagen,
«Und was mir die Frauen und Mädchen klagen,
«Ei, das verſteh ich nicht.»

Haſt Recht, mein lieber Mondenſchein,
Du darfſt auch Schätzchens Bote nicht ſein,
Denn thätſt du zu tief ihr in's Auge ſehn,
Du könnteſt ja nimmermehr untergehn,
Schienſt ewig nur für ſie.

Dies Liedchen iſt ein Abendreihn,
Ein Wandrer ſang's im Vollmondſchein;
Und die es leſen bei Kerzenlicht,
Die Leute verſtehn das Liedchen nicht,
Und iſt doch kinderleicht.

6. Morgen.

In die grüne Welt hinein
Zieh' ich mit dem Morgenſchein,
Abendluſt und Abendleid
Hinter mir ſo weit, ſo weit!

Ei, wie roth deine Wangen ſind,
Morgen, Morgen, ſüßes Kind!
Blümlein weinten die ganze Nacht,
Weil man dich zu Bett gebracht;
Mittag kam, der ſtolze Ritter,
Abend kam, der müde Schnitter,
Keinen haben ſie angeſchaut,
Haben ſtill auf dich vertraut.
Und nun biſt du wieder da,
Biſt ſo freundlich, biſt ſo nah!
Und ſie richten ſich empor,
Schütteln ab der Träume Flor:
Wie ſie wanken, wie ſie beben,
Scheu die trunknen Blicke heben!

War's dein Kuß, der ſie erweckte?
War's ein Zephyr, der ſie neckte?
Welcher Schrecken, welche Luſt,
Mund an Mund, und Bruſt an Bruſt!

Guten Morgen, guten Morgen!
In die Winde alle Sorgen,
Alle Thränen von den Wangen,
Aus dem Herzen alles Bangen,
Alles froh und Alles frei,
Ob's der erſte Welttag ſei!

Auch die kleinen Waldvögelein
Wollen bei dem Feſte ſein,
Laſſen ihre Stimmlein klingen,
Einen Gruß hinaufzuſingen.
Wißt ihr, wer's am beſten meint
Mit dem jungen Himmelsfreund?
Lerche ſich zum Höchſten ſchwingt,
Und ihm grad' an's Herze ſinkt.
Lerche, Lerche, einen Gruß,
Lerche, Lerche, Gruß und Kuß,
Nimm ſie mit dir von uns Allen,
Und laß deine Stimme ſchallen,
Wenn wir dich nicht mehr erſehn,
Aus den lieben blauen Höh'n!

Fiſchlein, Fiſchlein in dem See,
Wird's da unten euch zu weh?
Drang ſein helles Roſenlicht
Noch in eure Tiefe nicht?
Ei, ſo ſpringt einmal heraus
Aus dem düſtern Wogenhaus,
Schnappt von ſeinen Aeugelein
Einen Blick zu euch hinein,
Und die Lampen von Kryſtall
Zündet an mit ſeinem Strahl!

Morgenſtund hat Gold im Mund!
Arme Wandrer, rings und rund,
Auf und fort im Morgenſchein,
Wollt ihr reiche Leute ſein!

7. Frühlingsgruß.

Du heller linder Abendwind,
Flieg hin zu meinem Schatz geſchwind,
Es wird dich nicht verdrießen,
Und fächl' ihr ſanft um Wang' und Kinn,
Treib deine jüngſten Düfte hin,
Und ſprich: Der Lenz läßt grüßen!

Die Laute nehm' ich von der Wand,
Und ſchlinge drum ein grünes Band,
Ein Vöglein hört' ich ſchlagen;
Es ſchlug: Wer bindet an mit mir
Zu Lieb' und Sang ein Feſtturnier
In grünen Roſenhagen?

Wohl auf im hellen Mondenſchein,
Durch alle Gaſſen aus und ein,
Mit Fiedeln und Schalmeien!
Thut auf, thut auf die Fenſterlein,
Ihr Mägdlein, laßt den Frühling ein!
Dürft euch vor ihm nicht ſcheuen.

Er iſt ein wohlgezog'ner Gaſt,
Ein Knäblein jung und blöde faſt,
Auch etwas unerſahren:
Nehmt Amorn ihm als Lehrer an,
So wird er bald ein kluger Mann,
Noch eh' er kommt zu Jahren.

Du heller linder Abendwind,
Was meint zu dir das liebe Kind,
Gefällt ihr deine Kunde?
Gut' Nacht, gut' Nacht, die Fenſter zu!
Der neue Gaſt verlangt nach Ruh',
Der Wächter bläſ't die Stunde.

8. Entſchuldigung.

Wenn wir durch die Straßen ziehen,
Recht wie Burſch' in Saus und Braus,
Schauen Augen, blau' und graue,
Schwarz' und braun' aus manchem Haus.

Und ich laſſ' die Blicke ſchweifen
Durch die Fenſter hin und her,
Faſt als wollt' ich Eine ſuchen,
Die mir die Allerliebſte wär'.

Und doch weiß ich, daß die Eine
Wohnt viel Meilen weit von mir,
Und doch kann ich's Schaun nicht laſſen
Nach den ſchmucken Jungfern hier.

Liebchen, woll' dich nicht betrüben,
Wenn dir Eins die Kunde bringt,
Und daß dich's nicht überraſche,
Dieſes Lied der Wandrer ſingt.

9. Hier und dort.

Mein Liebchen hat g'ſagt:
Dein Sang mir behagt!
Ach, wenn ich doch ſelber
Ein Lied gleich wär',
Meinem Schätzchen zu Ehr'!

Da wollt' ich mich ſchreiben
Auf ſeid'nes Papier,
Und wollte mich ſchicken
Per Poſt zu ihr.
Flugs thät' ſie erbrechen
Das Briefchen ſo fein,
Und ſchaute ſchnurgrade
In's Herz mir hinein.
Und ſahe und hörte,
Wie gut ich ihr bin,
Und wie ich ihr diene
Mit ſtetigem Sinn.
Und Liebchen thät' ſagen:
Du thuſt mir behagen!

Und ſagte und ſänge
Und ſpielte nur mich,
Und trüg' im Mund, im Kopf, im Herzen
Mich ewiglich.

Hätt' Gott mich gefragt,
Als die Welt er gemacht,
So hätt' ich ein Liebchen,
Das wäre fein hier,
Und wär' ſie wo anders,
So wär' ich bei ihr.

Dies Lied hat geſungen
Ein Wandrer vom Rhein.
Hier trinkt er das Waſſer,
Dort trank er den Wein.

Des Poſtillons Morgenlied vor der Bergſchenke.

Vivat, und in's Horn ich ſtoße,
Vivat, wie ſo hell es klingt,
Wenn es in der Morgenſtunde
Meinem Schatz ein Vivat bringt!

Und die Peitſche knallt dazwiſchen,
Und die Räder raſſeln drein,
Und die Funken und die Flammen
Fliegen über Stock und Stein.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier:
Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber's gilt nur dir.

Kann ich's mit dem Schwert nicht zeigen,
Mit dem blanken Ritterſporn,
Hat mein Herz für ſeine Liebe
Doch dies kleine runde Horn.

Wer's verſteht, es klingt nicht übel,
Friſch und ſcharf wie Morgenwind,
Und die Liebſte, die ich meine,
Iſt kein ſchwächlich ſtädtiſch Kind.

In dem Wald iſt ſie geboren,
Iſt des Schenken Töchterlein;
Klang der Becher, Zank der Zecher
Mußt' ihr Wiegenliedchen ſein.

In dem Walde ſteht die Schenke
Einſam auf dem höchſten Berg,
Durch den Schornſtein bläſ't die Hexe,
Und im Keller wühlt der Zwerg.

Aber ſie, die flinke Dirne,
Weiß mit Geiſtern umzugehn,
Wenn ihr Schlüſſelbund nur klappert,
Läßt kein Spuk ſich weiter ſehn.

Und wie trefflich kann ſie bannen
Geiſter auch von Fleiſch und Bein,
Die Berauſchten, ſei's von Liebe,
Sei's von Bier und Brantewein.

Keiner wagt ſich ihr zu nahen,
Weil den Zauberkreis er kennt,
Der dem kecken Ueberſpringer
Zung' und Finger gleich verbrennt.

Aber freundlich und geſprächig
Iſt ſie dem beſcheidnen Gaſt,
Und an ihrem Thor vorüber
Rollt kein Wagen ohne Raſt.

Bravo, bravo, braver Schwager!
Ruft mir zu der Paſſagier:
Gut gefahren, gut gehalten
Bei der ſchmucken Dirne hier.

Mag er's loben und bezahlen,
Liebſte, aber's gilt nur dir.
Schöne Schenkin, ach, ich dürſte,
Schenke, ſchenke Liebe mir!

Vivat, und in's Horn ich ſtoße,
Und es muß geſchieden ſein!
Vivat, und wie ſoll es ſchmettern,
Kehr' ich hier auf ewig ein!

Der Prager Muſikant.

Mit der Fiedel auf dem Rücken,
Mit dem Kappel in der Hand,
Ziehn wir Prager Muſikanten
Durch das weite Chriſtenland.

Unſer Schutzpatron im Himmel
Heißt der heil'ge Nepomuk,
Steht mit ſeinem Sternenkränzel
Mitten auf der Prager Bruck.

Als ich da hinausgewandert,
Hab' ich Reverenz gemacht,
Ein Gebet ihm aus dem Kopfe
Recht bedächtig hergeſagt.

Steht alſo in keinem Büchel,
Wie man's auf dem Herzen hat:
Wanderſchaft mit leerem Beutel,
Und ein Schätzel in der Stadt.

Wenn das Mädel ſingen könnte,
Wär's gezogen mit hinaus,
Doch nun hat's 'ne heiſ're Kehle,
Mußt' es laſſen drum zu Haus.

Ei, da gab es naſſe Augen,
'S war mir ſelbſt nicht einerlei:
Sprach itzt: 'S iſt ja nicht für ewig,
Schönſtes Nannerl, laß mich frei!

Und ich ſchlüpft' aus ihren Armen,
Aus der Pforte, aus dem Haus,
Konnt' nicht wieder rückwärts ſchauen,
Bis ich war zur Stadt hinaus.

Da hab' ich dies Lied geſungen,
Hab' die Fiedel zu geſpielt,
Bis ich in den Morgenlüften
Auf der Bruſt mich leicht gefühlt.

Manches Vöglein hat's vernommen:
Flög' nur eins an Liebchens Ohr,
Säng' ihr, wenn ſie weinen wollte,
Dieſes friſche Liedel vor!

Wenn ich aus der Fremde komme,
Spiel' ich auf aus anderm Ton,
Abends unter ihrem Fenſter:
Schätzel, Schätzel, ſchläfſt du ſchon?

Hoch geſchwenkt den vollen Beutel,
Das giebt eine Muſika!
'S Fenſter klirrt, es rauſcht der Laden,
Heilige Cäcilia!

All' ihr Prager Muſikanten,
Auf, heraus mit Horn und Baß,
Spielt den ſchönſten Hochzeitreigen!
Morgen leeren wir ein Faß.

Die Prager Muſikantenbraut.

Und wißt ihr, wer mein Schätzel iſt?
Ein Prager Muſikant,
Ein Muſikant von feiner Kunſt
In Baß und in Diskant.

Und wißt ihr, wo mein Schätzel iſt,
So wißt ihr mehr als ich,
Denn weil er halt nicht ſchreiben kann,
So denkt er nur an mich.

Und's Denken iſt ein luſtig Ding,
Summt leiſ' in's Herz hinein;
Woher es kommt, wohin es geht,
Das muß errathen ſein.

Ei, kommſt denn nimmermehr zu Ruh',
Du Muſikantenblut?
Ei, lernſt denn nimmermehr verſtehn,
Wie lieb's in Böhmen thut?

Bayerische
Staatsbibliothek
München

So zieh nur hin durch Stadt und Land,
Mit dir Sankt Nepomuk,
Der ſegne Fiedel dir und Baß
Mit gutem Strich und Druck!

Und wo in Gottes weiter Welt
Du klopfſt an Thür und Thor,
Find' offne Beutel überall
Und ein geneigtes Ohr.

Die Mädel ſchaun dir in's Geſicht,
Die Männer nach der Hand,
Und Einer und die Andre ſpricht:
Ein braver Muſikant!

Dann ſing' ein Lied von deiner Braut,
Die an der Moldau iſt:
Das klingt mir hell durch Mark und Bein,
Und ſagt mir, wo du biſt.

Und ſagt mir noch ſo mancherlei,
Was ſchwer ſich ſagt im Reim,
Und ſagt mir: Wann die Lerche kommt,
Kehr' ich nach Böhmen heim.

Seefahrers Abſchied.

Die du fliegſt in hohen Lüften,
Kleine Schwalbe, komm herab,
Weil ich dir ein Wort im Stillen
Unten zu vertrauen hab'.
Sollſt mir eine Feder ſchenken
Aus den ſchwarzen Flügeln dein,
Will an meine Liebe ſchreiben:
Herz, es muß geſchieden ſein!

Morgen fahr' ich auf dem Meere,
Wind und Woge weiß wohin,
Und es fragen mich die Freunde,
Was ich doch ſo traurig bin.
Aber Wind und Woge ſprechen
Viel von Unbeſtändigkeit,
Und der Sklave ſingt zum Ruder:
Mächtig, mächtig iſt die Zeit!

Gott, und ſoll ich untergehen,
Sei es in dem tiefen Meer,
Nur nicht in der Liebſten Herzen,
Wo ich gern geborgen wär'.
In dem ſtillen klaren Spiegel
Male ſich mein treues Bild,
Wann um mich in Ungewittern
Die empörte Woge ſchwillt.

Liebe, ſieh, wie Well' auf Welle
Ringt nach dem erſehnten Strand:
Aber manche wird verſchlungen,
Eh' ſie küßt das grüne Land.
Wenn du an dem Ufer wandelſt,
Hüpft die Fluth nach deinem Fuß:
Wogen hab' ich nur und Winde,
Dir zu ſchicken meinen Gruß.

Wann die fernen Höhen dämmern,
Jauchzet Alles nach dem Land:
Nur zwei müde Augen bleiben
Still dem Meere zugewandt.
Wann die Segel wieder glänzen,
Wann die Winde heimwärts wehn,
Laßt mich auf dem Maſte ſitzen:
Liebe kann durch Wolken ſehn.

Schiff und Vogel.

Die Flüſſe rauſchen in das Meer,
Vorüber an Burgen und Städten,
Die Winde blaſen hinterher
Mit luſtigen Trompeten.

Die Wolken ziehen hoch voran,
Wir Vöglein mitten drinnen,
Und Alles, was fliegen und ſingen kann,
Nur nach, nur mit uns, nur von hinnen!

Ich grüße dich, Schifflein! Wohin, woher,
Mit dem flatternden goldenen Bande?
«Ich grüße dich, Vöglein! In's weite Meer
«Fahr' ich hin aus dem engen Lande.

«All' meine Segel ſind geſchwellt,
«Kein Berg iſt mehr zu ſehen:
«Ich hab' mein' Sach' auf den Wind geſtellt,
«Der Wind läßt mich nicht ſtehen.

«Und willſt du, Vöglein, mit hinaus,
«Magſt dich auf den Maſtbaum ſtellen;
«Denn voll zum Sinken iſt mein Haus
«Von glücklichen Geſellen.

«Sie tanzen und ſpringen den ganzen Tag,
«Und klimpern und ſpielen und trinken,
«Und wer nicht mehr tanzen und trinken mag,
«Seiner Nachbarin muß er winken.»

Geſellen, die brauch' ich und ſuch' ich nicht,
Lieb Schifflein, ich kann ja noch ſingen;
Dem Maſtbaum wär' ich ein böſes Gewicht,
Lieb Schifflein, ich habe ja Schwingen.

Hoch über dem Segel, hoch über dem Maſt,
Wer will mir die Luſt verwehren?
Und hält deine wilde Geſellſchaft Raſt,
So ſollſt du mich ſingen hören.

Und wer nicht ruhen und horchen mag,
Gott geſegn' ihm die beſſere Freude!
So ſchwing' ich mich auf in den blauen Tag,
In die goldene Sonnenweide.

So ſing' ich meinen Jubelgeſang
Hinaus in alle vier Winde,
Daß ihn mein und ſein Lebelang
Kein Schreiber und Drucker finde!

Die Monate.

Florenz, im September 1818.

An Ludwig Sigismund Ruhl.

Ich zog mit dir aus Roma's heil'gen Mauern,
Den Rücken jenen Fluren zugewendet,
Wo ſich der Himmel nimmer müde ſpendet
Mit ſeines Füllhorns friſchen Blumenſchauern.

Da faßte plötzlich dich ein heißes Trauern,
Das über ihren Strom dir nachgeſendet
Die Stadt, der du, ich weiß nicht was, verpfändet:
Ich hörte deine Seufzer mit Bedauern.

Germania, mach' auf dich ohne Weilen,
Geſchmückt mit aller deiner Reize Waffen,
Den hart geſeiten Flüchtling zu begrüßen!

Heiß der zwölf Monde Schaar voraus dir eilen,
Und was ein jeder Beſtes kann erſchaffen,
Leg' er als Angebind' ihm gern zu Füßen.

Januar.

Ich bringe dir in weißen kalten Händen
Ein warmes Haus, erhellt von tauſend Kerzen,
Bewohnt von bunten Spielen, Tänzen, Scherzen,
Von Amoretten auch, die Pfeile ſenden.

Sie flattern auf und ab an allen Enden,
Die Jungfrau ſchaut beſorgt nach ihrem Herzen,
Die Andre ſchon nach Einem, der den Schmerzen
Der Wunde möchte ſüßen Balſam ſpenden.

Als hülfreich hab' ich immer dich erfunden,
Vor Allem, wo es gilt den ſchwachen Schönen,
Drum, denk' ich, wird ſie nicht bis morgen klagen.

Bald ſind verrauſcht des Feſtes heiße Stunden,
Schon hör' ich Hufſchlag vor dem Thore dröhnen:
Reich' ihr den Arm und führe ſie zum Wagen!

Februar.

Erkennſt du mich in meinem bunten Kleide,
Mit meiner Pritſche, meinem Schellenhut,
Mit meinem unermüdlich krauſen Muth,
Voll Scherz und Rank und Witz und Schadenfreude?

Doch zapft man hier, zu meinem großen Leide,
Mir jährlich ab ein Becken wildes Blut:
Humanitas meint es mit mir nicht gut,
Und ſchwärzt mich an mit unhumanem Neide.

Ich darf nicht mehr frei durch die Straße wandern,
In enge Säle ſchließen ſie mich ein,
Und wollen gar, ich ſoll vernünftig ſein.

Wie thut mir's weh um dich vor allen Andern!
Ich möchte gern dich römiſch luſtig ſehn,
Und müßt' ich ſelbſt dabei zu Grunde gehn.

März.

Mit einem Strauß von Blumen, die mit Schneee
Die kleinen weißen Kelche gern bedecken,
Möcht' ich, wie ſie, mich deinem Blick verſtecken,
Weil ich allein ſo ärmlich vor dir ſtehe.

Wohin ich auch nach beſſern Gaben ſpähe,
Nur Keim und Knospe ſind' ich aller Ecken;
Wohl möcht' ich Laub und Blüthe dir erwecken,
Doch fürcht' ich ſehr, mein Hauch thät' ihnen wehe.

So nimm denn, was ich bringe, als zum Pfande
Der ſchönen Zeit, die ich nur darf verkünden,
Daher ſie mich den Mond der Hoffnung nennen.

Und wenn der Wonnemond regiert im Lande,
Wirſt du Erfüllung auf den Fluren finden,
Und ungelöſcht ſoll dir kein Wunſch verbrennen.

April.

Leichtſinnig, launig, neckiſch, ausgelaſſen,
Wandl' ich in jeder Stunde Leib und Sinn:
Kaum weiß ich ſelbſt, wie ich beſchaffen bin,
Wie ſollen mich die fremden Leute faſſen?

Hier werf' ich einen Schneeball durch die Gaſſen,
Dort ſchweb' ich blau in jungen Düften hin,
Bald ſtreich' ich ſanft der Schönen weiches Kinn,
Bald ſagen ſie, ich wäre grob im Spaßen.

Gern wollt' ich dir noch Vieles von mir ſagen,
Doch drückt mich des Sonettes enges Band,
Das mir die Muſe um den Mund geſchlagen.

Sie ſprach: Ich kenne dich als ungezogen,
Und jener Herr hat in dem welſchen Land
Der beſten Sitt' als Kavalier gepflogen.

Mai.

Ich möchte ſchweigend, Lieber, dich umfangen,
Gehüllt in ſüße, bange Dämmerungen:
Es wird ſo viel zu meinem Preis geſungen,
Daß mir die Luſt am Liede faſt vergangen.

Wärſt du ſo heiß von ſeligem Verlangen,
Wie eine Lilie, deren weiße Zungen
Den langen Tag nach kühlem Troſt gerungen,
Bis daß ſie müd' und matt zur Erde hangen:

Komm her zu mir, ich gebe dir zu trinken,
So viel du magſt, mein treuer deutſcher Zecher,
Aus meinem bodenloſen Liebesbecher!

Siehſt du die hellen Thauestropfen blinken
Dort an den Lilien in der Morgenſonne?
Wie mäßig ſchaltet ihr mit meiner Wonne!

Juni.

Ich trag' ein Kleid von weichen Roſenherzen,
Ich ſchlaf' in einem Bett' von Roſenduft,
Bis mich der roſenrothe Morgen ruft,
Ein Stündlein in den Knospen zu verſcherzen.

Der Mittag liebt ein herzlicheres Herzen,
Dringt heiß bis in des Kelches tiefſte Kluft:
Da fliegt manch Roſenblättchen durch die Luft,
Und ſeufzt von Minneluſt und Minneſchmerzen.

Der Abend kommt, den Blumen Troſt zu geben,
Die matt und blaß in ſeinem Thau ſich baden,
Bis allen ihren Zorn ſie ausgekühlt.

Behagt dir, Freund, dies rothe Roſenleben,
So ſei von mir auf morgen eingeladen,
Denn alle Tage wird ſolch Spiel geſpielt.

Juli.

Auf kühlen Bergen, an des Meeres Strande,
Iſt dir ein heitrer Gartenſitz bereitet,
Nicht allzu eng, auch nicht zu weit verbreitet:
Man liebt ſich einzuſchränken auf dem Lande.

Ein junger Quell im Bett von weichem Sande
Iſt zierlich durch die Gänge hingeleitet,
Bis er betrogen in ein Becken gleitet,
Das ihm verſteckt der Blumenhain am Rande.

Da muß er, eingezwängt in ſchlanker Säule,
Aufſteigen aus dem runden Marmormunde,
Und auf der Höhe ſich in Schaum zerſtäuben.

Das Moosbeet winkt zu mittäglicher Weile:
Es ſchlummert Alles, nur im klaren Grunde
Seh' ich die goldnen Fiſchlein Spiele treiben.

August.

Wann durch das Feld die blanken Senſen klingen,
Wann ſich die hohen goldnen Halme neigen,
Wann um den Aehrenkranz in wilden Reigen
Die Schnitter mit den Schnitterinnen ſpringen:

Dann will ein Jeder um die Stirne ſchlingen
Ein buntes Band, und ſich als Mäher zeigen;
Wer iſt ſo arm, daß er ſich nicht zu eigen
Ein Saatenfeld und Saamen könnt' erringen?

Die Hoffnung pflügt für Alle das Gefilde,
Und flinke Wünſche ſtreun mit vollen Händen
Die Körner in den weichen Schooß der Erden.

Dir iſt das Jahr mit den zwölf Monden milde,
Drum will ich dir die ſchärfſte Sichel ſpenden,
Die nimmer ſtumpf ſoll in der Ernte werden.

September.

Ich grüße dich mit hellem Waldhornklange;
Hirſchfänger, Büchſe, Netz und grünes Kleid,
Ein Roß, zu jedem kecken Sprung bereit,
Verehr' ich dir, und wünſche Glück zum Fange.

Friſch auf! Um das Revier ſei mir nicht bange:
Ich habe Eichenwälder tief und breit,
Mit Bahnen rings durchhauen für die Waid,
Und Hirſch' und Rehe, wie ich ſie verlange.

Den Hut geſchmückt mit einem grünen Reiſe,
Die Hände purpurroth von edlem Schweiße,
Die Wagen krachend unter ihrer Laſt:

So ziehe heim mit deinen Jagdgeſellen,
Wenn du nicht erſt ein Wort noch zu beſtellen
Hier bei der ſchönen Förſterstochter haſt.

October

Vom alten Rhein ſiehſt du daher mich ſchweben,
Auf einem kühlen, klaren Mondenſtrahl,
Mit einem vollen, ſchäumenden Pokal,
Die heiße Stirn umweht von friſchen Reben.

Es wogt ein unergründlich tiefes Leben
In meiner Beere güldenem Kryſtall:
Willſt du's entfeſſeln, laß in hellem Schall
Zwei Bruderbecher an einander beben.

Und unterthänig dieſem Zauberklange,
Schwingt flugs ein unzählbares Elfenchor
Aus Silberperlen ſprudelnd ſich empor.

Den Rand umhüpfen ſie in buntem Drange,
Mit Spieß und Degen, Saitenſpiel und Kranz,
Bockshorn und Eulenohr und Drachenſchwanz.

November.

Zu rechter Zeit hab' ich dir's angeſehen,
Daß du, auf Tanz und Jagd und Becherklingen,
Verlangen fühlſt nach würdigeren Dingen,
Womit ich gleich dir kann zu Dienſten ſtehen.

Durch Leipzigs volle Laden ging ich ſpähen,
Was uns die deutſchen Preſſen Neues bringen:
Die Bogen, die noch auf den Seilen hingen,
Sie mußten ungetrocknet mit mir gehen.

Sparöfen kauft' ich auch und Sorgenſtühle,
Kaffee und Knaſter, von der beſten Sorte,
Und lange runde Bernſteinpfeifenſpitzen.

Entreiß dich, Freund, dem eitlen Weltgewühle:
Ich führe zu der Weisheit heil'gen Pforte
Die Jünger, ohne ſehr ſie zu erhitzen.

December.

Mit Peitſchenknall und lautem Schellenklange
Meld' ich mich dir, und ſchüttle weiße Flocken
Durch alle Straßen hin aus meinen Locken:
Dich, hoff' ich, macht das Ungethüm nicht bange.

Es ſchnaubt der Renner an des Schlittens Stange,
Das blanke Halsband ſchütteln deine Doggen,
Die Dame hüllt in warme Flaumenſocken
Den zarten Fuß, und denkt: Er bleibt ſo lange.

Was zauderſt du? Sitz' auf, mein Freund, geſchwinde!
Und ſei mir auf der Fahrt nicht zu verwegen,
Muß ich im Namen deiner Schönen bitten.

Den ſüßen, warmen Odem wehn die Winde
Und manche weiche Locke dir entgegen:
Halt kurz das Roß, und ſieh auf deinen Schlitten!

Ländliche Lieder.

Ländlicher Reigen.

Schnitter.

Ich hab' ein Herz verloren
Wohl in dem grünen Mai,
Und Keine will mir ſagen,
Wo's nun geblieben ſei.

Ihr ſchmucken Dirnen alle,
Nun Eine hat es doch,
Und habt ihr's nicht gefunden,
So liegt's im Graſe noch.

Und wenn es liegt im Graſe,
So liegt's auf kühler Streu,
Und wann ihr mäht die Wieſen,
So ſchneidet's nicht entzwei.

Schnitterin.

Ich hab' ein Herz gefunden
Wohl in dem Mond April,
Wo alle Narren wandern:
Einen Narren ich nicht will.

Drum will ich's weiter ſchicken,
Bis daß es wird geſcheit,
Und kommt es klug zurücke,
Zum Lieben iſt's immer noch Zeit.

Schnitter.

Ich hab' ein Herz begraben
Wohl im Dezemberſchnee,
Und wenn das Eis zerrinnet,
So fällt es in den See.

Und ſchwimmet auf und nieder,
Und hüpfet her und hin,
Bis es in's Netz geſprungen
Der ſchönſten Fiſcherin.

Schnitterin.

Ich hab' manch Herz gefangen
Wohl in dem Erntetanz:
All' Jahr ein friſches Herzchen,
All' Jahr ein friſcher Kranz!

Und wem das nicht behaget,
Der ſeh' dem Tanze zu;
So mag er's Herz behalten,
Dazu auch ganze Schuh'.

Schifferreigen.

Erſter Schiffer.

Es kommt ein Fink geflogen
Des Morgens über Meer,
Der bringt mir Grüß' und Lieder
Von meinem Liebchen her.

Wenn ich ein Vogel wäre,
Stellt' ich das Schiffen ein,
Und wenn ich wär' kein Schiffer,
Ein Schwimmer müßt' ich ſein.

Zweiter Schiffer.

Ich laſſ' mein Schifflein treiben
Hinauf, hinab die Fluth;
Ob Wind und Woge ſchlafen,
Das Schiff ſich nimmer ruht.

Gieb mir mein Ruder wieder
Und laß das Spielen ſein,
O Diebin, oder nimm mich
In deinen Nachen ein!

Dritter Schiffer.

Es kommt ein Schwan gezogen
Des Abends auf der Fluth;
Ich will am Strande liegen,
Es träumt ſich hier ſo gut.

Da ſchwimmen auf den Wogen
Viel Schiffe groß und klein:
Ich kann nicht mit euch fahren,
Mein Nachen ſank mir ein.

Schifferin.

Ich bin zur Welt gekommen
In Wogen und in Wind,
Und Wind und Wogen wiegten
Mich als ein kleines Kind.

Dann bin ich Jungfrau worden,
Bekam ein Herz geſchwind;
Und Herz und Jungfrau waren
Wie lauter Wog' und Wind.

Bald klar und ſtill zu ſchauen,
Bald wieder wild und kraus,
So lock' ich manchen Nachen
Auf Klipp' und Sand hinaus.

Ihr Schiffer, laßt das Singen,
Es geht in Wog' und Wind;
Ihr ſolltet ja wohl wiſſen,
Was das für Dinge ſind.

Das Hirtenfeuer in der römiſchen Ebene.

Hirt.

Ade, Ade, Geliebte,
Und reich' mir deine Hand!
Ich treibe meine Heerde
Hinab in's Niederland.

Die Saaten ſind gemähet,
Das Stoppelfeld iſt frei:
Laß uns mit blauem Bande
Verknüpfen Lieb' und Treu'.

Ich trag' es auf dem Hute,
Du trägſt es auf der Bruſt,
Und pocht dein Herz dagegen,
Ich fühl's in banger Luſt.

Schauſt du herab vom Berge
Wohl in der dunkeln Nacht,
Tief unten brennt ein Feuer,
Wo dein Geliebter wacht.

Und höher ſchlägt die Lohe,
Und heller glüht der Schein:
Dann denk', es iſt ſein Herze,
Das will hier oben ſein.

Hirtin.

Ade, Ade, Geliebter!
Wie zeig' ich dir mein Herz?
In enger, ſtiller Kammer
Verſchließt es Luſt und Schmerz.

Und ſchau' ich aus dem Fenſter
Hinab in's weite Feld,
Du findeſt keine Thräne,
Die dort hinunterfällt.

Ich ſeh' ein Feuer brennen
Wohl durch die dunkle Nacht:
Geſegnet ſei die Stätte,
Wo mein Geliebter wacht!

Und höher ſchlägt die Lohe,
Und heller glüht der Schein,
Ich wieg' auf ſeinen Flammen
All' meine Sorgen ein.

Laß nicht den Brand erlöſchen,
Geliebter, eh' es tagt:
Kann ich den Schlaf nicht finden,
Kürzt mir dein Licht die Nacht.

Doppelte Gefahr.

Ich armer Fiſcherbube,
Wo ſoll ich ſchiffen hin?
Mein Nachen iſt gar kleine,
Gar ſchüchtern iſt mein Sinn.

Im hohen Meere draußen,
Da ſind die Wogen groß,
Da läßt aus Oſt und Weſten
Der Himmel die Stürme los.

Da jagen die Korſaren
Nach jungem Chriſtenblut,
Da ſingen die Sirenen
Und locken hinab in die Fluth.

Am Ufer ſitzt ein Mädchen,
Die hat ein Augenpaar,
Das droht mit Feuerflammen
Mir tödtliche Gefahr.

Sie ſtrickt an einem Netze,
Will drein mich fangen ein,
Ihr Haar hat lange Flechten,
Dran ſoll ich gebunden ſein.

Du liebliche Sirene,
Sirene von dem Strand,
Laß deine Stimme tönen
Hell über Meer und Land.

Tief unten in den Fluthen
Da iſt ein goldnes Haus,
Da ruhen die Ertrunknen
In weichen Armen aus.

In dieſem Liebesmeere
Wo wird die Ruhſtätt' ſein?
Entweder an deinem Herzen,
Ach! oder im Grabe mein.

Die glückliche Fiſcherin.

Sie ſtand im Boot und fiſchte,
Ich ſah's vom Ufer her:
In's Netz die Fiſchlein ſprangen,
Als ob's zum Tanze wär';
Wollt' keins im Meere bleiben,
Das Netz war viel zu klein:
Sie ließ es ſich gefallen,
Und dacht', es muß ſo ſein.

Sie ſtieg aus ihrem Boote,
Am Strande blieb ſie ſtehn,
Da ſchwoll das Meer und wogte,
Als möcht' es mit ihr gehn;
Und Muſcheln und Korallen
Trieb es ihr hinterdrein:
Sie hob ſie auf vom Boden,
Und dacht', es muß ſo ſein.

Ich armer Hirtenbube,
Was frommt mein Werben mir
Mit Blumen und mit Bändern?
Die Welt gehöret ihr.
Ihr ſchlagen alle Herzen,
Und wären ſie von Stein:
Sie nimmt's wie Wogenrauſchen,
Und denkt, es muß ſo ſein.

Könnt' ich ihr ſelber bringen
Der Sterne Silberlicht,
Des Himmels Abendbläue,
Was Neues wär' es nicht.
Sie hielt's an ihre Augen,
Und ſpräch': es iſt ja mein!
Vergäße mir zu danken,
Und dächt', es muß ſo ſein.

Was frommt dein blödes Klingen,
Mein kleines Saitenſpiel?
Iſt auch ihr Fenſter offen,
Sie hört dich doch nicht viel,
Vor allen Jägerhörnern
Und Flöten und Schalmei'n;
Sie tanzt dazu den Reigen,
Und denkt, es muß ſo ſein.

Muſterkarte.

Der Glockenguß zu Breslau.

War einſt ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerther Meiſter,
Gewandt in Rath und That.

Er hatte ſchon gegoſſen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und ſeine Glocken klangen
So voll, ſo hell, ſo rein:
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Das iſt die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenthurme
Da hängt das Meiſterſtück,
Rief ſchon manch ſtarres Herze
Zu ſeinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meiſter
So treu das Werk bedacht!
Wie hat er ſeine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stunde kommen,
Daß Alles fertig war,
Die Form iſt eingemauert,
Die Speiſe gut und gar.

Da ſpricht der Glockenmeiſter
Zu ſeinem Bübelein:
Ich laſſ' ein kurzes Weilchen
Beim Keſſel dich allein.

Will mich mit einem Trunke
Noch ſtärken zu dem Guß;
Das giebt der zähen Speiſe
Erſt einen rechten Fluß.

Doch hüte dich, und rühre
Den Hahn mir nimmer an:
Sonſt wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan!

Der Bube ſteht am Keſſel,
Schaut in die Gluth hinein:
Das wogt und wallt und wirbelt,
Und will entfeſſelt ſein.

Und ziſcht ihm in die Ohren,
Und zuckt ihm durch den Sinn,
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen,
Hat ſchnell ihn umgedreht:
Da wird ihm angſt und bange,
Er weiß nicht, was er thät.

Und läuft hinaus zum Meiſter,
Die Schuld ihm zu geſtehn,
Will ſeine Knie' umfaſſen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erſtes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er ſtößt ſein ſcharfes Meſſer
Dem Buben in die Bruſt,
Dann ſtürzt er nach dem Keſſel,
Sein ſelber kaum bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann: —
Doch ſieh, der Guß iſt fertig,
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen,
Und ſieht, und will's nicht ſehn,
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor ſich ſtehn.

Der Knabe liegt am Boden,
Er ſchaut ſein Werk nicht mehr.
Ach, Meiſter, wilder Meiſter,
Du ſtießeſt gar zu ſehr!

Er ſtellt ſich dem Gerichte,
Und klagt ſich ſelber an :
Es thät den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn Keiner retten,
Und Blut will wieder Blut :
Er hört ſein Todesurthel
Mit gar gefaßtem Muth.

Und als der Tag gekommen,
Daß man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenſchmaus.

Ich dank' euch, ſpricht der Meiſter,
Ihr Herren lieb und werth,
Doch eine andre Gnade
Mein Herz von euch begehrt.

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' ſie ja bereitet:
Möcht' wiſſen, ob's gelang.

Die Bitte ward gewähret,
Sie ſchien den Herr'n gering,
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Der Meiſter hört ſie klingen,
So voll, ſo hell, ſo rein:
Die Augen gehn ihm über,
Es muß vor Freude ſein.

Und ſeine Blicke leuchten,
Als wären ſie verklärt:
Er hatte in dem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuverſicht;
Und was der Tod verſprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Das iſt der Glocken Krone,
Die er gegoſſen hat,
Die Magdalenenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht:
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieſer neuen Zeit.

Thränen und Roſen.

Ein Knäblein ging ſpazieren
Wohl um die Abendſtund'
In einem Roſengarten,
Da blühten Blümlein bunt.

Er ging wohl auf und nieder
Vor eines Gärtners Haus,
Da lag ein Mägdlein ſchöne
Zum Fenſterlein heraus.

Ein Röslein thät' er brechen,
Warf's in das Fenſterlein:
Thuſt ſchlafen oder wachen,
Herzallerliebſte mein?

«Ich habe nicht geſchlafen,
«Ich habe nicht gewacht,
«Ich habe nur geträumet,
«An dich hab' ich gedacht.»

Du haſt ja auch geweinet,
Dein' Aeuglein ſind ſo naß;
Eine Thrän' fiel aus dem Fenſter,
Da wuchs eine Roſ' im Gras.

«Und iſt eine Roſ' gewachſen,
«So wuchs ſie nur für dich,
«Und wenn ich hab' geweinet,
«So weint' ich nur um mich.»

Was zog er aus der Taſche?
Ein ſeidnes Tüchelein.
Nimm hin, Herzallerliebſte,
Wiſch' ab dein' Aeugelein!

Und bin ich in der Fremde,
Weit, weit von deinem Haus,
So weine deine Thränen
Zum Fenſter nicht hinaus.

So weine ſie bedächtig
All' in das Tuch hinein,
Damit kein böſer Bube
Zertritt die Röſelein.

Faſtnachtslied

von den goldenen Zöpfen.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Oder iſt es wohl von Seide,
Oder iſt's von beiden gar?
Nenn' ich's goldgediegne Seide?
Nenn' ich's ſeidenfeines Gold?
Und welch zartes Elfenbändchen
Hat die Flechten dir gerollt?

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen! —
Und an jedem hängt ein Herz,
Hier ein junges, da ein altes,
Hier mit Luſt, und da mit Schmerz.
Und das meine ach das meine! —
Iſt kein einzig Zöpfchen leer?
Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Dichterherzen ſind nicht ſchwer.

Und die goldnen Zöpfe fliegen
Um den Nacken, um den Leib,
Und das Fliegen und das Schmiegen
Iſt der Herzen Zeitvertreib.
Einer hat ſich faſt verirret
Um die Schulter ganz allein:
Mägdlein, ſtreich' ihn nicht zurücke,
Freiheit ſteht dem Haar ſo fein.

Mägdlein mit den goldnen Zöpfen,
Mägdlein mit dem goldnen Haar!
Herz an Herz ein ſtilles Plätzchen,
Eins iſt Eins, und Zwei ein Paar.
Löſe deine goldnen Flechten,
Alle Herzen fallen aus,
Und nur eines, und nur meines,
Mägdlein, trägſt du mit nach Haus!

Der Zephyr.

Auf einer Roſe ward ich jung,
Ein Roſenblatt war meine Wiege,
Ein Roſenblatt iſt einſt mein Grab.

Ich ſchlafe, wann der Winter tobt,
Und mit dem Lenze werd' ich munter,
Und nähre mich von Duft und Kuß.

Du armer, ſtolzer Herr der Welt,
Du keuchſt einher mit deiner Krone,
Und dienſtbar trockn' ich deinen Schweiß!

Kuß und Lied.

Jüngſt küßt' ich einen rothen Mund;
Ein Liedchen ſaß auf meinen Lippen,
Und aus dem Liedchen ward ein Kuß.

Jetzt iſt mein Mädchen fern von mir;
Zum Kuſſe will mein Mund ſich ſchwellen,
Und aus dem Kuſſe wird ein Lied.

Fliegt nun, ihr lieben Verſe, hin,
Und drückt ſie euch an ihre Lippen,
So werdet wieder, was ihr war't!

Die Blutorange.

Epiſtel aus Sorrent.

In Sorrento's Felſengärten
Hört' ich heut' ein Mährchen ſagen
Von der blutigen Orange
Und der Blüthe der Granate.
Alſo ſprach der kluge Gärtner:
Golden, wie noch heut' die Schale,
Glühten einſt die innern Säfte
Dieſer würzigen Orangen
Von dem Baume hier am Ufer.
Und ein Sprößling der Granate,
Jung und ſchlank, wuchs auf daneben.
Als der Winter zog von dannen,
Trieb das Bäumchen erſte Knospen,
Und gleich heißen Blutes Flammen
Brachen Blüthen aus den Keimen.
Und die Nachbarin Orange,
Staunend, wie in Liebesandacht,
Bog die hohen Zweige ſchmachtend
Nach der fremden Gluth hinüber,

Daß die Silberblüthen alle
Offnen Auges landwärts ſchauten,
Und das Meer nur Grünes ſahe.
Und als nun der Herbſt gekommen,
Und den erſten goldnen Apfel
Prüfend ich vom Baume pflückte,
Ward mir klar der Zweige Schwanken
Und der Blüthen ſeltſam Drängen:
Denn gleich heißen Blutes Flammen,
Voll, wie langverhalt'nes Sehnen,
Floß der Saft aus goldner Schale.
Alſo ſprach der kluge Gärtner,
Und ich pflückte mir Orangen
Von dem ſeltnen Uferbaume.

Iſt zu Ende nun die Sage,
Schweig' auch ich, und was im Herzen
Mir ſich regt mit jedem Schlage,
Hat ſich heute ſtill getrunken
In dem kühlen Wunderſafte,
Und ſo ſend' ich ohne Deutung,
Freundin, dir die Gärtnerſage.

Des Finken Gruß.

Im Fliederſtrauch ein Finke ſaß
Und ſang,
Er ſang wohl dies und ſang wohl das,
Was klang.

Nun werft den Winter aus der Thür
Weit weit!
Der liebe Mai iſt wieder hier,
Ihr Leut'!

Er hat ein grünes Röckchen an
Von Gras,
Hat bunte blanke Knöpfe dran
Von Glas.

Ein großes Auge hat der Fant,
Iſt blau:
Paßt auf, ob nicht durch Thür und Wand
Er ſchau'!

Sein Odem tränkt ſo friſch und rein
Die Luft,
Sein Haar muß ganz gepudert ſein
Mit Duft.

Er weiß mit Jungfern umzugehn
Gar fein,
Die Burſchen auch ihn gerne ſehn
Im Hain.

Den Kindern bringt er Spielwerk mit:
Woher?
Aus Nürnberg von dem Blumenſchmidt,
Daher!

Und was ſoll für die Philiſter ſein?
Ja was?
Die fangen ſich Mücken und Fliegen ein
Zum Spaß.

Des Finken Abſchied.

Es ſaß ein Fink auf grünem Zweig,
Der war ſo friſch und blätterreich,
Und ſang wohl Dies und Jenes:
Durch Lenz und Sommer und Herbſt er ſang,
Hätt' da geſungen ſein Lebelang,
Wär' nicht der Winter kommen.

Der Winter kam mit Saus und Braus:
«Ihr Müßiggänger, zum Reich heraus,
«Ihr Flattrer und Sänger und Horcher!
«Herab vom Baum, du grünes Blatt!
«Zum Bauen und zum Brennen hat
«Der Herr das Holz erſchaffen.»

Da geht im Hain das Schütteln los,
Und flugs ſteht Alles blank und bloß,
Bis auf den Zweig des Finken.
Jetzt, naſeweiſes Vöglein, flieh!
Mit ſolcher Staatsökonomie
Da iſt nicht viel zu ſpaßen.

Und's Vöglein flog und ſang: Ade!
Da warf der Winter Reif und Schnee
Ihm hinterdrein, und traf's nicht.
Der Finke lacht aus voller Kehl':
Bewahre Gott jede Chriſtenſeel'
Vor dieſem Landesvater!

Und als ich mal nach Welſchland zog,
Manch Vöglein mit dem Wandrer flog,
Da war auch jenes drunter:
Und wär's geweſt eine Nachtigall,
So hätt' mein Lied einen beſſern Schall,
Ich hab's ihm nachgeſungen.

Wir wiſſen uns zu finden.

Parodirende Gloſſe.

Lerche als Thema.

Sollſt nicht murren, ſollſt nicht ſchelten,
Wenn die Sommerzeit vergeht,
Denn es iſt das Loos der Welten,
Alles kommt und Alles geht.

Junge Frau.

Hör' ich's da nicht zwölfe ſchlagen?
Und er iſt noch nicht zu Haus.
Ach, ſchon in den Flittertagen
Iſt's mit ſeinem Lieben aus.
Hat er Pfeifen nur und Karten,
Mag zu Haus die Gattin warten:
Was bekümmert ihn ihr Schmerz?
Doch, er ſoll es mir entgelten! —
Still, er kommt, o ſtill, mein Herz!
Sollſt nicht murren, ſollſt nicht ſchelten.

Roſenwürmchen.

Kam der Sommer hergezogen,
Roſenblüthchen war dabei,
Bin ich hinterdrein geflogen,
Wußte nicht, ob's ſchicklich ſei.
Roſenblüthchen, woll' mir geben
Nur ein Blättchen, drauf zu leben!
Sprach es: Klein iſt dein Bewerben,
Doch gar ſchnell mein Duft verweht.
Sprach ich: Mit dir will ich ſterben,
Wenn die Sommerzeit vergeht.

Philoſophiſche Tröſterin.

Schweſter, trockne deine Zähren!
Hin iſt hin, und todt iſt todt.
Nichts bei uns kann ewig währen,
Heute bleich, was geſtern roth.
Eins auch wolle noch bedenken:
Unglück kann zum Glück ſich lenken,
Einen Beſſern kannſt du frein.
Reiche Wittwen ſterben ſelten:
Darum, Schweſter, gieb dich drein,
Denn es iſt das Loos der Welten.

Leipziger Gaſtwirth.

Ja, wenn's immer Meſſe wäre,
Und die Meſſ' auch immer gut,
Gäb' ich mein Hotel, auf Ehre,
Nicht um einen Rathsherrnhut.
Doch, ſchon kleiner wird die Schüſſel,
Und ich ſeh' die vielen Schlüſſel
Wieder hängen an den Wänden.
Drum, wer ſeine Kunſt verſteht,
Denke, wenn er's hat in Händen:
Alles kommt und Alles geht.

Gedichte

eines

reiſenden Waldhorniſten.

II.

Druck und Papier
von Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Gedichte

aus den hinterlaſſenen Papieren

eines

reiſenden Waldhorniſten.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Zweites Bändchen.

Deſſau 1824.
Bei Chriſtian Georg Ackermann.

Lieder

des Lebens und der Liebe.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Deſſau 1824.
Bei Chriſtian Georg Ackermann.

BIBLIOTHECA

Dem Meiſter des deutſchen Geſanges

Carl Maria von Weber

als

ein Pfand ſeiner Freundſchaft und Verehrung

gewidmet

von dem Herausgeber.

Inhalt.

Tafellieder für Liedertafeln.

Seite
König Wein 3
Schlechte Zeiten, guter Wein 6
Warnung vor dem Waſſer 8
Selbſtgenugſamkeit des Zechers 10
Wein, der Lebensbalſam 12
Doppeltes Vaterland 14
Die ſchönſten Töne 16
Geſelligkeit 18
Stundenglas und Weinglas 21
Der Nachtwächter 23
Oben ab! 25
Alexander und Diogenes 27
Die Arche Noah 29
Der neue Demagoge 31
Freiheit im Wein 33
Guter Wein, gut Latein 36
Vergangenheit 38
Zukunft 40
Die Blume des Weins 42
Geſellſchaftliches Trinklied für Philiſter . . 44
Meine Muſe 47

Seite
Rückwärts! 50
Geiſt der Zeit und Geiſt des Weins 51
Der Teufelsbanner 53
Weisheit im Wein 56
Meine Kameradſchaft 58
Tres faciunt Collegium 60
Der Zechbruder und ſein Pferd 62
Der Trinker von Gottes und Rechts wegen . 65
Est Est! 68
An die Ungünſtigen 72

Die Winterreiſe.

Gute Nacht 77
Die Wetterfahne 79
Gefrorene Thränen 80
Erſtarrung 81
Der Lindenbaum 83
Die Poſt 85
Waſſerfluth 86
Auf dem Fluſſe 87
Rückblick 89
Der greiſe Kopf 91
Die Krähe 92
Letzte Hoffnung 93
Im Dorfe 94

Seite
Der ſtürmiſche Morgen 95
Täuſchung 96
Der Wegweiſer 97
Das Wirthshaus 98
Das Irrlicht 99
Raſt 100
Die Nebenſonnen 102
Frühlingstraum 103
Einſamkeit 105
Muth! 106
Der Leiermann 107

Ländliche Lieder.

Der Berghirt 111
Liebesaufruf 113
Ergebung 115
Jäger's Luſt 117
Jäger's Leid 120
Liebesgedanken 122
Aufforderung 125
Abſchied 127
Erlöſung 129
Die Umkehr 131
Abrede 133
Der Kranz 135

Wanderlieder.

	Seite
Der ewige Jude	139
Der Mondſüchtige	142
Der Apfelbaum	144
Die Bäume	146
Heimkehr	147
Der Wandrer in Welſchland	149

Deviſen zu Bonbons.

Amor in der Vigne	153
Der Wildfang	155
Der Elfentraum	156
Märzſchnee	158
Liebe	159
Roſenknoſpe und Thautropfen	160
Frühling der Liebe	161
Ein Roſenblättchen zwiſchen zwei Lippen	162
Amor's Feder	163
Amor in einer Roſenknoſpe	164
Amor's Fangeball	165
Amor, ein Schmetterlingsfänger	166
Amor, ein Schneider	167
Amor, ein Bettler	168
Amor, ein Sprachlehrer	169
Die Schlummernde	171

Tafellieder für Liedertafeln.

1

[illegible] 103

König Wein.

Der König, dem ich diene,
Als treuer, tapfrer Held,
Er iſt der größte König
In Gottes weiter Welt.

Die Fahne, der ich folge,
Sie iſt ein grüner Zweig,
Der weht vor allen Schenken
In meines Königs Reich.

Ich trage ſeine Farbe
In meinem Angeſicht:
Auf Kragen und Rabatten
Sieht unſer König nicht.

Hochroth iſt ſeine Farbe,
Glänzt wie ein Edelſtein,
Die Farbe unſrer Feinde
Hat matten, bleichen Schein.

Ihr General und König
Wird Durſt auf Deutſch genannt,
Zieht ſengend und verbrennend
Durch unſres Königs Land.

Bibamus, eh bibamus!
Iſt unſer Feldgeſang,
Und unſre Schlachttrompete
Iſt voller Gläſer Klang.

Auch fehlen nicht die Trommeln,
Auch donnert mancher Schuß:
Wir ſchlagen auf die Tiſche,
Wir ſtampfen mit dem Fuß.

Wir haben ſcharf geladen,
Wir führen gut Gewehr:
Kanonen ſind die Flaſchen,
Von edlem Safte ſchwer.

Wohlauf, wohlauf zum Siege!
Die Naſe und der Bart
Sind beſſer, als im Helme,
In einem Glas bewahrt.

Und wirft ein Hieb mich nieder
In dieſem wilden Strauß,
Ich ſchlafe jede Wunde
In wenig Stunden aus.

Heil dir, mein großer König,
Heil dir und deinem Thron,
Und allen treuen Brüdern
In deinem edlen Frohn!

Schlechte Zeiten, guter Wein.

Über ſchlechte Zeiten
Klag' ich nimmermehr,
Wird von gutem Weine
Nur mein Faß nicht leer.

Willſt die Zeitung leſen?
Bruder, geh zu Bier!
Zu dem Saft der Reben
Schmeckt kein Löſchpapier.

Ob auf dieſer Erden
Auch von Tag zu Tag
Matter, kälter, ſchwächer
Alles werden mag:

Doch der Wein im Faſſe
Trotzt der Macht der Zeit,
Fühlet nichts vom Alter
Als die Würdigkeit.

Was das Jahr dem Menſchen
Allgemach entrafft,
Das, das giebt's dem Weine:
Gluth und Muth und Kraft.

Wollen's wieder holen
Aus dem Faß hervor,
Was im Flug der Jahre
Jeglicher verlor!

Und wer mit dem Leben
Lebt in Leid und Streit,
Trink' aus altem Faſſe
Alte gute Zeit!

Warnung vor dem Waſſer.

Guckt nicht in Waſſerquellen,
Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt lieber in den Wein!
Das Waſſer iſt betrüglich,
Die Quellen ſind anzüglich:
Guckt lieber in den Wein!

Narziß, der hat's erfahren
In ſeinen ſchönſten Jahren:
Er ſah nicht in dem Wein,
Nein, in dem Quell der Wildniß,
Sein allerliebſtes Bildniß:
Guckt lieber in den Wein!

Trink' ich aus vollem Glaſe,
Da ſpiegelt meine Naſe
Sich lang und roth im Wein.
Sie iſt nicht zum Verlieben,
Sie iſt nicht zum Betrüben,
Drum guck' ich in den Wein.

Schon Mancher iſt verſunken,
Noch Keiner iſt ertrunken
In einem Becher Wein.
Die ſich darin betrachten,
Sie können nicht verſchmachten,
Drum guck' ich in den Wein.

Ihr luſtigen Geſellen,
Guckt nicht in Waſſerquellen,
Guckt lieber in den Wein!
Doch über euer Gucken
Vergeßt auch nicht zu ſchlucken:
Trinkt aus, trinkt aus den Wein!

Selbſtgenügſamkeit des Zechers.

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt es mir mit nichten ein,
Über dieſer Erde Schranken
Aufzuſchwingen die Gedanken,
Und zu ſchaun in blaue Fernen
Nach des ew'gen Ruhmes Sternen.
Wenn ich trinke guten Wein,
Will ich nicht im Himmel ſein.

Wißt ihr von dem Phaeton,
Phöbus naſeweiſem Sohn,
Der auf ſeines Vaters Wagen
Wollte durch den Himmel jagen?
Jupiter mit ſeinem Blitze
Schmettert' ihn vom Kutſcherſitze
Häuptlings in den Po hinab,
Und das Waſſer ward ſein Grab.

Anders ging es nicht dem Kind,
Das aus Kreta's Labyrinth
Wollt' auf ſeinen eitlen Schwingen
Grad' empor zur Sonne dringen.

Bald zerſchmolz das Wachsgefieder,
Und der Vogel ſtürzte nieder:
In des Meeres bittrer Fluth
Büßt' er ſeinen tollen Muth.

Phaeton und Ikarus,
Du im Meer, und du im Fluß,
Hättet ihr hübſch Wein getrunken,
Nimmer wäret ihr geſunken
Von dem hohen Himmelsbogen
In die tiefen Waſſerwogen:
Die da trinken guten Wein,
Wollen nicht im Himmel ſein.

Wenn ich trinke guten Wein,
Fällt mir oft eur Schickſal ein,
Und ich blick' als frommer Zecher
Nieder in den engen Becher,
Nicht empor nach Ehrenſternen,
Nicht hinaus in blaue Fernen:
Wenn ich trinke guten Wein,
Mein' ich, was ich will, zu ſein.

Wein, der Lebensbalſam.

An dem Strand des grünen Nils,
In dem Reich des Krokodils,
Ließen Männer einſt und Weiber
Salben ihre todten Leiber
Mit des Balſams edlem Duft
Für die enge, finſtre Gruft.

Ach, was hilft es ihnen doch,
Stehen ihre Leiber noch
Hart und ſteif in Felſenkammern?
Muß uns nicht der Balſam jammern,
Den man ohne Nutz und Noth
Hat verſalbet an dem Tod?

Ich hab' einen andern Sinn:
Weil ich noch lebendig bin,
Will ich meinem Leibe geben
Balſam von der Frucht der Reben,
Der ihn auf der Oberwelt
Friſch und ſtark und feſt erhält.

Schenket mir vom beſten Wein
In den größten Becher ein!
Balſam, wolle du bewahren
Auch noch unter weißen Haaren
Unſre Stirnen glatt und blank,
Unſre Herzen froh und frank!

Doppeltes Vaterland.

An der Elbe Strand
Liegt mein Vaterland,
Lieb's von ganzer Seele.
Aber meine Kehle
Iſt zu Haus am Rhein,
Dürſtet nur nach Wein.

Wem es Freude ſchafft,
Trinke Brüderſchaft
Mit den kalten Fröſchen!
Meinen Durſt zu löſchen,
Hol' ich mir vom Rhein
Lebenswarmen Wein.

Spricht ein kluger Mund,
Wein ſei nicht geſund,
Ei, ſo trink' er keinen!
Doch mir will es ſcheinen:
Der den Geiſt erfreut,
Thut dem Leib kein Leid.

Mancher Medikus
Trank ſich aus dem Fluß
Flüſſe in die Glieder.
Wein und frohe Lieder!
Heißt mein Rezipe
Wider jedes Weh.

Und muß einſt es ſein,
Sterb' ich doch an Wein
Lieber als an Pillen.
Vor dem letzten Willen
Leer' ich erſt mein Faß
Bis auf's letzte Glas.

Die ſchönſten Töne.

Von allen Tönen in der Welt
Iſt keiner, der mir baß gefällt,
Als voller Gläſer Klingen,
Wenn einen Spruch, wie's Herz ihn meint,
Entgegenbringt der Freund dem Freund,
Daß hoch die Tropfen ſpringen.

Auch hör' ich gern des Hammers Schlag,
Der aus den Tonnen allgemach
Den Spund weiß aufzutreiben.
Und wenn der liebe klare Wein
Rinnt plätſchernd in die Flaſchen ein,
Der Klang iſt zum Betäuben.

Hoch ſpringt mir gleich mein Herz empor,
Hör' ich der Winzer Jubelchor
Von einem Berge ſchallen,
Verkündend gute Erntezeit,
Verheißend Heil und Seligkeit
Uns treuen Zechern allen.

Wer's alſo meint, der ſtoße an,
Und wer nicht mit mir ſingen kann,
Sein Glas das wird doch klingen.
Und wer den Becherklang nicht liebt,
Und wer ſich ohne Schmerz betrübt,
Dem ſoll'n die Kauze ſingen!

Geſelligkeit.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag allein der Geizhals faſten
Neben dem gefüllten Kaſten,
Mag der Dieb an dunkler Mauer
Einſam ſchleichen auf der Lauer.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag allein der tiefe Weiſe
Brüten, bis er wird zum Greiſe,
So zu leben und zu lieben,
Wie's die Schule vorgeſchrieben.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Mag der Mönch in ſeiner Zelle
Einſam ringen mit der Hölle,
Die mit ſüßem Bratenrauche
Nachſtellt ſeinem feiſten Bauche.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Knäblein, klag' im Mondenſcheine
Einſam dem verſchwiegnen Haine,
Was die Holde, die dir's lehrte,
Gern mit eignen Ohren hörte.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Wenn verdorben iſt mein Magen,
Will ich nach dem Tranke fragen,
Den man muß aus kleinen Flaſchen
Ganz allein mit Löffeln naſchen.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.
Muß ich einſt allein auch ſterben,
Laſſ' ich doch nicht viel zu erben,
Will mein Lebelang den Becher
Schwingen in dem Kreis der Zecher.
Ich bin nicht gern allein
Mit meinem Glaſe Wein.

Stundenglas und Weinglas.

Der Alte, der die Stunden mißt,
Hat Sand in ſeinem Glaſe,
Daher er auch ſo grämlich iſt
Vom Zeh bis in die Naſe.
Hätt' er im Glaſe unſern Wein,
Was würden das für Zeiten ſeyn!

Da würde ſie den trägen Schritt
Gar bald verlernen müſſen,
Die gute Zeit, ſie müßte mit
Auf Händen und auf Füßen,
Sie müßte mit uns, Zug auf Zug,
Hinauf, hinab, in leichtem Flug!

Nun aber rinnt ſie ſtäubchenweis
Durch ihre Nadelöhre,
Und ängſtlich guckt der finſtre Greis,
Daß nichts den Paß ihr ſtöre.
Und wenn das Glas iſt ausgeleert,
So wird es wieder umgekehrt.

Hätt' er im Glaſe unſern Wein,
Ich glaub', es könnt' geſchehen,
Daß dann viel flinker aus und ein
Die Stunden thäten gehen.
Das Glas wär' ſchneller ausgeleert
Und öfter wieder umgekehrt.

Nun, Kronus, bleib' in deinem Gang!
Ich geh' nach meinen Sinnen,
Und laſſe keine Stunde lang
Mein Glas feintröpfelnd rinnen.
Hinein, heraus mit einem Zug!
Zum Schleichen iſt noch Zeit genug.

Der Nachtwächter.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat Zehn geſchlagen,
Laßt uns unſrer Rauſche Zahl
Überſchlagen auch einmal.
Will das Jahr, in dem wir leben,
Nicht die volle Zahl dir geben,
Trink den zehnten heute dir,
Und du biſt ſo gut, wie wir.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat Elf geſchlagen,
Denkt doch an den Elferwein,
Und ſchenkt keinen ſchlechtern ein.
Denn der edle deutſche Elfer
Iſt der wahre Seelenhelfer.
Elf! ihr Herrn, der Wächter ſpricht:
Höret und verzählt euch nicht!

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat Zwölf geſchlagen,
Und zur Neige geht der Tag,
Seht auf euren Tiſchen nach,
Ob ſich hier und da nicht zeigen
Volle Flaſchen oder Neigen.
Alle müſſen ſein geleert,
Eh' der Wächter wiederkehrt.

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen:
Weil die Uhr hat Eins geſchlagen,
Und der neue Tag beginnt,
Holet neuen Wein geſchwind,
Und erwählt euch einen Andern,
Mit dem Horn umher zu wandern.
Guten Morgen! Guten Tag!
Meine Uhr geht immer nach.

Oben ab!

Deutſche Weine in dem Keller,
Deutſche Lieder in der Bruſt!
Und die Sorgen und die Heller
Schwimmen fort im Strom der Luſt.

Schwimmet nur in meinem Rheine!
Lauter brauſet jeder Fluß,
Wenn er über harte Steine
Seine Wellen treiben muß.

Was im tiefen Grunde liege,
Macht mich heute noch nicht bang;
Denn ich habe zur Genüge
Nachzugießen Wein und Sang.

Auf den goldnen Spiegelflächen
Perlt der Freude friſcher Schaum.
Laſſet oben ab uns zechen!
Ohne Schaum kein ſchöner Traum.

Und wer in den Grund will ſchauen,
Sieht ſein eigenes Geſicht:
Helle Stirne, glatte Brauen,
Nebelloſes Augenlicht.

Sollt' ich in der Tiefe wühlen,
Um zu trinken trüben Wein?
Ehe wir die Hefen ſpühlen,
Muß der Saft getrunken ſein.

Alexander und Diogenes.

Bringt mir die liebe Jugend fort
Mit ihrem Saus und Braus!
Es ziemet ſich ein kluges Wort
Zu einem guten Schmaus.

Drum ſetzet Einen zu mir her,
Der älter iſt, als ich,
Und weitgereiſt durch Land und Meer:
Nach dieſem dürſtet mich!

Der in dem ſtillen dunkeln Faß
Viel Jahre lang gedacht,
Er weiß gewißlich dies und das,
Was uns auch weiſer macht.

Diogenes ſei er genannt,
Der Herr Philoſophus,
Und wär' ich Herr von Griechenland,
Ich böt' ihm meinen Gruß.

Und ſpräche: Wenn ich Ich nicht wär',
Und ich nicht tränke dich,
So wollt' ich Du ſein ohn' Beſchwer,
Und du, du tränkeſt mich!

Die Arche Noäh.

Das Eſſen, nicht das Trinken,
Bracht' uns um's Paradies.
Was Adam einſt verloren
Durch ſeinen argen Biß,
Das giebt der Wein uns wieder,
Der Wein und frohe Lieder.

Und als die Welt auf's Neue
In Bauches Luſt verſank,
Und in der Sünde Fluthen
Die Kreatur ertrank,
Blieb Noah doch am Leben,
Der Pflanzer edler Reben.

Er floh mit Weib und Kindern
Wohl in ſein größtes Faß,
Das ſchwamm hoch auf den Fluthen,
Und Keiner wurde naß.
So hat der Wein die Frommen
Dem Waſſertod entnommen.

Und als die Fluth zerronnen,
Da blieb das runde Haus
Auf einem Berge ſitzen,
Und alle ſtiegen aus,
Begrüßten froh das Leben,
Und pflanzten neue Reben.

Das Faß blieb auf dem Berge
Zum Angedenken ſtehn:
Zu Heidelberg am Neckar
Könnt ihr es ſelber ſehn.
Nun wißt ihr, wer die Reben
Am Rhein uns hat gegeben.

Und will noch Einer wagen,
Den heil'gen Wein zu ſchmähn,
Der ſoll in Waſſerfluthen
Erbärmlich untergehn!
Stoßt an und ſingt, ihr Brüder:
Der Wein und frohe Lieder!

Der neue Demagoge.

Euch, ihr edlen deutſchen Reben,
Sei mein Lied geweiht!
Sing' ein Andrer von den Helden
Dieſer lieben Zeit.

Fehlen mir auf ihre Namen
Reime zum Gedicht,
Und zum Ungereimten brauchen
Sie den Dichter nicht.

Hab' mich in dem Geiſt der Zeiten
Auch einmal berauſcht;
Hab' den Rauſch nun ausgeſchlafen
Und den Trank vertauſcht.

Deutſch und frei und ſtark und lauter
In dem deutſchen Land
Iſt der Wein allein geblieben
An des Rheines Strand.

Und er läßt die deutſche Jugend,
Läßt den deutſchen Muth
Frank und frei im Glaſe ſprudeln,
Und man heißt es gut.

Und er zieht durch Deutſchlands Gauen,
Predigt deutſchen Geiſt,
Wenn durch froher Männer Runde
Er im Becher kreiſt.

Landsmann! grüßt ihn mit Entzücken
Jeder deutſche Mund,
Und er hält in alter Treue
Seinen deutſchen Bund.

Frägt nicht nach der Herren Wechſel,
Nach der Seelen Tauſch,
Kennt nur eine deutſche Erde,
Einen deutſchen Rauſch.

Iſt der nicht ein Demagoge,
Wer ſoll einer ſein?
Mainz, du heil'ge Bundesfeſte,
Sperr' ihn nur nicht ein!

Freiheit im Wein.

Und wüßt' ich, wo es beſſer wär',
So zög' ich aus der Welt.
'S iſt warlich keines Bleibens mehr
In dieſem Erdenzelt!

Hab' mit dem Teleſkop von fern
Des Himmels Rund beſehn,
Ob nicht in irgend einem Stern
Weinſtöcke ſollten ſtehn.

Doch hab' ich keine noch entdeckt,
Und Herſchel iſt nun todt!
Wenn uns die Welt noch ärger neckt,
Wohin aus unſrer Noth?

O Brüder, Brüder, ſchwebt mir ja
In's Blaue nicht hinaus!
Die beſte Freiſtatt liegt ſo nah
In unſres Wirthes Haus.

In ſeinen Keller flüchten wir,
Und der iſt bombenfeſt.
Potz alle Welt! wir trotzen dir,
Wenn Sturm du blaſen läßt!

Wird auch die Freiheit vogelfrei
Hier oben wohl genannt,
Da unten hat die Sultanei
Sie noch nicht weggebannt.

Noch brauſt ſie auf im jungen Wein,
So oft die Reben blühn:
Dann will der Geiſt entfeſſelt ſein
Und in dem Becher glühn.

Und in dem Brauſen toben ſich
Die wilden Hefen aus:
Der ächte Geiſt, er hält den Stich
Und triumphirt im Strauß.

Auf, Brüder, löſen wir den Spund,
Und machen frei den Wein!
Sein freier Geiſt weih' unſern Mund
Zu freien Liedern ein!

Guter Wein, gut Latein.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Sitz' ich bei dem vollen Glaſe,
Mein' ich, ein Apoll zu ſein,
Und es hebt ſich meine Naſe
In die Wolken faſt hinein.
Zöpfe, Beutel und Perrücken
Wachſen flugs auf meinem Haupt,
Es mit Ehren auszuſchmücken,
Die kein Säkulum ihm raubt.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Seh' ich ſchon der Flaſche Boden,
Iſt mir auch Apoll zu klein;
Kühner, als die kühnſten Oden,
Stürm' ich in die Welt hinein.
Und nach meinem Saitenſpiele
Laſſ' ich ſich die Reiche drehn;
Liberale und Servile
Müſſen Muſterung beſtehn.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Iſt der Tiſch erſt naß geworden,
Werd' ich gar ein Taktikus,
Laſſe nach der Regel morden,
Und es geht auf Hieb und Schuß.
Mit dem Finger mahl' ich Flüſſe,
Seeen mit der ganzen Hand;
Meines rothen Weines Güſſe
Strömen für das Vaterland.

Guter Wein lehrt gut Latein.
Iſt der Tiſch dann abgewaſchen,
Steck' ich ein das Schwert indeß,
Und vor meinen leeren Flaſchen
Halt' ich friedlichen Kongreß.
Länder reiß' ich flugs in Stücken,
Kann mit einer neuen Nath
Alte Fetzen wieder flicken —
Bin ich nicht ein Diplomat?

Guter Wein lehrt gut Latein.
Komm' ich an die letzten Tropfen,
Iſt mir nichts mehr gut genug;
Und ich riech' an meinem Pfropfen,
Kritiſire den Geruch.

37

Leer iſt meine Weſtentaſche,
Und der Wirth liebt baares Geld. —
Schafft mir eine neue Flaſche,
Oder eine neue Welt!

Vergangenheit.

Wann im Kreiſe froher Zecher
Ich in meinen vollen Becher
Schaue hellen Blicks hinein,
Wann um mich die Gläſer klingen,
Und die Freunde Lieder ſingen
Dir zur Ehren, deutſcher Wein!

Dann, dann ſteht's vor meinen Blicken,
Wie die goldnen Trauben nicken
Nieder in den klaren Fluß,
Wie die Wogen luſtig rauſchen,
Und die Winzerinnen lauſchen
Auf des Fiſchers Abendgruß.

Und der Mond am ſtillen Himmel
Freut ſich mit an dem Getümmel,
Das er auf der Erden ſieht,
An den Fäſſern mit den Kränzen,
An den Liedern und den Tänzen,
Bis er ſacht von dannen zieht.

Zündet an die bunten Lichter,
Daß die ſeligen Geſichter
Nicht die finſtre Nacht bedeckt!
Wer zu ſelig für das Helle,
Sucht ſich eine dunkle Stelle,
Wo kein Nüchterner ihn neckt.

Auch die Liebe kennt viel Wege
In dem grünen Weingehege,
Und ſie alle ſtehn ihr an;
Denn auf krummen und geraden,
Breiten oder engen Pfaden
Geht's in Amors Kanaan.

Brüder, laßt die Gläſer klingen,
Laßt ein frohes Hoch uns bringen
Unſrem alten deutſchen Rhein,
Ihm und ſeinen jungen Reben,
Daß dies Jahr uns möge geben
Einen neuen Elferwein!

Zukunft.

Seh' ich eine volle Traube,
Die aus dichtem Rebenlaube
Ungeduldig blickt hervor,
Buhlend mit den Sonnenſtrahlen,
Die mit klarem Gold bemahlen
Ihrer Beeren grünen Flor:

Dann, dann denk' ich an die Säfte,
An die wunderbaren Kräfte,
Die der Beere Rund umſchließt,
Fülle ſchon mir einen Becher
Mit dem jungen Sorgenbrecher,
Der aus dieſen Trauben fließt.

Meine Freunde ſind geladen,
Wollen ſie mit mir ſich baden
In dem Quell der Fröhlichkeit.
Seht, der Spund iſt aufgehoben,
Und die Geiſter ziehn nach oben,
Und der Himmel iſt nicht weit.

Volle Becher hör' ich klingen,
Höre neue Lieder dringen
Süß bethörend in mein Ohr.
Horch, es rauſcht im Rebenlaube!
Sieh, es regt ſich in der Traube!
Lieder, Lieder, nur hervor!

Die Blume des Weins.

Es blühen Blumen mannigfalt
In Feld und Garten, Wieſ' und Wald,
Und hinter Rahm und Glaſe;
Sie ſchütten ihren ſüßen Duft
Mit vollen Schalen in die Luft
Zum Opfer für die Naſe.

Und von den Blumen mannigfalt
In Feld und Garten, Wieſ' und Wald,
Erwähl' ich heut mir keine.
Kein indianiſcher Geruch
Thut meiner Naſe noch genug:
Sie riecht an deutſchem Weine.

Heb' ich mein Glas zur Naſ' empor,
Möcht' ich, daß Auge, Mund und Ohr
Sogleich auch Naſen wären,
Um aus dem vollen, goldnen Strauß
Bis auf den letzten Gran heraus
Den Balſamduft zu leeren.

Geſegnet ſei des Winzers Hand,
Die an des deutſchen Stromes Rand
Mir ſolchen Strauß gebunden,
Von Blumen nicht, die ſchnell verblühn,
Die ihren leichten Duft verſprühn
In wenig Maienſtunden.

Die Blume, die im Faſſe ruht,
Sie trotzt der dürren Sommergluth
In ihrer kühlen Klauſe,
Läßt Eis und Schnee vorüberwehn,
Sieht Lenze kommen, Lenze gehn,
Und blüht zu jedem Schmauſe.

Und ſchlürf' ich ihre Düfte ein,
Sie rieſeln mir durch Mark und Bein,
Wie reine Ätherflammen,
Und wirbeln in verklärtem Glanz
Zu einem hellen Sternenkranz
Sich um mein Haupt zuſammen.

Geſellſchaftliches Trinklied für Philiſter.

Chor.

Brüder, ſtellt das Trinken ein!
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein:
Lehren unſre Weiſen.
Denkt, ihr müßt noch gehn nach Haus,
Könnt' ein Aug' euch fallen aus,
Ach, vielleicht gar zweie!
Sezt die Flaſchen all beiſeit,
Morgen iſt ja auch noch Zeit,
Neigen auszutrinken.
Gute Pfropfen aufgeſteckt,
Daß kein Kellner ſie beleckt!
Alles iſt bezahlet.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Reiſender.

Viel giebt's in der Welt zu ſehn:
So ſah ich zwei Eſel ſtehn
Einſt auf meinen Reiſen.
'S mocht' wohl Mann und Weibchen ſein,
Und ein Bach, o grimme Pein!
Schied ſie von einander.
Er wollt' hin und ſie wollt' her,
Schrieen beide gar zu ſehr,
Daß es mich erbarmte.
Doch bald fiel es beiden ein:
Kalt und tief kann's Waſſer ſein —
Gaben ſich zufrieden.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Hageſtolz.

Einſt hatt' ich ein Mägdlein lieb,
Sie auch fühlte gleichen Trieb
In dem ſchönen Herzen.
Dacht' ich: Bin ja reif zum Frein,
Sie auch wird's zufrieden ſein;
Muß mich 'mal erkund'gen. —

Nachbar ſagt, was einem Mann
Eine Frau wohl koſten kann
Jährlich zu ernähren. —
Hundert Thaler recht und gut. —
Ach, da ſchwand mein Freiersmuth,
Denn mir fehlt' ein Thaler!
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Gelehrter wider Willen.

Gar ein ſeltner Knab' ich war,
Las ſo manches liebe Jahr
In viel dicken Büchern.
Doch in einem fand ich bald:
'S wird kein kluges Kindlein alt:
Und hört' auf zu leſen.
Doch was ich nun einmal weiß,
Macht mich vor der Zeit zum Greis;
Denn es giebt auf Erden
Keinen ſo gelehrten Mann,
Der den Klugen lehren kann,
Wieder dumm zu werden.
Und zum Abſchied ſtimmet ein:
Was nicht ſein kann, kann nicht ſein.

Meine Muſe.

Meine Muſ' iſt gegangen
In des Schenken ſein Haus,
Hat die Schürz' umgebunden
Und will nicht heraus;
Will Kellnerin werden,
Will ſchenken den Wein:
Da ſteht ſie am Thore,
Und winkt mir herein.

Und über ihrem Haupte
Da ſpielet die Luft
Mit grünenden Zweigen
Und würzigem Duft.
Seht, wie ſie ſich drehet
So flink, ſo gewandt,
Die Kann' unter'm Arme,
Das Glas in der Hand!

„Herein, lieber Zecher!
Ich ſchenke dir Wein,
Ich ſchenke dir Lieder
Noch obendarein.
Nur mußt du hübſch bleiben
Im Wirthshaus bei mir:
Ich gebe freie Zeche
Und freies Quartier.

Drum locke mich nimmer
Hinaus in den Hain
Zu einſamen Klagen
Ob ſehnlicher Pein.
Hier unter den Zweigen
Vor unſerem Haus
Da ſchlafen die Leiden
Gar luſtig ſich aus.

Auch laß uns nicht ſchweifen
Umher in der Welt,
Einen Helden zu ſuchen,
Der Allen gefällt.
Gar lang ſind die Wege,
Gar kurz iſt die Zeit,
Und auf den Karpathen
Sind die Straßen verſchneit.“

So ließ ſie ſich hören —
Wer hielte das aus?
Flugs bin ich geſprungen
Ihr nach in das Haus.
Nun ſchenke mir Lieder
Und ſchenke mir Wein,
Und rufe mir frohe
Geſellen herein!

Rückwärts!

Bei Achtundvierziger zu ſingen.

Rückwärts! heißt das Wort der Zeit:
Rückwärts ſoll es gehen!
Brüder, laßt doch ſehn, wie weit
Wir uns rückwärts drehen?

Brüder, wißt ihr, wo ich bin?
Anno Achtundvierzig.
Rückwärts, rückwärts geht mein Sinn:
Da wird's warm und würzig.

Mancher hat's gar weit gebracht
Mit ſothanem Schreiten.
Kreuze, Sterne, Gold und Macht
Schafft's den guten Leuten.

Ich bin auch ein Held der Zeit,
Könnt' was Großes werden:
Wär' ein Keller nur ſo weit,
Wie das Rund der Erden!

Geiſt der Zeit und Geiſt des Weins.

Bei Zweiundzwanziger zu ſingen.

Was klagen wir ob Jahr und Zeit?
Laßt fahren, Brüder, Zorn und Leid
Beim blanken, vollen Becher!
Was dieſes Jahr auch Arges thut,
Der Wein macht Alles wieder gut
Für alle gute Zecher.

Es iſt der gute Geiſt der Zeit
Mit ſeiner Kraft und Herrlichkeit
Gefahren in die Reben;
Drum wollen ſie uns dieſes Jahr
Ein Säftchen ſtark und warm und klar
Für unſern Keller geben.

Laßt fahren, Brüder, Zorn und Leid!
Es iſt der gute Geiſt der Zeit
Für uns noch nicht verflogen.
Wir holen ihn beim frohen Schmaus
Aus Zweiundzwanziger heraus:
Der hat ihn eingeſogen.

Ei Zeit, was biſt du matt und ſchaal,
Und trüb' und kalt, und bleich und fahl,
Und wohl vielleicht noch ärger!
Dein Geiſt, wenn's doch ein Geiſt ſoll ſein,
Frißt ſauer uns durch Mark und Bein,
Wie ſchlechter Grüneberger!

Ei Wein von dieſem ſchlechten Jahr,
Was biſt du ſtark und warm und klar,
Was dufteſt du im Glaſe!
Auf, laßt mit einem vollen Zug
Uns gleich vertreiben den Geruch
Der Zeit aus unſrer Naſe!

Wer trinkt mit uns? Heran, ihr Herrn!
Wir geben dieſen Wein euch gern,
Ihr Großen und ihr Kleinen.
Trinkt alle denn in einem Zug,
Trinkt alle, bis ihr habt genug!
Vivant, die's redlich meinen!

Der Teufelsbanner.

Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.
Der Teufel dacht' in ſeinem Sinn,
Ich ſollt' ein Frömmler werden,
Und weil ich's nicht geworden bin,
So zieht er mir Geberden,
Zeigt Roſenkränz' und Geißeln mir
Und thut ſich drehn und bücken;
Ich ſitze bei dem Glaſe hier
Und ſpotte ſeiner Tücken.
Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.

Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.
Dem Teufel fiel es wieder ein,
Das Kriechen mir zu lehren;
Er pfiff und lockte grob und fein,
Und ſprach von hohen Ehren.

Flugs warf ich in die Bruſt mich recht
Und reckt' empor den Nacken,
Trank Pereat dem Wurmgeſchlecht:
Da wies er mir die Hacken.
  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.

  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.
Da endlich, Brüder, wollt' er mich
Zum Diplomaten machen,
Und wähnte ſchon: Jetzt hab' ich dich!
Ich lacht' und ließ ihn lachen.
Er führte mich zu einem Schmaus
Mit großen Diplomaten:
Ich trank die beſten Flaſchen aus,
Und aß den feinſten Braten.
  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.

  Luſtig leben, ſelig ſterben,
  Heißt des Teufels Spiel verderben.
Nun will er in Verzweiflung heut'
Zum Dichter mich kreiren,
Und meint, ich ſoll aus Dankbarkeit
Ihn weidlich honoriren.

Ich aber laſſ' in hellem Ton
Mein frohes Lied erklingen:
Herr Satanas, ich ſinge ſchon!
Jetzt rühre deine Schwingen!
Luſtig leben, ſelig ſterben,
Heißt des Teufels Spiel verderben.

Weisheit im Wein.

Wollt ihr werden weiſe Leute,
Liebe Brüder, macht es heute,
Wie es geſtern ward gemacht.
Trinket Wein! Er weckt die Geiſter,
Macht die blöden Zungen dreiſter
Und erhellet jede Nacht.

Alſo haben es gehalten
Unſre lieben tapfren Alten,
Sie beriethen ſich beim Glas,
Und die neuen Diplomaten
Halten auch auf Wein und Braten
Und hernach auf dies und das.

Glaubt ihr, ohne gute Weine
Käme Deutſchland auf die Beine?
Liebe Brüder, glaubt es nicht!
Frankfurt zapft die allerbeſten
Seinen hohen weiſen Gäſten,
Und ſie ehren ihre Pflicht.

Freuet euch! An Gottes Segen
Iſt das Meiſte doch gelegen,
Und er ſegnet Main und Rhein.
Nicht bei Waſſern oder Bieren
Will man uns konſtituiren,
Und die Freiheit lebt im Wein.

Deutſches Recht und deutſche Reben,
Deutſches Licht und deutſches Leben,
Steigt empor im deutſchen Land!
Freudig folgen wir dem Zügel
Deſſen, der vom beſten Hügel
Erndtet an des Rheines Strand.

Meine Kameradſchaft.

Wer will mein Kamerade ſein,
Der darf nicht feſt ſtehn auf dem Bein.
Komm, Glas, ich ſchlag' den Fuß dir ab,
Ich will von heut' an ſein dein Stab,
Will nimmer von dir laſſen.

Mund an und ab, Mund ab und an,
So lang' ich dich noch heben kann!
Nur nimmer leer und ſtille ſtehn,
Nur nimmer, nimmer müßig gehn,
Wo's giebt noch volle Flaſchen!

Die Flaſchen werft zum Thor hinaus,
Daß nicht etwa in Hof und Haus
Sie zähl' ein nüchtern kluger Mund
Und in der Zeitung mache kund,
Wie tapfer wir geweſen.

Wir dürſten nicht nach Heldenruhm,
Wir preiſen nur ein Alterthum,
Das iſt das Alterthum des Rheins,
Das Alterthum des deutſchen Weins,
Der uns im Glaſe ſprudelt.

Und wenn die letzte Flaſche klingt,
Die um die Thür in Scherben ſpringt,
Dann ſeufzen Alle Mann für Mann,
Wie Alexander einſt gethan:
Giebt's nichts mehr zu zerſtören!

Tres faciunt Collegium.

Tres faciunt Collegium.
Wir zwei und ein Pokal!
Zwei ſitzen, Einer geht herum
In unſrer vollen Zahl.
Und einig ſind wir alle drei,
Daß Rebenſaft kein Waſſer ſei.

Tres faciunt Collegium.
Liſett' und ich ſind zwei,
Die Nachtigall iſt auch nicht ſtumm,
Und alſo werden's drei.
Und einig ſind wir ohne Friſt,
Daß es am Abend düſter iſt.

Tres faciunt Collegium.
Ein Doktor, ein Barbier,
Und ich dazu, macht um und um
Eins weniger als vier.
Und einig ſind wir ohne Noth:
Es wächſt kein Kraut uns für den Tod.

Tres faciunt Collegium.

Drei Sprüche gab ich aus,
Ein richtiges Trifolium —
Apollini sit laus!
Die drei auch ſtimmen überein,
Sie könnten ihrer vier wohl ſein.

Der Zechbruder und ſein Pferd.

Romanze.

Ich hatt' einmal ein Gaul,
Das thät' ſchön galoppiren,
War von gar frommer Art,
Ein Kindlein konnt' es führen;
Doch wenn es an ein Wirthshaus kam,
Den Kopf es in die Beine nahm,
Warf in den Sand mich lieber,
Als daß es ging vorüber.

Der Wirth ſaß vor der Thür,
Und ſprang herzu behende:
Gleich ſtand das Rößlein ſtill,
Als ob's ein Zauber bände.
So ging's in Stall und Stub' hinein,
Das Roß fraß Hafer, ich trank Wein:
Das Rößlein wurde wählig,
Der Reiter wurde ſelig.

Da fiel es denn mir ein,
Das Rößlein zu verkaufen,
Das mich ſo tückiſch zwang,
Mich täglich zu beſaufen.
Denn ach! viel Schenken giebt es hier,
Und überall gut Wein und Bier:
In jeder nur ein Gläschen,
So wirbelt's ſchon im Näschen.

Verruchtes Teufelsthier!
Nun hatt' ich's in den Taſchen,
Als baares blankes Geld,
Vollauf zu tauſend Flaſchen.
Doch um zu zeigen, wer ich ſei,
Wollt' ich am Wirthshaus frank und frei
Gleich 'mal vorübergehen,
Ohn' auch hinein zu ſehen.

Und als ich ging vorbei,
Da ward das Geld lebendig,
Und wühlt' und ſtieß und ſprang
Umher ſo ganz unbändig,
Als wollt' es auf der Stelle ſchier
Zermalmen alle Rippen mir,
Bis ich mich ließ bethören,
In's Wirthshaus einzukehren.

Da fand das arge Geld
Bald ſeine gute Ruhe.
Nun liegt der ganze Schatz
Schon in des Schenken Truhe.
Ach, aber tief in meinem Bauch
Da liegt das Gaul, die Thaler auch,
Und treiben's zum Erbarmen
Noch immer mit mir Armen.

Wenn ich ein Wirthshaus ſeh',
Fängt's in mir an zu toben,
Als wollt' es kehren gleich
Das Unterſte zu oben.
Und ſprech' ich in dem Wirthshaus ein,
Der Wirth, der Schuft, giebt keinen Wein
Für's Gaul und's Geld im Magen,
So arg ſie mich auch plagen.

Der Trinker von Gottes und Rechts wegen.

Romanze.

Ich hatt' in meiner Mutter Leib
Gewohnt ein halbes Jahr,
Da ſprang zu hoch das junge Weib,
Dacht' nicht an die Gefahr.
Auf einem Weinberg tanzte ſie
Bei einem Winzerfeſt;
Das Röcklein flog bis an die Knie',
Das Mieder ſaß nicht feſt.

Da roch ich was von Rebenſaft,
Da hört' ich Gläſerklang,
Und flugs heraus aus meiner Haft
Sprang ich in wildem Drang.
Sie legten mich auf Rebenlaub,
Sie ſprengten mich mit Wein,
Ich blieb nicht blind und ſtumm und taub,
Und ſog die Tropfen ein.

Ein Schenkwirth war mein Herr Papa,
Goß immer ein und aus.
Das Waſſer ſtand dem Weine nah'
Allzeit in ſeinem Haus.
Und als der Pfaff nach Waſſer rief,
Daß er mich taufte drein,
Mein Vater ſich in Eil verlief
Und brachte blanken Wein.

Damit begoß der heil'ge Mann
Mein Haupt und mein Geſicht,
Und ſprach dazu den Segen dann,
Ich ſchrie und muckte nicht.
In ſel'gem Rauſche lag ich da
Den ganzen lieben Tag;
Sie glaubten ſchon mein Ende nah,
Da ward ich jauchzend wach.

Und als ich lernte ſelber ſtehn,
Trieb ich's, wie mein Papa:
Sollt' ich zum Waſſerfaſſe gehn,
Gar oft ich mich verſah,
Und ſchöpfte nebenbei heraus
Und nebenbei hinein;
Ich war der einz'ge Gaſt im Haus,
Der zechte reinen Wein.

Und nun, ihr Leute, ſagt mir an,
Wie ſollt' es anders ſein,
Als daß mein Mund nichts trinken kann,
Als guten reinen Wein?
Er iſt's, der vor der Zeit mich rief
In dieſe Welt heraus;
Wär' er nicht mehr, fürwahr, ich lief
Auch vor der Zeit hinaus.

Er iſt es auch, der mich hernach
Zum Chriſten hat gemacht,
Das hab' ich mir ſo manchen Tag
Fein chriſtlich überdacht.
Und weil's muhamedaniſch iſt,
Zu trinken keinen Wein,
Will ich beim Wein ein guter Chriſt
Trotz Türk' und Teufel ſein!

Est Est!

Romanze.

Hart an dem Bolſener See,*)
Auf des Flaſchenberges Höh',**)
Steht ein kleiner Leichenſtein
Mit der kurzen Inſchrift drein:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Unter dieſem Monument,
Welches keinen Namen nennt,
Ruht ein Herr von deutſchem Blut,
Deutſchem Schlund und deutſchem Muth,
Der hier ſtarb den ſchönſten Tod —
Seine Schuld vergeb' ihm Gott!

Als er reiſt' im welſchen Land,
Vielen ſchlechten Wein er fand,
Welcher leicht, wie Waſſer, wog
Und die Lippen ſchief ihm zog;
Und er rief: Ich halt's nicht aus!
Lieber Knappe, reit' voraus!

*) Lago di Bolsena. **) Montefiascone.

Sprich in jedem Wirthshaus ein,
Und probire jeden Wein;
Wo er dir zum beſten ſchmeckt,
Sei für mich der Tiſch gedeckt,
Und damit ich find' das Neſt,
Schreib' an's Thor mir an ein Est.

Und der Knappe ritt voran,
Hielt vor jedem Schenkhaus an,
Trank ein Glas von jedem Wein,
War der gut, ſo kehrt' er ein,
War der ſchlecht, ſo ſprengt' er fort,
Bis er fand den rechten Ort.

Alſo kam er nach der Stadt,
Die den Muſkateller hat,
Der im ganzen welſchen Land
Für den beſten wird genannt;
Als von dieſem trank der Knecht,
Dünkt' ein Est ihm gar zu ſchlecht.

Und mit feuerrothem Stift,
Und mit rieſengroßer Schrift,
Mahlt er nach des Weins Gebühr
Est Est an der Schenke Thür;
Ja, nach anderem Bericht
Fehlt die dritte Silbe nicht.

Der Herr Ritter kam, ſah, trank,
Bis er todt zu Boden ſank.
Schenke, Schenkin, Kellner, Knapp
Gruben ihm ein ſchönes Grab,
Hart an dem Bolſener See,
Auf des Flaſchenberges Höh'.

Und ſein Knapp, der Koſtewein,
Setzt' ihm einen Leichenſtein,
Ohne Wappen, Stern und Hut,
Mit der Inſchrift kurz und gut:
Propter nimium Est Est
Dominus meus mortuus est.

Als ich nach dem Berge kam,
Eine Flaſch' ich zu mir nahm,
Und die zweite trug ich fort
Nach dem weltberühmten Ort,
Wo der deutſche Ritter liegt,
Der vom Est Est ward beſiegt.

Selig preiſ' ich deine Ruh',
Alter, guter Freiherr du,
Der du hier gefallen biſt
Von dem Trank, der doppelt iſt,
Doppelt iſt in Kraft und Gluth,
Goldnes Muskatellerblut!

Jahr für Jahr an jenem Tag,
Wo dein Leib dem Geiſt erlag,
Zieht, was trinkt in Hof und Haus,
Feierlich zu dir hinaus,
Und begießt mit deinem Wein
Dir den Hügel und den Stein.

Aber jeder deutſche Mann,
Welcher Est Est trinken kann,
Denke dein bei jedem Zug,
Und ſobald er hat genug,
Opfr' er fromm dem edlen Herrn,
Was er ſelbſt noch tränke gern.

Alſo hab' ich's auch gemacht
Und dazu dies Lied erdacht.
Lieber ſingen Eins beim Wein,
Als im Grab beſungen ſein.
Propter nimium Est Est
Liegt manch Einer ſchon im Neſt.

An die Ungünſtigen.

Und laßt mir doch mein volles Glas,
Und laßt mir meinen guten Spaß
Mit unſrer ſchlechten Zeit!
Wer bei dem Weine ſingt und lacht,
Den thut, ihr Herrn, nicht in die Acht!
Ein Kind iſt Fröhlichkeit.

Es neckt und zeckt aus Zeitvertreib,
Rückt aber Keinem auf den Leib
Mit hartem Stoß und Schlag;
Es hat's auf Niemand abgeſehn,
Und Allen, die vorübergehn,
Schickt es ein Schnippchen nach.

Wie groß und ſchwer die Leute ſind,
Was frägt danach das wilde Kind?
Bleibt es doch leicht und klein.

Es ſprüht dem ſteifen Lachenicht
Ein Glas Champagner in's Geſicht
Und kichert hinterdrein.

So laßt ihm denn ſein volles Glas,
Und laßt ihm ſeinen guten Spaß
Mit unſrer ſchlechten Zeit!
Seht nur nach dem, der Waſſer ſchluckt,
Und einſam in dem Winkel muckt,
Und ſtumme Galle ſpeit.

Er ſoll von altem Adel ſein,
Und erbt die Gicht durch Arm und Bein
Schon von dem zwölften Ahn.
Er heißt der Herr von Mißvergnügt,
Der Steine ſä't und Waſſer pflügt,
Und doch nicht ärndten kann.

Vor dieſem ſeid auf eurer Hut!
Der Unmuth thut nicht eher gut,
Bis ihr ihn tauft mit Wein.
Und ſoll das Werk von Statten gehn,
So ladet zum Gevatterſtehn
Den Übermuth ihm ein.

Ungünſtige geſtrenge Herrn,
Noch einen Becher leer' ich gern
Auf euer Wohl zuletzt.
Es geht auf Erden jede Kunſt
Nach Brot und Wein, nach Dunſt und Gunſt,
Und wohlfeil iſt es jetzt.

Die Winterreiſe.

Gute Nacht.

Fremd bin ich eingezogen,
Fremd zieh' ich wieder aus.
Der Mai war mir gewogen
Mit manchem Blumenſtrauß.
Das Mädchen ſprach von Liebe,
Die Mutter gar von Eh' —
Nun iſt die Welt ſo trübe,
Der Weg gehüllt in Schnee.

Ich kann zu meiner Reiſen
Nicht wählen mit der Zeit:
Muß ſelbſt den Weg mir weiſen
In dieſer Dunkelheit.
Es zieht ein Mondenſchatten
Als mein Gefährte mit,
Und auf den weißen Matten
Such' ich des Wildes Tritt.

Was ſoll ich länger weilen,
Bis man mich trieb' hinaus?
Laß irre Hunde heulen
Vor ihres Herren Haus!
Die Liebe liebt das Wandern, —
Gott hat ſie ſo gemacht —
Von Einem zu dem Andern —
Fein Liebchen, gute Nacht!

Will dich im Traum nicht ſtören,
Wär' Schad' um deine Ruh',
Sollſt meinen Tritt nicht hören —
Sacht, ſacht die Thüre zu!
Ich ſchreibe nur im Gehen
An's Thor noch gute Nacht,
Damit du mögeſt ſehen,
Ich hab' an dich gedacht.

Die Wetterfahne.

Der Wind ſpielt mit der Wetterfahne
Auf meines ſchönen Liebchens Haus.
Da dacht' ich ſchon in meinem Wahne,
Sie pfiff den armen Flüchtling aus.

Er hätt' es ehr bemerken ſollen,
Des Hauſes aufgeſtecktes Schild,
So hätt' er nimmer ſuchen wollen
Im Hauſ' ein treues Frauenbild.

Der Wind ſpielt drinnen mit den Herzen,
Wie auf dem Dach, nur nicht ſo laut.
Was fragen ſie nach meinen Schmerzen?
Ihr Kind iſt eine reiche Braut.

Gefrorene Thränen.

Gefrorne Tropfen fallen
Von meinen Wangen ab:
Und iſt's mir denn entgangen,
Daß ich geweinet hab'?

Ei Thränen, meine Thränen,
Und ſeid ihr gar ſo lau,
Daß ihr erſtarrt zu Eiſe,
Wie kühler Morgenthau?

Und dringt doch aus der Quelle
Der Bruſt ſo glühend heiß,
Als wolltet ihr zerſchmelzen
Des ganzen Winters Eis.

Erſtarrung.

Ich ſuch' im Schnee vergebens
Nach ihrer Tritte Spur,
Hier, wo wir oft gewandelt
Selbander durch die Flur.

Ich will den Boden küſſen,
Durchdringen Eis und Schnee
Mit meinen heißen Thränen,
Bis ich die Erde ſeh'.

Wo find' ich eine Blüthe,
Wo find' ich grünes Gras?
Die Blumen ſind erſtorben,
Der Raſen ſieht ſo blaß.

Soll denn kein Angedenken
Ich nehmen mit von hier?
Wenn meine Schmerzen ſchweigen,
Wer ſagt mir dann von ihr?

Mein Herz iſt wie erfroren,
Kalt ſtarrt ihr Bild darin:
Schmilzt je das Herz mir wieder,
Fließt auch das Bild dahin.

Der Lindenbaum.

Am Brunnen vor dem Thore
Da ſteht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in ſeinem Schatten
So manchen ſüßen Traum.

Ich ſchnitt in ſeine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich mußt' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und ſeine Zweige rauſchten,
Als riefen ſie mir zu:
Komm her zu mir, Geſelle,
Hier findſt du deine Ruh'!

Die kalten Winde blieſen
Mir grad' in's Angeſicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauſchen:
Du fändeſt Ruhe dort!

Die Poſt.

Von der Straße her ein Poſthorn klingt.
Was hat es, daß es ſo hoch aufſpringt,
Mein Herz?

Die Poſt bringt keinen Brief für dich:
Was drängſt du denn ſo wunderlich,
Mein Herz?

Nun ja, die Poſt kömmt aus der Stadt,
Wo ich ein liebes Liebchen hatt',
Mein Herz!

Willſt wohl einmal hinüberſehn,
Und fragen, wie es dort mag gehn,
Mein Herz?

Waſſerfluth.

Manche Thrän' aus meinen Augen
Iſt gefallen in den Schnee;
Seine kalten Flocken ſaugen
Durſtig ein das heiße Weh.

Wann die Gräſer ſproſſen wollen,
Weht daher ein lauer Wind,
Und das Eis zerſpringt in Schollen,
Und der weiche Schnee zerrinnt.

Schnee, du weißt von meinem Sehnen:
Sag mir, wohin geht dein Lauf?
Folge nach nur meinen Thränen,
Nimmt dich bald das Bächlein auf.

Wirſt mit ihm die Stadt durchziehen,
Muntre Straßen ein und aus:
Fühlſt du meine Thränen glühen,
Da iſt meiner Liebſten Haus.

Auf dem Fluſſe.

Der du ſo luſtig rauſchteſt,
Du heller, wilder Fluß,
Wie ſtill biſt du geworden,
Giebſt keinen Scheidegruß.

Mit harter, ſtarrer Rinde
Haſt du dich überdeckt,
Liegſt kalt und unbeweglich
Im Sande hingeſtreckt.

In deine Decke grab' ich
Mit einem ſpitzen Stein
Den Namen meiner Liebſten
Und Stund' und Tag hinein:

Den Tag des erſten Grußes,
Den Tag, an dem ich ging,
Um Nam' und Zahlen windet
Sich ein zerbrochner Ring.

Mein Herz, in dieſem Bache
Erkennſt du nun dein Bild?
Ob's unter ſeiner Rinde
Wohl auch ſo reißend ſchwillt?

Rückblick.

Es brennt mir unter beiden Sohlen,
Tret' ich auch ſchon auf Eis und Schnee.
Ich möcht' nicht wieder Athem holen,
Bis ich nicht mehr die Thürme ſeh'.

Hab' mich an jedem Stein geſtoßen,
So eilt' ich zu der Stadt hinaus;
Die Krähen warfen Bäll' und Schloßen
Auf meinen Hut von jedem Haus.

Wie anders haſt du mich empfangen,
Du Stadt der Unbeſtändigkeit!
An deinen blanken Fenſtern ſangen
Die Lerch' und Nachtigall im Streit.

Die runden Lindenbäume blühten,
Die klaren Rinnen rauſchten hell,
Und ach, zwei Mädchenaugen glühten! —
Da war's geſchehn um dich, Geſell!

Kömmt mir der Tag in die Gedanken,
Möcht' ich noch einmal rückwärts ſehn,
Möcht' ich zurücke wieder wanken,
Vor *ihrem* Hauſe ſtille ſtehn.

Der greiſe Kopf.

Der Reif hatt' einen weißen Schein
Mir über's Haar geſtreuet.
Da meint' ich ſchon ein Greis zu ſein,
Und hab' mich ſehr gefreuet.

Doch bald iſt er hinweggethaut,
Hab' wieder ſchwarze Haare,
Daß mir's vor meiner Jugend graut —
Wie weit noch bis zur Bahre!

Vom Abendroth zum Morgenlicht
Ward mancher Kopf zum Greiſe.
Wer glaubt's? Und meiner ward es nicht
Auf dieſer ganzen Reiſe!

Die Krähe.

Eine Krähe war mit mir
Aus der Stadt gezogen,
Iſt bis heute für und für
Um mein Haupt geflogen.

Krähe, wunderliches Thier,
Willſt mich nicht verlaſſen?
Meinſt wohl bald als Beute hier
Meinen Leib zu faſſen?

Nun, es wird nicht weit mehr gehn
An dem Wanderſtabe.
Krähe, laß mich endlich ſehn
Treue bis zum Grabe!

Letzte Hoffnung.

Hier und da iſt an den Bäumen
Noch ein buntes Blatt zu ſehn,
Und ich bleibe vor den Bäumen
Oftmals in Gedanken ſtehn.

Schaue nach dem einen Blatte,
Hänge meine Hoffnung dran;
Spielt der Wind mit meinem Blatte,
Zittr' ich, was ich zittern kann.

Ach, und fällt das Blatt zu Boden,
Fällt mit ihm die Hoffnung ab,
Fall' ich ſelber mit zu Boden,
Wein' auf meiner Hoffnung Grab.

Im Dorfe.

Es bellen die Hunde, es raſſeln die Ketten.
Die Menſchen ſchnarchen in ihren Betten,
Träumen ſich Manches, was ſie nicht haben,
Thun ſich im Guten und Argen erlaben:
Und Morgen früh iſt Alles zerfloſſen. —
Je nun, ſie haben ihr Theil genoſſen,
Und hoffen, was ſie noch übrig ließen,
Doch wieder zu finden auf ihren Kiſſen.

Bellt mich nur fort, ihr wachen Hunde,
Laßt mich nicht ruhn in der Schlummerſtunde!
Ich bin zu Ende mit allen Träumen —
Was will ich unter den Schläfern ſäumen?

Der ſtürmiſche Morgen.

Wie hat der Sturm zerriſſen
Des Himmels graues Kleid!
Die Wolkenfetzen flattern
Umher in mattem Streit.

Und rothe Feuerflammen
Ziehn zwiſchen ihnen hin.
Das nenn' ich einen Morgen
So recht nach meinem Sinn!

Mein Herz ſieht an dem Himmel
Gemahlt ſein eignes Bild —
Es iſt nichts als der Winter,
Der Winter kalt und wild!

Täuſchung.

Ein Licht tanzt freundlich vor mir her;
Ich folg' ihm nach die Kreuz und Quer;
Ich folg' ihm gern, und ſeh's ihm an,
Daß es verlockt den Wandersmann.
Ach, wer wie ich ſo elend iſt,
Giebt gern ſich hin der bunten Liſt,
Die hinter Eis und Nacht und Graus
Ihm weiſt ein helles, warmes Haus,
Und eine liebe Seele drin —
Nur Täuſchung iſt für mich Gewinn!

Der Wegweiſer.

Was vermeid' ich denn die Wege,
Wo die andren Wandrer gehn,
Suche mir verſteckte Stege
Durch verſchneite Felſenhöhn?

Habe ja doch nichts begangen,
Daß ich Menſchen ſollte ſcheun —
Welch ein thörichtes Verlangen
Treibt mich in die Wüſtenein?

Weiſer ſtehen auf den Straßen,
Weiſen auf die Städte zu,
Und ich wandre ſonder Maßen,
Ohne Ruh', und ſuche Ruh'.

Einen Weiſer ſeh' ich ſtehen
Unverrückt vor meinem Blick;
Eine Straße muß ich gehen,
Die noch Keiner ging zurück.

Das Wirthshaus.

Auf einen Todtenacker
Hat mich mein Weg gebracht.
Allhier will ich einkehren:
Hab' ich bei mir gedacht.

Ihr grünen Todtenkränze
Könnt wohl die Zeichen ſein,
Die müde Wandrer laden
In's kühle Wirthshaus ein.

Sind denn in dieſem Hauſe
Die Kammern all' beſetzt?
Bin matt zum Niederſinken
Und todtlich ſchwer verletzt.

O unbarmherz'ge Schenke,
Doch weiſeſt du mich ab?
Nun weiter denn, nur weiter,
Mein treuer Wanderſtab!

Das Irrlicht.

In die tiefſten Felſengründe
Lockte mich ein Irrlicht hin:
Wie ich einen Ausgang finde,
Liegt nicht ſchwer mir in dem Sinn.

Bin gewohnt das irre Gehen,
'S führt ja jeder Weg zum Ziel:
Unſre Freuden, unſre Wehen,
Alles eines Irrlichts Spiel!

Durch des Bergſtroms trockne Rinnen
Wind' ich ruhig mich hinab —
Jeder Strom wird's Meer gewinnen,
Jedes Leiden auch ein Grab.

Raſt.

Nun merk' ich erſt, wie müd' ich bin,
Da ich zur Ruh' mich lege;
Das Wandern hielt mich munter hin
Auf unwirthbarem Wege.

Die Füße frugen nicht nach Raſt,
Es war zu kalt zum Stehen,
Der Rücken fühlte keine Laſt,
Der Sturm half fort mich wehen.

In eines Köhlers engem Haus
Hab' Obdach ich gefunden;
Doch meine Glieder ruhn nicht aus:
So brennen ihre Wunden.

Auch du, mein Herz, im Kampf und Sturm
So wild und ſo verwegen,
Fühlſt in der Still' erſt deinen Wurm
Mit heißem Stich ſich regen!

Die Nebenſonnen.

Drei Sonnen ſah' ich am Himmel ſtehn,
Hab' lang' und feſt ſie angeſehn;
Und ſie auch ſtanden da ſo ſtier,
Als könnten ſie nicht weg von mir.
Ach, meine Sonnen ſeid ihr nicht!
Schaut Andren doch in's Angeſicht!
Ja, neulich hatt' ich auch wohl drei:
Nun ſind hinab die beſten zwei.
Ging' nur die dritt' erſt hinterdrein!
Im Dunkel wird mir wohler ſein.

Frühlingstraum.

Ich träumte von bunten Blumen,
So wie ſie wohl blühen im Mai,
Ich träumte von grünen Wieſen,
Von luſtigem Vogelgeſchrei.

Und als die Hähne krähten,
Da ward mein Auge wach;
Da war es kalt und finſter,
Es ſchrieen die Raben vom Dach.

Doch an den Fenſterſcheiben
Wer mahlte die Blätter da?
Ihr lacht wohl über den Träumer,
Der Blumen im Winter ſah?

Ich träumte von Lieb' um Liebe,
Von einer ſchönen Maid,
Von Herzen und von Küſſen,
Von Wonn' und Seligkeit.

Und als die Hähne krähten,
Da ward mein Herze wach;
Nun ſitz' ich hier alleine
Und denke dem Traume nach.

Die Augen ſchließ' ich wieder,
Noch ſchlägt das Herz ſo warm.
Wann grünt ihr Blätter am Fenſter!
Wann halt' ich dich, Liebchen, im Arm?

Einſamkeit.

Wie eine trübe Wolke
Durch heitre Lüfte geht,
Wann in der Tanne Wipfel
Ein mattes Lüftchen weht:

So zieh' ich meine Straße
Dahin mit trägem Fuß,
Durch helles, frohes Leben,
Einſam und ohne Gruß.

Ach, daß die Luft ſo ruhig!
Ach, daß die Welt ſo licht!
Als noch die Stürme tobten,
War ich ſo elend nicht.

Muth!

Fliegt der Schnee mir in's Geſicht,
Schüttl' ich ihn herunter.
Wenn mein Herz im Buſen ſpricht,
Sing' ich hell und munter.

Höre nicht, was es mir ſagt,
Habe keine Ohren.
Fühle nicht, was es mir klagt,
Klagen iſt für Thoren.

Luſtig in die Welt hinein
Gegen Wind und Wetter!
Will kein Gott auf Erden ſein,
Sind wir ſelber Götter.

Der Leiermann.

Drüben hinter'm Dorfe
Steht ein Leiermann,
Und mit ſtarren Fingern
Dreht er was er kann.

Baarfuß auf dem Eiſe
Schwankt er hin und her;
Und ſein kleiner Teller
Bleibt ihm immer leer.

Keiner mag ihn hören,
Keiner ſieht ihn an;
Und die Hunde brummen
Um den alten Mann.

Und er läßt es gehen
Alles, wie es will,
Dreht, und ſeine Leier
Steht ihm nimmer ſtill.

Wunderlicher Alter,
Soll ich mit dir gehn?
Willſt zu meinen Liedern
Deine Leier drehn?

Ländliche Lieder.

Der Berghirt.

Wenn auf dem höchſten Fels ich ſteh',
In's tiefe Thal hernieder ſeh'
Und ſinge,

Fern aus dem tiefen dunkeln Thal
Schwingt ſich empor der Wiederhall
Der Klüfte.

Je weiter meine Stimme dringt,
Je heller ſie mir wiederklingt
Von unten.

Mein Liebchen wohnt ſo fern von mir,
Drum ſehn' ich mich ſo heiß nach ihr
Hinüber!

Viel ſteile Berge vor mir ſtehn,
Die Flüſſe ſchäumend ſich ergehn
Im Thale.

Der Aar ſich in die Wolken ſchwingt,
Die Gemſe durch die Klüfte ſpringt
Hinüber!

Die Wolken ruhen auf der Höh',
Und durch die Nebel glänzt der Schnee
Der Gipfel.

Je ſtolzer mir mein Mädchen thut,
Je höher ſteigt empor mein Muth
In Liebe.

Ein Glöckchen klingt im ſtillen Thal,
Die Eſſen rauchen überall
Im Dorfe.

Ach, Mädchen, Mädchen, nimm mich bald!
Es iſt ſo öd', es iſt ſo kalt
Hier oben.

Liebesaufruf.

Nun iſt dein kleines Fenſterlein
Wohl wieder aufgethaut?
Lieb Dirnel, hab' ſo manches Mal
Im Winter 'nach geſchaut.

War'n dicke weiße Blumen vor,
Ich konnte dich nicht ſehn;
So mußt' ich über Eis und Schnee
Betrübt nach Hauſe gehn.

Da hab' ich auf dem kalten Weg
An dich recht warm gedacht,
Hab' deinen lieben Namen laut
Genannt bei Tag und Nacht.

Wenn ich ſo oft gebetet hätt'
Die ganze Winterzeit,
Als dein gedacht in einem Tag,
Ich wäre benedeit.

Ob's Lieben wohl was Böſes iſt?
Die Vöglein thun's uns vor,
Und ſchwingen doch mit Sang und Klang
Zum Himmel ſich empor.

So zieh' ich aus zur Maienzeit
Auf grüne Liebesluſt!
Iſt's Fenſterlein erſt aufgethaut,
Wird's warm auch um die Bruſt.

Ergebung.

Bin gefahren auf dem Waſſer,
Hab' kein Ruder eingetaucht;
Hab' das Lieben ausgelernet,
Keinen Lehrer je gebraucht.

Geſtern fuhr ich auf dem Waſſer,
Heute ſitz' ich auf dem Sand;
Geſtern hatt' ich noch ein Dirnel,
Heut hat's mir den Korb geſandt.

Und nun ich im Trocknen ſitze,
Sing' ich mir ein Lied dazu,
Und als ich mein Dirnel küßte,
Hatt' ich zum Geſang nicht Ruh'.

Daß es iſt im Walde ſchattig,
Seht, das macht der Bäume Laub,
Und daß ich ein Liedchen ſinge,
Seht, das macht, mein Schatz iſt taub.

Willſt nicht hören, wirſt wohl fühlen,
Wenn's zum Ändern iſt zu ſpat.
Kind, wach auf, wach auf und horche!
Über Nacht kömmt guter Rath.

Bin zu dir ſo oft gegangen
In der Nacht durch Eis und Schnee,
Hab' vor deiner Thür geſungen,
Wind und Wetter thät nicht weh.

Blieb das Fenſter auch verſchloſſen,
Hat kein Lied mich doch gereut.
Meine Saiten ſind geſprungen,
'S iſt das letzte Liedel heut.

Jäger's Luſt.

Es lebe, was auf Erden
Stolzirt in grüner Tracht,
Die Wälder und die Felder,
Die Jäger und die Jagd!

Wie luſtig iſt's im Grünen,
Wenn's helle Jagdhorn ſchallt,
Wenn Hirſch' und Rehe ſpringen,
Wenn's blitzt und dampft und knallt!

Ich hab' mir ſchwarz geſenget
Das rechte Augenlied:
Was thut's, da mich mein Dirnel
So ſchwarz auch gerne ſieht?

Mein Stutz und meine Dirne,
Sind die mir immer treu,
Was thu' ich weiter fragen
Nach Welt und Kleriſei?

Im Walde bin ich König,
Der Wald iſt Gottes Haus;
Da weht ſein ſtarker Odem
Lebendig ein und aus.

Ein Wildſchütz will ich bleiben,
So lang' die Tannen grün,
Mein Mädchen will ich küſſen,
So lang' die Lippen glühn.

Komm, Kind, mit mir zu wohnen
Im freien Waldrevier!
Von immergrünen Zweigen
Bau' ich ein Hüttchen dir.

Dann ſteig' ich nimmer wieder
In's graue Dorf hinab,
Im Walde will ich leben,
Im Wald grabt mir ein Grab!

Daß nicht des Pfarrers Kühe
Darauf zur Weide gehn:
Das Wild ſoll drüber ſpringen,
Kein Kreuz im Wege ſtehn.

Jäger's Leid.

Es hat ſo grün geſäuſelt
Am Fenſter die ganze Nacht —
Mein Schatz im Tannenwalde,
Haſt wohl an mich gedacht?

Und wann alle Bäume rauſchen
Im weiten Jagdrevier,
Und weht kein Lüſtchen am Himmel,
Herzliebſte, dann ſing' ich von dir!

Und wann alle Zweige ſich neigen
Und nicken die Grüße zu,
Herzliebſte, das iſt mein Sehnen,
Hat nimmer Raſt, noch Ruh!

Ach Welt, ich muß dich fragen,
Warum du biſt ſo weit?
Ach Liebe, ferne Liebe,
Warum nicht heißt du Leid?

Ich möchte die Büchſe laden,
Nicht laden mit Pulver und Schrot,
Ich möcht' in die Lüfte ſchießen
All meine Liebesnoth.

Und wenn von allen Bäumen
Stürzen die Waldvögelein,
Dann iſt der Schuß gefallen —
Wer ſoll nun Sänger ſein?

Liebesgedanken.

Je höher die Glocke,
Je heller der Klang:
Je ferner das Mädchen,
Je lieber der Gang.

Der Frühling will kommen,
O Frühling, meine Freud'!
Nun mach' ich meine Schuhe
Zum Wandern bereit.

Wohlauf durch die Wälder,
Wo die Nachtigall ſingt!
Wohlauf durch die Berge,
Wo's Gemsböcklein ſpringt!

Zwei ſchneeweiße Täubchen,
Die fliegen voraus,
Und ſetzen ſich ſchnäbelnd
Auf der Hirtin ihr Haus.

Ei biſt du ſchon munter,
Und biſt ſchon ſo blank?
Gott grüß dich, ſchön's Dirnel!
Ach, der Winter war lang!

Zwei Augen wie Kirſchkern',
Die Zähne ſchneeweiß,
Die Wangen wie Röſlein
Betracht' ich mit Fleiß.

Ein Mieder von Scharlach,
Ganz funkelnagelneu,
Und unter dem Mieder
Ein Herzlein ſo treu!

Und ihr Lippen, ihr Lippen,
Wie preiſ' ich denn euch?
So wie ich will ſprechen,
So küßt ihr mich gleich!

Ei Winter, ei Winter,
Biſt immer noch hier?
So darf ich doch wandern
In Gedanken zu ihr.

124

Auf Siebenmeilenſtiefeln
Geht's flink von der Stell',
Auf Liebesgedanken
Geht's ſiebenmal ſo ſchnell.

Ausforderung.

Eine hohe Hahnenfeder
Steck' ich auf meinen Hut!
Mein Hut hat grüne Farbe,
Mein Herz hat friſchen Muth.

Was will die Hahnenfeder?
Sie ruft zu Kampf und Streit,
Sie ruft: Ich lieb' die Beſte
Im Lande weit und breit!

Und kennſt du eine beſſre,
Und iſt ſie deine Wahl,
Steck' auf eine höh're Feder,
So raufen wir einmal.

Und muß ich unterliegen,
Und lieg' ich in dem Sand,
Ich halt' auf meinem Spruche
Zeitlebens feſten Stand.

Und iſt dein Dirnel ſchöner,
So trag's zur Stadt hinein,
Zum Markte, zum Verkauſe,
Für's Dorf iſt's halt zu ſein.

Und iſt dein Dirnel frömmer,
So führ' es gleich nach Rom,
Und laß es heilig ſprechen,
Zur Lieb' iſt's halt zu fromm.

Abſchied.

Was ſoll ich erſt kaufen
Eine Feder und Tink'?
Buchſtabiren und Schreiben
Geht auch nicht geſchwind.
Will ſelber hinlaufen
Zu der Nannerl in's Haus,
Will's mündlich ihr ſagen:
Unſre Liebſchaft iſt aus!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Wird nimmermehr ganz;
Und morgen da führ' ich
Ein' Andre zum Tanz.
Es ſpringen viel Dirnen
Und ſingen dazu,
Ach Nannerl, ach Nannerl,
Doch Keine wie du!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Unſre Liebſchaft iſt aus!

Ich klopfe nicht wieder
An der Nannerl ihr Haus.
Der Häuſer giebt's viele
Mit Fenſtern darein;
Doch's klinget kein Fenſter
Wie deines ſo fein!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen —
Leb' wohl denn, mein Kind!
Was iſt's, das ſo heißend
Aus den Augen mir rinnt?
Es weinen viel Burſche
Und jammern dabei —
Doch, Nannerl, 's kömmt Keinem
Vom Herzen ſo treu!

Unſre Liebſchaft iſt zerriſſen,
Mein Herze dazu —
Ach Nannerl, mein Nannerl,
Was meineſt denn du?
Und müſſen wir ſcheiden
In jetziger Zeit,
Führ' Gott uns zuſammen
In die ewige Freud'!

Erlöſung.

Vor meines Mädchens Fenſter,
Da ſchwing' ich meinen Hut,
Ich ſchwing' ihn in die Lüfte
Mit freiem, leichtem Muth.

Sieh, ſieh die grüne Flagge,
Die von dem Hut mir weht!
Das Band weht in die Weite,
Mein Weg von dannen geht.

Kind, haſt in deinem Käfich
Gequält mich lang' genug.
Ich hab' den Stab zerbrochen,
Hab' wieder freien Flug.

Juchhe, ihr Berg' und Wälder!
Juchhe, nun bin ich frei,
Und ſchlage froh ein Schnippchen
Der harten Liebestreu'!

Nun hüpft und ſpringt, ihr Heerden!
In's Freie geht's hinaus.
Sollt nicht mehr Stoppeln ſuchen
Vor meines Mädchens Haus.

Ich treib' euch auf die Weide
Nach friſchen Felſenhöhn,
Wo thauig iſt der Raſen,
Wo kühle Bächlein gehn.

Rupft im Vorübergehen
Euch noch ein Halmchen aus,
Indeß mein Abſchiedsliedchen
Ich ſinge vor dem Haus.

Die Umkehr.

Auf die Alpen dort bin ich geſtiegen,
Habe weit und breit mich umgeſehn:
Heerden ſah ich in dem Graſe liegen,
Schäferinnen bei den Schäfern ſtehn.

Aber auf den ſchönen grünen Auen
Fand ich Eine, die ich ſuchte, nicht;
Und das lange, ferne, ſtarre Schauen
Machte trübe meiner Augen Licht.

In das Thal bin ich zurückgegangen,
In das kleine, tiefe, finſtre Thal,
Habe meinen Mantel umgehangen
Und mich hingeſtreckt mit meiner Qual.

Ja, und wenn die Engel einſt mich führen
Aus dem Grabe nach dem Paradies,
Seh' ich erſt vor ſeinen goldnen Thüren
Weit und breit mich um nach *ihr* gewiß.

132

Wenn ſie meine Augen nicht erblicken,
Kehr' ich um und ſchaue nicht hinein,
Will in's enge, dunkle Grab mich drücken
Und verſchlafen alle Freud' und Pein.

Abrede.

Vor meiner Liebſten Fenſter
Da klingen meine Sporn:
Thu' auf, Herzallerliebſte,
Laß ſchwinden deinen Zorn!

Die Fiedel ruft zum Tanze,
Meine Tänz'rin ſollſt du ſein:
Ich kann nicht von dir laſſen,
Es fällt mir gar nicht ein.

„Mein Zorn der iſt verſchwunden,
„Mein Tanzkleid iſt bereit,
„Doch wenn's ein Nachbar ſähe,
„Es brächt' mir Schmach und Leid.“

So geh voraus zur Schenke
Und ſteh nicht vorn am Thor,
Tritt in den tiefſten Winkel,
Gewiß, ich hol' dich vor.

Und ſchwenk' ich dich im Tanze,
So zieh' mir ein Geſicht.
Dann denken alle Leute:
Die tanzte lieber nicht!

Und red' ich mit den Andren,
Das mach' dir keine Pein,
Ich rede mit den Andren
Und denk' auf dich allein.

Und willſt du gehn nach Hauſe,
So warte nicht auf mich,
Geh fort nur auf dem Steige –
Gewiß, ich treffe dich.

Der Kranz.

Sie war kaum aus dem Kinderkleid,
Das Mieder war ihr noch zu weit,
Da liefen ſchon am hellen Tag
Ihr alle flinke Burſche nach.
Sie ließ es ohne Zank geſchehn,
Hat ſich auch manchmal umgeſehn.

Die Mutter ſprach: Nimm dich in Acht!
Schon manche Dirne hat's gebracht
Um's grüne Kränzchen in dem Haar,
Daß ſie im Dorf die Schönſte war.
Da fiel es erſt der Tochter ein:
Sollt' ich denn wohl die Schönſte ſein?

Nach einer Quelle thät ſie ſpähn,
Sie wollte ſich darin beſehn,
In manche guckte ſie hinein,
Doch keine war recht klar und rein;
Da kam ein Jäger frank und frei,
Und ſagt' es ihr, wie ſchön ſie ſei.

Und ſiehe, ſchon im andern Jahr
Hat ſie den grünen Kranz im Haar,
Hat ſie den grünen Mann im Arm,
Hat ſie im Hauſe Reigenſchwarm:
Da lacht ſie keck der Alten zu:
Nun, Mutter, ſag, was meinteſt du?

Die Mutter ſprach: Nimm dich in Acht!
Und ach, noch in derſelben Nacht
Fiel ihr das Kränzchen aus dem Haar:
Da ſeufzte ſie: Es iſt doch wahr!
Und fragte nie die Mutter mehr,
Wie's mit dem Kranz gemeinet wär'.

Wanderlieder.

Der ewige Jude.

Ich wandre ſonder Raſt und Ruh',
Mein Weg führt keinem Ziele zu;
Fremd bin ich in jedwedem Land,
Und überall doch wohlbekannt.

Tief in dem Herzen klingt ein Wort,
Das treibt mich fort von Ort zu Ort;
Ich ſpräch's nicht aus, nicht laut, nicht leiſ',
Sollt' ew'ge Ruh' auch ſein der Preis.

Es wärmt mich nicht der Sonne Licht,
Des Abends Thau, er kühlt mich nicht;
Ein lauer Nebel hüllt mich ein
In ewig gleichen Dämmerſchein.

Kein Menſch ſich je zu mir geſellt,
Es lacht kein Blick mir in der Welt:
Kein Vogel ſingt auf meinem Pfad,
Ob meinem Haupte rauſcht kein Blatt.

So zieh' ich Tag und Nacht einher,
Das Herz ſo voll,, die Welt ſo leer;
Ich habe Alles ſchon geſehn,
Und darf doch nicht zur Ruhe gehn.

Vom Felſen ſtürzt der Waſſerfall,
Fort ſchäumt der Fluß im tiefen Thal;
Er eilt ſo froh der ew'gen Ruh',
Dem ſtillen Ozeane zu.

Der Adler ſchwingt ſich durch die Luft,
Verſchwebend in des Äthers Duft;
Hoch in den Wolken ſteht ſein Haus,
Auf Alpenſpitzen ruht er aus.

Der Delphin durch die Fluthen ſchweift,
Wenn in die Bucht der Schiffer läuft;
Und nach dem Sturm im Sonnenſchein
Schläft er auf Wellenſpiegeln ein.

Die Wolken treiben hin und her,
Sie ſind ſo matt, ſie ſind ſo ſchwer;
Da ſtürzen rauſchend ſie herab,
Der Schoß der Erde wird ihr Grab.

Der müde Wandrer dieſer Welt,
Ein ſicher Ziel iſt ihm geſtellt.
Was klagt er ob des Tages Noth?
Vor Nacht noch holt ihn heim der Tod.

O Menſch, der du den Lauf vollbracht,
Und geheſt ein zur kühlen Nacht,
Bet', eh' du thuſt die Augen zu,
Für mich um eine Stunde Ruh'!

Der Mondſüchtige.

Du bleicher Mann da droben,
Siehſt wieder ſo mürriſch aus:
Biſt wohl recht unzufrieden
Mit deinem luftigen Haus?

Hör', Freund, wir wollen tauſchen:
Ich geh' und räume dir
Für dieſen kühlen Abend
Mein warmes Lager hier.

Dafür ſollſt du mich heben
In deinen Mond hinauf,
Mich mit ihm wandeln laſſen
Den hellen Himmelslauf.

Will auch auf deiner Warte
Ganz mäuschenſtille ſtehn,
Und nach der böſen Erde
Nicht viel herunter ſehn.

Will keinen Dieb verrathen,
Will ſtören kein liebendes Paar:
Nur Eines möcht' ich ſehen,
Und das recht hell und klar.

Dir, Mond, will ich's vertrauen:
Es iſt die Liebſte mein,
Die ich beſchauen möchte
In deinem goldnen Schein.

Sie wohnet in der Ferne,
Blickt oft empor zu dir:
Du guckſt im Weltgetümmel
Wohl kaum einmal nach ihr.

Ich wollt' ſie beſſer finden,
Ich kenn' ihr Fenſterlein;
Durch Laden, Glas und Gitter
Schlüpft' ich zu ihr hinein.

Hinein in ihre Kammer
Mit aller Strahlen Fluth! —
Wo iſt der Mond geblieben?
Der Himmel auf Erden ruht.

Der Äpfelbaum.

Was drückſt du ſo tief in die Stirn den Hut?
Wohin ſo früh, du junges Blut?
„Herr Thürmer, ſchließt nur auf das Thor!
„Ich hab' eine lange Reiſe vor.“
Und alſo ging's zur Stadt hinaus,
Es hielt der Mond am Himmel Haus,
Wohl über die Brücke, wohl über den See:
Da wurde dem Wandrer ſo wunderweh.
Es rauſchten die Zweige vom Ufer her,
Und ſie rauſchten ſo tief und ſie rauſchten ſo ſchwer.
„Wer ſchüttelt die Zweige? Es weht ja kein Wind,
„Und es ſpielen um's Haupt mir die Lüfte ſo lind.“
Da gab es im See einen plätſchernden Schall,
Als hätt' es gethan einen ſchweren Fall.
„Herzliebſte, das muß von dem Baume ſein,
„Den ich habe gepflanzt in dem Garten dein.
„Die ſchönen Äpfel, ſo roth, ſo rund,
„Nun liegen ſie unten im kalten Grund!“

Die Bäume.

Grüne Bäume, kühle Schatten,
In den Wäldern, auf den Matten,
Seid dem Wandrer immer hold!
Wollt an ſeine Straß' euch ſtellen,
Flüſternd euch ihm zugeſellen
In des Mittags ſchwüler Gluth!

Hat das Stadtthor mich empfangen,
Such' ich wieder mit Verlangen
Nach dem erſten grünen Baum,
Der mit ſeinen friſchen Zweigen
Mir den rechten Weg will zeigen
Zu dem kühlen Labewein.

Euch begrüß' ich auch, ihr Linden,
Mag euch gern auf Märkten finden,
Dicht und kugelrund belaubt.
In des Abends Feierſtunde
Führt mich die gewohnte Runde
Immer zu den Bäumen hin.

Vöglein in den Wipfeln ſingen,
Und die Funkenwürmchen ſchwingen
Ihre Lichter in dem Grün;
Unten wollen ſich ergehen,
Die im Dunkel ſich verſtehen
Beſſer als im Sonnenſchein.

Heim in meines Mädchens Garten
Grünen Bäume vieler Arten,
Doch vor allen preiſ' ich dich,
Baum, in deſſen glatten Rinden
Unſre Namen ſind zu finden
Und ein flammend Herz darum.

Haben oft dabei geſeſſen
Und des Scheidens gar vergeſſen,
Meinend, daß wir wären eins,
Wenn wir ſo in eins verſchlungen,
So von einem Brand durchdrungen
Unſre beiden Namen ſahn.

Heimkehr.

Vor der Thüre meiner Lieben
Häng' ich auf den Wanderſtab,
Was mich durch die Welt getrieben,
Leg' ich ihr zu Füßen ab.

Wanderluſtige Gedanken,
Die ihr flattert nah' und fern,
Fügt euch in die engen Schranken
Ihrer treuen Arme gern!

Was uns in der weiten Ferne
Suchen hieß ein eitler Traum,
Zeigen uns der Liebe Sterne
In dem traulich kleinen Raum.

Schwalben kommen hergezogen —
Setzt euch, Vöglein, auf mein Dach!
Habt euch müde ſchon geflogen,
Und noch iſt die Welt nicht wach.

Baut in meinen Fenſterräumen
Eure Häuschen weich und warm!
Singt mir zu in Morgenträumen
Wanderluſt und Wanderharm!

Der Wandrer in Welſchland.

In dem lichten Sonnenſchein,
Durch den immergrünen Hain,
Wandrer, wie ſo eilig?
Lerche ruft: Schau' um dich her,
Rechts und links und kreuz und quer,
Kennſt die bunten Boten?

Mandelblüth' das Veilchen grüßt:
Ach, gar lange Zeit es iſt,
Daß ſie ſich nicht ſahen!
Mit den Grüßen, mit dem Duft,
Flattert Zephyr durch die Luft,
Frey der ſüßen Beute.

In dem Ginſter, an dem Quell,
Horch, wie's da ſo flink und hell
Auf und nieder raſchelt!
Halt, Lazertchen, laß mich ſehn,
Wie der Sonnenſtrahl ſo ſchön
Spielt auf deinem Rücken!

Nachtigall iſt auch dabei,
Doch noch etwas blöd' und ſcheu,
Sucht ſie ſtille Plätze;
Und was einzeln flog hinein,
Fliegt bald paarweis aus dem Hain
Mit Geſang und Girren.

Amor, nun brich auf in Eil
Mit dem Bogen, mit dem Pfeil,
Mit dem ganzen Heere!
Zum Verſteck, zum Überfall
Lauben ſich die Hecken all',
Kleiner, ſcharfer Schütze!

Deviſen zu Bonbons.

Amor in der Vigne.

Jüngſt fand in einer Vigne
Ich Amorn mit den Andern,
Die zu den loſen Streichen
Ihm nimmer fehlen dürfen.
Die Kinder ſpielten Schaukel,
Auf Weinguirlanden ſitzend,
Die hoch von Baum zu Baume
Der Winzer pflegt zu ziehen.
Flugs riß die beſte Schaukel,
Und Amor lag am Boden,
Umſonſt nach Hülfe ſchreiend;
Denn die Geſpielen flohen
Und riefen: Diebe! Diebe!
Aus vollem Halſe lachend.
Ich hob den armen Kleinen
Vom Boden auf, befühlte
Die umgeknickten Federn
Und ſtäubt' ihm ab die Locken.
Da rafft' er ſich zuſammen,
Und ohne mir zu danken,
Ging's fort, huſch in die Lüfte!

Noch ſtand ich, faſt betroffen,
Und ſah' ihm nach, dem Schalke,
Da rief ein ſüßes Stimmchen
Gar drohend mir entgegen:
Seid ihr der Dieb der Trauben?
Es war das Winzermädchen,
Und hinter ihr ganz leiſe
Hört' ich den Kleinen flüſtern:
Halt feſt den loſen Buben!
Und ſie hat's gut verſtanden.

Der Wildfang.

Wie eine Gemſe ſpringt ſie hin,
Entgegen friſch dem Winde!
Roth, feuerroth brennt Wang' und Kinn
Dem lieben, wilden Kinde.

Ihr langes Haar vom Nacken fliegt,
Die Bäume könnten's faſſen,
Doch jeder Zweig ſich ſchüchtern ſchmiegt,
Sie ruhig ziehn zu laſſen.

Die loſen Diſteln wagen's kaum,
Die rüſtige zu necken,
Und nach des leichten Kleides Saum
Die Stacheln auszuſtrecken.

Amor, was ſoll's, daß wir im Thal
Uns auf die Lauer legen?
Sie ruht nicht — Wagen wir's einmal,
Und treten ihr entgegen!

Der Elfentraum.

In Nachtviolenkelchen eingeſchloſſen,
Verſchliefen einen heißen Tag die Elfen.
Nun öffnen ſie die ſchlummertrunknen Augen
Und blinzeln, weil zu nah die Funkenwürmchen
Um ihre Lager ſchwärmen. — Gut geſchlafen?
Frägt Ariel ſein Liebchen Ariella. —
Ach nein, mein Herz, ich hatte bange Träume.
Ich ſahe dich, du warſt in einen Tropfen
Eiskalten Thau, der tief verſteckt im Kelche
Der Nachtviole lag, hineingefallen.
Ich ſchrie und rief zu Hülfe, was von Elfen
Im ganzen Kelche war — ſie kamen alle,
So weit ſie meine Stimme nur vernahmen,
Bis von den allerhöchſten Blätterſpitzen —
Ach ja, die Noth lehrt ſchreien, mein Geliebter!
Und flugs hing eins ſich an des andern Flügel,
Wie Glieder einer Kette ſich verbindend,
Und unſre Kette ward ſo lang, mein Herzchen,
So lang, wie ich geſehn noch keine andre,
Selbſt nicht bei unſres Königs Hochzeitfeier.

Im großen Reigen, welchen alle Gäſte
Mittanzen mußten auf dem Lilienplane.
Ich war das unterſte der Glieder, wurde
Hinabgelaſſen in den tiefen Tropfen,
Und ſahe dich — du lagſt und zappelteſt
Und ſtreckteſt ſehnlich deine lieben Arme
Zu mir empor — ich aber ſehnt' und dehnte
Mich aus mit allen Kräften — Ach, vergebens!
Die Kette war zu kurz und alle Elfen
Schrien hinter mir: Sie reißt, ſie reißt, die Kette!
Da wacht' ich auf und lag in deinen Armen
Und mußte dich mit meinen Küſſen wecken,
Zu ſehn, ob du auch wirklich unverſehrt biſt.

Märzſchnee.

Schnee im Märzen,
Schmerz im Herzen,
Er zergeht am Sonnenſtrahl,
Mag die blaue Luft ihn ſchicken,
Mag er auch aus blauen Blicken
Fallen in die Bruſt herein.
Schnee im Märzen,
Schmerz im Herzen,
Er zergeht am Sonnenſtrahl.

Liebe.

Aus Schaum iſt ſie entſprungen,
Mit Schaum will ſie uns nähren,
Wie Schaum muß ſie zerfließen.

So laßt uns denn die Schäume,
Eh' ſie zu Waſſer werden,
In vollen Zügen ſchlürfen.

Ihr preiſt ja den Champagner,
Je flüchtiger er ſchäumet:
Was wollt ihr von der Liebe?

Roſenknoſpe und Thautropfen.

So oft ich einen Tropfen Thau
Seh' an der Roſenknoſpe hangen,
Erkenn' ich meiner Liebe Bild.

Die Roſenknoſpe biſt du ſelbſt,
Die, kalt und ſtarr, vor jedem Strahle
Der Sonne noch das Herz verſchließt.

Ich aber bin der Tropfen Thau,
Der, weil dein Herz ihm iſt verſchloſſen,
Sich in der Sonne Brand verzehrt.

Frühling der Liebe.

Draußen tobt der böſe Winter,
Und die Blumen, die er knickte,
Mahlt er höhniſch an die Fenſter
Mir in bleichen, ſtarren Bildern.
Winter, ſtürme nur und brauſe!
Machſt mich doch nicht mehr erzittern.
Denn aus meines Herzens Grunde
Laſſ' ich einen Frühling ſprießen,
Den der Schnee nicht kann bedecken,
Den das Eis nicht macht gefrieren,
Einen Frühling, deſſen Sonne
Iſt das Auge meiner Liebſten,
Deſſen Luft und Duft ihr Odem,
Deſſen Roſen ihre Lippen,
Und ich ſchweb' als junge Lerche
Drüber hin mit meinen Liedern.

Ein Roſenblättchen zwiſchen zwei Lippen.

Ein junges Roſenblättchen,
Der Knoſpe kaum entwunden,
Will gar ſich unterfangen,
Mit deines Mundes Röthe
Sich prahlend zu vergleichen.
Da kommen die Zephyre
Und blaſen es herunter,
Und tragen es gerade
Auf deine Purpurlippen,
Wo es in Schimpf und Schande
Sich büßend muß verzehren.

Amor's Feder.

Jüngſt ſah' ich einen Knaben
Mit roſenrothen Flügeln
An einem Rohre ſchnitzen.
Dacht' ich: 'S iſt eine Feder:
Und bat darum den Kleinen.
Er warf ſie mir entgegen
Grad' auf die Bruſt, und lachte.
Was hat er denn zu lachen?
Fragt' ich mich ſelbſt und ſetzte
Mich nieder, um zu ſchreiben
An meine gute Mutter.
Doch ach, die arge Feder!
Ich kann kein andres Wörtchen
Damit, als Liebe, ſchreiben,
Und immer, wenn ich ſchreibe,
Denk' ich an ſchmucke Mädchen.

Amor in einer Roſenknoſpe.

Frau Venus wollte neulich
Ihr loſes Söhnchen ſchlagen:
Da iſt er ihr entlaufen
Und hat ſich ſtill gekauert
In eine Roſenknoſpe.
Kommt, ruft er, kommt, ihr Mädchen,
Und pflückt euch eine Roſe!
Und Eine, ſelbſt ein Röschen,
Brach ſich die Blum' und ſteckte
Sie an den kleinen Buſen.
Das iſt ihr ſchlecht bekommen!
Denn Amor, ohne Bogen
Und Pfeile, rupft ein Dörnchen
Sich von dem Roſenſtiele,
Und ſticht damit die Arme,
Daß ſie es viele Sommer
Noch wird im Buſen fühlen.

Amor's Fangeball.

Amor wollte Fangebällchen
Neulich mit den Nymphen ſpielen.
Dieſe ließen Knabenherzen,
Die in Träumen ſie geſtohlen,
Durch die Lüft', als Bälle, fliegen.
Amor hatte nichts zu werfen;
Alſobald ſandt' er die Blicke
Durch die weiten Himmelsräume,
Und das Erſte, was er ſahe,
War der Weltkreis, welcher ruhte
In des Götterkönigs Rechten.
Amor zielt' und traf die Kugel
Grade durch die beiden Pole,
Daß ſie flugs vom hohen Äther
Niederfiel zu ſeinen Füßen.
Jetzt, ihr Nymphen, kann er ſpielen!

Amor, ein Schmetterlingsfänger.

Ich fange Schmetterlinge
Zu meinem Zeitvertreibe.
Wo aber ſoll ich alle
Die bunten Thierchen laſſen?
Ich werfe gleich die Pfeile
Heraus aus meinem Kocher,
Und laſſe ſie indeſſen
Im hohen Graſe liegen.
Und wenn die Schnitterinnen
Mit bloßen Füßen kommen
Heut' Abend von der Wieſe,
So ſollen ſie ſich ritzen;
Denn meine Pfeile dürfen
Mir nimmer müßig liegen.

Amor, ein Schneider.

Amor iſt ein Schneider worden,
Näht die erſten runden Mieder
Für die jungen Erdentöchter,
Näht hinein viel kleine Seufzer,
Viele leiſe, blöde Wünſche,
Bange Neugier, ſcheue Lüſtchen,
Und viel ſüßes Namenloſes.
Manche Nadel bleibt zerbrochen
Zwiſchen Zeug und Futter ſitzen,
Die nachher den Buſen ſtachelt
Und das Herz lebendig kitzelt.
Auch manch Tröpfchen ſeines Blutes
Läßt der Gott aus Nadelwunden
In das weiche Linnen fallen.
Hütet euch vor ſolcher Waare!
Denn die rothen Tropfen brennen,
Unaufhaltſam, unerlöſchlich,
Sich durch Adern, Fleiſch und Nerven
Bis in's tiefſte Herzensgrübchen.

Amor, ein Bettler.

Verbannet aus dem Himmel
Um ſeine loſen Streiche,
Muß Amor hier auf Erden
Verſtohlen betteln gehen.
Er klopft an alle Herzen,
Und bettelt um ein Stübchen,
Er ſchaut in jedes Auge,
Und bettelt um ein Flämmchen,
Er geht an alle Lippen,
Und bettelt um ein Küßchen.
Ach, wenn von allen Mädchen
Ihm Eine, die ich meine,
Die milden Gaben gäbe,
So würd' er ſeinen Himmel
Auf Erden wiederfinden.

Amor, ein Sprachlehrer.

Amor iſt ein Sprachverderber,
Wortverdreher, Lautverwirrer,
Der beim großen Thurm zu Babel
Schon die Händ' im Spiele hatte.
Wenn ich weine, raunt er leiſe
Mir in's Ohr etwas von Wonne;
Wenn ich ſchmachte, läßt er dennoch
Reden mich von Seligkeiten.
In dem lauten Schwarm der Feſte
Muß ich, dieſem Lehrer folgend,
Sagen, daß ich einſam ſtehe,
Und im einſam ſtillen Haine
Darf ich mich allein nicht nennen.
Bitterſüß und lieblichherbe,
Grauſam mild und labend ſchmerzlich,
Solche Reden hat er viele
Stehn in ſeinem Wörterbuche,

Das die größten Sprachgelehrten
Mir nicht auszudeuten wagen,
Und mit dem ich alle Tage
Mehr mein bißchen Deutſch verlerne.

Die Schlummernde.

Mein Mädchen war entſchlummert
In einer Roſenlaube;
Da ſandt' ihr gleich Kupido
Ein Heer von Liebesgöttern.
Der ſchlug die goldnen Flügel,
Die Wangen ihr zu kühlen,
Der band ſich Myrtenſträuße,
Die Mücken wegzujagen,
Und Andre winkten drohend
Den Vögeln in den Lüften,
Die ſie erwecken wollten
Mit fröhlichen Geſängen.
O nektarſüßer Schlummer,
Wie hingeſt du voll Liebe,
So wohlgefällig lächelnd,
An ihren Augenwimpern!
Und Amoretten blickten
Mit großen Flammenaugen
Aus ihren blonden Locken,

Und ließen Pfeil' auf Pfeile
Wie ſpielend um ſich fliegen.
Und doch, ihr kleinen Schützen,
Auch ſpielend mit dem Bogen,
Habt ihr mein Herz getroffen!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

I.

Opitz.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deſſau.

Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

I.

Auserleſene Gedichte von Martin Opitz von Boberfeld.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIOTHECA
[illegible]
OTTAVIENSIS

Auserleſene

Gedichte

von

Martin Opitz von Boberfeld.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Nicht mit Unrecht macht man uns Deutſchen den Vorwurf, daß wir ein kurzes litterariſches Gedächtniß haben; und Jeder, der es verſucht, die Erinnerung an ältere vaterländiſche Schriftſteller, und namentlich an Dichter, welche man, als die entbehrlichſten und der veränderlichen Mode zumeiſt unterworfenen, am leichteſten zu vergeſſen pflegt, unter ſeinen Zeitgenoſſen aufzuregen, unternimmt gewiß keine unnütze Arbeit. Unſer Zeitalter, arm an eigenthümlicher Schöpfungskraft, und daher zum Sammeln und Umarbeiten beſonders geneigt, hat bereits des Werthen und Unwerthen nicht wenig aus den beſtäubten Schatzkammern der altdeutſchen Litteratur an's Licht gezogen, und es in ächter oder moderniſirter Geſtalt dem gelehrten und eleganten Publikum angeboten. Aber leider haben gar viele Unberufene ihre Hände an eine Arbeit gelegt, die eben ſo ſehr durch den Schein der Leichtigkeit, als des patriotiſchen Verdienſtes anlocken mußte; und ſo iſt es gekommen, daß das Studium der altdeutſchen Litteratur den Einfluß und die Ehre noch nicht hat erringen können, die ihm nicht entgangen ſein würden, wenn es mit geringerer Übertreibung und größerer Kenntniß empfohlen und eingeführt worden wäre. Dem ſei aber, wie ihm wolle, ſo beſitzen wir doch jetzt brauchbare Ausgaben des Nibelungenliedes, des Boner'ſchen Edelſtein's, und andrer altdeutſcher Gedichte, bis auf die Bruchſtücke des Hildebrandsliedes aus Karls des Großen Zeiten hinunter.

Gewiß wäre es ein richtigerer, ob auch langſamerer, Weg geweſen, um die Zeitgenoſſen zu den Schätzen der alten vaterländiſchen Poeſie zurückzuführen, wenn man, anſtatt viele Jahrhunderte zu überſpringen, Schritt vor Schritt in die Vergangenheit eintretend, durch allmähliges Entfernen von dem Neuen und Übergehen zu dem weniger Neuen, das Alte, Ältere und Älteſte vorbereitet hätte.

Alsdann würde man uns zuvörderſt eine Sammlung der Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts haben geben müſſen, die das größere Publikum in ihren alten, unbeholfenen und meiſtentheils unkorrekten Ausgaben ſelten heimſucht, und die ſich zum Theil ſogar in ſeltenen einzelnen Drucken, muſikaliſchen Sammlungen und geiſtlichen Geſangbüchern, vor den Blicken des Forſchers verſteckt halten.*) Dieſe Dichter aber, von Weckherlin, Andreä und Opitz an, bis zu dem genialen Günther, der in die durch Gottſched verwäſſerte erſte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts hinüberreicht, ſollten uns nicht weniger bekannt und werth ſein und bleiben, als den Franzoſen und Engländern ihre Klaſſiker aus derſelben Zeit: ſie ſind die eigentlichen Gründer der gegenwärtigen Form der deutſchen Poeſie, die Bildner der Sprache, die bis auf unſre Zeiten die gebundene Rede von der Proſa unterſcheidet, und die Schöpfer unſrer Metrik und Proſodie. In dieſem Betrachte gehört denn auch dem Opitz mit vollem Rechte der Titel eines Vaters der deutſchen Poeterei*): nur darf man Poeterei nicht mit Poeſie verwechſeln. Abgeſehen aber von dieſer geſchichtlichen und ſprachlichen Wichtigkeit der Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, ſind viele derſelben, namentlich als Lyriker, immer noch unübertroffene, nur von Wenigen unſrer Zeitgenoſſen erreichte, Muſter des ächten deutſchen Geſanges, und die Namen eines Flemming, Simon Dach, Andreas Gryphius, Günther u. A. m. verdienen unter den erſten Dichtern unſres Parnaſſes genannt zu werden.

---

*) So fehlt es z. B. noch an einer Sammlung von Simon Dach's Liedern.

Viele treffliche Männer haben auch in unſrer Zeit die Verdienſte jener großen Dichter gewürdigt, und friſche Lorbeerkränze auf ihre

---

*) Mit dieſer Benennung umfaßt Opitz das Äußere der Poeſie.

Häupter geſetzt. So ſind denn die alten Namen wieder in Umlauf gekommen, und hier und da gar zu der Ehre gelangt, zu äſthetiſchen Modeartikeln zu werden. Aber dadurch verbreitete ſich die Kenntniß ihrer Gedichte nur ſehr wenig. Die alten Ausgaben ſind nicht leicht zugänglich, dabei unbequem zu gebrauchen, und endlich auch gar zu dick. Der neugierige Leſer fühlt ſich durch die alte Orthographie und einige ungewöhnliche Formen und Wörter gehemmt, die häufigen Druckfehler verwirren ihn, der Zufall ſpielt ihm mehrere ungeſchlachte oder matte Stellen unter die Augen — und der Dichter iſt abgethan. Andere laſſen es ſich nicht einmal ſo ſchwer werden, die Bekanntſchaft der alten Dichter zu machen. Sie nehmen eine Anthologie zur Hand, leſen darin ein Paar Probeſtücke von Opitz, Flemming u. A. m. und ſind befriedigter, als die erſten. Denn hier finden ſie die alten Gedichte in den neueſten Modeton der eben herrſchenden Schule übertragen, und wundern ſich darüber, daß man ſeit ſo langer

Zeit keine merklicheren Fortſchritte in der poetiſchen Darſtellung gemacht.*)

Unſre Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts unternimmt es, das größere Publikum, das freilich in Deutſchland nicht größer zu ſein pflegt, als das kleinſte in England und Frankreich, mit dem Beſten aus der genannten Periode in einer gedrängten Auswahl bekannt zu machen. Als Maßſtab des Werthes oder Unwerthes eines Stückes mußte nothwendiger Weiſe, bei einer für das größere Publikum beſtimmten Sammlung, der herrſchende Zeitgeſchmack dienen, zu dem jedoch die Mode nicht einfließen durfte. Daher konnte denn auf die langen beſchreibenden und räſonnirenden Lehrgedichte, die deklamatoriſchen Tragödien in Alexandrinern, die ſpitzfindig galanten Schäferkomödien, die mit Namen und Worten ſpielenden Gelegenheitslieder wenig Rückſicht genommen werden; denn faſt alle Verſuche in dieſen Gattungen gehören zu den Modeartikeln des ſiebzehnten Jahrhunderts, und unterliegen deshalb auch der Herrſchaft der Mode; und demnach beſchränkt ſich unſre Auswahl faſt ganz auf kleinere lyriſche Stücke, Oden, Lieder, Sonette und Sinngedichte. Der Umfang der Sammlung iſt vorläufig auf 8—9 Bände, wie der vorliegende, beſtimmt, von denen, außer Opitz, der ältere Gryphius und Flemming jeder einen eigenen einnehmen ſollen. Die übrigen Dichter werden Hälften und kleinere Theile der Bände füllen, manche wohl nur wenige Seiten.

---

*) Um mich vor dem Vorwurfe der übertreibung zu ſchützen, theile ich im Anhange einige Proben von ſolchen anthologiſchen überarbeitungen aus Opitz mit. Die Ramlerſche überarbeitung hat kaum das Gerippe des Gedichts unangetaſtet gelaſſen; viel ſchonender iſt ſchon Matthiſſon verfahren.

Was die Form betrifft, in welcher die alten Gedichte in unſrer Sammlung auftreten, ſo iſt auch ſie durch die Beſtimmung des Werkes für das größere — und bequeme — Publikum bedingt worden. Zuvörderſt war es räthlich, die neue Orthographie in den Text einzuführen, welches ohne Schwierigkeiten geſchehen kann, da die Sprache des ſiebzehnten Jahrhunderts keine Lauter hat, für die unſrer Orthographie bekannte Zeichen fehlten. Dieſe orthographiſche Verneuerung greift hier und da auch ſchon in das Formenweſen ein, z. B. in der Schreibung der Wörter wozu ſt. worzu, warum ſt. worumb, dawider ſt. darwider, ſind ſt. ſeynd und ſeyn, willſt du ſt. wiltu u. A. m., und ſomit ſchloß ſich manche grammatiſche Umgeſtaltung von Formen und Wörtern an dieſe orthographiſche an, z. B. vor ſt. für (für allen Dingen), ſtand ſt. ſtund, lügen und trügen ſt. leugen und treugen, ſich ſt. ihm und ihr, jetzo ſt. jetzund u. ſ. w.*) Nur wo die Umgeſtaltung der alten Form, dadurch daß ſie den Reim bildete, größere und bedeutendere Veränderungen nach ſich gezogen haben würde, mußte ſie ſtehen bleiben. Jedoch finden ſich in der Opitziſchen Anthologie wohl kaum drei bis vier ſolcher Stellen. Was wir außerdem in dem alten Texte anzutaſten für nützlich und erlaubt gehalten haben, darüber mag der Leſer ſelbſt urtheilen, indem er die Originalſtelle unter dem Texte mit der eingeſchobenen vergleicht.*) Wir hoffen, durch keine hinweggenommene und keine hinzugefügte Silbe den Ton des alten Gedichts auch nur im mindeſten verſtimmt zu haben; wohl aber würde dem neuen Leſer mancher von uns zurückgewieſene Originalausdruck ein ſtörender Mißton geſchienen haben, der ſehr leicht ein ganzes Gedicht verleiden könnte. Manche Wörter und manche Wendungen, die zu Opitz Zeiten edel und ernſt waren, ſind jetzt gemein und komiſch, und es gehört alſo gewiſſer Maßen mit zu einer grammatiſchen Verneuerung, ſolche Ausdrücke durch die an ihre Stelle getretenen Synonymen zu erſetzen. Die in einigen Gedichten ausgelaſſenen Strophen enthalten matte Wiederholungen oder ſtörende Härten und Unſchicklichkeiten, und werden in dem Zuſammenhange nicht vermißt. Da ich ſie auch unter dem Texte nicht angeführt habe, ſo will ich hier einige zur Probe geben für den Leſer, der keine alte Ausgabe des Opitz bei der Hand hat und meinem Worte nicht traut. In dem Gedichte an Nüßler S. 66. lautet die fehlende Strophe:

---

*) Dahin gehören auch die Artikelveränderungen, z. B. das Gift ſt. die Gift, der Bach ſt. die Bach, die Armuth ſt. das Armuth, der Honig ſt. das Honig, der Wechſel ſt. das Wechſel u. ſ. w.

---

*) Formveränderungen ſind nicht angeführt worden, und eben ſo wenig die offenbaren Druckfehler. Zu den Formveränderungen rechnen wir, außer den eben bezeichneten und ähnlichen Verneuerungen, auch die leichtern ſynonymiſchen, z. B. ſchlichter ſt. ſchlechter (S. 9 und 11), einzig ſt. einig (S. 33 und 49), vollbringet ſt. verbringet (S. 39), fällt ab ſt. fällt weg (S. 48), entgegen ſt. zugegen (S. 56), vorher ſt. vorhin (Ebend.), eingedrungen ſt. zugedrungen (S. 64), dennoch ſt. doch ſo (Ebend.), wie ſt. als (S. 81), erhält ſt. behält (S. 86), erſteht ſt. aufſteht (S. 90), ſich drängen ſt. ſich dringen (S. 91), wenn ſt. wo (S. 94), wann ſt. weil (S. 106) u. ſ. w. Nur als Proben des alten Sprachgebrauchs ſind einige ſolcher Abweichungen unter dem Texte bemerkt.

Bin ich mehr als Anakreon,
Als Steſichor und Simonides,
Als Antimachus und Bion,
Als Philet oder Bacchilides?

In dem Hochzeitliede im Frühling S. 73. fehlen zwei Strophen:

Menſchgöttin, nicht ſäume dich!
Dein halb Du und Troſt auf Erden
Bringt zu dir ſich ganz mit ſich.
Schau, ein Weinſtock muß vor werden
An den Ulmen aufgeführt,
Eh' man reife Trauben ſpürt.

Nun, ſie kömmt, die edle Braut!
Caſtors Schweſter muß ihr weichen,
Rom hat Schöners nicht geſchaut,
Mentors Bild war nie dergleichen,
Und Apelles hätt' erkannt
Den Gebrechen ſeiner Hand.

In dem Gedichte auf den Tod der Herzogin von Münſterberg S. 91. entſtellt ein übertriebenes Bild die eine ausgelaſſene Strophe (die zweite des Gedichts), und die andere ſchwächt zum Schluſſe durch einen matten Ceremonialgedanken den Eindruck des Ganzen.

Der zu dem Städte-Brande
Ein Chriſtenherze bringt,
Und nach dem Vaterlande,
Da kein Feind einkömmt, ringt.
Der des Gebetes Stücke
Pflanzt vor die Himmelsſtadt,
Und weichet nicht zurücke,
Bis er das Jawort hat.

Gieb, daß der Troſt des Landes,
Der Held, den du geſetzt
In Leid des Wittwerſtandes,
Doch werde ſonſt ergötzt;
Laß gnädig um ihn ſchweben
Der Wohlfahrt ſüße Ruh',
Und ſetze ſeinem Leben
Der Fürſtin Jahre zu.

Wir haben das Bewußtſein, überall mit Bedacht und Gewiſſenhaftigkeit zu Werke gegangen zu ſein, wo eine Änderung in dem Originaltexte unſrem Zwecke zuträglich, und auf eine Weiſe ausführbar ſchien, die dem alten Dichter nichts von ſeiner Eigenthümlichkeit benahm, und eben ſo, nichts aus den Gedichten herausgewieſen zu haben, was den

Werth derſelben hätte erhöhen können. Iſt es uns gelungen, den Vater der deutſchen Poeterei unſern Zeitgenoſſen näher zu führen, ſo haben wir den Zweck unſrer Arbeit erreicht.

Eine vollſtändige kritiſche Ausgabe des Opitz ſcheint kein dringendes Bedürfniß unſrer Zeit zu ſein, da die älteren Drucke nicht ſo ſelten ſind, daß Litterarhiſtoriker und Sprachforſcher ihrer nicht leicht habhaft werden könnten. Opitz Gedichte ſind in zahlreichern, und zum Theil auch korrektern und vollſtändigern Sammlungen erſchienen, als irgend einer ſeiner Zeitgenoſſen ſich zu erfreuen hat; denn ſein Name, an der Spitze einer Periode, blieb länger in Andenken und Ehren, als ſeine Vorläufer und Nachfolger. Die von Bodmer und Breitinger unternommene kritiſche Ausgabe des Opitz, von der nur der erſte Band 1745 erſchienen iſt, mußte leider der Trillerſchen weichen, welche ein größeres Publikum fand, weil ſie ſich bequemer leſen ließ. Die durch Guſtav Schwab beſorgte und ungefähr nach gleichen Grundſätzen, wie unſre Opitziſche Anthologie, überarbeitete Auswahl aus Paul Flemmings Gedichten (Stuttgart und Tübingen 1820. 8.) hat verdiente Anerkennung gefunden und gewiß mehr zur Empfehlung und Verbreitung des trefflichen Dichters beigetragen, als es eine vollſtändige kritiſche Sammlung würde vermocht haben.

Sollte man uns dennoch von Seiten einer ſtrengen Kritik Vorwürfe wegen der Überarbeitung im Allgemeinen machen, ſo werfen wir ſie, mit unſern eigenen vereinigt, auf das deutſche Publikum zurück. Im Einzelnen durch Zuviel oder Zuwenig gefehlt zu haben, werden wir anerkennen, wenn es uns nachgewieſen wird.

Deßau, den 30ſten März 1822.

Über Opitzens Leben und Schriften.

Martin Opitz wurde zu Bunzlau in Schleſien am 23ſten Dezember *) 1597 geboren. Sein Vater, Sebaſtian Opitz, Rath zu Bunzlau, ein nicht unbemittelter Mann, ließ ſich die Erziehung und Bildung ſeines Sohnes ſehr angelegen ſein, und ſchickte ihn zuerſt auf die Schule ſeiner Vaterſtadt, wo der Knabe einen guten Grund, beſonders in den alten Sprachen, gelegt haben ſoll. Der damalige Rektor dieſer Schule war Chriſtoph Opitz, ſein Oheim, und nach deſſen Tode nahm ſein Nachfolger, Sänfteleben, ſich des talentvollen Knaben mit Liebe und Eifer an, und trug namentlich auch zur erſten Entwickelung von Opitzens Dichteranlagen bei. Im Jahre 1614 verließ Opitz die Bunzlauer Stadtſchule und bezog das Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau, wo er zwei Jahre lang ſeine Studien mit Erfolg fortſetzte. Bei ſeinem Abgange von dieſer Anſtalt gab er

---

*) Andere geben den 23ſten September an.

eine Sammlung lateiniſcher Gedichte, Strenae, heraus, Opfer des Dankes an Lehrer, Freunde und Wohlthäter. Er war gegen zwanzig Jahr alt, als er noch, um ſeine Schulbildung zu vollenden, nach dem damals berühmten Gymnaſium zu Beuthen an der Oder ging, wo er jedoch ſchon den Führer und Aufſeher eines jüngern Schülers abgab, eines Sohnes des Kaiſerlichen Kammerfiſkals, Tobias Scultetus von Schwanenſee und Bregoſchütz. Erſt im Jahre 1618 bezog er die Univerſität zu Frankfurt an der Oder. Opitz hatte ſich, dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, für das Fach der Jurisprudenz entſchieden, das er aber bald vernachläſſigte, um ſich ausſchließlich ſeinen Lieblingsſtudien, der Philoſophie, Geſchichte, Beredſamkeit und Dichtkunſt zu widmen. Durch eine gründliche Erlernung der beiden alten und einiger neuen Sprachen, und durch ein eifriges, liebevolles Durchforſchen der vaterländiſchen *) — zu dieſer Zeit nicht eben ſehr geehrten und geübten — hatte er ſchon auf den Gymnaſien ſich die Bahn zu dieſen Studien ge-

---

*) Schon zu Beuthen ſchrieb Opitz den Aristarchus, seu de contemptu linguae teutonicae, worin er ein wackerer Verfechter ſeiner Mutterſprache gegen ihre Verächter iſt. Von ſeiner Kenntniß der ältern Dialekte der deutſchen Sprache zeugt ſeine Ausgabe des Lobgeſangs auf den heiligen Anno. Danzig 1639.

ebnet. In Frankfurt machte Opitz den erſten Verſuch in deutſchen Verſen, zwei Brautlieder. Im Jahre 1619 verließ er die Univerſität Frankfurt und begab ſich nach Heidelberg, wo er mit Gruter und andern ausgezeichneten Gelehrten in Berührung kam, und auch bei dem Churpfälziſchen Hofe durch den Geheimerath Lingelsheim, der ihn als Lehrer ſeiner Kinder in ſein Haus aufgenommen hatte, vorgeſtellt wurde. Im folgenden Jahre treffen wir ihn in Straßburg an, wo Matthias Bernegger einen deutſchen Virgil in ihm prophezeiete.

Die Kriegsunruhen, welche um dieſe Zeit über Deutſchland hereinbrachen, und eine Seuche, die in der Pfalz wüthete, trieben den Dichter aus ſeinem geliebten Vaterlande, und er ſuchte bei den Muſen Troſt und Erholung in dieſen Widerwärtigkeiten, die Keiner tiefer und ſchmerzlicher empfand, als er, wie wir es aus vielen ſeiner Gedichte erkennen müſſen, wenn Worte aus dem Herzen wieder zu Herzen gehen. Er reiſte mit ſeinem Freunde Hamilton, einem reichen Dänen, gegen Ende des Jahres 1620 nach den Niederlanden, und machte zu Leiden die Bekanntſchaft von Scriver, Voſſius, Rutgerſius und Daniel Heinſius, welche auf ſeine gelehrte Bildung gewiß einen glücklichen Einfluß übten. Dahingegen wirkte die zierlich ſteife, ſchulgelehrte holländiſche Poeſie, die ihn hier verblendet zu haben ſcheint, nicht günſtig auf ſeine, noch ſchwankende, Dichternatur. Nach ſeiner Rückkehr aus den Niederlanden 1621 lebte Opitz ſieben Monate lang im Holſteiniſchen, und ſchrieb in ruhiger Zurückgezogenheit ſein Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des Krieges. Erſt 1633 wurde es gedruckt. Zu Ende deſſelben Jahres wagte er ſich nach Schleſien zurück, wo, nach Beſeitigung der Böhmiſchen Unruhen, die Kriegsſtürme ſich allmählig legten. Gleich nach der Heimkehr zog der Herzog Georg Rudolph von Liegnitz den Dichter an ſeinen Hof, den dieſer aber ſchon im folgenden Jahre wieder verließ, um der Einladung des Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu folgen, welcher ihn als Profeſſor der Philoſophie und Humaniora nach Weißenburg berief. So weit hatte ſich der Ruf des Dichters ſchon damals ausgebreitet. Aber weder die Gunſt des Fürſten, noch ein glänzendes Leben, noch die gelehrte Beſchäftigung mit Daciens Alterthümern, denen er ſeine Mußeſtunden widmete,*) vermochten ihm den Aufenthalt in Siebenbürgen erträglich zu machen. Er konnte dem Heimweh nicht widerſtehen,*) und ſchon im folgenden Jahre forderte er ſeine Entlaſſung und kehrte nach Schleſien, an den Hof ſeines Gönners, des Herzogs von Liegnitz, zurück, wo er, in ſorgenloſer Muße, Mehreres dichtete und herausgab. Im Jahre 1624 erſchien zu Straßburg die erſte, durch ſeinen Freund Zinkgräf beſorgte Sammlung von Opitzens Gedichten, die der Dichter jedoch für übereilt erklärte, und durch eine andere, von ihm ſelbſt herausgegebene, zu verdrängen ſtrebte, Breslau 1625. Der Herzog von Liegnitz vermochte ihn damals zu einer Übertragung der Sonntags- und Feſt-Epiſteln in deutſche Verſe, und ernannte ihn darauf zu ſeinem Rathe. In dieſe Zeit fällt auch die Bearbeitung des Büchleins: Von der deutſchen Poeterei, eines ſehr verdienſtvollen Werkes, wodurch er die Regeln, welche er ſelbſt mit Erfolg in ſeinen Gedichten anwandte, zu einem Geſetzbuche der deutſchen Poetik vereinigte. Abgeſehen von unweſentlichen Einzelheiten, welche die Mode der Zeit bringt und wieder hinweg nimmt, iſt dieſes Buch noch immer der Grundſtein, worauf das Gebäude der gegenwärtigen deutſchen Dichtkunſt ruht. Gegen Ende des Jahres

---

*) Opitzens antiquariſches Werk Dacia antiqua, woran er ſechszehn Jahre lang gearbeitet, iſt durch ſeinen Tod unterbrochen und unvollendet geblieben.

---

*) Es ſpricht ſich beſonders in ſeinem Gedichte Zlatna aus.

1624 reiſete Opitz nach Sachſen, und hielt ſich am längſten zu Wittenberg auf. Nachdem er am Hofe des Fürſten Ludwig von Anhalt-Köthen in die Fruchtbringende Geſellſchaft, unter dem Namen des Gekrönten, feierlich aufgenommen worden war, kehrte er über Dreſden im Jahre 1625 nach Schleſien zurück, und noch in demſelben Jahre begleitete er ſeinen Freund Kirchner, der in Aufträgen des Herzogs von Liegnitz an den Kaiſerlichen Hof geſandt wurde, nach Wien. Durch ein Trauergedicht auf den Tod des Erzherzogs Karl gewann er hier die Aufmerkſamkeit und Gunſt des Kaiſers Ferdinand II., der ihm mit eigener Hand den poetiſchen Lorbeerkranz aufſetzte. Im folgenden Jahre finden wir den gekrönten Dichter wieder in Schleſien, bald an Höfen, bald in ſtiller Zurückgezogenheit unter gelehrten Freunden, und gegen Ende deſſelben Jahres tritt er in die Dienſte des trefflichen Burggrafen zu Dohna, Carl Annibal, unter dem Titel eines Sekretärs. Der Burggraf bediente ſich des Dichters, den die vielen Reiſen und der wechſelnde Umgang mit den ausgezeichnetſten Köpfen aus allen Ständen zu einem gewandten Geſchäftsmann gebildet hatten, mit Glück in verſchiedenen Unterhandlungen mit fremden Höfen. Unglücklich fiel aber der Verſuch aus, den Dichter zu einem Helden zu machen; und der Deutſche wußte ſich, wegen ſeines Mangels an kriegeriſcher Tugend, mit dem Römer Horaz zu tröſten.[*] Im Jahre 1628 erhob der Kaiſer Ferdinand den Dichter aus eigenem Antriebe in den Adelsſtand, unter dem von dem ſchleſiſchen Flüßchen Bober gebildeten Namen, von Boberfeld. Der beſcheidene Opitz ſcheint wenigen Werth auf dieſe Standeserhöhung gelegt zu haben, und bediente ſich ſeines neuen Titels faſt nie. Im Jahre 1630 reiſte Opitz in Geſchäften ſeines Burggrafen nach Paris, wo er einige Monate lang in den angenehmſten und ehrenvollſten Verhältniſſen lebte. Unter den Bekanntſchaften, die er hier machte, iſt namentlich Hugo Grotius zu erwähnen, deſſen Gedicht von der Wahrheit der chriſtlichen Religion Opitz in deutſche Verſe überſetzte, und ſich dadurch den Dank und Beifall dieſes großen Mannes erwarb. Bald nach des Dichters Rückkehr ſtarb ſein Burggraf, im Jahre 1633, und Opitz, der in dieſen ſtürmiſchen Zeiten eines hohen Schutzes bedurfte, lebte nun abwechſelnd an den Höfen zu Liegnitz und Brieg. Jetzt gab er ſein Lehrgedicht Veſuv und das ſchon in Holſtein verfaßte Troſtgedicht in den Widerwärtigkeiten des

---

[*] Opitz wohnte einem Ausfall unter dem General Pechmann bei und verleidete ſich damit das ganze Kriegsweſen.

Krieges heraus. Im Jahre 1634 begleitete er den Herzog Johann Chriſtian von Brieg nach Thorn, und von hier aus ſuchte er einen ſichern Zufluchtsort in dem ruhigen Danzig. In dieſer Stadt fand ihn im Jahre 1638 der König von Polen, Wladislaus IV., den der Dichter früher in einem Lobgeſange verherrlicht hatte, und ernannte ihn mit den ehrenvollſten und vortheilhafteſten Bedingungen zu ſeinem Sekretär und Hiſtoriographen von Polen. Unter dieſem Titel lebte Opitz zu Danzig in ſeinen Lieblingsſtudien fort, bis ihn die im Jahre 1639 wüthende Peſt in der Blüthe männlicher Kraft und Thätigkeit von dem Gipfel ſeines zeitlichen Ruhmes riß, am 20ſten Auguſt des genannten Jahres. Opitzens früher Tod war ein großer Verluſt für Deutſchland, das auch, ſelbſt in dieſen Zeiten der Noth und Unruhe, den Schlag empfindlich fühlte und laut beklagte, der ihm einen ſo würdigen Sohn raubte. Opitz war nie verheirathet geweſen und hinterließ keine Nachkommen.

Kein deutſcher Dichter iſt jemals von ſeinen Zeitgenoſſen ſo gefeiert und geprieſen worden, als Opitz, und der Lorbeerkranz, den ihm der Kaiſer aufſetzte, iſt nur ein Symbol dieſer allgemeinen Verherrlichung. Man könnte mit einer Sammlung der Lobgedichte auf Opitz in lateiniſcher und deutſcher Sprache, die ſich in den Schriftſtellern — und nicht in den unbedeutendſten — des ſiebzehnten Jahrhunderts zerſtreut finden, einen mäßigen Band anfüllen. Der Nachhall des Preiſes, der dem Schöpfer der deutſchen Poeſie von ſeinen Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolgern mit ſo reichem Maße geſpendet wurde, drang ungeſchwächt in das achtzehnte Jahrhundert ein, und nicht nur in der Gottſchediſchen Schule, ſondern ſogar noch unter den Schweizern galt Opitz als erſter deutſcher Muſterdichter. *) Erſt in den neueſten Zeiten hat man es gewagt, ſeine Gedichte einer unbefangenen Kritik zu unterwerfen, und erkannt, daß Opitz, als Dichter, von ſeinen Zeitgenoſſen enthuſiaſtiſch überſchätzt worden iſt, und daß er an ächt poetiſchem Werthe manchen ſeiner nächſten Vorläufer und Nachfolger, die ſich ſelbſt ehrerbietig ihm unterordneten, z. B. einem Weckherlin, Flemming u. A. m. nachſtehen muß. Dagegen ſind Opitzens Verdienſte um die deutſche Sprache und Litteratur, als des Schöpfers eines neuen poetiſchen Styls und einer proſodiſchen und metriſchen Form nicht hoch genug zu ſtellen, und ſehr mit Unrecht hat man ihm daher den Stand an der Spitze der Schule ſtreitig machen wollen, die

---

*) Sammlung zürcheriſcher Streitſchriften St. 2. und St. 9.

von ſeinem und der meiſten Mitglieder Vaterlande die Schleſiſche genannt worden iſt. Denn der Anſpruch auf die Gründung und Erhaltung einer Schule beruht doch zumeiſt auf äußern, formellen Bedingungen, da die innere poetiſche Eigenthümlichkeit nicht von dem Meiſter auf die Schüler fortgepflanzt werden kann; und in der Form der Poeſie iſt Opitz nicht nur ſeinen Vorläufern, namentlich dem Weckherlin, ſondern auch ſeinen nächſten Nachfolgern, z. B. dem Flemming, weit überlegen.

Von früher Jugend an machte Opitz die deutſche Sprache zu dem Gegenſtande ſeiner eifrigſten Forſchung und Bearbeitung. Mit Luther's Tode war gewiſſer Maßen ein Stillſtand in dem Fortgange derſelben zu ihrer Reinigung, Kräftigung, Veredelung und Bereicherung eingetreten, und die lateiniſche Sprache gewann wieder die Oberhand in dem gelehrten Stande und dem Geſchäftsleben. Opitz eiferte nicht bloß in jugendlicher Entrüſtung gegen die Verächter der Mutterſprache;*) er bemühete ſich ſein ganzes Leben hindurch mit unermüdlichem Eifer, mit nie erkaltender Liebe, ſie auszubilden, und ihr Freunde und Verehrer zu gewinnen, und alle Erwartungen der erſtaunten Mit-

*) Im Aristarchus. S. oben.

welt überbietend, genügte er nur ſich ſelbſt nicht, und rief aus: Ecquantum restat! Opitz reinigte die deutſche Sprache von fremden Auswüchſen, und bereicherte ſie theils mit neugeſchaffenen Wörtern*) und Wendungen, theils mit ſolchen, die er aus den ältern Dialekten hervorgeſucht und der neuen Grammatik angepaßt hatte, theils auch mit glücklichen Nachbildungen aus fremden Sprachen, namentlich der lateiniſchen. Was er aus dieſer entlehnte, — und es iſt nicht wenig, — verſtand er dem Geiſte und der Form der deutſchen Sprache ſo geſchickt anzueignen, daß faſt Alles ſehr bald mit ihr verwachſen iſt.**) Beſonders verdankt die poetiſche Sprache, welche, im Ganzen genommen, noch bis jetzt auf dem deutſchen Parnaſſe herrſcht, dem Opitz ihre feſte Geſtaltung, und er hat in dieſer Hinſicht für die gebundene Rede geleiſtet, was Luther für die Sprache im Allgemeinen und die Proſa im Beſondern. Er iſt der Schöpfer einer deutſchen Proſodie und Metrik, indem er, ſtatt einer bloßen Silbenzählung, eine Silbenmeſſung für den Vers forderte, und mehrere neue oder doch außer Gebrauch gekommene Metra in die deutſche Poeſie einführte. Die Regeln ſeiner neuen Poetik finden ſich in ſeinem Büchlein von der deutſchen Poeterei zuſammengeſtellt. Opitz ſteht in der That, was die Korrektheit und Eleganz des Ausdrucks und der Form betrifft, wie ein Wunder unter ſeinen Zeitgenoſſen da, und es ſcheinen zwiſchen ihm und Weckherlin, wenn man das Äußere ihrer Gedichte mit einander vergleicht, Jahrhunderte zu liegen. Was Wunder alſo, wenn die erſtaunte Mitwelt, Äußeres und Inneres vermiſchend und verwechſelnd, den Vater der deutſchen Poetik einen Vater der deutſchen Poeſie nannte, und wenn ihm dieſer Titel ſo lange unbeſtritten blieb, als man in Deutſchland die Zeit des Mittelalters in der Geſchichte der Künſte und Wiſſenſchaften faſt überging!

---

*) Dahin gehören namentlich die Zuſammenſetzungen, wie z. B. Arbeittröſterin, Kummerwenderin, Meeraufreizer, Kriegsblutdürſtig ꝛc.

**) Einiges iſt als fremdartig wieder abgeſtreift worden, z. B. die Konſtruktion des Infinitivs mit dem Akkuſativ.

Opitz hat ſich in vielen Dichtungsarten verſucht.*) Unter ſeinen Lehrgedichten zeichnen wir aus: Troſtgründe bei Widerwärtigkeiten des Krieges (ſ. oben); Zlatna**) oder von Ruhe des

*) Ein vollſtändiges Verzeichniß von Opitzens Gedichten halten wir hier für überflüſſig, da der Leſer es in den zahlreichen Lebensbeſchreibungen des Dichters, und ſelbſt in den bekannteſten Realwörterbüchern findet.

**) Der Name eines Siebenbürgiſchen Landſitzes.

Gemüthes; Vielgut[*]) oder vom wahren Glück, und die phyſikaliſch-philoſophiſche Beſchreibung des Veſuvs. Sie enthalten maleriſche Schilderungen in kräftigem Styl, ſinnige Betrachtungen über Gott, Natur und Menſchheit, Strafreden gegen die Gebrechen und Thorheiten der Welt, und Klagen über die Noth des deutſchen Vaterlandes. Ich habe einzelne, in ſich abgeſchloſſene, Stellen aus zweien dieſer Lehrgedichte in meine Sammlung aufgenommen; ein ganzes Gedicht zu geben, ſchien nicht räthlich, da der deklamatoriſche Ton derſelben in der Länge ſehr ermüdend wird, und dieſe Dichtungsart überhaupt dem jetzigen Geſchmacke zu fern liegt. Ergiebiger für unſre Auswahl waren die Poetiſchen Wälder, vermiſchte kleinere Gedichte, unter denen beſonders die Jugendverſuche manches treffliche Lied lieferten. Was Opitz für die Bühne geſchrieben hat, iſt Überſetzung oder Bearbeitung aus fremden Sprachen: Antigone, nach Sophokles, die Trojanerinnen, nach Seneca, das Schäferſpiel Daphne und das Trauerſpiel Judith nach dem Italiäniſchen. Dieſe Stücke ſind für unſre Zeiten nicht genießbar. Verdienſtlicher ſind Opitzens Nachbildungen des

---

[*]) Der Name eines Landſitzes des Herzogs Heinrich Wenzel zu Münſterberg und Oels.

Salomoniſchen Liedes und der Pſalmen. Von ſeinen geiſtlichen Liedern ſind mehrere voll Schwung und inniger Andacht.

Faſſen wir Opitz poetiſchen Charakter im Ganzen auf, ſo läßt ſich allerdings nicht leugnen, daß ihm ſtarkes Schöpfungsvermögen, reiche Einbildungskraft und freie, den Stoff leicht beherrſchende Begeiſterung abgehe. Wachler in ſeinen Vorleſungen*) ſagt ſehr treffend von ihm: „Seine Weltanſicht iſt mehr „rechtlich, als großartig; ſeine Darſtellungen haben „weniger ergreifende, tiefe und überraſchende Neuheit, „als verſtändige Ruhe und Nüchternheit; ſie zeugen „lauter für Geſundheit des Geiſtes und wohlverarbeitete Erfahrungsweisheit, als für immer ſich „friſch ergänzenden Reichthum an Gefühl, und neu „geſtaltete Betrachtung; ſie berechtigen eher zu Anſprüchen auf den Ruhm eines Redners, als den eines „Dichters.“ Aber in allen Gedichten Opitzens, am lebendigſten in den Liedern, ſpricht ſich ein kräftiger, männlicher deutſcher Geiſt, ein warmes treues Herz, und eine biedere Geſinnung aus, und in allen erkennen wir ein ernſtes, rüſtiges Streben nach dem Höchſten, verbunden mit einer oft wahrhaft rührenden Beſcheidenheit. Er liebte ſein Vaterland heiß und treu, und wollte ihm gern etwas ſein und leiſten; oft ſieht er in begeiſterter Entzückung die deutſche Poeſie durch ſich erhoben und verherrlicht, aber bald ſchlägt er die Augen wieder zu Boden und ſeufzt, daß er noch ſo wenig des Nachruhms Würdiges geſchaffen habe.

---

*) Zweiter Theil, S. 25.

Was Opitz in den Wiſſenſchaften überhaupt geleiſtet, und die Anführung ſeiner lateiniſchen Poeſien und gelehrten Arbeiten, gehört nicht in den Bereich dieſer Einleitung zu einer Auswahl ſeiner deutſchen Gedichte. Der Umfang ſeines Wiſſens erhellet theils aus ſeinen Gedichten, theils auch ſchon aus der Geſchichte ſeines Lebens. Sein Wahlſpruch war: Haud viverem, nisi in litteris viverem.

Von den Ausgaben der Opitziſchen Schriften nennen wir: Die von Zinkgräf beſorgte (Straßburg 1624. 4.)

Die vom Verfaſſer herausgegebenen: Breslau 1625. 4. 1629. 8. 1637. 8. und Danzig 1641. 2 Bde. 8., welche letztere zwar nach des Dichters Tode, aber doch mit ſeiner Anordnung erſchien.

Danach ſind die zu Frankfurt am Main 1628, 1644 und 1648. 4. erſchienenen Ausgaben und die Amſterdamer 1646. 3 Bde. 12. abgedruckt.

Am vollſtändigſten iſt die Breslauer von 1690. 3 Bde. 8., welche auch mit einem neuen Titel: Frankfurt und Leipzig 1724., gefunden wird.

Das Schickſal der neuen Schweizer Ausgabe iſt in der Vorrede erwähnt; Triller's Opitz (Frankfurt 1746. 4 Bde. 8.) iſt ein wenig gottſchediſirt.

Opitzens Leben iſt am weitläuftigſten beſchrieben worden von C. G. Lindner. Hirſchberg 1740. 2 Bde. 8. In der neueſten Zeit haben beſonders Fr. Schlegel, Franz Horn, Wachler u. A. m. Opitzens Verdienſte einſichtsvoll gewürdigt. Vergleiche auch einen Aufſatz von Manſo in den Nachträgen zu Sulzer Bd. VI. S. 141 ff.

Erſtes Buch.

Freie Lieder.

Lebensluſt.

Ich empfinde faſt ein Grauen,
Daß ich, Plato, für und für
Bin geſeſſen über dir.
Es iſt Zeit, hinaus zu ſchauen,
Und ſich bei den friſchen Quellen
In dem Grünen zu ergehn,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn,
Und die Fiſcher Netze ſtellen.

Wozu dienet das Studiren,
Als zu lauter Ungemach ?
Unterdeſſen läuft der Bach 1)
Unſers Lebens, das wir führen,
Ehe wir es inne werden,
Auf ſein letztes Ende hin;
Dann kömmt ohne Geiſt und Sinn
Dieſes alles in die Erden.

---

1) Die Bach.

Hola, Junge, geh' und frage,
Wo der beſte Trunk mag ſein,
Nimm den Krug und fülle Wein!
Alles Trauern, Leid und Klage,
Wie wir Menſchen täglich haben,
Eh' uns Clotho fort gerafft,
Will ich in den ſüßen Saft,
Den die Traube giebt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen,
Und vergiß des Zuckers nicht;
Schaue nur, daß nichts gebricht.
Jener mag der Heller ſchonen,
Der bei ſeinem Gold und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt,
Und nicht ſatt zu Bette legt:
Ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder
Auf Muſik und auf ein Glas. a)
Kein Ding ſchickt ſich, dünkt mich, baß,
Als ein Trunk und gute Lieder.

a) Auf die Muſik und ein Glas.

5

Laſſ' ich ſchon nicht viel zu erben,
Ei, ſo hab' ich edlen Wein,
Will mit Andern luſtig ſein,
Wenn ich gleich allein muß ſterben.

Eile der Liebe.

Ach Liebſte, laß uns eilen!
Wir haben Zeit.
Es ſchadet das 1) Verweilen
Uns beiderſeit.
Der edlen Schönheit Gaben
Fliehn Fuß für Fuß;
Das Alles, was wir haben,
Verſchwinden muß.
Der Wangen Zier verbleichet,
Das Haar wird greis,
Der Augen Feuer weichet,
Die Gluth 2) wird Eis.
Das Mündlein von Corallen
Wird ungeſtalt,
Die Händ', als Schnee, *) verfallen,
Und du wirſt alt.

1) Uns. — 2) Brunſt.

*) D. h. wie Schnee.

Drum laß uns jetzt genießen
Der Jugend Frucht,
Eh' als wir folgen müſſen
Der Jahre Flucht.
Wo *) du dich ſelber liebeſt,
So liebe mich;
Gieb mir — das, was du giebeſt,
Verlier' auch ich. 3)

3) Gieb mir das wann du giebeſt,
Verlier' auch ich.

*) D. h. wenn (ubi).

Segen der Einfalt.

Wohl dem, der weit von hohen Dingen
Den Fuß ſtellt auf der Einfalt Bahn!
Wer ſeinen Muth zu hoch will ſchwingen,
Der ſtößt gar leichtlich oben an.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Ein hohes Schloß wird von den Schlägen
Des ſtarken Donners mehr berührt;
Wer weit will, fällt oft aus den Wegen,
Und wird durch ſeinen Stolz verführt.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Auf großer See ſind große Wellen,
Viel Klippen, Sturm und harter Wind.
Wer klug iſt, bleibet bei den Quellen,
Die in den grünen Wäldern ſind.

Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Hat Phyllis gleich nicht Gold und Schätze,
So hat ſie doch, was mir gefällt.
Womit ich mein Gemüth ergötze,
Wird nicht erkauft um Gut und Geld.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Man ſteht bei reicher Leute Pforte
Sehr oft, und kömmt doch ſelten ein.
Bei ihr bedarf es nicht der Worte:
Was ihr iſt, iſt nicht minder mein.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Glänzt ſie gleich nicht mit theuren Sachen,
So glänzt doch ihrer Augen Licht.
Gar viel muß Hoffart ſchöne machen:
Ihr ſchlichter Sinn betrügt mich nicht.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Iſt ſie gleich nicht von hohem Stande,
So iſt ſie dennoch aus der Welt.
Hat ſie gleich keinen Sitz im Lande,
Sie ſelbſt iſt mir ein weites Feld.
Ein Jeder lobe ſeinen Sinn,
Ich liebe meine Schäferin.

Wer will, mag in die Lüfte fliegen,
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit.
Ich laſſe mich an dem begnügen,
Was nicht bemüht, und doch erfreut,
Und lobe billig meinen Sinn
Und meine ſchöne Schäferin.

Schlichte Liebe.

Iſt mein Herze gleich verliebet
In ein ſchlichtes Mägdelein,
Die mich tröſtet und betrübet,
Soll ich darum unrecht ſein? *)
Liebſte, deiner Schönheit Licht
Mindert ſich durch Einfalt nicht.

Was das Glücke dir nicht ſchenket,
Das verdient doch deine Zier,
Und worauf mein Herze denket,
Solches haſt du ganz bei dir.
Was mein Herze denkt, haſt du,
Und das Herze ſelbſt dazu.

Ein beſtändiges Gemüthe,
Das aus keiner Furchte weicht,

---

*) Soll ich darum im Irrthum ſein, einen Fehler begangen haben?

Sucht ſich gleichfalls ein Geblüte,
Eine Seele, die ihm gleicht,
Sieht vor allen Dingen an
Treu', auf die es bauen kann.

Niemand wird mir Unrecht geben;
Hohe Brunſt bringt Furcht und Neid.
Deiner Liebe Frucht, mein Leben,
Iſt begabt mit Sicherheit,
Die ich einig mir erkieſt,
Die mein armer Reichthum iſt. 1)

Dich mit Ruh' beſitzen können,*)
Iſt mein Troſt und ganze Luſt.
Bleib auf deinen treuen Sinnen,
Liebſte, wie du jetzo thuſt.
Meine Freiheit ſoll allein
Deiner Liebe dienſtbar ſein.

1) Reiches Armuth.

*) Nach alter Ausſprache ſich dem reimenden künnen nähernd.

Allmacht der Liebe.

Kein ſchnelles Wild, das in den Büſchen lebt,
Dem Gras die Nahrung [illegible]
Kein Vogel auch, der um die Wolken ſchwebt,
Kein Fiſch bleibt unverliebt.
Nichts iſt, was wohnt auf Erden,
Was Luft und See durchſtreicht,
Was iſt und noch ſoll werden,
Das nicht der Liebe weicht.

Die Kräuter ſelbſt, ſo ohne Geiſt aufgehn,
Sind freund doch unter ſich. *)
Kein Element kann bei dem andern ſtehn,
O Amor, als durch dich.
Der Menſch iſt's, der die Gaben
Des Liebens von ſich ſtreicht,
Und will ein Herze haben,
Das nicht der Liebe weicht.

---

*) D. h. Sind unter einander freundlich, lieben ſich.

Der Eine ſtellt auf ungezähmtes Wild,*)
Der reiſet Tag und Nacht,
Ein Andrer hört, wann die Trompet' erſchüllt **)
Und Fug zum Kriegen macht; †)
Der ſchauet, daß mit Scherze
Und Luſt die Zeit verſtreicht,
Damit er hab' ein Herze,
Das nicht der Liebe weicht.

Allein kömmt uns des Leibes theure Waar', ††)
Der Augen Strahlen für,
Der weiße Hals, das goldgemiſchte 1) Haar,
Der rothen Lippen Zier,
So muß man inne werden,
Daß nichts ſich ihnen gleicht,
Und kein Ding ſei auf Erden,
Das nicht der Liebe weicht.

---

1) Goldgemengte.

*) D. h. ſtellt Netze, ſtellt dem Wilde nach.

**) D. h. erſchallt.

†) D. h. Und zum Kriege Fug und Recht giebt.

††) D. h. der Schatz, die Koſtbarkeit des Leibes. Der Vers iſt ſehr gezwungen und ſchwerfällig.

15

Liebe, wer ſich ſelber haßt!

Liebe, wer ſich ſelber haßt!
Aber wer ſein gutes Leben
Will der freien Ruh' ergeben,
Reißt ſich von der argen Laſt,
Suchet für *) das ſüße Leiden
Felder, Wild, Gebüſch und Haiden.

Ihm gefällt die Faulheit nicht,
Die allein 1) zum Böſen wachet, **)
Die den Trägen ſchwächer machet,
Und der Starken Kraft zerbricht,
Die den Geiſt zeucht auf die Erden,
Und heißt Männer Kinder werden.

1) Nicht als (Non nisi).

---

*) D. h. ſtatt des ſüßen Leidens.
**) D. h. Die nur zum Böſen wach und bereit iſt.

Seine Luſt, die er begehrt,
Die ihm kürzet manche Stunde,
Sind berühmte ſchnelle Hunde
Und ein ritterliches Pferd.
Sein Gemüthe muß ſich letzen
Mit dem adelichen Hetzen.

Wann der Reif das Feld bethaut
Und die Vögel ſich mit Singen
Um die Morgenröthe ſchwingen, 2)
Sitzt er munter auf und ſchaut,
Ob er mit den ſchnellen Winden *)
Kann ein ſchönes Stücke **) finden.

Alſo bringt die ſcharfe Pein
Nimmer in ſein großes Herze,
Das von Wolluſt, Lieb' und Scherze
Ganz will frei und ſicher ſein,

2) Und die Vögel mit dem Singen
Um die Morgenröthe ſpringen.

*) D. h. Windhunden.
**) D. h. ein Stück Wild.

Will nicht von den Freuden wiſſen,
Die Gemüth und Leib muß büßen.

Flieht ingleichen dieſe Luſt,
Die doch nur den weichen Sinnen,
So nichts Männlich's üben können,
Soll bekannt ſein und bewußt,
Die nur wie ein Schatten ſtehet,
Der bald wird und bald vergehet.

An Clorinde.

Clorinde, willſt du mich verlaſſen?
Halt an, und eile nicht ſo ſehr:
Dein Lieben iſt ein halbes Haſſen,
Hat wenig Gluth, Rauch deſto mehr.

Getreue Liebe kann nicht wanken,
Sie liegt zu Anker jederzeit,
Hat ihre Sinnen und Gedanken
Gegründet auf Beſtändigkeit.

Was willſt du dich um etwas grämen,
Das nichts iſt, als ein bloßer Wahn,
Und du mir nicht kannſt wieder nehmen,
Ich gleichfalls dir nicht geben kann?

Kein Menſch iſt nur ſich ſelbſt geboren,
Was du biſt, weiß ich, daß ich bin:
Was fort iſt, wird nicht mehr verloren,
Darum gedenke, hin ſei hin.

19

Komm her und laß dich ferner lieben,
Weil deine Jugend Schönheit hat.
Bleib, biſt du einmal ſchon geblieben —
Die Flucht iſt jetzt doch gar zu ſpat.

An die Morgenröthe.

Wer ſich auf Ruhm begiebet
Und freie Tage1) liebet,
Der liebet auch dein Licht,
Aurora! Du mußt machen
Den Fortgang aller Sachen,
Sonſt hilft der Vorſatz nicht.

Wann deine güldnen Strahlen
Die blauen Wolken mahlen,
Du werthes Himmelskind,
So muß die Nacht verbleichen,
Es müſſen vor dir weichen
So viel als Sterne ſind.

---

1) Die Amſterdamer Ausgabe von 1646 hat Tagen. Daraus hat Triller Tugend gemacht. Vielleicht iſt auch das Wort Tagen eine Entſtellung aus Tögen, Döge (Tauglichkeit oder Tugend). Das Adiektivum tauge (d. h. tauglich, gut) kommt öfter im Opitz vor.

Es iſt die groſe Sonne,
Der Erden Luſt und Wonne,
So herrlich nicht, als du:
Wenn ſie dich an will ſehen,
So kann es nicht geſchehen,
Als nur von hinten zu.

Kömmſt du aus Tithons Armen,
Da muß das Feld erwarmen,
Da lachet Berg und Wald;
Das Gras muß Blumen bringen,
Die leichten Vögel ſingen,
Daß Erd' und Luft erſchallt.

Wer ſeinen Muth will letzen
Mit ſchneller Jagd und Hetzen,
Der ſtehet auf mit dir.
Du biſt des Lebens Mutter, [2]
Dein Thau erzeugt das Futter
Für Wild und alles Thier.

---

[2] Der Brünſte Mutter, wofür Triller: der Künſte Mutter (Aurora Musis amica) leſen möchte, nur daß dieſe Leſeart mit den folgenden Verſen zu ſchroff kontraſtirt. Der Zuſammenhang lehrt, daß Brünſte hier ſo viel als Lebenswärme bedeutet.

Wer Waſſen trägt und krieget,
Wer an den Ketten lieget,
Wer auf dem Meere wallt,
Wer voll iſt ſchwerer Sorgen,
Der ſpricht: Wann wird es Morgen?
Aurora, komm doch bald!

Auch ich bin dir ergeben,
Du letzeſt mir mein Leben
Mit deiner ſchönen Zier.
Hierum will ich dich preiſen,
Und meinen Dienſt erweiſen,
O Göttin, für und für.

Laß mich nur dieß erlangen!
Wann ich mein Lieb umfangen,
So halt den Zügel an,
Halt an die hellen Blicke,
Bis ich zuvor mein Glücke,
Wie recht, genießen[3] kann.

---

[3] Gebrauchen.

Anakreontiſches Lied.*)

Den Gyges laſſ' ich bleiben, **)
Sich Sarderkönig ſchreiben;
Gold kann ich wohl verbannen,
Ich neide nicht Tyrannen.
Mein Sinn iſt, mich zu zieren,
Den Bart zu balſamiren.
Mein Haupt muß Roſen tragen;
Das, das iſt mein Behagen.
Ich will für heute ſorgen —
Denn welcher weiß von Morgen?

---

*) Ὀὺ μοι μέλει Γύγαο u. ſ. w.

**) D. h. Ich kümmere mich nicht um ihn.

Nach Katull.*)

Wir wollen, Lesbia, gleich**) lieben und gleich leben,
Und wenn das Alter murrt, nicht ſo viel darauf geben,
Ja, gar kein Haar darnach auch fragen, was man hört.
Die Sonne, wann die Nacht ſich aus der See empört,***)
Fährt ſchamroth unterhin, und kömmt doch morgen wieder.
Geht unſer kurzes Licht, o Elend! einmal nieder,
Da ſchläft man eine Nacht, die immer währen muß.

---

*) Vivamus, mea Lesbia, atque amemus.

**) D. h. auf der Stelle, ohne Verzug.

***) D. h. erhebt.

Drum gieb mir tauſendmal, dann hundert, einen Kuß,
Noch tauſend wolleſt du, drauf hundert, mir noch reichen,
Dann tauſend abermals, einhundert dann insgleichen.
Wann ſo viel tauſend ſind, dann miſchen wir ſie ein,
Daß Niemand weiß, wie hoch die Menge möge ſein,
Und daß kein böſes Maul uns nicht beſchreien 1) müſſe,
Im Fall es überſchlägt die große Zahl der Küſſe.

---

1) Berufen.

Sehnſucht nach Freiheit.

Kommt, laßt uns ausſpazieren,
Zu hören durch den Wald
Die Vögel muſiziren,
Daß Berg und Thal erſchallt!

Wohl dem, der frei kann ſingen,
Wie ihr, ihr Volk der Luft,
Mag ſeine Stimme ſchwingen
Zu der, auf die er hofft!

Ich werde nicht erhöret,
Ruf' ich 1) gleich ohne Ruh';
Die, ſo mich ſingen lehret,
Schließt 2) ſelbſt die Ohren zu.

Wohl dem auch, 3) der frei lebet,
Wie du, du leichte Schaar,

1) Schrei ich. — 2) Stopft. — 3) Mehr wohl dem.

In Sorg' 4) und Angſt nicht ſchwebet,
Iſt außer der Gefahr!

Ihr werdet zwar umgangen, *)
Doch hält man euch in Werth;
Ich bin von der gefangen,
Die meiner nicht begehrt.

Ihr könnt noch Mittel finden,
Entfliehen aus der Pein;
Sie muß noch mehr mich binden,
Soll ich erlöſet ſein.

---

4) Troſt.

*) D. h. Man ſtellt euch nach.

Nachtklage.

Jetzo kömmt die Nacht herbei,
Thier' [1]) und Menſchen werden frei,
Die gewünſchte Ruh' geht an,
Meine Sorge kömmt heran.

Schöne glänzt der Mondenſchein
Und die güldnen Sternelein;
Froh iſt Alles weit und breit,
Ich nur bin in Traurigkeit.

Zweie mangeln überall
An der ſchönen Sterne Zahl;
Dieſe Sterne, die ich mein',
Sind der Liebſten Äugelein. [2])

Nach dem Monde frag' ich nicht,
Dunkel iſt der Sterne Licht,

1) Vieh. — 2) Iſt der Liebſten Augenſchein.

Weil ſich von mir weggewend't
Aſteris, mein Firmament.

Wann ſich aber neigt zu mir
Dieſer meiner Sonne Zier,
Acht' ich beſſer es, zu ſein
Sonder Stern und Mondenſchein. 3)

---

3) Acht' ich es das Beſte ſein,
Daß kein Stern noch Monde ſchein'.
Der Satz: Acht ich es das Beſte ſein (existumo, optumum esse) iſt ein Latinismus, der nicht aufgekommen iſt.

Des Schäfers Klage.

Iſt irgend zu erfragen
Ein Schäfer um den Rhein,
Der ſehnlich ſich beklagen
Muß über Liebespein,
Der wird mir müſſen weichen,
Ich weiß, ſie plagt mich mehr:
Niemand iſt mir zu gleichen,
Und liebt' er noch ſo ſehr.

Es iſt vorbei gegangen
Jetzt faſt[1]) ein volles Jahr,
Daß Phyllis mich gefangen
Mit Liebe ganz und gar,
Daß ſie mir hat genommen
Gedanken, Muth und Sinn:
Ein Jahr iſt's, daß ich kommen
In ihre Liebe bin.

---

1) Faſt jetzt.

Seitdem bin ich verwirret
Geweſen für und für,
Es haben auch geirret
Die Schafe neben mir.
Das Feld hab' ich verlaſſen,
Gelebt in Einſamkeit,
Hab' Alles müſſen haſſen,
Warum ein Menſch ſich freut.

Nichts hab' ich können ſingen,
Als nur ihr klares Licht;
Von ihr hab' ich zu klingen
Die Lauten abgericht't.
Wie ſehr ich ſie muß lieben
Und ihre große Zier,
Das hab' ich faſt geſchrieben
An alle Bäume hier. a)

Kein Trinken und kein Eſſen,
Ja nichts hat mir behagt,
Ich bin nur ſtets geſeſſen
Und habe mich beklagt.

---

a) Bäum' allhier.

In dieſem ſchweren Orden
Verändert Alles ſich;
Die Herd' iſt mager worden,
Und ich bin nicht mehr ich.

Sie aber hat die Sinnen
Weit von mir abgekehrt,
Iſt gar nicht zu gewinnen,
Als wär' ich ihr nicht werth,
Da doch, was ich geſungen,
Im Brittenland' erſchallt,
Und auch mein Ton gedrungen
Bis durch den Böhmer Wald.

So hab' ich auch daneben,
Ich habe was bei mir,
Das ich nicht wollte geben
Um alles Vieh allhier,
Das an des Neckars Rande
Im grünen Graſe geht:
Mein Lob wird auf dem Lande
Und in der Stadt erhöht.

Jedoch nach dieſem Allen
Frag' ich nicht ſonders viel,
Der Phyllis zu gefallen
Ich einzig ſingen will.*)
Weil nichts iſt, das auf Erden
Mir ohne ſie gefällt.
Kann ihre Gunſt mir werden,
So hab' ich alle Welt.

---

*) Triller hat dieſen Vers ſo geändert: Klingt bloß mein Saitenſpiel, jedoch, wie mir ſchien, ohne genügenden Grund.

Das neue Vaterland.

Ich kann mich zwar zu dir begeben
Jetzt, wann ich will, mein Vaterland,
Nun ich befreit bin von dem Leben,
Bei dem kein Glück iſt und Beſtand;
Doch hält mich noch der Liebe Band,
Der ich zu ſchwach zu widerſtreben.

Einſt [1]) hab' ich mich zu dir gewendet,
Kein Ort gefiel mir beſſer nicht;
Nun hat ſich alle Luſt geendet,
Nachdem mich meines Herzens Licht,
Was Jedermann dawider ſpricht,*)
Mit ſeiner Anmuth ganz verblendet.

Einſt, [2]) wann die Morgenröthe lachte,
Und ließ ſich ſehn auf ihrer Bahn,

---

1 u. 2) Vor.

*) D. h. Was auch alle Welt gegen meine Liebe ſpricht.

So grüßt' ich ſie, wann ich erwachte;
Jetzt iſt es Alles nun gethan,*)
Weil ich mein Lieb nur preiſen kann,
Und allzeit ihre Zier betrachte.

Einſt 3) hab' ich zu den kühlen Flüſſen
Und klaren Brunnen mich geſellt,
Die Roſen, Lilien und Narciſſen
Liebt' ich vor Allem auf der Welt,
Jetzt weiß ich ein viel ſchöner Feld,
Und hoffe, ſein noch zu genießen.

Ihr Birken und ihr hohen Linden,
Ihr Wüſten und du ſtiller Wald,
Lebt wohl mit euren tiefen Gründen
Und grünen Wieſen mannigfalt.
Mein Troſt und beſter Aufenthalt
Iſt ſonſtwo, als bei euch, zu finden.

3) Vor.

*) D. h. Jetzt iſt Alles vorbei.

Abſchied vom Lieben.

Aſterie mag bleiben, wer ſie will!
Ich weiß nichts mehr von ihr
Und ihrer Huld; ein ſehr viel höher Ziel
Hab' ich anjetzt vor mir.
Ich will mich weiter ſchwingen,
Als durch den Erdenkreis,
Und nur alleine ſingen
Der Tugend Ehr' und Preis.

Wie ſelig, wer in die Vollkommenheit [1])
Der Weisheit ſich verliebt!
Das ſüße Gift der ſchnöden Eitelkeit
Ihn nimmermehr betrübt.
Er weichet von den Wegen
Der Üppigkeit der Welt,
Darauf zuvor erlegen
Manch freier, kühner Held.

[1]) Wie ſelig iſt, wer in Vollkommenheit.

Die Schönheit zwar veracht' ich gänzlich nicht,
Weil ſie von oben kömmt,*)
Das ſag' ich nur, daß ſie gar leichte bricht,
Und bald ein Ende nimmt.
Der rothe Mund, die Wangen,
Der ſchönen Augen Glanz,
Ja alle Pracht und Prangen
Iſt wie ein Roſenkranz.

Wer Tugend liebt, der ſtirbet nimmermehr,
Er dringt durch alle Noth,
Durch alle Welt erklingt ihm 2) Lob und Ehr',
Er bleibt und lebt im Tod. 3)
Drum will ich nichts mehr ſchreiben
Von zeitlicher Begier,
So wird mein Lob ſtets bleiben 4)
Und grünen für und für.

Weg, Venus, weg, du Peſt der jungen Zeit!**)
Ich ſelbſt vergeſſe mein.

---

2) Sein. — 3) Lebet todt. — 4) Mein Lob bekleiben.

*) Nach alter Ausſprache faſt wie kümmt.
**) D. h. Jugendzeit.

Ich will jetzt gehn den Lauf der Ewigkeit,
Und auf der ſüßen Pein
Verwirrten Bahn nicht wallen.
Die Tugend iſt mein Ziel.
Aſterie ſammt Allen
Mag bleiben, wer ſie will!

An die Deutſchen.

Auf, auf, wer deutſche Freiheit liebet,
Wer Luſt für Gott zu fechten hat!
Der Schein, den Mancher von ſich giebet,
Vollbringet keine Ritterthat.
Wann Fug und Urſach iſt, zu brechen,
Wann Feind nicht Freund mehr bleiben kann,
Da muß man nur vom Sehen*) ſprechen,
Da zeigt das Herze ſeinen Mann.

Laß die von ihren Kräften ſagen,
Die ſchwach und bloß von Tugend ſind.
Mit Trotzen wird man Bienen**) jagen —
Ein Sinn von Ehren der gewinnt.
Wie groß und ſtark der Feind ſich mache,
Wie hoch er ſchwinge Muth und Schwert,

---

*) D. h. von Thaten, die man vor Augen ſieht.

**) Wird von Einigen als Druckfehler behandelt und gewöhnlich in Keinen verwandelt. Der Sinn iſt unklar.

So glaube doch, die gute Sache
Iſt hundert tauſend Köpfe werth.

Der muß nicht eben allzeit ſingen,
Bei dem der Köpfe Menge ſteht,
Der pflegt den Preis mehr zu erringen,[1]
Dem Billigkeit zu Herzen geht,
Und der mit redlichem Gewiſſen
Für Gott und für das Vaterland,
Für Gott, der ihn es läßt genießen,
Zu fechten geht mit ſtrenger Hand.

So vieler Städte ſchwache Sinnen,
So vieler Herzen Wankelmuth,
Die Liſt, der Abfall, das Beginnen
Sind freilich wohl nicht allzu gut.
Doch Obſt, das bald vom Baume[2] gehet,
Das taugt gemeiniglich nicht viel.
Ich denke, was im Liede ſtehet:
Laß fahren, was nicht bleiben will!

[1] Der pfleget mehr den Preis zu bringen. Triller ließ im erſten Vers ſiegen, im dritten kriegen.

[2] Von Bäumen, d. h. Obſt, das leicht vom Baume abbricht.

Was kann der ſtolze Feind dir rauben?
Dein Hab' und Gut bleibt doch allhier.
Geh' aber du ihm auf die Hauben, *)
Und brich ihm ſeinen Hals dafür.
Auf, auf, ihr Brüder! In Quartieren
Bekriegt man mehrmals nur den Wein.
Des Feindes Blut im Siege führen,
Das wird die beſte Beute ſein.

---

*) D. h. Geh du ihm auf den Kopf, ſetze ihm tapfer zu.

Die Göttin der Gelegenheit.

O wohl dem, der die rechte Zeit
In allen Dingen ſiehet,
Und nicht nach dem, was allbereit *)
Hinweg iſt, ſich bemühet;
Der kennet, was er lieben ſoll,
Und was er ſoll verlaſſen;
Er lebet frei und allzeit wohl,
Und darf ſich ſelbſt nicht haſſen.

Die Göttin der Gelegenheit
Iſt vorne nur mit Haaren,
Im Nacken bleibt ſie kahl allzeit;
Drum laß ſie ja nicht fahren,
Weil du ſie bei der Stirne haſt.
Der Tag geht eilends nieder,
Die Stunden laufen ohne Raſt,
Und kommen nimmer 1) wieder.

---

1) Ganz nicht.

*) D. h. ſchon.

Tugend iſt der beſte Freund.

Tugend iſt der beſte Freund,
Der uns allzeit pflegt zu lieben,
Wann die ſchöne Sonne ſcheint,
Und die Wolken uns betrüben.
Reiſen wir gleich hin und her
Über Land und über Meer,
Es iſt ihr kein Beſchwer.*)

Sie weiß nichts von Menſchengunſt,
Wie es mancher Freund hier machet,
Der aus falſcher Liebesbrunſt
Fröhlich klagt und kläglich lachet,**)
Der zwar gut iſt von Geſicht,

*) D. h. Es macht ihr keine Beſchwerde, uns zu begleiten.

**) D. h. Klagt, wenn er fröhlich iſt, und lacht, wenn er klagen möchte.

Und uns alle Treu' verſpricht; [1]
Das Herze meint es nicht.

Als das leichte Glücke mich
Schien ein wenig zu erheben,
Wollte der und jener ſich
In den Tod auch für mich geben.
Nun ein kleiner, rauher Wind
Nur zu wittern ſich beginnt,
Iſt Keiner, der ſich find'.

Doch will ich von meinem Muth
Auch das mindeſte nicht ſchreiten, [2]
Und gedenken, daß mein Gut
Währen wird zu allen Zeiten.
Denn mein Troſt in Glück und Noth
Hier und da, in Ehr' und Spott,
Iſt Tugend und iſt Gott.

[1] Und ſich aller Treu' verſpricht.

[2] Auch das minſte noch nicht ſchreiten, d. h. im geringſten meinen Muth nicht fahren laſſen.

Das gute Ziel.

Wer Gott das Herze giebet,
So nie ſich von ihm trennt,
Und eine Seele liebet,
Die keine Falſchheit kennt,
Der mag ohn' Sorgen wachen,
Mag ſchlafen, wie er will,
Weil ſeine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Laß böſe Zungen ſprechen,
Was ihnen nur gefällt,
Laß Neid und Eifer ſtechen,
Laß toben alle Welt,
So wird er dennoch machen,
Was ſein Gemüthe will,
Weil ſeine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Ich lege Neid und Haſſen
Beſtändig unter mich,
Und ſtelle Thun und Laſſen,
O Gott, allein auf dich.
Du wirſt es Alles machen,
Thun, was mein Herze will,
Weil ſeine rechten Sachen
Gehn auf ein gutes Ziel.

Was vergeht und was bleibt.

Derſelbe, welcher dieſe Nacht
Erſt hat ſein Leben hingebracht,*)
Iſt eben auch, wie die, geſtorben,
Die längſt zuvor verblichen ſein,**)
Und deren Leichnam und Gebein
Vor tauſend Jahren ſind verdorben.

Der Menſch ſtirbt zeitig 1) oder ſpat:
Wann er die Welt geſegnet hat, 2)
So wird er in den Sand verſenket,
Und legt ſich zu der langen Ruh.
Wann Ohr und Auge ſchon iſt zu,
Wer iſt, der an die Welt gedenket?

1) Zeitlich.
2) So bald er nur geſegnet hat.

*) D. h. geendet.
**) D. h. ſind.

Die Seele doch, allein und bloß,
Fliegt, wann ſie wird des Körpers los,
Zum Himmel auf, woher ſie rühret.[3]
Was dieſen ſchnöden Leib betrifft,
An ihm wird nichts, als Dunſt und Gift,[4]
Wie ſchön er vormals war, geſpüret.

Es iſt in ihm kein Geiſt mehr nicht,
Das Fleiſch fällt ab, die Haut verbricht,
Ein jeglich Haar das muß verſtieben;
Und, was mir ſcheinet mehr zu ſein,[5]
Diejenige kömmt Keinem ein,*)
Die er vor Allem pflag zu lieben.

Der Tod begehrt nichts um und an:
Drum, weil ich jetzt noch wünſchen kann,

[3] Zum Himmel, da ſie her geführet.

[4] Wird nichts an ihm, als Stank und Gift.

[5] Und, was ich achte mehr zu ſein. Lateiniſche Konſtruktion, die jedoch durch das eingeſchobene Wörtchen zu verſtändlich wird. Et quod pluris esse existumo.

*) D. h. Keiner denkt an die u. ſ. w.

So will ich mir nur einzig wählen
Geſunden Leib und rechten Sinn.
Hernachmals, wann ich kalt ſchon bin,
Da will ich Gott den Reſt befehlen.

Homerus, Sappho, Pindarus,
Anacreon, Heſiodus,
Und Andere ſind ohne Sorgen,
Man red' auf ſie, was man nur will.
So, ſagt man jetzt 6) gleich von mir viel,
Wer weiß, geſchieht es übermorgen?

Wo dient das Wünſchen aber zu,
Als daß ein Menſch ohn' alle Ruh'
Sich Tag und Nacht nur ſelbſt verzehret?
Wer wünſchet, kränkt ſich jederzeit;
Wer todt iſt, iſt ohn' alles Leid.
O wohl dem, der nichts mehr begehret!

---

6) Nun.

Schluß-Elegie.

Das blinde Liebeswerk, das ſüße Gift der Sinnen
Und rechte Zauberei, hat ſchließlich 1) hier ein End'.
Es wird das loſe Kind, ſo mich verführen können,
Gott Lob! jetzt ganz und gar von mir hinweg gewendt.
Nun ſuche, wo du willſt, dir anderwärts Poeten!
Hier, Venus, hab' ich mir geſteckt mein eignes Ziel.
Es iſt mir deine Gunſt jetzt weiter nicht von Nöthen;
Ich haſſ' all' Eitelkeit — Es liebe, wer da will!
Was meine ſchwache Hand vor dieſer Zeit geſchrieben,
Durch deinen Geiſt geführt, das iſt der Jugend Schuld.
Ich werde weiter nicht von ſolcher Luſt getrieben;
Was dir gehäſſig 2) iſt, zu dieſem trag' ich Huld.

---

1) Letzlich.

2) Die Amſterdamer Ausg. von 1646 hat gefällig, das keinen Sinn giebt.

Wenn Urtheil und Verſtand bei mir zu Rathe ſitzen,
So hatteſt du mir zwar bethört den jungen Sinn;
Jetzt ſeh' ich, daß dein Sohn ſei ohne Wahn*) und Witzen,
Du aber, Venus, ſelbſt ein' eitle 3) Kupplerin.
Dein Weſen iſt ein Markt, da Leid wird feil getragen,
Ein Winkel, da Verdruß und Wehmuth inne ſteht,
Die Herberg' aller Noth, ein Siechhaus vieler Plagen,
Ein Schiff der Pein, ein Meer, da Tugend untergeht.
Wo ſoll die Schönheit ſein, wann Alles wird vergehen,
Die Lippen von Corall, das Alabaſterbild,
Die Augen, ſo ihr ſeht, gleich als zwei Sonnen, ſtehen,
Der rothe Roſenmund, der weißen Brüſte Schild?

---

3) Die Amſterdamer Ausg. hat edle.

*) D. h. ohne Verſtand.

Sie ſollen, und wir auch, als Aſch' und Staub entfliehen,
Und allzuſammen[4]) gehn den Weg der Eitelkeit.
Pracht, Hoffart, Gut und Geld, um das wir uns ſo mühen,
Wird Wind und Flügel noch bekommen mit der Zeit.
Ich laſſ' es Alles ſtehn. Das Ende meiner Jugend
Und Frucht der Liebesluſt beſchließ' ich ganz hierein.
Ein Werk, das höher iſt, der Anfang meiner Tugend,
Ob dieſes gleich verdirbt, ſoll nimmer ſterblich ſein.

4) Allzugleiche.

Zweites Buch.

Gedichte an Gönner und Freunde, Glückwünſchungen, Hochzeitlieder und Leichengeſänge.

An Georg Rudolf, Herzog in Schleſien, zu Liegnitz, Brieg und Goldberg.

Wer das, was vor ihm iſt, aus dem, was iſt geſchehen,
Mit klugen Sinnen kennt, der läßt den Nordwind wehen,
So lang' er raſen will, und ſchauet trotzig an
Des Glückes Wankelmuth, den Niemand hemmen kann.
Er thut, als wiſſ' er nicht den Wechſel ſeiner Zeiten,
Der nur von ihm nicht kommt, und ſteht auf allen Seiten
Gewiſſensfeſt und ſtark; 1) er weiß, daß dieſes Spiel
Doch alſo fallen muß, wie Gott es haben will.
Was möglich iſt zu ſein, das meint er ſtets zu werden,
Ihm kommt nichts Fremdes vor auf dieſer ganzen Erden;

---

1) Steif.

Denn alles Glück und Leid, worüber Dieſer 2) lacht,
Und Jener traurig iſt, hat er vorher bedacht.
O königlicher Fürſt, was kann ein Herr beginnen
Entgegen einer Macht, die nur von Menſchenſinnen
Sich nicht beherrſchen läßt? Schau' auf die Wolken zu,
Von da du kommen biſt, daſelbſt iſt Troſt und Ruh.
Der große Himmelsvogt, der dieſem armen Leben
Euch Fürſten zu Behülf und Rettung hat gegeben,
Der giebt euch auch die Kraft, im Fall ihr ſie begehrt,
Durch die ihr Gutes heißt, und böſen Sachen wehrt.
Er leit' und führe dich auf allen deinen Wegen,
Zu meiner Muſen Schutz; er ſchütte reichen Segen
Der Gnaden über dich, und wende ſeine Hand
Auf dich, und, unter dir, auf unſer Vaterland.

2) Der hier.

An den Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotſch.

Auf, ihr klugen Pierinnen,
Laſſet uns ein Lied beginnen
Einem Helden, der euch liebt,
Der bei ſeinen ſchönen Flüſſen,
Welche ſich herum ergießen,
Uns auch eine Stelle giebt.

Weiß er gleich mit Ritterſachen
Sich ein ſolches Lob zu machen,
Das der Alten Namen gleicht,*)
So erkennt er doch, daß Thaten
In die lange Nacht gerathen,
Wenn Ihr nicht die Hände reicht.

*) D. h. Das dem Namen, dem Rufe der Alten gleich kommt. Die alte Orthographie iſt der Mißdeutung ausgeſetzt. Die Amſterdamer Ausg.: Das der alten Nahmen gleicht.

Keine Heereskraft kann ſtreiten
Wider die Gewalt der Zeiten;
Das Metall und Eiſen bricht;
Kron' und Zepter legt ſich nieder;
Aber eure ſchönen Lieder
Wiſſen von dem Tode nicht.

Herr, wo ſind die ſtrengen Kriege
Deiner Ahnen? Ihre Siege,
Ihr Verdienſt liegt unbeklagt.
Was hier 1) bleibet unbeſungen
Von der Schweſtern weiſen Zungen,
Wird nicht lange nachgeſagt.

Unſer Phöbus muß es bringen,
Und mit grüner Jugend dringen
Durch der Eitelkeiten Wahn;
Phöbus, der mich angetrieben,
Daß ich das von dir geſchrieben,
Was des Grabes lachen kann.

1) Schon.

Deine Blüthe, deine Werke,
Dieſe ritterliche Stärke
Fühlet endlich doch die Zeit.
Komm, Held, friſte dir das Leben!
Komm, Thalia wird dir geben
Einen Kranz der Ewigkeit.

Troſtlied an eine Fürſtin.

Zehnte von den Pierinnen,
Vierte Charis dieſer Zeit,
Andre Venus, laß den Sinnen
Keinen Fug zur Traurigkeit.
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen. *)

Eine Heldin hoch von Gaben,
Wie wir dich vor Augen ſehn,
Denkt, was Gottes Bücher haben, **)
Soll und muß gewiß geſchehn.
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

Den der Himmel pflag zu lieben,
David, Gottes beſte Luſt,

---

*) D. h. abmähen.
**) D. h. enthalten.

Ward bald hin bald her getrieben,
Doch ſo war ihm wohl bewußt,
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

Er ſchlug ſeine Feinde nieder,
Nahm viel Leut' 1) und Länder ein,
Kriegte Kron' und Szepter wieder,
Und erfuhr es, wahr zu ſein,*)
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

Welches Scheuern voll ſchon liegen,
Meint, er darf**) der Saatzeit nicht,
Lebt in Wolluſt nach Genügen,
Bis ihm Wein und Brot gebricht.
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

1) Nahme Leut'.

---

*) Wieder die lateiniſche Konſtruktion: Intellexit verum esse. Sie iſt nicht ſelten bei Opitz.

**) D. h. bedarf.

Roſen geben durch die Dörner *)
Ihren angenehmen Schein;
Garben, haben ſie zwar Körner,
Wollen doch gedroſchen ſein.
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

Stöcke muß man vor **) beſchneiden,
Dann wächſt erſt die Traube wohl;
Trauben müſſen Preſſen leiden,
Wenn man Fäſſer legen ſoll.
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

Edle Fürſtin, Zier der Jugend,
Jovis Haupt, Minerven's Bruſt,
Klarer Spiegel aller Tugend,
Liebe dieß, ſo wie du thuſt:
Die mit Thränen Samen ſtreuen,
Werden fröhlich Korn abmeyen.

*) D. h. Dornen.
**) D. h. vorher.

An Herrn Eſaias Speter. 1)

Viermal iſt der Frühling kommen,
Viermal hat die Winterzeit
Von den Wäldern abgenommen
Ihr begrüntes Sommerkleid,
Seit daß wir gebracht ſind worden
In der treuen Freundſchaft Orden.

Wie viel Tage ſind verfloſſen
Unter 2) Freud' und guter Luſt,
Wann wir uns den Sinn begoſſen
Mit Lyäus edler Koſt! 3)
Doch nicht, wie die rauhen Scythen,
Die den ganzen Leib 4) voll ſchütten.

Wie ein Schiffer an dem Rande
Seinen krummen Nachen führt,

---

1) In dieſem Gedichte ſind fünf Strophen weggelaſſen. — 2) Inner. — 3) Lyäus feiner Koſt. — 4) Wanſt.

Und ſich hält nicht weit 5) vom Lande,
Wenn er ſtarke Wellen ſpürt,
So auch muß es ſein im Trinken,
Wollen wir nicht unterſinken.

Sehn wir in der Schale ſpringen,
Ungarn, deinen klaren Wein,
Können wir uns auch bezwingen,
Daß wir lange nüchtern ſein?
Es muß Alles, was uns kränket,
In das Weinfaß ſein verſenket.

Wenn wir dann ſo viel genommen,
Daß der angenehme Saft
Etwas in die Stirn iſt kommen,
Da kriegt Herz und Zunge Kraft,
Da wird Alles ausgelaſſen,
Was uns lieb 6) und was wir haſſen.

Wenn die Mißgunſt tauſend Zungen
Hätte feindlich ausgeſtreckt,
Und käm' auf uns eingedrungen,
Dennoch bleiben wir verdeckt

5) Und ſich nicht weit hält. — 6) Taug.

In der Treu' und Tugend Schatten,
Da kein Neid kann hingerathen.

Dieſes ſind die edlen Gaben, 7)
Die uns über allen Neid,
Wann wir lange ſind begraben,
Heben ſollen jederzeit;
Dieſe Schätz' und Güter machen,
Daß wir Hohn und Haß verlachen.

Nun wohlan, mit dem Bedinge
Laß uns bleiben, wie wir ſein,
Daß ich dann darauf dir bringe
Dieſes große Schiff voll Wein,
Daß dich wohl nicht mehr ſoll dürſten
Auf Geſundheit unſres Fürſten. *)

---

7) Die Gift' und Gaben.

*) Kaiſer Ferdinand's II., der den Dichter geadelt hatte.

An Rüßler. [1]

Mein Rüßler, und iſt dieß dein Rath?
Ich ſoll die ſchnöde Wolluſt haſſen,
Und die, ſo mich bethöret hat,
Die ſchöne Flavia verlaſſen?

Sprich, ſagſt du, deine Muſen an,
Setz' an die Feder, das zu ſchreiben,
Wodurch dein Ruf und Name kann
In Ewigkeit dereinſt verbleiben. [2]

Laß fahren, die zu wenig iſt,
Daß ſie die viel gewünſchten Sachen,

---

[1] In dieſem Gedichte iſt eine Strophe weggelaſſen worden.

[2] Durch welches dein Gerüchte kann
In Ewigkeit hernach bekleiben.

D. h. Fordre deine Muſen auf, und ſetze die Feder an, um etwas zu ſchreiben, wodurch dein Ruhm unſterblich werde.

Die du zu dichten auserkieſt,
Soll ganz und gar zu Waſſer machen.

Denk' an den Ruhm, den du nunmehr
Bei großen Leuten haſt erworben:
Seit daß du liebſt, iſt ſchier die Ehr'
In ihrer erſten Blüth' erſtorben.

Wahr iſt es, ich bin jetzo faſt
Der Bücher ärgſter Todfeind worden,
Nun Venus, die gewünſchte Laſt,
Mich wieder hat in ihrem Orden.

Doch bin ich ſehr in Zweifel noch,
Ob auch des bloßen Lobes wegen,
Das Joch, das angenehme Joch,
Sei ganz und gar hinwegzulegen.

Dieweil ich kürzlich ſoll hernach*)
Die lange Nacht vergraben liegen,
Was hilft mir's, durch viel Ungemach
Und Müh' ein Handvoll Ehre kriegen?

---

*) D. h. Weil ich ja doch bald u. ſ. w.

Kein Vers, wie künſtlich er mag ſein,
Der kann mir jetzo Bürge werden,
Man werde dieſes mein Gebein
Bedecken mit ſein leichter Erden.

Doch wohl, laß meine Poeſie,
Und was ich ſonſt noch möge ſchreiben,
Als zu Ergötzung meiner Müh',*)
Ein hundert Jahr und länger bleiben.

Iſt aber dir denn nicht bekannt
Der Griechen ſchöne Zier im Dichten?
Was ſoll nun dieſe meine Hand
In deutſcher Sprache können richten?**)

Nein, nein, ich lobe meinen Sinn,
Und hoff', es ſoll mir auch gelingen,
Daß das, worauf ich kommen bin,
Noch möglich ſei mir zu vollbringen.

*) D. h. Um mir meine Leiden zu erleichtern.
**) D. h. ausrichten, verrichten, vollbringen.

Das, dünkt mich, müſſe beſſer ſein,[3]
Als derer Fleiß, die nichts erwerben
Durch ihre Reim', als leichten Schein,
Und doch beinah vor Hunger ſterben.[4]

---

3) Das dünkt mich gar viel beſſer ſein.

4) Und doch für Hunger kaum nicht ſterben.

An Herrn David Müller über die Geburt ſeiner Tochter.

Herr Müller ging im Scherze
Ein Wetten mit mir ein,
Sein Troſt und liebſtes Herze
Brächt' ihm ein Töchterlein.
Mein Urtheil war dawider
Und rieth auf einen Sohn;
Ich ſetzt' ihm meine Lieder,
Er mir den Xenophon.
Worauf er ſei gegangen,
Das weiß ich wahrlich nicht —
Ich ſahe dieſer Wangen
Lebhaftes, ſchönes Licht,
Und glaubte, daß ſie ſchreiben:
Die Söhne machen roth.
Nun muß es dabei bleiben,
Ein Buch iſt kein Gebet.

Wiewohl, was iſt gefehlet,
Weil doch ein Weibesbild
Wird als 1) ein Menſch gezählet,
Und auch nicht minder gilt?
Wer anders ſchon will ſagen,
Der kennt ſich ſelber nicht;
Denn Menſchen Menſchen tragen
An dieſes Tageslicht.
Was rücken wir den Frauen
Dieß oder Jenes für?
Die Blumen auf den Auen
Sind nicht von ſolcher Zier;
Die Sonne, wann ſie ſtrahlet
Vom Mohrenlande her,
Hat ſchöner nie gemahlet
Das Land und breite Meer.
Ein Mann, der muß nur reiſen,
Ertragen Hitz' und Froſt,
Muß ziehn durch Eis und Eiſen
Bei ſchlechter Ruh' und Koſt;

---

1) Für.

Muß bauen, Kriege führen,
Steigt auf ein wildes Pferd,
Wird mager beim Studiren,
Stirbt oftmals durch das Schwert.
Des Frauenzimmers Jugend
Wird ſonder Sorgen groß,
Erlernet Witz und Tugend
In ihrer Mütter Schooß,
Die ſie mit Luſt erziehen
Bis zu derſelben Zeit,
Da ſie auch lernen fliehen
Die Laſt der Einſamkeit.
Nun wachſe, liebe Kleine,
Sei deiner Eltern Zier,
Brich künftig mit dem Scheine
Der edlen Zucht herfür.
Gott laſſe mich erfahren
Den angenehmen Tag,
Daß ich mit greiſen Haaren
Dein Brautlied ſchreiben mag.

Hochzeitlied im Frühling. 1)

Erato, mir werden itzt,
Wie vor dieſem, meine Sinnen
Zwar nicht mehr von dir erhitzt;
Hippocrene will nicht rinnen,
Und das Feſt der ſchönen Braut
Wird ohn' Hochzeitlied geſchaut.

Doch was nutzet mein Geſang?
Weil das große Rund der Erden
Seiner Stimme Freudenklang 2)
Läßt zu einem Brautlied werden,
Das ſie weit erſchallen läßt 3)
Bis durch Nord, Süd, Oſt und Weſt.

1) In dieſem Gedichte ſind die achte und neunte Strophe weggelaſſen worden.

2) Seine Stimm' und Freudenklang.

3) Läßt ein Brautgedichte werden,
Weil ſie ihr Lied ſchallen läßt.

Feld und Wieſen ſind erfreut,
Echo rufet in den Wäldern,
Die gewünſchte Frühlingszeit
Läßt ſich ſehen auf den Feldern,
Und der kühle Thau der Luft
Netzt der ſchwangern Erde Kluft.*)

Es erquickt ſich und erwarmt
Durch die Kraft der güldnen Sonne,
Was die reiche See bearmt;**)
Das Geflügel iſt in Wonne,
Lobt zum Beſten, als es mag,***)
Fräulein, deinen Hochzeittag.

Die Vermehrerin der Welt,
Venus ſpringt in leichten Tänzen,
Sammt den Nymphen, um das Feld,
Die, geziert mit grünen Kränzen,
Stimmen jede, wie ſie kann,
Ein verhofftes Brautlied an.

---

*) D. h. das Innere der Erde.
**) D. h. umſchlingt.
***) D. h. ſo gut es kann, quam optime potest.

Komm, du ſchönes Abendlicht,
Das der Lieb' Erfüllung giebet!
Nachtſtern, komm, und ſäume nicht!
Wer mit rechten Treuen liebet,
Dem wird länger nur ein Tag,
Als ein Jahr ſonſt währen mag.

Edles Nachtlicht, komm! — Es kömmt.
Luna läßt ihr Silber blinken,
Der Geſtirne Feuer glimmt,
Hymen und Cupido winken,
Sie begehren dich herfür, *)
Du, noch jetzt der Fräulein Zier!

Werthes Paar, vermiſcht 4) die Brunſt!
Liebt und gebet, gebt und liebet,
Was euch heißt des Himmels Gunſt,
Die euch zwei zuſammen giebet.
Der gezierten Braut Geſtalt
Sei bald fruchtbar, langſam alt.

4) Vermengt.

*) D. h. Sie rufen dich hervor.

Auf die Vermählung des Freiherrn Sigismund v. Güldenſtern mit Fräulein Anna v. Cema.[1])

Ein Zweig von ſchöner Tugend,
Von einer edlen Art,
Die Kron' und Luſt der Jugend,
Sehr lieblich, rein und zart,
Stand prächtig und erhaben,
So daß ihm nichts an Gaben
Faſt gleich gefunden ward.

Was iſt doch hier vollkommen?
Wo herrſcht das Glücke nicht?
Der Blume ward genommen
Des Pflegers Hut und Pflicht.
Er mußte von der Erden,
Und ſie verwaiſet werden,
Des Landes Zier und Licht.

---

[1]) In dieſem Gedichte ſind die ſiebente und achte Strophe, ſtarker Zweideutigkeiten wegen, weggelaſſen worden.

Sie ſteht doch, und vertrauet
Des Himmels Gunſt allein,
Der freundlich auf ſie ſchauet,
Und ſelbſt ihr Troſt will ſein,
Will den Verluſt ergänzen
Und fröhlich ſie beglänzen
Durch eines Sternes Schein.

Er blinkt mit güldnen Strahlen,
Der Stern von Mitternacht,
Wie Phöbus pflegt zu mahlen
Der Wolken blaue Tracht,
Wie Luna, wann die Flammen
In ihr ſind rund beiſammen, *)
Das Firmament belacht.

Der kalte Nordſtern pfleget
Der Schiffer Troſt zu ſein,
Wann Wind und Sturm ſich reget,
Reißt Maſt und Segel ein.

---

*) D. h. wann ihre Lichtſcheibe voll und rund iſt, alſo der Vollmond.

Der Stern, den wir hier meinen,
Der ſoll und will beſcheinen
Die liebſte Blum' allein.

Wer lobt dich nach Genügen,
O du gewünſchte Nacht,
Die du den Stern ſollſt fügen
Zu ſeiner Blume Pracht?
Hoch biſt du, Stern, zu ſchätzen!
Du, Zweig, kannſt dich ergötzen!
Dein treuer Leitſtern wacht.

Stern, du wirſt wachſen machen
Die Blume recht und wohl.
Dein Stern muß dich bewachen,
O Blume, wie er ſoll.
Wann dieſer Stern ſo ſtehet,
Und Thau das Feld durchgehet,
So wird die Roſe voll.

Hochzeitlied.

Ich weiß dergleichen Leute,
Die lieber wollten heute,
Als morgen, ehlich ſein,
Vergingen dieſe Zeiten,
Dieß Würgen, dieſes Streiten,
Der falſche Friedensſchein.

Ja, pflegen ſie zu ſagen,
Der Krieg wird uns verjagen,
Er, oder doch die Ruh, *)
Die Ruh, ſo der nicht ſcheuet,
Den Wankelmuth nicht reuet,
Und Herzenszwang dazu.

---

*) D. h. der Frieden, den der nicht achtet (reſpektirt), der wankelmüthig iſt.

Wahr iſt es, ein Gemüthe
Von redlichem Geblüte,
Das nimmer wanken kann,
Das lieber fort will gehen,
Als wie gefangen ſtehen,
Sieht billig *) Alles an.

Doch iſt nicht hoch dort oben
Der Waffen Liſt und Toben
Geſetzet Zeit und Ziel?
Wer Gott 1) ſich hat ergeben,
Der kann geſichert leben,
Es gehe, wie es will.

In ſolchen feſten 2) Sinnen
Wollt ihr auch jetzt beginnen
Die Eh', o treues Paar!
Darum wird Gott euch ſchicken
Das, was euch wird erquicken,
Auch mitten in Gefahr.

1) Ihm. — 2) Steifen.

*) D. h. gleichmüthig, aequo animo.

Er wird euch Troſt verleihen,
Euch reichlich benedeien
Und euren neuen Stand,
Wird auch in Freiheit bringen
(Herr, laß mich Wahrheit ſingen!)
Das liebe Vaterland.

Der Kriegs- und Liebesgott.

(Hochzeitlied.)

— — — — — — —

Die Nacht hat angeleget
Ihr ſchwarzes Trauerkleid,
Kein Gras iſt, das ſich reget,
Kein Baum nicht, weit und breit.

Die Welt iſt ſchon zu Bette,
Und hat die Augen zu;
Wir ſchlafen um die Wette,
Das Meer liegt auch in Ruh'.
Nur noch zwei 1) Geiſter wachen,
Der Kriegs- und Liebesgott,
Beſtellen ihre Sachen,
Indem wir ſind wie todt.

---

1) Nur Zweene.

Wann uns gar ſanfte träumet,
Und Alle ſicher ſein,
Der beiden keiner ſäumet,[2]
Nimmt ſeine Schanzen ein.
Soldaten, die verlangen
Nach Blute für und für;
Der Buhler liegt gefangen
Vor ſeiner Liebſten Thür.

Mars muß ſein Lager ſchlagen
Hier unter's große Dach,
Auch Hitz' und Kält' ertragen,
Trinkt oftmals aus dem Bach.
So muß ſich auch gewöhnen
Ein Buhler, löſcht, für Wein,*)
Mit vielen heißen Thränen
Den Durſt der Liebespein.

Man ſieht zu jedermahlen
Bei Nachte heller ſein

[2] Ihr keiner derer ſäumet.

*) D. h. ſtatt ſeinen Durſt mit Wein zu löſchen.

Des Feuers lichte Strahlen, *)
Als bei der Sonnen Schein.
Auch damals **) legt die Liebe
Dem Feuer beſſer zu,
Wann Alles gleich iſt trübe,
Und kränkt uns ohne Ruh'.

So wird auch ſonſt geleſen,
Daß Venus bei der Nacht
Des Kindes ſei geneſen,
Und es zur Welt gebracht.
Drum will ſie, daß ingleichen
Der, welcher lieben will,
Bei ſtiller Nacht ſoll ſtreichen
Auf ſein gewünſchtes Ziel.

Herr Seyler, dieſer Sachen
Seid ihr nun ganz befreit;
Ihr dürft alleine wachen
Nach Luſt und Fröhlichkeit,

---

*) Wieder die lateiniſche Konſtruktion des Infinitivs mit dem Akkuſativ: Videmus, noctu clariores esse radios etc.

**) D. h. Auch um dieſe Zeit, bei Nacht.

Und fahrt in gutem Stande
Am ſichern Hafen an.
Wohl dem, der ſo zu Lande
Mit Glücke kommen kann!

Aus einem Hochzeitgedicht für einen Dichter.*)

Strophe.

Die Liebe hat erſt [1]) Gott gerührt,
Daß er der Dinge Grund vollführt;
Sie iſt es, die den Bau der Welt
Vor allem Brechen frei erhält;
Sie pflegt die Sterne zu bewegen,
Daß ſie den Elementen nicht
Verſagen ihrer Schönheit Licht.
Das Feuer pflegt die Luft zu regen
Durch Hitz' auf ihren Angetrieb;
Die Luft hat dann das Waſſer lieb;
Das Waſſer das bewegt die Erden;
Und wiederum die Waſſer werden
Geſogen von der Erden Kluft;

---

1) Die Lieb' hat erſtlich.

*) Bernhard Wilhelm Nüßler.

Das Waſſer zieht die Luft zuſammen,
Das Feuer wird mit ſeinen Flammen
Verzogen in die kühle Luft.

Gegenſtrophe.

Daß hier und dort Gebirg' 2) und Wald
Mit grünen Bäumen mannigfalt
Sehr luſtig überſchattet ſteht,
Daß manches ſchöne Kraut aufgeht,
Daß Wieſen, Felder, Büſch' und Auen
Mit zarten Blumen ſind geziert,
Daß neues Korn die Saat gebiert, 3)
Daß ſo viel Wildpret iſt zu ſchauen,
Daß, wann der Lenz das Jahr verjüngt,
Ein jeder Vogel fröhlich ſingt,
Und läßt ſich nicht gern überſtimmen,
Daß ſo viel Fiſch' im Meere ſchwimmen,
Ja, daß wir Menſchen mögen ſein,
Und uns das blutige Beginnen
Der Waffen nicht hat tilgen können,
Das thut die Liebe nur allein.

2) Dorte Berg. — 3) Daß Saate neues Korn gebiert.

Epode.

O ihr ſelige zwei Liebe!
Venus ſchickt ihr Abendlicht,
Und erinnert, daß man nicht
Ihre Freude mehr verſchiebe.
Bräutlein, lege dich zu Ruh!
Göttin Juno ſagt dir zu [4])
Aus den bitterſüßen [5]) Nöthen
Einen artigen Poeten.
Was das liebe Kindelein
Wird mit halbem Munde machen,
Was es lallen [6]) wird und lachen,
Werden lauter Verſe ſein.

4) Jupiters Frau ſaget zu.

5) Sauerſüßen.

6) Kürmeln.

Auf die Hochzeit der Jungfrau Anne Marie Gaislerinn.

Anagramm.

Gaislerinne.
Ein rein Glas.

Freilich, freilich iſt ein Glas,
Edle Jungfrau, Alles das,
Was in eurer beſten Zier,
Gleich der Sonne,1) leuchtet für.
Schaut, wie ſchon das Sternenlicht
Aus den blauen Wolken bricht,
Und die große, weite Welt
Schläfrig in die Betten fällt.
Ehe ſich der Venus Stern
Sehn wird laſſen weit und fern,

---

1) Als die Sonne.

Und die ſchöne Morgenröth'
Aus dem ſüßen Schlaf erſteht,
Und entdecket ihren Schein,
Wird das Glas zerbrochen ſein.

Auf den Tod der Herzogin Anna Magdalena von Münſterberg.[1]

Wie wohl doch wiederfähret
Ihm, dem zu ſolcher Zeit
Sein Stündlein iſt beſcheeret,
Wann er der Völker Streit,
Den Lauf der Welt betrachtet,
Und härtet ſeinen Sinn,
Daß er den Tod nicht achtet,
Läuft ihm entgegen hin.

Er iſt ſchon hier im Herzen
Der Luſt und Freuden voll,
Dazu kein Leid, noch Schmerzen
Sich jemals drängen ſoll.
Und wann es ſo weit kommen,
Daß nun die Uhr iſt aus,
So wird er aufgenommen
In ſeines Gottes Haus.

---

[1] Die zweite und letzte Strophe ſind weggelaſſen.

Da weidet ſein Gemüthe
Sich mit der Göttlichkeit,
An deren Huld und Güte
Es hing ſchon vor der Zeit.
Da ſieht er, wie die Kronen
Und Szepter mißlich ſind,
Wie das, worin wir wohnen,*)
Nichts ſei, als Rauch und Wind.

Du auch, du Licht der Frauen,
O Heldin, Bild der Zucht,
Da du haſt müſſen ſchauen
Der Freiheit ſchnöde Flucht,
Die Zeit, in der wir leben,
Der Dinge blinden Schein,
So haſt du dich ergeben,
Des Lebens ſatt zu ſein.

Du auch biſt hin verſetzet
In eine ſolche Schaar,
Die ſich mit dem ergötzet,
Der bleibt und iſt und war,

---

*) Dieſes, wo wir wohnen.

Der dir hat angeleget
Den Rock der Ewigkeit,
Der keine Hitze träget,*)
Und den kein Froſt beſchneit.

Du darfſt nun nicht mehr fragen,
Was um den ſchönen Rhein
Sich etwa zugetragen,
Der jetzt muß dienſtbar ſein,
Ob deinem Vaterlande
Was Neues iſt beſtimmt,
Ob an der Moſel Strande
Ein fremdes Feuer glimmt.

Du darfſt nicht weiter ſehen,
Wie auf dieß arme Land
So wilde Stürme wehen,
Und dräuen Mord und Brand;
Wie ſo viel werthe Fürſten
Im Streiten untergehn,
Wie wir nach Blute dürſten,
Nach Feind' und Freunde ſtehn.**)

---

*) D. h. erduldet.
**) D. h. nachſtellen, verfolgen.

Wenn durch des Himmels Schwellen
Ein Kummer jemals dringt,
So jammert dich der Wellen,
Der Fluth, die uns umringt,
Des Reiches, das verdirbet
Durch Mißtreu', Haß und Wahn,
Der Welt, die allzeit ſtirbet,
Und nie erſterben kann.

Daß du biſt weggenommen
In jene große Stadt,
Iſt von der Unſchuld kommen,
Die dich begleitet hat,
Von Frömmigkeit, von Gaben
Der Demuth und Geduld,
Die dir verliehen haben
Der Welt und Gottes Huld. 3)

Du unerſchöpftes Weſen,
Du Anfang ſonder Zeit,
Du haſt dir auserleſen
Der Fürſtin Frömmigkeit,

---

3) Der Leut' und Götter Huld.

Sie in der Jugend Jahren
Geführet zu dir ein,
Das Leid nicht zu erfahren,
Das wir verdient allein.

O Vater, laß doch ſchwinden
Der Waffen Ungemach!
Du zürneſt mit den Sünden,
Und giebſt doch gütig nach.
Nimm an der Frommen Flehen,
Setz' außer der Gefahr,
Und laß in Frieden ſtehen 4)
Stadt, Feld, Herd und Altar.

4) Sehen.

An Herrn David Müller über den Tod ſeiner Gattin. 1)

Die Zeit, ſo wir verſchließen,
Pflegt als ein Strom zu fließen,
Der keinen Halt nicht weiß.
Wann unſer Maß iſt kommen,
Das Gott uns hat genommen,
So fehlt der Kräuter Fleiß. *)

Kein Winden und kein Drehen,
Kein Weinen, 2) Angſt und Flehen
Befreiet mich und dich.

---

1) In dieſem Gedichte iſt eine Strophe weggelaſſen.

2) Die Amſterd. Ausg.: Kein Zehren, vielleicht ſo viel als Abhärmen. Triller giebt: Kein Zähren.

*) D. h. So hilft die Kraft, die Wirkſamkeit der heilenden Kräuter nicht mehr. Die Redensart erinnert an das lateiniſche Deficit vis.

Iſt ſchon der Geiſt verflogen,
Und aus dem Leib[3]) gezogen,
Er kömmt nicht hinter ſich.*)

Dieß hier, das Mein' und Deine,
Was Blut hat und Gebeine,[4])
Das muß verweſet ſein.
Der Tod ſtreckt ſeine Hände
An jeden Ort[5]) und Ende,
Und greift uns Allen ein.

Der erſten Erde Schaaren,
So Gott am nächſten waren,
Die raſten lange[6]) ſchon.
Ihr Samen, ſeine Kinder,
Und Kindeskind nicht minder
Sind tauſendmal davon.

Dein Tod iſt ſchon erkohren,
Eh' als du biſt gebohren:

---

3) Aus der Haut. — 4) Was Adern hat und Beine. — 5) An jedes Ort. — 6) Längeſt.

*) D. h. zurück.

Das iſt des Lebens Pflicht.
Wir können ſonſt in Sachen
Uns keine Rechnung 7) machen:
Das Sterben fehlet nicht. *)

Kein Menſch kann ſich verheißen,
Er wolle ſich entreißen
Auch nur auf einen Tag.
Wann wir am beſten blühen,
Heißt der uns weiter ziehen,
Dem nichts entkommen mag.

Herr Müller, wer will ſagen,
Ihr ſollt nicht Kummer tragen,
Der muß kein Menſch nicht ſein.
Wer bei zertheiltem Herzen
Bleibt unberührt von Schmerzen,
Iſt Stahl und Marmorſtein.

Die euer Licht zu Morgen,
Zu Abend eurer Sorgen

---

7) Raitung.

*) D. h. Alles Andere iſt unſicher, nur das Sterben iſt gewiß.

Gewünſchte Ruhſtatt war,
Die Luſt, der Troſt, das Leben,
Die euch konnt' Alles geben,
Iſt hin zur großen [8]) Schaar.

Euch hat ſie hinterlaſſen
Ein Leid, ein Freudehaſſen,
Und eurer Heirath Frucht,
Das Bildniß ihrer Tugend,
Der Kinder zarte Jugend,
So jetzt die Mutter ſucht.

Was wollt ihr euch beklagen
Und von dem Tode ſagen?
Sie lebt in ihnen noch.
Die Eh' iſt zwar zertrieben,
Und dennoch [9]) iſt euch blieben
Der Ehe ſüßes Joch.

In dieſem Bilde ſchauet,
Was Gott euch einſt vertrauet

8) Meißen. — 9) Je dennoch.

Und jetzt genommen hat.
Im übrigen bedenket,
Daß er, der euch jetzt kränket,
Noch wiſſe Troſt und Rath.

Er hat ja Vaterſinnen,
Die nichts als lieben können,
Auch wenn er zornig iſt.
Die Hoffnung denkt und ſchauet
Auf den, in dem ſie bauet,[10]
Und ihren Troſt erkieſt.

Nach rauher Luft und Regen,
Nach Blitz und Donnerſchlägen,
Kömmt heller Sonnenſchein.
Der Winter iſt verjaget,
Des Märzen Wärme ſaget,
Jetzt werde Frühling ſein.

---

[10] Die alten Ausgaben geben dieſe Stelle, wahrſcheinlich fehlerhaft: Auf den, der in ſie bauet — ſtatt: darin ſie bauet?

Auf den Tod einer Jungfrau.

(Im Namen eines Andern.)

Gleich wie zur Sommerzeit, wann Alles fröhlich blühet,
Und man ſich Wald, Feld, Berg und Thal verjüngen ſiehet,
Vor aller Blumen Schaar, ſo irgend mögen ſein,
Die zarte Lilie läßt blicken ihren Schein:
Es fliegen auf ſie zu die Bienen haufenweiſe
Und ſaugen mit Begier die angenehme Speiſe,
Den ſüßen Honigſaft;[1] ſie hebt ihr Haupt empor,
Es glänzt ihr weißes Kleid vor allen Blumen vor;
Ihr lieblicher Geruch erfreuet Herz und Sinnen;
Man muß ihr günſtig ſein und muß ſie lieb gewinnen;
Der ſchöne Zephyrus wird gegen ſie entzünd't,
Und weht aus Huld ihr zu den ſüßen Liebeswind.

---

[1] Und wohlgeſchmackten Saft.

Bald kömmt der ſcharfe Nord ganz unverhofft gebrauſet
Quer über's Feld daher, pfeift, heulet, ſingt und ſauſet,
Und nimmt die Lilie mit Ungeſtüm dahin:
Die liebliche Geſtalt erweicht nicht ſeinen Sinn.[2]
Das grüne Feld beginnt um ſeine Zier zu trauern,
Die andern Blumen auch muß ihre Schweſter dauern,
Die Bienen fliegen ſelbſt vor Schmerz und Traurigkeit
Verirrt jetzt hin, jetzt her, und tragen großes Leid.
So biſt auch du zuvor die Schönſte hier geweſen,
Du ſtirbſt, durch die ich mir verhoffte zu geneſen!
O du, mein Troſt zuvor, jetzt biſt du nackt und bloß,
Und liegſt in einem Sarg, ſtatt in des Liebſten Schoß.[3]
Du weiße Lilie, du Spiegel aller Tugend,
In deiner beſten Blüth', in deiner grünen Jugend,
Kürzt dir der grimme Tod dein ſchnelles Leben ab,
Und führet dich behend aus dieſer Welt in's Grab.

[2] Bricht nichts nicht ſeinen Sinn.

[3] Und kriegeſt einen Sarg, vor deines Liebſten Schoß.

Doch du biſt nun von ihr und ihrer Noth geriſſen;
Ich muß hier ohne dich in Qual und Trauern büßen.
Ich wall' im weiten Meer, in Wellen aller Noth,
Du lebſt im Tode noch, ich bin im Leben todt.[a]

---

a) Du biſt todt lebendig, ich bin lebendig todt.

Auf den Tod einer Jungfrau.

So viel hier Menſchen ſterben
Und eine Nacht erwerben,
Die lange Jahre währt,
Sie können nicht entfliehen,
Der Geiſt muß weiter ziehen,
Sobald es Gott begehrt.

Wenn Seufzen auch und Beten
Viel mehr noch Wunder thäten,
Denn, Orpheus, deine Kunſt,
Als durch dein ſchönes Singen
Sich Wild und Wald ließ zwingen,
So wär' es doch umſonſt.

Suſanna, deine Jugend,
Die Sitten, dieſe Tugend,
Der keuſchen Augen Licht,

Kein Singen und kein Sagen
Vermag den Tod zu jagen:
Er ſieht und höret nicht.

Doch biſt du nie geſtorben;
Iſt gleich das Haus verdorben,
Der Wirth lebt für und für.
Die Seel' iſt unbegraben,
Und deine werthen Gaben
Die rühmt man jetzt noch hier.

Ihr Eltern, laßt die Sorgen
Noch heute, nicht erſt morgen:
Klagt, wie es ſich gebührt.
Ihr Liebſter, ihr Geſpiele,
Dem ſie ſo wohl gefiele,
Der hat ſie euch entführt.

Ein weltlich Ehebette,
Das Ruh' mit Unruh' hätte,
War nicht für euer Kind.
Sie ging von ganzem Herzen
Dahin, wo keine Schmerzen
Bei ihrer Liebe ſind.

Im Alter, wann den Jahren
Geſchmack und Kraft entfahren,
Stirbt willig jedermann. [1])
Das Lob muß der erwerben,
Der dann will fröhlich ſterben,
Wann er noch leben kann.

[1]) Da ſtirbet jedermann.

An Herrn Heinrich Schütze über den Tod ſeiner Gattin.

O du Orpheus unſrer Zeiten,
Den Thalia hat gelehrt,
Deſſen Lied und güldne Saiten
Phöbus ſelbſt mit Freuden hört,
Wozu dienet denn das Klagen?
Kann die Angſt den Tod verjagen?

Stimme deine Laute wieder,
Laß die Orgel beſſer gehn,
Laß erſchallen deine Lieder,
Soll dein Lieb noch bei dir ſtehn,
Soll ſie dir auf's Neue leben,
Und ſich ſelbſt dir wiedergeben.

Gieb ihr durch dein lieblich Singen,
Was der Tod hat hingebracht.
Laß den ſüßen Ton erklingen,

Wie es Orpheus einſt gemacht, 1)
Der ſo künſtlich hat geſungen,
Daß er Nacht und Tod bezwungen.

Die berühmten Lieder bleiben,
Wann wir längſt geſtorben ſind.
Was durch dieſe nicht kann bleiben, 2)
Fährt dahin, wie Rauch und Wind.
Nur wer ſo ſtirbt, der muß ſterben, 3)
Und ſein Lob mit ihm verderben.

Preiſe deiner Liebſten Tugend,
Sage von der Freundlichkeit,
Von der Anmuth ihrer Jugend,
Von der angenehmen Zeit,
Welcher du mit ihr genoſſen,
Ehe ſie die Zeit beſchloſſen. *)

1) In den ältern Ausgaben ſteht: Den des Jägers Sohn gemacht. Dafür ſetzte Triller: Den Oeagers Sohn gemacht.

2) Was durch ſie nicht kann bekleiben.

3) Wer ſo ſtirbet, muß nur ſterben.

*) D. h. Ehe ſie ihre Lebenszeit geendet.

Wir auch wollen mit dir ſtimmen,
Wollen eifrig neben dir
Nach den blauen Wolken klimmen,
Daß ſie lebe für und für
Durch die Kunſt gelehrter Saiten,
O du Orpheus unſrer Zeiten!

Auf ſeines Enkels, Herrn David Müller's Söhnleins, Begräbniß.

Ein Geiſt, der Chriſtenſinnen
In feſtem [1]) Herzen hat,
Läßt ſich kein Ding gewinnen,
Bleibt ſtets auf ſeiner Statt;
Bei ihm iſt nie zu ſpüren
Die Angſt vor Tyrannei;
Durch ſchädliches Verführen
Kömmt ihm kein Bürger bei.

Wenn Jupiter gleich ſchläget
Mit allen Keilen *) her,
So bleibt er unbeweget,
Setzt fort durch Sturm und Meer;

---

1) Steifem.

*) D. h. Donnerkeilen.

Und ſollte gleich die Hütte
Der Welt zu Grunde gehn,
So wird doch ſein Gemüthe
Darunter ſicher ſtehn.

Wenn Gott dann an den Seinen
Was Menſchlich's etwa thut,
So pflegt er zwar zu weinen,
Denkt an ſein Fleiſch und Blut;
Doch Zittern und Verzagen
Iſt von ihm alſo weit,
So weit die, ſo wir klagen,*)
Sind von der Sterblichkeit.

Was hat er euch genommen,
Mein Freund? Ein liebes Kind.
Wohin denn iſt es kommen?
Wo keine Leichen ſind,
Wo alle Seelen leben,
Die er, der Höchſte, liebt,
Und euch wird wieder geben,
Was euren Sinn betrübt.

---

*) D. h. beklagen.

So wechſelt denn die Sorgen
In ſtille Herzensruh', *)
Und glaubt, Gott ſchicke morgen
Euch neue Wohlfahrt zu.
Kein Menſch zwar aller Enden
Iſt ſeinem Schaden huld; **)
Doch, was man nicht kann wenden,
Wird leichter durch Geduld.

*) D. h. Vertauſcht die Sorgen mit Herzensruh.

**) D. h. hold.

Drittes Buch.

Sonette.

An das Buch der Sonette.

So willſt du dennoch jetzt aus meinen Händen ſcheiden,
Du kleines Buch, und auch mit andern ſein veracht'?
Gewiß, du weißt es nicht, wie höhniſch man jetzt lacht,
Wie ſchwerlich ſei der Welt Spitzfindigkeit zu meiden.

Es muß ein jeglich Ding der Menſchen Urtheil leiden,
Und, ob es tauglich ſei, ſteht nicht in ſeiner Macht.
Der meiſte Theil iſt doch auf Schmähen 1) nur bedacht,
Und denkt, was er nicht kann, daſſelbe müſſ' er neiden.

---

1) Triller giebt: Schwächen.

Und dennoch, daß du nicht ſo oft und viel von mir
Auf's Neue dulden mög'ſt durch Änderung an dir,[2]
Muß ich dir frei[3] zu ſein und auszugehn vergönnen.[4]

So ziehe nun nur hin, weil's ja dir ſo gefällt,
Und nimm dein Urtheil an, zieh' nun hin in die Welt —
Du hätteſt aber wohl zu Hauſe bleiben können.[5]

---

[2] So Triller. Die Amſterd. Ausg.: Auf's neue dulden dürfſt, daß ich dich nehme für.

[3] Los.

[4] Auszugehn erlauben.

[5] Konnen bleiben.

Freiheit und Dienſtbarkeit.

Du güldne Freiheit du, mein Wünſchen und Begehren!
Wie wohl doch wäre mir, im Fall ich jederzeit
Mein ſelber möchte ſein, und wäre ganz befreit
Der Liebe, die doch nie ſich wollen von mir kehren,

Wiewohl ich oft bedacht, mich ihrer zu erwehren.[1]
Doch, lieb' ich gleichwohl nicht, ſo bin ich wie ein Scheit,
Ein Stock und rauhes Blei. Die freie Dienſtbarkeit,
Die ſichere Gefahr, das tröſtliche Beſchweren

Ermuntert meinen Geiſt, daß er ſich höher ſchwingt,
Als wo der Pöbel kriecht, und durch die Wolken dringt,
Geflügelt mit Vernunſt und muthigen Gedanken.

[1] Wiewohl ich ofte mich bedacht bin zu erwehren.

Drum geh' es, wie es will! Und muß ich gleich davon,
So überſchreit' ich doch des Lebens enge Schranken.
Der Name, der mir folgt, iſt meiner Sorgen Lohn.

An der Liebſten Vaterſtadt.

Du allerſchönſter Ort der Flüſſ' und kalten Bronnen,
Dahin ſich alle Zier und Luſt hat eingeſtallt,
Dahin ſich alles Gut begeben mannigfalt,
So jemals worden iſt beſchienen von der Sonnen.

Du allerſchönſte Stadt, du Haus der Freud' und Wonnen,
Prinzeſſin aller Städt' an Reichthum und Gewalt,
Doch mehr, weil du erzeugt mein's Lebens Aufenthalt,
Der *) keine Schätze nicht verglichen werden können.

Verzeihe mir, du Stadt, darinnen ich gebohren! —
Hier hab' ich mir zu ſein inkünftig auserkohren,
Hieher hab' einig Herz und Sinnen ich gewandt.

---

*) Constructio ad sensum. Er nennt ſeine Geliebte den Aufenthalt ſeines Lebens, und behandelt das Bild als Femininum.

Und ob es mir gleich ſchwer, daß ich dich werde meiden,
Will dennoch ich von dir, als ihr, viel lieber ſcheiden;
Denn wo mein Leben iſt, da iſt mein Vaterland.

An Aſträens Augen.

Was ſind die Augen hier? [1] Die Götter. Sie gewinnen
Der Helden Kraft und Muth mit ihrer Schönheit Macht.
Nicht Götter! Himmel mehr — Denn ihrer Farbe Pracht
Iſt himmelblau, ihr Lauf iſt über Menſchen Sinnen.

Nicht Himmel! Sonnen ſelbſt, die alſo blenden können,
Daß wir um Mittagszeit nur ſehen lauter Nacht.
Nicht Sonnen! Sondern Blitz, der ſchnell und unbedacht *)
Herab ſchlägt, wann es je zu donnern will beginnen.

---

[1] Dieß ſind die Augen: was?

*) D. h. unverſehens.

Doch Keines: Götter nicht, die Böſes nie begehen;
Nicht Himmel, denn der Lauf des Himmels wanket nicht;
Nicht Sonnen, denn es iſt nur einer Sonne Licht;
Blitz auch nicht, weil kein Blitz ſo lange kann beſtehen;
Und dennoch ſiehet ſie des Volkes blinder Wahn
Für Himmel, Sonnen, Blitz und Götter ſelber an.

An die Bienen.

Ihr Honigvögelein, die ihr von den Violen
Und Roſen abgenippt 1) den wunderſüßen Saft,
Die ihr dem grünen Klee entzogen ſeine Kraft,
Die ihr das ſchöne Feld ſo oft und viel beſtohlen,

Ihr Feldbewohnerinn', was wollet ihr doch holen
Das, ſo euch noch zur Zeit hat wenig Nutz geſchafft,
Weil ihr mit Dienſtbarkeit des Menſchen ſeid behaft',
Und ihnen mehrentheils den Honig müſſet zollen?

Kommt, kommt zu meinem Lieb! Auf ihrem Roſenmund,
Der mir mein krankes Herz hat inniglich verwund't,
Da ſollt ihr Himmelsſpeiſ' auch überflüſſig brechen.

---

1) Abgemeyt.

Wenn aber Jemand ſie will ſetzen in Gefahr,
Und ihr ein Leid anthun, dem ſollſt du, ſtarke Schaar,
Für Honig, Galle ſein, und ihn zu Tode ſtechen.

Flammentod der Liebe.

Ich will dieß halbe Ich, das 1) wir den Körper nennen,
Dieß mein geringſtes Theil, verzehren durch die Gluth;
Will, wie Alkmenens Sohn, mit unverwandtem Muth
Hier dieſe meine Laſt, den ſchnöden Leib, verbrennen,
Den Himmel auf zu gehn. *) Mein Geiſt beginnt zu rennen
Auf etwas Beſſres zu. Dieß Fleiſch, die Hand voll Blut
Muß ausgetauſchet ſein für ein viel beſſer Gut,
Das ſterbliche Vernunft und Fleiſch und Blut nicht kennen.

1) Ich will dieß halbe mich, was.

*) D. h. Um den Himmel zu erſteigen.

Mein Licht, entzünde mich mit deiner Augen Brunſt,
Auf daß ich dieſer Haut, des finſtern Leibes Dunſt,
Des Kerkers voller Wuſt und Grauens werd' entnommen,

Und ledig, frei und los, der Schwachheit abgethan,
Weit über alle Luft und Himmel fliegen kann,
Die Schönheit anzuſehn, von der die Deine kommen.

Liebesthorheit in böſer Zeit.

Inmitten Weh und Angſt, in ſolchen ſchweren Zügen,
Dergleichen nie gehört, in einer ſolchen Zeit,
Da Treu' und Glauben ſtirbt, da Zwietracht, Grimm und Neid
Voll blutiger Begier, gehäuft zu Felde liegen,

Da unverfänglich iſt Gericht und Recht zu biegen,
Da Laſter Tugend iſt, wie bin ich doch ſo weit
In Thorheit eingeſenkt? Der Liebſten Freundlichkeit,
Ihr blühendes Geſicht, ihr angenehmes Kriegen,

Ihr Weſen, Thun und Art, das iſt es, was ich mir
Bloß eingebildet hab' und rühme für und für —
Dieß Leid, den Jammer ſehn, und dennoch nichts als lieben?

Die Klüger ſind, als ich, ſchließt man in Klauſen ein.
Ihr Muſen, laßt mich gehn! Es muß doch endlich ſein
Was anders, oder ja gar nichts nicht mehr geſchrieben.

Liebe in der Verbannung.

Weil mein Verhängniß will, und läßt mir nicht das Glücke,
Bei dir, mein Augentroſt, zu leben nur allein,
So giebet zwar mein Sinn ſich mit Geduld darein,
Doch ſehnt und wünſchet er auch ſtündlich ſich zurücke.

Es iſt ja lauter Nichts, wo dieſe ſchönen Blicke,
Dieß Licht, das mich verblend't, des güldnen Haares Schein,
Das mein Gemüthe bind't, dieß Lachen nicht kann ſein,
Der Mund, und Alles das, womit ich mich erquicke.

Die Sonne macht mich kalt, der Tag verfinſtert mich:
Ich geh' und weiß nicht wie, ich geh' und ſuche dich,
Wohin du nie gedenkſt. — Was macht mein treues Lieben?

Ich ſeh' und finde nichts. Der Mangel deiner Zier
Hat Alles weggeraubt. — Zwei Dinge ſind noch hier:
Das Elend *) nur und ich, der ich dahin 1) vertrieben.

---

1) Darein.

*) D. h. Verbannung, Fremde.

Nach Petrarcha.

Iſt Liebe lauter Nichts, wie daß ſie mich entzündet? *)
Iſt ſie dann gleichwohl Was, wem iſt ihr Thun bewußt?
Iſt ſie auch gut und recht, wie bringt ſie böſe Luſt?
Iſt ſie nicht gut, wie daß man Freud' aus ihr empfindet?

Lieb' ich ohn' allen Zwang, wie kann ich Schmerzen tragen?
Muß ich es thun, was hilft's, daß ich ſolch Trauern führ'?
Heb' ich es ungern an, wer dann befiehlt es mir?
Thu' ich es aber gern, um was hab' ich zu klagen?

---

*) D. h. wie kömmt es, daß ſie mich entzündet?

Ich wanke wie das Gras, ſo von den kühlen Winden
Um Veſperzeit bald hin geneiget wird, bald her;
Ich walle, wie ein Schiff, das durch das wilde Meer
Von Wellen umgejagt, nicht kann den Hafen finden. 1)
Ich weiß nicht, was ich will; ich will nicht, was ich weiß.
Im Sommer iſt mir kalt, im Winter iſt mir heiß.

1) Nicht kann zu Rande finden.

Auf die Geburt eines Kindes.*)

Komm, liebes Kind, komm, komm! Der Lenz kömmt auch gegangen,
Der ſanfte [1]) Weſtwind kömmt; der Erde grünes Kleid
Macht, daß man nun vergißt des grauen Winters Leid;
Die Sonne freuet ſich, wird röther auf den Wangen.

Komm, liebes Kind, komm, komm! Die Lerche kömmt mit Prangen
Gezogen in die Luft, und ſingt aus Fröhlichkeit;
Die Herden gehn hinaus,[2]) die Welt iſt ganz erfreut:
Komm auch, man wartet dein mit ſehnlichem Verlangen.

*) Als Herrn Kirchnern ſeine Tochter, Maria Theodora, geboren ward.

1) Weiſe, wohl ein Druckfehler ſtatt leiſe.

2) Das Vieh geht wieder aus.

Nun iſt es richtig ja. Willkommen, zwar du Laſt
Der Mutter, die dich trug, doch jetzt ihr liebſter Gaſt!
Wirſt du die Frömmigkeit, die ſie hat, an dir haben,

Des Vaters ſchönen Geiſt, mit dem der Himmel ihn
So reichlich ausgeziert, ſo werden dir forthin
Gar wenig gleiche ſein an allen hohen Gaben.

Auf die Hochzeit eines Freundes. *)

Ob wir von Kindheit an faſt ganz zugleich erzogen,
So hab' ich doch mit dir jetzt keinen gleichen Stand,
Herr Bräut'gam: du bewohnſt dein liebes Vaterland,
Mich hat die gute Luſt hinaus zu ziehn bewogen.

Die Liebe hat bisher mich noch nicht viel betrogen,
Und, iſt das Glücke gut, ſo bleib' ich unverwandt
Ein alter Junggeſell, und Weibern unerkannt:
Kupido, wie ich hör', iſt bei dir eingezogen,

Giebt dir dein eigen Theil, daß du mit Luſt und Ruh',
Wenn Ruh' bei Weibern iſt, die Zeit nun bringeſt zu,
Darfſt nicht dich Vieler Gunſt, was ſorglich iſt, befleißen. **)

---

*) Michael Starcke.

**) D. h. Darfſt dich nicht um die Gunſt vieler Frauen bewerben, was Sorgen macht.

Nun wohl! Ich gönn' es dir; erreich' auch nur das Ziel,
Daß deine Braut, ſo jetzt nicht Frau noch hören*) will,
Sich müſſe bald hernach gar laſſen Mutter heißen.

---

*) D. h. genannt ſein will, wie das lateiniſche audire.

Schluß-Sonett.

Ich machte dieſe Verſ' in meiner Pierinnen
Begrünten Wüſtenei, als Deutſchland emſig war,
Sein Mörder ſelbſt zu ſein, da Heerd und auch Altar
In Aſche ward gelegt durch trauriges Beginnen

Der blutigen Begier, da ganzer Völker Sinnen
Und Dichten ward verkehrt, da aller Laſter Schaar,
Mord, Unzucht, Schwelgerei und Trügen ganz und gar
Den Platz der alten Ehr' und Tugend hielten innen.

Damit die böſe Zeit nun würde hingebracht,
Hab' ich ſie wollen hier an leichte Reime wenden.
Mars thut's der Liebe nach, daß er der Thränen lacht.

Mein Krieg iſt lobenswerth, und ſeiner iſt zu ſchänden:
Denn meiner wird geſtillt durch zweier Leute Schlacht,
Den andern können auch viel tauſend noch nicht enden.

In ein Stammbuch.

Wo ſollte doch die Welt mit ihrem Weſen bleiben,
Schien' ihr der ſchöne Glanz der güldnen Sonne nicht?
So iſt die Freundſchaft auch der Menſchen klares Licht,
Mit welcher ſie den Lauf der Eitelkeit vertreiben,

Und ſich einander ſelbſt gleichſam wie einverleiben.
So iſt es lobenswerth, daß ſich ein Freund verſpricht,
Dem andern hold zu ſein, hier durch der Feder Pflicht:
Doch muß man ſolche Treu' auch in das Herze ſchreiben.

Denn wo der Sinn nicht iſt, da bleibet nur die Hand,
Der Mund und das Geſicht ein ungewiſſes Pfand.
Rechtſchaffen meinen heißt, recht fördern und recht lieben,

140

Wie Gott uns ſelber liebt, der auch ein Stammbuch hält,
In welchem der, ſo ihn vor Allem auf der Welt
Von ganzer Seelen ehrt, ſieht oben an geſchrieben.

Am erſten Januar 1625.

Die Jahre pflegen zwar ihr rechtes Ziel zu finden,
Und werden fortgeführt, als eine ſchnelle Fluth,
Die eher fleugt, als kömmt. Der Menſchen rauher Muth
Wird, iſt und bleibt verſtockt in mehr als tauſend Sünden.

Der Geiſt will öfters zwar ſich etwas unterwinden,
Dem Himmel zuzugehn, doch, was er macht und thut,
Iſt ſchwach, und wird gehemmt durch unſer Fleiſch und Blut.
Der Geiſt von oben her muß einig uns entzünden

Mit ſeiner ſtarken Brunſt, muß dämpfen unſern Wahn,
Der keine Frömmigkeit und Tugend faſſen kann.
O Gott, nimm mit der Zeit des alten Jahres hin

Mein' alte groſſe Schuld! Gieb, daß ich Reu'
und Schmerzen
Hierüber tragen mag, und ſchicke meinem Herzen
Mit dieſem neuen Jahr auch einen neuen Sinn!

Viertes Buch.

Sprüche und Sinngedichte,

größtentheils Überſetzungen.

Die Eitelkeit der Welt.

Waſſer rinnt und eilet ſehr,
Schnelle Pfeile fliegen mehr,
Winde können minder bleiben,
Die der Wolken Dunſt zertreiben:*)
Doch der Lauf der Eitelkeiten
Weiß ſo plötzlich fort zu ſchreiten,
Daß für ihn zu langſam ſind
Schnelles Waſſer, Pfeil und Wind.

---

*) D. h. Winde, die der Wolken Dunſt aus einander treiben, bleiben, ſtehen noch weniger feſt und ruhig, als Waſſer und Pfeile.

Schönheit dieſer Welt vergehet,
Wie ein Wind, der niemals ſtehet,
Wie die Blume, ſo kaum blüht,
Und auch ſchon zur Erde ſieht,
Wie die Welle, die erſt kömmt,
Und den Weg bald weiter nimmt.
Was für Urtheil ſoll ich fällen?
Welt iſt Wind, iſt Blum' und Wellen.

Wer das Hoffen bei ſich hält,
Ruh' zu haben in der Welt,
Und den ganzen Troſt will ſetzen
Auf den eitlen Wind und Rauch —
Wofür muß er ſich wohl ſchätzen?
Dafür, daß er gleichfalls auch
Könn' auf einer Kugel ſtehen,
Die durch Wind und See muß gehen.

Welt kann einem Baume gleichen,
Deſſen ſtarke Wurzeln reichen
Bis zur Höllen, der ſie dient.
Ihre Blätter ſind begrünt,
Ihre Blüth' iſt wohl gezieret,
Ihre Frucht folgt auf der Flucht.
Ihre Blüthe, die gebieret
Luſt — und Schmerzen ihre Frucht.

Die Welt iſt nichts, als Träume, die uns trügen;
Dieß ſeh' ich nun, nachdem mich Gott erweckt.
Ihr ganzes Thun iſt Liſt, Betrug und Lügen:
Das Auge ſchläft, die arme Seele ſteckt.*)
Hier iſt nur Nacht; der Menſch ſucht ſchnöde Sachen,
Iſt außer ſich, liebt ſeinen falſchen Wahn.
Er ſieht die Welt mit blinden Augen an,
Und weigert ſich, vom Schlafe zu erwachen.

---

*) D. h. ſteckt, iſt in den Banden der Welt befangen.

Thorheit iſt's und falſcher Schein,
In der Welt beſtricket ſein;
Dieſe Luſt, in der wir leben,
Iſt ein Tod und todtes Leben.
O Gott, ſicher, weiſ' und frei,
Stehe du mir künftig bei,
Daß ich hier noch kann auf Erden
Weiſe, frei und ſicher werden.

Du, deſſen Herze ſich in dieſer Welt beklaget,
Erkennſt du, wer du biſt? — Ein frecher Tannenbaum,
Der auf die wilde See und in den Wind ſich waget,
Bricht durch den ſtrengen Nord und durch der Wellen Schaum.
Dein Ruder, der Verſtand, das ſinket auf den Grund;
Du irreſt ohne Port; ein Wind der Wolluſt träget
Dein Herze hin und her, bis daß des Meeres Schlund
Dich an die Felſen hin des grimmen Todes ſchläget.

Viel eher wirſt du machen,
Daß Nacht und Tag,
So unterſchied'ne Sachen,
Sich paaren mag;
Daß Waſſer Glut behält,
Glut Waſſer liebet,
Eh' als ſich Gott und Welt
Zuſammen giebet.

Welt iſt glänzend und gezieret,
Welt iſt ſchön und außen gut.
Eis das ſtürzt uns in die Fluth,
Wie die Welt zum Tode führet.
Beide haben gleichen Preis;
Doch zu Waſſer wird das Eis;
Welt und das, was Welt erkieſt,
Wird zu Nichts, ſo groß es iſt.

Wann Jemand auf der Welt wird zu der Sonne ſagen,
Sie ſolle ſtille ſtehn mit ihrem heißen Wagen;
Wann Einer auch das Jahr, die Monden und den Tag,
Damit ſie weiter nicht vorrücken, hemmen mag;
Und wann der Sterne Heer nicht mehr den Weg wird nehmen
Durch ſeine ſchöne Bahn, wird hören, daß man ruft,
Es[1] ſolle ferner ſich nicht regen in der Luft:
Alsdann wird auch die Welt ihr Wanken laſſen zähmen.

---

[1] Sie.

Die Tugend.

Laß nicht das reiche Glück durch ſeine Fluth dich heben,
Laß deine Freiheit ſich durch Unfall nicht ergeben.
Ein ſteter Gegenwind bekriegt des Lebens Meer,
Das aller Seiten wird geworfen hin und her.
Die Tugend iſt ein Ding, das feſt[1] und ſicher ſtehet,
Die durch des Lebens Sturm mit vollem Segel gehet.

---

[1] Steif.

Das rechte Maß.

Gieb aus, als ſollteſt du der Welt dich bald begeben, 1)
Sei karg, als würdeſt du noch lange, lange leben.
Der iſt ein weiſer Mann, der beides wohl erkieſt,
Und mild in rechter Zeit, in rechter ſparſam iſt.

---

1) Die Welt bald bald begeben.

Der Spiegel.

Du ſagſt, es ſei der Spiegel voller Liſt,
Und zeige dich dir ſchöner, als du biſt.
Komm, willſt du ſehn, daß er nicht lügen kann,
Und ſchaue dich mit meinen Augen an.

Mars und Amor.

Ihr Götter, ſoll mich denn des ſchnöden Glückes Neid
Nicht laſſen? Muß ich mich begeben in den Streit?
Ach, laßt mich, laßt mich hier! Der Krieg iſt nicht von Nöthen:
Laßt mich der Liebſten nur — ſie kann mich beſſer tödten.

Das ſteinerne Herz.

Obgleich du, edles Bild, die Schönſte biſt auf Erden,
Obgleich dir alle Zier und Gaben unterthan,
Wünſch' ich, Aſterie, mir doch nicht, du zu werden,
Weil ich kein ſteinern Herz im Leibe tragen kann.

Flucht der Schönheit.

Im Fall die Zeit die Schönheit ganz vertreibet,
So brauche ſie, weil ſie noch iſt bei dir;
Beſtehet 1) ſie vollkommen für und für,
So gieb ſie mir, weil ſie dir gleichwohl bleibet.

1) Verwartet.

Nach Anakreon.

Die Erde trinkt für ſich, die Bäume trinken Erden,
Vom Meere pflegt die Luft getrunken auch zu werden,
Die Sonne trinkt das Meer, der Monde trinkt die Sonnen —
Wollt denn, ihr Freunde, mir das Trinken nicht vergönnen?

Auf einen Knaben, der ſich ſelbſt gemahlt.

Wie ſich die Sonn' entwirft, wann ſie die See beſtrahlet,
So ſcheinſt du auch, mein Kind, nun du dich ſelbſt gemahlet.

Sta Viator!

Ihr blinden Sterblichen, was zieht ihr und verreiſt
Nach beiden Indien?1) Was wagt ihr Seel' und Geiſt
Für ihren Knecht, den Leib? Ihr holet Krieg und Streit,
Bringt aus der neuen Welt auch eine Welt voll Leid;
Ihr pflügt die wilde See, vergeſſet euer Land,
Sucht Gold, das eiſern macht, und habt es bei der Hand.
— — — — — — — — — —
Hieher, Menſch! Die Natur, die Erde rufet dir —
Wohin? Nach Gute. Bleib! Warum? Du haſt es hier.

---

1) In beides Indien.

Grabſchriften.

Eines Hundes.

Die Diebe lief ich an, den Buhlern ſchwieg ich ſtille;
So ward vollbracht des Herrn und auch der Frauen Wille. 1)

1) Aus dem Lateiniſchen des du Bellay. Flemming hat daſſelbe Epigramm ſo überſetzt:

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein;
So konnte Herr und Frau mit mir zufrieden ſein.

Eines Koches.

Wie wird die Welt doch durch und durch verkehret!
Hier hat ein Koch im Grabe ſeine Ruh',
Der richtete ſonſt manche Speiſen zu;
Jetzt haben ihn die Würmer roh verzehret.

Eines Eigennützigen.

Hier lieget Silvius, der nichts umſonſt gethan:
Es ſchmerzt ihn, daß man dieß umſonſt hier leſen kann.

Eines Bettlers.

Ohn' Haus hab' ich gelebt, todt hab' ich eines hier,
Im Leben hatt' ich nichts, todt bin ich reich dafür.
Mein Leben war nur Flucht, das Grab iſt meine Ruh',
Im Leben ging ich bloß, jetzt decket man mich zu.

Alexanders.

Dem erſt die Welt zu ſchmal, wird breit ein
Grab allein;
Das Klein' iſt ihm jetzt groß, ſonſt war das Groß'
ihm klein.

Eines Greiſes.

Zur Welt iſt Cäſius vor hundert Jahren kommen:
So viele Jahre hat ein Stündlein weggenommen.

Auf Griechenlands Untergang.

Durch Krieg iſt Griechenland erleget und verrauchet,
Das ſeiner Kräfte ſich nur zu ſehr hat gebrauchet.
Ruhm bleibet, Glück iſt fort. Man ſieht die Aſchen an,
Des Landes Grabe wird doch Ehr' auch angethan.
Es hält ſich noch allein in ſeines Lobes Samen:
Das arme hat nichts mehr, als bloß den großen Namen.

Fünftes Buch.

Geiſtliche Gedichte.

[illegible]

Von dem Wankelmuth des Glücks.

Aus dem zweiten Buche des Troſtgedichtes in den Widerwärtigkeiten des Krieges.

Zu Zeiten liegt die See ganz ſtille, glatt und eben,
Zu Zeiten pflegt ſie ſich mit Wellen zu erheben;
Der Himmel giebet uns des ſchönen Tages Pracht,
Er bringt hingegen auch die ſchwarze, trübe Nacht;
Das Feld wird durch das Jahr begabt mit reichem Segen,
Auch wiederum verdeckt durch Kälte, Froſt und Regen;
Da nichts beſtehen kann, wie dann begehren wir,
Daß uns das gute Glück erſehe für und für?
Dieß iſt ſein altes Thun: es ſteht auf einem Rade;
Was neulich oben war, erfüllt mit Gunſt und Gnade,
Das iſt jetzt unten an, und was einſt unten war,
Das ſteht jetzt oben auf, iſt außer der Gefahr.

Vermeineſt du, du ſeiſt nicht glücklich[1]) dieſer Stunden,
Weil das, was glücklich war, iſt allbereit verſchwunden,
So meine gleichfalls nicht, du ſeiſt jetzo in Pein,
Weil das, was ſchmerzlich iſt, auch muß vorüber ſein.
Des Winters Sonnenglanz, des Mondes Stilleſtehen,
Des Sommers kühler Wind pflegt eilends zu vergehen,
Viel eher noch das Glück, als wie ein Weibesbild,
Die ihres Fleiſches Luſt bald hier, und da bald ſtillt,
Begehrt den, der ſie haßt, und haßt, der ſie begehret,
Liebt Keinen immerfort. So wird es auch verkehret,
Schlägt augenblicklich um. Es iſt der Lauf der Welt,
Dieß fällt und Jenes ſteigt, Dieß ſteigt und Jenes fällt.

---

1) Glückhaft.

Die auf dem Schiffe ſind, ſie ſchlafen oder wachen,
Sie gehen oder ſtehn, ſie machen, was ſie machen,
Führt doch der Wind ſie fort. Wer hier zu Schiffe geht,
Muß folgen der Natur, die nimmer ſtille ſteht.
Viel beſſer iſt es ja, ſich beugen, als zerbrechen,
Es heißet närriſch thun, an Gott ſich wollen rächen.
Iſt auch ein kluger Menſch, der nicht der Pſyller*) lacht,
Die, wie man leſen kann, ſich an den Süd gemacht,
Dieweil er um ihr Land und Gegend härter blieſe,
Als ihnen gut und lieb? Sie nehmen Schild' und Spieße,
Und auf das Ufer zu! Da kommt ein Sturm daher,
Bedeckt das tolle Volk durch Sand und wüſtes Meer.
Was iſt des Menſchen Macht und ſeine großen Thaten?

*) Ein afrikaniſches Volk, deſſen Krieg gegen den Südwind Herodot beſchreibt. Buch 4. Kap. 173.

Ein Stäublein. — Was ſein Licht? — Ein Traum von einem Schatten. —
Sein Geiſt? — Ein bloßer Rauch. — Sein Leben? — Müh' und Leid.
Er ſelbſt des Glückes Spiel, ein Raub der ſchnellen Zeit,
Des Wankelmuthes Bild. Das Andre, Schleim und Galle;
Geboren, daß er hier in Ungewißheit walle,
In Zwang und Kummer ſei. Das Thier, das edle Thier,
Das alle Thiere zwingt, der Erden Lob und Zier,
Kömmt bloß und arm hieher! Sein erſtes Thun iſt Zagen,
Iſt große Dürftigkeit, iſt Weinen, Noth und Klagen.
Der 2) andern Thiere zwar kennt jedes ſeine Kraft,
Und weiß auch von Natur von ſeiner Eigenſchaft;
Der Menſch allein, ihr Haupt, und Herr ſo vieler Sachen,
Muß Alles, was er thut, von Andern lernen machen,

2) Die.

Und daß er ißt und trinkt, ſpricht, 3) ſitzt, ſteht, geht und liegt,
Kömmt nur durch Unterricht. Er ſchläft nicht ungewiegt,
Kann nichts nicht von ſich ſelbſt, das Weinen ausgenommen;
Wird, alſobald er nur aus Mutterleibe kommen,
Gefangen und gepreßt, geknüpft an Hand und Fuß.
Sein Anfang der iſt Qual, und Qual iſt ſein Beſchluß.
Wie thöricht handeln dann die, ſo ſich laſſen grauen 4)
Vor dem, was menſchlich iſt, die nicht zurücke ſchauen,
Was ſie doch ſelber ſind, und leben Furchte voll *)
Vor dem, was Keiner nicht vermeiden kann, noch ſoll.
Wer ſeine Zuverſicht dem Weſen hat ergeben,
Das nur den Leib betrifft, der kann nicht ruhig leben,

---

3) Redt. — 4) Dann, die ihnen laſſen grauen.

*) D. h. voll Furcht.

Der muß in Ängſten ſtehn. Kein Glück iſt alſo frei,
In dem nicht etwas noch von Angſt und Kummer ſei.
Man findet allzeit was, das man nicht haben wollte,
Und allzeit mangelt was, das nicht gebrechen ſollte.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Das, was wir unſer Gut mit ſeinem Namen nennen,
Iſt kein Gut eigentlich, wie ſehr wir nach ihm rennen,
Wie ſehr wir nach ihm thun. Wer ſein am meiſten hat,
Der hat am meiſten auch zu ſorgen früh und ſpat.
Je mehr man Holz zulegt, je mehr die Glut ſich breitet;
Je mehr das Glücke ſich mit ſeinen Gaben ſpreitet,
Je mehr wird nachmals dann durch Unglück umgekehrt;
Wo viel vorhanden iſt, da wird auch viel verzehrt.

Die Tugend im Drange der Widerwärtigkeiten des Krieges.

Aus dem zweiten Buche deſſelben Gedichts.

Iſt Friede durch das Land, iſt Niemand zu beſtehen,
So ſtreicht man müßig hin; aus vielem Müßiggehen
Kömmt ſichres Leben her, und endlich mit der Zeit
Auf gar zu ſicher Sein erfolget Dienſtbarkeit.
Die Freiheit will gedrückt, gepreßt, beſtritten werden,
Will werden aufgeweckt, wie auch der Schoß der Erden
Nicht ungepflüget trägt; ſie fordert Widerſtand,
Ihr Schutz, ihr Leben iſt der Degen in der Hand.
Sie trinkt nicht Muttermilch, Blut, Blut muß ſie ernähren;
Nicht Heulen, nicht Geſchrei, nicht weiche Kinderzähren,
Die Fauſt gehört dazu. Gott ſteht demſelben bei,
Der erſtlich ihn erſucht, und wehrt ſich dann auch frei.

Die Tugend lieget nicht in einem zarten Bette;
Das harte Feldgeſchrei, die Pauken, die Trompete,
Des Feindes Angeſicht, der Grimm, das rothe Blut,
Das iſt ihr rechter Sporn, von dannen nimmt ſie Muth.
Wann dieſe Wächter uns ſind aus den Augen kommen,
Da wird uns auch der Sinn zur Munterkeit genommen.
Wird einmal dann das Herz umringet von der Nacht,
Gewiß, es iſt ſo bald nicht wieder aufgewacht.
Doch[1]) unſer weiſer Mann, gewohnet, nicht zu wanken,
Gewohnet, durch zu gehn mit feurigen Gedanken,
Zu ſtehn, als eine Wand, er wird von nichts verſehrt,
Sein Reichthum blühet ſtets, bleibt ganz und unzerſtört.
Er läßt den Feind das Geld und ander[2]) zeitlich Weſen,
Gleich wie Caligula die Muſcheln, zu ſich leſen;

---

[1]) Nun. — [2]) Sonſten.

Das Beſte bleibet ihm. Er weiß wohl, Gold und Geld
Sei nichts als theurer Koth und Tockenſpiel *) der Welt.
Er ſtehet hoch empor, weit von des Pöbels Haufen,
Sieht dieſen hier, den da, und jenen ſonſten laufen,
Verlacht die Eitelkeit, verhöhnet Schmach und Spott,
Schaut ſeinem Glücke zu, erſchrickt vor keiner Noth.
Er weiß, daß im Gemüth, in Sinnen und Verſtande
Der rechte Menſch beſteh', und daß nur einem Bande
Der Leib zu gleichen ſei, das uns zuſammen hält,
Bis unſer Stündlein kömmt und reißt uns von der Welt.
Und darum ſchätzt er auch des armen Leibes Güter
Für keine Güter nicht. Was angeht die Gemüther,
Was den Verſtand betrifft, das heißet er allein
Nach ſeinem rechten Werth arg oder köſtlich ſein. **)

---

*) D. h. Puppenſpiel.

**) Die lateiniſche Konſtruktion des Akkuſativs mit dem Infinitiv.

Drum läßt er williglich des Glückes Sachen fliehen,
Wann der ſie wieder holt, der ihm ſie nur geliehen,
Der ganz gerechte Gott, der, wie es ihm beliebt,
Dem etwas, Jenem Nichts, dem Viel, dem Wenig giebt.
Drum ſaget er auch nicht, daß Krieg, Verfolgung, Leiden,
Flucht, Krankheit, Geldverluſt, und was man nicht kann meiden,
Zum Höchſten böſe ſei. Er weiß, woher es kömmt,
Und daß es muß ſo gehn, nachdem es iſt beſtimmt.
So tritt er fröhlich hin, begehrt nicht abzuweiſen,
Was auf ihn dringen will, bringt wider Stahl und Eiſen
Den Muth, der eiſern iſt, lernt warten auf ſein Ziel,
Nicht wünſchen, daß es ihm gelinge, wie er will.
Seht, was Ulyſſes thut! Sein Schiff wird durch die Winde
Und Wellen angerannt, geſtoßen auf die Gründe,
Geführet in die Luft, geworfen hin und her;
Es legt ſich wider ihn der Himmel und das Meer.

Was richten ſie doch aus? — Die andern fremden Waaren,
Gefährten, Ruder, Raub, Gold, Silber läßt er fahren,
Zieht auch die Kleider aus, und wirft ſie willig hin;
Das, was ſein eigen iſt, kann Niemand ihm entziehn.
Wiewol die Stimme klingt der liſtigen Sirenen,
Vermag ſie doch für ihn ſo lieblich nicht zu tönen,
Er ſegelt noch davon. Was Circe thut und macht,
So wird er dennoch nicht aus ſeiner Art gebracht.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Du kannſt, Fortuna, zwar 3) den werthen Helden zwingen,
Hin in die tiefe See bis an den Hals zu ſpringen;
Du kannſt zwar wider ihn vermiſchen Luft und Fluth,
Kannſt fordern, willſt du ſo, ſein Leben, Gut und Blut;
Daß aber er vor dir die Knie' auch ſolle beugen,
Viel weinen, kläglich thun, ſich wie ein Weib erzeigen,

---

3) Ja.

Sein Leben, ſeine Zeit verdammen für und für,
Sein Herze laſſe gehn, das ſtehet nicht bei dir. *)
Er weiß wohl, daß das Meer, auf das er ſich gewaget,
Der ſtrenge, kalte Nord, durch den er wird gejaget,
Die Klippen und der Sturm in Gottes Händen ſtehn;
Drum läßt er Alles auch nach Gottes Willen gehn. 4)
O, ſagt er, ſchwimme fort, was nicht will bei mir halten!
Mein Herze, mein Beſtand, 5) ſoll doch mit mir veralten.
Mein unerſchöpfter Muth, mein guter, treuer Rath,
Der nicht ein kleines Theil gethan vor Troja hat,

4) Drum läßt er ihm (ſich) auch es nach Gottes Willen gehn.
5) Triller hat: Verſtand.

---

*) D. h. Daß er vor dir knieen und weinen ꝛc. ſolle, ſein Leben und ſeine Zeit verfluche, und ſein Herz gehen laſſe, d. h. ſeinen Muth verliere, das ſteht nicht in deiner Macht.

Der bleibt ſo lang' als ich. Laß Alles von mir laufen,
Bunt über Ecke gehn, Freund, Gut, Knecht, Schiff erſaufen,
Es muß ſein ausgelegt, dieß iſt der Reiſe Zoll:
Um mich und meinen Sinn ſteht Alles recht und wohl.
Das Unglück hat mir zwar von Außen was genommen,
Zum Herzen aber iſt es mir ſo wenig kommen,
So wenig, als das Meer, das leichter dieſe Welt,
Als mein Gemüthe mir wird haben umgefällt.
So bricht der große Mann, der Held, zur Pracht geboren,
Zur Tugend rechter Pracht vom Himmel auserkoren,
So bricht er endlich durch, behält die Oberhand,
Sieht, was uns Allen lieb, ſein liebes Vaterland.
So thut ein Kecker ſein. Er kann nicht unterliegen,
Er hat ſich nicht gewöhnt, zu ſchmiegen und zu biegen,
Er läßt gar willig gehn, was ihm nicht zugehört,
Und was ſein eigen iſt, das bleibet unverſehrt.

Des Donners harte Kraft, wie die Gelehrten ſagen,
Pflegt in den Lorbeerbaum gar nimmer einzuſchlagen.
So iſt auch vor der Macht des Glückes jederzeit
Der Tugend grünes Laub geſichert und befreit.
Sie läßt ſich ſonderlich durch Kreuz und Unglück ſehen;
Wann Alles kracht [6] und bricht, wann alle Winde wehen,
Wann Sturm und Wetter kömmt, da tritt ſie dann herein,
Macht ſchauen Jedermann auf ſie und ihren Schein.

---

[6] Knackt.

Die genügſame Ruhe des Landmanns.*)

Aus dem Gedichte Zlatna.

O wohl dem Manne, wohl, der kann in Ruhe leben,[1])
Und ſeine ganze Zeit den Feldern hat gegeben,
Liebt nicht der Städte Luſt und ihren falſchen Schein,
Da oft zwar pflegt mehr Geld, doch auch mehr Schuld zu ſein!
Er darf ſein Hütlein nicht ſtets in der Hand behalten,
Wenn er nach Hofe kömmt, und vor der Thür erkalten,

---

[1]) Im Zuſammenhange mit dem Vorigen heißt dieſer Vers:

O wohl demſelben, wohl, der ſo kann einſam leben.

*) Dieſes Bruchſtück gehört nicht eigentlich zu den geiſtlichen Gedichten, findet aber wohl hier bei den Bruchſtücken aus einem andern Lehrgedichte den ſchicklichſten Platz.

Eh' als er Audienz — Gehör [2]) iſt viel zu ſchlecht —
Zu Wege bringen kann, und ungerechtes Recht.
Da prahlet Einer her mit großen, weiten Schritten,
Der, wenn ein guter Mann ihn hat um was zu bitten,
Der beſſer iſt als er, und viel mehr weiß und kann,
So ſiehet er ihn kaum halb über Achſel an,
Und fertigt ihn kahl ab. Bald trifft ſich eine Stunde,
Wenn Niemand drauf gedenkt, ſo geht er ſelbſt zu Grunde,
Und ſeine Pracht mit ihm. Es pflegt nur ſo zu gehn:
Man muß hier, wie es kömmt, bald liegen und bald ſtehn.
Noch blähen ſie ſich auf und dürfen ſich erheben,
Ob [3]) Jeder, gebe Gott, müßt' ihrer Gnade leben,
Verbringen mit Panket und Spielen ihre Zeit,
Und mangelt ihnen nichts als bloß die Frömmigkeit.

— — — — — — — — — —

[2]) Verhör. — [3]) Als.

Das weiß ein Landmann 4) nicht. Die grauſame Trompete,
Noch auch der Trommel Schall jagt ihn nicht aus dem Bette,
Daß 5) er noch halb voll Schlaf müſſ' auf die Wälle gehn
Aus ſeines Weibes Schoß, und in der Rüſtung ſtehn.
Er ſchwebt nicht auf der See, da Himmel, Wind und Wellen
Ein armes ſchwaches Schiff faſt ſtürzen zu der Höllen
Und ſtoßen an den Grund. Er ehrt den Herren nicht,
Der oftmals wenig hält, und dennoch viel verſpricht.
Sein Thun iſt ſchlecht und recht; man ſieht ihn Niemand neiden,
Noch an des Nächſten Noth die falſchen Augen weiden;
Nicht wünſchen, was ihm fehlt, iſt ſeine ganze Luſt,
Lebt außer Furcht und Noth und iſt ſich ſein bewußt. 6)

---

4) Feldmann. — 5) Wie.

6) Lebt außer Furcht und Troſt und iſt ihm wohl bewußt.

Er liebt das grüne Feld vor allen andern Sachen,
Kann in der freien Luft ſich etwas größer machen,
Und faßt ſich friſchen Muth. Da gehen ſeine Küh',
Mit Lämmern untermiſcht, 7) in's Gras bis an die Knie'.
Der ſchwarze Schäfer ſteht bei einer hohen Linden,
Gelehnet auf den Stab, und ſchneidet in die Rinden
Der Liebſten Namen ein, bald ſchwingt er in die Höh'
Ein treues Hirtenlied von ſeiner Galathee.

— — — — — — — — — —

Dann geht er ferner auch zu ſeinen Bienen hin,
Schaut, wie zwei grimme Heer' oft an einander ziehn,
Und um des Nachbars Klee ſich bei den Stöcken zanken,
Die voll von Honig 8) ſind; — führt nachmals ſeine Ranken
Und junge Reben auf. Indeſſen kömmt ſein Weib,
Die nicht nach Biſam riecht, und ihren ſchnöden Leib,

7) Untermengt. — 8) Voller Honig.

Wie falſcher Waar' geſchieht, vollauf an allen Enden
Hat prächtig ausgeputzt; ſie trägt in ihren Händen,
Die grob durch Arbeit ſind, von grünem Majoran
Und Roſen einen Kranz, und krönet ihren Mann.
Bald ſetzt ſie ſich mit ihm bei einem Walde nieder,
An dem ein ſchöner Quell mit Rauſchen hin und wieder
Fließt, heller noch als Glas. Der leichten Vögel Schaar
Springt auf den Äſten um, der grüne Specht, der Staar,
Der oftmals reden lernt. Die Nachtigall vor allen
Singt dem, der ſie ernährt, und ihnen zu gefallen.
Die Lerche wirbelt auch — Dir, lieber Gott,9) allein
Singt alle Welt, Dir, Dir, Dir will ich dankbar ſein.

Indeſſen ſchleicht der Schlaf, der Mittler aller Sachen,
Durch ihre Glieder ein, und wenn ſie dann erwachen,

---

9) Die Lerche ſchreit auch: Dir, dir, lieber Gott.

Daß nun die Sonne faſt zu Gold vergehen ſoll,[10])
So führet ſie ihn heim, und ſezt den Tiſch bald voll
Mit Speiſen, die ſein Hof und Landgut ſelber träget,
Zwei[11]) Eier oder drei, die jetzt erſt ſind geleget —
— — — — — — — — — — —
Ein Lamm, das heute noch lief neben ſeiner Mutter,
Den feiſten Rahm der Milch und quittengelbe Butter,
Und Käſe nebenbei, wie Holland ſelbſt kaum hat,
Auch Obſt, das ſonſten iſt ſo theuer in der Stadt:
Dieß hat er und noch mehr, ißt, was er kann verdäuen,
Legt fein ſich ſelber vor, darf ſich mit nichten ſcheuen,
Ob er gleich auf den Tiſch die Ellenbogen ſtützt,
Und nicht mit ſteifer Bruſt, wie eine Jungfrau ſitzt.
Dann faſſet er den Krug mit allen beiden Händen,
Trinkt ſeinen Firnewein, bis daß er aus den Lenden
Drauf Athem holen muß; iſt gänzlich unbedacht,*)
Daß nicht ein guter Freund ihm etwas beigebracht.

[10] Zu Golde gehen ſoll. — [11] Ein.

*) D. h. unbeſorgt.

Der reiſſende Merkur, und das, ſo jungen Pferden
An ihren Stirnen hängt, wann ſie geboren werden,*)
Das bleiche Wolfeskraut, und was für Gift das Land
Bei unſrem Pontus **) trägt, iſt Dörfern unbekannt.
Dann macht der Wirth ſich erſt aus Müdigkeit zu Bette;
Sie ſpinnt mit dem Geſind' indeſſen um die Wette,
Und netzt die Finger wohl, bis ſie auch allgemach
Das Haupt legt auf die Bruſt und folgt dem Manne nach,
Den ſie, wie ſehr er ſchnarcht, aus herzlichem Verlangen
Der keuſchen Liebe 12) küßt auf ſeine braunen Wangen.
— — — — — — — — — —
So ruhen ſie mit Luſt, iſt ſchon ihr Lager nicht
Verhangen mit Damaſt, und ob das Stroh gleich ſticht

---

12) Wolluſt.

*) Hippomanes.

**) Bei dem Pontus Euxinus, dem ſchwarzen Meer. Das Gedicht iſt in Siebenbürgen geſchrieben.

Durch ihren Unterpfühl, bis daß es jetzt will tagen,
Und auf den Hügeln ſich der Morgenröthe Wagen
Von ferne ſehen läßt; dann dehnen ſie ſich aus,
Und ſind zuſammen[13]) beid' auf einen Sprung heraus.

O ſollte doch auch ich, nach ſolcher weiten Reiſe,
Und ſo viel Ungemach, bei euch ſein gleicher Weiſe,
Ihr Thäler, ihr Gebirg', ihr Brunnen und du Strand
Des Bobers, da man mich zum erſten auf der Hand
Herum getragen hat, wo die begraben lieget,
So mich zur Welt gebracht, wo ich, wie leicht es wieget,
Einſog das, was ich weiß.[14]) Ich halte nichts auf Geld,
Auf Ehre, die vergeht, und Gaukelei der Welt.

---

[13]) Zugleiche.

[14]) Der alte Text hat hier einen ſehr unbeholfenen Vers, der die bedeutende Änderung entſchuldigen mag:

— — — — — und wo ich erſtlich krieget'
Dieß Schlechte, was ich weiß.

Mein Wunſch iſt einzig der, mit Ruh' da wohnen können,
Wo meine Freunde ſind, die gleichſam alle Sinnen
Durch ſtarke Zauberei mir haben eingethan,
So daß ich ihrer nicht vergeſſen will, noch kann.
Hier wollt' ich was mir noch iſt übrig von dem Leben,
Wie wenig es auch iſt, mir und den Meinen geben,
Ein Feld, ein kleines Feld ſelbſt bauen mit der Hand,
Dem Volke zwar nicht viel, doch ſelber mir bekannt.
Ich würde ſonderlich[15]) die lange Zeit vertreiben,
Wie auch bisher geſchehn, mit Leſen und mit[16]) Schreiben,
Verachten ſicherlich das, was das blaue Feld
Des Meeres weit und breit in ſeinen Armen hält,
Weil Alles eitel iſt, die Kräfte ausgenommen,
Die von dem Sinne[17]) nur und dem Gemüthe kommen,
Das aller Eitelkeit, die der gemeine Mann
Für große Sachen hält, getroſt entſagen kann.

[15]) Zuvoraus, d. h. praecipue.
[16]) Selbſt. — [17]) Den Sinnen.

Morgenlied.

O Licht, geboren aus dem Lichte,
O Sonne der Gerechtigkeit,
Du ſchickſt uns wieder zu Geſichte
Die angenehme Morgenzeit.
Drum will uns gehören, *)
Dankbarlich zu ehren
Solche deine Gunſt.
Gieb auch unſern Sinnen,
Daß ſie ſehen können
Deiner Liebe Brunſt.

Laß deines Geiſtes Morgenröthe
In unſern dunkeln Herzen ſein,
Daß ſie mit ihren Strahlen tödte
Der eitlen Werke kalten Schein.

---

*) D. h. Darum geziemt es ſich für uns.

Siehe, Herr, wir wanken;
Thun und auch Gedanken
Gehn auf falſcher Bahn.
Du woll'ſt unſrem Leben
Deine Sonne geben,
Daß es wandeln kann.

Verknüpfe mit des Friedens Bande
Der armen Kirchen ſchwache Schaar;
Nimm weg von unſrem Vaterlande
Verfolgung, Trübſal und Gefahr!
Laß uns ruhig bleiben,
Unſern Lauf zu treiben
Dieſe kleine Zeit,
Bis du uns wirſt bringen,
Wo man dir ſoll ſingen
Lob in Ewigkeit.

Am zweiten Sonntage nach dem heiligen Dreikonigstage.

Es ſind unterſchiedne Gaben,
Die wir haben,
Nach der Gnade, die Gott giebt.
Der, dem er zu prophezeihen
Will verleihen,
Schaue, daß er es recht übt.

Wer ein Amt hat, welcher lehret,
Dem gehöret,*)
Daß er ſehe fleißig zu.
Wer vermahnt, giebt und regieret,
Dem gebühret,
Daß er Alles herzlich thu'.

Wer Barmherzigkeit erzeiget,
Sei geneiget,

---

*) D. h. Für den geziemt es ſich.

Daß er ungezwungen ſei.
Liebe weiß mit falſchen Sachen
Nichts zu machen,
Lebet recht, legt Arges bei.

Lieb' aus brüderlichem Herzen
Kann nicht ſcherzen,
Iſt ohn' allen falſchen Schein.
Schaut, daß ihr einander ehret,
Wie's gehöret:
Nichts an euch ſoll träge ſein.

Laßt den Geiſt euch brünſtig leiten,
Kennt die Zeiten,
Hofft und duldet, betet viel;
Tragt mit heil'ger Noth Erbarmen,
Herbergt Armen,
Segnet, der euch übel will.

Freut euch, wenn ſich Andre freuen,
Weint in Treuen,
Wenn ihr bei Betrübten ſeid.

Übt euch, daß ihr gleiche Sinnen*)
Mögt gewinnen,
Haſſet Pracht, liebt Niedrigkeit.

---

*) D. h. Gleichmuth.

Am Sonntage Miſericordia Domini.

Bedenkt, ihr Brüder, jederzeit
In euren rechten Herzen,
Wozu ihr wohl berufen ſeid,
Ertraget Noth und Schmerzen.
Seht, wie doch Chriſtus in der Welt
Hat für uns leiden wollen,
Sich als ein Vorbild dargeſtellt,
Daß wir ihm folgen ſollen.

Bei ihm hat kein Betrug und Schuld,
Kein falſches Wort gegolten:
Er ſchwieg und litte mit Geduld,
Im Fall er ward geſcholten.
Ließ man ihm weder Raſt noch Ruh',
So dräut' er doch mit nichten,
Gab aber dem die Rache zu,*)
Der einig recht kann richten.

*) D. h. überließ dem die Rache.

Der ſchweren Sünden Laſt und Schuld
Hat er für uns getragen,
Hat ſeinen Leib aus großer Huld
An's Kreuze laſſen ſchlagen.
Nun haben wir Gerechtigkeit
Für unſre Schuld gefunden,
Sind ſelig noch bei Lebenszeit,
Und heil durch ſeine Wunden.

Ihr waret, wie der Schafe Schaar,
Die irrend um muß laufen,
Steht augenblicklich in Gefahr
Vor wilder Thiere Haufen,
Eilt müde, kraftlos und beſchwert
Durch Berge, Büſch' und Höhlen:
Nun ſeid ihr frei, ſeid ganz bekehrt
Zum Hirten eurer Seelen.

Am Sonntage Cantate.

Was unſer Glaube Gutes thut,
So viel als nur an ihm iſt gut,
Das müſſen wir von oben haben.
Des Lichtes Vater, der uns liebt,
Der Athem, Kraft und Leben giebt,
Von dem ſind alle rechte Gaben.
Er wechſelt und verkehrt ſich nicht,
Des Lichtes Herr, ja ſelbſt das Licht.

Er hat uns laſſen in der Welt,
Hier unter ſeines Himmels Zelt,
Nicht werden nur allein geboren:
Er hat uns auch zur Heiligkeit,
Die vor ihm bleibet jederzeit,
Erzeuget und auf's Neu' erkoren;
Er nimmt zum erſten von uns hin
Das Weltgemüth und Menſchenſinn.

Darum erkennt die gute That,
Die er an euch erwieſen hat;
Seid ſchnell und fertig, viel zu hören,
Zu reden, langſam und bedacht;
Des Zornes ungezähmte Macht
Laßt euer Herze nicht bethören:
Des Menſchen Zorn begehet viel,
Was Gott nicht von uns haben will.

So legt die Bosheit von euch weit,
Laßt Liebe der Unſauberkeit, *)
Die ihm ein Haß iſt im Geſichte;
Seht, daß ihr recht das Wort 1) erkieſt,
Das in euch ſelbſt gepflanzet iſt
Von Gott, des Lebens klarem Lichte;
Nehmt ſolches Wort mit Sanftmuth an,
Das euren Seelen rathen kann.

1) Daß ihr das recht Wort.

*) D. h. Laßt fahren die Liebe zum unreinen Wandel, die vor Gottes Angeſicht verhaßt iſt.

Am Sonntage Vocem Jucunditatis.

Es iſt zu wenig, das Wort hören,
Man ſoll auch folgen ſeinen Lehren.
Wer hört, und dem nicht nach will kommen,
Iſt wie ein Menſch, der ſich beſiehet;
Wann ihm der Spiegel wird genommen,
So hat er ſich umſonſt bemühet.

Er gehet fort, und muß indeſſen,
Wie er geweſen ſei, vergeſſen.
Wer ſeiner Freiheit Satzung höret,
Iſt ihr, ſo weit er ſoll, ergeben,
Und das vollbringet, was er lehret,
Derſelbe wird recht ſelig leben.

Wer aber ſeine falſche Sinnen
So weit bei ſich läßt Statt gewinnen,
Daß er vermeint, Gott recht zu ehren,
Und ſeine Zunge nicht kann zäumen,

Der läßt ſich falſchen Wahn bethören,
Läßt ſich umſonſt von Werken träumen.

Ein wahrer Dienſt, der Gott beliebet,
Dem er Gehör und Gnade giebet,
Iſt, mild und gütig ſein den Armen,
Iſt, Waiſen Rath in Trübſal geben,
Iſt, frommer Wittwen ſich erbarmen,
Und vor der Welt unſträflich leben.

Am Sonntage Exaudi.

Ihr müſſet Gott euch rein und nüchtern bringen,
Müßt mäßig ſein, und nur am Glauben voll,
Wenn das Gebet hin durch die Wolken dringen
Und ihm ſein Herz auch kräftig rühren ſoll.

Laßt ſonderlich die Liebe bei euch ſchweben,
Sie heilt und deckt der Sünden Menge zu.
Es ziemet ſich, daß ihr ſollt gaſtfrei leben,
Und daß ein Menſch dem Andern Gutes thu'.

Gott ſchenket uns nicht für uns ſelbſt die Gaben,
Er machet uns zu Wirthen nur allein;
Man ſoll mit dem, was wir empfangen haben
Von ſeiner Hand, einander dienſtlich ſein.

Wer reden will, der rede, was Gott lehret,
Wer Ämter hat, der lege ſie nicht bei:
Alſo wird Gott durch Jeſum recht geehret,
Dem ewig Lob und Preis geſaget ſei!

Am zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Ihr Brüder, weil ihr hier im Leben
Als Pilgersleute müſſet ſchweben,
So ſeht, daß ihr vorſichtig ſeid.
Ihr müſſet auf euch Achtung geben,
Denn es iſt jetzo böſe Zeit.

Schaut, daß ihr euren Sinn erhöhet,
Und nach des Herren Willen gehet,
Vermeidet Wein und Trunkenheit,
Weil anders nichts hieraus entſtehet
Als ſichres Leben,*) Zank und Streit.

Singt, wann die Sonne gehet nieder,
Und wann ſie uns beſcheinet wieder,
Dem Herren einen Lobgeſang,
Erdichtet himmelsreiche Lieder,
Und ſaget Gott, dem Vater, Dank!

---

*) D. h. Gleichgültiges, träges, ſorgloſes Leben.

Am fünf und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis.

Das blinde Volk der Heiden,
So keine Hoffnung hat,
Empfindet großes Leiden,
Und iſt ohn' allen Rath,
Wenn ihm was Liebes ſtirbet:
Uns lehrt des Glaubens Kraft,
Daß Keiner nicht verdirbet,
Den gleich der Tod wegrafft.

Wie Chriſtus iſt erſtanden,
So wird er mich und dich
Auch aus des Todes Banden
Erretten kräftiglich.
Zum allererſten werden
Die Todten auferſtehn,
Eh' als das Volk auf Erden
Wird vor Gerichte gehn.

Er ſelbſt, der Herr der Herren,
Wird durch ein Feldgeſchrei
Anzeigen 1) weit und ferren,
Daß er vorhanden ſei.
Des Engels Wort wird ſchallen,
Wird ſagen: Kommt herfür!
Zu denen Menſchen allen,
Die jetzt nicht mehr ſind hier.

Er wird uns, die wir leben,
Wie ihre Schaar, zu ſich
Hin in die Wolken heben,
Da wir dann ewiglich
Beim Herren wohnen werden.
Glaubt ſicherlich und frei,
Daß dieſer Tod auf Erden
Des Todes Ende ſei.

1) Erzeigen.

Aus dem hohen Liede Salomonis.

Salomo.

O ihr Töchter Solyme,
Ich beſchwör' euch bei den Rehen,
Die zu Feld' und auf der Höh'
In der feiſten Weide gehen,
Weckt mein Lieb nicht auf mit Macht,
Bis ſie von ſich ſelbſt erwacht.

Sulamith.

Hör' ich meinen Liebſten nicht?
Seh' ich ihn nicht zu mir dringen?
Schau' ich nicht mein werthes Licht
Auf den weißen Hügeln ſpringen,
Wie ein Rehbock ſich erzeigt,
Und die wilde Gemſe ſteigt?

Hat er ſich doch ſchon allhier
Hinter unſre Wand begeben,
Sieht durch's Fenſterlied*) herfür,
Durch das Gitter ſchaut mein Leben,
Singt auf's Lieblichſt', als er kann,
Und hebt alſo zu mir an.

Salomo.

Komm, o Schöne, wo ich bin!
Auf, Lieb, ſtille mein Verlangen!
Schnee und Eis iſt überhin,
Sturm und Regen ſind vergangen.
Das vorhin bereifte Land
Wird in Blumen umgewandt.

Nichts iſt traurig, was man ſieht,
Freude ſteckt in allen Dingen;
Wald, Feld, Berg und Wieſe blüht,
Die verliebten Vögel ſingen,
Und die Turteltaube ruft
Ihrem Buhlen aus der Luft.

---

*) D. h. Fenſterladen.

Der faſt blaue Feigenbaum
Hat viel Knoten ſchon gewonnen,
Und der Weinſtock hält ſich kaum,
Krieget Augen von der Sonnen.
Sein Geruch macht ſich herfür;
Komm, Lieb! Schöne, komm zu mir!

Meine Taube, die du dich
Setzeſt in Gebirg' und Klippen,
Laß die Schönheit ſchauen mich,
Laß mich hören deine Lippen!
Nichts iſt, das der Stimme gleicht,
Der Geſtalt ein Jeder weicht.

Der erſte Pſalm.

O ſelig iſt, wer in der Böſen Rath
Zu gehn, den Fuß nie fortgeſetzet hat,
Der auf dem Weg der Sünder nimmer ſtehet,
Und ſitzet nicht bei Spöttern, ſondern gehet
Dem Herren nach, nimmt ſein Geſetz in Acht,
Ergötzt ſich da, durchſucht es Tag und Nacht.

Als wie ein Baum an einem ſchönen Fluß
Gepflanzet ſteht, der immer grünen muß,
Der ſeine Frucht zu rechten Zeiten bringet,
Den keine Noth, ſein Laub zu laſſen, zwinget:
So iſt er auch; was er gedenkt und thut,
Das gehet fort und wird gewünſchet gut.

Gottloſe ſtehn nicht alſo, 1) ſondern ſind
Wie leichte Spreu, die durch geringen Wind
Verfliegen muß, und wird hinweg genommen.

---

1) Alſo nicht.

Sie werden nie vor Rechte Recht bekommen;
Der Sünder Thun und Werk wird ganz und gar
Verworfen ſein vor der Gerechten Schaar.

Diejenigen, ſo der Gerechtigkeit
Geraden Weg nur gehen jederzeit,
Die liebet Gott, er will ſie ſtets erkennen.
Hingegen dann, weil die Gottloſen rennen
Auf böſer Bahn, ſo iſt ihr Lohn und Dank
Auch ſchwerer Fall, ihr Gang iſt Untergang.

Der funfzehnte Pſalm.

O Herr, wer wird ſo ſelig ſein,
Daß er in deinen Zelten bleibe?
Wer nimmt durch deinen Gnadenſchein
Den heilig ſchönen Berg doch ein,
Da er bei dir die Zeit vertreibe?

Der iſt es, deſſen Herz und Geiſt
Wohl wandelt, der, was recht iſt, übet,
Der das, was gut und ehrbar heißt,
Zu treiben einig ſich befleißt,
Und herzlich ſehr die Wahrheit liebet.

Der nie begehet Ungemach,
Nicht ſchlägt den Nächſten mit der Zungen,
Sagt nicht dem Nachbar Böſes nach,
Und läſſet ihm erdachte Schmach
Und falſchen Spott unaufgedrungen.*)

---

*) D. h. Und ihm nicht aufdringt u. ſ. w.

Der nie dem Böſen Gunſt verleiht,
Ehrt den, der Gott ehrt aller Dingen,
Der nimmer ändert ſeinen Eid,
Und ſollt' es ihm ſchon anderweit
Den höchſten Schimpf und Schaden bringen.

Der niemals Geld vom Wucher hebt,
Nicht nach Geſchenken Urtheil heget,
Nicht wider Recht und Unſchuld ſtrebt;
Wer alſo redet, alſo lebt,
Der bleibet ſtets und unbeweget.

Der ſechs und ſiebzigſte Pſalm.

In Juda iſt ter Herr bekannt
Mit ſeiner Herrlichkeit und Macht,
Er ſtreckt ſich durch das ganze Land
Mit ſeines Namens hoher Pracht;
Zu Salem hat er ſeine Hütte,
Auf Zion iſt das Haus der Güte.

Da ſiehet man die große That,
Wie er die Bogen um und an,
Die Pfeil' entzwei gebrochen hat,
Schild, Schwert und Streiten weg gethan.
Die Räuberberge mußten ſehen
Die Wunder, ſo durch dich geſchehen.

Die Stolzen ſchliefen ſicher hin,
Ergaben ſich und auch ihr Gut,
Und ließen ſinken Hand und Sinn,
Verloren ihren hohen Muth.

O Jacobs Gott, du haſt geſchlagen
Mit deinem Schelten Roß und Wagen!

Du, du biſt ſchrecklich! Wer beſteht,
Wann du im Eifer dich erregſt?
Wann daß dein ſcharfer Spruch ergeht,
Und du das Recht im Himmel hegſt,
So muß der Erdenbau erſchrecken,
Und ſich mit Furcht und Schweigen decken.

Nun dieß geſchieht, wann du, o Gott,
Dich ſetzeſt auf den Urtheilthron,
Und ziehſt die Frommen aus der Noth,
Giebſt ihnen ihrer Sanftmuth Lohn:
Da müſſen Leute, die ſonſt toben,
Dich ganz mit neuen Sinnen loben.

Wo auch was Zorn noch übrig bleibt,
So iſt doch ſeine Kraft und Muth,
Der ſolches Alles hintertreibt.
Schaut, daß ihr Gott Gelübde thut,
Und lebt auch, wie ihr euch verbindet,*)
So viel ihr euch um ihn befindet.

---

*) D. h. verpflichtet durch die Gelübde.

Bringt Gaben dem, der mächtig heißt,
Der auch der höchſten Fürſten Sinn,
Wie reiſe Trauben, niederreißt,
Und ſtürzet ihre Pracht dahin,
Der ſchrecklich muß geſchätzet werden
Von allen Königen der Erden.

Anhang.

Zwei Proben von moderniſirten Bearbeitungen der Opitziſchen Gedichte.

Abdankung der Aſterie.

Aus Ramler's Lyriſcher Blumenleſe, 1774.
(Vergl. unſre Samml. S. 36.)

Aſterie mag bleiben, wer ſie will!
Für ſie hab' ich nicht Ohr,
Nicht Auge mehr; ein weit erhabner Ziel
Setzt ſich mein Ehrgeiz vor.
Ich will mich aufwärts ſchwingen
In einen höhern Kreis,
Und nur die Weisheit ſingen,
Und nur der Tugend Preis.

Der liebt mit Ruhm, wer die Vollkommenheit
Der Weisheit ſelber liebt,

Nie ſeinen Geiſt der weichen Üppigkeit
Zum Sklaven übergiebt,
Nicht auf den Blumenwegen
Der Wolluſt irren mag,
Worauf manch kühner Degen
Und freier Held erlag.

Wer Tugend liebt, der ſtirbet nimmermehr,
Er lebet im Gerücht,
Durch alle Welt ſchallt ſeines Namens Ehr',
Das Grab umſchleußt ihn nicht.
Drum will ich nicht mehr ſingen,
Was Blut und Sinn erhitzt:
So wird mein Geiſt ſich ſchwingen,
Wo Mond und Sonne ſitzt.

Weg, Venus, weg! die Wahl iſt ſchon geſchehn.
Mein freier Geiſt entrinnt.
Ich will forthin den Pfad der Weisheit gehn,
Und durch das Labyrinth
Der Wolluſt nicht mehr wallen.
Die Tugend iſt mein Ziel.
Aſterie, ſammt Allen,
Mag bleiben, wer ſie will.

Die zwei Geiſter der Nacht.

Aus Matthiſſon's Lyriſcher Anthologie, Th. 18. 1806.

(Vergl. unſre Samml. S. 82.)

Die Nacht hat angeleget
Ihr ſchwarzes Trauerkleid;
Kein Gras iſt, das ſich reget;
Kein Baum rauſcht weit und breit.
Die Erd' iſt ſchon zu Bette,
Und hat die Augen zu;
Da ſchläft ſich's um die Wette;
Das Meer liegt auch in Ruh'.
Nur noch zwei Geiſter wachen,
Der Kriegs- und Liebesgott,
Beſtellen ihre Sachen
Um Leben und um Tod.
Wenn alles ſanft ſchon träumet,
Vergeſſend aller Pein,
Dann deren keiner ſäumet,
Und heißt uns wacker ſein.
Soldaten, die verlangen
Nach Blute für und für;

Der Buhler liegt gefangen
Vor ſeiner Liebſten Thür.
Mars muß ſein Lager ſchlagen
Wohl unterm Himmelsdach,
Der Nächte Graus ertragen
Und trinkt ſich Muth am Bach.
So löſcht betrübt im Sehnen
Der Buhler, ſtatt in Wein,
Mit vielen heißen Thränen
Den Durſt der Liebespein.
Man ſieht des Feuers Flammen
In Nächten heller ſein,
Als wenn ſie gehn zuſammen
Mit lichtem Tagesſchein:
So legt der Streit, die Liebe
Dem Feuer heißer zu,
Wenn rings iſt Nacht und Trübe,
Und Alles um uns Ruh'.

Nachträge zu den kritiſchen Anmerkungen.

Seite	Zeile		
14	9	Amſt. Ausg.:	Doch wann uns kömmt ſt. Allein kömmt uns.
35	9	" "	viel ein ſt. ein viel.
43	2	" "	Die ſt. Der.
49	8	" "	Man red' jetzt auf ſie, was man will.
68	6	" "	ſonſten möchte ſt. ſonſt noch möge.
82		heißen die erſten vier Verſe: Die Sonn' hat ſich verkrochen, Der Tag iſt ganz dahin, Der Mond iſt angebrochen; Die Arbeittröſterin —	
91	2	Amſt. Ausg.:	Dem, dem ſt. Ihm, dem.
92	4	" "	ſchon hing ſt. hing ſchon.
102	3	" "	Ungeſtümme hin ſt. Ungeſtüm dahin.
102	9	" "	So biſt du auch zuvor, du Schöneſte, geweſen.
102	14	" "	und in der grünen ſt. in deiner grünen.
103	1	" "	biſt du ſt. du biſt.
104	7 u. 8	" "	Wann Seufzen und Gebete Viel mehr noch Wunder thäte. (
107	11	" "	auf das Neue ſt. dir auf's Neue.
110	4	" "	einer ſt. ſeiner.

Seite	Zeile	
110	8	Amſt. Ausg.: Bürge ſt. Bürger.
115	3	= = weiſſeſt nicht ſt. weiſt es nicht.
119	11	= = einig ich mein Herz und Sinn gewandt ſt. einig Herz und Sinnen ich gewandt.
123	5	= = Feldeinwohnerinn ſt. Feldbewohnerinn'.
125	4	= = ſchönen ſt. ſchnöden.
139	5	= = wie gleichſam ſt. gleichſam wie.
139	6	= = Iſt alſo ſt. So iſt es.
149	9	= = Es ſt. Welt.
149	16	= = nicht ſt. Nichts.
150	4	= = verrücken ſt. vorrücken.
160	2	Triller's Ausg.: nur hat zu ſehr ſt. nur zu ſehr hat.
163		Um einen ſelbſtſtändigen Anfang zu gewinnen, ſind einige Verſe verſetzt, und der halbe Vers: Da nichts beſtehen kann, hinzugefügt worden. Eben ſo iſt S. 169 im Anfange des Bruchſtücks die Reihenfolge der Verſe verändert worden.
183	11, 12 ꝛc.	ſind die Verſe verſetzt worden, aber ohne Änderung in den Worten.
192	3	Amſt. Ausg.: von ſt. aus.
194	13	= = ſelbſt in euch ſt. in euch ſelbſt.
197	11	= = Wir ſolln ſt. Man ſoll.
201	9	= = Schaue doch ſt. Schau' ich nicht.
204		Die Pſalmen ſind nach der Trilleriſchen Ausgabe gedruckt, ſo wie auch ſchon oben einige Epigramme, die in der Amſterdamer Ausgabe fehlten.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Über Opitzens Leben und Schriften XXI

Erſtes Buch.

Freie Lieder.

Lebensluſt 3
Eile der Liebe 6
Segen der Einfalt 8
Schlichte Liebe 11
Allmacht der Liebe 13
Liebe, wer ſich ſelber haßt! 15
An Clorinde 18
An die Morgenröthe 20
Anakreontiſches Lied 23
Nach Katull 24
Sehnſucht nach Freiheit 26
Nachtklage 28
Des Schäfers Klage 30
Das neue Vaterland 34
Abſchied vom Lieben 36
An die Deutſchen 39
Die Göttin der Gelegenheit 42
Tugend iſt der beſte Freund 43
Das gute Ziel 45
Was vergeht und was bleibt 47
Schluß-Elegie 50

Zweites Buch.

Gedichte an Gönner und Freunde, Glückwünſchungen, Hochzeitlieder und Leichengeſänge.

Seite
An Georg Rudolf, Herzog in Schleſien, zu Liegnitz ꝛc. 55
An den Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotſch . . . 57
Troſtlied an eine Fürſtin 60
An Herrn Elias Sperer 63
An Nüßler 66
An Herrn David Müller über die Geburt ſeiner Tochter 70
Hochzeitlied im Frühling 73
Auf die Vermählung des Freiherrn Sigismund von
Güldenſtern mit Fräulein Anna von Cerna 76
Hochzeitlied 79
Der Kriegs- und Liebesgott. Hochzeitlied 82
Aus einem Hochzeitgedicht für einen Dichter 86
Auf die Hochzeit der Jungfrau Anne Marie Gaiſterinn.
Anagramm 89
Auf den Tod der Herzogin Anna Magdalena v. Münſterberg 91
An Herrn David Müller über den Tod ſeiner Gattin . 96
Auf den Tod einer Jungfrau. Im Namen eines Andern 101
Auf den Tod einer Jungfrau 104
An Herrn Heinrich Schütze über den Tod ſeiner Gattin 107
Auf ſeines Enkels, Herrn David Müllers Söhnleins,
Begräbniß 110

Drittes Buch.

Sonette.

An das Buch der Sonette 115
Freiheit und Dienſtbarkeit 117
An der Liebſten Vaterland 119

Seite
An Aſträens Augen 121
An die Bienen 123
Flammentod der Liebe 125
Liebesthorheit in böſer Zeit 127
Liebe in der Verbannung 129
Nach Petrarcha 131
Auf die Geburt eines Kindes 133
Auf die Hochzeit eines Freundes 135
Schluß-Sonett 137
In ein Stammbuch 139
Am erſten Januar 1625 141

Viertes Buch.

Sprüche und Sinngedichte,

größtentheils Überſetzungen.

Die Eitelkeit der Welt 145
Die Tugend 151
Das rechte Maß 152
Der Spiegel 153
Mars und Amor 153
Das ſteinerne Herz 154
Flucht der Schönheit 154
Nach Anakreon 155
Auf einen Knaben, der ſich ſelbſt gemahlt 155
Sta Viator! 156
Grabſchrift eines Hundes 157
„ „ Koches 158
„ „ Eigennützigen 158
„ „ Bettlers 158
„ Alexanders 159
„ eines Greiſes 159
Auf Griechenlands Untergang 160

Fünftes Buch.

Geiſtliche Gedichte.

Seite
Von dem Wankelmuth des Glücks 163
Die Tugend im Drange der Widerwärtigkeiten des Krieges 169
Die genügſame Ruhe des Landmanns 177
Morgenlied 186
Am zweiten Sonntage nach dem heiligen Dreikönigstage 188
Am Sonntage Miſericordia Domini 191
Am Sonntage Cantate 193
Am Sonntage Vocem Jucunditatis 195
Am Sonntage Exaudi 197
Am zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis 198
Am fünf und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis . 199
Aus dem hohen Liede Salomonis 201
Der erſte Pſalm 204
Der funfzehnte Pſalm 206
Der ſechs und ſiebzigſte Pſalm 208

Anhang.

Zwei Proben von moderniſirten Bearbeitungen der Opitziſchen Gedichte.
  Abdankung der Miſerie (aus Ramlers Lyriſcher Blumenleſe) 211
  Die zwei Geiſter der Nacht (aus Matthiſſon's Lyriſcher Anthologie Th. 18.) 213
Nachträge zu den kritiſchen Anmerkungen 215

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

II.

Andreas Gryphius.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
# ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

II.

Auserleſene Gedichte von Andreas Gryphius.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

Auserleſene

Gedichte

von

Andreas Gryphius.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Wir haben in der Auswahl und Behandlung des Textes dieſes zweiten Bandes unſrer Sammlung dieſelben Grundſätze befolgt, welche wir in der Vorrede zu unſerm Opitz angedeutet haben. Daher konnte weder ein vollſtändiges Trauerſpiel oder Luſtſpiel des Gryphius aufgenommen werden, noch durften wir durch einzelne aus dem Zuſammenhange herausgeriſſene Szenen Aufmerkſamkeit und Liebe für den dramatiſchen Dichter zu erwecken hoffen. Die Trauerſpiele lieferten uns demnach nur einige ſelbſtſtändige Chorgeſänge, oder, wie Gryphius ſie nennt, Reihen. In der Behandlung des Textes wird der vergleichende Leſer wahrſcheinlich bemerken, daß wir mehr Härten, Unebenheiten, Alterthümlichkeiten u. dergl. m. unangetaſtet gelaſſen haben, als in den Opitziſchen Gedichten. Der Grund dieſer Ungleichheit liegt aber in der ungleichen Form dieſer beiden Dichter, nicht in unſrer ungleichen Behandlung, und wird ſich ſchon aus dem erklären, was wir zum Schluſſe unſrer Charakteriſtik über das Äußere der Gedichte des Gryphius geſagt haben.

Wir haben uns zweier Ausgaben bedient, welche leider ſelbſt in den meiſten Druckfehlern mit einander übereinſtimmen, ſo daß die Kritik unter den Leſearten nicht eben viel zu wählen hatte. Die erſte: Andreä Gryphii Trauerſpiele, auch Oden und Sonnette. In Breßlau, zu finden bei Veit Jacob Treſchern, Buchhändler. Leipzig, gedruckt bei Johann Erich Hahn. Im Jahr 1663. Die zweite: Andreä Gryphii um ein merkliches vermehrte Teutſche Gedichte.

Breßlau und Leipzig, In Verlegung der Fellgiebeliſchen Erben, 1698. 2 Thle. Dieſe letzte Ausgabe iſt die vollſtändigſte, und war für uns durch ein neues Buch Sonette, größtentheils aus der letzten Lebensperiode des Dichters, beſonders wichtig. Andreas älteſter Sohn, der Dichter Chriſtian Gryphius, iſt der Beſorger dieſer Sammlung.

Die Lebensbeſchreibung, die wir liefern, iſt ein Auszug aus der von Bredow, mit Benutzung der beſten, ſchwer zugänglichen Quellen und kritiſchem Sinn bearbeiteten, die in deſſen Nachgelaſſenen Schriften 1816 erſchienen iſt. Was wir des Eigenen hinzugefügt haben, iſt aus den reinſten Quellen, des Dichters Werken, geſchöpft. Die Weitläuftigkeit dieſer Biographie mag ſich damit entſchuldigen, daß, trotz der Bredowſchen Abhandlung, viele falſche Angaben über Gryphius Leben noch in den neueſten litterarhiſtoriſchen Werken von Bouterwek und Franz Horn wiederholt ſind, und daß das Mangelhafte der Artikel im Jöcher und andern Noth- und Hülfsbüchern von ſo fleißigen Forſchern aus derſelben nicht ergänzt worden iſt.

Deßau, den 6ten Juli 1822.

Über Andreas Gryphius Leben und Schriften.

Andreas Gryphius*) wurde 1616, den elften Oktober, in der Mitternachtſtunde, zu Groß-Glogau geboren, wo ſein Vater, Paul Gryphius, Archidiakonus war. Ein älterer Bruder empfing den Taufnamen des Vaters und wählte deſſen Stand, und ſeine ebenfalls ältere Schweſter, Anna Maria, ſtarb bald nach ihrer Verheirathung.**) Die Kindheit unſers Dichters war voller Widerwärtigkeiten, Leiden und Mühen, gleichſam eine Vorbedeutung für ſein ganzes Leben. Im Jahre 1621, zu Anfange des dreißigjährigen Krieges, der Schleſien bald darauf verheeren ſollte, ſtarb ſein Vater plötzlich und mit Spuren der Vergiftung. Andreas ſagt in einem Gedichte (In einer tödtlichen Krankheit. Ausgabe von 1698, Th. II. S. 45.) über dieſen Verluſt:

---

*) So ſchrieben ſich der Dichter, ſein Vater, Bruder und Sohn, nach Sitte der Zeit. Die Familie iſt ächt deutſch und heißt Greif. S. Bredow's Nachgel. Schriften S. 122 ff. Die Abkürzung Gryph, der ſich z. B. Franz Horn bedient, iſt alſo nicht ſtatthaft.

**) S. Sonette B. II. Son. 21 und 22 (nach der Ausgabe von 1698.)

Eh' mich das vierte Jahr,
Der vierte Winter fand, lag dieſer auf der Bahr',
Dem ich mich ſchuldig bin und dies mein müdes Leben.
Er fiel durch Gift, das ihm ein falſcher Freund gegeben,
Der oft vor ſeinem Muth und hohen Geiſt erblaßt.

Nicht lange darauf, noch ehe er, wie er in demſelben Gedichte ſich ausdrückt, den Verluſt ſeines Vaters empfinden konnte, ſuchten ihn böſe Fieber heim, und der Tod ſchwärmte über ihm. Im Jahre 1622 verheirathete ſich die Mutter unſers Andreas zum zweitenmal, mit dem Magiſter Michael Eder, der damals Pfarrer zu Driebitz war und als Paſtor zu Frauſtadt ſtarb. Sie lebte kaum ſechs Jahre in dieſer Ehe und ſtarb 1628. Wir wollen auch über dieſen Todesfall unſern Dichter ſelbſt hören (im angeführten Gedicht).

Der Tod ſchwärmt' über mir. Doch, weil ich ihn begehrt,
Hat mir der Menſchen Feind den Rücken zugekehrt,
Und nahm die Seele weg im Mittel ihrer Tage,
Im Frühling ihrer Zeit, um die ich täglich klage,*)
Wiewohl ſie, weil ſich noch in mir ein' Ader regt,
Und weil der warme Geiſt in beiden Brüſten ſchlägt,

---

*) Ja, Frühling ihrer Zeit, um die ich täglich zage.

Mir wird im Herzen ſtehn — die, die mich hat geboren,
Die lieber ihren Leib, als mich, ihr Kind, verloren.
Was hat mich, da ſie weg, was hat mich nicht verletzt?
Welch Schmerzen, welche Qual hat mir nicht zugeſetzt?
Wer hat der Güter Reſt nicht diebiſch mir entzogen,
Und meinen Geiſt gekränkt und mich mit Liſt betrogen?

Gegen wen dieſe letzten Vorwürfe gerichtet ſein mögen, iſt zweifelhaft. Es ſcheint zwar, daß Andreas ſich damals in dem Hauſe ſeines Stiefvaters nicht wohl befand, jedoch rühmt er in der Folge in einem Sonett (B. I. S. 16.) deſſen chriſtliche Tugend mit vieler Wärme. Vielleicht deutet er auf die Plünderungen hin, welche die Mansfeldiſchen um dieſe Zeit in Schleſien verübten. Wenigſtens wiſſen wir, daß ſeine väterliche Bibliothek eine Beute des Krieges wurde. Wahrſcheinlicher aber bezieht ſich die räthſelhafte Stelle auf die ſpäteren Verfolgungen und Verſchwärzungen des Dichters. Im Jahre 1631 zu Oſtern verließ Gryphius das Haus ſeines Stiefvaters, wie es ſcheint, aus eigenem Antriebe, und begab ſich nach Görlitz, um die dortige Schule zu beſuchen. Durch die Kriegsunruhen aus Görlitz verjagt, ſuchte er Zuflucht bei ſeinem Bruder Paul, der damals in Rickersdorf wohnte und ihn auf die Schule nach Glogau brachte. Auch dahin verfolgte den Knaben ſein Mißgeſchick; denn bald nach ſeiner Ankunft verheerte eine Feuersbrunſt einen großen Theil der Stadt, und Andreas gerieth in die hülfloſeſte Lage. In dieſer Noth wandte er ſich mit einer Elegie, die ſein Elend ſchilderte, an den Magiſter Eder, und dieſer ſchickte ihn auf die Schule nach Frauſtadt, deren Rektor der zu ſeiner Zeit berühmte Jakob Rollius war. Hier legte Gryphius den Grund zu ſeiner vielſeitigen gelehrten Bildung. Außer den beiden klaſſiſchen Sprachen, die er von Kindheit an geübt hatte, trieb er Hebräiſch, Chaldäiſch und Syriſch, und das Polniſche hat er hier wohl auch durch Umgang gelernt. Selbſt die Gelegenheit, ſich durch die im Jahre 1631 in Schleſien eingedrungenen Schweden eine neue Sprache zu eigen zu machen, ließ er nicht unbenutzt, und ſpäterhin auf ſeinen Reiſen erwarb er ſich Fertigkeit im Holländiſchen, Franzöſiſchen und Italiäniſchen. Auch das Engliſche und das Spaniſche blieben ihm nicht fremd. Die Peſt, welche nicht lange nach ſeinem Eintritt in das Gymnaſium von Frauſtadt, dieſe Stadt heimſuchte und die öffentliche Schule zu ſchließen zwang, raubte dem lehrbegierigen Schüler den Unterricht, unterbrach jedoch ſeine Studien nicht. Er las ohne Hülfe und Anweiſung griechiſche und lateiniſche Schriftſteller, und namentlich den Plutarch und Livius. In dieſe Zeit fällt auch die Vollendung ſeines erſten Trauerſpiels Herodes, welches 1634 im Druck erſchien.*) Geſchrieben wurde es aber ſchon auf der Schule zu Frauſtadt, und während der Ferien 1631, alſo in dem funfzehnten Jahre des Dichters, zu Ende gebracht. Derſelben Periode gehören gewiß auch mehrere von Gryphius kleineren Gedichten an, namentlich von den Geiſtlichen Sonetten, die er ſelbſt Blüthen des erſten Märzen nennt.**) Nach der Wiedereröffnung der Frauſtädter Schule hielt Gryphius bei mehreren Feierlichkeiten öffentliche Vorträge und gewann ſich dadurch den Ruf eines guten Redners, welcher ihm nach Danzig folgte, wohin er ſich, man weiß nicht, wodurch bewogen, im Mai 1634 begab. Er beſuchte zwar auch hier das Gymnaſium, fing aber gleich nach ſeiner Ankunft an, ſelbſt Unterricht zu ertheilen, und erklärte einigen jungen Edelleuten die Annalen des Tacitus. Einer beſtimmten Fakultätswiſſenſchaft widmete er ſich nicht, ſondern beſtrebte ſich, ſeine Kenntniſſe, ohne die Ausſicht auf ein Ziel ausſchließlich im Auge zu haben, nach ſo vielen Seiten hin, als möglich, auszubreiten. In dieſe Zeit fällt auch die Herausgabe ſeines Erneueten Parnaſſes, einer Gedichtſammlung, die zu den typographiſchen Seltenheiten gehört.

---

*) Es iſt nicht in die Sammlungen von Gryphius Werken aufgenommen, und den einzelnen Druck konnte Bredow in keiner Breslauer Bibliothek auffinden.

**) Sonette B. V. Son. 36. Das Satyriſche Sonett an Pätus B. I. Son. 28 führt die Jahreszahl 1627, und wäre demnach in dem elften Jahre des Dichters geſchrieben, was freilich an und für ſich nicht unmöglich, aber gerade bei dieſem Gedicht nicht wahrſcheinlich iſt, das keine Spur von jugendlicher Begeiſterung an ſich trägt, wohl aber eine Welterfahrung zeigt, die ein Knabe von elf Jahren nur auf Koſten ſeines kindlich reinen Herzens hätte gewinnen können.

Wir finden unter Gryphius Gedichten ein Sonett und zwei Epigramme*) auf den Tod einer geliebten Jungfrau, die er Hippolyte nennt. Daß ſich in dieſen Stücken kein erdichtetes Gefühl ausſpreche, läßt ſich wohl ſchon aus ihnen ſelbſt erkennen; es wird dieſer Todesfall aber auch in dem ſchon angeführten Gedichte auf eine Weiſe beklagt, die uns vermuthen läßt, daß er einen tiefen, lange fortwirkenden Eindruck auf das mit Schmerz und Leid innig vertraute Gemüth des Jünglings gemacht habe. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß Hippolytens Tod in die früheſte Jugendzeit des Dichters geſetzt werden muß, da er deſſelben gleich nach der Erwähnung des Verluſtes ſeiner Mutter gedenkt:

---

*) Sonette, Buch I. Son. 40. Beiſchriften 3 Buch Nr. 67 und 94.

Ich hab' Aſterien *) die Augen zugedrücket,
Und deine keuſche Leich', Hippolyte, beſchicket,
Hippolyte, vorher **) mein Troſt, nun meine Pein,
Die ehmals mich ergötzt, um die ich jetzo wein'.

Die Gedichte an Eugenien gehören dagegen einer ſpätern Lebenszeit unſers Andreas an, und ſcheinen uns, obgleich ziemlich zahlreich, doch aus keiner Liebe hervorgegangen zu ſein, welche die ganze Seele des Dichters eingenommen hätte. ***)

Im Frühling 1636 rief der Magiſter Eder, der unterdeſſen als Paſtor nach Frauſtadt gekommen war, ſeinen Stiefſohn zu ſich. Aber Andreas hielt hier nur kurze Zeit aus, und ſchon im Sommer deſſelben Jahres finden wir ihn auf den Gütern des kaiſerlichen Pfalzgrafen in Schleſien, Georg von Schönborn, unweit Freiſtadt. Obgleich der Unterricht der Kinder des Pfalzgrafen, zu deren Ephorus er berufen war, ihm die beſte Zeit raubte und ihn von ſeinen Lieblingsſtudien abzog, ſo ſcheint er ſich doch in ſeinem Verhältniß nicht unwohl gefühlt zu haben, und er rühmt ſowohl des Grafen Gelehrſamkeit und Tugend, als auch die Gottesfurcht und milde Freundlichkeit der Gräfin. Auch die große Bibliothek ſeines Gönners war kein leichtes Gewicht für ihn in der Abwägung der Vortheile und Nachtheile ſeines jetzigen Standes. Der Ruhm, welchen ſich Gryphius ſchon damals durch ſeine Gedichte erworben hatte, war ſo groß, daß ihn der Pfalzgraf den 30ten November 1637 mit einem friſchen Lorbeerkranze zum Kaiſerlichen Poeten krönte, ihn zu der Würde eines Magiſters der Philoſophie erhob und ihm und ſeinen Nachkommen alle Rechte und Freiheiten Adeliggeborener ertheilte, von denen jedoch weder er, noch die Seinigen jemals Gebrauch gemacht haben, obgleich die Familie Greif früherhin ſchon adelig geweſen war.

---

*) Es iſt mir nicht klar, wen er mit dieſem Namen meine.

**) vorhin.

***) S. beſonders die Epigramme Buch II. Nr. 31. 32. Buch III. Nr. 89.

Um dieſe Zeit beginnt wieder, nach kurzer Ruhe, eine mühevolle, prüfungsreiche Lebensperiode unſers Dichters, über die uns leider beſtimmte Nachrichten abgehn. So viel indeß deuten uns ſeine eigenen Gedichte an, daß Feinde und Neider ihn verläumdet, verketzert und der Verfolgung Preis gegeben haben. Der Grund aller Verfolgungen ſcheint Religionshaß gegen den Proteſtanten geweſen zu ſein, meint Bredow, ſo daß man daher ſeine lebhaften Schilderungen der Kriegsgreuel als Verſuche, das Volk zu empören, mißdeuten mochte. Namentlich aber gab ſeine doppelte Beſchreibung*) des großen Freiſtädter Brandes von 1637 der Parthei ſeiner Feinde Waffen in die Hände, welche man ſowohl gegen den Verfaſſer, als gegen deſſen Gönner, den Pfalzgrafen, der ein empfehlendes Gedicht als Vorrede zu der größeren proſaiſchen Beſchreibung geliefert hatte, zu gebrauchen wußte. Von den näheren Umſtänden dieſes Angriffs wiſſen wir nichts. Der Dichter ſelbſt ſagt in der lateiniſchen Zueignung des zweiten Buchs der Oden an Johann Chriſtoph von Schönborn, den Sohn Georgs, folgendes: „Scheelſucht und Grauſamkeit hätten ſich gegen ihn und, des unſchuldigen Gedichts wegen, auch gegen den ehrwürdigen ſchon kranken Vater mit Wuth erhoben. Nicht getadelt habe man ſeine Darſtellung vom Unglück des Vaterlandes, ſeine Beſchreibung dieſer der Tugend ſo unholden Zeit; mit rohem Griffel habe er noch ungeübt gezeichnet, tadelſüchtiger Verläumdung alſo wohl bequemen Stoff geboten; allein nicht die Schrift, ſondern den Mann habe man angreifen wollen.“ Und in einem Epigramm (Buch I. Nr. 50.):

Um daß ich deine Gluth und letzte Noth beſchrieben,
O Freiſtadt, und wie du ſel'ſt in dem Feu'r geblieben,
Dräut man mit Haß und Hohn —

---

*) Eine poetiſche im zweiten Theil der Gedichte S. 82. und eine in deutſcher Proſa, die 1637 zu Liſſa gedruckt, und ſehr ſelten geworden iſt.

In dieſe Zeit gehört wahrſcheinlich auch die Verbrennung einer Diſputation von Gryphius: De igne, non elemento, über die er in einem Epigramm (Buch II. Nr. 77.) ſcherzt. *)

Weil an dem Feuer ich mich, wie man ſchwärmt, verbrochen,
Hat man mit Feuer ſich an meiner Schrift gerochen.
Weil ich, daß Feuer nicht ein erſter Leib, **) bewährt,
Hat ein vermiſchtes Feu'r die Grundſchlüſſ' aufgezehrt.

Um das Unglück unſers Andreas zu vollenden, ſtarb gegen Ende deſſelben Jahres †) ſein Gönner und Schützer, der Pfalzgraf Georg von Schönborn. Gryphius hat in mehreren Reden und Gedichten das Andenken dieſes Edeln gefeiert, unter andern auch in den ſchon oft angezogenen Alexandrinern, die deſſen Tod, als einen der empfindlichſten Unfälle ſeines Lebens, beklagen. ††) Nicht lange nach dieſem Schlage traf den Dichter nicht minder hart die Nachricht von der Vertreibung ſeines geliebten Bruders Paul, der ſeit 1632 unter dem Schutze einer ſchwediſchen Beſatzung Pfarrer zu Freiſtadt geweſen war, und deſſen

---

*) Die Diſputation ſelbſt ſcheint verſchwunden zu ſein.

**) D. h. ein Element.

†) Im December 1637.

††) Er nennt ihn in dieſem Gedicht: Dicäus, der Gerechte.

Stelle jetzt ein Katholik einnahm.*) Andreas glaubte ſich nun in ſeinem Vaterlande nicht mehr ſicher, und verließ es mit tiefbetrübtem Herzen, um in der Fremde Schutz für Freiheit und Leben, und Ruhe für ſeine Muſe zu ſuchen. Zuerſt wandte er ſich nach Danzig, von wo er ſich jedoch ſchon am

---

*) Das Sonett, welches Andreas auf die Vertreibung ſeines Bruders gedichtet hat, verdient hier mitgetheilt zu werden, da es in unſerer Sammlung keine Stelle gefunden hat.

Der Eifers voll von Gott hat Tag und Nacht gelehret,
Den Chriſtus Lieb' entzünd't, den Gottes Geiſt gerührt,
Der Chriſtus Schafe ſtets auf grüne Weide führt,
Dem oft die Angſt das Herz, und Gluth das Gut verſehret,
Der keiner Feinde Glimpf noch Schnauben je gehöret,
Den Tugend hat durch Pein, wie Gold durch Gluth, geziert,
Der einzig nur gelebt, als ſeiner Lehr' gebührt,
Den Weisheit ſich erkieſt, den Suada hoch verehret,
Den hat der Feinde Grimm in's Elend hin verjagt!
In's Elend? — Ei, nicht ſo. Wenn dieſer nach uns fragt,
Der das gewölbte Rund der Erden aufgebauet,
So mangelt nirgend Plaz. Der, dem dies Haus zu klein,
Das Vieh und Menſchen trägt, zeucht in den Himmel ein,
Der uns zum Vaterland und Wohnung anvertrauet.

26ten Juni 1638 nach Holland einſchiffte. Nachdem das Schiff an der Rügiſchen Küſte einen Sturm ausgeſtanden, landete es in Amſterdam, das den Dichter nicht lange feſſeln konnte. Leiden war das Ziel ſeiner Reiſe. Hier ließ er ſich förmlich immatrikuliren und hörte eine Zeitlang Collegia. Aber ſchon im Jahre 1639 ſehen wir ihn als akademiſchen Lehrer auftreten, und bis 1644 über die verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften mit Beifall Vorleſungen halten, namentlich über Anatomie, Logik, Metaphyſik, Geographie, Geſchichte, Trigonometrie, Optik und Aſtronomie, ja ſelbſt über Phyſiognomik und Chiromantik, wie denn überhaupt Deutung der Zukunft unſern Dichter viel und lebhaft beſchäftigt hat, und der Glaube an Geſpenſter, Erſcheinungen und Ahndungen tiefe Wurzel in ſeinem Gemüthe gefaßt hatte. Auch ſeine Muſe feierte, während ſolcher ernſten Studien, nicht ganz, und er ließ im Jahre 1638 die erſte Sammlung ſeiner Epigramme und Sonnette bei Elzevir drucken. Das holländiſche Theater, und namentlich Vondel's Trauerſpiele mögen in dieſer Zeit unſern Dichter mehr angezogen haben, als es ſeinen eigenen dramatiſchen Arbeiten günſtig war, die nicht nur den rhetoriſchen Pomp und die Sentenzenſucht von ihnen annahmen, ſondern auch die Form derſelben im Ganzen nachbildeten.

Indeſſen ſuchte das harte Schickſal, das unſern Gryphius ſein ganzes Leben hindurch verfolgte, ihn im J. 1640 auch in Leiden heim. Schnell auf einander kamen ihm die Nachrichten von dem Tode ſeiner Schweſter, und ſeines Bruders Paul, der nach ſeiner Vertreibung aus Freiſtadt, zum Superintendenten in Croſſen ernannt worden und hier, im November 1640, im 39ten Jahre ſeines Alters, geſtorben war. Um dieſelbe Zeit überfiel den Unglücklichen eine ſchwere Krankheit, die ihn lange und ſchmerzhaft feſthielt, und ihn dem Tode ſehr nahe brachte. Viele von Gryphius ſchönſten Gedichten, namentlich unter den Sonetten, ſind in dieſem Jahre, zum Theil während der Krankheit, geſchrieben. Sie ſprechen durch die Tiefe und Wahrheit der Gefühle, welche darin laut werden, wunderbar rührend an, und laſſen uns den Menſchen, der ſo gelitten, eben ſo ſehr anſtaunen, als den Dichter, der ſolche Leiden ſo zu beſingen vermochte. Man könnte ſagen, daß dieſe Krankheit ein Wendepunkt im Leben unſers Dichters ſei: ſein Elend und ſein Schmerz hatten ihren Gipfel erreicht, und die größte Prüfung war beſtanden. Zwar gewann ſein Leben nie einen wahrhaft heitern Geiſt; dafür hatte er zu viel verloren und gelitten; aber wenigſtens verbeſſerte ſich ſein äußeres Schickſal nach ſeiner Geneſung merklich von Jahr zu Jahr, und ſeinen durch ſo viele harte Schläge im Feuer der Schmerzen und Mühen geläuterten und in Gott geſtärkten Geiſt konnten ſpätere kleine Unfälle des Hauſes aus ſeiner chriſtlichen Ruhe und Sicherheit nicht wieder aufſchrecken.*)

Im Jahre 1644 trat Gryphius, als Geſellſchafter eines reichen Pommers, Wilhelm Schlegel's, eine große Reiſe durch Frankreich, Italien und einen Theil von Deutſchland an. Einen längeren Aufenthalt machten die Reiſenden zuerſt in Paris, und im Herbſt 1645 ſchifften ſie ſich in Marſeille nach Livorno ein. Zu Anfange des Jahres 1646 befanden ſie ſich in Rom. In Florenz ließ Gryphius eine Sammlung geiſtlicher Gedichte drucken, die den Titel Olivetum führten, und Chriſti Leiden auf dem Ölberge in einer kunſtreichen und geſchmückten Sprache ausdrückten.**) Er dedicirte dieſes Buch der Republik Venedig, und überreichte es daſelbſt in einer feierlichen Audienz.

---

*) Man leſe z. B. ſein Sonett auf den Tod ſeines Sohnes Theodor, S. 123 unſrer Sammlung.

**) Auch dieſes Buch kennen wir nur dem Titel nach, und was wir darüber geſagt haben, kömmt aus der Vorrede des Vierten Buchs von Gryphius Oden, worin es heißt:

„Wem poetiſche Erfindungen und Farben in dergleichem heiligen Werke belieben, den weiſe ich zu meinem „Olivete, Golgatha und Trauerſpielen ꝛc. Hier (in den „Oden) bringe ich zu dem Grabe meines Erlöſers nicht „theure Aloen und Myrrhen, ſondern nur ſchlechte Leinwand ꝛc."

Im Jahre 1646 finden wir unſern Dichter in Straßburg, wo er, nachdem ſich Schlegel von ihm getrennt hatte, ein Jahr lang in freier Muße lebte, und ſein Trauerſpiel, Leo Armenius, vollendete. Es ſollte daſelbſt 1647 bei Caſpar Dietzel, vereinigt mit den Sonetten und Epigrammen, erſcheinen. Da Dietzel aber durch Prozeſſe und andere Widerwärtigkeiten verhindert wurde, das Werk zu beendigen, ſo übernahm eine Frankfurter Handlung den Verlag und gab es, entſtellt durch fünf fremde Sonette, 1650 heraus. 1647 verließ Gryphius Straßburg, ging über Speier, Mainz, Frankfurt und Kölln nach Amſterdam, und ſchiffte ſich hier nach Stettin ein, wo er bei Wilhelm Schlegel gaſtfreundliche Aufnahme und ſorgenfreie Muße fand. Hier vollendete er in ungefähr fünf Monaten die beiden Trauerſpiele: Katharina von Georgien und Cardenio und Celinde.*) In derſelben Zeit, vielleicht noch etwas früher, muß

Auch die Gedichte, welche er Golgatha betitelt hat, ſind nicht in die Sammlungen ſeiner poetiſchen Schriften aufgenommen worden, und ſcheinen unſichtbar geworden zu ſein.

*) Er mag ſie wohl viel früher begonnen haben.

er auch ſeine Heilige Felicitas nach dem Lateiniſchen des Nicolaus Cauſinus bearbeitet haben.

Der ruhmvolle Name eines Schöpfers der deutſchen Tragödie und eines tiefgelehrten, vielerfahrnen Mannes ging unſerm Dichter auf ſeiner Rückreiſe in das Vaterland voraus. Den 20ten November 1647 kam er zu Frauſtadt an, und lehnte, aus Liebe für ſein Vaterland, den Ruf als Profeſſor der Mathematik an der Frankfurter Akademie, und einen noch ehrenvolleren und glänzendern nach Upſala ab. Aber auch andere Liebesbande feſſelten den Dichter in Frauſtadt. Er verlobte ſich den 27ten November 1648 mit Roſina Deutſchländer, der Tochter eines angeſehenen Handelsherrn zu Frauſtadt, und im Januar des folgenden Jahres wurde die Vermählung vollzogen. Unterdeſſen war auch der Weſtphäliſche Friede abgeſchloſſen, und Ruhe kehrte allmählig in das zerrüttete Schleſien zurück. Das Schickſal ſeines Vaterlandes hatte dem Dichter ſo ſchwer auf dem Herzen gelegen, daß er jetzt erſt wieder recht frei aufathmen und guten Tagen auch für ſich entgegen ſchauen konnte.

Das Vaterland zeigte ſich jetzt nicht undankbar gegen einen ſo würdigen und treuen Sohn. Die Landſtände des Fürſtenthums Glogau wählten ihn zu ihrem Syndikus, welches ehrenvolle aber auch mit vielen Geſchäften verbundene Amt er vom 3ten

März 1650 an bis zu ſeinem Tode, redlich und eifrig, zu allgemeiner Zufriedenheit, verwaltete, obgleich er niemals als immatrikulirter Studioſus Juris die Rechte förmlich geübt hatte. Seine von Amtsarbeiten freie Zeit widmete er den Muſen, und ein großer Theil ſeiner dramatiſchen Werke gehört dieſer letzten Lebensperiode an, namentlich die Trauerſpiele: Carolus Stuardus, Papinianus, und die trefflichen Scherz- und Schimpf-Spiele: Das verliebte Geſpenſt und die geliebte Dornroſe, Peter Squenz, Horribilicribrifax. Auch mit Singſpielen und feſtlichen Freudenſpielen verſuchte ſich unſer Dichter in ſeinen letzten Lebensjahren. Ein vollſtändiges Verzeichniß von Gryphius poetiſchen Werken findet ſich bei Bredow.

Oft hatte Gryphius den Wunſch ausgeſprochen, Gott möge ihn eines plötzlichen Todes ſterben laſſen. Er war ſtets auf ihn vorbereitet, und Gott gab ihm, was er wünſchte und wünſchen durfte. Mitten in der Verſammlung der Landesälteſten, auf dem Landhauſe zu Glogau, traf ihn ein tödtlicher Schlag und machte ſeinem Leben ein Ende, im Jahre 1664, den 16ten Juli, Nachmittags um fünf Uhr, alſo in ſeinem 48ten Jahre. Er hinterließ eine Wittwe und drei Kinder, deren älteſtes der nachmals als Dichter berühmt gewordene Chriſtian Gryphius iſt. Kurz vor ſeinem Abſterben nahm die Fruchtbringende Geſellſchaft unſern Gryphius aus eigenem Antriebe zu ihrem Mitgliede auf und nannte ihn den Unſterblichen. Über dem Grabe ſtellte man das Bild des Verewigten mit folgender Inſchrift auf:

Abi, Lector, et cum Silesia festinum Summi viri fatum dole. Illi enim semper immaturi moriuntur, qui immortale aliquid cogitant.

Außer den ſchon angeführten Ausgaben von Gryphius poetiſchen Werken ſind noch folgende erſchienen:

Eine Sammlung von Trauerſpielen, Oden und Sonetten. Breslau und Leipzig (1657. 1663.)

Die durch Chriſtian Gryphius beſorgte Sammlung der Trauerſpiele, Luſtſpiele, Sonette, Oden, Epigramme ꝛc. ſeines Vaters, die leider auch nicht vollſtändig iſt. Breslau und Leipzig 1698.

Gryphius Dichterruhm unter ſeinen Zeitgenoſſen gründete ſich zumeiſt auf ſeine Tragödien, und was darin Schönes und Großes von ihm geleiſtet worden iſt, hat man auch in unſrer Zeit nicht verkannt, obgleich ſich in ihnen ein weiterer, ſchrofferer Abſtand zwiſchen Gryphius Poeſie und der gegenwärtigen fühlbar macht, als in ſeinen Comödien, und beſonders als in ſeinen lyriſchen Gedichten und Epigrammen. Da der Plan und Umfang unſrer Sammlung nicht erlaubt hat, ein dramatiſches

Gedicht von Gryphius mitzutheilen, ſo würde es auch hier nicht ſchicklich ſein, über den Geiſt und die Form ſeiner Tragödien und Comödien zu ſprechen, da unſre Charakteriſtiken nur als Einleitungen zu den Gedichtſammlungen dienen ſollen. Wir verweiſen daher unſre Leſer auf das, was Bredow, Wachler, Franz Horn und Bouterwek über Gryphius, als dramatiſchen Dichter, ausgeſprochen haben, und beſchränken uns in dieſer Charakteriſtik auf den Dichter der Oden, Sonette und Epigramme.

Als Lyriker iſt Andreas Gryphius durch Schwung, Feuer, Innigkeit und Tiefe des Gefühls über Opitz erhaben, dem er aber in der Gediegenheit und Ründung der Form nachſteht. Seine Gedanken ſind oft kühn, ſeine Bilder meiſt lebendig aufgefaßt, ſeine Reflexion geht tief, und ſeine Empfindung drückt ſich wahr und warm aus. Die meiſten und beſten ſeiner Oden, Lieder und Sonette, beſonders die, welche er in den Zeiten der Prüfung geſchrieben hat, ſprechen eine ernſte, ja finſtre Schwermuth aus. Er betrachtet Welt und Leben auf ihrer Nachtſeite; Alles iſt eitel, Welt iſt Tod, Schönheit iſt Wuſt und Dunſt, Luſt iſt Verderben, ſind die Sprüche, um die ſich hier ſeine Muſe unabläſſig — oft freilich bis zur Ermüdung — dreht. Beſonders gehen ſeine materiellen Beſchreibungen der Auflöſung des menſchlichen Körpers manchmal in das Ekelhafte über, und ſein Pathos überſpannt ſich und verfliegt in betäubenden Ausrufungen und Seufzern. Aber in dem Grauen der Verweſung und in den wildeſten Stürmen des Lebens verliert die Muſe unſers Dichters niemals den ewigen Angelſtern der göttlichen Liebe aus dem Geſicht, und nie reißt der Anker des Glaubens und der Hoffnung ſich aus der Seele des auf dem Meere der Leiden und Widerwärtigkeiten Umhergeworfenen los. Ein großartiger Ernſt ſpricht ſich aber auch in den Gedichten aus, die ihr Daſein einem glücklichen Lebensmoment verdanken, wie z. B. in den Sonetten an Eugenien und in den Liedern auf ſeine Vermählung. Nur wo ſein eigenes Gefühl unberührt blieb, konnte er auch wohl leicht ſcherzen, wie z. B. in einigen Glückwünſchungen, Hochzeitgedichten u. d. m. Eine beſondere Auszeichnung verdienen Gryphius Sonette, über die wir das Urtheil eines geiſtreichen Kritikers, Franz Horn's, mittheilen wollen, der einer der erſten geweſen iſt, die in unſrer Zeit auf den Werth derſelben aufmerkſam gemacht haben. „Weit größer (als im Epigramm) iſt er im Sonett, in welchem er ſogar zuweilen Flemming übertrifft und ſelten ihm nachſteht. Hier iſt es, wo ſich ſeine Individualität am deutlichſten und anziehendſten offenbart. Wir ſehen ihn hier als einen nachdenklich frommen, rüſtigen, fleißigen und gelehrten Mann, der ſich im Kreiſe ſeiner Familie, die er zärtlich liebte, gar wohl befunden haben mag.*) Daher denn auch der Reiz, den jene Sonette, welche an einzelne Glieder ſeiner Familie gerichtet ſind, auch noch für uns haben müſſen, die wir ſie alle nicht kannten, ein Reiz, der eben durch die Deutlichkeit und Klarheit, mit der ſie ſich geben, durch das ausdrucksvolle mimiſche Leben, das dieſen Gedichten eigen iſt, und durch die Freundlichkeit, mit der wir uns durch ſie gleichſam eingeführt ſehen in ſeinem Hauſe, in uns erweckt werden muß."**) *Gryphius Epigramme* enthalten zum Theil eine Reflexion oder eine Empfindung, die durch ſchroffe Gegenſätze geſchärft werden; theils fehlt ihnen auch der Stachel des Spottes und Schimpfes nicht. Am wenigſten haben uns die *geiſtlichen Epigramme* angeſprochen.

Gryphius Fehler und Schwächen haben wir ſchon obenhin angedeutet. Sie beſtehen größten Theils in einer Überſchwänklichkeit des Gefühls, die ſich ſelbſt nicht genügen kann, und daher manchmal übertreibt und unnatürlich wird, eben in dem Ringen, ſich in ihrer ganzen Natur auszuſprechen. Viele Belege dazu finden ſich namentlich in den *Kirchhofsgedanken.*

---

*) Dieſe Bemerkung paßt nur auf einen kleinen Theil der Sonette.

**) Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen ꝛc. Berlin 1832. Th. I. S. 217 ff.

Was uns Rohes, Hartes und Schiefes in einzelnen Ausdrücken unſers Dichters zurückſtößt, müſſen wir in Vergleichung mit den Gedichten ſeiner Zeitgenoſſen prüfen, ehe wir darüber abſprechen. Gewiß iſt es jedoch, daß Gryphius in der Form ſeiner Poeſie weniger klaſſiſch iſt, als Opitz. Nicht ſelten zählt er die Silben ſeiner Verſe, ohne auf ihr Maß Rückſicht zu nehmen, und erlaubt ſich Härten in Zuſammenziehungen, Abkürzungen und Verbindungen, die Opitz nicht dulden würde. So iſt auch ſeine Wortſtellung nicht ſelten bis zum Undeutlichen verworren und gezwungen. Dieſe kleinen einzeln ſtehenden Flecke vermögen jedoch nicht, uns den Genuß ſeiner Gedichte zu vergällen, und wir ſtimmen zum Schluſſe dieſer Charakteriſtik aus inniger überzeugung in Bredow's Urtheil ein: Andreas Gryphius muß unter die geiſtvollſten Dichter und Litteratoren gezählt werden, welche Deutſchland im ſiebzehnten Jahrhundert mit verdientem Ruhme auszeichnete, und ſein Leben iſt ein ermunterndes Beiſpiel, wie angeſtammte Naturkraft unter niederdrückenden Widerwärtigkeiten von außen ſich dennoch aus ſich ſelbſt emporarbeitet.

Erſtes Buch.

Reihen, Oden und Lieder.

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Unbeſtand des Glücks.

(Reihen der Höflinge aus dem Trauerſpiel:
Leo Armenius).

O du Wechſel aller Dinge!
Immerwährend' Eitelkeit!
Läuft denn in der Zeiten Ringe
Nichts mit feſter Sicherheit?

Gilt denn Nichts, als Fall und Stehen?
Nichts, denn Kron' und Henkerſtrang?
Iſt denn zwiſchen Tief' und Höhen
Kaum ein Sonnenuntergang?

Ewig wandelbares 1) Glücke,
Siehſt du keine Szepter an?

---

1) wanckelbares.

Iſt denn Nichts, das deinem Stricke 2)
Auf der Welt entgehen kann?

Sterbliche, was iſt dieß Leben,
Als ein ganz vermiſchter Traum?
Das, was Fleiß und Schweiß uns geben,
Schwindet, als der Wellen Schaum.

Fürſten 3), Götter dieſer Erden,
Schaut, was vor euch knieen muß!
Oft, eh' es kann Abend werden,
Kniet ihr unter fremdem Fuß.

Auch ein Augenblick verrücket
Euern und der Feinde Thron;
Und ein enges Nun, das ſchmücket,
Die ihr haßt, mit eurer Kron'. *)

---

2) Vielleicht: deiner Tücke? Strick heißt hier ſo viel als: Schlinge.

3) Prinzen.

*) D. h. ein kurzer Augenblick ſchmückt eure Feinde mit eurer Krone.

Ihr, die mit gehäuften Ehren
Sich ein Fürſt verbunden macht,
Wie bald kann man von euch hören,
Daß ihr in die Ketten bracht! *)

Arme, ſucht doch hoch zu ſteigen!
Eh' der Ruhm euch recht erblickt,
Müßt ihr Haupt und Augen neigen,
Und der Tod hat euch beſtrickt.

Pocht, die ihr die Welt erſchüttert,
Pocht auf eurer Waffen Macht!
Wenn die Luft was **) trübe wittert,
Wird die ſchwache Fauſt verlacht.

Dem Metalle zugefloſſen,
Dem der Tagus Schätz' anbot,
Bat oft, eh' der Tag geſchloſſen,
Um ein Stücke ſchimmelnd Brodt.

---

*) D. h. daß ihr in Ketten gebracht, geworfen ſeid.

**) D. h. etwas, ein wenig.

Schöne, die ſchneeweißen Wangen,
Die die Seelen nach ſich ziehn,
Des Geſichtes edles Prangen
Heißt ein ſchlechter Froſt verblühn.

Indem wir die Jahre zählen
Und nach hundert Erndten ſehn,
Muß es an der Stund' uns fehlen,
Clotho ruft, es ſei geſchehn.

Zimmert Schlöſſer, baut Palläſte,
Haut euch ſelbſt aus hartem Stein!
Ach, der Zeit iſt nichts zu feſte —
Was ich bau', bricht Jener ein.

Nichts, Nichts iſt, das nicht noch heute
Könnt' in Eil zu Trümmern gehn,
Und wir, ach, wir blinden Leute,
Hoffen für und für zu ſtehn!

Reihen der Tugenden, des Todes und der Liebe.

(Aus dem Trauerſpiel: Catharina von Georgien.)

Die Tugenden.

Erſchreckte Sterblichen, welch Zittern ſtößt euch an,
Wenn man dem zarten Fleiſch zuſetzet,
Und Schwerdter auf die Hälſe wetzet?
Wie, daß ihr ſo verzagt ob dem, was tödten kann?
Muß man dieß lebensloſe Leben
Den Jahren nicht zur Beute geben?
Warum denn ſo geliebt, was man verlieren muß?
Wie, daß ihr doch nicht auf wollt ſetzen
Für das, was ewig kann ergötzen,
Die Unruh, dieſe Laſt, die Thränen, den Verdruß?
Erbebt vor dem, der Leib und Seele
Kann in des grauſen Abgrunds Höhle
Durch ein erzürntes Winken ſtürzen,
Und euch, was ewig lebt, abkürzen!

Der Tod.

Dieſer Pfeil, der mit dem Blut
Gottes ſelbſt genetzt,
Der mich umfing, euch zu Gut',
Heilt wen er verletzt.

Die Liebe.

Dieſer Pfeil, der durch das Herz
Gottes ſelber drang,
Tödtet Furcht und Qual und Schmerz
Und der Folter Zwang.

Der Tod.

Dieſe Fackel leuchtet zwar
Euch aus dieſer Welt;
Dennoch führt ſie von der Bahr'
In des Himmels Zelt.

Die Liebe.

Dieſer Fackel heiße Gluth
Steckt die Geiſter an,
Daß man mit entbranntem Muth
Vor Gott treten kann.

Der Tod.

Wem vor dieſem Bogen graut,
Kennt noch Welt, noch ſich;
Wer die Erde recht durchſchaut,
Wünſcht nicht mehr, als mich.

Die Liebe.

Wer nicht dieſen Bogen liebt,
Kennt noch ſich, noch Gott,
Und bleibt hier und dort betrübt,
Ja, iſt lebend todt.

Der Tod.

In mein weißes Ehrenkleid
Ward Gott ſelbſt verhüllt,
Als er eurer Seelen Leid
Durch ſein Leid geſtillt.

Die Liebe.

Dieſer 1) Purpur iſt gefärbt
In des Höchſten Blut,
Als er euch am Kreuz ererbt
Ein unendlich Gut.

---

1) Meine.

Der Tod.

Schließ' ich euch die Augen zu,
So ſchließt ihr vielmehr
Dieſes Streiten ſonder Ruh',
Dieſen Kampf ohn' Ehr'.

Die Liebe.

Wem vor meiner Flammen Macht
Erſtarrt Aug' und Licht,
Sieht in heilig höchſter Pracht
Gottes Angeſicht.

Der Tod.

Die ihr in den Banden ſchmacht',
Wendet euch zu mir!
Ich brech' auf der Kerker Nacht,
Öffne Block und Thür.

Die Liebe.

Wünſcht ihr euch von Banden frei?
Kommt zu mir allein!
Liebe ſprengt die Kett' entzwei,
Bricht durch Stahl und Stein.

Der Tod.

Haßt ihr dieſes Thränenthal,
Bietet mir die Hand! —
Ich führ' aus dem Folterſaal
In das Vaterland.

Die Liebe.

Eilt ihr in das Reich der Luſt,
Ich geh' euch voran!
Mir iſt dieſer Weg bewußt,
Den man treten kann.

Der Tod.

Was iſt ſtärker als der Tod?

Die Liebe.

Liebe gilt noch mehr.

Der Tod.

Der Tod endet Leid und Noth.

Die Liebe.

Liebe krönt mit Ehr'.

Der Tod.

Der Tod hebet Alles auf —

Die Liebe.

Nur die Liebe nicht.

Der Tod.

Wenn ſein Pfeil in vollem Lauf —

Die Liebe.

Den die Liebe bricht.
Reine Lieb' herrſcht für und für —

Der Tod.

Die durch mich bewährt —

Die Liebe.

Trägt der ew'gen Krone Zier —

Der Tod.

Die durch mich beſchert. —
Hab' ich nicht Gott ſelbſt bezwungen? —

Die Liebe.

Nachdem ich ihn band.

Der Tod.

Den ich an das Kreuz gedrungen? —

Die Liebe.

Ich bot dir die Hand.

Der Tod.

Rechtſchaffne Liebe wird nur in dem Tod' erkennet.

Die Liebe.

Wer liebt, wird durch den Tod von Liebe nicht getrennet.

Der Tod.

Der liebt ohn' alles Falſch, der bis zum Tode liebt.

Die Liebe.

Wer liebend ſtirbet, wird nicht durch den Tod betrübt.

Die Tugenden.

Wer bis zum Tode liebt, wird ewig ſtehen,
Und kann im Tode nicht vergehen.

Es hilft nicht, daß man kämpf' und ringe:
Das Ende krönet alle Dinge.
Wer angefangen, muß vollbringen,
Wo er ein Siegeslied will ſingen.
Wer bis zum Brandpfahl Gott getreue,
Wer nicht vor Zang' und Schwerdt iſt ſcheue,
Wer mit der Gruft verwechſelt Staat und Thron,
Derſelb' erlangt die herrlichſt' Ehrenkron'.

Alles vergeht, Tugend beſteht.

Es iſt vergebens, Lälia, daß man acht',
Der Augen Glanz, der trefflichen Stirne Pracht,
Der Purpurmund, der Schnee der Wangen
Sei mächtig, dieſes Herz zu fangen.

Nein, deine[1]) Lippen ſind nur umſonſt bemüht,
Obgleich dieß Antlitz gleich einer Roſe blüht,
Obgleich das überſüße Singen
Auch mächtig, Löwen zu bezwingen.

Schönſte Siren', der lieblichen Saiten Klang,
Die Marmorbruſt, der luſtigen[2]) Füße Gang,
Dieß Fleiſch, dem alle Lilien weichen,
Der Leib, dem kein Geſchöpf zu gleichen;

[1]) eure. Und eben ſo in der vierten Strophe.

[2]) Vielleicht: luſtigen.

Der Hände Schnee, der mächtigen Arme Band
Sind viel zu nichtig, wenn nicht das werthe Pfand,
Das nur des Himmels Gunſt austheilet,
Die Tugend, deine Schwachheit heilet.

Die werthe Tugend, Lälia, bleibt und ſteht,
Wenn nun die Schönheit, als lichter Bliz, vergeht,
Und wenn die beiden Stern' erbleichen,
Und wenn der Körper wird zur Leichen.

Die ſteckt mich jezt mit ſchütternden Flammen an,
Die macht, daß ich mich ſelbſt nicht beherrſchen kann,*)
Die zwingt mich, aus mir ſelbſt zu reiſen**),
Und was nicht ewig, wegzuweiſen.3)

Weg, Welt, weg, Erde, nichtige Phantaſie!
Weg, Stand, weg, Ehre, flüchtiger jezt als je!
Weg, was mein Geiſt zuvor geliebet!
Weg, was mein ſchlechtes Herz betrübet!

3) hinzuſchmeißen, reimend mit reißen, als ſt. reiſen.

*) Denn ſie (die Tugend) beherrſcht mich ganz.

**) Aus meinem alten Menſchen herauszugehen.

Gelehrte Thorheit, köſtlicher Unverſtand!
Einſt 4) mein Begehren — jetzt, nun du mir bekannt,
Mein Schmerz und Irren — geh' bei Seite,
Eh' ich mich tiefer noch verleite! 5)

Weg, meine Laute! Wer wird durch mich ergötzt,
Wenn man die Glieder nun in die Grube ſetzt?
Wird Jemand, was ich ſchreibe, leſen,
Wann ich werd' in der Gruft verweſen?

Was wird es helfen, wenn der entleibte Geiſt
Bloß und alleine nach dem Gerichte reiſt,
Daß mich ein Sterblicher 6) geehret,
Und mir mit Anmuth zugehöret?

Die Tugend bricht das ſchreckliche Netz entzwei,
Trotzt Tod und Hölle, ſpricht uns von Schmerzen frei;
Sie lehrt, was irdiſch iſt, verlachen,
Und kann uns gleich den Göttern machen.

4) Vor. — 5) einverleite. — 6) ſterblich Menſch.

Was iſt die Welt?

Was iſt die Welt,
Die mich bisher mit ihrer Pracht bethöret?
Wie plötzlich fällt,
Was Alt und Jung, was Reich und Arm geehret!
Was iſt doch Alles, was man allhier findt? —
Ein leichter Wind.

Was jetzo blüht,
Kann noch vor Abend ganz zertreten werden.
Der ſich hier müht
Um flüchtig Geld, muß ohne Geld zur Erden;
Er ſammelt fleißig, doch für Andre, ein,
Und ſtirbt allein.

Das kleine Thier,
Das Seiden ſpinnt, verſtrickt ſich in ſein Spinnen:
So müſſen wir
Durch unſern Fleiß oft unſern Tod gewinnen.

Viel' hat Verſtand, und was uns weiſe macht,
Ins Grab gebracht.

Der Tulipan
Wird, weil er glänzt, von Jungfraun abgeſchnitten.—
Schau' Menſchen an!
Sie haben Schmach, um daß ſie ſchön, erlitten,
Und, wenn ſie nicht entſetzt ein ſchneller Tod,
Ach, Angſt und Noth!

Biſt du bekannt? —
So kann dir Jeder deine Fehl'[1]) aufrücken.
Woſern dein Stand
Verborgen liegt, ſo wird dich Jeder drücken.
Wer reich iſt, wird beneidet und verlacht,
Wer arm, der ſchmacht'.

Wie ohne Ruh'
Ein Schifflein wird bald her, bald hin geſchmiſſen,
So ſetzt uns zu
Der Sorgen Sturm; wir werden hingeriſſen
Auf dieſes Lebens ſchmerzenvollen See,
Da eitel Weh.

---

[1]) Fehler.

Wie ſelig iſt,
Wer ſchadenfrei kann in den Port einfahren,
Wer ſich erkieſt
Den rechten Lauf der gottergebnen Schaaren!
Der kann, ob Wellen, Bergen gleich, aufſtehn,
Nicht untergehn.

Eitelkeit des Irdiſchen.

Die Herrlichkeit der Erden
Muß Rauch und Aſche werden;
Kein Fels, kein Erz kann ſtehn.
Das, was uns kann ergötzen,
Was wir für ewig ſchätzen,
Wird als ein leichter Traum vergehn.

Was ſind doch alle Sachen,
Die uns ein Herze machen,
Als ſchlechte Nichtigkeit?
Was iſt des Menſchen Leben,
Der immer um muß ſchweben,
Als eine Phantaſie der Zeit?

Der Ruhm, nach dem wir trachten,
Den wir unſterblich achten,
Iſt nur ein falſcher Wahn.
Sobald der Geiſt gewichen,

Und dieſer Mund erblichen,
Frägt Keiner, was man hier gethan.

Es hilft kein weiſes Wiſſen —
Wir werden hingeriſſen
Ohn' einen Unterſchied.
Was nützt der Schlöſſer Menge?
Dem hier die Welt zu enge,
Dem wird ein enges Grab zu weit.

Das Alles wird zerrinnen,
Was Müh' und Fleiß gewinnen,
Und ſaurer Schweiß erwirbt.
Was Menſchen hier beſitzen,
Kann vor dem Tod*) nicht nützen:
Das Alles ſtirbt uns, wenn man ſtirbt.

Iſt eine Luſt, ein Scherzen,
Das nicht ein heimlich Schmerzen
Mit Herzensangſt vergällt?
Was iſt, womit wir prangen?

---

*) D. h. gegen den Tod.

Wo wirſt du Ehr' erlangen,
Die nicht in Hohn und Schmach verfällt?

Was pocht man auf die Throne,
Da keine Macht, noch Krone
Kann unvergänglich ſein?
Es mag vom Todtenreihen
Kein Szepter dich befreien,
Kein Purpur, Gold, noch edler Stein.

Wie eine Roſe blühet,
Wenn man die Sonne ſiehet
Begrüßen dieſe Welt,
Die, eh' der Tag ſich neiget,
Eh' ſich der Abend zeiget,
Verwelkt und unverſehns abfällt:

So wachſen wir auf Erden,
Und hoffen, groß zu werden,
Und Schmerz- und Sorgen frei;
Doch eh' wir zugenommen,
Und recht zur Blüthe kommen,
Bricht uns des Todes Sturm entzwei.

Wir rechnen Jahr' auf Jahre;
Indeſſen wird die Bahre
Uns vor die Thür gebracht;
Drauf müſſen wir von hinnen,
Und, eh' wir uns beſinnen,
Der Erden ſagen gute Nacht.

Weil uns die Luſt ergötzet,
Und Stärke freie ſchätzet, *)
Und Jugend ſicher macht,
Hat uns der Tod beſtricket,
Die Wolluſt fortgeſchicket,
Und Jugend, Stärk' und Muth verlacht.

Wie viel ſind jetzt vergangen!
Wie viel liebreicher Wangen
Sind dieſen Tag erblaßt,
Die lange Rechnung 1) machten,
Und nicht einmal bedachten,
Daß gar ſo kurz ihr Recht verfaßt! 2)

---

1) Raitung. — 2) Daß ihn' ihr Recht ſo kurz verfaßt.

*) Weil die Luſt die Stärke für frei vom Todesgeſetz hält.

Auf, Herz, wach' und bedenke,
Daß dieſer Zeit Geſchenke
Den Augenblick nur dein!
Was du zuvor genoſſen,
Iſt, als ein Strom, verſchoſſen;
Was künftig — weſſen wird es ſein?

Verlache Welt und Ehre,
Furcht, Hoffen, Gunſt und Lehre,
Und fleuch den Herren an,
Der immer König bleibet,
Den keine Zeit vertreibet,
Der einig ewig machen kann.

Wohl dem, der auf ihn trauet!
Er hat recht feſt gebauet,
Und ob er hier gleich fällt,
Wird er doch dort beſtehen,
Und nimmermehr vergehen,
Weil ihn die Stärke ſelbſt erhält.

Rede eines Todten aus ſeinem Grabe.[1])

O Menſch, du Grab der Eitelkeit,
Tritt her zu dieſem Grabe!
Schau', was ich dir, du Raub der Zeit,
Darein geleget habe.
Was du jetzt biſt, und dann wirſt ſein,
Nimm von mir, dir zur Warnung, ein.

Ich war ein Menſch, wie du auch biſt,
Von Stand und von Verſtande,
Dein gleiches Bild, dein Nebenchriſt —
Jetzt lieg' ich hier im Sande.
Kein Marmor darf mein Grab erhöhn,
Daß ich kann leichter auferſtehn.

Was iſt der Menſch? Des Todes Ziel,
Des Irrthums Wirbelwende.

---

1) Strophe 2, 3, 8 bis 18, 20 bis 26 und 31 fehlen.

Sein Thun? Der Eitelkeiten Spiel,
Ein Vorſatz ſonder Ende.
Sein Geiſt? Ein halber Mundvoll Luft,
Der ſo viel denkt und ſchafft und hofft!

Hier iſt der Gränzſtein aller Macht,
Das Zollhaus aller Sachen;
Kunſt, Schönheit, Herrlichkeit und Pracht
Darf ſich nicht drüber machen.*)
Ein Schwerdt, ein Buch, ein Pflug, ein Stab
Sucht unter einem Staub ein Grab.

Du haſt, o Menſch, ſo weit zu mir,
Als dein Fuß zu der Erden;
Der Tod, dein ſtäter Gaſt, winkt dir —
Folg' ihm, willſt du klug werden!
Was du ſonſt ſucheſt weit und breit,
Iſt nichts als eitel Eitelkeit.

Ihr, die ihr Kunſt und Wiſſenſchaft
Erfunden und beſchrieben,

*) D. h. darf nicht darüber hinaus gehen.

Von deren Sinnen weiſen Kraft
Nichts unentdeckt geblieben,
Sehr wenig hab' ich nicht gewußt,
Und doch an dieſen Ort gemußt.

Drum, der du dieſe Grabſchrift lieſt,
Und hörſt mich unter'm Sande,
Denk' an den Tod [2]), wie hoch du biſt
An Stand und an Verſtande.
Du haſt nicht einen Schritt zu mir,
Dein Grab ſteht unter'n Füßen dir.

Du wirſt aus deiner Felder Raum
Ein Grab, darin [3]) zu liegen,
Gewand aus deinem Kaſten kaum
Zum Sterbekleide [4]) kriegen;
Von denen, welche dich jetzt ehr'n,
Wird man dich nicht mehr nennen hör'n.

Nackt ein, nackt ziehn wir aus der Zeit,
Nichts folgt uns, wann wir ſterben,

---

2) Gedenk' an Tod. — 3) allda. — 4) Sterbekittel.

Als des Gewiſſens Reinigkeit,
Das Andre bleibt den Erben.
Weib, Kind, Haus, Anſehn, Amt und Gut
Nimmſt du nicht, noch ſie dich in Hut.

Wann es am letzten Abdruck *) iſt,
So hilft dir nichts dein Wiſſen;
Die Künſte, die du einſt erkieſt,
Und dein Verſtand verfließen.
Gott ſieht bloß deinen Glauben an,
Fehlt dieſer dir, fehlſt du der Bahn. **)

Gott fürchten, dieſes übertrifft
All' andere Geſetze,
Und Chriſtum lieben, alle Schrift
Und aller Weisheit Schätze,
Dem heil'gen Geiſte geben Statt,
Der Menſchen allerklügſten Rath. ***)

---

*) D. h. am letzten Athem, ein Bild, hergenommen vom Abdrücken eines Gewehrs ꝛc.

**) D. h. ſo verfehlſt du die rechte Bahn zum Himmel.

***) D. h. den heiligen Geiſt in ſich aufnehmen, ihm Raum in ſich vergönnen, übertrifft den klügſten Menſchenrath.

Mein Pilgrim, Eines das iſt Noth,
Daſſelbe heißt: Wohl ſterben.
Kannſt du es, du ſiehſt nicht den Tod —
Wo nicht, du mußt verderben.
Wohl Sterben iſt wohl Auferſtehn.
Drauf wart' ich — Du magſt fürder gehn.

Rede eines Gelehrten aus ſeinem Grabe.

Wie eitel iſt, was wir hoch ſchätzen!
Was iſt, das eilends nicht vergeht?
Wie flüchtig, was uns kann ergötzen!
Wie bald verfällt, was jetzo ſteht!
Wie bald muß alles Fleiſch erbleichen!
Wie plötzlich wird der Menſch zur Leichen!

Ach, was iſt Alles, was uns zieret,
Und vor der Welt zum Wunder macht,
Wenn nun der Tod ſein Recht ausführet,
Und unſer Geiſt in Angſt verſchmacht'?
Was nützt doch aller Menſchen Wiſſen,
Wann wir die laſſen Augen ſchließen?

Komm, wer du biſt, hier kannſt du ſchauen,
Wo ich noch ſchauenswürdig bin,

Wie das, auf was wir Menſchen bauen,
Ein einz'ger 1) Augenblick reißt hin.
Ich bin nicht mehr, den du gehöret,
Den ſo manch hoher Sinn geehret.

Der Geiſt iſt weg, dem, was verborgen,
Dem Erd' und Himmel offen ſtund.
Umſonſt iſt nun mein weiſes Sorgen,
Jetzt ſchweigt der wohlberedte Mund.
Ich, der vorher 2) ſo viel durchleſen,
Weiß jetzt nicht, was ich ſelbſt geweſen.

Die beiden Lichter, die durchſehen
Der ewig hellen Lichter Schaar, *)
Und was in Luft und See geſchehen,
Und was nur anzutreffen war,
Die ſchier, was Jeder dacht', erfunden,
Sind blind und todt und ganz verſchwunden.

1) einig — 2) vorhin.

*) D. h. die durchſchauet haben das Heer der Sterne.

Die Zunge, die Herz, Geiſt und Leben
Gleich als ein Donnerſtrahl durchriß,
Die über Sternen konnt' erheben,
Die in den Abgrund niederſtieß,
Die Wilde können einſt [3] bewegen,
Fault jetzt, und kann ſich ſelbſt nicht regen.

Die Hände ſtarren, die geſchrieben,
Was viel berühmte Leut' ergötzt;
Die Hände, die ſo viel getrieben,
Sind durch des Todes Hand verletzt.
Hier iſt das Ende meiner Reiſen,
Allhier verläßt uns, was wir preiſen.

Hier hilft kein Recht — wir müſſen weichen;
Hier hilft kein Kraut — der Menſch iſt Gras;
Hier muß die Schönheit ſelbſt erbleichen;
Hier hilft nicht Stärke — du biſt Glas;
Hier hilft kein Adel — du biſt Erden;
Nicht Ruhm — du mußt zur Aſchen werden.

---

[3] vor. D. h. die einſt Wilde bewegen konnte.

Hier hilft kein Purpur, kein Gepränge:
Die Herrlichkeit iſt nur ein Traum.
Und würd' uns gleich die Welt zu enge,
Wir finden doch im Grabe Raum.
Hier gilt nicht Gold, nicht greiſe Haare:
Der Tod wirft Alles auf die Bahre.

Freund', Ehre, Güter, Kunſt und Titel,
Stand, Haus und Ruhm verlaſſ' ich hier,
Und trage nichts, denn dieſen Kittel
Und den geringen Sarg mit mir.
Mein Name, der noch ſcheint zu ſtehen,
Wird auch in kurzer Zeit vergehen.

Gott, dem wir Rechnung übergeben,
Acht' mein gelehrtes Wiſſen nicht;
Er forſchet nur nach unſerm Leben,
Und ob wir, was er hieß, verricht'.
Er will zwar Weisheit mit viel Kronen,
Doch nur, wenn ſie ihm dient, belohnen.

Fahrt wohl, ihr Gäſte dieſer Erden!
Ich geh' euch vor, ihr folget mir.

Was ich jetzt bin, muß Jeder werden;
Es galt mir heute, morgen dir.
Ade! Dieß mögt ihr von mir erben:
Die größte Kunſt iſt Können ſterben.

Aus den Kirchhofsgedanken.

(Das ganze Gedicht beſteht aus funfzig Strophen.)

Wo ſind' ich mich? Iſt dieß das Feld,
In dem die hohe Demuth blühet?
Hat Ruh' Erquickung hier beſtellt
Dem, der ſich für und für bemühet,
Der heißer Tage ſtrenge Laſt
Und kalter Nächte Froſt ertragen,
Und mitten unter Ach und Klagen
Sorg', Angſt und Müh' auf ſich gefaßt?

O Schul', in der die höchſte Kunſt
Uns Sterblichen wird vorgetragen,
In der nicht Blätter voll von Dunſt,
Kein Buch voll Wahn wird aufgeſchlagen,
Wie übel hab' ich meine Zeit
In lauter Eitelkeit verſchwendet!
Wer ſeine Stunden hier anwendet,
Erlernt den Weg der Ewigkeit.

Ach, Todten, ach, was lern' ich hier!
Was bin ich, und was werd' ich werden?
Was fühl' und trag' ich doch an mir,
Als leichten Staub und wenig Erden?
Wie lange wird mein Körper ſtehn?
Wie bald werd' ich die Jahre ſchließen,
Wie bald die Welt zum Abſchied grüßen,
Und aus der Zeiten Schranken gehn?

Werd' ich wohl zu der großen Reiſ'
Bedachtſam mich bereiten können?
Wie, oder wird den letzten Fleiß
Ein ſchleunig Aufbot mir nicht gönnen?
Ach, Herr des Lebens, eile nicht,
Mich unverwarnet zu betagen!
Sei, wenn die Todtenuhr wird ſchlagen,
Mein Schutzherr, Leitsmann, Weg und Licht!

Wo werd' ich die erblaßte Leich'
Und wie der letzten Gruft vertrauen?
Wie Mancher, der in Allem reich,
Ließ ſich umſonſt ſein Grab aufbauen!
Wie viel bedeckt ein fremder Sand!

Wer kennt des rauhen Glückes Fälle?
Wie Manchen ſchmiß die tolle Welle
An fremder Ufer wilden [1]) Strand!

Doch aber iſt ſo viel nicht an, *)
Ob ich geſellt, ob einſam liege,
Herr, wenn mein Geiſt nur ſtehen kann,
Und ich vor deinem Richtſtuhl ſiege.
Ich weiß, die angeſetzte Zeit
Wird bald mit ungeheuerm Krachen
Und lichter Gluth das Vorſpiel machen
Der unbegrenzten Ewigkeit.

Da werd' ich euch, die ich jetzt ſchau',
Und doch nicht weiß zu unterſcheiden —
Wie ich voll feſter Hoffnung trau' —
Sehn ganz verſenkt [2]) in Freud' und Leiden,
In Freuden, die kein Sinn erſinnt,

---

[1]) rauher, was zwei Verſe vorher ſteht.

[2]) vertäuft.

*) Doch iſt ſo viel nicht daran gelegen.

In Leid, das Niemand kann ermeſſen,
In Luſt, die aller Angſt vergeſſen,
In Leid, das nimmer nicht zerrinnt:

In Freuden, den' die Welt zu klein,
In Leid, ob dem die Höll' erſchüttert,
In Luſt, dem Schiffbruch aller Pein,
In Leid, das ſtäte Furcht verbittert,
In Luſt, die alles Ach ertränkt,
In Leid, das gar [3]) kein Hoffen kennet,
In Wonne, die kein Sorgen trennet,
In Leid, das ewig brennt und kränkt.

Ich werd' euch ſehn mit eurer Haut,
Doch von Verweſung frei, umgeben!
Was ihr der Grube habt vertraut,
Wird um die vollen Adern leben. —
Ich werd' euch ſehn. — O Unterſcheid!
Verklärt, und mich an euch ergötzen —
Verſtellt, und mich ob euch entſetzen,
Und rufen Ach! O Wonn'! O Leid!

---

3) ganz.

Ich werd' euch ſehn mehr denn das Licht
Von zehnmahl tauſend Sonnen ſchimmern —
Ich werd' euch ſehn, und mein Geſicht
Verbergen vor dem Jammerwimmern —
Ich werd' euch ſehn, mehr ſchön als ſchön,
Euch, mehr denn häßlich und elende,
Euch zu dem Troſt, euch in die Brände
Geſpenſterſchwerer Nächte gehn.

Viel, die man groß und heilig ſchätzt,
Schätzt Gottes Ausſpruch für verloren,
Viel, die man ſchmäht, verſpeit, verletzt,
Sind zu dem großen Reich erkoren.
Starrt ob dem ſchönen Marmor nicht! —
Sein Schmuck und Grabſchrift können trügen;
Die Leiche nur weiß nichts von Lügen,
Nichts von Betrügen das Gericht.

Sie zeigt dir, daß du mußt vergehn
In Fäul', in Dunſt, in Staub, in Erden,[4])
Daß auf der Welt nichts könne ſtehn,

---

4) In Fäul', in Angſt, in Stanck und Erden.

Daß jedes Fleiſch müſſ' Aſche werden,
Daß, ob wir hier nicht gleiche ſind,
Der Tod doch Alle gleiche mache —
Geh' und beſchicke deine Sache,
Daß dich der Richter wachend find'!

Er einzig weiß, was Grab und Tod
Vermiſcht, genau zu unterſcheiden;
Er weiß, wer nach der letzten Noth
Soll ewig jauchzen oder leiden;
Er ſorgt, daß nicht der kleinſte 5) Staub
Von einem Körper ihm verſchwinde:
Ihn hüten Waſſer, Luft und Winde,
Ihm raubet 6) nichts der Zeiten Raub.

Ach, Todten, ach, was lern' ich hier!
Was war ich einſt? Was werd' ich werden?
Was ewig, bleibt uns für und für —
Und ich bekümmre mich um Erden?

---

5) Meiſte? Soll wohl heißen minſte, d. h. mindeſte. Die Breslauer Ausgabe von 1698 hat auch: meinſte.

6) Ihm raubt gar.

O lehrt mich, die ihr lieget, ſtehn,
Daß, wenn ich Jahr' und Zeiten ſchließe,
Wenn ich die Welt zum Abſchied grüße,
Ich mög' aus Tod in Leben gehn!

Die mit Thränen ſäen.

Erſter Satz.

Was ſeh' ich dort für ſchmerzenvolle Haufen?
Wie, daß ſie ſo die Brüſte ſchlagen,
Mit überhäuften Thränen klagen,
Und ihr verwirrtes Haar ausraufen?
Was ſtreuen ſie für Saamen in die Erden,
Die ihrer Zähren Regen netzt?
Wer mag es ſein, der ſie verletzt?
Wie, daß ſie ſo kleinmüthig werden?

Erſter Gegenſatz.

Ach, dieſe ſind's, die, wann der Froſt wird ſchwinden,
Wann dieſer Wetterſturm vergangen,
Und Äcker, Bäum' und Felder prangen,
Mit höchſter Luſt ſich fröhlich werden finden,

Und ohne Trübſal miteinander lachen,
Auch ſich an dieſer Saaten Frucht,
Nach der betrübten Tage Flucht,
Mit ſcharfgewetzten Sicheln machen.

Erſter Zuſatz.

Jetzt gehen ſie, ſie gehen, Kind und Mann,
Mit bloßen Füßen,
Und ſtoßen oft an Fels und Diſteln an,
Daß man auch fließen
Auf jeden Tritt die Purpurtropfen ſieht,
Gleich wie die Roſ' aus ihren Dornen blüht.

Zweiter Satz.

Die Augen ſind von Weinen gar verdorben,
Die herbe Fluth durchbeißt die Wangen.
Das Herz, mit heißer Angſt umfangen,
Iſt ſchier in Bangigkeit erſtorben.
Wie wenn ein Schiff ſich ſcheitert an die Klippen,
So hört man, daß ein Jeder ruft;
Das Winſeln dringt durch Well' und Luft,
Doch jedes Wort ſtirbt auf den Lippen.

Zweiter Gegenſatz.

Sie werfen weg, ſie ſtreuen auf den Acker,
Was ſie durch ſo viel Noth und Sorgen
Erſchwitzt, worüber ſie der Morgen
Und Abendröth' und Mitternacht fand wacker.
Doch ſeid getroſt! Der Schad' iſt nicht zu achten.
Was jetzo nimmt, wird wieder geben,
Was jetzo ſtirbt, wird wieder leben,
Ihr ſollt nicht ewig alſo ſchmachten.

Zweiter Zuſatz.

Ihr werdet bald erfüllt von höchſter Luſt[1]
Zurücke kommen,
Und keiner Noth euch ferner ſein bewußt.
Was jetzt benommen,
Wird durch der Garben Menge ſchon erſetzt;
Wohl dem, der auf ſein Kreuz ſo wird ergötzt!

---

[1] voll mehr denn höchſter Luſt.

Gott, dem heiligen Geiſt.1)

Satz.

Geiſt, durch den die Geiſter leben,
Geiſt, durch den die Weisheit lehrt,
Geiſt, durch den man Jeſum ehrt,
Geiſt, der rechten Troſt kann geben,
Wenn uns der Strom der Angſt bis in den Abgrund reißet,
Wenn uns der Feind anſticht!2)
Geiſt, durch den unſer Gott uns ſeine Kinder heißet,
Und frei von Schulden ſpricht,
Durch deſſen Kraft wir können beten,
Und vor des Höchſten Augen treten,
Durch deſſen Hülfe wir obſiegen,
Wenn uns Anfechtung will bekriegen!

1) Die erſten drei Strophen ſind weggeblieben.

2) anſicht?

Gegenſatz.

Ach, erwecke meine Seele,
Wende meinen Unverſtand,
Zeige den, den Gott geſandt,
Reiß mich aus der Jammerhöhle,
In welcher mein Gemüth verſchloſſen und verhüttet,*)
Und ſonder Ende zagt,
In der des Höchſten Zorn mit heißem Eifer wüthet
Und mein Gewiſſen nagt!
Ich zittre. — Hilf mir den erbitten,
Der ſeine Donner aus will ſchütten!
Ich kämpfe. — Hilf mir überwinden!
Ich irre. — Laß den Weg mich finden!

Zuſatz.

Du weißt, daß ich durch mich nichts kann vollbringen,
Ich weiß, daß du durch mich kannſt Alles thun.

---

*) D. h. wie in einer Hütte eingeengt iſt.

Drum bitt' ich, Herr, laß meiner Hand [3]) gelingen,
Was du befiehlſt, bis daß mein Fleiſch wird ruhn!
Gieb, weil das Blut ſich in den Adern regt,
Ein Herz, das nichts bewegt,
Gieb, wenn mein Geiſt dieß Fleiſch, ſein Haus, ablegt,
Was die, die ſelig, trägt!

---

3) Fauſt.

Am Schluſſe des Jahres.

Je mehr wir [illegible] zählen,
Je mehr uns Tage fehlen,
Je mehr die Zeit ſich kürzt:
Es wird mit ihr verloren,
Was mit der Zeit geboren,
Die Alles fällt und ſtürzt. 1)

Doch, ob wir hier veralten,
Ob Händ' und Herz erkalten,
Gehn wir doch ganz nicht ein.*)
So viel wir abgenommen,
So nahe ſind wir kommen
Der Freuden 2) oder Pein.

---

1) Dieſe Strophe iſt aus den beiden erſten des Gedichts zuſammengeſetzt. Die dritte iſt weggeblieben.

2) Wolluſt.

*) D. h. vergehn wir doch nicht gänzlich.

Ach Menſchen, dieſe Jahre,
Sie führen zu der Bahre
Und nach der Bahr' zur Kron';
Sie führen zu dem Throne,
Dem ewig hohen Lohne,
Wo nicht zu ſtätem Hohn.

Unendlich ewig Weſen,
Durch deſſen Tod geneſen,
Was Zeit und Jahre zählt,
Ach, laß unendlich leben
Die, der du dich gegeben,
Und ewig haſt erwählt! *)

Soll ſie die Zeit bewähren,
So laß ſie nicht beſchweren
Mit dem, was zeitlich iſt,
Gieb ewige Gedanken
Der, die in dieſen Schranken
Zur Ewigkeit erkieſt.

Daß, wenn ſie abgeleget
Was ſie, als ſterblich, träget,

---

*) Die Seele nämlich.

Der rauhen Jahre Laſt,
Sich zu dir mög' erheben,*)
Der du, ein Menſch im Leben,
Jahr' auch gezählet haſt.

---

*) Das Subjekt ſie fehlt, und muß aus dem Zwiſchenſatze ergänzt werden.

An ſeinem Geburtstage.

Wenn ich die Zeiten überlege,
Wenn ich des Höchſten Gunſt erwäge,
Die in der Zeit er mir erweiſt,
So ſink' ich ehrerbietig nieder
Und opfre Dank- und Freuden-Lieder
Ihm, den [1]) Luft, Erd' und Himmel preiſt.

Er hat mich friſch und unverletzet
Aus Mutterleib' in's Licht verſetzet,
In's Licht, das mit hochheiterm Schein
Durch ſeine Kirche ſtrahlt und brennet;
Er hat mich für ſein Kind erkennet,
Und ſchrieb in's Lebensbuch mich ein.

Er hat, als Alles mir entſunken,
Als ich in Ach und Angſt ertrunken,

---

[1]) Dem, der. (Das letzte Wort iſt Druckfehler.)

Geboten Hülf' und treue Hand.
Als ich um Freund' und Eltern kommen,
Hat er mich in den Schoß genommen,
Er gab mir ſelbſt ſein Herz zum Pfand.

Daß ich auf ſo viel glatten Wegen,
Umringt mit Blitz und Donnerſchlägen,
Noch unverſehrt geh' nach dem Ziel,
Dem Zweck und Ende meiner Reiſe,
Dank' ich nur ihm, der Straß' und Weiſe
Selbſt zeigt und ſelbſt mich führen will.

Hier bin ich, Herr! Beut deinem Knechte
Dein' ewig ſtark' und treue Rechte:
Mir ſchwindelt auf der ſteilen Bahn.
Wo du nicht hältſt, ſo[2]) iſt's geſchehen:
O du, mein Leitſtern, laß dich ſehen,
Sonſt, leider, iſt's um mich gethan.

Du wirſt mich ja durch Feind' und Schrecken,
Wo Furcht' auf Furchten ſich erwecken,
Wo keine Wehmuth iſt zu groß,

---

2) hälteſt, iſt's ꝛc.

Wenn ich dieß Elend überſtanden,
Befreit [3]) von Kerker, Ach und Banden,
Heimführen in dein Ehrenſchloß.

---

3) Entfreit.

Gewalt der Liebe.

(Auf ſeine Vermählung.)

Reine Lieb' iſt's, die nichts zwinget,
Ob der Erden Abgrund kracht,
Ob durch ſchwarze Lüfte dringet
Der entbrannten Strahlen Macht.
Keiner Thaten Wunderwerke
Dämpfen treuer Liebe Stärke.

Spannt der Tod ſchon ſeinen Bogen,
Steckt er Trauerfackeln an,
Sie hat ihre Sehn' gezogen,
Der nichts widerſtehen kann.
Ihre Gluth brennt, wann wir Erden
Und zur Handvoll Aſchen werden.

Wenn die Hölle ſich erſchüttert,
Und mit Ach und Folter ſchreckt,

Und der Ängſten Angſt ſich wittert,
Wird ihr Eifer mehr entſteckt. *)
Lieb' iſt nichts, denn Gluth und Flammen,
Wie Gott, Licht und Feu'r zuſammen.

Laßt die ſtolzen Wellen toben!
Schäumt, ihr Meere, brauſt und ſchmeißt!
Wenn der ſtrenge Nord von oben
In des Salzes Fluthen reißt, 1)
Wird doch Wind und Waſſers Kämpfen
Nicht den Brand der Liebe dämpfen.

Lieb' iſt, der nichts gleich zu ſchätzen,
Wenn man alles Gold der Welt
Gleich wollt' auf die Wage ſetzen,
Lieb' iſt, die den Ausſchlag hält.
Lieb' iſt, trotz den Silberhaufen,
Nur durch Liebe zu erkaufen.

---

1) In des Salzes Läuf' einreißt.

*) D. h. angeſteckt, entzündet.

Was Gott zuſammenfügt, ſoll Niemand ſcheiden.

Keuſche Seelen, die durch Liebe
Gott, die Liebe ſelbſt, verband,
Nicht, nur eines Menſchen Hand,
Daß kein Unmuth euch betrübe,
Liebet beid' in einem Geiſt [1])
Gott und was Gott lieben heißt.
Was der Höchſte will verbinden,
Muß ſich treu verbunden finden.
Ob gleich Höll' und Teufel neiden,
Die Gott band, kann Niemand ſcheiden.

Was kann ſolch ein Paar verletzen,
Das Gott um und bei ſich hat,
Der aus Lieb' ein Kreuz betrat?
Wer will die nicht ſelig ſchätzen,

---

[1]) Beide liebt.

Die in keuſcher Eh' erkannt,
Wie heiß Gottes Herz entbrannt.
Was der Höchſte will verbinden,
Muß ſich treu verbunden finden.
Ob gleich Höll' und Teufel neiden,
Die Gott band, kann Niemand ſcheiden.

Friede muß bei Liebe blühen;
Wo der Fried' iſt, muß das Leid
Weichen ſüßer Fröhlichkeit;
Wo die Freude will einziehen,
Stellt die Erd' uns ſchon allhier
Ew'ger Wonne a) Vorſpiel für,
Was der Höchſte will verbinden,
Muß ſich treu verbunden finden.
Ob gleich Höll' und Teufel neiden,
Die Gott band, kann Niemand ſcheiden.

Alles, was die Welt uns ſchenket,
Nimmt die Welt, wann wir hingehn:
Liebe nur bleibt ewig ſtehn,
Lieb' iſt, die kein Sterben kränket,

a) Wolluſt.

Liebe bricht durch Grab und Tod,
Liebe tritt mit uns vor Gott.
Was der Höchſte will verbinden,
Muß ſich treu verbunden finden.
Ob gleich Höll' und Teufel neiden,
Die Gott band, kann Niemand ſcheiden.

Unerſchütterliche Liebe.

Du allein, o Preis der Schönen,
Biſt mein einig höchſtes Gut.
Laßt erhitzer Wetter Gluth
Berg und See mit Blitzen krönen,
Dennoch ſcheidet uns, mein Licht,
Weder Blitz, noch Wetter nicht.

Laßt die ſtolzen Wirbel ſauſen!
Veſta, wirf die Felſen ein!
Brecht, ihr unterird'ſchen Stein'!
Laßt die ſtarken Wellen brauſen!
Berge mögen untergehn,
Unſer Lieben wird beſtehn.

Chloris lebt in meinem Herzen,
Mein Geiſt klopft in ihrer Bruſt;
Sonder ſie iſt alle Luſt
Wehmuth, Trauer, Gall' und Schmerzen,

Sorgen, Kummer, Leid und Müh:
Ich bin ohn' mich ſonder ſie.

Komm denn, komm, und laß uns eilen
In das blumenreiche Feld,
Komm, und zeige dieſer Welt,
Was ihr noch für Wunder feilen!*)
Zeig' ihr, Licht, daß deine Zier
Weit geh' allen Blumen für.

*) D. h. fehlen.

Liebeserklärung eines lahmen Soldaten. 1)

Bisher hat ſich der Kreis der Erden
Ob meiner muntern Fauſt entſetzt,
Weil mich nur Blut und Tod ergötzt.
Wer noch in's Licht gebracht ſoll werden,
Wird, ſind gleich tauſend Jahr verſchwunden,
Mit Schrecken hören, was für Wunden
Mein ſtarker Arm zur Beut' austheilte,
Mein Arm, dem es nicht einmal feilte. *)

Mich hat nicht Stahl, nicht Gluth gehemmet,
Ich hab' in Flammen, Dampf und Tod
Das Roß, erhitzt von Staub und Noth,
In meiner Feinde Blut geſchwemmet;
Stand oft mit Leichen ganz umſchanzet,
Wenn man Karthaunen auf mich pflanzet',

---

1) Die zweite Strophe iſt weggelaſſen worden.

*) D. h. Mein Arm, der niemals gefehlt hat.

Und lachte, wenn mit funfzig Heeren
Man mich allein nicht konnt' entwehren.

Nun aber, nun bin ich beſtricket,
Mein Herz brennt, wie Veſevus pflegt,
Wenn er mit Flammen um ſich ſchlägt,
Nun ich dieß ſchöne Bild erblicket.
O Göttin, der man nichts kann gleichen,
Umkränze meine Siegeszeichen,
Nimm an das Opfer, das ich bringe,
Vergönne mir, wonach ich ringe!

Ob ich gleich krumm und lahm geſchlagen,
Und Narben mehr als Glieder zeig',
Ob ich, für einen Palmenzweig,
Muß Arm und Fuß gebunden tragen,*)
So denke doch, daß dieß mich ziere.
Ob ich den Stab umſonſt nicht führe,**)

---

*) D. h. Obgleich ich, ſtatt einen Palmenzweig zu tragen, wie ich es verdiene, verbundene Arme und Füße tragen muß.

**) Obgleich ich den Stab wirklich brauche.

So denke doch, daß er mir nütze,
Weil ich mit ihm [2]) mein' Ehre ſtütze.

Ach, Süße, neige dein Geſichte
Auf den, der vor dir niederfällt!
Es ſieht nach mir die große Welt,
Ich ſehe nur nach deinem Lichte.
Man wird nicht ſo viel Lorbeern finden,
Als nöthig, um mein Haupt zu binden.
Doch will ich ihren Schmuck verhöhnen,
Wenn du mich willſt mit Myrthen krönen.

[2]) Dem.

Zweites Buch.

Vermiſchte Sonette.

Es iſt Alles eitel.

Du ſiehſt, wohin du ſiehſt, nur Eitelkeit auf Erden.
Was Dieſer heute baut, reißt Jener morgen ein;
Wo jetzo Städte ſtehn, wird eine Wieſe ſein,
Auf der ein Schäferskind wird ſpielen mit der Herden;
Was jetzo prächtig blüht, ſoll bald zertreten werden,
Was jetzt ſo pocht und trotzt, iſt morgen Aſch, und Bein;
Nichts iſt, das ewig ſei, kein Erz, kein Marmorſtein.
Jetzt lacht das Glück uns an, bald donnern die Beſchwerden;
Der hohen Thaten Ruhm muß wie ein Traum vergehn —
Soll denn das Spiel der Zeit, der leichte Menſch, beſtehn?

Ach, was iſt alles das, was wir für köſtlich achten,
Als ſchlechte Nichtigkeit, als Schatten, Staub und Wind,
Als eine Wieſenblum', die man nicht wieder findt? —
Noch will, was ewig iſt, kein einz'ger Menſch betrachten.

Gott verläßt uns nicht.

In meiner erſten Blüth', im Frühling zarter Tage
Hat mich der grimme Tod verwaiſet, und die Nacht
Der Traurigkeit umhüllt; mich hat die herbe Macht
Der Seuchen ausgezehrt; ich ſchmacht' in ſtäter Plage;
Ich theile meine Zeit in Seufzer, Noth und Klage.
Die Mittel, die ich oft für feſte Pfeiler acht',
Die haben leider all' erzittert und gekracht;
Ich trage nur allein den Jammer, den ich trage.
Doch nein, der treue Gott beut mir noch Aug' und Hand,
Sein Herz iſt gegen mich 1) mit Vatertreu' entbrannt;
Er iſt's, der jederzeit für mich, ſein Kind, muß ſorgen.

---

1) mir.

70

Wenn man kein Mittel ſind't, ſieht man ſein Wunderwerk;
Wenn unſre Kraft vergeht, beweiſt er ſeine Stärk';
Man ſchaut ihn, wenn man meint, er habe ſich verborgen.

Was iſt der Menſch!

Wir Armen! Ach, wie iſt's ſo bald mit uns geſchehn!
Wie plötzlich gehn wir fort! Oft, eh' wir uns beſinnen,
Ruft uns der ſchnelle Tod: Kommt, Menſchen, kommt von hinnen!
Kann Jemand, was ihm dräut, was jetzt gleich anbricht, ſehn?
Wir ſpielen ſorgenfrei, wir ſchimpfen, lachen, ſchmähn,
Doch unſer End' iſt da.[1] Wir werden gar[2] nicht innen,
Wie nahe wir der Gruft. Dies Leben muß zerrinnen,
Wenn Gott nicht Beiſtand ſchickt, eh' wir um Beiſtand flehn.

1) dar. — 2) ganz.

Ein Stein, ein Stücklein Blei und ein vergiftend Schnauben,
Ein Fall, ein Waſſertropf kann uns dies Leben rauben
Geſchwinder, denn es Peſt und Froſt und Schwindſucht thut.
Wir ſorgen nur umſonſt, wenn Gott nicht für uns wachet,
Wenn er nicht Wall und Burg und Lager um uns machet:
Der iſt ſchon lebend todt, der nicht in ſeiner Hut.

Grabſchrift eines hochberühmten Mannes.

Hier lieg' ich, nicht mehr Ich. Ein' abgelebte Leichen
Ruht unter dieſem Stein. Der Geiſt, der Erd' und See
Und Sterne durchgeſucht, ſucht nunmehr in der Höh'
Die ewig' Ewigkeit, die hier nicht zu erreichen.
Die Welt hat nichts, als Dunſt; was lebt, muß ſtracks erbleichen;
Die Wiſſenſchaft iſt Wahn, die Schönheit, leichter Schnee,
Der Adel, fremde Pracht. Zeigt etwas, das jetzt ſteh',
Und nicht dem rauhen Grimm der Zeiten müſſe weichen!
Mein Gut, mein Stand iſt hin, kein Freund weiß mehr von mir,
Mein Ruhm hat auch ſein Grab. Man läßt doch Alles hier,

Um das ihr Menſchen pflegt, was ewig, zu verlieren. *)
Das, was ihr Leben nennt, ihr Sterblichen, iſt Tod;
Was ihr für Tod anſchaut, iſt Leben ſonder Noth;
Die Welt muß in die Gruft, die Gruft zum Himmel führen.

---

*) Man läßt doch alle die irdiſchen Güter, um die ihr Menſchen die ewigen zu verlieren pflegt, hier zurück.

Auf den Tod eines fürſtlichen Kindes.

So reißt, holdſel'ges Kind, der unverhoffte Tod
Dich von uns hin, und macht kaum inner einem Lichte *)
Das liebreichſt' Ebenbild der Anmuth ganz zu nichte —
Ach, kaum erhörter Fall! — durch rauher Schmerzen Noth!
Doch dir iſt ewig wohl! Der überweiſe Gott
Bricht, weil der Winter kömmt, die ſchönſten Himmelsfrüchte
Zu ihrem Beſten ab. Du ſchauſt ſein Angeſichte
Höchſt fröhlich, und verlachſt der Erden Tand und Koth.
Was von dir ſterblich war, wird in der Saatenzeit
Der Gruben anvertraut, daß zu der Ewigkeit

---

*) D. h. In kaum einem Tage.

Es herrlich dermaleinſt in höchſter Zier aufblühe.
Du wareſt zu der Kron' geboren. In der Welt
Iſt nichts, denn Dienſtbarkeit, die uns gefeſſelt hält —
Drum beſſer, daß dich Gott auf ſeinen Thron entziehe.

An die unterirdiſchen Grüfte der heiligen Märtyrer zu Rom.

Ich beuge Knie und Haupt! — Die unterird'ſchen Gänge,
Die Grüfte ſonder Licht, die du, beſtürzter Chriſt,
Nicht ohn' Entſetzen ſiehſt, die waren, als die Liſt
Und Macht Gott Krieg anbot, nicht Tauſenden zu enge.
Die Leichen ſonder Zahl, der heil'gen Körper Menge
Sind die, auf die ſich Höll' und Welt umſonſt gerüſt',
Die Pein und Tod gepocht,*) die Pfahl und Schwerdt geküßt,
Die nach der Qual gerannt mit fröhlichem Gedränge.

---

*) D. h. getrotzt.

Hier iſt's, wo Chriſtus Kirch', mit feurigen Gebeten,
Von Blut und Thränen naß, Gott vor Geſicht getreten:
Die ſtets der Welt abſtarb, mußt' unter Leichen ſeyn.
Die ewig wachſen ſollt', mußt' allhier Wurzel finden;
In dieſer finſtern Nacht mußt' ihr Licht ſich entzünden;
Die auf dem Fels gegründ't, wohnt' unter lauter Stein.

Einſamkeit.

In dieſer Einſamkeit der mehr denn öden Wüſten,
Geſtreckt auf wildes Kraut, an der bemooßten See,
Beſchau' ich jenes Thal und dieſer Felſen Höh',
Auf welcher Eulen nur und ſtille Vögel niſten.
Hier, fern von dem Pallaſt, weit von des Pöbels Lüſten,
Betracht' ich, wie der Menſch in Eitelkeit vergeh',
Wie auf nicht feſtem Grund all unſer Hoffen ſteh',
Wie die vor Abend ſchmähn, die vor dem Tag uns grüßten.
Die Höl', der rauhe Wald, der Todtenkopf, der Stein,
Den auch die Zeit zerfrißt,[1] die abgezehrten Bein'
Entwerfen in dem Muth unzählige Gedanken.

---

[1] auffrißt.

Der Mauern alter Graus, dies ungebaute Land
Iſt ſchön und fruchtbar nur, der eigentlich erkannt,*)
Daß Alles, ohn' ein Geiſt,**) den Gott ſelbſt hält, muß wanken.

*) D. h. ſchön und fruchtbar für den, der eigentlich erkannt.

**) D. h. außer einem Geiſt.

An ſeinen Bruder.

Entſchlaſen, nicht erwürgt, verſchickt, doch nicht verloren,
Verreiſt, doch nur voran, ſind dieſe, ſo der Welt
Nun gute Nacht geſagt, und in dem Wolkenzelt,
Da keine Drangſal mehr, ſich ihren Sitz erkoren.
Hier waren ſie recht todt, dort ſind ſie neu geboren —
Wie, daß ihr Hintritt uns denn ſo beſchwerlich fällt?
Wie, daß man ſolch Geſchrei und ſolche Klag' anſtellt?
— Verlangen geht noch hin — Wir füllen Herz und Ohren
Mit Ach und Heulen an; *ſie* ſchmückt ein weißes Kleid;
Wir machen Alles ſchwarz; es ſcheint in unſerm Leid

Als wenn der Glaub' in uns erloſchen und geſtorben.
Wir reden mit dem Mund, als wären ſie bei Gott;
Dies leugnet unſer Thun, indem wir ihren Tod
Beklagen,[1]) als wenn Leib und Seele ganz verdorben.

---

[1]) So klagen.

An Eugenien.

Was wundert ihr euch noch, Ihr Roſe der Jungfrauen,
Daß dieſes Spiel der Zeit, die Roſ' in eurer Hand,
Die allen Roſen trotzt, ſo unverſehns verſchwand? —
Eugenie, ſo gehts, ſo ſchwindet, was wir ſchauen.
Sobald des Todes Senſ' wird dieſen Leib abhauen,
Scharrt man den Hals, die Stirn, die Augen, dieſes Pfand
Der Liebe, dieſe Bruſt, in nicht zu reinen 1) Sand,
Und dem, der jetzt mit Lieb' euch ehrt, 2) wird vor euch grauen.
Der Seufzer iſt umſonſt! Nichts iſt, das auf der Welt,
Wie ſchön es immer ſei, Beſtand und Farbe hält:

---

1) zu reinſten. — 2) der euch mit Lieb itzt ehrt.

Wir ſind von Mutterleib zum Untergang erkoren.
Mag auch an Schönheit was der Roſen gleiche ſein?
Doch, ehe ſie recht blüht, verwelkt und fällt ſie ein!
Nicht anders gehn wir fort, ſo bald wir ſind geboren.

An Dieſelbe.

Was hat des Fürſten Hof, was fand die weiſe Stadt,*)
Das mächtig ſei, mich zu erfreuen?
Ich muß die ſchöne Zeit bereuen,
Die mein Gemüth ohn' ſie, mein Licht, verzehret hat.
Bei ihr find' ich, was ich voll Herzensſeufzer bat.
Die Samen in das Land einſtreuen,
Begehren ſo nicht das Erneuen
Des Frühlings, der mit Thau krönt die erfriſchte Saat,
Als mich verlanget, ſie zu ſchauen,
Sie, meine Luſt, Wonn' und Vertrauen,
Die mir der Himmel gab, zu enden meine Klagen.

---

*) Der Dichter ſcheint hier auf eine beſtimmte Örtlichkeit hinzudeuten. Welche Stadt er aber mit der weiſen meine, iſt nicht zu entſcheiden, und als beſtändiges Beiwort kann weiſe doch in dieſer Stelle nicht gut genommen werden.

Sie kann ich dieſen Tag nicht ſehn —
Ach, Himmel, laß es doch geſchehn,
Daß mir mög' ihr Geſicht die Nacht ein Traum vortragen! *)

---

*) D. h. daß ein Traum mir in dieſer Nacht ihr Bild vorführen möge.

An Dieſelbe.

Ich finde mich allein und leb' in Einſamkeit,
Ob ich ſchon nicht verſteckt in ungeheuern Wüſten,
In welchen Tigerthier' und wilde Vögel niſten.
Ich finde mich allein, vertieft in herbes Leid,
Auch mitten unter Volk, das ob der neuen Zeit
Des Friedens ſich ergötzt in jubelvollen 1) Lüſten,
Find' ich mich doch allein. Wir, die einander küßten
In unverfälſchter Gunſt, ſind leider nur zu weit.
Ich finde mich allein und einſam und betrübet,
Weil *ſie* ſo fern von mir, mein Alles und mein Ich,
Ohn' die mir auf dem Kreis der Erden nichts beliebet.
Doch tritt ihr werthes Bild mir ſtündlich vor Geſichte —

---

1) Jauchzen-vollen.

Sollt' ich denn einſam ſein? — Ihr Bild begleitet mich.
Was kann ſie, wenn ihr Bild mein Trauern macht zu nichte!

Auf ſeiner Schweſter Anna Maria Gryphius Vermählung mit Dietrich Baum.

In dieſer Kriegeserndt' und überheißen Zeit,
In der man, was man ſchaut, vor Hitze ſchaut verſchmachten,
Seid ihr, o Jungfrau Braut, glückſelig wohl zu achten,
Weil euch der Liebe Gluth ſelbſt Schatten hat bereit'.
Ihr ſitzt bei eurem Baum und trotzt dem grimmen Leid, 1)
Das unſer Vaterland, eh' als wir noch gedachten,
Verſenget und verbrannt, das, was die Felder brachten,
Was in den Gärten blüht, mit Schwerdt und Flammen mey't.*)

1) das grimme Leid.

*) D. h. mäht.

Der Baum, den ihr erkieſt, wird jederzeit euch decken,
Euch wird kein trüber Sturm, kein Ungewitter ſchrecken,
Die Zweige werden ſtets voll ſchöner Blätter ſtehn.
Die Äſte, die ihr ſchon ſeht voll von Blüthen ſchweben,
Die werden künftig euch gewünſchte Früchte geben,
Dies Laub wird, glaubt gewiß, von keinem Froſt vergehn.

Auf den Tod ſeines Vaters, Paul Gryphius.

Der Chriſtum frei bekannt, und ſeine Stimm' erhoben
Gleich einer Feldpoſaun', den ruft Er aus der Welt,
Eh' als die Bluttrompet' aus ſeines Grimmes Zelt
Erſchall', eh' als ſein Grimm ſo ſcharf anfing zu toben.
Hier ruht der müde Leib, bis Jeſus ſelbſt von oben
Erſchein', und vor ſich heiſch' was Gruft und Grab verſtellt,
Was der beſiegte Tod in ſeinem Kerker hält.
Die Seel' iſt ſchon bemüht, der Götter Gott zu loben,
Sie wartet auf die Kron', mit der ihr treuer Fleiß,
Ihr Lehren und ihr Bau'n, ihr Kämpfen, Angſt und Schweiß,

Ihr Eifer, welcher nie der falſchen Laſter ſchonet',
Ihr Wiſſen, das ſie nur zu Gottes Ehr' anwandt',
Ihr Leiden, das ſie dem, der für ſie litt, verband,
Und keinen Lohn geſucht, wird über Lohn belohnet.

Auf den Tod ſeiner Großmutter, Margarethe Golz.

Nun ihr der Seelen Noth, nun ihr im dritten Brand
Habt eure Stadt beweint, nun euch des Himmels Zeichen,
Der Erden Fall erſchreckt, nun ihr der Kinder Leichen
Die Augen zugedrückt mit ſchier erſtarrter Hand,
Nun, was euch lieb, dahin, nun das betrübte Land
In Flamm' und Aſche fällt, um alle Treu' ſoll weichen,
Nun Tugend ſelber ſtirbt — muß eur Geſicht erbleichen,
Und man ſcharrt euren Leib in blutig rothen 1) Sand.

1) in von Blut rothen.

Ihr, o betrübte Frau, ihr bringt eur greiſes Haar
Nach tauſendfachem Tod auf die beſchwerte Bahr',
Und ſucht die wahre Ruh', die Jeſus uns erworben.
Ach, klag' ich euch noch jezt? — Da ſiel eur Leben hin,
Als Freund und Luſt verging, als ich geſchieden bin.
Ihr ſeid dem Land' auch nicht, das Land iſt euch geſtorben.

Auf ſeines Bruders, Paul Gryphius, Tod.

Hier ruht, dem keine Ruh' auf dieſer Welt beſcheeret,
Hier liegt, der niemals 1) fiel, hier ſchläft das hohe Haupt,
Das für die Kirche wacht', hier iſt, den Gott geraubt,
Der, voll von Gott, doch nichts, denn Gott allein begehret:
Der Mann, den Gott, als Gold, dreimal durch Glut bewähret,
Durch Elend, Schwerdt und Peſt, der unverzagt geglaubt,
Dem Gott nach ſtäter Angſt hat ſtäte Luſt erlaubt,
Nachdem ihn Seuch' und Angſt und Tod umſonſt beſchweret:

---

1) keinmal.

Dein Biſchof, Croſſen, ach! — den Gottes Geiſt entzünd't,
Dem an Verſtand und Kunſt man wenig gleiche find't,
Und deß Beredſamkeit kaum Einer wird erreichen:
In dem die Tugend lebt', durch den die Tugend lehrt',
Mit dem die Tugend ſtarb, dem Jeſus jetzt verehrt — *)
Was ſich mit keinem Schatz der Erden läßt vergleichen.

---

*) Dem Jeſus jetzt gegeben, geſchenkt iſt, der jetzt bei Jeſu iſt.

Ahndung.

Iſt's *), oder iſt's ein Wahn, daß Anverwandter Blut
Sei kräftig, unſern Geiſt durch fremde Kraft zu rühren?
Soll, wenn mein Freund betrübt, ich mich bekümmert ſpüren,
Obſchon mir nie entdeckt ward ſeiner Schmerzen Gluth?
Soll, wenn ſein Körper fault, mein hochbeſtürzter Muth
In unbekannter Angſt ſich kränken und verlieren?
Soll mich ſein Bild zu Nacht in Luſt und Schrecken führen,
Und tröſten in der Pein, und rathen, was mir gut?
Mein Bruder, ehe man mir deinen Tod entdecket,

---

*) D. h. Iſt es wirklich wahr?

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Haſt du drei Nächte mich aus meinem Schlaf erwecket,
Und mein unendlich Leid zu lindern dich bemüht.
Du haſt mir Zeit und Ort der abgelegnen Reiſen,
Da ich nicht reiſen wollt', ausdrücklich wollen weiſen.
Iſt's, oder wiſſen wir weit minder, als man ſieht?

Beſchluß des drei und zwanzigſten Jahres.

In Angſt, in trüber Noth, in Hoffnung, Schmerz und Pein,
In Sorgen und in Ach hab' ich dies kurze Leben,
Wofern es Leben heißt, der Eitelkeit gegeben.
Hab' ich von Ach und Furcht je ledig mögen ſein?
Ade, Welt! Gunſt, fahr' hin! Jetzt bin ich nicht mehr dein.
Ich will den freien Geiſt nun wehmuthfrei erheben,
Ich will mit freiem Sinn weit über Alle ſchweben.
Die ſtrenge Dienſtbarkeit ſchleußt in viel Ketten ein.
Mich ſoll kein Glimpf, kein Schimpf, kein Weh und Wohl mehr binden,
Man ſoll fortan mich frei von Zweifelſtricken finden,
Ich mag nicht toller Luſt mehr zu Gebote ſtehn.

100

Gieb, allzeit freier Gott, der du dich frei heißt ehren,
Daß ich dich möge ſtets mit freien Ohren hören,
Bis ich durch dich zu dir werd' in die Freiſtatt gehn!

In der letzten Nacht ſeines fünf und zwanzigſten Jahres.

(Den 11ten Oktober.)

Komm, Mitternacht, und ſchleuß dies thränenreiche Jahr,
Die ſchmerzenvolle Zeit, die mich ſo tief verletzet,
Die dich, mein Bruder, hat in jenes Reich verſetzet,
Und, Schweſter, deine Leich' geſtellet auf die Bahr' —
Die Zeit, die auf mich Angſt und grimmer Seuchen Schaar
Und Trauer und Verdruß und Schrecken hat gehetzet.[1] —
Wer hat noch neulich mich nicht ſchon für todt geſchätzet,

---

[1] verhetzet.

Da als ich mir nicht mehr im Siechbett ähnlich war? —
Wenn deine Treu', o Gott, mich nicht mit Troſt erquicket,
Als ſo viel grauſe Noth den blöden Geiſt verſtricket,
So wär' ich ganz in Angſt ertrunken und verſchmacht'.
Herr, deſſen linde Hand 2) wiſcht die bethränten Wangen,
Laß doch nach ſo viel Sturm mir lindre Zeit anfangen,
Und heiß' die herben Jahr' vergehn mit dieſer Nacht!

---

2) Fauſt.

Thränen des Vaterlandes.

(Im Jahre 1636.)

Wir ſind doch nunmehr ganz, ja mehr denn ganz verheeret!
Der frechen Völker Schaar, die raſende Poſaun',
Das blutgetränkte 1) Schwerdt, die donnernde Karthaun'
Hat Aller Schweiß und Fleiß und Vorrath aufgezehret.
Die Thürme ſtehn in Gluth, die Kirch' iſt umgekehret,
Das Rathhaus liegt in Graus, die Starken ſind zerhaun,
Die Jungfraun ſind geſchänd't, und wo wir hin nur ſchaun,
Iſt Feuer, Peſt und Tod, der Herz und Geiſt durchfähret.

---

1) Das vom Blut fette Schwerdt.

Hier durch die Schanz' und Stadt rinnt allzeit friſches Blut;
Dreimal ſind's ſchon ſechs Jahr, als unſrer Ströme Fluth,
Von Leichen faſt verſtopft, ſich langſam fortgedrungen.
Doch ſchweig' ich noch von dem, was ärger als der Tod,
Was grimmer denn die Peſt und Gluth und Hungersnoth:
Daß auch der Seelen Schatz ſo Vielen abgezwungen.

An die umſtehenden Freunde.

(In ſchwerer Krankheit 1640.)

Ihr Liebſten, die ihr mich, das Wohnhaus grimmer Noth,
Den abgezehrten Leib und die verdorrten Hände,
Dies ſterbende Geſicht und mein betrübtes Ende
Mit naſſen Augen ſchaut, trau'rt nicht um meinen Tod!
Da, als der Welt Ade der werthe Bruder bot,
Nach dem ich jeden Tag viel tauſend Seufzer ſende,
Als auch 1) die Schweſter ſchied, als meiner Liebſten Wände
In Flammen gingen ein, und wurden Graus und Koth —
Da fiel mein Leben hin. Mein Fleiſch, der Eltern Gabe,

---

1) Mit dem.

Liegt nunmehr ſchon und fault in nicht nur einem Grabe;
Das, was ihr vor euch ſeht, iſt ein Geſpenſt und Dunſt.
Dies Fieber kömmt zu ſpät, der Tod wird hier nichts finden.
Was acht' ich ſeinen Pfeil? Ich muß ohn' ihn 2) verſchwinden,
Jetzt nun mein Tag anbricht. — Habt Dank für eure Gunſt!

---

2) ohn' dies.

Abſchied von der Welt.*)

Mein oft beſtürmtes Schiff, der grimmen Winde Spiel,
Der frechen Wellen Ball, das ſchier die Fluth getrennet,**)
Das, wie ein ſchneller Pfeil, nach ſeinem Ziele rennet,
Kommt vor der Zeit zum 1) Port, den meine Seele will.
Oft, wenn uns ſchwarze Nacht im Mittag überfiel,
Hat der geſchwinde Bliß die Segel ſchier verbrennet;

---

1) an.

*) Dieſes Sonett erinnert lebhaft an ein berühmtes von Michel Agnolo: Giunto è già 'l corso della vita mia etc.

**) D. h. das die Fluth beinahe von einander geriſſen hat.

Wie oft hab' ich den Wind und Nord und Süd
verkennet!*)
Wie ſchadhaft iſt Spreit,²) Maſt, Steu'r, Ruder,
Schwerdt und Kiel!
Steig' aus, du müder Geiſt, ſteig' aus! Wir
ſind am Lande.
Was graut dir vor dem Port? Jetzt wirſt du
aller Bande
Und Angſt und herber Pein und ſchwerer Schmerzen
los.
Ade, verfluchte Welt, du See voll rauher Stürme!
Glück zu, mein Vaterland, das ſtäte Ruh' im
Schirme
Und Schutz und Frieden hält, du ewig lichtes
Schloß!

²) Spreu.

*) D. h. Wie oft hab' ich nicht gewußt, auf welcher Gegend die Winde blieſen.

An Johann Chriſtoph von Schönborn.

Der, den ihr oft gewünſcht, der, der euch oft begehret,
Der unter fremder Schaar den neunten Frühling zählt,
Den ſeiner Gränzen*) Angſt abweſend auch gequält,
Der, den der Feinde Neid, der Freunde Tod beſchweret,
Der, nun der Erden Haupt ihm ſein Geſicht gewähret,**)
Nun nach der röm'ſchen Pracht kaum was zu ſchauen fehlt,
Nun ſich ihm Thetis nicht, und Veſta nicht verhehlt —
Hat ſeinen Weg zurück in's Vaterland gekehret.

---

*) D. h. ſeines Landes, wie das Latein. fines.

**) Nun der Erden Haupt, d. h. Rom, ſich vor ihm hat ſehn laſſen.

In's Vaterland? — Ach nein? Er miſſet die Bekannten,
Er findet kaum die Gruft ſo vieler Anverwandten,
Weil auch die Erde ſelbſt durch Gluth und Fluth vergeht.
Was will er denn bei euch? Was hat er vorgenommen?
Er ſucht den Geiſt, der noch, nun Alles um iſt kommen,
Auf feſter Treue Grund aufrichtig vor ihm ſteht.

Am Schluſſe des 1648ſten Jahres.

Zeuch hin, betrübtes Jahr! Zeuch hin mit meinen Schmerzen!
Zeuch hin mit meiner Angſt und überhäuftem Weh!
Zeuch ſo viel Leichen nach!*) Bedrängte Zeit, vergeh,
Und führe mit dir weg die Laſt von dieſem Herzen!
Herr, vor dem unſer Jahr als ein Geſchwätz und Scherzen,**)
Fällt meine Zeit nicht hin wie ein geſchmolz'ner 1) Schnee?
Laß doch, weil mir die Sonn' gleich in der Mittagshöh',

---

1) verſchmelzter.

*) D. h. ziehe ſo vielen Leichen (meiner Geliebten) nach.

**) Vor dem unſer Jahr ein leichter, kurzer Scherz, ein flüchtiges Geſchwätz iſt.

Mich noch nicht untergehn, gleich ausgebrannten Kerzen.
Herr, es iſt genug geſchlagen,
Angſt und Ach genug getragen —
Gieb doch nun etwas Friſt, daß ich mich recht bedenke,
Gieb, daß ich der Handvoll Jahre
Froh werd' ein's vor meiner Bahre,*)
Mißgönne mir doch nicht dein liebliches Geſchenke!

---

*) D. h. Gieb, daß ich doch eines einzigen Jahres von der Handvoll, aus der unſer Leben zuſammengeſetzt iſt, froh werde.

Auf den Anfang des 1660^{ſten} Jahres.

Wir zählen, was nicht iſt und längſt in Nichts verſchwunden,
Verwichner Zeiten Lauf und Menge vieler Jahr',
Und was den Augenblick noch kaum vorhanden war;
Wir zählen, was ſich noch nicht von der Zeit gefunden. —
Umſonſt, wir Armen, ach! Jahr, Monat, Tag und Stunden
Sind kein beſtändig Gut, doch bringen ſie Gefahr
Und höchſten Nutz zu uns. Sie bieten Alles dar,
Wodurch die Ewigkeit uns Menſchen wird verbunden:
Gott, dem nichts fällt und kömmt, dem Alles ſteht und blüht,
Der, was noch künftig iſt, als gegenwärtig ſieht,
Will auch für Augenblick' uns Ewigkeiten geben.

Ach, Seel', ach, ſei mit Ernſt denn auf die Zeit bedacht,
Nimm Jahr und Monat, Stund' und Augenblick in Acht:
Ein einz'ger Augenblick verſpricht Tod oder Leben.

Auf die Geburt ſeines älteſten Sohnes Chriſtian.

Willkommen, ſüßes Kind, der Mutter höchſte Luſt,
Doch die ſich ſchier mit beider Tod erkäuft!
Willkommen, Kind, das, weil die Nacht umläuft,
Mit neuer Freud' erquickt des Vaters trübe Bruſt!
Wie? Gleich um Mitternacht? Iſt dir denn nicht bewußt,
Was Mitternacht, in der nur Furcht ſich häuft,
Und Wahn in Angſt, und Angſt in Weh ſich täuft?
Wie, daß du denn gleich jetzt das Leben grüßen mußt? —
Dies iſt der Engel Feſt, die oft bei Nacht erſchienen,
Die führen dich in's Licht, mit dieſen ſollſt du dienen
Dem, welcher dich aus Nacht hat in den Tag gebracht.

Die Engel kommen mit. — O daß ſie dich begleiten!
O daß ſie durch die Welt, durch die geſetzten Zeiten
Dich führen, wo ihr Heer um deinen Schöpfer wacht!

Auf die Taufe ſeines erſten Sohnes Chriſtian.

Geh, liebes Kind, geh hin, und ſchwöre zu der Fahn'
Des Königs, der für dich ſich in den Tod verſchworen!
Geh, liebes Kind, geh hin! Jetzt wirſt du neu geboren,
Und ſetzeſt deinen Fuß auf Gottes Ehrenbahn.
Ach, ſchwör' und bleib getreu, wie Jeſus ſelbſt gethan,
Der dich zu ſeinem Glied hat durch ſein Blut erkoren:
Er iſt's, der dich erhöht, durch *mich* biſt du verloren.
Wie ſicher ſchifft, wer ſchifft in dieſes Noä Kahn!
Gott müſſe mehr dich *ſein*, als ich dich *mein* erkennen,

Laß dich von deinem Haupt, von dieſem Herren nennen,*)
Dem dich dein Vater ganz zu eigen übergiebt.
Laß Andern hohe Wort' und große Namen bleiben:
Für mich und dich ſei groß, wenn du dich ſo magſt ſchreiben,
Wie die berühmte Schaar, die ihren Chriſtus liebt!

---

*) Nämlich Chriſtian.

Als ſein zweiter Sohn Conſtantin geboren wurde.

Mein Kind, du willſt die Welt, du willſt die Welt beſchauen,
Jetzt, nun der Wankelmuth uns und die Welt verkehrt,
Und ſchärfer, denn vorher,1) der rauhe Krieg verheert!
Komm denn, und lern' allhier nur deinem Chriſto trauen.
Der Höchſte gab dich mir — komm, laß dir ja nicht grauen —
Dem Höchſten geb' ich dich; was dich und mich beſchwert,
Nimmt ſeine Treu' hinweg. Er prüfet auf der Erd',

---

1) vorhin.

Dem er zum Vaterland verſpricht des Himmels Auen.
Geh, Kind, bleib ewig treu ihm, dem 2) ich jetzt dich ſchicke!
Beſtändigkeit, mein Kind, trotzt Himmel, Tod und Welt,
Und ſteht, wenn Tag, wenn Nacht, wenn Mond und Sonne fällt.
Geh, Kind, bleib ewig treu, ſchau' nimmermehr zurücke!
Geh hin, und ſchwöre, dem beſtändig ſtets zu ſein,
Der für dein Leben litt beſtändig Kreuz und Pein!

2) Den, dem. Das erſte Wort iſt Druckfehler.

Auf die Geburt ſeines Sohnes Theodor.

Kind, das der Höchſt' uns hat aus lauter Huld gegeben,
Kind, das man ſchon für todt, eh' es geboren, ſchätzt',
Kind, das nach langer Angſt hat unſer Herz ergötzt,
Kind, das des Lebens Herr auch in dem Tod hieß leben!
Der müſſe für und für in deinem Herzen ſchweben,
Der ſich für dich und uns vom Thron in's Kreuz verſetzt,
Den Liebe nur allein zu dir und uns verletzt.
Er müſſe für und für dich, ſein Geſchenk,*) erheben,
Ja, Gottes ſein Geſchenk! Ach, dank' es ihm allein,

---

*) Theodor, d. h. Gottes Geſchenk.

Daß du ein Menſch, ſein Kind, und noch kannſt lebend ſein.
Was kannſt du ihm, als dich, dagegen [1]) wieder ſchenken?
Er nehme dich von uns, mein Kind, genädig an,
Der das, was von ihm kömmt, ja nicht verſchmähen kann:
Dann liegt ihm ob, für dich zu ſorgen und zu denken.

---

[1]) hergegen.

Auf ſeines Sohnes Theodor Abſterben.

Du forderſt, Herr, von uns zum Neujahr dein Geſchenke,
Das du auf kurze Friſt uns und der Welt vertraut.
Nimm denn! Ich laſſ' es hin. Es hat die Welt geſchaut,
Und wie ſich in der Welt ein Menſch in Schmerzen kränke.
Es ſchaut nun freudig an, wie liebreich Gott bedenke,
Dem er durch's reine Bad abwuſch, wofür ihm graut,*)
Dem er ein Grab allhier, und dort ein Schloß erbaut,1)

---

1) aufbaut.

*) D. h. Wie liebreich Gott den bedenkt, dem er durch die Taufe die Grauen erregenden Flecke der Erbſünde abgewaſchen hat.

Und zu ſich ruft, daß er ſich nicht von Ihm ablenke.
Zeuch hin! Zeuch fröhlich hin! Obſchon mein Herze bricht,
Beklag' ich, liebſtes Kind, doch deinen Abſchied nicht,
Weil dir weit beſſer iſt, als ich je wünſchen können.
Du forderſt, großer Gott, dies werthe Pfand von mir —
Ich weigre ferner nicht. Wohlan, es zeucht zu dir!
Was wirſt hingegen a) du mir für ein Neujahr gönnen? *)

---

a) dergegen.

*) D. h. für ein Neujahrsgeſchenk.

Über ſeiner Tochter Maria Eliſabeth Geburt am Tage Concordiä.

Komm, Pfand der Eintracht, komm! Die grimmen Völker wüthen
In raſend vollem[1]) Zank; die Kirche wird getrennt,
Und zwar von dieſer Schaar, die ſich von Chriſto nennt;
Du findeſt nichts allhier, als ungebund'ne Sitten.
Ach, wenn des Höchſten Herz von Menſchen zu erbitten,
Daß er, der einig nur die Eintrachtsmittel kennt,
Durch ſeines Geiſtes Gluth, die nur bei Frieden brennt,
Wollt' aller Menſchen Sinn, weil du noch lebſt, begüten,

---

1) Vielleicht ein Druckfehler. Das Sonett ſteht nur in der Ausgabe von 1698.

Iſt's möglich, es geſcheh'!*) Bitt' aber ich zu viel,
So bleibe deinem Gott mit Eintracht doch verbunden;
Die lieblich' Einigkeit ſei deiner Sinnen Ziel;
Es werd' in deinem Mund kein zornig Wort gefunden.
Erreichſt du dieſen Wunſch, ſo wirſt du nicht nur mein,
Nein, ſondern dreimal mehr des Höchſten Tochter ſein.

---

*) D. h. Wenn Gottes Herz von Menſchen zu erbitten iſt, ſo bitte ich, daß, wenn es möglich iſt, Gott noch bei deinen Lebszeiten den Frieden herſtelle.

Gebindniß*) an einen Freund.

Ich ſuche, werther Freund, ich ſuch' und kann nicht finden, —
Indem eur Namenstag euch fröhlich wiederſieht,
Und euer neues Glück beim neuen Jahr aufblüht —
Ein Band, ein feſtes Band, auf ewig euch zu binden.
Ein hoher Geiſt läßt ſich mit keinem Gold umwinden,
Wer Diamanten ſucht, iſt ſonder Nutz bemüht;
Was über Sonnen ſtrahlt, was durch die Nächte glüht,
Muß vor dem edlen Glanz der freien Seele ſchwinden.
Doch Liebe zwingt, was Welt und Himmel zwingen kann,
Sie band den Höchſten ſelbſt an harte Hölzer an:

---

*) D. h. Angebinde, Glückwunſch oder Geſchenk.

Die bitt' ich, daß ſie mir woll' ihre Ketten leihen.
Was ſag' ich? Nein, nicht mir, nur einer friſchen Braut,
Die, eh' dies Jahr hinweg, auf ewig euch vertraut,
So binde, daß euch nicht mög' eine Macht befreien.

Auf Herrn Rieſe's und der Jungfrau Mariane Beckerin Hochzeit.

Holdſeligſtes Geſchlecht an Trefflichkeit und Sinnen,
Wen haſt du nicht bisher zu deinem Dienſt bewegt?
Es hat ſich Weſt und Oſt und Nord und Süd erregt,
Und deine Gunſt geſucht durch Liebe zu gewinnen.
Vor dir lag Kunſt und Schwerdt, du zwangeſt das Beginnen
Der Reiſenden, zu ſtehn,*) der Handel ward gelegt,
So bald man um dich warb, der nicht zu ruhen pflegt:**)

---

*) D. h du hielteſt die Reiſenden auf ihrem Wege feſt.

**) D. h. der Handel, der nie zu ruhen pflegt, ward unterbrochen, wenn man um das Frauengeſchlecht warb.

Die Rieſen werden nun auch deiner Schönheit innen.
Einer aus der allzeit rauhen Wolk- und Himmel-Stürmer Schaar
Suchet deiner Schönſten Eine, die durch ihrer Sternen Paar
Sein nie gezwungen Herz verändert und verkehret.
Er vergißt der Rieſen Sitten, er will mehr denn menſchlich ſein,
Er verwirft die wilden Speiſen, unſre Nahrung geht ihm ein:
Er will die Beckerin, dieweil er Brodt begehret.

Drittes Buch.

Geiſtliche Sonette.

Über ſeine geiſtlichen Sonette.

In meiner erſten Blüth', ach! unter grimmen Schmerzen,
Beſtürzt durch's ſcharfe Schwerdt und ungeheuern Brand,
Durch liebſter Freunde Tod und Elend, als das Land,
In dem ich aufging, fiel, als toller Feinde Scherzen,
Als Läſterzungen Spott mir raſend drang zu Herzen,
Schrieb ich dies, was du ſiehſt, mit noch zu zarter Hand,
Zwar Kindern, als ein Kind, doch reiner Andacht Pfand.
Tritt, Leſer, nicht zu hart auf Blumen erſtes Märzen!
Hier donnert, ich bekenn', mein rauher Abas nicht,
Nicht Leo, der die Seel' auf dem Altar ausbricht,

Der Märtrer Heldenmuth iſt anderswo zu leſen.*)
Ihr, die ihr nichts mit Luſt, als fremde Fehler, zählt,
Bemüht euch ferner nicht. Ich ſag' es, was mir fehlt:
Daß meine Kindheit nicht gelehrt, doch fromm geweſen.

---

*) Hindeutungen auf Perſonen und Gegenſtände ſeiner Trauerſpiele.

Über die Geburt Chriſti.

(1657.)

Kind, dreimal ſüßes Kind, in was bedrängten Nöthen
Bricht dein Geburtstag ein! Der Engelſchaaren Macht
Bejauchzet deine Kripp' und ſingt bei ſtiller Nacht;
Die Hirten preiſen dich mit hellgeſtimmten Flöten. —
Ach, um mich klingt der Hall der raſenden Trompeten,
Der rauhen Pauken Klang, der Büchſen Donner kracht. —
Du ſchläfſt, der tolle Grimm der ſchnellen Zwietracht wacht,
Und dräut mit Stahl und Schwerdt und Flamm' und Haß und Tödten.
O Friedefürſt, lach' uns aus deinen Windeln an,
Daß mein beſtürztes Herz, das nichts als ſeufzen kann,

Dir auch ein Freudenlied, du Sohn der Jungfrau, bringe!
Doch wenn ich, Gott, durch dich mit Gott in Frieden ſteh',
So kann ich fröhlich ſein, ob auch die Welt vergeb',
Indem du in mir ruhſt. O Kind, mein Wunſch gelinge!

An den Gekreuzigten.

(Nach Sarbievius.)

Hier will ich nimmer[1]) weg! Laß alle Schwerdter klingen!
Greif Spieß und Säbel an! Brauch' aller Waffen Macht,
Und Flamm', und was die Welt für unerträglich acht' —!
Mich ſoll von dieſem Kreuz kein Tod, kein Teufel dringen.
Hier will ich, wenn mich Ach und Angſt und Leid umringen,
Wenn Erd' und Meer aufreißt, ja, wenn der Donner Macht
Mit dunkelrothem Blitz auf meinem Kopfe kracht,
Ja, wenn der Himmel fällt, hier will ich fröhlich ſingen.

---

[1]) ganz nicht.

Weil mir die Bruſt noch klopft, auch weder dort, noch hier,
Und nun und ewig ſoll mich reißen nichts von dir!
Hier will ich, wenn ich ſoll, den matten Geiſt aufgeben.
Du aber, der du hoch am Holz ſtehſt aufgericht',
Herr Jeſu, neig' herab dein blutig Angeſicht,
Und heiß durch deinen Tod im Tod mich ewig leben!

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.

Welt, rühme was du willſt! Ich muß die Trübſal preiſen,
Die Trübſal, die uns lehrt voll ſanfter Sinnen ſein.
Wann aller Blitze Macht fällt häufig bei uns ein,
Wann ſchier die Seele ganz will aus dem Leibe reiſen,
Wann uns die Feinde nichts als Flamm' und Räder weiſen,
Dann ſchaut ein ſtiller Geiſt recht mitten in der Pein,
Wie die, die Gott erkieſt, nicht ewig ſtehn allein,
Und wie er ſie nicht ſtets mit Thränen pflegt zu ſpeiſen.
Wer dann des Höchſten Treu' einmal in Angſt erfährt,
Hofft jede Zeit auf Hülf', obgleich der Jammer währt,

Obgleich das Schwerdt entblößt, obgleich der Holzſtoß brennet.
Wer feſt in Unfall hofft, hat, wenn er frei, betracht',
Daß Hoffnung nimmermehr den Geiſt zu Schanden macht,
Den Geiſt, den keine Furcht, noch Luſt von Gott abtrennet.

Ruhm im Kreuze des Herrn.

Pocht auf eur Gold, auf die nichts werthen Schätze!
Pocht, Menſchen, auf eur unbeſtändig 1) Gut,
Auf eure Macht, die über Erd' und Fluth
Den Szepter ſtreckt! — Wie bald fällt ihr Geſetze!
Ein Andrer jauchz', ein Andrer rühm' und wetze
Sein ſtolzes Schwerdt auf ſchwacher Leiber Blut,
Und Jener rühm' aus dünkelvollem Muth,
Daß ihm die Weisheit ſelbſt die Kron' aufſetze!
Vergeßt der hohen Wort' und zarten Schönheit nicht,
Sucht eur' Urahnen vor, und wo euch was gebricht,
So laßt gelehrte Händ' auf's prächtigſt' euch ausſtreichen!

---

1) nicht beſtändig.

Mir iſt auf Erden nichts als deſſen Kreuz bekannt,
Der ſterbend ſich durch's Kreuz am Kreuz mit mir verband,
Und mir ſein Kreuze ſchenkt zum treuen Liebeszeichen.

An den leidenden Erlöſer.

So gehſt du nunmehr hin, und trägſt den Fluch mit dir,
Den, König, dir die Welt zum letzten Abſchied giebet,
Dein Land, das du viel mehr noch als dich ſelbſt geliebet,
Das dir das Kreuz auflegt. — Ach, was verzieh' ich hier?
Ich ſeh', daß Jeſus ſelbſt mich zu dem Leben führ',
Doch nur durch Schmach und Tod. Warum denn ſo betrübet?
Er ruft: Weint nicht um mich, Ihr, die die Buß' aufſchiebet,
Weint über euch! Der Grimm, die Strafe kömmt nach mir.
Fort dann, mit Jeſu fort! Laßt uns, weil Zeit, entfliehen,

Obſchon man ſonder Kreuz aus Salem nicht kann ziehen.
Es zeigt uns dieſes Holz, was man von hinnen trägt.
Beſitze was du willſt, du wirſt noch Alles laſſen:
Ein Stück iſt's von dem Kreuz, was dich nur wird umfaſſen,
Drei Bretter ſind's, damit man dich in's Grab einlegt.

An Gott, den heiligen Geiſt.

Bisher hab' ich die alte, kalte Welt,
Bisher hab' ich die Eitelkeit geliebet,
Bisher hat mich der harte Sturm betrübet,
Mich, der ich falſchem Gute nachgeſtellt.
Komm, reiner Geiſt, entzünde meine Kält'!
Zerreiß das Band, das meine Seel' umgiebet,
Vergieb, was ich für Miſſethat verübet,
Und tröſte, wenn mein Herz in Schmerz verfällt!
O helles Licht, erleuchte meine Nacht,
Die Nacht voll Angſt, voll Wehmuth, Ach und Zagen!
Erquicke mich, eh' als mein Geiſt verſchmacht'!
O wahre Luſt, wie, daß ich traurig bin?
Weil du nicht hier, muß ich ſo heftig klagen:
Dein Beiſein nimmt all' Angſt und Trauern hin.

Auf das Feſt der Weiſen.

(Matth. 2.)

Wo ſoll ich dich, mein Licht, mein höchſter König, finden,
Wenn auch dein eigen Volk nichts von dir hält noch weiß?
Was hilft mir,[1] ſuchen viel, was nuzt der Fragen Fleiß,
Wenn mich verblendet hat die Nacht der trüben Sünden?
Doch, wenn du nur nicht heißt den hellen Stern verſchwinden,
Den deine Lieb' aufſteckt, ſoll meine Seelenreiſ'
Stracks fort und vor ſich gehn, bis ich dich, Zions Preis,
Dich,[2] ſchönſte Sarons Blum', mög' um mein Herze winden.

---

[1] mich. — [2] und.

Dann will ich dir, für Gold,*) mein Fürſt, nicht falſche**) Treu',
Für Weihrauch, Andachtsfeu'r, für Myrrhen, ernſte Reu',
Mein Prieſter, der du Tod und Sünde tilgeſt, geben.
Du läutere dies Gold in Liebe, laß in Pein
Für Weihrauch die Geduld, ja mich dein Räuchwerk ſein,
Und wenn der Körper fault, ſo laß die Seele leben!

*) D.h. ſtatt Goldes.

**) nicht falſche muß ungetrennt als Epitheton genommen werden, in der Bedeutung von wahr.

Auf den Charfreitag.

O Schmerz! das Leben ſtirbt. O Wunder! Gott muß leiden.
Der Alles trägt, fällt hin; die Ehre wird veracht',
Der Alles deckt, iſt nackt; der Tröſter iſt verſchmacht';
Der Luft und Wälder ſchuf, muß Luft und Wälder meiden.
Er hat die Luft zur Pein, und muß am Holz verſcheiden;[1])
Der Glanz der Herrlichkeit verſchwind't in herbe[2]) Nacht;
Der Segen wird ein Fluch; die unerſchöpfte Macht
Hat keine Kräfte mehr; den König aller Heiden
Erwürgt der Knechte Schaar. Was Bosheit hat verſchuld't,

---

1) abſcheiden. — 2) herber.

Zahlt Unſchuld willig aus; wie emſig iſt Geduld,
Uns Gottes große Gunſt auf's Neue vorzubringen!
O härter als ein Stein, den nicht die Treu' bewegt,
Wenn Sonn' und Tag verſchwarzt, wenn ſich der Erdkreis regt,
Wenn Todte ſelbſt erſtehn und harte Felſen ſpringen![3]

3). harte Fels aufſpringen.

Auf den dritten Oſtertag.

(Luc. 14.)

Wie oft, mein Licht, wie oft umringt mich Angſt und Weh!
Wie oftmals will mir Troſt und Glaub' und Muth zerrinnen!
Wie oftmals kann ich mich vor Schmerzen kaum beſinnen!
Wie oftmals ruf' ich ſchon: Mein Leben, nun Ade!
Doch wenn mich dünkt, daß ich im Elend jetzt vergeh',
Und meine, daß für mich kein Mittel zu gewinnen,
So werd' ich Deiner Hülf' und Gegenwart recht innen,
Und daß in deine Hand ich eingeſchrieben ſteh'.
Dann ſagſt du, wie der Zorn des Höchſten abgelehnet,

Wie Gott mit mir zu Fried', und wie du mich verſöhnet,
Dann lern' ich, daß ich Fleiſch, gleich deinem Fleiſche, ſei.
Laß, wenn ich nichts mehr ſchau', mich deine Wunden ſchauen,
Und wenn dem blöden Geiſt wird vor dem Tode grauen,
So ſteh, o höchſter Troſt, der ſchwachen Seele bei!

Auf den Tag der unſchuldigen Kindlein.

(Matth. 2.)

Nein,1) Rachel, klage nicht! — Obgleich die zarten Reben,
Die Kinder deiner Bruſt, im Aufgang ihrer Zeit,
Von mehr als grauſem Sturm der Schwerdter abgemeyt*) —
Es iſt ſo ganz nicht aus. — Ach, traure nicht! Sie leben.
Die Lämmlein, ſo ihr Blut für's werthe Lamm gegeben,
Sind jetzt, nach kurzer Angſt und kaum erkanntem Leid,
In dem beſternten Sitz der großen Herrlichkeit,
In dem ſie Gottes Rath und hohes Lob erheben.
O ſelig, wer noch eh' der Mund kann Chriſtum nennen,

---

1) Nicht.

*) D. h. abgemäht.

Die Glieder ſür ihn giebt, wer aus der Mutter Schoß
Die Marterkron' ergreiſt, und tritt in's Himmels Schloß!
O ſelig, wer noch eh' er ſeinen Feind kann kennen,
Schon überwunden hat, wer, eh' er Sünde ſpürt,
Und eh' er weiß, was Tod, von beiden triumphirt!

Auf den Sonntag des auf dem Berge lehrenden Meſſias.

(Dritter Sonntag nach Epiphanias.)

O wohl dem hohen Geiſt, der auf dem Berg anhöret
Das, was du ſelig ſchätz'ſt! Wohl dem, der in dem Thal
Dir ſeine Schmerzen klagt und ſeiner Seelen Qual,
Wenn Ausſatz, wenn ſich Peſt und Angſt und Sünde mehret!
Bald lebt in ihm durch dich, was auf den Tod verſehret. —
Ich ſchmachte fern von dir in Schmerzen ohne Zahl,
Und winſ'le, voll von Weh, in dieſem Thränenſaal,
Indem die grimme Sucht den Körper ganz zerſtöret.
Doch, Jeſu, wenn du willſt, iſt keine Noth zu groß;

Ich werde, wenn du willſt, der ſcharfen Schmerzen los.
Ich bin nicht werth, daß du dich zu mir heim ſollſt finden:
Sprich, Heiland, nur ein Wort! — bald wird, was jetzt mich nagt,
Was mein Gewiſſen kränkt, was meine Seel' anklagt,
Und aller Teufel Macht und ſtolzer Trotz verſchwinden.

Auf den Sonntag d. langmüthigen Ackermannes.

(Matth. 13.)

Der Feind ſtreut aus auf's Land, das du erbauet,
Sein Unkraut, Herr, indem die Sündennacht,
In trüben Schlaf die trägen Menſchen bracht,
Den du die Frucht zu hüten anvertrauet.
Das, was man nur auf allen Äckern ſchauet,
Iſt falſche Lehr' und Neid und Ketzerpracht.
Wir ſchlafen feſt: der Satan ſä't und wacht,
Der Satan, dem vor deinem Segen grauet.
Ach, ſiehſt du nicht, wie jene Schaar umläuft,
Die dir zu Trotz ſo Korn als Treſp' ausräuft?
Wann wirſt du dich zu letzter Erndt' aufmachen?
Komm, es iſt Zeit! Führ' alle Garben ein!
Führ' ein die Frucht! Laß in der Flammen Pein
Des Satans Saat, die nicht mehr taugt,1) verkrachen!

---

1) taug, das Eigenſchaftswort.

Auf den Sonntag des Segen verleihenden Meiſters.

(Fünfter Sonntag nach Trinitatis.)

Der iſt umſonſt bemüht, der viel bei Nacht will fangen;
Wenn Sündenfinſterniß des Himmels Glanz verdeckt,
Wenn Grauen, Blindheit, Furcht der Sternen Schaar erſchreckt,
Iſt auch durch höchſten Schweiß kein Segen zu erlangen.
Wer nicht durch Chriſtus Wort in's Arbeitſchiff gegangen,
Dem hilft nicht Müh' und Fleiß. Wer drauf*) ſein Netz ausſtreckt,

---

*) Darauf, d. h. auf Chriſti Arbeitſchiff. Die beiden Breslauer Ausgaben haben durch falſche Interpunktion den Sinn entſtellt.

Und nicht voll ſchwarzer Schuld und trüber Werke ſteckt,
Der wird durch Gottes Gunſt mit vollen Zügen *) prangen.
O wahres Gnadenlicht, laß deinen Strahl aufgehn,
Treib weg, was dunkel heißt, bleib in dem Schifflein ſtehn,
Und laß durch deine Lehr' mich reich an Tugend werden,
Daß ich dem Nächſten ſtets in ſeiner Noth beiſpring',
In Demuth mich erkenn' und dein Gebot vollbring',
Und willig, wenn du rufſt, verlaſſe Kahn und Erden!

*) D. h. mit Zügen der Netze voller Fiſche.

Auf den Sonntag der bewährten Auferſtehung des Herrn oder Quasimodogeniti.

(Joh. 20.)

Was traur' ich — hat der Feind gleich für und für geſponnen
Mir Fallſtrick, Netz und Garn, muß gleich mein Kämmerlein,
Dies enge Pilgerhaus, ſtets feſt verriegelt ſein — ?
Was traur' ich, ob es Nacht? — dieweil die helle Sonnen
Dir, Fürſt der Finſterniß, dir, Satan, abgewonnen,[1]
Und Licht und Frieden bringt. — Wenn aller Troſt zu klein,
Und ich verlaſſen bin, tritt Jeſus zu mir ein.
Sobald er kömmt, ſobald iſt, was mich kränkt, zerronnen;

---

[1] abgenommen. (Druckfehler in beiden Breslauer Ausgaben.)

Er iſt mein Herr und Gott; er weiſt mir Fuß und Hand;
Ich ſeh' durch ſeine Seit', wie tief ſein Herz entbrannt.
Wer zweifelt, komm' und ſchau'! Vor dieſen offnen Wunden
Verfällt der Worte Pracht; dies Zeugniß iſt zu wahr,
Dies Blut fleußt viel zu friſch, die Liebe ſcheint zu klar:
Hier wird ein offen Herz mit offner Hand gefunden.

Über die Sendung des heiligen Geiſtes.

Dies iſt das heil'ge Feu'r, das Jeſus wollt' entzünden,
In dem, was irdiſch iſt, verlodert und vergeht,
Durch das, was todt, ſich regt, was kalt, in Hitze ſteht,
Vor dem die ſchwarze Nacht des Zagens muß verſchwinden.
Der iſt's, durch den ſich Gott mit Menſchen will verbinden,
Dies iſt der Perlenthau der friſchen Morgenröth',
Der die verwelkte Seel' erfriſcht, was liegt, erhöh't,
Dies iſt der Troſt, durch den wir Muth im Zagen finden.
Als er die Welt erſchuf, ſchwebt' er ſtill auf der Fluth,
Jetzt kömmt er in dem Sturm, die Erde zu erneuen.

Dort war es angeſehn auf ein vergänglich Gut,
Jetzt baut er, was da ſoll die Ewigkeit erfreuen.
Er kam auf Waſſer dort, bei finſter düſtrer Nacht,
Er kömmt bei Tag' in Feu'r, da er die Kirche macht.

An Gott, den heiligen Geiſt.

Ach, großer Gott! Ach, Troſt der ganzen Welt,
Der in uns wirkt und Abba rufen lehret,
Durch den uns Gott unendlich ſeufzen höret,
Ach tröſte, wenn der Menſchen Troſt verfällt!
Erquicke mich, wenn meiner Glieder Zelt
Entſpannet wird,*) indem ſich Hitze mehret,
Und Todesangſt den matten Geiſt verſehret,
Und Ewigkeit uns auf die Wage ſtellt.
Ach, zeige mir, daß Gott mich für ſein Kind geſchätzet,
Daß Chriſtus unſer Fleiſch auf dieſen Thron verſetzet,
Von dem er über Tod und Leben Urtheil hegt.

---

*) D. h. Zuſammengezogen wird und ſinkt.

Ach, Herr, damit ich nichts mit dieſer Welt verliere,
Daß mich ein Augenblick in ſtäte Freude 1) führe,
Gieb, daß ich ſei bereit, wenn meine Stunde ſchlägt!

---

1) Wolluſt.

Auf den Sonntag des Richters der Todten und Lebendigen.

(Matth. 25.)

Der Fürſt[1]) der Ewigkeit, der Richter aller Sachen
Hegt Urtheil. — Reißt entzwei, Fels, Erde, Berg und Meer!
Ihr Klüfte, Thal und See, gebt eure Todten her!
Ihr Todten, kommt an's Licht! Kommt aus der Höllen Rachen,
Ihr Feinde Gottes, kommt, kommt vor, ihr alten Drachen,
Und hört den letzten Spruch, der euch ſo herb' und ſchwer,
Den Frommen lieblich fällt! — O Ewigkeit, verzehr'

---

[1]) Prinz.

Die, ſo 2) die Donnerſtimm' des Höchſten an wird krachen!
Der Haufen theilet ſich, der groſse Tag entdeckt
Was uns verborgen war, 3) was man ſo tief verſteckt.
Ich ſeh' hier als verdammt, die ich für heilig ſchätzte;
Hier ſcheidet Freund und Freund auf ewig, Weib und Mann.
Den ſtößt der Richter hin und Jenen nimmt er an;
Wer einſt 4) verſchmachtet, lacht; der weint, wer ſich ergötzte.

---

2) die. — 3) vor. — 4) vor.

Auf den Sonntag des wiedererſcheinenden Richters.

(Luc. 21.)

Schaut, ſchaut, ihr Völker, ſchaut die ſchweren Wunderzeichen!
Das groſse Firmament, der Himmel Kraft zerbricht,
Der Monden ſteht in Blut, es ſchwind't der Sterne Licht,
Man ſieht die klare Sonn' in hellem Tag erbleichen.
Die aufgeſchwellte See will über Berge reichen —
Wer hört der Winde Grimm, der Lüfte Raſen nicht?
Ein jeder Menſch verſchmacht', und weiß nicht, was er ſpricht
Vor groſser Herzensangſt. Die rauhen Felſen weichen,
Auch zittert Berg und Thal. — O Herr der Herrlichkeit,

Der du in Feu'r die Welt zu richten dich bereit',
Hilf, daß ich ja mein Herz mit Sünden nicht beſchwere!
Weck' auf, Herr, wenn mich Sorg' und Sicherheit einwiegt,
Daß, wenn dein harter Zorn der Erden Bau bekriegt,
Mich nicht der Donnerſtrahl des letzten Tags verzehre!

Das jüngſte Gericht.

Auf, Todten! Auf! Die Welt verkracht im letzten Brande,
Der Sternen Heer vergeht, der Mond iſt dunkelroth,
Die Sonn' ohn' allen Schein. Auf, ihr, die Grab und Koth,
Auf, ihr die Erd' und See und Hölle hielt zu Pfande!
Ihr, die ihr lebt, hervor! Der Herr, der einſt 1) in Schande
Sich richten ließ, erſcheint; vor ihm läuft Flamm' und Noth,
Bei ihm ſteht Majeſtät, nach ihm folgt Blitz und Tod,
Um ihn mehr Cherubim, als Sand an Pontus Strande.

1) kommt vor.

Wie lieblich ſpricht er an, die ſeine Recht' erkoren!
Wie ſchrecklich donnert er auf dieſe, die verloren!
Unwiderruflich Wort! Kommt, Freunde! Feinde, flieht!
Der Himmel ſchleußt ſich auf. — O Gott, welch fröhlich Scheiden!
Die Erde reißt entzwei. — Welch Weh, welch ſchrecklich Leiden!
Weh, weh dem, der verdammt! Wohl dem, der Jeſum ſieht!

Auf den Tag aller Heiligen.

(Matth. 5.)

O ſelig, wer recht arm auf Chriſtum einig trauet!
Sein iſt das Himmelreich. — O ſelig, deſſen Muth
Voll ſanfter Geiſter liegt! Sein iſt der Erden Gut. —
O ſelig, dem hier ſtets vor ſchweren Strafen grauet,
Der nichts als klagen kann! Gott, der ſein Elend ſchauet,
Wiſcht endlich von ihm ab die herbe Thränenfluth. —
O ſelig, wer nur ringt in Allem, was er thut,
Nach Recht und Heiligſein, der nur auf Tugend bauet!
Sein Wunſch wird reichlich voll. — O ſelig, wem die Noth

Des Nächſten bricht durch's Herz! Fürwahr, es jammert Gott —
Gott, den ein reiner Geiſt von Angeſicht wird kennen,
Der den, ſo Frieden liebt, ſein Kind heißt, und ſein Haus
Dem aufſchleußt, den man hier jagt um die Wahrheit aus,
Der, die man allhier ſchlägt und ſchmäht, wird ſelig nennen.

Auf den Tag Stephani.

(Apoſtelgeſch. 6. Matth. 23.)

Der feſten Himmelsburg, die Schuld und Grimm verſchloſſen,
Iſt Hut und Riegel frei; dort ſeh' ich Jeſum ſtehn
An Gottes rechter Hand, großmächtig, hoch und ſchön,
Nicht, wie auf Golgatha, mit vielem Blut begoſſen.
Ich ſchaue neben ihm die ſeiner Schmach genoſſen;
Wie herrlich ſchau' ich ſie, wie jauchzend um ihn gehn,
Einſt Angſt-, jetzt Freuden-voll! Welt, ſpotte, ſpei' und höhn'!
Die keine Noth und Schmach und Folter hier verdroſſen.

Sind aus der Angſt zu Troſt, durch Tod zu Gott geführt,
Und mit der Ehrenkron' von Chriſtus Hand geziert.
Trotzt, Feinde, jagt mich aus, verſperrt mir eure Thüren!
Wenn jenes Thor aufgeht, werft dieſen Körper ein!
Zerbrecht, was irdiſch iſt, dies Fleiſch, die Arm' und Bein'!
Ich kann den Schatz doch nicht, der darin iſt, verlieren.

Auf den Tag Bartholomäi.

(Luc. 22.)

Laß Fürſten auf der Welt mit großen Namen prangen:
Ihr Diamantenglanz, ihr' eitle Purpurzier,
Und Wolluſt, Macht und Gut iſt Rauch und Dunſt vor mir,
Der, wenn ein Wind entſteht, iſt unverſehns vergangen.
Wer das beſternte Schloß, wer Kronen will erlangen,
Die keine Zeit abnimmt, wer fröhlich für und für
Will herrſchen, muß den Weg durch die gedrange Thür,
Die Demuth aufſchleußt, gehn. Doch, wer nur an will fangen,
Und nicht die Reiſ' ausdau'rt, thut, was er thut, vergebens.

Du mußt den rauhen Pfad, du mußt Gefahr des Lebens,
Und was mehr ſchrecklich ſcheint, ertragen mit Geduld.
Wer Chriſti Blutſchweiß ſchaut, ſchaut endlich Chriſti Siegen,
Wer treu bis in den Tod, ſingt nach dem ſauern Kriegen
Von Freude, Ruh' und Luſt, frei von Tod, Höll' und Schuld.

Auf den Tag Laurentii.

(Joh. 12.)

Wenn nicht das Weizenkorn in's Grab der Erden fällt,
Und ſich vom 1) ſchnellen Zahn der Fäule läßt verzehren,
So kann es keine Blüth', auch keine Frucht gewähren,
Ob es ſchon Saft und Kraft und Samen in ſich hält.
Doch, wenn der Ackersmann die reiche Saat anſtellt,
Und es dem Boden traut,*) muß eilends ſich verkehren,
Was todt und unwerth war. Man ſchaut die fetten Ähren,

---

1) den.

*) D. h. anvertraut.

Man ſchaut der Halmen Zahl vorkeimen auf die Welt.[2])
So, wer ſein liebes Fleiſch für Gott nicht auf will ſetzen,
Wird, was er ſchonen will, durch höchſte Noth verletzen.
Hier gieb, verlier' und laß, dort kömmt es reicher ein.
Wer Chriſto treulich folgt, wer durch Schmach, Angſt und Streiche
Und Tod ihm ähnlich wird, ſoll in dem Freudenreiche
In Ehren, Luſt und Wonn' ihm ewig gleiche ſein.

---

2) Breslauer Ausgabe von 1663 hat fehlerhaft: vor keinen.

Auf den Tag Jacobi, des Apoſtels.

(Matth. 20.)

Im Fall du fröhlich willſt dort bei dem Herren ſitzen,
So nimm ſein hartes Kreuz mit friſchem Muth hier auf.
Den Lohn trägt niemand weg, der nicht durch Schweiß und Lauf
Das weite Ziel erreicht. Wen nicht die Dornen ritzen,
Bricht ſchwerlich Roſen ab. Du mußt hier kämpfend ſchwitzen,
Du mußt der Schwerdter Grimm, du mußt der Plagen Hauf,
Den Gall- und Wermuth-Kelch, die rothe Martertauf'
Nichts achten, trachteſt du[1]) nach dieſes Berges Spitzen.

---

[1]) wo du trachſt.

Wem hier der blinde Neid der Welt zu Herzen geht,
Wer flieht, wenn's Streiten gilt, wer nicht die Prob' [2] ausſteht,
Wer nicht ſein eigen Fleiſch und ſtolzen Geiſt kann fangen,
Wer nicht in Kämpfen ſiegt, wer nicht ſein Haupt aufhebt,
Je mehr die Angſt ihn drückt, wer nicht auch ſterbend lebt,
Wird nicht des Glaubens Sold, die Ehrenkron', erlangen.

---

[2] Pruff.

Auf den Tag Philippi und Jacobi.

(Johann. 14.)

Schlag' alle trübe Furcht aus deinen Sinnen,
Du kleine Schaar! Wer ſeinem Chriſto traut,
Dem iſt die feſte Wohnung aufgebaut
In Gottes Haus, die keine Schwefelrinnen*)
Und Höllenſtürm' und Teufel brechen können.**)
Alsbald***) dir vor den Donnerwolken graut,
Und dein Geſicht der Feinde Rüſtung ſchaut,
So fleuch und halt dich feſt 1) zu dieſen Zinnen.
Dein Jeſus iſt der Weg, du kannſt nicht irren;
Er iſt die Wahrheit, die dich nimmermehr

---

1) ſteif.

*) D. h. Ströme von Schwefel.

**) In alter Ausſprache wie künnen, reimend mit rinnen.

***) D. h. Sobald.

Mit falſch erdachten 2) Worten kann verwirren.
Drum glaube feſt, dein Jeſus iſt das Leben:
Obgleich der Tod raubt dieſer Glieder Ehr',
Er wird ſie dir dort ſchöner wiedergeben.

---

2) erdichten, d. h. erdichteten.

Auf den Tag Matthäi.

(Matth. 9.)

Hört an! Die Weisheit ruft. Hört an! Die Liebe ſchreit:
Kommt Alle, kommt, die Angſt, die Ach und Weh verzehret,
Ihr, die die harte Laſt der großen Schuld beſchweret,
Kommt, die ihr bebt in Noth und ſinkt in Traurigkeit!
Kommt, die ihr irre geht in ſchwarzer Dunkelheit,
Kommt, die der grimme Zorn des Höchſten hat verzehret!
Hier wird euch Labſal, Troſt und Freud' und Luſt beſcheeret,
Hier iſt der Freiſtatt Schloß und euer Heil bereit.
Nehmt willig auf mein Joch, und lernt nach meinen Sitten

Sanft gegen Menſchen ſein, in Demuth Gott erbitten,
So wird gewünſchte Ruh' um eure Seelen ſtehn.
Dies Joch iſt mehr als ſüß und mehr als leicht zu tragen:
Doch hat die kluge Welt mein Lehren ausgeſchlagen,
Drum zeig' ich denen mich, die arm und ſchlecht eingehn.

Viertes Buch.

Epigramme.

(Beiſchriften.)

Über die Nacht ſeiner Geburt.*)

Die Erde lag verhüllt mit Finſterniß und Nacht,
Als mich die Welt empfing; der hellen Lichter Pracht,
Der Sternen güldne Zier umgab des Himmels Auen.
Warum? — Um daß ich nur ſoll nach dem Himmel ſchauen.

Über Dieſelbe.

Ihr, die ihr eure Zeit vom erſten Tag an zählet,
Verlachet meine Nacht, des Lebens Anfang, nicht.
Ob ihr geboren ſeid bei hellem Sonnenlicht,
Hat meine Lebensſtund' doch Gott ſich ſelbſt erwählet.

---

*) Den elften Oktober, um zwölf Uhr.

Auf ſeine Geburt und Taufe.

Geboren zu dem Tod, zum Leben auserkoren,
Verloren, da ich kam, durch Chriſtum neu geboren,
Drang ich durch's finſtre Thal des trüben Todes hin,
Zu Gott, der Leben heißt, und lebend mein Gewinn.
So kam ich auf die Welt in dunkelvoller Nacht,
Und ward in Chriſtus Kirch' in hellem Tag gebracht.

Auf das Neujahr.

Was zählt ihr neue Jahr'? Es bleibt die alte Zeit.
Wer neu geboren wird, erlangt die Ewigkeit.

Neujahrswunſch.

Du giebſt ein neues Jahr: gieb, Jeſu, neue Sitten,
So wird umſonſt auf mich die Macht der Zeiten wüthen.

Über der Welt Wolluſt.

Fragt nicht, warum ich der Welt höchſte Luſt für Unluſt achte;
Fragt, warum auf weiter See oft ein Menſch in Durſt verſchmachte.

Auf Hippolytens Tod.

Der Frühling reißt dich hin; du Schönſte mußt vergehn,
Weil deiner Glieder Schnee nicht kann dem Sommer ſtehn.*)

---

*) D. h. dem Sommer widerſtehn. Den Sommer in beiden Breslauer Ausgaben ſcheint ein Druckfehler.

Wunſch des Dichters bei ſeiner Verlobung.

(Im Jahre 1649.)

Herr, der du dich mit unſerm Fleiſch vermählt,
Und, wie wir, Jahr' auf dieſer Welt gezählt,
Gieb, daß ich, und die du mir willſt verbinden,
Dich mög' in mir, und ich in ihr dich finden,
Und wo wir zwei in einem Fleiſche ſein,
So gieb vielmehr nur einen Geiſt uns ein.

Über eine Sanduhr.

Der Sand, der deine Zeit kann in dem Glas abtheilen,
Weiſt uns, wie wir der Gruft, der Handvoll Sand, zueilen.

Über eine Himmelskugel.

Schau hier des Himmels Bild, dies hat ein Menſch erdacht,
Der doch auf Erden ſaß! O übergroße Sinnen,
Die mehr, denn Jemand ſchaut, durch Forſchen nur gewinnen!
Soll das nicht himmliſch ſein, was ſelber Himmel macht?

Auf die unterirdiſchen Grüfte der Martyrer zu Rom.

Die Grüfte, die du ſchauſt, hat dieſe Schaar beſeſſen,
Die lebend todt der Welt und ihrer Luſt vergeſſen,
Und Länder doch bekehrt, und Höll' und Feind erſchreckt,
Und Wunderwerk vollbracht,1) und Todten auferweckt.
Der heilig hohe Glanz, dem ſie hier wollten dienen,
Hat dieſen Ort beſtrahlt, und ihr Gemüth beſchienen.
Jetzt jauchzen ſie bei Gott, wir leben in der Welt,
Wir, denen ihre Weiſ' und Wohnung nicht gefällt.
Drum muß bei unſerm Tag ihr ſchönes Licht erbleichen:

---

1) erweiſt, d. h. erwieſen.

Wir gehn mit Menſchen um, drum hört uns keine Leichen.
Sie wohnten, ſchau, wie tief! Doch ſtieg ihr Geiſt hinauf.
Wir bauen hoch — Ach, ach, wohin ſinkt unſer Lauf!

Betrachtung der Zeit.

Mein ſind die Jahre nicht, die mir die Zeit genommen;
Mein ſind die Jahre nicht, die etwa möchten kommen;
Der Augenblick iſt mein, und nehm' ich den in Acht,
So iſt *der* mein, der Jahr und Ewigkeit gemacht.

Das Geſicht.

Was Augen ſehn, iſt Nichts: wann wir die Augen ſchließen,
Dann werden wir vielmehr, ja Alles ſehn und wiſſen.

An Kaja.

Glaubt mir, Kaja, glaubt, mich ſchreckt nicht ſo die Anzahl eurer Jahre,
Als daß euer jüngſter Bruder trägt den Kopf voll grauer Haare.

An Dieſelbe.

Man lacht nicht, daß ihr alt, glaubt mir, man lacht allein,
Daß ihr, die ihr doch alt, durchaus nicht alt wollt ſein.

An Dieſelbe.

Bleibt, Kaja, wie ihr ſeid! Weil Alte kindiſch werden,
Hoff' ich euch jung genug zu ſehn noch auf der Erden.

Auf Lyſander und Kaja.

Lyſander, der nichts kann, als auf und nieder gehn,
Freit 1) Kaja, die man ſtets ſieht vor der Thüre ſtehn.
Sie haben beide nichts zu brechen und zu ſchneiden;
Zwei dennoch können mehr, denn Eines, Hunger leiden.

1) fragt. (Druckfehler in beiden Breslauer Ausgaben.)

Auf einen ungelehrten Doktor.

Du weißt nicht, was man weiß, und lehrſt, was Alle wiſſen,
Läßt zu Gelehrter Schmach dich einen Doktor grüßen,
Schreibſt kein recht römiſch Wort. Dein Titel ſtellt uns vor,
Daß du, wie du dich ſchreibſt, nur eine Dock' *) und Thor.

An Phyllis.

Dein Mann der glaubt, wie du, du glaubeſt, wie dein Mann:
Wie gläubig iſt, wer ihm und dir noch glauben kann!

---

*) Eine Puppe.

An Flacilla.

Flacilla ließ ſich jüngſt 1) den letzten Zahn ausreißen,
Und gleichwohl kann ſie noch ſo unausſprechlich beißen.

An Eugenien.

Verkehrt die neue Tracht und meinen Schmerz in Scherz:
Verdeckt die bloße Bruſt und öffnet mir das Herz.

---

1) nächſt.

An Fuſkus.

Die Zeit kann deinen Kopf und Bart in Weiß verkehren:
Die Schwärze des Gemüths wird ewig bei dir währen.

An Kleander.

Alles will Kleander wiſſen; doch mir will es nicht zu Sinne,
Weil er nicht weiß, daß wir wiſſen, daß er gar nichts wiſſ' und könne.

Auf Balbinus.

Wie ſeltſam iſt's! Balbinus iſt ein Dieb,
Und ſein Weib hat ſtets fremde Männer lieb.
Er nimmt von Allen, was er immer kann,
Und dieſe beut ſich Allen ſelber an.
Was dünkt euch wohl, daß hieraus ſei zu ſchließen?
Sie will ſein Nehmen durch ihr Geben büßen.

An Karinus

Daß dein Land, wie du ſprichſt, nie Ketzerei gezimmert,
Rührt daher, daß es ſich niemals um Gott bekümmert.

An Flora.

Du ziehſt als Jungfer auf und meinſt uns zu betrügen:
Dein Kind ſpricht noch kein Wort und ſtraft dich dennoch Lügen.

An Philippus.

Man hält weit mehr von euch, als mir, und Jedermann
Lobt euch. Warum? — Ihr lobt, was ich nicht loben kann.

An Lykaon.

Lykaon riß die Todten aus der Gruft,
Beraubte Särg', und brach Stein, Kreuz und Bahre:
Damit ihm nicht dergleichen widerfahre,
Beſtellt das Recht ein Grab ihm in der Luft,

An Paulina.

Fragt ihr, warum ich nicht woll' euch, Paulina, kennen?
Weil ich ein Chriſt, und ihr euch laſſet Göttin nennen.

An Fulvius.

Der Teufel, den du rufſt, hat dich nicht weggenommen,
Weil du der Müh' nicht werth, auch ſelbſt wirſt zu ihm kommen.

Auf Selius.

Du lebſt nicht, wie du lehrſt; dies ärgert die Gemein',
Daß Lehr' und Leben nicht bei dir ſtimm' überein.
Sie irret, du biſt recht: du zeigeſt uns mit beiden,
Durch Lehren, was zu thun, durch Thaten, was zu meiden.

An Flakkus.

Du biſt aus ſehr großem Stamm und ſehr altem Blut geboren —
Recht! Es iſt kein Blut ſo alt und ſo mächtig, als der Thoren.

An Lydus.

Vorzeiten 1) mahlte man den Göttern Hörner an,
Die giebt dir jetzt dein Weib. Wenn du, du guter Mann,
Zu jener Zeit gelebt, ſo hätten dich die Alten,
Die nicht ſo arg, als wir, für einen Gott gehalten.

---

1) Vorweilen.

An Krispus.

Krispus ſchwatzt von lauter Treue, der doch untreu früh und ſpat,
Weil er Treu' nur auf der Zungen, nicht in Herz und Händen hat.

An Kaſſandra.

Ihr lernt, Kaſſandra, was ihr einmal nur mögt hören:
Wie, daß euch Redlichkeit denn Niemand noch kann lehren?

An Valerie.

Der dich, Valerie, gleich als leibeigen hält,
Thut recht, dieweil er dich erkauft um baares Geld.

Auf das nichtswürdige Thun des Valgius.*)

Du thuſt der Deutſchen Noth, du thuſt den Krieg beſchreiben,
Du thuſt die lange Zeit mit Leſen oft vertreiben,
Und was du dichten thuſt, thuſt du den Freunden weiſen;

---

*) Gryphius beſpöttelt in dieſem Epigramm den altmodigen Gebrauch des periphraſtiſchen Zeitworts Thun, der jetzt wieder in Mode kömmt. Daher möchte das Epigramm um ſo ehr den Abdruck verdienen.

Die thun, was du gethan, mit langen Reimen preiſen,
Die ſagen, daß du thuſt berühmte Bücher machen;
Wenn wir die leſen thun, thun wir unmäßig lachen —
Warum? — Dieweil dein Thun, wenn wir es recht betrachten,
Ob du gleich Alles thuſt, für ungethan zu achten.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Über Andreas Gryphius Leben und Schriften XI

Erſtes Buch.

Reihen, Oden und Lieder.

Unbeſtand des Glücks. (Reihen der Höflinge aus dem Trauerſpiel: Leo Armenius.) 3
Reihen der Tugenden, des Todes und der Liebe. (Aus dem Trauerſpiel: Catharina von Georgien.) . . 7
Alles vergeht, Tugend beſteht 15
Was iſt die Welt? 18
Eitelkeit des Irdiſchen 21
Rede eines Todten aus ſeinem Grabe 26
Rede eines Gelehrten aus ſeinem Grabe 31
Aus den Kirchhofsgedanken 36
Die mit Thränen ſäen 43
Gott, dem heiligen Geiſt 46
Am Schluſſe des Jahres 49
An ſeinem Geburtstage 52
Gewalt der Liebe. (Auf ſeine Vermählung.) 55

Seite
Was Gott zuſammenfügt, ſoll Niemand ſcheiden . . 57
Unerſchütterliche Liebe 60
Liebeserklärung eines lahmen Soldaten 62

Zweites Buch.

Vermiſchte Sonette.

Es iſt Alles eitel 67
Gott verläßt uns nicht 69
Was iſt der Menſch! 71
Grabſchrift eines hochberühmten Mannes 73
Auf den Tod eines fürſtlichen Kindes 75
An die unterirdiſchen Grüfte der heiligen Märtyrer zu Rom 77
Einſamkeit 79
An ſeinen Bruder 81
An Eugenien 83
An Dieſelbe 85
An Dieſelbe 87
Auf ſeiner Schweſter Anna Maria Gryphius Vermählung mit Dietrich Baum 89
Auf den Tod ſeines Vaters, Paul Gryphius . . . 91
Auf den Tod ſeiner Großmutter, Margarethe Golz . 93
Auf ſeines Bruders, Paul Gryphius, Tod 95
Ahndung 97
Beſchluß des drei und zwanzigſten Jahres 96

Seite
In der letzten Nacht ſeines fünf und zwanzigſten Jahres. 101
Thränen des Vaterlandes. (Im Jahre 1636.) . . . 103
An die umſtehenden Freunde. (In ſchwerer Krankheit 1640.) 105
Abſchied von der Welt 107
An Johann Chriſtoph von Schönborn 109
Am Schluſſe des 1648ſten Jahres 111
Auf den Anfang des 1660ſten Jahres 113
Auf die Geburt ſeines älteſten Sohnes Chriſtian . . 115
Auf die Taufe ſeines erſten Sohnes Chriſtian . . . 117
Als ſein zweiter Sohn Conſtantin geboren wurde . 119
Auf die Geburt ſeines Sohnes Theodor 121
Auf ſeines Sohnes Theodor Abſterben 123
Über ſeiner Tochter Maria Eliſabeth Geburt am Tage Concordiä 125
Gebindniß an einen Freund 127
Auf Herrn Rieſe's und der Jungfrau Mariane Beckerin Hochzeit 129

Drittes Buch.

Geiſtliche Sonette.

Über ſeine geiſtlichen Sonette 133
Über die Geburt Chriſti. (1657.) 135
An den Gekreuzigten. (Nach Sarbievius.) 137

Seite

Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. 139
Ruhm im Kreuze des Herrn 141
An den leidenden Erlöſer 143
An Gott, den heiligen Geiſt 145
Auf das Feſt der Weiſen. (Matth. 2.) 146
Auf den Charfreitag 148
Auf den dritten Oſtertag. (Luc. 14.) 150
Auf den Tag der unſchuldigen Kindlein. (Matth. 2.) 152
Auf den Sonntag des auf dem Berge lehrenden Meſſias. (Dritter Sonntag nach Epiphanias.) . . 154
Auf den Sonntag des langmüthigen Ackermannes. (Matth. 13.) 156
Auf den Sonntag des Segen verleihenden Meiſters. (Fünfter Sonntag nach Trinitatis.) 157
Auf den Sonntag der bewährten Auferſtehung des Herrn oder Quasimodogeniti. (Joh. 20.) . . 159
Über die Sendung des heiligen Geiſtes 161
An Gott, den heiligen Geiſt 163
Auf den Sonntag des Richters der Todten und Lebendigen. (Matth. 25.) 165
Auf den Sonntag des wiedererſcheinenden Richters. (Luc. 21.) 167
Das jüngſte Gericht 169
Auf den Tag aller Heiligen. (Matth. 5.) 171
Auf den Tag Stephani. (Apoſtelg. 6. Matth. 23.) . 173
Auf den Tag Bartholomäi. (Luc. 23.) 175

Seite
Auf den Tag Laurentii. (Joh. 12.) 177
Auf den Tag Jacobi, des Apoſtels. (Matth. 20.) . 179
Auf den Tag Philippi und Jacobi. (Joh. 14.) . . 181
Auf den Tag Matthäi. (Matth. 9.) 183

Viertes Buch.

Epigramme.

(Beiſchriften.)

Über die Nacht ſeiner Geburt 187
Über Dieſelbe 187
Auf ſeine Geburt und Taufe 188
Auf das Neujahr 188
Neujahrswunſch 189
Über der Welt Wolluſt 189
Auf Hippolytens Tod 190
Wunſch des Dichters bei ſeiner Verlobung. (Im Jahre 1649.) 191
Über eine Sanduhr 192
Über eine Himmelskugel 192
Auf die unterirdiſchen Grüfte der Martyrer zu Rom 193
Betrachtung der Zeit 195
Das Geſicht 195
An Kaia 196
An Dieſelbe 196

Seite
An Dieſelbe 197
Auf Lyſander und Kaia 197
Auf einen ungelehrten Doktor 198
An Phyllis 198
An Flacilla 199
An Eugenien 199
An Fuſkus 200
An Kleander 200
Auf Balbinus 201
An Karinus 201
An Flora 202
An Philippus 202
An Lykaon 203
An Paulina 203
An Futolus 204
Auf Selius 204
An Flakkus 205
An Lydus 205
An Kriſpus 206
An Kaſſandra 206
An Valerie 207
Auf das nichtswürdige Thun des Walgius 207

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

III.

Paul Flemming.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
# ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

III.

Auserleſene Gedichte von Paul Flemming.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIO [illegible]
[illegible]
[illegible]

Auserleſene

Gedichte

von

Paul Flemming.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1822.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die in dieſem Bande enthaltene Auswahl von **Paul Flemmings** Gedichten bezweckt keines Weges, die von **Guſtav Schwab** beſorgte und vor zwei Jahren zu **Stuttgart** erſchienene zu verdrängen, und würde es auch wohl nicht vermögen, da ihre Vorläuferin gegen die Hälfte mehr von den Gedichten **Flemmings** aufgenommen hat, und außerdem eine treffliche Lebensbeſchreibung des großen Sängers liefert, deren Ausführlichkeit und Genauigkeit uns für unſre kurzen biographiſchen Nachrichten weſentliche Dienſte geleiſtet haben.

Daß ich jedoch auch einige Gedichte **Flemmings** zum Abdruck ausgewählt habe, für die Hr. **Schwab** in ſeiner Sammlung keinen Platz fand, wird leicht erklärlich ſein, da wir beide bei unſrer Wahl unſrem ſubjektiven äſthetiſchen Gefühle gefolgt ſind.

In einzelnen Wortänderungen, konnte es, da ſie meiſt ſprachlich ſind, nicht fehlen, daß wir faſt überall zuſammentrafen, und es würde von meiner Seite eine kleinliche Ziererei geweſen ſein, wenn ich eine ſolche unbedeutende Übereinſtimmung vorſätzlich hätte vermeiden wollen. Hat doch Hr. Schwab eben ſo unbefangen mehrere kleine Neuerungen aus Zachariä's Auswahl in die ſeinige aufgenommen. Bei weiter greifenden Satzumſtaltungen bin ich dagegen theils meinen eigenen Weg gegangen, theils dem Vorläufer gefolgt, das Seinige dankbar anerkennend und anzeigend.

Die alten Ausgaben, welche dieſem Abdruck zum Grunde liegen, ſind die von 1652 in Jena gedruckte und zu Naumburg verlegte, die eine der korrekteſten iſt, und die in Merſeburg ebenfalls für Naumburg gedruckte vom Jahre 1685, welche einige wenige Druckfehler der erſtgenannten verbeſſert, dagegen aber auch eine Menge eigener mitbringt.

Der vierte Band unſrer Bibliothek wird Gedichte von Rodolf Weckherlin enthalten.

Deßau, den 8ten September 1822.

Über Paul Flemmings Leben und Schriften.

Paul Flemming*) iſt den 17ten Oktober 1609 zu Hartenſtein, einem an der Mulde gelegenen Städtchen der gleichnamigen Schönburgiſchen Grafſchaft im Voigtlande, geboren. Sein Vater, lutheriſcher Prediger, ein reicher und angeſehner Mann, verlegte in des Sohnes früher Jugend ſeinen Aufenthalt von Hartenſtein nach Wechſelburg, wo Paul ſeinen geliebten Muldenfluß wiederfand und in einem ſeiner erſten Lieder entzückt begrüßte.**) Seine Mutter hatte Paul ſehr zeitig verloren, doch erſetzte eine gute Stiefmutter ihm durch treue und liebevolle Pflege dieſen Verluſt, den er ſelbſt auch noch nicht fühlen konnte.***) Den erſten Unterricht empfing

---

*) Bei Olearius auch Fleming und Fläming.

**) Zur Wechſelburg. Ausg. v. 1652. S. 400.

***) Dieſe Stiefmutter ſtarb während Flemmings Abweſenheit auf der großen Reiſe, und er beklagt ihren Tod in einem tief gefühlten Sonett, das in unſre Sammlung aufgenommen iſt.

Paul im väterlichen Hauſe, und größtentheils wohl von dem Vater ſelbſt, der ſich die Erziehung ſeines einzigen Sohnes ſehr angelegen ſein ließ. Darauf bezog er die berühmte Fürſtenſchule zu Meißen, auf der er einen guten Grund ſeiner gelehrten Bildung legte, und ſich namentlich eine vertraute Bekanntſchaft mit den Werken der Alten gewann, die auf ſeine eigenen poetiſchen Erzeugniſſe nicht ohne Einfluß blieb. Sehr frühe ſchon war in Flemmings Seele die Liebe zur deutſchen Poeſie erwacht, die mit Opitz, den der feurige Jüngling faſt vergötterte, eben erſt aus Aſche und Dunſt, wie ein Phönix, in friſcher Jugend emporſtieg — um mit dem Jahrhundert, von dem wir handeln, zu fühlen und zu ſprechen — und es fehlte ſeiner Muſe auch in Meißen nicht an Aufregung und Ermunterung. Sie ſcheint ſich hier auch den erſten Lorbeerkranz errungen zu haben, dem ſpäterhin zwei andre folgten.*) Daher finden wir denn Meißen oftmals, ſowohl in Flemmings, wie ſeiner Freunde Gedichten, als das Vaterland ſeiner Muſe genannt, und dem hochgeprieſenen **Bunzlau** an die Seite geſetzt.

---

*) In dem Gedicht an Olearius S. 93 ff., aus dem wir den größten Theil in unſre Sammlung aufgenommen haben, heißt es S. 96:

Von der **Meißniſchen** Fürſtenſchule begab ſich **Flemming** nach **Leipzig**, um ſich dem Studium der **Arzneikunde** zu widmen, zu dem ihm eigene Neigung hingezogen zu haben ſcheint. Doch ward er darüber der Poeſie nicht untreu, und mehrere lateiniſche und deutſche Gedichte **Flemmings** verdanken ihren Urſprung ſeinen akademiſchen Jahren, die er in einem gewählten Kreiſe luſtiger und herzlicher Freunde ſehr glücklich verlebte. Die Freundſchaft und ihre Freuden und Leiden — denn er beklagt in einigen

---

So hab' ich auch mit Ehren
Um meiner Mulden Strand mich ofte laſſen hören,
So daß Apollo ſelbſt mir bote ſeine Hand,
Und mir der erſte Kranz daſelbſt ward zuerkannt.

Danach hätte **Flemming** den erſten Kranz an der **Mulde** empfangen, jedoch ſicher nicht vor ſeinen Meißniſchen Schuljahren. Den zweiten erhielt er an der **Paar**, (**Parde**), wie er in demſelben Gedicht ſagt, auf der Univerſität **Leipzig**, oder er meint damit vielleicht die Philoſophiſche Magiſterwürde. Ein dritter mochte der Kaiſerliche Lorbeerkranz ſein. Wann und wo er dieſen gewann, iſt uns unbekannt; doch heißt **Flemming** bei **Olearius** und auf dem Titel ſeiner Gedichte: Poeta Laur. Caesar.

ſeiner Jugendgedichte auch den Tod eines geliebten Dafnis — begeiſterten ſeine Muſe zu den erſten Geſängen, nachdem er ſie ſchon als Knabe geübt hatte, den ſchönen Muldenfluß mit ſeinen grünen Ufern zu preiſen. Erſt gegen das Ende ſeiner akademiſchen Laufbahn berührte die Liebe ſein Herz und ſeine Muſe, und der Name der ſchönen, ihm früh von der Peſt entriſſenen, Rubelle tönt lange durch ſeine Lieder fort, die ſich nach und nach freilich mit einer großen Anzahl genannter und ungenannter Schönen, unter denen auch Circaſſiſche Nymphen glänzen, erfreuen und quälen, von denen aber wohl die meiſten Phantaſiegebilde ſein mögen, oder doch dem Dichter nur ein ſehr flüchtiges Glück oder Unglück bereitet haben können. Für einen Wüſtling in der Liebe wird unſern Flemming Niemand halten können, der ſeine Gedichte geleſen hat.

Im Jahre 1631 empfing Flemming zu Leipzig die Philoſophiſche Magiſterwürde. Wie lange er nachher noch in Leipzig geblieben iſt, geht nicht deutlich aus ſeinen Gedichten hervor. Das Kriegsgetümmel trieb ihn im Jahre 1633, bald nach der Schlacht bei Lützen, aus dem geliebten Sachſen.

Flemmings jugendlicher Geiſt, voll feuriger Liebe zu ſeinem Vaterlande und regen Eifers für ſeinen Glauben, mußte ſich tief verwundet und gebeugt fühlen durch die wiederholte Verwüſtung ſeines Meißens, durch Guſtav Adolph's Tod, in dem er einen Heiland Deutſchlands erblickt hatte, und durch andere Schläge des ſchrecklichen Bürgerkrieges, von denen keiner ſein Vaterland treffen konnte, ohne auch ſein Herz zu berühren, das ſeinen Empfindungen des Schmerzes und des Zornes in manchen herrlichen Gedichten Luft machte. Flemming ging nach Holſtein, wo er gerade um die Zeit ankam, als der Herzog Friedrich von Schleswig-Holſtein im Begriffe ſtand, eine prächtige Geſandtſchaft an den Ruſſiſchen Zar, Michael Feodorowicz, ſeinen Schwager, nach Moſkau zu ſchicken. Der rüſtige, wanderluſtige Jüngling ergriff die günſtige Gelegenheit und bewarb ſich um die Stelle eines Hofjunkers und Truchſeß *) bei dieſer Geſandtſchaft, welche er auch erhielt, beſonders wohl auf Empfeh-

---

*) Als ſolcher hatte er abwechſelnd mit den übrigen Hofjunkern und Truchſeſſen das Vorſchneiden an der Geſandten Tafel zu verrichten.

lung ſeines Freundes, des Leibarztes Hartmann Grahmann, der ebenfalls zu dem Komitat gehörte. Vater und Stiefmutter gaben ihre Einwilligung zu der Reiſe, letztere jedoch nicht ohne bange Ahndung, daß ſie den geliebten Sohn nicht wiederſehen würde; und Flemming bereitete ſich würdig zu der langen, gefährlichen Fahrt, durch das treffliche Lied: In allen meinen Thaten laſſ' ich den Höchſten rathen.

Am 22ten Oktober 1633 reiſte die Geſandtſchaft, deren Führer Philipp Cruſius und Otto Brügmann*) waren, von Gottorff ab. Das Komitat, welches aus 34 Perſonen beſtand, hatte ſich in Hamburg verſammelt, von wo es mit den beiden Geſandten nach Lübeck abging und ſich hier nach Riga einſchiffte. Von Riga wurde die Reiſe zu Lande über Narva und Groß-Nowogrod, wohin der Dichter mit dem Gepäck vorausgeſchickt worden war und eine Zeit lang behaglicher Muße pflegen konnte, fortgeſetzt, und am 18ten Auguſt 1634 erblickte die Geſandtſchaft die goldenen Thürme von

---

*) Auch Brüggemann.

Moskau. Der Zweck dieſer Sendung war, den Zar um freien Durchzug für eine andere Geſandtſchaft zu bitten, die der Herzog an den Schach Sefi von Perſien ſchicken wollte, um, wie es hieß, ſeinem Lande einige Handelsvortheile zu gewinnen, wahrſcheinlich aber mit höheren, wenn auch etwas phantaſtiſchen, Plänen. So finden wir in Flemmings Gedichten die Ausſicht angedeutet, der Chriſtenheit einen Weg in den Orient zu bahnen, damit ſie die Waffen von den Brüdern abwenden und gegen den alten Erbfeind kehren möchte.

Der Zweck der Geſandtſchaft wurde vollſtändig erreicht, und am 6ten April 1635 traf ſie wieder in Gottorff ein, um noch in demſelben Jahre, vergrößert und glänzender ausgerüſtet, die Reiſe nach Perſien anzutreten. Das Gefolge der beiden Geſandten beſtand aus mehr als hundert Perſonen von verſchiedenen Nationen. Unter dieſen lernen wir den jungen Stallmeiſter von Mandelsloh, den Kammerherrn von Üchteritz, die Hofjunker Imhof, Grünewald und Bernuller*) und den Kammerpagen Pöhmer, als unſres Dichters gute Freunde kennen; ſeine Vertrauteſten aber waren der ſchon genannte Leibarzt Grahmann, Adam Olearius, der Geſandtſchaftsſekretär und Beſchreiber der Reiſe, und der Ruſſiſche Dolmetſcher Johann Arpenbeck. Von den Geſandten ſelbſt war Philipp Cruſius (Kruſe) ein freundlicher Gönner Flemmings, deſſen Muſe in vielen Gedichten die frohen und traurigen Tage ſeines geliebten Patrons gefeiert hat. Dagegen konnte der offene, freimüthig beſcheidene Jüngling den Ränken des hochfahrenden Brügmann nicht entgehen, beſonders da er, als ein Freund von Olearius, den Haß theilen mußte, den der Geſandte auf dieſen im Verfolg der Reiſe warf.

---

*) Bei Olearius Bernoldt.

Die Geſandtſchaft ſchiffte ſich den 27ten Oktober 1635 in einem ganz neuen Schiffe zu Travemünde ein. Die Reiſe begann mit gefährlichen Stürmen, und das Schiff ſtrandete den 9ten November vor der Inſel Hochland bei Reval. Jedoch wurden alle Perſonen und die meiſten Güter auf Booten gerettet und nach Reval gebracht. Dieſen Unfall hat Flemming in zwei Gedichten beſungen.*) In Reval lagen die Geſandten dreizehn Wochen in Raſt, um die neuen Kredenzſchreiben aus Holſtein zu erwarten, da die alten im Schiffbruch untergegangen waren; und Flemming fand hier, unter andern freundlichen Bekanntſchaften, an Timotheus Polus einen treuen Bruder, mit dem er am Kaminfeuer manchen Becher auf eine glückliche Reiſe leerte. Den 2ten März 1636 traten die Geſandten ihre weitere Reiſe über Narva und Nowogrod nach Moſkau an, und ſchifften ſich, nach dreimonatlichem Aufenthalte in der Zariſchen Hauptſtadt, auf der Moſkwa ein, die ſie bis zu der Stadt Niſen oder Niſenowogrod trug. Hier, wo die Okka ſich mit der Wolga vereinigt, beſtiegen ſie ein neues eigens zu dieſer Flußfahrt gebautes Schiff, das ſie nach mancherlei Freuden und Genüſſen, und ohne beſondere Fährlichkeiten am 15ten September nach dem ſchönen Aſtrachan brachte. Flemmings Muſe hat die Begebniſſe, Erfahrungen und Erſcheinungen dieſer anmuthigen Sommerfahrt in vielen Gedichten beſungen, und ſeine Schilderungen gewähren, mit Olearius Reiſebeſchreibung verglichen, dem Leſer einen hohen Genuß. Sie verdienten chronologiſch geordnet zu einer eignen Sammlung zuſammengetragen zu werden, da ſie einzeln und ohne Kommentar das Intereſſe nicht erwecken können, worauf ſie Anſpruch machen dürfen. Daher hat auch unſre Sammlung nur ſehr wenige dieſer periegetiſchen Gedichte aufgenommen.

---

*) S. 457 und 79.

Wir finden in einigen der dieſer Periode angehörigen Gedichte Flemmings und auch in ſpäteren manche Hinweiſungen auf falſche Freundſchaft, und ein trüber Mißmuth, der ſeiner Muſe ſonſt ſo fern iſt, liegt auf einem derſelben, das er an Olearius während des Aufenthalts in Aſtrachan gerichtet hat. Der Geſandte Brügmann war es, der unſrem Dichter und wohl faſt dem ganzen Gefolge die Reiſe verleidete. Der ſtolze, mißtrauiſche Mann hatte kurz vor der Ankunft in Aſtrachan das Komitat einer heimlichen Verſchwörung gegen ihn angeklagt, und in der Folge gab allerdings ſein tyranniſches, übermüthiges Benehmen gegen die Seinigen, wie gegen Fremde, und ſein ärgerliches, wüſtes Leben, das nicht ohne Nachahmung unter der Dienerſchaft bleiben konnte, Veranlaſſung, daß Olearius, deſſen Pläne wohl auch Flemming theilte, ſich von ihm trennen und auf einem andern Wege zurückkehren wollte. *Brügmanns* Ränke, Ausſchweifungen und Gewaltthätigkeiten, die er nach ſeiner Rückkehr mit dem Kopfe bezahlen mußte, kann man aus *Olearius* Reiſebeſchreibung kennen lernen, an die wir den Leſer verweiſen,*) um ohne weitern Rückblick darauf den Fortgang der Reiſe anzudeuten.

Den 10ten Oktober fuhr die Geſandtſchaft von *Aſtrachan* auf der *Wolga* wieder ab und erreichte am 15ten das *Kaſpiſche Meer*, auf dem ihr Schiff einen gefährlichen Sturm zu beſtehen hatte. Die Geſandten retteten ſich auf perſiſchen Booten an das Ufer, aber ehe das Komitat nachfolgen konnte, zerſplitterte der Maſt und das Schiff wurde leck. Jedoch wurden Alle, nach langen Mühen und Ängſten, beim Stranden gerettet. *Olearius* und *Flemming* hatten ſich ein Paar leere Brandtweinfäſſer um den Hals gehangen, um, wenn das Schiff unterginge, todt oder lebendig an's Land getrieben zu werden.

---

*) Vergl. auch einen Aufſatz von *Achim von Arnim*: *Otto Brüggemann*, im *Geſellſchafter* 1819. Nr. 201.

Gegen Ende des Jahres gelangt die Geſandtſchaft nach Schamachia, wo der perſiſche Statthalter ſie feierlich mit Freudenfeuern und rauſchender Muſik empfängt. Hier werden die Befehle des Schachs erwartet, nach deren Eröffnung die Reiſe bis nach dem reizenden Ordebil fortgeſetzt wird, wo Brügmann und Grahmann eine gefährliche Krankheit beſtehen mußten. Den 11ten Juni 1637 brachen die Geſandten von hier auf, und nachdem ſie mit vielen Mühſeligkeiten das Taurusgebirge überſtiegen hatten, erreichten ſie über Sulſanie, Kaswin, Saba Kom und Kaſchan das prächtige Iſpahan, am dritten Auguſt 1637.

Der fünfmonatliche Aufenthalt in der Perſiſchen Hauptſtadt enthält wenig Begebenheiten, die in dem Leben unſres Dichters von Bedeutung und Einfluß wären, und der größte Theil der Gedichte, in welchen er die Herrlichkeiten Iſpahans beſungen hat, iſt verloren gegangen. Kaum angekommen, gerieth die ganze Geſandtſchaft durch einen unter ihrer Dienerſchaft und einigen Leuten vom Komitat des Indianiſchen Geſandten entſtandenen Streit in große Gefahr. Flemming flüchtete ſich bei dem Überfall der Indianer, der mehrern Deutſchen das Leben koſtete, in eine Armeniſche Kirche, und des Herren Haus gab ihm Rettung. Ferner gehört in die Zeit des Aufenthalts in Iſpahan Stadelers Märtyrertod, dem Flemming ein herrliches Sonett gewidmet hat.

Am 21ſten Dezember 1637 trat die Geſandtſchaft ihre Rückreiſe nach Rußland an, und zwar auf einem andern Wege, durch die blühende Landſchaft Kilan, das alte Hyrkanien, welches unſern Flemming zu manchen Verſen begeiſtert hat. Aber in dieſen Luſthallen der Natur ſehen wir den jungen Dichter von der Ahndung ſeines frühen Todes ergriffen, die ſich am deutlichſten in einem Gedicht an ſeinen Vertrauten Arpenbeck ausſpricht.*) Er ſagt darin, daß der ſchwere Zug ihn täglich mürber mache und ſeinen ſtärkſten Theil ſchon umgebracht habe. Daneben frißt auch der Gram über ſein Vaterland, das er in der Zeit der größten Noth verlaſſen hat, an ſeinem Herzen, und er fürchtet ſich faſt vor der Rückkehr. Nach manchen Gefahren auf dem Zuge durch fremde, wilde Völker erreicht die Geſandtſchaft am 18ten Mai 1638 das wohlbekannte, freundliche Zirkaſſien wieder, und der Dichter fühlt ſich wie in ſeinem Vaterlande. In Aſtrachan gerieth das ganze Komitat durch Brügmanns verrätheriſche Verläumdungen bei dem Patriarchen in Gefahr, nach Sibirien gebracht zu werden, der es jedoch glücklich entging. Am 2ten Januar 1639 hielten die Geſandten ihren Einzug in Moſkau, und am 13ten April erreichten ſie Reval, wo glückliche Tage unſern Dichter und ſeine Freunde erwarteten. Cruſius, Grahmann und Arpenbeck, die ſich auf der Hinreiſe in Reval verlobt hatten, feierten nun ihre Verbindungen, und Flemming verlobte ſich mit Jungfrau Anna Niehuſen, der Tochter eines Ältermanns und angeſehnen Kaufherrn zu Reval, die ſein Herz wohl ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Reval entzündet haben mag, aber das ihrige ſo hart gegen ihn erwies, wie die Steinbrüche bei ihrer Vaterſtadt. *)

---

*) S. 722.

---

*) S. 636.

Die Geſandtſchaft traf den erſten Auguſt 1639 zu Gottorff ein, und nun eilte Flemming unverzüglich nach Hamburg, wo er ſich als praktiſcher Arzt niederzulaſſen gedachte. Zuvor aber mußte er ſich die Doktorwürde in der Arzneikunde erringen, und er ging daher zu Anfange des Jahres 1640 nach Leiden, wo er mit großem Ruhme zum Doktor Medicinä creirt wurde. Kaum war er nach Hamburg zurückgekehrt, als der Tod ihn in der Blüthe ſeines Lebens abrief, am 2ten April 1640, in ſeinem ein und dreißigſten Jahre. Olearius*) beſtätigt Flemmings eigene Andeutungen in dem angeführten Gedicht an Arpenbeck, daß nehmlich die Mühſeligkeiten der Reiſe ſeinen Körper zerrüttet und ihn dem frühzeitigen Tode zugeführt haben. Er ſtarb mit edler Ergebung und in muthigem Bewußtſein ſeiner Unſterblichkeit auf Erden und im Himmel, das ſich in dem wunderbaren Sonett ausſpricht, welches er drei Tage vor ſeinem Tode dichtete.

Von ſeinen Gedichten iſt ein ſehr großer Theil verloren gegangen. Ihr Verzeichniß findet ſich bei den alten Ausgaben der vorhandenen, deren Sammlung und Herausgabe wir dem Vater von Flemmings Verlobten zu verdanken haben. Die erſte Ausgabe derſelben erſchien 1642. 8. zu Jena, und derſelben ſind mehrere Abdrücke gefolgt.

---

*) In der Klageſchrift auf Mandelsloh's Tod.

Außerdem hat Flemming einige lateiniſche Gedichte hinterlaſſen, die ſich theils in des Dichters eigener Handſchrift auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek befinden, theils auch gedruckt ſind, nehmlich: Rubella seu suaviorum liber. Lps. 1631. 4. Epigrammata latina antehac non edita. Amst. 1649. 8. Hamb. 1649. 8. Dieſe letztern hat Olearius herausgegeben.

Von den charakteriſtiſchen Vorzügen der deutſchen Gedichte Flemmings zu ſprechen, dürfen wir uns wohl überheben, da ſie in neuerer Zeit allgemein anerkannt worden ſind. Auch liefert das zweite Sonett von A. W. Schlegel, das wir zum Schluſſe unſrer Sammlung haben abdrucken laſſen, eine ſo ſcharfe und inhaltsſchwere Charakteriſtik von Flemmings Muſe, daß wir hier nicht mehr und nicht Beſſeres, als eine proſaiſche Paraphraſe deſſelben liefern könnten. Die beiden Sonette Schlegels und manche nähere Andeutungen von Franz Horn in ſeinen litterarhiſtoriſchen Schriften haben ſeit dem Anfange des Jahrhunderts die Deutſchen auf einen ihrer größten Dichter wieder aufmerkſam gemacht, und Schwab's Auswahl fand ſchon ein günſtig vorbereitetes Publikum. Bis dahin hatte man, an äußeren Formen und Phraſen klebend, unſern Flemming als einen glücklichen Nachahmer Opitzens zwar in Ehren gehalten, aber den Geiſt ſeiner Poeſie auch nicht von fern erkannt und gewürdigt. Daher enthält denn auch Zachariä's Auswahl faſt nur didaktiſche Stücke in Alexandrinern, die er, wie der Herausgeber ſagt, in Opitzens Manier gedichtet.

Manche von Flemmings Gedichten leiden allerdings an Jugendfehlern, aber ſelbſt in dieſen zeigt ſich Kraft und Geſundheit. Es ſind nehmlich Fehler der überfülle und Ausſchweifung, ein übernehmen im Fluge, und daher ein plötzliches Sinken und aus dem Tone Fallen, ein übertriebenes Auftragen von Glanz und Farben, ein überſpannen des Pathos durch wiederholte Ausrufungen der Freude und des Schmerzes, ein übermäßiges Verbildern und Verſinnlichen in vergleichenden Darſtellungen und ein

Haſchen nach jenen Spielen des Witzes, die man von den Italienern, die es am weiteſten damit getrieben haben, Concetti nennt.

Wir durften dieſe Fehler nicht unberührt laſſen, eben weil der Leſer in dieſer Sammlung wohl wenig Belege dafür finden wird. Um aber nicht mit einem Tadel die Lebensbeſchreibung unſres lieben Dichters zu ſchließen, geben wir noch ein Paar Worte aus Franz Horns Charakteriſtik Flemmings in ſeinem neueſten litterarhiſtoriſchen Werke.*)

Innigkeit, Innerlichkeit, intenſive Gedrängtheit iſt der Charakter der Deutſchen, die überhaupt dieſen Ehrennamen verdienen; aber Flemming hat nicht bloß dieſen ſichern Schatz im Innern, ſondern auch das Talent der äußern Anſchauung, in einem bei den Deutſchen ſeltenen Grade. Er vernachläſſigt es nie, und es macht ihm Freude, die Welt genau anzuſchauen, und indem er in̄ klarer Seele ihre Bilder in ſich aufnimmt, weiß er dieſelbe poetiſch geadelt wieder zurück zu geben. Es iſt des Dichters ſchöne Eigenſchaft, die Sehnſucht, wie die Gemüthsſtille, die Schmerzen wie die Freuden zum Geſang erheben zu können, und gerade dies iſt es, was unſern Flemming auszeichnet. Er hatte ſich ſelber ganz, darum durfte er ſich hingeben; er war feſt geſammelt, darum durfte er ſich zerſtreuen. Er ſcheuete bei ſeiner reinpoetiſchen Geſundheit keinen Schmerz, ſelbſt nicht den der zarteſten Wehmuth, aber lähmender Trübſinn durfte ſich niemals ihm nahen, denn, wo er auch ſich befinden mochte, ſo ſtand er doch innerlich wie auf einem ſonnigen Hügel, von wo herab er die Erſcheinungen des bewegten Lebens freudig betrachtete und gläubig zu beziehen wußte.

---

*) Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen, von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Erſter Band S. 158.

Erſtes Buch.

Freie Lieder,

geiſtliche und weltliche.

Vor ſeiner Reiſe nach Perſien.

In allen meinen Thaten
Laſſ' ich den Höchſten rathen,
Der Alles kann und hat;
Er muß zu allen Dingen,
Soll's anders wohl gelingen,
Selbſt geben Rath und That.

Nichts iſt es, ſpat und frühe,
Um alle meine Mühe,
Mein Sorgen iſt umſonſt;
Er mag's mit meinen Sachen
Nach ſeinem Willen machen,
Ich ſtell's in ſeine Gunſt.

Es kann mir nichts geſchehen,
Als was er hat verſehen,*)
Und was mir ſelig iſt.

*) D. h. auserſehen, beſtimmt.

Ich nehm' es, wie er's giebet,
Was ihm von mir geliebet,
Das hab' ich auch erkieſt.

Ich traue ſeiner Gnaden,
Die mich vor allem Schaden,
Vor allem Übel ſchützt.
Leb' ich nach ſeinen Sätzen,
So wird mich nichts verletzen,
Nichts fehlen, was mir nützt.

Er wolle meiner Sünden
In Gnaden mich entbinden,
Durchſtreichen meine Schuld.
Er wird auf mein Verbrechen
Nicht ſtracks das Urtheil ſprechen,
Und haben noch Geduld.

Ich zieh' in ferne Lande,
Zu nützen einem Stande,
An den er mich beſtellt.
Sein Segen wird mich 1) laſſen,

---

1) mir.

Was gut und recht iſt, faſſen,
Zu dienen ſeiner Welt.

Bin ich in wilder Wüſten,
So bin ich doch bei Chriſten,
Und Chriſtus iſt bei mir,
Der Helfer in Gefahren,
Der kann mich doch bewahren,
Wie dorten, ſo auch hier.

Er wird zu dieſen Reiſen
Gewünſchten Fortgang weiſen,
Wohl helfen hin und her,
Geſundheit, Heil und Leben,
Zeit, Wind und Wetter geben,
Und Alles nach Begehr.

Sein Engel, der getreue,
Macht meine Feinde ſcheue,
Tritt zwiſchen mich und ſie.
Durch ſeinen Zug, den frommen,
Sind wir ſo weit nun kommen,
Und wiſſen faſt nicht wie.

Leg' ich mich ſpäte nieder,
Erwach' ich frühe wieder,
Lieg' oder zieh' ich fort,
In Schwachheit und in Banden,
Und was mir ſtößt zu Handen,
So tröſtet mich ſein Wort.

Hat er es denn beſchloſſen,
So will ich unverdroſſen
An mein Verhängniß gehn;
Kein Unfall unter allen
Wird mir zu harte fallen,
Ich will ihn überſtehn.

Ihm hab' ich mich ergeben,
Zu ſterben und zu leben,
Sobald er mir gebeut:
Es ſei heut' oder morgen,
Dafür laſſ' ich ihn ſorgen,
Er weiß die rechte Zeit.

Gefällt es ſeiner Güte,
Und ſagt mir mein Gemüthe

Nicht was Vergeblich's zu,
So werd' ich Gott noch preiſen
Mit manchen ſchönen Weiſen
Daheim in meiner Ruh'.

Indeß wird er den Meinen
Mit Segen auch erſcheinen,
Ihr Schutz, wie meiner, ſein,
Wird beiderſeits gewähren,
Was unſre Wünſch' 2) und Zähren
Ihn bitten überein.

So ſei nun, Seele, deine, 3)
Und traue dem alleine,
Der dich geſchaffen hat!
Es gehe, wie es gehe,
Dein Vater aus der Höhe
Weiß allen Sachen Rath.

2) unſer Wunſch.

3) Vielleicht: ſeine d. h. Gottes.

Pilgerſpruch.

Laß dich nur nichts nicht dauern
Mit Trauern!
Sei ſtille:
Wie Gott es fügt,
So ſei vergnügt,
Mein Wille!

Was willſt du heute ſorgen
Auf Morgen?
Der Eine
Steht Allem für,
Der giebt auch dir
Das Deine.

Sei nur in allem Handel
Ohn' Wandel!
Steh feſte!

Was Gott beſchleußt,
Das iſt und heißt
Das Beſte.

Preis der Tugend.

Tugend iſt mein Leben,
Der hab' ich übergeben
Mein ganzes Ich.1)
Tugend will ich ehren,
Tugend wird mich lehren,
Was ſie ſelbſt kann mehren:
Sie wächſt durch ſich.

Nicht des Weges Länge,
Noch des Pfades Enge
Schreckt mich davon.
Laß die Dornen ſtechen,
Füß' und Kleider brechen,

---

1) Der hab' ich mich ergeben,
Den ganzen mich.

Sie wird Alles rächen
Durch ihren Lohn.

Weil die Andern karten,
Luſt und Schlafes warten,
So ſäum' ich nicht.
Jetzt iſt Zeit zu eilen,
Dem wird Alles feilen,*)
Der ſich wird verweilen,
Und jetzt verbricht.

Alles Andre, Alles
Hat die Art des Balles,
Der ſteigt und fällt.
Schätze haben Flügel,
Ehre läßt den Zügel,
Luſt kömmt aus dem Bügel,
Die Tugend hält.

Hab' ich Gott und Tugend,
So hat meine Jugend,
Was ſie macht werth.

*) D. h. fehlen.

Dieſe ſchönen Beide
Wehren allem Leide,
Lieben alle Freude,
  So man begehrt.

Danklied.

(Nach der Schlacht bei Lützen.)

Billig iſt's, daß wir uns freuen
Und mit lautem Jauchzen ſchreien:
Lob ſei Gott und ſeiner Macht,
Der die ſtolzen Feinde beuget,
Und mit ſeiner Allmacht zeuget,
Daß er uns noch nimmt in Acht.

Zweimal kamen ſie gezogen,
Zweimal ſind ſie auch geflogen,
Nicht ohn' mächtigen Verluſt.
Schreit, ihr Jungen! Ruft, ihr Alten!
Zweimal hat das Feld behalten
Gott und unſer Held Auguſt. *)

Held Auguſt, du kühner Krieger,
O du glückesvoller 1) Sieger,

---

1) Du Gelückes-voller.

*) Guſtav Adolf, König von Schweden.

Vor und in und nach dem Fall,
Auf was Arten, auf was Weiſen
Soll man deine Thaten preiſen
Hier und da und überall!

Held, du kameſt her von weiten,
Daß du für uns möchteſt ſtreiten,
Held, du kameſt, Held, du ſtritteſt,
Held, du ſiegteſt auch im Sterben;
Held, wie können wir verderben,
Weil du jetzt noch vor uns tritteſt!

Deine Räthe,[a] deine Werke,
Deine ritterliche Stärke
Ruft aus, was nur rufen kann.
Die bezwung'nen Ströme brauſen,
Die verbundnen Lüfte ſauſen,
Was du, Helfer, haſt gethan.

Elbe, Fürſtin unſrer Flüſſe,
Mach' dich auf die feuchten Füße,

---

[a] Dieſe alte richtige Leſart, ſtatt der gewöhnlichen: Ruthe, fand Zachariä in einem einzeln gedruckten Exemplar des Gedichts auf der Wolfenbüttelſchen Bibliothek. Räthe heißt: Rathſchläge.

Eile, lauſe Nacht und Tag,
Meld' es mit beredten Wellen,
Daß die Ufer wiederſchällen,
Wie der Feind vor dir erſchrak!

Die erblaſſeten Illyrer
Wichen mitſammt ihrem Führer
Hinter ſich, und fielen hin,
Wie vor Jovis Donnerkeilen,
Wie vor Herkul's heil'gen Säulen,
Die man nicht ſoll überziehn. *)

Schöne Stadt! der fromme Himmel,
Der erſchuf 3) ein ſolch Getümmel,
Ein ſolch Schrecken in dem Feind, 4)
Daß er ſchändlich mußte fliehen,
Der dich grimmig auszuziehen
Und zu plündern, war gemeint. **)

3) verſchuf d. h. veranlaßte, erweckte.
4) den Feind.

*) D. h. über die man nicht hinaus ziehen ſoll.
**) D. h. Willens war.

Seid nun froh, ihr frommen Bürger!
Er iſt todt, der wilde Würger,
Er iſt todt, und ihr ſeid frei.
Ihr und wir und Alle ſagen,
Daß ſich Gott für uns geſchlagen,
Daß die Ehre ſeine ſei.

Iſt ſchon unſer Heiland blieben,
Gott hat einen ſchon verſchrieben,
Der ihn rächen kann und ſoll,
Ihn und uns und alle Frommen.
Kömmt er? Ja, er iſt ſchon kommen. —
Gläubige, gehabt euch wohl!

Lied der Treue.

Ein getreues Herze wiſſen,
Hat des höchſten Schatzes Preis;
Der iſt ſelig zu begrüßen,
Der ein treues Herze weiß.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Läuft das Glücke gleich zu Zeiten
Anders, als man will und meint,
Ein getreues Herz hilft ſtreiten
Wider Alles, was iſt feind.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Sein Vergnügen ſteht alleine
In des Andern Redlichkeit,
Hält des Andern Noth für ſeine,
Weicht nicht, auch bei böſer Zeit.

Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Gunſt die kehrt ſich nach dem Glücke,
Geld und Reichthum, das zerſtäubt,
Schönheit läßt uns bald zurücke,
Ein getreues Herze bleibt.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Eins iſt, da ſein, und geſchieden,
Ein getreues Herze hält,
Giebt ſich allezeit zufrieden,
Steht auf, wenn es niederfällt.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

Nichts iſt Süßer's, als zwei Treue,
Wenn ſie Eines worden ſein.
Dies iſt's, deß[1] ich mich erfreue,
Und Sie giebt ihr Ja auch drein.
Mir iſt wohl bei höchſtem Schmerze,
Denn ich weiß ein treues Herze.

---

[1] Das.

Aufruf zur Freude im Frühling.[1])

(An einen Freund.)

Sind wir jetzt nicht in dem Maien,
In der beſten Jahreszeit,
Da man Alles ſich ſieht freuen,
Was ſich reget weit und breit,
Da die ſtolze Welt ſich putzt,
Und in jungem Schmucke ſtutzt?

Du nur willſt dich nicht bequemen
Zu der ſüßen Lieblichkeit,
Und die Freude mit dir[2]) nehmen,
So ſich giebet dieſer Zeit?
Du nur thuſt nicht, kleine Welt,
Was der großen ſo gefällt?

---

1) Aus einem größeren Gedichte.

2) mitte

Lebe, weil du biſt im Leben,
Und gebrauche deiner Luſt;
Doch ſei nicht zu ſehr ergeben
Dem, das du bald meiden mußt.
Denke, daß du auch einmal
Wohl berechneſt deine Zahl.

Gott verwehrt uns keine Freuden,
Wenn ſie Freuden bleiben nur,
Wenn wir hierbei nur vermeiden
Was lockt auf der Wolluſt Spur.
Und, wie kann dies Freude ſein,
Was es [3]) nur iſt auf den Schein?

Was für Freuden mir behagen,
Sind von ſchnöden Lüſten weit;
Wozu mich die Sinnen tragen,
Iſt vergönnte Fröhlichkeit;
Was iſt ehrbar, was gerühmt,
Was bedachten Weiſen ziemt.

Jetzo laß dich von mir führen
In das [4]) feuchte Roſenthal,

3) ſie. — 4) den.

Daß wir ſehn die Flora zieren
Ihren langen Wieſenſaal,
Wo ſie um die Bäume tanzt,
Und manch ſchönes Blümlein pflanzt.

Hier laß uns ein wenig ſchauen,
Wie der Fiſcher Reuſen legt,
Wie der Feldmann baut die Auen,
Wie der Gärtner Bäume hegt;
Oder, wie die dicke Saat
Halb ſchon aufgeſchoſſet hat.[5]

Haſt du der Luſt ſatt gepflogen,
Wohl, ſo lege dich mit mir
Unter den gewölbten Bogen
Dieſer hohen Linde hier,
Da denn ſolche ſanfte Raſt
Uns benimmt der Glieder Laſt.

Wenn die Sonn' am höchſten ſtehet,
Doppelt ihre wilde Gluth,

---

5) Halb ſchon gleich verſchoſſet hat, d. h. ſchon halb in Ahren geſchoſſet hat.

Und kein linder Weſt nicht wehet,
Da verraucht uns Kraft und Muth,
Bis ein friſcher Trunk erſetzt
Das, was in uns war verletzt.

Über, unter, um und neben,
Vor und hinter uns iſt Luſt,
Da iſt lauter liebes Leben,
Wo wir wenden hin die Bruſt.
Wo wir liegen, wo wir ſtehn,
Sehn wir Freude mit uns gehn.

Doch, was ſollen 6) wir alleine
Mit einander luſtig ſein?
Laß hieher auch bitten Deine,
Die nicht minder auch ſind mein,
Weil ſie 7) gleichfalls jetzt, wie ich,
So bemühet ſind auf dich.*)

Hola, Junge, hole Jene,
Jene, die du kenneſt wohl,

---

6) können. — 7) Als die.

*) D. h. Tui studiosi, die mit Eifer und Mühe nach deiner Freundſchaft ſtreben.

Heiß ſie kommen und erwähne,
Daß wir ſchon ſind ziemlich voll.
Heiß ſie da ſein ohn' Verzug,
Weil noch währt der dritte Krug.

Und ſo wollen wir uns freuen,
Bis daß Phöbus Urlaub nimmt,
Bis mit ihrem lichten Reihen
Luna an ihr Zimmer kömmt;
Bis der Tag bricht wieder ein,
Wollen wir ſo luſtig ſein.

Tanzlied.

(Aus dem Italieniſchen.)

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die wolluſtvolle Herde
Tanzt zum Klange der Schalmeien;
Hirt und Herde muß ſich freuen,
Wenn im1) Tanz auf grüner Erde
Böck' und Lämmer lieblich ringen.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die Sternen, gleich den Freiern,
Prangen in den lichten Schleiern;
Was die lauten Zirkel klingen,
Nach dem tanzen ſie am Himmel
Mit unſäglichem Getümmel.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn der Wolken ſchneller Lauf,

1) ein.

Steht mit dunklem Morgen auf.
Ob ſie gleich ſind ſchwarz und trübe,
Dennoch tanzen ſie mit Liebe
Nach der Regenwinde Singen.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn die Wellen, ſo die Winde
Lieblich in einander ſchlingen,
Die verwirren ſich geſchwinde;
Wenn die buhleriſche Luft
Sie verſchläget an die Kluft,
Tanzt der Fluthen Fuß zu Sprunge,
Wie der Nymphen glatte Zunge.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen!
Denn der bunten Blumen Schaar,
Wenn auf ihr bethautes Haar
Die verliebten [2]) Weſte dringen,
Geben einen lieben Schein,
Gleich als ſollten's Tänze ſein.

---

2) verlebten.

Laßt uns tanzen, laßt uns ſpringen,
Laßt uns laufen für und für!
Denn durch Tanzen lernen wir
Eine Kunſt von ſchönen Dingen.

Wie er wolle geküſſet ſein.

Nirgends hin, als auf den Mund,
Da ſinkt's in des Herzens Grund;
Nicht zu frei, nicht zu gezwungen,
Nicht mit gar zu träger 1) Zungen.

Nicht zu wenig, nicht zu viel,
Beides wird ſonſt Kinderſpiel;
Nicht zu laut und nicht zu leiſe,
Bei der Maß' iſt rechte Weiſe.

Nicht zu nahe, nicht zu weit,
Dies macht Kummer, jenes Leid;
Nicht zu trocken, nicht zu feuchte,
Wie Adonis Venus reichte.

Nicht zu harte, nicht zu weich,
Bald zugleich, bald nicht zugleich;

---

1) fauler.

Nicht zu langſam, nicht zu ſchnelle,
Nicht ohn' Unterſchied der Stelle.

Halb gebiſſen, halb gehaucht,
Halb die Lippen eingetaucht;
Nicht ohn' Unterſchied der Zeiten,
Mehr alleine, denn bei Leuten.

Küſſe nun ein Jedermann,
Wie er weiß, will, ſoll und kann;
Ich nur und die Liebſte wiſſen,
Wie wir uns recht ſollen küſſen.

Auf die italieniſche Weiſe:
O fronte serena.

O liebliche Wangen,
Ihr macht mir Verlangen!
Dies Rothe, dies Weiße
Zu ſchauen mit Fleiße,
Und dies nur alleine,
Iſt's nicht, das ich meine:
Zu ſchauen, zu grüßen,
Zu rühren, zu küſſen!
Ihr macht mir Verlangen,
O liebliche Wangen!

O Sonne der Wonne!
O Wonne der Sonne!
O Augen, ſo ſaugen
Das Licht meiner Augen!
O engliſche Sinnen!
O himmliſch Beginnen!

O Himmel auf Erden,
Magſt du mir nicht werden?
O Wonne der Sonne!
O Sonne der Wonne!

O Schönſte der Schönen,
Benimm mir dies Sehnen!
Komm, eile, komm, komme,
Du Süße, du Fromme!
Ach, Schweſter, ich ſterbe,
Ich ſterb', ich verderbe!
Komm, komme, komm, eile!
Komm, tröſte, komm, heile!
Benimm mir dies Sehnen,
O Schönſte der Schönen!

Madrigal.

Weil Eurus ſich noch ſträubet,
Beſtürmt die große Welt,
So trauert Wald und Feld,
Und was dies Rund umleibet:*)
Nur ich bin außer Kummer,
Wenn meine Doris kömmt,
Mich in die Arme nimmt.
Ihr Haupt iſt mir der Lenz,
Ihr Antlitz Summer.

---

*) D. h. umſchlingt.

Himmel und Erde.

Mein geſtirntes Paradeis,
Mein Licht, mein Mond, meine Sonne,
Mein ganz Himmelreich voll Wonne,
Und von was ein Gott ſonſt weiß,
Das iſt Philirylle mir,
Mir, der Erden unter ihr.

Ich vergeſſ'ner Erdenkreis,
Heute tagt's zum dritten Male,
Daß ich gar[1]) von keinem Strahle
Meiner lieben Sonne weiß.
Das betrübte Land, das weint,
Weil ſein Himmel ihm nicht ſcheint.

Du, o aller Künſte Kunſt,
Himmel wird durch dich zur Erden;

---

[1]) ganz.

Daß wir Ird'ſchen[2]) himmliſch werden,
Das ſchafft, Laute, deine Gunſt!
Gieb doch, daß mein Himmel ſich
Bald neig' auf ſein' Erde, mich!

2) irdnen.

Des Schäfers Wünſche.

Wollte ſie nur, wie ſie ſollte,
Und ſollt' ich nur, wie ich wollte,
So wär' ich und ſie vergnügt.
Ach, wie wär' es wohlgefügt,
Wenn wir nicht ſo widerſtrebten,
Sondern jetzt und für und für,
Ich bei ihr und ſie bei mir,
In vergleich'ner Liebe lebten!

O wie würden unſre Herden
So geſchwinde feiſter werden!
Feld und Thal und Berg und Hain
Würde mit uns fröhlich ſein;
Alle Nymphen würden lachen,
Und uns manchen ſchönen Tanz,
Manchen ſchönen lieben Kranz
In den bunten Wieſen machen.

Ich auch würd' auf meiner Pfeifen
Ein erfreutes Liedlein greifen,
Wenn ich in der Liebſten Schooß
Alles Kummers würde los.
Dann 1) wollt' ich, anſtatt des Klagen,
Das mich jetzt vor meiner Pein
Kaum läßt mich und meine ſein,
Nur von lauter Wonne ſagen.

O du ſchöne Salibene!
Salibene, o du Schöne!
Schau doch, wie ſich Alles liebt,
Und in ſüßen Freuden übt!
Alles wird durch Luſt gerühret;
Wir nur gönnen unſre Zeit
Der verſtoß'nen Einſamkeit.
Denk, ob dies ſich auch gebühret?

1) Denn.

Echo.

Als Echo ward zu einem Schalle,
Zu einer unbeleibten Luft,
Die durch das Thal mit halbem Halle
Die, ſo ſie rufen, wieder ruft,
Da ward der hohle Wald voll Klage,
Das feige Wild ſtand als bethört,
Die Nymphen riefen Nacht und Tage:
Wo biſt du, Luſt, die man nur hört?

Narciſſus, dir iſt recht geſchehen:
Erſt [1] ſahſt du ſie, und wollt'ſt ſie nicht,
Jetzt willſt du, die du nicht kannſt ſehen,
Und hörſt nur, was ſie dir nachſpricht.
Der Brunnen, der dich dich ließ ſchauen,
Der ſtrafte deinen ſtolzen Muth,
Daß nun nicht Eine von den Frauen
Dir bis auf dieſen Tag iſt gut.

[1] Vor.

Nicht, nicht ſo iſt mein Sinn geſinnet,
Bei mir iſt Alles umgewandt:
Ich liebe, die mir Böſes gönnet,
Ich folge der, die nicht hält Stand;
Ich lauf', ich ruf', ich bitt', ich weine:
Sie weicht und ſchweigt und ſtellt ſich taub;
Sie leugnet's, und iſt's doch alleine,
Die mir mein Herze nimmt in Raub.

Ach, Freundin, ſcheu' der Götter Rache,
Daß du dir nicht zu ſehr gefällſt,
Daß Amor nicht einſt deiner lache,
Den du jetzt höhnſt und ſpöttlich hältſt,
Daß, weil du nichts von mir willſt wiſſen,
Ich nicht mit Echo laſſe dich,
Und du dann müſſeſt mit Narciſſen
Selbſt lieben und doch haſſen dich!

An Anemone.

Anemone, meine Wonne,
Meines Herzens ſtäte Zier,
Meine Klarheit, meine Sonne,
Kannſt du dies denn glauben dir,
Das, was dir mein Mund verſpricht,
Meine mein Gemüthe nicht?

Nicht ſo, Liebſte. Laß dir ſagen,
Es iſt ein betrog'ner Wahn,
Der dich heißt um etwas klagen,
Das dir doch nicht fehlen kann.
Was betrübt dich Zeit und Ort?
Wahre Liebe hält ihr Wort.

Nacht und Tag und alle Blicke
Gehn auf dein Gedächtniß hin.
Was von Seufzern 1) ich verſchicke,

---

1) Seufzen.

Heiß' ich Alles zu dir ziehn,
Und die Thränen meiner Pein
Send' ich, Schatz, zu dir allein!

Ach, nun, Anemone, glaube,
Was du ſagſt dir ſelber zu. 2)
Der ich eigen bin und bleibe,
Anemone, die 3) biſt du!
Anemone, meine Zier,
Du nur biſt die Liebſte mir.

2) Was du dir ſelb ſelbſt ſagſt zu.
3) das.

Aufmunterung zur Liebe.[1]

Liebſte, die du's wahrlich biſt,
Willſt du mehr ſein, als nur heißen,
So laß ſich dir nicht entreißen
Dieſer Jahre kurze Friſt,
Welche, Flüſſen gleich, und Pfeilen,
Unvermuthet von uns eilen.

Jugend liebt und wird geliebt.
Willſt du mich und dich betrüben?
Es iſt ja das ſüße Lieben
Eine That, die Alles übt,
Und voraus,[2] wenn man noch grünet
Und ſich[3] Gegengunſt verdienet.

Dies vermiſchte Milch und Blut,
Dieſer Hals, die weichen Hände[4]

---

[1] Die letzte Strophe fehlt.
[2] Bevoraus.
[3] uns. — [4] Der Hals, dieſe weichen Hände.

Fließen hin.[5]) Es nimmt ein Ende,
Was uns jetzt ſo ſüße thut,
Und von dem wir jetzo leben,
Wird uns bald dem Tode geben.

Laß uns blühen, wie wir blühn,
Eh' der Winter welker Jahre
Dir die goldgemiſchten[6]) Haare
Wird mit Silber unterziehn,
Eh' mir dieſer Mund erblaſſet,
Der dann haßt und wird gehaſſet.

Gieb dich mir, wie ich mich dir,
Und verſichre dich daneben,[7])
Daß ich dir kann wiedergeben,
Was du haſt gegeben mir.
Was du haſt, das bleibet deine,
Doch ſo iſt's nicht minder meine.

5) Schleiſſen hin.
6) goldgemengten. — 7) beineben.

Unwandelbare Liebe.1)

Es iſt unverwandt mein Herze,
Das ich trage gegen dir,
Es iſt unverwandt in mir,
Du mein Troſt und auch mein Schmerze!
Was ſich regt in meinem Blute,
Weiß von keinem Wankelmuthe.

Laß dich dieſes nicht betrüben, 2)
Daß ich dir ohn' Unterlaß
Von der Pein, die mich macht blaß,
Seither habe nicht geſchrieben.
Das Gemüthe ſpricht 3) die Fülle,
Schweigt gleich Mund und Feder ſtille.

Siehſt du, wie die feſten Eichen
Vor den Stürmen ſicher ſind?

---

1) Die beiden letzten Strophen fehlen.

2) Laſſe dich dies ꝛc. — 3) redt.

Wie der ſchwache Nordenwind
Von den Felſen ab muß weichen?
Mein ſtark Herze, das dich meint,
Bleibt, weil uns die Sonne ſcheint.

Geuß die Strahlen deiner lieben,
Deiner ſüßen Trefflichkeit
In mein Herze, das ſich freut,
Sich um dich auch zu betrüben.
Deine keuſche Schönheit macht,
Daß mein Mund auch weinend lacht.

Liebeszwang.

Und gleichwohl kann ich anders nicht,
Ich muß ihr günſtig ſein,
Obgleich der Augen ſtolzes Licht
Mir mißgönnt ſeinen Schein.
Ich will, ich ſoll, ich muß dich lieben,
Dadurch wir Beid' uns nur betrüben,
Weil mein Wunſch doch nicht gilt,
Und du nicht hören willt.

Wie manchen Tag, wie manche Nacht,
Wie manche liebe Zeit
Hab' ich mit Klagen durchgebracht,
Und du verlachſt mein Leid.
Du weißt, du hörſt, du ſiehſt die Schmerzen,
Und nimmſt dir [1]) keinen doch zu Herzen,
So daß ich zweifle faſt,
Ob du ein Herze haſt.

[1]) der d. h. deren.

Biſt du denn harter Stein und Stahl,
Die man doch zwingen kann?
Feld, Wieſen, Wälder, Berg und Thal
Sehn meine 2) Wehmuth an.
Die Vögel ſeufzen, was ich klage,
Der hohle Buſch ruft, was ich ſage,
Du nur, du Stolze, du
Hältſt Ohr und Auge 3) zu.

Ach, denke, denke, was du thuſt!
Ich kann nicht anders ſein.
Ich hab' an meinen Leiden Luſt,
Du haſſeſt meine Pein.
Kann ich denn keine Huld erlangen,
So laß mich die Gunſt nur empfangen,
Und wolle doch mit mir,
Daß ich ſtracks ſterbe hier.

---

2) meinen. — 3) Augen.

Verborgene Liebe.1)

Muß ſie gleich ſich jetzo ſtellen,
Als wär' ich ihr unbekannt,
Meint drum nicht, ihr Mitgeſellen,
Daß ihr Sinn ſei umgewandt;
Ihre Treu' in unſerm Handel
Die weiß gar 2) von keinem Wandel.

Amor liebet ſolche Herzen,
Die des Mundes Meiſter ſein,
Die bei Trauern können ſcherzen,
Und erfreuet ſein in Pein.
Wer will haßfrei ſein im Lieben,
Der muß ſich im Bergen üben.

Dennoch hat ſie mich im Sinne,
Hat ſie mich im Auge nicht;

1) Die dritte Strophe fehlt.

2) ganz.

Nichts iſt außen, ſondern drinne,
Was mir ihre Gunſt verſpricht.
Müſſen ſchon die Lippen ſchweigen,
Sie denkt doch: Der bleibt mein eigen!

Recht ſo, Schweſter! Laß nicht merken,
Was dich heimlich labt und kränkt.
Man verräth ſich mit den Werken:
Der iſt ſicher, der viel denkt.
Laß ſie ſagen, was ſie wollen,
Wir nur wiſſen, was wir ſollen.

Sei dir ähnlich und verbleibe,
Die du ſonſt 3) warſt und noch biſt,
Und denk' nicht, weil ich nichts ſchreibe,
Daß mein Denken dich vergißt.
So gedenk' ich ſtetig deiner,
Daß ich auch vergeſſe meiner.

3) vor.

Freiheit.

Will ſie nicht, ſo mag ſie's laſſen,
Cynthie, die ſtolze die!
Was betrüb' ich mich um ſie?
Eins iſt mir ihr' Huld und Haſſen.
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

Einſtmals [1] thät' ich, wie ſie thäte;
Lieb' iſt Gegenliebe werth;
Jetzo, weil ſie ſich verkehrt,
Bin auch ich auf andrer Stätte.
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

Meint ſie wohl, mich zu betrüben
Mit dem, was nur iſt ein Schein?

---

[1] Vorhin.

Nein! Will ſie mir gut nicht ſein,
So kann ich auch ſie nicht lieben.
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

Zahlt mir dies nur meine Treue,
Meinen unbewegten Sinn?
Doch wer achtet's? Immerhin!
Es kömmt doch noch wohl zur Reue.
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

Sie bekömmt wohl meines Gleichen,
Und auch ihres Gleichen ich;
Weil ſie ja verdränget 2) mich,
So will ich ihr gerne weichen.
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

Sie mag lachen oder klagen,
Oder etwas Andres thun,

---

2) verdringet.

Mich vergnüget dieſes nun,
Daß ich kann mit Wahrheit ſagen:
Cynthie ſei wer ſie ſei,
Ich bin froh, daß ich bin frei.

An Baſilenen.[1])

(Bei ſeiner Abreiſe.)

Iſt mein Glücke gleich geſonnen,
Mich zu führen weit von dir,
O du Sonne meiner Wonnen,
So verbleibſt du doch in mir;
Du in mir und ich in dir
Sind beiſammen für und für.

Überſtehe dieſe Stunden,
Schweſter, und ſei unverwandt;
Ich verbleibe dir verbunden,
Und du biſt mein feſtes Band.
Meines Herzens Troſt biſt du,
Und mein Herze ſelbſt dazu.

Ihr, ihr Träume, ſollt indeſſen
Unter uns das Beſte thun:

---

[1]) Die zweite Strophe iſt ausgelaſſen worden.

Kein Schlaf der ſoll ihr' vergeſſen,
Ohne mich ſoll ſie nicht ruhn,
Daß die ſüße Nacht erſetzt,
Was der trübe Tag verletzt.

Lebe, meines Lebens Leben,
Stirb nicht, meines Todes Tod!
Daß wir uns uns wiedergeben,
Abgethan von aller Noth.
Sei gegrüßt, bald Troſt, jetzt Qual,
Tauſend, tauſend, tauſend Mal!

Abſchied von der Geliebten.

Nein, ich muß nunmehr von hinnen,
Und 1) es muß geſchieden ſein:
Stellt das klägliche Beginnen,
Liebſte, ſtellt das Weinen ein!
Wohl dem, der beherzt nimmt an,
Was er doch nicht ändern kann!

Das Verhängniß will ertragen,
Allzeit nicht gewendet ſein.
Wollet ihr an dem verzagen,
Was doch Gott nur weiß allein?
Denkt, es könne nichts geſchehn,
Was er nicht zuvor verſehn.

Zwar, ich muß es ſelbſt bekennen,
Es iſt ein ſehr fernes Land,
Das mich ſeinen Gaſt wird nennen:

1) Es.

Doch, wie weit es abgewandt,
So iſt doch nur eine Welt,
Die uns beide doch behält.

Er,[2] der euch kann unterhalten
Hier in unſrer ſüßen Stadt,
Eben der wird meiner walten,
Wo er auch zu herrſchen hat.
Ein Gott, der hilft ohne Wahl
Hier und da und überall.

Eine Gnad' iſt ſchon ergangen,
Daß er Euch mir wieder gab.
Weil ich euch noch kann umfangen,
Deſto lieber ſcheid' ich ab,
Deſto freier zieh' ich hin,
Weil ich ſtets doch bei euch bin.

Dieſes Pfand, mein treues Herze,
Nehmet hin, wie eures ich.
Was uns jetzo zwingt zu Schmerze,
Soll ergötzen euch und mich.

---

[2] Der.

Freude folgt auf Angſt und Pein,
Wie auf Regen Sonnenſchein.

Gute Nacht, o liebe Seele!
O Gemüthe voller Treu'!
Das ich durch mein Abſein quäle,
Und durch Wiederkunft erfreu'.
Jetzt ſchon nähert ſich die Zeit,
Die uns ſetzt in Fröhlichkeit.

An Anemone.[1]

Ach, einzig[2] dies war übrig noch
Von allen meinen Plagen,
Daß ich das ſchwere Liebesjoch
Muß abgeſchieden tragen.
Die mir das größte Leid anthut,[3]
Die tröſtet meine Sinnen.
Ich brenn', und meines Brandes Gluth
Iſt, ach, wie weit von hinnen!

Nicht glaub' ich, daß die letzte Noth
Mir größ're Qual kann machen.
An mir lebt nichts mehr,[4] als der Tod,
Der ſtark iſt in mir Schwachen.
Das kranke Herze windet ſich,

---

[1] Die dritte Strophe fehlt.

[2] einig.

[3] Die mir das größte Leiden thut.

[4] nicht.

Die matten Augen brechen.
Nichts denk' ich, Liebſte, denn an dich,
Doch kann mein Mund nicht[5] ſprechen.

Ach, Anemone, meine Luſt,
Bleib unverwandt im Herzen!
Ich thu' daſſelbe, wie du thuſt,
Und fühle gleiche Schmerzen.
Iſt's wahr, daß alle Fröhlichkeit
Wird ſüßer nach dem Leiden,
So ſchicke, Herz,[6] dich in die Zeit —
Wir ſehen uns mit Freuden.

---

5) nichts. — 6) Schatz.

Troſt der Getrennten.

Es iſt umſonſt, das Klagen,
    Das du um mich,
    Und ich um dich,
Wir um einander tragen;
Sie iſt umſonſt, die harte Pein,
Mit der wir jetzt umfangen ſein.

Laß das Verhängniß walten!
    Was dich dort ziert,
    Und mich hier führt,
Das wird uns doch erhalten.
Dies, was uns jetzt ſo ſehr betrübt,
Iſt 1) dennoch, das uns Freude giebt.

Sei unterdeſſen meine,
    Mein, mehr als ich,
    Und ſchau' auf mich,

---

1) Iſt's.

Daß ich bin ewig deine.
Vertraute Liebe weichet nicht,
Hält allzeit, was ſie einmal ſpricht.

Auf alle meine Treue
Sag' ich dir's zu,
Du biſt es, du,
Der ich mich einzig 2) freue.
Mein Herze, das ſich jetzt ſo quält,
Hat dich und keine ſonſt erwählt.

Bleib, wie ich dich verlaſſen,
Daß ich dich einſt,
Die du jetzt weinſt,
Mit Lachen mög' umfaſſen!
Dies ſoll für dieſe kurze Pein
Auf 3) ewig unſre Freude ſein.

Eilt, lauft, ihr trüben Tage,
Eilt, lauft vorbei,
Eilt, macht mich frei

---

2) einig. — 3) uns.

Von aller meiner Plage!
Eilt, kommt, ihr hellen Stunden ihr,
Die mir gewähren ihre Zier![4]

---

[4] Die mich gewehren aller Zier.

Zweites Buch.

Gelegenheitsgedichte.

(Glückwünſchungen, Hochzeitlieder und
Leichengeſänge.)

An Johann Albrecht von Mandelsloh,

Fürſtl. Holſtein. Geſandtſchaftsſtallmeiſter.

Zu ſeinem Geburtstage, in Moſkau 1636.

Morgen gehn wir an die Reiſe,
Geſtern war kein Sonnenſchein;
Heute laßt uns unſer ſein,
Edler Mansloh, dir zu Preiſe,
Dir zu Preiſe, weil dein Licht *)
Dir und uns viel Luſt verſpricht.

Schau, wir kommen ungeladen.
Laſſe keinen Mangel ſein,
Gieb uns Wein und Zucker drein,
Aber thu' dir keinen Schaden.
Es iſt nicht ſo arg gemeint,
Als es anfangs mit uns ſcheint.

---

*) D. h. das Licht deines Geburtstages.

Bringt ein Freund ein freundlich 1) Herze,
O ſo nimmt er wohl vor gut,*)
Sättigt Magen und den Muth
Mit der Koſt, doch mehr mit Scherze.
Sein Vergnügen iſt allein,
Können recht vergnüget ſein.

Kannſt du uns hier nicht ergötzen
Mit des Frauenzimmers Gunſt,
Oder Trachten nach der Kunſt**)
Auf die Tafel laſſen ſetzen —
Nichts verſehn: es iſt genung —
Schaff' uns einen guten Trunk.

Willſt du uns denn mehr bewirthen?
Die Muſik iſt unverwehrt.
Die iſt's, die den Himmel mehrt,
Sie macht Götter auch aus Hirten.
Kein Gelag kann trefflich ſein,
Wo nicht Saiten ſind und Wein.

---

1) freundliches.

*) D. h. vorlieb.

**) Künſtlich geordnete Trachten von Schüſſeln.

Denn ſo lachet ſich's von Herzen,
Wenn der hellen Tromben[2]) Klang,
Scharfe Saiten und Geſang
Ernſtlich durch einander ſcherzen,
Und inzwiſchen weil's ſo geht,
Keine Schale müßig ſteht.

Zweie ſind es, ſo auf Erden
Schon dem Himmel ähnlich ſein:
Die Muſik und edler Wein.
Durch ſie kann man himmliſch werden;
Und ſo lebt der Götter Schaar
Durch das liebe lange Jahr.

Sie, ſie ſind's, des Alters Meiſter,
Tod der Angſt, der Sorgen Haß.
Edle Saiten, edles Glas,
Ihr erquicket unſre Geiſter!
Nimmermehr kann elend ſein,
Wer friſch ſingt und friſch ſchenkt ein.

Aber, mich beginnt zu dürſten,
Junger, ſchenke Span'ſchen ein!

---

2) Trompeten.

Edler, das ſoll deine ſein,
Auf Geſundheit unſres Fürſten!
Dies ſoll heute fort ſo gehn,
Bis wir mehr nicht können ſtehn.

An Grahmann.

(Als derſelbe in Aſtrachan 1638 von einer hitzigen Krankheit genas.)

Vertrauter meines Herzen,
Nun iſt das fünfte Jahr,
In Ernſten und in Scherzen,
In Freuden und Gefahr,
In Mangel und in Fülle,
Und wie's auf Reiſen fällt,
Mein Wunſch und ganzer Wille,
Durch, in und aus der Welt:

Ergänze dein Gemüthe,
Das halb geſtorben lebt,
Und kühl' dir das Geblüte,
Das ſo vor Hitze klebt.
Auch dieſen Stoß, den herben,
Verrückſt du aus dem Ziel;
Es läßt ſich nicht ſo ſterben,
Als wie der Würger will.

Dem heißen Perſerlande
Gefalle ſeine Gluth,
Der Tartareien Sande
Sei ſeine Dürre gut.
Ich lobe deine Felder,
Europa, deine Luft,
Dein Waſſer, deine Wälder,
Die wir 1) ſo oft geruft.

Komm, laß uns alle Mühen,
Und was uns hat gekränkt,
Mit Zucker überziehen,
In Weine ſein ertränkt. 2)
Kein Wermuth iſt ſo bitter,
Der nicht auch Honig hält.
So ſteht ſich's, wie ein Ritter,
So fällt ſich's, wie ein Held.

Da lebt, da ſtirbt ſich's ſüße,
Wo Luſt kein' Unluſt hat.

---

1) So G. Schwab. Die alten Ausgaben haben mir, auch nicht ohne Sinn: die mir ſo oft zugerufen haben: Kehre zurück!

2) vertränkt.

Komm, mach' dich auf die Füße!
Dies ſchafft dir deine Stadt.
Behalt dich deinen Freuden
Und deinen Freunden vor,
Und weiſe deinem Leiden
Das aufgeſperrte Thor.

Komm, Bruder, laß uns eilen!
Wir haben hohe Zeit.
Zerreiße dies Verweilen,
Und tödte ſelbſt dein Leid.
Der Donner iſt verſchwunden,
Der Regen iſt vorbei,
Apollo wird empfunden,
Und du biſt friſch und frei.

Auf Timotheus Polus Namenstag.1)

Ja, er hat es weit gebracht,
Unſrer Sprache werther Meiſter;*)
Durch den Witz der klugen Geiſter
Hat er uns den Weg gemacht,
Daß wir nun den 2) höchſten Sinnen
Vieler Völker trotzen können.

Unſer wird, was Andrer war:
Laß Torquat, Petrarcha weichen,
Unſern Deutſchen mag nicht gleichen
Bartas,**) Sidney, Sannazar.

1) Die fünfte Strophe iſt ausgelaſſen worden.

2) die.

*) Opitz.

**) Ein jetzt wenig genannter franzöſiſcher Dichter aus Heinrichs IV. Zeit.

Wenn Kats, Heinſ' und Opitz ſingen,
So will gar nichts Fremdes klingen.[3]

Auch das Alte wird verjüngt:
Der Pelasger[*] ſchönes Weſen,
Und was Rom zuvor geleſen,
Hört man, wie man's bei uns ſingt.
Venus und ihr ganzer Orden
Iſt nun kurz auch hochdeutſch worden.

Du durchrennſt des Lobes Bahn,
Freund, mit abgeſchoſſ'nem Zügel;
Ich auch ſetz' in vollem Bügel
Auf das ſchöne Weſen an,
Von dem Daphne's edle Sproſſen
Um mein braunes Haar gefloſſen.[4]

Heute laß uns unſer ſein!
Der Tag, dein Tag, der ſo ſchöne,

---

[3] Wenn Kaz, Heinſ' und Opitz ſingen,
So will ganz ꝛc.
Jakob Kats, (Cats, Caz) ein zu Flemmings Zeit vielgeprieſener holländiſcher Dichter.

[4] geſchoſſen.

[*] D. h. der Griechen.

Ruft uns treue Muſenſöhne
Von uns aus, und zu dir ein.
Der Tag, dein Tag, den wir ehren,
Soll uns neue Freude lehren.

Denn ſo laß uns alles Leid,
Allen Kummer in die Gaben
Des geſunden Evans graben.
Denn gedenk' an keinen Neid,
Der, indem er uns verletzet,
Auf ſich ſelbſt ſein Meſſer wetzet.

Was bekümmert dich ein Maul,
Das nichts anders kann, als klaffen,
Und aus Gutem Böſes ſchaffen,
Schnell auf Schmach, auf Loben faul?
Laß ſie ſagen, was ſie wollen,
Wenn nur wir thun, was wir ſollen.

Wenn der Reben güldner Saft
In den lichten Römern ſpringet,
Und uns in die Stirne dringet
Seiner Stärke heiße Kraft,

Da vergeſſen wir der Sachen,
Die die Herzen irdiſch machen.

Das iſt unſer Pegaſus,
Der uns von dem ſchweren Volke
Hoch ſetzt über eine Wolke,
Da uns Niemand ſchaden muß.
Ehren uns Thymbräus Schweſtern,
So laß Jene ſicher läſtern.

Recht ſo, Polus! Rufe laut!
Her die Hand, dieweil ich trinke!
Doch von Herzen geht die linke,
Wie man jetzt will ſein getraut.
Wer uns heute wird betrüben,
Den ſoll Phöbus nimmer lieben.

Grahmann wird nicht ferne ſein,
Grahmann, unſer dritter Treuer,
Der ſich um das Schornſteinfeuer
Wohl läßt ſchmecken deinen Wein.
Was du ſchenkeſt deinen Gäſten,
Das kömmt dennoch dir zum Beſten.

Sind der Freunde mehr noch hier?
Wohl, ſo laß ſie alle kommen!
Keiner muß ſein ausgenommen,
Der dich alſo liebt, wie wir.
Du und er und ich und Alle
Wollen fröhlich ſein mit Schalle.

Sa, ihr Freunde! Macht's wie ich!
Leeret die gefüllten Schalen!
Polus mag das Mahl bezahlen —
Sa, ihr Brüder, ſeht auf mich!
Thut mir's nach, wie ich's euch weiſe,
Auf die Wohlfahrt unſrer Reiſe!

An Timotheus Polus.

(Aus einem größeren Gedichte.)

Ich bin froh, daß ich was habe,
Das man denn noch haſſen kann;
Und was geht mir daran abe, *)
Daß mich Jener ſcheel ſieht an?
Leid' ich von der Tugend wegen,
So wird mir ſein Fluch zu Segen.

Große Tannen, hohe Fichten,
Die beſtürmt des Nordwinds Zorn,
Der doch nichts dran aus kann richten;
Keine hat ein 1) Haar verlor'n.
Wer der Tugend an will ſiegen,
Pfleget allzeit zu erliegen.

---

1) kein.

*) Was wird mir davon weggenommen, was verlier' ich dadurch, daß ꝛc.

Roſt verzehrt den ſtillen Degen,
Steh'nde Sümpfe werden faul,
Lüft' auch, die ſich nicht bewegen,
Unberitten dient kein Gaul.
Müßiggang verdirbt die Jugend,
Ungeübt verſchalt[2] die Tugend.

Tugend die iſt niemals müßig,
Sucht ſich allzeit einen Feind;
Nie der Arbeit überdrüßig,
Aller Mühe ſteter Freund;
Ihre Sinnen und Gedanken
Sind: ſtets laufen in den Schranken.

Aus den ausgequetſchten Trauben
Kömmt Liäus ſüßer Saft,
Eine Roſe hat, bei Glauben,
Ungerieben ſchwächre Kraft.
Ein ſtark Herze wird erblicket,
Wenn es ſein Verhängniß drücket.

Unſer Pöbel hat die Sitten:
Schilt, was er nicht haben kann,

---

[2] verſchält. Verſchalen heißt: ſchal, kraftlos werden.

Tadelt, warum er muß bitten,
Sieht den Nachbar hart drum an,
Und an dem er muß verzweifeln,
Das vergönnt er allen Teufeln.

Beſſern ſoll's mich, nicht betrüben,
Daß mich der zu tadeln pflag.
Wer nicht etwas hat zu lieben,
Hat nichts, was man haſſen mag,
Und, um was mich dieſer neidet,
Iſt, an dem er Mangel leidet.

Ich kann Einem ja vergönnen,
Daß er ſeiner Zunge 3) braucht.
Redet er mir nicht zu Sinnen? —
Wie bald iſt ein Wort verhaucht!
Hüte dich nur vor den Thaten,
Gott der wird der Lügen rathen.

Dies mein rechtliches Gewiſſen
Iſt mir Zeuge g'nug für mich.
Weß ich allzeit mich befliſſen,
Wiſſen zweie, Gott und Ich.

---

3) Maules.

Welcher Alles will verfechten,
Der muß heut' und allzeit rechten.

Jupiter, wie hoch er ſitzet,
Iſt nicht vor dem Läſtern frei.
Wenn er allzeit würd' erhitzet,
Wenn man ihn ſchilt ohne Scheu,
So würd' er in kurzen Weilen
Werden arm an Blitz und Keilen.

Will dich Einer nicht begrüßen,
So behältſt du deinen Dank.
Setzt er dich ſchon nicht auf Kiſſen,
Sei vergnügt mit bloßer Bank.
Er und Alle, die dich haſſen,
Müſſen doch dich dich ſein laſſen.

Laß ſie ſein, die Theonsbrüder,*)
Die Geſchwiſter Zoilus,

---

*) Theon, ein ſchlechter Dichter und arger Plagiarius, den Auſonius in einigen Epiſteln verſpottet. Oder meint er den ſcharfen Kritiker Theon, den Verfaſſer des Rhetoriſchen Werkes: Προγυμνασματα?

Und laß deine guten Lieder,
Die der Haß auch lieben muß,
Die die Unehr' auch muß ehren,
Um die Flüſſ' und Büſche hören.

An ſeinen Vertrauteſten.

Der Wolken trüber Lauf
Hält meinen Ausgang auf;
Ich muß dir mein Verſprechen,
Freund, der du meiner biſt,
Bis Alles ſich vergißt,
Auch wider Willen brechen.

Miß dies dem Himmel zu,
Und ſprich dich ſelbſt zur Ruh',
Wie ich mit mir beginne.
Sei deine, wie du ſollt,
Bis Lacheſis uns Gold
Für dieſes Blei abſpinne.

Mach' deinen Unmuth froh,
Und ſtelle dich alſo,
Wie du mir pflegſt zu rathen.

Mein Bund wird mit dir ſein,
Auf Ja als wie auf Nein,
In allen deinen Thaten.

Ha, Bruder jauchz' einmal!
Schon zeigt der Berg ſein Thal,[1]
Es hat nun ausgeſchneiet.
Die Tage ſäumen nicht,
Der nahe Mai der ſpricht:
Ich bin's, der euch befreiet!

---

1) Der Berg zeigt ſeinen Thal.

An einen guten Freund.

Laß der Zeit nur ihren Willen,
Und vergönn' ihr ihren Lauf.
Sie wird ſich ſelbſt müſſen ſtillen,
Wenn wir nichts nicht geben drauf.
Meiſtes Elend wird verſchmerzet,
Wenn man's nicht zu ſehr beherzet. *)

Iſt es heute trübes Wetter,
Morgen wird es heiter ſein.
Stimmen doch die großen Götter
Stets an Luſt nicht überein;
Und wer weiß, wie lang' Er bleibet,
Der uns jetzo ſo vertreibet. **)

Ob die Sonne gehet nieder,
Und den Erdkreis traurig macht,

---

*) D. h. beherzigt, zu Herzen nimmt.
**) Eine unbeſtimmte Hindeutung auf einen Feind.

Doch ſo kömmt ſie fröhlich wieder
Nach der überſtand'nen Nacht.
Herrſchen jetzo Froſt und Winde,
Balde wird es ſein gelinde.

Unterdeſſen ſei der Deine,
Brich nicht ab der erſten Koſt:
Labe dich mit altem Weine,
Und verſuch' den jungen Moſt.
Laß uns einen Rauſch noch kaufen,
Ehe denn wir müſſen laufen.

An eine Jungfrau.

Der Mai der kömmt gegangen,
Und hat die ſchönen Wangen
Mit Blumen ausgemahlt;
Das Leid der langen Fröſte
Wird durch die warmen Weſte
Mit Wolluſt reich bezahlt.

Auch euer Tag, der liebe,
Will gar[1] nicht ſehen trübe,
Stellt ſich erfreuter ein,
Und Alles, was wir fragen,
Das ſagt in *einem* Sagen:
Ihr ſollt gebunden ſein.

Drum will auch mir gebühren,
Daß ich euch helfe zieren.
Nehmt dieſes ſchlechte Band!

---

[1] ganz.

Ihr Wünſche, die ich ſchicke,
Habt mehr, als ich, Gelücke,
Und ſchlingt's ihr 2) um die Hand!

Ich bitte ſeinetwegen *)
Von Gott ihm **) ſo viel Segen,
Als Stern' am Himmel ſtehn,
Als Zweige ſind in Wäldern,
Als Kräuter auf den Feldern,
Als Fiſch' im Meere gehn.

2) ihm.
*) Vielleicht: Im Namen des Bandes.
**) Dem Tage.

Auf einer Jungfrau in Hargen Namenstag.

Liebe Stunden, ſüßes Licht,
Das uns ſchöne Luſt verſpricht,
Edler Tag, gewünſchter Schein,
Du ſollſt mir willkommen ſein.

Sein ſollſt du willkommen mir,
Für die angenehme Zier,
Für die Freude, die du giebſt,
Weil du, was ich liebe, liebſt.

Dieſe Jungfrau, der du ſcheinſt,
Meinet dich, wie du ſie meinſt,
Sie will mit dir, wie du thuſt,
Froh ſein über deine 1) Luſt.

Scheine, ſchöner Sonnenſchein,
Tauſendmal ſo klar und rein!

---

1) deiner.

Bleibe ſchöne, wie du biſt,
Bis daß gar[a]) kein Tag mehr iſt.

So wird deiner Zierde Zier
Recht geprieſen ſein in ihr.
Pflege ſie, die Werthe die,
Deines Glanzes Glanz iſt ſie.

---

[a]) ganz.

Hochzeitlied im Frühling.[1])

Schöne Nacht, gewünſchte Schatten,
Kommt doch, kommet doch von Statten,
Eilt doch, eilet doch anher!
Ja, ihr eilet, ja, ihr kommet:
Nun iſt hier, was Beiden frommet,
Nun iſt hin, was war Beſchwer.

Gebt uns, was kömmt aus Idumen,
Gebt uns junge Saffranblumen,
Himmelſchlüſſel, Rosmarin,
Daß wir ſie den lieben Zweien,
Den geliebten zweien Treuen
Streuen auf ihr Lager hin.

Dieſes, dieſes ſind die Stunden,
Da ihr Alles habt empfunden,
Trautes Paar, was ihr begehrt.
Was in ſechsmal vierzehn Tagen

---

1) Drei Strophen fehlen.

Euch geweſen ſüße Plagen,
Hat euch eine Nacht gewährt.

Nämlich jetzo war zu freien,
Da man Alles ſich verneuen,
Und wie Hochzeit machen ſieht,
Da nun in erwärmter Erden
Alle Sachen rege werden,
Wie bei Buhlern auch geſchieht.

Die verlebte Welt wird jünger,
Und ſtreicht mit verliebtem Finger
Ihre Runzeln von der Haut.
Seht, ſeht, wie ſie aus den Feldern,
Aus den Auen, aus den Wäldern
Mit verbuhlten Augen ſchaut!

Sie ſchaut nach dem lieben Freier,
Der uns bringt ein neues Heuer,
Der ſich ihr ſchon anvertraut,
Und in ihre Glieder bringet.
Unſer Bräut'gam wird verjünget
In dem[2]) Schooß der ſchönen Braut.

---

[2]) Der.

Gleiches Paar, doch nicht an Jahren,
Ihr laßt uns an euch erfahren,
Daß auch ungleich gleiche ſei.
Doch, wer fraget nach den Jahren?
Was ſich ſoll, das muß ſich paaren:
Lieb' iſt hier, wie allzeit, frei.

In demſelben lieben Leben
Werdet ihr nicht wiſſen eben,
Bei euch ſtets, ſtets von euch weit,
Ob ihr ſchlafend oder wachend,
Ob ihr weinend oder lachend,
Oder aus euch ſelber 3) ſeid.

Die geſtirnten Himmelsſcheiben
Wollen gleich als ſtehen bleiben
Über euch und eurer Zier.
Tauſend, tauſend kleiner Wächter
Treiben ein ſehr laut Gelächter
Euch zu Ehren für und für.

Geht, Verliebte, theilt die Flammen.
Der euch jetzo giebt zuſammen,

---

3) ſelbſten.

Fördre eurer Liebe Lauf.
Des erſuchten Himmels Segen
Wird ſich mit euch niederlegen,
Schlafen, wachen und ſtehn auf.

Wenn der weitgeprieſ'ne Garten
Keiner Blumen mehr wird warten,
Wenn das Pomeranzenhaus
Grau von Froſt und Schnee wird ſtehen,
Dann ſoll eine Blum' aufgehen
Und mit Freuden blühen aus.

Hochzeitlied im Sommer.1)

(Auf die Vermählung des Herrn Scherll mit Jungfrau Anna Sophia Grünwald.)

Freie, was vor nicht gefreit!
Was vor hat gefreiet, freie!
Jetzo ſagt die neue Zeit,
Daß man ſich nun auch verneue.
Billig, daß die kleine Welt
Sich nach Art der großen hält.

Zwar, es kann ſich wohl ſo gut
Ein Mal, wie das andre, lieben.
Wenn es aber Alles thut,
Soll es denn der Menſch verſchieben,
Der zu der vergönnten That
Gleiches Recht und Anſpruch hat?

---

1) Zwei Strophen fehlen.

Neulich war die Erde Braut,
Jetzo liegt ſie in den Wochen;
Laub und Blumen, Saat und Kraut
Haben die Geburt gebrochen,
Und die reiche Fruchtbarkeit
Wird noch täglich ausgeſtreut.

Freie, was ſich nehmen kann!
Junge Leute ſollen lieben,
Alte geht es gleichfalls an,
Die es ja ſo ſehnlich üben.
Wer es hindert und verbeut,
Der thut wider Billigkeit.

Amor fliegt durch freie Luft
Mit der Mutter offnem Schreiben,
Ruft und ſchreiet, ſchreit und ruft,
Daß man nicht ſoll einſam bleiben.
Wer mir, ſpricht er, jetzt iſt feind,
Mit dem iſt kein Gott nicht Freund.

Seid nun froh und braucht der Gunſt,
Die der Himmel euch verſtattet;
Theilt die fruchtgefüllte Brunſt,

Die ihr oft im Wunſche hattet.
Was inkünftig folget drauf,
Das miſcht [2]) ſchon der Sternen Lauf.

Mich bedünkt, als ſeh' ich ſchon,
Was der nächſte Morgen giebet,
Wie der angenehme Hohn,
Der mit Fröhlichkeit betrübet,
Und folgt auf die erſte Nacht,
Unſre Braut halb zornig macht.

Die Verächterin der Zucht
Überfärbt die Milch der Wangen.
Seht, ſeht, wie ſie Ausflucht ſucht,
Die ſie doch nicht will erlangen!
Sie verträgt mit halbem Glimpf
Ihrer Freunde ſüßen Schimpf.

Memnons Mutter, Tithons [3]) Frau,
Kömmt ſo ſchamroth auch geſchlichen,
Wenn das Kind der Nacht, der Thau,
Ihr den Purpurmund beſtrichen,

2) mengt. — 3) Titans.

Weil ſie meint, die muntre Welt
Wiſſe, was ſie heimlich hält.

Schöne, ſchämt euch nicht ſo gar,
Euer Blumwerk abzuſtatten,*)
Und das goldgefärbte Haar
Mit dem Netze zu umſchatten,
In dem Amor, der es ſtellt,
Die zu kühnen Jungfern fällt.

Wald [illegible] Wild iſt ſie, die Braut.
Sie weiſt den noch fremden Jäger
Auf die Spur, der er ſich traut.
Sie ſchlägt auf ihr grünes Läger,
Daß er für den heißen Tag
Raſt und Schatten nehmen mag.

Jaget wohl! Wir warten drauf,
Was ihr werdet fangen balde.
Wahr iſt's, Wild hält ſich nicht auf

---

*) D. h. Von ſeiner Statt wegzubringen, abzuſtecken.

In ſo einem zahmen Walde.
Nun, wir warten, wie geſagt,
Bis ihr wohl habt ausgejagt.

Hochzeitlied im Mai.[1])

(Zu der Vermählung des Herrn Johann Weinmann mit Frau Magdalene Waſſerführer, geborener Plankin.)

Recht ſo, liebe traute Beide!
Ihr bequemt euch nach der Zeit,
Und geht an die ſüße Freude,
Welcher jetzt ſich Alles freut.
Alles freiet in dem Maien —
Sollte denn der Menſch nicht freien?

Der verliebte Himmel lächelt
In die gleich erwärmte Luft,
Welche gleichſam Küſſe fächelt
Auf der ſchwangern Erden Kluft,
Die bald beiden, ſo ſie liebet,
Tauſend ſchöner Kinder giebet.

---

1) Drei Strophen ſind weggeblieben.

Dieſe Tropfen, die wir ſchauen,
Wenn der Tag noch iſt ein Kind,
Auf den aufgedeckten Auen,
Glaubt es, daß es Küſſe ſind,
Die die buhleriſchen Sterne
Laſſen ſinken her von ferne.

Sei gegrüßt, du Fürſt der Zeiten,
Du des Jahrs Apell, o Mai!
Wer wird mich wohl überſtreiten,
Daß jetzt nicht gut freien ſei?
Da doch Alles, was ſonſt liebet,
Uns befugten Anlaß giebet.

Wann die Tage länger werden,
Und der güldnen Sonne Schein
Noch zur Zeit der muntern Erden
Nicht gelernt beſchwerlich [a]) ſein,
Wann ſich Alles, was wir ſehen,
Läſſet billig wohl geſchehen:

Das ſind deine ſchönen Stunden,
O du Herzog aller Zier!

---

a) Beſchwert zu.

Alles haſt du dir verbunden;
Und dies liebe Paar allhier
Giebet dir den Preis der Ehren,
Daß du wohl kannſt freien lehren.

Schöne Braut, gedenkt zurücke,
Und erwägt des Himmels Gunſt,
Der euch, helfe Gott zu Glücke,
Einen Weinmann, eure Brunſt,
Einen Weinmann, der euch liebet,
Für den Waſſerführer giebet.

Ich verhoff', es zu erleben,
Daß, wenn uns der warme Wein
Pflegt am meiſten Luſt zu geben,
Dort, wenn es noch kalt muß ſein,
Zu dem Trunk' ein ſüßes Lachen
Euch das liebe Kind wird machen.

Aus einem Hochzeitliede im Frühling.

Luna iſt's, der Tag der Nacht,
Und die Herrſcherin der Flammen,
So die Lieben fügt zuſammen,
Hat ſich neben ſie gemacht,
Neben ſie, dieweil ſie beide
Gleiches thun bei ſolcher Freude.

Die verjüngte Frühlingswelt
Eilet, was ſie kann, zu Bette;
Alles eilet um die Wette,
Und verbirgt ſich in ſein Zelt;
Alles hat ſich ſchon geleget,
Was Wald, Luft und Waſſer heget.

Alles braucht ſich ſeiner Ruh.
Sehet, wie die Saat ſich bücket,
Die verwachte Roſe nicket,
Und thut wie ihr Auge zu;

Und die taumelnden Zypreſſen
Haben ihrer ſelbſt vergeſſen.

Die gekühlte Luft ſchleicht aus,
Und haucht auf die trunknen Matten
Thauende geſunde Schatten,
Und das frohe Sternenhaus
Geußt den ſchlummernden Gewächſen
Neue Kraft in ihre Flechſen.

Was iſt froher, 1) als die Braut,
Daß der Lauf der hohen Sonnen
Nun hat ſeinen Zweck gewonnen;
Daß nun Alles, was ſie ſchaut,
Iſt mit dicker Nacht begoſſen,
Und die Augen hat geſchloſſen? 2)

Mahl und Tanz ſind gleich nun aus,
Die bezechten Gäſte wandern,
Immer einer nach dem andern,
Jedermann der ſucht ſein Haus.
Nun vermeint ſie, ſich zu laben
Erſt recht ſatten Fug zu haben.

1) Mehr froh. — 2) zugeſchloſſen.

Sie umfängt des Liebſten Leib.
Wahr iſt's, daß in ſüßem Zagen
Sie einander ſelbſt verklagen,
Sie ihn Mann, und Er ſie Weib,
Daß mit halbgeweintem Lachen
Sie ſo neue Namen machen.

Lieben, redet nicht ſo viel!
Denn die abgeführten Sterne
Die behorchen euch von ferne
Und verrathen dieſes Spiel.
Alle Götter wiſſen morgen,
Was ihr meintet ganz verborgen.

Was ihr ſonſten thut, das thut:
Nehmt und gebet, gebt und nehmet,
Deſſen ſich kein Herze ſchämet,
Dem es wird, wie euch, ſo gut.
Schaffet, 3) daß ſich ſelber 4) müſſen
Die geküßten Küſſe küſſen.

Dieſer angenehme Streit,
Der aus Einigkeit entſpringet,

---

3) Schafft's. — 4) Selbſten.

Bringt euch, was er Allen bringet,
Die ſo ſind, als wie ihr ſeid.
Wird durch Streiten wird verloren,
Wird durch Streiten auch geboren.

Auf den Tod eines neugebornen Kindes.*)

Iſt's denn wieder ſchon verloren?
War es doch kaum recht geboren,
Das geliebte, ſchöne Kind.
Ja, ſobald es vor iſt kommen,
So bald iſt es auch genommen —
Schaut doch, was wir Menſchen ſind!

Etwa, wie ein Tauſendſchönlein,
Das gemahlte Lenzenſöhnlein,
Mit dem frühen Tag' entſteht,
Welches, wie es mit ihm wachet,
Mit ihm ſcheinet, mit ihm lachet,
So auch mit ihm untergeht:

Alſo haſt du dich verborgen,
Blümlein, um den ſechſten Morgen,

---

*) Eines Töchterleins ſeines Freundes Timotheus Polus.

Liegeſt todt nun hingeſtreckt.
Und haſt durch das ſchnelle Scheiden
Deinen frommen Eltern beiden
Ein ſehr langes Leid erweckt.

Klagt, Betrübte, wie ihr ſollet!
Sie iſt doch, wo ihr hin wollet;
Uns iſt übel, ihr iſt wohl.
Ihr Geiſt, der iſt voller Prangen,
Nur ihr Leib iſt hingegangen,
Wohin Alles iſt und ſoll.

Wo ſelbſt die Natur hin ſtehet,
Wo die große Welt hingehet,
Dem eilt auch die kleine zu.
Sterben und geboren werden
Iſt das ſtäte Thun der Erden,
Nur 1) ihr Tod iſt ihre Ruh'.

Babels Mauern ſind verſunken,
Rhodus ſein Koloß ertrunken,
Nilus Werke gingen ein.

---

1) Nun.

Sterblich waren alle Wunder,
Wie die Meiſter, wie jetzunder
Wir und künftig Alle ſein.

Aſſur ward zu Theil [2]) den Perſen,
Die [3]) den Griechen, deſſen Ferſen
Folgte nach die ew'ge Stadt.
Doch, wie ewig ſie geweſen,
Kann man hören, ſehn und leſen:
Schein iſt's, was ſie Ew'ges hat!

Alles wird darum geboren,
Daß es wieder ſei verloren;
Nichts bleibt allzeit, wie es iſt. [4])
Alles, was ſich angefangen,
Gehet ſtets in dem Verlangen,
Daß es ſeinen Tod erkieſt.

Sterben iſt der Weg zum Leben:
Deß wird Phönix Zeugniß geben, [5])

2) Wurde Theil.
3) dies.
4) Was ſo iſt.
5) Phonix wird es Zeugniß geben.

Selbſt ſein Vater, ſelbſt ſein Kind.
Soll es Morgen wieder tagen,
So wird Heute hingetragen,
Wo viel tauſend Geſtern ſind.

Es iſt Alles Gottes Gabe;
Alles, was ich jetzo habe,
Hab' ich vormals nicht gehabt.
Der irrt, der es ewig gläubet,
Wucher iſt's, ſo lang' es bleibet,
Was uns unſern Sinn erlabt.

Als Gott ſie euch überreichet,
Habt ihr euch mit ihm vergleichet,
Daß ſie dennoch ſeine ſei;
Daß Er, wenn er auch nur wollte,
Sie hiewieder nehmen ſollte,
Mußtet ihr ihm ſtellen frei.

Und die Wahrheit aus[6] zu ſagen,
Neid iſt's, daß wir ſie beklagen.
Wohl dir, o du kurzer Gaſt!
Wohl dir, die du in ſechs Tagen

---

[6] raus.

Eines jeden Alters Plagen
Gänzlich überſtanden haſt!

Kleine Tochter, ſei nun ſelig,
Und zeuch uns auch ſtets allmählig
Nach dir auf und himmelan,
Daß auch wir der Zahl der Frommen,
In die du biſt aufgenommen,
Balde werden zugethan!

Dieſen Korb voll Anemonen,
Der der Froſt ſtets ſoll verſchonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhſam in dem Kühlen,
Um dich her ſoll ewig ſpielen
Die geſunde Maienluft!

Auf den Tod eines Knaben.*)

Himmelauf und zu den Engeln,
Da man weiß von keinen Mängeln,
Himmelauf und ſelbſt zu Gott
Iſt der reine Geiſt geflogen:
Da, da wird er aufgezogen,
Da, da ißt er Engelbrodt.

Süße Seele, ſoll ich klagen,
Und mit deinen Eltern ſagen:
Allzu zeitlich kurzer Gaſt!
Nein! Selbſt ſie auch müſſen ſprechen,
Doch mit reichen Thränenbächen:
Wohl dir, daß du Ruhe haſt!

---

*) Eines Sohnes des Schwediſchen Reſidenten in Moſkau, Peter Krußbiorn.

Edle Eltern, ſeid's geſtändig:[*]
Nichts iſt unſer eigenhändig,
Alles Unſer' iſt erborgt;[1]
Bevoraus die ſüßen Erben
Heißt der Höchſte zeitlich ſterben,
Daß ſie beſſer ſei'n verſorgt.

Gott der wechſelt ſtetig abe,
Untermenget Raub und Gabe,
Schenket, das er nehmen kann.
Klaget, was ihr könnet klagen,
Dennoch müßt ihr endlich ſagen:
Es iſt Alles wohlgethan.

Laßt den höchſten Vater walten;
Der ſo lang hat Haus gehalten,
Der wird nun verderben nichts.
Chriſten laſſen Chriſtum handeln,
Folgen, wie er vor will wandeln,
Nur ein Heide widerſpricht's.[2]

[1] verborgt.

[2] Der verſpricht's. Widerſprechen mit dem vierten Falle nach oberdeutſcher Sprachweiſe.

[*] D. h. geſteht es ein.

Vorgeſchickt iſt unverloren.
Er hat einen Ort erkoren,
Da er bleibt, und ihr ſollt hin.
Laſſet denn nach eurem Schatze
Und nach ſeinem edlen Platze
Euren Muth und Herzen ziehn.

Tauſend ſind ihr', die dem Leben
Gerne wollten Urlaub geben,
Tauſend Andre ſtehn in Noth,
Daß ſie nicht zu bald verderben:
Euer Sohn hat ſollen ſterben,
Eh' er wünſcht' und ſcheut' den Tod.

Übel uns betagten Sündern!
O wie wohl geſchieht den Kindern,
Die bald ſagen gute Nacht,
Und ſind unbeſorgt der Sachen,
Die uns Alle bange machen
Vor des letzten Richters Macht.

Wenn das Weſen aller Sachen
In der letzten Gluth wird krachen,
Alles todt und nichts mehr ſein,

Dann ſo ſoll ein neues Leben
In verjüngter Erden weben,
Da uns Gott will ſetzen ein.

Rücket zu, ihr lieben Sterne!
Zeigt es, zeigt es uns von ferne,
Zeigt uns ſtets das edle Bild!
Sein Gebeinlein ſoll hienieden
Um ſich haben eitel*) Frieden,
Ganz in Blumen eingehüllt.

*) D. h. nichts als Frieden.

Drittes Buch.

Geiſtliche Sonette.

An den Erlöſer.

Erhöre meine Noth, du aller Noth Erhörer!
Hilf, Helfer aller Welt, hilf mir auch, der ich mir
Nicht ſelber helfen kann![1] Ich ſuche Troſt bei dir.
Herr, du haſt Rath und That. Dich preiſen deine Lehrer,
Wie du es denn auch biſt, für einen Glaubensmehrer.
Ich bin deſſelben leer. Hier ſteh' ich, ich ſteh' hier.
Erfülle mich mit dir und deines Geiſtes Zier —
Er iſt es, er, dein Geiſt, der rechte Glaubensmehrer.
Arzt, ich bin krank nach dir. Du Brunnen Iſrael,
Dein kräftig Waſſer löſcht den Durſt der matten Seel'.

---

[1] Selbſelbſt nicht ꝛc.

Auch dein Blut, Oſterlamm, hat meine Thür' geröthet, 2)
Die zu dem Herzen geht. Ich ſtütze 3) mich auf dich,
Du mein Hort, du mein Fels! Belebe, Leben, mich!
Dein Tod hat meinen Tod, du Todes Tod, getödtet.

---

2) errothet. — 3) ſteife.

Bekenntniß.

Mehr böſe noch als böſ' hab' ich bisher gelebet,
Bei kalter Gottesfurcht mich brennend angeſtellt,
Den Himmel oft getäuſcht, mehr *mein* Freund und der Welt,
Bin ſelten über mich und wolkenan geſchwebet,
Der ſchnöden Eitelkeit der Erden angeklebet.
Ich habe das gethan, das mir ſelbſt nicht gefällt,
Ein Schuldner alles deß, das Moſis Rechnung hält,
Der ich mit Eifer auch hab' ofte widerſtrebet.
Ich muß, will ich ſchon nicht, bekennen wider mich;
Mein Urtheil, meine Straf' und Todesart ſprech' ich:
Ich hab' es ſo und ſo und ärger noch getrieben.
Und was erzähl' ich viel die ungezählte Zahl
Von meinen Schulden her? Gott lieſt ſie allzumahl
Von meiner Stirnen ab, auf der ſie ſind geſchrieben.

Es iſt Alles eitel.

Was, ſprichſt du, iſt es wohl, darauf du dich bemühſt?
Kunſt? Ehre? Reichthum? Luſt? — die Lüften gleich und Güſſen
Mit uns ſelbſt ſchießen hin. Ich auch, Freund, bin gefliſſen
Auf eben dieſen Sinn, auf den du weislich ſiehſt.
Ich weiß es mehr als wohl, daß Alles eitel iſt.
Wie aber kömmt es doch, daß wider unſer Wiſſen
Wir etwas, das nicht iſt, doch ſchöne heißen müſſen,
Daß Der ein Andres thut, ein Andres ſich erkieſt?
In Unvollkommenheit vollkommen werden wollen,
Das machet unſern Sinn auf Neues ſo geſchwollen,
Erfüllet auf den Schein, an leichtem Winde ſchwer,

An vollem Mangel reich. Wer kann von Herzen ſagen:
Ich bin vergnügt in mir, weiß weder Luſt noch Klagen?
Wie eitel Alles iſt, der Menſch iſt eitel mehr.

Kaufet ohne Geld.

Iſt das nicht wohlfeil g'nug? 1) Um nichts nicht biet' ich mich,
Der ich doch Alles bin, und Niemand will mich käufen.
Ich bin ein ſtarker Stab — Wer will ſich an mich ſteifen? *)
Ein Licht — Sie aber thun, als ſäh'n ſie keinen Stich.
Ich bin die Liebe ſelbſt. Wer liebet mich für ſich?
Der Brunnen Iſrael — Wer will ſich mit mir täufen?
Die Thür in's Himmelreich — Wer will mich doch ergreifen?
Ich rufe Nacht und Tag — Sie ſchweigen trutziglich.

---

1) ſatt.

*) D. h. ſtützen.

Ach, daß der Sterbliche doch gar ſo iſt erbolgen,**)
Daß er der Wahrheit auch verſchworen hat zu folgen!
Ihr Menſchen, ſagt doch ſelbſt, wie ihr mich haben wollt!
Jetzt weiß ich, wie ich euch recht werde wohlgefallen,
Und wie ich angenehm und werth kann ſein bei Allen:
Weil Gold ein Jeder liebt, ſo will ich werden Gold.

**) D. h. erboßt, boshaft.

Ich bin die Auferſtehung.

Ich aber bin der Tod und ganze Niederlage,
Vermag nicht ſo viel Kraft, um mich zu richten auf;
Ich fälle ſelber mich 1) durch meinen eig'nen Lauf,
Matt, kraftlos, ohne Macht. Wer iſt hier, dem ich's klage?
Ach, daß ein Retter käm' und hülfe meiner Plage!
An wen doch ſtütz' 2) ich mich? Wer giebet Achtung drauf,
Wie ängſtlich mir geſchieht? Es häuft ſich Hauf' an 3) Hauf',
An Noth, an Angſt, an Qual, in welcher ich verzage.
So lieg' ich Schwacher denn in tauſend herben Schmerzen,

---

1) Ich fälle mich ſelbſelbſt.
2) ſteif'. — 3) auf.

So ſterb' ich Todter vor, eh's Jemand nimmt zu Herzen;
Und läg' und ſtürb' ich mir, ſo hätt' es keine Noth.
Komm, Auferſtehung, komm! Komm, Leben, komm geſchwinde!
Hilf mir, mir Liegenden, mir Todten in der Sünde:
Sonſt bleib' ich armer Menſch ſtets liegend und ſtets todt.

Gehe von mir aus, ich bin ein ſündiger Menſch.

Sollſt du, Allwiſſender, nicht meinen Zuſtand wiſſen?
Mich hat der erſte Tod dem andern zugeführt;
Das ſchönſte Bild iſt weg, mit dem ich war geziert,
Der erſte fremde Fall hat mich auch umgeriſſen,
Der Höllen ſchwere Hand mich tödtlich wund geſchmiſſen,
So daß mein ſchwacher Geiſt ſich weder kennt, noch rührt,
Aus ſich und von ſich ſelbſt; ja täglich noch gebiert,
Was ich beweinen muß mit ſtarken Thränengüſſen.
Wie kömmt's denn, daß du kömmſt und kehreſt zu mir ein,
O ſel'ge Heiligkeit, in mich verdammte Sünde?
O Leben, in den Tod? Ach, daß ich das verſtünde?

Doch thu' du, was du willſt. Ich will dir willig ſein.
Sag, Hölle, was du willſt, es iſt fürwahr erlogen!
Die Seligkeit ſelbſt iſt in mich hineingezogen.[1])

---

[1]) Die Seligkeit ſelbſelbſt iſt in mich eingezogen.

Neuer Vorſatz.

Welt, gute Nacht, mit allem deinem Weſen!
Gehab dich wohl, wo auch dem übel wohl,
Das du biſt, iſt. Was acht' ich deinen Groll?
Nun hab' ich mich einſt *) durch dich durch geleſen.
Gott Lob und Dank! Ich bin einmal geneſen.
Wohl mir fortan! Ich bin des Himmels voll.
Du thuſt kein Gut, und zwingſt ihn, daß er ſoll
Dich kehren aus mit des Verderbers Beſen.
Hin, Welt, du Dunſt! Von jetzt an ſchwing' ich mich
Frei, ledig, los, hoch über mich und dich
Und Alles das, was hoch heißt und dir heißet.
Das höchſte Gut erfüllet mich mit ſich,
Macht hoch, macht reich. Ich bin nun nicht mehr ich!
Trutz dem, das mich in mich zurücke reißet!

---

*) D. h. endlich.

Alſo hat Gott die Welt geliebt.

Iſt's möglich, daß der Haß auch kann geliebet ſein?
Ja, Liebe, ſonſt war nichts, an dem du konnteſt weiſen,
Wie ſtark dein Feuer ſei, als an dem kalten Eiſen
Der ausgeſtählten Welt. Du höchſter Sonnenſchein,
Wirfſt deiner Strahlen Gluth in unſer Eis herein,
Machſt Tag aus unſrer Nacht, und was noch mehr zu preiſen,
Du wirſt der Armuth [1]) Schatz, des Hungers ſüße Speiſen,
Läßt [2]) Himmel für die Welt — O Pein der Höllenpein!
O Todes Gift und Tod! O wahrer Freund der Feinde!

[1]) des Armuths. — [2]) Liebſt (?)

O Meiſter, der du auch dein Werk dir machſt zum Freunde,
Wirſt deiner Diener Knecht, wirſt deiner Tochter Kind!
Was thu' ich, daß ich doch den Abgrund will ergründen?
Ich weiß ſo wenig mich in dieſes Thun zu finden,
So viel Du höher biſt, als alle Menſchen ſind.

Hephata.

Herr, ſprich es auch zu mir, dein kräftig's Thu dich auf!
Ach, ſprich es auch zu mir! Denn mir auch ſind verſchloſſen
Ohr, Augen und der Mund. Viel Zeit iſt hin verfloſſen,
Daß ich ſo elend bin. Die Welt hat viel zu Kauf'.
Ich folge, was ſie räth, und's wird nur ärger drauf. 1)
So lebt mein kranker Leib mit ſeinen Hausgenoſſen,
Zu allem Werke laß, zu allem Thun verdroſſen,
Auf ein Ding nur beherzt: — zu enden ſeinen Lauf.
Iſt's ſelig, daß mir noch auf dieſer böſen Erden,

---

1) und wird nur ärger drauf.

O Arzt, durch deine Hand ſoll ausgeholfen werden,
So zeuch mich nicht mehr auf, hilf dieſem Übel ab!
Nimm mein Beſchweren hin, nach dem mein Geiſt ſo wacht!
Thuſt du's, ſo ſoll mein Lob auch rufen aus dem Grab:
Der Alles machet wohl, hat mir's auch wohl gemacht.

Er hat Alles wohl gemacht.

Ja, mehr als wohl gemacht! Nicht Tauben nur und Blinden,
Und was ein kranker Leib für Mängel haben kann,
Hilft dieſer Wunderarzt. Es trifft was Höh'res an,
Als ein natürlich Weh, die Glieder zu entbinden,
Ja mehr, als auch den Tod. Der Staar der blinden Sünden,
Das Band der tauben Luſt, der Hoffarth ſtummer Wahn
Wird ſonſt durch Keinen nicht, als dieſen abgethan.
Kein Leibarzt wird ſich ſo zu heilen unterwinden.
Die Seele die iſt krank. Dem Geiſte wird vergeben.
Er trinkt den Kelch für uns, ſtirbt ſelbſt für unſer Leben,

Zerbricht der Höllen Burg, und was den Tod bewacht, 1)
Schleußt unſre Gräber auf, wird ſelbſt die Himmelsleiter,
Ja, ſelbſt der Himmel gar. Ruft lauter, rufet weiter:
Er, er hat Alles wohl, und mehr als wohl gemacht!

1) verwacht.

Viertes Buch.

Vermiſchte Sonette.

Strafſonett an die jetzigen Deutſchen.

Jetzt fällt man in's Konfekt, in unſre vollen Schalen,
Wie man es längſt gedräut. Wo iſt nun unſer Muth,
Der ausgeſtählte Sinn, das kriegeriſche Blut?
Es fällt kein Ungar nicht von unſrem eitlem Prahlen.
Kein Buſch, kein Schützenrock, kein buntes Fahnenmahlen
Schreckt den Kroaten ab. Das Anſehn iſt ſehr gut,
Das Anſehn, mein' ich nur, das nichts zum Schlagen thut.
Wir feigſten Krieger wir, die Phöbus kann beſtrahlen!
Was ängſten wir uns doch und legen Rüſtung an,
Die doch der weiche Leib nicht um ſich leiden kann?

Des großen Vaters Helm iſt viel zu weit dem Sohne,
Der Degen ſchändet ihn. Wir Männer ohne Mann,
Wir Starken auf den Schein, ſo iſt's um uns gethan,
Uns Namens-Deutſche nur! Ich ſag's auch mir zum Hohne.

Lob der deutſchen Muſen.

(An Herrn D. Hövel zu Riga.)

Ich hab' euch Leid gethan, ihr deutſchen Kaſtalinnen,
O ihr mein andrer Ruhm, als ich mir bildet' ein,
Man ehr' euch weiter nicht, als was der weiſe Rhein,
Der Elb- und Donau-Strom in ſich bearmen können.
Ich hab' euch Leid gethan, ihr edlen Pierinnen;
Verzeiht mir meinen Fehl. Jetzt laſſ' ich's gar wohl ſein:
Das, was nur Phöbus nimmt in ſeinen Augenſchein,
Das werdet ihr mit Ruhm in Kurzem haben innen.
Der ungelehrte Belt hat euch auch lernen ehren,
Das Kind der Barbarei, die Dina, läßt ſich lehren,

Und fleußt mit zahmer Fluth die ſchöne Stadt vorbei.
Glück zu, o weites Reich! Ich fahre fort zu reiſen,
Daß ich der Mitternacht, dem [1]) Morgen auch mag weiſen,
Daß, was uns Deutſche preiſt, auch ihnen rühmlich ſei.

---

[1]) und.

An Deutſchland.

Ja Mutter, es iſt wahr, ich habe dieſe Zeit,
Die Jugend mehr als faul und übel angewendet,
Ich hab' es nicht gethan, wie ich mich dir verpfändet:
So lange bin ich aus, und denke noch ſo weit.
Ach Mutter, zürne nicht! Es iſt mir mehr als leid,
Der Vorwitz, dieſer Muth hat mich zu ſehr verblendet.
Nun hab' ich allzuweit von dir, Troſt, abgeländet,
Und kann es ändern nicht, wie hoch es mich auch reut.
Ich bin ein ſchwaches Boot, an's große Schiff gehangen,
Muß folgen, wie und wann und wo man denkt hinaus,

Ich will gleich, oder nicht; es wird nichts Andres draus.
Indeſſen meine nicht, o du mein ſchwer Verlangen,
Ich denke nicht auf dich, und was mir Frommen bringt:
Der wohnet überall, der nach der Tugend ringt.

An Sich.

Sei dennoch unverzagt! Gieb dennoch unverloren!
Weich keinem Glücke nicht, ſteh' höher als der Neid,
Vergnüge dich an dir, und acht' es für kein Leid,
Hat ſich gleich wider dich Glück, Ort und Zeit verſchworen.
Was dich betrübt und labt, halt' Alles für erkohren,
Nimm dein Verhängniß an. Laß Alles unbereut.
Thu', was gethan muß ſein, und eh' man dir's gebeut.
Was du noch hoffen kannſt, das wird noch ſtets geboren.
Was klagt, was lobt man doch? Sein Unglück und ſein Glücke
Iſt ſich ein Jeder ſelbſt. Schau alle Sachen an:
Dies Alles iſt in dir. Laß deinen eitlen Wahn,
Und eh' du fürder gehſt, ſo geh' in dich zurücke.
Wer ſein ſelbſt Meiſter iſt, und ſich beherrſchen kann,
Dem iſt die weite Welt und Alles unterthan.

In ein Stammbuch.

(Am kaſpiſchen Strande, nach einer Rettung.)

Hier brauſt mein naher Tod, und du, mein wahres Leben,
Weinſt, Bruder, lachend hier. Ich zweifle faſt noch dran,
Ob ich der Wahrheit ſelbſt jetzt glauben darf und kann:
So hat mich Angſt und Luſt auf einmal ganz umgeben.
Du machſt mir Freud' und Troſt, dies Waſſer Furcht und Beben.
Ach Freund, ach ſchaue mich, ach ſchaue dich doch an,
Was hat das Glücke doch uns beiden nicht gethan!
Gott aber habe Dank, der uns läßt oben ſchweben.

Euryalus iſt todt, ſein Niſus lebt mehr nicht,
Oreſtes hört nicht mehr, was Pylades verſpricht:
Uns beide ſoll die Welt ſo treu als Jene preiſen.
Dein aber, o Hyrkan, und deiner Wellen Mac
Soll bei uns allezeit nach Würden ſein gedacht.
Auf Freund, auf, mehr als Freund, jetzt laß uns weiter reiſen!

An das Jahr.

Zwölf Fürſten dienen dir, vier Häuptern unterthan;
Die Wochen ſind dein Heer, als welche du aus Tagen,
Aus Stunden dieſe machſt. So fährſt du auf dem Wagen,
Den Mond und Sonne ziehn. Die Zeit die fleugt voran,
Haut Alles vor ſich um, und macht dir reinen Plan.
So ſieht man weit und breit der Sternen Pöbel jagen,
Um, neben, und nach dir. So wirſt du hingetragen
In's Haus der Ewigkeit, der Niemand folgen kann.
Lauf, Vater Jahr, dies Jahr, lauf mehr als ſonſt, behende,

Und komme noch einmal ſo balde zu dem Ende,
O meiner Arbeit Troſt, daß ich das ſchöne Thun,
Auf das mein Vaterland in langer Hoffnung denket,
Recht führe wohl hinaus, und die ſich jetzt ſo kränket,
Alsdann mit Freuden mög' in dieſen Armen ruhn.

Auf die Geſundheit ſeiner Geliebten.

Was ich ſchlafe, was ich wache,
Was mir träumet für und für,
Was mir Angſt macht, was Begier,
Was ich laſſe, was ich mache,
Was ich weine, was ich lache,
Was ich nehm' an Koſt zu mir,
Schreibe, leſe, denke hier,
Die und die und dieſe Sache,
Was ich nicht thu', was ich thu',
Nichts und Alles, Reiſ' und Ruh',
Angſt und Freuden, Luſt und Schmerzen,
Dieſes Alles, Alles das,
Thu' ich hier ohn' Unterlaß
Auf Geſundheit meines Herzen!

An ihren Mund.

Jetzt hab' ich, was ich will, und was ich werde wollen,
Du Wohnhaus meines Geiſts, der, als zu einer Thür
Jetzt ein, jetzt aus hier geht, ihr güld'nen Pforten ihr,
Die auch die Götter ſelbſt um Schöne neiden ſollen.
Ihr hohen Lippen ihr, die ihr ſo hoch geſchwollen
Von feuchter Süße ſeid, jetzt hab' ich eure Zier,
Das Weſen, das man ſelbſt dem Leben ſetzet für,
Dem täglich wir ein Theil von unſerm Leben zollen.
Ihr Bienen, die ihr liegt an Hybla's ſüßen Brüſten,
Und ſaugt die edle Milch, den Honigreif mit Lüſten,

Hier, hier iſt mein Hymett! Kommt, fliegt zu
mir herein,
Seht, wie das hohe Thun, das Treffliche, das
Starke,
Das der Mund meinem giebt, ſich regt in Seel'
und Marke!
Ach, daß mein ganzer Leib doch nichts als Mund
ſoll ſein!

Als er vergeblich auf ſie wartete.

Und tödteſt du mich gleich, ſo biſt du doch mein Freund!
Ob dies Verlangen gleich, das ängſtliche, das ſchwere,
Nichts[1]) Andres bald wird thun, als was ich ſo begehre.
Mein Leid dringt in die Luft, kein einzig[2]) Sternlein ſcheint.
Der Himmel träuft mir nach, was ich ihm vorgeweint,
Die Winde ſeufzen ſo, wie ich ſie ſeufzen lehre.
Doch hab' ich keinen Sinn, der dir zuwider wäre:
Hab' ich, Troſt, dich nicht lieb, ſo bin ich mir ſelbſt feind.
Hier wart' ich, theures Blut, vor deinen tauben Schwellen,

---

[1]) Nicht. — [2]) einig.

Nicht hoffend, daß du jetzt dich werdeſt noch einſtellen,
Nein, ſondern, daß mich hier der nahe Tod reiß' hin.
So wird es denn geſchehn, daß du, wenn du zu Morgen
Mich ſehn wirſt, daß ich kalt und ganz geſtorben bin,
Mit neuem Leben mich zur Strafe wirſt verſorgen.

Schönheit und Treue.

Du treue Schönheit du, und du auch, ſchöne Treue,
Die ihr den zarten Leib und edlen Geiſt beſitzt,
Ihr Schweſtern gleicher Kraft, die ihr mir das beſchützt,
Worüber ich mich ſtets mit höchſten Freuden freue,
Was ſag' ich doch von euch, das euch und mich nicht reue?
Ihr ſtarken Göttinnen, habt mir den Sinn erhitzt,
Daß mir auf dieſer Welt nichts als nur Eine nützt,
Sie iſt's, in der ich mich ohn' Unterlaß erneue.[1]
Die zarte Schönheit folgt der Flucht der ſchönen Zeit,
Die feſte Treue geht den Weg der Ewigkeit;

[1] verneue.

Die Schönheit macht mir Luſt, die Treue Troſt zu leben.
O wie ein göttlich Weib[2]) iſt dieſe, die euch hat
O wie ein Halbgott[3]) auch wird der, dem in der That
Wird dieſe' ſchöne Treu' und treue Schönheit geben

2) Menſch. — 3) Menſchgott.

An ſeine erſte Freundinn.

Und[1]) dennoch bleib' ich Ihr, muß ich ſie gleich verlaſſen,
Und meine ſie, muß ich gleich ihr entzogen ſein,
Bezwungen durch das Thun, das unſern Troſt und Pein
Verwechſelt, wie es will. Ich will mein Trübniß maßen,*)
Thun, wie ein Weiſer thut, ein großes Herze faſſen,
Sein meine, wie ich ſoll. Sie, aller Tugend Schein,
Mein Alles und doch Nichts, iſt nicht und iſt doch mein;
Haſſ' ich das ſchöne Kind, ſo muß ich mich ſelbſt haſſen.

---

[1]) Noch.

*) D. h. mäßigen.

Verhängniß, ſchone nicht! Reiß ſie nur immer hin!
Du raubſt mir ihren Leib, nicht aber ihren Sinn,
Der nun und nimmermehr von mir ſich ſpricht zu lenken.
Mir bleibt dein beſter Theil, o meiner Seelen Licht,
Und darf ich künftig ſchon, Luſt, dich beſitzen nicht,
So darf ich deiner doch mit Freuden ſtets gedenken.

An den Weſtwind.

Fleug, feuchter Zephyr, aus, fleug, wie nach deiner Floren
Du jetzt noch pflegſt zu thun. Such' meinen Aufenthalt,*)
Ob er bei deinem iſt, durch dieſen Tannenwald.
Such', wie du Deine haſt, ſo hab' ich ſie verloren.
Such ſie, und ſag' ihr das in ihre leiſen Ohren:
Dort iſt er, der dich wünſcht, du göttliche Geſtalt,
Dort iſt er, der dich hofft! Erfreuſt du ihn nicht bald,
So hat er ſeinen Ort zum Grabe ſchon erkoren.
Nimm ſie, ſobald ſie will, in deinen Blumenſchooß,

---

*) D. h. den Aufenthalt meines Herzens, meine Geliebte.

Daß keine trübe Luſt auf meine Schönheit ſtoß',
Und hülle ſie in dich, und laß es Niemand wiſſen.
Hier wart' ich, meine Poſt, ich warte mit Begier,
Dich bald zu nehmen an mit tauſend Göttern hier,
Sie, meiner Augen Troſt, mit hunderttauſend Küſſen.

An die Stadt Moſkau.

(Als er ihre vergoldeten Thürme von ferne ſah.)

Du edle Kaiſerin der Städte der Ruthenen,
Groß, herrlich, ſchöne, reich, ſeh' ich auf dich dorthin,
Auf dein vergüldet1) Haupt, ſo kömmt mir in den Sinn
Was güldners noch als Gold, nach dem ich mich muß ſehnen:
Es iſt das hohe Haar der ſchönen Baſilenen,
Durch welcher Trefflichkeit ich eingenommen bin.
Sie, ganz Ich, Sie, mein All, Sie, meine Herrſcherin,
Hat bei mir allen Preis der Schönſten unter Schönen.
Ich rühme billig dich, du Hauptſtadt deiner Welt,
Weil deiner Göttlichkeit hier nichts die Wage hält,

---

1) vergüldetes.

Und du der Auszug biſt von Tauſenden der Reußen.
Mehr aber rühm' ich dich, weil, was dich himmliſch preiſt,
Mich an ein göttlich Weib 2) bei dir gedenken heißt,
In welcher Alles iſt, was trefflich wird geheißen.

2) Menſch.

Taumel der Glückſeligkeit.

Wie mir es geſtern ging, und wie ich ward empfangen
In meiner Freundinn Schooß, weiß ſie nur und nur ich.
Das allerliebſte Kind, das herzt' und küßte 1) mich,
Sie hielte feſte mich, wie ich ſie hart umfangen.
Auf meinem lag ihr Mund, auf ihren meine Wangen,
Oft ſagte ſie mir auch, was nicht läßt ſagen ſich,
Darum du, Momus, nicht haſt zu bekümmern dich.
Bei ihr 2) iſt noch mein Sinn, bei mir noch ihr Verlangen.
O wohl mir, der ich weiß, was nur die Götter wiſſen,

1) grüßte. — 2) mir.

Die ſich auch, wie wir uns, in reiner Keuſchheit
küſſen!
O wohl mir, der ich weiß, was kein Verliebter
weiß!
Wird meiner Seelen Troſt mich allzeit alſo laben,
Mir allzeit alſo thun, ſo werd' ich an ihr haben
Ein weltlich Himmelreich, ein ſterblich Paradeis.

An den Mund ſeiner Freundinn.

Hab' ich dich nun einmal, du Kühlung meiner Hitze,
Du Labſal meines Durſt's, den du mir ſelbſt gemacht,
Nach deinem Lebensthau, als du mich angelacht,
Und erſtlich haſt beſtrahlt mit deiner Äuglein Blitze!
Wohl mir Glückſeligem, der ich den Göttern ſitze
Nun ſelber [1]) in dem Schooß! Ich find' an mir vollbracht,
All', alle Süßigkeit, ſo werden kann erdacht,
Und biete nun auf Luſt den Göttern ſelbſt die Spitze.
Thut, bitt' ich, thut euch auf, o ihr Korallenpforten,

---

[1]) Selbſelbſten.

Und ſagt mir eure Gunſt mit halbgemachten Worten!
Doch was begehr' ich das? Du biſt des Herzens Rath, 2)
Du roſengleicher Mund, das, weil's nicht kann geſchehen,
Daß ſich es bloß von mir und leiblich laſſe ſehen,
Dich mir an ſeine Statt heraus 3) geſendet hat.

---

2) ihr Herzensrath. — 3) hieraus.

An die Nacht, als er bei ihr wachte.

Wie aber eilſt du ſo, du meiner Schmerzen Raſt?
Deucht mich's doch, daß ich kaum auf eine Viertelſtunde
Allhier geſeſſen bin bei dieſem Roſenmunde,
Der meinen machet blaß, ſo merk' ich, daß du faſt
Dich an die Hälfte ſchon von uns entzogen haſt.
Kehr um, und halte Fuß, und gieb uns Zeit zum Bunde,
Den wir hier richten auf von ganzem Herzensgrunde,
Kehr um, und ſei bei uns ein nicht ſo kurzer Gaſt!
Dein Sohn, der ſanfte Schlaf, ſchleicht durch das ſtille Haus,
Und ſtreut die leiſe Saat der Träume häufig aus,
Damit du länger kannſt bei unſrer Luſt verweilen.

Verhüll' uns in ein Tuch, bis daß das dunkle Licht
Des halben Morgens dir durch deine Kleider bricht,
Dann iſt es Zeit, daß wir mit dir von hinnen eilen.

Zu ihrem Geburtstage.

Du biſt der ſiebzigſte nach fünfmal hundert Tagen,
Und ſechsmal tauſenden, daß meines Lichtes Licht
Das Licht der großen Welt nahm in ihr Angeſicht,
Und hört' ihr frohes Haus von junger Freude ſagen.
Sei[1]) mir willkommen jetzt, du Ende meiner Klagen,
Du Anfang meiner Luſt, von dem mein Herze ſpricht:
Ein angenehmrer Tag iſt mir erſchienen nicht,
So lange Phöbus hat ſein Rad herumgetragen.
Die Blume, welche mir von ſüßer Liebe wegen
Die Liebſte ſelbſt geſandt, die ſend' ich dir entgegen,
Um daß du ſpüren magſt, wie lieb du mir brichſt an.

[1]) Bis.

Was könnt' ich lieber[a]) dir, als etwas Solches
ſenden,
So hergekommen war von der Geliebten Händen,
Ohn' die mir nichts iſt lieb, was lieblich heißen
kann.

---

a) liebers.

An den Ort, da er ſie zuerſt umfangen.

Es müſſ' ein ew'ger Lenz mit ſteten Favoninnen,
Auf dein gebüſchtes Haupt und blumicht Antlitz wehn,
Die reichbethaute Bruſt den Perlen gleiche ſtehn,
Und dir der [1]) feuchte Schooß mit kalten Brunnen rinnen!
So ſollen jährlich auch hier meine Kaſtalinnen
Mit Zweigen vom Parnaß um dein Gehege gehn,
Und deine Trefflichkeit durch ſolch ein Lied erhöhn,
Deß du nur würdig biſt, und die uns lieb gewinnen.
Die Hamadryaden, die ſollen dir vor Schaden,
Vor Wild Behüter ſein die rauhen Oreaden;
Und daß dir kein Sylvan, kein Satyr nicht ſei feind,

---

1) Deine

So will ich dieſe Wort' an deinen Eingang ſchreiben,
Die wider Sturm und Schlag und Jahre ſollen bleiben:
„Wer dieſes Ortes ſchont, der iſt des Himmels Freund.“

An denſelben Ort.

Hier, da der kalte Quell aus ſtarken Adern dringet,
Und durch das ſtille Thal mit ſanftem Rauſchen trillt,
Da beides Ufer iſt in Blumen eingehüllt,
Da manch' Hamadryas mit Oreaden [1]) ſpringet;
Hier, da die Nachtigall die ſüßen Lieder ſinget,
Durch dieſen langen Buſch, der ein geſunder Schild
Vor Phöbus Eifer iſt, da nichts als zahmes Wild
In feiſter Weide ſcherzt, und um die Buhlſchaft ringet;
Hier, der Ort, dieſer iſt's, da mich das erſte Mal
Theophile umſing, und küſſet' ohne Zahl;

---

[1]) mancher Orkas.

Hier, dieſer iſt's, der Ort, der mich ſo glückhaft machte.
Für dieſes wünſch' ich ihm, daß dieſe ſeine Zier,
In der ich meine Luſt, die höchſte, noch betrachte,
Die in und um ihn iſt, ihm bleibe für und für.

Er bildet ſich ein, als ſehe er ſie vor ſich.

Willkommen, ſüßer Gaſt, du Balſam meiner Wunden!
Wo kömmſt du jetzo her? Mein Schatz, umfange mich!
Was hältſt du mich doch auf? Warum verſteckſt du dich?
Wo biſt du? Komm doch her, ei komm doch her von Stunden!
Ach, wie zu rechter Zeit haſt du dich her gefunden!
Wie? Iſt ſie wieder weg? Was, täuſcht ſie mich und ſich?
Dort iſt ſie. Aber was? Wie iſt mir? Schlummer' ich?
Sie war es aber doch. Wie, iſt ſie denn verſchwunden?
Ach, melde doch ein Wort! Hier bin ich. Wo biſt du?

Da ſtand ſie ja vor mir,1) ich bin ja nicht verrücket.
Ach nein, jetzt find' ich mich. Sie war es leibhaft nicht;
Es war ihr Wiederſchein in meiner Augen Licht,
In welche ſich ihr Bild, das ſchöne, hat gedrücket.

1) Sie ſtunde ja vor mir.

Als er ſie ſchlafend fand.

Hier liegt das ſchöne Kind in ihrer ſüßen Ruh',
Sie haucht[1]) die ſchöne Luft, von welcher ich mich quäle
Bis an die Seele ſelbſt, durch ihre ſüße Kehle;
Hier liegt das ſchöne Kind, und hat die Augen zu.
Streu' Roſen um ſie her, du ſanfter Zephyr du,
Mit Nelken untermengt, daß ihr Geruch vermähle
Mit ihrem Athem ſich, dieweil ich leiſe ſtehle
So manchen Kuß von ihr. Silenus ſprich kein Muh!
St! Satyr! Weg Sylvan! Geht weit von dieſem Bache,
Daß meine Seele nicht von eurer Stimm' erwache.

---

[1]) bläſt.

Klatſcht in die Hände nicht, ihr ſchlüpfrigen Napeen!
Schlaf Schatz, ich hüte dein. Schlaf bis du ſelbſt erwacheſt,
So wirſt du wachend thun, was du im Schlafe macheſt.
Mir auch träumt jetzt mit dir, als ſollt' ich vor dir ſtehn.

Auf ihr Bildniß.

Und darf ein frecher Kiel ſich dieſes unterfangen,
Daß er die ganze Zier, die an der Liebſten ſcheint,
In ein ſo enges Thun zu zeichnen ab vermeint?
Wahr iſt es, dieſes Haar, die Stirne, dieſe Wangen,
Sind denen ähnlich ganz, die an derſelben prangen.
Die Augen ſeh' ich da, um die ich oft geweint,
Und dies hier iſt der Mund, der meinen nennet Freund.
Ganz dies, — das iſt ganz das, nach dem ich muß verlangen.
Die Zucht, dies Freundlichſehn, die Sitten, dieſe Tracht,
Und Alles ſteht vor mir, was ſie ſo trefflich macht:
Nur daß es ſich nicht regt, und nicht will Antwort geben.

Sei drum nicht halb ſo ſtolz, du kühner Pinſel du,
Das Schönſte, das man wünſcht, gehöret noch hiezu:
Entwirfſt du ihren Leib, ſo mal' auch drein ſein Leben!

An ihren Spiegel.

O du drei, viermal mehr glückſeliger als ich!
Der du der Liebſten Glanz in deinem Auge trägeſt,
Und ſelbſt zu lieben ſich das ſchöne Kind bewegeſt,
Daher ſie nur wird ſtolz, ſieht weit hin über mich,
Giebt ihre Gunſt ſich ſelbſt, und achtet mehr auf dich,
Indem du biſt bemüht, und höchſten Fleiß anlegeſt,
Daß du dich, wie ſie ſich, an allen Gliedern regeſt,
Durch dich ſchaut ſie ſich an und redet ſelbſt mit ſich.
Du rechtes Freudenwerk von früh an bis zu Nachte,
Wie mach' ich's, daß ich ſie doch einmal ſo betrachte,

Als wie du allzeit thuſt? — So, mein' ich,
kann es gehn:
Verſuch' es einen Tag, und gönne mir dein Glücke,
Und daß ich wieder gleich in ihre Blicke blicke,
So laß dies Auge hier an deine Stelle ſtehn!

An Kandora.

Dies wird für dieſes Mal wohl ſein der letzte Brief,
Den ich, Kandora, dir von hieraus zu kann ſenden,
Weil ich geſonnen bin, mich anderweit zu wenden,
Dahin, noch eh' ich ward, mich[1]) mein Verhängniß rief.
Mich wird der kühne Wind und ein verweg'nes Schiff
Weit führen über See; da hoff' ich an den Stränden
Des prächtigen Derbents*) mit Freuden anzuländen,
Wohin vor dieſer Zeit kein deutſches Segel lief.

---

[1]) mir.

*) Caſtell und Stadt in Georgien, am Kaſpiſchen Meere.

Ach, klagſt du, wo wird nun Kandorens Name bleiben?
Mein, Licht, ſei gutes Muths! Kann ich dir ſchon nicht ſchreiben,
So hat doch meine Poſt ſtets einen off'nen Paß.
Erwachen ſoll kein Tag, kein Abend ſchlafen gehen,
So ſoll der Weſtenwind dir in die Ohren wehen:
Er lebt und denket dein, dein Freund, ohn' Unterlaß.

An einen Ring.

So reiſe denn auch du, du freundlicher Smaragd,
Zu meiner Freundinn hin, und laſſe dir behagen,
Daß eine ſolche Hand dich fürderhin ſoll tragen,
Die auch, wie keuſch du biſt, dich doch noch keuſcher macht.
Sei um ſie, wenn ſie ſchläft, ſei um ſie, wenn ſie wacht;
Oft wird ſie dich von mir und meiner Liebe fragen —
Halt' andrer Steine Brauch, die nichts nicht wieder ſagen;
Schweig', was du ſiehſt und hörſt, und nimm dich ſelbſt in Acht.
Geſchieht es etwa dann, daß ſie dir in Gedanken
Ein feuchtes Küßlein reicht, ſo heb' es auf für mich,
Bis Morgen gegen Nacht. Und wollten etwa ſich

Die Lüfte, die es ſehn, hierüber mit dir zanken,
Und mir es bringen eh', als ich mich ſtellet' ein,
So ſend' es mir durch ſie, und laß es heimlich ſein.

Der Frömmen.

Die Schönſte heißeſt du, wenn Schönheit ſchöne macht,
Die Keuſcheſte, von Zucht; doch laſſ' ich mir behagen,
Dir von der Frömmigkeit den Namen anzutragen,
Die aus den Augen dir mit kluger Einfalt lacht.
Mund trifft mit Herzen zu. Der Schönheit ſanfte Pracht
Giebt deiner Demuth nach. Es kommen viel und fragen:
Wie kann ich ihnen doch was mehr und Beſſ'res ſagen,
Als was ſie hatten ſchon bei ſich von dir gedacht?
Dein Anſehn ſpricht[1]) für dich, das ſittige, das liebe,
In welches die Natur die Trefflichkeit ganz ſchriebe,

---

[1]) rede.

Die in der Seelen liegt, und heller glänzt, wie ſehr
Sie auch ſich in ſich hält. An Menſchen nur ſind Mängel,
Und was verwerflich iſt. An dir, du reiner Engel,
Iſt nichts Verwerfliches, iſt Menſchliches nicht mehr. 2)

---

2) So G. Schwab, ſtatt: Iſt ganz Verwerflichs nichts, iſt ganz nichts Menſchlichs mehr.

An ihren Garten.

Ich denke noch an ſie, die tauſend lieben Stunden,
Und tauſend noch dazu, die ich in deinem Schooß,
Du wohlgeleg'ner Platz, mehr nutzbar, als zu groß,
An keinerlei Frucht arm, zu jener Zeit empfunden,
Als,1) wie Olympie ſich hatt' um mich gewunden,
So ich ſie wiederum in die zwei Arme ſchloß.
Wie ſelig war ich da, wie aller Menſchheit los!
Wie oftmals hat uns doch Priapus ſo gefunden!
Es ſteht ein Maulbeerbaum da bei dem Vorderteiche,
Dem wünſch' ich, daß ſein Haar ihm nimmermehr erbleiche,2)

---

1) Wenn. — 2) unbleiche.

Entgehe nie ſein Saft. Denn die vermeinte Nacht,
Die er dem Stamme giebt mit ſeinen dicken Blättern,
Die weiß es, wie ſie mich zuerſt hat angelacht.
Für dieſe Gunſt ſei du befohlen allen Göttern!

An Grahmann.

(Zu deſſen Geburtstage in Reval.)

Dank' erſtlich deinem Gott mit zwiefach frohem Muthe,
Weil er dich zwiefach liebt, daß er die höchſte Noth,
Die dich auf dieſen Tag nicht längſt wollt' haben todt,
Auf lauter Leben doch zu ſchlagen aus geruhte;
Daß er auch uns zur Luſt, und dir, o Freund, zu Gute
Den Tag dich ſehen läßt, da dir, vor Freuden roth,
Zum erſten ihren Mund die ſüße Mutter bot,
Und du wardſt ausgeſöhnt mit Gottes Sohnes Blute.
Nach dieſem iſt es recht, daß Polus ich und du
Uns um das Schornſteinfeu'r einander trinken zu,

Und unſrer Freundſchaft Bund auf dieſen Tag erneuen.[1]
Laß bringen gute Koſt, Bier, Lautertrank und Wein!
Wir wollen geiſtlich erſt, hernacher weltlich ſein,
Im Fall ſich's gar wohl reimt, **Gott danken und ſich freuen.**

[1] verneuen.

Auf eine Hochzeit.

Was thun denn wir, daß wir die ſüßen Jahre,
Der Jugend Lenz ſo laſſen Fuß für Fuß
Vorüber gehn? Soll uns denn der Verdruß,
Die Einſamkeit noch bringen auf die Bahre?
Sie kehrt nicht um die Zeit, die theure Waare.
Bewegt uns nicht dies, was man lieben muß,
Die Höflichkeit, der Muth, die Gunſt, der Kuß,
Die Bruſt, der Hals, die goldgefärbten 1) Haare?
Nein, wir ſind Fels, und ſtählerner als Stahl,
Beſtürzt, verwirrt; wir lieben unſre Qual,
Sind lebend todt, und wiſſen nicht, was frommet.
Dies Einzige 2) ſteht uns noch ganz und frei,
Daß wir verſtehn, was für ein gut Ding ſei,
Das uns ſtets fleucht, und das ihr ſtets bekommet.

1) goltgeſchmiedten. — 2) einige.

Auch auf eine Hochzeit.

Die warme Frühlingsluft macht ihren Himmel klar.
Seht, wie das goldne Licht der Sonnen heller blicket,
Der Felder ſchwangrer Schooß iſt zur Geburt geſchicket;
Die grüne See geht auf; die Quellen ſpringen gar
Aus ihren Adern auf; der Blumen bunte Schaar
Malt ihre Gärten aus; die Felſen ſtehn erquicket,
Die Thäler aufgeputzt, die Auen ausgeſchmücket;
Der Berge Zierrath glänzt, den Wäldern wächſt ihr Haar.
Seh' ich dies Alles an, ſo acht' ich unvonnöthen,
Daß auf dies Hochzeitfeſt die emſigen Poeten
So ernſtlich ſein bemüht. Ihr, balde Frau und Mann,

Erkennt des Glückes Gunſt. Luft, Himmel, Sonne, Felder,
See, Quelle, Gärten, Fels, Thal, Auen, Berge, Wälder,
Die ſtimmen jetzo euch [1]) ein ſüßes Brautlied an.

---

[1]) euch jetzund.

Was iſt die Liebe?

(Auf eine Hochzeit.)

Wie? Iſt die Liebe nichts? Was liebt man denn im Lieben?
Was aber? Alles? Nein. Wer iſt vergnügt mit ihr?
Nicht Waſſer. Sie erglüht die Herzen für und für.
Auch Feuer nicht. Warum? Was iſt vor Flammen blieben?
Was denn? Gluth? Aber ſagt, woher kömmt ihr Betrüben?
Denn böſe? Mich dünkt's nicht; nichts Solches macht Begier.
Denn Leben? Nein. Wer liebt, der ſtirbt ab ſeiner Zier,
Und wird bei Leben ſchon den Todten zugeſchrieben.

So wird ſie Tod denn ſein? Nichts minder, als dies eben:
Was todt iſt, das bleibt todt; aus Lieben kömmet Leben.
Ich weiß nicht, wer mir ſagt, was, wie, wo oder wann?1)
Iſt nun die Liebe nichts, als Alles? Waſſer? Feuer?
Gut? Böſe? Leben? Tod? Euch frag' ich, neuer Freier,
Sagt ihr mir's, wenn ihr's wißt, was iſt die Liebe dann?2)

---

1) wenn. — 2) denn.

Auf Opitz Tod.

So zeuch auch du denn hin in dein Elyſerfeld,
Du Pindar, du Homer, du Maro unſrer Zeiten,
Und untermenge dich mit dieſen großen Leuten,
Die ganz in deinen Geiſt ſich hatten hier verſtellt!
Zeuch jenen Helden zu, du Jenen gleicher Held,
Der jetzt nichts Gleiches hat, du Herzog deutſcher Saiten,
O Erbe durch dich ſelbſt der ſteten Ewigkeiten,
O ewiglicher Schatz und auch Verluſt der Welt!
Germania iſt todt, die herrliche, die freie,
Ein Grab verdecket ſie und ihre ganze Treue.
Die Mutter die iſt hin — Hier liegt nun auch ihr Sohn,
Ihr Rächer und ihr[1]) Arm. Laßt, laßt nur Alles bleiben,
Ihr, die ihr übrig ſeid, und macht euch nur davon!
Die Welt hat wahrlich mehr nichts Würd'ges zu beſchreiben.

[1]) ſein.

Auf deſſelben Tod,

welchen er in der Nagaiſchen Tartarei vernahm.

Hat mein Verhängniß denn ſo ganz zur Unzeit mich
Von Glücke, Vaterland und Allem ausgetrieben?
Und war mir denn alſo annoch nicht Alles blieben,
Das einen Geiſt belebt und muthig macht auf ſich?
Du Herzog meiner Luſt, ſo 1) hat auch endlich dich
Der allgemeine Rath auf Deutſchland aufgerieben,
Dich, dich, 2) der Menſchen Luſt und einziges Belieben,
Die wahrer Liebe lieb und fähig ſind, wie ich!
Ich, hier der Scythen Raub, wie Naſo dort der 3) Geten,
Womit verehr' ich doch dich ewigen Poeten?

---

1) mir. — 2) du. — 3) die.

Der Weg iſt da und dort und aller Enden zu.
Mein erſter Geiſt iſt todt, und nun ſtirbt auch das Leben.
Ich will zwar, aber ſchau', wie kann ich dich erheben?
Dich kann erheben recht ſonſt Niemand, als nur du.

Auf den Tod ſeiner Stiefmutter,

den er in der Fremde erfuhr.

Ich ſehe noch die Angſt des fürchtenden Geſichtes,
Als, Mutter, ich vor euch mit halber Freude trat,
Und, um zu reiſen aus, gewünſchten [1]) Urlaub bat,
Den ich euch faſt zwang ab. Das Urtheil des Gerichtes
Und der gebroch'ne Stab des ſtrengen Böſewichtes
Geht allzufrüh an euch. Ach, daß des Himmels Rath
Mich damals euch nicht ließ, da er gewußt ſchon hat,
Ich würde mehr nicht ſehn den Schatten eures Lichtes!

---

1) gewollten.

Verzeiht mir, Selige, hab' ich euch da betrübt,
Und etwas Fremdes mehr, als euren Wunſch, geliebt!
Was Gott beſchloſſen hat, iſt mir und euch geſchehen.
Was nun iſt hinter euch, das hab' ich noch vor mir.
Will Er, ſo will auch ich noch heute mit Begier
Euch in der Ewigkeit mit dieſen Augen ſehen.

Auf den Tod der Gattinn eines Freundes.*)

Ich bin betrübt mit ihm, dem Freunde jener Zeit,
Es dauert mich ſein Fall, in dem er muß verlieren
Des Herzens halben Theil, und hin zum Grabe führen.
Ich bin betrübt mit ihm, es dauert mich ſein Leid.
Ach, daß dies Beileid doch von 1) ihm nun iſt ſo weit!
Doch, daß er nach der Zeit daſſelbe möge ſpüren,
So will auch ich allhier ihm ſeinen Todten zieren,
Und etwas ſetzen auf von keiner Sterblichkeit. **)
Wir Menſchen pflegen oft zu klagen über Leichen,

---

1) vor.

*) Timotheus Schwirſens.

**) D. h. ein Gedicht, das nicht ſtirbt.

Und wiſſen ſelber nicht, wie nah' uns unſre Zeichen
Des Todes ſind geſteckt. Wer weiß, ob auch um dich
Ein Auge wird genetzt. Drum will ich Andre klagen,
Und hiebeineben auch von meiner Schwachheit ſagen:
So hab' ich recht beweint in einem Fremden mich.

Auf des Kammerdieners Iſaak Merzier's Entleibung.*)

Ach, daß du diesmal doch vor Schlafe biſt erwacht!
Gab dir denn deinen Tod kein Traum nicht zu verſtehen?
Nein, dein Verhängniß hieß dich an die Mörder gehen!
Da liegſt du nun vor uns. Die ungetreue Nacht,
Die blind iſt und blind macht, die hat dich umgebracht.
Der Thäter folgt der Flucht der wohlgefußten Rehen;
Wir müſſen dir dein Grab auch auf der Flucht erhöhen,

---

*) Der Kammerdiener des Geſandten Brüggemann. Er wurde zu Reval in einer Rauferei mit Kaufmannsdienern erſchlagen.

Weil unſer langer Weg uns alſo eilen macht.
Lieg' hier und ruhe wohl in deiner kühlen Erden!
Gott weiß, wie, wo und wann wir Andern fallen werden,
Der geb' uns beſſer Heil, der geb' uns beſſern Muth.
Dank hab' auch, liebe Stadt, für alle deine Treue,
Doch, daß nach dieſer Zeit dich unſer nicht gereue,
Und du ſeiſt recht gerecht, ſo räch' auch unſer Blut!

Auf Johann Rudolf Stadelers Hinrichtung zu Iſpahan.*)

Dein tapfrer Chriſtenmuth, du werther Schweizer du,
Iſt ewig lobenswerth. Denn, da du konnteſt leben,
Haſt du dich willig hin in deinen Tod gegeben:

---

*) Rudolf Stadeler, aus Zürich gebürtig, und ſeit fünf Jahren in Iſpahan, als Hofuhrmacher des Schachs, anſäſſig, erſchoß, während der Anweſenheit der Holſteiniſchen Geſandtſchaft, einen Perſer, den er als Dieb oder Liebhaber bei ſeiner Frau antraf. Nach den perſiſchen Geſetzen wurde er den Verwandten des Getödteten übergeben. Durch Beſchneidung konnte er ſein Leben retten, aber er antwortete: daß er um des Königs Gnade Chriſti Gnade nicht verſcherzen wollte; und ſo wurde er auf dem Marktplatze vor des Königs Schloſſe niedergehauen. S. Olearius Reiſebeſchreibung S. 274 ff. (Ausgabe von 1696.)

Was deinen Leib bringt um, dies iſt ein kurzes Nu.
Die Seele flog davon, ihr kam kein Säbel zu.
Nun ſiehſt du um dich her die Serafinen ſchweben,
Schauſt auf dies große Nichts, um welches wir ſo ſtreben,
Lachſt deine Mörder aus und jauchzeſt in der Ruh'.
Hier iſt dein Martyrkranz, 1) du Redlicher, du Treuer,
Den nimm mit in dein Grab! Wir wollen deinen Preis
Durch die erlöſte Welt bei Allen machen theuer,
Dein 2) Vaterland ſoll ſein der Erden weiter Kreis.
Wer ſo, wie du, verdirbt, der bleibet unverdorben,
Lebt, wenn er nicht mehr lebt, und ſtirbet ungeſtorben.

---

1) Märtirerkranz. — 2) Sein.

Paul Flemmings Grabſchrift,

die er ſich ſelbſt gemacht, in Hamburg, den 22ten März 1640, auf ſeinem Todtenbette, drei Tage vor ſeinem Abſterben.

Ich war an Kunſt und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, konnte mich aus meinen Mitteln nähren;
Mein Schall floh überweit; kein Landsmann ſang mir gleich;
Von Reiſen hochgepreiſt, vor keiner Mühe bleich,
Jung, wachſam, unbeſorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Gluth dies Alles wird zerſtören.[1]

---

[1] verſtören.

Dies, deutſche Klarien, dies Ganze dank' ich euch.
Verzeiht mir, bin ich's werth, Gott, Vater, Liebſte, Freunde,
Ich ſag' euch gute Nacht, und trete willig ab:
Sonſt Alles iſt gethan, bis an das ſchwarze Grab.
Was frei dem Tode ſteht, das thu' er ſeinem Feinde.
Was bin ich viel beſorgt, den Athem aufzugeben?
An mir iſt minder nichts, das lebet, als mein Leben.

Fünftes Buch.

Alexandriner.

(Poetiſche Wälder.)

Ich bin ein guter Hirte.

Ja freilich, freilich ja, du biſt der gute Hirte!
Ich bin ein böſes Schaf, das in der Wüſten irrte,
Von dir weit, weit von mir. Ich ging der Weide nach,
Die mich zur Höllen ſtieß und dir das Leben brach.
Mein Leben war [1]) dein Tod, dein Hunger mein Vergnügen,
Mein Überfluß dein Durſt. Ich wäre blieben liegen.
Der Miethling flohe weg, der wilde Wolf brach ein,
Und ließ mich ſchwaches Lamm [2]) kaum kaum noch übrig ſein.
Du, Jeſu, ſuchteſt mich, du fandeſt mich, mich Armen,

---

[1]) mir. Druckfehler. — [2]) Vieh.

Und trugſt mich wieder heim. Es iſt bloß dein Erbarmen,
Daß ich bin, der ich bin. Herr, weide ferner mich,
Herr, ſpeiſe mich mit dir! Ich dürſt', ich hungre dich.
Du biſt das Himmelsbrodt. Wer dich ißt, der wird leben.
O Brunnen Iſrael, du, du kannſt Waſſer geben,
Das aus dem Himmel quillt und wieder rinnt hinein:
Wer dich ißt, wer dich trinkt, wird ſtets geſättigt ſein.

Andacht.

Ich lebe, doch nicht ich. Derſelbe lebt in mir,
Der mir durch ſeinen Tod das Leben bringt herfür.
Mein Leben war ſein Tod, ſein Tod war mir mein Leben.
Nun geb' ich wieder ihm, was er mir hat gegeben.
Er lebt durch meinen Tod, mir ſterb' ich täglich ab.
Der Leib, mein Erdentheil,[1]) der iſt der Seelen Grab;
Er lebt nur auf den Schein. Wer ewig nicht will ſterben,
Der muß hier in der Zeit verweſen und verderben,
Weil er noch ſterben kann. Der Tod, der geiſtlich heißt,

---

[1]) mein irdnes Theil.

Der iſt alsdann zu ſpät, wann uns ſein Freund*) hinreißt,
Der unſern Leib bringt um. Herr, gieb mir die Genade,
Daß dieſes Leibes Brauch nicht meiner Seelen ſchade.
Mein Alles und mein Nichts, mein Leben, meinen Tod,
Das hab' ich bei mir ſelbſt. Hilfſt du, ſo hat's nicht Noth.
Ich will, ich mag, ich ſoll, ich kann mir ſelbſt nicht rathen,
Dich will ich's laſſen thun: du haſt bei dir die Thaten:
Die Wünſche thu' ich nur. Ich laſſe mich ganz dir,
Ich will nicht meine ſein — Nimm mich nur, gieb dich mir!

---

*) D. h. der leibliche Tod.

Am Himmelfahrtstage.

Fahr auf, du Siegesfürſt, in aller Himmel Himmel,
Und laß dich holen ein mit prächtigem Getümmel,
Wie dein Triumph erheiſcht! Zehn tauſend Engel ſtehn,
Zehn mal zehn tauſend ſtehn, bis daß du ein wirſt gehn
In dein geſtirntes Reich. Die lauten Cherubinen
Und der gelehrte Chor der hellen Seraphinen
Erhöhen ihren Ton und rufen 1) dich ſo an:
Triumph, Triumph, Triumph, dir, dir, dir, ſtarker Mann!
Menſch! Gott! Immanuel! So wirſt du aufgenommen,
So wartet man dir auf. Umher ſtehn alle Frommen,

---

1) ſchreien.

Die du haſt frei gemacht und jauchzen dir vor Luſt,[2])
Vor Luſt, die Keinem noch von Menſchen iſt bewußt.
Erlöſer, ſetze dich zu deines Vaters Rechten,
Und ſei hinfort, wie vor, auch gnädig deinen Knechten!

---

2) vor der Luſt.

Auf Herrn Leon Bernullers,

Fürſtl. Holſteiniſcher Geſandten Hofjunkers,

Namenstag.

Reval, den 28. Brachmonats 1635.

Was ſoll man anders thun an einem lieben Tage,
Als daß man ganz entfreit von aller Noth und Klage
Von Herzen fröhlich ſei? Setz' alles Leid ſeitab,
Und danke[1]) bei der Luſt dem Himmel, der ſie gab.
Guts kömmt vom Guten her, dem Einigen, dem Wahren,
Von dem uns Keinem noch was Böſes widerfahren.
Die Zeit, die fleugt vorbei, die Jahre warten nicht,

---

[1]) Denke. Vielleicht richtig: denke des Himmels.

Die Stunden ſchießen fort. Ein jeder Blick der ſpricht:
Ergreif' mich, weil ich bin! Dich trifft nun deine Reihe,
Freund, und gebeut auch uns, daß man ſich mit dir freue.
Biſt du nur ſo bereit zur Fröhlichkeit, als wir,
So wird den ganzen Tag getrunken gar 1) kein Bier.
Auf heut' iſt dies zu ſchlecht. Wenn Phöbus uns läßt ſcheinen
Den Tag, da uns zuerſt die Mutter hörte weinen,
Da will's nicht ſein geweint. Wein will von Nöthen ſein,
Der giebt dem Herzen Herz, und ſtärket Mark und Bein.
Das kann Lyäus thun, der ſtarke, der Bezwinger,
Der Luſtfreund, Herzenstroſt, Geiſtreger, Einnendringer;
Heut' iſt ſein und dein Feſt. Es ſtünde leider 2) kahl,

---

1) ganz. — 2) leiden.

Wenn du ihn lüdeſt nicht auf dies dein fröhlich Mahl.
Wer wollte luſtig ſein? — So ſchicke denn nach Weine!
Geh, Junge, hol' uns her den wertheſten vom Rheine,
Und beſten Lautertrank. Bring Zucker und Kaneel,
Sukkat und Ingwer auch, des ſchwachen Magens Seel',
Eil', hole was du ſollſt! Du Andrer, lauf zum Garten,
Und putz' das Luſthaus aus. Leg' auf das Bret und Karten!
Befiehl auch, daß ſtracks wird der Schornſtein angemacht,
Daß uns geglühter Wein nicht fehle durch die Nacht,
Und wenn man ſein begehrt. Streu' Blumen auf die Bänke,
Und ordne das Konfekt. Vor Allen ſo gedenke
Der kalten Schale wohl, daß ſie alſo, wie du
Sie ſelber gerne magſt, uns wird gerichtet zu.
Wenn dann das Saitenſpiel nun wird ſein angekommen,

Und du die meiſte Zahl der Junker haſt vernommen,
Die uns gebeten ſind, ſo komm und ſag's uns an:
Wer dann von uns nicht kömmt, der iſt kein guter Mann!

Auf eines Verreiſeten Namenstag.

Was ſollen wir denn thun? Was ſollen wir ihm ſchenken,
Dem Freunde, der uns liebt, um unſer zu gedenken?
Der May, der iſt zwar da mit ſeiner Blumen Schaar,
Der May, der mit ſich malt das ausgezierte Jahr.
Was aber ſollen wir? Wie können wir ihm ſchicken
Von Blumen einen Kranz, ſein Haupt damit zu ſchmücken?
Er iſt zu weit von uns. Kein Kraut kann haben Statt:
Die Nelken ſterben hin, das Tauſendſchön wird matt,
Der Majoran verwelkt, die lieblichen Violen

Thun ihr Geſichte zu. Er kann nicht Athem holen,
Der Iſop, er verreucht. Der ſchwachen Blumen Schein
Kann eine ſolche Zeit nicht unterweges ſein.
Für Blumen wollen wir ein kleines Bändlein winden,
Und unſern lieben Freund damit anheute binden.
Wenn alles Blumenvolk wird ſein gegangen ein,
Alsdann wird unſer Band noch friſch im Leben ſein.

Als Herr Georg Wilhelm Pöhmer*) aus Moſkau nach Deutſchland reiſte.

Bis hieher war dein Ziel. Nun zeuchſt du, ſüßer Freund,
Mit Ehren wieder heim, wo deine Sonne ſcheint,
Und meine Hoffnung blüht. Zwar wäre Wünſchen, Können,
Und wäre Wollen, Thun, du ſollteſt nicht von hinnen,
Und ſo den Rückzug thun. Ich läge dir ſtets an,
Damit mein langer Weg nicht würd' ohn' dich gethan,
O du mein Pylades! Mein Phöbus würde brünſtig,
Säng' höher, als vorher,1) weil du ihm wäreſt günſtig,

1) vorhin.

*) Ein Nürnbergiſcher Patrizier, Kammerpage bei der Holſteiniſchen Geſandtſchaft.

An dem es ihm ſonſt fehlt. Kein Ekel und Verdruß
Des Reiſens ſtieß' mich an, die ich ſo fürchten muß.
Zeuch aber, wie du thuſt, weil ja der Rath der Sternen
Dich heißt zurücke gehn. Der muß mehr ſehn und lernen,
Der noch nicht g'nugſam kann. Du, dieſer Jahre Pracht,
Haſt die Vollkommenheit ſchon ſelber 2) leer gemacht.
Dein weiſes Thun thut kund, wozu du biſt geboren,
Zu nichts, als was dir gleicht. Haſt keine Zeit verloren
Beim Spiel und um ein Glas, nicht, wie wohl Mancher pflegt,
Der mehr Herz in dem Mund, als Mund im Herzen trägt,
Der eh' nicht iſt ein Mann, als bis er kömmt zu Frauen.

2) ſelbſelbſten.

Biſt jung gegangen hin, um nicht nur anzuſchauen,
Was Feind mit Feinde thut; biſt jung gebrochen 'raus,
Haſt deinen Gegentheil voran gefordert aus,
Das Kriegern rühmlich iſt. Der neulich große König
War dir nach Würden hold. So zeigſt du auch nicht wenig,
Wie wohl du deine Zeit bei dem haſt angelegt,
Der unſers Landes Laſt auf ſeinen Achſeln trägt,
Ein Atlas dieſer Zeit. Die Blüthe deiner Jugend
Streut von ſich den Geruch von Kunſt und aller Tugend.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Und 3) was wir andern halb, ja kaum nur einzeln haben,
Gedächtniß, Wiſſenſchaft, Beredſamkeit, Verſtand,
Das hat der Himmel ganz allein in dich gewandt.
Das thut ein Geiſt, wie du. Er adelt ſeinen Adel,

3) Denn. (In andrer Verbindung.)

Wie hoch er durch ſich ſelbſt, hält dies für einen Tadel,
Zwar vom Geſchlechte groß, doch klein am Wiſſen ſein.
Den Stamm, das Rittergut, das erbt man insgemein;
Kunſt will gelernet ſein. Der Helm, das Feld, die Fahnen,
Sind der verdiente Lohn der ritterlichen Ahnen.
Wird ihre Tugend nicht den Kindern eingeſenkt,
So iſt es wie ein Traum, an den man ſehnlich denkt,
Und ſich mit Schmerzen freut. Die Ehre wird zur Schande,
Die ohne Würden iſt; der Hohn wächſt mit dem Stande.
Der iſt gedoppelt groß, wo Adel und Verſtand
In gleicher Höhe ſtehn. Dein ſchönes Vaterland,
Das edle Nürnberg, lacht auch mitten in dem Weinen,
Und blicket ſchon nach dir. Die hocherfreuten Deinen

Sehn auf dich, wenn du kömmſt. — — —
— — — — — — — — — —
— — — Dies ſind der Tugend Früchte,
Der Ruhm der wird dein Lohn. Nun weiſe deiner Stadt,
Was dein geübter Sinn ſo viel erfahren hat.
Dein Lob, das ſtirbet nicht. Ich werde weiter müſſen;
Mein Sinn iſt unvergnügt an Moſkau's kleinen Flüſſen,
Will ſtärker Waſſer ſehn, iſt wie ſchon auf der Rha,*)
In Amphitritens Schooß, der Göttin von Sala,**)
Und was ich jetzt nicht weiß. Gott gebe ſeinen Segen!
Ich ziehe fürder hin, Matuta, dir entgegen.
Sei Titan mir geneigt, ich beuge mich vor dir,
Wann du aus Thetis Schooß des Morgens trittſt herfür.

---

*) die Wolga.
**) Mare de Sala, das Caſpiſche Meer.

An einen Freund.

Laß den Tag deine ſein, doch deine nicht alleine,
Gieb uns ein Theil davon, uns, die wir auch ſind deine,
Als wie du unſer biſt. Vertreib' 1) die liebe Zeit
Mit angenehmer Luſt und leichter Fröhlichkeit.
Wir ſind bereit dazu, in was wir nur vermögen,
Dich auch mit 2) gleicher Gunſt und Liebe zu vergnügen.
Schon' keiner Koſten nicht, und denke dies dabei,
Daß in dem ganzen Jahr' ein ſolcher Tag nur ſei.

---

1) verſchleiß. — 2) mit auch.

In ein Stammbuch.

Der Himmel treibt die Luft; die Luft bewegt die Erde;
Das Waſſer eilet fort; die Sonn- und Monden-Pferde,
Die ſteigen auf und ab; der Sternen Pöbel tanzt;
Die Gluth reißt über ſich, und wird mit nichts umſchanzt.
Wo Häuſer ſind, war Fluth; wo Städte, ſind nun Wälder;
Für Hügel jetzo Thal; für Klippen jetzo Felder.
Das Jahr iſt niemals gleich, bald iſt es kalt, bald heiß.
Wir ändern uns mit ihm, jetzt ſind wir jung, bald greis.
Schau an, dies große All, 1) das Phöbus Gaul' umrennen,

---

1) das.

Wie ſtark es immer iſt, noch wird es müſſen brennen.
Man lebe, wie man ſoll, und brauche ſeine Zeit:
Hier iſt beſtändig nichts, als Unbeſtändigkeit.

An Herrn Olearius.

(Vor Aſtrachan 1636.)

Ob hier gleich Niemand faſt auf dieſes Weſen hält,
So biſt doch du noch da, du, dem[1] mein Fleiß gefällt.
Du ſprichſt dein Urtheil wohl, ein rechtgeſinnter Richter,
Als der du ſelber[2] biſt ein hochgeſchickter Dichter.
Drum treibet mich mein Sinn, zu ſtellen eine Schrift,
Wo nur die Feder zu mit dem Gemüthe trifft,
Die ihren Tod lacht aus, die wider Neid und Zeiten
Für deinen Ruhm und mich ohn' Ende möge ſtreiten.
Thalia, reiche mir ein dauerndes Papier;

---

[1] dem der. — [2] ſelbſten.

Denn ſeine Schwäche geht dem ſtarken Marmor für.
Mein Denkmal ſoll ein Brief, ein Blatt ſein, voll mit Zeilen,
Das Trotz beut, Jupiter, auch deinen Donnerkeilen,
Das feſter 3) als Demant und Gold im Feuer hält,
Und endlich mit der Welt in einen Haufen fällt.

Wie wenig ihrer jetzt noch namhaft ſind zu machen,
Die etwas Tüchtig's thun in dieſen neuen Sachen,
Die etwas ſetzen auf, das ſich erſchwinge frei,
Das nach dem Himmel ſchmeck', und lebenswürdig ſei:
Du hältſt Olympen werth, und ſeine Bürgerinnen,
Die unſre Sprache nun auch zierlich reden können,
Und lieber ſind, als einſt, 4) da Rom nur und Athen
Sich durch das ſchöne Volk ſo trefflich hört' erhöhn.
Ihr Lob bleibt ewig ſtehn; ihr Fleiß iſt unſer worden,

---

3) ſteifer. —. 4) vor.

Hat glücklich ſich gewandt von Süden aus gen[5] Norden.
Wir haben wohl getauſcht: um unſern Unverſtand
Gab ſich und ſeine Kunſt das kluge Griechenland,
Die neue Barbarey. Rom iſt nun Rom geweſen,
Das edle Latium wird hochdeutſch jetzt geleſen.
Das Volk, das mit der Fauſt ſonſt allen Völkern[6] trutzt',
Sieht nun erſt, wie viel mehr die Macht der Zungen nutzt.
Wo würd' Ulyſſens Witz, wo Hektor's großes Herze,
So vieler Völker Ernſt, ſo mancher Länder Scherze,
Und alles Alte ſein, wo würde Kunſt und Fleiß,
Und das, von dem man nun auch kaum den Namen weiß,
Vorlängſt geblieben ſein, wenn nichts wär' aufgeſchrieben?
Wer glaubt's, daß wir erſt jetzt uns fangen an zu üben

---

[5] in. — [6] alle Völker.

In Mannheit und in Kunſt! — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — Ach! daß ich's nun ſoll nennen,
Das liebe Vaterland, das kaum noch iſt zu kennen,
Von Wehmuth ungeſtalt, von Wehmuth aller Noth,
In der es ohne Tod nun iſt ſo lange todt,
Sein eigen Schwert und Grab! Dies ſahſt du ſo geſchehen,
Bis daß du länger nicht der Angſt zu konnteſt ſehen.
Du nahmeſt dir den Weg weit in den Aufgang für,
Den Weg, den Viel verſucht, und Keiner noch vor dir,
Du edles Holſtein du, ſo weit hat können kommen.
Da haſt du, mehr als Freund, auch mich mit dir genommen,
Ein Zeuge meines Thuns,*) das, wie gering's auch iſt,

---

*) Das Thun, ſteht hier, wie öfter im Flemming, für Dichtkunſt, als überſetzung des Griechiſchen: ποιησις.

Jedoch mein Deutſchland jetzt nicht ohne Liebe lieſt.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Dreimal hat Sirius gebrannt den Kreis der Erden,
Jetzt will's das dritte Mal nun wieder Winter werden,
Seit wir zuſammen thun den ſchweren langen Zug,
Den Fama ſchon vorlängſt bis an's Geſtirne trug.
Du biſt die rechte Hand der edlen Abgeſandten,
Ihr Willen und ihr Sinn, den ſie in dir erkannten.
Du hältſt das hohe Werk, das auf zwei Schultern ruht,
Und ſprichſt der deutſchen Welt ein einen ſichern Muth
Auf alles gute Heil. Ja, zwiſchen ſolchen Sachen,
Die dir den Tag zur Nacht, die Nacht zum Tage machen,
Und dich erfordern ganz, ſo denkſt du noch an mich,
Und meinen Helikon. Auf! ſprichſt du, rege dich!
Ich liebe deinen Fleiß. Dank habe deiner Ehren!
Was ſoll ich aber dich hier Lieblich's laſſen hören,

Und deß du würdig biſt? Ich zwinge meinen Sinn;
Ich weiß nicht, wie ich jetzt ſo laß zum Dichten bin.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Ein Geiſt muß in der Luſt der ſichern Freiheit leben,
Der etwas Freies thun und an den Tag ſoll geben,
Muß ſtill und ſeine ſein, und dieſes faſſen wohl,
Was Jedern würdig ſein und ewig bleiben ſoll.
Soll Einer, der da ſchifft, ſein Gut wohl übertragen,
So muß ein guter Wind die leichte Muſchel jagen;
Soll die erſtickte Gluth recht geben einen Schein,
So muß ſie nach und nach recht aufgefächelt ſein.
Es hätte Maro nicht ſein ewig Buch vollführet,
Hätt' ihn Auguſtus nicht mit Ehren ſo gezieret.
So hätte Flakkus auch es nicht ſo weit gebracht,
Wenn ſein Mäzenas ihm nicht hätte Luſt gemacht.

Bei uns auch geht's noch ſo. Der Fürſt der deutſchen Lieder,
Der Bunzlau Mutter heißt, legt ſeine Laute nieder,
Bis Hannibal*) ihm winkt, den er ſo hoch erhebt,
Daß er auch ſeinen Tod nun recht hat überlebt.
Hier muß kein Zwang nicht ſein. Die ſanften Pierinnen
Sind Hartes nicht gewohnt, ſie haben blöde Sinnen,
Thun nichts nicht, als mit Luſt; und wenn ein weiſer Mann,
Der ſie mit Ehren liebt, ſie freundlich nur ſpricht an,
So ſtehn ſie fertig ſchon. Nun kannſt du leicht ermeſſen,
Was ich ſeit jener Zeit von aller Luſt vergeſſen.
Mein Wunſch iſt größer nicht, als ich bin und mein Stand.
Ich nehm' es willig an, was mir wird zuerkannt

---

*) Hannibal, Burggraf von Dohna. S. Opitz Leben.

Von meines Glückes Hand, das ſich noch ſchlecht erweiſet,
Wie weit ich ihm nun bin, wie lange nachgereiſet, 7)
Nun meine Jugend mir in ihrer Blüthe ſtirbt,
Und mit der Erndte ſelbſt die Hoffnung mir verdirbt.
Ich traue meinem Gott, und laſſe mich begnügen,
Der wird es Alles wohl nach ſeinem Willen fügen.
Soll denn das ſchlechte Thun, deß ich zu dieſer Zeit
Nicht denken darf, noch will, ja, das mich faſt wie reut,
Daß ich's gefangen an, (ich meine Meditrinen,*)
Mein andres Heiligthum) noch künftig Jemand dienen,
So wird er gnädig auch mir ſchaffen an die Hand,
Dadurch mir Rath geſchieht und That wird zugewandt.

---

7) So Zachariä und G. Schwab, ſtatt:
Wie weit ich ihn nun bin, wie lange noch gereiſet.

*) Die Göttinn der Heilkunde.

Ich fürchte meinen Gott, und ehre meinen Herren,
Der mir nächſt ihm gebeut, gewohnt mich nicht zu ſperren,
Was er mir auch befiehlt; auf ſeinen Dienſt bereit,
Auch ehe was zu thun, als er mir's noch gebeut.
Ich bin von Jugend an in Sanftmuth auferzogen,
Von mir iſt niemand noch belogen, noch betrogen.
Viel Weſens mach' ich nicht; läßt man mir meinen Glimpf,
So müßte mir's ſein leid, zu bringen einen Schimpf
Auf dieſen oder den. Ich aber will nur ſchweigen,
Und mich auf allen Fall mir ähnlich ſtets erzeigen.
Ich kehre mich nicht dran, was Jener von mir zeugt,
Der mündlich mich hat lieb, und herzlich doch betreugt,
Ein freundgeſtalter Feind. Mein redliches Verhalten
Wird zeigen, wer ich bin, bei Jungen und bei Alten.
Mein Sinn iſt ohne Falſch, in ſtiller Einfalt klug,

Kann dem auch nicht ſein gram, zu dem er wohl hat Fug.
Inmittelſt will ich mich nur ſelbſt zufrieden ſprechen:
Der Höchſte, der es ſieht, wird Aller Unſchuld rächen.
Ich will zufrieden ſein, will leben, wie ich ſoll.
Was heute nicht iſt da, das kommet morgen wohl.
Ich will mich unter mich mit allem Willen bücken,
Bis mein Verhängniß mich hinwieder wird erquicken.
Wer weiß, was Honig iſt, der Wermuth nicht verſucht?
Je bitt'rer iſt der Stamm, je ſüßer iſt die Frucht.

Laß dies ein Zeugniß ſein der ungefärbten Treue,
Die ich dir ſchuldig bin, o Freund, deß ich mich freue
In dieſer Traurigkeit. Es kömmt mit mir dahin,
Daß ich mit mehr nun nicht, als Worten, dankbar bin,

An keinem Mangel arm. Du wirſt's für Willen nehmen,
Bis ich mich meines Glücks nicht mehr ſo werde ſchämen,
Von dem du ſchweigend ſagſt. So komm doch, ſchöner Tag,
Daß ich mich gegen ihn recht dankbar halten mag!

Lob eines Soldaten zu Roſſe.

Ein friſcher Heldenmuth iſt über alle Schätze,
Iſt über allen Neid. Er ſelbſt iſt ſein Geſetze,
Sein Mahl, ſein Sold, ſein Preis. Er reißet durch die Zeit,
Vergnüget ſich durch ſich, läßt bei ſich Ruh und Streit
In gleicher Wage ſtehn. Den adeligen Rittern
Wird dieſes angebor'n. Wenn Andre ſtehn und zittern,
Beſeufzen ihren Tod, und bitten um Quartier,
So ſetzen ſie den Ruhm auch tauſend Leben für,
Die man erbitten muß, und doch nur Schande geben.
Sie ſterben tugendhaft, wenn ſie noch könnten leben.
Was iſt das für ein Feind, der ſeinem Feinde fleht?

Iſt Einer ſo geſinnt, wenn er zum Treffen geht,
So bleib' er lieber da. Ein redlicher Soldate
Darf nicht in Zweifel ſtehn, ob auch der Sieg gerathe.
Den Sieg hat er bei ſich, wenn er ſich tapfer hält.
Was kann ihm helfen wohl des überwund'nen [1] Geld,
Das er zu geben beut? Iſt doch ſchon Alles ſeine!
Er richt' ihn lieber hin, ſo bleibt ſein Eidſchwur reine,
Und er verſichert ſich, ſchlägt er ihn heute todt,
So darf er morgen nicht vor ihm ſtehn in der Noth,
Daß er ſich rächen wird. Wann will der Krieg ſich enden,
Wenn er verſchonen will, und ſich zur Gnade wenden,
Wenn man ſoll ernſthaft ſein? Vor Alters ging es nicht:
Es wurden Könige beim Treffen hingericht'.

---

[1] das überwunden.

Was gilt hier die Perſon? Ein Feind hat mit dem Namen
Sein Leben ſchon verwirkt.[2]) — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Ich hab' es wohl erfahren;
Dem Kriege zieh' ich nach nun bei ſo vielen Jahren,
Ich weiß des Krieges Brauch. Ich gebe kein Quartier,
Und käm' ein General und König ſelbſt mir für.
Ich achte deſſen nicht, daß er von höherm Stamme,
Als ich, geboren iſt. Dies eben macht die Flamme,
Daß ich mehr ſiegen will, indem er größer iſt
An Ahnen, nicht an Muth. Ein tapfrer Geiſt erkieſt
Sich ſtets ein Höh'res aus, mit dem er möge ringen.
Der Ruhm, der wächſt mit ihm, daß er aus hohen Dingen
Vorhin entſproſſen iſt. Kein Adel dient für mich;
Dies Schwert, das adelt mich; mein Ritterſitz bin ich;

---

2) verkührt.

Mein Leib iſt mein Pallaſt. Ein Krieger iſt vergnüget,
Daß er von einemmal aus Andern ſo viel krieget,
Als er benöthigt iſt. Was hilft ihm Land und Gut?
Die Feigen ſehn auf dies. Ich zahle baares Blut
Für meine Güter aus. Wem ließ ich's wohl zu erben,
Sollt' etwa heute noch ich vor dem Feinde ſterben,
Den ich mir wünſche ſtets? Ich lobe meinen Sinn;
Mein Leben lieb' ich nicht. Ein Andrer ziehe hin,
Und karge, wie er will. Wir kommen leicht zu Gelde,
Und leichtlich wieder drum. Wir nehmen's auf dem Felde,
Und geben's in der Stadt. Uns ehret Jedermann,
Und wer nicht will, der muß. Es iſt uns unterthan
Nicht ein Land nur: die Welt, die muß uns Herren heißen,
Wenn Herren uneins ſind. Wir können uns nicht beißen,

Wie alte Mütter thun. Man ſchlägt mit Fäuſten drein,
Mit Degen und Piſtol, wenn man nicht Freund will ſein;
Und das heißt recht geherrſcht. Wir ſterben, wie wir leben,
Friſch, tapfer, ritterlich. Wir ſind dem Tod' ergeben,
Wir wuchern auf das Blut. Das theure Gut, der Koth,
Iſt keines Jeden Kauf. Uns iſt es täglich Brod,
Was Andern ſeltſam iſt. Wer wünſcht ſich doch zu ſiechen,
Und um die Ofenbank erbärmlich her zu kriechen,
Wie es zu Hauſe geht? Es iſt um einen Blick,
So fällt uns ein Piſtol, ein Degen oder Stück.
Man fühlt nicht, daß man ſtirbt. Das Feld iſt unſer Bette,
Der Gottesacker auch. Wir leben um die Wette,
Und ſterben auch alſo. Wer härmet ſich darum?
Es ſei Hieb oder Stich, wenn wir nur kommen um,

So iſt uns wohl geſchehn. Lob' Einer nun das ſeine,
Sein Leben, wie es ſei. Ich lobe ſtets das meine.
Du lebeſt nicht für mich, ich ſterbe nicht für dich.
Ein Andrer bleibe ſein, ich bleibe ſo für mich.

Lob eines Soldaten zu Fuße.

Ich bin ein Mann in's Feld, mein kühner Muth iſt groß,
Iſt größer, als ich ſelbſt. Ich fürchte keinen Stoß,
Ich ſcheue keinen Schuß. Die Liebe, ſo zu leben,
Hat mir in meinen Sinn von Jugend an gegeben,
Daß ich mich was verſuch'. Es wird nicht Jedermann
Zum Kriege auserkohr'n. Wer Pulver riechen kann,
Auf Balg und Stoß beſteht, nicht die Karthaunen ſcheuet,
Der iſt ein Mann, wie ich. Iſt Einer, der ſich freuet,
Wenn jetzt der laute Lärm mit vollen Spielen geht,
Und uns der kühne Feind im blanken Felde ſteht,

So bin auch wahrlich ich's. Wir treuen Kameraden
Stehn als für einen Mann: Die ſchießen, Jene laden;
Wir wechſeln emſig um. Wir ſchrein einander zu,
Daß Keiner etwa nicht, was ihm verfänglich, thu'.
Wir fechten brüderlich; der Feind wird abgehalten,
Daß er, wie ſtark er kömmt, die Ordnung nicht kann ſpalten.
Wir weichen keinen Schritt; gleich wie ein Jeder ſteht,
Da fällt, da ſtirbt er auch. Was iſt uns mehr zurücke,
Um alles unſer Thun, um Glück und Ungelücke,
Als wenn man ſtirbet wohl? Wohl aber ſterben, heißt,
Wenn man mit Luſt, ohn' Schmerz und bald ſein Blut vergeußt,
Gleich wie es hier geſchieht. Die ritterlichen Wunden
Empfängt man in's Geſicht. An mir wird keine funden,

Die auf dem Rücken ſei. Die Stürme und die Schlacht,
Die geſtern noch geſchehn,[1] ſind unſre Zier und Pracht,
Die Tugend ſieht ſo aus. Wenn dann nach vielen Streichen,
Nach langer Fechtenszeit die müden Feinde weichen,
Da ſind wir Herren erſt, da wächſet uns der Muth,
Der zwar nie kleine war; da kriegt man Geld und Gut,
Mehr als man haben will. Wir machen friſche Beute;
Das Vaterland wird froh; wir retten Land und Leute,
Und machen ſie auch arm, nachdem das Glücke fällt.
Die Herren ſind uns gleich. Wir ſtehen feil um Geld.

---

[1] geſchah.

Auf eines Herrn von Grünenthal Leichenbeſtattung.

Die Zeit, in der der Menſch ſein Leben pflegt zu führen,
Iſt wie ein grünes Thal, das friſche Blätter zieren,
Da Blumen aller Art in kühlem Grunde ſtehn,
Und um den lautern Quell und ſtillen Bach aufgehn,
In ungezählter Zahl. Jetzt, wenn der Schooß 1) der Erden
Von einer mannbar'n Luft geſchwängert pflegt zu werden,
Gebiert manch ſchönes Kind, wenn das verlebte Jahr
Ein Jüngling wieder wird. Da ſchlägt das junge Haar

---

1) die Schooß.

Den Lindenbäumen aus, der angenehme Reif
Macht bei geſunder Nacht die ſchwachen Gräſer ſteif;
Die Sonne wirkt die Frucht; ſtets wird was Neues funden;
Das Jahr iſt niemals leer, es tauſchet alle Stunden;
Eins kann nicht allzeit ſein, wie denn auch Alles nicht.
Wenn ſich der Hyacinth mit ſeiner Zier entbricht,
Da ſind die Tulpen da; wenn dieſe ſind vergangen,
Da ſtehn Päonien und Roſen in dem Prangen.
Jetzt ſchoſſet dies hervor, jetzt fället jenes ab:
Was Eines Wiege war, das iſt des Andern Grab.
Bald kömmt der fröde Herbſt mit ſeinen kranken Lüften,
Mit den er alle Zier weiß tödtlich zu vergiften.

— — — — — — — — — —

Der müde Himmel greiſt, die Mutter die veraltet,
Wird runzlicht an der Haut, die Fruchtbarkeit erkaltet;

Der halberfrorne Nord weht durch das ſchwache Thal,
Macht das Gefilde bloß, die kranken Bäume kahl,
Reißt Alles mit ſich hin, verbläſt dem ſtillen Quelle
Den ſonſt gewohnten Weg, a) daß er nicht von der Stelle,
Nicht vor ſich rinnen kann. Wo iſt alsdann die Zeit,
Die Zier, die ſchöne Luſt mit aller Fröhlichkeit?
So iſt es auch bewandt um aller Menſchen Sachen:
Ihr Leben iſt das Thal, das uns jetzt Freude machen,
Jetzt Unluſt geben kann. Die Blumen ſind ſelbſt ſie,
Mit aller Zier und Pracht, da dieſe balde früh,
Und jene ſpät verfällt. Hier gilt es nicht zu bauen
Auf ſeiner Jugend Zeit. Die Jungen, wie die Grauen,
Sind ſtets dem Tode reif. Das Veilchen, das ſchlug aus

---

a) Paß.

Vor ſieben Tagen ſchon, und das kaum halb heraus, 3)
Mäht eine Sichel ab. Die flüchtigen Narciſſen
Sind drum geringer nicht, ob ſie ſchon bald hin müſſen,
Als etwa Rosmarin, der zwar ſehr lange ſteht,
Doch wenn der Froſt beißt an, zugleich auch untergeht.
Wir haben nur ein Ziel, wie auch die Blumen haben:
Es ſei früh oder ſpät, wir werden doch vergraben
In unſrer Mutter Schooß. Dies fehlet uns allein,
Daß wir geringer noch als alle Blumen ſein.
Die Zeit, die jetzt verſchwand, 4) kann ſich an ſich erholen;
Das Laub ſchlägt wieder aus, die ſterbenden Violen
Bekommen ihren Geiſt, die Waſſer thauen auf.
Sind wir nur einmal hin, da gilt kein Wiederlauf.
Wir bleiben wo wir ſind. Dies haben wir zu hoffen,

---

3) iſt raus. — 4) verſchleißt.

Daß noch ein grünes Thal uns Allen ſtehet offen,
Da zwar auch Blumen ſind, nicht aber, die vergehn;
In dieſem [5]) ſollen wir auch unvergänglich ſtehn,
Den Amaranthen gleich. In dieſes iſt verſetzet
Auch unſer Grünenthal; er iſt's, der ſich ergötzet,
Der fromme Gottesfreund, in einer ſolchen Luſt,
Die er zwar oft genannt, doch aber nie gewußt.
Da grünt der Grünenthal, da wird er nicht verwelken,
Giebt einen Duft [6]) von ſich, wie die geſunden Nelken,
An die Gott täglich reucht, nach welcher ſchönen Blum'
Auch reucht des Edelen gelobter Nam' und Ruhm.

---

5) Daſelbſten. — 6) Ruch.

Auf einer Jungfrau Abſterben.

Was ſoll man ferner thun? Sie iſt nunmehr vorbei,
Das liebe, ſchöne Kind. Die Augen ſind entzwei,
Dies iſt der letzte Hauch, in dem die fromme Seele
Aus ihrem Miethehaus, 1) des keuſchen Leibes Höhle,
In ihr recht Vaterland, den hohen Himmel, reiſ't.
Dies, was hier hinterbleibt, und auf die Erde weiſ't,
Ihr wohlgeſchmückter Leib, will hin, woher er kommen,
In ſeiner Mutter Schooß. Es hat zu ſich genommen
Ein jedes ſeinen Theil. Ihr bleichen Eltern ihr,

---

1) Miethhauſe.

Ihr klagt nun gar zu ſpät. Vor war ſie noch allhier,
Vor war man noch in Furcht, ſie würde nicht geneſen;
Jetzt ſteht ſie nicht mehr auf. Er iſt nun da geweſen,
Der Leibesgaſt, der Geiſt. Jetzt hilft kein Weinen nicht,
Kein Bitten, keine Buß', und was man ſonſt verſpricht
In einer ſolchen Angſt. Sie hat den Wunſch erfüllet,
Der doch auch eurer war, ihr Leid iſt ganz geſtillet,
Und eures hebt ſich an. Stillt aber eures auch,
Daß ſie recht ruhen mag, beweiſt der Chriſten Brauch,
Der zwar den frühen Tod der Seinen heißt bedauern,
Nicht aber troſtlos läßt auch mitten in dem Trauern.
Sie unterſcheiden wohl, was ihr und Gottes iſt.

Der mehr als Seines nichts hinwieder ſich erkieſt,*)
Zur Unzeit und zur Zeit. Was er zuvor verborget,
Das fordert er mit Recht. Ein heidniſch Herze ſorget,
Spricht: Einem, der jung ſtirbt, dem iſt der Himmel feind.
Nicht ſo, wer zeitlich fällt, mit dem iſt Gott mehr Freund.
Die Liebe haßt Verzug. Je balder Einer ſtirbet,
Je lieber iſt er Gott; was aber hier verdirbet,
Der Leib, die Zier, die Kunſt, und was man ſonſten liebt,
(Darinnen euer Kind euch billig mehr betrübt,
Dieweil ſie fertig war) das folgt der Flucht der Zeiten.
Gott aber wird den Leib hinwieder zubereiten,
Daß er ſoll ewig ſein; da denn die Kunſt und Zier,
Die nicht kann untergehn, wenn wir ſind nicht mehr wir,

---

*) D. h. der nur das Seinige zurückfordert.

In den verklärten Leib wird wieder eingegoſſen,
Daß ſie gleich ewig ſein. Indeß habt ihr genoſſen
Der zwar wohl kurzen Zeit, da eure Tochter euch
Von Herzen hat erfreut. Sie war an Schönheit reich,
An vielen Gaben hold, — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — vollkommen war ſie ſchon,
Ob ſie gleich war ein Kind. Drum muß ſie jung davon.
Ein Obſt das balde reift, wird zeitlich abgenommen;
Wir ſind von wilder Art. Gönnt ihr, zu was ſie kommen,
Und wiſſet, daß die Zeit, die ſie, als wie man ſchätzt,
Allhier zu kurz gelebt, die Ewigkeit erſetzt.

Auf eines Kindes Ableben.

Wo iſt der Gärten Pracht, der Blumen Königin,
Der Augen liebe Luſt, die Anemone hin,
Die ſo nur geſtern noch in ihrem Purpurmunde
Und keuſchem Angeſicht' allhier zugegen ſtunde?
Wo iſt denn heut' ihr Schmuck, ihr wolluſtvolles Häupt,
Und mit einander ſie? Sie iſt ſchon abgeleibt.
Hier ſteht ihr grüner Fuß, der Stengel, noch zu ſchauen,
Der ſchon auch matt und welk; hier ſiehſt du was zu trauen,
Menſch, auf dein Leben iſt. Der, den man jetzt begräbt,
Das herzeliebe Kind, hat neulich noch gelebt.
Und jetzt, jetzt ſtarb es hin! Es war wie eine Blume,
Wo mir nicht leichter noch, mit ſeiner Schönheit Ruhme.

Hier liegt ſein leerer Leib; ſein 1) Stengel ſteht noch hier;
Bald wird der keins mehr ſein. — Beklagt es doch mit mir!
Was hilft es, Menſchen ſein, was, liebe Blumen küſſen,
Wenn ſie ſind ſchöne zwar, doch balde nichts ſein müſſen!

---

1) ihr.

Frühlings-Hochzeitgedicht.

Der Winter iſt vorbei, der Feind der bunten Auen,
Und aller Blumen Tod. Was Juno kann beſchauen
Auf dieſem breiten Rund', 1) iſt alles Jammers frei,
Der von der Kälte war. Der Winter iſt vorbei,
Der angenehme Lenz iſt jetzt ſchon angekommen,
Hat jenem alle Macht und Leidſein abgenommen,
Und gar von uns verjagt. 2) Der liebe Freund der Luſt
Hat von der Erde Müh' und Übel wohl gewußt,
Drum bricht er ſo herein. — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Seht, wie ſo grüne werden
Die Glieder überall der neu belebten 3) Erden,

1) dieſer breiten Rund'.
2) verweiſt. — 3) breitgebrüſten.

Feld, Wieſen, Berg und Thal. Jetzt regt ſich die Natur,
Sie bildet ihre Zier, wo man hinſiehet nur.
Wie prangt ſie mit der Saat, wenn mit geſunden Reifen
Die fromme Zynthia bei Nachte ſie muß täufen,
Davon das Gras und Korn früh alle trunken ſind,
Und taumeln hin und her, wenn ſie ein Weſtenwind
Mit ſanftem Athem ſchwenkt. Wenn es beginnt zu tagen,
Und furchtſam tritt hervor Aurorens rother Wagen,
Und zeigt ſein braunes Licht der aufgeweckten Welt,
Da geht die Wolluſt an, die mir und dir gefällt.
Das leichte Federvieh verläßt die warmen Neſter,
Begiebt ſich ihrer Burg, der halbbegrünten Äſter,
Spaziert durch freie Luft, ſingt Schaf' und Schäfer an,
Dann auch dies gute Volk nicht lange ſchlafen kann,
Steht mit der Sonne auf. Die Thaue ſinken nieder,
Beperlen Laub und Gras; der Fillis laute Lieder,

Die in dem Buſche graſt, die wecken Echo auf,
Daß manchen hellen Schrei ſie thut durch's Thal darauf. 4)
Die lautere Fontän', entſprungen aus der Erden,
Mit der Kryſtallen nicht verglichen mögen werden,
Ergeußt den hellen Quell, und rauſchet durch den Grund,
Darinnen mancher Hirſch benetzt den dürren Mund.
— — — — — — — — — —
Indeſſen ſteigen auf des muntern Phöbus Pferde,
Die nichts als Feuer ſind; da wird das Rund 5) der Erde
Von Neuem ganz belebt. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — Frau Flora ſchläft nicht lange,
Nimmt dieſer Zeiten wahr, kommt mit geſchwindem Gange
Auf ihre Wieſe zu, verblumet Feld und Wald,
Und machet Berg und Thal mit Farben wohlgeſtalt.
Sie braucht nach ihrer Luſt die warmen Sonnenſtrahlen,

---

4) ſie durch das Thal thut drauf. — 5) der Punkt.

Damit ſie wunderlich die Tulpen kann bemalen,[6]
Der Gärten frühe Zier.[7] Sie ſtreicht ſo artig[8] an
Den ſchönen Ritterſporn, als wohl kein Maler kann.
Auf liebe Nägelein, auf günſtige Narziſſen,
Auf ſchönen Hyacinth iſt ſie ſchon jetzt befliſſen;
Der Veilchen ſüße Gunſt, der Anemonen Pracht
Macht, daß die kluge Frau oft in ſich ſelber[9] lacht
Und denkt: Iſt das nicht Luſt? Des Himmels Angeſichte
Iſt blau und wolkenfrei, die Luft iſt hell und lichte,
Kein Nebel zieht[10] ſich auf, kein Regen und kein Wind
Bei dieſer Stätigkeit jetzt zu befürchten[11] ſind.
O wunderſchöne Zeit! Ja freilich iſt ſie ſchöne:
Kupido weiß es wohl, zeigt ſchon an ſeine Fröhne,
Schreibt ſich zu eigen zu die ganze Frühlingszeit,
Läuft, wie er pfleget ſtets, in ſeinen alten Streit,

---

6) vermalen. — 7) Zeit. — 8) artlich.
9) ſelbſten. — 10) zeucht. — 11) befahren.

In den Streit, da er ſich kann unterthänig machen
Was ihm will widrig ſein, in den Streit, da er Lachen
Anſtatt des Schießens braucht; der Kugeln darf er nicht.
Man hat ihm Pfeile zwar und Bogen angedicht',
Jedoch nur ein Gedicht. Er ſelbſt iſt ein Gedichte
Und blinde Fantaſei. Die glaubliche Geſchichte
Von dieſem Wundergott iſt der Poeten Spiel,
Die Meiſten glauben's ſelbſt, von dem ſie melden viel.
Doch ſei ihm, wie ihm ſei, er mag ein Gott verbleiben,
Ich will das gute Kind nicht aus dem Himmel treiben.
Lieb' iſt ein großes Ding! Dies will mir nur nicht ein,
Daß er ein kleiner Knab' und blind dazu ſoll ſein.
Iſt er ein ſchwaches Kind, wie daß er denn kann zwingen
Den ſtärkſten Ritter, Mars? Ihn zu der Mutter bringen

Und zuſehn, wie Vulkan ein groß Paar Hörner kriegt,
Der doch ſein Vetter iſt? Dies heißt ja obgeſiegt.
Und iſt der Knabe blind? Er muß mir ja erſt[12] zielen,
Im Fall er wolle denn nur mit den Pfeilen ſpielen
Und einen Fehlſchuß thun. Er ſpannet in der Welt,
Und ſchießt, daß Jupiter auch ſelbſt vom Himmel fällt.
Es ſei, ich kann ihn doch nicht groß und ſehend machen.
Ein Gott muß er wohl ſein, denn auch in denen Sachen
Die unbeſeelet ſind, da übt er ſeine Kraft:
Die Seinen lieben ſich, und halten Schwägerſchaft;
Die Seinen lieben ſich, ein Zweig buhlt mit dem andern.
Iſt Liebe nur ein Feu'r? Wie, daß im Fluſſe wandern
Die Fiſche Paar bei Paar, und treiben, was der Muth

---

[12] vor.

Und Luſt zu mehren ſich im Waſſer heißet gut?
Iſt Liebe denn ein Froſt? Wie kommt es, daß das Lieben
Auch mitten in dem Schnee von Allen wird getrieben,
Was ſich nur lieben kann? Ich finde mich nicht drein;
Es muß ein ſeltſam Ding um Lieb' und Lieben ſein.
Iſt es der Geiſt der Welt, von dem man will viel ſagen,
Und kennt doch niemand ihn? Man nennt es ſüße Plagen,
Die Sinnenmeiſterinn, die wolluſtvolle Noth,
Der Freiheit Untergang, den angenehmen Tod,
Und was der Namen mehr die ewigen Poeten
Sehr weislich dichten an den ſauerſüßen Nöthen.
Was Lieb' iſt, weiß ich nicht, doch ſchreib' ich hier davon —
Was hilft's! Unwiſſenheit iſt meiner Einfalt Lohn.
Dies iſt der ſchöne Zweck, dahin wir Alle denken,
Dahin wir Tag und Nacht die leichten Sinne lenken,

Wenn wir erwachſen ſind. Es muß geliebet ſein,
Soll dieſes Alles nicht in Kurzem gehen ein.
Der hohe Himmel liebt den tiefen Schooß der Erden,
Die Luft pflegt mit der See und ihr vermählt zu werden,
Die beide ſchwängert jetzt. Dies macht der Liebe Band,
Daß allzeit Tag und Nacht ſo bleiben im Beſtand,
Und wechſeln friedlich um. Die Zeiten tauſchen abe
Mit höchſter Einigkeit. Die Sonne ſteigt herabe,
Macht, daß ſich Alles liebt; der Widder und der Stier,
Darinnen ſie jetzt läuft, die ſind verbuhlte Thier',
Als wie ein Jeder weiß. Die Zwillinge, die wollen,
Daß wir um dieſe Zeit uns auch umfangen ſollen,
Und gehen Paar und Paar. — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Die lieben Sterne blinken,
Dies lehrt uns, wie auch wir der Liebſten ſollen winken.
In Summa, was in ſich Luft, See und Erde hält,

Das heißt uns lieben jetzt und mitte*) ſein geſellt.
Seht, wie der Eppich kann die grünen Arme ſchlingen
Ringsum die Rüſter 13) her und ſie 14) zur Liebe zwingen!
Seht, was die Wicke thut, das buhleriſche Kraut,
Wie ſie ſich brünſtiglich dem Stengel anvertraut!

— — — — — — — — — —

Dies iſt die ſüße Luſt, die aus dem Himmel brachte
Den heißen Jupiter, die ihn zum Stiere machte.
Der hochverliebte Gott ließ ſeinen Nektar ſtehn,
Im Fall er mußte fort nach andrer Weide gehn.
Man kennet keinen Gott, der nicht geliebet hätte.

— — — — — — — — — —

Auch wir ſind Göttern gleich durch unſrer Liebe Gaben;
Da meint ein Jeder ſchon ein Himmelreich zu haben,
Der feſt und ſtäte liebt, wenn die ihm, die er liebt,

13) den Rüſtbaum. — 14) ihn.

*) D. h. Mit der ganzen Natur.

Ein treues Unterpfand der Gegenliebe giebt.
Das liebliche Geſchlecht, das wir die Jungfern nennen,
Was kann es nicht bei uns! Was mag man ſonſt wohl kennen,
Das einem Manne mehr die ſtrengen Sinne bricht,
Und machet balde zahm? An dies Volk denkt man nicht
Ohn' innerliche Luſt, ihr Name machet rege,
Was in und an uns iſt. Wär' Einer noch ſo träge,
Durch Lieben wird er friſch und krieget einen Muth.
Kupido iſt fürwahr der Faulheit gar nicht gut.
Da kann ein Buhler nicht die Schönheit g'nug beſchreiben,
Die an der Liebſten iſt, muß Tag und Nacht vertreiben
Mit ihrer Gaben ꝛc. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Er weiß nicht was er ſaget;
Bald iſt er gutes Muths, bald hebt er an und klaget.

Er heißt ſie in der Angſt wohl gar die Zauberinn,
Die ihm durch ſtilles Gift verlähme Kraft und Sinn.
Und es iſt ohne nicht. Die ſtärkſten Kriegeshelden
Kann zwingen eine Frau. Die wahren Schriften melden,
Daß Alexandern nie entherzet' eine Schlacht,
Noch hat ihn doch ein Weib zu einer Frau gemacht.
Perſepolis, die hat durch Thais brennen können;
Der Liebe zogen nach auch die Amazoninnen,
Wie frei ſie waren ſonſt. Achilles war nicht ſtark,
Wenn ſeine Briſes ihm nahm aller Kräfte Mark.
Der Paris wurde blind durch Zierrath einer Frauen,
Er mußte mehr auf ſchön, als auf die Tugend ſchauen.
Ja auch die Götter ſelbſt, wie mehrmals iſt geſagt,
Hat oftmals Weiberangſt aus ihrer Burg gejagt,
Daß ſie ihr gingen nach. Wer wollte denn nicht lieben?
Wo wir nur ſehen hin, da werden wir getrieben
An dieſes ſüße Werk. Wer will denn nun ein Stein,

Ein Stiefkind der Natur, ein ſich Selbſthaſſer ſein?
— — — — — — — — — —
Und ihr habt recht gethan, ihr wohlgepaarten Beide,
Daß ihr das ſüße Joch der angenehmen Freude
Wollt zeitlich gehen ein. Die günſtige Natur,
Des Höchſten treue Magd, weiſt euch auf dieſe Spur.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Iſt aber jetzo Zeit, durch Heirath ſich zu binden?
Jetzt, da der tolle Mars uns dräuet vorn und hinten?
Jetzt, da das deutſche Volk ſich ſelbſt die Degen wetzt,
Und ſein rebelliſch Schwert ſich an die Gurgel ſetzt?
Ihr wollt auch in den Krieg? Ach, wär' in jenem Kriegen
So leichte, wie in dem, das ungewiſſe Siegen,
Wär' unſre Feindſchaft nur nicht größer, als bei euch,

So könnt' ein Winken nur die Sache machen gleich.
Doch fahret immer fort, laßt Andre ſich jetzt ſchlagen,
Ihr kriegt mit guter Ruh'. Dürft euern Leib nicht wagen
In das verlorne Glück, in einen glatten Streit.
Der Streit, darin ihr ſeid, iſt lauter Einigkeit,
Mit Freundlichkeit vermählt. Man ſpricht auch ſonſt, im Mayen
Da ſei es gar nicht gut zu ſtellen an das Freien,
Nicht minder thut ihr's doch? Doch kümmert euch nicht drum:
Ich habe nachgeſucht, ich finde nicht, warum.
Wir ſind die Römer nicht, daß wir dies ſollten halten;
Wir richten uns nach uns; was ſchaffen uns die Alten?
Es iſt nicht balde wahr, was der und jener ſpricht:
Gewiſſer Tage Wahl will Gott zum Freien nicht.
Ihr habt der beſten Zeit der Zeiten wahrgenommen,
Der Lenz heißt euern [15] Lenz der Jugend jetzt willkommen.

---

[15] euer.

Dies alles was jetzt liebt, das wünſcht euch Heil zu dem,
Was ihm und euch nun iſt von Herzen angenehm.
Das Wind- und Waſſer-Volk, die ausgeſchlagnen Wälder,
Der ſchöne Mayenſchein, die neubegrünten Felder
Sind fröhlicher als vor. Die Flora giebt euch Luſt,
Cytheris drücket ſchon eins an des andern Bruſt.
Die friſchen Najaden, die Muld-Einwohnerinnen,
Die rufen: Glück o Paar! Glück! Glück! ſo ſehr ſie können.
Das ganze Hartenſtein erſchallt von dem Geſchrei,
Und jauchzet mitten drein: Glück zu! ihr Liebſten zwei!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Und nun, nun iſt es Nacht. Der Renner iſt entwichen,
Der Alles lichte macht. Frau Luna kömmt geſchlichen,
Und ſteckt ihr Silber auf. Der ſchöne Nachtſtern kömmt.

Die angelegte Gluth der hellen Sterne glimmt.
Hört auf, ihr gar ein Sinn, hört auf mit euren Tänzen:
Ermüdet euch nicht gar. Die Luſt könnt ihr ergänzen
Auf einen andern Tag. Jetzt ſeht was Hymen dort
In jenem Saale zeigt, geht Liebſte, gehet fort,
Und gebet gute Nacht! Die Venus ſteht von ferne,
Lacht eurer Weigerung. Kupido ſähe gerne,
Daß ihr nur machtet fort. Er trägt die Fackeln für,
Und wartet ſehnlich auf vor jenes Zimmers Thür,
In dem ihr ſchlafen ſollt. Geht, geht, ihr lieben Herzen!
Vereinigt mehr denn Sinn, beflammt die Liebeskerzen.
Geht, geht zu eurer Raſt, nach der ihr einig ſteht,
Und merket, wie es auch in dieſer Ruh' ergeht.

Anhang.

An Flemming.

(Sonette von Auguſt Wilhelm Schlegel.)

Der Lorbeer, dem du glühend nachgerungen,
O Flemming! welke niemals deinen Haaren;
Der du durch Schiffbruch, Wüſtenein, Barbaren,
Faſt bis zum Bett der Sonne hingedrungen.
Du ließeſt, wo kein deutſcher Laut erklungen,
Die Fremdlingspoeſie ſich offenbaren.
Der Länder mehr, als Alexanders Schaaren,
Hat dein Geſang verherrlichend bezwungen.
Du warſt der Orpheus jener Argonauten,
Die Deutſchland, Friede wünſchend, aus der Wolgen
Auf Caſpiens Fluth geſendet zu den Perſen.
Doch als auf dich der Heimath Muſen ſchauten,

Und du zurück kamſt, ihnen raſch zu folgen,
Da ſtach der Tod dich neidiſch in die Ferſen.

Dem frühen Schickſal iſt ſein Raub entronnen,
Denn Flemmings Lieder werden ewig leben,
Wie kühn ſie auch der Kunſt Geleiſ' entſchweben,
Wie leicht ihr goldner Faden hingeſponnen.
Es drängt ſich freudig an das Licht der Sonnen
Das herrliche Gemüth, das innre Streben:
Aufbrauſend, wie der edle Saft der Reben,
Ein voller Becher, ein lebend'ger Bronnen.
Das Vaterland, die Drangſal wüſter Zeiten,
Der Freunde Freundſchaft, der Geliebten Liebe,
Und fremder Land' und Völker Herrlichkeiten
Beſingt er wechſelnd mit gleich regem Triebe.
Ob ſeine Worte Orients Glanz verbreiten,
Ihr Sinn nach deutſcher Art gediegen bliebe.

Inhalt.

Seite

Vorrede VII

über Flemmings Leben und Schriften IX

Erſtes Buch.

Freie Lieder,

geiſtliche und weltliche.

Vor ſeiner Abreiſe nach Perſien 3

Pilgerſpruch 8

Preis der Tugend 10

Danklied. (Nach der Schlacht bei Lützen.) . . . 13

Lied der Treue 17

Aufruf zur Freude im Frühling. (An einen Freund.) 19

Tanzlied. (Aus dem Italieniſchen.) 24

Wie er wolle geküſſet ſein 27

Auf die italieniſche Weiſe: O fronte serena . . 29

Madrigal 31

Himmel und Erde 32

Des Schäfers Wünſche 34

Seite
Echo 36
An Anemone 38
Aufmunterung zur Liebe 40
Unwandelbare Liebe 42
Liebeszwang 44
Verborgene Liebe 46
Freiheit 48
An Baſilenen. (Bei ſeiner Abreiſe.) 51
Abſchied von der Geliebten 53
An Anemone 56
Troſt der Getrennten 58

Zweites Buch.

Gelegenheitsgedichte.

(Glückwünſchungen, Hochzeitlieder u. Leichengeſänge.)

An Johann Albrecht von Mandelsloh, Fürſtl. Holſtein. Geſandtſchaftsſtallmeiſter. Zu ſeinem Geburtstage, in Moskau 1636 63
An Grahmann. (Als derſelbe in Aſtrachan 1638 von einer hitzigen Krankheit genas.) 67
Auf Timotheus Polus Namenstag 75
An ſeinen Vertrauteſten 80
An einen guten Freund 82
An eine Jungfrau 84

Seite
Auf einer Jungfrau in Hargen Namenstag . . . 86
Hochzeitlied im Frühling 88
Hochzeitlied im Sommer. (Auf die Vermählung des Herrn Scherli mit Jungfrau Anna Sophia Grünwald.) 92
Hochzeitlied im Mai. (Zu der Vermählung des Herrn Johann Weinmann mit Frau Magdalene Waſſerführer, geborener Plankin.) 97
Aus einem Hochzeitliede im Frühling 100
Auf den Tod eines neugebornen Kindes 104
Auf den Tod eines Knaben 109

Drittes Buch.

Geiſtliche Sonette.

An den Erlöſer 113
Bekenntniß 117
Es iſt Alles eitel 118
Kaufet ohne Geld 120
Ich bin die Auferſtehung 122
Gehe von mir aus, ich bin ein ſündiger Menſch . 124
Neuer Vorſatz 126
Alſo hat Gott die Welt geliebt 127
Hephata 129
Er hat Alles wohl gemacht 131

Viertes Buch.

Vermiſchte Sonette.

Seite
Strafſonett an die jetzigen Deutſchen 135
Lob der deutſchen Muſen. (An Herrn D. Hövel zu Riga.) 137
An Deutſchland 139
An Sich 141
In ein Stammbuch. (Am kaſpiſchen Strande, nach einer Rettung.) 142
An das Jahr 144
Auf die Geſundheit ſeiner Geliebten 146
An ihren Mund 147
Als er vergeblich auf ſie wartete 149
Schönheit und Treue 151
An ſeine erſte Freundinn 153
An den Weſtwind 155
An die Stadt Moskau. (Als er ihre vergoldeten Thürme von ferne ſah.) 157
Taumel der Glückſeligkeit 159
An den Mund ſeiner Freundinn 161
An die Nacht, als er bei ihr wachte 163
Zu ihrem Geburtstage 165
An den Ort, da er ſie zuerſt umfangen 167
An denſelben Ort 169
Er bildet ſich ein, als ſehe er ſie vor ſich . . . 171
Als er ſie ſchlafend fand 173

Seite

Auf ihr Bildniß 175
An ihren Spiegel 177
An Kandora 179
An einen Ring 181
Der Frommen 183
An ihren Garten 185
An Grahmann. (Zu deſſen Geburtstage in Reval.) 187
Auf eine Hochzeit 189
Auch auf eine Hochzeit 190
Was iſt die Liebe? (Auf eine Hochzeit.) 192
Auf Opitz Tod 194
Auf deſſelben Tod, welchen er in der Nagaiſchen Tartarei vernahm 195
Auf den Tod ſeiner Stiefmutter, den er in der Fremde erfuhr 197
Auf den Tod der Gattinn eines Freundes 199
Auf des Kammerdieners Iſaak Merzier's Entleibung . 201
Auf Johann Rudolf Stadelers Hinrichtung zu Iſpahan 203
Paul Flemmings Grabſchrift 205

Fünftes Buch.

Alexandriner.

(Poetiſche Wälder.)

Ich bin ein guter Hirte 209
Andacht 211

Seite
Am Himmelfahrtstage 213
Auf Herrn Leon Bernullers Namenstag 215
Auf eines Verreiſeten Namenstag 219
Als Herr Georg Wilhelm Pöhmer aus Moskau nach Deutſchland reiſte 221
An einen Freund 226
In ein Stammbuch 227
An Herrn Olearius. (Vor Aſtrachan 1636.) . . . 229
Lob eines Soldaten zu Roſſe 240
Lob eines Soldaten zu Fuße 246
Auf eines Herrn von Grünenthal Leichenbeſtattung . 249
Auf einer Jungfrau Abſterben 254
Auf eines Kindes Ableben 258
Frühlings-Hochzeitgedicht 260

Anhang.

An Flemming. (Sonette von Aug. Wilh. Schlegel.) 273

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

IV.

Rodolf Weckherlin.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

IV.

Auserleſene Gedichte von Rodolf Weckherlin.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auserleſene

Gedichte

von

Rodolf Weckherlin.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Wir hoffen, durch die in dieſem vierten Bändchen unſrer Bibliothek enthaltene Auswahl von Rodolf Weckherlin's Gedichten einem lange und lebhaft gefühlten Bedürfniſſe der Freunde vaterländiſcher Poeſie zu Hülfe zu kommen, denen es, bei der Seltenheit der Ausgaben dieſes Dichters, nicht leicht vergönnt war, ihn näher kennen zu lernen, als es aus dem dritten von Eſchenburg beſorgten Bande von Zachariä's Auserleſenen Stücken oder Matthiſſons Anthologie möglich iſt.

Wir haben uns bei unſerm Abdrucke der Amſterdamer Ausgabe von 1648 bedient, welche, als die vollſtändigſte und korrekteſte, uns die Vergleichung mit den älteren Sammlungen erläßlich gemacht hat. Unſre Auswahl haben dieſelben Grundſätze geleitet, welche ſich uns bei den vorigen Bänden als zeitgemäß bewährt haben. Nur haben wir bei einigen Gedichten ihr geſchichtliches Gewicht mit in Erwägung gezogen, und uns beſonders vorgeſetzt, den feurigen Proteſtantismus unſres Weckherlin in dieſer Auswahl durchleuchten zu laſſen. Möchte dieß auch zeitgemäß ſein!

Unſre Bearbeitung der Weckherlin'ſchen Gedichte verdient kaum den Namen einer Arbeit: ſo leicht und unbedeutend iſt ſie. Nur hie und da, wo durch eine natürliche Umſetzung der Worte ein ſehr gewichtiger Accent aus der kurzen Silbenſtelle in die lange gebracht werden konnte, und umgekehrt, oder wo eine harte Abkürzung oder Zuſammenziehung durch daſſelbe Mittel gemildert werden mochte, haben wir Hand an den alten Text gelegt, und nächſt dem ſind nur die fremdartigſten und der jetzigen Sprachweiſe widerſprechendſten Ausdrücke getilgt worden, welches um ſo verzeihlicher iſt, da ſelbſt Weckherlin's Zeitgenoſſen manche Idiotismen ſolcher Art in ſeinen Gedichten rügten. Statt der Silbenzählung durchweg eine Silbenmeſſung in Weckherlin's Verſe einzuführen, würde, ſelbſt wenn es ohne große Umgeſtaltungen möglich wäre, unerlaubt geweſen ſein, indem dadurch eine ſeiner formellen Eigenthümlichkeiten verwiſcht worden wäre. Das Anſtößigſte und Schroffſte dieſer Eigenthümlichkeit hie und da zu ebnen und zu glätten, thut ihr dagegen keinen weſentlichen Eintrag, und macht ſie uns erträglicher. So iſt denn auch hier der Grundſatz in Ehren gehalten worden: je ferner und fremder eine poetiſche Eigenthümlichkeit in ihren Formen uns erſcheint, deſto weniger dürfen wir an ihr modeln und putzen; und ein Weckherlin in dem Gewande, welches unſer Opitz trägt, wäre kein Weckherlin mehr.

Deßau, den 26ten November 1822.

Über Rodolf Weckherlin's Leben und Schriften.

Die Nachrichten, welche wir über die äußern Lebensverhältniſſe dieſes Dichters beſitzen, ſind kärglich und lückenhaft, und beſchränken ſich faſt einzig und allein auf dasjenige, was er ſelbſt in ſeinen Gedichten und in den Vorreden zu denſelben über ſeine Perſon und ſeinen Stand angedeutet hat. Die vollſtändigſte und genaueſte Zuſammenſtellung dieſer Notizen giebt eine kleine Schrift von Conz: Nachrichten von dem Leben und den Schriften Rudolph Weckherlin's; ein Beitrag zur Litteraturgeſchichte des ſiebzehnten Jahrhunderts. Ludwigsburg. 1803.

Georg Rodolf*) Weckherlin wurde im Jahre 1584, alſo an dreizehn Jahre vor Opitz, zu

---

*) So ſchreibt ſich der Dichter ſelbſt.

Stuttgart geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Mann, ſtand in Würtembergiſchen Staatsdienſten, und ließ ſeinem Sohne Rodolf eine Erziehung geben, die ihn befähigen ſollte, dereinſt, als Geſchäftsmann, eine ähnliche Laufbahn zu betreten. Ein älterer Bruder Rodolf's, Ludwig, widmete ſich dem geiſtlichen Stande und ſtarb, während des Aufenthalts ſeines jüngeren Bruders in England, beraubt und flüchtig, in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges.*) Rodolf ſtudirte die Rechte auf der Univerſität Tübingen, und hier mag er auch ſeine klaſſiſche Bildung, zu der er früher ſchon einen feſten Grund gelegt hatte, mit Eifer und Liebe fortgeſetzt haben. Daneben muß er der neueren Sprachen noch eigedenk geweſen ſein; denn nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien finden wir ihn auf Reiſen in Frankreich und England, nachdem er vorher den größten Theil ſeines Vaterlandes durchſtreift hatte. Auch in Spanien ſcheint Weckherlin geweſen zu ſein, und viele ſeiner Gedichte zeigen ſehr deutlich, daß die ſpaniſche Poeſie nicht ohne Einfluß auf Weckherlin's Muſe geblieben iſt.**) Er ſelbſt ſagt in einer

---

*) Weckh. Gedichte. Amſterdamer Ausgabe von 1648, S. 639.

**) Wir erinnern nur an das Gedicht auf die Roſe, welches in unſrer Auswahl befindlich iſt.

Vorrede: Viele hohe fürſtliche Perſonen, ja auch Poeten in England, Frankreich, Italien, Spanien und andern Landen, wie in Deutſchland, liebten ihn. Freilich kann aber Weckherlin dieſe Verbindungen auch ſpäter, wo er von England aus zu vielen Sendungen in fremde Länder gebraucht wurde, angeknüpft haben. Weckherlin's erſter Aufenthalt in England gehört in die Regierung König Jacobs I., alſo in eine Zeit, wo dieſes Land ſchon ſeinen größten Dichter, Shakespear, aufzuweiſen hatte; und die engliſche Poeſie, ja auch die engliſche Sprache haben ſo entſchieden auf den Charakter der Weckherlin'ſchen Gedichte gewirkt, daß nur durch ſie manche Züge und Eigenheiten derſelben zu begreifen und zu erklären ſind. Wir meinen nicht ſo wohl die Nachbildungen aus engliſchen Lyrikern, deren es mehrere unter den Weckherlin'ſchen Gedichten giebt, ſondern vielmehr die kecke Freiheit und natürliche Kraft der Muſe unſres Dichters, die ſo einzig und originell der pedantiſchen Ängſtlichkeit und Mäßigkeit der nach Holländiſchen und Franzöſiſchen Muſtern gebildeten Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts gegenüber ſteht. Aus der engliſchen Sprache hat Weckherlin mehrere Wörter und Wendungen germaniſirt; aber nur wenige dieſer Neuerungen ſind unſrer Sprache geblieben, und die meiſten ſtehen daher als Idiotismen und Provinzialismen in den Gedichten Weckherlin's.

Obgleich Weckherlin ſchon ſehr früh angefangen hat, deutſche Verſe nach eigener Weiſe und Regel zu ſchreiben, namentlich, wie er ſelbſt ſagt, Buhlerliedchen, ſpäterhin Ovidiſche Fabeln und Sonette auf ſeine Buhlſchaft mit Myrta,*) ſo ſcheint er doch darüber ſeinen Beruf zum Geſchäftsmanne nicht vergeſſen zu haben. Bald nach ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland wurde er in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre als Herzoglicher Sekretär zu Stuttgart angeſtellt, und verſah daneben den Dienſt eines Hofpoeten mit gewiſſenhafter Treue. Keine Heimführung, kein Beilager, keine Kindtaufe, kein Todesfall an dem Hofe ſeines Herrn oder auch in den mit ihm verwandten oder befreundeten Häuſern blieb von unſrem Weckherlin unbeſungen, und zu einigen Hoffeſten gab er auch, als poetiſcher Ceremonienmeiſter, das Programm der Feierlichkeiten heraus.**) Weckherlin's deutſche Hofmuſe ſcheint viele Neider und Widerſacher unter den Kanzleiherrn, ſeinen Kollegen, gefunden zu haben. Der Dichter ſpielt darauf an in einem Gedicht an ſeinen Herrn, Herzog Johann Friedrich:*)

---

*) Vorrede zu den weltlichen Gedichten.

**) So z. B.: Triumf neulich bey der Fürſtl. Kindtauf zu Stutgart gehalten. Beſchriben durch G. Rodolfen Weckherlin. Stutgart 1616. 4°.

Viel wollten gern durch ein Geſang
Ihr', mit geſchline, Kunſt erzeigen,
Jedoch ihr Stolz und Lieder neigen
Und ſterben ſtracks in dem Aufgang.
Ihr' welſch geblaſ'ne Wort' erſticken,
Alsbald ſie der Erfahrnen Prob'
(So ihr Neid haſſet) nur erblicken,
Und iſt ihr Finger viel zu grob,
Die Doriſche Harf' recht zu zwicken.

Gegen dieſelben Herren von der Kanzlei hat Weckherlin ſpäterhin ein eigenes Spottgedicht verfaßt, welches wir in unſre Sammlung aufgenommen haben.

Im Jahre 1613 beſang Weckherlin die Heimführung der Engliſchen Prinzeſſin Eliſabeth, als Kurfürſtin von der Pfalz und Pfalzgräfin zu Rhein, und auch in der Folge ſehen wir ihn jede Gelegenheit freudig ergreiſen, den Ruhm und die Gnade des Pfälziſchen Hauſes zu preiſen. Mit dem Ausbruche des dreißigjährigen Krieges begann auch für Weckherlin eine ſtürmiſche, unruhvolle Zeit, in der wir ſeinem Leben nicht Schritt vor Schritt folgen können, und wir finden ihn erſt nach 1660 zu London wieder, angeſtellt als Sekretär bei der Deutſchen Kanzlei. Dieſe Kanzlei war nach der unglücklichen Kataſtrophe, welche den Pfalzgrafen Friedrich, den Eidam König Jakobs I., nicht allein um die eben erworbene Krone Böheim's, ſondern auch um ſein Kurfürſtenthum brachte, errichtet worden, um die Verbindung zwiſchen England und dem proteſtantiſchen Deutſchland zu unterhalten; und es hat viel Wahrſcheinlichkeit, daß Weckherlin, als ein Schützling des Pfälziſchen Hauſes, nach der Vertreibung Friedrichs aus ſeinem Erblande, deſſen Flucht theilte, und ſo nachher auf ſeines Gönners Empfehlung die erwähnte Anſtellung in London fand. Wenigſtens bezeigt Weckherlin ſich immer als einen tief verſchuldeten Diener des Kurfürſten und ſeiner Gemahlin, und in der Vorrede des ihnen gewidmeten erſten Buches ſeiner Weltlichen Gedichte ſagt er unter andern: er habe durch dieſe Zueignung beweiſen wollen: „daß weder Glück noch Unglück ſeine gegen das Churfürſtliche Haus und des Churfürſten Perſon tragende demüthige wahre Liebe und Treue jemals habe verhindern, noch verringern können.“ Die Stelle, welche Weckherlin in der Deutſchen Kanzlei bekleidete, ſcheint nicht unwichtig geweſen zu ſein, und er ſelbſt ſpricht von vielen Sendungen, ſchweren Geſchäften und weiten Reiſen, die er als Sekretary gemacht habe.*) Ein in der Amſterdamer Ausgabe von 1648 befindliches Gedicht vom Jahre 1646, welches an Weckherlin, bei Überreichung eines Pokals, gerichtet iſt, titulirt ihn: Raths-Sekretär beider Königreiche in Großbritannien, und giebt einen hohen Begriff von dem Umfange ſeines Wirkungskreiſes. Es heißt darin unter andern:

---

*) Das Gedicht gehört in das Jahr 1614.

Du edle, rechte Hand der Götter dieſer Orten,
Der du gar weit und breit mit nachdrücklichen Worten
Ausrichteſt ihr' Befehl' mit einem Federkeil,
Die Heer' von Nord nach Weſt du zwingſt in aller Eil,
Und durch die ſchwarze Farb', ſo aus dein' Rohr thut fließen,
Du machſt manch rothen Schweiß für's Vaterland vergießen ꝛc.

Mag aber in dieſer Stelle auch poetiſche Übertreibung obwalten, ſo läßt ſich doch ſchon aus den Namen und Titeln derer, die er ſeine Freunde nennt, und nicht minder aus der Sprache der an ſeine Gönner und Schützer gerichteten Gedichte ſchließen, daß ſeine Verhältniße in England glänzend und bedeutend waren, und daß er namentlich an allen Höfen, mit denen er in Berührung kam, geehrt und beliebt geweſen ſein muß. Aber unter den Zerſtreuungen und Täuſchungen des Hoflebens, deſſen gleißender Schein ihn nicht berücken konnte, und deſſen wahre Natur er oft mit den grellſten Farben geſchildert hat, immer beladen und gedrängt mit Geſchäften, welchen die Muſe nicht hold iſt, in der Fremde umherſchweifend und aus ſeinem Vaterlande verbannt, blieb Weckherlin ein Deutſcher, in der ſtärkſten und ſchönſten Bedeutung, und ſang mit feurigem Muthe und unerſchütterlichem Glauben, als proteſtantiſcher Dichter, die Helden der deutſchen Freiheit, einen Bernhard von Sachſen, den Mansfeld, und vor allen den Retter aus Norden, Guſtav Adolf, deſſen Tod die Muſe Weckherlin's zu einem Triumphliede begeiſterte; denn ſie ſah den verklärten Helden unter den Sternen glänzen, nicht im Grabe ſchlafen.

---

*) Vorrede zu den Weltlichen Gedichten.

Der dreißigjährige Krieg, welcher auch die Würtembergiſchen Lande verwüſtete, raubte unſerm Dichter ſein Erbe, und führte den Tod ſeines geliebten Bruders Ludwig herbei, der die väterlichen Güter verwaltete. Auch ein großer Theil von Weckherlin's Jugendgedichten ging bei dieſer Zerſtörung zu Grunde. Solche Verluſte und Unglücksfälle ertrug der Dichter mit männlicher Faſſung und frommer Ergebung. Er erlebte das Ende des dreißigjährigen Krieges und ſtarb wahrſcheinlich im Jahre 1651, nachdem er 1648 von London aus die letzte zu Amſterdam gedruckte Ausgabe ſeiner Gedichte beſorgt hatte.

Wie viel geſchichtlichen Grund und Boden Weckherlin's Gedichte an Myrta haben, möchte ſchwer auszumitteln ſein. Er beſingt unter dieſem Namen, bald als Schäfer, bald als Krieger, bald ohne eine ſo beſtimmte Perſönlichkeit zu zeigen, eine Geliebte ſeiner Jugend, welche ihm der Tod in ihrer ſchönſten Blüthe raubte. Im Jahre 1616 verheirathete ſich Weckherlin mit einer geborenen Freitag an einem Freitage, worüber der Freier in einem Epigramme mit Wortſpielen ſpaßt, und er nennt in ſeinen ſpäteren Gedichten einen Sohn Rodolf, und eine verheirathete Tochter Eliſabeth Trumbull.

Die erſte Ausgabe ſeiner Gedichte veranſtaltete Weckherlin, als er noch in Stuttgart war, wo ſie im Jahre 1618 erſchien, unter dem Titel: Zwei Büchlein Oden und Geſänge. Die folgenden Ausgaben wurden zu Amſterdam gedruckt, unter dem Titel: Geiſtliche und Weltliche Gedichte 1641, 1646 und 1648. Die letzte, vollſtändigſte Ausgabe, welche wir vor uns haben, enthält unter der Abtheilung: Geiſtliche Gedichte: eine überſetzung vieler Pſalmen mit einigen wenigen eigenen Stücken. Die Weltlichen Gedichte zerfallen in ſieben Bücher mit folgenden Titeln:

1. Oden und Geſänge.
2. Trauer- und Grabſchriften.
3. Heroiſche Gedichte.
4. Buhlereyen oder Lieb-Gedichte. (Sonette.)
5. Eclogen oder Hürten-Gedichte.
6. Epigrammaten.
7. Erfindungen für Aufzüge, Balleth, Maſcaraden und etliche fürtreffliche Cartelen ꝛc.

Ein großer Theil dieſer Gedichte beſteht in den Früchten ſeiner Hofpoeterei und hat jetzt nur einen hiſtoriſchen Werth für uns. Dagegen verdienen ſeine Liebesgedichte, Trinklieder, Lobgeſänge und Elegien auf die Helden ſeiner Zeit und ſeines Glaubens, ſeine Eklogen und Epigramme unſre vorzügliche Aufmerkſamkeit. Aus ihnen tritt uns der poetiſche und moraliſche Charakter Weckherlin's gleich würdig und eigenthümlich entgegen, und wir können ihn mit freudigem Stolze als einen unſrer ächteſten Dichter begrüßen. Ächte Kerngediegenheit, tiefes

Feuer, kühne Freiheit des Geiſtes, und eine oft bis zum übermuth unternehmende Gewandtheit in der Behandlung des Stoffes und in der ſprachlichen Form zeichnen unſern Weckherlin vor allen Dichtern des ſiebzehnten Jahrhunderts und namentlich vor der Opitziſchen Schule, deren Vorläufer er war, ſo ſehr aus, daß es uns an Vergleichungspunkten zwiſchen ihm und Opitz gänzlich fehlt. Außer dieſen Hauptzügen in Weckherlin's poetiſchem Charakter giebt ſich uns ſeine Muſe noch in mancherlei Eigenheiten kund: eine kecke Laune, ein Alles wagender Scherz, ein überſprudelnder Muthwille charakteriſiren viele ſeiner kleineren Gedichte, namentlich Trinklieder und Epigramme, und eine großartige Ironie beherrſcht viele Gedichte aus der ſpäteren Zeit ſeines Lebens, in denen er auf ſich und ſeine Verhältniſſe prüfend zurückſchaut. Sein Scherz wird leicht keck und übermüthig, oft, namentlich in Trinkliedern, bis zur Wildheit ausgelaſſen, aber auch durch die wildeſten Spiele des Witzes und der Laune blickt ein großartiger Ernſt, in dem Alles ſeinen Mittelpunkt findet, und zu dem ſelbſt alle bockfüßigen Seitenſprünge ſich zurücklenken. Auch ein leichter, eleganter Scherz iſt ihm in einigen anakreontiſchen Liedern nicht mißlungen, und in dem

Gedichte auf Guſtav Adolfs Tod erhebt er ſich oft zu einer epiſchen Würde und Fülle, die im ſiebzehnten Jahrhundert von keinem andern deutſchen Dichter erreicht worden ſind. Was Weckherlin aus dem Griechiſchen, Lateiniſchen, Italiäniſchen und Engliſchen nachgebildet hat, trägt doch alles mehr oder minder den eigenthümlichen Stempel ſeines Geiſtes, und nichts iſt bloße überſetzung. Beſonders originell ſind einige horaziſche Oden von ihm moderniſirt und germaniſirt worden.

In der Form ſteht Weckherlin freilich tief unter Opitz, wenn wir auf den Wohlklang und die Regelmäßigkeit des Silbenmaßes oder auf die Glätte und Reinheit der Sprache ſehen. Weckherlin mißt die Silben noch nicht, er zählt ſie nur; viele ſeiner Zuſammenziehungen und Abkürzungen von Wörtern und Formen ſind hart und nach den Regeln der Opitziſchen Schule unerlaubt; ferner iſt ſeine Sprache voll Anglizismen und Provinzialeigenheiten, welche die Hochdeutſchen Schleſier nicht dulden. Faſſen wir aber den Begriff der Form etwas höher und weiter auf, ſo kann ſich Weckherlin in dieſer Beziehung wohl jedem deutſchen Dichter ſeines Jahrhunderts gleich ſtellen. Seine Form iſt gediegen, wie ſein Geiſt: lebendiger Wortdrang, ſcharfer Ausdruck, unumwundenes, ſicheres Ausſprechen charakteriſiren ſie, und er trifft mit kecker, nicht lange ſuchender Wahl faſt immer das Rechte für jeden Fall.

Die deutſche Dichtkunſt verdankt unſrem Weckherlin die Einführung mancher kunſtreichen Versarten und Strophenbildungen, deren er manche ſelbſt erfand, andere aus der Fremde entlehnte und dem Geiſte unſrer Sprache anpaßte. Er verſuchte ſich zuerſt in Sonetten, und es iſt zu bewundern, wie frei und kräftig er ſich ſchon in dieſer engen Form zu bewegen verſteht. Auch mit manchen neuen Dichtarten hat er ſich hervorgewagt und ſie auf dem deutſchen Parnaß geltend gemacht, z. B. die Idylle oder Ekloge.

über Weckherlin's Behandlung des Verſes wollen wir Herder's Urtheil mittheilen, dem wir völlig beiſtimmen: „Die gegebenen Proben, ſagt er in ſeinem bekannten Briefe,*) zeigen, daß Weckherlin, wie alle ſeine Vorfahren, die Sylben zum Verſe mehr zählte, als maß, lieber, wenn ich ſo ſagen darf, ſie dem Sinn nach deklamirte, als ſchulmäßig ſkandirte. — Dadurch bekömmt der Vers Phyſiognomie und Leben, es wird eine Wortfolge, wie der Geiſt des Gedichts und der Strophe ſie gleichſam forthaucht. Die Seele des Verſes belebt auch den Wortbau, und der Accent, den der Dichter jetzt auf dieß Wort, jetzt auf jenes, als auf ſeine rechte Stelle zu legen wußte, thut ſeine natürliche Wirkung. Dazu kommt, daß, wie ſchon Weckherlin anführt, die deutſche Sprache bei dieſem Versbau im Beſitz und Gebrauch aller ihrer ſchönen, vielſilbigen und zuſammengeſetzten Worte bleibt, die zerſetzt und zerſchnitten, oder zuſammengedrängt und aufgeopfert werden müſſen, wenn das Mühlengeklapper des jambiſchen Rhythmus ein Erſtes und das Hauptgeſetz bleibt."

---

*) Zuerſt abgedruckt im Deutſchen Muſeum 1779. Oktober.

Weckherlin's Dichterruhm, der zu ſeiner Zeit weit verbreitet geweſen zu ſein ſcheint, wurde bald durch Opitz verdunkelt, und man vergaß den genialen Vorläufer des Stifters der Schleſiſchen Schule immer mehr und mehr, je feſter dieſe Schule und ihre Kunſtregel ſich in Deutſchland begründete. Weckherlin ſelbſt neigte ſich ſehr tief vor Opitz, und krönte ihn in einem ſeiner Gedichte mit dem Lorbeerkranze. Wir ſehen aus dieſem Gedichte, daß Opitz unſerm Weckherlin etwas von ſeinen Werken geſchickt hatte, worüber dieſer in eine ſo lebhafte Entzückung gerieth, daß er flugs das Leid und die Klage über das Unglück ſeines Vaterlandes „ſich aus Mund und Geiſt ſchlug." Ob eine innigere Verbindung zwiſchen Opitz und Weckherlin Statt gefunden, läßt ſich nicht ausmitteln; aber unverkennbar iſt die Sprache warmer Liebe und Verehrung in dieſem Gedichte Weckherlin's.

Lange Zeit lagen Weckherlin's Gedichte vergeſſen oder verkannt; auch die Schweizer verſtanden ihn nicht, obſchon ſie ihn wohl erwähnten. Herder war im Jahre 1779 der erſte, der mit kräftigem Eifer wieder auf ihn hinwies, nachdem durch den dritten von Eſchenburg beſorgten Theil der Auserleſenen Stücke von Zachariä ein leichter Zugang zu des Dichters Bekanntſchaft eröffnet worden war. Seitdem iſt Weckherlin in Deutſchland wieder viel genannt und geprieſen worden, oft freilich auch wohl von Unberufenen und Unkundigen. Zu dem Beſten und Vollſtändigſten, was über ihn geſchrieben worden iſt, gehört, außer der ſchon angeführten Schrift von Conz, die Charakteriſtik, welche Bouterwek von ihm in ſeinem großen Werke giebt. Franz Horn ſpricht über Weckherlin unſicher und lau — ein

Vorwurf, der dieſen fleißigen und geiſtreichen Litterator ſelten trifft Außerdem iſt zu vergleichen: Neumeisteri Specimen dissertationis historico-criticae de poetis Germanicis hujus saeculi praecipuis etc. Viteb. 1706.

Erſtes Buch.

Freie Lieder.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Schönheit vergeht.

Laßt uns in den Garten gehen,
Schönes Lieb, damit wir ſehen,
Ob der Blumen Ehr', die Roſ',
So euch eure Farb' gezeiget,
Da ſie heut der Thau aufſchloß,
Ihre Pracht 1) noch nicht abneiget.

Sieh doch, von wie wenig Stunden
Ihre Schönheit überwunden,
Wie zu Grund liegt all ihr Ruhm!
Wie ſollt' man, Natur, dich ehren,
Da du doch ſolch eine Blum' 2)
Einen Tag kaum läſſeſt währen!

Was iſt es dann, daß ihr fliehet,
Indem euer Alter blühet,

1) Ihren Pracht.
2) ein ſolche Blum.

4

Meiner Liebe Süßigkeit? 3)
Ach, genießet eurer Jahren!
Die Zeit wird eure Schönheit
Nicht mehr, denn die Roſen, ſparen.

---

3) Von meiner Lieb Süßigkeit.

Über einen Kranz.

Die Roſen, Lieb, in deinem Kranz
Sind roth, wie deiner Lippen 1) Glanz,
Die friſchen Lilien 2) ſich vergleichen
Hie deiner zarten, glatten 3) Hand,
Und dann das goldenklare Band
Muß deines krauſen Haars Gold' weichen.

Wenn nun, Herzlieb, dir Witz gnug wär',
Zu merken deiner Arbeit *) Lehr',
Würd' deine Zeit ſo nicht hingehen
Aus Jugend und Unachtſamkeit,
Sondern mit mehr Fürſichtigkeit
Würd' dein Herz ſeinen Nachtheil ſehen.

1) Letzen.

2) Gilgen. — 3) zart und glatten.

*) Deine Arbeit, d. h. dein Kranz, den du mit eigenen Händen gewunden.

Der Roſe giebt ein Tag den Gang,
Die Lilien blühen auch nicht lang,
Und deine Blum' ohn Wiederkehren
Veraltet und verwelket ſich,
So ſollt' auch dieſer Goldfad' dich
Alsbald dein brüchig[4]) Leben lehren.

Warum denn biſt du ſo feindlich?
Warum redſt du ſo unfreundlich?
Warum thuſt du mich ſtets betrüben?
Erbarmſt du dich nicht über mich,
Ach,[5]) ſo erbarm' dich über dich,
Und laß uns nun einander lieben!

---

4) brüchigs, d. h. zerbrechliches. — 5) Nein.

Stumme Rede der Liebe.

Wann, Myrta, Reden und Stillſchweigen
Zumahl verhindert unſer Glück,
So laß uns unſer Herz bezeugen
Durch ſich beſprechende Anblick';
Denn Amor, den wir allzeit ehren,
Wird ſolche ſtumme Sprach' uns lehren.

Laß Blicke hin und wieder fliegen,[1])
Getreue Boten deiner Gunſt,
Der Neider Thorheit zu betrügen,
Die toll und tölpiſch zu der Kunſt;
Denn, Amor, welchen ſie nicht ehren,
Wird ſie die ſtumme Sprach' nicht lehren.

Sollt' aber Jemand ſich verdrießen
Ob unſrer Liebesblicke Fahrt,[2])

---

1) Laß die Anblick hin und her fliegen.

2) Ob unſrer Lieb anblicken fahrt.

So müſſen wir uns dann begrüßen
Mit dem Geiſt, nach der Engel Art;
Denn Amor, welchen wir ſtets ehren,
Wird ſolche ſtumme Sprach' uns lehren.

Und alſo wollen wir betrügen
Der falſchen Schwätzer Müh' und Leid,
Und doppelt uns nach Luſt vergnügen
In ihrem Neid und unſrer Freud';
Weil thöricht Amorn ſie nicht ehren,[3])
Wird er ſie dieſe Sprach' nicht lehren.

3) Weil ſie thorecht Amorn nicht ehren.

Beſtätigung der Liebe.

Daß ihr von Vielen ſeid geehret,
Daß ihr von Vielen werd't begehret,
Mag wohl wahr ſein;
Daß aber ihr der Andern Seelen
Könnt ſo ſehr, als die meine, quälen,
Hat keinen Schein.*)

Daß viel Schönheiten hie auf Erden
Gelobet und bewundert 1) werden,
Mag wohl wahr ſein;
Daß aber Eine auch aus allen
Den Göttern mög' wie ihr gefallen,
Hat keinen Schein.

Daß Einer, der euch nur erſehen,
Woll' euern Dienſt ſtracks untergehen,
Mag wohl wahr ſein;

1) verwundert.

*) D. h. iſt nicht wahrſcheinlich.

Daß aber ihr mögt Einen finden,
Den ihr ſo hart als mich könnt binden,
Hat keinen Schein.

Daß auch durch eure ſüße Sitten
Ich nicht allein viel Müh' erlitten,
Mag wohl wahr ſein;
Daß aber darum andre Herzen
Dem meinen leiden gleiche Schmerzen, **)
Hat keinen Schein.

Daß endlich ſolche Pein zu fliehen,
Meine Vernunft ſich woll' bemühen, a)
Mag wohl wahr ſein;
Daß aber von ſo ſchönen Händen
Ich mich zu Andrer Dienſt könnt' wenden,
Hat keinen Schein.

Daß der Tod allein meine Klagen
Und euern Hochmuth werd' vertragen,
Mag wohl wahr ſein;

---

a) Sich meine Vernunft woll' bemühen.

**) D. h. Schmerzen leiden gleich meinem Herzen.

11

Daß aber ſich durch das Beleiden
Mein Herz wollt' und könnt' von euch ſcheiden,
Hat keinen Schein.

Was ich weiß, und was ich nicht weiß.

Wie lang' ich mich hab' zu beklagen,
Und wie lang' ich hülflos zu zagen,
Weiß ich nicht;
Daß aber ich in meinem Herzen
Die von euch rührend' große Schmerzen
Leid', lieb', und lob', iſt kein Gedicht.

Was ihr, mich allezeit zu kränken, [1])
Nur mit Stillſchweigen thut gedenken,
Weiß ich nicht;
Daß aber, wie ich euch erkoren,
Ich alſo auch allein geboren,
Zu lieben euch, iſt kein Gedicht.

Warum ihr, meine Lieb' zu nähren,
Nicht wollet meinem Trauern wehren,
Weiß ich nicht;

---

1) allzeit zu bekränken.

Daß aber gar kein Schmerz zu finden,
Der meine Liebe mög' entgründen [2])
Und ändern, iſt gar kein Gedicht.

Ob Andre, euch ſo ſehr zu lieben,
Sich mit wahrhaftem Leid betrüben,
Weiß ich nicht;
Daß aber ich hab' keinen Gleichen,
Und alle Buhler mir weit weichen
An Treu' und Lieb', iſt kein Gedicht.

Wie, einziger Troſt meiner Seelen,
Ihr mich ſo troſtlos möget quälen,
Weiß ich nicht;
Daß aber ſich ſtets, euch zu ehren,
Mein Leid und Lieb' zugleich vermehren,
Gelob' ich euch, iſt kein Gedicht.

Und wann ihr wollt, mein Leid zu enden,
Euch, mein Herzlieb, zu mir einſt wenden,
Weiß ich nicht;

[2]) Lieb bald mög ꝛc.

Entgründen: aus dem Grunde reißen, entwurzeln.

Daß aber ich durch Lieb' muß ſterben,
Wenn ich dieſelb' nicht kann erwerben,
Gelob' ich euch, iſt kein Gedicht.

15

Es iſt Unglück, zu buhlen und nicht zu buhlen.

Der, welcher buhlet, hat viel Plag',
Und der nicht buhlet, hat all' Tag'
Auch Müh' gnug, ſein Herz zu verdrießen;
Der aber hat mehr Pein und Reu',
Der nach bewährter Lieb' und Treu'
Kann ſeiner Dienſte nicht genießen.

Lehr', Adel, Tugend, Kühnheit, Zucht
Sind zu der Lieb' nun gar ohn' Frucht:*)
Den Künſten die Leut' nichts nachfragen;**)
Und die Jungfrauen dieſer Zeit,
Schier alle feil, erheben weit
Die, ſo am mehrſten Geld zutragen.

---

*) D. h. ſind jetzt ganz fruchtlos, unnütz, zur Liebe.

**) D. h. die Leute fragen jetzt nicht nach den Künſten, achten ſie nicht und kümmern ſich nicht um ſie.

O daß der jämmerlich verderb',
Und greulich ſterb' und wieder ſterb',
Der das Geld erſtlich hat erfunden,
Dadurch verblendet die Blutsfreund'
Mehr denn natürliche Todsfeind'
Sich haſſen, von Geiz überwunden!

Daher entſpringet alle Noth,
Verdruß und Zwietracht, Krieg und Tod,
Angſt, Trauern, Sorgen und Mißtrauen.
Darum, ihr Jüngling', ſeid doch weiſ',
Zu hüten euch mit allem Fleiß
Vor allen geizigen Jungfrauen.

Scheiden.

Ach, ſüße Seel', muß ich dich denn verlieren,
Jetzt da ich ſtark zu halten dich gedacht?
Darf ich denn nun nicht länger triumphiren?
Verringert ſich denn meiner Schönheit Macht?
Ach nein! Vielmehr will deine Lieb' ſich enden;
Denn wahre Lieb' kann ſich von Lieb' nicht wenden.

Was? Soll ein Fürſt mehr Macht und Vortheil haben,
Denn Amor ſelbſt, der größten Götter Gott?
Wird denn der Krieg mit Blut dich mehr 1) erlaben,
Als 2) dieſe Küſſ', als 2) mein Mund ſüß und roth?
Ach nein, mein Herz! Laß Krieg und Fürſten fahren:
Ein Buhler ſoll nur ſeiner Lieb' willfahren.

---

1) dich mit Blut mehr. — 2) dann.

Was hilft es dir, nach Ehr' und Lob zu ſtreben,
Wenn ich allein ohn' Hoffnung zagen ſollt'?
Viel beſſer iſt, der ſeinem Freund das Leben,
Als [2]) der dem Feind den Tod ertheilen [3]) wollt'.
Mein Herz ohn' dich kann keinen Ruhm vermehren,
Ohn' mich dein Herz ſoll keinen Ruhm begehren.

So thät die zarte Myrta ſich beklagen, [4])
Da Filodor, auch ſeufzend jämmerlich,
Sprach: Laß uns doch der Götter Zorn ertragen,
Myrta, du haſt mein Herz, dein Herz hab' ich; [5])
Und wie ſehr uns das Scheiden nun verletzet,
So ſehr und mehr die Wiederkunft ergötzet.

---

3) mittheilen.

4) Alſo thät ſich die zarte Myrt beklagen.

5) Du haſt mein Herz, mein Myrt, dein Herz ꝛc.

Abweſenheit.

Auf, auf, fleug bald, mein junges Herz,
Zu der hin, die allein dich nähret, 1)
Sag' ihr, wie übergroßer Schmerz
Von ihretwegen mich bethöret.

Sag' ihr, wie mein Geiſt Tag und Nacht
Nichts als 2) Klagwort' von ihr erdichtet,
Und wie der Liebe große 3) Macht
In mir ſchier die Vernunft vernichtet.

Sag' ihr, wie die Abweſenheit
Mein Angeſicht untröſtlich netzet,
Und wie ihr' ſüße Freundlichkeit
Mich, leider, tödtlich jetzt verletzet.

---

1) Zu deren, die dich allein nähret.
2) dann.
3) Lieb zu große.

Doch ſag' auch, daß, wenn in der Pein
Noth, Trübſal, Elend, Angſt und Klagen
Sie meiner eingedenk wird ſein,
Ich ſelig, ſolches zu ertragen.

Ohne Liebe nichts als Leid.

Eh' ich war liebend und geliebet,
War mein Herz niemals ohn' Verdruß,
Mein Leben war allzeit betrübet,
Mein Aug' und Herz voll Finſterniß.
Nichts damals mich mit Troſt erlabte,
Noch mich mit ein'ger Luſt begabte. [1])

Nun iſt es mit mir anders worden,
Denn ſeit ich lieb hab' und auch bin, [2])
Und mich befind' im Liebesorden, [3])
So iſt all mein Verdruß dahin;
Die Lieb' mich ſtets mit Troſt erlabet,
Und ſtets mit Licht und Luſt begabet. [4])

[1]) Nichts mich damal mit Troſt erlabet,
Noch einiges Wolluſts begabet.

[2]) Dann ſydher ich lieb hab und bin.

[3]) in der Lieb Orden.

[4]) Und ihres Lichts und Luſts begabet.

Die Schönheit, welcher 5) Alles weichet,
Die mir und welcher 5) ich herzlieb,
Durch ihre Lieb' mich ſo bereichet, *)
Daß mir der Himmel niemals trüb';
Mit ihrer Kraft ſie mich erlabet,
Und mich mit Gut und Muth begabet. 6)

Der Frühling bring' Wind oder Regen,
Der Sommer ſei voll Hitz' und Staub,
Wie tief der Winterſchnee gelegen,
Und in dem Herbſt fall' Frucht und Laub,
So bleib' ich reichlich doch begabet 7)
Und allzeit durch die Lieb' erlabet.

Das Erdreich mag zerſpringend beben,
Die Luft ſchieß' Donner, Strahl und Blitz,
Das Meer mag ſeine Fluth erheben
Und netzen gar der Sterne Sitz,
So bleib' ich reichlich doch begabet,
Und von der Lieb' mit Lieb' erlabet.

---

5) deren.

6) Und alles Guts und Muths begabet.

7) doch reichlich ich.

*) D. h. bereichert.

23

Das Volk mag ſchwören, ſpielen, ſaufen,
Die Fürſten ſchänden gleich das Land,
Die ganze Welt fall' gleich zu Haufen
Voll Krieg, Untreu, Blut, Greuel, Schand',
So bleib' ich reichlich doch begabet, [8])
Von meiner ſüßen Lieb' erlabet.

---

8) doch reichlich ich.

Rauheit und Feſtigkeit der Liebe.[1])

An Schön- und Rauheit kann man euch,
O Myrta, keine Nymph' vergleichen;
An Lieb' iſt mir auch keiner gleich,
An Treue will ich keinem weichen.
Die Herzen haben wir von Stein,
Wie, Myrta, männiglich mag ſehen,
Ich, auszuſtehen ſolche Pein,
Ihr, meine Pein nicht zu verſtehen.

Ganz ſteinern[2]) iſt gewiß mein Herz,
Gequälet ſtets, euch ſtets zu lieben;
Das eurig' auch, dieweil mein Schmerz
Euch gnadlos gar nicht kann betrüben.
So muß man, daß wir beide Steine,
Ja harte Felſen ſind, wohl ſehen,

---

1) Eine Strophe iſt ausgelaſſen.

2) ſteinin.

Ich, wegen großer Lieb' und Pein,
Ihr, meine Pein nicht zu verſtehen.[3]

Ich hab' beſtändig meine Treu',
Sobald[4] ich euch ſah, euch geſchworen;
Bei euch, beſtändig ſtolz und frei,
Iſt all mein Leid und Lieb' verloren:
Daß alſo ich an Treu' ein Stein,
Und ihr an Stolz ein Fels zu ſehen,
Ich, ohn' Ablaß ſo ſchwere Pein,
Ihr, ohn' Leid mein Leid auszuſtehen.

Wenn dann, o Fels an Hartigkeit,
Mein Weinen euch nicht kann erweichen;
Wenn ich, Fels an Beſtändigkeit,
Durch Undank nicht kann Tod's erbleichen:
So ſind wir ja zwei harte Stein',
Ich, ſolche Marter auszuſtehen,
Ihr, eure Macht und meine Pein
Und unſern Schaden[5] nicht zu ſehen.

3) Alſo muß man uns beede Stein
Ja harte Felſen ſein wol ſehen,
Mich wegen großer Lieb und Pein,
Euch, meine Pein nicht zu verſtehen.

4) Alsbald. — 5) Verluſt.

Wie viel Küſſe?1)

So viel man wohl Körnlein Sands
Am Ufer des Mohrenlands,
So viel Gras im Felde2) ſtehen
Man kann ſehen,
So viel Tropfen in dem Meer,
So viel Fiſch' im Waſſer ſpringen,3)
Vögel durch die Luft ſich ſchwingen,
Und ſo viel der Herbſt Weinbeer';

So viel ſchöne Lieblichkeit,
Schmollende Holdſeligkeit,
So viel Höflichkeit und Lachen
Lieblich machen
Deinen theuren Purpurmund,
Wie viel Roſen deine Wangen,

---

1) Aus einem größeren Gedicht.

2) in dem Feld. — 3) bringen.

Wie viel Liljen machen prangen
Deinen Buſen hoch4) und rund:

So oft küſſ' mich, Nymphelein,
So oft ſchmätz' mich, Schimpfelein!
Laß uns mit einander ſcherzen
Und uns herzen,
Bis ich ſag': Mein Fried', mein Freud',
Ich kann nicht mehr, laß mich gehen!
So ſollſt du ein' Weil' abſtehen,
Daß ich ſeufzend halb verſcheid'.

---

4) ſteif.

Liebesgeſpräch.

Myrta.

Filodor, ſag mir doch frei,
Liebſt du mich mit wahrer Treu'?

Filodor.

Myrta, ja, ich lieb' dich ſehr,
Und ich lieb' dich mehr und mehr.

Myrta.

Sag' mir, wie ſehr liebſt du mich?

Filodor.

Ich lieb' dich, wie eben dich,
Ich lieb' dich, mein Schätzelein,
Wie dich ſelbſt, mein Herzelein.

Myrta.

Du genügeſt mir nicht recht: 1)
Antwort' nur fein rund und ſchlecht.

Filodor.

Die Wahrheit allein ich ſag'
Auf die 2) zweifelloſe Frag'.

Myrta.

So ſag' mir, wie liebſt du mich?

Filodor.

Ich lieb' dich, wie eben dich,
Ich lieb' dich, mein Blümelein,
Wie dich ſelbſt, mein Röſelein.

Myrta.

Warum antworteſt du nicht:
Ich lieb' dich, wie mein Geſicht? *)

---

1) Du vernügeſt mich nicht recht. — 2) dein.
*) D. h. wie meine Augen.

Filodor.

Kann mir mein Geſicht lieb ſein,
Das ein' Urſach meiner Pein?

Myrta.

Lieber, wie dann liebſt du mich?

Filodor.

Ich lieb' dich, wie eben dich,[3]
Ich lieb' dich, mein Nymphelein,
Wie dich ſelbſt, mein Engelein.

Myrta.

Lieber, kein Geſpött mehr treib':
Sag', wie deine Seel' und Leib.

Filodor.

Ach, mein Leib, durch Liebe todt,[4]
Hat kein' Seel', denn Angſt und Noth.

3) dich eben, wie dich. In der folgenden Strophe heißt es: Ich lieb' eben dich, wie dich.

4) Mein armer Leib, durch Lieb todt.

Myrta.

So ſag' ſonſt, wie liebſt du mich?

Filodor.

Ich lieb' dich, wie eben dich,
Ich lieb' dich, mein Seelelein,
Wie dich ſelbſt, mein Tröſtelein.

Myrta.

Sag' nicht mehr: wie eben dich,
Sondern: ich lieb' dich, wie mich.

Filodor.

Mich haſſ' ich in meinem Sinn,[6]
Weil ich nicht recht lieb dir bin.[7]

Myrta.

So ſag doch, wie liebſt du mich?

5) eben wie dich.

6) Ich haſſ' mich.

7) Weil ich dir nicht recht lieb bin

Filodor.

Ich lieb' dich, wie eben dich,
Ich lieb' dich, mein Liebelein,
Wie dich ſelbſt, mein Lebelein.

Der betrogene Amor.

Kupido, einmal ſehr verdroſſen,
Daß er hat ſo viel Pfeil' umſonſt
Auf meine Myrta losgeſchoſſen,
Die niemals achtet ſeiner Kunſt,
Erwählet, ihren[1]) zarten Schooß
Zu wunden, zornig ein Geſchoß.

Alſo flog er bald in den Garten,
Da er dieſelb' zu ſehn[2]) gedacht',
Und nehmend wahr von fern der Zarten,
Die ihn in dieſe Welt gebracht,
Wohlan, ſprach er, nun ſoll dein Blut
Recht büßen, Myrta, deinen Muth.

Er ſpannet, unweiſ', ſeinen Bogen,
Und zielend auf das Herz ohn' Gnad',

---

[1]) ihre.

[2]) zu ſein. Konſtruktion des Accuſativs mit dem Infinitiv.

Schoß er ihn plötzlich los, betrogen,
In ſeiner Mutter Bruſt gerad';
Darauf dann ein elender Schmerz
Vergiftet bald der Göttinn Herz.

Ach weh! was magſt du wohl gedenken,
Sprach ſie, undankbar böſer Knab',
Wie kannſt ſo tödtlich du bekränken
Die, welche dir das Leben gab?
Und ſpareſt gleichwohl deine Macht
Noch wider die, die dich verlacht!

Die Red' ſo ſehr das Kind erſchrecket,
Daß es bald ſeine Wängelein
Mit heißen Zähren überdecket,
Und ſchrie: Ach! liebes Mütterlein,
Verzeihet mir! denn ich nahm euch
Für Myrta, welcher[3]) ihr gar gleich.

[3]) deren.

Amors Wohnung.

Amor, der allſiegreiche Gott,
Von Hochmuth einmal überwunden,
Den Göttern rühmet ſich zu Spott,
Daß ihm allein ſie all' verbunden.

Sie endlich, und billig, zumahl
Ob dieſes Kinds Frechheit verdroſſen,
Ihn haben aus des Himmels Saal
Verjaget und ganz ausgeſchloſſen.

Darauf er, folgend ſtracks dem Glanz,
In meiner Myrta Augen kommen,
Da er aus ſo bequemer Schanz'
Sich, ſich zu rächen, vorgenommen.

Doch dieſes Orts Holdſeligkeit
Hat ihn alsbald ſo ſehr beſeſſen,
Daß er bald der Rachgierigkeit
Und aller Götter gar vergeſſen.

Die Roſe.[1])

Filodor.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Komm, Myrta, dieſes Frühlings Ruhm,
Und aller Blumen ſchönſte Blum',
Dich zu mir auf das Grün zu ſetzen,
Daß du dich in der Blumen Zier,
Daß ich, der Blumen Zier in dir
Beſehend, wir uns beid' ergötzen.

Myrta.

Weil Amor nun allein zugegen,
Der ſtets durch deine Augen mich,
Der ſtets durch meine Augen dich
Allein kann [2]) halten und bewegen,

---

1) Aus einem größern Gedicht. — 2) Kann allein.

So will ich, ja, ſo kann ich nicht,
Mich wendend, 3) fliehen dein Geſicht;
Sondern den Blümelein zu Ehren,
Die wie 4) Stern' dieſes Element
Machen zum 5) Blumen-Firmament,
Begehr ich dein' Geſang zu hören.

Filodor.

Sollt' ich zu ſingen mich bemühen
Von andern, als 6) den Blümelein,
Die unter deiner Augen Schein
In dir friſch, unverwelklich, blühen?
Die Lilj' und Roſen, 7) die gewiß
Ein wahres Blumenparadies
Auf deinem Leib uns mahlen, zwingen
Mich auch, der Natur Gunſt und Kunſt
In dir betrachtend, nichts mehr ſonſt,
Denn dich, der Blumen Ruhm, zu ſingen.

---

3) Wendend mein.
4) als.
5) ein.
6) dann. — 7) Die Gilg und Roſen.

Myrta.

Unnöthig, Lieb', iſt dein Liebkoſen,
Weil wir nun unter einem Joch;
Wenn ich dir lieb', ſo ſinge doch 8)
Jetzo von dieſen ſüßen Roſen.
— — — — — — —
— — — — — — —

Filodor.

O Roſen, die kein Froſt kann tödten,
Durch die ich wieder bin geſund, 9)
O Roſen, die den ſchönſten Mund
Und Wangen liebefärblich röthen! 10)
Euch, Roſenmund, und allein euch
Gebühret, in der Schönheit Reich,
Auf der Lieb' Thron Befehl zu geben;
Mir aber, euch, die ihr gleichlos,
Und aller Roſen ſchönſte Roſ',
Dienſtlich gehorſamend zu leben.

---

8) Wann ich dir dann lieb, ſo ſing doch.

9) durch welche ich widrumb geſund.

10) liebfärblich beröthen.

Wie in dem Himmel, ſo auf Erden,
Kann nichts, denn deine Herrlichkeit,
An Schönheit und an Süßigkeit
Der Roſe gleich gefunden werden.
Daher denn, wann die Frühlingszeit
Die Welt zu der Lieb' Streit und Beut'
Beherzet, und das Erdreich zieret,
Erhebet ſich die Roſ' mit Wonn'
Allda, weil ſie, der Blumen Kron',
Sie unter allen triumphiret.

Die Morgenröthe,[11] neu geboren,
Der Sonne Kind, von Thränen naß,
Doch ſchmollend, bald durch Lieb' und Haß
Von ihr verfolget und verloren,
Wann ſie ſich will mit höchſter Pracht,
Und in der neueſt ſchönſten Tracht
Bekleiden, muß ſie alle Morgen,
Sich zu beſchönen, zwar ohn' Schaam,
Aus dem lieblichen Roſenkram
All' ihre Anſtreichfarben[12] borgen.

[11] Morgenröthin.

[12] Anſtreichfärblein.

Denn früh, alsbald wir nur erwachen,
Und vor dem jungen Sonnenglanz
Die Stern' uns ihren Schein und Tanz
Verbergen, und unſichtbar machen:
Mit lieblichem Pomp und Geruch,
Gleichſam des Blumentags Anbruch,
Die Roſ' die Luft und uns ergötzet,
Und uns des Himmels friſche Ehr',
Als ob ſie ſelber himmliſch wär, 13)
Mit Wunder vor die Augen ſetzet.

Der rothe Morgen muß verbleichen,
Verliebet, ob der Roſe Zier,
Und küſſend läſſet er auf ihr
Der ſüßen Küſſe feuchte Zeichen.
Verbuhlet auch die Lüft' und Wind',
Von Lieb' und Eifer taub und blind,
Mit ihr oft ihre Küſſ' vermiſchen,
Und frech ſich ſelbſt, und andre auch
Mit ihrem gleichſam ſüßen Rauch
Zumal erfreuen und erfriſchen.

---

13) himmeliſch ſelbs wär.

Sobald, entknoſpend,14) ſie aufſtehet
Aus ihrem Lager grün und neu,
Sobald ſie, immer friſch und frei
Als eine kleine Sonn' aufgehet:
Da ſiehet man ſie bald von Zorn, —
Beſchützet zwar von manchem Dorn,
So ihre Wache15) wohl zu nennen —
Wahrnehmend, daß ihr, wie dem Gold
Schier Jedermann gefährlich hold,
Schaamroth und züchtig gleichſam brennen.

Myrta.

Mein Schatz, der mich, den ich erkoren,
Wie ſchnell doch hat ſich dein Geſang,
Der Roſen Friſchheit, und der Gang
Dieſes ſo ſchönen Tags verloren!
Ein End' hat dein Lied und der Tag,
Die Roſ' iſt welk. Wie kann, wie mag
Sich rühmen doch der Menſch bedenklich!
Wenn ſeine Kunſt, Wolluſt, Lob, Ruhm,
Und Schönheit, wie die16) zarte Blum',
Nicht wahrhaft, ſondern ſchnell zergänglich!

---

14) entknöpfend. — 15) Guardy. — 16) ein.

Filodor.

Wenn dann die Jahre, Tage, Stunden,[17]
Wenn alle Menſchen, alle Ding',
Wie immer köſtlich und gering,
Von der Zeit werden überwunden;
Wenn unſer Leben, Freud' und Glück
So leicht in einem Augenblick
Kann ändern oder muß verfließen:
Warum, mein edles Herz und Seel,
Sollt' ich, ohn' allen weitern Fehl,
Nicht deiner Roſen bald genießen?

---

17) die Tag, die Jahr, die Stunden.

Erſte und letzte Liebe.

Nachdem die Lieb', mit ſtarker Wuth
Erhitzigend [1]) mein junges Blut,
Mich mit verwähnter [2]) Pein und Plagen
Hat machen ſeufzen, weinen, klagen:
Ach, ſo befind' ich, daß ich muß,
Weil meine Thorheit nun mit Buß'
Sich endet, das, was ich begangen,
Recht zu beklagen erſt anfangen.

Zwar meiner erſten Klag' Urſach
War eine Schönheit zart und ſchwach,
Auch wunderreich und hochbedenklich,
Doch auch, wie alles Fleiſch, zergänglich.
Hingegen meiner zweiten Klag'
Und Lieb' Quell iſt der Glanz, der Tag,

---

1) Erheitzigend.

2) verwehnten. Wohl: verwähnten, d. h. eingebildeten. Verwöhnten ſcheint keinen Sinn zu geben.

Das Licht, das Leben aller Seelen,
Dem Niemand etwas kann verhehlen. [3]

O meiner Seelen Sonn', o Schein,
O der du, unbeſlecklich rein,
Das Herz kannſt, wie das Aug' regieren, [4]
Mit wahrer Lehr' und Reichthum zieren,
Durch deine Schönheit und Klarheit,
Allmacht und ewige Wahrheit,
Vertreib von meiner Seel' und Augen,
Was ſie kann zu betrügen taugen.

Hab' dein Geſchöpf, zwar deiner Hand
Allreichen Allmacht Wunderpfand,
Ich Menſch, verblendet und betrogen,
Dir, Gott und Schöpfer, vorgezogen,
So bitt' ich nun mit wahrer Reu',
Durch deine Gnad' von Blindheit frei,
Mir meine Thorheit zu verzeihen,
Und wahre Weisheit zu verleihen.

---

3) Daß niemand dem nichts zu verhälen.

4) Kannſt das Herz, wie ꝛc.

Ach, Herr, durch deiner Lieb' Inbrunſt
Vertreib der vor'gen Liebe Dunſt, [5])
Und, mit dir mein Herz zu beſchönen,
Gieb, daß mit neuer Hitz' und Thränen
Ich reinige mein' alte Bruſt,
Auf daß du mögeſt ſelbſt mit Luſt
In ihr, mich allzeit zu regieren,
Hinfür gefälliglich loſieren.

Herr, leite mich mit deiner Hand,
Erleuchte mich durch deinen Brand,
Daß mich hinfür nichts mög' verirren,
Daß ich allzeit mit deiner Huld
All' meine Werk', mit keiner Schuld
Dich allein, mein Lieb, zu verdrießen,
Mög' wohl anfangen, wohl beſchließen!

5) der vorigen Lieb Dunſt.

Herbſtlied.

Die Hirten.

Was kann doch angenehmer ſein,
Als 1) einen Becher ganz voll Wein
In ſeiner ſtarken Hand am trocknen Mund zu haben,
Und ſeinen müden Leib und Geiſt damit zu laben?
Macht nicht der edle Rebenſaft
Durch wunderreich' und ſüße Kraft
Den kalten Leib entſchaudern, 2)
Die alten Weiber plaudern?
So trinken wir herum; und küſſet ihr mit Maaß!
So werden friſcher wir, ſo küſſet ihr auch baß.
Mit Tanzen und Trinken
Das Leid wir verſinken. *)

1) dann.

2) entſchauderen. Und ſo auch in den folgenden Strophen weibliche Reime: verlängeren, bekümmeren ꝛc.

*) D. h. verſenken.

Die Nymphen.

Was kann doch angenehmer ſein,
Nach lang' erlittner Lieb' und Pein,
Als unſern liebſten Schatz in unſerm Arm zu haben,[3])
Und unſer mildes Herz mit Küſſen zu erlaben?
Kann uns nicht der Lieb' Eigenſchaft
Mit übernatürlicher Kraft
Des Lebens Luſt verlängern,[4])
Das Herz mit Freuden ſchwängern?
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel!
Sonſt hindert es in euch das lieb-begehrte Spiel.
Mit Singen und Küſſen
Von Leid wir nichts wiſſen.

Die Hirten.

Hat der Gott Bacchus nicht die Kunſt,
Daß er durch ſüß' und ſtarke Brunſt[5])

---

3) in unſern Armen haben.

4) erlängeren.

5) ſein ſüß ſtarke.

Die beſte Poeſie zu ſingen und zu ſchreiben,
Kann, als Apollo ſelbſt, uns lehren und antreiben?
Und dieſes iſt ſein' eigne Zeit,
Daß ihm jezt dienen alle Leut',
Daß ſich die Welt verwundert,
Wann Bacchus taumelnd dundert?[6]
So trinket nun herum; und kuſſet ihr mit Maaß!
So trinken friſcher wir, ſo küſſet ihr auch baß.
Mit Küſſen und Trinken
Das Leid wir verſinken.

Die Nymphen.

Wie? hat Kupido nicht die Kunſt,
Daß er durch göttlich ſüße Brunſt
Von Lieb' und Schönheit uns zu ſingen und zu ſchreiben,[7]
Mehr, denn Apollo ſelbſt, kann lehren und antreiben?
Das ganze Jahr iſt ſeine Zeit,
Es[8] dienen ihm gern alle Leut';

---

[6] dumlend dunderet.

[7] Uns von Schönheit und Lieb ꝛc. — [8] Und.

Er kann uns all' demüthigen,
Er kann uns all' begütigen.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel!
Sonſt fehlet uns mit euch das ſüß gewünſchte Spiel.
Mit Singen und Küſſen
Von Leid wir nichts wiſſen.

Die Hirten.

Wer geizig liebet den Rubin,
Nehm' dieſen rothen Wein hier hin.
Der Muskateller kann das Gold ſelbſt mehr bereichen;*)
So kann der weiße Wein dem Demant ſich vergleichen.
Er kann vertreiben alles Leid,
Er kann erwecken Lieb' und Freud';
Niemand will er bekümmern,
Er macht das Antlitz ſchimmern.
So trinken wir herum; und küſſet ihr mit Maaß!
So werden friſcher wir, ſo küſſet ihr auch baß.

---

*) D. h. reicher, köſtlicher machen.

Mit Küſſen und Trinken
Die Müh' wir verſinken.

Die Nymphen.

Wer geizig liebet den Rubin,
Von rothen Lippen 9) nehm' er ihn!
Kein Gold, noch Herrlichkeit kann ſich der Lieb' vergleichen,
Sie iſt des Lebens Troſt, und ihr muß alles weichen.
Wo Liebe iſt, 10) da iſt kein Leid,
Und ohn' Lieb' iſt kein' wahre Freud';
Lieb' kann uns all' belägern,
Und Reich und Arm verſchwägern.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel!
Sonſt miſſet uns *) mit euch das ſüß geliebte Spiel.
Mit Singen und Küſſen
Von Leid wir nichts wiſſen.

---

9) Lefzen. — 10) Wo die Lieb iſt ꝛc.

*) D. h. fehlet uns.

Die Hirten.

Iſt Bacchus nicht ein Wundergott?
Die Bleichen kann er färben roth,
Die Alten macht er oft, ja auch die Lahmen, ſpringen,
Geiſt und Herz kann er auch in die Verzagten bringen;
Den Schwachen giebt er Stärk' und Muth,
Den Armen giebt er Geld und Gut;
Die Stummen macht er muttern,*)
Die Redner macht er ſtuttern.
So trinken wir herum; ihr küſſet, doch mit Maaß!
So werden friſcher wir, ſo küſſet ihr auch baß.
Mit Küſſen und Trinken
Das Leid wir verſinken.

Die Nymphen.

Iſt Amor nicht der größte Gott?
Er kann beleben, die ſchon todt,

---

*) Ein Anglicismus: to mutter, brummen, unvernehmlich reden.

Durch ihn kann Alt und Jung, Reich und Arm fröhlich ſingen;
Zwei Herzen in *ein'* Bruſt kann der Herzzwinger[11] bringen.
Wo Lieb', da iſt Verſtand und Muth,
Und Lieb' iſt über Gold und Gut.
Die Alten ſich verjüngern,
Wann ſie die Mädlein ſingern.
So lieben freundlich wir; ihr, trinket nicht zu viel!
Sonſt miſſet ihr mit uns das viel begehrte Spiel.
Mit Lieben und Küſſen
Von Leid wir nichts wiſſen.

Alle.

Verjagend das Leid
Mit Trinken und Tanzen,
Ohn' alles Kramanzen,
In lieblicher Freud',

---

[11] er Herzzwinger.

Ein jedes ſich üb',
Mit Küſſen und Singen
Die Zeit zu verbringen,
Und fröhlicher Lieb'.

Trinklied.[1]

(Nach Anakreon.)

Wer iſt doch immer ſo geſchoſſen,
Daß ob dem lieben Rebenſaft,
Der unſres Herzens Troſt und Kraft,
Er unwirrſch ſein ſollt' und verdroſſen?

Denn was kann doch ohn' Trinken währen?
Und iſt nicht unter dem Getrank
Der Wein das Beſt', mit Lob und Dank
Vor Allem, was naß, hoch zu ehren?

Beſehet doch, Freund, wann es regnet,
Wie durch den ſtarken Regenguß,
Bisweilen auch durch einen Fluß,
Das Erdreich ſich vollſaufend ſegnet!

Die Kräuter und Gewächſ' der Erden,
Ja, alle Bäum' auch, klein und groß,

---

[1] Eine Strophe iſt weggeblieben.

Verſchmachten troſtlos und fruchtlos,
Wenn ſie nicht oft bezechet werden.

Den Durſt die Thier' und Vögel ſtillen
Nach Luſt mit Wolluſt; und die Fiſch',
Die ſuchen ſtets, was naß und friſch,
Damit begierig ſie ſich füllen.

Das Meer will auch den Rauſch nicht fliehen,
Sondern es pfleget ohn' Ablaß
Die tiefen [2]) Flüſſ' und Bäch' ohn' Maaß
Austrinkend [3]) in den Wanſt zu ziehen.

Iſt es dann durch den Trunk getroffen,
So fänget es ein Weſen an,
Als ob es auch wollt' Jedermann
Erſäufen, weil es ſelbſt beſoffen.

In dem Meer und in allen Bronnen
Die Sonn' ſelbſt löſchet ihren Durſt,
Und der Mond wär' ſchon ein' Bratwurſt,
Wenn er nicht voll würd' von der Sonnen.

[2]) Breittiefe Flüß.

[3]) Gar = auſſend.

Drum ſoll uns fürder 4) Niemand wehren,
Da 5) Nichts will unbeſoffen ſein,
Auch mit einander bei dem Wein
Frohlockend Tag und Nacht zu zehren.

Denn wer unwirrſch iſt und verdroſſen
Ob dieſem guten Rebenſaft,
Der unſers Herzens Troſt und Kraft,
Der iſt zwar nüchtern, doch geſchoſſen.

4) fürhin. — 5) Wann.

Vergnügt und fröhlich!

Ho, komm, gut Geſchirr zu machen!
Weil wir die Gelegenheit,
Laß uns ſingen, ſpringen, lachen,
Ohne Sorg' und Traurigkeit! 1)
Laß uns Sorg' und Müh' betrügen,
Die uns unſre Freud' bekriegen.

Laß erfriſchend uns purgiren
Alle Dämpf', ſo unſer Hirn
Mit Geiz und Ehrgeiz beſchmieren,
Und mit Runzeln unſre Stirn,
Und die uns den Kopf zerreißen,
Und das Haar vor Alter weißen. *)

Laß uns unverdrießlich leben
Recht auf gut philoſophiſch,

---

1) Ohn' Fürſorg.

*) D. h. vor dem gehörigen Alter weiß färben.

Unſre Seelen nicht verweben
Melancholiſch, wie Stockfiſch,
Sondern fliehen und vermeiden,
So viel möglich, alles Leiden.

Ein Gemüth, das nach Gut trachtet,
Iſt ohn' Ruh', ohn' Wahn und Witz.
Charon, der den Reichthum achtet,
Als einer Spinadel *) Spitz,
Läſſet ſich die armen Bauern
Wie die Herren ſelbſt bedauern.

Darum laß uns nun vergeſſen
Aller Sorg', Angſt und Gedichts!
Fröhlich an dem Tiſch geſeſſen
Und vergnügt mit unſerm Nichts! a)
Dann den Schädel wir zerbrechen,
Wann wir Geld zuſammen rechen. **)

a) Vergnüget mit ꝛc.

*) D. h. Spindel, vielleicht entſtanden aus: Spinnadel, (Nadel zum Spinnen) oder aus dem Oberdeutſchen Spänel.

**) D. h. rechnen.

Wann die Muſa 3) mich gewähret,
Wann ich will, der Poeſie,
Iſt das, ſo mein Herz begehret
Ohne andre Fantaſie.
Ein frei wohlvergnügtes Leben
Iſt nicht um ein Land zu geben.

---

3) Mein Muſa.

Luſtig gelebt!

Wann ich mit guter Geſellſchaft
Friſch zechend an dem Tiſch geſeſſen,
Macht mich der ſüße Rebenſaft
Des Leids und Unmuths bald vergeſſen;
Ich will ſtets ſpringen an den Tanz,
Gekrönet mit dem Epheukranz.

Mein Hirn, erhitzet durch ein Glas,
Vermeinet mehr Reichthum zu haben,
Denn Midas und Krösus beſaß;
Ja, großer Fürſten Gunſt und Gaben,
Dienſt', Ämter, Glück und Herrlichkeit
Tret' ich zu Grund als Eitelkeit.

Wohlan, bring' her die [1] volle Flaſch',
Die Sorg' aus meinem Kopf zu jagen,

[1] ein.

Und daß ich Lung' und Leber waſch'!
Was hilft es, ſich ſelbſt viel zu plagen?
Iſt es nicht baß, zu Bett voll Wein,
Dann auf der Erden todt zu ſein?

Ermunterung an deutſche Krieger.

Friſch auf, ihr tapferen Soldaten,
Ihr, die ihr noch mit deutſchem Blut,
Ihr, die ihr noch mit friſchem Muth
Belebet, ſuchet große Thaten!
Ihr Landsleut', ihr Landsknecht', friſch auf!
Das Land, die Freiheit ſich verlieret,
Wenn ihr nicht muthig ſchlaget drauf,
Und überwindend triumphiret.

Der iſt ein Deutſcher, wohl geboren,
Der, von Betrug und Falſchheit frei,
Hat weder Redlichkeit noch Treu',
Noch Glauben, noch Freiheit verloren.
Der iſt ein Deutſcher ehrenwerth,
Der wacker, herzhaft, unverzaget,
Für die Freiheit mit ſeinem Schwerdt
In einige Gefahr ſich waget.

Denn, wenn die Feind' ihn ſchon verwunden, [1])
Und nehmen ihm das Leben hin,
Iſt Ehr' und Ruhm [2]) doch ſein Gewinn,
Und er iſt gar nicht überwunden.
Ein ſolcher Tod iſt ihm nicht ſchwer,
Weil ſein Gewiſſen ihn verſüßet,
Und er erwirbet Lob und Ehr',
Indem er ſo ſein Blut vergießet. [3])

Sein Nam' und Ruhm allzeit erklingen
In allem Land, in jedem Mund;
Sein Leben durch den Tod wird kund,
Weil ſein Lob die Nachkommen [4]) ſingen.
Die edle Freiheit iſt die Frucht,
Die er dem Vaterland' verlaſſet,
Da der Herzloſe durch die Flucht [5])
Wird ganz verachtet und gehaſſet.

Alſo zu leben und zu ſterben,
Gilt dem aufrechten Deutſchen gleich;

---

1) wenn ihn ſchon die Feind ꝛc.

2) Iſt Ruhm und Ehr'.

3) ſein Blut ſo.

4) Nachkömmling. — 5) Herzloß durch ſeine Flucht.

Der Tod und Sieg ſind ſchön und reich,
Durch beide kann er Heil erwerben. 6)
Hingegen fliehen allen Dank
Die Flüchtigen und die Verräther, 7)
Und ihnen folget ein Geſtank,
Weil ſie verfluchte übelthäter.

Wohlan derhalb, ihr wahren Deutſchen,
Mit deutſcher Fauſt, mit deutſchem Muth
Dämpft jetzo 8) der Tyrannen Wuth,
Zerbrecht ihr Joch und Band 9) und Peitſchen.
Unüberwindlich rühmet ſie
Ihr Titel, Thorheit und Stolzieren;
Aber ihr Heer mit ſchlechter Müh' *)
Mag überwindlich bald verlieren.

Ha! fallet in ſie! ihre Fahnen
Zittern aus Furcht; ſie trennen ſich;

6) beed kann er ſein Heil.

7) der Verräther.

8) Dämpfet nu.

9) Zerbrechet ihr Joch, Band.

*) D. h. mit geringer Mühe.

Ihr' böſe Sache hält nicht Stich,[10]
Drum zu der Flucht ſie ſich ſchon mahnen.
Groß iſt ihr Heer; klein iſt ihr Glaub';
Gut iſt ihr Zeug; böſ' ihr Gewiſſen.
Friſch auf! ſie zittern wie das Laub,
Und wären ſchon gern ausgeriſſen.

Ha, ſchlaget auf ſie, liebe Brüder!
Iſt groß die Müh',[11] ſo iſt nicht ſchlecht
Der Sieg und Beut'; und wohl und recht
Zu thun, ſind ſie, denn ihr, viel müder.*)
So ſtraf', o deutſches Herz und Hand,
Nun die Tyrannen und die Böſen!
Die Freiheit und das Vaterland
Mußt du auf dieſe Weiſ' erlöſen.

---

[10] Sach' hält nicht den Stich.

[11] Iſt die Müh groß.

*) Sie ſind viel weniger, als ihr, bereit und gemuth, wohl und recht zu thun.

Mannes Glück und Mannes Würde.

(An Alexander vom Rueſt.)

Ach, wie glückſelig iſt deß[1]) Leben,
Dem keines andern Will' gebeut,
Der ohn' Mißgunſt, Neid oder Streit
Sieht Andrer Glück vorüber ſchweben!

Der ſein' Begierd' ſelbſt recht regieret,
Und deſſen frommer deutſcher[2]) Muth
Iſt ſein bewehrter Schutz und Hut,
Darunter ſein Herz triumphiret;

Der kein Geſchrei, noch Lob begehret,
Dem die Wahrheit die größte Kunſt,
Den Fürſten- oder Pöbels-Gunſt,
Den Hoffnung und Furcht nicht bethöret:

---

1) das.

2) fromb und teutſcher.

Der die Fuchsſchwänzer fort läßt gehen,
Sie ſpeiſend nicht von ſeinem Gut,
Und deſſen Fehl, Fall und Armuth
Kann ſeine Haſſer nicht erhöhen;

Der ſelbſt nicht weiß, wie übel ſchmürzet*)
Des Böſen Lob, des Frommen Fluch,
Dem ein Freund oder gutes Buch
Die lange Zeit ſchadlos verkürzet;

Und deſſen Muth vor nichts ſich ſcheuet,
Als allzeit fertig für den Tod,
Der ernſtlich früh und ſpat zu Gott
Mehr um Gnad', denn um Güter, ſchreiet.

Der Menſch beſorgt ſich keines Falles,
Dieweil er frei, reich, gut und groß,
Sein ſelbſt Herr, ob er wohl landlos,
Und habend nichts, hat er doch Alles.

*) D. h. ſchmerzet.

Tugend und Tugendſchein.[1]

Nein, es iſt nicht der Tugend Schein,
So uns die wahre Freud' kann geben,
Sondern die Tugend ſelbſt allein
Kann uns glückſelig machen leben.
Die Tugend ſelbſt hat das Vermögen,
Müh' und Verdruß von uns zu legen.

Die Tugend giebt Ruhm, Adel, Ehr':
Wer ſie hat, der iſt wohlgeboren;
Ob er wohl weder Fürſt, noch Herr,
Iſt er von Gott doch auserkoren.[2]
Denn über ſein Herz er regieret,
Und über die Welt triumphiret.

Des Leib's Geſundheit iſt die Gab',
Damit uns die Natur erlabet;

---

[1] Aus einem größeren Gedicht.

[2] Iſt er doch von Gott ꝛc.

Viel beſſer aber deſſen Hab',
Der mit geſunder Seel' begabet,
Seel', die kein Zufall kann erſchrecken,
Bekränken, ſchwächen, noch beflecken.

Was hilft es, daß in meinem Hirn
Der Plato ſelbſt und Zeno ſtecket,
Daß witzig ſcheinet meine Stirn,
Daß mein Mund ſtets von Weisheit gecket,
Wenn in der Einfalt reinen Seelen
Die Tugend ſich pflegt zu verhehlen?

Was hilft es, daß ich geb' Bericht
Von Allem, was jemals geweſen,
Daß alle künſtliche Gedicht'
Ich der Poeten wohl geleſen, 3)
Wenn ſie durch ihr kunſtreiches Lügen,
Mein' Zeit verkürzend, mich betrügen?

Was hilft's, Gemählde und Geſang, 4)
Die Zahl' und Maß' wohl zu verſtehen,
Der Sternen Lauf, der Welt Fortgang,

---

3) Der Poeten ich wohl ꝛc.

4) Was hilft es, daß Gemähld', Geſang.

Und alle Länder zu beſehen,
Wenn in ſich ſelbſt mein Herz verblindet,
Kein Ziel, Maß, Zahl, noch Regel findet?

Nein, der bemühet ſich umſunſt,
Sein Herz vergnüget zu befinden,
Er ſei gleich, wie er woll', voll Kunſt,
Der ſich ſelbſt nicht kann überwinden,
Und der ſein' Freud' und ſein Vergnügen
Will außerhalb ſich ſelbſt erkriegen.

Denn es iſt nicht der Tugend Schein,[5])
So uns die wahre Freud' kann geben,
Sondern die Tugend ſelbſt allein
Kann uns glückſelig machen leben,
Sie ſelbſt, die einig ſich verbindet
Mit Gottesfurcht, ſtets überwindet.[6])

5) Dann es ja nicht ꝛc.

6) Mit der Gotsforcht ſtehts überwindet.

Reichthum vermag nichts wider den Tod.

Wenn uns ja das Gold und Geld
In der Welt
Vor des Tod's Gewalt könnt' friſten,
So ſollt' man begieriglich
Und billig
Schätz' einſammeln in die Kiſten;

Damit in dem Fall der Noth
Man den Tod
Um das Leben möcht' beſtechen,
Daß er nach empfangner Summ'
Unſer Trum*)
Nicht mehr mördriſch dürft' abbrechen.

Aber weil des Lebens Lauf
Gar kein Kauf,

---

*) Der Aufzugsfaden des Webers. Alſo hier der Lebensfaden.

Kein Geſchenk, noch Geld, kann ſtellen,*)
Was hilft es, mit großer Müh'
Stets allhie
Güter nur einſammeln wollen? [1]

Beſſer iſt es, der Wahrheit
Und Weisheit
Sich gefliſſen zu ergeben,
So uns eh kann, denn das Geld,
In der Welt
Wieder nach dem Tod beleben.

[1] Gütter ein-zu-ſameln wöllen.

*) D. h. zum Stehen bringen.

Die Lüge.

Geh durch die Welt, o meine Seel',
Der Welt Undankbarkeit zu ſehen!
Sag' Jedem ohn' Scheu ſeinen Fehl,
Die Wahrheit ſelbſt ſoll dir beiſtehen.
Kann ja die Welt nichts, denn betrügen,
So heiß ſie öffentlich rund lügen.

Dem Hof ſag', daß ſein' Pracht und Ehr',
Wie faul Holz, unbeſtändig ſcheinen;
Der Kirche ſag', was ihre Lehr'
Gut heißet, ihre Werk' verneinen;
Und ſagen ſie: du biſt betrogen,
So ſag' ohn' Scham: es iſt erlogen.

Den Fürſten ſag', ihr Stand und Hab'
Könnt' nicht ohn' Andrer Hülf' lang' währen,
Und daß man pfleg' mehr ihre Gab',
Denn ſie, zu loben und zu ehren;

Und ſprechen ſie: du biſt betrogen,
So ſag' ohn' Furcht: es iſt erlogen.

Den Herren ſag', die ſich beiſeits 1)
In ihren hohen Ämtern ſpreißen,
Daß ſie ſich des Ehrgeiz's und Neids
Mehr, denn der Billigkeit, befleißen;
Und ſagen ſie: du biſt betrogen,
Antwort' du rund: es iſt erlogen.

Sag' denen, welche vor der Welt
Mit Zeug und Kleidern ſtattlich prangen,
Sie wollten gern dadurch mehr Geld
Und größern Dienſt und Ruhm erlangen.
Antworten ſie, man ſei betrogen,
So antwort' du: es iſt erlogen.

Sag', Buhlerei ſei böſe Luſt,
Sag', Ehr' mög' bald verkehret werden,
Sag', Schönheit kürzlich werd' ein Wuſt,
Sag', Alter neige ſich zur Erden. 2)

---

1) beſeits.

2) neig ſich zu der Erden.

Antworten ſie, man ſei betrogen,
So ſag' du frech: es iſt erlogen.

Dem Rechte ſag', es ſei voll Zank,
Sag', Klugheit pfleg' ſich zu bethören,
Sag' der Arznei,[3]) ſie ſei ſelbſt krank,
Sag', keinen Grund die S[illegible]n lehren.
Und ſagen ſie, man ſei betrogen,
So antwort' du: es iſt erlogen.

Der Gunſt ſag', ſie ſei voll Betrug,
Dem Glück ſag', es ſei ganz verblindet,
Dem Reichthum ſag', er hab' nie gnug,
Sag', daß die Kunſt nicht wohl gegründet.
Antworten ſie, man ſei betrogen,
So ſag' du rund, es ſei erlogen.

Der Tapferkeit halt' dieſe Sprach:
Sie trage ſelten[4]) ein Mitleiden;
Sag' der Natur, ſie werde ſchwach,[5])
Und könnt' den Abgang nicht vermeiden.

---

3) Der Arznei ſag ꝛc.

4) Daß ſie trag ſelten.

5) daß ſie werd ſchwach.

Antworten ſie, man ſei betrogen,
So ſag' du bald: es iſt erlogen.

Zeig' an der Freundſchaft,6) wie ſie mag
Für ihre Freund' ſo wenig ſorgen;
Und der Gerechtigkeit ſelbſt ſag',
Sie lieg' gefangen und verborgen.
Antworten ſie, man ſei betrogen,
So ſag' du gleich: es iſt erlogen.

Den Städten ſag', wie Treu', Glaub', Ehr'
Und Redlichkeit aus ihnen fliehen;
Den Dörfern ſag', wie ſie ſo ſehr
An Grobheit und an Irrthum blühen.
Und ſagen ſie, du biſt betrogen,
So ſag' du rund: es iſt erlogen.

Endlich 7) die Tugend ſelbſt bericht',
Wo du ſie anders ſollteſt finden,
Daß man mehr ihrer achtet nicht,
Und ſie allein bleib' gar dahinten.
Antwortet ſie, man ſei betrogen,
So ſag' du frei: es iſt erlogen.

6) Der Freundſchaft zeig an. — 7) Letztlich.

Wohlan, wenn du nun mit Wahrheit
Die Welt ganz zornig ſollteſt machen,
So kannſt du noch auch mit Frechheit
Ohn' Furcht die ganze Welt auslachen.
Denn wer will, Seel', mag dich verklagen,
Auch um den Kopf die Gligen ſchlagen.

An einige Kanzleiherrn.[1])

Ihr Herren! (damit ich ja euch
Nenn' eben gleich,
Wie günſtig ihr euch ſelbſt intituliret)
Ihr, deren grob verderbtes Blut
Sich, gleichſam ob des Fiebers Wuth,
Ob meiner Schrift erhitzet und gefrieret.

Ihr miſchet Deutſch, Welſch und Latein,
Doch Keines rein,
Weil eure Kunſt ihr nicht gern wollt verhehlen,
Und ſprechet mit zu weiſer Schmach,
Daß ich verderb' die deutſche Sprach',
Weil fremde Wort' ich nicht, wie ihr, mag quälen.

Zwar, wenn man ja Welſch reden ſoll,
So müßt ihr wohl,
Daß beſſer ich, denn ihr, es red', geſtehen.

[1]) Zwei Strophen ſind ausgelaſſen.

Kann alſo auch ein blinder Tropf
Nicht ſo viel Witz in euerm Kopf,
Als Neid und Haß in euren Herzen ſehen.

Demnach, da 2) eures Hirns Gefahr
So offenbar,
Warum ſollt' ich in Verſen euch bedenken?
Wär' ich nicht kränker ſelbſt, denn ihr,
Und auch ein vernunftloſes Thier,
Wenn ich euch wollt' mit Schriften mehr bekränken?

Denn, würden alle Weiſen nicht
Bald das Gedicht,
Das euch fuchsſchwänzen wollt', verlachen?
Wie denn, euch ſchelten, wär' auch kaum
Ein weiſer's Werk, als 2) einen Baum,
Der dürr und faul, noch fruchtbar wollen machen.

Zu köſtlich und zu rein und friſch
Für euern Tiſch
Und Magen ſind die Trachten meiner Schriften.
Den Bauern taugt ein Hafenkäſ', *)

---

2) dann.

*) Ein Napfkäſe.

Die Pomeranzen ſind zu räß',*)
Damit ſie ſich wohl fürchten zu vergiften.

Ich will nicht die thörichte Müh',
So ich allhie,
Jemals von euch zu ſchreiben, wieder haben.
Darum ſo gebt euch nun zu Ruh':
Ich ſag' euch bei den Muſen zu,
Von euch ſchreib' ich kein' einigen Buchſtaben.

Auch mir gebührt es freilich nicht,
Durch ein Gedicht,
Euch, Herren, Euch, und euer Lob zu ſingen,
Sondern dem, der in Hungersnoth
Mit ſtarker Stimm' ein Stücklein Brodt
Vor euerm Haus verhofft davon zu bringen.

*) räß, räſch — ſcharf, herbe.

Elend des menſchlichen Lebens.

Du wenig Koth, du wenig Staub,
Hochmüthig durch ein wenig Leben,
Durch welches Leben, wie ein Laub,
Du kannſt ein' Weil' allhie umſchweben!

Du Gras, du Heu, in einer Stund'
Bald grünend friſch und bald verdorben,
Menſch, der du, eh' dein gänger Mund
Dich ſterblich nennet, oft geſtorben.

Der du dich achteſt nicht gering,
Menſch, nein, ihr Menſchen allzuſammen,
Seid ihr wohl mehr als Pfifferling',
Und was noch einen ſchlechtern Namen?

Nein, wenn ſchon eures Lebens Saft
Was länger, denn Tag und Nacht, währet,
Sagt mir doch, Lieber, aus was Kraft
Die Welt ihr, und die Welt euch ehret?

Wenn ihr denn Nichts, iſt die Welt mehr,
Als 1) die Verſammlung alles Böſen?
Was iſt ihr' Luſt, ihr Ruhm, ihr' Ehr',
Als 1) Leid, Spott, Schand' und loſes Weſen?

Was ſiehet und was kann man ſonſt
Bei Höfen, als 1) gewaltig lügen,
Als 1) mit Ehrgeiz, Schalkheit, Mißgunſt
Fuchsſchwänzen, Stolz und Schimpf betrügen?

Kann einſam wohl in einem Haus
Ein Menſch ohn' alle Sorgen wohnen?
Wer handelt über Meer ohn' Graus?
Kann der Feldbau ohn' Müh' belohnen?

Wer reiſet durch die Welt mit Luſt,
Daß er ſich niemals zu befahren? *)
Und welcher Reichthum kann die Bruſt
Stets vor Sorg' und Verdruß bewahren?

Wer iſt, ſo lang' er arm, ohn' Klag?
Wer hat ein Weib, und iſt ſein eigen?

1) Dann.

*) D. h. daß er ſich niemals vor Gefahren zu ſcheuen habe.

Wer iſt, weil ledig er, ohn' Plag',
Wann ſeine Tag' ohn' Freund ſich neigen?

Und wer iſt kindlos und erblos
Ganz abzuſterben nicht verdroſſen?
Wer hat viel Kinder, deſſen Schoß
Mit Furcht und Angſt nicht oft durchſchoſſen?

Und welches Jünglings Herz und Hitz'
Vollbringet 2) nichts, das ihn mag reuen? 3)
Und welches hohen Alters Witz
Kann ſich von 4) Kält' und Schwachheit freien?

O dann, du ſtolzer Menſch, betracht',
Was du nur aus dir ſelbſt zu machen!
Ein Kind, kaum in die Welt gebracht,
Will weinen, oder kann nicht lachen;

Und, weiſer denn du, lehret dich,
Wie der Menſch ſein elendes Leben
Soll weinend fangen an, und ſich
Erfreuend gern dem Tod' 5) ergeben.

---

2) Verbringet.

3) zu reuen. — 4) vor. — 5) dem Tod gern.

Der Menſch betrüb' ſich oder lach',
Iſt er ſtets eitel, ſchlecht und ſchwach.

O ihr krumme, ſchlimme Seelen,
Wollt ihr euch
Laſterreich
Nun mit dieſer Welt vermählen?
Pochet nicht auf eure Stell',
Da [1] die Welt nur eine Höll',
Euch zu martern und zu quälen.

Wollt ihr eine Weil' [2] nun leben
Nach Gebühr,
So ſollt ihr
Alsbald nach dem Himmel ſtreben.
Iſt der Himmel euch nicht lieb,
So ſeid ihr nicht werth, ihr Dieb',
Daß er euch ſein Licht gegeben.

---

[1] Dann. — [2] Wollet ihr ein Weil.

Laſſet euch zu Herzen gehen,
Was für Freud',
Was für Leid
Immer in der Welt zu ſehen.
Kann ein Menſch auf dieſem Meer,
In ſo vieler Übel Heer,
Sicher und furchtlos beſtehen?

Bis zum Grabe 3) von der Wiegen
Muß allhie
Unter Müh'
Und Elend der Menſch ſich biegen;
Denn 4) Anfechtung, Kreuz und Noth
Ihn bis in den bittern Tod
Stets verfolgen und bekriegen.

Auch iſt ſein' Geburt ſo kläglich,
Daß die Plag',
Mit dem Tag'
Gleich anfangend, kaum erträglich.
Seine Schwachheit und der Schmerz,
Tödtend ſeiner Mutter Herz,
Sind empfindlich und unſäglich.

3) Bis in das Grab. — 4) Dann.

Wann durch Schmerzen, tief empfunden,
Er voll Pein,
Schwach und klein,
Die Geburt nun überwunden,
Wird er, ſeinem Stand gemäß,
Als ein Übelthäter böſ',
Eingewickelt und gebunden.

Wie oft muß, ihn zu geſchweigen,*)
Ihm mit Fug
Ohn' Verzug
Seine Amme[5]) Hülf' erzeigen,
Und, den Säugling von dem Wuſt
Reinigend, mit bloßer Bruſt
In der größten Kält' ihn ſäugen.

Nehmend ihn bald auf, bald nieder,
Sonſt hülflos,
Auf dem Schooß
Wieget ſie ihn hin und wieder,
Bis er, weil ihr' Sorg' und Müh'

---

[5]) Säugamm.

*) D. h. beſchwichtigen.

Reibet ſeine Bein' und Knie,
Stärket ſeine ſchwachen Glieder.

Fänget er dann an zu gehen,
Auch die Sprach'
Nach und nach
Blöd' und liſpelnd zu verſtehen,
Iſt ſein Gang und ſeine Bitt'
Halbe Wort' und halbe Tritt',
Schwach, zu reden, ſchwach, zu ſtehen.

Seine Kräfte mit den Jahren,
Seine Witz',
Seine Hitz',
Seine Arbeit, Müh', Gefahren,
Nehmen mit einander zu,
Doch allein nimmt ab 6) die Ruh,
Nichts kann ihn vor Leid bewahren.

Alsbald ſeine Tag' nun blühen,
Kann ſein Muth
Sich der Wuth
Seiner Jugend nicht entziehen.

---

6) Allein nimmet ab. Allein im Gegenſatz zu: miteinander.

Groß iſt dann ſein Unbeſtand,
Und er fällt in dieſe Schand',
Wenn er will von jener fliehen.

Spielend mag er ſich wohl üben,
Weil er noch
Ohn' ein Joch,
Aber, ihn mehr zu betrüben,
Wirft ſich ihm [7] auf einmal auf
Aller Laſter großer Hauf',
Bis daß er ſich muß verlieben.

Alsdann unter Amors Waffen,
Taub und blind,
Wie ein Kind,
Können [8] ihn zwei Augen ſtrafen.
Hoffnung, Troſt, Wolluſt, Genuß,
Furcht, Verzweiflung, Zorn, Verdruß,
Wollen ihn nicht laſſen ſchlafen.

Kann er dieſes überwinden,
Findet er
Noch viel mehr

---

[7] Reuttet ihm. — [8] Konnten.

Trübſal und Unglück dahinten,
Ehrgeiz, Geldgeiz, Übermuth,
Hader, Händel, Zank und Wuth
Wollen, ihn zu ſchinden, binden.

Kömmt er dann auch [9] fortgegangen,
Daß das Glück
Und die Strick'
Aller Laſter ihn nicht fangen:
Wird er aus der Jugend Saal
In der alten Leut' Spital
Schlimm und liederlich empfangen.

Denn da kommen aufgezogen
Kalte Flüſſ',
Für die Küſſ',
Die ihn unlängſt jung betrogen.
Zitternd werden Händ' und Füß',
Gicht und [10] Zipperlein und Gries [*]
Machen ihn krumm und gebogen.

---

[9] Kommet er dann. — [10] Das Gicht.

[*] Eine bekannte Steinkrankheit.

Und wenn ſchon das Alter ehrlich,*)
Iſt die Ehr'
Ihm doch ſchwer,
Weil ihm Alles ganz beſchwerlich.
Seine Zähne 11) fallen aus,
Haupt und Herz voll Schnee und Graus
Mahlen alle Ding' gefährlich.

Ach, wie langſam er nun ſchreitet!
Weil die Buß',
Auf den Fuß
Folgend, allzeit ihn beſtreitet.
Alle Hoffnung iſt dahin,
Ach und Weh iſt ſein Gewinn,
Bis daß ihn der Tod erbeutet.

Wie, wo, wann er auch mag leben,
Jung und alt,
Warm und kalt,
Ihn die Krankheiten umgeben.

11) Zähn nu.

*) D. h. ehrenvoll.

Schwachheit, Sorgen, falſche Freund',
Lügen, Neid, Verleumdung, Feind',
Ihm verdrüßlich widerſtreben.

Wie ein Vogel durch ſein Fliegen,
Wie ein Pfeil
In der Eil
Leichtlich kann das Aug' betrügen,
So ſchnell iſt des Menſchen Hab',
Und ſein Schritt zu ſeinem Grab
Iſt nicht weit von ſeiner Wiegen.

Endlich muß er ſein Vermögen,
Als den Raub,
In den Staub
Mit dem Körper niederlegen.
Alſo endet nun das Spiel,
Daß nicht wenig und nicht viel[12])
Kann ihn, kann er nun bewegen.

Wenn man dann nicht kann verneinen,
Daß allhie
Tauſend Müh'

---

[12]) Daß weder lützel noch viel.

Wider uns ſich ſtets aufleinen,*)
Sollten wir von Herzens Grund
Unſer Elend alle Stund'
Nicht beklagen und beweinen?

Kann uns aber nichts klug machen,
Sondern wir
Ohn' Gebühr
Wollen lachen dieſer Sachen:
Ach, ſo lachet, Reich und Arm,
Lachet, daß es Gott erbarm',
Eures Elends ſelbſt zu lachen!

---

*) D. h. auflehnen.

An ſein Buch.1)

Wohl, Büchlein, willſt du es ja wagen,
So zeuch hinaus mit gutem Muth,
Denn, demnach dein Gewiſſen gut,
So gilt es gleich, was man wird ſagen.

Gefallen kannſt du gar nicht Allen,
Gefallen Vielen, iſt zu viel;
Haſt alſo dein gewiſſes Spiel,
Daß du wirſt Wenigen gefallen.

Jedoch, wie wenig dieſer ſeien,
Sind ſie gnug, weil ſie gut und fromm;
Und ſie, bei denen du willkomm,
Vor Unfall werden dich ſchon freien*)

1) Eine Strophe iſt ausgelaſſen.

*) D. h. befreien, beſchützen.

Wenn du dann ſo wohl aufgenommen,
Vor Andern kämeſt auch herfür,
So wollen fröhlich bald nach dir
Mehr ſchönere Geſchwiſter 2) kommen.

---

2) Geſchwiſtrigt.

Zweites Buch.

Geſchichtliche und Gelegenheits-Gedichte.

Des großen Guſtav Adolfs Ebenbild.1)

Ach! könnt' ich meine Stimm' dem Donner gleich erheben,
Daß ſie, die weite Welt erſchreckend, möcht' erbeben,
Wollt' ich erſteigen bald, zugleich troſt- und ruhlos,
Den allerhöchſten Berg, zu alles Geiſts Verwundern,
Mit überlauter Macht aus meiner Bruſt ausdundern:
Der groß' Guſtav iſt todt! Todt iſt Guſtav der Groß'!

Ach! aber ach! wie ſchwer, wie ſchwer und unergründlich
Iſt unſer Schmerz! ein Schmerz, ihm gleich, unüberwindlich!

---

1) Aus einem größeren Gedicht, mit Verſetzung einiger Strophen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Ein Schmerz, verſtummend[*]) uns, erwürgend unſre Klag',
Ein Schmerz, erweiſend ſich nicht minder unerträglich,
Denn unſer Verluſt ſelbſt iſt kläglich und unſäglich,
Daß, wie groß ſchon das Leid, noch größer doch die Plag'.

Ein ſchlechtes Leid kann ſich mit ſchönen Worten zieren,
Und ſeine Klag' mit Kunſt und Lieblichkeit ausführen,
Indem ein Herzleid uns verſtummet ganz und gar.
Der Folter Pein niemals des Menſchen Mund bereichet,[**])
Je größer ja ſein Schmerz, je mehr die Red' ihm weichet,
Je ſchöner ſeine Wort', je weniger ſie wahr.

---

*) D. h. ſtumm machend.

**) D. h. macht reich, nehmlich an Worten.

Dieſes erfahr' ich wohl, und mach' es gnug erſcheinen;*)
Wenn mein Herz dieſes Leid mit der Welt zu beweinen
Sich ſehnend, dichten will ein' werthen Trau'rgeſang,
So findet meine Seel' den Mund alsbald verſtummen,
Und Seufzer für die Stimm', für die Wort' Thränen kommen,
Und wird des Leids Urſprung des Klagens Untergang.

Wer aber hat die Kunſt, gebührlich zu bezeugen,
Wer aber, wer kann doch undankbarlich verſchweigen
So vieler Tugenden, ſo vieler Thaten Werth,
Die unnachthunlich man in ihm allzeit eräuget,
Die unbegreiflich er der Welt allzeit erzeiget,
In ſeinem kurzen Lauf, mit ſeinem Rath und Schwert.

---

*) D. h. Und laß es durch mein Gedicht offenbar genug werden.

Sein Schwert, das ihm der Höchſt' zugleich mit ſeinem Leben,
Und dann hernach die Kron' und Zepter auch gegeben,
Gebrauchet er ſtets recht für die Gerechtigkeit,
Bezeugend alſobald in ſeiner friſchen Jugend,
Daß es der Laſter Straf', daß es der Lohn der Tugend,
Der Tyrannei Abbruch, der Schirm der Redlichkeit.

Sein Angeſicht allein erwies mehr ſüße Wunder,
Mehr Gnad' und Majeſtät, denn des Gott's, dem der Dunder
Einſt 2) zugeeignet war, und ſein' lehrreiche Stirn
War einer Tafel gleich, die uns gab zu verſtehen,
Wie man die Tapferkeit und Weisheit ſelbſt möcht' ſehen
In ſeines Adleraugs klar doppeltem Geſtirn.

Sein Haupt, der Tugend Thron, da ſie ſtets triumphiret,
Mit ſeinem reichen Haar hat Phöbus ſelbſt gezieret;

---

2) Längſt, d. h. vor langer Zeit.

So hat ſein Antlitz mehr denn menſchliche Gewalt;
Auch höher bei dem Haupt war er, denn die Soldaten,
Er übertraf an Muth all' andre Potentaten,
Kurz, göttlich war ſein Gang, Stand, Red', Statur, Geſtalt.

Er ſoll und muß allein, er allein ganz vollkommen,
Uns allzeit aus dem Mund, aus dem Muth niemals kommen;
Endlos ſoll ſein in uns ſein Lob und unſer Leid,
Leid? Nein. Denn wollt' ihn ſchon der Himmel uns nur weiſen,
So weiſet er uns auch, daß er nicht gnug zu preiſen,
Und daß nach Gott allein er unſer Troſt, Hülf', Freud'.

Denn als der Himmel nun der Chriſtenheit Unweſen,
Der Frommen Noth und Angſt, den Zorn und Zwang der Böſen,
Und der Abgötterei Stolz und Gewalt erkannt:

Hat er, Freiheit und Recht uns wieder zu verleihen,
Des Höchſten Wort und Volk vom Untergang zu freien,
Und der Tirannen Wuth zu zäumen, ihn geſandt.

Das Meer ſah man da bald mit Schwedens Schatz beladen,
Und zugleich ſtill und glatt, dem Meerzug nicht zu ſchaden,
Als welchem lieb und werth des Königs Gegenwart;
Der Wind enthielt ſich auch von allem Sturm und Raſen,
Erfreuend ſich allein die Segel aufzublaſen,
Vergünſtigend nach Wunſch des Helden überfahrt.

Das Waſſer war ſchier ganz von dem Meerzeug *) verborgen,
Als auf dem Hauptſchiff hoch der Held, voll Treu' und Sorgen

---

*) D. h. von der Flotte.

Betrachtend hin und her des deutſchen Reichs Zwietracht,
Sah, wie 3) es ihm vorkam, drei Beltiſche Syrenen,
Die mit Augſteinen reich die Haar' und Arm' beſchönen,
Und die ihr' Lieb' und Leid ihm alſo vorgebracht:

Demnach, o großer Held, der Höchſt' dich nunmehr ſchicket,
Daß Deutſchland werd' durch dich errettet und erquicket,
So fahr' nun glücklich fort ohn' Furcht, Leid und Verdruß,
Und wiſſ', daß du dazu geboren und erkoren,
Wieder zu tröſten 4) die, die ſonſt ohn' dich verloren,
Ob dir zuwider ſchon viel Noth, Liſt, Hindernuß.

Durch viel Müh' und Gefahr mußt du den Krieg forttreiben,
Doch ſoll kein Feind vor dir ſieghaft noch ſtandhaft bleiben,

---

3) als. — 4) Zu wieder tröſten.

Zu deinem Dienſt und Lob wird Alles ſein bereit.
So fahr' nun fort mit Gott und mit ſiegreichen Waffen,
Deinem Beruf gemäß die Tyrannei zu ſtrafen,
Vertrauend, wie du thuſt, auf Gottes Hülf' und Gleit.

Wie der verruchte Feind iſt aller Guten Spötter,
Alſo du, Gottes Volks geſegneter Erretter,
Zeuch fort, und greif friſch an mit Luſt das große Werk!
Schon fürchten ſich des Volks Verkehrer und Bethörer,
Schon zittert ſelbſt des Reichs Vermehrer, nein, Zerſtörer!
Vor deines Eifers Kraft, Fleiß, Tapferkeit und Stärk'.

Fahr' fort, o großer Held, die Frommen zu ergötzen,
Die ſchon ihr Aug' aus Freud', wie wir vor Leid es netzen,
Ach! daß ſie, wie wir dir, wie beiden du, getreu!

Denn du, wie Herkules, nachdem dein Lauf vollendet,
Sollſt werden dieſer Welt, die dein nicht werth, entwendet;
So hoch wird ſein das Werk, zu machen Deutſchland frei.

Hiermit der Morgenröth' gold- und roth-farb'ne Flügel 5)
Entdeckten die Maſtbäum' und nahen Landes 6) Hügel,
Und der Wind, legend ſich, bracht' das Schiff an das Land,
Aus welchem als der Held auf das Geſtad' geſprungen,
Hat knieend er zu Dank mit eiferiger Zungen
Erhoben ſein Gebet, ſein Herz, Geſicht und Hand.

O höchſter Gott! O Herr des Himmels, Meers und Erden,
Dem unſer Sinn und Herz nicht kann verborgen werden,

---

5) gold- und leib-farbe Flügel.

6) und nahenden Landes.

Herr, deſſen eigen iſt der Nord, Süd, Weſt und Oſt,
Gieb, daß mit deiner Hülf', wo ich mich hin zu wenden,
Ich mög' all' meine Werk' anfangen und vollenden
Zu deines Namens Ehr' und deiner Kirchen Troſt!

Hernach hat ohn' Verzug er Alles angerichtet,
Was immer zu dem Krieg' des Menſchen Witz erdichtet,
Ja, was zuvor noch nicht erfunden, noch erkannt.
In Allem ſeine Weiſ' war Andern unerdenklich,
Sein Fleiß, Fürſorg' und Müh' war Andern unerſchwenklich,
Auch bleibet ewiglich, der ihm gleich, ungenannt. *)

Die Art, Vorſichtigkeit, Belag'rung, Ordnung, Wachten,
Verſchanzung, Zug, Anfall, Scharmützel, Stürm' und Schlachten,
Beſatzung, Kundſchaft, Rath, Gehorſam, Lohn und Ehr',

---

*) D. h. Auch wird nie einer genannt werden, der ihm gleich.

Der Füchſ' und Löwen Kunſt, die alle 7) dieſem Helden
Verſtändlich und bewußt, allhier allein zu melden,
Iſt über alle Werk' ein Werk zu hoch und ſchwer.

Zwar weiß die weite Welt, zwar wiſſen die Soldaten
Die unnachthunlich groß', unglaublich weiſe Thaten,
Die übermenſchlich er ſo bald und ſchnell vollbracht.
Du, ganzes deutſches Reich, kannſt nimmermehr vergeſſen,
Wie er, ſtets ſiegreich, dich, dir zu Troſt, durchgemeſſen,
Wie überwindlich ſtracks dein Feind vor ſeiner Macht.

Viel Feſtungen und Städt', ja ein Land nach dem andern,
Begehren ihr Geſetz von dieſem Alexandern;
Er aber tröſtet ſie mit Freiheit, Fried' und Freud';
Ganz Meißen, Thüringen, ganz Sachſen, Heſſen, Franken,

---

7) allein.

Pfalz, Schwaben, Schleſien und Elſaß ihm all' danken,
Daß ſie durch ihn nun frei von Dienſtbarkeit und Leid.

Daher, weil ſein Geſicht konnt' alle Welt enttrüben,
Sah man ihn alle Welt hochachten, ehren, lieben,
Als welchem an Verdienſt kein Held, kein Cäſar gleich.
Denn kein Menſch in der Welt konnt' Luſt und Wolluſt meiden,
Noch Hunger, Durſt, Unruh' und Unglück ſtandhaft leiden,
Wie der gleichloſe Held, an aller Tugend reich.

Mit friſch furchtfreiem Muth zu Allem ſich bereiten,
In höchſtem Glück und Sieg die Segel nicht ausſpreiten,
Nicht ändern ſein Geſicht, noch brechen ſeine Wort',
Der Wolluſt, wie dem Leid, beharrlich widerſtehen,

Sich ſtets ohn' Falſch, ohn' Fehl, ja Gottgleich laſſen ſehen,
Als der Gottloſen Feind, und aller Guten Hort;

Mit ſchlechtem Brot und Trank geſättiget zu werden,
Für ſein Trinkglas den Helm, für ſein Ruhbett die Erden,
Für Pfühle einen Stein, ja auch wohl Schnee und Eis,
Für ſein Bad einen Fluß zaglos zu brauchen pflegen,
Und ſein Werk ſetzen fort in Hitz', Froſt oder Regen,
Und ſich ſelbſt immer gleich, 8) war allzeit ſeine Weiſ'.

Er, aller Tugend Schutz und aller Laſter Haſſer,
Empfing nun billig Hülf' von Luft 9) und Land und Waſſer,
Die, ihm zumal 10) zu Lieb', und ſeinem Feind' zu Haſſ',

8) Und ihm ſelbs ſtehts gleich.
9) von dem Luft, Land. — 10) zumal ihm.

Daß ſeinem Heer und Zeug kein Berg, kein Weg beſchwerlich,
Daß ſeinem Zug und Troß kein Waſſer werd' gefährlich,
Ihm ebnen nun den Weg, und öffnen ihm den Paß.

Wohlan denn, Held! Bedenk, du haſt noch nicht vernichtet
Des Adlers Tyrannei, der wider dich aufrichtet
Noch einen ſtarken Zug und ſchreckliche Heersmacht.
Er ſendet einen Mann, Krieg wider dich zu führen,
Der Alles wiſſen will, und will, Gott gleich, regieren,
Unwiſſend, daß ſein Fall ſehr nah' bei ſeiner Pracht.

Da nahm der Held ſein Pferd, das er vor oft beſchritten,
Und auf dem er ſiegreich in mancher Schlacht geſtritten,
Ein Pferd, recht kühn und ſtolz, daß der Gottgleiche Held
Sein Herr und Herrſcher iſt, der einzig werth auf Erden,

Daß nur von ſeiner Hand regieret ſollte werden, 11)
Wär' ſie nur ſeiner werth, wie ihrer er, die Welt.

Der Hengſt, mit dem Gewicht des Helden hoch geehret,
Die Ohren ſpitzend ſtets, den Kopf hin und her kehret,
Verſilbert mit dem Schaum das Mundſtück und Gebiß,
Bald ſcharret er den Grund, bald darf er aus der Naſen,
Mit Wiehern 12) überlaut, ein' dicken Dampf ausblaſen,
Zugleich des Kampfs und Siegs begierig und gewiß.

Gelobet ſei der Höchſt', weil nun die Stund' vorhanden,
Sprach alsbald unſer Held, die 13) unſern Feind mit Schanden,

---

11) ſolt geregieret werden. Der Sinn: Der allein werth wäre, die Welt zu regieren, wenn ſie ſeiner ſo werth wäre, wie er ihrer.

12) Winzeln. — 13) der.

Und mit endloſer Ehr' uns nunmehr krönen will!
Darauf hat er ſein Heer in Ordnung bald geſtellet,
Fußvolk und Reiterei geſondert und geſellet,
Befehlend, daß ſein Amt ein Jeder recht erfüll'.

Alſo bereit, ſein Volk auf den Feind anzuführen,
Sah ſolches unter ihm, als einem Gott, prachtiren,
Wie es vor oft gethan, ſein ſchön ſchwarzbraunes Pferd.
Auch ſah der Held ſich ſelbſt von dem Heer, welches leben
Und ſterben für ihn will, mit Freuden rund umgeben,
Gleichwie ein lieber Hirt von ſeiner lieben Heerd'.

Geſegnet biſt du Held, geſegnet wir Soldaten,
Die dienend unter dir, theilhaftig deiner Thaten!
Sang bald der ganze Hauf' mit Einem Mund und Muth.
Kein Glück und kein Unglück hat wider dich Vermögen,

Und nichts kann dein Gemüth und Angeſicht bewegen,
Umſonſt iſt wider dich des Feinds Gewalt, Liſt, Wuth.

Gleichwie der Amboß ſich nicht fürchtet vor den Streichen,
Wie Meereswellen 14) auch die Felſen nicht erweichen,
Alſo verändert dich kein Ernſt, Gefahr, noch Scherz;
Wie die Flüſſ' in das Meer ſich ohn' Zunehmen gießen,
Wie aus dem Meer die Flüſſ' auch ohn' Abnehmen fließen,
Alſo iſt ſich ſelbſt gleich allzeit dein Heldenherz.

Wie oft hat unſer Feind, von dir ſtets überwunden,
Mit ſpäter Scham und Reu' gefunden und empfunden,
Daß dir zuwider ſein, war nicht ohn' Todsgefahr;

---

14) des Meers Wellen.

Erkennend mit Verdruß, daß dir nichts widerſtehen,
Und ihm nichts helfen konnt', denn Fliehen oder Flehen,
Das Erſt' zwar ungewiß, das Andre allzeit wahr.

Wie oft, wenn uns der Feind, wenn wir den Feind erwecket,
Hat ohn' Bruſtrüſtung uns in höchſter Noth bedecket,
Als unſer Schirm und Schild, allein dein' bloße Bruſt:
Da denn dein ſcharfes Schwert ein' ſolche Lehr' geſchrieben
In unſrer Feinde Köpf', die ihnen bald vertrieben,
Mehr wider dich und uns zu kämpfen, alle Luſt.

Wie oft, wie oft iſt doch, vermiſchend ſich zuſammen
Des Feinds Verluſt und Spott mit deinem Lob und Namen,
Indem von deinem Schwert der Feind ſchon blind, taub, ſtumm,

In manchem Bach von Blut, aus des Feind's Leib vergoſſen,
Dann in den nächſten Fluß, dann in das Meer gefloſſen,
Und mit des Meers Geräuſch ganz um die Welt herum!

Daher, dieweil dein Herz, als aller Tugend Tempel,
Dieweil dein Haupt und Fauſt ein Spiegel und Exempel,
Der Tugend wahre Kraft, ſchon durch die ganze Welt,
Was immer gut und recht, bewähret und gelehret:
Beſorgen billig wir, daß du, nicht recht geehret,
Verlaſſend uns, nunmehr ſollſt ſein des Himmels Held.

Gnug, rief der Held damals, mich und euch anzufechten,
Iſt jetzo nicht die Zeit: nun iſt es Zeit zu fechten!
So haltet euch nun wohl, wie ich euch denn ermahn'.

Ich ſetz' mein Blut und Leib für euch auf, liebe Brüder,
Darum ſo haltet euch allzumal und ein Jeder
Recht redlich nach Gebühr. So wollen wir nun dran!

Gott weiß, auch wiſſet ihr, daß ich nicht meinen Nutzen,
Sondern des Höchſten Ehr' und Kirche zu beſchützen,
Allhier ſuch' und verhoff', daß es auch euer Muth,
Und euer auch der Sieg. Denn werdet ihr nicht ſtehen,
Iſt es um die Freiheit und Gottes Dienſt geſchehen.
Wohlan, erweiſet euch von redlich tapferm Blut!

Das walt' der liebe Gott! Gott mit uns, wie vor Zeiten!
O Jeſu, Jeſu hilf, hilf, Jeſu, mir heut' ſtreiten,
Zu deines Namens Ehr'! Steur' unſrer Feinde Pracht!

Alſo hat er ſein Volk anführend mehr ergötzet,
Und mitten in die Feind', ſtets ſiegreich, ſelbſt geſetzet,
Da er bald manche That und ſeinen Tag vollbracht.

Gleichwie, wenn ein Sturmwind oder Windsbraut entſtehet,
Und Hecken, Bäum' und Thürm' urplötzlich ſtracks umwehet,
Ein trauriges Gewölk, ganz finſter, ſchwarz und dick,
Recht einem Trau'rrock gleich, mit Dunſt, Dampf, Rauch erfüllet,
Den Tag, das Firmament und die Sonn' ſelbſt verhüllet,
Verblendet das Geſicht in einem Augenblick:

Ein allgemeiner Graus, Geräuſch, Getöſ', Getümmel,
Als ob der Höllenſitz wär' nunmehr in dem Himmel,
Vermiſchet den Abgrund, das Erdreich und die Luft;
Aufſpalten ſich behend mit Blitzen, Schrecken, Wunder,

Die Wolken, und den Grund erbebet bald der Dunder;
Voll Flammen, Feuer, Brunſt erſcheinet manche Kluft.

Bald mancher Donnerſchlag, mit Strahlen ganz beladen,
Durchſtürmet das Gewölk und Land mit Brunſt und Schaden,
Bald feurig iſt die Luft, bald finſter um und um,
Die Wolken brechen ſich, und dann fällt 15) ein Schlagregen,
Verhärtet ganz in Eis, der bald mit tauſend Schlägen
Zerſchmettert Frucht und Volk, daß Alles lahm und krumm.

Alſo, und gräulicher, mit Krachen, Schallen, Knallen,
Sind bald die beiden Heer' einander angefallen;
Da war die Luft alsbald voll Feuer, Rauch und Dampf,

---

15) dann fället.

Der Grund erſchüttert[16]) ſich von Böllern*) und Karthaunen,
Darob die Thier' und Leut' erſtummen und erſtaunen,
Als ob der Himmel ſelbſt und Erdreich einen Kampf.

Damals hat unſer Held, indem es Feuer regnet',
Mit ſeinem theuern Blut ſiegreich die Welt geſegnet,
Da denn das Firmament bald krönte ſeine Stirn.
Damals iſt unſer Held, ſprech' ich, uns zu entfahren,
Als wahrer Herkules, dem Himmel zugefahren,
Da er denn leuchtet klar, ein neues Nordgeſtirn.

Kaum, kaum war das Gerücht, niemals ſtumm, laut erhöret,
Wie daß Guſtav der Groß' der Götter Zahl vermehret,

---

16) errüttet.

*) Pöller oder Böller, ein kleiner Mörſer.

Daß ſich vermehret' auch des Heers Grimm, Stärk' und Macht.
Mit ganz gerechtem Zorn ihr Muth und Herz nun wachſen;
Vor Allen 17) tröſtet ſie Bernhard, der Held von Sachſen,
Daß nun nicht ſterblich mehr 18) ihr Schutzherr und Obacht.

Daher, des Helden Stell' gebührlich zu vertreten,
Hat er, als heimlich ſchon den Stern ſie angebeten,
Und er geführet ſie begierig auf den Feind,
Geſchleifet auf den Grund, ohn' alle Gnad' und Dauern
Des eiſernen 19) Feind's Thürm' und lebendige Mauern:
Da half kein Herrenſtand, da galt kein Geld, noch Freund.

---

17) Sonderlich.

18) Daß nu mehr ſterblich nicht.

19) eyſenin.

So mächtig war Guſtav, und ſein Volk ſo andächtig,
Daß es ihm opfern wollt' ein Opfer tauſendfächtig,
Und tauſendfältig mehr von Volk und Vieh zumal:
Da Bernhard und ſein Heer, als ob ſie All' Kriegsprieſter,
Geſchlachtet ohn' Anzahl des deutſchen Reichs Verwüſter,
Mit des Schwerts ſcharfem Bliz und grober Stücken Strahl.

Ein Regen, dick von Blei, Stein, Erz und Feuerſchloßen,
Mit ſchwarzem Dunſt und Brunſt wird wieder ausgegoſſen,
Mit ſcheußlich herbem Tod auf des Feinds ganzes Heer:
Denn des Nordſterns Einfluß kann der Feind nicht vermeiden,
Sondern er muß, er muß des Lebens Schiffbruch leiden
In ſeinem auf dem Feld noch raſenden Blutmeer.

Damals der bleiche Feind, den der Nordſtern verdrießet,
Hat ſeinen Geiz, Ehrgeiz und Blutdurſt gar gebüßet,
Sich ſaufend voll mit Blut und beißend die Wahlſtatt,
Da denn des Helden Heer mit aufgehobnen Händen
Erſuchet Gott mit Lob, daß ſein Werk zu vollenden,
Durch ihres Sterns Kraft ſtark, ſie niemals würden matt.

Sieg- und troſt-reich zugleich erhöret und gewähret
Befand es ſich alsbald und noch dazu gelehret,
Daß lang in Eitelkeit zu leben ganz umſonſt,
Da[20] unſerm Lebenslauf ein kurzes Ziel geſtecket,
Und nur der, der ſein Lob darüber weit ausſtrecket,
Der iſt den Göttern gleich, der hat der Tugend Kunſt.

[20] Dann.

Als nun das Heer ſiegreich den Helden wollt' beweinen,
Sah' Männiglich mit Troſt klar an dem Himmel ſcheinen:
Der Groß Guſtav Adolf iſt ewiglich gleichlos!
Und dieſes Ebenbild ward ihm bald aufgerichtet,
Mit dieſer Überſchrift, die keine Zeit vernichtet:
Gleichlos iſt ewiglich Guſtav Adolf der Groß'!

Auf des Grafen von Mansfeld Außzug aus England.[1]

Friſch auf, ſei wieder wohl zu Muth,
Du Häuflein, zwar klein, aber gut,
So das Unglück ſo lang betrübet!
Erquick' dein Herz und dein Geſicht,
Sei wohl zu Muth und zweifle nicht,
Daß dich der Höchſte höchlich liebet,[2]
Weil Mansfeld, der gleichloſe Held,
Zeucht wiederum[3] für dich zu Feld.

Denn unſre viel', nichts werthe Feind',
Und wenig, doch viel werthe Freund',
Sein' Prob' und Lob zugleich bewähren:
Indem der Einen Freudentag,
Indem der Andern Niederlag'

---

[1] Eine Strophe iſt ausgelaſſen worden.
[2] Dann daß der Höchſt dich ꝛc.
[3] nun widrumb.

Wird mit ungleicher Stimm' vermehren,*)
Daß wo nur⁴) dieſer werthe Held,
Da ſieget allzeit des **Manns Feld**.

Er iſt ja ſo geſchwind und weiſ',
Daß ihm an Kriegsliſt, Rath, Sorg', Fleiß
Und Kundſchaft muß Ulyſſes weichen;
In dem Scharmützel, Sturm und Schlacht
Iſt ihm an Tapferkeit und Macht
Achilles auch nicht zu vergleichen,
Und iſt mehr werth der werthe Held,
Denn andrer Helden ganzes Feld.

Ganz wunderreich iſt ſein Verſtand,
Und donnergleich iſt ſeine Hand;
Sie beide bringen nichts denn Wunder;
Durch ſeines Anblicks Wetterleuch,**)
Durch ſeiner Waffen Donnerſtreich
Die ſtolzen Rieſen gehen unter;
Ja dieſer kühn' und kluge Held
Iſt mehr denn Mars ſelbſt in dem Feld!

4) nu.

*) Vielleicht: vermähren — erzählen.

**) D. h. Wetterleuchten.

Wohlan, o Held, ſo zeuch nur aus,
Der Guten Troſt, der Böſen Graus,
Die Freiheit wieder aufzurichten,
Und durch dein Schwert, ſcharf und gerecht,
Errettend des Reichs altes Recht,
Der Tyrannei Macht zu vernichten;
Daß man hör' mit Ernſt von der Welt,
Daß Mars ſelbſt iſt in des Manns Feld.

Alsdann, Mansfeld, ſoll mehr und mehr
Dein Nam' und deiner Thaten Ehr'
Klar leuchten und der Welt gefallen,
Und alsdann ſoll der Muſen Gunſt
Mit klarer Stimm' und wahrer Kunſt
Dein Lob von Weſt zu Oſt erſchallen,*)
Alsdann ſoll ſingen alle Welt:
Gleichlos iſt Graf Ernſt von Mansfeld.

*) D. h. erſchallen laſſen.

Reim des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig:

Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

Reichthum, Geilheit, Stolz und Pracht
Hat die Pfaffen ſo verbeitzet,
Und gelehrter Laſter Macht
Hat ſie ſo weit aufgereitzet, 1)
Daß verkehret ſie jetzt ſeind
Gottes Feind', des Teufels Freund'.

Ihr Ehrgeiz, des Teufels Kunſt,
Die ſich ſtets bei ihnen findet,
Hat nunmehr ein' ſolche Brunſt
Allenthalben angezündet,
Daß wir All' verloren ſeind,
Es helf' denn ein guter Freund.

---

1) Auß-geraitzet.

Gut und kühn der Freund muß ſein,
Daß er uns nicht laſſ' verzagen,
Daß er mög' die wilde Schwein',
Die man Pfaffen heißt, verjagen;
Er muß ſein der Pfaffen Feind,
Gottes Freund, und Gott ſein Freund.

Toller Biſchof, du biſt er,
Nimm doch unſre Noth zu Herzen!
Junger Held, um Gottes Ehr'
Laß die Pfaffen nicht mehr ſcherzen!
Willſt du, daß Gott bleib' dein Freund,
So bleib du der Pfaffen Feind.

Laß dich ihre Heuchlerei,
Schwätzen, Schwören, Beten, Lügen,
Laß dich ihre Gauklerei
Und Verdammen nicht betrügen!
Bleib du nur der Pfaffen Feind,
Auf daß Gott auch bleib' dein Freund!

Haſt du ſchon viel Müh' und Noth,
Sollſt du ſchon dein Blut vergießen,

Müſſen endlich doch mit Spott
Ihren Fuchsbalg ſie einbüßen.
Niemand iſt der Pfaffen Feind,
Der nicht Gott zu ſeinem Freund'.

Dieſe Teufelsfreund' mit Schand'
Nach Verdienſt bald zu belohnen,
So laß deine rechte Hand
Keines Pfaffen Freund verſchonen.
Da 2) du Gott zu deinem Freund',
Wenn du aller Pfaffen Feind.

Komm, den Pfaffen, toller Held,
Nach Gebühr zu widerſtehen,
In des tapferſten Manns Feld,
Daß die ganze Welt mög' ſehen:
Daß er dein, und du ſein Freund,
Gottes Freund, der Pfaffen Feind!

---

2) Dann.

Lobgeſang von Moritz, Fürſten zu Oranien, Grafen von Naſſau.

Ihr Menſchen, bauet einen Tempel
Für den, der aller Menſchen Ruhm,
Der den Soldaten ein Exempel,
Und aller Fürſten wahre Blum',
Und ſinget ſtets: O Prinz, durch deine Thaten
Biſt du der Ruhm der Fürſten und Soldaten!

Doch welcher Witz darf ſich wohl wagen,
Ja, welche Stimm' iſt hoch genug,1)
Der Welt mit Worten vorzutragen
All' ſeine Werk', kühn, mächtig, klug?
Iſt nicht der Glanz, Prinz, deiner großen Thaten
Ein Spiegel für die Fürſten und Soldaten?

Gleich in dem Frühling ſeiner Jugend
Schlug er alſo den ſtolzen Feind

---

1) wohl hoch gnug.

Daß die Gedanken, ſeine Tugend
Zu faſſen, viel zu niedrig ſeind,
Und iſt allein die Tafel ſeiner Thaten
Ein wahrer Text für Fürſten und Soldaten.

Was hat doch Griechenland erdichtet
Von ſeinen Helden allzumal?
Und was hat Herkules verrichtet
Mit äußerſter Müh' und Drangſal,
Daß gleichen mög', Prinz, deinen großen Thaten,
Die ein Lehrbuch für Fürſten und Soldaten?

Sein Nam' allein macht ſchier verjagen
Die, deren Herz voll Stolz und Pracht;
Er iſt der Erſt', den Feind zu ſchlagen,
Und der Letzt' aus der größten Schlacht.
Er iſt der Ruhm der Fürſten und Soldaten,
Und wunderreich ſind ſeine Heldenthaten.

Was er mit reifem Rath thut gründen,
Verrichtet er ſchnell und mit Fleiß;
Gleichlos iſt er, zu überwinden,
Und zu verzeihen, gleicherweiſ';

Alſo, daß billig er[2] durch ſeine Thaten
Ein Spiegel iſt für Fürſten und Soldaten.

Voll Pracht iſt er, den Stolz zu dämpfen,
Voll Güt' iſt er gleich nach dem Streit,
Und wie großmächtig er, zu kämpfen,
So freundlich iſt er Friedens Zeit.
Er iſt, gleichlos in allen ſeinen Thaten,
Allein der Ruhm der Fürſten und Soldaten.

Sein Aug' kann das Unglück vertreiben,
Der Herzen Troſt ſind ſeine Wort';
Sein' Unruh' macht uns ruhig bleiben,
Und ſeiner Müh' Meer, in dem Port,*)
Und die Unzahl, Prinz, deiner großen Thaten
Sind ein Lehrbuch der Fürſten und Soldaten.

Oft hat man ſeine Gnad' erfahren
In ſeiner Feinde Wuth und Flucht;

---

[2] daß er billig.

*) Das Meer ſeiner Mühe läßt uns im Hafen bleiben. Der alte Druck giebt dieſe Stelle:

Und ſeiner Müh möhr.

Verzeihen, Siegen und Bewahren
Iſt ſeiner Arbeit ſüße Frucht.
Ein jedes Stück, Prinz, deiner tapfern Thaten
Iſt ein Beiſpiel für Fürſten und Soldaten.

Er iſt der Welt Zier, hochgeehret,
Der Böſen Straf', der Guten Lohn,
Er iſt in aller Welt vermehret,
Der Feinde Furcht, der Freunde Wonn',
Die ſagen all', er ſei durch ſeine Thaten
Allein der Ruhm der Fürſten und Soldaten.

Wohlan, ſo bauet einen Tempel,
Für den, der aller Fürſten Ruhm,
Der den Soldaten ein Exempel,
Der Tugenden gleichloſe Blum',
Und ſinget ſtets: O Prinz, durch deine Thaten
Biſt du der Ruhm der Fürſten und Soldaten!

An Herrn Oliver Fleming, Ritter, Königlich Großbritanniſchen Geſandten.

Wider Willen und Gewiſſen,
Eben ſo thöricht, als alt,
Ich mich noch zu Hof' aufhalt',
Andern dienend ſo gefliſſen,
Daß mir nicht ein Stündlein frei,
Gott und mir ſelbſt recht zu leben:
Da doch mir für meine Treu',
Müh' und Sorg' kaum Dank gegeben,
Und zwar billig; denn wer gern
Seinen Tag bei Hof' will enden,
Der hat weder Heil noch Stern,
Seinen Lauf wohl zu vollenden.

Ich ſeh' ja, noch nicht verblindet,
Daß die Tugend gar umſonſt,
Daß allein die Bosheit Gunſt,
Lieb' und Vortheil bei Hof' findet.

Dieſe marmorne Palläſt',
Unterſtützt [1]) mit Alabaſter,
Halten in ſich manches Neſt
Für verruchte Luſt und Laſter;
Unter Seide, Silber, Gold,
Damit ſich der Hof bedecket,
Als in ſeiner Laſter Sold,
Nichts, denn übles, ſich verſtecket.

Lang zu Hof' muß der nicht bleiben,
Welcher redlich bleiben will,
Welcher eingezogen, ſtill,
Nicht will Narrenpoſſen treiben,
Welcher nicht ſein Haupt und Knie
Kann vor jedem Haman biegen,
Welcher nicht kann ſpät und früh
Gleißen, lügen und betrügen,
Kürzlich, welcher, gut und fromm,
Will das Übel übel nennen,
Und nicht will, blind, taub und ſtumm,
Alles Böſ' für gut erkennen.

1) Underproppet. Ein Anglicismus nach dem Verbum to prop.

Darf ich Andern wohl anzeigen
Des Hofmanns Religion,
Und vor welcher Gottheit Thron
Sich der Höfling' Herzen neigen?
Reichthum, Ehrgeiz und Wolluſt,
Deren erſte drei Buchſtaben
Merklich,*) ſind in ihrer Bruſt
Als Gottheiten tief gegraben.
Alles Lebens Seligkeit,
Glauben ſie, ſei hier auf Erden,
Die in des Hofs Herrlichkeit
Wohnend, muß gefunden werden.

Wahrlich, bei Hof ſind ſehr wenig,
Die in böſem Überfluß
Und in kitzelndem Verdruß,
Über ihre Lüſte König;
Und die Fürſten mehrentheils,
Folgend ihrem ſchnöden Willen,
Der ein Werkzeug des Unheils,
Ihre Luſt mit Laſtern ſtillen;

---

*) Denn ſie geben zuſammen R E U (W) (Reu').

Und dann der Hofleute Wonn',
Affen gleich, iſt, mit Kramanzen
Nach ſo hübſcher Herren Ton
Stets zu ſingen und zu tanzen.

Daher täglich mehr bethöret,
Narren, ohn' Verſtand, Witz, Ruh.
Tanzen ſie dem Teufel zu,
Wenn ihr Tanz nicht wird geſtöret,
Ja ſie tanzen ſo lang fort,
Bis ſie in die Grub' geſtürzet,
Wenn [2]) nicht ihren Tanz ein Wort,
Sie abrufend, ſchnell verkürzet,
Wenn [2]) ſie nicht Schuld, Schmach, Spott, Schand',
Oder Krankheit davon reißet,
Oder der Ungnade Hand
Wegen eines Strohs zerſchmeißet.

Doch wenn Einer, hoch gekommen, [3])
über Andre herrſchen kann,

---

2) Wo. — 3) aufkommen.

So will er ſtracks ſein der Hahn,
Wenn ſchon Andre um ihn brummen;
Wird ihm ſchon der ganz' Hof feind,
Will er doch den Hof ganz zwingen,
Baſen, Vetter, Eſel, Freund',
Dieb' und Kuppler hoch anbringen,
Bis daß des Hofs Unbeſtand
Ihm erwecket einen Dunder,
Der durch des Volks ſchwere Hand
Stürzet endlich ihn herunter.

Stürzet! Ja, eh' er gedenket,
Wird er ſchnell mit höchſtem Spott
Weg geraffet [4]) zu dem Tod',
Oder, Haman gleich, gehenket,
Da ihn dann des Pöbels Rach',
Welcher ſterbend ihn verfluchet,
Lehret ſpät mit Schimpf und Schmach,
Was er thöricht lang geſuchet:
Denn gewißlich, wer zu hoch
Steiget, der muß endlich fallen;

---

4) gerauffet.

Daher denn kann das Hofjoch
Keinem Weiſen lang gefallen.

Der mag ſpielen, ſingen, lachen,
Mit des ſchönen Tags Anfang,
Den der Sonne Niedergang
Kürzlich kann verzweifeln machen!
Und daher iſt Jener weiſ',
Der ſtets bleibet auf der Erden,
Und der, haltend Maß und Weiſ',
Weder groß noch reich will werden.
Wie viel doch zu unſrer Zeit
Sah ich trotzige Sejanen,
Deren Werk' uns nah und weit
Billig von dem Hof abmahnen!

Fleming, du biſt ſo erfahren,
So verſtändig, weiſ' und klug,
Daß ich mehr mit gutem Fug
Dir zu ſagen, wohl mag ſparen.
Alle Höf', ja alle Welt
Haſt du fleißig durchgezogen,
Und würd' der Ithakiſch' Held

Leichtlicher, denn du, betrogen.
Wenn viel Nationen dich
Hören ihre Sprachen reden,
Will bald ihrer jede ſich,
Daß du ihr Landkind, bereden.

Daher haſt du auch befunden,
Daß dir deine Höflichkeit,
Sprachen und Erfahrenheit
Deinen König ſelbſt verbunden,
Welcher dich dann hin und her
Als Geſandten ausgeſchicket,
Doch zu ſeiner ſchlechten Ehr'
Mehr entglücket, denn beglücket.
Zwar mag er zu ſeiner Zeit
Alles wieder zurecht bringen,
Auch kann mit der Tugend Beut',
Welche dein, dir nichts mißlingen.

Der, wie du weiſ', kann ſich ſchmieden
Allenthalb ſein eigen Glück,
Keines Fürſten ſaurer Blick
Hindert ſeines Herzens Frieden;

Ja, dein redliches Geſicht,
Welches deinen Muth bezeuget,
Daß von dir wahr mein Bericht,
Keinem weiſen Mann verſchweiget.
Und weil du der Tugend hold,
Männiglich dich billig liebet,
Denn die Lieb' iſt deſſen Sold,
Der ſtets wohl zu thun ſich übet.

Was ich ſchreib' von dem Hofleben,
Iſt dir mehr, denn mir, bewußt;
Du weißt, ob es mehr Unluſt,
Oder Wolluſt uns kann geben.
Jedoch, welcher weiſ', wie du,
Kann aus Böſem Gutes ziehen,
Und, o Wunder, der Unruh,
Ruhig innerlich, entfliehen?
Aber durch der Laſter Heer
Wie viel ſehen wir hinſterben!
Und in des Hofs wildem Meer,
Wie viel ſehen wir verderben!

Zwar iſt dem Meer, wann es tobet,
Oder ruhet, der Hof gleich,

Darauf fähret Arm und Reich,
Der uns ſchändet, der uns lobet.
Wie das Meer ganz ungeſtüm,
Daß die Schiff' oft untergehen,
Alſo kann zu Hof der Grimm
Eines Fürſten ärger wehen.
Auf dem Meer man ſeine Fahrt
Nach der Sterne Lauf regieret;
Zu Hof der Syrenen Art
Auf die Felſen uns verführet.

Doch der Felſen der Syrenen,
Und der Wellen Pracht und Macht,
Auch der Nebel dicke Nacht,
Die gemeinlich allen denen,
Welche nicht vorſichtig ſeind,
Den Weg weiſen zu dem Leiden,
Weil ſie dein und du ihr Feind,
Kannſt du, Tiphys*) gleich, vermeiden;
Denn du weißt, wie ſich ſehr ſchnell
Glück und Lieb' zu Hof verkehret,

*) Der Steuermann des Schiffes Argo.

Daß der Tag, ſchön, heiter, hell,
Kaum ohn' Sturm bis Abend währet.

Dieſes Lied nun zu beſchließen
Von des Hofs ſüßbittrer Speiſ',
So laß, bitt' ich, dieſe Weiſ',
Dich, Herr Fleming, nicht verdrießen,
Daß mit deines Namens Ehr'
Meinen Namen zu beſchönen,
Ich, Hofvogel, auch begehr,
Federn von dir zu entlehnen,
Weil wir beid' von Gott die Gnad',
Daß der Hof uns nicht umtreibet.
Selig, der bei dem Hofrad'
Aufrecht und beſtändig bleibet!

Auf den Tod ſeines Bruders Ludwig Weckherlin.

Mein liebſter Bruder, dir, der du des Vaterlands
Und alles Werths Verluſt nicht wollteſt überleben,
Muß ich hier dieſe Klag' und wahres Zeugniß geben,
Daß du ein' wahre Zier und Säul' des Kirchenſtands.

An Alter biſt du mir kaum zwei Jahr vorgegangen,
Jedoch an Geiſt und Lehr' blieb ich weit hinter dir.
Darum haſt du die Kron' von Gott ſo lang' vor mir,
Die ich durch ſeine Gnad' auch kürzlich werd' empfangen.

Drittes Buch.

Sonette.

An Deutſchland.

Zerbrich das ſchwere Joch, darunter du gebunden,
O Deutſchland, wach' doch auf, faſſ' wieder einen Muth,
Gebrauch dein altes Herz, und widerſteh' der Wuth,
Die dich und die Freiheit durch dich ſelbſt überwunden!
Straf nun die Tyrannei, die dich ſchier gar geſchunden,
Und löſch' doch endlich aus die dich verzehrend' Gluth,
Nicht mit dein' eignem Schweiß, ſondern dem böſen Blut,
Fließend aus deiner Feind' und falſchen Brüder Wunden.
Verlaſſend dich auf Gott, folg' denen Fürſten nach,
Die ſein' gerechte Hand will, ſo du willſt, bewahren

Zu der Getreuen Troſt, zu der Treuloſen Rach'.
So laß nun alle Furcht und nicht die Zeit hinfahren,
Und Gott wird aller Welt, daß nichts denn Schand' und Schmach
Des Feind's Meineid und Stolz gezeuget, offenbaren.

Traum des Herzogs von Buckingham.

Ich ſah in meinem Schlaf ein Bild gleich einem Gott,
Auf einem reichen Thron ganz prächtiglich erhaben,
In deſſen Dienſt und Schutz, zugleich aus Luſt und Noth,
Sich die thörichte Leut' ſtets haufenweiſ' begaben.
Ich ſah, wie dieſes Bild, dem wahren Gott zu Spott,
Empfing, zwar niemals ſatt, Gelübd', Lob, Opfergaben,
Und gab auch, wem es wollt', das Leben und den Tod,
Und pflag ſich mit Rach', Straf' und Bosheit zu erlaben.
Und ob der Himmel ſchon oftmals des Bild's Undank
Zu ſtrafen, ſeine Stern' verſammelte mit Wunder,

So war des Bildes Stimm' doch 1) lauter denn der Dunder,
Bis endlich, als ſein Stolz war in dem höchſten Schwank,*)
Da ſchlug ein ſchneller Blitz das ſchöne Bild herunter,
Verkehrend ſeine Pracht in Koth, Würm' und Geſtank.

1) doch des Bilds Stimm' noch.

*) D. h. Schwung.

Auf König Guſtav Adolfs Tod.

Dein eigner Muth, o Held, weil Gottsfurcht, Ehr' und Recht
Dein Herz und Schwert allein geſtärket und gewetzet,
Weil auch der Erden Kreis für dich zu eng und ſchlecht,
Hat in den Himmel dich, zu früh für uns, verſetzet.
Denn, gleich wie deine Fauſt der Gläubigen Geſchlecht,
Als es in höchſter Noth, errettet und ergötzet,
Alſo hat durch dein Haupt die Kugel leider recht
Der Deutſchen Freiheit, Herz und Tugend Haupt verletzet.
Siegreich und ſelig zwar hat dich, weil in der Schlacht
Du frei für Gottes Wort dein theures Blut vergoſſen,

In die endloſe Freud' und Ehr' dein End' gebracht.
Jedoch in Leid und Noth ſind deine Bundsgenoſſen,
Weil deine Herrſchaft [1]) du mit Sieg, Triumph und Pracht
Dort in dem Himmelreich anfangend, hier beſchloſſen.

---

[1]) Herrſchung.

An Herzog Bernhard von Sachſen.

Du biſt, weltwerther Held, würdiglich hochgeachtet,
Der wahren Tapferkeit ein wahrer Erb' und Sohn.
Du biſt die Blum', der Ruhm der deutſchen Nation,
Nur von dem, der Gott ſelbſt verachten darf, verachtet.
Dein Schwert, ſo wie der Strahl und des Tod's Senſe 1) ſchlachtet,
Was dir zuwider iſt, iſt der Gottloſen Lohn,
Der Angefocht'nen Troſt und der Vertriebnen Wonn',
Ja auch die 2) Pracht des Reichs, das ſonſt aus Scham verſchmachtet.
Wenn Cäſar ſehen ſollt' von deinen Streichen ſchwer

---

1) Sagis. — 2) der.

Die Donau und den Rhein ſo oft in Scharlach fließen,
Und deinen Geiſt, Herz, Mund ſo reich an Ehr', Macht, Lehr':
Würd' er, ſich neigend bald zu ſeines Siegers Füßen,
Bekennen, daß dir, Held, nichts Kaiſerliches mehr
Ermangelt denn der Nam', und dich ſelbſt Cäſar grüßen.

An Denſelben.

Ja, ſpaniſch biſt du, Neid, und thöricht du, Mißgunſt!
Ihr könnt ſo wenig Schmach an Herzog Bernhard finden,
Als wenig als der Rieſ' mit aller Macht und Kunſt,
Nach ſeinem falſchen Wahn, den Weltkreis überwinden.
Denn er gedenket, thut und redet nichts umſonſt,
Sein Geiſt kann des Feind's Liſt und Vorſatz bald ergründen;
So löſchen ſeine Wort' des ſchnöden Aufruhrs Brunſt,
Und ſeiner Waffen Blitz' den Adler ſelbſt verblinden.
Konnt' er, weiſ', kühn und ſtark, des Feind's Liſt, Macht, Betrug

Entdeckend, ihn zurück nicht ſchlagen und vertreiben,
So hätten wir längſt nichts, und doch der Feind kaum gnug.
Jedoch ohn' deren Schand' kann man ſein Lob nicht ſchreiben,
Die, Stiefſöhn' des Deutſchlands, träg', furchtſam und unklug,
Durch ſeinen Rath und Hülf' befreiet, nicht frei bleiben.

Über den Grafen von Mansfeld.

Weil der Drach', Adler, Löw' mit Schweinen, Wölfen, Bären,
Nach ihrem Rath und Luſt, ſchier gar ohn' Widerſtand,
(So groß iſt Gottes Zorn) das deutſche Reich verſtören,
Und es begraben ganz aus großem Grimm in Schand':
Ein Mann ſchier gar allein, des Reich's Freiheit zu ehren,
(O Ruhm für ſolchen Mann! O Schand' für ſolches Land!)
Verhindert, daß ſie nicht erfüllen ihr Begehren,
Mit ſtets furchtloſem Muth und ſtets ſiegreicher Hand.
Darum, weil die 1) hülflos und die 1) ſorglos anſchauen,

---

1) theils.

Wie ſolche wilde Thier', zu freſſen alle Welt,
Nun wetzen wüthiglich die Hörner, Zähn' und Klauen,
Und wie ſie dann mit Macht, dann mit Liſt, Gift und Geld,
Des Land's Bäum', Blumen, Gras verderben und abhauen,
So blühet doch noch ſtets des tapferſten Manns Feld.

An Johann Ernſt, Herzog von Sachſen.

Ein wohl verdientes Lob, frei, lieblich vorgebracht,
Kann wohl die Tugend ſelbſt verlieben und erlaben;
Daher ſollt' billig ich, wenn ich dein' Werth betracht',
Dich, wie du mich mit Lieb', mit hohem Ruhm begaben.
Weil aber längſt dein Schwert, der deutſchen Freiheit Pracht,
Und aller Frommen Schutz, mit glänzenden Buchſtaben,
Die unauslöſchlich ich mit aller Welt eracht',
Der Ewigkeit dein Lob ausführlich eingegraben,
So hoff' und ſprech' ich noch, o zagendes Deutſchland:
Ach! daß doch deinen Schimpf der Höchſt' nun wollt' verzeihen,

So würdeſt du bald frei von dieſem ſchweren Stand,
Denn wenn ſchon kein Fürſt wollt' dir ſeinen Dienſt verleihen,
So würdeſt du doch frei von deiner Banden Schand',
Indem du dieſen Ernſt gebrauchteſt, dich zu freien.

An Fürſt Ludwig von Anhalt.

Fürſt Ludwig, dich allein kann ich dem weiſen Gott,
Der die Pfeil' und die Lei'r gebrauchen kann, gleich finden,
Da[1] du mit einem Helm kannſt dein Haupt in Kriegsnoth,
In Ruh' mit einem Kranz, ſtets kühn und klug, umbinden.
Auch biſt du taugenlich,[2] allein durch dein Gebot
Zu dem Streit oder Lieb' die Herzen zu entzünden;
Ja du kannſt, wie du willſt, die Leut', den Feind, den Tod
Durch deinen Mund, Schwert, Hand, Sprach', Streich, Schrift überwinden.

---

[1] Dan.

[2] D. h. tauglich, im Stande.

Darum des Himmels Gnad', der deine Seel' und Hand
Wollt' mit ſo großem Schatz freigebig reichlich zieren,
Will, daß du ſteheſt auch jetzt für das Vaterland.
Ja, er will, wie ſehr auch der Freiheit Feind' ſtolziren,
Daß die Freiheit noch ſoll durch dein' Werth und Verſtand,
Und mit ihr auch dein Ruhm für und für triumphiren.

An Fürſt Chriſtian von Anhalt.

Der Feind, gleichwie der Freund, wird dich in dieſer Nacht,
Da Tugend und Frommheit 1) ganz liegen überdrungen,
Ein Wunder in dem Rath, ein' Donner in der Schlacht,
Mit Ehr', Verwundrung, Lob zu nennen, ſtracks gezwungen.
Auch deines Geiſt's, Leib's, Mund's, weiſ', ſtark' und ſüße Macht,
Was zu der Helden Lob die Griechen je geſungen,
Bereiten für dein Haupt mit dreimal reicher Pracht
Ein' dreifach reichen Kranz durch dein Schwert, Feder, Zungen.

---

1) Frombkeit.

Wenn du dann in der Welt, die kaum ein' andern Sohn,
Der, wie du, kann zumal wohl reden, ſtreiten, ſchreiben,
Biſt des Feind's Hohn und Furcht, und des Freund's Ruhm und Wonn':
Wie kann denn unſer Land in längerm Zweifel bleiben,
Daß du nicht werdeſt bald, ſein Phöbus und Patron,
Die Wolken des Unglücks durch deinen Glanz vertreiben?

Über Axel Oxenſtiern, Schwediſchen Reichskanzler.

Er kann mit ſolcher Kraft und wunderreichem Schein
Die Furcht in unſrem Feind, den Muth in uns vermehren,
Daß ihn, als eine Sonn', nicht einen Stern gemein,
Mit Wunder Männiglich muß ſehen, ſegnen, ehren.
Zuflüchtig*) ſuchen ihn Reich und Arm, Groß und Klein,
Die pfleget ſeines Raths und Troſts er zu gewähren,
Daß er, als der Welt Stirn, nein Hirn und Haupt zu ſein
Allfähig, werth allein,1) zu rühmen, zu begehren.

1) allein werth.

*) Als eine Zuflucht.

Darum verbleibet er, ein Wunder aller Zeit,
Durch ſeine Gottsfurcht, Treu', Weisheit und edle Thaten, 2)
Der Inhalt aller Lehr', der Probſtein weiſer Leut',
Des Friedens Lehr' und Lieb', ein Beiſpiel der Soldaten,
Der Spiegel guter Räth', Siegweiſer in dem Streit,
Der Tugend ganze Summ', Lehrbuch der Potentaten.

---

2) Durch ſeiner Gotsforcht, Trew und Weisheit edle Thaten.

An Opitz.

Indem mein Ohr, Hand, Mund ſchier müd', die ſchweren Plagen,
Die dieſer große Krieg mit Schwert, Peſt, Hunger, Brand,
Und unerhörter Wuth auf unſer Vaterland
Ausgießet, ohn' Ablaß zu hören, ſchreiben, klagen:
Da ward mit Wunder mir und mit Wonn' vorgetragen,
Mein Opitz, deiner Lieb' und Freundſchaft werthes Pfand,
Pfand, welches mir alsbald die Feder aus der Hand,
Und aus dem Mund und Geiſt die Klag' und Leid geſchlagen;
Da[1] ja dein Orgelton[2] und deiner Harfe Klang

---

[1] Dann. — [2] Orgelſtreich.

So lieblich das Gehör und Herz zugleich berühren,
Daß, wer ſinnreich mit mir erforſchet ihren Zwang,
Der kann nichts denn dein Werk und Werth zu Herzen führen,
Und ſein Mund muß dich bald mit einem Lobgeſang,
Und ſeine Hand dein Haupt mit Lorbeerzweigen zieren.

Ihre Schönheit.

Ich ſah, als ihr Geſicht der Morgenröthe 1) gleich,
Als ihre Zwillingbruſt ſo weiß als Schnee zu ſehen,
Und ihren glatten Hals viel tauſend Ringlein reich
Von ihrem krauſen Gold umgaben, ſie aufſtehen.
Aufſtehen ſah ich ſie, ſo kunſtlos, als liebreich,
Mit ſolcher Schönheit Schatz ohn' Müh', ohn' Sorg' verſehen,
Daß ſie ſo ſchön, ſo früh in der Lieb' Königreich
Konnt' Andern, um Mittag gezieret, *) weit vorgehen.
Alsbald ich ſie erſah: o Wunder! ſchrie ich bald,
Was kann von dieſer Bruſt und dieſem Band mich freien,

---

1) Morgenröthin.

*) Die um Mittag geziert ſind.

Wenn göttlich ſie an Macht, und göttlich an Geſtalt,
Und wenn, als ſie mir wollt' ihr Angeſicht*) verleihen,
Je bloßer ihre Bruſt, je ſtärker ihr' Gewalt,
Je freier ihre Haar', je mehr ſie mich entfreien!

---

*) D. h. Anblick.

Die Liebe iſt Leben und Tod.

Das Leben, ſo ich führ', iſt wie der wahre Tod,
Ja über den Tod ſelbſt iſt mein troſtloſes Leben:
Es endet ja der Tod des Menſchen Pein und Leben,
Mein Leben aber kann nicht enden dieſer Tod.
Bald kann ein Anblick mich verletzen auf den Tod,
Ein andrer Anblick bald kann wieder mich beleben,[1]
Daß ich von Blicken muß dann ſterben und dann leben,
Und bin in einer Stund' bald lebendig, bald todt.
Ach Lieb'! verleih mir doch nunmehr ein andres Leben,
Wenn ich ja leben ſoll, oder den andern Tod,
Denn weder dieſen Tod lieb' ich, noch dieſes Leben.

---

[1] mich widrumb beleben.

Verzeih' mir, Lieb', ich bin dein lebendig und todt,
Und iſt der Tod mit dir ein köſtlich ſüßes Leben,
Und leben von dir fern, iſt ein ganz bittrer Tod.

Sie iſt der größte Reichthum.

Das prächtigſte Kriegsſchiff, dem je das Meer war kund,
Hat keinen Maſt ſo hoch, als hoch iſt mein Begehren,
Kein' Anker halb ſo ſtark und beißend in den Grund,
Als meine Lieb' und Treu', die unaufhörlich währen.
So knüpfet auch kein Seil noch Lein ein' ſolchen Bund,
Als die zart krauſen Haar', die meinen Geiſt beſchweren;
Kein Wind blies jemals auf die Segel ſtolz und rund,
Als mich die ſüßen Lüft' des rothen Mund's bethören.
Kein Schiffsmann hat jemals in einer ſchwarzen Nacht

Ein halb ſo klares Licht oder Geſtirn erblicket,
Als hell ſind die Augſtern', mein Troſt und Amors Pracht.
So hat auch noch kein Schiff, nach langer Fahrt beglücket,
Ein Kleinod ſo viel werth zu uns von Oſt gebracht,
Als dieſes Kleinod iſt, das alle Welt erquicket.

Ihr Herz iſt Eis.

Gleichwie ein armer Menſch aus irdiſchem Verſtand
Vermeinet, horchend zu des Aberglaubens Lehren,
Ein ſchön gemaltes Bild, als ſeines Geiſt's Heiland,
Mit Bitten, Opfern, Lob und anderm Dienſt zu ehren:
Alſo und mehr fehl' ich, witzlos, durch mein Begehren,
Wenn ich für euch erheb' mein Herz, Geſicht und Hand,
Wenn ich mich darf ob euch beklagen und beſchweren,
Da ſchuldig doch allein mein eigner Unverſtand.
Ja Göttinn, deren Gnad' mich konnt' allein erlaben,
Euch klag' ich an umſonſt, umſonſt hoff' ich die Luſt,

Daß euer Herz mit Lieb' werd' meine Lieb' begaben.
Denn ſollt' ich, als ich ſah eurer ſchneeweißen Bruſt
Bezauberende Bühl',*) gedacht nicht klüger haben,[1])
Daß unter ſolchem Schnee ein Herz von Eis ſein mußt'?

---

[1]) nicht klüger gedacht haben.

*) D. h. Hügel.

Scheiden.

Muß es geſchieden ſein? Iſt dieſes denn die Stund',
Die Stund', ach nein, die Wund', die uns will haben ſcheiden?
Wie, ſcheiden muß ich denn? Ach nein, ich muß verſcheiden,
Da 1) ja zu groß mein Schmerz und zu tief meine Wund'!
Zwar nicht mein eigen Leid, ſondern, mein Roſenmund,
Mund, deſſen ſüße Küſſ' mein Herz ganz göttlich weiden,
Dein Seufzen, Weinen, Klag' mich zu dem Tod beſcheiden,
Und machen deinen Tod mir, meinen Tod dir kund.

---

1) Dan.

So laß mich nun von dir, thu' du von mir empfangen
Den letzten, letzten Kuß! O ſüßer Tod! Ach nein,
O neue Lebenskraft, die wir zugleich erlangen!
Denn meine Seel' in dich, in mich dein Seelelein
Verwechſelnd haben ſich durch dieſen Kuß vergangen,
Daß unſer Tod und Lieb' nun muß unſterblich ſein.

Eine ſchöne Bettlerinn.

Als von mir eine Frau, von Gottes reicher Hand
Mit größerer Schönheit, denn Hab' und Gut, verehret,
Mit fliegend ſchönem Haar und lumpichtem Gewand,
Um Gott in ihrer Noth ein Stücklein Geld begehret,
Empfand mit andern ich, daß ihrer Augen Brand
Vielmehr, denn ihre Bitt', mit Lieb' das Herz verſehret,
Und ihr Haupt, Aug' und Leib ſich, ihrem armen Stand
Zuwider, einen Schatz unſchätzlich reich vermehret.
Darum, o reiche Frau, ſprach ſeufzend ich zu ihr,
Was bettelt dieſer Mund, der würdig zu befehlen?
Und deſſen Reichthum mich arm machte neben 1) dir?

---

1) gegen.

Denn weder Rubin ihm, noch reine Perlen fehlen,
Und das Gold deines Haupt's will, daß ſelbſt Bettler wir
Uns deiner Freundlichkeit und Lieb' mildreich befehlen.

Viertes Buch.

Sprüche und Sinngedichte.

Über den Tod
des Herzogs Johann Ernſt von Sachſen und des Grafen Ernſt von Mansfeld.

Warum hat man die, welche ſeind
Der Freiheit und der Wahrheit feind,
So raſend, toll und froh geſehen
Zu Pfaffenſtadt und anders wa?
Weil ihnen nun zu widerſtehen,
Kein rechter Ernſt mehr da.

Grabſchriften.

Des Herzogs Bernhard zu Sachſen.

Steh, Leſer, ſeufz' und wein'! Der, welcher keine Müh'
Geſparet, des Reichs Recht und Freiheit handzuhaben,
Bernhard, des Deutſchlands Held, und mit ihm iſt allhie
Die deutſche Redlichkeit und Tapferkeit begraben.

Des redlichen F. v. B.

Du Menſch, der du mit wenig Müh'
Willſt ſehen, wer begraben hie,
Gedenk', daß du, wie ich, von Erden,
Und mag das nächſte Grab dein werden.

Eines Freundes.

Niemand beleidigend bracht' ich mein Leben zu:
Beleidigen kann auch jetzt niemand meine Ruh'.

Seines Freundes Doktor Jacob Lamy.

Hier ruhet unter dieſem Stein
Des redlichen Lamy's Gebein,
Der lebend dem Tod ſtets ergeben,
Daß ſterbend er möcht' ewig leben.

Eines Trompeters.

Gorg ſchweiget unter dieſem Waſen,
Weil er ſein Letztes ausgeblaſen.

Einer zänkiſchen Frau.

Hier ſchläfet, und Gott ſei gedanket!
Ein Weib, das Tag und Nacht gezanket.
Ach, tretet nicht hart, liebe Leut',
Sonſt weckt ihr einen neuen Streit. 1)

Eines Faulen.

Hier ruhet Martin Faulermann,
Wenn ruhn von dem man ſagen kann, 2)
Der ſeinen Lebtag nichts gethan.

Eines unſaubern Buben.

Gelebet hat er nicht, als ob er ſterben ſollt',
Geſtorben iſt er nicht, als ob er leben wollt'.

---

1) wecket ihr ein neuen.
2) Wenn man den ruhen ſagen kann.

Kunz Schlackens.

Kunz Schlack, der über achtzig Jahr
In dieſer Welt ein Stockfiſch war,
Hat ungern den Abſchied genommen,
Weil, lebend ſtets in allem Wuſt,
Er niemals dacht', noch jemals wußt',
Warum er in die Welt gekommen.

Abraham Dorts,

Königlich Großbritanniſchen Gemäldebewahrers, der ſich ſelbſt erhenkte.

Daß ſich das Erdreich thut bewegen,
Kann uns ſo wohl hie dieſer Ort,
Als der Kopernikus auslegen,
Weil Dort iſt hie, und hie iſt Dort.

Auf denſelben.

Nachdem der arme Bub' von Dort
Sein Amt recht zu thun ſich bekränket,
Hat er ſich hie an dieſem Ort
Nach den Gemälden ſelbſt gehenket;
Hat alſo er dort gleiches Glück,
Als die Gemälde hie, empfangen;
Denn dort ſah man manch ſchönes Stück,
Hie aber Dort ſelbſt ſchändlich hangen.

Niobe.

Gedrücket von der Freud' und Pein
Der Kinder, welche ich geboren,
Und wieder durch den Tod verloren,
Bin ich ſelbſt mein Grab und Grabſtein.

Die alte Lais weiht ihren Spiegel der Venus.

O Venus, weil mein Angeſicht,
Nun lieblos, Niemand machet flehen,
Ich meinen Spiegel dir verpflicht'.
Denn, wie ich war, kann ich mich nicht,
Und wie ich bin, will ich nicht ſehen.

Über einem Spiegel.

Biſt du ſchön, ſo gebrauch auch Fleiß,
Mit Laſtern dich nicht zu beflecken.
Biſt du dann häßlich, ſo ſei weiſ',
Mit Tugend den Fehl zu bedecken.

An Herrn Witzleer.

Du biſt keines Weiſen Freund,
Weil du ſelbſt keiner,
Und den Narren biſt du feind,
Weil du ſelbſt einer.

An Doktor Schlecht.

Wir mußten geſtern ſo ſtark ſaufen,
Daß mein Pferd und ich über'n Haufen
Gefallen, ſprach der Doktor Schlecht.
Und ich vermein', er redet recht,
Als der die Wahrheit wollt' bekennen,
Den Eſel nach dem Pferd zu nennen.

Der Hof.

(An die Herren Luſtig und Greuner.)

Der Luſtig wollte mich gern lehren,
Daß der Hof gleich dem Paradies;
Dem Greuner, den Spruch zu verkehren,
Iſt der Hof wie die Höll' gewiß,
Weil da kein Unterſchied, ſprechen ſie, der Perſonen.
Ich ſag', der Hof iſt Hof, nicht Höll', noch Himmelreich,
Da man, weil Sünd' der Tugend gleich,
Was böſ', nicht ſtrafen will, noch auch, was gut, belohnen.

An den Pfarrer Schandfleck.

Pfaff, die Vergleichung deiner Haaren
Mit deinen Sünden mußt du ſparen:
Denn jene nehmen ab, die zu, mit deinen Jahren.

An einen Alterthümler.

Was alt nnd ſeltſam iſt, thuſt du mit Müh' und Fleiß
In dein Studirſtüblein aufhenken:
Darum dein Weib, iſt ſie ja weiſ',
Mag ihr Gewiſſen wohl bedenken.

An die ſchöne Jungfrau Wild.

Wild biſt du nicht, du zartes Bild,
Doch darf ich dich auch zahm nicht nennen:
Allein ein Jeder muß bekennen, 1)
Daß der, der dich nicht liebet, wild.

Die Jungfrau Liebwelt.

Was tadelt man doch die Liebwelt,
Als ob nicht ihre Haar' ihr eigen,
Da 2) ich bezeugen will und zeigen,
Wo ſie dafür gab gut baar Geld?

---

1) Allein muß Jedermann. — 2) Man.

Das Glück.

Das Glück iſt Allen gleich und gut,
Ja auch beſtändig heut und morgen:
Den Reichen giebt es Furcht, Müh', Sorgen,
Den Armen Hoffnung, Sinn und Muth.

Was nicht lange heimlich.

Der Huſt', die Lieb', das Feu'r, die Sorgen,
Verhalten ſich nicht lang verborgen.

Der Hofmann.

Wer will, daß er bei Hof fortkomm',
Der leb', als ob er blind, taub, ſtumm.

Drei gefährliche Dinge.

Fleuch, fleuch, ſorglos zu ſein,
Die Peſt, die Lieb', den Wein!

Das Glück.

Das Glück hat Vielen wohl zu leben
Zu viel, doch Keinem gnug gegeben.

Der Tod.

Mit dem gnadloſen Tod muß Jung und Alt dahin:
Die Jungen findet er, die Alten finden ihn.

An ſeinen Sohn.

Daß gegen Alle freundlich ſein,
Sehr löblich ſei, laſſ' ich paſſiren:
Doch wirſt du, glaub' mir, nichts verlieren,
So du mit Niemand zu gemein.
Du magſt wohl mindre Freud' genießen,
Doch minder wird man dich verdrießen.

An denſelben.[1]

Fruchtreiche Arbeit, Müh' und Fleiß,
Ein wohl verdienend frommer Wandel,
Nicht köſtlich, doch gut Trank und Speiſ',
Errung'ner Reichthum ohn' Rechtshandel.

Geſunder, freier[2] Geiſt und Leib,
Kleid und Behauſung[3] rein und tüchtig,
Ein freundlich, keuſch und kluges Weib,
Ein Ehbett fröhlich und doch züchtig.

Troſtreicher Schlaf, ſorgloſe Nacht,
Lieb' Allen, Niemand Leid zufügen,
Ein Herz und Mund ohn' Klag' und Pracht,
Mit ſeinem Stand ſich wohl genügen.[4]

1) Zwei Strophen ſind ausgelaſſen worden.
2) Geſund und freier.
3) Behauſ und Kleidung. — 4) vernügen.

Gedanken, Freund' und Bücher gut,
Was recht, ſtets lernen oder lehren,
Der Stirn' und Zunge gleicher Muth,
Den Tod nicht fürchten, noch begehren.

Furcht und Hoffnung.

Zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchweben
Alle Menſchen, weil ſie leben,
Bis ſie ihren Geiſt aufgeben.

Eigenſchaften der Lebensalter.

Wer, wann er zwanzig Jahr nun alt,
Hat noch nicht ſchöne Leibesgeſtalt,
Und keine Stärke, wann er dreißig,
Und vierzig, kein Hirn und Verſtand,
Und funfzigjährig iſt nicht fleißig
Und reich an Geld, Gut oder Land,
Der wird ſehr ſchwerlich hier auf Erden
Schön, ſtark, weiſ' oder häbig*) werden.

Der Welt Abgöttinnen.

Reichthum, Ehr', Wolluſt ſind drei,
In der Welt Gott gleich erhaben,
Deren erſte drei Buchſtaben
Lehren, zwar zu ſpäte, Reu'.

---

*) D. h. wohlhabend, reich.

Junker Stolzer.

Herr Stolzer, der von edlem Blut,
Hat manches ſchöne Haus und Gut,
Hat Ketten, Geld und Gold nach Willen,
Hat ein hübſch, fröhlich, junges Weib,
Hat einen ſtarken, jungen Leib,
Hat, was er will, den Bauch zu füllen,
Hat krauſe Haar, ein' hohe Stirn:
Ihm fehlet eben nichts, als 1) Hirn.

1) dan.

Niemand, Jedermann, Wenig, Viel.

Wer will vergnüget alten,
Soll mit Niemand Feindſchaft,
Mit Jedermann Freundſchaft,
Mit Wenigen Gemeinſchaft,
Mit Vielen Kundſchaft halten,
Und laſſ' dann Gott ſtets walten.

Leben, Nebel.

Menſch, biſt du klug,
Und willſt recht wiſſen, was dein Leben,
So merk' das Wörtlein Leben eben,
Da haſt du gnug:
Lies es zurück, ſo wirſt du ſehen,
Was es, und wie es thut vergehen.

Nichts Irdiſches beſteht.

Geburt iſt ſchlechter Ruhm,
Ehr' wie ein Blitz vergehet,
Schönheit iſt eine Blum',
Reichthum nicht lang beſtehet,
Herrlichkeit iſt ein Glanz,
Ruhm wie ein Rauch verflieget,
Wolluſt iſt nur ein Tanz,
Die Welt allzeit betrüget.
Iſt dann Geburt und Ehr', Schönheit und Hab' ein Dunſt,
Ihr' Herrlichkeit und Ruhm, Wolluſt und Welt umſonſt,
So laſſ' ich dich, Herr, allein walten,
Und daß ich mich mög' zu dir halten,
Auf Erden, Herr, bleib du bei mir,
Im Himmel laß mich ſein mit dir!

Anhang.

Zwei Pſalmen.*)

Erſter Pſalm.

Recht ſelig iſt der Menſch, der fromm und frei zu leben,
So fleißig Gottes Schul'
Beſuchet, daß er, Gott ergeben,
Sich weder in den Rath, noch auf die Straß', noch Stuhl

---

*) Die hier mitgetheilten Pſalmen mögen dem aufmerkſamen Leſer zur Vergleichung der *Weckherlin'ſchen* Bearbeitung mit der *Opitziſchen* dienen. S. Th. I. unſrer Bibliothek S. 204. Der *ſechs und ſiebzigſte Pſalm* iſt nicht in der *Weckherlin'ſchen* Sammlung.

Des Volk's, ſo mit Boßheit, Schand' und Spott ſich ergötzet,
Achtlos, frech, ſicherlich, verfüget, ſtellet, ſetzet.

Ja, ſelig iſt der Menſch, der, der Welt ungeachtet,
Das göttliche Geſatz
Stets lobet, liebet und betrachtet
Als ſeine höchſte Luſt [1]) und ſeinen größten Schatz,
Und es in Freud' und Leid ſo lernet und ſo lehret,
Daß es ihn Tag und Nacht bewahret und bewehret.

Einem fruchtreichen Baum, von guter Hand gepflanzet,
In wohlgeſchlachtem Grund,
Mit Waſſerbächen wohl verſchanzet,
Daß er zu ſeiner Zeit erquicket Aug', Naſ' Mund,
Ja, der den Gärtner ſtets erfreuet und bereichet,
Grün, blühend und fruchtreich, ein ſolcher Menſch ſich gleichet.

---

[1]) ſeinen höchſten Luſt.

Sein Arm, ſein Mund, ſein Herz verrichtet, redet, dichtet,
Was göttlich, wahr, gerecht,
Und wie ihn Gott ſelbſt unterrichtet,
Alſo gehorchet er, als ein getreuer Knecht,
Daß ihm in allem Thun, von Gott reichlich geſegnet,
Gelinget glücklich ſtets und kein Unglück begegnet.

Ein' viel andre Geſtalt hat es nun mit den Böſen,
Ob ſie ſchon groß, ſtark, reich;
Ein Fluch iſt der Gottloſen Weſen,
Obſchon ihr Überfluß des Herren Segen gleich;
Sie hoffen ohn' Beſtand, ohn' Grund ſie ſich erfreuen,
Denn die Wind', hin und her ſie wie die Spreu zerſtreuen. 2)

Auch wird, wenn alles Fleiſch ſoll wieder auferſtehen,
Vor des Höchſten Gericht

---

2) wie Spreuer ſie zerſtreuen.

Der Böſen Jammer recht angehen,
Da ihrer keiner wird aufheben ſein Geſicht;
Kein Sünder wird ja dann der Frommen Wonn'
beflecken,
Noch ſich unter die Zunft der Gerechten verſtecken.

Denn ja der groſe Gott, dem aller Menſchen
Handel,
Herz und Gedanken kund,
Der Auserwählten Weg und Wandel
Erkennend, nimmet ſie zu ſich in guter Stund';
Hingegen ſtürzen ſich in ewiges Verderben
Die Böſen, da ſie dann unſterblich allzeit ſterben.

Funfzehnter Pſalm.

O Höchſter, der du deinen Thron,
Allein zu herrſchen, hoch erhaben,
In deſſen Zelte wahrer Lohn,
In deſſen Wohnung wahre Wonn'
Allein zu ſuchen und zu haben!

Wen will doch deine Gütigkeit
Mit Sold in deinem Zelt belohnen?
Und wer, Herr, ſoll in Ewigkeit
Auf dem Berg deiner Heiligkeit,
Die unausſprechlich ſelig, wohnen?

Der, ſo aufrichtig ſtets gerad'
Fortgehet, und in allem Handel
Gerecht, mit Billigkeit, Lieb', Gnad'
Und Wahrheit auf des Höchſten Pfad
Durchaus vollführet ſeinen Wandel;

Der, deſſen Herz und Mund getreu
Sich mit der Wahrheit ſtets geſellet,
Von Afterred' und Lügen frei,
Dem Nächſten, nicht ohn' Heuchelei
Liebhabend, ſpöttiſch nicht nachſtellet;

Der weder Feind noch Freund, thorecht,
Aus Neid, Haß oder Mißgunſt ſchmähet,
Und der dem Herren und dem Knecht
Und jedem Menſchen thut ſein Recht,
Und der Gottloſen müßig gehet;

Der ſich ſelbſt mehr denn andre Leut'
Verachtend, zu verbeſſern trachtet;
Der den Gott'sfürchtigen allzeit
Nach ſeiner Lehr', die Laſter weit
Von ſich zu treiben, gern hochachtet;

Der mit verſtändigem Beſcheid
Nichts, denn was billig, will verſprechen;
Der den einmal gethanen Eid
Will weder aus Liſt, Lieb', noch Leid
Verläugnen, biegen oder brechen:

Der, deſſen gottvergnügter Muth
Von Geiz und Luſt alſo gefreiet,
Das er viel lieber andern thut,
Denn ſuchet andrer Leute Gut,*)
Auch ſein Gut nicht auf Wucher leihet;

Der in Vertheidigung und Klag'
Die Macht und falſches Zeugniß 1) haſſet;
Der die des Rechts gerechte Waag'
Durch keine Zuſag' noch Zulag',
Der Unſchuld Plag', verfälſchen laſſet.

Der ſeine Werk', Gedanken, Wort'
Alſo regieret hier auf Erden,
Der iſt gewiß, weil Gott ſein Hort,
Daß ihm der unbeweglich' Ort
Der Seligkeit zu Theil ſoll werden.

---

1) falſche Zeugnuß.

*) D. h. der Andern lieber Gutes thut, als Andrer Gut an ſich zu reißen ſucht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Über Weckherlin's Leben und Schriften XI

Erſtes Buch.

Freie Lieder.

Schönheit vergeht 3
Über einen Kranz 5
Stumme Rede der Liebe 7
Beſtätigung der Liebe 9
Was ich weiß, und was ich nicht weiß 12
Es iſt Unglück, zu buhlen und nicht zu buhlen . . 15
Scheiden 17
Abweſenheit 19
Ohne Liebe nichts als Leid 21
Rauheit und Feſtigkeit der Liebe 24
Wie viel Küſſe? 26
Liebesgeſpräch 28

Seite
Der betrogene Amor 33
Amors Wohnung 35
Die Roſe 36
Erſte und letzte Liebe 43
Herbſtlied 46
Trinklied. (Nach Anakreon.) 54
Vergnügt und Fröhlich! 57
Luſtig gelebt 60
Ermunterung an deutſche Krieger 62
Mannes Glück und Mannes Würde. (An Alexander vom Rueſt.) 66
Tugend und Tugendſchein 68
Reichthum vermag nichts wider den Tod 71
Die Lüge 73
An einige Kanzleiherren 78
Elend des menſchlichen Lebens 81
Der Menſch betrüb' ſich oder lach',
Iſt er ſtets eitel, ſchlecht und ſchwach 84
An ſein Buch 93

Zweites Buch.

Geſchichtliche und Gelegenheitsgedichte.

Des großen Guſtav Adolfs Ebenbild 97
Auf des Grafen von Mansfeld Auszug aus England . 124

Seite
Reim des Herzogs Chriſtian von Braunſchweig: Gottesfreund, der Pfaffen Feind 127
Lobgeſang von Moritz, Fürſten zu Oranien, Grafen von Naſſau 130
An Herrn Oliver Fleming, Ritter, Königlich Großbritanniſchen Geſandten 134
Auf den Tod ſeines Bruders Ludwig Weckherlin . . 144

Drittes Buch.

Sonette.

An Deutſchland 147
Traum des Herzogs von Buckingham 149
Auf König Guſtav Adolfs Tod 151
An Herzog Bernhard von Sachſen 153
An denſelben 155
Über den Grafen von Mansfeld 157
An Johann Ernſt, Herzog von Sachſen 159
An Fürſt Ludwig von Anhalt 161
An Fürſt Chriſtian von Anhalt 163
Über Axel Oxenſtiern, Schwediſchen Reichskanzler . 165
An Opitz 167
Ihre Schönheit 169
Die Liebe iſt Leben und Tod 171

Seite
Sie iſt der größte Reichthum 173
Ihr Herz iſt Eis 175
Scheiden 177
Eine ſchöne Bettlerinn 179

Viertes Buch.

Sprüche und Sinngedichte.

Über den Tod des Herzogs Johann Ernſt von Sachſen
und des Grafen Ernſt von Mansfeld 183
Grabſchrift des Herzogs Bernhard zu Sachſen . . 184
= = = redlichen F. v. B. 184
= eines Freundes 185
= ſeines Freundes Doktor Jakob Lamy . . 185
= eines Trompeters 185
= einer zänkiſchen Frau 186
= eines Faulen 186
= = unſaubern Buben 186
= Kunz Schlackens 187
= Abraham Doris, Königlich Großbritanniſchen Gemäldebewahrers, der ſich ſelbſt erhenkte 187
= . auf denſelben 188
Niobe 189

Seite
Die alte Lais weiht ihren Spiegel der Venus . . 189
Über einen Spiegel 189
An Herrn Witzleer 190
An Doktor Schlecht 190
Der Hof. (An die Herren Luſtig und Greuner.) . 191
An den Pfarrer Schandfleck 192
An einen Alterthümler 192
An die ſchöne Jungfrau Wild 193
Die Jungfrau Liebwelt 193
Das Glück 194
Was nicht lange heimlich 194
Der Hofmann 194
Drei gefährliche Dinge 194
Das Glück 195
Der Tod 195
An ſeinen Sohn 195
An denſelben 196
Furcht und Hoffnung 198
Eigenſchaften der Lebensalter 197
Der Welt Abgöttinnen 198
Junker Stolzer 199
Niemand, Jedermann, Wenig, Viel 200
Leben, Nebel 200
Nichts Irdiſches beſteht 201

Anhang.

Zwei Pſalmen.

Seite

Erſter Pſalm 203

Funfzehnter Pſalm 206

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

V.

Simon Dach, Robert Roberthin
und Heinrich Albert.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

V.

Auserleſene Gedichte von Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auserleſene

Gedichte

von

Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1823.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Der fünfte Band unſrer Bibliothek vereinigt das im Leben und in der Kunſt treu verbundene Kleeblatt der Königsberger Dichter: Simon Dach, Robert Roberthin und Heinrich Albert. Der bekannteſte und reichhaltigſte von ihnen, obgleich nicht der älteſte, iſt an ihre Spitze geſtellt worden.

Wir haben für unſre Auswahl folgende Werke benutzt:

Poetiſch Muſicaliſches Luſt-Wäldlein, das iſt: Arien oder Melodeyen Etlicher theils Geiſtlicher, theils Weltlicher, zur Andacht, guten Sitten, keuſcher Liebe und Ehren-Luſt dienender Lieder. In ein Poſitiv, Clavicimbel, Theorbe oder anders vollſtimmiges

Inſtrument zu ſingen geſetzt von Heinrich Alberten. Erſtlich gedruckt zu Königsberg in Preußen. fol. (Enthält 144 Lieder, darunter die meiſten von den drei Königsberger Dichtern.)

8 Theile der Arien Etlicher ꝛc. Lieder ꝛc. von H. Alberten. (Jeder Theil mit beſonderem Titel) Königsberg in Preußen, zum viertenmal gedruckt durch Johann Reuſnern. 1652—1654. fol. (In dem von uns gebrauchten Exemplar finden ſich auch frühere Jahrzahlen einzelner Theile, 1650, 1651.) Die ſechs erſten Theile enthalten dieſelben Lieder, welche ſich in dem Luſtwäldlein finden.

Zur Vergleichung diente noch der Leipziger Nachdruck der Albert'ſchen Arien in Duodez, welcher die letzten Theile der großen Königsberger Ausgabe auch nicht in ſich aufgenommen hat: Heinrich Albert's Arien. Erſter Theil, darinnen diejenigen geiſtlichen Lieder, ſo in ſeinen ſechs unterſchiedenen Theilen vorhin in Folio gedruckt, jetzo aber zu beſſerm Nutz und Brauch ꝛc. in ſolche kleine Form als ein Vade Mecum zum Druck befördert und verleget von Ambroſio Profe. Leipzig 1657. Eben ſo der andre Theil mit den Weltlichen Liedern. Brieg 1657.

Partitura oder Tabulatur Heinrich Alberts Muſicaliſcher Kürbs-Hütten, mit 3 Stimmen s. l. e. a. (Königsberg) fol. Enthält in unſerm Exemplar nur 12 kleine Strophen mit ihrer Muſik. (S. Lebensbeſchreibung Albert's.)

Dieſe muſikaliſchen Sammlungen enthalten die meiſten und ſchönſten Lieder von Dach; für Roberthin und Albert ſind ſie die einzigen Quellen.

Simon Dach's Poetiſche Werke. Königsberg 1696. 4°. (S. Dach's Lebensbeſchreibung.) Dieſer Band lieferte nur ein

Gedicht zu unſrer Sammlung (Auf des Großen Churfürſten Symbolum. S. 139.)

Neu Preußiſches Geſangbuch. Königsberg 1650. (O wie ſelig ſeid ihr doch ꝛc. S. 123.)

Preußiſches Neu verbeſſert vollſtändiges Geſangbuch. Königsberg 1690. (Schöner Himmelsſaal ꝛc. S. 138.)

Die Gelegenheitsgedichte, von S. 141. an, haben wir aus drei ſtarken Quartanten ausgezogen, in welchen einzeln gedruckte Carmina von Simon Dach in lateiniſcher und deutſcher Sprache, größtentheils auf Hochzeiten, Kindtaufen, Sterbefälle ꝛc. zuſammengebunden ſind. Sie befinden ſich auf der Königl. Bibliothek zu Berlin.

Ein Gedicht ohne Dach's Namen: Wer frägt danach ꝛc. (S. 80.) geben wir auf Herder's Autorität, der es in den Volksliedern, gewiß nicht ohne geſchichtlichen Grund, als ein Dachiſches bekannt gemacht hat. In unſern drei Sammlungen der Albert'ſchen Arien ſteht es anonym, aber ſein Ton widerſpricht der Herder'ſchen Taufe nicht.

Ein andres Gedicht: Gute Nacht, du falſches Leben ꝛc. (S. 106.) iſt zwar auch ohne Namensunterſchrift in den Albert'ſchen Sammlungen, aber Dach nennt es in einem andern Stück ſein Bauerlied. (S. Albert's Arien. Th. III. Nr. 24.)

Das ſchöne Tanzlied S. 41. haben wir auf Wort und Glauben aus der Herderſchen Sammlung aufgenommen. Dieſe citirt als Quelle Alberts Muſikaliſche Kürbshütte. fol. Königsberg 1651. Unſer Exemplar der Kürbshütte enthält keinen Vers davon.

In Matthiſſon's Lyriſcher Anthologie befinden ſich einige Lieder unter Dach's Namen, welche andern Dichtern der Albertſchen Sammlung angehören, z. B. Keine Nacht, kein Tag im Jahre ꝛc. (Matthiſſon. B. I. S. 51. Albert. Th. I. Nr. 11. Keine Nacht, kein Tag vergehet ꝛc. unterzeichnet C. B. M.) Auf und ſpringet ꝛc. (Matthiſſon B. 18. S. 263. Albert. Th. 5. Nr. 20., unterzeichnet Celadon). Dach's Unterſchriften ſind: Sichamond, Chasmindo, S. D., S. D. und der vollſtändige Name. Des pſeudonymen Dichters Celadon aber geſchieht öfters Erwähnung in der Albert'ſchen Sammlung, namentlich in Liedern von Dach und Georg Mylius.

Deßau, den 30ten Auguſt 1823.

Über das Leben und die Schriften Simon Dach's, Robert Roberthin's und Heinrich Albert's.

Wenn wir die biographiſchen Nachrichten über unſre drei Königsberger Liederdichter in der Zeitfolge zuſammenſtellen wollen, ſo müſſen wir mit dem älteſten unter ihnen den Anfang machen, und der ſeiner Reichhaltigkeit und ſeines berühmtern Namens wegen an die Spitze dieſes Bandes geſtellte Simon Dach wird die Reihe ſchließen.

Robert Roberthin, oder, wie er zuweilen geſchrieben wird, Robertihn,*) wurde zu Königsberg im Jahre 1600 geboren und ſtarb daſelbſt als Churfürſtlicher Rath und Oberſekretär**) bei der Preußiſchen Regierung, den 7ten des Oſtermonats 1648. Aus einem einzeln gedruckten Glückwunſchgedicht von

---

*) In Albert's Arien. Königsberger Ausgabe von 1652. Im Poetiſch-Muſikaliſchen Luſtwäldlein finden wir die andre Orthographie des Namens.

**) Nach der alten Titulatur: Ober- und Regiments-Sekretarius.

Simon Dach*) erfahren wir, daß er ſich im Jahre 1630 mit einer Jungfrau Urſula Vogt verheirathete, und damit iſt Alles erſchöpft, was wir über die äußern Lebensumſtände und Schickſale dieſes merkwürdigen und verdienten Mannes wiſſen. Einige, leider aber nur ſehr wenige, geiſtliche und weltliche Lieder von ſeiner Hand haben ſich in den muſikaliſchen Sammlungen Heinrich Albert's erhalten, und laſſen das ſchmerzlich vermiſſen, was von ſeinen poetiſchen Arbeiten, die der beſcheidene Mann nie geſammelt und öffentlich bekannt gemacht hat, untergegangen iſt. Sie ſind dort theils mit ſeinem ganzen Namen, theils mit dem Buchſtaben R., theils mit der Buchſtabenverſetzung Berrintho unterzeichnet, und empfehlen ſich durch die Sicherheit und Leichtigkeit ihrer Form eben ſo ſehr, als durch die Kraft ihres Ausdrucks und die Klarheit ihrer Gefühle und Begriffe. In allen ſpricht ſich ein gebildeter Geiſt und ein warmes Herz aus.

Roberthin war ein Freund Opitzens, deſſen poetiſche Weiſe er zuerſt in Preußen geltend und beliebt machte.**) Als ein eifriger, thätiger, zu jedem

---

*) In der Berliner Sammlung. S. die Vorrede.

**) Opitz beſuchte ihn von Danzig aus im J. 1638, und wurde mit einem feierlichen Geſange von den Königsberger Muſenfreunden empfangen. Dach hatte die Worte dazu geliefert und Albert war der Komponiſt. S. Alberts Arien Th. II. 20.

Opfer bereitwilliger Jünger der edlen Künſte der Poeſie und der Muſik, erweckte er durch ſein Beiſpiel und ſeine Aufmunterung manches ſchlummernde Talent für dieſelben, und wandte gern ſeinen Einfluß und ſeine eigenen Kräfte an die Unterſtützung und Beförderung der durch ihn veranlaßten Verſuche. Beſonders viel that er für Dach, der ihn, ohne übertriebene Dankbarkeit, den Retter ſeines Lebens, den Erwecker und Lehrer ſeiner Muſe, ſeinen Mäcen und ſeinen Oreſt nennen durfte.*) Auch Albert und der Kapellmeiſter Johann Stobäus fanden in ihm einen theilnehmenden Freund und Gönner, der ihnen jedoch immer mehr jenen als dieſen zukehrte, und das, was er für ſie geſchaffen und gewonnen hatte, auch fröhlich mit ihnen genießen wollte. Er ſtarb in den Armen dankbarer Freunde, mit dem Bewußtſein, nicht umſonſt gelebt zu haben, und die Nachwelt iſt ihm Ehre und Dank ſchuldig nicht allein für das Wenige, was er ſelbſt, als Dichter, hinterlaſſen hat, ſondern auch für die reichern Früchte der fremden Talente, die unter ſeinem Schutz und ſeiner Pflege gereift ſind. Wie hoch die Mitwelt ihn geachtet, und wie innig ſeine Freunde ihn geliebt haben, davon zeugen die Gedichte auf ſeinen Tod von Dach und Chriſtoph Kaldenbach.**)

---

*) S. weiter unten in Dach's Leben.

**) Von Dach, in Albert's Arien (ſ. unſre Samml. S. 125 110.) und in einem einzeln gedruckten lateiniſchen

Heinrich Albert*) wurde den 28ten Juni 1604 zu Lobenſtein im Voigtlande geboren. Auf der Univerſität Leipzig, wo er die Rechte ſtudiren ſollte, ergab er ſich bald ganz ſeiner Lieblingskunſt, der Muſik, in welcher er ſich nachher noch einige Jahre in Dresden übte und ausbildete. Im Jahre 1626 ging er nach Königsberg und machte ſich dort durch ſeine Kompoſitionen, und namentlich durch die ſchönen Weiſen ſeiner geiſtlichen und weltlichen Lieder, bei Hohen und Niedern bekannt und beliebt. Mehrere ſeiner Melodien kamen in den Mund des Volks, und andre wurden in den Kirchengeſang aufgenommen. So geſchah es denn, daß Albert im Jahre 1631 die Stelle eines Organiſten zu Königsberg erhielt, welche nicht eben uneinträglich geweſen zu ſein ſcheint. Auch genoß er der Gunſt des Churfürſtlichen Hauſes und vieler andrer hohen Perſonen, zu nicht geringem Neide ſeiner Feinde, an denen es dem guten Manne auch nicht fehlte. Ja, wir ſehen aus einigen Troſtworten und Aufmunterungen an ihn in den Gedichten Dach's, wie dieſe Neider ihm ſein Leben ſo verbitterten, daß er oft nahe

---

Gedicht in der Berliner Sammlung, unter dem Titel: Memoria R. Robertini. 1649. Kaldenbach in den Lyricis. Ode 15. Brunsbergae 1651. 12.

*) Nicht Alberti, wie Herder und Andre ihn ſchreiben, zuletzt ſogar der pünktliche Ebert in ſeinem Bibliogr. Lexikon.

daran war, **Königsberg** zu verlaſſen. Aber die Liebe hielt ihn am **Pregelufer** feſt. Er verheirathete ſich im J. 1638 mit der Jungfrau **Eliſabeth Starke**, welcher er, nach den Glückwunſchgedichten von **Roberthin**, **Dach** und **Georg Mylius** zu ſchließen, lange in treuer Liebe nachgegangen war.*) Er ſtarb zu **Königsberg**, den 6ten Oktober 1668, nachdem ſeine beiden Freunde, **Roberthin** und **Dach**, ihm den Weg in die Ewigkeit bereitet hatten.

Albert hatte ſich einen kleinen angenehm gelegnen Garten bei **Königsberg** gekauft, in welchem ſeine und ſeiner Kunſt Freunde ihn oft zu beſuchen pflegten. Dort ſangen ſie unter Begleitung der Geige ihre Lieder und leerten manches Glas auf die Freundſchaft und die Kunſt, namentlich in einer ſchönen **Kürbishütte**, welche **Albert** für ſeine Gäſte gebauet hatte. Die Kürbiſſe waren mit den Namen ſeiner Freunde und kurzen Reimen beſchrieben, und auf **Roberthin's** Erinnerung komponirte **Albert** dieſe Reime, damit die Geſellſchaft ſie gleich im Grünen abſingen könnte.**)

---

*) S. **Albert's** Arien. Th. II. 13. IV. 19. 20.

) Vorrede zur **Muſikaliſchen Kürbshütte, einem Anhange des **Poetiſch-Muſik. Luſtwäldleins**. S. unſre Vorrede. **Herder** citirt dieſe **Kürbshütte** zu dem Liede: **Tanz, der du Geſetze** ꝛc. Wahrſcheinlich waren dem von **Herder** benutzten Exemplare der **Kürbshütte** einige einzelne Drucke von **Dach**'ſchen Liedern an-

Die Titel von Albert's muſikaliſchen Sammlungen habe ich in meiner Vorrede aufgeführt. Wie beliebt zu ihrer Zeit ſeine Arien geweſen ſein müſſen, davon zeugen ihre fünf ſchnell nach einander folgenden Auflagen, und die vielen trotz allen Privilegien gewagten Nachdrücke derſelben. Uns liegt es nicht ob, den muſikaliſchen Werth dieſer Sammlungen zu ſchätzen; wir finden in ihnen eine reiche Quelle für die Literatur der deutſchen Dichtkunſt des ſiebzehnten Jahrhunderts, und viele köſtliche Lieder von Dach, Roberthin, dem Komponiſten ſelbſt, Andreas Adersbach, Chriſtoph Kaldenbach, Michael Behm, Peter Titz, Georg Mylius und andern, größtentheils preußiſchen, anonymen und pſeudonymen Dichtern haben ſich als Texte zu den Albert'ſchen Kompoſitionen für uns erhalten.

Als Dichter iſt Albert um ſeiner geiſtlichen Lieder willen der Wiedererweckung aus langer Vergeſſenheit nicht unwerth. Einige derſelben haben ſich in vielen proteſtantiſchen Geſangbüchern erhalten, aber ſelten ohne Entſtellung. Es herrſcht in ihnen eine fromme Erhebung, und ihr Styl iſt einfach und edel. Daß Albert aber auch in leichter, ſcherzender Freude ſich

gebunden, aus denen jenes Stück genommen wurde. Die Kürbshütte enthält nur 12 kleine Strophen, welche alle in Form und Inhalt den zum Schluſſe der Albert'ſchen Lieder mitgetheilten gleichen.

mit Anmuth zu bewegen verſtand, beweiſt genugſam ſein nettes Tanzlied, welches leider das einzige von ihm übrig gebliebene in dieſer Gattung iſt. Seine Lieder finden ſich in den genannten Sammlungen; theils mit voller Namensunterſchrift, theils mit H. A. und H. A. bezeichnet. Der Schäfername, unter welchem ſeine Freunde ihn oft beſingen, iſt Damon, und ſeine Eliſabeth pflegen ſie Philoſette zu nennen.

Simon Dach wurde den 29ten Juli 1605 zu Memel in Preußen geboren, wo ſein Vater das Geſchäft eines Dolmetſchers der lithauiſchen Sprache verſah. Der Knabe zeigte und entwickelte früh ausgezeichnete Fähigkeiten, unter Andern auch für die Muſik, in welcher Kunſt er ſich ohne alle Anleitung von Kindheit an übte und förderte. Er erwarb ſich eine angenehme Fertigkeit auf mehrern Inſtrumenten; beſonders ſcheint er aber die Geige geliebt zu haben, mit der er, wie er ſelbſt in einigen Liedern bezeugt, ſeinen Geſang zu begleiten pflegte. Daher vertritt bei ihm die Geige die ſonſt unter Poeten herkömmliche Leier, und geigen iſt bei ihm ſynonym mit ſingen und beſingen.*) Den erſten Unterricht empfing Dach in der öffentlichen Schule ſeiner Vaterſtadt, die er im vierzehnten Jahre verließ, um ſich auf der Domſchule zu Königsberg zur Univerſität reif zu machen. Im Jahre 1620 unterbrach die Peſt die Studien des fleißigen Gymnaſiaſten und nöthigte ihn, Königsberg auf eine kurze Zeit zu verlaſſen. Nach dem Vorübergange der Gefahr kehrte er in ſeine Schule zurück, welche er jedoch bald nachher mit der Wittenberger Stadtſchule vertauſchte, die er drei Jahre lang beſuchte. Endlich finden wir ihn noch in der Magdeburger Domſchule, als einen angehenden Zwanziger, der in den alten Sprachen ſo bewandert und fertig war, daß er eine Diſputation in griechiſcher Sprache vertheidigen konnte. Er blieb in Magdeburg bis in das Jahr 1626, deſſen Peſt ihn wieder zu einer Flucht zwang. Sein Weg ging über Hamburg und Danzig nach Königsberg, wo er ſeine akademiſche Laufbahn eröffnete und beſchloß. Er ſtudirte Theologie und Philoſophie und bildete ſich durch frühe Redeübungen für die Kanzel und das Katheder aus. Im Jahre 1633 erhielt Dach die erſte Anſtellung als Kollaborator an der Königsberger Domſchule, die er ſelbſt einſt als Schüler beſucht hatte. Er ſcheint andre Pläne verfolgt zu haben, welche dieſes Amt vereitelte, das aber auch an ſich ſehr beſchwerlich und einem nach höherer Bildung ſtrebenden Geiſte wenig zuſagend ſein mochte. Der ſchwächliche Körper des jungen Lehrers erlag beinah den Laſten der ſchlecht belohnten Arbeiten im Staub und Schmutz der Schule, und ſein weiches, empfindliches Herz trug nicht minder dazu bei, Geiſt und Leib durch trübe Ausſichten in die Zukunft zu zerrütten. *)

---

*) Z. B. in dem unten mitzutheilenden Gedicht an den großen Churfürſten.

In dieſer unglückſeligen Lage erſchien ihm, wie ein rettender Engel, Robert Roberthin, und riß ihn von dem Rande des Abgrunds, der ihn zu verſchlingen drohte, hinweg. Einige poetiſche Verſuche des armen Kollaborators hatten den großmüthigen Muſenfreund auf ihn aufmerkſam gemacht; er nahm ihn in ſein Haus und an ſeinen Tiſch auf, führte den unbehülflichen, menſchenſcheuen Mann in gute Geſellſchaft ein, empfahl ihn ſeinen Freunden und verſöhnte ihn mit ſeinem Schickſal. **)

---

*) So ſchildert Dach ſeinen Zuſtand in einem einzeln gedruckten lateiniſchen Gedicht auf Roberthin's Tod, welches ſchon oben citirt worden iſt:

Quid tua tot benefacta loquar, mentemque paternam?
Me Schola jam dudum vacuas misisset ad umbras,
Pulveris enectum squalore et mole laborum:
Subdere tu stimulos animo, tu laude frequenti
Ornare immeritum, tu conciliare favorem,
Tu Pyladen fecisse tuum, tu semper amicis
Commendare tuis, donec paedore solutum
Vidisti puerorum inque hac me luce locatum.

**) In demſelben Gedicht heißt es weiter:

Adde quod integrum mensa me juveris annum
Atque domo, quod te mea non offenderit unquam

Indem Dach auf dieſe Weiſe Gelegenheit fand, ſeine Kenntniſſe und Talente in der Welt geltend zu machen, gewann er wieder Luſt an wiſſenſchaftlichen Arbeiten, und nicht minder an den Spielen der Muſe, zu denen Roberthin ihn aufmunterte. Der gebildete Geſchmack dieſes Mannes leitete die poetiſchen Talente ſeines Freundes und Schützlings, der ihn freilich in glücklicher Fruchtbarkeit bald überwuchs, ſich aber ſtets mit dankbarer Beſcheidenheit als einen Schüler ſeines Wohlthäters betrachtet wiſſen wollte.*)

Im Jahre 1636 wurde Dach zum Konrektor an ſeiner Schule befördert, und dadurch ſowohl in

Rusticitas moresque feri. Quid multa? Carinae
Tu blandus nostrae Zephyrus siduşque fuisti.

*) Z. B. in dem eben citirten Gedicht:

Hei mihi, cui promtas in nervos debeo vires
Ingeniumque, meos qui castigare labores
Unus et in pretio censuque locare solebat,
Candidus et liber, nobis indictus obibit!

Und in einem Liede aus dem Jahre 1638 in der Albert'ſchen Sammlung. Th. IV. 20.:

Mein Berrintho wird mir ſagen,
Wo mir etwa Fleiß gebricht,
Und durch guten Unterricht
Eine gute Röth' abjagen,
Mein Berrintho, der mich trieb,
Daß ich dieſes Lied auch ſchrieb.

eine glücklichere ökonomiſche Lage, als auch in eine ſeinem Geiſte angemeſſenere Thätigkeit verſetzt. Er opferte nun öfter und freier den Muſen, und die Kunſt knüpfte das Band der Freundſchaft und Dankbarkeit zwiſchen ihm und Roberthin immer feſter zuſammen, beſonders ſeitdem Albert, als die muſikaliſche Seele des Bundes, ihren Verſen durch ſeine Melodien ein neues Leben gab.

Im Jahre 1638 beſuchte Friedrich Wilhelm, der große Churfürſt von Brandenburg, während des Krieges mit den Schweden, die Stadt Königsberg, und Dach ergriff dieſe Gelegenheit, den geliebten Landesvater und ruhmvollen Helden mit einem poetiſchen Glückwunſche zu begrüßen. Der Churfürſt nahm Dach's Karmen ſehr gnädig auf und behielt den Dichter in ſo gutem Andenken, daß er ihm im folgenden Jahre die erledigte Profeſſur der Poeſie an der Univerſität zu Königsberg verlieh. Dach betrat ſeinen Lehrſtuhl zum erſten Male, um öffentlich über drei Theſes zu diſputiren, deren Inhalt folgender war: daß die Fabeln der Poeten nicht als Lügen zu verwerfen ſeien; daß ein Trauerſpiel auch einen fröhlichen Ausgang haben könne; daß die Verfaſſer unzüchtiger Verſe den Namen der Poeten nicht verdienen.

Von dieſer Zeit an pries der glückliche Dach mit vollem Munde, aber auch aus vollem Herzen, den

Ruhm und die Huld ſeines churfürſtlichen Herrn und aller Zweige ſeines Stammes. Jedes freudige und jedes betrübte Ereigniß in dem hohen Hauſe ruft ſeine Muſe zu Geſängen auf, und obgleich dieſe heroiſchen Gelegenheitsgedichte *) nicht für das Beſte gelten können, was Dach uns hinterlaſſen hat, ſo ſpricht ſich doch in ihnen ſeine Liebe und Verehrung mit herzlichen Worten aus, die freilich nicht immer Maß und Ordnung halten, eben weil der Mund von dem überläuft, deſſen das Herz voll iſt. Wie viel anſprechender iſt dieſe Breite einer gemüthlichen Geſchwätzigkeit doch immer, als der hohle Pomp der gewöhnlichen Hofpoeſie! Folgende Strophen ſind als eine charakteriſtiſche Probe des Styls dieſer Dachſchen Gelegenheitsgedichte oft angeführt worden: **)

Könnte doch dein Ohr nur dringen
Zu den Unterthanen hin!
Jedes reizet ſeinen Sinn,
Dich zu ſagen, Dich zu ſingen;
Jedes ſuchet um und an,
Ob es wo dich ſehen kann.

---

*) So heißen ſie in der Sammlung: Dach's poetiſche Werke. S. Vorrede.

**) Aus einem Gedicht auf die unverhoffte Ankunft des Churfürſten in Königsberg.

Man vernimmt in dieſen Tagen
Nichts durch jedes Bürgerhaus,
Als: Wie ſieht er jetzo aus?
Dieſen Dieß, Den Jenes fragen.
Aller Sorge, Troſt und Ruh
Und Ergötzlichkeit biſt du.

Welcher dann Beſcheid kann geben,
Der weiß die Geſtalt an dir,
Huld, Verſtand und alle Zier
Nicht nach Gnüge zu erheben.
Da iſt Freude, Lieb' und Preis,
Und was man zu denken weiß.

Der große Churfürſt ließ ſich den herzlichen und zutraulichen Ton ſeines Dichters wohl gefallen, und dieſer, treuherzig gemacht durch die mannichfachen Beweiſe der Huld und Gnade ſeines Herrn, bat dieſen einſt in einem eigenen Gedicht um ein Stückchen Land mit einer kleinen Hütte, als wohlverdienten Lohn für die vielen Geſänge zum Preiſe ſeines churfürſtlichen Namens. Dieſes Gedicht hat mehr charakteriſtiſchen, als rein poetiſchen Werth, und daher mag es hier einen Platz finden.

Held, zu welches Herrſchaft Füßen
Länder liegen, Ströme fließen,
Die ich auch nicht zähle ſchier.

Welchen ehren und anbeten
Sammt den Dorfern und den Stadten
Auch die wild' und zahmen Thier':

Von dem großen Theil der Erden
Laß ein kleines Feld mir werden,
Welches mir ertheile Brod,
Nun die Kraft mir wird genommen
Und auf mich gedrungen kommen
Beides, Alter und der Tod.

Hat ein Pferd ſich wohl gehalten,
Und zuletzt beginnt zu alten,
Und nicht mehr taugt in der Schlacht,
Es muß freſſen, bis es ſtirbet,
Ja, kein alter Hund verdirbet,
Der uns treulich hat bewacht.

Laß auch mich nun Futter kriegen,
Bis der Tod mich heißt erliegen,
Bin ich deſſen anders werth,
Hab' ich mit berühmter Zungen
Deinem Hauſ' und Dir geſungen
Was kein Roſt der Zeit verzehrt.

Phöbus iſt bei mir daheime,
Dieſe Kunſt der deutſchen Reime
Lernet Preußen erſt von mir,

XXVII

Meine ſind die erſten Saiten;
Zwar man ſang vor meinen Zeiten,
Aber ohn' Geſchick und Zier.

Doch, was iſt hievon zu ſagen?
Fürſten ſchenken nach Behagen,
Gnade treibet ſie allein,
Nicht Verdienſt, das ſie thun ſollen,
Nein, ſie herrſchen frei und wollen
Sie auch ungebunden ſein.

Thu, o Churfürſt, nach Belieben.
Such' ich Huben zehnmal ſieben?
Nein, auch zwanzig nicht einmal.
Andre mögen nach Begnügen
Auch mit tauſend Ochſen pflügen,
Mir iſt gnug ein grünes Thal,

Da ich Gott und dich kann geigen,
Und von fern ſehn aufwärts ſteigen
Meines armen Daches Rauch,
Wenn der Abend kömmt gegangen.
Sollt' ich aber nichts empfangen,
Wohl, Herr, dieſes gnügt mir auch. *)

*) Findet ſich in Dach's Poetiſch. Werken zum Schluſſe der heroiſchen Gedichte.

Der große Churfürſt nahm dieſe höchſt naive Bittſchrift nicht übel und ſchenkte dem Dichter das Gütchen Curheim.

Das Glück, welches Dach in der Gnade ſeines Landesherrn, in dem Umgang treuer, kunſtliebender Freunde und in der Gunſt der Muſe fand, vollendete im Jahre 1641 ſeine Vermählung mit einer geliebten Braut. Wir wiſſen nichts von den äußern Verhältniſſen ſeiner Ehe, aber daß er die Freuden des ehelichen Lebens kannte, giebt er in vielen ſeiner Lieder zu verſtehen, welche Andern im Jubel des Brauttanzes das nahe Glück der Zukunft verkündigen, z. B. in dem Liede: Nichts nach Heirath fragen ꝛc. welches in das Jahr 1645 gehört.

Roberthin's Tod im Jahre 1648 war ein harter Schlag für unſern Dichter, und ſcheint ſeinem Gemüthe für die ganze übrige Zeit ſeines Lebens eine andre Richtung gegeben zu haben. Seine Seele ſchauete mit Sehnſucht nach dem Grabe, er pries in vielen Liedern die Geſtorbenen ſelig, er bereitete ſich zu einem gottgefälligen Abſchiede von der Welt, und ſpiegelte ſich in heller Entzückung den ſchönen Himmelsſaal, das Vaterland der Frommen, vor. Auch andere Freunde gingen vor ihm in die Ewigkeit, und die Erde ward ihm immer leerer und freudeloſer. In einem Jahre mit Roberthin ſtarb

Georg Blum,*) Johann Stobäus hatte ſchon zwei Jahre früher das Zeitliche geſegnet, und 1632 beſang Dach den Tod von Ambroſius Scala. Da rief er den geliebten Schatten zu: Freuet euch! Ich komme bald!**)

Er kam den 15ten April 1659 nach einem jahrelangen Krankenlager. Die Hypochondrie, zu der er den Grund durch vieles Sitzen in den erſten Jahren ſeines Lehramtes an der Domſchule gelegt hatte, bemeiſterte ſich ſeiner wieder, ſeitdem der Verluſt ſeiner Geliebteſten ihn von der Welt abwendig gemacht hatte. Dazu trat die Schwindſucht, deren Keime er vielleicht ſchon mit auf die Welt gebracht hatte. Wenigſtens laſſen uns die Ohnmachten und andre Krankheitsanfälle dieſer Art in der Zeit ſeiner unglücklichen Lebensperiode als Kollaborator darauf ſchließen. Er ſtarb in ſeinem 54 Jahre, nachdem er fünfmal Dekan ſeiner Fakultät und 1656 Rektor der Univerſität geweſen war.

Dach hat eine große Anzahl von Gedichten hinterlaſſen, darunter mehrere in lateiniſcher Sprache.

---

*) Churfürſtlicher Kanzleiverwandter und Kriegsregiſtrator.

**) Siehe namentlich das Gedicht auf Blum's Tod. S. 141

Nicht alle ſind gedruckt worden, und die wenigſten in Sammlungen vereinigt. Von ſeinen weltlichen und geiſtlichen Liedern haben ſich die meiſten in den Albert'ſchen Arien erhalten, mehrere Kirchenlieder in preußiſchen Geſangbüchern, aus denen ſie in der Folge auch in andre proteſtantiſche Gemeinden aufgenommen worden ſind. Die vielen Gelegenheitsgedichte von Dach, auf Hochzeiten, Begräbniſſe u. ſ. w., ſind theils einzeln in verſchiedenem Format, meiſt in Quart, einige mit Albert'ſchen Noten dazu, gedruckt, theils aber auch handſchriftlich aufbewahrt worden. **Nur die auf das churfürſtliche Haus bezüglichen ſind zuſammen gedruckt, unter dem Titel:**

Churbrandenburgiſche Roſe, Adler, Löw' und Zepter, von S. D. poetiſch beſungen. Königsberg ſ. a. 4. (Nach des Dichters Tode von ſeiner Wittwe und ſeinen Erben beſorgt.) *)

Dieſelben heroiſchen Gelegenheitsgedichte füllen den größten Theil einer Sammlung, deren Titel mehr verheißt:

Simon Dach's Poetiſche Werke ꝛc. Königsberg 1696. 4. Außerdem enthält dieſer Band zwei allegoriſche Schauſpiele: Cleomedes, der allerwertheſte und lobwürdigſte treue Hirt der Kron' Pohlen, und Sorbuiſa, ein Schäferſpiel, welches zur erſten Jubelfeier der Stiftung der Königsberger Univerſität im Jahre 1644 gedichtet worden iſt. Beide ſind matt und verſchroben, wie ihre Gattung es zum Theil mit ſich bringt, theils das Talent des Dichters, welches ihn nur zum Lyriſchen berief.

---

*) Nach den Act. Boruss. B. II. p. 945. iſt dieſes Buch im Jahre 1661 gedruckt. Vgl. Journal von und für Deutſchland 1792. S. 807.

Die vollſtändigſte Sammlung von Dach's Gedichten beſaß der Profeſſor und Rektor am Magdalenengymnaſium zu Breslau, Johann Kaſpar Arlet, (gewöhnlich Arletius) welcher damit umging, eine vollſtändige Ausgabe derſelben zu veranſtalten. Er hatte Alles, was in Sammlungen, einzelnen Drucken oder auch handſchriftlich von Dach's Verſen aufzufinden war, in ſechs ſtarken Bänden zuſammengeſtellt und geordnet. Dieſe Manuſkripte ſind nach Arletius Tode 1784 in die Rhediger'ſche Bibliothek zu Breslau gekommen. Auch Gottſched hatte Materialen zu einer Ausgabe der ſämmtlichen Gedichte ſeines verehrten Landsmanns zuſammengebracht.*) S. über Arletius Sammlung: Gottſched's Neuen Bücherſaal der ſchönen Wiſſenſchaften.

---

*) S. Act. Boruss. l. c. Erläutertes Preußen. B. V. p. 109. Jöcher im Artikel: Dach.

B. VII. St. 3. B. IX. St. 4. B. X. St. 2. Scheibel: Biblioth. Arlet. Breslau 1788.

Außer den ſchon angeführten Sammlungen enthalten noch folgende einige Gedichte von Dach:

Poetiſches Luſtgärtlein ſchöner und anmuthiger Gedichte. 1645. 12. Dieſes Buch iſt mir nur aus dem Verzeichniß der Eſchenburgiſchen Bibliothek bekannt, in welcher ein eingeklammerter Zuſatz die Namen Dach und Roberthin giebt.

Christophori Caldenbachii Libri duo de ratione conscribendi carminis teutonici. Norib. 1674. 12°. *)

Gabriel Voigtländer's Allerhand Oden und Lieder. Lübeck 1650. fol., in welchen, nach mehreren Literatoren, Dach'ſche Gedichte ſtehen ſollen, enthalten keinen Vers dieſes Dichters.

In den Albert'ſchen Arien ſind Dach's Lieder zum Theil mit ſeinem ganzen Namen, theils mit den Anfangsbuchſtaben deſſelben S. D. und S. D., theils mit den aus Buchſtabenverſetzung gebildeten Schäfer-

---

*) Vgl. Arletius Verzeichniß in Gottſcheds Bücherſaal ꝛc. B. IX. und X. l. c. Journal von und für Deutſchland l. c.

namen Chasmindo und Sichamond unterzeichnet. Einige Stücke, von denen es gewiß iſt, daß ſie von ihm herrühren, z. B. das Ännchen von Tharau, Gute Nacht, du falſches Leben rc. ſtehen darin ohne alle Unterſchrift.

Nach Herder's Vorgange haben viele neuere Blumenleſen Gedichte von Dach in mehr oder minder veränderter Geſtalt aufgenommen, z. B. Matthiſſon's Anthologie, das Wunderhorn, Baczko's Preußiſches Tempe, Gramberg's Blumen rc.

Von Dach's Leben, welches hier zum erſten Male mit Treue und möglichſter Vollſtändigkeit beſchrieben iſt, handeln:

Das lorbeerwürdige Andenken des Preußiſchen Dichters Simon Dach, von J. F. Lauſon. Königsberg. 1759. 4°.

Die im Namen der Univerſität Königsberg verfaßte Memoria Dachiana, in der 7ten Dekade der von Henning Witten herausgegebenen Memoriae Philos. Orat. Poet. Francof. 1679. Ein Auszug davon im Journal von und für Deutſchland. 1788. St. 9. Vgl. 1789. St. 10. 1791. St. 11. und die ſchon citirte Stelle.

(Michael Lilienthal) Erläutertes Preußen. Bd. 1.

Acta Boruss. T. II. Ein Auszug daraus im Gelehrten Preußen. Th. 2.

Arnold's Hiſtorie der Univerſität Königsberg. Th. 2.

Gottſched's Neuer Bücherſaal ꝛc. B. IV. (über Dach, Roberthin und andre Preußiſche Dichter.)

Außerdem die umfaſſenderen Werke: Wetzels Hymnop., Morhofs Unterricht u. ſ. w. Von Neueren hat Jördens in ſeinem Lexikon das Meiſte zuſammengeſammelt.

Simon Dach gehört zu den beſten Liederdichtern, nicht nur ſeines Jahrhunderts, ſondern der Deutſchen aller Jahrhunderte. Das eigentliche und ſingbare Lied iſt die ihm von der Natur angewieſene Sphäre, in welcher ſeine Muſe ſich mit anmuthiger Leichtigkeit bewegt. Innigkeit, Herzlichkeit, oder vielmehr Treuherzigkeit, naives, kindlich natürliches Ausſprechen der ganzen vollen Seele ſind die innern Charakterzüge ſeiner Geſänge, und eine in ſeinem Jahrhundert beiſpielloſe Gefälligkeit und Leichtigkeit der Sprache und des Verſes vollendet den liebenswürdigen Dichter. In ſeinen Brauttänzen und andern heitern Muſenſpielen ſcherzt er mit unbefangener Schalkheit, ſeine Freude iſt behaglich, ſein Leid rührend, aber ſelten tief ergreifend; ſeine Liebe ſpricht ſich am natürlichſten in ſanften, gleichmäßig, wie das Feuer des häuslichen Heerdes, brennenden Gefühlen aus. Tiefe des Geiſtes, Stärke und Gluth der Empfindung geht ihm ab. Am feurigſten ergießt ſich ſein Herz in den Geſängen der Freundſchaft: da iſt er übervoll, da ſcheinen ihm die Worte zu fehlen, da bricht er oft ab, mitten im Strome der Gefühle, die er ſonſt gern bis auf die Neige ausleert. Seine geiſtlichen Lieder ſind, dem Charakter ſeiner Muſe gemäß, mehr innige Gebete, ſtille Betrachtungen, Seufzer der nach Erlöſung ſchmachtenden Seele, als erhebende Pſalmen des Preiſes und Dankes. Alle ſind innig und fromm gefühlt, vor vielen aber die Sterbelieder aus den letzten Jahren ſeines Lebens.

Mehrere von Dach's lyriſchen Gedichten haben den Ton des Volksliedes ſehr glücklich getroffen, und werden deutſche Volkslieder in der ächten Bedeutung dieſes Wortes bleiben, ſo lange es, wenigſtens in Wort und Geſang, noch ein deutſches Volk giebt. Eine beſondern Erwähnung verdient das in der Mundart des Preußiſchen Landvolks geſchriebene Ännchen von Tharau. Man erzählt über die Entſtehung dieſes Liedchens Folgendes: Dach liebte die Pfartochter von Tharau, einem Dörfchen in der Gegend von Königsberg, aber ein glücklicher Nebenbuhler machte ihm den Beſitz des Mädchens ſtreitig und behauptete das Feld. In dieſer Zeit ſchrieb Dach das genannte Liedchen.

Simon Dach.

[illegible]

Maylied.

Komm, Dorinde, laß uns eilen,
Nimm der Zeiten Güt' in Acht,
Angeſehen,*) das Verweilen
Selten großen Nutz gebracht,
Aber weislich fortgeſetzt,**)
Hat ſo manches Paar ergötzt.

Wir ſind in den Frühlingsjahren,
Laß uns die Gelegenheit
Vorn ergreifen bei den Haaren,
Sehn auf dieſe Mayenzeit,
Da ſich Himmel, See und Land
Knüpfen in ein Heirathband.

Wenn ſich die Natur verjünget,
Liegt in Liebe krank und wund,

---

*) In Betracht, daß ꝛc.
**) Fortgeſchritten mit der Zeit.

Alles ſich zu nehmen zwinget,
Thut ſie frei dem Menſchen kund:
Daß ſich Er, die kleine Welt,
Billig nach der großen hält.

Still zu ſein*) von Feld und Büſchen,
Von dem leichten Heer der Luft,
Da ſich Jedes will vermiſchen,
Jedes ſeines Gleichen ruft,
Hört man in den Wäldern nicht,
Wie ſich Baum und Baum beſpricht?

An den Birken, an den Linden
Und den Eichen nimmt man wahr,
Wie ſich Äſt' in Äſte binden;
Alles machet offenbar
Durch das Rauſchen, ſo es übt,
Daß es ſei, wie wir, verliebt.

Luſt betrübt, die man verſcheubet:
Dieſer Eifer, dieſer Brand,
Dieſe Jugend, ſo uns treibet,

---

*) D. h. ohne zu erwähnen.

Hat nicht ewig den Beſtand,
Zeigt ſich wind- und vogelleicht,
Iſt geflügelt, kömmt und weicht.

Frühling und Liebe.

Die Sonne läuft [1]) mit Prangen
Durch ihre Frühlingsbahn,
Und lacht mit ihren Wangen
Den runden Weltkreis an.

Der Himmel kömmt zur Erden,
Erwärmt und macht ſie naß,
Drum muß ſie ſchwanger werden,
Gebieret [2]) Laub und Gras.

Der Weſtwind läßt ſich hören,
Die Flora, ſeine Braut,
Aus Liebe zu verehren
Mit Blumen, Gras und Kraut.

Die Vögel kommen niſten
Aus fremden Ländern her,

---

1) rennt.

2) Gebühret. Bloß orthographiſche Abweichung.

Und hängen nach den Lüſten;
Die Schiffe gehn in's Meer.

Der Schäfer hebt zu ſingen
Von ſeiner Phillis an.
Die Welt geht wie im Springen,
Es freut ſich, was nur kann.

Drum wer anjetzt zum Lieben
Ein gutes Mittel hat,
Der flieh', es aufzuſchieben,
Und folge gutem Rath;

Weil Alles, was ſich reget,
Indem es ſich verliebt,
Und ſich zu Gleichem leget,
Hierzu uns Anlaß giebt.

Frühlingslied.[1])

Wir ſehn jetzt ſich erfreuen
Der Erden ganzes Haus,
Die ſchöne Luſt des Mayen
Lockt Dorf und Stadt hinaus.
Mein Herz beginnt zu wallen,
Wann ſich das Luftvolk ſchwingt,
Und läßt ein Lied erſchallen,
Daß Berg und Thal erklingt.

Die Herden gehn ſich weiden,
Ihr träger Hirtenmann
Hebt hoch auf grünen Heiden
Ein freies Waldlied an.
Der Scherz herrſcht allermaßen,
Die Luſt bezwingt das Leid,

---

[1]) Zwei halbe Strophen ſind ausgeſtrichen worden.

Die Welt iſt ausgelaſſen
Mit Lieb' und Freundlichkeit.

Auf, Venus, die ich ſinge,
Füg' mir auch jetzo bei,
Die willig in mich bringe,
Und meine Liebſte ſei.
Ich habe g'nug geprieſen
Zwar dich und deinen Sohn,
Mich dienſtlich g'nug erwieſen,
Dies aber iſt mein Lohn:

Daß ich ohn' Maß' und Ende
Muß der noch 2) müßig gehn, *)
Die mir das Herz verpfände,
Mir treulich beizuſtehn.
Was fleugt, was kreucht, was ſchwimmet,
Schmeckt jetzt die Frühlingskoſt, 3)
Iſt liebevoll und glimmet,
Nur ich klag' über Froſt.

2) derer.
3) Veriahrskoſt.
*) D. h. die noch entbehren muß.

10

Iſt denn in mir kein Leben
Zu deiner Freuden Schein,
Daß ich ſo gut nicht eben
Als Herd' und Laub kann ſein?

Frühlingslied für fromme Kinder.

Es iſt ja wahr, wir haben nun
Die beſte Seel- und Augenweide,
Wenn auf dem bunten Blumenkleide
Dies immer Dem zuvor will thun,*)
Und prächtiger ſich meint zu machen,
Daher man jetzt ſieht Alles lachen.

Geht, Kinder, auf das Feld zerſtreut,
Und pflückt euch von der Frucht des Lenzen,
Hier gelb und blau, dort grün zu Kränzen,
Beraubt das ſchöne Mayenkleid!
Geht, von Narziſſen und Violen
So viel euch gut dünkt, einzuholen.

Doch, eh' ihr dies und das berührt,
So ſchwingt zuvor aus dieſen Schranken

---

*) Eins das Andre übertreffen will.

Hinauf gen Himmel die Gedanken,
Wo zu Gemüth euch wird geführt:
Was dort in jenem Kranz der Ehren
Für ſchöne Blumen doch gehören.

Der Lilien farbenreiche 1) Pracht,
Die Zier der Tulipan und Nelken,
Muß oft vor Abends noch verwelken,
Wie ſchön ſie uns auch angelacht;
Der ewig grüne Kranz der Frommen
Wird nie um ſeinen Zierrath kommen.

Es grünen Blumen, ihm zu Gut,
Dort, an den ſilberklaren Quellen;
Kein Nord iſt, der ſie weiß zu fällen,
Kein Brand, der ihnen Schaden thut;
Der Thau des Lebens muß ſie netzen,
Und höchſte Klarheit auf ſie ſetzen.

Wie ſelig werden die doch ſein,
Die dort in eitel Frühlingstagen 2)
So ſchöne Kränze werden tragen!

1) farbenreicher. — 2) Vorjahrstagen.

Fragt ihr: ob dieſer Blumenſchein
Auch euer Haar einmal wird kleiden?
Ja, wenn 3) ihr fromm könnt ſein und leiden.

3) wo.

Die Vögel.

Die Luſt hat mich gezwungen,
Zu fahren in den Wald,
Wo durch der Vögel Zungen
Die ganze Luft erſchallt.

Fahrt fort, ihr Freudenkinder,
Ihr Büſche-Bürgerei,
Und Freiheitvolk nicht minder,
Singt eure Melodei!

Ihr lebt ohn' alle Sorgen,
Und lobt die Güt' und Macht
Des Schöpfers, von dem Morgen
Bis in die ſpäte Nacht.

Ihr bau't euch artig Neſte,
Nur daß ihr Junge heckt,
Seid nirgends Fremd' und Gäſte,
Habt euren Tiſch gedeckt.

Ihr ſtrebet nicht nach Schätzen
Durch Abgunſt, Müh' und Streit;
Der Wald iſt eu'r Ergötzen,
Die Federn euer Kleid.

Ach, wollte Gott, wir lebten
In Unſchuld, gleich wie ihr,
Nicht ohn' Aufhören ſchwebten
In ſorglicher Begier!

Wer iſt, der alſo trauet
Auf Gott, das höchſte Gut,
Der dieſe Welt gebauet,
Und Allen Gutes thut?

Wir ſind nicht zu erfüllen,
Mit Reichthum und Gewinn,
Und gehn, um Geldes willen,
Oft zu der Hölle hin.

O, daß wir Gott anhingen,
Der uns verſorgen kann,
Und recht zu leben fingen
Von euch, ihr Vögel, an!

Herbſtlied des Hirten.

Jetzo [1]) heben Wald und Feld
Wieder an zu klagen,
Denn es will die grimme Kält'
Alle Luſt verjagen.
Boreas pfeift, ſauſt und ruft
Hin und wieder in der Luft,
Fället alle Blätter
Durch ſein ſtrenges Wetter.

O wie wohl pflag mir zu ſein,
Wenn mich bei den Bronnen
Venus deckte vor dem Schein
Und dem Feu'r der Sonnen,
Wenn ich alles Kummers los
Lag in ihrem [2]) zarten Schooß,
Wenn ich alles Dichten
Pflag auf ſie zu richten!

1) Jetzund. — 2) ihrer.

Manchen ſchönen Vers hat ſie
Selbſt mir vorgeſchrieben.
Amor hat mit mir allhie
Oft die Zeit vertrieben.
Er warf ſeinen Köcher hin
Sammt dem Bogen in das Grün,
Und ſaß bei mir nieder,
Hörte meine Lieder.

Ich ſang: wie vor ſeiner Liſt
Jeder müßt' erliegen,
Wie ſein Reich und Himmel iſt
Über alles Siegen.
Venus ſagt': Adonis Pein
Sollte mein Gedichte ſein,
Dem ſie ſich ergeben,
Eh er kam um's Leben.

Ich empfing dafür von ihr
Einen Kranz von Myrthen,
Durch den [2]) brach mein Lob herfür
Unter allen Hirten.

[2]) Hiedurch.

Amor aber für ſein Theil
Drückt' in mich den ſcharfen Pfeil,[3]
Deſſen ich noch Schmerzen
Fühl' in meinem Herzen.

Galathe, du Preis und Ehr'
Aller Schäferinnen,
Dich muſt' ich je mehr und mehr
Damals lieb gewinnen.
Ach, wie manche liebe Nacht
Hab' ich ſchlaflos hingebracht,
Und dir, o mein Leben,
Mich zu Dienſt ergeben!

Meiner Heerde hab' ich nie
Wegen dein geachtet,
Und nur dir mit höchſter Müh'
Immer nachgetrachtet.
Ja, es ſteht anjetzt noch kaum
In dem Wald ein einz'ger[4]) Baum,
Da nicht iſt beſchrieben,
Wie ich pflag zu lieben.

3) ein ſcharfes Pfeil. — 4) einig.

Bis ſich Venus mir verſprach
Hülfe zu gewähren,
So genas ich allgemach;
Meiner Augen Zähren
Wuſch ſie ab mit eigner Hand,
Und verlöſchte[5]) meinen Brand,
Heilte meine Wunden,
Die ich hatt' empfunden.

Sonſten war mein Aufenthalt
Nirgends nicht zu finden,
Als nur durch den grünen Wald
Bei den hohen Linden.
Schöne Quellen,[6]) friſches Gras
Liebte ich ohn' Unterlaß,
Da ich dann geſungen,
Daß die Bäum' erklungen.

Aber nun der Nordenwind
Alles hin will reißen,
Und mit Schnee und Froſt beginnt
Um ſich her zu ſchmeißen,

---

5) verliſchte. — 6) Ein ſchön Quell, ein ꝛc.

Muß in höchſter Traurigkeit
Ich verbringen meine Zeit,
Weit von ſolchem Leben,
Das uns Wälder geben.

Doch, Atmithas, wer wie du
Sich ſo wohl verſehen,
Und ergreift die ſüße Ruh',
Der läßt immer wehen
Alles Wetter zu ſich ein,
Nichts mag ihm beſchwerlich ſein;
Mitten in den Winden
Kann er Ruhe finden.

Darum muß ich jedermann
Für glückſelig halten,
Wer ſo liebt, derſelbe kann
Kaum im Tod' erkalten.
Rechte treue Liebe macht
Hitz' aus Kälte, Tag aus Nacht,
Kehret alles Leiden
In gewünſchte Freuden.

Klugheit kömmt vor Jahren nicht.

Mein Lieb will nichts nach Liebe fragen,
Iſt ſolcher Wolluſt ſpinnenfeind;
Wer ihr vom Bräut'gam was will ſagen,
Macht, daß ſie ſehr darüber weint.

Gott, laß es ja mich nicht erleben,
So ſpricht ſie weh- und unmuthsvoll,
Daß ich das Jawort von mir geben,
Und wem verſaget werden ſoll!

Will ſie von dieſem Sinn nicht weichen,
Stimmt mit der Red' ihr Herz auch ein,
So ſag' ich: wahrlich, ihres Gleichen
Wird leichtlich nicht zu finden ſein.

Ihr zu Gefallen will ich's glauben,
Seh' ihre zarte Jugend an,
Der ich die Einfalt zu muß ſchreiben,
Die nichts von Liebe wiſſen kann.

Doch nehm' ich es mit ihren Wangen,
Mit ihrer Augen Glanz bezeugt,
Mit allem dem was mich gefangen,
Und Schönes ſich an ihr eräugt,

Mit ihren ſittſamen Geberden,
Mit des geraden Leibes Pracht,
Der noch, ob Gott will, mein ſoll werden:
Sie iſt dem Kloſter nicht gemacht.

Preis der Geliebten.

Auf, ihr meine güldnen Saiten,
Raffet meinen Geiſt von hier!
Lidia will neben mir
über Luft und Himmel ſchreiten,
Iſt durch meiner Sinnen Macht
Auf ein ewig [1]) Lob bedacht.

Sie erkennt, daß Pracht und Jugend
Wie ein Dampf verrauchen muß,
Darum ſtellt ſie ihren Fuß
Auf den Pfad ſtandhafter Tugend,
Will durch meiner Gaben Schein
Immer jung und ſchöne ſein.

Schau, ich reiße mich von hinnen!
Sei beſeelt, o meine Hand!
Fleuch, du feuriger Verſtand,

---

[1]) ewigs.

Über der Geſtirne 2) Zinnen,
Suche da hinauf zu gehn,
Wo dies ſchöne Weib 3) ſoll ſtehn!

Ihre ſonnenrothe Wangen,
Ihrer Augen güldnes Licht,
Und ihr himmelrund Geſicht
Soll hier neue 4) Pracht erlangen,
Pracht, die 5) ewig nicht verblüht,
Und nicht Herbſt noch Winter ſieht.

Freue dich, du Preis der Schönen!
Hier ſoll deiner Gaben Schaar
Sich vor aller Zeit Gefahr
Mit der Ewigkeit bekrönen.
Keine feindliche Gewalt
Soll dir rauben die Geſtalt.

Dieſes, was ich von dir ſchreibe,
Hebt mein Phöbus ſelber auf,
Daß es von der Zeiten Lauf
Ewig unbetaſtet bleibe,

---

2) des Geſtirnes. — 3) Menſch.
4) neuen. — 5) der.

Legt es bei, wo Gluth und Wind,
Erd' und See verbannet ſind.

Starke Wälle, Thürm'6) und Mauern
Fallen mit den Jahren ein;
Erz und Eiſen, Stahl und Stein
Können vor der Zeit nicht dauern,
Aber deine Pracht und Zier,
Lidia, bleibt für und für!

6) Thürn.

Der Ungeliebte.[1]

Soll denn mein junges Leben,
Da Alles liebt und freit,
Alleine ſich ergeben
Der langen Einſamkeit?
Bleibt denn die Freud' und Luſt
Der ſchleierweißen Bruſt,*)
Nach der wir Alle ſtreben,
Mir ewig unbewußt?

Die Würmer, die nur ſchleichen,
Die ſchnellen Fiſch' im Meer,
Das Wild in den Geſträuchen,
Der Vögel leichtes Heer,
Und was ſich in der Welt,
Durch Luft und Fluth erhält,
Kriegt jedes ſeines Gleichen,
Sobald es ihm gefällt.

---

[1] Eine Strophe iſt ausgefallen.

*) D. h. der Liebesgöttinn.

Nur ich muß nicht genießen,
Worauf dies Leben geht,
Das Glück will mir verſchließen,
Was Andern offen ſteht;
Der Frühling meiner Zier
Iſt ferne ſchon von hier;
Gleich wie die Bäche fließen,
So eilt mein Herbſt zu mir.

Ich aber muß noch bleiben
So wie ich vormals war,
Soll nimmer mich beweiben,
Mit keiner ſein ein Paar;
Das ſüße Wangenroth
Soll nimmer mir die Noth
Der Einſamkeit vertreiben —
Solch Leben iſt ein Tod!

Du Königinn Dione,
Von der es einzig rührt,
Daß meiner Zeiten Krone*)

---

*) D. h. die Krone meines Lebens, das männliche Alter.

Mir keine Luſt gebiert, 2)
Iſt dies der Lieder Dank,
Die ich mein Lebenlang
Von dir und deinem Sohne
In meine Geige ſang?

Soll ich mir dann erſt rathen,
Wenn ſchon mein Winter ſchneit?
Was thu' ich dann für Thaten
Im ſüßen Liebesſtreit?
Wer jung iſt, liebt den Krieg,
Ein Alter bleibt zurück,
Denn ſolcher Art Soldaten
Erhalten ſchlechten Sieg.

Nein, jetzo 3) will ich haben
Was auf mein Leiden dient,
Weil noch die Füße traben,
Und noch mein Alter grünt.
Komm, Venus, ſchleuß mich ein
Der Liebſten, die ich mein'!
Ich will von deinen Gaben
Recht ſatt und trunken ſein.

---

2) gebührt.. — 3) jetzund.

Der Geliebte.

Lesbia, mein Leben,
Hat ſich mir ergeben
In gewünſchter Pflicht;
Ich will bei ihr ſtehen,
Bis ich werde gehen
Hier aus dieſem Licht.
Was für 1) Leid
Ich jederzeit
Um ſie hab' ertragen müſſen,
Will ich jetzt beſchließen.

Die gewünſchten Freuden
So ſie für 1) mein Leiden
Mir ertheilen will,
Soll kein Leid beſchweren,
Ja ſie ſollen währen
Ohne Maß und Ziel.

1) vor.

Ihre Zier
Will einzig 2) mir
Sich in allen Liebesfällen
Zu Gebote ſtellen.

Alle Pracht 3) und Prangen
Ihrer ſüßen Wangen,
Ihr Korallenmund,
Ihre zarten Hände,
Ihrer Arme Bände
Sind mir nun vergönnt. 4)
Ehe muß
Ein Überfluß,
Als ein Mangel in den Sachen,
Mich verdroſſen machen.

Sind im Obſt viel Kerne,
Viel am Himmel Sterne,
Wirft der Nord viel Schnee,
Sind viel rauhe Wellen,
Wann die Winde bellen
Auf der wüſten See:

2) einig. — 3) Aller Pracht. — 4) vergunnt.

Mehr ſind Küß',
Ich weiß gewiß,
Die ſie mir zum Liebeszeichen
Wird mit Willen reichen.

Sollt' ich ſolcher Maßen
Mich gereuen laſſen
Meine [5]) Sorg' und Pein?
Wer auf ſein Verdrießen
Dieß hat zu genießen,
Kann nicht elend ſein.
Elend kann
Nicht ſein der Mann,
Dem ſein Lieb auf alles Leiden
Lohnt mit ſolchen Freuden.

5) meiner.

Was wäre die Welt ohne Liebe?1)

Es ſtünde mit der Erden,*)
Wenn Liebe ſollte werden
Von Menſchen abgethan,
Als wenn der Sonnenwagen
Dem Leuchten wollt' entſagen
Auf ſeiner Himmelsbahn.

Man fährt in großen Schaaren
Nach ſo viel tauſend Jahren
Noch durch des Charons Meer;
Doch ſind da keine Wellen
Die einen vorzuſtellen
Hier brächten wieder her.

Die Sonne geht zwar nieder,
Kömmt aber täglich wieder;

---

1) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

*) D. h. die Erde ſtände ſtill, käme in Stocken.

Der Wald läßt ſeine Pracht,
Doch wird er wieder glänzen,
Sobald im friſchen Lenzen
Die Sonn' ihn angelacht.

Wie ſich der Mond verloren,
So wird er auch geboren;
Das Meer läuft ab und zu.
Der aber kömmt nicht wieder,
Der ſich nur einmal nieder
Legt zu der langen Ruh'.

Die Welt wär' untergangen,
Da ſie kaum angefangen,
In ihrer Kindheit ſchon;
Daß aber ſie noch lebet,
Auch noch zu leben ſtrebet,
Dies iſt der Liebe Thun.

Sie kann alleine machen,
Was nur von ſchönen Sachen
Wird irgend angeſchaut;
Durch ſie hat müſſen werden
Der Himmel ſammt der Erden,
Fluth, Luft und Gluth erbaut.

Daß ſich der Wald verjünget,
Daß hier ein Vogel ſinget,
Daß dort wird Wild geſpürt,
Daß Bäume Früchte hegen,
Daß Gras wächſt nach dem Regen,
Von Liebe ſolches rührt.

Wann alles dies zuſammen
Durch Hitz' und Macht der Flammen
Wird werden Rauch und Wind,
Wird doch die Liebe ſtehen,
Und ewig nicht vergehen,
Weil ſie Gott ſelbſt entzündt.

Er wird durch ſie getrieben,
Die ewiglich zu lieben,
Die er ſich hat erwählt,
Eh' als die Welt gegründet
Mit allem, was man findet,
Eh' als man Stunden zählt'.

Anke van Tharaw.

Anke van Tharaw öß, de my geföllt,
Se öß mihn Lewen, mihn Goet on mihn Gölt.

Anke van Tharaw heft wedder eer Hart
Op my geröchtet ön Löw' on ön Schmart.

Anke van Tharaw, mihn Rihkdom, mihn Goet,
Du mihne Seele, mihn Fleeſch on mihn Bloet.

Quöm' allet Wedder glihk ön ons tho ſchlahn,
Wy ſyn geſönnt by een anger tho ſtahn.

Kranckheit, Verfälgung, Bedröfnös on Pihn,
Sal unſrer Löve Vernöttinge ſyn.

Recht aſ een Palmen-Bohm äver ſöck ſtöcht,
Je mehr en Hagel on Regen anſöcht:

So wardt de Löw' ön ons mächtich on groht,
Dörch Krohtz, dörch Lyden, dörch allerley Noht.

Wördeſt du glihk een mahl van my getrennt,
Leewdeſt dar, wor öm dee Sönne kuhm kennt;

Eck wöll dy fälgen dörch Wöler, dörch Mär,
Dörch Yhß, dörch Ihſen, dörch ſihndlöcket Hähr.

Anke van Tharaw, mihn Licht, mihne Sönn,
Mihn Leven ſchluht öck ön dihnet henönn.

Wat öck gebödde, wart van dy gedahn,
Wat öck verbödde, dat låtſtu my ſtahn.

Wat heft de Löve däch ver een Beſtand,
Wor nich een Hart öß, een Mund, eene Hand?

Wor öm ſöck hartaget, kabbelt on ſchleyht,
On glihk den Hungen on Katten begeyht.

Anke van Tharaw, dat war wy nich dohn,
Du böſt mihn Dyhſken, myn Schahpken, mihn Hohn.

Wat öck begehre, begehreſt du ohck,
Eck laht den Rock dy, du lätſt my de Brohk.

Dit öß dat, Anke, du ſöteſte Ruh,
Een Lihf on Seele wart uht öck on Du.

Dit mahckt dat Lewen tom hämmliſchen Rihk,
Dörch Zancken wart et der Hellen gelihk.

Ännchen von Tharau.

(Herder's Übertragung.)

Ännchen von Tharau iſt die mir gefällt,
Sie iſt mein Leben, mein Gut und mein Geld.
Ännchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet, in Lieb' und in Schmerz.
Ännchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut!
Du meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu ſchlahn,
Wir ſind geſinnt bei einander zu ſtahn.
Krankheit, Verfolgung, Betrübniß und Pein
Soll unſrer Liebe Verknotigung ſein.
Ännchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ' ich um deines herum.*)

---

*) Steht im Original etwas weiter unten. Wörtlich: Mein Leben ſchließ' ich in deines hinein.

Recht als ein Palmenbaum über ſich ſteigt,
Hat ihn erſt Regen und Sturmwind gebeugt;*)
So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Nach manchen Leiden und traurigem Loos.**)
Ännchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut! —
Du, meine Seele, mein Fleiſch und mein Blut!

Würdeſt du gleich einmal von mir getrennt,
Lebteſt da, wo man die Sonne kaum kennt;
Ich will dir folgen durch Wälder und Meer,
Eiſen und Kerker und feindliches Heer.***)
Ännchen von Tharau, mein Licht und mein' Sonn'!
Mein Leben ſchließ ich um deines herum.

Die folgenden Verſe fehlen bei Herder. Noch weniger hat Matthiſſon in ſeiner Überſetzung beibehalten. Das übrige heißt in hochdeutſcher Sprache:

Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läßt du mir ſtahn.

*) Wörtlich: Je mehr ihn Hagel und Regen anficht.

**) Wörtlich: Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.

***) Wörtlich: Durch Eis, durch Eiſen, durch feindliches Heer.

Was hat das Leben doch für ein' Beſtand,
Wo nicht ein Herz iſt, ein Mund, eine Hand?

Wo man ſich ärgert, kabbelt und ſchlägt,
Und gleich den Hunden und Katzen beträgt?

Ännchen von Tharau, das werden wir nicht thun,
Du biſt mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn!

Was ich begehre, begehreſt Du auch,
Ich laſſ' den Rock dir, du läßt mir den Bruch.*)

Dieß iſt, daß, Ännchen, du ſüßeſte Ruh',
Ein Leib und Seele ward aus Ich und Du.

Dieß macht das Leben zum himmliſchen Reich,
Durch Zanken ward es der Höllen gleich.

---

*) D. h. die Beinkleider. Sprichwörtlich ſo viel als: Ich laſſe dich frei ſchalten in deinem weiblichen Bereich, und du ſtörſt mich nicht in meinem männlichen Rechte.

Brauttanz.

Tanz, der du Geſetze
Unſern Füßen giebſt,
Handdruck, Huldgeſchwätze,
Scherz und Liebe liebſt,
Sinnen, Augen, Ohren,
Werden uns zu Hauf
Gleichſam wie beſchworen,
Zeucht dein Lager auf.

Wie die Bäum' im Lenzen,
Von der Blüthe ſchwer,
Wie die Tauben*) glänzen,
Wie ein Kriegesheer:
So biſt du zu ſchauen,
Tanz, wenn du dich rührſt,
Und an die Jungfrauen
Die Geſellen führſt.

---

*) Die Trauben? — So hat Matthiſſon.

Auch ſuch' zu begnügen
Dieſes edle Paar,
Das ſich jetzt will fügen
Um das neue Jahr;
Schaff', daß ihre Sachen
Wie im Tanze gehn,
Laß nur Lieb' und Lachen
Allzeit um ſie ſtehn.

Hierauf ſtimmt Schalmeyen
Und Trompeten an!
Laß an deinen Reihen
Gehen, was nur kann!
Leb' uns zu gefallen,
Angeſehn, die Welt,
Zeit und Tod, ſammt Allen,
Seinen Reihen hält.

Zweiter Brauttanz

Dieſer Tag ſoll unſer ſein!
Weg, beſorgtes Weh!
Freude, her! Vertreibt die Pein
Auf die wüſte See!
Her! nach euch wünſcht Jung und Alt
Hier auf dieſem Saal —
Krönt mit Freuden mannigfalt
Unſer Hochzeitmahl!

Dieſes Ehfeſt feiern wir
Bräutigam und Braut,
Mit geziemter Luſt und Zier,
Die hier wird geſchaut.
Daß ſich Alles ſauber trägt,
Daß der Jugend Schaar
Köſtlich ſich hat angelegt,
Urſacht dieſes Paar.

Ihrer edeln Tugend Gold,
Ihrer Unſchuld Werth,
Welcher Gott und Menſchen hold,
Haben dies begehrt.
Kinder, ſtrebt, wie möglich iſt,
Nur nach Ehr' und Zucht,
Und erkennt auch dieſer Friſt
Solcher Arbeit Frucht.

Jetzo aber greift euch an!
Seht, der Tanz bricht auf,
Der gewünſchte Freudenmann,
Und ſein bunter Hauf'.
Amor ſelbſt ſpielt vor ihm her,
Folgt ihm, wie im Streit:
Führt ein Jeder ſein Gewehr,
Huld und Freundlichkeit.

Tanzt, ihr habt doch deſſen Fug,
Nehmt euch keine Ruh!
Iſt der Abend euch nicht g'nug,
Nehmt die Nacht dazu.
Ehr' und Zucht, der Jugend Kron',

Halten bei euch Haus,
Und ſehn jeglichem zum Lohn
Seines Gleichen aus.

Brautreigen.

Laßt uns meiden,
Was nur Leiden
Einem ſchaffen kann!
Auserwählte[1]) Freuden,
Gebt euch bei uns an!
Liebſte Sachen,
Spiel und Lachen,
Kommt geſammt zu Hauf!
Steck' uns Kerzen
In den Herzen,
Süßer Amor, auf!

Der mein Leben
Sich ergeben,
Die mich meiner Pein
Gnüglich kann entheben,
Wird nun gänzlich mein.

1) auserwehlteſte.

Ihre Wangen,
Mein Verlangen,
Ihrer Unſchuld Ruhm,
Ihre Jugend,
Zucht und Tugend,
Sind mein Eigenthum.

Laßt mir weichen
Alle Reichen,
Alles Gut und Geld!
Nichts iſt ihr zu gleichen,
Sie iſt meine Welt.
Glänzt, ihr Sterne,
Schön von ferne!
Die mein Herz mir brennt,
Meine Wonne,
Iſt mir Sonne,
Mond und Firmament.

Seid ſelbſt a) Richter,
Himmelslichter,
Weil ihr auch geliebt,
Wie die Schaar der Dichter

---

a) ſelbs.

Von euch Nachricht giebt.
Sagt zuſammen,
Wolkenflammen,
Ob was Liebers mir
Hier auf Erden
Könne werden,
Als der Liebſten 3) Zier!

Ihretwegen
Halt' ich Regen
Und Gefahr zur See
Niemals mir entgegen,
Liebe Froſt und Schnee.
Schätz' erkoren
Selbſt die Mohren,
Und den Nilusſtrand:
Geht vor Allen
Mein Gefallen,
Sie mir nur zuhand.

Himmelsgüte,
Halt' in Blüthe
Unſrer Liebe Saat!

3) weder ihre.

Gründ' uns das Gemüthe
Stets auf Gottes 4) Rath!
Nur ein Wille,
Demuth, Stille,
Krön' uns jederzeit!
Laß uns fahren,
Alt an Jahren,
In dein' Ewigkeit!

---

4) Gott und.

Tanzlied.

Was iſt zu erreichen
Hier in dieſer Zeit,
Das ſich möchte gleichen
Meiner Fröhlichkeit,
Nun ich mein Verlangen
Kühnlich mag umfangen,
Und mit meines Lebens Zier
Einen Reihen führ'?

Alle 1) Pracht der Erden
Iſt nur Rauch und Wind
Neben den Geberden,
Die du trägſt, mein Kind.
Nicht die güldne Sonne
Macht mir ſolche Wonne,
Solchen Glanz befind' ich nicht
An des Mondes Licht.

1) Aller.

Hier in dieſen Armen,
In dem Freudenſaal,
Hoff' ich zu erwarmen
Tauſend, tauſend Mal;
Hier in dieſem Herzen
End' ich meine Schmerzen,
Dieſe Bruſt ſoll meiner Pein
Niederlage ſein.

Mit den ſchönen Händen,
Welche Marmor ziert,
Will ſie mir verpfänden
Alles, was ſie führt;
Auf dem ſüßen Munde
Soll ich manche Stunde
Künftig weiden meinen Geiſt,
Der ſich mir entreißt.

Liebſte, laß uns leben!
Sei mein Troſt in Noth!
Ich will dir mich geben
Auch bis in den Tod.
Fleuch, das rechte Lieben

Länger aufzuſchieben!
Fort! hab' ich doch Recht dazu,
Was ich mit dir thu'!

Zweites Tanzlied.[1])

Die ihr jetzt ſeid erſchienen
Zu unſrer Fröhlichkeit,
Was kann euch beſſer dienen
Bei dieſer kalten Zeit,
Als daß ihr theils im Tänzen
Euch übt, wie ich zwar thu',
Theils auch mit Gläſerſchanzen
Setzt auf einander zu?

Ihr Jungfern und Geſellen,
Man fordert euch hervor.
Kommt, kommt, euch einzuſtellen!
Es winkt der ganze Chor,
Und ſagen die Schalmeien,
Daß dies der Brauttanz ſei.
Ihr ſteht im erſten Reihen,
Kommt, findet euch herbei!

[1]) Eine Strophe iſt ausgelaſſen worden.

Hat jemand nun im Herzen
Beſchloſſen,*) die er liebt,
Der thu' er kund die Schmerzen,
Und was ihn nur betrübt;
Hier mag er ſich beſprechen,
So gut er immer kann,
Er ſage ſein Gebrechen **)
Getroſt der Liebſten an.

Er rede mit den Augen,
Mit Seufzern 1) ohne Ziel,
Und was zum Vortrab taugen
Mag in dem Liebesſpiel:
Durch ſüßes Händeküſſen,
Und was ihm ſonſt bekannt,
Laß er der Liebſten wiſſen
Der Liebe großen Brand.

Dann auch, ihr Herrn und Frauen,
Die ihr uns Gutes gönnt,

---

1) Seuffen.

*) D. h. eingeſchloſſen.
**) D. h. was ihm fehlt, was ihm gebricht.

Kommt, laſſet jetzo ſchauen,
Daß ihr auch tanzen könnt!
Legt euren Gram was nieder,
Den ſchlauen Lebensdieb:
Oft haben alte Glieder
Noch junge Freiheit lieb.

Verzeiht mir doch daneben,
Ihr Herren, daß ich geh'.
Ihr ſeht, mir winkt mein Leben,
Weil ich im Tanze ſteh'.
Ich geb' euch zu erkennen,
Nehmt ihr es ab an euch:
Ob nicht mein Herz mag brennen,
Dem Reiſigfeuer [2]) gleich?

In der ſich meine Seele
Hat ganz und gar verirrt,
Von der mich kaum die Höhle
Des Grabes trennen wird,
Sollt' ich mit der nicht tanzen?

[2]) Kattich-Feuer. Kattich d. i. Kehricht, von Kat (Koth) abgeleitet.

So hätt' es dieſen Schein,
Als ſollte ſchon das Pflanzen
Der Lieb' erſtorben ſein.

So lang' es, meine Sonne,
Mir warm zum Herzen geht,
Sollt' Ihr ſein meine Wonne;
Ich hab' in mir erhöht
Ein Schloß für euch, darinnen
Ihr ewig herrſchen ſollt,
Hier könnt Ihr meinen Sinnen
Gebieten, wie Ihr wollt.

So laßt euch nun zu Ehren
Uns und der ganzen Schaar,
Ihr Muſikanten, hören,
Und macht es offenbar,
Daß mich vor allen Leiden
Die Lieb' jetzt hat verſchanzt,
Und daß in ſolchen Freuden
Ich nie vorher 1) getanzt.

---

1) vorhin.

Lob des Tanzes.

(Zu einer Hochzeit.)

Wer erſt den Tanz hat aufgebracht,
Hat die Verliebten wohl bedacht
In ihren ſchweren Flammen.
Wenn nichts ſonſt ihren Sinn vergnügt, 1)
Kein Ort ſie aneinander fügt,
Bringt ſie der Tanz zuſammen.

Ihr Herz liegt in der Liebe krank,
Es wird kein Mahl, kein ſüßer Trank
Bei ihnen was verfangen;
Man ſieht ſie voller Hoffnung ſtehn,
Wann nun die Tanzluſt an ſoll gehn,
Die ſtillet ihr Verlangen.

Sind auch die Tiſche gleich bei Seit',
Macht ihnen doch die lange Zeit

1) begnügt.

Noch immer tauſend Schmerzen:
Sie kommen allem Tanz zuvor,
Sind ſich einander [a]) Saal und Chor,
Und tanzen friſch im Herzen.

Dies iſt der Liebe ſtrenge Zucht:
Wer Ruh' in ihren Dienſten ſucht,
Sucht Waſſer in dem Feuer.
Ihr Volk muß, wie die Sklaven, fort,
Sie iſt fürwahr, mit einem Wort,
Ein rechtes Ungeheuer.

Wohl denen, die in Heirath ſtehn,
Und ihrer Bande müßig gehn! *)
Wie weit ſind ſie von Leiden!
Seht unſern werthen Bräut'gam an,
Der ihrem Hochmuth trotzen kann,
Wie tanzet er in Freuden!

Er führt an ſeiner rechten Hand
Sein auserwähltes Seelenpfand,
Den Lohn für ſeine Tugend;

---

a) ihnen beides.

*) D. h. ihrer Bande los ſind.

Und ſie, die ſchönſte, die er weiß,
Trägt aller Zucht und Unſchuld Preis,
Und iſt ein Glanz der Jugend.

Folgt ihnen in dem Tanze zwar,
Mehr aber in der Gaben Schaar,
So wird es Keinem fehlen.
Gott weiß um euch allein Beſcheid,
Wird einem Jeden mit der Zeit
Das Seine wohl erwählen.

So tanzet nun gerad' und krumm!
Wollt ihr die Liebſte, wechſelt um!
Zürnt, wenn ihr ſtill ſollt ſtehen!
Genießt in Ehren jetzt 3) der Welt!
Wann euch das Alter überfällt,
Es wird euch wohl vergehen.

3) Gebraucht in Ehren euch der Welt.

Hochzeitlied

zur dritten Vermählung eines Freundes.

Wer der Heirath Süßigkeit
Einmal recht empfunden,
Macht ſie ihm gleich manche Zeit
Noch ſo tiefe Wunden,
Dennoch bleibt ihm die Begier
Allzeit nur nach ihr.

Thyrſis trau'rte zweimal ſchon,
Zweimal fiel ihm nieder
Seines Herzens Freudenkron',
Jetzo freit er wieder,
Und bezeugt zum dritten Mal,
Heirath ſei nicht Qual.

Iſt wo ein gejagtes Thier
Durch das Garn geriſſen,

Nachmals wird es ſich dafür
Wohl zu hüten wiſſen.
Auch ein Fiſch, der los ſein kann,
Beißt nicht wieder an.

Thyrſis liebt das Widerſpiel,*)
Denn die 1) Heirathſachen
Pflagen ihm der Freuden viel
Vor der Zeit zu machen,
Darum geht er wieder ein
Solche ſüße Pein.

Was iſt lieben Herzen gleich,
Die ſich keuſch geſellen?
Sie ſind, die ein Himmelreich
Machen aus der Höllen;
Ihre Treu' in aller Noth
Währt bis in den Tod.

Kommt, ihr Hirten, kommt zu Hauf,
Thyrſis Feſt zu ehren!

1) ſein.

*) D. h. das Gegentheil.

Setzt ihm Laub von Myrthen auf,
Und laßt Wünſche hören:
Daß ſein Heirathwerk an Treu'
Gleich dem erſten ſei!

Aufmunterung zur Ehe.

(Zu einer Hochzeit.)

Nichts nach Heirath fragen,
Iſt, der Ruh' entſagen,
Hold ſein aller Noth,
Iſt, ſich ſelber haſſen,
Wollen ſein verlaſſen
Und lebendig todt.
Welche Rath annehmen,
Werden dem, was Gott gefällt,
Und der Ordnung aller Welt
Sich bequemen.

Sie ſind zu erweichen,
Sehn nach ihres Gleichen,
Und voraus auf Gott,
Der will ſelbſt ſie paaren,
Will ſie ſtets bewahren
Vor Gefahr und Spott,

Will ſein Werk erhalten
In gewünſchter Einigkeit,
Wenn des Glückes trübe Zeit
Sucht zu walten.

Wohl, o wohl euch Allen,
Denen es gefallen,
So verliebt zu ſeyn!
Ihr könnt ſicher gehen,
Und ohn' Wanken ſtehen,
Fiel die Welt gleich ein;
Werdet im Gewiſſen
Aller Angſt und Furcht befreit,
Und nicht leicht von Eitelkeit
Fortgeriſſen.

Worauf ihr euch gründet,
Was euch feſt verbindet,
Iſt nicht ſchnödes Gut
Oder ſchöne Jugend,
Sondern Zucht und Tugend
Und ſtandhafter Muth,
Der nicht fällt zurücke,

Sondern ſtets gewinnt 1) den Preis,
Daß er zu begegnen weiß
Beidem Glücke. *)

Gnüge **) ſoll auf Erden
Euch nach Wunſche werden,
Daß kein Widerwind
Euch wird groß 2) beleiden;
Ja, ihr ſollt in Freuden
Schauen Kindes Kind,
Und in grauen Haaren,
Dieſes armen Lebens ſatt,
In des Himmels ſchöne Stadt
Selig 3) fahren.

1) krieget ſtets.

2) groß wird.

3) Seliglich. Gegen das Versmaß.

*) D. h. dem Glück und dem Unglück. Der alte Druck hat beidem.

**) D. h. Zufriedenheit.

Glück der Ehe.

In ſeiner Liebſten Armen
Entſchlafen und erwarmen,
Iſt, was in dieſer Zeit
Uns einzig [1]) noch erfreut,
Wann Gnüge, Scherz und Lachen
Um unſer Bett her wachen,
Und man kein Licht erkennt,
Als [2]) was im Herzen brennt.

Kein Ungemach und Leiden
Entſteht da zwiſchen beiden,
Als [2]) was die Lieb' erregt,
Die ſtark zum Feuer legt.
Sie bringt durch tauſend Flammen
All' ihre Kraft zuſammen,

---

1) einig. — 2) Ohn'.

Sucht Reizung im Verdruß,
Im Mangel Überfluß.

So ruht es ſich ohn' Sorgen,
Bis um den lichten Morgen
Der helle Tagesſchein
Zum Fenſter 3) bricht herein;
Der ſieht uns im Vergnügen 4)
Umarmt zuſammen liegen,
Wir hauchen 5) Lieb' und Ruh'
Im Schlaf einander zu.

Wer ſich 6) hat vorgenommen,
Der Heirath zu entkommen,
Der ſiehet würdig nicht
Der Sonne güldnes Licht.*)
Sonſt iſt ja dieſes Leben
Mit Sorg' und Qual umgeben;
Wenn Heirath auch entfällt,
Was ſoll uns dieſe Welt?

---

3) Zun Fenſtern.
4) Begnügen. — 5) blaſen. — 6) ihm.

*) D. h. der verdient nicht zu ſehn.

Nein, laßt uns, weil wir können,
Der keuſchen Lieb' uns gönnen,
Durch die wir ſämmtlich ſind.
Laßt Venus und ihr Kind,
Eh' als wir müſſen alten,
In unſern Herzen walten.
Sprecht, wie ein Jedes kann,
Im Tanz einander an!

Der große Drang im Reihen,
Die Saiten und Schalmeien,
Und des Getümmels Fug
Ertheilen Anlaß gnug.
Sucht Freundlichkeit und Lachen,
Das Wort für euch zu machen:
Wer Herz hiezu nicht hat, 7)
Dem weiß ich keinen Rath.

---

7) Wer hier kein Herz zu hat.

Jung gefreit, hat nie gereut.

Willſt du nichts vom Bräut'gam hören,
Wünſcheſt dir, für ihn,*) den Tod?
Laß dich nicht, mein Kind, bethören,
Setz' dich willig nicht in Noth;
Denk', was dieſes ſei für Pein:
Alt, und doch noch Jungfrau ſein.

Lieben und geliebet werden,
Iſt das Beſte von der Welt,
Iſt, was bloß dies Haus der Erden
Frei vor allem Fall erhält;
Was nicht lieben will, noch kann,
Wozu taugt 1) es um und an?

Wenn der Scheitel dir wird blecken,**)
Und du wirſt die Zähne nicht

---

1) taug.

*) D. h. ſtatt ſeiner.

**) D. h. blank und bloß werden.

Mehr vor Alter können decken,
Runzlig ſein im Angeſicht:
Ach, hätt' ich doch vor der Zeit,
Wirſt du ſagen, noch gefreit!

Wie die Äpfel ſammt den Zweigen
Vor dem Gartenherren ſich
Um die Herbſtzeit niederbeugen,
Und faſt ſprechen: pflücke mich!
Wie alsdann der 2) reife Wein
Seufzt und will geleſen ſein;

Wie die volle Roſ' im Lenzen
Kläglich thut nach deiner Hand,
Will, dein Härchen zu bekränzen,
Von dir werden angewandt;
Wie auch gern die reife Saat
Ihren Troſt, die Schnitter, hat:

Alſo reifen deine Gaben,
Und, trügt mich das Auge nicht,
Wollen einen Freier haben,
Was dein Mund dawider ſpricht;

---

2) der damals.

Wo nicht du, doch deine Zier
Suchet einen Bräut'gam dir.

Komm zu mir, mein Obſt und Traube,
Roſ' und Saat, erfreue mich!
Komm, nach dieſer Früchte Raube
Sehnet meine Seele ſich.
Dies Obſt ſättigt meinen Sinn,
Ob ich ſonſt gleich obſtſcheu bin.

Troſt im Herbſt.

(Ein Hochzeitlied.)

Womit wird die Zeit verbracht,
Nun der Herbſt ſich zu uns macht,
Nun Gefild' und Wald muß trauern,
Daß uns auszugehen graut,
Und man außerhalb der Mauern
Nichts als Wuſt und Unluſt ſchaut?

Wer ſich recht bedenken kann,
Greift ſich wie die Ameiſ' an,
Die daheim ohn' Sorg' und Klagen
Sitzt, und ißt ſich daran ſatt,
Was ſie in den Sommertagen
Mühſam eingeſammelt hat.

Nehmt euch von den Sorgen Ruh,
Sprechet guten Freunden zu,
Suchet Spiel und ſüße Lieder,
Thut was guter Luſt gefällt,

Geht zur Hochzeit hin und wieder,
Die jetzt Amor häufig hält.

Wer zu lieben Mittel weiß,
Krieg' in ihr des Sieges Preis.
Venus ſchenkt jetzt ihren Knechten
Ihrer Wolluſt Nektar ein,
Heißet mit den langen Nächten
Ihre Luſt auch länger ſein.

Hat zu lieben wer nicht Fug,
Jetzo ſieht er Wege g'nug,
Wo in Ehren anzubinden:
Zuthun, Rath, Verſtand und Wahl
Wird ihm leichtlich Eine finden
In der ungezählten Zahl.

Laß den Herbſt thun, was er will,
Tanz, Geſang, Geſpräch und Spiel
Sind uns ſchöner Lenz im Herzen!
Wer von deſſen Ruh' nicht weiß,
Dem bringt auch der Frühling Schmerzen,
Und der beſte Sommer Eis.

Jugendluſt.[1]

Ei,[2] laßt mir doch den Willen!
Ich kann nicht traurig ſein,
Ich habe mich der Grillen,
Des Kummers und der Pein
Jetzt kaum entladen können;
Ihr machet wieder Streit
Und wollt mir gar[3] nicht gönnen
Die kurze Fröhlichkeit.

Ich weiß mich wohl zu halten,
Bin ja nicht mehr ein Kind.
Traurt ihr mit euren Alten,
Die ſchon untüchtig ſind!
Wärt ihr in meiner Blüthe,
Ihr würdet ſo nicht ſtehn,

---

[1] Eine Strophe iſt ausgelaſſen worden.

[2] Nein. — [3] ganz.

Den Zügel dem Gemüthe
Was weiter laſſen gehn.

Wie oft habt ihr geſaget,
Wenn wo ein junges Blut
Das Kalb hat ausgejaget:
Pfui! daß es nie ſo gut
Ehmals mit mir[4]) geſchehen!
Ach, hätt' ich noch zurück
Ein Jährchen oder zehen,
Ich wollt' erſt ſein ein Strick!

Auch noch, wenn unterweilen
Euch eine Luſt berührt,
Wie pflegt ihr dann zu eilen
Da, wo man Tänze führt!
Ich hab' euch hören ſingen
Manch altes Buhlerlied,[5])
Das zeuget von den Dingen
In eurer Jugendblüth'.

Drum laßt auch mich genießen,
Was mir das Glück und Gott

4) Mit mir vorhin ꝛc. — 5) Buhlenlied.

Ertheilet wollen wiſſen.
Der Sorgen bleiche Rott'
Iſt doch in ſtetem Wachen,
Und ſchauet, wie ſie ſich
Nur an uns möge machen
Durch ihren Mord und Stich.

Die Zeit, ſo unter'n Händen
Nicht ruhend, kömmt und fleucht,
Soll man zur Luſt anwenden,
Eh' als ſie von uns weicht.
Der Augenblick, die Fahrte*)
In der ich ſage: Nu!
Iſt mein; auf die ich warte,
Kömmt tauſend Fällen zu.

---

*) Ein mehr in Zuſammenſetzungen gebräuchliches Wort, das eine unbeſtimmte Zeit bezeichnet, z. B. zu der Fahrt, an der Fahrt, d. h. auf der Stelle, ſogleich.

Gartenluſt.

Der habe Luſt zu Würfeln und zu Karten,
Der zu dem Tanz, und der zum kühlen Wein,
Ich liebe nichts, als was in dieſem Garten
Des Drangſals Troſt, der Krankheit Arzt 1) kann ſein.
Ihr grünen Bäume,
Du Blumenzier,
Du 2) Haus der Reime, *)
Ihr zwinget mir
Dies Lied herfür!

Mir mangelt nur ein Spiel, die ſüße Geige,
Die würdig iſt, daß ſie mit Macht erſchall',
Hier, wo das Laub und die begrünten Zweige
Am Graben mich beſchatten überall,

---

1) Mein Drangſals-Troſt und Krankheit Arzt.

2) Ihr.

*) Wahrſcheinlich iſt damit Alberts Kürbishütte gemeint.

Hier, wo von weiten
Die Gegend lacht,
Wo an der Seiten
Der Wieſen Pracht
Mich fröhlich macht.

Was mir gebricht 3) an Geld und großen Schätzen,
Muß mein Gemüth und deſſen güldne Ruh'
Durch freies Thun und Fröhlichkeit erſetzen,
Die ſchleußt vor mir das Haus der Sorgen zu.
Ich will es geben
Um keine Welt,
Daß ſich mein Leben
Oft ohne Geld
So freudig hält.

Geſetzt, daß ich den Erdenkreis beſäße,
Und hätte nichts mit guter Luſt gemein,
Wann ich der Zeit in Angſt und Furcht genöſſe,
Was würd' es mir doch für ein Vortheil ſein?
Weg mit dem allen,
Was Unmuth bringt!

3) noch bricht.

Mir ſoll gefallen,
Was lacht und ſingt,
Und Freud' erzwingt.

Ihr alten Bäum', und ihr noch jungen Pflanzen,
Ringsum verwahrt vor aller Winde Stoß,
Wo um und um ſich Freud' und Ruh' verſchanzen,
Senkt alle Luſt herab in meinen Schooß!
Ihr ſollt ingleichen
Durch dies mein Lied
Auch nicht verbleichen,
So lang' man Blüth'
Auf Erden ſieht.

Lob des Weins.[1])

Wer frägt danach
Aus dem Gelag,
Hab' ich mir vorgenommen,
Den ganzen Tag,
So lang' ich mag,
Auch morgen nicht zu kommen?
Herr Wirth, gebt ihr
Die Freiheit mir,
Mich luſtig zu erzeigen,
So ſeht nur an,
Wie wohl ich kann
Die friſchen Gläſer neigen.

Dies iſt der Trank,
Des Unmuths-Zwang,

---

[1]) Dieſes Lied ſteht ohne Dach's Namen in den Albert'ſchen Sammlungen, iſt aber demſelben ſchon von Herder zugeſchrieben worden. Die vorletzte Strophe iſt geſtrichen.

Durch den wir luſtig werden,
Der unſern Geiſt
Der Pein entreißt,
Giebt freudige Geberden.
Er thut uns kund
Des Herzens Grund,
Macht Bettler gar zu Fürſten;
Wir werden kühn
Und friſch durch ihn,
Daß uns nach Blut muß dürſten.

Sein ſüßer Saft
Giebt denen Kraft,
Zu reden, die ſonſt ſchweigen,
Macht uns bereit
Barmherzigkeit
Der 2) Armuth zu erzeigen,
Wie auch beherzt,
Das, was uns ſchmerzt,
Zu eifern und zu läſtern,
Ertheilt die Kunſt

---

2) Dem.

Und alle Gunſt
Der dreimal dreien Schweſtern.

Daher man ſieht,
Wenn wir hiemit
Die Naſe ſchon begoſſen,
Wie dann der Fluß
Des Pegaſus
Kömmt auf uns zu geſchoſſen.
Der will dann ein
Poete ſein,
Der kann viel Streitens machen
Von der Natur,
Der redet nur
Von Gottes hohen Sachen.

Auch mir wird itzt
Der Kopf erhitzt,
O Wein, von deinen Gaben.
Die Zunge ſingt,
Die Seele ſpringt,
Die Füße wollen traben.
Wohlan! noch baß

Durch dieſes Glas
Will ich auf dich jezt zielen,
Du deutſches Blut!
Laßt mir ein gut
Rundadinella ſpielen!

Lied der Freundſchaft.

Der Menſch hat nichts ſo eigen,
So wohl ſteht nichts ihm 1) an,
Als daß er Treu' erzeigen
Und Freundſchaft halten kann,
Wann er mit ſeines Gleichen
Soll treten in ein Band,
Verſpricht ſich, nicht zu weichen,
Mit Herzen, Mund und Hand.

Die Red' iſt uns gegeben,
Damit wir nicht allein
Für 2) uns nur ſollen leben,
Und fern von Leuten ſeyn.
Wir ſollen uns befragen
Und ſehn auf guten Rath,
Das Leid einander klagen,
So uns betreten hat.

1) ihm nichts. — 2) Vor.

Was kann die Freude machen,
Die Einſamkeit verhehlt?
Das giebt ein doppelt Lachen,
Was Freunden wird erzählt.
Der kann ſein Leid vergeſſen,
Der es von Herzen ſagt,
Der muß ſich ſelber freſſen, 3)
Der in Geheim ſich nagt.

Gott ſtehet mir vor Allen,
Die meine Seele liebt:
Dann ſoll mir auch gefallen,
Der mir ſich herzlich giebt.
Mit dieſen Bundsgeſellen
Verlach' ich Pein und Noth,
Geh' auf den Grund der Höllen,
Und breche durch den Tod.

Ich hab', ich habe Herzen,
So treue, wie gebührt,
Die Heuchelei und Scherzen
Nie wiſſentlich berührt!

---

3) ſelbſt auffreſſen.

Ich bin auch ihnen wieder
Von Grund der Seele hold,
Ich lieb' euch mehr, ihr Brüder,
Als aller Erden Gold!

Lob der Keuſchheit.

Hier habt ihr, ihr Jungfrauen,
Was ohne Schein und Liſt
Recht werth an euch zu ſchauen
Und höchſt zu lieben iſt;
Ihr mögt durch ſchöne Jugend
Gefallen, wem ihr wollt,
Der Keuſchheit güldnen Tugend
Sind Gott und Menſchen hold.

Ihr Lob kann feſt beſtehen
Und hält beharrlich Fuß,
Wenn alle[1]) Pracht vergehen
Und flüchtig werden muß.
Der Wangen Farb' und Leben
Wird ausgeſtrichen ſein,
Wenn Ehr' und Zucht wird geben
Den allerbeſten Schein.

---

[1]) aller.

Legt hier an dieſe Waare,
Die nicht verderben kann,
Das theure Gold der Jahre,
Die zarte Jugend an!
Seht, daß ihr eure Seele
Mit ihren Farben malt,
Durch die des Leibes Höhle
Wird ſonnenklar beſtrahlt.

Wißt ihr heraus zu ſtreichen
Den Leib, der Erde trägt,
So werd' auch Schmuck ingleichen
Dem Herzen angelegt.
Laßt nicht den Raub[2]) der Motten,
Die Haut und das Gebein,
Das endlich muß verrotten,
Mehr, als die Seele, ſein.

[2]) Sack.

Preis der Kunſt und Weisheit.

Was lachſt du, Pöbel, der Gemüther,
Die nur nach Kunſt und Weisheit ſtehn,
Und wollen großer Schätz' und Güter
Darüber gerne müßig gehn? *)
Warum wird das von dir verhöhnet,
Mit welchem uns die Weisheit krönet?

Kann Midas auch ein Urtheil fällen
Von dem, was ſeinem dummen Sinn
So hoch iſt, als ein Stern der Höllen?
O fleuch, und komm ja da nicht hin,
Wo deiner nur Apelles **) lachet,
Und die, ſo klügeln, ſchamroth machet!

---

*) D. h. wollen Schätz' und Güter darüber gern entbehren.

**) Als Ideal eines Künſtlers, und auch wohl mit Bezug auf eine von ihm bekannte Anekdote.

Du prangeſt nur mit Goldestonnen
Und großen Gütern um den Port.
Was ſo gar ſchleunig wird gewonnen,
Das muß auch ſchleunig wieder fort.
Du ſiehſt ja ſelbſt Raub, Brand und Kriegen,
Um große Schätz' und Güter fliegen.

Wie fleucht die Zeit mit Grimm und Toben!
Sie giebt dir, was ſie nachmals nimmt.
Jetzt hat das leichte Glück dir oben,
Jetzt untenan zu ſein beſtimmt.
So leichte kann kein Spiel ſich wenden,
Als wohl dein Glück ſich noch möcht' enden.

Die aber ſich auf Weisheit gründen,
Sind von der Zeiten Hochmuth frei,
Die Weisheit kann das Glück auch binden,
Auf daß es ihr zu Willen ſei.
Wen hat ſie je ſo arm gelaſſen,
Den nachmals auch die Freunde haſſen?

So gehe nun zu deinen Schätzen,
Die dich mehr haben, als du ſie!

Ihr edeln Künſte, mein Ergötzen,
Ihr ſüßen Ärzte meiner Müh',
Ihr meine Luſt und Zeitvertreiben,
Bei euch hab' ich erwählt zu bleiben!

Ihr lehrt mich, großen Reichthum meiden,
Ihr haltet mein Begehren an,
Und laßt mich doch nicht Armuth leiden,
Ihr machet, daß ich ſingen kann.
Wie wohl hat ſich mein Glück gefüget!
Ich bin mit ſchlechtem Gut vergnüget.

Kunſt und freier Muth.

Wohl dem, der ſich nur läßt begnügen
Daran, was ihm auf Gottes Gunſt
Das Glück unfehlbar zu muß fügen,
Und nährt ſich redlich ſeiner Kunſt!
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Wie bald kann Reichthum dich verlaſſen,
So biſt du elend g'nug daran!
Kunſt aber wird dich ſtets umfaſſen,
Sie nähret treulich ihren Mann.
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Giebt ſie mir nicht viel Goldestonnen,
So macht ſie mich doch beſſer ſatt,
Als den ſein Geld, der viel gewonnen,
Und Herr nicht iſt deß, was er hat.

Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Wie Manchem hat der Krieg genommen,
Was ihm vorher [1]) das Glücke gab,
Der jetzt für alles Geld bekommen
Nur einen kahlen Bettelſtab!
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Wer was gelernt, ſcheut keine [2]) Waffen,
Die Kunſt iſt ihm für alles Geld.
Der muß in ſteten Ängſten ſchlafen,
Der nur den Schatz im Kaſten hält.
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Was ich beſitz', iſt nicht im Kaſten;
Will jemand meinen Gütern an,
Der muß mein Leben ſelbſt antaſten,
Iſt dies hin, was bedarf [3]) ich dann?

---

1) vorhin.

2) keiner.

3) Iſt dies nun hin, was darf ꝛc.

Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Bring' mich dahin aus dieſem Lande,
Wo nie der Tag recht bricht herfür,
Durch Kunſt kann ich im fremden Sande
So ſelig leben, gleich wie hier.
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Muß gleich die Kunſt nach Brod jetzt gehen,
Wie man von ihr verächtlich ſchwätzt,
So will ich dennoch bei ihr ſtehen,
Weil ſie mich inniglich ergötzt.
Ein Andrer halt' auf Geld und Gut,
Ich liebe Kunſt und freien Muth.

Wenn mir der Höchſte das nur giebet,
Was mir zu leben nöthig iſt,
Und eine Seele, die mich liebet
Und mich vor allen auserkieſt,
So lieb' ich, über Geld und Gut,
Sie und die Kunſt und freien Muth.

Der Mann, wie er ſein ſoll.

(Zu einer Hochzeit.)

Ein Mann von gutem Rath,
Der beides, Wort und That,
Nur auf Vernunft geſtellet,
Lebt ſtill und vor ſich hin,
Was auch von ſeinem Sinn
Für Urtheil wird gefället.

Er iſt behutſam, ſchlecht,
Fromm, emſig, treu, gerecht,
Sucht immer hoch zu ſchweben,
Hält allzeit ſich zu ſchwach,
Doch eilt die Ehr' ihm nach,
Und will ihn gern erheben.

Und ſetzt er ſich[1] was vor,
Er ſchlägt es an kein Thor,
Wird Keinem ſich entdecken,

---

[1] ihm.

Sein Herz iſt kammernvoll,
Hier weiß er, was er ſoll,
Vernünftig zu verſtecken.

Inmittelſt nimmt er wahr
Der Zeiten immerdar,
Bis ſeine Stund' iſt kommen,
Die hat er dann in Acht,
Und ſtellet fort mit Macht,
Was er ſich [1]) vorgenommen.

Und hört darüber nicht,
Was Nachred' und Gerücht
Beginnt für tolle Sachen.
So eilt ein Wandrer fort,
Was Regen, Schnee und Nord
Ihm auch für Händel machen.

Laßt ihn den Alten ſein!
Stellt euer Urtheil ein!
Wer tadelt ſonſt ſein Leben?
Wer iſt auch überall,
Dem er in dieſem Fall
Hat Rechenſchaft zu geben?

Der Schüler der Weisheit und Tugend.

Wer die Weisheit ſich 1) erkoren,
Und der Tugend hat geſchworen,
Daß ſein ungezähmter Fleiß
Ihre Schätze kann ergründen,
Soll und muß zuletzt empfinden,
Daß ſie wohl zu lohnen weiß.

Er wird ſich in ſich nur kehren,
Und von außen nichts begehren,
Sein Gemüth iſt Reichthums voll,
Iſt ein Vorrath aller Sachen,
Die uns gnüghaft können machen,
Und ein Menſch ſich 1) wünſchen ſoll.

Niemand wird ihn leichtlich ſehen
Dem verwöhnten Glücke flehen.
Was ein Andrer betteln muß,

---

1) ihm.

Und doch kaum weiß zu erlangen,
Reichthum, Ehre, Pracht und Prangen,
Tritt er unter ſeinen Fuß.

Sich im Glücke nicht erheben,
Und durch Unglück nicht begeben,
Iſt die Kunſt, die er nur kann.
Er wird alles Leid begüten,
Was nicht ſtehet zu verhüten,
Nimmt er fein mit Willen an.

Nichts wird ihm den Muth bewegen,
Fiel die Welt mit harten Schlägen
Gleich auf ſeinen Schädel hin.
Und was hat er zu erſchrecken?
Was ihn ſicher kann verdecken,
Iſt ſein löwenſtarker Sinn.

Trotz euch Allen, die ihr meinet,
Gold, und was von außen ſcheinet,
Sei, worauf man fußen kann.
Was iſt Stand, Geblüt und Güter?
Ach! ein Fallſtrick der Gemüther,
Rauch und Schatten um und an.

Nein, Gott ehre mir die Tugend,
Die ein ſchöner Schmuck der Jugend
Und ein Stab dem Alter iſt,
Die ſich unſer nicht wird ſchämen,
Wenn du, Glück, Reißaus mußt nehmen,
Und zu allen Teufeln biſt![2]

---

[2] Und vor allen Teufel biſt. (?)

Das beſte Theil.

Ich lobe, die allhier der Zeit
In Fröhlichkeit genießen,
Daferne nur kein heimlich Leid
Beſchweret das Gewiſſen.
Sie haben über Geld und Gut
Ein Höh'res ſich erwählet,
Sind noch*) ſo wohl, als welcher Muth
Sich ſtets mit Sorgen quälet.

Es finden ſich ſchon gar zu viel
Der trüben Trauertage;
Das Unglück ſä't aus ohne Ziel
Den Samen ſeiner Plage.
Wer dennoch außer dieſer Zeit
Sich ſtets mit Hummeln ſchläget,

---

*) D. h. noch einmal.

Iſt der nicht thöricht, weil er Leid,
Das 1) nicht von Nöthen, träget?

Die Jahre wiſſen keinen Halt,
Sie achten keiner Zügel,
Der Menſch wird unverſehens alt,
Als hätt' er ſchnelle Flügel.
Was ſchon der Tod hat hingebracht,
Wird nimmer wieder kommen;
Wird denn in jener langen Nacht
Dein Traurigſein dir frommen?

Durch Trauern wird der Menſch geſchwächt,
Die Kräfte fallen nieder.
Die Fröhlichkeit macht Alles recht,
Dann leben erſt die Glieder.
Es geht uns niemals der Geſang
Anmuthiger von Statten,
Auch pflegt der Inſtrumenten Klang
Nie beſſer zu gerathen.

Wer Gott zuförderſt ſich ergiebt,
Und nimmer von ihm weichet,

---

1) Da.

Auch nachmals eine Seele liebt,
Die ſeiner Seelen gleichet,
Mag wohl gewöhnen ſein Gemüth,
In Fröhlichkeit zu leben,
Die dann ein Glas und ein ſchön Lied
Vollauf uns können geben.

Weg, weg, du rauhe Traurigkeit,
Du Herzbedrängerinne!
Komm, Freude, Krone meiner Zeit,
Und Sonne meiner Sinne!
Mein Leben ſoll in dir beſtehn;
Es lieben die Gemüther,
Die nicht nur an der Erden gehn,
Dich über alle Güter.

An Damon.1)

(Zu Heinrich Albert's Hochzeittage, am 9. Febr. 1638.)

Damon, auf, und laß uns leben!
Laß uns auf die ſchnöde Welt,
Die von 2) uns ein Urtheil fällt,
So nicht taugt, 3) nicht ſo viel geben!
Muthig ſein und recht gethan,
Bricht durch allen Neid die Bahn.

Stimm' nur deine Saiten wieder!
Du biſt hier und bleibſt auch ſchon —
Und verſchaffe, daß dein Ton
Mag beſeelen unſre Lieder,

1) Aus einem größern Gedicht mit einigen Strophenverſetzungen.

2) — auf den Koth der Welt,
Der —

3) taug.

Die ohn' dich, o Phöbus Kind,
Wahrlich ſonder Seele ſind.

Ach, mit was für ſchönen Dingen,
Was für Luſt und Fröhlichkeit,
Hoffen wir, die liebe Zeit —
Da es Gott will — zuzubringen,
Wann voraus der Froſt erliegt,
Und der Lenz die Herrſchaft kriegt!

Wann wir auf begrünter Haiden,
Hingeſtreckt in's feuchte Gras,
Bei den Bächen, die wie Glas
Vor ſich rauſchen, ſollen weiden,
Wann die Lerch' und Nachtigall
Singen wird durch Berg und Thal.[4]

Alſo wollen wir genießen
Unſres Lebens, weil es währt;
Und ob ſchon der Geiſt entfährt,
Augen und Gehör ſich ſchließen,
Werden wir doch, wie ich mein',
Um ein gut Theil übrig ſein.

---

4) An wird ſtimmen Berg und Thal.

Unſrer Freundſchaft, unſrer Saiten,
Wird, ob Gott will, noch gedacht,
Sollte man uns zu der Nacht
Auch um Morgen ſchon begleiten;
Und der edlen Dichter Geiſt
Lebt im Tod' erſt allermeiſt.

Dieß nur will ich einzig bitten:
Daß mir künftig frei mag ſtehn,
Bei dir aus- und einzugehn,
Nach der alten Freundſchaft Sitten.
Ach, wie wohl iſt meinem Sinn,
Wenn ich, Damon, um dich bin!

Andre mögen von dir halten,
Von dir reden dieß und das;
Ich begehre, durch das Glas,
So ich trinke, zu erkalten,
Wo mein Herz mit Trug und Liſt
Gegen dich 5) verfälſchet iſt.

---

5) dir.

Straflied.

Gute Nacht, du falſches Leben,
Das man jetzt politiſch nennt!
Der wird wenig auf dich geben,
Der dein Weſen recht erkennt.
Er wird eben an dir hangen,
Als, der etwa einer Schlangen
Unterweges wird gewahr,
Oder ſieht in den Geſträuchen
Ander Ungeziefer ſchleichen,
Scheut die giftige Gefahr.

Hab' ich dich vorhin geliebet,
Jetzo werd' ich abgelohnt,
Und von dir dafür betrübet.
Gehe, wo Alekto wohnt,
Zu der Hölle Hausgenoſſen,
Unter welchen du entſproſſen,
Du zwar anfangs güldner Schein,

Aber jetzo tiefſtes Leiden,
Geh, ich will dich gänzlich meiden,
Und von dir geſchieden ſein!

Haſt du mich warum zu bitten,
O ſo hebſt du mich empor,
Niemand geht mir dann an Sitten,
Niemand an der Tugend vor.
Nachmals aber werd' ich innen,
Daß dein erſt 1) geneigt Beginnen
Nichts geweſt, denn Heuchelei,
Und aus Falſchheit nur erdichtet;
Meine Tugend wird vernichtet,
Ich bin dir, wie Staub und Spreu.

Kann wo Einer beſſer ſtocken
Oder lügen auch, als 2) ich,
Geht mit großen Haareslocken
Prahlen, das, das kitzelt dich!
Trägt wo Einer Gold und Sammet,
Deſſen Haar am Haupt geflammet,
Und am Bart gekrümmt muß ſtehn,

---

1) vor. — 2) weder.

Der ſich kann franzöſiſch neigen,
Und die Glieder zierlich beugen,
Der muß vor im Tanze gehn.

Mancher hat wo Geld erſchunden,
Und es in ein Kleid geſteckt,
Hat ein Koller umgebunden
Das ihm ganz den Rücken deckt;
Dieſer iſt (ich muß nur lachen)
Groß von äußerlichen Sachen
Und ein Tölpel in der Haut,
Heißet doch verſchmitzt im Handel,
Nett und ſauber in dem Wandel,
Kriegt dadurch die reichſte Braut.

Nun, ich will es dir bezahlen,
Ich will deinen Unverſtand
In ein ſolches Denkbuch malen,
Welches nur mit Schmach und Schand'
Iſt bis hintenaus beſchrieben.
Dein verfluchtes Laſter=Lieben
Soll nicht werden ausgethan,*)

---

*) Ausgelöſcht.

Weil die Sonne mit den Pferden
Eilet um den Kreis der Erden
Durch die lichte Himmelsbahn.

Klage und Streit gegen das Glück.

Will ſich das Glück denn ſtets nur weiden,
Nie ſättigen an meiner Pein?
Wo wird doch endlich meinem Leiden
Das Ziel und Maß geſtecket ſein?
Läßt auf den Hagel und das Wehen
Sich nicht einmal der Himmel ſehen
Mit unbewölktem Sonnenſchein?

Nachdem das Glück zu tauſend Malen
Bisher ſich wider mich gelegt,
Gleich wie der Blitz mit Donnerſtrahlen
Am meiſten in die Eichen ſchlägt;
Auch wie der Feind mit wildem Haufen
Ein feſtes Thor pflegt anzulaufen,
Das ſeines Landes Schlüſſel trägt.

Nachdem es nie mir hold iſt worden,
Geräth es noch auf ſolche Liſt,

Und nimmt aus unſrer Zahl und Orden
Den, der mein Herz und Leben iſt,*)
Für den ich zweimal wollte ſterben,
Wenn ich ihn wieder zu erwerben
Und lebendig zu machen wüßt'.

Ach, ich vermag kein Wort zu ſprechen,
Ich bin mir fremd und unbekannt;
Das Herz im Leibe will mir brechen,
Der Geiſt iſt fern und abgewandt.
In [1]) allem, was ich thu' und übe,
Gedenk' ich an die Treu' und Liebe,
Die meine Seel' in ſeiner fand.

Wohlan! das Glück iſt hoch geſtiegen,
Doch kann es nun auch weiter nicht.
Soll ich hierunter ganz erliegen?
O nein! verzeih' es mir, mein Licht!**)
Ich will mit Kläglichthun und Weinen
Zwar deiner Aſche und Gebeinen
Erweiſen meiner Dienſte Pflicht;

---

[1]) Von.

*) Wahrſcheinlich Roberthin.

**) Anrede an den Verſtorbenen.

Doch will ich nie dem Glücke flehen;
Es mag mit höchſter Tyrannei
Sich trotzig wider mich aufblähen,
Sein Wüthen iſt mir Wind und Spreu.
Vermag ich dies Leid zu verſchmerzen,
So trag' ich jetzt in meinem Herzen
Auch vor dem Tode ſelbſt nicht Scheu.

Ich hoff', es ſoll mir noch gelingen,
Daß, wenn ich ſchon lieg' eingehüllt,
Man rühmlich von mir werde ſingen
Die Reime, meiner Tugend Schild.
Wer iſt der Feind, ſo Noth gelitten? —
Das ſtolze Glück. — Wer hat geſtritten
Und obgeſiegt? — Ein Frauenbild.

Als Polen und Schweden ſich nach abgelaufenem ſechsjährigem Waffenſtillſtande mit Preußen wieder zum Kriege rüſteten, 1635.

Das Leid iſt hier!
Da ſehen wir,
O großer Gott,
Wenn dein Gebot
Nicht wird vollbracht,
Was Krieg und Schlacht
Uns dann für großen Jammer macht!

Der Feinde Heer
Fleucht durch das Meer,
Setzt ohne Ruh'
Auf uns nur zu.
Wie ſteht ihr Muth
Nach unſerm Gut!
Wie dürſtet ſie nach Mord und Blut!

Wo ſoll man doch
In dieſem Joch
Und Kreuz hinziehn?
Wir wollen fliehn
Zu dir, o Gott!
Der groſen Noth
Entheb' uns doch durch Chriſti Tod!

Zeuch du, o Held,
Mit uns ins Feld!
Wir ſind zu ſchwach,
Führ' du die Sach',
Und ſchütz' hinfort
Bei uns dein Wort,
Sei ewig unſer Fels und Hort!

Die Furcht Gottes iſt die höchſte Weisheit.

O wie groß iſt doch der Mann,
Der durch hoher Weisheit Gaben
Alles das ergründen kann,
Was See, Erd' und Himmel haben,
Der in alle Fäll' und Sachen
Klüglich ſich zu ſchicken weiß,
Kriegt in Trauern oder Lachen
Der geehrten Tugend Preis!

Aber welcher ſeinen Gott
Fürchtet, hat nicht ſeines Gleichen,
Jedermann wird hier zu Spott
Und muß Hoheit halben weichen;
Denn die Furcht des Herren ſtehet
Über alle Ding' empört;
Wer ſie hat, wird auch erhöhet,
Und zugleich mit ihr beehrt.

O wie wohl iſt dem zu Muth',
Der, bis daß er muß erkalten,
Dieſes rechte Himmelsgut
Feſte kann im Herzen halten!
Weint, ihr Könige der Erden,
Und was ſonſt hier ſchwimmt empor,
Ihr müßt hier zu Schanden werden:
Wer Gott fürchtet, geht euch vor!

Die Nachfolge Chriſti.

Kein Chriſt ſoll ſich 1) die Rechnung machen,
Daß lauter Sonnenſchein
Hier um ihn werde ſein,
Und er nur ſcherzen müſſ' und lachen.
Wir haben keinen Roſengarten
Hier zu gewarten.

Wer dort mit Chriſto hofft zu erben,
Gedenk' auch für und für,
In dieſer Welt allhier
Mit ihm zu leiden und zu ſterben.
Hier wird, was Gott uns dort erkoren,
Durch Kreuz geboren.

Was mußte Chriſtus ſelbſt ausſtehen!
Er mußte ja durch Noth
Und jämmerlichen Tod

---

1) ihm.

Zu ſeiner Herrlichkeit eingehen.
Und du vermeinſt mit Recht zu klagen
In böſen Tagen?

Der Wein muß erſt gekeltert werden,
Eh' als ſein ſüßer Saft
Das Trauern von uns rafft.
Der Weizen, ſo uns ſtärkt auf Erden,
Kömmt durch das Mahlen und die Hitze
Uns erſt zu nütze.

Gold, Silber und viel ander Weſen
Muß auch durch's Feuer gehn,
Eh' als es kann beſtehn.
Ein Kranker, will er recht geneſen,
Wird über den Arzneigetränken
Sich nicht viel kränken.

Wer hat den Siegeskranz getragen,
Der nicht vom Übermuth
Der Feind' in Schweiß und Blut
Und Kummer hat gewußt zu ſagen?
Wer wird das Ziel im Wetterennen
Ohn' Staub erkennen?

Iſt noch ſo viel uns widerfahren,
So iſt doch dieſes Leid
Nicht werth der Herrlichkeit,
Die Gott an uns will offenbaren,
Weil ſie nach dieſen kurzen Zähren
Soll ewig währen.

Eitelkeit des Lebens.

Was willſt du, armes Leben,
Dich trotzig noch erheben?
Du mußt ohn' Säumniß fort,
Recht wie, fern von der Erden,
Die ſchnellen Wolken werden
Zerflattert durch den Nord.

Das, was man um dich ſpüret,
Was dich betrüglich zieret,
Dein Anſehn, deine Gunſt,
Iſt nur ein Haus der Plagen,
Und, recht davon zu ſagen,
Ein Schatten, Rauch und Dunſt.

Du zeigſt an allen Enden
Uns mit untreuen Händen
Der Wolluſt falſchen Schein.
Die ſich verleiten laſſen,

Was müſſen ſie erfaſſen?
Die ſtrenge Seelenpein.

Drum weil ich ja muß ſterben,
So will ich mich bewerben
Um ein recht gutes Gut,
Um ein ſtandhaftes Leben,
Das Chriſtus mir kann geben
Durch ſeiner Unſchuld Blut.

Herr Jeſu, Zwang der Höllen,
Der du uns tauſend Stellen
Im Himmel aufgeräumt,
Nimm mich in deine Hände,
Weil meines Lebens Ende
Sich nahet ungeſäumt!

Eil' aus den finſtern Höhlen
Mit meiner armen Seelen,
Und bring mich an das Licht,
Da du ſelbſt, Glanz und Sonne,
Mit Strahlen deiner Wonne
Verklärſt mein Angeſicht!

So werd' ich ſelbſt anſchauen,
Worauf wir hier nur bauen
Durch Glauben an dein Wort,
Und mit der Schaar der Frommen
Aus Sturm und Wellen kommen
Zu dem gewünſchten Port.

Selig ſind, die in dem Herrn ſterben.

O wie ſelig ſeid ihr doch, ihr Frommen,
Die ihr durch den Tod zu Gott gekommen!
Ihr ſeid entgangen
Aller Noth, die uns noch hält gefangen.

Muß man doch hier wie im Kerker leben,
Da nur Sorge, Furcht und Schrecken ſchweben.
Was wir hie kennen,
Iſt nur Müh' und Herzeleid zu nennen.

Ihr dagegen 1) ruht in eurer Kammer,
Sicher und befreit von allem Jammer;
Kein Kreuz und Leiden
Iſt euch hinderlich in euren Freuden.

Chriſtus wiſchet ab euch alle Thränen;
Habt das ſchon, wonach wir uns erſt ſehnen.

---

1) hergegen.

Euch wird geſungen,
Was durch Keines Ohr allhier gedrungen.

Ach, wer wollte denn nicht gerne ſterben,
Und den Himmel für die Welt ererben?
Wer wollt' hier bleiben,
Sich den Jammer länger laſſen treiben?

Komm, o Chriſte, komm, uns auszuſpannen!
Löſ' uns auf, und führ' uns bald von dannen!
Bei dir, o Sonne,
Iſt der frommen Seelen Freud' und Wonne.

Bei Roberthin's Tode.

(Den 7ten des Oſtermonats 1648.)

Ich bin ja, Herr, in deiner Macht,
Du haſt mich an dies Licht gebracht,
Du unterhältſt mir auch das Leben,
Du kenneſt meiner Monden Zahl,
Weißt, wann ich dieſem Jammerthal
Auch wieder gute Nacht muß geben,
Wo, wie und wann ich ſterben ſoll,
Das weißt du, Vater, mehr als wohl.

Wen hab' ich nun, als dich allein,
Der mir in meiner letzten Pein
Mit Troſt und Rath weiß zuzuſpringen?
Wer nimmt ſich meiner Seelen an,
Wenn nun mein Leben nichts mehr kann,
Und ich muß mit dem Tode ringen,
Wenn aller Sinnen Kraft gebricht,
Thuſt du es, Gott, mein Heiland, nicht!

Mich dünkt, da lieg' ich ſchon vor mir,
In großer Hitz', ohn' Kraft, ohn' Zier,
Mit höchſter Herzensangſt befallen;
Gehör und Rede nehmen ab,
Die Augen werden mir ein Grab,
Doch kränkt die Sünde mich vor [1]) allen;
Des Satans Anklag' hat nicht Ruh',
Setzt mir auch mit Verſuchung zu.

Ich höre der Poſaunen Ton,
Und ſeh' auch den Gerichtstag ſchon,
Der mir auch wird ein Urtheil fällen.
Hier weiſet mein Gewiſſensbuch,
Da aber des Geſetzes Fluch,
Mich Sündenkind hinab zur Höllen,
Da, wo man ewig, ewig: Leid!
Mord! Jammer! Angſt und Zeter! ſchreit.

Kein Gold und Gut errettet mich,
Umſonſt erbeut ein Bruder ſich,
Den andern hier erſt los zu machen.
Er muß es ewig laſſen ſtehn,

[1]) für.

Wir werden ewig nicht entgehn,
Kriegt einmal uns der Höllenrachen.
Wer hilft mir ſonſt in dieſer Noth,
Wo du nicht, Gott, du Todes Tod?

Der Teufel hat nicht Macht an mir,
Ich habe bloß geſündigt dir,
Dir, der du Miſſethat vergiebeſt.
Was maßt ſich Satan deſſen an,
Der kein Geſetz mir geben kann,
Nichts hat an dem, was du, Herr, liebeſt?
Er nehme das, was ſein iſt, hin,
Ich weiß, daß ich des Herren bin!

Herr Jeſu! Ich dein theures Gut,
Bezeug's mit deinem eignen [2]) Blut,
Daß ich der Sünde nicht gehöre.
Was ſchont denn Satan meiner nicht,
Und ſchreckt mich durch das Zorngericht?
Komm, rette deine Leidensehre!
Was giebeſt du mich fremder Hand,
Und haſt ſo viel an mich gewandt?

[2] Bezeug' es mit ſelbſt deinem ꝛc.

Nein, nein, ich weiß gewiß, mein Heil,
Du läſſeſt mich, dein wahres Theil,
Zu tief in deinen Wunden ſitzen.
Hier lach' ich aller Macht und Noth,
Es mag Geſetz, Höll' oder Tod
Auf mich her donnern oder blitzen.
Dieweil ich lebte, war ich dein,
Jetzt kann ich keines Fremden ſein.

Der Tod ſchont Keines.

Raffet auch der Tod die greiſen Haare?
Hilft nicht alle Weisheit vieler Jahre?
Was kann denn ſtehen,
Oder ſeiner großen Macht entgehen?

Wo iſt Salomo, der weiſe, blieben?
Iſt er durch den Tod nicht aufgerieben?
Was ſoll die Jugend
Und der zarten Jahre friſche Tugend?

Trotzt ihr Reichen nur auf eure Schätze!
Könnt ihr auch entgehn des Todes Netze?
Er wird nicht hören,
Sitzt ihr auch dazu in großen Ehren.

Hat er nicht auch an den ſtarken Rieſen
Seines Zorns und Eifers Macht bewieſen?
Was pocht ihr Helden?
Schaut, der Tod will euch das End' anmelden!

Darum laßt uns All' in allen Fällen
Stets des Todes Bild vor Augen ſtellen,
Auch ſtehn und wachen,
Uns in Chriſto von der Welt zu machen!

Memento mori!

Du ſieheſt, Menſch, wie fort und fort,
Der Eine hier, der Andre dort,
Uns gute Nacht muß geben.
Der Tod hält keinen andern Lauf,
Er ſagt zuletzt die Wohnung auf
Uns allen, die wir leben.

Bedenk' es weislich in der Zeit,
Und fleuch den Schlaf der Sicherheit,
Sei augenblicklich wacker!
Denn wiſſ', es bleibet dabei nicht,
Daß man dich hin aus dieſem Licht
Trägt auf den Gottesacker.

Wir werden aus den Gräbern gehn,
Und dort vor dem Gerichte 1) ſtehn,
Das Chriſtus ſelbſt wird hegen,

---

1) alle vor der Banke ꝛc.

Wann auf der Engel Feldgeſchrei
Die Gluth das große Weltgebäu
Wird in die Aſche legen.

Alsdann wird erſtlich aller Welt
Belohnung werden zugeſtellt;
Die Sünder ſollen büßen,
Und müſſen ſich ohn' Trug und Schein a)
Selbſt Kläger, Richter, Henker ſein,
Verdammt durch ihr Gewiſſen.

Ach Gott! kömmt mir dies Urtheil vor,
So ſteigen mir die Haar' empor,
Mein Herz fühlt Angſt und Schrecken!
Ihr hohe Hügel, heb' ich an,
Ihr Berg', und was ſich ſtürzen kann,
Fallt her, mich zu bedecken!

Herr Jeſu, meine Zuverſicht,
Ach, laß dein ſtrenges Zorngericht,
Ach, laß es mir nicht ſchaden!
Beut' an dem Vater den Vertrag,

---

a) Und ihnen ohn' Betrug und Schein.

Damit ich künftig hören mag
Den ſüßen Spruch der Gnaden.

Gieb, daß ich mich bei gutem Sinn,
Und weil ich noch bei Kräften bin,
Zum Sterben fertig halte,
Und nicht, o Jeſu, meine Luſt,
Begriffen in der Sünden Wuſt
Zum ew'gen Tod erkalte!

Abſchied von der Welt.1)

Alles läuft mit mir zum Ende;
Meine Hände,
Füß' und Arme ſind verdorrt,
Auch die Fackel meiner Augen
Will nicht taugen,
Geiſt und Leben eilen fort.

Meines edeln Geiſtes Kräfte,
Die Geſchäfte
Meiner Sinnen nehmen ab.
Nichts iſt anders zu beſorgen,
Als vor Morgen
Noch zu ſcheiden in das Grab.

Seele, wenn du nun dies Leben
Hin ſollſt geben,
So entſchlage dich der Noth,

---

1) Fünf Strophen ſind ausgelaſſen worden.

Denke, daß du zu den Frommen
Nicht kannſt kommen,
Als nur einzig [2]) durch den Tod.

Da ſind erſt die rechten Hütten,
Wo kein Wüthen
Der verdammten Tyrannei,
Sondern das nur iſt zu ſchauen,
Was wir trauen,
Daß es ewig uns erfreu'.

Hülle dich in Chriſti Wunden,
Der empfunden,
Was zu leiden dir gebührt,
Laß dich dein bethört Verüben
Nicht betrüben:
Er hat Alles ausgeführt.

Giebt er nicht zu Gottes Rechten
Den Geſchlechten
Der Erwählten ihre Luſt?
Er wird, wann du kömmſt gegangen,

---

2) einig.

Dich umfangen,
Und einſchließen ſeiner Bruſt.

Wir ſind alle durch ſein Sterben
Himmelserben,
Ja, er wird des Todes Pein,
Die du wirſt empfinden müſſen,
Dir verſüßen,
Daß ſie nur ein Schlaf wird ſein.

Legt euch nun geruhig nieder,
Meine Glieder,
Eben wie ihr um die Nacht,
Euch die Kräfte zu erholen,
Gott befohlen,
Und zu Bett' oft habt gemacht.

Ruhet frei von allem Jammer
In der Kammer,
Die Gott feſt verriegeln wird,
Und ſie, wenn ihr ſollt erwachen,
Auf erſt machen,
Selbſt des Lebens Thür und Hirt.

Gute Nacht, o Welt, ſammt Allen,
Die noch wallen
Hier auf deinem trüben Meer!
Schau', ich werd' jetzt aufgenommen
Zu den Frommen
Und dem großen Himmelsheer!

Die ihr Ende ſtets betrachten,
Und verachten
Dieſer Welt verkehrten Sinn,
Jeſum, bis ſie ganz erkalten,
Gläubig halten,
Fahren ſanft und ſelig hin.

Sehnſucht nach oben.[1]

Schöner Himmelsſaal,
Vaterland der Frommen,
Die aus großer Qual
Dieſes Lebens kommen,
Und von keiner Luſt
In der Welt gewußt!

Sei mir hoch gegrüßt!
Dich ſuch' ich vor[2] allen,
Weil ich öd' und wüſt
In der Welt muß wallen,
Und von Kreuz und Pein
Nie befreit kann ſein.

Deinetwegen bloß
Trag' ich dieß mein Leiden,

---

[1] Eine Strophe iſt geſtrichen worden.

[2] für.

Dieſen Herzensſtoß,
Willig und mit Freuden,
Du verſüßeſt mir
Alle Galle hier. 3)

Trüg' ich durch den Tod
Nicht nach dir Verlangen,
O in meiner Noth
Wär' ich längſt vergangen;
Du biſt einzig, 4) du,
Nichts ſonſt, meine Ruh'!

Gott, du kennſt vorhin
Alles, was mich kränket,
Und woran mein Sinn
Tag und Nacht gedenket;
Niemand weiß um mich,
Als nur du und ich.

Hab' ich noch nicht ſehr
Urſach, mich zu klagen,
Ei, ſo thu' noch mehr
Plage zu den Plagen;

3) Gall allhier. — 4) einig

Denn du trägſt, mein Heil,
Doch das meiſte Theil.

O wie werd' ich mich
Dort an dir erquicken!
Du wirſt mich, und ich
Werde dich anblicken,
Ewig, herrlich, reich,
Und den Engeln gleich.

Schöner Himmelsſaal,
Vaterland der Frommen,
Ende meiner Qual,
Heiß mich zu dir kommen!
Denn ich wünſch' allein,
Bald bei dir zu ſein.

Auf den Tod ſeines Freundes Georg Blum. 1648. 1)

Alſo weichen
Und verbleichen
Meine guten Freunde mir.
Dieſe wandern
Nach den andern
Und verlaſſen mich allhier!
Auch mein 2) Blum eilt ihnen nach
In ſein liebes Grabgemach.

Such' ich neue,
Die in Treue
Mir verpflichtet könnten ſein,
Eh' ich finde,
Sie ergründe,
Zehnmal geh' ich drüber ein.

---

1) Mit Weglaſſung mehrerer Strophen.

2) Herr.

Freund' und alte Münze ſind
Sachen, die man ſelten find't.

Nein, ich werde
In die Erde
Auch nach wenig Zeit gethan.
Die Geſchäfte
Meiner Kräfte
Sagen mir es ſtündlich an.
Liebſte Schatten, freuet euch,
Ich komm' auch in euer Reich!

Die im Leben
Mich umgeben,
Sind im Tod auch ungetrannt.
Alle Seelen
In den Hölen
Sollen rühmen unſer Band.
Unterdeſſen macht mir dort
Raum an einem guten Ort.

Letzter Ehrendienſt ſeinem Freunde Ambroſius Scala,

Churfürſtl. Brandenburg. Hofgerichtsadvokaten. 1652.

Und dieſer Mann entgeht mir auch,
Auch der Freund iſt verloren,
Mit dem ich jung nach Liebesbrauch
Mich brüderlich verſchworen!

Wie legt, ihr Leute, hin und her
So unverhofft euch nieder?
Ihr wißt, wer ſich dem Todtenmeer
Vertrauet, kömmt nicht wieder.

Vielleicht iſt euch viel beſſer dort,
Als auf der ſchnöden Erden.
Dieß ſpricht die Schrift, ihr wahres Wort
Kann nicht geleugnet werden.

Wohl euch! ihr wißt, woran ihr ſeid.
Seid ſelig durchgedrungen,

Schwebt in der güldnen Ewigkeit
Und ſingt mit Engelzungen.

Ihr laßt euch heilig das Gebein
Die ſtillen Gräber decken;
Fiel' auch der Himmel zehnmal ein,
Es wird euch nicht erſchrecken.

Wir aber müſſen nach wie vor
An dieſer Erden kleben,
Und wollten gern das Herz empor
Dahin, wo ihr ſeid, heben.

Die Laſt des Leibes iſt zu ſchwer
Und hält den Geiſt gefangen,
Sie lähmt die Flügel ihm, daß er
Bleibt an der Erden hangen:

Wie am Gevögel wird geſpürt,
Das klebt mit dem Gefieder,
Wenn es der Stangen Leim berührt,
Und flattert hin und wieder.

Der giebt ſich ganz dem Ehrgeiz hin,
Der läßt den Zorn ſich blenden,

Das Geld der, der den Eigenſinn,
Der Andre Luſt ſich ſchänden.

Wann bricht ſie an, die ſchöne Zeit,
Die von den eiteln Sachen
Und dieſer ſtrengen Dienſtbarkeit
Uns ewig frei ſoll machen?

Wo, Bruder, du anjetzo biſt,
Da kein Betrug der Erden,
Und keiner ſchnöden Sünden Liſt
Kann deiner mächtig werden.

Du ſchwebeſt in der ſtolzen Ruh'
Und ſiehſt herab von oben,
Wie Glück und Thorheit immerzu
Erbärmlich mit uns toben;

Was uns bekriegt für Angſt und Weh,
Wie 1) die am Ufer ſtehen,
Und ſehn, wie auf ergrimmter See
Ein Schiff muß untergehen.

Du hieltſt dich in der Jugend hart,
Warſt emſig aller Maßen,

1) Als.

Haſt keiner Arbeit je geſpart,
Die Rechte wohl zu faſſen.

Darnach haſt du getreu geführt
Bedrückter Leute Sachen,
Man hat dich, hör' ich, nicht geſpürt,
Gerad', was krumm iſt, machen.

Dafür empfängſt [2] du jetzt den Lohn
Im Reiche der Gerechten,
Da trägeſt du der Unſchuld Kron',
Die Treu' und Glimpf dir flechten.

Hienieden wird die kurze Zeit
Gott auch der Deinen pflegen,
Und ſich auf dieſes große Leid
Mit Troſt bei ihnen regen.

Wohl dem, der hier es ſo vollbringt!
Wir wallen über Haufen:
Wer ſelig in den Himmel dringt,
Der hat recht wohl gelaufen.

[2] Für dieſes erlegſt.

Auf Sigismund Scharffens Begräbniß. 1652.

Was haben wir zu ſorgen,
Wenn uns heut oder morgen
Des Leibes Hütte bricht?
Sie muß zerbrochen werden,
Jſt aus ſehr ſchwacher Erden,
Und währt die Länge nicht.

Wir wiſſen, daß wir haben
Ein reiches Haus von Gaben
Im Himmel prächtig ſtehn,
Gebaut durch Gottes Stärke,
Nicht durch der Hände Werke,
Das nimmer ein wird gehn.

Ein Haus, da Gnüge, Leben
Und ſolche Freuden ſchweben,
Die Keines Ohr gehört,
Kein Aug' hat eingenommen,

In Keines Herz ſind kommen,
Und keine Zunge lehrt.

In die Behauſung ſehnen
Wir uns aus dieſen Thränen,
Und uns verlangt allein,
Daß damit unſre Seele,
Für dieſe Leimenhöle, *)
Mög' überkleidet ſein.

Gott aber, dem vor 1) Allen
Wir hier im Leibe wallen,
Schenk' uns des Glaubens Kleid,
Daß wir nicht nackend gehen
Und ſündenhäßlich ſtehen,
Gehöhnt in Ewigkeit.

Wird dann die Hütt' aus Knochen
Uns endlich abgebrochen,
Führ' Er die Seel' heraus,
Und laſſe ſie den Wagen

---

1) für.

*) D. h. Statt mit dieſer Erdenhülle.

Der lieben Engel tragen
In ſeiner Freuden Haus.

Da wollen wir von Leben
Und Luſt berauſcht erheben
Der Stimm' und Saiten Klang,
Und ſingen: Ihm gehöre
Macht, Weisheit, Herrſchaft, Ehre
Und aller Liebe Dank!

Auf den Tod einer alten Pfarrwittwe, Irſula Roſina Stimer. 1655.[1])

Ja, derer Tod beklagen,
Die uns zur Welt getragen,
Iſt eitel Lieb' und Pflicht:
Denn wozu anders taugen
Die Thränen unſrer Augen,
Beweint man dieſe nicht?

Gott ſelbſt will, daß man weinen
Soll um die lieben Seinen,
Das Chriſtus auch gethan:
Er hat geweint ſammt Andern,
Als Lazar mußte wandern
Die breite Todtenbahn.

Des Zenons Schulgeſchwätze
Schreibt uns nicht vor Geſetze,

---

1) Mit Weglaſſung mehrerer Strophen.

Greift der Natur nicht ein,
Die will, daß unſre Herzen
In ſich begeb'nen Schmerzen
Nicht ſollen Felſen ſein.

Und ſich zu Stahl hier machen,
Iſt Gottes Zucht verlachen.
Umſonſt iſt, wenn er ſchlägt,
Im Fall ich wie ein Eiſen
Mich will im Kreuz erweiſen
Und ſtehen unbewegt.

Die Gott, die wahre Sonne,
Jetzt krönt mit Himmelswonne,
Und ewig iſt ihr Heil,
Sind ſie aus lauter Freuden
Dahin gelangt? Nein, Leiden
War hier ihr beſtes Theil.

Dieweil ſie viel erlitten
Und ritterlich geſtritten,
Bleibt ihnen auch der Lohn:
Daß ſie nun fröhlich tragen

Für die gehabten Plagen
Die ew'ge Ehrenkron'.

Ihr, die ihr jetzt verloren
Die, ſo euch hat geboren,
Weint ihren Abſchied, weint!
Ihr müßt zu Grabe bringen
Die, ſo in allen Dingen
Es gut mit euch gemeint.

Bedenkt, wie ſie gelebet,
Dem Guten nachgeſtrebet,
Der Bosheit Werk gehaßt,
Schlecht, gottfürchtig, beſcheiden,
Und der Geduld im Leiden
Sich allzeit angemaßt;

Die Unſchuld laſſen walten,
Wie wohl ſie Haus gehalten,
Wie ſie mit freier Hand
Gern niemand hat verlaſſen,
Und wie ſie beſter Maßen
Geführt den Wittwenſtand;

Wie endlich ſie in Frieden
Und ſelig abgeſchieden,
Dieß alles fall' euch ein,
Und weint um ſie von Herzen,
Nur ſeht, daß eure Schmerzen
Nicht gar zu heidniſch ſein.

Sie iſt der Welt entkommen
Und lebt bei allen Frommen
Und ihrem wahren Mann,
Der ewig ſie wird lieben,
Da ſie kein Leid betrüben,
Kein Tod entwenden kann.

Sie hat viel Jahr' erreichet,
Da Manche jung verbleichet,
Und Manche noch ein Kind:
Viel ſterben, eh' ſie leben,
Die Welt, in der wir ſchweben,
Wird ſelbſt noch Rauch und Wind.

Wir müſſen mit den Jahren
Ihr alleſammt nachfahren:

Nur der iſt wohl daran,
Der, wenn ſich ſeine Stunden
Des Todes nun gefunden,
Auch ſelig ſterben kann.

Auf den Tod eines Jünglings. 1655.*)

Ich ſang vor vielen Jahren:
Laß ſterben, laß hinfahren,
Was zeitig ſterben kann!
Die Zeit iſt ſo beſchaffen,
Daß die, ſo ſelig ſchlafen,
Erſt wohl ſind um und an.

Jetzt klagen meine Saiten
Gerechter, als vorzeiten,
Nun uns die Fluth bezwingt
Und an die Seele ſteiget,
Nun hier ſich Alles neiget
Und mit dem Tode ringt.

Jetzt müſſen wir bekennen,
Wie ſelig die zu nennen,
So hier der Seuchen Zwang
Gebracht in ihre Kammer:

---

*) Zwei Strophen ſind geſtrichen

Sie hören keinen Jammer
Und keiner Waffen Klang.

Wir bauen an den Wällen,
Darauf wir Krieger ſtellen,
Der Feinde Widerſtand.
Wer ſuchet nicht zu wachen
Und ſchickt die beſten Sachen
Wo in ein ſicher Land?

Wenn ich ein' Inſel 2) wüßte,
In die kein Feind hin müßte,
Da Ruh' wär' überall,
Wie gern würd' ich ohn' Weinen
Hin laſſen alle Meinen,
Zu fliehen vor 3) dem Fall!

Die Inſel 2) iſt der Himmel,
Dahin kein Weltgetümmel,
Kein Kriegeswetter reicht,
Dahin ſich nichts als Leben
Und Unſchuld kann begeben,
Da aller Tod verbleicht,

2) Inſul. — 3) für.

Da aller Streit ſich endet,
Daſelbſt iſt angelendet,
Nun, Frau, auch euer Sohn,
Iſt zu der Ruh' gekommen,
Und trägt ſammt allen Frommen
Des Glaubens werthen Lohn;

Wohnt in den Friedenshütten,
Wo keine Feinde wüthen,
Dem Vater beigefügt,
Der in den guten Jahren
Bereits dahin gefahren
Und unbeſorget liegt.

Gebt Maß, Frau, eurem Leiden,
Mißgönnt ihm nicht die Freuden!
Und fährt er jung dahin,
Die Weltſirenen werden
Nicht mit dem Gift der Erden
Entzünden ſeinen Sinn.

Das Unglück dieſer Zeiten,
Damit wir jetzt noch ſtreiten,
Wird nimmer ihn beſtehn,

Er darf nicht ängſtig ſchauen,
Wie wir vor [3]) Furcht und Grauen
Nur nicht gar untergehn.

Und wenn wir weinen wollen,
So laßt uns, was wir ſollen,
Beweinen unſre Schuld.
Nur dieß kann Gott gewinnen,
Daß er mit Vaterſinnen
Uns träget durch Geduld.

Es iſt doch allerwegen
Allein an uns gelegen,
Wer ſich zu Ihm bekehrt,
Der wird der Noth entladen
Und endlich ſeiner Gnaden
Und aller Ruh' gewährt.

Auf des Großen Churfürſten Symbolum:
Domine fac me scire vias tuas.

Herr der lichten Seraphinen,
Dem die Kronen aller Welt,
Alle Zepter müſſen dienen,
Deiner ſtarken Helden Held,
Gnädig, ewig, prächtig,
Allweiſ', heilig, mächtig,
Welcher[1]) ſtracks zu einem Heer
Aufbringt Himmel, Erd' und Meer!

Was ich hab' an Macht auf Erden,
Gott, iſt deine Gnad' allein,
Denn du läſſeſt deiner Herden
Mich nur einen Hirten ſein:
Laß mich beſter Maßen
Sie in Aufſicht faſſen,

1) Der ihm.

Und in ſtets genaue Hut
Eines Jeden Gut und Blut!

Thu' mir kund den Weg vor[2]) allen,
Den ich allzeit wandeln ſoll,
Laß mein Leben dir gefallen,
Mach' mich deines Geiſtes voll,
Leucht' in meinem Herzen
Durch der Weisheit Kerzen,
Denn ohn' deines Wortes Licht
Find' ich deinen Richtſteig nicht.

Satan ſuchet mich zu blenden,
Meinen Sinn, Verſtand und Wahn
Einig von dir abzuwenden,
Daß ich fehle deiner Bahn,
Mich in mich verwirre,
Und gefährlich irre,
Wie ein Schiff, das weder Rath,
Noch Kompaß, noch Ruder hat.

---

2) für.

Hier legt Zorn mir tauſend Netze,
Da Gewalt und Eigenſinn,
Der ſich [3]) ſelber ſtellt Geſetze,
Und wirft deine Satzung hin;
Da will Wolluſt leiten
Mich auf böſe Seiten;
Und was tückiſch auf mich hält,
Iſt voraus die böſe Welt.

Aller Weg geht in die Hölle,
Den Gefahr und Tod bewacht:
Sei mein treuer Spießgeſelle,
Führ' mich durch die finſtre Nacht,
Laß mich nichts bewegen,
Weder Sturm, noch Regen,
Sei mein Leitſtern, ſei mein Gang,
Meiner Schritt' und Tritte Zwang!

Jeſu! der du mich wohl kenneſt,
Und dich ſelbſt in deinem Wort
Wahrheit, Weg und Leben nenneſt,
Hilf mir armen Pilgrim fort,

---

3) ihm.

Mach' mein ganzes Leben
Deinem Wandel eben,
Daß ich bleibe für und für
In dem rechten Wege, dir!

Laß mich ſein, wie du, beſcheiden,
Heilig, fromm, gerecht und ſtill,
Freudig Noth und Tod zu leiden,
Wollen, was dein Vater will,
Daß mein' Unterſaſſen
Mich zum Spiegel faſſen,
Ich ſie liebe, wie ſelbſt mich,*)
Und für Erd' und Himmel dich!

Daß man mich in dir ſtets ſpüre,
Und ich meiſt ein Herzog ſei,
Der durch dich zum Leben führe,
Die du traueſt meiner Treu',
Und mir jenes Leben
Zeugniß könne geben,
Daß ein Unglimpf meiner Hand
Keinen deines Volks entwand!

*) Und ich ſie lieb, als ſelbſt mich.

Robert Roberthin.

11*

Frühlingslied.

Du[1] Vater aller Lieblichkeit,
O Frühling, Kleinod unſrer Jahre,
Beſtreu'[2] die Erde weit und breit
Mit deiner ſchönſten Blumenwaare!

Laß deiner bunten Vögel Schaar
Die Welt mit tauſend Liedern grüßen,
Laß deine Sonne noch ſo klar
Die angenehmen Strahlen ſchießen!

Du biſt darum das Schönſte nicht!
Denn all dein Glanz[3] iſt hier verdunkelt,
Indem Roſettchens Angeſicht
Weit über deine Sonne funkelt.

Und wenn ſich ihrer Stimme Schall
Zu einem Liedchen will bequemen,

---

[1] Ihr. Und ſo alle Anreden in der höflichen Mehrheit.
[2] Bekrahmt. — [3] All euer Glanz.

So ſchweiget deine Nachtigall
Und muß ſich aller Künſte ſchämen.

Die Roſ', auf deren Zierlichkeit
Du doch am meiſten pflegſt zu prangen,
Iſt bleich und welk, und ſtehet weit *)
Vom friſchen Leben ihrer Wangen.

Du haſt kein Bild, das zeigen kann,
Was mich zu ihrer Liebe treibet,
Weil Alles bei dir um und an
Nur irdiſch iſt und geiſtlos bleibet.

Ihr Geiſt, der lauter Tugendſchein
In allem Thun und Reden weiſet,
Bezeuget, daß an ihr allein
Der Himmel ſeine Gaben preiſet.

Drum ſag' ich noch: wenn ihr Geſicht
Mir einen Gnadenblick verleihet,
Bin ich begnügt, und achte nicht,
Was ſonſt die ganze Welt erfreuet.

---

*) Iſt weit entfernt, kömmt nicht gleich dem friſchen Leben ꝛc.

Winterlied.[1]

Seelchen, habt ihr nicht geſehen,
Wie der Wald und alles Feld
Sich ſo traurig hat verſtellt?
Habt ihr nicht das kalte Wehen,
Das die ganze Welt erfriert,[2]
Sauſen um euch her gehört?

Dort, wo[3] ſonſt der Sinne Freude,
Bei des ſchönen Sommers Zeit,
Sich erzeigte weit und breit,
Wo[3] die buntgeblümte Haide,
Von den Bächen durchgenetzt,
Aller Nymphen Aug' ergötzt,

Iſt doch jetzo[4] nichts zu finden,
Als ein' eitle Wüſtenei.

---

[1] Eine Strophe iſt ausgefallen.

[2] erfrört, d. h. erfrieren macht.

[3] da. — [4] ietzund.

Alle Bäume ſtehen frei
Und ohn' Laub, ja ſchier ohn' Rinden,
Daß man auch nichts ſehen kann,
Als Betrübniß um und an.

Und dieß darum, weil die Sonne,
Die zuvor des Lebens Kraft
Trieb in aller Dinge Saft,
Iſt gewichen, und die Wonne,
Die uns ſonſt die Seel' erquickt,
Nun ſich hat hinweg gerückt.

Unſre Sonne, die uns ſtärket,
Iſt ein friſch und frei Gemüth,
Dieß erquicket unſre Blüth';
Wo man deſſen Abgang merket,
Da verlieget Freud' und Troſt
Todt, wie 5) in des Winters Froſt.

Solches ſolltet ihr bedenken,
Ihr, bei deren Tugendſchein
Sommers Zierrath nichts muß ſein,
Wenn ihr euer Herz nur kränken

---

5) als.

Und auch weiter, als ihr ſollt,
In den Gram ergeben wollt.

Wird aus den ſo zarten Augen
Immerfort ein Thränenfluß
Quellen, ſo wird der Verdruß
Eure beſte Kraft ausſaugen,
Und dann euer lieber Schein
Gar zu bald verdunkelt ſein.

Macht euch nicht zu frühe Sorgen,
Eh' als ihr ſie haben müßt,
Weil ihr gleichwol auch nicht wißt,
Ob euch Gott nicht noch vor Morgen
Aller ſonſt beſorgten Plag'
Ungehofft entſchütten mag.

Denkt auch, daß den ſchönen Gaben,
Damit Gott euch hat geziert,
Unrecht angeſinnet wird,
Schätzet ihr ſie nicht erhaben
Über alles Thun der Zeit
Und von deren Macht befreit.

Auch des härtſten Unglücks Wüthen
Thut euch, Seelchen, keinen Trutz.
Eurer Tugend hoher Schutz
Wird euch nach, wie6) vor, behüten.
Was dem Pöbel ſchaden kann,
Rührt den Himmel gar nicht an.

Laßt ſich ſchlechte Sinne grämen,
Trifft ſie wo ein Ungemach.
Eifert ihr der Tugend nach!
Dann wird ſich der Unfall ſchämen,
Wenn er euer feſt Gemüth
Außer ſeinen Klauen ſieht.

---

6) als.

Leben und leben laſſen!

Mein liebſtes Seelchen, laß[1]) uns leben,
So lang' wir noch im Leben ſein!
Bald bricht der ſchlimme Tod herein,
So müſſen wir das übergeben,
Was uns ſo ſanft und linde that,
Was uns ſo oft ergötzet hat.

Der Augen umgewechſelt Scherzen,
Die Seufzer, die ſo mancherhand
Durch abgeredeten Verſtand
Die Bothſchaft brachten von den Herzen,
Vergehn und werden gleich zu nicht,
Sobald der Athem uns gebricht.

Drum weil die Bruſt ſich noch kann heben,
Eh' uns der warme Geiſt entweicht,

---

1) laßt. Und ſo fort in der Mehrheit durch das ganze Gedicht.

Eh' dir z) dein Purpurmund verbleicht,
Mein liebſtes Seelchen, laß uns leben,
Genießen, was die Zeit beſcheert! —
Wer ſichert uns, wie lang' es währt?

---

z) Eh euer.

Bitte um einen Kuß.

Ich kann hinfort die harten Plagen,
Damit mich euer Grimm beſchwert,
Wenn ihr mir keine Gunſt gewährt, 1)
Wie gern ich will, nicht länger tragen.
Was großes Weſen iſt ein **Kuß**,
Daß ich ſo viel drum reden muß?

Was ſchadet euch, einmal zu küſſen?
Der Acker wird das Jahr hindurch
Geküßt von ſeiner Waſſerfurch',
Die Wieſe von den kühlen Flüſſen.
Was großes Weſen iſt ein Kuß,
Daß ich ſo oft drum bitten muß?

Die Roſe, unſres Frühlings Prangen,
Muß leiden, daß ihr Dornenſtrauch

---

1) Wo ihr mich keiner Gunſt gewehrt

Sie küſſet, und ihr ſtreichet auch
Die Roſ' an eure zarten Wangen.
Was großes Weſen iſt ein Kuß,
Daß ich ſo lang' drauf warten muß?

Laßt euch, o Liebſte, doch erbitten,
Genießt der Jugend, weil ſie grünt!
Braucht eure 2) Schönheit, weil ſie dient,*)
Nach dieſer Zeit gemäßen Sitten!
Ein großes Weſen, ob ihr laßt,
Was ihr an euch ſchier ſelber 3) haßt!

---

2) eurer. — 3) ſelbſten.

*) So lange ſie brauchbar iſt.

Die Jungfrau und der dürre Roſenſtock.1)

(Nach dem Franzöſiſchen.)

Jungfrau.

Du vormals grüner Stock, wie ſtehſt du jetzt ſo wüſte?

Roſenſtock.

Gedachteſt du denn nicht, daß ich auch dorren müßte?

Jungfrau.

Wo iſt die 2) ſchöne Pracht der Roſen hingekommen?

Roſenſtock.

Ein frecher Räuber hat mir die ſchon abgenommen.

Jungfrau.

Wer iſt der kühne Dieb? Wir wollen ihn verklagen.

---

1) Zwei Verſe ſind ausgefallen.

2) Der.

Roſenſtock.

Die Zeit, die Alles pflegt mit ſich hinweg zu tragen.

Jungfrau.

Vermochte denn dein Schmuck ſie gar nicht zu begüten?

Roſenſtock.

Der reizte ſie vielmehr, noch grimmiger zu wüthen.

Jungfrau.

Den Frevel hätte ſie an dir wohl mögen ſparen.

Roſenſtock.

Was herkömmt mit der Zeit, muß mit der Zeit hinfahren.

Jungfrau.

Du könnteſt noch vielleicht mit Bitten was erhalten?

Roſenſtock.

Sie hält den feſten Schluß: Nach Jungſein folget Alten.

Jungfrau.

Was hat ſie denn gemacht mit deinem reichen Raube?

Roſenſtock.

Das, was ein Habicht thut mit einer ſchwachen Taube.

Jungfrau.

So iſt dein Frühlingsſchmuck nun ganz und gar verzehret?

Roſenſtock.

Sie hat das ausgericht', was ſie vorlängſt begehret.

Jungfrau.

Ach, hätte ſie ihn doch in einen Kranz verſetzet!

Roſenſtock.

Ihr Muthwill' wurde mehr am Untergang ergötzet.

Jungfrau.

Sie könnte ſolchen Preis zum Siegeszeichen tragen.

Roſenſtock.

Was pflegt ein Wüth'rich wohl nach Ehr' und Ruhm zu fragen?

Jungfrau.

So hat die Schnöde dir nichts überall gelaſſen?

Roſenſtock.

Nichts als den bloßen Dorn, darum man mich muß haſſen.

Jungfrau.

Warum hat ſie ihn dann nicht mit der Blum' entzogen?

Roſenſtock.

Die Dornen bleiben, wann die Roſen ſind verflogen.

Jungfrau.

Wie, daß die Äſte ſich ſo traurig erdwärts neigen?

Roſenſtock.

Sie wollen ihren Schmerz [3]) auch in Geberden zeigen.

[3]) ihre Müh.

Jungfrau.

Die Blumen brachten dir ja Vieler Gunſt zuwegen.

Roſenſtock.

Du weißt wohl, wie die Freund' in Noth zu halten pflegen.

Jungfrau.

Auch Jungfrau'n pflagen ſich bei dir oft zu ergötzen.

Roſenſtock.

Jetzt ſind nur Raupen hier, mich vollends zu zerfetzen. 4)

Jungfrau.

Du haſt ja manchen Freund mit deiner Blüth' erworben.

Roſenſtock.

Sobald der Nutz aufhört, iſt Freundſchaft auch geſtorben.

---

4) mich vollend abzufretzen.

Jungfrau.

Dein Unglück macht, daß mir die Augen übergehen.

Roſenſtock.

Es wird um dich gar bald auch ebenmäßig ſtehen.

Jungfrau.

Was willſt du denn, daß ich aus deinem Unfall merke?

Roſenſtock.

Der Zeit Recht achtet nicht auf Jugend, Schönheit, Stärke.

Jungfrau.

Iſt ſie denn nur bedacht, die ſchönſte Blüth' zu höhnen?

Roſenſtock.

Sie iſt den Häßlichen noch milder, als den Schönen.

Jungfrau.

Dein jetzt-verachtet-ſein, was will mir das vormahlen?

Roſenſtock.

Die Welt pflegt allen Dienſt mit Undank zu bezahlen.

Jungfrau.

Der rauhe Stock will auch, glaub' ich,5) noch etwas ſprechen.

Roſenſtock.

Auf kurze Roſenluſt folgt ewig Dornenſtechen.

Jungfrau.

So rathe mir doch treu, wie ſoll ich ſolches6) meiden?

Roſenſtock.

Faſſ' einen feſten Schluß, dich von der Welt zu ſcheiden.

Jungfrau.

Dann werd' ich keinen Lohn für meine Dienſte kriegen.

Roſenſtock.

Dien' ihr, ſo lang' du kannſt, ſie wird dich doch betrügen.

Jungfrau.

Wo räthſt du mir, daß ich der Jugend Blüth' hinwende?

5) halt' ich — 6) ſelchen.

Roſenſtock.

Ergieb ſie frei verpflicht' in Gottes Vaterhände.

Jungfrau.

Ich müßte mich ja wohl der ſchlechten Gaben ſchämen.

Roſenſtock.

Er wird dein willig Herz mit Lieb' und Dank aufnehmen.

Jungfrau.

Was thut der reiche Gott mit ſo geringen Sachen?

Roſenſtock.

Das iſt ihm 7) höchſte Luſt, Geringes werth zu machen.

Jungfrau.

Die Blum' iſt gar zu ſchlecht und wird zu leicht vergehen.

Roſenſtock.

Er giebt ihr, daß ſie dort kann ewiglich beſtehen.

---

7) ſein.

Jungfrau.

So ſei, was an mir iſt, zu Gottes Dienſt ergeben.

Roſenſtock.

Gott wird dich nach dem Dienſt in's Himmelreich erheben.[8]

Jungfrau.

Fahr wohl, und habe Dank für deine gute Lehren.

Roſenſtock.

Fahr wohl und hüte dich, dich ſelber zu entehren.

---

[8] in Reichsgemeinſchaft heben.

Nichts Neues unter der Sonne.[1])

(Nach dem Holländiſchen.)

Menſch, wie kömmt es, daß dein Sinn
Immerhin
Sich auf Neuheit läſſet treiben?
Was die Welt erdenken kann,
Sieh' es an!
Das iſt Welt und wird es bleiben.

Was wir gegenwärtig ſehn,
Iſt geſchehn;
Was die Nachwelt [2]) auf kann bringen,
Iſt jetzt, oder war ja ſchon.
Ein Patron
Zeiget ſich in allen Dingen.

Bauen, Brechen, Fried' und Streit,
Gunſt und Neid,

---

[1]) Zwei Strophen ſind ausgefallen.

[2]) Nachzeit.

Hetzen,[3] Stürzen, Fluchen, Segnen,
Was man höret, lieſt und ſieht,
    Was geſchieht,
Pflag auch ehmals zu begegnen.

Neuer Menſchen kommen viel
    In das Spiel,
Doch darum kein neu Begehren;
Was vor Zeiten[4] ward begunnt,
    Und jetzund,
Wird ſich noch gar oft verkehren.

Witz und Falſchheit, Raub und Mord,
    Hier und dort,
Bald beſonders, bald in Haufen,
Vor und nach und auf und ab,
    Iſt der Trab,
Den die Welt will immer laufen.

Sie betreibet einerlei
    Mummerei,
So in Infuln,[5] als in Kronen.

---

3) Heſſen.
4) zuvorhin. — 5) Inſeln.

Wer geruhig, ſtill und wohl
Leben ſoll,
Muß des Gaukelwerks gewohnen.

Woran ſich der Fürſt ergötzt,
Wird zuletzt
Von den Bauern nachgemachet;
Und was, wie man etwa meint,
Höfiſch ſcheint,
Wird im Dorf hernach verlachet.

Was bei Einem pflag zu ſein,
Wird gemein;
Aus dem Großen wird das Schlechte;
Ehre, Reichthum, Stand, Gewalt,
Rollet bald
Von dem Herren zu dem Knechte:

Hier durch Fündchen, Liſt und Kunſt,
Dort durch Gunſt,
Hier zu Vortheil, dort zu Schaden,
Hier mit Unmuth und Verdruß,
Dort mit Muß,
Hier aus Zorn und dort aus Gnaden.

So lang' Menſchen Menſchen ſein,
Wird auch Pein,
Angſt, Gefahr und Unluſt ſtehen.
Merke doch den Grundbetrug!
Alles gehet zum Vergehen.

Weltlich Glück und Ungefall
Iſt ein Ball,
Damit unſre Lüſte ſpielen,
Und der Oberherr ſetzt frei
Die Parthei,
Nach dem Er ſie will bezielen.

Gott, Welt und Menſch.[1])

(Nach dem Holländiſchen.)

Der Meiſter iſt ja lobenswerth,
Der Alles hat gebauet,
Und väterlich erhält und nährt,
Was unſer Aug' anſchauet;

Der dieſe Welt ſo raum und breit
In treuer Hut bewachet,
Und mit Abwechſelung der Zeit
Das Liebe lieber machet.

Von Winters Froſt war Alles kahl,
In Schnee und Eis begraben;
Noch hat die Erd' auch dieſes Mal
Sich aus dem Leid erhaben.

Die Zeit kömmt wieder zu uns an,
Die Berg und Thal beblümet,

---

[1]) Zwei Strophen ſind ausgelaſſen worden.

Und hiemit, wie ſie immer kann,
Des Schöpfers Milde[a]) rühmet.

Der May, der allen Sinnen pflegt
So manche Luſt zu ſchenken,
Daß auch ſein Name Freud' erregt,
So oft wir ſein gedenken;

Der May, das ſchönſte Stück vom Jahr,
Hat ſich ſchon laſſen ſehen:
Die Luft iſt rein, die Sonne klar,
Die linden Windchen wehen.

Der Thau erfriſcht den zarten Klee,
Der unlängſt war erfroren;
Die Fiſche gehn im Bach und See,
Als wieder neu geboren.

Die Wieſen ſind von Farben reich,
Der Wald von jungen Sproſſen;
Des Himmels Segen wird zugleich
Dem Erdreich zugegoſſen.

---

a) Mildheit

Die Bienen ſtreifen ſchwarmweis[3] aus,
Den[4] Honig heim zu bringen.
Die Schwalbe ſucht ihr firnes[*] Haus,
Die Lerch' hebt an zu ſingen.

Die Nachtigall läßt ihren Klang
Durch alle Büſche hören,
Des allgemeinen Herren Dank,
So gut ſie weiß, zu mehren.

Der warme Saft ſteigt auf und bringt
Den Bäumen neue Blätter;
Die Heerd' iſt fröhlich, tanzt und ſpringt
In dieſem ſchönen Wetter.

Ein jedes Thier kann ſattſamlich
Sein Herzbegehren ſtillen:
Der Menſch allein verwirret ſich
In wandelbaren[5] Grillen.

Sein Leben, das doch ohnehin[6]
Nicht lange Friſt kann dauern,

---

3) rott-weiſ.
4) das. — 5) wankelbaren. — 6) ſchon vorhin.
*) D. h. vorjähriges.

Will er mit einem trüben Sinn
Auch überdieß[7]) verſauern.

Er prahlet immer auf Verſtand —
Ach, ließ er den doch merken,
Und machte ſeinen Ruhm bekannt
In tugendgleichen Werken!

Ach, daß er ſich doch weiſen ließ',
Auf Gott ſein Thun zu ſtellen!
Die Erde wär' ein Paradies:
Nun wird ſie ihm zur Höllen.

---

7) über das.

Früher Tod.

Daß alle Menſchen ſterben müſſen,
Befremdet unſer Keinen mehr,
Weil wir es neben Gottes Lehr'
Aus aller Tag' Erfahrung ſchließen.
Was einmal ſeinen Anfang nimmt,
Dem iſt ſein Ende gleich beſtimmt.

Nur dieſes ſcheinet zu beklagen:
Wenn man ganz wider Hoffen ſieht,
Daß Einer aus der beſten Blüth'
In's finſtre Grab wird hingetragen,
Eh' er des lieben Lebens Tag
Bis an die Hälfte bringen mag.

Der Unmuth aber muß ſich ſtillen.
Und einzig ſein an dem begnügt,
Was ſich mit unſerm Leben fügt,
Nach dem ohn' Zweifel weiſen Willen

Deß, der uns ſeinen Athem giebt
Und wegnimmt, wann es ihm geliebt.

Wie,[1] wenn in unſern Sommertagen
Die Jungfrau eine Roſe bricht,
Und achtet andrer Blumen nicht,
Die Roſe ſich nicht kann beklagen,
Als ſei ihr Leid daran geſchehn,
Daß ſie vor[2] andern ward erſehn.

Sie hat mehr Urſach, hoch zu prangen,
Daß ſie in ihrer ſchönſten Art
Von lieber Hand geraubet ward,
Da andre, die noch blieben hangen,
Der Sonne und des Regens Neid[3]
Verzehrt ohn' alle Nutzbarkeit.

So, wenn Gott Einen, den er liebet,
Aus ſeinem beſten Stande nimmt,
Und ſeinen Tod ihm früh beſtimmt,
Sind[4] wir mit Unrecht drum betrübet.
Er weiß die rechte Zeit gar wohl,
Wann unſer Tod uns nützen ſoll.

---

[1] Als. — [2] für. — [3] der Sonnen oder Regens. — [4] Seyn.

Bei einem Begräbniß.

Ihr, die ihr euch Chriſten nennet,
Zeiget mit den Werken an,
Weß ſich Einer tröſten kann,
Der den Glauben recht bekennet.
Stellt zu vieles Trauern ein,
Wenn 1) ihr nicht wollt Heiden ſein.

Dieſe, die man von uns träget,
Deren todte, 2) ſtarre Leich'
Jetzo blutlos, kalt und bleich
Dort wird in ein Grab geleget,
Iſt ja keines Klagens werth,
Ihre Freud' iſt ihr beſcheert.

Ihre Schwachheit iſt beſchloſſen,
Ihr Bedrängniß iſt geendt;

---

1) Wo. — 2) tod-erſtarrte.

Ihre Seel' hat ſich gewendt
Dahin, da ſie her entſproſſen;
Sie iſt außer unſrer Welt
Hoch vor Gottes Thron geſtellt;

Da ſie in dem Grund erſiehet,
Was der rechte Himmel ſei,
Und lebt aller Sorgen frei,
Ohn' ob ſie ſich etwa mühet,
Daß ſie hier auch ſo viel Zeit
Kleben mußt' im Erdenkleid.[3]

Laßt uns, liebe Freund', ihr gönnen,
Was der reiche Gott ihr giebt.
Haben wir ſie eh'[4] geliebt,
Iſt das Beſte, das wir können,
Wünſchen ihr noch Glück dazu
Zu der lang' gehofften Ruh'.

Laßt uns unſre Bitt' erheben,
Daß uns Gottes treuer Rath

[3] an Irdiſchheit. — [4] vor.

Wenn er es beſtimmet hat,
Gute Nachfahrt wolle geben.
Alles Leben liegt daran,
Daß man ſelig ſterben kann.

Heinrich Albert.

An die Fürſten.

(Nach dem Frieden.)

O ihr Götter dieſer Erden,
Die ihr Kron' und Zepter führt,
Die ihr müßt gefürchtet werden,
Weil euch Ehr' und Macht gebührt,
Die ihr mit ſo ſtarker Hand
Herrſchet über Leut' und Land!

Ihr ſeid die berühmten Helden;
Nur von eurer Tapferkeit
Hätte man genug zu melden,
Sie zu preiſen weit und breit,
Wie ihr oft ganz unverzagt
Euer Leib und Leben wagt.

Doch wir laſſen dieſes fahren,
Und gedenken nur allein,
Wie von ſo viel hundert Jahren

Wir von euch geſchützet ſein,
Wie ihr deſſen euch nicht ſchämt
Und uns in die Arme nehmt.

Da ſich Mars jetzt wollt' erregen,
Und mit Schrecken vor uns ſtund,
Eben als er ſeinen Degen
Auszuwetzen ſchon begunnt',
Sagt ihr uns nur lauter Ruh',
Gnade, Lieb' und Friede zu.

Daß wir können ſicher ſchreiben,
Was zu ſchreiben würdig iſt,
Daß man kann die Tugend treiben
Und der Künſte nicht vergißt,
Daß ſich unſer Menſchengeiſt
Deß, was himmliſch iſt, befleißt;

Daß wir mit gelehrtem Singen,
Mit geſchickter Melodei,
Können unſre Zeit zubringen,
Und ein Jeder ſich dabei
Freuet und von Herzen lacht,
Habt ihr Könige gemacht.

Unſer Phöbus ſoll hinwieder
Dankbar alſo um euch ſtehn,
Und euch, kraft gelehrter Lieder,
Dafür [1]) zu erheben gehn,
Unſer Phöbus, der allein
Menſchen heißt unſterblich ſein.

---

[1]) Hievor.

Schönheit und Tugend.

O du Göttin dieſer Erden,
O du Venus unſrer Zeit,
Deiner großen Trefflichkeit
Mag ja nichts verglichen werden,
Deine himmelswerthe [1]) Pracht
Dich mit Recht zur Göttin macht!

Ihrer hellen Augen Strahlen
Glänzen gleich der Sternen Licht,
Phöbus, mein' [2]) ich, könne nicht
Seinen Himmel ſchöner malen,
Als uns ihr Geſichte weiſt, [3])
Das der Schönheit Reichthum preiſt.

Was die Mutter aller Sachen
Jemals hat an's Licht gebracht,

1) Und dein himmelswerther.

2) halt'. — 3) weiſet und dann preiſet.

Dran ſie ihrer Weiſheit Macht
Uns hat wollen wiſſen 4) machen,
Iſt, was dieſe Nymphe führt,
Die ſo herrlich iſt geziert.

Milch und Blut ſind ihre Wangen,
Purpur iſt der rothe Mund,
Ihre Zähne machen kund
Edler Perlen Pracht und Prangen,
Und kein Schnee, kein Elfenbein
Kann den Händen gleicher ſein.

Doch vor allen andern Gaben
Muß voraus der Tugend Licht,
Das ſo göttlich aus ihr bricht,
Seinen Ruhm und Vorzug haben,
Die hier aus bedachtem Rath
Ihren Sitz genommen hat.

Ihre Stillheit, Zucht und Sitten
Und der Demuth hohe Zier
Glänzen allem Zierrath für;
Was die Keuſchheit hat erſtritten,

4) wiſſend.

Iſt der Preis, ſo ihr gebührt,
Und die Krone, die ſie führt.

Wer ein ſolches Lob erlangen,
Und für ſchön geacht' ſein will,
Muß zuvörderſt fromm und ſtill,
Weit von Hoffart, Stolz und Prangen,
Nur auf Tugend ſein bedacht,
Und ſie üben Tag und Nacht.

Herbſtgedanken.

Der rauhe Herbſt kömmt wieder,
Jetzt ſtimm' ich meine Lieder
In ihren Trauerton.
Die Sommerluſt vergehet,
Nichts auf der Welt beſtehet,
Der Menſch muß ſelbſt davon.

Du Gott und Herr der Zeiten,
Willſt, daß wir uns bereiten
Zu unſrer wahren Ruh';
Stets zeigſt du dein Gemüthe,
Schickſt uns aus milder Güte
Auch ſtumme Lehrer zu.

Ein Gräschen will uns ſagen,
Ein Blatt uns vor will tragen,
Was unſre Pflicht ſoll ſein:
Wir ſollen Gott, dem Herren,

Stets Thür und Thor aufſperren,
Wann er kehrt bei uns ein.

Die Roſe läßt ſich brechen,
Wird niemals widerſprechen
Des Gartenherren Hand;
Der Apfel, zu genießen,
Fällt ſelbſt zu deinen Füßen,
Läßt willig ſeinen Stand.

Und du, Menſch, willſt 1) nicht eben
Dich deinem Gott' ergeben?
Was iſt dein größter Ruhm?
Daß er dich hat erſchaffen,
Geziert mit Glaubenswaffen,
Zu ſeinem Eigenthum.

Schickt er dann Kreuz und Schmerzen,
Nimmt, was uns kömmt vom Herzen,
Er meint's doch allzeit gut;
Und ſind wir Gottes eigen,
So laßt uns ſtille ſchweigen
Zu Allem, was er thut.

1) wollſt.

Wer mag der Welt Getümmel
Erwählen für den Himmel?
Hilf, Chriſte, Gottes Sohn,
Daß wir uns ſtets gewöhnen,
Nach dir allein zu ſehnen
Und deinem Gnadenthron!

Laß auch mein ſelig a) Ende
Sich nahen nur behende,
Die Welt iſt mir Beſchwer.
Was ſie hat auserleſen,
Iſt trüglich Thun und Weſen
Und ſündenvolles Meer.

Hier ſchwimm' auch ich mit Sorgen:
Komm, ſo du willſt, vor Morgen,
Bring mich an ſichern Port,
Da mit der Engel Weiſen
Ich ewig könne preiſen
Dich, meinen Gnadenhort!

---

a) ſeligs.

Einladung zum Tanze.

Junges Volk, man rufet euch
Zu dem Tanz hervor!
Auf! es ſpielet ſchon zugleich
Unſer ganzes Chor.
Wer nur Luſt zu tanzen hat,
Stelle ſich hier ein,
Tanze, bis er Tanzens ſatt
Und begnügt mag ſein!

Wiſſet aber, daß ſich hab'
Hier auch eingeſtellt
Amor, der berühmte Knab'
Auf der weiten Welt,
Amor, der viel Poſſen macht
Und ſich nur ergötzt,
Wenn er euch in Leid gebracht
Und in Noth geſetzt.

Er wird wanken hin und her,
Nehmet ſein wohl wahr!
In den Augen ungefähr
Wird er offenbar,
Drinnen der geſchwinde Schütz
Seinen Bogen ſpannt,
Und euch, wie der ſchnelle Blitz,
Trifft gar unbekannt.

Auf der Zungen wird er oft
Auch zu finden ſein,
Und ſich bei euch unverhofft
Heimlich ſchleichen ein.
Durch der Worte Süßigkeit
Hat er ſeine Luſt
Euch zu ſtürzen nur in Leid
Auch ganz unbewußt.

Dem Handdrücken Keiner trau'!
Er iſt's, der es thut,
Er verbirgt ſich ſo genau,
Quälet manches Blut,
Daß in Hoffnung wird geführt
Einer Nymphe Gunſt,

Die doch nicht die Hand geführt,
Es war Amors Kunſt.

So er nun durch ſeine Pfeil'
Euch verliebt gemacht,
Wird er lachen und in Eil
Geben gute Nacht.
Sehet zu, wie, wo und wann
Ihr dann Hülfe kriegt,
Der wird übel ſein daran,
Der verwundet liegt.

Schäfer und Schäferinn.

Myrtillus.

Soll denn, liebſte Phyllis, enden
Sich meine Pein,
So muſt du bald zu mir wenden
Dein' Äugelein,
Dich zu eigen mir verpfänden,
Mein Lieb zu ſein.

Phyllis.

Ach, Myrtillus, was ſoll ſagen
Ich Schäferinn!
Soll ich dir die Liebe klagen,
Darin ich bin,
Die ich ſtets zu dir getragen
In meinem Sinn?

Myrtillus.

Rede nur aus treuem Herzen,
Phyllis, mein Kind,

Offenbar' mir deine Schmerzen,
So bei dir ſind,
Ob vielleicht mit ſüßen Scherzen
Ich Mittel find'.

Phyllis.

Auf der Welt iſt nichts zu ſinden,
Dadurch ich kunnt'
Meine Schmerzen überwinden,
Denn nur dein Mund;
Laß uns zwei zuſamm verbinden
In Liebesbund!

Auf Johann Ernſt Adersbachs Tod. 1632.*)

Einen guten Kampf hab' ich
Auf der Welt gekämpfet,
Denn Gott hat genädiglich
Meine Noth gedämpfet,
Daß ich meinen Lebenslauf
Seliglich vollendet,
Und die Seele himmelauf
Chriſto zugeſendet.

Forthin iſt mir beigelegt
Der Gerechten Krone,
Die mir wahre Freud' erregt,
In des Himmels Throne;
Forthin meines Lebens Licht,

---

*) Nicht zu verwechſeln mit Andreas Adersbach, einem Freund Alberts und Dachs, von dem die Albert'ſche Sammlung einige Lieder enthält. Vergl. ein Lied von Dach. Alb. Samml. I. 22.

Dem ich hier vertrauet,
Nämlich Gottes Angeſicht,
Meine Seele ſchauet.

Dieſe gar verboßte Welt
Iſt, was meinem Leben
Nunmehr gänzlich nicht gefällt,
Drum ich mich ergeben
Meinem Jeſu, da ich bin
Jetzt in lauter Freuden,
Denn ſein Tod iſt mein Gewinn,
Mein Verdienſt ſein Leiden.

Gute Nacht, ihr meine Freund',
Ihr, o meine Lieben!
Alle, die ihr um mich weint,
Laßt euch nicht betrüben
Dieſen Abtritt, den ich thu'
In die Erde nieder!
Schaut, die Sonne geht zur Ruh',
Kömmt doch morgen wieder.

Bereitung zum Tode.

Zum Sterben ich bereitet bin,
Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin,
Gen Himmel in mein Vaterland,
Zu dem, der meinem Bund verwandt!

Der du mein Bruder worden biſt,
Nimm mich nun auf, Herr Jeſu Chriſt,
Wie du dich in mein Fleiſch verhüllt
Und das Geſetz für mich erfüllt.

Du haſt mich theu'r und hoch erkauft,
Auf dein Geheiß wurd' ich getauft;
Drum kann es auch nicht anders ſein,
Herr Chriſt, ich bin und bleibe dein!

Wie, daß ihr Menſchen dieſer Zeit
Ob eurem Tod ſo furchtſam ſeid?
Ihr ſeht ihn ſo gar bitter an,
Daß nichts euch mehr erſchrecken kann.

So oft man ſeines Namens denkt,
Wird euer Herz und Sinn gekränkt,
Und klopft er nur an eure Thür,
Der ganze Leib euch bebt dafür.

Wie übel ſich ein Chriſt gleich ſtellt,
Wann er vom Tod' jetzt wird gefällt,
Liegt mit verkehrtem Angeſicht,
So kömmt's doch von der Marter nicht:

Für Freudenzeichen nehmt es an,
Weil er ſich jetzt nicht hemmen kann
Im Vorſchmack ſeiner Seligkeit,
Die er erblicket allbereit.

Wohlan, mein Leid iſt auch vollbracht,
Die Schuld bezahlt und gut gemacht,
Drum ich zum Tod' ganz willig bin,
Mit Fried' und Freud' ich fahr' dahin!

Macht des Todes.

(Auf den Tod eines Kriegers.)

Wie das Gras auf grüner Auen
Wird vom Mäher abgehauen,
Keine Blume bleibt verſchont,
Alſo heißt der Tod uns wandern,
Reißt den Einen nach dem Andern
Nieder, wie 1) er iſt gewohnt.

Ach, ſtänd' uns Menſchen frei,
Des Todes Tyrannei
Durch ſtrenge Fauſt im Streit zu widerſtehen,
So hätt' aus tapferm Muth
Dies ritterliche Blut
Zu ſolchem Kampf mit Freuden ſollen gehen.

Doch hilft hier kein Schwert, noch Degen,
Todes Macht iſt überlegen

---

1) als.

Auch des ſtärkſten Helden Kraft;
Kronen, Zepter, Waffen, Lanzen,
Müſſen alle mit ihm tanzen,
Alles Fleiſch wird fortgerafft.

O harter Sündenſold!
Hier hilft kein theures Gold,
Auch kannſt du, Menſch, mit Bitten nichts erhalten;
Drum gieb dich willig drein,
Es kann nicht anders ſein,
Du mußt, du mußt doch endlich auch erkalten!

Laß nur Pracht und Hochmuth fallen,
Und nimm treulich dich vor allen
Deiner armen Seelen an;
Einig dann in Chriſti Wunden
Wird dein Heil und Troſt gefunden,
Dieſes Blut dir rathen kann.

Thu', was ein Chriſt thun ſoll:
Leb' heilig, fromm und wohl,
Und gieb dich Gott in allen deinen Nöthen,

So kriegſt du wahre Ruh'
Und fährſt dem Himmel zu,
Da kein Tod dich in Ewigkeit wird tödten.

Schickſal des Irdiſchen.[1]

Daß alle Menſchen ſterblich ſein,
Das macht die Sünde nur allein,
Die Adam hat begangen:
Der Eifer Gottes ſtieß uns aus
Vom Himmel in dieß Jammerhaus,
Da uns der Tod muß fangen.

O weh, wie übel ſind wir dran,
Weil Niemand ſicher leben kann
Vor dieſes Feindes Wüthen!
Er würget, wie er an uns trifft,
Jung oder Alt, ſein Grimm und Gift
Iſt gar nicht zu begüten.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Der Tod ſich deinem Schatten gleicht,
Der niemals haarbreit von dir weicht,
Und folgt dir aller Enden.
Sein Bildniß ſtellt Gott ſtündlich dir
An allen Kreaturen für,
Wo du dich hin magſt wenden.

Die Roſe blüht, bald fällt ſie ab;
Jetzt lebſt du, Menſch, und mußt in's Grab,
Wenn deine Zeit wird kommen.
Der Vogel flog vorüber nur,
Und Niemand iſt, der ſeine Spur
Hätt' irgends wahrgenommen.

Der Rauch vergeht, das Glas zerbricht,
Das Kleid verſchleißt und dauert nicht,
Ein Haus muß endlich fallen.
Der Baum wird ſeines Schmucks beraubt
Und, eh' man's innen wird, entlaubt:
So geht es mit uns Allen.

Drum lebe ſo, daß du allzeit
Zum Tod ſeiſt fertig und bereit,

Und hüte dich vor Sünden;
Laß dich berichten Gottes Wort,
Das wird dich einen ſichern Ort
Im Himmel lehren finden.

Danklied.

Ein Dankopfer, Herr, ich bringe,
So mir recht von Herzen geht;
Über deine Wunderdinge
Wird mein Geiſt zu dir erhöht.
Gott, ich freue mich, mein Leben
Iſt ganz deinem Lob' ergeben:

Daß du meine ſtolzen Feinde
Hinter ſich getrieben haſt,
Daß, der mich zu fällen meinte,
Und nicht hatte Ruh' noch Raſt,
Nun vor dir, o Gott, ſammt Allen
Selbſt umkommen und gefallen.

Denn du führeſt meine Sache
Und mein Recht ſo herrlich aus,
Daß man ſieht, dein ſei die Rache,
Und ein Jeder merke draus,

O Herr Chriſte, wolleſt meiner ſchonen,
Und mir Sünder nach Verdienſt nicht lohnen!
Ich will verlaſſen
Alle Welt, und ihre Lüſte haſſen.

Forthin ſoll mein Leben dir zu Ehren
Nimmer ſich von deinem Wort' abkehren,
Dein will ich bleiben,
Keine Welt ſoll mehr von dir mich treiben.

Deine Gnadenthür ſteht Allen offen,
Die auf dich in dieſem Leben hoffen;
Die ohn' dich ſterben
Müſſen dort mit Leib und Seel' verderben.

Darum ſchließ' ich mich in deine Wunden,
Da ich meinen Sünden Rath gefunden.
Dein Kreuz und Leiden
Führet mich zu wahren Himmelsfreuden.

Erinnerung an den Tod.

O wie mögen wir doch unſer Leben
So der Welt und ihrer Luſt ergeben,
Und uns ſelbſt ſcheiden
Von der frommen Ruh' und tauſend Freuden!

Müſſen wir nicht auch nach kurzen Jahren
Zu den Todten in die Grube fahren?
Es wird geſchehen,
Daß ein Jeder ſeinen Lohn ſoll ſehen,

Wann die Welt ihr Ende nun genommen,
Und der Richter wird vom Himmel kommen,
Der wird entdecken
Alles, was wir meinten zu verſtecken.

O, was wird er für ein Urtheil fällen,
Wann er unſer Thun wird vor ſich ſtellen,
Wann er wird finden,
Wir wir hier gelebt in lauter Sünden!

Wie du dich geſetzt, das Dichten
Aller Menſchen ſelbſt zu richten.

Der Herr iſt ein Schutz der Armen
Und ein Schild in aller Noth,
Seine Gnad' und ſein Erbarmen
Steht uns bei bis in den Tod;
Die ihn kennen und nicht haſſen,
Will er nimmermehr verlaſſen.

Morgenlied.

Gott des Himmels und der Erden,
Vater, Sohn und heil'ger Geiſt,
Der es Tag und Nacht läßt werden,
Sonn' und Mond uns ſcheinen heißt,
Deſſen ſtarke Hand die Welt,
Und was drinnen iſt, erhält:

Gott, ich danke dir von Herzen,
Daß du mich in dieſer Nacht
Vor Gefahr, Angſt, Noth und Schmerzen
Haſt behütet und bewacht,
Daß des böſen Feindes Liſt
Mein nicht mächtig worden iſt.

Laß die Nacht auch meiner Sünden
Jetzt mit dieſer Nacht vergehn!
O Herr Jeſu, laß mich finden
Deine Wunden offen ſtehn,

Da alleine Hülf' und Rath
Iſt für meine Miſſethat!

Hilf, daß ich mit dieſem Morgen
Geiſtlich auferſtehen mag,
Und für meine Seele ſorgen,
Daß, wenn nun dein großer Tag
Uns erſcheint und dein Gericht,
Ich davor erſchrecke nicht!

Führe mich, o Herr, und leite
Meinen Gang nach deinem Wort,
Sei und bleibe du auch heute
Mein Beſchützer und mein Hort!
Nirgends als von dir allein
Kann ich recht bewahret ſein.

Meinen Leib und meine Seele,
Sammt den Sinnen und Verſtand,
Großer Gott, ich dir befehle
Unter deine ſtarke Hand,
Herr, mein Schild, mein' Ehr' und Ruhm,
Nimm mich auf, dein Eigenthum!

Deinen Engel zu mir ſende,
Der des böſen Feindes Macht,
Liſt und Anſchlag von mir wende,
Und mich halt' in guter Acht,
Der auch endlich mich zur Ruh'
Trage nach dem Himmel zu!

Pſalm.

Auf mein Geiſt! Und nun erhebe
Gottes Güt' und Vatertreu'!
Er iſt, der, ſo lang' ich lebe,
Mich macht aller Sorgen frei.
Drum auch ihm allein zu Ehren
Sich mein Spiel ſoll laſſen hören.

Seine Huld und Liebe machet,
Daß ich alſo fröhlich bin,
Daß mein Mund nur ſingt nnd lachet,
Und wirft alles Trauern hin;
Alles Trauern, alles Leiden,
Wendet er in lauter Freuden.

Großer Gott, laß dir gefallen,
Was mein Mund aus Einfalt ſingt!
Dein Lob müſſe weit erſchallen,
Bis es durch die Wolken dringt;
Dich zu rühmen und zu preiſen,
Soll man einig ſich befleißen.

Reime auf Kürbiſſen.

(Aus der Muſikaliſchen Kürbs-Hütte.)

Menſch, ich kann es leicht wohl gläuben,
Daß du wünſch'ſt, ich möchte bleiben;
Nicht dein Will', auch meiner nicht,
Gottes Wille nur geſchicht.

Wenn der rauhe Herbſt nun kömmt,
Fall' ich ab und muß verderben;
Wenn dein Ziel dir iſt beſtimmt,
Armer Menſch, ſo mußt du ſterben.

Sieh mich an
Und denke dran:
Ich muß fort
Von dieſem Ort!

Mit dir hält auch
Gott ſolchen Brauch.

Dem Herbſt verlangt nach mir,
Mich zu verderben,
Dem Tod', o Menſch, nach dir,
Auch du mußt ſterben!

Ich und meine Blätter wiſſen,
Daß wir dann erſt fallen müſſen,
Wenn der rauhe Herbſt nun kömmt;
Aber du, Menſch, weißt ja nicht,
Ob's nicht heute noch geſchicht,
Daß dir Gott das Leben nimmt.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Über das Leben und die Schriften Simon Dachs, Robert Roberthin's und Heinrich Albert's . . XIII

Simon Dach.

Maylied 3
Frühling und Liebe 6
Frühlingslied 8
Frühlingslied für fromme Kinder 11
Die Vögel 14
Herbſtlied des Hirten 16
Klugheit kömmt vor Jahren nicht 21
Preis der Geliebten 23
Der Ungeliebte 26
Der Geliebte 29
Was wäre die Welt ohne Liebe? 32
Anke van Tharaw 35
Annchen von Tharau. (Herders Übertragung.) . . 38
Brauttanz 41
Zweiter Brauttanz 42
Brautreigen 46
Tanzlied 50

Seite
Zweites Tanzlied 53
Lob des Tanzes. (Zu einer Hochzeit.) 57
Hochzeitlied zur dritten Vermählung eines Freundes 60
Aufmunterung zur Ehe. (Zu einer Hochzeit.) . . 63
Glück der Ehe 66
Jung gefreit, hat nie gereut 69
Troſt im Herbſt. (Ein Hochzeitlied.) 72
Jugendluſt 74
Gartenluſt 77
Lob des Weins 80
Lied der Freundſchaft 84
Lob der Keuſchheit 87
Preis der Kunſt und Weisheit 89
Kunſt und freier Muth 92
Der Mann, wie er ſeyn ſoll. (Zu einer Hochzeit.) 95
Der Schüler der Weisheit und Tugend 97
Das beſte Theil 100
An Damon. (Zu Heinrich Albert's Hochzeittage, am 9. Febr. 1638.) 103
Straflied 106
Klage und Streit gegen das Glück 110
Als Polen und Schweden ſich nach abgelaufenem ſechsjährigem Waffenſtillſtande mit Preußen wieder zum Kriege rüſteten, 1635. 113
Die Furcht Gottes iſt die höchſte Weisheit 115
Die Nachfolge Chriſti 117
Eitelkeit des Lebens 120
Selig ſind, die in dem Herrn ſterben 123
Bei Roberthin's Tode. (Den 7ten des Oſtermonats 1648.) 125
Der Tod ſchont Keines 129

Seite
Memento mori! 131
Abſchied von der Welt 134
Sehnſucht nach oben 138
Auf den Tod ſeines Freundes Georg Blum. 1648. . 141
Letzter Ehrendienſt ſeinem Freunde Ambroſius Scala, Churfürſtl. Brandenburgiſch. Hofgerichtsadvokaten. 1652. 143
Auf Sigismund Scharffens Begräbniß. 1652. . . 147
Auf den Tod einer alten Pfarrwittwe, Urſula Roſina Stimer. 1655. 150
Auf den Tod eines Jünglings. 1655. 153
Auf des Großen Churfürſten Symbolum: Domine fac me scire vias tuas 159

Robert Roberthin.

Frühlingslied 163
Winterlied 167
Leben und leben laſſen 171
Bitte um einen Kuß 173
Die Jungfrau und der dürre Roſenſtock. (Nach dem Franzöſiſchen.) 175
Nichts Neues unter der Sonne. (Nach dem Holländiſchen.) 182
Gott, Welt und Menſch. (Nach dem Holländiſchen.) 184
Früher Tod 192
Bei einem Begräbniß 194

Heinrich Albert.

An die Fürſten. (Nach dem Frieden.) 199
Schönheit und Tugend 202

Seite
Herbſtgedanken 205
Einladung zum Tanze 208
Schäfer und Schäferinn 211
Auf Johann Ernſt Aderbachs Tod. 1632. 213
Bereitung zum Tode 215
Macht des Todes. (Auf den Tod eines Kriegers.) . 217
Schickſal des Irdiſchen 220
Erinnerung an den Tod 223
Danklied 225
Morgenlied 227
Pſalm 230
Reime auf Kürbiſſen. (Aus der Muſikaliſchen Kürbs-Hütte.) 231

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

VI.

Friedrich von Logau und Hans Aßmann von Abſchatz.

Gedruckt
bei Joh. Chr. Fritſche
in Deßau.

Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

VI.

Auserleſene Gedichte von Friedrich von Logau
und Hans Aßmann von Abſchatz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auserleſene

Gedichte

von

Friedrich von Logau
und Hans Aßmann von Abſchatz.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1824.

Vorrede.

Nicht allein der Landsmannſchaft und Standesgleichheit wegen habe ich die beiden Schleſiſchen Freiherren, Friedrich von Logau und Hans Aßmann von Abſchatz, in dieſem Bande zuſammengeſtellt, ſondern vielmehr um der innern Verwandtſchaft des Geiſtes und Sinnes willen, welche der aufmerkſame Leſer gewiß auch unter der verſchiedenen, durch die herrſchende poetiſche Schule ihrer verſchiedenen Zeit einigermaßen bedingten Form erkennen wird, namentlich in den Sprüchen und Sinngedichten.

Die Quellen, welche unſrer Auswahl ſtrömten, ſind:

Salomons von Golaw deutſcher Sinn-Getichte drey Tauſend. Breßlaw, In Verlegung Caſpar Kloßmanns, Gedruckt in der Baumanniſchen Druckerey durch Gottfried Gründern. 8. s. a. (wahrſcheinlich gegen 1654.) Dieſe Sammlung enthält außer den auf dem Titel angekündigten 3000 Sinngedichten noch 553 als Zugabe.

Herrn Hannß Aßmanns Freyherrn von Abſchatz Weyl. geweſenen Landes-Beſtellten im Fürſtenthum Lignitz, und bei den Publ. Conventibus in Breßlau Hochanſehnl. Deputirten Poetiſche Überſetzungen und Gedichte. Leipzig und Breßlau, bey Chriſtian Bauch, Buchhändl. Anno 1704. 8.

In der Auswahl des Aufzunehmenden berückſichtigte ich unter den Logauiſchen Sinngedichten vornämlich die ächt deutſchen Kernſprüche, deren auch Aßmann von Abſchatz einige lieferte. Die ſpitzigen Witzſpiele, theils

Nachbildungen des Martial und der neulateiniſchen Epigrammatiker, theils Nachklänge aus denſelben, ſind weniger charakteriſtiſch für Logau's Muſe, und finden ſich, wenn ſchon in geringerer Anzahl, auch in den Gedichtſammlungen der meiſten ſeiner Zeitgenoſſen. Aber in der ſprüchwörtlichen Kraft und Innigkeit der gnomiſchen Poeſie ſteht dieſer deutſche Salomon noch immer unerreicht unter uns. Das Zeitgemäße mußte in einer Auswahl von Sprüchen und Epigrammen beſonders hervorgezogen werden; jedoch galt es, eine Mittelſtraße zu treffen, und auch die geſchichtlichen Beziehungen, z. B. auf das Soldatenweſen des dreißigjährigen Krieges, nicht ganz aus unſrer Sammlung zu verbannen, um nur den Lehren, Spöttereien und Geißelhieben Raum darin zu vergönnen, welche unſre gegenwärtige Zeit treffen. Mit denjenigen, welchen die Zahl der ausgewählten Stücke zu klein vorkömmt, ſtimme ich in dem Wunſche überein, daß meine Sammlung, in welcher das Sinngedicht, ſeiner Kleinheit zufolge, keinen großen Raum einnehmen durfte, eine Anregung werde, welche die trefflichen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts, einen Gryphius, Flemming, Logau, uns bald in vollſtändigen Ausgaben zuführe.

Deßau, den 15. April 1824.

Über das Leben und die Schriften der Freiherren Friedrich von Logau und Hans Aßmann von Abſchatz.

Friedrich von Logau ſtammt aus einem der älteſten adeligen Geſchlechter Schleſiens, deſſen Stammhaus Altendorf im Schweidnitziſchen liegt. Die Herren von Logau finden ſich ſchon ſeit dem vierzehnten Jahrhundert oft und mit Ehren genannt, als Krieger, Räthe, Marſchälle und Landhauptleute in den Dienſten verſchiedener ſchleſiſcher Herzoge und Fürſten, einige auch in kaiſerlichen Würden und Ämtern. Andere haben ſich in der Geſchichte der Wiſſenſchaften und Künſte namhaft gemacht. Zu dieſen gehören: Georg von Logau auf Schlaupitz, ein Pronotarius, Pfalzgraf und Rath des Kaiſers Ferdinand I., welcher einer der beſten lateiniſchen Dichter ſeiner Zeit war, und die erſte Ausgabe des Gratius und Nemeſianus veranſtaltet hat. Friedrich's Sohn, Balthaſar Friedrich, ein Freund Lohenſteins, Hoffmannswaldau's und des jüngern Gryphius. Er wird als ein gelehrter Mann und eifriger Beſchützer der deutſchen

Poeſie gerühmt, und hat ſelbſt einige Verſuche in deutſchen und lateiniſchen Verſen gemacht. Heinrich Wilhelm von Logau, welcher im Jahre 1725 eine Gedichtſammlung, unter dem Titel: Poetiſcher Zeitvertreib, herausgab. Nachher auch ein: Poetiſches Vergnügen, 1737.

Friedrich von Logau wurde, wie wir aus ſeiner Grabſchrift wiſſen, im Junius des Jahres 1604 geboren. Von den früheſten Verhältniſſen ſeines Lebens, ſeinem Geburtsorte, ſeinen Eltern, ſeiner Erziehung und ſeinen Studien iſt uns durchaus nichts bekannt; jedoch bezeugt ſeine nachherige Anſtellung als Kanzleirath, daß er ſich der Jurisprudenz gewidmet hatte, und ſeine weitumfaſſende Weltkenntniß läßt auf Reiſen in fremden Ländern ſchließen. Wir finden ihn endlich in ſeinem reifen Mannsalter in den Dienſten des Herzogs zu Liegnitz und Brieg, Ludwigs IV., unter dem Titel eines Rathes und Kanzleirathes. Sein Aufenthalt war der Hof dieſes Fürſten, anfangs Brieg, welches Ludwig gemeinſchaftlich mit ſeinen beiden Brüdern regierte, und ſeit dem Jahre 1653 Liegnitz, wohin Ludwig um dieſe Zeit ſeine Reſidenz verlegte. Dieſes Herzogthum war ihm nämlich nach dem Tode ſeines Oheims, des Herzogs Georg Rudolph von Liegnitz und Wohlau, durch das Loos zugefallen, als die drei Brüder ſich in die Erbſchaft deſſelben theilten. Logau ſtarb zu Liegnitz im Jahre 1655 und hinterließ aus ſeiner zweiten Ehe einen einzigen Sohn, den ſchon erwähnten **Balthaſar Friedrich**.

Logau erzählt uns ſelbſt,*) daß er ſchon in früher Jugend verliebte Gedichte geſchrieben habe, die ihm aber in den Unruhen des dreißigjährigen Krieges verloren gegangen. Seine Sinngedichte entſtanden in den wenigen kurzen Zwiſchenräumen, welche ſeine Geſchäfte, die er als ſehr überhäuft ſchildert, ihm vergönnten. Die meiſten ſchrieb er bei Nacht,**) weil der ganze Tag ihm keine Muße übrig ließ; ja auch in den Schmerzen der Gicht dichtete er mehrere.***) Daher möchte der beſcheidene Mann ſich gar nicht in die

---

*) S. Sinngedichte. Zweites Tauſend. Zweites Hundert. Nr. 50.

**) S. Sinngedichte. Drittes Tauſend. Achtes Hundert. Nr. 59.:

Leſer, daß du nicht gedenkſt, daß ich in der Reimenſchmiede
Immer etwa Tag für Tag, ſonſt in nichts nicht mich ermüde:
Wiſſe, daß mich mein Beruf eingeſpannt in andre Schranken:
Was du hier am Tage ſiehſt, ſind gemeinlich Nachtgedanken.

Vgl. Zugabe des dritten Tauſends, Nr. 222.

***) S. Sinnged. Zugabe des dritten Tauſends. Nr. 61.:

Meine Reime riechen nicht
Noch nach Öle, noch nach Wein.

Reihe der eigentlichen Poeten ſtellen; er reimt nur ein wenig zu ſeiner Zerſtreuung und Übung, und da ſeine Zeit immer kurz iſt, ſo ſind es auch ſeine Gedichte.*) Daher nimmt er es auch ſo genau nicht mit den Geſetzen und Regeln der Reimkunſt, und ſein Grundſatz iſt: der Sinn ſei Herr, der Reim ſei Knecht.**) Logau gab zuerſt im Jahre 1638 eine kleine Sammlung ſeiner Sinngedichte heraus, unter dem Titel: **Erſtes (und andres) Hundert deutſcher Reimenſprüche Salomons von Golau. In Verlegung David Müllers ſel. Erben in Breslau. 12°.**†) Zehn Jahre nachher wurde **der Dichter in die Fruchtbringende Geſellſchaft aufgenommen, unter dem Namen des Verkleinernden und mit dem Symbol des Milzkrautes.**††) **Die**

Beides kann gar ſchwerlich ſein,
Jenes, wegen Amtes Pflicht,
Dieſes, wegen ſchlimmer Gicht.

Vgl. drittes Tauſend. Achtes Hundert. Nr. 58. 65.

*) S. Zugabe des dritten Tauſends. Nr. 131. Drittes Tauſend. Zehntes Hundert. Nr. 18. Siebentes Hundert deſſelben Tauſends. Nr. 33. u. ſ. w.

**) S. Zweites Tauſend. Achtes Hundert. Nr. 70.

†) Sehr ſelten.

††) Franz Horn in ſeiner Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit, Th. I. S. 200., nennt den Beinamen des **Verkleinernden** einen **beſcheidenen**, weil er ſeine Bedeutung nicht verſteht, ſo klar ſie auch **Logau** ſelbſt (Sinngedichte. Zweites Tauſend. Drittes

vollſtändigſte und ächteſte Ausgabe der Logauiſchen Sinngedichte iſt die in der Vorrede angeführte, welche zu Breslau, wahrſcheinlich im Jahre 1654, erſchienen iſt und 3553 Stücke enthält. Obgleich Logau ſelbſt alle ſeine Gedichte in der letzten Sammlung Sinngedichte betitelt hat, ſo möchte doch die erſte Benennung derſelben, Reimſprüche, paſſender ſein. Denn nicht alle ſind Sinngedichte, wenn wir in dieſem Namen eine Überſetzung von Epigramma finden; gar viele ſind Denkſprüche, Lehrſprüche, gnomiſche Gedichte in längeren Sätzen, und einige neigen ſich auch zu dem Liede hin. Die eigentlichen Epigramme im Sinne des Martial und der Neulateiner ſind nicht eben diejenigen Gedichte, in welchen der Kern des poetiſchen Charakters unſres Logau geſucht werden darf.

Hundert. Nr. 13.) erklärt. Aber leider leſen manche Literatoren die Gedichte nicht ganz, über die und deren Verfaſſer ſie ganze Bücher ſchreiben. Logau ſagt in dem angezogenen Gedicht:

Das Milzkraut ſoll ich ſein,
Verkleinern ſoll ich ſtets, ſoll helfen treiben ein
Den aufgeſchwollnen Milz, die Art der ſtolzen Sinnen,
Die ſich in ihnen ſelbſt beherbergen nicht können,
Und denen viel zu eng ihr deutſches Vaterland.
Sie laſſen eignen Werth, und wählen fremden Tand ꝛc.

Hieraus ergiebt ſich, daß der Ausdruck Verkleinern keines Weges etwas Beſcheidenes in ſich ſchließt, ſondern gleichbedeutend iſt mit Tadeln und Züchtigen des Stolzes und Übermuthes.

Logau's poetiſcher Charakter hängt auf das innigſte mit ſeinem perſönlichen zuſammen. Ein tüchtiger Ernſt, ein tiefes, kräftiges Gemüth und ein hoher ſittlicher Adel ſind die Hauptzüge ſeiner Natur, deren gerade, ſchlichte und freimüthige Art und Weiſe den Stempel ächter deutſcher Volkstugend in voller Ausprägung an ſich trägt. Sein Patriotismus iſt frei von aller Anmaßung und enthuſiaſtiſchen Überſpannung, wahr und warm, wie Alles in ihm. Sein Herz und ſein Geiſt ſind jedem fremden Tand abhold; denn er iſt eitel, falſch und gleißneriſch, und jene ſuchen überall das Ächte und Rechte. Aus dem tiefſten Innern ſeines Gemüthes macht der Unwille über die Entartung ſeines Vaterlandes durch fremde Sitte und Mode, bald ſcheltend, bald bitter ſpottend, ſich in kurzen Ergießungen Luft, und eben ſo innig klagt er über die Leiden und Schläge, welche die Auflöſung alter Zucht und Frömmigkeit durch den wilden Krieg, den Vater aller Untugend und Schande, bewirkt haben. Daher beſonders ſein Zorn gegen das Soldatenweſen, als das Grab, in welchem die ächte Ritterlichkeit neben der Ehrbarkeit und Gerechtigkeit eingeſcharrt worden ſei, daher ſein Jammer über den fruchtloſen Frieden, der den fruchtverwüſtenden dreißigjährigen Kampf nicht durch Vereinigung, ſondern durch Zerreißung Deutſchlands endigte. Logau's adeliger Geiſt ſpricht ſich am deutlichſten in ſeinem Spotte über den leeren Afteradel aus, den

Papieradel, Schollenadel, Pfennigadel, Soldatenadel, Hofſchranzenadel, und wie er dieſe Auswüchſe der alten, nicht allein zu ererbenden, ſondern auch zu erwerbenden Ritterwürde noch ſonſt nennen mag. Das große erhebende Gefühl der durch eine lange Reihe reiner Ahnen fortgepflanzten und von ihm würdig behaupteten Ehre und Züchtigkeit empört ſich bei dem Anblick des Mißbrauchs adeliger Titel und Vorrechte in der neuen Welt zu klappernden Schellen, welche an Narrenkappen, Geldbeuteln, Fuchsſchwänzen und Spornen hängen, ohne Rückſicht auf die Perſonen, welche dieſe Attribute tragen mögen. Keinem ſteht dieſe Satyre beſſer an, als einem Manne aus ſo altem und reinem Adel, wie Logau, welcher nicht etwa, aus eitler Liberalität, die Unterſchiede der Stände umſtürzen möchte, weil ihm die Kraft mangelt, ſeinen eigenen würdig zu behaupten, ſondern der, im Bewußtſein und im Beſitze eines ächten Adels, jedem Stande ſeine Ehren und Pflichten anweiſt, dem Adel aber unter allen die höchſten. Logau giebt ſich uns als einen treuen und fleißigen Diener ſeines Fürſten zu erkennen, und rühmt ihn und deſſen Brüder als gerechte, fromme und milde Herren. *) Seine Lebensſatzung war:

Leb' ich, ſo leb' ich,
Dem Herrn herzlich,

---

*) Z. B. Erſtes Tauſend. Achtes Hundert. Nr. 93.

Dem Fürſten treulich,
Dem Nächſten redlich.*)

Sein Dienſt war kein Hofdienſt mit der Zunge und mit dem Blicke, nicht im Tafelzimmer, ſondern zu Rath und That.

> Jeder will bei Hofe dienen, aber mehrentheils nur immer
> Nicht beim Sorgen, nicht beim Dulden, ſondern nur im Tafelzimmer.**)

Was Wunder, wenn der gerade ehrliche Rath, der Alles kurz und gut bei ſeinem rechten Namen nannte, viele Feinde unter jenen Hofleuten zählte, deren eitles und falſches Treiben er ſo ſcharf in ſeinen Verſen züchtigt? Zwar ſpricht ſich Logau nie beſtimmt darüber aus, daß er jemals bei ſeinem Fürſten in Ungnade gerathen ſei; aber ſeine allgemeinen Klagen über die Fuchsſchwänzerei und Hinterliſtigkeit der Höflinge laſſen auf ſolche Verhältniſſe ſchließen. Wie dem auch geweſen ſein mag, ſo blieb Logau in unveränderter Liebe ſeinem Herrn getreu, und wenn dieſer ihm auch nicht immer gewogen war, ſo meinte der edle Rath:

> Wer iſt, der ſeinen Rath dem Herren redlich giebt?
> Der, den ſein Fürſt, nein der, der ſeinen Fürſten liebt.***)

---

*) S. unſre Sammlung, S. 80.

**) Ebendaſ. S. 80. Vgl. Erſtes Tauſend. Fünftes Hundert. Nr. 3.

***) Ebendaſ. S. 52. Vgl. S. 107.

Wie glücklich mußte ſich ein Mann von dieſem Charakter und in dieſen Verhältniſſen fühlen, wenn es ihm vergönnt war, der Kanzlei und dem Hofe zu entfliehen und auf ſeinem väterlichen Gute freie Luft zu ſchöpfen!

> Das Zanken der Parteyen,
> Der Überlauf des Volks, des Hofes Schwelgereien,
> Verleumdung, Neid und Haß, Trug, Heuchelei und Höhnen,
> Die ausgeſchmückten Wort' und fälſchliches Beſchönen,
> Das hatte hier nicht Statt. Ich konnte ſein mein eigen,
> Und alle meine Müh' zu meinem Beſten neigen.
> O Feld, o werthes Feld, ich muß es nur bekennen:
> Die Höfe ſind die Höll', und Himmel du zu nennen.*)

Von ſeinen häuslichen Verhältniſſen hat uns Logau ſehr wenig verrathen; jedoch zeigt er in vielen Sprüchen eine tiefe und gemüthliche Einſicht in das Familienleben und die Hauswirthſchaft, und da er ſein Haus ſein Königreich nennt,**) ſo iſt zu vermuthen, daß er in ſeinen vier Wänden weder Tyrannei geübt, noch Sklaverei erduldet habe. Daß er zweimal verheirathet geweſen und aus der letzten Ehe einen Sohn hinterlaſſen hat, iſt ſchon oben erwähnt worden. In den Lehren, Ermahnungen, Strafreden und Spottſprüchen, welche Logau ſeiner Zeit ertheilt, ohne darin auf eigene Verhältniſſe und Schickſale anzuſpielen, bewährt er einen überaus klaren und tüchtigen Hausverſtand, welcher alle Seiten und Winkel des Lebens mit ſcharfen Blicken durchmuſtert hat, und überall den Nagel gleich auf den Kopf zu treffen weiß. Sein Scherz, Spott und Unwille ſind nirgends oberflächlich, nirgends ohne eine gemüthliche Unterlage, ſie mag nun religiös, moraliſch oder patriotiſch ſein.*) Darin eben liegt die eindringliche und ergreifende Kraft der Satyre unſres Dichters.

---

*) S. Zugabe zum dritten Tauſend. Nr. 56. Vgl. Erſtes Tauſend. Achtes Hundert. Nr. 99. Drittes Hundert. Nr. 6.

**) S. Erſtes Tauſend. Fünftes Hundert. Nr. 1.

Logau's Poeſie iſt originell und ein treues Abbild ſeines eben geſchilderten innern und äußern perſönlichen Charakters. Kräftig, ſchlicht, gerade und gediegen, allen falſchen und eiteln Schmuck verachtend, ſtrömt ſein Gedanke in kurzen Sätzen dahin, weniger bekümmert um eleganten Styl und wohlklingenden Vers, als um ganzes und unumwundenes Ausſprechen deſſen, was er will und meint.**) Sehr viele ſeiner gnomiſchen Stücke haben den treffenden Schlag und Fall altdeutſcher Volksſprüche, und prägen ſich, wie dieſe, augenblicklich und unvertilgbar dem Gedächtniſſe des Hörers ein; andre empfehlen ſich durch die mahleriſche Kraft ihrer Gleichniſſe, noch andre durch die innige Gemüthlichkeit ihrer Empfindungen. Daß der gerade und ſchlichte Sinn dieſes Dichters die Laſter, Gebrechen und Lächerlichkeiten ſeiner Zeit hier und da auf eine ſo kecke und freie Weiſe angreift, daß unſre Zeit ein Ärgerniß daran nehmen möchte, läßt ſich erwarten, kann aber ihm und ſeiner Zeit eben ſo wenig zum Vorwurf, als der unſrigen zum Verdienſt angerechnet werden.*) Leſſing und Ramler haben den guten Logau nicht beſſer ehren zu können geglaubt, als daß ſie ihn dem Martial, Katull und Dionyſius Kato an die Seite geſtellt. Aber Logau ſollte in ſeiner Originalität nicht verglichen werden, am wenigſten mit fremden Dichtern. Er iſt ganz und überall nur er, und wo er fremden Witzſpielen nachtändelt, verliert er ſich ſelbſt ſo ganz, daß auch wir ihn dort als verloren vergeſſen müſſen. Über die Sprache übt er eine große Gewalt und greift mit kühner Hand in ihren neueröffneten Schätzen umher. Die Nachläſſigkeit und Flüchtigkeit ſeines Styls ſind nicht ohne Grund getadelt worden, aber die freie Grazie ſeiner lakoniſchen Muſe müßte daneben auch um ſo freudiger anerkannt werden. Wo wirkliche Mängel und Verſtöße in der Behandlung der Sprache oder im Versbau ſich finden, da erklären ſie ſich theils aus der Art und Weiſe, wie Logau ſchreiben mußte, theils auch aus ſeinen Grundſätzen in Bezug auf Gehalt und Form.

---

*) Wir nehmen natürlich einige theils überſetzte, theils nachgeahmte wortſpielende Einfälle und witzelnde Bilderchen aus, deren Natur an und für ſich gehaltlos iſt.

**) Auch hier müſſen wir wieder manche künſtliche Epigrammenſpiele ausnehmen, als fremden Zuſatz in der Logauiſchen Poeſie.

---

*) Aber ein Sammler für unſre Zeit muß darauf Rückſicht nehmen.

Die Gedichte Logau's kamen ſehr früh in Vergeſſenheit. Ob die Richtung, welche der Geſchmack des deutſchen Publikums durch das pomphafte und ſchwülſtige Formenweſen der Lohenſteiniſchen und Hoffmannswaldauiſchen Schule annahm, jeden Sinn unempfänglich machte für die kräftigen und reinen Naturtöne der Logauiſchen Muſe, oder ob äußere Schickſale die Verbreitung der beiden Sammlungen ſeiner Sinngedichte hemmten: ſo viel iſt ausgemacht, daß weder Logau's Sohn, Friedrich Balthaſar, noch auch Heinrich Wilhelm von Logau, der Herausgeber des Poetiſchen Zeitvertreibs und Vergnügens, ihres großen Ahnherrn und ſeiner Gedichte irgend wo nur mit einem Worte Erwähnung thun, und der erſtere, welcher ein Werk von Chriſtian Gryphius*) wider des Verfaſſers Wiſſen und Willen abdrucken ließ, gedachte nicht daran, ſeines Vaters Gedächtniß durch eine wiederholte Auflage der Sinngedichte zu erneuen.**) Zu Anfange

---

*) Entwurf der Ritterorden.

**) Nicht einmal Neumark in ſeiner Geſchichte der Fruchtbringenden Geſellſchaft gedenkt Logau's als eines durch Schriften bekannt gewordenen Mitgliedes. Gottſched kann Logau's Namen nicht richtig ſchreiben, und der gelehrte Morhof nimmt ſo wenig Rückſicht auf deſſen Sinngedichte, daß er ſie entweder gar nicht zu des achtzehnten Jahrhunderts fiel der lange in Vergeſſenheit begrabene Dichter in die Hände eines unberufenen Auferweckers, welcher ihn mit ungeſchickter Hand überarbeitete oder vielmehr zerarbeitete. Der unbekannte Herausgeber von S. v. G. Auferweckten Gedichten (Frankfurt und Leipzig 1702. 8.) hat eben ſo ſchlecht ausgewählt, als verändert, und ſich noch dazu erlaubt, eine Anzahl läppiſcher und unzüchtiger Verſe verſchiedener andrer Dichter den Logauiſchen anzuhängen.

In der Mitte deſſelben Jahrhunderts endlich, jener regen und thätigen Zeit des Wiederauflebens der deutſchen Poeſie und Kritik, erſtand auch der wackere Logau ſeinem Vaterlande wieder, zwar nicht in ganz ächter und vollſtändiger Geſtalt, aber doch kenntlich genug, um von den Beſten der Nation erkannt und gewürdigt zu werden. Leſſing machte in den Literaturbriefen (36. und 43.) zuerſt auf Logau's Sinngedichte aufmerkſam, und empfahl ſie mit warmer Theilnahme ſeinen Zeitgenoſſen. Im Jahre 1759 gab er in Verein mit Ramler, welcher, wie ſich errathen läßt, an dieſen alten Verſen vollauf zu feilen und zu raſpeln fand, eine Auswahl Logauiſcher Sinngedichte heraus, welcher nach ſeinem Tode eine zweite von Ramler noch einmal

kennen, oder, was ſchlimmer wäre, ganz zu verachten ſcheint; denn er fordert Wernicken auf, den europäiſchen Völkern zu zeigen, daß die deutſche Sprache auch im Stande ſei, die epigrammatiſche Kürze zu erreichen.

überarbeitete und vermehrte folgte (1791). Beide hatten ſich auf folgende Weiſe in die Arbeit getheilt. Leſſing überließ dem deutſchen Batteux die Wahl und Ausfeilung der Stücke; er ſelbſt ſetzte eine Lebensbeſchreibung des Dichters auf und fügte ein Wörterbuch über die Logauiſche Sprache hinzu. Dieſe Arbeiten Leſſings, ſo wie die erſte Verkündigung ſeines entdeckten poetiſchen Schatzes, finden ſich in ſeinen Schriften und haben ihren Werth nicht verloren, indeſſen Ramler's kritiſches Verfahren jetzt nur noch als ein literariſches Kurioſum Intereſſe haben kann.

Seit dieſer Zeit iſt Logau in Deutſchland bekannter geworden, als ſeine Zeitgenoſſen Opitz, Flemming und Gryphius, und ſelbſt die alltäglichſten Anthologen haben ihre Sammlungen mit Logauiſchen Sinngedichten in Ramleriſchen Überarbeitungen geſpickt. Unter den deutſchen Literaturhiſtorikern hat namentlich Franz Horn den poetiſchen Charakter Logau's geiſtreich aufgefaßt und gewürdigt. *)

---

*) Über das Geſchlecht der Logau ſ. Sinapius Schleſiſche Kurioſitäten. Über Friedrich von Logau, Leſſing's Notizen in den Vorreden der angeführten Auswahl von ihm und Ramler. Franz Horn's Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen, Bd. I. S. 200 ff.

Der Freiherr Hans Aßmann von Abſchatz wurde den 4ten Februar 1646 zu Würbitz *) in Schleſien, einem dem Abſchatziſchen Geſchlechte zugehörigen Rittergute **) geboren. Sein Vater, Johann Aßmann von Abſchatz, war ein durch Würde und Tüchtigkeit ausgezeichneter Mann, ***) und ſeine Mutter Margaretha ſtammte aus dem Kanitziſchen Hauſe ab. Im vierten Jahre ſeines Lebens bekam der Knabe die Blattern, welche, wie er ſelbſt berichtet, ſeine Haut tief benarbten, und im folgenden verlor er ſeinen Vater. Um dieſelbe Zeit verheerte eine große Feuersbrunſt Haus und Hof des Abſchatziſchen Ritterſitzes und brachte den kleinen Hans Aßmann in Lebensgefahr. Seine Mutter leitete mit ſtrenger Sorgfalt ſeine Erziehung und Bildung, und ließ ihm die erſten Anfangsgründe der gewöhnlichen Schulkenntniſſe durch häuslichen Unterricht beibringen. In ſeinem dreizehnten Jahre wurde auch die Mutter ihm durch den Tod entriſſen, und die Pflicht, den Unmündigen zu leiten und zu fördern, fiel nun ſeinen Verwandten zu, welche ſich derſelben auch mit gewiſſenhafter Liebe und thätigem Eifer unterzogen. Sie brach-

*) Auch Wörbitz geſchrieben. Lateiniſch Wirwicium.

**) Die übrigen Geſchlechtsgüter ſeines Stammes waren: Nieder-Geiſchau, Bärſchdorff, Petſchkendorf und Lederoſe.

***) Er war Liegnitziſcher Landesſprecher (Orator Provincialis).

ten ihn in das Liegnitziſche Gymnaſium, wo er, namentlich unter Primki und Pitiſkus, die glücklichſten Fortſchritte in allen Schulwiſſenſchaften und in den beiden alten und auch einigen neueren Sprachen machte. Nachdem er dieſe Anſtalt ſechs Jahre lang beſucht hatte, bezog er die Univerſität Straßburg, die er in der Folge mit Leyden vertauſchte. Er ſtudirte hier und dort die Rechte und Staatswiſſenſchaften mit feurigem Eifer und glänzendem Erfolge, ohne jedoch in dem Beſtreben, ein tüchtiger Richter, Rath oder Geſandter zu werden, die jeden Stand erleuchtenden und zierenden Studien der humanen Gelehrſamkeit zu vernachläſſigen. Um ſeine Weltkenntniß zu erweitern, bereiſte er nach vollendeten Studien drei Jahre lang Holland, die Niederlande, Frankreich und Italien, und kehrte in ſeinem dreiundzwanzigſten Jahre nach Schleſien zurück. Er bezog die väterlichen Güter, deren Bewirthſchaftung er übernahm, und verheirathete ſich bald darauf, gegen das Ende des Jahres 1669, mit Anna von Hund, der Tochter eines benachbarten Edelmanns. Seine folgenden Jahre bezeichnen einige häusliche Unfälle, der Tod zweier Brüder, eigene Kränklichkeit und Mißwachs. Aber ſeine Ehe ſegnet Gott mit ſchönen und geſunden Kindern, und die Feuersbrünſte, welche drei benachbarte Ortſchaften verheeren, ziehen an ſeinen Häuſern und Scheuern vorüber.

Im Jahre 1675 ſtarb der letzte Sproß des Piaſtiſchen Stammes, der junge hoffnungsvolle Georg

Wilhelm, Herzog von Brieg, Wohlau und Liegnitz. Neben ihm, ſagt Abſchatz, ward die Freiheit Schleſiens begraben. Die drei genannten Herzogthümer wurden nun, als offene Lehen, von dem Kaiſer **Leopold** eingezogen, und es lag den Freunden des Vaterlandes dringender als jemals ob, an die Erhaltung der alten ſchleſiſchen Rechte und Freiheiten zu denken. In dieſer ſchwierigen und wichtigen Lage der Dinge wurde **Abſchatz** aus ſeiner ländlichen Zurückgezogenheit hervorgerufen und an das Ruder der öffentlichen Geſchäfte ſeines Vaterlandes, des Fürſtenthums Liegnitz, geſtellt. Sein voller Titel nennt ihn Landesbeſtallten des Fürſtenthums Liegnitz und Ordinär-Deputirten bei den Fürſtentagen zu Breslau. Auch ſtand er zweimal der Präfektur der Landesſteuern vor, und wurde überhaupt mit den wichtigſten und ehrenvollſten Aufträgen in innern und äußern Angelegenheiten des Landes wiederholt bekleidet. Zweimal ging er als Geſandter an den kaiſerlichen Hof nach Wien, zuerſt im Auftrage ſeines Fürſtenthums, nachher als Bevollmächtigter für ganz Schleſien. Bei dieſer letzten Geſandtſchaft zeichnete ihn der Kaiſer durch die gnädigſte Aufnahme aus und erhob ihn aus dem ritterlichen zu dem freiherrlichen Stande. Alle dieſe Ehren und Geſchäfte machten den wackern Mann weder ſtolz, noch ſtumpften ſie ihm den Sinn für häusliches Leben und ländliche Wirthſchaft ab. Gern kehrte er aus dem ängſtlichen Treiben der politiſchen Verhältniſſe auf ſeine

Güter in den Kreis ſeiner Familie zurück und vertauſchte die Feder mit dem Pfluge. Hier genoß er des reinſten Glücks in der Liebe ſeiner getreuen Lebensgefährtin und ſeiner wohlerzogenen Kinder; die Muſe kehrte bei ihm ein und zerſtreute die Wolken, welche die Sorge für die Zukunft ſeines Vaterlandes um ſeine Stirn gelegt hatte; Gott ſegnete ſein Thun und mehrte ſeine Kräfte.*) Einige Todesfälle ſtörten die heitere Ruhe ſeines Hauſes in den nächſten Jahren; er verlor zwei Schweſtern, einen Schwager, und ſeinen Schwiegervater, der ihn als Sohn geliebt.**) Jedoch ward ihm auch ein tröſtender Erſatz in der Verlobung ſeiner Tochter mit einem würdigen Bräutigam zu Theile. In den letzten Jahren ſeines Lebens klagt er über Abnahme der Kräfte und Wachsthum der Sorgen. Der Krieg und die harte Kriegsſteuer drückten ſeinen Beutel und erſchöpften die Quellen des Vaterlandes. Sein Geiſt wandte ſich von dem Irdiſchen, das den Stürmen der Zeit ſo ſchlecht widerſtand, weiter und weiter ab, und kehrte ſich immer ſtandhafter und entſagender dem Himmel zu. Er ſtarb den 22ſten April 1699, und nach ſiebenundzwanzig Stunden folgte ihm ſeine treue Lebensgefährtin in den Tod nach. Beide wurden in eine gemeinſchaftliche Gruft in der Oberſtadtkirche zu Liegnitz mit großer Feierlichkeit beigeſetzt.

---

*) Gedichte. 2. B. S. 148.

**) Ebendaſ. S. 148.

Die Gedichte des Freiherrn von Abſchatz ſind bisher weniger gewürdigt worden, als ſie es verdienen. Die meiſten Literatoren übergehen ſeinen Namen ganz in der Geſchichte der deutſchen Poeſie, andre nennen ihn obenhin in der langen Reihe der Anhänger und Nachahmer Lohenſteins und Hoffmannswaldau's, als den Überſetzer des Pastor fido. Dieſe Überſetzung, welche wenigſtens als Sprachdenkmal unſre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt, hatte Abſchatz nur in wenigen Exemplaren zum Verſchenken an Freunde und Bekannte abdrucken laſſen; daher dieſes Buch jetzt zu den größten Seltenheiten gehört. Das Werk fand aber ſo allgemeinen Beifall, daß viele Liebhaber der deutſchen Dichtkunſt, ſelbſt aus dem äußerſten Norden, (wie die Vorrede der Abſchatziſchen Gedichte meldet) Nachfrage deswegen hielten, „welches denn den Freiherrn dahin bewogen, daß er ſeine Überſetzung von neuem vor die Hand genommen und in einen weit vollkommenern Stand geſetzet.“ In dieſer neuen Überarbeitung findet ſie ſich in der nach Abſchatz Tode veranſtalteten Sammlung ſeiner Gedichte und Überſetzungen. Breslau 1704. 8°.*) Der Vorredner dieſes Buches, vielleicht Chriſtian Gryphius, deſſen Anfangsbuchſtaben C. G. ſich unter dem erſten Lobgedichte des vorgeſetzten Ehrengedächtniſſes finden, giebt zu verſtehen, daß die angeborene Beſcheidenheit, vermöge welcher Abſchatz ſeine eigenen Verſe mit weit ſchärferm Auge angeſehen, als fremde, und ſein frühzeitiger Tod ihn verhindert hätten, ſeine Gedichte ſelbſt an das Licht zu ſtellen; und die Erben des Dichters beſorgten, wahrſcheinlich unter des genannten Gryphius Leitung, die Sammlung und Bekanntmachung der poetiſchen Hinterlaſſenſchaft des hochverehrten Freiherrn. Sie enthält außer der Überſetzung des Pastor fido und der Scherzſonette Adimari, weltliche und geiſtliche Gedichte lyriſcher und epigrammatiſcher Gattung. Die weltlichen ſind theils Liebeslieder, unter dem Titel Anemons und Adonis-Blumen, theils Gelegenheitsſtücke, theils vermiſchte Poeſien; die geiſtlichen hat er mit einem von Lohenſtein entlehnten Titel Himmelſchlüſſel genannt. Den Schluß machen Epigramme und Reimſprüche gnomiſcher Gattung.

---

*) Den vollſtändigen Titel ſ. in der Vorrede.

Abſchatz bekennt ſich allerdings zu der verrufenen Schule Lohenſtein's und Hoffmannswaldau's, und verehrt den erſten auch als perſönlichen Freund. Daher haben ſein Geiſt und Herz ſich nicht ſelten in das pomphafte und ſchwülſtige Formenweſen, welches dieſe Schule charakteriſirt, ſo ganz verloren, daß man in manchen ſeiner Gedichte nur die Schule, nicht die Eigenthümlichkeit des Bekenners derſelben zu finden im Stande iſt. Daneben muß man aber diejenigen Werke ſeiner Muſe um ſo mehr bewundern, in welchen ſie entweder dieſe Form ganz abwirft und in natürlicher Freiheit und Anmuth ſingt, oder auch die weit und breit aufgeblaſene Form durch den reichen Strom ihrer Empfindung und Phantaſie ausfüllt. Von beiden Gattungen liefert unſre Auswahl treffliche Beiſpiele. Innig warmes Gefühl der Liebe und Andacht durchdringt die meiſten weltlichen und geiſtlichen Lieder unſres Dichters, und ſelbſt der reiche Bilderſchmuck der letztern drückt den Schwung des frommen Geiſtes nicht nieder, ſondern ſpielt wie mit den bunten Federn eines Engelsflügels um ihn her. In einigen patriotiſchen Liedern herrſcht gediegene Mannskraft, und ein edler gegen alles Schiefe, Halbe und Eitle empörter Sinn, vereinigt mit der beſcheidenen Klugheit eines guten deutſchen Hausvaters, ſpricht ſich in den epigrammatiſchen und gnomiſchen Verſen aus. Einige derſelben verdienen neben den Logauiſchen zu ſtehen, in Hinſicht auf Geſinnung, Gehalt und Form.*)

*) Die Lebensbeſchreibung von Abſchatz iſt hier zum erſten Male vollſtändig nach den reinſten Quellen bearbeitet worden. Dieſe finden ſich in der genannten Sammlung der Abſchatziſchen Gedichte und Überſetzungen, und ſind: M. Adam Ludwig Thebeſius Leichenrede bei der Beſtattung des Freiherrn von Abſchatz und ſeiner Gemahlin, ein Muſter von barocker Pomp- und Schwulſtberedſamkeit. Ein in Lapidarſtyl abgefaßtes lateiniſches Monumentum von Martinus Hankius, nebſt den übrigen Gedächtnißreden und Lobgedichten, welche 80 Seiten füllen. Unter den Gedichten von Abſchatz ſind beſonders ergiebig an biographiſchen Nachrichten: die Betrachtung funfzigjährigen

Lebenslaufs (Th. II. S. 144 ff.), worin die Begebenheiten eines jeden Jahres, vom erſten bis zum funfzigſten, in zwei Verſen erzählt werden, denen zwei Verſe religiöſer Betrachtung folgen, und eine lateiniſche Elegie an Primki, ſeinen alten Lehrer auf der Liegnitziſchen Schule, geſchrieben in Venedig, (Th. II. S. 106 ff.) Zu vergleichen auch die lateiniſche Elegie, Th. II. S. 111. und das Gedicht, Th. II. S. 114., Ade, o werthes Land ꝛc.

Friedrich von Logau.

Sinngedichte.

Erſtes Buch.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Hoffnung.

Auf was Gutes iſt gut warten,
Und der Tag kommt nie zu ſpat,
Der was Gutes in ſich hat;
Schnelles Glück hat ſchnelle Fahrten.

Das höchſte Gut.

Zum höchſten Gut in dieſer Welt
Wählt jeder, was ihm ſelbſt gefällt;
Gar im Schooß ſigt [1]) der dem Glücke,
Dem gegeben ſind vier Stücke:
Ein güt'ger [2]) Gott,
Ein liebes Weib,

---

[1]) ſigt. Wohl ein Druckfehler. — [2]) gütig.

Ein friſcher Leib,
Ein ſel'ger [1]) Tod.

Sparſamkeit.

Wenn die Jugend eigen wüßte,
Was das Alter haben müßte,
Sparte ſie die meiſten Lüſte.

Das Land in der Stadt.

Wer nach dem Land jetzo [2]) will auf dem Lande fragen,
Der irrt; Mars hat das Land längſt in die Stadt getragen.

---

[1]) ſelig. — [2]) jetzund, und ſo überall.

Die ſtumme Kunſt.

Daß jetzo die Pierinnen,
Mars, vor 1) dir nicht reden können,
Freu' dich nicht, es iſt ihr Wille,
Ungehindert in der Stille
Sich mit Rechte zu berathen
Auf ein Urtheil deiner Thaten.

Unſre Zeit.

Die Alten konnten fröhlich ſingen
Von tapfern deutſchen Heldendingen, 2)
Die ihre Väter ausgeübet.

---

1) für. — 2) Heldensdinger.

Wenn [1] Gott uns ja noch [2] Kinder giebet,
Die werden unſrer Zeit Beginnen
Beheulen, nicht beſingen können.

Adelsfeinde.

Edelleute muß man laſſen
Von den Eſelleuten haſſen;
Wer mir gut iſt, meint es gut
Auf das edle Ritterblut. [3]

Unſre Welt.

Unſre Welt iſt ſchlägefaul,
Setzt ſich wie ein ſtätig Gaul.

---

[1] Wo. — [2] noch uns ja. — [3] Ritters-Blut.

Will ſie Gott zu Stande bringen,
Muß er ſie mit Feuer zwingen.
Jene Welt ertrank durch Fluth,
Dieſe Welt erfordert Gluth.

Der Rhein.

Der zuerſt dich 1) nannte Rhein,
Wollte, glaub' ich, ſprechen Wein:
Der zuerſt dich 1) nannte Rhenus,
Wollte, glaub' ich, ſprechen Venus:
Was die Venus im Latein,
Iſt uns, Rhenus, deutſch, dein Wein.

Stadtleute und Dorfleute.

Wer ſind Bürger? Nur Verzehrer.
Wer ſind Bauern? Ihr' Ernährer.

---

1) Dich erſtlich.

Jene machen Koth aus Brote,
Dieſe machen Brot aus Kothe.
Wie, daß denn der Bürger Orden
Höher als der Bauern worden?

Weltbeherrſcher.

Gott, Fleiß und die Gelegenheit
Beherrſchen Menſchen, Welt und Zeit:
Gott iſt in Nöthen anzuflehn,
Gelegenheit nicht zu verſehn,
Der Fleiß muß fort und fort geſchehn.

Bittre Liebe.

Lieben iſt ein ſüßes Leiden,
Wenn's nicht bitter wird durch Scheiden;
Bittres will ich dennoch leiden,
Daß ich Süßes nicht darf meiden.

Der Geizhals.

Den Geizhals und ein fettes Schwein
Sieht[1]) man im Tod' erſt nützlich ſein.

Das Vergangene.

Wer jetzo berathen will die vergangnen Sachen,
Der wird junge Weiber auch aus den alten machen.

---

[1]) Schaut.

Das Beſte der Welt.

Weißt du, was in dieſer Welt
Mir am meiſten wohlgefällt?
Daß die Zeit ſich ſelbſt verzehret,
Und die Welt nicht ewig währet.

Hoffnung und Geduld.

Hoffnung iſt ein feſter Stab,
Und Geduld ein Reiſekleid,
Da man mit durch Welt und Grab
Wandert in die Ewigkeit.

Unbeſonnene Sorgen.

Das Fleiſch kocht langſam gar, wenn Blei liegt in dem Topfe:
Zu nichts iſt der geſchickt, dem Sorge ſteckt im Kopfe.

Wahrheit im Wein.

Wer Wahrheit ſucht 1) im Wein und findet ſie im Wein,
Der wundre ſich nicht mehr, daß Deutſche redlich ſein.

---

1) Sucht Wahrheit wer ꝛc.

Ewiger Adel.

Wer alte Väter ſucht und ſucht ſie alle gar,
Der kömmt zuletzt auf den, der Anfangs Erde war,
Wer Gott zum Vater hat, der bleibet wohl geadelt,
Denn Keiner hat den Stamm von Ewigkeit getadelt.

Adel.

Hoher Stamm und alte Väter
Machen wohl ein groß Geſchrei,
Moſes aber wird Verräther,
Daß dein Urſprung Erde ſei.

Die Natur duldet nichts Leeres.

Der da ſaget, daß kein Leer
Irgend wo zu finden wär',
Der hat nicht geſehn ſo weit
In die Beutel unſrer Zeit.

Hier und Dort.

Hier und Dort ſind Brüder zwar,
Doch ein ganz verkehrtes Paar.
Hier führt wider Dort viel Krieg,
Doch behauptet Dort den Sieg.
Jeder muß in dieſen Zug,
Wer dem Dort dient, der iſt klug,
Dort belohnt mit lauter Gott,
Hier bezahlt mit lauter Tod.

Papieradel.

Wenn 1) ein gemahlter Brief und ausgekaufte Bullen,
Den, der nicht edel iſt, 2) erſt edel machen ſollen,
So kann wohl eine Maus des Adels ſich vermeſſen,
Die einen ſolchen Brief hat unverſeh'ns gefreſſen.

Weinfreundſchaft.

Die Freundſchaft, die der Wein gemacht,
Wirkt, wie der Wein, nur *eine* Nacht.

---

1) Wo. — 2) Wer edel noch nicht iſt ꝛc.

Geld.

Wozu iſt Geld doch gut?
Wer's nicht hat, hat nicht Muth,
Wer's hat, hat Sorglichkeit,
Wer's hat gehabt, hat Leid.

Die beſte Arzenei.

Freude, Mäßigkeit und Ruh'
Schleußt dem Arzt die Thüre zu.

Wunderwerk.

Ein Soldat kann durch Verzehren
Sich ernähren?
Und ein Landmann durch Erwerben
Muß verderben?

Ehrbarkeit vollauf.

Unſre Welt und dieſe Zeit
Steckt voll Ehr' und Redlichkeit,
Weil der Sünden ganzer Stamm
Neulich Adelsbriefe nahm.

Armuth und Blindheit.

Ein blinder Mann iſt arm, und blind ein armer Mann,
Weil Jener Keinen ſieht, und Keiner Den ſieht an.

Der verfochtene Krieg.

Mars braucht[1]) keinen Advokaten,
Der ihm ausführt ſeine Thaten;
Keinem hat er nichts genommen,
Wenn[2]) er nichts bei ihm bekommen;
Keinem hat er nichts geſtohlen,
Denn[3]) er nahm es unverholen;
Keinen hat er je geſchlagen,
Der ſich ließ bei Zeiten jagen.

---

1) darf. — 2) Wo. — 3) Dann.

Was er von der Straße klaubet,
Iſt gefunden, nicht geraubet;
Haus, Hof, Scheun' und Schopf geleeret,
Iſt, ein Stücke Brot begehret;
Staat, Land, Menſch und Vieh vernichtet,
Iſt, des Herren Dienſt verrichtet;
H —, ſaufen, ſpielen, fluchen,
Iſt, dem Muth Erfriſchung ſuchen;
Nicht mehr [1]) Menſch ſein an Geberden,
Iſt, ein braver Kerle werden;
Endlich [2]) dann zum Teufel fahren,
Iſt, den Engeln Müh' erſparen.

Lebensſatzung.

Leb' ich, ſo leb' ich,
Dem Herren herzlich,
Dem Fürſten treulich,
Dem Nächſten redlich.
Sterb' ich, ſo ſterb' ich.

---

[1]) Mehr kein. — [2]) Letzlich.

Krieg und Wein.

Soldaten und der Wein, wo die zu Gaſte kommen,
Da iſt Gewalt und Recht dem Wirthe bald benommen.
Der Wirth kann dieſen zwar zum Hauſe treiben aus,
Jen' aber räumen weg den Wirth und auch ſein Haus.

Wunderwerke.

Daß kein Chriſt jetzt Wunder thut,
Macht, der Glaub' iſt nicht recht gut.
Drum iſt rechter Glaub' jetzunder
Für ſich ſelbſt ein großes Wunder.

Über ſeine Sinngedichte.

Daß meine Reime klar, rund, klug nicht fallen
können,
Iſt nicht der Sprache Schuld, die Schuld iſt
meiner Sinnen.
Iſt löblich etwa nicht, was ich hier ſchreibe das,
Iſt löblich etwa doch, daß ich verſuche was.

Schlaf und Tod.

Schlaf und Tod der macht Vergleich
Zwiſchen Arm und zwiſchen Reich,
Zwiſchen Fürſt und zwiſchen Bauer,
Zwiſchen Biedermann und Lauer. *)

---

*) D. h. ein verſteckter Schelm.

Krieg und Hunger.

Krieg und Hunger, Kriegsgenoß,
Sind zwei ungezog'ne Brüder,
Die durch ihres Fußes Stoß
Treten, was nur ſtehet, nieder.
Jener führet dieſen an;
Wann mit Morden, Rauben, Brennen
Jener hat genug gethan,
Lernt man dieſen recht erſt kennen.
Denn er iſt ſo raſend kühn,
So ergrimmet und vermeſſen,
Daß er, wenn ſonſt Alles hin,
Auch den Bruder pflegt zu freſſen.

Der Ruchloſen Freudenlied.

Weil das Leben bei uns bleibt, brauchen wir das Leben,
Kommen wir in Himmel nicht, kommen wir daneben.

Nicht zu viel.

Ein raſches Pferd nur immer jagen,
Ein ſaubres Kleid nur immer tragen,
Den nützen Freund nur immer plagen,
Hat niemals langen Nutz getragen.

Über ſeine Reime.

So ich Reime wo geſchrieben,
Schrieb ich mir ſie, mich zu üben,
So ſie Andern wo belieben,
Sind ſie Andern auch geſchrieben.

Die Sünden.

Menſchlich iſt es, Sünde treiben,
Teufliſch iſt's, in Sünden bleiben,
Chriſtlich iſt es, Sünde haſſen,
Göttlich iſt es, Sünd' erlaſſen.

Friedensrecht und Kriegsrecht.

Wenn Einer will das Recht ſtudiren,
So muß fünf Jahr' er dran verlieren.*)
Das Recht, das Krieg jezt eingeführet,
Wird bei fünf Tagen ausſtudiret.

Durch Mühen, nicht durch Schmeicheln.

Redlich will ich lieber ſchwitzen,
Als die Heuchlerbank beſitzen.
Beſſer, harte Fäuſte ſtrecken,
Als von fremdem Schweiße lecken;
Beſſer, was mit Noth erwerben,
Als gut leben, furchtſam ſterben.

---

*) D. h. daran wenden.

Vergebene Arbeit.

Einen Mohren weiß erwaſchen,
Trinken aus geleerten Flaſchen,
Einen Eſel nackt beſcheeren,
Eine rauhe Sackpfeif' hären, 1)
Einen Pelz im Heißen baden,
Mit dem Siebe Waſſer laden,
Einem Tauben Lieder ſingen,
Sand in ein Regiſter bringen,
In den Wind und Waſſer ſchreiben,
Flugwerk ohne Flügel treiben,
Auf den Sand Palläſte bauen,
Weibern auf die Tücken ſchauen,
Wind, Luft, Lieb' und Rauch verhalten,
Jünger machen einen Alten,
Einen dürren Wetzſtein mäſten,
Oſten ſetzen zu dem Weſten,

---

1) Sackpfeif abehären, d. h. die Haare ausziehn.

Allen Leuten wohl behagen,
Allen was gefällig ſagen:
Wer ſich deß will unterſtehen,
Muß mit Schimpf zurücke gehen.

Der Kriegshund.

Hunde, die das Vieh behüten,
Hunde, die am Bande wüthen,
Hunde, die nach Wilde jagen,
Hunde, welche ſtehn und tragen,
Hunde, die zu Tiſche ſchmeicheln,
Hunde, die die Frauen ſtreicheln,
Dieſe Hunde gar zuſammen
Kommen nur aus faulem Stammen.

Aber ich bin von den Hunden,
Die ſich in den Krieg gefunden,

Bleibe nur, wo Helden bleiben,
Wann ſie Küh' und Pferde treiben,
Habe Bündniß mit den Dieben,
Trag' am Rauben ein Belieben,
Pflege, bin ich in Quartieren,
Gänſ' und Hühner zuzuführen,
Kann die ſchlauen Bauern ſuchen,
Wann ſie ſich ins Holz verkruchen,
Wann ſie nach den Pferden kommen,
Die mein Herr hat wo genommen,
Kann ich ſie von dannen hetzen,
Daß ſie Hut und Schuh verſetzen,
Kann durch Schaden, kann durch Zehren
Helfen, Haus und Hof verzehren.
Kavaliers die kann ich leiden,
Bauern müſſen mich vermeiden,
Bin nun drum in meinem Orden
Hundekavalier geworden.

Adel.

Die Tugend alleine giebt tüchtigen Adel,
Das Wappengemäld' [1])
An Helm und an Feld
Bedecket vergebens den inneren Tadel;
Die Wiege des Cyrus wie Irus iſt Thon.
Ein leeres Geklänge,
Ein gläſern Gepränge,
Sind Ahnen, wo Tugend iſt ferne davon.

Anfang und Ende.

Der Anfang
Seh' auf den Ausgang,
Der Ausgang
Macht gut den Anfang.

---

1) Waffengemäld.

Gewaffneter Friede.

Krieg hat den Harniſch weggelegt,
Der Friede zieht [1]) ihn an.
Wir wiſſen, was der Krieg verübt —
— Wer weiß, was Friede kann?

Willſt du ſein bei Hofe da?
Ei, ſo lerne ſprechen Ja!

Viel Sprachen reden können, ziert einen Hofemann:
Wer, was der Eſel redet, der iſt am beſten dran.

---

[1]) zeucht.

Verkündigungen des Sieges.[1])

Ei luſtig, ihr Krieger, ihr werdet nun ſiegen,
Es wollte die neue Verfaſſung denn lügen!
Die Waffen um euere Lenden gebunden,
Sind neulich aus Häuten der Bauern geſchunden;
Die Mittel zu Stiefeln, Zeug, Sattel, Piſtolen,
Sind ritterlich neben der Straße geſtohlen;
Die Gelder zur Pflegung vom Lande gezwungen,
Sind rüſtig durch Gurgel und Magen gedrungen;
Die Pferde vom nützlichen Pfluge geriſſen,
Des Brotes die letzten und blutigen Biſſen,
Die führen und füllen viel tauſend der Wagen,
Die H— und Buben zu Felde mit tragen;
Daß Reuter ſind wieder ein wenig beritten,
Sind Adern und Sehnen dem Lande verſchnitten;
Ein Fürſtenthum iſt in die Schanze gegeben,
Ein Handvoll von Reutern in Sattel zu heben.

---

[1]) Zehn Verſe ſind geſtrichen worden.

Weiberwort.

Wer einen Aal beim Schwanz, und Weiber faßt bei Worten,
Wie feſte der gleich hält, hält nichts an beiden Orten.

Heuchler.

Kirchengehen, Predigt hören,
Singen, beten, Andre lehren,
Seufzen und gen Himmel ſchauen,
Nichts als nur vom Gottvertrauen,
Und vom Glauben, und vom Lieben,
Und vom andern Gutsverüben
Reden führen, ich will meinen,
Die es thun, Gott, ſind die Deinen.

O noch lange nicht! In Rücken
Schmützen*) und von vorne ſchmücken,
Seinen Nächſten haſſen, neiden,
Deſſen Beſtes ſtets vermeiden,
Deſſen Nachtheil emſig ſtiften,
Zungenhonig, Herzensgiften,
Jenes außen, dieſes innen,
Lieblich, tückiſch führen können:
Meinſt du, daß dem Chriſtenleben
Beides ähnlich ſei und eben?

Gott hat neben ſich geſetzet
Auch den Nächſten, wird verletzet
Durch den Dienſt, der ihn gleich liebet,
Und den Nächſten übergiebet.**)
Halbe Chriſten ſind zu nennen,
Die da Gott und Nächſten trennen.

---

*) D. h. beſchmutzen, durch Verläumden ꝛc.
**) D. h. verlaſſen, aufgeben.

Namen ohne Sache.

Was hat doch wohl für Stärke
Ein Glauben ohne Werke?
Wozu ſind doch die Titel,
Bei welchen keine Mittel?

Heutige Weltkunſt.

Anders ſein, und anders ſcheinen,
Anders reden, anders meinen,
Alles loben, Alles tragen,
Allen heucheln, ſtets behagen,
Allem Winde Segel geben,
Böſ' und Guten dienſtbar leben,

Alles Thun und alles Dichten
Bloß auf eignen Nutzen richten:
Wer ſich deſſen will befleißen,
Kann politiſch heuer heißen.

Augen, Ohren, Mund.

Aug' und Ohren ſind die Fenſter, und der Mund die Thür ins Haus:
Werden dieſe[1]) wohl verwahret, geht nichts Böſes ein und aus.

---

[1]) Dieſe wann ſie.

Der angehende Friede.

Die Waffen ſind verknüpft in eine Friedenspflicht,
Die Schulden aber, noch die Steuer nimmer nicht.

Genießleute des Friedens.

Wer wird, nun Friede wird, bei ſolcherlei Verwüſten
Zum erſten kommen auf? Die Henker und Juriſten.

Fremde Hülfe.

Was fremde Hülfe ſei, das fühlſt du, Land, allhier:
Die Hülfe half ſich[1]) ſelbſt, das Fremde ließ man dir.

Adelsfeinde.

Was haſſet doch den Edelmann der Bürgersmann ſo viel?
Er neidet das, was er nicht iſt, und gerne werden will.

---

[1]) ihr.

Scherz und Schimpf.

Fluth, die nicht erſäuft, nur badet,
Schimpf und Scherz, der Keinem ſchadet,
Gluth, die wärmt und nicht verbrennet,
Zucht,*) die rühret und nicht nennet,
Wer nicht dieſe mag erdulden,
Giebt Verdacht von ſondren**) Schulden.

Die Freundſchaft der Großen.

Gut trinken und gut eſſen,
Des Unrechts ganz vergeſſen,

---

*) D. h. ſtrafende Ermahnung.
**) D. h. beſonders großen.

Sich ſelber 1) nimmer ſchonen,
Nie denken ans Belohnen,
Dies ſind die eignen Gaben,
Die Herrenfreunde haben.

Drohungen.

Ein Fluß verräth durch Rauſchen ſich, daß er ſehr tief nicht lauft,
Ein Bote, daß er müde ſei, wenn er ſehr ſchwitzt und ſchnauft:
Wer allzuſehr mit Worten pocht, giebt leichtlich an den Tag,
Daß ſeine Lunge ziemlich viel, das Herze nichts vermag.

---

1) ſelbſten.

Leid und Freude.

Iſt ein Böſer wo geſtorben?
Traure! Denn er iſt verdorben.
Iſt ein Frommer wo verſchieden?
Freu' dich! Denn er iſt im Frieden.

Hunde und Schmeichler.

Heuchler und Hunde belecken den Teller;
Jene ſind Schmeichler, und dieſe ſind Beller;
Dieſe bewachen,[1] bei denen ſie zehren,
Jene verzehren die, welche ſie nähren.

---

[1] bewahren.

Weltliebe.

Wie kindiſch iſt der Menſch! Er ſehnt ſich, daß er liege
Nicht dort in's Vaters Schooß, nur hier im Wuſt der Wiege.

Sinngedichte.

Zweites Buch.

Das Weib ſchweige.

Weiberlippen ſind geſchaffen
Mehr zum Küſſen, als zum Klaffen.

Der Tod.

Der Tod iſt unſer Vater, von dem uns neu empfängt
Das Erdgrab, unſre Mutter, und uns in ſich 1) vermengt.
Wann nun der Tag wird kommen, und da wird ſein die Zeit,
Gebiert uns dieſe Mutter zur Welt der Ewigkeit.

---

1) ihr.

Friedenskrieg.

Der durch Waffen überwunden,
Hat noch lange nicht geſieget;
Friedemachen hat erfunden,
Daß der Sieger unten lieget.

Weltglauben.

Treu' und Glauben iſt zerriſſen,
Dran die Welt zuſammenhing;
Dieſes macht, daß ſo zu Biſſen
Aller Länder Beſtes ging.

Glauben.

Luth'riſch, Pap'ſtiſch und Kalviniſch, dieſe Glauben alle drei
Sind vorhanden; doch iſt Zweifel, wo das Chriſtenthum dann ſei.

Fürſtengeſchenke.

Fürſtengaben ſind wie Bäche, ſtürzen immer gegen Thal,
Treffen ſo nur, wie ſie treffen, ungefähr und ohne Wahl.

Das neue Jahr.

Abermals ein neues Jahr! Immer noch die alte Noth!
O das alte kommt von uns, und das neue kommt von Gott.
Gottes Güt' iſt immer neu, immer alt iſt unſre Schuld:
Neue Reu' verleih uns, Herr, und beweiſ' uns alte Huld!

Der Menſchen Unbeſtändigkeit.

Sein' Eigenſchaft und Art bekam ein jedes Thier,
Und wie ſie einmal war, ſo bleibt ſie für und für:
Der Löw', der bleibt beherzt, der Haſe, der bleibt ſcheu,
Der Fuchs, der bleibet ſchlau, der Hund, der bleibet treu,

Der Menſch nur wandelt ſich, vermummt ſich immerdar,
Iſt dieſe Stunde nicht der, der er jene war.
Was dient ihm dann Vernunft? Sie hilft dahin ihm ein,
Daß er kann mit Vernunft recht unvernünftig ſein.

Dichterinnen.

Wenn Weiber Reime ſchreiben, iſt doppelt ihre Zier;
Denn ihres Mundes Roſe bringt nichts als Roſen für.

Weltgunſt.

Die Weltgunſt iſt ein See,
Darinnen untergeh',
Was wichtig iſt und ſchwer,
Das Leichte ſchwimmt daher.

Die blühende deutſche Sprache.

Deutſche ſind ſo alte Leute,
Lernen doch erſt reden heute;
Wenn ſie lernen doch erſt wollten,
Wie recht deutſch ſie handeln ſollten!

Der Fuchsſchwanz.

Bei Hof' iſt meiſtens der ein tapfrer Edelmann,
Der Rein'kens Hintertheil im Wappen weiſen kann.

Beute aus dem deutſchen Kriege.

Was gab der deutſche Krieg für Beute?
Viel Grafen, Herren, Edelleute.
Das deutſche Blut iſt edler worden,
Weil ſo geſchwächt der Bauern Orden. [1]

---

[1] Bauer-Orden.

Der vereinigte Glauben.

Ein Reichstag iſt nicht weit,
Da aller Glaubensſtreit
Wird ganz beſchieden werden:
Wann Gott hier von der Erden
Wird haben alle Welt
Vor [1]) ſeinen Thron geſtellt.

Ein Fürſtenrath.

Wer iſt, der ſeinen Rath dem Herren redlich giebt?
Der, den ſein Fürſt, nein der, der ſeinen Fürſten liebt.

---

[1]) Für.

Ein unruhig Gemüth.

Ein Mühlſtein und ein Menſchenherz wird ſtets herum getrieben,
Wo beides nichts zu reiben hat, wird beides ſelbſt zerrieben.

Die Liebe.

Nenne mir den weiten Mantel, drunter Alles ſich verſtecket!
Liebe thut's, die alle Mängel gerne hüllt und fleißig decket.

Der Mai.

Dieſer Monat iſt ein Kuß, den der Himmel giebt der Erde,
Daß ſie jetzo ſeine Braut, künftig eine Mutter werde.

Die chriſtliche Liebe.

Weiland war die Lieb' ein Feuer, wärmen[1]) war ihr nützer Brauch;
Nun ſie aber iſt erloſchen, beißt ſie nur, als wie der Rauch.

---

[1]) wärmer. Wahrſcheinlich ein Druckfehler.

Sein, und nicht ſcheinen.

Wo viel Zunge,
Da viel Lunge,
Wo viel Schein,
Da kein Sein,
Wo Wohlmeinen,
Da kein Scheinen,
Wo viel Herz,
Da kein Scherz.

Menſchliche Thorheit.

Wann keine Thorheit mehr wird ſein,
So wird die Menſchheit gehen ein.

Krieg.

Der Krieg macht Sinnen voller Lüſte,
Die Länder aber öd' und wüſte.
Wenn aber dieſes nur nicht wär',
Er machet auch den Himmel leer.

Die Herzenskirche.

Man kann zwar alle Kirchen ſchließen,
Doch nie die Kirchen im Gewiſſen.

Hofwerkzeug.

Mäntel, zum Bedecken,
Larven, zum Verſtecken,
Röcke, zum Verkleiden,
Scheeren, zum Beſchneiden,
Zangen, zum Verzwicken,
Preſſen, auszudrücken,
Pinſel,[1] zum Vergolden,
Blaſen, zum Beſolden,
Polſter,[2] einzuwiegen,
Brillen, zum Vergnügen,
Fächel, Wind zu machen,
Mehr noch ſolche Sachen
Sind bei Hof' im Haufen,
Niemand darf ſie kaufen.

---

[1] Penſel. — [2] Pulſter.

Kluge Weiber.

Ein Weib, das mehr verſteht, als ſonſt ein Weib wohl ſoll,
Die mag zwar was verſtehn, brauchts aber ſelten wohl.

Kunſt und Geſchicke.

Wiſſenſchaft und Höflichkeit paaren ſich nicht immer;
Öfters iſt ein hölzern [1]) Haus, wo ein goldnes Zimmer.

---

[1]) holzerns.

Hand und Treue.

Weiland war die Hand
Unſ'rer Treue Band,
Jetzt legt ihre Stricke
Durch die Hand die Tücke.

Reime.

Werden wo nicht meine Reime wohl in fremden Ohren klingen,
Müſſen Fremde nur gedenken, es geſcheh' auch ihren Dingen.
Weil die Worte, wie die Menſchen, haben auch ihr Vaterland,
Gelten ſie nur da am meiſten, wo ſie lang' und wohl bekannt.

Reich und grob.

Wo der Geldſack iſt daheim, iſt die Kunſt verreiſet,
Selten, daß ſich Wiſſenſchaft, wo viel Reichthum, weiſet.
Ob nun gleich ein goldnes Tuch kann den Eſel decken,
Sieht man ihn doch immer zu noch die Ohren recken.

Menſchlicher Wandel.

Unſres Lebens ganzer Wandel ſteht im Lernen und Vergeſſen;
Das Vergeſſen nur und Lernen wird gar ſelten recht gemeſſen.

Was vergeſſen ſollte bleiben, wollen wir am liebſten wiſſen,
Was gelernet ſollte werden, wollen wir am liebſten miſſen.

Die deutſche Sprache.

Deutſche mühen ſich jetzt hoch, deutſch zu reden fein und rein:
Wer von Herzen redet deutſch, wird der beſte Deutſche ſein.

Anna und Maria.

Wenig Annen, viel Marien
Pflegen Mütter jetzt zu ziehen.

Verläumder.

Wer Verläumdung hört, iſt ein Feuereiſen,
Wer Verläumdung bringt, iſt ein Feuerſtein.
Dieſer würde nichts können thun und ſein,
Wollte Jener nicht hülfreich ihm ſich weiſen.

Die Deutſchthümler.

Venus ſoll man mehr nicht ſprechen, nur Luſtinne ſoll man ſagen,
Als wenn Name zu der Sache könnt' ein ander' Art beitragen.
Iſt lateiniſch Venus H—, wird Luſtinne deutſch nicht frömmer.
Ob ein Schuſter nicht verſteht, was mit Venus meint ein Römer,

Wird er faſt noch minder wiſſen, was ein Deutſcher mit Luſtinne
Für Verſtand und Deutung führt. Wenn wir Chriſten in dem Sinne
Nicht der Heiden Weſen hauſten,*) würden wenig ihre Worte
Ärgern durch die bloßen Namen, die ſo kenntlich [1]) aller Orte.

Sinn und Reim.

Daß immerdar mein Reim, das ſag' ich nicht, recht laufe,
Ich ſchließe mich nicht ganz in Schranken, die der Hauſe
Dem Reimenkünſtler baut. Daß lang für kurz, für lang
Daß kurz, das glaub' ich wol, zu Zeiten ſchlich und ſprang.

---

[1]) Kenntlich.

*) D. h. beherbergten.

Zu Zeiten ſetzt' 1) ich was im Kummer, was in Eile,
Zu Zeiten hatt' ich Kurz-, zu Zeiten Langeweile.
Wenn nur der Sinn recht fällt, wo nur die Meinung recht,
So ſei der Sinn der Herr, ſo ſei der Reim der Knecht.

Reformation.

Immer dünkt mich, der nichts hat, der mag glauben, was er will;
Denn um ſeine Seligkeit müht ſich Keiner leichtlich viel.

---

1) ſazt.

Auf Honoratus.

Honoratus ſteiget hoch, ohne Grund, nur wie ein Rauch,
Der, je höher er gleich ſteigt, mehr und mehr verſchwindet auch.

Ein Geiziger.

Wann ein Geizhals iſt geſtorben, hebt ſein Schatz erſt an zu leben;
Jeder will bei dieſem Kinde willig einen Pathen geben.

Luſtfreunde.

Den beweinen wir am meiſten, wann er fort ſich macht,
Der am meiſten, weil er lebte, mit uns hat gelacht.

Die Welt.

Die Welt iſt ein gemeiner Tiſch, drauf alle Menſchen eſſen:
Wohl dem, der deſſen, der ihn deckt, pflegt nimmer zu vergeſſen!

Der Jenner.

Unſer Antritt in die Zeit, unſre Thür ins erſte Jahr,
Setzt in Eis, Schnee, Froſt uns aus, unter Falſchheit, Trug, Gefahr.

Der Hornung.

Voller Faſtnacht iſt die Welt, Thorheit klebet Jedem an:
Dort wird bloß ſtehn jeder Sinn, der ſich hier vermummen kann.

Der März.

Seine Hand leg' an den Pflug, wer dazu berufen ward:
Wer vergebens ſitzt und ſault,[1]) kömmt zuletzt auf breite Fahrt.

Der April.

Unſrer Herzen hartes Feld ſoll ſich öffnen zu der Frucht,
Die der Höchſte von uns heiſcht, und der Nächſte bei uns ſucht.

---

1) fault.

Der Mai.

Einmal nur iſt Mai im Jahr, immer lacht das Glücke nicht:
Wer, wann Glücke blühet, trotzt, zaget auch, wann Glücke bricht.

Der Brachmonat.

Acker, ſoll er tragen Frucht, muß gebrochen werden vor:
Wen das Kreuze nicht durchwirkt, richtet keinen Sinn empor.

Der Heumonat.

Gras und Blume fällt dahin durch der Senſe ſcharfen Streich;
Auch der Tod haut munter zu, Der und Jener gilt ihm gleich.

Der Auguſtmonat.

Was man hat geſäet aus, ärntet man auch wieder ein,
Wie die Arbeit hier geweſt, wird die Zahlung dorten[1] ſein.

---

[1] dorte.

Der Herbſtmonat.

Wenn man Vögel fangen will, ſtreut man auf die beſte Koſt:
Wen die Welt berücken will, dieſen lockt ſie durch die Luſt.

Der Weinmonat.

Nicht bei Allen wächſt der Wein; Waſſer hat ein Jedermann:
Giebt Gott Wein, giebt Waſſer Gott, nimmt man Beides dankbar an.

Der Wintermonat.

Was uns Gottes Segen gab, ſoll man rathſam brauchen, ſo
Daß man auf den Winter nicht, wann man alt iſt, darbe wo.

Der Chriſtmonat.

Chriſtus ſoll uns Alles ſein; Stunden, Tage, Jahr' und Zeit
Sind durch Chriſtus, ſonſten nicht, unſer Weg zur Ewigkeit.

Die Augen.

Wie viel Augen hat der Himmel, da er mit die Erd' anblickt?
Was für Augen hat die Erde, die ſie auf gen Himmel ſchickt?

Weltgötter.

Obrigkeiten in der Welt pflegt zu Göttern Gott zu ſetzen;
Obrigkeiten in der Welt werden gern aus Göttern Götzen.

Die Gelegenheit.

Der Will' iſt zwar ein Reiſemann, der da und dert hin will;
Spannt ihm nicht vor [1]) Gelegenheit, ſo langt er nicht ans Ziel.

Hinterliſt.

Falſchheit ſtreicht ſich zierlich an, iſt auf Mäntel gar befliſſen;
Wer nur will, der kennt ſie bald, denn ſie hinkt auf beiden Füßen.

---

1) für.

Verfolgung.

Dieweil Religion beſtehet im Gemüthe,
Wie daß man ſie dann ſucht mit Eiſen im Geblüte?

Verheißungen.

Wer mit viel Verheißen[1]) zahlet,
Zahlt mit Gelde, das man mahlet.

---

[1]) verheiſchen.

Der Chriſten Sterndeutung.

Chriſten brauchen[1]) nicht Planeten,
Ihre Werke ſind Propheten,
Jetzt zu Segen, jetzt zu Nöthen.

---

[1]) dörffen.

Sinngedichte.

Drittes Buch.

Die jetzige Weltkunſt.

Die Weltkunſt iſt ein Herr, das Chriſtenthum ihr Knecht;
Der Nutz ſitzt auf dem Thron, im Kerker ſteckt das Recht.

Wein.

Kömmt Wein von Weinen nicht, ſo kömmt vom Weine Weinen:
Das Saufen bringet Weh, das kann mir Niemand neinen.

Hofdiener.

Jeder will bei Hofe dienen, aber mehrentheils nur immer
Nicht beim Sorgen, nicht beim Dulden, ſondern nur im Tafelzimmer.

Die Saat der Wahrheit.

Wer bei Hofe Wahrheit ſäet, ärntet meiſtens Mißgunſt ein:
Wächſt ihm etwas zu von Gnade, wirft der Schmeichler Feuer drein.

Alter Adelſtand.

Weiland war des Adels Brauch, in dem Felde durch das Blut,
Nicht, im Acker durch den Schweiß, zu erwerben Ehr' und Gut.

Der Sprachgelehrte.

Polyglottus kann viel Sprachen; wo viel Sprachen, da viel Worte;
Wo viel Worte, da viel Sinnen, und das Herz an keinem Orte.

Keuſchheit.

Keuſchheit iſt ein Balſam, Weiber ſind ein Glas;
Jener iſt ſehr köſtlich, gar gebrechlich das.

Abwechſelung.

Andern gehet auf die Sonne, wann ſie uns geht nieder,
Wann ſie Andern niedergeht, kömmt ſie zu uns wieder.
Was uns Gott nicht heute ſchenkte, kann er morgen ſchicken,
Kann uns, was er heute ſchickte, morgen auch entrücken.[1]

---

[1] entzücken.

Göttliche Rache.

Gottes Mühlen mahlen langſam, mahlen aber trefflich klein;
Ob aus Langmuth er ſich ſäumet, bringt mit Schärf' er Alles ein.

Heuchler.

Schmeichler ſind wie Sonnenblumen, blicken nach dem Himmel hin,
Wurzeln aber in die Erde, ſuchen Vortheil und Gewinn.

Menſchliche Thorheit.

Jedem klebet Thorheit an,
Dieſer iſt am beſten dran,
Der fein kurz ſie faſſen kann.

Der Todesſchlaf.

Wer Geld zu zählen hat, der ſchläft nicht leichtlich ein:
Nur für des Todes Schlaf will Geld kein Mittel ſein.

Männliche Tugend.

Tapfre Männer ſollen haben was vom Fuchſe,
was vom Leuen,
Daß Betrüger ſie nicht fangen, daß ſie Frevler
etwas ſcheuen.

Das Gewiſſen der Mächtigen.

Ochſen ſpannt man nicht an Faden, denn er
würde ſtracks zerriſſen:
So auch läßt ſich ſchwerlich binden, wer Gewalt
hat, an Gewiſſen.

Der Höllenweg.

Ob man ſchwerer in die Hölle, als zuvor, jetzt reiſen kann?
Weil ein Jeder ſich bemühet, wie er Sechſe ſpannet an.

Advokaten.

Man muß mit Schmieren,
Wie dürren Thüren,
So Advokaten
Zum meiſten rathen,
Soll'n ſchweigen Thüren,
Sie, Reden führen.-

Geſetzlinge.

Juriſten ſind wie Schuſter, die zerren mit den Zähnen
Das Leder, ſie die Rechte, daß ſie ſich müſſen dehnen.

Die Nothwendigkeit.

Noth iſt unſer ſechſter Sinn, hat im Augenblick erfunden,
Wo zuvor die andern fünf in Gedanken ſtille ſtunden.

Beten.

Wer mit dem Munde, nicht mit Herzen, zum Gebete ſich will ſchicken,
Der kehrt dem, zu dem er betet, nicht Geſicht zu, ſondern[1]) Rücken.

Eitelkeit.

Eitelkeiten dieſer Welt ſind der falſchen Münze gleich,
Gelten endlich auch nicht hier, weniger im Himmelreich.

---

[1]) Geſichte, ſondern.

Das Gold.

Iſt der Erdkreis, wie man meint, länglich¹) rund als wie ein Ei,
Iſt kein Wunder, daß in ihm²) gelbes Gold der Totter ſei.

Die Falſchheit.

Höflichkeit verlor den Rock, Falſchheit hat ihn angezogen,
Hat darinnen Viel' geäfft, hat manch Biederherz betrogen.

---

1) ablangs. — 2) ihr.

Kleider.

Kleider machen Leute; trifft es richtig ein,
Werdet ihr, ihr Schneider, Gottes Pfuſcher ſein.

Die deutſche Sprache.

Kann die deutſche Sprache ſchnauben, ſchnarchen, poltern, donnern, krachen,
Kann ſie doch auch ſpielen, ſcherzen, liebeln, güteln, lallen,1) lachen.

---

1) kürmeln.

Türkiſche Herrſchaft.

Man ſagt, des Türken Reich wird ehſtens untergehen:
Was hilft's? weil türkiſch' Art bei Chriſten will entſtehen!

Himmel und Hölle.

Der Himmel liegt gar weit, iſt leichte nicht zu finden;
Die Höll' iſt aber nah, es treffen ſie die Blinden.

Zeiten und Gebräuche.

Man hat gehört bei aller Zeit von böſen Zeiten ſagen:
Die Sitten mag, die Zeiten nicht, wer witzig iſt, beklagen!

Emſigkeit.

Man kann im Ruhn
Doch etwas thun;
Man kann im Thun
Doch gleichwohl ruhn.

Die Welt ein Buch.

Die Welt, die iſt ein Buch, ein Jeder eine Letter,
Die Länder ſind der Band, 1) die Zeiten ſind die Blätter.
In dieſem find't man mehr bethört', als kluge Sachen,
In dieſem find't man mehr zum Klagen, als zum Lachen,
In dieſem find't man mehr zu meiden, als zu üben,
In dieſem find't man mehr zu haſſen, als zu lieben.

---

1) Bund.

Von ſeinem Buche.

Sind in meinem Buche Poſſen,
Die dich, Leſer, wo verdroſſen?
Ei, vergönne mir zu ſchreiben,
Was du dir vergönnſt zu treiben.

Gelehrt.

Wenn Einer meint, er lerne noch, ſo kommt ſein Witz empor,
Wenn Einer meint, er ſei gelehrt, ſo wird er jetzt ein Thor.

Titel.

Taback und Titelbrauch
Sind beiderlei nur Rauch.

Reime.

Ich pflege viel zu reimen, doch hab' ich nie getraut,
Was Beſſ'res je zu reimen, als Bräutigam und Braut,
Als Leichen in das Grab, als guten Wein in Magen,
Als Gold in meinen Sack, als Leben ohne Plagen,
Als Seligkeit auf Tod. Was darf ich Mehres ſagen?

Der Adel.

Wer ſeinen Adel adelt, iſt adelich geadelt,
Den nur ſein Adel adelt, wird adelich getadelt.

Gutes.

Was iſt es, das die Welt nennt mit dem Namen Gut?
Gemeinlich iſt es das, was Jeder will und thut.

Bewegung der Erdkugel.

Die Welt iſt rund und läuft herum,
Drum ſind die Leute ſchwindeldumm.

Einbildung.

Was wir ſehen in der Welt, ſehen Alles wir durch Brillen,
Gut' und Böſes wird erſehn, wie es vorkömmt [1] unſerm Willen.

Das begrabene Deutſchland.

Wir mußten alle Völker zu Todtengräbern haben,
Eh' Deutſchland in ſich ſelber [2] ſie konnten recht vergraben.
Jetzt ſind ſie mehr bemüht noch, [3] den Körper zu verwahren,

---

[1] fürkommt.

[2] ſelbſten.

[3] Noch ſind ſie mehr jetzt mühſam.

BAYERISCHE STAATS BIBLIOTHEK MUENCHEN

Daß in ihn neue Geiſter nicht etwa wieder fahren,
Daß ſeine Todtengräber es nicht ſei wieder willig
Ingleichen zu beſtatten, vielleicht auch mehr noch völlig.

Das beſte Band zwiſchen Oberen und Unteren.

Wenn Willigkeit im Leiſten, und Billigkeit im Heißen
Nur recht zuſammen halten, wer will dies Band zerreißen?

Verheißungen und Leiſtungen.

Wenn Leiſten und Verſprechen nur ehlich wollten werden,
Es würden ihre Kinder vertreiben viel Beſchwerden.

Menſchenſinnen.

Köpfe haben Dünkel,
Herzen haben Winkel.
Prüfe, was du ſiehſt,
Merke, was du fliehſt!

Sterben.

Ob Sterben grauſam iſt, ſo bild' ich mir doch ein,
Daß Lieblichers nicht iſt, als ſchon geſtorben ſein.

Der Tod.

Wenn wir aus dieſer Welt durch Sterben uns begeben,
So laſſen wir den Ort, wir laſſen nicht das Leben.

Menſchliche Geſchäfte.

Beklagen, was genommen,
Befürchten, was ſoll kommen,
Dies läßt der Menſchen Thun
Nie, oder wenig ruhn.

Die Wahrheit.

Wann die Fröſch' im Finſtern quaken, zünde nur ein Windlicht an:
Ei, wie werden ſie bald ſchweigen! Wahrheit ſtillt den Lügenmann.

Das Hofleben. 1)

Wer ſich 2) ſelbſt kann frei befehlen,
Wer ſich 2) ſelbſt gehorchen kann,
Mag ſich unter dieſe zählen,
Die der Himmel lachet an:
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Der, der Andern denkt zu leben,
Dem bleibt von ſich 2) ſelbſt nicht viel,
Muß ſich 2) ſelber 3) Urlaub geben,
Darf nicht wollen, was er will:
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Großen Herren ſich verbinden,
Heißt, für ſeine Müh' und Treu'

---

1) Eine Strophe iſt geſtrichen worden.
2) ihm. — 3) ſelbſten.

Ungunſt ärndten, Unruh' finden,
Und verdienen nichts, als Reu'.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Hohen Ohren recht zu ſingen,
Muß der Ton gar linde gehn,
Kein Geſang will lieblich klingen,
Wo der Wahrheit Noten ſtehn.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Hohen Augen will behagen
Nichts, was nicht von Farben iſt,
Der wird weg viel Flecken tragen,
Der das reine Weiß erkieſt.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Reiche Worte, breite Titel
Sind des Hofes ſüßer Brei,
Und die Wiege, die man ſchüttelt,
Bis das Kind entſchlafen ſei.

Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Wer ſich nicht will ſtillen laſſen,
Der iſt mehr kein liebes Kind,
Der muß mehr, wer Gunſt will faſſen,
Kindiſch ſein, als Kinder ſind.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Ob er viel hat ausgerichtet,
Hat er doch nur dies verricht',
Daß, je mehr man ihm verpflichtet,
Sich je mehr von ihm entbricht.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Hier ſteht ſtets der Glückstopf offen,
Draus man meiſtens leer Papier,
Wie es nur wird angetroffen,
Langt heraus und legt herfür.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Wer durch Ehr' um Ehre wirbet,
Suchet, was er hier nicht find't,
Der verlieret, der verdirbet,
Der ſich an die Tugend bind't.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Endlich, wenn man viel gewonnen,
Wird man grau und wird man krank,
Und die Zeit iſt hingenommen
Ohne Namen, ohne Dank.
Wer ſein ſelbſt kann füglich ſein,
Geh' kein' andre Pflichten ein.

Freundſchaft.

Alten Freund für neuen wandeln,
Heißt, für Früchte Blumen handeln.

Beichten.

Deiner Sünden Menge beichten,
Kann die Sündenlaſt zwar leichten,
Aber ſchau', daß Heuchelei
Nicht zu Steinen lege Blei.

Meine Herren.

Zu dienen zweien Herren, iſt ſchwer; ich diene dreien,
Und darf mich doch bei keinem der Redlichkeit verzeihen.
Gott dien' ich mit dem Herzen nach meinem beſten Können,
Dem Fürſten mit dem Kopfe nach meinen beſten Sinnen,
Dem Nächſten mit den Händen durch Hülf' aus gutem Willen:
Kann hoffentlich bei allen ſo meine Pflicht erfüllen.

Eine unglückliche Ehe.

Wenn das Weib iſt arm, und der Mann ein Narr,
Hilft der Segen kaum, welchen ſpricht der Pfarr.

Witz.

Salz im Tode, Salz im Leben,
Iſt dem Hering immer eben;
Witz in Freuden, Witz in Leiden,
Sollen Menſchen nimmer meiden.

Drei Fakultäten.

Juriſten, Ärzte, Prediger, ſind alle drei befliſſen,
Die Leute zu purgiren wohl an Säckel, Leib, Gewiſſen.

Trachten.

Ob wir Deutſche unſre Trachten alle Jahr gleich neu erleſen,
Dennoch iſt noch immer keine nur ein Jahr durch recht geweſen.
Abends vor 1) dem jüngſten Tage, was wir damals, will ich gläuben,
Werden zu der Tracht erwählen, wird ja müſſen endlich bleiben.

---

1) für.

Hofmahler.

Bei Hofe hat's viel Mahler, die Einen können mahlen [1])
Gemeiniglich mit Kohlen. Sie fordern kein Bezahlen,
Sie thun es ungeheißen, ſie thun's von freien Stücken,
So darf man auch nicht ſitzen, ſie können's hinter'm Rücken.

An den Leſer.

Leſer, wie gefall' ich dir?
Leſer, wie gefällſt du mir?

---

[1]) abemahlen.

Hans Aßmann von Abschatz.

Geiſtliche und weltliche Lieder.

Morgenandacht.

Der beglänzte Mond erbleichet
Von der nahen Sonne Pracht,
Aller Sternen Heer entweichet
Mit der hingelegten Nacht.
Auf, mein Herz, und laß der Sünden
Finſterniß und Schlaf dahinten!

Den gewölbten Himmelsbogen,
Den ſaffirnen Wunderbau,
Hielt die dunkle Nacht umzogen,
Die geraume Sternenau
Hegte zu des Höchſten Ruhme
Manche Licht- und Feuerblume.

Ihre Zier muß nun erblaſſen,
Ihr entlehnter Glanz ſtirbt hin:
So muß auch der Menſch verlaſſen
Ehre, Wolluſt und Gewinn.

Mühe dich, das Licht zu finden,
Das zu keiner Zeit kann ſchwinden.

Muß die Welt die Sterne miſſen,
Und ohn' alle Lichter ſtehn,
Eh' ſie kann die Sonne grüßen:
Alſo pflegt es uns zu gehn,
Daß wir durch des Todes Schatten
Erſt zur Ewigkeit gerathen.

Folgt der ſchnöden Eitelkeiten
Wandelbarer Mond der Nacht,
Weiſt ſich doch zur andern Seiten
Des verjüngten Tages Pracht.
Ach, daß dieſe Morgenröthe
Deiner Sünden Nacht ertödte!

Schau' das Gold der Sonne glänzen,
Und am Himmel ſteigen auf,
Da es in gewiſſen Gränzen
Muß vollführen ſeinen Lauf!
Laß die Menge ſolcher Wunder
Sein der todten Andacht Zunder.

Sieh, die Perlenthränen thauen,
Zu erquicken Laub und Gras.
Wo du deiner Wangen Auen
Machſt in wahrer Buße naß,
Wird ſich Gottes Gnad' eräugen,
Himmelſchlüſſel bei dir zeugen.

Denke, wie ohn' alles Weinen,
Ohne Nacht und Dunkelheit,
Wird die Lebensſonne ſcheinen
In der frohen Ewigkeit,
Da du mit verklärtem Herzen
Gleichen wirſt den Himmelskerzen.

Auf! und ſchwinge dich bei Zeiten
Gleich den Vögeln himmelan,
Eine Stelle zu bereiten,
Die dich ewig bergen kann,
Da du kannſt in Ruhe ſtehen,
Wenn die Welt muß untergehen.

Überſteig' die Sternenbühne,
Suche dir ein heller Licht,

Wünſch', ach, daß der Tag erſchiene,
Der die Welt in Stücke bricht,
Daß mein Licht, mein Jeſus, käme,
Und mich ewig zu ſich nähme!

Zeit und Ewigkeit.

Zur Stunde düſtrer Mitternacht,
Wann Alles ſchläft, mein Auge wacht,
Erwäg' ich, wie die Zeit wegeilt,
Die unſer kurzes Leben theilt.

Ein Tag iſt lang, wenn Schmerz und Noth
Wird unſer hartes Wochenbrodt.
Wie ſchwer die Angſt und Arbeit ſei,
Geht Woch' und Tag doch bald vorbei. 1)

In Monat' theilet ſich das Jahr,
Doch wird man unverhofft gewahr,
Wie dieſer kömmt und jener weicht,
Bis Jahr und Leben mit verſtreicht.

Trau', Seele, keiner Stunde nicht!
Du weißt nicht, wann das Leben bricht,

---

1) fürbei.

Und nimmſt doch durch die kurze Zeit
Den Weg zur langen Ewigkeit.

Ein Tag hat ſein geſetztes Ziel,
Das ihm die Sonne gönnen will.
Wer aber mißt den langen Tag,
Der keinen Abend finden mag?

Wir ſchreiben nach des Monden Lauf
Die Zahl der Jahreswochen auf.
Wer iſt, der uns zu rechnen weiß
Der Woch' ohn' Ende runden Kreis?

Jedweder Monat hat den Schluß,
Damit er ſich verlieren muß.
Der Monat, der nicht wechſeln kann,
Fängt immerdar von neuem an.

Kein Jahr dau'rt über ſeine Friſt,
Wenn ſich der zwölfte Monden ſchließt.
Wann aber kömmt das Jahr zum Schluß,
Daß alle Jahre ſchließen muß?

Es iſt der Erden Weite kund,
Man ſind't des Meeres tiefen Grund.
Wer weiß, dies zu beſchreiben, Rath,
Was weder Ziel noch Anfang hat?

In tiefſter Berge finſterm 2) Schooß
Giebt ſich Kryſtall und Silber bloß.
Vernunft forſcht nicht mit Fürwitz aus
Der Ewigkeit verborgnes Haus.

Trau', Seele, dieſer Närrin nicht,
Wenn ſie dir hier viel Zeit verſpricht.
Der Weg iſt kurz durch dieſe Zeit,
Und führt zur langen Ewigkeit.

2) finſtrer.

Träufelt, ihr Himmel, von oben!

Himmel, ob uns ausgeſpannt,
Träufelt auf das dürre Land!
Laßt auf Zions matte Stadt
Und die ausgebrannten Auen,
Die der Fluch gedörret 1) hat,
Jakobs edlen Segen thauen!

Schütte, blaues Wolkenhaus,
Deine reichen Tropfen aus,
Regne die Gerechtigkeit,
Die uns alle ſoll benetzen,
Durch ihr reines Unſchuldskleid
Unſern Koth und Fleck erſetzen!

Reiß' die Himmelsfeſt' entzwei,
Heidentroſt, und komm herbei,
Laß in Saba deinen Stern,

---

1) gebraten.

Auf den Bethlemiter Hainen
Deiner Schaaren Glanz dem Kern
Gottergebner Schäfer ſcheinen!

Nun, du kömmſt, Marienſohn,
Gott von Gott! Ich höre ſchon
Wie der Weihnachtsengel ſingt:
Alles Volk ſoll freudig werden!
Wie in hoher Luft erklingt:
Gott die Ehre, Fried' auf Erden!

Mache dich zum Wettelauf,
Seele, mit den Hirten auf,
Wo das große Wunderkind
Wird in harter Krippe funden,
Und bei ſolcher Wiege ſind
Ochs und Eſel angebunden.

Binde die Vernunft hier an,
Welche nicht erreichen kann,
Wie der Erde Niedrigkeit
Und die hohen Himmelshöhen
Ewig ſind, und in der Zeit
Menſch und Gott beiſammen ſtehen.

Glaube, was Gott längſt verhieß,
Und der Engel macht gewiß,
Glaube, daß dieß Freudenkind
Dir auch ſei zum Heil geboren,
Und bei ihm das Leben find't,
Was im Tode war verloren.

Lege Taſch' und Hirtenſtab
Deiner Eitelkeiten ab!
Hier iſt deiner Seelen Hirt
Und der rechte Fürſt des Lebens;
Wer auf andern Triften irrt,
Sucht den Himmel nur vergebens.

Kniee mit erfreutem Sinn
Bei des Heilands Krippen hin,
Schaue den beliebten Mund,
Deſſen freudig [2]) Troſtzuſprechen
Deine Seele macht geſund,
Wenn dir Herz und Augen brechen.

Schau' der Augen helles Paar,
Welches eh' die Sonne war,

[2]) freudigs.

Schau' der Wangen zartes Blut,
Und die Hand, die alles träget:
Steinern biſt du, wenn 3) dein Muth
Nicht hierüber ſich beweget.

Danke dem, der alſo bloß
Lieget in Marien Schooß,
Daß er deine Blöße deckt,
Der für dich will Mangel leiden,
Daß du, von dem Tod' erweckt,
Sollſt genießen ſeiner Freuden.

Flamme, Jeſu, meinen Geiſt,
Der ſich ſo erſtorben weiſt,
Durch dein Liebesfeuer an,
Daß ich ſolche Lieb' erkenne,
Und, ſo viel die Schwachheit kann,
Gegen dich mit Dank entbrenne!

3) wo.

Meine Liebe iſt gekreuzigt.

Weine, Zion, du Betrübte,
Weil dein Heiland, der Geliebte,
Nun am 1) Kreuzesſtamm verſchmacht'!
Stirbt der Schöpfer aller Dinge?
Reiß, o Himmel! Fels, zerſpringe!
Sonn', erſchwarz', und Tag, ſei Nacht!

An dem Kreuz wird meine Liebe,
Einem Mörder oder Diebe
Gleich, die Unſchuld umgebracht.
Billig lieb' ich den von Herzen,
Der in tauſend Angſt und Schmerzen
Meine Schuld hat gut gemacht.

Der am Kreuz iſt meine Liebe,
Daß er mich vom Tod erhübe,

---

1) ans.

Wird er hier mit Schmach erhöht.
Schau', wie meine Sündenflecken
Abzuwaſchen und zu decken,
Blut aus ſeiner Seite geht!

Meine Liebe hängt am Kreuze.
Ach! daß ſeine Noth mich reize,
Nicht zu leben mit der Welt!
Hier will ich mich niederlaſſen,
Dieſen Lebensbaum umfaſſen,
Wenn mich letzte Noth befällt!

Oſtergedanken.

Laßt uns mit den frommen Frauen,
Nun der frühe Tag anbricht,
Vor [1]) erwachtem Sonnenlicht
Zu des Herren Grabe ſchauen,
Laßt uns Salb' und Spezerei
Seinem Körper bringen bei.

Seht Aurorens Röth' aufſteigen,
Und der helle Morgenſtern
Wird uns ſelbſt den Weg zum Herrn
Durch den kühlen Thau anzeigen.
Aber ach! der ſchwere Stein
Kömmt mir unterweges ein.

Kann ich mit dem Stein der Sünden,
Der mir auf dem Rücken liegt,
Tauſend Zentner überwiegt,
Mich zur heil'gen Stätte finden?

[1]) Für.

Wo treff' ich den Simſon an,
Der den Stein abwälzen kann?

Unverzagt! Dir iſt gerathen!
Der, den du beſuchen willt,
Hat den Kummer ſchon geſtillt:
Seine Treu' kömmt dir zu ſtatten,
Hebt den Stein für ſich und dich,
Und nimmt deine Laſt auf ſich.

Mag ihn Sünd' und Tod nicht zwingen,
Hält ihn nicht der Höllen Kluft,
Kann er ſich durch Stein und Gruft
Lebend in die Höhe ſchwingen,
So wird auch kein Sündenſtein
Ihm bei dir zu mächtig ſein.

Schau', das leere Grab iſt offen,
Wo dein liebſter Heiland lag!
Nun haſt du den Oſtertag
Froher Seligkeit zu hoffen,
Und durchs kühle Schlafgemach
Folgſt du ihm in Himmel nach.

Freudenlied der ausziehenden Seele.

Freue dich, bekränkte Seele!
Die gewünſchte Zeit iſt hier,
Da du aus der finſtern Höhle
Deines Leibes brichſt herfür,
Da du aller Sorge los,
Die dich in der Welt umſchloß,
Aller Bande frei ſollſt gehen,
Wo viel tauſend Engel ſtehen.

Zwar die matten Glieder klagen,
Daß du ſie verlaſſen willſt,
Und dein Auge ſieht mit Zagen
Das verhaßte Todesbild.
Was dir Blut und Muth verband,*)
Netzt mit Thränen deine Hand;
Was geſündigt, muß der Sünden
Bittern Sold, den Tod, empfinden.

*) D. h. Verwandte und Freunde.

Warum aber willſt du ſcheuen
Einen chriſtlich ſanften Tod?
Sollte dich der Wechſel reuen,
Der dich ſelig führt zu Gott,
Der dich aus der trüben Welt
Bringt zum lichten Himmelszelt,
Der, was ſterblich war, begräbet,
Aber dich zu Gott erhebet?

Muß der todte Körper liegen
Und im Grabe ruhen aus,
Dich kann unterdeß vergnügen
Das beflammte Sternenhaus.
Der verſchmacht'en Glieder Laſt
Und was du verlaſſen haſt,
Wirſt du, wenn die Welt muß ſchwinden,
Neu und beſſer wieder finden.

Höre deinen Heiland rufen:
Komm, du auserkor'ne Braut!
Meine Wohnung ſteht dir offen,
Wo man nichts als Freude ſchaut.
Sulamithin, komm herzu,

Und genieß der ſtolzen Ruh',
Komm, genieß der ſüßen Freuden,
Die ich ſterbend dir beſcheiden!

Meiner Unſchuld weiße Seide,
Meines Blutes Purpurrock,
Dienet dir zum Ehrenkleide,
Wird dein theurer Hochzeitſchmuck.
Dich hab' ich mir auserwählt,
In Gerechtigkeit vermählt;
Weil man ewig, ewig nennet,
Bleibſt du von mir ungetrennet.

Willſt du nicht mit Freuden gehen,
Wenn dich Jeſus nach ſich zieht?
Willſt du länger ſtille ſtehen,
Wo dir dein Verderben blüht?
Willſt du bleiben, wo die Welt
So viel falſcher Stricke ſtellt,
Wo dich zwiſchen Eis und Eiſen
Thränenbrodt und Galle ſpeiſen?

Auf, erhebe deine Flügel,
Die der Erde kleben an,

Suche dir der Sternen Hügel,
Wie dein Heiland weiſt die Bahn!
Laß das Sodom dieſer Zeit,
Laß den Leib der Sterblichkeit,
Fleuch, wo ſich zu deinen Füßen
Sonn' und Monde neigen müſſen!

Freu' dich nu[illegible]kränkte Seele!
Die gewünſchte [illegible]eit iſt hier,
Da du aus der finſtern Höhle
Deines Leibes brichſt herfür.
Deine Augen ſchließen ſich,
Und der Himmel faſſet dich.
Ihr Grab ſoll der [1]) Schooß der Erden,
Jeſus Arm das deine werden.

[1]) die.

Triumphlied der ausziehenden Seele.

Nun hab' ich überwunden
Durch Chriſti theures Blut,
Und in dem Himmel funden
Das allerhöchſte Gut.

Ich gebe dieſer Erden
Mit Freuden gute Nacht,
Die mir ſo viel Beſchwerden
Und wenig Luſt gemacht.

Mein Glaub' hat überſtiegen
Den Berg der ſchweren Zeit,
Sieht ſich 1) zu Füßen liegen
Das Thal der Eitelkeit.

Ich lege freudig nieder
Der Hoffnung Wanderſtab,
Die Laſt der ſiechen Glieder
Verwahrt das kühle Grab.

---

1) ihm.

Viel laſſen ſich verblenden
Der falſchen Hoheit Schein,
Und wollen auf den Händen
Der Welt getragen ſein.

Ein ſanfter Engelswagen
Führt mich vor Gottes Thron,
Da werd' ich ewig tragen
Die Siegs- und Ehrenkron'.

Es ſtehen[2]) viel nach Schätzen,
Der theuren Schlacken Koth
Soll ihre Seel' ergötzen,
Sie wählen Gold für Gott.

Was Zeit und Dieb nicht ſtehlen,
Was nirgend ſindet Platz,
Was keine Zahl kann zählen,
Gott ſelber iſt mein Schatz.

Wohnt ihr in ſtolzen Zimmern,
Schmückt ſie mit Marmor aus,
Laſt auf der Erde ſchimmern
Ein andres Himmelshaus![3])

[2]) ſtehn ihr. — [3]) Himmel-Haus.

Mein Schloß hat Gott gebauet,
Wo man für 4) Stein, Sapphir,
Für 4) Fenſter, Sternen ſchauet,
Wo Licht iſt für und für.

Man dienet ſeinem Leibe
Mit ſchwer erworbner Koſt,
Sucht wie man Zeit vertreibe
In oft vergällter Luſt.

Hier darf ich nicht mehr wiſſen,
Was Sorg' und Hunger war,
Kann mir die Zeit verſüßen
Mit aller Engel Schaar.

Viel wolln den Himmel finden
Durch nimmer müden 5) Fleiß,
Und ſuchen zu ergründen,
Was Gott alleine weiß.

Ich kann mich höher ſchwingen,
Durch Jeſus Mund gelehrt,
Und weiß von ſolchen Dingen,
Die noch kein Ohr gehört.

---

4) vor. — 5) unermüdten.

Darum, ihr Eitelkeiten,
Luſt, Wiſſen, Schätze, Pracht,
Ihr, Freude meiner Zeiten,
Ihr Freunde, gute Nacht!

Und gute Nacht, ihr Glieder,
Schlaft wohl in ſtiller Gruft!
Wir ſehn uns freudig wieder,
Wann Gottes Stimme ruft.

Hoffnung.

Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein Jeder fangen kann,
Sie iſt allen Herzen milde,
Wer ſie will, der trifft ſie an,
Ähnlicht einem Schattenbilde,
Folget der Begierden Bahn.
Hoffnung gleichet einem Wilde,
Das ein Jeder fangen kann.

Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bei Allen kehret ein.
Keiner, der nach ihr gerufen,
Höret ein betrübtes Nein.
Wer ihr Ohr und Herz hält offen,
Kann allzeit vergnüget ſein.
Solche Freude quillt vom Hoffen,
Die bei Allen kehret ein.

Keine Hoffnung.

Öfters träumt dem, der gebunden,
Daß er ſeine Freiheit hat:
Wenn der Morgen angegangen,
Iſt der falſche Traum verſchwunden,
Und die Hoffnung find't nicht Statt.
Er bleibt an den Feſſeln hangen,
Das geht ihm viel ſchwerer ein:
Beſſer iſt's, ohn' Hoffnung ſein!

Bettler ſind oft reich an Schätzen,
Die der falſche Traum gewährt:
Wenn der Tag iſt angebrochen,
So verſchwindet ihr Ergötzen,
Und der Beutel bleibt geleert.
Brod vor 1) fremder Thüre ſuchen,
Geht hernach viel ſchwerer ein:
Beſſer iſt's, ohn' Hoffnung ſein!

---

1) für.

Flüchtigkeit und Eitelkeit des Lebens.

Das Leben verſchwindet
In Trauern und Leid;
Die flüchtige Wonne
Stirbt, eh' ſie die Sonne
Zu Grabe begleit'.
Das Böſe ſich findet,
Das Gute kömmt weit,
Das Leben verſchwindet
In Trauern und Leid.

Wer Hoffnung empfindet,
Hegt Schatten und Dunſt.
Das Glücke zu lenken,
Iſt mühſames Kränken
Und Sorgen umſonſt.
Die Hoffnung verbindet
Mit eiteler Gunſt,
Das Leben verſchwindet
Wie Schatten und Dunſt.

Lied der Freude.

Ergötzet die Sinnen
Mit frohem Beginnen,
Doch denket dabei,
Daß Leiden und Scheiden
Der irdiſchen Freuden
Verwechſelung ſei.

Die Sehne vom Bogen,
Die immer gezogen,
Bricht endlich und reißt.
In ſtetigem Trauern
Das Herze vermauern,
Erſticket [1]) den Geiſt.

Vernünftiges Scherzen
Ermuntert die Herzen,
Erfriſchet das Blut.

---

[1]) Erſtecket.

Drum brauchet der Jugend
In Ehren und Tugend,
Mit fröhlichem Muth!

Lacht, ſpielet und ſinget,
Schwatzt, tanzet und klinget!
Die Blüthe geht hin.
Das 2) was ihr empfunden
In luſtigen Stunden,
Iſt euer Gewinn.

Die traurigen Tage,
Verdrießliche Plage,
Sammt kränklicher Zeit,
Sind Früchte der Jahre,
Bis Sterben und Bahre
Die 3) Rechnung bereit'.

---

2) Dies. — 3) Ja.

Schweigen.

Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.
Alles machen offenbar,
Iſt der Thorheit eigen.
Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.
Reden kann –
Leichtlich Unluſt bringen;
Irthum ficht den ſelten an,
Der die Zunge weiß zu zwingen.
Allzeit war
Tugendhaft das Schweigen.

Beſchwer über den Bart.

Was iſt bei ſchönem Mund ein ſtark gewachſ'ner Bart?
Der Liebe Weſpenneſt, ein Dornſtrauch um die Roſen,
Ein Stoppel ſüßer Frucht, ein ſcharfer Diſtelzaun,
Ein Schranken, welchen wir den Hafen ſperren ſchaun,
Ein ſpitzer Schieferfels in ſtiller Venus Fahrt.
Wer preiſt die Käſte,*) ſo die Stachelſchale deckt?
Die Perle, welche noch in rauher Muſchel ſteckt?
Mit was für Anmuth iſt dem Barte liebzukoſen?

---

*) D. h. die Kaſtanie.

Lob des Bartes.

Spotte wer da will den Bart!
Knaben bleiben unvollkommen,
Bis der Bart hat zugenommen.
Kahle Jugend muß ſich ſchämen,
Glattes Mauls ein Weib zu nehmen,
Bis ſich Bart und Witz gepaart.

Wenn der Bart den Mund ſchattirt,
Und die linden Haare ſtechen,
Muß der Mädchen Herze brechen.
Kömmt Kupido aufgezogen,
Pfeile, Schlingen, Sehn' und Bogen
Sind von Bärten, die er führt.

Bärte ſind der Helden Pracht.
Wer nicht viel um's Maul kann leiden,
Läßt ſich 1) nicht leicht Ehr' abſchneiden.

---

1) ihm.

Simſons Stärke wohnt' in Haaren,
Weil kein Stahl ſein Haupt befahren,
Der ihn blind und ſchwach gemacht.

Herzog Heinrichs Bart und Muth
Macht' ihn weit berühmt in Polen. *)
Soll man weiter Zeugniß holen?
Friedrich Rothbarts Heldenſiege
Kennt der Welſche zur Genüge,
Zeugt der Sarazenen Blut.

Den gefürcht'en Janitſchar
Zieret der beraſte Knebel.
Wenn bei dem geſchärften Säbel
Die gekrümmten Haar' aufſteigen,
Sich als Igelſtacheln zeigen,
Steht ſein Gegner in Gefahr.

Haare ſind der Weisheit Neſt:
Sokraten und viel Geſellen
Will ich dir zu Zeugen ſtellen,

---

*) Heinrich mit dem Barte, Herzog von Breslau und Liegnitz, ſt. 1238.

Daß im klugen Griechenlande
Langer Bart beim Weiſenſtande
Sei der beſte Schmuck geweſt.

Sieht man nicht ganz Morgenland
Nur die Haut der blöden Frauen
Glatt bemäulter Wacht vertrauen?
Bärte Land und Haar regieren,
Weil, die keine Bärte führen,
Nicht verdienen beſſern Stand?

Nichts zeugt die Natur umſonſt.
Bärte können manche Flecken,
Manches Mahl und Runzel decken.
Fehlten Bärte den Barbieren,
Würden ſie viel Brodt verlieren:
Lieber tragt den Bärten Gunſt!

Deutſcher Ehrenpreis.

Hört, Heldenſöhne,
Mein Bardengetöne,
Gebt fleißig Acht,
Was aus dem Haine,
Darin ich erſcheine,
Wird an euch gebracht!

Ihr müßt euch fleißen,
Im Fall ihr wollt heißen
Ein edles Blut,
Bei Schwerdt und Eiſen
Im Felde zu weiſen
Den kühnen Muth.

Der Jugend Gaben
In Ruhe vergraben,
Steht übel an.

Auf Kriegsgeſchäfte
Verwenden die Kräfte,
Iſt wohlgethan.

Zu Hauſe liegen,
Die Gläſer bekriegen,
Und ſtiften Zank,
Bringt euch ja Schande,
Vom Fürſten und Lande
Geringen Dank.

Laßt euch doch dauern,
Im Miſte zu ſauern
Auf fauler Haut!
Geht, liebe Deutſchen,
Die Feinde zu peitſchen,
Und fecht't um's Kraut!

Wo Waffen knallen
Und Hörner erſchallen,
Das iſt das Feld,
Wo euren Tagen,
Auf Ehre zu jagen,
Der Raum beſtellt.

Dieß hat der Alten
Gedächtniß erhalten,
Daß man noch weiß:
Mit Sturm und Ringen
Die Feinde bezwingen,
Giebt Ehr' und Preis.

Aufmunterung an die Deutſchen.

Nun iſt es Zeit zu wachen,
Eh' Deutſchlands Freiheit ſtirbt,
Und in dem weiten Rachen
Des Krokodils verdirbt.
Herbei, daß man die Kröten,
Die unſern Rhein betreten,
Mit aller Macht zurücke
Zur Son' und Seine ſchicke!

Der Feind braucht Gold und Eiſen,
Wend't Stahl und Silber an,
Der deutſchen Welt zu weiſen,
Was Liſt und Hochmuth kann.
Laßt euch das Geld in Händen
Die Augen nicht verblenden,
Damit euch hinterm Rücken
Die Feſſeln 1) nicht beſtricken.

---

1) Fäſſel.

Laßt Lerch' und Falken fliegen,
Setzt alle Kräfte bei,
Mit ihnen zu beſiegen
Des Hahnes Prahlerei!
Er prangt mit euren Federn,
Drum müßt ihr ihn entädern,
Und Jeder ſich bemühen,
Das Seine weg zu ziehen.

Wollt ihr euch unterwinden,
Zu thun, was ſich gebührt,
Ein Hermann wird ſich finden,
Der euch an Reihen führt.
Laßt euch verſtellten Frieden
Zum Schlafe nicht ermüden:
Mit Wachen und mit Wagen
Muß man die Ruh' erjagen.

Liebe! 1)

Laß dir die ſüßen Schmerzen
Der Liebe bringen bei!
Dir ſteht von tauſend Herzen
Die Wahl zu nehmen frei.
Laß dir die ſüßen Schmerzen
Der Liebe bringen bei!

Weil noch die Jahre blühen,
So hege Lieb' und Gluth!
Die leichten Stunden fliehen,
Das Alter ſchwächt den Muth.
Weil noch die Jahre blühen,
So hege Lieb' und Gluth!

Willſt du für 2) klug beſtehen,
So brauche deine 3) Zeit!

---

1) Eine Strophe iſt geſtrichen worden.

2) vor. — 3) dich der.

Wie bald pflegt zu vergehen
Des Lenzes Fröhlichkeit!
Willſt du für [4]) klug beſtehen,
So brauche deine [5]) Zeit!

Genieße deiner Gaben,
Weil ſie im Rufe ſein!
Der Roſen Zier will haben,
Daß man ſie ſammelt ein.
Genieße deiner Gaben,
Weil ſie im Rufe ſein!

Bei Vielen Gunſt verſpüren,
Iſt nicht genug für dich.
Zitherens Rechte führen
Noch mehre Luſt mit ſich.
Bei Vielen Gunſt verſpüren,
Iſt nicht genug für dich.

Willſt du in Freuden leben,
So liebe, was dich liebt!

4) vor. — 5) dich der.

Ein Herz ums andre geben,
Iſt,[6]) was Vergnügen giebt.
Willſt du in Freuden leben,
So liebe, was dich liebt!

---

6) Iſt's.

Liebe nicht!

O wie glücklich, wer nicht liebet!
Wer nicht fühlt in ſeinem Herzen
Heiße Schmerzen
Von dem Triebe
Blinder Liebe,
Der die Welt ſich untergiebet!
O wie glücklich, wer nicht liebet,
Den kein falſcher Blick betrübet,
Dem das Zürnen und Liebkoſen
Zweier Roſen
Ohne Sehnen
Ohne Thränen
Weder Furcht noch Freude giebet!
O wie glücklich, wer nicht liebet!

Ach!

Du fragſt, was ſagen will dieß Ach!
Das ich bei deiner Ankunft ſprach?
Es ſprach: Ach! ſeht die holden Wangen,
Seht die geliebte[1]) Fillis an!
Da kommt auf roſenvoller Bahn
Mein Tod, mein ſüßer Tod, gegangen!

---

[1]) beliebte.

An ihre Augen.

Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr meine Luſt und ſüße Pein,
Was netzet ihr die trüben Wangen,
Was ſagt mir euer blaſſer Schein?
Habt ihr mein Herze nicht empfangen?
Was fodert, was verlangt ihr mehr?

Ihr Augen, die ich lieb' und ehr',
Ihr ſehet meine Schmerzen an,
Und kennt die Menge meiner Plagen:
Wofern ich euch vergnügen kann,
Will ich mit Luſt den Tod ertragen:
Was fodert, was verlangt ihr mehr?

Die Kußſcheue.

Du ſtelleſt dich ſo wilde,
Wenn ich dich küſſen will:
Willſt du dich nennen milde,
So weigre dich nicht viel.

Almoſen bald empfangen,
Iſt noch einmal ſo lieb,[1]
Als was man muß erlangen
Durch langer Bitten Trieb.[2]

Verzieheſt du, zu geben,
Was du doch los willſt ſein?
Ich will's mit Wucher heben
Und doppelt bringen ein.

[1] einſtens noch ſo lieb.

[2] langen Bittenstrieb.

Du würdeſt meiner ſpotten,
Ließ ich dich gehn vorbei,
Und ſagen, daß zum Guten
Ich viel zu furchtſam ſei.

Drum, Kloris, laß dich küſſen,
Und ſollteſt du zum Schein
Dich widerſetzen müſſen:
Es muß geküſſet ſein!

Die ſchwarzen Augen.

Wohin ſoll ich zuerſt die Augen wenden,
Die mir zu einer Zeit zwei Sonnen blenden?
Wo ſoll ich erſtlich hin,
Dieweil in meinem Sinn
Ich ganz entzücket bin,
Die Blicke ſenden?

Steht unter Steinen nicht der Demant oben?
Sein Feuer macht die dunkle Folie loben.
Der ſchwarzen Augen Zier
Wird billig auch von mir
Vor [1]) allen andern hier
Mit Ruhm erhoben.

Laß Phöbus hohen Glanz den Himmel mahlen,
Mit tauſend Sternen mag der Abend ſtrahlen,
Der Augen lichte Nacht,

---

[1]) Für.

Mit welchen ihre Pracht
Amöna kundbar macht,
Wirft hell're Strahlen.

Die Sonne kann allein den Leib beſchwärzen,
Bei Nachte ſcheinen nur die Himmelskerzen.
Durch dieſer Augen Schein
Senkt ſich dem Herzen ein
Die angenehme Pein
Verliebter Schmerzen.

Kann nicht ihr Blick von Herz zu Herzen ſteigen?
Sie ſind des edlen Sinns getreue Zeugen:
Was nicht der kluge Mund,
Der manchen Geiſt verwund't,
Mit Reden machet kund,
Entdeckt ihr Schweigen.

Wer kann ſich an ſo ſchönen Feinden rächen?
Ich bleibe ſtets bemüht, ihr Lob zu ſprechen,
Ob mir gleich ihre Pracht
Hat manche Pein gemacht,
Bis mir zu guter Nacht
Die Augen brechen.

Die blauen Augen.

Will noch die ſchwarze Nacht den Tag beſtreiten,
Und als ein irrend Licht bei dunklen Zeiten
Der übereitlen Welt,
Die, was ihr wohlgefällt,
Für einen Abgott hält,
Den Sinn verleiten?

Des Monden Silber kann bei Nacht erquicken,
Und durch den Schatten bricht der Sterne Blicken.
Ein ſtolzer Diamant,
Der Dunkelheit verwandt,
Muß manche Fürſtenhand
Vor andern ſchmücken.

Doch, kann der Mond den Glanz der Sonn' erreichen?
Will ſich der Sterne Licht dem Tage gleichen?
Und muß der Demant nicht,

Wo des Karfunkels Licht
Durch Nacht und Schatten bricht,
Mit Schaam entweichen?

Verliebte, wollt ihr wohl die Schifffahrt enden,
Und an den ſichern Port des Glückes länden?
Laßt blauer Augen Schein
Der Liebe Leitſtern ſein,
So wird ſich eure Pein
In Freude wenden.

Traut ſchwarzen Augen nicht und ihrem Blinken,
Wenn ſie Sirenen gleich in's Netz euch 1) winken!
Sieht man in ſchwarzer Fluth
Voll Falſch und Wankelmuth
Nicht öfters Schiff und Gut
Zu Grunde ſinken?

Ein blaues Auge ſpielt mit ſanften Wellen:
Man ſah aus blauer See die Venus quellen.
Was Wunder, wenn noch itzt

---

1) Netze.

Kupido drinnen ſitzt,
Und goldne Pfeile ſpitzt,
Die Welt zu fällen?

Welch kaltes Herze will nicht Flammen fangen,
Wenn mitten in dem Schnee der Roſenwangen
Mit blauer Lieblichkeit,
Daraus ſich a) ſelbſt ein Kleid
Der Himmel zubereit',
Die Augen prangen?

a) ihm.

Ihre Augen.

Ich bin kein Adler nicht, der deiner Sonnen Blinken,
Der deiner Wangen Glanz kann ſchauen unverwandt.
Wann deiner Augen Gluth in meinen widerſtrahlt,
Und ihrer Flammen Schein auf meine Wangen mahlt,
So müſſen ſie beſchämt zur Erde niederſinken;
Doch aber will ich nicht der ſcheuen Eule gleichen,
Die vor des Tages Zier erwählt die braune Nacht.
Ich eile nach dem Feu'r, das mich zu Aſche macht.
Verdirbt die Mücke gleich durch ſelbſtgeſuchten Brand,
Der edle Phönix wird doch eben ſo zur Leichen.

Sehnſucht.

Was rauſcht und murmelt 1) deine Fluth,
Du heller 2) Bach, inmitten 3) dieſer Auen?
Du kannſt das ſüße Kind Klimenen täglich ſchauen:
Was hat bei ſolchem edlen Gut
Sich zu beſchweren deine Fluth?

Was klaget ſich dein zarter Mund,
Du Federſchaar, in dieſer grünen Hecken?
Beſinge deine Brunſt, ſie kommt dich zu entdecken.
Wo ſolche Zeugen ſind vergönnt,
Was klaget ſich dein zarter Mund?

Ihr Lüfte, was beſeufzet ihr,
Die ihr den Ort im Sommer pflegt zu kühlen?
Ihr könnt nach eurer Luſt um ihre Wangen ſpielen.
Ach, wär' ich Wind und Luft, wie 4) ihr,
Wie wohl gerathen wäre mir!

---

1) brummet. — 2) helle. — 3) im Mittel. — 4) als.

Liebestod.

Dieſen tödtet Blei und Eiſen,
Jenen müſſen Schmerz und Weh
Zu dem kalten Grabe weiſen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Mancher muß ſein Leben ſchließen
In dem Schooß der grünen See,
Ich zu Galatheens Füßen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Alſo klagte ſeine Schmerzen
Filidor im grünen Klee,
Sagend mit betrübtem Herzen:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Es bewegten ſich die Steine,
Doch nicht ſeine Galathe:
Echo rufte durch die Haine:
Liebe macht, daß ich vergeh'!

Beſtändigkeit.

Mein Vergnügen will verderben,
Meine Freude wird zur Pein,
Meine Hoffnung muß erſterben,
Doch will ich beſtändig ſein.

Alle Luſt hab' ich begeben,
Doch will mir kein Wechſel ein:
Muß ich unglückſelig leben,
Will ich doch beſtändig ſein.

Die beflammte Sonnenkerze
Pflegt zu ändern ihren Schein,
Aber mein getreues Herze
Kann nichts als beſtändig ſein.

Was wir ſehn und denken können
Gehet ſteten Wechſel ein,
Aber meine treue Sinnen
Können nie verändert ſein.

Sollte gleich die Erde brechen
Und der Himmel ſinken ein,
Würd' ich doch mit Freuden ſprechen,
Daß ich will beſtändig ſein.

Ob mich Glück und Himmel haſſen,
Bleibet doch die Seele rein,
Müßt' ich Geiſt und Leben laſſen,
Will ich doch beſtändig ſein.

Macht der Liebe.

(Aus der überſetzung des Pastor fido.)

Liebe wird mit uns gezeuget,
Lagert ſich in unſre Bruſt,
Wird von einer Milch geſäuget,
Nähret ſich von einer Koſt,
Wächſt uns mit der Jahre Lauf
Ungemerkt zur Seiten auf.

Wenn der Jugend Frühling blühet,
Und der Alten kluge Hand
Bei der jungen Welt ſich mühet,
Zu erbauen den Verſtand,
Leitet uns auch die Natur
Auf der ſüßen Liebe Spur.

Keinen Meiſter darf man hören,
Zu begreifen dieſe Kunſt;
Eigne Neigung kann uns lehren,
Was da ſei der Liebe Brunſt.

Ihre ſtrengen Rechte ſein
Unſrer Bruſt geſchrieben ein.

Wo ſie herrſcht, muß ihrem Willen
Erd' und Himmel gehen nach.
Ihr Gebieten zu erfüllen,
Scheut der Menſch kein Ungemach.
Ihr Gehorſam zwingt die Noth,
Machet ſüße Schmerz und Tod.

Die goldene Zeit.

(Aus der überſetzung des Pastor fido.)

Wo biſt du, ſchöne Zeit von Gold,
Da Milch die Speiſe war der jungen Welt,
Der grüne Buſch anſtatt der Wiegen,
Da noch der fetten Heerde Frucht
Konnt in dem 1) Schooß der Mutter liegen,
Und nicht zur Speiſe ward geſucht;
Da noch die Erde, frei von Schuld,
Nicht fürchte*) Stahl noch Gift, nicht kannte Gold noch Geld?

Gedanken voller Eitelkeit
Beſleckten damals nicht den reinen Sinn,
Kein ſchnöder Geiz hielt ihn gefangen.
Itzt thut den blöden Herzen weh,

---

1) der.

*) D. h. fürchtete.

Nach theurem Koth ein ſorgſames Verlangen.
Man ſtört die Ruhe fremder See,
Kein reiches Land iſt uns ſo weit,
Das kühne Schiff wagt ſich durch Wind und Wellen hin.

Der leeren Titel eitle Pracht,
Der Urſprung von Betrug und Heuchelei,
Den toller Wahnwitz Ehre nennet,
War unſern Alten unbewußt.
Wonach der blinde Hochmuth rennet
Mit Liſt, mit Sorgen und Verluſt,
Was uns jetzo a) zu Sklaven macht,
Übt' unter ihnen nicht der Sinnen Tyrannei.

Zu prangen mit Beſtändigkeit,
Um ſeiner Liebſten Gunſt was auszuſtehn,
Der Treue ſtrenges Recht zu halten,
Von dem die falſche Welt nichts weiß,
Dieß war bei den beglückten Alten
Der edlen Seelen Ruhm und Preis,

---

a) itzund.

Dieß hieß bei unſrer Ahnen Zeit
Durch's Thor der Ehrbarkeit den Weg der Ehren gehn.

Da ſah man in dem kühlen Hain
Die frohen Schäfer mit der Nymphen Schaar
Ohn' Argwohn ſpielen oder ſchwätzen.
Das Herze kam den Worten bei,
Man konnte ſein Geſicht ergötzen,
Von Eiferſucht und Sorgen frei,
Weil alle Untreu' 3) fremde war,
Und Mann und Liebſter noch ein Name pflag zu ſein.

Zwar jedem gab zu küſſen dar
Die freie Höflichkeit den zarten Mund,
Doch ohne 4) ihn befleckt zu wiſſen.
Viel feſter war der Ehe Band,
Viel ſüßer das verliebte Küſſen
Bei keuſchem Mund und reiner Hand,
Weil Mann und Frau geſichert war,
Daß Einem nur allein das Herze blieb vergönnt.

---

3) Geilheit. — 4) ſonder.

Verderbte Zeit, die du befleckſt
Der Seelen Schmuck, der wahren Tugend Zier,
Mit überſchminkten Üppigkeiten,
Den Durſt der heißen Lüſte nährſt,
Bei Mangel der Gelegenheiten,
Das Herz in ſtiller Gluth verzehrſt,
Bis du bequeme Zeit entdeckſt,
Und die gehemmte Luſt [5]) mit Wucher bricht herfür.

Die Schlinge birgt oft Gras und Blum',
Ein Blick voll Schaam, ein Mund voll Gleißnerei
Muß ſchlüpfrige Gedanken mahlen.
Die Frömmigkeit beſteht im Schein,
Das Leben, in der Kunſt zu prahlen.
Die Einfalt will betrogen ſein,
Man achtet's nicht, man ſchätzt's für [6]) Ruhm,
Daß Lieb' ein Diebſtahl, nur dabei verborgen ſei.

O wahre Ehr', o reine Zucht,
Des Himmels Kind, der Erde größter Schatz,

---

[5]) Brunſt. — [6]) vor.

Du höchſtes Gut der edlen Geiſter,
Der Tugend Brunn und ſchöner Lohn,
Der irrenden Begierden Meiſter,
Der du beherrſcheſt Kron' und Thron,
Komm wieder, komm von deiner Flucht,
Und mache dir im Land', in unſern Herzen Platz!

Laß deines hellen Glanzes Pracht,
Laß deinen Strahl, der von dem Himmel blitzt,
Die blind entſchlafne Welt erwecken!
Laß deiner Flammen heil'ge Gluth
Manch ausgebranntes Herz entſtecken!*)
Erhebe den entſunknen Muth,
Und lehre, was die Tugend nützt,
Die, wenn die Laſter todt, im Tode lebend macht.

Wir hoffen: wer beſtändig hofft,
Erfährt, wie ihm gewünſchte Hülf' erſcheint.
Die Sonne geht wohl weſtlich nieder,
Wann ſie vollendet ihren Lauf,

---

*) D. h. entzünden.

Doch ſtehet ſie des Morgens wieder
Mit goldbeflammten Strahlen auf.
Wenn nun der Himmel ausgeweint,
Scheint ſein ſaffirnes Blau durch die geklärte Luft.

Sprüche und Sinngedichte.

Rath für Heute.

Fremde Kleider, falſche Haare,
Falſche Treu', verfälſchter Wein,
Glatte Worte, falſcher Schein
Sind anjetzt die beſte Waare.
Wer will ſich bei ſolchen Tagen
Mit der albern' Weisheit plagen?
Such'1) die größten Tummelplätze,
Gieb die Wort' um guten Kauf,
Schneid' von Oſt und Weſten auf,
Darum ſtraft dich kein Geſetze!
Willſt du viel die Wahrheit geigen,
Wird man dir die Feigen zeigen.*)

1) Zeug.

*) Ein in mehreren Sprachen gebräuchlicher ſprichwörtlicher Ausdruck, welcher bedeutet: Die geballte Fauſt drohend aufheben.

Friede ernährt, Unfriede zerſtört.

Friedlich iſt's am beſten leben.
Insgemein verliert nicht viel,
Wer mit Schlägen handeln will;
Was er einfach ausgegeben,
Kommt ihm über Haut und Glieder
Oft mit reichem Wucher wieder.
Doch iſt Friede nur zu führen,
Weil der ſtolze Nachbar will.
Ehr' und Auge leid't nicht viel,
Und iſt ſchwerlich zu kuriren.
Sollſt du für die Ehre ſtreiten,
Thu' es hurtig und bei Zeiten!

Edelmann ohn' Adel.

Wer einen Edelmann ohn' eigne Tugend ſchaut,
Der ſieht ein leeres Haus auf fremden Grund
gebaut.

Mitgift.

Mitgift iſt der Männer Gift,
Die der Weiber Herrſchaft ſtift'.

Schickſal der Reichen.

Was bleibt von Reichen unbekannt?
Hält gleich der Diener reinen Mund,
So ſchreit das Pferd, ſo bellt [1]) der Hund,
Und widerſchallt die ſtumme Wand.

Die größte Thorheit.

Viel lernen, wenig nützen, viel wiſſen, ſich nicht kennen,
Mag man mit gutem Grunde die größte Thorheit nennen.

---

[1]) redt.

Langes Leben.

Lange g'nug hat der gelebt,
Welchen man mit Ruhm begräbt.

Wahrer Tugend Glanz.

Wahrer Tugend heller Glanz kann niemals in Schatten gehen;
Wann der Lebensabend kömmt, ſieht man ſie bei 1) Sternen ſtehen.

---

1) beyn.

Des Menſchen Haupt.

Des Menſchen Haupt iſt aufgericht',
Damit ſein Herz und Angeſicht
Sich ſoll zu Gott und Ehr' erheben,
Und nicht an Gold und Erde kleben.

Adel ohne Tadel.

Wenn Adel ohn' Tadel läßt ſcheinen die Flammen,
So ſtimmen Gemüthe Geblüte zuſammen.

Verſorgung für Jung und Alt.

Dem Alten das Grab, dem Jungen das Weib,
So haben ſie beide verſorget den Leib.

Flug und Zug.

Wie der Vogel eig'nen Flug,
So hat Jeder ſeinen Zug.

Große und kleine Güter.

Große Güter magſt du preiſen,
Dich von einem kleinen ſpeiſen.

Die Bauern.[1])

Wenn die Bau'rn ihr Glücke wüßten,
Würden ſie ſich höher brüſten.
Sie erhalten alle Welt,
Gleich wie ſie das Feld erhält:
Was der Fürſt und Bürger eſſen,
Wird von ihnen zugemeſſen.

---

[1]) Zwei Verſe ſind ausgefallen.

Frauenart.

Kurzer Sinn und lang Gewand
Iſt den Frauen wohlbekannt.

Alter Sitz.

Sitzt du gut, ſo ſitze feſte:
Alter Sitz der iſt der beſte.

Ahnen.

Ahnen, die man rechnen kann,
Und was wir nicht ſelbſt gethan,
Schätz' ich für entlehnten Ruhm,
Nicht für wahres Eigenthum.

Mittelſtraße.

Nicht zu weit auf hohe See, nicht zu nah auch am Geſtade!
Dort kömmt oft von freiem Sturm, hier von blinder Klipp' ein Schade.

Wahres Glück.

Nicht wer viel hat, iſt beglückt,
Sondern, wer es recht geneußt,
Wer ſich auch in Armuth ſchickt
Und den 1) Laſtern ſich entreißt,
Wer für Freund und Vaterland
Freudig braucht Haupt, Haut und Hand.

Geldadel.

Ob dich gleich der Pfennig flieht,
Ändert ſich dein Stamm doch nicht.

---

1) von.

Der Wein.

Wie Vielen hat der Wein das Leben abgeſtohlen!
Es fallen ihrer mehr durch Gläſer, als Piſtolen.

Volle Gläſer, leere Beutel.

Wer ſich[1] zum Ziel den Grund der Gläſer vorgenommen,
Wird leichtlich auf den Grund des leeren Beutels kommen.

---

[1] ihm.

Nach und nach.

Eine Feder auf einmal
Macht zuletzt die Henne kahl.

Nah und fern.

Weit entleg'ne Waſſerfluth
Löſcht dir keine nahe Gluth.

Memento!

Wenn er kaltes Waſſer ſieht,
Schreit der Hund, der ſich verbrüht.

Ein Narr.

Ein Narr iſt genug für's Haus,
Sonſten muß der Klug' hinaus.

Noch Einer.

Ein Narr minder oder mehr
Schadet in der Stadt nicht ſehr.

Nicht zu genau.

Wer auf jede Feder acht',
Nie das Bette fertig macht.

Ohne Umſtände.

Katze, zieh' die Handſchuh' aus,
Sonſten fängſt du keine Maus.

Hausregel.

Kräht die Henn' und ſchweigt der Hahn,
Iſt das Haus gar übel dran.

Schweige!

Laß deinen Mund verſchloſſen ſein,
So ſchluckſt du keine Fliegen ein.

Hoffahrt.

Schande hinter'm Sattel führt,
Wer in Hoffahrt galoppirt.

Drei Dinge.

Nicht ſchlafen und dennoch liegen im Bette,
Vergebens erwarten, was man gern hätte,
Treu dienen und kein Erkenntniß genießen,
Sind Dinge, die einen zum [1]) Sterben verdrießen.

---

[1]) aufs.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Über das Leben und die Schriſten der Freiherren Friedrich von Logau und Hans Aßmann von Abſchatz . XI

Friedrich von Logau.

Sinngedichte.

Erſtes Buch.

Hoffnung 5
Das hochſte Gut 5
Sparſamkeit 6
Das Land in der Stadt 6
Die ſtumme Kunſt 7
Unſre Zeit 7
Adelsfeinde 8
Unſre Welt 8
Der Rhein 9
Stadleute und Dorfleute 9
Weltbeherrſcher 10

Seite
Bittre Liebe 11
Der Geizhals 11
Das Vergangene 11
Das Beſte der Welt 12
Hoffnung und Geduld 12
Unbeſonnene Sorgen 13
Wahrheit im Wein 13
Ewiger Adel 14
Adel 14
Die Natur duldet nichts Leeres 15
Hier und Dort 15
Papieradel 16
Weinfreundſchaft 16
Geld 17
Die beſte Arzenei 17
Wunderwerk 18
Ehrbarkeit vollauf 18
Armuth und Blindheit 19
Der verfochtene Krieg 19
Lebensſatzung 20
Krieg und Wein 21
Wunderwerke 21
Über ſeine Sinngedichte 22
Schlaf und Tod 22
Krieg und Hunger 23
Der Ruchloſen Freudenlied 24
Nicht zu viel 24
Über ſeine Reime 25
le Sünden 25
iedensrecht und Kriegsrecht 26
Durch Mühen, nicht durch Schmeicheln 26

Seite
Vergebene Arbeit 27
Der Kriegshund 28
Blei 30
Anfang und Ende 30
Gewaffneter Friede 31
Willſt du ſein bei Hofe da? Ei, ſo lerne ſprechen Ja! 31
Verkündigungen des Sieges 32
Weiberwort 33
Heuchler 33
Namen ohne Sache 34
Heutige Weltkunſt 35
Augen, Ohren, Mund 36
Der angehende Friede 37
Genießleute des Friedens 37
Fremde Hülfe 38
Adelsfeinde 38
Scherz und Schimpf 39
Die Freundſchaft der Großen 39
Drohungen 40
Leid und Freude 41
Hunde und Schmeichler 41
Weltliebe 42

Sinngedichte.

Zweites Buch.

Das Weib ſchweige 45
Der Tod 45
Friedenskrieg 46
Weltglauben 46

Seite
Glauben 47
Fürſtengeſchenke 47
Das neue Jahr 48
Der Menſchen Unbeſtändigkeit 48
Dichterinnen 49
Weltgunſt 50
Die blühende deutſche Sprache 50
Der Fuchsſchwanz 51
Beute aus dem deutſchen Kriege 51
Der vereinigte Glauben 52
Ein Fürſtenrath 52
Ein unruhig Gemüth 53
Die Liebe 53
Der Mai 54
Die chriſtliche Liebe 54
Sein, und nicht ſcheinen 55
Menſchliche Thorheit 55
Krieg 56
Die Herzenskirche 56
Hofwerkzeug 57
Kluge Weiber 58
Kunſt und Geſchicke 58
Hand und Treue 59
Reime 59
Reich und grob 60
Menſchlicher Wandel 60
Die deutſche Sprache 61
Anna und Maria 61
Verläumder 62
Die Deutſchthümler 62
Sinn und Reim 62

Seite
Reformation 64
Auf Honoratus 65
Ein Geiziger 65
Luſtfreunde 66
Die Welt 66
Der Jenner 67
Der Hornung 67
Der März 68
Der April 68
Der Mai 69
Der Brachmonat 69
Der Heumonat 70
Der Auguſtmonat 70
Der Herbſtmonat 71
Der Weinmonat 71
Der Wintermonat 72
Der Chriſtmonat 72
Die Augen 73
Weltgötter 73
Die Gelegenheit 74
Hinterliſt 74
Verfolgung 75
Verheißungen 75
Der Chriſten Sterndeutung 76

Sinngedichte.

Drittes Buch.

Die jetzige Weltkunſt 79
Wein 79

Seite
Hofdiener . . . 80
Die Saat der Wahrheit . . . 80
Alter Adelſtand . . . 81
Der Sprachgelehrte . . . 81
Keuſchheit . . . 82
Abwechſelung . . . 82
Göttliche Rache . . . 83
Heuchler . . . 83
Menſchliche Thorheit . . . 84
Der Todesſchlaf . . . 84
Männliche Tugend . . . 85
Das Gewiſſen der Mächtigen . . . 85
Der Höllenweg . . . 86
Advokaten . . . 86
Geſetzlinge . . . 87
Die Nothwendigkeit . . . 87
Beten . . . 88
Eitelkeit . . . 88
Das Gold . . . 89
Die Falſchheit . . . 89
Kleider . . . 90
Die deutſche Sprache . . . 90
Türkiſche Herrſchaft . . . 91
Himmel und Hölle . . . 91
Zeiten und Gebräuche . . . 92
Emſigkeit . . . 92
Die Welt ein Buch . . . 93
Von ſeinem Buche . . . 94
Gelehrt . . . 94
Titel . . . 95
Reime . . . 95

Seite
Der Adel 96
Gutes 96
Bewegung der Erdkugel 96
Einbildung 97
Das begrabene Deutſchland 97
Das beſte Band zwiſchen Oberen und Unteren . . 98
Verheißungen und Leiſtungen 99
Menſchenſinnen 99
Sterben 100
Der Tod 100
Menſchliche Geſchäfte 101
Die Wahrheit 101
Das Hofleben 102
Freundſchaft 106
Beichten 106
Meine Herren 107
Eine unglückliche Ehe 108
Witz 108
Drei Fakultäten 109
Trachten 109
Hofmahler 110
An den Leſer 110

Hans Aßmann von Abſchatz.

Geiſtliche und weltliche Lieder.

Seite
Morgenandacht 115
Zeit und Ewigkeit 119
Träufelt, ihr Himmel, von oben! 122
Meine Liebe iſt gekreuzigt 126
Oſtergedanken 128
Freudenlied der ausziehenden Seele 130
Triumphlied der ausziehenden Seele 134
Hoffnung 138
Keine Hoffnung 139
Flüchtigkeit und Eitelkeit des Lebens 140
Lied der Freude 141
Schweigen 143
Beſchwer über den Bart 144
Lob des Bartes 145
Deutſcher Ehrenpreis 148
Aufmunterung an die Deutſchen 151
Liebe! 153
Liebe nicht! 156
Ach! 157
An ihre Augen 158
Die Kußſcheue 159
Die ſchwarzen Augen 161
Die blauen Augen 163
Ihre Augen 166
Sehnſucht 167
Liebestod 168
Beſtändigkeit 169

Seite
Macht der Liebe. (Aus der Überſetzung des Pastor fido.) 171
Die goldene Zeit. (Aus der Überſetzung des Pastor fido.) 173

Sprüche und Sinngedichte.

Rath für Heute 181
Friede ernährt, Unfriede zerſtört 182
Edelmann ohn' Adel 183
Mitgift 183
Schickſal der Reichen 184
Die größte Thorheit 184
Langes Leben 185
Wahrer Tugend Glanz 185
Des Menſchen Haupt 186
Adel ohne Tadel 186
Verſorgung für Jung und Alt 187
Flug und Zug 187
Große und kleine Güter 188
Die Bauern 188
Frauenart 189
Alter Sitz 189
Ahnen 190
Mittelſtraße 190
Wahres Glück 191
Geldadel 191
Der Wein 192
Volle Gläſer, leere Beutel 192
Nach und nach 193

Seite
Nah und fern 193
Memento! 193
Ein Narr 194
Noch Einer 194
Nicht zu genau 194
Ohne Umſtände 195
Hausregel 195
Schweige! 195
Hoffahrt 196
Drei Dinge 196

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

VII.

Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas Tſcherning, Ernſt Chriſtoph Homburg und Paul Gerhard.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

VII.

Auserleſene Gedichte von Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas Tſcherning, Ernſt Chriſtoph Homburg und Paul Gerhard.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1825.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auserleſene

Gedichte

von

Julius Wilhelm Zinckgref, Andreas
Tſcherning, Ernſt Chriſtoph Homburg
und Paul Gerhard.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1825.

Vorrede.

Die Titel der Bücher, aus denen wir unſre Gedichte von Zinckgref, Tſcherning und Homburg entnommen haben, werden in den Lebensbeſchreibungen derſelben angeführt werden. Das geiſtliche Lied des letzten: Jeſu meines Lebens Leben, verdanken wir jedoch nicht der von ihm ſelbſt herausgegebenen Sammlung, Naumburg 1658 und Jena 1659, welcher wir vergebens nachgeſpürt haben, ſondern mehreren Geſangbüchern des ſiebzehnten Jahrhunderts, deren übereinſtimmender Text keinen Argwohn einer anmaßlichen Verbeſſerung gegeben hat.

Solche Geſangbücher, und vornämlich das von Peter Sohren zu Frankfurt am Main herausgegebene von 1668, haben uns auch in der Kritik des ſehr früh zwiſchen mancherlei Varianten ſchwankenden Textes der Gerhard'ſchen Lieder beigeſtanden. Leider gingen uns aber die älteſten Drucke derſelben ab, der Berliner von 1666, der zu Frankfurt an der Oder ausgegebene von demſelben Jahre, und andre mehr. Einer Anthologie mag das nachgeſehen werden. Aber eine vollſtändige Ausgabe der Gerhard'ſchen Lieder, wie wir deren in neueſter Zeit eine erhalten haben, ſollte ſich nicht ſo ganz ausſchließlich auf die Feuſtking'ſche Recenſion ſtützen.

Daß unſere Auswahl aus einem der vortrefflichſten geiſtlichen Liederdichter unſrer Sprache kaum ein Sechstel deſſen gegeben hat, was wir von ihm beſitzen, iſt kein Mißverhältniß in der Ordnung unſrer Bibliothek, welche weder Opitz, noch Flemming, noch irgend einen andern Koryphäen der Poeſie des ſiebzehnten Jahrhunderts beſſer berückſichtigt hat. Auch darf unſere Sammlung dem geiſtlichen Liede, als einer einzelnen in jenem Jahrhundert beſonders viel angeſchlagenen Seite der Lyra, unmöglich ſo viel Raum gönnen, als derjenige Leſer, welcher durch Gerhards Lieder erbaut ſein möchte, verlangen könnte. Dazu kömmt, daß der andächtige Leſer ein geiſtliches Lied ganz anders lieſt, als der äſthetiſche Leſer; und da unſere Bibliothek kein Erbauungsbuch werden kann, ſo hat ſie Bedenken getragen, einige der berühmteſten Gerhard'ſchen Lieder in ſich aufzunehmen, Anſtoß findend an dieſer und jener treuherzigen Derbheit, welche der gute Sänger, der mit ſeinem Gott und Heilande gleichſam auf dem vertrauteſten Fuße lebt, und daher auch mit dem Höchſten zuweilen umgeht, als gehöre es zu ſeinem Nächſten, ſich erlaubt hat und ſich erlauben durfte. Aber freilich iſt dieſe charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit deſſelben, durch die Zeit, welche die Sprache überhaupt veredelt und verfeinert hat, noch hervorgehoben, in manchen Stellen ſeiner Lieder ſelbſt für die Erbauung ſtörend. Daher haben denn auch unſre modernen Geſangbücher dem alten ſchlichten Gerhard gar arg mitgeſpielt. Wir aber haben Scheu getragen, Hand anzulegen an ſolche Züge, die nicht etwa formell ſind, ſondern tief aus dem Gemüthe und Geiſte des Sängers hervorgehen, ſo daß wir lieber ein ganzes Lied aufgegeben, als einen ſolchen Zug zu vertilgen unternommen haben. Aus dieſem Grunde fehlen in unſrer Sammlung z. B. das Lied: O Haupt voll Blut und Wunden, die Weihnachtsgeſänge, deren frommes Spiel um die Krippe jetzt faſt wie Getändel klingt, und das bekannte: Nun ruhen alle Wälder, welches in einen ähnlichen Ton übergeht.

Im nächſten Bande unſrer Bibliothek gedenken wir Klai, Harsdörfer und Riſt zu liefern.

Deſſau, den 27ſten Febr. 1825.

Über das Leben und die Schriften Julius Wilhelm Zinckgref's, Andreas Tſcherning's, Ernſt Chriſtoph Homburg's und Paul Gerhard's.

Julius Wilhelm Zinckgref[*]) ward am 8ten Junius 1591 zu Heidelberg geboren, wo er auch ſeine Schuljahre und ſeine akademiſche Laufbahn vollendete. Sein Vater, ein angeſehener und zu ſeiner Zeit berühmter Rechtsgelehrter, ſtand als Rath in kurpfälziſchen Dienſten und leitete die juriſtiſchen Studien ſeines Sohnes, welcher namentlich den großen Gotofredus zu hören Gelegenheit hatte, deſſen zweiter Aufenthalt zu Heidelberg in die akademiſchen Jahre des jungen Zinckgref fällt. Aber mit nicht ſchwächerem Eifer ging dieſer auch dem Unterricht des Janus Gruter nach, und legte durch denſelben einen tüchtigen Grund in ſeiner klaſſiſchen Bildung. Nach dem

---

[*]) Auch Zinkgref und Zincgref. Nicht Zinkgräf.

Tode ſeines Vaters im Jahre 1610, welcher mit der Vollendung ſeines akademiſchen Kurſus ungefähr zuſammenfällt, bereitete ſich Zinckgref zu einer Reiſe vor, die er im folgenden Jahre antrat, vornämlich in der Abſicht, ſeine gelehrten Kenntniſſe durch die Beſuche fremder Univerſitäten und Bibliotheken und durch die Bekanntſchaften mit den berühmteſten Häuptern der Wiſſenſchaft und Kunſt zu vermehren, und das, was er gelernt hatte, an dem Leben zu prüfen. Seine Reiſe dauerte fünf Jahre und erſtreckte ſich über einen großen Theil Deutſchlands, die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Nach ſeiner Heimkehr empfing er in Heidelberg die juriſtiſche Doktorwürde und lebte bei ſeiner Mutter ohne öffentliches Geſchäft bis zu deren Tode im Jahre 1619.

Die Stürme des Krieges trieben ihn um dieſe Zeit aus ſeiner Vaterſtadt. Er wählte Heilbronn zu ſeinem Zufluchtsorte, kehrte aber, ſobald die Umſtände es erlaubten, nach Heidelberg zurück, und wurde nun als Generalauditor bei der dortigen Beſatzung angeſtellt. In dieſem Poſten blieb er bis zum Jahre 1622, wo Heidelberg von den Baiern erobert und geplündert wurde. Auch Zinckgref verlor durch dieſen Schlag faſt Alles, was er beſeſſen hatte, und flüchtete zuerſt nach Frankfurt am Main und von da weiter nach Straßburg, wo er das Glück fand, als Reiſeſekretär und Dolmetſcher in die Dienſte des franzöſiſchen Geſandten Mareſcot aufgenommen zu werden. Mit dieſem machte er mehrere Reiſen an verſchiedene deutſche Höfe, und, wie es ſcheint, fühlte er ſich nicht unzufrieden in ſeinem neuen Verhältniß. Aber eine Krankheit, die ihn in Stuttgart überfiel und daſelbſt feſthielt, nöthigte ihn daraus zu ſcheiden. Nach der Herſtellung ſeiner Geſundheit begab er ſich wieder nach Straßburg und von da nach Worms. Hier verheirathete er ſich im Jahre 1626 mit einer jungen Wittwe, der Tochter eines heſſiſchen Kommiſſarius zu St. Goar. Er bekleidete in der Folge, als die Unruhen in dem weſtlichen Deutſchland ſich ein wenig beizulegen anfingen, einen Gerichtsposten in Kreuznach und einen zweiten in Alzei, aber nachdem die Schlacht bei Nördlingen den Krieg wieder in die Pfalz ſpielte, flüchtete er zu ſeinem Schwiegervater nach St. Goar. Hier an den reizenden Ufern des Rheins lebte er mit den Seinigen in abgeſchiedener Ruhe bis zum 1. November 1635, wo ihn die Peſt in der Blüthe ſeiner männlichen Jahre dahinraffte. Während ſeiner Krankheit ſchrieb er ſich folgende charakteriſtiſche Grabſchrift:

Multa vidi, adversam, secundam fortunam, illam saepius, et ceu in febri inter duos dies malos unum bonum expertus. Historias legi, populos vidi, nunc cum Heraclito flens, nunc cum Democrito ridens. Aspiravi ad aliquid; omnia vana. Scivi aliquid; omnia nihil. Aliquid in hoc mundo fui, immo nihil. Ad omnia aliquid, unum necessarium, unum constans. Discite, posteri, quaecunque anhelatis, nihil esse quam ventrem et carnem, quae vos urgent. Anima homo est; hanc curate; ad aeterna exsurgite, ad infinita. Non me lugete; mihi bene est; ego gaudeo.

Quid est aliquis? Quid est nullus? Umbra hominum, homo.

Zinckgref war ein tüchtiger deutſcher Charakter, geprüft und geſtählt durch ein wechſelvolles und ſtürmiſches Leben und aufrecht gehalten durch die Güter und Schätze, welche kein Feind dem Flüchtigen rauben kann. Sein vielſeitig gebildeter und durch reiche Erfahrung gediegener Geiſt hat uns mehrere Früchte ſeiner Thätigkeit hinterlaſſen. Die Apophthegmata oder ſcharfſinnigen klugen Sprüche der Deutſchen ſind unter ſeinen Werken das berühmteſte, eine unſchätzbare Sammlung für Sprache und Sittengeſchichte, gegen welche alle moderne Anekdotenbücher leere Spreu ſind. Die Emblematorum Ethico-Politicorum Centuria*) lieferte uns einige Sittenſprüche, iſt aber übrigens, dem Hauptgehalte nach, zu Zinckgref's lateiniſchen Schriften zu rechnen**).

Was wir von Zinckgref's deutſchen Gedichten beſitzen, beſchränkt ſich, außer jenen kleinen Zugaben in dem lateiniſchen Buche, auf die Stücke, welche in dem Anhange der erſten Ausgabe von Opitzens Gedichten unter ſeinem Namen abgedruckt ſind. Dieſe von Zinckgref beſorgte ſehr ſeltene Ausgabe führt den Titel:

---

*) Editio ultima auctior et emendatior. Heidelb. 1666. 4. Die erſte Ausgabe erſchien zu Frankfurt a. M. 1623. 4. und die neueſte hat G. Greflinger beſorgt, Heidelberg 1681. 4.

**) Lateiniſche Gedichte von Zinckgref in Weidners Triga poetica.

Martini Opicii Teutſche Poemata und Ariſtarchus ꝛc. Sampt einem anhang Mehr auſerleßener geticht anderer teutſcher Poeten, Dergleichen in dieſer Sprach hiebevor nicht außkommen. Straßburg in Verlegung Eberhard Zetzners. Anno 1624. 4. *)

Zinckgref's Muſe neigt ſich dem Tone des alten Volksliedes und der kräftigen Gedrungenheit der Weckherlin'ſchen Sprache viel näher, als der neuen Poeterei, deren Vater, ſeinen Opitz, er mehr bewunderte und anſtaunte, als ihm nachzutreten wagte. Beſonders fühlbar iſt ſein Abſtand von der ſchleſiſchen Schule in der proſodiſchen Form ſeiner Gedichte. Sein Soldatenlob nach dem Tyrtäus **), welches im Jahre 1632 — oder 1628? — auch einzeln zu Frankfurt am Main gedruckt erſchienen iſt, verdient in ſeiner feurigen Kraft und nervigen Gediegenheit den beſten Weckherlin'ſchen Alexandrinern an die Seite geſtellt zu werden ***).

---

*) Zinckgref hatte durch die Herausgabe der Gedichte ſeines Freundes dieſem, welcher zu lange zu zögern ſchien, ſeinen Ruhm durch die Welt zu verbreiten, einen Liebesdienſt zu erweiſen gedacht. Opitz aber war unzufrieden mit der übereilten Ausführung des Werkes und fühlte ſich dadurch veranlaßt, im folgenden Jahre ſelbſt eine Sammlung ſeiner Gedichte zu liefern.

**) Ermahnung zur Tapferkeit.

***) Vergleiche über Zinckgref: Eſchenburg im dritten Theile von Zachariä's Auserleſenen Stücken.

Andreas Tſcherning hat eine Geburtsſtadt mit ſeinem Meiſter, dem Vater Opitz, das ſchleſiſche Bunzlau an dem Bober. Hier wurde er am 18ten November 1611, alſo vierzehn Jahre ſpäter, als Opitz, geboren. Sein Vater, ein wohl angeſehener, aber nicht reicher Bürger dieſer Stadt, ſorgte nach ſeinen Kräften für die Erziehung des wißbegierigen Knaben und ließ ihn die Schule beſuchen, in welcher auch Opitz den erſten gelehrten Unterricht empfangen hatte. Aber die Unruhen des Krieges, und namentlich die Verfolgungen, denen die Jugend des Landes damals von den papiſtiſchen und kaiſerlichen Bekehrern *) ausgeſetzt war, bewogen ihn, ein ſo eifriger Lutheraner war er ſchon als Schüler, Bunzlau zu verlaſſen und in der Fremde einen ſichern Zufluchtsort für ſeinen Glauben zu ſuchen. Aber ſeine Eltern waren nicht im Stande, ihn reiſen zu laſſen, und er mußte daher, ſeinem guten Glücke vertrauend, auswandern und ſeinen Unterhalt durch eigene Mittel zu gewinnen ſuchen. So lebte er, lehrend und lernend, einige Zeit in Görlitz, bis ſeine Eltern, nach beſeitigter Gefahr, ihn wieder zu ſich riefen. Aber ſeine eifrige Liebe zu den Wiſſenſchaften fand jetzt nicht mehr ausreichende Nahrung in Bunzlau, und er ging, um ſich durch humaniſtiſche Studien zur Akademie vorzubereiten, noch auf ein

Dieſen Aufſatz haben die meiſten, welche ſpäter über Zinckgref geſprochen haben, z. B. Jördens, faſt wörtlich abgeſchrieben, auch ein Paar Druckfehler nicht abgerechnet.

*) Tſcherning nennt ſie die Seligmacher.

Paar Jahre nach Breslau, wo er ſo gute Aufnahme und ſo reichliche Unterſtützung fand, daß er eine zweite Vaterſtadt gewonnen zu haben meinte. Erſt im Jahre 1635 bezog er eine Univerſität, und ſeine Wahl war auf Roſtock gefallen, ſowohl wegen des gelehrten Rufes dieſer Anſtalt, als wegen ihrer von dem Schauplatze des Krieges entfernten Lage.

Schon auf Schulen hatte Tſcherning, begeiſtert von den Werken ſeines berühmten Landsmannes, ſich in Nachahmung des neuen poetiſchen Styles verſucht, welcher von jenem über Schleſien und Deutſchland ausgegangen war; und Opitz hatte die ihm mitgetheilten Proben ſeines jungen Verehrers mit patriotiſcher Nachſicht aufgenommen. Als daher Tſcherning nach Roſtock abging, gab ihm Opitz ein Empfehlungsſchreiben an den dortigen Profeſſor Peter Lauremberg, welches ihm in dieſem wichtigen Manne einen eifrigen Gönner und Freund verſchaffte, der auch auf ſeine poetiſchen Studien einen fördernden Einfluß übte. Tſcherning benutzte das gelehrte Roſtock mit allen ſeinen Kräften und vielleicht über dieſelben hinaus. Unter anderm lernte er hier auch Arabiſch und wandte dieſe neue Erweiterung ſeiner Sprachkenntniſſe bald darauf zu einer Ueberſetzung der Sprüche des Ali an *). Aber ſeine Vermögensumſtände zwangen ihn, trotz aller Anſtrengung

---

*) Centuria Proverbiorum Alis, Imperatoris Muslimici, distichis latino-germanicis expressa ab A. Tscherningio, cum notis brevioribus, gedruckt als Anhang zu dem Frühling deutſcher Gedichte.

und Entſagung, Roſtock ſchon im Jahre 1637 wieder zu verlaſſen und nach Bunzlau zurückzukehren, wo indeſſen die alten Religionsbedrückungen ihm keine lange Raſt erlaubten. Er begab ſich wieder nach Breslau, und ſeine zweite Vaterſtadt, wie er es ſchon früher zu nennen pflegte, entſprach auch dieſes Mal den Hoffnungen, mit denen er ſie betreten hatte. Er wurde als Hauslehrer von den vornehmſten Familien geſucht, und der kaiſerliche Rath Matthäus Apelles von Löwenſtern nahm ſich ſeiner wie ein Vater an, damit ihm in der zweiten Vaterſtadt auch kein zweiter Vater fehlte *). Aber der Durſt nach den Quellen der Wiſſenſchaft, von denen er hinweggeriſſen worden war, gönnte ihm in Breslau keine Ruhe, und es gelang ihm nach mehrern fehlgeſchlagenen Verſuchen, endlich durch die gemeinſchaftliche Beiſteuer ſeiner Gönner in den Stand zu kommen, nach Roſtock zur Vollendung ſeiner akademiſchen Studien zurückzukehren.

Dieſer Schritt hatte das Schickſal ſeines Lebens entſchieden. Im Jahre 1644, nicht lange nach ſeiner Ankunft in Roſtock, erhielt er die Magiſterwürde und noch in demſelben Jahre, nach Laurembergs Tode, den ordentlichen Lehrſtuhl der Dichtkunſt. So hatte er das Ziel ſeines Lebens erreicht, und ſein Lieblingsſtudium war zu ſeinem Berufe geworden. Er ſtand ſeinem Lehramte funfzehn Jahre mit gro-

---

*) Auch als geiſtlicher Liederdichter bekannt. S. Wetzels Liederhiſtorie. Th. II. S. 84.

ſem Eifer und allgemeinem Beifall vor und ſtarb an einer Krankheit in der Bruſt, welche ihn drei Jahre lang gequält hatte und zuletzt in eine Geſchwulſt übergegangen war, die ihn aller Bewegung unfähig machte, den 27. September 1659.

In dem Jahre ſeiner Anſtellung in Roſtock hatte ſich Tſcherning mit einer Wittwe aus Lübeck verheirathet und hinterließ aus dieſer Ehe einen Sohn und eine Tochter.

Tſcherning gehört zu den treueſten Nachahmern des opitziſchen Styles der Poeterei; und als ein ſolcher iſt er von ſeinen Zeitgenoſſen oft überſchätzt worden. Man möchte bezweifeln, ob er ohne Opitz und Bunzlau zum Dichter geworden wäre. Seine Sprache iſt korrekt, ſein Vers gut gemeſſen und oft wohlklingend, ſeine Gedanken und Bilder reiflich erwogen und ohne Auswuchs: aber einen Ton eigenthümlicher Begeiſterung hören wir ſelten aus ſeinen Gedichten herausklingen. In einigen ſeiner früheſten Stücke ſpricht uns eine gewiſſe treuherzige Wärme natürlich an; in der Folge unterlag ſeine Muſe dem Zwange der gelehrten Gelegenheitspoeſie. Die beiden Sammlungen ſeiner Gedichte führen folgende Titel:

Andreas Tſchernings Deutſcher Getichte Früling Auffs neue überſehen und verbeſſert. Nachgedruckt In Roſtock durch Johann Micheln, In Verlegung Joachim Wilden. 8. s. a. *)

---

*) Dieſer Ausgabe habe ich mich bedient. Früher erſchien

Vortrab des Sommers Deutſcher Getichte von Andreas Tſcherningen, ausgeſendet und verlegt in Roſtock. Gedruckt durch ſehl. Nicolaus Keyln, Acad. Buchd. Erb. 1655. 8. *)

Auch Tſcherning's gelehrte Arbeiten zeugen mehr von dem Umfange ſeiner Kenntniſſe und dem Fleiße ſeiner Studien, als von entſchiedener Eigenthümlichkeit des Geiſtes. Jedoch verdienen ſeine Bemühungen um die Verbeſſerung des grammatiſchen und proſodiſchen Lehrgebäudes der deutſchen Sprache dankbare Anerkennung. Er bauete auch hier auf Opitzens Grundſteinen weiter fort **).

---

dieſelbe Sammlung zu Breslau 1642 und 1649. Die roſtocker Ausgabe wird faſt nirgends angeführt.

*) Enthält faſt lauter Gelegenheitsgedichte, die auch in einzelnen fliegenden Blättern vorgefunden werden. Zu unſrer Auswahl hat dieſe zweite Sammlung nur Weniges geliefert.

**) Eine Sammlung kleiner gelehrter Gelegenheitsſchriften von Tſcherning iſt unter dem Titel: Semi-Centuria Schediasmatum. Rost. 1643. 8. erſchienen. Sein grammatiſch-proſodiſches Werkchen heißt: Unvorgreifliches Bedenken über etliche Mißbräuche in der deutſchen Schreib- und Sprach-Kunſt, inſonderheit der edeln Poeterey; wie auch kurzer Entwurf oder Abriß einer deutſchen Schatzkammer ꝛc. Lübeck 1659. 12.

Noch finden wir unter Tſchernings Namen citirt: ein Schauſpiel Judith, eine Rede für Deutſchland, Promulsio Programmatum Academicorum und eine lateiniſche Ueberſetzung des Anakreon.

Vergleiche über Tſcherning, Eſchenburg a. a. O. und Jördens Lexikon, wo ſich die älteſten Quellen nachgewie-

Von Ernſt Chriſtoph Homburg's Lebensumſtänden wiſſen wir nicht mehr zu berichten, als daß er im Jahre 1605 zu Mühla bei Eiſenach geboren wurde, Gerichtsaktuarius und Rechtskonſulent in Naumburg war, und den 2ten Junius 1681 ebendaſelbſt ſtarb.

Er galt unter ſeinen Zeitgenoſſen für einen Dichter des erſten Ranges und war Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft, in welcher er der Keuſche hieß, und des Schwanenordens, welcher ihn Daphnis nannte.

Seine poetiſchen Arbeiten ſind folgende:

Schimpf- und ernſthafte Clio ꝛc. 1638. s. l. 8. Wiederholt, Jena 1642. 8. Die erſte Ausgabe unter dem Namen Erasmus Chrysophilus Homburgensis. Die Sammlung beſteht aus zwei Theilen, deren erſter faſt lauter lyriſche Gedichte enthält; den zweiten füllen Epigramme. In beiden Abtheilungen begegnen uns ſehr viele Nachbildungen und Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen und Holländiſchen.

Von ſeinen angeblich im Jahre 1658 zu Naumburg und 1659 zu Jena herausgegebenen Geiſtlichen Liedern haben wir nicht einmal den genauen Titel auftreiben können. Die Sammlung ſoll aus 148 Liedern in zwei Theilen beſtehen, mit Melodien von Werner Fabricius und Paul Becker.

ſen finden. Die wichtigſte iſt der von dem Dichter ſelbſt verfaßte Abriß ſeines Lebens und Wirkens in Dorſchäus akademiſchem Programm zur Gedächtnißfeier deſſelben, welches in der [illegible]ten Dekas von Witte's Memor. Philos. wieder abgedruckt iſt.

Ferner wird unter ſeinem Namen citirt eine Tragikomödie von der verliebten Schäferin Dulcimunda. Jena 1643. 8. Ebend. 1645. 8. und eine Ueberſetzung des Selbſtſtreites des holländiſchen Dichters Cats. Nürnberg 1647. 8. *)

Homburg war durch die Holländer und Franzoſen, deren Witz und Artigkeit ihn ungemein anzogen, von dem Pfade der Nachahmung des opitziſchen Styles abgeführt worden, und wohl nicht zu ſeinem Nachtheil. Denn ſeine Natur neigt ſich zu jener heitern Leichtigkeit hin, und eine ſtrenge Beſchränkung auf die opitziſche Norm und Form würde ſein eigenthümliches Talent ganz unterdrückt haben. Freilich haben die Holländer und Franzoſen ihn auch in manche fade und leere Tändelei hineingelockt, aber wo er ſich ſo frei als möglich von irgend einem fremden Einfluſſe vernehmen läßt, da tönt ſein Lied in anmuthiger Lebendigkeit und heiterer Einfalt recht erfreulich in unſer Ohr, und die Leichtigkeit und der Wohlklang ſeiner Verſe erhöhen dieſen natürlichen Reiz ſeiner Poeſie. Schade nur, daß eben dieſe Leichtigkeit, den Vers und Reim zu behandeln, ihn oft verführt, ſich gar zu bequem gehen zu laſſen.

Paul Gerhard **) wurde im Jahre 1606 oder 1607 zu Gräfenhaynichen, einem kleinen Haide-

---

*) Vergleiche über Homburg: Neumeisteri Diss. hist. crit. de Poet. Germ. und Jördens.

**) Man ſchreibt auch Gerhardt. Der Taufname ſtädtchen des ſächſiſchen Kurkreiſes, geboren. Von ſeiner Erziehung und ſeinem akademiſchen Leben iſt uns nichts berichtet worden, und erſt im Jahre 1651 finden wir ihn auf geſchichtlichem Grund und Boden als Probſt zu Mittenwalde in der Mittelmark Brandenburg wieder. Von da wurde er im Jahr 1657 zum Diakonus an der St. Nikolaikirche nach Berlin berufen und predigte auf dieſer Kanzel faſt zehn Jahre lang mit dem größten Beifalle der Hohen und Niedern *). Auch war er ſchon damals durch ſeine herrlichen geiſtlichen Lieder weit und breit bekannt geworden, deren erſte Sammlung im Jahre 1666 zu Berlin erſchien. Sie lebten nicht allein in dem Kirchengeſange der lutheriſchen Gemeinden, ſondern auch zu häuslicher Erbauung wurden ſie in frommen Familien geleſen und geſungen, und man erzählt, daß mehrere fromme Seelen aus andern Religionsparteien ſich zur lutheriſchen Kirche hingezogen fühlten, bloß um Gerhards rührende Lieder mitzuſingen **).

Peter, den ich in Sohrens Geſangbuche einigemal gefunden habe, iſt wahrſcheinlich eine falſche Ausdehnung des abkürzenden P.

*) Schon als Gerhard in Mittenwalde angeſtellt wurde, empfahl das brandenburgiſche Miniſterium ihn dem dortigen Magiſtrat als — eine Perſon, deren Fleiß und Erudition bekannt, die eines guten Geiſtes und ungefälſchter Lehre, dabei auch eines ehrlichen, friedliebenden Gemüthes und chriſtlich untadelhaften Lebens ſei ꝛc. S. Küſters altes und neues Berlin.

**) S. Horn's Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen. B. 1. S. 326.

Und das darf uns nicht in Verwunderung ſetzen, da wir ja aus der neueſten Zeit ein ähnliches Beiſpiel von der Gewalt dieſer Geſänge haben. Winckelmann nämlich ließ ſich um des einen Liedes willen: Ich ſinge dir mit Herz und Mund, ein proteſtantiſches Geſangbuch nach Rom ſchicken, um ſich an demſelben zu erbauen. So rührend und ſehnlich war dieſes Lied aus dem Lande ſeiner Kindheit in ſeiner Seele mit nach Italien hinübergeklungen.

Gerhard war ein eifriger Lutheraner und, als ein ſolcher, im Geiſte ſeiner Zeit, ein Gegner der Reformirten. Unſer Zeitgeiſt nennt das freilich Unduldſamkeit: aber wie würde Gerhard wohl die Duldſamkeit nennen, welche es duldet, daß Kabinetsbefehle Glaubensverſchiedenheiten und kirchliche Gebräuche ordnen?

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg, der reformirten Kirche angehörend, aber Herr eines Landes, in welchem etwa funfzehntauſend Bekenner ſeines Glaubens neben Millionen Lutheranern lebten, ließ es ſich damals ſehr angelegen ſeyn, die Zwiſtigkeiten zwiſchen den beiden Parteien zu ſchlichten, oder doch wenigſtens ihre gegenſeitigen Anfeindungen und Bekämpfungen von den Kanzeln zu verbannen. Das eigentliche Ziel ſeiner Beſtrebungen lag wohl weiter, und er ſuchte ſich ihm mit der löblichſten Mäßigung und Schonung für beide Glaubensparteien zu nähern, ohne es jemals aus den Augen zu verlieren; und nicht er allein, ſondern mehrere andere deutſche Fürſten, Staatsmänner und

Theologen arbeiteten gleichzeitig an der Vereinigung der Proteſtanten zu Einer Kirche. Bekanntlich hatte der große Kurfürſt den Reformirten durch den weſtphäliſchen Frieden gleiche Rechte mit den Lutheranern verſchafft: aber damit war der innere Krieg in ſeinem Lande nicht geſchlichtet, und die Lutheraner behaupteten von den Kanzeln herunter eifriger als je die ausſchließliche Wahrheit ihrer Lehre und widerlegten die Kalviniſten als Ketzer. Kurz nachdem der große Kurfürſt die Verordnungen in Bezug des Kanzelfriedens wiederholt geſchärft hatte, trat Gerhard als Sprecher gegen die Reformirten auf; wie und über welchen beſtimmten Punkt, darüber ſind wir nicht unterrichtet; aber was er auch geſprochen haben mag, ſo ſprach er nicht aus weltlicher Leidenſchaft, ſondern aus geiſtlicher Ueberzeugung, nicht aus äußerer Veranlaſſung, ſondern aus innerem Pflichtgefühl; denn der Gehorſam gegen Gott ſtand ihm über dem Gehorſam gegen den Fürſten. Wer einen überzeugenden Beweis für dieſe Behauptung fordert, der leſe Gerhard's Lied: Iſt Gott für mich, ſo trete gleich Alles wider mich, welches er um dieſe Zeit niederſchrieb. Aber das Verfahren des Kurfürſten gegen ihn, welches von einigen Lebensbeſchreibern unſres Dichters als ein ungerechtes, leidenſchaftliches und übereiltes dargeſtellt worden iſt, kann von dem veränderten Standpunkte aus eben ſo genügend vertheidigt werden. Er ließ nämlich den Prediger, welcher ſeine Befehle übertreten hatte, als einen Störer des Religionsfriedens, ſeiner Stelle entſetzen, nachdem dieſer ſich ſelbſt bereit erklärt hatte, ſie zu verlaſſen. Das war in der Ordnung. Zwar ſpricht Gerhard in dem angeführten und einigen andern Liedern von Feinden und Ohrenbläſern, die ihn bei den Fürſten verſchrieen und verleumdet hätten, und von dem Zorn dieſer Fürſten: aber der Beſtrafte ſieht oft Mißgunſt und Haß, wo der Strafende nur dem Geſetze dient, und daß der große Kurfürſt keinen perſönlichen Widerwillen gegen den großen Sänger fühlte, auch nachdem dieſer Berlin verlaſſen hatte, geht daraus hervor, daß er deſſen geiſtliche Lieder ſehr hoch hielt und namentlich das eine: **Befiehl du deine Wege**, viel im Munde und immer im Herzen trug. *)

---

*) Eine treue Erzählung der Geſchichte von Gerhards Entfernung aus Berlin nach urkundlichen Quellen giebt die Neue Berliniſche Monatsſchrift, 1809 Sept. Daraus geht Folgendes hervor: Gerhard wurde nicht aus Berlin verbannt, ſondern gab ſeine Stelle freiwillig auf oder ließ ſich doch wenigſtens derſelben entſetzen, ohne durch Nachgiebigkeit den Kurfürſten, der ihm ſehr wohl wollte, zu verſöhnen. Die Entlaſſung war ihm am 16ten Februar 1666 wegen ſeiner Kanzelpolemik gegen die Reformirten angekündigt worden. Aber da Gerhard als ein frommer und treuer Diener des Herrn allgemein geehrt und geliebt war, und auch gegen die Reformirten nie die chriſtliche Mäßigung überſchritten hatte, ſo legten die Stadt Berlin und ſogar die Stände der Mark Fürbitten zu ſeinen Gunſten bei dem Kurfürſten ein, und dieſer ſetzte ihn durch ein Reſkript vom 19ten Januar wieder in ſein Amt ein und diſpenſirte ihn auch von der Unterſchrift eines Reverſes, die Reformirten nicht weiter zu beſtreiten, den er nicht hatte ausſtellen wollen, mit der Mahnung, daß er ſich, den Befehlen gemäß, ſeiner bekannten Moderation in Reli-

Die Geſchichte von Gerhards Entfernung aus Berlin iſt von einigen ſeiner Lebensbeſchreiber zu einer ſchönen Sage ausgebildet worden, von welcher es zu bedauern, daß ihr die Wahrheit abgeht. In dieſer Sage wandert unſer Sänger als ein flüchtiger Verbannter mit den Seinigen aus Berlin, ohne zu wiſſen, wo und wann er ſein Unterkommen finden werde. So wandte er ſich nach Kurſachſen, ſeinem Vaterlande, und unterwegs übernachtete die arme Familie in den Gaſthöfen kleiner Städte und Dörfer. Da ſaß einſtmals Gerhards Gattin, in Thränen verſenkt, und bejammerte ihr und der Ihrigen hartes Geſchick. Ihr Mann ſuchte ſie aufzurichten, aber ſeine Tröſtungen wollten nichts fruchten. Gerhard fuhr fort ihr männlich zuzureden und erinnerte ſie unter anderm an die Worte des ſiebenunddreißigſten Pſalms: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen. Selbſt gerührt von Davids herrlichem Spruche, ging er darauf hinaus, ſetzte ſich im Garten des Wirthshauſes auf eine Bank und dichtete ſein ſchönes Troſtlied: Befiehl du deine Wege. Als das Lied fertig war, kam Gerhard in die Gaſtſtube zurück und las es ſeiner bekümmerten Gattin vor. Es verfehlte

---

gionsſachen befleißigen ſollte. Allein Gerhard glaubte auch dies nicht eingehen zu dürfen, ohne, wie er ſich ſelbſt in einem Briefe an den Kurfürſten ausdrückt — Gottes Zorn auf ſich zu laden. Er verließ daher freiwillig Berlin und begab ſich nach Sachſen. Vgl. Friedrich Wilhelm der Große von Franz Horn. Berlin 1814.

auch ſeine Wirkung nicht, und ſie wurde augenblicklich ruhiger. Am ſpäten Abend traten zwei Fremde in die Gaſtſtube, ließen ſich mit dem unbekannten Reiſenden in ein Geſpräch ein, und erwähnten unter anderm, daß ſie von Merſeburg kämen und nach Berlin reiſen wollten. Sie wären, ſagten ſie, von ihrem Herrn, dem Herzoge Chriſtian von Sachſen-Merſeburg, geſandt, in Berlin einen abgeſetzten Prediger, Namens Gerhard, aufzuſuchen. Bei dieſen Worten horchte Gerhards Gattin hoch auf und ahnete in ihrer weiblichen Aengſtlichkeit ſchon wieder ein neues Unglück. Gerhard aber erklärte den Abgeordneten, daß er eben der ſei, welchen ſie aufſuchen ſollten. Froh, ſo unerwartet am Ziel ihrer Reiſe zu ſein, übergaben ſie Gerharden jetzt ein Handſchreiben des Herzogs, worin er dem Dichter, deſſen widriges Schickſal ihm zu Ohren gekommen war, ein anſehnliches Jahrgeld bis zu ſeiner weiteren Verſorgung antrug. Gerhard las, und wandte ſich dann mit einer Thräne der Rührung an ſeine Gattin. Siehe, ſprach er, indem er ihr das Schreiben des Herzogs hinreichte, ſiehe, wie Gott ſorgt! Sagte ich dir nicht: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird's wohl machen? Das erwähnte Lied, welches bald nachher gedruckt wurde, kam in der Folge einmal zufälliger Weiſe dem großen Kurfürſten zu Geſicht und gewann deſſen Beifall. Wer mag der Mann ſein, fragte er, welcher das ſchöne Lied gemacht hat? — Es iſt der Gerhard, antwortete man ihm, den Ew. Durchlaucht haben Landes verweiſen laſſen. Jetzt bereuete der

Kurfürſt ſein ehemaliges hartes Urtheil, wiewohl zu ſpät: denn Gerhard hatte wieder ein Amt. *)

An dieſer ſchönen Erzählung iſt buchſtäblich nichts geſchichtlich wahr, als daß der Herzog von Sachſen-Merſeburg unſerm Gerhard bis zu ſeiner weitern Verſorgung ein Jahrgeld ausſetzte, von welchem er ſo lange lebte, bis er durch denſelben hohen Gönner zum Archidiakonus nach Lübben in der Niederlauſitz berufen wurde. Denn auch das, was dort über die Entſtehung des Liedes, Befiehl du deine Wege, berichtet wird, iſt mehr als unwahrſcheinlich. **)

Seinem neuen geiſtlichen Amte in Lübben ſtand Gerhard vom Jahre 1669 bis zum Jahre 1676 vor, wo er, ein Siebziger, von dieſer Welt abgerufen wurde ***). Kurz vor ſeinem Ende ſetzte er für ſeinen Sohn ein Bekenntniß mit hinzugefügten Lebensregeln auf, deſſen Anfang wir mittheilen. †)

„Nachdem ich nunmehr das ſiebzigſte Jahr meines Alters erreichet, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber frommer Gott mich in Kurzem aus dieſer böſen Welt erlöſen und in ein beſſeres Leben führen werde, als ich bisher auf Erden gehabt habe, ſo danke ich ihm zuvörderſt für alle ſeine Güte und Treue, die er mir von meiner Mutter Leibe an bis auf jetzige Stunde an Leib und Seele und an Allem, was er mir gegeben, erwieſen hat. Darneben bitte ich ihn von Grund meines Herzens, er wolle mir, wenn mein Stündlein kömmt, eine fröhliche Abfahrt verleihen, meine Seele in ſeine väterlichen Hände nehmen, und dem Leibe eine ſanfte Ruhe in der Erden, bis zu dem lieben jüngſten Tage beſcheren, da ich mit allen Meinigen, die vor mir geweſen und auch künftig nach mir bleiben möchten, wieder erwachen, und meinen lieben Herrn Jeſum Chriſtum, an welchen ich bisher geglaubet und ihn doch nie geſehen habe, von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen werde. Meinem einigen hinterlaſſenen Sohn überlaſſe ich von irdiſchen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, deſſen er ſich ſonderlich nicht wird zu ſchämen haben."

---

*) Ich habe dieſe Erzählung von Jördens entlehnt, welcher ſie als Wahrheit giebt. Als Sage verdient ſie in jeder Biographie des Dichters wiederholt zu werden: denn ſie iſt ſeines Lebens würdig.

**) S. Nicolai in der Neuen Berlin. Monatsſchrift 1809, December.

***) Einige geben beſtimmt den 27. Mai 1676 als den Todestag Gerhards an.

†) Aus dem Vorbericht der Feuſtking'ſchen Ausgabe von Gerhards Liedern.

Es giebt nicht viele deutſche Dichter, deren Werke ſich einer ſo allgemeinen und fruchtreichen Verbreitung zu erfreuen gehabt, wie die geiſtlichen Lieder unſers Gerhard. Außer den zehn Ausgaben, welche ſie in dem ſiebzehnten und in dem erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erlebt haben, ſind ſie bald nach ihrer Erſcheinung in die Geſangbücher der meiſten lutheriſchen, und in der Folge auch vieler reformirter Gemeinden aufgenommen worden, in denen ſie ſich auch bis auf unſre Zeit, aber leider nach ſehr entſtellten Ueberarbeitungen, erhalten haben. Es iſt faſt ohne Beiſpiel, wie unverſchämt und abgeſchmackt die Redaktoren der modernen Geſangbücher mit dieſen herrlichen Liedern umgegangen ſind. Und wie ſollten ſie nicht, da ein Dichter wie Klopſtock ihnen mit ſeinem Beiſpiele voranging! Aerger hat es der verrufene Ramler nicht mit fremden Geiſteswerken getrieben, als Klopſtock in ſeinen Ueberarbeitungen einiger Gerhard'ſchen Lieder. Man leſe z. B. das Lied: Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen, in der Klopſtockiſchen Recenſion.

Gott, mein Gott, dir will ich ſingen,
Deines Heils will ich mich freun!
Denn ich ſeh' in allen Dingen:
Gottes bin ich! Gott iſt mein!
Lieben iſt es, nichts als Lieben,
Herzliche Barmherzigkeit,
Die ſo oft und viel verzeiht.
Herr, ich will dich ewig lieben!
Aller, aller Engel Schaar
Schufeſt du, und zählſt mein Haar.

Wie ein Adler ſein Gefieder
Ueber ſeine Jungen ſtreckt,
Hat mich, dankt's ihm, meine Lieder!
Hat mich Gottes Arm bedeckt.
Gott war's, als ich noch nicht dachte,
Als ich kaum zu ſein begann,
Gott, der immer tödten kann,
War's, der da ſchon mich bewachte.
Dank, dies Leben gabſt du mir,
Und ein ewig's: Dank ſei dir!

Nicht viel beſſer iſt die Mittelſtraße zwiſchen Gerhard und Klopſtock, auf welcher uns dieſes

Lied z. B. in dem Niemeyer'ſchen Geſangbuche begegnet.

Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?
Sollt' ich nicht in allen Dingen
Seiner Güte mich erfreun?
Lieben iſt es, nichts als Lieben,
Herzliche Barmherzigkeit,
Die ſo oft und viel verzeiht.
Herr, ich will dich ewig lieben!
Ja, ich will, ſein Eigenthum,
Laut erheben ſeinen Ruhm!

Die zweite Strophe lautet dort unverändert klopſtockiſch, aber das göttingiſche Geſangbuch iſt damit nicht zufrieden und giebt eine neue Recenſion, Gott weiß, woher.

Wie ein Adler ſein Gefieder
Ueber ſeine Jungen ſtreckt,
So hat, dankt's ihm, meine Lieder!
Mich auch Gottes Arm bedeckt.
Gott, der über mich ſchon wachte,
Als ich kaum zu ſein begann,
Sah mit Vaterhuld mich an,
Eh' ich lebte, eh' ich dachte.
Leib und Seele gabſt du mir,
Gott, o wie verdank' ich's dir!

Noch ſonderbarer klingt das Lied in Sondershauſen. *)

Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?
Hab' ich doch in allen Dingen
So viel Anlaß, mich zu freun.

---

*) Sammlung neuer und verbeſſerter geiſtlicher Lieder ꝛc. von G. Chr. Cannabich. Sondershauſen 1794.

O es iſt ja nichts als Liebe,
Die ſein Vaterherz bewegt,
Die mich mit Erbarmen trägt,
Wenn ich ſeinen Willen übe.
Alles währet ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Wie ein Adler bei Gefahren
Treulich ſeine Jungen deckt,
So hält Gott, mich zu bewahren,
Seine Schutzhand ausgeſtreckt.
Er, der über mich ſchon wachte,
Als ich kaum zu ſein begann,
Sah mit Vaterhuld mich an,
Eh' ich war und eh' ich dachte.
Leib und Seele gabſt du mir,
Gott, o wie verdank' ich's dir!

Das iſt nun aber in Wiesbaden noch nicht gut genug. *) Da wollen ſie wenigſtens einen andern Refrain der erſten Strophe haben:

Mein Dank ſei, wie deine Treu',
Alle Morgen wieder neu.

Und die zweite Strophe:

Wie ein Adler ſein Gefieder
Ueber ſeine Jungen ſtreckt,
So hat mich und meine Glieder
Gottes ſtarker Arm bedeckt.

---

*) Fürſtl. Naſſauiſches neues verbeſſertes Geſangbuch. Wiesbaden. Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich mir keine Mühe gegeben habe, den Urhebern ſolcher Texte nachzuſpüren. Ich habe einige Geſangbücher aus vielen herausgegriffen ohne Wahl und Vorzug. Denn in dergleichen Veruntreuungen des fremden Geiſtes iſt der Hehler nicht beſſer, als der Stehler.

Die alten Ausgaben der Gerhard'ſchen Lieder ſind:*) Haus- und Kirchenlieder. Berlin 1666. Fol. Wiederholt Frankfurt a. d. O. Fol. Stettin. Herausgegeben von Joh. Georg Ebeling, Prof. Musices des Gymnasii Carolini zu Stettin, anfänglich mit ſechs Stimmen komponirt in Fol., hernach um beſſerer Bequemlichkeit willen nur mit Diskant und Baß, 1669. 8. Berlin 1676. 24. in Baſilius Förtſchens neu vermehrter geiſtlicher Waſſerquelle. Nürnberg 1683. 8. (unter dem Titel: Geiſtreiche Andachten, mit einer ſchönen Vorrede des Predigers Konrad Feuerlein. Eisleben, 1700. 12. Augsburg, 1708. 8. (herausgegeben von Treuner.)

Pauli Gerhardi Geiſtreiche Haus- und Kirchenlieder. Nach des ſeligen Autoris eigenhändigem revidirten Exemplare mit Fleiß überſehen, auch ſammt einem kurzen, doch nöthigen Vorberichte ausgefertiget von Joh. Heinrich Feuſtking, D. Hochfürſtl. Konſiſtorialrath, Hofprediger, Beichtvater und Superintendenten des Fürſtenthums Anhalt Zerbſt. Zerbſt, 1707. 12. Wiederholt Wittenberg 1717 und 1723. 12.**)

---

*) Ich folge den Angaben bei Jördens. Ebert's Lexikon iſt in dem Artikel Gerhard unverzeihlich dürftig. Es kennt nur die Auswahl, welche 1817 zu Bremen gedruckt worden iſt.

**) Feuſtking hatte Gerhard's eigenes, von ihm durchgeſehenes und verbeſſertes Handexemplar von deſſen Sohne

Verdienſtlich iſt der neue Abdruck dieſer Ausgabe mit orthographiſcher Ueberarbeitung und einigen wenigen ſehr ſchonenden Veränderungen und noch unbedeutenderen Auslaſſungen, Wittenberg 1821. 12. Nicht ſo gewiſſenhaft iſt die Auswahl aus P. Gerhard's Liedern, Bremen 1817. 8., behandelt worden. *)

Paul Gerhard hat ſich durch ſeine 120 geiſtliche Lieder — es ſcheint nicht, daß er irgend ein anderes Geiſteswerk hinterlaſſen hat — einen Platz in dem erſten Range der deutſchen Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts errungen, und einem geiſtlichen Liederſänger kann die neueſte Zeit dieſen Platz am wenigſten ſtreitig machen. Schon unter ſeinen Zeitgenoſſen und nächſten Nachfolgern galt er für einen David in der Schaar der heiligen Sänger, und Johann Chriſtoph Olearius, Georg Heinrich Götze, Johann Kaspar Wetzel, Daniel Seifart und Thomas Crenius wetteifern in ſeinem Preiſe. Sein Herausgeber Feuſtking ſpricht über ihn, wie folgt:

„Ich ſage es frei, kein vergebliches, kein unnützes Wort findet man in Gerhards Liedern, es fällt

---

mitgetheilt erhalten. Jedoch darf die Kritik die früheren Lesarten der Lieder nicht überſehen.

*) Vergleiche über Gerhard's Leben: Feuſtking's Vorbericht ꝛc., die Nachrichten in der Bremer Auswahl, Richters Allg. biogr. Lexikon alter und neuer geiſtl. Liederdichter, und die ſchon citirten Bücher und Aufſätze. Das an verſchiedenen Orten angeführte Leben P. Gerhard's von Gabriel Wimmer, angeblich Altenburg 1723. 8. ſcheint gar nicht zu exiſtiren.

und fließt ihm alles auf's lieblichſte und artlichſte, voll Geiſtes, Nachdrucks, Glaubens und Lehre, da iſt nichts gezwungenes, nichts geflicktes, nichts zerbrochenes; die Reimen, wie ſie ſonſten insgemein etwas Himmliſches und Geiſtliches mit ſich führen, alſo ſind ſie auch abſonderlich im Gerhard recht auserwählet, leicht und auserleſen ſchön, die Redensarten ſind ſchriftmäßig, die Meinung klar und verſtändig, die meiſten Melodien nach unſres unvergleichlichen Lutheri und anderer alten Meiſterſänger Tone lieblich und herzlich: in Summa, alles iſt herrlich und tröſtlich, daß es Saft und Kraft hat, herzet, afficiret und tröſtet. Ich muß ſelber geſtehen, daß dieſes Mannes Liederandacht mir ſchon manchen redlichen Dienſt in meinem Amte gethan, glaube auch ſicherlich, hätte er unſres großen Lutheri glückſelige Zeiten erreichet, daß er ſein Beiſtand und Mitarbeiter in dem ſeligen Reformationswerk geweſen wäre ꝛc."

Und der genannte Crenius ſagt von Gerhards Liedern:

„Ego sane iis me motum ita fateor, ut quotidianum meum pietatis exercitium ex illis instituere soleam, animumque ad devotionem praeparare. Neque ego solus sic sentio, sed omnes linguae germanicae gnari hoc mecum fassi sunt et fatebuntur. Est enim singularis quaepiam hujus in theologi carminibus commovendi vis, quae ob verba scripturae sacrae vel spiritus tenacissime ac summo studio retenta, magnaque venae ac naturae felicitate et ingenti cura rhytmo inligata apud caeteros non temere reperitur."

Wir haben dieſe Urtheile mehr um ihrer geſchichtlichen Bedeutung willen angeführt, als um ſie ſelbſt zu unterſchreiben. Gerhard mag an geiſtlicher Heldenkraft von Luther, an herzlicher Gluth von Flemming, an weicher Rührung von Simon Dach, und von den beiden letztern auch in ſprachlicher und proſodiſcher Vollendung übertroffen werden: aber faſſen wir ſein und ſeiner Nebenbuhler ganzes Weſen zuſammen, ſo ſteht er keinem nach. Seine Frömmigkeit iſt nicht einſeitig, ſie hat ſein ganzes Herz und ſeinen ganzen Geiſt ſo durch und durch eingenommen, daß ſie ihn ſtark und kühn, feurig und eifrig, weich und gelaſſen, milde und demüthig macht; und ſeine Muſe redet bald die Sprache eines ſpielenden Kindes, bald eines ſchwärmenden Jünglings, bald eines rüſtigen Mannes, bald eines lebensmüden Greiſes. Sein Inneres iſt immer ſo voll, und ſein Mund ſo willig, daß der Preis des Herrn und das Gefühl ſeiner chriſtlichen Seligkeit ihm ſo leicht von den Lippen fließen, wie das Gewöhnlichſte und Alltäglichſte. Er braucht dazu keinen Anſatz zu einer Erhebung zu nehmen, er ermüdet und erſchlafft nicht, ja er kann oft gar kein Ende finden, ſo lebt und webt er in Gott und Gott in ihm. Seine Sprache iſt ſchlicht und einfach, wie die Wahrheit, ohne Pomp und Ziererei, oft faſt zu tief herabſinkend, aber doch immer von der Wärme des Gefühls getragen, die das Höchſte ſo gern recht nahe und vertraulich an ſich heranzieht, und den ewigen Gott ſo gern als einen ſterblichen Bruder oder Vater umfängt. Mit großer

Gewalt wirken in derſelben die bibliſchen Worte, Wendungen und Bilder, die, ohne geſucht zu ſein, ſich auf das innigſte mit dem Geiſte ſeiner Poeſie wie zu einem Guſſe verbinden. Auch ſind ja einige ſeiner Lieder Paraphraſen aus der heiligen Schrift, namentlich der Pſalmen. Auf die Form ſeiner Verſe ſcheint Gerhard wenig gegeben zu haben, aber eben darum iſt ſie in einigen Stücken ſo von innen heraus vollendet, daß die Feile des größten Künſtlers nicht mehr leiſten könnte, als bei unſerm Dichter der reine, volle Guß des erſten Schaffens. Glatte Eleganz fordern wir aber von dem geiſtlichen Liede nicht, und Gerhard hat ſie nie erſtreben wollen.

Julius Wilhelm Zinckgref.

Adonis Nachtklage vor ſeiner Liebſten Thür.

Nach dem Engliſchen.

Mag denn, ach Schätzelein,
Von euch keiner Gnaden Schein
Widerfahren mir,
Der ich lieg' vor eurer Thür
Und netze dieſe Schwell'
Mit manchem Thränenbach,
Die ich doch wieder ſchnell
Mit Seufzen trocken mach'?

So manches Tröpfelein
Kann erweichen einen Stein,
Euer ſteinern[1]) Hez
Kann erweichen gar kein Schmerz.

---

[1]) ſteinen.

So komme denn, o Tod,
End' mir das Leben mein
In dieſer harten Noth,
Darin ich leide Pein.

Richten darf man mir
Keine marmorn' 2) Grabeszier,
Nur ein Waſen klein
Soll bedecken mein Gebein,
Mit dieſen Worten grün:
Der hie zu Tode blieb,
Den hat gebracht dahin
Sein' Treu' und große Lieb'.

Aus mir dann jährlich
Rothe Röslein lieblich,
Auch Vergiß nicht mein
Wachſen wird, und Rosmarein,
Draus manch verliebtes Herz
Zurüſt' ein Sträußelein,
Damit in Liebesſchmerz
Verehr' den Liebſten ſein.

2) Marmor.

Wie, wenn das Glück wollt',
Daß die Liebſte kommen ſollt'
Und von ungefähr
Ueber mir ſpazieren her,
Und läſe dieſe Schrift,
Und ſich beſänne [3]) mein,
Daß ſie mir hab' geſtift'
Dieß Unglück all allein?

Alsdann wird ſie mich
Erſt beweinen bitterlich,
Daß ich nur zu treu,
Sie geweſen nur zu ſcheu.
Auch fällt vielleicht herab
Aus ihren Aeugelein
Ein Tröpflein auf das Grab,
Erquicket mein Gebein.

Alsdann erſt werd' ich
In dem Tode freuen mich,
Und in aller Leut'
Munde triumphiren weit.

[3]) beſinne.

6

Adonis Treu' wird ſein
Berühmet weit und breit,
Euch aber wird die Pein
Der Rache ſein bereit.

Verſchwiegene Liebe.

Laßt fahren eu'r Verlangen,
Die ihr ausforſchen wollt,
Ob ich von ihr gefangen,
Und ſie mir ſeie hold.

Je mehr die [1]) Flamme brennet,
Je minder iſt der Schein,
Je minder ſie bekennet,
Je größer iſt die Pein.

Sie gleicht dem Donnerſtrahle,
Der innerhalb verzehrt,
Auswendig überalle
Nicht das geringſt' verſehrt.

[1]) mein.

Sie hat mich nur im Herzen
So inniglich entzündt,
Alſo, daß auch kein Schmerzen
Der übrig' Leib empfindt.

Ja, wenn mein Herz gedächte,
Daß irgend dieſer Lieb'
Geheimniß man ausbrächte,
Uns beiden zu Betrüb:

Es würden ſich verhehlen
Selbſt die Gedanken mein,
Auch meinem Mund befehlen,
Hinfort gar ſtumm zu ſein.

Wie könnt' mir denn gedeihen,
Glückſeliger zu ſein?
Was könnt' mir mehr verleihen,
Zu mindern meine Pein?

Als in der Still' zu mehren
Die ſüße Liebesbrunſt,

Und alſo 2) zu verehren
Der Allerliebſten Gunſt;

Mich in Geheim beſchließen
Bei dieſer argen Zeit,
Und in mir ſelbſt genießen
Meiner Glückſeligkeit.

So, Schatz, ſo werd' ich ſehen,
Bei dem Verſtande dein
Dich mich vielmehr verſtehen,
Als bei den Worten mein.

So, Schatz, ſo red' mein Herze
Durch eine neue Sprach',
Erzählend ſeinen Schmerze
Durch eine ſtille 3) Klag'.

Es deut', was es begehret,
Und zeuget, was es ſei,
Und will von euch gewähret
Sein einer gleichen Treu'.

2) ſo mich.

3) ein ſtillſchweigend.

Nun ſagt, thut der nicht flehen,
Thut der nicht bitten *) ſehr,
Der ſeine Lieb' läßt ſehen
Und ſonſt nichts ſaget mehr?

*) bitter. Druckfehler.

Der Geliebten Flucht.

Sonett.

Ach, ach, was hab' ich nun erlebt für ſchwere Zeiten!
Mir wird mein Muth und Sinn von Unmuth all verſtört,
Das Vaterland das wird von Freund und Feind verheert,
Indem mit ſeinem Volk Mars Alles macht zu Beuten.

Mein' Liebſte weicht von mir, ich kann ſie nicht geleiten,
Dagegen Amor ſich nur näher zu mir kehrt;
Es hilft mir nicht1), wie ſehr ſich auch mein Herze wehrt,
Kein Menſch kann ja2) zugleich mit zweien Göttern ſtreiten.

1) hilfet nicht. — 2) Menſche kann.

Nun, was der Krieg hinnimmt, es ſei Gut oder Gold,
Kann Alles mit der Zeit wieder[3]) gewonnen werden,
Ihr'sgleichen aber kann ich ſinden nicht auf Erden.

Vom Mars ich Alles gern geduldig leiden wollt',
Wenn Amor wollte nur ihr, meines Lebens Leben,
Ein Fünklein meiner Lieb' mit zum[4]) Geleite geben.

3) widrumb. — 4) vor ihr.

Der rechte Adel.

Ein' unzeitige Frucht, bewahrt im Mutterleibe,
Lebt halber nur, bis ſie zum ganzen Menſchen wird:
So auch ein Kind, erzeugt von einem edlen Weibe,
Mit halbem Adel nur von der Natur geziert.
Der iſt ein halber Menſch, der ſein' Unart verblümet
Mit ſeiner Eltern Ruhm, dem[1]) er zur Schande lebt.
Der iſt ein rechter Menſch, den eigne Tugend rühmet,
Den ſein ſelbſt Rath und That zu Ehren hoch erhebt.
Die aber ſo zugleich von edlem Stamm geboren,
Durch Tugend noch dazu vollkommen ſind gemacht,
Die ſind, die ſind allein die Edlen auserkoren,
Die man für Götter hie unter den Menſchen acht'.

---

1) den.

Worüber der Menſch ſich verwundern ſoll.

Was biſt du doch, o Menſch, gegen die 1) Größ' der Erden?
Was iſt der Erden Größ' gegen des Himmels Pracht?
Was iſt des Himmels Pracht gegen des Schöpfers Macht,
Durch welche du und ſie und er regieret werden?
Darum ſollſt du, o Menſch, dich über dich ſelbſt ſchwingen,
Dir laſſen an dir ſelbſt kein Wunder Wunder ſein;
Verwundern ſollſt du dich über die Ding' allein
In Gott, und über Gott allein in allen Dingen.

1) der.

Sinnbilder.

Der Krokodil.

Dieß iſt die Art des falſchen Krokodillen,
Er jagt, was flieht, und weichet dem, der ſteht.
Sobald du fliehſt, hat dich dein Feind zu Willen,
Der ſonſten wohl dem Ernſt zurücke geht.

Der Adler.

Der Adler führt die Schildkröt' von der Erden,
Daß durch den Fall ſie kann zerbrochen werden.
Den Böſen führt das Glücke von der Erden,
Daß durch den Fall er kann zerſchmettert werden.

Eins nach dem Andern.

Mit Einem Zug iſt nichts zu richten.
Reiß Eines nach dem Andern hin!
Was nicht auf Einen Tag zu ſchlichten,
Das muß man durch die Woche ziehn.

Die Sonnenblume.

Siehe, wie die Sonnenwende ſich zur Sonnen giebt,
Die ſie liebt.
Alſo werden dich auch lieben, König, die du liebſt,
Nicht betrübſt.

Zeit und Rath.

Schiffer, welche Meiſter ſind,
Suchen Zeit und guten Wind;
Mit Gewalt iſt nichts zu machen.
Alſo werden hohe Sachen
Eher zu dem End' gebracht
Durch die Weisheit, als durch Macht.

Jugend.

Neue Weine müſſen gähren:
Wer kann denn der Jugend wehren?
Laß ſie toben! Moſt wird Wein:
Sie wird endlich klüger ſein.

Ermahnung zur Tapferkeit.

(Nach dem Tyrtäus.)

Kein Tod iſt löblicher, kein Tod wird mehr geehret,
Als der, durch den das Heil des Vaterlands ſich nähret,
Den Einer willkomm heißt, dem er entgegenlacht,
Ihn in die Arme nimmt und doch zugleich veracht'
Ein ſolcher ſtehet feſt [1]) mit unverwandten [2]) Füßen,
Er weichet Niemand nicht, die [3]) Feinde weichen müſſen.
Ein ſolcher Mann der iſt der Stadt gemeines Gut,
Der Widerſacher Graus, des Lands wehrhafte Hut:
Er kann der Schlachten Fluth beſtehn nach ſeinem Willen [4]),
Mit ſeiner Gegenwart des Feindes Trotze ſtillen,
Sein unverzagtes Herz iſt ſeinem Vaterland

---

1) ſteif. — 2) unverwendten. — 3) ſein.
4) bezwingen nach ſeim Willen.

Ein' unerſtiegne Burg, des Volkes rechte Hand.
Mit ſeines Leibes Mau'r ſperrt er den wilden Feinden
Gleich vornen an der Spitz' den Zugang zu den Freunden,
Verſcherzt die Freiheit nicht um einen Hut voll Fleiſch,
Um eine Hand voll Blut, um einen Mund voll Geiſt,
Begehrt des Lebens nicht auf niedrige Gedinge,
Hält unbarmherziger Leut' Gnade für geringe,
Sucht ſeiner Feind' Freundſchaft mit ſeinem Schaden nicht,
Sein' hohe Seel' ſteht nur auf Gottes Gnad' gericht'.
Es geh' ihm wie es woll', er iſt gerüſt' zu leiden
Das gut' und böſe Glück; und weil er nicht kann meiden,
Daß er doch endlich muß, was 5) er nur einmal kann,
Sucht er recht würdiglich den 6) Tod zu legen an;
Friſcht an die Seinigen mit Worten und mit Werken,
Thut ihrer Tugend Schärf' mit Feuerblicken ſtärken,

5) das. — 6) ſein.

Und lehret ſie, es ſei viel beſſer, Einer ſterb',
Als daß das ganze Volk und Vaterland verderb',
Stirbt ungerochen nicht, weiß, daß er wird zur Erden
Todt auf dem[7] todten Feind liegend gefunden werden;
Beſorgt nicht, daß der Feind ſtark, er hingegen ſchwach,
Verläßt ſich auf die Stärk' ſeiner gerechten Sach'.
Die gute Sach' ihn tröſt', ſollt' auch der Feind obſiegen,
So wird die Wahrheit doch mit nichten unten liegen;
Sein' Unſchuld ſelber ſich zu einem Bürgen ſtellt,
Daß ſie doch endlich noch behalten werd' das Feld.
Wann er die Winde nun ſieht mit den Fähnlein ſpielen,
Da thun erſt Zorn und Luſt all ſeine Adern fühlen,
Indem er ſicher iſt, daß der in ſeiner Macht
Des Feindes Leben hat, der ſeines ſelbſt nicht acht',
Acht' für die beſte Kunſt, wenn er nicht frei kann leben,
Daß er doch ſterbe frei, thut immer vorwärts ſtreben;

---

[7] ſeim.

Sein' ungeſäumte Fauſt macht beider Seiten Platz,
Bis ſie errungen hab' den vorgeſetzten Schatz,
Geſtrafet den Unbill durch zugelaß'ne Rache,
Dringt durch, auf daß ſie ſich unüberwindlich mache,
Und durch den ſchönſten Sieg oder den ſchönſten Tod 8)
Sich hab' verſicheret vor allem Feindesſpott.
Wie ihr die Sonn', wann ſie am allertiefſten ſtehet,
Zum Untergang geneigt, am allergrößten ſehet,
So auch erzeiget ſich in ſeinem letzten Streit
Sein unerſchrocken Herz mit doppler Herrlichkeit,
Vergiſſet ſeiner ſelbſt, in ſeinem Geiſt entzücket,
Des Himmels Vorgeſchmack des Lebens Luſt verdrücket *),
Erfüllt mit Ewigkeit, mit lauter Freud' entzündt,
Durch ſeinen Tod die Furth zum rechten Leben findt.
Es folgt das ganze Volk, das auf ihn thäte bauen,
Der Leiche traurig nach, der Leiche, von Jungfrauen,
Den' er ihr' Ehr' bewahrt, die er vor Schand' behüt' **),

---

8) ein ſchönen Sieg oder ein ſchönen.

*) D. h. verdrängt, unterdrückt.

**) D. h. denen er ihre Ehre bewahrt hat.

Mit Kronen aufgeziert, mit Blumen überſchütt'.
Ihn klaget Jung und Alt, das Lande thut beweinen·
Zwar ihn wohl[9]) nicht ſo ſehr, als ſelbſt ſich und die Seinen,
Die dieſer Säul' entſetzt, die dieſen Arm verlorn,
So ihn'[*]) zum[10]) Aufenthalt und Rettung war geborn.
Sein' Kinder und Geſchlecht ſeintwegen hochgeprieſen,
Geliebt von Jedermann, und Jedermann gewieſen,
Sein Grab, das Tapferkeit fürtrefflich zugericht',
Erleuchtet durch der Ehr' unauslöſchliches Licht.
Sein Ruhm füllt alle Land'; liegt ſchon ſein Leib vergraben,
Bleibt doch ſein edler Nam' am Himmel hoch erhaben,
Erhaben an den Thron der wahren Herrlichkeit.
Umgeben mit dem Glanz unſterblicher Klarheit.
Ein' ſolchen ſchönen[11]) Tod beſchert Gott nur den Frommen:

---

9) ihne. — 10) zur. — 11) hübſchen.

*) D. h. ihnen.

Wer knechtiſch iſt geſinnt, muß unter Herren kommen,
Die ihn mit einem Zaum nach ihrem Willen führn,
Weil er, der Freiheit müd', ſich ſelbſt nicht mag regiern.
Seht den verdienten Lohn der Weichling' und Verräther,
Die ſetzen aus dem Gleis der Redlichkeit der Väter,
Die das unſchuldige Blut der Nachkommenheit
Verſklaven in das Joch der fremden Dienſtbarkeit.
Es iſt zu lang gewart', ſie werden 12) nicht entkommen,
Es iſt zu ſpät gewehrt, wenn's Herz ſchon iſt genommen;
Wenn Wolluſt, Geiz, Haß, Furcht hat dieſe Feſtung ein,
All' andre Feſtungen gewiß vergeblich ſein.
O weh des Herzeleids, o weh der 13) ſchweren Leiden!
Wo von dem Weib der Mann, vom Mann das Weib geſcheiden,
Wo von den Elteren die zarten Kinderlein,
Ein Freund vom anderen verjagt, getrennt muß ſein;

12) werdens. — 13) des.

Wo fremd' Unkeuſchheit man muß ihren wüſten Willen
An ſeinen Töchteren und Weibern ſehn erfüllen,
Darf drüber ſeufzen nicht, darf weder ſehn, noch hörn,
Muß vor Troſtloſigkeit ſich in ſich ſelbſt verzehrn,
Darf ſich in ſeinem Kreuz mit Weinen nicht ergötzen,
Darf mit der Freiheit ſich durch keine Thräne[14] letzen,
Wenn von ihm weichen will der ungeſchätzte Schatz,
Muß leiden, daß ihn reit' auch der geringſte Fratz;
Und mit dem Rücken dann das Seine[15] noch anſehen,
Und alſo leer und bloß am Bettelſtabe gehen,
Verlaſſen Haus und Hof zuſammt dem Vaterland,
Hinziehn[16], da Niemand ihm, er Niemand iſt bekannt;
Mit ſeinen Eltern grau, mit ſeiner lieben Frauen
Und unerzogner Zucht das bittre Elend bauen,
Bei jedermänniglich verſchmähet und verhaßt,

---

14) mit keinem Threnen.
15) ſeinig. — 16) ziehen.

Und, wo er auch kömmt[17]) hin, ein unwillkommner Gaſt.
Sein's Stammes Achtbarkeit man draußen wenig achtet,
Vor Unmuth all' Anmuth der Schönheit ihm verſchmachtet,
Niemand ſich ſein annimmt, und meinet Jedermann,
Gott nehme ſich auch ſelbſt keines Vertriebnen an[18]).
Es ſcheuet Keiner ſich, ihm Leides[19]) zuzufügen,
Ihm zu verweiſen ſein' Unfall, ihn zu betrügen.
Wer liegt, der liegt, vor ihm läuft männiglich vorbei,
Denkt nicht, wie nah vielleicht ſein eigen Unglück ſei.
O weh und aber weh, wann noch die Füll' des Kummers
Den harten Stand beſchleußt, der Hunger alles Hungers,
Wo man des Troſt's beraubt, des wahren Seelenbrodt;
Ein ſolches Volk das iſt gleich als lebendig todt.

---

17) kommet. — 18) Hier ſind vier Verſe geſtrichen.
19) Leide.

Drum gehet tapfer an, ihr meine Kriegsgenoſſen,
Schlagt ritterlich darein; eu'r Leben unverdroſſen
Für's Vaterland aufſetzt, von dem ihr ſolches auch
Zuvor empfangen habt, das iſt der Tugend Brauch.
Eu'r Herz und Augen laßt mit Eiferflammen brennen,
Keiner vom Andern ſich menſchlich' Gewalt laß trennen,
Keiner den Anderen durch Kleinmuth ja erſchreck',
Noch durch ſein' Flucht im Heer ein' Unordnung erweck'.
Kann er nicht fechten mehr, er doch mit ſeiner Stimme,
Kann er nicht rufen mehr, mit ſeiner Augen Grimme,
Den Feinden Abbruch thu', in ſeinem Heldenmuth
Nur wünſchend, daß er theu'r verkaufen mög' ſein Blut.
Ein jeder ſey bedacht, wie er das Lob erwerbe,
Daß er in männlicher Poſtur und Stellung ſterbe,
An ſeinem Ort beſteh' feſt mit den Füßen ſein,
Und beiß' die Zähn' zuſamm' und beide Lippen 20) ein;
Daß ſeine Wunden ſich lobwürdig all' befinden
Davornen auf der Bruſt, und keine nicht dahinten,

---

20) Lefzen.

Daß ihn der Tod auch ſelbſt in ſeinem Tode zier'[21]),
Und man ihm im Geſicht den[22]) Ernſt noch
leben ſpür'.
So muß, wer Tyrannei geübriget[*]) will leben,
Er ſeines Lebens ſich freiwillig vor begeben;
Wer nur des Tod's begehrt, wer nur friſch geht
anhin,
Der hat den Sieg, und dann das Leben zu
Gewinn.

---

21) Daß ihn der Tode ſelbſt auch in dem Tode zier'.
22) in ſeim Geſicht ſein.
*) D. h. befreiet von Tyrannei.

Andreas Tſcherning.

Aller Anfang mit Gott.

Du ſollſt in allen Sachen
Von Gott den Anfang machen,
Aus treuer Schuld und Pflicht.
Wem haſt du Dank zu geben,
Als ihm, für Heil und Leben?
Von dir entſpringt es nicht.

Was will dein kaltes Sinnen,
Du Staub der Zeit, beginnen,
Legt er nicht Hülfe bei?
Der Menſch mit ſeinem Dichten
Weiß wenig auszurichten,
Das gut zu heißen ſei.

Drum ſei 1) nicht zu verwegen
Auf deines Amtes Stegen,
Und bilde dir nicht ein,
Als könnteſt du Vertrauen
Auf deine Kräfte bauen,
Die doch kaum deine ſein.

Schlag an die Himmelspforten
Mit ſtarken Glaubensworten,
Da bitte Beiſtand aus.
Daher wird Segen fließen
Und reichlich ſich ergießen
Auf deinen Hof und Haus.

Wo ſeine Hand gereget
Den Grund zur Arbeit leget,
Da zeucht der Segen ein.
Verkehrt er ſein Geſichte,
So wird ein Werk zu nichte,
Wie gut die Meiſter ſein.

1) bis.

Denk' an Gott!

Denk' an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege ſeine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die ſchon währt von Ewigkeit.
Er iſt unſer Fels in Noth.
Denk' an Gott!

Thuſt du heimlich was allein,
Oder bringſt du dein Beginnen
In des Nächſten Augenſchein;
Willſt du Lob und Ruhm gewinnen
Und entfliehn der Seelen Tod:
Denk' an Gott!

Haſt du guten Stand und Ruh',
Geht dir Alles nach Behagen,
Schreib' es ihm mit Danke zu.

Kommt dann Trübſal eingeſchlagen,
Treiben Menſchen aus dir Spott:
Denk' an Gott!

Fallen Krieg' und Seuchen ein:
Wer an ſeinen Gott gedenket,
Kann im Glauben ſicher ſein.
Wird der Brotkorb hoch gehenket,
Regnet doch der Himmel Brot.
Denk' an Gott!

Jüngling, weil dir deine Knie
Noch bei grünen Kräften blühen,
Sei nicht ſtolz, gebrauche ſie,
Schone dich nicht zu bemühen;
Aber halt' auch dies Gebot:
Denk' an Gott!

Weil du ſchwach wirſt, alter Greis,
Weil dein kaltes Haupt beſchneiet,
Weil der matten Glieder Eis
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägſt das letzte Loth,
Denk' an Gott!

Weil des Herren Augenlied
In die Winkel aller Erden,
In das Herze ſelber ſieht,
Dem nichts kann verhehlet werden,
So verlaß der Erden Noth,
Denk' an Gott!

Liebet Friede!

Liebet Friede, legt zur Seiten
Haß und Streiten,
Als den Brunnquell aller Pein.
Werdet nicht hierinnen müde,
Weil zum Friede
Wir von Gott berufen ſein.

Friede wünſcht Gott allerwegen,
Als den Segen;
Friede, den, das höchſte Gut,
Chriſtus, als er iſt geſtorben,
Hat erworben
Durch ſein Leiden, Tod und Blut.

Wer nach Friede nicht will ſtreben,
Bringt ſein Leben
Um den Friede, den Gott giebt.

Unruh' wird in Ketten ſchließen
Ein Gewiſſen,
Das nur Zank und Hader liebt.

Alle Kreaturen werden
Feind' auf Erden,
Ziehn zu Felde wider ihn.
Da, wo ewig Friede blühet,
Wohnung ſiehet,
Kommt ein ſolcher Menſch nicht hin.

Friede läßt dich deinen Biſſen
Recht genießen,
Wie dein Herze ſelbſt begehrt.
Darum ſollſt du Friede ſuchen,
Krieg verfluchen:
Krieg verzehret, Friede nährt.

Ueberwinde dich ſelbſt.

Der Menſch muß immer kriegen,
Was noch das Aergſte ſcheint,
Iſt ſelber er ſein Feind,
Muß ſich in ſich beſiegen.

Er muß den Geiz der Ehren,
Zorn, Rachgier, Haß und Neid,
Des Fleiſches Obrigkeit
Bis auf den Tod verſehren.

Hierzu gehöret eben
Nicht Eiſen, Pulver, Blei.
Für ſolche Tyrannei
Muß Gott die Rüſtung geben.

Kein Zeughaus auf der Erden
Iſt irgends ſo bewährt,
Als ſeines Geiſtes Schwert
Uns kann zu Nutze werden.

An dieſem Streit und Siegen
Hangt unſrer Seelen Heil.
Wer hier fällt, wird kein Theil
Am Frieden Gottes kriegen.

Haſt du dich ſchon vergangen,
Und biſt dir in Verdacht,
So nimm dich noch in Acht,
Du haſt Zeit, anzufangen.

Heb' auf das alte Weſen,
Brich Lüſten alle Treu';
Ein Weg zur Buß' und Reu'
Iſt nie zu ſpät geweſen.

Von der Kürze des Lebens.

Wann Schnee und hartes Eis
Zu Felde Meiſter werden,
So liegt der[1]) Schooß der Erden
Zwar wie ein alter Greis,
Verjüngt doch bald die Glieder
Durch Kraft der Sonnen wieder.

Wann uns die Winterzeit
Der Kräfte jetzt ergreifet,
Das Haupt mit Schnee bereifet,
Dann müſſen wir dies Kleid,
Je länger wir betagen,
An unſerm Halſe tragen.

Der Sommer weichet bald,
Der Herbſt, ſo Trauben liebet
Und Obſt zu ſchälen giebet,

---

1) die.

Weiß auch von keinem 2) Halt.
Der Maler dieſer Erden
Muß auch ſtracks flüchtig werden.

Nur unſrer Häupter Eis
Und Schnee will nicht vergehen,
Da bleibt die Kälte ſtehen,
Es fehlt der Kräuter Fleiß;
Der Jugend edle Gaben
Sind alle dann vergraben.

Verläßt die Seel' ihr Haus,
O wohl, wer dann ſein Leben
Geſchickt kann übergeben,
Läßt hinter ſich voraus
Ein gutes Lob zum Erben!
Das Andre muß verderben.

2) ihm keinen.

Der Baum an den Menſchen.

Was mir hat der Herbſt genommen,
Kann ich wieder neu bekommen,
Wann des Frühlings Vater bläſt:
Menſch, du kriegeſt auf Begehr
Deinen Geiſt nicht wieder her,
Wann er einmal dich verläßt.

Meine ſtarken Wurzeln machen,
Daß ich mag der Winde lachen:
Du hingegen ſinkeſt hin,
Wann nur etwan über Feld
Süd nicht gleiches Wetter hält,
Oder böſe Dünſte ziehn.

41

Bin ich einmal gut beklieben*)
Und von 1) Schaden frei geblieben,
So beſteh' ich lange Friſt:
Aber du wirſt abgemeit
Oft in deiner Frühlingszeit,
Wann du kaum geboren biſt.

---

*) D. h. geblieben.
1) für.

Lob der Muſik.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wann Künſtler ſingen
Und Saiten klingen,
Iſt taub an Ohren
Und krank geboren,
Weil ſonſt ſich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden;
Man ſoll ihn oben
Auch alſo loben,
Da wird das Singen
Viel ſchöner klingen.

Mehr Luſt für Ohren
Iſt nicht geboren.
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann Eifer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier ſich reget
Und Athem träget,
Heißt David ſingen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren,
Was je geboren,
Weil er gereget
Dran Liebe träget.

Auf ein Hündchen.

Freude des Herren und Liebe der Frauen,
Herzfänger, Zeitendieb, Störer der Pein,
Einer kann lachensfrei nimmer dich ſchauen.
Käme der Sauertopf Cato herein,
Er würd' in Geberden
Bald luſtiger werden.

Sollte nicht Menſchen die Weiſe behagen,
Wann du, ſobald nur die Tafel gedeckt,
Bringeſt die[1]) eigene Schüſſel getragen?
Lächerlich iſt, ſo ſie irgend verſteckt,
Das eifrige Suchen,
Das hungrige Puchen.

---

1) dein.

Lobenswerth iſt das behagliche Springen,
Wunder erwecket die artige Kunſt,
Lieblich zu ſcherzen und freundlich zu ringen;
Jegliches Augenlied faßt dich in Gunſt,
Das etwa genoſſen
Der luſtigen Poſſen.

Raben die müſſen an Augen dir weichen,
Phöbus Geflügel, der ſingende Schwan,
Kann ſich an Farbe mit deiner nicht gleichen,
Deine, Liebuſchlin, die gehet voran.
Du prangeſt mit Gaben,
Die Wenige haben.

Laß dem Catullus den Sperling vor allen;
Statius ſei auf die Tauben erhitzt,
Laß dem Petrarcha die Katze gefallen,
Welche die Schriften vor Mäuſen beſchützt:
Dich müſſen die Weiſen
Viel rühmlicher preiſen.

Lipſius hätte vor ſeinem Saphire,
Liebes Liebuſchlin, dich werther geſchätzt.
Alles was ich dir jetzt daktyliſire,
Was mein geringer Verſtand dir geſetzt,
Iſt für dich, o König
Der Hunde, zu wenig.

Soll ich es ſagen, als wie ich gedenke?
Wenn du in Fröhlichkeit trunken und geil
Giebeſt zu ſehen die künſtlichen Ränke,
Wahrlich ſo hat die Natur dir ein Theil
Von Menſchenverſtande
Gegeben zu Pfande.

Cerberus müſſe dich gnädig empfangen,
Wann du wirſt reiſen in Acherons Haus.
Stille doch ſpäte ſein heiſſes Verlangen,
Atheme langſam den Flattergeiſt aus.
Du wirſt mit dem Leben
Viel Freude begeben.

Ehe du werdeſt gezwungen zu ſterben,
Lieber, ſo denke zuvor auf die Zucht,
Mache dich wieder lebendig durch Erben.
Wenn 2) du verläſſeſt *) die ähnliche Frucht,
So kann man dein Scheiden
Geduldiger leiden.

Wann du verblichen, ſo wirſt du begraben,
Wo Amarißlin und wo Servitor
Ihre gekammerte Grabesſtatt haben,
Zwiſchen der Blumen geſtirnetem Flor,
Als die in dem Garten
Schon deiner erwarten.

---

2) Wo.
*) D. h. hinterläſſeſt.

An Petrus Dreyer,

als er zu Roſtock Magiſter geworden.

Wer in Ehren denkt zu leben,
Sei der Wolluſt nicht ergeben:
Gläſer, Buhlen, Schlaf und Spiel
Sind die Erbfeind' aller Tugend.
Thorheit iſt es, wo die Jugend
Hier die Weisheit ſuchen will.

Nein! ſie liegt in keinem Bette,
Steht bei Spielen nicht auf Wette,
Haßt der Venus ſaure Luſt.
Ob jemand ſei angetroffen,
Der gelehrt ſich hat geſoffen,
Iſt bisher mir unbewußt.

Wolluſt iſt der Schande Futter,
Arbeit aller Ehren Mutter,

Hoher Geiſter Prüfeſtein.
Wie viel Helden und ihr Weſen
Würden heute nicht geleſen,
Sollte Müh' ohn' Ehre ſein?

Rom das wäre durch ſein Siegen
Kaum ſo hoch empor geſtiegen,
Hieße nicht das Haupt der Welt,
Hätt' es niemals ſeinen 1) Helden,
Wie die ſtummen Lehrer melden,
Die Triumphfeſt' angeſtellt.

Ehre wirket ſtrenge Thaten,
Läßt in keinen Schlaf gerathen,
Ehre zündet Eifer an,
Sporenſtreich dem nachzuhauen,
Was erweckte Sinnen ſchauen,
Das ein Andrer hat gethan.

Seit du auch nicht ohne Segen
Haſt den Muſen obgelegen,

---

1) ihren.

Weiß ich, daß du jederzeit
Einen Vorſatz haſt genommen,
Großen Leuten nachzukommen,
Auf die Burg der Ewigkeit.

Kaufvolk waget ſich durch Wellen,
Fremden Waaren nachzuſtellen,
In ein baumendickes Haus.
Und was ſtehn nicht Mavors Leute
Nur aus Hoffnung guter Beute
Oder Durſt der Ehren aus!

Sieh, ein Ackersmann auf Erden
Läßt es ſich blutſauer werden;
Wollten wir denn müßig gehn,
Die wir können ſolche Sachen
Durch den Fleiß uns eigen machen,
Welche jene nicht verſtehn?

Du, mein Dreyer, haſt die Jugend
Angelegt auf Kunſt und Tugend,

Nie geliebet faule Ruh'.
Das Geſäuſel der Sirenen
Konnte dich nicht übertönen,
Dein Gehör war gänzlich zu.

Laß dich unter Pallas Gränzen
Heute nun dafür bekränzen.
Was für dich noch weiter blüht,
Wirſt du künftig auch erlangen,
Sei nur, wie du angefangen,
Um die Schrift forthin bemüht.

Mancher, wenn er iſt geſtiegen,
Will vor Hoffahrt dann nur 2) fliegen;
Gönne du ihr keine Statt.
Wer in Eigendünkel ſtehet,
Er ſei höher, der geſtehet,
Daß er's nicht verdienet hat.

2) kaum nicht.

Die Erfindung der Buchdruckerei 1).

An Georg Baumann, Buchdrucker in Breslau.

Gerne laſſ' ich Andre zanken,
Wer der edeln Druckerei
Eigentlich Erfinder ſei:
Mir gefallen die Gedanken:
Cuſter hat den Grund gelegt,
Guttenberger fortgetrieben,
Fauſten iſt der Ruhm geblieben,
Wie man heute Bücher prägt.

Gnug, Herr Baumann, daß wir wiſſen,
Deutſchland, aller Ehren Pracht,
Habe ſolche Kunſt erdacht,
Die wir heute noch genießen.
Unſer iſt die Druckerei,
Auf den Deutſchen wird ſie bleiben;
Alle Länder unterſchreiben,
Daß ſie unſer eigen ſei.

---

1) Eine Strophe iſt ausgelaſſen.

Wer ein ander Urtheil fället,
Recht zu ſagen, dünket mich,
Daß er jenen Greifen ſich
Bei den Szythen ähnlich ſtellet,
Die das Gold in großer Zahl
Selber zwar nicht brauchen können,
Doch es 2) keinem Nachbar gönnen,
Und verjagen allzumal.

Jenem Weibe ſind ſie gleiche,
Die, als ſie ihr eignes Kind
Todt erdrückt im Bette findt,
Wechſel hält und ſchiebt die Leiche
Einer andern Mutter bei.
Als ſie nun ſich prüfen ſollen,
Hat die Beſtie lieber wollen,
Daß es keiner eigen ſei.

Wir behalten ſchon die Wiegen
Der erzeugten Druckerkunſt,
Ohne wie wir etwa ſonſt
Mit Karthaunen ſind geſtiegen *),

---

2) Dennoch.

*) In Bezug auf die Erfindung des Schießpulvers.

Welcher Ruhm uns auch gehört.
Jetzt gebührt uns, Gott zu loben,
Daß er dieſes Pfand von oben
Auch in unſer Land verehrt.

Phöbus iſt den Kreis der Erden,
Wann die Oder ſich beeiſt,
Ueber hundert Mal durchreiſt
Auf den feuerlichten Pferden,
Seit daß Breslau, meine Ruh',
Aller Arten Zeug der Lehre
Druckt zu Gottes ſeiner Ehre
Und zu ihrer ſelbſt dazu.

Fahre fort! Laß dein Beginnen
Keinen Neid nicht hinterziehn,
Schlag' ihn in den Wind dahin,
Laß dein Herze nicht gewinnen.
Mißgunſt ſetzet ihren Zahn,
Wie du ſiehſt, in alle Sachen,
Aber eure Kunſt verlachen,
Heißt, Gott ſelber Schimpf gethan.

Eure Häuſer ſtünden ſicher,
Wenn von Pella jener Held *)
Zöge durch die ganze Welt:
Wie er beides, Haus und Bücher,
Dem Poeten hat befreit,
Als er jene Stadt verheeret
Und von Grund aus umgekehret
Um der ſieben Thore Neid **).

Wenn Demetrius, der Stürmer,
Nicht mit Feuer in Rhodis
Auf die Mauern ſpielen ließ,
Wo die Tafel, ihr Beſchirmer,
Des Protogenes gehängt ***),
Kann ich leicht die Rechnung machen,
Wie er ſich auf eure Sachen
Eher hätte zugelenkt.

---

*) Alexander von Macedonien, geboren in Pella. Das Folgende bezieht ſich auf Pindar's Haus in Theben.

**) Theben hatte ſieben Thore.

***) Demetrius Poliorcetes wollte lieber die Belagerung von Rhodus aufheben, als erlauben, daß die Gegend der Stadt, in welcher der Maler Protogenes ſeine Werkſtatt hatte, in Flammen geſetzt würde.

Ihr erhebt die Welt zu Ehren,
Pflanzet unſer Eigenthum.
Zwar es will der erſte Ruhm
Einem, der da ſchreibt, gehören,
Dann iſt Alles eure Zier.
Ein Poet durch ſeine Lieder
Holet uns vom Tode wieder,
Den Poeten aber ihr.

Hochzeitlied im Frühling[1].

Schöner Frühling, deine Macht
Hat den Feind der bunten Auen
Wieder in die Flucht gebracht.
Daß wir jetzo ſchwanger ſchauen
Aller Erdenglieder Zier,
Schöner Frühling, kommt von dir.

O du Jahrmarkt aller Luſt!
Berge, Wieſen, Thal und Felder,
Nähren ſich von deiner Bruſt,
Die belaubten Trauerwälder
Kriegen Ohren und Geſicht,
Und der Bober eiſet nicht.

---

[1] Zwei Strophen ſind geſtrichen worden.

Zephyrus beſeelt das Land,
Das Geflügel ſchnäbelt wieder,
Tritt in ſeinen Freierſtand,
Stimmet ſchöne Buhlerlieder,
Und bereitet für die Ruh'
Seinen Bräuten Betten[2]) zu.

Flora ſtickt ihr Purpurkleid
Mit den Veilchen und Narziſſen,
Selbſt die Götter ſind erfreut.
Vieh und Wild iſt ausgeriſſen,
Vieh und Wild, das auch jetzt ſucht
Der entbrannten[3]) Liebe Frucht.

Gras und Kräuter ſind verliebt,
Sammt den ſtummen Waſſerſchaaren.
Schaut, wie Alles ſich ergiebt
Und in Liebe weiß zu paaren:
Steine fühlen Liebeskraft,
Denn ſie halten Schwägerſchaft.

---

2) Bette.
3) entzündten.

Steckt im Menſchen lauter Froſt?
Mag ihn keine Luſt nicht rühren,
Weil die ſüße Liebeskoſt
Thiere, Kräuter, Steine ſpüren?
Wollen wir denn härter ſein,
Als ein harter Kieſelſtein?

Soll der Zeiten Tyrannei,
Soll der Krieg euch Kummer geben,
Ob es beſſer freien ſei
Oder unbeweibet leben?
Kümmerniß und Einſamkeit
Die verbeſſern keine Zeit.

Billig nehmt ihr, werthes Paar,
So der Himmel hat verbunden,
Eurer Jahre Blüthe wahr,
Wechſelt mit der Liebe Stunden.
Luft und Erde ſchreit: Glück zu!
Liebet und genießt der Ruh'!

Liebet nun, ihr Liebſten, liebt!
Pflanzet, bauet in dem Mayen,
Wie er euch die Lehre giebt!
Auf den Herbſt ſoll euch erfreuen,
Seid nur fleißig, ſolche Frucht,
Die man in der Wiege ſucht.

Zur Hochzeit eines Wittwers [1].

Ich kann nicht Glauben geben,
Daß ehlich Leben
Ein Wehſtand müſſe ſein.
Es dünket mich,
Wer einmal von der Bürde
Befreit und ledig würde,
Der gäbe ſich
Nicht wieder in die Pein.

Der auf des Vaters Wagen
Sich wollte tragen
Bis an der Sonnen Rad,
Gewiß, ſollt' er
Nur diesmal ſein entkommen,
Er hätt' ſich vorgenommen,
Die Fahrt hieher
Zu meiden nach der That.

---

[1] Aus einem größern Gedicht.

Was von dem Vieh in Flüſſen
Dem Netz entriſſen,
Beißt ſelten wieder an.
Ein wildes Thier
Wird zweimal ſchwer gefangen.
Ein Vogel, der gehangen,
Hat nicht Begier,
Zu thun, was er gethan.

Und wenn uns keine Liebe
Zum 2) Ehſtand triebe,
So ginge ja die Welt
In Kurzem ein.
Was frißt die Peſt für Leute,
Das wilde Meer, und heute
Das Schwert allein!
Wer baute Stadt und Feld?

Es iſt ja nicht die Weiſe,
Daß wir, als Mäuſe,
Aus Erd' entſtehn.
Wer glaubet doch,

2) in.

Daß Gott die Welt wird lehren
Nach Bienenart ſich mehren,
Und Menſchen noch
Aus Stein' und Bäumen gehn?

Seid ihr in Wittwerorden
Geſetzet worden,
Was hat ſich für Verdruß,
Was für Beſchwer
Indeſſen nicht entſponnen!
Jetzt rufet nun: Gewonnen!
Gott ſchicket her,
Was euch erquicken muß.

Wem Gott ein Ehweib giebet,
Die ihn recht liebet,
Iſt häuslich auch zugleich,
Bringt edle Frucht,[3]
Daran ſie Freude haben
Von des Gemüthes Gaben
Und guter Zucht,
Der hat ein Königreich.

---

[3] Leibesfrucht.

Denkmal

des

Fürſten Hans, Biſchofs zu Lübeck, Erben zu Norwegen, Herzogs zu Schleswig[1].

Schont der Tod denn keiner Ehren?
Will er nichts von Stande hören?
Hält er Pflug und Szepter gleich?
Was will armes Volk verweilen,
Weil zum Tode Fürſten eilen?
Würgt er doch, was hoch und reich.

Wo ſind Kaiſer hingefahren,
Die der Erden Schrecken waren?
Wo iſt Weisheit und Verſtand
Mit dem Salomon geblieben?
Wer hat Samſon aufgerieben,
Den kein Menſch nicht überwand?

---

1) Aus einem größern Gedicht.

Müſſen Götter dieſer Erden
Leichter Staub und Aſche werden?
Solche Kronen und Gewalt,
Solche Fürſten und ihr Glücke
Sind in einem Augenblicke
Umgewendet, todt und kalt!

Doch, was Wunder iſt es eben,
Daß ein Menſch nicht bleibt im Leben?
Schaut, dies weite Haus der Welt,
Wo wir arme Pilger wallen,
Soll durch Feuer auch zerfallen,
Wann der Höchſte Rechnung hält.

Selig iſt und hoch zu preiſen,
Wer von hinnen lernet reiſen,
Weil ihn noch das Leben nährt.
So ein Sinn der kann verlachen
Welt und ihre ſchnöde Sachen,
Bleibet in ſich ſelbſt gekehrt.

Fall und Angſt tritt er mit Füßen,
Läßt ſich keine Noth beſchließen,
Eben wie das Feuer thut:
Wenn es zunimmt, ſucht es Gänge,
Stößet von ſich in der Menge
Bis zu[2]) Sternen ſeine Gluth.

Solcher Ruhm wird dir verbleiben,
Herzog, weil die Welt wird ſchreiben.
Biſt du gleich, du Licht der Zeit,
Aus den Augen uns benommen,
Gleichwohl ſoll dein Ruhm nicht kommen
In den Schlaf der Ewigkeit.

Dir wird Jeder Zeugniß geben,
Daß dein Herz noch hier im Leben
Hat geſchmeckt ein Theil der Luſt,
Die nun völlig dich ergötzet
Da, wo Gott dich hingeſetzet,
Die noch Keinem iſt bewußt.

2) zun.

Wie du rührſt von Königsſtamme,
Alſo brach der Tugend Flamme
Allzeit höher bei dir aus:
Eben wie der Adler ringet,
Wann er ſeine Flügel ſchwinget
An das blaue Wolkenhaus.

Wie ein Arzt ſich glückhaft preiſet,
Wenn er Kranken Heil erweiſet,
Und ein Feldherr, wenn er ſiegt,
So kann auch ein Fürſt ſich freuen,
Wenn er ſieht ſein Land gedeihen,
Wie du deines haſt vergnügt.

Heuchlern war dein Ohr verſchloſſen,
Weiſe haben es genoſſen,
Rechten haſt du Recht gehegt,
Frommes Volk in Schutz genommen,
In die Strafe mußten kommen,
So mit Laſtern ſich belegt.

Wer zum Regiment erſchienen,
Recht als wie auf einer Bühnen,
Wo die ganze Welt ihn ſieht:
Was ſie dann für Thun und Weſen
Mit den Augen etwa leſen,
Sind ſie nachzuthun bemüht.

Vater, wie es ſich gebühret,
Haſt dein Land du angeführet,
Das ſich vor dir, und nicht dich,
Ganz gehorſam hat geſcheuet,
Sich ob deiner Huld erfreuet,
Bis der treue Mund verblich.

Ach, nun ſieht vor Leid und Schmerzen
Jeder mit betrübtem Herzen,
Wer an deine Tugend denkt.
Für die Säfte der Violen,
Die wir ſonſt im Frühling holen,
Wird uns Wermuth eingeſchenkt.

Lebe wohl, du edle Seele,
Und du finſtre Leibeshöhle,
Liege ruhig, ſtill und ſacht!
Weil doch endlich muß geſchehen,
Was der Himmel auserſehen,
Ei, ſo habe gute Nacht!

Geſchwind!

Greif zu, hat dir die Zeit was Liebes zugewandt!
Die Lieb' erfordert Muth und eine ſchnelle Hand.

Ein Weiſer und ein Narr.

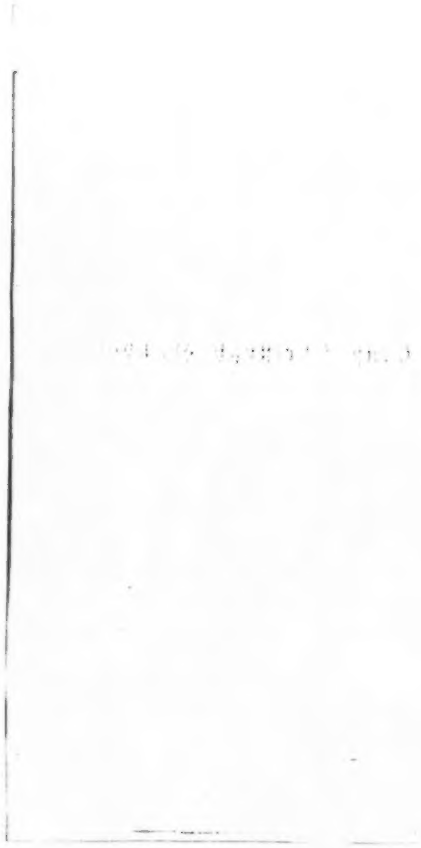
Wie wechſelt die Natur! Ein Weiſer kann viel ſagen,
Hingegen kann von ihm ein Narr nicht viel ertragen.

Reichthum.

Reichthum iſt kein böſer Segen,
Noch die Kiſte, wo er 1) liegt.
Der iſt böſe, ſo ihn 1) kriegt
Und nicht gut weiß anzulegen,
Weil er ſolchen 2) höher liebt,
Als den Schöpfer, der ihn 1) giebt.

1) es. — 2) ſolches

Ernſt Chriſtoph Homburg.



[illegible]

Nächtlicher Spaziergang1).

Winterleid war gleich entkommen,
Schnee und Hagel war vorbei,
Auch ſo hatte nun der Mai
Knechte wieder angenommen,
Phöbe überdas bei Nacht
Ihre Reiſe halb vollbracht.

Tityrus war längſt zu Bette,
Sammt der Heerde in dem Stall;
Einzig nur die Nachtigall
Saß und ſang noch in die Wette;
Es war allenthalben ſtill,
Auf der Haide kein Gerill.

---

1) Aus einem größern Gedicht.

Da begonnte ich zu ſehen,
Wie der ſilberblaſſe Mond
Schon ſo 2) klar am Himmel ſtund;
Eben darum mußt' ich gehen
Auf das ſchöne Feld hinaus,
Meine Sorgen ſchütten aus.

Unter meinen müden Füßen
Schiene mich das grüne Gras,
So vom Thau ganz pfützenaß,
Mehr als freundlich zu begrüßen,
Wollte gerne meiner Pein,
Meines Gehens Ruhſtatt ſein.

Doch die ſtumpf gemachten Glieder
Zwangen nimmer meinen Sinn,
Daß er ſich zur Ruhe hin,
Einmal 3) nur begäbe nieder,
Sondern ich lief hin und her
Dieſen Weg die Läng' und Quer':

2) ſeiter, d. h. ſeither. — 3) Einſten.

Bis ſo lange, daß ich kommen,
Bis ich nunmehr war geſtellt
In ein weites offnes Feld,
Und des Weges ganz benommen;
Ob mir zwar der Weg gebrach,
Eilt' ich meinem Glücke nach.

Dieſes Feld das lag umſchloſſen
Mit Gehölze überall,
Friſche Quellen zu dem Thal
Durch die fetten Wieſen floſſen;
Ja der Neid bekannte frei,
Daß hier nichts vergeſſen ſei.

Ich begonnte bald zu ſagen:
Es hat ſonder Zweifel hier
Die Diana für und für
Ihre Wohnung aufgeſchlagen;
Es will mir nicht anders ein,
Hier muß noch Diana ſein.

Recht vor mir mit guter Muße
Floſſe ein gar ſtiller Bach;
Dieſem ich geſchwinde nach
Eilete mit friſchem Fuße,
Bis daß ich ſehr ferne kam,
Und der Weg die Scheidung nahm.

Als ich mich nun kaum gelenket
Seitwärts zu der rechten Hand,
Ich viel hoch 4) Gebüſche fand,
Ueber mir dicht 5) eingeſchränket;
Es war vor der Sonnenhitz'
Hier ein ſichrer, guter Sitz.

Meine Füße müſſen traben
Weiter fort in einen Wald,
Da die Bäume, jung und alt,
Einen ſolchen Schatten gaben,
Daß des ſilbern' Monden Schein
Wurde kaum gelaſſen ein.

4) hoh. — 5) Ueber dick in, d. h. oben dicht ineinander verſchränkt.

Dieſes hätte bald getrieben
Mich, daß ich hier durch die Nacht
Wäre, bis der Tag erwacht,
In dem Walde da verblieben;
Mir beliebte ſo der Ort,
Daß ich faſt nicht konnte fort.

Hinten zu, nach meinem Rücken,
So ich nicht genommen wahr,
Thäte ſich zur Erden gar
Eine zähe 6) Weide bücken,
Und trug meines Hauptes Laſt,
Um zu haben gute Raſt.

Dieſer Ort, ſo kurz*) gekränket,
So noch neulich voller Leid
Lage ob des Winters Zeit,
War nun wieder reich beſchenket
Von dem milden Frühlingsjahr
Mit der ſchönſten Blumenſchaar.

6) zache.

*) D. h. ſo vor kurzem.

Ferne zwiſchen hohen Bäumen,
Gleich dem Waſſerſtrom hinaus,
Sahe ich ein einſam Haus,
Deſſen Zierrath Stroh und Leimen,
Wo ich, als ich näher kam,
Eine alte Frau vernahm.

Welcher Körper krumm gebogen,
Pracht und Zierde war geraubt
Von den Jahren; auch ihr Haupt
Mit Schnee gleichſam überzogen;
Ihrer beiden Augen Licht
Sahen nicht mehr, wie man ſicht.

Mutter, wenn ihr ohn' Beſchweren,
Sagte ich alsbald zu ihr,
Möchtet itzo dienen mir
Und die gute Gunſt verehren:
O, ſo ſaget, bitt' ich, frei,
Wie dies Feld zu nennen ſei?

Friedſam müſſet ihr dann ſitzen;
Pan ſoll gleichfalls für und für
Vor dem grimmen Wolfesthier
Eure Schafe wohl beſchützen;
Es wird Ceres euer 8) Land
Nehmen in bewahrte Hand.

Willſt du, lieber Sohn, dies wiſſen,
Sagte ſie, und ordentlich,
Wirſt du ohn' Verdrießen dich
Etwas näher tragen müſſen;
Ja, du mußt dich vor die Thür
Niederſetzen neben mir.

Es iſt von der Götter Orden,
Daß auch ich muß gar allein
Itzo ſonder Schlafen ſein,
Weislich ſo verſehen *) worden;
Götter haben dieſe Nacht,
Lieber Sohn, dich hergebracht.

---

8) eure Land.

*) D. h. beſorgt, angeordnet.

Viermal nun iſt abgeſchnitten
Korn und Gerſte, Hanf und Kohl,
Ja, vier Jahre ſind es wohl,
Daß kein Fremder hat beſchritten,
Daß kein Menſch nicht aus der Stadt
Dieſen Ort betreten hat:

Dieſen Ort, der längſt bewogen
Auch die Götter, die ihn gleich
Schätzen ihrem Himmelreich;
Und, wenn ich nicht bin betrogen,
Hab' ich noch vor kurzer Zeit
Pan geſehen nicht gar weit:

Stark begleitet von Sylvanen,
Die mit ihrer Nymphen Schaar,
Deren Haupt umlaubet war,
Alle in den Wald dort kamen,
Und auf einem langen Ried*)
Künſtlich ſpielten manches Lied.

---

*) D. h. Riedgras, Schilfgras.

Einzig däuchte mich zu kennen
Pan, den großen Hirtengott,
Den die ganze Schäferrott'
Ihren Vater pflegt zu nennen,
Pan allein, weil ſeine Hut
Mir mein Vieh erhalten thut.

Dreimal drei, nicht Feldgöttinnen*),
Dieſes gab mir alſobald
Zu verſtehen die Geſtalt,
Neulich in dem Walde drinnen
Saßen, bis ſich da zuhand
Noch ein Gott zu ihnen fand**),

Deſſen Haupt ſehr ſchön bekränzet,
Deſſen gelbes, krauſes Haar
Gleich der güldnen Sonne war,
Wenn ſie durch die Büſche glänzet;
Ueberdies ſein Angeſicht
Klarer, als kein Silber nicht.

---

*) Die neun Muſen.

**) Apoll.

Seine wollenweiße Hände
Geben einen ſolchen Ton,
Süßer, als der Koridon,
Der doch pfeifet gar behende,
Schöner, als Schalmeienklang,
Beſſer, als der Waldgeſang.

Weil ſie noch im beſten Singen,
Bald da ſah ich durch das Feld
Einen andern großen Held*)
Mit ſich eine Göttin bringen;
Furcht und Beben kömmt mich an,
Wenn ich nochmals denke dran.

Wie doch dieſer Gott gegangen
Kame, ſo wild angethan!
Beide Füße hatten an
Flügel; Flügel thäten hangen
An dem Haupte beim Geſicht:
Ach, ich weiß, ihr glaubt es nicht.

---

*) Merkur.

Es war ſchrecklich anzuſehen,
Daß da einem ſolchen Gott
Ungeziefer war ein Spott,
Mochte ſo mit Schlangen gehen,
Die ſich um den Stab herum
Grauſam flochten um und um.

Größer Wunder mußt' ich ſpüren
An der Göttin*), die ſo zart,
Dennoch war ſo grimmer Art,
Daß ſie durfte Spieße führen,
Auf dem Haupte einen Hut,
Wie man itzt im Kriege thut.

Nun, ob dieſer großen Sachen
Und des Dinges noch viel mehr,
Giebt man dieſem Ort die Ehr'
Und thut ihn ſehr lobreich machen,
Weil auch ſeine Luſt und Zier
Allen andern gehet für.

---

*) Minerva.

Dieſe Hütte iſt 9) bedecket
Hier mit Raſen, da mit Stroh;
Obgleich unſer Sinn ſtets froh,
Schwelgerei uns nie erwecket;
Falſche Hoffahrt, ſchnöde Pracht
Wird von uns ſehr klein geacht'.

Dennoch wir allhier genießen
Viel mehr Freude, viel mehr Ruh',
Als es geht in Städten zu,
Da nichts wohnet als Verdrießen,
Da nichts als Betrug und Liſt
Stündlich nur verborgen iſt.

Eure Häuſer und Paläſte,
Eure Thürme, wie man ſpürt,
Bis zum 10) Himmel aufgeführt,
Sind doch nicht ſo hoch und feſte,
So verſchloſſen ſind ſie nicht,
Daß nicht Sorg' und Angſt durchbricht.

9) ſo. — 10) an.

Wenn die Sonne uns betrübet,
Dieſer Baum, wie ihr ihn ſeht,
Sehr getreulich bei uns ſteht,
Reichlich kühlen Schatten giebet,
Auch die Quelle, die dort ſpringt,
Bald den Schaden wiederbringt.

Hinter uns, wenn heiſer brummen
Unſre Bienen, wenn ſie ſchnell,
Sammt dem Bächlein klar und hell,
Durch das hohe[11]) Gras hinſummen,
Da kann ich mich ſtrecken hin,
Bis ich wieder munter bin.

Dieſer Schlaf mir mehr behaget,
Als dem, der in Federn klebt,
Weiß vor Angſt nicht, ob er lebt,
Ob es nachtet oder taget,
Wie bei Herren oft geſchieht;
Dieſe Sorgen brauch'[12]) ich nicht.

11) gelle. — 12) Dieſer Sorgen darf.

Unſre ſtete Arbeit giebet,
Daß wir, Gottlob! Arm und Bein
Alle können mächtig ſein.
Mir hat nie ein Trank beliebet,
Der mir bitter macht den Mund;
Ich bin immer friſch, geſund.

Buttermilch muß uns erhalten,
Molken labet unſer Herz;
Alsdann können ſonder Schmerz
Wir bei Kräften fein veralten,
Wie mein Vater, der wol war
Hundert, und ich achtzig Jahr.

Drauf vermögen wir zu raſten
Alleſammt, wie ſich's gehört;
Es iſt nichts, das uns bethört,
Können kaum die Nacht durch faſten,
Haben, wenn man angeſpannt,
Käſ' und Brot ſchon bei der Hand.

Dieſes uns viel mehr erquicket,
Als den, der zur Tafel ſitzt,
Sich mit vielem Wein erhitzt,
Und ohn' Hunger in ſich drücket,
Füllt mit Malvaſier ſich auf,
Wird zu Nacht flugs krank darauf.

Nun, ich muß einmal beſchließen,
Weil ich merke, daß ihr gleich
Fürder wollet, und nun euch
Mein Geplauder wird verdrießen,
Weil vielleicht der helle Tag
Euch nach Hauſe zwingen mag. —

Als ich nun mit Dank genommen
Meinen Abſchied ganz und gar
Und gegangen[13], wo ich war
Bei der Nacht vorher gekommen,
Stand ich gleich vor unſerm Haus,
Als Menalkas triebe aus.

[13] hingangen.

Bacchiſche Ode.

Obgleich der Winter die Herrſchaft bekommen,
Und durch den Norden, o Blumentyrann!
Alle behagliche Luſt uns benommen,
Keiner muß ſich doch nicht kehren daran.
Was dieſe uns rauben,
Soll gelten die Trauben,
Muß büßen*) der Wein.
Mein Bruder, laß ſinken,
In Floribus trinken!
Bacchus muß unſer Bezahler doch ſein.

---

*) D. h. verbeſſern, bezahlen.

Braucht Hippokrene, ihr liebſten Freundinnen,
Und wem beliebet derſelbige Trank;
Ich bedarf izo nicht Schärfung der Sinnen,
Waſſer zu trinken verdienet nicht Dank.
Der Wein nur beſtehet,
Die Sinnen erhöhet,
Macht feurig den Geiſt.
Der Saft von den Reben
Verdoppelt das Leben,
Uns dem ruchloſen Betrüben entreißt.

Närriſch iſt der und von ſchlechtem Geblüte,
Der ſich vor hieſigem Römer verfährt*).
Bacchus der liebet ein freies Gemüthe,
Feige die ſind auch des Waſſers nicht werth.
Was Fröhlichkeit häufet,
Was Sorgen zerſchleifet,
Iſt beſſer denn Geld.
Das Geld nie bekleibet**),
Die Freude die bleibet,
Wenn wir ſchon alle geſegnet die Welt.

---

*) D. h. ſich erſchreckt, ſich fürchtet.

**) D. h. beſteht, bleibt.

Frühling, Herbſt, Sommer und Winter vergehen,
Kehren auch wieder, wie Ebbe und Fluth;
Doch wenn die Menſchen nur einmal entſtehen*),
Sind ſie danieder; nicht hilfet das Gut;
Die zierlichen Wangen,
Das Reichſein und Prangen
Hat ſchlechten Gewinn;
Die Parzen die reißen
Die Kinder und Greiſen
Alle mit einerlei Sichel dahin.

Ei nun, mein Bruder, laß heute uns trinken,
Tanzen und ſpringen, wie Bacchus uns lehrt!
Ehe wir in den Fluß Lethe verſinken,
Bacchus muß auch von uns werden geehrt.
Die edelen Gaben
Von Bacchus wir haben,
Den endlichen Lohn;
Laß heute uns letzen,
Mit Bacchus ergötzen;
Morgen ſo ſind wir doch alle davon.

*) D. h. abſtehen, verſchwinden

An Lesbia.

Weil ſich der Frühling nun wieder gefunden
In dem Gefilde mit vielerlei Luſt,
Und mit dem Weſten auf's neue verbunden,
O, ſo laß, Lesbia, wie dir bewußt,
Uns brauchen der Zeit!
Der Sommer bereit
Den Lenzen verjagt;
Der Herbſt dann nach dieſen
Verformet die Wieſen,
Bald ſind ſie vom Winter mit Hagel geplagt.

Gleichwie die Tanne mit lieblichen Zweigen
Auf dem Gebirge gewinnet den Preis,
Weil ſie ſehr hoch zu den Wolken thut ſteigen,
Grünet, wenn andere Bäume voll Eis:

So gehet weit vor
Dem Nymphiſchen Chor
Dein ſtrahlendes Licht.
Du biſt ſehr beſungen,
Dein Lob iſt gedrungen
Weit, wo der güldene Morgen anbricht.

Schönſte, du weißt es, wie eilſam entſtehet*)
Alles, was zieret und ſchmücket den Wald;
Lesbia, alſo die Schönheit vergehet,
Werden von Tage zu Tage mehr alt.
Es ſinket[1]) dahin
Der Muth und der Sinn;
Es nehmen ſtets ab
Die lieblichen Wangen,
Das köſtliche Prangen,
Eilet mit eilender Eile in's Grab.

Drum, ſo du willſt noch im währenden Lenzen
Brauchen der Blumen ſo mancherlei Art,

---

1) fället.
*) D. h. abſteht, verſchwindet.

Putze und ſchmücke dich heute mit Kränzen;
Morgen ſo ſind ſie auf flüchtiger Fahrt.
Nimm itzo die Gunſt,
Die nicht ſo umſonſt
Die Zeit dir gewährt;
Laß Lieben nicht ſparen,
Wir werden erfahren,
Daß man nicht deiner, noch meiner begehrt.

Auf einen guten Mann.

Das fromme Blut, der Silvian!
Ei, iſt er glücklich nicht, der 1) Mann?
Der Silvian, das fromme Blut!
Es glücket ihm auch, was er thut.
Er lebet friedſam, wohl vergnügt,
Ob er nicht ackert oder pflügt,
So bleibet er doch wohl verſorgt,
Hat er nicht Geld, ihm wird geborgt;
Sein Weib bleibt von ihm alle Nacht,
Doch jährlich ihn zum Vater macht;
Er ärntet, was ein andrer ſä't,
Schaut, ob es ihm nicht wohl ergeht.
Drum iſt er glücklich nicht, der 2) Mann,
Das fromme Blut, der Silvian?
Der Silvian, das fromme Blut,
Es glücket ihm auch, was er thut.

1) iſt das nicht ein glücklich. — 2) iſt es ja ein glücklich.

Dank für die Leiden des Erlöſers.

Jeſu, meines Lebens Leben,
Jeſu, meines Todes Tod,
Der du dich für mich gegeben
In die tiefſte Seelennoth,
In das äußerſte Verderben,
Nur daß ich nicht möchte ſterben,
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

Du, ach du haſt ausgeſtanden
Läſterreden, Spott und Hohn,
Speichel, Schläge, Strick und Banden,
Du gerechter Gottesſohn,
Nur mich Armen zu erretten
Von des Teufels Sündenketten.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

Du haſt laſſen Wunden ſchlagen,
Dich erbärmlich richten zu,
Um zu heilen meine Plagen,
Um zu ſetzen mich in Ruh'.
Ach, du haſt zu meinem Segen
Laſſen dich mit Fluch belegen.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

Man hat dich ſehr hart verhöhnet,
Dich mit großem Schimpf belegt,
Gar mit Dornen dich gekrönet: *)
Was hat dich dazu bewegt?
Daß du möchteſt mich ergötzen,
Mir die Ehrenkron' aufſetzen.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

Du haſt wollen ſein geſchlagen
Zu Befreiung meiner Pein,
Fälſchlich laſſen dich anklagen,
Daß ich könnte ſicher ſein;

1) angekrönet.

Daß ich möchte troſtreich prangen,
Haſt du ſonder Troſt gehangen.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

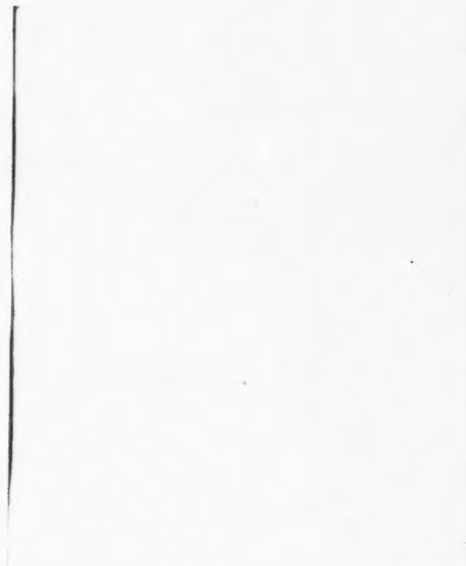
Du haſt dich in Noth geſtecket,
Haſt gelitten mit Geduld,
Gar den herben Tod geſchmecket,
Um zu büßen meine Schuld;
Daß ich würde losgezählet,
Haſt du wollen ſein gequälet.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

Deine Demuth hat gebüßet
Meinen Stolz und Uebermuth,
Dein Tod meinen Tod verſüßet:
Es kömmt Alles mir zu Gut;
Dein Verſpotten, dein Verſpeien
Muß zu Ehren mir gedeihen.
Tauſend, tauſend Mal ſei dir,
Liebſter Jeſu, Dank dafür!

99

Nun, ich danke dir von Herzen,
Jeſu, für geſammte Noth,
Für die Wunden, für die Schmerzen,
Für den herben, bittern Tod,
Für dein Zittern, für dein Zagen,
Für dein tauſendfaches Plagen;
Für dein Ach und tiefe Pein
Will ich ewig dankbar ſein.

Paul Gerhard.



Lob des Herrn.

Ich ſinge dir mit Herz und Mund,
Herr, meines Herzens Luſt,
Ich ſing' und mach' auf 1) Erden kund,
Was mir von dir bewußt.

Ich weiß, daß du der Brunn der Gnad'
Und ew'ge Quelle ſeiſt,
Daraus uns allen früh und ſpat
Viel Heil und Gutes fleußt.

Was ſind wir doch, was haben wir
Auf dieſer ganzen Erd',
Das uns, o Vater, nicht von dir
Allein gegeben werd'?

---

1) Var.: der.

Wer hat das ſchöne Himmelszelt
Hoch über uns geſetzt?
Wer iſt es, der uns unſer Feld
Mit Thau und Regen netzt?

Wer wärmet uns in Kält' und Froſt?
Wer ſchützt uns vor dem Wind?
Wer macht es, daß man Oel und Moſt
Zu ſeinen Zeiten find't?

Wer giebt uns Leben und Geblüt?
Wer hält mit ſeiner Hand
Den güldnen, werthen, edlen Fried'
In unſerm Vaterland?

Ach, Herr, mein Gott, das kömmt von dir,
Du, du mußt alles thun;
Du hältſt die Wach' an unſrer Thür'
Und läßt uns ſicher ruhn.

Du nähreſt uns von Jahr zu Jahr,
Bleibſt immer fromm und treu,
Und ſtehſt uns, wenn wir in Gefahr
Gerathen, herzlich 2) bei.

2) Var.: treulich.

Du ſtrafſt uns Sünder mit Geduld
Und ſchlägſt nicht allzuſehr,
Ja endlich nimmſt du unſre Schuld
Und wirfſt ſie in das Meer.

Wenn unſer Herze ſeufzt und ſchreit,
Wirſt du gar leicht erweicht,
Und giebſt uns, was uns hoch erfreut
Und dir zu Ehren reicht.

Du zählſt, wie oft ein Chriſte wein',
Und was ſein Kummer ſei;
Kein Zähr- und Thränlein iſt ſo klein,
Du hebſt und legſt es bei.

Du füllſt des Lebens Mangel aus
Mit dem, was ewig ſteht,
Und führſt uns in des Himmels Haus,
Wenn uns die Erd' entgeht.

Wohl auf, mein Herze, ſing' und ſpring'
Und habe guten Muth!
Dein Gott, der Urſprung aller Ding',
Iſt ſelbſt und bleibt dein Gut.

Er iſt dein Schatz, dein Erb' und Theil,
Dein Glanz und Freudenlicht,
Dein Schirm und Schild, dein' Hülf' und Heil,
Schafft Rath und läßt dich nicht.

Was kränkſt du dich in deinem Sinn,
Und grämſt dich Tag und Nacht?
Nimm deine Sorg' und wirf ſie hin
Auf den, der dich gemacht.

Hat er dich nicht von Jugend auf
Verſorget und ernährt?
Wie manchen ſchweren Unglückslauf
Hat er zurück gekehrt?

Er hat noch niemals was verſehn
In ſeinem Regiment;
Nein, was er thut und läßt geſchehn,
Das nimmt ein gutes End'.

Ei nun, ſo laß ihn ferner thun,
Und red' ihm nicht darein,
So wirſt du hier in Frieden ruhn,
Und ewig fröhlich ſein.

Vertrauen auf Gott.

Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Des, der den Himmel lenkt!
Der Wolken, Luft und Winden
Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann.

Dem Herren mußt du trauen,
Wenn dir's ſoll wohl ergehn;
Auf ſein Werk mußt du ſchauen,
Wenn dein Werk ſoll beſtehn.
Mit Sorgen und mit Grämen
Und mit ſelbſteigner Pein
Läßt Gott ſich [1]) gar nichts nehmen,
Es muß erbeten ſein.

---

[1]) ihm.

Dein' ew'ge Treu' und Gnade,
O Vater, weiß und ſieht,
Was gut ſei oder ſchade
Dem ſterblichen Geblüt;
Und was du dann 2) erleſen,
Das treibſt du, ſtarker Held,
Und bringſt zum Stand und Weſen,
Was deinem Rath gefällt.

Weg' haſt du allerwegen,
An Mitteln fehlt dir's nicht,
Dein Thun iſt lauter Segen,
Dein Gang iſt lauter Licht.
Dein Werk kann niemand hindern,
Dein' Arbeit darf nicht ruhn,
Wenn du, was deinen Kindern
Erſprießlich iſt, willſt thun.

Und obgleich alle Teufel
Hier wollten widerſtehn,
So wird doch ohne Zweifel
Gott nicht zurückegehn;

2) denn.

Was er ſich [3]) vorgenommen [4]),
Und was er haben will,
Das muß doch endlich kommen
Zu ſeinem Zweck und Ziel.

Hoff', o du arme Seele,
Hoff' und ſei unverzagt!
Gott wird dich aus der Höhle,
Da dich der Kummer nagt [5]),
Mit großen Gnaden rücken;
Erwarte nur die Zeit,
So wirſt du ſchon erblicken
Die Sonn' der ſchönſten Freud'!

Auf! auf! gieb deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Laß fahren, was das Herze
Betrübt und traurig macht!
Biſt du doch nicht Regente,
Der Alles führen ſoll;
Gott ſitzt im Regimente,
Und führet Alles wohl.

[3]) ihm. — [4]) fürgenommen.
[5]) Varianten: jagt, plagt.

Ihn, ihn laß thun und walten,
Er iſt ein weiſer Fürſt,
Und wird ſich ſo verhalten,
Daß du dich wundern wirſt,
Wenn er, wie ihm gebühret,
Mit wunderbarem Rath
Die Sach' hinausgeführet,
Die dich bekümmert hat.

Er wird zwar eine Weile
Mit ſeinem Troſt verziehn,
Und thun an ſeinem Theile,
Als hätt' in ſeinem Sinn
Er deiner ſich begeben,
Und ſollt'ſt du für und für
In Angſt und Nöthen ſchweben,
So frag' er nichts nach dir.

Wird's aber ſich befinden,
Daß du ihm treu verbleibſt,
So wird er dich entbinden,
Da du's am mind'ſten[6]) gläubſt.

---

[6]) wengſten.

Er wird dein Herze löſen
Von der ſo ſchweren Laſt,
Die du zu keinem Böſen
Bisher getragen haſt.

Wohl dir, du Kind der Treue!
Du haſt und trägſt davon
Mit Ruhm und Dankgeſchreie
Des Sieges Ehrenkron' [7].
Gott giebt dir ſelbſt die Palmen
In deine rechte Hand,
Und du ſingſt Freudenpſalmen
Dem, der dein Leid gewandt.

Mach' End', o Herr, mach' Ende
An aller unſrer Noth,
Stärk' unſre Füß' und Hände,
Und laß bis in den Tod
Uns allzeit deiner Pflege
Und Treu' empfohlen ſein;
So gehen unſre Wege
Gewiß zum Himmel ein.

---

[7] Den Sieg und Ehrenkron.

Vertrauen auf den Erlöſer.

Warum ſollt' ich mich denn grämen?
Hab' ich doch Chriſtum noch.
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir ſchon Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

Nackend lag ich auf dem Boden,
Da ich kam, da ich nahm
Meinen erſten Odem.
Nackend werd' ich auch hinziehen,
Wenn ich werd' von der Erd'
Als ein Schatten fliehen.

Gut und Blut, Leib, Seel' und Leben
Iſt nicht mein, Gott allein
Iſt es, der's gegeben.
Will er's wieder zu ſich kehren,
Nehm' er's hin, ich will ihn
Dennoch fröhlich ehren.

Schickt er mir ein Kreuz zu tragen,
Dringt herein Angſt und Pein,
Sollt' ich drum verzagen?
Der es ſchickt, der wird es wenden,
Er weiß wohl, wie er ſoll
All mein Unglück enden.

Gott hat mich bei guten Tagen
Oft ergötzt; ſollt' ich jetzt
Auch nicht etwas tragen?
Fromm iſt Gott und ſtraft mit Maßen;
Sein Gericht kann mich nicht
Ganz und gar verlaſſen.

Satan, Welt und ihre Rotten
Können mir nichts mehr hier
Thun, als meiner ſpotten.
Laß ſie ſpotten, laß ſie lachen!
Gott, mein Heil, wird in Eil
Sie zu Schanden machen.

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Chriſt, wo er iſt,
Stets ſich laſſen ſchauen.
Wollt' ihn auch der Tod aufreiben,
Soll der Muth dennoch gut
Und fein ſtille bleiben.

Kann uns doch kein Tod nicht tödten,
Sondern reißt unſern Geiſt
Aus viel tauſend Nöthen,
Schleußt das Thor der 1) bittern Leiden,
Und macht Bahn, da man kann
Gehn zur Himmelsfreuden.

1) Var.: des.

Alda will mit[2]) ſüßen Schätzen
Ich mein Herz auf den Schmerz
Ewiglich ergötzen.
Hier iſt kein recht Gut zu finden;
Was die Welt in ſich hält,
Muß im Hui verſchwinden.

Was ſind dieſes Lebens Güter?
Eine Hand voller Sand,
Kummer der Gemüther.
Dort, dort ſind die edlen Gaben,
Da mein Hirt, Chriſtus, wird
Mich ohn' Ende laben.

Herr, mein Hirt, Brunn aller Freuden,
Du biſt mein, ich bin dein,
Niemand kann uns ſcheiden.
Ich bin dein, weil du dein Leben
Und dein Blut mir zu Gut
In den Tod gegeben.

---

2) Var.: in.

Du biſt mein, weil ich dich faſſe,
Und dich nicht, o mein Licht,
Aus dem Herzen laſſe.
Laß mich, laß mich hingelangen,
Da du mich und ich dich
Ewig werd' umfangen!

Der Erlöſer am Kreuze.

Sei mir tauſendmal gegrüßet,
Der mich je und je geliebt,
Jeſu, der du ſelbſt gebüßet
Das, womit ich dich betrübt!
Ach, wie iſt mir doch ſo wohl,
Wenn ich knie'n und liegen ſoll
An dem Kreuze, da du ſtirbeſt,
Und um meine Seele wirbeſt.

Ich umfange, herz' und küſſe
Der gekränkten Wunden Zahl
Und die purpurrothen Flüſſe
Deiner 1) Füß' und Nägelmahl'.

---

1) Var.: Deine.

O wer kann doch, ſchönſter Fürſt,
Den ſo ſehr[2]) nach uns gedürſt',
Deinen Durſt und dein Verlangen[3])
Völlig faſſen und umfangen?

Heile mich, o Heil der Seelen,
Wo ich krank und traurig bin;
Nimm die Schmerzen, die mich quälen,
Und den ganzen Schaden hin,
Den mir Adams Fall gebracht,
Und ich ſelber[4]) mir gemacht.
Wird, o Arzt, dein Blut mich netzen,
Wird ſich all mein Jammer ſetzen.

Schreibe deine blut'ge Wunden,
Mir, Herr, in das Herz hinein,
Daß ſie mögen alle Stunden
Bei mir unvergeſſen ſein.
Du biſt doch mein liebſtes[5]) Gut,
Da mein ganzes Herze ruht.
Laß mich hier zu deinen Füßen
Deine Lieb' und Gunſt genießen.

2) Var: hoch. — 3) Liebsverlangen. — 4) ſelbſten.
5) Var.: ſchönſtes.

Dieſe Füße will ich halten
Auf das Beſt' ich immer kann.
Schaue meiner Hände Falten
Und mich ſelber *) freundlich an
Von dem hohen Kreuzesbaum,
Und gieb meiner Bitte Raum,
Sprich: Laß all dein Trauern ſchwinden!
Ich, ich tilg' all' deine Sünden.

Lob der Liebe Gottes.[1]

Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
Sollt' ich ihm nicht fröhlich[2] ſein?
Denn ich ſeh' in allen Dingen,
Wie ſo gut er's mit mir mein'.
Iſt doch nichts als lauter Lieben,
Das ſein treues Herze regt,
Das ohn' Ende hebt und trägt,
Die in ſeinem Dienſt ſich üben.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Wie ein Adler ſein Gefieder
Ueber ſeine Jungen ſtreckt,
Alſo hat auch hin und wieder
Mich des Höchſten Arm gedeckt.

---

[1] Mit Auslaſſung zweier Strophen.

[2] Var.: dankbar.

Alſobald im Mutterleibe,
Da er mir mein Weſen gab,
Und das Leben, das ich hab',
Und noch dieſe Stunde treibe.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Sein Sohn iſt ihm nicht zu theuer,
Nein, er giebt ihn für mich hin,
Daß er mich vom ew'gen Feuer
Durch ſein theures Blut gewinn'.
O du unergründter Brunnen,
Wie will doch mein ſchwacher Geiſt,
Ob er ſich gleich hoch befleißt,
Deine Tief' ergründen können!
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Seinen Geiſt, den edlen Führer,
Giebt er mir in ſeinem Wort,
Daß er werde mein Regierer
Durch die Welt zur Himmelspfort',

Daß er mir mein Herz erfülle
Mit dem hellen Glaubenslicht,
Das des Todes Reich zerbricht,
Und die Hölle ſelbſt macht ſtille.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Himmel, Erd' und ihre Heere
Hat er mir zum Dienſt beſtellt.
Wo ich nur mein Aug' hin kehre,
Find' ich, was mich nährt und hält.
Thier' und Kräuter und Getreide,
In den Gründen, in der Höh',
In den Büſchen, in der See,
Ueberall iſt meine Weide.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Wenn ich ſchlafe, wacht ſein Sorgen,
Und ermuntert mein Gemüth,
Daß ich alle liebe Morgen
Schaue neue Lieb' und Güt'.

Wäre mein Gott nicht geweſen,
Hätte mich ſein Angeſicht
Nicht geleitet, wär' ich nicht
Aus ſo mancher Angſt geneſen.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Wie ein Vater ſeinem Kinde
Sein Herz niemals ganz entzeucht,
Ob es gleich bisweilen Sünde
Thut und aus der Bahne 3) weicht,
Alſo hält auch mein Verbrechen
Mir mein frommer Gott zu gut',
Will mein Fehlen mit der Ruth'
Und nicht mit dem Schwerte rächen.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Seine Strafen, ſeine Schläge,
Ob ſie mir gleich bitter ſeind,
Dennoch, wenn ich's recht erwäge,
Sind es Zeichen, daß mein Freund,

---

3) Var.: Stäte.

Der mich liebet, mein gedenke,
Und mich von der ſchnöden Welt,
Die uns hart gefangen hält,
Durch das Kreuze zu ſich *) lenke.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Das weiß ich fürwahr und laſſe
Mir's nicht aus dem Sinne gehn:
Chriſtenkreuz hat ſeine Maße,
Und muß endlich ſtille ſtehn.
Wenn der Winter ausgeſchneiet,
Tritt der ſchöne Sommer ein;
Alſo wird auch nach der Pein,
Wer's erwarten kann, erfreuet.
Alles Ding währt ſeine Zeit,
Gottes Lieb' in Ewigkeit.

Weil denn weder Ziel noch Ende
Sich in Gottes Liebe findt,
Ei, ſo heb' ich meine Hände
Zu dir, Vater, als dein Kind;

---

*) ihm.

Bitte, woll'ſt mir Gnade geben,
Dich aus aller meiner Macht
Zu umfangen Tag und Nacht
Hier in meinem ganzen Leben,
Bis ich dich nach dieſer Zeit
Lob' und lieb' in Ewigkeit.

Gottergebenheit1).

Ich hab' in Gottes Herz und Sinn
Mein Herz und Sinn ergeben.
Was böſe ſcheint, iſt ein Gewinn,
Der Tod ſelbſt iſt mein Leben.
Ich bin ein Sohn des, der den Thron
Des Himmels aufgezogen;
Ob er gleich ſchlägt und Kreuz auflegt,
Bleibt doch ſein Herz gewogen.

Das kann mir fehlen nimmermehr,
Mein Vater muß mich lieben.
Wenn er mich auch gleich wirft ins Meer,
So will er mich nur üben,

---

1) Eine Strophe iſt ausgefallen.

Und mein Gemüth in ſeiner Güt'
Gewöhnen feſt zu ſtehen.
Halt' ich dann Stand, weiß ſeine Hand
Mich wieder zu erhöhen.

Woher wollt' ich mein' Aufenthalt
Auf dieſer Erd' erlangen?
Ich wäre längſtens todt und kalt,
Wo mich nicht Gott umfangen
Mit ſeinem Arm, der Alles warm,
Geſund und fröhlich machet.
Was er nicht hält, das bricht und fällt,
Was er erfreut, das lachet.

Zudem iſt Weisheit und Verſtand
Bei ihm ohn' alle Maßen;
Zeit, Ort und Stund' iſt ihm bekannt,
Zu thun und auch zu laſſen.
Er weiß, wann Freud', er weiß, wann Leid
Uns, ſeinen Kindern, diene;
Und was er thut, iſt alles gut,
Ob's noch ſo traurig ſchiene.

Du denkeſt zwar, wenn du nicht haſt,
Was Fleiſch und Blut begehret,
Als ſei mit einer großen Laſt
Dein Licht[2] und Heil beſchweret;
Haſt ſpät und früh viel Sorg' und Müh',
An deinen Wunſch zu kommen,
Und denkeſt nicht, daß, was geſchicht,
Geſcheh' zu deinem Frommen.

Fürwahr, der dich geſchaffen hat,
Und ſich[3] zur Ehr' erbauet,
Der hat ſchon längſt in ſeinem Rath
Erſehen und beſchauet,
Aus wahrer Treu', was dienlich ſei
Dir und den Deinen allen.
Laß ihm doch zu, daß er nur thu'
Nach ſeinem Wohlgefallen.

Wenn's Gott gefällt, ſo kann's nicht ſein,
Es wird dich letzt erfreuen.
Was du jetzt nenneſt Kreuz und Pein,
Wird dir zum Troſt[4] gedeihen.

[2] Var.: Glück. — [3] ihm. — [4] Var.: Heil.

Wart' in Geduld, die Gnad' und Huld
Wird ſich doch endlich finden.
All' Angſt und Qual wird auf einmal,
Gleich wie ein Dampf, verſchwinden.

Das Feld kann ohne Ungeſtüm
Gar keine Früchte tragen:
So fällt auch Menſchenwohlfahrt um
Bei lauter guten Tagen.
Die Aloe bringt bittres Weh',
Macht gleichwohl rothe Wangen:
So muß ein Herz durch Angſt und Schmerz
Zu ſeinem Heil gelangen.

Ei nun, mein Gott, ſo fall' ich dir
Getroſt in deine Hände;
Nimm mich und mach' es du mit mir
Bis an mein letztes Ende,
Wie du wohl weißt, daß meinem Geiſt
Dadurch ein Nutz entſtehe,
Und deine Ehr' je mehr und mehr
Sich in ſich[5] ſelbſt erhöhe.

---

[5] ihr.

Willſt du mir geben Sonnenſchein,
So nehm' ich's an mit Freuden;
Soll's aber Kreuz und Unglück ſein,
Will ich's geduldig leiden.
Soll mir allhier des Lebens Thür
Noch ferner offen ſtehen,
Wie du mich führſt und führen wirſt,
So will ich gern mitgehen.

Soll ich dann auch des Todes Weg
Und finſtre Straße reiſen,
Wohlan, ſo tret' ich Bahn und Steg,
Den mir dein' Augen weiſen.
Du biſt mein Hirt, der Alles wird
Zu ſolchem Ende kehren,
Daß ich einmal in deinem Saal
Dich ewig möge ehren.

Dank für den göttlichen Beiſtand.

Ich danke dir mit Freuden,
Mein König und mein Heil,
Daß du manch ſchweres Leiden,
So mir zu meinem Theil
Oft häufig zugedrungen,
Durch deine Wunderhand
Gewaltig haſt bezwungen
Und von mir abgewandt.

Du haſt in harten Zeiten
Mir dieſe Gnad' ertheilt,
Daß meiner Feinde Streiten
Mein Leben nicht ereilt,
Wenn ſie an hohen Orten
Mich, der ich's nie gedacht,
Mit böſen, falſchen Worten
Sehr übel angebracht.

Wenn ſie, wie wilde Leuen,
Die Zungen ausgeſtreckt,
Und mich mit ihrem Schreien
Bis auf den Tod erſchreckt,
So hat dann dein Erbarmen,
Das Alles lindern kann,
Gewaltet und mir Armen
Den treuſten Dienſt gethan.

Sie haben oft zuſammen
Sich wider mich gelegt,
Und, wie die Feuerflammen,
Gefahr und Brand erregt.
Da hab' ich denn geſeſſen
Und Blut vor Angſt geſchwitzt,
Als ob du mein vergeſſen:
Und haſt mich doch geſchützt.

Du haſt mich aus dem Brande
Und aus dem Feu'r gerückt,
Und wenn der Höllen Bande
Mich um und um beſtrickt,

So haſt du auf mein Bitten
Dich, Herr, zu mir geſellt,
Und aus des Unglücks Mitten
Mich frei in's Feld geſtellt.

Den Kläffer, der mit Lügen
Gleich als mit Waffen kämpft,
Und nichts kann, als betrügen,
Den haſt du oft gedämpft;
Wenn er, gleich einem Drachen,
Das Maul hoch aufgezerrt,
So haſt du ihm den Rachen
Durch deine Kraft geſperrt.

Ich war nah' am Verderben,
Du nahmſt mich in den Schoß;
Es kam mit mir zum Sterben,
Du aber ſprachſt mich los,
Und hielteſt mich beim Leben,
Und gabſt mir Rath und That,
Die ſonſt kein Menſch zu geben
In ſeinen Mächten hat.

Es war in allen Landen,
So weit die Wolken gehn,
Kein einz'ger 1) Freund vorhanden,
Der bei mir wollte ſtehn,
Da dacht' ich an die Güte,
Die du, Herr, täglich thuſt,
Und hub Herz und Gemüthe
Zur Höhe, da du ruhſt.

Ich rief mit vollem Munde,
Du nahmeſt Alles an,
Und halfſt recht aus dem Grunde,
So daß ich's nimmer kann
Nach Würden g'nugſam loben;
Doch will ich Tag und Nacht
Dich in dem Himmel droben
Zu preiſen ſein bedacht.

1) einig.

Alles mit Gott.

Ich weiß, mein Gott, daß all mein Thun
Und Werk in deinem Willen ruhn:
Von dir kömmt Glück und Segen.
Was du regierſt, das geht und ſteht
Auf rechten, guten Wegen.

Es ſteht in keines Menſchen Macht,
Daß ſein Rath werd' in's Werk gebracht
Und ſeines Gangs ſich freue;
Des Höchſten Rath der macht's allein,
Daß Menſchenrath gedeihe.

Oft denkt der Menſch in ſeinem Muth.
Dies oder Jenes ſei ihm gut,
Und iſt doch weit gefehlet;
Oft ſieht er auch für ſchädlich an,
Was doch Gott ſelbſt erwählet.

So fängt auch oft ein weiſer[1]) Mann
Ein gutes Werk mit Freuden an
Und bringt's doch nicht zu[2]) Stande;
Er baut ein Schloß und feſtes Haus,
Doch nur auf lauterm Sande.

Wie Mancher iſt in ſeinem Sinn
Faſt über Berg' und Spitzen hin,
Und eh' er ſich's verſiehet,
So liegt er da, und hat ſein Fuß
Vergeblich ſich bemühet.

Drum, lieber Vater, der du Kron'
Und Zepter trägſt in deinem Thron
Und aus den Wolken blitzeſt,
Vernimm mein Wort und höre mich
Vom Stuhle, da du ſitzeſt.

Verleihe mir das edle Licht,
Das ſich von deinem Angeſicht

---

1) Var.: manch'. — 2) zum.

In fromme Seelen ſtrecket,
Und da der rechten Weisheit Kraft
Durch deine Kraft erwecket.

Gieb mir Verſtand aus deiner Höh',
Auf daß ich ja nicht ruh' und ſteh'
Auf meinem eignen Willen.
Sei du mein Freund und treuer Rath,
Was recht [3]) iſt, zu erfüllen.

Prüf' Alles wohl, und was mir gut,
Das gieb mir ein; was Fleiſch und Blut
Erwählet, das verwehre.
Der höchſte Zweck, das beſte Theil
Sei deine Lieb' und Ehre.

Was dir gefällt, das laß auch mir,
O meiner Seelen Sonn' und Zier,
Gefallen und belieben.
Was dir zuwider, laß mich nicht
In Werk und That verüben.

---

3) Var.: gut.

Iſt's Werk von dir, ſo hilf zu Glück,
Iſt's Menſchenthun, ſo treib's zurück,
Und ändre meine Sinnen.
Was du nicht wirkſt, pflegt von ſich *) ſelbſt
In Kurzem zu zerrinnen.

Sollt' aber dein und unſer Feind
An dem, was dein Herz gut gemeint,
Beginnen ſich zu rächen,
Iſt das mein Troſt, daß ſeinen Zorn
Du leichtlich könneſt brechen.

Tritt du mir zu und mache leicht,
Was mir ſonſt faſt unmöglich däucht,
Und bring' zum guten Ende,
Was du ſelbſt angefangen haſt,
Durch Weisheit deiner Hände.

Iſt ja der Anfang etwas ſchwer,
Und muß ich auch in's tiefe Meer

---

*) ihm.

Der bittern Sorgen treten,
So treib' mich nur ohn' Unterlaß
Zu ſeufzen und zu beten.

Wer fleißig betet und dir traut,
Wird Alles, davor ſonſt ihm graut, 5)
Mit tapferm Muth bezwingen;
Sein Sorgenſtein wird in der Eil
In tauſend Stücke ſpringen.

Der Weg zum Guten iſt faſt wild,
Mit Dorn und Hecken ausgefüllt;
Doch wer ihn freudig gehet,
Kommt endlich, Herr, durch deinen Geiſt,
Wo Freud' und Wonne ſtehet.

Du biſt mein Vater, ich dein Kind;
Was ich bei mir nicht hab' und find',
Haſt du zu aller Gnüge.
So hilf nur, daß ich meinen Stand
Wohl halt' und herrlich ſiege.

---

5) Da ihm ſonſt für graut.

Dein ſoll ſein aller Ruhm und Ehr',
Ich will dein Thun je mehr und mehr
Aus hocherfreuter Seelen
Vor deinem Volk und aller Welt,
So lang' ich leb', erzählen.

Glaubensfreudigkeit.

Iſt Gott für mich, ſo trete
Gleich Alles wider mich!
So oft ich ruf' und bete,
Weicht Alles hinter ſich.
Hab' ich das Haupt zum Freunde,
Und bin geliebt bei Gott,
Was kann mir thun der Feinde
Und Widerſacher Rott'?

Nun weiß und glaub' ich feſte,
Ich rühm's auch ohne Scheu,
Daß Gott, der Höchſt' und Beſte,
Mein Freund und Vater ſei,
Und daß in allen Fällen
Er mir zur Rechten ſteh',
Und dämpfe Sturm und Wellen,
Und was mir bringet Weh.

Der Grund, da ich mich gründe,
Iſt Chriſtus und ſein Blut;
Das machet, daß ich finde
Das ew'ge, wahre Gut.
An mir und meinem Leben
Iſt nichts auf dieſer Erd';
Was 1) Chriſtus mir gegeben,
Das iſt der Liebe werth.

Mein Jeſus iſt mein' Ehre,
Mein' Glanz und ſchönes Licht,
Wenn der nicht in mir wäre,
So dürft' und könnt' ich nicht
Vor Gottes Augen ſtehen,
Und vor dem ſtrengen Sitz 2);
Ich müßte ſtracks vergehen,
Wie Wachs in Feuers Hitz'.

Mein Jeſus hat gelöſchet,
Was mit ſich führt den Tod;
Der iſt's, der mich rein wäſchet,
Macht ſchneeweiß, was iſt roth.

---

1) Var.: Das. — 2) Var.: Sternenſitz.

In ihm kann ich mich freuen,
Hab' einen Heldenmuth,
Darf kein Gerichte ſcheuen,
Wie ſonſt ein Sünder thut.

Nichts, nichts kann mich verdammen,
Nichts raubet 3) mir mein Herz;
Die Höll' und ihre Flammen,
Die ſind mir nur ein Scherz.
Kein Urtheil mich erſchrecket,
Kein Unheil mich betrübt,
Weil mich mit Flügeln decket
Mein Heiland, der mich liebt.

Sein Geiſt wohnt mir im Herzen,
Regieret meinen Sinn,
Vertreibet Sorg' 4) und Schmerzen,
Nimmt allen Kummer hin,
Giebt Segen und Gedeihen
Dem, was er in mir ſchafft,
Hilft mir das Abba ſchreien
Aus aller meiner Kraft.

3) nimmet. — 4) Var.: Furcht.

Und wenn an meinem Orte
Sich Furcht und Schrecken[5]) findt,
So ſeufzt und ſpricht er Worte,
Die unausſprechlich ſind
Mir zwar und meinem Munde,
Gott aber wohl bewußt,
Der an des Herzens Grunde
Erſiehet ſeine Luſt.

Sein Geiſt ſpricht meinem Geiſte
Manch ſüßes Troſtwort zu,
Wie Gott dem Hülfe leiſte,
Der bei ihm ſuchet Ruh',
Und wie er hab' erbauet
Ein' edle neue Stadt,
Da Aug' und Herze ſchauet,
Was es geglaubet hat.

Da iſt mein Theil und Erbe
Mir prächtig zugericht't;
Wenn ich gleich fall' und ſterbe,
Fällt doch mein Himmel nicht.

5) Var.: Schwachheit.

Muß ich auch gleich hier feuchten
Mit Thränen meine Zeit,
Mein Jeſus und ſein Leuchten
Durchſüßet alles Leid.

Wer ſich mit dem verbindet,
Den Satan fleucht und haßt,
Der wird verfolgt, und findet
Ein' harte, ſchwere Laſt
Zu leiden und zu tragen,
Geräth in Hohn und Spott;
Das Kreuz und alle Plagen
Die ſind ſein täglich Brod.

Das iſt mir nicht verborgen,
Doch bin ich unverzagt,
Gott will ich laſſen ſorgen,
Dem ich mich zugeſagt;
Es koſte Leib und Leben,
Und Alles, was ich hab',
An dir will ich feſt kleben,
Und nimmer laſſen ab.

Die Welt die mag zerbrechen,
Du ſtehſt mir ewiglich.
Kein Brennen, Hauen, Stechen,
Soll trennen mich und dich;
Kein Hunger und kein Dürſten,
Kein' Armuth, keine Pein,
Kein Zorn der großen Fürſten
Soll mir ein' Hind'rung ſein.

Kein Engel, keine Freuden,
Kein Thron, kein' Herrlichkeit,
Kein Lieben und kein Leiden,
Kein' Angſt und Herzeleid[6]),
Was man nur kann erdenken,
Es ſei klein oder groß,
Der keines[*]) ſoll mich lenken
Aus deinem Arm und Schoß.

Mein Herze geht in Sprüngen,
Und kann nicht traurig ſein,

6) Var.: Fährlichkeit.
*) D. h. keines von dieſen Dingen.

Iſt voller Freud' und Singen,
Sieht lauter Sonnenſchein.
Die Sonne, die mir lachet,
Iſt mein Herr Jeſus Chriſt,
Das, was mich ſingen machet,
Iſt, was im Himmel iſt.

Preis der göttlichen Gnade.

Ich, der ich oft in tiefes Leid
Und große Noth muß gehen,
Will dennoch Gott mit großer Freud'
Und Herzensluſt erhöhen.
Mein Gott, du König, höre mich,
Ich will ohn' alles Ende dich
Und deinen Namen loben.

Ich will dir mit der Morgenröth'
Ein täglich Opfer bringen;
So oft die liebe Sonn' aufgeht,
So ofte will ich ſingen
Dem großen Namen deiner Macht,
Das ſoll auch in der ſpäten Nacht
Mein Werk ſein und Geſchäfte.

Die Welt die däucht uns ſchön und groß,
Und was für Gut und Gaben
Sie trägt in ihrem Arm und Schoß,
Das will ein jeder haben.
Und [1]) iſt doch Alles lauter Nichts,
Eh' als man's recht gewußt, zerbricht's,
Und geht im Hui zu Grunde.

Gott iſt alleine groß und ſchön,
Unmöglich auszuloben,
Auch denen, die doch allzeit ſtehn
Vor ſeinem Throne droben.
Laß ſprechen, wer nur ſprechen kann,
Doch wird kein Engel, noch kein Mann
Des Höchſten Größ' ausſprechen.

Die Alten, die nun nicht mehr ſind,
Die haben ihn gepreiſet;
So hat ein jeder auch ſein Kind
Zu ſolchem Dienſt geweiſet;
Die Kinder werden auch nicht ruhn,
Und werden doch, o Gott, dein Thun
Und Werk nicht ganz auspreiſen.

[1]) Var.: Es.

Wie Mancher hat vor mir dein Heil
Und Lob mit Fleiß getrieben!
Und ſiehe, mir iſt doch mein Theil
Zu loben übrig blieben.
Ich will von deiner Wundermacht
Und der ſo herrlich ſchönen Pracht
Bis an mein Ende reden.

Und was ich rede, wird von mir
Manch frommes Herze lernen;
Man wird dich heben für und für
Hoch über alle Sternen.
Dein' Herrlichkeit und ſtarke Hand
Wird in der ganzen Welt bekannt
Und hoch berufen werden.

Wer iſt ſo gnädig als wie du?
Wer kann ſo viel erdulden?
Wer ſieht mit ſolcher Langmuth zu
So vielen ſchweren Schulden,
Die aus der ganzen weiten Welt
Ohn' Unterlaß bis an das Zelt
Des hohen Himmels ſteigen?

Es muß ein treues Herze ſein,
Das uns ſo hoch kann lieben,
Da wir doch in den Tag hinein,
Was gar nicht gut iſt, üben.
Gott muß nichts andres ſein als gut,
Daher fleußt ſeiner Güte Fluth
Auf alle ſeine Werke.

Drum, Herr, ſo ſollen dir auch nun
All' deine Werke danken,
Voraus die Heil'gen, deren Thun
Sich hält in deinen Schranken;
Die ſollen deines Reichs Gewalt
Und ſchöne Regimentsgeſtalt
Mit vollem Munde rühmen.

Sie ſollen rühmen, daß der Ruhm
Durch alle Welt erklinge,
Daß Jedermann zum Heiligthum
Dir Dienſt und Opfer bringe.
Dein Reich das iſt ein ew'ges Reich,
Dein' Herrſchaft iſt dir ſelber gleich,
Der du kein End' erreicheſt.

Der Herr iſt bis in unſern Tod
Beſtändig bei uns allen,
Erleichtert unſres Kreuzes Noth[2]),
Und hält uns, wenn wir fallen.
Er ſteuert manches Unglücks Lauf,
Und hilft uns wieder freundlich auf,
Wenn wir ganz[3]) hingeſchlagen.

Herr, aller Augen ſind nach dir
Und deinem Stuhl gekehret;
Denn du biſt's auch[4]), der Alles hier
So väterlich ernähret.
Du thuſt auf deine milde Hand,
Machſt froh und ſatt, was auf dem Land',
Im Meer und Lüften lebet[5]).

Du meinſt es gut, und thuſt uns Gut's,
Auch da wir's oft nicht denken.
Wie Mancher iſt betrübten Muths,
Und frißt ſein Herz mit Kränken,

---

2) unſre Kreuzesnoth. — 3) Var.: ſind.
4) Var.: ja. — 5) Var. ſchwebet.

Beſorgt und fürcht' ſich Tag und Nacht,
Gott hab' ihn gänzlich aus der Acht
Gelaſſen und vergeſſen.

Nein, Gott vergißt der Seinen nicht,
Er iſt uns viel zu treue;
Sein Herz iſt ſtets dahin 6) gericht',
Daß er uns letzt erfreue.
Geht's gleich bisweilen etwas ſchlecht,
Iſt er doch heilig und gerecht
In allen ſeinen Wegen.

Der Herr iſt nah und ſtets bereit
Dem Menſchen 7), der ihn ehret,
Und wer nur ernſtlich zu ihm ſchreit,
Der wird gewiß erhöret.
Gott weiß wohl, wer ihm hold und treu 8),
Und dieſem 9) ſteht er dann auch bei,
Wenn ihn die Angſt umtreibet.

---

6) Var.: auf uns. — 7) Ein'm jeden.
8) Var.: günſtig ſei. — 9) deme.

Den Frommen wird nichts abgeſagt,
Gott thut, was ſie begehren.
Er mißt das Unglück, das ſie plagt,
Und zählt all' ihre Zähren,
Und reißt ſie endlich aus der Laſt;
Den aber, der ſie kränkt und haßt,
Den ſtürzt er ganz zu Boden.

Dies Alles, und was andres[10] mehr
Lob, Dank und Preis kann bringen[11],
Das ſoll mein Mund zum Ruhm und Ehr'
Des Höchſten täglich ſingen;
Und alſo thu' auch immerfort,
Was webt und lebt an jedem Ort,
Das wird Gott wohlgefallen.

---

[10] ſonſten. — [11] Man kann für Lob erzwingen.

Zufriedenheit in Gott [1]).

Gieb dich zufrieden, und ſei ſtille
In dem Gotte deines Lebens.
In ihm ruht aller Freuden Fülle,
Ohn' ihn mühſt du dich vergebens.
Er iſt dein Quell
Und deine Sonne,
Scheint täglich hell
Zu deiner Wonne.
Gieb dich zufrieden!

Er iſt voll Licht und Troſt und Gnaden [2]),
Ungefärbten, treuen Herzens,
Wo er ſteht, thut dir keinen Schaden
Auch die Pein der größten Schmerzen.

---

[1]) Mit Auslaſſung einer Strophe.
[2]) Lichtes, Troſt und Gnaden.

Kreuz, Angſt und Noth
Kann er bald wenden,
Ja auch den Tod
Hat er in Händen.
Gieb dich zufrieden!

Wie dir's und Andren oft ergehe,
Iſt ihm wahrlich nicht verborgen.
Er ſieht und kennet aus der Höhe
Der betrübten Herzen Sorgen,
Er zählt den Lauf
Der heißen Thränen,
Und faßt zu Hauf
All unſer Sehnen.
Gieb dich zufrieden!

Wenn gar kein Einz'ger mehr auf Erden,
Deſſen Treue du darfſt trauen,
Alsdann will er dein Tröſter [3]) werden,
Und zu deinem Beſten ſchauen.

3) Var.: Treuſter.

Er weiß dein Leid
Und heimlich Grämen,
Weiß auch die Zeit *),
Dir's zu benehmen.
Gieb dich zufrieden!

Er hört die Seufzer deiner Seelen
Und des Herzens ſtilles Klagen,
Und was du Keinem darfſt erzählen,
Magſt du Gott gar kühnlich ſagen.
Er iſt nicht fern,
Steht in der Mitten,
Hört bald und gern
Der Armen Bitten.
Gieb dich zufrieden!

Was ſorgſt du für dein armes Leben,
Wie du's halten willſt und nähren?
Der dir das Leben hat gegeben,
Wird auch Unterhalt beſcheren.

---

*) Auch weiß er Zeit.

Er hat ein' Hand
Voll aller Gaben,
Da See und Land
Sich muß von laben.
Gieb dich zufrieden!

Der allen Vöglein in den Wäldern
Ihr beſcheidnes Körnlein weiſet,
Der Schaaf' und Rinder auf den Feldern
Alle Tage tränkt und ſpeiſet,
Der wird ja auch
Dich Einz'gen füllen,
Und deinen Bauch
Zur Nothdurft ſtillen.
Gieb dich zufrieden!

Sprich nicht: Ich ſehe keine Mittel,
Wo ich ſuch', iſt nichts zum Beſten.
Denn das iſt Gottes Ehrentitel:
Helfen, wann die Noth am größten.

Wenn ich und du
Ihn nicht mehr ſpüren,
Da ſchickt er zu,
Uns wohl zu führen.
Gieb dich zufrieden!

Bleibt gleich die Hülf' in etwas lange,
Wird ſie dennoch endlich kommen.
Macht dir das Harren angſt und bange,
Glaube mir, es iſt dein Frommen.
Was langſam ſchleicht,
Faßt man gewiſſer,
Und was verzeucht,
Iſt deſto ſüßer.
Gieb dich zufrieden!

Nimm nicht zu Herzen, was die Rotten
Deiner Feinde von dir dichten;
Laß ſie nur immer weidlich ſpotten,
Gott wird's hören und recht richten.

Iſt Gott dein Freund
Und deiner Sachen,
Was kann dein Feind,
Der Menſch, groß machen?
Gieb dich zufrieden!

Hat er doch ſelbſt auch wohl das Seine,
Wenn er's ſehen könnt' und wollte.
Wo iſt ein Glück ſo klar und reine,
Dem nicht etwas fehlen ſollte?
Wo iſt ein Haus,
Das könnte ſagen:
Ich weiß durchaus
Von keinen Plagen?
Gieb dich zufrieden!

Es kann und mag nicht anders werden,
Alle Menſchen müſſen leiden.
Was lebt und webet auf der Erden,
Kann das Unglück nicht vermeiden.

Des Kreuzes Stab
Schlägt unſre Lenden
Bis in das Grab,
Da wird ſich's enden.
Gieb dich zufrieden!

Es iſt ein Ruhetag vorhanden,
Da uns unſer Gott wird löſen;
Er wird uns reißen aus den Banden
Dieſes Leibs, von allem Böſen.
Es wird einmal
Der Tod herſpringen
Und aus der Qual
Uns ſämmtlich bringen.
Gieb dich zufrieden!

Er wird uns bringen zu den Schaaren
Der Erwählten und Getreuen,
Die hier mit Frieden abgefahren,
Sich auch nun im Frieden freuen,

Da ſie den Grund,
Der nicht kann brechen,
Den ew'gen Mund
Selbſt hören ſprechen:
Gieb dich zufrieden!

Geduld[1].

Geduld iſt euch vonnöthen,
Wann Sorge, Gram und Leid,
Und was euch mehr will tödten,
Euch in das Herze ſchneid't.
O auserwählte Zahl!
Soll euch kein Tod nicht tödten,
Iſt euch Geduld vonnöthen,
Das ſag' ich noch einmal.

Geduld iſt Gottes Gabe
Und ſeines Geiſtes Gut,
Der zeucht und löſt uns abe,
Sobald er in uns ruht;
Der edle werthe Gaſt
Erlöſt uns von dem Zagen,
Und hilft uns treulich tragen
Die große Bürd' und Laſt.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Geduld kommt aus dem Glauben
Und hängt an Gottes Wort,
Das läßt ſie ſich[2] nicht rauben,
Das iſt ihr Heil und Hort,
Das iſt ihr hoher Wall,
Da hält ſie ſich verborgen,
Läßt Gott den Vater ſorgen
Und fürchtet keinen Fall.

Geduld iſt wohl zufrieden
Mit Gottes weiſem Rath,
Läßt ſich nicht leicht ermüden
Durch Aufſchub ſeiner Gnad',
Hält friſch und fröhlich aus,
Läßt ſich getroſt beſchweren,
Und denkt: wer will's ihm wehren?
Iſt er doch Herr im Haus.

Geduld kann lange warten,
Vertreibt die lange Weil'
In Gottes ſchönem Garten,
Durchſucht zu ihrem Heil

[2] ihr.

Das Paradies der Schrift,
Und ſchützt ſich früh und ſpäte
Mit eifrigem Gebete
Vor Satans Liſt und Gift.

Geduld thut Gottes Willen,
Erfüllet ſein Gebot,
Und weiß ſich wohl zu ſtillen
In aller Feinde Spott.
Es lache, wem's beliebt,
Wird ſie doch nicht zu Schanden;
Es iſt bei ihr vorhanden
Ein Herz, das nichts drauf giebt.

Geduld dient Gott zu Ehren,
Und läßt ſich nimmermehr
Von ſeiner Liebe kehren,
Und ſchlüg' er noch ſo ſehr,
So iſt ſie doch bedacht,
Sein' heil'ge Hand zu loben,
Spricht: der im Himmel droben
Hat Alles wohl gemacht.

Geduld erhält das Leben,
Vermehrt der Jahre Zahl,
Vertreibt und dämpft daneben
Manch' Angſt und Herzensqual,
Iſt wie ein ſchönes Licht,
Davon, wer an ihr hanget,
Mit Gottes Hülf' erlanget
Ein fröhlich Angeſicht.

Geduld macht große Freude,
Bringt aus dem Himmelsthron
Ein ſchönes Halsgeſchmeide,
Dem Haupt ein' edle Kron'
Und königlichen Hut,
Stillt die betrübten Thränen,
So auch 3) das heiße Sehnen,
Mit rechtem gutem Gut.

Geduld iſt mein Verlangen
Und meines Herzens Luſt,
Nach der ich oft gegangen,
Das iſt dir wohl bewußt,

---

3) Var.: und füllt.

Herr voller Gnad' und Huld!
Ach, gieb mir und gewähre
Mein Bitten, ich begehre
Nichts Andres, als Geduld.

Geduld iſt meine Bitte,
Die ich ſehr oft und viel
Aus dieſer Leibeshütte
Zu dir, Herr, ſchicken will.
Kömmt dann der letzte Zug,
So gieb durch deine Hände
Auch ein geduldig Ende,
So hab' ich Alles g'nug.

Chriſtliche Sommerfreude.

Geh aus, mein Herz, und ſuche Freud'
In dieſer lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben.
Schau an der ſchönen Gärten Zier,
Und ſiehe, wie ſie mir und dir
Sich ausgeſchmücket haben.

Die Bäume ſtehen voller 1) Laub,
Das Erdreich decket ſeinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narziſſus 2) und die Tulipan,
Die ziehen ſich viel ſchöner an,
Als Salomonis Seide.

---

1) dick mit Laub. — 2) Variante: Narciſſen.

Die Lerche ſchwingt ſich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus ſeiner Kluft [3])
Und macht ſich in die Wälder.
Die hochbegabte Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut und bewohnt ſein Haus,
Das Schwälblein ſpeiſt die Jungen,
Der ſchnelle Hirſch, das leichte Reh
Iſt froh und kömmt aus ſeiner Höh'
Ins tieſe Gras geſprungen.

Die Bächlein rauſchen in dem Sand,
Und mahlen ſich um [4]) ihren Rand
Mit ſchattenreichen Myrthen.
Die Wieſen liegen hart dabei,
Und klingen ganz vom Luſtgeſchrei
Der Schaf' und ihrer Hirten.

---

3) Var.: Gruft. — 4) Var.: und.

Die unverdroſſ'ne Bienenſchaar
Fleucht hin und her, ſucht hier und dar
Ihr' edle Honigſpeiſe.
Des ſüßen Weinſtocks ſtarker Saft
Gewinnet [5]) täglich neue Kraft
In ſeinem ſchwachen Reiſe.

Der Weizen wächſet mit Gewalt,
Darüber jauchzet Jung und Alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der ſo überflüßig labt
Und mit ſo manchem Gut begabt
Das menſchliche Gemüthe.

Ich ſelber[6]) kann und mag nicht ruhn,
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich ſinge mit, wenn Alles ſingt,
Und laſſe, was dem Höchſten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

---

5) Bringt (kriegt) täglich neue Stärk' und Kraft.
6) ſelbſten.

Ach! denk' ich, biſt du hier ſo ſchön,
Und läßt du 7) uns ſo lieblich gehn
Auf dieſer armen Erden,
Was will doch wohl nach dieſer Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnem Schloſſe werden?

Welch' hohe Luſt, welch heller Schein
Wird wohl in Chriſti Garten ſein,
Wie muß es da doch klingen,
Da ſo viel tauſend Seraphim
Mit unverdroſſ'nem 8) Mund und Stimm'
Ihr Hallelujah ſingen!

O wär' ich da! O ſtünd' ich ſchon,
Ach, ſüßer Gott, vor deinem Thron
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weiſ'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tauſend ſchönen Pſalmen.

7) Var.: du's. — 8) Var.: eingeſtimmtem.

Doch gleichwohl will ich, weil ich noch
Hier trage dieſes Leibes Joch,
Auch nicht gar ſtille ſchweigen;
Mein Herze ſoll ſich fort und fort
An dieſem und an allem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf mir, und ſegne meinen Geiſt
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir ſtetig blühe!
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seelen früh und ſpat
Viel Glaubensfrücht' erziehe!

Mach' in mir deinem Geiſte Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Und laß mich Blüthen treiben![9]
Verleihe, daß zu deinem Ruhm
Ich deines Gartens ſchöne Blum
Und Pflanze möge bleiben!

---

[9] wohl bekleiben.

Erwähle mich zum Paradeis,
Und laß mich bis zur letzten Reiſ'
An Leib und Seele grünen.
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und ſonſten Keinem mehr,
Hier und dort ewig dienen.

Bußlied.

Herr, höre, was mein Mund
Aus innerm Herzensgrund
Ohn' alle Falſchheit ſpricht;
Wend', Herr, dein Angeſicht,
Vernimm meine Bitte!

Ich bitte nicht um Gut,
Das auf der Welt beruht,
Auch endlich mit der Welt
Bricht und zu Boden fällt,
Und mag gar nicht retten.

Der Schatz, den ich begehr',
Iſt deine Gnad', o Herr,
Die Gnade, die dein Sohn,
Mein Heil und Gnadenthron,
Mir ſterbend erworben.

Du biſt rein und gerecht,
Ich bin ein böſer Knecht;

Ich bin in Sünden todt,
Du biſt der fromme Gott,
Der Sünde vergiebet.

Laß deine Frömmigkeit
Mir ſein zu Troſt und Freud' 1),
Laß über meine Schuld
Dein' edle Lieb' und Huld
Sich reichlich ergießen.

Betrachte, wer ich bin:
Im Hui fahr' ich dahin,
Zerbrechlich wie ein Glas,
Vergänglich wie ein Gras,
Ein Wind kann mich fällen.

Willſt du nichts ſehen an,
Als was ein Menſch gethan,
So wird kein Menſchenkind
Vor aller ſeiner Sünd' 2)
Im Himmel beſtehen.

---

1) Sein meinen Troſt und (Var.: in) Freud.
2) Für Menge ſeiner Sünd.

Sieh an, wie Jeſus Chriſt
Für mich gegeben iſt,
Der hat, was ich nicht kann,
Erfüllt und g'nug gethan
Im Leben und Leiden.

Du liebeſt Reu' und Schmerz:
Schau her, hier iſt mein Herz,
Das ſeine Sünd' erkennt
Und wie ein Feuer brennt
Vor Angſt, Leid und Sorgen.

Ich lechze wie ein Land,
Dem deine milde Hand
Den Regen lang' entzeucht,
Bis Saft und Kraft entweicht,
Und Alles verdorret.

Gleichwie auch auf der Haid'
Ein Hirſch begehrlich ſchreit
Nach friſchem Waſſerquell,
So ruf' ich laut und hell
Nach dir, o mein Leben!

Erquicke mein Gebein,
Geuß Troſt und Labſal ein,
Und ſprich mir freundlich zu,
Daß meine Seele ruh'
Im Schooß deiner Liebe.

Gieb mir getroſten Muth,
Wann meine Sündenfluth
Aufſteiget in die Höh',
Erſäuf' all' Angſt und Weh
Im Meer deiner Gnaden.

Treib' weg den böſen Feind,
Der mich zu ſtürzen meint.
Du biſt mein Hirt, und ich
Will bleiben ewiglich
Ein Schaf deiner Weide.

So lang' auf dieſer Erd'
Ich Athem holen werd',
O Herr, ſo will ich dein
Und deines Willens ſein
Ein getreuer Diener.

Ich will dir dankbar ſein,
Doch iſt mein Können klein;
Allein in deiner Kraft,
Die Thun und Wollen ſchafft,
Steht all mein Vermögen.

Drum ſende deinen Geiſt,
Der deinen Kindern weiſt
Den Weg, der dir gefällt;
Wer den bewahrt und hält,
Wird nimmermehr fehlen.

Ich richte mich nach dir,
Du ſollſt mir gehen für,
Du ſollſt mir ſchließen auf
Die Bahn im Tugendlauf;
Ich will treulich folgen.

Und wann des Himmels Pfort'
Ich werd' ergreifen dort,
So will im Engelheer
Ich ewig deiner Ehr'
In Freuden lobſingen.

Pilgerlied.

Ich bin ein Gaſt auf Erden,
Und hab' hier keinen Stand;
Der Himmel ſoll mir werden,
Da iſt mein Vaterland.
Hier reiſ' ich aus und abe,
Dort in der ew'gen Ruh'
Iſt Gottes Gnadengabe,
Die ſchleußt all' Arbeit zu.

Was iſt mein ganzes Weſen
Von meiner Jugend an,
Als Müh' und Noth geweſen?
So lang' ich denken kann,
Hab' ich ſo manchen Morgen,
So manche liebe Nacht,
Mit Kummer und mit Sorgen
Des Herzens zugebracht.

Mich hat auf meinen Wegen
Manch harter Sturm erſchreckt;
Blitz, Donner, Wind und Regen
Hat mir manch' Angſt erweckt;
Verfolgung, Haß und Neiden,
Ob ich's gleich nicht verſchuld't,
Hab' ich doch müſſen leiden
Und tragen mit Geduld.

So ging's den lieben Alten,
An deren Fuß und Pfad
Wir uns noch täglich halten,
Wenn's fehlt an gutem Rath.
Wie mußte ſich doch ſchmiegen
Der Vater Abraham,
Eh' als ihm ſein Vergnügen
Und rechte Wohnſtatt kam!

Wie manche ſchwere Bürde
Trug Iſaak, ſein Sohn!
Und Jakob, deſſen Würde
Stieg bis zum Himmelsthron!

Wie mußte der ſich plagen!
In was für Weh und Schmerz,
In was für Furcht und Zagen
Sank oft ſein armes Herz!

Die frommen, heil'gen Seelen,
Die gingen fort und fort,
Und änderten mit Quälen
Den erſt bewohnten Ort.
Sie zogen hin und wieder,
Ihr Kreuz war immer groß,
Bis daß der Tod ſie nieder
Legt' in des Grabes Schooß.

Ich habe mich ergeben
In gleiches Glück und Leid.
Was will ich beſſer leben,
Als ſolche große Leut'?
Es muß ja durchgedrungen,
Es muß gelitten ſein;
Wer nicht hat wohl gerungen,
Geht nicht zur Freud' hinein.

So will ich zwar nun treiben
Mein Leben durch die Welt,
Doch denk' ich nicht zu bleiben
In dieſem fremden Zelt.
Ich wandle meine Straßen,
Die zu der Heimath führt,
Da mich ohn' alle Maaßen
Mein Vater tröſten wird.

Mein' Heimath iſt dort droben,
Da aller Engel Schaar
Den großen Herrſcher loben,
Der Alles ganz und gar
In ſeinen Händen träget
Und für und für erhält,
Auch Alles hebt und leget,
Nachdem's ihm wohlgefällt.

Zu dem ſteht mein Verlangen,
Da wollt' ich gerne hin.
Die Welt bin ich durchgangen,
Daß ich's faſt müde bin.

Je länger ich hier walle,
Je wen'ger find' ich Freud',
Die meinem Geiſt gefalle,
Das Meiſt' iſt Herzeleid.

Die Herberg' iſt zu böſe,
Der Trübſal iſt zu viel.
Ach, komm, mein Gott, und löſe
Mein Herz, wenn dein Herz will!
Komm, mach' ein ſel'ges Ende
An meiner Wanderſchaft,
Und was mich kränkt, das wende
Durch deines Armes Kraft![1]

Wo ich bisher geſeſſen,
Iſt nicht mein rechtes Haus.
Wenn mein Ziel ausgemeſſen,
So tret' ich dann hinaus;
Und was ich hie gebrauchet,
Das leg' ich alles ab,
Und wenn ich ausgehauchet,
So ſcharrt man mich in's Grab.

[1] deinen Arm und Kraft.

Du aber, meine Freude,
Du meines Lebens Licht,
Du zeuchſt mich, wenn ich ſcheide,
Hin vor dein Angeſicht,
In's Haus der ew'gen Wonne,
Da ich ſtets freudenvoll,
Gleich als die helle Sonne,
Nächſt andern leuchten ſoll.

Da will ich immer wohnen,
Und nicht nur als ein Gaſt,
Bei denen, die mit Kronen
Du ausgeſchmücket haſt.
Da will ich herrlich ſingen
Von deinem großen Thun,
Und frei von ſchnöden Dingen
In meinem Erbtheil ruhn.

Dem Erlöſer vom Tode. 1)

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,
Das ſoll mir Niemand nehmen;
Er lebt, und was ihm widerſtrebt,
Das muß ſich endlich ſchämen;
Er lebt fürwahr, der ſtarke Held,
Sein Arm, der alle Feinde fällt,
Hat auch den Tod bezwungen.

Deß bin ich herzlich hoch erfreut,
Und habe gar kein Scheuen
Vor dem, der alles Fleiſch zerſtreut,
Gleichwie der Wind die Spreuen.
Nimmt er gleich mich und mein Gebein,
Und ſcharrt uns in die Gruft hinein,
Was kann er damit ſchaden?

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Mein Heiland lebt: ob ich nun werd'
In's Todes Staub mich ſtrecken,
So wird er mich doch aus der Erd'
Hernachmals auferwecken;
Er wird mich reißen aus dem Grab
Und aus dem Lager, da ich hab'
Ein kleines ausgeſchlafen.

Da werd' ich eben dieſe Haut
Und eben dieſe Glieder,
Die Jeder jetzo an mir ſchaut,
Auch was ſich hin und wieder
Von Adern und Gelenken ſind't,
Und meinen Leib zuſammenbind't,
Ganz richtig wieder haben.

Das hab' ich je und je geglaubt,
Und faſſ' ein feſt Vertrauen,
Ich werde den, der ewig bleibt,
In meinem Fleiſche ſchauen,
Ja, in dem Fleiſche, das hier ſtirbt,
Und gar in Aſch' und Staub verdirbt,
Darin werd' ich Gott ſehen 2).

2) Da werd' ich Gott in ſehen.

Ich ſelber werd' in ſeinem Licht
Ihn ſehn und mich erquicken;
Mein Auge wird ſein Angeſicht
Mit neuer Luſt erblicken;
Ich werd' ihn ſehen mir zur Freud',
Und werd' ihm dienen ohne Zeit,
Ich ſelber und kein Fremder.

Trotz ſei nun Allem, was mir will
Mein Herze blöde machen!
Wär's noch ſo mächtig, groß und viel,
Kann ich doch fröhlich lachen.
Man treib' und ſpanne noch ſo hoch
Sorg', Grab und Tod, ſo bleibet doch
Gott, mein Erlöſer, leben.

Danklied des Geſunden1).

Wer wohlauf iſt und geſund,
Hebe ſein Gemüthe,
Und erhöhe ſeinen Mund
Zu des Höchſten Güte.
Laßt uns danken Tag und Nacht
Mit geſunden Liedern
Unſerm Gott, der uns bedacht
Mit geſunden Gliedern!

Ein geſundes, friſches Blut
Hat ein fröhlich2) Leben.
Giebt uns Gott dies ein'ge Gut,
Iſt uns gnug gegeben

---

1) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

2) fröhlichs.

Hier in dieſer armen Welt,
Da die ſchönſten Gaben
Und des güldnen Himmels Zelt
Wir noch künftig haben.

Wär' ich gleich wie Kröſus reich,
Hätte Baarſchaft liegen,
Wär' ich Alexandern gleich
An Triumph und Siegen,
Müßte gleichwohl ſiech und ſchwach
Pfühl' und Betten drücken,
Würd' auch mich in Ungemach
All mein Gut erquicken?

Sollt' ich ſtumm und ſprachlos ſein,
Oder lahm an Füßen,
Sollt' ich nicht des Tages Schein
Sehen und genießen,
Sollt' ich gehen ſpat und früh
Mit verſchloſſnen Ohren:
Wollt' ich wünſchen, daß ich nie
Wär' ein Menſch geboren.

Lebt' ich ohne Rath und Witz,
Wär' im Haupt verirret,
Hätte meiner Seelen Sitz,
Mein Herz ſich verwirret 3),
Wäre mir mein Muth und Sinn
Niemals guter Dinge:
Wär' es beſſer, daß ich hin,
Wo ich her bin, ginge.

Aber nun gebricht mir nichts
An erzählten Stücken;
Ich erfreue mich des Lichts
Und der Sonnen Blicken,
Mein Geſichte ſieht ſich um,
Mein Gehöre höret,
Wie der Vöglein ſüße Stimmund'
Ihren Schöpfer ehret.

Iſt es Tag, ſo mach' und thu'
Ich, was mir gebühret;
Kommt die Nacht und ſüße Ruh',
Die zum Schlafen führet,

---

3) Auch im zweiten Verſe: verwirret, und im vierten: verirret.

Schlaf' und ruh' ich unbewegt,
Bis die Sonne wieder
Mit den hellen Strahlen regt
Meine Augenlieder.

Habe Dank, du milde Hand,
Die du aus dem Throne
Deines Himmels mir geſandt
Dieſe ſchöne Krone
Deiner Gnad' und großen Huld,
Die ich all' mein Tage
Niemals hab' um dich verſchuld't,
Und doch an mir trage.

Gieb, ſo lang' ich bei mir hab'
Ein lebend'ges Hauchen,
Daß ich ſolche theure Gab'
Auch wohl möge brauchen.
Hilf, daß mein geſunder Mund
Und erfreute Sinnen
Dir zu aller Zeit und Stund'
Alles Lieb's beginnen.

Halte mich bei Stärk' und Kraft,
Wenn ich alt nun 4) werde,
Bis mein Stündlein hin mich rafft
In das Grab und Erde;
Gieb mir meine Lebenszeit
Ohne ſondres Leiden
Und dort in der Ewigkeit
Die vollkommnen Freuden. 5)

---

4) nun alt.
5) ſonderm Leide — vollkommne Freude.

Chriſtlicher Eheſegen 1).

Voller Wunder, voller Kunſt,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Hulde, Gnad' und Gunſt,
Voller Labſal, Troſt und Saft,
Voller Wunder, ſag' ich noch,
Iſt der keuſchen Liebe Joch.

Die ſich nach dem Angeſicht
Niemals hiebevor gekannt,
Auch ſonſt im Geringſten nicht
Mit Gedanken zugewandt,
Deren Herzen, deren Hand
Knüpft Gott in ein Liebesband.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Hier wächſt ein geſchickter Sohn,
Dort ein' edle Tochter zu,
Eines iſt des Andern Kron',
Eines iſt des Andern Ruh',
Eines iſt des Andern Licht,
Wiſſen's aber Beide nicht.

Bis ſo lang' es dem beliebt,
Der die Welt im Schooße hält,
Und zur rechten Stunde giebt
Jedem, was ihm wohlgefällt:
Da erſcheint in Werk und That
Der ſo tief verborg'ne Rath.

Da wählt Ahasverus Blick
Sich die ſtille Eſther aus,
Den Tobias führt das Glück
In der frommen Sara Haus,
Moſes ſpricht bei Jethro ein,
Da wird die Zipora ſein.

Jeder findet, Jeder nimmt,
Was der Höchſt' ihm auserſehn;
Was im Himmel iſt beſtimmt,
Pflegt auf Erden zu geſchehn:
Und was denn nun ſo geſchicht,
Das iſt ſehr wohl ausgericht'.

Oefters denkt man: dies und dies
Hätte können beſſer ſein;
Aber wie die Finſterniß
Nicht erreicht den Sonnenſchein,
Alſo geht auch Menſchenſinn
Hinter Gottes Weisheit hin.

Laß zuſammen, was Gott fügt,
Der weiß, wie's am beſten ſei.
Unſer Denken fehlt und trügt,
Sein Gedank' iſt mangelfrei;
Gottes Werk hat feſten Fuß,
Wenn ſonſt Alles fallen muß.

Siehe frommen Kindern zu,
Die im heil'gen Stande ſtehn,
Wie ſo wohl Gott ihnen thu',
Wie ſo ſchön er laſſe gehn
Alle Thaten ihrer Händ'
Auf ein gutes, ſel'ges End'.

Ihrer Tugend werther Ruhm
Steht in ſchöner voller Blüth',
Wenn ſonſt aller Liebe Blum'
Als ein Schatten ſich verzieht,
Und wenn aufhört alle Treu',
Iſt doch ihre Treue neu.

Ihre Lieb' iſt immer friſch,
Und verjüngt ſich fort und fort,
Liebe zieret ihren Tiſch,
Und verſüßet alle Wort';
Liebe giebt dem Herzen Raſt
In der Müh' und Sorgenlaſt.

Geht's nicht allzeit, wie es ſoll,
Iſt doch dieſe Liebe ſtill,
Hält ſich in dem Kreuze wohl,
Denkt, es ſey des Herren Will',
Und verſichert ſich mit Freud'
Einer künftig beſſern Zeit.

Unterdeſſen geht und fleußt
Gottes reicher Segensbach,
Speiſt die Leiber, tränkt den Geiſt,
Stärkt des Hauſes Grund und Dach,
Und was klein, gering und bloß,
Macht er mächtig, viel und groß.

Endlich, wenn nun ganz vollbracht,
Was Gott hier in dieſer Welt
Frommen Kindern zugedacht,
Nimmt er ſie in's Himmelszelt,
Und drückt ſie mit großer Luſt
Selbſt an ſeinen Mund und Bruſt.

Nun ſo bleibt ja voller Gunſt,
Voller Labſal, Troſt und Saft,
Voller Wunder, voller Kunſt,
Voller Weisheit, voller Kraft,
Voller Wunder, ſag' ich noch,
Bleibt der keuſchen Liebe Joch.

Die Ankunft des Erlöſers.

Wie ſoll ich dich empfangen,
Und wie begegn' ich dir,
O aller Welt Verlangen,
O meiner Seelen Zier?
O Jeſu, Jeſu, ſetze
Mir ſelbſt die Fackel bei,
Damit, was dich ergötze,
Mir kund und wiſſend ſei!

Dein Zion ſtreut dir Palmen
Und grüne Zweige hin,
Und ich will dir in Pſalmen
Ermuntern meinen Sinn.
Mein Herze ſoll dir grünen
In ſtetem Lob und Preis,
Und deinem Namen dienen,
So gut es kann und weiß.

Was haſt du unterlaſſen
Zu meinem Troſt und Freud'?
Als Leib und Seele ſaßen
In ihrem größten Leid,
Als mir das Reich genommen,
Da Fried' und Freude lacht,
Da biſt du, mein Heil, kommen,
Und haſt mich froh gemacht.

Ich lag in ſchweren Banden,
Du kömmſt und machſt mich los;
Ich ſtand in Spott und Schanden,
Du kömmſt und machſt mich groß,
Und hebſt mich hoch zu Ehren,
Und ſchenkſt mir großes Gut,
Das ſich nicht läßt verzehren,
Wie Erdenreichthum 1) thut.

Nichts, nichts hat dich getrieben
Zu mir vom Himmelszelt,
Als das geliebte Lieben,
Damit du alle Welt

---

1) irdiſch Reichthum. Var.: irgend Reichthum.

In ihren tauſend Plagen
Und großer 2) Jammerlaſt,
Die kein Mund kann ausſagen,
So feſt umfangen haſt.

Das ſchreib' dir in dein Herze,
Du hochbetrübtes Heer,
Bei denen Gram und Schmerze
Sich häuft je mehr und mehr.
Seid unverzagt! Ihr habet
Die Hülfe vor der Thür:
Der eure Herzen labet
Und tröſtet, ſteht allhier.

Ihr dürft euch nicht bemühen,
Noch ſorgen Tag und Nacht,
Wie ihr ihn wollet ziehen
Mit eures Armes Macht.
Er kommt, er kommt mit Willen,
Iſt voller Lieb' und Luſt,
All' Angſt und Noth zu ſtillen,
Die ihm an euch bewußt.

---

2) großen, großem.

Auch dürft ihr nicht erſchrecken
Vor eurer Sündenſchuld;
Nein, Jeſus will ſie decken
Mit ſeiner Lieb' und Huld.
Er kommt, er kommt den Sündern
Zum Troſt und wahren Heil 3)),
Schafft, daß bei Gottes Kindern
Verbleib' ihr Erb' und Theil.

Was fragt ihr nach dem Schreien
Der Feind' und ihrer Tück'?
Der Herr wird ſie zerſtreuen
In einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König,
Dem wahrlich alle Feind'
Auf Erden viel zu wenig
Zum Widerſtande ſeind.

Er kommt zum Weltgerichte,
Zum Fluch dem, der ihm flucht,
Mit Gnad' und ſüßem Lichte
Dem, der ihn liebt und ſucht.

3) Var.: Zu Troſt und wahrem Heil.

Ach komm, ach komm, o Sonne,
Und hol' uns allzumal
Zum ew'gen Licht und Wonne
In deinen Freudenſaal!

Pfingſtlied[1]).

Zeuch ein zu deinen Thoren,
Sei meines Herzens Gaſt,
Der du, da ich geboren,
Mich neu geboren haſt,
O hochgelobter Geiſt
Des Vaters und des Sohnes,
Mit beiden gleiches Thrones,
Mit beiden gleich gepreiſt!

Zeuch ein, laß mich empfinden
Und ſchmecken deine Kraft,
Die Kraft, die uns von Sünden
Hülf' und Errettung ſchafft.

---

[1] Mit Auslaſſung einer Strophe.

Entſünd'ge meinen Sinn,
Daß ich mit reinem Geiſte
Dir Ehr' und Dienſte leiſte,
Die ich dir ſchuldig bin.

Ich war ein wilder Reben,
Du haſt mich gut gemacht;
Der Tod durchdrang mein Leben,
Du haſt ihn umgebracht,
Und in der Tauf' erſtickt,
Als wie in einer Fluthe,
Mit deſſen Todesblute 2)),
Der uns im Tod' erquickt.

Du biſt das heil'ge Oele,
Dadurch geſalbet iſt
Mein Leib und meine Seele
Dem Herren Jeſu Chriſt
Zum wahren Eigenthum,
Zum Prieſter und Propheten,
Zum König, den in Nöthen
Gott ſchützt im Heiligthum.

---

2) Tod und Blute.

Du biſt ein Geiſt, der lehret,
Wie man recht beten ſoll;
Dein Beten wird erhöret,
Dein Singen klinget wohl;
Es ſteigt zum Himmel an,
Es ſteigt und läßt nicht abe,
Bis der geholfen habe,
Der Allen helfen kann.

Du biſt ein Geiſt der Freuden,
Vom Trauern hältſt du nicht,
Erleuchteſt uns im Leiden
Mit deines Troſtes Licht.
Ach ja, wie manches Mal
Haſt du mit ſüßen Worten
Mir aufgethan die Pforten
Zum goldnen Freudenſaal!

Du biſt ein Geiſt der Liebe,
Ein Freund der Freundlichkeit,
Willſt nicht, daß uns betrübe
Zorn, Zank, Haß, Neid und Streit.

Der Feindſchaft biſt du feind,
Willſt, daß durch Liebesflammen
Sich wieder thun zuſammen,
Die voller Zwietracht ſeind.

Du Herr haſt ſelbſt in Händen
Die ganze weite Welt,
Kannſt Menſchenherzen wenden,
Wie dir es wohlgefällt;
So gieb doch deine Gnad'
Des Friedens 3) Liebesbanden,
Verknüpf' in allen Landen,
Was ſich getrennet hat.

Ach edle Friedensquelle,
Schleuß deinen Abgrund auf,
Und gieb dem Frieden ſchnelle
Hier wieder ſeinen Lauf!
Halt ein die große Fluth,
Die Fluth, die eingeriſſen,
So daß man ſiehet fließen
Wie Waſſer Menſchenblut.

3) Zum Fried' und.

O laß dein Volk erkennen *)
Die Vielheit ihrer Sünd',
Auch Gottes Grimm ſo brennen,
Daß er bei uns entzünd'
Den ernſten bittern Schmerz
Und Buße, die bereuet,
Des ſich zuerſt gefreuet
Ein weltergeb'nes Herz *).

Auf Buße folgt der Gnaden,
Auf Reu' der Freuden Blick;
Sich beſſern heilt den Schaden,
Fromm werden bringet Glück.
Herr, thu's zu deiner Ehr',
Erweiche Stahl und Steine,
Auf daß das Herze weine,
Der Böſe ſich bekehr'.

Erhebe dich, und ſteure
Dem Herzleid auf der Erd',
Bring' wieder und erneure
Die Wohlfahrt deiner Heerd'!

---

4) Var.: Laß deinem Volk erkennen.

*) Buße, die dasjenige bereuet, deſſen ſich das der böſen Welt ergebene Herz erſt gefreuet hat.

Laß blühen wie zuvorn
Die Länder, ſo verheeret,
Die Kirchen, ſo zerſtöret
Durch Krieg und Feuerszorn.

Erfülle die Gemüther
Mit reiner Glaubenszier,
Die Häuſer und die Güter
Mit Segen für und für.
Vertreib den böſen Geiſt,
Der dir ſich widerſetzet,
Und was dein Herz ergötzet,
Aus unſern Herzen reißt.

Gieb Freudigkeit und Stärke,
Zu ſtehen in dem Streit,
Den Satans Reich und Werke
Uns täglich anerbeut.
Hilf kämpfen ritterlich,
Damit wir überwinden,
Und ja zum Dienſt der Sünden
Kein Chriſt ergebe ſich.

Richt' unſer ganzes Leben
Allzeit nach deinem Sinn;
Und wann wir's ſollen geben
In's Todes Rachen hin,
Wann's mit uns hie wird aus,
So hilf uns fröhlich ſterben,
Und nach dem Tod' ererben
Des ew'gen Lebens Haus!

Neujahrslied.

Nun laßt uns gehn und treten
Mit Singen und mit Beten
Zum Herrn, der unſerm Leben
Bis hieher Kraft gegeben!

Wir gehn dahin und wandern
Von einem Jahr zum andern,
Wir leben und gedeihen
Vom alten bis zum neuen:

Durch ſo viel Angſt und Plagen,
Durch Zittern und durch Zagen,
Durch Krieg und große Schrecken,
Die alle Welt bedecken.

Denn wie von treuen Müttern,
In ſchweren Ungewittern,
Die Kindlein hier auf Erden
Mit Fleiß bewahret werden:

Alſo auch, und nicht minder,
Läßt Gott ſich [1]) ſeine Kinder,
Wenn Noth und Trübſal blitzen,
In ſeinem Schooße ſitzen.

Ach, Hüter unſres Lebens,
Fürwahr, es iſt vergebens
Mit unſerm Thun und Machen,
Wo nicht dein' Augen wachen.

Gelobt ſei deine Treue,
Die alle Morgen neue!
Lob ſei den ſtarken Händen,
Die alles Herzleid wenden!

Laß ferner dich erbitten,
O Vater, und bleib mitten
In unſerm Kreuz und Leiden
Ein Brunnen unſrer Freuden!

---

1) ihm.

Gieb mir und allen denen,
Die ſich von Herzen ſehnen
Nach dir und deiner Hulde,
Ein Herz, das ſich gedulde!

Schleuß zu die Jammerpforten,
Und laß an allen Orten
Auf ſo viel Blutvergießen
Die Friedensſtröme 2) fließen!

Sprich deinen milden Segen
Zu allen unſren Wegen;
Laß Großen und auch Kleinen
Die Gnadenſonne ſcheinen!

Sei der Verlaßnen Vater,
Der Irrenden Berather,
Der Unverſorgten Gabe,
Der Armen Gut und Habe!

Hilf gnädig allen Kranken,
Gieb fröhliche Gedanken
Den hochbetrübten Seelen,
Die ſich mit Schwermuth quälen!

2) Var.: Freudenſtröme.

Und endlich, was das Meiſte,
Füll' uns mit deinem Geiſte,
Der uns hier herrlich ziere,
Und dort zum Himmel führe!

Das Alles wollſt du geben,
O meines Lebens Leben,
Mir und der Chriſtenſchaare
Zum ſel'gen neuen Jahre!

Morgenlied.

Wach' auf, mein Herz, und ſinge
Dem Schöpfer aller Dinge,
Dem Geber aller Güter,
Dem frommen Menſchenhüter!

Heut', als die dunklen Schatten
Mich ganz umgeben hatten,
Hat Satan mein begehret,
Gott aber hat's gewehret.

Ja, Vater, als er ſuchte,
Daß er mich fangen mochte [1],
War ich in deinem Schoße,
Dein Flügel mich beſchloſſe.

---

[1] freſſen mochte. Var.: als mich ſuchte zu freſſen der Verfluchte.

Du ſprachſt: Mein Kind, nun liege,
Trotz dem, der dich betriege;
Schlaf wohl, laß dir nicht grauen:
Du ſollſt die Sonne ſchauen.

Dein Wort das iſt geſchehen,
Ich kann das Licht noch ſehen,
Von[2]) Noth bin ich befreiet,
Dein Schutz hat mich verneuet.

Du willſt ein Opfer haben:
Hier bring' ich meine Gaben;
Mein Weihrauch und mein Widder[3])
Sind mein Gebet und Lieder.

Die wirſt du nicht verſchmähen,
Du kannſt in's Herze ſehen,
Und weißt wohl, daß zur Gabe
Ich ja nichts Beſſ'res habe.

So wollſt du nun vollenden
Dein Werk an mir, und ſenden,
Der mich an dieſem Tage
Auf ſeinen Händen trage.

---

2) für. — 3) Var.: Weihrauch, Farr' und Widder.

Sprich Ja zu meinen Thaten,
Hilf ſelbſt das Beſte rathen,
Den Anfang, Mitt'4) und Ende,
O Herr, zum Beſten wende!

Mit Segen mich beſchütte,
Mein Herz ſei deine Hütte,
Dein Wort ſei meine Speiſe,
Bis ich gen' Himmel reiſe.

---

4) Mittl.

Abendlied.

Der Tag mit ſeinem Lichte
Fleucht hin und wird zu nichte;
Die Nacht kommt angegangen,
Mit Ruhe zu umfangen
Den matten Erdenkreis.
Der Tag der iſt geendet,
Mein Herz zu dir ſich wendet,
Der Tag und Nacht geſchaffen,
Zum Wachen und zum Schlafen,
Will ſingen deinen Preis.

Wohlauf, wohlauf, mein Pſalter!
Erhebe den Erhalter,
Der mir an Leib und Seelen
Viel mehr, als ich kann zählen,
Hat heute Gut's gethan.

All' Augenblick' und Stunden
Hat ſich gar viel gefunden,
Womit er ſein Gemüthe
Und unerſchöpfte Güte
Mir klar gezeiget an.

Gleich wie des Hirten Freude,
Ein Schäflein auf der Weide,
Sich unter ſeiner Treue
Ohn' alle Furcht und Scheue
Ergötzet in dem Feld,
Und ſich mit Blumen füllet,
Den Durſt mit Quellen ſtillet:
So hat mich heut geführet,
Mit manchem Gut gezieret
Der Hirt in aller Welt.

Gott hat mich nicht verlaſſen,
Ich aber hab' ohn' Maßen
Mich nicht geſcheut, mit Sünden
Und Unrecht zu entzünden
Das treue Vaterherz.

Ach, Vater, laß nicht brennen
Den Eifer, noch mich trennen
Von deiner Hand und Seiten!
Mein Thun und Ueberſchreiten
Erweckt mir Reu' und Schmerz.

Erhöre, Herr, mein Beten,
Und laß mein Uebertreten
Zur Rechten und zur Linken
In's Meeres Tiefe ſinken
Und ewig untergehn.
Laß aber, laß hingegen [1])
Sich deine Engel legen
Um mich mit ihren Waffen.
Mit dir will ich entſchlafen,
Mit dir auch auferſtehn.

Darauf ſo laſſ' ich nieder
Mein Haupt und Augenlieder;
Will ruhen ohne Sorgen,
Bis daß der güldne Morgen
Mich wieder munter macht.

[1]) hergegen.

Dein Flügel wird mich decken,
So wird mich nicht erſchrecken
Der Feind mit tauſend Liſten,
Der mich und alle Chriſten
Verfolget Tag und Nacht.

Ich lieg' hier oder ſtehe,
Ich ſitz' auch oder gehe,
So bleib' ich dir ergeben,
Und du biſt auch mein Leben,
Das iſt ein wahres Wort.
Was ich beginn' und mache,
Ich ſchlafe[2] oder wache,
Wohn' ich, als wie im Schloſſe,
In deinem Arm und Schoße,
Bin ſelig hier und dort.

---

[2] ſchlaf ein.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Ueber das Leben und die Schriften Julius Wilhelm Zinckgref's, Andreas Tſcherning's, Ernſt Chriſtoph Homburg's und Paul Gerhard's. XI

Julius Wilhelm Zinckgref.

Adonis Nachtklage vor ſeiner Liebſten Thür . . 3
Verſchwiegene Liebe 7
Der Geliebten Flucht 11
Der rechte Adel 13
Worüber der Menſch ſich verwundern ſoll . . . 14
Sinnbilder 15
Ermahnung zur Tapferkeit 17

Andreas Tſcherning.

Aller Anfang mit Gott 29
Denk' an Gott! 31

Seite
Liebet Friede! 34
Ueberwinde dich ſelbſt! 36
Von der Kürze des Lebens 38
Der Baum an den Menſchen 40
Lob der Muſik 42
Auf ein Hündchen 44
An Petrus Dreyer 48
Die Erfindung der Buchdruckerei 52
Hochzeitlied im Frühling 57
Zur Hochzeit eines Wittwers 61
Denkmal des Fürſten Hans, Biſchofs zu Lübeck u. ſ. w. 64
Geſchwind! 70
Ein Weiſer und ein Narr . . . . —
Reichthum . . . . —

Ernſt Chriſtoph Homburg.

Nächtlicher Spaziergang 73
Bacchiſche Ode 89
An Lesbia 92
Auf einen guten Mann 95
Dank für die Leiden des Erlöſers 96

Paul Gerhard.

Lob des Herrn 103
Vertrauen auf Gott 107
Vertrauen auf den Erlöſer 112
Der Erlöſer am Kreuze 117
Lob der Liebe Gottes 120
Gottergebenheit 126

Seite
Dank für den göttlichen Beiſtand 131
Alles mit Gott! 135
Glaubensfreudigkeit 141
Preis der göttlichen Gnade 148
Zufriedenheit in Gott 155
Geduld 163
Chriſtliche Sommerfreude 168
Bußlied 174
Pilgerlied 179
Dem Erlöſer vom Tode 185
Danklied des Geſunden 188
Chriſtlicher Eheſegen 193
Die Ankunft des Erlöſers 199
Pfingſtlied 204
Neujahrslied 211
Morgenlied 215
Abendlied 218

Bibliothek
deutscher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

VIII.

Johann Riſt und Daniel Georg Morhof.

Bibliothek deutſcher Dichter

des

ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

VIII.

Auserleſene Gedichte von Johann Riſt und Daniel Georg Morhof.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

Auserleſene

Gedichte

von

Johann Riſt und Daniel Georg Morhof.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

Vorrede.

Die Materialien zu der Auswahl der Riſtiſchen Gedichte verdanke ich ſämmtlich der reichen Sammlung des Herrn von Meuſebach in Berlin, deſſen gefällige Bereitwilligkeit gegen mich um ſo höher anzuſchlagen iſt, da mein Unternehmen, die Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts auszugsweiſe herauszugeben, einen Plan dieſes gelehrten und unermüdlichen Sammlers leider gekreuzt hat. Leider, ſage ich; denn das Publikum hat ſich darüber gewiß mehr zu beklagen, als der, deſſen Markt ich dadurch verdorben habe.

Riſt durfte, ſchon ſeiner geſchichtlichen Bedeutung halber, nicht gar zu kurz abgefertigt werden, und es iſt dem von ſeinen Zeitgenoſſen über alle Maßen hochgeprieſenen Manne wohl zu gönnen, der deutſchen Nachwelt einiger Maßen wieder in Erinnerung gebracht zu werden. Daß ich von den aufgenommenen Gedichten, und namentlich von den geiſtlichen Liedern, viele um mehrere Strophen gekürzt habe, dafür mag der Leſer Grund und Entſchuldigung in der Charakteriſtik ſuchen, die ich von Riſt's Muſe gegeben habe. Jedoch habe ich auch eins der längſten, O Ewigkeit, du Donnerwort, ungeſchmälert geliefert.

Für die beiden Häupter der Pegnitzſchäfer, Klai und Harsdörfer, reichte der übriggebliebene Raum dieſes Bändchens nicht aus, und ich werde ſie daher im nächſten zuſammenfaſſen.

Deſſau, den 7ten Nov. 1825.

Ueber das Leben und die Schriften Johann Riſt's und Daniel Georg Morhof's.

Johann Riſt wurde den 8ten März 1607 zu Pinneberg an der Pinnau in der gleichnamigen holſteiniſchen Herrſchaft geboren. Sein Vater, welcher dort Prediger war, gab ihn zur Erziehung nach Hamburg und ließ ihn in der Folge auch noch das Gymnaſium zu Bremen beſuchen. Schon auf der Schule ſoll er ſich als Dichter einen Namen erworben haben, und ſeine Freuden- und Trauerſpiele wurden zu Hamburg öffentlich vorgeſtellt. Durch dieſe frühe Uebung verſchaffte er ſich eine große Leichtigkeit und Fertigkeit im Verſemachen und Reimen, und voreiliger Beifall und der Mangel eines zurechtweiſenden Richters ließen ihn in jene nachläſſige und bequeme Manier gerathen, welche einen großen Theil ſeiner Gedichte zu gereimter Proſa herabſetzt. Seine Eltern hatten ihn zur Theologie beſtimmt, und er widmete ſich dieſer Wiſſenſchaft mit eifrigem Fleiße; aber ſeine glücklichen Anlagen, vielleicht auch ſeine zur Oberflächlichkeit ſich hinneigende Leichtigkeit und Schnelligkeit, zu faſſen, erlaubten ihm, daneben auch noch Mathematik, Chemie und Medicin zu ſtudiren und ſich einen Ueberflug von klaſſiſcher Gelehrſamkeit zu verſchaffen. Er beſuchte die hohen Schulen von Rinteln, Roſtock, Leipzig, Utrecht und Leiden und kehrte mit dem Rufe eines großen Gelehrten und Dichters in ſein Vaterland zurück. Hier wurde er Prediger zu Wedel an der Elbe in der Pinnebergiſchen Herrſchaft und bekleidete dieſes Amt bis an ſein Ende. Daneben wurden ihm aber viele geiſtliche und weltliche Ehren zu Theil, und unter ſeinen Titeln finden wir den Herzogl. Meklenburgiſchen Kirchenrath, den kaiſerlichen gekrönten Dichter und Pfalzgrafen, den Rüſtigen, wie er in der Fruchtbringenden Geſellſchaft, und den Daphnis aus Cimbrien, wie er unter den Pegnitzſchäfern hieß. Auch ſtiftete er ſelbſt im Jahre 1660 eine poetiſche Geſellſchaft, den Schwanenorden an der Elbe, welche indeſſen nicht lange Beſtand hatte und keine Verdienſte aufzuweiſen hat. Er ſtarb zu Wedel, den 31ſten Auguſt 1667.

Riſt gehört zu den fruchtbarſten und vielſeitigſten Dichtern ſeines Jahrhunderts; aber ſeine Fruchtbarkeit iſt faſt durchgängig gleichbedeutend mit Geſchwätzigkeit, und ſeine Vielſeitigkeit mit charakterloſer Oberflächlichkeit. Wie ſchon oben bemerkt worden iſt, ſo verſelte und reimte er ſich von früher Jugend an in eine weite und breite Manier hinein, und weil er ſich gehen ließ, ſo ging es mit ſeiner Poeſie. Je mehr er ſchrieb, deſto matter und länger wurde ſeine Muſe, und in ſeinen letzten geiſtlichen Liedern weiß er gar kein Ende zu finden. Oft fängt ein Gedicht mit einem ſchönen und kräftigen Gedanken, einem ergreifenden Bilde an; aber dieſer Anfang muß nun bis zum Ende ausreichen und wird in ſechzehn bis zwanzig Strophen zum Erbarmen abgerieben. Nichts deſto weniger hat Riſt lyriſches Talent, und einige ſeiner früheſten Lieder athmen ein friſches und anmuthiges Naturleben. Tiefe und Gluth des Gefühls gehen ihm zwar überall ab; aber ein naiver Reiz macht viele ſeiner heitern Lieder ſehr anziehend. Am bekannteſten iſt Riſt als geiſtlicher Liederdichter geblieben. Ich kann jedoch ſeiner geiſtlichen Muſe den Vorrang vor ſeiner weltlichen nicht zugeſtehn. Seiner Andacht fehlt Schwung und Innigkeit, die er oft durch hohlen Bombaſt zu erſetzen ſucht. In ruhiger Betrachtung und tüchtiger Zufriedenheit ſpricht ſich ſein geiſtliches Lied am wahrſten aus. Ueberhaupt ſchwankt Riſt's Muſe zwiſchen gezierter Ueberſchwänglichkeit und proſaiſcher Faßlichkeit, und in dieſer letzten Hinſicht kann ſie als eine Vorläuferin der Gottſchediſchen gelten.

Wenige Dichter ſind von der Mitwelt ſo überſchätzt und überprieſen worden, wie Riſt, und er ließ es ſich, wie es ſcheint, recht gern gefallen, daß man ihn für den Gott des deutſchen Parnaſſes ausposaunte. Waren ja doch auch unter denen, die ihn den größten Namen der alten und neuen Poeſie zugeſellten, würdige und gelehrte Männer, Klai, Harsdörfer, Andreas Heinrich Buchholtz, Juſtus Georg Schottel, Hans

Michel Moſcheroſch, David Schirmer, Siegmund Betulius (von Birken), Andreas Tſcherning u. a. m. Von dieſen und andern namenloſen Bewunderern und Verehrern mit Lobgedichten in deutſcher, lateiniſcher, ja griechiſcher Sprache überſchüttet, mit den pomphafteſten poetiſchen und allegoriſchen Titeln geziert, ſtand Riſt immer in der Weihrauchwolke ſeines Ruhmes eingehüllt, und was Wunder, wenn er darin zuweilen benebelt wurde? Es iſt charakteriſtiſch für die Zeit, wie abgeſchmackt in Wortſpielen, Anagrammen und dergleichen Spielereien mehr man von allen Gegenden Deutſchlands her dieſem Elbſchwane huldigte, und wie naiv er dieſe Huldigungen annahm und faſt jedem ſeiner Bücher eine Zugabe von Ehrengedichten guter Gönner und Freunde beifügte. So hat er z. B. ſeinem Deutſchen Parnaß ein Nebenberglein angeſetzt, auf welchem nichts geſungen und geſpielt wird, als ſein Preis.

Die Titel von Riſt's Schriften ſind faſt alle ſo lang und gedrechſelt, daß wir hier nur die Anfänge derſelben mittheilen können. Jedoch geben wir einen derſelben vollſtändig zur Probe.

1) Neues Muſikaliſches Seelenparadies, in ſich begreifend die aller fürtrefflichſten Sprüche der heiligen Schrift alten Teſtaments, in ganz lehr- und troſtreichen Liedern und Herzensandachten, welche ſowohl auf bekannte und in den evangeliſchen Kirchen gewöhnliche, als auch neue, von dem fürtrefflichen Muſico, Herren Chriſtian Flor, der Kirchen zu Sanct Lambrecht in Lüneburg wohlbeſtelltem Organiſten, ſo kunſt- als lieblich und andächtig geſetzte Melodien können geſpielet

und geſungen werden, richtig erkläret und abgefaſſet, nunmehr aber, zur Beförderung göttlicher Ehre und Fortpflanzung des heiligen und allein ſeligmachenden Wortes, wie auch Wiederaufrichtung unſeres leider! faſt ganz zerfallenen Chriſtenthumes, an das offene Licht gebracht und mit einem dreifachen Regiſter oder Blattweiſer hervorgegeben von Johann Riſt. Lüneburg 1660, 62. II. 8.

2) Himmliſche Lieder. Lüneburg 1644. Ebend. 1652. 8.

3) Neuer himmliſcher Lieder ſonderbares Buch. Ebend 1651. 8.

4) Paſſionsandachten. Hamburg 1648. Ebend. 1654. 8.

5) Neue hochheilige Paſſionsandachten. Hamburg 1664. 8.

6) Sabbathiſche Seelenluſt. Lüneburg 1651. 8.

7) Frommer und gottſeliger Chriſten alltägliche Hausmuſik oder muſikaliſche Andachten. Lüneburg 1654 8.

8) Muſikaliſche Feſtandachten. Lüneburg 1655. 8.

9) Muſikaliſche Katechismusandachten. Lüneburg 1656. 8.

10) Muſikaliſche Kreuz- Troſt- Lob- und Dank-Schule. Lüneburg 1659. 8.

Weltliche Lieder und vermiſchte Gedichte in folgenden Sammlungen:

11) Musa Teutonica d. i. teutſcher poetiſcher Miſcellaneen erſter Theil *). Zweiter Druck. Hamburg,

---

*) Ein zweiter iſt wohl nicht erſchienen. Koch führt dieſes Buch nicht auf, welches Riſt's früheſte und beſte Lieder enthält.

in Verlegung Tobiä Gundermanns. 1637. 12. oder kl. 8. (Einen erſten Druck ſinde ich nirgend zitirt. Bouterweck führt eine dritte Auflage, Hamburg 1640. 8. an.)

12) Poetiſcher Luſtgarten. Hamburg 1638. 8.

13) Poetiſcher Schauplatz. Hamburg 1646. 8.

14) Teutſcher Parnaſſus. Lüneburg 1652. 8.

15) Neuer teutſcher Parnaß. Lüneburg 1652. 8. und Kopenhagen 1668. 8.

Wahrſcheinlich ſind dieſe beiden Bücher ein und daſſelbe, und die Kopenhagener Ausgabe hat nur einen neuen Titel und einige umgedruckte Bogen.

16) Des Daphnis aus Cimbrien Galathee. Lüneburg 1642. 8.

17) Des edlen Dafnis aus Cimbrien beſungene Florabella. Hamburg 1656. 8. Und öfter.

18) Kriegs- und Friedensſpiegel. Hamburg 1640. 4.

19) Alleredelſtes Leben der ganzen Welt. Hamburg 1664. 12.

20) Allerédelſte Thorheit der ganzen Welt. Hamburg 1664. 12.

21) Alleredelſte Erſindung der ganzen Welt. Hamburg 1667. 12.

22) Erbauliche Monatsgeſpräche. Frankfurt 1663. 12.

23) Lob- Trauer- und Klaggedicht über gar zu frühzeitiges Abſterben Martin Opitzens. Hamburg 1640. 8.

24) Capitan Spavento oder Rodomontades espanolles d. i. Spaniſche Aufſchneidereien. Aus dem Fran-

zöſiſchen in teutſche Verſe gebracht. Hamburg 1635. 8. Ebend. 1636. 8.

25) Starker Schild Gottes wider die giftige Mordpfeile falſcher und verleumderiſcher Zungen. Hamburg 1644. 8.

26) Holſteins erbärmliches Klag- und Jammerlied ꝛc. durch Friedelieb von Sanftleben. Hamburg 1644. 8.

Schauſpiele:

27) Das Friede wünſchende Deutſchland, in einem Schauſpiele vorgeſtellt und beſchrieben u. ſ. w. Sehr oft gedruckt. Hamburg 1647. 12. (In dieſem Druck heißt es ſchon, zum letztenmale aufgelegt.) Cölln 1649. 12. Hamburg 1649. 8. Nürnberg 1653. 8.

28) Das Friede jauchzende Deutſchland, welches vermittelſt eines neuen Schauſpiels, theils in ungebundener, theils in gebundener Rede und anmuthigen Liedern ꝛc., vorſtellt Johann Riſt. Nürnberg 1653. 8.

29) Perſeus d. i. eine neue Tragödie, welche in Beſchreibung theils wahrhafter Geſchichten theils luſtiger und anmuthiger Gedichten einen ſonnenklaren Welt- und Hofſpiegel jedermänniglichen präſentiert und vorſtellet. Hamburg 1634. 8.

30) Wallenſtein. Ein Trauerſpiel. 1647. 8*).

---

*) Dieſes Buch iſt mir nie zu Geſicht gekommen, noch auch eine Inhaltsanzeige deſſelben bekannt geworden. Es wäre wohl der Mühe werth, zu ſehen, wie Riſt den jungen Stoff zeitgemäß aufgefaßt und behandelt. Die vollſtändigſte Nachricht über Riſt's Leben giebt Moller in der Cimbria literata. T. I. p. 566 ff. Vgl. außerdem Koch's Kompendium und Jördens Lexicon.

Das Leben und die Schriften Daniel Georg Morhof's, des Verfaſſers des Polyhistor, gehören in die Geſchichte der Gelehrſamkeit. Seine literariſche Laufbahn fällt in die zweite Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts (geb. 1639, geſt. 1691), jedoch blieb er in ſeinen wenigen poetiſchen Verſuchen von dem herrſchenden Geſchmacke jener Zeit unangefochten, geſichert durch ſeine tüchtige klaſſiſche Bildung und weitumfaſſende Wiſſenſchaft. Sein Unterricht von der teutſchen Sprache und Poeſie. Kiel 1682. Lübeck und Frankfurt 1700. Lübeck und Leipzig 1718. 8. iſt ein hochverdientes Werk, welches für die reine Selbſtändigkeit und Alterthümlichkeit unſrer Mutterſprache mit guten Waffen kämpft und der deutſchen Grammatik zuerſt eine geſchichtliche Grundlage giebt. Dieſem Buche ſind 510 Seiten deutſcher Gedichte Morhof's angehängt, welche ſich faſt alle durch eine gewiſſe Tüchtigkeit und Stärke der Sprache auszeichnen, übrigens aber ein geringes poetiſches Talent verrathen. Nur unter den Epigrammen finden ſich einige Kernſprüche im Geiſte Logau's. Merkwürdig iſt auch Morhof's Verſuch, horaziſche Oden als Exempel der verſchiedenen deutſchen Reimgebäude zu bearbeiten.

Johann Riſt.

Erſtes Buch.

Weltliche Lieder.

Des Studenten Winterlied.

Der Winter hat ſich angefangen,
Der Schnee bedeckt das ganze Land.
Der Sommer iſt hinweg gegangen,
Der Thau[1]) hat ſich in Reif verwandt.

Die Wieſen ſind von Froſt verſehret,
Die Felder glänzen wie Metall,
Die Blumen ſind in Eis verkehret,
Die Flüſſe ſtehn wie harter Stahl.

Wohlan, wir wollen von uns jagen
Durch[2]) Feu'r das kalte Winterleid.
Kommt, laßt uns Holz zum Heerde tragen
Und Kohlen dran, jetzt iſt es Zeit.

1) Wald. — 2) Durchs.

Laßt uns den Firnewein hergeben
Dort unten aus dem großen Faß.
Das iſt das rechte Winterleben:
Ein' heiße Stub' und kühles Glas!

Wohlan, wir wollen muſiziren
Bei warmer Luft und kühlem Wein.
Ein Andrer mag ſein Klagen führen,
Den Mammon nie läßt fröhlich ſein.

Wir wollen ſpielen, ſcherzen, eſſen,
So lang' uns noch kein Geld gebricht.
Doch auch der Schönſten nicht vergeſſen,
Denn wer nicht liebt, der lebet nicht.

Wir haben dennoch gnug zu ſorgen,
Wann nun das Alter kömmt heran.
Es weiß doch Keiner, was ihm morgen
Noch für ein Glück begegnen kann.

Drum will ich ohne Sorgen leben,
Mit meinen Brüdern fröhlich ſein.
Nach Ehr' und Tugend thu' ich ſtreben,
Den Reſt befehl' ich Gott allein.

Des Studenten Frühlingslied.

Ei, nun will ich laſſen ſchwinden
Alle Sorg' und Traurigkeit,
Weil die ſchöne Frühlingszeit
Sich nun bald wird laſſen finden,
Weil der Winter will vergehen,
Eis und Schnee zu Waſſer wird,
Und die Gärten wohlgeziert
Sind ſehr lieblich anzuſehen.

Hievon thut die Zeitung bringen
Aller Vöglein Fröhlichkeit,
Die zu dieſer Frühlingszeit
Ihre Stimmlein laſſen klingen,

Da die Lerchen ſich erfreuen,
Da der Bau'r zu Felde zeucht,
Und aus Scheu'r und Ställen kreucht
Der Menalkas mit den Säuen.

Alles thut jetzt muthig werden,
Es kömmt wieder an den Tag,
Was zuvor verborgen lag
In dem tiefen Koth der Erden.
Alles ſieht hervor man kriechen [1]),
Kraut und Blumen mannigfalt,
Die ſo lieblich von Geſtalt,
Und anmuthig ſind zu riechen.

Ei, ſo will ich in den Garten,
Mit dem ſchönen Saitenſpiel
Und der andern Kurzweil viel
Nur der Fröhlichkeit abwarten.
Ich will ſuchen die Geſellen [2]),
Die da wiſſen, Luſt und Freud'
In der grünen Frühlingszeit
Fein gebührlich anzuſtellen.

1) man hervorkriechen. — 2) ſolche Geſellen.

7

Laßt uns guten Wein hergeben,
Lauten, Geigen, Jungfräulein
Müſſen alle bei uns ſein:
Das iſt recht Studentenleben.
Wer ſollt' das nicht lieber wollen,
Als arbeiten Nacht und Tag,
Stetig führen große Klag?
Wer weiß, wann wir ſterben ſollen?

An eine ſchöne Blume[1].

Daß der Himmel dich ſchön geſchmücket,
Daß die Sonne dein Kleid geſticket,
Daß du prangeſt vor Gold und Seiden,
Muß mein Röschen jezt zwar leiden.

Daß die Bienen dich oftmals küſſen,
Daß die Kranken dich preiſen müſſen,
Und ihr' Aerzte dich heilſam nennen,
Muß mein Röschen zwar bekennen.

Doch in allen denſelben Sachen
Kann ihr' Herrlichkeit dich verlachen,
Denn man findet nicht ihres Gleichen,
Was geſchaffen iſt, muß ihr weichen.

---

[1] Der Name Adelwiz in der erſten, zweiten und lezten Strophe iſt, nach Herder, in Röschen verwandelt und die ſechſte Strophe ausgelaſſen worden.

Deine Kleider vergehen ſchleunig,
Deine Farben die nützen wenig,
Deine Kräfte ſind zum Verderben,
Vielmals helfen ſie gar zum Sterben.

Was hilft Lieblichkeit, wo kein Sprechen?
Was ſind Blumen, die leicht zerbrechen?
Was iſt Kleiderpracht ſonder Singen?
Dies kann Keinem das Herz bezwingen.

Was am Himmel iſt ſchön zu finden,
Was die Blumen kann überwinden,
Was der Nachtigall Kunſt nicht weichet,
Was der Perlen Geſtalt ſich gleichet,

Was mit Freundlichkeit iſt begabet,
Was durch Tugend das Herz erlabet,
Was dem Schönſten den Preis benommen,
Das macht Röschen ganz vollkommen.

Glücklich freien, ſelig ſterben.

O wie ſelig ſind zu ſchätzen,
Welche treue Lieb' ergötzen
Und ſo feſt verbinden kann,
Daß ſie weder Kreuz noch Leiden,
Ja kein Tod auch nicht kann ſcheiden,
Käm' er ſelber gleich heran.
Glücklich ſind nur die zu nennen,
Die kein Ding der Welt kann trennen.

Wahrlich, ein recht himmliſch Leben
Hat der höchſte Gott gegeben
Denen, die 1) in keuſcher Eh'
Fein und lieblich ſich begehen.
Ei, da muß zurücke ſtehen
Trauern, Klagen, Angſt und Weh.
Glücklich freien, ſelig ſterben,
Heißt das höchſte Gut erwerben.

---

1) welch'.

Lob der Frauen.

Alles, was der Herr gemacht,
Iſt zwar gut zu ſchätzen;
Luft und Erde, Tag und Nacht
Kann die Welt ergötzen;
Sonn' und Sterne, Sand und Meer,
Auch der Fiſch' und Vögel Heer
Können ſammt den Thieren
Dieſes Rund wohl zieren.

Aber daß des Menſchen Hand
Nach des Höchſten Willen
Muß beherrſchen alles Land,
Ja die Welt erfüllen,
Das iſt wahrlich übergroß,
Größer, daß dem Manne, bloß
Und allein zu leben,
Niemals frei gegeben.

Zwar der Mann kam erſt herfür,
Aber nur aus Erden.
Gott der ließ das ſchönſte Thier
Von der Rippen werden.
Schöner iſt ja Elfenbein,
Als der Leimen pflegt zu ſein.
Gold führt beſſre Gaben,
Als der Thon[1]) mag haben.

Gottesfurcht, Beſtändigkeit,
Keuſche Zucht im Leben,
Hat den Weibern jederzeit
Groſen Ruhm gegeben.
Kein Planet iſt ihnen gleich,
Weiber ſind von Tugend reich,
Reich von Witz und Segen,
Klug auf allen Wegen.

Was der Himmel vorgethan,
Kann ein Weib nachmachen,
Brächte man gleich auf die Bahn
Tauſend fremde Sachen.

---

[1]) Koth.

Weiber machen oft mit Fug
Auch die tollen Männer klug.
Was kaum auszugründen,
Weiß ein Weib zu finden.

Weiber ſind ein kräftig 2) Naß*),
Wenn die Männer zagen;
Weiber wiſſen dies und das,
Wenn die Spötter fragen.
Weiber ſind des Lebens Luſt,
Weiber ſind dem Herzen Ruſt**),
Weiber können machen,
Daß wir fröhlich lachen.

Weiber ſind der Helden Schatz,
Weiberhaare binden;
Weiberaugen können Platz
Auch beim Stärkſten finden.
Weiber Zung' und ſüßer Mund
Machen Fleiſch und Blut geſund,
Ihr erfreulich 3) Scherzen
Wendet alle 4) Schmerzen.

2) kräftigs. — 3) erfreulichs. — 4) oftmals.

*) D. h. Wein. — **) die Ruſt, die Rüſte, die Ruhe.

Weiberred' iſt wie der Blitz,
Dringt durch alle Glieder;
Weiber zeugen Liebeshitz',
Schaffen Kühnheit wieder.
Ach, der Weiber Freundlichkeit
Iſt der[5]) Honig dieſer Zeit.
Süßer kann auf Erden
Ueber ſie nichts werden.

Weiber nützen in der Stadt,
Auf dem Feld', im Garten,
Man ſei hungrig oder ſatt,
Kann ein Weib doch arten*).
Weiberlieb' iſt immer ſüß,
Ja wohl recht ein Paradies,
Welches uns kann geben
Reichthum, Ehr' und Leben.

---

5) das.

*) D. h. gerathen, gedeihen.

Der Liebende und der Soldat *).

Wie iſt doch zwiſchen Lieb und Streit
Ein ſo gar kleiner [1]) Unterſcheid!
Denn wie Soldaten ſtreiten ſollen,
Wann an ſie kömmt des Feindes Macht,
So müſſen ihre Schanz' in Acht
Auch nehmen die, ſo lieben wollen.

Ein Kriegsmann hält bei Tag und Nacht
Vor [2]) ſeines Herren Zelt die Wacht.
Der Buhler muß nicht unterlaſſen
Stets vor [2]) der Liebſten Thür zu ſtehn,
Und wann die Leut' zu Bette gehn,
Läuft er nach ſeiner Schönſten Gaſſen.

---

1) ſchlechter. — 2) für.

*) Vgl. Opitz in der Bibl. Th. I. S. 82.

Ein Kriegsmann reiſet weit von Haus
Oft über Berg und Thal hinaus,
Ein Buhler geht durch alle Wälder.
Er folget ſeiner Schäferin,
Wann ihm iſt traurig Herz und Sinn,
Wann er ſie ſucht durch Au' und Felder.

Ein Kriegsmann leidet Froſt und Hitz'
Im Regen, Hagel, Schnee und Blitz'.
Der Buhler pflegt auch nichts zu fühlen,
Liegt er gleich kalt vor Liebchens [3]) Thür,
So brennet er doch für und für,
Bis ſeine Göttin ihn thut kühlen [4]).

Gleich wie der Kriegsmann dieſe Stadt
Und jenes Schloß belagert hat,
Gleich wie er hat den Wall zerſchoſſen,
Ja, alle Thor' erobert ſchnell,
So liegt auch auf der Liebſten Schwell'
Ein treuer Buhler unverdroſſen.

---

3) Liebes.

4) Bis ihn ſein Göttin thut erkühlen.

Wann oft der Feind in ſüßer Ruh'
Die lange ſchwarze Nacht bringt zu,
So wird er plötzlich aufgewecket.
Wer liebet, hält alsdann die Hut,
Wann ſonſt ein Jeder ſchlafen thut,
Und Finſterniß die Nacht bedecket.

Wie der, ſo in dem Lager liegt,
Die Wächter gar muß ſcheuen nicht,
So alle Nacht die Runde laufen,
So muß der Buhler manche Nacht
Mit vollen*) Buben und der Wacht,
Wenn er zur Göttin will, ſich raufen.

Gleichwie auch Glück und Ehr' vergeht,
Wenn man im Kämpfen nicht beſteht,
Weiß mit den Feinden nicht zu kriegen:
Alſo muß der, der lieben will,
Erdulden Noth und Schmerzen viel,
Ja oftmals gänzlich unterliegen.

---

*) D. h. betrunkenen.

Wer ſagt, daß Lieben Faulheit ſei,
Von ſolchem darf ich ſagen frei,
Daß er die Liebe nie empfunden.
Achilles, der ſo kühne Held,
Den nie ein tapſrer Mann gefällt,
Ward von der Liebe doch gebunden[5].

Hektor thät nie zur Schlacht hingehn,
Andromache mußt' bei ihm ſtehn,
Um ihm den Harniſch feſt zu binden.
Was mehr? Vulkan, der lahme Gott,
Thät ſelbſt den Mars mit Hohn und Spott
Bei Venus, ſeinem Weibe, finden.

Heißt Lieben dennoch Müßigſein,
Da ſo viel Arbeit, Noth und Pein,
Da man verzehrt ſein ganzes Leben
Mit Laufen, Streiten ohne Ziel?
Nein, nein, wer Faulheit meiden will,
Soll ſich dem Lieben nur ergeben.

---

[5] Dieſer Vers fehlt in dem Exemplar der Musa Teutonica, das ich vor mir habe.

Der Hirſch und der Liebende.

Ihr Götter in den Feldern,
Sylvanus und du Pan,
Ihr Nymphen in den Wäldern,
Hört doch mein Klagen an!

Ich armer Held muß ſterben,
Und das wohl tauſend Mal,
Kann doch nicht gar verderben,
Verbleib' in ſteter Qual.

Die Thier' in finſtern Klüften
Erdulden nicht ſo viel,
Die Vöglein in den Lüften
Die haben noch ihr Ziel.

Der Hirſch wird oft gejaget,
Kömmt auch noch oft davon;
Ich lebe gar verzaget,
Amor zu Spott und Hohn.

Wird ſchon der Hirſch getroffen,
Lebt er doch gleichwohl noch:
Ich leb' ohn' alles Hoffen,
Ich ſterb' und lebe doch.

Wird ſchon dem Hirſch geſtellet*),
Fängt ſich's doch nicht allzeit:
Ich werde ſtets gefället,
Wann Amor iſt bereit.

Das Wild wird wohl geſchoſſen,
Doch nur ein einzig1) Mal:
Kupido unverdroſſen
Schießt auf mich ohne Zahl.

Wird ſchon der Hirſch verwundet,
Fühlt er doch wenig Schmerz:
Mir iſt ſo gar entzundet
Mit heißer Gluth mein Herz.

Dem Hirſchlein wird genommen
Sein Leben weg in Eil:
Mir wird der Tod nicht kommen
Mit ſeinem Jägerpfeil.

---

1) einzigs.

*) D. h. Nachgeſtellt, das Netz geſtellt.

O wohl den ſchnellen Thieren,
Die in den Wäldern ſein,
Sie dürfen gar nicht führen
Schmerz, Klagen, Leid und Pein.

Sie leben nur in Freuden,
Die Freiheit iſt ihr Gut.
Wohl dem, der ſo ohn' Leiden
Stets führet friſchen Muth [2].

Ei, will denn meine Schmerzen
Mein Lieb nicht lindern bald,
So wünſch' ich mir von Herzen,
Zu ſein ein Hirſch im Wald.

[2] führt ein friſchen Muth.

Herbſtliches Hochzeitlied 1).

Luſtig zu Felde mit Pferden und Wagen!
Holet die Früchte, ſo Tellus getragen,
Sparet das Feiern,
Füllet die Scheuern,
Weizen und Rocken und Gerſten bringt ein!
Erntemann will unſer Bräutigam ſein.

Luſtig zu Walde mit Jägern und Hunden,
Bis man ein flüchtiges Hirſchlein gefunden!
Jaget mit Winden*)
Haſen und Hinden;
Habt ihr's gefangen, ſo zeiget euch mild.
Unſer Herr Bräutigam küſſet ſein Wild.

---

1) Der Name des Bräutigams, Jebſen, iſt in dem Refrain in Bräutigam verwandelt.

*) D. h. Windhunden.

Luſtig zum Garten mit Körben und Säcken!
Früchte zu brechen, nehmt Leitern und Stecken,
Schüttelt die Zweige
Bis auf die Neige.
Unſer Herr Bräutigam liebet die Nuß,
Solche zu brechen bringt keinen Verdruß.

Luſtig zu Waſſer mit Reuſen und Netzen!
Karpfen und Hechte die ſollen ergötzen
Bellende Magen,
Hungrige Kragen.
Füllet mit Krebſen die ſeufzende Bruſt!
Unſer Herr Bräutigam angelt mit Luſt.

Luſtig zur Auen mit Büchſen und Stangen,
Schnepfen und Enten und Lerchen zu fangen!
Schärfet den Nagel,
Schießet mit Hagel!
Unſerm Herrn Bräutigam iſt es geglückt,
Daß er ein liebliches Täublein beſtrickt.

Luſtig zur [2]) Reben, die Trauben zu ſchneiden!
Preſſet die röthlichen Beeren mit Freuden,
Jauchzet und ſinget,
Hüpfet und ſpringet,
Preiſet die Kelter mit fröhlichem Ton!
Lippenwein hat unſer Bräutigam ſchon.

Luſtig zu Felde, zum Walde, zur [2]) Reben,
Luſtig zum Garten, zum Waſſer daneben,
Luſtig zur Auen,
Luſtig zur Frauen,
Luſtig zur Tafel und luſtig zur Bank,
Luſtig im Leben und nimmermehr krank!

Luſtig zum Trinken und luſtig zum Eſſen!
Luſtig vor allem Gott nimmer vergeſſen!
Luſtig zu Herzen!
Luſtig zu Scherzen!
Luſtig der Mann mit dem Weibchen allein [3]),
Eines dem Andern ſein Alles zu ſein [4]).

---

[2]) zum. — [3]) Luſtig Herr Jebſen mit Even allein
[4]) Wollet ihr Vater und Mütterlein ſein.

Troſt im Winter.

Phöbus hat ſich hingewandt
Nunmehr in ein ander Land.
Kaum läßt er das güldne Licht,
Sein erfreulich[1] Angeſicht,
Uns zu dieſer Zeit erſehn,
Kaum wirft er die Strahlen aus
Durch das hohe Himmelshaus.

Alles hat der Froſt verſehrt,
Weil ſich Phöbus abgekehrt.
Auch die Wieſen ſind verhüllt,
Berg und Thal mit Schnee erfüllt,
Bäum' und Hecken weiß von Reif,
Tellus liegt gefroren ſteif,
Ja die Bächlein allzumal
Sammt den Flüſſen ſtehn wie Stahl.

---

[1] erfreuliches.

Boreas hat alles Feld
Unter ſein Gebiet geſtellt,
Wirft den Hagel, Eis und Schnee
Häufig an die kalte See,
Sauſet, brauſet, heulet, kirrt,
Daß die Luft verfinſtert wird,
Und der leichten Vöglein Schaar
Muß verſchwinden ganz und gar.

Lieber, was beginnen wir,
Weil der Winter uns die Thür
Aller Freud' und Luſt verſchleußt,
Und an deren Stell' ergeußt
Herzensunmuth, Traurigkeit,
Seufzer, Sorgen, böſe Zeit,
Leid und Klagen für und für:
Lieber, was beginnen wir?

Viele, weiß ich, werden ſich
Mit den Waffen grimmiglich
Schlagen 2)), daß ihr Mark und Blut
Erd' und Waſſer färben thut.

---

2) ſchmeißen.

Dieſen bin ich gar nicht hold,
Weil ich eh' erſterben wollt',
Als in Unfried' ohne Ruh'
All mein Leben bringen zu.

Andre werden Tag und Nacht
Nur auf Schwelgen ſein bedacht,
So daß ſie im Wein und Bier,
Wie die Säu' und wilden Thier',
Suchen ihre Freud' und Luſt,
Die den Säufern iſt bewußt.
Sollte dies noch Freude ſein,
Bild' ich mir wohl nimmer ein.

Viele wird man täglich ſehn
Bei dem Würfelſpiele ſtehn 3),
Spielen um des Nächſten Geld,
Welches ſelten Fried' erhält,
Weil man brauchet Stärk' und Liſt,
Wann das Geld verloren iſt,
Wie den Spielern oft geſchicht —
Kart' und Würfel lieb' ich nicht.

3) Mit den Würfflen ummegehn.

Andre werden bloß allein
In der Wolluſt emſig ſein,
Singen, ſpringen alle Tag',
Auch wohl führen große Klag'
Ob der Liebſten Härtigkeit,
Wie die Buhler jederzeit
Preiſen ihrer Augen Wonn' —
Ach, man hat doch nichts davon.

Was ſoll Schlagen, was ſoll Zank?
Was ſoll Bacchus ſüßer Trank?
Was ſoll Spielen um ſein Geld?
Was ſoll alle Luſt der Welt?
Was ſoll Venus Trug und Liſt,
Und was mehr der Thorheit iſt?
Nicht ein Härlein find' ich dran,
Das mich hier erfreuen kann *).

Nein, mir iſt viel andre Luſt
Für dies tolle Thun bewußt,
Die mir in der Winterzeit
Nicht das Herze nur erfreut.

---

*) Ich find' hie kein Härlein an,
Daß mich ichts erfreuen kann.

Sondern auch bei Tag und Nacht
Klug, beherzt und muthig[5]) macht,
Daß, wenn Unglück käm' heran,
Ich noch immer lachen kann[6]).

Tauſend Bücher ſollen mich
Hier ergötzen ſtetiglich,
Da ich Alles, was die Welt
Edel, reich und prächtig hält,
Beſſer aus erſehen kann,
Als wohl mancher tapfrer Mann,
Der mit Sorgen überhäuft
Durch viel ſchöne[7]) Länder läuft.

Hier behalt' ich Gottes Gunſt,
Hier erlern' ich manche Kunſt,
Hier wird Leib und Gut bewahrt,
Auch die edle Zeit erſpart,

---

5) freudig.

6) Daß, im Fall auch kehm heran
Unglück, ich noch lachen kann.

7) ſchöner.

Hier iſt wahre Frömmigkeit,
Die mir dieſe Winterzeit,
Käm' ſie noch ſo grimmig an,
Mildern und verkürzen kann.

Was im Himmel oben geht 8),
Was auf Berg und Thälern ſteht,
Was man in den Wäldern jagt,
Was man von Metallen ſagt,
Was für Künſt' ein kluger Mann
Durch die Kraft der Flammen kann 9),
Ja der alten Weiſen Stein,
Das ſoll meine Wolluſt ſein.

8) ummegeht.

9) Mit und durch die Flammen kann.

Wer mag der Liebe widerſtehn? 1)

Was thut man mir's viel wehren,
Daß ich nicht lieben ſoll,
Dazu mein Herz beſchweren,
Das ſchon des Trauerns voll? 2)
Soll ich die Schuld denn tragen,
Die ich verdienet nicht?
Thut Venus Sohn anklagen,
Den kleinen Böſewicht.

Sagt nur, wo iſt zu finden
Ein ſolcher kühner Mann,
Der dieſem kleinen, blinden
Gott widerſtehen kann?
Wer iſt, der in der Jugend
Niemals empfunden hat
Kupido's große Tugend
Und Pfeile mit der That?

---

1) Mit Weglaſſung einiger Strophen.
2) So ohn das Traurens voll.

Kann er die Götter zwingen,
Daß ſie, ſo oft er will,
Sein Liedlein müſſen ſingen,
Ei, lieber ſchweig' du ſtill!
Thu dich doch nicht vergleichen
Dem großen Jupiter,
Der aller Königreichen
Iſt ein Monarch und Herr.

Dennoch [3] hat ihn bewogen
Kupido mannigmal,
Daß er herab geflogen
Von ſeinem hohen Saal,
Und hat der Götter Orden
Verlaſſen lange Zeit,
Und iſt zum Ochſen worden
In ſeinem güldnen Kleid.

Pflegt Mars nicht aufzuhangen
Die Waffen und das Schwert,
Wann er oft mit Verlangen
Venus allein begehrt?

---

[3] Noch dann.

Und war er noch von Sinnen
So grauſam und gefähr,
Amor konnt' ihn gewinnen,
Ja binden ohn' Beſchwer.

Ob ſchon Apollo führet
Das ganze Regiment
Am Himmel, und auch zieret
Die Erd' an allem End',
Doch[4] da ihm Amor zeiget
Daphne, die ſchöne Magd,
Sein Herz ſich zu ihr neiget,
Daß er ihr auch nachjagt.

Und wer kann doch beſchreiben
Kupido's Wunderſpiel,
Das täglich er thut treiben[5]
Ohn' alles[6] Maß und Ziel?
Er ſchonet nicht der Jugend,
Unſchuld, noch Frömmigkeit,
Kein Alter, Zucht, noch Tugend,
Von[7] ihm iſt nichts befreit.

---

[4] Noch. — [5] Daß er täglich thut treiben.
[6] alle. — [7] Vor.

Mein Herz, ſo du willſt ſchweben
Friedlich in guter Ruh',
Und fein im ſanften Leben
Dein Alter bringen zu,
Kupido mußt du meiden,
Daß er dich treffe nicht,
Und etwa bring' in Leiden
Durch ein zart Angeſicht.

Ade, du Gott der Liebe,
Mit deiner tollen Hitz'!
Hinfort will ich mich üben
Auf des Parnaſſus Spitz'.
Ich will nun lieb gewinnen
Apollo's Töchterlein,
Die dreimal drei Göttinnen,
So bleib' ich ſonder Pein.

Triumph über die beſiegte Liebe.

Wer ſich, ſein Herz und Leben
Will ganz ergeben
Der wahren Fröhlichkeit,
Derſelbe muß geſchwind
All' Eitelkeit verlaſſen,
Voraus das Lieben haſſen.
Die ſchnöde Lieb' iſt blind
Und ſchafft nur Herzeleid.

Soll in den beſten Tagen
Sich Einer plagen
Mit Liebesphantaſei?
Ja, ſoll man ſuchen nicht
In ſeiner friſchen Jugend
Witz, Höflichkeit und Tugend,
So bleibt der Menſch verpicht
Auf lauter Trügerei.

Mich ſoll hinfort das Lieben
Nicht mehr betrüben,
Noch quälen mir mein Herz
Mit ſelbſt gemachter Pein.
Ich will das ſüße Leiden
Von ganzer Seele meiden;
Frei will ich allzeit ſein,
So bleib' ich ſonder Schmerz.

Ich will mich nicht mehr ſehnen,
Noch auch mit Thränen
Nach der [1]) Geliebten ſehn.
Die gute Zeit iſt hin,
In der ich ſelbſt mich plagte,
Mein' eigne Luſt verjagte
Durch Lieb' aus meinem Sinn.
Jetzt ſoll mir's beſſer gehn.

Ein tapfrer Muth kann ſiegen
In Liebeskriegen,
Kann ſelbſt bezwingen ſich.
Verſtand der macht ihn frei,

1) Dem.

Daß er der Liebe lachet,
Und ſich zum Meiſter machet
Der ſchweren Sklaverei,
Ja, lebet ruhiglich.

Sollt' ich mich ſelber kränken
Und ſtets gedenken
An das, was mich verzehrt?
Sollt' ich mein Henker ſein?
Sollt' ich mit Gift mich ſpeiſen?
Sollt' ich noch lieblich preiſen
Die bittre Liebespein?
So wär' ich Spottens werth.

Der iſt ein Thor zu nennen,
Der ſich läßt brennen,
Und in der Flamm' erliegt.
Wer klug und muthig iſt,
Wird allzeit frei gefunden.
Ich ſelbſt hab' überwunden
Der Liebe Macht und Liſt;
Mein Herz hat obgeſiegt.

Meide Wein und Liebe! 1)

Alle, die ihr leben wollet
Fröhlich, ruhig, ohne Streit,
Lernet, daß ihr jederzeit
Wein und Liebe meiden ſollet.
Amor iſt ein ſolcher Mann,
Der wie Bacchus ſtreiten kann.

Venus kann die Schnarcher*) zähmen,
Wenn ſie noch ſo muthig ſein;
Ja, ſie pfleget insgemein
Ihnen Mark und Muth zu nehmen.
Bacchus Kräfte ſind ſo groß,
Daß oft Mancher taumeln muß.

---

1) Mit Auslaſſung dreier Strophen.

*) D. h. die trotzigen Schwätzer.

Wer von Amor iſt gefangen,
Schweiget nicht, was heimlich iſt,
Er bekennet ohne Liſt
Alles, was er je begangen.
Wer vom Wein iſt gar zu voll,
Redet, wann er ſchweigen ſoll.

Durch das Lieben iſt verheeret
Manche ſchöne Stadt und Land;
Paris Flamm' hat ſo gebrannt,
Daß ſie Troja ganz zerſtöret 2).
Durch das Schwelgen richtet man
Vielmals Noth und Jammer an.

Wer nun all ſein Thun und Leben
Der ſo tollen Liebe Kraft
Und des vollen Bacchus Saft
Ganz von Herzen hat ergeben,
Der vergiſſet Zucht und Ehr',
Weiß von keiner Tugend mehr.

---

2) Troja, das es ganz zerſtöret.

Laß Dich Amor nicht betrügen,
Leg' ihm Band' und Ketten an,
Daß er ſich nicht regen kann;
Bacchus bleib' im Keller liegen,
Wüthe, tobe Nacht und Tag;
Folge du der Tugend nach.

Drum ihr, die ihr leben wollet
Fröhlich, ruhig, ohne Streit,
Lernet, daß ihr jederzeit
Wein und Liebe meiden ſollet,
Weil auch Amor iſt ein Mann,
Der wie Bacchus ſchaden kann.

Wer ſich ſelbſt bezwingt, der iſt der Stärkſte.

Selig iſt der Held zu ſchätzen,
Der den Neid verlachen kann,
Den darf Keiner je 2) verletzen,
Wär' er auch der ſtärkſte Mann.
Er kann ohne Sorgen leben,
Seinen Geiſt zu Gott erheben.

Alles, was ihm ſtößt zu Handen,
Achtet er für 2) Kinderſpiel,
Drum ſo wird er nie zu Schanden,
Leidet er gleich noch ſo viel.
Bös und Gut thut ihm behagen,
Weil er's mit Geduld kann tragen.

1) nicht. — 2) vor.

Ob die Neider gleich viel klaffen,
Achtet er's doch nicht ein Haar,
All ihr Klaffen kann nicht ſchaffen,
Daß ihm Arges wiederfahr'.
Alles kann er überwinden,
Wenn nur iſt Geduld zu finden.

Mancher wird ſehr ſtark geprieſen,
Der da wirft die Schlöſſer ein,
Wie man ſaget von den Rieſen,
Daß ſie ſo geweſen ſein.
Wer ſich ſelber weiß zu zwingen,
Der kann wahrlich ſtärker ringen.

Es iſt viel, den Künſten trauen,
Kühnlich fliegen in die Sonn',
Spitzen bis gen Himmel bauen,
Wie das Volk zu Babylon.
Es iſt ſchwer, die Löwen binden,
Schwerer, ſelbſt ſich überwinden.

Der iſt überall zu loben,
Der ſein eigner Meiſter iſt,
Achtet nicht des Glückes Toben,
Noch der falſchen Neider Liſt.
Stirbt er gleich heut' oder morgen,
So geſchieht's doch ohne Sorgen.

Der ſtandhafte Mann.

Wie reich, wie ſelig iſt der Mann,
Der alles Glück verſpotten kann,
Und ſich der Tugend ganz ergeben!
Ein ſolcher läßt ſich irren nicht,
Ob ihm gleich alles Leid geſchicht,
Es ſei im Sterben oder Leben.

Die Tugend iſt ſein einig[1]) Gut,
Die ihm erfreuet Herz und Muth,
Dadurch er ſchnell kann überwinden
Der Menſchen Ungunſt, Haß und Neid,
Schmerz, Klage, Pein und Traurigkeit,
Und was für Elend mehr zu finden.

[1]) einigs.

Er achtet nichts auf Gold und Geld,
Was ſonſt die Welt für köſtlich hält,
Er fraget nichts nach China's[2] Schätzen,
Dieweil er weiß, daß dieſer Koth
So manche Seel' in große Noth,
Ja, in's Verderben pflegt zu ſetzen.

Obgleich der Pöbel zu ihm läuft
Und ihn mit Loben überhäuft,
So läßt er ſich doch nicht bewegen;
Denn er bedenkt[3] zu jeder Zeit,
Daß nach des Himmels Lieblichkeit
Die Wind' und Waſſer ſich erregen.

Ob man ihm gleich zum großen Lohn
Verehrte Zepter, Schwert und Kron',
Würd' er ſich deſſen doch nicht freuen.
Er hat gelernet gar zu wohl,
Daß man die Hoheit meiden ſoll
Und vor zu großer Ehr' ſich ſcheuen.

2) China. — 3) bedenkt's.

Ja, ob man ihm gleich machen will
Der honigſüßen Hoffnung viel,
Es werd' ihm Alles wohl gelingen,
Wird doch ſein Herz nicht groß, noch klein,
Spricht lieber bei ſich[4] ſelber: Nein,
Ich trachte nicht nach hohen Dingen.

Im Fall er muß vor Augen ſehn
Das Vaterland in Flammen ſtehn,
Ja, gar zerſtöret und zerriſſen,
So tröſtet dennoch ſeinen Muth
Dies unverweslich güldne Gut,
Daß er der Tugend ſich befliſſen.

Ja ſoll er Alles, was er ſonſt
Durch Weisheit und des Glückes Gunſt
Erworben hat, auch fahren laſſen,
So denket er in ſeinem Sinn:
Du ſchnödes Gold, fahr' immer hin!
Ich weiß was Beſſeres zu faſſen[5].

[4] ihm. — [5] Beſſers anzufaſſen.

Was er den Freunden einſt verſpricht,
Das thut er nachmals leugnen nicht,
Er hat gelernet, Wort zu halten,
Und wenn gleich in der Welt nicht mehr
Lieb', Ehr' und Treu' zu finden wär',
So läſſet er ſie nicht erkalten.

Begiebt ſich's dann, daß ungefähr
Der bleichgefärbten Kläſſer Heer
Viel neuer Zeitung vor[6]) ihn bringen,
Verleumden, ſchelten fort und fort
Den Einen hie, den Andern dort,
So lachet er zu ſolchen Dingen.

Es geh' ihm, wie es immer will,
Er hält dem Allerhöchſten ſtill,
Verachtet Neiden, Haſſen, Hoffen,
Das böſe Glück, des Landes Noth,
Der Menſchen Fehl, ſogar den Tod,
Und Alles, was ihn je betroffen.

---

6) für.

Drum, o wie ſelig iſt der Mann.
Der alles Glück verſpotten kann,
Und bloß der Tugend ſich ergeben!
Ein ſolcher läßt ſich irren nicht[7],
Ob ihn gleich alles Leid anficht,
Es ſei im Sterben oder Leben.

---

[7] Er läßt ſich gänzlich irren nicht.

Das Hofleben[1].

(An einen Freund.)

Blind ſind Alle, die da ſagen,
Daß bei Hof' ein Leben ſei,
Das man führ' ohn alles Klagen,
Da man, von[2]) der Armuth frei,
Nur in Freuden werd' erzogen;
O wie weit, wie weit betrogen!

Wer kein falſches Herz kann leiden
Mit dem Mund, der freundlich ſpricht[3]),
Wer Gefahr und Noth will meiden,
Komme ja nach Hofe nicht,
Weil der Tod an dieſen Orten
Vorne ſitzet bei der Pforten.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.
2) vor. — 3) Und ein Maul, das ꝛc.

Lügen und den Nächſten ſchänden,
Auf ſich kaufen falſche Gunſt,
Kluge mit Geſchenken blenden,
Iſt bei Hof' ein' alte Kunſt;
Wie man Gutes ſoll verkehren,
Pfleget man allda zu lehren.

Sich und ſeine Thaten preiſen,
Iſt der Höfling' erſte Luſt,
Eigne Klugheit zu erweiſen
Und mit aufgeworfner Bruſt
Andre faſt für [4]) nichts zu ſchätzen,
Das mag dieſe Leut' ergötzen.

Freunde nur mit Worten weiden
Und verſprechen oft und viel,
Mit dem langen Meſſer ſchneiden,
Iſt der Höfling' einzig [5]) Ziel,
Die oft mit den Heuchlerſtangen
Viel der ſchlechten Vögel fangen.

4) vor. — 5) einzigs.

Gottesfurcht iſt ausgetrieben,
Treu' und Glauben ſind davon,
Keiner thut den Andern lieben,
Undank iſt der beſte Lohn,
Welchen auch zuletzt die Frommen
Von den Herren ſelbſt bekommen.

Du, mein Freund, biſt nun geneſen,
Du, du haſt es recht bedacht.
Damals biſt du klug geweſen,
Wie du gabeſt gute Nacht.
Willſt du ſchlafen, willſt du wachen,
Kannſt du jetzt den Neid verlachen.

Laſſe nur nach 6) Hofe laufen,
Wer nicht ſelber herrſchen will.
Laß ihn Rauch für Rauch verkaufen,
Ich und du wir ſitzen ſtill,
Schauen, wie dadurch auf Erden
Aus den Herren Sklaven werden.

---

6) gen.

Die Welt.[1])

Liebſter Freund, wo iſt zu finden
Hier in dieſer argen Zeit
Freude, die nicht thu' verſchwinden,
Wenn ſie erſt aus Eitelkeit,
Ja aus Thorheit iſt geboren,
Und wird wie[2]) im Traum verloren,
Freude, die voll falſcher Liſt,
Freude, die ein Schatten iſt?

Seh' ich an dies Thun, dies Laſſen,
Suchen, Sorgen Tag und Nacht,
Fürchten, Trotzen, Lieben, Haſſen,
Nur auf Reichthum ſein bedacht,
Kriegen, Spielen, Saufen, Fechten,
Schlagen, Heilen, Zanken, Rechten,
So bekenn' ich ohne Scheu,
Daß die Welt ein Tollhaus ſei.

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen. — 2) gleich.

Wer mag doch die Weg' ermeſſen,
Da man Geld und Schätze ſucht[3])?
Gottes wird dabei vergeſſen,
Ja ſein theurer Nam' verflucht.
In dem falſchen Götterorden
Iſt der Bauch nun König worden.
Hat der Leib nur, was er will,
Von der Seelen ſchweigt man ſtill.

Dieſes Weltbuch iſt zu leſen,
Wie ein rechtes Trau'rgedicht.
Denn was jemals iſt geweſen,
Hat ſich nie vertragen nicht.
Was wir hören, was wir ſehen,
Thut in lauter[4]) Streit beſtehen.
Ja, der Himmel waffenlos
Pochet ſelbſt den Erdenkloß.

So iſt dieſes ganze Leben[5]),
See und Erde, Feu'r und Luft,
Stetem Kampf und Streit ergeben
Hier in dieſer Unglückskluft.

---

3) Gold und Geld durchſucht. — 4) lautrem.
5) nur dies ganze Leben.

Ja, auch wir von erſter Wiegen
Müſſen ſtets im Zanke liegen,
Bis zuletzt der bleiche Tod
Uns verſcharret in den Koth.

Wer nun hier des Glückes Gaben,
Ehr' und Wolluſt finden will,
Dem geſchieht gleich wie den Knaben,
Die in ihrem Kinderſpiel
Nur aus Waſſer Blaſen machen,
Deren[6]) ſie oft herzlich lachen,
Die doch, wenn das ſchwache Kind
Danach greift, ſind[7]) Luft und Wind.

Liebſter Freund, ihr habt's getroffen,
Wenn ihr recht zu ſagen pflegt:
Auf den Herren will ich hoffen,
Weil ich nunmehr abgelegt
Den verdammten Geiz der Ehren,
Der die Seele kann verſehren.
Nunmehr iſt mir keine Luſt
Außer meinem Gott bewußt.

6) Derer. — 7) wird.

Nun wohlan, wir wollen faſſen
In's Gemüth ein' andre Welt,
Dahingegen [8]) das verlaſſen,
Was man hier für köſtlich hält.
Thut dies in eur Herze ſchreiben:
Ich will meinem Gott verbleiben
Nicht im Leben nur allein,
Sein will ich im Tod' auch ſein.

---

8) Da entgegen.

Die Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens[1].

Daß wir alle müſſen ſterben
Und dem Leibe nach verderben,
Lehret uns ein jeder Tag.
Alles, was gemacht auf Erden,
Muß zur Erden wieder[2] werden,
Weil uns gar nichts ſchützen mag.
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Wie die Waſſerfluthen rauſchen,
Wenn ſie Land um Land vertauſchen,
Laſſen gar ſich hemmen nicht,
So zerreißt das[3] Band des Lebens,
Alles Knüpfen iſt vergebens:
Seht, wie ſchleunig daß es bricht!
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

---

[1] Eine Strophe iſt geſtrichen.

[2] widrumb. — [3] der.

Wie die ſchnellen Ströme ſchießen
Und zum weiten Meer hinfließen,
Das ſie erſtlich gab herfür,
So muß man zur Erde kommen,
Wo der Menſch iſt hergenommen 4),
Sterben iſt nur ſein Gebühr.
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Wie, wenn kaum wir eingeſchlafen,
Schwere Träum' uns Schrecken ſchaffen,
Daß man voller Angſt erwacht,
So muß auch der Menſch vergehen,
Eh' er recht ſich umgeſehen,
Und gemerket, was er 5) macht.
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Wie man oft im Traum ſtolzieret,
Große 6) Pracht und Hochmuth führet,
Welches doch nur lauter Tand,
So wird auch nach wenig Stunden

---

4) Wo ſie erſt ſind von genommen.
5) man. — 6) Großen.

Bei den Menſchen nicht mehr funden
Reichthum, Schönheit und Verſtand.
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Wie der Herbſt die Blumen raubet,
Wenn der Wind darüber ſchnaubet,
Und ein kalter Reif ſie drückt,
So muß auch der Menſch verſchwinden,
Wenn der Würger ſich läßt finden,
Der ihn ſchnell von hinnen rückt.
Keiner lebt doch in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Herr, was iſt doch unſer Leben?
Anders nichts, als traurig ſchweben
Wenig Tage hin und her,
Jammer, Noth und Trübſal leiden,
Und zuletzt mit Schmerzen ſcheiden.
Dieſes dünkt zwar Manchen ſchwer,
Doch lebt Keiner in der Welt,
Den der Tod nicht endlich fällt.

Es fehlt nur an dem Menſchen.

Nun ſich Himmel und Erd' erfreut
In der lieblichen Frühlingszeit,
Nun die Vöglein ſtimmen an,
Was 1) die Menſchen ergötzen kann.

Nun die Flüſſe ſo ſanft und fein
Wieder 2) ſchleichen in's Meer hinein,
Nun der Winter ſich giebt zur Ruh',
Und die Wärme nimmt täglich zu.

Nun die Bäume gleich ſchwanger ſtehn,
Und die Blumen ſich laſſen ſehn,
Nun die flüchtigen Thier' im Wald
Artig ſpringen und tanzen bald:

Iſt der Mangel an denen doch,
Die nur lieben des Krieges Joch
Und nicht ſuchen des Friedens Ziel:
Menſchen halten das Widerſpiel.

1) Das. — 2) Wiedrum.

Germania's Klagelied.

Was ſoll ich armes Reich, was ſoll ich endlich machen,
Nun mir genommen iſt mein Freuen, Luſt und Lachen?
Kaum bin ich mehr bei Sinnen
In dieſer langen Noth.
Was ſoll ich doch beginnen?
Nur wünſch' ich mir den Tod.

Die Kinder, ſo ich ſelbſt erzeuget, ſind die Schlangen,
Die ihre Mutter ſich[1]) zu würgen unterfangen,
Die haben mich zerbiſſen,
Daß faſt mein ganzer Leib
In Stücklein iſt zerriſſen.
O weh, ich armes Weib!

[1]) mich.

Mein ganzer Leib iſt wund, es gehen mir die Schmerzen,
Die ich ſo manches Jahr erduldet, ſo zu Herzen,
Daß ich kaum kann erheben
Die ſchwache Stimm' und Wort.
Bald muß auch dies mein Leben,
Das kaum noch halb iſt, fort.

Bis hieher hab' ich noch viel lieber wollen ſchweigen,
Als Ungeduld im Kreuz und bittern Stand erzeigen.
Nun will ich laſſen fließen
Die Bächlein ohne Zahl,
Und mit Geſchrei ergießen
Die Thränen allzumahl.

Kann ich denn gleich mein Ziel durch Heulen nicht erreichen,
Kann meiner Zähren Fluth die Feinde nicht erweichen,
Muß ich noch ferner tragen
Die Noth, ſo ſchrei' ich fort,
Bis daß mein ſtetig 2) Klagen
Kund werd' an allem Ort.

---

2) ſtetigs.

Hör', Himmel, Luſt und Meer! Hör', o du Kloß der Erden,
Wie jämmerlich durch mich ich muß zerriſſen werden,
Weil Alles iſt erfüllet
Mit lauter 3) Zank und Krieg,
Der niemals wird geſtillet
Durch ſo viel Blut und Sieg!

Ach, Lieb' und Treu' iſt hin, die Gottesfurcht erkaltet,
Der Glaub' iſt abgethan, Beſtändigkeit veraltet.
Das deutſche Blut bedünget
So manches ſchöne Land,
Mein eignes Volk bezwinget
Sich ſelbſt mit eigner Hand.

Die Wälder, Berg und Thal, da man ſonſt Kräuter mähet 4),
Sind nunmehr, o der Noth! mit Knochen überſäet 5),
Mit lauter 3) Menſchenbeinen
Viel weißer als der Schnee.
Ach, ſollt' ich noch nicht weinen,
Wann ich den Jammer ſeh'? 6)

3) lautrem. — 4) mevet. — 5) überſtreuet.
6) die Noth anſeh'.

Es iſt um mich geſchehn, ich Arme bin geſchändet
Von ſo viel Feinden, die ſich zu mir hergewendet.
Wie kann ich doch geneſen,
Ich armes Jungfräulein?
Jungfräulein zwar geweſen:
Nun [7]) werd' ich's nimmer ſein.

Es zerren mich zu viel die großen Potentaten,
Hiſpanier [8]), Türk', Franzoſ', auch Gothen und Kroaten,
Die alle mich zu zwingen
Sind kommen in mein Land.
Nun hör' ich ſie noch ſingen
Ein Liedlein mir zur Schand'.

O Noth, o große Noth! Wer wird mich endlich ſchützen?
Wer ſoll mein edles Reich in Frieden noch beſitzen?
Das kann ich zwar [9]) nicht wiſſen,
Das, weiß ich, iſt geſchehn,
Daß ich mich ſelbſt befliſſen,
Durch Zwietracht zu vergehn.

[7]) Fort. — [8]) Als Spanier. — [9]) zwar ich.

Wer deutſch und redlich iſt, wer deutſchen Namen führet,
Und dem Barmherzigkeit die treue Seele rühret,
Der laſſe ſich erbarmen
Die übergroße Pein,
Das Unglück, ſo mich Armen
Läßt niemals fröhlich ſein.

Es wird ja Gnad' und Gunſt durch Thränen aufgeſchloſſen,
Durch Thränen, die ein Herz voll Reue ausgegoſſen.
So helft mir alle ſchreien
Zu unſerm Gott allein,
Der wolle ja mit Treuen
Zuletzt mein Helfer ſein.

Wann mich die Noth ergreift, ſo ſeid auch ihr getroffen,
Die ihr auf meinen Tod von langer Zeit thut hoffen.
O laſſet ab zu lachen!
Es weiß noch Keiner nicht,
Was Gott mit ihm will machen,
Wann nun ſein Glas zerbricht.

Wird mich mein Gott zuletzt in alte Freiheit ſetzen,
Und nach ſo mancher Noth in neuer Freud' ergötzen,
So will ich ihn verſühnen
Mit Dank zu aller Friſt,
Und meinem Nächſten dienen,
So viel mir möglich iſt.

Friedenslied für die Stadt Hamburg[1]).

Himmel, Erde, Waſſer, Sonne,
Felder, Wälder, Luft und Licht,
Lachet jetzt vor[2]) Freud' und Wonne,
Höret auf mit Jauchzen nicht!
Laſſet weit und breit erſchallen
Tauſend Inſtrumenten Klang
Und den ſchönſten Lobgeſang
Gott und Hamburg zu Gefallen!
Denn der edle Friedenſchatz
Tritt jetzt freudig auf den Platz.

Friede, was iſt dir zu gleichen,
Friede, du gewünſchtes Gut?
Aller Reichthum muß dir weichen,
Du verneuerſt Herz und Muth,

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen. — [2]) für

Du gebiereſt Heil und Segen,
Du begabeſt Jedermann;
Deutſchland nimmt dich freudig an,
Alles iſt an dir gelegen.
O du hochbegehrter Schatz,
Komm jetzt freudig auf den Platz!

Wie das Waſſer fruchtbar machet
Das beſaamte Weizenfeld,
Daß es in der Erde lachet
Und erfreut die matte Welt,
So muß Alles fruchtbar werden
Durch des Friedens Fettigkeit.
Schauet, wie man weit und breit
Führet ſo viel tauſend Herden,
Schaf' und Rinder auf den Platz.
Heißt das nicht ein Friedenſchatz?

Wie der Wein uns fröhlich machet,
Wenn das Herz iſt trauervoll [3],
Daß man ſinget, jauchzet, lachet,
Daß man ruhet ſanft und wohl,

---

[3] traurensvoll.

So wird auch der Fried' erfreuen
Alles, was vor[4]) Kummer ſchier
Schwerlich konnte gehn herfür.
Jedermann wird ſehnlich ſchreien:
O du freudenreicher Schatz,
Komm jetzt ſchleunig auf den Platz!

Kann man auch was Beſſ'res haben,
Als die liebe Sicherheit,
Die[5]) uns dergeſtalt wird laben
In der ſüßen Friedenszeit,
Daß man unter friſchen Reben,
Unter ſeinem Apfelbaum,
Findet Schatten, Tiſch und Raum?
O das giebt ein herrlich Leben,
Welches uns der Friedenſchatz
Bringt mit Freuden auf den Platz!

Komm, o Friede, laß verehren
Dich, du werthe Königin!
Laß uns deinen Ruhm vermehren,
O du Unmuthwenderin[6])!

[4]) für. — [5]) Welch.
[6]) O der Unmuth Wenderin.

Komm jetzt ſelber, anzuſchauen,
Wie wir nach der Römer Art
Dir, mit Lieb' und Treu' gepaart,
Schöne Tempel wollen bauen.
Komm, o liebſter Friedenſchatz,
Tritt mit Freuden auf den Platz!

Deine Kirche ſollſt du haben
An dem allerſchönſten Ort,
Wo ganz kräftig pflegt zu laben
Uns das ſüße Himmelswort.
Da, da wollen wir dich rühmen
Mit der Inſtrumenten Klang
Und dem ſchönſten Lobgeſang.
Ei, es will ſich ja geziemen,
Daß wir dich, o werther Schatz,
Freudig führen auf den Platz.

Auf, ihr frohen Ackersleute,
Auf und ziehet friſch in's Feld,
Führet nun die reife Beute
Jeder heim in ſein Gezelt!

Aecker, Wieſen, Wälder, Haine,
Büſch' und Auen, Berg und Thal
Sind geſegnet allzumahl.
Jeder Ort giebt ſchon das Seine;
Trägt er doch der Früchte Schatz
Fröhlich auf den Friedensplatz.

Auf, ihr Schäfer, auf, ihr Hirten!
Treibet eure Herden aus,
Krönet euch mit edlen Myrten,
Windet manchen Kräuterſtrauß!
Eure Leiern laßt beginnen,
Anzuſtimmen ein Gedicht,
Das die ſtrengen Herzen bricht
Der geliebten 7) Schäferinnen.
Bring' ein jeder ſeinen Schatz
Auf den Lieb- und Friedensplatz.

Auf, ihr Gärtner! Senket Reben,
Impfet Bäume mancher Art,
Pflanzet Kraut und Obſt daneben,
Das ſich fein zuſammen paart.

---

7) begabten.

Laſſet an einander wohnen
Roſen, Lilien, Nägelein,
Hyazinthen groß und klein,
Tulipen und Anemonen,
Daß ihr ja den Friedenſchatz
Schön bekränzet auf dem Platz!

Auf, ihr Fürſten, bauet Städte,
Machet eure Flecken weit.
Laſſet nun durch eure Räthe
Fördern die Gerechtigkeit.
Schauet, daß die Wiſſenſchaften,
Tugend, gute Künſt' und Lehr',
O ihr Herren, mehr und mehr
Jetzt in euren Ländern haften.
Denn der edle Friedenſchatz
Giebt zu ſolchem Raum und Platz.

Auf, ihr Bürger, bringt die Waaren
Ueber Flüſſ' und über Meer,
Reiſen, Geld und Zeit zu ſparen,
Unſren Deutſchen wieder her.

Spanien laßt Gewürze ſenden,
Und den Rhein den beſten Wein,
Unſer Tuch ſoll engliſch ſein,
Frankreich mag die Stutzer blenden.
Denn der güldne Friedenſchatz
Giebt zu dieſem Allem Platz.

Auf, ihr Richter, laßt das Rechten
Einmal doch ſein abgethan!
Jagt das Zanken ſammt dem Fechten
Aus der ſtillen Friedensbahn.
Auf, ihr edlen Rechtsgelehrten,
Machet allen Neid und Streit
Zu gewünſchter Einigkeit.
Einigkeit hat zum Gefährten
Den gewünſchten Friedenſchatz,
Der jetzt pranget auf dem Platz.

Auf, ihr Prieſter, laßt erſchallen
Weit und breit des Höchſten Wort,
Unſerm Schöpfer zu gefallen,
Machet weit ſein' Ehrenpfort'!

Oeffnet ihm viel ſchöner Thüren,
Lobet, danket, preiſet Gott!
Singt dem Herren Zebaoth,
Der aus Gnaden jetzt läßt führen
Den erwünſchten Friedenſchatz
Friſch und freudig auf den Platz.

Auf, ihr Lehrer in den Schulen,
Laſſet nun, was jung und klug,
Mit den freien Künſten buhlen!
Bücher habt ihr ja genug.
Nunmehr iſt es Zeit, zu ſehen
Nach der edlen Tugendkron'
Und dem ſchönſten Ehrenthron,
Weil der Himmel jetzt läßt ſtehen
Den erwünſchten Friedenſchatz
Friſch und freudig auf dem Platz.

Auf, ihr Kämpfer, auf, ihr Helden!
Rüſtet euch, dies Friedensjahr
Allen Völkern zu vermelden.
Streitet, doch nicht mit Gefahr.

Stellet an ein Luſtturnieren,
Werfet viel Raketen aus,
Laſſet ein papieren Haus
Voller Gluth dies Feſt bezieren,
Weil der edle Friedenſchatz
Tritt mit Freuden auf den Platz.

Auf, ihr Künſtler*), laßt die Flammen
Plötzlich aus den Stücken gehn!
Setzet Feu'r und Pech zuſammen,
Bilder müſſen vor 8) euch ſtehn,
Welche Funken von ſich ſpritzen.
Laſſet der Granaten Schall
Fröhlich donnern überall,
Laſſet Stern' und Räder blitzen,
Weil ſich nun der Friedenſchatz
Freudig tummelt auf dem Platz.

Mitten aber in den Freuden
Hebet Händ' und Augen auf,
Danket Gott, daß unſer Leiden
Hat vollendet ſeinen Lauf,

8) für.

*) Die Feuerwerker werden angeredet.

Daß der Krieg hinweggenommen,
Daß wir von der Grauſamkeit
Der Verwüſter ſind befreit,
Daß uns iſt vom Himmel kommen
Friede, der gewünſchte Schatz,
Der jetzt ſtehet auf dem Platz.

Herr und Vater aller Gnaden,
Großer Gott in deinem Thron,
Wir, mit Sünden ſchwer beladen,
Bitten dich durch deinen Sohn,
Steure ferner allen Kriegen,
Und erlaß uns unſre Schuld,
Hilf auch, daß wir mit Geduld
Künftig in der Trübſal ſiegen,
Bis dein edler Friedenſchatz
Machet uns im Himmel Platz.

Deutſchland ſoll dich ewig loben,
Daß du deine Gnadenhand
Wider aller Feinde Toben
Endlich haſt auf uns gewandt.

Ja, daß wir in Glückes Schranken
Leben, und mit guter Ruh'
Unſre Tage bringen zu,
Haben wir nur dir zu danken,
Gott, der du den Friedenſchatz
Wieder[9]) führeſt auf den Platz.

Himmel, Erde, Waſſer, Sonne,
Felder, Wälder, Luft und Licht,
Lachet jetzt vor[8]) Freud' und Wonne,
Höret auf mit Jauchzen nicht!
Laſſet weit und breit erſchallen
Tauſend Inſtrumenten Klang
Und den ſchönſten Lobgeſang
Gott und Hamburg zu Gefallen!
Blühe ſtets, o Friedenſchatz,
Und nun praſſelt, Plitz und Platz! *)

---

9) wiedrumb.

*) Als Signal für die Feuerwerker.

An Georg Philipp Harsdörffer. *)

Edler Herr, ich hab' empfangen
Das ſo ſchön geſchliffne Glas.
Trefflich werd' hinfort ich prangen,
Wenn das ſüße Rebennaß
Dieſen klaren Becher füllet,
Und ſo manche Traurigkeit
In der ſchweren Kriegeszeit
Ganz durch ſeine Kraft verhüllet.

Ob der Wein zwar fröhlich machet,
Wenn er ſteht dem Golde gleich,
Und den Menſchen gleich anlachet,
Iſt er doch noch eins**) ſo reich,

---

*) Harsdörffer hatte Riſten ein ſehr ſchön geſchliffenes Trinkglas aus Nürnberg zum Geſchenk überſchickt. Auf demſelben befanden ſich zwei Sinnbilder und die lateiniſchen Verſe:

Risti, qui tetricis terrenis caelica misces,
Ablue flexanimo tristia fata mero.
Threnorum satis est. Vivamus! Fac generosa
Infundant vitro gaudia pro lacrumis.

**) D. h. noch einmal.

Wenn ihn hat ein Glas umgeben,
Das des Künſtlers Hand geziert,
So daß es von außen führt
Blumen, Kräuter, Laub und Reben.

Dieſes Glas, das ihr mir ſchicket,
Iſt ſo lieblich anzuſehn,
Daß es auch mein Herz erquicket,
Wenn es ſchon muß ledig ſtehn.
Alles iſt ſo wohl geſchliffen,
Daß man ſchwüre, die Natur
Hätte dies zu bilden nur
Ohne Menſchen angegriffen.

Aber, wie man theurer ſchätzet
Gold und Silber, als den Sand,
So viel höher wird geſetzet
Was eur Geiſt des Künſtlers Hand
Einzugraben hat gewieſen,
Solche Bilder 1), die von mir
Und von Jedermann faſt hier
Werden über Gold geprieſen.

1) Sinnebilder.

Dieſer Ruhm wird ſehr gemehret
Durch der Verſe Lieblichkeit,
Die mein Herr mir hat verehret[2]),
Als die ſchwere Kriegeszeit
Mein Gemüth in wenig Tagen
Durch ihr Rauben, Mord und Brand,
Welches traf das Vaterland,
Schier zu Boden hat geſchlagen.

Euren Rath den will ich loben,
Faſſen will ich einen Muth.
Teufel, Krieg und Welt mag toben,
Endlich wird es Alles gut.
Nach dem Regen ſcheint die Sonne,
Licht kömmt auf die Dunkelkeit,
Nach dem Stürmen ſtille Zeit,
Auf das Trauern Freud' und Wonne.

Edler Herr, eur lieblich[3]) Spielen
Hat mich wieder aufgebracht,
Als mich Schrecken überfielen
In der finſtern Kriegesnacht.

[2]) Da mein Herr mich mit verehret.
[3]) lieblichs.

Ach, das angenehme Schreiben,
Das ſo freundlich iſt geſtellt
Durch den Nürenberger Held,
Kann die Kriegesangſt vertreiben.

Trefflich hoch ſeid ihr geſtiegen
Durch die Tugend in der Zeit,
Höher werdet ihr noch fliegen
Auf den Thron der Ewigkeit.
Niemand darf eur Lob verblümen,
Deutſchland wird, ſo lang' es ſteht,
Und die Sonn' am Himmel geht,
Euren edlen Namen rühmen.

Schwerlich hör' ich auf zu ſingen
Euern Preis, Herr Spielender.
Eins muß ich zuerſt euch *) bringen —
Diener, gieb das Gläslein her,
Das Herr Harsdorff mir geſchenket.
Es iſt aus, Herr! thut mir gleich:
Liebet den, der liebereich
Tag und Nacht an euch gedenket!

*) muß ich demſelben.

Lied der Hirten zu Daphnis Hochzeit [1]).

Spielet auf und laßt uns ſingen,
Wie die kalte Zeit einbricht,
Die zwar Alles kann bezwingen,
Nur verliebte Seelen nicht.
Luft und Waſſer, See und Erden
Stehen gleich dem harten Stahl;
Auch das Feld muß Eiſen werden
Und die Wieſen allzumal.
Nur bei treuer Lieb' allein
Will das Feu'r erhalten ſein.

Kann der Winter Alles zähmen,
Kann er tödten Laub und Gras,
Kann er ſchon die Frücht' uns nehmen,
Kann er zwingen alles Naß,

---

[1]) Die letzte Strophe iſt geſtrichen.

Ei, ſo muß er doch mit Schanden
Von den Herzen ziehen ab,
Die mit feſten Liebesbanden
Sind verknüpfet bis in's Grab.
Es will treue Lieb' allein
Bis an's Ende ſtandhaft ſein.

Iſt ein Schäfer, der nicht liebet,
Solcher iſt von ſchlechter Art.
Wo er nicht die Sinnen übet,
Und im Herzen die bewahrt,
Die er ſich [2]) allein erkohren
Für [3]) ſein auserwähltes Gut,
Ei, ſo hat er gar verloren
Witz und Kühnheit, Herz und Muth:
Doch will treue Lieb' allein
Stark [4]) und feſt erhalten ſein.

Will man hohe Geiſter kennen,
Klug von Worten, groß von That,
Lieber, laß dir Einen nennen,
Der nicht auch geliebet hat [5]).

[2]) ihm. — [3]) vor. — [4]) ſteif.
[5]) Der mit Ernſt geliebet hat.

Das ſind ja geringe Seelen,
Blöde Schäfer, ſehr verzagt,
Die kein eignes Herz erwählen,
Und das Lieben nie gewagt.
Doch will treue Lieb' allein
Bis in's Grab erhalten ſein.

Daphnis hat ſich recht beſonnen,
Daß er ſeine Galathee
In den Feldern liebgewonnen,
Eh' der Sonnentrank, der Schnee,
Aus den Wieſen uns getrieben.
Ach, was iſt es wohlgethan,
In dem Sommer ſo zu lieben,
Daß man es genießen kann,
Wann der Winter läßt allein
Zwei verliebte Herzen ſein.

Daphnis und Galathe[1]).

I.

Daphnis ging vor wenig Tagen
Ueber die begrünte Haid';
Heimlich ſing er an zu klagen
Bei ſich ſelbſt ſein ſchweres Leid,
Sang aus hochbetrübtem Herzen
Von den bittern Liebesſchmerzen:
    Ach, daß ich dich nicht mehr ſeh',
    Allerſchönſte Galathee!

Könnt' ich in den Lüften fliegen,
Wie ein ſchnelles Vögelein,
Ach, wie wollt' ich dich betrügen,
Bald, bald wollt' ich bei dir ſein,

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Und dir tauſend Küſſe [2]) geben:
Das wär' mein erwünſchtes Leben.
Nun iſt mir von Herzen weh,
Allerſchönſte Galathee!

Möcht' ich bei der Sonne ſtehen,
Bei dem güldnen Himmelslicht,
O wie fleißig wollt' ich ſehen
Auf dein freundlich [3]) Angeſicht.
Tauſend Strahlen wollt' ich ſchießen,
Deiner Aeuglein zu genießen.
Nun iſt mir von Herzen weh,
Allerſchönſte Galathee!

Ihr, o Winde [4]), ſollt ihr bringen
Meine Klag' und Seufzer [5]) zu.
Selber kann ich nicht mehr ſingen,
Denn mein Herz iſt ſonder Ruh'.
Ach, ich Armer, hab' erſehen
Ihr Gezelt von ferne ſtehen.
Nun iſt mir von Herzen weh,
Allerſchönſte Galathee!

2) Schmätzlein. — 3) freundliches.
4) Drumb ihr Winde. — 5) Seufzen.

O ihr Vöglein, die ihr wendet
Euren Flug nach ihrem Ort[6]),
Sagt, ich hab' euch hergeſendet,
Daß ihr mit euch nehmet fort
Die getreuen Liebesthränen,
Die ſich ſtündlich nach ihr ſehnen,
Bis ich ſie mit Freuden ſeh',
Meine ſchönſte Galathee[7]).

Galathee, du mein Leben,
Nimm die Wind' und Vöglein auf,
Die ſich dir zu Dienſt ergeben
Mit ſo ſchnellem Flug und Lauf,
Und weil ich dich nicht kann ſchauen,
Wolleſt du den Boten trauen,
Bis ich ſelbſt dich wiederſeh',
Allerſchönſte Galathee!

[6] an ihren Ort.

[7] Bis ich dich ꝛc. Allerſchönſte Galathee.

II.

Daphnis, du getreu'ſte Seele,
Fragſt du noch, warum ich dich
Vor den Hirten[1]) all' erwähle
Und nur dir ergebe mich?
Ach, mein Lieb, ich bin geweſen,
Wo man ſchöne Kräuter bricht,
Und die Hirten Blumen leſen,
Deines Gleichen find' ich nicht.
Drum erwähl' ich dich allein,
Du, du ſollſt mein Liebſter ſein.

Manchen Wald bin ich durchgangen,
Hab'[2]) der Hirten viel geſehn,
Keiner hat mich je gefangen,
Endlich aber iſt's geſchehn,

---

1) Für die Hirten. — 2) Und.

Daß ich Daphnis angeſchauet,
Der bezwang mir Muth und Sinn,
Ihm hab' ich mein Herz vertrauet,
Als ſein' eigne Schäferin.
Drum erwähl' ich ihn allein,
Daphnis ſoll mein Liebſter ſein.

Wenn ich meine Schäflein weide
Auf den Bergen hin und her,
Was ich deinethalben leide,
Daphnis, das iſt viel zu ſchwer.
Anders weiß ich nichts zu ſingen,
Als von deiner Freundlichkeit,
Die mir kann das Herze zwingen,
Daß es täglich nach dir ſchreit.
Daphnis, Daphnis, du allein
Sollſt mein Allerliebſter ſein!

Alle Schäfer, die dich kennen,
Geben dir den höchſten Preis,
Daß du billig ſeiſt zu nennen
Treu von Herzen, klug und weiſ'.

Doch ſind viel der Hirtenknaben,
Deren 3) Geiſt voll Falſchheit iſt,
Die beneiden deine Gaben,
Weil du viel zu redlich biſt.
Nun, mein Daphnis, du allein
Sollſt dennoch mein Liebſter ſein.

Kann dein Singen doch bewegen
Bäum' und Felſen, daß ſie ſich
In den Wäldern ſchier erregen:
Lieber, ſage, was ſoll ich? 4)
Soll ich in den Auen ſchlafen,
Wann du ſpielſt ſo trefflich wohl?
Nein, ich bin dazu geſchaffen,
Daß ich treulich lieben ſoll.
Drum, mein Daphnis, du allein
Sollſt mein Allerliebſter ſein.

O ihr Schäflein, o ihr Weiden,
O ihr Wälder, Berg und Thal,
Die ihr wiſſet all mein Leiden,
Zeuget von mir allzumal,

3) Welcher — 4) Lieber, ſag an, was ſoll ich?

Wie es an dem Baum geſchrieben,
Der bei jenem Bächlein ſteht,
Daß ich Daphnis feſt will lieben,
Bis die Welt zu Trümmern geht.
Daphnis, Daphnis ſoll allein
Mein Herzallerliebſter ſein.

III.

O wie ſo ſelig[1]) muß doch ſein
Ein Vöglein in den Lüften,
Die Nachtigall beim Bächelein,
Der Fuchs in finſtern Klüften,
Die Schlang' im Buſch, ein Fiſch im Meer,
Der Taucher in den Seen,
Der edle Hirſch, ſo hin und her
Mag in den Wäldern gehen.

---

[1] O wie ſeelig

Die Thier' in ihrer Einſamkeit
Die dürfen ſich nicht klagen,
Noch, wie ich muß, zu jeder Zeit
Sich mit Gedanken plagen.
Sie ſuchen ihre Freud' und Luſt
In Waſſern und in Weiden,
Und ihrer keinem iſt bewußt,
Was Seufzen ſei und Leiden.

Die Freiheit iſt ihr höchſtes Gut,
Ihr Einziges 2), ihr Leben;
Ich aber, wie ein Sklave thut,
Muß ſtets in Sorgen ſchweben.
Ich bin verſtricket Tag und Nacht
Mit ſchweren Liebesbanden,
Ich werde durch der Schönſten Macht
Faſt ganz und gar zu Schanden.

Ach, möcht' ich nur ſo glücklich ſein,
Wie die, ſo mit den Flügeln
Sich ſchwingen in die Luft hinein
Und wohnen auf den Hügeln.

2) ihr einzigs all.

Die wiſſen recht, was Freiheit iſt,
Was ſcherzen heißt und lieben,
Ich aber muß durch fremde Liſt
Ohn' Ende mich betrüben.

So wünſch' ich, wie die Nachtigall
In Einſamkeit zu ſingen,
Und wie ein Hirſch durch Berg und Thal
In Freiheit hin 3) zu ſpringen.
Ja, wie die Schlang' in finſtrer Höhl'
Auch einſt mich frei zu machen.
So kann die 4) hochbetrübte Seel'
Im Wunſch auch herzlich lachen.

---

3) her. — 4) mein.

An ſein Buch[1]).

Schlechtes Büchlein, willſt du reiſen
Nunmehr in die große Welt,
Da die Sachen ſchlecht beſtellt,
Wo man dich mit Schmach wird ſpeiſen,
Ja, dir ſauern Läſterwein
Aller Orten[2]) ſchenken ein?

Weißt du nicht, der dich geſchrieben
Daß er hat der Kläffer viel,
Deren[3]) Gott verhaßtes Ziel
Dieſes[4]) iſt, ihn zu betrüben?
Bleibe, Büchlein, wo du biſt,
Weil dein Herr noch fröhlich iſt.

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

[2]) Aller Oerter. — [3]) Welcher. — [4]) Dieſer.

Ach, du biſt ja ſchlecht bekleidet,
Schlecht von Worten, ſchlecht von Kunſt.
Gleichwohl hoffeſt du noch Gunſt,
Da doch Manches wird beneidet,
Das ein ſolcher Geiſt gemacht,
Der ſich trefflich hoch gebracht.

Nein, da leben andre Helden,
Buchner, Harsdorff ſind mir kund,
Schottel, Tſcherning, Klajus, Hund,
Freinsheim, Buchholz muß ich melden,
Und der edlen Dichter mehr,
Reich von Kunſt und groß von Ehr'.

Andre hat der Tod geriſſen
In ein feſtverſchloſſ'nes Grab;
Er nahm bei ſich ſelber ab *),
Daß ihr gar zu großes Wiſſen
Sie noch würd' in dieſer Zeit
Schützen vor der Sterblichkeit.

*) D. h. der Tod gedachte bei ſich ſelbſt.

Opitz, deutſcher Sprach' Erretter,
Mußte gar zu früh davon;
Flemming, unſrer Dichter Wonn'
Und der Grobheit Untertreter *),
Ein ſo junger friſcher Held,
Ließ ja gar zu ſchnell die Welt.

Zwar ſie ſchlafen nach dem Leibe,
Wachen aber nach der Kunſt.
Möglich iſt es nicht umſonſt,
Was auch ich zu Zeiten ſchreibe,
Nach dem Tode lebt man noch:
Drum, mein Büchlein, gehe doch.

Gehe, weil du ja willſt gehen,
Glaube mir, daß mancher Geiſt,
Der nicht Alles Thorheit heißt,
Dich mit Freuden wird anſehen,
Ja, dich ehren ohne Liſt,
Mehr auch, als du würdig biſt.

*) D. h. Niedertreter, Unterdrücker.

Sage nur den Hochgelahrten,
Unſern Deutſchen deutſch und frei,
Daß ich ſtets ihr Diener ſei,
Der in Demuth woll' abwarten
Ihre Meinung und Bericht,
Ob du taugeſt oder nicht.

Zweites Buch.

Sonette, Alexandriner, Sinngedichte.

Die feſteſte Burg.

Die wunderſtarke Mau'r, ſo Ninus hat umgeben *),
Der Babel hohe Spitz' und ihrer Zwinger Pracht,
Die Thürme, ſo der Witz Egyptens hat erdacht,
Die alle ſchützen nicht ſo wohl des Menſchen Leben,

Als ein Gewiſſen thut, das kühnlich ſich erheben
In allem Glücke darf **), das auch den Neid verlacht,
Und würd' es gleich zuletzt in Noth und Tod gebracht,
Ein ſolch Gewiſſen kann ſtets fröhlich oben ſchweben.

---

*) D. h. Welche Ninus um ſeine Stadt gezogen hat.

**) D. h. in Glück und Unglück.

Verhüllet ſich dann gleich das wandelbare 1) Glück,
Und zeiget, wie es pflegt, dir vielmals ſeine Tück',
Auch ſo, daß es dich gar vermeinet auszurotten,

Ei wohl, verzage nicht! Ein unbeflecktes Herz
Iſt ſonder Angſt und Furcht, ihm weichet Pein und Schmerz,
Ein gut Gewiſſen kann die ganze Welt *) verſpotten.

---

1) wanckelbahre.
*) Welt in böſer Bedeutung.

Die Höfe.

Wer durch die Gottesfurcht ſich ſelber will gewinnen
Und üben ſeinen Geiſt in Zucht und Ehrbarkeit,
So rechte Tugend heißt, der fliehe jederzeit
Der Fürſten Gunſt und Hof und 1) was mehr iſt darinnen.

---

1) Höf' auch.

99

Laß dich betrügen nicht, o Freund, die hohen Zinnen,
Der ſchönen Zimmer Pracht, und was ſonſt weit und breit
Die Augen durch den Glanz der Schönheit hoch erfreut;
Dies Alles, was hier iſt, bezaubert deine Sinnen.

Hier herrſchet ſchnöde Luſt, Geiz, Trunkenheit und Liſt,
Ja, was der Tugend mehr ſchnurſtracks zuwider iſt,
Hier muß der Schwache ſtets vom Starken Unrecht leiden.

Hier wird die edle Zeit in Ueppigkeit verzehrt,
Das Leben und die Seel' mit fremder Schuld beſchwert.
O ſelig, der da weiß der Höfe Pracht zu meiden!

Die Geſichte des Philander von Sittewald*).

Europa, tritt hervor[1]), dich ſelber zu beſchauen
In dieſem Spiegel, den Philander hat gemacht.
Es werden dir mit Luſt hierinnen vorgebracht
Viel Hoh' und Niedrige von Männern und von Frauen.

Der Spiegel iſt nicht falſch, du darfſt ihm kühnlich trauen,
Er giebt ſein Gegenbild ſowohl bei Tag als Nacht,
Da zeiget er der Welt ihr' Eitelkeit und Pracht
So klärlich, daß darob den Böſen möchte grauen.

Europa tritt hervor[1]) und ſchaue wie ſo gar
Dein Volk verderbet iſt durch die verfluchte Schaar
Der Laſter, welch' es liebt und ihnen folgt mit Freuden.

---

[1]) herfür.

*) Johann Michael Moſcheroſch.

O gar zu böſe Zeit, die wohl beklagenswerth!
Doch wer vom Argen ſich zu kehren nicht begehrt,
Der wird Philandern und die Wahrheit nimmer leiden.

Herr, wenn ich dich nur habe!

Was frag' ich nach der Welt? Was acht' ich doch dies Leben?
Was kann mir Geld und Gold für[1]) Troſt im Leiden geben?
Was hilft mir[2]) hohe Gunſt, ein' Hand voll eitler Ehr'?
Was nützet mir ein Schloß, wenn's gleich voll Perlen wär'?

---

1) vor. — 2) mich.

Was ſoll mir alles Gut für[1]) Freud' und Labſal bringen?
Was kann ich doch für[1]) Luſt aus eigner Kunſt erzwingen?
Was ſoll mir doch ein Lied? Was ſoll der Pauken Schall?
Was ſoll der Höfe Pracht? Was hilft's euch überall?
Ach Nichts[3]). Ach lauter Nichts! Dies wird noch alles werden
Ein' Hand voll Aſch' und Staub. Ich will den Kloß der Erden,
Ja auch den Himmel ſelbſt nicht einmal ſchauen an,
Im Fall ich dich, o Gott, nur bei mir haben kann.

3) Koth.

Grabſchrift des Friedens.

Wie ward der edle Fried' ertödtet und vergraben?
Wer ſind die Würger doch, die ihn verſcharret haben?
Es ſind die Deutſchen ſelbſt, doch ſich zu Spott und Hohn.
Wodurch? Durch Freiheit und durch Frau Religion.
Auch Geiz und Uebermuth die laſſen ſich nicht dauern,
Zu ſchließen Fried' und Ruh' in feſtgebaute Mauern.
Der ſchnöden Sicherheit! Nun iſt's um ſie geſchehn,
Und Frau Religion muß mit zu Grabe gehn.

Geiſtliche Güter, Adlers Federn.

Die das, was Gottes iſt, und was zu Gottes Ehren
Den Kirchen iſt vermacht, aus lauter Geiz begehren,
Die ſchaffen nichts, denn daß ſie mengen durch den Kauf
Die Federn von der Gans und Adler nur zu Hauf.

Glückſeligkeit.

Was hilft mir[1]) doch ein hoher Stand?
Was nüzet mir ein reiches Land?
Was bringet mir das ſchnöde Geld?
Was ſchaffet alle Luſt der Welt?
Was frag' ich nach der Eitelkeit
In dieſer kurzen Jammerzeit,
Wenn Gott, die Tugend, Lehr' und Kunſt
Mich ſchließen nur in ihre Gunſt?
Iſt Gott mit mir, und lern' ich nur
Ihn kennen recht ſammt der Natur,
So weiß ich, daß ein armer Riſt
Viel reicher als der Kaiſer iſt.

---

1) mich.

Zeit genug.

Was andern Leuten in der Welt
Ihr Haus betreffend nicht gefällt,
Das bleibet mir zwar unbekannt;
Mir aber kommt ein Ding zur Hand,
Ein rechtes Elend voll Betrug:
Mein ärgſter Feind heißt Zeit genug.

Auf eine neue Glocke.

Den Völkern ruf' ich, daß ſie beten, hören, ſingen,
Ich ſchall' auch, wann man muß den Leib zu Grabe bringen;
Zwar reden kann ich nicht, lehr' Andre dennoch wohl,
Wie ſich in Freud' und Leid ein Chriſt erzeigen ſoll.

Eine Gans ſleugt uber Meer,
Eine Gans kömmt wieder[1] her.

Wer in der Fremde ſich nicht ſelber ſchickt zum Lernen,
Dem hilft kein Reiſen nichts und zög' er noch ſo fernen.
Von ſolchem heißt es recht: die Gans ſleugt über Meer,
Die Gans verzehrt die Zeit, die Gans kömmt wieder[1] her.

[1] wiedrumb.

Das menſchliche Leben.

Ach, was iſt doch unſer Leben?
Nur ein Schatten, der nicht bleibt;
Wie die Fiſch' im Waſſer ſchweben,
Wie das Schiff den Strom auf treibt,
Wie mein Antlitz muß verſchwinden
In der Elbe Silberfluth [1]),
Wie die Segel vor den Winden
Streichen friſch und wohlgemuth,
Wie mein Schatten fliegt behende,
So bleibt nichts in dieſer Zeit.
Menſchenkind, denk' an dein Ende,
Ziele nach der Ewigkeit!

---

[1]) ſilbern Elben Fluth.

Was bald wird, vergeht bald.

Was leicht erzeuget wird, kann auch ſehr leicht vergehen,
Wie an der Waſſerblaſ' und anderm mehr zu ſehen.
Bald iſt die Blaſ' ein Wind. Was groß wird vor [1] der Zeit,
Das fällt auch vor [1] der Zeit in ſeine Nichtigkeit.
Kein Bäumlein wird ſo alt, als die ſo ſtarke Eichen,
Keins wächſet auch ſo lang'. Ein Röslein muß bald weichen,
Es kömmt auch bald hervor [1]. Wer in zu ſchneller Eil
Zu Ehren kommt, dem wird ein ſchneller Fall zu Theil.

---

[1] für.

Wahrer Reichthum.

O Thoren, die ihr Glück auf eiteln Reichthum ſetzen!
Reich und vermögend ſein beſtehet nicht in Schätzen,
In vielem Geld und Gold. Nur dem iſt gnug beſcheert,
Der mehr nicht, als er hat, zu haben je[1]) begehrt.

---

[1] ihm.

Ueberſchrift eines Beinhauſes.

Drei Häuſer hat uns Gott, der Alles giebt, gegeben.
In einem haben wir genoſſen[1]) unſer Leben,
Als wir die liebe Zeit allhier ſo zugebracht,
Daß wir den höchſten Gott zum Freund' uns erſt gemacht.

---

[1] verſchliſſen, von verſchleißen, in der Bedeutung: verbringen, verbrauchen.

Bald hat des Himmels Will' uns durch den Tod geführet
In's andre Haus, das Grab, worin uns nicht berühret
Neid, Unfall, Trübſal, Schmerz, Noth, Krankheit, Elend, Pein,
Und was für Jammer mehr in dieſer Welt mag ſein.
Sobald des Menſchen Sohn wird in den Wolken kommen,
Zu richten alles Fleiſch, ſo werden wir genommen
In's dritte Freudenhaus, das ew'ge Himmelreich,
Da ſollen wir an Pracht den Engeln werden gleich.
Aus Liebe läßt uns Gott dies Gnadenreich erwerben
Geh' hin, mein Wandersmann, und ſchicke dich zum Sterben!
Wir waren, der du biſt. Du wirſt in kurzer Zeit
Auch Aſche ſein, wie wir. Fahr' wohl in Ewigkeit!

Ueberſchrift eines Armenhauſes.

Zu der Armen Unterhalt
Geb' ein Jeder, Jung und Alt.
Willig und mit milder Hand,
Doch das Herz iſt Gott bekannt,
Welcher, legſt du reichlich ein,
Reichlich will Vergelter ſein.

Kraft des Gebets.

Wie ſich vor den großen Stücken*)
Hohe Thürme müſſen bücken,
Wie durch der Karthaunen Knallen
Wäll' und Mauern müſſen fallen,

---

*) D. h. Feldſtücken, Geſchütz.

So kann auch ein eifrig 1) Beten
Alles Unglück untertreten *).
Wer ſich an's Gebet wird binden,
Der kann ſiegreich überwinden.
Bete denn, mein Herz, mit Freuden!
Es wird ſchwinden all dein Leiden.

---

1) eifrigs.

*) D. h. niedertreten, bezwingen.

Der beſte Spiegel.

Kein heller' Spiegel iſt zu finden in der Welt,
Als ein gewiſſer Freund, der Treu' und Glauben hält.

Drei guter alter Dinge.

Drei Dinge ſoll man ſtets in dieſem kurzen Leben
Weit über Alles zwar, was irdiſch heißt, erheben,
Jedoch nicht über Gott. Das erſte wird genannt
Ein alter Freund, an Treu' und Redlichkeit bekannt.
Dem folgt ein alter Wein und altes Geld ingleichen.
Was gilt's, den Dreien muß, was ſonſten hoch iſt, weichen!
Das alte Geld und Gold mag karger Filze ſein,
Mir liebt*) ein alter Freund und dann ein alter Wein.

---

*) D. h. gefällt, beliebt.

Neue Lieder.

Drei Ding', im Fall ſie neu und erſt heran ſind kommen
So werden ſie mit Luſt von Allen aufgenommen.
Denn, kömmt ein neuer Arzt, ſo ruft ein jeder Mann:
Seht, dieſer hat die Kunſt, die Alles heilen kann.
Ein neues Weib iſt lieb, wie das die Thoren wiſſen,
Die mehr dem Weib als Gott zu dienen ſind gefliſſen.
Ein neues Lied gehört auch noch in dieſe Zahl,
Wenn's kaum gedichtet iſt, ſo ſingt man's überall.
Was neu iſt, das iſt lieb; was neu iſt, das erklinget,
Das Alte klappert nur. Wer oft was Neues ſinget,
Der iſt uns angenehm, doch iſt der rühmenswerth,
Der für ein neues Weib ein neues Lied begehrt.

Falſche Freunde.

Fürchte nicht bekannte Feinde,
Liebe nicht geſchmierte Freunde.
Offne Feindſchaft hat kein' Noth,
Falſche Freundſchaft iſt der Tod.

Drittes Buch.

Geiſtliche Lieder.

Aufmunterung zur Andacht[1].

Wohlauf, mein Geiſt, ſei ſchnell bereit,
Zu fliegen nach der Ewigkeit!
Vergiß das, was man irdiſch nennet,
Das nur des Mammons Hauſe kennet.

Schwing' dich hinauf in's Himmels Saal,
Laß willig fahren allzumal
Was Welt und Fleiſch ſonſt pflegt zu lieben:
Denn Zeitliches kann nur betrüben[2].

Schau', o mein Geiſt, den Herrſcher an,
Dem alle Welt iſt unterthan,
Vor dem die hohen Berge beben,
Der allem Fleiſch[3] erhält das Leben.

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.
[2] Denn Zeitlichs thut doch nur betrüben.
[2] Vieh.

Schau' an den großen Himmelsſtuhl,
Wie unter ihm des Meeres Pfuhl
Zuſammt dem Schemel dieſer Erden
Von Gott allein beherrſchet werden.

Schau' an der ſchnellen Geiſter Schaar,
Die nun ſo mannig tauſend Jahr
Ihr Heilig, Heilig, Heilig ſinget,
Und ihrer Stimmen Opfer bringet.

Schau' an die Väter ohne Zahl,
Propheten, Lehrer allzumal,
Wie ſie in höchſter Luſt dort oben
Den Herren aller Dinge loben.

Wohlauf, mein Geiſt, ſchwing' dich dahin,
Da himmliſch Gut iſt dein Gewinn,
Da du das Leben ſonder Sterben,
Die Himmelsfreude kannſt erwerben.

Vergiß, o Herz, was zeitlich iſt,
Gebrauche hier die Gnadenfriſt*).
Fahr' hin, fahr' hin, du zeitlich Leben!
Der Ewigkeit will ich mich geben.

*) Gebrauch dich hie der Gnaden Friſt.

Fahr' hin, was mir bisher beliebt!
Denn, irdiſch Gut, du machſt betrübt.
Was himmliſch heißt, kann fröhlich machen,
Ja, lehret mich die Welt verlachen.

Drum, o mein Geiſt, ſchwing' dich hinauf,
Und laß dich nicht der Sünden Lauf
Von Gott, dem höchſten Gute, wenden,
Du mußt in's Himmels Hafen länden.

Chriſtliches Reiſelied[1].

So brech' ich auf von dieſem Ort
Und zieh' in deinem Namen fort,
Herr Gott, du wirſt mich leiten[2],
Und über mich, dein liebes Kind,
Das gar nichts iſt, als Staub und Wind,
Die Gnadenflügel breiten,
Damit ich mag vor allen Dingen
Die Reiſe glücklich nun vollbringen[3].

Gieb, daß die lieben Engelein,
Die ſtarken Helden, bei mir ſein
Auf allen meinen Wegen,
Und zwiſchen die, ſo dieſer Zeit
Mir nachzuſtellen ſind bereit,
Und zwiſchen mich[4] ſich legen.
Herr, ſchütze mich durch deine Gnade,
So trifft mich weder Schimpf noch Schad.

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen. — [2] gleiten.
[3] glücklich vollenbringen. — [4] mir.

Viel treuer Wächter haſt du mir
Verordnet, daß ſie für und für
Mein Leben wohl bewahren.
Wo ſie nur brauchen ihre Macht,
Da kann mir weder Tag, noch Nacht,
Ein[5]) Arges widerfahren.
Denn dieſe Geiſter ſind verbunden,
Für mich zu wachen alle Stunden.

Dieweil ich mich ſoll fügen hin,
Wo ich ein armer Fremder bin[6]),
Und hin und wieder reiſen,
So wolle ja dein göttlich[7]) Licht
Mich auf der Fahrt verlaſſen nicht,
Beſonders[8]) mir erweiſen,
Daß du, mein Gott, zu jeden Zeiten
Zugegen biſt den Wandersleuten.

Herr, biete mir die Gnadenhand,
Ich ſei zu Waſſer oder Land,
In Feldern, Wäldern, Hecken:
Da wirſt du mich in aller Noth

[5]) Kein. — [6]) Soll ich mich aber fügen hin,
Wo möglich ich ein Fremder bin.
[7]) göttliches. — [8]) Beſondern.

Vor[9] Räubern, Fallen, Schand' und Tod
Mit deiner Macht bedecken.
Sind meine Haare doch gezählet[10],
Daß ſonder dich auch eins nicht fehlet.

Soll denn ein Unfall treffen mich,
So warne mich, Herr, gnädiglich,
Gleich wie der Stern die Weiſen.
Schweb' über mir, o du mein Heil,
Wie dort die Feu'r- und Wolkenſäul',
Auf allen meinen Reiſen.
Doch will ich meinen Rath und Willen
Nach deinem Rath und Willen ſtillen.

Beſchirm', o Vater, Seel' und Leib,
Sammt Ehr' und Gut, Haus, Kind und Weib,
Und was mir mehr gegeben,
Und wenn es dir alſo gefällt,
Daß in der Fremd' ich aus der Welt
Zu dir mich ſoll erheben,
So ſtärke mich, daß ich mit Freuden,
Mein Gott, von hinnen möge ſcheiden.

---

[9] für. — [10] Sind doch mein Haar alſo gezählet.

Drauf reiſ' ich hin zu dieſem Mal
Durch Wieſen, Felder, Berg und Thal,
Weil Gott mir iſt zur Seiten,
Der wird mich künftig dieſen Weg
Und einſtmals 11) auch den ſchmalen Steg
Zum Himmel wohl begleiten.
Da werd' ich ihn dann fröhlich ſehen,
Wenn nun mein Reiſen iſt geſchehen.

11) folgends.

Lied eines Chriſten in der Fremde[1].

So bleib' ich doch dein liebes Kind,
O Vater aller Gnaden,
Obgleich ein unbekannter Wind
Mein Schifflein hat beladen.
Ein Fremdling bin ich hier zu Land'
Und weiß doch, daß es meinem Stand'
Im Wenigſten kann ſchaden.

Von meiner Freundſchaft haſt du mich,
Mein Gott, verreiſen laſſen.
Nun weiß ich Niemand hier, als dich,
Vertraulich anzufaſſen;
Und ob ich gleich ein Sünder bin,
Tret' ich doch kühnlich zu dir hin,
Du wirſt mich nimmer haſſen.

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Wo find' ich ſonſt, Herr, einen Freund,
Dem ich mich darf vertrauen?
Und kommt dann Einer, der mir feind,
Wie kann ich auf ihn bauen?
Drum bitt' ich dich demüthiglich,
Mein treuer Heiland, lehre mich,
Allein auf dich zu ſchauen.

O frommer Gott, wohin dein' Hand
Mich Armen hat verſetzet,
Daſelbſt iſt auch mein Vaterland,
Da werd' ich auch ergötzet.
Erhebe nur dein Angeſicht
Stets über mir, ſo wird mir nicht
Leib, Seel' und Gut verletzet.

Inmittelſt, Herr, beſchütze mich,
Wie du haſt angenommen
Der Väter in der Fremde dich,
Nachdem ſie ſind gekommen
An einen unbekannten Ort.
Nur laß mich bauen auf dein Wort,
Das, weiß ich, kann mir frommen.

Sei du mein Vater, Bruder, Schutz,
Befördre meine Sachen.
Denn du verſteheſt, was mir nutz,
Du kannſt mir Freunde machen,
Daß, ob ich gleich ein Fremder bin
An dieſem Orte, kann forthin
Noch wohl der 2) Trübſal lachen.

Laß aber in der Pilgerſchaft 3)
Mich Tag und Nacht bedenken,
Wie plötzlich uns der Tod hinrafft,
Den Leib in's Grab zu ſenken;
Und weil gar 4) keine Bleibensſtell'
In dieſer Welt, ſo laß nur ſchnell,
O Gott, zu dir mich lenken.

Mein Wandel ſoll im Himmel ſein,
Obſchon ich leb' auf Erden.
Ein Fremdling bin ich hier allein,
Dort ſoll ich Bürger werden,
Und preiſen dich, aus Noth befreit,
Du heilige Dreifaltigkeit,
Mit Worten und Geberden.

2) in. — 3) Pilgramſchaft. — 4) ganz.

Lied eines chriſtlichen Handwerksmannes [1]).

Herr Gott, dir muß ich ſingen
Ein fröhlich [2]) Lobgedicht.
Laß Alles wohl gelingen,
Merk' auf, verſchmäh' es nicht.
Denn deinen Namen preiſen,
Klingt übertrefflich wohl,
Doch wolleſt du mir weiſen,
Was ich dir ſingen ſoll.

Ich weiß, daß du regiereſt,
O Gott, die ganze Welt,
Und jeden Menſchen führeſt
Nach dem es dir gefällt.
Ja, Herr, du haſt gegeben
Mir ſchlechtem Handwerksmann,
Daß ich mein armes Leben
Durch dich erhalten kann.

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

[2]) fröhliches.

Du haſt mir anvertrauet
Ein Pfund aus deiner Hand;
Dein heilig[3]) Antlitz ſchauet,
Ob's wohl werd' angewandt.
Schütt' aus nur deinen Segen,
Regiere mir den Sinn,
Der ich auf meinen Wegen
Zur Arbeit willig bin.

Was ich mir fürgenommen
Zu thun auf dein Geheiß,
Gedeihe mir zu Frommen,
Doch ſo, daß auch mein Fleiß
Zu deinem Preis und Ehren
Gereiche fort und fort.
Du kannſt die Nahrung mehren,
O Herr, an jedem Ort.

O treuer Gott, regiere
Mich ſtets durch deinen Geiſt,
Daß ich mein Amt wohl führe,
Und[4]) daß ich allermeiſt

[3] heiligs. — [4] doch.

So meine Sachen richte,
Wie mich gelehrt dein Wort,
Dich mir dadurch verpflichte,
Und chriſtlich leb' hinfort.

Gieb mir zu meinen Sachen
Verſtand und guten Rath,
Dieſelben ſo zu machen,
Wie man ſie gerne hat.
Regier' auch die Gedanken,
Wenn ich bemühet bin,
Und laß nicht leichtlich wanken
Im Wirken meinen Sinn.

Du wolleſt, Herr, auch ſenden,
Dein' Engel vor[5]) mir her,
Und alles Unglück wenden,
Das etwa gar zu ſchwer.
Laß nur durch deinen Segen,
Durch deine Gnad' und Gunſt,
Zu rechter Zeit ſich regen
In mir Fleiß, Treu' und Kunſt.

5) für.

Dir hab' ich mich ergeben,
Du Hüter Iſrael.
Beſchütze mir mein Leben,
Daß von der Arbeitsſtell'
Ich mich mit Freuden wende;
Befördre meinen Fleiß,
Gieb mir ein ſelig6) Ende,
Zuletzt das Paradeis!

---

6) ſeligs.

Lied eines chriſtlichen Kriegers.

Du mächtigſter Herr Jeſu Chriſt,
Du Held von großen Thaten,
Der du nicht zu bezwingen biſt
Durch Streiten oder Rathen,
Du Kraft, du Wunderbar,
Du Helfer in Gefahr,
Sei du mein Schild und Schutz,
Auf daß der Feinde Trutz
Mir gar nicht könne ſchaden.

Herr, du biſt ja mein ſtarker Schild,
Der mich zu Ehren ſetzet;
Und wenn der Feind gleich noch ſo wild
Und grauſam wird geſchätzet,

So kann er doch fürwahr
Mir krümmen nicht ein Haar.
Er brauſe nur heran!
Du bleibeſt doch der Mann,
Der mir mein Haupt aufrichtet.

Herr, gieb mir einen Heldenmuth,
Daß ich der Feinde Dräuen,
Die durſtig ſind nach meinem Blut,
Jetzt gar nicht dürfe ſcheuen.
Wenn du mir hilfſt, mein Gott,
So werd' ich nicht zu Spott.
Du brichſt in einer Schlacht
Des Feindes Liſt und Macht;
Bei dir iſt Sieg und Segen.

Gott, tröſte mich mit deiner Kraft
In dieſen Kriegeszeiten,
Und nach der Sachen Eigenſchaft
Ermuntre mich zum Streiten.

Dein' Hand, Herr, ſtärke mich,
Daß ich treib' hinter ſich
Die wohlbewahrte Schaar,
Daß ſie verſtiebe gar
Wie Spreu vor[1]) ſtarken Winden.

Laß ihre Wege finſter ſein,
Laß ſie verfolget werden,
Und jage ſie zum Netz hinein
Mit ihren ſchnellen Pferden,
In's Netze, das ihr Rath
Uns aufgeſtellet hat.
Wenn das geſchehen ſoll,
So will ich freudenvoll
Dir nach der Schlacht lobſingen.

In deinem Namen wollen wir
Die Kämpfer untertreten,
Drauf gehen wir zum Streit herfür
Und fangen's an mit Beten.

---

1) für.

Denn auf ein muthig [2]) Pferd,
Karthaunen, Spieß und Schwerdt
Verlaſſen wir uns nicht;
Nein, unſre Zuverſicht
Iſt bloß auf dich geſetzet.

Ja, du biſt unſre Hülf' und Stärk'
Auch in den höchſten Nöthen.
Es iſt für dich ein ſchlechtes Werk,
Die Feind' im Streit ertödten.
Und ſollte gleich vergehn
Die Welt, wird man doch ſehn
Die ſchöne Gottesſtadt
Fein luſtig, reich und ſatt
Mit ihren Brünnlein prangen.

Gott ſelber iſt bei ihr darin,
Darum wird ſie wohl bleiben.
Wo wollen doch die Heiden hin?
Der Herr wird ſie vertreiben.

---

[2]) muthige.

Wenn der ſich hören läßt,
So ſtehet nichts ſo feſt,
Das nicht dem Schatten gleich
Verſchwindet; nur ſein Reich
Muß ewiglich beſtehen.

Herr heißt er, der in aller Welt
Zu ſteuern pflegt den Kriegen,
Der Wäll' und Mauern ſo zerſchellt,
Daß ſie verödet liegen.
Er machet allen Raub
Gleich einer Hand voll Staub,
Er bricht des Feindes Schwerdt,
Das uns ſchon längſt begehrt
Wie Heerden 3) hinzuſchlachten.

Herr, ſchaff' uns Hülf' in dieſer Noth!
Kein Menſch kann uns erretten;
Es dräuet uns der Feind den Tod;
Ach, daß wir Beiſtand hätten!

---

3) Maſtvieh.

Hier liegt ein ſtarker Hauf,
O großer Gott, ſteh auf,
Vertreib' ihn doch geſchwind,
Gleich wie den Rauch der Wind,
Wie Feu'r das Wachs zerſchmelzet.

Entzünd' in mir Herz, Muth und Blut,
Daß ich mag freudig ſtreiten,
Wenn deiner Feinde Grimm und Glut
Mir will ein Grab bereiten.
Dann laß als einen Held
Mich ziehen friſch in's Feld.
Wohlan, dein iſt der Krieg,
Drum gieb mir auch den Sieg,
So will ich ſtets dich preiſen.

Der Arme[1].

Gott, ich kann's erkennen,
Daß nach deinem Rath,
Was wir Armuth nennen,
Mich getroffen hat.
Alles muß zwar kommen,
Liebſter Herr, von dir;
Armuth drückt die Frommen
Auch gar oft allhier.

Gleichwohl muß ich klagen,
Daß ein armer Chriſt
Kaum ſein Kreuz kann tragen.
Denn wer dürftig iſt,
Der kann ſchwerlich finden
Freund' in dieſer Welt,
Die uns nur verbinden
Wolluſt, Ehr' und Geld.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.
2) Welch'.

Arme ſind zu gleichen
Fremden ſchier im Land.
Arme müſſen weichen
Oft mit Spott und Schand'.
Arme ſind verachtet,
Niemand kennt ſie gern;
Wer ſie kaum betrachtet,
Höhnt ſie doch von fern.

Ach, ich muß erfahren,
Mit Verzweiflung faſt,
Was in dieſen Jahren
Mir für eine Laſt
Armuth aufgeleget,
Deren [3]) Grauſamkeit
Stets in mir erreget
Trübſal, Angſt und Leid.

Lieber Gott, du kenneſt
Meine Dürftigkeit:
Weil du dich nun nenneſt
Vater allezeit,

---

3) Welcher.

Ei ſo hilf mit Treuen
Deinem Kind' auch doch,
Daß ich mich erfreuen
Endlich möge noch.

Dir iſt unverborgen,
Wie ſo bloß ich bin.
Darben, Klagen, Sorgen
Quält mir Herz und Sinn.
Niemand will der Armen
Nach des Höchſten Wort
Herzlich ſich erbarmen;
Denn die Lieb' iſt fort.

Gott, du weißt zu rathen,
Deine Güt' iſt groß,
Groß ſind deine Thaten;
Drum will ich nur bloß
Deiner Hülfe trauen.
Laß zur böſen Zeit
Mich mit Freuden ſchauen
Deine Freundlichkeit.

Die Engel[1]).

Ehr', und Dank ſei dir geſungen,
Großer Gott, mit ſüßem Ton.
Alle Völker, alle Zungen
Müſſen ſtehn vor[2]) deinem Thron
Und dich unaufhörlich loben,
Daß du deiner Engel Schaar,
Die[3]) uns ſchützet vor[2]) Gefahr,
Deinem Völklein giebſt von oben.
Ach, wer kann doch würdiglich,
Herr der Engel, preiſen dich?

Dieſe Geiſter ſind geſchaffen,
Daß ſie ſollen Nacht und Tag
Schützen uns mit ſolchen Waffen,
Die kein Menſch recht kennen mag.

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.
[2]) für. — [3]) Welch.

Nicht allein durch tapfre Thaten
Helfen vielmals ſie geſchwind,
Engel wiſſen auch zu rathen,
Wenn wir ganz verirret ſind.
Ach, wie kann man würdiglich,
Herr, für ſolches preiſen dich?

Zwar es müſſen auch die Frommen,
Wenn der Herr ſie prüfen will,
In Gefahr und Trübſal kommen,
Und es 4) ſtehn die Engel ſtill.
Aber wenn ſie ſich gehalten
Ritterlich, ſo treten dann
Auch die 5) Engel wieder an,
Die ſo wohl ihr Amt verwalten.
Ach, wie kann man würdiglich,
Herr, für ſolches preiſen dich?

Gott der ſorget für die Seinen;
Ob er zwar erſt in Gefahr
Seine Kinder läſſet weinen,
Zeiget er doch offenbar.

---

4) Dann ſo. — 5) ihr.

Daß er bald ſie wolle retten;
Er allein nur weiß das Beſt'[6],
Er, der ſeine Fürſten läßt
Uns zum Dienſt und Schutz auftreten.
Ach, wie kann man würdiglich,
Herr, für ſolches preiſen dich?

Engel können Troſt ertheilen,
Wenn es ſcheinet, daß man ſchier
Müſſe zur Verzweiflung eilen,
Dann ſo treten ſie herfür,
Gießen Kraft in unſre Herzen,
Wie ſie Chriſto ſelbſt gethan,
Als er auf dem Leidensplan
Fühlte mehr denn tauſend Schmerzen.
Herr, wie kann man würdiglich
Auch für ſolches preiſen dich?

Ehr' und Dank ſei dir geſungen,
Großer Gott, mit ſüßem Ton.
Alle Völker, alle Zungen
Müſſen ſtehn vor deinem Thron

---

[6] Er allein weiß unſer Beſt.

Und dich unaufhörlich loben,
Daß du deiner Engel Schaar,
Die uns ſchützet vor Gefahr,
Sendeſt täglich noch von oben.
Ach, wie kann man würdiglich,
Herr der Engel, preiſen dich?

Betrachtung der Ewigkeit.

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß vor[1]) großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Mein ganz erſchrock'nes Herz erbebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt.

Kein Unglück iſt in aller Welt,
Das endlich mit der Zeit nicht fällt
Und ganz wird aufgehoben.
Die Ewigkeit hat nur kein Ziel,
Sie treibet fort und fort ihr Spiel,
Läßt nimmer ab zu toben,
Ja, wie mein Heiland ſelber ſpricht:
Aus ihr iſt kein' Erlöſung nicht.

---

1) für.

O Ewigkeit, du machſt mir bang'!
O Ewig, Ewig iſt zu lang',
Hier gilt fürwahr kein Scherzen.
Drum, wenn ich dieſe lange Nacht
Zuſammt der großen Pein betracht',
Erſchreck' ich recht von Herzen.
Nichts iſt zu finden weit und breit
So ſchrecklich als die Ewigkeit.

Was acht' ich Waſſer, Feu'r und Schwerdt!
Dies alles iſt kaum nennenswerth,
Es kann nicht lange dauern.
Was wär' es, wenn gleich ein Tyrann,
Der funfzig Jahr kaum leben kann,
Mich endlich ließ' vermauern?
Gefängniß, Marter, Angſt und Pein
Die können ja nicht ewig ſein.

Wenn der Verdammten große Qual
So manches Jahr, als an der Zahl
Hier Menſchen ſich ernähren,
Als manchen Stern der Himmel hegt,

Als manches Laub das Erdreich trägt,
Noch endlich ſollte währen,
So wäre doch der Pein zuletzt
Ihr recht beſtimmtes Ziel geſetzt.

Nun aber, wenn du die Gefahr
Viel hundert tauſend, tauſend Jahr'
Haſt kläglich ausgeſtanden,
Und von den Teufeln ſolcher Friſt
Ganz grauſamlich gemartert biſt,
Iſt doch kein Schluß vorhanden.
Die Zeit, ſo Niemand zählen kann,
Die fänget ſtets von Neuem an.

Liegt Einer krank und ruhet gleich
Im Bette, das von Golde reich
Recht fürſtlich iſt gezieret,
So haſſet er doch ſolche 2) Pracht
Auch ſo, daß er die ganze Nacht
Ein kläglich 3) Leben führet;
Er zählet aller Glocken Schlag
Und ſeufzet nach dem lieben Tag.

---

2) ſolchen. — 3) klägliches.

Ach, was iſt das? der Höllen Pein
Wird nicht wie Leibeskrankheit ſein
Und mit der Zeit ſich enden;
Es wird ſich der Verdammten Schaar
Im Feu'r und Schwefel immerdar
Mit Zorn und Grimm umwenden,
Und dies ihr unbegreiflich Leid
Soll währen bis in Ewigkeit.

Ach Gott, wie biſt du ſo gerecht!
Wie ſtrafeſt du die böſen Knecht'
Im heißen Pfuhl der Schmerzen!
Auf kurze Sünden dieſer Welt
Haſt du ſo lange Pein beſtellt.
Ach, nimm dies wohl zu Herzen
Und merk' auf dies, o Menſchenkind:
Kurz iſt die Zeit, der Tod geſchwind!

Ach, fliehe doch des Teufels Strick!
Die Wolluſt kann ein' Augenblick
Und länger nicht ergötzen.
Dafür willſt du die *) arme Seel'

*) dein.

Hernachmals in des Teufels Höhl'
Hin zur Vergeltung ſetzen?
Ja, ſchöner Tauſch! Ja, wohl gewagt,
Das bei den Teufeln wird beklagt!

So lang' ein Gott im Himmel lebt
Und über alle Wolken ſchwebt,
Wird ſolche Marter währen.
Es wird ſie plagen Kält' und Hitz',
Angſt, Hunger, Schrecken, Feu'r und Blitz,
Und ſie doch nie verzehren.
Dann wird ſich enden ihre Pein,
Wann Gott nicht mehr wird ewig ſein.

Die Marter bleibet immerdar
Wie[5]) Anfangs ſie beſchaffen war,
Sie kann ſich nicht vermindern.
Es iſt ein' Arbeit ſonder Ruh',
Sie nimmt an Klag' und Seufzern zu
Bei jenen Satanskindern.
O Sünder, deine Miſſethat
Empfindet weder Troſt, noch Rath.

5) als.

Wach' auf, o Menſch, vom Sündenſchlaf!
Ermuntre dich, verlor'nes Schaf,
Und beſſre bald dein Leben!
Wach' auf! Es iſt doch hohe Zeit,
Es kömmt heran die Ewigkeit,
Dir deinen Lohn zu geben.
Vielleicht iſt heut' der letzte Tag:
Wer weiß noch, wie man ſterben mag?

Laß doch die Wolluſt dieſer Welt,
Pracht, Hoffart, Reichthum, Ehr' und Geld
Dir länger nicht gebieten!
Schau' an die große Sicherheit,
Die falſche Welt und böſe Zeit,
Zuſammt des Teufels Wüthen.
Vor allen Dingen hab' in Acht
Die vorerwähnte lange Nacht.

O du verfluchtes Menſchenkind,
Von Sinnen toll, von Herzen blind,
Laß ab, die Welt zu lieben!
Ach, ach, ſoll denn der Höllen Pein,

Da mehr denn tauſend Henker ſein,
Ohn' Ende dich betrüben?
Wo lebt ein ſo beredter Mann,
Der dieſes Werk ausſprechen kann?

O Ewigkeit, du Donnerwort!
O Schwerdt, das durch die Seele bohrt!
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit!
Ich weiß vor großer Traurigkeit
Nicht, wo ich mich hinwende.
Herr Jeſu, wenn es dir gefällt,
Eil' ich zu dir in's Himmelszelt.

Neujahrslied[1]).

Hilf, Herr Jeſu, laß gelingen!
Hilf! das neue Jahr geht an.
Laß es neue Kräfte bringen,
Daß auf's Neu' ich wandeln kann.
Neues Glück und neues Leben
Wolleſt du mit Gnaden geben.

Alles, was ich auszurichten
Und zu reden bin bedacht,
Müſſe mich, mein Gott, verpflichten
Deines theuern Namens Macht.
Daß auch das, was ich gedenke,
Dich zu preiſen ſtets ſich lenke.

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Meiner Hände Werk' und Thaten,
Meiner Zunge Red' und Wort,
Müſſe nur durch dich gerathen
Und ganz glücklich gehen fort.
Neue Kraft laß mich erfüllen,
Zu verrichten deinen Willen.

Was ich dichte, was ich mache,
Das geſcheh' in dir allein.
Wenn ich ſchlafe, wenn ich wache,
Wolleſt du, Herr, bei mir ſein.
Geh' ich aus, halt' an zur Seiten,
Komm' ich heim, ſo hilf mich leiten [2]).

Laß mich beugen meine Kniee
Nur zu deines Namens Ehr'.
Hilf, daß ich mich ſtets bemühe,
Dich zu preiſen mehr und mehr.
Laß mein Bitten und mein Flehen
Doch im Himmel vor dir ſtehen.

2) gleiten.

Laß dies ſein ein Jahr der Gnaden,
Laß mich büßen meine Sünd',
Hilf, daß ſie mir nimmer Schaden,
Sondern bald Verzeihung ſind',
Herr, in dir! Nur du, mein Leben,
Kannſt die Sünd' allein vergeben.

Tröſte mich mit deiner Liebe,
Nimm, o Gott, mein Flehen hin,
Weil ich mich ſo ſehr betrübe,
Ja, voll Angſt und Zagen bin.
Stärke mich in meinen Nöthen,
Daß mich Sünd' und Tod nicht tödten.

Salb', o Vater, meine Wunden,
Waſche mich mit Yſop ab.
Zwar ich bin noch unverbunden,
Doch verletzet bis auf's Grab.
Tilg', Herr, meine Miſſethaten,
So wird meiner Noth gerathen.

Zähle los mich Hochbetrübten,
Der ich nicht bezahlen kann.
Liebe mich in dem Geliebten:
Dein Sohn Jeſus nimmt mich an.
Jeſus läßt mich nicht verderben,
Jeſus läßt mich nicht im Sterben.

Laß mich armen Sünder ziehen
Deinen Weg der Frömmigkeit,
Laß mich Stolz und Hoffart fliehen,
Laß mich beten jederzeit,
Daß ich noch allhier auf Erden
Fromm und ſelig möge werden.

Jeſus, richte mein Beginnen,
Jeſus, bleibe ſtets bei mir,
Jeſus, zäume mir die Sinnen,
Jeſus, ſei nur mein' Begier,
Jeſus, ſei mir in Gedanken,
Jeſus, laſſe nie mich wanken!

Jeſu, laß mich fröhlich enden
Dieſes angefang'ne Jahr.
Trage ſtets mich auf den Händen,
Halte bei mir in Gefahr.
Freudig will ich dich umfaſſen,
Wenn ich ſoll die Welt verlaſſen.

Weihnachtslied[1].

Ermuntre dich, mein ſchwacher Geiſt,
Und trage groß Verlangen,
Ein kleines Kind, das Vater heißt,
Mit Freuden zu empfangen.
Dies iſt die Nacht, darin es kam
Und menſchlich Weſen an ſich nahm,
Dadurch die Welt mit Treuen
Als ſeine Braut zu freien.

Willkommen, ſüßer Bräutigam,
Du König aller Ehren!
Willkommen, Jeſu, Gottes Lamm!
Ich will dein Lob vermehren,
Ich will dir all mein Leben lang
Von Herzen ſagen Preis und Dank,
Daß du, da wir verloren,
Für uns biſt Menſch geboren.

[1] Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

Du Fürſt und Herrſcher dieſer Welt
Du Friedenswiederbringer,
Du kluger Rath und tapfrer Held,
Du ſtarker Höllenzwinger,
Wie war es möglich, daß du dich
Erniedrigteſt ſo jämmerlich,
Als wäreſt du im Orden
Der Bettler Menſch geworden?

O Freudenzeit! O Wundernacht,
Dergleichen nie gefunden!
Du haſt den Heiland hergebracht,
Der Alles überwunden.
Du haſt gebracht den ſtarken Mann,
Der Feu'r und Wolken zwingen kann,
Vor [2]) dem die Himmel zittern
Und alle Berg' erſchüttern.

Brich an, du ſchönes Morgenlicht,
Und laß den Himmel tagen.
Du Hirtenvolk, erſtaune nicht,
Weil dir die Engel ſagen:

[2] für.

Daß dieſes ſchwache Knäbelein
Soll unſer Troſt und Freude ſein,
Dazu den Satan zwingen
Und Alles wiederbringen.

O liebes Kind, o ſüßer Knab',
Holdſelig von Geberden,
Mein Bruder, den ich lieber hab',
Als alle Schätz' auf Erden,
Komm, Schönſter, in mein Herz herein[1],
Komm eiligſt, laß die Krippen ſein,
Komm, komm, ich will bei Zeiten
Dein Lager dir bereiten.

Lob, Preis und Dank, Herr Jeſu Chriſt,
Sei dir von mir geſungen,
Daß du mein Bruder worden biſt
Und haſt die Welt bezwungen.
Hilf, daß ich deine Gütigkeit
Stets preiſ' in dieſer Gnadenzeit,
Und mög' hernach dort oben
In Ewigkeit dich loben!

---

[1] hinein.

Die Ankunft des Herrn [1]).

Auf, auf, ihr Reichsgenoſſen!
Eu'r König kömmt heran.
Empfahet unverdroſſen
Den großen Wundermann!
Ihr Chriſten, geht herfür!
Laßt uns vor [2]) allen Dingen
Ihm Hoſianna ſingen
Mit heiliger Begier!

Auf, ihr betrübten Herzen!
Der König iſt gar nah'.
Hinweg, all' Angſt und Schmerzen!
Der Helfer iſt ſchon da.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.
2) für.

Seht, wie ſo mancher Ort
Hochtröſtlich iſt zu nennen,
Da wir ihn finden können,
In Nachtmahl, Tauf' und Wort.

Auf, auf, ihr Vielgeplagte!
Der König iſt nicht fern.
Seid fröhlich, ihr Verzagte!
Dort kömmt der Morgenſtern.
Der Herr will in der Noth
Mit reichem Troſt euch ſpeiſen,
Er will euch Hülf' erweiſen,
Ja, dämpfen gar den Tod.

Nun hört, ihr frechen Sünder!
Der König merkt darauf[3],
Wann ihr verlor'nen Kinder
In vollem Laſterlauf
Auf Arges ſeid bedacht,
Ja, thut es ohne Sorgen.
Gar nichts iſt ihm verborgen,
Er giebt auf Alles Acht.

[3] merket drauf.

Seid fromm, ihr Unterthanen!
Der König iſt gerecht.
Laßt uns die Weg' ihm bahnen
Und wandeln recht und ſchlecht [4]).
Fürwahr, er meint es gut;
Drum laſſet uns die Plagen,
Die [5]) er uns ſchickt, ertragen
Mit unerſchreck'nem Muth.

Friſch auf in Gott, ihr Armen!
Der König ſorgt für euch,
Er will durch ſein Erbarmen
Euch machen groß und reich.
Der an ein Thier gedacht,
Der wird auch euch ernähren.
Was Menſchen nur begehren,
Das ſteht in ſeiner Macht.

Friſch auf, ihr Hochbetrübten!
Der König kömmt mit Macht.
An uns, die Herzgeliebten [6]),
Hat er ſchon längſt gedacht.

4) Und machen alles ſchlecht. — 5) Welch.
6) ſein Herzgeliebte, und vorher: Hochbetrübte.

Nun wird kein' Angſt, noch Pein,
Noch Zorn hinfür uns ſchaden,
Dieweil uns Gott aus Gnaden
Läßt ſeine Kinder ſein.

So lauft mit ſchnellen Schritten,
Den König zu beſehn,
Dieweil er kömmt geritten
Stark, herrlich, ſanft und ſchön.
Nun tretet all' heran,
Den Heiland zu begrüßen,
Der alles Kreuz verſüßen
Und uns erlöſen kann.

Der König will bedenken
Die, ſo 7) er herzlich liebt,
Mit köſtlichen Geſchenken,
Als der ſich ſelbſt uns giebt
Durch ſeiner Gnaden Wort 8).
Ja, König, hoch erhoben,
Wir alle wollen loben
Dich freudig hier und dort.

---

7) welch. — 8) Durch ſeine Gnad' und Wort.

Nun, Herr, du giebſt uns reichlich,
Wirſt ſelbſt doch arm und ſchwach.
Du liebeſt unvergleichlich,
Du jagſt den Sündern nach.
Drum wollen wir allein
Die Stimmen hoch erſchwingen,
Dir Hoſianna ſingen
Und ewig dankbar ſein.

Dankſagung nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahls [1]).

O Jeſu, meine Wonne,
Du meiner Seelen Sonne,
Du Freundlichſter auf Erden,
Laß mich dir dankbar werden!

Ich lobe dich von Herzen
Für alle deine Schmerzen,
Für deine Schläg' und Wunden,
Der du ſo viel empfunden.

Dir dank' ich für dein Leiden,
Den Urſprung meiner Freuden,
Dir dank' ich für dein Sehnen
Und heiß vergoſſ'ne Thränen.

---

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Dir dank' ich für dein Lieben,
Das ſtandhaft iſt geblieben,
Dir dank' ich für dein Sterben,
Das mich dein Reich läßt erben.

Laß, Schönſter, meine Seele
Doch ſtets in dieſer Höhle
Des Leibes mit Verlangen
An deiner Liebe hangen.

Laß mich die Sünde meiden,
Laß mich geduldig leiden,
Laß mich mit Andacht beten
Und von der Welt abtreten.

So 2) kann ich nicht verderben,
Drauf will ich ſelig ſterben,
Und freudig auferſtehen,
Herr Jeſu, dich zu ſehen.

2) Nun.

Die Nachfolge Chriſti[1].

Folget mir! ruft uns das Leben.
Was ihr bittet, will ich geben,
Gehet nur den rechten Steg.
Folget, ich bin ſelbſt der Weg,
Folget mir von ganzem Herzen,
Ich benehm' euch alle Schmerzen,
Lernet von mir insgemein,
Sanft und reich von Demuth ſein.

Ja, Herr Jeſu, dein Begehren
Sollt' ich billig dir gewähren,
Weil ich weiß, daß der kein Chriſt
Unter uns zu nennen iſt,
Der ſich gleichſam pflegt zu ſchämen,
Deine Laſt auf ſich zu nehmen.
Ach, ich weiß es gar zu wohl,
Daß man dir nachwandeln ſoll.

---

1) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

Du biſt vor 2) uns hergegangen,
Nicht mit großem Stolz und Prangen,
Nicht mit Hader, Zank und Streit,
Sondern mit Barmherzigkeit.
Gieb, daß wir als Hausgenoſſen,
Dir zu folgen unverdroſſen,
Wandeln in der Tugend Bahn,
Wie du haſt vor 2) uns gethan.

Wenn die Sonne läuft von ferne,
Folgen ihr faſt alle Sterne,
Und als 3) Joſua zog aus,
Folgt' ihm Israelis Haus 4).
Du, Herr Jeſu, biſt die Sonne;
Gieb, daß wir mit Herzenswonne
Folgen dir in 5) großer Schaar,
Wohl zu leben immerdar.

Joſua biſt du genennet,
Der ſein kleines Häuflein 6) kennet,
Und demſelben zeigt die Bahn
Nach dem rechten Kanaan.

2) für. — 3) wenn. — 4) Folget ihm Israels Haus.
5) mit. — 6) Häuflein.

Laß uns ſolchen Weg doch ſehen,
Daß wir ihn mit Freuden gehen,
Unter deinem Schutz und Hand,
Hin zum hochgelobten Land.

Laß mich deine Gnade ſpüren,
Meinen Tritt alſo zu führen,
Daß ich in der Unſchuld geh',
Und nicht bei den Spöttern ſteh'.
Hilf, daß ich nicht nur in Freuden,
Sondern auch in Kreuz und Leiden,
Durch ſo manchen Kampf und Streit
Dir zu folgen ſei bereit.

Hilf mir, Gott, vor allen Dingen,
Meinen Lauf ſo zu vollbringen 7),
Daß ich mich in deiner Lieb'
Und der wahren Demuth üb'.
Hilf, daß ich dir hier vertraue,
Und dich dort mit Freuden ſchaue:
Jenes gieb mir in der Zeit,
Dieſes in der Ewigkeit.

---

7) ſo vollenbringen.

Danklied der geretteten Seele [1]).

Ich will den Herren loben,
Denn er iſt meine Stärk'.
Er ſelbſt hat mich erhoben,
So daß ich ſeine Werk'
In aller Welt muß preiſen.
Der Herr kann Hülf' erweiſen,
Der Herr iſt ſanft und mild,
Er bleibt mein Hort und Schild.

Der Herr hat nicht geſparet
An mir die [2]) höchſte Treu';
Der Herr hat mich bewahret,
So, daß ich ſorgenfrei

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.
2) ſein.

Geſeſſen unter'm Hügel
Im [3]) Schatten ſeiner Flügel.
Der Herr hat mich, ſein Kind,
Errettet gar geſchwind.

Was ſoll ich denn viel quälen
Mein Herz mit Furcht und Streit?
Dir darf ich's nur befehlen,
Dein' Hülf' iſt ſtets bereit.
Du biſt mein Licht, mein Leben;
Für wen ſollt' ich denn leben? [4])
Du biſt mein Heil und Kraft,
So mir Errettung ſchafft.

Es ſoll kein' Angſt, noch Grauen
Mich überfallen mehr.
Auf dich will ich nur ſchauen,
Du giebſt mir ſchnell Gehör,
Im Fall ich zu dir ſchreie
Und mich dadurch entfreie
Der grimmigſten Gefahr,
Die mir ſo nahe war [5]).

---

3) Und. — 4) Vielleicht: Für wem ſollt' ich denn beben?
5) ſo nah oft war.

Ich werd', o Herr, nicht ſterben
In einer ſolchen Noth,
Die [6]) uns bringt in's Verderben,
Beſchleunigt oft den Tod.
Ich weiß, du läßt mich leben,
Auf daß ich könn' erheben
Dein' Allmacht, Güt' und Treu',
Der ich mich ewig freu'.

---

6) Welch.

Der heilige Geiſt[1].

Ich trage groß Verlangen,
Herr Jeſu, deinen Geiſt,
Der Rath und Tröſter heißt,
Mit Freuden zu empfangen.
Es ſehnet ſich mein Muth
Allein nach dieſem Gut,
Und wenn ich das kann haben,
Iſt all mein Leid vergraben.

Nichts will ich mehr begehren,
Als daß[2] du dieſen Gaſt,
Den du verſprochen haſt,
Mein Gott, mir magſt[3] gewähren,
Der lehrt zu jeder Friſt
Das, was ein frommer Chriſt
Zu thun ſoll ſein gefliſſen,
Auch was ihm noth zu wiſſen.

---

[1] Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.
[2] wenn. — [3] wirſt.

Er iſt's, der uns regieret
Die Sinnen und Verſtand,
Der durch der Liebe Band
Uns recht zum Himmel führet,
Ja, der des Glaubens Kraft
In unſrer Seele ſchafft,
Der ſie mit Tugend ſchmücket
Und in der Noth erquicket.

Er hält uns, wenn wir fallen
In Unglück und Gefahr;
Bald werden wir gewahr,
Daß er uns hilft vor Allen.
Er läßt uns nicht allein,
Wenn wir verirret ſein,
Er ſpeiſet uns mit Freuden,
Sobald wir Mangel leiden.

Wenn wir verdüſtert gehen,
Bringt er uns auf den Weg,
Er zeigt des Lebens Steg,
Daß wir im Finſtern ſehen.

Sein honigſüßer Mund
Macht unſer Herz geſund;
Er kann den böſen Willen
In unſrer Seele ſtillen.

Herr Jeſu, du mein Leben,
Mein' höchſte Freud' und Luſt,
Mir iſt ja wohl bewußt,
Daß du mir nur kannſt geben
Dies himmliſche Geſchenk.
Ich bitte dich, gedenk'
An mich, daß, wenn ich ſchreie,
Dein Geiſt mich bald erfreue.

Laß mich von dir nicht wanken,
Verleihe Muth und Kraft,
Die*) uns der Tröſter ſchafft.
Gieb heilige Gedanken,
Daß meine Seel' in dir
Sich tröſte für und für;
Gieb, daß ich meinen Willen
Durch dich nur laſſe ſtillen.

*) Welch.

Verleihe mir, zu taugen
Vor deinem Angeſicht.
O unvergänglich 5) Licht,
Komm, heilige mein' Augen,
Daß ſie zu dir allein
Durchaus gerichtet ſein;
Vermehre mein Verlangen,
Nur dir, Herr, anzuhangen.

Rath iſt bei dir zu finden,
Herr Jeſu, meine Ruh'.
Ach, tritt du ſelber zu,
Und hilf mir überwinden
Durch deines Geiſtes Stärk'.
Ich weiß, ſein gnädig 6) Werk
Das wird zum Freudenleben
Mich ewiglich erheben.

5) unvergänglichs. — 6) gnädigs.

Daniel Georg Morhof.

Gewinn des Todes[1]).

Kommt her, ihr Sterbliche, zu hören,
Zu ſehen, was ich war und bin.
Ich will euch neue Weisheit lehren:
Der Tod iſt Leben und Gewinn.
Glaubt nicht, ihr Lieben, daß ich ſterbe:
Ich bin ſelbſt meines Lebens Erbe.

Mein Sterben iſt mir ohne Sterben,
Ich tödte ſelber meinen Tod,
Nichts kann mir, als mein Nichts, verderben,
Jetzt ſieg' ich über Pein und Noth;
Es wird auch ſelbſt in dieſem Staube
Mein eigner Räuber mir zum Raube.

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Ihr ſehet mich im Grabe liegen —
Ach nein, es iſt der Mutter Schooß;
Ich liege hier in meiner Wiegen
Und werde hier von neuem groß.
Ich wachſe hier zum neuen Leben,
Das mir mein Feind *) ſelbſt hat gegeben.

Ich war aus edlem Blut entſproſſen,
An Stande, Stamm und Gütern reich.
Weil nun mich deſſen Blut begoſſen,
Der uns ſich 2) alle machet gleich,
So iſt mein Adel mir zu wenig:
Nun bin ich Prieſter und ein König.

Ich laſſe Städte, Häuſer, Schlöſſer,
Der Himmel ſelbſt giebt mir ein Haus.
Wo iſt wohl je ein Wohnplatz größer?
Geht, Menſchen, von euch ſelber aus,
Verlaßt dies euer Haus und Habe:
Ihr lieget bei euch ſelbſt im Grabe.

2) ihm.

*) D. h. der Tod.

Ihr gehet ſterblich in dies Leben,
Und ſterbt euch ſtündlich ſelber ab;
Der Tod hat euch in euch umgeben,
Ihr meſſet, wo ihr ſteht, das Grab.
Ihr merket ſelbſt bei jedem Hauche,
Wie euch der Lebensgeiſt verrauche.

Ich habe mich mit weiten Reiſen
Oft in die Welt hinein gewagt,
Um mich als einen Held zu weiſen;
Nun hab' ich ſie, ſie mich verjagt.
Was frag' ich nach dem Punkt der Erden,
Wenn mir der Himmel nur kann werden?

Ich habe manchen Feind erleget
Mit klugem Muth und tapfrer Hand,
Auch die, die ich in mir geheget:
Nun hab' ich keinen Widerſtand.
Nun leb' ich ſelbſt von mir geſchieden 3)
In wahrer Ruh' und ſtolzem Frieden.

---

3) entſchieden.

Ich habe Wiſſenſchaft und Künſte
Mir laſſen angelegen ſein.
Was ſind ſie nun? Verſtob'ne Dünſte,
Ihr helles Licht war nur ein Schein.
Nun kann ich bei den Morgenſternen
Den, welcher Alles weiß, erlernen.

Hinweg, ihr Schätze dieſer Erden,
Um die ein Menſch ſein Henker iſt!
Ihr ſollt an mir nicht Meiſter werden:
Hinweg mit eurer Luſt und Liſt!
Geht immer hin, ihr Kaſtenhüter!
Hier iſt ein Brunnquell aller Güter.

Ein großes Erb' iſt mir gefallen;
Mein Reichthum und mein Alles iſt
Der, welcher Alles iſt in Allen —
Was hab' ich dann nun eingebüßt?
Ich wollte tauſendmal mein Leben
Um dieſen Schatz und Reichthum geben.

Sagt mir, was hab' ich denn verloren?
Was trauert ihr um den Verluſt?
Mein Leben wird mir neu geboren,
Kein Schade iſt mir ja bewußt,
Als dieſer, welchen ihr ſo nennet,
Weil meinen Vortheil ihr nicht kennet.

So fahre hin mit deinen Schätzen,
O Welt! Es iſt doch nichts in dir,
Das Nutzen ſchafft, das kann ergötzen;
Ich lebe nunmehr Gott*) in mir,
Der ich, weil ich dir bin entronnen,
Gott, Himmel und mich ſelbſt gewonnen.

*) Der dritte Fall.

Eitelkeit des Irdiſchen[1]).

(Zu dem Begräbniß eines Geiſtlichen.)

Was pranget ihr auf Erden,
Ihr Bürger dieſer Welt?
Denkt, was wir ſind und werden,
Wie Alles dies zerfällt!
Dies Alles, was ihr ſchauet,
Iſt nur ein falſcher Schein;
Den Grund, worauf ihr bauet,
Bedeckt ein Leichenſtein[2]).

Was ſind die eitlen Lüſte?
Nichts, als ein Dampf und Rauch.
Was hilft, daß man ſich brüſte
Und fülle ſeinen Schlauch?

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen

2) Grabeſtein.

Uns iſt von erſter Wiegen
Ein kurzes Ziel geſteckt.
Den Geiſt kann nichts vergnügen,
Als was nach Himmel ſchmeckt.

Was helfen uns die Schätze,
Die Glut und Flut verzehrt?
Sie ſind oft Sündennetze,
Der Seelen Mörderſchwerdt.
Wohl dem, den in der Stille
Das höchſte Gut erfreut,
Dem Gott mit ſeiner Fülle
Den leeren Geiſt erneut.

Was hilft es, rennen, ſchwitzen,
Daß uns ein Titel ziert?
Ein Glanz von tauben Blitzen,
Ein Irrwiſch, der uns führt.
Nur der hat nicht gefehlet,
Ihn decket keine Nacht,
Wer dieſes nur erwählet,
Was ewig iſt und macht.

Der, den wir ausgetragen,
War unſer Preis und Licht.
Wir trauern zwar und klagen,
Da ihm doch nichts gebricht.
Er hat ein Gut erſtritten,
Das keine Zeit verſehrt;
Ihn krönen ſeine Sitten,
Die er allhier gelehrt.

Genieße denn der Freuden,
Du edle Seele du!
Sieg' über alles Leiden,
Geh' ein in deine Ruh'.
Hier wirſt du dieſes finden,
Was dein Verlangen ſtillt.
Die Welt bleibt dir dahinten,
Sie iſt ein todtes Bild.

Wir ſenken deine Glieder
Allhier in dieſe Gruft,
Bis ſie die Seele wieder
Zu ihrem Bunde ruft.

Sie ruhen in der Erden,
Der Geiſt in Gottes Schooß;
Der Leib muß wieder werden
Ein todter Erdenkloß.

Wenn nun die Zeit wird kommen,
Daß dieſe Welt vergeht,
So wirſt du mit den Frommen
In Gottes Reich erhöht.
Ach, daß uns bald erſcheine
Die ſo gewünſchte Zeit!
Wir ſterben hier alleine,
Dein iſt die Ewigkeit.

Auf den Tod eines ſechsjährigen Mädchens.

Dies war dein Lebenslauf von deiner erſten Wiegen,
Du kleine Tochter: kamſt in dieſe Welt hinein,
Du ſaheſt ihren Schmuck und äußerlichen Schein,
Dadurch ſich Mancher läßt verblenden und betrügen.

Sie iſt ein ſchnödes Grab, da wir als Leichen liegen,
Sie iſt ein Krankenhaus 1) voll Schmerzen, Angſt und Pein,
Ein' öde Wüſtenei, allwo wir Pilger ſein,
Ein großer Tummelplatz von Hader, Zank und Kriegen.

Du hatteſt noch den Fuß auf erſter Lebensſchwelle,
Du ſchöpfteſt noch zur Zeit aus einer reinen Quelle,
Die von den Laſtern noch niemals beſudelt war.

Du haſt die Welt, die in ſechs Tagen war geboren,
Im ſechſten Jahre, weil du g'nug gelebt, verloren,
Und hältſt nun außer ihr dein erſtes Sabbatjahr.

---

1) Lazareth.

Der Geizhals.

So lang' ein Geizhals lebt, ſo lebt nicht ſeine Habe,
Steigt er in's Grab hinein, ſo ſteigt ſie aus dem Grabe.

Der Neid.

Was zum ſchönſten iſt gezieret,
Wird vom Neide bald berühret.
Niemand ſieht nach leeren Aeſten,
Worauf nichts mehr iſt zum beſten:
Welche wohl befruchtet ſcheinen,
Wirft man öfters mit den Steinen.

Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt.

Der Menſch iſt Gottes Schatz, des Kaiſers Schatz iſt Geld,
Vom Kaiſer wird das Geld, der Menſch von Gott gepräget.
So gebet denn nun Gott, was ihr ihm geben ſollt,
Und dann dem Kaiſer auch, was er euch auferleget.

Oeffentliche Aemter.

Der Aemter Laſt iſt groß, ſind ſchwer die hohen Würden,
Drum pfleget man ſie auch den Eſeln aufzubürden.

Unnütze Sparſamkeit.

Entziehe dir doch nicht den Vorrath guter Speiſen,
Du ſpareſt keinem nicht, als Dieben, Katzen,
Mäuſen.

Narrengilde.

Narren ſind an allen Ecken,
In den Städten, in den Flecken,
Narren ſind in jedem Lande,
Narren ſind in jedem Stande,
Alle haben ihre Gecken,
Klug iſt, der ihn kann verſtecken.
Meint man und iſt ſo vermeſſen,
Daß man allen Witz gefreſſen,

Daß man Niemand dürfe weichen,
Iſt das erſte Narrenzeichen.
Wir ziehn doch an einem Karren,
Und die Welt bleibt voller Narren.

Die Weltliebe.

Wir halten ſonſt den Mond, weil er von uns nicht ferne,
Und nahe bei uns ſteht, viel höher als die Sterne.
Alſo thut auch der Menſch, der von der ſchnöden Welt,
Die uns vor Augen liegt, mehr als vom Schöpfer hält.

Grabſchrift eines Kindes,

das in einer Nacht geboren und geſtorben.

Hier liegt ein Kind, geſtorben in der Nacht,
Wie es die Mutter hat zur Welt gebracht.
Es fragt ſich, ob es ſei geboren,
Das nicht kam an des frohen Tages Schein,
Es fragt ſich, ob es ſoll geſtorben ſein,
Weil es das Licht noch nicht verloren.

Die Zeitungen.

Man holt die Zeitung über Meer
Von allen Ort- und Enden her,
Man bringet Alles an das Licht,
Und deckt' es noch ſo tiefe Gruft.
Hat man's ja von dem Lande nicht,
So greift man's endlich aus der Luft.

Auf einen liederlichen Buben.

Varus iſt gar wohl bekannt,
Und ihn kennt das ganze Land.
Varus kennet alle Krüger,
Poſſenreißer und Betrüger,
Meuchler, Heuchler, Gaukeler,
Buben, Schelmen, Zauberer,
Schwelger, Spieler und Verſchwender,
Diebe, Hurer, Ehrenſchänder,
Alle kennt der Böſewicht,
Nur ſich ſelber kennt er nicht.

Venus im Himmel und auf Erden.

Venus ſcheut ſich nicht am Himmel, bei der Sonne her zu gehen:
Warum ſchämt ſie ſich auf Erden, dieſes Tageslicht zu ſehen?

Die andre Ehe.

Ich will nicht noch zum andern Mal ein Weib nach Hauſe führen;
Denn eine böſe nehm' ich nicht, die gute mag ich nicht verlieren.

Auf Markulus.

Markulus, der Verſchenker,
Pritſchenmeiſter, Reimenſchränker,
Markulus, der Muſen Hohn
Und der Dichter Hurenſohn,
Mißt ſein liederlich Gedichte
Nicht nach Würden und Gewichte,
Sondern nach der Füße Zahl,
Die er doch pflegt allemal
Mit Gewalt herbei zu holen,
Meinet dann, ſie ſind ſehr ſchön,
Da ſie doch theils barfuß gehn,
Oder auf geflickten Sohlen.

Spaniſche Sprüchwörter.

Ein matter, müder 1) Wandersmann,
Der nicht zu Pferde kommen kann,
Der nimmt auch wohl den Eſel an.

Man muß den friſchen Fiſch nicht auf den Morgen ſparen,
Geſchwinde mit ihm fort zum Feuer und zur Pfann'!
Iſt deine Tochter ſchon ſo alt und reif von Jahren,
O ſäume nicht mit ihr, gieb ihr heut einen Mann.

Der iſt ein beredter Mann,
Der ſich ſelbſt bereden kann.

Nicht größ're Krankheit oder Pein,
Als der nicht will geheilet ſein.

Von Lügen giebt man keinen Zoll,
Drum iſt das Land davon ſo voll.

---

1) matt= und müder.

Eine horaziſche Ode
in einem Sonett *).

Indem du jetzt das Feld, o Thaliarchus 1), ſieheſt
Mit weißem Reif umhüllt, ſo daß der Wald ſich
ſenkt 2),
Und wie der dicke Froſt die ſtarken Fluthen ſchränkt,
So höre meinen Rath, daß du dich nur bemüheſt,

Wie du das Holz zur Glut und lichten Flamme zieheſt.
Zapf' an ein altes Faß, die Sorg' auf Gott geſenkt!
Das Laub wird ja nicht ſtets vom Aeolus 3) gekränkt.
Laß heute heute ſein, damit du klüglich flieheſt,

Was morgen ſchaden kann. Nimm deiner Zeit Gewinn,
Und ſchicke traurig ſein zum krummen Alter hin.
Treib' deine Ritterſpiel' und dein verliebtes Siegen,

Dein Scherzen mit der Schaar, die gerne ſich verſteckt,
Und mit dem Lachen bald ſich wiederum entdeckt,
Das darum widerſtrebt, daß man es ſoll bezwingen.

1) Thaliarche. — 2) lenkt (Druckfehler). — 3) Aeolo.

*) Aus den Exempeln der unterſchiedlichen Reimgebäude, vorgeſtellt in Ueberſetzung einiger Oden des Horatii.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Ueber des Leben und die Schriften Johann Riſt's und Daniel Georg Morhof's. IX

Johann Riſt.

Erſtes Buch.

Weltliche Lieder.

Des Studenten Winterlied 3
Des Studenten Frühlingslied 5
An eine ſchöne Blume 8
Glücklich freien, ſelig ſterben 10
Lob der Frauen 11
Der Liebende und der Soldat 15
Der Hirſch und der Liebende 19
Herbſtliches Hochzeitlied 22
Troſt im Winter 25
Wer mag der Liebe widerſtehen? 31
Triumph über die beſiegte Liebe 35

Seite
Meide Wein und Liebe 38
Wer ſich ſelbſt bezwingt, der iſt der Stärkſte . . 41
Der ſtandhafte Mann 44
Das Hofleben 49
Die Welt 52
Die Flüchtigkeit des menſchlichen Lebens 55
Es fehlt nur an den Menſchen 59
Germania's Klagelied 60
Friedenslied für die Stadt Hamburg 66
An Georg Philipp Harsdörfer 77
Lied der Hirten zu Daphnis Hochzeit 81
Daphnis und Galathe I. 84
— — — — — II. 87
— — — — — III. 90
An ſein Buch 93

Zweites Buch.

Sonette, Alexandriner, Sinngedichte.

Die feſteſte Burg 97
Die Höfe 98
Die Geſichte des Philander von Sittewald . . . 100
Herr, wenn ich dich nur habe 101
Grabſchrift des Friedens 103
Geiſtliche Güter, Adlers Federn . . . . . . —
Glückſeligkeit 104
Zeit genug 105
Auf eine neue Glocke . . . . —
Eine Gans fleugt über Meer, eine Gans kömmt wieder her 106

Seite
Das menſchliche Leben 107
Was bald wird, vergeht bald 108
Wahrer Reichthum 109
Ueberſchrift eines Beinhauſes . . . . —
Ueberſchrift eines Armenhauſes 111
Kraft des Gebets . . . . —
Der beſte Spiegel 112
Drei guter alter Dinge 113
Neue Lieder 114
Falſche Freunde 115

Drittes Buch.

Geiſtliche Lieder.

Aufmunterung zur Andacht 161
Chriſtliches Reiſelied. 119
Lied eines Chriſten in der Fremde 123
Lied eines chriſtlichen Handwerksmannes 126
Lied eines chriſtlichen Kriegers 130
Der Arme 136
Die Engel 139
Betrachtung der Ewigkeit 143
Neujahrslied 150
Weihnachtslied 155
Die Ankunft des Herrn 158
Danksagung nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahls 163
Die Nachfolge Chriſti 165
Danklied der geretteten Seele 168
Der heilige Geiſt 171

Daniel Georg Morhof.

Seite
Gewinn des Todes 177
Eitelkeit des Irdiſchen 182
Auf den Tod eines ſechsjährigen Mädchens . . . 186
Der Geizhals 187
Der Neid . . . . —
Gebt Gott, was Gottes, und dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt 188
Oeffentliche Aemter 188
Unnütze Sparſamkeit 189
Narrengilde . . . . —
Die Weltliebe 190
Grabſchrift eines Kindes 191
Die Zeitungen . . . . —
Auf einen lieberlichen Buben 192
Venus im Himmel und auf Erden 193
Die andre Ehe . . . . —
Auf Markulus 194
Spaniſche Sprichwörter 195
Eine horaziſche Ode 196

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

IX.

Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund von Birken, Andreas Scultetus, Juſtus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

IX.

Auserleſene Gedichte von Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund von Birken, Andreas Scultetus, Juſtus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

Auserleſene Gedichte

von

Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund von Birken, Andreas Scultetus, Juſtus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1826.

Vorrede.

So bändereich auch die Materialien waren, welche uns durch die gefällige Mittheilung des Herrn von Meuſebach zu einer Auswahl von Gedichten der drei berühmteſten Pegnitzſchäfer zu Gebote ſtanden, ſo wenig ergiebig waren dieſelben für unſre Sammlung, die ihrer vielleicht noch eine geringere Anzahl aufgenommen haben würde, wenn ſie nicht auf die geſchichtliche Wichtigkeit jener Nürnbergiſchen Schule einige Rückſicht genommen hätte. Denn in ihr haben wir eine ſehr wirkſame Vorbereitung zu dem verſchrieenen Geſchmack des Hoffmannswaldau und Lohenſtein zu ſuchen, welche beide gar viele Sünden ihrer Vorgänger, Zeitgenoſſen und Nachfolger hergebrachter Maßen tragen müſſen. Uebrigens beſchränkt ſich die dichteriſche Schäferei des ſiebzehnten Jahrhunderts keinesweges auf den pegneſiſchen Blumenorden. Schon Opitz gab den Ton dazu an, und hinterher haben Riſt und manche andre Dichter zweiten Ranges weidlich nachgeſchäfert.

Diejenigen Leſer, welche Bouterwek's Geſchichte der deutſchen Poeſie und Beredſamkeit ſo aufmerkſam geleſen haben, daß ſie ſich deſſen erinnern, was dieſer Literator zur Empfehlung des Clajus geſagt hat, werden mit Recht verwundert ſein, in unſrer Sammlung nur Weniges und Geringes unter deſſen Namen zu finden. „Lyriſche Wärme," ſagt Bouterwek im 10ten Theile ſeines großen Werks, S. 184, "ein freier Schwung der Phantaſie, eine gewiſſe Anmuth des Styls und Herrſchaft über die Sprache muß ihm zugeſtanden werden. In der Kunſt des metriſchen Rhythmus übertrifft er die meiſten deutſchen Dichter ſeiner Zeit.

Welche Anmuth und Harmonie hat nicht z. B. das folgende Liedchen auf ein Maienblümchen:

Wo des Schattens Fittig ſchwebet ꝛc. *)

Der Ausdruck religiöſer Gefühle iſt ihm einige Mal ſo gelungen, daß man bedauern muß, ſo inkorrekt auch Gedanken und Sprache ſind, nicht mehr Gedichte dieſer Art unter Klai's Werken zu finden. Zum Beiſpiele diene der Anfang des folgenden religiöſen Liedes:

Friſch auf, mein Sinn, ermuntre dich ꝛc. **)

Das Gedicht ſteht in Klai's Pegnitzſchäferei."

So weit **Bouterwek**. Leider gehören aber die beiden Gedichte, worauf dieſe ganze Charakteriſtik gegründet iſt, dem **Clajus** nicht an, ſondern das erſte iſt von **Harsdörffer** oder **Strefon**, das andre von **Birken** oder **Floridan**. Wie flüchtig muß **Bouterwek** zuweilen ſeine reichen Materialien benutzt haben, da er, die Bücher, aus denen er jene

---

*) S. unſre Sammlung. S. 3.

**) S. unſre Sammlung. S. 91.

Lieder ausgeſchrieben, ohne Zweifel in Händen und vor Augen habend, dergleichen Irrthümer zu Tage fördern konnte! Wir erſuchen ihn daher, was er vorher mit halben Augen überblickt, noch einmal ſchärfer anzuſehen, nämlich: Fortſetzung der Pegnitzſchäferei ꝛc. abgefaſſet und beſungen durch Floridan (d. h. Birken) mit Beiſtimmung ſeiner andern Weidgenoſſen. Nürnberg 1645. 4. S. 3 und S. 65. Oder: Der Pegnitz-Schäfere Geſellſchaft-Weide und Frülings-Freude, beſchrieben durch Floridan. 1645. 12. S. 97*). Wir wollen nun hoffen, daß ſich anderswo Belege für die lyriſche Wärme, den freien Schwung der Phantaſie, die Anmuth des Styls, die Harmonie des Rhythmus, ſo wie für den belobten Ausdruck religiöſer Gefühle in den Gedichten des Clajus aufſpüren laſſen. Uns iſt es nicht gelungen, ſo dicke Quartanten wir auch durchgeblättert haben.

*) Welches Buch mag unter Klai's Pegnitzſchäferei gemeint ſein?

Noch müſſen wir bemerken, daß die Schreibung Klai, wenn gleich die gewöhnliche, doch nicht die richtige iſt. Wo Clajus ſich nicht, wie häufig, mit dieſem ſeinen latiniſirten Schäfernamen unterſchreibt, da finde ich faſt auf allen Titelblättern Klaj oder Claj und in der Biegung Klajen oder Clajen. In mehreren deutſchen Ehrengedichten an Klaj iſt dieſer Name zweiſilbig gebraucht, z. B. in den 1648 zuſammengedruckten Glückwünſchungen zu ſeiner Vermählung mit Maria Eliſabeth Rumelius.

Aus Scultetus Oeſterlicher Triumphpoſaune habe ich eine Art von Auszug zu liefern verſucht, mit Abſcheidung des gelehrten Wuſtes, unter welchem der Schwung dieſes jungen Feuergeiſtes leider nur zu oft keuchen und auch wohl ganz erliegen muß.

Die Stelle, welche ich aus des wackern Schottelius Lamentatio Germaniae exspirantis aufgenommen habe, iſt ohne Zweifel die kräftigſte und eigenthümlichſte des ganzen Gedichts, und bekundet den tüchtigen Eifer des deutſchen Sprachwächters für die Urſprünglichkeit und Reinheit der vaterländiſchen Rede. Wenn ich die latiniſirte Form Schottelius mit der deutſchen Schottel vertauſche, ſo geſchieht dies nicht aus neuer Angewöhnung, wie z. B. Einige ſich erlauben aus Gryphius Gryph zu machen, ſondern, weil ich den Namen Schottel in gleichzeitigen Schriften gedruckt finde, z. B. in Klaj's Höllen- und Himmelfahrt Jeſu Chriſti (Nürnberg 1644. 4). S. 24. Schottel ſelbſt ſchreibt ſich zwar auf den Titeln ſeiner Bücher Schottelius, aber eben ſo latiniſirt er auch ſeine Vornamen zu Juſtus Georgius und biegt alle drei Namen lateiniſch. Daraus ergiebt ſich, daß, wenn auch in der Folge vielleicht Schottelius als Familienname geltend wurde, Juſtus Georg doch gewiß noch Schottel hieß.

Die orientaliſchen Sprüche des perſiſchen Reiſebeſchreibers Adam Olearius werden vielleicht zeitgemäß hervortreten. Die neueſte deutſche Poeſie hat ſich mit dem Orient zu befreunden angefangen, und zwar auf zwiefache Weiſe. Göthe hat den Oſten mit dem Weſten vermählt, indem er jenen zu ſich heran und herein, in Herz und Haus, gezogen hat. Die Andern ſcheinen es vorzuziehn, nach dem Orient zu reiſen, wo es ihnen denn aber freilich niemals recht heimiſch werden kann, wie orientaliſch ſie ſich auch gebärden mögen. Denn falſche Bärte, mit Roſenöl getränkt, gelbe Stiefeln, und was ſonſt zu dieſer poetiſchen Garderobe gehören mag, und dazu die beliebte Firma des Hafiz, ſchaffen keinen Orient in Deutſchland, und fremder Nationaltänze hat die deutſche Nationalpoeſie ſchon ſo viele eingelernt, daß ſie ſich hüten mag, ihren deutſchen Takt und Tritt zu verlernen.

Den Schluß dieſes Bändchens bildet eine Auswahl aus den geiſtlichen Hirtenliedern und Sprüchen des Johannes Angelus. Wir haben bei derſelben nicht vergeſſen, daß unſre Sammlung, welche alle poetiſche Leiſtungen und Beſtrebungen des ſiebzehnten Jahrhunderts umfaſſen ſoll, die tiefe, hohe und weite Myſtik dieſes Dichters nur als eine einſeitige Richtung betrachten darf, ſo umfaſſend ſie auch in moraliſcher oder religiöſer Hinſicht ſein mag, daher denn der Freund der myſtiſchen Muſe hier weniger finden wird, als er wohl ſuchen möchte.

Luiſium bei Deſſau, den 12. Juni 1826.

Über das Leben und die Schriften der in dieſem Bändchen enthaltenen Dichter.

Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj und Sigmund von Birken ſtehen hier vereinigt, als die Häupter und Vertreter des 1644 zu Nürnberg geſtifteten Löblichen Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz, welcher auch wohl der Pegneſiſche Schäferorden oder die Geſellſchaft der Pegnitzſchäfer genannt wird.

Die Geſchichte des Urſprungs dieſes Dichtervereins iſt folgende. Harsdörffer und Klaj, damals beide in Nürnberg, hatten es übernommen, das Hochzeitfeſt eines Freundes jeder durch ein Gedicht zu verherrlichen. Die Sache wurde mit großem Eifer und vielem Geſchrei betrieben, und ſo entſpann ſich unter den beiden Freunden der Gedanke eines poetiſchen Wettſtreites, nach Art der Hirtenſpiele in den Idyllen der Alten und ihrer Nachahmer. Daher wurde denn auch ein ſchöner Blumenkranz als Preis des Sieges ausgeſetzt. Die beiden Wettkämpfer laſen ihre Verſe abwechſelnd vor, und die Zuhörer, wie ſie ſelbſt, geriethen in ein Entzücken, welches das entſcheidende Urtheil ſchwankend machte. Der beſcheidene Klaj wollte weichen, aber Harsdörffer bot dieſer Großmuth die Spitze. Er zerſchnitt den Faden, welcher den Blumenkranz zuſammenband, und verlangte, ſein Freund ſolle ſich eine von den Blumen auswählen. Klaj nahm nur ein wenig Klee, Harsdörffer eine Maiblume. Alsdann flocht dieſer den Kranz wieder zuſammen, hängte ihn an einen Baum und ſprach: Klajus behalte ſein Feldkraut, und ich will meine Blume behalten. Die Blumen ſollen das Merkmal unſrer Hirtengeſellſchaft ſein, welche forthin die Geſellſchaft der Blumenhirten heißen mag. Wird ſich aber nach der Zeit ein oder der andre Liebhaber der deutſchen Sprache belieben laſſen, zu uns zu treten, der ſoll von uns mit einer Blume aus jenem Kranz, nach ſeinem Gefallen, beſchenket und in unſre Geſellſchaft unverzüglich aufgenommen werden, jedoch mit der Bedingung, daß er fortan unſrer Mutterzunge mit nützlicher Ausübung, reinen und zierlichen Reimgedichten und klugen Erfindungen emſig wolle bedienet und bemühet ſein, in Beförderung ihres Aufnehmens. Dieweil aber dieſe Blumen mit der Zeit verdorren, ſo will ich eine jede derſelben, ſo viel deren dem Kranz einverleibet, mit Seiden auf ein weißes Band ſticken laſſen, ſolcher Geſtalt, daß man an einem Ende die Blume, an dem andern aber den Hirtennamen deſſen, der ſolche belieben wird, ſehen ſoll *).

Es geht aus der ganzen Erzählung dieſes Urſprungs hervor, daß ſie uns eine förmliche Einweihung und keine zufällige Entſtehung berichtet. Das angeblich Zufällige ſcheint bei der Stiftung ſelbſt ſchon eine leere Formalität zu ſein, und gewiß haben Harsdörffer und Klaj, den Vorbildern der Arkadia in Rom und der Fruchtbringenden Geſellſchaft in Weimar nachtretend, ihren Schäferorden bei voller Muße ausgeſonnen und eingerichtet. Was die Arkadia nicht hergab, das ſteuerte der damals Mode werdende Schäfergeſchmack der deutſchen Dichtkunſt bei, als deſſen Grundlage die Opitziſche Herzynia mit dem ehrenvollſten Anſehn aufgeführt werden konnte. Aber keine moderne Schäferwelt iſt jemals ſo pedantiſch und ſteif gerathen, wie dieſe deutſche an der Pegnitz; an läppiſcher Spielerei mag ſie eher im Auslande ihres Gleichen finden. Wäre es nur bei den Blumen und Schäfernamen geblieben! Aber alle Verhältniſſe des Lebens, alle Formen der Kunſt, alle Erſcheinungen der Natur wurden mit ängſtlicher Ziererei in dieſe poetiſche Schäferei hineingedrängt, und Birken konnte den Tod ſeiner geliebten Gattin nicht anders beklagen, als in der Maſke eines um ſeine Hirtin jam-

---

*) Mehr darüber in Johann Herdegens (Amarantes) hiſtoriſcher Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumen-Ordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang. Nürnberg 17[illegible]. 4. Vgl. Pegneſiſches Schäfergedicht ꝛc. Nürnberg, 1[illegible]. 4.

mernden Hirten*). Die unpoetiſche Anſicht der Pegnitzſchäfer von ihrer poetiſchen Schäferei ſpricht ſich ſchon in der Vorrede des Pegneſiſchen Schäfergedichts aus. „Es haben die Poeten,“ heißt es dort, „ihre liebreichſten Kunſtgedanken durch luſtige Schäfergedichte an- und aufgebildet, wie ſolches Theocritus, Virgilius, Ronſard, Taſſo, Vega, Sidney, Opitz, Flemming, Cäſius, hin und wieder in ihren Schriften bezeugen. Solches hat ihnen vielleicht darum beliebet, weil das ſorgenloſe Hirtenleben ein uralter, nothwendiger, unſchuldiger und dem höchſten Gott wohlgefälliger Stand iſt, maßen mit ſelbem der Geiſt- und Weltliche verglichen wird. Man möchte hierbei einwenden, daß die Schäfer dergleichen Unterredungen nicht führen, ja ſolche zu verſtehen nicht fähig waren. Hierauf wird geantwortet, daß bei Beſchreibung ihrer bäuriſchen Geſpräche und groben Sitten mehr Verdruß als Beluſtigung zu befahren; und dieſe Schäfer durch die Schafe ihre Bücher, durch derſelben Wolle ihre Gedichte, durch die Hunde ihre von wichtigem Studiren müßige Stunden bemerket haben, welches ſie dem Leſer Eingangs anzumelden nicht umgehen ſollen.“

Umſtrickt von ſolchen ſteifen Allegorien, lächerlich ausſtaffirt mit Blumen und Sinnbildern, von gegenſeitigem Weihrauch aufgeſchwellt und in eingelernter Demuth zuſammenſchrumpfend, ſtehen dieſe Schäfer in ihrem papierenen Naturzuſtande wie alte Kinder oder kindiſche Alte da. Mochten der Zweck und das Streben ihrer Geſellſchaft gut gemeint ſein, ſo haben ſie doch nichts von dem erreicht, was ihre Stiftungsurkunde ihnen vorſetzt. Der Reinheit der deutſchen Sprache waren ſie freilich ſo weidlich befliſſen, daß ſie jeden deutſchen Klang auch für ein deutſches Wort gelten ließen, wie z. B. in folgenden Verſen:

---

*) Floridans Lieb- und Lob-Andenken ſeiner ſeelig-entſeelten Margaris im Pegnitz Gefilde bei frölicher Frülingszeit traurig angeſtimmet. Hinter den Todesgedanken. Nürnberg 1670. 12.

> Es grunet und grünet die Zierde der Auen ꝛc.
> Beliebet der Hirten feldſchlürfendes Klingen ꝛc.
> Von bundlich und rundlich gewundenem Samen ꝛc.
> Ihr närbicht und färbicht geblümete Raſen ꝛc.
> Der ſchleifenden Pfeiſen luſtſchlürfendes Tönen ꝛc.
> Ihr wollichte wollenbehärete Heerden,
> Ihr Böcke bebärtet mit zottichten Bärten,
> Ihr Klettergeſüchte,
> Ihr Merzengezüchte! *)

Was aber die Zier der Reimkunſt betrifft, welcher die Hirten ſich befleißigen ſollten, ſo haben ſie die Zier überſprungen und ſind der Ziererei nachgerannt bis zu den ſchwerfälligſten und bedeutungsloſeſten Spielereien mit Namen, Zahlen und Sprüchen in Verkehrungen, Verdrehungen, Zerſchneidungen, Anagrammen u. d. m. Ja ſie haben es verſucht, Gedichte in der Form von Kränzen, Schäferflöten, Röhrbrunnen, Wappen und Bäumen zuſammenzuſtellen. **Harsdörffer** hat z. B. die beiden Spitzen des **Parnaſſes** in folgender Figur ausgebildet:

---

*) Aus verſchiedenen Gedichten in den pegneſiſchen Sammlungen.

Hohe
welcher
nehret unſer
eure Spitzen
morgens mahlen
Phöbus und die Pierinnen
welcher Luſtbereichte Frucht
für die Ceres und den Pan
Schaut die neubegrünten Hügel,
bald wir auf der Pfeiffen klingen,

Berge
Weide
Hirtefreude:
Sonnenſtrahlen
und erhitzen
wohnen auf ſo großen Zinnen,
unſer Pegnitz Hirt Montan
zu beſingen hat geſucht.
wünſchet pfeilgeſchwinde Flügel,
und der Heerd zu Tiſche ſingen*).

---

*) S. der Nymphe Noris erſte Tagzeit. S. 83 ff.

XXI

Das gegenſeitige Ueberbieten mit Weihrauchduft und Lorbeerkränzen ſind wir zwar im ſiebzehnten Jahrhundert überhaupt gewohnt; aber nichts beförderte doch dieſe zur Selbſtverkennung und Selbſtüberſpannung aufregende Untugend ſo ſehr, als eben jene akademiſchen Dichtervereine, und die Pegnitzſchäfer haben auch ihr Möglichſtes gethan, ihre drei Götzen, Harsdörffer, Klaj und Birken, mit Ehrenkränzen und Rauchopfern zu überſchütten. Die Nachwelt empfindet einen Ekel, ſich durch dieſe mumienartig gewordene Ueberkleidung von Ehrenwuſt hindurchzuarbeiten, um den kleinen Kern, der darunter liegen mag, herauszuſchälen.

Harsdörffer war ohne Zweifel der begabteſte von allen Pegnitzſchäfern ſeiner Zeit; nichts deſto weniger hat aber doch der Geiſt oder vielmehr die geiſtloſe Form des von ihm geſtifteten Vereins einen großen Theil ſeiner Gedichte entſtellt und verzerrt. In ſinnbildlichen Erfindungen weiß er indeſſen zuweilen die akademiſche Maſke mit Anſtand und Geſchmack zu tragen. Sein Schäfername iſt Strephon oder Strefon, Klaj nannte ſich auch als Schäfer Clajus oder Klajus, und Birken iſt Floridan, der Blumenhold, mit dem Sinnbild Floramor oder Tauſendſchön.

Schäfergedichte der drei genannten Hirten finden ſich in folgenden Sammlungen, untermiſcht mit den Verſen einiger weniger berühmten Genoſſen:

Pegneſiſches Schäfergedicht in den Berinorgiſchen *)

---

*) D. h. Norinbergiſchen.

Gefilden angeſtimmet von Strefon und Clajus. Nürnberg, 1644. 4.

Fortſetzung der Pegnitzſchäferey behandlend unter vielem andern rein- und neuen freymüthigen Luſt-Gedichten und Reimarten derer von Anfang des Teutſchen Krieges verſtorbenen Tugend- berühmteſten Helden-Lob-Gedächtniſſe; abgefaſſet und beſungen durch Floridan, den Pegnitz-Schäfer, mit Beiſtimmung ſeiner andern Weidgenoſſen. Ebend. 1645 4.

Dieſe beiden Sammlungen mit einigen Abweichungen finden ſich auch in der:

Pegneſis oder der Pegnitz Blumengenoß-Schäfere Feldgedichte in neun Tagzeiten; meiſt verfaſſet und hervorgegeben durch Floridan. Nürnberg, 1683. 12. Die neun darin enthaltenen Tagzeiten haben beſondere mit früheren Jahren bezeichnete Titel, und ſind:

Pegneſiſches Schäfergedicht von Strefon und Claju

Der Pegnitz Schäfere Geſellſchaft-Weide und Frülings Freude.

Kriegs- und Friedens-Gedächtniß.

Schönheit- Lob- und Adels- Prob.

Der hochbelobte Dorus aus Iſtrien.

Der verliebte und geliebte Sireno.

Der mit Lorbeer- und Myrten- Laub bekränzte Silvius.

Die vermählte Silvia.

Des weiblichen Geſchlechts Ehrenpreis.

Daran ſchließt ſich in demſelben Format und Druck:

(Floridan's) Ehrengedächtniß der edlen Magdalis an der Ilmenau (Frau Magdalena Ottens, Joachim

Pipenburgs, Rathsherrn zu Lüneburg Ehegattin († 1651). 1651.

Gott-andächtige Wintersbetrachtung, verfaſſet durch Floridan. 1654.

Floridans Lieb- und Lob-Andenken ſeiner ſeelig-entſeelten Margaris, im Pegnitz-Gefilde bei frölicher Frülingszeit traurig angeſtimmet. 1670. (Birkens Gattin, Margaretha Magdalena, geb. Göring, ſt. 1670).*)

Ehr-Feyer bei der Edlen und Fürtrefflichen Wolverlobten Floridans und Florinden Myrten-Feſt, angeſtellet von den Blumgenoſſen an der Pegnitz. 1673. (zu Birken's zweiter Verheirathung).

Der Noriſche Parnaß und irdiſche Himmel-Garten ꝛc. von Floridan in Geleitſchaft ſeiner Weidgenoſſen.

Schäfer-Spiel der Ehre des Ruhmſeligſten Spielenden ꝛc. gewidmet durch die Pegnitz-Hirten. 1667. (Ehrengedichte auf Harsdörffer zur Vermählung ſeines älteſten Sohnes).

Dilherriſches Ehrengedächtniß, aufgeſtellet durch Floridan. 1679.

Pipenburgiſche Rath-Stelle, beglückwünſchet von Floridan. 1650.

Dieſe acht Stücke bilden in etwas veränderter Ordnung den zweiten Band der Pegneſis von Floridan. Nürnb. 1579.

Die Nymphe Noris in zweyen Tagzeiten vorgeſtellet durch einen Mitgenoſſen der Pegnitz-Schäfer (Joh. Hellwig, Montano). Nürnberg 1650. 4.

---

*) Magdalis und Margaris auch hinter Birken's Todesgedanken. Nürnberg 1670. 12.

Wir übergehen einige Sammlungen von Gelegenheits- und Ehren- Gedichten der Pegnitzſchäfer und nennen nur noch, der geſchichtlichen Materialien wegen:

Die betrübte Pegneſis, den Leben- Kunſt- und Tugend-Wandel des ſelig-edlen Floridans, Herrn Sigm. von Birken, Com. Pal. Caeſ. durch 24 Sinnbilder in Kupfern zur ſchuldigen Nachehre fürſtellend und mit Geſpräch- und Reim- Gedichten erklärend durch ihre Blumenhirten. Nürnberg. 1683. 8.

Georg Philipp Harsdörffer*) ſtammte aus einem alten rathsfähigen Patriziergeſchlecht ab, welches, ſeit drei Jahrhunderten in Nürnberg anſäſſig, die höchſten Aemter und Ehren in Krieg und Frieden daſelbſt bekleidet hatte, und wurde den 1ten November 1607 in dieſer blühenden Reichsſtadt geboren. Sein Vater, ein welterfahrener, vielgereiſter und mannigfach gebildeter Mann, ließ ſich die Erziehung dieſes Sohnes ſo angelegen ſein, daß derſelbe ſchon in ſeinem ſechzehnten Jahre zur Akademie reif wurde und erſt nach Altdorf und in der Folge nach Straßburg geſchickt werden konnte, um zunächſt die Rechte, daneben aber auch Philoſophie, Mathematik, Geſchichte, alte Sprachen und was ſonſt zu einer allgemeinen gelehrten Bildung gehört, zu ſtudiren. Hierauf bereiſtte er fünf Jahre lang Frankreich, Italien, England und Holland und brachte reiche Ausbeute an Erfahrungen und Kenntniſſen, beſonders in Sprachen, aus dieſen Wanderungen mit. Auch das Spaniſche blieb ihm nicht fremd, was in der Charakteriſtik ſeiner Poeſie nicht zu überſehen iſt. Er war überhaupt ein ungemein fleißiger, wißbegieriger und vielumfaſſender Mann. Tiefe und Gediegenheit ging ihn freilich in der Wiſſenſchaft, wie in der Kunſt, ab; aber er verſtand es, hier und dort das Geſammelte mit Luſt und Liebe für ſeinen Gebrauch umzugeſtalten und zuſammenzuordnen, und erwarb ſich dadurch einen eben ſo großen Ruhm in der Gelehrſamkeit, wie in der Dichtkunſt. Er hieß vorzugsweiſe der Gelehrte und ſchrieb lateiniſch und deutſch mit gleicher Leichtigkeit. Bis über die Grenzen des Vaterlandes hinaus verbreitete ſich der Preis ſeines Namens, und Fürſten und Helden ſuchten ihn auf und huldigten ſeinen Verdienſten. Seine bürgerliche Stellung beförderte dieſen ſeinen Muſenruhm. Denn nachdem er von ſeiner großen Reiſe mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1631 in ſeine Vaterſtadt zurückgekehrt war, ſtieg er mit ſchnellen Schritten aus den Untergerichten in das Stadtgericht und in den hohen Rath. Hochgeehrt und weitbewundert, unermüdlich thätig in ſeinem Amte und in ſeiner Muße, als Oberhaupt der Blumenhirten mehr als ſchicklich und billig vergötzet, in die Fruchtbringende Geſellſchaft unter dem Namen des Spielenden, in die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft als Kunſtſpielender berufen, in den glücklichſten häuslichen

---

*) So ſchreibt er ſich ſelbſt. Andre erlauben ſich die Schreibung Harsdörfer, und Riſt nennt ihn ſogar einmal Harsdorff, wohl aus Verszwang.

Verhältniſſen, lebte er bis zum 22ten September 1658, wo der Tod ihn in ſeinem 51ſten Jahre abrief.

Harsdörffer ſchrieb ſchnell und viel. Die Anzahl ſeiner Werke beläuft ſich auf ungefähr funfzig Bände. Seine gelehrten Arbeiten übergehen wir um ſo eher, da auch die Gelehrtengeſchichte wenig oder nichts mehr mit ihnen zu ſchaffen hat. Seine dialogiſche Encyklopädie, die Frauenzimmer-Geſprächſpiele, (Nürnberg 1644 — 49. VIII. 8. in Stammbuchformat) enthält auch manchen poetiſchen Beitrag, daher ſie hier aufzuführen iſt. Außerdem beſtehen ſeine poetiſchen Arbeiten, mit Ausnahme einiger Ueberſetzungen, z. B. der Diana des Loredano und der Diana des Montemayor, aus folgenden:

Hertzbewegliche Sonntagsandachten, das iſt, Bild-Lieder- und Gebet-Büchlein ꝛc. Nürnberg, 1649 und 1652. II. 8. *).

Nathan und Jotham, das iſt, Geiſtliche und Weltliche Lehrgedichte ꝛc. Nürnberg, 1650 — 51, und 1659. II. 8. (Größtentheils Parabeln in Proſa).

Harsdörffer's Studien in der deutſchen Grammatik und Poetik finden ſich niedergelegt in dem Poetiſchen Trichter oder der deutſchen Dicht- und Reimkunſt ꝛc. Nürnberg, 1650 — 53. III. 8. und in dem Specimen Philologiae Germanicae. Norimb. 1646. 12.

Wo Harsdörffer als Dichter das iſt, was er

---

*) Hundert Andachtgemälde ꝛc. Nürnberg 1656. 4 ſind auch in den Sonntagsandachten enthalten.

ſein ſoll und kann — was leider nicht oft der Fall iſt — da empfiehlt er ſich durch ſinnreiche und witzige Zierlichkeit, und nichts ſagt ſeiner Muſe mehr zu, als das Spiel mit Sinnbildern. Marino und wohl noch mehr der armſelige Witzling Loredano ſcheinen früh ſeine Vorbilder geworden zu ſein, und auch das tiefſinnigere Allegoriſiren der Spanier zog ihn an. Der Styl und der Rhythmus fließen in einigen ſeiner Lieder leicht und harmoniſch, aber die pegneſiſche Pedanterei und zuweilen auch die nürnbergiſche Mundart machen ſeine Sprache oft bis zum Unverſtändlichen geziert und ſteif oder loſe und läppiſch *).

Harsdörffer's Freund und erſter Genoſſe im Pegneſiſchen Blumenorden, Johann Klaj oder Klajus oder Clajus **), war 1616 in Meißen geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie und wurde daſelbſt zum Dichter gekrönt. Die Kriegsunruhen trieben ihn

---

*) S. über Harsdörffer's Leben außer dem ſchon angeführten Ehrengedächtniß der Pegnitzhirten: Joh. Mich. Dilherrs Lebenslauf G. Ph. H. bei deſſen Leichenpredigt. Vitae Curriculum G. Ph. H. eine akadem. Diſſertat. von Andr. Georg Widmann. Altd. 1707. 4. (Auszug in den Nachrichten und Anmerkungen der deutſchen Geſellſchaft zu Leipzig. St. 1. S. 150 ff.) A. G. Meißners Aufſatz über H. in ſeiner Quartalſchrift, 1763, St. 2. und Herdegens oben zitirtes Buch.

**) Vgl. die Vorrede. Man unterſcheidet ihn durch den Zuſatz der Jüngere von dem 1592 geſtorbenen gelehrten Schulmann gleiches Namens.

1644 aus Sachſen. Er ging nach Nürnberg, wo er anfangs durch häuslichen Unterricht ſein Brot erwarb, hernach aber, beſonders durch Harsdörffer, zu einem öffentlichen Lehramte an der St. Sebaldus Schule befördert wurde. Sein Ruhm ſtieg mit dem ſeines Freundes und Gönners vereint empor, und eine glückliche Heirath vollendete ſeine häusliche Wohlfahrt. Im J. 1650 wurde er als Prediger nach Kitzingen am Main berufen und ſtarb daſelbſt 1656, nachdem er auch noch die Ehre der Aufnahme in die Deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft unter dem Namen des Fremden genoſſen hatte.

Klaj hat außer mehreren Schäferſpielereien und Gelegenheitsverſen eine Anzahl geiſtlicher Gedichte, größtentheils in dramatiſcher oder doch dialogiſcher Form, hinterlaſſen, monſtröſe Karikaturen des Heiligſten, ohne es ſein zu wollen, und an die rohen Myſterien des Mittelalters erinnernd. Sie ſind folgende:

Weinacht-Liedt ꝛc. Nürnberg, 1644. 4.

Auferſtehung Jeſu Chriſti. Ebend. 1644. 4.

Höllen- und Himmelfahrt Jeſu Chriſti, nebenſt darauf erfolgter ſichtbarer Ausgießung Gottes des Heiligen Geiſtes. Ebend. 1644. 4.

Engel- und Drachen-Streit. (Nürnberg, o. J.) 4.

Freudengedichte der ſeligmachenden Geburt Jeſu Chriſti zu Ehren geſungen. Nürnberg, o. J. 4.

Der Leidende Chriſtus in einem Trauerſpiele vorgeſtellet ꝛc. Nürnberg, 1645. 4.

Trauerrede über das Leiden ſeines Erlöſers. Nürnb. 1650. 4.

Herodes der Kindermörder. Nach Art eines Trauerſpiels ausgebildet ꝛc. Nürnberg, 1645. 4. (Und öfter, auch mit Ueberarbeitung, wiederholt.)

Andachtslieder. Ebend. 1646. 4.

Zur Feier des Weſtphäliſchen Friedens in Nürnberg gab er heraus:

Schwediſches Fried- und Freudenmahl. Nürnberg, 1649. 4.

Irena, das iſt Vollſtändige Ausbildung des zu Nürnberg geſchloſſenen Friedens 1650. Nürnberg. 4.

Geburtstag des Friedens ꝛc. Nürnb. 1650. 4.

Schließlich nennen wir noch ſeine: Lobrede der teutſchen Poeterey. Nürnb. 1645. 4.*)

Sigmund von Birken, oder, wie er ſich vor ſeiner Erhebung in den Adel nannte, Betulius, war den 25ſten April 1626 zu Wildenſtein bei Eger in Böhmen geboren. Sein Vater, welcher dort Pfarrer war, mußte bald nach Sigmunds Geburt, der Religion wegen, flüchten und wurde nach einigen Amtswechſeln Diakonus in Nürnberg. Seine Verhältniſſe ſcheinen hier ziemlich beſchränkt geweſen zu ſein, denn ſie erlaubten ihm nicht, ſeinen talentvollen und wißbegierigen Sohn, welcher 1643 die Univerſität Jena bezogen hatte, um die Rechte, Philoſophie und Redekunſt zu ſtudiren, länger als zwei Jahre zu unterſtützen. Dieſer kehrte daher, ohne ſeinen Kurſus vollendet zu haben, nach Nürnberg zurück, wo Harsdörffer und Clajus ſeine Neigung zur Poeſie förderten und leiteten. Er wurde 1645 in den Blumenorden aufgenommen, und nach ſeiner zweiten Rückkehr und Harsdörffers Tode Vorſteher deſſelben. Denn zum großen Leidweſen der Pegnitzſchäfer wurde der edle Hirt ihnen bald wieder entriſſen*). Der Herzog Auguſt berief ihn nach Wolfenbüttel zum Lehrer ſeiner beiden Prinzen. Er gefiel ſich jedoch an dieſem Hofe nicht, obgleich der Herzog und die Prinzen ihm keine Veranlaſſung zum Mißvergnügen gaben, und eine Reiſe nach Niederſachſen wurde die Veranlaſſung ſeiner Verſetzung nach Danneberg, wo er ſtatt zweier Prinzen eine meklenburgiſche Prinzeſſin erziehen ſollte**). Als aber zur Vollziehung des Weſtphäliſchen Friedens eine Reichsverſammlung nach Nürnberg zuſammenkam, wiederſtand Birken ſeiner Sehnſucht nach dieſer ſeiner zweiten Vaterſtadt und erſten Muſenheimath nicht länger. Er begab ſich dahin zurück, beſchäftigte ſich mit dem Unterricht der adeligen Jugend, ſuchte Gelegenheit, ſich als Redner öffentlich zu zeigen und mit den Geſandten in Berührung zu ſetzen, und wurde von dem Fürſten Oktavio Piccolomini zum Ordner und Leiter der Feſtlichkeiten bei dem kaiſerlichen Friedens- und

---

*) S. über Klaj's Leben: Herdegens ſchon angeführtes Buch.

---

*) Er war damals noch nicht Vorſteher des Ordens. Die Abſchiedsklagen und was ſonſt dahin gehört ſ. in der Pegneſis und in der Nymphe Noris.

**) S. Birken's Dannebergiſche Helden-Beut. Hamb. 1648. 4.

Freudenmahle beſtellt*). Dies war vielleicht die nächſte Veranlaſſung ſeiner Erhebung in den Adel durch Kaiſer Ferdinand III. dem er durch den Grafen Gottlieb von Windiſch-Grätz, ſeinen Schüler in der Poeterei, auf das günſtigſte empfohlen war. Ueberhaupt fehlte es dem Ehrgeizigen nicht an bürgerlichen und poetiſchen Ehren. Er war gekrönter Dichter, kaiſerlicher Pfalzgraf, mit zwei goldenen Ehrenketten von zwei Kaiſern, Ferdinand und Leopold, geſchmückt, Mitglied der Fruchtbringenden Geſellſchaft als Erwachſener, der Deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft als Riechender, dazu Oberhirt der Pegnitzſchäfer, ja ſelbſt venetianiſcher Akademiker in der Geſellſchaft der Ricovrati. Sein Tod fällt auf den 12ten Juni 1681.

Birkens zahlreiche Schriften in Proſa und Verſen, großen Theils Gelegenheitsarbeiten, können hier nicht aufgeführt werden. Als Dichter giebt er Phantaſie, wohl auch Gefühl zu erkennen, wenn nicht eitle Sucht, neu und überfein zu ſein, Herr über ihn wird. Dieſe Sucht hat ſelbſt ſeine Sprache zum Gegenſtande des Tadels ſchon bei alten Kunſtrichtern, wie Morhof und Neumeiſter, gemacht. Unter ſeinen dramatiſchen Werken iſt die Pſyche, hinter der Teutſchen Rede- Bind- und Dichtkunſt das beſte. Der größte Theil ſeiner weltlichen Lieder findet ſich in den oben angeführten Geſellſchaftsſchriften. Von geiſtlichen Sammlungen nennen wir:

---

*) S. Birken's Fried-erfreuete Teutonie ꝛc. Nürnberg, 1652. 4. (Ein Feſtprogramm mit vielen Gedichten, Inſchriften und Reden.) Vgl. auch Margenis, das vergnügte, bekriegte und wieder befreite Deutſchland, ein Schauſpiel, welches damals in Nürnberg aufgeführt wurde und ebend. ſpäterhin gedruckt, 1679. 12.

Teutſcher Olivenberg. Nürnberg, 1650. 4.

Chriſtlicher Weihrauch. Ebend. 1652. 12.

Paſſionsandachten. Ebend. 1653. 12.

Vom Fato oder Gottesgeſchick. Ebend. 1655. 12.

Sonn- und Feſttagsandachten. Ebend. 1661. 8.

Todes-Gedanken und Todten-Andenken. Ebend. 1670. 12.

Heiliger Sonntags- und Kirchenwandel. Ebend. 1681 8.*)

Birkens Teutſche Rede-Bind- und Dichtkunſt erſchien Nürnb. 1679. 12.**)

Von dem Leben des **Andreas Scultetus** iſt weniges bekannt, und dieſes verdanken wir, ſo wie die Erweckung ſeiner in Vergeſſenheit begrabenen Gedichte, den Nachforſchungen **Leſſings**, welcher ſchon gegen 1749 auf der Wittenberger Univerſitätsbibliothek die **Oeſterliche Triumphpoſaune** aus einem Wuſt alter Leichen- und Hochzeitlieder hervorzog und ſeitdem dieſes von keinem Literator genannte Werk, wie ein köſtliches Kleinod, das er nur ſeinen liebſten

---

*) Einige dieſer Sammlungen ſind mir nur dem Titel nach bekannt, aus welchem ſich ihr geiſtlicher Inhalt ergiebt.

**) S. über Birken's Leben: Die betrübte Pegneſis ꝛc. und Herdegens oft genanntes Buch. Sein geſchichtliches Hauptwerk iſt der Oeſterreichiſche Ehrenſpiegel. Nürnb. 1668. III. Fol. Vgl. Horn's Poeſie und Beredſamkeit d. Deutſch. 1. S. 351. ff.

Freunden zeigen wollte, mit ſich herumtrug, bis er es endlich im Jahre 1771 zu Braunſchweig in 8. drucken ließ, mit einigen kleineren und weniger bedeutenden Gedichten deſſelben Verfaſſers, welche ein günſtiger Zufall ihm in der Folge in die Hände geſpielt hatte.

Gedichte von Andreas Scultetus, aufgefunden von G. E. Leſſing. (Als Vorrede zwei Briefe an Zachariä, in deſſen Sammlung Auserleſener Stücke ꝛc. Th. II. Braunſchw. 1771. 8. der Abdruck wiederholt iſt *). Briefe und Anmerkungen auch in Leſſings Werken, B. VIII.)

Andreas Scultetus war der Sohn eines Schuhmachers in Bunzlau und beſuchte seit 1639 das Gymnaſium zu S. Eliſabeth in Breslau. Als Gymnaſiaſt ſchrieb er ſeine Gedichte, und es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß er entweder noch als Schüler, oder doch im Anfange ſeiner Univerſitätslaufbahn geſtorben. Sein Hauptgedicht iſt zu Breslau, 1642. 4. unter folgendem Titel gedruckt: Andreae Sculteti Boleslavii Oeſterliche Triumphpoſaune; und kein Druck ſeiner übrigen einzeln erſchienenen Gedichte hat ein das Jahr 1642 überſteigendes Datum.

Leſſing ſcheint mir mit der Liebe eines Vaters Scultetus poetiſche Vorzüge zu hoch und ſeine Fehler und Mängel zu niedrig angeſchlagen zu haben. Scultetus charakteriſirt ſich ſelbſt am richtigſten in dem Verſe:

— Mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.

---

*) Eine doppelte Nachleſe zu Leſſings Sammlung gaben heraus J. G. Jachmann, Probſt und Rector in Oels. Breslau, 1774. 8. und Hier. Scholtz, Diakonus in Breslau. Breslau, 1753. 8. (Deutſche und lateiniſche Gelegenheitsgedichte).

Ueberall ein feuriges und kühnes Streben nach dem Höchſten, ein Verachten des Gewöhnlichen und Gemeinen und ein eigenthümlicher Aufſchwung der Phantaſie und des Gefühls; aber in dieſem Ringen keine Haltung. Namentlich drückt der gelehrte Wuſt des Gymnaſiaſten den Dichter oft zu Boden nieder.

Der Nachruhm des Juſtus Georg Schottel gründet ſich auf ſeine Arbeiten für die deutſche Sprache, und mit Recht nennt er ſein großes Werk eine Ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache*). Es iſt hier nicht der Ort, die Verdienſte eines der gelehrteſten und ſcharfſichtigſten vaterländiſchen Sprachforſcher zu würdigen; aber ſein Eifer und Stolz, als deutſcher Sprachwart, werden ſelbſt in ſeinem elegiſchen Gedichte laut. Dieſes iſt das Bedeutendſte unter ſeinen dichteriſchen Verſuchen und führt den Titel: Lamentatio Germaniae exspirantis. Der nunmehr hinſterbenden Nymphen Germaniä elendeſte Todesklage. Braunſchweig, 1640. 4.

Schottel war der Sohn eines Predigers zu Eimbeck im Hannöverſchen, wo er den 23ten Juni 1612 geboren wurde. Er beſuchte die Gymnaſien von Hildesheim und Hamburg, ſtudirte in Gröningen, Leiden, Leipzig und Wittenberg mehrere Wiſſenſchaften und Sprachen, namentlich auch die Rechte, und bekleidete in der Folge zu Wolfenbüttel, die Hofmeiſterſtelle bei dem Prinzen Anton Ulrich und deſſen jüngern Schweſtern und Bruder *). So beſchwerlich dieſes Amt ſein mochte, ſo ließ doch der Herzog es auch nicht an Aufmunterungen für ihn fehlen. Er wurde Hofgerichtsaſſeſſor, Konſiſtorialrath, Rath für das Fürſtenthum Dannenberg, welches Amt er von Wolfenbüttel aus verwaltete, und zuletzt Hof-Konſiſtorial- und Kammerrath. Von Helmſtädt aus empfing er die juriſtiſche Doktorwürde, in der Fruchtbringenden Geſellſchaft hieß er der Suchende, unter den Pegnitzſchäfern Fontano. Er ſtarb zu Wolfenbüttel, den 25ten October, 1676 **).

---

*) Braunſchweig. 1663. 4.

Adam Olearius, urſprünglich Oehlenſchläger, aus Aſchersleben gebürtig, machte als Hofmathematikus und Bibliothekar des Herzogs Friedrich III. von Holſtein Gottorp die merkwürdige Reiſe nach Perſien im Gefolge des Geſandten Brüggemann, von welcher unter Flemming gehandelt worden iſt. Seine Beſchreibung derſelben: Neue Orientaliſche Reiſebeſchreibung ꝛc. Schleswig, 1647. f. Ebend. 1656, 1663, 1671, Fol. und Hamburg, 1696. f. zeichnet ſich durch eine reine, gewandte und kräftige Sprache in ihrer Zeitgenoſſenſchaft rühmlich aus. Ein Anhang derſelben: Güluſtan oder Roſenthal aus dem Perſiſchen des Schich Saadi (Hamburg, 1696 f. und auch ſchon 1654 und 1660 einzeln gedruckt) enthält eine Anzahl glücklich bearbeiteter orientaliſcher Sprüche und Sinngedichte, worauf Olearius Anſprüche auf poetiſchen Nachruhm ſich beſchränken. Die Freiheit und Leichtigkeit der Behandlung machen dieſe kleinen Gedichte zu deutſchen Originalen.

---

*) Er blieb Hofmeiſter, auch als Birken zum Lehrer berufen wurde, welcher alſo unter ihm ſtand.

**) S. über Schottel's Leben: Geſenius Meyerrechte ꝛc. B. 1. S. 25 ff. und Herdegen. Vgl. Teutſcher Merkur, 1784. März. Leipzig. Allgem. liter. Anzeig. 1797, No. 31

Olearius lebte von 1600 (oder 1599) bis 1671 und war ein als Gelehrter und Schriftſteller hochgeehrter Mann. Flemming gedenkt ſeiner in mehreren Gedichten mit Freundſchaft und Hochachtung, und die Fruchtbringende Geſellſchaft bezeichnete ſeinen unermüdlichen Fleiß durch den rühmlichen Beinamen des Vielbemühten.

Jahann Scheffler, bekannter unter ſeinem ſpäter angenommenen und ſeinen Dichtungen vorgeſetzten Namen Johannes Angelus Sileſius, war 1624 zu Breslau oder zu Glatz von lutheriſchen Eltern geboren. Sehr jung ſchon fühlte er ſich zu jener Stimmung des Geiſtes geneigt, die ſich in ſchwärmeriſchen Entzückungen zur Anſchauung der Gottheit zu erheben und durch eine ſich ſelbſt vergeſſende Betrachtung in die ewige Liebe zu verſenken ſtrebt. Vereinigung der Seele mit Gott und Vereinigung Gottes mit der Seele iſt das unergründliche Thema dieſer religiöſen Richtung, die man Myſtik im tadelloſen Sinne des Wortes nennen kann. Wenn ein natürlicher Beruf den Knaben zu einer ſolchen Myſtik anleitete, ſo wurde der Jüngling immer tiefer in dieſelbe verſenkt durch die Schriften eines Tauler, Jakob Böhme, Schwenckfeld, Ruysbroek und andrer Lehrer der geheimen göttlichen Weisheit, und auch ſeine mediziniſchen Studien mögen dazu mitgewirkt haben. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn, die ihm den Doktorhut erworben hatte, reiſte er eine Zeit lang in Holland, jedoch mehr, um ſeinen religiöſen Bedürfniſſen nachzugehen, die in dem Beſuche der damals in jenem Lande überhandnehmenden pietiſtiſchen Sektenverſammlungen reiche Nahrung fanden, als um ſich in ſeiner Wiſſenſchaft auszubilden. Er kehrte nach Schleſien zurück, unzufrieden mit den Satzungen und Gebräuchen ſeiner Kirche, und als er bald darauf zum Leibarzt des Herzogs von Würtenberg-Oels berufen worden war und den Titel eines kaiſerlichen Hofmedikus erhalten hatte, fing er an, ſich öffentlich über das auszuſprechen, was ſeinen Geiſt ſchon ſo lange im Stillen beunruhigt hatte. Deswegen gerieth er mit der Geiſtlichkeit von Oels in Streitigkeiten und Händel, welche ſich weit über die Grenzen dieſes Sprengels ausbreiteten, als er 1653 zur katholiſchen Kirche übertrat. Ob er in dieſer die ſichere Beruhigung gefunden habe, nach welcher ſeine Seele ſich ſehnte, müſſen wir bezweifeln, wenn wir die fanatiſche Unduldſamkeit betrachten, die ſich in ſeinen eigenen Streitſchriften ausſpricht. Doch wir wollen uns den Genuß ſeiner Gedichte durch dieſe Rückſicht nicht vergällen. Die meiſten derſelben ſind, wie uns berichtet wird, vor ſeinem Uebertritt geſchrieben, und in der That könnten wir uns ſonſt den ſtillen Frieden ſeiner Poeſie kaum mit der wilden Heftigkeit ſeiner polemiſchen Proſa zuſammenreimen. Er nahm in der Folge, nach mancherlei Wechſeln, die ihn unter andern auch an den Hof des Kaiſers Ferdinand III. geführt hatten, die prieſterliche Weihe an, wurde Rath des Biſchofs von Breslau und zog ſich gegen Ende ſeines Lebens in das dortige Kloſter S. Mathias zurück, wo er den 9ten Juli 1677 ſtarb.

Als wahrer Dichter erſcheint uns Johannes Angelus nur in ſeinen geiſtlichen Sprüchen, welche den Kern der tiefſten und höchſten Gedanken in kindlich anſpruchsloſer, von warmer Empfindung innig durchdrungener Form umſchließen. Seine geiſtlichen Lieder ſind größtentheils andächtige Tändeleien, in denen die verliebte Pſyche ſchäferlich mit den Wunden des Erlöſers, wie mit Blumen ſpielt, und ihnen fehlt faſt durchaus der eindringliche Ton des wahren Gefühls, welcher ſeine Sprüche charakteriſirt. Franz Horn hat ſich das Verdienſt erworben, durch eine kleine Auswahl im Frauentaſchenbuche 1819 auf dieſe faſt ganz vergeſſenen Perlen wieder hinzuweiſen, und ſeit der Zeit haben Bedürfniß und Mode dem Johannes Angelus viele Leſer und Leſerinnen in Deutſchland verſchafft.

Mit Uebergehung von **Schefflers** pſeudonymen Streitſchriften nennen wir ſeine poetiſchen Arbeiten: Johannis Angeli Silesii Cherubiniſcher **Wandersmann** oder geiſtreiche Sinn- und Schluß-Reimen zur göttlichen Beſchaulichkeit anleitende ꝛc. Glatz, 1674. 12. Ebend. 1675. 12. und nach Schefflers Tode noch oft bis gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts aufgelegt. Der Ausgabe von 1674 muß noch eine verausgegangen ſein, die mir aber nie zu Händen gekommen iſt.

2) **Heilige Seelenluſt oder geiſtliche Hirtenlieder** der in ihren Jeſum verliebten Pſyche ꝛc. Breslau 1657. 1668. 1697. 8.

3) Betrübte Pſyche. Breslau, 1664. 12.

4) Die köſtliche evangeliſche Perle. Glatz, 167. 68. *)

5) Sinnliche Beſchreibung der vier letzten Dinge ꝛc. Schweidnitz, 1675. 12. **)

Die Nachricht von einer weltlichen Liederſammlung **Schefflers** iſt irrig ***).

---

*) 3 und 4 ſind mir nur den Titeln nach bekannt.

**) Die vier letzten Dinge ſind: der Tod, das jüngſte Gericht, die ewige Pein der Verdammten, die ewige Freude der Seligen.

***) Wetzel Hymnopoeogr. Scultetus De Hymnop. Sil. Arnold's Kirchen- und Ketzerhiſtorie. B III. Unſchuldige Nachrichten ꝛc.

Georg Philipp Harsdörffer.

Das Maienblümchen.

Wo des Schattens Fittig ſchwebet
Ob der Auen Sommerkleid,
Weinet in der Winterzeit,
Was in dieſen Triften lebet.
Unſrer Nymphen Wangen gießen
Thränen, gleich dem Bergkryſtall,
Und von ſolcher Zähren Fall
Sieht man dieſe Blum' entſprießen.

In dem ſtolzen Blumengarten
Findet man dergleichen nicht,
Darum hält dich mein Gedicht
Höher, als die andern Arten.

4

Maienblümlein, deine Glocken,
Sind zerſpaltnen Perlen gleich.
Der ſich unterſteht, entweich',
Eins von dieſen abzupflocken.

Das Veilchen.

Wann[1]) der graue Winter weicht,
Und der Silberſchnee verbleicht
In den träufelnden[2]) Auen,
Laſſ' ich auf den falben Matten
An[3]) der Zäun' und Hecken Schatten
Meine Blümelein ſchauen.

Purpurbraun iſt mein Gewand,
Grün und Gold der Blättlein Rand,
Voll herzkühlendem Saft;
In den neuen Hirtenkränzen
Siehet man Violen glänzen
Mit ſüß duftender[4]) Kraft.

1) bald.
2) trieflenden.
3) Nächſt.
4) vielrauchender.

6

Wer die Veielblum' betracht',
Nimmt der Demuth Bild in Acht
Mit viel treſſlichen Gaben.
Die nun auf der Erden liegen,
Sich in Dornenſchatten [5]) ſchmiegen,
Werden endlich erhaben.

5. **Dornenſchatten.**

Die Lilie.

Gott hat mein Kleid geſticket
Ohn' mein Sorgen,
Mit Silber mich beglücket
Spat und morgen.
Die Lilie, zeptergleich geſtaltet,
Hoch über alle Blumen waltet,
Mit Pracht geſchmücket.[1]

Der weiſe König Salomon
Den Lilien weichet,
Sein hoher Thron und Königskron'
Sich mir nicht gleichet.
Weil ihn der Weiber Luſt verführet,
Iſt er nicht, wie ich bin, gezieret,
Weiß, rein und ſchön.

---

[1] [illegible]

8

Der in erhabnen Würden lebet,
Und iſt befleckt,
In deſſen Herz und Munde ſchwebet,
Was ihn erſteckt. *)
Die aber reine Geiſter haben,
In denen ſind des Höchſten Gaben
Bald aufgeweckt.

---

*) D. h. erſtickt.

Der Frühling.[1]

Der frohe Frühling kömmt heran,[2]
Der Schnee dem Klee entweichet;
Der Lenz, der bunte Blumenmann,
Mit linden Winden häuchet.
Die Erd' eröffnet ihre Bruſt,
Mit Saft und Kraft erfüllet;
Der zarte Weſt, der Felder Luſt,
Hat nun den Nord geſtillet.

Es hat der ſilberklare Bach
Den Harniſch ausgezogen,
Es jagt die Fluth der Fluthe nach,
Durch bunten Kies geſogen.
Das Thauen nun die Auen friſcht,
Die weiße Wollenheerde
Auf neubegrüntem Teppich tiſcht
Und tanzet auf der Erde.

---

[1] Mit Auslaſſung einer Strophe.

[2] kommet an.

Man hört die heiſre Turteltaub',
Die Schwalb' und Nachtigallen.
Das grünlichweiße Blüthenlaub [3]
Muß aus den Knospen [4] fallen
Und bauen dieſen Schattenthron
Den Luft= und Feldergäſten.
Die Roſe hebt die Dornenkron'
Auf ſchwachen Stacheläſten. [5]

Die Sonne wieder [6] ſtärker ſcheint
Und machet früher wachen.
Allein die dürre Rebe [7] weint,
Wann Feld und Wälder lachen.
Die hochgeſchätzte Tulipan,
Das Sinnbild auf dem Beete, [*]
Zieht ihre fremden Kleider an
Und pranget in die Wette.

---

[3] Die grünlich weiße Blüt und Laub.

[4] Knöpfen.

[5] Die Roſen knüpft der Dorner Kron'
Von ſchwachen Stacheläſten.

[6] nunmehr.

[7] der dürre Reben.

[*] Tulipae Hortorum Emblemata.

11

Ach Gott, der du mit ſo viel Gut
Bekrönſt des Jahres Zeiten,
Laß uns auch mit erfreutem Muth
Zum Paradies bereiten,
Da wir dich werden für und für,
Die höchſte Schönheit, finden,
Dagegen dieſe ſchnöde Zier
Iſt eitler Staub 8) der Sünden.

---

8) Koth.

Der Sommer.[1]

Nun kommt, ihr Frommen, laßt uns eilen,
Zu ſchauen dieſer Zeiten Gut,
Den [2] Reichthum, der nicht lang' kann weilen,
Und ſchnell verrauſchet, wie die Fluth.
In dieſer Welt nichts lang' beſteht,
Wo ihr Beſtand wie Tand vergeht.

Der dieſe Feld' und Wälder bauet,
Iſt höchſtes Lobs und Rühmens werth,
Der ſie befruchtet und bethauet,
Beſchützt, erhält und reichlich nährt.
Er krönt das Jahr mit ſeinem Gut
Und giebt uns Menſchen freien Muth.

---

[1] Zwei Strophen ſind geſtrichen. — [2] Ein.

13

Es grünt der Wald mit frechen Sproſſen,
Die Bienlein finden ihre Koſt,
Die Reben ſind hoch aufgeſchoſſen
Und machen hoffen guten Moſt 3);
Man hört der Lerchen hellen Klang
Und mancher Nachtigall Geſang.

Ein jedes Thier kann ſich erfüllen,
Allein der Menſch wird nimmer ſatt:
Er plaget ſich mit Sorgengrillen,
Die er ſich 4) ſelbſt geheget hat.
Mehr Reiſegeld 5) wünſcht er ſich mit,
Wenn er faſt thut den letzten Schritt.

Wir wollen unſre Werke ſtellen
Auf Gottes Willen, Ehr' und Preis;
Sonſt wird die Erd' uns zu der Höllen,
Die uns kann ſein ein Paradeis,
Wenn unſer Leben engliſch iſt,
Keuſch, ohne Sünd' und falſche Liſt.

3) Der Reben iſt — machet.
4) ihm. — 5) Zehrungsgeld.

Der Herbſt[1]).

Nun heben[2]) an zu klagen die Hügel, Thal und Feld,
Es bringt viel Mißbehagen des rauhen Windes Kält'.
Es fallen falbe Blätter
Und ſchweben in der Luft;
Denn Schnee und Winterwetter
Der Nordenſtürmer ruft.

Die reifen Früchte fallen, wenn man ſie nicht nimmt ab,
Die alten Menſchen wallen hin zu dem alten Grab.
Das, was hat zugenommen
Bis auf gewiſſe Zeit,
Muß zu dem Ende kommen
In dieſer Eitelkeit.

1) Eine Strophe iſt geſtrichen.
2) hebet.

Wann wir die Aexte [3]) ſehen den Bäumen angeſetzt,
So iſt es bald geſchehen, daß er, dadurch verletzt,
Zu der entfärbten Erden
Sich neigend bricht und kracht,
Und muß er endlich werden
Dem Feuer zugebracht.

So müſſen auch die alle, ſo ſind ohn' gute Frucht,
Sich fürchten vor dem Falle, das iſt die Menſchenſucht.
Und wie der Baum gefället,
So liegt er fort und fort;
Der Böſe wird geſtellet
Dort in den [4]) Jammerort.

So laſſet uns bedenken bei dieſer Herbſteszeit,
Wie alle Ding' erkranken und zu dem Tod bereit.
Daß wir noch länger leben,
Daß Alles nicht iſt aus,
Hat Gottes Gnad' gegeben
Hier in dem Erdenhaus. [5])

---

[3]) Arte. — [4]) das. — [5]) in der Welte Haus

Der Winter 1).

Der graue Winter hat bereit
Mit rauhem Froſt und Traurigkeit
Die Felder überdecket,
So die begrünte Frühlingszeit
Erfreulich auferwecket.

Die Fluthen ſind nun eiſenhart,
Das Waſſer iſt faſt harniſchart, *)
Mit Wollenſchnee erweichet,
Die Erde mit der Ruhe bahrt, **)
Bis ſich die Sonn' erzeiget.

---

1) Zwei Strophen ſind geſtrichen.

*) harniſchartig.

**) liegt wie auf der Bahre.

Wann unſre Herzen ſind erſtarrt
Und von der Sünde marmorhart,
Kann ſie das Kreuz erweichen.
Des Höchſten Gnad' iſt ſonnenart,
Wenn wir ſie nur erreichen.

Der kurze Tag, die 2) lange Nacht
Hat Manchen viel Verdruß gebracht
In Sünd' und Laſterleben.
Wer hat an ſeine Seel' gedacht,
Die muß in Nöthen ſchweben?

Gerechter Gott in Ewigkeit,
Der Du verwandelſt Jahr und Zeit,
Bleib' nun bei uns in Gnaden.
Du Sonne der Gerechtigkeit,
Schütz' uns vor allem Schaden!

2) und.

Lob des Winters [1].

Wem behagt Aprillenwetter?
Wem des Hundsgeſtirnes Hitz'?
Wem des Herbſtes falbe Blätter?
Niemand, der nicht ſparet Witz.
Ich will nun kaltſinnig loben
Die begrau'te Winterszeit,
Die uns unſre Augen weid't,
Und auch billig wird erhoben.

Wie ein faſt bejahrter Alter
Nach der ſchnellen Monden Flucht,
Sitzend bei dem Weinbehalter,
Koſtet ſeiner Arbeit Frucht,
Hält die Ruhtag' für ſein Leben
Bis zum vorgeſteckten Ziel,
Da der grauen Haar' ſo viel
Strahlen großer Klugheit geben:

---

[1] Mit einigen Auslaſſungen.

Alſo pfleget auch zu raſten
Aller Jahrszeit Flucht und Eil,
Und beginnet recht zu maſten
An des weißen Winters Seil.
Ceres wohnet in den Scheuern,
Bacchus bringt den ſüßen Moſt,
Und Pomona ihre Koſt. 2)
Sylvan kann beim Feuer feiern.

Schauet drauß die weißen Flocken,
Wie ſie ſtreichen hin und her,
Wie ſie ſich zuſammen ſtocken,
Wie ſie ſtürmen überquer!
Das iſt ein geſundes Wetter,
Und man heizt auch tapfer ein,
Horchend bei dem firnen Wein
Der Muſik von einem Bräter. 3)

Mich bedünket, daß die Sterne
Strahlen baß, wann's Winter iſt;
Wann das Waſſer hartet gerne
Wie Kriſtallſtein durch Gefrüſt,

---

2) So trägt Pomon auf ihr Koſt.

3) Wartend ꝛc. Eine Muſik von dem Bräter. Bräter iſt ein Bratſpieß.

So muß man das Eis belaufen
Mit der Schrittſchuh' ſchnellem Holz;
Wie ein Vogel oder Bolz,
Rauſcht man vorwärts ohn' Verſchnaufen.*)

Masken, Faſtnacht, Schlittenfahren,
Reiten, Tanzen, Fechten üben,
Laſſ' ich unbemeldet fahren,
Wie auch auf der Tafel ſchieben.*)
Und erhebe das Studiren,
So uns manche lange Nacht
Auch wohl in das Bett gebracht,
Daß wir Winterslust recht ſpüren.

---

*) Rauſcht man dahin ꝛc.

*) D. h. Wie auch die Brettſpiele.

Ständchen.

Nun der übermüde Tag
Mehr zu wachen nicht vermag,
Schleicht der ſüße Schlaf herein,
Legend aller Sorgen Klag'
In den finſtern Schattenſchrein.

Alles liegt in ſanfter Ruh'
Vieler Augen ſchließet nu
Mancher vorverübte Traum,
Blühend ſo dem Morgen zu,[1]
Gleich dem edlen Mandelbaum.

Wie dann, daß die Liebe wacht,
Und mit Schmerzen ſich beklagt
Ueber Angſt und Herzeleid,
Bis die Sonne wieder tagt
Und ſich von dem Meere ſcheid't!

---

1) Blühend bis an Morgen zu.

Deutſches Trinklied.

Nach der Blumen ſchneller Flucht
Prangt die röthlich gelbe Frucht,
Und die laubbegrünten Reben
Schenken Freudenbecher ein.[1]
Ach, es iſt der Menſchen Leben
Weh' und Weinen ohne Wein!

In dem kalten Nordenland
Iſt berühmt das Pelzgewand.[2]
Füchſe, Marder, Bärenhäute,
Zobel, Luchs und Reihenthier,*)
Hitzen ſelber rauhe Leute,
Wie der Wein uns wärmet hier.

In dem heißen Südenland
Bringt der Sonnenſtrahlen Brand
Pomeranzen,[3] Oel, Granaten,

---

1) Und der laubbegrünte Reben
Schenkt den ꝛc.

2) Rauchgewand. — 3) Viel Pomranzen.

*) D. h. Rennthier.

Pfeben *) und Salat herfür,
Sie zu kühlen, wann ſie braten:
Uns beliebt der Wein allhier.

Von der Donau bis zum *) Rhein
Träget jeder Hügel Wein,
Und viel Eichen, zu befaſſen
Solchen ſüßen Kelterſaft.
Wer will dann die Deutſchen haſſen,
Wenn ſie lieben dieſe Kraft?

Seht, wir folgen der Natur
Und betreten ihre Spur,
Wenn wir unſre kalten Mägen
Nach der ſauern Arbeitzeit
Hitzen mit dem Winzerſegen
In beſchränkter Fröhlichkeit.

---

*) an

*) Pepo, eine Art Melone.

Die Vögel. 1)

Flüchtige Vögel, grüßet den Morgen!
Wecket der Menſchen tägliche Sorgen!
Singet und klinget dem Höchſten ein Lied,
Welcher uns ſchenket 2) Segen und Fried'!
Danket dem Herren, lobet ihn alle,
Stimmet mit gleich erhabenem Schalle!
Echo der Thäler gegen euch halle!

Nachtigall, führe der Vögelein Reihen!
Töne, wann Andere freien im Maien!
Schwinge dich höher, liebliche Lerch',
Zähle der Hirten fruchtende Pferch'!
Spielet dem Herren, danket, pſalliret!
Jedes Geſchöpf die Gnade verſpüret,
Welche die ſchönen Zeiten bezieret.

1) Zwei Strophen ſind geſtrichen. — 2) giebet.

25

Aber wir Menſchen pflegen zu nehmen
Mancherlei Hab' ohn' Danken und Schämen,
Keiner faſt Gottes Güte betracht',
Was er empfähet, für Schuldigkeit acht'.
Laſſet uns doch die Vögelein lehren,
Welche den Preis des Schöpfers 3) vermehren,
Ihrem Gott danken, preiſen und ehren.

---

3) Des Schöpfers Lobe.

Geſpräch einer Jungfrau mit einem dürren Roſenſtocke.

Sie.
Ach, wer hat von deinem Haupt
Deine Roſenkron' genommen?
Er.
Schau, der Nord hat mich beraubt,
Der mit Kält' iſt angekommen.
Sie.
Ich beſchaute mit Behagen
Deine Blüte, Blum' und Blatt.
Er.
Allen Schmuck, den ich getragen,
Dieſe Zeit geendet hat.

Sie.
Ich betraure deine Zier,
Die du pfeilgeſchwind verloren.
Er.
Auch dein End' ruht vor der Thür,
Gleich dem Allen, was geboren.
Sie.
Deine Blum', die du getrieben,
War grün, gold- und weißlich-roth.
Er.
Nichts als Dornen [1]) ſind geblieben,
Und die Blum' iſt worden Koth.
Sie.
Warum hat die rauhe Zeit
Deine Dornen [1]) nicht verzehret?
Er.
Weil die Freude nach dem Leid
Mich mit Frühlingskräften mehret.
Sie.
So wirſt du nicht kahl verbleiben,
Ganz entlaubet, hars *) und klein?

---

[1]) Dörner.

*) D. h. harſch, hart, rauh.

Er.
Nein, ich werde Roſen treiben
Mit dem linden Lenzenſchein.
Sie.
Unterdeſſen lebſt du todt,
Und der Schnee muß dich bedecken.
Er.
Gott wird dich auch nach der Noth
Aus der Erden auferwecken.
Sie.
So will ich mich nicht entſetzen,
Weil der Tod das Leben giebt.
Er.
Was verletzet, wird ergötzen,
Denn du biſt von Gott geliebt.
Sie.
Wohl, ſo wird auch mein Gebein
Grünen an dem jüngſten Tage.
Er.
Viel mehr Freude wird da ſein,
Als du jetzo 2) leideſt Plage.

---

2) jetzund.

Sie.

Alſo ſterb' ich nun erfreuet,
Und das Sterben ſchmerzt mich [3]) nicht.

Er.

Der den Roſenſtrauch erneuet,
Bringt dich wieder an das Licht.

---

[3]) ſchadt mir.

Hoffe, da nichts zu hoffen iſt.

Ein betrübter Schäfersmann,
Weidend ſeine Wollenheerde,
Da der Felſen von der Erde
Aufſtieg [1]), gleichſam himmelan:
Als nun ſeine Schafe tiſchten,
Sieht er aus dem trocknen Stein
Waſſer triefen felſenein,
Davon ſich die Augen friſchten.
Ach, ſprach er, in ſich entrüſt':
Hoff', da nichts zu hoffen iſt!

Nachdem ſtürmten durch das Gras
Wolkenwinde, Donnerblitzen,
Als in dieſes [2]) Felſens Ritzen
Eine Turteltaube ſaß.

1) ſtiege. — 2) ſelbes.

Wann die ſchweren Wetter drohen,
Suchet jeder Schutz und Hut.
Sie war ſchnell dahin geflohen,
Da ſich ſicher ſitzt und ruht.
Ach, ſprach er, in ſich entrüſt':
Hoff', da nichts zu hoffen iſt!

Unter nächſtem Weidenbaum
Trieb er, vor des Wetters Flammen,
Seine Heerde bald zuſammen,
Daß ſie alle hatten Raum,
Sich zu ſchützen vor dem Regen.
Bald die Winde wurden ſtill,
Und die Sonn' ihm kam entgegen,
Und er ſang zum Schäferſpiel: [3])
Hoffnung deine Seele friſt'!
Hoff', da nichts zu hoffen iſt!

Ach, was, ſagt er, nach und nach
Denk' ich doch mit Fehlverlangen!
Hab' ich denn nicht Troſt empfangen
Von des Felſens Thränenbach?

---

3) Sung er auf dem Schäferſpiel, d. h. auf der Schäferflöte.

Von der Taube ſonder Gatten,
Welche hier in Grüften lebt?
Von der Weiden Schutz und Schatten,
Der ob meinem Haupte ſchwebt?
Ich hoff', als ein frommer Chriſt,
Da auch nichts zu hoffen iſt.

Selig ſind, die nicht ſehen, und doch glauben.

In den grünlich falben Matten,
Unter einer Linde Schatten,
Hat ein müder Wandersmann
Seine Laute hingeleget,
Weil er, von dem Schlaf erreget,
Mund und Augen zugethan.

Auf den nah geleg'nen [1]) Auen
Weidet in dem kühlen Thauen
Ein darob erſtaunter Knab'.
Als er nun nichts mehr vernommen,
Iſt er näher beigekommen,
Hinterlaſſend ſeinen Stab.

---

[1]) Auf nächſt beigelegenen.

Er kniet bei 2) der Laute nieder,
Die zuvor ſo holde Lieder
Und den wunderreinen Klang,
Dieſen Knaben zu bethören,
In den Lüften laſſen hören
Durch den ſtrengen *) Saitenſtrang.

Er wollt' dem Gehör nicht trauen,
Und mit ſeinen Augen ſchauen,
Wie des ſtummen Holzes Stern
Könnte ſonder Sinn und Leben
So beliebte Stimme geben,
Wollt' er ſelber ſchauen gern.

Als er nun nicht mögen ſehen,
Wie der Klang pflegt zu geſchehen,
Rühret er die Saiten an.
Bald die Laute murmelnd klagte,
Und dem Wandersmann anſagte,
Was der Hirtenknab' gethan.

2) nechſt.

*) D. h. ſtraff angezogen

Sind nicht in des Holzes Krümmen
Aller Vögel zarte Stimmen,
Die doch niemand hier beſchaut?
Ich hab' mit dem Ohr vernommen,
Daß aus dieſem Holze kommen
Ein gar wunderſüßer Laut.

Wie kann aus des Bauches Klüften
Etwas tönen in den Lüften,
Sag' mir, lieber Wandersmann.
Sag' mir, wie kann doch geſchehen,
Daß ich hier nicht kann erſehen,
Was ich hab' gehöret an?

Knab', du mußt den Ohren trauen:
Was du hörſt, iſt nicht zu ſchauen,
Dich vergnüge das Gehör.
Man muß ſeinen Sinn betauben,
Gottes Wort in Einfalt glauben.
Selig iſt, der glaubt der Lehr'!

Der Fiſcher.

Ein belobter Fiſchersmann
Hängt des Angels Anbiß an,
Etwan ein Gericht zu fangen.
Er ſenkt ſeines Angels Ruth'
In die ſilberhelle Fluth.
Ihm iſt mancher Fiſch entgangen,
Weil ſie in des Fluſſes Krümmen
Schauten ſeine Stricke ſchwimmen.

Nachmals, als der Regenguß
Trüb' gemacht den ſchlanken Fluß,
Sah er an dem Angel hangen
Von dem ſtummen Schuppenheer
Nach und nach je mehr und mehr
Die er alle hat gefangen,
Weil ſie in den trüben Fluthen
Nicht bemerkt die Angelruthen.

37

Gottes Wort, das höchſte Gut,
Iſt dergleichen Angelruth',
Die uns nicht kann leichtlich fangen
In der Ruh' und Glückeszeit.
Kömmt uns [1]) Trüb'ſal, Angſt und Leid,
Hoffen wir dann mit Verlangen,
Uns zu reißen aus dem Mangel
Mit dem ankergleichen Angel.

[1]) Kömmet.

Der Phönix.

Wann der Phönix iſt bejahret und nimmt an den Kräften ab,
Bauet er von Zimmetrinden für ſich [1]) ſelbſt ein Flammengrab.
Auf des höchſten Berges Spitzen
Soll er im Gewürze ſitzen,
Mit dem ſchwarzen Trauerkleid angethan, und doch erfreuet,
Daß der holden Sonne Glanz ihn durch ihren Brand erneuet,
Weil er ihre Flammen liebt,
Die ihm todt das Leben giebt.

Alſo ſoll ein jeder Chriſt ſeine Sünden legen ab,
Und des alten Adams Fleiſch gleichſam tragen in das Grab:
In der Trübſal Dornenſpitzen [2])
Soll er rein und reuig [3]) ſitzen,

1) ihme. — 2) Dörnerſpitzen. — 3) reuend.

So wird ihn der Gnadengeiſt und die Himmelsglut erfreuen,
Daß er ſich mit Seel' und Sinn, wie der Phönix, wird erneuen,
Weil er eine Flamme liebt,
Die des Lebens Leben giebt

Geſprächsbild.

Was machſt du mit dem Stein, ſag' mir, o liebes Kind?
„Ich probe, welche hart und feuerſtriemig ſind."
Wählſt du ſie durch den Schlag an dieſes Ankers Spitze?
„Der goldnen Fünklein Blitz weiſt die verborgne Hitze."
Und wenn du welche find'ſt, die haben keine Flamm'?
„Ich werf' und laſſe ſie dort in dem faulen Schlamm."
Die aber ihre Glut beglauben und erweiſen?
„Die wähl' ich, und die Prob' iſt dieſes Ankers Eiſen.
Nun ſag', was denkeſt du von mir, als einem Kind?"
Daß Stein' und Felſenart der Menſchen Herzen ſind.

41

„Wie gleichet ſich hiezu des Ankers Pfeil und Spitze?“
Die Hoffnung weiſt in uns des rechten Glaubens Hitze.
„Es ſind der Steine viel, die bergen keine Flamm’.“
Und dieſe wirfet man hin in den Höllenſchlamm.
„Die aber ihre Glut durch ſolche Probe weiſen?“
Dieſelben fürchten nicht des Todes Senſeneiſen.

Die Muſcheln.[1]

Ich ſpaziert' an einem Abend an des Meeres flachem Strand,
Da viel rauhgefaltne Muſcheln lagen auf dem ſchroffen Sand.
Als der Sonnen Purpurglanz faſt war in die Fluth verſchoſſen,
Haben dieſe Muſchelſöhn' ihre Häuſer zugeſchloſſen
Es ging aus dem güldnen Bette auf die Sonn', als Bräutigam[2];
Bald von ihrer Strahlenhitze neue Kraft der Saft gewann[3])
In dem offnen Muſchelſchloß; und den Strahlen zugekehret.

---

[1] Mit Auslaſſung mehrerer Verſe.

[2] Die Sonn', als ein Bräutigam.

[3] der Saft neue Kraft gewann.

Ward gebuntet ihre Farbe und ihr innrer Kern genähret *).
Ob uns wohl die Sündennächte ſchließen eine kurze Zeit,
Wird doch unſer Durſt und Hunger nach der Sonnen Lieblichkeit
Nie geſchloſſen und betäubt. Unſre Herzen kluften offen;
Du füllſt, o getreuer Gott, die auf deine Gnade hoffen.

---

*) Wegen einiger Zuſammenziehungen verändert. Es heißt im Original:

— — — — Ihre Feuchte ward ernehret.
Von der warmen Strahlenſpeiſ': ihre Zahle ward gemehret.

Der gute Hirt.

Der Herr iſt unſer guter Hirt,
Führt uns auf fette Heiden,
Da unſre Seel' nicht darben 1) wird,
Und wohlvergnüget weiden.
Es fleußt dabei der helle Bach;
Er rufet uns, als Schafen, nach,
Wann wir uns ſchon verirret.

Er trägt in ſeiner treuen Hand
Zween ganz ungleiche Stäbe,
Der erſt' heißt Weh, alſo genannt,
Auf daß das Schäflein 2) lebe,
Wann es, entfernet von der Hut,
Sich ſtürzet in der Thäler Flut,
Und muß geſtrafet werden.

---

1) manglen. — 2) Schafe.

Der andre Stab iſt Sanft genannt,
Damit er uns geleitet,
Wann wir des Hirten Stimm' erkannt
Und folgen, wie er ſchreitet.
In ſeinen Hürden er bei Nacht
Uns ſanft und ſicher ruhen macht,
Weil er uns ſelbſt bewachet 3).

Getreuer Gott, gieb, daß wir all'
Auf deiner Weide bleiben,
Und daß uns deiner Stimme Schall
Mög' unverhindert treiben.
Der Höllen Wolf iſt um uns her
Und bringt dem armen Schaf 4) Gefahr;
Du, Du kannſt ihn verjagen!

3) Weil er ſelbſt darob wachet. — 4) Einfaltſchaf.

Morgengeſang.

Nun iſt die übermüde Nacht
In ſichrer Ruhe hingebracht,
Die Morgenröthe blicket;
Der Sonnen Purpurangeſicht,
Das Aug' der Welt, das Flammenlicht,
Der Menſchen Sinn erquicket.
Schauet, s'thauet [1]
Perlenthränen,
Zu beſchönen
Unſre Heiden,
Die mit fettem Klee ſich kleiden.

Es ſingt der Vogel in der Luft,
Daß widerſchallt der Thäler Gruft,

---

[1] Ach ſchaut, es thaut.

Dem höchſten Gott zu Ehren,
Der allem Fleiſch zu rechter Zeit
Hat ſein begnügtes Mahl bereit',
Pflegt alles Heer zu nähren.
Felder, Wälder,
Was ihr heget,
Was ſich reget
Hier und oben,
Soll den Schöpfer ſtetig loben.

Gleichwie der Blumenblättlein Schrein
Zertheilt der warme Sonnenſchein,
Sie gänzlich zu erquicken,
So ſoll auch mein verdüſtert Herz
Sich öffnen, daß des Geiſtes Kerz'
Kann ſeinen Schrein durchblicken.
Rührend, zierend,
Daß es Gaben
Möge haben,
Die vor allen
Gott und Menſchen wohlgefallen.

Herr, hilf, daß ich auch dieſen Tag,
Und ſo lang' ich noch leben mag,

Mein Amt getreu verrichte,
Daß ich auf deinen Wegen geh',
Und aller Sünde müßig ſteh',
All' Eitelkeit vernichte,
  Und wann kommt dann
  Tod und Sterben,
  Laß mich erben
  Und empfangen,
  Was die Frommen all' erlangen.

Morgenlied.

Herr Himmels und der Erden,
Der du läßt Tage werden,
Gott, Vater, Sohn und Geiſt,
Der uns bisher erhalten,
Woll' ſtetig ob uns walten,
Und ewig ſein gepreiſt!

Wir danken dir von Herzen,
Daß du, o Gott, vor [1]) Schmerzen,
Vor [1]) Jammer, Angſt und Noth
Uns dieſe Nacht bewahret
Und uns geſund geſparet
Im Schlaf, dem halben Tod. [2])

---

[1]) für. — [2]) Im Schlaf — verglichnen Tod.

Die Finſterniß der Sünden
Laß mit dem Tag verſchwinden,
Mach' deine Gnade neu!
Weil nun die Hahnen krähen,
So laſſen wir auch ſehen
Mit Petro wahre Reu'.

Gieb, daß ich dieſen Morgen,
Die Seele zu verſorgen,
Des Böſen müßig geh',
Und wenn heut' ſollte kommen
Der Hoffnungstag der Frommen,
Vor 1) dir mit Freuden ſteh'.

O Gott, dir ich befehle
Den Leib und auch die Seele,
Mein' Hab', Sinn und Verſtand.
Durch deine Gnad' und Güte
Mich allezeit behüte
Sammt dieſer Stadt und Land.

Dein' Engel zu mir ſende,
Daß ihre Hand abwende,
Was Seel' und Leib verſehrt.
Laß meine Sünd' verſöhnen,
Gleich wie des Thaues Thränen
Der Sonnen Glanz verzehrt.

Vereinigung mit Gott.

Ach, milder Gott, begnade mich,
Indem ich will erkennen dich,
Und deine Wege wallen.
Erneu' mein Herz und nimm mich mir:
Ich habe mich gelobet hier
Allein dir zu gefallen.
Dein Will' ſei mein Will' für und für,
So daß ich mich in dir verlier'.

Das gute Werk, das ich vollbring'
Iſt ein gefügter Kettenring,
Von Gottes Gnad' umſchloſſen.
Ich thue nun, ſo viel ich woll',

So thu' ich doch nicht, was ich ſoll,
Die Schwachheit iſt verdroſſen.
Doch nimmt Gott auch den [1]) Willen an,
Wenn man nur leiſtet, was man kann.

Ich meide Sünd' und Miſſethat
Und thue Gut's, durch deine Gnad',
So viel mir Huld erſchienen.
In deines Willens Heiligkeit
Bin ich zu jeder Zeit bereit,
Dem Nächſten ſtets zu dienen,
Und traure, daß ich nicht kann ſein
In dieſer Schwachheit engelrein.

Wie gerne wollt' ich hinter mir
Was irdiſch iſt, vergeſſen hier
Und Gott allein anhangen!
Wie gerne wollt' ich Gottes Ehr',
Und was gemäß iſt ſeiner Lehr',
Ohn' allen Ruhm erlangen,
Auf daß die höchſte Heiligkeit
Erleuchte mich zu aller Zeit

---

1) doch nimmet Gott den.

Die höchſte Stufe [2]), die man kann
In dieſem Leben treten an,
Iſt, Gott vereinbar werden.
Dann weiß man nichts mehr, als von Gott.
Und achtet man für eiteln Spott
Die Nichtigkeit der Erden.
Das iſt der Frommen höchſter Ruhm,
Vollkommen ſein im Chriſtenthum.

---

[2] Die ober Stufen.

55

Sehnſucht nach dem Kreuze.

Wann die übermüde [1]) Nacht
Alle Menſchen ruhen macht,
Schau' ich im verſüßten Traum,
Als ob mich voll Freud' und Wonne
Flügel gleich der Morgenſonne
Führten an des Kreuzes Baum.
Und [2]) mich machet mein Verlangen
Nagelfeſt am Kreuze hangen.

Mein erhobnes [3]) Angeſicht
Iſt zur Dornenkron' gericht',
Meine Thränen allzumal
Wollen durch die Wolken wallen,
Und doch auf die Erden fallen
In [4]) des Herzens Schmerzenqual.
Alſo [5]) machet mein Verlangen
Mich feſt [6]) an dem Kreuze hangen.

---

1) übermüdte. — 2) Zu. — 3) erhaben. — 4) in.
5) So gar. — 6) faſt.

Alles, was der Welt beliebt,
Meinen Muth und Sinn betrübt:
Denn mein Aug' iſt ſtets gericht'
Zu ihm [7]), der für mich geſtorben:
Der das Leben hat erworben,
Kömmt mir aus dem Sinne nicht.
Alſo machet mein Verlangen
Mich mit ihm am Kreuze hangen.

---

7) dem

Die Demuth.

Sie iſt ihr holder Feind, der ſich am kleinſten achtet,
Und ſeinen Nächſten groß; der nicht nach Ehren trachtet,
Und zürnet ob dem Lob; Verachtung, Spott und Schand'
Iſt ihr als eine Straf' der Sünden wohl bekannt.

Sie [1]) pfleget nimmermehr [2]) nach großem Gut zu ſtreben,
Und wünſcht in ihrem Haus der Schnecke gleich zu leben [3])
In ſtiller Schattenruh'; ſie trägt ein ſchlechtes Kleid,
Und weiß nicht, was man nennt Haß, Meuchelliſt und Neid.

---

1) Er — 2) niemals nicht.
3) gleichwie der Schneck zu leben

Ihr Wort iſt ja und nein, begierig, viel zu hören,
Sie ehret Jedermann und läßt ſich täglich lehren,
Beſtrafet ihren Sinn, der ſich nicht niederneigt
Und vor dem höchſten Gott bis zu der Erden beugt

Sprüche, Sinngedichte und Räthſel.

Mittelſtraße.

Zu viel iſt eine Laſt, zu wenig macht betrübt,
Wer zwiſchen beiden ſteht, den hat das Glück geliebt.

Der Traum, ein Dichter

Der Traum iſt ein Poet, der gleich dem Maler dichtet,
Und unſer Sorgenbild geſtaltet und vernichtet.

Wie Gebet, ſo Gehör.

Du betſt und weißt nicht, was, du hörſt dich ſelber 1) nicht.
Glaub', daß ſich Gottes Ohr nach deiner Andacht richt'.

---

1) ſelbſten.

Ausgleichung

Viel müſſen dieſer Zeit aus Mangel Hungers ſterben,
Mehr ſind hingegen, ſo durch Ueberfluß verderben.

Demuth und Hoffart

Kein Laſter iſt ſo groß, das Demuth nicht bedeckt,
Und keiner Tugend Lob, das Hoffart nicht befleckt.

Die Einfalt

Die Einfalt iſt bei mir, willſt du viel Falten haben,
So nimm' ein' Weiberrock, der wird dich wohl begaben.

Freude des Geizes.

Ich halte, daß der Geiz ein' ſolche Freude bringt,
Als wann der Durſtige viel Salz mit Waſſer trinkt.

Das Gebet.

Ich ſteige himmelauf, doch ohn' Geleit und Leiter.
Ich bin der Kranken Arzt, der Armen Troſtbereiter
Der All's verloren hat, verlieret mich doch nicht;
Den Sünder ſöhn' ich aus vor Gottes Strafgericht.

Das Hühnlein im Ei.

Ich leb' und bin noch nicht auf dieſe Welt gekommen,
Doch meiner Mutter Leib vor kurzer Zeit entnommen.
Wann ich mein Haus zerbrech', eröffn' ich meine Thür 1),
Was mich bedecken ſollt', bedeck' ich noch in mir 2).

Grabſchrift der Demuth

Weil der Stolz hatt' Ueberhand,
Mußt' ich Demuth unterliegen.

---

1) eröffne ich die Thür.

2) Die Federn.

Und des Undanks Felder pflügen
In dem Dienſt- und Knechtſchaftſtand,
Ja, der Hoffart hoher Trab
Tritt mich noch in meinem Grab [1].

Grabſchrift der Mäßigkeit

Der Gebrauch im deutſchen Land,
Schwelgen und Geſundheit trinken,
Hat in's Kloſter mich gebannt [1]),
Da läßt mich der Mönch auch ſinken [2]),
Daß ich, aller Tugend Zier,
Liege längſt begraben hier.

Ehr', Reh.

So leicht das Reh entwiſcht, ſo ſchnell entfleucht
die Ehr',
Und iſt ſie einmal hin, ſo kömmt ſie ſelten mehr.

[1] im Todengrab. — [1] Hat mich in das Kloſter bannt.
[2] der Mönich ſinken.

Die vier Räder am Wagen.

Vier Schweſtern laufen fort und können ſich nicht weilen,
Doch keine ſelber kann die andre übereilen.
Sie gehen einen Weg, und weiß doch jedermann,
Daß keine dieſer vier die andre rühren kann.

Das Schiff.

Wenn man mich rückwärts ſchaut, ſo gleich' ich einem Fiſch,
Verlier' ich meinen Schwanz, ſo bleibet das Geziſch.
Mein Leib heißt rückwärts ich, ſo dien' ich, wie ich kann 1).
Wer meinen Namen räth, der iſt ein Räthſelmann.

Der Eiszapfen.

Ich wachſe lang und dünn, doch niemals aus der Erden:
Kann auch dergleichen Stamm bei uns gefunden werden?

---

1) und diene, wie ich kann.

Hab' keine Wurzel nicht, ſproſſ' aus des Himmels Feld,
Mich kennt ein jedes Kind und kauft mich ohne Geld.

Das Feuer.

Kein Menſch auf dieſer Welt kann meiner lang' entbehren,
Doch kann ich Jedermann verderben und gefähren
Ich eſſe, was man mir giebt, ohne großen Dank,
Und ſterbe, wenn man mich will zwingen zum Getrank.

Johann Klaj.

Macht der Liebe[1]).

Wie lebt doch der bei Menſchen auf der Erden,
Der Niemand liebt und nicht geliebt will werden?
Dies Ganze hier, Gott, Thiere, Kräuter, Stein,
Das ſoll und muß der Liebe dienſtbar ſein.

Den lieben Gott hat Lieben hoch bewogen,
Daß er gewölbt die blauen Himmelsbogen,
Und aufgeführt der runden Erden Zelt,
Auf welcher lebt der Menſch, die kleine Welt.

Von oben her liebäugelt in die Ferne
Und lacht uns an das blanke Heer der Sterne,
Der Sonne Rad wirft ſein goldgüldnes Licht
Auf Cynthien, der lieben, Angeſicht.

---

[1]) Aus einem größern Wettgeſang von Strefon und Clajus. Der größte Theil des hier Gegebenen iſt von dem letztern.

Das wilde Wild, die ungezähmten Schaaren,
In heißer Brunſt verliebt, ſich freundlich paaren.
Je mehr der Fiſch durch tiefe Fluthen [2]) ſchwimmt,
Je mehr in ihm das Liebesfeuer glimmt.

Die Taube ſucht im Schnäbeln ihr Vergnügen,
Weiß ſtreichelnd fein die Flügel anzubiegen,
Liebt ohne Scheu in keuſcher Ehezucht,
Und koſtet oft die zuckerſüße Frucht.

Aus Liebespein geſellen [3]) ſich die Steine,
Umarmen ſich die hochbegrünten Haine.
Der Weinſtock drückt den Nüſtbaum an die Bruſt,
Die Sonnenblum' erfreuet Phöbus Luſt.

Ihr Lieb, wann es von Oſt in Weſten fähret,
Begleitet ſie, kein Auge nicht verkehret.
Wann es im Meer des Salzes Schlaftrunk trinkt,
Entſchläft ſie auch, ihr gelbes Haupt das ſinkt.

---

[2]) Teuffen. — [3]) beſchwängern.

Es lieben auch die Bergſäft' und Metallen,
Sie färben ſich einander zu Gefallen.
Magnet der liebt den Stahl, des Eiſens Kern,
Zeucht ihn an ſich, durch ſtumme Kraft, von fern.

Der ſchöne Menſch, wie ſoll doch der nicht lieben?
Wie wird er nicht zum Lieben angetrieben?
Wie göttlich iſt geſchmückt der Seele Haus!
Die Liebe blitzt aus beiden Fenſtern aus.

Gleichwie ein Licht dem andern Licht kann geben,
So hat die Lieb' von Gegenliebe Leben.
Herz gegen Herz in keuſcher Lieb' entzündt
Liebt täglich mehr und neue Luſt gewinnt.

So lang' die Sonn', die Lenkerin *) der Erden,
Die Welt umreiſt mit neugeſpannten Pferden,
So lang' die Nacht, die Träumerin, uns ſchreckt,
Und ihren Saal mit Sternenſaat bedeckt:

---

*) Der Wagenherr.

70

So lang' der Stein des Eiſens Laſt wird heben,
Die Ulme liebt die ſorgenloſen Reben,
So lang' der Menſch hier liebet auf der Welt,
Ja, bis einmal die Welt in Haufen fällt.

Friedenslieder.

I. Allgemeines Danklied.

Du haſt, o Herr, dein Volk geliebt,
Und was dich etwa hat betrübt,
Todt laſſen ſein und ſchlafen.
Du haſt die Miſſethat verdeckt,
Die deines Zornes Glut erweckt,
Gemindert alle Strafen.
Strafen
Schlafen;
Dankt dem Herren,
Nah und ferren,
All ihr Frommen,
Daß der liebe Friede kommen.

Wo Friede wohnt in einem Land,
Da grünet der Regenten Stand
Wie Laub und Gras im Lenzen
Die Jungfrau, die die Wage trägt.

Die Frommen ſchützt, die Böſen ſchlägt,
Befriediget die Gränzen.
Gränzen,
Glänzen,
Sich befleißen,
Schön zu gleißen,
Dörfer, Flecken,
Schlafen ſonder Furcht und Schrecken.

Nun 1) wird Fried' und Gerechtigkeit
Sich freundlich küſſen weit und breit,
Nach aller Luſt und Wonne.
Gerechtigkeit vom Himmel ſchaut,
Der Fried' das Erdenhaus bebaut
In ſegenreicher Sonne.
Sonne,
Wonne,
All und jede
Singen: Friede,
Sei willkommen!
Gott, willkommen allen Frommen!

11. Die Pegnitzſchäfer [1])

Des Menſchen Glieder insgemein
Beiſammen ſtets in Frieden ſein;
Das Haupt zankt nimmer mit den Füßen,
Sagt gar nicht: Ich kann euer miſſen.
Kein Auge zu der Hand nicht ſpricht:
Geh hin, geh hin, ich brauch' dich nicht [2]).
Der ganze Leib ſich ganz nicht ſpaltet,
Ein Glied das andre Glied verwaltet,
Bis ſie der grimme Tod zertrennt,
Da keines mehr das andre kennt.
Der Rüſtbaum ſich zum Weinſtock bieget,
Der Stock zum Pfirſichbaum ſich füget,
Krieg iſt der Raben Eigenthum,
Fried' iſt der Schwäne Luſt und Ruhm.
Nun ſinget freudig, liebe Hirten,
Und ſpringet grünbekränzt mit Myrten!
In Frieden tiſcht der Lämmer Heerd' [3]),
Kein Wolf bringt ihnen noch Gefährd'

---

[1]) Einige Verſe ſind geſtrichen. — [2]) Ich darf Dein nicht
[3]) . . . Die Lämmerheerd.
Kein Wolf den andern Wolf gefährt.

Dem der da wohnt in Nordens Fluten,
Dem der da hauſt in Weſtens Gluten [4]),
Hat ſich der Friede ſchön vereint,
Weil beiden eine Sonne ſcheint [5]);
Dem hohen Himmel ſei nun Ehre!
Der Fried' des Menſchen Haus ernähre!
Das was der Friedfürſt hat gethan,
Gefällt dem Feldmann um und an.
Ihr Hirten, klopfet in die Hände!
Gott Lob! Das Kriegen hat ein Ende.

III. Die Bergleute

Glück auf, du ſilberreiches Land!
Du Mutter der Metallen!
Du biſt der weiten Welt bekannt
Durch Ausbeut', die gefallen.
Wohlauf, der Friede wird gemacht!
Die Wunſchruth zeigt den Tagesſchacht.

[4]) Flut. Glut. Wegen veränderter Stellung.
[5]) vereinet. ſcheinet. Aus gleichem Grunde

Glück auf! Das klare Silber blickt!
Die Anblick' uns beſtärken.
Glück auf! Euch auf die Zechen ſchickt,
Kommt, bauet, ihr Gewerken!
Zieht eure Grubenkleider an,
Und folgt dem Oberſteigermann.

Kein einz'ger [1]) Fuß wird uns entgehn,
Obgleich die Fahrt befeuchtet.
Wir können kühn und ſtandhaft ſtehn,
Das Grubenlicht uns leuchtet.
Glück auf, Glück auf! wir fahren ein,
Gut Erz wird unſre Beute ſein.

[1]) einig.

An einen Springbrunnen [1].

Hellglänzendes Silber, mit welchem ſich gatten
Der äſtigen Linden weitſtreifende Schatten,
Deine ſanft kühlende ruhige Luſt [2])
Iſt jedem bewußt.

Es liſpeln und wiſpeln die ſchlüpfrigen Bronnen [3]),
Von ihnen iſt dieſe Begrünung geronnen [4]).
Sie ſchauern, betrauern und fürchten bereit
Die ſchneeige [5]) Zeit.

---

1) Eine Strophe iſt geſtrichen.
2) Deine ſanftkühlend geruhige Luſt. — 3) Brunnen.
4) gerunnen. — 5) ſchneyichte.

Sigmund von Birken.

Schäfers Klage[1].

Wie wird mir nun geſchehen,
Da ich dich laſſen muß,
Und dich nicht mehr ſoll ſehen?
Ach, bittrer Scheidegruß[2]!
Du reißeſt dich von mir,
O Hirtin, meine Zier!
Ich möcht' in Angſt vergehen —
Der Tod mich trennt von dir!

Ihr Gräslein, helft mir klagen,
Ihr Wäslein allzumal,
Die ihr ſie oft getragen
Hier in dem Pegnitzthal.

---

[1] Mehrere Strophen ſind geſtrichen. — [2] Scheideverdruß

Ihr ſeht mich jetzt allein
Und traurig treten ein
Mich dünkt, ich hör' euch fragen
Wo mag die Seine ſein?

Wie wird mir doch geſchehen,
Wenn ich ſie nimmer werd',
Wo ich ſie ſahe, ſehen
Spaziren um die Heerd'?
Wenn ſie nicht mehr im Gras
Wird ſitzen, wo ſie ſaß?
Vor Leid werd' ich vergehen,
Von Weinen werden naß.

Der Bach, von meinen Zähren
Vermehrt und trüb' gemacht,
Wird auch mein Weinen mehren,
Und was ich vorgebracht,
Den bittern Scheidegruß 2),
Wird er in ſchnellem Schuß
Nachliſpelnd laſſen hören
Und tragen in den Fluß.

Ihr, die ihr ſonſt geſprungen,
Wenn meine Margaris
Zur Tafel euch geſungen,
Das Grasmahl machte ſüß,
Es wird euch keine Weid'
Wohl ſchmecken mehr vor Leid.
Wo Lieder ſonſt erklungen,
Wird heulen Traurigkeit.

Ach, mir wird weh' geſchehen.
Fahr' hin, verwich'ne Freud'!
Komm an, mich blaß zu ſehen!
Du kömmſt, du ſchwarzes Leid!
Willkommen, Angſt und Pein!
Ich mag nicht fröhlich ſein.
Mein Licht mußt' untergehen,
Drum, Nacht, brich du herein!

Floramor oder Tauſendſchön

Wann die Nymphen ſich ergetzen,
Und ſie etwan in dem Hetzen
Eines Dornes Stachel ritzt:
Wo der Ritz ſich hin ergoſſen,
Macht er Floramoren ſproſſen,
Blutes Purpur auf ſie ſpritzt.

Jene mag die [1]) Meerſchneck' mahlen,
Die zu Hof in Purpur prahlen,
Die ein prächtig [2]) Elend ziert:
Schöner ſind die Tauſendſchönen,
Die uns hier mit Freiheit krönen,
Wo man fromme Heerden führt.

1) der, d. h. Purpur mag jene mahlen. — 2) prächtiges

83

Amarante, Liebesblüthe!
Blumen liebe ich und biete [1])
Ehre vor den andern dir.
Du den Blumhold *) ehre wieder.
Stehe, wann ich liege nieder,
Dort um meine Grabesthür.

---

[1]) Amarante, Blum der Liebe,
Blumen liebe ich und gibe —

*) Floridan, Birken's Schäfername.

Friedenslied [1].

Nun, ſo biſt du endlich kommen,
O du langgewünſchter Tag,
Der uns alles Leid benommen
Und geendet unſre Plag'!
Tauſend Seelen mit Verlangen
Hofften tauſend Tag' auf dich.
Nun du uns biſt aufgegangen,
Enden alle Nächte ſich.

Theurer Tag, der Tage Sonne,
Zeitenkrone, [2] Freund der Welt,
Feind der Unruh', Länderwonne,
Du durchſtrahlſt [3] der Erden Zelt!
Und [4] es werden treue Seelen
Von dir heute fangen an
Jahre neuer Ruh' zu zählen,
Die uns hoch beglücken kann.

---

[1] Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.
[2] Kron der Zeiten. — [3] erleuchtſt. — [4] Nun

Du machſt unſre Zeiten lachen,
Alles Weinen geht zu Grab:
Treue, Freud' und Fried' erwachen,
Weil die Waffen ziehen ab.
Mache feſt das Band der Liebe 5),
Das nicht reiß' in Ewigkeit!
Gott, uns ſtäten Frieden giebe
Nach dem langen Kriegesleid!

Laß ihn immer grünend bleiben 6),
Dieſen neuen Friedenszweig,
Laß ihn Blüth' und Wurzeln treiben,
Daß er uns viel Früchte zeig'!
Unſre Schuld mit Gnad' anſchaue,
Daß die Axt in deiner Hand
Ihn im Zorn uns nicht abhaue,
Und der Streit erſteh' im Land! 7),

---

5) Aus einer andern Strophe, wo die Verbindung iſt:
In ein feſtes Band der Liebe ꝛc.

6) Nun, o Himmel, laß bekleiben.

7) Unfried bleib nicht mehr im Land.

Beſtändigkeit.

Feige Sinnen weiche ſind,
Weichen, wie von jedem Wind
Wird ein Wetterhahn gedrehet.
Großer Muth ſteht unverwandt,
Feſt gegründet auf Beſtand,
Den kein Nordenſturm umwehet.

Laß die Wellen brauſen her,
Laß die Winde ſauſen ſehr,
Laß den heißen Mittag ſtechen:
Unglück, Noth und Ungemach,
Selbſt der Tod iſt viel zu ſchwach,
Einen feſten Muth zu brechen.

Wer den Dank erlaufen will,
Muß durchaus nicht halten ſtill,
Bis er hat das Ziel erreichet.
Kämpfen bringet keine Kron',
Wenn man eher läßt davon,
Als der Feind bezwungen weichet.

Durch Beſtand die Tugend wird
In Vollkommenheit geführt,
Eingepflanzt in das Gemüthe,
Daß der Wille nichts mehr [1]) will,
Als was dem Verſtand gefiel,
Tugend wallet im Geblüte.

Endlich doch behält Beſtand
Wohl vergnügt die Oberhand,
Siehet ſeine Sorgenwende.
Laß denn nichts dich [2]) führen ab,
Denk', daß nur Belohnung hat
Wer beharret bis an's Ende.

[1]) nichtes. — [2]) Laß dich nichtes führen ab.

Gleichmuth.

O wie wohl iſt der daran,
Der da kann
Sich begeiſtern,
Seine Feindin Sorge 1) meiſtern,
Iſt bei Glücke trotzig nicht,
Zag im Leiden,
Der behält in Leid und Freuden
Ein Geſicht!

Lacht das Glück, er denkt bei ſich:
Hüte dich!
Sonnenſcheinen
Kehrt ſich bald in Regenweinen.

---

1) Seinen Feind, die Sorgen.

Heute da auf ſtillem Meer
Schiffe laufen,
Morgen ſieht man ſie erſaufen
Ungefähr.

Tobt das Glück, ihn trifft es nit
Sein Gemüth
Felſengleiche
Weichet nie, wird niemals weiche.
Er ſitzt allzeit klippenfeſt,
Ob das Sauſen,
Ob das tolle Nordenbrauſen
Auf ihn bläſt.

Laß den Fels beſtürmen ſehr
Wind und Meer.
Sturm und Wellen
Müſſen ſtets zurücke prellen
Es ſteht ſeiner Wurzeln Erz
Unverletzet:
Nur ſein Außen wird benetzet,
Nicht das Herz

90

Tugend iſt das rechte Glück,
Das zurück
Nimmer weichet,
Glück und Unglück wohl abgleichet
Großmuth ſich 2) ſelbſt Alles iſt.
Wohnet innen,
Macht, daß du mit Stand der Sinnen
Glücklich biſt.

---

2) ihr.

Morgenandacht.

Friſch auf, mein Sinn, ermuntre dich,
Weil dort die Morgenſonne ſich
Zeigt auf vergüld'tem Hügel.
Es hüpfet ob den Büſchen umm,
Und ſinget Gott mit krauſer Stimme
Das leichte Luftgeflügel.
Schläfer, Schäfer,
Sind gefliſſen,
Zu begrüßen
Trift und Auen,
Dir und ihnen ſich zu trauen.

Dir, dir, dir hier, o Gott, ſtimmt an,
Was ſchwebt, was webt, was beben kann,
Ein Loblied deiner Güte.
Auch mich ſoll nichts beſchämen nicht,

Daß ich vergeſſe meine Pflicht
Und dankbares Gemüthe.
 Höre, mehre
 Dies Erklingen,
 Laß mein Singen,
 Dich jetzt preiſen,
 Und dir Ruhm und Ehr' erweiſen

 Das Leid der Nacht iſt überhin
Wer macht, daß ich entkommen bin
Aus tauſendfachen Stricken?
Da mich umfing des Todes Bild,
War deine Hand mein ſtarker Schild,
Dein Schutz wollt' mich beglücken.
 Pfeilen, Seilen
 Böſer Leute,
 Die zur Beute
 Mich erwählet,
 Hat ihr Werk der Nacht gefehlet

 Du Held und Hüter unſrer Wacht,
Der du nicht ſchläfeſt in der Nacht,

Dein Gnadenaug' bleib' offen;
Beug' ferner allem Unfall für,
Und öffne meines Herzens Thür
Zu feſt gefaßtem Hoffen.
Ende, wende
Meine Schmerzen
In dem Herzen
Ob den Sünden,
Laß mich deine Gnad' empfinden.

Pilgerlied[1].

Ziehet hin! ſpricht zu den Seelen,
Der dem Adam Odem gab.
Geht, ihr Kinder, in die Hölen,
Die ich euch gebauet hab'.
Wandert hin! Kommt wieder her!
Sucht durch Elend Sternenehr'!

Unſer Gaſthaus iſt die Erde,
Sie iſt unſre Heimath nicht.
Unſer Wallen voll Beſchwerde
Nach dem Himmel iſt gericht'.
Für uns iſt kein Bleiben hier,
Jene Wohnſtatt ſuchen wir.

---

[1] Zuſammengezogen.

Uns ſchützt wider Sonn' und Regen
Gottes Hand, der Pilgerhut,
Und der Stab auf unſern Wegen
Iſt ſein Wort, ſo Hülfe thut.
Der macht unſern Tritt gewiß
In dem Thal der Finſterniß.

Sorgen, Sünden, die uns drücken,
Unſre Wanderbündel ſind,
Bis das Reiſeziel den Rücken
Von der ſchweren Laſt entbind'.
Wann ſich endet unſer Lauf,
Schlafen wir dann ſanft darauf.

96.

Gott und Alles[1].

An meinem Gott ich hange,
Ihn halt' ich, der mich hält.
Nach nichts mich ſonſt verlange!
Iſt Alles ſchnöde Welt.
Wer will, an ihr ſich labe,
Such' Luſt und finde Leid.
Herr, wenn ich dich nur habe,
Ach, das iſt meine Freud'!

Gott lieben iſt mein Leben:
An ihm ich bleibe grün
Und ſaftig, gleich der Reben[2].
Bin dürr und todt ohn' ihn.
Von ihm kommt alle Gabe,
So zieret mein Gemüth.
Herr, wenn ich dich nur habe,
Mein Herz von Tugend blüht.

---

[1] Einige Strophen ſind geſtrichen. — [2] Als ein Reben.

Es brennet, Gott zu loben,
Mein Herz in Andachtsglut.
Ich ſuche das, was oben,
Das macht mich wohlgemuth.
Dies ſei es, was mich labe,
Wenn ich dich jede Stund',
Herr, wenn ich dich nur habe
Im Herzen und im Mund!

Ob mich die Dornen ſtechen,
Mein Glaub' vor Anker liegt;
Ich werd' noch Roſen brechen,
Die Hoffnung grünt und ſiegt.
Mein Elend ich begrabe
In ſeinen Vaterſchoß.
Herr, wenn ich dich nur habe,
So leb' ich ſorgenlos.

Sollt' auch der Leib verſchmachten,
So will ich himmelwärts
Aus dieſem Kerker trachten.
Es wird ein kurzer Schmerz

Mich fördern hin zum Grabe
Und enden alle Noth.
Herr, wenn ich dich nur habe,
Was frag' ich nach dem Tod?

So leb' ich, Gott ergeben,
Und ſterb' auf ſeine Gnad'.
Den Himmel und das Leben
Hat ewig, der Gott hat.
Den Leib ſend' ich zu Grabe,
Die Seel' in ſeine Hut.
Herr, wenn ich dich nur habe,
So hab' ich alles Gut.

Leben Tod, Tod Leben [1]).

Nur ein Tod iſt dieſes Leben,
Nichts als eine Grabesbahn.
Wann zu leben wir anheben,
Fahen wir zu ſterben an.
Unſer Tod iſt jede Noth,
Die uns wünſchen macht den Tod.
Von des Leibes Knochenwagen
Wird die Seele fortgetragen.

Tod, du giebſt das rechte Leben,
Dies hier iſt der wahre Tod.
Himmelauf, dahin wir ſtreben,
Helſt du uns, du lieber Both'!
Den du führeſt bald zur Ruh',
Deſſen beſter Freund biſt du.
Schneller Tod iſt kein Verderben,
Gottgeliebte fertig ſterben.

---

[1]) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

Chriſten wie der Phönix ſterben,
Werden lebend in dem Grab.
Wer im Sternenhaus will erben,
Muß die Erde legen ab.
Wann die Sonne eilt der Ruh'
In den Wintertagen zu,
Sie läßt nach dem Untergehen
In der andern Welt ſich ſehen.

Jeſus hier mit ſeinen Lieben
Aus dem todten Leben eilt,
Und mit ihnen, ohn' Verſchieben,
Seine Himmelsfreude theilt.
Fahre, ſpricht er, hin, mein Boot!
Führ' mir dieſe aus dem Tod!
Laßt den todten Leib verderben!
Hört er doch nur auf zu ſterben.

Andreas Scultetus.

Oeſterliche Triumphpoſaune 1).

Laß, Zebaoth, in mir das kalte Herze brennen!
Dich, Herr, kann ohne dich kein Muttermenſch erkennen.
Du pfropfeſt in die Bruſt der Sinnen Wunderkraft,
Die uns zu Menſchen macht; du pflanzeſt Wiſſenſchaft,
Die uns in Götter kehrt. Ich nähre ſchlechte Gaben,
Doch mein Vermögen iſt, Vermögen wollen haben.
Trägt meine Sinngeburt *) nur keinen Spott davon,
So ſchätz' ich mich berühmt. Des Welterleuchters Thron,
Sein Antlitz von Smaragd, ſein goldgeſchmückter 2) Wagen,
Der ohne vierzig faſt von viermal hundert Tagen **)

---

1) Mit mehreren Auslaſſungen, die durch Gedankenſtrichlinien angedeutet ſind. — 2) goldbeheftet.

*) So nennt er ſein Gedicht.

**) D. h. in wenig mehr als dreihundert und ſechzig Tagen.

Herum getrieben wird, ſein ſtrahlumzirktes Licht
Verſchmäht den Mittelpunkt, ihn auszuwirken [*]), nicht,
Zeucht Waſſer auch empor: ſo brechen ſchlechte Leute
Zu Zeiten auch heraus. Wohl gut! ſo höre heute
See, Himmel, Erd' und Luft, was immer hören kann,
Das höre mich geneigt, mich Oſterſänger an.

Du Marſchall dieſer Welt, du König aller Strahlen,
Die das gewölbte Haus, den Himmel, übermalen,
Du großer Jahrwirth du, von jener erſten Zeit,
Da dir das A und O, der Herr von Ewigkeit,
Den Zirkel eingeräumt, nach jenen Waſſerwogen,
Die mit ergrimmter Macht das Erdreich überzogen,
Da über die Natur Neptunus ſich erhub,
Und, was ſich regt, geſammt, die Erde ſelbſt begrub:
Da Alles Waſſer war, ſowohl in hohen Lüften,
Die ſelbſt der Luft bedurft [**]), als in den tiefſten Klüften,

---

[*]) D. h. durcharbeiten, ausknäten. Der Mittelpunkt iſt die Erde.

[**]) Wegen des lufterſtickenden Waſſerſchwalls.

Wohin das Hohe fiel, nach dieſer Waſſerfluth
Haſt du, Hyperion, kein ſolches großes Gut,
Als heute, ſehn entſtehn. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — —Der Held, der Helden Held,
Jehovah, unſer Arzt, erlangt allein das Feld [3])
Auf dieſen Oſtertag. Wer hat ſich je gefunden,
Der aller Feinde Feind auf einmal überwunden?
Er ſchleudert durch den Tod den Tod zu Boden hin,
Und ſetzt uns Sterbliche für Mangel in Gewinn,
In Unſchuld für die Schuld. Er kommet auf die Erde,
Damit ich Sündenknecht [4]) ein Himmelsbürger werde.
Er wird ein Menſchenkind, und führt, was Menſchen ſein,
In aller Engel Burg zu Gottes Kindern ein.
O Sanftmuth ohne Grund! Wie oft ich das Geſchenke,
Sein Leben, ſeinen Tod, mit der Vernunft bedenke,
So ſtirbt mir die Vernunft. Er hat ſo viel gethan,
Daß keine Wunde mehr im Körper haften kann.

---

[3]) Erlanget bloß das Feld. D. h. trägt allein den Sieg davon. — [4]) Sündenaas.

Auf heute giebt er uns, der Eumeninnen Sklaven *),
Uns wiederum zu Theil. Er langet an den Hafen,
Und, wie er unſer war in ſeiner Schmach und Pein,
So räumt er im Triumph ſich uns zu eigen ein,
Der milde Jakobsſtern. — — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — Der todverſuchte Kämpfer
Des faulen Erebus unübermannter Dämpfer,
Verklärt ſich im Triumph. Die Werkſtatt dieſer Welt
Staffiert ſich ſtattlich aus, und nimmt, als ein Gezelt,
Den Siegesherzog auf. Der Erden Luſtgehege
Beſetzt ihm um und um mit Blumen ſeine Wege.
Violen ſchießen auf, und geben, auf den Schlag **)
Der Telamonerfrucht, mit Blättern an den Tag,
Wie viel er Wunden führt. Des Rindes lange Mühen ***),

---

*) D. h. der Eumeniden, der Rachegöttinnen. Aus Eumenis iſt die deutſche Endung Eumenin gebildet und davon die Mehrheit Eumeninnen.

**) D. h. nach Art und Weiſe jener aus dem Blute des telamoniſchen Ajax erwachſenen Purpurblume.

***) So nennt der Dichter die Aecker.

Die Aecker hegen Streit, wer meiſtens könne blühen,
Den Feſttag zu begehn. Der Cypernblume bloß,
Weil ihre Mutter [5]) ihm das zarte Haupt verſchloß,
Behaget halb und halb ſich ſchamroth zu verſtecken,
Und anderwärts zur Gunſt den Zierrath aufzudecken.
Der andern Kräuter Reſt, ſo keinen Namen hat,
Stand überall bereit, wohin er tröſtlich trat,
Und ſchienen allzumal, als hätten ſie gebeten,
Ihr Herrſcher wolle ſie zu Ehren niedertreten.

— — — — — — — — — —

Ein ſtiller Zephyrus, der Lieblichkeiten Kind,
Fleugt allerwegen aus, und fodert von den Seen
Auf ein Geſangturnier des Flügelvolks Armeen.
Als jedermann erſcheint, ſo ſchickt die Nachtigall,
Das Orgelwerk, ſo lebt, den tauſendfachen Schall,

— — — — — — — — — —

Auf einmal angewandt. Der Vogelpöbel ſummt,
Auf ihren Mund ergrimmt, das meiſte Theil verſtummt.

— — — — — — — — — —

Die Lerche ſchweift allein bis an der Wolken Port

---

5) Als welcher Mutter. Es iſt die Roſe, welche ſich verſtecken möchte, weil ihre Mutter, die Dornenhecke, ihm das Haupt mit dem Schmerzenskranze umſchloß.

Und ſingt ihr Tirili mit lauter Kreiſen fort [6])
In Augen iſt ſie nicht, nur immer in den Ohren,
Den Vorzug giebt ſie zwar, die Ehre nicht verloren

— — — — — — — — — —

Und du [7]) beſtirne dich, du blaues Silberdach,
Beperle deinen Sand, du Sonnenſchlafgemach, *),
Beweſte **), Juno, dich, beblumet euch, ihr Auen,
Laßt euren Ueberfluß in allen Gütern ſchauen!
Noch wird euch an Geſtalt, der heute triumphirt,
Weit überlegen ſein. Das Haupt iſt balſamirt
Mit Tropfen früher Luft, die gelben Locken fliegen,
Vor deren [8]) Schwenken ſich die leichten Winde biegen;
Die Augen flammen Gunſt; die Wangen feuern ganz,
Und ſähen [9]), wie Rubin und Chryſoliten, Glanz

---

[6]) Aus folgenden 4 Verſen zuſammengezogen:
Die Lerche bittet bloß, ihr Tiretireliren
Der Augenkünſtlerin hernach zu practiciren,
Und ſchweifet trotziglich bis an der Wolken Port
Auf allerhand Manier mit lauter Kreiſen fort.

[7]) Jedoch. — [8]) Welcher. — [9]) ſämen.

*) D. h. das Meer.

**) Verſieh dich mit Weſtwinden. Wahrſcheinlich nimmt der Dichter die Juno in der Bedeutung der unteren Luft.

Die Bruſt, der andre Leib ſind alabaſterfarben,
Die Striemen leuchten durch; wie viel gepreßte Narben,
So viel Geſtirne ſtehn; er brennet ganz und gar,
Durchſichtig, himmelrein, ermuntert, ſonnenklar.
Die Blöße ziert ihn aus, der Glanz beſteht zum Kleide**),
Doch trägt er gleich ſowohl ein köſtliches Geſchmeide,
Der Unſchuld weißen Rock. Sein Leib zwar rühmt ſich nicht
Der Uebermenſchlichkeit; des Leibes Oſterlicht
Iſt göttlicher Natur 10). Ich bebe, um zu ſagen,
Was Einer um ihn her für ungeheure Plagen
Gefangen wandern ſieht, die Mißgunſt, Sterblichkeit,
Geſetze, falſchen Wahn, Verdammniß, Krieg und Streit.

— — — — — — — — — —

Der Apameer Bel, der Moabiter Cham,
Und den der Syrer ſich 11) mit Namen Adad nahm,
Der Moloch, andre mehr, ſind allzumal gebunden,

---

10) göttlich genaturt. — 11) ihm.

*) D. h. der Glanz gerinnt und erſtarrt zu einem Kleide.

Der Delpher Weltprophet beklagt ſich überwunden.

— — — — — — — — — —

Die Opfer hemmt man auch. Er, Tempel und Altar,
Er, welcher Opfer ſelbſt und Hoherprieſter war,
Hält über ſie Triumph. Die Engel dichten Lieder,
Und ſchwingen über ihm ſich luſtig auf und nieder.
Du, freies Menſchenkind, fall' ihm nur zu den Füßen![12]
Denn anders darfſt du jetzt nicht deine Laſter büßen.
Die Güte fleußt umſonſt, nimm ſie umſonſt nur an,
Denn Keiner, welcher glaubt, hat dies umſonſt gethan.

So ſei mir nun gegrüßt, du Gott, du Menſchenſchlichter *),
Du Weg, du Kompaß du, mein Beiſtand und mein Richter[13],

---

[12] Dir freies Menſchenkind gehört ein ſolcher Ton,
Jehovah hat den Sieg, den Nutzen du davon,
Ich beuge deine Knie, fall ihm nur zu den Füßen.

[13] Du Weg, du mein Kompaß, du Beiſtand, du mein Richter.

*) D. h. der du das Gericht Gottes über die Sünden der Menſchen ſchlichteſt.

Mein Nordſtern, mein Gewinn! O wende dich zu mir!
Ich wende mich durch mich ſonſt nimmermehr zu dir.
O reiß mir aus der Bruſt der Büberei Geniſte!
Mein Bruder, ſei nicht weit, ach, Bruder, Bruder Chriſte!
Ein Engel iſt vor dir nur Diener bloß allein:
Mehr freu' ich mich, ein Menſch, als Gabriel, zu ſein.

Auf den Namenstag des Kaiſerlichen Rechnungsrathes, Balthaſar Zoſſel [1]).

Der Unterhimmel wird mit Nebel überdeckt,
Mit Donner, Blitz und Rauch erſchrecklich angeſteckt.
Auf Erden kömmt zuſammen
Der Winde leichter Lauf;
Die abgeworfnen Flammen
Fängt jeder Abgrund auf.

Der Oberhimmel geht in ſeiner Silberpracht,
Dahin ſich ewig auch nicht eine Wolke macht,
Er ruhet frei von Winden,
Vor ſich, ſtets ungewandt;
Da iſt ſonſt nichts zu finden,
Als lieblicher Beſtand.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen

So, weil die grimme Glut, die Mars hat angelegt,
Auch über unſer Haupt mit Macht zuſammenſchlägt,
Muß mancher Geiſt der Erden
Des ſchnellen Todes ſein;
Wer größer können werden,
Dem jagt ſie Schrecken ein.

Der höchſte Himmelsgeiſt ſieht ſolchem Jammer zu,
Schlägt Angſt und Kummer aus, hat bei dem Kriege Ruh'.
Er läßt ſich nicht verkehren,
Wenn Alles kracht 2) und bricht,
Und weiß ſich feſt 3) zu wehren,
Sein Herze wanket nicht.

Herr Zoffel, euer Sinn geht dieſer Vielen für,
Und glänzt, dem Meiſter gleich, iſt Aller werthe Zier.
Ihr habt bei jungen Jahren,
Da Manche müßig gehn,
Den rechten Griff erfahren,
Wie Noth ſei auszuſtehn.

2) knackt. — 3) ſteif

Wenn Einer etwas ſchon bei junger Zeit gethan,
So kömmt ihm dies hernach im Alter leichter an
Im Kriege ward empfunden,
Wie wohl ihr mit der Hand
Vor Schlägen Rath gefunden,
Doch beſſer durch Verſtand.

Da habt ihr freien Weg zur Tugend euch gemacht,
Zu welchem Manchen kaum ein grauer Kopf gebracht.
Man ſah euch thätig lehren
Am Kleinen, daß ihr werth
Des größten Standes Ehren,
Die auch zu euch gekehrt.

Ihr tragt mit großer Luſt die ehrenwerthe Laſt,
Dieweil ihr mit Geduld und Kräften wohl gefaßt.
Euch hat das Joch erwecket
Und an das Licht gebracht,
Das andre Leute ſchrecket
Und allzu müde macht.

Der Wille machet euch, was ſchwer iſt, leicht und
ſchlecht,
Durch ihn wird alles Thun verrichtet wohl und recht.
Wie, wenn ein Vogel zittert
Und ſich dem Leim entſchlägt,
Er ſich doch ganz zerſplittert
Und in die Federn legt:

So, wer die Sorge fleucht, dem wird die Bürde
ſchwer,
Wer aber willig trägt, der geht darunter leer.
Wohlan, ihr habt den Sorgen,
Rathſchlägen unterthan,
Vom Abend bis zum Morgen
Bisher ihr Recht gethan.

Jetzt ſchlagt des Amtes Laſt und andern Kummer aus!
Heut iſt ein Ehrentag, erfreuet euer Haus.
Wer immer ihm ergeben,
Dem Amte ſtehet für,
Der mag auch luſtig leben
Bisweilen nach Gebühr.

Muß unſer ſchnöder Leib zur Ruhſtatt täglich gehn,
So laßt den müden Geiſt auch einmal ruhig ſtehn *)
Wir leben nicht auf Erden,
Daß wir durch Müh' und Pein,
Die nicht gebrochen werden,
Am Leben Mörder ſein.

*) Doch eines ruhig ſtehn.

Juſtus Georg Schottel.

Aus Germania's Todesklage.

Ihr Deutſchen, in der Welt ihr höchſtberühmten Helde,
Eur felſenſtarkes Heer, wenn es hielt in dem Felde,
Umgoſſen von Metall, umſchienen 1) von dem Blitz
Der Lanzen, von dem Zorn und Löwenmuth erhitzt,
Da floh der Gallier, der Spanier nach dem 2) Iber,
Der kurze Römermann lief rückwärts nach der Tiber,
Der Türke voller Trutz, der ſtarke Sarazen
Lief hundert Meilen weg, ſobald er euch geſehn.
Streitbar und tugendfeſt ſeid ihr, und von den Alten
Für die Beſtändigſten und Treueſten gehalten.
Ihr ſeid Europens Kraft, der Türken Gegentrutz,
Die Seele alles Heers, der Potentaten Schutz.
Wenn von der Erden man den Glauben würd' austreiben,

---

1) umbſcheinet. — 2) der.

So ſoll er doch bei euch, ihr Deutſchen, feſt verbleiben.
Doch, ach, was ſage ich? Ihr müſſet ſchier mit mir
Im Zweifel ſtehn an dem, was ich [3]) geſaget hier.
Wenn Gott ließ' auferſtehn [4]) die alten deutſchen Helden,
Die Cäſar, Tacitus und andre Römer [5]) melden,
Sie würden all' in mir in großer Irre gehn,
Ja in dem deutſchen Land nach Deutſchen ſich umſehn [6]).
Die Sternen in der Luft, den großen Himmelswagen,
Der Berg' und Wälder Strich, woraus die Klippen ragen
Bei vielen Hunderten, und in die Wolken gehn,
Die würden ſie, als ſtets erkenntlich, wiederſehn.
Soll dieſes Deutſchland ſein? ſo würden ſie wohl ſagen,
Das alte Vaterland, worinnen wir geſchlagen
Und donnergleich erlegt, wer nur kam über Rhein?
Hier iſt das Land ja nicht, es kann gewiß nicht ſein.
Es muß ſein Szytherland, der Tartaren Gebiete,
Ein Land voll Grimmigkeit, erfüllt mit Höllenwüthe.

---

[3]) iſt. — [4]) eins aufſtehn. — [5]) viele Neure.
[6]) Ja im Teutſchlande oft nach Teutſchen ꝛc.

Es iſt die Barbarei, da wilde Drachen ſein,
So ſpeien Feuer, daß [7]) ſie ſelbſt ſich äſchern ein.
Nein, es muß Deutſchland ſein. Die Sternen uns nicht trügen,
Der Rhein, die [8]) Elb' iſt hie, die Luft ſelbſt kann nicht lügen,
Der blauſchwarz dicke Harz. Schaut, hier iſt noch der Ort,
Da Varus biß in's Gras, die Donau läuft noch dort.
Es iſt das Land, da wir geboren und erzogen,
Und mit der erſten Milch die Tugendluſt geſogen.
Es wird ohn' Zweifel ſein von Grund auf umgekehrt,
Wir ſehen's überall verödet und verheert.
Der Gallier Geſind' das ſehen wir bei Haufen;
Dort tritt ein Welſcher her; ſchau, wie ſo herriſch laufen
Die Spanier recht aus Trutz; hier zieht ein Schotte an;
Ein Schwede und ein Finn' ſteht dort beim Engelsmann *).
Die Plätze durch und durch ſind feindlich ſtark beſetzet,
Die Fürſten unter ſich verwirret und verhetzet.

---

7) Feur, auf daß. — 8) und.

*) Engländer.

Das Unglück herrſchet hier; die falſchheitvolle Treu',
Die herzenloſe Gunſt wächſt hier in Deutſchland neu
Ein Unſtern böſer Art muß haben hier geleuchtet,
Ein giftigreicher Thau hat durch und durch befeuchtet
Dich, liebſtes Vaterland! Biſt du nun ſo veracht',
Erbettelſt Recht und Schutz vom Glück und fremder Macht?
So würden jetzt von mir die alten Deutſchen ſagen.
Was meint ihr aber wohl, wie würden ſie beklagen
Eur bruderloſes Herz, weil ihr es ſelber ſeid,
Die mir den Untergang anthun mit Herzeleid?
Ich bin elendiglich verſtümmelt und entgliedet,
Es iſt mein eignes Volk, das böſe Waffen ſchmiedet,
Zu tödten mich durch ſich; man nimmt mir Mark und Blut,
Und meint gleichwohl, es ſei mir zur Geſundheit gut [9]).
Von Rom, von Liſſabon, von Paris und von Londen,
Von Krakau, von Stockholm will man zu meinen Wunden
Mir holen Arzenei; man ſendet aber Gift,
Mit Lieb' und Haß beſchönt, das mich noch tödtlich trifft.
Ach, daß ihr Kinder wollt ſo laſtergierig bleiben,

---

[9]) Und meinet gleichwohl, es ſei zur Geſundheit gut

Eur werthes Vaterland aus eurem Lande treiben!
Ich bin es ja, die euch geboren und geſäugt [10]),
Die Ehre, Luſt und Lob euch überflüſſig zeigt.
Doch müßt nach Welſchland ihr, nach Spanien, Frankreich laufen,
Und für eur liebes Geld nur grobe Laſter kaufen.
Für den geſunden Leib und Herzensredlichkeit
Bringt ihr ein faules Fleiſch und leichtes Narrenkleid.
Seht, eure ſchönſte Sprach', ein Zeichen der Freiheiten,
Voll Pracht, voll Süſſigkeit, voll der Glückſeligkeiten,
Die jemals eine Sprach' gehabt hat in der Welt,
Wird ſo geſchändet und von euch hintangeſtellt.
Was redet der Franzos mit fließendem Gemenge?
Was prahlt der Spanier mit trotzigem Gepränge?
Was bellt der Engelsmann? Was ſingt [11]) der Welſche her?
Das iſt vermengtes Werk, ſind Baſtardkinder [12]) nur.
Doch wer was Fremdes kann mit halber Zungen lallen,
Der muß ſein hochgeehrt. Es kitzelt euch vor [13]) allen,
Wenn ihr aus Unverſtand die deutſche Zier beſchmiert,

---

10) Da ihr geboren und geſeugt.

11) ſagt. — 12) Hurenkinder. — 13) für.

Aufſuchend fremden[14]) Koth, und euch bei euch verliert.
Die ſchönſte Reinlichkeit der Sprache wird beflecket
Mit fremdem Bettelwerk, ja, ſchändlich wird zertrecket *)
Die eingepflanzte Art; der redet deutſch nicht recht,
Der den Allmodemann nicht in dem Buſen trägt.
Die Sprache, die da kann die Kron' Europens nehmen,
Die will man henkergleich zerſtückeln und verlähmen.
So hat man ihre Zier mit Flickerei durchlappt,
Und euer ekler Mund nach fremden Worten ſchnappt[15]).
Ach, ſchämet ihr euch nicht, ihr kindergleiche Affen,
Die ihr wollt gieriglich nach fremden Sünden gaffen,
Und gerne undeutſch ſein, eur Vaterland veracht',
Und habt in Deutſchland ein undeutſches Deutſchland bracht?

---

14) fremdes.

15) Und wer ſo ihre Zier mit Flickerey durchlarret,
Mit ekelvollem Maul nach fremden Worten ſchnarret.

*) aus einander gezerrt.

Adam Olearius.

Perſiſche und arabiſche Sprüche und Sinngedichte.

Motto.

Dies Buch wird dauernd [1]) ſein und an den Jahren kleben,
Nachdem mein Staub ſich hat an ſeinen Ort begeben.
Ich ſehe, daß mein Leib nicht bleibt, er muß dahin;
Drum will ich, daß man weiß, daß ich geweſen bin

---

1) daurhaft.

Weltbeſtimmung.

Dieſe Welt nicht immer ſtehet,
Sie und ihre Pracht vergehet.
Bruder, ſei dahin bedacht,
Daß dein Herz nur ſei geſtellt
Auf den, der uns dieſe Welt
Nur zur Herberg' hat gemacht.

Laß den Rücken, laß das Leben
Nicht an ihren [2]) Gütern kleben.
Sie hat Manchen angeſchnürt,
Erſt gemäſtet und ergötzt,
Aber leider doch zuletzt
Zu der Schlachtbank hingeführt.

Wenn die fromme reine [3]) Seele
Willig will aus ihrer Höle,

---

2) deſſen. — 3) fromm und reine.

So gilt es ihr eben viel [*]),
Ob man auf dem Throne ſtirbt
Oder in dem Koth verdirbt,
Sie erreichet doch ihr Ziel.

Qualität und Quantität.

Mehr iſt ein ſchlank arabiſch Pferd,
Als ein Stall voller Eſel werth.

Prüfe Jeden und verachte Keinen.

Wer weiß, was Einer kann, wenn er ſich nicht läßt hören,
Ob er ſei Scheltens werth, und ob er ſei zu ehren?
Denk' nicht, daß jeder Buſch, ob er ſchon klein, ſei leer:
Wie, wenn bisweilen auch ein Tiger drinnen wär'?

---

[*]) D. h. gleichviel.

Keine Wahl.

Es wird doch Niemand ſich der Eulen Schutz ergeben,
Ob auch ſchon in der Welt kein Adler ſollte leben.

Die Trägen.

Wenn Eines Schlaf viel mehr als Wachen Nutz kann geben,
Iſt deſſen Sterben auch viel beſſer als ſein Leben.

Wahre Freunde.

Wer kann in guten Tagen,
Wann uns das Glück iſt mild,
Und es zu Tiſche gilt,
Von rechter Liebe ſagen?

Daran man nicht recht kennet,
Ob Einer ſei mein Freund,
Und ob er's treulich meint,
Wenn er mich Bruder nennet.

Wenn's Glück einſt [1] von mir weichet,
So iſt mein rechter Freund,
Der's dann am beſten meint,
Und mir die Hände reichet.

Forſche dem Urſprunge nach!

Des ſchnellen Pfeiles Flucht vom Bogen zwar herrühret;
Ein Kluger ſieht doch an den, der den Bogen führet.

---

[1] eins.

Freiheit und Dienſtbarkeit

In der Freiheit ſein geſeſſen,
Und in Ruh' ſein Brot gegeſſen,
Beſſer, als im Dienſte ſtehen,
Und im güldnen Gürtel gehen.

Böſe Geſellſchaft

Wenn in ein ehrbar G'lag ein Ungeſchliffner kömmt 1),
Ihr *) Weſen und ihr Thun in ihrem Lauf er hemmt 2).
Wenn auch ein ganzer Teich voll Roſenwaſſer wär',
Und fiel' ein Hund hinein 3), wär's doch ſo werth nicht mehr.

---

1) kommet. — 2) hemmet. — 3) darein.

*) D. h. der Ehrbaren.

Scheinheiligkeit.

O, der du auf der Hand empor die Tugend trägſt,
Und unter deinem Arm verſteckte Laſter hegſt,
Was wirſt du dort, wenn du ſcheinheilig hier willſt ſein,
Einmal mit falſcher Münz' dir Gutes kaufen ein?

Undankbarkeit gegen Gott.

Singet ein Vogel die ganze Nacht,
Warum bin ich denn auch nicht bedacht,
Daß ich den gütigen Schöpfer droben,
Sollte auch nur [1]) eine Stunde loben?

---

[1]) nicht auch.

Königsgunſt.

Des Königs Ehre wird dadurch gar nicht geſchändet,
Wenn er ein freundlich Aug' auf ſeine Bauern wendet.
Dem Bau'r iſt, wenn ſein Kopf des Königs Schatten ſpürt,
Gleich als wenn ſeinen Hut die Sonne ſelbſt berührt.

Beſchränkte Bosheit.

Wenn Flügel auch wären den Katzen gegeben 1),
So würden die Sperlinge länger nicht leben.

1) Wenn wären den Katzen auch Flügel gegeben.

Unerſättlichkeit.

Das eng' Aug' iſt voll Geiz, es muß erfüllet werden,
Wo nicht von Geld und Gut, doch von des Grabes Erden.

Guter Worte Kraft.

Die Kraft der guten Wort' läßt ſich in Vielem ſpüren;
Ein gut Wort kann am Haar den Elephanten führen.

Nachwehen.

Man kann den ſcharfen Pfeil zwar aus der Wunde kriegen,
Doch bleibt darin der Schmerz, der Groll im Herzen liegen.

Rath und That.

Was hilft es, wenn der Arzt die Aloe verſchreibet,
Dich aber deine Luſt zu ſüßem Zucker treibet?

Des Alters Regel.

Wenn man älter iſt geworden,
Läſſet man den Kinderorden.
Scherzen ſteht der Jugend an,
Aber nicht dem alten Mann.

Fleußt der Bach einmal danieder,
Muß er nicht zurücke wieder.
Was erfreuet einen Sinn,
Iſt der Muth durch's Alter hin.

Gegen die Natur gilt keine Kur.

Iſt ein rauher Edelſtein
In ſich gut, bewährt und feſt,
Daß er ſich poliren läßt,
So wird er wohl glatt und fein.

Eiſen, das zu Nichts nicht taugt,
Wird wohl nimmer hell und klar,
Ob man auch ein ganzes Jahr
Stein' und Feilen dran gebraucht.

Wenn man auch nach Mekka treibt
Chriſtus Eſel, wird er nicht
Dadurch beſſer abgericht',
Sondern ſtets ein Eſel bleibt.

Jedem das Seine.

Ein kluger Mann wird dem, der Nichts weiß, nicht vertrauen [1])
Ein Werk von Wichtigkeit, er pflegt wohl zuzuſchauen.
Den, der die Matten wirkt, ob er ſchon weben kann,
Nimmt, wo man Seide wirkt, man nicht zum Weber an [2]).

Großſprecherei.

Ein Redner, der groß ſpricht, hat einen feinen Schein:
Das Schwert hängt an dem Thor, im Schloß wird Niemand ſein.

[1]) wird nicht dem, der nichts weiß, vertrauen.
[2]) doch nicht zum Weber an.

Wahrer Adel.

So du vielleicht nicht biſt aus edlem Stamm geboren,
Es ſchadet nicht, es iſt daran nicht viel verloren.
Laß Tugend dich erziehn und deine Mutter ſein,
So biſt du edel g'nug, laß Andern ihren Schein.

Eins iſt Noth.

Eins iſt ein nöthig Ding: bisweilen laſſen ſtehen
Sein Werk im Haus, und hin zum Gotteshauſe gehen.

Gebrauche die Zeit.

Weil das Eiſen noch iſt hitzig,
Schmiede, krümme, mache ſpitzig.

Mache dich ſelten.

Komm nicht oft zu mir gegangen,
So hab' ich nach dir Verlangen.

Freundſchaftsdienſte.

Wird dein Freund dir Honig ſein,
So ſchluck' ihn nicht ganz hinein.

Wodurch die Welt beſteht.

Wenn alle Menſchen weiſe wären,
So würde bald die Welt aufhören.

Kein Ruhm ohne Arbeit.

So etwa du nicht willſt hinauf zur Treppen ſteigen,
So wirſt du auch wohl nicht dich auf dem Dache zeigen.

Todte Kunſt.

Wird ein Gelehrter nicht die Kunſt zu Werken legen *),
So wird er eben ſein, wie Wolken ohne Regen.

*) D. h. thätig anwenden.

Narrenprobe.

Sechs Dinge ſind, daran man einen Narren kennet:
Wenn er vergeblich ſpricht [1]), um nichts vor [2]) Zorn entbrennet [3]),
Sich ändert ohne Noth [4]), fragt, was ihn nicht geht an [5]),
Erkennt nicht, wer ſein Freund, und trauet Jedermann.

---

1) redt. — 2) für. — 3) oft brennet.
4) Verändert ſich ohn' Noth.
6) was ihm nicht gethan (Druckfehler).

Johann Scheffler,

genannt

Johannes Angelus Sileſius.

Geiſtliche Hirtenlieder.

Gelöbniß der Liebe [1]).

Ich will dich lieben, meine Stärke,
Ich will dich lieben, meine Zier,
Ich will dich lieben mit dem Werke
Und immerwährender Begier,
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Ich will dich lieben, o mein Leben,
Als meinen allerbeſten Freund,
Ich will dich lieben und erheben,
So lange mich dein Glanz beſcheint.
Ich will dich lieben, Gottes Lamm,
Als meinen Bräutigam.

---

[1]) Mit Auslaſſung einer Strophe.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich ſuchte dich und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geſchaffne Licht.
Nun aber iſt's durch dich geſchehn,
Daß ich dich hab' erſehn.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht.
Ich danke dir, du Himmelswonne,
Daß du mich froh und frei gemacht.
Ich danke dir, du güldner Mund,
Daß du mich machſt geſund.

Erhalte mich auf deinen Wegen,
Und laß mich nicht mehr irre gehn.
Laß meinen Fuß in deinen Wegen
Nicht ſtraucheln oder ſtille ſtehn.
Erleucht' mir Leib und Seele ganz,
Du ſtarker Himmelsglanz!

Gieb meinen Augen ſüße Thränen,
Gieb meinem Herzen keuſche Brunſt,

Laß meine Seele ſich gewöhnen
Zu üben in der Liebe Kunſt,
Laß meinen Sinn, Geiſt und Verſtand
Stets ſein zu dir gewandt.

Ich will dich lieben, meine Krone,
Ich will dich lieben, meinen Gott,
Ich will dich lieben ohne Lohne,
Auch in der allergrößten Noth.
Ich will dich lieben, ſchönſtes Licht,
Bis mir das Herze bricht.

Meine Liebe iſt gekreuzigt.

Ich lebe nun nicht mehr; denn Chriſtus iſt mein Leben,
Und meine Lieb' iſt gar mit ihm an's Kreuz gegeben.
Es wiſſe nun die ganze Welt,
Daß mir nichts mehr an ihr gefällt,
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Es herrſcht in mir kein Feu'r der lüſternen [1] Begierden,
Mein Herze brennt auch nicht nach Pracht und eitlen Zierden.
Es kann kein Reichthum, Geld und Gut
Verblenden meinen Sinn unb Muth,
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Ich habe keine Luſt an den geſchaff'nen Dingen,
Mir kann, was zeitlich iſt, nicht eine Freude bringen.
Des Fleiſches Schönheit und ihr Ruhm
Scheint mir, wie eine blaſſe Blum',
Weil meine Lieb' gekreuzigt iſt.

Es darf ſich nun nicht mehr die Welt um mich bemühen,
Sie wird mein Herze nicht zu ihrer Liebe ziehen.
Ich lieb' und küſſ' auch in dem Tod
Den ſüßen Jeſum, meinen Gott,
Dem meine Lieb' gekreuzigt iſt.

---

[1] lüſternden.

Die Seele ladet ihren Bräutigam ein 1).

Ach, was ſtehſt du auf der Au',
Und wirſt naß und kalt vom Thau?
Tritt herein in meine Hütte,
Nach 2) dir rufet das Gemüthe;
Nimm in meinem Herzen Ruh',
Du geliebter 3) Schäfer du!

Ei, was willſt du weiter gehn,
Oder länger draußen ſtehn?
Komm in meines Herzens Höhle,
Liebſte Seele meiner Seele!
Komm, ich räume dir es ein,
Ewig ſoll's dein eigen ſein.

Komm, es ſoll in jedem Nun
Deinen liebſten Willen thun,

---

1) Mit Auslaſſung einer Strophe. — 2) denn.
3) verliebter.

Bis es endlich von der Erden
Wird durch dich erheben [1]) werden,
Da es dir zu Lob und Preis
Sei ein ewig Paradeis.

Ergebung an die ewige Liebe [2]).

Liebe, die du mich zum Bilde
Deiner Gottheit haſt gemacht,
Liebe, die du mich ſo milde
Nach dem Fall emporgebracht [3]),
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die du mich erkoren,
Eh' als ich geſchaffen war,
Liebe, die du Menſch geboren
Gleich mir wurdeſt ganz und gar [4]),
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

---

[1]) Erhaben.
[2]) Eine Strophe iſt ausgelaſſen. — [3]) haſt wieder bracht.
[4]) Und mir gleich wardſt ganz und gar.

Liebe, die für mich gelitten
Und geſtorben in der Zeit,
Liebe, die mir hat erſtritten
Ew'ge Luſt und Seligkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich hat gebunden
An ihr Joch mit Leib und Sinn,
Liebe, die mich überwunden,
Und mein Herze nahm dahin *),
Liebe, dir ergeb ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

Liebe, die mich wird erwecken
Aus dem Grab der Sterblichkeit,
Liebe, die mich wird umſtecken
Mit dem Laub der Herrlichkeit,
Liebe, dir ergeb' ich mich,
Dein zu bleiben ewiglich.

*) hat dahin.

Geiſtliche Sprüche.

Das Gemüth.

Rein, wie das feinſte Gold, feſt [1]), wie ein Felſenſtein,
Ganz lauter, wie Kriſtall, ſoll dein Gemüthe ſein.

Man weiß nicht, was man iſt.

Ich weiß nicht, was ich bin, ich bin nicht, was ich weiß,
Ein Ding und nicht ein Ding, ein Pünktchen [2]) und ein Kreis.

---

[1]) ſteif. — [2]) Stückchen.

Du muſt, was Gott iſt, ſein.

Soll ich mein letztes End' und erſten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen,
Und werden das, was er: ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott in Gotte ſein.

Gott in mir und ich in ihm.

Gott iſt in mir das Feu'r, und ich in ihm der Schein:
Sind wir einander nicht ganz inniglich gemein?

Gleiche Liebe.

Gott liebt mich über ſich, lieb' ich ihn über mich,
So geb' ich ihm ſo viel, als er mir giebt aus ſich.

Es iſt kein Tod.

Ich glaube keinen Tod. Sterb' ich gleich alle Stunden,
So hab' ich jedesmal ein beſſer Leben funden.

Nichts lebt ohne Sterben.

Gott ſelber, wenn er dir will leben, muß er ſterben.
Wie denkſt du ohne Tod *ſein* Leben zu ererben?

Die Unruhe kömmt von dir.

Nichts iſt, das dich bewegt, du ſelber biſt das Rad,
Das aus ſich ſelber [1] läuft und keine Ruhe hat.

Unvollkommene Gelaſſenheit.

Wer in der Hölle nicht kann ohne Hölle leben,
Der hat ſich noch nicht ganz dem Höchſten übergeben.

---

[1] ſelbſten.

Gott iſt, was er will.

Gott iſt ein Wunderding. Er iſt das, was er will,
Und will das, was er iſt, ohn' alles [1] Maß und Ziel.

Liebe ohne Erkennen.

Ich lieb' ein einzig Ding und weiß nicht, was es iſt,
Und weil ich es nicht weiß, drum hab' ich es erkieſt.

Gottes Thron.

Fragſt du, mein Chriſt, wo Gott geſetzt hat ſeinen Thron?
Da wo er dich in dir gebiert als [2] ſeinen Sohn.

Chriſtus muß in dir geboren werden.

Wird Chriſtus tauſend Mal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in dir, du bleibſt noch ewiglich verloren.

[1] alle. — [2] gebiehret.

Wie ſieht man Gott?

Gott wohnt in einem Licht, zu dem die Bahn gebricht.
Wer es nicht ſelber wird, der ſieht ihn ewig nicht.

Der Himmel in dir.

Halt' an! Wo läufſt du hin? Der Himmel iſt in dir.
Suchſt du Gott anderswo, du fehlſt ihn für und für.

Die Roſe.

Die Roſe, welche hier dein äußres Auge ſieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott alſo geblüht.

Gottes Menſchheit.

Willſt du den Perlenthau der edlen Gottheit fangen,
So mußt du unverrückt an ſeiner Menſchheit hangen.

Unvollkommener Tod.

Wenn 1) dich noch dies und das bekümmert und bewegt,
So biſt du noch nicht ganz mit Gott in's Grab gelegt.

Je mehr man ſich giebt, Je mehr wird man geliebt.

Warum der Seraph wird 2) von Gotte mehr geliebt,
Als eine Mück'? Es iſt, daß er ſich mehr ergiebt.

Die Selbſtheit verdammt.

Dafern der Teufel könnt' aus ſeiner Seinheit gehn,
So ſäheſt du ihn ſtracks vor Gottes Throne ſtehn.

1) Wo — 2) Warum wird Seraphim.

Die Menſchheit ſollſt du lieben.

Daß du nicht Menſchen liebſt, das thuſt du recht und wohl,
Die Menſchheit iſt's, die man im Menſchen lieben ſoll.

Der ewigen Weisheit Haus.

Die ew'ge Weisheit baut, ich werde der Pallaſt,
Wann ſie in mir und ich in ihr gefunden Raſt.

Der Menſch macht die Zeit.

Du ſelber machſt die Zeit, das Uhrwerk ſind die Sinnen.
Hemmſt du die Unruh' nur, ſo iſt die Zeit von hinnen.

Die Sünde.

Der Durſt iſt nicht ein Ding, und doch kann er dich plagen:
Wie ſoll die Sünde nicht [1]) den Böſen ewig nagen?

Die Sanftmuth.

Die Sanftmuth iſt ein Sammt, auf dem Gott ruht und liegt.
Er dankt dir, biſt du ſie, daß er ſein Polſter kriegt.

Das beſte Gebet.

Wer lautres Herzens lebt und geht auf Chriſti Bahn,
Der betet weſentlich Gott in ſich ſelber an.

---

[1]) Wie ſoll dann nicht die Sünd.

Die Stimme Gottes.

Die Kreaturen ſind des ew'gen Wortes Stimme:
Es ſingt und klingt ſich ſelbſt in Anmuth und in Grimme.

Ohne Warum.

Die Roſ' iſt ohn' Warum, ſie blühet, weil ſie blühet,
Sie acht' nicht ihrer ſelbſt, frägt nicht, ob man ſie ſiehet.

Laß Gott ſorgen.

Wer ſchmückt die Lilien? Wer ſpeiſet die Narziſſen?
Was biſt du denn, mein Chriſt, auf dich ſo ſehr befliſſen?

Der Gerechte.

Daß der gerechte Mann wächſt wie ein Palmenbaum,
Verwundre ich mich nicht, nur, daß er findet Raum [1].

Der Seligen Lohn.

Was iſt der Sel'gen Lohn? Was wird mir nach dem Streit?
Es iſt die Lilie der lautern Göttlichkeit.

Die Liebe ein Magnet.

Die Lieb' iſt ein Magnet, ſie ziehet mich in Gott,
Und, was noch größer iſt, ſie reißet Gott in Tod.

Das Höchſte iſt Still ſein.

Geſchäftig ſein, iſt gut, viel beſſer aber, beten,
Noch beſſer, ſtumm und ſtill vor [2] Gott den Herren treten.

---

1) daß er noch findet Raum. — 2) für.

Erheb' dich über dich.

Der Menſch, der ſeinen Geiſt nicht über ſich erhebt,
Der iſt nicht werth, daß er im Menſchenſtande lebt.

Der Morgenſtern.

Wer Gott genießen will und ihm ſich einverleiben,
Soll wie ein Morgenſtern bei ſeiner Sonne bleiben.

Der gute Tauſch.

Menſch, giebſt du Gott dein Herz, er giebt dir ſeines wieder.
Ach, welch ein werther Tauſch! Du ſteigeſt auf, er nieder.

Es mangelt nur an dir.

Ach, könnte nur dein Herz zu einer Krippe werden,
Gott würde noch einmal ein Kind auf dieſer Erden.

Der geiſtliche Berg.

Ich bin ein Berg in Gott und muß mich ſelber ſteigen,
Daferne Gott mir ſoll ſein liebes Antlitz zeigen.

Dein Kerker biſt du ſelbſt.

Die Welt die hält dich nicht, du ſelber biſt die Welt,
Die dich in dir mit dir ſo ſtark gefangen hält.

Die Einſamkeit.

Die Einſamkeit iſt noth, doch ſei nur nicht gemein,
So kannſt du überall in einer Wüſten ſein.

Nichts ohne Gott.

Freund, glaub' es, heißt mich Gott nicht in den Himmel gehn,
So will ich lieber hier, auch in der Höllen ſtehn

Du ſelbſt biſt Alles.

Wie magſt du was begehr'n? Du ſelber kannſt allein
Der Himmel und die Erd' und tauſend Engel ſein.

Schaue Gott in dir.

Wie iſt mein Gott geſtalt? Geh, ſchau' dich ſelber an.
Wer ſich in Gott beſchaut, ſchaut Gott wahrhaftig an.

Glanz der Demuth.

Wer in der Demuth Gott's am tiefſten iſt verſunken,
Der iſt der höchſte Glanz aus allen Himmelsfunken.

Die Werke gelten gleich.

Hab' keinen Unterſchied. Heißt Gott den Miſt verführen,
Der Engel thut's ſo gern, als ruhn und muſiziren.

Die Taufe.

Ach, Sünder, trotze nicht, daß du getaufet biſt.
Die ſchönſte Lilje wird im Koth zu Koth und Miſt.

Bethörung des Teufels.

Der Teufel höret nichts, als donnern, poltern, krachen:
Drum kannſt du ihn mit Luſt durch Sanftmuth thöricht machen.

Stille.

Nichts iſt dem Nichts ſo gleich, als Einſamkeit und Stille,
Deswegen will ſie auch, ſo er was will, mein Wille.

Der Himmel wird zur Erden.

Der Himmel ſenket ſich, er kommt und wird zu Erden:
Wann ſteigt die Erd' empor, und wird zum Himmel werden?

Des Heiligen Reichthum.

Sei arm! Der Heilige hat nichts in dieſer Zeit,
Als was er ungern hat, den Leib der Sterblichkeit.

Die Seele, Gottes Bild.

Das Bildniß Gottes iſt der Seelen eingeprägt:
Wohl dem, der ſolche Münz' in reiner Leinwand trägt.

Thu' dich auf vor Gott.

Dein Herz empfähet Gott mit allem ſeinen Gut,
Wann es ſich gegen ihn wie eine Roſ' aufthut.

Nicht ſündigen.

Was iſt Nicht-ſündigen? Du darfſt nicht lange fragen,
Geh' hin, es werden's dir die ſtummen Blumen ſagen.

Der Stein der Weiſen.

Menſch, geh nur in dich ſelbſt. Denn nach dem Stein der Weiſen
Darf man nicht allererſt in fremde Lande reiſen.

Der gerade Weg zum Leben.

Wann du willſt grades Wegs in's ew'ge Leben gehn,
So laß die Welt und dich zur linken Seite ſtehn.

Das Herz umſchließt Gott.

Gar unausmeßlich iſt der Höchſte, wie wir wiſſen,
Und dennoch kann ihn ganz ein menſchlich Herz umſchließen.

Das königliche Leben.

Gib deinen Willen Gott. Denn wer ihn aufgegeben,
Derſelbe führt allein ein königliches Leben.

Die Morgenröthe und die Seele.

Die Morgenröth' iſt ſchön, noch ſchöner eine Seele,
Die Gottes Strahl durchleucht' in ihres Leibes Höhle.

Der Irrwiſch.

Wer ohne Liebe läuft, kömmt nicht in's Himmelreich,
Er ſpringt bald hin, bald her, iſt einem Irrwiſch gleich.

Die Buße.

Die Buß' iſt wie ein Strom, ſie dämpft mit ihren Wellen
Den größten Gotteszorn und löſcht das Feu'r der Höllen.

Das Edelſte das Gemeinſte.

Je edeler ein Ding, je mehr iſt es gemein,
Das ſpüret man an Gott und ſeiner Sonnen Schein

Der Weisheit Anfang, Mitte und Ende.

Die Furcht des Herren iſt der Weisheit Anbeginn,
Ihr End' iſt ſeine Lieb', die Mitte 1) kluger Sinn

Große Gaben, kleine Empfänger.

Gott, weil er groß iſt, giebt am liebſten große Gaben.
Ach, daß wir Arme nur ſo kleine Herzen haben!

Das beſte Wiſſen.

Viel wiſſen iſt zwar fein, doch giebt's nicht ſolche Luſt,
Als ſich 2) von Kindheit an nichts Böſes ſein bewußt.

Die Augen der Seele.

Zwei Augen hat die Seel', eins ſchauet in die Zeit,
Das andre richtet ſich hin in die Ewigkeit.

---

1) Ihr Mittel. — 2) ihm.

Glaube, Hoffnung, Liebe, Andacht.

Der Glaube greift nach Gott, die Hoffnung nimmt ihn wahr,
Die Lieb' umhalſet ihn, die Andacht ißt ihn gar.

Der Schnee in der Sonne.

Wie ſchöne glänzt der Schnee, wann ihn der Sonnen Strahlen
Mit himmeliſchem Licht beſtreichen und bemahlen!
So glänzt auch deine Seel', ſo ſie iſt weiß wie Schnee,
Wann ſie beſchienen wird vom Aufgang aus der Höh'.

Der Tugend Ziel.

Gott iſt der Tugend Ziel, ihr Antrieb, ihre Kron,
Ihr einziges Warum, und iſt auch all ihr Lohn

Göttliche Beſchauung.

Das überlichte Licht ſchaut man in dieſem Leben
Nicht beſſer, als wenn man in's Dunkle ſich begeben.

Die Liebe.

Die Lieb iſt wie der Tod: ſie tödtet meine Sinnen,
Sie bricht entzwei mein Herz 1) und führt den Geiſt von hinnen.

Gottes Tiefe, Breite, Höhe und Länge.

Durch Weisheit iſt Gott tief, breit durch Barmherzigkeit,
Durch Allmacht iſt er hoch, lang durch die Ewigkeit.

---

1) Sie brichet mir das Herz.

Trauben von Dornen.

Wer ſeinen Neider liebt und gut [1]) vom Feinde [2]) ſpricht,
Sag', ob derſelbe nicht von Dornen Trauben bricht?

Die Tageszeiten.

Im Himmel iſt der Tag, im Abgrund iſt die Nacht,
Hier iſt die Dämmerung. Wohl dem, der's recht betracht'!

Leben und Tod.

Kein Tod iſt herrlicher, als der ein Leben bringt,
Kein Leben edler, als das aus dem Tod entſpringt.

[1] Guts. — [2] von Feinden.

Der Strahl und die Sonne.

Mein Geiſt, kommt er in Gott, wird ſelbſt die ew'ge Wonne,
Gleichwie der Strahl nichts iſt, als Sonn' in ſeiner Sonne.

Der lieblichſte Ton.

Es kann in Ewigkeit kein Ton ſo lieblich ſein,
Als wenn des Menſchen Herz mit Gott ſtimmt überein.

Gott in mir und um mich.

Ich bin der Gottheit Faß, in das [1]) ſie ſich ergeußt,
Sie iſt mein tiefes Meer, das mich in ſich beſchleußt.

[1]) welchs.

Ruh' und Wirkung Gottes.

Gott hat ſich nie bemüht, auch nie geruht, das merk':
Sein Wirken iſt ſein Ruhn, und ſeine Ruh' ſein Werk.

Zeitverkürzung.

Menſch, wenn dir auf der Welt zu lang wird Weil' und Zeit,
So kehr' dich nur zu Gott in's Nun der Ewigkeit.

Alles aus Einem.

Die Zahlen alle gar ſind aus dem Eins gefloſſen,
Und die Geſchöpf' zumal aus Gott, dem Eins, entſproſſen.

Zahl und Null.

Das Nichts, die Kreatur, wenn ſich's Gott vorgeſetzt,
Gilt nichts; ſteht's hinter ihm, dann wird es erſt geſchätzt.

Innere Verdammniß.

Könnt' ein Verdammter gleich im höchſten Himmel ſein,
So fühlet' er doch ſtets die Höll' und ihre Pein.

Die Keuſchheit.

Die Keuſchheit iſt ein Schloß, das Niemand auf kann ſchließen.
Was ſie im Innern iſt, das mag kein Fremder wiſſen.

Gottes Gerechtigkeit.

Schau', Gott iſt ſo gerecht: wär' etwas über ihn,
Er ehrt' es mehr als ſich und kniete vor 1) dem hin.

Eins kann's nicht ohne das Andre.

Zwei müſſen es vollziehn. Ich kann's nicht ohne Gott,
Und Gott nicht ohne mich, daß ich entgeh' dem Tod.

Seliger Tod.

Der Weiſe, wann er ſtirbt, begehrt gen 1) Himmel nicht,
Er iſt zuvor darin, eh' ihm das Herze bricht.

---

1) für. — 2) in.

Stern und Irrlicht.

Ein Irrlicht iſt der böſ', ein guter Menſch ein Stern:
Er brennet von ſich ſelbſt, der leuchtet von dem Herrn.

Die enge Himmelsthür.

Daß nach der Himmelsthür ſo wenig Menſchen greifen?
Es will ſich [1]) Keiner dran den alten Balg abſtreifen.

Glaub' ohne Liebe.

Der Glaub' ohn' Lieb' allein, wie ich mich wohl beſinne,
Iſt wie ein hohles Faß: es klingt und hat nichts drinne.

---

[1]) ihm.

Die Ehre.

Wie thöricht ſind wir doch, daß wir nach Ehre ſtreben!
Gott will ſie ja nur dem, der ſie verſchmähet, geben.

Zeit und Ewigkeit.

Die Zeit iſt edeler als tauſend Ewigkeiten:
Ich kann mich hier dem Herrn, dort aber nicht bereiten.

Magnet und Stahl.

Gott der iſt ein Magnet, mein Herz das iſt der Stahl:
Es kehrt ſich ſtets nach ihm, wenn er's berührt einmal.

Der höchſte Adel.

Bin ich nicht adelig? Die Engel dienen mir,
Der Schöpfer buhlt um mich, und ſteht vor [1] meiner Thür.

Der Weiſe fehlt nie.

Der Weiſe fehlet nie, er trifft allzeit das Ziel;
Er hat ein Augenmaß, das heißet: Wie Gott will.

Die Armuth des Reichen.

Der Reiche wann er viel von ſeiner Armuth ſpricht,
So glaub' es ihm nur gern: er lügt wahrhaftig nicht.

Das Lob des Sünders.

Das Lob, das Gott dem Herrn ein Ungerechter giebt,
Wird weniger von ihm als Hundsgebell geliebt.

---

1) vor für.

Der zweite Himmelstroſt.

Was mag der größte Troſt nach Gott im Himmel ſein[1]?
Daß man einander gleich in's Herze ſieht hinein:

Die Verwandelung durch die Liebe.

Menſch, was du liebſt, in das wirſt du verwandelt werden:
Gott wirſt du, liebſt du Gott, und Erde, liebſt du Erden.

Neue und alte Liebe.

Die Liebe, wann ſie neu, brauſt, wie ein junger Wein:
Je mehr ſie alt und klar, je ſtiller wird ſie ſein.

---

[1] Der größte Troſt nach Gott dünkt mich im Himmel ſein.

Wie Gott gefunden wird.

Wer Gott recht finden will, muß ſich zuvor verlieren,
Und bis in Ewigkeit nicht wieder ſehn, noch ſpüren.

Dreierlei Schlaf.

Der Schlaf iſt dreierlei: der Sünder ſchläft im Tod,
Der Müd' in der Natur, und der da liebt[1]), in Gott.

Gott und Menſch.

Wenn du nicht Menſch mehr biſt und dich verläugnet haſt,
So iſt Gott ſelber Menſch und träget deine Laſt.

---

[1] und der verliebt.

Kein Geſetz für die Gerechten.

Für Böſ' iſt das Geſetz: wär' kein Gebot geſchrieben,
Die Frommen würden doch Gott und den Nächſten lieben.

Keine Schönheit ohne Liebe.

Die Schönheit kömmt von Lieb'; auch Gottes Angeſicht
Hat ſeine Lieblichkeit von ihr; ſonſt glänzt' es nicht.

Das Schnellſte.

Die Lieb' iſt's ſchnellſte Ding. Sie kann für ſich allein
In einem Augenblick im höchſten Himmel ſein.

Liebe und Witz.

Die Liebe geht zu Gott unangeſagt hinein:
Verſtand und hoher Witz muß lang' im Vorhof ſein.

Die Seele kann Nichts ohne Gott.

So ſchön die Laute ſich aus eignen Kräften ſchlägt,
So ſchön klingt auch die Seel', die nicht der Herr bewegt.

Das edelſte Gemüth.

Kein edleres Gemüth iſt auf der ganzen Welt,
Als das[1]), mit Gott vereint, für einen Wurm ſich hält.

---

[1] welches.

Barmherzigkeit.

Kind, mache dich gemein mit der Barmherzigkeit:
Sie iſt die Pförtnerin im Schloß der Seligkeit.

Wie man in den Himmel ſieht.

Man braucht [1] kein Ferngeſicht, zum [2] Himmel einzuſehn:
Kehr' dich nur von der Welt, und ſchau', ſo iſt's geſchehn.

Gott ſchätzt die Werke nach dem Weſen.

Menſch, des Gerechten Schlaf iſt mehr bei Gott geacht',
Als was der Sünder bet' und ſingt die ganze Nacht.

---

1) darf. — 2) inn.

Die Ewigkeit.

Das Meer der Ewigkeit, je mehr's der Geiſt beſchifft,
Je undurchſchifflicher und weiter er's betrifft.

Das Herz ein Thal.

Menſch, wenn dein Herz ein Thal, muß Gott ſich drein ergießen,
Und zwar ſo mildiglich, daß es muß überfließen.

Gottes Laute.

Ein Herze, das zu Grund Gott ſtill iſt, wie er will,
Wird gern von ihm berührt: es iſt ſein Lautenſpiel.

Die ſündige Seele.

Ein' ausgebrannte Stadt, ein Schloß, das ganz zerſtört,
Ein Reich, das durch und durch zerrüttet und empört 1),
Ein königliches Weib, die nun zur Sklavin werden,
Iſt eine Seel', die ſich die Sünde läßt ermorden.

Das Zeitliche iſt Rauch.

Das 2) Zeitlich' iſt ein Rauch. Läßt du es in dein Haus,
So beißt es dir fürwahr des Geiſtes Augen aus.

Ein Wurm beſchämt uns.

O Spott! ein Seidenwurm der wirkt, bis er kann fliegen,
Und du bleibſt, wie du biſt, nur auf der Erde liegen.

---

1) zerrütt iſt und entböhrt. — 2) Aus.

Abſonderung vom Ganzen.

Ein abgefallnes Laub, ein ſaures Tröpflein Wein,
Was hat es mit dem Baum, was mit dem Moſt gemein?

Der Weiſe kömmt den Dieben zuvor.

Der Weiſe wartet nicht, bis ihm was wird genommen:
Er nimmt ſich[1] Alles ſelbſt, den Dieben vorzukommen.

Beſchwert kömmt Keiner hinein.

Der Schiffer wirft im Sturm die ſchwerſten Waaren aus:
Meinſt du, mit Gold beſchwert, zu gehn[2] in's Himmels Haus?

---

[1] ihm. — [2] kommn.

Das Weltliche muß hinweg.

Menſch, wirfſt du nicht hinweg [1]) dein Liebſtes auf der Erden,
So kann dir nimmermehr des Himmels Hafen werden.

Im Meer werden alle Tropfen Meer.

Das Tröpflein wird das Meer, wenn es in's Meer gekommen,
Die Seele Gott, wenn ſie in Gott iſt aufgenommen.

Das Aeußerliche macht nicht werther.

Menſch, Alles außer dir [2]) das giebt dir keinen Werth;
Das Kleid macht keinen Mann, der Sattel macht kein Pferd.

[1]) wirfeſtu nicht weg. — [2]) Alls das außer dir.

190

Nichts iſt groß als Gott.

Nichts iſt mir groß als Gott. Ein göttliches Gemüthe
Schätzt auch den Himmel ſelbſt für eine kleine Hütte.

Inhalt

Seite
Vorrede VII
Ueber das Leben und die Schriften des Georg Philipp Harsdörffer, Johann Klaj, Sigmund von Birken, Andreas Scultetus, Juſtus Georg Schottel, Adam Olearius und Johann Scheffler.

Georg Philipp Harsdörffer.

Das Maienblümchen 3
Das Veilchen 5
Die Lilie 7
Der Frühling 9
Der Sommer 12
Der Herbſt 14
Der Winter 16
Lob des Winters 18
Ständchen 21
Deutſches Trinklied 22
Die Vögel 24
Geſpräch einer Jungfrau mit einem dürren Roſenſtocke 26
Hoffe, da nichts zu hoffen iſt 30
Selig ſind die nicht ſehen und doch glauben . . 33
Der Fiſcher 36
Der Phönix 38
Geſprächsbild 40
Die Muſcheln 42

Seite
Der gute Hirt 44
Morgengeſang 46
Morgenlied 49
Vereinigung mit Gott 52
Sehnſucht nach dem Kreuze 55
Die Demuth 57

Sprüche, Sinngedichte und Räthſel.

Mittelſtraße 59
Der Traum ein Dichter 59
Wie Gebet, ſo Gehör 59
Ausgleichung 60
Demuth und Hoffart 60
Die Einfalt 60
Freude des Geizes 60
Das Gebet 61
Das Hühnlein im Ei 61
Grabſchrift der Demuth 61
Grabſchrift der Mäßigkeit 62
Ehr', Reh 62
Die vier Räder am Wagen 63
Das Schiff 63
Der Eiszapfen 63
Das Feuer 64

Johann Klaj.

Macht der Liebe 67

Friedenslieder.

I. Allgemeines Danklied 71
II. Die Pegnitzſchäfer 73
III. Die Bergleute 74
An einen Springbrunnen 76

Sigmund von Birken.

Seite
Schäfers Klage 79
Floramor oder Tauſendſchön 82
Friedenslied 84
Beſtändigkeit 86
Gleichmuth 88
Morgenandacht 91
Pilgerlied 94
Gott und Alles 96
Leben Tod, Tod Leben 99

Andreas Scultetus.

Oeſterliche Triumphpoſaune 103
Auf den Namenstag des Kaiſerlichen Rechnungsrathes, Balthaſar Zoffel 112

Juſtus Georg Schottel.

Aus Germania's Todesklage 119

Adam Olearius.

Perſiſche und arabiſche Sprüche und Sinngedichte.

Motto 127
Weltbeſtimmung 128
Qualität und Quantität 129
Prüfe Jeden und verachte Keinen . . . . . —
Keine Wahl 130
Die Trägen . . . . —
Wahre Freunde . . . . —
Forſche dem Urſprunge nach 131
Freiheit und Dienſtbarkeit 132
Böſe Geſellſchaft . . . . —
Scheinheiligkeit 133

Seite
Undankbarkeit gegen Gott 133
Königsgunſt 134
Beſchränkte Bosheit . . . . —
Unerſättlichkeit 135
Guter Worte Kraft . . . . —
Nachweben . . . . —
Rath und That 136
Des Alters Regel . . . . —
Gegen die Natur gilt keine Kur 137
Jedem das Seine 138
Großſprecherei . . . . —
Wahrer Adel 139
Eins iſt Noth . . . . —
Gebrauche die Zeit . . . . —
Mache dich ſelten 140
Freundſchaftsdienſte . . . . —
Wodurch die Welt beſteht . . . . —
Kein Ruhm ohne Arbeit 141
Todte Kunſt . . . . —
Narrenprobe 142

Johann Scheffler.

Geiſtliche Hirtenlieder.

Gelöbniß der Liebe 145
Meine Liebe iſt gekreuzigt 147
Die Seele ladet ihren Bräutigam ein 149
Ergebung an die ewige Liebe 150

Geiſtliche Sprüche.

Das Gemüth 152
Man weiß nicht, was man iſt . . . . —
Du mußt, was Gott iſt, ſein 153
Gott in mir und ich in ihm . . . . —

Seite
Gleiche Liebe 153
Es iſt kein Tod 154
Nichts lebt ohne Sterben . . . . —
Die Unruhe kömmt von Dir . . . . —
Unvollkommene Gelaſſenheit . . . . —
Gott iſt, was er will 155
Liebe ohne Erkennen . . . . —
Gottes Thron . . . . —
Chriſtus muß in dir geboren werden . . . . —
Wie ſieht man Gott 156
Der Himmel in dir . . . . —
Die Roſe . . . . —
Gottes Menſchheit . . . . —
Unvollkommener Tod 157
Je mehr man ſich giebt, je mehr wird man geliebt. —
Die Selbſtheit verdammt . . . . —
Die Menſchheit ſollſt du lieben 158
Der ewigen Weisheit Haus . . . . —
Der Menſch macht die Zeit . . . . —
Die Sünde 159
Die Sanftmuth . . . . —
Das beſte Gebet . . . . —
Die Stimme Gottes 160
Ohne Warum . . . . —
Laß Gott ſorgen . . . . —
Der Gerechte 161
Der Seligen Lohn . . . . —
Die Liebe ein Magnet . . . . —
Das Höchſte iſt Still ſein . . . . —
Erheb' dich über dich 162
Der Morgenſtern . . . . —
Der gute Tauſch . . . . —
Es mangelt nur an dir . . . . —
Der geiſtliche Berg 163
Dein Kerker biſt du ſelbſt . . . . —

Seite
Die Einſamkeit . . . 163
Nichts ohne Gott . . . —
Du ſelbſt biſt Alles . . . 164
Schaue Gott in dir . . . —
Glanz der Demuth . . . —
Die Werke gelten gleich . . . —
Die Taufe . . . 165
Bethörung des Teufels . . . —
Stille . . . —
Der Himmel wird zur Erden . . . 166
Des Heiligen Reichthum . . . —
Die Seele, Gottes Bild . . . —
Thu' dich auf vor Gott. . . . 167
Nicht ſündigen . . . —
Der Stein der Weiſen . . . —
Der gerade Weg zum Leben . . . 168
Das Herz umſchließt Gott . . . —
Das königliche Leben . . . —
Die Morgenröthe und die Seele . . . —
Der Irrwiſch . . . 169
Die Buße . . . —
Das Edelſte das Gemeinſte . . . —
Der Weisheit Anfang, Mitte und Ende . . . 170
Große Gaben, kleine Empfänger . . . —
Das beſte Wiſſen . . . —
Die Augen der Seele . . . —
Glaube, Liebe, Hoffnung, Andacht . . . 171
Der Schnee in der Sonne . . . —
Der Tugend Ziel . . . —
Göttliche Beſchauung . . . 172
Die Liebe . . . —
Gottes Tiefe, Höhe, Breite und Länge . . . —
Trauben von Dornen . . . 173
Die Tageszeiten . . . —
Leben und Tod . . . —

	Seite
Der Strahl und die Sonne	174
Der lieblichſte Ton	—
Gott in mir und um mich	—
Ruh' und Wirkung Gottes	175
Zeitverkürzung	—
Alles aus Einem	—
Zahl und Null	176
Innere Verdammniß	—
Die Keuſchheit	—
Gottes Gerechtigkeit	177
Eins kann's nicht ohne das Andere	—
Seliger Tod	—
Stern und Irrlicht	178
Die enge Himmelsthür	—
Glaub' ohne Liebe	—
Die Ehre	179
Zeit und Ewigkeit	—
Magnet und Stahl	—
Der höchſte Adel	180
Der Weiſe fehlt nie	—
Die Armuth des Reichen	—
Das Lob des Sünders	—
Der zweite Himmelstroſt	181
Die Verwandelung durch die Liebe	—
Neue und alte Liebe	—
Wie Gott gefunden wird	183
Dreierlei Schlaf	—
Gott und Menſch	—
Kein Geſetz für die Gerechten	183
Keine Schönheit ohne Liebe	—
Das Schnellſte	—
Liebe und Witz	184
Die Seele kann nichts ohne Gott	—
Das edelſte Gemüth	—
Barmherzigkeit	185

Seite
Wie man in den Himmel ſieht 185
Gott ſchätzt die Werke nach dem Weſen . . . . —
Die Ewigkeit 186
Das Herz ein Thal . . . . —
Gottes Laute . . . . —
Die ſündige Seele 187
Das Zeitliche iſt Rauch . . . . —
Ein Wurm beſchämt uns . . . . —
Abſonderung vom Ganzen 188
Der Weiſe kommt den Dieben zuvor . . . . . —
Beſchwert kömmt keiner hinein . . . . —
Das Weltliche muß hinweg 189
Im Meer werden alle Tropfen Meer . . . . . —
Das Aeußerliche macht nicht werther . . . . . —
Nichts iſt groß als Gott 190

Bibliothek

deutſcher Dichter

des ſiebzehnten Jahrhunderts.

X.

Johann Chriſtian Günther.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Herausgegeben
von
Wilhelm Müller.

X.

Auserleſene Gedichte von Johann
Chriſtian Günther.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Auserleſene

Gedichte

von

Johann Chriſtian Günther.

Herausgegeben

von

Wilhelm Müller.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1827.

Vorrede.

Obgleich Günther der Zeit nach in das achtzehnte Jahrhundert hinüberreicht, ſo gehört er doch, wenn wir nach dem Geiſte und der Form ſeiner Poeſie fragen, in die Gemeinſchaft der Dichter des ſiebzehnten. In den weſentlichſten Zügen der opitziſchen Schule huldigend, jedoch auch nicht ohne Einfluß des ſchwülſtigen Uebermuths der ſpäteren Modemanier, die gewöhnlich nach Lohenſtein benannt wird, ragt er gleichſam wie ein Vorgebirge in das ſeichte Meer hinaus, mit welchem Gottſched und die Gottſchedianer die Küſten des ſiebzehnten Jahrhunderts umſpülen.

Günther's Gedichte, erſt nach ſeinem Tode geſammelt, haben wahrſcheinlich nicht Wenig durch wohlgemeinte Verbeſſerungsſucht gelitten. Die Kritik des Textes könnte nur von autographiſchen Ueberbleibſeln und einzelnen von dem Dichter ſelbſt beſorgten Druckblättern ausgehen. In Ermangelung ſolcher ſchwer oder vielleicht gar nicht aufzutreibenden Hülfsmittel, haben wir die neueſten und vollſtändigſten Ausgaben der Sammlung unſerm Texte zu Grunde gelegt. Eine ängſtliche Vergleichung aller Ausgaben würde doch, bei geringen Abweichungen derſelben untereinander, am Ende nur die ſcheinbar beſte Lesart ausmitteln können, die wohl nicht immer die urſprüngliche geweſen ſein möchte. Denn viele Gedichte **Günther's** tragen in groben Unkorrektheiten die Spuren ihrer Entſtehung an ſich, und man müßte ſich in alle Stimmungen des unglücklichen Dichters verſetzen können, auch in improviſirende Trunkenheit, um allen Anforderungen der Kritik ſeiner Verſe zu genügen.

Günther's Gedichte würden eine vollſtändige Biographie ihres Dichters liefern, wenn man ſie nach dieſem Zwecke zuſammenſtellte. Unſere Auswahl hat es ſich vorgeſetzt, ihn von allen Seiten ſeines poetiſchen Strebens der neuen Leſewelt in gültigen Proben darzuſtellen, und es daher ſogar gewagt, einige ſeiner im Rauſche improviſirten Verſe mitzutheilen. Die ſchönſten und wahrſten Gedichte deſſelben bewegen ſich um Begebenheiten und Zuſtände ſeines innern und äußern Lebens, zu deren Verſtändniß eine ausführlichere Biographie erforderlich ſchien, als wir ſonſt unſern Auswahlen voranzuſchicken pflegen. So mögen ſich Biographie und Auswahl wie Text und Kommentar oder umgekehrt zu einander ſtellen.

Mein verehrter Freund, der Herr Profeſſor Guſtav Schwab in Stuttgart, hat ſeit Jahren eine viel reichhaltigere Auswahl von Günther's Gedichten vollendet, als mir die Grenzen dieſer Bibliothek zu liefern geſtatten, und ich habe ihm, nicht ohne ſein Mitwiſſen, nur darum, nach vielmals hinausgeſchobener Herausgabe ſeiner Arbeit, mit der meinigen vorgegriffen, um durch die flüchtige Bekanntſchaft mit Günther unſer Publikum zu dem Wunſche einer längern und gründlichern zu ſtimmen.

Deſſau, 1ſten Juli 1827.

W. Müller.

Über Johann Chriſtian Günther's Leben und Schriften.

Johann Chriſtian Günther war geboren den 8. April 1695 in dem ſchleſiſchen Städtchen Striegau, wo ſein aus Aſchersleben eingewanderter Vater als Stadtphyſikus und praktiſcher Arzt in wenig bemittelten Umſtänden anſäſſig war. Als erſtes Kind, und eben ſo günſtig im Aeußern ausgeſtattet, wie er durch lebhaften Trieb zum Lernen ſchon ſehr früh ſeinen innern Beruf zu höherer Bildung kund gab, erhielt er an ſeinem Vater einen Lehrer, der ihn ohne große Mühe und ſchnellen Schrittes durch die Anfangsgründe des Leſens, Schreibens und Rechnens in die Elementarkenntniß der alten Sprachen und andre Vorbereitungen zu einer gelehrten Schule einführte. Daneben wurde der Religion und Moral ein beſonders eifriger Unterricht gewidmet, und das Vorbild des im Glauben, wie im Leben, chriſtlich ſtrengen Vaters befeſtigte in dem Herzen des Knaben die Gefühle und Grundſätze, welche deſſen Lehren ihm eingepflanzt hatten. Er ſelbſt betheuert oft, daß dieſer Schatz der Religion und Tugend ſein wahres väterliches Erbtheil ſei; durch die Stürme eines wüſten Lebens, unter Noth, Elend und Verzweiflung, wird dieſe edle Grundlage ſeines Weſens zwar zuweilen erſchüttert, aber ſie gewinnt doch, von Reue und Buße wieder aufgerichtet, endlich immer die Oberhand über die Leidenſchaft, mag dieſe nun bald gegen Gott und die Vorſehung kämpfen, bald in beſchämter Zerknirſchung ſich ſelbſt vernichten wollen. Im Uebrigen ſcheint die Art und Weiſe, wie Günther von ſeinem Vater und Lehrer behandelt wurde, ſeinem Gemüthe und den Bedürfniſſen ſeines Geiſtes nicht entſprochen zu haben. Sein freier Sinn ſträubte ſich gegen den herkömmlichen Zwang des Lernens von Dingen, die ihm, auch wenn er ſie gelernt, fremd blieben; er ſuchte Erſatz für ſeinen unbeſchäftigten Geiſt in ſelbſtgewählter Lektüre, und der Drang, ſich auszuſprechen und ſich dadurch wieder in ſich ſelbſt zu fühlen, trieb ihn ſchon damals zu poetiſchen Verſuchen an. Aber der Vater verkannte dieſe Beſchäftigungen ſeines Sohnes, verwies und wehrte ſie ihm, ſo viel er vermochte, und zeigte immer nur auf Broterwerb, als das Ziel aller vernünftigen Beſtrebungen, hin. Gegen lateiniſche Verſe mochte der praktiſche Mann nachſichtiger ſein, indem er ſie als Sprachübungen gelten ließ, und daraus iſt es zu erklären, warum wir aus Günther's früheſter Periode mehrere lateiniſche Gedichte beſitzen. Ueberhaupt verſtand der brave und tüchtige Vater ſeinen Sohn nicht und wußte daher den Neigungen und Beſtrebungen deſſelben die rechte Bahn nicht anzuweiſen: er lenkte ſie immer auf andre Wege, als ihre Natur einſchlug, und die mit dieſer Methode wol zuweilen verbundene Härte erregte ſchon damals in dem nach Liebe dürſtenden Herzen des Knaben, nicht minder als in ſeinem nach freier Beſchäftigung verlangenden Geiſte, das Gefühl eines ihm auferlegten Joches. Das väterliche Haus ward ihm ein Kerker, das Leben ein Kampf.“ Von ſeiner Mutter erfahren wir Wenig aus ſeinen Gedichten, und es ſcheint daher, daß er bei ihr auch keinen Troſt und Erſatz für das Mißverhältniß zu ſeinem Vater gefunden habe. Zeitig erwachte auch in unſerm Günther ein edler Ehrgeiz, ſich durch Kunſt und Wiſſenſchaft einen rühmlichen Namen zu erringen, und er fühlte eine ſo gewaltige Kraft in ſich, dieſes höchſte Ziel zu verfolgen, daß alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, welche die häusliche Lage ſeiner Eltern ſeinen Studien in den Weg legte, ihn nur zu kühnerem Aufſchwunge befeuerten. Einſt, als er von einer Reiſe nach Breslau zurückkam, wo ein Verwandter im Auftrage ſeines Vaters ihm das Studiren als eine ſchwierige Aufgabe für einen Unbegüterten hatte vorſtellen müſſen, ſprach er zu ſeiner Mutter: „Ich muß was Excellentes präſtiren, und Gott wird mir ſchon forthelfen, ob es mir gleich der Herr Doktor ſo ſchwer gemacht. Meine lieben Eltern dürfen ſich meines Studirens wegen nicht bekümmern.“ Sein alter Biograph fährt dann fort: „Was iſt es daher Wunder, daß unſer Günther, bei ſeiner Begierde zu lernen, in kurzer Zeit und ohne große Anweiſung auch in der deutſchen, lateiniſchen, griechiſchen, ja gar hebräiſchen Dichtkunſt viele nicht geringe Proben ablegen konnte? Jedermann bewunderte ſeine Gaben, der Vater ſah ihn mit Erbarmen an und wollte ihn wegen Mangel des Vermögens lieber ein Handwerk zu erlernen bereden. Von der mütterlichen Liebe hatte er Nichts als ein andächtiges Gebet für ſeine Wohlfahrt zu hoffen.

und es ſah mit Einem Worte um Günthern damals recht betrübt aus. Er hatte zwar ſo Viel gelernet, daß er ſich mit ſeiner Wiſſenſchaft, als ein Jüngling von zwölf Jahren, zeigen konnte, aber alle Gelegenheit, in einer öffentlichen Schule, auch im Umgange mit Andern Etwas zu begreifen, war ihm beſchnitten. Da hieß es recht: Noth lehrt beten; und zu dieſem nahm auch Günther die einzige Zuflucht, wie ihn denn einmal ſeine Mutter auf einer wüſten Stelle hinter dem Hauſe kniend antraf, da er Gott herzlich anflehte, daß er doch Mittel und Wege ſchicken wolle, bei dem Studiren fortzukommen."

Die Verwendung und Unterſtützung ſeines Gönners, des Doktors Thiem aus Schweidnitz, welcher auf einer Reiſe Striegau berührt und dort durch des alten Günther's Erzählung Theilnahme für deſſen lernbegierigen Sohn gewonnen hatte, brachten den damals vierzehnjährigen Knaben auf das Gymnaſium der genannten Stadt und ſorgten für ſeinen Unterhalt bis zum Jahre 1715, welches ihn als akademiſchen Bürger nach Wittenberg führte. Es wird über Günther's Schuljahre in Schweidnitz berichtet, daß er in denſelben glänzende Fortſchritte gemacht, unermüdlichen Fleiß entwickelt und ſich durch ſittliches Betragen und geiſtreiche Anmuth allgemeine Liebe erworben habe. Aber ſein Hang zur Poeſie, durch größere Freiheit in den Studien und ſelbſt durch dahin einſchlagende Schulaufgaben genährt, ſchien ſchon damals des Vaters Beſorgniß zu rechtfertigen. Die Leichtigkeit, mit welcher er Verſe machte, der Beifall, den ſie ihm errangen, und auch der Lohn, den ſie ihm zuweilen, als beſtellte Arbeit, eintrugen, verführten ihn nicht allein, ſeinen dichteriſchen Beruf häufig als Gelegenheitspoet zu mißbrauchen und ſich in eine allzeitfertige Manier hineinzuſingen, ſondern ſie ließen ihn auch in andern Fächern nachläſſiger werden und ſich für das gründliche Sebſtgefühl, überall das Seinige gethan zu haben, durch eiteln Stolz über einzelne außerordentliche Leiſtungen ſchadlos halten.

In ſolcher Stimmung bezog Günther die Univerſität Wittenberg, durch den Willen ſeines Vaters zum Studium der Medizin beſtimmt. Auch ſoll er, wie berichtet wird, ſich dieſer Wiſſenſchaft anfänglich mit Fleiß und Eifer gewidmet haben. Bald aber gewann ſeine zu einer Leidenſchaft geſteigerte Liebe für die Poeſie ſo ſehr die Oberhand über jede nicht mit ihr in Verbindung ſtehende Beſchäftigung, daß er die mediziniſchen Kollegia vernachläſſigte, ein freies Dichterleben zu führen anfing und auf Nichts bedacht war, als durch die Gunſt der Muſe zeitliches Glück und ewigen Ruhm zu erlangen. Die Beiſpiele, welche, nach dieſem Ziele fortzuſtreben, aufmunterten, lagen ihm nicht fern; und wenn er auch nicht auf Opitz zurückblicken wollte, ſo konnte ſchon der gerade damals emporwachſende Stand der Hofpoeten für ſeinen Ehrgeiz ein glänzender Sporn werden. Der mächtigſte Drang kam aber freilich ohne ſolche äußere Rückſicht aus ſeinem Innern. Er fühlte, daß er zum Dichter geboren ſei, und wollte das ganz und ausſchließlich werden, wozu die Natur ihn berufen hatte. Auf die veränderte Lebensweiſe Günther's hatte wol auch ſeine kräftige Sinnlichkeit einen gewichtigen Einfluß. Dieſe ſpricht ſich ſchon in den früheſten Jugendgedichten deſſelben aus, zwar anfangs züchtig und zurückhaltend, aber doch verſtändlich genug. Sein Herz bedurfte der Liebe, aber wo er ſie ſuchte, fand er ſelten oder nirgends das in ihr, was ſeine Phantaſie ihm von ihr verheißen hatte. So geſchah es, daß er, ſeinem Ideale entſagend, ſich mit dem begnügen lernte, was ſie ihm als ſichern und feſten Genuß bieten konnte. Es verſteht ſich, daß er nach den erſten ſchüchternen Liebſchaften, wie er einige in Schweidnitz angeknüpft zu haben ſcheint, nicht gleich mit dem Eintritte in die akademiſche Laufbahn in den Abgrund gemeiner Wolluſt verſank; jedoch mag er wol ſchon in Wittenberg den Weg eingeſchlagen haben, welcher ihn endlich dahin führte. Um kurz zu ſein, Günther wurde liederlich, vergeudete das Wenige, wovon er als guter Wirth ſeine Bedürfniſſe beſtreiten ſollte, wir wiſſen nicht, ob mehr dem Bacchus oder der Venus opfernd, gerieth in Schulden, wurde eingeſetzt und mußte ſich durch eine mitleidige Beiſteuer ſeiner Landsleute aus den Feſſeln ſeiner Gläubiger befreien laſſen. Denn ſein Vater, hätten ihm auch ſeine Mittel eine außerordentliche Unterſtützung des Sohnes erlaubt, war durch die vielleicht übertriebenen Berichte von deſſen Leben und Treiben in Wittenberg ſo gegen ihn eingenommen worden, daß er jetzt ſchon den Entſchluß faßte, wenig oder nichts mehr für ihn zu thun.

Hier fängt eigentlich die Periode an, von welcher Günther's Leben die unglückſelige Richtung zu dem Verderben einſchlägt, welches, ſeinen Körper und Geiſt allmählig aufreibend, ihn durch unſägliche Noth, Drangſal und Schmach zwiſchen Unmuth, Trotz, Reue, Buße und Zerknirſchung, in ein frühes Grab geworfen hat. Günther fühlte ſich bei allen ſeinen Verirrungen und Ausſchweifungen beſſer und reiner, als er andern

Augen erſcheinen konnte. Die unüberwindliche Gewalt ſeines von einem lebendigen Religionsgefühle gehobenen Gewiſſens ließ ihn von jedem Falle und Rückfalle zu Gebeten, edlen Vorſätzen und frommen Beherzigungen aufſtehen. Dazu kam ſein ſo oft ausgeſprochenes Bewußtſein eines guten und redlichen Herzens, welches nur in leidenſchaftlicher Uebereilung ſündigen könnte und nach dem Taumel, der es dazu fortgeriſſen, auch dem Feinde zu vergeben bereit wäre. Mit ſolchen Verſicherungen war nun aber nicht Jeder ſo leicht zu beruhigen, als er ſelbſt, und beſonders zeigte ſich ihnen ſein eigner Vater bei jeder Wiederholung ungläubiger. Dadurch entſpann ſich in Günther's Bruſt ein wild verwickelter Kampf wechſelnder und widerſprechender Gefühle und Leidenſchaften, die ſich in ſeinen Gedichten eben ſo wirr durcheinander ausdrücken, wenn er der Schickſale, Beſtrebungen und Unfälle ſeines Lebens gedenkt. Bald übermüthiger Stolz und aufgeblaſenes Selbſtvertrauen, in verzweifelten Momenten zu einem gigantiſchem Trotze gegen Gott und die Vorſehung geſteigert, bald wieder zerknirſchte Demuth gegen Gott und Menſchen, die ſich auch nicht ſchämt, die Muſe zu einer Almoſenbettlerin zu gebrauchen; zuweilen bittre Klage über Verkennung, Verleumdung, Neid, Haß und Verfolgung wegen ſeiner redlichen Geſinnungen und guten Talente, dann wieder ein herzliches Bekenntniß, welches die Schuld alles Unheils auf ſein eigenes Haupt wälzt. Sein Verhältniß zu der Gottheit ſtellt ſich faſt eben ſo dar, wie das zu ſeinem Vater: jetzt wirft er ſich mit liebeflammendem Herzen an die väterliche Bruſt, bekennt, bereuet, verſpricht Beſſerung und fühlt ſich dadurch ſchon gebeſſert; dann jammert er über zurückgeſtoßene oder kalt empfangene Liebesopfer, entſchuldigt ſich, ſchmückt ſich mit ſeinen Tugenden und fordert Anerkennung und Lohn, nicht ohne vergleichende Ausfälle gegen Andre, die weniger verdienen und mehr genießen als er. Solche Herausforderungen ſteigern ſich dann bisweilen zu der Höhe einer himmelſtürmenden Verzweiflung, und ſchaudererregende Worte gegen ſeinen irdiſchen, wie gegen ſeinen himmliſchen Vater, entfliehen denſelben Lippen, die kurz vorher mit inbrünſtigen Gebeten um Liebe und Gnade geflehet haben. [*] Eine ähnliche Spaltung ſeines innerſten Weſens in entgegengeſetzte Aeußerungen bemerken wir auch in ſeinen Liebesgedichten; zwar athmen faſt alle ſinnliche Leidenſchaftlichkeit, aber in mehreren wird dieſe doch von geiſtiger Durchdringung emporgehalten, und reine und zarte Gefühle der aufopfernden Hingebung und Entſagung ziehen das Herz des Leſers an ſich, damit es nachher durch den ſchamloſen Ausdruck leichtfertiger oder roher Wolluſt um ſo empfindlicher zurückgeſtoßen werde.

Nachdem wir hiermit Günther's innern Lebensgang bezeichnet haben, dürfen wir kürzer ſein in der Verfolgung ſeiner äußern Laufbahn, welche ja durch jenen ihre Richtung erhielt. Die unangenehmen Vorfälle in Wittenberg hatten ihm den dortigen Aufenthalt verleidet, und er begab ſich, wie es ſcheint, ohne Mittel und feſten Plan, im Juni 1717 nach Leipzig. Hier eröffneten ſich ihm beſſere Ausſichten, beſonders durch die Gunſt und

---

[*] Wir brauchen dieſe Charakteriſtik nicht mit einzelnen Gedichtſtellen zu belegen, da wir in unſrer Auswahl beſonders ſolche Stücke berückſichtigt haben, in denen Günther von ſich und ſeinen Schickſalen ſpricht.

Unterſtützung des bekannten Hofraths und Profeſſors Johann Burkard Menke, dem er ſich durch den geiſtreichen Eindruck ſeiner Perſönlichkeit nicht minder als durch ſein poetiſches Talent empfohlen hatte. Die Bemühungen ſeines gelehrten Beſchützers gingen dahin, dieſes Talent auf eine würdigere Bahn zu leiten, als die es bisher in Gelegenheitsgedichten zu Hochzeiten, Kindtaufen und Sterbefällen oder höchſtens zu Doktorpromotionen verfolgt hatte. Ein Schlag des Schickſals, welcher ſeine Vaterſtadt und ſeine Eltern und dadurch mittelbar auch ihn um dieſelbe Zeit traf, ſchien auch mitzuwirken, ihn durch Erſchütterung wieder in ſich zu beſſeren und ſtärkeren Vorſätzen aufzurichten. Striegau wurde 1718 ein Raub der Flammen, und auch Günther's Vater verlor durch den Brand ſeines Hauſes den kleinen Reſt ſeines Vermögens. Nunmehr ganz auf ſich beſchränkt, mußte er ernſtlich daran denken, ſich einen nährenden Stand in der bürgerlichen Geſellſchaft zu ſuchen, und Menke's Plan ſtimmte mit ſeinen ſchönſten Hoffnungen und Träumen überein. Die Medizin blieb bei Seite geſetzt, und die Muſe allein ſollte ihm den Weg zu Ehre und Glück bahnen. Der eben geſchloſſene Friede des Kaiſers mit der Pforte ſollte ihm, ſo meinte Menke, nicht nur einen zu großartiger Behandlung geeigneten Stoff einer Ode darbieten, ſondern auch eine Gelegenheit herbeiführen, ſich dem höhern Publikum, und namentlich dem Kaiſer und dem ruhmreichen Feldherrn Eugen, zu empfehlen. Günther dichtete ſeine Ode, welche, neben manchen überſpannten, ſchwülſtigen, matten und verderbten Stellen, doch auch jeden ächten Glanz der Poeſie zeigt und das von einem ſo freien und kräftigen Geiſtesfluge entwöhnte Zeitalter in Erſtaunen ſetzte. Aber der gehoffte Erfolg in Wien blieb aus, oder beſchränkte ſich auf ein dankendes Lob, welches dem Dichter auch nur mittelbar durch Menke zu Ohren kam. Noch unerwünſchter war der Ausgang, welchen ein zweiter Plan deſſelben Gönners mit ſeinem Schützlinge nahm. Man ſuchte am dresdner Hofe einen poetiſchen Luſtigmacher, welcher bei allen Gelegenheiten, Feſten und Vergnügungen des Hofes in der Geſchwindigkeit einige Verſe aufzuſetzen im Stande wäre. Günther's leichtes und gewandtes Talent ſchien zu dieſem Poſten recht eigentlich berufen, an welchem freilich bisher der eben nicht ehrenvolle Titel eines Pritſchmeiſters und eine lächerliche Kleidung gehangen hatten. Vielleicht hoffte Menke, man werde, mit Rückſicht auf des neuen Kandidaten gelehrte Bildung und namhaftes Talent, der Pritſchmeiſterſtelle eine dem angemeſſene Umformung geben, oder Günther vertraute zur Erreichung einer ſolchen Standeserhöhung der Wirkung ſeiner eigenen Perſönlichkeit. Wie dem auch geweſen ſein mag, er wurde dem Könige von Polen vorgeſtellt, erſchien aber ſo betrunken, daß er kein Wort herausbringen konnte und ſchmählich wieder abgeführt werden mußte. Sein alter Biograph erzählt, er hätte ſich in Dresden durch einige freie Aeußerungen Feindſchaft und Mißgunſt Einiger zugezogen, welche, beſorgt, daß er ſie durch ſein Singen verdrängen werde, ihn in die Falle gelockt hätten. Auf ihr Anſtiften hätte man ihn, ehe er dem Könige vorgeſtellt worden wäre, gemiſchten Wein zu trinken genöthigt, der ihn alsbald betäubt hätte.

Wer mag entſcheiden, ob dieſer Angabe eine Selbſttäuſchung Günther's zum Grunde liege oder nicht? So viel iſt indeſſen gewiß, daß die Vorſtellung, unſchuldiger Weiſe durch Verlockung und Hinterliſt gefallen zu ſein, ihm den Muth gab, in einer nach jenem ärgerlichen Ausgange der Audienz gedichteten Lobſchrift auf den König dergleichen Entſchuldigungen und Andeutungen voranzuſchicken. Die ſprachloſe Betäubung, in welcher er vor dem Könige erſchienen, wird anfangs als eine Wirkung der Anſchauung der Majeſtät dargeſtellt. So, heißt es:

ſchlug jüngſthin
Der Strahl der Majeſtät den ungewohnten Sinn;
Denn als mein Pegaſus vier Schulen machen ſollte,
So ſtund der lahme Gaul, als wenn er taumeln wollte.

Nachher aber hören wir von ſolchen, die des Königs Ohr mit falſchen Saiten quälen, und eine Reihe karikirter Poetenportraite wird vorgeführt, dagegen aber ſeine eigene redliche und ſchlichte Wahrheitsliebe auch in der Dichtkunſt herausgeſtrichen. Die Apologie blieb ohne Wirkung, und Günther reiſte, ſich luſtig und wohlgemuth ſtellend, nach Schleſien ab. Ein Gedicht, welches er beim Abſchiede von Dresden ſchrieb, den 2. Sept. 1719, iſt zwar voller Klagen über den Verluſt der alten ſchönen Tage, die er mit ſeinem zärtlichen Lehnchen an den Ufern der Weißeritz verlebt, aber ohne alle tiefere Bedeutung. Ein andres, einige Tage früher geſchrieben, bezeugt dagegen einen Sieg der nur ſich ſelbſt vertrauenden Muſe über Alles, was die Welt beneidet oder beklagt. *)

Warum Günther nicht nach Leipzig zurückkehrte, iſt leicht erklärlich. Er hatte dort nur ein kümmerliches Leben geführt und nennt die Stadt ſelbſt einmal ſein Jammerthal. Nur die Freundſchaft und Wiſſenſchaft,

---

*) S. unſre Sammlung S. 17.

beide ſich gegenſeitig fördernd und bekräftigend, waren vermögend geweſen, ihn unter dem Drucke ſeiner äußern Lage aufrecht zu erhalten, und die Stunden, in welchen er ſich durch Wein, Knaſter und Liebesluſt aus ſich ſelbſt herauszuſchwärmen verſuchte, waren faſt alle durch die Begeiſterung freundlicher Genoſſenſchaft beflügelt. Menke's Gunſt hatte er wohl verſcherzt, und ſeine Satyren, zu denen er ſich nicht bloß von unbeſonnener Leidenſchaft, ſondern zuweilen auch von andern weniger heftigen aber deſto unedleren Antrieben verleiten ließ, hatten ihm gewiß Viele der Leipziger Gelehrten und Vornehmen verfeindet. Endlich fühlte er auch das innige Bedürfniß, ſich mit ſeinem Vater perſönlich zu verſtändigen und auszuſöhnen, und begab ſich daher gerade auf den Weg nach Striegau. Aber alle ſeine und ſeiner Freunde Anſchläge und Bemühungen, das Herz des alten Mannes ſeinem reuigen Sohne wieder zuzuwenden, ſcheiterten an deſſen hartem Starrſinn. Es wird erzählt, Günther habe lange Nächte hindurch vor der verſchloſſenen Thüre des väterlichen Hauſes gelegen, bis er endlich mit Gewalt vertrieben worden ſei. Mag dieſes Aeußerſte fühlloſer Unverſöhnlichkeit auch nicht geſchehen ſein, ſo brach doch der Fluch des väterlichen Haſſes den Stab über dem Haupte des unglücklichen Jünglings. Er irrte unſtät und hülflos in ſeinem Vaterlande umher, ſeine Muſe als Bettlerin mit ſich ſchleppend und die Wohlthätigkeit ſeiner Gönner bald mit Briefen, bald mit Beſuchen ermüdend. In Breslau nahm ſich Herr von Löwenſtädt ſeiner mit Rath und That an, und noch wirkſamer für ſeine Rettung ſchien die Gunſt werden zu ſollen, die er bei dem Herrn und der Frau von Breßler fand, welche letztere ſich ſelbſt mit der Dichtkunſt beſchäftigte. Durch die Empfehlung dieſer Familie wurde er dem Grafen von Schaffgotſch als Informator vorgeſtellt; aber er erſchien wie in Dresden betrunken, und ähnliche Ausſchweifungen führten bald nachher auch ſeine Entfernung aus dem breßlerſchen Hauſe herbei. Er gab nun vor, er wolle nach Leipzig zurückkehren, um ſich den Doktorgrad zu erwerben, und alsdann in Lauban praktiziren. Mit einem anſehnlichen Reiſegelde durch die Freigebigkeit des Herrn von Breßler ausgeſtattet, machte er ſich mit einem Studenten aus Lauban auf den Weg nach dieſer Stadt und blieb da liegen. Sie hatten ſich mit der Reiſe nicht übereilt und waren bei vielen Landgeiſtlichen eingekehrt, und in Jauer hatte Günther bei dem Herrn von Richthof ſeinen erſchöpften Beutel wieder gefüllt. In Lauban erwartete ihn ein kümmerliches Jahr, deſſen Mühſeligkeiten und Leiden er in einem Briefe an den Dr. Hahn in Breslau beſchrieben hat. Die mediziniſche Winkelpraxis, welche er trieb, trug wenig ein, und zum Uebermaße ſeines Mißgeſchicks wurde er ſelbſt von einer langwierigen Krankheit befallen. Da traten ſeine Gönner noch einmal zuſammen und leiſteten ihm Hülfe, ja, ſie verſprachen ſogar, ihn ferner als ihren Schützling an das Ziel ſeiner akademiſchen Laufbahn zu fördern, wenn er nur ſelbſt mit Ernſt und Beharrlichkeit dahin zu ſtreben ſich verpflichtete. Vorher ſolle er aber noch einen Verſuch machen, ſich mit ſeinem Vater zu verſöhnen. Wie dieſer ausſchlug, iſt ſchon oben berichtet worden. Es gelang ihm nicht einmal, vor das Angeſicht ſeines Vaters zu kommen, und einige Verwandte mußten ihm den Beſcheid geben: ſein Vater wolle nicht eher von ihm hören, als bis er von ſeinem freien Leben abließe und ſich dagegen an einen Ort verfügte, wo er ſeine Kunſt im Kuriren darthun könnte.

Günther verſprach, dieſe Bedingung zu erfüllen, und ließ ſich wirklich auf einige Zeit in einem kleinen Orte an der polniſchen Grenze nieder. Aber der ruhige Aufenthalt an einem Platze, und eine geregelte Thätigkeit waren nun einmal unerfüllbare Aufgaben für ihn geworden. Er reiſte auf dem Lande umher und ließ es ſich beſonders oft bei dem Herrn von Rimptſch in Biſchdorf gefallen, welcher ihm und ſeiner Muſe wohlwollte. Dort gewann er die Liebe einer Pfarrerstochter, mit welcher er ſich auch, nachdem er die Bedenklichkeiten des Vaters durch die Fürſprache des Herrn von Rimptſch beſeitigt hatte, verlobte. Er nennt dieſe Geliebte in ſeinen Gedichten Phyllis, und einige Verſe, mit denen er ihr den mit einem Todtenkopfe gezierten Verlobungsring überreichte, ſprechen wahre und tiefe Gefühle für ſie aus. Nichts deſto weniger verließ er bald nachher Biſchdorf, um ſich von einer Univerſität den Doktorhut zu holen. So gab er wenigſtens vor, und der Vater ſeiner Braut war damit einverſtanden. Aber Günther trieb ſich wieder unter Müßiggang und Bettelei in Schleſien umher, nachdem ſein letzter verzweifelter Angriff auf die Feſtung des väterlichen Herzens mit grauſamer Härte zurückgeſchlagen worden war. Erſt gegen Ende des Jahres 1722 machte er ſich auf den Weg nach Jena, innerlich und äußerlich durch Elend, Schmerz und nicht minder auch durch die Folgen ſeines wüſten Lebens zerrüttet, und mehr als jemals entblößt von Mitteln. Ein mitleidiger Edelmann von gelehrter Bildung nahm ſich in Jena des Hülfloſen an und gab ihm Wohnung und Koſt. Aber Günther genoß dieſer Wohlthaten nicht lange. Er fühlte den herannahenden Tod und bot ſeine letzten Kräfte auf, ihm muthig und gläubig entgegenzublicken. In chriſtlicher Faſſung und Ergebung ſtarb er eines ſanften Todes den 15. März 1723, kurz vor dem Schluſſe ſeines 28. Jahres. Seine Landsleute auf der Univerſität begruben ihn auf gemeinſchaftliche Koſten.

So endete ein Mann, welcher unter günſtigeren Sternen der deutſchen Poeſie vielleicht einen Umſchwung gegeben hätte, welcher ſie, ohne den Durchgang durch Gottſchediſche Schlaffheit und ſchweizeriſche Härte, unmittelbar auf den Weg geführt haben würde, den ſie durch mühſelige Irrpfade erſt viel ſpäter finden ſollte. Wenige ſind von der Natur ſo entſchieden zur Poeſie berufen worden wie Günther, ſeit Flemming gewiß kein Deutſcher; aber Wenige haben auch zur Erfüllung dieſes Berufes ſo viel mit inneren und äußeren Widerſprüchen zu kämpfen gehabt. Der Charakter ſeiner Poeſie iſt eigentlich ſchon durch ſein Leben ausgeſprochen: ein Wuſt roher und leichter Arbeit, aber auch das Schlechteſte, bezahlte Verſe, ohne Theilnahme für den Stoff und die Veranlaſſung, dennoch nie ohne einzelne Lichtblicke eines kräftigen und freien Geiſtes; ganz in ſich vollendet und abgerundet ſehr Weniges, aber in Allem, was ſich dieſem nähert, eine Eigenthümlichkeit poetiſcher Auffaſſung und Darſtellung, voll natürlicher Fülle, Wärme und Gediegenheit, und von einer unwiderſtehlichen Wahrheit: Eigenſchaften, die den Zeitgenoſſen dieſes Dichters ganz fremd und faſt unerträglich waren. Daher er denn auch, zwiſchen Lohenſteiniſche Aufgeblaſenheit und Gottſchediſche

Mattheit geſtellt, als eine kurioſe Erſcheinung zwar eine Zeit lang bewundert, aber nirgends in ſeiner ganzen Eigenthumlichkeit anerkannt wurde. Auch Bodmer's ſtarre Korrektheit war nicht im Stande, ſich mit der genialen Ungebundenheit Günther's zu befreunden, und ſo blieb es dabei, ihn als ein unglückliches, verſchrobenes Genie gleichſam zu einer Warnungstafel gegen junge Poeten zu gebrauchen, die es ſich einfallen ließen, die abgeriebenen Straßen der herrſchenden Schulen zu verſchmähen. Noch im Jahr 1812 fällte Franz Horn, welcher ſpäterhin kein Ende finden konnte, Günther's Genialität zu charakteriſiren, ein wegwerfendes Urtheil über ihn: er habe mehrere ſehr glückliche Talente beſeſſen und dennoch unreife, kaum theilweiſe genießbare Gedichte geliefert. Seine Zeitgenoſſen und ſpätern Nachkommen hätten ihm Viel vergeben, weil ſie ihn für ein beſonderes Genie gehalten, worein man damals, demüthig genug, ſich noch nicht recht habe finden können. *) Aus einem ganz andern Tone räſonnirt derſelbe Kritiker über Günther in ſeinen Freundlichen Schriften und in ſeiner neueſten literarhiſtoriſchen Arbeit. **) Göthe hatte dieſen Ton angegeben, indem er in ſeiner Selbſtbiographie folgendes Urtheil über Günther ausſprach:

„Günther darf ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden. Ein entſchiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Faſſens und Vergegenwärtigens, fruchtbar im höchſten Grade, rhythmiſch bequem, geiſtreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug, er beſaß Alles, was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poeſie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern ſeine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zuſtände durch das Gefühl zu erhöhen und mit paſſenden Geſinnungen, Bildern, hiſtoriſchen und fabelhaften Ueberlieferungen zu ſchmücken. Das Rohe und Wilde gehört ſeiner Zeit, ſeiner Lebensweiſe und beſonders ſeinem Charakter, oder, wenn man will, ſeiner Charakterloſigkeit. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſein Dichten."

---

*) Die ſchöne Literatur Deutſchlands während des 18. Jahrh. Berlin und Stettin 1812. Thl. I, S. 33, 34.

**) Die Poeſie und Beredſamkeit der Deutſchen ꝛc. Thl. II. S. 227 fg.

Neben dieſem Charakterbilde, welches Göthe von Günther's innerer Eigenthümlichkeit gezeichnet hat, ſtehe eine Beſchreibung ſeines Aeußern aus der Feder ſeines eigenen Vaters:

„Mein Sohn war von mittelmäßiger Statur und wohl proportionirten, geſunden Gliedern, eines gleichfalls mit den andern Gliedern wohl harmonirenden länglichen Geſichtes, von ſchwarzen Augen und Haupthaaren, wiewohl er eine blonde Peruque zu tragen pflegte, ſein Angeſicht hatte was Annehmliches und Reizendes an ſich, daß er auch bald von Kindheit an und ſonderlich bei ſeinem Studiren und erwachſenen Jahren Jedermann gefiel. Dem Temperamente nach war er ein Sanguineo-Melancholikus."

Günther's Gedichte ſind erſt nach ſeinem Tode zu einer Sammlung vereinigt worden, die einen ſehr ſtarken Octavband mit gedrängtem Drucke füllt. Die erſte Ausgabe führt den Titel: Sammlung von J. Chr. Günthers theils noch nie gedruckten, theils ſchon (einzeln) herausgegebenen deutſchen und lateiniſchen Gedichten. Breslau 1723, 8. Viel reichhaltiger iſt die zweite Auflage. Ebend. 1724, 8. Die dritte erſchien 1727 und ſo fort noch mehrere Drucke mit Nachträgen, bis zu Breslau und Leipzig 1735, 8. die Sammlung in neuer vervollſtändigter Ordnung an das Licht trat. Von dieſer neuen Sammlung ſind bis 1764 ſechs Auflagen erſchienen. Die letzte führt den Titel: J. Chr. G. Gedichte, und hat Günther's Bildniß zum Titelkupfer. Ein Anhang, in demſelben Jahre gedruckt, hat auch einen ſelbſtändigen Titel. Der Inhalt iſt: 1) Oden und Lieder. Sie zerfallen in geiſtliche und weltliche, und die letztern wieder in Gedichte, welche bei allerlei Vorfällen gemacht worden ſind, und ſolche, die ihn ſelbſt angehen. 2) Gedichte theils moraliſchen, theils verliebten Inhalts. 3) Singgedichte oder Kantaten. 4) Elegien. 5) Stanzen. 6) Jamben. 7) Trochäen und latein. Gedichte. 8) Kleine epigrammatiſche Stücke. Der Anhang giebt eine Nachleſe von Gedichten, welche man nicht in die Sammlung aufnehmen zu dürfen glaubte, weil ſie theils zu unbedeutend, theis unecht, theils unſittlich erſchienen.

Günther's Biographie vor der Gedichtſammlung iſt die Hauptquelle der hier gelieferten.

Erſtes Buch.

Weltliche Oden und Lieder.

An den Prinzen Eugen. 1)

Nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte
von 1718.

Eugen iſt fort. Ihr Muſen, nach!
Er ſieht, beſchleußt und ficht ſchon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach,
Erweitert er ſo Gränz' als Glieder.
Sein Schwerdt, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmuth fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken,
Und ſtärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monde ſtrecken.

Es ſchnaubt des Ueberwinders Roß,
Es ſchäumt und riecht den Streit von fernen,
Das Glücke mengt ſich in den Troß,
Um von Eugen Beſtand zu lernen.

1) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

Die Luft ertönt, das Ufer bebt,
Der Reuter brennt, das Fußvolk ſtrebt,
Den wilden Haufen anzurennen:
Und wer nicht ſchärfer ſinnt als ſieht,
Der dürfte, wenn die Mannſchaft zieht,
Ihr Heer ein fliegend Herze nennen.

Nur drauf, du Kern der deutſchen Treu'!
Nur drauf, du Kern aus Herrmanns Hüften!
Beweiſe, wer dein Ahnherr ſei,
Und krön' ihn auch noch in den Grüften!
Dein Haupt, dein Beiſpiel, dein Eugen
Läßt alle, die ihm widerſtehn,
Ein tödtliches Verhängniß wiſſen:
Er ſteht, er eilt, er würgt dir vor,
Es iſt noch um ein eiſern Thor, *)
So wird die Pforte ſpringen müſſen.

Dort, wo der Zeiten Eigenſinn
Die Brücke des Trajans zertrümmert, **)

*) D. h. es iſt noch um ein eiſernes Thor zu thun, es fehlt nur noch ein eiſernes Thor.

**) Die Trümmern der von Trajan über die Donau erbaueten Brücke finden ſich bei dem Flecken Severin in der Nähe von Czernetz.

Dort wirf die Augen vor dir hin,
Dort merke was ſo ſchwärmt, ſo ſchimmert.
Es rauſcht, wie Panzer und Gewehr,
Es iſt ein römiſch Geiſterheer,
Es ſind die Seelen alter Helden:
Sie kommen, deinen Muth zu ſehn,
Und werden, was durch ihn geſchehn,
Der Ewigkeit voraus vermelden.

Braucht, tapfre Sieger, braucht das Heft
In Gegenwart ſo ſeltner Zeugen,
Die, wo mich nur kein Blendwerk äfft,
Aus jenem dunkeln Reiche ſteigen.
Warum? ſie wollen nicht allein
So ſchlecht' und faule Zeugen ſein,
Sie helfen euch im Sieg' und Schlagen;
Denn hat ihr Schatten gleich kein Herz,
So kann er doch wohl hinterwärts
Den Feind mit kaltem Schauer plagen.

Gieb Acht, erſchrocknes Morgenland!
Du kennſt den Blitz, des Adlers Stärke,
Er waffnet unſres Helden Hand,
Und zielt auf größ're Wunderwerke.

Hier Schwerdt des Herrn und Gideon!
Auf, blaſſe Türken, auf, davon!
Nein! ſteht und lernt noch beſſer fühlen!
Hier ſchlägt der Degen und der Mann,
Den Gott kaum tapfrer wählen kann,
Euch Hitz' und Wahnwitz abzukühlen.

Ihr übereilt euch! Schritt vor Schritt!
Ihr kommt mit Roß, Kameel und Wagen;
So bringt uns fein das Werkzeug mit,
Den Raub bequemer wegzutragen.
Nun ſtrengt euch an! Es giebt Gefahr;
Nun hinkt um Mahomeds Altar,
Nun fleht ihn mit geſenkten Waffen;
Nun ruft doch laut, nun ſchreit doch zu,
Er hält vielleicht noch Mittagsruh',
Er dichtet, oder hat zu ſchaffen.

Byzanz, erkenn' anjetzt den Werth
Von Rudolphs göttlichem Geblüte,
Und küſſe Karls gereiztes Schwerdt!
Es hat nicht minder Schärf' als Güte.
Du fehlſt, es ſtraft; du flehſt, es ſchenkt,
Und wird durch Demuth abgelenkt,

Und läßt ſich ſiegend überwinden.
Ihn ſelbſt zwingt nichts als Buß' und Reu':
Wer lehrt dich, dumme Tyranei,
Dergleichen kluge Waffen finden?

Wie kannſt du, Schutzgott deutſcher Ruh',
Der frechen Schaar ſobald vergeben?
O fahre mit dem Donner zu!
Ihr Fall wird doch dein Lob erheben.
Doch nein! Du zeigſt auch hier dein Reich,
Und feſſelſt Feind und Zorn zugleich,
Und brauchſt die Keule nur zum Schützen.
Die Sanftmuth krönt dich mehr als Gold;
Denn, wenn du ſtrafen mußt und ſollt,
So willſt du nur dem Sünder nützen.

Hört, Frevler, die ihr weder Rath,
Noch Troſt, noch Schutz, noch Ablaß findet,
Und nach vollbrachter Miſſethat
Die Zuflucht an die Ferſen bindet,
Faßt, ſucht ihr Rettung und Erhör,
Die Hörner des Altars nicht mehr!
Auch Joab kann nicht ſicher flüchten.
Kommt, faßt des ſanften Kaiſers Knie!

Hier liegt ſein Herz, hier giebt ſich's Müh',
Die Thorheit mit Geduld zu richten.

Zurück, ihr Muſen, in das Feld!
Dort ſproßt der Oelzweig aus den Lanzen.
Irene flicht ein Zauberzelt;
Geht, ſpringt mit ihr auf Wall und Schanzen!
Die Schwerdter werden ſichelkrumm,
Das Glücke ſchmilzt die Kugel um,
Und gießt den Helden Ehrenſäulen,
Die Freudengluth frißt Kraut und Loth, *)
Das Stücke wirft mehr Luſt als Tod,
Und darf nicht mehr gefährlich heulen.

Die Freude zieht ſich weit herein,
Und wächſt mit Meilen und in Städten,
Die unter Thau und Sonnenſchein
Vor Leopolds Geſchlechte beten.
Der Tempel raucht von heil'ger Pflicht,
Die Prieſter tragen Recht und Licht,
Und liegen vor den Dankaltären.
Vor allen [2]) ſieht das hohe Wien

*) Zündkraut, alſo Pulver und Blei.

2) Vornehmlich.

Die Opferflamme aufwärts ziehn
Und von der Türkenbeute zehren.

So ſah der Griechen Jubel aus,
Als dort nach zehn Belagrungsjahren
Der Dardaner verwünſchtes Haus
In wildem [3] Feuer aufgefahren.
Korinth und Argos und Athen
Ließ Kampfplatz, Roſſ' [4] und Schulen ſtehn,
Und lief, die Schiffe zu empfangen.
Weib, Kind und Kegel drang an Port,
Und keins verſtand ſein eigen Wort
Vor Jauchzen, Fragen und Verlangen.

Mich däucht, die Zeitung nährt ſogar
Auch unbeſeelte Kreaturen:
Der Hundsſtern brennt und eifert zwar,
Und doch erquickt der Lenz die Fluren.
Wald, Forſten, Thäler, Berg und Hain
Gehn hier und da ein Bündniß ein,
Die ſüße Nachricht auszubreiten;
Die Nymphen ſcherzen um den Sand,

---

[3] geilem.

[4] Stall.

Und ſprützen mit geübter Hand
Viel Bogen naſſer Luſtbarkeiten.

So weit die Donau, wie ſie ſoll,
In chriſtlichem Gehorſam fließet,
Und, mehr Begierd' als Waſſer voll,
Sich unter Karls Gebot ergießet,
So weit vermehrt ſie ihre Luſt,
(Denn Freude zieht das Blut zur Bruſt)
Durch Beitrag aus den kleinen Flüſſen,
Die jetzt den ſtündlichen Tribut,
Weil große Freude viel verthut,
Geſchwind und doppelt liefern müſſen.

Nun ſieh doch, wo du etwas ſiehſt,
Du böſes Iſmaelsgeſchlechte!
Du kommſt, ſo oft du auswärts ziehſt,
Dem Donner allemal zurechte.
Dein Frevel kämpft mit eigner Qual
An Vorzug, Länge, Stärk' und Zahl,
Und ſiegt ſich ſelber zum Gehöhne.
Geh, trag' nun den verwirkten Hals,
Ja gar den Aufſchub deines Falls,
Von Oeſterreichs Geduld zum Lohne.

Zerreiß den falſchen Alkoran,
Er hat dich lang genug betrogen;
Dein letzter Fall rückt endlich an,
Und ſteigt mit unſren Siegesbogen.
Die Rach' iſt kein vergeßlich Weib,
Sie dringt zwar langſam auf den Leib,
Allein mit deſto ſchärferm Streiche.
Dein angemaßter Kaiſerthron
Erſchrickt und wankt und wittert ſchon
Die Eitelkeit geſtohlner Reiche.

Du, dem zu Lieb' Eugenius
Des Aufgangs *) Untergang verſchoben,
Du, dem des Allerhöchſten Schluß
Sein hohes Strafamt aufgehoben,
Komm fort und eil' aus Blut und Schooß!
Komm, eil' auf unſre Zeiten los!
Komm, komm aus Karls geweihten Lenden!
Es hält ſich Aſien gefaßt,
Dir freudig, 3) angenehmer Gaſt,
Sein reiches Erbland zuzuwenden.

---

3) ehſtens.

*) D. h. des Orients.

Was zieht ſich für ein Vorhang weg?
Ich ſeh' den Schauplatz ſpäter Zeiten:
Dort hör' ich einen Skanderbeg,
Dort ſeh' ich einen Gottfried ſtreiten,
Der Jordan ſteht, wie Mauern da,
Als käm ein andrer Joſua;
Er kommt auch, doch aus deutſchem Saamen.
Wie heißt er? Ja! Die Schickung winkt,
Und raubt mir, weil der Vorhang ſinkt,
Stand, Vorwitz, Schauplatz, Held und Namen.

Wo ſchweif' ich hin? Wo bleibt mein Held?
Entzieht er ſich vielleicht der Erde?
Wie? oder hebt ſich nur ſein Zelt,
Damit es nicht entheiligt werde?
Ja, ja! ich ſeh' die Ewigkeit,
Sie webt und ſtickt ſein Ehrenkleid,
Umgiebt ſein Bildniß mit den Sternen,
Und führt es zum Vergöttern auf.
Nun mag der Enkel Lebenslauf
Den Vorzug unſrer Tage lernen.

O Prinz, o großer Prinz, wie weit,
Wie weit entfernſt du dich dem Neide,

Und auch ſogar der Möglichkeit,
Daß etwas deinen Kranz beſchneide!
Homer, behalt' dir den Achill!
Aeneas bleibe, wo er will!
Sie ſind am längſten groß geweſen;
Sie weichen doch mit Ehren aus;
Denn dies iſt auch ein Lorbeerſtrauß,
Den ſtärkſten Palmen nachzuleſen.

Die Seele weiß von keiner Ruh',
Sie zeugt Gedanken aus Gedanken:
So, theurer Held, verfährſt auch du
In deinen weiten Lebensſchranken,
Dein Eifer braucht Gelaſſenheit;
Das Weſen deiner Tapferkeit
Beſteht in lauter klugen Siegen.
Dein Alter blitzt ſo ſpät als früh;
Was wollte wohl die Poeſie,
O Held, zu deinen Ehren lügen?

Ihr, die ein glücklich Feuer treibt,
Dem hohen Maro nachzukommen,
Was macht es, das ihr ſitzen bleibt?
Ihr habt nicht rechten Stoff genommen.

Ihr ſinnt, ihr ſchreit mit Angſt und Müh',
Reimt Fabeln, und vergeht, wie ſie;
Kommt, wollt ihr hoch und ewig leben,
Kommt, ſetzt die goldnen Federn an,
Und ſchreibt, was Gott und Karl gethan!
Der Adler wird euch mit erheben.

Ja ſchreibt nur, was ihr hört und ſeht,
Hier gilt erzählen mehr, als Dichten.
Europa jauchzt und Stambol fleht;
Wer weiſt mir dieſes in Geſchichten?
Die Vorſicht, ſo das Reich bewacht,
Erklärt den Zwieſpalt in die Acht,
Und lehrt uns mit verſöhnten Blicken,
Es werde dies ſein mächtig Haupt,
Was Unrecht, Liſt und Neid geraubt,
Aus der Barbaren Klauen rücken. 6)

Herr, ſo vermögend wirkt dein Geiſt
In kalt' und ſchläfrige Gemüther.
Ich, den nur Wind und Hoffnung ſpeiſt,
Beſitze weder Kunſt noch Güter,

---

6) Den Barbarn aus den Klauen rücken.

Ich ſing' 7) im Winkel, Noth und Staub,
Ich bin ein ungetheilter Raub
Von ſo viel ungeneigten Fällen,
Die, hab' ich gleich die Pallas lieb,
Und käm' auch oft ein guter Trieb,
Mir dennoch Fleiß und Luſt vergällen.

Und ſieh, o Herr, auf einmal reißt
Mich deines Purpurs Anblick höher,
So ſchnell, daß nichts geſchwinder heißt.
Was red' ich! Siegt Eugen nicht eher?
Dein Zepter führt mich auf die Spur;
Drum troz' ich Schwachheit und Natur,
Du nimmſt ſie, wie den Feind, gefangen.
Herr, wächſt dein Alter, wie dein Reich,
So hoff' ich mir noch viel von euch,
Ihr deutſchen Schwäne, zu erlangen.

Den welken Lorbeer hab' ich ſchon,
Nun mangeln noch Verdienſt und Leben;
Dies muß ein Mäcenatenſohn,
Und jenes Karls Regierung geben.

7) leir'.

Die Allmacht laſſe nur dein Haupt,
Wofern es unſre Sünd' erlaubt,
Nicht eher Stern und Himmel zieren,
Als bis ein Alexander weint,
Dem eine Welt zu enge ſcheint,
Des Vaters Thaten auszuführen.

Ich, Herr, dein tiefſter Unterthan,
Will, bleib' ich auch im Staube ſitzen,
Noch mehr auf deiner Erdenbahn
Als in des Elends Flammen *) ſchwitzen.
Verſtoß mich an den kalten Bär,
Ich geh' und gern und ſind' ein Meer,
Dein Lob in ewig Eis zu ſchreiben;
Denn weil mir Augen offen ſtehn,
Soll Karl und Tugend und Eugen
Die Vorſchrift meiner Muſen bleiben.

*) Vor dem Elendsofen.

Dank an die Muſen.

Euch, Muſen, dankt mein treu Gemüthe,
Wofern ich etwas gelt' und bin;
Der Lorbeer eurer reichen Güte
Grünt jetzt ſchon auf die Nachwelt hin.
Ihr habt mich von Geburt umfangen,
Geſäugt, geführt, geſchützt, ernährt,
Und, wenn mir Freund' und Troſt entgangen,
Dem Herzen allen Gram verwehrt.

Nun 1) mögen Andre meinesgleichen
Aus Ehrgeiz mit nach Ungarn gehn,
Und bei des Adlers Siegeszeichen
Geſchlecht und Stand und Glück erhöhn.
Ich ſchmeichle keiner großen Zofe,
Ich bete keinen Götzen an.

---

1) Nur.

Der irgend Leute von dem Hofe
Nach Willkühr ziehn und werfen kann

Ein Lager an den grünen Flüſſen
Ergötzt mich in gelehrter Ruh',
Hier kann ich alle Noth verſüßen,
Hier richtet Niemand, was ich thu'!
Hier ſpiel' ich zwiſchen Luft und Bäumen,
So oft die Sonne kommt und weicht,
Und ehre die in meinen Reimen,
Der nichts an Treu' und Schönheit gleicht

Sprecht mehr, ihr hochmuthsvollen Spötter,
Ich hielte nichts von Lob und Ruhm!
Mein Name dringt durch Sturm und Wetter
Der Ewigkeit ins Heiligthum.
Ihr mögt mich rühmen oder tadeln.
Es gilt mir beides einerlei:
Wen wahre Lieb' und Weisheit adeln.
Der iſt allein von Sterben frei.

Reiſelied an einen Freund.

Bruder, komm und laß uns wandern,
Habe Leid und Luſt gemein.
Kommt ein Wetter nach dem andern,
Hilf mir doch beſtändig ſein.
Der Verdruß vergangner Täge
Trägt viel ſüß' Erinnerung,
Wir erdulden ſchwere Plage,
Aber wir ſind auch noch jung.

Gleiche Brüder, gleiche Kappen,
Einerlei Gefahr und Muth!
Sollt' uns auch der Feind ertappen,
Kämpfen wir für [1]) Ruhm und Blut.
Wir ſind allzeit freie Leute,
Ob uns gleich die Arbeit drückt,

---

[1]) vor.

Werden wir doch immer heute
Durch geſchwinden Troſt erquickt.

Jene, ſo in großen Städten
Unter Sammt und Seide gehn,
Müſſen, wenn ſie Pflaſter treten,
Voller Furcht und Sorgen ſtehn;
Ihrer Aemter Schein und Würde
Iſt ein Mantel der Gefahr,
Und ſie werden bei der Bürde
Ihres Lebens kaum gewahr.

Sag' es Bruder unverhohlen,
Sind wir nicht weit beſſer dran?
Unſer Schaden ſind nur Sohlen,
Die man leicht erſetzen kann.
Nichts verwirrt uns die Gemüther,
Niemand zwingt uns an das Joch;
Raubt man uns ſo Ehr' als Güter,
Bleibet unſre Hoffnung doch.

Bei dem luſtigen Erzählen
Wird uns keine Meile lang.
Wenn die Federn manchen quälen,

Ruhn wir auf der härt'ſten Bank;
Wir durchgehn der Meiſten Stände,
Sehn gemeiner Thorheit zu,
Lachen heimlich in die Hände,
Und befördern unſre Ruh'.

Hat die Vorſicht ein Erbarmen,
Sieht ſie Treu' und Weisheit an,
O ſo iſt es mit uns Armen
Noch zur Zeit nicht gar gethan!
Großmuth macht den Neid zu Schanden,
Naht ſich doch wohl ſchon die Zeit,
Da uns, was wir ausgeſtanden,
Ungemeine Luſt verleiht.

Bruder, fort! es geht nach Jauer.
Bruder, fort, und laß uns gehn!
Wird uns Weg und Wetter ſauer,
Soll es doch bald anders ſtehn.
Fort! ich höre ſchon die Lieder
Auf dem nächſten Freudenſchmauß.
Mertſchütz ſehn wir wohl nicht wieder,
Freund, wo geht der Weg hinaus?

In einer vertrauten Geſellſchaft zu Brieg.

Drei gelehrt' und treue Brüder
Hielten ein Kollegium,
Sangen frohe Jugendlieder,
Gaben Hand und Glas herum,
Und beklagten ungefähr,
Wie vergänglich Alles wär'?

Was ſonſt auf den hohen Schulen
Fleiß und Müh' und Ernſt verſüßt,
Und bei Schwärmen, Trinken, Buhlen, 1)
Freier Geiſter Handwerk iſt,
Ueberlegten ſie mit Gram,
Weil die Zeit nicht wieder kam.

Brüder, ſagte darauf Einer:
Was verloren iſt, ſei hin!

1) Trunk und Buhlen.

Iſt gleich jetzt die Freiheit kleiner,
Bleibt uns dennoch der Gewinn,
Daß man ihr beliebt Konfekt
Durch drei Jahre ſchon geſchmeckt.

Freilich beißt es in dem Herzen,
Daß uns Angſt und Pöbel quält,
Daß die Thoren mit uns ſcherzen,
Und das Unglück Pfeile ſtählt,
Ja daß unſer treuer Fleiß [3])
Nirgends Brod zu finden weiß.

Aber ach, was will man machen?
Das Verhängniß hat hier Schuld.
Laßt die Ignoranten lachen!
Schmiert die Wünſche mit Geduld,
Und erwartet von der Zeit
Wohlſtand und Zufriedenheit.

Unterdeß thut der am beſten,
Wer zum Trotz der tollen Welt
Bei vergnügt' und klugen Gäſten
Luſtig mit den Fingern ſchnellt

---

[3] Unſre Treu und Fleiß.

Und ſich vor der letzten Nacht
Selber gute Tage macht.

Haben wir doch nichts zu hoffen,
Als den Tod, das Wa[illegible]
Unſer Grab ſteht allzeit offen
Und entreißt uns oft in Eil,
Und hier ſieht man, lernt's verſtehn!
Keine Stufe rückwärts gehn.

Selten bleibt man ſtets beiſammen,
Und wir werden auch zerſtreut.
Niemand wird die Luſt verdammen,
Die uns dieſer Abend beut.
Singt und raucht und denkt daran,
Was uns Brieg wohl Guts gethan.

Segen der Freundſchaft. 1)

Ein Herz, das mit mir lacht und weinet,
Nach dem ſich mein Verhängniß kehrt,
Das, was es ſagt, auch denkt und meinet,
Des Nächſten Heil wie ſeins begehrt,
Mich freundlich ſtraft und unterrichtet
Und allen Zwang mit Sanftmuth ſchlichtet:

Ein ſolches Herz iſt meinem Herzen
Ein Reichthum, den kein Dieb berührt,
Ein Stab und Troſt in Fall und Schmerzen,
Ein Anker, den kein Sturm entführt,
Ein Arzt, der Schlag und Wunden heilet
Und allzeit ſichern Rath ertheilet.

---

1) Aus einem größern Gedicht.

Dies iſt mein größtes Glück im Glücke, 2)
Daß ſo ein Freund es mit genießt,
Und giebt der Himmel finſtre 3) Blicke,
So wird die Bitterkeit verſüßt,
Wenn Jonathan und David ringen,
Einander redlich beizuſpringen.

Da trennt kein Eigennutz die Seelen,
Die in zwei Körpern Eines ſind;
So darf man nichts aus Furcht verhehlen,
Da kömmt die Liſt der Mißgunſt blind.
Da müſſen Argwohn, Neid und Haſſen
Den Bund wohl unzerriſſen laſſen.

Wir richten Andre ſonder Spotten,
Und gehn uns ſelber nicht vorbei:
Wie mancher Misbrauch auszurotten,
Und wie gedrückt die Armuth ſei,
Das pflegen wir mit treuen Klagen
Einander chriſtlich vorzuſagen.

---

2) Im Glück iſt dies mein größtes Glück.

3) ſaure.

27

Die Unſchuld ſcherzt mit uns zur Seite,
Die Weisheit giebt uns Licht und Ruh',
Und droht uns auch der Tod noch heute,
So ſetzt uns ſonſt kein Kummer zu,
Als dieſer, daß wir fürchten müſſen,
Uns nicht in einen Sarg zu ſchließen.

Nun mag das Unglück Pfeile ſchärfen,
Dir, Himmel, hab ich nun nicht mehr
Mein Kreuz und Elend vorzuwerfen:
Ich ſeh', du liebſt mich noch zu ſehr,
Und läßt mich die verſagten Gaben
Durch meinen Freund auf einmal haben.

Aufruf zum Genuß des Lebens.

Das Haupt bekränzt! Das Glas gefüllt!
So leb' ich, weil es Lebens gilt,
Und pflege mich bei Roſ' und Myrthen.
Fort, Amor, wirf den Bogen hin,
Und komm, mich eiligſt zu bewirthen!
Wer weiß, wie lang' ich hier noch bin?

Komm, bring' den niedlichen Kaffee! 1)
Komm, geuß der Sorgen Panacee,
Den güldnen Nektar, in Kryſtallen!
Seht, wie die kleinen Perlen ſtehn!
Mir kann kein beßrer Schmuck gefallen,
Als die aus dieſer Muſchel gehn.

1) Bring' ein niedliches Coffee.

Mein Alter iſt der Zeiten Raub,
In Kurzem bin ich Aſch' und Staub!
Was wird mich wohl hernach ergötzen?
Es iſt, als ſlögen [2]) wir davon.
Ein Weiſer muß das Leben ſchätzen.

Werft Blumen, bringt den beſten Wein, [3])
Und ſchenkt das Glas geſtrichen ein,
Und führt mich halb berauſcht in's Bette!
Wer weiß, wer morgen lebt und trinkt?
Was fehlt mir mehr? Wo bleibt Brunette?
Geht, hohlt ſie, weil der Tag ſchon ſinkt!

---

2) flöhen.

3) bringt Cachou (ein aus gewürzhaften Säften bereitetes Konfekt) und Wein.

Im Rauſche extemporirt.

Ich ſchlafe zwar, ihr werthen Brüder,
Ich ſchlafe zwar, ſo denkt ihr noch:
Ihr haltet meine ſchlechten Lieder
Für ein für mich gezwungnes Joch;
Doch aber ſollt ihr dieſes wiſſen:
Ich handle nicht mit Joabsküſſen.

Ich rede ſo, ſo wie ich's meine,
Ein Andrer glaube, wie er will:
Die Kirſchen ſind zwar etwas kleine,
Doch jede Frucht wächſt in der Still';
Und hält man ſie für Stachelbeeren,
Was thuts? man mag ſie auch verzehren.

Das weiß ich, daß mein treu Gemüthe
Dem Pöbel ein Gelächter macht;
Ich weiß auch, daß des Himmels Güte
So gut für mich als Alle wacht,
Und darum wird mir mein Gewiſſen
Auch wider Narren zeugen müſſen.

Die Welt iſt jetzo voller Narren,
Und darum bin ich einer mit;
Und der hat wohl den größten Sparren,
Der aus gemeinem Gleiſe tritt:
Indeſſen wird der Schluß nicht trügen,
Daß mancher auch kann wacker lügen.

Man lügt bisweilen nach der Mode,
Und nach der Mode lüg' auch ich:
Ein jeder ſchwimmt in [1]) Narrenſode,
Ihr Narren, was verdenkt ihr mich?
Ihr Narren, lügt, ſo will ich lügen,
Bis daß wir alle Kappen kriegen.

Die Kappe, die ich jetzo trage,
Steht mir wie Eulenſpiegeln an,

---

[1]) im.

Doch dies iſt die gewiſſe Plage,
Daß ich ſie nicht vertragen kann;
Sonſt würden auf den Pfaffenmützen
Die Schellen wahrlich beſſer ſitzen.

Was wollt ihr mehr? Der Streuſand rieſelt,
Und obgleich bei dergleichen Art
Ein toller Schädel altklug grüſelt,
So bin ich doch wie er verwahrt,
Weil, wenn mich ſtumme Würmer reißen,
Auch ihn die ſtummen Würmer beißen.

Die ſtummen Würmer beißen alle:
Der Klügſte ſcheint, wer ſich verhält;
Und wem die Frucht von Adams Falle
Noch jetzo den Geſchmack vergällt,
Der wird fürwahr am beſten ſchließen,
Wenn ihn die Stiche nicht verdrießen.

Im Rauſche.

Hab' ich mich einmal vergangen,
Mach' ich es doch wieder gut,
Da mein ſtumm und ſtill Verlangen
Deiner Schönheit Opfer thut:
Deiner Schönheit am Verſtande,
Der ſich auch durch Mienen zeigt,
Und die ungewohnten Bande
Machen, daß mein Herze ſchweigt.

Schweigen will ich mit dem Munde,
Da das Herz nicht reden darf.
Das Verhängniß dieſer Stunde
Handelt etwas gar zu ſcharf.

Ich ſoll reimen und nicht wiſſen,
Was ſich diesmal reimen ſoll:
Fülle nur mit deinen Küſſen
Die geſuchte Strophe voll.

Küſſe ſind der Weg zum Leben,
Und der Geiſt der Poeſie:
Blindlings wird man oft getrieben,
Daß uns eine Schönheit zieh'.
Schönheit, Bäume, Gras und Nelken,
Welche Lenz und Jugend zieht,
Müſſen nach und nach verwelken,
Bis der Baum voll Mandeln blüht.

Blühn ſchon einmal dieſe Früchte,
Ach, ſo iſt es wahrlich aus,
Und des Alters Schaugerichte
Sind ein Erlner Blumenſtrauß,
Welcher Mund und Augen locket,
Aber, wenn er tragen ſoll,
So wie die Granaten ſtecket,
Die [1]) nur ſind zum Anſehn voll.

---

[1]) Und.

Mag's doch ſein! Ich will verehren,
Was ich nicht genießen kann.
Willſt du meine Lieder hören,
O ſo hör' auch dieſes an,
Daß der Stral von deinem Glanze,
Welcher dich vor andern ziert,
Auch den Ruhm von meinem Kranze
Mit ſich auf die Nachwelt führt.

Studentenlied.

Brüder, laßt uns luſtig ſein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenſchein
Unſer Laub verkläret.
Grab und Bahre warten nicht,
Wer dir Roſen jetzo bricht,
Dem iſt der Kranz beſcheret.

Unſres Lebens ſchnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schickſals Eiferſucht
Macht ihr ſtetig Flügel.
Zeit und Jahre fliehn davon,

Und vielleichte ſchnitzt man ſchon
An unſres Grabes Riegel.

Wo ſind dieſe, ſagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben alſo, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie ſind in ein ander Land
Aus dieſer Welt gefahren.

Wer nach unſren Vätern forſcht,
Mag den Kirchhof fragen:
Ihr Gebein, ſo längſt vermorſcht,
Wird ihm Antwort ſagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgenglocke ſchallt,
In unſre Gräber tragen.

Unterdeſſen ſeid vergnügt,
Laßt den Himmel walten,
Trinkt, bis euch das Bier beſiegt,
Nach Manier der Alten!
Fort! mir wäſſert ſchon das Maul,

Und ihr andern ſeid nicht faul,
Die Mode zu erhalten!

Dieſes Gläschen bring' ich dir,
Daß die Liebſte lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieſes iſt gethan,
So leb' die 1) edle Rebe!

1) lebt der.

Ein andres Studentenlied.

Müdes Herz,
Laß den Schmerz
Mit dem Athem fahren!
Lebſt du doch
Jetzo noch
In den beſten Jahren.
Thoren denken vor der Zeit
An die Nacht der Eitelkeit.
G'nug, wenn uns das Alter zwingt,
Und den Kummer mit ſich bringt.

Alle Noth,
Die uns droht,
Kommt von eignem Wahne.
Daß das Weh
Bald vergeh',
Bohrt man nicht im Zahne.

Unſer mürriſcher Verdruß
Iſt wie ein geſalzner Fluß,
Der, je mehr er Thränen reizt,
Wang' und Auge ſchärfer beizt.

Brüder, wir
Sind jetzt hier,
Und wer weiß wie lange?
Jeder Schritt
Iſt ein Tritt
Zu dem letzten Gange.
Nehmt die Wolluſt zum voraus,
Und beſucht das Freudenhaus,
Eh ein ungewiſſer Tag
Uns der Bahre liefern mag.

Glaubt doch nur,
Epikur
Macht die klügſten Weiſen.
Die Vernunft
Seiner Zunft
Sprengt die Foltereiſen,
Die der Aberglaube ſtählt,
Wenn er ſchlechte Seelen quält

Und des Pöbels blöden Geiſt
In die Nacht des Irrthums reißt.

Dieſe Nacht
Giebt uns Macht,
Frank und frei zu leben.
Jeder Stern
Sieht es gern,
Daß wir Feuer geben.
Unſre Büchſen ſind zwar Thon;
Aber ſie verjagen ſchon
Aller Grillen ſtarkes Heer,
Wenn es noch ſo heftig wär'.

Nehmt doch wahr,
Wie ſogar
Todte Kräuter lehren!
Laßt uns noch,
Laßt uns doch
Ihre Warnung hören!
So verfliegt der ſachte Rauch,
So verfliegt das Leben auch,
Und die Aſche mahlet hier
Unſres Leichnams Bildniß für.

Nun wohlan!
Nehmt doch an!
Hier iſt Engelländer,
Deſſen Dampf
Trotzt dem Kampf
Aller Tabaksſchänder.
Koſtet auch den Wurzner Saft!
Gerſtenblut macht Brüderſchaft.
Treu und offenherzig ſein
Flößt mit dieſen Strömen ein.

Dieſer Schlung,
Dieſer Trunk
Geht auf das Vergnügen
Derer, die
Schooß und Knie
Fein gemächlich fügen.
Fort, ihr Brüder, trinkt und ſchreit,
Weil ihr noch in Leipzig ſeid,
Weil man in der ſchönen Stadt
Doch kein ewig Leben hat.

Zum Geburtstage eines Freundes. [1])

Schicke dich, gelehrter Freund!
Es erſcheint
Des Geburtstags holder Morgen.
Unterbrich der Bücher Fleiß
Und den Schweiß
Aller klugen Sorgen!

Laß des edeln Tages Schein
Unſer ſein!
Laß die freien Jauchzer klingen!
Laß des Bacchus Traubenblut
Wie den Muth
In dem Glaſe ſpringen!

[1]) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Eben darum bind' ich dich
Sicherlich
Mit den ſchlecht geſtimmten Saiten,
Daß du dich durch eine Luſt
Löſen mußt,
Nach Manier der Zeiten.

Unſre Väter hielten auch
Den Gebrauch,
Mit einander froh zu leben:
Hätten wir als ihr Geſchlecht
Wohl das Recht,
Solches aufzuheben?

Nein, mein Bruder, auch dein Sinn
Geht dahin,
Junger Jahre Luſt zu ſchmecken:
Du gehörſt nicht in die Schaar,
Die ſogar
Immer Grillen hecken.

Bacchus und der Venus Sohn
Kennen ſchon
Dein nicht mürriſches Gemüthe,

Und durch ihren Zeitvertreib
Fühlt dein Leib
Feuriges Geblüte.

Manche liebe lange Nacht
Hat gewacht,
Wenn wir auf dem Faſſe ſchliefen,
Oder auch, nachdem es kam,
In den Kram
Art'ger Mädchen liefen.

Doch Vergangnes hilft nicht mehr,
Gieb Gehör!
Heute geht es von dem Friſchen,
Heute ſoll ſich Rauch und Trank
Und Geſang
In der Gurgel miſchen.

Frei ſein iſt der Götter Art.
Nichts geſpart,
Was des Herzens Wunſch begehret,
Und was die Gelegenheit
Jetzt verleiht,
Künftig nicht beſcheeret!

Menſchen haben, ſind ſie klug,
Urſach g'nug,
Alle Stunden mitzunehmen,
Und, ſo lang' es Roſen ſchneit,
Sich der Zeit
Klüglich zu bequemen.

Jener Weiſe hat gewiß
Auch den Riß
Unſres Ebenbilds getroffen.
Schwalben, rief er, baut das Neſt,
Denn man läßt
Euch nicht ewig Sommer hoffen.

Pfeile, Ströme, Blitz und Wind
Fliehn geſchwind,
Noch geſchwinder unſre Jahre;
Nicht ein einz'ger Augenblick
Kehrt zurück,
Täglich droht die Bahre.

Bleibt es demnach feſt geſtellt,
Auf der Welt
Minder Wirth als Gaſt zu heißen,

Ei ſo laßt uns, weil es währt,
Eh' man fährt,
Unſ'rer Luſt befleißen!

Bruder, thu es auf mein Wort,
Schicke fort,
Laß den Kellner ſcharf beſprechen,
Da dein angebrochnes Feſt
Melden läßt,
Daß wir tapfer zechen.

Knaſter, Kaffee, Wein und Bier
Die, wie wir,
Sich zuſammen gut vertragen,
Sollen ſich durch Kraft des Schalls
Durch den Hals
Mit einander jagen.

Daß man auch was nöthig iſt
Nicht vergißt,
Laß die Violinen holen!
Stimme ſie, wie unſern Sinn!
Mars lauf' hin
Und bereite Kohlen!

Trink' ein jeder was er mag
Dieſen Tag!
Trinkt zu meines Freundes Ehren!
Wie ſo müßig? Nicht gepaßt!
Sauft und laßt
Tauſend Vivat hören!

Lob des Knaſters.[1]

Nahrung edler Geiſter,
Aller Sorgen Meiſter,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaſter nennt,
Komm und laß die müden Sinnen
Wieder Ruh' gewinnen.

Auf dem Erdenkreiſe
Kommt doch[2] deinem Preiſe
Kein Getränke gleich;
Auch der Aerzte drittes Reich
Flicht dich deiner Kraft zum Lohne
Um Hygäens Krone.

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.

[2] Kommet.

Nach den Lorbeerreiſern,
Die vor allen Kaiſern
Unſern Karl erhöhn,
Sollſt du über Alles gehn,
Was aus Erd' und Wurzel ſteiget,
Und den Gipfel neiget.

Deine Kraft und Stärke
Macht durch Wunderwerke
Allen Kummer zahm;
Mißgunſt, Furcht, Verdruß und Gram
Fliehn, ſobald ich dich empfinde,
Schneller als die Winde.

Deine Tugend heilet,
Deine Macht ertheilet
Und gebiehrt die Ruh';
Will der Schlaf nicht bald herzu,
Kann ich ihn mit deinen Waffen
Bald in's Zimmer ſchaffen.

Kommt der lichte Morgen,
Bringt der Tag die Sorgen,
Macht der Mittag warm,

Stütz' ich ruhig Kopf und Arm,
Und gebrauche deiner Kräfte
Edle Nektarſäfte.

Wer dich gar nicht brauchet,
Und nicht ſtündlich ſchmauchet,
Iſt des Mauls nicht werth,
Weil er die Natur verkehrt,
Und die Gaben, die dich zieren,
Niemals will probiren.

Kommt ein junges Häschen
Mit dem weißen Näschen,
Das nach Bieſam ſtinkt,
Soll es, wenn es dich verdringt,
In den aufgerollten Haaren
Gluth und Dampf erfahren.

Andre mögen ſitzen
Und die Lippen ſpitzen,
Bis ihr Mädchen will,
Gelt, du hältſt mir immer ſtill,
Und vermehreſt meine Plagen
Durch kein Hörnertragen?

Rom verbrannte Leichen
Auf den Zimmetſträuchen;
Muß ich von der Welt,
Hab' ich ſchon voraus beſtellt,
Daß die Lauge deiner Aſche
Meinen Körper waſche.

Rosmarin und Nelken
Schwinden, wenn ſie welken,
An Gefälligkeit;
Du gefällſt zu jeder Zeit;
Denn dein Ruhm gedörrter Blätter
Grünt durch alle Wetter.

Sind uns alle Waaren
An den Fels gefahren
Und in's Meer verſenkt,
Brüder, laßt euch ungekränkt!
Blätter, die die Mohren röſten,
Können wieder tröſten.

Ephen krönt Poeten,
Doch um meine Flöten
Soll Tabackskraut blühn.

Brüder, macht euch zum Kamin,
Und verjagt mit dieſem Pfeile
Eure lange Weile.

Hört den Winter raſen,
Hört den Nordwind blaſen,
Hört, er pfeift und fährt!
Kommt, wir wollen um den Heerd
Seinem kalt- und ſtolzen Wüthen
Ruhig Trotz gebieten.

Wollt ihr Ländern rathen,
So verpflügt die Saaten,
Haut die Wälder aus,
Macht uns ein Tabaksfeld draus,
Und verzäunt es mit den Reben,
Die uns Freude geben.

Top, es leben alle
Die bei dieſem Falle,
Der Taback ergötzt!
Drum, ihr Brüder, raucht und netzt,
Bis der Blick vom andern Tage
Uns zu Bette jage.

An die Spröden.

Mädchen, ſtellt euch nicht ſo ſpröde,
Und entflieht uns nicht ſo fern;
Scheint gleich euer Antlitz blöde,
Hat es doch das Herze gern.
Küßt man euch, ſo heißt es dalen,
Ich verſteh' wohl, das ſind Schalen,
Darum wollt ihr nur den Kern.

Wenn wir etwan Roſen brechen
Und in Buſen ſtehlen gehn,
Wollt ihr flugs mit Nadeln ſtechen
Und den Galgen gleich erhöhn:
Ja, ihr flucht wohl um die Wette,
Und entlauft uns bis zum Bette,
Nur damit wir ſchärfer ſtehn.

Meint nicht, daß es niemand merke,
Wie es euch geheim verdreuſt,
Wenn man zu dem ſüßen Werke
Gar zu fromm und chriſtlich heißt:
Denn da könnt ihr bei den Schweſtern
Deſſen Einfalt gut verläſtern,
Der ſich gar zu feig erweiſt.

Wenn ihr uns den Mund entrücket,
Wollt ihr nur gezwungen ſein,
Wenn man den nun ernſtlich drücket,
Hört man Keine Feuer ſchrein.
Kurz, ihr pfleget in dem Lieben
Nie kein Waſſer zu betrüben,
Sondern plumpt mit uns hinein.

Geheime Liebe.[1]

Was ich in Gedanken küſſe,
Macht mir Müh' und Leben ſüße,
Und vertreibt ſo Gram als Zeit;
Niemand ſoll es auch erfahren,
Niemand will ich's offenbaren,
Als der ſtummen Einſamkeit.

Ob ich gleich nun, ſchöne Seele,
Namen, Brand und Schmerz verhehle,
Würd' es doch mein Glücke ſein,
Wenn du ſelbſt errathen ſollteſt
Und nur einmal forſchen wollteſt,
Wem ſich meine Flammen weihn.

---

[1] Einige Strophen ſind ausgelaſſen.

Merkſt du nichts aus Wort und Blicken,
Die viel Sehnſuchtszeichen ſchicken?
Siehſt du mir kein Feuer an,
Wenn mein zärtliches Gemüthe
Bei der Wallung im Geblüte
Dieſen Trieb nicht bergen kann?

Will ich mich gleich ſelber zwingen,
Dein Gedächtniß wegzubringen,
Fühl' ich in mir Widerſtand;
Denn ich glaube, dich zu lieben
War mir ſchon in's Blut geſchrieben,
Eh' ich noch die Wiege fand.

Doch was hilft's, im Blut geſchrieben?
Wenn mir dies getreue Lieben
Weder Frucht noch Hoffnung zieht.
Kranke mögen ſich beklagen,
Nur mein Herz ſoll gar nichts ſagen,
Ob es noch ſo heftig glüht.

Durch ein ehrerbietig Schweigen
Will ich mich gelaſſen zeigen,
Bis vielleicht ein Tag erſcheint,

Da die Flammen heller brennen
Und der Welt entdecken können:
Wie ich es ſo treu gemeint.

Sollt' auch dieſer Wunſch betrügen,
Find' ich dennoch mein Vergnügen
Und die größte Luſt daran,
Daß ich nach der Klugen-Lehre
Dieſes Bild geheim verehre,
Was ich nicht beſitzen kann.

Die verlorene Geliebte. 1)

Will ich dich doch gerne meiden,
Gieb mir nur noch einen Kuß,
Eh' ich ſonſt das Letzte leiden
Und den Ring zerbrechen muß.
Fühle doch die ſtarken Triebe
Und des Herzens bange Qual!
Alſo bitter ſchmeckt der Liebe,
So ein ſchönes Henkermahl.

Sieh, die Tropfen an den Birken
Thun dir ſelbſt ihr Mitleid kund.
Weil verliebte Thränen wirken,
Weinen ſie um unſern Bund.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Dieſe zährenvollen Rinden
Ritzt die Unſchuld und mein Flehn;
Denn ſie haben dem Verbinden
Und der Trennung zugeſehn.

Dieſes rührt die todten Bäume,
Dich, mein Kind, ach, rührt es nicht!
Aber, daß ich mich noch ſäume,
Da dein Scheiden gar nichts ſpricht,
Gönnt mir doch, ihr holden Lippen,
Eine kurze gute Nacht,
Eh' der Raum an ſolchen Klippen
Mein Gemüthe ſcheitern 2) macht.

In den Wäldern will ich irren,
Vor den Menſchen will ich fliehn,
Mit verwaiſten Tauben girren,
Mit verſcheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube,
Bis die Kräfte ſich verſchrein,
Und da ſoll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze ſein.

2. ſcheiternd.

Wirſt du einmal durch die Sträuche
Halb verirrt ſpazieren gehn,
O, 3) ſo bleib' bei meiner Leiche
Nur mit andern Augen ſtehn!
Zeige ſie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite giebt,
Und vermeld' ihm auf dem Platze:
Dieſer hat mich auch geliebt.

Ach, wo bleibt ihr treuen Schwüre?
Ach, wo iſt ein treuer Sinn,
Den ich ſchmerzlicher verliere,
Als ich ſelbſt geboren bin?
Nimm das letzte Sehnſuchtszeichen,
Nun, mein Kind beſinne dich!
Dieſes kann dich nicht erweichen —
Nimm es und gedenk' an mich!

3) Ei.

Bei Ueberreichung eines Ringes mit einem Todtenkopfe.

Erſchrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unſer künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bei welchen die Vernunft nicht [1] gilt.
Wie ſchickt ſich aber Eis und Flammen?
Wie reimt ſich Lieb' und Tod zuſammen?
Es ſchickt und reimt ſich gar zu ſchön,
Denn beide ſind von gleicher Stärke,
Und ſpielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

[1] nichts.

Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Geld bedeutet feſte Treu',
Der Ring, daß uns die Zeit verehre,
Die Täubchen, wie vergnügt man ſei,
Der Kopf erinnert dich des Lebens;
Im Grab' iſt aller Wunſch vergebens,
Drum lieb' und lebe, weil man kann;
Wer weiß, wie bald wir wandern müſſen!
Das Leben ſteckt in treuen Küſſen —
Ach, fang' den Augenblick noch an!

An Leonore.

Gedenk' an mich, und ſei zufrieden
Mit dem, was Glück und Zeit beſcheert!
Wir werden noch einmal geſchieden,
Und ſcheinen ſolcher Prüfung werth.
Die wahre Treu' erinnert dich:
Halt' an, halt' aus und denk' an mich!

Gedenke der vergangnen Tage!
Wie manches Kreuz, wie manche Liſt.
Wie manche Luſt, wie manche Plage
Mit ihnen uns [1]) vergangen iſt.
Gedenk' an Altan, Hof und Heerd
Wobei ſich dir mein Herz erklärt.

---

1) Bereits damit.

Gedenk' an unſer Abſchiednehmen,
Vor allem [2] an die letzte Nacht,
In der wir mit Gebet und Grämen
Die kurzen Stunden hingebracht!
Gedenk' auch an den treuen Schwur,
Der dort aus deinen Lippen fuhr.

Gedenk' an mich an jedem Morgen,
Und wenn die Sonne täglich weicht!
Gedenk' an mich bei Fleiß und Sorgen!
Mein Bildniß macht ſie ſüß und leicht.
Verletzt dich auch der Mißgunſt Stich,
Der beſte Troſt: gedenk' an mich!

Gedenk' auch an die frohen Zeiten,
Die noch in Wunſch und Zukunft ſind,
Die Vorſicht wird uns glücklich leiten,
Bis Lieb' und Treu' den Kranz gewinnt.
Ein Augenblick vergnügter Eh'
Bezahlt ein Jahr voll Angſt und Weh.

Gedenk' auch an mein heutig Küſſen,
Es giebt der Hoffnung friſche Kraft,

---

[2] Inſonders.

Es wird dein Warten tröſten müſſen,
Es nährt die alte Leidenſchaft.
Doch denk' auch endlich, liebſt du mich,
Allzeit und überall an dich!

An Dieſelbe.

Ich nehm' in Bruſt und Armen
Den ſchweren Abſchiedskuß.
Der Himmel hat Erbarmen,
Indem er trennen muß.
Ich küſſ', ich wein' und liebe,
Mein treues Mädchen [1]) ſpricht:
Sie habe gleiche Triebe;
Wie aber, weint ſie nicht?

„Du ſucheſt ja dein Glücke,
„Das hier wohl nicht mehr blüht.
„Ich haſſe das Geſchicke,
„Das uns von ſammen zieht.

1) Lorchen.

„Ach, ſäh'ſt du meine Schmerzen!
„Ich ſchweige, werthes Licht!
„Ich liebe dich von Herzen,
„Und darum wein' ich nicht.“

Entſagung.[1]

An Leonore.

Mein Kummer weint allein um dich,
Mit mir iſt's doch [2]) verloren!
Mein Leben überweiſet [3]) mich,
Ich ſei zur Noth geboren.
Ach, ſpare Seufzer, Wunſch und Flehn,
Du wirſt mich wohl nicht wiederſehn,
Als etwan in den Auen,
Die Glaub' und Hoffnung ſchauen.

Vor Zeiten [4]), da mir Fleiß und Kunſt
Auf künftig Glücke blühte,
Und Mancher ſich um Günthers Gunſt
Schon zum voraus bemühte,

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.
[2] ſo.
[3] Die Umſtänd' überweiſen.
[4] Vor dieſem.

Da dacht' ich wider Feind und Neid
Die Palmen der Beſtändigkeit
Mit ſelbſt erworbnem Segen
Dir in den Schoß zu legen. [5]

Der gute Vorſatz geht in Wind:
Ich ſoll im Staube liegen,
Und als das ärmſte Findelkind
Mich unter Leuten ſchmiegen.
Man läßt mich nicht, man ſtößt mich gar
Noch ſtündlich tiefer in Gefahr,
Und ſucht mein ſchönſtes Leben
Der Marter Preis zu geben.

Nimm alſo, liebſtes Kind, dein Herz,
O ſchweres Wort! zurücke,
Und kehre dich an keinen Schmerz,
Womit ich's wieder ſchicke.
Es iſt zu edel und zu treu,
Als daß es mein Gefährte ſei,
Und wegen fremder Plage
Sein eignes Heil verſchlage.

---

[5] Dir noch in Schoß zu legen.

71

So brich nun Bild und Ring entzwei
Und laß die Briefe lodern.
Ich gebe dich dem Erſten frei,
Und habe nichts zu fodern.
Es küſſe dich ein andrer Mann,
Der zwar nicht treuer küſſen kann,
Jedoch mit größerm Glücke
Dein würdig Brautkleid ſchmücke.

Vergiß mich ſtets und ſchlag' mein Bild
Von nun an aus dem Sinne.
Mein letztes Wünſchen iſt erfüllt,
Wofern ich dies gewinne,
Daß mit der Zeit noch Einer 6) ſpricht:
Wenn Günther ſeine Ketten bricht, 7)
So ſind's nicht Falſchheitstriebe:
Er haßt ſie nur aus Liebe.

---

6) noch einmal ſpricht.

7) Wenn Philimen die Ketten bricht.

Bekenntniß der Liebe.

So wißt einmal, ich bin verliebt,
Und zwar in ſo ein Kind,
Das mir erſt Luſt zu leben giebt,
So ſchwer die Zeiten ſind.
Sein Kuß iſt meiner Seelen Kraft,
Und hat an ſüßer Gluth
Faſt aller Schönen Eigenſchaft,
Nur nicht den Wankelmuth.

Es ſchwächt mir weder Geiſt noch Leib,
Das denen ſonſt geſchieht,
Die Amors ſtiller Zeitvertreib
Am Narrenſeile zieht:

Es redet mir in Luſt und Leid
So klug als freundlich ein;
Und läßt mich in der nächſten Zeit
Des Unſterns Meiſter ſein.

Ach Hoffnung, ach du Engelsbild!
Du meiner Güter Reſt!
Ach komm und küſſ' und bleib mein Schild,
Da alles ſchlägt und preßt!
Komm, flicht uns unſern Hochzeitsſchmuck
Von deinem Wintergrün!
Der Tod, ſonſt nichts iſt ſtark genug,
Ihn wieder aufzuziehn!

An Roſette.

Ach, was iſt das für 1) ein Leben,
Niemals recht verliebt zu ſein!
Nichts kann Troſt im Unglück geben,
Als ein Kuß voll ſüßer Pein.

Reizt mich nicht an große Titel,
Oder rühmt mir etwan Geld;
Schöne Redlichkeit im Kittel
Iſt mein höchſtes Gut der Welt.

Neider fluchen, Spötter kränken,
Alles hoff' ich auszuſtehn,
Laß mir nur dein Angedenken
Auf den Hoffnungsroſen gehn.

---

1) vor.

75

Nach dem Hauche deiner Lippen
Geht der Sehnſucht ſchneller Kahn:
Iſt die Lieb' ein Meer voll Klippen,
Nimm nur mich zum Anker an!

An Dieſelbe.[1]

Verſteht ihr auch, ihr ſanften Hände,
Warum euch mein Verlangen drückt?
Die Freiheit, merk' ich, geht zu Ende,
Und wird mir mit Gewalt entrückt.
Ich ſuch' und denk' euch zu bewegen,
Mir ſtärkre Feſſel anzulegen.

Ach, fragt nur eurer Schönen Herze,
Von dem ihr Blut und Feuer kriegt.
Es weiß vielleicht von dieſem Schmerze,
Den mir ihr Auge zugefügt,
Ihr Auge, deſſen Blick[2]) und Lachen
Mir größre Pein als Hoffnung machen.

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.

[2] Glück.

77

Ich bin mit Mancher umgegangen,
Die noch wohl liebenswürdig wär'.
Bis jetzo blieb ich ungefangen:
Du, ſchönes Kind, kömmſt ungefähr
Und rührſt mich gleich zum erſten Male
Auch nur mit einem holden Strahle.

Die kurze Luſt der Abendſtunde
Vermehrte dieſe Leidenſchaft,
Da nahm ein Kuß von ſchönem Munde
Das Herze völlig in Verhaft.
Es hieß zwar nur im Scherze ſpielen:
Allein ich kann es anders fühlen.

Dein Bildniß kam darauf im Schlummer
Dem träumenden Gedächtniß ein.
Mich däucht', ich klagte dir den Kummer,
Du ſchieneſt nicht erzürnt zu ſein;
Da gab mir der verhaßte Morgen
Für *) falſche Wolluſt wahre Sorgen.

---

*) vor.

Dies Alles iſt wohl nicht vergebens,
Der Himmel paart oft wunderlich.
Zum Troſte des betrübten Lebens
Begehrt' ich ſonſt kein Kind als dich.
Die Liebe könnte Mittel zeigen,
Und heute — doch ich muß nun ſchweigen.

Abbitte.

Kluge Schönheit, nimm die Buße
Eines armen Sünders an,
Welcher dir mit einem Kuſſe
Geſtern Abends weh gethan,
Und auf deinen Roſenwangen
Einen ſchönen Raub begangen.

Ich geſteh' es, mein Verbrechen
Iſt der ſchärfſten Strafe werth,
Und du magſt ein Urtheil ſprechen,
Wie dein Wille nur begehrt:
Dennoch würd' ich zu den Füßen
Deiner Gnade danken müſſen.

Aber weil ihr Himmelskinder
Euerm Vater ähnlich ſeid,

Welcher auch die gröbſten Sünder
Seines Eiſers oft befreit,
Ach, ſo werden meine Zähren
Deinen Zorn in Liebe kehren.

Gönne mir nur dieſes Glücke,
Bald mit dir verſöhnt zu ſein,
Bis nach manchem kalten Blicke
Deiner Augen Sonnenſchein
Mir und meiner Hoffnung lache
Und mich endlich kühner mache.

Auf den Tod einer Geliebten.

Betrügliches Glücke!
Die ſtählerne Brücke
Der Hoffnung zerfällt;
Der Becher der Freuden
Wird mir durch dies Leiden
Mit Wermuth vergällt.

Die Sonne der Tugend,
Die Blume der Jugend
Geht unter und ein:
Der Himmel wird trübe,
Die Flammen der Liebe
Verlieren den Schein.

Der Frühling der Jahre
Erſtirbt auf der Bahre:
Wer wird mir den Kuß
Wie vormals gewähren?
Ach, langes Entbehren!
Ach, kurzer Genuß!

Erblaßte Florette!
Der Tod reißt die Kette
Der Eintracht entzwei.
Dein Leichenbegängniß
Zeigt, wie das Verhängniß
Mein Henkersknecht ſei.

Bedeckt mich, ihr Berge!
Umfaßt mich, ihr Särge!
Verſagt mir die Luft!
Mein Geiſt mag zerfliegen,
Des Leibes Vergnügen
Iſt Moder und Gruft.

Ich ſterbe vor Kummer,
Der ewige Schlummer

Entgeiſtert die Bruſt.
Ich liebte von Herzen,
Ich lebte mit Schmerzen,
Ich ſterbe mit Luſt.

Gedanken über ſein Schickſal.

Wie kannſt du doch ſo viel vergebens klagen,
Und unerhörte Seufzer thun?
Ach, laß einmal die Augen ruhn,
Und thu' dir ſelber weh, die Schläge ſtumm zu tragen.
Du ſiehſt ja wohl einmal, verworfnes Menſchenkind,
Daß Glück und Gott nicht mehr der Unſchuld Freunde ſind.

Du wurdeſt ja mit Angſt zur Angſt geboren,
Die dir ein blutig Morgenroth
Schon in der Mutter Schooß gedroht,
Der Mutter, die durch dich ſo Wunſch als Kraft verloren.
Ach, wäre doch dein Geiſt im erſten Bad erſtickt!
So würd' er jetzt nicht erſt durch Thränen hingerückt

Dich, blaſſer Mond, und euch, erzürnte Sterne,
Euch, deren Einfluß, Trieb und Macht
Mein Elend zeugt und auch belacht,
Beſchwör' ich bei der Noth, wodurch ich fluchen lerne,
Sagt, weil doch euer Licht in alle Winkel fällt,
Sagt, ob auch die Natur noch ein ſolch Stiefkind hält?

Bin ich allein zum Aergerniß erſchaffen,
Und ſteckt mein Weſen voller Schuld?
Wie hat der Himmel noch Geduld,
Und warum ſäumt ſein Zorn mich plötzlich hinzuraffen,
Nachdem die Erd' an mir ein ſolch Geſchöpfe nährt,
Das ihm zur Schande lebt und ſonder Nutzen zehrt?

Jedoch ich weiß, er kennt mein treu Gemüthe,
Und ſieht des Herzens Neigung an,
Die keinem ſchlimm begegnen kann,
Obgleich ſein ärgſter Feind ihm in die Hand geriethe.

Er fehlet als ein Menſch, und darum weil er fehlt,
Vergiebt er jedem gern, den gleiche Schwachheit quält.

So biſt denn du auch da nicht mehr zu finden?
Dir, dir, Erbarmung, ruf' ich zu,
Da, wo der Armen Troſt und Ruh
Sich ſonſt gemeiniglich mit feſter Zuflucht gründen!
Ach, hat dich irgend auch der Himmel, der mich plagt,
Nur mir zur letzten Qual aus ſeinem Schooß gejagt?

Sei, wo du willſt! du mußt mein Leid erfahren,
Das faſt ein jedes Element
So gut, als mich das Unglück, kennt.
Die Seufzer müſſen ſich mit Luft und Winden paaren;
Die Erde fühlt die Laſt, von Thränen wächſt die Fluth,
Und meiner Güter Reſt entführt die wilde Gluth.

Und mags doch ſein! ich will es nicht mehr rühren,
Nachdem mich auch kein Freund mehr klagt.
Der Schall, ſo alles wieder ſagt,
Mag, was mich quält und drückt, in Wald und Wüſte führen!
Ich zieh' vielleicht bald nach, um bei ſo langer Pein
Nicht mehr ein Aergerniß der dummen Welt zu ſein.

An das Glück.*)

Hat das ungetreue Glück
Sich auf meinen Kopf verſchworen?
Hat mich doch das Mißgeſchick
Stets zum Fangeball erkohren?
Ei ſo wünſch' ich tauſendmal
Lieber meinen Geiſt zu laſſen,
Als in einer ſolchen Qual
Mich aus Ueberdruß zu haſſen.

Wie, wenn zu der Sommerszeit
Phöbus uns zu ſchmeicheln pfleget,
Jupiter ein dunkles Kleid
Um die blauen Schultern leget:
Alſo machts das Glück mit mir:
Erſtlich reicht es ſüße Freuden,

---

*) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Kurz darauf muß ich dafür
Einen ſchweren Donner leiden.

Hier erſcheint ein falſcher Freund
Und beſtellt mir Fall und Netze;
Dort betrübet mich ein Feind,
Den ich zwar nicht wichtig ſchätze,
Doch hernach erfahren muß,
Daß die allerkleinſten Fliegen
Sich nicht nur an unſern Fuß,
Sondern auch an's Haupt verfügen.

Falſches Glücke, ſieh auf mich,
Schwinge nicht ſtets dein Gefieder,
Steh' einmal und laſſe dich
Von der glatten Kugel nieder!
Bleib doch nur ein wenig ſtehn!
Halt', halt' an, du mußt mich küſſen,
Halt', ich laß' dich eh' nicht gehn,
Bis du mich der Noth entriſſen!

Die ſeufzende Geduld.

Morgen wird es beſſer werden,
Alſo ſeufzt mein ſchwacher Geiſt,
Den die Menge der Beſchwerden
Ueber allen Abgrund reißt.

Aber ach, wann bricht der Morgen
Und das Licht der Hoffnung an,
Da ich die ſo langen Sorgen
Nach und nach vergeſſen kann?

Sklaven auf den Ruderbänken
Wechſeln doch mit Müh' und Ruh';
Dies mein unaufhörlich Kränken
Läßt mir keinen Schlummer zu.

91

Niemand klagt mein ſchweres Leiden,
Dies vergrößert Laſt und Pein.
Himmel, laß mich doch verſcheiden,
Oder gieb mir Sonnenſchein!

Will ich mich doch gerne faſſen,
Wenn mich nur der Troſt erquickt,
Daß dein ewiges Verlaſſen
Mich nicht in die Grube ſchickt.

Nur Geduld![1]

Nur Geduld, ihr ſchwachen Sinnen!
Zittern hilft nicht für[2] den Tod,
Feige Seelen müſſen paſſen
Und die Palmen überlaſſen,
Denn ſie ſterben vor der Noth.
Nur Geduld!

Nur Geduld! Wenn Spötter raſen,
Iſt die Drohung oft nur Wind.
Eichen wachſen oft aus Steinen,
Wer dergleichen Ruthen weinen,
Zeigt ein unbeſonnen Kind.
Nur Geduld!

---

1) Eine Strophe iſt geſtrichen.

2) vor.

Nur Geduld! Das falſche Glücke
Prüft die Helden durch den Streit.
Ohne Blut iſt wohl kein Siegen,
Und ein wahres Selbſtvergnügen
Kömmt nicht ohne Kampf und Leid.
Nur Geduld!

Nur Geduld! Die rechte Liebe
Grünet auf Beſtändigkeit.
Läßt uns manche Schönheit warten,
Giebt uns endlich doch ihr Garten
Blumen der Zufriedenheit.
Nur Geduld!

Nur Geduld! Auf Sturm und Blitzen
Wird die Luft ſo rein als klar.
Wetter, Feind und Neid und Glücke
Machen mir nicht naſſe Blicke.
Darum ſing' ich in Gefahr:
Nur Geduld!

Gelaſſenheit.[1]

Immer ſich gelaſſen weiſen,
Trifft nur bei der Großmuth ein,
Und des Himmels Schickung[2] preiſen,
Mag ſie noch ſo ſeltſam ſein,[3]
Sind zwei ſolche Wunderſachen,
Die uns Alles leidlich machen.

Es ſind nur gemeine Blätter,
Die man bald verwelken ſieht,
Wenn das warme Sommerwetter
Kaum von ihrer Gegend zieht,

---

[1] Mit Auslaſſung einiger Strophen.
[2] Schickſale.
[3] Es mag noch ſo 2c.

Da uns doch mit tauſend Freuden
Andre ſtets die Augen weiden.

Geiſter, die vom Himmel ſtammen,
Und die Tugend edel macht,
Setzen Freud' und Leid zuſammen,
Wie es Gott hat zugedacht.
Denn was Gottes Rechte ſchließen,
Wird man ſtets erdulden müſſen. [4]

Roſen in der Welt zu brechen,
Wo wir uns nicht dürften ſcheun,
Daß uns ihre [5] Dornen ſtechen,
Wird wohl nimmer möglich ſein [6],
Denn dergleichen Roſenſträuche
Wachſen nur im Himmelreiche.

Drum, du Schatz von allen Schätzen,
Edelſte Gelaſſenheit,

---

[4] Aus zwei Strophen zuſammengezogen. Die erſte lautet:
Weil ihr beides zugedacht
Der, den wir mit unſern Sinnen
Nimmermehr begreifen können.

[5] keine.

[6] Wird wohl was unmögliches ſein.

Du ſollſt mich auch noch ergötzen,
Und wenn alle Grauſamkeit
Durch Verhängniß hier auf Erden
An mir wollte Meiſter werden.

Das Traumgeſicht.

Ich warf mich nächtlich in dem Bette
Und dachte traurig hin und her,
Woran ich mich verſündigt hätte,
Und was doch mein Verhängniß wär'.
Ich ſah den Trotz der reichen Thoren,
Ihr Sauflied fiel mir in die Ohren,
Sie ſchlugen Sorg' und Gott in Wind;
Ich ließ den Glauben ziemlich wanken,
Und kam auf artige Gedanken,
Die klüger bleiben, was ſie ſind.

Darüber zeigte mir der Schlummer
Ein ungewöhnlich Traumgeſicht:
Ein Weibsbild lief vor Neid und Kummer,
Und ſchien erbärmlich zugericht;
Sie dachte ſich mit Schrein und Zähren
Des nahen Elends zu erwehren.

Dies Schrecken gab ihr Kraft zur Flucht,
Allein die Armuth hielt ſie wieder,
Und riß ſie bei der Hecke nieder,
In der ſie Hülf' und Rath geſucht.

Der Hunger fraß in Fleiſch und Bein,
Die Lügen ſogen Mark und Blut,
Die Laſter warfen Pfeil' und Steine,
Die Thorheit ſprach den Frevel gut.
Die Unſchuld ſah die Angſt von weiten
Und wellt', und ward auf allen Seiten
Vom Aberglauben weggejagt,
Die Zeit kam auch mit ihrer Länge
Und ſprach: O halt nur im Gedränge!
Du biſt noch nicht genug geplagt.

Die Gegend vor dem Trauerſpiele
Wies in der Näh' ein luſtig Feld:
Auf dieſem lacht' und ſcherzten Viele,
Wie wenn man etwan Hochzeit hält.
Es waren Freund' und Anverwandten,
Die unſrer Aermſten Noth wohl kannten.
Sie rief, ſie ſchrie, ſie weint' und bat,
Und ſtreckte die zerfleiſchten Armen:

Nicht einer war, der aus Erbarmen
Nur wenig Schritte näher trat.

Drauf ächzte ſie zum letztenmale:
Ach Himmel, hilf mir aus der Noth!
Er that es mit dem ſchärfſten Strahle,
Sein Mitleid war ihr ſchneller Tod;
Die Feinde ſchleppten ihre Leiche
Durch Wege, Sand, Moraſt und Sträuche;
Ihr Grabmal war ein wüſter Ort.
Mein Aug' erſchrak vor ſolchem Grimme,
Und wachte gleich von dieſer Stimme:
So ſchickt man deine Jugend fort.

Zweites Buch.

Geiſtliche Oden und Lieder.

Zuverſicht im Elend.

Laßt mich doch nur in der Still
Ohne Licht und Zeugen weinen,
Weil der Himmel gar nicht will,
Daß mir beßre Tage ſcheinen:
Die Bekümmerniß der Bruſt
Wird durch Mitleid nicht zur Luſt.

Meines Lebens ſchwerer Lauf
Iſt fürwahr ſo kurz als böſe:
Seh' ich gleich mit Sehnſucht auf,
Ob und wer mich bald erlöſe,
Seh' ich gleichwohl allemal
Für den Stern den Donnerſtrahl.

Nicht verzweifeln iſt ein Werk
Derer, die noch mäßig tragen
Hier ein Abgrund, dort ein Berg.

Abends Jammer, Morgens Klagen,
Alſo wechſelt bis ins Grab
Elend ſtets mit Elend ab.

Seufzer ſind mein Zeitvertreib,
Brod und Trunk miſcht Aſch' und Thränen;
Kreuz und Schwachheit biegt den Leib,
Und die Seele lechzt mit Sehnen,
Wie ein matt und durſtig Reh,
Nach der Hülf' aus Salems Höh'.

Freunde weichen wie das Laub,
Welches Wind und Herbſt verjagen;
Feinde treten mich in Staub,
Neider ſpotten meiner Klagen,
Alles lacht und flieht von mir,
Nur die Unruh' bleibet hier.

Ach, wie ſchrei' ich, ach wie viel
Werden mir der langen Nächte!
Sieht die Hoffnung gar kein Ziel,
Daß ſie ſich erholen möchte?
Soll, o Gott, denn meine Pein,
Wie dein Eifer, ewig ſein?

Doch was überfällt mein Herz
Für ein innerlicher Frieden?
O, wo iſt's denn ſchon vor Schmerz?
Bin ich etwan gar verſchieden?
Oder giebt ein Traumgeſicht
Mir nur Schatten für das Licht?

Herr, verzeih' der Ungeduld,
Denn jetzt ſeh' ich deine Stärke;
Und die große Vaterhuld
Wird an mir zum Wunderwerke,
Und erquickt mich in der That,
Wie der Thau die welke Saat.

Sünden, greift mich grauſam an!
Sorgen, kränkt mein ſchwach Gemüthe!
Ich verbeiße was ich kann.
Feinde, raſet! Mißgunſt, wüthe!
Herr, mein Glaube und dein Wort
Stärkt mich hier und hält mich dort

An Gott.

Was kann ich armer Menſch davor,
Wenn Noth und Angſt zur Sünde zwingen?
Herr, neige dein geneigtes Ohr,
Ich will ein kleines Opfer bringen.
Es blutet weder Schaf noch Rind,
Ich habe Weihrauch angezünd't,
Nicht Weihrauch, den die Bäume ſchwitzen,
Ein ängſtlich Herz und treu Gebet,
Du haſt es ja noch nie verſchmäht,
Soll wider Zorn und Rache ſchützen.

Die Größe deiner Majeſtät
Erkenn' ich aus den kleinſten Dingen,
Dein Arm, der über Alles geht,
Kann Waſſer aus dem Felſen zwingen.

Du ſprichſt ein Wort, ſo wird es Licht;
Bedroh' das Meer, es regt ſich nicht,
Befiehl, ſo wird die Fluth zu Flammen,
Du winkſt, ſo ſteht der Sonnenlauf,
So thun ſich Tief und Abgrund auf,
Und werfen Erd' und Stern zuſammen.

Du zürnteſt ehmals, großer Gott!
Da wuchs das Waſſer über Berge,
Der Starken Hochmuth war dein Spott,
Auch Rieſen fielen durch die Zwerge;
Aegypten trotzt und ſtärkt ſein Heer,
Ein Stock verjagt es in das Meer;
Da ſchwamm Volk, König, Roß und Wagen,
Der Wind bringt Fleiſch, die Wüſten Brot,
Manaſſe fällt, du ſchickſt ihm Noth,
Er weint, du änderſt Kett' und Klagen.

Dein Nam' und Weg iſt wunderlich,
Du wirſt auch mir zu helfen wiſſen,
Ich hoff', ich trau dir, zeige dich,
Mein Läſtrer wird ſich ſchämen müſſen.
Mein Unglück ſchlägt die Zuverſicht,
Du kannſt, du mußt, du läßt mich nicht

Die Buß' iſt hier, der Troſt ſchwebt oben;
Kein menſchlich Anſehn hebt die Pein,
Getroſt mein Herz! ſo muß es ſein,
Wir ſollen bloß den Höchſten loben

Der Wurm.

Nun, lieber Gott! Du bleibſt ja lange,
Ich weiß nicht, was ich denken ſoll.
Der Zweifel macht der Hoffnung bange,
Ich weine Bett' und Bibel voll.
Ach, ſoll denn ich, nur ich allein
Ein Gräuel meines Schöpfers ſein?

Ich mag mich ſchicken, drehn und winden,
Es iſt mit allem nichts gethan.
Ein Sperling ſchläft in hohlen Linden,
Und findet, wo er füttern kann;
Mich jagt die Mißgunſt hin und her
Und macht mir noch die Armuth ſchwer.

Ich habe Freund' und hab' auch keinen:
O wär' ich doch ein Rabenkind!
Der Kummer wühlt in Mark und Beinen,
Die ſchon von Krankheit mürbe ſind,

Ja, wem ich Gutes ſonſt [1]) erzeigt,
Der ſieht und hört mein Weh und ſchweigt.

Was helfen mir [2]) nun alle Gaben,
Verſtand und Kunſt und Ehrlichkeit?
O hätt' ich nur mein Pfund vergraben!
Indem man aller Orten ſieht,
Wie hoch der Thoren Glücke blüht.

Die Strafe beſſert ſonſt die Sünder,
Dies iſt mehr Grauſamkeit als Zucht;
Verſuch' einmal und geh gelinder,
Vielleicht gewinnt es eher Frucht:
Ein ſcharfer Streich und langer Grimm
Macht oft die beſten Herzen ſchlimm

Gefall' ich mir in Bosheits-Laſtern,
Und bin ich eines Menſchen Feind,
So ſoll mein Haupt die Hölle pflaſtern.
Auch eh' dein großer Tag erſcheint.
Du kennſt mein Herz, das ſonder Liſt
Obgleich nicht ohne Schwachheit iſt.

[1]) ehmals Guts.
[2]) mich.

Ich räche mich am ärgſten Spötter
Mit Langmuth, Wohlthun und Geduld,
Mein Glaube ſteht im härt'ſten Wetter,
Und denkt: es iſt verdiente Schuld.
Ach, aber bei ſo vieler Schmach
Läßt endlich auch die Hoffnung nach.

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
Sind Urſach, daß ich fehlen muß.
Wer geht wohl ſtets den Weg der Tugend?
Ich ſtrauchle ſelber mit Verdruß,
Und bin nach ſchneller Reu' und Leid
Der erſte, der mich ſtraft und zeiht.

Was willſt du mit dem Schatten zanken?
Beweiſ' an Stärkern deine Macht!
Wer wird dir in der Hölle danken?
Ach, haſt du dies noch nicht bedacht?
Du kommſt mit Donner, Blitz und Sturm,
Wer iſt der große Feind? Ein Wurm!

Bekehrung.

Welch ſüß' und holder Gnadenſtrahl
Verwandelt mich von innen?
Was raubt ſo bald mir [1]) auf einmal
Die alten Wünſch' und Sinnen?
Mein Herz iſt froh, mein Geiſt wird frei,
Und reißt der Lüſte Band entzwei,
An dem er ſtark gehangen.

Ach Gott, erhalt' den guten Trieb,
Und treib' aus Funken Flammen!
Jetzt hab' ich deine Rechte lieb,
Jetzt lern' ich mich verdammen,
Jetzt find' ich Luſt in Kreuz und Pein:
Die Seele muß geläutert ſein
Und über Felſen ſteigen.

---

1) mir ſobald.

Laß jetzo die Barmherzigkeit,
Mein Vater, dich nicht halten,
Nein, laß vielmehr durch Schlag und Leid
Mein feſtes Herz zerſpalten,
Wirf 2) deinen Zorn in Fleiſch und Blut,
Weil ſo ein Schmerzen linder thut,
Als Balſam auf der Scheitel.

Mein ewig Glücke kann kaum blühn,
Wofern ich ruhig lebe,
Und dort den rechten Schatz zu ziehn,
Mich nicht der Welt begebe.
Gewohnheit iſt ein eiſern Kleid,
Zerreiß es durch die Traurigkeit
Gewaltig ſtarker Pfeile.

Verflucht ſei Sorgen, Fleiß und Zeit,
Die ich der Welt verpfändet,
Und auf den Dienſt der Eitelkeit
So ſinnlos angewendet!
Verflucht ſei alle Wiſſenſchaft,
Die nicht mit deiner Weisheit Kraft
Des Nächſten Heil gebeſſert!

---

2) Schmeiß.

Mein Heiland hilf mir wider mich
Mit deiner Demuth kämpfen,
Und lehre mich vernünftiglich
Auch fremde Schwachheit dämpfen!
Komm, ſtelle meine Sünd' ans Licht,
Und laß dein holdes Angeſicht
Mich ſtets zur Beß'rung reizen.

Der Lauf der Welt.

Wem die Welt von allen Seiten
Und der Lauf der letzten Zeiten
Täglich in die Augen fällt,
Dieſem kann man nicht verdenken,
Wenn ihm Aergerniß und Kränken
Alles Lebens Luſt vergällt.

Soll man ja die Wahrheit ſagen,
Hat man in der Kindheit Tagen 1)
Freilich noch die goldne Zeit;
Schlafen, Spielen, Scherz und Lachen
Und kein Kummer toller Sachen
Geben uns Zufriedenheit.

Aber dieſe kurze Freude
Wird hernach zu größerm Leide,

---

1) Den Kindheits Tagen.

Und vergeht auch wie ein Traum
Denn ſobald die Jugend blühet,
Und uns unter Umgang ziehet,
Finden ſchon die Sorgen Raum

Laßt den Hochmuth hitzig rennen
Und nach hohem Range brennen,
Was gewinnt er? Furcht und Laſt.
Unruh' liegt im Ehrenbette,
Und der Sorgen Sklavenkette
Hält auch Fürſten oft umfaßt.

Schätze, die man ſich erſchwitzet,
Bringen den, der ſie beſitzet,
Oft um manche gute Nacht.
Leiht [2]) man ſie der Welt zum Beſten,
Wird man von des Undanks Gäſten
Noch mit Schaden ausgelacht.

Täglich in Geſellſchaft leben,
Heißt ſich auf ein Meer begeben,
Wo ein ſteter Sturm regiert;
Wer nur etwa halb geglitten,

[2] Lehnt.

Wird beredt, verhöhnt, verſchnitten,
Ja wohl gröber abgeführt.

Die uns vorwärts freundlich küſſen,
Reißen mit Verläumdungsbiſſen
Heimlich unſer Ehrenkleid.
Schätzt und ehrt man uns vor andern,
Muß man gleich auf Dornen 3) wandern,
Die der Feind verdeckt geſtreut.

Auch die allerbeſten Schweſtern
Schämen ſich nicht, die zu läſtern,
Der ſie ſonſt ſich 4) ſelbſt vertraun;
Mienen, Kleider und Geberden
Müſſen arme Sünder werden,
Welchen viel den Richtplatz baun.

Schweigt man ſtill, ſo heißt's gezwungen,
Giebt man zu, ſo ſind die Zungen
Der Verläumder noch ſo ſcharf,
Daß ſie mehr zur Rache lügen,

---

3) Dornern.

4) ſich ſonſt

Bis wir Zank und Händel kriegen,
Die man auch nicht ahnden darf.

Schonen uns auch fremde Gloſſen,
Geben gar die Hausgenoſſen
Unſern Feinden Zung' und Wind,
Bis die Lehrer eingenommen,
Und wir auf den Holzſtoß kommen,
Wo die Flüche Flammen ſind.

Wär' auch alles zu verſchmerzen,
So iſt dies ein Stein im Herzen,
Daß auch ehrlich nicht mehr gilt.
Hat man noch ſo treue Sinnen,
Wird man doch nur Spott gewinnen,
Wo man nicht wie andre ſchilt.

Freunde, die uns Farbe halten,
Schlafen längſt mit unſern Alten
Und ſind jetzo nur verſtellt;
Bei dergleichen eiteln Sachen
Dürft' ich faſt den Ausſpruch machen:
Einſam oder von der Welt.

Doch was einſam? Mißgunſtsblicke
Schleichen ſich mit Gift und Tücke
In den tiefſten Winkel ein.
Soll uns nun kein Neid entdecken,
Muß man ſich wohin verſtecken?
Unter einen Leichenſtein.

Sichre Freiheit vor dem Jammer
Holde Gruft, Vergnügungskammer!
Sanftes Lager letzter Ruh'!
Deine Gegend bald zu füllen,
Eilt mein Geiſt mit Luſt im Stillen
Schon in Hoffnung freudig zu.

Dieſer Raum von wenig Ellen
Schützt mich vor den böſen Fällen,
Die im Leben weh gethan:
Hier verſtummt des Neides Toben,
Und da fängt er an zu loben,
Was er nicht mehr drücken kann.

Ermunterung der unſterblichen Seele.

Seele, wirf den Kummer hin,
Deiner Hoheit nachzudenken,
Und laß dir den freien Sinn
Durch des Leibes Laſt nicht kränken.
Dieſe Bürde, ſo man trägt,
Wird in kurzem abgelegt.

Die Gefangenſchaft vergeht,
Stahl und Feſſel müſſen brechen;
Unſers Lebens Alphabeth
Iſt ja noch wohl auszuſprechen.
Macht doch auch die ganze Zeit
Keinen Punkt der Ewigkeit.

Sklaven werden endlich frei
Und der Kerker aufgebrochen,
Wenn des Todes Tyrannei
Ihren Feinden Hohn geſprochen,
Ja der längſte Richterſtab
Reichet ſelten bis ins Grab.

Heiden mögen mit der Gruft
Ihren Hoffnungsport verſchließen,
Und wenn das Verhängniß ruft,
Thränen vor Verdruß vergießen;
Weil ſie dieſer Wahn betrügt,
Daß der Geiſt zugleich verfliegt.

Unſer Glaube bricht die Bahn
Durch den Kirchhof in das Leben,
Wer die Welt nicht grüßen kann,
Lernt ihr zeitlich Abſchied geben;
Denn er glaubet, daß der Geiſt
Sich der Sterblichkeit entreißt

Nun wohlan! ich bin bereit,
Meine Glieder hinzulegen;

Denn des Todes Bitterkeit
Führet uns auf Dornenwegen
In des Himmels Roſenfeld,
Wo die Wolluſt Tafel hält.

Als er zu ſterben wünſchte.

Schreib' an und laß dir dieſes Licht
Von nun an zum Gedächtniß dienen!
Ich bin ein Menſch, und weiß es nicht,
Wo Kräuter meines Grabes grünen;
Auch weiß ich nicht den Augenblick,
An dem mein Kreuz und Mißgeſchick [1])
Sich mit einander ſchließen ſollen:
Doch ſprech' ich dich noch, weil ich kann,
Um dieſes Freundſchaftszeichen an:
Erzähl' einmal der Welt, wie viel wir leiſten wollen.

Mein treu Gemüthe nehm' ich aus,
Sonſt bin ich nicht mehr ich zu nennen;
Nun mag ich keinen Lorbeerſtrauß,
Als den mir Wahr' und Freundſchaft gönnen.

1) Unglück.

Es komme, was die Schickung will,
Ich halte wie ein Kranker ſtill,
Und weiß nichts mehr in meinem Leben.
Die Seelenruh', der Weisheit Frucht,
So ich in Wiſſenſchaft geſucht,
Die, ſag' ich, laß' ich mir von der Verzweiflung geben.

Dich und noch wenig, ja kaum drei,
Bedaur' ich mit betrübtem Herzen,
Sonſt breche Mond und Erd' entzwei,
Es dienet mir zum bittern Scherzen. [2]
Und wie ein großes Theil der Welt
Mich unwerth, toll und ſchimpflich hält,
So lach' ich nunmehr aller Sachen,
Sie ſein auch noch ſo klug, gelehrt,
Schön, weiſe, reich und hoch geehrt,
Und nichts als Spott und Haß weiß meine Luſt zu machen.

Auch dieſe Zeilen ärgern mich,
O könnt' ich doch nur nichts gedenken!
Mein eignes Weſen martert ſich,
Iſt Gott zu ſchwach, mir Troſt zu ſchenken!

[2] Schmerzen. Druckfehler.

O, warum hat er mir ein Pfand
Von Kunſt und Weisheit zugewandt?
Ich kann es doch zu nichts gebrauchen.
Hör', ewige Gerechtigkeit!
Verdient mein Herz nicht gute Zeit,
So laß es auf einmal in Rauch und Gluth verrauchen!

Weißt du noch was von Fried' und Ruh',
So mach' es dir bei Zeiten nütze.
Es fährt das Glück [3]) oft blindlings zu,
Und raubt uns mit geſchwindem Blitze.
Es geh' auch, kann's nicht anders ſein,
Mein Segen und Gedächtniß ein.
Ich wünſche ganz und gar zu ſterben,
Folgt dir nur, was mir hier gebrach,
Von nun an zweifach glücklich nach,
So tröſtet noch mein Freund mein gänzliches Verderben.

---

3) Das Glücke fährt.

Abſchied von dem Leben.[1]

Bei ſo nahen Todeszeichen
Zittert meine Schwachheit nicht:
An den Seiten kalter Leichen,
Weiß ich, daß mein Joch zerbricht.
Andre mögen ſchwitzen, liegen,
Und vor[2] Zagheit nur nicht ſchrein,
Ich erblicke mit Vergnügen
Den erwünſchten Abendſchein.

Müder Geiſt, hör' auf zu klagen,
Kampf und Lauf ſind wohl vollbracht!
Die Empfindung aller Plagen
Schwindet in der letzten Nacht,
Wo mich kein Verfolger dränget,
Wo mich keine Furcht mehr ſchreckt,

---

[1] Mit Ausmerzung einiger Strophen.
[2] für.

Die ſich hier in Alles menget,
Und oft Ueberdruß erweckt.

Strebe nur nicht mehr nach Dingen,
Die ein eitler Wunſch begehrt!
Was wir außer uns erſchwingen,
Iſt fürwahr der Müh' nicht werth.
Laß die Sehnſucht, viel zu wiſſen,
Nebſt der Ruhmbegierde fliehn:
Die Gewalt nach höhern Schlüſſen
Läßt dadurch dein Glück nicht blühn.

Glaube nur, auf deine Bitte
Wird kein Zeiger rückwärts gehn,
Und des morſchen Leibes Hütte
Kann ſo lange nicht mehr ſtehn.
Feuer, Muth und Kraft verrauchen,
Und indem ich klüger bin,
Zeit und Jugend erſt zu brauchen,
Sind ſie wie ein Schatten hin.

Was verzögerſt du ſo lange?
Reiß dich doch mit Großmuth los!
Macht dir ſo ein Wechſel bange?

Die Verändrung iſt zwar groß,
Doch beherzt! aus dieſem Leben
Iſt in jenes nur ein Schritt,
Und du kannſt dich froh erheben,
Weil die Weisheit mit dir tritt.

Dieſe ließ dich oftmals hören,
Wie man ruhig ſterben kann;
Dir gefielen ihre Lehren:
Wende ſie zum Vortheil an!
Zeige, wie vorhin im Leide,
Daß dein unerſchrockner Muth
Dich vom Pöbel unterſcheide,
Der am Ende kläglich thut.

Schöpfer, nimm mein Blut und Leben,
Nimm das anvertraute Pfund,
So du mir an Witz gegeben,
Und gedenk an deinen Bund!
Wuchert gleich mein Fleiß im Kleinen,
Iſt er dennoch hoch gebracht,
Wenn ſein Beiſpiel auch nur Einen
In der Wahrheit feſt gemacht.

Euch, ihr Sünden meiner Jugend,
Ohne die ſo leicht kein Mann
Weder zu Verſtand, noch Tugend
Auf der Welt gelangen kann,
Euch Gefährten grüner Jahre
Schenk' ich der Vergeſſenheit,
Die mit euch in Abgrund fahre,
Ach, wie dauert mich die Zeit!

Feinden, welche meinem Schmerze
Mit Geſpötte zugeſehn,
Laß' ich mein verſöhnlich Herze
Statt der Rache für [3]) ihr Schmähn;
Freunden, die ſich nur ſo ſchreiben
Und von Joab's Brüdern ſind,
Soll mein Kreuz und Kummer bleiben,
Bis die Beßrung Kraft gewinnt.

Sage, du begriffne Leyer,
Wenn ich dich vermahnen darf,
Tauſend wünſchen dich in's Feuer,
Denn du raſſelſt allzu ſcharf.

---

[3]) vor.

Soll ich dich nun lodern laſſen?
Nein! Dein niemals fauler Klang
Ließ mich oft ein Herze faſſen,
Und verdienet beſſern Dank.

Soll ich dich dem Phöbus ſchenken?
Nein! Du biſt ein ſchlechter Schmuck,
Und an Helikon zu henken
Noch nicht ausgeſpielt genug.
Opitz würde dich beſchämen,
Flemming möchte widerſtehn.
Mag dich doch die Wahrheit nehmen
Und mit dir hauſiren gehn!

Auf, mein Geiſt! Nun fällt der Kummer
Eher, als du ſelbſt geglaubt,
O, was für ein ſanfter Schlummer
Wartet auf mein müdes Haupt!
Stolzer Neid, hör' auf zu pochen!
Oder biſt du noch nicht ſatt,
O ſo friß an meinen Knochen,
Und verſchone dieſes Blatt!

Drittes Buch.

Epiſteln, Satyren und Sinngedichte.

In das Stammbuch eines Freundes.

Freund, der du mich ſo ſehr, als kaum dein Auge liebſt,
Freund, ſag' ich, der du mich, ich weiß, durch nichts betrübſt,
Als etwa durch die Furcht, du möchteſt auf der Erden
Dem Leibe nach einmal von mir geriſſen werden,
Freund, ſag' ich, nimm auch hier ein ſchriftlich Denkmal hin,
Nachdem ich ganz und gar bereits dein eigen bin,
Und glaube, daß ich mich in reiner Gegenliebe
So wie dort Jonathan vor ſeinem David übe.
Das Bündniß unter uns iſt klug und mit Bedacht,

Nicht durch zerbrechlich Glas, noch Bier und Wein gemacht.
Die angeborne Treu', ein rein und deutſch Geblüte,
Die Luſt zur Wiſſenſchaft und dann ein gleich Gemüthe
Macht aus zwei Herzen eins und bindet uns ſo ſcharf,
Daß weder Zeit, noch Neid das Band zerreißen darf.
Der Himmel knüpft es ſelbſt von Jahr zu Jahre feſter,
Und wird uns, wann einmal der Feinde Spottgeläſter
Mit Schaden ausgeraſt, nach viel Verdruß und Pein,
Die Früchte der Geduld in ſüßer Ruh' verleihn.
Betrachte deinen Zweck und richte die Gedanken
Nach dem, was droben iſt: lauf in den Weisheitsſchranken
Mit feuriger Begier gelehrten Seelen nach,
Verachte die Gefahr, verlache Neid und Schmach,
Und zeuch dich aus der Nacht, in der der Pöbel ſtecket,
Der niederträchtig ſchwärmt und keine Wolluſt ſchmecket,

Die unter Schweiß und Kreuz aus wahrer Tugend quillt
Und mehr als Kronengeld und alle Würde gilt.
Bemüh' dich überall, die Wahrheit zu ergründen,
Du wirſt ihr holdes Bild in deiner Seele finden.
Verkläre den Verſtand und läutre ſeine Kraft
Durch gründlichen Beweis, zwing' jede Leidenſchaft
Zum Dienſte der Vernunft, beſchau' des Höchſten Werke,
Bewundre ſeine Macht und ſeiner Liebe Stärke
In jeder Kreatur; kein Stäubchen iſt ſo klein,
Es wird dir eine Welt voll ſchöner Ordnung ſein.
Thu', was dir möglich iſt, des Nächſten Heil zu mehren,
Im Wohlthun laß dich nie des Undanks Grobheit ſtören.
Erkennt auch gar kein Menſch dein treu Gemüthe nicht,
Genug, wenn in deiner Bruſt die ſtumme Zunge ſpricht,
Du habeſt recht gethan: ein unbeſorgt Gewiſſen
Giebt auch auf Holz und Stein das weichſte Schwanenkiſſen.

Fällt Mangel und Verdruß von außen öfters ein,
So kannſt du innerlich reich, froh und ſicher ſein,
Wofern dein ſtarker Geiſt nichts Andres wünſcht und liebet,
Als was die Vorſicht will und ihre Weisheit giebet.
Gedenk' einmal, mein Freund, an dieſen treuen Rath,
Und ſiehſt du dann und wann auf dieſes ſchlechte Blatt,
So denke, modert auch mein Leib ſchon längſt im Grabe,
Daß meine Redlichkeit hier noch ihr Leben habe.

An Herrn von B.......

Wie iſt's, Calliope? Wie? Sind wir nicht mehr Freunde?
Und greift mich irgend auch die Argliſt meiner Feinde,
Die Günthern auf der Welt nicht ruhig leiden kann,
Nunmehr zu guterletzt mit deiner Trennung an?
Dies hätte noch gefehlt, mein Elend voll zu machen!
Der achte Lenz rückt an, ſeitdem ich wie ein Nachen
Auf ungeſtümer See bald hier, bald dorthin flieh',
Verachtung und Gefahr und Kummer nach mir zieh',
Des Leibes ſtarken Bau durch Sturm und Wetter breche,
Und, was mein Unglück iſt, des Geiſtes Freiheit ſchwäche.

Was hab' ich nicht gewünſcht, erduldet und gefühlt,
Verändert, gut gemeint, geſeufzt, gewagt, geſpielt,
Verſucht, gehofft, geharrt, und eifrig unternommen!
Wie mancher iſt ein Narr, ſchimpft Kluge, lacht der Frommen,
Verläßt ſich auf Betrug, lebt in den Tag hinein,
Läßt Gott den beſten Mann und fünf gerade ſein,
Und kommt gleichwohl ans Bret, ſo dumm er angefangen;
Zum Haben braucht er nichts, als Kühnheit und Verlangen,
Und Grobheit für [1]) Verſtand. Nur mir — das iſt zu viel —
Erwirbt der beſte Fleiß das ſchlimmſte Widerſpiel,
Als wär' ich ſchon erſehn, [2]) durch ein ſo mühſam Leben
Vom Eigenſinn des Glücks ein Muſter abzugeben.
Und ſollt' auch blos darum ein Wunderwerk geſchehn,
So muß der Dinge Lauf ſich mir zuwider drehn,
Bis alles was ich thu' und noch ſo furchtſam wage,
Die Hoffnung, die mich lockt, auf einmal niederſchlage.

---

[1]) vor.
[2]) verſehn.

In ſolchem Aergerniß und ſo viel langer Qual
Biſt du, Calliope, gleichwohl noch allzumal
Nach dem, der eben herrſcht, mein Arzt und Troſt geweſen,
Du, die ich als ein Kind mir ſchon zur Braut erleſen,
Und ganz entzückt geküßt, eh' noch mein Witz errieth,
Warum ich Flavien ſo gern ein Hühnchen briet.
Was litt ich dort nicht ſchon um deiner Liebe willen?
Der Vater zog mich ab, verwarf mein Spiel als Grillen,
Und ſprach, — ich hör' es noch: — Sohn, wirf den Bettel hin,
Und häng' den Brodkorb an! Kein Reimen bringt Gewinn;
Und wenn die Kranken uns den fetten Zins entrichten,
So müßt ihr, faules Volk, von magern Kühen dichten.
So pfiff, ſo ſchwatzt' er mir, doch ſtets vergebens, vor;
Natur ging über Zwang, ich nahm dein Lautenchor.

Kroch hinter Holz und Heerd, in Winkel, in den Garten,
Und ließ dabei umſonſt Schlaf, Tiſch und Kegel warten.
Dies ſahſt, dies merkteſt du, und weil, wo nicht mein Kiel,
Dir doch zum wenigſten die Luſt dazu, gefiel,
So gabſt du dich mir gern und willig zu erkennen;
Da wurden wir vertraut, mein Herz fing an zu brennen,
Und lernte nach und nach zuerſt von ungefähr,
Daß zweierlei Geſchlecht und Lieben Leben wär'?
Jetzt kam mir der Beſitz von deiner Gunſt zu ſtatten,
Dort wo mir Roſchkowitz im kühlen Lindenſchatten
Durch Philindrenens Kuß den erſten Wunſch entführt,
Und wo ihr Name noch viel glatte Birken ziert.
Du weißt, Calliope, die Nachtluſt im Gefilde,
Den nahen Aufenthalt von klein und großem Wilde,
Die Gegend, ſo den Blick durch Wieſen, Wald und Feld
Von weitem und auch nah mit Wolluſt unterhält,

Dort, wo die faule Loh durch Forſt und Thäler ſchleichet,
Wo unſer Schleſien ſich ſelbſt an Schönheit weichet, *)
Und wo der heil'ge Stamm der großen Eiche ſteht,
Die Logau, Lohenſtein und unſer Gryph erhöht.
O allerliebſter Ort, wie ſollt' es mich ergötzen,
Noch einmal meinen Fuß auf deine Trift zu ſetzen!
Ach, kleines Roſchkowitz, wie wohl gefällſt du mir!
Mein Ruhplatz iſt noch fern — ach, wär' er doch in dir!
Ach, käm' es mir ſo gut, mit Büchern und mit Singen
Nach überſtandner Angſt mein Leben hinzubringen!
Du weißt, Calliope, dergleichen Sehnſuchtslieder
Bewegten dort herum das Echo hin und wieder;
Da lebte Günther wohl, da war noch gute Zeit,
Da wußten wir noch nichts von Noth und Dürftigkeit,

---

*) Dieſe Redensart ſoll gleichbedeutend ſein mit: ſich ſelbſt übertrifft. Die Loh iſt ein kleiner Fluß, der bei Nimptſch entſpringt und ſich unweit Breslau in die Oder ergießt.

Von Spott und Heuchelei, die bald mit Haufen kamen,
Und Glücke, Gönner, Freund und Muth und Alles nahmen.
Mit Wehmuth ließ ich dich, geliebtes Vaterland,
Mit Klagen ſchlug ich dort den grünen Oderſtrand.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Du, Muſe, litteſt mit [1]), erzeigteſt dich gelaſſen,
Bewieſeſt mit Vernunft dein tapfres Herz zu faſſen,
Und boteſt mir den Arm zur ſichern Stütze dar.
So ſcheinbar und ſo groß mein täglich Unglück war,
So wenig konnt' es dich von meiner Seite bringen.
Die Feinde brachen ein, du fingeſt an, zu ſingen,
Da wich, wie dort bei Saul, der Geiſt der Traurigkeit;
Ein Wink war ſchon genug, ſo ſah ich dich bereit,
Mein ſtaubigt Inſtrument dem Hieb nachzuſtimmen,
Und fühlte gleich in mir dein hülfreich Feuer glimmen.
Wie aber hält es jetzt ſo gar erbärmlich feſt?
Was ahnt dir, ſprödes Kind? Was iſt dir, das dich preßt?

[1]) Du litteſt freudig mit.

Und warum ſchweigſt du mir [2]? Ach, laß dich doch bedeuten,
Und ſpanne nicht zu hoch, ſonſt reißt mein Zorn die Saiten!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Geh' in dich, hartes Kind, und laß den tollen Sinn!
Nun wohl, ich ſeh', du kömmſt. Komm her, ſetz' an, ſchreib' hin,
Und rede dies für [3] mich: Freund, deſſen Geiſt und Mienen
Auch ſelbſt den Grazien zum Anmuthsſpiegel dienen,
Freund, deſſen Lieb' und Huld dem, den ſie einmal fängt,
Den Zweifel, los zu ſein, bis an das Herz verſchränkt,
Nimm, es iſt deiner werth, ein unverfälſcht Gemüthe
Für [4] Hekatomben an. Die unverdiente Güte
Verdient ein Wiedergelt. Mehr kann die Armuth nicht.

---

[2] mäulst du dich.
[3] vor.
[4] vor.

Die allzeit ihren Dorn in unſern Lorbeer ſticht.

— — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Du kennſt mein Herzeleid, womit mich Feinde ſichten,
Und biſt allein geſchickt, mich endlich aufzurichten.
Dies kommt nur darauf an, daß ſo ein Freund, wie du,
Mit Sanftmuth und Vernunft den Fehlern Einhalt thu',
Die Schwachheit überſeh', die böſe Zeit beklage,
Und Alles ſo zu mir, wie zu ſich ſelber, ſage.
Dies unterlaß doch nicht an mir, mein Jonathan!
Schau, wie die Liebe ſich ſo wenig bergen kann.
Ich weiß, ich bin ein Menſch, der leichtlich fällt und gleitet,
Wenn inn- und äußerlich die Noth das Fleiſch beſtreitet.
Erinnre, ſtelle vor, ſchreib', rede kräftig ein;
Ein Scheltwort ſoll von dir mir allzeit lieber ſein,
Als Andrer blinde Gunſt und noch ſo reiches Schmeicheln,
Wer Glück und Beßrung wünſcht, der muß ſich ſelbſt nicht heucheln.

Sonſt kommt er um die Frucht, worauf die Strafe zielt.
Ich habe von Geburt den edeln Trieb gefühlt,
Die an Verſtand und Witz mir anvertrauten Gaben
Nicht, wie der Knecht ſein Pfund, aus Faulheit zu vergraben.
Ich bin der Wiſſenſchaft begierig nachgeeilt,
Ich habe meine Zeit in vielen Fleiß getheilt,
Und ſchon, ſo jung ich bin (ohn' eigen Lob zu dichten)
Manch lehrbegierig Herz durch ſtilles Unterrichten
Zur Wahrheit angeführt, zur Weisheit aufgeweckt.
Ich hab' auch jedermann die Neigung frei entdeckt,
Wie gern ich, wenn es mir die Ohnmacht nicht verwehrte,
Für [5]) Andrer Wohlergehn mein eigen Blut verzehrte:
Und damit geht auch wohl die rechte Weisheit um,
Und darauf gründet ſich das wahre Chriſtenthum.
Allein, was iſt der Dank, ſo recht und gut ich's meine?

---

[5]) Ver.

Verfolgung, Dürftigkeit, Gram, Mißgunſt, Läſterſteine,
Und Lügen obendrauf. So ſchmerzlich frißt kein Schwerdt,
Als dieſes Aergerniß durch Mark und Beine fährt.
Dies macht den Geiſt verzagt, dies macht den Körper mürbe,
So daß ich ſeufzen muß: Ach, daß ich doch nur ſtürbe!
Da endlich auch ſogar mein eigen Fleiſch und Blut
Den Feinden wider mich aus Blindheit Vorſchub thut.
Und der auch, dem — — Ach Gott! hier kann ich nichts als ſchweigen,
Wer recht, wer unrecht ſei, mag deine Vorſicht zeigen.
Indeſſen fällt der Muth, der Körper nützt ſich ab,
Und beide, wie geſagt, begehren Ruh' und Grab.
Du ſieheſt Tag für *) Tag, du Urſprung aller Dinge,
Mit was für Ungeduld die müde Seele ringe,
Du zählſt die Thränen ab, du wägſt mein ſchweres Ach,
Biſt gütig, voller Macht, ſiehſt größern Sündern nach

---

*) vor.

Erkennſt mein ehrlich Herz und ernſtliches Gebete,
Womit ich ins geheim vor deine Gnade trete:
Wie aber kannſt du mich von denen, die mich ſchmähn,
Ohn' alle Hülf' und Rath ſo lange martern ſehn?
Es reißt ja Neid und Groll die Stärke meiner Glieder,
So wie ein hungrig Thier verirrte Pilger, nieder.
Ich fleh' und winde mich; umſonſt, dein Ohr iſt taub,
Das Leben meine Laſt und ich der Feinde Raub.
Bin ich nun Schuld daran, ſo reiß' mich von der Erden.
Was iſt dir denn gedient, noch mehr erzürnt zu werden?
Macht aber fremder Fluch mein Leben unruhvoll,
Wo bleibt die Billigkeit, die Jeder ehren ſoll?
Du biſt ja Gott. Iſt's wahr, ſo wie ich weiß und glaube,
So wälze doch nur nicht den armen Wurm im Staube,
Der, wenn ihn auch dein Zorn, dein Eifer ganz zerreißt, *)
Ein ſchlechtes Heldenwerk der höchſten Allmacht heißt.

*) zerſchmeißt.

So ängſtlich, werther Freund, ſchreit oft mein Widerwillen,
Wenn Schatten, Stern' und Schlaf, Welt, Luft und Auge füllen,
Und wenn die Einſamkeit der kummervollen Nacht
Den Zuſtand meiner Noth im Finſtern klarer macht.
Da ſetzet ſich mein Geiſt im Umſehn keine Schranken,
Da ſinnt er hin und her, da ſpielt er mit Gedanken,
Da ſeh' ich ſelbſt in mir die Händel dieſer Welt,
Den böſen Lauf der Zeit im Spiegel vorgeſtellt.
Da find' ich nichts als Liſt und weder Treu' noch Glauben;
Da ſeh' ich Narren blühn und kluge Leute ſchrauben:
Da ſchreckt mich hier und dort Krieg, Hunger, Peſt und Brand,
In Ehen Zank und Haß, in Freundſchaft Unbeſtand,
Im Tempel Hochmuth, Geiz, Verläumdung, Wechſelbänke,
In Schulen Finſterniß und leeres Wortgezänke,
In Themis Heiligthum ein goldnes Spinnenneſt,
Das magre Fliegen fängt und Hummeln ſchwärmen läßt,

Im reichſten Comptoir viel Fluch an ſchönen Wänden,
Und endlich überhaupt in groß und kleinen Ständen
Das Leben und die Zeit der hundert zwanzig Jahr,
Eh' Noah mit dem Bau des Kaſtens fertig war.
Ein ſolches Aergerniß von allgemeinem Jammer
Verjagt mir oft den Schlaf aus Auge, Bett und Kammer,
Bis daß zuletzt mein Geiſt auf dich, mein B – –, fällt,
Und weil ihn ſonſt kein Bild vergnügter unterhält,
Licht, Blatt und Feder ſucht, ein Troſtlied aufzuſetzen.
Vergönne mir die Luſt. Denn da mir das Ergötzen
Der Unterredung fehlt, ſo ſprech' ich ſtumm mit dir,
Und meine dich zu ſehn, und ſeh' doch nur Papier.
Daraus entwirf dir nun der wahren Liebe Stärke,
Sie thut bei Freunden ſtets dergleichen Wunderwerke.
Mein Kreuz ſei noch ſo ſchwer, ich ſchleppe, weil es geht;
Wer weiß, was noch für mich im Vorſichtsbuche ſteht,

Und ob ich nicht vielleicht, des Alters zu genieſſen,
Das, was ich leiden ſoll, auf einmal leiden müſſen.
Erſcheint kein holder Stern, ſo iſt es eben das;
Gewohnheit ſchwächt das Gift. Ich will ohn' Unterlaß
Nicht minder eifrig thun und auf die Ruh' ſtudiren;
Wer nichts mehr übrig hat, der kann nichts mehr verlieren.
Entkräftet mich die Müh', im Grabe ſchläft man aus,
Die Nacht iſt lang' genug. Beſchließt kein eigen Haus
Mich und ein dienſtbar Volk, iſt doch die Welt nicht enge.
Betrübt mich dann und wann der Feinde Macht und Menge;
Gott ſtirbt, Gott ändert nicht. Sechs Kluge ſind mir hold,
Und B— — iſt mein Freund. Entbehr' ich Geld und Gold,
Entbehr' ich vieler Furcht; mein Schatz iſt ohne Bürde,
Die Selbſtzufriedenheit. Erhöht mich keine Würde,

So ſtört kein Modegruß die ſüße Morgenruh'.
Regier' ich keinen Staat, ſo ſeh' ich ſicher zu:
Und wird mein ſiecher Leib von Arbeit mitgenommen,
So bleibt der Witz geſund. Will Niemand zu mir kommen,
So redet mein Verſtand mit Leuten, die nicht ſind,
Durch deren Beiſpiel auch mein Elend Troſt gewinnt;
Ja ſchadet noch zuletzt die Mißgunſt meiner Ehre,
So weiß ich, daß ſie theils zur Eitelkeit gehöre,
Theils in mir ſelbſt beſteh'; auch geht's vielleicht noch an,
Daß meine Ruhmbegier ihr Futter finden kann.
Die Hoffnung ſpeiſt ſie ſchon, man werde von mir leſen,
Daß Günther und ſein Fleiß nicht gar umſonſt geweſen.

An Herrn von Löwenſtäth.

Du zürneſt doch wohl nicht, berühmter Mäcenat,
Wenn Demuth Freiheit braucht und durch ein redlich Blatt
Den Urſprung ihrer Angſt an ſolchem Ort erkläret,
Wo Mitleid und Verſtand der Hoffnung Troſt gewähret?
Das Lob von deiner Huld, die Muſen Nahrung giebt,
Und, was ſie ſelbſt verſteht, an Andern ſchätzt und liebt,
Fliegt weiter, als du glaubſt, und wird von tauſend Zungen,
So viel ich nur gehört, der Wahrheit nachgeſungen.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Denn über Land und Stadt mit ſtolzen Augen ſehn,
Sich unter Staat und Gold auf Thron und Purpur blähn,
Durch einen Blick voll Zorn des Nachbars Ruh' verbrennen,
Und frei und ohn' Entgelt und fürſtlich morden können,
Iſt etwas, das viel heißt; allein, erhebt man ſich
Durch Wohlthat und Vernunft, ſo herrſcht man königlich,
So krönt man ſeinen Ruhm mit größern Lorbeerzweigen,
Als die ſich um den Schlaf der Ueberwinder beugen.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Herr, hört die Langmuth zu, ſo darf ich frei geſtehn,
Ich brenne vor Begier, der Weisheit nachzugehn,
Und ſuche durch Verſtand und mit gewiſſen Gründen
Die wahre Seelenruh', das höchſte Gut, zu finden.
Es hat mir die Natur und redliches Erziehn —
Dies iſt mein Vatertheil — ein kleines Pfund verliehn,

Womit ich vor der Welt gewiß noch wuchern könnte,
Wofern mir ein August ein kleines Brot vergönnte.
Was aber hilft der Trieb, wenn äußerlicher Zwang,
Wenn Mangel, wenn Verdruß, Neid, Aberglauben, Zank
Und Krankheit und Gefahr den edeln Vorſatz binden?
Hier lieg' ich nunmehr gar in unbekannten Gründen,
Erzähle meine Noth den Büſchen und der Nacht,
Hier, wo der dunkle Queiß zwei Gränzen fruchtbar macht.
Ich weiß nicht mehr wohin, und lerne bei dem Schmachten
Geſundheit, Ehre, Kiel und Wiſſenſchaft verachten.
Wie kann es anders ſein? Wo Hunger die Geduld,
Wo Schmach die Kräfte ſchlägt, da hat der Geiſt nicht Schuld,
Wenn endlich Fleiſch und Blut bei Hiobs ſchweren Plagen
Mit Hiobs Raſerei den tauben Himmel ſchlagen.
Ich ſuche Troſt und Rath, und ſieh, je mehr ich ſieh',
Je mehr ich Wolken, Sturm und Wetter kommen ſeh'.

Die beſten Jahre fliehn und ſchmecken kein Vergnügen,
Das ſonſt die Jugend braucht; die Nächſten ſehn mich liegen,
Und wandern blind vorbei. Der Eltern armes Gut
Verzehrt ſich, wie ihr Herz, in Jammer, Aſch' und Gluth,
Und wird mir, weil ſie ſchon den Sarg vor Kummer faſſen,
Die Luſt, bald nachzugehn, zum Erbtheil hinterlaſſen.
Ja, Herr, wer fühlt, der glaubt: Dies iſt ein ſcharfer Stich:
Ich geh' aus Armuth ſchlecht, drum heiß' ich liederlich,
Da Thoren böſer Art, die unter Silber gleißen,
Des Himmels Zorn zu Trotz fromm, klug und würdig heißen.
Seht, ſprech' ich dann und wann zu meiner Muſenſchaar,
Die jetzt mein Kummer iſt, und einſt 1) mein Labſal war:
Geht, ſprech' ich, Mädchen, geht, geht und laßt mich zufrieden,

---

1) vor.

Denn, wollt ihr glücklich ſein, ſo ſind wir gut geſchieden.
Was nützt und helft ihr mir, wenn Niemand ſieht und hört,
Wenn Unrecht, Blitz und Schlag die ſanfte Laute ſtört?
Was helft ihr? Kläglich thun. Wem nützt ihr? Meinem Jammer.
Die müde Leier ächzt und macht die finſtre Kammer
Gebrochner Klagen voll. Geht, ſucht euch einen Mann,
Der, was ihr haben müßt, bequemer ſchaffen kann.
Ihr ſeid, ich weiß es wohl, verwöhnte Sängerinnen,
Und habt der Lilien Art, die weder ſä'n noch ſpinnen,
Doch gerne rühmlich blühn. Geht, meidet den Verdruß,
Ich rath' euch wider mich und laſſ' euch, weil ich muß,
Damit — erkennt hieraus die Größe meiner Liebe! —
Mein unentbehrlich Weh' nur euch nicht mit betrübe.
Drum geht und lebet wohl! Doch, Muſen, nein! verzieht!

Wer weiß, was noch erſcheint? Mich dünkt, die Hoffnung blüht
In unſerm Löwenſtäth, von dem mir ein Gerüchte
Gewiſſen Troſt verſpricht. So ſchnell wird kaum vom Lichte
Der frühe Dampf zertheilt, als jetzt mein Unmuth ſinkt,
Da nur ein einzig Wort von deinem Titel klingt.
Die Geiſter fangen Gluth, die muntern Finger ſpielen
Und müſſen dieſe Kraft in jeder Sehne fühlen.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Sei Vater meiner Kunſt, ſie iſt kein fauler Balg,
Der luſtig betteln geht und insgeheim den Schalk
Im Müßiggang ernährt. Sie wird mit Ehrfurcht lieben,
Und, wo ſie Nahrung hat, ſich fromm und fleißig üben;
Mein Wunſch hat Billigkeit und ſucht kein zeitlich Gut.
Es iſt geſunder Witz, es iſt geſundes Blut,
Ein allzeit frohes Herz und ſo viel Nothdurftsgaben,

Als unſer Leib bedarf und Leute nöthig haben,
Die Geiſt und Wiſſenſchaft vom Pöbel ſcheiden ſoll.
Und wär' auch gleich mein Cad *) nicht ſtets gedrungen voll,
So ließ' ich mir gleichwohl an Mäßigkeit begnügen,
Und wollte noch mit Luſt auf Stroh und Säcken liegen.
Ein Weiſer iſt ſchon reich, wenn Hunger, Hitz' und Froſt
Sein kluges Alter ſchont; er ſieht des Hochmuths Koſt
Mit gleichen Augen an und lebt in armer Stille
Viel ſichrer, als ein Fürſt, der unter Gold und Fülle
Der [1]) Freiheit darben muß. Dein Ruhm verbleibt mein Fleiß,
So lang' ich Kiel und Hand und Mund zu rühren weiß.
Dein Name wird durch mich in Wort und Reimen ſteigen
Und durch mein künftig Buch ein groß Exempel zeigen.

---

*) **Cadus**, Faß, Tonne.

[1]) Die. Der Freiheit darben, d. h. der Freiheit entbehren.

Der Schluß iſt einmal feſt: Der Menſch tritt auf und ab.
Du, Herr, vergehſt, wie ich, und warteſt auf ein Grab,
Und mußt dem Leibe nach — Gott, laß es ſpät geſchehen! —
Mit Hoch und Niedrigen des Todes Schatten ſehen.
Gleichwohl erlaub' es mir, verſprech' ich mir durch dich
Ein immergrünes Lob. Die Blätter müſſen ſich —
Dies kann der Phöbus thun — in Stein und Erz verwandeln,
Und allen, die wie du als Muſenväter handeln,
Ein ewig Denkmal baun. So kann Meſſala ſtehn.
Ja, müßt' ich heute noch zur frühen Bahre gehn,
So iſt dies Blatt genug, der Eitelkeit zu ſagen,
Ich ſei für [3] deinen Ruhm bereits zu ſpät erſchlagen.

---

[3] vor.

Letzte Gedanken.

Nun empfind' ich's endlich auch, was Verdruß und Arbeit können,
Und wie zeitig Kreuz und Gram unſrer Jugend Mark verbrennen.
Kraft und Blut und Geiſter ſchwinden, Aug' und Feuer löſchen aus,
Und des Leibes ſchwache Säulen tragen kaum ihr morſches Haus.
Alſo ſchließ' ich meinen Tod aus den innerlichen Zeichen,
Und ſo mach' ich mich gefaßt, ihm getroſt die Hand zu reichen,
Nicht aus Ungeduld im Jammer, ſondern mit Gelaſſenheit,
Weil mir dies die Weisheit lehret, jenes die Vernunft verbeut.

Mancher, deſſen Eigenſinn Gottes Allmacht ſchlecht betrachtet
Und den ſchönen Erdenkreis für [1]) ein Haus voll Kummer achtet,
Flucht dem eiteln Jammerthale, wie er dieſes Ganze nennt,
Und erwartet kaum die Stunde, welche Leib und Seele trennt;
Da hingegen manches Herz, wenn ſich nur ein Fieber wittert,
Vor Erſchrecken ſchlägt und bebt und aus Unmuth zagt und zittert,
Und ſobald des Arztes Zweifel neben ihm die Achſel zückt,
Mit entſetzlichem Geheule Lager, Haupt und Hals verrückt.
Beide, wo ich's ſagen darf, handeln als verblendte Thoren,
Denn der letzte ſinnt nicht nach, daß ihn Fleiſch und Blut geboren,
Und der erſte ſollte wiſſen, daß der Eitelkeiten Weh',
Die er an der Schöpfung [2]) tadelt, bloß in ſeinem Kopfe ſteh'.

---

[1]) vor. [2]) am Geſchöpfe.

Freilich iſt's ein harter Stoß und ein Kelch voll Myrrh' und Gallen,
Wenn ein junger Baum verdorrt und die erſten Blüthen fallen.
Freilich braucht es tapfre Füße, ſonder Gram dahin zu gehn,
Wo die Träger unſer warten und die Bahren fertig ſtehn.
Doch da Schickung und Gewalt Keinem etwas Neues machen,
Und das alte Muß erklingt, nehm' ich unter Scherz und Lachen
Meinen Abſchied von der Erde, wie ein Gaſt bei ſpäter Zeit
Luſtig von dem Schmauſe wandert und noch manchen Jauchzer ſchreit.
Könnt' ich leben, nähm' ich's mit; muß ich fort: ich bin's zufrieden!
Dieſen Nothzwang leid' ich gern, weil ihn die Natur beſchieden.
Nach der Neigung dieſer Mutter lenkt ſich mein geſetzter Geiſt,
Der die Ordnung aller Dinge ſeines Willens Richtſchnur heißt.

Weil ich aber doch nicht weiß, welche Stunde mich entrücke,
Brauch' ich die Gelegenheit und das ſäumende Geſchicke,
Und entwerfe die Gedanken, die vielleicht ein Leſer liebt,
Weil mir Redlichkeit und Liebe Alles in die Feder giebt.
Erſtlich zeug' ich von mir ſelbſt, auf mein gut und rein Gewiſſen,
Daß ich mich nach Möglichkeit, meiner Pflicht gemäß, befliſſen,
Gott zu kennen und zu ehren, meinem Nächſten wohl zu thun,
Dann auch ſelbſt in meinem Herzen in Vergnüglichkeit zu ruhn.
Falſchheit, Bosheit, Liſt, Betrug haßt' ich als die ärgſten Schlangen,
Und worinnen ſich mein Fuß irgend hier und da vergangen,
War ein allgemeines Straucheln; und den Fehler, ſo ich that,

Sah ich kaum ſo ſchnell und plötzlich, als ich um Vergebung bat.
Das, worauf mein Ruhm noch trotzt, iſt ein ehrliches Gemüthe:
Dieſen Adel, dieſen Schatz hab' ich [4]) von des Himmels Güte
Mit dem Blute deutſcher Eltern; dieſes ward ſo gut gemengt,
Daß mein leicht verſöhnlich Herze Keinem was zu ſchaden denkt.
Lieb' und Luſt zur Wiſſenſchaft trieb mich von der Kindheit Jahren [5])
Bis auf dieſen Augenblick, ſtets was Höh'res zu erfahren,
Und ich kann mich noch erinnern, daß ich ſchon um's zehnte Jahr
Um die Wirkung meiner Seele vor der Zeit bekümmert war.
Sonderlich ergötzt' ich mich an Natur- und Weltgeſchichten,
Aber noch viel eifriger fühlt' ich einen Trieb zum Dichten.

---

[4]) kriegt' ich.
[5]) den Kindheit-Jahren.

Daß auch weder Ernſt, noch Zuruf, ja wohl gar kein Prügel galt,
Wenn mein Vater auf die Arbeit dieſer leeren Bretkunſt ſchalt.
Mit der Jugend wuchs die Luſt zu den holden Pierinnen,
Und am deutſchen Helikon wollt' ich noch wohl Platz gewinnen,
Würde nur nicht Zeit und Fortgang mir ſo zeitig abgekürzt,
Und mein Alter vor den Jahren in's Vergeſſungsbuch geſtürzt.
Doch, wie kann es anders ſein? Mein Verhängniß und mein Leiden
Bringen mich um Glück und Hals. (Ich beklage mich beſcheiden.)
Was mein Herz und Leib gelitten, iſt nur Jenem recht bekannt,
Der mich etwa nur zur Plage in dies Marterhaus geſandt.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Du im Himmel weißt es wohl, denn kein Mitleid wohnt auf Erden:

Jetzo braucht' ich's auch nicht mehr, da die Menge der Beſchwerden
Mit der morſchen Hütte ſinket, den gefangnen Geiſt erlöſt
Und ihn aus dem Sklavenhauſe in das Land der Freiheit ſtößt.
Mein Gehorſam opfert dir, dir, mein Vater, dieſe Lieder,
Ja, er wirft ſich jetzo ſelbſt zwiſchen Lieb' und Ehrfurcht nieder,
Und erkennt die treuen Sorgen und erwägt den treuen Fleiß,
Weil er, wenn 6) dir die nichts taugen, ſonſt mit nichts zu lohnen weiß.
Arme Mutter, die du jetzt mein entferntes Grab bethräneſt,
Und vielleicht den kranken Leib auch ſchon an die Bahre lehneſt,
Nimm ſammt meiner lieben Schweſter eine kurze gute Nacht,
Weil die Wehmuth des Gemüthes Reim und Kiel zu Schanden macht.

---

6 Wo.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Du, mein andrer Pylades, du, mein Pfeifer, wollt' ich ſagen,
Machſt mir noch das Sterben ſchwer, das ich ſonſt ſo leicht ertragen.
Das Verhängniß, dich zu laſſen, iſt mein allerſchärfſter Streich,
Und ich nennt' 7) es gar die Hölle, wüßt' ich nicht ein Himmelreich.
Unſrer Freundſchaft edles Band knüpfte 8) Kunſt und Fleiß zuſammen;
Muß ich auch gleich Leipzig ſonſt als mein Jammerthal verdammen,
O ſo muß ich ihm doch danken, da ich beſſer nachgedacht,
Weil es mir aus ſeinen Mauern deine Liebe zugebracht.
Denke, bet' ich, dann und wann an die wohlverbrachten Nächte,
Daß mir doch die Todesnacht auch ſo ſüße werden möchte!)
Denk' an unſer kluges Scherzen, denk' an unſre kurze Zeit,

---

7) nenn'
8) knüpfte,

Die wir den verſtohl'nen Küſſen, doch mit Unſchuld, eingeweiht.
David ſchied von Jonathan, und beſchenkt' ihn mit den Waffen:
Soll ich dir, mein Jonathan, auch ein treues Denkmal ſchaffen,
So empfang' die beſte Regel, die uns Glück und Heil gebiert:
Wohl dem Menſchen, deſſen Weisheit Höll' und Furcht gefangen führt!
Allerliebſtes Vaterland! Günther wird nicht wieder kommen;
Da ihn nun ein fremdes Grab aller Noth und Laſt entnommen,
Dank' ich deinen ſchönen Grenzen für 9) das erſt gegeb'ne Licht,
Das ſich allgemach verzehret und mir ſchon das Auge bricht.
Jetzo werd' ich dort nicht mehr die vergnügten Saiten ſtimmen
Und in Philindrenens Schooß den erhitzten Nacken krümmen,

---

9) vor.

Noch an jenem Teiche ſchlafen, wo das Ufer oftmals ſprang,
Wenn ich auf der Hirtenflöte meines Mädchens Haar beſang.
Schwerdt und Hunger, Brand und Peſt weich' aus deinen Luſtgefilden,
Und der Segen tränke dich, Edens Anmuth auszubilden.
Wachſ' und blüh' an Volk und Glücke unter Oeſterreichs Gewalt,
Deſſen Stammhaus Kaiſer gebe, bis die letzte Stimme ſchallt.
Alles, was mich je geliebt, unterrichtet und geprieſen,
Was mir Troſt und Rath ertheilt, was mir Höflichkeit erwieſen,
Was mir eine Hand voll Waſſer und ein Stücke Brot verliehn,
Deſſen rühmliches Geſchlechte müſſ' in tauſend Gliedern blühn!
Wem ich etwan aus Verſehn bis daher zu nah' getreten,
Dieſer glaube, durch dies Blatt ſei ihm Alles abgebeten.

Wem ich Aergerniß gegeben oder Böſes ſonſt erzeigt, [10]
Bleibe dennoch meiner Aſche aus Verſöhnlichkeit geneigt.

Doch genug! Die Stunde kommt, und der Seiger läuft zu Ende.
Warte doch noch, liebſter Tod! Da ich mich zur Seiten wende,
Laß den Schatten an dem Zeiger einen Grad zurücke gehn,
Und die Sonne meines Lebens nur noch etwas ſtille ſtehn!
Denn ich muß mich allerdings, eh' mir Herz und Augen brechen,
An der liederlichen Schaar meiner wilden Feinde rächen.
Tretet her, ihr frechen Spötter, höre, du erboſter Schwarm,
Jetzo ſtreck' ich meinen Eifer wider deinen ſtolzen Arm.
Der, ſo allen Hochmuth ſtürzt, fluche deinen böſen Sitten,

---

[10] oder ſonſt nichts Guts erzeigt.

Die ſowohl mein Ehrenkleid als mein Glück und Wohl beſchnitten.
Er erleuchte deine Thorheit und bekehre deine Liſt,
Die ſo ſchädlich als verborgen und ſo böſ' als höflich iſt.
Hör', ich fluche deiner Wuth mit Geduld und Wunſch und Segen:
Unglück beſſ're deinen Sinn, Kummer zieh' dich von den Wegen,
Die dich zum Verderben führen, und die Noth, ſo mich gedrängt,
Dränge dich von allen Seiten, bis ſie dich zum Himmel lenkt.

Wo verbleibt das Teſtament? Gut, ich theile meine Sachen.
Läßt mich gleich die Dürftigkeit keinen großen Schatz vermachen,
So beſitz' ich doch noch Manches, deſſen rein und frommer Werth
Meinen guten Willen zeiget und in aller Welt erklärt.
Meinen Leichnam mag der Sand, meinen Fleiß die Faulheit faſſen,

Meine Fehler will ich gern der Vergebung überlaſſen,
Meine Thränen nimmt die Buße, meine Drangſal die Geduld,
Meine Sünden die Erbarmung, mein Gebet des Himmels Huld.
Komm, du Liebſte meines Herzens, ſchau', es geht zur letzten Ruh',
Komm und drücke, ſchönſte Seele, mir nur noch die Augen zu!
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Brich nur jetzt den Hoffnungsſtab, reiß den Myrtenkranz in Stücke,
Halt' den zugeſagten Ring und beweine das Geſchicke,
Und gedenk' an deinen Dichter, der dich mit Gefahr geliebt,
Und dir jetzt die kalten Thränen, den betrübten Brautſchmuck, giebt.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Gute Nacht für [11]) dieſes Mal! Auf den Eliſäer Feldern

---

11) vor.

Will ich, bis du nach mir kommſt, unter Palm- und Lorbeerwäldern
Deines hellen Anblicks warten, und, ſobald nur dies geſchehn,
Meine Seligkeit vollkommen, meine Flammen ewig ſehn.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Seele, fort! du haſt noch Zeit, deinen Frieden zu bedenken.
Aber, welch ein Zweifelmuth mehrt dein innerliches Kränken?
Wirſt du durch dies Ganze wandern? Biſt du etwas oder nichts?
Oder ein getrennter Funke von dem Weſen jenes Lichts?
Laß den Kummer! Er bethört. Geh' am ſicherſten und glaube
Deines Weſens Ewigkeit. Mach' es wie die Turteltaube,
Fleuch vor Angſt und Sturm und Wetter auf's Gebirge Golgatha,
Fleuch und ſuche ſichre Ritzen, denn der Räuber iſt dir nah'.
— — — — — — — — — —
— — — — — — — — — —

Bußgedanken.

Ich höre, großer Gott, den Donner deiner Stimme,
Du höreſt mich [1]) nicht mehr: ich ſoll von deinem Grimme
Aus Größe meiner Schuld ein ewig Opfer ſein.
Ich ſoll, ich muß, ich will, ich gebe mich darein,
Ich trotze deinem Zorn, ich fleh' nicht mehr um Gnade,
Ich will nicht, daß dein Herz mich dieſer Straf' entlade.
Du biſt kein Vater mehr, als Richter bitt' ich dich:
Vergiß vorher dein Kind, hernach verſtoße mich!

[1]) auch.

Der Traum.

(Zur Doktor-Promotion eines Freundes.)

Der Traumgott führte mich bei angebrochner Nacht
Aus meiner Lagerſtatt in unbekannte Gränzen.
Ich ſah den blaſſen Mond mit halbem Lichte glänzen,
Und ward durch einen Sumpf auf den Parnaß gebracht.
Es wimmelte der Berg von hunderttauſend Füßen,
Die Krämer wollten ſich der Meſſe nicht entziehn,
Um, weil Merkurius den Jahrmarkt ausgeſchrie'n,
Auf künftigen Gewinn die Buden aufzuſchließen.

Hier ſaß ein Wurzelmann, der Otterhäute frißt;
Dort lag ein Charlatan, hier ſtand ein Glückstopf offen
Und reitzte manche Fauſt, den reichſten Griff zu hoffen:
Dort ging ein Schneider durch, der nur die Beutel mißt;

Zur Rechten ſang ein Weib mit halb verdrehten
Augen:
Ach, lieben Leute, hört das Wunderzeichen an!
Es hat ein todtes Kalb zwei Augen zugethan,
Daraus könnt ihr viel Troſt in mancher Trübſal
ſaugen.

Ein Mauſchel lief mir nach und wies mir ſeinen
Kram,
Dies war ein theures Gut der allerfeinſten Spitzen:
Ich ſprach: Die Koſtbarkeit mag einem Andern nützen,
Den neulich Flavia ſo gut herüber nahm.
Zwei Jungfern handelten um ſcharfgeſchliffne
Scheeren,
Damit es Mops nicht fühlt, wenn es dem Leder gilt;
Indeſſen winkte mir ein nettes Venusbild,
Die Waaren, die ſie trug, fein theuer anzuwähren.

Ich lief ihr hurtig zu und ward ſo ſtumm als blind,
Weil ihre Schönheit mich in die Entzückung ſetzte,
Ihr Mund, der Nektar blies [1]) und wie die Engel
ſchwätzte,

---

[1]) ſtieß.

Schien, wie der Muſcheln Blut, die friſch verwundet ſind;
Die Augen lieſen um und ſchoſſen hin und wieder;
Die Bruſt war ſo beſſert, daß ſie faſt nackt erſchien.
Ha, dacht' ich, Witz genug, du willſt nur weiter ziehn;
Wer ſicher leben will, hört nicht Sirenenlieder.

Der Kreuzweg brachte mich zu einer Wechſelbank,
Hier wollte gleich ein Mann ſein böſes Weib verkaufen;
Doch es erhub ſich bald ein wunderbares Raufen,
Indem ein Alchimiſt die Leute an ſich zwang.
Er dachte Blei und Zinn in Trinkgold zu verwandeln;
Der Anſchlag wollte nicht nach Wunſch und Willen gehn,
Drum ließ er Heerd und Glut und Topf und Tiegel ſtehn,
Und fing aus Armuth an mit Brillen ſtark zu handeln.

Mein Vorwitz hatte ſich noch weiter umgeſchaut;
Allein ein Aufzug hielt des Fußes Flucht zurücke:

Die Weisheit trat herein in einem goldnen Stücke,
Dem Bengals Reichthum ſich nicht zu vergleichen traut.
Ihr Hauptſchmuck war ein Kranz der ſieben naſſen Sterne,
Ihr Antlitz durch den Schein des Mondes angefüllt,
Das Kleinod hoher Bruſt trug einen Sonnenſchild,
Mit dieſer Läuterung *): Sie glänzt auch in der Ferne.

Sie ſtieg auf einen Thron und gab der Majeſtät,
So aus dem Munde brach, den Nachdruck ihrer Mienen.
Ihr, rief ſie, welche mir als freie Sklaven dienen,
Fängt euch die Eitelkeit, die doch der Wind verweht?
Was ſteht ihr dort und da bei ſolchen Gaukelpoſſen?
Laßt es der Einfalt zu, der es am Salze fehlt,
Und dieſem, den ein Kuß bisweilen ärger quält,
Als wenn ein rothes Aug' ihn gar mit Flachs geſchoſſen **).

---

*) d. h. erläuternde Inſchrift.

**) Sprüchwörtlich angeſpielt auf Beherung durch alte Weiber.

Kommt alle, deren Fleiß zu guten Künſten brennt,
Holt euch den grünen Lohn, der um die Schläfe pralet!
Wer für den Ehrenkranz das Gold der Arbeit zahlet,
Iſt würdig, daß man ihn für meinen Sohn erkennt.
Das Wort war kaum heraus, ſo liefen ihre Jünger,
Wie wenn es Hagel ſchneit, mit ganzen Schaaren hin,
Sie ſtreckten Hand und Arm und ſuchten den Gewinn,
Doch wer zu hitzig griff, dem klopfte ſie die Finger.

Mein Freund, ich ſah auch dich in dieſem Kreiſe ſtehn,
Du wurdeſt unverſehns von ihrer Hand gezogen,
Ihr Kuß gab dir das Lob: Mein Sohn, den ich gepflogen,
So lange Blut und Geiſt in deinen Adern brennt,
Dein wohl geübter Kopf, dein rühmliches Verhalten,
Das keinen Nebenweg von meiner Straße ging,
Verdiente allerdings der Ehre Siegelring:
Denn deine Tugend kommt an den Verſtand der Alten.

Minervens muntrer Hahn kräht oft den Morgen aus,
Indem der Guckguck noch aus meinen Kindern ſinget.

So war es nicht bei dir. Die Müh', ſo alles zwinget,
Hieß faſt dein Eigenthum. Nimm dieſen Lorbeerſtrauß,
Das Wappen deines Ruhms. Kein Bild geſchickter Hände,
Kein ſüßes Saitenſpiel wird dich ſo ſehr erfreun.
Erinnre dich dabei: er wird ſo fruchtbar ſein,
Als wenn ihn deine Fauſt auf anderm Boden fände.

Gleich als ſie dies geſagt, kam mir ein Huſten an,
Ich wachte plötzlich auf, und fand mich in dem Bette.
O, ſprach ich, wenn der Traum doch mehr geſaget hätte!
Nicht anders, Herzensfreund, du triffſt der Weisheit Bahn,
Und kröneſt dein Verdienſt; drum folgt dir auch mein Segen,
Und wünſcht, daß dieſer Tag, da dich Sophia nimmt,
Den andern nach ſich zieh', der dir ein Buch beſtimmt,
Das ſchön und fähig iſt, ſich ſelber zu verlegen.

Liebe.

O Liebe!
Was für 1) innigſüße Triebe
Hegſt du nicht in deiner Bruſt!
Würden doch nur die Verächter
Einmal unſrer Wolluſt Wächter,
Schwör' ich bei Amönens Gunſt,
Daß ſie erſtlich ſelbſt nicht wüßten,
Ob der Himmel zeitlich ſei,
Und darnach vor Schaam und Reu
Nur vom Zuſehn ſterben müßten.
Das thäten ſie,
Das thäten deine Triebe,
O Liebe!

1) vor.

Das Werk des Lebens.

Iſt Damon nicht ein fauler Thor?
So ſprechen viel der reichen Brüder:
Er bringt kein großes Werk hervor,
Und was er macht, das ſind nur Lieder.
Er ſcherzt mit Gärten, Kuß und Hain,
Will ruhig und verborgen ſein,
Und weder Schatz noch Staat erwerben.
Sagt, iſt wohl Damon weiſ' und klug?
Ihr Narren, thut er nicht genug?
Er lernt ja leben und auch ſterben

183.

Chriſtlicher Glaube.

Bav meint, ich glaubte nichts. Allein iſt Bav wohl klug?
Ich glaube, daß mir Gott Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns aus Zorn zum Prediger gegeben:
So glaubt ein frommer Chriſt und ich mit ihm genug.

Die Ehre.

Die Ehre bleibet wohl der wahren Tugend Kind,
Dies ſieht man in der Welt, dies hört man in den Schulen.
Seht, wie ſo ſchön nunmehr das Sprichwort Kraft gewinnt:
Der, ſo die Tochter will, muß mit der Mutter buhlen.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
über Johann Chriſtian Günther's Leben und Schriften XI

Auserleſene Gedichte von Johann Chriſtian Günther.

Erſtes Buch.

Weltliche Oden und Lieder.

An den Prinzen Eugen. Nach dem Frieden zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte von 1718 4
Dank an die Muſen 17
Reiſelied an einen Freund 19
In einer vertrauten Geſellſchaft zu Brieg . . . 22
Segen der Freundſchaft 25

Seite
Aufruf zum Genuß des Lebens 28
Im Rauſche extemporirt 30
Im Rauſche 33
Studentenlied 36
Ein andres Studentenlied 39
Zum Geburtstage eines Freundes 43
Lob des Knaſters 49
An die Spröden 54
Geheime Liebe 56
Die verlorene Geliebte 59
Bei Ueberreichung eines Ringes mit einem Todtenkopfe 62
An Leonore 64
An Dieſelbe 67
Entſagung. An Leonore 69
Bekenntniß der Liebe 72
An Roſette 74
An Dieſelbe 76
Abbitte 79
Auf den Tod einer Geliebten 81
Gedanken über ſein Schickſal 84
An das Glück 88
Die ſeufzende Geduld 90

Seite
Nur Geduld! 92
Gelaſſenheit 94
Das Traumgeſicht 97

Zweites Buch.

Geiſtliche Oden und Lieder.

Zuverſicht im Elend 103
An Gott 106
Der Wurm 109
Bekehrung 112
Der Lauf der Welt 115
Ermunterung der unſterblichen Seele 120
Als er zu ſterben wünſchte 123
Abſchied von dem Leben 126

Drittes Buch.

Epiſteln, Satyren und Sinngedichte.

In das Stammbuch eines Freundes 133
An Herrn von B....... 137
An Herrn von Löwenſtäth 152
Letzte Gedanken 160
Bußgedanken 174

Seite
Der Traum. (Zur Doktor-Promotion eines Freundes) 175
Liebe 181
Das Werk des Lebens 182
Chriſtlicher Glaube 183
Die Ehre 184

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

XI.

Jacob Schwieger, Georg Neumark und
Joachim Neander.

Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Begonnen
von
Wilhelm Müller.
Fortgeſetzt
von
Karl Förſter.

XI.

Auserleſene Gedichte von Jacob Schwieger,
Georg Neumark und Joachim Neander.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1828.

BIBLIOTHECA
[illegible]

Auserleſene

Gedichte

von

Jacob Schwieger, Georg Neumark
und Joachim Neander.

Herausgegeben

von

Karl Förſter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1828.

Vorrede.

Als der verewigte Wilhelm Müller mit dem erſten Bande dieſer Bibliothek hervortrat, wurden manche Bedenklichkeiten gegen die dabei befolgten Grundſätze laut, und ich ſelbſt verbarg ihm die meinigen nicht. Der Beifall, den das von der Verlagshandlung mit Liebe gepflegte Unternehmen gefunden, hat jene Bedenklichkeiten daniedergeſchlagen; die Sammlung hat ſich ihr Publicum gemacht, und ſo durfte ſie, auch nachdem ihr die thätige Hand ihres erſten Herausgebers, meines unvergeßlichen Freundes, durch einen allzufrühen Tod entzogen worden war, nicht unvollendet bleiben. Ich nahm den Antrag zur Fortſetzung des

Werks als ein Vermächtniß des Verewigten dahin und unterzog mich mit der Liebe und dem Ernſte, die ſeinem Andenken und der Sache gebühren, einer Arbeit, die vielleicht beim erſten Anblicke leichter erſcheint, als ſie in der That es iſt. Daß dabei die Grundſätze, die den Vorgänger geleitet hatten, und die von demſelben in der Vorrede zum erſten Bändchen ausgeſprochen worden waren, auch von mir feſtgehalten werden mußten, verſtand ſich von ſelbſt.

Schon das vorliegende Bändchen wird hoffentlich beweiſen, daß der poetiſche Vorrath des ſiebzehnten Jahrhunderts mit dem, was davon bereits in dieſer Bibliothek mitgetheilt worden, noch keineswegs erſchöpft iſt. Der Umſtand, daß Günther, der mit ſeinem Leben in das achtzehnte Jahrhundert hinüberreicht, ſchon vorliegt, könnte allerdings leicht zu dem Irrthume verleiten, als ſey der vorige Herausgeber anderer Meinung geweſen; allein derſelbe band ſich gleich anfangs an keine Zeitfolge, ſo daß ja auch Spee, den das nächſte Bändchen liefern wird, bis jetzt noch unberückſichtigt geblieben iſt.

Gegen die getroffene Auswahl denke ich keinen Einwand befürchten zu müſſen. In Schwieger wird den Leſern ein Dichter vorgeführt, den vor Jahren Gleim, überraſcht durch das viele Schöne, das er in ihm gefunden, aus dem Staube hervorzuziehen gedachte, deſſen Poeſieen aber ſo ſelten geworden ſind, daß ich auf die Aufnahme derſelben in dieſe Sammlung ohne die wohlwollende Unterſtützung eines gelehrten Literaturfreundes, deſſen zuvorkommende Güte ſchon früher die Leſer unſerer Bibliothek verpflichtet hat, vielleicht für immer hätte Verzicht leiſten müſſen. Mit derſelben Bereitwilligkeit, mit welcher er früher ſeine Hülfe geboten hatte, überließ Herr Geheimerath v. Meuſebach zu Berlin auch mir aus ſeinen reichen Schätzen einen beinahe vollſtändigen Apparat für Schwieger zum Gebrauche, *) und mit Freuden ergreife ich die Gelegenheit, ihm in meinem und der Leſer Namen öffentlich dafür zu danken.

Die Namen Neumark und Neander durf-

---

*) Das Wenige, was noch fehlte, verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Dr. K. C. Kraukling in Dresden.

ten in dieſer Sammlung nicht fehlen. Der Raum, den Schwieger übrig ließ, genügte für die geringere Ausbeute, die ſie gewährten, und mit dem Ernſte ihrer Lieder mögen ſie, dem lebensluſtigen, ſinnlichen Schwieger gegenüber, den Gegenſatz einer zwiefachen Lebensanſicht und Richtung veranſchaulichen, der das ſiebzehnte Jahrhundert charakteriſirt und am deutlichſten in den Leiſtungen ſeiner Dichter zu Tage liegt.

Dresden, den 22. Auguſt 1828.

Karl Förſter.

Ueber das Leben und die Werke der in dieſem Bändchen enthaltenen Dichter.

Jacob Schwieger. Ungeachtet dieſer Dichter unſtreitig als einer der beſten und reichſten des ſiebzehnten Jahrhunderts ausgezeichnet zu werden verdient, ſcheint er dennoch bei ſeinen Zeitgenoſſen nicht die Anerkennung gefunden zu haben, die ihm unſere Leſer, nach erworbener näherer Bekanntſchaft mit ihm, gewiß nicht verſagen werden. Von ſeinen zahlreichen Schriften kennen wir nur eine, die einen zweiten Druck erlebt hat, und bereits zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts war ſein Andenken ſo verſchollen, daß der fleißige Literator **Neumeiſter** in ſeinem Verzeichniſſe *) unter Schwieger's Namen gerade die gehaltreichſte ſeiner Gedichtſammlungen übergehen und dieſelbe an einem ganz andern Orte als das Werk eines unbekannten pſeudonymen Dichters anführen konnte. Später gerieth er ganz in Vergeſſen-

---

*) Erdm. Neumeister, De poetis germ. hujus seculi praecipuis diss. compendiaria, 1696, p. 100, unter dem Namen Schwiger, zu vergl. mit dem Art. Pseudonymus. Vollſtändigeres gab ſpäter **Moller** in: Cimbria literata, Vol I p. 613.

heit, bis in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Aufmerkſamkeit aufs neue ſich ihm zuwendete. *) In dieſer Nichtbeachtung ſeiner Zeitgenoſſen mag denn auch der Grund liegen, daß von ſeinem Leben nur Weniges, was ſich eben ohne ſonderliche Mühe aus ſeinen Schriften ergab, auf uns gekommen iſt. Müſſen auch wir uns zum größeren Theile darauf beſchränken, ſo dürfen wir uns doch freuen, durch ſorgfältige Vergleichung ſeiner Werke, die uns, ſo ſelten ſie auch geworden ſind, durch eine glückliche Vereinigung von Umſtänden, meiſt alle vorliegen, zu Ergebniſſen gelangt zu ſeyn, die in den bisherigen ſchwankenden und lückenhaften Angaben wenigſtens Einzelnes zu berichtigen oder zu ergänzen im Stande ſind.

Jacob Schwieger (oder **Schwiger**, wie er ſich ſelbſt auch ſchreibt,) war zu Altona **) im dritten Zehend des ſiebzehnten Jahrhunderts geboren. Die uns bekannten Nachrichten laſſen uns über ſeine Aeltern, wie über ſeine Schul- und Univerſitätsjahre im Dunkeln. Einige bis jetzt überſehene Stellen in ſeinen Schriften enthalten jedoch in Bezug auf die letzteren Andeutungen, die wir nicht unbeachtet laſſen dürfen. In der Zuſchrift

---

*) Zuerſt erneuerte ſein Andenken J. J. **Eſchenburg** im dritten Bande von **Zachariä's** „Auserleſenen Stücken der beſten deutſchen Dichter", 1778; allein auch er kannte damals nur die „geharnſchte Venus" **Filidor des Dorferers**, aus der er einige Gedichte mittheilte, und entdeckte erſt ſpäter den unter dieſem Geſellſchaftsnamen verborgenen **Schwieger**. S. Bragur, od. Literar. Magazin der deutſchen u. nord. Vorzeit, Bd. 2. S. 420.

**) Daher das öfter vorkommende, durch Altonavia Holsatus zu erklärende A. H. bei ſeinem Namen.

eines Königsberger Freundes, der ſich übrigens ſonſt nicht näher bezeichnet, heißt es:

> Vier Jahre brauchten wir faſt einen Tiſch und Stube — *)

und in einem, wahrſcheinlich an eben dieſen Freund (der hier Streſon heißt) gerichteten, Zueignungsgedicht vom 30. Weinmonat 1657 ſingt Schwieger ſelbſt:

> Dreimal bracht' Apollens Stern ſeine Reiſe zu der Neige,
> Dreimal ſpannt' er wieder an. So viel Jahre ſind verfloſſen,
> Daß du ſtets um mich geweſen. Eine Stube nahm uns ein,
> Eine Tafel reicht' uns Speiſe, Kreuz und Glück war uns gemein;
> Was für lehrbereichte (lehrreiche) Luſt hab' ich da bei dir genoſſen.
> Mein Apollo trug ſich hoch, merket' er von dir ſich preiſen;
> Meinen armen Hirtenmuſen ward der Lorbeer faſt zu ſchlecht.
> Wenn ſie deinen Beifall hörten; ſelbſt ich ringer (geringer) Schäferknecht
> Bildte mir den Adel ein, lobt'ſt du meiner Flöte Weiſen. **)

Beziehen wir die hier mitgetheilten Verſe, wie wir unbedenklich thun, auf das akademiſche Zuſammenleben der Freunde, ſo würde das Jahr 1650 ſich als dasjenige ergeben, in welchem Schw. die Univerſität bezog. Daß dies Wittenberg geweſen ſey, ſehen wir nicht nur aus einigen daſelbſt entſtandenen Gelegenheitsgedichten vom Jahre 1650, ***) ſondern er ſagt es ſelbſt ausdrücklich an einem andern Orte in einem Abſchiedsliede an die Geliebte. *) — Er ſcheint hier die Theologie, wie wenig theologiſches Blut auch in ſeinen Adern rollen mochte, zu ſeinem Brotſtudium gemacht zu haben; denn noch ein Jahr nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn trat er zu Stade mit einer bald darauf in Druck erſchienenen Predigt auf. Gleichwohl dürfen wir annehmen, daß ſeinem leichten, mehr der heitern Seite des Lebens zugewendeten Sinne der Ernſt der Wiſſenſchaft immer fremd geblieben ſeyn möge, und wir wundern uns nicht, wenn wir ihn ſpäter auf ganz andern Bahnen, als denen des geiſtlichen Standes, wiederfinden. Ueberſetzungen aus dem Niederländiſchen, Schäfergedichte in der Weiſe der Zeit, Gelegenheitspoeſieen und galante Verſe an allerlei Frauen, meiſt ohne ſonderliche Tiefe der Empfindung und zum größeren Theile in einer noch rohen und eckigen Sprache, waren die erſten Verſuche, auf die ſich damals ſeine Muſe beſchränkte, und in denen faſt nichts erfreut, als ein gewiſſer Sinn für die Melodie des Verſes, der allerdings noch weit erfreulicher in den Gedichten ſeiner beſſern Zeit hervortritt. Eine Krankheit, in die er gegen das Ende ſeiner Univerſitätsjahre verfiel, lehrte ihn den oben erwähnten Freund, der der Arzneikunde ſich widmete, als treuen Beiſtand in der Noth kennen. Er gedenkt deſſen in der Zueignung:

---

*) S. die Zuſchreiben guter Freunde vor der „geharnſchten Venus“ gleich zu Anfange.

**) S. die Zueignung des erſten Gedichtzehends der geharn. Venus.

***) Zu Anfange der „flüchtigen Feldroſen.“

Als ich nun den letzten Griff faſt auf Rohr und Pfeife thäte,
Wie haſt du dich da betrübt! Dein Gemüth und Freundesſinn
Ging auf das erhaltne Leben deines Filidor's nur hin.
Von der Sonne frühem Tritt bis zur andern Abendröthe
Hielt'ſt du wachend bei mir aus. Keine Wurzel war ſo ferne,

---

*) Liebesgrillen, Th. 1. Num. 30.

Kein berühmtes Kraut ſo ſeltſam, daß auch mitten in der Nacht,
Wenn die Wolkenbrüche riſſen und der Luft Geſchütz' erkracht',
Eilig nur zu meinem Heil du nicht williglich und gerne
Hätteſt mir herzugebracht.

Derſelbe Freund nahm ſich ſeiner auch treulich an, als bald nachher durch uns unbekannte Umſtände ſein guter Ruf in Gefahr kam. In dankbarer Erinnerung der empfangenen Beweiſe von Liebe ruft Schw. ihm zu:

Da mich nun der Götter Wille
Meinem Leben wiederſchenkte, nachher Macht vor Recht erging,
Und, als wie an einem Faden, meines Namens Ehre hing,
Was erwieſeſt du mir nicht!

Im Jahre 1654 kehrte er nach Hamburg zurück,*) und hier war es wohl auch, wo ihm am erſten Auguſt deſſelben Jahres die Aufnahme in den eilf Jahre früher von Zeſen geſtifteten Roſenorden (deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft) zu Theil ward,**) als deren Mitglied er den Namen des „Flüchtigen“ annahm. Derſelbe

---

*) Er nennt ſich in ſeinen Unterſchriften von da aus „Philosoph. Studiosus.“ Einige Gedichte in den „Ueberſchriften“ laſſen vermuthen, daß er um dieſe Zeit ſeinen Vater durch den Tod verloren.

**) In Moller's Cimbria literata, S. 613, wird mit Hinweiſung auf Zeſen's „heliconiſches Roſenthal“ das Jahr 1645 irrig als das der Aufnahme angegeben. Allerdings heißt es am letztern Orte: „J. S. iſt im 1645 Jahre unter dem Zunftnamen des Flüchtigen der edeln Roſenzunft einverleibt und führet zum Zunftzeichen die flüchtigen Feldroſen, welche am Hange eines luſtigen Berges in voller Blüthe ſtehen“; aber man überſah, daß hier von den Zunftgliedern des ſechſten war bezeichnend genug gewählt; denn in der That ſcheint er bis zu ſeinem Tode nirgend einen bleibenden Aufenthalt gefunden zu haben. Als fröhlicher Geſellſchafter und allzeit fertiger Gelegenheitsdichter überall willkommen, lebte er, der eigenen Mittel beraubt, von dem ſpärlichen Gewinn, den ſeine Geiſteskinder ihm brachten, in der nächſten Zeit abwechſelnd zu Hamburg, Stade, Glückſtadt und auf dem Gute eines bemittelten Gönners zu Gottesdorf. Die Weiſe ſeiner Poeſie blieb noch dieſelbe. Wo er von Liebe ſang, geſchah es faſt immer nur im Auftrage Anderer, und was ſonſt wohl ein Dichtergemüth zu bewegen pflegt, lag außer ſeinem Geſichtskreiſe. *)

Entſcheidend für ſeine dichteriſche Ausbildung war das Jahr 1657. Als zu Anfange deſſelben Friedrich III. von Dänemark dem Könige von Schweden, Karl Guſtav, der damals ſiegreich in Polen ſtand, den Krieg erklärte, zog Schwieger — ob bloß von ſeinem unſteten Geiſte getrieben, ob im Unmuthe über ſelbſt verſcherzte Ausſichten, wiſſen wir nicht, doch wahrſcheinlich mit leichtem Herzen, da er im Vaterlande nichts zu verlieren hatte, — als Soldat nach Großpolen. Seine Muſe

---

Roſenkranzes die Rede iſt, denen die im Jahre 1664 aufgenommenen angehören, und ließ den Schreib- oder Druckfehler (denn das iſt nun doch wohl die Zahl 1646) unverbeſſert.

*) In dem Vorworte zum andern Theile der Liebesgrillen ſagt er naiv genug: „Ich bezeuge es vor Jedermann, daß kein einziges Lied darunter zu finden, welches ich für mich einer einzigen Jungfrau zu gefallen verfertiget.“ Erſt ſpäter ſcheint der Rath eines ſeiner Freunde, ſeine Saiten für Höheres zu ſtimmen, ihn zur Herausgabe einer kleinen Anzahl geiſtlicher Lieder ermuntert zu haben.

begleitete ihn dahin, nun ſelbſtändiger und glücklicher in ihren Hervorbringungen, da um dieſelbe Zeit eine tiefere Leidenſchaft ſich ſeines Herzens bemächtiget hatte. Wer der Gegenſtand ſeiner Liebe, den er unter dem Namen Roſilis verewigt hat, geweſen und wo er ihn gefunden, iſt uns unbekannt geblieben; aber derſelbe erfüllte ihn ganz und gab ſeinem Weſen einen Schwung, der ihm bis dahin fremd geweſen war. In den Feldlägern und unter dem Geräuſche der Waffen entſtanden nun ſeine ſchönſten Lieder, die er ſpäter, nebſt einigen andern nach ſeiner Heimkunft gedichteten, in der „geharnſchten Venus“ der Leſewelt vorlegte.

Gegen das Ende des Jahres kehrte er wieder nach Hamburg zurück und ward um dieſe Zeit — wenn nicht früher — unter dem Namen **„Filidor des Dorferers“ Mitſchäfer des Elbſchwanenordens.** *) Einige Zeit nachher ſcheint er zu Glückſtadt eine Anſtel-

---

*) Nach der gewöhnlichen, in alle Lehrbücher der deutſchen Literaturgeſchichte und aus ihnen auch in den achten Band dieſer Sammlung (S. X.) übergegangenen Annahme ward derſelbe von Riſt erſt im Jahre 1660 geſtiftet, ein Irrthum, der in einer mißverſtandenen Stelle von **Candorin's** (v. Höveſen) „Zimberſchwan“ ſeinen Grund hat. Der Verf. ſagt daſelbſt in der 3ten Abth., wo von dem Urſprunge des Schwanenordens die Rede iſt: „Der Anfang war für (vor) 6 Jahren.“ Nun hat zwar der Haupttitel des Buchs die Jahrzahl 1667 und ein zweiter d. J. 1666; aber die Zueignung, die doch wohl nicht älter, als der Text, ſeyn kann, iſt vom J. 1662. Wenn dies, mit jener Angabe verglichen, das J. 1656, als das der Entſtehung des Ordens, giebt, ſo wird der Irrthum unſerer Literargeſchichten über dieſen freilich an ſich nicht hochwichtigen Punkt zur Gewißheit durch eine von 1658 datirte Zuſchrift in der geharn. Venus, die bereits von einem „Schäfer des elbiſchen Schwanenordens, Nephelidor“ unterzeichnet

lung gefunden zu haben. *) Doch war dieſelbe wohl nicht von langer Dauer; wenigſtens finden wir ihn ſchon 1665 fern von dem Vaterlande am Hofe von Schwarzburg-Rudolſtadt, wo er die Vermählung des regierenden Grafen mit einer Gräſinn von Barby durch einige dramatiſche Dichtungen, die daſelbſt zur Aufführung kamen, verherrlichte. Daſſelbe Jahr wird als das Jahr ſeines Todes angegeben; der Umſtand aber, daß noch 1667, unter dem Titel: „Filidor's erſtentflammte Jugend“, eine Schrift von ihm zu Kopenhagen im Druck erſchien, erregt auch gegen dieſe Angabe einiges Bedenken.

Von ſeinen Schriften ſind uns folgende bekannt:

Liebesgrillen, d. i. Luſt- Liebes- Scherz- und Ehrenlieder, deren gar weinige aus dem Niederländiſchen überſetzet, die meiſten aber aus eigener erſinnung zu Papier gebracht und in zweien Büchern abgetheilet von Jacobo Schwiegern, der hochedelen teutſchen Poeſi Liebhabern. Zu dem mit ſchönen und zwar neuen gar unbekannten Melodeyen von unterſchiedlichen in der Sing- und Orgelkunſt wolerfahrenen, guten Freunden gezieret. Erſter Theil. Hamburg, im Verlage des Autoris. 1654, 12.

Ueberſchriften, d. i. kurtze Gedichte ꝛc. Stade, im Verl. des Aut. 1654. 12.

Gebets-Räuchwerk aus Col. 1, 9—14. in einer zu Stade gehaltenen Predigt A. 1655. vorgeſtellet. Stade, 1655.

---

iſt. Uebrigens haben wir uns in den bekannten Verzeichniſſen der Mitglieder deſſelben vergebens nach dem Namen „Filidor“ umgeſehen, was immer auffallend bleibt.

*) S. die Zuſchrift vor der „adlichen Roſe“ vom J. 1659.

Des Flüchtigen flüchtige Feldroſen, in unterſchiedlichen Luſtgängen vorgeſtellet (mit Melodieen, zum Theil von Schw. ſelbſt). Hamb., 1655. *) 12.

Liebesgrillen, d. i. Luſt- und Liebes- Scherz- Ehr- und Sittenlieder. Von neuem durchgeſehen vom Autore ſelbſten, zugleich mit dem andern Theil vermehrt ꝛc. Hamb., 1656. 12.

Wandlungsluſt, welche in allerhand Verbindungs- Hochzeit- Neujahrs- und Liebesſchäfereien beſtehet (mit Melodieen). Hamb., 1656. 12.

Erſtes geiſtliches Luſtgemach. Lübeck. 1656. **)

Verlachte Venus, aus Liebe der Tugend und teutſchgeſinnten Gemühtern zur ergetzung aufgeſetzet. Glückſtadt, 1659. (Hamb., 1660.) 12.

Adeliche Roſe, welche den getreuen Schäfer Siegreich und die wankelmühtige Adelmuht der edelen u. keuſchen Jugend vorſtellet. In 3 Theilen. Glückſt., 1659. 12.

Die verführete Schäferinn Cynthie durch liſtiges Nachſtellen des Floridans. Gluckſt., 1660. 12.

---

*) Wachler führt (Vorl. üb. d. Geſch. d. t. Nationallit. Th. 2. S. 47) außerdem noch einen Druck von 1653 an. Wir möchten jedoch die Richtigkeit dieſer Angabe bezweifeln, da die Zueignung zu dem von uns angeführten Abdrucke denſelben ziemlich deutlich als den erſten bezeichnet.

**) Moller gedenkt ſeiner nicht; aber der Vorber. zu „der adel. Roſe“ erzählt, wie ein gewiſſer Finx nicht nur dem Vf. „etliche geiſtliche Lieder und Gedichte abgeſtohlen und ſie in Druck gegeben, ſondern auch das Luſtgemach ehrvergeßner Weiſe abgenommen, den Titel weggeſchnitten, unterſchiedliche andere Titel mit ſeinem Namen davor drucken laſſen und es alſo zum Betteln gebraucht, auch dafür ſtattliche Verehrungen erhalten habe.“

Geiſtliche Seelenangſt zur Zeit der Anfechtung (mit Melodieen). Hamb., 1660.

Sicherer Schild wider die Verleumbdungspfeile. Glückſtadt, 1660.

Die gebarnſchte Venus oder Liebeslieder im Kriege gedichtet, mit neuen Geſangweiſen, zu ſingen und zu ſpielen, geſezet, nebenſt etlichen Sinnreden der Liebe, verfertiget und luſtigen Gemühtern zu gefallen herausg. von Filidor dem Dorfferer. Hamb., 1660. 12.

Filidor's erſter Theil der Trauer- Luſt- und Miſchſpiele, oder Luſtſpiele von dem vermeinten Prinzen Floridor in Sicilien, Herrn Alberto Antonio, Grafen v. Schwartzburg, und Aemiliae Julianae, Gräſinn v. Barby auf dero gräfl. Beilager d. 7. Jun. 1665 in dem Schloſſe Heydek *) vorgeſtellet. Jena, 1665. 4.

(Mit welchem Rechte ihm zwei andere, zu derſelben Gelegenheit und an demſelben Orte erſchienene dramat. Gedichte — Ermelinde, Prinzeſſinn v. Norfolk, und die Witekinden, oder Sing- und Freudenſpiel von des hochgräfl. Schwartzburg. Hauſes Urſprung 2c. — zugeſchrieben werden, können wir nicht entſcheiden.)

Filidor's erſt entflammte Jugend. Kopenh., 1667. 12.

Zwei verſchiedene Epochen haben wir in dem ſchriftſtelleriſchen Leben Schw's. zu unterſcheiden. In der erſten, die bis zum Jahre 1657 reicht, ſang er, weil auch

---

*) Heydek oder Heydeksburg, das Reſidenzſchloß der Grafen und jetzigen Fürſten von Rudolſtadt.

Andere es thaten und weil es ihm vor Vielen leicht ward, ohne daß das Herz viel van dem wußte, was er ſang. Die Leichtigkeit des Reimens verleitete ihn, wie Viele nach ihm, zu zahlloſen im Fluge hingeworfenen Verſeleien, die beſſer ungeſchrieben geblieben wären, und der Zunftſpruch, mit welchem v. Zeſen ihn bei ſeiner Aufnahme in die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, in Beziehung auf das ihm ertheilte Zunftzeichen — die „flüchtigen Feldroſen" —, begrüßte, *) berührt ſo richtig und daneben doch auch wieder ſo zart die ſchwache Seite des Mannes, daß wir kaum irren möchten, wenn wir annehmen, in ſeiner Aufnahme in die Geſellſchaft ſey mehr eine wohlwollende Aufmunterung zu Tüchtigerem, als eine Anerkennung bereits erworbener Verdienſte zu ſuchen. Die darin enthaltene Warnung ſcheint nicht ohne Erfolg geblieben zu ſeyn, und auch ihr mögen wir zum Theil die reiſeren Erzeugniſſe ſeiner Muſe verdanken.

---

*) Er heißt.

Sie fliehen im Blühen.

Die zarten Roſen fliehen im Blühen,
So balde darüber wehet der Wind;
Sie fliehen im Blühen ohne Verziehen
Ihr bleichendes Blättlein ſchwindet geſchwind.
Drum kommen die Deutſchgeſinnten, zu reichen
Dem Flüchtigen dieſes flüchtige Zeichen.
Doch ſoll er dadurch nicht werden getrieben,
Die flüchtige Flucht im Dichten zu lieben,
Das flüchtige Schreiben ewiget nicht,
Durch Eile mit Weile dauert dein Licht.
Wer ewigen Ruhm vom Schreiben will haben,
Muß Feder und Schrift wohl tauſendmal ſchaben.
Der Färtige (Zeſen)

S. Zeſen's helicon Roſenthal a. a. O.

die in der „geharnſchten Venus“ uns aufbewahrt ſind und mit denen die zweite Epoche ſeines Dichterlebens anhebt.

Die oben genannte Sammlung von Gedichten iſt von allen ſeinen Schriften bei weitem die wichtigſte, und aus ihr entlehnen wir die meiſten der im Folgenden gegebenen Mittheilungen. Sie iſt, wie die Mehrzahl der übrigen, der Zeitſitte gemäß, mit Melodieen verſehen, zu denen der Dichter ſelbſt einige beigetragen hat, und in ſieben Zehende eingetheilt, deren jedes ſeine beſondere Zueignung an Freunde und Gönner hat. Nur das lezte iſt dem Priapus gewidmet. Sein Inhalt läßt ſich aus folgendem Motto errathen:

> Weg, Cato, Curius! Nun habt ihr ſatt geleſen;
> Was hiernächſt folget, iſt für eine muntre Stirn,
> Die Spiel und Scherz verſtehet
> Und nicht zu ernſtlich gehet.
> Die Regel, welch' erſann Fabricius Gehirn,
> Iſt meiner Jugend Form und Richtſchnur nie geweſen.
> Dies Zehen bleibet mein;
> Auch ſchrieb ich mir's allein.

Wir haben guten Grund, dem Dichter unangetaſtet zu laſſen, was er als ſein eigenſtes Eigenthum für ſich allein in Anſpruch nimmt. Daſſelbe gilt von den beigefügten „Sinnreden.“ Ein kleiner Anhang von Madrigalen, deren wir einige unten folgen laſſen, bildet den Schluß der Sammlung. — Die Vorrede giebt über den Namen und die Entſtehung derſelben Aufſchluß. „Ich heiße ſie“, leſen wir darin, „darum die geharnſchte Venus, weil ich mitten unter denen Rüſtungen im offenen Feldlager ſowohl meine als anderer guter Freunde verliebte Gedanken, kurzweilige Begebniſſe und Erfindungen darinnen erzähle, nicht etwan ein Lob damit zu erjagen (ſintemal alles, was du ſieheſt, gleichſam auf der Flucht gemacht worden und daher ſeine Entſchuldigung auch bei den Scharfſinnigſten verdienet), ſondern dir zu beweiſen, wie die Heertrompete nicht ſo gar alle Muſen verjagen könne.“ —

An dieſe Lieder haben wir uns denn auch zu halten, wenn es uns darum zu thun iſt, über Schw.'s dichteriſchen Werth ein Urtheil zu fällen. Himmelweit verſchieden von den ziemlich leeren Reimereien der früheren Jahre, und von dem, was er ſpäter dichtete, nur ſelten erreicht, geben ſie uns den Maaßſtab für das, was Schw. in ſeiner beſten Zeit zu leiſten vermochte. Leicht und heiter, oft anmuthig ſcherzend, nur ſelten — und immer mit Maaße — zürnend, ohne Anſpruch auf Gedanken- und Bilderreichthum, mehr die Genüſſe und Freuden, als die Schmerzen der Liebe ſchildernd, behandeln ſie den einen Gegenſtand, der ihn ganz erfüllte, in den mannigfaltigſten Weiſen in einer melodiereichen und geſchmeidigen, nur ſtellenweis durch Härte beleidigenden Sprache. Freilich gilt dies blos von den beſſeren unter ihnen, deren Anzahl aber glücklicherweiſe nicht allzuklein iſt, und gern geben wir zu, daß manche der Tadel der Härte und Magerkeit des Ausdrucks treffe, den Neumeiſter, verwöhnt durch den Geſchmack ſeiner Zeit, über alle ausſpricht, während er mit vollem Rechte einzelne eines allzukecken Muthwillens bezüchtiget. *) Darüber, wie

---

*) S. Erdm. Neumeiſter a. a. O. unter dem Art. Pseudonymus: „Pro mollitie illa, qua Erotica hujusmodi scripta vel maxime commendantur, duritiem offendes.

über die Prolixität in einigen mag er ſich ſelbſt entſchuldigen. „Sagſt du dann," heißt es in der Vorrede zur geharn. Venus, „ich ſey in etlichen Gedichten ein wenig zu natürlich gangen, ſo gebe ich zur Antwort, daß ich ſelbige denen Catoniſchen Gemüthern ausdrücklich zu leſen verbiete, auch nur zu der Zeit, wenn die Floriſchen Feſte angeſtellet werden, geſungen haben will. Das Eine wird dir vor andern mißfallen, daß ich allzu weitläuftig zuweilen geſchrieben, da doch die Lieder mit wenigen Sätzen annehmlicher zu ſeyn ſcheinen; darauf antworte ich, daß deren viele hiſtoriſch und ich der Sachen Umſtände, welche in eine ſo kurze Enge nicht wohl zu bringen wären geweſen, gern ohne Mangel einführen wollen." — Günſtiger fielen die Urtheile Neuerer über ihn aus. Eſchenburg rühmet an ihm „ein wahres lyriſches Feuer und ein gewiſſes eigenthümliches Gepräge der Wendung und des Ausdrucks." *) Gleim fand dieſelben für ihr Zeitalter ſo ſchön, daß er den Vorſatz faßte, ſie vollſtändig abdrucken zu laſſen. **) Fr. Horn bezeichnet ihren Charakter treffend ſo: „Faſt alle ſeine Gedichte haben etwas höchſt Muſikaliſches, allein oft ſind ſie leider auch nur ein bloßer angenehmer Klang; denn

---

dictionem hiulcam et, Virgilianae pecudis instar, vix ossibus haerentem, nec eo secius tamen passim lascivientem." Unter Schwieger, deſſen Identität mit Filidor er nicht kennt: „Ingenium ad poëtandi facilitatem proclive est, sed nescio quid in dictione affectet, quo poemata placeant minus."

*) S. Zachariä's Auserleſ. Stücke, fortgeſ. v. Eſchenburg. Bd. 3. S. LIX.

**) S. ebendaſ.

Ideen muß man bei ihm nicht ſuchen. Leichte Gefühle, halbironiſch girrende Zärtlichkeit, friſch flatternde Späße mit untermiſchten Plattheiten und tüchtiges geſundes Blut, das findet man bei ihm." *) Wachler nennt ihn einen leichtfertigen, geiſtvollen Geſellen, einen der fruchtbarſten Lyriker ſeines Zeitalters, „reich an Erfindungen, daher oft anziehend neu, ſelten ohne Feuer und Gefühlskraft, hie und da faſelnd, was mit ſeiner bisweilen durſcheinenden trotzigen Rohheit im ſeltſamen Gegenſatze ſtehet." **) — Den hier bezeichneten Geiſt des Dichters finden wir außer der geh. Venus am reinſten noch in der „adelichen Roſe" und in der „verführeten Schäferinn Cynthie" wieder. Jene enthält 30 Lieder der Liebe, mit beigefügten kleineren epigrammatiſchen Gedichten; dieſes erzählt auf wenigen Bogen in einer ziemlich gewandten Proſa mit eingeſtreuten Poeſieen die Herzensgeſchichte eines verführten Mädchens. Wir haben aus ihnen, wie aus den übrigen Sammlungen, nur Weniges für die unſrige benutzen können.

Georg Neumark, in der ehemaligen freien Reichsſtadt Mühlhauſen den 16. März 1621 geboren, erhielt ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung (von 1630 bis gegen 1640) auf dem Gymnaſium zu Schleuſingen. Die

*) S. die Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart. Bd. 1. S. 332.

**) In den Vorleſ. üb. d. Geſch. d. teutſchen Nationallitteratur, Bd. 2. S. 46. Vergl. überdies Bouterwek's Geſch. d. Poeſie u. Beredtſamkeit, Bd. 10. S. 202.

Drangſale des Kriegs beſtimmten ihn bald nach ſeinem Abgange von der Schule, ſich nach dem Norden zu wenden, und den 12. April 1643 ging er von Travemünde aus nach Königsberg unter Segel, um auf der daſigen Univerſität ſeine Studien fortzuſetzen. Mit Eifer, wie es ſcheint, widmete er ſich hier der Rechtswiſſenſchaft, daneben aber auch der Poeſie und Theorie der deutſchen Dicht- und Redekunſt. Mannigfache Entbehrungen und Leiden, die in den erſten Jahren ſeines daſigen Aufenthaltes ihn trafen (unter andern verzehrte ihm eine Feuersbrunſt 1646 ſeine ganze Habe „bis auf den letzten Heller“), dienten nur dazu, ſeinen Muth zu ſtärken und ſein Vertrauen auf die Vorſehung mehr zu befeſtigen. Bald kamen auch beſſere Tage. Seine poetiſchen Verſuche, deren mehrere ſchon damals einzeln im Druck erſchienen, und ein glückliches muſikaliſches Talent, insbeſondere ſeine Fertigkeit auf ſeinem Lieblingsinſtrumente, der Viola da Gamba oder Kniegeige, erwarben ihm Freunde und Gönner nicht bloß in Königsberg, wo er fünf Jahre zubrachte, ſondern auch zu Danzig, wohin er ſich zunächſt wendete und wo er einige, ſpäter im „hiſtoriſchen Luſtgarten“ wieder abgedruckte, verſificirte Erzählungen mit Kupfern und Anmerkungen herausgab. Die Jahre 1649 und 1650 verlebte er zu Thorn. Liebe und Freundſchaft verſüßten ihm den Aufenthalt daſelbſt, und nur ungern ſchied er nach wiederhergeſtelltem Frieden aus dem Kreiſe guter Menſchen, die er hier gefunden hatte, um, nach faſt neunjährigem Herumſchweifen in der Fremde, in das Vaterland zurückzukehren. Mit einer Innigkeit, wie ſie ihm nicht häufig kam, ſagt er „ſeiner zweiten Vaterſtadt“, wie er Thorn nennt, in einem ihr gewidmeten Gedichte Lebewohl. Er nahm ſeinen Weg über Hamburg. „Hier", erzählt Amarantes, „lebte er als dienſtlos in großer Armuth, ſo gar, daß er ſeine Viola da Gamba, welche er vortrefflich ſpielen konnte, verſetzen mußte. Endlich wurde er recommandirt an den ſchwediſchen Reſidenten, Herrn v. Roſenkranz. Der gab ihm zur Probe etwas an die Reichsräthe in Schweden aufzuſetzen, und da es wohl gerieth, nahm er ihn an zum Secretario mit hundert Thalern ſchwer Geld zur Gage. Als Neumark ſeine Viola di Gamba wieder eingelöſet, machte er das Lied: Wer nur den lieben Gott läßt walten ꝛc., und da er's componirt, ſpielte er's das erſte Mal darauf mit Vergießung vieler Thränen." *) Er kann dieſe Stelle nicht lange bekleidet haben, da er bereits im Jahre 1651 Hamburg wieder verließ, nachdem er zuvor noch einen Ausflug nach Wedel an der Elbe zu Riſt, dem Stifter des Schwanenordens, und nach Gottorp gemacht hatte, wo Ad. Olearius ihn dem Herzoge Friedrich III. von Holſtein

---

*) S. Amarantes (Herdegen) hiſtor. Nachricht von des löbl. Hirten- und Blumenordens a. d. Pegnitz Anfang und Fortgang, S. 384. Wir geben dieſe, auch von Andern wiederholte, Geſchichte mit den Worten des Erzählers wieder, ohne entſcheiden zu wollen, wie viel daran wahr ſey. Herdegen theilt ſie vier und neunzig Jahre ſpäter nach bloßem Hörenſagen mit. Bei Neumark ſelbſt finden wir keine beſtimmte Andeutung darüber, ſelbſt da nicht, wo die Veranlaſſung ganz nahe lag (in der Vorrede zu den „geiſtlichen Arien", in der er der Schickſale jenes Liedes gedenkt. S. w. u.), wohl aber einige Begrüßungsverſe an einen ſchwediſchen Reichsrath Schering Roſenhan (nicht Roſenkranz) die zu Hamburg gedichtet ſcheinen und die wenigſtens der obigen Nachricht nicht widerſprechen.

verſtellte. Die ehrenvollen Anträge, mit denen der Herzog ihm entgegen kam, wurden von ihm dankbar zurückgewieſen; denn es zog ihn nach Weimar, wo ſein mütterlicher Oheim, der Hof- und Conſiſtorialrath Plathner ihm durch ſeinen Einfluß nützen konnte, und wo er an dem Hofe Herzogs Wilhelm IV., eines geprieſenen Beſchützers der Poeſie, umſomehr eine freundliche Aufnahme zu finden hoffen durfte, da er ſich demſelben ſchon von Hamburg aus durch Zuſendung einiger poetiſchen Schriften empfohlen hatte. *) Noch mehr ſollte dies ein pomphaftes Preisgedicht thun, das er unter dem Titel der „lobtönenden Ehrenſäule“ dem Fürſten überreichte. Seine Hoffnungen täuſchten ihn nicht, und noch in demſelben Jahre erhielt er zu Weimar als Canzleiregiſtrator und Bibliothekar eine Anſtellung. Er ſetzte hier ſeine poetiſchen Arbeiten fort, zu denen von nun an hauptſächlich die Geburtstage, Ehrenfeſte und Todesfälle in der herzoglichen Familie, die Durchreiſen fürſtlicher oder anderer angeſehenen Perſonen und ähnliche Gelegenheiten die Veranlaſſung boten, und die an dem herzogl. Hofe, wie anderwärts, mit mehr als verdientem Beifalle belohnt wurden. Im Jahre 1653 trat Neumark unter dem Beinamen des Sproſſenden in die fruchtbringende Geſellſchaft, deren „Oberhaupt“ der Herzog war, und in der ihm drei Jahre ſpäter die Stelle eines Secretairs übertragen wurde. Er erwarb ſich das Lob, ein neues Leben unter den Mitgliedern angeregt zu haben. — Noch in einem ziemlich vorgerückten Alter ſuchte er ſelbſt um

---

*) S. die Zueignung der lobtönenden Ehrenſäule, fortgepflanzt. Luſtwald, Th. 2, S. 108.

die Aufnahme in den pegneſiſchen Blumenorden nach „Ich bin zwar alt,“ ſchrieb er an den damaligen Oberhirten, **Sigmund v. Birken**, „und habe das fünfzigſte Jahr erſtiegen, jedennoch grünet bei mir die Luſt zu ſolcher edeln Tugendkunſt und Schäferei.“ *) Sein Wunſch wurde jedoch erſt ſechs Jahre nachher (1679) erfüllt, und er ward als **Thyrſis der Zweite** oder **Oberſächſiſche** in die Verzeichniſſe der Geſellſchaft eingetragen. — Er ſtarb zu Weimar als herzoglicher Archivſecretair und kaiſerlicher Pfalzgraf den 8. Jul. 1681.

Neumark war, ſoweit wir ihn nach ſeinen Schriften beurtheilen können, ein wackerer, ernſter und frommer Mann, der es wußte, was es mit dem Leben auf ſich habe, und der, ſo wenig er die erlaubten Genüſſe der Erde verſchmähte, über ſie doch nie das Beſſere vergaß. Wenn er in einem ſeiner Lieder, nachdem er die thörichten Neigungen der Weltmenſchen geſchildert hat, von ſich ſagt:

Ich habe mir ein Anderes vorgeſetzt,
Das mein Gemüth und Herze mit Luſt ergötzt,
Das ſeinen Tod noch nie geſehen,
Sondern in Ewigkeit kann beſtehen.

Die Tugend iſt's, das himmliſche Seelengut,
Das meinen Sinn, Gedanken und ganzen Muth
Durchſtrahlet hat. Sie iſt mein Leben;
Dieſer Geliebten bleib' ich ergeben.

Sie iſt's, die mich ſo kräftiglich unterhält;
Wenn gleich die Welt mit ſchrecklichem Krachen fällt,
Will wider mich ein Unfall ſtreiten,
Stehet ſie ritterlich mir zur Seiten —

---

*) S. **Amarantes** a. a. O. S. 325

ſo dürfen wir, nach allen Anzeichen, glauben, daß wir hier — nicht ein heuchleriſches Selbſtlob, ſondern — die Stimme eines wohlbegründeten Selbſtbewußtſeyns vernehmen. So iſt auch ſeine Muſe — ein ſeltener Fall in jener Zeit! — eine durchaus keuſche und reine, und mit dem beſten Gewiſſen konnte er in dem kurzen poet. Vorworte zu ſeinem Luſtwalde ſingen:

> Wenn nur nicht über dieſen Wald ein Tugendſinn wird klagen,
> So hab' ich meinen Herzenswunſch vergnügt davon getragen.

Darum ziemte es ihm auch, wie Wenigen ſeiner Zeitgenoſſen, ſich zu ereifern über die „leichten und allzuweltlich geſinnten Venusdichter, die die wolkenhohe Wiſſenſchaft der Poeſie nach dem Unflat dieſer zeitlichen geilen Liebesluſt herabziehen.“ *) Daß er, der ſchon als Jüngling mit Vorliebe und nicht ohne Glück dem geiſtlichen Liebe ſich zuwendete, dem weltlichen Stande angehörte, darf hier gleichfalls nicht unbeachtet bleiben. Sein ächt religiöſer Sinn bewährte ſich vor allem in dem unerſchütterlichen Vertrauen auf Gott, das unter allen Wechſeln des Schickſals ihm treu blieb. Sein Wahlſpruch: Ut fert divina voluntas, zu deutſch: „Wie Gott will, ſo halt' ich ſtill“, war der Zauberſpruch, mit dem er jeden innern Sturm augenblicklich beſchwor. — Bei ſolchen Vorzügen thut es Leid, einer Schwäche zu gedenken, die wir nicht unberührt laſſen dürfen, da ſie auch von Andern gerügt worden iſt. Es mag wohl auffallen, wenn wir in einem ſonſt recht frommen Dankliede leſen:

---

*) S. Zuſchrift zu d. fortgepfl. Luſtw. Th. 1.

Den werthen Tugendlohn, den weitbekannten Ruhm,
Den haſt du mir geſchenkt zu meinem Eigenthum.

Das klingt freilich nicht eben wie chriſtliche Demuth, und leider iſt es nicht die einzige Stelle, die uns belehrt, daß der ſonſt ehrenwerthe Mann keineswegs von aller irdiſchen Eitelkeit frei war. Beklagen aber müſſen wir es, daß dieſe auch über ſein dichteriſches Verdienſt ihn verblendete: denn wenn er in der Zuſchr. zum fortgepfl. Luſtw. die Verirrungen und Mängel der Dichter ſeiner Zeit beleuchtet, ſo war er doch gewiß der Ueberzeugung, daß er von dem, was er tadelt, ſelbſt in aller Weiſe frei und im Beſitze jeder entgegengeſetzten Tugend ſey. Freilich hätten Ehrenverſe, wie ſie ihm bei Herausgabe des genannten Buchs von allen Orten, von Grafen und Herren, Rittmeiſtern und Kammerjunkern und daneben auch von Männern, wie Schottel, Moſcheroſch, Harsdörfer, Riſt und Olearius, zuflogen, wohl auch den Nüchternſten betäuben und über ſich täuſchen können! — Seine Poeſie iſt in der That meiſt nur eine künſtlich-gemachte und trägt in der Regel viel zu ſchwer an gelehrtem Apparat und Wortüberfluß, als daß ſie, wo dies der Fall iſt, zu Athem und freier Bewegung kommen könnte. *) Seine eigentliche Muſe war jenes Gottvertrauen, das einen Grundzug in ſeinem Charakter ausmacht, und wo dieſe Herzensſtimme ſpricht, iſt er wahr, natürlich und innig. So in dem trefflichen Liede: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, das bald nach ſeiner Entſtehung überall geſungen wurde und in ſeiner frommen Herzlichkeit auch jetzt noch die Stelle verdient, die ihm in unſern kirchlichen Geſangbüchern eingeräumt wird. *) Seine erzählenden Gedichte, denen theils profane, theils bibliſche Stoffe zum Grunde liegen, mißfallen, wie ſeine proſaiſchen Schriften, durch ermüdende Breite; ſeine Gelegenheitsgedichte ſind zum größeren Theile entweder kalte, gedankenleere Reimereien oder ſteife Allegorieen, wie der „muſicaliſche Actus“, mit dem im J. 1654 Prinz Bernhard d. Aelt. von Weimar bei der fürſtl. Tafel zu Jena als neuer Rector der Uni-

---

*) Bedenken erregen ſchon einzelne Aeußerungen, wie wenn er den „Pritſchmeiſtersgeſang" einem „wohlausgearbeiteten gelehrten Kunſtgedichte" entgegenſetzt, oder zur Poeſie, neben einer ſonderbaren Freudigkeit des Gemüths und freiem Nachſinnen, vor allem auch „ein fleißiges Leſen gelehrter Bücher" fordert.

---

*) Da der Verf. nicht gleich anfangs allgemein bekannt war, ſo fehlte es nicht an ſolchen, die ſich den Ruhm deſſelben anmaßten. N. erzählt ſelbſt (ſ. Vorr. zu den geiſtl. Arien), „wie er ſehen und hören müſſen, daß einige Großdeuchter ihm ſolches Lied abgeſprochen und für ihre eigene Arbeit auszugeben ſich unterſtanden, alſo, daß einſtens eine herumvagirende Dirne vor ſeine Thüre gekommen und ermeldetes Lied ganz zerſtümpelt und mit zwei andern eingeflickten Strophen abgeſungen und, nachdem er ſie befragt, wo ſie dies Lied herbekommen, geantwortet, es hätte es ein vornehmer Pfarr in Mecklenburg gemacht.“ Zu den urſprünglichen 7 Verſen kamen ſpäter andere von fremder Hand, eine von dem Generalſuperintend. Sittig in Merſeburg und eine zweite von dem Coburg. Hofr. Joh. Seb. Chriſt, der dieſelbe auf einer Reiſe mit dem Herzoge Bernhard dem Frommen von Coburg auf deſſen Verlangen beifügte. S. Wetzel's Hymnopoeographia, Th. 2. S. 220. Wie ein Bäckerburſch zu Altenburg durch den Geſang des wenig bekannten Liedes ſeinem Meiſter zahlreiche Kunden zugeführt, ſ. bei Richter im allg. biogr. Lex. alter u. neuer geiſtl. Liederdichter, S. 255.

verſität begrüßt wurde *) u. A. Wir haben uns daher auch bei unſerer Auswahl zunächſt an Neumark's geiſtliche Lieder gehalten und von den andern nur beiſpielsweiſe einige der beſſern mitgetheilt.

Von ſeinen Schriften nennen wir:

Betrübt verliebter, doch endlich hocherfreuter Hirt Filamon wegen ſeiner edeln Schäfernymphen Belliflora. Königsb., 1648. 8.

(Später mit andern damals erſchienenen Gedichten wieder abgedruckt in dem poetiſch-hiſtoriſchen Luſtgarten. S. u.)

Keuſcher Liebesſpiegel, d. i. ein bewegliches Schauſpiel von der holdſeligen Kalliſten und ihrem treubeſtändigen Lyſander. Thorn, 1649. 12.

Poetiſches muſikaliſches Luſtwäldlein. Hamb., 1652. 12.

Daſſelbe ſpäter mit Zuſätzen unter dem Titel:

Fortgepflanzter muſikaliſch-poetiſcher Luſtwald. In drei Abtheilungen. Jena, 1657. 8.

Poetiſch-hiſtoriſcher Luſtgarten. Frankf., 1666. 12.

Poetiſche Tafeln, oder gründliche Anweiſung zur deutſchen Verskunſt. 1667. 4.

(Ein erſter Abdruck derſelben erſchien ſchon früher 1650 zu Thorn.)

---

*) Es traten da nach einander auf: Apollo, Theologia, Jurisprudentia, Medicina, Philoſophia und endlich die freien Künſte, zwiſchen ihnen aber jedesmal der Chor der Muſen mit ſeinem Freudengeſange:

Du Höchſter, halt' über dem Hauſe von Sachſen
Die Flügel der Gnaden für und für,
Laß unter demſelben in voller Zier
Die Jugend in Tugend und Wiſſenſchaft wachſen!

Perlenkrone, 1672. 8.

Davidiſche Ehrenkrone chriſtlicher Potentaten, 1675. 12.

Geiſtliche Arien. Weim., 1675. 8.

Der neuſproſſende teutſche Palmbaum, oder ausführlicher Bericht von der hochlöblichen fruchtbringenden Geſellſchaft Anfang, Abſehen, Satzung, Eigenſchaft und derſelben Fortpflanzung. Nürnb., 1668. 8.

(Von Andern, wie: den Aemylianiſchen Sonntagsandachten, dem Davidiſchen Regentenſpiegel und dem Frauenzimmerſpiegel, kennen wir nur die Titel.)

Zu vergleichen ſind über ihn, außer Wetzel a. a. O. u. Neumeiſter de poët. germ., p. 74, insbeſondere Jördens (Lex. rc. Bd. 4, S. 27 folg.), der jedoch nach Gewohnheit nur die Frühern ausgeſchrieben, und Fr. Horn in: die Poeſie u. Beredtſ. d. D. von Luthers Zeit bis zur Gegenw. Bd. 1. S. 348.

Joachim Neander. Nur unvollſtändig ſind die Nachrichten, die wir über ſein äußeres Leben beſitzen; *) deſto dankbarer müſſen wir das, was über die Geſchichte ſeines innern Lebens uns vorliegt, als willkommenen

---

*) Was wir über ihn geben, gründet ſich zumeiſt auf die Mittheilungen in Johann Reitz Hiſtorie der Wiedergebornen, Th. 4. vierte Ausg. Idſtein, 1717, S. 44 folg. Vergl. Wetzels Lebensbeſchr. geiſtl. Liederdichter, Th. 2, S. 211. u. Gottfr. Lebr. Richter allg. biogr. Lex. alter u. neuer geiſtl. Liederdichter, S. 266.

Beitrag zur Erklärung ſeiner Eigenthümlichkeit als geiſtlichen Liederdichters, dahin nehmen.

Zu Bremen um 1640 *) von reformirten Aeltern geboren, widmete er ſich, als er zum Jünglinge herangewachſen war, der Theologie. Die unfruchtbare Schulweisheit, wie ſie damals von Kanzeln und Kathedern erſcholl, füllte zwar ſeinen Kopf mit eitlem ſcholaſtiſchen Formelweſen, ließ aber ſein Herz leer und unerweckt, und er hatte bereits manche jugendliche Verirrung zu bereuen, als Zufall oder Neugier ihn mit einigen Freunden in eine Kirche ſeiner Vaterſtadt — die Martini-Kirche — führte, wo ein frommer, von ſeinen ſtarrgläubigen Amtsgenoſſen verketzerter und von Neander ſelbſt bis dahin oft verſpotteter Kanzelredner, Theodor Undereyk, durch ſeine Predigt einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Herz machte, daß er, wie unſre Quelle ſagt, ſich der Thränen, „die wie ein Strom floſſen", nicht enthalten konnte. Sogleich nach der Predigt ſchloß er dem trefflichen Manne ſein Herz auf und empfing von ihm Zurechtweiſung und Troſt. „Und von dem an", heißt es, „verließ er ſeine Mitſchüler und hielte ſich zu dem lieben Manne, als ſeinem geiſtlichen Vater, der ihn aufrichtete und in den Wegen des Herrn ferner un-

---

*) Beſtimmte Nachweiſungen üb. d. J. ſeiner Geburt haben wir nirgend gefunden. Horn giebt in: Poeſie u. Beredtſ. der Deutſchen ꝛc. Bd. 2, S. 241 das Jahr 1610 an, nach welchen Quellen, wiſſen wir nicht; daß hier aber ein Irrthum obwalten müſſe, ergiebt ſich ſchon aus dem Umſtande, daß Neander noch als Jüngling die Predigten Undereyk's, der erſt um 1663 ins Amt trat, hörte und dies zu einer Zeit, wo derſelbe bereits als Enthuſiaſt und Labadiſt verſchrieen war, alſo ſchon eine Zeitlang im Amte ſeyn mußte.

terrichtete.“ Was ſo begonnen, ſollte eine Reiſe, die er als Führer einiger jungen Kaufmannsſöhne aus Frankfurt a. M. nach Heidelberg machte, vollenden. In ſtiller Zurückgezogenheit ſetzte er hier ſeine Studien fort, nur Wenigen ſich anſchließend, zu denen ihn Gleichheit der Anſichten und Beſtrebungen hinzog und unter denen ein jüngerer Bruder Ezechiel's und Friedrich's Spanheim genannt wird. Nach einem Aufenthalte von mehrern Jahren kehrte er mit ſeinen Pflegbefohlenen nach Frankfurt zurück, und hier verſchaffte ihm ſein Glück die Bekanntſchaft des frommen Phil. Jacob Spener, aus der ſich in kurzem eine innigere Verbindung mit demſelben und mit andern gleichgeſinnten Männern entſpann. Bald fand er Gelegenheit, die in ſolchem Umgange in ihm zur Reiſe gediehenen Grundſätze eines ächt evangeliſchen Chriſtenthums in einem erweiterten Wirkungskreiſe anzuwenden. Er erhielt einen Ruf als Rector des reformirten Gymnaſiums nach Düſſeldorf, und der glücklichſte Erfolg belohnte hier ſeine redlichen Beſtrebungen. Schnell blühete die Anſtalt unter ſeiner Leitung empor; durch Freundlichkeit wußte er die Herzen ſeiner Untergebenen an ſich zu feſſeln, durch ein muſterhaftes Beiſpiel ſie für Gottinnigkeit und Tugend zu gewinnen, und die wiſſenſchaftlichen Fortſchritte, die ſie machten, waren das beſte Zeugniß für ſein Lehrertalent, wie für ſeinen raſtloſen Eifer. Aber damit nicht zufrieden, ſammelte er, wie ſein Spener ſeit 1670 zu Frankfurt gethan, auch Andere zu beſonderen Erbauungsſtunden um ſich, oder ſprach öffentlich von der Kanzel in einfältiger, herzlich = eindringlicher Rede Worte des Lebens. Ein Brief, den er von Düſſeldorf aus im Jahre 1675 an ſeine ehemaligen frankfurter Zöglinge ſchrieb, belehrt uns über die Weiſe, in der er von dem, was ihm das Heiligſte war, zu der ihm anvertrauten Jugend geſprochen haben mag.

„Ihr ſeyd“, heißt es darin, „die erſte Frucht meiner Arbeit, in Schwachheit an eueren Seelen durch die Kraft Jeſu Chriſti geſchehen. Gott hat mich bei euch einige Jahre haben wollen zu Heidelberg, um den Weg zum Himmel euch zu zeigen. Werthe Brüder! — ich meine euch alle vor dieſem herzgeliebte discipulos, euch meine ich! — Seyd doch beſtändig in alle dem, davon eure zarten Gemüther ſind überzeuget! Folget eifrig nach Jeſum Chriſtum in ſeinem weltverſchmähenden, ſich ſelbſt verachtenden Leben! Jeſus wird eure Ehre, eure Krone und Schild und ſehr großer Lohn alsdann ſeyn. Ach, um eurer Seligkeit willen! ich bitte euch im Namen Gottes: habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt iſt, als Augenluſt, Fleiſchesluſt und hoffärtiges Leben! Denn die Welt vergehet, wie ein Schatten u. ſ. w.“ —

Der Beifall, den er fand, erregte ihm Neider unter der Geiſtlichkeit ſeines Wohnortes. Es ward ihm nicht nur unter dem Vorwande, daß ihm die Ordination mangele, die Kanzel verboten, ſondern die Kirchenvorſteher, denen die Aufſicht über das Gymnaſium zuſtand, legten es auch darauf an, ihn aus dem engeren Kreiſe ſeiner Thätigkeit zu verdrängen. Sie erſchienen eines Tages in der Schule, warfen ihm in den härteſten Ausdrücken allerlei Irrlehren vor und endigten, ungeachtet ſich ſeine Zöglinge auf das Lebhafteſte ſeiner annahmen, damit, daß ſie ihm für einige Zeit die Schule verſchloſſen.

Konnte er ſich über ſolche Verfolgungen auch mit Vater Spener tröſten, der manche ähnliche Erfahrung bereits gemacht hatte, ſo erkannte er es doch als eine beſondere Gunſt des Himmels, als im Jahre 1679 ſeine Vaterſtadt ihn zum Predigtamte an derſelben Kirche berief, in der ihm in einer glucklichen Stunde die Erkenntniß des Beſſeren aufgegangen war, und an der er nun als Amtsgenoſſe dem Manne zur Seite ſtehen ſollte, dem er die Umwandelung ſeines Sinnes zunächſt verdankte.

Mit gewiſſenhafter Treue und unbekümmert um die Verunglimpfung der Eiferer, denen ſelbſt die nächſten Verwandten ſich anſchloſſen, wirkte er hier in einem geliebten und ſegensreichen Berufe, ſo lange es ihm vergönnt war. Muſik und Poeſie waren ſeine Erholung, beide auch ſeine Tröſterinnen in Haß und Verfolgung. Hier ſang er noch kurz vor ſeinem Tode:

Ey, Seele, muntre dich denn auf!
Dies iſt der rechte Lebenslauf;
Du mußt allhie gehaſſet ſeyn
Von Allen, und dies nicht allein
Von Feinden; ach! dein nächſtes Blut
Das fuhrt dich oft vom höchſten Gut.

Nun, Seele, geh' mit Freuden fort
Durch Dornen und durch Stachelwort;
Dein Heiland, der die Sanftmuth war,
Geht vor dir her; er ſtirbt ſogar.
Fahr' fort, ſo lang' es dir gefällt,
Mich recht zu haſſen, falſche Welt!

und ſein Lebensbeſchreiber ſagt: „Zwar wird er jetzt von Vielen gelobet und ſein Grab geſchmücket, die aber gewißlich zu ſeiner Zeit Steine auf ihn mit würden geworfen haben, weil die Wahrheiten, die er damals eingeſehen und gelehret, eben ſo neu waren und ſchienen, als andere heut zu Tage oder in der künftigen Zeit, die Gott, der das Licht nicht auf einmal läſſet aufgehen, ſeinen Kindern entdecket und ferner entdecken wird.“

Leider war ſeine Wirkſamkeit in Bremen nur von kurzer Dauer. Schon im nächſten Jahre ſtreckte eine Krankheit ihn aufs Lager, die nach einigen Tagen ſeinem Leben ein Ende machte. In den heitern Geſprächen, die er bis zum letzten Augenblicke mit ſeinen Freunden führte, offenbarte ſich die frohe Zuverſicht einer frommen Seele.*) Er ſtarb unverheirathet den 31. May 1680.

In ſeinen geiſtlichen Liedern, die er kurz vor ſeinem Tode noch in Druck gab, hinterließ er ſeinen Freunden ein ſchönes Vermächtniß, das ihnen um ſo werther ſeyn mußte, da es, wie er ſelbſt in der Vorrede bemerkt, den deutſchen Reformirten, deren Liederdichter auch ſpäter den lutheriſchen an Zahl bei weitem nachſtanden, damals noch an einer ſolchen Sammlung gebrach.**) „Man denke hierbei,“ ſetzt er hinzu, „was für ſeltſame Worte nicht geſungen werden von dem gemeinen Manne in fremder Sprache, als: In dulci jubilo; Puer natus in Bethlehem; Gratiosa coeli rosa. Wie kann doch Einer, der unerfahren, Amen hiezu ſagen? Eben ſo viel, als das Volk in der römiſchen Kirche davon verſtehet, wenn es mit voller Stimme rufet: Et cum Spiritu tuo. Es muß ja Alles billig mit Verſtand geſchehen, weil Gott im Geiſt und in der Wahrheit durch vernünftigen Gottesdienſt will gedienet ſeyn.“

---

*) Als es donnerte, ſprach er: „Mein Vater läßt ſich hören! Ich wollte, daß er einmal recht ſich hören ließ, daß es meines Vaters Eliaswagen ſeyn möchte. S. Reitz a. a. O. S. 56.

**) So iſt die ſeinige als das erſte deutſche reformirte Geſangbuch doppelt merkwürdig.

Gegen ſolche, die eine Neuerung darin ſehen möchten, bemerkt er: „Was iſt Gemeineres bei denen, die weder kalt noch warm ſind, als auf dieſe Weiſe ſich zu entſchuldigen: „Man ſollte es bei dem Alten laſſen, das ſo viele treffliche Männer auch gethan; wenn Alles ſo genau zu halten, wer wollte denn ſelig werden; mit alle dem neuen Werk, davon haben die Vorfahren ja nichts gewußt u. ſ. w. Auf ſolche Weiſe kann der Sünder ſeinem Gewiſſen eine Zeitlang den Mund wohl ſtopfen; aber vor dem Angeſichte des Richters wird es nicht ſchweigen. — Wer aus Gott geboren iſt, läſſet ſich von dieſen Stricken nicht fangen und ſtellet ſich der Welt nicht gleich, ſondern rudert mit aller Macht ſtromauf, ermuntert ſich ſelbſt und ſeinen Nächſten, die müden Kniee zu ſtärken und die läſſigen Hände aufzurichten.“

Die Sammlung erſchien unter dem Titel:

Joach. Neandri Glaub- und Liebesübung, aufgemuntert durch einfältige Bundeslieder und Dankpſalmen, neugeſetzet nach bekannt- und unbekannten Sangweiſen, gegründet auf den zwiſchen Gott und dem Sünder im Blut Jeſu befeſtigten Friedensſchluß, zu leſen und zu ſingen auf Reiſen, zu Haus oder bei Chriſtenergötzungen im Grünen ꝛc.

mit einer Zueignung an die Lehrer, Hirten, Bauherren, Diaconen und Subdiaconen der Martini-Gemeinde zu Bremen und einige Kaufleute zu Frankfurt a. M. und zu Cöln. Die erſte Ausgabe trat 1679 zu Bremen ans

Licht. Koch (im Compendium) führt außer dieſer noch folgende auf: Weſel 1692, Frankfurt 1712 und Thurnau 1716. *)

Die darin enthaltenen Lieder ſind einfache, anſpruchloſe Stimmen eines Gemüths, das ſich zu Gott gewendet und in ihm ſeine Seligkeit gefunden hat, ohne poetiſchen Glanz, aber warm und herzlich, bibliſch in Sinn und Ausdruck und frei von unklarer Myſtik, deren ihn wohl nur Unkunde zu zeihen vermochte.

*) Die uns vorliegende mit den Verlagsorten Weſel, Duisburg und Frankfurt hat die Jahreszahl 1686. Da dieſer Druck auf dem Titel als der dritte genannt wird, ſo muß es zwiſchen dieſem und dem von 1679 noch einen zweiten, von Koch nicht genannten, geben, ſo daß bis 1716 ſechs Ausgaben zu zählen ſind.

Jacob Schwiger.

Ein jeder, was ihm gefällt. [1]

Wer will, kann ein gekröntes Buch
Von ſchwarzen Kriegeszeilen ſchreiben;
Ich will, auf Venus Angeſuch,
Ihr ſüßes Liebeshandwerk treiben.
Ich brenne. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Ich ſehe vor mir Blut und Staub
Und tauſend Mann gewaffnet liegen;
Ich ſehe, wie auf Sieg und Raub
So viel vergoldte Fahnen fliegen;
Doch brenn' ich. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

---

[1] Eine Strophe ausgelaſſen.

Ich höre der Trompeten Schall,
Der Pauken Lärm, den Klang der Waffen,
Der ſchreckenden Karthaunen Knall,
Der Büchſen und Muſketen Paffen,
Und brenne. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Ich hätte die Gelegenheit,
Ein neues Ilium zu melden;
Es giebt mir Anlaß mancher Streit
So vieler ritterlichen Helden;
Doch brenn' ich. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Was mein entflammtes 2) Herze hegt,
Ziebt meinen Geiſt von ſeiner Erden.
Hätt' Amor's Gluth mich nicht geregt,
Wie würd' ich je beſchrieen werden?
Nun brenn' ich. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Was mir die Venus predigt ein,
Sammt ihren lieblichen Empuſen,

2) beflammtes.

Mag meines Namens Lorbeer ſeyn,
Sonſt brauch' ich keiner andern Muſen.
Ich brenne. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Was frag' ich nach der Alten Neid,
Was nach dem ſtumpfen Tadlerbeſen!
Es iſt genug, wenn nach der Zeit
Mich liebe Jungfraun 3) werden leſen.
Ich brenne. Wer nicht brennen kann,
Fang' ein berühmter Weſen an.

Ich weiß, wenn ich verweſet bin,
Wird mich das junge Volk betrauern
Und ſagen: Ach, daß der iſt hin,
Den Venus ewig hieße dauern!
Wer aber nimmer brennen kann,
Wird keine Venus fangen an. *)

3) Jungfern.

*) Es iſt dies das erſte Gedicht der „geharnſchten Venus“, aus der die nächſtfolgenden ſämmtlich entlehnt ſind.

Liebe, der Poeten Wetzſtein.

Warum ich nur von Lieben
Die Blätter voll geſchrieben,
Warum mein Buch verzärtelt lacht,
Möcht' Einer wundernd fragen;
Drum will ich ſelber ſagen,
Was mich dazu hat angebracht.

Der Feuerhauch der Muſen
Hat meinen engen Buſen
Mit ſolchen Flammen nicht gerührt:
Apoll iſt hier nicht Meiſter,
Nicht Pallas, ſo die Geiſter
Auf Helikon's Gebüſche führt.

Die Luſt, die Red' und Blicke,
Der Glieder ihr Geſchicke,
Und was mein Liebchen ſonſt verſchönt, [1]
Ihr Weſen, Kleidung, Lachen,
Betrübniß, Schlaf und Wachen
Mit Epheu meine Stirn umkrönt. [2]

Stracks bin ich ein Poete,
Wenn ihre Wangenröthe
Im weißen Alabaſter blickt.
Wenn mit den goldnen [3] Saiten
Will ihre Kehle ſtreiten,
So werd' ich aus mir ſelbſt entzückt. [4]

Der mag die Tugend melden,
Und der die alten Helden
Aus Deutſchland tragen zu Papier,
Der hohe Sachen ſchreiben;
Ich will die Liebe treiben,
Und wie Roſille mir kommt für.

[1] Und was Roſillen mehr beſchönt.

[2] Hat mich mit Epheu umgekrönt.

[3] in die göldne.

[4] Die nächſte Strophe iſt weggelaſſen.

Der Schiffer ſchwatzt von Stürmen,
Der Krieger prahlt von Thürmen,
Die er ſo oft erſtiegen hat;
Der Bauer lobt die Felder,
Der Jäger Wild und Wälder,
Der Reiſende ſo manche Stadt.

Ich bin ein Jungfernlieber,
Die Zunge geht mir über
Von dem, was aus dem Herzen quillt;
Wer mich hierum will ſchelten,
Der fluche den Gewälten, *)
Die ob uns hat ein Frauenbild. 5)

---

5) Weibes-Bild.

*) Gewalten.

Seiner Liebe Anfang.

Als ich auf meiner Liebſten Mund
(O, ſanfte Ruhſtatt!) brünſtig lage
Und meiner Schmerzen herbe Plage
Ihr thât aus ganzem Herzen kund,
Wie ich ſo oft um ihretwegen
Ruh-, troſt- und ſinnenlos 1) gelegen.

„Ach,“ 2) ſprach ſie, „Herzchen, ſage doch,
Zu welcher Zeit du biſt entbronnen,
Und wodurch du mich liebgewonnen!
Wo ich mich recht entſinne noch,
Haſt du vor noch gar 3) wenig Wochen
Kaltſinnig dich mit mir beſprochen,

---

1) ſinnenohn. — 2) Mein. — 3) auch gar vor.

Da ich doch, als zum erſten Mal
Ich dich nur obenhin erblicket,
Durch deine Freiheit blieb beſtricket.
Dies war nun meine größte Qual,
Die auch die Götter kann betrüben:
Dich ſonder Gegenliebe lieben."

Gott weiß, wie mir zu Muthe war
Auf die ſo unverhoffte Frage,
Vermiſcht von Zorn, Verweis und Klage,
Die meinen Undank machten klar!
Die Schaam, ſo ich daher empfunde,
Nahm Red' und Antwort meinem Munde.

Ich war erſtarret, kalt, erblaßt,
Wie dem die Seele kaum ſich reget,
Bis von 4) Erbarmniß ſie beweget
Mich in die ſchlanken Arme faßt'.
Ach, da ward mir gemach das Leben,
Kraft, Geiſt und Wärme wiedergeben. 5)

„O frage nicht nach meiner Gluth,"
Sprach ich was friſcher, „Eis und Winde

4) aus.

5) Die folgende Strophe iſt geſtrichen.

Sind meiner Flammen Angezünde;
Du weißt es, wie auf jener Fluth,
Von kalter Nordenluſt geſtanden, *)
Ich lag in deiner Liebe Banden.

Wie ich dich ven dem Wagen nahm
Und küßte die gefrornen Wangen;
Bald hat mein Herze Gluth gefangen.
Das Feuer, ſo aus Kälte kam,
Strahlt ſeit 6) der Zeit mit tauſend Flammen
Ob meines Lebens Reſt zuſammen.“ —

„Nun,“ ſagt ſie, „hat ein kalter Kuß
Dich bracht **) in Feuer, Hitz' und Leiden,
Weiß ich, daß Kühlung, Luſt und Freuden
Ein warmer dir erwecken muß.
Der ***) hat ſie mir ſo viel ertheilet,
Daß ich nun ziemlich bin geheilet.

6) ſint.

*) Die durch Froſt zum Stehen gebracht war.

**) gebracht.

***) Deren.

12

Wer küßt die greiſen Haare?

Laß uns, Kind, der Jugend brauchen,
Weil uns noch die Schönheit blüht!
Wenn die Geiſter einſt verrauchen
Und die Todtenfarb' umzieht
Unſer runzlichtes Geſichte, —
Wer begehrt dann unſern Kuß?
Nimm ſie an, der Roſen Früchte,
Eh' ihr Blatt verwelken muß.

Ob die Alten mürriſch zanken,
Nehmen ſie der Freuden wahr,
Muß man drum mit ihnen kranken? *)
Nein, ich acht' es nicht ein Haar.

*) ſich mit ihnen traurig gebehrden.

Sollte der mich Sitten lehren,
Der bereits hat ausgelehrt?
Dann werd' ich mich auch bekehren,
Wann mein Alter ſich verkehrt.

Unſre ſüßen [1]) Frühlingstage
Laufen flügelſchnelle fort;
Dann, dann [2]) hilft uns keine Klage,
Kein erſeufzend Bittewort.
Sie gedenken nie zurücke;
Was hin iſt, das bleibet hin.
Dies beruht auf einem Blicke,
Daß ich froh und traurig bin.

Drum ſo brauch', mein Kind, der Zeiten,
Weil die Zeiten grünend ſeyn.
Was uns bleibt, ſind Traurigkeiten,
Gehn uns dieſe Zeiten ein.
Ei, wie plötzlich kömmt die Stunde,
Daß uns Klotho in der Eil'
Schießt die Roſen von dem Munde
Durch des Todes Frevelpfeil!

1) Die beſüßten.
2) denn ſo.

Sey denn 3) mit den Scharlachwangen,
Schöne, ferner nicht zu theu'r;
Lindre meiner Qual Verlangen,
Kühl', ach! kühl' der Liebe Feu'r!
Wenn von den erſehnten Fluthen,
Deines ſüßen Mündchens Naß, 4)
Mir kein Thau iſt zu vermuthen,
Werd' ich noch vor Abends blaß.

Gieb zwei Küßchen, gieb mir eines,
Soll es ja kein Mehres ſeyn;
Gieb, mein Schatz, mir nur nicht keines,
Willſt du mich dem Todtenſchrein'
Auf ein Weniges noch ſparen. 5)
Was nützt denn ein kalter Kuß,
Wenn ich auf der Leichenbahren
Deiner Reu' erſt warten muß?

3) So ſey.

4) Wo von den beſüßten Fluhten,
Deines Zucker=Mündgens Naß.

5) Auff ein wenigs noch erſparen.

Verliebt, gebunden.

Daß ich auf deinen Ladungsbrief,
Mein Damon, nicht bin zu dir kommen,
Das ſchmerzet dich, wie ich vernommen,
Als wenn bei unſrer Freundſchaft Gründen
Sich eine Trennung könnte finden
Und Falſchheit wo mit unterlief.

Ach, Damon, laß den Argwohn ſeyn,
Kein Wechſel hat dich je verdrungen;
Die Roſilis hält mich gezwungen,
Sie hält mein Wollen und Verlangen,
Ja meine Seele ſelbſt gefangen.
Ich bin nun ſelber nicht mehr mein.

Ich weiß, daß dein belobtes Feld
Der ſchönſten Flur iſt vorzuziehen, [1]
Ich kenne deiner Wieſen Blühen,
Die Jägerluſt, die Fiſchereien,
Den Vogelfang und was für Freuen
Mehr dein Robitten in ſich hält.

Mir klingt der ſanfte Dreſcherſchlag
In Ohren noch, wenn in dem Frühen
Die Morgenträume reiner ziehen;
Ich höre noch der Schafe Blähen,
Die Dadergans, der Hähne Krähen,
Wenn ſich entzünd't der junge Tag.

Mich ſchmerzen [2] Hoffahrt, Geiz und Neid,
Betrug und Liſt ſammt andern Sünden,
Die ſich in Städten häufig finden.
Hier herrſchet Unrecht, Trotz und Schande:
Die Unſchuld wohnet auf dem Lande,
Wie um Saturnus goldne Zeit.

---

[1] Makarjen auch iſt fürzuziehen.

[2] ſchmerzt die.

Wie gerne wär' ich einmal mein!
Wie gerne möcht ich dich erblicken!
Wie gerne mich bei dir erquicken!
Dein Brot, gemengt aus ſchwarzer Kleien,
Sollt' über Manna mir gedeihen,
Dein Waſſertrunk als Nektar ſeyn.

Wer aber kann die Thränen ſehn,
Wenn mir Roſille, mein Verlangen,
Die Stirne netzet und die Wangen, 3)
Wenn ſie verſchwört mit Hand und Munde,
Mir gut zu ſeyn, ſo eine Stunde
Von ihrer Seit' ich würde gehn. 4)

Bald bittet ſie, bald dräuet ſie,
Bald hebt ſie wieder an zu klagen,
Bald will ſie ſich mit Fäuſten ſchlagen,
Bald hüllt 5) ſie ſterbend ihr Geſichte
Und flucht der Sterne Strafgerichte. 6)
Wer kann ertragen ſo viel Müh?

3) Wenn die Roſille, mein Verlangen.
Mir triefend naß macht Stirn und Wangen.

4) Ich würd' ab⸗ihrer Seite⸗gehn.

5) blößt.

6) Und flucht dem ſtrengen Stern⸗Gerichte.

Ich bin kein Stein, ich laſſe mich
Auf ihre Klag' alsdann erweichen.
So pflegt die Zeit vorbeizuſtreichen,
Ich habe, Freund, dich nicht geſprochen.
Da meinſt du denn, es ſey gebrochen,
Was uns verbindet, mich und dich.

Ich weiß nicht, welche Herrſchaft 7) doch
Der Schmeichler 8) Amor in ſich heget.
Der Freiheit Paß wird mir verleget,
Ich kann aus ſeinen Zauberketten
Mich durch kein einzig Mittel retten,
So ſehr beſchweret mich ſein Joch.

Komm, Bruder, ſieh es einſt 9) mit an;
Du wirſt es ſelbſt mit mir geſtehen,
Es ſey vergeblich nicht geſchehen,
Daß ich zu dir nicht bin gekommen, —
Daß mir die Freiheit ſey genommen,
Und daß Roſill' es hat gethan.

---

7) was für Haltnüs.
8) der ſchmeichlend'
9) einmal.

Verliebt, ſinnenkrank.

Dorinde hat mich erſt gelehrt,
Der edeln Freiheit abzuſagen.
Mir war kein Amor je geehrt,
Ein Spott der Venus goldner Wagen;
Ich hielt da [1]) für ein Kinderſpiel
Der Liebenden verbuhltes Küſſen;
Die Tugend und gelehrtes Wiſſen
War meines Lebens einig [2]) Ziel.

Nachdem der ſchwarzen Augen Strahl,
Die Tracht und Anmuth von Dorinden
Mir meiner Sinne Ruder ſtahl,
Weiß ich mich nicht in mir zu finden.

---

[1] hielte. — [2] einigs.

Die Kunſtluſt, ein geſunder Rath
Iſt in mir Blinden ganz verſchwunden.
O der unſelig böſen Stunden, *)
Die mich durch ſie verführet hat!

Ich ſpüre, daß die Götter mich
Nur deſſentwegen fliehn und haſſen.
Das weiß ich zwar; jedoch kann ich
Dies ſchlimme Thun nicht unterlaſſen.
Was mir der Wohlſtand predigt ein,
Das hör' ich an mit tauben Ohren;
Die Weisheit hat an mir verloren.
Ich muß, ich muß verdorben ſeyn.

Was mir an Mädchen ſonſt [3]) beliebt,
Haß' ich und ſtraf' es an der Meinen.
Das Größte, was mich jetzt betrübt,
Was mir das Herze machet weinen,
Iſt ihrer Keuſchheit reine Zucht,
Von der ſie nimmer denkt zu wanken. — [4])

[3]) Was mir an Jungfern meiſt ꝛc.

[4]) Von der ſie nicht will abewanken.

*) Für: Stunde.

Dies macht mir ſorgliche Gedanken.
Seht, was die tolle Liebe ſucht!

Der Tag wird mir zur finſtern Nacht,
Die Nacht zu 5) Marter, Furcht und Zagen,
Ja zu der Hölle ſelbſt gemacht.
So plagen mich die Liebesplagen!
Die Nacht vergeht, 6) ich habe nicht
Ein einig Blickchen recht geſchlafen,
Des Tages kann ich auch nichts ſchaffen;
So bin ich auf die Lieb' erpicht.

Ach, helft mir! helft, wer helfen kann!
Ich muß ſonſt heute noch erkalten.
Tragt mir Gefängnißmarter an;
Ich will es aus ganz willig halten.
Kein Kreuz iſt in der Welt ſo ſchwer,
Als ſonder Gegenliebe lieben.
Sollt' ich mich länger ſo betrüben,
So wollt' ich eh' nicht leben mehr.

5) zur.
6) verſchwindt.

Beſtändigkeit überwindet den Neid.

Wenn mich mein Kind will traurig ſehn
Und Blut aus meinem Herzen preſſen,
So ſpricht ſie: Du wirſt mich vergeſſen,
Sobald du wirſt von hinnen gehn.
Sag', Roſilis, ach! meine Fromme!
Woher dir doch der Argwohn komme.

Hat ein erboſter [1]) Läſtermund
Mich irgend bei dir angegeben?
Bekenn' es, Roſilis, mein Leben,
Thu' mir die falſchen Lügen kund!
Durch Offenbarung, Red' und Frage
Wird oft gewehrt der böſen Sage.

---

[1]) verbooßter.

Ich bin ja mir wohl nicht bewußt,
Daß ich mich wo vergriffen hätte.
So lang ich hang' an deiner Kette,
Und deine Gunſt rührt meine Bruſt,
Iſt nichts geſchehn mit meinem Wiſſen,
Draus du was Böſes könnteſt ſchließen.

Kein ein'ger Mund hat mich gerührt,
Seit ich den deinen dürfen herzen.
Haſt du mich wo mit Einer ſcherzen
Geſehn? Wo Heuchelei geſpürt?
Die Ader wollt' ich aus mir reißen
Und ſelber vor die Hunde ſchmeißen.

Ich bin und werd' auch ewig ſeyn,
Wie ich mich einmal dir verſprochen;
Mein Eid verbleibet unzerbrochen,
Sollt' auch der Himmel fallen ein,
Die Erde nimmer feſte ſtehen
Und Alles drunter, drüber [2]) gehen.

Zwar rühm' ich meine Liebe nicht,
Wie Mancher [3]) hundert Schwüre machet,

[2] drunt = und drüber.
[3]) der wol.

Indeß er 4) unterm Hute lachet.
Hab' ich dir ſchon ins Angeſicht
Niemals von großer Gunſt geprahlet
Und falſche Berge hingemahlet,

So weiß es doch mein Herz allein,
Mein Herz, das dich, ſonſt keine, kennet
Und nur in deinen Flammen brennet,
Daß du die Einige wirſt ſeyn,
Die, bis der Tod mich auf wird reiben,
Soll meiner Seelen Seele bleiben.

Dies ſchwör' ich bei der ſchönen Luſt,
Bei jenen 5) freudenvollen Stunden,
Die wir ſo oft, ſo oft 6) empfunden,
Bei dein- und meiner treuen Bruſt.
Dein will ich immerdar gedenken.
So hör' doch auf, mein Herz zu kränken! 7)

4) Indeſſen.

5) denen.

6) offtermahls.

7) Dich wil ich nimmermehr vergeſſen
So hör doch auff mein Herz zu freſſen

Vergißt mich ſie nur nicht.

Was frag' ich nach den Trauerfahnen,
Was nach den Wappen vieler Ahnen,
Und ob mich dann ein Marmor ziert,
Wenn einſtens zu den blaſſen Schaaren
Mein Geiſt iſt über'n Fluß gefahren,
Wo 1) uns der Ehre Sucht nicht rührt.

Es mag mich, wer da will, beklagen,
Mag ſauer ſehn und Leide tragen;
Ich achte nicht des Pöbels Spiel.
Hin, Filidor, nur hingeſtorben!
Bleibt nur dein Nachruhm unverdorben
Bei Doris, deiner Reime Ziel. 2)

1) Wor.

2) Bei Roſilis, der Reime Ziel.

Ich weiß, es werden deine Zeilen
Bei ihr nicht zum Vergeſſen eilen;
Sie wird dich leſen Tag und Nacht
Und ſagen: „Was hier iſt geſchrieben,
Hat Filidor aus treuem Lieben
Auf unſer beider Brunſt erdacht."

Je ſchöner, je härter.

Die Anmuth, Schönheit, Zierd' und Prangen,
Das Purpurblut der rothen Wangen,
Der Augen Blitz, der Sterne Glanz,
Das Spiel der wechſelnden 1) Gebehrden,
Der Gang, die Tracht ſind himmliſch ganz
Und können nicht verſchönert werden.

So lieblich ſahe nie Dione,
Wenn ſie auf ihrem goldnen 2) Throne
In Paphos Tempel Ehr' empfing!
Betracht' ich dein ſo ſüßes 3) Weſen,
So halt' ich für ein ſchlechtes Ding,
Was ich von Helenen geleſen.

1) ziehenden. — 2) dem vergöldtem.
3) beſüßtes.

So kannſt du die Vollkommenheiten
Der Schönheit, Schönſte, ſelbſt beſtreiten;
Du zieheſt Aller Herzen an.
Wer dich beſchauet ſonder Brennen
Und Liebesgluth, denſelben kann
Man einen Stein, nicht Menſchen nennen.

Wie häufig aber dich mit Gaben
Vor Andern die Geburt erhaben,
So kärglich iſt dir mitgetheilt
Mitleiden, Troſt und ein Gemüthe,
Das eine wunde Seele heilt
Durch Freundeszuſpruch, Gunſt und Güte.

Der ſcharfe Fels der Diamanten
Reicht ſeines Leibes rauhe Kanten
Des Küſſers Lippen willig dar;
Die Roſe, von dem warmen Weſten
Getrieben, bückt ſich mit Gefahr
Zu ihres Dornes wilden Aeſten.

Du, Harte, läßt dich nicht erweichen,
Die mindſte Gegengunſt zu reichen

Dem, der in deiner Gluth ſich 4) quält.
Wer dich erblickt, iſt ohne Leben,
Iſt ſonder Geiſt und wird entſeelt,
Und du willſt ihm kein Mittel geben.

So meinſt du, du ſey'ſt dir geboren,
Sey'ſt dir allein zum Zweck erkoren,
Warum wir auf der Erde ſey'n.
Kein Bild wird darum wohl gemalet,
Daß man es birget in den Schrein;
So wird die Arbeit nie bezahlet.

Indem man dich wie göttlich preiſet,
Pflicht, Ehr' und Demuth dir erweiſet,
Sey, Schöne, drum nicht eben ſtolz.
Die Knie, ſo vor Altären liegen,
Pflegt man — nicht um 5) ein faules Holz —
Um Götterfreundſchaft nur zu biegen.

Die Grauſamkeit und ſüßes Lachen,
Wie können die Verwandtniß *) machen

4) in deinen Flammen.

5) für.

*) Verwandtſchaft.

In einem ſchönen Angeſicht?
Entwöhn' dich, Kind, der Ernſtgebehrden,
So wird der ſchönen Schönheit Licht
Noch tauſendfach verſchönert werden.

Dumme Leute ſeyen dumm.[1]

Ich hab' an Phozis kühlen Flüſſen
Dir, Delia, manch Lied zu Ehren aufgeſpielt.
Die Muſen und Apollo wiſſen,
Wie oft der Sonne Licht mich brannt' und Phöbe kühlt',
Und wie ich manche Nacht gewacht
Und einen Vers auf dich erdacht.

Wohl machte Amor mir[2]) von Myrten
Für mein verliebt Gedicht ſo manchen Siegeskranz;
Die Muſen ſah ich mich umgürten

---

[1] Mit Auslaſſung einer Strophe.

[2] Der Amor machte mir ꝛc.

Mit dunklem Epheulaub und goldnem Lorbeerglanz,
Indem ich manche Nacht gewacht
Und einen Vers auf dich erdacht.

Doch 3) Dummen geht zu beiden Ohren
Der ſüßen Reime Schall bald aus, bald wieder ein;
Die Kunſt hat ganz an dir verloren,
Ich muß bei dir umſonſt des Phöbus Lehrling ſeyn,
Wiewohl ich manche Nacht gewacht
Und einen Vers auf dich erdacht.

Du, Orpheus, kannſt die Hölle zwingen,
Der wilde Cerber ſchwieg auf deiner Leier 4) Schall;
Ich kann ſie nicht zurechte bringen
Die Dirn', 5) und ſpielet' ich trotz Phöbus Zitherhall.
Was hilft es nun, daß ich gewacht
Und manchen Vers auf ſie erdacht?

Soll ich mein Dichtwerk nun verſchwören,
Dieweil ich nur von ihr damit werd' ausgelacht?

---

3) die.

4) Dieſes oder ein ähnliches Wort, das durch ein Verſehen im Drucke ausgelaſſen iſt, muß beigefügt werden.

5) dies Menſch.

O nein! ich weiß, daß Andre ehren,
Was du, o Spötterinn, 6) bisher an mir veracht't.
Pfui, daß ich manche Nacht gewacht
Und keinen Schimpf auf dich erdacht!

---

6) o du Kunſtſpott.

Meinethalben fahr' immer hin.

So hat denn nun die eine Nacht,
Ein Tag treubrüchig dich gemacht!
Das heißt, mit falſchen Eidesſchwüren
Ein allzu gläubig Kind verführen.

Ich war ja unter [1]) Scythen nicht,
Noch wo ein ſchwarzes Mohrgeſicht
In Africa [2]) im Schweiße fließet,
Noch wo der Tigris [3]) ſich ergießet.

Ja, wenn mein Schiff im Meere ſtünd
Und mich ein ungeſtümer Wind
Wo hätt' in Indien getragen,
So wollt' ich nicht ein Wörtchen ſagen.

---

1) noch in. — 2) Afriken. — 3) Tager.

Nun ſind nur wenig Stunden hin,
Daß ich nicht, Leichte, bei dir bin,
Und du, du biſt ſchon umgewendet,
Und haſt dich fremder Gunſt verpfändet.

Es trennt uns kaum das dritte Haus,
Und deine Treu' iſt ſchändlich aus;
Es ſind die Worte mit den Winden
Geflohen zu des Meeres Gründen.

Wie iſt der reinen Keuſchheit Werth
Doch dieſer Zeit ſo ganz entehrt!
Ich müßte faſt die Welt durchgehen,
Doch würd' ich Trug und Falſchheit ſehen. *)

Nichts Beßres kann ein Frauenbild, 5)
Als daß ſie Treu mit Liſt vergilt
Und meiſterlich weiß zu betrügen
Mit Schmeicheln, Spott und ſchlimmen Lügen.

Kein Blatt wird durch den Oſt und Nord
So ungewiß getrieben fort,
Als ihre flüchtigen Gedanken
Bald hier-, bald dorthin zweifelnd wanken.

*) Doch würd' ich kaum Perillen ſehen.
5) Weibesbild.

Weil du denn nun verhärtet biſt
Und dir gefällt die leichte Liſt,
So laß ich dir den Wetterwillen
Und will mich gerne, gerne ſtillen.

Doch wünſch' ich, daß der Amor dich
Mit Pfeilen rühre kräftiglich,
Und daß, um den du mich verlaſſen,
Der, wie du mich, dich möge haſſen.

Liebe, die größte Beſchwerde.

Mit Lieben iſt es ſo beſchaffen:
Du mußt dich öfters laſſen ſtrafen,
Dein Ernſt muß Spott und Thorheit ſeyn;
Du mußt dich ſo, bald anders ſtellen;
Sagſt du: „ein Himmel iſt's!“ ſie: „nein!“ 1)
So muß es ſeyn der Schlund der Höllen.

Kein ruhig Leben kannſt du führen,
Du mußt dich ſelbſt in dir verlieren,
Mußt lebend todt, todt lebend ſeyn.
Du darfſt nicht, was dir gut dünkt, ſagen;
Bewährſt du das, *) und ſie ſpricht: nein!
So mußt du bald dein Wort verſchlagen.

---

1) Redſt du vom Himmel, ſie ſpricht: nein.

*) Verſicherſt du etwas.

Dein Tag vergeht in Noth und Plagen,
Die Nacht verſchwindet dir mit Klagen,
Du kannſt nicht wach, nicht ſchlafend [2] ſeyn.
Haſt du dich einſt der Lieb' ergeben
Und meineſt froh zu ſeyn; — ach, nein!
Die Lieb' iſt dir ein Marterleben.

Oft mußt du vor der [3] Pforten nachten,
Mußt Regen, Froſt und Schnee verachten,
Mußt leiden und geduldig ſeyn.
Hört ſie dich an mit tauben Ohren,
Sey nicht verdrießlich. Nein, ach nein!
Verdruß hat manchen Raub verloren.

Der Neider Zungen mußt du lachen,
Mußt allzeit dich politiſch machen,
In alle Sättel eben ſeyn.
Fragt Jemand, ob du Eine [4] liebeſt,
So mußt du ſagen: „Nein, ach nein!“
Daß du dich nicht mit ihr betrübeſt.

---

[2] nicht ſchlaf= nicht wachend.

[3] die. — [4] Dieſe.

Was ihr gefällt, das mußt du preiſen,
Und jederzeit dich ſo erweiſen,
Daß du nicht ihr mögſt widrig ſeyn.
Haſt du von ihr was fliegen laſſen,
Und ſie befragt dich, — ſage: [5]) Nein!
Damit ſie dich nicht möge haſſen.

Spielt ſie, ſo laß ſie nicht verlieren;
Nur dir will der Verluſt gebühren;
Dein Beutel muß ſtets offen ſeyn.
Durch Lieben kann man wenig haben;
Kein Crösus wirſt du werden. Nein!
Die Mädchen [6]) lieben Gold und Gaben.

Heißt ſie dich ſpöttlich von ſich gehen,
So mußt du lernen, Scherz verſtehen,
Mußt dumm und unempfindlich ſeyn.
Auf ihr Verachten, Schimpfen, Schelten [7])
Mußt du nicht zürnen. Nein, ach nein!
Die Lieb' iſt ſonder Stürme ſelten.

---

[5]) antwort'.

[6]) Jungfern.

[7]) Schimpf und Schelten

Befürchtung, Hoffnung, Sorg' und Sehnen 8)
Darfſt du dir nimmer abgewöhnen,
Mußt nimmer frei und deine ſeyn.
Drum will ich nun vom Lieben laſſen! —
Sollt' ich es können? Nein, ach nein!
Wer kann die lieben Mädchens haſſen?

---

8) Der Hoffnung, Sorge, Furcht und Sehnen.

Liebesfeuer, ewige Flammen.

Du liebeſt mich, Roſille, [1]
Mehr, als dein eigen Herz;
Mein Wollen iſt dein Wille,
Mein Widerſinn dein Schmerz.

Du ſchleußt mich mit viel Küſſen
Feſt in die Arme ein
Und läſſeſt mich nicht miſſen,
Was nur vergönnt mag ſeyn.

Iſt aber dies, die Flammen
Zu löſchen, g'nug, mein Kind!
Sie ſchlagen mehr zuſammen
Und lodern in den Wind!

---

[1] Du liebſt mich, Schatz Roſille.

Die Fluth kann Feuer tödten,
Löſcht, was die Gluth verletzt;
Je mehr komm' ich in Nöthen,
Je mehr dein Mund mich netzt.

O dem betrübten Stande!
Das kränkt mich, was mich ſüßt,
Wird nun der Thau zum Brande,
Der durch die Lippen fließt.

Die heißen Donnerſtrahlen,
So ſchwer zu löſchen ſeyn,
Kann man doch oftemalen
Mit Waſſer kühlen ein.

Mein unauslöſchlich Feuer
Erkennet keine Wehr.
Käm' Thetis mir zur Steuer
Und göß' auf mich ihr Meer,

Jedoch würd' aus den Wellen
Die Flamme ſchlagen für;
Es würden ſeine Quellen
Verſiegen 2) über ihr.

2) Vertrogen.

Du könnteſt mir noch mindern,
Mein Seelchen, dieſe Brunſt
Und ſeine Gluthen lindern
Durch näh're Liebesgunſt.

Was? näher? Nicht! Wir kennen
Der Ehr' und Tugend Schein.
Eh' wollt' ich ganz verbrennen,
Als ſo gelöſchet ſeyn.

Der verbrannte Amor.

Sollt' Amor wohl geflügelt ſeyn?
Ich bild' es mir nicht ein.
Längſt iſt er bei mir eingezogen;
Nie iſt er wieder fortgeflogen.
Sollt' er geflügelt ſeyn?
Ich bild' es mir nicht ein.

Es macht uns zwar Apelles Hand
Den Amor ſo bekannt;
Hätt' aber je er können fliegen,
Er würde ſo nicht ſtille liegen.
Ja wohl geflügelt ſeyn!
Ich bild' es mir nicht ein.

Doch ſt! anjetzt beſinn' ich mich:
Er hatte was an ſich,
Als er zu mir kam eingefahren,
Mich dünket, daß es Federn waren.
Er muß wohl halten Stand:
Die Federn ſind verbrannt.

Er aber hat ſelbſt Schuld daran,
Daß er nicht weiter kann.
Er hat ein Feu'r in meinem Herzen
Entzündet mit der Liebe Kerzen.
Ich gönnt' es, Amor, dir,
Wärſt du nur erſt aus mir!

Brenn', aber lindre auch.

Was hab' ich, Kleiner, dir gethan,
Daß ich nicht Ruhe haben kann?
Willſt du mich denn zu Aſche brennen?
Ich bin ohndies ja todtenbleich [1])
Und einem ſchwarzen Schatten gleich,
Von meinen Brüdern kaum zu kennen.

Ich gebe dir die Siegesfahn'
Und flehe dich in Demuth an,
Laß deinen Diener nicht verderben!
Es giebt dir, Amor, ſchlechten Preis,
Wenn, der ſich nicht zu retten weiß,
Soll auf gebognen Knieen ſterben.

---

1) entädert bleich.

Genade zieret einen Held.
Ich räume dir des Herzens Feld,
Mein bloſer Buſen ſteht dir offen.
Zieh' ein und gönn' mir nur die Lehn:
Ich will dir zu Gebote ſtehn.
Was haſt du mehr von mir zu hoffen?

Wer wird, haſt du mich umgebracht,
Alsdann erheben deine Macht?
Wer wird von deinen Thaten ſingen?
Werd' ich noch etwas übrig ſeyn,
So bleibt die Ehr' alleine dein.
Mein Staub kann dir nicht Nutzen bringen.

Wahrer Traum.

Ich ging einmal im Traum zu Schiffe;
Die Mele war mit mir, mein Kind;
Es blies der linde Weſtenwind,
Als unſer Schiff zu Lande liefe;
Indem entſtand ein Schiffsgeſchrei,
Daß dies das Eiland [1]) Cypern ſey.

Als wir das Ufer nun gegrüßet,
Umfing mich Mel' und ſprach zu mir:
„Schatz, laß uns ſchauen dies Revier,
Das Thal, ſo jener Fluß begießet,
Und hier der Zinnen hohen Schein,
So faſt die Wolken nehmen ein.“

1) Innland.

Es war der Tempel der Dionen,
Um welchen der Poeten Schaar
So manches Mal bemühet war,
Wo Lieb' und Liebeskinder wohnen.
Sein Alterthum und Göttlichkeit
Verkürzt' uns leichtlich Weg und Zeit.

Wir kamen zu den Marmorthüren,
Cupido ließ uns bückend ein;
Die Prieſterinnen ſchreckt der Schein,
Der meine Schöne 2) pflegt zu zieren.
Sie ſchrieen mit gebeugtem Knie:
Hier iſt die Venus, hier iſt ſie.

Das Bild der göttlichen Cytheren
Verfärbte ſich ob dem Altar;
Der Hauſe, ſo im Tempel war,
Die Liebesgöttinn 3) zu verehren,
Rief lauter: Der, ſonſt keiner nicht,
Gebühret Ehre, Würd' und Pflicht.

2) Schönheit.

3) Liebes-reizinn.

Indem bewegt' ich mich im Schlafe;
Der Traum verſchwand, ich wurde wach
Und dachte dieſem Bilde nach.
Sieh, dacht' ich, daher rührt die Strafe!
Die Venus macht mir ſo viel Müh',
Weil Mele ſchöner iſt, denn ſie.

Wer tröſtet mich nun?

Es hielt mich fern 1) das Nordenland,
Wo Cynthius *) zu Bette gehet;
Die Gegend war mir unbekannt,
Ihr fremder Steig mit Schnee verwehet,
Da ſtand ich aus Gefahr und Noth,
Es ſtritten mit mir Furcht und Tod;
Der ſcharfe Säbel der Barbaren
Iſt öfters um mein Haupt gefahren.

Gradivus **) ließ mich keiner Ruh'
In vielen Nächten nicht genießen;

---

1) Es hielte mich.

*) Apollo, die Sonne.

**) Mars

Du Bug, und ſtrenges Maſau, *) du,
Ihr werdet mir es zeugen müſſen.
Doch hab' ich in ſo vieler Müh',
Angſt, Sorg' und Furcht geklaget nie.
Warum? Der Stern der Fröhlichkeiten,
Roſille, ſtrahlte 2) mir zur Seiten.

Roſill' iſt mir Gewerb' und Haus,
Freund, Eltern, Vaterland und Alles;
Bei ihr halt' ich all' Elend aus,
Bei ihr befürcht' ich keines Falles.
Will ſie's, ich geh' mit ihr zur See,
Wenn Sturm und Blitz ſpielt auf der Höh',
Ich wage mich in ferne Wüſten
Und wohne, wo die Schlangen niſten.

Jetzt hält mich ein bequemer Ort,
Mich kühlt ein Zephyr aus der Gehre; **)
Ich bin bedienet fort und fort,

2) leuchte.

*) Maſovien, eine Provinz des ehemaligen Großpolen, durch welche der Bug fließt.

**) Eine Gegend im Holſteiniſchen an der Elbe.

Mir mangelt nichts an Gunſt und Ehre.
Doch wird mir mein Geſichte blaß,
Der Augen Lauge macht mich naß,
Ich bin ein Schem *) und Schein zu nennen
Und kann mich ſelber kaum erkennen.

Der weite Weg, der mich von ihr
In ſo geſchwinder Zeit verſtoßen,
Entädert meines Leibes Zier,
Ich gleiche Lethe's Hausgenoſſen,
Weil ich ſo mancher ſüßen Luſt,
Des Kuſſes, der geliebten [3]) Bruſt
Für immer ach! auf [4]) dieſer Erden
Muß mangeln und beraubet werden.

Zwar bin ich ſchlechter Menſch nicht werth,
Daß ihr, der Schönen, meinetwegen
Ein einzig Seufzerchen [5]) entfähret,
Sich mög' ein Thränentröpſchen regen,

3) beliebten.

4) Auf ewig ach! in ꝛc.

5) Seuffzgen nur.

*) Schemen, Schatten.

Doch will ich ſchwören, daß ſie ſich
Mehr quält und ängſtiget, als ich. [6]
Ach, möcht' ich doch nur bei ihr ſtehen,
Um ihren Jammer anzuſehen! [7]

Glückſelig iſt der, welcher kann
In Gegenwart der Liebſten weinen!
Glückſelig iſt, wer ſiehet an,
Wie ihr Herz auch nicht ſey von Steinen!
Ich weiß nicht, was die Thränenſaat
Für ſtille Freuden in ſich hat,
Wenn ſie ſich läßt zuſammenſprengen
Und treulich in einander mengen.

Jetzt, weil ich nicht kann um ſie ſeyn,
So ſind mir dieſe zarten Felder,
Die Elis ſelbſt nichts räumen ein,
Theſſaliens ſchwarz vergifft'te Wälder. [*]

[6] ängſtigt, weder ich.
[7] Und ihr Betrübnis an- mit ſehen.
[*] Theſſalien war ſeiner giftigen Kräuter wegen berüchtigt.

Führ' mich dahin, Südweſtenwind,
Wo meine Liebſte [8]) Blumen bind't!
Ich will mein Schiffchen allen Wellen
Ganz unverzagt entgegenſtellen

[8]) Wo die Roſille.

Liebe, die Königinn der Welt. [1]).

Kind, das Väter, Götter zwinget, [2])
Kind, deß hoher Zepter dringet
Durch die Macht der ganzen Welt,
Herr der Erden, Zwang der Sterne,
Herrſcher über Nah und Ferne,
Dem, was lebt, zu Füßen fällt!

Keinen Lorbeer werd' ich finden,
Den ich dir nicht umzuwinden
Huld'gend [3]) werde ſeyn bedacht.
Hunderttauſend Kaiſerkronen
Sollten deine Gunſt belohnen,
Stünden ſie in meiner Macht

---

1) Mit einigen Auslaſſungen.

2) Kind, das Gött= und Väter zwinget.

3) Bükkend.

O wie wohl wird der begnüget,
Der vor dir auf Knieen lieget
Und dich eifrig betet an!
Iſt Geduld nur bei dem Schreien,
So wird auch dein Troſtverleihen
Bald ihm werden kund gethan. [4]

Daß ſich nun mein Leiden endet,
Daß ſich Freude zu mir wendet,
Daß mir freundlich ſtrahlt mein Licht, [5]
Daß die zarten Purpurwangen
An den meinen lieblich hangen,
Iſt das deine Gnade nicht?

Ja! Eh' ich dich, Allgut', ehrte,
O, wie mancher Seufzer ſtörte
Meiner Nächte ſanfte Ruh!
Ach, mit was für herber Klage
Bracht' ich meine Frühlingstage
Sonder Troſt und Hoffnung zu!

---

[4] So wird bald dein Troſtverleihen
Ihme werden ꝛc.

[5] Daß mein Liebchen freundlich ſicht.

Nun beginnt mein Glück zu blühen
Und der Winter wegzuziehen,
Der mein Leben machte grau.
Nun beſprengt bei hellerm Wetter
Meines Lebens grüne Blätter
Meines Mädchens 6) Lippenthau.

Das, was mich vorhin betrübte,
Was ich ſonder Nutzen liebte,
Bringeſt du mir redlich ein.
Wer nun dich will grauſam nennen,
Muß, was Güte heißt, nicht kennen 7)
Und ohn' all' Erkenntniß ſeyn.

Du biſt's, der du mir das Leben
Und des Lebens Luſt gegeben;
Ohne dich ſtirbt alle Freud';
Alle Wolluſt wird zu Schmerzen,
Giebſt du nicht dem kranken Herzen
Labſal und Ergötzlichkeit.

---

6) Der Roſillen.

7) Muß ganz keine Güte kennen.

Darum wer ſich in dem Lieben
Unbetrübt gedenkt zu üben,
Ehre deiner Hoheit Pracht.
Ich, ſo lang' ich werde bleiben,
Will von deiner Güte ſchreiben
Und erheben deine Macht.

Der Brief der Geliebten.

Honigreden, Zuckerzeilen,
Worte voller Lieb' und Gunſt!
Lettern, ſo die kranke Brunſt
Meiner ſtillen Schmerzen heilen!
Züge, die die Götter führen,
Die 1) mir Geiſt und Leben rühren!

Redart unverfälſchter Treue!
Sinnenausſpruch, Herzensmund!
Schrift, allein uns beiden kund!
Malwerk, deſſen jede Reihe
Mehr Ergötzlichkeit kann machen,
Als Apelles Künſtlerſachen!

---

1) Und.

Ewig muß der ſeyn geprieſen
Und bis in das ferne Feld,
Wo Diana Feuer hält,
Zu den Engeln hingewieſen,
Der zu Troſt dem treuen Lieben
Auf Papier zuerſt 2) geſchrieben.

Fühlt' ich wo das Ohr mir klingen, 3)
„Nun erwähnt' ſie mein!“ dacht' ich;
„Ach, wer weiß! wohl lächerlich!“
Bei des Trauervogels Singen, 4)
Der der Sonne Strahl nicht leidet
Und ſich bei den Gräbern weidet:

„Das bedeut't der Liebſten Sterben!
Jetzt liegt ſie in letzter Noth;
Jetzt, ach weh! iſt ſie ſchon todt!“
Rief ich kläglich; „dein Verderben,
Schöne, ſoll auch meines werden!“
Und entſagte gleich der Erden.

---

2) Erſtlich auf Papier.

3) Wenn mir wo das Ohre klunge.

4) Wenn der Trauervogel ſuage.

Aber, wer wird mir beſchreiben
Die gleichloſe 5) Zentnerpein,
Wenn mich wo ein Traum nahm ein,
Sonderlich, wenn nun die Scheiben *)
Sich am Himmel heller zeigen,
Und die Dünſte reiner ſteigen!

Wie ſie ſtets in meinen Sinnen
So bei Nacht als Tage ſteht,
Wacht und mit zu Bette geht;
So konnt' auch kein Schlaf zerrinnen,
Daß ihr Bildniß, das ſo ſüße,
Sich nicht um mich merken ließe.

Wie nun eine wahre Liebe
Alles fürchtet, ſcheuet, denkt,
So, erſchien ſie als gekränkt, 6)
Ging ſie traurig, ſah ſie trübe,
Ward mein ganzer Tag ein Stöhnen,
Untermiſcht mit Klag' und Thränen.

5) gleichohne.

6) bekränkt.

*) Die Geſtirne.

Ließ ſie ſchießen Freudenblicke,
Fiel das Widerſpiel mir ein.
Sie möcht' eines Andern ſeyn,
Meint' ich, ſtieß ſie mich zurücke.
Ja, ihr Küſſen und Umfaſſen
Legt' ich aus auf Zorn und Haſſen.

Und ſo ward mir alle Morgen
Umgetrieben Muth und Geiſt;
Was mir dies und das verheißt,
Dräute Kummer, Zweifel, Sorgen,
Bis der ſüße Bote kam, 7)
Der mich meiner Müh' entnahm. 7)

Da ward ich der Angſt entriſſen,
Meine Schöne war geſund.
Ach, was that ſie mir nicht kund!
Doch, es ziemt uns nur zu wiſſen,
Was ſie mit entzückter Süße
Mich verdecket wiſſen ließe.

Wo es wahr iſt, was man ſaget,
Daß ein weißes Paar der Schwan'

---

7) kame, entnahme.

Auf Olympus hoher Bahn
Vor der Venus Wagen jaget,
Zog die Feder, ſo dies ſchriebe,
Deren Flügeln aus die Liebe.

Amor hat ſie ſelbſt geſchnitten,
Venus nachher erſt gebraucht
Und in Nektar eingetaucht,
Und die Eine der Gedritten *)
Liebe, Freundlichkeit und Leben
Ihrem Kiel erbeigen geben.

Nun, du ſchönſte Schrift der Schönen,
Deine Dinte ſoll allein
Meiner Marter Kühlung ſeyn,
Ja des Todes Gift verhöhnen!
Dich, und was die Muſen ſchrieben,
Werd' ich, weil ich lebe, lieben.

---

*) der Grazien.

Das angenehme Geſpenſt.

Das Wolkendach war mit der Nacht umzogen,
Arkas hielt die Mittelſtelle in 1) dem Sternenbogen,
Als Oridor, verhindert von dem Zug,
Nach ſeiner Mele Verlangen trug.
Er lief entſinnt durch Wieſen, Wälder, Berg und Thal;
Das Scheiden bracht' ihm Herzensangſt und Quaal.
Sollt' ich,
Ach, Schöne, dich
Noch ſehn einmal!

So ſchrie er, bis er zu der Hütte kame,
Da, wo ſeine Mele die ſüße Ruh' einnahme.
Kaum rührt' er an den Riegel bei der Thür,
So wiſchte Mopſa vom Stroh herfür:

---

1) durch.

„Wer klopfet an ſo langſam ſchon nach Mitternacht?“ —
Mach, Mädchen, auf! — „Ja, bald hätt' ich aufgemacht.
Ey ja!
Wer iſt denn da?“ —
Haſt du nicht Acht?

Kennſt du nicht mehr der Melen ihren Treuen?
Kann ein halber Tag ſo bald der Liebe Band entzweien?
Doch ſie weiß nichts davon, das gute Kind,
Daß Oridor ſo ſchnell Abſchied find't.
Ach, möchte nur das fromme Herze werden wach!
Ich weiß gewiß, Oridor käm' unter Dach.
Nun weh!
Ich, ich vergeh.
Wer fragt danach? —

„Der Oridor, den du dich fälſchlich nenneſt,
Weil vielleicht du unſrer Hirtinn Liebesfeuer kenneſt, 2)

2) Weil du unſrer Hirtin Liebesbrunſt vielleichten kenneſt.

Iſt weit von hier, wo der Trommeten Hall
Bedämpft den ſüßen Schalmeienſchall.
Er iſt hinweg, und wollte Gott, er wäre hier!
Er würde bald weiſen dir ein' andre Thür." —
O nein!
Es kann nicht ſeyn.
Geh, ſag' es ihr. —

„Was mag es ſeyn, daß Wächter ſo muß bellen?
„Mopſa, Mopſa! Hörſt du, Magd, nicht? Wer iſt an der Schwellen?
„Ich glaube, Schalk, 3) du haſt dir wen beſtellt,
„Des Nachbarn Knecht, der dir ſo gefällt.
„Mach' lieber Feuer im Schornſtein, ſpinne deine Zahl!
„Jetzt kräht der Hahn bereits zum andern Mal." —
„Au, au!
Es iſt die Frau!
Ich leg' mich zu Thal."

„Was? meinſt du, ſo zu bergen deine Tücke?
„Sag', mit wem denn 4) triebſt du vor der Thür ſo Schelmenſtücke?" —

3) Sack. — 4) weme.

„Ach, herze Frau, wir ſind verrathen hier;
Es iſt ein Menſch da draus vor der Thür, 5)
Der klopfet an, will mit Gewalt zu uns herein,
Spricht: Oridor bin ich, Mele, laß mich ein!“ —
Macht auf! —
„Gebt Achtung drauf!
Die Stimm' iſt ſein.“ —

O Mele, Mele, was hab' ich verbrochen?
Iſt nun dies die Treue, die du mir ſo oft verſprochen?
Nun ſteh' ich hier, der Regen träuft auf mich,
Der Wind durchweht mich kalt grimmiglich. —
„Ach, meines Leids! Wo kommt doch dieſe Stimme her?
„So ſeufzet, klagt, ſo beſchwört, ſo bittet Er.
„Wer iſt?“ —
Den du vergißt!
Was braucht es mehr? —

„Ihr Götter, ach! was ſoll ich davon denken?
„Wollt ihr meine kranke Seele gar zu Tode kränken?

---

5) Es iſt ein Menſche drauß für der Tühr.

„Iſt's Oridor? Ach nein! es iſt ein Geiſt!
„Mein Oridor iſt ja fortgereiſt.
„Ich will hingehn, er ſey es, oder ſey es nicht.
„Tritt mit herzu, Mopſa! Sieh, hier kommt ein Licht
„Er iſt's!" —
„Ja, Frau, ihr wißt's." —
„Schweig, Böſewicht!" —

„Ich wag' es drauf und will den Riegel ziehen.
„Bleibe, Schälkinn! Wirſt du nun von mir in Nöthen fliehen?" —
„Ich fürchte mich, Frau; laſſet ja nichts ein!
Wer weiß es, was für ein Ding mag ſeyn;
Denn Oridor hab' ich ja heute ſelbſt geſehn
Dort über'n Berg ſchnell mit vielen Pferden gehn.
Wer weiß,
Was auf der Reiſ'
Ihm ſey geſchehn." —

„Still mit der Thür! daß nicht mein Vater höre
„Und mir meine Luſt mit Oridor auf heute wehre." —
„Ach, Frau, er iſt's! Zünd' ich den Schornſtein an,
Daß meine Zahl ich ausſpinnen kann?" —

„Schweig', Närrinn! Nein, jetzt iſt nicht Licht
noch Spinnen noth,
„Mein Vater hat ja, Gottlob! ohn'dies noch Brot.
„Geh' vor,
„Mein Oridor,
„Sonſt bin ich todt!“ —

Drauf trat er ein. Ein liebliches Umfangen
Stillte Beider keuſche Luſt und ehrliches Verlangen,
Und ob die Nacht ſchon ſonder Monden war,
Sie ganz allein und außer Gefahr,
War doch ein Kuß genug, zu löſchen ihre Brunſt.
So hat einſt Pallas [6]) bewieſen Lieb' und Gunſt
In Zucht,
Wenn ſie beſucht
Der Gott der Kunſt. [7])

---

6) Die Pallas hat ſo.

7) Die letzte Strophe iſt ausgelaſſen.

Liebesſtreit.

Ich ſah mit Einer Einen ſcherzen,
Da fiel gleich Roſilis 1) mir ein. —
Was? fiel erſt Roſilis mir ein,
Als ich die Beiden ſahe ſcherzen?
Ach, Roſilis 1) iſt allzeit mein
Und ſchwebet ſtets in meinem Herzen.

Es küßten 2) vier Korallenlippen,
Da dacht' ich auf Roſillen hin. —
Dacht' ich auf ihre Lippen hin,
Als küßten vier Korallenlippen?
Nein! Lauter Roſen und Rubin
Sind ihres rothen Mundes Klippen.

---

1) die Roſilis.

2) ſchmatzten.

Ich ſah zwei Lilienhände drücken;
So weiß iſt auch Roſillen's Hand. —
Iſt weißer nicht Roſillen's Hand,
Wenn ſie die meinen pflegt zu drücken?
Nicht Schnee noch Wolle hält Beſtand
Vor ihrer Hände Silberblicken.

Ich ſah vier Arme ſich umfaſſen;
So liebet Roſilis 3) auch mich. —
Wie? liebet Roſilis ſo mich
Durch ihrer Arme ſüß Umfaſſen? 4)
Die Tugend hat ſie mehr bei ſich;
Was übrig, will ſie zu⸗ mir ⸗laſſen. 5)

Sie ſahen ſich Beid' an und lachten;
So, dacht' ich, lachet Roſilis. 6) —
Wer ſaget was von Roſilis,
Wie ich und ſie zuſammen lachten?
Ja, wenn ich Koridon ſchon hieß,
Spräch' ich es nicht, ſie zu verachten.

3) So liebt die Roſilis.

4) Durch ihr beſüßtes Arm⸗umfaſſen.

5) Die folgende Strophe iſt weggeblieben.

6) lacht die Roſilis.

Es war nur ein Gemüth in Zweien;
So iſt auch Roſilis geſinnt. —
Ja freilich iſt ſie ſo geſinnt;
Es lebt nur ein Geiſt in uns Zweien.
Ach, ſollt' ich, Roſilis, mein Kind,
Darüber mich nicht herzlich freuen?

Laß Andre lachen, laß ſie klagen,
Laß herzen, ſcherzen und was mehr!
Mir braucht's, o Herz, kein Zeugniß mehr,
Als jüngſt beim Abſchied deine Klagen. 7)
Roſille liebt mich noch ſo ſehr,
Als ich beſchreiben kann und ſagen.

7) Ich dürff kein Zeügnüß, Herze, mehr,
Als dein bey meinem hingehn, klagen.

Klugheit verbirgt die Liebe.

Es iſt genug der Hände Drücken,
Der Füße Tritt, der Augen Nicken,
Wenn, Liebchen, 1) wir bei Leuten ſind.
Hör' auf mit weitern Liebeswerken;
Man will es faſt zu deutlich 2) merken,
Daß wir uns lieben, gutes Kind.

Sind wir dann insgeheim beiſammen,
So lüfte frei die heißen Flammen;
Bin ich doch, Närrchen, allzeit dein.
Dann können wir uns ſatt ja küſſen
Und, was wir jezuweilen miſſen,
Mit Wucher bringen wieder ein.

---

1) Büſchgen.

2) ſcheinbar.

Mein Liebchen, 3) kennſt du nicht die Leute?
Der dir ganz freundlich ſteht zur Seite,
Giebt Achtung auf dich, als ein Feind.
Die ſich am nächſten um dich ſtellen,
Sind, deines Namens Ruhm zu fällen,
Verräth'riſch mörderlich 4) gemeint.

Man kann ſich nicht genugſam hüten;
Stracks iſt des Neiders Gift und Wüthen
Auf Lieb' und Freundſchaft vor der Thür.
Man muß jetzt gar gelinde gehen;
Es weiß ein Luchsaug' auch zu ſehen,
Stellt man ihm gleich nicht Brillen für.

Ich werd' es nicht für übel deuten,
Ob du mich gleich je vor den Leuten
Wie feindlich heißeſt von dir gehn. 5)
Ein Spöttchen kann ich leicht verſchmerzen,
Läßt du mich nur in deinem Herzen
Für deinen Freund und Schatz beſtehn.

3) Büſchgen.

4) Verräth- und mörderlich.

5) Verhaßt, und heiſt mich ꝛc.

Drum ſey genug dir Händedrücken,
Der Füße Tritt, der Augen Nicken,
Wenn, Liebchen, 6) wir bei Leuten ſind.
Wer weiß, ob nicht aus dieſen Werken
Die ſchlauen Neider etwas 7) merken,
Daß wir uns lieben, gutes Kind.

6) Büſchgen.

7) ab = was =

Je dunkler, je beſſer. ¹)

Hab' ich was der Nacht zu danken,
Gilt es dir drum, Phöbe, nicht.
Deinetwegen, gramhaft Licht,
Hätt' ich ewig müſſen kranken.

Dein verräth'riſch Silberfeuer
Hat mir oft geſchnitten ab,
Was mir Venus willig gab,
Mir, mir ſonſt verlaßnem Freier.

Buhler ſuchen ihr Vergnügen
In der ſtillen Finſterniß;
Durch dich hätt' ich nimmer dies,
Was ich kriegte, können kriegen.

---

1) Mit Auslaſſung einer Strophe.

Nun du deinen Strahl verborgen,
Und der Nebel dich umſchloß,
Hielt mich meiner Liebſten Schooß
Eingehüllet bis zum 2) Morgen.

In den wilden, 3) wüſten Gründen,
Wo kein Neider 4) dich verrieth,
Durfteſt du, 5) wie man dich ſieht,
Bei Endymion dich finden.

Was ich wünſche zu erjagen,
Kann ich fangen ſonder Licht.
Meinetwegen darfſt du nicht
Gold an deinen Wangen tragen.

Wirſt du aber ferner funkeln,
Sprech' ich gar Medeen *) an;
Die ſoll dich auf 6) deiner Bahn
Auch in einem Hui verdunkeln.

---

2) an. — 3) wild- und 4) Menſche.
5) Durfſtu wol ꝛc. — 6) an.

*) die mit ihrer Zaubergewalt den Mond in ſeiner Bahn aufzuhalten wagen durfte.

Nacht, du ſüße Nacht, mein Leben!
Leben, Nacht, du ſüße Nacht!
Du haſt mich vergnügt gemacht;
Ewig ſey dir Dank gegeben!

Scheiden bringt Leiden.

Ich bin mein Tage ſo mit Schmerzen
Mit Ungeduld und weichem Herzen
Von jener Stadt nicht abgereiſt.
Nun ich auf wenig, wenig Tage
Der ſüßen Gegend Abſchied ſage,
Verwirrt ſich Herze, Muth und Geiſt.

Ich bin ja nicht ſo hoch empfangen,
Nicht ſo auf weichen Roſen gangen,
Mit Gold und Silber nicht beſchenkt,
Daß ich mich ſollte, drum zu ſehnen,
Mich ſo zu Leid und Angſt gewöhnen.
Ein Andres iſt es, was mich kränkt.

Wo du es, Fama, nicht willſt ſagen,
Mich durch der Leute Mund nicht tragen, [1]
Will ich es wohl vertrauen dir:
Es iſt Melinde, meine Schöne,
Wonach ich mich ſo heftig ſehne.
Dies Eine, dieſes mangelt mir.

Melinde, ach, du liebe Seele,
Wie heftig ich mich um dich quäle,
So bringt es dir doch mehr Verdruß.
Ich weiß es, daß viel tauſend Stöhnen,
Viel tauſend Seufzer, Leid und Thränen
Mein Scheiden dir erwecken muß.

Was helfen mir [2] nunmehr die Küſſe,
Die du, Melinde, mir, du Süße,
Du holdes Kind, [3] gegeben haſt?
Nun ſind es Würmer, die mich nagen,
Nun ſind es Pfeile, die mich plagen.
Ach, Luſt, wie wirſt du ſo zur Laſt!

[1] Mich durch die Mäuler nicht willſt tragen.

[2] mich.

[3] Zucker-kind

Wo etwas nicht mich armen Kranken
Enthielt *) die Freude der Gedanken
Und ich auf Hoffnung nicht gedacht,
Ich hätte mein verhaßtes Leben
Auch vor dem Tode preisgegeben
Und mir den Garaus ſelbſt gemacht.

Wie hundertmal denk' ich der Stunde,
Da ich, Melind', an deinem Munde
Mit halb zertheiltem Geiſte lag.
Erinnerſt du dich, wie vor allen
Nur der mir wollte wohlgefallen,
Wie ich ihn oft zu rühmen pflag? **)

Warum haſt du denn nicht, mein Leben,
Mir nun dein Mündchen mitgegeben?
Dies wäre mir ja noch ein Troſt.
Umſonſt! Ich muß es Alles meiden;
Der Himmel zwinget uns, zu ſcheiden,
Das Glück iſt allzuſehr erboſt.

*) d. h. abhielt.

**) pflegte.

Iſt's möglich, daß es ſoll geſchehen,
Daß ich dich werde wiederſehen,
Wie glücklich ſoll mir ſeyn die Zeit!
Laß Kröſus den mit Golde laden
Und Jenen ſtehn durch Rom erhaben, —
Ich werde höher ſeyn erfreut.

Um ihretwegen allein.

Man mag mich loben oder ſchimpfen,
Man ſeh' mich ſüß und ſauer an,
Genug, daß ich der ſchönſten Nymphen,
Roſillens Ruhm beſchreiben kann.
Sprecht, ſtolze Neider, ſprecht nur immer,
Ich ſey verachtet, ungelehrt, [1])
Wo mich ein eitles Frauenzimmer
Nicht machte bei der Welt gehört.

Recht! Durch ſie will ich ſeyn erhoben,
Durch ihren Glanz der Freundlichkeit,
Durch ihrer reifen Tugend Loben,
Durch das, womit ſie mich erfreut.
Es wird mir nicht zum Nachtheil dienen,

---

[1] veracht und ungelehrt.

Daß ich ihr Weſen hier benennt;
Ihr Nachruhm wird mit meinem grünen,
Weil man der Liebe Hoheit kennt.

Roſille, laß dich nicht bekümmern,
Daß Mancher Böſes von uns hält:
Des Neides Anſchlag geht zu Trümmern;
Ihn fängt der Strick, den er uns ſtellt.
Das ganze Reich der Paphirillen,
Cupid' und Venus ſtehn uns bei,
Die Muſen ſind uns ſelbſt zu Willen,
Uns ſchützt der Fürſt der Dichterei.

Der blaue Baſiliskendrache
Schafft durch Verdruß ſich [2]) ſelber Noth;
Ihn ſtürzt die eingebild'te Rache,
Sein eigen Gift bringt ihm den Tod.
So wird der Neider auch zerſpringen,
Wenn er uns länger lieben ſicht, *)
Wenn er mich ferner höret ſingen,
Und er es kann verwehren nicht.

[2]) ihm.

*) d. i. ſieht.

Der Wein erfreut des Menſchen Herz.

Auf, bringet Wein!
Mein Schmerz, der 1) will ertränket ſeyn.
Der edle Saft der Reben
Muß mich des grimmen Leids entheben.

Jachus Saft
Hat manchen Kummer weggerafft;
Er wird auch mein Verdrießen
Durch ſeiner Trauben Blut verſüßen.

Spült Gläſer aus!
Ich ſoll verſuchen, ob ein Schmaus
Mög' in Vergeſſen ſenken,
Was mich ſo ohne Maaß 2) will kränken.

---

1) Schmerze. — 2) ungemenſcht.

Du harte Thür,
Verfluchet ſeyſt du für und für!
Es müſſen deine Pfoſten
Zu ihrem eignen Unheil roſten.

Diespiter *)
Stürm' über deine Pforten her!
Es müſſen deine Schwellen
Durch ſeinen Bliz in Stücke ſchellen.

So manche Nacht
Hab' ich umſonſt bei dir gewacht,
Und andern groben Hachen
Läßt du nun knarrend auf dich machen.

Zwar Roſilis
Iſt mir bei Tage ſchon gewiß; 3)
Doch ſtehn zu allen Zeiten
Die ſcheelen Wächter uns zur Seiten.

Sobald die Nacht
Dem Tag' ein Ende macht,

3) Die Roſilis
Iſt mir bei Tage zwar ꝛc.

*) Jupiter.

Muß ich den Abſchied nehmen.
Dann fängt ſich an mein Weh und Grämen.

Der Teufel hat
Erdacht den ſchlimmen Rath,
Daß man mit blinden Schlöſſern
Die Thür verwahrt, mein Leid zu größern.

Der böſe Hund
Iſt wachſam jede Stund';
Er lauſchet an der Schwellen
Mit Murren, Rümpfen *) und mit Bellen.

So geh' ich blind
In blinder Nacht, ich armes Kind,
So oft durch beide Gaſſen
Und werde niemals eingelaſſen.

Drum her, ihr Freund'!
Ich muß die Grillen heunt **)
Im Wein zu Tode ſchlagen.
Der Teufel möchte ſo ſich plagen

*) Wohl hier das Lat. ringi.

**) heut' Abend.

So bringt nun Wein!
Mein Schmerz, der *) will ertränket ſeyn.
Der edle Saft der Reben
Soll mich des grimmen Leids entheben.

---

*) Schmerze.

Nachtlied.

Du blaſſer Mon, *)
Weißt du auch was davon,
Daß ich hier unten klage?
Du Silberheer,
Schauſt du auch auf mein Meer
Der Thränenplage?

Das weiße Licht
Der Sterne achtet nicht
Mein unerträglich Leiden;
Sonſt würd' ihr Guß
Verwandeln dieſen Fluß
In Luſt und Freuden.

---

*) Mond.

Wie öfters trug
Der trüben Wolken Zug
Erbarmniß mit mir Schwachen!
Mein Schmerzenlied
Konnt' ihr *) bewegt Gemüth
Auch weinen machen.

Der Himmel riß
Auf mein Bekümmerniß
Mit Hagel und mit Schloßen,
Weil meine Brunſt
Von der Geliebten Gunſt
Ward ausgeſtoßen. —

Latern' und Licht,
Entdecket mich nur nicht!
Kehrt ab das Judasfeuer!
Schaut mir nicht nach,
Ihr Leute, was ich mach',
Ich armer Freier!

Geht mich vorbei
Und fragt nicht, wer ich ſey,

*) der Wolken.

Doch wird mich wer erkennen,
Der werde ſtumm!
Ich will mich hier — kurzum —
Nicht laſſen nennen.

Schwört und betheu'rt
Bei Ammon, der da feu'rt
Mit Blitz und Donnerſchlägen,
Es ſey Niemand,
Als der euch unbekannt,
Geweſt zugegen.

So wünſch' ich euch,
Daß ihr in Amor's Reich'
Erfreuet möget wohnen.
Es fall' euch Ruh',
Luſt und Vergnügen zu
Einſt bei 1) Dionen!

---

1) Bei der.

Beſſer, ruhig lieben, als mühſam kriegen.

Eh' ich wollte deiner miſſen,
Karilis, mein ſchönſtes Licht,
Eh' mir, deinen Mund zu küſſen,
Ferner ſollte werden nicht,
Wollt' ich eh', daß alles Kriegen
Müßt' in Pluto's Pfuhlen liegen.

Sollt' ich gleich mit Siegeszweigen
Fahren zum Capitolin,
Auf den goldnen Wagen ſteigen,
Durch Capena's Pforte ziehn,
Mit der Römer Schaar umgeben,
Die mich, Sieger, hieße leben;

Sollt' ich tauſend Städte haben,
Fürchten mich der Scythen Land,
Stünd' ein Königreich Araben
Und der Nil in meiner Hand,
Sollt' ich Indien beherrſchen,
Ehrte mich das Reich der Perſen;

Wollt' ich doch ohn' dich, Karille,
Alles ſchlagen in den Wind.
Beſſer bei dir in der Stille,
Als wo Kron' und Zepter ſind,
Die man unter Fährlichkeiten 1)
Muß erhalten und erſtreiten. 2)

Gerne will ich bei dir pflügen,
Gern auf hartem Gerſtenſtroh,
Liebſtes Kind, Karille, liegen,
Gerne dreſchen, holzen, — wo
Ich bei dir nur möge leben
Und zur Zeit ein Küßchen geben.

---

1) mit Unruhigkeiten

2) beſtreiten.

Fahret hin, ihr eiteln Krieger,
Hochmuth, Beute, fahret hin,
Hin, ihr blutbeſprengten Sieger!
Lieb' und Ruh' iſt mein Gewinn.
Forthin will ich bei den Schaafen
An des Liebchens Seite ſchlafen.

Des Hoffnungsloſen Klage.

Was hilft es uns, daß wir uns lieben?
Roſille, Schöne, ſag' es mir!
Daß wir ein ſtetes Seufzen üben
Und Schmerzen tragen für und für?
Ach, Schmerzen, denen keine Wunden
Wie tödtlich auch, je gleich gefunden! [1]

So ſtark kann keine Wunde bluten,
Ritzt ſie die Lebensader gleich,
Daß nicht ein Heil ſey zu vermuthen:
Der Garten iſt ja noch ſo reich,
Ein edles Blümchen darzuſtellen,
Zu ſtopfen ihres Schweißes Quellen.

---

[1] Wie tödtlich ſie ſind, gleich ſich funden.

Wer aber hilft der kranken Seele,
Die bis auf's Leben ſteht verſehrt?
Der Wund', ob welcher ich mich quäle,
Wird aller Heilung Kraft verwehrt.
Du biſt es, Tod, der mich entbindet
Deß, wofür man nicht Kräuter findet.

Zwar, Zeit, du willſt mir was verheißen;
Das aber iſt zu ſchlecht für mich.
Du pflegeſt Alles hinzureißen,
Liebſt Wankelmuth. Ja, wenn ich dich
Und deinen Flug in einer Kette
Beſchloſſen und umfeſſelt hätte!

Ich wollte deine Vorderhaare
Nicht aus den Händen laſſen gehn,
Als bis du mir ſo viel der Jahre
Von dem Verhängniß ließ'ſt entſtehn,
Daß die Vergnügung meiner Sinnen
Möcht ihren ſüßen Zweck gewinnen.

Nun biſt du flüchtig, falſch und wilde;
Doch wäreſt du nur flüchtig ſatt! *)

---

*) genug.

Wie bald wär' ach! die Wunde milde,
Die mir das Leben machet matt!
Es würde noch durch etwas Hoffen
Die Lindrung meiner Qual getroffen.

Verblutet euch, ihr grimmen Schmerzen!
Verblutet Geiſt und Leben aus!
Gebt Stoß auf Stoß dem treuen Herzen!
Verlaßt des Leib's geplagtes Haus!
O Seele, weich'! Es iſt vergebens;
Ich heile nicht Zeit meines Lebens.

Treugeliebt, ungetrübt.

Es iſt ein Ort in düſtrer Nacht,
Wo Pech und blauer Schwefel brennet,
Deß hohler Schlund nie wird erkennet,
Als wenn ein Blitz ihn heiter macht;
Mit Schlamm und ſchwarzen Waſſerwogen
Iſt ſein verfluchter Sitz umzogen.

Megäre denkt da Martern aus
Mit ihren Schweſtern, denen Schlangen
Um ihre gift'gen 1) Schläfe hangen;
Da iſt die Grauſamkeit zu Haus,
Da wohnet Neid und Widerwillen,
Man höret da des Cerber's Brüllen.

---

1) Um die vergifften.

Irion's Marterrad iſt da
Und Tantalus zum Durſt verbannet;
Und Tythius ſteht ausgeſpannet
Und wünſcht, ſein Ende wäre nah.
Da ſind die ausgehöhlten Fäſſer
In Lethe's dunklem Todgewäſſer.

Zu dieſer Höllen iſt beſtimmt,
Wer mit der zarten Liebe ſpottet;
Wer gegen Amor auf ſich rottet
Und wider Venus Waffen nimmt,
Treibt mit Verliebten Scherz und Poſſen,
Wird hier in Ketten eingeſchloſſen.

Dagegen 2) iſt ein grünes Thal,
Wo die beblümten Weſte kühlen.
Hier höret man von Saitenſpielen,
Von Luſt und Freuden ohne Zahl.
Die Felder blühn in bunten Nelken
Und Roſen, welche nie verwelken.

Hier wehet eine Zimmetluft;
Man höret da ohn' Ende ſchallen

---

2) Hergegen.

Den Schlag der muntern Nachtigallen;
Da iſt kein Froſt, kein Nebelduft;
Kein Blitz, kein Donnerſchlag, noch Regen
Zieht ſchwarzen Wolken hier entgegen.

Hier iſt ein milder Liebesſtreit;
Das junge Volk ſpielt mit Jungfrauen
Auf Elis bunten Silberauen.
Scherz, Liebe, Luſt und Fröhlichkeit,
Vergnügung, Ruh' und ſüßes Lachen
Verkürzt ihr unaufhörlich Wachen.

Wohl dem, der ſich der Lieb' ergiebt!
Der wird, gekrönt [3] mit Myrtenkränzen,
Genießen dieſes ſteten Lenzen.
Wohl dem, der keuſch und treulich liebt!
Ihn wird mit Sieg, Triumph und Singen
Der bleiche Charon überbringen.

[3] bekrönt.

Felderfreiheit.

Die Freud' hat ſich auf's Land begeben;
Was mach' ich in der Stadt?
Ein Narr iſt, wer allhier zu leben,
Sich überredet hat.
Auf! ſpannet an den leichten Wagen!
Ich will hin zu Roſillen jagen.

Der holde Blick [1]) der Charitinnen
Giebt ihr ein Luſtgeleit.
Auf! trag' mich, Pegaſus, von hinnen
Zu ihrer Freundlichkeit!
Was acht' ich dieſer öden Gaſſen,
Wenn ſie nicht meine Liebſte [2]) faſſen?

---

1) Das Lach-geſicht.

2) Wenn ſie die Roſilis nicht ꝛc.

Selbſt Venus will zur Hirtinn werden,
Nun ſie der Schaaſe wacht;
Und Amor flieget 3) um die Heerden
Und treibet ein zu Nacht.
Er weiß mit Melken umzugehen
Und lernt den ſchlanken Drüſchel *) drehen.

Sollt' ich mich denn des Pflügens ſchämen,
Wenn ſie mein Mahl mir 4) bringt?
Mich um die Bauernarbeit grämen,
Wenn ſie zu Abend ſingt
Ein Lied, das jene frohen Felder
Der Echo ſchicken in die Wälder?

Jetzt brennt der Sonne heiße Kerze
Im wilden Hundesſtern;
Was acht' ich Hitze, Schrunden, Schwärze,
Iſt mir mein Kind nicht fern!
Bei ihr und ihres Hammels Glocke
Schmeckt mir, was ich in Waſſer brocke.

---

3) Der Amor fleuget.

4) Wenn ſie mir Eſſen ꝛc.

*) Dreſchflegel.

Zu Delphi ſchwieg die Pythe ſtille,
[illegible] Phöbus war entbrannt;
Ihn freut' [5]) Admetens Schaafgebrülle,
Als Amor ihn verbannt.
Aus Liebe pflegt' ein Gott der Heerden;
Sollt' ich denn nicht ein Schäfer werden?

Um Roſilis, um meine Schöne?
Um die ich eine Stadt
Nicht nur, nein, ſondern alles höhne, [6])
Was Wäll' und Mauern hat.
Weg, Memphis, weg! weg alle Schlöſſer!
Roſillens Bauernhaus iſt größer.

Die alte Welt wohnt' in den Hütten
Und aß die Eichelnuß;
Ihr Trunk ſtand Allen in der Mitten,
Ein Brunn, ein [7]) heller Fluß.
Da hat ſich Phillis beigeſetzet
Und frei mit Koridon ergötzet.

5) Ihm liebt ꝛc.
6) Um welch' ich eine Stat
Nicht nur, beſondern alles hone.
7) und.

Da war kein Hüter, der die Pforten
In harte Riegel ſchloß;
Die Freiheit war an allen Orten
In ihrer Freiheit groß;
Es liebt' und herzte ſich ein Jeder. *)
Kommt, ihr Gebräuche, kommt doch wieder!

---

*) Das Je in Jeder wie ein gedehntes i auszuſprechen.

Der Verzweifelte.

Hier iſt das Herz! Stoß, Morta, *) nach der Linken!
Parzenheer,
Setz' an die Scheer',
Indem die müden Augen ſinken!
Iſt doch ſchon mein Geiſt
Aus der Lethe Fluth geſpeiſt.
Du ſüßes Sterben,
Was wirſt du mir für Ruh' erwerben!
Acheron,
Ich will auf dir davon!
Was hab' ich armer Buhler hie
Zu hoffen ſonſt, als tauſend Todesmüh'?

Dann hat ſie ſich, die Wilde, ſatt gerochen!
Wann der Tod,
Die letzte Noth,
Mein allzu treues Herz zerbrochen,

---

*) die Todesgöttinn.

Stellt das Klagen ein,
Laßt betrübtes Weinen ſeyn!
Wer Liebe kennet,
Wie ſie das arme Leben brennet,
Wird mit Luſt
Das Blut aus warmer Bruſt
Zuſammt dem rothen Herzen ſehn
Aus des verliebten Bruders Körper gehn.

Ach, hätte mich der Lebensſchweſtern eine
Umgebracht
Die erſte Nacht,
Als ich noch ohn' Vernunft und kleine
An der Mutter ſog
Und mein Elend nicht erwog! —
Iſt dies der Frommen,
Daß ich zu Jahren bin gekommen,
Stets in Pein
Und unvergnügt zu ſeyn?
Ach, Liebe! herber Natterſtich!
Ach, böſe Liebe! wozu bringſt du mich!

Doch wird es ihr noch einſt vergolten werden,
Iſt gewiß

Nur Nemeſis
Allhier und ſchaut das Thun der Erden,
Iſt nur Venus nicht
Und ihr Amor ein Gedicht.
Gedenke, Schöne,
Was ich jetzt ſterbend dir erwähne
Reu' und Schmerz
Wird einſt dein eiſern Herz
Ganz unbarmherzig greifen an.
Dann denke, daß du mir es auch gethan!

Glück der Nacht.[1])

Willkommen, Fürſtinn aller Nächte!
Prinz der Silberknechte!
Willkommen, Mond, aus düſt'rer Bahn
Vom Ozean!
Dies iſt die Nacht, die tauſend Tagen
Trotz kann ſagen,
Weil mein Schatz
Hier, im Priapus Platz, *)
Erſcheinen wird, zu ſtillen meine Pein.
Wer wird, wie ich, wohl ſo beglücket ſeyn?

Beneidet, himmliſche Laternen,
Weiß geflammte Sternen,
Mit einem ſcheelen Angeſicht

---

[1]) Mit Auslaſſung einer Strophe.

*) im Garten.

Ach! mich nur nicht!
Kein Menſch, ihr einzig möget 2) wiſſen,
Wie wir küſſen.
Alle Welt
Hat ſeine Ruh' beſtellt;
Wir beide nur, ich und mein Kind, ſind wach,
Und Flammen ihr an Bronteus *) Wolkendach.

Es ſäuſelt Zephyr aus dem Weſte
Durch Pomonens Aeſte,
Es ſeufzet ſein verliebter Wind
Nach meinem Kind.
Ich ſeh' es gerne, daß er ſpielet
Und ſie kühlet,
Weil ſie mir
Folgt durch die Gartenthür
Und doppelt **) den geſchwinden Liebestritt.
Bring', Weſt, ſie bald und tauſend Küſſe mit.

Komm, Flora, ſtreue dein Vergnügen 3)
Dahin, wo wir liegen!

2) als ihr nur möget. — 3) Vermögen.

*) der Donnerer, Beiname des Zeus.

**) verdoppelt.

Es ſoll ein bunter Roſenhauf
Uns nehmen auf,
Und, Venus, du ſollſt in den Myrten
Uns bewirthen,
Bis das Blut
Der Röth' *) hervor ſich thut. —
Was Schein iſt das? Die Schatten werden klar.
Still, Lautenklang! Mein Liebchen iſt ſchon dar.

---

*) der Morgenröthe.

Liebe und Aprilwetter.

Siſyphus Gebirg' erreichen,
Tantal's Weigertrank 1) erſtehn,
Auf dem Schlangenrad erbleichen,
Tauſend Martern vor ſich ſehn,
Iſt Amor's grimme Dienſtbarkeit,
Die Kette muntrer Jugendzeit. 2)
Ach! daß ich in Frühlingsjahren
Muß ſolchen Zwang erfahren!

Weint nun mit mir, die ihr ſahet,
Wie ich ſonſt beglücket ſtund,
Als mein Kind ſich zu mir nahet'
Und mir bot den Roſenmund,

---

1) Wegertrank.

2) der bejungten Zeit.

Die jetzt in ihrem Wankelſinn,
Mich um ein Leichtes giebt dahin. [3])
Meiner Liebe treues Feuer
Kömmt mir nun ſchlecht zu Steuer. *)

Selbſt der Neid hat ſich verwundert,
Wenn der Liebe Funkengluth
In der Liebſten Herzen zundert,
Und ihr heißentbrannter Muth
Auf meinen Schwefel häufig ſtieß
Und Gegenflammen in mich blies;
Nun ihr Feuer ausgegangen,
Vergeh' ich vor Verlangen.

Ach! kein Elend iſt zu ſchätzen
Gegen Liebe, die verbleicht;
Kein Beſchwerniß und Verletzen
Iſt, das dieſem Schmerze gleicht,
Wenn ſich die Gunſt verkehrt in Haß,
Wenn uns der Spott macht ſehnend blaß,

3) Jezt heget ſie den Wankel=ſinn,
Sie giebt mich um ein leichtes hin.

*) zu Statten.

Wenn die Luſt uns wird verſchloſſen,
Der *) wir ſo oft genoſſen.

Jetzt wird mir nicht mehr *) erlaubet,
Um die dunkle Thür zu ſtehn;
Lunen, ſo die Sterne treibet,
Darf ich nicht vergnüget ſehn.
Um den ſie mich nunmehr verlacht,
Der Nebenbuhler ſteht zur Wacht,
Um ihn hält des Neides Drache,
Mord, Eifer, Zorn und Rache.

Dennoch will ich ab nicht laſſen,
Dennoch lieb' ich, wie vorhin;
Sollt' ich ſie, mein Leben, haſſen,
Ohne die ich ſeellos bin?
Ach! eher müßt' ein kalter Stahl
Verhindern ſolcher Falſchheit Wahl!
Endlich wird ſie mich, den Treuen,
Mit Thränen noch bereuen.

---

*) einſt.

*) Deren.

Sie liebet.

Soll denn, o ihr herben 1) Thränen,
Kummer, Weh, Ach, Schmerzen, Unmuth, Klagen,
Soll, Verzweiflung, Angſt und Stöhnen,
Ich einmal von eurem Ende ſagen? —
Verſchwindet! ich werde beglückt,
Die ſchöne Melinde hat nach mir geſchickt.

Sollte ſie mich tröſten wollen?
Oder wird ſie mir mein Urtheil ſprechen?
Soll ich mit dem Leben zollen?
Will ſie ſich mit Spotten an mir rächen? —
Verſchwindet, Gedanken! ſie liebt,
Sie ſchmerzt und beherzet, *) daß ſie mich betrübt.

---

1) ſalzgeſchmolzne.

*) d. i. beherzigt.

Manchen Tag hab' ich geweinet,
Wenn ihr nicht mein Leiden ging zu Herzen,
Wenn ihr Sinn ſo war verſteinet,
Daß ſie nicht gedacht an meine Schmerzen. —
Nun iſt es verkehret. Sie ſpricht,
Sie liebe mich einig, ſonſt keinen mehr nicht.

Soll ich mich darauf verlaſſen,
Oder ſpielt ſie nur mit falſchen Worten?
Ach, ſo wollt' ich lieber blaſſen,
Eh' ich käm' an ihres Zimmers Pforten.
Nein! Edler Wahrheit Beſtand
Bekrönt ſie und beut mir die liebende Hand.

Fahr denn hin, du tödtlich Leiden! [2]
Furcht, Bekümmern, Zweifel, Zagen, weichet!
Hin, ihr Störer meiner Freuden!
Forthin hat mein Antlitz ausgebleichet.
Bekränzt mich und rufet: Glück zu!
Der Sturm iſt vorüber, mir bleibet die Ruh.

---

2) Nun fahr hin, Mord-bringend Leiden.

Bei der Liebſten Tod. 1)

Oeffnet euch, ihr Augengüſſe,
Thränet, blutgefärbte Flüſſe,
Klagt, beweinet, was ich miſſe!
Meine Freud' ach! iſt verblichen.
Helft, ihr Götter, meiner Noth!
Schönheit, Tugend, Zucht iſt todt
Und zur Lethe [2]) hingewichen.

Amor, lösche deine Flammen,
Tritt mit Cyprien zuſammen,
Alle Wolluſt zu verdammen,
Weil das Bild der Trefflichkeiten,
Deiner Fackel werther Zweck

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

2) nach Leten.

Aus dem Leben iſt hinweg,
Und mit ihr der Troſt der Zeiten.

Brecht, ihr Wolken, donnert, ſchützet, *)
Schwitzet ganze Seen, ſchwitzet,
Weil mein Nordſtern iſt verblitzet.
Und du goldnes 3) Rad der Sonnen,
Dunkle deiner Reiſe Bahn;
Ziehe ſchwarze Kleider an,
Luna, weil mein Licht verbronnen.

Heulet kläglich, 4) Luft und Winde,
Echo, ächz' es in die Gründe,
Wo ich mich verzweifelt finde!
Dieſe Fauſt iſt ſchon gerüſtet,
Mir zu thun den letzten Stoß.
Meine Marter iſt zu groß,
Daß mich nicht zu leben lüſtet.

Holt mich ab, ihr jungen Hirten!
Beide ſoll ein Grab bewirthen.
Leget uns in grüne Myrten!

---

3) Du vergöldtes.

4) Pfeifft erbärmlich.

*) ſchießet.

Die das Leben nie geſchieden,
Trennet auch die letzte Pflicht
Und der Riß der Parzen nicht,
Der ſonſt Alles kann zerglieden. *)

Brechet aus den Marmorſteinen
Von den allerreinſten einen;
Drauf ſoll dieſe Schrift erſcheinen:
„Die im Leben treu verharret,
Stets ein Geiſt und eine Seel',
Ach, die hat in dieſe Höhl'
Amor ſelber eingeſcharret.“

*) zergliedern, zertheilen.

Auf ihren Morgenſchlaf.

Mein Liebchen, 1) biſt du noch nicht wach?
Verlaß die weichen Federdecken,
Die ſo viel Göttlichkeit verſtecken!
Ich gehe hier der Hoffnung nach,
Ob ich dich möchte, mein Vergnügen,
An den Kryſtallen ſehen liegen.

Aurorens goldne Roſenbluth,
Das Ebenbild von deinen Wangen, 2)
Iſt allbereits vorbeigegangen,
Apollo blitzt in voller Gluth;
Der Handwerksmann hat ſchon verzehret,
Was ihm zum Morgenbrot gehöret.

1) Rubellchen.

2) Dein Ebenbild der roten Wangen.

Mein Liebchen [3] ſchläft. Sie weiß es nicht,
Daß ich im Gehn hier klag' und reime.
Seyd ihr denn Wahrheit, Morgenträume,
So ſtellt mich ihr jetzt vor Geſicht,
Wie ich an dieſem Fenſter ſtehe [4]
Und ſie an, zu erwachen, flehe.

Ich ſchwör' es, Morpheus, daß ich dich
Will mehr, als alle Götter, ehren,
Wirſt du Rubellchen ſo bethören,
Daß ſie es glaube kräftiglich
Und nach dem Fenſter möge rennen,
Des Traumes Ausgang zu erkennen. [5]

Ja, mich kannſt du, du Lügengeiſt,
Du Träumer, wohl durch ſie betrügen!
Ich kann faſt keine Nacht nicht liegen,
So wird ſie zehnmal mir geweiſt. [*]
Erwach' ich in dem öden Schatten,
So möcht' ich mich zu Tod' ermatten.

3) Rubellchen.

4) Als wie ich um diß Fenſter ſtehe.

5) Die nächſte Strophe iſt ausgelaſſen.

*) gewieſen.

Rubellchen, du biſt nicht verliebt,
Sonſt würdeſt du 6) des Schlafs vergeſſen.
Wen Amors Wüthen hält beſeſſen,
Der ruhet ſo nicht, unbetrübt.
Wach' auf, Rubellchen, ſoll ich gläuben,
Daß du die Meine wolleſt bleiben!

---

6) Sonſt würdſtu wol.

Madrigale.

Gegen die Liebe kein Rath.

Ich wich dahin [1] zum ſtrengen Norden,
Und dennoch fühlt' ich Liebe.
Ich bin Gradivus eigen worden,
Ich pflügt' ein hartes Feld,
Ich ſchiffte durch Ozeans Wellenwelt,
Und dennoch fühlt' ich Liebe.
Woher? Iſt denn für Liebe nicht ein Rath? —
Ach! jetzt beſinn' ich mich, daß Amor Flügel hat.

[1] Ich wiche hin.

Der neue Amphion.

Was rühmſt du, alte Dichterwelt,
Du habeſt durch dein Singen

Die Löwen können zwingen
Und Phöbe'n aus den Flammen bringen,
Du habeſt manchen Stein an Theben's Mauerwerk
Durch einen Leierklang geſtellt!
Cupido zog mir Saiten auf
Und reichte mir den Fiedelbogen,
Der hat die Roſilis bewogen,
Daß ſie verliebet worden iſt.
Cupido, ſey geküßt,
Du Herzensdieb!
Dein Fiedelbogen macht's, ſonſt wär' ich ihr nicht lieb.

Der Liebe Noth.

Verzweiflung, Sorge, Furcht und Schrecken,
Schmerz, Leiden, Angſt und Qual,
Ein Regiment von Gecken,
Verſpottung ohne Zahl,
Das iſt der Liebe Leibgedinge.
Wer das nicht kennt, der weiß auch nicht, was Amor iſt.

Sey nun geehrt, geliebt, geküßt,
Und ſey dabei ein Haupt der Narren! —
Wißt ihr, wem ich das Lieben wollte gönnen?
Dem, mein' ich, der mich nie hat lieben können.

Der alte Geck.

Einſt ſah' ich einen alten Narren
Die grauen Haare reißen aus
Vor einer Schönen Haus,
Und wer allda vorüberging,
Hub weidlich an zu lachen,
Daß er erſt an im Alter fing,
Die Liebe mitzumachen.
Sieh', Alter, das ſteht dir nicht an
Und deines Gleichen!
Der Jugend, die mit Rechte lieben kann
Und ihrer Liebe Zweck erreichen,
Der geht das Lieben hin.
Drum lache nicht, daß ich verliebet bin!

Zauberei der Liebe.

Es iſt nicht wahr,
Daß Amor den und die verzaubern kann.
Hier kommt es nicht auf einen Segen an,
Nicht auf ein wächſern Bild;
Kein Kraut hegt Theſſalis, das zu dem Lieben gilt,
Kein Laubfroſch thut's, kein Jungfernhaar!
Es iſt nicht wahr!
Die Zauberei ſitzt in den Augen;
Sie läßt ſich durch den Kuß einſaugen.
Sieh' ſie nicht an, die Eitelkeit,
Verſchwör' das Küſſen,
So wirſt du nichts vom Lieben wiſſen.

Lob und Tadel.

Wärſt du nicht ſchön, wie hätt' ich dich geliebet?
Nun biſt du ſchön, ſo haſſet mich der Neid
Und gönnet mir nicht deine Freundlichkeit.

Wärſt du nicht ſchön, ſo haßte dich ein Jeder;
Nun biſt du ſchön, ſo liebet dich Jedweder.[1]
Ach! möchteſt du doch mir nur ſchöne ſeyn,
So nennte ſich kein Andrer deinen Knecht!
Daß du nun ſchöne biſt, iſt recht und auch nicht recht.

---

[1] So liebt dich jeder wieder.

Liebesfragen. *)

Hab' ich etwa dich verſehret,
Daß ich hier ſo fremde bin?
Wer hat deinen Geiſt und Sinn
Alſo von mir abgekehret,
Daß die Gunſt, die vormals war,
Iſt in dir erſtorben gar?

Oftmals pflegt' ich [1]) zu gedenken:
Iſt das nicht Glückſeligkeit,
Daß du kannſt ohn' allen Neid
Dich in ihre Lieb' einſenken,

---

1) Ich pflag offtmals.

*) Die hier folgenden drei Lieder ſind aus den „Liebesgrillen" entlehnt.

Und daß ſie auch wieder ſich
So erzeiget 2) gegen dich?

Aber bald hat ſich geendet
Dieſe mir gewünſchte Zeit;
Ihre Gunſt iſt von mir weit
In gar kurzer Zeit gewendet.
Sage, Schönſte, was es iſt,
Daß du ſo verwandelt biſt?

Haben etwa ſolche Zungen,
Die zu lügen höflich ſind,
Dich verkehret, ſchönſtes Kind,
Und ſich bei dir eingedrungen?
Glaube, ſolcher Zungenſtich
Wird auch endlich ſtechen dich!

Oder iſt es zuzuſchreiben
Deiner Unbeſtändigkeit,
Die ich nicht vor dieſer Zeit
An dir hätte können gläuben,
Daß du, nach gemeinem Lauf,
Liebteſt bald, bald hörteſt auf?

---

2) Und ſie wiederumme ſich
So erzeigen ꝛc.

Doch ich will von dir nicht hoffen,
Daß dein vormals treu Gemüth
Gleiche ſich der Roſenblüth',
Und dein Herz, das vormals offen,
Vor mir nun verſchloſſen 3) ſey
Und von allem Lieben frei.

Iſt es ſo, ſo kann ich ſagen,
Daß in Unglückſeligkeit
Ich muß ſchließen meine Zeit
Und von meinem Leiden klagen,
Das mir durch das Herze bricht:
Die ich liebe, liebt mich nicht!

Womit ſollt' ich doch erweichen
Dein recht diamanten Herz?
Achteſt du nicht meinen Schmerz,
So laß dies dein Herz erreichen:
Schönſtes Bild, ich liebe dich!
Liebe, bitt' ich, wieder mich!

3) zugeſchloſſen.

Sehnſucht nach Freiheit.

Ein Hirſch kann frei und ungehindert ſchweben
In Wäldern, Feldern, Berg' und Thal;
Ich muß verſtrickt in Liebesbanden leben,
Liſetten's wegen leiden Qual.
Ich möchte gern von dieſer Pein
Befreiet und erlöſet ſeyn.

Ein Täubelein kann ſeines Gleichen küſſen
Und fürchtet ſich vor keinem Neid;
Das Eine wird vom Andern nicht geriſſen,
Sie wiſſen nicht von Klag' und Leid.
Ach, ach! wann werd' ich meiner Pein
Befreiet und entnommen ſeyn!

Wenn ich Liſetten einen Kuß will geben,
So ſchaut ein Andrer neidiſch zu,
Der mir mißgönnet dies mein Leben
Und bringet mich aus meiner Ruh.
Drum wünſch' ich, daß von dieſer Pein
Ich möchte ſchon befreiet ſeyn.

Es ſollte mich [1]) mein Lieben nicht verdrießen,
Wenn ich zum Lohn für [2]) Schmerz und Pein
Liſetten's könnte dermaleinſt genießen
Und völliger Beſitzer ſeyn.
Das aber, das, das macht mir Pein,
Darum ich wünſche, frei zu ſeyn.

Ich muß ſie lieben und ſoll ſie nicht haben.
O eine rechte Höllenpein!
Mit Durſt im Waſſer ſtehn und ſich nicht laben, —
Wem ſollt' es nicht verdrießlich ſeyn?
Wer aber will von dieſer Pein
Mein Retter und Erlöſer ſeyn?

---

[1]) mir.

[2]) Wenn ich für meinen ꝛc.

Ich kann wohl recht von Liebesſchmerzen ſingen,
Wie mein Herz ſteht in heißer Gluth,
Die mir bald wird aus meinen Augen ſchwingen,
Ein' übertrübe Thränenfluth,
So zeugen kann von meiner Pein,
Davon ich wünſche frei zu ſeyn.

Werd' ich nicht frei, ſo muß ich bald vergehen
Von deinem Feu'r, das in mir iſt.
Liſette, bald iſt es um mich geſchehen;
Dein Lieben mir das Herz zerfrißt. [3])
Werd' ich nicht frei von meiner Pein,
So ſoll der Tod mein Retter ſeyn.

3) abfrißt.

Freiheitsgefühl.

Die [1] Nachtigall, vom Käſicht ausgeriſſen,
Kann nicht ſo froh und luſtig ſeyn
Im Wald und bei den ſilberklaren Flüſſen,
Als ich, nun ich von meiner Pein
Und von der ſtrengen Liebesmacht
Bin los; Liſette, gute Nacht!

Du weißeſt wohl, wie ſehr ich dich geliebet,
Wie dir mein Herz war zugethan;
Dir iſt bewußt, wie oft mich hat betrübet
Der Neider Gift, der böſe Wahn.
Nun aber, frei von aller Macht,
Liſette, ſag' ich gute Nacht!

---

[1] Ein

Wie manchen Thränenfluß hab' ich vergoſſen,
Wenn ich nicht konnte bei dir ſeyn!
Wie mancher Seufzer iſt von mir gefloſſen
Aus meines armen Herzens Schrein! [2])
Nun aber, frei von deiner Macht,
Liſette, ſag' ich gute Nacht!

Ein Vogel mag nicht wieder dienſtbar werden,
Wenn er einmal entflogen iſt;
Kein Menſch ſoll, mich auf dieſer rauhen Erden
Zu fangen, brauchen ſeine Liſt.
Ich bin nun frei von deiner Macht!
Liſette, habe gute Nacht!

Wenn aller Haufe, der mir widerſtrebte,
Da ich dich liebte heftig ſehr,
Mir nun in Allem auch zu Willen lebte
Und deinetwegen günſtig wär',
So ſagt' ich dir und deiner Macht,
Liſette, dennoch gute Nacht.

[2]) Aus meines Herzens rothen Schrein.

Es iſt viel beſſer, dich ganz nicht zu lieben,
Als immer Neider um ſich ſehn.
Mein Herz ſoll ſich nicht mehr ſo hoch betrüben,
Als vormals iſt um dich geſchehn.
Nun kann ich deiner Liebe Macht,
Liſette, ſagen gute Nacht.

Nun darf ich meinen Mund nicht mehr benetzen
Mit einem trüben Thränenbach; 3)
Nun darf ich mich mit Seufzen nicht mehr letzen,
Mit Ach! dir nicht mehr rufen nach;
Nun will ich deiner Liebe Macht,
Liſette, geben gute Nacht.

Ich muß dir zwar zuletzt es 4) noch bekennen,
Daß ich dir nicht ungünſtig bin;
Ich möchte dir von Herzen gerne gönnen
Ein liebſtes Herz nach deinem Sinn;
Ich aber, frei von deiner Macht,
Liſette, ſage gute Nacht.

3) Augenbach.

4) zuleſte.

Es iſt ein andres [5]) Schönheitsbild geboren,
Das deiner Schönheit weichet nicht;
Das hab' ich mir zu lieben auserkoren,
Dabei mir keine Luſt gebricht. [6])
Ich bin nun frei von deiner Macht;
Liſette, nochmals gute Nacht!

---

[5]) ander.

[6]) entbricht.

Zwiefache Liebe. *)

Wer liebt die Perlen nicht? wer liebet nicht Korallen
Und preiſt den Diamant? Wer ſucht nicht Gold und Geld?
Es läßt ein Jeder ſich 1) die Schätze wohlgefallen,
Und dieſen Abgott ehrt vor andern alle Welt.
Ich aber acht' es nicht; ich preiſe Zucht und Tugend,
Ich ſuche Ruhm und Ehr'; ich liebe Gott allein
Und neben 2) dem ein Bild von noch gar friſcher Jugend,
Weil dieſes heget Luſt und jenes bringet Pein.

---

1) ihm.

2) nebenſt.

*) Was hier zunächſt folgt, verdanken wir der „adlichen Roſe.“

Sie machet lebendig.

Konnt' Aesculapius durch zugericht'te Sachen,
Durch ſeiner Kräuter Kunſt, ach Adelmuth, mein Licht!
Die ſchon Verſtorbenen von neuem lebend machen,
Gedenke frei, daß dir hieran auch nichts gebricht.
Dein Weigern iſt mein Tod, dein Lieben iſt mein Leben,
Ich ſterbe, wenn du mir entzeuchſt dein Roſenblut;
Giebſt du mir's aber her, wird Leben mir gegeben; 1)
Mein Tod und Leben ſteht bei dir, o Adelmuth.

---

1) wird mihr mein Leben geben.

Der Durſtleidende.

Dem Tantalus bin ich in Wahrheit zu vergleichen,
Dieweil ich in dem Fluß ach! deiner Liebe ſteh'
Und dennoch wegen Durſt ſchier muß im Nu verbleichen.
Dein Liebeln macht's fürwahr, daß ich zu Grunde geh'.
Liebkoſe mir nur nicht, o Adelmuth, mein Leben!
Nein, ſage frei heraus, was deine Meinung ſey!
Willſt du mir einen Trunk von deinen Roſen geben,
So thu's! Wo nicht, ſo ſag's, damit ich werde frei.

Warnung.

Hat denn dein Haſſen noch kein Ende?
Wie? Willſt du ewig zornig ſeyn?
Reich her die lilienweißen Hände,
Auf daß ſich lindre meine Pein!
Gieb mir auch deinen Roſenmund
Und laß uns machen einen Bund!

Ach! ändre deine ſtolzen Sinnen,
Stell' dein Verachten einmal ein,
Laß ab vom ſchändlichen Beginnen
Und laß mich doch dein Liebſter ſeyn!
Du ſchaffeſt mir durch deinen Neid
Sonſt nichts, als lauter Herzeleid.

Dir iſt bewußt, daß ich mein Leben,
Das Herz, die Seele, 1) Muth und Sinn

---

1) Mein Hertze, Sehle ꝛc.

Dir habe gar und ganz ergeben,
O tauſendſchöne Schäferinn;
Warum willſt du denn für und für
Mich haſſen, auserwählte Zier?

Sey nun gewiß, wann ich entſeelet,
So wird dich auch — hör', was ich ſag' —
Das quälen, was mich jetzund quälet;
Du wirſt dann klagen, wie ich klag',
Und dann, dann wird auch dir geſchehn,
Was jetzo mir iſt auserſehn. [2]

Willſt du nun ſolcher Straf' entgehen,
Ach, Adelmuth, mein trautes Kind,
So laß mich Gegenliebe ſehen
Und ſey auch ſo, wie ich, geſinnt!
Sprich du: Nimm hin den Mund, die [3] Hand
Zu einem treuen Liebespfand!

[2] Was ich itzunder muß ausſtehn.

[3] und.

Der Kuß.

Adelmuth, ach, meine Wonne,
Du mein liebes, ſüßes Lamm, 1)
Meine Krone, meine Sonne!
Warum biſt du mir ſo gram?
Iſt dir leid, daß ich gegeben
Dir ein Küßchen? O mein Leben,
Gieb mir's wieder, willſt du mir
Geben meinen Lohn dafür.

Iſt das Küſſen doch jetzunder
In der ganzen Stadt gemein!
Darum, iſt es nicht groß Wunder,
Daß um einen Kuß allein

1) Mein beliebtes Zukker Lam

Ich ein Dieb und Feind muß heißen?
Ich will mich noch mehr befleißen,
Solchem Raube nachzugehn,
Ob [2] du ſchon willſt zornig ſehn.

Hemme deine ſtolzen Sinnen:
Denn mein Herze haſt du ſchon.
Denke doch, für mein Beginnen
Hab' ich einen Kuß zu Lohn!
Du haſt mir das Herz genommen,
Ich hab' einen Kuß bekommen;
Durch Betrug nahmſt du mein Herz,
Ich nahm einen Kuß im Scherz.

Ach, warum mag ich dich lieben,
Die du mir nicht günſtig biſt?
Nichts hab' ich, als nur Betrüben,
Weil ich deinen Mund geküßt.
Könnt' [3] ich dich nicht gleichfalls haſſen
Und dich, wie du mich, verlaſſen?
Dann könnt' ich von meiner Pein
Frei und aufgelöſet ſeyn.

---

[2] Wan. — [3] Möcht'.

Willſt du, daß ich ſoll verbleiben
Dein getreues Herz allein
Und mich deinen Diener ſchreiben,
Ach, ſo ſtell' das Haſſen ein!
Hab' ich heimlich was bekommen
Und den Kuß von dir genommen,
Nimm du zur Vergeltung [4]) zwei,
Wenn du willſt! Es ſteht dir frei.

---

[4] Nimm zur wieder=geltung.

An die Alſter. 1)

Alſter, die ſo lieblich fließt
Und mit ſüßem Lispeln ſchießt 2)
Durch die grünen Wieſen,
Heute ſoll mit Hand und Mund
Hier auf deines Ufers Grund
Meine ſeyn geprieſen!

Ueberklug iſt ihr Gehirn,
Lieblich ſteht die Lilienſtirn,
Weiß und roth 3) die Wangen,
Und das goldgemengte Haar

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

2) Alſter, die du lieblich fleüſt
Und mit ſüſſem Lispeln ſcheüſt ꝛc.

3) Sehr gewünſcht.

Sammt den Augen, hell und klar, 4)
Hält mich ihr gefangen.

Sie iſt meiner Liebe Theil,
Sie macht meine Wunden heil
Durch ihr ſüßes Herzen.
Könnt' ich 5) wieder bei ihr ſeyn,
Sollte meine Liebespein
Weichen ihrem Scherzen.

Süße 6) Alſter, fließ doch hin,
Hin zu meiner Schäferinn,
Gieb ihr zu verſtehen
Meine heiße Liebespein.
Weil ich nicht kann bei ihr ſeyn,
Muß ich ſchier vergehen.

---

4) Samt dem hellen Augen=klar.

5) Möcht' ich. — 6) Süſſeſt'.

Abſchied. 1)

Ach, liebſte Seele, weine nicht,
Ob ich von dieſen Weiden,
Ob ich 2) von deinem Angeſicht
Muß abermal ſchon ſcheiden;
Denn Gott, mein Hort,
Der treibt mich fort,
Der wird mich auch, mein Leben,
Dir, dir bald wieder geben.

Die Norderklippen rufen mich,
Daß ich ſoll bald erſcheinen.
Die Urſach weißt du wohl, mein Ich;
Drum laſſe doch das Weinen!
Ich werde bald,
Mein Aufenthalt,

---

1) Drei Strophen ſind ausgelaſſen

2) Und auch.

Von aller Angſt entnommen,
Zurücke wieder kommen.

Drum, Adelmuth, mein All und Ich,
Mein Lieb und meine Sonne, 3)
Verbleibe treu und liebe mich,
Du meine Lieb' und Wonne!
Mein treuer Sinn,
O Schäferinn,
Soll nimmer treulos werden,
So lang ich leb' auf Erden.

Ade, mein Lieb, nun fahr' ich fort.
Ade, du Glanz der Jugend!
Mein Licht du, meiner Hoffnung Port, 4)
Du Zierrath aller Tugend!
Ach, lebe wohl!
Sey freudenvoll,
Bis daß an deinen Wangen
Ich wiederum mag hangen!

3) und Lebens Sonne.

4) Ade mein Licht und Hoffnung Port.

Mädchenſinn. *)

In der holden Zeit des Lenzen 1)
Sieht man grünen Kraut und Gras;
Bald verſchwindet dies und das
Und man ſieht es nicht mehr glänzen.
Alſo fleucht der Mädchen 2) Sinn
Auch in einem Nu dahin.

In dem Sommer blühen Roſen,
Nelken, Lilien, Tulipan;
Wenn der Winter kommt heran,
Hat ein End' ihr Liebeskoſen.
Alſo fleucht der Mädchen 2) Sinn
Auch in einem Nu dahin.

1) In dem angenehmen Lenzen.

2) Jungfern.

*) Aus der „Wandlungsluſt."

Wie die weißen Waſſerwogen,
Auf und ab ſich wälzend, gehn
Und in Unbeſtand beſtehn,
Bald geſchlichtet, bald gebogen,
So läuft auch der Mädchen 3) Sinn
Auf und ab im Nu dahin.

Ich will forthin keiner trauen,
Weil ganz keine rein von Muth.
Sie ſind gleich der Ebb' und Fluth,
Wie an Ennien zu ſchauen,
Deren Herz, Muth, Seel' und Sinn
Nicht geblieben, wie vorhin.

Wenn ſie ſchwüren bei dem Himmel,
Bei den Bäumen, Laub und Gras
Und dem klaren Traubennaß,
Bei dem irdiſchen Getümmel,
Daß ſie wollten immerhin
Bleiben treu an Muth und Sinn;

3) Jungfern.

Will ich ihnen doch nicht gläuben,
Sondern fliehen ihre Zier,
Bleiben einſam für und für.
Dieſes will ich immer 4) ſchreiben:
Weil ſie haben einen Sinn,
Keiner ich verpflichtet bin. 5)

---

4) ſtetes.

5) Die letzten zwei Strophen ſind weggeblieben.

Liebesſehnen.

Komm, Täubelein! Komm, ſtille mein Verlangen!
Komm, Sonnenſchein, und gieb mir deine Wangen,
Damit mein Schmerz,
Den ich von dir empfangen,
Sich leg'. Ach, Herz!

Mein Sonnenſchein! Wann ſoll ich deine Wangen
Mit Luſt allein durch einen Kuß empfangen?
Ach, ſüßes Herz!
Komm, ſtille mein Verlangen
Und meinen Schmerz!

Sonſt wird mein Herz durch eifriges Verlangen
Und tiefen Schmerz ein ſchwarzes Grab umfangen.
Drum laß allein
Mich küſſen deine Wangen,
Ach, Täubelein!

An den Morgenſtern. *)

Nun, mein Verlangen, geh' herfür
Und laß dich einmal frühe ſehen,
Eröffne doch des Himmels Thür'
Und laß die goldne Sonn' aufſtehen!
Ich bin ſchon müde dieſer Nacht,
Die ich mit Wachen zugebracht.

Hör' ich doch ringsum nur 1) Verdruß,
Ein kläglich 2) Todtenlied der Eulen,
Das nicht kann irrig ſeyn noch muß,
Wenn Hunde, wie jetzt, dazu heulen!
So iſt, des Pöbels 3) Meinung nach
Verfloſſen meines Lebens Bach.

1) nichtes als. — 2) kläglichs.
3) der Pöfel.
*) Aus der „verführten Cynthie."

Die Poltergeiſter regen ſich
Nur einzig mir zu Furcht und Grauen;
Ihr Toben höre gnugſam ich,
Kann ich ihr Weſen ſchon nicht ſchauen.
Vielleicht iſt's eines Todten Geiſt,
Der mich zu ſich bald kommen heißt.

Ich ſehe zwar den Himmel an;
Doch mag er mich nicht gnug ergötzen,
Bis daß mein Geiſt ſich ſelber kann
Weit über ſeine Sterne ſetzen,
Da, wenn die Feſte wird vergehn,
Er auch ohn' Himmel kann beſtehn.

Du Erdenlaſt magſt fahren wohl;
Ich mag nicht mehr hierunten [4]) kleben!
Und wenn ich je noch länger ſoll
In dieſem meinen Körper leben,
So ſoll doch, was mein Sinn hie ſchafft,
Stets ſchmecken [5]) nach des Himmels Kraft.

[4]) hieunter.

[5]) richen.

Klaglied der Buhler in der Hölle. *)

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, die ihr der Erden
Dort oben noch genießt und lebt,
Die ihr der loſen Luſt nachſtrebt,
Dadurch uns endlich gleich zu werden,
Hört unſern Jammerklagen zu,
Wie wir gequält ſind ohne Ruh.
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, kehrt eilig wieder!
Schaut alle Spuren vorwärts gehn
Und keine, die 1) zurücke ſtehn!

---

1) Und keinen nicht.

*) Aus der „verlachten Venus."

Wer einmal kömmt zu uns hernieder,
Wird niemals mit der Wiederkunft
Erfreuen ſeine liebe Zunft.
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, laßt unſern Schaden
Doch euren ſteten Lehrer ſeyn,
Daß ihr mit gleicher Qual und Pein
Nicht werdet ſo, wie wir, beladen!
Schaut unſern Schmerz und Jammer an,
Wie uns der Abgrund quälen kann.
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, die ihr die Plagen
Der allergrößten Grauſamkeit
Erdulden müſſet kurze Zeit,
Wir wollen tauſend Jahr ſie tragen,
Wenn nur gemindert werden mag
Von unſrer Qual ein halber Tag.
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, ein glühend Eiſen,
Ein Roſt am Feuer, Wund' und Graus
Soll keine Klag' uns preſſen aus; 2)
Ihr mögt zum heißen Pech uns weiſen;
Ein glühend Roß, des Schwefels Pein
Soll uns wie ſanfte Roſen ſeyn.
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen! Und das ſo lange!
Hier mindert ſich nicht unſre Zeit;
Sie wächſt, mit ihr auch Qual und Leid.
Dies Lange machet gar zu bange!
Nach tauſend Jahren werden wir
Dies alte Liedlein klagen hier:
Wie weh iſt uns! ach weh!

Wie weh iſt uns! ach weh!
Ihr Sterblichen, dies ſind die Früchte,

---

2) ein hölzern Spieß
Soll uns nie werden ein Verdrieß.

So uns die loſe Venus gab,
Als ſie uns ſtürzte plötzlich ab
Hinunter in das Qualgezüchte,
Und dieſes haben wir davon.
O ein recht jämmerlicher Lohn!
Wie weh iſt uns! ach weh!

Georg Neumark.

Troſtlied.

Wer nur den lieben Gott läßt walten
Und hoffet auf ihn allezeit,
Den wird er [1]) wunderlich erhalten
In aller Noth und Traurigkeit.
Wer Gott, dem Allerhöchſten, traut,
Der hat auf keinen Sand gebaut.

Was helfen uns die ſchweren Sorgen?
Was hilft uns unſer Weh und Ach?
Was hilft es, daß wir alle Morgen
Beſeufzen unſer Ungemach?
Wir machen unſer Kreuz und Leid
Nur größer durch die Traurigkeit.

---

1) Der wird ihn.

Man halte nur ein wenig ſtille
Und ſey doch in ſich ſelbſt vergnügt,
Wie unſers Gottes Gnadenwille,
Wie ſein' Allwiſſenheit es fügt;
Gott, der uns ihm hat auserwählt,
Der weiß auch ſehr wohl, was uns fehlt

Er kennt die rechten Freudenſtunden,
Er weiß wohl, wann es nützlich ſey,
Wenn er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heuchelei.
So kömmt Gott, eh' wir uns verſehn
Und läſſet uns viel Gut's geſchehn.

Denk' nicht in deiner Drangſalshitze,
Daß du von Gott verlaſſen ſeyſt,
Und daß Gott *) der im Schooße ſitze,
Der ſich mit ſtetem Glücke ſpeiſt;
Die Folgezeit verändert viel
Und ſetzet Jeglichem ſein Ziel.

---

*) Iſt hier der dritte Fall.

Es ſind ja Gott ſehr ſchlechte Sachen,
Und iſt dem Höchſten Alles gleich,
Den Reichen klein und arm zu machen,
Den Armen aber groß und reich
Gott iſt der rechte Wundermann,
Der bald erhöhn, bald ſtürzen kann

Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen,
Verricht' das Deine nur getreu
Und trau des Himmels reichem Segen,
So wird er bei dir werden neu;
Denn wer da ſeine Zuverſicht
Auf Gott ſetzt, den verläßt er nicht.

Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöſet.

Sey nur getroſt und unverzaget,
Wenn dich, o Israel, mein Kind,
Betrübniß, Angſt und Wehmuth plaget,
Wenn dir der nördlich' Unglückswind
Mit ſeinem Sturm und ſtarkem Sauſen
Will raſend unter Augen brauſen.

Steh' als ein Mann, laß dich nicht ſchrecken,
Halt' aus und bleibe feſt beſtehn,
Laß dir es keine Furcht erwecken,
Laß dieſes Wetter übergehn!
Du wirſt ſehr große Freud' empfinden
Nach dieſen herb- und rauhen Winden.

Laß ab von deinen ſchweren Sorgen;
Ich habe ja mein Angeſicht
Nur eine kleine Zeit verborgen
Und von dir, Israel, gericht't;
Ich will nur ſehn in ſolchen Fällen,
Wie du, mein Kind, dich an wirſt ſtellen.

Ich will ein wenig nur verſuchen,
Wie groß doch deine Liebe ſey,
Ob du mir auch wirſt trotzig fluchen,
Und wie beſtändig deine Treu';
Ich ſtäupe dich, um zuzuſehen,
Wie du bei deinem Gott wirſt ſtehen.

Ich habe dich bei deinem Namen
Gerufen und mir auserwählt,
Ich habe dich und deinen Saamen
Erlöſt und denen beigezählt, 1)
Die ſich gehorſamlich erzeigen;
Denn, Israel, du biſt mein eigen.

---

1) Erlöſet und mang Die gezählt.

Geh' ſicherlich durch Waſſerfluthen,
Du wirſt ganz unverletzet gehn;
Geh' ungeſcheut durch Feuersgluthen,
Kein Brandmahl wird man an dir ſehn;
Denn ich will allzeit bei dir bleiben
Und allen Unfall von dir treiben.

Kann ich dich nun in dieſen ſchützen,
Was meinſt du wohl, mein Iſrael,
Was ich dir werde können nützen,
Wenn dich betreffen andre Fäll'?
Ich bin dein Heiland, dein Erretter;
Drum fürchte nichts [2] im Unglückswetter!

---

[2] Drüm fürcht Dich nicht.

Beim Abendmahl.

Ermuntre dich, o frommer Chriſt,
Steh' auf von deinen Sünden,
Leg' ab von dir, was irdiſch iſt,
Und laß dich heilig finden;
Du wirſt in dieſem Jammerthal
Zu einem großen Abendmahl
Von Gott ſelbſt eingeladen.

Du aber mußt dich ſternenwärts
Mit den Gedanken ſchwingen
Und ein zerknirſchtes reuig [1]) Herz
Zu dieſer Mahlzeit bringen;
Es muß dein Geiſt ſich himmelan

---

1) reuend.

Von dieſer eiteln Erdenbahn
Durch Liebesflammen heben.

Schau, was dir Gott für Gnad' erweiſt,
Und wie er dich bedenket,
Indem er ſeinen Leib dir ſpeiſt
Und gnadenvoll dich 2) tränket
Mit einer purpurrothen Fluth,
So er, alleine dir zu gut,
Am Kreuze hat vergoſſen.

Sticht etwa dich der Sünde Dorn
Und fühlſt du 3) große Flammen,
Daß du vermeineſt, Gottes Zorn
Schlag' über dir zuſammen,
Sey nur getroſt und tritt hinzu,
Du findeſt da Gewiſſensruh
Bei dieſer Himmelsſpeiſe.

Sobald dir dein Herr Jeſus Chriſt
Sein Leib und Blut läßt reichen,
So muß des Teufels arge Liſt

2) dich genädig. — 3) fühleſt.

Und alle Sünde weichen;
Gott kehret ſelber bei dir ein
Mit ſeinem theuren Gnadenſchein
Und ſich mit dir verbrüdert.

Du wirſt durch dieſes Himmelsbrot
Zu Gott hinaufgerücket,
In jeder ſchweren Seelennoth
Mit großer Kraft erquicket;
Es dämpfet alle böſe Luſt
Und reiniget vom Sündenwuſt
Und mehret deinen Glauben.

Und wenn [4] du dies genoſſen haſt
Und glaubeſt Chriſti Worten,
So biſt du ein recht würd'ger Gaſt;
Die hohen Himmelspforten
Stehn dir eröffnet angelweit
Zu deiner Seelen Seligkeit,
Du [5] biſt ein Kind des Lebens.

Wenn es dann endlich Gott gefällt,
Daß du dem armen Leben

[4] Zufall — [5] Und.

Und dieſer böſen, falſchen Welt
Mußt deinen Abſchied geben,
So führet dich dies Abendmahl
Hinauf in Gottes Freudenſaal
Zu allen Auserwählten.

Eitelkeit des Irdiſchen.

Es lebt kein Menſch auf Erden,
Der nicht muß endlich werden
Des grimmen Todes Raub;
Wir müſſen alle ſterben
Und endlich doch verderben,
Wie Gras und falbes Laub.

Drum kommt, ihr lieben Tage,
Nehmt weg all' meine Plage!
Brich an, mein letztes Licht!
Führ' mich aus dieſem Leiden,
Daß ich mag ſehn in Freuden
Des Höchſten Angeſicht!

Denn ach! 1) was iſt dies Leben?
Muß man nicht ſtündlich ſchweben
In Trübſal, Angſt und Noth?
Furcht, Hoffnung, Müh' und Sorgen
Sind jeden neuen 2) Morgen
Des Frommen Thränenbrot.

Wenn ja einmal ſich funden
Des Glückes Freudenſtunden,
So iſt die Noth auch dar.
Die Welt mit Wolluſtiren
Will Seel' und Leib verführen
Und bringt ſie in Gefahr.

Bald iſt die Wolluſt fertig,
Der Teufel gegenwärtig,
Steckt böſe Flammen an,
Führt uns auf ſeine Wege,
Des Laſters dunkle Stege, 3)
Von Gottes rechter Bahn.

---

1) mein! — 2) richtig alle.
3) Auf linke Laſterſtege.

Es ſind ja Gold und Güter
Nur Netze der Gemüther
Und Urſach böſer Luſt!
Der Menſch wird nur betrogen
Und dadurch leicht bewogen
Zu jedem Laſterwuſt. 4)

Kurz, aller Menſchen Leben
Iſt der Gefahr ergeben
Und bleibt ein ſtetes Leid.
Begütert, groß und mächtig,
Hochangeſehn und prächtig —
Iſt Alles Eitelkeit.

Wenn unſre Zeit verwichen,
So kömmt der Tod geſchlichen
Und führet uns davon,
Den Frommen zu dem Leben,
Dem Böſen wird gegeben
Der Hölle Schmach 5) zu Lohn.

---

4) Die nächſte Strophe iſt ausgelaſſen.

5) Das Hellenfeur.

Drum trag' ich groß Verlangen,
Daß ſich doch an mag fangen
Der herzgewünſchte Tag,
Da ich bei Gott im Himmel,
Fern [6]) allem Erdgetümmel,
Mich ewig freuen mag.

Ach eilt, ihr Todesſtunden,
Da ich ſoll ſeyn entbunden
Der letzten böſen Welt!
Laßt mich zum Himmel ſchweben,
Weil mir dies falſche Leben
Durchaus nicht mehr gefällt!

---

6) Von.

Bußlied eines Unglücklichen.

Halt' inn', o großer Gott, zu ſtrafen!
Wenn ſich dein Zornesfeu'r entzünd't,
Wenn Huld und Gunſt bei dir entſchlafen,
So ſtraf' doch nicht dein Sündenkind!
Ach, ſchone meiner, liebſter Gott,
Und mache mich nicht gar zu Spott!

Schau', wie ich bin mit Angſt beladen,
Wie ich mein böſes Thun bereu'.
Ach, Gott, erbarme dich aus Gnaden
Und denk' an deine Vatertreu'!
Es kann, wenn du nach Recht willſt gehn,
Kein Menſch, o Herr, 1) vor dir beſtehn.

---

1) Kein Menſche nicht

Ich lege mich zu deinen Füßen;
Verſtoße doch den Sünder nicht!
Laß mich der Vatergunſt genießen
Und geh' mit mir nicht in's Gericht.
Ach, nimm mich auf, und ſieh nicht an,
Daß ich ſo wider dich gethan!

Errette mich aus dieſen Nöthen,
Reiß mich aus dieſer Unglücksſee,
Die mich gedenket faſt zu tödten,
Daß ich darin nicht untergeh'!
Verweigerſt du, mir beizuſtehn, *)
So iſt es bald mit mir geſchehn.

Wohl muß ich es, mein Gott, bekennen,
Daß meine Sünd' und Miſſethat
Die rechte Quelle ſey zu nennen
Deß, was mich nun befallen hat,
Und daß mein' eigne Schnödigkeit
Mich hat geſtürzt in dieſes Leid.

---

*) Imfall du nicht wirſt bey mir ſtehn.

Drum will ich gerne ſtille halten
Und Alles leiden mit Geduld;
Laß aber über mich auch walten,
Mein liebſter Vater, deine Huld,
Und mache du es endlich ſo,
Daß ich auch wieder werde froh!

Gebet um Erlöſung.

Ach, wie kränket ſich mein Geiſt,
Ach, wie weh iſt mir im Herzen
Vor dem innerlichen Schmerzen,
Der mich heimlich klagen heißt!
Denk' ich nur von ſolchen Dingen,
Möchte mir das Herz zerſpringen.[1]

Gott, du meines Lebens Hort,
Ach, wie läſſeſt du mich hoffen!
Iſt dein Ohr denn nicht mehr offen?[2]
Hörſt du nicht mein kläglich Wort?
Siehſt du nicht, o Gott, mein Leben,
Mich in dieſem Trübſal ſchweben?

[1] Herze ſpringen.

[2] Sind denn nicht dein' Ohren offen.

Hab' ich oft nicht bei der Nacht
Mit betrübtem Herzensſehnen
Und mit bittern Blutesthränen
Dir mein Leiden vorgebracht?
Hab' ich nicht mit ſtillem Klagen
Dir mein Elend vorgetragen?

Wer vordem mich hat gekannt,
Wundert ſich, daß mein Geblüte,
Daß mein fröhliches Gemüthe
Sich ſo ſehr hat umgewandt.
Wo man ſich mit Luſt ergötzte,
War ich ſonſt doch nie [3] der Letzte.

Oft befraget man mich auch,
Wie es komme, daß mein Herze
Nicht mehr liebe Freud' und Scherze [4]
Nach gewohntem alten Brauch;
Aber ach! ich darf's nicht ſagen,
Noch mein Leid den Leuten klagen.

[3] niemals nicht.

[4] Freudenſcherze.

Aber wenn man's recht bedenkt,
Haben meiner Wohlfahrt Feinde,
Die vermeinten beſten Freunde,
Mich in dieſe Noth geſenkt.
Wären ſie mir beigeſprungen,
Wär' es nicht ſo ſchlecht gelungen.

Doch nun ſeh' ich mit Verluſt,
Wie die Freunde ſtehn zur Seiten
Bei den rauhen Unglückszeiten,
Die mir leider nun bewußt.
Noch kann ich nicht Einen ſehen,
Der mir hülfreich 5) bei will ſtehen.

Darum, Gott, hör' nur einmal!
Laß nur dir mein heißes Flehen
Endlich doch zu Herzen gehen!
Schaue meiner Sinnen Qual,
Die mir faſt das Herz zerriſſen,
Wie es du und ich nur wiſſen!

---

5) hülflich.

Gott, erbarme du dich mein!
Laß doch deinen Zorn verſchwinden,
Laß mich deine Hülfe finden,
Und den reichen Gnadenſchein!
Ach, verleih' doch wieder Freude
Nach dem großen Herzeleide!

Ergebung.

Wie mein gerechter Gott nur will
   In dieſen ſchweren Sachen,
So halt' ich ihm auch gerne ſtill,
   Und laß es ihn nur machen.
Gott weiß wohl, was mir nütz' und gut,
Und wird aus väterlichem Muth
   In meiner Wohlfahrt wachen.

Ob ich gleich denke dies und das,
   Was ich doch ſoll beginnen,
Und gräme mich ohn' Unterlaß
   Mit hochbetrübten Sinnen,

So kann ich durch mein Herzeleid
Der großen Widerwärtigkeit
Doch nichts mehr 1) abgewinnen.

Drum laß ich's gehen, wie es geht,
Und ſende meine Thränen
Vor Gottes hohe Majeſtät
Mit bitterm Herzensſehnen.
Gott wird doch wiederum einmal,
Nach dieſer ſchweren Sinnenqual,
Der Gütigkeit erwähnen. *)

Indeſſen leid' ich mit Geduld,
Bis Gott ſich wieder finde;
Denn alles dies iſt meine Schuld
Durch meine große Sünde. 2)
Ich weiß, Gott wird mich wunderbar
Erretten aus der Angſtgefahr,
Ob ich's jetzt 3) nicht ergründe.

1) Doch nichtes.

2) Denn alles diß hab' ich verſchuld
Mit meiner groſen Sünde.

3) Das ich izt

*) gedenken, ſich erinnern.

Wird mich mein Gott, mein Seelenlicht,
Des Zweifels nur befreien
Und mir des Glaubens Zuverſicht
Genädiglich verleihen,
So muß mir dieſes große Leid,
Des Glückes Widerwärtigkeit
Noch endlich wohl gedeihen.

Schutzlied gegen den Neid. 1)

Wer der Tugend hat geſchworen
Und die Redlichkeit erkoren,
Der iſt ein recht ſel'ger 2) Mann;
Wer ſich ihr weiß zu verbinden,
Der wird endlich noch empfinden,
Daß ſie reichlich lohnen kann.

Ob die Tugend ſchon was leidet,
Und wird hie und da beneidet,
Schadet ihr doch Alles nicht. 3)
Auch der ſchwärzeſte der Schatten 4)
Weiß mit nichten abzumatten
Das erhöhte Sonnenlicht.

---

1) Mit Weglaſſung einiger Strophen.
2) ſeelig.
3) Dieſes ſchadt Ihr alles nicht.
4) Der geſchwärzte Folgeſchatten.

Hengſte, edel von Geblüte, 5)
Traben fort, es bell' und wüthe,
Wie der Hund auch immer will;
Thun, als wenn ſie ihn nicht ſähen,
Stehn in ihrem wackern Gehen
Deſſentwegen gar nicht ſtill.

Wer von tapfern Heldenſinnen,
Läſſet nichts ſich 6) abgewinnen,
Giebt nicht ſo viel auf den Neid,
Läßt ihn ſchnarchen, wüthen, toben;
Tugend wird doch noch erhoben
Und ſteigt höher mit der Zeit.

Neid iſt ſein ſelbſteigner Henker,
Iſt ſein eigner Herzenskränker,
Nagt ſich 7) ſelbſt ſein Leben ab,
Und woran er muß verzweifeln,
Das mißgönnt er allen Teufeln,
Stößt die eigne Ehr' ins Grab.

5) Edle Hengſte von ꝛc.

6) Leſt ihm nichtes ꝛc.

7) Jhm.

Oft möcht' ihm das Herz zerſpringen,
Wenn er hört von ſolchen Dingen,
Die nicht ihm gegeben ſind.
Da beginnt er [8]) zu verdammen,
Speiet lauter Laſterflammen,
Und iſt Alles doch nur Wind.

Denn die Zeit wird es noch geben, [*])
Und ſein laſtervolles Leben
Wird ihm ſelbſt ſein Richter ſeyn,
Was er damit ausgerichtet,
Wenn er Tugend hat vernichtet
Durch verfluchten Wahrheitsſchein.

Freudig wird man dann den Schwachen
Und ſein närriſch Thun verlachen [9])
Und erzwingen dieſen Schluß:
Wer ſich will in Tugend üben,
Solchen darf es nicht betrüben,
Wenn er Mißgunſt leiden muß.

8) Wie fängt Er an ꝛc.
9) Dann kann man der närrichen Sachen
Mit erfreutem Sinne lachen.
*) an den Tag bringen.

Des Schäfers Liebesklage.

Ach, Herzeleid! —
Weil mir 1) die Zeit
Nicht einmal will vergönnen,
Daß ich bei dir,
O edle Zier,
Mag eine Gunſt gewinnen,
So laß ich meine Heerde 2) dort
Im Wald' alleine weiden
Und bin betrübet fort und fort 3)
Und leb' in ſtetem Leiden.
Es iſt mir lauter Herzverdruß,
Daß ich die Sonne ſchauen muß.

---

1) Dieweil. — 2) Vieh.
3) je und je.

Der ſchönſte Wald
Iſt ungeſtalt,
Der Tag iſt mir zuwider,
Ich denk' allzeit
Auf Einſamkeit,
Und ſetze bald mich nieder
Und klage meine Liebesnoth
Mit bittern, heißen Thränen,
Bald wünſch' ich mir den herben Tod
Mit einem tiefen Sehnen.
Ich geh', ich ſitz', ich ſchlaf' und wach',
Ich lebe doch in Weh und Ach. [4]

Wenn ich dich ſeh'
Im grünen Klee
Hinab die Heerde [5] treiben,
So kann ich kaum
Im weiten Raum'
Auf meinen Wieſen bleiben;
Ich jage meine Schafe fort
Zu deinen fetten Gründen

---

[4] Die nächſte Strophe iſt ausgelaſſen.

[5] dein Wollenviehchen.

Und denk' indeß auf manches Wort,
Um deinen Sinn zu binden. 6)
Sobald ich aber bei dir bin,
Iſt alle Rednerkunſt dahin.

Ich werde taub,
Zittr', als ein Laub,
Die Rede will nicht fließen,
Es möchte ſich
Bald mildiglich
Der Augen Strom ergießen.
Dein Reden, holde Schäferinn,
Und dein ſo ſüßes Lachen,
Die können Zungen, Herz und Sinn
Bald feſſelfeſte machen.
Doch treuer Liebe Herzenskraft
Hat allezeit die Eigenſchaft. 7)

Wirſt du dann nicht, 8)
Mein Tugendlicht,
Mein treues Herz bemerken

---

6) Welchs deinen Sinn ſoll binden.
7) Hat allzeit ſolch' ein' Eigenſchaft.
8) Zwei Strophen vor dieſer ſind geſtrichen.

Und mich fortan
Betrübten Mann
Mit Gegenliebe ſtärken,
So wird die heiße Liebesgluth
Mich innerlich verzehren,
Und meiner Thränen milde *) Fluth
Mir meinen Tod gebähren;
Ein finſtrer Wald voll Klipp' und Stein
Wird meine wüſte Wohnung ſeyn.

Wenn dann der Tod
Und meine Noth
Mich hingerichtet haben,
So wird man ſehn
Geſchrieben ſtehn
Da, wo ich bin begraben:
„Hier liegt in dieſer öden Still'
„Ein Schäfer edler Sinnen,
„Den ſeine liebſte Karitill
„Nicht wollte liebgewinnen.
„Sein heimlich Leid hat ihn geſtürzt,
„Hat ihm das Leben abgekürzt."

---

*) So im Original. Vielleicht Druckfehler für: wilde.

An die untreue Geliebte. ¹)

Ach Traurigkeit!
Welch' ²) Herzeleid
Muß ich jetzund erdulden!
Da ich doch bin
In meinem Sinn
Ganz rein, ohn' alle Schulden.

Hätt' ich gedacht,
Da ich gemacht
Den Anfang, dich zu lieben,
Daß Spott und Hohn
Sollt' ſeyn mein Lohn,
Wär' ich von dir geblieben

---

1) Mit Auslaſſung mehrerer Strophen.

2) Was

Im Anfang war
Auch nicht ein 3) Haar
So kühn an dir erfunden;
Du warſt da mein,
Und ich war dein,
Wir waren treu verbunden.

Du ſagteſt oft
Ganz unverhofft:
„Du biſt, du biſt 4) mein Leben;
Mein Herz und Sinn
Soll ſich forthin
Dir ganz zu eigen geben.“

Nun aber biſt
Du, kluge Liſt,
Mir ganz und gar zuwider;
Du kränkſt mein Blut,
Schlägſt meinen Muth
Durch deinen Haß darnieder!

3) Nicht eine.

4) Mein Schatz, ihr ſeyd.

Denk' aber nach,
Wie allgemach
In Leid du wirſt vergehen; 5)
Denn allezeit
Iſt falſcher Eid
Von Gott hart angeſehen.

Kehr' um, kehr' um,
Ich bitte drum,
Bedenke dein Gewiſſen!
Denk', was die Welt
Für Urtheil fällt,
Wenn man dies hören müſſen!

Die Schand' iſt dein,
Die Klage 6) mein;
Drum rathe deiner Ehren,
Und laß hinfort
Kein häſſig Wort
Aus deinem Munde hören!

---

5) Im Unfall du wirſt ſtehen.

6) Beklagung.

So will ich auch
Nach altem Brauch
Dich herzlich wieder [7] lieben;
Kein Ungebühr
Soll dich von mir,
Mein trautſtes Kind, betrüben.

Fährſt aber fort
Und willſt mein Wort
Allzeit mit Hohn vernichten,
So bleib' für dich,
Und ich für mich! —
Hiernach magſt du dich richten. [8]

[7] herz- und freundlich.

[8] Hiernach wiß dich zu richten.

Denkſprüche.

Sieg der Tugend.

Wenn in des Herbſtes Zeit [1]) die Nordenwinde brauſen,
Wenn Schlack' und Regen fällt, wenn rauhe Lüfte ſauſen,
Thut ſich die Zimmetroſ' in ihrer Zier hervor
Und hebet ihre Blüth' in ſchöner Luſt empor;
So thut die Tugend auch: Wenn Mißgunſt, Neid und Haſſen,
Vereinend ihre Macht, [2]) ein Grollen auf ſie faſſen
Und ſtürmen auf ſie zu, ſo ſtrahlt [3]) ihr ſchönes Licht
Mit voller Kraft heraus und achtet Alles nicht.

---

1) Alsdenn, wenn Herbſteszeit.
2) Mit ingeſammter Macht. — 3) leucht.

Muth im Unglück.

Dann, dann ſteh' als ein Leu, laß dann dein
Herze blicken,
Wenn dein Verhängniß tobt! Es wett're, wie es will,
So halte mit Geduld in ſolchem Sturme ſtill!
Es wird ſich dermaleinſt zu deinem Beſten ſchicken.

Ergebung.

Wie es geht, ſo laß es gehen,
Weil des Höchſten Wille ſteht,
Daß es alſo, wie es geht,
Will und ſoll und muß geſchehen.

Das Himmelsſchlüſſelchen.

Die Anemone muß, die Tulpen und die Nelken,[1]
Wie ſchön ſie immer ſind, ſie müſſen doch verwelken;
Das Himmelsſchlüſſelchen kann aber nicht
vergehn, —
Ich meine Gottesfurcht — die, die bleibt ewig
ſtehn.

---

[1] Die wehrt' Anemone, die Tulpen und Nelken.

Geſetze.

Geſetze, die ſind gleich den ſchwachen Spinneweben;
Horniſſen 1) brechen durch, die Mücken bleiben kleben.

1) Die Hornſen.

Vorſicht gegen Dichter.

Wer da 1) klug iſt, machet ſich keinen Dichter leicht zum Feinde,
Sondern hält denſelbigen, ſo viel möglich iſt, zum Freunde;
Denn thuſt du ihm was zu Liebe, wohl! er hebt dich himmelan,
Stößet dich bis zu der Höllen, haſt du ihm ein Leid 2) gethan.

1) Welcher. — 2) was Leid.

Der Fürſten beſter Schutz.

Den Fürſten ſchützen zwar der Diener kühne Waffen,
Die wohlbeſetzte Wach' und ſeiner Mauern Trutz;
Doch thut ein Mehrer's noch der Unterthanen Schutz:
Der kann zur Zeit der Noth viel mehr, als jene, ſchaffen.

Spruch.

Einer iſt des Andern Wolf, Einer iſt des Andern Teufel;
Alſo ſind die Menſchen ſelbſt ihr Verderben ohne Zweifel.

Guter Rath an die Geſtrengen.

Wenn du andre Leute ſtrafſt, geh' dich ſelber nicht vorbei,
Sondern ſuch' in deinem Herzen, ob da nicht ein Fehler ſey.

Der ſchlimmſte Feind.

Niemand reizt dich mehr, als du, eine Sünde zu begehen;
Darum haſt du dich zumeiſt vor dir ſelber vorzuſehen.

Lob und Tadel.

Strafſt du deinen lieben Freund, wohl! ſo nimm ihn auf die Seiten;
Aber ſeine Redlichkeit lobe frei bei allen Leuten.

Billigung der Guten.

Wenn mein Laſſen oder Thun nur bei Weiſen etwas gilt,
Frag' ich ſo viel nicht danach, ob mich der und jener ſchilt.

Gleichmuth.

Ein Unglück ſtreite nur, wie es auch immer kann;
Ein tapferes Gemüth iſt doch ſein Obermann.

Joachim Neander.

Bund der Seligkeit.

Der Bundesgott.

Ich bin dein Gott, dein höchſtes Gut,
Ich bin mit dir verſöhnet;
Es hat gekoſtet theures Blut,
So oft durch Sünd' verhöhnet.
Gottloſe mach' ich Herr gerecht,
Und der da war des Teufels Knecht,
Wird mein Kind und mein Erbe.

Der Bundgenoſſe.

Ach Herr, ich bin viel zu gering
So großer Vatertreue,
Der als ein Gotteshaſſer ging
Zu läſtern, ohne Reue!

Was bin ich, Herr? Was iſt mein Haus?
Du konnteſt mich wohl ſtoßen aus
Mit deinem Fuß der Rache.

Der Bundesgott.

Nein, nein! mein freier Gnadenbund,
Ein Bund voll Fried' und Güte,
Ein Bürge, der im Himmel ſtund,
Macht, daß ich dich behüte.
Ein Gott des Sünders ich nun bin;
Doch mußt du haben Chriſti Sinn
Und nicht in Sünden bleiben.

Der Bundgenoſſe.

So ſchaff in mir ein reines Herz,
Du Schöpfer aller Dinge,
Zerknirſche mich durch Reu' und Schmerz,
Den alten Adam zwinge:
Ich kann ja nichts doch[1] ohne dich!
O Gott des Bundes, ſtärke mich,
Von Rath und That großmächtig!

---

[1] nichtes.

Der Bundesgott.

Ich habe ſchon an dich gedacht
Durch ewiges Erbarmen.
Dein Jeſus hat es feſt gemacht;
Lauf, lauf zu ſeinen Armen!
Zur Weisheit und Gerechtigkeit,
Zur Heiligung iſt er bereit,
Erlöſung iſt er worden.

Der Chriſt am Morgen.

Zu deinem Fels und großen Retter
Hinauf! Hinauf, o träge Seel'!
Dem ſtarken Feindes=Untertreter
Dich früh mit Dankbarkeit befehl'!

Mein höchſtes Gut, allein zu lieben!
Mein treuer Beiſtand, Zebaoth!
Ich will in deinem Lob mich üben,
O du des Sünders gnäd'ger Gott! 1)

Nur dir, mein Herr, hab' ich zu danken,
Daß ich dies Tageslicht anſeh'.
Mein Gott, mein Gott, laß mich nicht wanken,
In Seelenängſten bei mir ſteh'!

1) O du verſöhnter Sünders Gott.

Was ich gedenk' und heimlich mache,
Das weißt du wohl; du kenneſt mich.
Ich bin bei dir, wenn ich erwache;
Du biſt bei mir! Ich kenne dich.

Ich ſchloß die matten Augenlieder
Vor deinem Angeſichte zu;
Nun öffneſt du ſie ſelber wieder,
Du, meiner Seelen ſtille Ruh.

Wach' auf, mein Herz! wacht auf, ihr Sinnen!
Seyd munter, lebhaft! Fanget an,
Ein neues Lied früh zu beginnen!
Lobſinget dem, der Alles kann!

Morgengeſang.

O allerhöchſter Menſchenhüter,
Du unbegreiflich großes Gut,
Ich will dir opfern Herz und Muth.
Stimmt an mit mir, gedenkt der Güter,
All' ihr Gemüther!

Herr, deiner Kraft ich zu nur ſchreibe,
Daß ich noch Odem ſchöpfen kann;
Du nimmſt dich gnädig meiner an.
Du Vaterherz, mich nicht vertreibe,
Heut' bei mir bleibe!

Gott Israels, 1) das iſt mein Wille,
Der ſich dir willig untergiebt,

---

1) Israels Gott.

Dich über Alles gerne liebt;
Das iſt mein Wunſch in früher Stille,
O Gnadenfülle!

Dein Angeſicht mich heilig leite,
Dein Auge kräftig auf mich ſeh'.
Ich reiſe, geh', ſitz' oder ſteh',
Mich zu der Ewigkeit begleite!
Herr, mich bereite!

Laß Seel' und Leib, ſo du gegeben,
Stets ſeyn in deiner Furcht bereit,
Als Waffen der Gerechtigkeit,
Auch in dem Tod dir anzukleben,
O Seelenleben!

Geſegne mich auf meinen Wegen,
Mein Thun und Laſſen lenke du!
In Unruh' bleibe meine Ruh',
Bis ich zuletzt mich werde legen
In Fried' und Segen.

Dank am Abende.

Der Tag iſt hin. Mein Jeſu, bei mir bleibe!
O Seelenlicht, der Sünden Nacht vertreibe!
Geh' auf in mir, Glanz der Gerechtigkeit!
Erleuchte mich, ach Herr! denn [1]) es iſt Zeit.

Lob, Preis und Dank ſey dir, mein Gott, geſungen;
Dir ſey die Ehr', daß Alles wohlgelungen
Nach deinem Rath, obſchon ich's [2]) nicht verſteh'.
Du biſt gerecht, es gehe, wie es geh'.

Nur Eines iſt, das mich empfindlich quälet:
Beſtändigkeit im Guten mir noch fehlet.
Das weißt du wohl, o Herzenskündiger!
Ich ſtrauchle noch, wie ein Unmündiger.

---

1) dann — 2) ſchon ich es.

Vergieb es Herr, was mir ſagt mein Gewiſſen:
Welt, Teufel, Sünd' hat mich von dir geriſſen.
Es iſt mir leid, mich ſtell' ich wieder ein,
Da iſt die Hand! Du mein, und ich bin dein!

Schutz Israels! 3) mein Hüter und mein Hirte!
Zu meinem Troſt dein ſieghaft Schwert umgürte,
Bewahre mich durch deine große Macht,
Wenn Belial nach meiner Seelen tracht't.

Du ſchlummerſt nicht, wenn matte Glieder ſchlafen.
Ach, laß die Seel' im Schlaf auch Gutes ſchaffen!
O Lebensſonn', erquicke meinen Sinn!
Dich laſſ' ich nicht, mein Fels! Der Tag iſt hin.

3) Israels Schutz.

Wandel im Lichte. 1)

Jehova iſt ein unbegreiflich Weſen,
Darein ſich willig mein Verſtand verliert; 2)
In ſeinem Wort iſt dieſes klar zu leſen,
Wie wunderbar der kluge Rath regiert.
Wer hat den Sinn des Geiſtes je erkannt?
Wer gab *dem* Rath, der war von Ewigkeit?
Vernunft, ſey ſtill! *Die* See iſt viel zu breit
Und allzutief. O kluger Unverſtand!

Jehova, Grund und Leben aller Dinge,
Du biſt fürwahr ein unzugänglich Licht.
Gieb, daß im Licht mein Wandel mir gelinge!
Ach, führe mich mit deinem Angeſicht!

1) Die erſte Strophe iſt weggelaſſen.

2) Da mein Verſtand ſich willig in verliert

Du biſt ein Licht und biſt im Licht allein,
Du haſſeſt den, der Finſterniſſe liebt,
Du liebeſt den, der Recht und Licht dir giebt.
O laß mich ſtets bei deinen Strahlen ſeyn!

Jehova, Gott mit mir zu allen Zeiten!
Mit dir ich nun Gemeinſchaft haben kann.
Wenn du mich wirſt mit deinen Augen leiten,
So wirſt du mich zu Ehren nehmen an.
O blinde Welt, o Welt, ich warne dich!
Fleuchſt du dies Licht und wandelſt 3) in der Nacht,
Die arme Seel' iſt ewig umgebracht.
Nur Licht und Recht vereinigt Gott und mich.

3) Lauffeſt.

Nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahls.

Auf, auf, mein Geiſt, erhebe dich zum Himmel,
Weich' von dem unbeſtändigen Getümmel,
Dadurch die Welt ihr blindes Volk betrügt!
Ich habe nun vom Himmelsmanna geſſen,
Bin an des guten Hirten Tiſch geſeſſen,
Der alte Feind zu meinen Füßen liegt.

Was frag' ich nun nach Ehre, Luſt und Schätzen?
Ein Lebensſtrom, der kann mich gnug ergötzen;
Der Durſt iſt hin! Wie bin ich ſo erquickt!
Nun wird die Seel' in Wolluſt fetter werden,

Den Vorſchmack hab' ich ſchon auf dieſer Erden;
Doch mache mich, o Jeſu, mehr geſchickt!

Gebeut als Herr dem theu'r erkauften Kinde;
Gieb, daß ich Kraft in dir als König finde;
Sey mein Prophet, ſo werd' ich gottgelehrt.
Biſt du mein Haupt, dann hab' ich dich zum Führer;
Biſt du mein Mann, ſo biſt du mein Regierer;
Als Hoherprieſter iſt dein Opfer werth.

Was will ich mehr, als dieſen Himmelsfürſten?
Ich werd' hinfort in Ewigkeit nicht dürſten,
Weil, der mich tränket, [1]) ſelbſt das Leben iſt.
Kein Hunger wird die Seele jemals preſſen,
Da [2]) mir ein Theil vom Manna zugemeſſen,
Das du allein, o ſüßer Jeſu, biſt.

Ich lebe nun und will mich Gott ergeben;
Doch nicht ich, ſondern Chriſtus iſt mein Leben.

---

[1]) tränck't, der. — [2]) Dann.

So lebe denn in mir, o Gottes Sohn!
Ich bin gewiß, daß droben und auf Erden
Barmherzigkeit und Güte folgen werden,
Als ein durch Blut des Lamm's erworbner Lohn.

Hoffart.

O Schande, daß der Staub noch prahlet,
Der leicht zerſtäubet vor dem Wind!
Im Augenblick er oft bezahlet
Der Sünden Sold und ſtirbt geſchwind.

O Thorheit, daß die Blume meinet,
Zu blühen lang mit ſtolzer 1) Pracht!
Des Morgens ſie vortrefflich ſcheinet,
Des Abends liegt ſie ſchon veracht't.

O Blindheit, daß der Dampf, zu bleiben
In freier Luft, ſich bildet ein!
In einem Nu kann ihn vertreiben
Der warmen Sonne klarer Schein.

---

1) ſtolzem.

O Schwachheit, daß die ird'ne 2) Hütte
Noch vergiebt, feſtiglich zu ſtehn!
Bald fällſt du ein! Bedenk's, ich bitte!
Eh' du es meinſt, kann das geſchehn.

O Trägheit, daß du nicht erkenneſt,
Du ſeyſt ein Schatte, Rauch und Wind!
Mit Wahrheit du ein Nichts dich 3) nenneſt,
Du leichtes Blatt, du eitles Kind.

O Elend! Gott dir widerſtehet,
Wo du mit Trotz dich bläſeſt auf.
Hoffärtigen Gott gegen gehet;
Ach, Sünder, Sünder, merke drauf!

2) Leimern.

3) du dich Nichtes

Lobe den Herrn, meine Seele.

Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren,
Meine geliebete Seele, das iſt mein Begehren!
Kommet zu Hauf!
Pſalter und Harfe, wacht auf!
Laſſet die Muſicam hören!

Lobe den Herren, der Alles ſo herrlich regieret,
Der dich auf Adelers Fittichen ſicher geführet,
Der dich erhält,
Wie es dir ſelber gefällt!
Haſt du nicht dieſes verſpüret?

Lobe den Herren, der künſtlich und fein dich bereitet,
Der dir Geſundheit verliehen, dich freundlich geleitet!

In wie viel Noth
Hat nicht der gnädige Gott
Ueber dir Flügel gebreitet!

Lobe den Herren, der deinen Stand ſichtbar geſegnet,
Der aus dem Himmel mit Strömen der Liebe geregnet!
Denke daran,
Was der Allmächtige kann,
Der dir mit Liebe begegnet.

Lobe den Herren, was in mir iſt! lobe den Namen!
Alles, was Odem hat, lobe mit Abrahams Saamen!
Er iſt dein Licht.
Seele, vergiß es ja nicht!
Lobende, ſchließe mit Amen!

Sehnſucht nach Errettung.

Wo ſoll ich hin? Wer hilfet mir?
Wer führet mich zum Leben?
Zu Niemand, Herr, als nur zu dir,
Will ich mich frei begeben.
Du biſt, der das Verlor'ne ſucht;
Du ſegneſt das, ſo war verflucht.
Hilf, Jeſu, dem Elenden.

Herr, meine Sünden ängſten mich,
Der Todesleib mich plaget.
O Lebensgott, erbarme dich,
Vergieb mir, was mich naget!
Du weißt es wohl, was mir gebricht;
Ich weiß es auch und ſag' es nicht.
Hilf, Jeſu, dem Betrübten!

Du ſprichſt, ich ſoll mich fürchten nicht:
Du rufſt: ich bin das Leben!
Drum iſt mein Troſt auf dich gericht't,
Du kannſt mir Alles geben.
Im Tode kannſt du bei mir ſtehn,
In Noth als Herzog vor mir gehn.
Hilf, Jeſu, dem Zerknirſchten!

Biſt du der Arzt, der Kranke trägt?
Auf dich will ich mich legen;
Biſt du der Hirt, der Schwache pflegt?
Erquicke mich mit Segen.
Ich bin gefährlich krank und ſchwach;
Heil' und verbind', hör' an die Klag'!
Hilf, Jeſu, dem Zerſchlag'nen!

Ich thue nicht, Herr, was ich ſoll;
Wie kann es doch beſtehen?
Es drücket mich, das weißt du wohl;
Wie wird es endlich gehen?
Elender ich! Wer wird mich doch
Erlöſen von dem Todesjoch? —
Ich danke Gott durch Chriſtum.

Verheißung.

Ich bin der Herr, der ewig liebt
Und nur auf kurze Zeit 1) betrübt,
Zu beſſern deine Seele.
Ich bin der, ſo dir helfen kann;
Ein jeder, der mich rufet an,
Sich treulich mir befehle!

Das weiche Mutterherze bricht,
Wenn ſie des Kindes Elend ſicht. *)
Kann ſie deß wohl vergeſſen?
Mit Worten und bedachter That
Hilft ſie und bringet Troſt und Rath;
Du kannſt es ſelbſt ermeſſen.

---

1) Und nur ein Augenblick ꝛc.

*) ſieht.

Wie ängſtet ſich ein zartes Weib
Um einen Sohn von ihrem Leib!
Das zeiget ihr Erbarmen.
Ein Weib iſt eine Sünderinn;
Ich aber ſelbſt die Liebe bin,
Treu' iſt in meinen Armen.

Getroſt, mein Erbe, traure nicht!
Mein ewig Vaterherze bricht,
Das heiliglich dich liebet.
Ich bin kein eitel Menſchenkind,
Das heute Ja, bald Nein erſinnt, 2)
Wort' ohne Werke giebet.

Und wenn 3) ein Mutterherze ſchon
Verhärtet würd' auf ihren Sohn,
Ich dennoch treu verbleibe.
Mein Wort dir Ja und Amen iſt
Trotz Sünde, Tod und Teufelsliſt!
Mit Eid' ich mich verſchreibe.

---

2) erfindt.

3) wann

Du biſt ein auserwähltes Pfand;
Ich finde dich in meiner Hand
Von mir ſelbſt angeſchrieben.
Ich denk' an dich, ich helfe dir,
Ich laß dich nicht, das glaube mir,
Ich will dich ewig lieben!

Die Eitelkeit der Welt.

Eitelkeit! Eitelkeit! was wir hie ſehen;
Eitelkeit! Eitelkeit! was wir begehen;
Kindliche Thaten und kindliches Spiel
Iſt auch der Alten ihr tägliches Ziel.

Eitelkeit! Eitelkeit! köſtlich ſich zieren;
Eitelkeit! Eitelkeit! trotzig braviren;
Prächtig ſich kleiden, iſt Liebe der Welt,
Mäßig ſich ſchmücken, dem Chriſten gefällt.

Eitelkeit! Eitelkeit! große Palläſte;
Eitelkeit! Eitelkeit! lachende Gäſte;
Chriſten, die ſuchen ein ewiges Haus,
Ihre Gedanken ſind immer daraus.

Eitelkeit! Eitelkeit! Kriege zu führen;
Eitelkeit! Eitelkeit! fleiſchlich ſtudiren;
Chriſten, die ſtreiten den geiſtlichen Streit,
Und ſie ſtudiren, was Jeſus gebeut.

Eitelkeit! Eitelkeit! leckeres 1) Eſſen;
Eitelkeit! Eitelkeit! Gott zu vergeſſen;
Chriſten genießen verborgenes Brot,
Welches iſt ihr hochgelobeter Gott.

Eitelkeit! Eitelkeit! Tanzen und Springen;
Eitelkeit! Eitelkeit! Spielen und Singen;
Ewig im Himmel Halleluja klingt,
Wenn man auf Erden von Eitelkeit ſingt.

---

1) niedliches.

Herr, wenn ich nur dich habe!

Ei, was frag' ich nach der Erden,
Wenn Jehova bei mir iſt!
Es muß mir der Himmel werden
Trotz der Welt und Teufelsliſt.
O Herr Jeſu, meine Krone!
Komm, in meinem Herzen wohne!

Ei, was frag' ich nach Ducaten!
Reich genug, wer Gott nur hat;
Ich verachte Ehrenſtaaten,
Droben iſt die Ehrenſtadt.
O mein Schöpfer, hilf doch glauben
Deiner blöden Turteltauben!

Ei, was frag' ich nach dem Himmel!
Himmels gnug, wer Jeſum liebt.
Pfui, du ſchnödes Weltgetümmel!
Ach, wie haſt du mich betrübt!
Nun will ich mich erſt ergötzen
An [1]) den unſichtbaren Schätzen.

Ei, was frag' ich nach dem Schmähen,
Wenn ich meide böſe That!
Wie Gott will, ſo muß es gehen.
O, der Lügen wird wohl Rath!
Endlich wird der Wahrheit Leben
Hellen Mittagsglanz doch geben.

Ei, was frag' ich nach dem Loben!
Darum bin ich frömmer nicht.
Wahres Lob kommt nur von oben,
Von dem, der ins Herze ſicht. *)
So viel wird der Menſch nur taugen
Als er gilt in Gottes Augen.

[1]) In.

*) ſieht.

Ei, was frag' ich nach euch allen,
Himmel, Erde, Geld und Ehr'!
Wenn ich kann nur Gott gefallen,
Ei, was will, was will ich mehr?
Gott allein will ich betrachten,
Wenn mir Seel' und Leib [2]) verſchmachten.

---

[2]) Leib und Seel' verſchmachten.

Zeuch uns dir nach, ſo laufen wir.

Zeuch mich, zeuch mich mit den Armen
Deiner großen Freundlichkeit,
Jeſu Chriſte, dein Erbarmen
Helfe meiner Blödigkeit!
Wirſt du mich nicht zu dir ziehen,
Ach! ſo muß ich von dir fliehen.

O du Hirte meiner Seelen,
Suche dein verirrtes Schaf!
Wem ſoll ich mich ſonſt befehlen?
Weck' mich aus dem Sündenſchlaf!
Guter Meiſter, laß mich laufen
Nach dir und nach deinem Haufen!

Wie ein Wolf den Wald erfüllet
Mit Geheul bei finſtrer Nacht,
Alſo auch der Satan brüllet,
Wie ein Löw' er um mich wacht. 1)
Herr, er will dein Kind verſchlingen;
Hilf im Glauben ihn bezwingen!

Seelenmörder, alte Schlange,
Tauſendkünſtler, ſchäme dich!
Schäme dich! Mir iſt nicht bange;
Denn mein Jeſus tröſtet mich.
Weil er ziehet, muß ich laufen;
Er will mich ſich 2) ſelbſt erkaufen.

Zeuch mich mit den Liebesſeilen,
Zeuch mich kräftig, o mein Gott!
Ach, wie lange, lange weilen
Läßt du mich, 3) Herr Zebaoth!
Doch ich hoff' in allen Nöthen,
Wenn du mich gleich wollteſt tödten

---

1) Um mich wie ein Löwe wacht.

2) ihm.

3) Machſtu mir.

Mutterherze will zerbrechen
Ueber ihres Kindes Schmerz;
Du wirſt dich an mir nicht rächen,
O du mehr als Mutterherz!
Zeuch mich von dem böſen Haufen!
Nach dir, Jeſu, will ich laufen.

Der Dürſtende. ¹)

Du unbegreiflich höchſtes Gut,
An welchem hangt ²) mein Herz und Muth,
Ich dürſt', o Lebensquell, nach dir.
Ach, hilf! ach, lauf! ach, komm zu mir!

Ich bin ein Hirſch, der durſtig iſt
In großer Hitz'; du, Jeſu, biſt
Für dieſen Hirſch ein Seelentrank.
Erquicke mich; denn ich bin krank.

Ein friſches Waſſer fehlet mir;
Herr Jeſu, zeuch, zeuch mich nach dir!
Nach dir ein großer Durſt mich treibt;
Ach, wär' ich dir nur einverleibt!

1) Eine Strophe ausgelaſſen.

2) liebt.

Wo biſt du denn, o Bräutigam?
Wo weideſt du, o Gotteslamm?
An welchem Brünnlein ruheſt du?
Ich dürſte; laß mich auch dazu!

Ich kann nicht mehr, ich bin zu ſchwach;
Ich ſchreie, dürſt' und ruf' dir nach.
Der Hirſch muß bald gekühlet ſeyn;
Du biſt ja ſein, und er iſt dein.

Gott, mein Herz iſt bereit, daß ich ſinge und lobe.

Sieh', hie bin ich,
Ehrenkönig,
Lege mich vor 1) deinen Thron;
Schwache Thränen
Kindlich Sehnen
Bring' ich dir, du Menſchenſohn!
Laß dich finden, laß dich finden
Von mir, der ich Aſch' und Thon!

Sieh' doch auf mich,
Herr, ich bitt' dich,
Lenke mich nach deinem Sinn!
Dich alleine

---

1) für.

Ich nur meine, *)
Dein erkaufter Erb' ich bin.
Laß dich finden, laß dich finden;
Gieb dich mir, und nimm mich hin!

Ich begehre
Nichts, o Herre,
Als nur deine freie Gnad',
Die du giebeſt,
Den du liebeſt,
Und der dich liebt in der That.
Laß dich finden, laß dich finden!
Der hat Alles, wer dich hat.

Himmelsſonne,
Seelenwonne,
Unbeflecktes Gotteslamm!
In der Höhle
Meine Seele
Suchet dich, o Bräutigam!
Laß dich finden, laß dich finden,
Starker Held aus Davids Stamm!

*) minne, liebe.

Hör', wie kläglich,
Wie beweglich
Dir die treue Seele ſingt;
Wie demüthig
Und wehmüthig
Deines Kindes Stimme klingt.
Laß dich finden, laß dich finden:
Denn mein Herze zu dir dringt!

Dieſer Zeiten
Eitelkeiten,
Reichthum, Wolluſt, Ehr' und Freud',
Sind nur Schmerzen
Meinem Herzen,
Welches ſucht die Ewigkeit.
Laß dich finden, laß dich finden!
Großer Gott! ich bin bereit.

Herr, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen.

Unſer Herrſcher, unſer König, unſer allerhöchſtes Gut,
Herrlich iſt dein großer Name, weil er Wunderthaten thut,
Löblich nah und auch von fernen,
Von der Erd' bis an die Sternen.

Wenig ſind zu dieſen Zeiten, welche dich von Herzensgrund
Lieben, ſuchen und begehren. Aus der Säuglinge Mund
Haſt du dir ein Lob bereitet,
Welches deine Macht verbreitet. [1])

---

[1]) ausbreitet.

Es iſt leider! zu beklagen, ja wem bricht das Herze nicht,
Wenn man ſiehet ſo viel Tauſend fallen an dem hellen Licht?
Ach, wie ſicher ſchläft der Sünder!
Iſt es nicht ein großes Wunder?

Unterdeſſen, Herr, mein Herrſcher, will ich treulich lieben dich;
Denn ich weiß, du treuer Vater, daß du heimlich liebeſt mich.
Zeuch mich kräftig von der Erden,
Daß mein Herz mög' himmliſch werden.

Herr, dein Nam' iſt hochgerühmet und in aller Welt bekannt;
Wo die warmen Sonnenſtrahlen nur erleuchten einig Land,
Da ruft Himmel, da ruft Erde:
Hochgelobt Jehova werde!

Herr, mein Herrſcher, o wie herrlich iſt dein Name meiner Seel'!
Drum ich auch vor deinen Augen ſingend mich dir anbefehl'. [2]
Gieb, daß deines Kindes Glieder
Sich dir ganz ergeben wieder!

---

[2] ſingende mich dir befehl.

Freude an Gottes Schöpfung.

Himmel, Erde, Luft und Meer
Zeugen von des Schöpfers Ehr'.
Meine Seele, ſinge du,
Bring' auch jetzt dein Lob herzu!

Seht, das große Sonnenlicht,
Wie's bei Tag' [1]) die Wolken bricht!
Mond und Stern' in ihrer Pracht [2])
Jauchzen Gott bei ſtiller Nacht.

Seht, der Erde runden Ball
Gott geziert hat überall!
Wälder, Felder mit dem Vieh
Zeigen Gottes Finger hie.

---

1) An dem Tag'.

2) Auch der Mond und Sternen Pracht

Seht, wie fleugt der Vögel Schaar
In den Lüften Paar bei Paar!
Donner, Blitz, Dampf, Hagel, Wind
Seines Willens Diener ſind.

Seht der Waſſerwellen Lauf,
Wie ſie ſteigen ab und auf!
Durch ihr Rauſchen ſie auch noch
Preiſen ihren Herren hoch.

Ach, mein Gott! wie wunderlich
Spüret meine Seele dich!
Drücke ſtets in meinen Sinn,
Was du biſt, und was ich bin!

Frühlingsluſt im Garten.

Ich ſehe dich, o Gottes Macht, allhie,
Verwundre mich, o Herr, in deinen Werken,
Die du mir läſſeſt mannigfaltig merken;
Fußſtapfen deiner Liebe zeigen ſie.

Wie öffnet ſich das hartgefrorne Land,
Das mit dem Schnee gleich Wolle war bedecket!
Ach, daß mein Herz, o Gott, auch würd' erwecket,
In aller Welt zu machen dich bekannt!

Wie leuchtet dort der Tulipanen Pracht!
Roth, gelb und weiß, wie Purpur ſind die Blätter.
Violen bringt des Maien lindes Wetter; ¹)
Rauchopfer ſey dir, Herr, von mir gebracht!

1) Violen und Narciſſen bringt diß Wetter.

Die warme Sonne machet Alles neu,
Die Biene fliegt und reinen Honig ſuchet;
Erleuchte mich, mein Licht! Der iſt verfluchet,
Wer in dem Werk des Herren nicht getreu!

Die Vögel ſtimmen durch einander an,
Die Lerche ſingt und ſchwinget ſich gen Himmel.
Hinauf, mein Herz, vom irdiſchen Getümmel!
Es lobe mit mir, was nur loben kann!

Dazu hab' ich empfangen den Verſtand,
Dazu bin ich von Ewigkeit erkoren;
Zu deiner Ehr', o Gott, bin ich geboren,
Dazu iſt Jeſu Blut auch angewandt.

Sommer- und Herbſtfreude im Felde und im Walde.

Unbegreiflich Gut,
Wahrer Gott alleine,
Herr, der Wunder thut,
Heilig-großer Gott!
Starker Zebaoth!
Dich, o Herr, ich meine.

Ehrerbietigkeit
Meiner Seele ſchenke;
Auch zu dieſer Zeit,
Da das Herze ſingt
Und die Zunge klingt,
Alles zu dir lenke!

Stimmet mit mir an,
Himmel, Luft und Erde!
Ruft zu Jedermann,
Ruft mit reinem Schall
Hie und überall:
Groß Jehova werde!

Gott, das helle Licht
Reiner Sonnenſtrahlen
Rühret mein Geſicht;
Gieb, daß ich dich ſeh',
Deine Macht verſteh',
So die Werk' abmalen!

Herr, des Himmels Glanz
Leuchtet, wie ein Spiegel,
Hell poliret ganz;
Laß mich klar und rein,
Wohl probiret ſeyn,
Wie das Gold im Tiegel!

Gott, die Luft erſchallt
Von ſo vielen Kehlen,
Echo wiederhallt;
Ich auch ſinge dir,
Höre mein Begier:
Laß mich ja nicht fehlen!

Herr, das Weltgebäu
Preiſet deinen Namen;
Alles iſt hie neu,
Alles ſteht in Pracht,
Alles grünt und lacht,
Bringet ſeinen Saamen.

Gott, wie rühmen dich
Berge, Fels und Klippen!
Sie ermuntern mich:
Drum an dieſem Ort,
O mein Fels und Hort,
Jauchzen meine Lippen.

Herr, wie rauſcht dahin
Waſſer in den Gründen!
Es erfriſcht den Sinn,
Wann ich ſolches hör'; [1])
Heilbrunn ich begehr', —
Laß mich dich auch finden!

Gott, das große Vieh
Mit dem kleinen Haufen
Zeiget dich allhie.
Alles ſich bewegt,
Groß und Klein ſich regt;
Laß mich zu dir laufen!

Herr, wie groß und viel
Find' ich deine Werke!
Weder Maaß noch Ziel [2])
Kann ich deuten an.
Ach, daß Jedermann
Fleißig hierauf merke!

[1]) Wann ich es anhör.

[2]) Keine Maaß noch Ziel.

Weisheit hat gemacht
Dieſe Wunderdinge;
Denn der Erden Pracht
Iſt ganz voller Güte.
Auf, auf, mein Gemüthe!
Halleluja ſinge! *)

---

*) Iſt auch ein Reiſelied im Sommer oder Herbſt denen nach Frankfurt am Main den Rheinſtrom Auf- und Abfahrenden, woſelbſt zwiſchen Cöln und Mainz Berge, Klippen, Bäche und Felſen mit ſonderbarer Verwunderung zu ſehen, auch im Bergiſchen Lande in dem Geſteine nicht weit von Düſſeldorf.
Anm. des Dichters.

Chriſtus, unſere Heiligung. [1]

Ob ich ſchon war in Sündentod
Entfrembet von dem Leben
Und lag im Blut in letzter Noth,
Doch iſt mir Heil gegeben:
Mein Jeſus wollte bei mir ſtehn,
Er konnte nicht vorüber gehn,
Es brach das Vaterherze.

Ein neuer Menſch, der [2] lebte bald
Und liebte, was er haſſet';
Der Heiland gab mir die Geſtalt
Des Glaubens, ſo ihn faſſet;
Es wurd' erleuchtet mein Verſtand,
Daß ich den Gnadenreichthum fand
Da ſah' ich Gottes Wege.

---

[1] Mit Auslaſſung einer Strophe

[2] Menſche.

Mein Wille wollte, was Gott will.
Wie war ich ſo vergnüget!
Wann er nur winkte, ſchwieg ich ſtill,
Gleichwie ein Kind ſich füget. [3]
Was Gott verboten, meidet' ich,
Verborgner Luſt entzog' ich mich,
Obſchon kein Menſch ſie ſiehet. [4]

Herr, meiner Seele Heiligung,
Gieb, daß mein Licht nun ſcheine!
Wach' auf und lobe, meine Zung'!
Gerührt, mein Auge, [5] weine!
Da ſo viel Tauſend gehen hin
In ihrem noch verſtockten Sinn,
Hat Jeſus mich geheiligt.

[3] bieget.

[4] Die ſonſt kein Menſche ſiehet.

[5] Mein Aug' empfindlich.

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Ueber das Leben und die Werke der in dieſem Bändchen enthaltenen Dichter XI

Jacob Schwiger.

Ein jeder, was ihm gefällt 3
Liebe, der Poeten Wetzſtein 6
Seiner Liebe Anfang 9
Wer küßt die greiſen Haare? 12
Verliebt, gebunden 15
Verliebt, ſinnenkrank 19
Beſtändigkeit überwindet den Neid 22
Vergißt mich ſie nur nicht 25
Je ſchöner, je härter 27
Dumme Leute ſeyen dumm 31
Meinethalben fahr' immer hin 34
Liebe, die größte Beſchwerde 37
Liebesfeuer, ewige Flammen 41
Der verbrannte Amor 44
Brenn', aber lindre auch! 46
Wahrer Traum 48
Wer tröſtet mich nun? 51

Seite
Liebe, die Königinn der Welt 56
Der Brief der Geliebten 60
Das angenehme Geſpenſt 65
Liebesſtreit 71
Klugheit verbirgt die Liebe 74
Je dunkler, je beſſer 77
Scheiden bringt Leiden 80
Um ihretwegen allein 84
Der Wein erfreut des Menſchen Herz 86
Nachtlied 90
Beſſer, ruhig lieben, als mühſam kriegen . . . 93
Des Hoffnungsloſen Klage 96
Treugeliebt, ungetrübt 99
Felderfreiheit 102
Der Verzweifelte 106
Glück der Nacht 109
Liebe und Aprilwetter 112
Sie liebet 115
Bei der Liebſten Tod 117
Auf ihren Morgenſchlaf 120

Madrigale.

Gegen die Liebe kein Rath 123
Der neue Amphion . . . . —
Der Liebe Noth 124
Der alte Geck 125
Zauberei der Liebe 126
Lob und Tadel . . . . —
Liebesfragen 128
Sehnſucht nach Freiheit 131
Freiheitsgefühl 134

Seite
Zweifache Liebe 138
Sie machet lebendig 139
Der Durſtleidende 140
Warnung 141
Der Kuß 143
An die Alſter 146
Abſchied 148
Mädchenſinn 150
Liebesſehnen 153
An den Morgenſtern 155
Klaglied der Buhler in der Hölle 157

Georg Neumark.

Troſtlied 163
Fürchte dich nicht; denn ich habe dich erlöſet . . 166
Beim Abendmahl 169
Eitelkeit des Irdiſchen 173
Bußlied eines Unglücklichen 177
Gebet um Erlöſung 180
Ergebung 184
Schutzlied gegen den Neid 187
Des Schäfers Liebesklage 190
An die untreue Geliebte 194

Denkſprüche.

  Sieg der Tugend 198
  Muth im Unglück 199
  Ergebung . . . . —
  Das Himmelsſchlüſſelchen . . . . —
  Geſetze 200
  Vorſicht gegen Dichter . . . . —

Seite
Der Fürſten beſter Schutz 200
Spruch 201
Guter Rath an die Geſtrengen . . . . —
Der ſchlimmſte Feind . . . . —
Lob und Tadel 202
Billigung der Guten . . . . —
Gleichmuth . . . . —

Joachim Neander.

Bund der Seligkeit 205
Der Chriſt am Morgen 208
Morgengeſang 210
Dank am Abende 212
Wandel im Lichte 214
Nach dem Genuſſe des heiligen Abendmahls . . 216
Hoffart 219
Lobe den Herrn, meine Seele 221
Sehnſucht nach Errettung 223
Verheißung 225
Die Eitelkeit der Welt 228
Herr, wenn ich nur dich habe! 230
Zeuch uns dir nach, ſo laufen wir 233
Der Dürſtende 236
Gott, mein Herz iſt bereit, daß ich ſinge und lobe 238
Herr, wie herrlich iſt dein Name in allen Landen 241
Freude an Gottes Schöpfung 244
Frühlingsluſt im Garten 246
Sommer- und Herbſtfreude im Felde und im Walde 248
Chriſtus, unſere Heiligung 253

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.

XII.

Friedrich Spee.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Begonnen
von
Wilhelm Müller.
Fortgeſetzt
von
Karl Förſter.

XII.

Auserleſene Gedichte von Friedrich Spee.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Begonnen
von
Wilhelm Müller.
Fortgeſetzt
von
Karl Förſter.

XII.

Auserleſene Gedichte von Friedrich Spee.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

[illegible]
BIBLIOTECA
[illegible]

Auserleſene

Gedichte

von

Friedrich Spee.

Herausgegeben

von

Karl Förſter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1831.

Vorrede.

Das vorliegende Bändchen unſerer Bibliothek holt einen Dichter nach, der in ihr nicht fehlen durfte, ja der, mögen wir nun die Zeit, der er angehört, oder den Charakter ſeiner Poeſie ins Auge faſſen, die ganze Sammlung zu eröffnen verdient hätte. Jetzt tritt er, der in ſeiner Zeit faſt einſam ſtand, wie ein Fremder in die Reihe der Uebrigen. Schon darum mußte es rathſam ſcheinen, ihm allein ein ganzes Bändchen zu widmen. In der That lag aber auch ſo viel des Mittheilungswerthen in ſeinen Schriften vor, daß wir gern geſtehen, oft nur durch die räumliche Beſchränkung, die auch dann noch einzelnes Treffliche auszuſcheiden gebot, in Verlegenheit geſetzt worden zu ſeyn.

Eine Schwierigkeit anderer Art lag in der Behandlung des Textes. Der Herausgeber bekennt, daß es ihm Mühe gekoſtet hat, den Gedanken an einen unveränderten Abdruck deſſelben von ſich zu weiſen, und daß nur die nothwendige Rückſicht auf Gleichartigkeit der Behandlung nach den in den frühern Bändchen beobachteten Grundſätzen ihn hat abhalten können, eine Ausnahme zu Gunſten Spee's eintreten zu laſſen. Indeſſen hat er ſich nur da Veränderungen im Texte erlaubt, wo die urſprüngliche Lesart allzu auffallend gegen die heutige Weiſe abſtach, und die Veränderung ganz nahe lag; überall aber iſt er ſeines Wiſſens mit der dem Dichter ſchuldigen Achtung verfahren und hat ſelbſt oft an Stellen, wo eine Annäherung an den heutigen Sprachgebrauch ſich von ſelbſt zu bieten ſchien, lieber die Hand davon gehalten, als daß er der Gefahr ſich ausgeſetzt hätte, einen eigenthümlichen Zug der Urſchrift zu verwiſchen.

Dahin gehört aber nicht jede mundartliche Eigenthümlichkeit ohne Unterſchied. Spee braucht —

um nur Einiges anzuführen — überall nach dem beſtimmten Artikel die ſtarke Form des Adjectivs ſtatt der jetzt üblichen ſchwachen (*die flügelreiche Schaaren, die ſanfte Wind'* ꝛc.); er liebt Buchſtabenverſetzungen, wie: *ſchüttlen*, *umzinglet*; manche Hauptwörter haben bei ihm ein anderes Geſchlecht, als in der heutigen Schriftſprache, wie: *der Luft* (im Nominativ); in der Flexion der Subſtantive giebt es manche Abweichungen, wie: *die Kräften* ſtatt *Kräfte*, und auf jeder Seite finden ſich Formen, wie: *ſeynd* ſtatt *ſind*, *wilt* ſtatt *willſt*, *nit* ſtatt *nicht* u. a. Sie ſind in unſerer Sammlung faſt allenthalben — wir glauben, ohne Nachtheil — gegen die geläufigeren vertauſcht worden, was um ſo eher, dünkt uns, geſchehen durfte, da *Spee*, ſeinem eignen Geſtändniſſe zufolge, ſich an keine beſtimmte Mundart bindet und daher ſelbſt nicht ſelten in den Formen wechſelt. —

Ungeachtet der auf den Druck verwendeten Sorgfalt ſind dennoch einige Verſehen ſtehen geblieben, von denen wir eines wenigſtens vor dem Leſen zu verbeſſern bitten. Die erſte Zeile S. 14 nehmlich:

O ſüße Bruſt! O Freud' und Luſt!

iſt hier zu ſtreichen und S. 10 gleich oben vor dem Verſe:

Haſt endlich mich gezogen

einzuſchalten.

Was den vorausgeſchickten Lebensabriß betrifft, ſo ſind Hauber's Bibliotheca magica und die Leibnitziſchen Berichte immer noch die Hauptquellen, und ſie ſind gewiſſenhaft benutzt worden.

Dresden den 20. November 1830.

Karl Förſter.

Ueber Spee's Leben und Schriften.

Friedrich Spee (auch Spe), aus dem adeligen, jetzt gräflichen Geſchlechte der Spee von Langenfeld, ward zu Kaiſerswerth, einem unterhalb Düſſeldorf am Rheine gelegenen, damals cölniſchen Städtchen, im J. 1591 (nach Andern unrichtig im J. 1595) geboren.

Im J. 1610 *) trat er zu Cöln in den Orden der Geſellſchaft Jeſu, um ſich für den geiſtlichen Stand, dem ſein Leben gewidmet ſeyn ſollte, zu bilden.

Wie groß die Verſchuldungen ſeyn mögen, die dieſer Orden ſeit ſeiner Entſtehung auf ſich geladen hat, noch iſt Niemand ſo weit gegangen, um zu behaupten, daß derſelbe nicht auch einzelne erleuchtete und treffliche Männer zu den Seinigen gezählt habe. Sicherlich war nach dem, was wir aus den Berichten achtbarer Zeitgenoſſen und aus ſeinen Schriften von ihm wiſſen, unſer Spee dem Geiſte und der Geſinnung nach einer der trefflichſten. Freilich war auch er in den Anſichten der Kirche ſeiner Zeit befangen, und es wäre ein Wunder geweſen, wenn er, der unter dem Einfluſſe jeſuitiſcher

---

*) Nach der Bibliotheca Script. soc. Jesu, ed. Sothwell. Rom. 1676. p. 267. Andere geben das Jahr 1615 an.

Pfleger und Vormünder für die Zwecke ſeines Ordens erzogen worden war, gerade auf dasjenige gänzlich verzichtet hätte, was ihm von Jugend auf als das höchſte Ziel ſeines Berufs vor Augen geſtellt worden war. Wenn er daher ſpäter auch an ſeinem Theile dazu mitwirkte, die verirrten Schaafe, wofür ihm auf ſeinem Standpunkte alle vom Papſtthum Abgefallene gelten mußten, in den Schooß der Kirche zurückzuführen, ſo fühlen wir uns zu dem Bekenntniſſe gedrungen, daß es eben nicht anders ſeyn konnte, und üben Nachſicht gegen einen Mann, der es gewiß auch hier, wie immer, ganz ehrlich meinte. Fern lagen ihm — dafür bürgt ſein auf das Höhere gerichteter Sinn — die weltlichen Zwecke ſeiner Zunft, und die Waffen ſophiſtiſch-caſuiſtiſcher Schlauheit, ſo furchtbar in den Händen der Andern, waren nicht die, mit denen er kämpfte. Wo er Siege erfocht für eine Sache, die ihm für die heilige galt, erfocht er ſie durch die Reinheit und Milde ſeines Herzens und die Innigkeit ſeines Glaubens; und müſſen wir den Zwecken, die er auf dieſem Wege befördern half, unſere Billigung verſagen, ſo können wir doch nicht umhin, die Geſinnung zu ehren, mit der er dabei zu Werke ging. Glücklicherweiſe findet ſich in den Gedichten, die uns hier zunächſt auffordern, das Andenken des ehrwürdigen Mannes zu erneuern, von dem, was ein proteſtantiſches Gemüth ſtören könnte, kaum die leiſeſte Spur und ungleich weniger, als in denen ſeines trefflichen Ordens- und Zeitgenoſſen, des lateiniſchen Dichters Jakob Balde, während ſie faſt alle durch den Ausdruck eines menſchlich-ſchönen, tief-frommen Gemüths unwiderſtehlich anziehen. Sehen wir von der kurzen Zeit ſeines Lebens, in der ſeine Thätigkeit gegen unſern Glauben gerichtet war, hinweg, ſo bleibt uns das Bild eines aus dem Standpunkte jedes Bekenntniſſes durchaus ehrenwerthen Mannes, eines Geiſtlichen im ächteſten Sinne des Wortes übrig. In der That mögen Wenige ſich eines gleichen innern Rufes zu dem, was ſie ſich als das Hauptgeſchäft ihres Lebens erwählten, zu rühmen haben. Die vorherrſchende Richtung aller ſeiner Gedanken und Gefühle auf Gott und Göttliches, die kindliche Ergebung in die Fügungen einer höhern Macht, ein für die Schönheiten der Natur und ihre Sprache empfängliches und von reiner, Alles willig aufopfernder Menſchenliebe überſtrömendes Herz befähigten ihn vor Tauſenden zu dem mühevollen Amte eines ächten Seelſorgers, dem er mit unerſchütterlicher Treue lebte, und in dem er, ein frühes Opfer gewiſſenhafter Pflichterfüllung, ſtarb.

Spee's inneres Leben, wie es hier in ſeinen Grundzügen angedeutet worden, liegt in ſeinen Schriften zu Tage *); von ſeinen äußeren Verhältniſſen fehlt die zuſammenhängende Kunde, da die Aufmerkſamkeit, die er verdiente, erſt zu einer Zeit ſich ihm zuwendete, wo

---

*) Einer ſeiner Freunde begrüßt die Erſcheinung ſeiner Lieder unter andern mit folgenden Zeilen:

In Schriften ausgemalet
 Sein Bildniß ſteht zum Troſt.
Wer dann begehrt, zu ſehen
 Den lieb- und werthen Mann,
Darf (braucht) weiter nicht zu gehen;
 Man hie ihn ſchauen kann.
Sein Herz, von Lieb' entzündet,
 Seinen Seeleneifer groß
Faſt jeder Vers verkündet;
 Giebt da ſich aller (ganz) bloß.

Denen, welchen es darum zu thun war, außer wenigen hier und da zerſtreuten ſchriftlichen Nachrichten, nur unvollſtändige mündliche Ueberlieferungen zu Gebote ſtanden. Was wir in dieſer Beziehung von ihm wiſſen, beſchränkt ſich auf Folgendes:

Nachdem er, dem Unterrichte entwachſen, eine Zeitlang noch — bis gegen das Jahr 1627 — zu Cöln als Lehrer der Philoſophie und Moraltheologie mit Beifall gewirkt hatte, begab er ſich im Auftrage ſeiner Obern nach Franken und war hier, vorzüglich zu Bamberg und Würzburg, als Seelſorger thätig.

Es war dies die ſchreckliche Zeit, in welcher dem Glauben an Zauberei und leibliche Gewalt des Teufels durch ganz Deutſchland, insbeſondere aber in den beiden eben genannten Städten unzählige Opfer fielen.*) Unſerm Spee ward vermöge ſeiner Sendung der traurige Beruf zu Theil, viele dieſer Unglücklichen zum Tode vorzubereiten und ihnen auf ihrem letzten Wege den Troſt der Religion zu ſpenden. Gewiß theilte auch er mit ſeinem Zeitalter den Glauben an die Möglichkeit des Einfluſſes hölliſcher Zauberkräfte auf Natur und Menſchen, einen Glauben, der, wie bekannt, ſelbſt in proteſtantiſchen Ländern lange noch fortlebte; aber ſeinem für Wahrheit offenen Sinne konnte es nicht entgehen, wie mit denen, die er ſelbſt vielleicht im Stillen als ſchuldig verdammte, bei weitem Mehrere als unſchuldige Opfer des Wahns der fürchterlichſten Strafe anheimfielen. Der Gram darüber zehrte an ſeinem Innern; doch wagte er es nicht ſogleich, dem von einem Papſte in Deutſchland eingeführten und unter dem Schutze der Kirche verübten Gräuel offen entgegen zu treten. Nur gegen Vertraute verhehlte er ſeine Anſicht und ſeinen Kummer nicht. Zu ihnen gehörte der wackere Joh. Phil. v. Schönborn, damals noch Canonicus zu Würzburg, ſpäter Churfürſt von Maynz. Als derſelbe ihn einſt fragte, woher es komme, daß er mehr graues Haar habe, als ſein Alter erwarten laſſe, verſetzte Spee: „dies komme von den Hexen, die er zum Feuertode geleitet“; und als der Andere ihm ſein Befremden darüber zu erkennen gab, löſte er ihm das Räthſel auf folgende Art: „Er habe,“ erzählte er, „ungeachtet der ſorgfältigſten Unterſuchungen, und wiewohl er alle die Vortheile gewiſſenhaft benutzt habe, die ihm als Beichtiger zugeſtanden, dennoch an Keinem von Allen, die er zum Scheiterhaufen begleitet, irgend etwas gefunden, was ihm die Ueberzeugung gegeben hätte, daß dieſelben des Verbrechens der Zauberei mit Grund bezüchtiget werden. Die Einfältigeren hätten, wenn ſie befragt worden, anfangs zwar in ihrer Verwirrung und aus Furcht vor neuen Martern das Verbrechen eingeſtanden, dann aber, wenn ſie Zutrauen gewonnen und eingeſehen, daß ſie von ihrem Beichtiger Nichts der Art zu beſorgen hätten, alsbald ihre Ausſage zurückgenommen. Alle hätten die Unwiſſenheit oder Bosheit ihrer Richter und ihr eigenes Unglück mit großem Jammer beweint und in der letzten Noth Gott zum Zeu gen ihrer Unſchuld angerufen. Ein ſo erbarmenswürdiges und oft wiederholtes Schauſpiel habe ihn alſo erſchüttert, daß er vor den Jahren ergraut ſey.“ *)

---

*) Hauber giebt in der Bibl. magica Bd. 3. S. 807 ein Verzeichniß von 158 ſolcher Unglücklichen aus allen Ständen und von allen Altern, die allein in den Jahren 1627 und 1628 zu Würzburg verbrannt worden. Bis zum J. 1630 hatten, nach einer in dieſem Jahre zu Bamberg gedruckten und gleichfalls von Hauber S. 441 mitgetheilten Nachricht, zu Bamberg 600, zu Würzburg über 900 ſolche Opfer des ſchimpflichſten Aberglaubens auf Befehl der geiſtlichen Behörden in den Flammen ihren Tod gefunden.

Endlich aber brach er ſein Schweigen und erhob — der Erſte, der es nach Joh. Wier aufs Neue wagte — ſeine Stimme gegen den ſchimpflichſten Mißbrauch richterlicher Gewalt. Er ſchrieb (60 Jahre vor Balth. Becker's „Bezauberter Welt“ und 70 Jahre vor Chr. Thomaſius Disputation „Ueber das Verbrechen der Zauberei“) ſeine Cautio criminalis, ein Buch, das allein hinreichen würde, ihm einen Ehrenplatz unter den Freunden der Menſchheit anzuweiſen. Mit Scharfſinn und Gründlichkeit beleuchtete er darin das Verfahren der Richter bei Unterſuchungen der Art und zeigte in 51 Abſchnitten — „dubia“ betitelt — die Unhaltbarkeit der Grundſätze, von denen man ausgehe, und das Unzulängliche der Gründe, mit denen man das geſammte Verfahren zu rechtfertigen pflege. Er widmete ſein Buch den deutſchen Obrigkeiten, und zwar, wie ſeine Worte in der kurzen Vorrede lauten, „denen, welche daſſelbe nicht leſen werden, und alſo denen nicht, die es leſen werden; denn“ — ſetzt er hinzu — „die ſo vorſichtig ſind, daß ſie glauben, es liege ihnen ob, zu leſen, was ich hier geſchrieben habe, dieſe haben ſchon das, um deſſentwillen ſie das Buch leſen ſollen.“

Wer es weiß, wie der Glaube an Zauberei und Teufelsgewalt damals, einer anſteckenden Seuche gleich, durch

---

*) Er begleitete, ſeiner eignen Verſicherung zufolge, an zweihundert ſolcher Schlachtopfer zum Tode. S. das von Vinc. Placcius im Theatrum Anonymorum et Pseudonymorum p. 234 auszugsweiſe mitgetheilte Schreiben von Leibnitz über Spee.

die Länder wüthete und mit welcher Eiferſucht geiſtliche und weltliche Gerichtshöfe, auf päpſtliche Bullen geſtützt, ihr Vorrecht, die Welt gegen die Künſte der Hölle zu ſchützen, bewachten, der ermißt den Muth des Mannes, der mit ſeiner Schrift, wenn er als Verfaſſer derſelben bekannt wurde, der Gefahr ſich ausſetzte, ſelbſt als einer von denen, deren Sache er führte, dem Holzſtoße überliefert zu werden. Es war daher nur lobenswerthe Vorſicht, wenn er dieſelbe, nachdem ſie eine Zeitlang in Abſchriften von Hand zu Hand gegangen war, ohne ſeinen Namen zum Druck beförderte.*) Der Beifall, mit dem ſie von allen Gutgeſinnten aufgenommen wurde, war ſo groß, daß nach wenigen Monaten bereits eine neue Ausgabe nöthig war, die in Ermangelung eines gedruckten Exemplars nach einer Abſchrift beſorgt werden mußte.**) Wurde durch die Erſcheinung dieſes Buchs jenen blutigen Opfern des Aberglaubens auch nicht ganz geſteuert, ſo öffnete es doch Vielen die Augen, und an

---

*) **Cautio criminalis s. de processu contra sagas liber.** Rinteln, 1631. 8. — Frankfurt a. Main 1632, herausgegeben v. Joh. Gronäus. — Sulzbach, 1695. — Ebendaſelbſt 1718. Ueberſetzt, zuerſt im Auszuge unter dem Titel: „Gewiſſensbuch von Prozeſſen gegen die Hexen", vom ſchwediſchen Feldprediger Joh. Seiffert a. Ulm, Bremen 1647. 8. — Vollſtändig (von Herm. Schmidt, naſſauiſchem Rath): Frankfurt a. Main 1649. 4. — „Verſicherung, kein böſes Halsgericht zu thun." Amſterdam 1657. — Auch eine franzöſiſche Ueberſetzung (Lyon, 1660) wird erwähnt. — Die Literatur dieſes merkwürdigen Buchs ſ. in Eberh. Dav. Hauber's Bibliotheca magica, Bd. 3. S. 2 folg. S. 186. S. 500 f. und S. 783 folg.

**) So erzählt Gronäus in der Vorrede zu der von ihm beſorgten zweiten Ausgabe.

mehrern Orten ward ungeſäumt den daſelbſt bereits eingeleiteten Hexenproceſſen Einhalt gethan. *) —

Bald vor oder nach Erſcheinung der eben beſprochenen Schrift — das Jahr iſt nicht mit Beſtimmtheit anzugeben — verließ Spee auf Befehl ſeiner Obern die Gegenden, die ſeinem menſchenfreundlichen Herzen ſo herbe Stunden bereitet hatten, um in dem zum großen Theile proteſtantiſchen Niederſachſen eine Sendung anderer Art zu übernehmen.

Als ein Mann, dem alle religiöſe Unduldſamkeit fremd war, würde er ſich gewiß auf keine Weiſe zur Verfolgung Andersgläubiger verſtanden haben; aber überzeugt von der Rechtgläubigkeit ſeiner Kirche, wie er es war, mußte er für ein hochverdienſtliches Werk halten, der Abtrünnigen ſo viele, als er vermochte, durch die Kraft des Wortes in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Und dahin lautete, wie es ſcheint, ſeine neue Sendung. Der einzige Schriftſteller ſeines Ordens, der von ihm Nachricht giebt, hebt, während er deſſen, was uns unſern Dichter theuer macht, kaum im Vorübergehen und nur in literariſcher Beziehung gedenkt, vor allem den Umſtand hervor, daß es ihm innerhalb weniger Monate, nicht ohne Lebensgefahr, gelungen ſey, das hildesheimiſche Städtchen Peina für den Glauben der römiſchen Kirche zu gewinnen. **) Wenn ein ſpäterer

---

*) Später ſchaffte ſie auch Joh. Philipp v. Schönborn, nachdem er zur Churwürde gelangt war, in ſeinen Landen ab, und zwar, wie er gegen Leibnitz erklärte, weil er der Warnungen des ehrwürdigen Mannes gedachte, der ſich ihm gleich nach Erſcheinung der Cautio etc. als Verfaſſer derſelben zu erkennen gegeben hatte. S. das oben angeführte Schreiben von Leibnitz.

) S. Bibl. script. soc. Jesu. ed. Sothwell. a. a. O. Hier proteſtantiſcher Schriftſteller dieſen Umſtand gänzlich übergeht, um die Schmach des Religionseifers von dem geprieſenen Mann abzuwenden, *) und ein Anderer **) zur Entſchuldigung ſolchen Eifers auf die Schwäche der menſchlichen Natur, die Macht des Vorurtheils und die Jugend Spee's verweiſet, ſo können wir uns füglich mit der einfachen Thatſache begnügen und brauchen auch wohl unſere Leſer nicht erſt zu einem milden Urtheile aufzufordern, am wenigſten diejenigen unter ihnen, die von den nachſtehenden Gedichten bereits Kunde genommen haben. *)

---

heißt es, nachdem die obige Thatſache erzählt worden iſt, weiter: „Die nichtkatholiſchen Bewohner Hildesheims, darüber aufgebracht, ſendeten Einen aus, der ihn aufheben ſollte, als er eben in Verrichtungen ſeines Berufs nach einem Dorfe ging. Er empfing fünf tiefe Wunden auf den Kopf und zwei in den Rücken. Dennoch gelangte er, der ehrenvollen Wunden froh, nach dem Dorfe und predigte daſelbſt, bis die Kräfte ihn verließen.“

*) Der Verfaſſer des früher angeführten Theatr. Anonymorum, der den Artikel der Sothwellſchen Bibliothek vor Augen hatte, aber die ganze oben ausgehobene Stelle hinweg läßt.

**) Hauber in der Bibl. magica. Bd. 3 S. 510.

***) Auch wenn er in dieſen die Zeit, wo Ein Hirt und Eine Heerde ſeyn wird, als eine goldne, ſich ausmalt, ſtört kein unfreundlicher Gedanke an Andersmeinende das heitere Bild. So heißt es in einem hier nicht mitgetheilten Weihnachtsliede:

O wohl dem ſchönen Hirten,
Dem künft'gen Hirten gut!
Ach, ach! mich in Begierden
Der Zeit verlangen thut.
Alsdann er wird erwecken
Und treiben auf zu Feld
Mit beſtem Hirtenſtecken
Die Völker aller Welt.

Sein Aufenthalt in dieſen Gegenden war nicht von langer Dauer. Nach wenigen Jahren ſchon finden wir ihn in Trier wieder, wo er ſich auch noch zur Zeit der Belagerung dieſer Stadt durch die Spanier und Kaiſerlichen befand. Er nahm ſich während derſelben mit treuer Hingebung der kranken und verwundeten Feinde und Freunde an, bis er ſelbſt in Folge der raſtloſen Anſtrengung erkrankte. Mit ziemlicher Gewißheit ſcheint er ſeinen nahen Tod vorausgeſehen zu haben (ſ. das letzte Gedicht dieſer Sammlung). Sein nicht allzufeſter Körper erlag nur zu bald, und er ſtarb d. 7 Aug. 1635 im 44ſten Jahre ſeines Lebens.

Kurz vor ſeinem Tode — i. J. 1634 — hatte er

Er wird auf beſten Weiden
Sie ſchlagen in die Pferch,
Und je mit nichten leiden,
Man ihm die Zahl verberg'.
Er, er wird ſeinen Stecken,
Den Sonnenſtrahlen gleich,
Ganz überall erſtrecken
In alle Land' und Reich'.

Alsdann mit ſchönem Frieden,
Die ſchöne Welt, gekrönt,
Wird ſehn ununterſchieden
Die Thier' und Thier' verſöhnt.
Mit wilden Löwen, Bären
Gleich werden insgemein
Aus einer Krippe zehren
Die zartſten Lämmerlein. u. ſ. w.

Und wer kann den für einen blinden Verketzerer halten, der da ſingen konnte:

Wo Gottes Lob iſt angezünd't
Und brennt in heller Flammen,
Da iſt der Menſch gar feſt gegründ't;
Wer mag ihn dann verdammen?

die Handſchrift ſeiner „Trutznachtigal“, einer Sammlung geiſtlicher Gedichte, beendigt, die er alſo benannte, weil das Büchlein, wie er ſelbſt in der Vorrede dazu ſagt, „trutz allen Nachtigallen ſüß und lieblich ſinget.“ Sie erſchien jedoch, von einem ſeiner Schuler herausgegeben, erſt im J. 1649 im Druck.*) In demſelben Jahre, ſcheint es, trat „das güldne Tugendbuch“ ans Licht, ein in Geſpächsform abgefaßtes und mit zahlreichen Liedern und Parabeln in ungebundener Rede durchwebtes Erbauungsbuch, das ihm vielleicht ſelbſt einſt beim Unterrichte der ſeiner Seelſorge Anvertrauten als Leitfaden gedient hatte oder unter dieſe von ihm in Abſchriften vertheilt worden war.**)

Das letztere Buch war es, daß ihm an Leibnitz, dem es durch den Churfürſten von Maynz empfohlen worden war, einen dankbaren Verehrer gewann, und dieſes meint derſelbe haupſächlich, wenn er *) von den in ihrer Art vortrefflichen Erbauungsſchriften des Mannes ſpricht, die ihm, ſeitdem er ihre Bekanntſchaft gemacht habe, immer vertraut geblieben ſeyen, und die er vielen Freunden von jedem Glaubensbekenntniſſe ſo innig ans Herz gelegt habe, daß auf ſeinen Antrieb die darin vorgetragene und mit mathematiſcher Schärfe auseinanderſetzte anmuthige Kunſt, Gott unabläſſig zu loben, von Mehreren in Ausübung gebracht worden ſey. Wenn er an einem andern Orte Alles darin zu bewundern erklärt,

---

*) Trutz Nachtigal, oder geiſtlichs poetiſch Luſtwäldlein, desgleichen noch nie zuvor in deutſcher Sprach geſehen. Cölln, b. Wilh. Frieſſem, 1649. 12. Dieſer erſten Ausgabe folgten mehrere Abdrücke in den Jahren 1656, 1660 (nach Raßmann's deutſchem Dichternekrolog), 1664, 1683 und in neuerer Zeit: Berlin, 1817 (von Clem. Brentano beſorgt). Die unter dem Titel: „Trutznachtigall, Blüthen religiöſen Geiſtes und Sinnes aus der erſten Hälfte des 17 Jahrh.“ vom Prof. Willmes zu Cöln 1812 veranſtaltete Ausgabe iſt mehr freie moderniſirende Bearbeitung.

**) Gulden Tugendbuch, oder Werke und Uebung der fürnembſten Tugenden, Glaubens, Hoffnung und Liebe. Allen Gott liebenden, andächtigen, frommen Seelen nützlich zu gebrauchen. Cölln, b. Wilh. Frieſſem, 1649. 8. (Eine unſichere Notiz nennt eine frühere Ausgabe von 1647.) Von ſpäteren Ausgaben haben wir viere verzeichnet gefunden, von den Jahren 1656, 1666, 1668 und 1748. Hierzu kam zuletzt eine für „ungelehrte“ (katholiſche) Leſer überarbeitete Ausgabe. Coblenz, 1829 in 2 Theilen.

---

*) In dem oben angeführten Briefe. Gleich günſtig ſpricht ſich Leibnitz an andern Orten darüber aus. So in der Theodicee § 96 wo er ſagt: „Und jetzt will ich blos den P. Fr. Spee, einen der Vortrefflichſten ſeiner Geſellſchaft, nennen, der gleichfalls dieſe Meinung von der Kraft der Liebe Gottes gehabt hat, wie ſolches aus der Vorrede des ſchönen Buchs erhellt, das er in deutſcher Sprache von den chriſtlichen Tugenden geſchrieben. Er redet davon als von einem ſehr wichtigen Geheimniß der Frömmigkeit und handelt gar ausführlich und verſtändlich von der Kraft der Liebe Gottes, die Sünde zu vertilgen auch ohne Dazwiſchenkunft der Sacramente der katholiſchen Kirche u. ſ. w.“ In einem von Feller in den Monumentis ined. mitgetheilten Briefe an Frau v. Scudery heißt es: „Ich weiß nicht, ob Sie die Schriften des P. Spee, eines vortrefflichen Mannes, geſehen haben. Derſelbe ward mir zuerſt von dem Churfürſten von Maynz empfohlen, der mir auch ein Exemplar ſeines Buchs von den chriſtlichen Tugenden, das „güldene Tugendbuch“ genannt, mittheilte, worin ich Alles bewundert habe, nur die deutſchen Verſe nicht, wofür damals der rechte Geſchmack in der römiſchen Kirche noch nicht erwacht war. Aber es finden ſich darin ſo ſchöne und tiefſinnige Gedanken, und der Ausdruck derſelben iſt ſo geeignet, ſelbſt gemeine und in Weltluſt verſunkene Seelen zu rühren, daß ich es ganz ungemein lieb gewonnen habe. Vor allem hat er erkannt und empfiehlt er das Geheimniß von der wahren Liebe Gottes.“

nur die deutſchen Verſe nicht,*) ſo darf uns dies nicht befremden, da er dabei zunächſt nur die auch in dichteriſcher Hinſicht minder werthvollen Poeſieen des Tugendbuchs im Auge hat, und da ſein Maaßſtab der der Opitziſchen Schule war, ein Maaßſtab, der am wenigſten über eine aller claſſiſchen Normalpoeſie ſchnurgerade entgegengeſetzte Eigenthümlichkeit, wie die unſers Spee, ein unbefangenes Urtheil verſtattete.

So lange dieſe oder eine ähnliche Befangenheit der Anſicht das Urtheil beſtimmte, war an ein gründliches Verſtändniß und eine unpartheiiſche Würdigung des Dichters nicht zu denken. Spee blieb bis zum Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts faſt unbeachtet, und ſeine Lieder verhallten gemach ſelbſt unter denen, für die ſie zunächſt geſungen waren, theils weil ſie des Vortheils der proteſtantiſchen Kirchengeſänge, der öffentlichen Erbauung zu dienen, entbehrten,**) theils wohl auch, weil ſie ſpäter, bei der raſch fortſchreitenden Entwickelung der neuhochdeutſchen Sprache und der immer mehr um ſich greifenden Herrſchaft einer nach altclaſſiſchen Muſtern umgeſtalteten Poeſie, überall einen verwöhnten Geſchmack vorfanden, dem ſie in ihrem veralteten und provinziellen Gewande unmöglich zuſagen konnten. Selbſt noch zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, um die Zeit, wo das Volkslied wieder zu Ehren kam und die Schätze mittelhochdeutſcher Literatur aus der Verborgenheit ans Licht traten, bedurfte es, als auch Spee's Liedern die Aufmerkſamkeit der Dichtfreunde ſich zuwandte, eines gar vorſichtigen Auftretens, um nicht durch die fremdartige Erſcheinung derſelben von der nähern Bekanntſchaft mit ihnen gleich anfangs zurückzuſchrecken. Dem trefflichen, in Klarheit der religiöſen Anſicht und in der Richtung ſeiner Thätigkeit auf die Verbreitung eines reinen, werkthätigen Chriſtenthums unſerm Spee verwandten Ign. Heinr. v. Weſſenberg gebührt das Verdienſt, der Erſte geweſen zu ſeyn, der in neuerer Zeit des vergeſſenen Dichters ſich annahm. Aber wie behutſam verfährt er dabei, um ſeinen an claſſiſche Zierlichkeit gewöhnten Leſern ja keinen Anſtoß zu geben! Hören wir die Grundſätze, die er bei der von ihm veranſtalteten Blumenleſe aus Spee's Gedichten,*) ſeiner eigenen Erklärung nach, befolgte. „Der verfeinerte Geſchmack meiner Zeitgenoſſen,“ ſagt er in dem Vorworte, „hätte ſich an der mindern Politur der Sprache und an einigen verrufenen Ideen und Ausdrücken unſers alten Dichters leicht ärgern mögen. Der Herausgeber hat ſich daher den Gebrauch der Feile, doch mit der Behutſamkeit erlaubt, welche ihm der Wunſch einflößte, daß dadurch der genialiſchen Schönheit, Herzlichkeit und Naivetät des Originals kein Abbruch geſchehen möge. Endlich hat ſich der Herausgeber auf Auswahl des Beſten beſchränkt und die Freiheit genommen, um Wiederholungen zu vermeiden, mehrere Gedichte in ein Einziges zuſammenzuziehen, andere abzukürzen, ſo wie auch die in den weggelaſſenen minder bedeutenden Stücken zerſtreuten Schönheiten in die eingerückten zu verpflanzen.“ Daß der alte Dichter, nach ſolchen Grundſätzen bearbeitet, oft ein gar wunderliches Anſehn bekommen mußte, läßt ſich leicht denken. Eine kleine Probe möge genügen. Das Gedicht „Conterfey des menſchlichen Lebens“ (in unſrer Sammlung S. 61) hebt bei Herrn von W. alſo an:

---

*) S. die vorige Anmerkung.

**) Doch ſollen einige von ihnen in früherer Zeit bei Proceſſionen geſungen worden ſeyn.

---

*) Fr. Spee's auserleſene Gedichte. Herausgegeben von Ign. Heinr. v. Weſſenberg. Zürich, bei Orell und Füßli, 1802. 8. (Die Sammlung enthält nicht mehr als neun Lieder.)

Als jüngſt am friſchen Morgen
 Zur edeln Sommerszeit
Ich froh, entſpannt der Sorgen,
 Vom Arbeitszwang befreit,
Hinwandelte im Garten,
 Erwacht ein Blümlein zart,
Da weilt' ich, abzuwarten,
 Bis es vollkommen ward.

Die Morgenröth' entſchwindet!
 Sie, die ihr Purpurſchein
Als Göttinn angekündet,
 Zieht im Triumph herein!
Ihr Aug' mit ſanften Strahlen
 Das Blümlein übergießt,
Sich alle Blättlein malen,
 Von Grazien geküßt.

Niemand in unſern Tagen wird dieſe Weiſe gut heißen, wiewohl wir gern zugeben, daß es in jener Zeit eben einer ſolchen Zurichtung bedurft habe, um dem Dichter mindeſt einen kleinen Leſerkreis zu gewinnen. Mehr durfte ſchon Fr. Schlegel*) ſeinen Leſern zumuthen, wiewohl auch er ſich manche Veränderungen erlaubte, die uns jetzt als ſehr entbehrlich erſcheinen müſſen. Seit 1817 ward endlich durch Brentano's oben angeführten wörtlichen Abdruck des Tugendbuchs auch für das Bedürfniß derer geſorgt, die gern an der

---

*) Im poetiſchen Taſchenbuche, 1806.

Quelle ſchöpfen. Von nun an durfte ſein Name in den Reihen der Dichter des 17. Jahrhunderts nicht mehr ungenannt bleiben, und die Stimmen der Urtheilsfähigſten vereinigten ſich zu ſeinem Lobe. **Wachler** (Vorleſungen über die Geſchichte der deutſchen Nationalliteratur, Th. 2. S. 49) ſagt über ihn: „Von heiliger Liebe und Andacht durchglüht, drückte er die zärtlichſte Sehnſucht der Seele nach ihrem Bräutigam Jeſus in lyriſchen Schwärmereien aus; ſie dürfen wahre Ergießungen tiefen Gefühles genannt werden und feſſeln oft, bei großer Ungleichheit der Darſtellung und Sprache, durch wunderſames Zauberſpiel mit morgenländiſchen Bildern und durch treue Anhänglichkeit an die Natur und ihre Schönheiten.“ Auch **Franz Horn** gedenkt ſeiner (in: Poeſie und Beredtſamkeit der Deutſchen von Luthers Zeit bis zur Gegenwart, Bd. 1. S. 257 f.) mit gewohnter liebevoller Anerkennung. „Spee,“ heißt es hier, „hängt mit dem Himmel nicht blos durch Ahnen und Sehnen zuſammen, ſondern durch reine handelnde Liebe. Dieſe Liebe iſt ſeine Muſe: und ſo will ich es nur geſtehen, daß er auch von nichts anderem ſingt und zu ſingen vermag, als von dieſer göttlichen Liebe. Er weiß nichts weiter und will nichts weiter wiſſen, und er iſt unerſchöpflich in Wendungen, um dieſe Liebe auszudrücken. Zwar kann er den Frühling köſtlich ſchildern; aber dieſe Farbenpracht iſt doch nur Decoration, vorbereitend die Erſcheinung des gläubigen Menſchen, der ſogleich auftreten und jene Liebe ausſprechen ſoll.“ Und ſo iſt es. Sein Leben hat in Jeſus ſeinen Mittelpunkt gefunden. Nach ihm ſchmachtet ſein Herz; für ihn zu leiden, iſt ſeine Sehnſucht, und es ſind nicht leere Worte, wenn er ihn, wie an vielen Stellen, als die Luſt ſeiner Seele, als den einzigen Stoff ſeiner Lieder preiſt. Wir hören es ſeinen Klängen an, daß in ihnen ſein Innerſtes ſich aufthut, und wir freuen uns ſeines kindlichen Treibens, dem Farben, Düfte und Töne Geſpielen ſind, wie wir an den Spielen des Kindes uns freuen, das mit Blumen und Halmen verkehrt, als wären ſie ſeines Gleichen. Eine flache, gedankenleere Myſtik hat mit dem Seelenbräutigam bis auf unſere Tage herab ein bedenkliches Spiel getrieben, von dem der männlichere Sinn mit Widerwillen ſich hinwegwendet; und dennoch, wie rührend erſcheinen ſelbſt dem, deſſen Frömmigkeit ſolcher Bilderſprache nicht bedarf, dieſelben Bilder bei unſerm Dichter, wenn „die Geſpons Jeſu“ den Brand ihres Herzens klagt, oder mit dem Echo im Walde ſpielt, oder mit den Nachtigallen nach ihrem Bräutigam ſeufzet, bis ſie ihn endlich im Garten, wo er gefangen ward, oder am Kreuzwege wiederfindet! Oft gewinnt es den Anſchein, als ob in ihm der alte verſchollene Minnegeſang, nur mit veränderter Richtung, in ſeinen ſchönſten Eigenthümlichkeiten, Wahrheit, Gemüthlichkeit, Naturſinn und Gottinnigkeit, in erneuter Geſtalt wieder auftauche, und die Täuſchung wird durch die in zahlreichen Formen dem mittelhochdeutſchen Idiome verwandte Sprache vollendet. Nie hat ein Dichter mit ſeinem Wiſſen weniger geprunkt, als er, der wohl wußte, daß vor Gott und in der Poeſie die Gelehrſamkeit keinen Werth habe. Darum nähert ſich ſeine Dichtweiſe auch der des Volksliedes und bildet ſomit einen auffallenden Gegenſatz gegen die gelehrtere und in der Sprache weit abgeſchliffenere der meiſten übrigen Dichter dieſes Jahrhunderts und der ſpätern Zeit.

Hören wir nun, wie Spee ſelbſt im frohen Bewußtſeyn der eignen Kraft von ſeiner Poeſie ſpricht. „Daß nicht allein in lateiniſcher Sprache,“ heißt es in der Vorrede zur Trutznachtigal, „ſondern auch ſogar in der deutſchen man recht gar poetiſch reden und dichten könne, wird man gleich aus dieſem Büchlein abnehmen mögen und merken, daß es nicht an der Sprach, ſondern vielmehr an den Perſonen, ſo es einmal auch in der deutſchen Sprach wagen dürften, gemanglet habe. Derohalben hab ich mich Solchem zu helfen unterſtanden und befliſſen, zu einer recht lieblichen deutſchen Poetica die Bahn zu zeigen und zur größeren Ehren Gottes einen neuen geiſtlichen Parnaſſum oder Kunſtberg allgemach anzutreten. — Sollt nun ſolches dem Leſer, wie verhoffentlich, wohlgefallen, ſo ſey Gott zu tauſendmal gelobt und gebenedeyet; dann je anders nichts allhie geſucht und begehrt wird, als daß Gott auch in deutſcher Sprach ſeine Poeten hätte, die ſein Lob und Namen eben ſo künſtlich, als andere in ihren Sprachen, ſingen und verkünden können, und alſo deren Menſchen Herz, ſo es leſen oder hören werden, in Gott und göttlichen Sachen ein Genügen und Frohlocken ſchöpfen.“

Seine Sprache iſt, ihrer Grundlage nach, die rheiniſche Mundart, ſo jedoch, daß ſie den Gebrauch anderer mundartlichen Formen keineswegs ausſchließt. Merkwürdig iſt, was er in dieſer Beziehung a. a. O. äußert. „Die deutſchen Wörter betreffend“, ſagt er, „ſoll ſich der Leſer ſicher drauf verlaſſen, daß keines paſſirt worden, ſo ſich nicht bei guten Autoren finden laſſe oder bei guten Deutſchen bräuchlich ſeye, obſchon alle und jede Wörter nit bei einer Stadt oder Land zu finden ſeynd; ſonder iſt das Privilegium oder Vollmacht, Dialeckten zu gebrauchen, in Acht genommen.“ So kündigt ſich, was beim erſten Anblicke leicht als Wirkung der Sorgloſigkeit erſcheinen könnte, als die Frucht der beſonnenſten künſtleriſchen Sorgfalt an. Dieſe bethätigt ſich auch in dem metriſchen Baue ſeiner Verſe zu einer Zeit, wo von Sylbenmeſſung bei deutſchen Dichtern kaum noch die Rede war. Schon Fr. Horn hat bemerkt, wie Spee geraume Zeit vor Opitz das Richtige geahnet und in dieſer Beziehung weit über ſeinen Vorgängern und Zeitgenoſſen, z. B. Weckherlin, ſtehe. Laſſen wir aber auch hier ihn lieber ſelbſt ſprechen. „Neben dem,“ fährt er nach den obenangeführten Worten fort, „iſt Fleiß angewendet worden, daß ſogar nichts Ungleiches, Hart-, Rauh- oder Gezwungenes je dem Leſer zun Ohren komme, wann nur der rechte Schlag und Ton im Ableſen der Verſen beobachtet und getroffen wird, welches inſonderheit in Acht muß genommen werden, nemlich in den Sprungreim- oder Verſen in deutſcher Sprache, die ſonſten trochäiſche Vers bei den Gelehrten genannt werden. Und werden die trochäiſche Reim alſo geleſen, wie das Pange lingua gloriosi. — — Mit den andern hats keine beſondere Beſchwerniß. Soll aber der Leſer gute Acht geben, daß er im Leſen keinen Buchſtaben oder Syllaben zuſetze oder auslaſſe, damit die poetiſche Zahl und Maaß der Verſen nicht verändert und der Schlag und Klang unartig werde; dann keine Syllabe zu viel oder zu wenig iſt, wann nur im Abſchreiben oder Druck nichts verfehlet iſt. — — Was aber die Quantität, Menſur oder Maaß an Kürze und Länge der Syllaben angeht, wird dieſelbe am füglichſten genommen aus gemeinem und bewährtem Brauch der recht und wohlredenden Deutſchen, alſo daß hie ein delicat oder zart Gehör von Nöthen iſt und Accent's Urtheil. Dann in gemeiner Sprach die Syllaben für lang gehalten werden, auf welche der Accent fällt, und die anderen für kurz. Doch muß man in den trochäiſchen Verſen (will es rund bekennen) zu Zeiten nachſehen und die Ausſprach etwas glimpflicher lenken nach dem Sprung derſelben Verſen; iſt aber alſo lind angeordnet, daß entweder der Leſer es gar nicht vermerken noch achten und auch die Ohren nicht verletzen wird. Und aus dieſen Merkpuncten entſtehet die Lieblichkeit aller Reimverſen, welche ſonſten gar ungeſchliffen lauten und weiß mancher nicht, warum ſonſt etliche Verſe ſo ungeformt lauten, weil nemlich der Autor kein Acht hat geben auf den Accent.“

So durfte denn ſein Zeitgenoſſe und Schüler, aus deſſen Einleitungsgedicht zur Trutznachtigal wir oben ſchon einige Strophen mitgetheilt haben, mit Recht von ihm ſingen:

Auf ſcharfem Hirn hat ſchliffen
  Der rauhen Wort gar viel,
Die Saiten recht hat griffen
  Im neuen Muſikſpiel;
Kein Sylbe wird erzwungen
  Zu ſeinen Verſen rein;
Ihm Alles ungedrungen
  Zum Reimen fließet ein.

Eingang. [*]

Wann Morgenröth' ſich zieret
Mit zartem Roſenglanz,
Und ſittſam ſich verlieret
Der nächt'ge [1]) Sternentanz,
Gleich lüſtet mich ſpazieren
In grünem Lorberwald,
Allda dann muſicieren
Die Pfeiflein mannigfalt.

Die flügelreichen Schaaren,
Das Federbürſchlein zart,
In ſüßem Schlag erfahren
Noch Kunſt noch Athem ſpart,
Mit Schnäblein wohlgeſchliffen
Erklingen's wunderfein,

---

*) Die hier zunächſt folgenden Gedichte ſind ſämmtl. aus der „Trutznachtigal" entlehnt.

1) nächtlich.

Und friſch in Lüften ſchiffen
Mit leichten Ruderlein.

Der hohle Wald ertönet
Ab *) ihrem krauſen Sang;
Mit Stauden ſtolz gekrönet,
Die Klüfte 2) geben Klang.
Die Bächlein, krumm geflochten,
Auch lieblich ſtimmen ein,
Von Steinlein angefochten,
Gar ſüßlich ſauſen drein.

Die ſanften Wind' in Lüften
Auch ihre Flügel ſchwach
An Händen, Füß- und Hüften
Erſchütteln mit Gemach;
Da ſauſen gleich an Bäumen
Die lind gerührten Zweig',
Zur Muſik ſich nit **) ſäumen;
O wohl der ſüßen Streich'!

---

2) Kruften.
*) Von.
**) nicht.

Doch ſüßer noch erklinget
    Ein ſonders *) Vögelein,
So ſeinen Sang vollbringet
    Bey Mond- 3) und Sonnenſchein;
Trutz-Nachtigal mit Namen
    Es nunmehr wird genannt
Und vielen, wild- und zahmen,
    Obſieget unbekannt.

Trutz-Nachtigal man's nennet,
    Iſt wund von ſüßem Pfeil,
Die Lieb' es lieblich brennet,
    Wird nie der Wunden heil.
Geld, Pomp und Pracht auf Erden,
    Luſt, Freuden es verſpott't,
Und achtet's für Beſchwerden,
    Sucht nur den ſchönen Gott.

Nur klinget's aller Orten
    Von Gott und Gottes Sohn,

3) Mon.

*) beſonderes, ſeltſames.

Und zu den [4]) Himmelspforten
  Verweiſet's allen Ton,
Von Baum zu Baume ſpringet's, [5])
  Durchſtreichet Berg und Thal,
In Feld und Wäldern ſinget's, [6])
  Weiß keiner Noten Zahl

Es thut gar manche Fahrten,
  Verwechſelt Ort und Luſt,
Jetzt findet man's im Garten,
  Betrübt an hohler Kluft,
Bald friſch und freudig ſingelt's
  Zuſammt der ſüßen Lerch',
Und, lobend Gott, umzingelt's
  Den Oel- und andern Berg.

Auch ſchwebet's auf den Weiden,
  Und will bei'n Hirten ſein,

[4]) nur zu'n.

[5]) Bäum zu'n Baumen ſpringet.

[6]) Wälden ſinget.

Da Cedron kommt entſcheiden *)
Die grünen Wieſen rein;
Thut zierlich ſammen raffen
Die Verslein in Bezwang, **)
Und ſetzt ſich zu den 7) Schafen,
Pfeift manchen Hirtenſang.

Auch wieder da nicht bleibet,
Sich's hebt in Wind hinein,
Die leere 8) Luft zertreibet
Mit ſchwanken Federlein,
Sich ſetzt an grober Eichen
Zur ſchnöden Schädelſtatt,
Will kaum von dannen weichen,
Wird Kreuz und Pein nicht ſatt. 9)

7) ſetzet ſich zu'n. Die Ausg. v. 1683 lieſt durch einen Druckfehler: zum ſchlaffen.

8) Den lären.

9) Kreutz noch Peinen ſatt.

*) Wo Cedron kommt, zu ſcheiden. Cedron, der Bach Kidron, der durch ein Thal zwiſchen Jeruſalem und dem Oelberge fließt.

**) Das althochd. betwang, Zwang.

Mit ihm will mich erſchwingen,
Und, Manchem ſchwebend ob,
Den Lorberkranz erſingen
In deutſchem Gotteslob.
Dem Leſer nicht verdrieße
Der Zeit noch Stunden lang,
Hoff, ihm es noch erſprieße
Zu gleichem Citherſang.

Des Geliebten Preis. 1)

Die reine Stirn der Morgenröth'
War nie ſo faſt *) gezieret,
Der Frühling nach dem Winter öd'
War nie ſo ſchön muntiret, **)
Die weiche Bruſt der Schwanen weiß
War nie ſo wohl gebleichet,
Die güldnen 2) Pfeil' der Sonnen heiß
Nie ſo mit Glanz bereichet, ***)

Als Jeſu Wangen, Stirn und Mund
Mit Gnad' ſind 3) übergoſſen.

1) Im Original: Die Geſpons Jeſu lobt ihren Geliebten mit einem Lobgeſang. So zum nächſtfolgenden Stücke: Die Geſpons Jeſu klaget ihren Herzensbrand.

2) gülden. — 3) ſeynd.

*) ſehr.

**) montiret, aufgeputzt, geſchmückt.

***) reich an Glanz.

Lieb' hat aus ſeinen Aeuglein rund
Faſt tauſend Pfeil' verſchoſſen,
Hat mir mein Herz verwundet ſehr,
O weh der ſüßen Peine!
Für Lieb' ich kaum kann raſten mehr,
Ohn' Unterlaß ich weine.

Wie Perlen klar aus Orient,
Mir Zähr' von Augen ſchießen,
Wie Roſenwäſſer wohlgebrennt,
Mit Thränen überfließen.
O keuſche Lieb', Cupido rein,
Allda dein' Hitz' erkühle,
Da tauch' den heißen Fittig 4) ein,
Daß dich *) ſo ſtark nicht fühle.

Zu ſcharf iſt mir dein heißer Brand,
Zu ſchnell ſind deine Flügel;
Drum nur aus Zähren mit Verſtand
Dir flechte Zaum und Zügel.

4) Da tunk dein heiße Flüttig.

*) Für: daß ich dich ꝛc.

Komm nicht ſo ſtreng, mich nicht verſeng',
Nicht brenn' mich gar zu Kohlen,
Halt Ziel und Maaß, dich weiſen laß,
Dich brauch' *) der linden Strahlen.

O Arm' und Hände Jeſu weiß,
Ihr Schweſterlein der Schwanen,
Umfaſſet mich nicht lind noch leis,
Darf **) euch der Griff' ermahnen.
Stark heftet mich an ſeine Bruſt,
Und ſatt mich laſſet weinen;
Ich ihn erweich', iſt mir bewußt,
Und wär' das Herz von Steinen.

O Jeſu mein, du ſchöner Held!
Lang warten macht Verdrießen;
Groß' Lieb' mir nach dem Leben ſtellt,
Wann ſoll ich dein genießen?

---

*) Bediene dich.

**) Ich darf, in alter Bedeutung für: ich habe nöthig, muß (euch daran erinnern).

Haſt endlich mich gezogen.
O mildes Herz! all' Pein und Schmerz
Iſt nun in Wind geflogen.

Allhie will ich nun raſten lind,
Auf Jeſu Bruſt gebunden;
Allhie mag mich Cupido blind
Bis gar zum Tod verwunden.
Am Herzen Jeſu ſterben hin,
Iſt nur in Lüſten leben,
Iſt nur verlieren mit Gewinn,
Iſt todt im Leben ſchweben.

11

Liebesweh.

Gleich früh, wann ſich entzündet
Der ſilberweiße Tag,
Und uns die Sonne kündet, 1)
Was Nachts verborgen lag,
Die Lieb' in meinem Herzen
Ein Flämmlein ſtecket an,
Das brennt 2) gleich einer Kerzen,
So Niemand löſchen kann.

Wann ſchon ich's ſchlag' in Winde,
Gen Oſt und Norden brauſ',
Doch Ruh noch Raſt ich finde,
Läßt 3) nie ſich blaſen aus.

---

1) Sonn verkündet.

2) brint.

3) Laſt.

O weh der Qual und Peine!
Wo ſoll mich wenden hin?
Den ganzen Tag ich weine,
Weil ſtets in Schmerzen bin

Wann wieder dann entflogen
Der Tag zur Nacht hinein,
Und ſich gar tief gebogen
Die Sonn' und Sonnenſchein,
Das Flämmlein, ſo mich quälet,
Noch bleibt in voller Glut,
All' Stund', ſo viel man zählet,
Mich's je noch brennen thut.

Das Flämmlein, das ich meine,
Iſt Jeſu ſüßer Nam';
Es zehret Mark und Beine,
Frißt ein gar wunderſam.
O Süßigkeit in Schmerzen!
O Schmerz in Süßigkeit!
Ach! bleibe doch im Herzen,
Bleib doch in Ewigkeit!

Obſchon in Pein und Qualen
Mein Leben ſchwindet hin,
Wann Jeſu Pfeil' und Strahlen
Durchſtreichen Muth und Sinn,
Doch nie ſo gar mich zehret
Die Liebe Jeſu mein,
Wie [4] gleich ſie wieder nähret,
Und ſchenkt auch Freuden ein.

O Flämmlein, ſüß' ohn' Maßen!
O bitter auch ohn' Ziel!
Du macheſt mich verlaſſen
All andre Freud' und Spiel;
Du zündeſt mein Gemüthe,
Bringſt mir groß Herzenleid,
Du kühleſt mein Geblüte,
Bringſt auch Ergötzlichkeit.

Ade zu tauſend Jahren,
O Welt zu guter Nacht!
Ade, laß mich nun fahren!
Ich längſt hab' dich veracht't.

---

[4] Als

14

O ſüße Bruſt! O Freud' und Luſt!
In Jeſu Lieb' ich lebe,
Sag' dir von Herzengrund,
In lauter Freud' ich ſchwebe,
Wie ſehr ich bin verwund't.

Echo.

In grünem Wald ich neulich ſaß
Gen einer ſteinen Klauſen, *)
Da kam durch zartes Laub und Gras
Ein ſanftes Windlein ſauſen.
Ein Brünnlein klar
Bei Seiten war,
So friſch und fröhlich ſpritzet;
Ein Bächlein rein
Auch eben fein
Von hohlem Felſen ſchwitzet.

Der ſchöne Frühling ſchon begunnt, *)
Es war im halben Märzen,

---

*) Einer ſteinernen Klauſe (Felſenhöhle) gegenüber.

**) begann.

Da ſeufzet' ich von Seelengrund,
Der Brand mir ſchlug vom Herzen.
Ich Jeſum rief
Aus Herzen tief,
„Ach Jeſu!" thät ich klagen!
Da hört' ich bald
Auch aus dem Wald
„Ach Jeſu" deutlich ſagen.

Gar laut es mir zu [1]) Ohren kam,
Dacht', Jemand wär' im Walde:
Mich's drum nicht alſo Wunder nahm,
Noch merkt' ich's [2]) alſo balde.
Ich ſah mich um,
Und wieder um,
„Ach Jeſu!" rief *) beineben;
Alsbald in Eil,
Wie ſchneller Pfeil,
„Ach Jeſu" rief es eben.

1) zu'n
2) merket's.
*) rief ich.

Ich dacht', es würd' auch Jemand ſein,
Den Jeſu Lieb' möcht' brennen,
Und ſprach: „nun bin ich nicht allein,
Ach, möcht' ich ihn dann kennen!“
Ich rief: „Holla!“
Und ſchnell: „Wer da?“
Ob Leut' vorüber gingen.
Da thät's „Holla!“
Und ſchnell „Wer da?“
Im ſelben Ton erklingen.

Ich ſprach: „Hierher, hierher!“ gar hell,
Vermeint', zu mir ſoll's kommen;
Da ſprach's: „Hierher, hierher!“ gar ſchnell;
Doch Niemand hab' vernommen.
Ich dacht' bei mir:
„Er rufet dir“,
Ließ mich 3) nach ihm entführen;
Trat auf die Bein'
Zum Wald hinein;
Da konnt' ich Niemand ſpüren.

---

3) Mich ließ.

„Ach, laß dich ſehn, ich ſuche dich!“
Rief *) abermals behende;
Da rief es mir: „ich ſuche dich,“
Die letzten Wort' vom Ende.
Ich wiederum
In kurzer Summ':
Weil ſucheſt mich, komm here.
Da gab es nur,
Als wie zuvor,
Die letzten Wort' von fere. **)

Ei, dacht' ich dann, iſt ***) wunderlich,
Ruf' ich, ruft er mir wieder;
Such' ich nun ihn, ſo ſucht er mich.
Mein Haupt ich ſenkte nieder.
Da fiel's mir ein,
Es möchte ſein
Mein Jeſus, den ich liebe,
Dem's brächte Luſt,
Daß unbewußt
Er mich in Scherz umtriebe.

---

*) Rief ich. — **) ferne. — ***) es iſt.

Ich ſprach: „biſt du denn *) Jeſus nicht?“
Und ſeufzet’ aus dem Grunde;
Da ſprach es deutlich: „Jeſus nicht,“
Und ſeufzet’ auch zur Stunde.
„Ei, wer biſt dann?
Mir zeig’ es an“,
Gar freundlich thät ich fragen.
Doch nichts gewann,
Weil, „zeig’ es an“,
Zu mir es auch thät ſagen.

Bald „Jeſu!“ rief ich überlaut,
„Ach Jeſu!“ mehr und mehre;
Da rief es „Jeſu“ gleich ſo laut,
„Ach Jeſu,“ gleich ſo ſehre.
Geſchwind ich dacht’:
Man deiner lacht;
Nur hebe dich von hinnen.
Weil jederzeit
Ohn’ recht Beſcheid,
Man hier mag nichts gewinnen.

*) dan.

Ich ſprach, „Was werd' ich machen dann,
Weil nicht wilſt recht beſcheiden,"
Drauf bald, als viel *) ich konnt' verſtahn,
Es riethe mir zu ſcheiden.
„Ja, ſcheiden zwar
Ich muß fürwahr,
Bei dir ich nichts erjage;
Doch Eines dich
Muß fragen ich,
Nur dieſes mir noch ſage."

„Mein! wo dann Jeſum treff' ich an?
Iſt dir's halt unverborgen?"
Da ſeiner wollt's kein Wiſſen ha'n,
Gab nur das Wort „verborgen."
„Ey dann dich droll'!"
Rief ich im Groll,
„Fahr' hin in Gottes Namen."!
Ich auch trat an,
Und wollte gahn;
Da klang von weitem: „Amen!"

---

*) ſo viel.

Alsdann mit hellem Ach und Ach
Die Bruſt ich ſchlug in Schmerzen,
Gleich ſelbe Wort' mit ſelbem Schlag,
Schien, thät es auch von Herzen.
Ich ſprach zuletzt:
„Hab' g'nug geſchwätzt,
Wer auch ſoll dich thun ſchweigen?“ *)
Drauf's endlich noch
Mit halbem Poch
Gar deutlich ſagte: „Schweigen.“

„Wohlan ſo ſchweige!“ ſchnell ich rief;
Schnell rief es auch: „ſo ſchweige.“
Da macht' ich mir Gedanken tief,
Das Haupt hinunter neige;
Das Haupt' ich ſenk',
Und endlich denk':
Ob wohl, wann mich würd' wenden,
Es auch bereit
Von ſolcher Seit'
Mir Antwort ſollte ſenden?

---

*) In tranſitiver Bedeutung für: zum Schweigen bringen.

Drum kehr' mich um und ſchauen will,
Ruf' hin mit ganzer Stärke;
Da bleibt's an jener Seite ſtill,
Kein Wörtlein ich vermerke.
Drauf wieder wand *)
Zur andern Hand,
Recht zu den hohlen Steinen;
Dann hört ich ſtät,
Als **) oft ich red',
Ein' Stimm', faſt gleich der meinen.

„Her, her, ich nun hab' funden dich!“
Rief ***) laut, weil ich's verſtunde.
Da rief es auch: „hab' funden dich!“
Nur Wort' aus meinem Munde.
Alsdann zu Hand
Hab' erſt erkannt,
Weil's einerſeits nur red'te,
Daß nur der Schall
Mit gleichem Hall
Mit mir geſpielet hätte.

---

*) wandte ich mich.
) So. — *) Rief ich.

Ich rief: „biſt du der Wiederſchall?“
Hieß' willkomm ihn beyneben,
Da rief es laut: „der Wiederſchall!“
Auch Willkomm mir thät's geben.
Alsdann bereit
Wir alle beid'
Noch weiter thäten ſpielen,
Weil ohne Maaß
Ohn' Unterlaß
Die Fugen *) uns gefielen.

Wohlan, wohlan, o Wiederſchall!
Weil einmal dich hab' funden,
Ich ſpielen will mit dir im Ball
Hinfürder manche Stunden.
Der Ball, ſo dir
Dann kömmt von mir,
Soll heißen Jeſu Name;
Der Ball, ſo du
Sollt ſchlagen zu,
Soll ſeyn auch Jeſu Name.

*) Dieſes Wiederholen der Sätze nach Art der muſikaliſchen Fuge.

In dieſem Wald', bei dieſem Thal
Gar oft ich will ſpatzieren,
Und mich mit dir, o Wiederſchall!
Gar freundlich erluſtiren.
O ſüßer Schall!
O ſchöner Ball!
Mit dir will vielmal ſpielen;
Bis zu dem Grab
Nicht laß ich ab,
Wann ſchon all' Himmel fielen.

Mein'n Jeſum will nun tauſendmal
In Wäldern laſſen klingen, 5)
Mit mir auch ſollen überall
Die Bäum' und Stauden ſpringen.
Das Laub und Gras,
Wann's *) merken das,
Mit müſſen's auch zum Reihen.
Unendlich mal
Durch Berg und Thal
Will Jeſum fröhlich ſchreien.

---

5) In Wäldern lan erklingen.

*) Wann ſie, wie im nächſten Verſe: Mit müſſen's, ſtatt: müſſen ſie auch mit.

25

O Jeſu, liebſter Jeſu mein,
Wie brennt mir mein Geblüte!
Nun bitt' ich dich, ey, laß es ſeyn
Durch deine große Güte,
Daß Tag und Nacht
In ſtäter Wacht
Die Welt von dir nur ſinge,
Und immerdar
Das ganze Jahr
Vor dir aus Freuden ſpringe.

Ruheloſigkeit.

Die Lieb' ohn' Wehr und Waffen
Mich hat genommen ein,
Gibt immer mir zu ſchaffen,
Mag nie zufrieden ſeyn;
Doch nur mir kömmt von oben,
Von Jeſu, ſolcher Streit,
Hab' weit von mir geſchoben
Die weltlich Ueppigkeit.

Nur Jeſu Lieb' mich zehret,
Nur Jeſus kränket mich.
Was Qual mir wiederfähret,
Von Jeſu regt ſie [1]) ſich.
Was Pein von ihm [2]) ich leide,
Was Feu'r und Herzenbrand,

[1]) reget. — [2]) Von ihm was Pein

Ich Niemand recht beſcheide,
    Wer's nicht hat ſelbſt erkannt.

Wann früh vor hellen Tagen
    Die Morgenröth' aufgaht
Und kaum ihr' Pferd' und Wagen
    Mit Roſen kleidet *) hat,
Dann auch in vollen Strahlen,
    Wann **) Sonnenlicht beſteht,
In lauter Pein und Qualen
    Ich's treib' zum Abend ſpät.

Ja ſollt' ich je noch hoffen
    Alsdann auch Raſt und Ruh,
Wann, müd und matt geloſſen, ***)
    Der Tag ſich riegelt zu,
Wann lieblich übergoſſen
    Die Thier' mit ſüßem Schlaf,
Wann Arbeit all' beſchloſſen,
    Wann feiert alle Straf', —

*) bekleidet.

) So lange das. — *) gelaufen.

Da wollt' ich Leid und Klagen
Faſt halber *) legen ab;
Noch ſollt's mich alſo plagen,
Was nun zu tragen hab'.
Nun iſt es ja vergebens,
Ich nimmer komm' zu Raſt,
Die Tag' ich meines Lebens
Verzehr' in ſteter Laſt.

So ungeſtüm nichts finde,
Das nicht einſt höre auf;
Man merket's an dem Winde,
Wie er ſo oft verſchnauf'.
Wann er ein' Weil' geflogen,
Die Schläg' er ſchüttelt aus,
Hält ſich drauf eingezogen,
Ohn' Ruh nicht ſcheid't vom Haus.

Das Meer, wanns wüth't ohn' Maßen
Mag's doch nicht lang beſtahn;

---

*) zur Hälfte.

Pflegt bald ſich niederlaſſen, *)
Nimmt Ruh' begierlich an.
Ich neulich merket's toben,
Währt' etlich Stunden kaum;
Da war all' Macht zerſtoben,
Zerſchmolzen aller Schaum.

Der Wandersmann, ermattet
Auf ſtark- und ſteter Reiſ',
Wo grün ein Bäumlein ſchattet, 3)
Streicht ab den ſauren Schweiß.
Ja frei, ſoll's anders gelten,
All' Arbeit insgemein
Mit Ruh nicht alſo ſelten
Pflegt unterbrochen ſeyn.

Warum thut mich dann plagen
Die Lieb' ohn Unterlaß?

---

3) Beym grünen Bäumlein ſchattet.

*) Das zu beim Infinitiv wird hier und an vielen andern Stellen nach altem Gebrauche weggelaſſen.

Daß nie kein Punkt mag ſagen, *)
Wann ich ohn' Schmerzen was. **)
Ohn' Unterlaß ich klage
Vor a) ſtetem Herzenleid,
Bei Nacht und auch bei Tage
Scheint mir nur ſaure Zeit.

Die Lieb' mich ſetzt in Leiden;
O Jeſu, Liebſter mein!
Wer will, von dir geſcheiden, ***)
Nicht ſtets in Qualen ſeyn?
Der Feind mich kommt umbringen, †)
Er meiner lacht und ſpott't,
Fragt höhniſch auch mit Singen,
Wo ſey mein ſchöner Gott.

Drum ſtetig, naß von Zähren,
Die Seufzer ſteigen auf,

---

a) Für.

*) Daß ich keinen Zeitpunkt nennen kann.

**) war.

***) geſchieden; alte Form des Part. Prät. von ſcheiden.

†) umzubringen.

Sie ſtündlich ſich vermehren,
Unzählbar wird der Hauf.
Die Thränen mich ernähren,
Sind meine Speiſ' und Trank,
Von Zähren muß ich zehren,
Weil bin von Liebe krank.

Ach wann doch wird erſcheinen
Der ſchön' und weiße Tag,
Wann eins *) nach ſtätem Weinen
Ich ſtet und ſicher lach',
Wann Schmerzen, Krieg, Alarmen
Wird ſeyn in Fried' verkehrt,
Wann, Jeſu, dich mit Armen
Ich fröhlich binden werd'?

O wann, und wann wird ſcheinen
Das rein' und lichte Licht,
Das alte Klag' und Peinen
In mir zumal vernicht'?

*) einmal.

O Gott, nun laß es ſcheinen,
Laß ſcheinen überall,
Daß wir nicht ewig weinen
In dieſem Zährenthal!

Klage.

Wann Morgenröth'
Die Nacht ertödt't
Mit ihren güldnen Strahlen,
Wach' ich zu Gott,
Zu meinem Gott,
Ruf ihn zu vielen Malen. [1]

Ich wach' zu Gott,
Zu dir, mein Gott,
Mein Auge zu dir kehre,
Und ruf' dann frei
Mit mattem Schrei:
Mich dürſt't nach dir ſo ſehre!

Ich wein' zu dir,
Seufz' mit Begier,

---

[1] zum offtermahlen.

O Liebſter meines Herzen,
Mein treuer Gott!
Iſt mir kein Spott, *)
Die Lieb' mich ſetzt in Schmerzen.

Bin matt und müd',
Faſt ohn' Geblüt,
Die Kräfte ſind erlegen,
Die ganze Nacht
Hab' viel gewacht,
Ich kaum die Zung' mag regen.

Mein Herz von mir
Weicht gar zu dir,
O Gott, mein Troſt alleine!
Seufzt alſo viel
Ohn' Maß und Ziel;
O weh der ſchweren Peine!

Mit ſtarkem Brand,
Dir iſt's bekannt, 2)

2) Iſt dir.

*) Es iſt mir kein Scherz,

Bin ich ſogar befangen.
O ſüßes Band!
Laß ab zu Hand,
Sonſt töd't mich groß Verlangen.

Drum, Gott, nur eil';
Denn 3) deine Pfeil'
Recht ſpielen mir zum Leben.
Ich ſterbe ſchier,
Das glaube mir;
Mit Noth ich bin umgeben.

Wenn 4) ich nicht bald
Bei dir erhalt',
Daß 5) deiner mög' genießen,
Wird alſo ſtracks,
Wie weiches Wachs,
Das Herz in mir zerfließen.

Mit wahrem Mund
Aus Herzengrund

3) Dan. — 4) Wan.
5) Daß ich.

Sprech' ich mit theuren Worten: *)
Hab Ruh' noch Raſt,
Ich leb' in 5) Laſt
Faſt aller End' und Orten.

Ich wohne ſtät
In Wüſten öd,
Da meint' ich Ruh zu finden;
Nun iſt kein Land
So unbekannt,
Da nicht die Lieb' komm' hinden. **)

Wann ich vermein',
Weit weg zu ſeyn,
Gefreit von ihren Pfeilen,
Da rüſt't ſie ſich,
Verfolget mich,
Und wären's tauſend Meilen.

---

5) im.

*) Betheure ich es.

**) hinterdrein.

O Gott und Herr,
  Was wär ſo fer, *)
Da ſie nicht gleich ſollt' kommen?
    Kein Raſt noch Ruh
    Nun finden thu',
  Lieb' hat mich übernommen.

Wann dein' Begierd'
  Mein Herz regiert,
Vor *) Leid kann ich nicht ſprechen;
    Vor ſüßer Noth,
    Vor ſüßem Tod
  Das Herz möcht' mir zerbrechen.

Süß iſt der Schmerz,
  Geſund das Herz,
Vor Freud' ich muß ermatten;
    Iſt krank das Herz,
    Herb iſt der Schmerz;
Bei Sonnenſchein iſt Schatten.

*) Für. So auch im Folgenden.

*) fern.

Bald dieſe Stund'
Ich bin verwund't,
Und ſink' für todt danieder;
Bald ſelbe Stund'
Ich bin geſund,
Steh' auf und lebe wieder.

O Wunderdunſt!
O kühle Brunſt!
Wer wollt' es je vermeinen,
Daß brenn' und kühl',
Als *) jetzt ich fühl',
Die Lieb' das Mark in Beinen.

Die Lieb' iſt Feu'r, —
O Abenteu'r! —
Iſt Waſſer auch ingleichen;
Bringt Herzenleid,
Bringt Herzenfreud';
Muß Eins dem Andern weichen.

---

*) Wie.

Oft mannigfalt
Ich bin mißſtalt, *)
Werd' um und um getrieben;
Hätt' nie gedacht
An ſolche Macht,
Als ich fing an zu lieben

All mein Gemüth,
All mein Geblüt
Mir thut vor Freuden wallen
So nur allein,
O Gott, mir dein
Gedächtniß eingefallen. 7)

Dein edler Stamm,
Dein ſüßer Nam'
Verwund't mir mein Gemüthe;
Dein Angeſicht
Dein Augenlicht
Endzünd't mir mein Geblüte.

---

7) ein konnt' fallen.

*) mißgeſtaltet.

Wann ich zu Nacht
Von dir betracht', *)
Mit Lieb und Laſt beladen,
Mein' Augen beid'
Vor Freud' und Leid
In warmen Zähren baden.

O ſtarke Lieb!
O Herzendieb!
Was willſt mit mir viel pochen?
Vergebens mich
Setz' wider dich, **)
Mein' Seel' haſt du durchſtochen.

Nimm vollends hin
All' meine Sinn',
Nimm Alles weg zur Stunden!
Bin lauter dein
Und gar nicht mein,
Geb' ganz mich überwunden.

*) An dich denke.
**) Setze ich mich.

41

Ach, ach, wie gäh
Wird mir ſo weh!
Kann *) reden mehr noch dichten;
Die Sprach' beſteht,
Und Kraft vergeht,
Begierd' mich hin will richten.

*) Ich kann nicht ꝛc.

Liebesgeſang zu Anfang des Sommers.

Der trübe Winter iſt vorbei,
Die Kranich' wieder kehren;
Nun reget ſich der Vogelſchrei,
Die Neſter ſich vermehren.
Laub mit Gemach
Nun ſchleicht an Tag,
Die Blümlein ſich nun melden.
Wie Schlänglein krumm
Gehn lächelnd um
Die Bächlein kühl in Wälden. *)

Der Brünnlein klar und Quellen rein
Viel hier, viel dort erſcheinen,
All' ſilberweiße Töchterlein
Der hohen Berg' und Steinen.

---

*) in den Wäldern.

In großer Meng'
Sie mit Gedräng'
Wie Pfeil' von Felſen ziehen;
Bald rauſchens *) her
Nicht ohn' Geplärr,
Und mit den Steinlein ſpielen.

Die Jägerin Diana ſtolz,
Auch Wald- und Waſſernymphen
Nun wieder friſch in grünem Holz
Gehn ſpielen, ſcherz- und ſchimpfen. **)
Die reine Sonn'
Schmückt ihre Kron',
Den Köcher füllt mit Pfeilen;
Ihr' beſten Roſſ
Läßt laufen los
Auf marmorglatten Meilen.

Mit ihr die kühlen Sommerwind',
All' Jüngling' ſtill von Sitten,

---

*) rauſchen ſie.

**) d. h. ſcherzen, wie im Mittelhochdeutſchen.

In Luft zu ſpielen ſind geſinnt,
Auf Wolken leicht beritten.
Die Bäum' und Aeſt' 1)
Auch thun das Beſt',
Bereichen *) ſich mit Schatten,
Da ſich verhalt **)
Das Wild im Wald,
Wanns pflegt von Hitz ermatten.

Die Meng' der Vöglein hören laßt
Ihr Schyr von Tyre Lyre;
Da ſauſet auch ſo mancher Aſt, 2)
Sam ***) er mit muſicire.
Die Zweiglein ſchwank
Zum Vogelſang
Sich auf, ſich nieder neigen;
Auch höret man
Im Grünen gahn
Spazieren Laut' und Geigen.

---

1) Näſt. — 2) Naſt.

*) bereichern.

) verhält. — *) Als ob.

Wo man nur ſchaut, faſt alle Welt
Zur Freude 3) ſich thut rüſten;
Zum Scherzen Alles iſt geſtellt,
Schwebt Alles faſt in Lüſten.
Nur ich allein,
Ich leide Pein,
Ohn' End' ich werd' gequälet,
Seit ich mit dir,
Und du mit mir,
O Jeſu, dich vermählet.

Nur ich, o Jeſu, bin allein
Mit ſtätem Leid umgeben;
Nur ich muß nur in Schmerzen ſein,
Weil nicht bei dir mag *) leben,
O ſtäte Klag'!
O während **) Plag'!
Wie lang bleib ich geſcheiden? ***)
Von großem Weh,
Daß dich nicht ſeh',
Mir kömmt ſo ſchweres Leiden.

3) Zun Freuden.

*) kann. — **) immerwährende.

***) geſchieden. S. o. S. 30.

Nichts ſchmecket mir auf ganzer Welt,
Als Jeſu Lieb' alleine;
Noch Spiel noch Scherz mir je gefällt,
Bis lang *) mir Er erſcheine.
Und zwar nun frei
Mit ſtarkem Schrei
Ruf ihm ſo manche Stunden;
Doch nie kein Tritt
Sich nahet nit;
Sollt' mich's nicht hart verwunden?

Was nützet mir dann ſchöne Zeit?
Was Glanz und Schein der Sonnen?
Was Bäume *) lieblich ausgebreit't?
Was Klang der klaren Bronnen?
Was Athem lind
Der kühlen Wind',
Was Bächlein krumm geleitet?
Was edler May,
Was Vogelſchrei,
Was Felder grün geſpreitet?

---

*) Bäum gar.

*) So lange bis.

Was hilft all' Freud', all' Spiel und Scherz,
All' Troſt und Luſt auf Erden?
Ohn' ihn ich bin doch gar *) in Schmerz,
In Leid und in Beſchwerden.
Groß Herzenbrand
Mich töd't zuhand,
Weil, Jeſu, dich nicht finde;
Drum nur ich wein',
Und heul' und grein',
Und Seufzer blaſ' in Winde.

Ade, du ſchöne Frühlingszeit,
Ihr Felder, Wald [5]) und Wieſen,
Laub, Gras und Blümlein neu gekleid't,
Mit ſüßem Thau beriſen, **)
Ihr Wäſſer klar,
Erd', Himmel gar,
Ihr Pfeil' der güldnen Sonnen!
Nur Pein und Qual
Bei mir zumal
Hat Oberhand gewonnen.

---

5) Wäld.

*) ganz. — **) beträufelt, von dem alten riſen, in Tropfen niederfallen, wovon unſer rieſeln.

Ach, Jeſu, Jeſu, treuer Held,
Wie kränkeſt mich ſo ſehre!
Bin je doch hart und hart gequält;
Ach, nicht mich ſo beſchwere!
Ja, willſt du ſehn
All Pein und Pön
Im Augenblick vergangen,
Mein' Augen beid'
Nur führ' zur Weid'
Auf deine ſchönen 6) Wangen.

6) dein ſo ſchöne.

Sehnſucht und Gewährung.

Die reine Sonn' zu Morgen,
In ſanften Haaren blos,
Den Brand noch trug verborgen
In ihrem Purpurſchoos.
Da gab *) ich mich zu Felde,
Laut rief ich 1) meinem Schatz,
Der über Gold und Gelde
Bei mir gefunden Platz.

Auf grüner Haid' und Matten,
Bei krauſem Lorbeerbaum
Ich ſpreitet' mich in Schatten,
Sank ab in ſüßen Traum;
Bald wieder ich erwachet',
Mein'n Jeſum fand ich 2) da,

---

1) rieffe.

2) fande.

*) begab.

So lieb und freundlich lachet,
Zu mir trat allernah. *)

Er gleich zu mir thät zielen
Mit reinem Augenblitz;
Auf mich mit Hauſen fielen
Die Strahlen voller Hitz.
Die Pfeil' da kamen loſſen **)
Von ſeinem Aeuglein theu'r,
So mir das Herz getroffen
Mit bitterſüßem Feu'r.

Von ſeinem gläſern Bogen
Zu mir mit ſüßem Schein
Die ſüßen Flämmlein flogen
Aus beiden Fenſterlein.
O weh! wann ich der Stunden,
Wann ich der Zeit gedenk',
Aus friſchgenetzter Wunden
Ich Herz und Wangen tränk'.

---

*) ganz nahe.

**) gelaufen.

Ich dachte ſein genießen *),
Den ich ſo lang geſucht;
Wem wollt' es nicht verdrießen, —
Von mir er nahm die Flucht!
Er ſprang durch Feld und Wieſen
Friſch, fertig, wie der Wind,
Den Lauf möcht' ihm **) erkieſen
Ein friſches Hirſchenkind.

Ihr Töchter, keuſch und reine,
Von Sion, wohl bekannt,
Zu Tod' ich mich noch weine
Vor Lieb' und Herzenbrand.
Nun ſaget mir in Treuen,
Wo dann ſich finden laß,
Der ſeither mich geht ſcheuen
Mit je zu ſtarkem Paß. ***)

Ich aller Ort und Platzen
Dem Jüngling ſtreiche nach;

---

*) zu genießen. — **) ſich.
***) Schritt.

Ach, wolltet ihr nur ſchwatzen,
Wen *) Weg er ſchliefen **) mag.
Ach, wolltet mich nur weiſen,
Den Pfad mir zeigen an;
Nach ihm ich wollte reiſen
Durch hoch- und niedre Bahn.

„Ja, du zuvor vermelde,
Wer iſt der Liebſte dein?
Sag' uns von dieſem Helde,
Sag' an, wer mag er ſein?
Uns laß den Jüngling wiſſen,
Uns mach' denſelben kund,
So dir ſteht abgeriſſen ***)
In deinem Herzen wund.“

O Töchter, hoch geprieſen!
Nehmt wahr den Liebſten mein!
Nach Balſam ſüß und Bieſem
Riecht ihm der Athem fein;

---

*) welchen.

**) Mittelhochd. ſchliefen, ſchlüpfen.

***) gemalt.

Sein Haupt auch raucht und windet *)
  Nach Zimmet und Zibeth.
O ſeelig, wer nun findet
  Jeſum von Nazareth!

Die Morgenröth' erbleichet
  Und ſcheinet gleich dem Koth,
So nur man ſie vergleichet
  Mit 3) ſeinen Wänglein roth.
Der Mond, die Sonne ſtohlen 4)
  Von ſeiner Stirne rein
All' ihren Glanz und Strahlen,
  Den Gold- und Perlenſchein.

Corall' und Purpurſeiden
  Gleich jedes auch erwarb
Von ſeinen Lippen 5) beiden
  Die ſchöne Roſenfarb';
Iſt weiß und roth beineben
  Von rothem Traubenſchaum,
Den er erpreßt von Reben
  Mit ſchwerem Kelterbaum.

3) Gen ſeine. — 4) Sonn, Mon han ihm entſtohlen.
5) Lefftzen.

*) riecht und duftet.

Händ', Füß' hat er gefarbet
In ausgepreßtem Wein;
In Roth hat er verarbet *)
So weißes Elfenbein.
Ach, zeiget mir die Straßen,
Wo er ſich nun verhält! [5])
O Gott, wer möcht' umfaſſen
Den weiß- und rothen Held!

O Mägdlein! wir dich fragen,
Iſt er denn [6]) roth und weiß?
Thut er die Farben tragen
Von rothem Traubenſchweiß?
Hat er Händ', Füß' gefarbet
In ausgepreßtem Wein?
Hat er in Roth verarbet
So weißes Elfenbein?

„Wohl dir dann, wir dir zeigen,
Wer **) Orten er mag ſein;

---

5) Sich wo er nun verhelt.

6) dann.

*) verarbeitet. — **) Welcher.

Zum Kreuzweg thu dich neigen;
Dort findeſt ihn allein,
Allda pflegt er zu ſchwitzen
In rothem Kelterhaus,
Allda die Brünnlein ſpritzen
Mit ſanft= und lindem Saus.“

„Allda pflegt er auch brechen
„Die rothen Röſelein;
„Obſchon die Dornen [7]) ſtechen,
„Sich tröſtet er der Pein.“ —
O Töchter, hoch befliſſen!
Soll ich zum Kreuzweg gahn? *)
Ja, frei dann ſollet wiſſen,
Will tapfer treten an. —

Gleich ich zum Kreuzweg kame,
Gleich rief dem Liebſten mein,
Gleich dort ich ihn vernahme
Bezecht in bittrem [8]) Wein;
Die Stirn hatt' er beſtecket
Mit rothen Blümelein.

---

7) Dörner. — 8) bitter.
*) gehn.

In Händen ausgeſtrecket
Er trug zwei Roſen fein.

Den Ruch *) als ich empfande
Von beiden Roſen roth,
Im Eilen mir geſchwande **)
Bei viel zu ſüßer Noth.
Er leinet ***) mich in Armen,
Mich hälſet ohn' Verdruß,
Und freundlich thät erwarmen
Mit manch= und manchem Kuß.

Die Bäcklein er mir klebet
Auf meine Wangen beid',
Mich gütlich legt und hebet
An ſeine Purpurſeit.
Da gund †) ich mich erholen,
Kam wieder zu Verſtand;
O weh! doch lag in Kohlen
In herb= und ſüßem Brand!

---

*) Geruch.

**) Imperf. von geſchwinden. Mir geſchwindet (noch im Oberdeutſchen), ich werde ohnmächtig. Vergl. Boner Edelſt. 50, 43.

***) ſtützet (lehnet). — †) begann.

O Süßigkeit in Peinen!
 O Pein in Süßigkeit!
Allhie doch will ich leinen *)
 Bis gar in Ewigkeit;
Allhie nun will ich raſten
 Mit Jeſu, meinem Held!
Ade, Gold, Geld im Kaſten!
 Ade nun alle Welt!

---

*) lehnen.

Ermahnung zur Buße.

Thu' auf, thu' auf, du ſchönes Blut!
Sich Gott zu dir will kehren.
O Sünder! faſſe [1] Herz und Muth,
Hör' auf, die Sünd' zu mehren.
Wer Buß' zu rechter Zeit verricht't,
Der ſoll in Wahrheit leben.
Gott will den Tod des Sünders nicht;
Wann willſt du dich ergeben?

Vergebens iſt all' Rath und That;
Was willſt du länger ſäumen?
Es ſey nun gleich früh oder ſpat,
Die Feſtung mußt du räumen.
O armes Kind! o Sünder blind!
Was hilft das Widerſtreben?

---

[1] greif nun.

Dein' Stärk' verſchwind't, als wie der Wind;
    Laß ab, es iſt vergeben. *)

Thu' auf, thu' auf! glaub' mir's 2) fürwahr,
    Gott läßt mit ſich nicht 3) ſcherzen,
Dein' arme Seel ſteht in Gefahr,
    Und ewig wird dich's 4) ſchmerzen.
Kehr' wieder, o verlorner Sohn!
    Reiß' ab der Sünden Banden!
Ich ſchwör' dir bei dem Gottesthron:
    Die Gnad' iſt noch vorhanden.

Geſchwind, geſchwind! All' Uhr und Stund'
    Der Tod auf uns kommt eilen,
Iſt ungewiß, wen er verwund'
    Mit ſeinen bleichen Pfeilen.
Wen er nicht find't in Gnadenzeit,
    Wär' nützer, nie geboren,
Wer unbereit von hinnen ſcheid't,
    Iſt ewiglich verloren.

2) mir's glaub. — 3) ihm nit.
4) wird dich's ewig.
*) vergebens

O Ewigkeit, o Ewigkeit!
Wer wird dich können meſſen?
Sind deiner doch ſchon allbereit
Die Menſchenkind vergeſſen.
O Gott vom höchſten Himmel gut!
Wann wird es beſſer werden?
Die Welt noch immer ſcherzen thut,
Kein Sinn iſt mehr auf Erden.

Conterfey des menſchlichen Lebens.

Ich neulich früh zu Morgen
  Zur edlen Sommerzeit
Hatt' abgeſpannt all' Sorgen,
  War der Geſchäfte 1) queit. *)
Als nun ſpaziert' im Garten,
  Stund auf ein Blümlein zart;
Da wollt' ich je noch warten,
  Bis es vollkommen ward.

Die Morgenröth' verſchwunde,
  Weil ihren Purpurſchein
Der holde Tag umwunde
  Mit Klarheit noch ſo rein.

---

1) Und war Geſchäften.

*) quitt.

Die Sonn' mit ſanften Strahlen
Das Blümlein übergoß,
All' Blättlein thät ſie malen,
Sam *) blüht's in ihrem Schoos.

Da gund **) es lieblich blicken,
Gab auch ſo ſüßen Ruch, ***)
Ein'n Kranken möcht's erquicken,
So läg' im letzten Zug.
Ein Lüftlein, lind von Athem,
Rührt an das Blümelein,
Da ſchwebt's als an ein'n Faden
Gebundnes Vögelein.

Auf ſeinem Stiel ſo müthig
Sich wand es hin und her,
So ſäftig und ſo blütig,
Als wär' der Tod noch fer. †)
O Blümlein, ſchön ohn' Maßen!
Weil biſt in deiner Zier,

*) Gleich als. — **) begann.
***) Geruch. — †) fern.

Von dir will nun nicht laſſen
Bis zu dem Abend ſchier.

Ei wer mag aus denn 2) ſprechen
Dein' Schön' und Lieblichkeit!
An dir weiß kein Gebrechen,
Biſt voller Zierlichkeit.
Ja Salomon, der mächtig,
War nie ſo ſchön bekleid't,
Wann ſchon er leuchtet' prächtig
In Pomp und Herrlichkeit.

Um dich die Bienlein ſummen 3)
Und Honig ſammeln ein;
Zu ſaugen ſie da kommen
Die weichen Wänglein dein.
Die Menſchenkind ingleichen
Mit Luſt dich ſchauen an;
All' Schönheit muß dir weichen,
Spricht wahrlich Jedermann.

2) dan. — 3) brummen.

Wohlan, magſt nun ſtolziren,
Du Gartenſternelein,
Mußt endlich doch verlieren
All' dein'n gefärbten Schein.
Dich bald nun wirſt entfärben,
Geſtalt *) wirſt reiſen ab,
Noch heut wirſt müſſen ſterben;
Denk' zeitlich nur zum Grab.

Ich zwar will dich nicht brechen,
Will dich wohl bleiben la'n,
Die Sonn' dich wird erſtechen,
Wirſt nicht ſo lang mehr ſtahn.
Halt, halt, wird ſchon bald werden;
Schon doppelt ſie die Pfeil'
Und richt't ſie grad 4) zur Erden,
Wie lauter feur'ge Keil.

Stark ſpannet ſie 5) den Bogen,
Schießt ab den beſten Schein,
Groß' Hitz' da kommt geflogen,
Und dringt mit Mächten ein,

4) Schon dopplets ihre Pfeil Und richts gerad.
5) Stark's hat geſpannt.
*) Weil du.

Ey, was will nun beginnen
So zartes Gartenblut?
Die Blättlein gar erbrinnen *)
Von heißer Sonnengluth.

Da neigt es ſich zur Stunde,
Verwelkt und ſinket hin,
Das jetzt noch aufrecht ſtunde
Mit alſo ſtolzem Sinn;
Das Blümlein, jung von Tagen,
Sein Hälslein niederſenkt.
Ach, ach, nun muß ich klagen,
So gar es iſt erkränkt! **)

Die Seel' hat's auf der Zungen,
Allweil ***) wird's blaſen aus.
Nun muß es ſeyn gerungen
Mit Tod und letztem Straus.
O weh, der kurzen Stunden!
O weh! da ſchläft es ein!
Jetzt, jetzt iſt ſchon verſchwunden
Mein zartes Blümelein.

---

*) verbrennen. — **) erkrankt.
***) Sogleich.

O Menſch, hab' dir gemalet
So gar ob Augen dein,
Recht wie der Tod uns holet,
Wann wir in Wohlſtand ſeyn.
O nie, nie trau der Schöne,
Dem Fleiſch' und Blut nicht trau';
Dich nur mit Gott verſöhne,
Auf ihn alleinig bau'!

Wann ſchon all' Mann' dich preiſen,
Und ſtehſt in voller Bluth,
Die Blättlein doch bald reißen,
Noch eh man's träumen thut.
Ein Fieberlein kommt ſtechen
Mit ſeinen Strahlen ſpitz,
Da muß' all' Kraft zerbrechen.
O weh der ſchwinden *) Hitz!

Ey, was dann will braviren
Ein ſchwaches Pflänzelein!

---

*) geſchwinden.

Der Tod wird's bald citiren,
Fort, fort dann muß es ſeyn.
Wann ſchon biſt jung von Jahren,
Wann ſchon biſt hübſch und ſein,
Doch mußt von hinnen fahren,
Fort, fort muß dennoch ſeyn.

Wahre Buße.

Wann Abends uns die braune Nacht
In Schatten ſchwarz verkleidet,
Und ich dann meine Sünd' betracht',
Groß' Noth mein Herz erleidet.
Von lauter Leid, von Traurigkeit,
Mein' Augen mir faſt rinnen,
Zu'n Sternen auf, ſo ſind im Lauf,
Ich ſchau' mit trüben Sinnen.

Halt, halt, ihr ſcheinend' 1) Perlen klar,
Ihr tauſend Licht' und Fackel,
Halt, halt, ihr wohlgezünd'te Schaar,
Ihr Feu'r und Flamm' ohn' Makel,

---

1) beſcheinend.

O ſchöne Stern', nicht laufet fern,
Hört an, was euch will klagen!
Du Mond ſo ſchön 2) auch, bleibe ſtehn, 3)
Hör' an mein Leid und Zagen!

Ach, ach! was Angſt und Herzenleid!
Bin gar mit Sünd' befangen.
Auf, auf! ihr heißen Brünnlein beid',
Nun rauſchet mir von Wangen.
Ach ſchöne Stern', wollt' ich ſo gern,
Wär' nie von Gott gewichen!
Ach ſchöner Mon, was hab ich thon? *)
Mein' Seel' iſt Tods verblichen.

Fließ ab, fließ ab, du Thränenbad,
Vor 4) Leid kann dich nicht halten.
Waſch' ab all' Sünd' und Miſſethat,
Das Herz iſt ſchon geſpalten.
O treuer Gott, hab' dein Gebot
In Wind und Luft geſchlagen;
O frommer Herr, von dir ſo fer **)
Die Sünd' mich hat getragen!

2) ſchöner Mon. — 3) ſtohn. — 4) Für.

*) gethan. — **) fern.

Ey, wie nun will ich's greifen an?
Mit Recht mag's nie beſchönen; *)
Ey, wie will ich vor dir beſtahn,
Dein Angeſicht verſöhnen?
O Schöpfer mein, ich's nicht vernein',
Vor dir ich muß erſtummen;
Bin's freilich werth, mich Feu'r und Schwert
Reib' auf in gleicher Summen.

Doch nicht, wann brennſt 5) in Eifermuth,
Dir ſtell' mein' Sünd' zugegen,
O nicht, wann biſt in voller Gluth,
Mich laß mit Straf' belegen!
Bedeck' mit Gnad' all' meine That,
Nicht mehr der Sünd' gedenke,
Ach, nur ins Meer, nur weit und fer **)
Sie tief in Grund verſenke!

Schaff Herr, daß ich mit Zähren heiß
Den Grimmen dein vergüte;
Mich mach recht ſchnee= und ſchwanenweiß,
Waſch' ab das alt Geblüte.

5) brinnſt.

*) kann ich es nie beſchönigen. — **) fern.

Ach, 's iſt geſchehn! kann's nicht umgehn,
Nun kränket's mich von Herzen,
Und ich vor 6) Leid faſt jederzeit
Zerfließ', gleich einer Kerzen.

Ach, dürft' ich nur zu'n Augen dein
Mein' Augen aufrecht ſchlagen,
Dürft' nur dich nennen Vater mein,
Wie zärtlich wollt' ich klagen!
„O Vater mein!" wollt' nur allein,
„O Vater mein!" wollt' ſprechen!
Da würd' alsbald mit Gnadenſpalt
Dein Herz in Stücke brechen.

Da würd' dein mildes Ingeweid',
Wie Wachs vom Feu'r, zerfließen,
Da würdeſt mich mit Armen beid'
An deine Wangen ſchließen.
Ach, nur nimm an, wollt' ſprechen dann,
Nach deiner großen Milde,
Nimm an geſchwind dein armes Kind,
So gangen war ins Wilde.

6) von.

Gleich würdeſt den verlornen Sohn
Mit Freuden groß empfangen,
Und geben ihm die vor'ge 7) Kron,
Mit Kleinod viel behangen.
Auch würdeſt bald ohn' Aufenthalt
Gar prächtig banketiren,
Und würdeſt frei mit Jubelſchrei
All' Höfling' dein traktiren.

Nun bin ich's je mit nichten werth,
Darf dich nicht 8) Vater nennen,
Auch du, weil Alles hab' verzehrt,
Wirſt mich als Sohn nicht 9) kennen.
Ach! wo muß dann ich's greifen an?
Wem, wie dann muß ich's klagen?
Ach, ach, was Rath? iſt ziemlich ſpat;
Jedoch nicht will verzagen.

O Sterne ſtill', o ſtiller Mon!
Des Elends laßt euch dauern.
Mein Leid euch laßt zu Herzen gohn,
Mit mir thut kläglich trauern.

7) vorig. — 8) kein. — 9) kein Sohn mehr.

Ach, haltet ein den halben Schein,
Euch halber thut zerſpalten,
Haltet zu Nacht nur halbe Wacht,
Laßt Finſterniß halb walten.

Ja freilich, freilich gar und ganz
All' Augen thut beſchließen,
Verlöſchet allen Schein und Glanz,
Kein'n einz'gen 10) Strahl laßt ſchießen.
Zu 11) Reu und Leid bin ich bereit,
Ade Sonn', Mond und Sternen!
Nur trauren gar ich muß fürwahr,
Und Spiel und Scherz verlernen.

Ade dann, eins *) und abermal,
Ihr Lichter, ſchön gezündet!
Ade, verlöſchet alle Strahl'!
Euch ganz hab' aufgekündet.
In dunkler Nacht ich bin bedacht,
Mein' Tag' ohn' Tag vollbringen, **)
Nur Trau'rgeſang mein Lebenlang
Bei mir ſoll ſtets erklingen.

10) einzgen. — 11) zur.

*) einmal — **) zu vollbringen.

In Finſterniß gewunden ein,
  Ich meine Jahr' werd' ſchließen.
Mein Speiſ' und Trank mir ſollen ſeyn
  Die Zähr', ſo werd' vergießen.
Mein krankes Herz ich leg' in Schmerz,
  In Schmerzen laß ich's raſten,
Wann's dann verſcheid't, iſt ſchon bereit
  Der Leib zum Todtenkaſten.

In Schmerzen, Qual und Träurigkeit
  Mein Leben ſoll paſſiren,
In Weh und Ach und ſtätem Leid
  Will meine Zeit verlieren.
In hohlem Wald, der deutlich ſchallt,
  Ein Hüttlein werd' ich ſchlagen;
Da ſoll vor all der Echo Schall
  Mit mir mein'n Jammer klagen.

Mit Seufzen viel in großem Hauf
  Die Wund' ich will vermehren;
Die Bächlein ſollen ſchwellen auf
  Von meinen vielen Zähren.

Die Bäum' und Stein', ſie mögen ſeyn
Wie Felſen hart und Eichen,
Mit Thränen heiß, mit Augenſchweiß
Hoff' ich ſie zu [12] erweichen.

Wer weiß, ob nicht der fromme Gott
Die Gnadenbruſt erſchließe?
Wer weiß, ob nicht Herr Sabaoth
Das Gnadenmeer ergieße?
Die Schrift vermeld't, der Glaub' es hält:
Wer Buß' mag redlich tragen,
Find't je noch Gnad', iſt nicht zu ſpat;
Und wer dann wollt' verzagen?

[12] Ich hoff, noch werd.

Ermunterung zur Freude.

O Traurigkeit des Herzen,
Wann wirſt du nehmen ab?
April kömmt auf den Märzen,
Der Winter geht zu Grab.
Natur war auch in Schmerzen
Den trüben Wintertag;
Nun wend't ſie ſich zum Scherzen,
Allweil's die Zeit vermag.

Die Vöglein ſchön erklingen,
Die Sonn' ſich ſtrählet *) auf,
Die kühlen Brünnlein ſpringen,
Die Bächlein ſind im Lauf.

---

*) Strählen (mittelhochd. ſtrelen), kämmen, die Haare ordnen.

Die Blümlein zart erſprießen,
    Zur Erden kriechen aus,
Laub, Gras hervor 1) auch ſchießen,
    Die Pflänzlein werden kraus.

Ade! laßt Trauren fahren
    Zur wilden Wüſt' hinein;
Bald Wagen her und Karren,
    Lad't auf all' Qual und Pein!
Führt hin ſo ſchnöde Waaren
    Weit aus dem Herzen mein;
Will Fröhlichkeit nicht ſparen
    Beim lieben Sonnenſchein!

Ei wer doch wollt' verlieren
    So ſchöne Frühlingszeit?
Weil doch Melancholiren
    Hilft wahrlich nit ein Meit,
Ich heut' noch will ſpaziren
    Zum nächſten grünen Wald
Und da dann muſiciren,
    Daß lieblich wiederſchallt.

1) herfür.

An einem hohlen Felſen
Sich läßt ein Täublein ſehn,
Ein Kreuzlein thut's umhälſen,
Heißt büßend Magdalen;
Pflegt lieblich oft zu ſpielen
Auf dieſem Pſälterlein,
Daß nie ſo ſüß bei Vielen
Noch Harf' noch Zither ſeyn.

Mit ihr will ich dann ſingen
Dem lieben Gottesſohn;
Mehr Luſt es mir wird bringen,
Als aller andre Ton.
Im Kreuz allein, mag ſagen,
Iſt Freud' und Fröhlichkeit;
Wer's will mit Jeſu tragen,
Find't endlich Süßigkeit.

Wohlauf, wohlauf! im Herren
Ich will recht fröhlich ſeyn!
In weltlich Schrei'n und [2]) Plärren
Mag ich nicht ſtimmen ein.

---

2) noch.

All' meine Freud' verborgen
In Jeſu Seiten liegt,
Da find' ich heut und morgen
Noch manches rein' Gedicht.

Mein' Harf', ſo mir will ſchlagen,
Mein' Geig' und Zitherſang,
Mein Lieb in Freudentagen,
Mein Laut= und Pſalterklang
Soll ſeyn, ſo [3]) lang' ich lebe,
Kreuz, Nägel, Speer und Blut;
Bis ich mein' Seel' aufgebe,
Bleibt mir wohl ſolcher Muth.

O Kreuz, gar ſchön gezieret
Mit Jeſu, meinem Lieb!
Wer ſtets bei dir pſalliret,
Wohl ſtets in Freuden blieb.
Möcht' nur zu dir ich ſteigen,
Ein' Muſik richten an,
Zwar *) über alle Geigen
Es mußt' in Wahrheit gahn.

3) Als.

*) Mittelhochd. zeware, in Wahrheit.

Komm nur aus deinem Steine,
Du büßend' Magdalen,
O Täublein, das ich meine,
Dich laß nur kecklich ſehn.
Uns laß nun muſiciren
Mit hellem Freudenton,
Uns laß nun jubiliren
Dem lieben Gottesſohn.

In Freuden will ich leben,
Der Winter iſt vorbei,
Die Sünd' iſt mir *) vergeben,
Bin friſch und vogelfrei.
O wohl und wohl der Stunde,
So mich zur Buß' gebracht!
Daß nicht ich ging zu Grunde,
Hat Jeſu Kreuz gemacht.

Nicht lang, nicht lang mag's währen
In dieſem Jammerthal,
In Eil' ſich wird verzehren
All' meiner Stunden Zahl.

*) Die Sünd mir ſeynd.

Warum wollt' ich dann klagen,
Weil doch in Ewigkeit
Nach dieſen kurzen Tagen
Die Freud' iſt uns bereit!

Hab' ich ſchon was verloren
Auf dieſer ſchnöden Erd',
Ich's dort ganz auserkoren
Bald wieder finden werd'.
Auf, auf dann! laßt erſchallen
All' Freud' und Fröhlichkeit!
Dem Herren wird's gefallen;
Fort, fort, o Traurigkeit!

Jubel nach überwundner Trauer.

O wie ſcheinbar *) Troſt von oben
Endlich durch die Wolken bricht!
Nie noch keine Strahlen gaben,
Noch Kryſtall ſo reines Licht.
O wie wohl wird meinem Herzen!
O wie klar mein Angeſicht!
Weichet, weichet, Angſt und Schmerzen,
Darf **) nun euer weiter nicht.

Euch hinaußen trollt mit Haufen,
Fliehet hin zur finſtern Nacht;
Lauter Freuden kommen laufen, ***)
Luft und Wetter wieder lacht.

---

*) ſichtbar. — **) Ich bedarf.
***) gelaufen.

Kält' und Winter iſt gebrochen,
Trübſal iſt nun ſauber *) hin,
Traurigkeit iſt gar erſtochen,
Fröhlichkeit iſt mein Gewinn.

Eya! laſſet uns ſpazieren,
Jeſu, Vielgeliebter mein,
Weil die Gärten ſich nun zieren,
Weil die Blümlein offen ſeyn,
Weil die grünen Wieſen lachen,
Weil die Pflanzen voller Zweig',
Weil die Vögel Neſter machen,
Kinderbettlein zart und weich.

Schau, die reinen Brünnlein ſpringen
Hoch in leere [1]) Luft hinein.
Schau, die zarten Vöglein ſingen
Wunder=wunderſüß und rein,
Schau, die Bächlein lieblich ſauſen,
Klar, wie laut'rer Silberſchein,
Schau, die Bienen ernſtlich hauſen,
Rauben, klauben Honig ein.

---

1) lären.

*) ganz und gar.

Ach, ihr Bienlein, ach ihr fehlet!
Ledig fahret ihr nach Haus!
Nur von Jeſu Lippen [2]) ſtehlet,
Dannen klaubet Honig aus.
Jeſu Lippen, Mund und Augen
Voll des beſten Saftes ſeyn;
Da thut nun hinfürder ſaugen,
Noch ſo viel *) es bringet ein.

Neulich ich in Trauren ſtunde,
War da voller Bitterkeit,
Jeſum da gekreuzigt funde,
Klaget' ihm das Herzenleid.
Lieblich thät ich ihn umhälſen,
Küßte [3]) ſeine Wangen beid';
Gleich mir ſprang von dieſem Felſen
Brunn' und Bach der Süßigkeit.

Wahrlich war ich gar zerſchlagen,
War von lauter Trauren matt;
Bin nunmehr in Freudentagen,
Bin von lauter Lüſten ſatt.

---

[2]) Lefftzen. — [3]) Küſſet.

*) noch einmal ſo viel.

Trübniß hatte mich umzogen,
Mehr war ich denn halber todt;
Nunmehr hab' ichs Leben ſogen *)
Nur aus Jeſu Lippen 4) roth.

Drum, ihr Bienlein, laßt euch ſagen
Kommt mit Haufen, kommt hinzu!
Jeſu Lippen ſollet nagen,
Merket, was ich rathen thu'.
Will die Wahrheit nicht verhehlen,
Nirgend beſſre 5) Blumen ſeyn;
Dorten wollet weidlich **) ſtehlen,
Rauben, klauben Honig ein.

Weidet jene ſüßen Wangen,
Euch nur freundlich klebet an,
Sauget, hauchet, bleibet hangen,
Beßres Niemand rathen kann.
Von den Augen Jeſu fallen
Runde Thränen ſilberweiß,
Von der Stirnen roth Corallen;
Beide ſind euch geben preis.

4) Lefzen. — 5) beſſer.

*) geſogen. — **) rüſtig.

Da thut ſauber Honig machen,
Lauter Süß'- und Lieblichkeit,
Labung, ſo den Krank-[6]) und Schwachen
Dienen mag zu jeder Zeit;
Wann dann werd' in Aengſten ſtecken,
Brauchen will ich ſolchen Saft;
Weiß fürwahr, es wird erklecken,*)
Zweifle nicht, ich finde Kraft.

---

6) für kranck.

*) genügen.

Franz Xavier.*)

Als nach 1) Japan, weit entlegen,
Dachte dieſer Gottesmann,
Waren Alle ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Malten's ihm vor Augen dar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter und Gefahr. —

Schweiget, ſchweiget von Gewitter,
Ach, von Winden ſchweiget ſtill!
Nie noch wahrer Held noch Ritter
Achtet' ſolcher Kinderſpiel'.

1) in.

*) „Als er in Japon ſchiffen wollte, allda die heidniſchen Völker zu bekehren."

Laſſet Wind und Wetter blaſen;
Flamm' der Lieb' vom Blaſen wächſt;
Laſſet Meer und Wellen raſen;
Wellen gehn zum Himmel nächſt.

Ey doch, laſſet ab von Scherzen, 2)
Schrecket mich mit keiner Noth!
Noch Soldat noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß' und Pfeil' und bloße Degen,
Rohr, Piſtol und Büchſenſpeiſ' *)
Macht Soldaten mehr verwegen
Und ſie lockt zum Ehrenpreis.

Laſſet nur die Hörner wetzen
Wind und Wetter ungeſtüm,
Laßt die Wellen brummend ſchwätzen
Und die Trummen ſchlagen um;
Nord und Süden, Oſt und Weſten
Kämpfen laßt auf ſalznem Feld!
Nie wird's dem an Ruh' gebreſten, **)
Wer nur Fried' im Herzen hält.

---

2) Schmerzen?

*) Pulver. — **) gebrechen.

Wer wollt's über's Meer nicht wagen,
Ueber tauſend Wäſſer wild,
Dem es mit dem Pfeil' und Bogen
Nach viel tauſend Seelen gilt?
Wem will grauſen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß,
Der nur Seelen denkt zu finden,
Seelen, ſchön ohn' alle Maaß.

Eya, ſtark' und freche Wellen,
Eya, ſtark' und ſtolze Wind'!
Ihr mich nimmer ſollet fällen,
Euch zu ſtehn, ich bin geſinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben!
Sattelt euch mir, hölzne Roß'! **)
Ihr müßt über Wellen traben;
Nur vom Ufer drücket los!

**) Schiffe.

Der Vögel Lobgeſang.

Oft Morgens in der Kühle,
Noch vor dem Sonnenſchein,
Wann Jeſu Pfeil' ich fühle
Zu ſcharf und hitzig ſeyn,
Mit Freuden mich verfüge
Zum grünen Wald hinein;
Wollt' Gott, nun tapfer ſchlüge
Der Klang der Vögelein.

O Vöglein, ihr ohn' Sorgen!
Als neulich kam hinein,
Ein Liedlein mußt' euch borgen;
Will nun bezahlet ſeyn.
Nun mahnet auf zur Stunde
Den beſten Athem gut,
Nun ſchöpft von Herzensgrunde,
Vom beſtgeſiebten Blut.

Mit beſter Stimm' laßt klingen
Den höchſt= und beſten Ton,
Durch Wolken ſoll ſich's dringen
Bis zu dem Gottesthron.
Nun da, da thut's erklingen,
Nun da, da recht und fein,
Ja ſo, ſo müſſet ſingen,
Ihr lautbar' Vögelein!

O Nachtigal, du ſchöne!
Verdieneſt rechter Weiſ',
Man dich vornehmlich kröne
Mit höchſtem Ehrenpreis.
Wie magſt es je doch machen
So ſauber, glatt und rund;
Das Herzlein dir möcht' krachen,
Fürcht' ich, wann's geht zu bunt.

Thuſt wunder, wunder *) zwingen
Den Athem hundertfalt,

---

*) wunderbarlich, unbegreiflich, wie das mittelhochd. Adv. wundern in: „wundern alt", überaus alt.

Kein Vöglein iſt im Singen,
So dir die Farben halt. *)
Wann man dich merket kommen
Oft zum 'gemeinen Hauf,
Faſt alle gleich erſtummen,
Zäumen die Zünglein ¹) auf.

Doch jetzo ſie nicht ſchweigen,
Nicht feiern dieſer Friſt,
Jetzt alle ſie ſich zeigen,
Weil Gott zu loben iſt.
Keins will jetzt andern weichen,
Sich brauchen's groß und klein,
Laut ſpielend gehn durchſtreichen
Das fröhlich Wäldelein.

O Süßigkeit der Stimmen!
Wie pfeifen ſie ſo ²) rein!
In Luft wie lieblich ſchwimmen
Die fliegend Pſälterlein!

1) Die Zünglein zäumens.

2) pfeifen's alſo.

*) halt. Die Farbe hält, gleich iſt.

Wie zierlich thut's erſchallen
Im kraus- und hohlen Holz!
Will mir's ja bas gefallen,
Als alle Muſik ſtolz.

Die Bäumlein reich von Zweigen
Auch ſangweis ſauſen gahn,
Zum Gotteslob ſich neigen,
Vom Wind geblaſen an.
Die Bächlein auch thun rauſchen,
Und fröhlich klingeln zu,
Nicht bald den Ton vertauſchen,
Bleibt gleicher Klang ohn' Ruh.

Ey, wo nun ſind ingleichen,
Wo ſind all' Menſchenſpiel'?
Ach, wollten ſie 3) nicht weichen!
Sich ſammeln eben viel!
Wollten ſie 4) gleichermaßen
Bey dieſer Muſik ſeyn,
Sich auch mit hören laſſen
Und ſämmtlich ſtimmen ein!

3) wolten's ja. — 4) Ach wolten's.

O Gott, was Freud' im Herzen,
Was Luſt ich ſchöpfen thät,
Wann heut zur Prim' und Terzen,
Sext, Non' und Veſper ſpät,
Zuweg' ich könnt' es 5) bringen
Dem lieben Gottesſohn,
Daß vor ihm 6) möcht' erklingen
So ſtark gemiſchter Ton!

Her, her all' Inſtrumenten,
So ſind in ganzer Welt,
All' Fugen und Concenten,
So viel die Muſik zählt!
Her, her all' Menſchenſtimmen,
Laßt immer, immer gahn!
Man's nie doch wird erklimmen,
Was Gott gebühren kann.

Je mehr man ihn erhoben,
Gelobt, geehret 7) hat,

---

5) Zuwegen ich könt.
6) Vor ihm das.
7) und ehret.

Je mehr man ihn zu loben
Noch allweg läſſet Statt.
Drum ſpielet und pſalliret,
Was je nur ſpielen kann,
Springt, jauchzet, jubiliret,
Luſt, Freud' ihm ſtellet an!

Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geſchöpfen.

Das Meiſterſtück mit Sorgen
Wer nur will ſchauen an,
Ihm freilich nicht verborgen
Der Meiſter bleiben kann.
Drum wer nun heut' und morgen
Erd', Himmel ſchauet frei,
Denk' Nachts mit gleicher Sorgen,
Wie je der Meiſter ſey.

O Menſch ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder *) muß der Schöpfer ſeyn.

Von oben wird uns geben **)
Das Licht und güldner Schein,

*) wunderbar groß.

**) gegeben.

In ſtetem Lauf und Leben
Sonn', Mond- und Himmel ſeyn.
Des Tags bis auf den Abend
Die Sonn' gar freundlich lacht,
Zu Nacht der Mond, Gott lobend,
Führt auf die Sternenwacht.

O Menſch ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

In etlich tauſend Jahren
Viel tauſend Sterne klar
Kein Härlein ſich verfahren, *)
Gehn richtig immerdar.
Wer deutet ihn'n die Straßen?
Wer zeiget ihn'n die Weg',
Daß nie ſie 1) unterlaſſen,
Zu finden ihre Steg'?

O Menſch ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

---

1) nit.

*) ſind um kein Haar breit fehlgegangen.

Jn lauter grüne Seiden,
Gar zierlich ausgebreit't,
Das Erdreich ſich thut kleiden
Zur werthen Sommerzeit.
Die Pflänzlein in den Feldern
Sich lieblich putzen [2]) auf,
Die grünen Zweig' in Wäldern [3])
Auch ſchlagen aus mit Hauf.

O Menſch ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Jn Gärten merk' ich eben *)
Die ſchönen Blümelein,
Wie freudig ſie da ſchweben,
Wann Wind nur ſpielt hinein.
O fröhlich' Gartenjugend!
O friſch- und zartes Blut!
Ohn' Zahl haſt Farb' und Tugend,
Wer's denkt in ſtillem Muth.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

[2]) mutzen. — [3]) Wälden, wie vorher: Felden.
*) gleicher Weiſe.

Und wie werd't denn *) gemohlet, *)
Ihr Blümlein tauſendfalt?
Weil Alles ihr doch holet
Aus ſchwarzer Erden kalt;
All' Saft und Kraft und Weſen,
Ihr nehmt von ſchlechter Erd';
Und doch wer euch geht leſen,
Nichts Zierlicher's begehrt.

O Menſch, ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Die Brünnlein ſich ergießen,
Und ihre Wäſſer klar
Wie Silberſtrahlen ſchießen
Von Felſen offenbar;
Die Sonn' es bald erblicket,
Drin kühlet ihren Schein,
Die Thier' es auch erquicket,
Wann's **) heiß und durſtig ſeyn.

---

*) dan.

*) gemalet.

**) Wann ſie, wie auch einige Verſe weiter unten.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Friſch hin und her gehn wanken
Die klaren Bächlein krumm,
Und mit den Steinlein zanken,
Wann's müſſen fließen um.
Allweg ſie ſüßlich ſauſen,
Zum Sang und Gang gewohn; *)
Das ganze Jahr ohn' Pauſen
Man höret ihren Ton.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Die Flüſſ' und breiten Wäſſer
In ſtill= und ſanftem Trab
Schiff', Nachen, Pack und Fäſſer
La'n **) führen auf und ab.
So pur und rein ſie laufen,
Muß kecklich ſagen das,

*) gewohnt.

**) laſſen.

Wer's will gar zierlich taufen,
Der nennt's geſchmolzen Glas.

O Menſch, ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Das wilde Meer nun brauſet
Und wüthet ungeſtüm,
Nun ſtill es wieder ſauſet,
Liegt feſt in runder Krümm';
Gar lieblich thut's beſtrahlen
Die Sonn' mit ſanfter Glut,
Wann ſie zu vielen Malen [5])
Sich drinn beſpiegeln [6]) thut.

O Menſch, ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Wer will die Bäume [7]) zählen
In jen- und jenem Wald?
Sind deren doch ohn' Fehlen
So tauſend, tauſendfalt.

5) zum offtermahlen. — 6) erſpieglen.
7) Bäum' nun.

Gar hoch die Wipfel 8) klimmen
  In klare 9) Luft hinauf,
Und gleich den Wolken ſchwimmen,
  Wann ſtößt 10) ein Windlein drauf.

    O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
    Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Der Zweig' und Aeſt' 11) ſind tauſend,
  Und tauſend, tauſend viel.
Mehr tauſend, tauſend, tauſend
  Der Blättlein und der Stiel'.
Doch Aederlein beineben
  Noch mehr man zählen thut;
Da nähret ſich das Leben
  Und Seel' in grünem Blut.

    O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
    Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Wann dann ſchallt auf den Zweigen
  Geſang der Vögelein,

8) Gipfel. — 9) klaren. — 10) ſtoßt. — 11) Näſt.

Noch Laut', noch Harf, noch Geigen
Klingt alſo ſüß und rein.
Ihr lieblich Muſiciren
Mich dünkt ſo ſauber gut,
Ihr künſtlich Coloriren
Bringt lauter Freudenmuth.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Die Nachtigal ob allen
Steigt immer auf und auf,
Gar freudig thut's erſchallen,
Wann's *) geht in vollem Lauf.
Man ſagt, daß etlich' ſtarben,
Zu hoch wann's wollten gahn **)
Und mit zu ſtarken Farben
Ihr Stimmlein ſtreichen an.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

*) Wann ſie. — **) gehn.

Wer wollt' nun überdenken
  Der vielen Vögel Zahl?
Die Sonn' ſich würde ſenken,
  Eh' man ſie nennet' all'.
Wer wollt' ihr' Federn zählen,
  Und Federfarben zart?
O Gott, muß *) dir's befehlen;
  Es ſind unzählbar Art.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

Von Thieren muß ich ſchweigen,
  Und laſſen's **) ungezählt,
Ins Meer will auch nicht ſteigen,
  Daß ich von Fiſchen meld'.
Von Menſch' und Menſchenkinden
  Will gar nicht regen an,
Kein End' ich da könnt' finden,
  Will's in der Still' umgahn.

O Menſch, ermeſſ' im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

*) ich muß. — **) ſie laſſen.

Elphanten ſammt Kameelen,
Roß, Löwen, Hirſch und Bär,
All' Würm' und alle Seelen,
So ſind im wilden Meer,
Wer *) Menſch mag's je beſchreiben,
Ihr' Eigenſchaft und Art?
Thut weislich, wer's läßt bleiben,
Wer Wort und Feder ſpart.

O Menſch, ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

O Schönheit der Naturen,
O Wunderlieblichkeit,
O Zahl der Kreaturen,
Wie ſtreckeſt dich ſo weit!
Wer wollt' dann je nicht merken
Des Schöpfers Herrlichkeit
In allen ſeinen Werken,
Ganz voller Zierlichkeit!

O Menſch, ermeſſ im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer ſeyn.

---

*) Welcher.

Gott in der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wickelt ſich der Himmel auf,
Jetzt b'wegen ſich die Räder.
Der Frühling rüſtet ſich zum Lauf,
Umgürt't mit Roſenfeder.
O wie ſo ſchön, wie friſch und kraus!
Wie glänzend Elementen!
Nicht mögen's gnügſam ſtreichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Du ſchnelle Poſt, o ſchöne Sonn'!
O güldne Roſſ' und Wagen!
O reines Rad auf reinem Bronn,
Mit zartem Glanz beſchlagen!

Jetzt ſchöpfeſt uns den beſten Schein,
So Winters war verloren,
Da Rad und Eimer ſchienen ſeyn *)
Von Kält' gar angefroren.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

O reines Jahr! o ſchöner Tag!
O ſpiegelklare Zeiten!
Zur Sommerluſt nach Winterklag'
Der Frühling uns wird leiten.
Im Luſt **) ich hör' die Muſik ſchon,
Wie ſich's mit Ernſt bereite,
Daß uns empfang' mit ſüßem Ton,
Und lieblich hin begleite.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Für uns die ſchöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,

---

*) zu ſeyn.

**) Luſt wird von Spee überall männlich gebraucht.

Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Die ganze Luft erſüßet.
Die Vöglein zart in großer Meng'
Buſch, Heck' und Feld durchſtreifen,
Die Neſter ſchon ſind ihn'n zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer legt nun ihn'n den Ton in Mund,
Dann laut und dann ſo leiſe?
Wer zirkelt ihnen 1) rein und rund
So mannigfalt'ge 2) Weiſe?
Wer miſſt den Athem ihnen zu,
Daß mögen's vollen führen *)
Den ganzen Tag faſt ohne Ruh
So freudig's Tütelüren?

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

---

1) ihn'n ſo. — 2) mannigfältig.

*) ſie mögen vollführen.

Jetzt laufen wieder ſtark und feſt,
So Winterszeit geſtanden,
All' Flüſſ' und Wäſſer, in Arreſt
Beſtrickt mit Eiſes Banden;
Jetzt kalte Luft und ſau're Wind'
Uns wieder ſind verſöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Jetzt öffnet ſich der Erdenſchoos,
Die Brünnlein fröhlich ſpringen;
Jetzt Laub und Gras ſich geben blos,
Die Pflänzlein anher dringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Die 3) uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird ſtündlich bringen?

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

---

3) Welch'.

Die Blümlein ſchau, wie treten's an
Und wunderſchön ſich arten,
Violen, Roſen, Tulipan,
All' Kleinod' ſtolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein, *)
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, **) Gilgen, Nägelein, ***)
Narciß und Sonnenwendel.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Ey da, du güldne Kaiſerskron',
Aus vielen auserkoren,
Auch Tauſendſchön und Widerton, †)
Naſturz ††) und Ritterſporen,
Jelängerlieber, Sonnenthau, †††)
Baſilien, Brunellen,

*) Eine Art von Ehrenpreis, Veronica Chamaedrys, *Linn.*

**) Auch Schwerdte, gladiolus. *Linn.*

***) Lilien, Nelken.

†) Asplenium Trichomanes, *Linn.*

††) Kreſſe. — †††) Drosera. *Linn.*

Agleyen auch und Bärenklau,
Damm Mohnſaam', Glock' und Schellen. *)

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Mein! ſaget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt mich's je doch wiſſen,
Weil ihr an euch kein' Farb' geſpart,
Wer hat euch vorgeriſſen? **)
Wo nahmet ihr das Muſter her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt' ich ſchauen ger, ***)
So 4) ihr habt conterfeiet.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wer mag nun je geboren ſeyn,
So reich von ſcharfen Sinnen,

---

4) Welchs.

*) Campanula. Chelidonium, *Linn.*

) vorgezeichnet. — *) gern.

Der auch das g'ringſte Pflänzelein
Nur ſchlechtlich dürft' beginnen?
Die Wahrheit ſag' ich rund und glatt,
Dem würd' all' Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt', ein einzig Blatt
Aus Menſchenkunſt zu ſpinnen. [5])

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Das Feld und Wieſen, feucht und feiſt,
Mit Bächlein viel zerſpalten,
Die Sonn', wann ſie vorüber reiſt,
Mit ihrer Schön' aufhalten.
Nun wundert ſich der Himmel ſelb,
Wie zierlich unterſtrahlet
Mit Gras und Früchten, grün und gelb,
Das Erdreich ſich gemalet.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

---

[5]) erſpinnen.

Wer treibt hervor 6) Getreid' und Gras,
Wer locket's an die Sonnen?
Weil's in der Erd' verwirret ſaß,
Wer hat's hinausgeſponnen?
Wer ſchärft den Aehren ihre Spitz'?
Wer thut die Körnlein 7) zählen?
Wo nehmen ſie doch Kunſt 8) und Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die ſtolzen Bäum' in Wäldern 9) wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd' geſchnitzte Bild',
Ohn' Werk und Zeug bereitet!
Wer that in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war ſo viel der Farb' zu Kauf?
Für Wunder *) muß ich ſchweigen.
O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

6) treibet aus. — 7) Körnle.
8) nehmen's doch die. — 9) Wälden.
*) Vor Verwunderung.

Bald auch die zahm' und fruchtbar' Bäum'
Sich freudig werden zieren,
Mit weichem Obſt, mit Kinderträum',
Nüſſ', Aepfel, Kirſch' und Biren.
Die Biren gelb, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfirſich bleich, wie falber Tod,
Die Kirſchen ſchwarz gerathen.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Des Obſts ich ſchier ohn' Zahl erblick',
Und thut ſich immer mehren,
Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Faſt alle Aeſt' 10) beſchweren.
Pom'ranzen, gülden von Geſtalt,
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald,
Als neulich hab' verſtanden. *)

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

---

10) Näſt.

*) vernommen.

Der Rebenſtock, voll Trauben ſchwer,
An Pfählen lieblich ſcheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet. *)
Da ſammelt ſich das Rebenblut
Zu ſüßen Traubenzähren,
Die machen uns den friſchen Muth;
Was will man mehr begehren?

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die reinen Flüſſ', kryſtallen klar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten ſchier bedecket gar,
Die Sonnenhitz' vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen;
Dort halten's **) ihre Freudenſpiel'
Auf glatten Waſſerplanen.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

*) gelehnet, geſtützt. — **) halten ſie.

Die Thier' auf grünen Feldern 11) breit
Sich friſch und freudig zeigen.
Das Wild in dunkeln Wäldern 12) weit
Dem Jäger zeigt die Feigen. *)
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig ſpielen,
Mit hin und her gewandtem 13) Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wo nur das Aug' man wendet hin,
Mit Lüſten wird's ergötzet,
Ergötzet wird faſt jeder Sinn,
Und Alles Wunder ſchätzet.
Ohn' Maaß iſt alle Welt geſchmückt;
Wer **) Künſtler möcht's erdenken?

---

11) Felden. — 12) Wälden.
13) gewendtem.

*) Sprüchwörtlicher Ausdruck, urſprünglich für eine drohende Gebehrde mit der geballten Fauſt.

**) Welcher.

Wer's recht bedenkt, wird gar verzückt,
Das Haupt thut niederſenken.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Drum lobet ihn, ihr Menſchenkind',
Bei nun ſo ſchönen Zeiten;
All' Traurigkeit nun ſchüt't in Wind,
Spannt auf die beſten Saiten!
Auf Harf und Lauten taſtet frei,
Schneid't an die ſüßen Geigen,
Mit reiner Stimm' und Orgelſchrei
Thut ihm all Ehr' erzeigen.

O Gott, ich ſing' von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn,

Die Bienen.

Mit deiner Lieb' umgeben,
O Schöpfer aller Ding',
In Trauren muß ich leben,
Wann ich von dir nicht ſing'.
Von Werken deiner Hände,
Von Werken auch gering,
Von Bienen ich dir ſende,
Was ich heut neu erkling'. *)

Wann ich bei deinen Werken
Die Wunder dein betracht',
Zur Lieb' ſie mich erſtärken,
Der Eifer ſchöpfet Macht.
O Gott, wann, dich zu loben,
Ich nicht von Herzen denk',

---

*) Wie öfter und auch Nr. 3, in tranſitiver Bedeutung.

Mich lebend unverſchoben *)
In Tief' und Grund verſenk'.

Wohlan, will heut erklingen
Ein Werklein deiner Hand, 1)
Will zarte Verslein zwingen
Von Immen **) wohlbekannt. 2)
Nehmt wahr, ihr Menſchenſeelen,
Dem Schöpfer denket nach,
Will ſauber ***) nichts verhehlen,
Was euch belüſten mag.

Auf, auf! ihr kleinen Bienen,
Der Winter iſt vorbei;
Schon gaffen jetzt und gienen †)
Die Blümlein allerlei.
Auf, auf! die Blümlein gaffen;
Zu Feld noch flieget heut!
Auf, auf! mit Wehr und Waffen
Euch ſchickt zur Blumenbeut!

1) Händt. — 2) wohlbekánnt.

*) Unaufgeſchoben, ohne Verzug.

**) Bienen.

***) durchaus. — †) berſten, klaffen.

Ey da, ſie ſchon verbrommen, *)
Zu Feld ſich ſtellen ein,
Stark rühren ſie die Trommen,
Die gelben Kriegerlein.
Sie weit und breit mit Sorgen
Erforſchen ihren Raub,
So draußen liegt verborgen
In weichem Blumenlaub.

Vom Raub ſie nur ſich nähren,
Nur leben ſie der Beut';
Doch Jemand nicht beſchweren,
Verſchonen Land und Leut'.
Sie zielen ſcharf mit Augen
Zum reichſten Blümlein zart,
Von ihnen Schätz' erſaugen,
In Blättlein eingeſchaart.

Sie gleich das Beſt' erheben,
Das beſte Blumenblut,
Und bleiben doch beineben
Die Blümlein wohlgemuth.

*) fangen an, zu ſummen.

Gar ſtark und immer zahlen
Die Blümlein ihren Zoll,
Und bleiben allemalen
Jedoch noch eben *) voll

Ob ſchon die Schätz' erhoben,
Ob ſchon ſie plündert aus, **)
Doch ſchweben's je noch oben,
Verbleiben eben kraus.
Ihr' Zähnlein, wohl gewetzet,
Die Bienlein ſchlagen an,
Doch allweg unverletzet
Die Blümlein laſſen ſtahn.

Kein Blättlein ſie zerbeißen,
Kein Härlein kränken's nit,
Kein Aederlein zerſpleiſen, ***)
Als wie man's täglich ſieht.
O wohl, wie friedlich's Rauben!
Wie ſüßer Blumenkrieg!
In Honig, muß ich glauben,
Verwend't ſich aller Sieg.

---

*) eben ſo. — **) ausgeplündert ſind.
***) zerreißen.

In lauter Wachs und Hönig *)
  Verwend't ſich alle Beut;
So mancher Fürſt und König
  Genießt's mit Herzenfreud.
Von Blumen was ſie ſchaben,
  Was da ſie frückeln aus,
Wird gleich zur Honigwaben,
  Wann's ihnen kommt nach Haus.

Drum zeitlich dann ſie rühren
  Die ſchwanken Federlein,
Den ſüßen Raub entführen,
  Und heimwärts kehren ein.
Mit Flügeln, dünn gezogen
  Von güldnem Pergamen,
Sie dickmal's **) ungelogen
  Zwo kleiner Meilen gehn.

Man will, daß etlich ſtorben ***)
  Von viel zu ſtetem Flug,

---

*) Die unſerm Dichter gewöhnliche Form des Wortes.

) oftmals. — *) geſtorben ſind.

Weil's ſich zu gar beworben, *)
Wann ſie nicht funden gn'ug.
In Stein und Felſenriſſen,
An Orten, ſteinig hart,
Oft haben's abgeſchliſſen **)
Wohl halbe Flügel zart.

Sie fleißig aller Enden
Und Orten ſpät und früh
Den gelben Saft entwenden,
Von Bäum= und Heckenblüh.
Wo nur ſich blos erweiſen
Die glitzend ***) Blümelein,
Da werden's gleich zur Speiſen
Den Honigvögelein.

Wann wohl dann hat gezehret
Das Völklein Honig ſüß,

---

*) weil ſie ſich zu ſehr bemüht haben.

**) abgeriſſen. Slizen im Mittelhochd. (noch jetzt im Oberd. ſchließen, z. B. Federn) reißen, zerreißen.

***) glitzen, gleißen, glänzen.

Es mit dem Reſt beſchweret
Die beiden Hinterfüß';
In Luft ſie muthig treten
Mit Summen [3]) und Geſaus,
Bei Trommel und Trompeten
Sie fahren reich nach Haus.

Oft fürchten's unterwegen,
Daß nicht von ihrem Zweck,
Wann Wind ſich gunnt *) zu regen,
Er ſie möcht' blaſen weg.
Sich drum dann das beladen
Mit kleinen Steinelein;
So ſchweben's ohne Schaden,
Weil dann ſie ſchwerer ſeyn.

Oft, wann ſie ſich verweilet
Auf gar zu bloßem Feld,
Vom Abend übereilet,
Ohn' Unterſchleif **) und Zelt,

---

[3]) Brommen.

*) beginnt.

**) Schlupfloch, von ſlifen, ſchleifen (ſchlüpfen).

Vornehmlich dann ſie ſorgen
Für 4) ihre Flügel zart,
Daß die bis auf den Morgen
Vor Feuchte ſeyn bewahrt

Damit ſie dann nicht 5) werden
Berührt von feuchtem Thau,
Sich legen ſie zur Erden
Mit Vortheil gar genau,
Sich legen auf den Rucken,
Und alſo ſchlafen ein;
So bleiben je noch trocken
Die güldnen Flitterlein.

Bald, wann die Morgenſtunden,
Mit Roſenroth umgürt't,
Den ſüßen Schlaf entbunden,
Gleich faſſen's ihre Bürd',
Gleich wieder ſie dann ſchwingen
Die flachen Federlein,
Nach Haus die Beute bringen
Bei kühlem Purpurſchein.

4) Vor. — 5) Damit's dann je nit.

Wann endlich dann ſie kommen
Zur edlen Wachſenburg,
Vor Freuden ſtärker ſummen, [6])
Sich tummeln durch und durch.
Gleich rüſtet ſich zum Grüßen,
Was blieben war daheim,
Den Gäſten ſtreicht von Füßen
Den Honig, Wachs und Leim.

Wer mag's dann je erſinnen,
Mit welcher Zierd' und Kunſt
Das Werk ſie da beginnen
In lauter ſchwarzem Dunſt.
Viel Wunder von Gebäuen,
Viel Häuslein auf das Beſt'
Im Dunkeln gar ohn' Scheuen
Sie da dann gründen feſt.

Die klare Sonne droben, [7])
Der himmliſch' Augenball,
So ſenſten, hoch erhoben,
Sich wirbelt überall,

6) brommen. — 7) Sonn dort oben.

Mit ſeinen ſtarken Pfeilen
Mag da nicht bohren ein,
Muß draußen je *) verweilen,
Nimmt nie den Augenſchein.

Dem Tag ſie weichen ferne,
Verkleben ihm die Riß,
Daß Niemand nichts erlerne,
Noch ihrer Stücklein wiſſ.
Die ſchöne Kunſt, verborgen
Bisher, bleibt im Geheim;
Der Leſer muß mir's borgen;
Kommt nicht in meine Reim'.

Ein'n König doch erwählen
Die ſtolze Bürgerſchaft;
Wie der dann thut befehlen,
Verwirken's **) ihren Saft.
All' Aemter er ertheilet,
Giebt Alles weislich an;
Gleich Niemand ſich verweilet, ***)
Sind ihm ganz unterthan.

*) immer — **) Verarbeiten ſie.

***) Da zögert Keines, zu thun, was er gebietet.

Gleich die dann ihn begleiten
Und laufen ihm zur Hand;
Gleich die dann draußen ſtreiten
Für ihre Burg und Land;
Gleich die den Pöbel führen,
Verſorgen alle Wacht;
Gleich die die Luft erſpüren,
Aufs Wetter geben Acht.

Gleich die zu Felde fahren,
Mehr Arbeit führen bei;
Gleich die die Flügel ſparen,
Daheim ſich brauchen frei;
Gleich die den Honig tragen,
Gleich die den feuchten Thau;
Gleich die den Mörtel ſchlagen
Und mauren ihren Bau.

Das Völklein unverdroſſen
Stark baut ohn' Unterlaß,
Und brauchet ohn' Verſtoßen
Nicht Blei noch Winkelmaaß.

Von Bretern, Holz, noch Steinen,
Kein'n Splitter brauchet's nit.
Und doch, — wer wollt' es meinen? —
Der ſchöne Bau geſchieht.

Von Blümlein iſt erwählet
Das [8]) Bauzeug nagelneu,
In Häuslein ungezählet
Sich theilt das gelb Gebäu.
Von Wachs gar dünn getrieben
Sind alle Maur' und Wänd';
Polirt und glatt getrieben,
In Zellein abgetrennt.

Dort nehmen ſie [9]) beſunder
Zur Wohnung ihre Plätz';
Dort ſammeln ſie [10]) mit Wunder,
Und mehren ihre Schätz'.
Auch Oertlein ſich [11]) erkieſen,
Da zielen's *) ihre Zucht,

---

8) Der. — 9) nehmen's dan.
10) ſamlen's auch. — 11) ihn'n.
*) erzielen ſie ihre Brut.

Bis die, recht unterwieſen,
Auch gleiche Nahrung ſucht.

Die Zimmer unterſcheiden *)
Verſüßen's mit Geruch,
Nicht 12) Stank noch Wuſt erleiden;
Er draußen fällt im Flug.
Denn 13) drinnen ſie ſich ſparen,
Sich halten pur und rein,
Recht ſauber ſie bewahren
Die Zell' und Kämmerlein.

Sie häufig ſich vermehren,
Doch keuſch ohn' Heurath ſeyn; **)
Ohn Lieb' ſie ſich beſchweren
Mit ſüßen Kinderlein.
Sie nur von Blumen leſen
Die Kleinen ihrer Art,
Da findet ſich das Weſen
All' ihrer Erben zart.

12) Sie. — 13) Dan.

*) Die abgeſonderten Zimmer.

**) Doch ſind ſie keuſch ohne ꝛc.

Wann dann die ſchöne Jugend
Sich nähret allgemach,
Sie gleich der Väter Tugend
Und Freiheit ſtrebet nach.
Sie ſich von Mitgenoſſen
Im Schwarm zertheilen ab,
Von Haus mit Freuden ſtoßen
In vollem Flügeltrab.

Stark blaſen ſie zum Lärmen,
Gar ſchwierig von Geblüt,
In ſtolzem Zug und Schwärmen
Das muntre Bürſchlein wüth't.
Ade, du ſüßes Heimet! *)
Ade, du Mutterſchoos!
Nach außen ungezäumet
Sich waget unſer Stoß.

Schau da, wie ſchön muntiret, **)
Wie ſchön geputzter Hauf!
In Lüften er braviret,
Zu'n Wolken ſchwebet auf!

---

*) Heimath. — **) montiret.

Friſch hin und her ſich ſchwenket
Die güldengelbe Schaar,
Nach fremdem Land gedenket,
Ihr Haus verläſſet gar.

Her, her, nun Pfann' und Becken,
Schlagt auf, daß gütlich kling',
Und laßt den Schwarm erſchrecken,
Daß nicht er gar entſpring'.
Schlagt auf, ting tang, ting tiren,
Ting tang, ting tiren, tang!
Laßt ihm noch das hoſiren
Mit lindem Beckenklang!

Gleich da läßt ihm geſagen *)
Der ſtoßend Bienenſchwarm;
Schon kühlet **) und zerſchlagen
Iſt ihm das Müthlein warm.
Er herwärts thut ſich lenken,
Will ſchon ſich kleben an;
Schau, dorten er bleibt henken,
Man ihn dort faſſen kann.

*) läßt ſich ſagen, zureden. — **) gekühlet.

Der Hüter ſich bereite
Zum neuen Bienenſtock,
Da drein dann er ſie leite,
Sie ſanft und ſüßlich lock';
Der Stock ſoll ſeyn beſtrichen
Mit edlem Thimian,
Wann ſie 14) das Kräutlein riechen,
Sie gern ſich halten la'n.

Gleich heben's an, zu wohnen
In alſo friſchem Sitz,
Und reichlich den belohnen,
Der ſie nimmt in Beſitz.
Die jung- und alten Bienen
Gar häufig ohne Zahl
Deß Menſchen treulich dienen
Zur ſüßen Speis und Mahl.

Gar ſparſam ſie ſich nähren,
Gar leben ſie genau;
Nur wir, wir ihnen leeren 15)
Die Körb' und reichen Bau.

14) Wann's nur. — 15) ihn'n entleeren.

Sie nur den fremden Gäſten
Den 16) Reichthum haben ſpart, *)
Und uns gethan zum Beſten
So manche Blumenfahrt.

Wer will nun überdenken,
Was hoch- und ſchwere Tax
Der Welt ſie jährlich ſchenken
An Honig und an Wachs,
Wie mit viel tauſend tauſend
Ducaten, roth von Gold,
Und je noch tauſend, tauſend
Man's nie bezahlen ſollt!

Wer **) Menſch mag's auch erdenken,
Was jährlich ohn' Verzug
Dem lieben Gott ſie ſchenken
Aus ihrem Blumenflug?
Sie tauſend, tauſend, tauſend
Ihm Lichter zünden an,
So Tag und Nacht in tauſend
Und tauſend Kirchen ſtahn.

---

16) Die.

*) geſpart. — **) Welcher.

Dem Schöpfer ſie zu Ehren
In lind gewirktem Flachs
Unzählbar Feu'r ernähren
Von gelb- und weißem Wachs;
Unzählbar ihm Laternen
Erhalten's Tag zu Tag;
In Wahrheit ſie den Sternen
Mit nichten geben 17) nach.

O Schöpfer der Naturen!
Hoch ſchwellet mir der Muth,
Wann dich der Creaturen *)
Man dankbar loben thut.
Nun danken wir von Herzen
Dem Schöpfer lieb und werth,
Dem ſie ſo manche Kerzen
Verehren unbeſchwert.

Ihr Völker viel auf Erden,
Ihr Menſchen alle gar,
Friſch, fröhlich in Gebehrden
Vor ihm euch ſtellet dar,

---

17) geben's.

*) um der Creaturen willen.

Ihm danket ſeiner Gaben,
Der Vöglein wunderfein,
Der wachs= und Honigwaben,
So wunderſüß und rein.

Steigt auf und ſteigt hinunter
In allen Werken ſein,
Ruft überall: wie wunder *)
Muß er doch ſelber ſeyn!
Ruft überall: wie wunder
Sind alle Wunder ſein!
Wie wunder und wie wunder
Muß er dann ſelber ſeyn!

*) wunderbar.

Lob Gottes.

Umſchreibung des 148. Pſalms.

Nun lobet Gott vom Himmel ab,
Ihr, Gottes Edelknaben,
Euch er den Geiſt und Weſen gab;
O wohl der ſchönen Gaben!
Euch er mit lauter Freudenflamm',
Mit Lüſten thät umgeben;
Vor Freuden groß ihr alleſam
Ohn' Unterlaß thut leben.

Auch lobe Gott, du gelbe Schaar,
Ihr Sterne wohlgezündet;
Du Sonn und Mond, ihr Kugeln klar,
Ihr Cirkel wohlgegründet;
Ihr Himmel, weit und breit erleucht't,
Ihr Tempel wohlgezieret,

Rund über euch mit Waſſer feucht
Von außen verglaſiret.

Nun preiſet ihn mit klarem Schein,
Thut ihm der Gnaden danken;
Was er gebeut, muß fertig ſeyn,
Muß ewiglich nicht wanken.
Er ſprach ſo gar ein kleines Wort,
Klein unter alle Maßen,
Da ſpranget ihr aus Nichten fort *)
Und lieft in runden Straßen.

Drin laufet ihr noch heut zu Tag
Und webet uns die Zeiten,
Thut mit geſchicktem Unterſchlag
So Tag als [1]) Nacht bereiten.
Er zeichnet euch die Ziel' und Maß',
Er weiſet euch mit Sinnen,
Da wirket ihr ohn' Unterlaß,
Was Sonn' und Sterne ſpinnen.

---

[1]) den Tag und.

*) aus dem Nichts hervor.

Auch lobet Gott von Erden auf,
Ihr Drachen aus den Klüften,
Ihr Wallfiſch', tief aus ſalzem Sauf,
Wind, Saus und Braus in Lüften.
Auch Hagel weiß, auch Flocken greis, *)
Von Schnee und Eis entzogen,
Auch Dampf und Feu'r, Blitz ungeheu'r,
Zuſammt dem Regenbogen.

Auch lobet ihn, ihr ſtolzen Berg',
Ihr hoch- und ſtarken Rieſen,
Auch kleine Bühlein, **) kleine Zwerg',
Auch flaches Feld und Wieſen;
Auch grüne Stauden, Bäum' und Zweig',
Von Früchten tief gebogen,
Auch Cederholz, den Wolken gleich,
In Lüften hoch erzogen.

Ihr Thier', Gewürm' und wilde Rott',
Mit keiner Zahl zu greifen,
So weit in Wäldern ohn' Verbot
Die grüne Bahn durchſtreifen,

---

*) grau. — **) Hügel.

Auch du, o ſchwankes Federvieh,
So thuſt in Lüften ſchiffen,
Und zierlich trilleſt *) ie und ie
Die Zünglein rein geſchliffen.

Ihr Kön'ge, 2) Fürſten, Richter groß,
Ihr Völker ungezählet,
Ihr Kleinen auf dem 3) Mutterſchoos,
Ihr Jüngling', unvermählet,
Ihr Töchter auch, noch unverſagt,
Noch blos in güldnen Haaren,
Dann auch ihr Alten, hoch betagt,
Bewandert weit in Jahren,

Recht preiſet ihn mit Jubelſchall,
Mit Händen ſchlagt zuſammen,
Springt auf und ſchreiet überall,
Erhebet ihn mit Namen.
Füllt an die Luft mit ſüßem Sang,
Mit Harfen, Laut' und Geigen,
Mit Noten kurz und Noten lang,
Thut auf zu'n Wolken ſteigen

---

2) König. — 3) der.

*) ſchlägſt.

Er immerdar hat gütlich than
Den Schäflein ſeiner Heerden,
Er ſetzet endlich oben an
Die Liebſten ſein auf Erden.
Drum lobet ihn mit beſtem Ton,
Den Pſalter hoch erhebet;
Sein iſt der Scepter, ſein die Kron',
Vor ihm Erd', Himmel bebet.

Preis des Schöpfers.

Wohlauf, ihr hohlen Saitenſpiel',
Stimmt an die Silberzungen,
Die Saiten ſtimmet an ſubtil,
Stimmt an, was je geklungen;
Stimmt an dem werth- und lieben Gott,
Euch laßt in Freuden merken;
Singt immer, immer ohn' Verbot,
Und ſingt von ſeinen Werken!

Er ſetzet uns die Tag' und Jahr',
Er ſpaltet ab die Zeiten,
Dort ſtellet er den Sommer klar,
Den Winter dort bei Seiten,
Dann auch den Herbſt und Frühling, beid'
In gleicher Läng' durchſchnitten,
Er ihnen ſtellt zum Unterſcheid
Recht dort und dort in Mitten.

Zu Nacht er uns den Himmel blau
Mit Flämmlein ſchön beſpritzet,
Die glänzen, wie der ſtolze Pfau,
Wann er voll Spiegeln glitzet.
Zu Tag' er uns mit ſchönem Schein
Gar freundlich überſchwimmet,
Wann Phöbus mit den Strahlen ſein
Den höchſten Grad erklimmet.

Er ſchicket aus die Vögelein
Auf leere Wolkenſtraßen;
Er malet ihn'n die Federlein,
Schön über alle Maßen.
Er ſchleifet ihn'n die Schnäbelein,
Er löſet ihn'n die Zungen,
Da ſingeln ſie den Namen ſein,
Gar hoch in Luft erſchwungen.

Das große Meer und Waſſer klein
Heißt er die Welt befeuchten,
Die Wäſſer all' mit lindem Schein,
Wie Glas und Silber, leuchten,

Da nähret er die naſſe Burs, *)
In Schuppen glatt bekleidet,
So ſtumm ohn' Stimmen, ohn' Diſcurs
Das 1) feuchte Reich zerſchneidet.

Grün färbet er den Erdenklotz,
Mit Blümlein untermalet,
Die bieten auch den Sternen Trotz,
Nur wären ſie beſtrahlet.
Die Kräuter auch, unzählbar viel,
Berufet er mit Namen,
Beſtimmet ihnen Maß und Ziel
An Wurzel und an Samen.

Er richtet auf die Felſen ſtolz,
Die Berg' er hoch erhebet;
Er krönet ſie mit Cederholz,
Das gleich den Wolken ſchwebet.

---

1) Die.

*) Sammelwort. Eigentlich eine Anzahl jungen Volkes.

Er zügelt auf ſo manchen Wald
Mit Aeſten 2) wohlbekleidet;
Er da dem Wild ſchafft Unterhalt,
So Feld und Menſchen meidet.

Er ſpeiſt die jungen Rabenkind',
Wann die Alten ſie verlaſſen
Und, weil *) ſie ungefärbt noch 3) ſind,
Die zarte Frucht verhaſſen.
Er ſpeiſet Menſch und alles Vieh,
Läßt 4) Kraut und Früchte wachſen,
Giebt wohlfeil Alles dort und hie,
Gar träglich **) ſind die Taxen.

Dem Vieh ſammt uns hat er bereit't
Die Felder, Berg' und Wieſen,
Giebt ihm das Gras und uns Getreid,
Oel, Trauben, hoch geprieſen.
Die Trauben geben jenen Trank,
Der uns im Trauern labet,

---

2) Näſten. — 3) weil's noch ungefärbet.
4) Laßt.
*) während — **) erträglich.

Der uns, wann ſchon wir liegen krank,
   Mit friſchem Sinn begabet.

Er heißt die Wind' aus Norden kalt
   Das hohe Meer beſtrafen;
Da klingen ſtark, daß grauſam ſchallt,
   Die klaren Waſſerwaffen;
Da ſpringt in Stück' gar manche Flut,
   Das Ufer laut erbrüllet,
Die Luft er ganz in Eifermuth
   Mit Schaum und Klang erfüllet.

Er ſpannet auch die ſchnellen Wind'
   An ſeinen Wolkenwagen;
Da läuft 5) das ſchnaufend Luftgeſind,
   Und ihn mit Freuden tragen.
Er ſchießet ab die rothen Strahl',
   In Brauſen eingeflochten,
Das Meer gab nie ſo ſtarken Schall,
   Wann ſchon all' Wellen pochten.

Da bebet wild- und zahmes Holz,
   Die Straf' er zückt von Leder,

---

5) laufft.

Vor ihm fleugt her der Wetterbolz *)
Mit ſeiner güldnen 6) Feder.
Er thut mit ſtolzer Wolkenſtimm'
Die Luft in Zorn zerreißen,
So kühlet er dann ſeinen Grimm,
Macht Berg' und Felſen ſpleißen. **)

Drum nur, ihr hohlen Saitenſpiel',
Stimmt an die Silberzungen;
Die Saiten ſtimmet an ſubtil,
Stimmt an, was je geklungen,
Stimmt an dem werth- und lieben Gott,
Euch laßt in Freuden merken,
Singt immer, immer ohn' Verbot,
Und ſingt von ſeinen Werken!

6) gülden.

*) Wetterbolzen, Wetterſtrahl.

**) zerreißen, zerſplittern.

Ermahnung zum Lobe Gottes in ſeinen Werken.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Der Schöpfer, hoch von Ehren!
Uns laßt die Laut' und Harfen rein
Mit Saiten ſüß vermehren.
Die Sonn' mit edlem Strahlenkranz
Den Schöpfer täglich weiſet,
Der Mond mit rundem Sternentanz
Den Schöpfer nächtlich preiſet.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Der Schöpfer groß von Machten!
Ich bei dem Sonn- und Sternenſchein
Thu' ſeinen Glanz erachten.
Wie klar muß er dann leuchten ſelb,
Wie wunder, wunder glitzen,

Weil jene Fackeln güldengelb
　So reines Licht beſitzen!

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
　Du blaues Feld und Waſen!
Euch Himmel ich dort oben mein',
　Ihr Zelt', von Glas geblaſen.
Auch ihr, unſichtbar' Wäſſer klar,
　So droben allerwegen
Von außen bleibet immerdar
　Den Himmeln überlegen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
　Ihr Erd und= Himmelsgloben!
Ihn loben alle Geiſter ſein
　Im Tempel ſein dort oben.
Faſt alles, voll von 1) ſeiner Macht,
　Laut überall erſchallet;
Das Meer in ſteter Wellenjagd
　Mit Brüllen weit erhallet. 2)

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
　Ihn loben Wind und Regen,

---

1) voller. — 2) erknallet.

Ihn loben Blitz und Wetterſchein,
Zuſammt den Donnerſchlägen.
Ihn lobet auch der Regenkreis,
Der Bogen, bunt gefärbet,
Reif, Wetter, Wind und Sommereis, *)
In Kieſel klein zerkerbet.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
Die Luft auch muſiciret,
Die Morgenröth' ſich ſtellet ein,
Mit Roſen roth gezieret;
Die wohlgemalten Vöglein ſchwank
Ihr' Zünglein ſüßlich ſtimmen,
Dem Schöpfer ſagen's Lob und Dank,
Auf, ab in Lüften klimmen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
Laßt ihn mit Freuden preiſen.
Schau da die krauſen Vögelein
Die Luft mit Sang durchreiſen;

---

*) Hagel.

Uns laden ſie bei ſchöner Zeit
Zum gleichen Jubiliren,
Uns winken ſie mit Flüglein beid',
Mit beſtem Coloriren.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
Laßt ihn mit Lüſten preiſen!
Geſchöpf' uns laden, groß und klein,
Zum Lob' uns unterweiſen,
Laut überall in aller Welt
Das Gotteslob ſich höret; *)
Wer nunmehr ſich nicht unterſtellt,
Iſt freilich ja bethöret.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
Ihm Lilien ſchön und Roſen
In gelb- und Purpurmäntelein
Gar lieb- und freundlich koſen.
Sie lächeln ihm, gar ſchön gefärbt,
In Kraut- und Blumengärten;
Von ihm die Schönheit ha'n ererbt
Sammt ihren Mitgefährten.

*) wird gehöret.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Ihr Kräuter, Staud' und Hecken!
Ihn loben alle Blümelein,
So alle nach ihm 3) ſchmecken. *)
Ihn lobet alle Kräuterkraft,
Mag's Niemand nicht verneinen,
Auch Oel, Getreid' und Rebenſaft,
Den uns die Trauben weinen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Will ſeyn von uns geprieſen.
Ihn loben alle Berg' und Stein',
Ihn Felder all' und Wieſen,
Ihn alles Holz in Wäldern grün,
Gar muthig ausgerecket,
So freilich **) aller ***) keck und kühn
Das Haupt in Wolken ſtrecket.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn!
Ihn loben Flüſſ' und Bronnen,
Ihn Wäſſer all' und Wäſſerlein,
So Gang und Lauf gewonnen.

---

3) So nur nach ihm thun.

*) riechen. — **) frei und ungehindert.

***) gar, das Verſtärkungswort des Adjectivs.

Schau da, was *) reines Waſſerglas
Wit Freuden kommt gezogen,
Was manche fließend Silbergaſſ',
Was Bächlein, krumm gebogen!

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn,
Ihr warm= und heißen Bäder,
Ihr wohlgeſott'nen 4) Strahlen ſein,
Du ſchwefelreich Geäder!
Ihn lobet auch das Erz, der Stahl,
Ihn Silber, Gold und Eiſen,
Ihn alles Bergwerk und Metall
Aus hohler Erde preiſen.

Auf, auf! Gott will gelobet ſeyn
Bei ſchönen Sommertagen!
Laßt unſerm Gott, laßt ihm allein
Die Laut' und Harfen ſchlagen!
Feu'r, Waſſer, Luft, Erd' aller End
Die Wunder ſein verkünden;
Uns alle Welt und Element'
Zu ſeiner Lieb' entzünden.

---

4) wohlgeſotten.

*) was für ein, wie.

Hirtengeſpräch.

Lob Gottes zur Nachtzeit.

Eingang.

Der Mond auf runder Halden war
Und hütet ſeine Sternen;
Zween Hirten ihm da ſpielten zwar
Auf Harfen und Quinternen.
Sie fuhren fort, mit nichten blöd',
Ihm freundlich liebzukoſen,
Bis gar die ſchöne Morgenröth'
Sich krönt mit friſchen Roſen.

Der Damon und auch Halton fromm
Aus ſüß gedehnten Saiten
Zur Wett' ſich trieben um und um,
Wer's Kränzlein möcht' erſtreiten.

Drauf eilends ich mich unterſtund,
Es klüglich aufzufaſſen;
Doch alles ich nicht ſetzen kunt,
Mußt' viel noch hinten laſſen.

Der Hirt Damon.

O ſchöner Mond, du beſter Hirt
Auf blau gefärbten Weiden!
Groß' Vortheil dir da wiederfährt;
Doch will dich nicht beneiden.
Nur ſing' und kling' dem Schöpfer dein,
Dem Schöpfer, hoch geprieſen,
Der dir ſo frei geräumet 1) ein
So weit geründ'te Wieſen.

Der Hirt Halton.

O ſchöner Mond, du beſter Hirt
Bei deinen beſten Schafen,
Bei deinen Sternen wohlgeziert,
Wann Thier und Menſchen ſchlafen!

---

1) geraumet.

Auch ich will dir nicht neidig ſeyn,
Noch tragen dir den Grollen,
Wann ſchon die Stern' und Schäflein dein
Sind voll der güldnen 2) Wollen.

Der Hirt Damon.

Nun lobe nur den Schöpfer dein,
Der dir iſt wohl gewogen,
Und dir die güldnen 3) Lämmerlein
Er ſelbſt hat auferzogen.
Sie nie noch keine Mütterlein,
Noch keine Brüſt' geſogen;
Der Schöpfer nur, nur Er allein,
Er ſelbſt hat's auferzogen.

Der Hirt Halton.

Er ſpritzet' ab ein kräftig 4) Wort
Von lind gerührter Zungen,
Gleich deine Schäflein mancher Sort'
In blauen Feldern 5) ſprungen.

2) gülden. — 3) gülden.
4) kräftigs. — 5) Felden.

Gleich kleidet' er's in güldne Woll'
Auf rein glaſirten Waſen,
Und hieß allda das Bürſchlein toll
Dir ſtets ob Augen graſen.

Der Hirt Damon.

Wann unſre Herden dort und hie
Gar oft in Wäldern irren,
Doch deine ſich verlaufen nie, [6]
Noch jemal ſich verwirren.
Auch ungenannter Böſewicht
Dir nie die Zahl mag ſchwächen;
Auch Hund noch Stecken braucheſt nicht,
Mag dir je nichts gebrechen.

Der Hirt Halton.

Ach, lobe noch den Schöpfer werth,
Der gütlich thät erachten,
Daß Er auch deine güldne Herd'
Nur weiden ließ bei Nachten.

---

6) Die deinen doch verlaufen's nie.

Denn 7) weil, an Hirn und Häuptern blöd',
Sie keine Sonn' vertragen,
Unzweiflich würden's all' getöd't
In ſonnenlichten Tagen.

Der Hirt Damon.

Ja, lobe noch den Schöpfer mild,
Der friedlich ſie macht graſen,
Der Wind und alles Brauſen 8) ſtillt,
Daß nie ſo kräftig blaſen.
Er ſchonet immer deiner Herd',
Beſchirmt ſie 9) aller Wegen,
Daß nimmer ſie berühret werd'
Vom Wetter, Schnee und Regen.

Der Hirt Halton.

Er ſchaffet ihn'n geſunde Weid',
Geſunde Luft und Speiſen,
Daß ledig ſie von allem Leid
Die runde Bahn durchreiſen.

---

7) Dann. — 8) alle Wind und Brauſen.
9) Beſchirmet's.

Er leitet ſie wie 10) an der Schnur,
Auch ſelbſt iſt Er nicht ferren; *)
Nur lobe denn 11) und lobe nur
So mild und frommen Herren.

Der Hirt Damon.

Ja, lobe noch ſo milden Gott,
So mild= und frommen Herren,
Dem freilich **) deine güldne Rott'
Mit güldnen Zungen plärren.
Doch wir ſo fern erhören's nicht,
Weil wir die Ohren ſparen;
Wer Herz und Sinn hinaufwärts 12) richt't,
Wird's je noch wohl erfahren.

Der Hirt Halton.

Die ganze güldne 13) Schäferei
Stets Ihm das Lob verkündet,
Stets preiſen ihn mit ſtillem Schrei
Die Sterne glatt geründet.

10) leitet's gleichſam. — 11) Dann.
12) hinaufen. — 13) gülden.
*) fern. — **) ungehindert.

Still rufen ſie die ganze Nacht:
Er warlich, Er unfehlber,
Er, Er allein hat uns gemacht,
Und wir uns ja nicht ſelber.

Der Hirt Damon.

O Mond! du frommer Sternenhirt,
Uns laſſet Beid' zuſammen,
Allweil die Sonn gewecket wird,
Erheben Gottes Namen,
Uns laßt mit ſüßem Jubelſchrei
Den Schöpfer hoch verehren;
Laßt ihn von Herzen preiſen frei,
Der Tag will wiederkehren.

Der Hirt Halton.

Die Morgenröth' ſchon wachet gar,
Will ſchon die Nacht verleiten.
Schon flicht ſie 14) ihre Purpurhaar'
Und will den Tag bereiten.

14) flechter's

Uns laßt noch preiſen alle Zeit
Den Schöpfer groß von Machten,
Laßt feiern Ihn in Fröhlichkeit
Zu Morgen wie zu Nachten!

Hirtengeſpräch.

Lob Gottes am Morgen.

Eingang.

Schon iſt in rothem Carmeiſin
Die Morgenröth' erſtanden,
Schon glänzend, wie der beſt' Rubin,
Die Sonn' ſich zeigt vorhanden;
Nur fort, ihr meine Geiger beid',
Der Saiten gar nicht fehlet,
Und bei beliebtem Reimenſtreit
Die Geigen ſüßlich ſtrählet.

Der Hirt Damon.

O ſchöne Sonne, klares Gold!
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen;

Er ſtreichet dir die Strahlen an
Mit beſter gelben Farben,
Als wohl ſich nicht gefärbet ha'n
Die gelbſten 1) Waizengarben.

Der Hirt Halton.

Er ſchärfet dir die güldnen Pfeil'
Mit Flämmlein zart befedert,
Er führet dich viel tauſend Meil'
Auf Straßen, ſtark berädert, *)
Er ſchenket dir die Silberbahn,
Die güldnen Roſſ' und Wagen,
So dich den runden Steg hinan
Von Oſt in Weſten tragen.

Der Hirt Damon.

Er läſſet dir die müden Roß,
Wie die 2) Poeten ſagen,

---

1) gelbeſt. — 2) Als gut.

*) befahren.

Zu Nacht mit allem Wagentroß
    Im großen Kübel zwagen; **)
Drauf weidet er ſie roſenſatt
    Im edlen Blumengarten,
Bis früh ſie wieder friſch und glatt
    Vollführen ihre Fahrten.

Der Hirt Halton.

Sobald in friſchem Purpurſchein
    Dich hebeſt nur zu Morgen,
Dir zeiget er die Wunder ſein,
    Dir nichts hält er verborgen.
Er zeiget dir auf deiner Reiſ
    Den ganzen Himmelbogen,
Den ganzen grünen Erdenkreis,
    Das Meer, die 3) Waſſerwogen.

Der Hirt Damon.

Er zeiget dir die ſchöne Welt,
    Die Vögel all' in Wolken,

---

3) Das Meer und.

**) waſchen; im Mittelhochd., wo z vor w, wie noch im Niederdeutſchen, in t übergeht, twagen.

Auch unſre Schaf' und Küh' zu Feld,
Gleich eben friſch gemolken,
Auch Menſchen all' und alle Thier',
Was nur von wild- und zahmen,
Der ſchönen Welt zu Schmuck und Zier,
Man treiben mag zuſammen.

Der Hirt Halton.

Auch Städt' und Mauern, Thürm', Palläſt',
Der alten viel und neuen,
Dann Schlöſſer auch und Häuſer feſt,
Gar Wunder von Gebäuen,
Auch alles *) Fried- und Kriegsgerüſt,
Geld, Pracht und Wehr und Waffen,
Und was noch deß ich mehr gewußt,
Eh denn ich kam zu'n Schafen.

Der Hirt Damon.

O ſchöne Sonne, klares Gold,
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen;

*) allen

Er weiſet dir den rechten Streich,
All' Oerter zu beſchleichen;
Da mag nicht 5) Sand, noch Land, noch Reich
Vor deinem Glanz entweichen.

Der Hirt Halton.

Er leitet dich in deinem Glanz
Im Hin- und Wiederkehren,
Als wie zur Hochzeit und zum Tanz
Den Bräutigam von Ehren.
Er führet dich bei ſeiner Hand,
Weicht nie von deiner Seiten,
Giebt Nahrung deinem Fackelbrand
Ohn' Zahl der Jahr' und Zeiten.

Der Hirt Damon.

Er ſchicket dir die Vögelein
Zu Morgen gleich entgegen,
So dir den Willkomm bringen ein,
Und Stimm' als Flügel regen.

---

5) dann.

Er heißet ſie dir ſpielen ſchön,
Daß weit und breit erſchallet,
Daß auch von Felſen ein Getön
Im Wiederſchlag erhallet.

Der Hirt Halton.

Er ſpreitet dir die Felder grün,
Dir malet er den Garten,
Da manch' erhobne *) Blumenbühn'
Dir ſcheinet aufzuwarten;
Er läßt von dir Getreid' und Gras
Das Leben ſüß erlangen,
Auch Bäum' und Reben gleicher Maß
Von deinem Glanz empfangen.

Der Hirt Damon.

Durch ihn beſaameſt alle Welt
Mit deinen Strahl- und Strämen; *)
Ohn' ihn hingegen alle Welt
Von dir nichts könnte nehmen,

6) erhebte.

*) Streifen, Strahlen. Altd. Strame.

Ohn' ihn all' deine Flammenflüſſ
Längſt wären ſchon verronnen,
Noch flöſſen mehr die Strahlengüſſ
Aus deinem Strahlenbronnen.

Der Hirt Halton.

Ohn' ihn nicht einen [7]) Augenblick
Dort oben würde bleiben
Ein Fünklein einer Linſen dick
Von deiner gelben Scheiben;
Ohn' ihn das ganze Weſen dein,
Und was noch dich mag zieren,
In pur und lauter Nichts hinein
Geſchwind ſich würd' verlieren.

Der Hirt Damon.

Drum ſchöne Sonne, klares Gold!
Magſt wohl den Schöpfer preiſen,
Der immer dir ſich zeiget hold
Auf deinen Zirkelreiſen;

[7]) kein halbes.

Ich helfen dir will jederzeit
Den ſchönen Gott verehren,
Und dich von ihm auf grüner Weid'
Noch manches Liedlein lehren.

Der Hirt Halton.

Auch ich dann will dich eben viel
Derſelben Liedlein lehren,
Und freilich *) auch zu ſelbem Ziel
Den Fidelbogen kehren.
Ja ſollt' ich ſeyn der Geigen müd',
Von Stund' an will ich greifen
Mit friſch geſchöpftem Herzgeblüt
Zu meinen hohlen Pfeifen.

*) ungeſtört.

Christi Leiden am Oelberge.

Bei ſtiller Nacht zur erſten Wacht
Ein' Stimm' begann 1) zu klagen;
Ich nahm in Acht, was ſie doch ſagt',
Thät hin mit Augen ſchlagen.

Ein junges Blut, von Sitten gut,
Alleinig ohn' Gefährten,
In großer Noth, faſt halb ſchon 2) todt,
Im Garten lag auf Erden.

Es war der liebe Gottesſohn,
Sein Haupt hatt' er in Armen,
Viel weiß und bleicher, denn 3) der Mon,
Ein'n Stein es möcht' erbarmen.

---

1) ſich gunt. — 2) halber.
3) dann.

Ach, Vater! liebſter Vater mein!
Und muß den Kelch ich trinken?
Und mag's denn ja nicht anders ſeyn,
Mein' Seel' nicht laß verſinken!

Ach, liebes Kind, trink' aus geſchwind!
Laß dirs [4]) in Treuen ſagen,
Sei wohl geſinnt, bald überwind',
Den Handel mußt du wagen.

Ach, Vater mein! und kann's nicht ſein,
Und muß ich's je denn wagen,
Wer trinket rein den Kelch allein!
Kann dir's ja nicht verſagen!

Doch Sinn und Muth erſchrecken thut.
Soll ich mein Leben laſſen?
O bittrer Tod! mein' Angſt und Noth
Iſt über alle Maßen.

Maria zart, jungfräulich Art,
Sollſt du mein Leiden [5]) wiſſen,
Mein Leben hart zu dieſer Fahrt, —
Dein Herz wär' ſchon geriſſen.

[4]) Dirs laß. — [5]) Sollt du mein ſchmerzen.

Ach, Mutter mein! bin ja kein Stein,
Das Herz mir dürfte ſpringen, 6)
Sehr große Pein muß nehmen ein,
Mit Tod und Marter ringen.

Ade, ade zu guter Nacht,
Maria, Mutter milde!
Iſt Niemand, der dann mit mir wacht
In dieſer wüſten Wilde?

Ein Kreuz mir vor den Augen ſchwebt;
O weh! der Pein und Schmerzen!
Dran ſoll ich morgen wer'n erhebt, *)
Das greifet mir zum Herzen.

Viel Ruthen, Geiſel, Scorpion
In meinen Ohren ſauſen,
Auch kommt mir vor ein' Dornenkron';
O Gott, wem ſollt' nicht grauſen?

Zu Gott ich hab' gerufen zwar
Aus tiefen Todesbanden;
Dennoch ich bleib' verlaſſen gar,
Iſt Hülf noch Troſt **) vorhanden.

---

6) dörft zerſpringen.

*) erhoben werden.

**) weder Hülfe noch Troſt iſt ꝛc..

Der ſchöne Mond will untergehn,
Vor Leid nicht mehr mag ſcheinen,
Die Sterne la'n ihr Glitzen ſtehn,
Mit mir ſie wollen weinen.

Kein'n Vogelſang noch Freudenklang
Man höret in den Lüften,
Das wilde Thier auch klagt [7]) mit mir
In Steinen und in Klüften.

---

7) Die wilde Thier traurn auch.

Des Baches Cedron Klage um Chriſti Gefängniß.

Als nun Abends in dem Garten
Daphnis überfallen war,
Und nun Hohn und Grimm nicht [1]) ſparten
Starkbewehrte Mörderſchaar,
Süßlich hub da [2]) an zu weinen
Ein ſo gar berühmter Bach,
Ließ die lieben Sterne ſcheinen,
Er dem Daphnis trauert nach.

Cedron hieß der Bach mit Namen,
Wohnt' an einem hohlen Stein.
Oft zu ihm Geſellſchaft kamen;
Damals war er doch allein

---

1) keinen Grimmen.

2) hube ſüßlich.

Saß in ſeinen grünen Klüften, [3]
Strählte ſeine Binſenhaar',
Spielte mit den ſanften Lüften, [4]
Dacht' an keine Kriegsgefahr.

Rohr und Gras und Waſſerblätter
Deckten ſeine Schulter blos,
Stark er ſich bei feuchtem Wetter
Lehnt' auf ſeinen Eimer groß.
Doch weil er faſt müd gelaufen
Dazumahl in ſtarkem Trab,
Er ein wenig wollt' verſchnaufen,
Goß den Eimer langſam ab.

Nahm ein Röhrlein wohlgeſchnitten,
Spielte ſeinen Wäſſerlein,
Sie zum Schlafen thät erbitten,
Wollt ſie ſüßlich ſauſen ein.
„Eja, meine Wäſſer, ſchlafet,
Schlafet, meine Wäſſerlein,
Nicht mit Augen immer gaffet,
Eja, ſchlafet, ſchlafet ein!“

[3] in ſeiner grünen Kruſten.

[4] Spielet gar mit ſanften Luften.

Kaum nun waren eingeſchlafen
Seine matten Wäſſerlein,
Bald erklangen [5]) Wehr und Waffen,
Flamm' und Fackel gaben Schein.
Nur von toll= und vollen Knechten
Voll war Alles überall,
Nur von Jauchzen, Springen, Fechten
Thal und Ufer gaben Schall.

Cedron erſtens ward erſchrecket,
ungewohnt der Waffen gar, [6])
Bald er ſeine Wäſſer wecket,
Zu entgehen der Gefahr. [7])
Wie die Pfeil' vom Bogen zielen,
Lief er ab auf naſſer Meil',
Rohr und Eimer ihm entfielen,
Fiel auch ſelbſt in blinder Eil.

Doch, weil nachmals er verſpüret,
Es nicht wider ihn gemeint,

---

5) erklungen.

6) Cedron erſtens gar erſchrecket.
War der Waffen ungewohn.

7) Wollte der Gefahr entgohn.

Und nur Daphnis würd' geführet,
Daphnis von bekanntem Feind,
Ließ er ab vom ſtrengen Laufen,
Faſſet eine Weidenruth',
Seine Wäſſer trieb zu Haufen
Und beklagt das junge Blut.

Traurig hub er an zu klagen,
Blies auf einem hohlen Ried,
Herz und Muth ihm war zerſchlagen,
Sang mit Schmerzen dieſes *) Lied:
„Ach, und Ach! nun muß ich klagen,
Daphnis, o du ſchönes Blut!
Ach, und ach! bin gar zerſchlagen,
Brochen iſt mir Herz und Muth".

Daphnis, o du ſchöner Knabe!
Daphnis mir ſo lang bekannt!
Oft bei mir du ſchnitteſt abe
Ried und Röhrlein allerhand.

---

*) folgends

Viel du deren haſt verſchliſſen, *)
　Wann du ſpielteſt deiner Heerd,
Sind im Blaſen viel zerſpliſſen, **)
　Waren mehr denn Geldes werth.

Oft bei mir die Weide nahmen
　Deine Schäflein ſilberweiß,
Oft zu mir auch trinken kamen
　In den Sommertagen heiß.
Wann dann ſpielteſt deinen Schafen
　Und die Röhrlein blieſeſt an,
Gunnten ***) meine Wäſſer ſchlafen,
　Wankten oft von rechter Bahn.

Auch die Wind' ſich gunnten legen,
　Banden ihre Flügel ab,
Kaum den Athem thäten regen,
　Wie dann oft geſpüret hab'.
Auch die Schaf' mit Lüſten aßen,
　Süßer wurden Laub und Gras,
Ja des Weidens oft vergaßen,
　Deine Stimm' viel ſüßer was. †)

---

*) zerbrochen. — **) zerſpleißen, zerreißen.
***) begannen. — †) war.

Auch die Vöglein kamen fliegen,
  Kam auch manche Nachtigal,
Deinem Spielen, will nicht lügen,
  Hörten zu mit großer Zahl.
Saßen gegen *) deiner Geigen,
  Saßen gegen deinem Rohr,
Thäten ihnen freundlich neigen
  Dann das link, dann rechtes Ohr.

Schöne Sonn', du deinen Wagen
  Ließeſt in gar lindem Lauf,
Wann bei reinen Sommertagen
  Dir nur Daphnis ſpielet' auf.
Schöner Mond, du deine Sterne
  Morgens führteſt ab und ſpät,
Wann auch Daphnis dir von Ferne
  Je zur Nachtzeit °) ſpielen thät.

Schöne Sonne, magſt nun trauren;
  Daphnis dir nicht ſpielet mehr,
Daphnis iſt von böſen Lauren **)
  Hingerückt ohn' Wiederkehr.

°) zu Nachten.

*) gegenüber. — **) Laurern.

Schöner Mond magſt nunmehr klagen,
Daphnis raſtet in Verhaft.
O den ſchweren Eiſenkragen!
O der kalten Ketten Kraft!

Mond und Daphnis, ihr Allbeiden
Oft enthieltet euch vom Schlaf,
Kamet in Geſellſchaft weiden,
Du die Sterne, er die Schaf.
Wacht hinfort nicht mehr, ihr Beiden,[10]
Schlaf, o matter Mond, entſchlaf!
Nie zuſammen werdet weiden,
Du die Sterne, er die Schaf.

Ach, ihr Schäflein, wer wird hüten,
Wer ſoll euch nun treiben auf?
Hirten ſolcher Mild' und Güten
Sind nicht alſo oft zu Kauf.[11]
O des jung- und ſchönen Knaben!
O des Hirt- und Schützen gut![12]
Wer ſoll ſeinen Stecken haben,
Taſchen, Horn und Winterhut?

[10] Mit hinfüro wacht Allbeiden.

[11] Seind nit alſo guten Kauf.

[12] Hirt- und Schützen gleichen gut.

Wer ſoll haben ſeinen Bogen?
  Wer den Köcher, Pfeil und Bölz? *)
Bölz, mit welchen ungelogen
  Er nicht fehlet im Gehölz.
Wer ſoll haben ſeine Geigen,
  Cither, Lei'r und Dulcian?
Ach! vor Trauern muß ich ſchweigen;
  Ach Ade! — muß fließen gahn.

---

*) Bolzen.

Mariens Klage um den Tod ihres Sohnes.

Da zu Grabe Daphnis lage,
Daphnis, hoch berühmtes Kind,
Hört man ſeiner Mutter Klage,
Schlafen waren Luft und Wind;
Erd' und Himmel, ſchwarz benachtet,
Standen in gar braunem Kleid,
Sonn' vor Schmerzen war verſchmachtet,
Mond und Sterne trugen Leid.

„Ach! ihr ſchönen Mond und Sterne,
Güldne Flämmlein, güldner Schein,
Güldne Aepfel, güldne Kerne,
Güldnes Gold und Edelſtein,
Ach! ihr gelben güldnen Lichter!“
Die betrübte Mutter ſprach,
„Ach! ihr güldnen Angeſichter,
Trauert meinem Daphnis nach!

„Ach! nur weinet und nicht ſcheinet,
Klaget mein ſo ſchönes Kind,
Ach! nicht ſcheinet, ach! nur weinet,
Und euch weinet ſauber blind.
Daphnis, hochberühmter Knabe,
Ward in wildem Wald ermord't,
Da mit ſeinem Hirtenſtabe
Daphnis kam zu fremdem Ort". 1)

„Daphnis ſaß auf grüner Heiden,
Sah nur Eins der Schäflein ſein
Vom gemeinen Haufen ſcheiden
Und zur Wüſten laufen ein.
Daphnis da nicht lang verweilet,
Auch zur wilden Wüſten rennt, 2)
Nach dem Schäflein weidlich eilet,
Heftig wohl die Lieb' ihn brennt". 3)

„Kaum nun Daphnis hat gefunden
Sein geſuchtes Thierlein zart,
Er von Bären, Wölf und Hunden
Gleich im Wald umgeben ward.

1) der fremden Ort. — 2) rann. — 3) brann.

Sie da ſpannten ihre Rachen,
Sprangen auf das ſchöne Kind,
Wie die ungeheuren Drachen,
Ihn zu morden ganz geſinnt".

„Riſſen ſeine Füß' und Hände,
Weißer, als das Elfenbein,
Riſſen auch die Seit' behende,
Schlugen Zähn' und Tatzen 4) ein.
Zogen ihn durch Dorn und Hecken,
Scharf und ſpitz und abgelaubt,
Da die Zacken blieben ſtecken
Und verwund'ten Stirn und Haupt".

„Ach, ihr wilden Wölf' und Bären!
Ach, ihr wilden Tigerthier'!
Er in Blut und ich in Zähren,
Sohn und Mutter, waten ſchier.
Ach! wie viel der 5) Angſt und Schmerzen
Ihr dann brachtet meinem Kind!
O der Stahl- und Eiſenherzen!
Stahl und Eiſen weicher ſind".

4) Tappen. — 5) was vieler.

„Ach! nur ſchonet ſeinen Jahren,
Schonet ſeinem gelben Haar,
Nicht ſo grauſam thut verfahren,
Ach! nicht wüthet alſo gar!
Nicht, ihr Bären, wollt vermehren
Sein' und meine Marter groß,
Mich wollt laſſen ihn umfaſſen,
Nehmen ihn in Mutterſchoos".

„Ja, mich reißet, mich zerſpleißet,*)
Mich mit Wunden füllet an,
Mich zernaget, mich zerplaget,
Nur den Jüngling laſſet gahn!
Mich mit Zähnen thut zerdehnen,
Sparet meinen Knaben zart,
Mich mit Klauen kommt zerhauen,
Nur doch ſchonet jener Part".

„Ach! wie konntet ihr behalten
Ein ſo ſchnödes Weſen wild?
Da ſo freundlich von Geſtalten
Ihr geſehn ſo ſchönes Bild!

---

*) S. o. S. 178.

Ach! wie waret ihr geblieben
Von Natur ſo rauh und 6) wild,
Um den Knaben nicht zu lieben,
Nicht zu werden zahm und mild?“ 7)

„Wahrlich ihr von Sinn entführet,
Wahrlich waret ihr verblend't,
Da mit Zähnen ihr berühret
Seine Seiten, Füß' und Händ'.
Ach! nur hättet ihr den Knaben
Recht geſchaut mit Augen an,
Würdet ſein geſchonet 8) haben,
Jhn wohl hättet bleiben la'n“.

„O du bleicher Tod ingleichen,
Wareſt ohne Zweifel blind,
Da du kameſt zu beſchleichen
Ein ſo wunderliebes Kind!

6) Von Naturen eben.

7) Noch den Knaben gunnt zu lieben,
Noch auch wurdet zahm und mild?

8) ſeiner ſchonte.

Sonſten er mit ſüßen Strohlen *)
Und mit ſüßem Augenblick
Dir das Herz hätt' abgeſtohlen,
Hätt' verzehret deine Strick'".

„Schöner Daphnis, du, mein eigen,
Einig Blut und Ingeweid,
Schau, nun Erd und Himmel ſchweigen,
Hören an mein Herzenleid.
Dich zur Nachtzeit, 9) dich zu Tage
Lauf' ich klagen überall,
Dich zur Nachtzeit, dich zu Tage
Klaget Schall und Wiederſchall".

„Schöner Daphnis, meine Schmerzen
Nicht noch wären alſo groß,
Wann nur küſſen, hälſen, herzen
Ich dich möcht' in meinem Schoos,
Wann bei deinen letzten Kräften
Ich gemocht an letzter Stund'
Dir die letzten Bäcklein heften
An die ſüßen Wangen rund".

9) zu Nachten.

*) Für: Strahlen.

„Ach! nur wär' es mir erlaubet,
Zur gemeld'ten herben Stund'
Ich doch einen Kuß geraubet
Hätt' von deinen Lefzen wund,
Ich zu mir hätt' angezogen
Deinen letzten Athem lind,
Ich in mich hätt' eingeſogen
Deinen letzten Seelenwind".

„Ich dann mit hinzugenahtem
Ganzen Herz und Seelen mein
Meinen friſch' und neuen Athem
Hätte dir geblaſen ein.
Du den meinen, ich den deinen,
Hätten wir gewechſelt ab,
Wären Beide ungeſcheiden *)
Blieben bei dem Hirtenſtab".

„Ach! du runder Mond, ihr Sterne,
Runde Flämmlein, rundes Feu'r,
Ach! nun ſchauet her von Ferne
Meine Schmerzen ungeheu'r.

*) ungeſchieden.

Ich in Feldern, ich in Wäldern
Rufe meinem zarten Kind;
Doch in Feldern, noch in Wäldern
Nirgend meinen Knaben find'".

„Ich in Weinen, ich in Peinen
Schleiße Nacht- und Tageszeit,
Doch an Weinen nicht noch Peinen [10])
Sich zerſchleißet Noth und Leid.
Mich der Mond ſo als die Sterne [11])
Mit Betrübniß hören an,
Aber weder Mond noch Sterne [12])
Noch mich Jemand tröſten kann".

---

[10] Weinen noch an Peinen.

[11] Mich der Mone, mich die Sternen.

[12] Doch noch Mone, noch die Sternen.

Danklied.*)

O Gott, wann ich all' Wohlthat dein
Mit reifem Sinn betrachte,
Da ſpritzen beide Augen [1]) mein,
Vor Wunder **) ſchier verſchmachte.

Mich rühret eine ſtille Brunſt;
Gekühlt in Freudenzähren,
Weil du uns krönſt [2]) mit Gnad' und Gunſt,
Noch mehr, denn wir begehren.

Gleichwie vor ſüßem Sonnenſchein
Gar ſittiglich thut ſchmelzen
Der Schnee, wann er kryſtallenrein
Fleußt ab von ſtolzen Felſen,

---

1) mir beid' Augen. 2) Weil kröneſt uns.

*) Mit Hinweglaſſung zweier Strophen. Dieſes und die folgenden Stücke aus dem güldenen Tugendbuche.

**) Verwunderung.

Alſo wann deiner Gnade Strahl' *)
Auf uns ſo lieblich ſcheinen,
Da rinnen Zähren mir 3) ohn' Zahl,
Gar ſüßlich muß ich weinen.

Ob ſchon 4) ich höret' auf, mein Herr,
Und wollt' die Brünnlein ſchließen,
Doch nie ſie wollen ſcheinen leer,
Stark wollen ſie noch fließen.

Im Lauf noch immer wollen ſeyn
Die Waſſerbächlein kleine,
Und mir allbeide Wangen mein
Noch waſchen alſo reine.

Ei, was ſoll ich nun wiederum,
Ei, was dem Herren geben,
Allweil wir ob ſo großer Summ'
In lauter Wohlthat ſchweben?

3) Da rinnen mir die Zähr'

4) Wann ſchon.

*) Strahlen.

Umzingelt ſind wir überall,
Sind um und um bezogen
Mit lauter Gnad'. Auf allen Fall, —
Gott, Gott iſt uns gewogen!

Ergebung an Gott.

O Gott, bin gar in deiner Hand,
Dich ſtets halt' in Gedanken;
All' meine Werk' ſind dir bekannt;
O Herr, laß mich nicht wanken!

All' meine Schritt', all' meine Tritt'
Sind, Herr, bei dir gezählet;
Ja auch ſogar all' meine Haar',
Daß nicht ein einz'ges fehlet.

Wann deine Flügel ſpanneſt aus,
Will mich ganz drunter legen,
Du biſt meine Burg, mein feſtes Haus;
Kein Ding ſoll mich bewegen.

Was will ich denn in Sorgen ſtehn
Und ſtören mein Gemüthe,
Da 1) ohne dich *) nichts rühret mich,
Wie ſehr man immer wüthe.

Wohlan, o Satan, deine Macht,
Dein'n Pfeil und feu'rgen Bogen
Sammt Höll' und Tod ich gar veracht'!
Tritt her, nun darf ich's wagen.

All' deine Streich' mir gelten gleich;
Nie werden ſie gerathen.
Groß Hülf' ich hab'; drum fallen's **) ab
Und thun wir keinen Schaden.

1) Weil.

*) außer dir. — **) fallen ſie.

Verachtung der Welt.

Halt, halt, mein Herz, nicht eilen thu'
Nach Luſt und Freud' auf Erden!
Wirſt nie darin noch finden Ruh,
Kann dir nicht Alles werden.

Laß ab, laß ab, iſt nur umſonſt,
Laß ab, darnach zu trachten!
Ich fand nie eine beßre [1] Kunſt,
Denn Alles ſchlecht verachten.

Drum du der Pracht ſo gar nicht acht',
Laß dich zur Welt nicht binden!
Nach kurzer Weil' ſie wird in Eil'
Wie Rauch in Luft verſchwinden.

[1] Ich fande nie kein beſſer.

Gleich wie die Luft und öder Duft,
Wird Alles bald zerfahren;
Glaub' mir zumal, die Pfeil' ohn' Zahl
Der Tod nicht pflegt zu ſparen.

So [2]) wie die ſchön gezünd'te Kerz'
Sich ſelber muß verzehren,
Weil aus ihr ſelbſt das brennend' Herz
Sich ſelber mußt' ernähren,

Alſo verzehrt ſich Alles gleich
Auf dieſer Welt geſchwinde, [3])
Da fleußt es her in einem Streich,
Es ſteht die Kerz' im Winde.

Sag' dir, mein Kind, wer Wolluſt find't,
Find't Ziel und Maß daneben;
Im Himmel dort geht Alles fort,
Muß Alles allweg leben.

Bey ſolchem Spiel iſt nie ein [4]) Ziel,
Wird ewig, ewig währen.
Wann ich's gedenk', vor Lieb erkränk',
Werd' naß von heißen Zähren.

---

2) Als. — 3) ſo ſchwinde. — 4) kein.

Jeruſalem, du ſchöne Stadt,
Wann ich nur dein gedenke,
Bin dieſer Welt ſo gänzlich 5) ſatt,
Allein zu dir mich lenke;

Nach dir allein wird mir ſo weh,
Frag' nichts nach eiteln Sachen,
Weiß wahrlich nicht, wann ich's verſteh',
Was hie ſoll weiter machen.

Sein' eigne Freud' mir Gott anbeut;
In Ewigkeit ſoll's dauern.
All', was uns hält in dieſer Welt,
Bringt endlich ewig Trauern.

Ey, was mag denn uns kleben an,
O Welt, bey deiner Thüren?
Dein bin ich müd'; dich Gott behüt'!
Sollſt mich nicht mehr verführen!

5) ſauber.

Sehnſucht nach oben.

Ade, fahr' deine Straßen,
Du ſchnöd= und böſe Welt!
Ade, will dich verlaſſen;
Weg, weg mit Gut und Geld!

Dein zeitlich Luſt und Freuden,
Pracht, Ehr' und Herrlichkeit
Will forthin gänzlich meiden,
Acht's nur für Eitelkeit.

Vor Traurigkeit im Herzen 1)
Seufz' ich aus tiefem Grund,
Vor innerlichen Schmerzen
Ruf' ich all' Tag' und Stund'.

---

1) des Herzen.

Die Zähren mir verrinnen, 2)
Wie ſanfter Regenguß,
Und meine Augen ſchwimmen, 3)
Wie ſteter Waſſerfluß.

So 4) oft ich dein gedenke,
Mein Gott und höchſtes Gut,
Zu dir mich gütlich lenke,
Das Blut mir wallen thut.

Begierd' ſich thut erheben,
Und wird mir lang die Zeit;
In Ruh kann ich nicht leben,
Bis ich von hinnen ſcheid'.

Ach, wann, wann ſoll es werden,
Daß ich mich ſcheiden thu'?
Iſt ja doch nichts auf Erden,
Darin man friedlich ruh'!

---

2) Die Zähr mir all weg rinnen.
3) Und Augen immer ſchwimmen.
4) Als.

O wann wird er erſcheinen,
Der vielgewünſchte Tag,
Wann ich vom ſteten Weinen
Einmal aufhören mag?

Troſt wollt' ich mir bald bringen,
Wenn ich ein Täublein wär';
Hinauf wollt' ich mich ſchwingen
Wohl in das himmliſch' Heer;

Da wollt ich mich verſenken
Wohl in das höchſte Gut;
O Gott, wer wird mir ſchenken,
Was mich verlangen thut?

Nun will doch ich noch beiten *)
Beſtändig alle Zeit,
In Luſt und auch in Leiden,
In Freud' und Traurigkeit.

Nicht ſoll die Lieb erkalten,
Nie ſoll ſie nehmen ab,
Zu Gott will ich mich halten
Sogar bis in das Grab.

*) warten.

Und wann dann ſchon thut ſauſen
Der Wind auf dieſem Meer,
Wann ſchon die Wellen brauſen
Rund um mein Schifflein her,

Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer ſeyn,
Den Anker will ich ſchlagen
Zu ſeinem Herzen ein, Amen.

Liebesſeufzer.

Wann mir ſo ſtet von Augen
Die Regen fallen ab,
Das 1) G'ſicht nicht mehr will taugen,
Ich 2) kaum mehr Geiſter hab',

Laß ich mein Haupt geſchwinde
Zur Seite ſinken hin,
Und ſeufze dann ſo linde
Mit ſanftem Anbeginn.

Das Herz hebt an, zu zagen,
Schlägt an ſo ſittiglich
Und fähret fort zu ſchlagen,
Daß es laut't jämmerlich.

1) Und. — 2) Auch.

Bald immer, immer weiter
Nimmt zu der Herzensſchlag.
Die Seufzer ihre [3]) Leiter
Aufklimmen allgemach.

In Luft ſie ſich erſchwingen
Mit einer Menge groß,
Durch Wolken ſich erringen
Bis recht in Gottes Schooß.

Und zeigen ihm das Herze,
So ſie mit weggeführt;
Das brennt gleich einer Kerze,
Von Jeſu Huld [4]) gerühet.

O frommer Gott ſo milde,
Dies Herz wir ſchenken dir;
Heg's unter deinem Schilde,
Wend' ab all' bös' Begier.

Es brennt in Jeſu Liebe
Von Flammen alſo klar;
Wenn's nur dein Athem triebe,
Würd's brennen immerdar.

[3]) auch zur. — [4]) Lieb.

Ach, blaſ' hinein gelinde,
Daß es noch brenne mehr,
Schaff', daß es 5) Jeſum finde,
Wonach's verlanget ſehr.

Möcht' es nur einmal faſſen
Jeſum, ſein'n Ehrenhold!
Nie würd' es von ihm laſſen; 6)
Es ewig brennen ſollt'.

5) Und ſchaff', daß.

6) dann ablaſſen.

Entſchluß und Schluß.

O Gott, will dich nun preiſen,
Preiſen ohn' Unterlaß,
Will Ehre dir beweiſen, [1])
Daß Höll' und Teufel raſ'.

Kann ich nur recht dich loben,
Frag' ich nicht weiter nach,
Sollt' alle Welt auch toben, [2])
Wollt' ich fortfahren doch.

Dich, meinen Gott und Herren,
Will ich herzwillig ſeyn
Mit Lobgeſang zu ehren
Bis zu dem [3]) Grabe mein.

1) Ehr' will ich dir.

2) Wann dich nur recht mag loben,
Frag weiters nirgend nach,
Wann ſchon all' Welt ſollt' toben.

3) in das.

Ja, wann ich geh' ſchon ſchlafen,
Schlafen wohl in das Grab,
Will dir doch Lob verſchaffen,
Soll drum nicht nehmen ab.

Nach mir will ich verlaſſen
In meinem Teſtament
Ein Liedlein, ſchön ohn' Maßen,
Zu Gottes Lob verwend't.

Das wird noch wohl erklingen,
Ob ich ſchon ſtorben bin;
Es werden's Andre ſingen,
Wann ich ſchon bin dahin.

Dann auch mein Geiſt wird ſpringen
Hoch in des Himmels Saal
Und fröhlich ſich erſchwingen
Mit hellem Freudenſchall.

Auf Harfen wird er ſchlagen
Das Halleluja rein,
Mag dann wohl freudig ſagen:
Da recht, ſo muß es ſeyn!

Ach, ſpringt nun um und ummen,
Ihr Engel Gottes all'!
Laßt jauchzen, ſpielen, trummen,
Laßt gehn Poſaunenſchall!

Laßt Pfeifen, Lauten, Geigen
Gar lieblich gehn zu Hauf,
All' Ehr' laßt Gott erzeigen,
Nur bald, bald auf! bald auf!

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Ueber Spee's Leben und Schriften XI
Eingang 1
Des Geliebten Preis 7
Liebesweh 11
Echo 15
Ruheloſigkeit 26
Klage 33
Liebesgeſang zu Anfang des Sommers 42
Sehnſucht und Gewährung 49
Ermahnung zur Buße 58
Conterfey des menſchlichen Lebens 61
Wahre Buße 68
Ermunterung zur Freude 76
Jubel nach überwundner Trauer 82
Franz Xavier 87
Der Vögel Lobgeſang 90
Erkenntniß und Liebe des Schöpfers aus den Geſchöpfen 96
Gott in der fröhlichen Sommerzeit 106

Die Bienen 118

Lob Gottes 137

Preis des Schöpfers 142

Ermahnung zum Lobe Gottes in ſeinen Werken . 148

Hirtengeſpräch. Lob Gottes zur Nachtzeit. . . . 154

Hirtengeſpräch. Lob Gottes am Morgen . . . 162

Chriſti Leiden am Oelberge 170

Des Baches Cedron Klage um Chriſti Gefängniß . 174

Mariens Klage um den Tod ihres Sohnes . . . 182

Danklied 190

Ergebung an Gott 192

Verachtung der Welt 194

Sehnſucht nach oben. 197

Liebesſeufzer 201

Entſchluß und Schluß 204

Bibliothek
deutſcher Dichter
des ſiebzehnten Jahrhunderts.
XIII.

Zacharias Lund, David Schirmer und
Philipp Zeſen.

Bibliothek
deutſcher Dichter
des
ſiebzehnten Jahrhunderts.

Begonnen
von
Wilhelm Müller.
Fortgeſetzt
von
Karl Förſter.

XIII.

Auserleſene Gedichte von Zacharias Lund, David Schirmer und Philipp Zeſen.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Auserleſene

Gedichte

von

Zacharias Lund, David Schirmer
und Philipp Zeſen.

Herausgegeben

von

Karl Förſter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1837.

Vorrede.

Gründe, die lediglich in der Perſönlichkeit und den Verhältniſſen des Herausgebers liegen, erlauben es dieſem erſt jetzt, mit dem vorliegenden Bändchen eine längſt gegebene Zuſage zu erfüllen. Mögen die Freunde unſers Unternehmers dieſe verſpätete Erſcheinung nachſichtig entſchuldigen!

Wie W. Müller früher die Königsberger Dichter (im 5. Bdchn.) und die der Nürnbergiſchen Schule (im 9. Bdchn.) vereinigte, ſo ſtellen wir auch hier drei, zum Theil minder genannte, Dichter zuſammen, in denen, bei aller individuellen Verſchiedenheit, ein Gemeinſames nicht verkannt werden wird. Sie gehören insgeſammt Einem Kreiſe an, den wir, da er in dem verdienſtvollen Buchner zu Wittenberg ſeinen Mittelpunkt hatte, mit dem Namen der Wittenberger Schule bezeichnen möchten. Buchner war ein Freund und Schüler Opitzen's, und die Grundſätze des Meiſters über Poeſie im Allgemeinen waren auch die ſeinigen. Sein Bemühen ging vornehmlich dahin, die von Opitz über das Formelle gegebenen Winke zur Fortbildung der deutſchen Dichterſprache und Proſodie zu benutzen und weiter zu verfolgen. Ehrenwerthe Freunde, wie Rector Gueintz in Halle, unterſtützten ihn hierbei, und eine vieljährige Lehrerthätigkeit befeſtigte ſeinen Einfluß auf einen großen Theil von Deutſchlands dichteriſcher Jugend. Konnte er dieſer auch nicht ſelbſt Muſter ſein — ſeine deutſchen Poeſieen ſind von geringem Werthe —

ſo ſcheint er doch die Kunſt beſeſſen zu haben, durch verſtändigen Rath und Unterricht die Begabteren ſeiner Schüler auf dem Wege der Einfalt und Naturwahrheit, gleich fern von den nüchternen Spielereien der Pegnitzſchäfer als dem Gedanken- und Wortprunke der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, zu erhalten. Wenn ſie dann auch von Zeit zu Zeit ſich in dem verſuchten, was eben bei Vielen einzig für Poeſie galt, ſo ſehen wir ſie doch in der Regel immer wieder auf den beſſern Weg einlenken. So Schirmer, Schwieger (denn auch er gehört in dieſen Kreis) und Zeſen, den die angeborene Luſt an der Form allerdings gar oft zum bloſen leeren Spiele mit der Form verleitete. Einfachheit des Ausdrucks, Sangbarkeit im Lyriſchen und möglichſte Correctheit in Sprache und Versmaaß ſcheinen von Allen vorzugsweiſe, freilich mit mehr und weniger Glück, erſtrebt worden zu ſein. In ſprachlicher Hinſicht hat Lund, als der Aeltere in dieſer Reihe, ſichtlich noch mit den meiſten Schwierigkeiten zu ringen. Bei ihm bot ſich daher auch — einige Schirmer'ſche Gedichte aus früherer Zeit abgerechnet — am häufigſten zu Textesveränderungen Anlaß, die nun einmal, da wir uns für unſere Fortſetzung die möglichſte Gleichartigkeit der Behandlung zur Pflicht machen mußten, nicht zu umgehen waren. Wir ſind dabei auch hier den von unſerm Vorgänger in der Vorrede zum erſten Bändchen ausgeſprochenen Grundſätzen treu geblieben und überall darauf bedacht geweſen, dem Bedürfniſſe des heutigen Leſers, ſoweit es ſich thun ließ, zu genügen, ohne das unveräußerliche Recht des Dichters zu verletzen.

Die größere Ausführlichkeit, mit der das Leben der hier vorgeführten Dichter ſtellenweis behandelt iſt, mag in dem Umſtande ihre Entſchuldigung finden, daß unſere Literaturgeſchichten von den beiden erſteren, Lund und Schirmer, entweder ganz ſchweigen oder doch nur Unzulängliches, zum Theil Unrichtiges über deren Leben und Autorenthätigkeit geben, der dritte aber, Zeſen, für die Einſeitigkeit ſeiner Richtung durch den einſeitigen Tadel und Spott faſt zweier Jahrhunderte hinlänglich beſtraft ſcheint, um ihm in etwas vollſtändigerer Darſtellung die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, auf die er als redlich ſtrebender und in ſeine Zeit wirkſam eingreiſender Schriftſteller unſtreitig einen wohlbegründeten Anſpruch hat. — Die ſorgfältigſte Correctur hat einige kleine Irrungen im Drucke nicht verhüten können. Wir bitten daher S. 9. Z. 7. daß ſt. das, S. 63 letzte Z. Urſchrift ſt. Vorſchrift, S. 142. Z. 10 erſehn ſt. erſehen, S. 150. Z. 4 einweihen ſt. eine weihen zu leſen.

Der nächſte bereits unter der Preſſe befindliche Band, mit dem wir unſere Sammlung zu ſchließen gedenken, wird, außer Hoffmannswaldau und Lohenſtein, eine Auswahl aus Wernicke und Canitz und in einer Nachleſe einzelne Gedichtproben anderer minder namhaften Dichter des 17. Jahrhunderts bringen.

Dresden, im September 1837.

Karl Förſter.

Ueber Zacharias Lund's, David Schirmer's und Philipp Zeſen's Leben und Schriften.

Zacharias Lund *) ward den 5. Apr. 1608 zu Rübel **) im Herzogthume Schleswig geboren. Von ſeinem Vater, der daſelbſt Prediger und ein nicht unglücklicher lateiniſcher Dichter war, vorbereitet, beſuchte er ſeit 1628 das Gymnaſium zu Hamburg und ſpäter die Univerſitäten zu Leipzig, Wittenberg und Königsberg. Philologiſche und hiſtoriſche Studien entfremdeten ihn der Theologie, der er ſich zunächſt gewidmet hatte, und mit welchem Eifer und Erfolge er jene betrieben, bezeugen zahlreiche, theils im Drucke theils handſchriftlich hinterlaſſene gelehrte Arbeiten. Zu der vielleicht ſchon aus dem väterlichen Hauſe ſtammenden Neigung für lateiniſche Poeſie, in der er mit Leichtigkeit extemporirte *), geſellte ſich zu Wittenberg, wo der Profeſſor **Aug. Buchner**, ſelbſt Dichter und ein Freund M. Opitzens, Viele durch Lehre, Vorgang und Beifall anregte, die Liebe für die neuerwachte deutſche Dichtkunſt. Was ihm Derſelbe in dieſer Beziehung geweſen, erſehen wir aus einer den Gedichten Lund's vorgedruckten Epiſtel, in welcher deſſen vertrauteſter Jugendfreund, **Vincent. Fabricius** aus Hamburg, den gemeinſchaftlichen Lehrer begrüßt. Hier heißt es:

---

*) In der Zueignung ſeiner Gedichte unterſchreibt er ſich Lundt. Die von Neumeiſter und nach ihm von Koch angeführten Formen Lunden und Londen erinnern wir uns nicht gefunden zu haben.

**) Der Ort gehörte den Herzogen von Holſtein-Glücksburg, als deren Unterthanen er ſich in der Zueignungsepiſtel zum vierten Buche ſeiner lateiniſchen Jugendgedichte (Poem. iuvenil. p. 89) bezeichnet.

Jetzt hat der Trommelſchlag, die grauſamen Trompeten,
Das häßlich Mordgeſchrei, das Schießen aus den Städten,
    Indem der Kriegesgott durch alle Länder ſtäubt,
    Herr **Buchner**, eure Lei'r und ſchöne Stimm' betäubt.
Der zarten Muſen Schaar, erſchrocken von dem Toben,
Iſt, wie ich halt', beinah von Wittenberg verſtoben;
    Sie ſein es nicht gewohnt, viel Feu'r und Schwert zu ſehn,
    Zu leben beim Geſchütz und auf die Wacht zu gehn.
Mein Lund hat neulich, wie er einſt ſpazieren gangen,
Aus den Verirreten Euterpe'n aufgefangen.
    Sie kannt' ihn am Geſicht, und ſtündlich blieb ſie ſtehn;
    Ihr däucht, ſie hätt' ihn wohl bei Buchner'n eh' geſehn.

---

*) Eine Auswahl ſeiner lateiniſchen Gedichte (Elegiae, Sylvae, Epigrammata), meiſt erotiſchen Inhalts, erſchien u. d. T. Poematum Iuvenilium libri IV. Hamb. 1636. 12.

Als er ſich auch beſann (kaum konnt' er ſich beſinnen),
Hielt er ſie eine ſein von euren Huldgöttinnen,
    Die in der Stuben ſtand und euer Achtung nahm,
    Wie er zu Wittenberg euch zu beſuchen kam.
Darauf ſie in ſein Haus und bei ihm eingekehret;
Was ſie von euch gelernt, das hat ſie ihm gelehret,
    Der deutſchen Verſe Maaß und deren Zierlichkeit,
    Und ihm den Weg gebahnt, den ihr gegangen ſeid.

Er ſelbſt nennt Wittenberg, in der Erinnerung an die daſelbſt im Umgange mit Buchner und den Muſen verlebten glücklichen Zeiten, „die ſüße Leucoris, ſeine allerbeſte Schule, ſeine allerliebſte Buhle.“ Unter den neueuropäiſchen Sprachen beſchäftigten ihn vorzugsweiſe die franzöſiſche und holländiſche, die er ſich, als „ſein eigner Sprachmeiſter,“ hauptſächlich durch metriſche Uebertragungen poetiſcher Stücke aneignete. Sein Wunſch, auf einer größern Reiſe in das Ausland ſeine Länder- und Menſchenkenntniß zu erweitern, die perſönliche Bekanntſchaft einiger in der literariſchen Welt gefeierten Zeitgenoſſen zu machen, vor allem aber in Holland mit ſeinem lieben B. Fabricius ein Feſt des Wiederſehens zu feiern, ſollte nicht ſogleich nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn, wie er gehofft hatte, in Erfüllung gehen. Die Mittel des väterlichen Hauſes, deſſen Unterſtützung noch mehrere Söhne in Anſpruch nahmen, reichten zu einer ſolchen Reiſe, wenn ſie auf eigne Koſten gemacht werden ſollte, nicht zu*). Von der Univerſität zurückgekehrt, widmete er daher die ſechs nächſten Jahre, zu

---

*) Poem. iuven. L. II. Eleg. 10. 12.

Lütkenhorn und ſpäter zu Hamburg, dem Unterrichte junger Leute. In dieſe Zeit ſcheinen die meiſten ſeiner lateiniſchen und deutſchen Gedichte zu fallen. Die Poeſie war nach den mühevollen Geſchäften ſeines Berufs auf Spaziergängen und in arbeitfreien Stunden ſeine liebſte Erholung. Vergebens hoffte er während dieſer Zeit auf eine Anſtellung. Er gab zuletzt die Theologie ganz auf und machte die Staatswiſſenſchaften zu ſeinem Hauptſtudium. Nun fand auch ſein Lieblingswunſch Gewährung, indem er den Auftrag erhielt, mit ſeinem bisherigen Zöglinge, dem Sohne eines D. Elſtorp zu Hamburg, und einigen andern Jünglingen eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Deutſchland zu machen. Nach ſeiner Rückkunft begleitete er (1640) einen jungen Adeligen auf die Ritterakademie nach Soroe und durchreiſte hierauf mit demſelben Deutſchland und einen Theil des übrigen Europa. Im J. 1645 kehrte er in das Vaterland zurück, ward bald nachher als Rector bei der lateiniſchen Schule zu Herlof in Seeland angeſtellt und erhielt im J. 1647 von der Univerſität zu Kopenhagen die Würde eines Doctors der Philoſophie. Einige Zeit darauf berief ihn der däniſche Reichsrath Georg Seefeld zu ſich als Bibliothekar für ſeine reiche Büchersammlung. Der glücklichen Muße, die ihm dieſe Anſtellung gewährte und die er zu literariſchen Arbeiten der mannigfaltigſten Art benutzte, ward aber ſchon im J. 1657 durch den Einbruch des ſchwediſchen Königs Karl Guſtav in die däniſchen Provinzen ein Ende gemacht. Lund hatte den Schmerz, die ſeiner Aufſicht anvertraute Bibliothek von den ſchwediſchen Kriegern geplündert zu ſehen. Viele ihrer Schätze wurden vernichtet, andere zerſtreut, und ſo mußte er es als eine günſtige

Fügung des Geſchickes ſegnen, daß — wahrſcheinlich auf ſeines Gönners, des Reichsraths Seefeld, Empfehlung — König Friedrich III. von Dänemark ihn in ſeine Dienſte nach Kopenhagen berief. Er lebte hier als königlicher Hofſecretair und Vicarius des Stiftes Aarhuus, hauptſächlich mit dem Dechiffriren geheimer Staatsſchriften beſchäftigt, und ſtarb, ohne ſich je verheirathet zu haben, den 8. Jun. 1667, in einem Jahre mit ſeinem Herzensfreunde Fabricius, der ſich in der letzten Zeit, als Conſul ſeiner Vaterſtadt, zu Danzig aufgehalten hatte. Die innige Freundſchaft, die ſie Beide im Leben verbunden hatte, und für welche die lateiniſchen Gedichte Beider vielfach Zeugniß ablegen, hatte, ſchien es, auch der Tod nicht trennen ſollen.

Lund hinterließ eine anſehnliche Bücherſammlung, deren handſchriftlichen Theil er der Akademie zu Kopenhagen vermacht hatte. Sein eigner handſchriftlicher Nachlaß kam nach ſeinem Tode in die Hände des däniſchen Rathes Mohtius. Ein genaues Verzeichniß davon giebt Moller *). Es befinden ſich darunter, außer mehrern lateiniſchen und griechiſchen Werken in Verſen und Proſa, auch einige unedirte deutſche Arbeiten, deren Verluſt vielleicht zu beklagen iſt. Der ebengenannte Berichterſtatter nennt: eine Sammlung neuer deutſcher Gedichte; eine Tragödie „Zedekias oder die Zerſtörung Jeruſalems;“ eine Comödie, deren Titel nicht angegeben wird **), und eine Fortſetzung der „teutſchen ſcharfſinnigen klugen Hof- und Scherzreden.“ (Für eine Ausgabe der heſiodiſchen „Werke und Tage“ hatte er viele Vorarbeiten gemacht, die von Joh. Alb. Fabricius — Bibl. gr. L. II. c. 8 — empfohlen werden. Auch zahlreiche Anmerkungen zu einzelnen Werken des Iſokrates, Plutarch, Athenäus, Cicero, Horaz u. A. fanden ſich unter ſeinen Handſchriften.)

---

*) Joh. Moller: Cimbria literata. Havn. 1744. f. p. 371.

**) Wahrſcheinlich das Schäferdrama „Dieromene,“ aus dem die Sammlung der Gedichte (S. 70 f.) zwei Chöre mittheilt.

Von ſeinen deutſchen Gedichten hatte er in ſeiner Jugend eine Sammlung veranſtaltet, die die einzige geblieben iſt. Sie führt folgenden Titel:

Zachariae Lundii Allerhand artige Deutſche Gedichte, Poemata, Sampt einer zu End angehenckter Probe außerleſener, ſcharffſinniger, kluger Hoff- vnd Schertz-Reden, Apophthegmata genannt. Leipzig, in Verl. Gottfr. Groſſens. 1636. 4.

In demſelben Jahre, aber zu Hamburg bei Joh. Gundermann, erſchien:

Vincentii Fabricii Poemation de stupendo et admirabili casu, qui in Hollandia tempore pestis contigit. Poetiſch Gedicht von einem ſeltzamen und wunderbarlichen Falle, der ſich in Holland bei wehrender Peſt zugetragen: vberſetzt von Zach. Lund.

Das kleine, in Alexandrinern überſetzte Gedicht enthält die Geſchichte einer jungen Holländerinn, die, zu Leyden von der Peſt heimgeſucht, in wiederholter Umarmung des Geliebten geſundet, ohne dieſem den Krankheitsſtoff mitzutheilen. Das Original iſt, abgeſehen von dem widrigen Gegenſtande, nicht ohne Verdienſt; die Ueberſetzung iſt wohl nur ein Werk der Freundſchaft und hat höchſtens als ſolches für uns einige Bedeutung. Ob die Gegner der Contagioſität der Peſt davon Gebrauch machen wollen, müſſen wir ihnen überlaſſen.

Wir beſchränken uns daher auf die erſtgenannte Sammlung, auf deren poetiſchen Werth erſt in neuerer Zeit von einigen Seiten aufmerkſam gemacht worden iſt. Die Zeitgenoſſen des Dichters, wie Corn. Grotius (ein Sohn des Hugo), Joh. Ad. Fabricius, Ol. Borrichius u. A., ſowie ſpäter Neumeiſter*) und Morhof**) prieſen ſeine lateiniſchen Gedichte, ertheilten aber den deutſchen ein nur ſehr bedingtes Lob. Kein Wunder, daß er vergeſſen ward und ſelbſt Koch***) ſich mit der kargen Notiz aus Neumeiſter begnügt, ſo leicht es ihm geweſen wäre, dieſelbe aus ſeinem — freilich hier auch nicht ganz genauen — Jöcher zu vervollſtändigen. Der von ihm ſelbſt mitgetheilte Umſtand, daß Kl. Schmidt bereits 1789 eine erneuete Ausgabe unſers Dichters beabſichtigt habe, hätte ihn wohl aufmerkſamer machen ſollen. Franz Horn gedenkt ſeiner gar nicht, vermuthlich weil er gewiſſenhaft genug war, um nicht ohne eigne Anſicht zu urtheilen. Der Erſte, der wieder die Aufmerkſamkeit auf ihn lenkte und ſein Verdienſt im Allgemeinen mit richtigem Blicke würdigte, war Bouterwek (Geſch. der Poeſie und Beredſ. B. 10. S. 177). Ohne ſich um das Biographiſche viel zu kümmern*), bezeichnet er Lund's dichteriſche Bedeutung mit folgenden Worten: „In der Sammlung ſeiner Gedichte iſt des Gelungenen ſoviel, daß das Andenken dieſes Dichters mit Anerkennung erneuert werden muß. Lyriſch ſind die meiſten dieſer Gedichte. Sie haben im Ganzen einen heitern Ton, der ſich auch wohl zum Ueppigen und Muthwilligen neigt. Sprache und Styl haben ſo viel Cultur und Leichtigkeit, wie bei irgend einem deutſchen Dichter des 17. Jahrhunderts (?). Gedanken und Gefühle ſtrömen zuweilen in ſehr anmuthiger Harmonie; auch gewöhnliche Reflexionen haben durch Sprache und Styl einen lyriſchen Schwung erhalten. Seine Scherze ſind hier und da, wenn auch nicht beſonders fein, doch anmuthig und drollig.“ In ähnlicher Weiſe urtheilt nun auch Wachler (Vorleſ. üb. d. Geſch. d. d. Nationallit. Aufl. 1. B. 2. S. 37) über ihn, und Koberſtein (Grundriß rc. Aufl. 1. S. 145) weiſt ihm — vielleicht doch allzu wohlwollend — unter den Beſten der Opitziſchen Schule eine Ehrenſtelle an. Lund ſelbſt macht für ſich nur auf den zweiten Rang unter den Dichtern ſeiner Zeit Anſpruch (ſ. die Vorr. zu ſ. Ged.). Er ſteht unſtreitig höher, als ſein Landsmann, der flachere Riſt, der vielleicht in Hamburg ſein Schulgenoſſe war, mit dem er aber nie in ein näheres Verhältniß getreten zu ſein ſcheint. Die Poeſie, in der, außer Opitz, Holländer und Franzoſen ſeine nächſten Muſter waren, war ihm, wenigſtens in jugendlicheren

---

*) Am angef. O.

**) De lingua et poesi germ. vern. p 438. — Nur Einzelne, wie unſer Schirmer, der ihn neben Opiz, Buchner, Dach, Flemming u. A. nennt, erkannten auch ſeine Bedeutung, als deutſchen Dichters.

***) Compendium ꝛc. B. 2. S. 69.

---

*) „Von ſeinen Lebensumſtänden hat ſich nur die Nachricht erhalten, daß er in den erſten Decennien des 17. Jahrh. in Holſtein oder Schleswig ſich aufgehalten hat und mit dem däniſchen Hofe in Verbindung geweſen iſt.“

Jahren, ein Bedürfniß des Lebens, und er ſelbſt rechnet es ſich (ſ. Vorr.) als ein Verdienſt an, daß „ſeine geringe Poeſie nicht ſo gar ein Sklave oder Miethling ſei, wie bei andern Reimern ſeiner Zeit, die nur um des Genuſſes und Gewinnſtes willen Verſe machen.“ „Iſt ſie,“ ſagt er, „Sklave, ſo iſt ſie mein und zu meiner Luſt allein.“ Sie tröſtet ihn über das, was das Schickſal ihm ſonſt verſagt hat. Nun, ſingt er:

Nun, ich habe zwar auch nicht
Schön Geſicht
Reichthum, Geld und theure Schätze,
Habe doch, damit ich mich
Stetiglich
In der Armuth mag ergötzen.

Ehrlich und ein rein Geblüt,
Treu Gemüth,
Freie, unbefleckte Sinnen,
Das iſt all' mein groß Geſchlecht,
Schlecht und recht;
Damit werd' ich prangen können.

Mag nicht ein getreues Herz
Sonder Schmerz
Ganzen Königreichen gleichen?
Es iſt zwar ein freier Sinn
Mein Gewinn;
Doch muß ihm die Schönheit weichen.

Was ich dann an Geld verlier',
Das kann mir

Meine Muſa bald einbringen;
Sie gab mir von Jugend an,
Daß ich kann
Süße Reim' und Lieder ſingen.

  Lieder voller Süßigkeit,
Voller Freud'
Hat ſie mich gelehrt zu ſchreiben;
Ob die Zeit zwar mächtig iſt,
Eiſen frißt,
Muß ſie die doch laſſen bleiben.

Die Reflexion, auf deren Gebiet er, namentlich wo äußere Vorgänge beſungen werden ſollen, mit Vorliebe verweilt, thut ſelten der Sprache des Gefühls Eintrag. Aber auch das Letztere iſt, ohne oberflächlich zu ſein, nirgend ſo übermächtig, um der ruhigeren Betrachtung den Zutritt zu verſchließen. Nur in den in Alexandrinern geſchriebenen geiſtlichen Gedichten nimmt es hie und da einen höheren Aufſchwung. Die Natur, die er liebt, führt ihm Gedanken und Bilder zu. So heißt es in einem längeren Gedichte, das wir nicht mitgetheilt haben:

Frau Morgenröthe ſtand in wunderſchönen Sachen,
In fürſtlichem Habit von Purpur und Scharlachen,
    Gerüſt't zur Himmelfahrt; ihr gülden Haaren Pracht
    Hatt' auch das Silber von der See zu Gold gemacht
Und thät die Scheußlichkeit der Finſterniß verjagen.
Es ſchwebt' ein friſcher Thau von Roſen um den Wagen;
    Die Sonne folgte ihr aus ſelben Tithons Haus
    Und ſtach dem Himmel all' die kleinern Augen aus.

XXIII

Es tagt' im Oſten auf; die Nacht war ausgeriſſen,
Das leichte Federvieh ſaß an den kalten Flüſſen
Und ſang gleich in die Wett', um daß es los und frei
Von aller Dienſtbarkeit und ſtets ſein ſelber ſei.
Da däucht' mich, war es Zeit, vom Dorfe zu ſpazieren,
Im Fall ich neue Luſt wollt' ſchöpfen zum Studieren.
Du liebes Vaterland! bei dir dies Mittel ſteht;
Hier, wo man durch und durch in grünen Wäldern geht.
Hier kann man den Verdruß der langen Zeit vertreiben
Mit Hin- und Wiedergehn. Im Fall man auch will ſchreiben
Rings um den Buchbaum her der Liebſten Namen ein,
So kann an keinem Ort Bequemlichkeit mehr ſein,
Bequemlichkeit und Luſt. Ich ſelbſt warf jüngſter Zeiten
Der Schule ſchweren Staub mit Lüſten auf die Seiten
Und ſucht' im Felde mich ein wenig zu ergehn,
Als ſich der Sonnen Rad am erſten ließe ſehn,
Und ging die Berg' hinan. Des Morgens mit der Sonnen
Spaziert man auf die Höh', des Abends bei den Bronnen.
Da ſah zwo Täublein ich an einer grünen Stätt',
Wie eines, Mund an Mund, das andre ſchnäbeln thät.
Das Männlein lief umher, hielt an um ſüßes Küſſen
(Die Flügel hingen ihm inmittelſt auf den Füßen)
Und girret immer fort, bis daß das Weiblein kam
Und — ſo zu reden — es in ſeine Aermlein nahm.
Hierdurch entſtand in mir ein liebliches Bedenken
Auf wahrer Liebe Luſt und falſcher Liebe Ränken.
„Sieh', dacht' ich bei mir ſelbſt, was Gottes Wunder macht!
Ein jedes Thierlein frei't und nimmt ſein' Zeit in Acht;

Ein jegliches ernährt und fühlet Liebesflammen;
Ein jeglich's füget ſich auf ſeine Weiſ' zuſammen;
  Keins lebt auf dieſer Welt, es lebt in Liebesſtatt;
  Es liebet ja auch das, was ſelbſt kein Leben hat.
Was, dawt' ich, was iſt hier des blinden Amors Weſen?
Wer iſt noch je zuvor von ſeiner Liſt geneſen?
  Da muß Leander fort, iſt es gleich finſtre Nacht,
  Durch Wellen und durch Wind, ſtirbt, eh' er es gedacht u. ſ. w.

Der Muthwille der Zeit iſt ihm meiſt fremd und macht ſich nur etwa bei Gelegenheiten, wo er damals unerlaßlich war, laut. So in einem ſonſt hübſchen Hochzeitliede, in dem die Götter Rath pflegen, was beſſer gethan ſei, eine Wittwe oder eine Jungfrau zu freien, wobei Vulcan ſich für das Erſtere, Hymen aber für das Letztere erklärt. Hier fehlt es allerdings nicht an Anſtößigkeiten; doch ſchließt das Gedicht ganz ehrbar. Die meiſten Götter, am lauteſten aber die Nymphen ſtimmen Hymen bei, und der ganze Himmel entzündet ſich in Liebe. Auch den Dichter ergreift die Gluth, und er eilt von dannen; doch hört er noch, wie Amor ihm nachruft:

  Sagt eurem Bräutigam und auch der jungen Braut,
  Die heut zuſammen ſind von („aus“) Prieſters Hand getraut („vertraut“):
Daß, als viel beſſer iſt, mit Jungfrauen zu ſcherzen,
So viel es ſüßer ſei, für Wittwen ſie zu herzen,
  Auch ſo viel hurtiger ſich Jeder halten muß
  Und geben ſo viel mehr einander Kuß um Kuß.

Die Darſtellung in ſeinen Gedichten zeugt zwar im Ganzen von ziemlicher Gewandtheit; doch ſcheint er es weder mit der Sprache noch dem Reime immer ſtreng genommen zu haben, und vieles leichter Hingeworfene kann von ſprachlicher Rauhigkeit und Härte — Fehlern, die ihm ſchon Neumeiſter und Morhof *) vorgeworfen — nicht ganz freigeſprochen werden.

Noch müſſen wir der den Gedichten angehängten und Zincgref zugeeigneten „deutſchen Apophthegmata“ gedenken, einer der Zincgref'ſchen ähnlichen Sammlung deutſcher Witz- und Kernſprüche, die auch in Hinſicht der Sprache neben jener ihre Stelle behauptet.

Wir laſſen in David Schirmer ſogleich einen zweiten poetiſchen Bibliothekar folgen. — Leider fehlt es über das äußere Leben dieſes zu früh vergeſſenen Dichters, bis auf einzelne ſeine amtliche Wirkſamkeit betreffende Angaben, an allen beglaubigten Nachrichten. Die Literarhiſtoriker, die ihn erwähnen, begnügen ſich mit den ſehr allgemeinen, zum Theil unrichtigen Angaben Neumeiſter's **), und ſelbſt der ſorgfältige und gründliche

---

*) Neumeiſter (a. a. O.) ſagt: „Quam facilis suavisque sit in latina, tam difficilis parumque gratus in germanica poesi poeta videtur;“ und noch ſtärker Morhof: „Zach. Lundius hat ſchöne lateiniſche Carmina geſchrieben; aber in den deutſchen artet er ganz auß und iſt, nach des Ennii Art, ingenio maximus, arte rudis.“

**) Neumeiſter in ſ. Diſſert. de poetis germ. p. 91. Ihm folgten Jöcher und Koch.

Ebert*) weiß über das Geburts- und Todesjahr ſeines Amtsvorfahren keine Auskunft zu geben. Was der Letztere ſonſt über ihn — doch nur ſeine Amtsführung Betreffendes — mittheilt und was wir ſelbſt aus Sch.'s Schriften und andern Quellen geſchöpft haben, beſchränkt ſich auf Folgendes.

David Schirmer, um 1623**) geboren, war der Sohn M. Dav. Schirmer's eines ſächſiſchen Landgeiſtlichen zu Pappendorff bei Freiberg. Seine erſte wiſſenſchaftliche Vorbildung erhielt er vielleicht zu Freiberg; ſpäter beſuchte er die Stadtſchule zu Halle, wo er an dem um die Mutterſprache verdienten Rector Chriſt. Gueintz einen Führer und Freund fand, und wo er zu Oſtern 1643 in einem öffentlich vorgetragenen, ſpäter gedruckten Gedicht in Alexandrinern die tapfere Vertheidigung Freibergs gegen das Torſtenſohn'ſche Heer feierte. Wahrſcheinlich nahm er mit dieſem von mythologiſchem und hiſtoriſchem Schulwiſſen ſtrotzenden, aber nach den ſtrengen Regeln der damaligen Rhetorik angelegten Poem, das er ſelbſt eine „poetiſche Rede" nennt, bei ſeinem Abgange auf die Univerſität von dem Gymnaſium Abſchied. Erſt zu Leipzig, wohin er (in demſelben Jahre) zunächſt ſich wendete, und wo er, ohne ein beſonderes Brotſtudium, ſeiner Neigung zu freier literariſcher Beſchäftigung folgte und an dem dichteriſch und muſikaliſch gebildeten Heinrich Albert*) einen Freund fand, machte die Liebe ihn zum Dichter im volleren Sinne des Wortes. Aber ſeine Marnia, die ihn zu vielen zärtlichen Liedern und einer Reihe von Sonetten, zum Theil der ächteſten Art, begeiſterte, ward ihm nach kurzer Bekanntſchaft durch den Tod entriſſen. Der Schmerz über dieſen Verluſt, wie tief er auch geweſen ſein mag, konnte in ſeinem mehr für heitern Lebensgenuß geſtimmten Gemüthe nicht lange anhalten, und an der Elbe und Elſter ſollte er für das, was er an der Pleiße verloren, den Erſatz finden, den er ſuchte. Er zog — nun ſchon ein, wenn auch nur in

---

*) F. A. Ebert, Geſch. d. k. Bibliothek zu Dresden. Leipz. 1822. S. 41 und 211.

**) Nicht füglich früher, da ſein Vater, zuvor ſechs Jahre Subſtitut ſeines Vorgängers, erſt 1622 das Pfarramt zu Pappendorff wirklich antrat; aber auch nicht viel ſpäter, da er bereits 1643 zu Leipzig ſtudirte. Uebrigens iſt unſer Sch. nicht mit dem gleichzeitigen Dichter geiſtlicher Lieder, Mich. Schirmer, zu verwechſeln.

---

*) S. das 5. Bdchn. unſ. Sammlung. **Albert** muß ſich damals — dies zur Ergänzung der von W. Müller gegebenen Nachrichten — eine Zeitlang in Leipzig und ſpäter in Nürnberg aufgehalten haben. Sein Name iſt unter denen, denen Schirmer die erſte Ausgabe ſeiner „Roſengebüſche“ widmete. Die in der zweiten Ausgabe wiederholte Zueignung iſt von 1643 (denn ſo muß es ſtatt des verdruckten 1634 heißen), und Albert wird als „der Rechte Befliſſener zu Nürnberg“ aufgeführt. Die Jahrszahl unter der Zueignung iſt im ſpätern Abdrucke ſtehen geblieben: gleichwohl unterzeichnet ſich Schirmer daneben als Mitglied der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft, in die er erſt einige Jahre darauf trat, — ein Anachronismus, den die Eitelkeit verſchuldet haben mag.

kleinerem Kreiſe genannter und beliebter *) Dichter — von Leipzig nach Wittenberg, wo auch damals noch Aug. Buchner eine Anzahl junger poetiſcher Talente um ſich verſammelte.

Noch war er hier, als im J. 1646 Churfürſt Johann Georg I. nach Wittenberg kam. Schirmer begrüßte ihn bei ſeinem Einzuge mit einem Gedichte, und an der churfürſtlichen Tafel ward ein von ihm verfaßtes Lied abgeſungen. Wir gedenken dieſer Arbeiten ſowie eines andern Gedichts, das er 1647 von Arnsdorff aus bei der Geburt Johann Georgs III. nach Dresden einſendete, da ſie nicht ohne Einfluß auf Schirmer's fernere Lebensgeſchicke geblieben ſind. In demſelben Jahre ward er, unter dem Zunftnamen des Beſchirmenden in die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft aufgenommen **), und 1648 oder 49 kehrte er nach Leipzig zurück.

Der dresdener Hof bedurfte damals eines rüſtigen Poeten, der, in der Weiſe der Zeit, den Glanz der Fa-

---

*) „Manch ſchönes Venuskind ſitzt unvermerket wo
Und macht ſich insgeheim mit ſeinen Sachen froh.“
erzählt ein glückwünſchender Freund mit Beziehung auf jene Lebenszeit des Dichters.

**) Er erhielt, als Zunftzeichen, einen Lorbeerbaum, der mit ſeinen Zweigen einen blühenden Roſenſtock vor den herabfahrenden Blitzen beſchirmt, mit dem Wahlſpruche:

Zwar beſtürmet,
Doch beſchirmet.

Die Verſe, mit denen der „Färtige“ (Zeſen) ihn in ſeinem „hochdeutſchen heliconiſchen Roſentahl“ ehrte, erlaſſen wir unſern Leſern.

milientage und Hoffeſte durch ſeine Kunſt erhöhen half. Der Churfürſt, der in Schirmer den dazu tüchtigen Mann gefunden zu haben glaubte, berief den noch beſonders von Buchner Empfohlenen 1650 nach Dresden. Kein Zeitpunkt konnte geeigneter ſein, ſeine Gewandtheit in poetiſchen Leiſtungen der Art auf die Probe zu ſtellen. Die Jahre 1650 bis 1652, in welche, außer den Geburts- und Namenstagen des Hofes, mehrere fürſtliche Verlöbniſſe, Beilager und erlauchte Beſuche fielen, boten dem Dichter zu Oden, Tafelliedern, Wechſelgeſängen, Programmen für Feuerwerke und andere Luſtbarkeiten, zu Balleten (die nie der Begleitung der Poeſie entbehrten) und zu größeren Singſpielen*) Veranlaſſung die Fülle. Er war — wiewohl nicht mit dem Titel eines Hofpoeten, der erſt ſpäter für einige Zeit aufkam — der eigentliche Dichter des Hofs, aber noch ohne feſte Anſtellung, vermuthlich nur auf fürſtliche Gnadengeſchenke für jedes einzelne Gedicht verwieſen. Dieſe Unſicherheit ſeiner Lage war es auch wohl, die ihn, nach kurzem Aufenthalte in Dresden, beſtimmte, um ſeine Entlaſſung nachzuſuchen.

*) Das Ballet „Paris und Helena,“ 1650 bei Gelegenheit des Beilagers der Prinzen Chriſtian und Moriz in Dresden auf dem Rieſenſaale vorgeſtellt, wird von Gottſched (Vorrath ꝛc. Th. 1. S. 203) als die erſte dresdener Oper nach der „Daphne“ von Opitz genannt und als diejenige, die zu allen nachmaligen deutſchen Opern die Anregung gegeben habe. Ihr folgte 1652, bei der Vermählung des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachſen, altenburg. Linie, mit der däniſchen Prinzeſſinn Magdalene Sibylle, „der triumphirende Amor“ und bald mehrere andere.

Aber der Churprinz, nachher Johann Georg II., glaubte ſeiner Dienſte nicht entbehren zu können. „Ich laſſe euch nicht weg,“ ſagte er zu ihm; „denn ich kann euch gebrauchen. Ich will euch zu einem Manne machen, daß ihr es mir hier zeitlich Dank wiſſen ſollt“*). So trat er denn 1653 mit einer Beſoldung förmlich in den Dienſt des Hofes, und 1656 übertrug ihm der Churfürſt — wenige Monate vor ſeinem Tode — aus eigner Entſchließung die Stelle eines Bibliothekars. Den 11. März trat er ſein Amt an, und am 8. October deſſelben Jahres hatte er den Schmerz, den Hintritt ſeines fürſtlichen Gönners, Johann Georgs I., betrauern zu müſſen. Zu einem der bei dieſer Gelegenheit entſtandenen Gedichte gaben ihm die letzten Worte des Churfürſten: „Meinen Jeſum laſſ' ich nicht“ den Stoff; zu einem andern die Buchſtaben auf einem goldenen Herzen, das des Churfürſten Nachfolger demſelben in den Sarg mitgegeben hatte, deren Erklärung: „denn Meine Freud' Die Iſt Bei Dir, O Mein Herr Jeſu Chriſt“ den Refrain der einzelnen Strophen bildet.

Die unter nachläſſigen Vorſtehern in Unordnung gerathene Bibliothek gab ihm in der erſten Zeit vollauf Beſchäftigung, und ſeine poetiſche Thätigkeit beſchränkte ſich von nun an faſt einzig auf Das, wozu ihn ſeine Stellung zum Hofe verpflichtete. Er bekleidete ſein Amt bei der Bibliothek bis 1682, wo er ſeine Entlaſſung erhielt. Ebert (a. a. O.) wirft ihm Nachläſſigkeiten bei Verwaltung derſelben vor, und in der That ward er nach ſeiner Entlaſſung von ſeinem Nachfolger wegen entſtandener Defecte in Anſpruch genommen. Doch ſcheint er ſich in einem 1683 an den Churfürſten Johann Georg III. gerichteten Memorial über das Meiſte von dem, was ihm zur Laſt gelegt wurde, gerechtfertigt zu haben.

---

*) Das Letztere nach einer handſchriftl. Mittheilung Ebert's aus einem im Archive der k. Bibliothek noch vorhandenen Memorial Schirmer's vom J. 1663.

Er lebte noch mehrere Jahre zu Dresden; unſere Bemühungen aber, das Jahr ſeines Todes zu ermitteln, ſind fruchtlos geblieben.

Die von uns benutzten Ausgaben ſeiner poetiſchen Schriften ſind folgende:

Dav. Schirmer's Poetiſche Roſengepüſche. Von ihm ſelbſten aufs fleißigſte überſehen, mit einem gantz neuen Buche vermehret und in allem verbeſſerter herausgegeben. Dresden, Verlegung Andr. Löfflers. 1657. 8. (Zwei Bücher; das zweite mit beſonderem Titel) *).

Singende Roſen, oder Liebes- und Tugendlieder, in die Muſic geſetzt durch Phil. Stollen, itzo Ihrer

---

*) Ebert führt zwei frühere Ausgaben an: Halle, 1650, und Dresden, 1653, beide in 8. Sie enthalten nur das erſte Buch der Gedichte, und wahrſcheinlich ging ihnen eine noch frühere, aber noch weniger vollſtändige voraus, da die in den ſpätern Ausgaben wieder abgedruckte Zueignungsſchrift des 1. Buchs von älterm Datum iſt (doch iſt, wie bemerkt, die Jahrszahl 1631 jedenfalls Druckfehler für 1643). Außer dieſen rechtmäßigen Ausgaben müſſen — wenigſtens von dem erſten Buche — mehrere Nachdrucke erſchienen ſein, indem der Dichter in der Vorrede zu dem uns vorliegenden Drucke vor ſolchen warnt.

hochfürſtlichen Durchl. des Herrn Adminiſtratoris des Erzbißthumbs Magdeburg Cammer-Muſicum. Dreſden, b. Wolfg. Seyffert, 1654. Fol. *)

Poetiſche Rautengepüſche, in 7 Büchern herausgegeben. Dreſd. b. Andr. Löffler. 1663. 8.

Mehrere in dieſe Sammlungen aufgenommene Gedichte erſchienen auch einzeln. Darunter liegen uns vor:

Dem Durchlauchtigſten ꝛc. Herrn Johann Georgen, Herzogen z. Sachſen, Churfürſten ꝛc. Als Ihre Churfürſtliche Durchlauchtigkeit glücklichen und geſund d. 5. Mertzens das 65. Jahr Ihres Alters hinterlegt, ward in einer ſingenden Darſtellung durch die eingeführte Zeit, Kindheit, Jugend, Mannheit, Alter und Ewigkeit beygebracht, was Ihrer Churfürſtl. Durchl. hertzlich gewüntſchet und geeignet würd von ꝛc. Dreſd. d. 6. Mertz 1650. Fol. — und:

Zum ewigen Gedächtnis des in dem gantzen Lutherthum des hochverpönten Religionsfriedens halben gehaltenen Jubelfeſtes, welches der Durchlauchtigſte ꝛc. Churf. z. Sachſen ꝛc. Herr Joh. George, der Glückſelige, aus chriſtlichem Eifer ꝛc. d. 25. Sept. 1655 zu Freyberg angeſtellt und vollzogen hat. Freyb. 1655. Fol.

Außer dieſen werden noch angeführt:

Lobgeſang von Jeſu Chriſto. Leipz. 1659. 8. Dreſd. 1665. 8. und

---

*) Die meiſten der hier gegebenen Lieder wurden nachher in das zweite Buch der „Roſengebüſche" von 1657 aufgenommen. Jedem Liede iſt ſeine für die Begleitung einer Theorbe oder einer Viola di Gamba berechnete Melodie vorgedruckt.

Poetiſche Nachtwachen über das Leiden Chriſti. Dresd. 1670. 8.

Was er ſonſt geſchrieben, gehört andern Kreiſen an*) und iſt von minderem literariſchem Belange.

Die Hauptquelle für unſere Mittheilungen waren die „Roſengebüſche," deren erſtes (in vier „Gebüſche" getheiltes) Buch aus Liebesliedern und Schäfergedichten, den Sonetten an Marnia und 31 kleinern epigrammatiſchen Stücken beſteht. Das ſpäter hinzugekommene zweite Buch giebt (in 5 „Gebüſchen"), nebſt einer kleinen Nachleſe älterer, eine anſehnliche Reihe neuerer Poeſieen, darunter auch Elegieen (in Alexandrinern), nach Koch die erſten deutſchen Gedichte, die unter dieſem Namen erſchienen ſind. — Nach dieſer Sammlung vor allem haben wir denn auch den Werth der Schirmer'ſchen Muſe zu beſtimmen. Es iſt, bis auf wenige Ausnahmen, das Thema der Liebe, das er in den mannigfaltigſten Variationen, bald in der kunſtloſen Weiſe des ächten Liedes — hier faſt überall mit einem anerkennungswerthen Sinne für muſikaliſchen Rhythmus und Wohllaut — bald aber freilich auch in vornehmeren und erkünſtelten Formen und mit jenem Wort- und Bilderprunke, zu dem ſich die Zeit bereits hinneigte, behandelt. Nicht unpaſſend ſtellt ihn Bouterwek, der in neuerer Zeit zuerſt wieder mit Nachdruck auf ihn hingewieſen**), als bevorrechteten Dichter der Liebe, neben Schwieger. Daß er nicht blos erdichtete Flammen beſingt, wie man aus einigen Aeußerungen, die die Furcht vor allzuſtrenger Sittenrichterei ihm eingegeben hatte, ſchließen könnte, erſehen wir aus einer poetiſchen Zuſchrift ſeines Bruders, der ihn über den Verluſt ſeiner Marnia beklagt und mit den neuen Liebesfreuden tröſtet, die er an der Elbe finden werde oder bereits gefunden habe. Dennoch iſt ſein Geſang immer keuſch und ſittig, wenn auch hie und da Einzelnes vorkommt, was, nach den Anſichten unſerer Zeit, Anſtoß geben würde. „Roſen," ſagt er mit Anſpielung auf den Titel ſeiner Sammlung, „Roſen ſind Jungfrauen, d. i. keuſche und reine Blumen, welche Niemand zu einigem Argen veranlaſſen können." Darum erwählt er für ſie die „Ueberſchrift, die an einem überaus ſchönen Luſtgarten im Niederlande ſtehen ſoll: Modestae voluptati, non vanitati." In der That hat es ſeine Poeſie, wo ſie ſich, wie hier, frei gehen laſſen kann, überall mehr mit der heitern Seite des Lebens, als deſſen Ernſte zu thun. Wie keine Freude ihn ſo tief ergreift, daß ſie ihm die Empfänglichkeit für andere und neue Freuden nähme, ſo ſchneidet auch kein Schmerz ſo tief in ſein Gemüth, daß die Wunde nicht alsbald wieder verharrſchte. Er tadelt Diejenigen, die mit der Ernſthaftigkeit ihrer Muſe „die keuſchen Grazien verſcheuchen und von ehrbaren Scherzreden Nichts wiſſen wollen." Daß dies nicht das Rechte ſei, gebe uns ſchon die Natur zu verſtehen. „Sie hat faſt eine jede Zeit," heißt es in der Vorrede an den überklugen Leſer, „der vergönnlichen Luſt und freien Ergötzlichkeit gewidmet, doch aber mit einer bequemen und abſonderlichen die Liebe voraus bedenken wollen. Du mußt es ja, Leſer, ſelbſt geſtehen, daß die heitere und warme Luft, wenn ſie die Mutter aller Dinge umfängt und in die Arme nimmt, zu verſtehen geben wolle, daß wir nicht lebloſe Felſen und unempfindliche Klötze ſein ſollen, die Roſenblätter unſerer Jugend ſo gar verwelken zu laſſen. Man ſehe nur die unvernünftigen Vögel an, ob ſie alle traurig und voller Grillen ſein mögen! Man ſehe nur an, wie ſie, als der Liebe gleichgeartete Kinder, in ihren grünen Sommerlauben um die rauſchenden Quellen die allerbeſten Poeten geben, indem ſie ihr brünſtiges Lied einander zurufen, bald ihrer Buhlſchaft erfreuliche Gegenwart belachen, bald aber darauf das ſchmerzliche Abſein beſeufzen und beklagen. — Ein Lauteniſt ſpielt nicht ſtets traurige Paduanen und Mascaraden, ſondern gebrauchet ſich auch der tanzenden Couranten und Sarabanden. Die Sonne und der Mond ſind nicht allezeit unter den Wolken verborgen, ſondern ſie laſſen ihre lieblichen Angeſichter bisweilen ſehen, daß man ſich darüber erfreuen und in ihrem ſchönen Golde beluſtigen könne. — Ich bekenne es frei, daß ich manche traurige und ſaure Stunde mir, mit Luſt etwas aufzuſetzen, verſüßet habe, weil zum Theil die allerherrlichſten Wiſſenſchaften — als goldene Aepfel unter einem ſchönen Purpur — zum Theil eine ſittſame Höflichkeit — als ein köſtlicher Wein in einem theuren Pokale — darunter verborgen liegen.“

---

*) Darunter eine Ueberſetzung von H. Freder's aus Danzig „luſtige Frage: Ob ein Mann ſein Eheweib zu ſchlagen berechtiget." Dresden 1656. 8.

**) Geſchichte der Poeſie u. Beredtſamkeit. B. 10. S. 207.

Mit einem offenen Sinne für Maaß und Wohlklang wie für die Bedeutung des Sprachlauts, bewegt er ſich in ſeinen beſten lyriſchen Ergießungen mit eigenthümlicher Leichtigkeit in gefälligen Rhythmen, wozu gewiß nicht wenig der Umſtand beitrug, daß befreundete Tonſetzer, wie H. Albert, Phil. Stolle u. A. ihm zur Seite ſtanden und ſein muſikaliſches Gefühl wach erhielten oder leiteten. Nicht zu läugnen iſt es indeſſen, daß eben dieſer Sinn für die Macht und Bedeutung des Klanges ihn hier und da zu leerem Ton- und Reimſpiele verführte. So hatte Phil. Zeſen kaum ſeinen erſten Verſuch in eigenthümlich deutſchen anakreontiſchen Verſen, wie er ſie nannte, gemacht, als auch Schirmer dies Reimſpiel, zu dem er glücklicherweiſe ſpäter nicht zurückkehrte, in folgender Weiſe nachahmte:

Cupido ließ ihm taugen
Zu ſeinem Spiel die Augen.
Daraus er pflegt zu ſchießen
Mit goldbelegten Spießen
Die heißen Venuspfeile;
Was Pfeile? — Venusſeile;
Nicht Seile, — Venusbrände;
Nicht Brände, — Venushände;
Nicht Hände, — Venuskletten;
Nicht Kletten, — Venusketten u. ſ. w.*)

Mag das Studium der ſpätern italieniſchen Dichter auch nicht ohne Einfluß hierauf geblieben ſein, ſo geht Bouterwek**) doch jedenfalls zu weit, wenn er ſagt: „Im Geſchmacke der italieniſchen Sonettiſten aus der Schule des Marino und Achillini ſollte Alles in ſeinen

---

*) Wer mehr von dieſer Spielerei leſen will, ſehe: Poetiſche Roſengebüſche, 1657. S. 148.

**) Geſch. der Poeſie und Beredtſ. Bd. 10. S. 207. Ihm ſtimmt Fr. Horn in: Poeſie und Beredtſ. d. Deutſchen von Luther bis z. Gegenw. (Bd. 1. S. 221) bei.

Gedichten außerordentlich ſein. Nicht ſelten entzweit ſich ſeine prunkende Poeſie völlig mit dem geſunden Menſchenverſtande." Können wir weder das Eine noch das Andere ſo unbedingt zugeſtehen, ſo können wir ihn eben ſo wenig, wie gleichfalls geſchehen*), als den eigentlichen Vorläufer der Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſchen Verirrungen betrachten. Einzelnes allerdings, wie folgende Verſe etwa (aus den „ſingenden Roſen"):

Gebt die rothen Perlen her,
Laßt die bunten Felder ſchauen,
Fanget lieblich an zu thauen
Das verſüßte Zimmetmeer,
Laßt die glänzenden Rubinen
Durch Rubinen nur bedienen —

und Anderes der Art mag lebhaft genug an die vielverſpottete Manier erinnern; aber Aehnliches findet ſich auch wohl bei Andern und dient nur zum Beweiſe, wie das unſichere Schwanken über das Princip der Kunſt, ja der gänzliche Mangel an einem ſolchen nach und nach zu den Verirrungen führte und führen mußte, von denen dieſes Jahrhundert unſerer Literatur, insbeſondere die zweite Hälfte deſſelben Zeuge geweſen iſt.

In der That, nur eine tiefere Einſicht in das Weſen der Kunſt hätte vor jener beklagenswerthen Losſagung von dem Einheimiſchen, Volksthümlichen und Naturgemäßen ſchützen können, die in der nächſten Zeit den Garten unſerer Poeſie mit Wucherpflanzen überdeckte und ihn bald darauf für lange Zeit in eine troſtloſe Oede verwandelte. — Der Kunſttrieb war im Anfange des Jahrhunderts erwacht und auch jetzt noch lebendig, wie in den ſchönſten Zeiten der Literatur, und es war ganz ſeiner Natur gemäß, daß er, mit dem Hergebrachten ſich nicht begnügend, in immer neuen Formen das Vorausgegangene zu überbieten verſuchte; aber daneben ward es verſäumt, auch dem Inhalte, dem Gedanken ſein Recht widerfahren zu laſſen. Man braucht nur die von dieſen ſpätern Dichtern behandelten Stoffe ins Auge zu faſſen, um ſich von der engen Gedankenſphäre zu überzeugen, in der ſie ſich fort und fort bewegten. Ihre nächſten Vorgänger hatten doch noch in dem großen Kampfe der Zeit und ſelbſt in dem entſetzlichen Jammer, den er herbeiführte, Anregung und Nahrung zu ſelbſtändiger Gedankenentwickelung gefunden, und die Begriffe Vaterland, Glaubensfreiheit, ſittliche Erhebung und Gottvertrauen waren noch nicht zu hohlen Lauten, mit denen ſich ein willkürliches, dem Ohre mehr oder minder gefälliges Spiel treiben ließ, herabgeſunken. Jetzt aber war mehr und mehr an die Stelle des großen gemeinſamen Vaterlandes der kleine Bezirk der vaterländiſchen Provinz oder Vaterſtadt, an die Stelle eines weiten mit Blut und Thränen getränkten Schauplatzes die beſchränkte Bühne kleinlicher Hoffeſte und der enge Raum eines ziemlich eintönigen Familienlebens getreten, und zu keiner Zeit vielleicht ſtanden, wie die Deutſchen überhaupt, ſo auch ihre Dichter entfernter von jener Weltanſchauung, die allein der Zukunft vollkommen Würdiges hervorzubringen im Stande iſt. Die Moral hatte bereits eine ſehr ſinnliche Färbung erhalten und beſaß in dem kirchlichen Glauben, wie er ſich damals in den Gemüthern geſtaltete, nicht eben die haltbarſte Stütze; ja, ſelbſt dieſer fing ſchon an, in dem weltlichen Treiben, mit dem er ſich über die eigne Gehaltleere zu täuſchen ſuchte, ſein Anſehen zu verlieren, und wir ſehen mit Bedauern, wie unter den Dichtern auch die Beſſern von der einfachen Form des ächten Kirchenliedes ſich abwenden oder ſich höchſtens nur um der Schwachen willen zu ihr herablaſſen, ſonſt aber, wo ſie zu religiöſen Stoffen greifen, ſie, mit wenigen Ausnahmen, nur benutzen, um in bequemer Breite mit ihrer Kunſt und ihrem Wiſſen hoffärtig zu prunken. So blieb ihnen faſt nur das allerdings reiche Thema der Liebe übrig; aber bei der Einförmigkeit des Daſeins im Innern des Hauſes und der Familienkreiſe würde auch dieſes wenige neue Seiten geboten haben, wenn nicht zum Glück die Reiſeluſt der Zeit und die Sitte der wiſſenſchaftlichen Jugend, ſich an möglichſt vielen Orten um die literariſche Weihe zu bewerben, gerade in die empfänglichſte Periode des Lebens einen Wechſel gebracht hätte, der auch wohl noch auf ein ſpäteres Lebensalter, freilich innerhalb der ſehr eng gezogenen Schranken des Standes und einer ſtrengen Convenienz, einen wohlthuenden Nachglanz jugendlicher Friſche und Freiheitsluſt werfen konnte. Leider aber fehlte jene Selbſtändigkeit des Geiſtes, die ſich aus eigner Kraft zu neuen bedeutenden Anſichten des Lebens zu erheben vermag, und vor allem, bei dem Mangel an philoſophiſcher Bildung, überall die tiefere Auffaſſung des Seelenlebens und das erſt in einer folgenden Zeit zur vollen Entwickelung gelangte Vermögen, die Erſcheinungen des innern Daſeins mit klarem Selbſtbewußtſein ſich zum Behufe freier künſtleriſcher Darſtellung zu vergegenſtändlichen. Es blieb ſo den Dichtern jener Tage eine Quelle poetiſcher Anſchauungen verſchloſſen, die glücklicheren Nachkommen erſt ihren ganzen Reichthum eröffnen ſollte, und ſie ſahen ſich, nachdem von Opitz und ſeinen unmittelbaren Nachfolgern der Vorrath der Zeit an Gedanken und Empfindungen zum größten Theile ausgebeutet war, auf einen kleinen Kreis von Gefühlen und Stimmungen verwieſen, ohne die Mittel zu haben, dieſen durch neue Beziehungen und Combinationen einen neuen Reiz zu geben. Von einer tiefergehenden künſtleriſchen Begeiſterung konnte unter ſolchen Umſtänden immer ſeltener die Rede ſein. Da lag denn der Irrthum ſehr nahe, das Heil in der Form zu ſuchen, deren inniges Verwachſenſein mit dem Inhalte von Wenigen geahnet, geſchweige beſtimmter erkannt wurde, ungeachtet in dem Volksliede die Belege dazu Allen zur Hand waren. — Eine richtigere Einſicht in das Weſen der Form und ihren Zuſammenhang mit dem Stoffe offenbart ſich in den beſſern Schirmer'ſchen Liedern. Ueberall, wo er, von einem glücklichen Naturgefühl geleitet, nur er ſelbſt iſt, iſt ſein Gefühl wahr und ächt, ſeine Sprache einfach und klar, die Melodie ſeiner Rhythmen leicht und gefällig, und nur, wo das Anſehn der Lehrer, die Muſter geprieſener Zeitgenoſſen und das Ringen nach dem Beifalle eines verirrten Geſchmackes ihm die Richtung giebt, wird er dem Wege der Natur ungetreu. Daß er ſich daneben von den Einflüſſen des Ausländiſchen, namentlich der neuitalieniſchen Poeſie nicht allenthalben frei erhielt, dürfen wir ihm, nach dem Obengeſagten, nicht zu hoch anrechnen. Er zeigte ſich auch hierin, wie Andere, als einen Sohn ſeines Volks und ſeiner Zeit. War nicht der, nach dem ſie alle ſich nannten, Opitz, in ſeinen Nachbildungen niederländiſcher und italieniſcher Originale längſt auch hierin vorausgegangen? Daß dieſer ſelbſt und die nächſte Zeit ſich dennoch mehr dem ſtammverwandten Volke, als dem romaniſchen, zuneigte, hatte ſeinen Grund eben ſo in dieſer Verwandtſchaft, als in dem lebhaftern geiſtigen Verkehre des proteſtantiſchen Deutſchlands mit dem durch gleiches Religionsbekenntniß ihm näherſtehenden und durch philologiſches Wiſſen insbeſondere bei dem deutſchen Gelehrtenſtande hochangeſehenen Holland. Dennoch, wie entlehnte Kunſtformen nie lange genügen und nur das Nationale, im Gemüthe des Volks Wurzelnde ſich unter allem Wechſel der Anſicht erhält, ſo überraſchen uns in manchen Liedern dieſer Periode noch gar anmuthig einzelne wohlbekannte Klänge des deutſchen Volksliedes, ſelbſt noch zu der Zeit, wo die künſtlichen italieniſchen Formen mit entſchiedener Vorliebe nachgebildet wurden*). Auch bei Schirmer findet ſich des ächt Volksmäßigen nicht wenig, und wenn er ſich daneben von Zeit zu Zeit in den Weiſen italieniſcher Dichter übt, ſo thut er es doch faſt immer mit Geſchick und Maaß. — Aber noch ein zweiter Irrthum konnte nicht ausbleiben, die Meinung, daß die Phantaſie erſetzen könne, was dem Gefühle an lebendiger und urſprünglicher

---

*) So — wie aus der Stelle, die er ihm angewieſen, abzunehmen iſt — von Wachler (Vorleſ. Th. 2. S. 77) und dem ſonſt immer gewiſſenhaften Koberſtein (Grundriß ꝛc. Ausg. 1. S. 149.)

---

*) Auch darin folgten übrigens die Deutſchen zunächſt dem Beiſpiele ihrer holländiſchen Muſter, unter denen namentlich Maria Viſcher und Pieter Hooft wegen ihrer Vorliebe für die neueren italieniſchen Kunſtformen bekannt ſind.

Kraft abgeht. Daher jene Ueberſchwänglichkeit, die uns die Dichter der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ſo oft für ächte Begeiſterung verkaufen möchten und die in der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule bis zum Carricaturartigen hinaufgetrieben ward. Fehlt es auch unſerm Dichter an ſolchen Auswüchſen nicht, ſo iſt dies doch nur da der Fall, wo das Gefühl ihm ausgeht, oder in den ſpätern Hof- und Prunkgedichten, alſo zu einer Zeit, wo die Poeſieen Hoffmannswaldau's in aller Händen waren und die Blumenſpiele der Pegnitzſchäfer bereits in einem weiten Kreiſe ihren Anhang gefunden hatten. Darum wollen wir ihm nicht zur Laſt legen, was überhaupt weniger die Schuld des Einzelnen, als der Zeit ſein möchte, die nun einmal ihre geiſtigen Influenzen hat, denen ſelbſt die begabteſten Naturen mehr oder weniger unterliegen müſſen.

Dieſe Betrachtungen, die uns hier an ihrer Stelle zu ſein ſchienen, haben uns denn zu denjenigen von Schirmer's dichteriſchen Arbeiten geführt, die zur Zeit ihrer Erſcheinung ſeinen Ruhm begründeten, uns aber nur in einzelnen Theilen befriedigen, während Anderes durch erkünſtelte Begeiſterung und den hohlen Redeprunk, mit dem die Nüchternheit des Gefühls ihre Leere nur eben nothdürftig verdeckt, mehr abſtößt, als anzieht. Wir meinen die in den „Rautengebüſchen" enthaltenen Gedichte, die der amtlichen Stellung ihre Entſtehung verdankten und, der Mehrzahl nach, ihren Urſprung nicht verläugnen *). Gleichwohl begegnen wir auch hier manchem

---

*) Sie traten glänzend genug in die Welt. Voran die ganze churfürſtliche Familie, der Churf. Joh. Georg II,

Gelungenen, und es fehlt nicht an Stellen, in denen die Sprache des ächten Gefühls laut wird oder die ſonſt durch ihren Inhalt erfreuen. Ein längeres Gedicht „Auſtraſie“ *) empfiehlt ſich ſtellenweis durch glückliche Schilderungen; an andern Orten unterbrechen ernſte Betrachtungen und hie und da eingeſtreute Erinnerungen an die dahintenliegende Kriegszeit würdig den Strom der herkömmlichen mythologiſchen Anſpielungen und Metaphern, und wenn der Dichter dem hochbetagten, von Kindern und Enkeln umgebenen Fürſten ſein trauliches: „Komm, alter Vater, komm!“ zuruft, ſo hört man, es geht ihm vom Herzen. Ueberhaupt laſſen uns dieſe Gedichte manchen wohlthuenden Blick in das häusliche Verhältniß der beſungenen Fürſtenfamilie thun, und der Dichter hat Sinn genug dafür, um alles darauf Bezügliche in einfach herzlicher Weiſe hervorzuheben. So in einem Gedichte bei der Rückkehr **Johann Georg's II.** von der Kaiſerkrönung im J. 1658, wo es heißt:

Was wirſt du ſchöpfen da für Luſt,
Wenn dich dein Ebenbild umarmet!

die Churfürſtinn, der Churprinz, die Prinzeſſin, drei fürſtliche Brüder und eben ſo viele Schweſtern, endlich zwei nahe Vettern des churfürſtlichen Hauſes, denen insgeſammt das Werk gewidmet iſt; darauf der Chor der Lobredner, an ihrer Spitze **Joh. Riſt**, und hinter ihm ein langer Schweif von Mitgliedern des Schwanenordens, der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft, kaiſ. gekrönten Dichtern und andern Anbetern ihres Orpheus-Schirmer.

*) Vom J. 1658 S. Poetiſche Rautengebüſche, Buch 2

Die Mutter drückt es an die Bruſt,
Daß es auf's Neu' an ihr erwarmet.
Dein Fräulein hat den Bruder nun
Und ſtreichelt ſeine Fürſtenhaare,
Daß mit der Zeit auch ſeine Jahre
So löblich, wie der Vater, thun.

Ein Sonett auf den Namenstag der drei Johann George beginnt:

Großvater, Vater, Sohn, — Stammwurzel, Zweig und Blüthe
Der Raute, die uns ſchützt! Dies iſt der frohe Tag,
Dies iſt die Zeit, in der das Gold verborgen lag
Und nun was heller glänzt in ſeiner feinen Güte —

und endigt:

Auf, du begrünter Forſt! ihr ſchattenvollen Haine,
Ihr Büſche, hört und ſagt's Thal, Hügel, Berg' und Steine:
Anchiſes kömmt, es kömmt Aeneas und Ascan. —

Merkwürdig für die Geſchichte des Drama's und der Oper in Deutſchland ſind die in den Rautengebüſchen enthaltenen Singſpiele und Ballete. Sie ſind meiſt nicht ohne Geſchick angelegt und im Einzelnen mit muſikaliſchem Sinne ausgeführt. Höhere Forderungen an ſie zu ſtellen, verbietet die Eile, mit der die meiſten zu Tage gefördert wurden, und die äußern Beſchränkungen, unter denen ihr Verf. arbeitete. Bei vielen derſelben waren ihm die Plane vorgeſchrieben, von denen er nicht abweichen durfte. So entſchuldigt er ſich in dem Vorworte zu einem ſolchen Feſtſpiele („Ballet der Glückſeligkeit" — 1655), daß die Aegyptierinnen unter Amerika aufgeführt werden; er wiſſe recht wohl, in welchem Theile der Welt Aegypten gelegen; aber, „denen es gnädigſt anders beliebet, die haben deſſen erhebliche Urſachen gehabt.“ Auch habe manches Lied länger ausfallen müſſen, um den handelnden Perſonen Zeit zum Umkleiden zu geben, was ſich in kürzerer Zeit nicht allemal habe thun laſſen *).

Nähere Bekanntſchaft mit Schirmer ergiebt, daß Ziererei und Prunkſucht, die ihm vorgeworfen werden, mindeſt nicht der vorherrſchende Charakter ſeiner Poeſie waren; ja, vielleicht iſt eben das der Grund, warum die Anhänger Hoffmannswaldau's ihn gar nicht einmal für einen der Ihrigen erkennen wollten. Auch Neumeiſter noch meint, er ſei für ſeine Zeit zwar gut genug geweſen; die ſpätere aber ſei von etwas feinerem Geſchmacke (paullo delicatiore palato). Den Gedichten in den „Roſen“ wirft er Gedankenleere und Härte vor; nur den „Rautengebüſchen“ habe Schirmer es zu verdanken, wenn man ihn den Beſten beizähle **). Der neueren Zeit war es vorbehalten, ihm mit gerechterer Würdigung ſeine Stelle

---

*) Man ſieht, die Klagen der Operndichter ſind nicht von heute; aber ſie ſind mit der Gattung, an deren Wiege ſie ſchon tönten, größer geworden. Schirmer's Entſchuldigung mag um ſo mehr Glauben verdienen, da die Spielenden meiſt Herren und Damen des Hofes, ja zum Theil fürſtliche Perſonen waren.

**) Neumeiſter a. a. O. S. 91. Noch erwähnt er, was wir um einiger Leſer willen gern unterdrücken möchten, daß er ein leidenſchaftlicher Tabakraucher geweſen ſei und nicht ohne die Pfeife habe dichten können — „illud ei ſuave unter ſeinen poetiſchen Genoſſen anzuweiſen. Seit Koch, der nur die „Roſengebüſche" kannte, und vorzüglich ſeit Bouterwek darf ſein Name in den Regiſtern unſerer Nationallitteratur nicht ganz übergangen werden. Wenn er ſelbſt aber am Schluſſe der Rautengebüſche in einem Vorgefühle der Unſterblichkeit, nicht ohne einen Anſtrich von Dichterübermuth, in ein horaziſches Exegi monumentum ausbricht und ruft:

„Ich kann nicht gar vergehn; man wird mich rühmen hören,
So lange man den Kranz der Raute wird verehren."

und dann ſchließt:

„Setz', o Melpomene, mir auf, als meinen Ruhm,
Den grünen Lorbeerkranz, mein rechtes Eigenthum!"

ſo ſcheint er ſich wenigſtens in der Muſe geirrt zu haben, von der er den Kranz der Unſterblichkeit erwartete und verlangte *).

Die eine der ſo eben beſprochenen Richtungen, die auf das Formelle, tritt vielleicht bei keinem der Zeitge-

---

peculiare, ut nunquam ad carmina proclivem sentiret Musam, ni hostia quidem nicotiana deam ante placasset."

*) Wir fügen hier noch zwei Madrigale Kaspar Ziegler's bei (aus deſſen Abh. „von den Madrigalen," Leipz. 1653):

An die Venus.

Wie? meinſt du noch, dein Söhnchen ſei verloren?
Cythere, mein' es nicht!
Es iſt ein Böſewicht.

noſſen ſo einſeitig ausgebildet hervor, als bei dem dritten der in dieſem Bändchen vorliegenden Dichter, bei

Philipp Zeſen*). — Das Leben Zeſen's läßt uns einen nichts weniger, als erfreulichen Blick in das literariſche Parteiweſen jener Zeit thun und verdiente theils deshalb, theils um der merkwürdigen Individualität des Mannes willen eine ſorgfältigere und vorurtheils-

Komm her und ſuch' ihn hier!
Hier ſteckt er ſich gleich in ein Blatt Papier
Und läßt ſich da Herrn **Schirmer's** Hand beſchirmen.
Ein wohlbeſungner Wein
Soll itzt ſein Himmel ſein.
Cupido ſitzt viel lieber bei Poeten,
Als unter den Planeten.

Was Poeten können.

(Nach Leſung der deutſchen Lieder **Schirmer's**.)

Wenn Cato ſingen hört,
So ſteht er wie entgeiſtert;
Er fühlt es ſtracks, was Andern wohlgefällt;
Wie eifrig er ſich auch dagegenſtellt,
Die Strengigkeit wird endlich übermeiſtert.
Was willſt du, Stoa, nun
Hinfüro weiter thun?
Poeten können pfänden;
Sie haben uns und unſer Herz in Händen.

---

*) Er ſchrieb ſich bald deutſch: **Phil. Zeſe, Cäſien, Filip Zeſen, auch von Zeſen, auch wohl Fil. Zeſen von Fürſtenau**, bald mit lateiniſcher **Umbildung**: **Philippus Caesius** oder **Coesius**.

loſere Darſtellung, als ihm bis jetzt zu Theil geworden iſt und als dieſe Blätter zu geben im Stande ſind. Seine Zeit hatte für ihn nur Lorbeer- oder Dornenkränze, und eine ſpätere leichtfertige Kritik freuete ſich, auf Koſten eines Einzigen und ohne ſonderliche Anſtrengung an einer ganzen Zeit zur Heldinn zu werden *). Gerechtere Würdigung konnte man in unſern Tagen erwarten, wo hier und da eine gleich wackere Geſinnung zu ähnlichen Irrthümern und Fehlgriffen verleitet hatte und zur Nachſicht gegen frühere Verirrungen aufrief, zugleich aber auch ein umfaſſenderes Wiſſen die zahlreichen Lichtblicke erkennen ließ, die — obwohl faſt überall mit Falſchem und Seltſamem vermiſcht — durch die Werke des verunglimpften Mannes zerſtreut ſind. Dieſe Würdigung iſt ihm in Be-

---

*) Z. war nachgerade in den Augen der deutſchen Literarhiſtoriker zur komiſchen Perſon geworden, und ſelbſt der ganz ernſthafte Moller wird in dem Art. über ihn (Cimbria literata T. II. p. 1021) auf einmal überaus ſpaßhaft und ironiſch. Wie auch ſeine ſpätern Tadler verfuhren, ſehen wir an Naſſer, der, nachdem er in ſ. Vorleſungen (Bd. 2. S. 384) über Zeſen's poetiſches Streben kurz und wegwerfend abgeſprochen und die Titel einiger ſeiner Gedichte und Gedichtſammlungen angeführt hat, naiv genug hinzufügt: „Von allen dieſen ſchönen Sachen beſitze ich zwar zur Zeit noch nichts, doch kann ich einige Proben von ſeinen Leckerbiſſen zum Beſten geben," worauf er einige Zeilen aus dem „Sendſchreiben der hochlöblichen deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft Mitglieder" anführt, die freilich gerade zu dem Verfehlteſten gehören, was Zeſen je geſchrieben hat.

zug auf Geſinnung und Streben geworden*). Indem auch wir das Gute und Tüchtige in ihm, die Weisheit in der Thorheit anerkennen, wollen wir dennoch hiermit das Recht nicht aufgeben, die Thorheit, wo ſie ſich gar zu ſelbſtliebig hervorthut, — wenn auch ohne Hohn — zu belächeln.

Zeſen war den 8. Oct. 1619 zu Priorau im damaligen kurſächſiſchen Amte Bitterfeld geboren. Mit rührender Anhänglichkeit gedenkt er viele Jahre nachher noch des freundlichen Vaterortes in ſeinem Gedichte: „Prirau, oder Lob des Vaterlandes“**). Von ſeinem Vater, der daſelbſt Prediger war, vorbereitet, beſuchte er zuerſt das Gymnaſium zu Halle. Derſelbe Rector Gueintz, der hier unſerm Schirmer die Richtung für ſein Leben gab, weckte, ſcheint es, auch in Zeſen die Begeiſterung für die

---

*) Namentlich von Wachler, der (Vorleſ. Th. 2. S. 44), wie es dem Geſchichtſchreiber geziemt, ohne Haß und Vorliebe ſein ſchriftſtelleriſches Verdienſt beleuchtet.

**) Er ſchrieb daſſelbe zu Amſterdam 1680. In ihm, das übrigens Jördens viel zu hoch ſtellt, kommen folgende Verſe vor:

— — — — — Nimmermehr vergeſſ' ich deiner,
Mein geliebtes Vaterland. Eher noch vergeſſ' ich meiner.
Lieber hab' ich dich, als mich. Kann ich ſchon bei dir nicht ſein,
Treckt (zieht) und ſchleppt mich ſchon von dir mein Verhängniß an den Rhein,
An die Amſtel ferne weg, dennoch denk' ich, liebſte Mutter,
Liebſtes Prirau, ſtets an dich.

* * * *

Mutterſprache und vaterländiſche Poeſie, gleichzeitig aber auch vielleicht durch voreiliges Lob den Keim der Eitelkeit und ſchriftſtelleriſchen Haſt, die ſein unläugbares Talent nicht zur vollen Entwicklung kommen ließen, dagegen von ſo manchem Unreifen in ſeinen Werken die Schuld tragen*). So ſehen wir bereits 1638 den 19jährigen Jüngling, noch auf der Schule, als Schriftſteller vor dem Publicum auftreten, und kaum hatte er im folgenden Jahre mit einer poetiſchen Abſchiedsrede die Schule verlaſſen, als auch dieſes langathmige Gedicht durch den Druck veröffentlicht wurde**). Er bezog zunächſt die Univerſität zu Wittenberg, wo er, wie vor ihm Lund und nach ihm Schirmer, an Buchner einen Lehrer und Rathgeber fand. Noch hatte er aber deſſen Unterricht kaum ein Jahr lang genoſſen, als er mit ſeinem „hochdeutſchen Helikon“ (1640), von Jenem empfohlen, ſelbſt als Lehrer auftrat. Buchner billigt es, daß er ſeine Entdeckungen der Welt nicht entziehe; denn dieſes ſei das Rechte, daß man, was man Gutes erworben, Andre mit ſich genießen laſſe; indeſſen machte denſelben ſchon damals die übereilte, nicht von Eitelkeit freie Neuerungsſucht des jungen Mannes bedenklich, wiewohl er die Hoffnung hegte und ausſprach, daß das allzuwilde Jugendfeuer mit der Zeit ſich abkühlen und eine beſonnenere Ueberlegung nach und nach Raum gewinnen werde*). Auch in Leipzig, wohin Zeſen von Wittenberg ging, blieben deutſche Sprache und Poeſie ſeine Hauptſtudien. Neue Forſchungen, dichteriſche Verſuche und die Vorarbeiten für eine zweite Auflage ſeines „Helikon" und für andere ſprachwiſſenſchaftliche Werke, daneben auch literariſche Fehden, in die ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn ſchon damals verwickelte, beſchäftigten ihn hier vollauf, und dennoch nicht genug, um ihm nicht noch Zeit zu allerlei zärtlichen Abenteuern übrig zu laſſen, deren eines er ſogar zum Inhalte eines pomphaften Liebesromans machte**). Wiewohl er in dieſem unter erdichtetem Namen auftrat (er nannte ſich Ritterhold von Blauen), ſo kam die Autorſchaft doch bald an den Tag, — ſeinen Feinden eine doppelt willkommene Entdeckung, da ſie zugleich erfuhren, daß der Verf. auch der Held der Geſchichte, die Heldinn aber ein hübſches, übrigens aber ganz gewöhnliches leipziger Wäſcher- oder Stubenmädchen ſei. Verhältniſſe des

---

*) Noch am Abende ſeines Lebens ſetzte er dem geliebten Lehrer ein Beide ehrendes Denkmal in ſeinem „Prirau“ (ſ. o.).

**) Melpomene oder gebundene Trauer- und Klagrede üb. das Leiden unſers Heilandes. Halle, 1638. 4. — Gebundene Dank-, Lob- und Abſchiedsrede: vom Nutz und Werthe des Salzes, an die hälliſche Salonen. Halle, 1639. 8.

---

*) In einem Briefe an Gueinz. Gleiche Beziehung haben einige Jamben, die er in Zeſen's Stammbuch ſchrieb. Hier ſagt er u. A.:

Nil gloriare. Si qua sed virtus tibi,
Ostende factis; laude mox alii haec ferent
Magisque tollent, ipse quo jactas minus.
Laudare semet, vanitatem prodere est,
Aliique dement, ipse quod dederas tibi.

**) „Die adriatiſche Roſemund." Amſterdam 1645. 3. Aufl. 1664.

Privatlebens, auch auf bloſe Gerüchte hin, an den Tag zu ziehen und dem öffentlichen Spotte preiszugeben, war damals nicht ſeltener, als in unſern Tagen, und ſo ſehen wir, wie die Entrüſtung über den unbefugten Neuerer lange nachher noch den Ritter von Blauen mit ſeiner Schönen, als eine Art von Don Quixote, zur Zielſcheibe ihres wohlfeilen Witzes machte. Und zu läugnen iſt nicht, daß Etwas von der Natur des Ritters von la Mancha in ihm war. Mit einer Begeiſterung, die an Schwärmerei grenzte, und einem Feuereifer, der jeder Anſtrengung und jedes Opfers fähig war, aber freilich auch oft gegen Windmühlenflügel und Schatten zu Felde zog, verfolgte er ſeit ſeinen wittenberger Univerſitätsjahren, weder durch Amt noch feſte Wohnſtätte gebunden, in ſtetem Kampfe umherſchweifend, wie ein irrender Ritter, unausgeſetzt den Zweck der Fortbildung und Reinigung der Mutterſprache. Wenn ihn aber, ungeachtet des oft überraſchenden Scharfblicks im Einzelnen, mit dem er ſeine Zeit überflügelte, die Haſt des Verfahrens in zahlreiche Irrthümer und Uebertreibungen verſtrickte, ſo mußte die Leidenſchaftlichkeit, mit der er gegen das Hergebrachte ankämpfte, ihm alle die zu Feinden machen, die in dem Verhandenen die Höhe der Kunſt längſt erreicht wähnten und für den kecken Jüngling keine Verzeihung hatten, der ſich unterſing, ihnen, den bevorrechteten Wächtern des deutſchen Parnaſſes, Lehre und Vorſchrift zu ertheilen. Es iſt hier nicht der Ort, das wirkliche Verdienſt ins Licht zu ſtellen, das er ſich für ſeine Zeit um deutſche Proſodie und Sprache erwarb. Sein „Helikon,“ urſprünglich auf ein ſchlichtes Reimwörterbuch angelegt, erweiterte ſich ihm unter der Hand und ward in den folgenden Ausgaben immer mehr zu einem mit Beiſpielen reich ausgeſtatteten proſodiſchen Hand- und Hülfsbuche*). Wie falſch und kleinlich, ja zum Theil ungereimt uns auch Manches hier erſcheinen mag**), ſo findet ſich dieſem doch ſo viel Wahres beigemiſcht, daß nur darauf hätte fortgebaut werden müſſen, um vielleicht vor J. H. Voß über die deutſche Zeitmeſſung, und vor J. Grimm, Simrock und Wackernagel über den Kunſtbau des Liedes auf's Reine zu kommen***). Eben ſo miſcht ſich in ſeinen eigentlich

---

*) Hochdeutſcher Helikon oder Grund-richtige Anleitung zur hochdeutſchen Dicht- und Reimkunſt u. ſ. w. Wittenb. 1640. 1641. 1649. Jena, 1656. Hierzu kam: Leiter zum hochd. Helikon (Amſterd. 1643. Hamb. 1656).

**) Wir rechnen dahin ſein Entzücken über die von Buchner „erfundenen“ Palmen- oder Dattelreime (daktyliſche Verſe), ſeinen Stolz auf die von ihm ſelbſt zuerſt in die deutſche Poeſie eingeführte anakreontiſche Versart und Aehnliches. Schlimmer noch ſieht es aus, wenn er in einem eignen Abſchn. von „allerhand dichteriſchen Kunſtſtücklein und Luſt-ſpielen“ (wie: Gedichten in Geſtalt eines Herzens, Bechers ꝛc) ausführlich handelt und in dem wichtigen Capitel von der Erfindung außer einigen allgemeinen topiſchen Sätzen von Nichts zu ſprechen weiß, als von der Kunſt der Namenverſetzung, welche freilich durch Opitz eine Art von Weihe erhalten hatte, und über welche er denn auch mit gewiſſenhafteſtem Ernſte die lächerlichſten Vorſchriften ertheilt, die er nicht verfehlt, mit Beiſpielen eigner Erfindung zu veranſchaulichen.

***) So z. B., was im hochd. Helikon, Ausg. 1656, ſprachwiſſenſchaftlichen Schriften *) Wahres und Falſches, Brauchbares und Verkehrtes bunt durcheinander. Von dem Grundſatze ausgehend, daß man ſchreiben müſſe, wie man ſpreche, warf er ſich zum Reformator der deutſchen Rechtſchreibung auf, und, mit Andern die Ausländerei in der Mutterſprache verdammend, ging er mit jugendlichem Muthe ſogleich friſch an das Werk, während die Andern, ſelbſt die thätigſten Mitglieder der fruchtbringenden Geſellſchaft, es meiſtb ei unfruchtbaren Klagen und Phraſen bewenden ließen. „Der Liebe für die Mutterſprache,“ ſagt E. K. Reichard (im Verſ. einer Hiſtorie der deutſchen Sprachkunſt), „diente ſeine nicht gemeine Gelehrſamkeit; ihr opferte er ſeine Kräfte, Einkünfte, Zeit, Ruhe, ja ſeine Ehre.“ Allerdings konnten die neugeſchaffenen Formen, die er an die Stelle ausheimiſcher vorſchlug und brauchte, nicht Allen gefallen, und wie der bekannte Theolog Abr. Calov, der ihn einen „corrumpuntium patriae linguae“ nannte, dachten auch Andere. Wie wenig aber die Meiſten befähigt waren,

---

Th. 1. S. 251 und an a. O. über Satz, Gegenſatz und Abgeſang im Liede geſagt iſt.

*) Vorzüglich: Hochdeutſche Sprachübung oder unvergreifliches Bedenken über die hochdeutſche Hauptſprache und derſelben Schreiberichtigkeit. Hamb. 1643. 8. Danzig 1645. 12. — Roſenmohnd, d. i. in 31 Geſprächen eröffnete Wunderſchacht zum unerſchätzlichen Steine der Weiſen u. ſ. w. Hamb. 1651. 12. — Hochdeutſche helikoniſche Hechel, oder des Roſenmohndes zweite Woche ꝛc. Hamb. 1668. 8.

ſeine Beſtrebungen zu beurtheilen, beweiſen die Gegenſtände ihres Tadels. So führt Moller unter den von Zeſen geſchaffenen „Wortungeheuern,“ wie er ſie nennt, auch ſolche an, wie Geſchlechtswort für Artikel, vielgliederig für Polyſyllabum, Selbſtlauter für Vocal, Zweilauter für Diphthong, Durchſchnitt für Cäſur, Reimband oder Dichtband für Vers u. a. mehr oder weniger glücklich gebildete Formen, die zum Theil in neuerer Zeit allgemeine Aufnahme gefunden haben. Vieles verdarben ſeine Schüler, die, wie es zu geſchehen pflegt, Alles auf das Ungereimteſte übertrieben, und deren Verkehrtheiten dann ohne Weiteres auf die Rechnung des Meiſters geſetzt wurden. Es ward Sitte, über ihn zu lachen und ſeine verwegenen Neuerungen zu ſchmähen; Niemand aber dachte daran, mit Beſonnenheit den von ihm eingeſchlagenen Weg zu prüfen und denſelben weiter zu verfolgen. Der kühne Sprachreiniger ließ ſich durch dergleichen Unbilden nicht irre machen; er erwiederte Schmähungen mit Schmähungen und tröſtete ſich übrigens mit dem Weihrauche, den ihm ſeine Jünger und Freunde im Uebermaaße ſtreueten.

Von Leipzig wendete er ſich — um zu den Aeußerlichkeiten ſeines Lebens zurückzukehren — nach Hamburg und gründete hier im J. 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft oder den Roſenorden, eine jener Sprachgeſellſchaften des 17. Jahrhunderts, die ihre Stelle in der vaterländiſchen Literaturgeſchichte mehr dem löblichen Zwecke, den ſie im Auge hatten, als dem Nutzen, den ſie ſtifteten, verdanken. Nach dem Vorgange der fruchtbringenden Geſellſchaft erhielten die Mitglieder Geſellſchaftsnamen, und Zeſen ſelbſt trat mit dem Beinamen des „Färtigen" an die Spitze *). Als er ſo durch Vereinigung vieler Gleichgeſinnten in allen Gegenden Deutſchlands ſein Werk ſicher begründet glaubte, ſetzte er ſeinen Stab weiter, zunächſt nach Amſterdam, und begann hiermit das unſtete Wanderleben, das er nur wenige Jahre vor ſeinem Tode aufgab. Selbſt mittellos, nahm er zur Schriftſtellerei und, wo dieſe nicht ausreichte, zur Mildthätigkeit wohlhabender Freunde und Gönner ſeine Zuflucht; aber überall, unter Entbehrungen aller Art, von Hohn und Schmähungen verfolgt und unter den fremdartigſten Arbeiten, zu denen das Bedürfniß ihn nöthigte, hielt er feſt an dem, was er, als die Aufgabe ſeines Lebens anzuſehen, ſich gewöhnt hatte. Von Amſterdam ging er nach Paris, und von da, mit Geleitsbriefen von Hugo Grotius und Iſ. Voſſius verſehen, nach den Niederlanden zurück. Zu Amſterdam ſcheint er darauf eine Zeitlang in Buchdruckereien als Corrector gearbeitet zu haben. Doch hielt er auch hier nicht lange aus, kehrte indeſſen immer wieder dahin zurück, auch nachdem er dazwiſchen einige Male zu Hamburg einen längern Wohnſitz aufgeſchlagen hatte. Eine feſte Anſtellung verſchmähete er; dagegen fühlte er ſich durch den Titel eines kaiſerlichen Pfalzgrafen und gekrönten Dichters, ſowie durch die Aufnahme in die frucht-

---

*) Er ſelbſt erzählt Entſtehung und Einrichtung derſelben in: Das hochdeutſche helikoniſche Roſentahl, Amſterd. 1669. 8. Ein Verzeichniß der Mitglieder enthält: Der ganzen hochpreiswürdigen deutſchgeſ. Genoſſenſch. ſämmtlicher von 1643 bis 1685 nach einander einverleibten Zunftgenoſſen Zunft-, Tauf- und Geſchlechtsnamen. Wittenb. 1685. 8.

bringende Geſellſchaft (mit dem Beinamen des „Wohlſetzenden“) geehrt und nahm gern den Rathstitel von mehrern ſächſiſchen Höfen an. Solche Auszeichnungen wie die ungemeſſenen Lobpreiſungen ſeiner Verehrer tröſteten ihn leicht über die oft ſehr derben Ausfälle und Spöttereien ſeiner Gegner, denen er in ſeiner Gutmüthigkeit nicht einmal immer den Stachel anmerkte, der ihn verwunden ſollte. So wuchs mit den Jahren ſeine Eitelkeit *), und er nahm es als eine ihm gebührende Huldigung dahin, als ihm bei einem Beſuche in Jena 1676 die Studirenden ein Gedicht voll wunderlicher Phraſen und monſtroſer Wortbildungen nach ſeinem Gepräge überreichten **). Endlich kehrte er um 1683, nachdem

---

*) In dem obengenannten Gedichte: „Prirau“ ſagt er von ſich:

Ich, dem Gottes Gnad' ein Schloß aller Ehren aufgezimmert,
Den ſo herrlich ſie begabt, daß daher mein Ruhm ſchier klingt,
Wo die Sonne ſteigt und fällt, und ſelbſt nord- und ſüd-an dringt.

**) Ein unbefangener Zeitgenoſſe ſchreibt mit Beziehung auf obigen Vorfall in einem latein. Briefe an Chriſt. Weiſe vom J. 1677 aus Jena: „Er hält Alles der Art für aufrichtig und wohlgemeint. Wer, wie er, nur immer in ſich gelebt hat, kennt nicht die Bosheit der Welt, und es iſt ja wohl auch ſonſt nichts Seltenes, daß der ehrliche und aufrichtige Mann Andere nach ſich beurtheilt.“ „Von Armuth gedrückt,“ fügt derſelbe hinzu, „ſucht er Freunde, ſcheut ſich aber, ihnen beſchwerlich zu fallen.“ Noch wird in dieer ſich einige Jahre zuvor verheirathet hatte, nach Hamburg zurück, wo er den 13. Nov. 1689 ſtarb.

Wie bei ſeinem Leben, ſo waren ſeine Widerſacher auch nach ſeinem Tode gegen ſeine Vorzüge blind und unverſohnlich gegen ſeine Schwächen. Die Sprache hatte nichts ſo Hartes und Beleidigendes, das man nicht über ihn und ſeine Anhänger ergoſſen hätte. „Ueberklüglinge, unzeitige Sprachketzer, widerſpenſtige und poſſierliche Orthographiſten, phantaſtiſche Pickelheringe“ waren noch die mildeſten Namen, mit denen man ſie belegte. Ihr Streben hieß: „erträumte phantaſtiſche Grillenhaftigkeit,“ ja, „teufliſche Raſerei.“ Und dieſen Ton ſtimmten nicht etwa blos einige literariſche Schreier an, deren jene Zeit hatte, wie die unſrige, ſondern ganz achtbare Männer, wie Neumark, Rachel, Chriſt. Weiſe, Harsdörffer, nahmen Theil, und faſt nur der wackere Juſtus Gr. Schottel — freilich auch Derjenige, der hier vor Allen eine Stimme hatte — ließ ihm Gerechtigkeit widerfahren, ohne ſich geradezu zu ſeiner Fahne zu bekennen *). Jene Stimmen hatten es vorzugsweiſe mit

---

ſem Briefe erwähnt, daß er, der zwei Jahre früher nur ſchlechtweg Zeſen geheißen, jetzt ſich als einen Herrn von Zeſen eingeführt habe.

*) Er urtheilt in der „Ausführlichen Arbeit von der teutſch. Hauptſprache“ ſo über ihn: „Er iſt der deutſchen Sprache mächtig und hat ſonderlich in Poeſi eine fertige, nicht unliebliche Art. — Aber Alles, ſo vorhin entweder teutſchen Herkommens iſt, oder ſonſt teutſches Verſtandes ſein kann, in anderweites unteutſches Teutſch zu ſetzen, oder

ſeinen ſprachlichen Arbeiten zu thun; nachſichtiger war man gegen ſeine Poeſieen, obwohl auch dieſe manches harte, von perſönlicher Abneigung oder Parteianſicht eingegebene Urtheil über ſich ergehen laſſen mußten, ja Manche, was er geſchrieben, in Bauſch und Bogen verwarfen *).

Ein Verzeichniß ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten fügte er ſelbſt der „Leiter zum hochdeutſchen Helikon" (Jena 1656) bei. Daſſelbe ward ſpäter von Andern vervollſtändigt und enthielt 1672 bereits 75 Nummern. Mehrere davon haben im Obigen ihre Stelle gefunden. Für die Kenntniß des Dichters ſind folgende die wichtigſten:

1. Hochdeutſcher Helikon ꝛc. S. oben.
2. Frühlingsluſt, oder Lob-, Luſt- und Liebeslieder. Hamb. 1642. 12. Danzig 1648. 12. Hamb. 1650. 12.

   (U. d. T. „Deliciae vernales oder etliche aus

---

auch die teutſchen Wörter, der Schreibung und offenem Anſehen nach, in eine andere Geſtalt kleiden oder ihnen das Kleid, worinn ſie überall kennlich und hergeſtammet, ohne gründliche Urſache auszuziehen, iſt ein Werk eigner Einbildung, ſo ſich verſtändigen Beifalls wenig verſichern kann"

*) So am ſtärkſten Chriſt. Thomaſius: „Philips v. Zeſen Aſſenat (ein Liebesroman) iſt, wie alle ſeine Sachen von ſeiner Invention und abſonderlich ſ. Adriatiſche Roſemunde, ein recht einfältig Buch." Ein Nachhall davon ſcheint das unkritiſche Urtheil Küttner's in den Charakteren ꝛc. S. 164.

Ph. Caesii Lob- und Liebes-Liedern liebliche Merroden mit Melodeyen von den Musis abgeſungen," erſchien eine Auswahl daraus mit Noten, Erfurt 1647. 4.)

3. Dichteriſche Jugend- und Liebesflammen, in etlichen Lob-, Luſt- und Liebesliedern mit artigen Sangweiſen durch Malach. Siebenhaar, Joh. Schoopen u. A. Hamb. 1651. 12.
4. Gekreuzigte Liebesflammen, oder geiſtlicher Gedichte Vorſchmack. Hamb. 1653. 12.
5. Dichteriſches Roſen- und Lilientahl, mit mancherlei Lob-, Luſt-, Schertz-, Schmertz-, Leid- und Freuden-Liedern gezieret. Hamb. 1670. (Ebend. 1672*).
6. Reiſelieder zu Waſſer und zu Lande. Hamb. 1677. 8. Ebend. 1687. 8.
7. Prirau u. ſ. w. S. oben.

Dürften wir uns in unſerm Urtheile über Zeſen's poetiſchen Werth auf die kleinere Anzahl ſolcher Gedichte beſchränken, in denen er wirklich blos der Dichter iſt, ſo könnte daſſelbe nur günſtig ausfallen; aber leider ging ihm die Poeterei — die Wiſſenſchaft der Form — noch über die Poeſie, und dieſe mußte natürlich überall, wo es ihm um neue metriſche Bildungen oder um Beiſpiele für ſchon vorhandene zu thun war, den Kürzern ziehen. Indeſſen ſchlägt ſelbſt in ſolchen Fällen nicht ſelten das

*) Dieſe Sammlung enthält Neues und früher Gedrucktes vermiſcht, auch viele Gedichte in holländiſcher und franzöſiſcher Sprache, Alles mit Melodieen.

angeborene Talent durch, und unter vielen leeren Reimereien, in denen Wort, Maaß und Klang den Gedanken erſetzen müſſen, überraſchen uns doch auch hin und wieder ächte Gedichte, in denen ein ſchönes, nur durch einſeitige Richtung niedergehaltenes Talent nicht zu verkennen iſt. In Beziehung auf dieſe unterſchreiben wir denn auch, was Wachler über ihn ſagt: „Sein innerer Beruf zur Kunſt bricht in vielen lyriſchen Darſtellungen zu Tage und kann ſelbſt unter ſpielenden Künſteleien und kalten Tändeleien nicht verkannt werden. Mehrere ſeiner Lieder athmen warmes Gefühl und innige Zärtlichkeit, ſind reich an neuen Bildern, haben Wohlklang und hinterlaſſen durch Einheit einen glücklichen Eindruck *).“ — Die von uns mitgetheilten Proben werden hoffentlich dem Urtheile des beſonnenen Kritikers zur Beſtätigung dienen.

---

*) Vorleſ. üb. d. Geſch. d. d. Nationallit. B. 2. S. 15.

Zacharias Lund.

Weihnachtslied.[1]

O du großer Hirt der Heerden,
Warum, daß man dich, ein Kind,
Hier in einer Krippe find't?
Mußte Gott zum Menſchen werden?[2]
    Großes Schrecken kommt mich an,
    Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Mußt du denn, der du geſchaffen,
Was die weite, breite Welt
In und an ſich hegt und hält,
In der engen Krippe ſchlafen?
    Großes Schrecken kommt mich an,
    Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

---

[1] Mit einigen Auslaſſungen.

[2] Muß dann Gott nun ſelbſt Menſch werden?

Wird alſo um meinetwillen
In die Wiege hingelegt,
Der die ganze Welt bewegt,
Seines Vaters Zorn zu ſtillen?
Großes Schrecken kommt mich an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Doch was ſoll uns viel erſchrecken?
Alles, was dies Kindlein thut,
Das kommt mir und dir zu gut,
Muß ſich auch zu uns erſtrecken.
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Gott wird ſelber Menſch geboren,
Darum nur, daß das allein
Möge neu geboren ſein,
Was vor Zeiten ward verloren.
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Selbſt der Vater kommt zur Erden,
Wird ein kleines, ſchwaches Kind,

Um daß wir, ſo viel wir ſind,
Mögen Gottes Kinder werden.
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Der des Lebens Quell geheißen,
Der liegt an der Mutter Bruſt,
Daß er mit der Seelen Koſt
Uns hinfüro möge ſpeiſen.
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Er erkieſt die Winterzeiten, 3)
Um ihn her iſt Reif und Schloß',
Daß er uns den warmen Schooß
Seiner Liebe möge *) breiten. 4)
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Sieh', er kommt zur Vesperſtunde,
Da man Nichts nicht hört noch ſicht, **)

---

3) Wintertagen. — 4) mög' auftragen.

*) d. i. könne. — **) ſieht.

Daß des klaren Wortes Licht
Unſern finſtern Sinn entzünde.
Deß ſo kommt mich Freude an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

Das iſt Gnade, das iſt Lieben,
Das iſt je Barmherzigkeit!
Nun, ſo ſoll mich nie ein Leid,
Nie ein Schrecken mehr betrüben!
Allein Freude kommt mich an,
Daß ich nicht mein ſelbſt ſein kann.

An den neugeborenen Heiland. 1)

Liebſtes Kindlein, liebſte Sonne,
Liebſte Freude, liebſte Luſt,
Mir iſt Lieb'res nicht bewußt,
Liebſte Liebe, liebſte Wonne!
Deine Liebe thut mir wohl;
Ich bin deiner Liebe voll.

Deine Lieb' hat dich bewogen,
Daß du aus der Ewigkeit
Zu uns kameſt in der Zeit
Aus des Vaters Schooß gezogen;
Deine Liebe macht, daß ich
Nun zu dir auch kehre mich. 2)

---

1) Verkürzt.

2) Deine Liebe macht wiedrumb,
Daß auch ich jetzt zu dir komm.
Eine in jener Zeit gewöhnliche Reimform, ſie möge der etwas freieren Aenderung zur Entſchuldigung dienen.

Sie iſt's, der *) ich mich ergötze;
Sie, ſie reizt mich, daß ich heut
Andre Liebe, andre Freud'
Trotziglich bei Seite ſetze;
Deine ſüße Liebe macht,
Daß mein Herz die Welt verlacht.

O du Anfang aller Sachen,
Giebſt dich willig in den Tod,
Daß du mich aus Sündennoth
Mögeſt los und ledig machen!
Dein Verluſt iſt mein Gewinn,
Daß ich frei von Sünden bin.

Gieb mir, daß ich wieder liebe,
Daß ich wieder liebe dich;
Gieb mir, daß ich ſtetiglich
Mich in deiner Liebe übe;
Deine Liebe prägt 3) mir ein,
Daß ich müſſe dankbar ſein.

3) ſagt.

*) deren.

7

Nun, ſo bleib' ich dir verbunden;
Deine Liebe bricht die Bahn,
Reizt mich, dich zu lieben, an,
Macht mir tiefe Liebeswunden.
Sie iſt's, die mir's Herze bricht,
Daß ich dir muß ſein verpflicht't.

Es ſoll je die Welt vergehen,
Eh' ich von dir 4) laſſe ab;
Ja, es ſoll bis in das Grab
Meine Liebe mit mir gehen.
Deine Liebe müſſ', allein
Auch die mein' unendlich ſein! 5)

---

4) Aber eh' ich.

5) Im Texte ohne Interpunction:
Deine Liebe müß' allein
Meine auch vnendlich ſeyn.

Die Neider.

Ach, Liebſte, trage mit Geduld,
Wenn Mißgunſt uns thut haſſen!
Wo Liebe iſt und Frauenhuld, 1)
Da will der Neid nicht laſſen;
Der Neidhart folgt der Tugend nach.
Nun, Tugend iſt: recht lieben;
So, 2) bleibet uns auch Ungemach,
Doch laß dich's nicht betrüben!

Gedenk' vielmehr mit Freudigkeit,
Wo Gott allzeit regieret,
Gedenk', daß er zur Süßigkeit
Die bittre Wermuth führet;

1) Jungfern Huld.
2) Drum.

Gedenk', daß er kein Gut nicht giebt,
Man muß denn[2]) darum leiden;
So kann auch der, der eifrig liebt,
Mißgunſt nicht allzeit meiden.

Dies bilde dir nur deutlich für —
Beid's in und auf der Erden —!
Da allzeit bei der Roſen Zier
Die Dornen funden werden.
Ein jeder Berg, der Silber trägt,
Pflegt auch wohl Blei zu geben.
Wer ſich zu ſeiner Liebſten ſchlägt,
Muß ſtets geneidet leben.

Es geht doch Alles nach Gebühr;
Willſt du die Roſen brechen,
So glaube ſicherlich du[3]) mir,
Es wird der Dorn dich ſtechen.
Ach, Liebſt', es mag nicht anders ſein;
In Venus Wildbahn jagen,
Heißt drei von Luſt und ſechs von Pein
Der Pfeile Amor's tragen!

2) ſich. — 3) Sicherlichen.

Nun blaſe, Neidhart, wie du wilt,
Mich wirſt du nicht verſehren!
Beſtändigkeit ſoll ſein mein Schild;
Damit will ich mich wehren.
Ich bin kein Schiff auf wildem Meer,
Geh nicht nach Windes Willen.
Beweg' ein Rohr du hin und her; [1]
Mein Feu'r wirſt du nicht ſtillen!

Du weckeſt es vielmehr mehr auf,
Anſtatt du's ſollteſt löſchen;
Je theurer pflegt zu ſein der Kauf,
Je mehr man pflegt zu dreſchen;
Je lieber iſt gekauftes Gut,
Je mehr man Korn aufträget;
Je mehr man Trauben preſſen thut,
Je mehr man Fäſſer leget.

Gedenk', ach Liebſte, nicht, daß ich
Mich fürcht' vor neid'ſchen Zungen;

---

[1] Ein Rohr beweg gleich hin und her.

Auch hoff' ich nicht, ſie haben dich
Nach ihrer Luſt gezwungen.
Vielmehr du dich mir ganz ergieb,
Will Neid dich von mir reißen; 5)
Ich will dir auch getreue Lieb
Bis in den Tod beweiſen! 6)

---

5) Wolt dich gleich Neid auch beißen.

6) Die letzte Strophe geſtrichen.

Die Liebe und der Tod.

(Mit Auslaſſung einer Strophe.)

Es ſtreiten Lieb' und Tod, wem größ're Kraft gegeben.[1] —
Der Tod bringt nur den Leib, Amor die Seel' in Noth;
Drum däucht mich, Liebe ſei viel ſtärker, als der Tod:
Sie herrſchet über Tod, ja wohl auch über Leben.

Die Liebe machet uns bald leben und bald ſterben,
Ihr' Härte tödtet uns, ihr' Demuth weckt uns auf,

---

[1] Es pflegen Lieb' vnd Todt umb die Mannheit zu ſtreben.

Schlägt Tod einmal herein, man hält ihm zwar wohl Kauf; *)
Lieb' aber macht, daß man muß tauſendmal verderben.

Der Tod, der ſeine Macht im Himmel hat verloren,
Verübt auf Erden nur 2) an Menſchen, was er kann;
Die Liebe greifet auch, nächſt uns, die Götter an,
Dankt ihre Kraft der Höh', 3) von da ſie ward geboren.

Der Tod benimmt uns bald die traurigen Gedanken;
Ja, alles Leid vergeht, wann wir geſtorben ſein; **)
Die Liebe, als der Brunn und Anfang aller Pein,
Macht uns in ſteter Sorg' und ſtetem Leide wanken.

2) Verübet nur auff Erd.
3) Kriegt aus der Höh' ihr' Krafft.
*) Man muß ſich wohl in ihn ergeben.
**) ſind.

Wann es nunmehr mit uns zum Schlafengehn iſt kommen,
Dann drückt der Tod auch wohl die dunkeln Augen zu;
Doch macht das blinde Kind noch größere Unruh,
Hat oft Vernunft und Sinn, Geſicht und Licht benommen.

O Liebe, tapfrer Held! o Tod, auch ſtarker Ritter!
Ihr beiden Götter, ihr, die meine Seele ehrt!
Ihr, deren Hülf' und Rath vor andern ſie begehrt! —
Doch, du biſt gar zu ſüß, du Andrer gar zu bitter!

Wie Liebe bindet.

(An eine Freundin bald nach ihrer Hochzeit.)

Freilich kann uns Liebe binden;
Aber, Schönſte, nicht die Hand!
Was hilft ſchöne Bänder winden?
Liebe brauchet gar kein Band;
Liebe muß das Herze faſſen;
Liebe muß nicht von ihm laſſen. 1)

Freilich kann uns Liebe binden;
Aber nicht durch Reim' allein!
Wörter müſſen bald verſchwinden;
Liebe will beſtändig ſein.
Sie darf *) keine Verſe ſchreiben;
Was ſie band, muß feſt doch 2) bleiben.

1) abelaſſen. — 2) doch feſt.

*) Sie braucht keine Verſe zu ſchreiben.

Freilich kann uns Liebe binden;
Doch warum nur [3]) dieſen Tag?
Wird man denn mehr keinen finden,
An dem Liebe binden mag?
Liebe will nicht ſein gebunden,
Bindet ſelber Tag und Stunden.

Freilich kann uns Liebe binden;
Löſen aber iſt ein Tand. *)
Wer mag wohl die Kunſt erſinden,
Aufzulöſen Liebesband?
Liebe bindet gar zu feſt,
Daß ſich's nicht leicht löſen läßt.

Nun, ſo ſeid durch ſie gebunden,
Nicht durch Band und Wort allein!
Ihr ſollt alle Tag' und Stunden
Fort und fort gebunden ſein,
Bis ihr mögt [4]) die Luſt empfinden,
Wie die Liebe pflegt zu binden!

3) Warumb aber. — 4) werdt.
*) leeres Vorgeben.

Liebesweigerung.

Er und Sie.

(Aus einem Hochzeitgedichte.)

Er. Wie? wendet, wenn ich auf euch ſehe,[1]
Ihr eure Augen von mir weg?

Sie. Das Auge muß bei Seite gehen,
Daß es das Herz nicht treffen mög'.

Er. Was fürchtet ihr, da meine Pfeile
So ſtumpf, ihr ganz von Marmorſtein?

Sie. Der Schütz' auch trifft noch unterweilen,
Der oft gefehlt, in's Weiß hinein.

Er. Die Strengigkeit der ſchönſten Damen
Macht, daß die Liebe nicht beſteht.

---

[1] euch anſehe

Sie. Ich bin euch ſtreng, bis ihr den Flammen,
So wie ich ſelbſt, dereinſt 2)) entgeht.

Er. Ich will nicht, daß die Pein aufhöret,
Die mich um euretwillen plagt.

Sie. Wie ſeid ihr dann ſo gar bethöret,
Daß ihr euch über mich beklagt?

Er. Ich klage, daß der Liebe Grillen *)
Nicht auch an eurem Herzen frißt. 3))

Sie. Sie kann Nichts wider meinen Willen,
Weil Liebe nichts denn Willen iſt.

Er. Seht, meine Lieb' iſt nicht erdichtet;
Sie zwingt mich, daß ich euch ſo lieb'.

Sie. O, weil ſie nur 4)) durch Zwang gerichtet,
Umſonſt ich mich darum betrüb'. **)

2) Beneben mir noch einſt.

3) Auch ewer Herz nicht einſt durchfriſt.

4) O weilen ſie.

*) Grillen, hier als Verbalſubſtantiv: das Grillen.

**) So würde ich mich umſonſt darüber betrüben.

Er. Nein, Schönſte, durch dies ſüße Zwingen
Kehrt Ehr' und Ruhm bald bei euch ein.

Sie. Ich hab' ein Andres hören ſingen:
Beraubt würd' ich der Ehre ſein.[5]

Er. Ach, laßt mich keines Troſt's entrathen;
Ihr findet mich ſonſt morgen todt!

Sie. Die Sinnen aber[6] widerrathen,
Daß ich nicht komm' in ſelbe Noth.

Er. Es kommt euch keine Noth[7] zu Ohren,
Als die aus Widerwill' entſtand.[8]

Sie. Der Will' hat ſeine Macht[9] verloren,
Wo Zwang gewinnt die Oberhand.[10]

Er. Ich mag wohl mehr der Strengen kennen,
Die Amor nicht verſchonet hat.

[5] Ich ſollt der Ehr beraubet ſeyn.

[6] thuns mir.

[7] Kein Noth kompt euch jemals.

[8] Widerwillen kompt.

[9] Hier hat der Will ſein Macht.

[10] Die Vberhand jetzt nimpt. (Die nächſten 4 Verſe ſind ausgelaſſen.)

Sie. Ich mag auch deren keine nennen,
Die Lieben einſt gereuen that.

Er. Könnt ihr es über's Herze bringen,
Daß ich in Noth ſo ſtecken muß?

Sie. Mögt ihr noch weiter darauf dringen,
Da ich's nicht thät', als mit Verdruß?

Er. Mag ich dennoch in Hoffnung leben,
Daß ihr einſt freundlich auf mich ſeht? 11)

Sie. Deß kann ich keine Zuſag' geben,
Weil Solches mir nicht wohl anſteht.

Er. Die Liebe kann die Laſt nicht tragen,
Wo Hoffnung nicht Vergnügung giebt.

Sie. Und das kann ich euch nicht zuſagen;
Man ſteht in Furcht, ſo lang man liebt.

Er. Worauf ſoll ich dann Hoffnung ſetzen,
Daß ich noch euer einſt genieß'?

---

11) mich endlich einſt anſeht.

Sie. Ihr müßt die Zeit am höchſten ſchätzen;
Sie bringt Genüg' und auch Verdrieß. *)

Er. Ach, hätt' ich denn von zehen Jahren
Die Zeit vergebens zugebracht? [12])

Sie. Euch mag nichts Beßres widerfahren;
Ihr ſuchet das, was ich nicht acht'.

---

[12]) Ach, ſoll ich dann die zehen Jahren
Vergebens haben zugebracht.

*) Verdruß.

Winterleid und Winterfreude. 1)

Winter mit ſo dürren Wangen,
Grau und greis und 2) ungeſtalt,
Mit ſchneeweißem Tuch' umhangen,
Traurig, träg und ſchmählich kalt,
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir! 3)

Du verwüſteſt unſre Felder,
Du entfärbeſt Laub und Gras,
Du entblößeſt ſchöne Wälder,
Schlemmer, Dämmer,*) allzeit Fraß!
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir!

1) Mit ein'gen Auslaſſungen. — 2) Grawe, greiſert.

3) Das kommt nirgends als von dir (und ſo im Folgenden).

*) Schwelger. So noch: Schlemmen und dämmen.

Vögel, die in freien Lüften
Gaben ihren Klang und Sang,
Kriechen jetzt zu finſtern Klüften,
Allem Vieh wird bang und drang.
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir!

Schiffe, die auf blinden Wegen
Liefen jüngſt nach4) Oſt und Weſt,
Können jetzo ſich nicht regen,
Liegen, wie am Anker5) feſt.
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir!

Wir auch6) werden gleich den Thieren,
Rauh, was glatt iſt, hart, was zart;
Jener will bei'm Feu'r erfrieren
Und hat Eiszöpf7) in dem Bart.
Sommerluſt iſt weit von hier;
Das, o Winter, kommt von dir!

---

4) newlich. — 5) als zu Anker.
6) Ja wir. — 7) Kegels.

Nun, du haſt uns viel genommen;
Doch muß Eins noch übrig ſein:
Daß wir zu einander kommen,
Uns ergötzend in dem Wein.
Jochem ſchenkt uns Wein und Bier! —
Das auch kommt allein von dir.

Jochem nöthigt liebe Gäſte;
Das iſt, das uns freuen mag,
Löſet ſich auf's Allerbeſte,
Feſt und los auf einen Tag.
Jochem ſchenkt uns Wein und Bier;
Das, o Winter, kommt von dir!

Eile denn mit deinen Tagen!
Eile bald auch wieder her,
Daß wir nachmals mögen ſagen,
Frank und frei, je mehr und mehr:
Jochem ſchenkt uns Wein und Bier;
Das, o Winter, kommt von dir. —

Herr, was will uns dieſes lehren?
Daß kein Trauern ſtetig bleibt,

Freude kann bald wiederkehren,
Wie der Tag die Nacht vertreibt.
Sommer folgt dem Winter nach,
Und dem Trauern*) guter Tag.

An die Mädchen.

(Bei einer Hochzeit.)

Mägdlein, ſchöne Mägdlein, ſchaut,
Wie die Braut
Ihren Bräut'gam weiß zu ſegnen!
Lernet lieber, lernet hier,
Wie auch ihr
Euren Dienern müßt begegnen.

Der euch erſt giebt in die Hand
Pfeil und Brand,
Unſre Herzen anzuzünden,

*) Trawrigkeit ein.

Der giebt euch auch nächſt der That
Hülf' und Rath,
Unſre Wunden zu verbinden.

Noch gebraucht ihr — weiß nicht, was?
Allein das
Muß tief innerlich uns[1]) kränken.
Wollet doch den Becher eins*)
Süßes Weins
— Eurer Liebe Gunſt — voll ſchenken!

Oder iſt's, daß euch gefällt,
Daß die Welt
Sich um euch ſo muß gebehrden?
Daß der ſchönen Augen Gift
Oft ſo trifft,
Daß wir krank vor Liebe werden?

Schaut, ob Amor — wie er dann
Leichtlich kann —
Uns nicht einſtens werde rächen!

---

1) Was ſo innerlich thut.

*) einmal.

Weil *) die Blume jung und grün,
Friſch und ſchön,
Gebt ſie hin und laßt ſie brechen!

Denkt nicht, daß die ſchöne Zier
Und Begier
Eurer roſenrothen Wangen
Immerzu ſo ſchön geziert
Bleiben wird,
Als ihr mit der Frucht wollt prangen.

Seht einmal die Roſe an!
Jedermann
Trägt nach ihrer Luſt Verlangen;
Doch 2) vergeht ihr ſchön Geräth,
So ſie ſpät
Bleibt an ihrem Stocke hangen. 3)

Mädchen 4) ſind den Gärten gleich,
Die ſehr reich
Stehn bepflanzt mit ſußen Blumen.

---

2) Noch. — 3) Stock behangen. — 4) Jungfern

*) So lange.

Alldieweil die Blume blüht,
Daß man's ſieht,
Hört man Jedermann ſie rühmen.

Aber wenn der Lenz nun ach!
Geht gemach, 5)
Und die Röslein ſchier erbleichen,
Hat der Garten weder Blum',
Lob noch Ruhm;
Ueberall iſt ſtilles Schweigen.

So auch, weil *) das junge Blut
Voll der Gluth
Und die Augen voll der Gaben,
Will die Liebe bei euch ſein,
Die allein
Bei der Jugend Raum will haben.

Aber wenn der bleiche Neid
Nun 6) der Zeit
Ihr die Zier hat abgenommen,

5) Aber als die Lenzenzeit
Abeſcheidt.

6) Von.

*) So lange, als.

Da verliert[7]) ſich Amor bald
Mit Gewalt
Und vergißt das Wiederkommen.

Schauet demnach, Mägdlein, ſchaut,
Wie die Braut
Ihren Bräut'gam weiß zu ſegnen!
Lernt doch lieber, lernet hier,
Wie auch ihr
Euren Dienern müßt begegnen!

---

[7]) verleurt.

Der Traum.

Hilf Gott! was hab' ich heut 1) zu Nacht im Traum geſehen!
Ich ſah mein ſchönſtes Lieb vor meinem Bette ſtehen;
Süß waren ihre Wort', ihr Herz war voller Ruh;
Ihr' Augen warfen mir viel Liebeszeichen zu.

Ich weckte mein Gemüth und fing faſt an zu klagen
Der langen Ewigkeit von ſo viel 2) ſchweren Tagen,
Des Lebens ohne Freud', des Endes ohne Schmerz
Und ihrer ſtählern Seel' in einem Eiſenherz. 3)

---

1) heint. — 2) ſo vieler. — 3) eyſern Herz.

Aus meinen Augen kam ein Thränenſtrom gefloſſen;
Die Seufzer wollten mir das Herze ſchier abſtoßen;
Ich bat um Gnade ſie, 4) um Endſchaft meiner Noth
Durch Gegenliebe jetzt, 5) dann einen ſchnellen Tod.

Sie ſchloß ihr Käſtlein auf, das Käſtlein voller Küſſe,
Den Hafen meiner Wünſch', die Feſſel meiner Füße;
Die Lippen regten ſich, indem ſie alſo ſprach:
„Was ſoll dies Trauern ſein? was Klag' und Ungemach?

„Sieh', die dich hat verwund't, kann wiederum verbinden,
„Und die dir zornig war, ſollſt du jetzt günſtig finden.
„Sie ſetzet zwar in Noth, doch ſüßet ſie 6) die Pein;
„Sie wechſelt Herz um Herz und will dein eigen ſein."

4) Ich bate ſie vmb Gnad — 5) Jetzt durch die Gegenlieb
6) verzuckert doch.

O Schlaf! o ſüßer Schlaf! Ich lag in Venus Wiegen.
Doch ach! wie kann das Glück die Träumenden betrügen!
Ich hatt' an ihren Mund den meinen kaum gebracht, —
Ach! kurze Traumesluſt! — indem war ich erwacht.

Und ob ich gleich verſucht', eins[*] wieder einzuſchlafen
Und durch dergleichen Traum mir neue Luſt zu ſchaffen,
Doch war's umſonſt. Ich fand, nicht ohne Pein, es war
Nicht meine Freude falſch und meine Angſt nicht wahr.[7]

[7] So war es doch vmbſonſt. Ich fandt nicht ohne Pein
Noch meine Frewde falſch, mein Angſt noch wahr zu ſeyn.

[*] einmal.

Eile, mein Herz!

Auf und geh', o mattes Herz!
Eilend nach der Liebſten renne!
Sag' ihr, in was großem Schmerz
Ich um ihre Liebe brenne.

Sag' ihr, wie ich Nacht und Tag
Um ihr Beiſein mich bewerbe;
Sag' ihr, wie ich nach und nach
Um mein Abſein täglich ſterbe!

Mitten doch in ſolcher Noth,
Solchen Sorgen, ſolchen Schmerzen,
Solchen Seufzern, ſolchem Tod,
Solchen bitter=ſüßen Scherzen. —

34

Sag' ihr, wenn[1] ſie etwa noch
Mich wird in Gedächtniß ſetzen, —
Will ich in dem Abſein doch
Mich für allerſeligſt ſchätzen.

---

[1] da

Täglicher Wechſel.

Omnibus historiis se mens aptat amor.
Ovid.

Wer will über Liebe klagen,
Daß ſie bringe Spott und Schand?
Mich belangend, darf ich ſagen,
Daß ich nie was Beßres fand.
Liebe machet kein Verdrießen,
Liebe machet Niemand bang,
Es ſei denn, es währe lang,
Daß man ihr[*]) nicht kann[1]) genießen.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

Ich zwar wußte Nichts zu melden
Von der Liebe Laſt und Pein;

---

[1]) mag.

[*]) ihrer.

Es ſind gar verzagte Helden,
Die auf Liebe ſcheltig ſein. 1)
Kann ich hier mein Glück nicht finden,
Seh' ich anderswo mich um;
Der iſt weder recht noch krumm,
Der ſich läßt an Eine binden.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

Immerzu auf Eine lauſchen,
Bringet ſchlechte Luſt und Freud';
Aber Eins um's Andre tauſchen,
Das vertreibet ſchweres Leid.
Tauſchen kann Niemand gereuen,
Tauſchen bringet groß Gewinn.
Nun, ich lobe meinen Sinn,
Will mich, weil ich kann, erneuen.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

Wie 2) ein Jäger auf den Feldern,
Der, ſo lang es ihm gefällt,

2) Als.
1) ſchelten.

Folgt dem Wild in Buſch und Wäldern,[3]
Jagt es auch um's blanke Feld;
Will er aber Preis einlegen,
Muß das Feld er wohl verſtehn,
Bald durch dies, bald jenes gehn
Auf viel unverſuchten Wegen.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

So thu' ich auch gleichermaßen.
Wann ich mich hier ſatt gejagt,
Geh' ich flugs auf andre Straßen,
Suche, die mir baß behagt.
Die nicht mehr, denn Eine, lieben,
Haben Nichts, denn einzle Luſt;
Das iſt rechter Liebe Koſt,
Sich in Vieler Liebe üben.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

Bald halt' ich mich zu der Klugen,
Das macht ihrer Zunge Liſt;

---

[3] Durch Buſch und Wäldern.

Bald pfleg' ich auch die zu ſuchen,
Die nicht weiß, was Lieben iſt;
Bald halt' ich es mit der Jungen,
Bald iſt mir die Alte werth.
Wo ich komm', — ich bin geehrt;
Es iſt[4]) mir noch nie mißlungen.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.[5])

Jeder tauſch', als[*]) ihm gelegen,
Täglich ein und mehre Mal![6])
Man geht baß auf fremden Stegen;
Ich halt' auf die freie Wahl.
Wohl dem, der ſich kann verändern,
Der ſich[7]) ſuchet Vieler Gunſt!
Das iſt auch der Mädchen[8]) Kunſt:
Einem geben um den Andern.
Das iſt Liebesluſt, daß man
Täglich ſich verändern kann.

---

[4]) hat. — [5]) Die zwei folgenden Strophen ſind weggelaſſen.
[6]) Alle Tag auch ezlich mahl. — [7]) ihm.
[8]) Jungfern.
[*]) wie.

Der Liebſten Stimme.

Wie, wann ich müd' und laß ins Gras mag ſchlafen gehen
Und mich im Sommer mag ein kühler Wind anwehen;
Wie, wann ich hören mag der Nachtigal Geſang
Und durch die Wieſen hin des Bächleins ſüßen Klang;
Wie, wann ich Roſen bräch', mit Venus Blut beſprenget,
Trink' aus dem Brunnen eins, wann Durſt mich angeſtrenget,
So hab' ich, was ich will, ſo bilde ich mir ein,
Es kann auf Erden hier 1) nichts Angenehmer's ſein,

---

1) auff dieſer Erd.

Und bin durchaus vergnügt. Doch, — was wahr iſt, zu ſagen, —
Ich hab' an eurer Stimm' noch größeres Behagen;[2]
So ſüß bedünkt ſie mir[3], ſo gar gilt[4] Nichts bei ihr
Schlaf, Wind, Geſang, noch Bach, noch Brunn, noch Roſenzier.

---

[2] Vier Zeilen ausgelaſſen.

[3] dünkt ſie mir ſeyn.

[4] kompt.

Gruß an den April.

Willkommen,[1] aller Felder Zier,
O ſüß' April, und neben dir,
Was reichlich Laub und Schatten giebet!
Du zuckerſt uns die Winterkoſt,
Und ſchenkeſt wieder nach dem Froſt,
Was Schäferinn und Schäfer liebet.

Nun bleib' und treibe von uns hier
Die rauhen Winde für und für,
Erfreue Himmel und die Erden!
Gieb, daß des nackten Schützen Pfeil
Uns mög' auch geben unſer Theil,
Daß wir auch ſeine Krieger werden!

---

[1] In dem alten Drucke ſteht gegen das Versmaaß: Biß (Sey) willkommen.

Zieh' an der Erd' ihr grünes Kleid
Und übergüld' es weit und breit
Mit tauſend, tauſend ſchönen Sachen;
Laß Leid und Neid vorüber gehn,
Den Himmel allzeit offen ſtehn,
Dann will ich dich berühmter machen!

Liebe-Wettſtreit.

Er.

Möcht' ich tauſend Augen haben,
Möcht' ich jetzund Argus ſein,
Daß ich in der Augen Schein
Meiner Schönſten mich könnt' laben!
Nach dem Himmel frag' ich nicht,
Hab' ich deiner Augen Licht.

Sie.

Warum hab' ich nicht mehr Sinnen?
Ein Herz iſt mir nicht genug,

Daß ich dich mit gutem Fug,
Wie ich wollt', ſollt' lieben können.
Ja, du liebeſt nie ſo ſehr;
Ich dich tauſendmal viel mehr.

Er.

Kommt, ihr weitberühmten Frauen,
Komm, du ſchönſte Helena,
Komm auch du, o Cynthia!
Hier iſt Schönheit anzuſchauen! 1)
Nach dem Himmel frag' ich nicht,
Hab' ich deiner Augen Licht.

Sie.

Kommt, ihr ritterlichen Herzen,
Daphnis, den Diana liebt,
Und, der güldne Aepfel giebt, *)
Kommt und ſchauet zu mit Schmerzen!
Ihr, ihr liebtet nie ſo ſehr;
Ich ihn tauſendmal noch mehr.

---

1) zuzuſchauen.

*) Paris.

Er.

Konntet, Augen, ihr[2]) die Wunden,
Meines Herzens[3]) Aengſte ſehn,
Ach, ihr würdet ſchier zergehn,
Daß ich Solch's durch euch empfunden.
Nach dem Himmel frag' ich nicht,
Hab' ich deiner Augen Licht.

Sie.

Könntet ihr, o Augen,[4]) leſen,
Was für Pein mein Herz geplagt,
Seit ich das ſo oft verſagt,
Was ich längſt gern wär'[5]) geweſen!
Ja, er liebet nie ſo ſehr;
Ich ihn tauſendmal viel mehr.

Er.

Laß zuletzt mich von dir kriegen
Dieſen Troſt, daß du bei mir

---

2) Wann ihr Augen könnt
3) Vnd meins Hertzens.
4) Wann ihr Augen könnet.
5) hätt.

Bleiben wolleſt für und für, *)
Bis wir uns zuſammenfügen!
Nach dem Himmel frag' ich nicht,
Hab' ich deiner Augen Licht.

Sie.

Glaube ſicher, ich begieße
Mit der heißen Zähren Bach
Herz und Augen Nacht und Tag,
Bis ich deiner einſt genieße;
Denn du liebeſt nie ſo ſehr,
Ich dich tauſendmal noch mehr.

---

*) Daß du mir treu bleiben wolleſt.

Der verbrannte Amor.

Hochzeitlied.

Freilich, Venus mag wohl klagen;
All' ihr' Luſt und all' ihr' Freud'
Iſt verkehrt in lauter Leid;
Sie mag wohl von Sorgen ſagen!
Krankes Haupt, betrübter Sinn —
All' ihr' Freud' und Luſt iſt hin.

Dreifach Urſach macht ſie weinen:
Ihr vertrauter Ehgemahl
Iſt wie Eiſen, iſt wie Stahl,
Hinkt dazu an beiden Beinen;
Schwarz an Haut, an Haaren greis,*)
Kälter noch, als kaltes Eis.

---

*) grau.

Mars, ihr' Buhlſchaft, liegt gefangen
Auf der Deutſchen Feld' und Haid',
Faſt halbtodt vom langen Streit;
All' ihr Hoffen und Verlangen
Iſt umſonſt und Nichts bewandt; *)
Mars liegt feſt in Strick und Band.

Alles, Reichthum, Gold und Schätze,
Sammt dem Muth und großer Macht
Iſt durch Krieg hindurchgebracht.
Womit will ſie ſich ergötzen?
Ledig ſteht der ganze Kram,
Und ihr Mann iſt alt und lahm.

„Doch, das ſtünde noch zu leiden,"
Spricht ſie, „Mars iſt riſch und friſch;
Würfel liegt noch auf dem Tiſch, **)
Schwert ſteckt noch nicht in der Scheiden;
Mars bleibt wohl mit ſeiner Fahn',
Und der Schmied ein albern Hahn!"

---

*) Für gewandt, gewendet, verändert? oder: um Nichts verwendet?

**) Noch dauert der Krieg unentſchieden fort.

Aber Eins macht ſie ſchier ſterben,
Daß ihr Sohn, ihr' Zuverſicht,
Ihres Alters Stab und Licht,
Mußte durch ſich ſelbſt 1) verderben.
Venus iſt in großer Noth;
Denn ihr Kind iſt auch nun todt.

Venus iſt in ſchweren Sorgen,
Daß ihr Sohn geſtorben iſt,
Daß ſie ſein ſo bald vermißt.
Heute früh am hellen Morgen
Fiel er in ſein eigen Feuer;
Lieb' iſt nun noch eins *) ſo theuer.

Er wollt' zwiſchen zweien 2) Lieben
Feuer legen, Feu'r und Strick; —
Das iſt ſeine alte 3) Tück',
Uns mit Hitze zu betrüben —
Heute fing er wieder an,
Wie er denn nicht ruhen kann.

---

1) von ihm ſelbſt. — 2) Zweene.
3) eins der alten.
*) einmal.

Einen Köcher, einen Bogen,
Prächtig, mächtig ausſtaffirt,
Wie's aufs Beſte ſich 4) gebührt,
Damit kam er aufgezogen,
Pfeile bracht' er etwa acht,
Alle von beſondrer Macht.

Einer ſüß, der andre 5) bitter;
Der 6) bringt Luſt, der andre Pein;
Der mengt Gall' in Honig ein;
Der macht Sturm und Ungewitter;
Der ſchlug Fünklein aus dem Sand,
Da gerieth das Zeug in Brand.

Aber ach! es iſt mißlungen!
Venus Sohn, der arme Tropf,
Blind an Augen, toll vom Kopf,
Iſt ſelbſt in ſein Feu'r geſprungen;
Venus Kind — o, Lieb' iſt theuer! —
Iſt gefallen in ſein Feuer.

---

4) es ſich auff's Beſt.

5) Ein war ſüß, die andre.

6) Ein — und ſo im Folgenden.

So gemeint, ſo auch gerathen!
Untreu eignen Herren ſchlägt;
Wer dem Andern Feuer legt,
Muß doch ſelbſt darin verbraten.
Venus Kind — o, Lieb' iſt theuer! —
Iſt gefallen in ſein Feuer.

Das ſind Sorgen, das ſind Wunden!
Da liegt Venus — armes Weib! —
Jämmerlich an Seel' und Leib
Wundgeſchlagen, unverbunden.
Wer ſoll ſtillen dieſe Pein?
Wer ſoll Venus Tröſter ſein? —

Das ſollt ihr, o ihr zwei Herzen, —
Denen von dem [7]) Böſewicht
Dieſes Feu'r war zugericht't!
Ihr ſollt wenden Venus Schmerzen,
Ihr ſollt ſtillen dieſe Pein,
Ihr ſollt Venus Aerzte ſein.

---

[7]) Denn von dieſem.

Legt die Brände mehr zuſammen,[8]
Blaſt und ſchüret[9] hurtig zu!
Laßt dem Feuer keine Ruh',
Haltet's ſtets bei lichten Flammen,
Haltet's ſtets in lichter Loh',
Dann wird Venus wieder froh!

Wie, wann auf den hohen Linden
Phönix durch der Sonnen Gluth
Selber ſich verjüngen thut
In dem Neſt von Zimmetrinden;
So auch Amor Aſche wird,
Bis er ſich auf's Neu' gebiert.[10]

[8] noch beyſammen.

[9] ſchewret.

[10] Die letzte Strophe iſt weggelaſſen.

Tafelfreunde.

Schau, wie geht es mit uns Armen!
Bald iſt's Lachen, bald iſt's Carmen;
Balde ſind wir lieb und werth;
Bald iſt Glück und Gunſt verkehrt.

Da ich noch war von den Reichen,
Jeder wollt' mir Gunſt erzeigen,
Jeder ſchloß das Herz mir auf;
Lieb' und Huld war guter Kauf.

Da ich reichlich konnte geben,
Da ich hatt' vollauf zu leben,
Da ich hatte Land und Stand,
Reichte Jeder mir die Hand.

Ich war Alles, ich war Vetter,
Ich war Helfer und Erretter,
Ich war Oheim, ich war Herr,
Ich war König und faſt mehr.

Ich hatt' auserleſ'ne Wälder,
Aecker, Wieſen, ſchöne Felder,
Alles, was ein reicher Mann
Ihm zur Wolluſt haben kann.

Da gings über alle Maßen;
Fröhlich wir zu Tiſche ſaßen;
Da uns keine Freud' entbrach; *)
Da wir lebten mit Gemach.

Wo ſind jetzo meine Lieben?
Wo iſt Der und Der geblieben,
Der mir dient' um ſein Genieß
Und mich Herr und Helfer hieß?

*) gebrach.

Wo ſind jetzo die Bekannten,
Die Gevattern und Verwandten? —
Nun mein Geld und Gut verzehrt,
Jeder mir den Rücken kehrt.

Nun ich in den letzten Tagen
Faſt muß ſeufzen, faſt muß klagen,
Nun ich mit verdorbnem Stab
Treib' mein' Heerde auf und ab;

Nun ich meine Schäflein weide
Auf der dürren, wüſten Haide,
Bin ich gänzlich ausgethan;
Jeder ſieht mich ſchmählich an. [1]

Doch was hilft, mich viel betrüben?
Glück wird, wie ein Rad, getrieben;
Auf dem Rade ſitzt der [2] Mann,
Der auf Freunde bauen kann.

---

[1] Die nächſte Strophe geſtrichen.

[2] Auff das Rad ſitzt ſolcher.

Freunde-Freundſchaft *) iſt nur Trügen,
Freunde-Freundſchaft iſt nur Lügen,
Freunde-Freundſchaft iſt, wie [3]) Rauch;
Wie der bleibt, ſo bleibt ſie auch.

Ich will forthin Gott vertrauen
Und nicht mehr auf Menſchen bauen!
Freunde-Freundſchaft iſt nur Schein;
Gott ſoll meine Freundſchaft ſein!

---

3) als. So im folg. V.: „als der bleibt ꝛc.“

*) Freunde-Freundſchaft im Gegenſatze zu: Freundſchaft mit Gott.

Vogelfrei.

Wie[1]) der Vogel, der dem Bogen
Und dem Tode iſt entflogen,
Da der Vogler auf dem[2]) Heerd
Liegt und lauert, pfeift und ſinget,
Bis er ſie in's Netze bringet,
Als*) ihn die Erfahrung lehrt;

Schwingt ſich in die hohen Lüfte,
Dann durch Wälder, dann durch Klüfte,
Dann auf einen grünen Aſt,
Und bald unter ſich auf Erden
Andre ſieht gefangen werden,
Singt von erſt entgangner Laſt;

---

1) Als. — 2) ſeim.

*) Wie.

Alſo nun ich auch, entbunden,
Frei und heil von Liebeswunden,
Sing' und ſag' ich nur von Freud',
Weiß von Sorgen nicht, noch 3) Zagen,
Nicht von Seufzern, nicht von Klagen,
Nicht von Furcht vor fernerm Leid.

Weg, Cupido, Gallenſchenker!
Weg, du blinder Herzenhenker!
Nun ich einmal ledig bin,
Nun ich frei von Liebesbänden,**)
Sollſt du mich nicht mehr verblenden,
Noch verleiten meinen Sinn.

Wirf frei von dir deine Seile!
Deinen Bogen, deine Pfeile,
Deinen Köcher brich entzwei!
Deine Fackel lege nieder!
Geh und komm mir nimmer wieder!
Ich bin froh; denn ich bin frei!

---

3) weder. So auch in den nächſten 2 Verſen ſtatt: Nicht von.

*) Banden.

Dank hab' alles Sauerſehen,
Dank hab' alles höhniſch Schmähen,
Dank hab' ihr verhärtet Herz,
Dank hab' alles ſpöttiſch Sprechen,
Dank hab' alles heimlich Stechen,
Daß gemindert iſt mein Schmerz!

Hätte ſie mich nicht betrübet
Und mich, wie ich ſie, geliebet,
Wär' ſie nicht ſo hart geweſt,
Hätte ſie mich flugs verbunden,
Säß' ich heut' zu dieſer Stunden
In der Noth noch eben feſt.

Lob des Höckers.

Scherzgedicht an einen Freund. 1)

Du verläſſeſt deine Buhle?
Sag', was dich dazu bewegt!
Daß ſie einen Höcker trägt?
O geh' wieder in die Schule,
Lerne noch, was du nicht weißt,
Was vollkommen iſt und heißt!

Nichts iſt auf dem Kreis der Erden,
Nichts iſt in der ganzen Welt,
Das man für vollkommen hält,
Was nicht rund genannt mag werden;
Es iſt kein erſchaffen Ding,
Das die Runde nicht empfing.

---

1) Zwei Strophen weggelaſſen.

Rund iſt ſelbſt das Licht der Sonnen,
Und der Mond ſcheint nie ſo wohl,
Als, wann er nun ganz und voll
Seine Runde hat gewonnen.
Rund iſt Alles überall,
Auch die Erd' ein runder Ball.

Den und ſeine tiefen Gründe[2])
Rings umgreift das runde Meer;
Dies beſtreift ein ganzes Heer
Der erſchaffnen runden Winde;
Winde, Meer und Erd' allein
Schließt der runde Himmel ein.

Aus des Himmels Fenſterladen
Tröpfelt Waſſer kugelrund;
Auf des tiefen Meeres Grund'
Sich die runden Fiſche[3]) baden;
Runde Vögel in der Luft,
Rundes Wild in wüſter Kluft.

---

2) Dieſen Ball mit tieffen Gründen. V. 4. der — — Winden.

3) Sieht man runde Fiſch ſich.

Rund ſtehn Berg und Thal beiſammen,
Große Bäume, kleines Reiß
Wachſen alle runder Weiſ',
Rund an Aeſten, rund an Stämmen;
Feld und Wald giebt dort und hier
Rundes Korn und Kraut dafür.

Roſen in der Morgenſtunde
Stehn beperlt mit rundem Thau;
Gott hat dieſen ſchönen Bau
Ganz formiret in die Runde;
Selbſt der Menſch, die kleine Welt,
Iſt in runder Art geſtellt.

Schau die allerſchönſten Weiber!
Alles iſt an ihnen rund;
Runde Wangen, runder Mund,
Runde Arm' *) und runde Leiber,
Runde Naſ' und rundes Kinn,
Runde Köpfe, runder Sinn.

---

*) Das Original hat hier ein anderes, nicht füglich beizubehaltendes Wort.

Kurz, was rund iſt, muß man loben;
Runder Art iſt beſter Pracht.
Gott hat durchaus Nichts gemacht,
Noch hienieden noch dort oben,
Das nicht nach dem Cirkel geht
Und in runder Form beſteht.

Nun, ſo geht nach dieſem allen
Runder Rücken ebnem für;
Ja, ich weiß, daß ſelbſt auch dir
Runde Verſe baß gefallen.
Rund und wankend iſt das Glück;
Feſt und ſteif ein runder Rück. *)

---

*) Rücken.

Des Ehſtands Leiden und Freuden. 1)

Ein Hochzeitsſcherz.

So hat, Herr Bräut'gam, euch Cupido auch gefangen?
Das Pferd ſteht an der Thür, die Fähnlein an der Stangen;
Die Trommel wird gerührt; er ſelbſt reit't vornen an;
Ihr folgt im Sporenſtreich, als der den letzten Mann
Nicht gerne geben will! Und ihr, o Zier der Frauen,
Ihr dürfet euren Schooß Adonis ſo vertrauen?
Ihr ſchließt den Buſen auf und was der Buſen hegt,
Wann ihm, von Liebe matt, das Herz im Leibe ſchlägt? —

---

1) Mit Auslaſſungen. Statt „Herr Bräut'gam“ (V. 1.) hat die Vorſchrift: „Herr Sperling.“

Wohin, verliebtes Paar? Warum ſo ſchnell geritten
Und in die Noth gerannt? Ei, ſtehet, mag ich bitten,
Ei, ſteht ein wenig ſtill und zähmt eu'r ſchnelles Pferd!
Was ich euch lehren will, iſt noch der Zeit wohl werth.
Ihr tretet einen Weg, beſtreut mit heißen Kohlen;
Gut aufſehn, iſt hier Noth; ſchont eurer zarten Sohlen!
O liebes Paar, es iſt noch lange nicht genug;
Zu dieſem Tanz gehört mehr, als geſtickte Schuch.

Wann man gefangen iſt, ſo krauet[2]) man die Ohren;
So leicht es thauen kann, ſo leicht iſt's auch gefroren.
Der Ehſtand, hör' ich, ſoll wie[3]) Fiſcherreiſen ſein:
Was drin iſt, will heraus, was draus iſt, will hinein.

---

[2]) krazet. — [3]) als.

Ja, was das Freien ſei, — das rechte Ziel getroffen,
Getreten in die Eh', dann gehn die Augen offen,
Dann ſieht man, was da fehlt, was Freien giebt und nimmt,
Wann nämlich Nachts und Tags auf Sorgen Sorge kömmt:

Sorge, ſich wohl zu ernähren,
Sorge, ſich vor Froſt zu wehren,
Sorge für das Hausgeräth,
Sorge für die Betteſtätt',
— — — — —
Für das Backen, für das Brauen,
Für die Kinder, für die Frauen,
Für die Köchinn, für den Knecht,
Für das Eſſen, wann es ſchlägt,
Für das Steifen, für das Waſchen,
Für das Geld und für die Taſchen,
Für bei Zeiten aufzuſtehn
Und in Kirch' und Schule gehn,

Für das Kind, wann's weint, zu ſtillen
Und noch tauſend andre Grillen,
Grillen, die das Freien bringt,
Wann auf Sorge Sorge dringt.

Die Lieb' iſt, ſag' ich, Luſt, doch voller Pein und Schmerzen,
Im Auge ſchöne Roſ', ein ſcharfer Dorn im Herzen,
Bald trutzig, bald verzagt, da auch wohl Hoffnung iſt,
Doch Hoffnung ohne Troſt, Troſt nicht ohn' Trug und Liſt.
So wenig du an's Feu'r ohn' Hitze dich kannſt ſetzen,
So wenig iſt die Lieb' ohn' Unluſt auch zu ſchätzen.
Thu' von der Liebe weg Geduld und ſaure Pein,
Was gilt's? die Liebe wird alsdann nicht Liebe ſein. —

Sacht! holla! höher nicht! Ich ſolte ſo viel lallen,
Daß Braut und Bräutigam den Muth wohl ließen fallen.
Ich kehr' das Blättlein um und geh' ein' andre Straß';
Jetzt ſchenk' ich andern Wein aus einem andern Faß. —
Hier ſitzt und ſpielet man im Schattenlaub der Myrten,
Man ſpielt das alte Spiel der Schäferinn und Hirten.
Das weiß der Bräut'gam wohl! Mach' ihm gleich angſt und bang,
Das Lieben geht für ſich, das geht den alten Gang.

Es predige Calvin, Pfaff, Zwingli, Mennoniſten, [4]
Arius und Armin, Socinus und Sophiſten,
Vermahne, wer da will, vermahnet Jahre lang;
Das Lieben geht für ſich, das geht den alten Gang.

---

[4] Zwingel u. Menniſten.

Nicht 5) Gunſt, nicht Kunſt, — umſonſt! — Nicht Rath, nicht That, nicht Wäſchen,
Nicht Waſſer kann, nicht Wein die Brunſt der Liebe löſchen;
Die Lieb' iſt frank und frei; ſie leidet keinen Zwang;
Das Lieben geht für ſich, es geht den alten Gang. —

Fühlt Jemand Liebespein und will er deß 6) geneſen,
Er muß zur Arzenei 7) ein Weib ſich 8) auserleſen.
Dem Kranken hilft ein Kraut, das ihm der Doctor zeigt;
Dem Bräutigam ein Kuß, den ihm das Bräutlein reicht.

---

5) Kein (u. ſo im Folg.).

6) ſeyn.

7) Medicin.

8) ihm.

Wo Zwei beiſammen ſind mit Leib und mit Gemüthe,
In unbefleckter Lieb' und lauterem Geblüte,
Bis daß der bleiche Tod ſie von einander ſcheid't,
Daſelbſt iſt Luſt auf Luſt und wahre Freud' auf Freud! —

Freude, wann die Gülden klingen,
Freude, wann die Gäſte ſpringen,
Freude, wann man ſpielt und ſcherzt,
Freude, wann man halſt und herzt,
Freude, wann die Kinder lachen,
Freude, wann ſie Hochzeit machen,
Freude, wann ſie erſtmals ſtehn,
Freude, wann ſie vollends gehn,
Freude, wann ſie beten können,
Freude, wann die Töchter ſpinnen,
Freude, wann der Sohn ſtudirt,
Freude, wann man ausſpaziert,
Freude, wann man heim iſt kommen
Und mit Freuden hat vernommen,
Wie ein Kind das andre wiegt,

Drittes an der Bruſt noch liegt,
Und das viert' iſt unterwegen.
Da iſt Gottes Gunſt und Segen,
Freude, wann Nichts mag gebrechen,
Freude vom Zuſammenſprechen,
Lange Nächte, kurze Tage,
Kurz Bedenken, lange Frage,
Lang gebeten, bald gethan,
Find't ſich ſtets bei Frau und Mann.
Das ſind Sachen, das ſind Dinge,
Die das Freien pflegt zu bringen,
Die die Lieb' ohn' Sorg' und Pein
Aus läßt gehn und wieder ein.

9) Der Schluß, wie einiges Andre, weggelaſſen.

Phyllis.

Ich kam zu Phyllis jüngſt, 1) ſie freundlich zu begrüßen.
Ich ſprach: „Komm, beſter Schatz, ich will dich einmal küſſen!“
Sie wollt' und wollt' auch nicht, ſträubt ſich 2) und ſtand doch ſtill.
Sagt, 3) was ihr' Meinung iſt, wann ſie nicht will und will.

---

1) nechſt.
2) ſie ſtreubt.
3) Rabt.

An Einen, der ſeiner Dame ein von ihm in Muſik geſetztes Lied geſchickt hatte.

Das heißt mir nach der Lei'r der Laute Saiten zwingen,
In rechter Harmonie der Liebe Lieder ſingen!
Schau', wie dein Liedlein iſt, ſo hält die Liebe Haus:
In b mol fängt es an und geht in la mi*) aus.

---

*) Bekannte italieniſche und franzöſiſche Bezeichnung einer Tonart, zugleich provinzieller Ausdruck für: Wehklagen.

Freundſchaft ein ſeltenes Gut.

Treuer Freund ein ſeltſam Gaſt,
Den Melonen gleich zu achten;
Funfzig Körner mußt du ſetzen,
Eh' du einen guten haſt.

Naturbetrachtung. *)

Wer in den Schatten ſich in einem ſchönen Garten,
Zu träumen, legen will und nur des Schlafes warten,
Der ſieht Nichts, als das Gras und Bäume und das Haus,
Er zieht aus keiner Blum' ein einzig Bildniß aus;

---

*) Aus einem Hochzeitgedichte.

Ein andrer höh'rer Geiſt, begabt mit reifen Sinnen,
Schaut nicht, was außen iſt; er ſtrecket ſein Beginnen
Auf Gottes Wunderwerk, er ſieht die Allmacht an,
Und wie ihm jedes Kraut zur Schule dienen kann.

An eine Jungfrau.

Wie mögt ihr der Natur ſo ſchnurſtracks1) widerſtreben?
Ihr gebt kaum einen Kuß und ſeid des Plauderns voll!
Sie hat uns einen Mund, zwei Lippen darum geben,
Daß man noch eins*) ſo viel, als reden, küſſen ſoll.

---

1) ſchnurrechts.

*) einmal.

Grabſchrift.

Was du jetzunder biſt, war ich vorhin auf Erden;
Was ich anjetzo bin, das wirſt du auch bald werden;
Den Weg, den du jetzt gehſt, den bracht' ich oftmals hin;
Bald wirſt du dieſen gehn, den ich jetzt gangen bin.

David Schirmer.

Aufmunterung zum Genuſſe.

Komm, Liebſte, laß uns Roſen brechen,
Weil ſie noch voll und farbig ſein!
Laß Andre, was ſie wollen, ſprechen;
Die Flucht ſchleicht ſich den Jahren ein.

Wir müſſen unverwendet ſchauen,
Wie uns dies Alles folgen muß;
Die Jugend trägt ſich durch die Auen
Geſchwind, mit unvermerktem Fuß.

Das Haar, der Mund und dieſe Wangen
Vergehen oft in kurzer Zeit;
Der Augenlichter goldne Spangen
Sind von [1] dem Tode nicht befreit.

---

[1] Seyn für.

Die edle Schönheit der Gebehrden,
Die meiner Liebe Mutter iſt,
Kann durch den Wind verwehet werden.
Komm, Liebſte, weil du jung noch biſt.

Wer ſucht den Maien unſrer Tage,
Iſt er bereits einmal vorbei?
Häuft ſich des Winters Leid und Plage,
So ſind wir aller Liebe frei.

Wie ſich ein Regenſtrom behende
Von Bergen in die Thäler geußt,
So reißen wir uns ſelbſt zum Ende,
Das uns jetzund ſchon eilen heißt.[2]

Drum laß uns lieben, wie es gehet,
Eh' noch der Abendſtern anbricht.
Wer in der Liebe nichts verſtehet,
Der braucht der edlen Jugend nicht.

---

[2] Die folgende Strophe iſt weggelaſſen.

Kußroſen.

(Mit einigen Auslaſſungen.)

Wer will, mag ſtehen nach den Dingen,
Die bis zu blauen Wolken gehn;
Ich laſſe mich die Pracht bezwingen,
Die ohne Wanken kann beſtehn.
Ein Andrer rühme Blumenzier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für. [1])

Komm' ich im Grünen früh ſpazieren,
So blinken mich zwar Roſen an;
Kußroſen aber, die verführen,
Weil ich ſie luſtig brechen kann.
Ein Andrer rühme Blumenzier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

---

[1]) Lieb, die Kuß-Roſen gehen für. (So an allen Folg.)

Der Tulipan aus fremden Landen
Steht wohl bei uns in großem Werth;
Doch wenn Kußroſen ſind vorhanden, *)
Hab' ich der Tulpen nie begehrt.
Ein Andrer rühme dieſe Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

Ein kluger Gärtner kann wohl ſagen:
„Belobet iſt der Hyazinth;“
Kußroſen aber mehr behagen,
Wenn ſie von ſchönen Feldern ſind.
Ein Andrer rühme dieſe Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

Die Sammetblumen ſind geprieſen,
Weil ihnen keine Zier gebricht.
Kußroſen von den Wangenwieſen
Verachte wahrlich Keiner nicht!
Ein Andrer rühme dieſe Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

---

*) Wenn die Kuß-Roſen ſeyn vorhanden.

Die Lilie wird belobt genennet
Von dem, der ſie recht brauchen kann;
Wer aber die Kußroſen kennet,
Sezt Lilien-Schnee und Duft hintan.[3]
Ein Andrer rühme dieſe Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

Thauperlen können früh erquicken
Den gelben,[4] halbverdorrten Klee;
Kann ich auf Roſen Roſen pflücken,
Entwöhnet ſich gleich Schmerz und Weh.[5]
Ein Andrer rühme dieſe Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

Nimm Blumen, Roſen, nimm Narciſſen,
Nimm Tulpen, Lilien, Tauſendſchön,
Nimm die, die von der Sonne wiſſen,
Nimm, die in Sammetkleidern ſtehn;
Nimm Blumenpracht, nimm alle Zier;
Kußroſen, Liebſte, gehen für.

3) Sezt Lilien-Schnee-Geruch hindan.
4) Den gelb- und.
5) Entwehnet ſich das Schmertzen-Weh.

Die Steinerne.

Glänzender Strahl du 1) der blühenden Jugend,
Muſter der Erden und Wunder der Welt,
Streue das leuchtende Feuer der Tugend
Ueber dein bleichendes Roſengezelt!
Tödte dein Herze, dein Herze von Stein,
Willſt du nicht gänzlich von Diamant ſein!

Läugneſt du, 2) Schönſte, nach deinem Behagen,
Daß du von Steinen zuſammengeſetzt?
Wälder und Felder, die werden es ſagen,
Wie du mich Armen mit Blinken verletzt?
Daphne, Narciſſus, der harte, ſammt Pan
Klagen die ſteinerne Härtigkeit an. 3)

---

1) Strahle.
2) Leugeſtu.
3) Die nächſte Str. ausgel.

Jupiter machte die Fäden der Haare,
Aber von Chryſolith und von Magnet;
Chryſopras iſt nur die theuere Waare,
Welche dir, Schönſte, zum Lieblichſten ſteht.
Agtſtein, Beryllen und goldner Saphir
Sagen, die Haare ſind ſteinern an dir.

Glänzend 4) iſt an dir die Stirne zu ſchauen,
Fröhlich und munter und ohne Verdacht;
Aber wer dürfte dem 5) Angeſicht trauen,
Da 6) es aus härteſtem Marmor gemacht?
Kannſt du nicht lieben, o liebliche Zier?
Glaub' es, dein Stirnchen iſt ſteinern an dir!

Schöne, wie ſiehet dein Angeſicht dunkel!
Hat dir Cupido die Sterne *) verletzt?
Haſt du nicht Augen? Ach, zwei der 7) Karfunkel
Wurden für Augen hin in dich geſetzt.
Streueſt du güldene Strahlen zu mir?
Glaub' es, die Augen ſind ſteinern an dir!

---

4) Glanzbar. — 5) darff dir daß.
6) Weil. — 7) zweene.
*) Augen.

Lieblich durchflimmern[8]) die Roſen die Wangen,
Wenn ſie durch Lächeln gezierter ſein.
Will ich — ach, Schmerze! — ſie küſſend um-
fangen,
Sind ſie nichts Andres, als Sardiſcher Stein[*]).
Willſt du noch läugnen, o ſüßeſte[9]) Zier?
Glaub' es, die Wangen ſind ſteinern an dir.

Trägeſt du, Meiſterſtück,[10]) röthliche Lippen,
Amor'n mit ihnen zu Dienſten zu ſein?[11])
Nein! Es ſind harte korallene Klippen;
Schiffbruch iſt einzig bei ihnen gemein.
Rege ſie, wie du willſt, Schöne, vor mir;
Glaub' es, die Lippen ſind ſteinern an dir.[12])

Andere ſchreiben von Adamantherzen,
Andere ſetzen den Kieſel dazu;

[8]) Artlich durchflinckern.
[9]) ſchöneſte.
[10]) Kunſtſtück, auch.
[11]) Welche dem Amor am dienſtlichſten ſeyn.
[12]) Zwei Str. ſind ausgel.
[*]) Carneol.

Ich kann in Wahrheit, o Herze, nicht ſcherzen;
Herze, der Donnerſtein ſelber biſt du.
Zittert und wallet es, Schöne, vor mir?
Glaub' es, dein Herzchen iſt ſteinern an dir.

Würd' es ſo leichtlich mit Blute gezwungen,
Wie ſich ſonſt zwingen der Diamant läßt,
Wären mir längſtens die Adern geſprungen;
Aber der Donnerſtein bleibet zu feſt,
Daß ich nun ſagen muß, ſteinerne Zier:
Alles iſt härter, als ſteinern, an dir.

An ſein ſchwarzbraunes Mädchen.

O ſchwarzbraune Roſilis,
Biſt du deß noch nicht gewiß,
Wie ich dich ſo treulich meine[*]?
Ach, du weißt es ſonder mich,
Wie mein Herze ſehne ſich
Nach dem goldnen Liebesſcheine!

Glühend Eiſen flammet ſehr;
Doch mein Herz iſt noch vielmehr
Angeregt von deinen Blicken,
Von den Blicken deiner Pracht,
Deiner unerwehrten Macht,
Die mich kann zur Erde drücken.[1]

---

[1] Die folgende Str. ausgel.

[*] liebe.

Centner Worte mach' ich nicht,
Damit Mancher ſich verpflicht't,
Seinen Leib dahinzugeben,
Wenn er in der jungen Zeit
Sollt' in kranker Einſamkeit
Sonder Gegenliebe leben;

Und ob Himmel und das Meer
Stetig ihm zuwider wär',
Er von ihr nicht wanken wollte,
Ja, ob Feuer und die Luft
Alle Kraft zuſammenruft,
Ihn doch keins vertreiben 2) ſollte.

Morgen doch bei früher Zeit
Wandert er wohl anderweit,
Andre gleichfalls zu berücken;
Rühmet ihren Mund und Hand
Und den göttlichen Verſtand,
Die ihm Herz und Sinn beſtricken. 3)

2) abtreiben.

3) Der ſein Hertze kan beſtricken.

Nein, ein Solcher bin ich nicht!
Deiner braunen Augen Licht,
Roſilis, ich nur erhöhe.
Meiner Liebe Redlichkeit
Liegt zu Anker jederzeit,
Daß ich mehr, als feſte, ſtehe.

Weil ich nun nicht wanken kann,
Ei, ſo laß bei Jedermann
Uns das Glück und Unglück theilen!
Keine Laſt die iſt ſo ſchwer,
Die nicht halb ſo leichte wär',
Wenn ſie ſteht auf zweien Säulen.

Nachtklage.

Komm, Roſetta, ſchönes Licht,
Das durch meine Sinnen bricht!
Ach, Roſetta, komm doch an,
Daß ich länger leben kann!

Deine roſenvolle Hand
Hat mein Herze mir entwandt,
Daß kein Glanz, kein heller Schein
Will in meinen Augen ſein.[1])

Schau' den trüben Himmel ich,
Denk' ich, Sonne, ſtets an dich.
Schau' ich dann mich ſelber an,
Bin ich ganz dir zugethan.

---

[1]) Die nächſte Str. ausgel.

Hier in dieſer ſchwarzen Nacht,
Da ich gänzlich mich verwacht,
Lieg' ich, wie ein Licht ohn' Schein,
Und kann mein nicht ſelber ſein.

Blinken mich die Sterne an
Von der dunkelſchwarzen Bahn,
Sprech' ich: Weicht, o Himmelszier!
Meine Liebſte geht euch für.

Zeigt der Mond ſich 2) ohne Glanz,
So erſtirbt mein Geiſt auch ganz;
Er zwar ſucht Endymion,
Und ich meiner Liebe Lohn.

Fragſt du, Liebſte, was ich will?
Weil die ganze Stadt iſt ſtill,
Soll die übergroße Pein
Bei dir mein Verräther 3) ſein.

---

2) Steht der Monden.

3) Angeber.

Bleich bin ich von Angeſicht,
Und das haſt du zugericht't;
Ohne Sinnen iſt mein Sinn,
Weil ich nicht in deinem bin.

Wach', wach' auf, wach' auf, mein Lieb,
Das mich erſt zu lieben trieb!
Höre meinen Saiten zu,
Die mit mir nicht haben Ruh.

Schieb' 4) das ſtolze Fenſter auf,
Laß den Blicken ihren Lauf,
Daß mein halbverbranntes Herz
Nicht mehr fühle ſeinen Schmerz!

Dieſes tröſtet mich noch ſehr,
Daß du mir giebſt dein Gehör;
Weil mich deine Gunſt anlacht,
Wünsch' ich dir jetzt gute Nacht.

4) Scheub.

Nun verberge dein Geſicht,
Weil mein Dienſt auf heut 5) verricht't;
Mach' das ſel'ge Fenſter zu
Und gieb' dich der ſüßen Ruh!

Kann ich heut erwerben hier,
Daß ich morgen komme für,
So ſoll deiner Augen Schein
Mehr mir, als die Sonne, ſein.

Meine Schöne, ſchlafe nu!
Schlaf', ſchlaf' wohl! ſchlaf', ſchlaf', mein Du!
Lieb' mich und was ich gebracht!
Nun, ſchlaf' wohl! zu guter Nacht!

---

5) heint.

Treue Freundſchaft vor falſcher Buhlſchaft.

Immer hin, fahr' immer hin,
Falſcher Sinn!
Du ſollſt mich nicht kränken.
Was mir gar nicht werden kann,
Soll's [1]) von dann
Mein Gemüthe lenken?
Ich weiß meine Zeit
Und ein jeglich Leid
In den kühlen Wein,
Der mir glatt geht ein,
Wohl zu verſenken.

Was denn iſt's, das mich ſtets quält
Und entſeelt,
Als ein großes Leiden?

---

1) Wird (ohne nachfolgendes Fragzeichen).

Dein geſtirntes Angeſicht
Hat zwar Licht,
Aber wenig Freuden.
Drum will ich, o Zier,
Mich entſchlagen dir,
Deiner Augen Glanz
Und den Roſenkranz
Hinfort zu meiden.

Was frag' ich nach deinem Kuß,
Den ich muß
Stets mit Thränen ſuchen!
Iſt mir ſchon dein rother Mund
Nicht vergunt *),
Will ich drum nicht fluchen.
Ein Venediſch Glas
Iſt mir eben das,
Laſſen mit Getön
Rund herum wir's gehn 2)
Bei grünen Buchen.

2) wenn es mit Gethön
rund herümb muß gehn.

*) vergönnt.

Wie kann ich die Fröhlichkeit
Meiner Zeit
Beſſer niederlegen?
Für die gar zu träge[3] Luſt
Deiner Bruſt
Greif ich nach dem Degen.
Wo es Blutens gilt
Und das Herze quillt,
Auf den Hieb und Stoß
Friſch zu ſchlagen los,
Da wächſt mein Segen.

Wenn der kühle Trunk vergnügt[4]
Und beſiegt
Meine friſchen Glieder,
Brüſtet[5] ſich der heiße Muth,
Bis das Blut
Wallet auf und nieder.

---

[3] faule.
[4] obliegt.
[5] Da brüſt.

Dann ſo gehen frei
Auf die alte Treu'
Mit Geſang und Klang
Ueber Tiſch und Bank
Die ſchönen Lieder.

Eine neue Brüderſchaft
Hat mehr Kraft,
Als dein altes Haſſen.
Kann ich einen guten Freund,
Der es meint,
Im Vertrauen faſſen,
So verraucht die Noth,
Daß ich auch den Tod,
Als ein Heldenmann,
Unverzüglich kann
Verweiſen laſſen.

Treulich ſchlagen Hand in Hand
Macht bekannt
Meine Redlichkeiten.

Da kann ich mein offnes Herz
Ohne Scherz
Zeigen allen Leuten.
Da hingegen[6]) du
In demſelben Nu
Deiner Falſchheit Ruhm,
Als dein Eigenthum,
Weißt hoch zu deuten.

Dir, o edle Compagnie,
Will ich nie,
Als[7]) zu Dienſte leben.
Schenke friſch die Gläſer ein!
Bier und Wein
Muß der Wirth uns geben.
Auf Geſundheit hin
Solcher, wie ich bin!

---

6) Hergegen.

7) ſoll mein Knie
ſtets u. ſ. w.

Nimm es, Bruder, an;
Wie ich jetzt gethan,
So mach' es eben! 8)

Aber du, fahr' immer hin,
Falſcher Sinn!
Du ſollſt mich nicht kränken.
Ein ſchön Glas und fein Geruch
Läßt mein Buch
Nicht ins Grab verſenken.
Fahr' hin, falſche Treu!
Ich bin frank und frei.
An dein Augenlicht
Will ich gänzlich nicht
Forthin gedenken.

---

8) Die folgende Strophe iſt weggelaſſen.

Die Widerſacher.

Nun, was hilft es! Ich will ſchweigen
Und Gott rufen an zum Zeugen;
Er weiß meine Sache recht.
Mein Gewiſſen wird es ſagen,
Daß ich dieſes Joch getragen
Niemals als ein Sündenknecht.

Tauſendfache Läſterzungen
Haben mir mein Herz durchdrungen,
Das ſich in ſich ſelbſt nicht weiß;
Tauſend Mäuler ſpeien Flammen
Ueber mich und dich zuſammen,
Ueber dich, du Muſen-Preis.

Regne Tropfen, blute Thränen,
Herze, blute Noth und Sehnen,
Blute, blute rothe Pein!
Weine bei den bösen Leuten,
Ueber die verruchten Zeiten,
Und laß alle Freude ſein!

Nimm für Myrten dir Cypreſſen,
Bis du deiner Angſt vergeſſen,
Wirf die Roſen von dir hin!
Amaranthen ſollſt du tragen,
Aller Blumen dich entſchlagen,
Weil ich ſo verwundet bin.

Doch was hilft es, traurig ſtehen
Und in Todeskränzen gehen?
Gut Gewiſſen triumphirt.
Die Geduld ſchwingt ihre Fahnen,
Dir den ſchönen Weg zu bahnen,
Da der Unſchuld Schmuck dich ziert.[1]

---

[1] Da die Unſchuld dich beziert.

Laß es hageln, laß es ſchneien,
Laß die Wolken Feuer ſpeien,
Laß es gehen, wie es geht!
Recht kriegt endlich doch zum Lohne
Die vergüld'te Lorbeerkrone,
Die im Donner ſtets beſteht.

Lüget immer, was ihr wollet,
Traget aus, was ihr nicht ſollet,
Naget meinen freien Sinn!
Keine Palmen hochauf gehen,
Wenn ſie nicht gedrücket ſtehen;
Ich bin doch wohl, wer ich bin.

Ein erwachſenes Geblüte
Und die Tugend im Gemüthe
Fürchten einen Neider nicht.
Was die Läſtermäuler ſpeien,
Wird noch ihnen ſelbſt gedeihen,
Wenn ſie Gottes Rache richt't.

Unterdeſſen wird mich ſtützen
Und vor ihrem Stich beſchützen

Unſchuld, als ein ſtarker Held,
Der durch ſeiner Lanzen Brechen
Seinen ärgſten Feind kann ſchwächen
Und behalten alles Feld.

Darum will ich jetzund ſchweigen
Und Gott rufen an zum Zeugen;
Er weiß meine Sache recht.
Mein Gewiſſen wird es ſagen,
Daß ich dieſes Joch getragen
Niemals als ein Sündenknecht.

Beſſer los, als gebunden.

Ich liebe Reichthum nicht und goldne Sachen,
Ich ſorge nicht für mich, daß groß ich ſei;
Was meinen Geiſt umſchwingt, mich zu verlachen,*)
Verlaß' ich nun, auf daß 1) ich bleibe frei.
Ich liebe Weiden, Wald, Laub und Gras
Und alle Haiden. Ich ſage das,
Wo meine Laura ſaß.

Das ſchnöde Prangen bleibt von meinen Sinnen;
Mein Sinnen ſtrecket ſich hin durch die Luft.
Mars mag mit Blitzen 2) Krieg und Sieg beginnen;
Ich bleibe, wo ich bin, bei meiner Kluft.
Ich liebe Weiden, Wald ꝛc.

1) ümb das. — 2) mit Blitz den.

*) Was meinen Geiſt, zu meiner Schmach, bewegte und trieb.

Ich fliehe täglich das, was brünſtig liebet;
Mein hoher Sinn, der iſt dazu zu klein.
Der Hoffnung bloſes Schwert mich nicht betrübet;
Denn was ich liebe, muß viel [3]) ſchöner ſein.
Ich liebe Weiden, Wald ꝛc.

Wer will, laß täglich ſich in Liebe brennen;
Ich ſtehe feſt darauf: ich bleibe frei.
Wer wollte thöricht ſich ein [4]) Sklave nennen,
Bei dem ein kluger Sinn in Dienſten ſei?
Ich liebe Weiden, Wald ꝛc.

Die Mädchen [5]) ſind zwar ſchön und gut zu ſchauen;
Die Mädchen aber mag ich, glaubt es, nicht.
Muß ich mich Einer ja noch anvertrauen,
So küß' ein kleines Kind mein Angeſicht.
Ich liebe Weiden, Wald ꝛc. [6])

---

[3]) Denn was ich lieben kann, kann

[4]) thörlich ſich jetzt.

[5]) Jungfern.

[6]) Die folg. Str. ausgelaſſen.

107

Weg, Reichthum, Gold und Geld! weg, ſchnödes Prangen!
Weg, Mars, mit deinem Blitz! weg, Liebe, weg!
Weg, große Mädchen, 5) weg! Mein beßt' Verlangen
Iſt eine Kleine mit der Freiheit Zweck.
Drum lieb' ich Weiden, Wald, Laub und Gras
Und alle Haiden. Ich ſage das,
Wo meine Laura ſaß.

Marnia und ein Buch. *)

Ich empfinde nun kein Grauen, [1]
Daß ich, Phöbus, für und für
Bin geſeſſen neben dir.
Andre mögen um ſich ſchauen
Und bei jenen Springequellen
In den Wieſen ſich ergehn;
Ich will bei den Büchern ſtehn
Und auf ſie mein Dichten ſtellen.

Artlich läßt es ſich ſtudiren,
Wenn man weit vom Ungemach
Leitet ſeinen Lebensbach.
Der, weil wir ihn weislich führen,

---

[1] Nun empfind ich keinen Grauen.

*) Parodie des bekannten Gedichts von M. Opitz: „Ich empfinde faſt ein Grauen.“ Bd. 1. S. 4 dieſer Sammlung.

Wird kein Theil dem Tode werden;
Denn der kluge Geiſt und Sinn
Schwingt ſich durch die Wolken hin
Und kommt gar nicht in die Erden.

Holla, Junger, geh' und frage,
Wo das beſte Buch mag ſein,
Laß den Opitz binden ein!
Dieſe Friſt der kurzen Tage,
Die wir Menſchen auf uns haben,
Will ich in den Bienenſaft,
Den die Muſen abgerafft,
Tiefer, als in Sand, vergraben.

Kaufe gleichfalls andre Sachen
Und vergiß den Tſcherning nicht!
Schau', daß Keiner dir gebricht!
Jener mag recht thörlich lachen,
Der bei ſeinen Geld und Schätzen
Tolle ſich zu kränken pflegt
Und ohn' Luſt ſich ſchlafen legt;
Ich will mich mit Büchern letzen.

Bitte die gelehrten Brüder
Auf die Muſik und auf das,
Wobei ſtets der Plato ſaß;
Bringe mit die ſchönen Lieder!
Marnia, dich laß ich erben;
Bei den Büchern und bei dir
Will ich bleiben für und für;
Bücher laſſen Keinen ſterben.

An die Quälende.

Liebſte Seele meiner Seelen,
Soll ich mich denn ganz und gar
Ueber dich zu Tode quälen?
Gieb mich doch nicht der Gefahr!
Tödte lieber deinen Feind,
Der es nie, wie ich, gemeint.

Laß mich doch nicht ohne Leben
Hier mein Leben bringen zu!
Du kannſt Kraft und Seele geben,
Du, geliebte Schönheit, du,
Daß ich, außer Noth und Pein,
Könne voller Freuden ſein.

Unſrer Wälder grüne Füße
Bleiben deiner Tugend hold,

Und die reinen Silberflüſſe
Führen deinetwegen Gold.
Alles wartet nur auf dich.
Ach, wann wirſt du tröſten mich?

Komm, du kühler Tag, gegangen,
Komm, du roſenvolle Nacht!
Laß, o laß mich das 1) empfangen,
Was mich ſo betrübet macht!
Komm, Labelle, meine Zier!
Tod und Leben ſteht bei dir.

---

1) Und laß dieſes mich.

Zur Verſöhnung.

Seelchen, haſt du nicht erblicket,
Wie das dürre Feld bereit
In der ſchönen Frühlingszeit
Sich zu neuer Liebe ſchicket?
Seelchen, nimmſt du nicht in Acht,
Wie die zarte Roſe lacht?

Deine goldne Morgenröthe
Kennet meinen Abend nicht.
Meine treue Liebespflicht
Kommt ſie[1]) dir vielleicht zu ſpäte?
Nicht zu ſpäte, meine Pein!
Es ſoll Zeit genug noch ſein.

---

[1] Kömmet.

Trauerſt du? Ich thu' es eben;
Deine Marter quälet mich.
Willſt du denn elendiglich,
Seelchen, ohne Seele leben?
Lebe nicht ſo, wie du thuſt;
Es iſt Beß'res 2) dir bewußt.

Stoß mich immerhin zu Grunde;
Liebſtes Lieb! ich falle nicht.
Was das Auge mir verſpricht,
Das erhalt' ich an dem Munde.
Mund und Auge ſind mir gut;
Schau' nur, was das Herze thut.

Ich will meine Segel ſtellen
Und die Anker heben auf.
Seelchen, giebſt du mir den Lauf,
So frag' ich nach keinen Wellen.
Nimm mein Schiff und treib' es fort;
Durch dich findet es den Port.

---

2) beſſer.

Herzchen, ſei doch nun verliebet!
Seelchen, fange wieder an!
Hat dir Jemand was gethan,
So ſei darum nicht betrübet;
Der ſich einmal dir verſpricht,
Seelchen, der verläßt dich nicht.

Bitte um Gegenliebe.

Liebte ſie nur, wie ich liebte,
So wär' ich nicht der Betrübte,
Ihr und auch zuwider mir.
Ach, wie würde für und für,
Wenn wir beide lieben müßten,
Ihrer Tugend lichter Schein
Meiner Gluth[1]) gefällig ſein,
Daß wir ſtets einander küßten!

---

[1] Brunſt.

O wie würden die Gefilder
Um ein gut Theil werden milder!
Laub und Gras und Buſch und Wald
Würden blühen wohlgeſtalt;
Alle Faſern[2]) würden grünen
Und um unſer junges Haar
Ihre Blumen legen dar,
Unſre Liebe zu bedienen.

Ich auch würde froher ſingen
Und das ganze Feld durchdringen,
Wär' ihr purpurvoller Mund
Mir vergönnt zu aller Stund'.[3])
Dann wollt' ich an meinem Herzen
Nichts, als eine Fröhlichkeit
Spielen von ſo guter Zeit,
Recht[4]) zu Trutze meinen Schmerzen.

---

2) Fäſer.

3) Wenn ihr Purpur-voller Mund
Mir ſtets würde ſeyn vergunt.

4) Nur.

O du liebliche Margelle,
O Margelle, Freudenquelle!
Schau' doch, wie der zarte Weſt
Alle Dinge lieben läßt!
Was wir ſehen, heget Flammen;
Du nur gönneſt deiner Bruſt
Keine ſolche zarte Luſt. —
Bleiben wir auch ſo beiſammen?

An die Zürnende.[1]

Sei friedſam, wie ich bin;
Der Himmel lacht uns Beiden.
Mein gar zu treuer Sinn
Wird ſich von dir nicht ſcheiden.
Ich liebe dich,
Mein Ich.

[1] Mit Hinweglaſſung mehrer Strophen

Was willſt du dich noch viel
Um leichte Worte grämen?
Du biſt mein einzig Ziel,
Ob tauſend Wellen kämen.
Ich liebe dich,
Mein Ich.

Laß deinen Unmuth ſein!
Ich liebe dich vor Allen;
Du biſt es nur allein,
Die mir kann wohlgefallen.
Ich liebe dich,
Mein Ich.

Wohlan, es ſei gewagt!
Ich küſſe dich aufs Neue.
Und wird mir das verſagt,
So reut mich die Treue.
Ich liebe dich,
Mein Ich.

An Dieſelbe.[1]

So fährſt du, Seele meiner Seelen,
Noch immer fort, mich mehr zu quälen,
Das ich doch nicht ertragen[2] kann?
Ich wollte lieber Alles leiden,
Als deine ſüßen Blicke meiden.
Was aber hab' ich dir gethan?

Bin ich zu ſchlecht dir von Gebehrden
Und will an dir nicht höfiſch werden,
Da man viel redet auf den Schein?
Nein, Heuchelei iſt mir nicht eben;
Mein Herze liebt ein treues Leben,
Und ſollt' es drüber gehen ein.

---

[1] Eine Strophe ausgelaſſen.

[2] vertragen.

Ich bin kein Weib in den Gedanken,
Das heute ſteht und morgen wanken
Und gar zu Boden fallen kann.
Wer aufrecht geht, kann ja [3]) nicht kriechen,
Und würd' ihm auch von tauſend Flüchen
Ein kahles Unrecht angethan.

Soll aber es die Schönheit machen,
Daß ich ſo lieblich nicht kann lachen,
Als einer, der gewandert iſt?
Das weiß ich wohl, ich bin vom Lande;
Doch bin ich darum ohne Schande,
Von Tücke frei und Hinterliſt. [4])

Wer hoch will kommen, muß wohl fliehen,
Sonſt kann er leicht den Kürzern ziehen,
Eh' er es einmal hat vermeint.
Nein! oben iſt das meiſte Blitzen;
Drum bleib' ich auf der Erde ſitzen
Und dennoch Gottes lieber Freund.

[3]) gar.

[4]) Jedennoch aber ohne Schande
Den Nebligkeiten außerliſt.

Gedenke nicht, du liebe Schöne,
Daß ich dich etwa jetzt verhöhne;
Nein, Liebſte, nein; das dient mir nicht.
Dir hab' ich einmal mich ergeben,
Zu deinem Lobe ganz zu leben;
Gedenke nur an deine Pflicht!

Froher Muth.

Himmel, laß mich deine Laſt
Nicht ſo gar entſeelen!
Soll, was du mir geben haſt,
Mich mit Sorgen quälen?
    Hab' ich gleich nicht, was alle Welt
    Für ſelig [1]) Wohlergehen
    Und für das beſte Glücke hält,
    So will ich dennoch ſtehen.

---

[1]) Vor ſeltne.

Wer die Trauertage zählt,
Iſt ſchon halb verdorben;
Guter Muth, der Freud' erwählt,
Hat das Beſt' erworben.
Es mag ein Jeder voller Leid
Die armen Grillen fangen;
Ich nutze meine gute Zeit,[2]
Eh' ſie mir iſt entgangen.

Ströme fließen als ein Pfeil,
Wolken ziehn geſchwinde,
Schneller noch ſchlingt Noth ihr Seil,
Daß ſie dran uns binde;[3]
Die Menſchen rauſchen bald vorbei,
Ihr Leben hat viel Flügel.
Sind wir der jungen Tage frei,
Was hilft hernach der Zügel?[4]

---

[2] Ich rathe meiner guten Zeit.

[3] Doch noch ſchneller iſt das Seil,
Daß uns Noth anbinde.

[4] Die nächſte Strophe iſt ausgelaſſen.

Wer Gott in dem Herzen trägt
Und in keuſchen Armen
Seine Liebſte ſchlafen legt,
Beſſer zu erwarmen,
Dann darauf mit erhöhter Hand
Ein reines Glas ausleeret,
Der wird von keinem Unbeſtand
In Traurigkeit verſehret.

Traurigkeit, gehab dich wohl!
Mörderin der Freuden!
Komm, o Luſt, mein lichter Pol!
Morgenſtern in Leiden!
Mein Herz, das ſoll durch deinen Schein
Das Unglück unterdrücken.
Werd' ich alsdann im Finſtern ſein,
Wann ich dein Licht ſeh' blicken?

Ermunterung.[1])

Meine Liebſte, meine Wonne,
Meiner Augen ſchöne Sonne,
Willſt du mich nicht mehr beſcheinen?
Laß der Freundlichkeiten Blicke
Löſen auf die Band' und Stricke,
Daß wir uns einmal vereinen!

Lieben und geliebet werden
Iſt das Beſte dieſer Erden;
Alles Andere vergehet.
Wo zwei Münde treulich küſſen,
Da wird Alles weichen müſſen,
Was ohn' Liebe ſonſt beſtehet.

---

[1]) Mit Weglaſſung einer Strophe.

Komm, mein Lieb, in meinen Armen
Sollſt du ſtets mit mir erwarmen!
Gott das Andre heimgeſtellet!
Der wird unſern guten Sachen
Ein gewünſchtes Ende machen;
Er mag thun, was ihm gefället.

Liebſte, lebe, lieb' und labe,
Weil du brennſt,[2] ich Feuer habe,
Weil noch unſre Roſen blühen!
Wird ſich's auch im Winter küſſen,
Wenn wir Feuer borgen müſſen,
Runzeln unſre Stirn umziehn?[3]

---

[2] Brunſt.

[3] Und mit Runzeln uns beziehen.

Abweſenheit der Geliebten.

Täglich geht die Sonne ſchlafen,
Steht auch täglich wieder auf
Und hält ihren alten Lauf.
Wann ſeh' ich dich bei den Schafen?
Ach, wie weit iſt doch der Tag,
Da ich dich umfangen mag!

Wie viel Marter muß ich leiden,
Liebſte, ſeit ich von dir bin!
Ach, wie muß mein kranker Sinn
Darben ſeiner ſüßen Freuden,
Weil der Leitſtern deiner Zier
Sich ſo gar entfernt von mir! [1]

---

[1] entfernet mir.

Komm, o ſchöner Tag, gegangen!
Komm, o Zeit, und ſäume nicht!
Zeige mir ihr Angeſicht,
Zeige mir die zarten Wangen!
Ohne ſie muß ich ein Stein,
Bei ihr aber göttlich ſein.

Abſchied von Ihr.

O Perle meiner keuſchen Seele,
Licht meiner Gluth, mein Sonnenſchein!
Laß mir es zu, daß ich mich quäle,
Ich werde bald nicht bei dir ſein;
Ich werde bald, voll Angſt und Leiden,
O meine Schöne, von dir ſcheiden.

Mein Schickſal will mich von dir nehmen, [1]
Das mich dir nur gegeben hat;

---

1) Mein Glücke will mich dir entreiſſen.

Ich muß dem Wetter mich bequemen, 2)
Bis daß die Roſe zeigt ihr Blatt:
Ich reiſe fort, doch ohne Leben,
Weil ich es einzig dir gegeben. 3)

Mein Geiſt wird allzeit in mir wachen
Und dich mir immer ſtellen für,
Wie mich erfreuen kann dein Lachen
Und, Göttin, deine holde Zier,
Die über alle Sterne ſtreichet
Und ſich nur ihrem Himmel gleichet.

Wenn mir die goldne Sonne ſcheinet,
Und wenn mich Wind und Sturm verletzt,
So bleibeſt du mit mir vereinet,
Mein Leitſtern, der die See ergötzt, —
Die See, in der ich jetzo walle,
Daß meine Liebe dir gefalle.

---

2) Ich muß das Wetter laſſen ſchmeiſſen.

3) Eine Strophe weggelaſſen.

Gieb her den Mund, gieb her die Hände;
Hier iſt der treue Liebeskuß!
Die Segel, die ich jetzo wende,
Schwellt meines Schickſals harter Schluß.[4]
Den kann und mag ich jetzt nicht zwingen,
Bis er mich dir wird wiederbringen.

Indeſſen denke meiner Treue
Und gründe dich auf den Beſtand.
Die Liebe wächſt und grünt auf's Neue,
Wo ſich verknüpfet Hand und Hand.
Gedenke mein- und deiner Liebe,
Daß uns kein leichter Sinn betrübe.

Es wird in kurzer Zeit geſchehen,
Ich werde wieder bei dir ſein;
Dann will ich deine Lippen ſehen
Und deiner Wangen Roſenſchein;
Dann will ich ganz in deinen Armen,
Von aller Noth befreit, erwarmen.

---

[4] In die bläſt mir der harte Schluß.

Blaſt in die Segel, meine Winde!
Auf, tragt mein Glück nun mit mir fort! 5)
Die Seufzer, die ich bei mir finde,
Die laſſ ich hier an dieſem Ort,
Damit ich meinen frommen Sachen
Kann ein gewünſchtes Ende machen.

Gehab' dich wohl, o meine Wonne!
Mein liebſter Schatz, gehab' dich wohl!
Ich laſſe dieſer Welt die Sonne,
Weil mir ſcheint deiner Stirne Pol.
Noch einmal grüß' ich zu dir nieder; 6)
Mein Schatz, Ade! Ich komme wieder.

5) Tragt mein Gelücke mit mir fort.

6) Ich bücke mich noch vor dir nieder.

Das verlorene Herz.

Wer hat mir denn mein Herz genommen?
Wer hat die Seele mir geraubt?
Seit du, Melite, biſt gekommen,
Hab' ich mir ſelber nicht geglaubt,
Ob ich bei Göttern auf der Erde
Forthin im Leben bleiben werde.

Was thu' ich nun? Soll ich das Herze
Nun fordern wieder ab von dir?
Soll ich in ſolchem Liebesſchmerze
So oft verlieren mich in mir?
Soll denn die Seele meiner Seele
Stets ſein in deines Herzens Höhle?

Wo werd' ich plötzlich hingezogen?
Was mangelt mir? wo komm' ich hin?

Ach, ſchone doch mit deinem Bogen,
Du Kind der zarten Kupplerinn!
Ich trage ja mit allen Hirten
Den bitterſüßen Kranz der Myrten.

Der Tugend himmliſche Sirenen,
Die ſchläfern mich ganz vor dir ein.
Ich bin gefangen von dem Sehnen;
Wie kann ich los? Dein muß ich ſein!
Soll ich denn aber gänzlich bleiben
Und bei dir meine Zeit vertreiben?

Ich bleibe. Doch wie kann ich leben?
Mein Leben lebet ganz in dir;
Du nur kannſt Lebenswärme geben.
So komm und gieb dich ſelber mir!
Dann werd' ich deine Luſt empfinden,
Und mich in dir ganz wiederfinden. 1)

---

1) Dieſe Strophe iſt durch Verſchmelzung und Abkürzung aus den zwei letzten der Urſchrift gebildet.

Ehrliche Liebe.1)

Schönſte, was fürcht'ſt du dich?
Küſſe, Geliebte,2) mich!
Rühre den Zunder der Lippen nur an!
Löſche die große Pein!
Wer wird ſo albern ſein,
Der nicht ein Küßchen in Ehren gethan?
Treibe den ſcheuen Sinn,
Treib' ihn nur immer hin!3)
Jugend ſoll Alles in Ehren vollbringen.
Ich bin der Tücke4) frei;
Küſſe mich ohne Scheu!
Redlichkeit läſſet kein Laſter eindringen.

---

1) Eine Strophe iſt geſtrichen

2) Verliebte.

3) Deiner Begierden hin.

4) Geilheit

Küſſe, mein Sonnenlicht!
Ehre, die trüget[5] nicht;
Ehre zeucht über die Wolken empor.
Weg, was die ganze Welt
Ohne Zucht in ſich hält!
Ehre bringt ehrliche Freundſchaft hervor.
Ehre, das beſte Gut,
Liebt einen freien Muth;
Alles iſt ohne die Ehre verloren.
Redlich im Herzen ſein,
Mildert der Liebe Pein.
Ehrlich, — ſonſt hab' ich die Liebe verſchworen!

Liebe, wer lieben ſoll!
Iſt er der Ehre voll,
Küßt er die Lippen, den Mund und die Hand.
Welcher die Sonne fleucht
Und in die Winkel kreucht,
Hat bei Verſtande gar wenig Verſtand.
Küſſe, Geliebte, mich,
Wie ich auch küſſe dich,[6]

---

[5] treuget. — [6] Wenn ich beküſſe dich.

Küſſe mich, eh' ſich die Roſen verfärben!
Freudige Redlichkeit
Bleibet mein Ehrenkleid;
Nimmermehr will ich darunter verderben.

Als ſie verreiſte.

Eleonore will verreiſen;
Ihr lauen Weſte,[1] habet Acht!
Fangt an, mit Roſen ſie zu ſpeiſen,
Bis daß ſie ihren Weg vollbracht!

Sie iſt die rechte Morgenröthe,
Die vor der Sonne ſich erhöht;
Ihr Purpurlicht tritt an die Stäte,
Wo Gold und Glanz zu Tage geht.

---

[1] Weſten-Winde.

Die Blumen ſtreuet ſie hernieder;
Der kühle Morgen thut es nicht.
Sie treibt die Sterne hin und wieder,
Daß ihnen alle Zier gebricht.

Der Thau, der aus den Wolken ſpringet,
Quillt in den Lippen, die ſie regt;
Ihr heller Strahl, nur der verjünget,
Was jede Nacht daniederſchlägt.

Küßt ihren Hals von Elfenbeine,
Küßt ihren Mund, mit Blut gefüllt,
Küßt ihre Wangen, roth von Scheine,
Damit die Kälte ſei geſtillt!

Haucht[2]) auf ſie eure warmen Lüfte,
Daß ihr kein Winter ſchaden kann;
Daß ſie kein böſer Dunſt vergifte,[3])
So ſteckt die Frühlingsfackel an!

---

2) Blaſt.

3. Und daß ſie keine Dunſt vergifte.

Will eurer Gluth zu wenig werden
Und raubet euch der Froſt die Ruh',
So reißet mich von dieſer Erden
Und führt ihr meine Hitze zu!

Laßt alles Andre nur verderben,
Beſchützt mir nur ihr Angeſicht!
Und macht ſie gleich, daß ich muß ſterben,
So will ich ihren Tod doch nicht.

Bitte, zu bleiben.

Sonne der Freuden,
Flamme der Liebe,
Willſt du denn ſcheiden
Unter das Trübe?
Bleibe, mein Licht!
Liebe verbindet
Herzen und Herzen;
Lieben entzündet 1)
Doppelte Schmerzen;
Scheide doch nicht! 2)

---

1) Liebe bezündet.

2) Die folgende Strophe weggelaſſen.

Unſere Sterne
Ueber der Erden
Wachen von ferne.[3]
Froher zu werden,
Bleibe, mein Licht!
Niemand verſtöret
Unſere Stunden;
Was uns verſehret,
Heilet die Wunden.
Scheide doch nicht!

Unſre Zeitloſen
Grünen am Strande,
Blumen und Roſen
Blühen im Lande.
Bleibe, mein Licht!
Leben und Jugend,
Jugend und Leben
Reifen, zur Tugend
Sich zu erheben.
Scheide doch nicht!

---

3) fernen. So oben: Sternen.

Himmel, erwehre,
Lenke die Sinnen,
Daß ſie verkehre
Muth und Beginnen! —
Bleibe, mein Licht!
Wirſt du mich laſſen
Einſam hier ſtehen,
Muß ich erblaſſen,
Muß ich vergehen.[4])
Scheide doch nicht!

[4]) verblaſſen
Und ganz vergehen.

Troſt beim Abſchied.[1]

Betrübte Seele, laß dein Weinen,
Laß ab und kränk' dich ſelber nicht!
Es wird der Tag bald wieder ſcheinen,
An dem dein Mund „willkommen!" ſpricht.

Der Himmel wird es dir vergelten,
Der mein und deiner eindenk *) bleibt.
Wie kannſt du doch dein Glücke ſchelten,
Das mich zu meinem Glücke treibt?

Du wirſt mir dieſen Abſchied gönnen;
Das Ende will verfolget ſein.
Wie werd' ich weiter kommen können,
Wenn ich nicht dort ſoll ziehen ein?

[1] Mit Weglaſſung einiger Strophen.

*) eingedenk.

Laß du nur meine Liebe leben,
Daß ich der deinen Tod nicht ſeh'!
Ich will mich dir bald wiedergeben,
Kaum eh' ich itzt von dannen geh'.

Wer fälſchlich liebt, der mag mißtrauen;
Ich traue dir und freue mich,
Daß ich dich werde wiederſchauen
Und finden, wie ich laſſe dich.

Auch mich ſchmerzt, daß ich dich muß laſſen;
Ich trag' es, weil mir's iſt erſehen.[2]
Wo das Verhängniß mich will faſſen,
Da muß ihm auch ſein Recht geſchehn.

Was willſt du viel die ſchönen Wangen
Mit deinen Thränen machen blaß?
Sind[3] da auch Blumen aufgegangen,
Wo man ſie netzt ohn' Unterlaß?

---

[2] Mich ſchmerzet auch dein Hinterlaſſen.
Ich leid' es, weil es iſt verſehn.

[3] Seyn.

So liebe, meine Purpurille,
Und lebe wohl, mein Augenlicht!
Ich ſchenke dir, was ich erfülle;
Ich bleibe dein und laß dich nicht.

Maienlied.

Ihr Nymphen, kommt herbei!
Es buhlt der grüne Mai
Auf unſern Auen.
Laßt uns ſpazieren gehn,
Wo Büſch' und Kräuter ſtehn,
Uns umzuſchauen.

Der vorhin dürre Wald
Iſt wieder wohlgeſtalt;
Die Felder prangen;

Der blaue Himmel lacht;
Der Thau fällt durch die Nacht;
Die Tage langen.[*]

Der leichte Käfer brummt,
Die goldne Biene ſummt,
Die Vögel zwitſchern;
Das Vieh geht in das Gras,
Die Bäche werden Glas,
Die Fiſche glitſchern.

Komm, meine Delia,
Brich Blumen hier und da,
Weil ſie noch ſtehen!
Mach' von dem bunten Glanz
Mir einen vollen Kranz,[1]
Eh' ſie vergehen![2]

Was wir um dieſen Plan
So lieblich ſchauen an,

---

[1] Roſen=Kranz.

[2] Die nächſte Strophe iſt geſtrichen

[*] werden länger.

Wird endlich ſterben;
Wann Reif und Schnee und Eis
Die Felder machet weiß,
Muß es verderben.

Auch deine Stirn, dies[3] Haar,
Der Hals, dies Augenklar,
Die rothen Wangen,
Der Schönheit reiche Laſt,
Die du jetzt an dir haſt,
Iſt bald vergangen.

Drum brauche deine Luſt,
Weil jung noch iſt die Bruſt,
Weil du noch blüheſt.
Wer weiß, ob morgen du
Nicht irgend nach der Ruh'
Des Grabes ſieheſt.[4]

[3] Die Stirne, dieſes Haar.

[4] Die letzte Str. iſt weggeblieben.

Trinklied.

Heran, heran
Du Traubenmann!
Du großer Zecher,
Du Stürzebecher!
Schenk' uns den Wein
Bis oben ein,
Daß wir im Maien
Uns ſämmtlich freuen!

Dein ſüßer Saft
Giebt Allen Kraft,
Die im Gedenken
Sich ſorglich kränken.

Du ſpringſt uns bei,
Machſt ſorgenfrei,
Wenn unterm Klingen 1)
Wir luſtig ſingen.

Mein Bruder, ſchau',
Der ſüße Thau
Soll auf der Zungen
Bald ſein verſchlungen.
Verzeih' es mir,
Ich bring' es dir;
Bring' du es Jenen.
Auf's Glück der Schönen!

Der Wein iſt dein,
Der andre mein.
Setz' ihn im Glaſe
Nur an die Naſe.
Runda, Runda,
Di Nellula!
Wir ſingen ſchnelle:
Runda, di Nelle!

---

1) Wenn bey dem Schlingen.

'Rauf auf die Bank!
Das Glas iſt blank.
Du ſollſt es haben
Mit Bacchus=Gaben.
Wer ißt und trinkt
Und tanzt und ſingt,
Dem kann im Sterben
Kein Gold verderben.

Nun, nimm es an!
Wie ich gethan,
So trink' auch eben
Das Blut der Reben.
Bleib treu in Noth
Und laß nur[2] Gott,
Der uns erhalten,
Noch länger walten!

So leben wir
Bei Wein und Bier
In Zucht und Ehren.
Wer will es wehren?

---

[2] es.

Friſch, fromm und frei,
Nur nach der Reih',
Bis an den Morgen! —
Der Wirth mag ſorgen.

Luſtiger Geſellſchaft Gartenlied.

Soll denn die Traurigkeit unſerer Sinnen,
Werthe Geſellen, 1) regieren den Tag?
Macht mit den ſtörenden 1) Sorgen Vertrag,
Jaget das ſehnliche Seufzen von hinnen!
Schaffet, daß Freude das Leiden verdringet!
Evoe hat uns auf heute gedinget.

Laßt uns erwecken die ſchlafenden Flammen
Durch den mit Epheu bekröneten Wein,

---

1) Geſellſchaft.
2) Machet mit übrigen.

Weil er im Glaſe durch blinkenden Schein
Bruder und Brüderchen rufet zuſammen.
Laſſet uns ſämmtlich den blumigen Maien
Unter den ſchattigen Kränzen eins weihen!

Bruder, du Trauter, und trägſt du Belieben,
Eine Geſundheit zu nehmen in Acht?
Weil uns der Himmel von obenher lacht,
Will ich auf Erden das Trauern verſchieben;
Drum auf das Wohlſein [3] der löblichen Fürſten,
Daß mich und Keinen auf heute wird dürſten!

Hole den Athem, erhebe die Lunge,
Küſſe mit Freuden den ſchimmernden Rand,
Stürze den Römer, erhöhe die Hand,
Leer' ihn in einem gezogenen Schlunge!
So ſoll in Kurzem ein Jeder erſcheinen,
Der es mit unſerer Herrſchaft wird meinen!

Unterdeß, ehe der Römer kommt wieder,
Stimmet den Nymphen zu Ehren was an!

---

[3] Auf Wohlergehen.

Bruder, beſcheide dich, wie ich gethan;
Alſo trink dieſes in unſere Lieder!
Spare nur heute, was etwa dich morgen
Quälen und nagen und plagen für Sorgen!

Laſſet uns, laſſet uns, laſſet uns letzen!
Jugend wird Allen durch's Alter verzehrt.
Weil dann die Freude das Trauern verwehrt,
Und ſich hier Keiner für glücklich kann ſchätzen, *)
Tanzet und ſinget und ſpringet und lachet,
Bis daß Aurora vom Schlafe erwachet!

---

*) Mit Anſpielung auf den Soloniſchen Spruch, — weil Keiner auf Erden vollkommen glücklich iſt.

Die Wankelmüthige.

Will Belinde mich nicht lieben,
Ei, ſo geh' ſie immerhin!
Sie ſoll mich nicht mehr betrüben;
Gut, daß ich noch meine bin!
Ihrer Lippen Glanz und Schein
Soll nicht mehr magnetiſch ſein.

Liebe, die auf Schrauben ſtehet,
Iſt nichts Andres, als der Wind,
Der itzt durch die Blumen wehet
Und alsbald darauf verſchwind't,
Iſt nichts Andres, als ein Wahn,
Da man nichts als denken kann.

Sie vermeinet zwar zu binden;
Nein, Belinde! weit gefehlt!
Waſſer kann mich nicht entzünden;
Ich bin durch und durch geſtählt.
Wagt ſich Gluth und Feuer nicht,
Wird bei mir nichts ausgericht't.

Wenn mich nicht die Brunſt erhitzet,
Die aus ihrem Herzen ſteigt,
Iſt es Nichts, ob ſie gleich blitzet
Und ein Buhlerauge zeigt.
Was nicht mein iſt gar allein,
Das kann gar nicht meine ſein.

Denket ſie mich zu betrügen?
Nein, ich bin ſo klug, als ſie!
Steh' ich, kann ich ja nicht liegen.
Eines iſt mir keine Müh'.
Eines muß von Zweien ſein,
Wachen oder ſchlafen ein.

Vielleicht macht ſie ſich Gedanken,
Ich ſoll es ſo laſſen gehn?
Nein, ihr oft- und ſtetes Wanken
Heißet mich nun ſtille ſtehn.
Immerhin, nur immerhin!
Gut, daß ich noch meine bin!

Eine liebe, keuſche Seele,
Die mich einzig nur erkieſt,
Iſt es, um die ich mich quäle.
Weg, was wankelmüthig iſt!
Eine, die mich liebt allein,
Und ſonſt keine ſoll es ſein!

Als ſie ſich des Kuſſes weigerte.

Kind, ich liebe dich vor Allen!
Sagt dir dies mein Kuß nicht an?
Dir alleine zu gefallen,
Hat mein Mund den Kuß 1) gethan.
Dieſer Kuß ſagt meine Pein;
Kannſt du darum ſcheltig ſein?

Willſt du dich der Lippen ſchämen?
Oder iſt's nur ſo der Brauch? 2)
Laß mich ihren Purpur nehmen!
In dem Nehmen küßt man auch.
Halte treulich, wie du thuſt!
Es iſt meine beſte Luſt. 3)

1) Schmatz. So auch im folg. V.

2) Es iſt nur ein bloſſer Brauch.

3) Die folg. Str. ausgelaſſen.

Drücke kräftig, meine Seele,
Drücke deinen Mund auf mich!
Unrecht, daß ich mich ſo quäle,
Unrecht, daß du wehreſt dich,
Unrecht, daß dein zarter Schein
Etwas will gebeten ſein!

Auf ein Küßchen will ich's wagen.
Wer nicht auf das Künft'ge wirbt,
Kann ſein Glücke leicht verſchlagen.
Unrecht, wer nicht heute ſtirbt,
Wenn er, brunſt- und lebensvoll,
Morgen wieder küſſen ſoll!

Was von freier Zunge gehet,
Hat mehr Anmuth, als der Zwang.
Küſſe, weil die Roſe ſtehet!
Liebſte, mach' es*) nicht zu lang!
Küſſe nur, mein Augenlicht!
Freier Wille täuſchet nicht.

---

*) d. h. zögere.

Vertrauen auf Gott und die Zeit.

Abgekürzt.

Und ſollt' ich mich noch immer kränken
Um das, was ich nicht ändern kann?
Hör' auf, mein Sinn, alſo zu denken,
Steh' ſtark und feſt, als wie 1) ein Mann!
Jedoch ſo hoffe noch bereit;
Auf Trauern folget Fröhlichkeit
Mit Gott und der Zeit.

Will Salibene jetzt 2) nicht lachen,
So weine du auch nicht zu viel;
Ich weiß, auf Donner, Blitz und Krachen
Regt der verliebte Weſt ſein Spiel.

1) Steiff und feſter, als.
2) Will Salyben itzund.

Obgleich der Winter brauſt und ſchneit,
So lacht der Frühling anderweit
Mit Gott und der Zeit.

Bei Roſen ſtehn zwar ſcharfe Dornen,
Daß man ſie ſchwer nur[3] brechen kann;
Setzt aber Muth und Gluth von vornen
Mit ganzer Macht beherzter an
Und fraget nicht nach Neid und Streit,
So fördert die Gelegenheit
Mit Gott und der Zeit.

Die[4] Rebe muß erſt Thränen bringen,
Eh' daß ſie ſüßen Moſt ſchenkt ein;
Will eine Quelle hoch aufſpringen,
So muß ſie vor[*] geſenket ſein;
Ein kühner Muth muß vor an's Leid,
Eh' er geneußt der Fröhlichkeit
Mit Gott und der Zeit.

---

[3] ſchwerlich.

[4] Ein. So V. 2. Eh daß er.

[*] zuvor.

Drum lege deine Sorgen nieder,
Du kranker Sinn, und liebe nur!
Vielleicht will dir das Glücke wieder*)
Und bringt dich endlich auf die Spur,
Damit du, voller Traurigkeit,
Nicht dürfeſt ſagen anderweit:
Mit Gott und der Zeit!

---

*) will dir wieder wohl.

Bei der Nacht.

Wie? willſt du, blaſſes Bild, den müden Tag ereilen?
Halt' doch den Wagen an!
Verzeuch ein wenig noch, Diana, dein Verweilen;
Verrenne dir die Bahn,
Halt doch den Zügel feſt in deinen weißen Armen,
Laß deine Hinde ſtehn,
Weil ich in Liebesgluth ſo eben [1]) ſoll erwarmen
Und bei den Kräutern gehn! —

Hier, Schöne, wo ich bin, an dieſen Springeflüſſen
Soll meine Ruhſtatt ſein;
Du ſollſt mich und ich dich mit vollem Munde küſſen;
Ich bin und bleibe dein!

---

[1]) ietzunder.

Bedenke doch der Zeit! Es läßt der Schiffer Haufen
Auf der bewegten See
Die Segel aufgeſpannt hin nach dem Porte laufen
Zur ſchönen Galathee.

Doch ſchau', der reine Mond zeigt jetzt die Silberwangen
Und bringet Scheidens Zeit.
Zur guten Nacht will ich dich, Schöne, noch umfangen;
Der Kuß ſei dein Geleit!
Schwarzbraunes Venuskind, was ich auf dieſen Auen
Im Dunkeln ſehen kann,
Das will ich neben dir in kurzem wiederſchauen. —
Nun brennt, ihr Sternen, an!

Heimliche Liebe.

Ihr Thäler, Auen, Stein' und Büſche,
Jetzt will ich ſagen, was ich kann!
Kommt, höret zu, ihr ſtummen Fiſche,
Kommt, höret meine Freuden an!
Wir lieben heimlich in der Stille,
Ich und die ſchöne Purpurille.

Ihr Herz iſt mir nun aufgeſchloſſen;
Sie küſſet mich nach aller Luſt;
Sie zeiget mir ganz unverdroſſen
Die roſenvolle Lilienbruſt;
Wir lieben heimlich ꝛc.

Sie giebt mir tauſend Lieblichkeiten
Aus ihrer ſüßen Augen Gluth;

Sie machet es auf allen Seiten,
Nach einer keuſchen Liebe, gut.
Wir lieben heimlich ꝛc.

Oft hat ſie mich in ihren Armen
An ihre Wangen angedrückt,
Daß ſie darüber mußt' erwarmen
Und an mir lag, wie gar entzückt.
Wir lieben heimlich ꝛc.

Sie hat mir ihren Kranz gegeben;
Von Myrten war er ausgemacht.
Wie hat ſie damals mich ſo eben *)
In ihren Roſen angelacht!
Wir lieben heimlich ꝛc.

Belaubt mir meine Siegeshaare,
Ihr Myrten! Sie, die Beut', iſt mein!
Ach, ſollt' ich doch noch viel, viel Jahre
Um ihre zarten Blumen ſein!
Wir lieben heimlich ꝛc.

---

*) einfach.

Ihr Thäler, Auen, Stein' und Büſche,
Ihr wißt nun, was ich weiß und kann;
Ihr höret es, ihr ſtummen Fiſche;
Doch ſagt es keinen Nymphen an!
Dieweil wir lieben in der Stille,
Ich und die ſchöne Purpurille.

Vorſchlag.

Cynthia, wenn ſie will küſſen,
Will ſtets eine Satzung wiſſen,
Wie viel ſie mir geben ſoll,
Da, weil ſie ſtets Tugend übet [1]
Und ihr Maaß und Ziel beliebet,
Sie das Mittel halten woll'.

So viel, ſprech' ich, an dem Rande
Körner liegen in dem Sande,
So viel Naß der Staub annimmt;
So viel Küſſe ſollſt, mein Leben,
Du ſtets meinen Lippen geben!
Dies in meine Rechnung kömmt.

---

1) Weil ſie Tugend ſtets verübet.

So viel Lichter in den Lüften,
So viel in den Wolkenklüften
Sternengold verborgen ſteht,
Das der Jugend auf den Auen
Heimlich pfleget zuzuſchauen,
Wenn die ſtille Nacht angeht;

So viel will ich dir entlehnen.
Willſt du dich dann fürder ſehnen,
Ob ich auch noch weiter kann,
Sollen deines Mundes Klippen
Von den halbverblaßten Lippen
Alle wieder nehmen an.

Doch will ich dir's beſſer ſagen;
Küſſe, bis ich werde fragen:
„Schönſte, haſt du keinen mehr?"
Oder — willſt du hier noch wählen —,
Bis ich ſelbſt nicht mehr kann zählen.
Cynthia, alsdann aufhör'!

Ermunterung zum Genuſſe im Lenze.

Ermuntert euch, meine Gedanken und Sinnen!
Der Winter vergehet, die Flocken zerrinnen;
Die Erde verjünget ihr altes Geſichte,
Die Sonne ſteigt höher im goldenen Lichte;
Der Frühling ſtreut Roſen
Durch Wieſen und Felder;
Die Maientürkoſen
Beſchatten die Wälder;
Die Weſte erheben ihr liebliches Wispeln;
Die rauſchenden Bäche gehn artig und lispeln.

Der Himmel bekleidet die blinkenden Sterne
Mit blauen Tapeten und lachet von ferne.
Die Nächte ſind kürzer, die Tage ſind länger;
Der Morgen erwecket die fröhlichen [1]) Sänger.

---

1) ſchnaubenden.

Es thauen die Auen,
Es blühen die Büſche;
Das Waſſer läßt ſchauen
Die plätſchernden Fiſche;
Der Jäger geht bürſchen und ſuchet die Hinden
Um alte belaubete Buchen und Linden.

Die Fröſche koaxen und quaxen und murren;
Die Tauben, die turteln und lachen und gurren;
Die ſchwirrende Schwalbe beſuchet die Dächer;
Die Finken bepinken die grünen Gemächer;
Die Lerche tirliret
In ſicherem Stande
Und führet gezieret
Die Freiheit zu Lande;
Die Nachtigall ſchläget und ſchlürfet und ſinget
Und hallet und ſchallet vor Freuden und ſpringet.

Der Meier geht über den perlenen Raſen
Und ſieht ihn die brüllenden Rinder begraſen;
Die Ziegen beklettern die Stauden und Hecken;
Die Heerden der Lämmer, die ſpringen und lecken;

Die bräunliche Phyllis
Sucht Koridon wieder,
Wenn ſich Amaryllis
In Schatten legt nieder,
Die Blumen zu brechen, die Kränze zu winden,
Daß ſie ſich kann laſſen zum Abendtanz finden.

Es labet und lebet und liebet ſich Alles,
Weil Alles inskünft'ge gewärtig des Falles.
Wie lange bleibt Frühling! Dann kömmet der Sommer,
Auf dieſen der Herbſt und auf dieſen der Brommer[*]).
Die Tage verfließen,
Die Nächte verrauchen,
Die Stunden beſchließen,
Die Menſchen verhauchen,
Und wenn wir am beſten vermeinen zu prangen,
So iſt uns das Alter im Tode vergangen.

Was will ich viel trauern, was will ich viel zagen!
Ich brauche der Jugend, eh' ſie ſich verſchlagen.

---

[*]) Der Winter.

Komm, meine Geliebte,[2] gebrauche der Zeiten!
Jetzt blühen die Roſen, jetzt kannſt du ſie ſpreiten.
Das grünende Leben
Vergehet und ſtirbet.
Was werd' ich dir geben,
Wenn Alles verdirbet?
Wir ſind ja nichts Andres, als Blumen im Maien.
Brauch' itzo der Jugend, ſonſt wird es dich[3]
reuen!

[2] Verliebte.

[3] eh dich es wird.

Amor überall.

Wo biſt du, Kleiner, nicht mit deiner Liſt zu finden,
Die mir den frohen Sinn pflegt öfters zu entzünden?
Stets folgeſt du mir nach, ſtets kehrſt du bei mir ein,
Weil ich dein runder Ball und leichtes Spiel muß ſein.

Sitz' ich im Schatten hier, um Ruhe mir zu ſchaffen,
So fällſt du gleich[1] mich an mit allen deinen Waffen.
Die Flügel wehn mir zu den ſüßen Liebeswind,
Daß ſich von dem Geräuſch mehr Angſt und Qualen find't.

---

[1] So fälleſtu.

Sing' ich den grünen Ruhm der weitberühmten Helden,
So ſitzeſt du bei mir und hebeſt an, zu melden,
Wie ſchön die Laura ſei, daß ich auf mein Papier,
Anſtatt der Heldenthat, muß malen ihre Zier.

Wein' ich, ſo weineſt du; laß ich die Seufzer fahren,
So ſeufzeſt du mit mir; ſetz' ich mich zu den Bahren,
Darauf mein bleicher Leib ſoll fortgetragen ſein,
So willſt auch du zugleich mit mir in's Grab hinein.

Entdeck' ich dir mein Leid und die gemachten Wunden,
Die ich von deinem Stahl, du blinder Schütz', empfunden,
So träufelſt du behend die ſcharfen Zähren drein,
Damit ſie Linderung und Arzenei mir ſei'n. [2]

---

[2] Umb daß ſie Linderung und Artzney ſollen ſeyn.

Deck' ich ſie wieder zu, ſo breiteſt du die Flügel,
Als eine Binde, drauf; laß' ich der Sinnen Zügel
Hinſchießen durch die Luft, damit 3) ich werde frei,
So biſt du neben mir mit deiner Gaukelei.

Flieh' ich bei Finſterniß durch die kohlſchwarzen Wüſten,
Wo nichts, als Ungethüm' und wilde Geiſter niſten,
So trägſt du mit der Hand ein brennend Herze vor;
Das zeiget mir den Weg, den ich vorhin verlor.

Gefällt es aber mir, in meiner Brunſt zu leben,
So ſchickeſt du dich bald, mehr Pfeile mir zu geben,
Geh' ich aus alter 4) Noth in eine neue Pein,
So muß der alte Schmerz auch nur gedoppelt ſein.

3) úmb daß.

4) aller (Druckfehler).

Weil ich, Cupido, nun nicht ſonder Angſt ſoll leben,
Hat deine Mutter dich mir zum Gefährten geben,
Und weil die Liebesgluth ſoll immerwährend ſein,
Stell' ich, ein Folger, mich bei dir, als Führer, ein.

Liebeszweifel.

Wie? ſoll ich lieben oder haſſen?
Dein lichter Augenſtern, der blendet mich.
Was werd' ich müſſen unterlaſſen,
O ſchöne Nymphe, zu verehren dich?
Wenn deine Treue meiner gleichen wollte,
So könnt' es ſein, daß ich dich lieben ſollte.

Dein ſüßer Mund und deine Wangen
Sind würdig zwar, den Himmel anzugehn;

Doch nimmt die Tugend mehr gefangen
Den, der ſo ſehnlich dich hat angeſehn.
Der reine Schatz in einer ſolchen Erde
Verdient es recht, daß er geſuchet werde.

O Auszug aller Luſt und Freude,
Mein Herzenstroſt und meine linde Pein!
Reiß mich heraus aus dieſem Leide,
Daß ich dir mehr, als pflichtig, möge ſein!
Laß deine Gluth, wie meine Flamme, brennen,
So werd' ich mich zu deinem Dienſt bekennen! 1)

Mein Nebel fürchtet deine Strahlen
Und fället ſtracks, o Sonne, vor dir hin.
Du machſt, daß ich zu tauſendmalen
Bald voller Nacht bald voll des Tages 2) bin.
Ich ſchlaf' und wach' zugleich, o meine Freude,
Und bring' mein Leben zu in Traum und Leide.

1) erkennen.

2) voller Tage.

Gefällt es dir, ſo nimm die Seele!
Du leiteſt ſie an deiner zarten Hand.
Hier flattert ſie aus ihrer Höhle;
Fang' auf von ihr den überſüßen Brand!
Und kann ſie nicht bei dir die Gunſt erwerben,
So freut ſie ſich, daß ſie von dir ſoll ſterben.

Gottvertrauen.

Wer dem Himmel ſich vertrauet
Und auf dieſer Erde ſchauet,
Wo er künftig bleiben kann,
Weiß in allen ſeinen Dingen
Ein gut End' hervorzubringen
Und ſteht feſt, als wie 1) ein Mann.

Was das Glücke ſonſt für Gaben
Oefters meint bei mir zu haben,

---

1) ſteiffer als.

Das iſt nur ein bloſer Wahn.
Tugend hat die Felſengründe,
Drin der Barbarei Geſinde
Sich im Hui zerſchmettern kann.

Ich laß Reichthum ſeine Würden
Und auch die vereinten Bürden,
Die bei Gold und Silber ſein.
Was mich liebet und erfreuet,
Hat mich allbereit verneuet,
Wolkenhoch zu ziehen ein.

Meine Lorbeerkränze grünen,
Nur die Tugend zu bedienen,
Weil ich hier noch Etwas bin.
Trutz den ungeſtümen Lüften,
Meinen Scheitel zu vergiften!
Trutz, Trutz, mich zu fällen hin!

Mein unſterblich Lob ſoll leben
Und nach meinem Tode ſchweben

In der ganzen Welt umher.
Beß'res kann ich nicht erwerben;
Muß ich gleich einmal verſterben,
Leb' ich doch je mehr und mehr.

Das iſt unſer Troſt auf Erden:
Müſſen wir gleich Aſche werden
Und ein unbeſeelter Staub;
Dennoch können wir die Sachen
Dieſer Eitelkeit verlachen
Und erſetzen unſern Raub.

Wohl dem, der bei ſeinen Jahren
Seine blinde Faulheit ſparen
Und ſein Glücke meiſtern kann!
Der wird, voll an Ewigkeiten,
Blitz und Donner überſtreiten
Und ſtets ſtehen, als ein Mann.

Männlicher Sinn.

Wer das Verhängniß beugen kann
Und bringt die Zeit in Ruh'
Ohn' alle Furcht und Zittern zu,
Der ſchaut beherzt das Glück 1)
Und ſeine Tück'
Mit unverwandten Augen an.

Er reißt ſich von der Eitelkeit,
Sieht nicht auf falſchen Schein;
Schlägt gleich der Blitz von oben ein,
So ſteht er als ein Held,
Der gar nicht fällt,
Und rathet ſeiner guten Zeit. *)

---

1) Im Orig.: „Der ſchauet das Glück" (gegen das Versmaaß), wahrſcheinlich Druckf. für: Gelück.

*) Hält ſeine gute Zeit zu Rathe.

Der Himmel iſt ſein beſter Schutz,
Der Welt zu widerſtehn.
Er läßt die Fluth vorübergehn,
Wie, ohne Sonnenſchein,
Ein Felſenſtein,
Und beut der ſchnöden Erde Trutz.

Die ſchnelle *) Widerwärtigkeit
Druckt ſeine Tugend nicht.
Der ſtarke Muth, der Alles bricht,
Hält auf der rechten Bahn
Die Sinnen an,
Daß ſie nicht werden abgeleit't.

Wer zwiſchen Furcht und Hoffnung ſteht
Und ſeinen Schild verläßt,
Der ſchmiedet ſich 2) die Kette feſt,
An welcher ihn die Welt
Gefangen hält,
Bis daß er endlich untergeht.

---

2) Ihm.

*) Die ſchnell hereinbrechende ꝛc.

Ehre, das höchſte Gut.

Das höchſte Gut auf dieſer Erden
Hat oftmals einen falſchen Schein;
Gut will es zwar genennet ſein,
Doch nicht recht gut gefunden werden.
Wie ſich ein Proteus oft verwend't, *)
So wird es von der Welt erkennt.

Sollt' ich es unter Allem ſuchen,
So müßt' es mir die Ehre ſein.
Sie iſt auch dieſes nur allein,
Dadurch wir andern Dingen fluchen; **)
Denn es wird in der ganzen Welt
Ohn' ſie kein einzig Thun beſtellt.

---

*) d. i. verwandelt.

**) alles Andere gering achten und verſchmähen.

Was meineſt du, daß mir wohl fehle,
Wenn ich der Ehre müßig*) bin?
Mein halbes Leben iſt dahin,
Wie hoch ich auch die Jahre zähle;
Denn ſie iſt Seele, Mark und Kraft.
Was bin ich, iſt ſie weggerafft?

Ein Reicher, der im Golde ſitzet
Und hat nicht Ehr' und Redlichkeit,
Iſt wie ein ausgedorrtes Scheit,
Das von den Würmern wird zerritzet.
Hat er zuvor kein gut Gerücht,
Er nimmt es von dem Gelde nicht.

Ohn' Ehr' iſt Schönheit eine Glocke,
Die ohne Klöpfel wird bewegt.
Wie die Geſtalt ſich ſchöne trägt
An einer ausgeſchmückten Docke,
So iſt auch der, der, hochgeſchätzt,
Die Ehr' aus ſeinen Augen ſetzt.

---

*) verluſtig.

Wie Mancher meinet, bei der Würde
Da müſſe ſie vollkommen ſein!
Drum pralet er ſo hoch herein
Und kriegt für ſie nur eine Bürde.
Die Ehre ſchläft nicht im Pallaſt,
Der tauſend Kronen in ſich faßt.[1]

Der denket, wenn er tapfer ſpielet,
So hab' er Ehre g'nug davon;
Der hält es ſich für[2] einen Hohn,
Wenn er im Trunk nicht auf ſie zielet;
Der ſuchet ſie in Zank und Streit
Und fehlt doch ihrer[3] angerweit.

Gott hat ſie in das Herz geleget;
Da ſitzet ſie als Königinn
Und reizt des Menſchen Muth und Sinn,
Damit er ſich zur Tugend träget.
Ihr kluges Amt, das ſie verricht't,
Scheut ſich vor keinem Donner nicht.

[1] eingefaßt.

[2] ihm vor.

[3] fehlet ihr doch.

Ich habe ſie und will ſie halten;
Sie iſt mein Reichthum auf der Welt;
Sie iſt es, die mir nur gefällt;
Durch ſie will ich mein Thun verwalten.
Nur ehrlich in der größten Noth!
Ohn' Ehr' 4) iſt der, der lebet, todt.

4) ſie.

Die Ehre.

Ehre will ich üben,
Ehre will ich lieben,
Weil ich noch bin;
Denn ſie iſt es eben,
Die das gute Leben
Einmal mir gegeben
In meinen Sinn.

Sie erwählet Fürſten,
Lehrt nach Tugend dürſten,
Regiert die Welt.
Die ſie kennen lernen,
Führet ſie von fernen
Zu den lichten Sternen
An's blaue Zelt.

Sie vertreibt die Spötter,
Macht aus Menſchen Götter,
  Und ſchmücket ſie.
Ihre Kränze grünen;
Sie läßt ſich bedienen
An des Himmels Bühnen
  Und wanket nie.

Sie hält Treu' und Glauben,
Läßt ſich Nichts abrauben,
  Was ihr gehört.
Iſt ihr dran gelegen,
Greift ſie nach dem Degen
Und geht dem entgegen,
  Der ſie beſchwert.

Sie kann Lanzen brechen,
Ihre Feinde ſchwächen;
  Doch ſonder Neid.
Sie tritt in den Bügel,
Greifet nach dem Zügel
Und bewegt die Flügel
  Auf ihren Streit.

Laſter zu bekriegen
Und dem Spott obſiegen,
Das hält ſie werth.
Sie iſt frei von Schanden,
Los von allen Banden,
Bleibt, wo ſie geſtanden,
Auf ihrem Heerd. 1)

Sie nur, ſie, die Ehre,
Iſt das einzig Höh're,
Das mich ergötzt;
Sie, mir eingepflanzet, 2)
Sie hat mich umſchanzet,
Wenn das Unglück tanzet
Und mich verletzt.

Wer nicht nach ihr trachtet,
Der iſt ſchon verachtet
Und leidet Noth.

---

1) Die folgende Strophe ausgelaſſen.

2) Sie iſt mir gepflanzet.

Beſſer iſt's, verdorben
Und mit Ruhm geſtorben,
Als, ohn' ſie geworben. —
Ehr' oder Tod!

Lebensweisheit.

Halte deinen Zügel an,
Laß dich die Vernunft regieren,
Willſt du Alles wohlgethan
Zum gewünſchten Ende führen.
Nimm die Redlichkeit in Acht,
Nimmer ficht 1) mit den Gedanken,
Die, bei einer kranken Macht,
Jetzo hier, jetzt dorthin wanken! —

Was iſt ſolche Thorheit doch,
Die den Sinnen Nichts erlaubet

---

1) Fichte nicht.

Und ein mehr als hartes Joch
Hin auf unſern Nacken ſchraubet? —
Laß der Freundſchaft Oberhand!
Sie weiß Alles gut zu machen,
Sie ertheilet den Verſtand
Kräftig allen deinen Sachen. —

Will dich je die Trunkenheit
Aus dem leichten Sattel heben,
So gewöhne dich, der Zeit
Einen Abſchied hinzugeben. —
Weiche dem, was nach dir tracht't;
Fleuch die Feinde deiner Seelen!
Sie erſinnen eine Macht,
Dich und deinen Stand zu quälen.

Großen Schaden, kleinen Nutz
Wirſt du deinem Muth*) aufbürden,
Wann die Hand, der Mund den Trutz
Sonſt wohin verleiten würden.

---

*) Gemüth.

Welcher Menſch — bekenn' es frei —
Rühmet ſolche böſe Sachen?
Der iſt unwerth, daß er ſei,
Der ſich dadurch werth will machen.

Jedoch laſſe ſo gar nicht
Dich von deiner Freude reißen!
Ein ermuntert Angeſicht
Muß ſich auch auf Luſt befleißen.
Nicht zu wenig, nicht zu viel
Auf Geſundheit deiner Seelen!
Iſt nur die allein das Ziel,
So wird dich kein Unfall quälen.

Die ertrunkene Mücke.

Madrigal.

Indem der Dichter ſitzt und trinket,
Flog ich um ſeine naſſen Wangen.
Es fiel ein Tropfen Wein,
Zu meinem großen Mißgeſchicke,[1]
Auf mich, mich arme Mücke.
Ich wurde dadurch ſchwach;
Sein Fall bracht' in der großen Noth
Mir meinen Tod.
O![2] — denke doch nur nach —
Ein einz'ger Tropfe kann ſo viel!

---

[1] Ungelücke.

[2] Mein.

Doch weil ich einmal mußte ſterben,
Konnt' ich kein edler Grab erwerben.
Du aber habe Dank, du mein Poet,
Für dieſen Leichenſtein!
Wer weiß, wenn deine Hand dir blinket,*)
Ob nicht dein Tod mit dir den Wein
Aus deinem eignen Becher trinket.

---

*) Wenn wieder einmal der Becher in deiner Hand blinkt.

Freier Muth.

Was ſiehſt du mich mit ſcheelen Augen an,
Daß ich ſo froh im Unglück ſingen kann?
Ein muntrer Geiſt läßt ſich nicht bald entſeelen,
Ob ihn gleich Noth und Angſt und Kummer quälen.

Ich ſchließe mich nicht ſelbſt in Ketten ein.
Wie könnt' ich auch gefangen meine ſein?
Mein Thun iſt frei; das will ich auch behalten,
Bis daß das Blut einſt in mir wird erkalten.

Die Wolluſt kirrt der Menſchen Herz und Sinn;
Mich aber trägt mein Weg zur Tugend hin.
Da kann ich ſtehn, da kann ich gehn und lieben;
Da bin ich frei von Falſchheit und Betrüben.[1])

---

[1]) Die nächſte Strophe ausgelaſſen.

Ein grüner Buſch, ein ſchattenreicher Wald
Iſt meine Luſt und ſteter Aufenthalt;
Ein reiner Quell, der durch die Klippen trillet,
Hat meine Noth mir — ach, wie oft! 2) — geſtillet.

Da ſetz' ich mich und ſing' ein ſchlechtes Lied,
Wie bunt das Feld, wie ſchön die Roſe blüht,
Wie mich ein Bild, das ich nicht kenn', ergötze,
Und wie es mich — doch ohne Pein — verletze.

So reiß' ich mich von aller Eitelkeit
Und rathe mir und meiner jungen Zeit;
Denn wer von Lieb' und Tugend iſt entfernet,
Derſelbe ſcheint, als hab' er Nichts erlernet.

Drum ſieh' mich nicht mit ſcheelen Augen an,
Daß ich ſo froh im Unglück ſingen kann!
Ich traue Gott; der wird noch meinen Sachen
Zu ſeiner Zeit ein gutes Ende machen.

2) oftermals.

Des Argus Wächterlied.*)

Der Winter iſt vergangen,
Der blaue Himmel lacht;
Der Lenz hat angefangen,
Zu zeigen ſeine Pracht.
Die Welt wird neu geboren;
Die Erde ruft und ſchreit;
Was ſie zuvor verloren,
Wird wieder ausgeſtreut.

Es kräuſelt um die Auen
Der Wald ſein grünes Haar;¹)
Die Luft fängt an, zu thauen,
Und giebt ihr Silber dar.

---

¹) Der Wald kräußt umb die Auen
Sein Graſe-grünes Haar.

*) Aus dem Singſpiel: „Der triumphirende Amor“ (1652) in den „poetiſchen Rautengepüſchen“. S. 197.

Die bunten Blumen kleiden
Das breitgebrüſt'te Feld;
Der Scherz verjagt das Leiden,
Luſt hat ſich eingeſtellt.

Der Vogel im Gebüſche
Hebt ſeine Stimm' empor;
Im Waſſer gehn die Fiſche
Aus ihrem Grund hervor.
Der Pflüger folgt den Pferden
Und ſingt ohn' Unterlaß.
Wir treiben unſre Heerden
Hin in das feuchte Gras.

Wir leiten ſie zur Schwemme,
Die Sonne trocknet ſie;
Es graſet um die Dämme
Das groß= und kleine Vieh.
So brich auch du, o weiße,
Die ſchönſten Roſen dir;
Ich weide dich mit Fleiße
In dieſen Feldern hier.

197

Wenn unſre reine Sonne
Bald wird zu Golde gehn,
Sollſt du in Luſt und Wonne
Vor deiner Juno ſtehn.
Kein Leid ſoll dich verlachen,
Dich drücken keine Pein,
Weil meiner Augen Wachen
Wird hell und glänzend 2) ſein.

2) glänzbar.

Am erſten Jubelfeſte des Religionsfriedens. *)

Zurücke, Rom! Dein Toben iſt verloren;
Heut' iſt ein Tag, ein ſchöner Tag geboren,
Der deinem Zorn und Donner trutzen kann.
Sobald das Licht der Sonnen aufgegangen,
Sobald hat ihn die ganze Welt empfangen
Und ſiehet nun, was er dir hat gethan.

Das grimme Thier, die Hydra, liegt zur Erden,
Muß voller Staub und voller Gräuel werden,
Die Hydra die, das Thier von Babylon.
Ihr Gift muß ſie in ihren Becher ſchenken
Und ihren Mund, den Läſt'rer, daraus tränken,
Daß ſie von uns ſich hebe ſelbſt davon.

---

*) Am 25. Sept. 1655 zu Freiberg begangen.

Der hohe Thurm der dreigekrönten Krone,
Der fället jetzt zu ſeinem Spott und Hohne
Und ſchlägt das Heer der Plattenfröſche todt.
Ein einz'ger Kiel, der ihn nur angerühret,
Hat ihm die Pracht, die falſche Pracht entführet
Und, als ein Strahl,*) geſtürzet in den Koth.

Wo iſt dein Krieg, dein blutiges Vermeſſen,
Bei dem du Gott im Himmel haſt vergeſſen?
Wo iſt dein Ruhm, du feige Mörderei?
Hat es nicht der, der Mond und Sterne wendet,
Selbſt über dich und deine Brut geſendet,
Daß dir nichts mehr, als Irrthum, übrig ſei?

Trutz, wie du willſt mit Schnauben und mit Kirmen;**)
Du wirſt gar nicht Gott ſeinen Himmel ſtürmen,
Der unter uns und unſrer Raute bleibt.

---

*) wie ein Blitzſtrahl.

**) athmen, ſtark hauchen, puſten.

Des Herren Hand, die feſte bei uns ſtehet
Und hell und klar durch Gottes Wort aufgehet,
Iſt von dir hin, uns aber einverleibt.

Das große Haus der ſchwertbegabten *) Sachſen
Iſt allbereit zu Haupten dir gewachſen,
Wie ſehr es du auch je gedrücket haſt.
Sein feſter Stand muß itzund jubiliren
Und über dich, du Stolze, triumphiren,
Daß es ſich hat entriſſen deiner Laſt.

Die dunkle Nacht erſchallet in den Lüften,
Den Palmenpreis der Nachwelt anzuſtiften;
Es ſchlug zur Luſt der ird'ſche 1) Donner ein.
Die Salve ging. Die reinen Glocken klungen,
Bis daß ſie ganz zu Grabe dich geſungen,
Dieweil ſie nun von dir erlöſet ſein.

Die Trefflichkeit der hochbegabten Leute
Trug hin und her dich, aller Welt zur Beute;
Du biſt entblößt, du arge Delila!

---

1) irdne.

*) Mit Beziehung auf das kurſächſ. Wappen.

Die ſchnöde Luſt, die Schminke deiner Wangen
Iſt dir durch's Wort des Herren abgegangen.
Was deine war, das iſt nun nicht mehr da.

Der ſüße Chor der frommen Melodeien
Fing freudig an „Triumph! Triumph!" zu ſchreien,
„Triumph! Triumph!" ganz freudig über dich.
Die Kanzel ſprach; ſo biſt du bald entwichen.
Mein Weller *) hat mit Schrift dich ausgeſtrichen
Und Starcke *) dir gegeben manchen Stich.

Der alte Held **) ſtund mit gefaltnen Händen,
Den Rautenſtock dem Höchſten zu verpfänden,
Den er ihm ſelbſt geſteckt zu einem Ziel.
Er hat den Kranz mit eifrigem Verlangen
Ins Heiligthum des Herren aufgehangen
Und dir zu Trutz verſpielt dein eigen Spiel.

---

*) Namen ſächſiſcher Prediger.

**) Kurfürſt Johann Georg I., damals 70 J. alt.

Wie mußt du nun ſo trefflich ſchaamroth werden!
Der hohe Prinz, die Lieblichkeit der Erden,
Der betete ganz brünſtig wider dich.
Sein Angeſicht entbrannte voller Flammen,
Als der und der die Andacht trug zuſammen,
Und zeigte dir die Seinen und auch Sich.

So macht es auch ein Leue kühner Sitten;
Wann er ein Thier, ein grimmig Thier, beſtritten,
So weiſet er den Raub der jungen Zucht.
Die gehet dann mit freudigen Gebehrden,
Der Munterkeit des Vaters gleich zu werden,
Und bringet drauf, noch bei der Blüthe, Frucht.

Das Feuerwerk der Helden und Heldinnen
Hat ſeinem Blick gar nicht verbergen können,
Es dringe durch durch deine Mitternacht.
Wie mancher Dank ſteht dort noch bei den Sternen,
Dem Himmel ſelbſt den Himmel abzulernen!
Wie mancher Dank hat ſich zu Gott gemacht!

Ich ſehe noch der Unterthanen Thränen,
Die wider dich und dein ſo blutig Sehnen
Zur Erde zwar, doch aufgeſtiegen ſein.
Du biſt zuvor ſchon zweimal ausgeſungen;
Jetzt wirſt du ganz zum dritten Mal verdrungen,*)
Daß deine Pracht und Macht muß gehen ein. 2)

---

2) Die letzte Strophe geſtrichen.

*) Bekanntlich war kurz zuvor der weſtphäliſche Friede geſchloſſen worden.

Freibergs Treue.

(Aus einem größern Gedichte auf die Befreiung Freibergs
von der Torſtenſohnſchen Belagerung.)

Als Herzog Wilhelm einſt das Meißner Land getheilet
Mit Kurfürſt Friedrichen und es nur noch gefeilet *)
An dieſer Bergwerksſtadt, behielten ſie gemein
Was in dem Silberberg und Mauern pflegt zu ſein.

---

*) gefehlet. Die Theilung zwiſchen Kurfürſt Friedrich dem Sanftmüthigen und ſeinem Bruder, Herzog Wilhelm III. geſchah im J. 1445; der hier erzählte Vorfall fällt in das J. 1449.

Der Rath ſchwur ſeine Treu' und huldigte den Beiden,
Daß auch kein laſtbar Thier ſie Beide ſollte ſcheiden,
Das Gold und Silber trägt. Die treue Bürgerſchaft
War gleichfalls, treu zu ſein, in beider Brüder Haft.
Bellona tobete, bracht' Beide zu den Waffen;
Der Kurfürſt zog zur Stadt; der Rath ſollt' ihm verſchaffen
Die Schlüſſel aller Thor'; er wollte nur allein
Ein Schutz der ſchönen Stadt und ein'ger Herre ſein.
Der Rath, der ſtund in Angſt. Sollt' er den Eidſchwur brechen
An Jenem, möcht' er ſich an ihnen wieder rächen.
Der Markt war um und um mit Kriegesvolk bedeckt;
Der Rath war von der Angſt und Waffenblitz erſchreckt,

Bis endlich voller Muth auftrat der Bürgermeiſter. *)
Herr Molsdorff, Weller ſonſt, erfriſchet ihre Geiſter,
Die nun erſtorben faſt, winkt Allen mit der Hand,
Die wegen dieſer That am meiſten iſt bekannt,
Sprach: „Folget alle mir!“ nahm ſeinen Sterbekittel,
Die Schlüſſel zu dem Thor und Schatz, trat in das Mittel,
Dem folgt der weiſe Rath, ſchaut den Kurfürſten an
Mit unverwandtem Blick. „Wir haben nicht gethan,“
Sprach er, „was ihr begehrt; auf Treu' und rein Gewiſſen
Sind wir und Bürgerſchaft von Alters her befliſſen;
Den Tod erwählen wir; daß es werd' wahr gemacht,
Hab' ich und, wer mir folgt, die Todeskleider bracht.“

---

*) Nicolaus v. Molsdorff, gen. Weller.

So ſchloß er ſeine Wort'. Der Kurfürſt, faſt beſtürzet,
Hat ſeinem ſchnellen Roß den langen Zaum gekürzet,
Reit't hin dem Weller zu, klopft auf die Achſel ihn;
„Ihr ſeid ein treues Volk; ich will von euch itzt ziehn,“
Spricht er; „ihr habet Recht. Die Treue ſoll bekleiben,*)
Weil man von dieſer Stadt und Einigkeit wird ſchreiben.
Mein Bruder liebet euch, ich lieb' euch noch viel mehr,
Weil ihr ihm treu verbleibt, ihr treues Bürgerheer.“

*) bleiben.

Zum Geburtsfeſte
Johann Georgs des Erſten,
den 6. März 1650.

Die Zeit.

Ich bin die Zeit, die Alles giebt und nimmt;
Der Erdenkreis iſt meiner Macht beſtimmt;
Der Himmel ſelbſt mit ſeinen lichten Sternen
Muß meiner Hand zu Dienſte ſtehen lernen.

Die Nacht, der Tag, die Freud' und Traurigkeit
Gehorchen mir. Ich gebe Luſt und Leid.
Ich fließe, wie die Fluth der Ströme gehet,
Und bleib' auch, wo man mir nicht widerſtehet.

Du großer Fürſt! jetzt hemmſt du meinen Lauf;
Der Himmel ſteht; die Erde wartet auf,
Daß deine Macht und deiner Hoheit Leben
Nicht alſobald den Flüchten ſei ergeben.

Nimm deinen Tag, Hiskias, von mir an!
Er kommt von Dem, der Alles geben kann.
Sei 1) froh! Die Uhr des Seigers Ahas ſtehet,
Daß deine Zeit an Jahren werd' erhöhet.

Die Kindheit.

O Vater, wende dich zurücke
Und ſchau' mit einem Gnadenblicke
Auf deine zarte Kindheit hin!
Sobald als du zur Welt geboren,
Sobald hab' ich auch dich zur Tapferkeit erkoren
Und an dir alt gemacht den noch nicht alten Sinn.
Der Himmel jauchzte laut, die Erde wurde froh,
Als ſie dich ſah alſo.
Ich habe dich an meiner Hand geleitet
Und von der hohen Bahn,
Da, als du kameſt an,
Dein fürſtlich Haar mit Blumen ganz umſpreitet.
Dein fürſtlich Angeſicht
Hab' ich dir ſo verbildert,

---

1) Biß

Daß auch die Tugend ſelber ſpricht,
Ihr harter Tod, der ſei allein durch dich gemildert.
Um den grünen Elbeſtrand
Haſt du müſſen ſo geneſen,
Wenn du mit noch zarter Hand
Güldne Muſcheln aufgeleſen.
Du gingeſt nicht, wie andre Kinder pflegen,
Auf Dockenſpiel und Andres dich zu legen.
Ballenſchlagen, Knippen, Schnellen und die Steckenreiterei
Iſt nicht für die hohen Sinnen;
Dein heldenähnliches Beginnen
Trug dich gemeiner Art und ſchlechter Luſt vorbei.
Die Nymphen haben dich in ihren Wald geführt
Und deiner Stirne Glanz mit Laube ganz umziert;
Der Redlichkeiten Spiel,
Zum Zunder hoher Thaten,
War einzig, was dir wohlgefiel;
Du mußteſt wohl gerathen.
Ich habe dich noch jung und zart beſchenkt.
Der Keim der Tapferkeit
War kaum in dich geſenkt,
Da hatt' er ſeine Frühlingszeit

In dir, du Spiegel aller Sachſen;
Er mußte mit dir fort zu ſeiner Blüthe wachſen.
Der Helden ſtarke Macht
Wurd' in dich eingegoſſen,
Daß du nun unverdroſſen
Der alten Ahnen Ruhm,
Dein wahres Eigenthum,
Ganz überſtiegen haſt und unter dich gebracht.
Wem ich ſo günſtig bin,
Stirbt leichtlich nicht ſo bald von dieſer Erden hin.
Gott friſtet dir dein großgeſtuftes Leben;
Dein liebes Vaterland
Soll unter deiner Hand
In langgewünſchter Ruh' und ſtolzem Frieden ſchweben.

Die Jugend.

Auf! auf! o Held!
Auf in das freie Feld!
Ich, die Jugend, ſteh' dir bei. —
Als dich die Kindheit wollte laſſen,
So kam ich an, dich zu umfaſſen;

Was ſie dir erſt in deiner ſchönen Blüthe
So wohl hatt' eingepflanzt, das regt' ich im Gemüthe
Und machte deinen Wandel frei.
Wo du nur etwa wollteſt gehen,
Da ließ ich Roſen um dich ſtehen.
Der noch verborgne Muth
Ergab ſich meiner Gluth;
Die Flamme ſchlug empor und ſchwang ſich auf 2) bei Zeiten,
Ein Muſter anzugehn im bluterfüllten Streiten. 3)
Schau' meinen Falken an!
So gingſt du deine Bahn;
So freudig war dein Angeſicht,
Die Lüfte zu durchziehen.
Du fingeſt an zu fliehen
Auf manches Ritterſpiel,
Wo man die Lanzen bricht
Und um den Ehrenpreis ſich machet an das Ziel.
Da haſt du ofterzeit mit mir den Kranz verdienet,

---

2) ſchwunge ſich.
3) des Blut-gefüllten Streiten.

Der ewig um dein Haar her grünet.
Was haſt du nicht verbracht!
Die braungeſtirnte Nacht
Hat dir durch Büſch' und Haiden
Ihr Feuer vorgeſtreut.
Wo ſich die bunten Auen kleiden,
Da haſt du dich mit ihnen ganz erneut,
Und daher iſt es kommen,
Daß du Dianen ſo in deine Gunſt genommen.
Ihre ſilberweißen Rehe
Spannte ſie dir willig vor;
Du rannteſt durch das Jähe
Der Wälder hin und her bis an der Nymphen Chor.
Allda haſt du dein Geſchoß
Zu den Kriegen angewöhnet
Und von dem gewölbten Schloß
Einen Donner her entlehnet.
Der ganze Forſt erſchallt, wenn auf dem grünen Raſen,
Du tapfrer Jäger, du, haſt deinen Hief*) geblaſen.

---

*) Stoß in das Jagdhorn.

Deine Stäuber, deine Winde *) gingen, gleich den Pfeilen, fort,
Bis ſie dir den Raub erjaget und gebracht an deinen Ort.
Herr, das war deine Luſt,
Erwählet unter vielen,
Dadurch die heiße Bruſt
Aufs Neue wird erregt, mit wahrer Gluth zu ſpielen.
Wie ein wohlgeartet Roß in den krauſen Mähnen gehet
Und den blutgemengten Schaum um das Gold der Stangen drehet,
So wurdeſt du auch wache,
Daß manch befremdet Land
Bei ſogeſtalter Sache
Die Tapferkeit in dir und dich in ihr erkannt.
Wohl! laß den Muth nicht fallen!
Ich bleibe dir beſtändig unter allen.
Du ſollſt noch manches Jahr,

---

*) Stäuber, Stöber, auftreibende Jagdhunde. Winde, Windhunde.

Zwar nicht mein Gegenſein,*) doch meine Kräfte
ſpüren.
Sei froh! der Himmel wird dein ſeidenweißes Haar
Noch mit der ſüßen Laſt der edeln Palmen zieren.

Die Mannheit.

Ein edler Held zu Felde
Geht nicht der Faulheit nach und kauft den Muth
mit Gelde,
Er ſieht die Ahnen an,
Macht ihren Preis ſein eigen,
Thut auch, was ſie gethan
Und lehret ſeinen Ruhm noch etwas höher ſteigen.
Du tapfrer Krieger, du, ich habe deine Hand
Den Schwertern auserkieſt.
Durch mich, die Mannheit, biſt
Du keck auf deinen Feind gerannt,
Wie ſtark er auch geweſen iſt.
Ein wildes Thier, das du verſehrt,
Hat deinen wackern Arm den Heldenſtreit gelehrt.

---

*) Zugegenſein.

Wo Tarantantara die Thäler durchgeriſſen,
Da hat dein großer Muth
Mit redlichem Gewiſſen
Die ſchöne Luſt gehabt an ſeiner Feinde Blut.
Wo man jetzt Lärmen blies
Und ſich drauf hören ließ
Das ſummende Brommen
Der Trommeln, da haſt du, zu kommen,
Entklommen, kein furchtſam Bedenken genommen.
Der ſtarke Donnerſchlag der ird'ſchen Götter hier,
Das war dein Freudenſpiel und deines Heeres Zier.
Das Erſtaunen
Der Kartaunen,
Das Raſſeln
Und Praſſeln
Der tödtenden Freier,
Das Sauſen
Und Brauſen
Der Schwefelgluthſpeier,
Das ſchützende Blitzen der nebligen Feuer,
Das krachende [illegible]achen der Städtebezwinger,
Das knallende Schallen der Lüftedurchdringer
Hat deinen friſchen Muth erweckt.

Du, Held, haſt dich erkeckt,
Mit aufgerecktem Arm den Widerſtand zu jagen
Und in die Flucht zu ſchlagen.
Wer ſich für Gott und Vaterland
Hin in den Brand,
Als wie ein Opfer, ſtellet,
Der iſt ein Iſaak und wird nicht hingefället.
Gott und gerechte Sache,
Die nehmen billig Rache
Und geben Fried' und Ruh'.
Wohlan, nun lebe lange!
Glück zu, o Held! du tapfrer Held, Glück zu!

Das Alter.

Heran, du ſchöner Morgen!
Du Anſtand aller Sorgen,
Heran! Ich ſehe dich.
Laß dein goldgüldnes Feuer
Des Krieges Abenteuer
Und Nebel treiben unter ſich.
Die ſilberweiße Dirne
Strahlt mit der lichten Stirne
Durch die kohlſchwarze Nacht;

Die grünen Palmen flimmern
Und ſchimmern
Umher in deinen Zimmern,
Und das haſt du, o Vater, nur gemacht.
Nun iſt es Zeit, zu lachen;
Es ſchlaft des Krieges Wachen;
Wiſch' ab dein blutig Schwert!
Leg' deinen Harniſch nieder!
Irenens ganzes Heer geht bei dir hin und wieder;
Dir wird dein Wunſch gewährt.
Da nimm den Friedenskranz!
Du haſt es recht verdienet,
Daß um dein greiſes Haupt ein ſolcher Frühling
grünet.
Dein heller Eintrachtsglanz,
Der hat des Reiches Sonnen
So lieblich angeſteckt,
Daß ihre ſüße Gluth, die ſich davon erweckt,
In einem Friedensblick entbronnen.
Mein rechtes Eigenthum,
Der Wiz, wohl zu regieren
Und klugen Rath zu führen,
Iſt deines Alters Kron' und Blum'.

Was hat dir Gott verſagt, du Vater vieler Seelen?
Kannſt du, du andrer Abraham,
Auch deinen Stamm
Und deine Kinder zählen?
Welch' Heldenblut
Hat ſich alſo gemehret?
Was nützlich iſt und gut,
Beſtehet von ſich ſelbſt und wird durch nichts verzehret.
Ich ſeh' es ſchon von fernen:
Dein Rautenſtock vergleicht ſich an der Zahl den Sternen
Und wird ein groſer Wald.
Wohlan, erfreu' dich bald,
  Freue dich, du Landesvater,
  Freu' dich deiner Rautenzier!
  Gott, der iſt dein Wohlberather;[6])
Das Leben, das du haſt, das doppelt er an dir.

Die Ewigkeit.

Auf! auf! du Sel'ger aller Fürſten,
Die nach der Ruh' des Vaterlandes dürſten!

---

[6]) Wohl-Einrather.

Auf, auf! ermunt're deinen Geiſt!
Errege dein Gemüthe,
Du friedliches Geblüte!
Gott liebet dich und dein Volk allermeiſt.
Der Krieg und Streit muß erſt den Zunder brennen,
In dem der Fried' aufglimmt.
Das Kleinod iſt nun hier, du halfeſt es erkennen;
Drum iſt dir auch deſſelben Brauch beſtimmt.
Brenne denn, du heilge 5) Flamme,
Brenne lichterloh empor;
Hier iſt deines Feuers Amme,
Die dich erhalten will; hier blitzet ſie hervor.
Wer ſeinem Gott vertraut
Und ſetzet ihn zum Ziel,
Macht ſeiner Jahre viel
Und wird auch lang in vielen angeſchaut.
Ich bin die Ewigkeit,
Ich will dir Kräfte geben,
Zu ſchützen deinen Ruhm
Und deines Gottes Reben;
Ich will verlängern deine Zeit.

5) Brenne Du geheilgte.

Kein ſchweres Alter ſoll dich hindern.
Regiere nur getroſt; ich will die Laſt vermindern;
Dein großer Name wird, wie eine Roſe, blühn,
Die vor dem ſüßen Weſt
In ihrer ſchönen Zier,
Mit Perlen angethaut, ſich lieblich ſehen läßt.
Ich habe Ruhm und Preis in meinen Händen
hier;
Da nimm ſie hin! ſie ſollen dich umziehn.
Die flücht'ge Zeit
Gehorcht der Ewigkeit;
Dir ſoll ſie ſtille ſtehen!

Alle.

Friſch auf! dir, Kurfürſt, geht es gut![6]

Die Zeit.

Ich bleib' ihm ſtille ſtehen.

Die Kindheit.

Ich will ihm nicht entgehen.

Die Jugend.

Ich geb' ihm meinen Muth.

---

[6] wohl (was aber keinen Reim geben würde).

Die Mannheit.

Und ich das Ritterblut.

Das Alter.

Ich reich' ihm Weisheit und Verſtand
Und Frieden in das Vaterland.

Die Ewigkeit.

Von mir hat er das Leben.

Alle.

Das wollen wir Ihm geben. —
Friſch auf! dir, Kurfürſt, geht es gut!

Sonette an Marnia.

Stete Treue.

Wie? läßt du, Schöne, dich denn ewig von mir bitten?
Und fragſt du heimlich nach, ob ich auch ſtandhaft ſei?
Komm her! hier iſt mein Herz, von fremder Liebe frei;
Mein Herze, das iſt hier, eröffnet in der Mitten.

Ich bin von Flandern nicht, der mit behenden Schritten
Wohl Hundert' hier und da ſucht ſonder alle Scheu;
Nein, Viel' begehr' ich nicht! Ich bin und bleibe treu.
Die erſt' und letzte Brunſt ſind deiner Tugend Sitten.

Sorgſt aber du ja noch und willſt voll Sorge ſein,
So ſorge, wie du mich an Treu' woll'ſt überreichen,
Bis daß an Treue wir einander können gleichen

Und ſchlafen unbetrübt an Bruſt und Armen ein!
Das iſt das beſte Thun, die Luſt der ganzen Erden,
Beſtändig, wie man liebt, auch ſo geliebet werden.

Mit einem Kranze.

Nimm hin, o Marnia, von mir den bunten Kranz!
Ich hab' ihn ſelber dir mit eigner Hand gebunden.
Viel Blumen mancher Art, die ich nur habe funden,
Beſternen ſeine Zier und geben ihm den Glanz.

Die Silberlilien beſtehn den muntern Tanz;
Der ſchönen Roſen Kelch, das Kind der Venuswunden,
Die duft'ge 1) Anemon', der Schatz der Thalemunden *),
Narciſſ' und Veilchen auch verfertigten ihn ganz.

---

1) riechend.

*) Der von Zeſen eingeführte deutſche Name für: Echo. Alſo Anſpielung auf die Fabel von Echo und Narciſſus.

Hiermit umſchließ' dein Haar und deine ſtolze
Stirne
Und gieb die Hoffarth auf,[2]) die ſtets in deinem
Hirne,
Wie Fluth aus Quellen, kommt, und denke
ſtets daran:

Wie dieſe Blumen jetzt im friſchen Safte
blühen
Und, eh' der Abend kommt, den Kürzern müſſen
ziehen,
So iſt es auch mit dir, du ſtolzes Kind, gethan.

2) laß — — nach.

Als ſie nach einem Zwiſte ſeinen erſten Gruß angenommen hatte.

Nun ſchlinge dich, o Kranz der Myrten, um mein Haar!
Nun ſchlinge dich! mein Gruß iſt angenommen!
Er iſt vor ſie, das liebe Kind, gekommen,
Das liebe, liebe Kind, das mir ſo günſtig war!

Ihr Gruß, ihr Kuß, die Hand, der Blicke ganze Schaar,
Des Herzens Brunſt, die wieder angeglommen,
Kommt häufig jetzt in meinen Port geſchwommen
Und ſtellet unverfälſcht ſich meinem Willen dar.

Willkommen, Tag! willkommen, edle Stunden,
An welchen ich den Schatz, den ich zuerſt verlor,
Mit meiner frohen Hand nun wieder heb' empor!

Willkommen, Tag! du haſt mir ihn gefunden!
So ſchwinge dich, o Kranz der Myrten, um mein Haar!
Die Beute, die iſt hier, die erſt verloren war.

Warnung des Liebesgottes.

„Hier laſſ' ich Pfeil und Gluth, die Roſen mit den Myrten,
Durch die ich vor der Zeit zum 1) Himmel konnte gehn;
Hier laſſ' ich Kranz und Ried *) und alle Waffen ſtehn;
Ich flieh', ich fliehe fort und laſſ' es euch, ihr Hirten!

Kein Spiel, kein Fröhlichſein, kein ſüßes Halsumgürten
Und keine Nymphe ſoll mit Schallen und Getön
Mich fürderhin im 2) Thal, in Buſch und Auen ſehn;
Kein Weſtwind ſoll mich mehr mit ſüßem Thau bewirthen,

---

1) in. — 2) durch.

*) Rohrflöte.

Weil Marnia mit Glanz, Gluth, Feuer, Licht und Gift
Pfeil, Köcher, Kranz und Spiel und Alles übertrifft.
Ade, ich gehe fort zu den entfernten Wüſten.

Doch nehmt hier Warnung an und höret noch ein Wort,
Ihr Sterblichen! Wenn ich jetzund von euch bin fort,
Laßt euch nach Marnien — ſie tödtet — nicht gelüſten!

Heftige Liebe.

Mein ganzer Muth verdirbt; ich wanke hin und her,
Ich leide große Pein in meinem matten Herzen;
Bald bin ich hier, bald da; bald hab' ich tauſend Schmerzen.
Ich ſeh' mein Angeſicht, und weiß nicht, wie und wer

Und wo ich ſtündlich bin; und wenn ich Troſt begehr',
So iſt es meinem Lieb auch nur ein bloſes Scherzen.
Der Unfall, der iſt groß! — Noch ſtellt ſie Brand und Kerzen
Auf meine welke Bruſt und fraget: Wer iſt der?

Die Liebesgóttinn giebt ihr Weſen an den Tag
Und ihre Grauſamkeit, die ich nicht dulden mag,
Und dennoch [1]) bin ich ſtets bereit, ihr nachzugehen

Und, mir zum Schaden auch, auf ihren Glanz zu ſehen. —
Wer eine Stunde mir wird wenden dieſe Pein,
Der ſoll mir Phóbus ſelbſt, ja, mehr als Phóbus ſein.

---

[1]) Jedoch ſo.

Gleich und ungleich.

Mein Lieb, das redet wohl; der Amor auch ingleichen.
Sie ſchlägt die Augen auf; er thut es auch, wie ſie.
Sie ſchläft; er ſchläft mit ihr. Sie ſteht alleine hie;
Er auch. Sie lacht; auch 1) er. Sie giebet Freudenzeichen;

Er freuet ſich auch mit. Sie hüpft; er will nicht weichen
Und hüpfet auch. Sie ſingt; ſo 2) er. Sie weint; die Müh'
Nimmt er auch an. Sie ſpielt ein Lied; das läßt er nie.
Sie geht; er gehet auch, mit ihr umherzuſchleichen.

---

1) und. — 2) und.

Was nur mein Lieb von [3]) Luſt und Kurzweil je nimmt [4]) für,
Das thut ihr Amor nach und findet ſich bei ihr.
In einem einz'gen nur, in einem einz'gen Stücke

Da treffen alle beid' auch gar nicht überein:
Er iſt gelind und gut, wie er ſonſt pflegt zu ſein
Bei denen, die er liebt; ſie aber voller Tücke.

---

3) vor.

4) nimmet

Gewalt der Liebe.

Wie, wann der kühle Schnee nach Thal und Auen rinnt,
Und das zu weiche [1]) Wachs im Sommer muß vergehen,
Wenn ſich der Sonnen Bild in wilder Gluth läßt ſehen,
So bin ich auch vor dir, weil du mich angezünd't.

Kein Glied iſt ohne Brunſt. Wie ſich der Dornen Kind
Mit ſeinem Haupte neigt und nicht vermag zu ſtehen,
Wenn deine warme Bruſt mit ihrem Ambrawehen
Es unter ſich gedrückt, ſo fall' ich auch geſchwind

---

1) feige.

Zu [2] deinen Füßen hin. Ich werde matt und müde;
Die Farbe wird verkehrt; der Muth iſt außer mir;
Kein Tag, nur lauter Nacht kommt meinen Augen für;

Im Schlaſen hab' ich Streit, im Wachen keinen Friede,
Bis daß der friſche Quell mir meine Glieder kühlt,
Damit auf's Neu' hernach dein Feuer mit mir ſpielt.

---

[2] Für.

Unerträgliche Liebe.

Iſt denn der Himmelsſaal dein rechtes Vaterland?
Hat denn die Venus dich, ſo wie man ſagt, geboren?
Iſt denn der Nektar dir zu deinem Trank' erkoren?
Iſt dir Ambroſia 1) zur Speiſe zuerkannt?

Warum denn wanderſt du allhier durch See und Land?
Warum haſt du denn, mich zu quälen, dich verſchworen?
Warum denn brenneſt du den, der bereits verloren
Der Freiheit theures Gold, mit deiner ſtolzen Hand?

---

1) Iſt dir denn Ambroſin.

Warum denn trinkſt du Nichts, als meine naſſen Thränen?
Mußt du dich denn in mir an Mark und Bein gewöhnen?
O wilde Grauſamkeit! o felſenharte Noth!

Vom Himmel biſt du nicht auf Erden hergegangen;
Styx und ſein Acheron, die haben dich empfangen.
Was quälſt du mich noch viel? Schon jetzo[2]) bin ich todt!

---

2) Jetzunder.

Seine Träume.

Sind Träume lauter Nichts, wie, daß ſie mich bewegen?
Sind ſie denn Freud' und Luſt, wie, daß ich traurig bin?
Sind ſie voll Lieblichkeit, wie, daß mein todter Sinn
Sich muß, o Marnia, zu deinen Füßen legen?

Ich ſahe heut zu Nacht dich deiner Liebe pflegen.
Du warſt es ja gewiß, o ſchöne Halbgöttinn!
Ein nacket Nymphenbild lief zu den Schwänen hin,
Den 1) Schwänen, die im Thal ſtets ihre Lieder hegen,

1) Zun.

Und küſſet' Eines Mund. Ich fühlte Süßigkeit;
Die Liebe ſtieß alsbald nach meinem kranken Herzen;
Drauf ließ ich meinen Schlaf. Nichts blieb, als tauſend Schmerzen,

Die ich noch klagen muß bei ſpäter Abendzeit.
Was ſie nun mögen ſein, 2) ſo glaub' ich voller Sorgen,
Im Traumesnebel 3) liegt die Wahrheit doch verborgen.

---

2) Sie ſind nun was ſie ſind.

3) Traume-Nebel.

Als ſie einen Kranz von Tauſendſchönen trug.

Der Kranz von Floramor ziert deine Stirne wohl,
O allerliebſtes Kind, und macht mich voller Freuden.
Nichts kann mich fürderhin um deinetwillen neiden;
Mein Zeichen ſteht an dir, als wie es ſtehen ſoll.

Die Liebe, die iſt reif und fordert ihren Zoll.
Wohl, Lieb! hier haſt du ihn! Kein Von-dir-ſein, kein Scheiden
Wird deine Lieblichkeit aus meinem Sinne ſchneiden;
Die Treu', die treulich heißt, iſt immer roſenvoll.

Viel ſchöner biſt du mir, Geliebte,[1] vorgekommen.
So glänzt das Morgenweib, ſo glänzt der Tagesmann,
Wenn um den Purpurſchlaf der Weſtwind ſpielen kann;

So glänzt der Himmel ſelbſt, wenn er iſt aufgeglommen.
Drum zieh' ich deine Pracht auch allen Dingen vor;
Du biſt mein Tauſendſchön, und ich dein Floramor.

---

[1] Verliebte.

An ſein ſchwarzes Mädchen.

(Mit einem Herzen.)

Ihr ſchwarzen Augen, ihr, und du auch, ſchwarzes Haar,
Nehmt hin von meiner Hand, nehmt hin, was ich euch ſende!
Durch was ich meine Schuld ein wenig nur verpfände,
Das dürſtet jetzund noch nach eurer Blicke Schaar.

Schwarz lieb' ich auf der Welt. Schwarz will ich immerdar.
Schwarz iſt mein Ruheſtab der faſt zu müden Hände.
Schwarz iſt der beſte Glanz. Schwarz macht, daß ich mich wende
Zum ſchwarzen Angeſicht, zum ſchwarzen Augenklar.

Laß Roth, laß Weiß, laß Blau in ſeiner Schöne gehen,
Und auf des Kaiſers Haupt ein Gold im Golde ſein,
Laß Demantfarbe blühn, laß jeden Edelſtein

Sein farbig Angeſicht bei allem Glanz' aufblähen;
Mein Schwarz vergnüget mich. — Drum ſprech' ich immerdar:
Ihr ſchwarzen Augen, ihr! und du auch, ſchwarzes Haar!

An die Sterne.

Ihr Kinder ſüßer Nacht, ihr feuervollen Brüder,
Du kleines Heer der Luft, du Himmelsbürgerei,
Die du durch's blaue Feld nach reiner Melodei
Erhebeſt deinen Tanz und deine ſchönen Glieder,

Wenn jetzt der faule Schlaf die müden Augenlieder
Durch einen faulen Sieg den Sinnen leget bei,
Damit kein Wachen mehr an uns zu ſpüren ſei!
Ihr Kinder ſüßer Nacht, legt eure Fackeln nieder!

Was ſteht ihr, wie zuvor, und lacht den Weltkreis an?
Lauft durch das goldne Haus, verlaßt die Fenſterſcheiben,
Geht rückwärts, wie ihr ſollt! Ich will euch rückwärts treiben.

Geht rückwärts wieder hin die alte finſtre Bahn!
Geht, Kinder, wie ihr ſollt! flieht, Lichter, flieht von mir!
Mein Licht, mein Augenſtern, mein Licht iſt nicht allhier.

Nach ihrem Tode.

Der Himmel iſt mir ſchwarz; die Sonne ſcheint nicht mehr;
Mein Lieb, das iſt nun fort und ſtehet auf der Bahre,
So daß ich allgemach mit ihr von hinnen fahre.
In meinem Herzen wacht der Sorgen ganzes Heer!

Der Lippen Purpur bleicht; die Zung' iſt honigleer;[1])
Die Augen ſehen ſtarr; das Geld der friſchen Jahre,
Die Roſen des Geſichts, der Fallſtrick ihrer Haare
Macht mir mein Leben auch im Tode noch zu ſchwer.

---

[1] Zucker-leer.

Die Galle meiner Luſt, die Wehmuth meiner Freude,
Die Wahlſtatt meines Thuns giebt Feuer meinem Leide;
Sie und zugleich ihr Tod, ſie machen traurig mich.

O Anfang meiner Pein! o Ende meines Lebens!
Du biſt nun Finſterniß, nach dir ſeh' ich vergebens.
Komm, ſchau' mich auch! Ich bin, wie du, mein ganzes Ich. *)

---

*) Ich bin dir, mein Ich, ganz gleich, Finſterniß durchaus, wie du.

Neue Liebe.

Dir, meine Marnia, dir ſchwur ich einen Eid
Auf deiner Aſche dort und dort auf deinen Beinen,*)
Ich wollte Keine mehr, als dich alleine, meinen;**)
Jetzt ſoll ich treulos ſein, jetzt findet ſich der Streit.

Hier iſt dein Ebenbild; hier geht mein neues Leid!
Der Mund, das braune Haar, die ſehen gleich den deinen;
Kein Roſenblatt kann ſo ſich mit dem andern 1) einen,
Als ihre ſchöne Zucht und deine Trefflichkeit.

1) mit einander.

*) Gebeinen.

**) lieben, minnen.

Was fang' ich endlich an mit ihr, mit mir, mit dir?
Ich bin auf's neue wund! Sie gönnt mir ihre Blicke;
Dich nur, nur einzig dich, dich halt' ich nicht zurücke.

Dies iſt die neue Pein, die mich ſelbſt raubet mir!
Sei ruhig, Marnia; laß ſich den Eifer ſtillen! —
Ich liebe ſie — und dies fürwahr um deinetwillen.

Ihre Augen.

Die Liebe ſollte todt und nicht geweſen ſein,
Als ſie mich durch den Brand der Augen hat gerühret;
Weil aber ihre Gluth niemals ein Todtſein ſpüret,
Sollt' ich für ſie ins Grab ſelbſt ſein gegangen ein.

Wie ein gefallner Reif früh vor dem Purpurſchein
Der Morgenröthe fließt, wie Wachs die Fluth gebieret
Und vor der ſüßen Gluth des Feuers ſich entführet,
So rinnt mein Herz aus mir, und dies vor lauter Pein.

So oft ich auch[1] den Glanz der Sterne[2] hab' erblickt,
So oft hat einen Strahl die Lieb' in mich geſchickt.
Nun hab' ich Hoffnung nur, und die bei Furcht und Schmerzen.

Ihr Himmelsaugen, ihr! was hab' ich euch gethan?
Warum ſteckt ihr den Brand der Fackeln in mir an?
Erbarmet euch, daß ich euch dienen kann vom Herzen!

---

[1] So ofters ich.

[2] Stirne (wohl nur Druckfehler).

Falſche Liebe.

Das falſche Herze, das, wie hat's mich hintergangen!
Mein Herz, ihr Herz, mein Sinn, ihr Sinn, mein Muth, ihr Muth
War alſo ſehr vereint, daß auch das arme Blut
Um ſie ſo manche Brunſt, ſo manches Leid empfangen.

Jetzt weicht ſie nun von mir. Was ſoll ich nun anfangen?
Bleib' ich, als wie ein Fels? So ſtürmet ihre Fluth
Je mehr und mehr auf mich. Weich' ich denn ihrer Gluth?
So werd' ich gar entſeelt, auch nur durch mein Verlangen.

Kein beſſ'rer Rath iſt hier für mich und meine Pein:
Wenn ſie wird athemlos von meiner Liebe ſein
Und nun verſchmachten will in ihren ſüßen Schmerzen,

So will ich ihren Glanz auch nicht einmal anſehn.
Und thu' ich lange das, ſo wird's — was gilt's? — geſchehn,
Daß ſie in ihrer Gluth 2) freiwillig mich wird herzen.

---

2) Brunſt.

Madrigal.

Der Abend war gekommen; 1)
Ich hatte meinen Weg bereits zu ihr genommen,
Zu ihr, zu meiner Anemonen.
Ich klopfet' an;
Bald ward mir aufgethan.
Die rechte Hand trug ihr das Licht,
Die linke deckt' ihr Angeſicht.
Alsbald da 2) war das Tiefſt' in meinem Herzen
Verletzt von ihren goldnen Kerzen.
Wo kam ich hin? ſah ich denn in die Ferne?

---

1) ankommen.

2) So balde.

Das weiß ich jetzt nicht auszuſprechen:
Jedoch, die mir das Licht getragen,
Die war die Venus ohne Tagen
Selbſelbſt mit ihrem Abendſterne.

Philipp Zeſen.

Morgenlied.

Die Nacht, das ſchreckenvolle Kind,
Die ſchwarze Dämmerung zerrinnt,
Der frühe Tag ſich zeiget;
Die goldne Morgenröth' entſpringt,
Ihr nach der Glanz der Sonne [1] dringt
Und auf gen Himmel ſteigen.
Singet, klinget!
Freudenlieder ſoll ein jeder, *)
Gott zu ehren,
Aus dem Munde laſſen hören.

Wohlan, mein Herz, erhebe dich
Und denke, wie der Höchſte ſich
Bemüht, für dich zu wachen!

---

[1] der ſonnen glantz hernachher.

*) Je in „jeder“ wie ein langes i zu leſen.

Er hat behütet dieſe Nacht
Vor aller Angſt und Kriegesmacht,
Vor Noth und Tod uns Schwachen.
Singet, klinget!
Freudenlieder ſoll ein jeder,
Gott zu danken,
Schütten aus des Herzens Schranken.

Brich an, du Sonne meiner Seel'
In meines finſtern Herzens Höhl',
Du goldner Glanz der Freuden!
Erquicke mich mit deinem Geiſt'
Und mir gewünſchten Beiſtand leiſt'
In meinem Thun und Leiden!
Aus Noth und Tod
Hilf mir Armen mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

Ach, brich hervor, du Troſt und Licht,
Wann mich der Sünden Wurm anficht
Und mein Gewiſſen naget!

Nimm weg die ſchwere Sündenlaſt,
Dieweil du ſie gebüßet haſt
Und dich für mich gewaget!
Aus Noth und Tod
Hilf mir Armen mit Erbarmen!
Mein Hantieren
Laß mich vollends wohl ausführen!

Gebet um Rettung.

Ich bin in lauter Angſt und Noth,
Mit Wellen ganz umgeben;
Die dräuen mir den bittern Tod
Und ſtehn nach meinem Leben;
Die Winde wüthen für und für
Und haben mich getödtet ſchier
Noch vor dem letzten Ende.

Es hilft der Menſchen Hülfe nicht,
Kein Retter iſt zu finden,
Der unſrer Schwachheit Troſt zuſpricht
Und wehrt den ſtolzen Winden.
Ich bin von meiner Freunde Schaar
Verlaſſen und entfernet gar;
Kein Bruder kann mir helfen.

Drum komm' ich, höchſter Gott, zu dir
Und lieg' auf meinen Knieen.
Ach, willſt du denn ſo gar von mir,
Du liebſter Vater, fliehen?
Ach nicht! ach nicht! Hilf, Helfer, doch,
Weil du, mein Gott, kannſt helfen noch,
Und reiß mich aus den Nöthen!

Aus der Bearbeitung des Hohenliedes.

Sie.

Mein Liebſter, o [1]) komme, die Früchte zu koſten;
Ich warte des Freundes an unſeren Pfoſten.
Mein Herze, mein Licht,
Verſchmähe mich nicht!

Er.

Ja, liebliche [2]) Schweſter, dein Bruder iſt kommen
Und gehet im Garten und ſiehet nach dir.

---

1) Mein Liebeſter.

2) liebeſte.

Ich habe mir Myrrhen und Würze genommen,
Ich habe den Honig gekoſtet allhier.
Ich habe von Reben
Gekoſtet, mein Leben,
Den ſüßeſten Wein.
Kommt, nehmet und eſſet,
Des Trauerns vergeſſet,
Ihr Lieben, ei! trinket und ſchenket voll ein!

Sie.

Das Auge zwar ſchläfet, das Herze doch wachet;
Ich höre den Liebſten, er rühret die Thür.
O ſehet, ihr Schweſtern, er kommet und lachet,
Bricht balde mit lieblichen Worten herfür.

Er.

Eröffnet die Thüren und Riegel: ich komme,
Ich ſuche dich, Freundinn! o Schweſter, o Fromme!
Die Wangen und Haare ſind gänzlich bethaut;
Die Locken ſind feuchte. Komm, liebliche 3)
Braut!

---

3) liebeſte.

Sie.

Ach, Liebſter, ſchon lieg' ich entkleidet darnieder!
Wie ſoll ich die Kleider anziehn?
Wie ſoll ich mir wieder
Die Füße beſudeln, mein ſchönſter Rubin? —
Doch ſtecket durch's Fenſter mein Liebſter die Hände;
Mein Leben im Herzen erzittert dafür.
Ich machte mich eilend zu ſelbigem Ende
Und wollte dem Liebſten eröffnen die Thür.
Es troffen die Hände
Von 3) Myrrhen ohn' Ende
Und waren benetzt.

Ich hatte dem Liebſten eröffnet die Thüre;
Ach aber, wo war er doch hin?
Weil Keinen ich ſpüre.
Ich ſuchte den Schönen mit traurigem Sinn,
Ich rufte; doch konnt' ich den Liebſten nicht hören;
Die Wächter beraubten und ſchlugen mich wund.

---

3) Mit.

Euch Töchter Jeruſalems will ich beſchwören:
Find't Jemand mein Herze, ſo macht es ihm kund,
Wie daß ich vor Liebe
Mich heftig betrübe
Und lagerhaft *) ſei.

---

*) bettlägerig.

Beim Beginne des Frühlings.

Auf, meine Gedanken! ſeid luſtig von Herzen
In dieſem angehenden fröhlichen Märzen!
Ach, ſehet, der Frühling erneuert ſich nun;
Die Erde will ihre Schatzkammer aufthun.

Bald werden die lieblichen Blumen aufſchießen,
Bald werden Zeitloſen und Roſen entſprießen,
Bald werden auch Tulpen und Lilien blühn;
Da könnt ihr, Gedanken, euch letzen forthin.[1]

Man höret die lieblichen Kinder der Lüfte
Schon ſingen, daß wieder erklingen die Klüfte;
Frau Nachtigal rufet, daß Hügel und Wald,
Daß Thäler und Berge und Alles erſchallt.

---

[1] Zwei Strophen in eine zuſammengezogen.

Sie loben den Schöpfer, der ihnen das Leben,
Die fertige Zunge, zu ſingen, gegeben;
Die Lerche tririret ihr Tiretelier;
Es binken die Finken dem Buhlen auch hier.

Die Auen ſtehn luſtig mit Perlen bethauet;
Es werden die Hirſche mit Freuden geſchauet.
Wie fertig ſie ſpringen durch Kräuter und Klee!
Wie luſtig ſich machet das flüchtige Reh!

Was unſere Dichter ſoll 2) zieren und ſchmücken,
Das Lorbeerlaub, ſiehet man grünlicher blicken.
Das 3) machet uns einen recht fröhlichen Muth.
Auf, meine Gedanken, mein Leben und Blut!

Auf, meine Gedanken! ſeid luſtig von Herzen
In dieſem angehenden fröhlichen Märzen!
Auf! ſehet, der Frühling erluſtigt euch recht.
Auf, meine Gedanken, mein ganzes Geſchlecht!

2) muß. — 3) und.

Alles zu ſeiner Zeit.

Was dieſes Rund, die große Welt, umgreifet,
Was durch das Licht der rothen Sonne reifet,
Was geht und ſteht, was lebet, ſchleicht und kreucht,
Hat ſeine Zeit, ſoweit der Himmel reicht.
An dieſes Licht der Welt geboren werden,
Und wiederum genommen von der Erden,
Hat ſeine Zeit. Zunehmen und vergehn,
Verwelken auch und voll im Blühen ſtehn,
Hat ſeine Zeit. Das Roden, Pflanzen, Hauen,
Das Würzen auch, das Heilen, Brechen, Bauen
Hat ſeine Zeit; in Klag' und Lachen ſein,
Der Tanz, das Leid, das Wohlergehn, die Pein

Hat ſeine Zeit. Steinſuchen, Steine ſtreuen,
Das Herzen auch, mit Scherzen ſich erfreuen,
Von Küſſen weit, von Scherzen ferne ſein,
Hat ſeine Zeit. Verlieren, ſammeln ein,
Zerreißen auch, zunehmen, werfen, halten,
Hat ſeine Zeit; verjüngen und veralten,
Das Lieben auch und Haſſen, Fried' und Streit, —
Ja, Alles hat beſtimmte Stund' und Zeit.

Des Rechts und Rechtens Urſprung.

(Aus einem größern Gedichte.)

Wie ſelig war die junge Welt,
Die noch nicht kannte Gut und Geld,
Die durch Betrug und eignes Haben,
Durch argen Witz und ſchnöden Schein,
Durch gierig Sehn auf Dein und Mein
Noch nicht geſucht, ihr Herz zu laben,
Da man, als Engel, ließ gemein
In reiner Einfalt Alles ſein!

Da ſuchte man nicht ſeinen Ruhm,
Noch ein vergänglich Eigenthum
Mit rechten, fechten, hadern, zanken;
Man fand nicht[1]) Richtſtuhl, noch Geſetz,

---

[1]) noch.

Noch ein gekauftes Rechtsgeſchwätz;
Man nahm und durfte Niemand danken,
Noch darum flehen, als allein
Dem, der geheißen Alles ſein.

Als aber dieſe Welt von Jahr
Zu Jahren ſchlimmer worden war
Und mit dem Alter eingekrochen
Des Eigennutzes Dein und Mein,
Daß nun ihr Gut — nicht mehr gemein —
In tauſend Brocken lag zerbrochen,
Da ward — die Satzung erſt erdacht,
Die recht= und fechten aufgebracht.

Kriegshymnus in der Gelehrten-Republik.

Sollt' ich ein Feldherr ſein und Kriegesheere führen,
So wollt' ich ſtracks auszieren
Das ganze Kriegesheer
Mit einem ſolchen Volk, das hold den Büchern wär'.
Die Studenten müßten ſein
Meine beſten Burſch' und Führer,
Die Gelehrten Feindausſpürer;
Phöbus Völker insgemein
Müßten die Feinde verjagen und dämpfen,
Müßten uns helfen und ritterlich kämpfen.

Büchsmeiſter ſollten ſein die ſüßen Muſikanten,
Des 1) Helikon's Verwandten;

---

1) Die.

Der Orgeln Freudenſchall
Sollt' an Trompetenſtatt erklingen überall;
Bacchus und ſein Kamerad,
Ceres, ſollten uns wohl geben
Brot und Speiſ' und Wein, zu leben,
Friſchen uns nach Krieges Rath;
Muſen und Grazien müßten mitkämpfen,
Müßten die Feinde verjagen und dämpfen.

Die Feder ſollte mir anſtatt der Schwerter dienen;
Wir wollten uns erkühnen,
In alle Welt zu gehn.
Mich däucht, ich wollte wohl mit dieſem Volk beſtehn
In Gefahr und Kriegesnoth.
Schriftgelehrte und Juriſten
Müßten ſich, zu ſtreiten, rüſten;
Die, vor denen flieht der Tod, *)
Müßten uns helfen auch ritterlich kämpfen,
Müßten die Feinde verjagen und dämpfen.

---

*) Die Mediciner.

Tanzlied,

einem edeln Pferde geſungen.

Auf, Weißchen! richte Bruſt und Köpfchen in die Höh'!
Laß fliegen um den Hals der blanken Mähne Schnee!
Laß ſpielen Aug' und Ohren,
Laß ſpielen Fuß und Bein;
Du biſt zur Luſt erkoren;
Auf, Weißchen! tritt herein!

Auf, Weißchen, auf! Ich ſeh', dein' Ohren werden ſpitz,
Dein' Aeuglein ſpielen ſüß und flinkern, wie der Blitz.
Hüpf auf, mein Rößchen, hüpfe!
Du weißt der Sprünge Schnitt.
Und daß dein Fuß nicht ſchlüpfe,
Verſetze Tritt um Tritt!

Auf, Weißchen, auf! laß ſehn, was deine Kunſt
vermag!
Nimm, wie du pflegſt, in Acht den halb- und
ganzen Schlag!
Dein Sänger ſinget ſüße;
Bald ſteigt, bald fällt ſein Klang.
So thun auch deine Füße,
So thut dein Heldengang.

So recht! ſo, Weißchen! ſo! So ſchwingt dein Fuß
ſich wohl,
Bald vor, bald hinter ſich, bald ſeitwärts, wie er ſoll;
Bald ſiehet man ihn drehen
Ein Rädlein in der Luft,
Bald leiſ' und prächtig gehen,
Bald trampeln, daß es pufft.

Den Witz, der Hadrian's, der Alexander's Pferd
Geſchickt zur Pracht und Jagd gemacht, ſo lieb
und werth,
Den machſt du, edles Weißchen,
Durch deinen Witz zu nicht;
Du nimmſt das Palmenreiſchen,
Das dein Verſtand dir bricht.

Schweigt, Sybariten, ſchweigt! ſchweigt, Kardier, nun gar
Von eurer Roſſe Witz, der ganz nicht witzig war,
Indem er euch verrathen
Und bracht' in Feindes Hand!
Thut wohl ſo dumme Thaten
Ein witziger Verſtand?

Dies Weißchen geht euch vor, dies Vieh — doch nicht ein Vieh! —
Dem mehr Geſchicklichkeit Natur und Zucht verlieh,
Als manchem Adamskinde,
Bei deſſen*) Seel' ich nicht
Mehr eigne Kraft oft finde,
Als — daß es deutlich ſpricht.

---

*) deſſen bezieht ſich auf „Adamskind."

Ermunterung zur Fröhlichkeit.

Laſſet uns Maien und Kränze bereiten!
Sehet, ach! ſehet die fröhlichen Zeiten!
Sehet, ihr Brüder, und merket hierbei,
Welche Veränderung Solches nur ſei!

Laſſet uns Weinen und Trauern vertreiben!
Klagen und Zagen ſoll heute verbleiben;
Klagen und Zagen verjaget jetzund,
Heute ſeid luſtig und machet es kund.[1]

Laſſet uns birkene Meier[*] beſtellen,
Daß wir euch ſchenken, ihr guten Geſellen!
Laſſet den birkenen Meier umgehn,
Laſſet die Gläſer nicht ſtille ſo ſtehn!

---

[1] Die folg. Str. weggelaſſen.

[*] **Birkene Meier**, **Birkenmeier**, Becher aus Birkenholz.

Laſſet die Lauten und Geigen erklingen,
Laſſet uns eilen, zum Tanze zu ſpringen,
Nehmet die Kegel und Boſſel*) in Acht,
Laſſet uns ſpielen, bis kommet die Nacht!

Laſſet uns geiſtlich- und weltliche Lieder
Klingen und ſingen, ihr liebſten Brüder;
Laſſet uns letzen! Die Jugend vergeht;
Wehmuth und Trauern im Alter entſteht.

*) Kegelkugel.

Auf einen ſchönen Luſtplatz.

Wohl dem, der ſich für und für
Letzen kann und laben hier,
Wo die ſchönen Blumen ſtehn
Und die glatten Hirſche gehn!

Hier ergießet ſich ein Fluß,
Der das Feld befeuchten muß;
Von den Alpen nimmet er
Seinen Gang und läuft anher.

Hier iſt ja die güldne Spur,
Hier bekleid't ſich die Natur
Mit Tapeten überall,
Untermenget mit Korall.

Das verbuhlte Luftvolk ſingt,
Mit dem Staar die Lerche ringt;
Unſrer Vögel Meiſterinn
Nimmt jedoch die Palme 1) hin.

Hat Athen wohl ſolche Luſt,
Als die jetzund uns bewußt?
Hat Adonis und Lucan *)
Solche Luſt geſchauet an?

Nein! Hier iſt das Götterſein,
Hier iſt Flora's Sitz allein,
Hier iſt Venus und ihr Sohn,
Hier iſt Phöbus und ſein Thron.

Drum ſei fruchtbar fort und fort,
Du, o wunderſchöner Ort!
Blühe, grüne, weil **) aufſteht
Phöbus und zu Bette geht!

1) Nimmet doch den Palmen.

*) Wohl Verwechslung mit Lucull.

**) ſo lange als.

Trinklied eines Deutſchen in Holland.

Es geht rund um! — Ein Trunk ſchmeckt auf den Schinken!
Die Rechte faßt das Glas, und mit der Linken
Führ' ich den Schlag und ſinge hochdeutſch drein,
Ob ich ſchon jetzt muß mit holländiſch ſein.
Nun ſetz' ich an, will nach der Reihe trinken,
Weil uns annoch die güldnen Sternlein winken.
Nun ſchlagt die Laut' und blaſet mit dem Zinken!
Was ficht uns an die allgemeine Pein!
Es geht rund um!

Das Glas iſt aus. Nun laſſ ich's wieder ſinken;
Hab' ich's vollbracht, ſo laſſ ich's mich bedünken,
Sie lebe auch 1) von unſerm klaren Wein.
Wohl, Nachbar, laß hier wieder ſchenken ein;
Auf meines Kind's 2) Geſundheit ſollſt du trinken!
Es geht rund um!

---

1) noch.

2) Roſemund.

Des Trinkers Schluß.

Geſtern, als ſich allbereit
Merken ließ die Abendzeit,
Da der ſilberblaſſe Mond von fernen
Sich geſellte zu den lichten Sternen,
Da wir uns luſtig erzeigten zuſammen,
Bacchus entzünd'te poetiſche Flammen
Durch edelen Wein,
Welchen mein Bruder mit kräftigen Sachen
Verſüßet allein,
Kam mir ein Becher zu Geſichte.
Ich weiß nicht, was ich ſchließ' und richte.
Er muß ja löchrig ſein!
Wo bliebe ſonſt der Wein?

Was auf dieſem Becher ſtund,
War uns allen wohl vergunt: *)
„Trink mich wacker aus und leg' mich nieder;
Richt' ich mich dann auf, ſo füll' mich wieder.“
Dieſes war oben am Becher geſchrieben,
Was uns zu trinken ſo wacker getrieben
Den edelen Wein.
Wie? iſt er denn unten und oben voll Löcher?
Wie mag es denn ſein?
Mein Sinn und Wähnen wird zu nichte;
Ich weiß nicht, was ich ſchließ' und richte.
Er muß ja löchrig ſein!
Wo bliebe ſonſt der Wein?

---

*) vergönnt.

Der Liebe Gewalt.

Was lebet und ſchwebet, das liebet und übet
Die bitter verſüßete Liebespein;
Was lieget und flieget, was ſitzet und ſtübet, *)
Muß alles der Liebe leibeigen ſein.
Die Stolzen ſelbſt müſſen
Die Bolzen beküſſen,
Die Venus gemacht.
Die Flüchtigen fühlen
Am eh'ſten das Spielen
Der mächtigen Pfeile, die ſcharfe Schlacht. [1])

Die Wälder und Felder und Wieſen erkieſen
Das hitzige Feuer der Lieb' aus Zwang;
Was ſenſten ſich ſtörriſch und mürriſch erwieſen,
Das lieget vor Liebe gefährlich krank.

---

1) Lesart eines frühern Druckes: die ſtolze Pracht.

*) ſprühet oder ſpringet.

Die Reben umfangen
Aus ſüßem Verlangen
Die Ulmen mit Luſt;
Dem Sternengewimmel
Dort oben am Himmel[2]
Iſt eben die Liebesmacht auch bewußt.

Die Menſchen auf Erden, die werden betrogen
Und müſſen der Liebe je dienſtbar ſein;
Es haben die Geiſter der Liebe durchflogen
Die Seen und Länder all' insgemein.
Den Vögeln und Fiſchen
In Meeren und Büſchen
Gebietet[3] ſie auch;
Der Delphin empfindet,
Vom Lieben entzündet,
Die Flammen zuſammen nach Liebesbrauch.

Die trefflichſten Helden im Kriege verbleichen,
Sobald ſie erſehen[4] der Liebe Blitz;

---

2) Aeltere Leſart: Dem güldnen Getümmel
Der Sternen am Himmel.

3) Var. Gebühret.

4) ſo balde ſie ſehen.

Dem Blitzen des Schützen aus Paphos auch weichen
Die flammenden Schwerter,[5] der höchſte Witz.
Die Jungen und Greiſen,
Die Klugen und Weiſen,
Die Albernen gleich,
Die Männer und Frauen,
Die Adler und Pfauen,
Die werden vor ihrer Gewalt ganz bleich.

Sie trotzet auch allen Göttinnen zuſammen,
Die Götter ſind ſelber ihr unterthan;
Der ſonſten des Donners erſchreckliche Flammen
Ausläſſet, der betet ſie knieend an.
Die Liebe ſelbſt liebet;
Es zürnet, betrübet,
Das Feuer mit ihr.
Die Liebe liebt Kriegen
Und pfleget zu ſiegen.
Meer, Himmel, Luft, Erde, die brennen ſchier.

---

5) Var. ſchwerter und flammen.

An die Abtrünnige.

Schöne Böſe, meiner Sinnen
Bitterſüße Henkerinn,
Was doch ſoll ich nun beginnen,
Da, o Herzenskränkerinn,
Die du folterſt Seel' und Sinn,
Ich von dir verſchmähet bin? 1)

Großmuth ſieht aus deiner Augen
Groß- und blauem Heldenpaar,
Die ſonſt kaum zur Liebe taugen;
Darum wundr' ich mich fürwahr,
Daß du deiner ſo vergißt,
Ja, ſo hart und höhniſch 2) biſt.

---

1) Die zweite Strophe geſtrichen.

2) ſpött- und höniſch.

Aber meines Kummers Ammen
Stehn im Dreieck deiner Hand,
Da*) die Strobelſterne**) flammen,
In ſo heißer 3) Luſt entbrannt;
Dazu kommt der Haare Gluth,
Die mir dieſes Leid 4) anthut.

Bürtig biſt du nicht aus Flandern;
Dennoch liebt dein Wankelmuth
Einen Freier um den andern:
Dieſes iſt dein höchſtes Gut.
Das geſtehſt du ohne Scheu,
Wann du täuſcheſt meine Treu'.

Tückiſch lachſt du, wann ich klage;
Wann ich ſeufze, höhnſt du mich;
Wann ich dir von Treue ſage,
Nickt dein Antlitz über ſich.
Siehe, ſo verſpott'ſt du mich!
Schnöde, warum lieb' ich dich?

---

3) geuler. — 4) dieſen Dampf.

*) Wo.

**) Kometen; hier Kometen ähnliche Figuren in der Hand.

Geh' denn hin, du Falſche, gehe!
Weg, du Böſe! geh' nur hin!
Der ich nun nicht ferner flehe,
Weg, weg, weg, Betrügerinn!
Trügen, lügen, Rauch und Dunſt
Bleibt doch deine beſte Kunſt. 5)

Ich auch will mich hin verfügen,
Da ſich find't mein gleicher *) Sinn,
Der nicht kann noch mag betrügen,
Und mir eine Schäferinn,
Eine ſolche fügen zu,
Die nicht wanket, gleichwie du.

5) Die folgende Strophe ausgelaſſen.

*) ein dem meinen gleicher.

Korblied.

An Dieſelbe.

Sei, o Freiheit, hochgelobet,
Sei gegrüßt, du Himmelskind!
Nun hat endlich ausgetobet,
Die mich machte toll und blind,
Die mir legte Feſſeln an,
Die ich nun verlachen kann.

Lag ich nicht in Angſt verwirret
Ach! ſo manche liebe Nacht,
Da mein Herze war verirret,
Ja, gefällt durch Liebesmacht:
Liebe, das verblend'te Kind,
Machte mich auch ſelber blind. 1)

---

1) Die nächſte Strophe iſt geſtrichen worden.

Wie ein Vogel hüpft und ſpringet,
Wann er aus dem Netze los,
So auch hüpft mein Herz und ſinget,
Weil es ſich aus deinem Schooß,
Der mich vor gefangen hielt,
Endlich frei und los geſpielt.

Wo iſt deiner Augen Blitzen,
Wo iſt deiner Schönheit Glanz,
Die mich konnten ſo erhitzen,
Die mich mir geraubet ganz?
Schau', ich bin nicht mehr ſo blind!
Schau', wie deine Macht zerrinnt!

Geh', du Falſche, geh' und eile!
Geh' und habe gute Nacht!
Geh' und ſuche deine Pfeile,
Deines Bogens blinde Macht
Anderwärts zu bringen an,
Da *) man dich nicht höhnen kann!

*) wo.

Ich verlache deine Tücke,
Ja, ich lache 2) über dich;
Fröhlich ſchau' ich ſtets zurücke;
Luſtig bin ich, weil ich mich
Nun ſo klüglich hier bedacht
Und von dir mich losgemacht.

2) Laute lach' ich.

Scheidelied an die Herzliebſte.[1])

Ich muß dir leider geben
Die bittre gute Nacht,
Mein Engelchen, mein Leben,
Das ich ſo werth geacht't.

Ich ſcheide zwar von hinnen;
Doch bleib' ich ewig dein
Mit Herz und Muth und Sinnen
Und will dein Bruder ſein.

Dein Bruder will ich bleiben
In feſter Lieb' und Treu',
So lange man wird ſchreiben,
Was treue Liebe ſei.

---

1) Fünf Strophen ſind weggefallen.

Nimm, Schweſter, dieſe Treue
Mit treuer Liebe hin
Und denke, daß auf's neue
Ich dir ergeben bin.

Nimm hin mein Herz, mein Leben!
Nimm hin mein ganzes Mich!
Ich lebe dir ergeben;
Du weißt, ich liebe dich.

Ich liebe dich von Herzen;
Das weiß der Himmel wohl.
Dich lieb' ich ohne Scherzen;
Dich lieb' ich, wie ich ſoll.

Wann ich dich nicht mehr liebe,
So ſterb' ich gar gewiß,
So ſteht mein Leben trübe
Und fühlt den letzten Riß.

Für dieſe Lieb' und Treue
Begehr' ich Nichts, als Gunſt,
Die alle Morgen neue
Soll werden ohne Dunſt.

Beſtändig ſollſt du bleiben!
Doch, wie du willſt, mein Licht. —
Beſtändig will ich treiben
Die treue Bruderpflicht.

Der Himmel wird zum Lohne
Einſt geben dir und mir
Der treuen Liebe Krone,
O meines Herzens Zier!

Nun lebe du, mein Leben,
Mein Seelchen, lebe wohl!
Der Himmel müſſe geben,
Was er dir geben ſoll!

Gern will ich für dich leiden,
Wenn du nur lebſt beglückt.
Ach, Herz! ich muß nun ſcheiden; —
Jetzt werd' ich dir entrückt.

Auf der Reiſe.*)

Wo bleibt, o Emſenſtrom, die ſcheue Fluth?
Wo bleibt der angenehme Sud?
Soll ich mein liebſtes Lieb nicht bald ſehn?
Wird es geſchehn?
Schaue! die Fluth
Machet uns Muth.

Kommt er denn näher, der matte Fluß,
Der uns ſo zögert zum Verdruß?
Schau' ich nicht, fühl' ich nicht ſeine Macht?
Nimm es in Acht,
Schiffer! Auf! fort!
Fort! auf mein Wort!

*) Als auf der Heimkehr nach Deutſchland die Ebbe ſein Schiff nicht in die Ems einfahren ließ.

Auf, Schiffer, ſpann' doch die Segel auf
Und nimm zur Emſe deinen Lauf,
    Weil uns Wind und Waſſer und Zeit iſt gut!
    Schaue, die Fluth
    Hebet uns auf!
    Schiffer, auf! auf!

Nun werd' ich balde ſehn das ſüße Kind;
Uns treibt zur Ems ein guter Wind.
    Wehe beſtändig die ganze Nacht,
    Wehe mit Macht,
    Bis uns das Licht
    Fröhlich anbricht!

Was blinkt und winkt ſo lieblich dort von fern?
Grüßt uns denn ſchon mein Morgenſtern?
    Ach, ja! er iſt es, das ſüße Licht,
    Das uns anſpricht,
    Das uns den Mund
    Reichet itzund.

An die Unerbittliche.[1]

Kein Stahl iſt deiner Seelen,
Mein Seelchen, nimmer gleich,
Die du mich pflegſt zu quälen,
So, daß ich todtenbleich.
Dein Herz, dein hartes Herze
Iſt härter, als ein Stein;
Ich weiß, was ich verſchmerze.
Ach, o der Seelenpein!

Wann wirſt du dich erweiſen,
Wie[2] eine Liebſte pflegt?

---

[1] Die erſte Strophe weggelaſſen, die zweite und dritte in eine zuſammengezogen.

[2] Als.

Biſt du denn lauter Eiſen,
Das nicht ein Thran *) bewegt?
Ein Stein wird durch den Regen
Ermürbet mit der Zeit;
Dich aber kann bewegen
Nichts, Nichts in Ewigkeit.

Nun, du magſt Stahl und Eiſen,
Du, du magſt Demant ſein,
So will ich doch erweiſen,
Daß ich dich lieb' allein.
Kein' Andre kann ich lieben,
Kein' Andre kennt mein Sinn;
Willſt du mich nicht betrüben,
So glaube, daß ich's bin.

*) Niederdeutſch für: Thräne.

Des Schlafloſen Klage.

Der Abend bricht herein, die kühle Nacht entſpringet,
Da man der Liebe Lied mit vollen Freuden ſinget;
Die Kinder kühler Luft ſind auch in ſtolzer Ruh';
Der Nachhall wachet noch und ruft mir immerzu
Die letzten Worte nach. Ich ſehe, wie den Sternen
Der faſt erblaßte Mond zuwinken kann von fernen;
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein
Und ſeufze fort und fort, wann Andre ſchlafen ein.

Du ruheſt, Hedewig, und liegſt in ſtolzem Frieden
In deinem Federzelt; ich muß mich noch ermüden
Und ſchlaflos bringen zu die ganze Nacht,
Da ich allein auf dich, o Hedwig, bin bedacht.

Des Herzens Vorhof liegt — dein Roſenmund — geſtillet;
Dein edles Haupt iſt auch in Kiſſen eingehüllet;
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein
Und ſeufze fort und fort, wann Andre ſchlafen ein.

Es kann ein Wandersmann mit Luſt zu Bette gehen,
Wann auf der Himmelsburg die güldnen Sterne ſtehen;
Wann er den müden Tag mit Reiſen durchgebracht,
So ruht er ſorgenfrei und ſchläft die ganze Nacht,
Und wann der frühe Tag die Sonne wiederbringet,
So ſteht er freudig auf und ſeinen Gott anſinget;
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein
Und ſeufze fort und fort, wann Andre ſchlafen ein.

Ich bin in Angſt und Furcht: die Eule kläglich [1]) ſchreiet;
Ich höre, wie ſie mir den bittern Tod ſchon dräuet.

---

[1]) die eul erbärmlich.

Ach, Schmerz! ach, Weh! ach, Leid! Ich ächze durch die Nacht
Und liege ſchlaflos da, bis unſre Sonn' erwacht.
Es ſchläft der Arbeitsmann, der Dreſcher ruhet ſüße;
Das ſtolze Pferd ruht aus, fühlt nicht die müden Füße;
Nur ich bin ohne Troſt und wache ganz allein
Und ſeufze fort und fort, wann Andre ſchlafen ein.

Ei nun, gehab dich wohl! ich geh', du ſtolze Dirne;
Ich rufe noch dazu zu Zeugen die Geſtirne;
Euch ruf' ich Zeugen an, ihr Thäler, meine Zier,
Ihr Wieſen, Berg' und Büſch', und der auch wohnet hier,
Den Amor 2) ruf' ich an, und kann er nicht mehr zeugen,
So wird er dennoch nicht mein letztes Wort verſchweigen:
Daß ich war ohne Troſt und wache ganz allein
Und ſeufze fort und fort, wann Andre ſchlafen ein.

---

2) — — und das auch wohnet hier,
Das luſt-kind ruff ich an, und kan es nit ꝛc.
(Luſtkind von Zeſen für: „Amor“ gebraucht.)

Zu früher Morgen.

Verziehet noch etwas, ihr lieblichen Sterne!
Ach, winket und blinket ein wenig uns zu!
Aurora,[1]) du goldnes Kind, bleibe von ferne,
Weil jetzo ſich findet die ſüßeſte Ruh',
Indem ich im Arme
Der Liebſten erwarme;
Halt, Sonne, dein Licht
Ein wenig verborgen,
Verjage den Morgen,
Weil jetzo mir leuchtet der Liebſten Geſicht!

Denn meine Geliebte wirft güldene Strahlen
Aus ihrem Geſichte ſo häufig und mild,

---

1) Bleib Röhtin (Röthinn, von Zeſen für: Aurora gebraucht).

Die unſere Zimmer ſo ſchöne bemalen,
Wie irgend die Sonne die Berge vergüld't.
Sie kann mich erquicken
Mit güldenen Blicken,
Wie 2) ſonſten kein Licht.
Sie bleibet gefliſſen,
Mich freundlich zu küſſen;
Ihr Antlitz, das machet die Nächte zu nicht. 3)

Der Apfel von Golde, das Zeichen der Schöne,
Gebühret dir, Schönſte! Den geb' ich auch dir.
Wie? biſt du nicht herrlich und ſchöner, als Jene,
Die Paris erhoben um Schönheit und Zier?
Die Schöne muß weichen,
Die Röthe verbleichen;
Die Tugend beſteht.
Wie ſoll man dich ehren,
Dein' Ehre vermehren,
Die über die leichteſte Feder auch geht? *)

2) darf. — 3) Die folgende Strophe geſtrichen.

*) Die leichter und höher emporſteigt, als die leichteſte Feder.

Heiter und trübe.

Der Himmel iſt oft hell und giebt auch Regen,
Deckt ſeine ſchönen Lichter zu,
Die gleichſam auch verhüllt zu trauern pflegen;
Die Eigenſchaften haſt auch du.
Lacheſt oft und ſiehſt oft trübe
Regneſt Thränen ohne Zahl,
Wenn dich täuſcht die ſchnöde Liebe,
Und verhüllſt den Sternenſaal.
Dann ſieht man wieder Licht aufgehn
Und die ſchönſten Blumen ſtehn.
Lilien zieren deine Wangen,
Tauſendſchönen miſchen ſich,
Wo die keuſchen Roſen hangen,
Und erfreuen dich und mich.

Abſchied an die Liebe.

Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebesluſt,
Die mir — ach blinde Welt! — vor dieſem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen;
Ade, du Gift der Zeit!

Ich bin geſonnen,[1] nur der Tugend nachzugehn
Und nicht mehr bei der Welt, der eitlen Welt zu ſtehn;

---

[1] geſinnet.

Ich will mich von ihr reißen
Aus Ekel und Verdruß
Und mich der Zucht befleißen,
So daß ich ſagen muß:

Ade, du Gift der Zeit, du eitle Liebesluſt,
Die mir — ach blinde Welt! — vor dieſem war bewußt,
Die mein Gemüth und Sinnen
Bezaubert allbereit,
Nur Thorheit zu beginnen;
Ade, du Gift der Zeit!

Räthſel.

Es ging in einen Wald ein Jüngling aus ſpazieren
Und fand ein Jungfernvolk den ſchönen Reihen führen.
„Gott grüß' euch alle zehn, ihr ſchönen Jungfern ihr!“
Fing er zu ihnen an. Die Eine tritt herfür
Und ſpricht: Mit Gunſt, mein Freund! Wie? Wenn wir alle wären
Noch eins *) ſo viel, als jetzt, ja, wenn uns wollte mehren
Das dritte Theil dazu, ſo wären wir allein
So viel von Dreißigen, als über zehn wir ſein.“ —

---

*) einmal.

Nun, weil der Jungling nicht die rechte Zahl getroffen,
So rechne du hier aus und laß nicht lang' uns hoffen!
Wirſt du die rechte Zahl uns balde machen kund,
So ſoll die Eine dir von ihnen ſein vergunt.*)

---

*) vergönnt.

Inhalt.

Seite

Vorrede VII
Ueber Lund's, Schirmer's und Zeſen's Leben und Schriften XIII

Zacharias Lund.

Weihnachtslied 1
An den neugeborenen Heiland 5
Die Neider 8
Die Liebe und der Tod 12
Wie Liebe bindet 15
Liebesweigerung 17
Winterleid und Winterfreude 22
An die Mädchen 25
Der Traum 30

Seite
Eile, mein Herz 33
Täglicher Wechſel 35
Der Liebſten Stimme 39
Gruß an den April 41
Liebe-Wettſtreit 42
Der verbrannte Amor 46
Tafelfreude 52
Vogelfrei 56
Lob des Höckers 59
Des Ehſtands Leiden und Freuden 63
Phyllis 71
An Einen, der ſeiner Dame ein von ihm in Muſik geſetztes Lied geſchickt hatte 72
Freundſchaft ein ſeltenes Gut 73
Naturbetrachtung . . . . —
An eine Jungfrau 74
Grabſchrift 75

David Schirmer.

Aufmunterung zum Genuſſe 79
Kußroſen 81
Die Steinerne 84
An ſein ſchwarzbraunes Mädchen 88

Seite
Nachtklage 91
Treue Freundſchaft vor falſcher Buhlſchaft . . . 95
Die Widerſacher 101
Beſſer los, als gebunden. 105
Marnia und ein Buch 108
An die Quälende 111
Zur Verſöhnung 113
Bitte um Gegenliebe 115
An die Zürnende 117
An dieſelbe 119
Froher Muth 121
Ermunterung 124
Abweſenheit der Geliebten 126
Abſchied von Ihr 127
Das verlorene Herz 131
Ehrliche Liebe 133
Als ſie verreiſte 135
Bitte, zu bleiben 138
Troſt beim Abſchied 141
Maienlied 143
Trinklied 146
Luſtiger Geſellſchaft Gartenlied 149
Die Wankelmüthige 152
Als ſie ſich des Kuſſes weigerte 155
Vertrauen auf Gott und die Zeit 157

Seite
Bei der Nacht 160
Heimliche Liebe 162
Vorſchlag 165
Ermunterung zum Genuſſe im Lenze 167
Amor überall 171
Liebeszweifel 174
Gottvertrauen 176
Männlicher Sinn 179
Ehre, das höchſte Gut 181
Die Ehre 185
Lebensweisheit 188
Die ertrunkene Mücke. Madrigal 191
Freier Muth 193
Des Argus Wächterlied 195
Am erſten Jubelfeſte des Religionsfriedens 198
Freibergs Treue 204
Zum Geburtsfeſte Joh. Georg's I. 208
Sonette an Marnia 223—253
  Stete Treue 223
  Mit einem Kranze 225
  Als ſie nach einem Zwiſte ſ. Gruß angenommen 227
  Warnung des Liebesgottes 229
  Heftige Liebe 231
  Gleich und Ungleich 233
  Der Liebe Gewalt 235

Seite
Unerträgliche Liebe 237
Seine Träume 239
Als ſie einen Kranz von Tauſendſchönen trug . 241
An ſein ſchwarzes Mädchen 243
An die Sterne 245
Nach ihrem Tode 247
Neue Liebe 249
Ihre Augen 251
Falſche Liebe 253
Madrigal 255

Philipp Zeſen.

Morgenlied 259
Gebet um Rettung 262
Aus der Bearbeitung des Hohenliedes 264
Beim Beginne des Frühlings 268
Alles zu ſeiner Zeit 270
Des Rechts und Rechtens Urſprung 272
Kriegshymnus in der Gelehrten-Republik . . . 274
Tanzlied, einem Pferde geſungen 276
Ermunterung zur Fröhlichkeit 279
Auf einen ſchönen Luſtplatz 281
Trinklied eines Deutſchen in Holland 283

Seite
Des Trinkers Schluß 285
Der Liebe Gewalt 287
An die Abtrünnige 290
Korblied. An Dieſelbe 293
Scheidelied an die Herzlichſte 296
Auf der Reiſe 299
An die Unerbittliche 301
Des Schlafloſen Klage 303
Zu früher Morgen 306
Heiter und trübe 308
Abſchied an die Liebe 309
Räthſel 311

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

[illegible]-118. I

Auserleſene

Gedichte

von

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau, Daniel Caſpar von Lohenſtein, Chriſtian Wernike, Friedrich Rudolf Ludwig Frhr. von Canitz, Chriſtian Weiſe, Johann von Beſſer, Heinrich Mühlpforth, Benjamin Neukirch, Johann Michael Moſcheroſch und Nicolaus Peucker.

Herausgegeben

von

Karl Förſter.

Leipzig:
F. A. Brockhaus
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

[illegible]

Vorrede.

Mit dem vorliegenden Bändchen iſt unſere von einem wackern Vorgänger begonnene Sammlung zu ihrem Abſchluſſe gelangt. Sollten in ihr auch noch einige Namen vermißt werden — jedenfalls nur wenige und minder bedeutende — ſo reicht doch ohne Zweifel der in ihr ausgelegte Vorrath hin, die Beſtrebungen, Leiſtungen und — Verirrungen eines intereſſanten Zeitraums unſerer Literaturgeſchichte in einer ſeiner hauptſächlichſten Richtungen zu veranſchaulichen. Vielleicht in keinem Abſchnitte derſelben ſtellt ſich ſo deutlich die Wahrheit heraus, daß, wie alles wahrhafte

Leben als Entwicklung und dieſe als fortwährendes Verneinen und Zurückdrängen des früher Dageweſenen zu faſſen iſt, ſo ein Gleiches auch in dem analogen Entwicklungsgange der Literatur ſtattfinde, die, fortſchreitend, das Verlebte von ſich ausſtößt und entweder einſeitig in deſſen Gegentheil umſchlägt oder auf dazwiſchen liegenden Bahnen das Rechte zu erreichen ſtrebt und, wenn nicht gewaltſame äußere Einwirkungen den Verlauf ihrer Entwicklung unterbrechen, nicht eher ruht, als bis ſie das Ganze ihres Begriffs erſchöpft hat. Der Unterzeichnete verhehlt es ſich nicht, daß gerade hiervon ein Vorwurf gegen das Verfahren der Herausgeber entlehnt werden könnte, indem jene Erkenntniß allerdings leichter und ſicherer durch möglichſt ſtrenge chronologiſche Folge der Dichter und durch eine durchgeführte Aneinanderreihung derſelben nach ihrer innern Verwandtſchaft zu vermitteln geweſen wäre. Auch W. Müller ſchon erkannte dieſen Uebelſtand im

Fortgange ſeines Unternehmens und beklagte ihn ſchmerzlich, vermochte ihm aber nicht abzuhelfen, ohne, bei der theilweiſen Seltenheit der Quellen, aus denen zu ſchöpfen war, das ganze Unternehmen durch vorzeitige Unterbrechung in Gefahr zu bringen. Um ſo mehr darf wohl der zweite Herausgeber auf Entſchuldigung rechnen, wenn er, in gleichem Falle und ohnedies zu Nachholungen genöthigt, nicht anders verfuhr. Uebrigens fehlt es ja auch dem minder Kundigen nicht an Hülfsmitteln zur Orientirung, und ſeitdem nun der 3. Theil von Gervinus' trefflicher Geſchichte erſchienen iſt — der Herausgeber erhielt ihn leider erſt jetzt nach Abſendung der letzten Bogen des Manuſcripts —, hat Jeder einen Leitfaden in den Händen, der ihn beſſer, als unſere in Betrachtung des Einzelnen und Zerſtreuten ſich verſplitternde Darſtellung, führen wird.

In Beziehung auf einen andern Tadel, der die in den Text hier und da aufgenommenen

Aenderungen treffen könnte, glaubt ſich der Unterzeichnete, der hierbei durch fremden Vorgang gebunden war, bereits früher gerechtfertigt zu haben. Indeſſen dünkt ihm auch hierbei der Nachtheil nicht allzu groß, da überall — wenige häufiger vorkommende und gleich anfangs von dem erſten Herausgeber verzeichnete obſolete Formen etwa ausgenommen — die urſprüngliche Lesart aus den beigefügten Noten zu erkennen iſt, weſentliche Auslaſſungen aber wohl nirgend und andere nur da eingetreten ſind, wo es galt, durch Kürzung und durch Ausſcheidung allzu ſchwacher oder ſonſt anſtößiger Stellen für Anderes und Beſſeres Raum zu gewinnen. Meint man aber, daß eben in Anſtößigkeiten der Art ein weſentlicher Charakterzug der Zeit ſich offenbare und ſchon deshalb deren Unterdrückung zu rügen ſei, ſo könnte uns mit gleichem Fuge die Weglaſſung ganzer Gedichte vorgeworfen werden, die, als bezeichnend für die Zeit ihrer Entſtehung, nicht hätten fehlen dürfen. Dann freilich — um nur bei dieſem Bändchen ſtehen zu bleiben — hätte auch eine „Venus“ mit ihren 1900 Alexandrinern und mit Verſen, wie folgende:

— — — Kurz: unſre Cyprie
War aller Frauen Frau, der Wolluſtſtröme See,
Der Augen Augenſtern, die Sonne der Göttinnen,
Der Wolluſt Ziel und Pfeil, das Muſchelſchiff, worinnen
Das Vordertheil Corall, das Hintertheil Rubin,
Der Maſtbaum von Smaragd, das Seegel Carmoiſin,
Das Fähnlein von Damaſt, das Seil von Wurmgeſpinſte,
Das Ruder aus Sapphir und Alles ſo aufs mindſte
Gemacht aus Perlen war u. ſ. w.

ihre Stelle erhalten müſſen, und wir wüßten in der That nicht, wie wir uns über die Weglaſſung einer „Ruheſtatt der Liebe“ und manches andern Gedichts von Lohenſtein, Hoffmannswaldau, Neukirch und Weiſe entſchuldigen ſollten. Ob aber damit der Mehrzahl derjenigen Leſer, die der erſte Herausgeber (ſ. deſſen Vorr. zum 1. Bdchn.) und wir mit ihm vorzugsweiſe im Auge hatten, gedient geweſen wäre, iſt eine Frage, die wir, eben dieſen Leſern gegenüber, kaum aufzuwerfen wagen.

Geringeren Widerſpruch erwarten wir in Bezug auf die Auswahl der in dieſes letzte Bändchen aufgenommenen Dichter, die mehr oder minder, ſchon als Repräſentanten der verſchiedenen in der zweiten Hälfte und gegen Ende des Jahrhunderts heraustretenden entgegengeſetzten poetiſchen Richtungen, eine Stelle in dieſer Sammlung in Anſpruch nahmen. Weniger iſt dies bei Moſcheroſch und Peucker der Fall, die theils darum und weil ſie einer etwas früheren Zeit angehören, theils weil ſie nur wenig zur Mittheilung Geeignetes boten, nur mit einigen Proben ihrer Dichtweiſe in einem Anhange vereinigt worden ſind.

Dresden, März 1838.

K. Förſter.

Ueber das Leben und die Schriften der in dieſem Bande enthaltenen Dichter.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau, der Gründer der zweiten ſchleſiſchen Dichterſchule, an dem ſich Lob und Tadel im Wechſel der Zeiten und der Geſchmacksanſichten erſchöpft haben, ward den 25. Dec. 1618 zu Breslau geboren, wo ſein Vater als kaiſerlicher Kammerrath lebte. Auf den Schulen ſeiner Vaterſtadt vorbereitet, beſuchte er ſpäter das Gymnaſium zu Danzig, wo Martin Opitz, der damals bereits auf der Höhe ſeines Ruhmes ſtand, ſich des begabten, ſtrebſamen Jünglings annahm, ihn bei ſeinen erſten dichteriſchen Verſuchen mit Rath unterſtützte und zu ferneren Verſuchen ermunterte. Mit den Alten vertrauter geworden, ſchloß er ſich in ſeinen poetiſchen Beſtrebungen zunächſt an dieſe und an Opitz, als Muſter, an. Wenn er ſpäter einen andern Weg einſchlug, auf dem ihm Viele folgten, ſo hatte dies theils in ſeiner geiſtigen Eigenthümlichkeit, theils in den Einflüſſen einer Zeit ſeinen Grund, die, der einfachen

Schönheit abhold und dem tieferen Seelenleben entfremdet, in Leben und Kunſt ſich mehr und mehr dem flachen Scheine und der weltlichen Hoffart zuwandte.

Es iſt hier vielleicht am Orte, mit einigen flüchtigen Andeutungen der Urſachen zu gedenken, die dieſe neue Richtung, deren eigentliche Repräſentanten das vorliegende Bändchen enthält, herbeiführten. — Wie nach dem Abſterben des Minnegeſangs immerfort noch einzelne, jenem verwandte Klänge aus dem 13. in's 14. Jahrhundert herübertönten und hie und da in dem — freilich ſonſt ganz anders ſich geſtaltenden — Volksliede ihren Nachhall fanden, während daneben der Geſang der Meiſterſchulen in ſeiner Eigenthümlichkeit ſich herausbildete, eben ſo ließ ſich auch zu Anfange des 17. Jahrhunderts das Volkslied nicht ſogleich verdrängen; aber wie früher ſchon neben dieſer in und an der Natur erwachſenen freien Lyrik eine andere gelehrte und Stubenpoeſie — mit wenigen Ausnahmen in lateiniſcher Sprache — ſich geltend gemacht hatte, ſo ſehen wir auch die Poeſie des 17. Jahrhunderts in dieſer doppelten Richtung ihr Leben fortſpinnen. Wenn die Kunſtdichter jetzt endlich ſich entſchloſſen, der Mutterſprache ihr Recht angedeihen zu laſſen, ſo fuhren ſie darum nicht minder fort, ſich in einſeitiger Abgeſchloſſenheit von dem Volke und ſeiner ſchlichten Art zu trennen und den alten Gegenſatz einer vornehmen und Volkspoeſie, obwohl in anderer Geſtalt, zu erneuern. Und wie konnte es auch anders kommen? Der Stand der Hohen und Gelehrten hatte ſich ſchon längſt von dem übrigen Volke geſondert und der Volksſitte entfremdet, und je verächtlicher ihnen die einfachen Naturklänge in dem Munde der Bauern, Handwerker, Krieger, Jäger

u. ſ. w. erſchienen, um ſo mehr gefielen ſie ſich in einer der ſtrengen Regel und den belobten Muſtern des Alterthums und des Auslandes folgenden Kunſtpoeſie, wie ſie mit dem beginnenden 17. Jahrhunderte ſich Bahn brach.*) Wie der Feiertagsrock des Landmanns, ſo ging das Volkslied wenig verändert vom Vater auf Sohn und Enkel, während nun in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft, wie der dem Wechſel der Mode unterworfene Schnitt des Kleides, auch die Formen der Poeſie dem wechſelnden Geſchmacke gehorchten, der bald bei Griechen und Romern in die Schule ging, bald von Niederländern, Franzoſen und zuletzt auch Italienern ſeine Muſter entlehnte. An dieſe Muſter hatte der Dichter ſich zu halten, der in jenen Kreiſen ſich Geltung verſchaffen wollte. — Die Ehrfurcht vor Denen, die durch Rang, Reichthum und Würde in der Geſellſchaft hochgeſtellt waren, hatte ſich in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bis zur Anbetung geſteigert, und leicht iſt hieraus nun auch der Einfluß zu erklären, den der von Frankreich ausgegangene Verfall der Sitten, der in dieſer Zeit die vornehmeren Kreiſe beherrſchte, auf die Poeſie ausübte.**) Hatte es ja doch ſchon der ernſte Weckherlin unverhohlen ausgeſprochen, die Poeterei ſei „der Götter Red' und Sprache, d. h. ein Poet ſolle ſo ſchön und zierlich ſchreiben, als die Götter dieſer Erde, große, weiſe und gelehrte Fürſten und Perſonen zu reden pflegen“, und damit die etwa hie und da in ſeinen Gedichten vorkommenden „kitzelnden Witze oder ſchlechten, harten und rauhen und den Göttern kaum geziemlichen noch werthen Reden und Arten“ entſchuldigt! Dürfen wir uns wundern, wenn H. v. H., der jener Claſſe der Geſellſchaft angehörte, nachdem ſein Geſchick ihn auf Reiſen und im Umgange mit den Großen der Erde die Reize des Weltlebens hatte kennen lernen, jenen Einflüſſen mehr, als gut war, gehorchte und nur noch in dem Aeußerlichen der Poeſie, in ſprachlicher und proſodiſcher Durchbildung ſeiner dichteriſchen Arbeiten ſich als einen Zögling der Opitziſchen Schule bethä-

---

*) Der mit Sehnſucht erwartete 3. Thl. von Gervinus' trefflichem Geſchichtsbuche wird dies Alles ausführlicher und gründlicher erörtern und namentlich auch den im Obigen nur beiläufig angedeuteten Einfluß nachweiſen, den das zunehmende Gefühl politiſcher Ohnmacht auf die Literatur unſers Vaterlandes ausübte.

**) „Man hat Frankreich gleichſam zum Muſter aller Zierlichkeit aufgeworfen, und unſere junge Leute, auch wohl junge Herren ſelbſt, ſo ihre eigne Heimath nicht gekennet.

---

und deswegen Alles bei den Franzoſen bewundert, haben ihr Vaterland nicht nur bei den Fremden in Verachtung geſetzet, ſondern auch ſelbſt verachten helfen, und einen Ekel der deutſchen Sprach und Sitten aus Ohnerfahrenheit angenommen, der auch an ihnen bei zunehmenden Jahren behenken geblieben. Und weil die meiſten dieſer jungen Leute hernach, wo nicht durch gute Gaben, ſo bei einigen nicht gefehlet, doch wegen ihrer Herkunft und Reichthums oder durch andere Gelegenheiten zu Anſehen und fürnehmen Aemtern gelanget, haben ſolche Franz-Geſinnte viele Jahre über Deutſchland regieret u. ſ. w.“ Leibnitz. Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbeſſerung der deutſchen Sprache. S. Collectanea etymologica, P. 2, p. 255.

tigte.*) Eben ſo wenig darf es aber auch Wunder nehmen, wenn ſolches Beiſpiel in ſolcher Zeit, zumal ſeitdem Hoffmannswaldau's begabter Landsmann, Lohenſtein, in gleicher Richtung ſich angeſchloſſen hatte, immer zahlreichere Nachfolger erweckte.

Doch wir kehren zu Jenes Lebensgange zurück. Zwar ſchien er einen ernſten Anlauf auf ein gründliches Wiſſen zu nehmen, als er die Univerſität zu Leyden bezog, wo Männer, wie Salmaſius, Voſſius, Boxhorn und Barläus, ſeine Lehrer waren. Aber die ſtrenge Wiſſenſchaft war nicht für einen Geiſt, wie der ſeinige. Er wollte möglichſt mannigfaltige und immer neue Nahrung für ſeine Phantaſie, und, in der Welt ſich zum Welt- und Geſchäftsmanne zu bilden, war das Ziel ſeiner Wünſche. Mit ſolchen Planen durchreiſte er an der Seite eines Fürſten von Fremonville die Niederlande, England, Frankreich und Italien und kehrte von da über Wien in die Vaterſtadt zurück. Er hatte das Leben kennen lernen, ob aber immer von Seiten, die dem Beſſeren in ihm Nahrung geben und ſeiner Poeſie durch Bilder des Edten, Wahren und Schönen einen würdigen Stoff zuführen konnten, dies iſt eine Frage, deren Beantwortung dem, der ſich das Leben der höheren Stände in jener Zeit vergegenwärtigt, kaum zweifelhaft ſein kann. Auch wollte ihm nach ſeiner Rückkunft das einförmige Treiben der Vaterſtadt nicht zuſagen, und er hätte gar gern der Einladung des von Wien nach Konſtantinopel beſtimmten kaiſerlichen Geſandten, ihn dahin zu begleiten, Folge geleiſtet, wenn es ſein Vater nicht für rathſamer erachtet hätte, in Zeiten den unruhigen Sinn des Jünglings zu zügeln. Eheliche und amtliche Bande ſollten dieſen fortan an die Heimath feſſeln. Nachdem er mit einer ihm von ſeinen Verwandten erwählten Braut vermählt worden war, gelang es auch bald darauf dem väterlichen Einfluſſe, ihm in dem Senate der Stadt Breslau, wiewohl er das dazu erforderliche Alter noch nicht erreicht hatte, eine Rathsherrenſtelle zu verſchaffen. — In dieſer Eigenſchaft hatte er ſich in kurzer Zeit durch wohlwollende Humanität, ſtrenge Rechtlichkeit und Amtseifer die Liebe und das Vertrauen ſeiner Mitbürger erworben. Ein Beweis des letztern waren die Aufträge, in denen er mehrmals im Namen ſeiner Vaterſtadt an den Hof nach Wien geſendet wurde, und die ihm den Titel eines kaiſ. Rathes verſchafften. Er ſtarb als Präſes des Rathscollegiums und als Director des Burglehns Namslau den 18. April 1679.

---

*) Freilich waren dabei auch wohl noch andere Beweggründe im Spiele, wie der Wunſch, die Leiſtungen der Vorgänger in Reiz und Wirkung zu überbieten. Im Vorber. zu den „Heldenbriefen" erklärt er ſich über die Wahl der brieflichen Form dahin, daß noch nie Etwas der Art in Deutſchland verſucht worden und daß man, da die Waare, wie man ſagt, überführt und die ſchönſten Blumen auch in gemeinen Kräutergärten und die ſeltſamſten Zeuge faſt in allen Kramen zu finden ſeien, ſich etwas Neues und Ungemeines nothwendig zu gedenken habe.

H. dichtete bis in ſein ſpäteres Alter zu ſeiner Freude, aber — nach eigenem Geſtändniſſe — ohne ſich dabei ein höheres Ziel zu ſetzen. Nachdem Vieles, was er ungern für ſein Eigenthum anerkennen mochte, handſchriftlich durch Andere in Umlauf gebracht worden war, entſchloß er ſich ſelbſt zur Herausgabe ſeiner Gedichte. Sie erſchienen zuerſt u. d. T.

C. H. v. H. deutſche Ueberſetzungen und Gedichte. Breslau, 1673. 8. (Inhalt: 1. Des ſinnreichen Ritters Bapt. Guarini Pastor fido, oder Trauer- und Luſtſpiel, der getreue Schäfer genannt u. ſ. w.; 2. Der ſterbende Sokrates, nach d. Franz. des Theophile, mit beigemiſchten Verſen; 3. Poetiſche Geſchichtreden — Monologe, welche hiſtoriſchen Perſonen in den Mund gelegt werden —; 4. Geiſtliche Oden, vermiſchte Gedichte, Hochzeit- und Begräbnißgedichte, und 5. Heldenbriefe.)

Die Menge ſpäterer Ausgaben die unter verſchiedenen Titeln (wie: „Herrn Chr. v. Hoffmannswaldau ſinnreiche Heldenbriefe, auch andere herrliche Gedichte“) dieſelben Stücke in verſchiedener Ordnung, zum Theil mit Melodien, enthalten (Breslau, 1680. 1689. Bresl. und Leipzig 1704. 1717. 1730), würden allein ſchon für den ungemeßnen Beifall zeugen, den ſie bis in das 18. Jahrhundert hinein fanden. — Die u. d. T. „Herrn v. Hoffmannswaldau und anderer Deutſchen auserleſne und bisher ungedruckte Gedichte“ von Benj. Neukirch 1695 (ſpäter: 1697 u. 1725) in 7 Theilen herausgegebne Sammlung giebt viele Stücke unter unſers Dichters Namen, die bis dahin nur handſchriftlich in Umlauf geweſen waren, aber von Neukirch, — wohl oft mit allzu großer Freiheit, — überarbeitet und verändert, auch zum Theil ganz untergeſchoben, ſo daß nur von wenigen die volle Aechtheit zu behaupten ſein möchte *).

---

*) Unſere Sammlung durfte daher ſchon darum nur einige derſelben aufnehmen

Nie iſt die Verehrung für einen Dichter in ſo maßloſen Hyperbeln laut geworden, als dies nach H.'s Tode geſchah. Wie Lohenſtein in ſeiner Leichenrede auf ihn mit allem Pomp oratoriſcher Uebertreibung den Hingeſchiedenen feierte, iſt bekannt genug (ſie erſchien Breſl. 1679 und findet ſich hie und da den Ausgaben beigefügt). Nach ſolchen Ueberſchwänglichkeiten blieb den Andern kaum noch etwas übrig; dennoch fehlte es nicht an Verſuchen, ſie zu überbieten *). — Auf dem von ihm und Lohenſtein eingeſchlagenen Wege fortzugehen, ſchien das einzige Mittel, die Stimme der Zeitgenoſſen zu gewinnen. Wenige wagten es, ihren eigenen Weg zu wandeln, und dem einzigen Wernicke gebührt der Ruhm, mit Muth und Kraft dem einreißenden Verderben entſchieden entgegengetreten zu ſein. **) Doch ohne Erfolg. Mußte ja noch

---

*) S. Mühlpforth's Poemata. Wratisl. 1686. Epicedia, p. 43. Vergl. Carm. miscell. p. 104. und Epithalam. p. 50. Joh. Sig. John in ſ. Parnassus Silesianus beginnt den Artikel Hoffmannswaldau mit den Worten: Favete Musae! adsurge, poetarum cohors! Magnus prodit Apollo, und noch Neumeiſter nennt die „Heldenbriefe“ omni Iliade majores!! Ja, noch wenige Jahre vor Erſcheinung der Meſſiade (1744) konnte Herdegen, der Geſchichtſchreiber des Pegnitzordens, die mit den Jahren immer mehr heraustretende Anmuth des Dichters preiſen.

**) S. in vorlieg. Bdchen die Epigramme S. 179 (an unſere Poeten) und S. 185 (neupoetiſcher Unſinn). W. motivirt ſ. hier ausgeſprochenes Urtheil ausführlich in zwei dazu gehörigen, aber hier nicht mit abgedruckten Anmerkungen. Freilich richtet er ſ. Pfeile mehr gegen die Sache.

Haller eine Zeitlang die Feſſeln der Schule tragen! Die ſpätere Zeit gerieth in das andere Aeußerſte. Man hielt ſich an das abſolut Verwerfliche und Widerwärtige, an die arge Frivolität des Inhalts und die Unnatur des Ausdrucks in einzelnen, zum Theil ſolchen Stücken, an deren Veröffentlichung er keine Schuld trug; und glaubte nur ſeinen Namen nennen zu dürfen, um alles Schlimme einer verſunkenen Zeit zu bezeichnen. Wohl trug er mit Andern den Fluch derſelben — wer wollte es läugnen? — und kaum möchte irgend eine Literatur in raffinirter Sinnlichkeit Ausſchweifenderes beſitzen, als Manches, an deſſen Aechtheit nicht zu zweifeln iſt, in der Neukirch'ſchen Sammlung. Aber man vergleiche das in dieſem Bändchen Mitgetheilte und frage ſich, ob es billig ſei, den ſittlichen Werth des Dichters blos nach dem Verwerflichen, das, unter dem Einfluſſe der Zeit entſtanden und ſpäter von ihm ſelbſt verworfen worden, zu beurtheilen. Anders allerdings wird das Urtheil über den dichteriſchen Gehalt ſeiner Arbeiten lauten. Spricht er auch ſelbſt von einem unwiderſtehlichen Drange, der ihn zur Poeſie getrieben *), ſo darf uns dies nicht beſtechen. Muß ja ſchon die Art Bedenken erregen, wie er über einzelne

---

als die Perſon des Dichters, die er glimpflich genug behandelt.

*) In der Vorr. zu ſ. Gedichten, wo er von ſeiner Bildung zum Dichter durch Opitz und die Alten, durch „fleißiges Durchſuchen gelehrter Schriften", das ihn vor leipziger „Pritſchmeiſterei" bewahrt habe, und endlich durch das Studium „welſcher, franzöſiſcher, niederländ. und engliſcher Poeten" redet.

gleichzeitige Dichter ſich ausläßt, wie, wenn er von Simon Dach nichts weiter zu ſagen weiß, als, daß er ein Preuße geweſen, „dem die Lieder nicht übel gerathen ſeien“, oder Flemming's Trefflichkeit ſo wenig erkennt, daß er ihm genug gethan zu haben glaubt, wenn er von ihm leichthin berichtet, „daß er vor Anderem ein Sonett gar wohl geſchrieben“! Es mag ſein, daß wir hier nur die provinzielle Eitelkeit des ſchleſiſchen Dichters vernehmen; aber, geſtehen wir auch gern zu, daß die beſten ſeiner Lieder in Anmuth, Friſche und Wohllaut faſt alles Gleichzeitige überragen, ſo können wir uns dennoch kaum der Ueberzeugung erwehren, daß es ihm, bei allem Talent, mit dem er durch den Schein von Wahrheit und Innigkeit zu täuſchen weiß, bei aller Beweglichkeit der Phantaſie bei aller in Opitz Schule erworbenen Gewandtheit des Ausdruckes und Leichtigkeit der Verſification, dennoch an dem gebricht, was den ächten Dichter charakteriſirt, der poetiſchen Auffaſſung des Lebens, der wahrhaften Innigkeit des Gefühls und der warmen Begeiſterung für das Große und Edle im menſchlichen Daſein. Dafür können die von Marini und andern ſpätern italieniſchen Dichtern *) erlernten Antitheſenſpiele, abenteuerlichen Metaphern und Concetti eben ſo wenig, als jene oft alles Maaß der Sitte überſchreitenden ſinnlichen Schildereien entſchädigen, wie ſie in oben bezeichneten Gedichten, hie und da auch in ſeinen „Heldenbriefen“

---

*) Franz Horn läugnet, gegen H.'s eignes Zeugniß, dieſen Einfluß. Es iſt ja aber hier überall nur von Vorgang und Anregung, nicht von ſteifer Nachahmung die Rede

(beiläufig geſagt, den erſten Heroiden in deutſcher Sprache) vorkommen. Erſchrecken wir über den enthuſiaſtiſchen Beifall, den gerade dieſe unlautern Auswüchſe bei den Zeitgenoſſen fanden, ſo müſſen wir uns hierüber damit tröſten, daß Marini's „Adonis", der hier das Muſter war, auch außerhalb Deutſchlands zu gleichen Geſchmacksverirrungen Veranlaſſung gab, und daß es geiſtige Seuchen giebt, die über ganze Zeiten und Völker ſich unwiderſtehlich verbreiten.

Am reinſten und wahrſten legt ſich ſein Gefühl vielleicht noch in ſ. geiſtlichen Liedern dar, die man nicht geradezu für Heuchelei halten darf in einer Zeit, die das unlauterſte Gaſſenlied mit Leichtigkeit in ein geiſtliches umſetzte und jedes weltliche Treiben verſtattete, wenn nur zu rechter Zeit die bußfertige Zerknirſchung des Herzens nicht ausblieb.

Daniel Caſpar von Lohenſtein ward den 25. Januar 1635 zu Nimptſch im ſchleſiſchen Fürſtenthume Brieg geboren. Sein Vater, Rathmann und Einnehmer der kaiſerlichen Gefälle zu Nimptſch, hatte, um den Bedrängniſſen und Gefahren des Krieges zu entgehen, mit ſeiner Gattin kurz zuvor das daſige fürſtliche Schloß bezogen. Dieſer Umſtand und eine günſtige Conſtellation bei ſeiner Geburt mögen, wie eine Aeußerung ſeines Bruders in dem von ihm verfaßten Lebenslaufe des Dichters vermuthen läßt, ſchon damals auf die künftige Größe des Neugebornen gedeutet worden ſein, und die mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit ſich entwickelnden Anlagen des Knaben ſchienen dieſe Vorherſagungen wenigſtens in geiſtiger Beziehung zu beſtätigen. Bereits in ſeinem 7. Jahre ward er dem Marien-Magdalenen-Gymnaſium zu Breslau übergeben. Bald zog er hier durch Talent und Fleiß und durch eine ſeltene Frühreife die Aufmerkſamkeit auf ſich. Kaum glaublich erſcheint es, und dennoch iſt es durch ſein eigenes und die Zeugniſſe der Zeitgenoſſen außer Zweifel geſtellt, daß er in einem Alter, dem die Spiele des Knaben ſonſt näher liegen, als die Beſtrebungen der Wiſſenſchaft und ernſteren Kunſt, den Gedanken zu einem Trauerſpiele faßte und ausführte, wie ſein „Ibrahim Baſſa", einem Stücke, das, wie mangelhaft auch in Anlage und Charakterzeichnung, dennoch vor ſeinen ſpäteren mit Ueberſchwänglichkeiten und rhetoriſchem Prunke überladenen dramatiſchen Arbeiten Vieles voraus hat. Er ſchuf dieſes Trauerſpiel in ſeinem 15. Jahre und brachte es mit Hülfe ſeiner Mitſchüler noch auf dem Gymnaſium zur Aufführung. Der von früh an zum Ernſte geneigte Knabe hatte, ſcheint es, den größeren Theil ſeiner Kinderjahre überſprungen und reifte zum Manne in einem Alter, das ſonſt dazu beſtimmt iſt, die jugendliche Leidenſchaft ſich ausbrauſen zu laſſen. Wir dürfen dieſen Umſtand nicht überſehen, da er allein vielleicht ausreicht, die hervorſtechendſten Eigenthümlichkeiten der Lohenſteiniſchen Poeſie zu erklären. — Mit reichem Schulwiſſen ausgeſtattet verließ er i. J. 1650 das Gymnaſium und bezog die Univerſität zu Leipzig. Neben der Jurisprudenz, die hier, hauptſächlich unter Leitung des jüngern Carpzov, ſein Hauptſtudium war, beſchäftigte ihn in der nächſten Zeit vorzugsweiſe das Studium neuerer Sprachen, der italieniſchen, franzöſiſchen und ſpaniſchen, die er alle ſich faſt ohne fremde Anleitung zu eigen machte. Lauterbach's Ruf zog ihn von Leipzig nach Tübingen, wo er ſeine akademiſche Laufbahn mit einer Inaugural-Diſputation beſchloß. Er begab ſich hierauf, nach der Gewohnheit ſeiner jungen Standesgenoſſen, auf Reiſen, durchzog, nachdem er einige fürſtliche Höfe in Deutſchland beſucht hatte, die Schweiz und ging von da auf dem Rheine nach den Niederlanden. Am längſten verweilte er, angezogen von dem Umgange mit den daſigen Gelehrten, zu Leyden und Utrecht und kehrte hierauf zu Schiffe nach Deutſchland zurück. Leicht aber hätte ihm die Ueberfahrt nach Hamburg das Leben koſten können. Ein Sturm überfiel die Reiſenden, 15 Fahrzeuge gingen vor Lohenſtein's Augen unter, und nur das eine, worauf er ſich befand, lief glücklich in die Elbe ein. Die Anträge zu Beförderungen, die ihm jetzt zu Breslau wurden, lehnte er ab: denn noch blieb Frankreich und Italien zu ſehen. Allein ſchon zu Grätz in Steyermark nöthigte ihn die Peſt zur Umkehr. Er ging nach Wien und bereiſte hierauf einen großen Theil Ungarns, gab aber auf den Wunſch ſeines Vaters ſeine weiteren Reiſepläne auf. Zurückgekehrt, vermählte er ſich im October 1657 mit einer reichen Erbin, durch die er zum Beſitze der Rittergüter Kittlau, Reiſau und Roſchkowitz gelangte. Sie begründete, als Mutter von vier Kindern, ſein häusliches Glück, während ein früh erlangter amtlicher Beruf ihm Gelegenheit bot, für das gemeine Beſte nach ſeinen Wünſchen thätig zu ſein. Was dieſer ihm von Zeit übrig ließ, ward zu wiſſenſchaftlichen und dichteriſchen Arbeiten benutzt. Im J. 1666 ward er fürſtlich Würtembergiſch-Oelsniſcher Regierungsrath; ſpäter trat er als Syndikus in den Senat ſeiner Vaterſtadt und rechtferſtigte durch treuen Dienſteifer, der ihn oft ſelbſt die Rückſicht auf ſeine Geſundheit hintanſetzen ließ, das Vertrauen ſeiner Mitbürger. Eine Sendung nach Wien in ſtädtiſchen Angelegenheiten, mit der er, wie früher Hoffmannswaldau, beauftragt wurde, gewann ihm die Gunſt des daſigen Hofs und den Titel eines kaiſerlichen Rathes. Er ſtarb als Protoſyndikus zu Breslau den 28. April 1683.

Für die Anerkennung, die er während ſeines Lebens als Menſch, Beamter und Dichter gefunden, zeugen die zahlreichen bei ſeinem Tode erſchienenen Trauergedichte. Aber ſein Name war nicht blos ein ſchleſiſcher, ſondern ein deutſcher, und ſein ſchriftſtelleriſcher Einfluß erſtreckte ſich weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts hinaus.*)

Seine poetiſchen Schriften zerfallen in Gedichte **lyriſcher Art**, **dramatiſche** Arbeiten und einen **Roman** (Arminius).

Die erſteren vereinigte er u. d. T. „Blumen" in mehrern Abtheilungen: 1) Himmelſchlüſſel; 2) Roſen; 3) Hyazinthen. Dazu kamen: geiſtliche Gedanken und Thränen. „Die Blumen" erſchienen zuerſt Bresl. 1680 und in n. A. ebend. 1689, die „geiſtlichen Gedanken" beſonders Bresl. 1708. 8.

Anderes, wie ſeine „Venus" und eine Anzahl Genette und Lieder enthält die obenangeführte Neukirch'ſche Sammlung.

---

*) Ueber ſein Leben ſ. ſeines Bruders, Hans Casp. von Lohenſtein, „Kurz entworfnen Lebenslauf", der mehreren Ausg. der Gedichte beigefügt iſt. Das der Ausgabe des „Arminius" von 1731 vorgeſetzte Leben des Autors von Gebauer iſt, eine auf der Hand liegende Berichtigung ausgenommen, nur Paraphraſe des obigen.

Seine dramatiſchen Werke, ſämmtlich Trauerſpiele, ſind: 1) Ibrahim Baſſa, ſpäter von ihm ſelbſt verworfen, und erſt nach ſeinem Tode gedruckt, Bresl., 1689. 8. *), 2) Agrippina, zuerſt Bresl. 1665. 8. 1685. 8. 3) Epicharis, zuerſt ebend. 1665. 8. 1685. 8. 4) Cleopatra, ebend. 1661. Fol. 1680. 8. 1689. 8. Zugleich mit Agrippina und Epicharis, 1701. 8. 5) Sophonisbe, ebend. 1680. 8. 1689. 8. 6) Ibrahim Sultan (zur Vermählung des Kaiſers Leopold mit der Erzherzogin Felicitas von Oeſtreich), Bresl. und Leipz. 1673. Fol. Frankf. und Leipz. 1679. 8.

Eine Geſammtausgabe ſeiner Gedichte erſchien u. d. T. „Trauer- und Luſtgedichte", Bresl. 1680. 1689. und in einer neueſten Ausgabe u. d. T. „Sämmtliche geiſt- und weltliche Gedichte", Leipz. 1733. 8.

Der Roman „Arminius" trat, von des Vfs. jüngerm Bruder fortgeſetzt und mit dem von Chriſt. Wagner beigefügten Schluſſe, Leipz. 1689. 90. in 2 Bänden 4. ans Licht und erſchien in n. A. u. d. T.:

Dan. Caſp. v. Lohenſtein u. ſ. w. großmüthiger Feldherr Arminius oder Hermann, nebſt ſeiner durchlauchtigſten Thusnelda, in einer ſinnreichen Staats- Liebes- und Helden-Geſchichte, dem Vaterlande zu Liebe, dem deutſchen Adel aber zu Ehren und rühmlicher Nachfolge in vier Theilen vorgeſtellet, Leipz. 1731. 4. Bände. 4.

---

*) Einen neuen Abdruck beſorgte L. Tieck im 2 Thle ſeines altdeutſchen Theaters.

Bei der Frühreife ſeines Geiſtes, bei dem eben angedeuteten, das Knaben- und erſte Jünglingsalter überſpringenden Ernſt ſeiner Richtung, der ihn um Kindheit und Jugend betrog, bei der vorzeitigen Ueberfüllung mit maſſenhafter Bücherweisheit, mit ſprachlichem und geſchichtlichem Wiſſen darf es nicht befremden, wenn, während Verſtand und Phantaſie ſich in faſt wunderbarer Schnelligkeit entwickelten, das Gefühl den Kürzern zog. Wer ſeine poetiſche Laufbahn im 15. Jahre mit einem „Ibrahim Baſſa“ — wohl gar mit „Agrippina“ und „Epicharis“ *) — begann, konnte kaum noch Zeit und Luſt gewinnen, in einfacheren lyriſchen Weiſen die Zuſtände ſeines eigenen Innern zur Anſchauung zu bringen. Wirklich ſchildern ſogar ſeine Liebesgedichte faſt nirgend eine ſelbſterlebte tiefere Empfindung, ſondern ergehen ſich in Reflexionen, mythologiſchen Bildern und Anſpielungen auf die Geſchichte, und während er dieſe in ihrer ganzen Breite an ſich vorübergehen läßt, verbirgt er ſich ſelbſt diplomatiſch-vornehm im Hintergrunde, als hielte er es für unſchicklich, ſein Gefühl der Kunde Aller preiszugeben. Er hat nicht umſonſt ſo viel Gelehrſamkeit in ſich aufgenommen, als die Zeit und die Verhältniſſe, in denen er lebte, verſtatteten, und alle ſeine Poeſien ſind mit hiſtoriſchem und philologiſchem Wiſſen getränkt. Schon darum konnte die einfachere Form des Liedes, die ſich gegen dergleichen ſträubt, ihm nicht zuſagen, weit mehr der feier-

---

*) Ungeachtet der Verſicherungen ſpäterer Herausgeber müſſen wir mit Fr. Horn und aus denſelben Gründen an einer ſo frühen Entſtehung der beiden letzten Stücke zweifeln, ja wir halten ſie geradezu für unmöglich.

liche und in ſeiner Breite für die Aufnahme eines gelehrten Allerlei geeignetere Alexandriner. Die geringe Achtung, mit der er ſelbſt von ſeinen lyriſchen Arbeiten ſpricht (in der Vorrede zu den „Blumen“), entſprang unſtreitig aus einem richtigen Selbſtgefühl. Seine „Himmelſchlüſſel oder geiſtlichen Gedichte“, meiſt in Alexandrinern, ſind theologiſche Abhandlungen in metriſcher Form, ſeine „geiſtlichen Gedanken über das 53. Kap. des Jeſaias“ aus bibliſchen Stellen zuſammengewirkte Centonen, die die innere Leere nicht bedecken, die „Thränen“ (der Mutter Gottes, Mariä Magdalenens, eines armen Sünders unter dem Kreuze) Florilegien rhetoriſcher Blumen ohne Tiefe und Wahrheit. Auch in den unter dem Namen „Hyazinthen“ der Sammlung beigefügten Grabgedichten ſind die reflectirenden Stellen bei weitem die gelungenſten, und ſelbſt die unter dem heitern Namen der „Roſen“ zuſammengefaßten Poeſien (meiſt Liebes- und Hochzeitsgedichte, auch Heroiden in Hoffmannswaldau'ſcher Manier) haben uns für unſere Sammlung nur geringe Ausbeute gegeben, ja unter ihnen befindet ſich die in Widerwärtigkeit des Stoffes und der Ausführung Alles überbietende „Rede der ſich mit einem glühenden Brande tödtenden Maria Corenelia“. — Auch wo in ſeinen dramatiſchen Dichtungen das Gefühl — oft allerdings mit überraſchender Stärke — laut wird, vernehmen wir nur die Sprache der Reflexion. Dieſe Dichtungen indeſſen waren, mit aller Mangelhaftigkeit der Anlage und Charakteriſtik, mit allem Prunke in Antitheſen, Wortſpielen und Sentenzenkram, mit allen Scenen der Wolluſt und Grauſamkeit, ſein Stolz und die Pfeiler ſeines Ruhms auf lange Zeit hinaus *). Sie waren der Zeit congenial, die, der Natur entfremdet und durch Franzoſen und Italiener verwöhnt, gerade darin das Weſenhafte aller Poeſie ſah, und die die Rede- und Gedankenfülle und daneben, was ihr mindeſt von gleicher Bedeutung war, die in zahlreichen Anmerkungen ſich ergießende Beleſenheit des gelehrten Mannes anſtaunte. Wenn es ſein Ehrgeiz geweſen war, ſeine Vorbilder, Seneca und A. Gryphius und zuletzt ſich ſelbſt zu übertreffen, ſo waren die Leſer nicht abgeneigt, ihm wenigſtens vor dem deutſchen Vorgänger den Rang zuzugeſtehen. Ungeahnete Schätze des Gedankens und der Sprache ſchienen ſich in ihm zu erſchließen, und ſeine Werke wurden wie eine neue Offenbarung des Geſchmacks begrüßt. So ſtand er, ein Sohn der Zeit, auf ihrer Höhe, und ein langer Schweif von Anbetern und Nachahmern folgte ſeinen Spuren. Was Hoffmannswaldau begonnen hatte, ward durch ihn vollendet und zu jener unglücklichen Geſchmacksverirrung die Looſung gegeben, an die wir bei dem Namen der Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſchen Schule denken und die bis auf Bodmer und Haller ausdauerte.

Die ganze Fülle ſeines Wiſſens und ſeiner Einſichten, ſchien es, ſollte ſein in Proſa geſchriebener Roman „Arminius“ aufnehmen **). Ohne dieſen Umſtand, der das

---

*) Ueber ſie ſ. Fr. Horn's Poeſie und Beredtſ. der Deutſchen von Luther bis zur Gegenwart. Bd. 2. S. 49 f., wo auch die Analyſe eines ſeiner Stücke, der Cleopatra, gegeben wird.

**) In den dem dickleibigen Buche vorgeſetzten allgemeinen Anmerkungen wird Folgendes als dreifacher Zweck

Werk weit über die Gebühr ausdehnte, würde derſelbe ein in ſeiner Zeit vielleicht weniger bewundertes, aber um ſo dauernderes Denkmal ſeines Geiſtes geworden ſein. In der That fehlt es ihm nicht an Stellen, die durch Kürze, rhetoriſche Kraft und Fülle und durch Lebendigkeit der Schilderung erfreuen. Er arbeitete an ihm bis an das Ende ſeines Lebens, ohne ihn zum Schluſſe zu führen. Die Fortſetzung übernahm ſein Bruder, Hans Caſpar v. L., die Vollendung der Paſtor zu St. Johannis in Leipzig, M. Chriſtian Wagner.

Chriſtian Wernicke. Von ſeinen Lebensumſtänden iſt, da er ſich fortwährend in ein ſtrenges Incognito verbarg, wenig bekannt; ſelbſt ſein Name iſt zweifelhaft, indem ihn Einige, wie wir oben, Andere **Wernigk**, Andere, vielleicht am richtigſten, **Wernack** nennen *). Wenn wir einer Andeutung in den Anmerkungen zu ſeinen Sinngedichten glauben dürfen, ſo war er in Preußen geboren, ſein Vater jedoch ein Sachſe und ſeine Mutter aus England gebürtig. Im J. 1685 bezog er die Univerſität Kiel, wo er unter dem Vorſitze Morhof's, dem er unter ſeinen Lehrern ſich am innigſten angeſchloſſen zu haben ſcheint, eine Streitſchrift „von der kleinen und

---

der Dichtung angegeben: Verfertigung einer Liebesgeſchichte des Arminius, Lob der Deutſchen und Anwendung der weitläufigen Gelehrſamkeit des Vfs.

*) Barth. Feind d. J. nannte ihn Narweck, und ſo nach ihm, ſeltſam genug auch Moller und Jöcher.

der großen Welt“ vertheidigte. Jener, dem die Dichteranlage des jungen Mannes nicht entging, ermunterte ihn zu Verſuchen im Epigramm, einer damals in Deutſchland nur von Wenigen bearbeiteten Dichtart. Als die Veranlaſſung dazu wird Folgendes erzählt: Morhof hatte geäußert, kein neuerer Dichter könne es mit Martialis aufnehmen, da keine neuere Sprache in Kraft und Kürze an die römiſche reiche. Weniger von der entgegengeſetzten Ueberzeugung, als von jugendlichem Uebermuthe getrieben, unternahm nun W. das Wagſtück, einige lateiniſche Epigramme mit gleicher Kürze ins Deutſche zu übertragen, und, als dieſes gelungen war, ſchritt er zu eigenen ſelbſtſtändigen Verſuchen. — In dem näheren Umgange mit einer geiſtreichen Frau, auf deren Landſitze er nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn drei Jahre lang gaſtfreundliche Aufnahme fand, und die er in ſeinen Gedichten mit dem Namen Amaryllis bezeichnet, ward ihm hinlängliche Anregung zu fortgeſetzter Uebung, durch die ſein Talent ſich ſchnell und kräftig entfaltete. Bald war, nach Aufgaben jener Dame und nach eigenen Einfällen, ein ſo anſehnlicher Vorrath kleiner epigrammatiſcher Dichtungen beiſammen, daß er ſie zu leichterer Ueberſicht in ſechs Bücher vertheilen mußte. — Reiſen durch Frankreich und die Niederlande erweiterten ſeine Welt- und Menſchenkenntniß. Später begab er ſich nach London, ſah ſich aber in ſeiner Hoffnung, eine Anſtellung am engliſchen Hofe zu finden, getäuſcht. Er ſelbſt erzählt in der Vorrede zu den „Ueberſchriften“, er habe große Hoffnung zu Beförderung gehabt, ein unverhoffter Zufall aber habe „den Compaß verrückt“, und er habe erfahren, daß keine Feinde gefährlicher ſeien, als die heimlichen *). So kehrte er, mit neuen Anſichten und einer in jener Zeit ungewöhnlichen Kenntniß der engliſchen Sprache bereichert, nach Deutſchland zurück. Nach abermaligem kurzen Aufenthalte bei jener Freundin wählte er Hamburg zum Wohnorte, von wo er ſich als königlich däniſcher Staatsrath und Reſident am franzöſiſchen Hofe nach Paris begab. Er ſtarb hier um d. J. 1740.

Seine Epigramme erſchienen, in ſechs Büchern, zuerſt 1697 mit dem Druckorte Amſterdam u. d. T.: „Ueberſchriften oder **Epigrammata** in kurzen Satyren, kurzen Lobreden und kurzen Sittenreden beſtehend". Eine zweite vermehrte Auflage beſorgte er ſelbſt u. d. T.:

Ueberſchriften oder **Epigrammata** in acht Büchern, nebſt einem Anhange von etlichen Schäffergedichten, theils aus Liebe zur **Poëſie**, theils aus Haß des Müßiggangs geſchrieben, Hamb. 1701.

Einige dieſer kleinen Gedichte ſind gegen den Ungeſchmack der Lohenſteinianer gerichtet *). Obwohl dies nicht ohne Anerkennung der Talente Hoffmannswaldau's und Lohenſtein's geſchieht und die Spitze ſeines Tadels ſich mehr gegen einzelne Uebertreibungen im Ausdrucke wendet, ſo glaubte doch Einer aus der Schule, Chr. H. Poſtel zu Hamburg (geb. 1658, geſt. 1705), verwöhnt durch den Beifall des großen Haufens, in ſeinem und ſeiner Genoſſen Namen den Angriff erwiedern zu müſſen, und that dies in einem Sonett, worin er Wernicke einem Haſen verglich, der auf dem todten Löwen (Lohenſtein) herumſpringt. W. antwortete mit einem Heldengedichte: „Hans Sachs“ (Hamb. 1702. Fol. Altona 1703), deſſen Held Stelpo (das Anagramm von Poſtel) als Hans Sachſens Nachfolger feierlich gekrönt wird. „Man hat,“ bemerkt er, „Schimpf mit Scherz und ein kleines Sonett mit einem ganzen Heldengedichte beantwortet. Hätte man Nichts geſagt, ſo würden die Narren, und hätte man zu viel geſagt, ſo würden die klugen Leute darüber gelacht haben.“ Statt Poſtel's und für ihn trat Georg Sigm.

---

*) Dieſer Umſtand ward ſpäter von ſeinem Gegner Hunold (im „thörichten Pritſchmeiſter") benutzt, der darauf die Behauptung baute, W. ſei wegen gefährlicher Umtriebe gegen den König ins Gefängniß geworfen worden, ſei aber demſelben entflohen und habe als Landläufer das Weite geſucht; ſeitdem aber König Wilhelm von England 1696 mehrere Staatsverräther habe hinrichten laſſen, liege Wernicken immer der Strang im Kopfe, ſodaß er auch Andere damit belegen wolle. Das Letztere bezieht ſich auf einen früheren Angriff W.'s auf Hunold, den er für des Stranges würdig erklärt hatte, weil er des verſtorbenen Königs von Spanien Teſtament getadelt.

---

*) Das meiſte Aufſehen erregte ein Epigramm des 5. Buchs der Ueberſchriften „auf die ſchleſiſchen Poeten“, weniger durch ſich ſelbſt, als durch die ihm beigefügte Anmerkung, in welcher das im Gedichte ertheilte gemäßigte Lob, als ein Urtheil unreifer Jugend, beſchränkt und die gerügte Geſchmackloſigkeit in einer großen Anzahl metaphoriſcher Stellen nachgewieſen wird. Doch iſt er auch hier billig genug, daneben auf einiges vorzüglich Gelungene aufmerkſam zu machen. Für Billigkeit wenigſtens möchten wir erklären, was Franz Horn für Scheu vor den geprieſenen Chorführern der Schule nimmt.

Hunold (geb. 1680, geſt. 1721), in der Literaturgeſchichte jener Zeit unter dem Namen Menantes, als Verfaſſer „galanter Gedichte" und Romane, bekannt, mit einem Schauſpiele auf den Kampfplatz, das 1704 (mit dem Druckorte Coblenz) u. d. T.: „der thörichte Pritſchmeiſter oder ſchwärmende Poete, in einer luſtigen Comoedie, wobei zugleich eine Critique über eines Anonymi Ueberſchriften, Schäfergedichte und unverſchämte Durchhechlung der Hoffmannswaldau'ſchen Schriften" erſchien, und in welchem unſerm W., der hier Wecknar heißt, die Rolle des Harlekins oder Pritſchmeiſters zugetheilt iſt. Einige Sinngedichte (an Menalkas) waren und blieben ſeine Antwort. Er gab ſie zugleich mit einem zweiten Abdrucke ſeines Heldengedichts in der dritten, abermals vermehrten und vielfach veränderten Ausgabe der Gedichte:

Poetiſcher Verſuch, in einem Heldengedichte, etlichen Schäfergedichten, mehrentheils aber in Ueberſchriften beſtehend, Hamb. 1704. 8.

Die Epigramme haben in dieſer Ausgabe zahlreiche, zum Theil durch Hunold's Rügen veranlaßte Abänderungen erfahren, die jedoch nicht immer Verbeſſerungen ſind. Bodmer erwarb ſich das Verdienſt, den faſt vergeſſenen Dichter zuerſt wieder unter den Deutſchen zu Ehren gebracht zu haben, indem er eine neue Ausg. ſeiner Werke u. d. T.: „Poetiſche Verſuche in Ueberſchriften, wie auch in Helden- und Schäfergedichten" (Zürich 1749), beſorgte. Eine Auswahl des Beſſeren, jedoch, nach ſeiner Weiſe, mit großen, meiſt ſehr willkürlichen Veränderungen, gab Rammler im J. 1780.

In den meiſten ſeiner epigrammatiſchen Gedichte, die ſich faſt alle durch männliche Würde und gedrungene

Kürze auszeichnen, bewährt er ſich als einen Kenner des menſchlichen Herzens. Reich an Witz und durchdringendem Verſtand und voll Begeiſterung für deutſche Kunſt und Art, zog er kräftig und mit gründlicher Einſicht gegen franzöſiſche Unſitte zu Felde, und ſo ſehr er das Lobenswerthe in den Leiſtungen der Hoffmannswaldau-Lohenſtein'ſchen Schule, der er ſelbſt eine Zeitlang angehört hatte, zu würdigen wußte, ſo war er doch auch gegen ihre Verkehrtheiten nicht blind und bewährte ſo ſeinen kritiſchen Blick, obwohl er ſich in ſeiner Kritik nur auf gleichzeitige Erſcheinungen beſchränkte. — Seinen Vorgänger Logau, dem er an naiver Einfalt nachſteht, aber in Tiefe der Beobachtung und Menſchenkenntniß den Vorrang ſtreitig macht, ſcheint er nicht gekannt zu haben. — Er ſelbſt vergleicht ſeine früheren und ſpäteren Arbeiten und beurtheilt ſie ziemlich richtig in Folgendem: „Die erſten ſind mit mehr Hitze, die neuen, wie man hofft, mit mehr Nachdenken, jene mit mehr Witz, dieſe mit mehr Verſtand und Abſicht geſchrieben worden. Die hiſtoriſchen Ueberſchriften gehören meiſtens der erſten Jugend, die ſatyriſchen meiſtens den reiferen Jahren zu. In jenen hat man die Laſter eifrig und gleichſam mit der Peitſche in der Hand verfolget; in dieſen die Thorheit der Welt mit lächelndem Munde aufgezogen. Eine gute Auferziehung iſt ſchon genug, dasjenige zu erkennen, was man haſſen, aber was man verſpotten ſoll, dazu gehört viel Erfahrung. — Diejenigen, die ihre Thorheit ihrer Geburt nicht zu danken haben, ſondern dieſelbe mit viel Arbeit, Mühe und Unkoſten in der Fremde an ſich gebracht und hernach in ihrer Heimath ſo artig wiederum zu Markte zu bringen wiſſen, daß es von einem nicht allzu ſcharfſehenden Auge für etwas Wohlanſtändiges gehalten und der Gecken guter Auferziehung zugeſchrieben wird; dazu gehört mehr als man insgemein mit ſich von zu Hauſe zu bringen pfleget.“ Am Schluſſe der Vorrede, aus der das Obige entlehnt iſt, erklärt er noch, daß keins dieſer kleinen Gedichte aus andern Sprachen überſetzt ſei, und daß er, ſeinem beſten Wiſſen nach, Keinem etwas abgeborgt habe. Wer das Beſte in den beſten Büchern ſogleich zu erkennen im Stande ſei, der, meint er, habe nicht nöthig, „ſich ſeine Federn von einem Andern ſchneiden zu laſſen“. Uebrigens ſei, wenn die Poeſie eine Raſerei genannt werde, die ſeinige eine der kurzeſten. — Von ungleich minderer Bedeutung ſind ſeine dialogiſirten Schäfergedichte in eintönigen Alexandrinern. Sein Heldengedicht „Hans Sachs“ iſt ihm, als ehrenrührig gegen den trefflichen Meiſterſänger, allzu hoch angerechnet worden. Er hat es in demſelben gar nicht mit dem hiſtoriſchen Hans Sachs zu thun, ſondern derſelbe iſt ihm eine durchweg ideale Perſon, ein Collectivname für alle armſelige Reimer und Pritſchmeiſter der Zeit, und nur als ſolcher wird er mit ſeinem Thronfolger dem Gelächter preisgegeben. Sagt er doch ſelbſt irgendwo, wo er vom rechten Tone bei Darſtellung leichter ſcherzhafter Stoffe ſpricht, für die er den Knittelvers empfiehlt: „in ſolchen Fällen denke ich, ein Hans Sachs iſt mehr denn zehn Lohenſtein's und Hoffmannswaldau's werth.“

Unſere Mittheilungen, die in der Hauptſache der Ausg. von 1704 folgen, haben in einzelnen Fällen die Leſarten der älteren von 1701 wieder aufgenommen. Die Veränderungen jener ſind nicht immer wahre Verbeſſerungen; zwar hat ſie an Correctheit wie an Gedrängtheit und Nachdruck gewonnen, indeſſen iſt doch auch mancher glückliche Zug verwiſcht worden.

Fried. Rudolf Ludw. Freih. v. Canitz, ein Sohn des churfürſtl. brandenburgiſchen Hofkammergerichtsraths Ludw. v. C., ward zu Berlin d. 27. Novbr. 1654, wenige Monate nach dem Tode ſeines Vaters, geboren. Als ſich ſeine Mutter bald darauf zum zweiten Male verheirathete, nahm ihn ſeine Großmutter in ihr Haus, wo ſich unter der Leitung geſchickter Lehrer und unter der mütterlichen Pflege jener frommen und wackern Frau ſeine Anlagen in ſchnellem Fortſchreiten entwickelten. Im J. 1671 bezog er die Univerſität zu Leyden, das er jedoch, nach dem Wunſche der Seinigen, ein Jahr ſpäter mit dem nähern Leipzig vertauſchte, wo er im Umgange mit gleichgeſtimmten Freunden und unter wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Uebungen drei glückliche Jahre verlebte. Im J. 1675 ging er nach Berlin zurück, und bald darauf ward auch ſein Wunſch, fremde Länder zu ſehen, erfüllt. Er bereiſte mit einem erfahrenen Führer, dem churfürſtl. Kammerſecretair Weiß, Italien und Frankreich und kehrte, nachdem er in beiden Ländern, namentlich zu Rom, Lyon und Paris, wo er ſich längere Zeit aufhielt, die Gelegenheit zu wiſſenſchaftlicher Fortbildung redlich benutzt hatte, mit Sprach- und Literaturkenntniß bereichert und für das Leben in der großen Welt gebildet, 1677 über England und durch die Niederlande nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Er hatte es bei dieſer Reiſe, gegen die Sitte ſeiner Standesgenoſſen, vorzugsweiſe auf geiſtige Ausbeute angelegt. Zu Rom, wie in Florenz, Padua, Verona und Mailand und dann in Lyon und Paris, waren es immer zuerſt die Gelehrten, um deren Bekanntſchaft er ſich bemühte; aber auch das Studium des Menſchen überhaupt ward nicht vernachläſſigt. Er ſah darin, wie in dem Leben an den Höfen von Florenz und Paris, wo er ſich hatte vorſtellen laſſen, eine gute Vorſchule für die Laufbahn, auf die er in ſeinem Vaterlande rechnen konnte. Der durch Eigenſchaften des Geiſtes und Gemüthes hervorragende Jüngling hätte hier wohl auch ohne die Vorzüge ſeiner Geburt wie ſeiner äußeren Erſcheinung die Augen auf ſich gezogen; mit ihnen war ſein Glück bei ſeinem erſten Auftreten gemacht. Zum Kammerjunker ernannt, begleitete er drei Jahre hintereinander den Churfürſten Friedrich Wilhelm auf deſſen Feldzügen gegen die Schweden nach Pommern und Preußen, bis er, dieſes unſteten Lebens überdrüſſig, als Amtshauptmann eine Anſtellung fand, die ihm eine ruhigere Thätigkeit zu ſichern ſchien. Um dieſe Zeit kam Beſſer nach Berlin, und verwandte Geiſtesrichtung begründete zwiſchen ihnen bald eine nähere Verbindung, die für beide gleich förderlich ward. Seit 1681 im Beſitze einer liebenswürdigen Gattin (Dorothea geb. v. Arnimb) ſowie eines bedeutenden, durch anſehnliche Beſitzungen geſicherten Einkommens, bedurfte Canitz des Hofes nicht. Wohl aber bedurfte dieſer des vielgebildeten, welterfahrenen und umſichtigen jungen Mannes. Im J. 1682 ward er mit dem Titel eines Hof- und Legationsrathes als brandenburgiſcher Bevollmächtigter beim oberrheiniſchen Kreiſe in Aufträgen von hoher Wichtigkeit nach Frankfurt a. M. geſendet. Die Geſchicklichkeit, mit der er ſich derſelben entledigte, erwarb ihm die Zufriedenheit ſeines

Hofes und, zur Belohnung für die geleiſteten Dienſte, eine einträglichere Amtshauptmannſtelle (Mühlenhof und Müllenbeck). Neue diplomatiſche Sendungen an die Höfe von Hannover, Köln, Celle und Wien*) rechtfertigten die auf ihn geſtellten Hoffnungen und empfahlen den gewandten Geſchäftsträger auch dem Nachfolger des großen Churfürſten. Churfürſt Friedrich III., nachmaliger König Friedrich I., ertheilte ihm bald nach ſeinem Regierungsantritte (1688) den Titel eines Geheimraths. Canitz ward nun abermals an den kaiſerlichen Hof, der ihm perſönlich wohlwollte, bald darauf nach Hamburg und ſpäter, um die Anſprüche des Anhaltiſchen Hauſes auf das Fürſtenthum Lauenburg zu unterſtützen, an die braunſchweigiſchen Höfe geſendet. Nachdem er gegen Ende des J. 1689 zu Sonnenburg in den Johanniterorden aufgenommen worden war, verlebte er den größeren Theil des folgenden Jahres in glücklicher Muße auf ſeinem lieben Blumenberg unweit Berlin. „Der Hof," ſchreibt er in einem ſeiner franzöſ. Briefe, „hat für mich nicht genug Reiz, und ich betrachte die Bedienungen, um die man ſich an den Höfen ſo eifrig bewirbt, nur als Feſſeln, die uns an dem vollen Genuſſe unſerer Freiheit hindern, welche denn doch über alle Reichthümer der Welt geht, und deren Werth nur den niedrigen Seelen fremd iſt." Stärker noch ſpricht er dieſe Geſinnungen in ſeiner vielleicht zu eben jener Zeit entſtandenen Satyre „vom Hofleben“ aus. — Bald aber nöthigten ihn die damals ſo häufigen Erbſtreitigkeiten der kleineren deutſchen Fürſten zu neuen diplomatiſchen Reiſen nach Zeiz und an die niederſächſiſchen Höfe. Die nächſten Jahre führten eine Reihe trüber Ereigniſſe herbei. Das herbſte traf ihn im J. 1691. Am 9. April d. J. verlor er ſeine Gattin, die ſeine Gedichte unter dem Namen „Doris“ feiern, und welcher er in der in dieſem Bändchen mitgetheilten Elegie ein würdiges Denkmal ſetzte. Er konnte dieſen Verluſt, wiewohl bald neue Aufträge ſeines Hofs ihn zerſtreuten und ungeachtet er ſich, auf das Anrathen ſeiner Verwandten und Freunde, ſelbſt vom Hofe gedrängt, einige Jahre ſpäter zum zweiten Male vermählte, nie ganz verſchmerzen. Im J. 1697 ward er zum wirklichen Geheimrath und im folgenden J. vom Kaiſer in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Noch nicht lange hatte er im Haag an den Unterhandlungen, die in Folge des Ryswicker Friedensſchluſſes daſelbſt ſtattfanden, Theil genommen, als ihn zunehmende Kränklichkeit (1699) nöthigte, um ſeine Abberufung anzuſuchen. Die Aerzte verhehlten ihm bei ſeiner Ankunft in Berlin die Gefahr nicht, in der er ſchwebte; aber ruhig und mit chriſtlich frommer Ergebung ſah er ſeinem Tode entgegen und unterhielt ſich gern, insbeſondere mit ſeinem geiſtlichen Hausfreunde Spener, von ſeinem bevorſtehenden Ende. Am Morgen des 11. Auguſt ließ er ſich völlig angekleidet an das geöffnete Fenſter führen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Die Sonne ging eben auf. „Ei!“ rief er, „wenn das Anſchauen dieſes irdiſchen Geſchöpfs ſo ſchön und erquickend iſt, wie viel mehr wird mich der Anblick der unausſprechlichen

---

*) Von hier ging er auf Befehl ſeines Hofes nach Ungarn zu den unter dem General Schöning dem Kaiſer überlaſſenen brandenburgiſchen Hülfstruppen, bei welcher Gelegenheit das von uns mitgetheilte Gedicht auf den Tod des Grafen Dietrich von Dohna entſtand.

Herrlichkeit des Schöpfers ſelbſt entzücken!“ Kaum hatte er es geſprochen, als er, vom Schlage getroffen, der Freundin ſeines Hauſes, die ihm als Pflegerin diente, entſeelt in die Arme ſank. — Die ruhige Klarheit des Geiſtes und der feine Sinn für Anſtand und Schicklichkeit, die ihn in geſelligen Kreiſen, in den Umgebungen des Hofs, wie im politiſchen Verkehre zu einer eben ſo ſeltenen als willkommenen Erſcheinung machten, finden wir, verbunden mit allen Zügen eines redlichen und reinen Herzens, in ſeinen Gedichten wieder, die, wenn ſie auch, in ihrer meiſt ſehr nüchternen Geſtalt, das ſchöne Gemüth des Mannes nur ahnen laſſen, dennoch, bei dem Anſehen ihres Vfs., durch die in ihnen vorwaltende, in jener Zeit faſt verrufene Natürlichkeit der Darſtellung ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Verkehrtheiten der zweiten ſchleſiſchen Schule ſein mußten. Und dies iſt es auch, was ihnen ihre eigenthümliche Bedeutung giebt. Von ächter Poeſie iſt in ihnen wenig zu ſpüren, um ſo mehr aber — und mehr, als in irgend einem anderen früheren Dichter — zeigt ſich in ihnen der Einfluß der Franzoſen, insbeſondere Boileaus, der von nun an die deutſche Poeſie auf lange Zeit beherrſchen ſollte.

Unter ſeinen lyriſchen Gedichten möchten die geiſtlichen Lieder, die fromme Gefühle in reiner Sprache darſtellen, vor den übrigen den Vorzug verdienen, ſo fern ſie auch der Idee des ächten Kirchenliedes ſtehen. Seine Elegie auf den Tod ſeiner erſten Gattin konnte nur durch bedeutende Kürzungen einigermaßen ſchmackhaft gemacht werden. Die Satyren haben, ungeachtet der oft ermüdenden Weitſchweifigkeit der meiſten, früher überſchätzende Bewunderer gefunden. Es ſind meiſt nüchterne Schilderungen, weder durch Witz noch durch einen gründlichen Zorn gehoben, ohne individuelles Leben, in denen nur zu oft der Diplomat und Hofmann dem Menſchenkenner den Weg vertritt. Beſſer gelingt ihm das leichte Geplauder der verſificirten Epiſtel, obgleich auch hier die Geſchwätzigkeit, mit der er ſich nicht ſelten über das Alltäglichſte ergeht, einen Vorſchmack von den Waſſern giebt, die um dieſe Zeit ihre Quellen aufthaten, um ganz Deutſchland allmählig mit einer Fluth von Unpoeſie zu überſchwemmen. Canitz ſelbſt ſchlug ſein dichteriſches Vermögen nicht zu hoch an, vielmehr erklärte er ſich, ſo lange er lebte, ſtandhaft gegen jede Veröffentlichung ſeiner zunächſt nur für Freunde beſtimmten poetiſchen Verſuche*), und dieſelben erſchienen erſt nach ſeinem Tode, anfangs ohne ſeinen Namen, u. d. T.:

Nebenſtunden unterſchiedener Gedichte. Berlin 1700. 8. (Beſorgt von Dr. Joach. Lange)**).

Erſt der neunten, von dem Freih. v. Canſtein beſorgten

---

*) Ein Geheimrath von Brand hatte Abſchriften eines an ihn gerichteten Canitziſchen Glückwunſchgedichts unter Freunde vertheilt. Canitz beklagt ſich darüber in einem franzöſiſch geſchriebenen Briefe: „Es hat mir Freude gemacht, mich in dieſer Weiſe zuweilen mit einem Freunde zu unterhalten, und nun ſehe ich mich genöthigt, auf dieſe unſchuldigen und heiteren Spiele für immer Verzicht zu leiſten.“

**) Die nächſten Ausgaben ſind von 1702, 1703, 1708, 1712, 1714, 1715 und 1718. Dieſe Angabe reicht hin, um zu zeigen, was jene Zeit begehrte und werth hielt.

Auflage (Berlin 1719) ward der Name des Verfaſſers beigefügt. Eine ſpätere, mit Sorgfalt geordnete und ausgeſtattete gab der dresdener Hof- und Ceremonienrath König heraus u. d. T.:

Des Freiherrn von Canitz Gedichte, mehrentheils aus ſeinen eigenhändigen Schriften verbeſſert und vermehrt mit Kupf. und Anm. nebſt deſſen Leben u. ſ. w. Leipz. und Berlin 1727. gr. 8.

Die neueſte Auflage erſchien 1765 und ein ſauberer Abdruck davon mit Kupfern Bern 1770. kl. 8. Früher ſchon hatte Bodmer (Zürich 1737) eine Ausgabe nach König's Lesarten, aber mit abweichender Anordnung veranſtaltet.

Neben der Richtung Lohenſtein's und der Seinigen mußte ſich ein Gegenſatz herausbilden, als deſſen Repräſentanten wir den folgenden Dichter anſehen können.

Chriſtian Weiſe, ein ebenſo fruchtbarer und vielgeleſener Schriftſteller als ausgezeichneter Schulmann, ward den 28. April 1642 zu Zittau geboren. Sein Vater, Elias, früher proteſtantiſcher Prediger in Böhmen, hatte dieſes ſein Vaterland um der Religion willen verlaſſen und in Zittau Zuflucht und Amt gefunden. Wie in der Schule, bei der er als dritter Lehrer angeſtellt war, ſo bewährte er ſich auch in ſeinem eigenen Hauſe als trefflichen Jugendbildner durch die Erziehung, die er ſeinem Sohne gab. Der zwar körperlich ſchwächliche, aber geiſtig regſame Knabe war bereits in ſeinem 7. Jahre ſo weit in Kenntniſſen vorgerückt, um die Wiederholungen ſeiner ſchwächeren, obwohl meiſt viel älteren Mitſchüler leiten zu können. Es iſt hier nicht der Ort, die verſtändige Weiſe des väterlichen Erziehers ausführlich zu erörtern; nur dies werde bemerkt, daß er, weitentfernt, das Gedächtniß des Knaben und Jünglings mit leerem Wiſſenskram zu füllen, vor allem durch Verarbeitung des Stoffs in mündlichen und ſchriftlichen Uebungen der mannigfaltigſten Art, nicht blos in griechiſcher und lateiniſcher, ſondern auch in deutſcher Sprache, die geiſtige Kraft anzuregen und nach allen Seiten hin ſelbſtändig zu entwickeln bemüht war. Im J. 1660 bezog W. die Univerſität Leipzig. Hier, wo damals ein roher Pennalismus jeden neuen Ankömmling empfing und zum unterwürfigen Diener der Senioren ſeiner Landsmannſchaft machte, würde er mit ſeinem kleinen ſchwächlichen Körper eine ſehr untergeordnete Rolle geſpielt haben, hätte er ſich nicht durch geiſtige Ueberlegenheit in einige Achtung zu ſetzen gewußt. Von den Zuſammenkünften ſeiner Landsleute durfte er ſich nicht ausſchließen; aber er ſuchte jene durch Witz und Poeſie zu heben. Freilich mußte er ſich eine Zeitlang dem rohen Geſchmacke der Uebrigen fügen, und manches muthwillige Jugendgedicht, das er in ſpäteren Jahren gern der Vergeſſenheit übergeben hätte, verdankte der Dienſtbarkeit, in der er ſein erſtes Univerſitätsjahr hinbrachte, ſeine Entſtehung. Kaum aber war dieſes überſtanden, als er, der Zukunft eingedenk, ſich mit dem Feuer einer gewaltſam zurückgehaltenen Leidenſchaft der Wiſſenſchaft in die Arme warf*). Philoſophie und Theologie, Rechtswiſſenſchaft und Arzneikunde, vor allem aber die Staatswiſſenſchaft, auf die er ſeinen künftigen Lebensplan gründete, wurden nun unter den tüchtigſten Lehrern mit Eifer betrieben und damit ununterbrochene Uebungen in Abfaſſung eigener Arbeiten verknüpft. Im J. 1663 trat er ſelbſt mit großem Beifalle als Lehrer der Poetik, Rhetorik und Moralphiloſophie auf und würde ſich in Leipzig bleibend niedergelaſſen haben, hätte ſich ihm nicht eine ſeinen damaligen Wünſchen entſprechendere Ausſicht eröffnet. Ein Graf von Leiningen-Weſterburg, der an dem Hofe des Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg lebte, berief ihn als Secretair in ſeine Dienſte, und W. ergriff dieſe Gelegenheit, ſich im Umgange und unter der Leitung ſtaatskundiger Männer in öffentlichen Geſchäften zu üben. Zu ſeinem Schmerze löſte ſich das angenehme Verhältniß bald auf, da der Graf Kriegsdienſte nahm und W. nicht geneigt war, ihm zu folgen. Er wendete ſich hierauf nach Helmſtädt, wo Profeſſor Conring ihm ſeine Freundſchaft ſchenkte und ihn einem Grafen Schulenburg zum Erzieher ſeiner Mündel empfahl. Als ſolcher lebte er bis 1670 auf dem Lande zu Amfurth. In dieſem Jahre folgte er einem Rufe an das damals in ſeiner Blüthe ſtehende Auguſteum zu Weißenfels, wo er bis 1678 als Profeſſor der Politik und Beredtſamkeit thätig war. Voll Begeiſterung für ſein Lehramt, von einem reichen, höchſt mannigfaltigen Wiſſen und einem ſeltenen praktiſchen Blicke unterſtützt, wirkte er hier mit

---

*) Als er um dieſe Zeit zur Hochzeit einer ſeiner Schweſtern nach Zittau eingeladen ward, entſchuldigte er ſich in einem

Gedichte, daß er nicht kommen könne, weil er ſelbſt Hochzeit halte:

Die Wiſſenſchaft iſt meine Braut;
Der bin ich vom Vater ausdrücklich vertraut.

ſolchem Eifer und ſolchem Gedeihen, daß die Zöglinge, von ſeinem Namen herbeigezogen, aus der Nähe und Ferne der Anſtalt zuſtrömten. Seinem Lehrerberufe mußte von nun an ſich alles Andere unterordnen *). Auch ſeine

---

*) Schon hatten zwei Schweſtern ohne ihn ihre Hochzeit begangen. Wie ſchmerzlich es ihm war, als auch die dritte ſich verheirathete, ohne daß er an dem Feſte Theil nehmen konnte, ſagt uns ein bei dieſer Gelegenheit geſchriebenes Gedicht, in dem es u. a. heißt:

Schau, die kunſtergebne Saale
Läßt mich auch zu dieſem Male
Nicht ſo weit von dannen ziehn,
Alldieweil mir alle Morgen
Gleichſam neugeborne Sorgen
Unter meinen Händen blühn.

Andre können leichtlich reiſen
Und dergleichen Pflicht erweiſen,
Wenn ſich ihre Lieben freun;
Ich bin allzufeſt verſprochen;
Dieſes Wort will ungebrochen
Und genau erfüllet ſein.

Kurzweil, Scherz und luſtig Leben
Hab' ich Andern übergeben,
Und, anſtatt der Eitelkeit,
Werd' ich an der zarten Tugend
Meiner untergebnen Jugend,
Als ein Bräutigam, erfreut

unermüdete literariſche Thätigkeit beſchränkte ſich zum größeren Theile auf Lehrbücher und Abhandlungen über die wiſſenſchaftlichen Fächer, die ihm zugewieſen waren *). In ſeinem Berufe war es ſein Hauptziel, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, und eine unverwüſtliche Heiterkeit kam ihm dabei trefflich zu ſtatten. Das Jahr 1678 führte ihn endlich in ſeine Vaterſtadt zurück, die ihn zum Rectorate am daſigen Gymnaſium berufen hatte. Dieſe Anſtalt, der er 30 Jahre lang rüſtig und umſichtig vorſtand, blühte unter ſeiner Leitung zu einer der geachtetſten und beſuchteſten des Landes auf. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns über dieſen Theil ſeiner Wirkſamkeit weiter verbreiten. Es verdient der-

An dergleichen Augenweide
Laß ich täglich meine Freude
Und mein Luſtverlangen aus,
Und der Fleiß im Thun und Hören
Baut mir unter meinem Lehren
Ein beliebtes Hochzeithaus.

S. der grünen Jugend nothwendige Gedanken, S. 1[illegible].

*) Vielfach beſchäftigten ihn Moral und Politik. Von ſeinen dahin einſchlagenden zahlreichen Diſſertationen nennen wir nur als Beleg, wie glücklich er oft in der Wahl ſeiner Stoffe war, die eine: Von dem Sittlichen in den üblichen Höflichkeitsformeln (de moralitate formularum amoenae civilitatis). Auch ſeine ſatyriſchen Schriften (wie: „Die drei Hauptverderber“, Leipz. 1671, „Die drei ärgſten Erznarren in der ganzen Welt u. ſ. w.“ durch Catharinum Civilem, ohne Druckort 1672 12. N. A. Leip. 1704) gehören dahin.

ſelbe eine beſondere Darſtellung, die ihm, ſo viel wir wiſſen, in neuerer Zeit noch nicht geworden iſt *). Eben ſo wenig können wir hier der vielen größeren und kleineren Schriften (ihre Zahl überſtieg die ſeiner Lebensjahre) über Religion, Politik, Geſchichte, Genealogie, Rhetorik und Logik, die er beide in ihrer engen Verbindung richtig erkannte, ausführlicher gedenken, mit denen er ſich ſeinen Schülern und dem größeren Publikum nützlich zu machen ſtrebte. Ueberall ging ſein Bemühen dahin, mit Klarheit und auf die anziehendſte Weiſe das für das Leben Brauchbare aus der Fülle ſeines Wiſſens mitzutheilen. Auch die Poeſie mußte von jetzt an ſeinen pädagogiſchen Zwecken dienen. Wenn Franz Horn ſagt: „die Schuljugend war ſeine Muſe“, ſo gilt dies wenigſtens von dieſer Zeit. Wirklich ſcheint er bei dem Meiſten, was er ſeit dem Antritte ſeines zweiten öffentlichen Lehramtes dichtete, die ihm von der Vorſehung zugewieſenen Jünglinge vorzugsweiſe im Auge gehabt zu haben. Hauptſächlich war dies der Fall bei ſeinen *dramatiſchen* Arbeiten. Lerne reden! (in dem natürlich auch das: Lerne denken! lag) war ein Lieblingswort, das er oft ſeinen Schülern zurief. Keine Uebung, die zu einem angemeſſenen Gedankenausdrucke führen konnte, ward von ihm vernachläſſigt. Jene dramatiſchen Stücke, die er, nach einer alten ſeit dem Anfange des Jahrhunderts zu Zittau hergebrachten Sitte, von ſeinen Schülern aufführen ließ, ſollten dazu mitwir-

---

*) Vortreffliche Winke für eine ſolche gibt: **Vita Chr. Weisii recensita et commentariolo de scriptis ejus aucta a M. Sam. Grossero. Lips. 1710. p. 55 sq.**

ken und daneben dem Geiſte Unbefangenheit, dem Körper die für das Leben nöthige Anmuth und Gewandtheit geben *). — Ueber die Angriffe der Gegner, die ihm die Neuheit ſeiner Methode, ſein fortgeſetzter Widerſtand gegen die prunkhafte Richtung der Zunftgenoſſen, ſein Kampf für einfachſte Natürlichkeit, vielleicht auch ein Anſtrich von Charlatanerie, der bei aller Beſcheidenheit hie und da hervortritt, zuzog, tröſtete ihn die Gunſt ſeiner Mitbürger, die Dankbarkeit ſeiner Schüler und das Wohlwollen vieler Achtbaren des In- und Auslandes. Im J. 1708 ward er durch die Abnahme ſeiner Kräfte genöthigt, ſein Amt niederzulegen. Er verſammelte noch einige Male ſeine Schüler um ſein Lager und ſtarb den 21. Octbr. deſſelben Jahres.

Polyhiſtorie, die damals keineswegs eine ſo ſeltene Erſcheinung war, als Manche glauben mögen, und der Wunſch, mit ſeinem Wiſſen in kleineren und größeren Kreiſen zu nützen, machten ihn zum Vielſchreiber **). Aus der Menge ſeiner Schriften gehören hierher zunächſt ſeine dramatiſchen Dichtungen, zu denen ein entſchiedenes Talent ihm die Befähigung, Neigung und Herkommen den Antrieb gaben. Bei dem eingeſtandenen mehr pädagogiſchen Zwecke der meiſten entziehen ſie ſich freilich dem äſthetiſchen Urtheile; dennoch überraſchen ſie durch manchen glücklichen Wurf in der Charakterzeichnung und in den allerdings meiſt ſehr lockeren Anlagen, und insbeſondere ſind ſeine Luſtſpiele und Poſſen reich an geſundem Witze und treffender Ironie, leider aber auch an Derbheiten, die man Mühe hat mit ihrem urſprünglichen Zwecke in Einklang zu bringen. Auf ſeinen „Maſaniello“ lenkte ſchon Leſſing die Aufmerkſamkeit. Gottſched (im „Vorrath u. ſ. w.“) zählt ihrer 32 auf. Sie erſchienen theils einzeln, theils in andern ſeiner Schriften — wie dem politiſchen Redner (Leipz. 1677), den überflüſſigen Gedanken (ſ. u.), den reifen Gedanken (ſ. u.), der neuen Jugendluſt (Leipz. 1684), den freimüthigen Reden (Leipz. 1693) —, theils geſammelt im zittauiſchen Theatrum (Leipz. 1683. 4.), der Comödienprobe (Budiſſin 1693) und der theatraliſchen Sittenlehre (Zittau 1719).

---

*) Welchen Beifall dieſe Schuldramen in Zittau gefunden, beweiſt der Umſtand, daß ſie auch nach Weiſe's Tode noch unter deſſen zweitem Nachfolger J. G. Wenzel und vielleicht länger noch fortgeſetzt wurden.

**) Wernicke vergleicht ihn einem Fluſſe, der wegen ſeines ſchnellen und ungewiſſen Laufes ſo viel Schlamm und Unrath mit ſich führet, daß man den goldenen Sand deſſelben nicht erkennen kann.

Seine lyriſchen Gedichte finden ſich in folgenden Sammlungen vereinigt:

1. Chriſt. Weiſe's überflüſſige Gedanken der grünenden Jugend. Leipz. 1668. 1672. 1677. 1680. 1701. 8.

   [Inhalt: Lieder, Dialoge mit untermiſchten Liedern, zwei Luſtſpiele und ein Singſpiel.]

2. Der grünen Jugend nothwendige Gedanken, denen überflüſſigen Gedanken entgegengeſetzt und zu gebührender Nachfolge allen curiöſen Gemüthern recommendiret von Chriſt. Weiſen, Leipz. 1675. 1690. 8. (Beide Ausgaben, bis auf die in der 2.

verbeſſerten Druckfehler, gleichlautend und ſelbſt in den Seitenzahlen übereinſtimmend.)

[Gelegenheitsgedichte (116) und eine Anzahl Reden in Proſa über gegebene Stoffe (als Vorläufer für den „politiſchen Redner“).]

3. Chriſt. Weiſe's reiffe Gedanken, das iſt allerhand Ehren=, Luſt=, Trauer= und Lehrgedichte bei männlichen Jahren nach unterſchiedener Gelegenheit aufgeſetzt und nunmehr zur Verbeſſerung der überflüſſigen Gedanken herausgegeben. Leipz. 1683. 1690. 8.

[Zu den Gedichten kommt auch hier eine Anzahl proſaiſcher Reden (als Nachtrag zum politiſchen Redner) und ein Luſtſpiel.]

4. Geiſtliche Lieder. Budiſſin 1719. 8.

Der gemeinſame Charakter faſt aller Weiſe'ſchen Gedichte iſt der einer einfachen Natürlichkeit *), die aber allerdings oft zum Trivialen und Platten herabſinkt. Doch unterſcheiden ſich die Gedichte des ſpäteren Alters in Inhalt und Ton gar ſehr von denen ſeiner Jugend. Die „überflüſſigen Gedanken“, deren erſten Theil er ſchon während ſeiner Univerſitätsjahre zu Leipzig herausgab, traten 1668, mit einer zweiten Abtheilung vermehrt, ans Licht. In dieſer machte er zum erſten Male den Verſuch, eine Anzahl lyriſcher Gedichte in Dialogen einzuleiten und zu

---

*) Er iſt, wie er ſelbſt ſagt, nicht ekel im Ausdrucke und bildet ſich nicht ein, ein Recht zu haben, das, was einmal im Gebrauche iſt, zu verdrängen; der Zeſen'ſche Purismus iſt ihm daher ein Gräuel.

erläutern. — Er erſcheint in dieſer Sammlung überall als ein luſtiger, aber noch etwas roher Geſell von lebhaftem Geiſte und von Witz, aber ohne feingebildeten Geſchmack. Indem er keinen Stoff verſchmäht, läßt er bald launig, oft burlesk und poſſenhaft ſeine Empfindungen ſpielen, bald knüpft er an kleine Lebensvorgänge irgend einen Gedanken oder Einfall, den er nach ſeiner Weiſe in leichten Reimen mit Humor, witzig und keck, aber leider auch hie und da mit einer Zügelloſigkeit, die frech gegen Sitte und Geſchmack verſtößt, durchführt. Hohe Gedanken, kühne Bilder, pomphafte Sprache, wie ſie die meiſten Dichter jener Zeit erſtrebten, ſind nicht ſeine Sache, und er gibt ſich, wie in ſeinen Proſawerken, ſo auch in ſeinen Gedichten als unverhohlenen Gegner der herrſchenden Tendenzen ſeiner Zeit. Die Verhältniſſe, in denen er ſein erſtes Univerſitätsjahr durchlebte (ſ. o.), müſſen Manchem in dieſen Gedichten zur Entſchuldigung dienen. Er ſelbſt erklärte ſeine Jugendarbeiten für poetiſche Steckenreiterei und eine der Natur abgetragene Schuld, konnte ſich aber doch nicht entſchließen, die neuen Auflagen derſelben zurückzuhalten, in denen er — wohl nur ſcherzweiſe und eine damals hergebrachte Sitte parodirend — Alles für bloße Allegorie anzuſehen bittet. Die Sammlungen ſeiner ſpäteren Gedichte ſollten, nachdem er zu Amt und Würden gelangt war, mit den Sünden der früheren verſöhnen. Sie beſtehen meiſt aus Gelegenheitsgedichten, zu denen Landesereigniſſe und Vorgänge des ſtädtiſchen, Familien- und Schullebens, ſeltener eigene Erlebniſſe den Inhalt liefern. Der Uebermuth der Jugend, aber auch das, was dieſem von Poeſie beigemiſcht war, iſt meiſt dahin, wiewohl ſich auch hier noch manches gelungene Einzelne findet *). Auch einige fromme, einfache geiſtliche Lieder, denen freilich die Poeſie der begeiſterten Andacht älterer Liederdichter abgeht, erhielten hier ihre Stelle.

Johann von Beſſer ward den 8. Mai 1654 zu Frauenburg in Curland, wo ſein Vater Prediger war, geboren. Die ſchönen Anlagen des Knaben beſtimmten einige Familien der Nachbarſchaft, ihn an dem Unterrichte ihrer Kinder Theil nehmen zu laſſen. Gut vorbereitet, bezog er in einem noch jugendlichen Alter die Univerſität zu Königsberg, um Theologie zu ſtudiren. Von da begleitete er 1675 einen jungen Curländer, Maydel, nach Leipzig. Schon war hier der Plan zu einer größeren Reiſe entworfen, als ein unglücklicher Vorfall das ſchöne Verhältniß löſte. Die ſtattliche Erſcheinung Beſſer's und ſeine Fechtergewandtheit hatten die Eiferſucht einiger Raufbolde unter der dortigen Garniſon erregt. Sie richteten ihre Angriffe zunächſt gegen v. Maydel. Es kam zu Be-

---

*) Wie in einem Hochzeitgedichte, in dem er das Glück des Mannes preiſt, der ein frommes Weib gefunden, in folgender Strophe:

> Hat er im Amte zu verrichten,
> Daß er von außen ſauer ſieht,
> So weiß ſie ſchon das Werk zu ſchlichten
> Und iſt im Hauſe nur bemüht,
> Daß ſie den Tiſch mit Liebe deckt,
> Bis alles Brot nach Liebe ſchmeckt.

leidigungen und Thätlichkeiten, die endlich eine Herausforderung zur Folge hatten. Beſſer's Verſuch, den Freund zu bewegen, ihm ſein Kampfrecht abzutreten, ſcheiterte an dem Ehrgefühle des Letzteren. Am 15. Februar 1677 trafen ſich die Parteien bei dem Dorfe Linkel, unweit Leipzig. Maydel ſchonte ſeines Gegners, eines Leutenants von Lochau, und nach einigen Gängen reichten ſich die beiden Fechter die Hand zur Verſöhnung. Nun griffen Beſſer und der andere Gegner, Fähndrich von Bennigſen, zum Degen, und ſchon beim zweiten Gange erhielt der Letztere einen Stich in den linken Arm. Der Verwundete ſchwang ſich auf ſein Pferd und drückte, gegen alle Fechterſitte, ein Piſtol gegen Beſſer ab. Dieſer drang jetzt auf Bennigſen's Hofmeiſter, Lange, der zu Pferde in der Nähe hielt und gleichfalls ein Piſtol gezogen hatte, ein; aber in demſelben Augenblicke ſtürzten auf Lochau's Ruf: „Jetzt iſt's Zeit!“ aus einem nahen Gehölze die Diener der Officiere und einige Soldaten, die ſich darin verborgen gehalten, hervor. Beſſer, auf den ſie ſämmtlich eindrangen, verwundete zwei, entriß, als ſein Degen brach, einem Dritten die Waffe und ſchlug ſich bis zu Maydel durch, der, vor einen ſtarken Baum geſtellt, ſich tapfer gegen die andringende Menge vertheidigte, aber alsbald, durch einen von hinten erhaltenen Schuß tödlich verwundet, Beſſern in die Arme ſank. Die Worte: „Iſt das Cavalierparole? O Jeſus, wie wird mir!“ waren die letzten des hoffnungsvollen Jünglings, und einen Augenblick darauf war er nicht mehr. Beſſer's Zorn ſteigerte ſich jetzt zur höchſten Leidenſchaft, und bald hatte er Die zu Fuße vom Platze gejagt, während die Anderen zu Pferde in ſchleuniger Flucht ihr Heil ſuchten. Seine Lage war nach dieſem Ereigniſſe die peinlichſte von der Welt. Er hatte ſich gegen die akademiſchen und bürgerlichen Geſetze vergangen, und, wiewohl ſein Gewiſſen ihn freiſprach, ſo laſtete dennoch auf ihm, nach dem Urtheile Vieler, eine ſchwere Verantwortung. Seinen ganzen Schmerz über den Vorfall ergießt er in einem längeren Gedichte, das die Ueberſchrift führt: „Der unglückſelige 15. Februar.“ Aber ſein Schickſal ſchien das Schreckliche nur auserſehen zu haben, um ihn gewaltſam in die Laufbahn zu drängen, die ſeiner Natur die angemeſſenſte war. Eine von ihm zu ſeiner Vertheidigung aufgeſetzte Denkſchrift rechtfertigte ihn in den Augen der Unbefangenen, und ſein männliches, durchaus ehrenhaftes Benehmen bei dem Vorgange ſelbſt erwarb ihm die Achtung Derer, die ſolches zu ſchätzen wußten. Unter den Jungfrauen Leipzigs zog in jener Zeit vorzüglich Eine die Blicke der Männer auf ſich, die vierzehnjährige Tochter und einzige Erbin des reichen Bürgermeiſters von Kühlewein, Katharina. Sie lebte bei ihrem Stiefgroßvater, dem Commandanten der Pleißenburg, Oberſten Titel. Sie war ſchön, hochgewachſen, lebendigen Geiſtes, ſelbſtändig, faſt männlich in ihren Neigungen, und nur ein Mann, wie Beſſer, deſſen Name ſelbſt an der Tafel ihres Großvaters mit Achtung genannt worden war, konnte ihr Herz gewinnen. Das Haus ihres Vormundes, des Bürgermeiſters Steger, gab endlich Gelegenheit zu näherer Bekanntſchaft, und bald war der Bund geſchloſſen. Katharina entſagte ihrem Vorſatze, unvermählt zu bleiben, und Beſſer vertauſchte die theologiſchen Studien gegen die juriſtiſchen, die ihm eine glänzendere Laufbahn verſprachen. Sein Glück blieb jedoch nicht ohne bittere Beimiſchung.

Noch ſchwankte die Unterſuchung, die über ihn verhängt war, und Mißgünſtige benutzten dieſen Umſtand, die Verbindung mit Katharinen zu hintertreiben; ein ſatyriſcher Ausfall auf Dr. Carpzov, der ihm zugeſchrieben wurde, brachte die ganze Geiſtlichkeit der Stadt gegen ihn in Bewegung und zog ihm Verdrießlichkeiten zu, die ihn endlich, als nach drei Jahren die Unterſuchung wegen des Zweikampfes zu ſeinem Vortheile entſchieden war, bewegen, außerhalb Sachſens ſein weiteres Fortkommen zu begründen. Beſſer ging 1680 nach Berlin, ließ ſich, von dem Fürſten von Deſſau *) empfohlen, dem großen Churfürſten vorſtellen, ward, nachdem er die angebotene Anſtellung in Kriegsdienſten ausgeſchlagen, mit dem Titel eines churfürſtlichen Raths beehrt und bereits im Juni des nächſten Jahres, wo er den Churfürſten nach Halle und Magdeburg zur Erbhuldigung begleitete, in Folge eines überreichten Gedichts, als wirklicher Legationsrath in die Reihe der beſoldeten Staatsdiener aufgenommen. Wie hoch er ſchon jetzt in der Gunſt ſeines Herren ſtand, ſehen wir aus der Bereitwilligkeit, mit welcher ſich dieſer ſeiner Heirathsangelegenheit annahm. Nicht zufrieden, dieſelbe durch ein eigenhändiges Schreiben an den Oberſten Titel gefördert zu haben, empfahl er ihn auch dem Churfürſten von Sachſen, der Beſſern in Torgau gnädig empfing und durch ſein entſcheidendes Wort vorzüglich dazu bei-

---

*) Beſſer war dieſem, als Führer Maydel's, perſönlich nicht unbekannt. Von ſeinem Muthe hatte der Zufall den Fürſten zum Zeugen gemacht. Er war dazu gekommen, als Beſſer ſich unweit Deſſau mit zwei Officieren ſchlug.

trug, daß der Oberſt von fernerer Weigerung abſtand. Im März 1682 folgte Katharina dem Gatten nach Berlin. Dieſer ward 1684 als brandenburgiſcher Reſident nach London geſchickt. War er auch, wie ſich ſpäter zeigte, ganz der Mann für eine ſolche Sendung, ſo ergab es ſich doch bald und blieb auch Beſſern nicht verborgen, daß ſein vermeintlicher Gönner, Geheimrath Fuchs, als er ihn zu dieſem Poſten vorgeſchlagen, weit weniger deſſen Beförderung oder die Sache des Staates, als ſein eigenes Glück bei der vereinſamten ſchönen jungen Frau im Auge gehabt hatte. Katharina's Briefe klagten über die Zudringlichkeit des hochfahrenden Mannes, und Beſſer, von Zorn übermannt und von König Karl II., der ihm wohlwollte, dazu gedrängt, entſchloß ſich, die Beſchwerden des Letzteren über gewiſſe Schritte des brandenburgiſchen Miniſters dem Churfürſten ſelbſt zu berichten. So böſes Spiel ihm Dieſes von Seiten des Miniſters machte, ſo erhielt er ſich doch in ſeinem Poſten, und der bekannte Handſtreich, mit dem er, bei der Glückwunſchaudienz nach Jacob's II. Thronbeſteigung, dem Reſidenten der Republik Venedig den Vortritt abgewann, erwarb ihm wieder die volle Gnade ſeines Fürſten, der ihm endlich auf ſein wiederholtes Anſuchen 1686 die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte. Beſſer ſchloß ſich nun mit kluger Berechnung an den begünſtigten von Dankelmann an, ſuchte daneben aber auch mit Geheimrath Fuchs das alte Verhältniß wieder anzuknüpfen. Dies gelang. Im J. 1687 ward er zum Regierungsrath im Herzogthume Magdeburg ernannt und gleich darauf mit einer ſchwierigen Sendung nach Preußen beauftragt, wobei er Gelegenheit fand, ſeine Klugheit und ſeinen Muth aufs Neue glänzend zu bethatigen. Zwei Monate nach ſeiner Rückkehr (den 29. April 1688) ſtarb der Churfürſt. Größern Kummer noch bereitete ihm Katharina's Kränklichkeit, die eine Reiſe nach Karlsbad nicht zu heilen vermochte, und der die Leidende am 22. December deſſelben Jahres erlag.

Beſſer hatte mit ſeinem Uebergange von der Univerſität in eine ganz neue Welt nicht der Poeſie entſagt; vielmehr hatten ihm ſeine Beziehungen zum Hofe vielfache neue Veranlaſſungen zu fortgeſetzter Uebung ſeines Talents gegeben. Jetzt, nach dem Tode ſeines Beſchützers, ſetzte er alle ſeine Kraft daran, das Heldenleben des großen Fürſten würdig zu beſingen. So entſtand ſein „Lobgedicht oder der Zuname Friedrich Wilhelm's des Großen". Der Tod der Gattin unterbrach die nicht verdienſtloſe Arbeit, und ſpäter gebrach ihm die Luſt wie die Kraft zur Vollendung. Aber auch der Schmerz des Gatten forderte ſein Recht, und er gab demſelben Worte in einem Gedichte, dem es nicht an einfach rührenden Stellen fehlt. — Friedrich III., der ihm ſchon als Churprinz Beweiſe von Huld gegeben hatte, behielt ihn an ſeinem Hofe, ertheilte ihm die Stelle eines Ceremonienmeiſters und erhob ihn in den Adelſtand. Er begleitete von nun an den Churfürſten auf ſeinen Reiſen und Feldzügen, ward zu wichtigen Sendungen gebraucht, ordnete die Feierlichkeiten bei Hofe, deren Seele er nicht ſelten war und deren Glanz er durch Feſtgedichte, Feſtſpiele und prunkende Schilderungen erhöhte, feierte vorzugsweiſe in leichten, lesbaren Verſen den fürſtlichen Gönner und die Staatsmänner, an deren Wohlwollen ihm gelegen war, und ſah ſich durch äußere Auszeichnung und reichen Ehrenſold *), wie ſelten ein Dichter, belohnt. Dabei wußte er, Neidern und Feinden gegenüber, ſeine Würde ritterlich zu behaupten **) und ſich über Verlegenheiten und kleine Demüthigungen, die auch wohl vorkamen, mit Gewandtheit hinwegzuſetzen. Nach Dankelmann's Sturze (1697) fand er in dem Grafen Kolbe von Wartenberg einen gleich mächtigen Freund und Beſchützer, und jedes der nächſten Jahre brachte ihm neue Beweiſe fürſtlicher Gnade, die er ſich durch ſchmeichelnde Lobſchriften zu verdienen nicht müde ward. Bei Gelegenheit der Krönung zu Königsberg ward er zum Oberceremonienmeiſter, zugleich zum Ceremonienmeiſter des neugeſtifteten ſchwarzen Adlerordens und zum Ritter des Ordens de la générosité ernannt. Die nächſten Jahre bildeten die Glanzperiode ſeines äußeren Lebens. Aber ſchon mit Wartenberg's Falle, verminderte ſich ſein Einfluß, und mit dem Tode König Friedrich's I. (1713) ging die Sonne ſeines Glücks vollends unter. Zwei Monate nach dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelms erhielt er ſeine Entlaſſung, und alle Bemühungen, an einem andern Hofe ſeine Kenntniß des Ceremoniels — damals eine hochwichtige Wiſſenſchaft — geltend zu machen, ſchlugen fehl *), bis er endlich im J. 1717, von den Grafen von Flemming und von Manteufel empfohlen, an dem Hofe König Auguſt's II. von Polen zu Dresden, abermals als Ceremonienmeiſter, mit dem Titel eines geheimen Kriegsraths, Aufnahme fand. Hier that ſich ihm eine Welt auf, in die der 62jährige Mann ſich nie ganz einzuleben

---

*) Er ſagt: „Mir ſind zwar meine Verſe reichlich belohnt worden, ſintemal mir allein S. K. Maieſtät viele Tauſende dafür geſchenkt haben; aber ungeachtet ſie es nicht werth waren oder es zu viel für meine Verſe ſcheint, ſo war es doch für einen König nicht zu viel.“

**) Folgende Anekdote aus ſeinem Leben erzählt König (Beſſer's Leben, S. 128): „Bei einem öffentlichen Einzuge zu Berlin ritt er in ſeiner Ordnung, als Ceremonienmeiſter, vor einigen Andern des Hofes her. Dieſes verdroß Verſchiedene des alten Adels und ſonderlich einen General, welcher ſich daher vornahm, dem von Beſſer einen Streich zu ſpielen, dadurch er ihn in Unordnung und ſolche Beſtürzung zu bringen verhoffte, daß es den Andern zum Gelächter dienen ſollte. Wie nun der Zug auf eine nicht allzubreite Brücke kam, ſtellte ſich der General, als ob ſein Pferd auf einmal ſo muthig würde, daß er es nicht mehr bezwingen könne. Er jagte plötzlich auf Beſſern ſeitwärts an und rief: „Herr, auf die Seite! mein Gaul beißt!“ Dieſer aber, ohne ihm nur einen Schritt zu weichen, rief ihm wieder zu: „Herr, auf die Seite! mein Gaul ſchlägt!“ Zu gleicher Zeit warf er ſein Pferd, welches ein rechter Streithengſt aus dem Schloßſtalle war, auf die Seite und gab ihm dermaßen die Sporen, daß es mit beiden Hinterfüßen ausſtrich und dem Pferde des Generals einen Schlag verſetzte, worüber es beinahe ſeinen Reiter in den Graben geworfen hätte.“

---

*) Auch hier ſollte ihm die Poeſie, die ihm von jeher mehr Dienerin als Geliebte geweſen war, beiſtehen. Er ſchrieb ein Gedicht auf den Prinzen Eugen und hoffte, mit dieſem ſich den Weg an den kaiſerlichen Hof zu bahnen, aber, wie wir oben geſehen haben, vergeblich.

vermochte. Alles, womit er einſt bei ſeinem Auftreten in Berlin geglänzt hatte, war dahin; ſelbſt die poetiſche Ader war zumeiſt vertrocknet, und er konnte ſichs nicht verhehlen, daß er auch in dem, was ihn in Berlin lange unentbehrlich gemacht, in der Anordnung glänzender Hoffeſte, an König Auguſt ſeinen Meiſter gefunden hatte. Aus etwaigen poetiſchen Verlegenheiten half ihm zwar Joh. Ulr. König, der durch ihn eine Anſtellung bei Hofe erhielt und ſpäter ſein Nachfolger im Amte wurde; aber die größere, die aus ſeinen verminderten Einkünften entſprang, dauerte mehrere Jahre, bis er endlich durch Verkauf ſeiner anſehnlichen Bibliothek an König Auguſt dieſer Sorge enthoben ward. Im J. 1728 reiſte er in König's Begleitung zu einem Beſuche ſeiner verheiratheten Tochter nach Königsberg und deſſen Umgegend. Die Anſtrengungen und Aufregungen dieſer Reiſe, von der er im Herbſte deſſelben Jahres nach Dresden zurückkam, hatten die geſunkenen Kräfte des alten Mannes vollends erſchüttert. Er ſtarb nach kurzer Krankheit den 10. Februar 1729.

„Sein Jugendleben war,“ bemerkt Franz Horn, „bedeutungsvoll und durch die reinſte Liebe erhellt, ſeine männlichen Jahre glänzend, aber ohne Herzensbefriedigung, ſein Alter kalt umwölkt, genußleer und doch voll trüber Todesfurcht. Mit dieſen drei Lebensperioden halten ſeine poetiſchen Beſtrebungen gleichen Schritt. Wohl finden wir in der erſten manches unreife Gedicht, doch nicht ſelten auch anziehende Innigkeit und Wärme; in der zweiten war Beſſer nur Hofdichter, um Pracht der Sprache bemüht, nach Correctheit ſtrebend, aber kühl, nicht ſelten froſtig.“ In der letzten erweckt es Bedauern, wie er, der immer viel Zeit zu ſeinen Gedichten gebraucht hatte [*]), nun Vieles aus Mangel an Kraft gar nicht vollenden konnte und zu König's Beihülfe ſeine Zuflucht nehmen mußte, den er doch auch wieder in kleinlicher Selbſtſucht um das Glück, das deſſen Verſe machten, bitter beneidete. Varnhagen von Enſe, der ihn, obwohl nicht ohne verſteckte Ironie, als Menſchen und Dichter höher ſtellt, als wir zu thun geneigt ſein möchten, hebt mit Recht die Glätte und ſtellenweiſe Beredtſamkeit ſeiner Verſe hervor; indeſſen wird auch er eine nüchterne Eleganz und einige rhetoriſche Gewandtheit ebenſo wenig, als hie und da einen glücklichen poetiſchen Wurf für ausreichende Zeichen eines ächten Dichtergemüths erklären, das wir, wie in dem Leben, ſo in den Gedichten Beſſer's durchweg vermiſſen [**]).

Seine Gedichte und proſaiſchen Arbeiten erſchienen zuerſt unter folgendem Titel:

Des Herrn von Beſſer's Schriften, beides in gebundner und ungebundener Rede, ſo viel man deren theils aus ihrem ehemaligen Drucke, theils auch aus guter Freunde ſchriftlicher Communication zuſammenbringen können. Leipz. 1711. 8. 1720. 8.

---

[*]) Traurig iſt es zu leſen, wie er ſich über eine Strophe in dem Gedichte auf den Tod der Frau von Canitz nach langen vergeblichen Verſuchen mit dem Gatten der Verſtorbenen ſelbſt in eine weitläufige Correſpondenz ſetzt.

[**]) Wie die „Ruheſtatt der Liebe" auch noch für unſere Zeit als ein „Meiſterſtück im anſtändigen Vortrage des Unanſtändigſten" geprieſen werden könne, geſtehen wir, nicht einzuſehen.

Eine anſehnlich vermehrte Ausgabe beſorgte König unter folgendem Titel:

Des Herrn von Beſſer Schriften u. ſ. w. Nebſt deſſen Leben und einem Vorberichte von Joh. Ulr. König, k. poln. Hofſecretair und Hofpoeten. Zwei Theile, Leipz. 1732. gr. 8.

Keine dieſer Ausgaben enthält alle Gedichte Beſſer's, namentlich ſind die von Neukirch in ſeine Sammlung der Hoffmannswaldau'ſchen Gedichte aufgenommenen, bis auf die „Ruheſtatt der Liebe", ausgeſchloſſen geblieben. König hat letzteres jedoch — zum Beweiſe, daß daſſelbe ſchon damals für nicht ganz unbedenklich gegolten — dem erſten Theile ſeiner Ausgabe *ohne Seitenzahlen* beigefügt, ſodaß es nöthigenfalls beſeitigt werden konnte.

Die von König verfaßte ausführliche Biographie des Dichters, die im Obigen benutzt iſt, liegt auch folgenden Darſtellungen zum Grunde:

Erinnerungen an Katharina Eliſabeth von Beſſer, geb Kühlewein und ihren Gatten, Johann von Beſſer. Von *Franz Horn*. (In deſſen deutſchen Abendunterhaltungen. Berl. 1822. S. 195 fg.)

Johann von Beſſer. Von K. A. *Varnhagen von Enſe*. (In deſſen biographiſchen Denkmalen, Thl. 4. Berl. 1826. S. 281 fg.)

Heinrich Mühlpforth, der Sohn eines Kaufmanns zu Breslau, ward daſelbſt den 10. Juli 1639 geboren. Nachdem er, 12 Jahre alt, ſeinen Vater durch den Tod verloren und ein kurzer Unterricht in der Malerei, zu der er den Beruf in ſich zu fühlen glaubte, erwieſen hatte, daß er ohne Anlage für dieſe Kunſt ſei, ward er von ſeinen Verwandten für die Apothekerkunſt beſtimmt. Die Fortſchritte jedoch, die er daneben durch Privatunterricht in Erlernung der alten Sprachen machte, vermochten Jene, ihm die wiſſenſchaftliche Laufbahn, für die ihn die Natur befähigt zu haben ſchien, nicht länger verſchloſſen zu halten. Gut vorbereitet auf den Gymnaſien ſeiner Vaterſtadt, bezog er 1658 die Univerſität zu Leipzig, um die Arzneiwiſſenſchaft zu ſtudiren. Die übereilte Verbindung mit einem zankſüchtigen Weibe verleidete ihm den Aufenthalt daſelbſt und ſein Studium. Er wendete ſich 1660 nach Wittenberg, widmete ſich hier der Rechtswiſſenſchaft und ward Doctor der Rechte, worauf er durch Vermittelung ſeiner Freunde die Stelle eines Notars bei dem Conſiſtorial- und Vormundſchaftsgerichte zu Breslau erhielt, die er bis an ſeinen Tod, welcher den 1. Juli 1681 erfolgte, mit treuem Pflichteifer bekleidete. Wenn den über ihn vorhandenen Nachrichten zu glauben iſt, ſo hatte er durch eine ungeregelte Lebensweiſe ſeinen frühzeitigen Tod ſelbſt verſchuldet. Eine bei ſeinem Leben von Hoffmannswaldau auf ihn verfertigte epigrammatiſche Grabſchrift deutet darauf hin*). Gleichwohl galt dieſer in Breslau hochangeſehene Mann für Mühlpforth's großen Gönner und ward bei ſeinem Leben, wie nach dem Tode, von ihm in lateiniſcher und deutſcher Sprache mit aller Pracht der Rede und allen Uebertreibungen des Zeitgeſchmackes gefeiert. — Mühlpforth's erſte poetiſche Verſuche fallen in die Zeit ſeines Aufenthaltes auf dem Gymnaſium; in Leipzig wurden die Uebungen fortgeſetzt, und in Breslau ward ihm die Gelegenheitspoeſie zur ergiebigen Quelle eines damals nicht unrühmlichen Nebenerwerbs. Wenige Dichter möchten ſich ihm in Hinſicht auf die Zahl der von ihm gedruckten Glückwünſchungs-, Hochzeits- und Leichengedichte vergleichen können; dennoch erheben ſich einige derſelben, obgleich ſie, wie ſein Vorredner ſagt, oft in höchſter Eile und unter den heftigſten Gichtſchmerzen verfertigt waren, durch einen Reichthum glücklicher Gedanken und ſinnreiche Mannigfaltigkeit bei gleicher Veranlaſſung über die große Maſſe gleichzeitiger Arbeiten derſelben Art, und eben ſo zeigen auch mehrere ſeiner kleineren lyriſchen Gedichte, daß ein Funke ächter Poeſie in ihm war. Jedenfalls verdient, außer der Leichtigkeit, mit der er die Sprache handhabt, auch die Selbſtändigkeit Anerkennung, mit der er, obwohl ein Untergebener und Schützling Hoffmannswaldau's und ihm mit ganzer Seele zugethan, dennoch, unverführt durch das glänzende Beiſpiel, im Allgemeinen mehr der Opitziſchen Weiſe treu blieb.

---

*) Sie lautet bedenklich genug:

Neun Wörter und nicht mehr ſoll dieſer Grabſtein haben:
Hier unter dieſem Stein liegt Gicht und Durſt begraben.

* * * * *

Eine Sammlung ſeiner deutſchen Gedichte erſchien, durch des Verfaſſers Beſcheidenheit zurückgehalten, erſt nach ſeinem Tode unter folgendem Titel:

Heinrich Mühlpforth's teutſche Gedichte. Thl. 1. Bresl.
1686. Thl. 2. 1687. 8.

Zugleich mit dem erſten Theile und in demſelben Verlage (bei Steckh zu Bresl.) erſchienen auch die von claſſiſcher Bildung zeugenden lateiniſchen Gedichte: „Henr. Muhlpforti Poemata.“

Einen ſchätzbaren Aufſatz über Mühlpforth's Leben und dichteriſches Verdienſt von Dr. Aug. **Kahlert** geben die ſchleſiſchen Provinzialblätter, 1836. St. 3. 4.

Benjamin Neukirch. Von ſeinem äußeren Leben iſt nur Weniges bekannt, ſelbſt Gottſched, der ihm in Hinſicht der Zeit um ſo Vieles näher ſtand, mußte ſich bei Beſchreibung deſſelben meiſt mit Vermuthungen begnügen. Wir fühlen uns nicht verſucht, die Lücken auszufüllen, die frühere Literarhiſtoriker gelaſſen haben. — Geboren den 27. März 1665 zu Reinke, einem ſchleſiſchen Dorfe, wo ſein Vater als Amtmann oder Gerichtshalter gelebt zu haben ſcheint, erhielt er ſeine erſte Bildung ſeit 1673 in der Schule eines benachbarten großpolniſchen Städtchens, Bojanova, beſuchte hierauf eines der breslauer Gymnaſien und widmete ſich zu Frankfurt a. d. O., ſpäter zu Halle und, nach einem kurzen Zwiſchenaufenthalte in der vaterländiſchen Provinz, zu Leipzig den Rechten. Ein unbedingter Verehrer Lohenſtein's, beſorgte er hier im J. 1689 die erſte Ausgabe des „Arminius." Zwei Jahre darauf, 1691, finden wir ihn in Berlin wieder, wo er anfangs als Sachwalter thätig war. Allzu vorſchnell gab er, im Vertrauen auf ſeine dichteriſchen Gaben, dieſen Erwerbzweig auf und wandte ſich gänzlich der Poeſie zu, mit der er an einem Hofe, an dem ein Canitz und Beſſer glänzten, ſein Glück ſicherer zu machen hoffte. Er ließ nun keine Gelegenheit vorübergehen, ſich dem churfürſtlichen Hauſe und den Mächtigen des Hofes zu empfehlen, an ſeinen Nothſtand zu erinnern und um Brod — zu betteln. Allein ſeine Erwartungen ſchlugen fehl, die gehoffte Anſtellung blieb aus, und die Geldgeſchenke, die ihm das eine oder andere ſeiner Gedichte einbrachte, konnten der Noth nicht lange ſteuern. Nicht ungegründet mag der Vorwurf ſein, den Gottſched gegen Beſſer erhebt, daß derſelbe, eiferſüchtig auf den jungen Dichter — nach Weiſe der Hofpoeten —, deſſen Beförderung hintertrieben habe. Nur einmal gewinnen jene Klagen einen poetiſchen Anſtrich. Der Churfürſt hat befohlen, die Nachtigallen in den Umgebungen Berlins zu ſchonen; der Dichter liegt im Grünen und denkt der Thaten Friedrich's. Da erinnert ihn der Schlag der Nachtigall an den ihr gewährten Schutz und — an ſeine eigene Hülfloſigkeit. Gleichwohl iſt auch er ein Sänger, und ſein Schickſal gleicht in ſo Vielem dem der Philomele des Mythus und dem der wirklichen Sängerin des Waldes:

„So gar genau hat uns Natur und Kunſt verbunden;
Wie kommt es nun, daß mich nicht auch dein Glücke trifft?
Daß, da du deinen Sitz in Friedrich's Auen funden,
Mein fauler Hoffnungs-Kahn auf ſchwerem Sande ſchifft?
Daß dich ein großer Fürſt aus ſeinem Garten ſpeiſet,
Und mein Verhängniß mich in dürre Wüſten treibt,
Dein Mund den Brennus-Stamm, die Zunge Götter preiſet,
Mein Spielwerk aber nur für arme Schäfer bleibt?“

Doch er gönnet ihr gern ihr Glück; nur möge ſie bei dem Fürſten um ſein Leben bitten:

„Du darfſt nicht allererſt nach meinem Kummer fragen;
Doch frage, wo du willſt, nur Bäume, Gras und Stein,
Die alle werden dir, die alle werden ſagen,
Daß meine Seufzer nichts, als Ehr' und Tugend, ſei'n.

Und daß ich darum mich in heißen Thränen bade,
Weil meine Poeſie mit Schimpfe betteln geht,
Und jede Wiſſenſchaft in Friederich's Genade,
Sie aber noch allein in keinen Dienſten ſteht."

Endlich ward ihm eine Anſtellung an der damals neuerrichteten Ritterakademie zu Berlin, aber mit ſo kärglicher Beſoldung, daß er jetzt, wo ſeine Gläubiger ſtürmiſcher auf Bezahlung drangen, faſt noch übler daran war, als ſonſt. — Drückte ihn das Gefühl ſeiner Armuth, ſo mußte ihn bei ernſterem Nachdenken über ſich ſelbſt das Bewußtſein der Nichtswürdigkeit, mit der er ſich zum feilen Lobdichter hergegeben, noch tiefer beugen. „Soll ich denn," hebt die 7. Satyre („wider ſich ſelbſt") an:

„Soll ich denn immerfort mit Lügen ſchwanger gehen?
Durch heuchleriſches Lob mein todtes Glück erhöhen?
Von großer Herrlichkeit auf allen Gaſſen ſchrei'n
Und ärmer doch dabei, als Lazarilli, ſein?"

Sein Amt, wie geringfügig auch deſſen Ertrag ſein mochte, gewährte ihm wenigſtens die Ausſicht auf eine künftige beſſere Lage. Als aber nach König Friedrich's I. Tode die Ritterakademie aufgehoben ward, hätte er ſich aufs Neue der bitterſten Rathloſigkeit preisgegeben geſehen, wäre nicht um dieſelbe Zeit ſeinem Schickſale von einer andern Seite her eine glücklichere Wendung gegeben worden. Er erhielt einen Ruf an den markgräflichen Hof zu Anſpach, als Lehrer des daſigen Erbprinzen, und lebte hier mit dem Titel eines Hofraths — unter günſtigen Verhältniſſen, wie es ſcheint — bis zum Auguſt 1729, wo er ſtarb. In den letzten Jahren ſeines Lebens übertrug er hier zum Gebrauche ſeines Zöglings den Telemach des Fenelon in deutſche Verſe — eine mühevolle, aber in jeder Hinſicht misrathene Arbeit *).

Wie früher Selbſterkenntniß, ſo ſcheint ihn ſpäter veränderte Geſchmacksanſicht von der Herausgabe einer vollſtändigen Sammlung ſeiner Gedichte abgehalten zu haben. Eine große Anzahl lyriſcher Verſuche jedoch theilte er in der von ihm veranſtalteten Sammlung der Gedichte Hoffmannswaldau's u. A. unter dem Namenszeichen B. N. mit; andere (geiſtliche Oden, Pſalmen und Satyren) erſchienen ohne ſein Zuthun in Gottfr. Benj. Hanke's „Gedichten“ (Dresden 1727) und in v. Hebberg's „Beitrag zum ſchleſiſchen Helikon“ (Sorau 1733). Eine, freilich nach einſeitigen Anſichten veranſtaltete, Auswahl (weltliche und geiſtliche Oden, Davidiſche Pſalmen, Satyren, poetiſche Sendſchreiben u. ſ. w.) gab endlich Gottſched u. d. T.:

Herrn Benj. Neukirch's, weil. markgräflich brandenburg-anſpachiſchen Hofrathes, auserleſene Gedichte, aus verſchiedenen poetiſchen Schriften geſammelt und mit einer Vorrede von dem Leben des Dichters begleitet von Joh. Chriſt. Gottſcheden. Regensb. 1744. 8.

---

*) Der erſte Band erſchien, prachtvoll ausgeſtattet, auf fürſtliche Koſten, zu Anſpach 1726 in Fol., der 2. und 3. Bd. nach des Verfs. Tode ebendaſ. und mit gleicher Ausſtattung 1738 und 39. Eine wohlfeilere Ausgabe in 8. Bd. 1. Berl. 1738. Bd. 2. 3. Frankf. und Leipz. 1739.

In ſeiner Jugend ein begeiſterter Anhänger Lohenſtein's, hielt er ſich ſtreng an ſein Muſter, deſſen Manier er in allen Aeußerlichkeiten ſo glücklich traf, daß die in dem ebengenannten Sammelwerke mitgetheilten Lieder und Sonette von ihm in den Augen oberflächlicher Leſer recht gut neben denen von Lohenſtein und Hoffmannswaldau beſtehen konnten. Freilich mochten Andere den Geiſt der Vormänner vermiſſen. Wie wenig von dieſem auf ihn übergegangen, wurde erſt dann recht klar, als er, ſeit 1700, wo er in einer zu ihrer Zeit ſehr verſchieden beurtheilten Palinodie jener Manier den Abſchied gab, zu einer einfacheren Diction zurückgekehrt war. Er hatte nun nichts mehr, ſeine geiſtige Armuth zu decken und über ſie zu täuſchen. Dennoch fanden auch ſeine ſpäteren Gedichte ihre Freunde unter Solchen, denen Mittelmäßigkeit und Gedankenleere eben das Rechte waren, und, weil dieſes Geſchlecht nie ausſtirbt, durfte lange nachher noch — wenige Jahre vor der Erſcheinung des „Meſſias" von Klopſtock! — Gottſched, dieſer tonangebende Patron aller Mittelmäßigkeit, es wagen, ihn als Muſter einer edlen dichteriſchen Schreibart ſeinen Zeitgenoſſen anzuempfehlen*).

---

*) Ihrer Merkwürdigkeit wegen ziehen wir aus Gottſched's Vorrede nur folgende Stelle aus: „Der ſich täglich mehr und mehr verderbende Geſchmack einiger neueren Dichter, die ebenſowohl durch die Nachahmung übeler Muſter verblendet werden, als es im vorig. Jahrh. den Lohenſteinianern ergangen, hat mich überredet: das güldene Alter unſerer Poeſie müßte in denen Zeiten, da Beſſer und Canitz, Neukirch, Günther und Pietſch gelebet und geſchrieben haben, geſuchet und feſtgeſetzet werden." — Wen er unter

LXXII

Zu dem Anhange.

Johann Michael Moſcheroſch war der Sohn eines Predigers zu Wilſtädt an der Ill, einem Flecken der damaligen Grafſchaft Hanau-Lichtenberg. Er ward daſelbſt den 5. März 1600 geboren *). Durch häuslichen und Schulunterricht vorbereitet, bezog er die Univerſität zu Strasburg, wo er ſich bis zum Jahre 1624 den philoſophiſchen Wiſſenſchaften widmete. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn reiſte er nach Paris und befeſtigte ſich hier in der Kenntniß der franzöſiſchen und anderer neueren Sprachen, die ihm ſpäter die trefflichſten Dienſte leiſteten. In die Heimath zurückgekehrt (1626) leitete er zwei Jahre lang die Erziehung der jungen Grafen

jenen Geſchmacksverderbern meint, erhellt aus folgenden Zeilen des Dedicationsgedichts:

Allein wie ändert ſich der Zeiten ſchlimmer Lauf!
Es wächſt ein neu Geſchlecht verführter Sänger auf.
Der **Alpen** ſteter Schnee erkältet ihre Buſen,
Zum Stey **) iſt ihr Parnaß und Feyen ſind die Muſen;
So ſtarr und ungelenk **St. Gotthard's** Eis je war,
Stellt auch ihr ſteifer Vers die kalten Bilder dar u. ſ. w.

---

*) Schon ſeine Voraltern nannten ſich **Moſcheroſch**, wie er ſelbſt im **2.** ſeiner „Geſichte“ ausführlich beſpricht; es iſt folglich unrichtig, wenn ein neuerer Literarhiſtoriker behauptet, unſer Autor habe, weil ihm der urſprüngliche Familienname: Kalbskopf „unerquicklich“ geſchienen, denſelben mit jenem vertauſcht und gänzlich ignorirt.

**) Ein Berg im Canton Schwyz.

von Leiningen-Dachsburg und ward darauf Amtmann zu Kriechingen, wo er bis zum Jahre 1636 lebte. In dieſem Jahre nöthigten ihn die Kriegsereigniſſe, in deren Verlaufe die Franzoſen ſeinen Wohnort ausplünderten und beſetzten, ſeine Stelle aufzugeben. Er floh mit den Seinigen nach Strasburg, begab ſich aber, einem Rufe des Herzogs von Croy und Arſchot folgend, bald nachher als herzoglicher Rath und Amtmann nach Vinſtingen an der Saar. Indeſſen erwarteten ihn hier neue Kriegsleiden. Nachdem er durch feindliche Plünderer faſt um alle ſeine Habe gekommen war und manche Lebensgefahr beſtanden hatte, entſchloß er ſich endlich abermals, nach Strasburg zurückzukehren, nachdem er zuvor die Verwaltung ſeines Amtes einem Stellvertreter übertragen hatte. Um dieſelbe Zeit jedoch eröffnete ihm der ſchwediſche Generalmajor Moſer einen neuen Wirkungskreis, indem er ihn mit dem Titel eines ſchwediſchen geheimen Kriegsraths an ſeine Seite nach Benfeld berief. Moſcheroſch erwarb ſich hier unter ſchwierigen Verhältniſſen den Ruhm eines thätigen und menſchenfreundlichen Mannes, der Vielen in bedrängter Zeit nützlich ward. Kein Wunder, daß man ſich von mehreren Seiten um ſeine Dienſte bewarb. Die Stadt Colmar wollte ihn als ihren Bevollmächtigten zur Theilnahme an den Friedensunterhandlungen nach Osnabrück ſchicken, General Guſtav Horn gedachte ihn auf immer für den Dienſt der Krone Schweden zu gewinnen, und Strasburg bot ihm die Stelle eines Secretairs und Fiscals an. Er wählte die letztere, fand aber, ſtatt des Dankes für Berufstreue und ſtrenge Rechtlichkeit, nur Undank und Haß. Im J. 1656 vertauſchte er daher Strasburg mit Hanau, wo ihn Graf Friedrich Caſimir zu ſeinem Rathe und ſpäter zum Präſidenten der daſigen Kanzlei, der Kammer und des Conſiſtoriums ernannte. Allein auch hier ſcheint er ſich durch rückſichtsloſen Dienſteifer Feinde gemacht zu haben, und ſo finden wir ihn wenige Jahre ſpäter als Rath des Churfürſten von Mainz, Johann Philipp, und der Landgräfin Hedwig Sophie von Heſſen wieder. Im J. 1669 reiſte er nach Worms, um daſelbſt mit ſeinem Sohne, der als Gymnaſiallehrer zu Frankfurt a. M. angeſtellt war, die Angelegenheiten ſeiner Familie zu ordnen. Hier aber erkrankte er und ſtarb den 4. April d. gen. J. an demſelben Tage, an welchem er von Worms nach Frankfurt abzureiſen beſchloſſen hatte *).

Von ſeinen Schriften **) beſchäftigt uns hier nur folgende, die ihm als Satyriker und Proſaiſten, einen Ehrenplatz in der deutſchen Literatur erworben hat:

Wunderliche und warhafftige Geſchichte Philanders von

---

*) So Meigener in ſeiner zu Worms gehaltenen Grabrede, ins Lateiniſche überſetzt bei Witten (Memoriae philosophorum, oratorum, poetarum etc. Francof. 1679). Nach Andern hatte die Familienzuſammenkunft zu Frankfurt ſein ſollen, und M. ſtarb auf der Reiſe dahin zu Worms. — Außer der ebengenannten Schrift ſind über M.'s Leben zu vergleichen: *Freheri* Theatrum viror. erudit. p. 1157 und Strieder's Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrten- und Schriftſtellergeſch. Bd 9. S. 201.

) Darunter: **Centuriae VI Epigrammatum (Argent. 1643. 1650. Francof. 1665. 12.) und: **Cura parentum**, chriſtliches Vermächtniß oder ſchuldige Vorſorge eines treuen Vaters nebſt Teſtament, ſo eine Mutter ihrem noch uner-

Sittewald, das iſt, Straff-Schriften Hanß Michael Meſchereſch von Wilſtädt, In welchen aller Welt Weſen, aller Mänſchen Händel mit ihren natürlichen Farben der Eitelkeit, Gewalts, Heucheley, Thorheit bekleidet, öffentlich auff die Schau geführet, als in einem Spiegel dargeſtellt und geſehen werden. Zwei Theile. Straßb. 1650. 8. N. A. ebend. 1677. 8.

„Es iſt hohe Zeit“ — ſo leitet er die eben genannte Dichtung ein — „daß der Welt das Gröbſte herabgemacht, die hochſteigenden, im armen Sand erwachſenen Tannenbäume umgehauen, das faule Holz der Falſchheit bis auf das Geſunde abgenommen, die hochflatternden Aeſte der Eitelkeit beſtümmelt, die ungeſtalten Knorren der Thorheit behauen, die raubhaſtige Rinde des Gewalts beſchnitten, die Splitter der Heuchelei abgeſchärft, abgedrehet und abgeebnet werden.“ Und dazu ſollten dieſe ſeine Scherzgedichte und Schmerzgeſichte, wie er ſie nennt, das Ihrige beitragen. Er ließ ſie zuerſt, ſeit 1640, einzeln erſcheinen, veranſtaltete aber, nachdem dieſelben bereits 1646, mit elf untergeſchobenen Geſichten vermehrt, zu Leyden in 5 Theilen nachgedruckt worden waren, die obige Geſammtausgabe. — Die in dieſer ächten Ausgabe enthaltenen vierzehn Geſichte ſind im erſten Theile: Schergen-Teuffel, Welt-Weſen, Venus-Narren, Todten-Heer, Letſtes Gericht, Höllen-Kinder und Hof-Schule; im zweiten Theile: A la mode Kehrauß, Hanß hinüber

---

borenen Kinde gemacht. (Straßb. 1642. 1647. 1678. 12. In dem letzteren ein Kinderlied.)

Ganß herüber, Weiber-Lob, Thurnier, Pflaſter wider das Podagram, Soldaten-Leben und Reformation.

Liegen ihnen auch — und der Verf. hat deſſen kein Hehl — die Sueños y discursos des Don Franc. Quevedo de Villegas zum Grunde, ſo ſind dieſe doch ſo frei behandelt und den vaterländiſchen Zuſtänden damaliger Zeit ſo angepaßt, daß jener Umſtand der Originalität des deutſchen Dichters keinen Eintrag thut und daß ſein Werk faſt eben ſo ſehr, als Fiſchart's Gargantua und Pantagruel, für ein urſprünglich deutſches gelten kann. In Geſinnung und Sprache deutſch im vollſten Sinne des Wortes (ſeine Proſa übertrifft ziemlich Alles, was die vaterländiſche Literatur aus der Mitte des 17. Jahrh. in ungebundener Rede aufzuweiſen hat*), geißelt er mit Witz und Laune, oder auch ſtreng und ſchonungslos die Sünden und Thorheiten der Zeit. Ueberall zeigt er ſich als gründlichen Kenner des menſchlichen Herzens und der heimiſchen Zuſtände und Gebrechen. Dabei iſt er oft neu in den Gedanken, wiewohl er auch das Fremde, wo es ſich ihm bietet, nicht verſchmäht, vielmehr nur zu gern, nach damaliger Sitte, mit Citaten prunkt. Franzöſiſche, ſpaniſche, griechiſche, lateiniſche und deutſche Dichterſtellen unterbrechen nicht ſelten den Vortrag in Proſa. Aber auch an eigenen Poeſien fehlt es nicht. Dieſe tragen freilich das Gepräge der Zeit. Von einem Einfluſſe der Opitziſchen Schule iſt in ihnen wenig zu ſpüren, und er zählt nicht nur die Sylben ſeiner Verſe noch, wie Weckherlin, ohne Accentuation, ſondern häufig ſtören darin auch

---

*) Niemand wird die *abſichtliche* Sprachmengerei, wo ſie vorkommt, dem entgegenſetzen.

ſprachliche Härten, die andere gleichzeitige Dichter zu vermeiden wußten. Ungeachtet ihres durchgehenden lehrhaften Zweckes und einzelner mit unterlaufenden ganz proſaiſchen Reimereien empfehlen ſie ſich ſtellenweis durch Witz und einen Geiſt jovialer Laune, der auch die Parodie nicht verſchmäht, und durch manches gute gnomiſche Wort, die mit jenen Unebenheiten, ſelbſt mit dem nach unſern Begriffen Anſtößigen leicht verſöhnen. Darum theilten ſchon Ramler und Herder, Jener in der lyriſchen Blumenleſe, Dieſer in den Volksliedern Einiges daraus mit.

Von den von uns ausgehobenen Gedichten gehört „Geldſucht“ dem vierten, „A la mode“ dem achten, „des jungen Burſchen Trinklied“ dem neunten, „Trinklied“ dem zwölften, „Chriſtliches Schildwachtlied“ dem dreizehnten Geſichte an.

Nicolaus Peucker, ein wenig bekannter Dichter, der aber mindeſt mit einigen ſeiner kleinen Poeſien vor der Vergeſſenheit geborgen zu werden verdient, war ein geborener Schleſier, und in der Poeſie ein Schüler von Opitz. Er lebte ſeit der Mitte des 17. Jahrh. zu Cöln an der Spree, wo er als churfürſtlich-brandenburgiſcher Kammergerichtsadvocat, Stadtrichter und Stadtkämmerer im J. 1674 ſtarb. Seine zahlreichen Gelegenheitsgedichte erſchienen lange nach ſeinem Tode, von dem Buchhändler Pfeffer in Berlin geſammelt und herausgegeben u. d. T.:
Nicol. Peucker's, Die rechte, klingende, luſtige Paucke *)

---

*) Ueber die Wahl des Titels rechtfertigt ſich der Herausgeber in der Vorrede mit folgenden Worten: „Ich habe

von hundert ſinnreichen Scherzgedichten, nach des Autoris Tode in Ordnung gebracht von Otto Chriſt. Pfeffer. Berl. 1702. Länglich 12.

Ein dem Verfaſſer gewidmetes und mit andern Lobgedichten der Sammlung vorgedrucktes Leichencarmen des Rectors Johann Bödicker beginnt mit den Worten:

„So legt ihr auch nun hin die hochberühmten Saiten,
Ihr Pindar, ihr Homer, ihr Flaccus unſ'rer Zeiten!“

Sind auch, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Poeſien Peucker's etwas ganz Anderes, als was dieſe Ehrennamen erwarten laſſen, und mag ſich ihr Ruhm auch nicht viel über die Grenzen ihres nächſten Geburtslandes erſtreckt haben, ſo läßt ſich dem Dichter doch ein Talent für drolligen Scherz, eine große Leichtigkeit der Verſification und ein gewiſſes Geſchick, denſelben Stoffen neue Seiten abzugewinnen, keineswegs abſprechen. Mehrere ſeiner oft recht naiven Lieder haben überdies etwas Volksmäßiges, und es liegen ihnen meiſt bekannte volksthümliche Weiſen zum Grunde, wie: O Tannenbaum, o Tannenbaum ꝛc.

dieſe Scherzgedichte u. d. T. einer wohlklingenden luſtigen Paucken ediren wollen, nicht nur darum, weil der Titul mit dem Namen des ſel. Autoris faſt übereinſtimmt und eine feine Harmonie gibt, ſondern auch und vornehmlich aus der Urſach, weil es dem ſel. Autori alſo beliebet hat, ſich ſchon bei ſeinem Leben unter dem Bildniſſe eines Pauckers, der die Paucke ſchlaget, auf ſeinem einen Notariat-Siegel vorzuſtellen.“ — Wie Peucker übrigens ſelbſt gern mit ſeinem Namen ſpielte, zeigt das unten abgedruckte Gedicht beim Einzuge des Churf. Friedrich Wilhelm vom J. 1650.

Es ſing ein Schäfer an, zu klagen ꝛc. u. a. So löblich es an ſich ſein mag, daß er nicht mehr ſein wollte, als er eben war (was ihm um ſo weniger zum Vorwurfe gemacht werden kann, da er ſelbſt an eine weitere Veröffentlichung ſeiner Gedichte nie gedacht zu haben ſcheint) ſo iſt es doch dieſem Umſtande vornehmlich zuzuſchreiben, daß viele jener Gedichte nur geiſtleere und ungenießbare Reimerei ſind, wenn ſie nicht gar durch plumpe Gemeinheit zurückſtoßen. Niemand konnte in ſeinen Scherzen weniger ekel ſein, als er, und nur zu oft beſteht ihr Kern in Namenwitzen und rohen Zweideutigkeiten. Auch hier wieder, wie oft in dieſem Jahrhunderte, muß die Zeit entſchuldigen, die dergleichen mit bewundernswürdiger Gutmüthigkeit ertrug, ja wohl gar als geiſtreich und vortrefflich zu preiſen pflegte. Indeſſen mochte er doch wohl zuweilen, ſelbſt für die laxen Grundſätze des Zeitalters, in ſeiner Ausgelaſſenheit zu weit gehen. So ward ihm einſt für ein Gedicht, deſſen Abdruck wir uns nicht verſtatten durften, von dem Kammergerichte eine Strafe von zehn Thalern auferlegt. Peucker aber wußte ſich zu helfen; er wandte ſich in einer gereimten Supplik an den Churfürſten, und dieſer befahl alsbald dem Gerichte, ihm die Strafe zu erlaſſen. Ueberhaupt ſcheint er bei Hofe wohl angeſehen geweſen zu ſein, und er durfte ſich Manches erlauben. Hiervon nur ein Beiſpiel. Einige Jahre früher (d. 12. Dec. 1671) hatte er, nachdem er einer fürſtlichen Jagd zugeſehen, folgendes „Allerunterthänigſtes Supplicatum" eingereicht:

Geſtern hab' ich angeſehen, großer Nimrod, deine Jagd,
Die Du, bei dem grünen Wald anzuſtellen, haſt behagt.

Und gefiel mir trefflich wohl, weil ich zuvorhin dergleichen
All' mein' Tage nie geſchaut. Wär' ich einer von den Reichen,
So vermöcht' ich auch ſo viel, daß ich mir ein hauend Schwein,
Eine Sau, und ſollt' es auch endlich nur ein Fröſchlein*) ſein,
Schafft' in meine Küch' und Haus. Aber was iſt hier zu ſagen?
Giebt nicht Friedrich Wilhelm mir auch einmal von Seinem Jagen
Etwas ab, ſo krieg' ich nichts von Wildbraten in den Mund.
Gott erhalte, Churfürſtin, Dich zuvörderſt nur geſund,
Da Du fürſtlich ſchwanger biſt und ein Prinzchen mit Dir gebet
Oder eine Prinzeſſinn! Ach! daß doch mein Wunſch beſtehet!

Des Großgewaltigen Jägers,
Das iſt
Ew. Churfürſtl. Durchl.
Allerunterthänigſter
N. P.

Das Geſuch fand ein gnädiges Gehör, und der Poet erhielt den Befehl, das fürſtliche Decret in Reime zu bringen und zur Unterſchrift zu übergeben. Daſſelbe findet ſich gleichfalls unter den Gedichten und lautet, nach ächter Pritſchmeiſterweiſe, alſo:

Der große Nimrod giebt Befehl:
Actäon, das iſt, der von Oppen,

---

*) Friſchling.

LXXXI

Soll Niclas Peuckern ſeine Kehl
Mit einem wilden Schweine ſtoppen;
Er wird dafür, wann Dorothee,
Die Churfürſtinn, nach Kindesweh
Sich wohl und glücklich wird befinden,
Ein Wiegenlied zuſammenbinden.
Friedrich Wilhelm.

Am 14. Jan. 1672 ward die Churfürſtinn von dem Prinzen Albrecht Friedrich entbunden, und ſogleich war auch Peucker, der übernommenen Verpflichtung eingedenk, mit ſeinen Reimen zur Hand. Es heißt darin:

Zuſagen und auch halten
Steht wohl, dem Sprichwort nach, bei Jungen und bei Alten;
Drum käm' ich dem, was ich verſprochen, gerne nach.
Allein hört, wie mir's geht! Es ward mir eine Bach'
Auf churfürſtlich Geheiß nächſt von der Jagd gegeben,
Die ſich beim grünen Wald im Winter mußt' erheben.
Ich aß von ſolcher Bach', gebraten und gekocht.
Die Zung' im Kopfe ward mit Fleiß hervorgeſucht,
Als ein nicht ſchlimmes Stück. Im Huy befiel mich Schrecken,
Weil mir ein Stücke blieb in meiner Kehle ſtecken,
Und ſteckt mir noch bis jetzt, daß ich nicht ſingen kann.
Ich ſuchte Hülf' und Rath; der Potalier kam an
Und ſprach: Mein Rath iſt der: Auf einen guten Biſſen
Gehört ein guter Trunk. —

Nachdem war ich befliſſen
Auf's Wiegenlied. Ich ſang und ſtimmt' es dergeſtalt
Nach einer Melodie, die faſt undenklich alt:

* * * * * *

LXXXII

Mel. Nun ſchlaf, mein liebes Kindelein ꝛc.

Der neue Prinz von Brandenburg,
Prinz Albrecht Friedrich weint;
Die Hofemeiſterinn hat Sorg'
Und ſpricht: iſt's ſo gemeint?

Der Prinz will in der Wiege ſein;
Macht, daß er eine kriegt!
Er ſchläft gewiß nicht eher ein;
Kein Kind ſchläft ungewiegt.

Die Wiege war gleich bei der Hand ꝛc.

Schlaf, Albrecht Friedrich, ſanft und wohl,
Daß du bald größer wirſt
Und weisheit= und verſtandesvoll
Regiereſt, als ein Fürſt.

Behilf dich mit dem engen Raum,
Den dir die Wiege ſchenkt;
Es iſt noch draußen kalt, daß kaum
Ein Menſch ſo kalt gedenkt.

Für dich, ſo kleines Fürſtenkind,
Iſt es noch gar zu kalt.
Schlaf, bis der angenehme Wind
Aus Weſten kriegt Gewalt.

Wenn Flora ſich tapetengrün
Im Felde läſſet ſehn,
Dann kannſt du mit nach Potsdam ziehn;
Die Reiſ' iſt bald geſchehn.

Nach Potsdam, das der Helden Held,
Dein Vater, oft beſucht,
Das der Frau Mutter wohlgefällt,
Wann ſie zur Wirthſchaft kocht ꝛc.

Dieſe meiſt recht artigen Verſe mögen den Abdruck der voranſtehenden Reimereien entſchuldigen, die wir ohne jene den Leſern kaum zu bieten gewagt hätten. Schon früher — 1655 — hatte er dem neugeborenen Prinzen Karl Emil ein Wiegenlied geſungen. Wir haben daſſelbe auf den letzten Blättern dieſer Sammlung mitgetheilt *).

---

*) Peucker's Andenken ſuchte Fr. Nicolai zu erneuern in Bieſter's Berlin. Blättern, 1797. Jul. S. 80. f.

Chriſtian Hoffmann von Hoffmannswaldau.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Bitte um Erbarmung.

Ich ſinge tauben Ohren,
  Dein ſchönes Antlitz kennt mich nicht.
  Hab' ich der Freundſchaft ſüßes Licht,
Mein beſtes Kleinod, ganz verloren?
  Wird denn mein Tag zu düſtrer Nacht?
Soll ich lebendig mich[1]) begraben
  Und deiner Augen ſchöne Pracht,
Wo vormals Sonne war, jetzt zu Kometen haben?

Was ſind es doch für Sünden,
  Dafür[2]) ich peinlich büßen muß
  Und aller Schmerzen Ueberfluß,
Als Uebelthäter, itzt empfinden?

---

1) mich lebendig. — 2) Davor.

Doch laß der Uebelthäter Recht
Mich, eh' ich ſterbe, nur genießen,
Und mache, daß dein armer Knecht,
Was er verbrochen hat, mag vor dem Tode wiſſen.

Wofür[3]) hab' ich zu büßen?
Als[4]) Göttinn hab' ich dich erkannt,
Mein Herz als Weihrauch dir gebrannt
Und mich gelegt zu deinen Füßen.
Straft mich der Himmel oder du?
Dir hab' ich mich in mir verzehret;
Der Himmel ſtürmet auf mich zu,
Weil ich dir allzuviel und ihm faſt nichts gewähret.

Ach, zürne nicht, Melinde,
Daß mir dies freche Wort entfährt!
Ein Sünder iſt erbarmenswerth.
Du fühleſt nicht, was ich empfinde!
Nicht lache, wenn dein Sklave fällt;
Du weißt, Verwirretſein und Lieben

---

3) Vor was. — 4) Vor.

Hat allbereits die erſte Welt
Mit Schrift, die nicht verlöſcht, zuſammen eingeſchrieben.

Doch willſt du Göttinn heißen,
Zu der dich deine Tugend macht,
So mußt du auch bei ſolcher Pracht
Dich der Erbarmung ſtets befleißen.
Reiß deinen kalten Vorſatz ein;
Nicht mache meine Noth zum Scherze!
Die Hölle lehret grauſam ſein;
Der Himmel, dem du gleichſt, verträgt kein ſteinern Herze.

An die Sterne[1].

Ihr bleichen Buhler ſchwarzer Zeit,
Die ihr die Nächte zieret
Und Flammen voller Lieblichkeit
Durch trübe Wolken führet,
Werft einen Strahl
Von eurem Saal
Und ſchaut, ob meine Schmerzen
Sich gleichen euren Kerzen.

Die ganze Welt ſinkt itzt zur Ruh'.
Nur meine Seufzer wachen.
Die Sonne drückt ihr Auge zu,
Mir meines aufzumachen.
Dort euer Schein,
Hier meine Pein,

---

[1] Mit einigen Auslaſſungen.

Die geben zu verſtehen,
Daß ſie nicht ſchlafen gehen.

Ihr Fackeln ſeid itzt hochgeſtellt,
Ich lieg' in Leid begraben;
Euch rühmt der weite Kreis der Welt,
Ich weiß kein Lob zu haben *).
Ihr kennt kein Joch,
Mich drückt es noch;
Ihr könnt die Flammen zeigen,
Und ich muß ſie verſchweigen.

Mein Sinn iſt wie ein grünes Land,
Da Hoffnungsblüthen prangen,
Die doch des Glückes falſche Hand
Läßt keine Frucht erlangen.
Des Geiſtes Gluth,
Der Augen Fluth,
Der Pein in meinem Herzen
Iſt mehr, als eurer Kerzen.

Ich bin ein Schiff der Liebesſee
Das Wind und Wetter plagen,

---

*) Ich kann keinen Ruhm gewinnen.

Dem Unglück, Hoffnung, Furcht und Weh
Durch Maſt und Segel jagen.
Hier zeiget ſich
Kein Port für mich,
Dieweil ich itzt muß meiden
Den Leitſtern meiner Freuden.

Ihr Sterne, laßt das blaue Dach
Und ſenket euch hernieder!
Erfüllt ihr kühles Schlafgemach,
Erwecket ihre Glieder!
Verſchweigt ihr nicht,
Wie meine Pflicht
Mehr Thränen hier vergoſſen,
Als ſie der Luſt genoſſen!

Ruft ihr in meinem Namen zu,
Wie Polydorus wachet,
Weil Amaranthe in der Ruh
Der ſüßen Träume lachet;
Wie Furcht und Pein
Hier Schweſtern ſei'n,

Und dieſes ihn betrübet,
Was er zu treu geliebet! 2)

Sie glaube, daß der Thränen Fluth 3)
Nicht ohne Feuer quillet.
Ich ſchwöre, daß ſie Geiſt und Blut
Mit tauſend Flammen füllet.
Wer bei der Nacht
Der Träume lacht,
Soll dieſe Straf' erkennen:
Er ſoll bei Tag' entbrennen.

2) Zwei Strophen zu einer verſchmolzen.
3) Doch glaube, daß die runde flut.

An die ſpröde Geliebte.

Was willſt du, Doris, machen?
Brich deinen ſtolzen Geiſt!
Das, was du Schönheit heißt,
Sind blumengleiche Sachen,
Die unbeſtändig ſind
Und fliehen, wie der Wind.

Es wird auf deinen Wangen
Nicht ſteter Frühling ſein;
Es weicht der Sterne Schein,
Als wie der Blumen Prangen.
Die Zeit, ſo Alles bricht,
Schont auch des Leibes nicht.

Was iſt der Schönheit Glänzen,
Als ein geſchwinder Blitz?

Sein ihm erkorner Sitz[1]
Beſteht in engen Grenzen.
Kein Fluß verrauſcht ſobald,
Als Schönheit und Geſtalt.

Was heute Purpur träget
Und Alabaſter führt,
Was ſich mit Roſen ziert,
Wird morgen hingeleget
Und ruhet unbeacht't
In ſeiner Todesnacht.

Nun, Doris, lerne kennen,
Was falſcher Hochmuth ſei;
Bleib nicht alleine frei!
Laß deine Jugend brennen;
O laß der Liebe Gluth
Durchwandern Herz und Blut!

Gebrauche deine Schätze,
Weil Blut und Blüthe ſiegt.
Wann dich die Zeit betrügt,
Dann löſt ſich auch das Netze,

---

[1] Sein zubereiter ſitz.

Das vormals um dich hing
Und manche Seele fing.

So du dich ſelbſt kannſt lieben,
So nimm die Warnung an,
Die ich dir jetzt gethan!
Ich werde mich betrüben,
Wenn dieſe Roſe ſtirbt
Und ohne Luſt verdirbt.

Liebesgeheimniß.

Niemand weiß, wie ſchwer mir's fällt,
Flammen in der Bruſt zu hegen,
Und ſie dennoch vor der Welt
Nicht an's freie Licht zu legen.
Feuer läßt ſich nicht verhehlen;
Denn ſein Glanz iſt allzu klar,
Und die Gluth verliebter Seelen
Macht ſich ſelber offenbar.

Hundert Augen, die von Neid
Und von lauter Argwohn brennen,
Sind, auf mich zu ſehn, bereit,
Ob ſie etwas merken[1] können.
Noch verberg' ich meine Schmerzen,
Daß man keine Funken ſieht,

---

[1] Was vermerken.

Da die Liebe doch im Herzen,
Wie ein andrer Aetna, glüht.

Dieſes iſt der Liebe Kunſt.
Amor kann die Nacht nicht miſſen,[2]
Und von ſeiner ſtillen Brunſt
Darf[3]) der helle Tag nichts wiſſen.
Venus bricht mit ihrem Sterne
Erſt bei dunkler Nacht herein,
Daß die zarte Jugend lerne
In der Liebe heimlich ſein.

Drum gewöhne dich, mein Muth,
Deine Flammen zu verſchweigen;
Laß von der verborgnen Gluth
Weder Mund noch Auge zeugen.
Mußt du dich gleich etwas zwingen,
Iſt gleich die Verſtellung ſchwer;
Aus den allerſchwerſten Dingen,
Kommt die größte Luſt oft her.

[2]) Amor ſuchet finſterniſſen.

[3]) Muß.

Perlen liegen eingeſchränkt
In den harten Muſchelhäuſern;
Wer auf friſche Roſen denkt,
Sucht ſie in den Dornenreiſern;
Honig iſt nicht ohne Bienen;
Wer in Canaan will ſtehn,
Muß erſt in Aegypten dienen
Und durch Meer und Wüſten gehn.

Vielleicht wird des Himmels Gunſt
Mir das Glück noch künftig gönnen,
Daß die Flammen*) meiner Brunſt
Offenbarlich brennen können;
Jetzo ſchreib' ich meinem Herzen
Dieſen wahren Denkſpruch ein:
Feuersgluth und Liebesſchmerzen
Müſſen wohl bewahret ſein.

*) Kohlen.

Beim Aufgange der Sonne.

Aurora, deine Roſen blicken,
Der Purpur trieft aus deiner Hand;
Du ſuchſt durch dieſes reine Pfand
Die Welt und Alles zu erquicken,
Und machſt die Bahn von Gold und Nektar voll,
Darauf dein Phöbus laufen ſoll.

Ein jedes Blatt bei meinen Füßen,
Ein jeder Vogel über mir
Verehret dich und opfert dir
Und giebt der Welt1) mit Luſt zu wiſſen,
Wie jetzt dein Glanz und deiner Wunder Pracht
Verjagt das Leid und dämpft die Nacht.

1 Und giebet uns.

Du heiß'ſt den Unmuth von uns ſcheiden;
Die Blumen weinen dir vor Luſt;
Du öffneſt deine bunte Bruſt
In wilden Büſchen, Thal und Haiden;
Nur die, ſo dir faſt gleiche Zierde[2]) führt,
Wird nicht durch deine Pracht gerührt.

Corinne läßt ſich nicht bewegen;
Du fällſt nicht ihren Zorn[3]) dahin;
Sie weiß den kalten Tigerſinn
Nicht abzuthun, nicht wegzulegen.
Sie ſpeiſet mich mit Angſt und bleichem Leid,
Wie du die Welt mit Lieblichkeit.

Ihr harter Geiſt iſt[4]) nicht zu biegen,
Ihr Haß, der geht nicht mehr zur Ruh;
Er will ſtets munter ſein, wie du,
Und gegen mich zu Felde liegen.

---

2) gleichen zierrath.

3) ihr wüten nicht.

4) weiß.

Sie macht, daß mir dein angenehmer Schein
Den Blitzen ähnlich dünkt zu ſein.

Aurora, brich doch dieſe Sinnen
Und lege dieſen hohen Muth,
Der dir nur Schimpf, mir Unrecht thut!
Komm, tilge ferner ihr Beginnen!
Legſt du auf's Neu' mir ſolch' ein[5] Kleinod zu,
So werd' ich wieder roth, wie du.

Du mußt den kalten Schnee vertreiben,
Der ſtets in ihrem Buſen iſt[6]
Und mich zu Martern hat erkieſt;
Sonſt kann und weiß ich nicht zu bleiben. —
Aurora! willſt du wie Corinne ſein?
Du gehſt[7] und läßt mich hier allein!

[5] dergleichen.

[6] Verändert.

[7] läufſt.

An Lesbien.

Ich bin verletzt durch deiner Augen Strahl,
Der ſeinen Blitz in meine Bruſt getrieben.
Soll Lesbia, du Urſprung meiner Qual,
Vergehen nicht mein Herze ganz im Lieben,
So halte doch nur einen Augenblick
Den Strahl zurück.1)

Mein Herz beſteht aus Wachs und nicht aus Eis;
Ich fühl' und ſeh', wie deine Augen blitzen;
Zwiefache Gluth iſt Sterblichen zu heiß:
Was Wunder, wenn zwei Sonnen mich erhitzen,
Die ſelbſt2) der Himmel ſeltner Schönheit preiſt
Und brennen heißt.

---

1) Die nächſte Str. iſt weggelaſſen. — 2) gar.

Nicht denke, daß es bloſe Worte ſei'n.
Welch' Herz kann wohl bei deiner Gluth erkalten!
Du weißt, ich bin kein Engel und kein Stein;
Ich muß des Blutes Regung laſſen walten,
Die Gott dem Menſchen ſchon im Paradies
In's Herze blies.

Drum zürne nicht ob dieſem meinem Brand,
Der ſich aus deiner Augen Gluth entſponnen;
Es iſt, mein Kind, ein Werk von deiner Hand.
Ach, denke nach und ſtrafe deine Sonnen,
Aus welchen dieſes Feu'r, ſo in mir glimmt,
Den Urſprung nimmt!

So liebe denn, was deine Kraft verſehrt!
Mein niedrig Sein kann deinen Ruhm nicht tilgen;
Die Sonne bleibet doch in gleichem Werth,
Malt gleich ihr Gold das Kleeblatt wie die Liljen[3]).
Laß mich in[4]) deinem warmen Sonnenſchein
Ein Kleeblatt ſein!

[3]) ein kleeblat nebſt den lilgen.

[4]) bey

Schuld und Vergeltung.

Soll, Solimene, meine Gluth,
Die mir verſehret Mark und Blut,
Ganz ohne deine Rettung*) brennen?
Du äſcherſt meine Bruſt ja ein;
Mein Herz, es muß entzündet ſein;
Und du willſt keine Flammen kennen?

Befrage ſelbſt das heiße Licht,
Das aus den hellen Augen bricht,
Welch' [1]) Feuer es in mir erwecket!
Es ſchmelzt der Seelen hartes Eis
Und machet Salamander heiß,
Und ich ſoll ſein unangeſtecket**)?

---

[1] Was.

*) brennen, ohne daß du Rettung bringſt.

**) unentzündet.

Dein Auge hat mich ſo verführt,
Dein Blitz mich durch und durch gerührt, 2)
Den ich nicht konnte ſehen kommen!
Ich dachte, Wolken anzuſehn,
Mit Waſſerquellen umzugehn
Und bin dadurch der Ruh' benommen.

Ich kann nicht wider den Betrug;
Wer iſt bei ſolchen Flammen klug?
Sie können Bienen nur vertreiben.
Der Menſch, der leichtlich Feuer fängt,
Iſt wie die Motte, die ſich ſengt
Und doch nicht kann vom Feuer bleiben.

Verläugne nicht, was du vollbracht;
Du haſt durch Feu'r mich arm gemacht!
Willſt du nicht dein Vergehn 3) bekennen, —
So wiſſe doch, daß alle Welt
Dir das gerechte Urtheil fällt:
Wer Andre brennt, muß wieder brennen.

2) Mich hat dein bliz durchaus gerührt.
3) Willſt du den mord-brand nicht.

An die Ungetreue.

Flavie ſchaut meine Thränen
Nur als Waſſerperlen an,
Und mein ſeufzerreiches Sehnen,
So ich doch nicht laſſen kann,
Zeigt mir, daß Betrügerei
Meiner Treu' Belohnung ſei.

Doch kann ich mich nicht erwehren,
Zu verehren, was mich haßt,
Und mich ſchmerzlich zu verzehren
Unter einer ſchweren Laſt;
Denn die Liebe liebet Pein
Und heißt Galle Honig [1] ſein.

Mir gefallen noch die Narben,
Die mir hat das Joch gedrückt,

---

[1] Zucker.

Und durch tauſend falſche Farben
Wird mein treuer Sinn berückt.
Meiner Feſſel heller Klang
Iſt mein beſter Troſtgeſang.

Ich muß itzt zurücke dienen,
Und der Sonne edles Licht,
Das mir vormals hat geſchienen,
Kennt jetzund mein Auge nicht;
Die mich ihren Engel hieß,
Stößt mich aus dem Paradies.

Flavie lacht meiner Schmerzen,
Meine Qual iſt ihre Luſt,
Und das Joch in meinem Herzen
Iſt ein Kleinod ihrer Bruſt.
Mein Verderben iſt ihr Ziel,
Meine Angſt ihr Poſſenſpiel.

Flavie, zu deinen Füßen
Leg' ich meine Freiheit hin,
Und bin jetzt in Furcht befliſſen,
Dir zu opfern Geiſt und Sinn;

Doch die mir das Herze bricht,
Kennt, ach kennt 2) mein Opfer nicht!

Die mir vormals hat geſchworen,
Der werd' ich nun unbekannt,
Und ich ſinge tauben Ohren;
Sie verſchließt 3) mir Herz und Hand.
Was mein Irrthum hat gethan,
Ziert itzt ihre Siegesbahn.

Flavie, iſt das Erbarmen
Nicht aus deiner Bruſt verjagt,
Ach, ſo hilf mit deinen Armen
Dem, den 4) keine Schuld verklagt,
Außer, daß er in der Welt
Dich allzeit für göttlich hält!

2) Kennt jetzund. — 3) Man verſchleuſt.
4) Ach, ſo reiche dem die armen,
Den ſonſt — —

An Flora.

Flora, deine Roſenwangen,
Der beſeelten Lilien Schaar,
Die auf allen Gliedern prangen,
Und das goldentflammte Haar
Sind die kräftereichen Sachen,
Die mich dir zum Sklaven machen.

Was ein Engel Schönes heget,
Hat die günſtige Natur
Dir faſt zwiefach beigeleget;
Aber dies beſeufz' ich nur,
Daß ſo ungemeine Gaben
Grauſamkeit zur Schweſter haben.

Deiner Augen reine Kerzen
Sind umſonſt nicht ſchwarz, wie Nacht;[1]

---

[1] ſchwarz gemacht.

Sie betrauern tauſend Herzen,
Die ihr Bliz hat umgebracht.
Und wer weiß, wie lang' es währet,
Daß auch mich ihr Strahl verzehret.

Darum, o du theure 2) Seele,
Spare doch der Worte Pracht!
Ach, verſchließ die Purpurhöhle;
Denn ein Blick hat gleiche Macht!
Und wo Blicke können tödten,
Da ſind Worte nicht vonnöthen.

Doch ich laſſ' es mir gefallen,
Ob mich deines Mundes Kraft,
Oder auch die Feuerballen
Deiner Augen hingerafft,
Wenn mich nur vor allen Dingen
Flora würdigt umzubringen.

2) angenehme.

Stummer Schmerz.

Was denkt aus mir der Himmel doch zu machen,
Daß aller Schmerz auf meinen Scheitel fällt,
Daß ſtete Qual und Pein in mir erwachen? —
Bin ich allein ein Sünder auf der Welt?
Ein Andrer ſpeiſt ſein Herz mit tauſend Freuden;
Ich Aermſter aber muß beſtändig leiden.

Ach, Margaris! du Fürſtinn meiner Seelen!
Dein engliſch Sein hat meine Seel' entzünd't;
Ich muß die Gluth in meiner Bruſt verhehlen,
Weil auch ein Wort oft ſtrenges Urtheil find't.
Mein reines Herz, es brennt von Liebesflammen,
Und mit Geduld muß ich die Gluth verdammen.

Ein Sklave, der in ſeinen Ketten ſchmachtet,
Der tauben Ohren ſeine Seufzer ſchickt,

Der einen Strang 1) für ſeinen Siegkranz achtet,
Iſt ja weit mehr, als leider ich, beglückt;
Denn ſterbend darf er ſeine Noth noch zeigen,
Ich aber ach! muß meine Pein verſchweigen!

Nun, Margaris, ſiehſt du mich gleich nicht brennen,
Deckt meine Noth auch mein verſchwiegner Mund,
So ſollſt du mich doch, bin ich Aſche, kennen; 2)
Mein ſeufzend Herz macht meine Liebe kund.
Beſing' ich ſtündlich gleich nicht mein Betrüben,
So denk', Adon kann leiden, ſchweigen, lieben.

Es ſtellt die Welt dem Irrthum zwar Geſetze,
Und dieſes iſt's, was mich beſtricket hält.
Führt mich nicht mein Verhängniß aus dem Netze,
So daß die Hoffnung gleich mit mir verfällt,
So ſoll mein Herz doch Gluth und Flammen hegen,
Bis man mich wird zu meinen Vätern legen.

---

1) Der ſtrang und pfahl.

2) Deckt ſchon die noth mein unberedter mund.
So ſoltu mich doch in der aſchen kennen.

Vergänglichkeit.

Entferne dich, du eitles Weſen!
Dein ſchnödes Blendwerk trügt 1) mich nicht;
Mein feſter Sinn hat ſich 2) erleſen,
Was 3) weder Zeit noch Wechſel bricht.
Dein falſches Scheinen
In Glück und Freud'
Kehrt bald in Weinen
Der ſchnellen Zeit
Vergänglichkeit.

Wie Blumen, die des Sommers blühen,
Und wenn der Abend ein ſich ſtellt 4),
Sich zu der Erden niederziehen,
So iſt das Weſen dieſer Welt.

---

1) treugt. — 2) ihm. — 3) Das. — 4) ſich einſtellt.

Wohl, wer im Leben,
Bei Freud' und Leid,
Sich nicht ergeben
Der ſchnellen Zeit
Vergänglichkeit!

Wo ſind die theuren Mauſoleen?
Wo der Paläſte goldne Pracht?
Wo ſind, Aegypten, deine Höhen?
Die Zeit hat Staub daraus gemacht.
Wohl, wer im Leben ꝛc.

Wen jetzt das Glücke hochgeſtellet,
Dem man geküſſet Fuß und Hand,
Deß Stuhl wird alsbald umgefället
Von dieſer Zeit voll Unbeſtand. 5)
Wohl, wer im Leben ꝛc.

Was hilft der Schatz, der kaum zu zählen?
Er mehret nur der Sorgen Harm;
Ein böſer Tag kann ihn uns ſtehlen,
So ſind wir, gleich den Bettlern, arm.
Wohl, wer im Leben ꝛc.

---

5) in unbeſtand.

Zwar Güter, Muth und friſche Glieder
Sind werthe Gaben, wer ſie hat;
Doch ſchlägt ein Unfall jene nieder,
Und dieſe macht ein Windlein matt.
Wohl, wer im Leben ꝛc.

Die Zeit reißt Kron' und Purpur abe,
Zeit iſt der Dinge Räuberinn;
Die Zeit trägt alle Welt zu Grabe;
Der Zeit kann keine Zeit entfliehn.
Wohl, wer im Leben ꝛc.

Fleuch nun, du ſchattengleiches Weſen!
Dein ſchnödes Blendwerk trügt [6]) mich nicht.
Mein Sinn hat ſich für dich [7]) erleſen,
Was weder Zeit noch Wechſel bricht.
Mein ganzes Leben
Zu jeder Zeit
Bleibt feſt ergeben,
In Freud' und Leid,
Der Ewigkeit.

[6]) treugt. — [7]) ihm vor dich.

Bitte an Sylvia.

Laß, Sylvia, die reine Gluth,
So mir entzündet Geiſt und Blut,
Dich, Liebſte, nicht zum Zorn bewegen.
Wer kann vor 1) deinen Augen ſtehn
Und unentbrannt von dannen gehn,
Wenn ſich des Geiſtes Trieb will regen?

Nicht falle doch der Meinung bei,
Daß reine Liebe Sünde ſei,
Die Gott in unſer Herz geſchrieben,
Die ſelbſt ſein Mund im Paradies
In uns mit unſerm Athem blies,
Der uns geboten hat, zu lieben.

Soll meine Liebe Sünde ſein,
So wiſſe, daß dein ſchöner Schein
Zu dieſer Sünde mich getrieben,

---

1) für.

Und glaube, daß die kluge Welt
Für leibliche Geſchwiſter hält
Die Schönheit und den Trieb, zu lieben.

Drum folg' ich der Natur Gebot;
Ich bin kein Stein und auch kein Gott,
Ich muß in deinen Flammen brennen.
Mir iſt gefeſſelt Geiſt und Muth;
Drum will ich auch des Herzens Gluth
Vor Gott und dir nur frei bekennen.

Hier iſt mein demuthvolles Herz,
So ſich verband[2], in Lieb' und Schmerz
Mit gleicher Andacht dir zu dienen.
Nimm, Sylvia, das Opfer hin,
Laß Augentroſt in deinem Sinn,
Vergißmeinnicht im Herzen grünen![3]

---

[2] verbindt.

[3] Die letzte Strophe iſt weggelaſſen.

Verzweiflung.

Die Augen ſchloß ich traurig zu,
Die Hände deckten meine Stirne,
Ich war entblöſt von Luſt und Ruh',
Der Schmerz durchwühlte mein Gehirne.
Bald wacht' ich auf, bald ſchlief ich ein,
Bald wollt' ich todt und Aſche ſein,
Bald wünſcht' ich, weit von hier zu leben;
Und daß ja Nichts ſei unbekannt,
So hat die Thorheit meiner Hand
Papier und Feder übergeben.

Auf, auf, mein Sinn! und du, mein Fuß!
Ich kann nicht länger hier verziehen;
Mein Warten bringet mir Verdruß;
Ich wünſche, von der Welt zu fliehen.

Ich mag nicht Scepter, mag nicht Gold;[1]
Man ſei mir feind, man ſei mir hold,
Es ſoll mich Beides gleich erquicken.
Die Liebe, ſo uns närriſch macht
Und uns bezwingt mit dicker Nacht,
Soll mir den Compaß nicht[2] verrücken.

Ich lache, wenn ich überhin
Mein dummes Leben überlege
Und das, worauf ich kommen bin,
In den Gedanken recht erwäge;
Mir zittern Beides, Mark und Bein,
Die Stirne wird wie Eis und Stein;
Es will Geblüt und Geiſt erſtarren. —
Genug geirrt, genug geklagt!
Den Irrthum hat die Zeit verjagt;
Ich will nicht länger hier verharren.[3]

Und daß die Feder nicht zu viel
Von meinem böſen Leben ſage,

---

[1] Ich frey auf ſcepter und auf gold.

[2] nicht den compaß.

[3] Die vier nächſten Strophen ſind ausgelaſſen.

So habe ſie hiermit ihr Ziel;
Ich will nicht, daß ſie ferner klage.
Mit dieſem*) geht mein Wallen an.
Wohl jedem, der da bleiben kann!
Mein Wohlſein ſuch' ich im Verderben.
Ihr guten Freunde, gute Nacht!
Der Wunſch ſei euch von mir vermacht:
Mein Leben mag mein Feind ererben.

---

*) Von dieſem Augenblicke an.

Himmliſcher Sinn.

Ein himmliſches Gemüthe,
So Geiſt und Feuer hält
Und nicht blos dem Geblüte
Zum Diener iſt beſtellt,
Schaut ſeines Glückes 1) Gaben
Und alles, was wir haben,
Mit halben Augen an.
Es reißt der Schönheit Glänzen
Nicht ſeinen Vorſatz ein;
Er kennt der Liebe Grenzen
Und weiß den falſchen Schein
Dem Weſen abzuziehen
Und alles das zu fliehen,
So uns verleiten kann.

---

1) Schaut des Gelückes.

Er lacht mit leeren Händen;
Die Unſchuld iſt ſein Gold;
Gebrauch kann ihn nicht blenden;
Die Tugend iſt ſein Sold.
Inmitten[2] Noth und Schmerzen
Bleibt in dem reinen Herzen
Die Hoffnung unverwandt.
Er liebt auf dieſer Erden
Nichts mehr, als Geiſt und Gott;
Er mag kein Ketzer werden,
Verehren Staub und Koth;
Es trennen ſeine Sinnen
Mit eiſernem Beginnen
Der Erde faules Band.

Wann alle Felſen wanken,
So bleibt er unberührt,
Beſchloſſen in den Schranken,
Drin Gott zu ſich uns führt.[3]

---

[2] Immittelſt.

[3] in dem Schranken,
Der uns zum Himmel führt

Und denket, wie die Sachen,
Die uns zu Knechten machen, [4]
Verrauſchen mit der Zeit.
Er traut ſich [5] nicht, zu bauen
Auf Waſſer und auf Sand,
Will nicht der Erde trauen
Und ſucht ein feſtes Land.
Worauf er Hoffnung ſetzet
Und was ihn recht ergötzet,
Iſt Gott in Ewigkeit.

---

[4] wie dieſe Sachen,
So uns offt knechtiſch machen.

[5] ihm.

Lied der Freude.

Ach! was wollt ihr, trübe Sinnen
Doch beginnen!
Traurigſein hebt keine Noth;
Es verzehret nur die Herzen,
Nicht die Schmerzen,
Und iſt ärger, als der Tod.

Dornenreiches Ungelücke,
Donnerblicke
Und des Himmels Härtigkeit
Wird kein Kummer linder machen;
Alle Sachen
Werden anders mit der Zeit.

Sich in tauſend Thränen baden,
Bringt nur Schaden
Und verlöſcht der Jugend Licht.
Unſer Seufzen wird zum Winde;
Wie geſchwinde
Aendert ſich der Himmel nicht!

Heute will er Hagel ſtreuen,
Feuer dräuen;
Bald gewährt er Sonnenſchein;
Manches Irrlicht voller Sorgen
Wird uns morgen
Ein bequemer Leitſtern ſein.

Bei verkehrtem Spiele ſingen,
Sich bezwingen,
Reden, was uns nicht gefällt,
Und bei trübem Geiſt und Sinnen
Scherzen können,
Iſt ein Schatz der klugen Welt.

Ueber das Verhängniß klagen,
Mehrt die Plagen
Und verräth die Ungeduld;
Solchem 1), der mit gleichem Herzen
Trägt die Schmerzen,
Wird der Himmel endlich hold.

Auf, o Seele, du mußt lernen,
Ohne Sternen,
Wenn das Wetter tobt und bricht,

1) Dieſem.

Wenn der Nächte ſchwarze Decken
Uns erſchrecken,
Dir zu ſein dein eigen Licht.

Du mußt dich in dir ergötzen
Mit den Schätzen,
Die kein Feind zu nichte macht
Und kein falſcher Freund kann kränken
Mit den Ränken,
Die ſein leichter Sinn erdacht.

Von der ſüßen Koſt zu ſcheiden
Und zu meiden,
Was des Geiſtes Trieb begehrt,
Sich in ſich ſtets zu bekriegen
Und zu ſiegen,
Iſt der beſten Krone werth.

Klage und Troſt.

Wozu hat mich der Himmel doch erkoren?
Bin ich der Sterne Gaukelſpiel?
Hab' ich denn nun Verſtand und Witz verloren?
Ich weiß nicht, was ich ſagen will;
Meine Ungeduld die ſpricht:
Der iſt nicht klug, dem jetzo Witz gebricht.

Ich bin ein Ball, den das Verhängniß ſchläget,
Des Zufalls Spiel, ein Scherz der Zeit,
Des Kummers Zweck, ein Rohr durch Angſt beweget;
Ein Zeughaus voll von Angſt und Leid.
Meine Seele lieget krank;
Mein Henker lacht; die Lieb' iſt Folterbank.

Des Unglücks Garn will mich nun ganz umſchließen;
Mein Leben iſt ein langer Tod;

Ich bin ein Brunn, aus welchem Thränen fließen,
Als naſſe Zeugen meiner Noth,
Weil der Jammer dieſer Welt
Den Sammelplatz in meinem Herzen hält. 1)

Wer aber kann den Schluß des Himmels ſtören?
Wer hebt ſein ſtrenges Urtheil auf?
Man muß es nur mit gleichen Ohren hören
Und ihm vergönnen ſeinen Lauf.
Die Geduld muß hier allein
Der Sinne Troſt, der Wunden Balſam 2) ſein.

Doch will ich nicht mein Unglück ſelbſt beſingen;
Wohl dem, der ſtille leiden kann!
Ein Sklav' erſchrickt, wenn ſeine Feſſeln klingen,
Er rührt ſie nicht mit Willen an.
Wer ſein Unglück recht bedeckt,
Hat ſo dem Kummer oft ein Ziel geſteckt. 3)

---

1) Die nächſten beiden Strophen ſind ausgelaſſen.

2) Pflaſter.

3) Hat offtermahls des Kummers krafft erſteckt.

Mein Weinen ſehnt ſich nicht nach Weiberzähren;
Denn ſie vertrocknen allzubald.
Mein Sinn iſt nicht, viel Wehmuth zu begehren;
Denn Wehmuth wird zu leichtlich kalt.
Hat mir Einer wohlgewollt,
Der ſage nur: „Er leidet ohne Schuld.“

Eitelkeit des Irdiſchen.

Was iſt dieſes Rund der Erden,
Als ein Spielplatz voller Schein,
Wo 1) wir heute Helden werden,
Morgen Schatten nur zu ſein 2),
Wo bei Kronen, Thron' und Siegen
Feſſel, Band und Ketten liegen.

Hier will Lachen, Luſt und Scherzen
Bei den heißen Thränen ſtehn,
Und die hohen Wunderkerzen
Müſſen plötzlich untergehn.
Der die Welt vermeint zu ſchrecken,
Nächſtens wird ein Grab ihn decken. 3)

1) Da. — 2) Morgen kaum ein Schatten ſein
3) Den will oft ein Grab verdecken

Wo die größten Pfeiler waren,
Da liegt itzt ein wenig Graus;
Bei den Sängern ſchaut man Bahren,
Bei der Burg ein Todtenhaus,
Bei den Roſen Dornenhecken, 4)
Auf dem Purpur ſchwarze Flecken.

Dieſer Platz zeigt viel Geſichte,
Die der Falſchheit Maske deckt,
Und bei falſchem Tageslichte
Wird viel falſcher Dunſt erweckt;
Schwur und Untreu, Kuß und Wunden
Sind zuſammen hier verbunden.

Nichts will lang allhie verweilen;
Jugend, Pracht und Herrlichkeit
Heißt des Himmels Satzung eilen
Und verſtieben vor der Zeit.
Mancher Blume Haupt erbleichet,
Eh' es eine Nacht beſtreichet. 5)

---

4) Dorn und Hecken. — 5) Die zwei nächſten Strophen ſind weggelaſſen.

Unſre Kindheit liebt die Wiege,
Unſre Jugend Gluth[6]) und Wein,
Unſre Mannheit Ehr' und Kriege,
Unſer Alter Geld und Stein.
Mancher hat in wenig Stunden
Spiel, Beruf und Abſchied funden.

Wohl dem Menſchen[7]), der im Spielen
Nicht zu ſehr den Spielplatz liebt
Und zum Himmel weiß zu zielen,
Weil[*]) die Welt ihm Blicke giebt;
Der, als Fremder auf der Erden,
Oben Bürger denkt zu werden!

Wer ſo' ſtirbt, iſt nicht geſtorben[8]);
Ihn verklärt die Ewigkeit,
Er hat einen Schatz erworben,
Den nicht Zeit und Sturm zerſtreut.
Tugend kann den Tod verlachen
Und die beſte Grabſchrift machen.

---

6) Brunſt. — 7) demſelben.
8) ungeſtorben.
*) während.

Ihr Geſang.

Wenn dein Rubinenmund die Eitelkeit der Erden,
Den Glanz, durch welchen hier ſo viel betrogen werden,
Geliebte Fulvia, uns vor die Augen legt,
So weiß ich oftmals nicht, wofür ich dich erkennen,
Ob ich dein Weſen ſoll gött= oder menſchlich nennen;
So heftig wird mein Geiſt durch deinen Ton bewegt.

Mich dünkt, die Engel ſelbſt, ſie fahren auf dich nieder
Und hören ganz beſtürzt die angenehmen Lieder;
Ihr Nektar iſt's, was jetzt aus deinen Lippen fährt.
Ich fürchte gar gewiß, ſie werden dich entführen,
Mit deiner Lieblichkeit ihr reines Chor zu zieren;
Denn deiner Weiſen iſt ein irdiſch Ohr nicht 1) werth.

---

1) kein irrdiſch ohre.

Auf dem Lande.

Wann ich mein trübes Licht nach dieſem Orte richte,
Da Flavia bei mir vor wenig Tagen ſaß,
Als ich die Lilien von ihrem Angeſichte
Und Roſen um das Feld der zarten Lippen las;

Dann ſeufz' ich: „Schöner Ort, du haſt zu viel verloren!
Doch deine Flavia, ſie findeſt du bei mir!"
Ich fluchte, daß ein Weib mich zu der Welt geboren,
Wenn mir mein Herze ſie nicht zeigte für und für.

O Wald, muß gleich dein Blatt noch vor dem Winter weichen,
Das Bild der Flavia ſteht hier doch unberührt;
Wird gleich der bleiche Tod mir um die Schläfe ſtreichen,
So weiß ich, daß mein Herz ſie mit zu Grabe führt.

An Liſippe.

(Als ſie in's Kloſter gehen wollte.)

Liſippe will der Erden ſich entreißen,
Ihr edler Geiſt geht zu der Ruh',
Er eilt der reinen Sonne zu
Und will, was himmliſch iſt, zu küſſen, ſich befleißen;
Sie ſtößt die Erde hin und ſuchet allzuviel,
Weil ſie bei Fleiſch und Blut als Engel leben will.

Schau' doch zuvor ein wenig noch zurücke;
Entlauf dir doch nicht vor der Zeit!
Der ſchönen Augen Zärtlichkeit
Verträget nicht ſo bald die heißen Sonnenblicke.
Du kannſt nicht Enoch ſein noch des Elias Art,
Und ehe man verſtirbt, wird keine Himmelfahrt.

Womit [1] hat doch die Erde dich verletzet?
Du ſtürmeſt wider Fleiſch und Blut! —
Ich weiß nicht, was Liſippe thut,
Die aller Regung ſich verwegen widerſetzet.
Wer mit ſich ſelber kriegt und ſich zu ſchlagen tracht't,
Für [2] dieſen hat der Sieg die Krone nicht erdacht.

Du biſt zu ſchwer, der Erde zu entfliehen,
Du kannſt noch kein Geſtirne ſein.
Komm, ſammle Freudenblumen ein,
Die dir als Dienerinnen [3] ſelbſt entgegen ziehen.
Wer ungezwungen ſich [4] das Martyrthum begehrt,
Iſt der Erbarmung zwar, doch keines Ruhmes werth.
Liſippe, laß die prächtigen Gedanken!
Kein Menſch verengelt ſich doch nicht.
Vernimm, was deine Jugend ſpricht,

---

[1] Mit was.
[2] Vor.
[3] dienerin iſt.
[4] ihm.

Und ſchreite 5) nicht ſo bald aus deinen Freudenſchranken,
Da tauſend Lieblichkeit auf ſüße Spiele denkt
Und Luſtrubinen dir zu deinem Schmucke ſchenkt.

Genieß doch noch der Erde ſüße 6) Früchte!
Der Himmel bleibt dir unverſagt.
Wer allzukühn zur Sonne jagt,
Dem macht ein ſcharfer Strahl den heißen Flug zu nichte.
So Menſch als Engel hat vorlängſt ſchon 7) kund gethan,
Daß man in Paradies und Himmel fallen kann.

---

5) ſchreit izt.

6) der welt ambrirte

7) zeitlich.

Streit der ſchwarzen Augen und rothen Lippen[1])

Schwarze Augen.

Wir ſchwarzen Wolken wir, mit Sonnen angefüllet,
Wir ſchöne Finſterniß, da Venus Wache hält;
Wir dunkeln Brunnen wir, da Blitz und Feuer quillet,
Wir unterwerfen uns[2]) die Freiheit dieſer Welt.
Das Eis zerſchmilzt vor[3]) uns, das Eiſen muß uns weichen,
Die Felſen geben nach, es bricht der Diamant;
Den Purpur heißen wir durch unſre Macht erbleichen,
Und manches Herz zerfleußt durch dieſen ſüßen Brand.

---

[1] Mit Hinweglaſſung einiger Strophen.

[2] wir ſind beſiegerin der.

[3] für.

Rothe Lippen.

Ihr Augen, thut gemach! Kann euer Bliz entzünden,
So denkt, daß auch der Mund voll Gluth und Feuer ſteckt;
Das Rothe, das ſich will in dieſen Lippen finden,
Iſt Brand von reiner Art, mit Roſen überdeckt.
Der Athem, welcher jezt[1]) aus dieſem Thale fähret,
Läuft Jagens halber aus und rennet durch die Welt.
Ich ſchwöre, daß er nicht von da zurücke kehret,
Bis daß er einen Geiſt hat in das Garn gefällt.

Schwarze Augen.

Rühmt, Schweſtern, was ihr wollt; den Ruhm von unſern Flammen
Hat keine Zeit verlezt, kein Winter abgethan;
Hier ſteht die Lieblichkeit und auch die Kraft beiſammen
Und denken auf ein Band, das Herzen fangen kann.
Die Schlüſſel hangen hier zu tauſend Männerherzen,
Die Liebe hat bei uns das Zeughaus ihrer Macht;

[1]) Der Mund.

Cupido holet hier das Feuer ſeiner[5]) Kerzen;
Ja, Lieben haben wir auf dieſe Welt gebracht.

Rothe Lippen.

Ein wohlgeſchärfter Spruch von unſerm rothen Throne
Thut und verrichtet mehr, als euer ſtolzes Licht;
Was ſeid ihr bei der Nacht? Ich red' es euch zu Hohne:
Wann nicht die Sonne ſcheint, ſo ſieht das Auge nicht.
Wir aber herrſchen auch, wann Phöbus von uns weichet,
Ja, wenn der Sterne Heer[6]) von Wolken wird bedeckt,
So hat manch kluges Wort, das durch die Roſen ſtreichet,
Die Löwen eingelullt[7]) und harte Stein' erweckt.

Schwarze Augen.

Wenn Nichts das Herz verräth[8]), die Lippen ſchweigen müſſen,
So reden wir alsdann durch unſern klaren Schein;

---

[5]) zu den. — [6]) ihr Sternen=Heer.

[7]) eingeſchläft.

[8]) Wenn keine Luſt ſich zeigt.

Dann thun wir oft allein[9]) durch einen Blick zu wiſſen,
Daß Adern, Blut und Mark voll Gluth und Flammen ſein.
Luſt, Hoffnung, Liebe, Zorn kann Jeder in uns leſen,
Wir reden ohne Wort und ſprechen ohne Mund;
Ja, was noch kommen ſoll, was allezeit geweſen,
Das macht das Augenlied durch kluge Blicke kund.

Rothe Lippen.

Der reinen Lieblichkeit, ſo unſer Blut durchſtreichet,
Vergleichet ſich der Trank der Götter ſelber nicht;
Die Roſen, deren Glanz kein Purpur hat erreichet,
Sind als ein Meiſterſtück im Himmel zugericht't.
Der wunderſtarke Saft, der ſüße Thau der Seelen,
Der um Rubinen fleußt und hier auf Perlen ſteht,
Giebt deutlich zu verſtehn, daß in der Augen Höhlen
Die Reizung öfter ſchläft, hier niemals untergeht.

Schwarze Augen.

Je kleiner unſer Reich, ſo größer unſre Stärke;
Wir ſchrecken manche Bruſt und ſchließen[10], manchen Mund;

---

[9] Wir fügen offtermahls.

[10] ſtopffen.

Die Federn werden ſtumpf in Rühmung unſrer Werke,
Und manch gebrochnes [11]) Wort thut unſre Kräfte kund.
Das Herze klopft für uns; die Glieder lernen zittern,
Und wer dies wahre Wort für nichts und nichtig hält,
Denſelben ſoll der Strahl von unſerm Bliz erſchüttern,
Zum Zeugniß unſrer Macht, zur Warnung dieſer Welt!

---

[11]) verbrochnes.

Unum discamus mori.

Wenn wir die ganze Welt in unſern Kopf gefaßt,
Des Himmels Lauf geſehn, der Erde Ziel gemeſſen,
Bei frühem Morgenlicht und auch bei Nacht geſeſſen
Und Alles durchgeſucht, ſo kommt ein fremder Gaſt,
Weiſt uns das Stundenglas und ſpricht: „Menſch, lerne ſterben,
Wo du nicht ewig willſt an Leib und Seel' verderben!“ —

Ach, wundervolle Kunſt und unergründet 1) Werk!
Die Weisheit, die zuvor ein ganzes Land geehret,
Wird da zum Kinderſpiel. Was Plato hat gelehret,
Was Sokrates geſagt und was der Künſte Berg
Von Klugheit bei ſich hat, das wird zum Spiel für Thoren 2)
Wer nicht recht ſterben lernt, iſt ewiglich verloren.

---

1) unergründtes.

2) das wird allhier zum thoren.

Und weil ich denn gewiß, daß jede Stunde mich
Aus dieſem Leben ruft, daß Tag und Nacht bezeuget,
Wie ſtets der arme Menſch zu ſeinem Grabe ſteiget,
So mach' ich mich bereit und trachte brünſtiglich,
In dieſer höchſten Kunſt nur dieſes zu begreifen,
Wie meine Seele mög' in Todsgedanken reifen.

An einen Mißvergnügten.

Ach! was benebelt doch die Kräfte deiner Sinnen?
Wirſt du bei Sonnenſchein Nichts mehr erkieſen können?
Kennſt du dich ſelber nicht?
Dich hungert bei der Koſt, dich dürſtet bei den Flüſſen,
Du[1] wirſt zu Eis und Schnee beim Feuer werden müſſen,
Du klagſt bei Ueberfluß, daß Alles dir gebricht.

Was marterſt du dich ſelbſt mit dürftigen Gedanken,
Drängſt bei geſunder Haut dich in die Reih' der Kranken
Und ſeufzeſt bei der Luſt?

---

[1] Und.

Wer ſich am Herzen nagt[2]), der ſpeiſet allzutheuer.
Ach, mache dich nicht ſelbſt zu einem Ungeheuer,
Das ſich[3]) die Nägel ſchärft, zu ſchaden ſeiner Bruſt!

Will denn der Liebesbaum ſtets Argwohnsfrüchte tragen?
Soll denn ſein Schatten uns die beſte Luſt verjagen
Und bringen Ach und Weh?
Man weint oft ohne Noth und zweifelt ohne Gründe,
Plagt ſeiner Sinne Schiff mit ungeſtümem Winde
Und ſtürzt ſich ohne Sturm tief in die Trauerſee.

Die Roſen blühen dir; was willſt du Neſſeln hegen,
Und Diſteln, reich an Angſt, zu Luſtnarciſſen legen?
Was Uebels ſtößt dich an?
Bemüh' dich, deinen Geiſt in ſüße Ruh' zu ſetzen,
Und reiß' dich mit Gewalt aus Schmerz und Trauernetzen!
Dem ſchadet nicht Verzug, wer Zeit erwarten kann.

[2] Wer ihm das Herze frißt.

[3] ihm.

Wen blinder Eifer wiegt, der träumt von Ungelücke,
Ruft, frei und ungelähmt, nach[3]) Rettung und
nach[4]) Krücke,
Meint ſtets auf Eis zu ſtehn.
Erwach' und ſtreich dir doch die Schuppen vom
Geſichte!
Kein Kluger macht ſich ſelbſt durch Wahn und
Dunſt zu nichte.
Was ſäumeſt du doch[5]), ſelbſt in's Paradies zu
gehn?

[4] Auf.

[5] dich.

Morgenlied.

(Mit Auslaſſung zweier Strophen.)

Das Licht, ſo ſich verborgen,
Macht itzt den neuen Morgen,
Es ſinkt die trübe Nacht;
Die bleichen Sterne weichen,
Der Mond auch [1]) will verſtreichen,
Und ich bin aufgewacht.

Daß ich mich kann bewegen,
Daß Hand und Fuß ſich regen,
Daß ich noch leben kann,
Daß Auge, Mund und Ohren
Nicht ihre Kraft verloren,
Haſt du, o Herr, gethan.

---

[1] Der Monden.

Ich habe dies aus Gnaden[2],
Ich, der ich bin beladen
Mit überhäufter Schuld;
Es ſcheint, du willſt die Flecken
Mit deinem Mantel decken
Und haſt mit mir Geduld.

Herr, rege[3]) Hand und Sinnen,
Treib' ſelber mein Beginnen,
Sei meines Geiſtes Licht!
Wie kann mein Fuß beſtehen
Und ohne Straucheln gehen,
Wenn mir dein Trieb gebricht?

Ich bin in einer Wüſte
Voll tauſend böſer Lüſte;
Herr, reich' mir deine Hand!
Ich kann hinaus[4]) nicht ſchreiten,
Wird nicht dein Wort mich leiten
In ein bebautes Land.

---

2) Diß hab ich aus genaden.

3) Bewege.

4) heraus.

Ich will mich zwar bemühen,
Den Glanz der Welt zu fliehen,
Die mich noch hält in Haft 5);
Doch weil's auf allen Seiten
So leichtlich iſt, zu gleiten,
So gieb mir neue Kraft!

Herr, lenk' mir mein Geſichte
Hin zu dem rechten Lichte
Und zu dem rechten Schein;
Heb' du des Geiſtes Schwingen,
Die Wolken durchzudringen,
So kann ich Adler ſein!

---

5) Darinn ich bin verhafft.

Erhebung.[1]

Meine Seele, laß die Flügel
Näher zu der Sonnen gehn
Und zerreiß den trägen[2] Zügel,
Der dich heißt gefangen ſtehn!
Sei der Welt nicht allzuhold;
Denn ihr Grund iſt Glas, nicht Gold.

Schaue nur das Spiel der Erden
Mit geheilten Augen an.
Was wird endlich dieſes werden,
Das uns ſo[3] bethören kann?
Der aus Nichts gemachte Schein
Wird in Nichts verkehret ſein.

---

[1] Mit Weglaſſung einer Strophe.
[2] faulen. — [3] Das ihr viel.

Laß den Purpur aus den Händen,
Den dein Irrthum ſcheinbar macht*);
Laß kein falſches Licht dich blenden;
Meide jener 4) Blumen Pracht,
Die der Garten in ſich hegt,
Der für Früchte Dornen trägt.

Lerne zeitig 5) dieſes haſſen,
Was du ewig haſſen mußt!
Kannſt du denn die Welt nicht laſſen? —
Ach, was iſt doch ihre 6) Luſt?
Heute Gras und morgen Heu,
Heute Blumen, morgen Spreu!

Das Aegypten unſrer Herzen,
Das jetzt Ehr' und Luſt verſpricht,
Macht uns morgen Angſt und Schmerzen,
Aendert ſich und kennt uns nicht.
Suche nun ein feſter Land;
Denn hier wohnt nur Unbeſtand.

---

4) deiner.

5) zeitlich. 6) derſelben.

*) für glänzend hält.

Auf, o Seele, zu den Sternen,
Zu der Sonne wahrer Ruh'!
Schau geſäubert dort von fernen
Dieſer Welt Gebrechen zu,
Die in ihren Banden lacht,
Auf ihr Elend nur bedacht! 7)

Dort empfähſt du Troſt für Thränen,
Grund für Firniß, Luſt für Noth,
Gold für Staub, Genuß für Sehnen,
Ja, das Leben für den Tod,
Und für Kränze dieſer Zeit
Kronen wahrer Ewigkeit.

---

7) Und auf ihr Verderben tracht.

Abendlied.

Der ſchwarze Flügel trüber Nacht
Will Alles überdecken;
Doch dies, was Gottes Finger macht,
Bringt mir geringen Schrecken.

Es iſt das Aufgebot zur[1] Ruh,
Der Abſchied[2] vieler Sorgen,
Und gar in einem kurzen Nu
Erſcheint ein neuer Morgen.

Mein Jeſu, bleib mein klares Licht!
Entzünd' in meinem Herzen,
Wenn mir der Sonne Glanz gebricht,
Der Andacht reine Kerzen.

---

[1] der Aufbot zu der. — [2] Abtritt.

Beſchütze meinen Leib und Geiſt
Durch deines Heeres Wache,
Daß, was da[3]) Feind und Teufel heißt,
Mich nicht zu Schanden mache.

Laß gegen mich nicht Schlaf und Tod
Zuſammen ſich verbinden;
Laß keine Krankheit, Angſt und Noth
Sich um mein Lager finden.[4])

Hilf, daß die weiche Lagerſtatt
Sich nicht zu Dornen mache.
Wohl dem, der dieſen Machtſpruch hat:
Herr führe meine Sache!

Laß durch die Ruh ſich neue Kraft
In Geiſt und Adern rühren
Und deines Segens Eigenſchaft
Mich auch im Schlafe ſpüren!

Doch laß den Schlaf zu rechter Zeit
Auch, wie die Nacht, verſchwinden

---

3) daß dis, was. — 4) Die folg. Str. weggel.

Und mich in reiner Freudigkeit
Das neue Licht empfinden!

So will ich mich, ſo viel ich kann,
Der Erden ſtets entreißen,
Dich ehren und auch Jedermann
Zu dienen mich befleißen.

Mein Herze ſoll dein Weihrauch ſein;
Ich will es dir verbrennen
Und ohne Heuchelei und Schein
Dich, Herr, mich Diener nennen.

Klage der Tochter Jephta's. 1)

Du ſchönes Thal, mit Lieblichkeit umgeben,
In deſſen Schooß viel tauſend Blumen weben, 2)
Laß meine Klagen ein!
Laß, was du ſiehſt aus meinen Augen ſchießen,
Durch Laub und Gras der ſchönen Gegend fließen
Und ihren Schmelz damit gewaſchen ſein!

Du ſtolzer Berg, mit Bäumen wohl beſetzet,
So keine Hand der Männer hat verletzet,
Und Jungfrau'n ſind, wie ich,
Verachte nicht, was meine Wehmuth bringet,
Und ſo ſie dich nicht auch zu klagen zwinget,
So muß ich billig trauern 3) über dich.

---

1) Gekürzt.

2) ſchweben. — 3) So trauer ich faſt billig.

Es wird mein Fuß dich künftig nicht beſchreiten,
Der Wiederſchall wird nicht mehr mit mir ſtreiten,
Mein Mund ſpricht: gute Nacht!
Ihr Blätter, kommt und werdet mir zu Zungen,
Und weil ich euch vor dieſem viel geſungen,
So ſingt nun ihr[4]), was mir den Tod gebracht.

Du ſchöner Fluß, der du die Gegend miereſt
Und mehr Kriſtall, als Waſſerfluthen führeſt,
Nimm an mein Ach und Weh!
Du reiner Fluß, nimm meine reinen Zähren —
Ich weiß nichts itzo Reiner's zu gewähren —
Und ſchenke ſie alsdann der wüſten See!

Was aber will ich Arme doch beginnen?
Was plag' ich doch durch Klagen meine Sinnen?
Es iſt um mich gethan.
Die Jugend heißt mich ferner ſein und leben,
Und der, ſo mir das Leben hat gegeben,
Macht, daß ich nicht mehr leben kann.

---

[4] So ſingt ietzund

O ſchwerer Sieg! o unglückſelig 5) Streiten!
Des Vaters Ruhm muß mir das Grab bereiten;
Die Liebe bringt Gefahr.
Mein Untergang vermehrt der Feinde Haufen;
Es muß mein Blut zu ihrem Blute laufen;
Der Tochter Tod vermehrt der Feinde Schaar.

Ganz Ammon wird des Vaters Sieg belachen
Und einen Scherz aus Jephta's Tochter machen;
Hier iſt kein Unterſcheid.
Ganz Ammon trotzt und muß durch's Schwert verderben;
Die Tochter liebt und muß, wie Ammon, ſterben;
Aus Ammon's Blut blüht Angſt und Herzeleid.

Der Vater ſchlug der Feinde Trotz danieder;
Jetzt rächt der Feind ſich an dem Vater wieder,
Jetzt fleußt ſein eigen Blut,
Sein eigen Blut, aus ſeinen Adern kommen *),
Sein eigen Blut, davon ich bin genommen,
Sein eigen Blut, ſein Schatz, ſein größtes Gut. 6)

5) unbequemes.

6) ſein größter Schatz und Gut.

*) gekommen.

Es muß mein Blut ein reiner Zeuge werden,
Daß Luſt und Leid verbunden ſtehn auf Erden
Und ſtets verſchwiſtert[7]) ſein,
Daß Thränen ſtets bei unſerm Lachen ſchweben,
Daß Roſen ſtets mit Dornen ſind umgeben,
Daß Freud' und Luſt begleitet Angſt und Pein.

Es muß ſo ſein! Der Himmel hat's beſchloſſen,
Daß hier mein Blut ſoll werden ausgegoſſen,
Wiewohl ohn' alle Schuld;
Iſt Lieb' und Luſt Beleidigung zu nennen,
So muß ich nur die Uebelthat bekennen;
Doch zähm' ich mich durch Sanftmuth und Geduld. — —

Und nun, ihr zarten Schweſtern[8]), deren Sinnen
Durch Lieb' und Treu' mich weislich binden können,
Hier iſt der letzte Kuß,
Das letzte Wort, die letzte Zeit, zu ſcheiden!
Ich muß euch jetzt, ihr müßt mich wieder meiden!
Es trennet ſich Mund, Auge, Herz und Fuß.

---

7) geſchwiſtert

8) Du zartes Volck, ihr Schweſtern.

Es iſt genug euch und auch mich betrübet *);
Die ihr mich ſtets, die ich euch ſtets geliebet,
Es iſt genug geklagt!
Vergeh' ich gleich, ſo muß mein Name bleiben
Und durch den Lauf der Zeiten ſtets bekleiben.
Die Tugend lebt; drum ſterb' ich unverzagt. 9)

9) Durch Jahre wird die Tugend nicht verjagt.

*) Ihr habt euch und auch ich habe mich genug betrübt.

Daniel Caſpar von Lohenſtein.

Aſiens Klage.

(Reihen aus dem Trauerſpiel: „Ibrahim Baſſa".)

Weh! weh mir Aſien! ach weh!
Weh mir! — Ach! wo*) ich mich vermaledeien,
Wo ich bei dieſer Schwermuthsſee,
Bei ſo viel Ach ſelbſt mein bethränt Geſicht verſpeien,
Wo ich mich ſelbſt mit Heul'n und Zeterrufen
Durch ſtrengen Urtheilsſpruch verdammen kann,
So nimm dies lechzend Ach, beſtürzter Abgrund, an! —
Beſtürzter Abgrund! — O die Glieder triefen
Voll Angſtſchweiß! — Ach, des Achs! — der laue
Brunn der dürren Adern ſchwellt
Den Giſcht[1]) der Purpurfluth! Mein Blutſchaum
ſchreibt mein Elend in den Sand!

---

[1]) [illegible]

*) Wenn.

Entthronte Königinn! entzepterte Beherrſcherinn der Welt!
Geſtürztes Aſien! aus Ichts *) in Nichts und Staub verſtobnes Land!
Ja wohl, aus Ichts, als mein gekröntes Haupt
Ein Haupt ſo viel gekrönter Häupter war,
Als ich noch mit Siegspalmen war belaubt
Und aller Welt Geſetze reichte dar,
Als noch, geſenkt zu dieſen Füßen,
Europens Haupt und Afrika mein Zepter mußte küſſen,
Als mein Gebot, wie Stahl und Gluth, durchdrang
Und Länder zwang.

Ach, aber **) ach! — So hoch als ich beim Tugendgipfel
In goldgeſtickten Kleidern ſtand,
So tief hat ſich das Spiel verwandt.
So ſtarb mein Ruhm! ſo ſchlägt die Zeit die grünen Wipfel
Von den bejahrten Cedern ab.

---

*) Alte Form für: Etwas. — **) Vielleicht in der Bedeutung von: abermals.

Man ſchmückt mich je noch wohl mit dieſem Purpurrocke,
Mit Infuln, Kron' und Königsſtab
Hals, Achſeln, Händ' und Haupt, wo*) man mit ſolcher Schminke
Mich nicht blos ſpöttiſch ſchminkt und äffet und geheiht**).
Doch auch geſetzt, daß dies Beſchönungskleid
Mich nicht beſchimpft,
So trag' ich's doch nur zur Vermummung meiner Flecke,
Zur Brand- und Schandmals-Schmink' und meiner Schalkheitsdecke,
Wiewohl ich weiß, daß man die Naſe rümpft
Und Mäuler auf mich flennet,***)
Ich weiß nicht, wie? mich²) nennet.
— — — — — —
— — — — — —

---

2 welt.

*) wenn. — **) Provinziell für: verhöhnt. — ***) Flennen in ſ. urſprüngl. Bedeutung: den Mund verziehen.

Mich ſchmerzt's, und ich beſchmerz' es auch mit dieſem langen Seufzergalme *),
Wenn ich mich, wie aus einem Traum' und Qualme,
Auf mich, als ich noch in der Blüthe war, beſinne.
War ich nicht, Aſien, die größt' und älteſt' und ſchönſte meiner Schweſtern?
Hat Neid und Geiferſucht mich vor der Themis Richtſtuhl können läſtern?
Der Menſchen Ahnherr hielt mich erblich inne.
Hat alles All, das 3) Oſt und Weſt und Süd und Nord nicht ſchließen, **)
Mich ſelbſt nicht oft mit ſeinem Glanz erfüllt
Und ſich ſelbſtändig in mich eingehüllt 4)?
Luft, Himmel, Erde, Meer, Gluth, Felder, Wälder, Klippen wiſſen
Mit ſtummer Zunge nachzuſprechen,
Daß ſie geſehn die Sonne ſtehn,
Gewölkte Feuerſäulen gehn,
Die Felſen berſten, Klippen brechen,
Den Regen Brot, die Wellen Mauern werden.

---

3) den. — 4) einverhüllt.

*) Galm, gellendes Getön. — **) dem die Weltgegenden keine Grenzen ſetzen.

Weh! weh mir Aſien! ach weh!
Stand Jemand auf dem Schauplatz[5] dieſer Erden
So hoch gepflanzt zur Ehrenhöh'?
Mein Mund hat Kirch' und Volk den Gottesdienſt gelehrt;
Die Welt hat unſern Arm als Kronenherrn verehrt.

Das zwölfbekrönte Haupt, des Halſes Alabaſter
Pflügt unter Gogs und Magogs Joch;
Der freie Nacken iſt verkoppelt an die Laſter,
Vor denen ich kaum athme noch.
Der Zepter und die Hand, die ſonſt[6] nicht mörderiſch[7] mißhandelt,
Hat ſich mir in Metall, blutdurſtig Erz verwandelt;
Das dürre Herze ſchwimmt in Flamm' und Gluth;
Der Glieder Ketten ſchwirr'n, die ſtählernen Gelenk' erzittern[8],

---

5) Schau-Saal. — 6) vor. — 7) In der fehlerhaft gedruckten Ausg. Bresl. 1689 gegen das Versmaß: nichts mörderiſch's; ſo im folg. V.: und blutt-durſtig Ertz. — 8) erſchüttern

Der ſteinern-ſchwere Fuß tritt und zerknickt durch
ſein Erbittern;
Die treuge *) Zunge leckt geliefert Blut. 9)

Fragt, Sterbliche, nach Kind- und Elternmördern,
Und die durch Dolch und Gift und Strang und
Schwert
Der Freunde Reih' und Brüderſchaar begehrt,
In's Beinhaus für beſtimmte Zeit zu fördern!
Fragt, Fürſten, fraget nach nach denen, die die Klauen
Um Luſt, zu herrſchen, durch des Herrſchers Bruſt
gehauen!
Ach, tauſend Würmer wohl, die alſo ſich vergangen,
Aus meinem Schooß' entſprangen! 10)
— — — — — —
Blitzet! ach, blitzet! ach, Wolken und machet von
den umfeſſelnden Laſtern mich los!
Donner! ach, Donner! zerſchlag' und zerſplittre
jedes in einen zertrümmerten Kloß!

9) Die nächſten vier Verſe ſind ausgelaſſen. — 10) Hat meine Schooß gedecket. Im vorherg. Verſe: die ſich alſo beflecket.

*) treckne.

Reihen.

Gerechtigkeit, die Tugenden, die Laſter, Rache, Belohnung.

(Aus d. Trauerſp. „Agrippina“.)

Die Laſter.

Ihr blindes Volk! Wie ſeid ihr ſo bethöret?
Wie, daß ihr der Gerechtigkeit
Verkapptes Bild, den blinden Götzen ehret
Und den Altar geliebter Luſt entweiht?
Die Götter, die nicht treuen Dienſt belohnen,
Sind Weihrauchs nicht, nicht ſüßer Opfer werth.
Iſt euer Dank, ſind eures Kampfes Kronen
Nicht Unluſt, Haß, Verachtung, Strang und Schwert?
Die Palmen aber unſrer Siegung
Sind Ehre, Reichthum, Luſt, Vergnügung.

Die Tugenden.

Ihr thöricht [1]) Volk, die ihr der Tugend Licht,
Die Sonne der Vernunft nicht einmal könnt erblicken,
Weil der Begierden Dünſt' euch zaubervoll [2]) be-
ſtricken,
Wir ſehnen uns nach euren Aepfeln nicht,
Die außen Gold, inwendig Aſche ſind.
Ihr läſtert unſern Glanz; alleine könnt ihr, Raben,
Uns Sonnen anzuſchaun, wohl Adlersaugen haben?
Geht, ſpeiſt euch nur mit Leichen [3]), Rauch und
Wind!
Wir können Wolluſtgift leicht miſſen,
Weil wir der Seelen Milch genießen.

Die Laſter.

Welch' Nektar kann die Seele mehr erquicken,
Als Zucker ſüßer Liebesbrunſt?
Des Himmels Glanz, den tauſend Sterne ſchmücken,
Iſt gegen Ehr' und Purpur Nebeldunſt [4]).
Kein Honigthau erfriſcht ſo durſt'ge Saaten,
Als Rachgier ſich in Feindesblut kühlt ab.

1) thörichtes. — 2) zaubernde. — 3) Aeſer. — 4) neblicht Dunſt.

Ihr Armen müßt am Unglücksfeuer braten,
Bis unſer Witz euch bringt beſchimpft in's Grab.
Wie, daß euch denn für Honig 5) Gallen,
Für Roſen Neſſeln ſo gefallen?

Die Tugenden.

Weichlinge brennt der Keuſchheit Neſſel zwar;
Doch ſie erhält die Lilienbruſt 6) vor Fäul' und Flecken.
Der Scharlach ſaugt mehr Blut der Menſchen, als der Schnecken;
Der Demuth Kleid bleibt ſchwanenrein und klar.
Die Rachgier iſt ihr eigner Seelenwurm;
Die Sanftmuth aber kühlt mit Unſchuld ihr Gewiſſen.
Die Bosheit hat ihr Gift von je 7) bezuckern müſſen;
Die ſtillſte Luft birgt Schiffbruch, Wind und Sturm.
Zwar Tugend ſchmeckt den Lippen bitter;
Doch labt ihr Nektar die Gemüther.

Die Gerechtigkeit.

Ja, liebſte Kinder, laßt euch nicht der Wolluſt Circen
Verſetzen in der wilden Thiere Zunft!

---

5) Zucker. — 6) die Lili' und Bruſt (ein den Alten nachgebildetes Hendiadys, eine Form, die bei Lohenſtein und ſeinen Schülern häufig vorkommt). — 7) je was.

Laßt der Sirenen Lied euch nicht in Abgrund ſtürzen,
Verſtopft das Ohr mit Wachſe der Vernunft!
Scheint ihr gleich itzt zu leiden, ſie, zu ſiegen;
Ihr ſollt doch Lohn, ſie aber Strafe kriegen.[8]

Die Tugenden.

Ach, Göttinn! daß dein Eifer nicht bald bricht!
Denn, hat die Bosheit gleich den Henker im Gewiſſen,
Kann Tugend auch gleich Luſt in Tod und Qual genießen,
So füllt es doch der Blinden Augen nicht.
Iſt Tugend gleich ſich ſelber[9] Frucht und Werth,
So gönn' uns doch nur auch der Ehrenzierrath Blätter!
Schick' auf die Höllenbrut[10] einmal ein Unglückswetter,
So wird das Werk ſie lehren, daß dein Schwert
Ja ſchneiden könn', und dein Gewichte
Nach Würden abwiegt Straf' und Früchte.

---

[8] Die hier folgende Rede der Laſter iſt weggeblieben.

[9] ihr eigne. — [10] Höllen-Zucht.

Die Gerechtigkeit.

Brich, Höll' und Himmel, auf! Ihr, Werkzeug' meiner Werke,
Rach' und Belohnung, kommt, nehmt mein euch an!
Eröffnet aller Welt der großen Göttinn Stärke,
Daß ſie Geſtirn und Abgrund öffnen kann!
Ihr müßt mit Blitz auf Sünd' und Laſter regnen,
Die Tugenden mit Ehrenkränzen ſegnen.

Die Rache.

Die Erde bricht, daraus die Rache ſteiget,
Gewaffnet ſie 11) mit Gifte, Schwert und Gluth.
Der Blitz verſehrt die Wolke, die ihn zeuget;
Der Abgrund ſelbſt frißt ſeine Schlangenbrut.
Der Ehrſucht Gluth ſoll grimme Flamme ſpeiſen,
Der Wolluſt Gift durch tödtlich Gift vergehn,
Die Rachgier fällt durch ihr geſchliffen Eiſen!
Nun werdet ihr, ihr Laſter, ja geſtehn,
Daß endlich ſattſam reife Sünden
Im Leben Pein, im Grabe Schimpf empfinden.

---

11) aus.

Die Belohnung.

Des Himmels Gunſt, der reine Seelen liebt
Und wahre Tugenden mit holdem Aug' anblicket,
Hat euch durch mich den Lohn, den ihr verdient, geſchicket;
Empfangt den Kranz, die Palmen, die er giebt!
Kommt, die ihr euch mit Laſtern nie befleckt!
Der Wahrheit Sonnenſchein tilgt die Verläumdungsdünſte,
Der Unſchuld Zirkel hemmt der Bosheit Zauberkünſte.[12]

---

[12] Die letzten Verſe, die den Chorreihen an die Handlung des Stückes anknüpfen, ſind weggelaſſen.

Reihen
der Liebe, der Zeit und des Todes.
(Aus „Agrippina“.)

Die Liebe.

Du güldnes Licht und Auge dieſer Welt,
Der Mond, er[1]) borgt ſein Silber zwar von dir;
Du aber Gold[*]), Saphir des Himmels Zelt,
Die Sterne Oel, die Erde Geiſt von mir,
Die Schnecke Blut, die See Perl' und Korallen,
Die Kräuter Saft, die Felſen Bergkryſtallen.

Lernt nun, was ich für eine Göttinn bin!
Mein Tempel iſt Luft, Himmel, Erde Fluth;
Ja, die Natur ſelbſt iſt die Prieſterinn,
Die Schönheit Zunder, die Begierde Gluth;

---

1) Monde.

*) Du aber bergſt dein Gold, der Himmel den Saphir ꝛc. von mir.

Der Anmuth Blitz ſteckt die geweihten Kerzen
Der Sinnen an; das Opfer ſind die Herzen.

Mein Saame wird geflößt den Seelen ein,
Eh' in den 2) Mund der Brüſte Milchquell rinnt;
Mein Brand erweicht der Herzen Kieſelſtein,
Wo Zeit und Tod zu ſtumpfe Feilen ſind.
Wer widerſpricht nun, daß man mir mit Rechte
Die Lorbeerzweig' um meine Myrte flechte!

Zeit und Tod.

Die Liebe mißt ſich 3) hochvermeſſen bei
Der Gottheit Kraft, den Zepter aller Welt;
Die Zeit, der Tod bricht Alles morſch entzwei,
Was die Natur, was Lieben in ſich hält;
Vom Abgrund an bis über Mondes Grenzen
Sieht man der Zeit, des Todes Sichel glänzen.

Die Liebe.

Braucht, wie ihr wollt, die Arme eurer Kraft,
Laßt euren Zorn an morſchen Wipfeln ſehn;
Genug, daß ihr Nichts an den Cedern ſchafft,
Die nur durch mich wohl eingewurzelt ſtehn.

2) Eh' als in. — 3) ihr.

Denn Nichts nicht*), was mein Lorbeerſchatten decket,
Wird durch den Blitz, durch Zeit und Tod erſchrecket.

Die Zeit.

Die Zeit verzehrt nicht nur Erz und Porphyr;
Der Himmel ſchrumpft durch ſie vor Alter ein.
Fluth, Gluth und Wurm dient zur Vertilgung mir;
Der Sterne Glanz wird durch mich blaß und klein.
Wie ſollte denn vor meiner Flügel Stürmen
Die Liebe mächtig ſein, ſich zu beſchirmen?

Der Tod.

Der Erdkreis iſt der Schauplatz meiner Macht;
Was Zeit und Menſch geſä't hat, ernt' ich ein;
Mir iſt der Lenz oft Herbſt, der Mittag Nacht;
Niemanden ſchützt Gold, Purpur, Inful, Stein.
Wie ſollten denn der Liebe Spinneweben
Genugſam Schirm für meine Pfeil' abgeben?

Die Liebe.

Wenn Tod und Zeit und Ehrenſucht und Pein
Der Unſchuld Maſt, der Seele Schiff bekämpft,

*) Doppelte Negation ſtatt der einfachen: Nichts.

Muß ich der Port, das Schild, der Anker ſein;
Des Neides Dunſt wird durch mein Licht gedämpft;
Den Rauch der Zeit theil'n meiner Fackeln Flammen,
Mein güldner Pfeil des Todes Strick vonſammen. *)

Die Zeit.

Ohnmächt'ge Gluth und Fackel deiner Hand!
Kein Blick verſtreicht **), dein lodernd Wachs nimmt ab;
Dein Docht verglimmt, dein Oel rinnt in den 4) Sand;
Dein Werk 5), die Aſch', iſt ſelbſt der Flammen Grab;
Iſt auch gleich noch dein Zunder unverzehret;
Schau, augenblicks wird Strahl in Staub verkehret!

Die Liebe.

Die Zeit verſehrt der Liebe Zunder nicht,
Ob ſie die Gluth gleich außen dämpfen kann;

---

4) Oele rinnt in. — 5) Brut.

*) von einander.

**) Kein Augenblick geht vorüber, ſo nimmt u. ſ. w. Oder iſt ſtatt „Kein“ Dein zu leſen?

Die Lieb' empfängt[6]) zwiefache Flamm' und Licht
Oft, wenn man ſie am heftigſten ficht an,
Und wenn die Nacht den Himmel ſchwarz will malen,
So ſieht man ihn mit tauſend Ampeln ſtrahlen.

Der Tod.

Ohnmächt'ger Pfeil! ein einz'ger[7]) Sterbenshauch
Verkehrt das Gold der Lieb' in weiches Blei;
Ihr Sonnenſchein wird in dem Sarge Rauch;
Mein dürrer Arm bricht Pfritſch[*]) und Pfeil entzwei,
Und das Geſchoß, das meine Fauſt zerbrochen,
Giebt Brennholz ab für dürre Todtenknochen.

Die Liebe.

Zerbricht der Tod der Sinnen Pfeile gleich,
Wird ſchon mein Strahl in todten Gliedern kalt,
So iſt der Leib doch nicht mein Sitz und Reich,
Die Seelen ſind des Liebens Aufenthalt.
Verweſet ſchon der Körper in der Höhle,
So lebt die Lieb' unſterblich in der Seele.[8])

---

6) Die Liebe kriegt. — 7) fauler. — 8) Seelen (wie im vorherg. V. Höhlen). — Das Folgende geſtrichen.

*) Im Niederdeutſchen: Flitz, Pfeil, Bolzen.

BAYERISCHE STAATS- BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Reihen.

Europa, Aſia, Afrika; Rom und die Sibylle von Cumä.

(Aus dem Trauerſp. „Epicharis“).

Die Welttheile.

Große Götter, wie viel Jahre
Soll der Weltkreis eine Bahre,
Rom der Völker Zuchthaus ſein?
Jeder Abgott tritt mit Füßen
Uns, die wir ihm opfern müſſen,
Schließt in Stahl und Stein uns ein.
Schickt demnach gerechter Sache,
Große Götter, Rache! Rache!

Rom.

Ihr Sklavinnen, wollt ihr das Joch abwerfen,
Das doch ich ſelbſt, ich Mutter, tragen muß?
Wenn auf mein Haupt die Kinder Dolche ſchärfen,
So zinſ' ich Blut; ihr blos den Ueberfluß;

Ja, wenn ihr nur von ferne donnern höret,
Wird durch den Blitz mein Herze ſelbſt verſehret.

Sibylle.

Der Ungeduld iſt jedes Reich zu ſchwer;
Ein böſes Kind flucht ſeiner Mutter Ruthe.
Gott ſtraft mit Fug mit Drangſal und mit Blute
Die, die nicht ſind von eigner Blutſchuld leer.
Ja, wißt, daß euer Meer verdammter Miſſethat
Die Tyrannei noch nicht halb ausgemeſſen hat.

Rom.

Verhängniß, nimm mir Kron' und Zepter wieder!
Ich mag nicht mehr der Völker Göttinn ſein;
Der Erde Haupt legt vor euch willig nieder
Mit ſoviel Qual des Purpurs falſchen Schein!
Jedoch laßt mich noch mein Verhängniß wiſſen,
Weil Götter doch nichts Aenderliches ſchließen[*]).

Sibylle.

Verlangſt du nun Wahrſagung erſt von mir?
Sie war um Geld ja dem Tarquin zu theuer!
Geh, ſcharre Buch und Weisheit aus dem Feuer;

---

*) beſchließen.

Die Aſche wird noch Zeichen weiſen dir!
Geh, lies bei Cumä's Kluft die Palmenblätter auf!
Auf ſelben ſteht vermerkt der künft'gen Jahre Lauf.

Die Welttheile.

Blätter ſtreut der Wind vonſammen, *)
Und wer lieſet, was in Flammen
Für Geheimniß iſt verſteckt?
Verſchmack künft'ger Angſt und Schmerzen
Flößt dem Feinde Troſt zum Herzen;
Wo **) uns demnach wird entdeckt,
Was den Abgott Rom ſoll preſſen,
Woll'n wir Sorg' und Angſt vergeſſen.

Sibylle.

Eh' als der Glanz der Weisheit krönte mich,
Ward ſchon ihr Heil gewidmet, Rom zu dienen.
Was kommen ſoll und was ſchon iſt erſchienen,
Soll, ew'ges Rom, mein Spiegel lehren dich.
Denn das Verhängniß hat 1) nichts ſo Geheimes nicht,
Es bringt die Weisheit es, eh' es geſchieht, an's Licht.

1) ſchleußt.

*) auseinander. — **) Wenn.

Rom.

Jetzt tritt ein Löw' ein güldnes Bild zu Grunde;
Ulyſſes ſchläft bei der Siren' itzt ein;
Nun beißt ein Fuchs dem Bilde Narb' und Wunde;
Die Natter ſticht's itzt bis auf Mark und Bein;
Jetzt will ein Aff' erſt mit ihm[2] Kurzweil treiben;
Nun will es gar ein Baſilisk aufreiben.

Sibylle.

Rom iſt das Bild, die Freiheit war das Geld;
Jetzt aber iſt in Eiſen es gewandelt.
Nun Tyrannei ſo ſchlimm mit dir gehandelt,
Verſtehſt du nun, was dies Gemälde wollt'?
Jedwedes grimme Thier, das an dem Bilde nagt,
Malt einen Fürſten ab, der dich zeither geplagt.

Rom.

Wahr leider iſt's! Des Cäſar's Löwenklauen
Zermalmeten der Freiheit güldnes Bild.
Auguſten ſehn, hieß recht, Sirenen ſchauen;

---

[2] Im Drucke fehlerhaft: ihr. Das Pronom bezieht ſich auf Bild.

Sein Glimpf ſtahl, was des Grimm's [3]) ich noch
behielt.
Kein ſchlimm'rer Fuchs kann, als Tiber, nicht leben;
Er konnte Gift in güldnen Pillen geben.

Der Cajus war zur Natter mir geboren
Und auserwählt zum Phaethon der Welt.
Hat Claudius, der Affe ſeiner Thoren,
Der Knechte Knecht, mehr Römer nicht gefällt,
Als Tyrannei? Ja, meine Seel' empfindet,
Daß Nero Baſilisken überwindet.

Die Welttheile.

Baſilisken, Nattern, Affen,
Fuchs, Sirene, Löwe ſchaffen
Nicht ſo große Qual und Pein,
Als bis jetzt auf dieſe Stunde
Rom, die Wölfinn, unſerm Munde
Gift und Schmerzen flößet ein.
Wollet, Götter, drum beſchließen, [4])
Daß Rom beſſer müſſe büßen.

[3]) was für Grimm.

[4]) Demnach wollt ihr Götter ſchlüſſen.

Sibylle.

Rom büßet ja! Kommt, ſchaut die Thier' umdrehn!
Schaut Baſilisk und Aff' und Nattern kommen!
Der Fuchs folgt, die Sirene kommt geſchwommen,
Und endlich läßt ſich auch der Löwe ſehn.
Doch will ich dir, Rom, klärer ſtell'n vor Augen,
Sie, die dir noch ſoll'n Mark und Bein ausſaugen.

Rom.

Ich ſehe ſich itzt einen Bär aufſetzen;
Nun kratzt mich eine Katze bis auf's Blut;
Jetzt will ein Schwein auf mich die Zähne wetzen;
Nun ſaugt mir aus ein Egel Milch und Gut;
Jetzt liebkoſ't mir ein Hund, der doch auch beißet;
Nun ſeh' ich, wie ein Tiger mich zerreißet.

Sibylle.

Der Bär wird ſein des Galba ſtrenger Wahn;
Die Katze wird ein [5]) Otho ſein zu ſchauen;
Das Schwein Vitell wird raſend um ſich hauen;
Der Egel iſt der Geiz Veſpaſian;

---

5) am.

Wenn Titus leckt und koſt't, ſieht doch ein Hund
herfür;
Dem folgt Domitian, das grimmſte Tigerthier.

Rom.

Ach! ward ich denn darum die Sonn' auf Erden,
Daß ich durch dieſen Thierkreis müſſe gehn,
Wo nur Irrlichter glimm= und brennend werden
Und ſolche zwölf erboſte Thiere ſtehn,
Die zwar am Thron als holde Sterne lachen,
Doch, wirken ſie[6]), ſich zu Kometen machen!

Die Welttheile.

Wohl, wohl! Die gerechte Rache
Nimmt ſich unſrer guten Sache
Mit gewünſchtem Nachdruck an.
Ja, nun Rom es muß erfahren,
Daß kein Wolf geraubte Waaren
Ohne Schmerz verdauen kann,
Haben unſre Schmerz= und Wunden
Rache, Salb' und Heilung[7]) funden.

---

[6] würckende.

[7] Pflaſter.

Reihen.

Liebe, Himmel, Hölle, Erde und Meer.

(Aus dem Trauerſp. „Sophonisbe“.)

Die Liebe.

Der Zirkel der Natur umſchränkt
Nicht mein (Altar *), nicht meines Tempels Zinnen;
In einem meiner Finger hängt,
Daß euer Leben euch die Parzen ſpinnen.
Kommt nun, Höll', Erde, Himmel, Meer,
Kommt, ſtreut mir opfernd Weihrauch her!

Der Himmel.

Du biſt mein Kind, die Götter opfern mir;
Der Donner kämpft für meines Zepters Würde.
Was ziehſt [1]) du denn dich meiner Gottheit für?
Dein Tempel iſt vor meinem eine Hürde.

---

[1]) zückſt.

*) Accuſ. des ſächl. Geſchlechts.

Die Liebe.

Eh', als der Himmel ſtand, war ich.
Er buhlt liebäugelnd mit der Welt[2]) von ferne
Und ſchmückt mit tauſend Augen ſich.
Sein Kleid und Antlitz ſind verliebte Sterne,
Bär, Stier[3]), Orion, Adler, Schwan
Zeigt meine Macht, ſein Feuer an.

Der Himmel.

Auf, rüſte dich, o Herrſchſucht[4]), für mich aus!
Laß, Jupiter, dein Zepter nicht verachten!
Was deinem Reich trotzt, ſchlag' durch Blitz' in Graus[5])!
Laß dieſe Kinder mir zum Opfer ſchlachten!

Die Liebe.

Vor mir muß Jupiter ſelbſt knie'n,
Ein Kukuk ſein, ein güldner Regen werden.
Reißt, Kinder, ihm den Mantel hin!
Weiſt, daß er ſei ein Satyr auf der Erden!

---

[2] Er buhlt der Welt liebäugelnde. — [3] Ochs. — [4] Regierſucht. — [5] Schlag was dein Reich trotzt, durch den Blitz in Graus

Brecht ihm die Donnerkeil' entzwei!
Lehrt, daß mein Pfeil ihr Meiſter ſei!

Die Hölle.

Wer Jupiter'n und Kronen auch beſiegt,
Läßt doch den Pfuhl der Höllen unverſehret.
Die Lieb' erſtickt, ihr Anmuthsreiz erliegt,
Wo man nur Ach und Ketten ſchwirren höret.

Die Liebe.

Auch bis zur Hölle dringt mein Strahl;
Mein Pfeil ſteckt noch in Ariadne's Brüſten,
Und Dido's Geiſt fühlt Liebesqual.
Dringt Orpheus nicht, gereizt von ſüßen Lüſten,
In Abgrund zur Eurydice
Und Theſeus zur Perſephone?

Die Hölle.

Auf! Grauſamkeit, die meine Nacht verwahrt!
Auf, Pluto, auf! bewaffne dich mit Flammen!
Beweiſe hier, wie Rach' und Grimm gebahrt!
Zertreib' den Schwarm der Kinder ſtracks vonſammen!

Die Liebe.

Die Grauſamkeit wird vor mir bleich,
Ein Polophem erſtarrt vor Galateen,
Selbſt Pluto läßt ſein finſtres Reich,
Gereizt durch Brunſt der Cerestochter, ſtehen.
Geht, Kinder, ſchleppt ihn zum 6) Altar;
Reicht mir der Höllen Schlüſſel dar!

Die Erde.

Wenn in der Gluth gleich Höll' und Himmel kracht,
So nährt mein 7) Schooß doch Seelen ohne Flammen.
Leucate's Fels vertilgt der Liebe Macht,
Silenus Bach *) theilt Seel' und Brunſt vonſammen.

Die Liebe.

Durch mich wird Cirth' **) und Troja Graus;
Die Erd' iſt in den Himmel ſelbſt verliebet;

---

6) für's. — 7) Nehrt meine.

*) Wer ſich in ihm badete, ward, nach Pauſanias, von Liebe frei.

**) Cirtha, die Reſidenz des Syphax, des Gemahls der Sophonisbe, die hier in die Gewalt des Maſiniſſa kam.

Sie ſchmückt im Frühling ſchön ſich aus,
Nur, daß ſie ihm, geſchwängert, Anmuth giebet.
Der Tiger Grimm, der Schlangen Gift
Verraucht, wenn ſie mein Liebreiz trifft.

Die Erde.

Alcides, auf! greif dieſen Drachen an!
Der Tugend weicht jedwedes Ungeheuer.
Wer Höll' und Neid und Löwen tödten kann,
Bleibt unverſehrt, wie Salamand'r im Feuer.

Die Liebe.

Die Tugend wird mein glüher*) Brand.
Geht, Kinder, reißt die Keule weg dem Rieſen,
Gebt ihm den Rocken in die Hand!
Nun ſpinne, wie dir's Omphale gewieſen!
Ja, Oeta ſoll dein Leichenſtein
Und meine Gluth dein Holzſtoß ſein!

Das Waſſer.

Das Waſſer löſcht, fängt aber keine Gluth;
Wie ſoll nun 's Meer dir heißes Opfer bringen?

---

*) glüend.

Selbſt Phaethon kühlt ſich in meiner Fluth,
Und Syrinx kann bei mir dem Pan entſpringen.

Die Liebe.

Die Lieb' hat ihre Wieg' in dir.
Jedweder Fiſch, jedwede Muſchel[9]) brennet;
Neptun wird raſend ſelbſt vor mir,
Daß er der Ceres, wie ein Pferd, nachrennet.
Ja, des verliebten Alpheus Bach
Kreucht durch's Meer Arethuſen nach.

Das Meer.

Auf, Jaſon[*]), auf! Hier iſt mein Dreizacksſtab!
Spritz' aus hierdurch die Brände der Begierde!
Denn Ehr' und Ruhm gewinnt der Wolluſt ab;
Das güldne Vlies iſt deiner Seele Zierde.

Die Liebe.

Die Lieb' hat dir's zu Weg' gebracht;
Medeens Bruſt mußt' erſt[10]) mein Pfeil zertrennen.

9) Schnecke. — 10) muß vor.

[*]) In Jaſon wird, nach Angabe des Vfs, die Ehre, ſowie in Hercules die Tugend perſonificirt.

Geht, prüft, ihr Kinder, meine Macht,
Verſucht, ob nicht der Dreizacksſtab kann brennen!
Kommt nun, Höll', Himmel, Erde, Meer,
Kommt, ſtreut mir opfernd Weihrauch her! 11)

---

11) Im Original folgen noch einige allegoriſche Strophen zur Verherrlichung Kaiſer Leopold's, die ohne Werth ſind.

Gewalt und Liebesſtreit der Schönheit und Freundlichkeit.*)

Schönheit.

Die güldnen Roſen ſind die Sonnen grüner Felder;
Die Sonn' hingegen iſt des Himmels Kaiſerblum';
Die Lorbeerbäume ſind der Königsſchmuck der Wälder;
Ich Schönheit aber bin der Seelen Heiligthum.
Die Götter opfern mir, die Welt dient meinem Rechte,
Die Menſchen ſind mein Volk, die Fürſten meine Knechte.

Freundlichkeit.

Dem Demant weicht Rubin, den Perlen die Korallen,
Dem Balſam weichet Oel, dem Biſame Zibeth;

---

*) Aus den „Roſen“.

Das Gold ſticht Silber aus 1), Glas ſchämt ſich vor Kryſtallen;
Man weiß, daß Purpurblut 2) vor allen Farben geht;
Des Mondes Silber muß vor Sonn' und Gold erbleichen;
So muß der Freundlichkeit auch ſchönſte Schönheit weichen.

Schönheit.

Der Menſch, die kleine Welt, beherrſcht der großen Grenze;
Mein Königsſtab beherrſcht die klein' und große Welt.
Dem Helden windet man bepalmte Siegeskränze;
Von mir wird ſelbſt der Sieg zum Schauſpiel dargeſtellt.
Der Königspurpur weicht der Röthe meiner Hirten,
Der Helm der Frauenhaut, der Zepter meinen Myrten.

Freundlichkeit.

Vor Feuer ſchmilzt Metall, das Glas muß Demant ſchneiden;
Den Demant aber zwingt kein Stahl nicht, ſondern Blut;

---

1) weg. — 2) Schnecken-Blut.

Die Tyrannei muß ſelbſt dich zum Tyrannen leiden;
Das Eiſen und das Eis ſchmilzt vor der Schönheit Gluth;
Hält dir die Wage Nichts, ſo überwieg' ich Alles;
Denn meine Perl' iſt das Gewichte deines Balles.

Schönheit.

Das Gift dringt bis in's Herz, der Blitz durch Mark und Beine,
Die Sonne blendet nur der Augen blödes Licht;
Die Schönheit aber blitzt durch Felſen, Erz und Steine,
Den Augen der Vernunft entzeucht ſie das Geſicht.
Die Seele ſelbſt, die [3]) ſonſt noch Strahl noch Blitz empfindet,
Wird durch die Schönheit ſtets mit Liebesbrunſt entzündet.

Freundlichkeit.

Der Sinne Reich beruht nicht ganz in deinen Händen;
Denn du läſſſt über dich die Augen Urtheil fäll'n;

[3]) die gleich.

Ich aber kann Vernunft und Augen ſo verblenden,
Daß ich die Raben auch in Schwäne kann verſtell'n.
Der Schönheit Schnee zerſchmilzt vor meiner Anmuth Hitze,
Ihr Scharlach krieget Fleck', ihr Alabaſter Ritze.

Schönheit.

Mein Weſen ohne Mahl braucht 4) Spiegel ohne Flecken,
Braucht 4) Richter ohne Falſch und Augen, die nicht blind.
Du mußt dein farbig Nichts in meine Seide ſtecken;
Mein Glanz iſt weſentlich; dein Prangen iſt ein Wind.
Daß ſchön du ſcheineſt 5), iſt dein größtes Meiſterſtücke,
Und daß ein Nackter ſich mit meinen Federn ſchmücke.

Freundlichkeit.

Es iſt viel größ're Kunſt, aus Nichts nicht *) Etwas machen,
Als Solchem 6), das ſchon iſt, zu ſetzen Etwas zu.

---

4) darf.

5) Schön zu ſein ſcheinen.

6) dieſem.

*) Doppelte Verneinung ſtatt der einfachen, wie oft.

Schmähſt du die Häßlichkeit, ſo muß ich deiner lachen,
Weil ſie durch mich oft wird ſo ſchön, als immer du.
Solch Schminken geht wohl hin, wo die gefärbten Strahlen
Nur ſchöner, als faſt ſelbſt der Schönheit Pinſel, malen.

Schönheit.

Mein ird'ſcher Himmel iſt ein Irrſal der Gedanken,
Mein Lebensgarten*) iſt ein Paradies der Luſt;
Der Geiſt verſchlinget ſich in den umgarnten Schranken,
Den Seelen iſt ſo Flucht als Ausflucht unbewußt.
Die Sinne ſind durch mich bezaubert und entſinnet;
Kein Menſch, kein Adler iſt, der meinem Garn' entrinnet.

Freundlichkeit.

Die Schönheit freilich iſt ein Himmel, ich die Sonne;
Ein Garten, aber ich das Blumwerk, das ihn ſchmückt

---

*) lebend Garten.

Der Schönheit Luſthaus iſt ein Kerker, meine Wonne
Das Netz, in welches Geiſt und Seele wird berückt.
Der Schönheit Zaubergeiſt kann Sinn und Herz bethören;
Sie aber flößt ihr Gift durch meine Zuckerröhren.

Schönheit.

Die Gluth ſteigt in die Höh', aus der ſie iſt geronnen;
Des Eiſens Unart kehrt ſich immer zum Magnet;
Die Sonnenwende folgt der angenehmen Sonnen;
Ich bin der Flammenquell, daraus die Lieb' entſteht,
Der Stein, der nach ſich zeucht die allerhärt'ſten Herzen,
Das Oel, von welchem glühn die lichten Himmelskerzen.

Freundlichkeit.

Das Lieben iſt das Kind der Schönheit, ich bin Amme;
Sie ſaugt die Muttermilch aus meiner Honigbruſt.
Sie iſt der Feuerquell, ich aber bin die Flamme;
Aus meiner Wirkung rührt die Folge ſüßer Luſt.

Die Schönheit muß nach mir das Steuerruder lenken,
Die Lieb' ihr Segeltuch nach meinem Winde ſchwenken.

Schönheit.

Ich bin ein Meiſterſtück des Himmels, Gottes Spiegel,
Ein Schooßkind der Natur, des Schöpfers Ebenbild.
Mein ſchöner Pinſel malt der Morgenröthe Flügel,
In meinen Purpur iſt ſtets Tugend eingehüllt.
Ein Phönix niſtet nicht, wie Fledermäuſ', in Höhlen;
Ein wohlgeſtalt'ter 8) Leib bewirthet edle Seelen.

Freundlichkeit.

Du und die Tugend ſelbſt wird ohne mich zum Laſter.
Wo euch mein Licht und Geiſt nicht anblickt und beſeelt,
Iſt euer falſcher Schein ein todter Alabaſter,
Den ſich 9) ein Künſtler hat zum Götzen ausgehöhlt.
Ob auch die Schönheit zwar mit Zucker ſpeiſt die Augen,
So pflegt die Seele ſelbſt doch meine Milch zu ſaugen.

8) wolgebildet. — 9) ihm.

Schönheit.

Ich bin der Wolluſt Brunn, die Mutter aller Zierde —
Mein Glanz bepurpurt ſelbſt der Sonne Augenbran[*]) —,
Der Götter Heiligthum, ein Abgott der Begierde;
Zum Opfer zündet man mir tauſend Seelen an.
In meinen Blumen hat Cupido ſeine Wiege,
Den Rennplatz ſeiner Macht, die Wahlſtatt ſeiner Siege.

Freundlichkeit.

Ich bin ein Himmelszweig[10]), im Paradies erzogen
Und durch ein Anmuthsreis gepfropft dem Menſchen ein.
Biſt du der Liebe Quell und der Begierde Bogen,
So muß mein Salz dein Kern, mein Strahl die Sehne ſein.
Cupido leidet Durſt, die Liebe muß verwelken
Sammt dir, wenn nicht mein Thau beperlet deine Nelken.

---

[10]) himmliſch Zweig.

[*]) Augenbrauen.

Schönheit.

Die Schönheit iſt der Grund, ein angebornes Weſen,
Darauf die Freundlichkeit nur ihre 11) Schminke ſtreicht,
Ein Buch, in dem man kann auf tauſend Blättern leſen,
Daß die Natur in mir den Gipfel hat erreicht.
Des Himmels Vorſchmack rinnt von meinen Balſamſtauden,
Kein Nektar aber träuft von Senden *), Schilf und Fauden.

Freundlichkeit.

Die Schönheit braucht mich zwar anſtatt Tapezereien;
Sie ſchmückt ihr Zimmer auch mit meinen Blumen aus,
Ich muß ihr leeres Feld mit Blumen überſchneien,
Ich throne meinen Stuhl oft in ihr güldnes Haus;

---

11) Salb' und.

*) Gemeines Haidekraut.

Jedennoch kann ich auch aus kleinen Augen blitzen,
Auf bleicher Wange ſpiel'n, auf kranken Lippen ſitzen.

Schönheit.

Sobald ein Hauch vergeht, wenn man ſich ſchlafen leget,
Iſt ſtracks der Freundlichkeit beliebter Weſtwind hin;
Mein Siegel aber bleibt den Augen eingepräget,
Wenn ich, in Schlaf verſenkt, ein Bild des Todes bin.
Wie Sonnen nicht vertilgt von Dunſt und Nebel werden,
So wird mein Glanz beſchämt von keinen Ungebehrden.[12]

Freundlichkeit.

Gleichwie die Augen nicht nur meine Kraft empfinden,
So ſind die Augen auch nicht nur mein Sühnaltar,
Wo Geiſt und Sinnen ſich, zu widmen mir, entzünden;
Jedweder Sinn und Glied nimmt meine Wirkung wahr.

---

[12] Zwei Strophen ausgelaſſen.

Ein kräft'ger Seufzer iſt ein Werkzeug meiner Stärke;
Ein Blick, ein lächelnd' Mund thut hundert Wunderwerke.

Schönheit.

Wenn Ruh' den Leib bezwingt und Mattigkeit die Glieder,
Wenn die Vergeſſenheit der Sinne Uhrwerk ſtillt,
Der Schlaf das Ohr verſchließt[13]), die Nacht die Augenlider,
Wenn die Vergeſſenheit um die Vernunft ſich hüllt,
Bleibt doch der Schönheit Bild im Herzen unverrücket,
Weil es jedweder Traum ihm in's Gedächtniß drücket.

Freundlichkeit.

Du magſt ja deinen Traum mit Traumesfarben[14]) malen;
Bei düſtrer Sinnennacht iſt ſchlechter Sonnenſchein.
Denn ob mein Freudenſtern zwar könnte ſeine Strahlen

---

13) verſtopfft. — 14) Träumungs-Farben.

Den Seelen durch das Rohr der Träume gießen ein,
So ſoll ſich doch mein Licht mit Nebel, Dunſt
und Schatten,
Kein flüchtig Irrlicht ſich nicht mit mir, Sonne,
gatten. [15]

Schönheit.

Ihr ſchwarzen Sonnen, ihr, im Himmel des
Geſichtes!
Ihr Schönheitsherolde! ſeid Zeugen meiner Macht;
Ihr Augen ſeid der Brunn des hellen Seelenlichtes;
Die Liebe ſchöpft die Gluth aus eurer kalten Nacht;
In euren Wolken muß ſie ihren Blitz entzünden,
Ja, einen Herzensweg durch eure Fenſter finden.

Freundlichkeit.

Was ſeid ihr Sterne wohl, wenn nicht die
Strahlen ſchießen?
Ein Köcher ohne Pfeil, ein Uhrwerk ohne Gang!
Wenn ſie nicht ihr Metall in meine Formen gießen,
Erweckt der Augen Thron geringen Liebeszwang.

15) Zwei Strophen ſind geſtrichen.

Ihr Augen mögt ja wohl der Liebe Zeughaus bleiben,
Nur daß die Waffen ſich aus meiner Schmiede
ſchreiben.

Schönheit.

Es mag der Perlenmund, den Nelken rings
umblümen,
Der Becher aus Rubin, der voller Zucker ſchwimmt,
Durch eigne Wirkungen der Schönheit Palmen
rühmen,
Weil ja die Liebe ſelbſt in ſeinem Purpur glimmt.
Cupido muß ſein Garn in ſeine Roſen ſtellen,
Dafern er einen Geiſt will in ſein Netze fällen.

Freundlichkeit.

Die röthſten Lippen muß mein Honigſeim beſüßen
Und den Zinnobermund mit Lächeln zuckern ein;
Der Küſſe Balſam muß auf die Korallen fließen,
Soll er der Liebe Burg, der Seele Garten ſein;
Der Mund bleibt unbeſeelt, die Herzen ohne Fühlen,
Wenn meine Winde nicht durch ihre Blätter ſpielen.[16]

---

[16] Zwei Strophen ausgelaſſen.

Schönheit.

Des Kinnes weiche Perl', der Hals aus Marmelſteine,
Der Achſeln blanke Milch, der Stirne Schneegeſtalt,
Der Adern Türkiſe[17]), der Leib aus Elfenbeine
Sind Tempel ſüßer Luſt, der Seelen Aufenthalt,
Die durch der Augen Thor unlöſchbar Feuer fangen
Von Roſen, welche blühn auf weichen Sammetwangen.

Freundlichkeit.

Als jüngſt die Liebe ſich von ihrem Sohn ließ malen[18]),
Macht' er des Mondes Horn von ſeinem Silber leer;
Die Sonne gab ihr Gold, die Venus ihre Strahlen,
Der Morgen den Rubin zu ſeinen Farben her.
Der Pinſel war ſein Pfeil, mein' Anmuth das Gemälde;
Dich, Schönheit, braucht' er nur zum Grund' und untern Felde.

---

17) warmer Türckis.

18) ließ ihren Sohn abmahlen

Schönheit.

Es muß die ganze Welt der Schönheit ſich bedienen;
Die Sterne borgen Gold, der Himmel borgt Sapphir,
Die Erd' entlehnt Smaragd, das Feuer braucht Rubinen,
Kryſtall und Perlen ſind des Waſſers höchſte Zier.
Wenn die Natur die Welt mit Liebe will beſämen,
Muß ſie das Pfropfungsreis von meinen Aeſten nehmen.

Freundlichkeit.

Wenn meine Knospen gleich noch in der Blüthe ſtehen,
Hat doch mein Sommer ſchon die Liebe reif gemacht.
Eh' als die Pfeile noch von meiner Sehne gehen,
Vollführen Lieb' und Herz ſchon ihre Seelenſchlacht.
Ich bin die Liebe ſelbſt, ihr Kern, ihr fünftes Weſen *);
Was Schönheit machet krank, das muß durch mich geneſen.

---

*) Fünftelſaft, Quinteſſenz.

Preisgeſang der Blumengöttinn.*)

Ich bin die Blumenköniginn,
Die Welt- und Himmelsgärtnerinn;
Denn Berg und Thal, Gebirg' und Wieſen ſäugen
Die edeln Blumen nicht allein:
Sie wachſen in Kryſtall und Stein,
Sie laſſen ſich in Erz und Muſcheln zeugen.

Die Flüſſe, Seen und das Meer
Sind nicht von Klee und Veilchen leer;
Ja, Vorwitz hat ſogar die Pracht
Agtſteinenen Geblüms und Roſen aus Kryſtallen,
Als die ſich in der Luft verſteinernden Korallen,
Aus Thetis Schooß' an's Licht gebracht.

*) Aus dem 9. B. des „Arminius“.

So iſt's auch nur ein Alpbild im Gehirne,
Daß ein Geſtirn 1) ein Bär ſei oder Stier.
Der Erdball ſtellt ja einen Garten für
Durch meiner Blumen irdiſche Geſtirne;
Der Himmel aber iſt ein Garten; ſeine Sterne
Sind Blumen; der neun hellen Sterne Glanz
War vor der Zeit der Ariadne Kranz.

So mögt ihr euch vor mir ſchamröthig nun entfernen,
Ihr Göttinnen der andern Jahreszeit,
Weil Ceres nur allein im Sommer Klee abmeiht, *)
Pomone nur den Herbſt ausziert mit Obſtgerichten,
Der Himmel auch nur prangt mit Blumen, nicht mit Früchten.
Hingegen iſt mein Schmuck des ganzen Jahres Kleid,
Den nicht der Reif des Herbſtes kann entfärben,
Der Sommer nicht verſengen und verderben,
Des Winters Froſt nicht tilgt, der Alles ſonſt verſchneit.

---

1) einig Stern.

*) abmäht.

Kein Kraut, kein Baum bringt ſeine Frucht herfür,
Die nicht vorher mit Blüth' und Blumen prahlen.
Der Pomeranzen purpurreiche Schalen
Sind doch beſchämt durch ihrer Blüthe Zier;
Die Nuß giebt nach der Blume der Muskaten,
Und der Geſchmack der Aepfel von Granaten
Weicht ihrer Blüth' an Farben und Geruch;
Das fette Feld iſt ein ſmaragden Tuch,
Eh' als man kann einernten falſche Saaten.
Mein Blumwerk hegt ſogar, wie Trauben, Wein und Moſt,
Dient Menſchen zur Arznei und Bienen zu der Koſt.

Ja, meiner Blumen Purpur giebt
Der Lieb' ein Wohnhaus ab, der Wolluſt eine Wiege;
Jedweder Stengel iſt ein Merkmal ihrer Siege;
Denn alle Blumen ſind verliebt,
Ihr Wohlgeruch 2) iſt ihrer Seele Sehnen,
Die Farb' ihr Brand, der Thau die Liebesthränen.

---

2) gutt Geruch.

Das Herz.

Sonett.

Nicht zürne, daß mein Herz ſo heißen Brand ausübet,
Weil deine Schönheit ſelbſt der Flammen Zunder hegt,
Schuld und Entſchuldigung in ihren Augen trägt;
Das Meer kann nicht dafür, daß ſich der Himmel trübet,

Sich mit der Wolk' umarmt[1], der Erde Dünſte liebet.
Die Sonn' iſt's, die das Salz in allen Dingen regt,
Der Klüfte Gluth beſeelt, den Geiſt der Welt bewegt,
So Schnee als Eiſe Brand, den Steinen Leben giebet.

---

[1] den Wolcken armt.

131

Soll meine Seele nun entſeelter, als ein Stein,
Mein Herze froſtiger, als Eiſeszapfen ſein?
Es brennt und iſt von Lieb', als *) ſchmelzend Erz zerronnen.

Denn Lieb' iſt ja die Gluth der Seelen; ſie erfüllt
Mit Feuer unſer Herz, das aus den Augen quillt.
Die ſind der Liebe Brunn, der Seele lichte 2) Sonnen.

---

2) der Seelen ihre.

*) wie.

Hermione's Augen.

Sonett.

Ihr Sterne, darf ich euch auch wohl noch Sterne nennen,
Wenn jetzt ein Nebel euch umwölket Flamm' und Licht,
Da Hermione doch am himmliſchen Geſicht
Keinmal nicht minder läßt, als zwei Geſtirne, brennen?

Du güldne Sternenburg, du, Himmel, mußt's bekennen,
Dein blaugewölbtes Dach weiß von zwei Sonnen nicht,
Da, wenn die Morgenröth' auf ihrem Mund' anbricht,
Zwei Sonnen ihr allzeit der Stirne Thron umbrennen.

Jedoch du magſt dich noch mit hundert Sonnen ſchmücken,
Die in die grüne See keinmal zu Bette gehn,
Ich würde doch zur Noth wohl ſolche Gluth ausſtehn;

Mir aber, mir kann nicht vor Hermione's Blicken
Schnee, Schatten, Höhle, Nacht Behülf' und Aufhalt ſein;
Denn ihre Liebe dringt durch Eis und Eiſen ein.

Menſchenwerth.*)

Gott, deſſen Webekunſt die Lydier beſchämet,
Vor der Minervens Hand nur Spinnenweben macht,
Hat, als er 's Himmels Tuch mit Sternen überſämet,
Zwar ſolche Bildungen in ſein Geweb' gebracht,
Die kein Phönizier hat jemals nachgeſticket,
Die kein Chäldäer kennt, kein Zeuris malen 1) kann;
Er hat auch das Gewand der Erde ſo geſchmücket,
Daß Augen und Vernunft es ſehn erſtarrend an.

---

1) nachmahln.

*) Einleitung zu einem Gedichte auf den Tod des breslauiſchen Syndicus Andr. v. Aſſig. Gleichfalls, wie auch die nächſtfolgenden Stücke, aus den „Hyacinthen“.

Allein ſein Meiſterſtück übt unſers Künſtlers Güte,
Wenn er im Mutterleib' uns Menſchen webet aus,
Wenn er im ſchönen Leib wirkt ein verſchmitzt Gemüthe
Und die ſo große Welt bringt in dies kleine Haus.
Der Adern Fäden und 2) die Bänder der Gebeine,
Des Fleiſches zartes Garn, der Umſchlag unſrer Haut
Sind, wie Tapezerei voll Perl' und Edelſteine,
Vereinbart, daß Gott ſelbſt Luſt an dem Werke ſchaut.
An dieſem Teppiche des ſchönen Leibes findet
Der Menſch Nichts, was von ihm noch auszumachen ſei;
Denn was nach der Geburt den Gliedern noch erwindet *),
Das ſetzt Zeit und Natur, des Schöpfers Dienſtmagd, bei.
Allein dem andern Blatt an dieſem Kunſtgewebe,
Der Seele, pflanzet Gott nur das Vermögen ein,

---

2) Fädeme.

*) gebricht.

Daß ſie durch eigne Müh' ſich[3]) Werth und Güte gebe,
Und heißt des Menſchen Geiſt ſelbſt ſeinen Schöpfer ſein.
Damit der Menſch auch weiß, was er für Bilder ſticken
Soll in das ihm von Gott ſo ſchön gewebte Tuch,
So läßt er die Vernunft mit ihren Augen blicken
In 'n Spiegel ſeines Worts, in der Natur ihr Buch.
In beiden aber ſteht Gott ſelber abgemalet,
Nach dem ſein Ebenbild, der Menſch, ſich bilden ſoll.
Wer mit dem Schatten nun nur dieſes Bildes prahlet,
In ein vollkommen Werk, gefällt dem Höchſten wohl.
Der große Gott verſchmäht Apellens große Künſte,
Das Thun des Phidias, Gold, Marmor, Elfenbein
Und das in Purpurblut[4]) getauchte Wurmgeſpinnſte,
Weil er in 's Menſchen Geiſt nur will gepräget ſein.

---

[3] ihr. — [4] Schnecken-Blut.

Den aber prägt der Menſch, wenn er die Tugend übet,
Durch Andacht ſich zu Gott zu ſchwingen iſt bemüht,
Nach Wiſſenſchaften ſtrebt, die Weisheit herzlich liebet;
Denn dies macht zwiſchen Menſch und Vieh den Unterſchied.
Durch dieſes kann ein Menſch ein Halbgott hier auf Erden,
Des Vaterlandes Licht, ein Pfeiler ſeiner Stadt,
Ein Schutzbild eines Volks, der Nachwelt Vorbild werden,
Nach deſſen Muſter ſie ſich nachzumalen hat.

Höhe des menſchlichen Geiſtes. *)

Wohin hat ſich der Geiſt der Menſchen nicht geſchwungen?
Die kleine Welt reicht hin, wie weit die große gränzt;
Denn iſt der ſpröde Leib gleich nur von Thon entſprungen,
So ſieht man doch, daß Gott aus dieſen Schlakken glänzt,
Daß etwas 1) Himmliſches beſeele das Gehirne,
Der Urſprung ſei von Gott, das Weſen vom Geſtirne.

---

1) ichtwas.

*) Aus der Einleitung zu einem Ged. auf Andreas Gryphius Tod, mit Auslaſſungen.

Die Sonne der Vernunft, das Auge des Gemüthes
Macht uns zu Herrn der Welt, zu Meiſtern der Natur.
Der Panther dämpft vor ihr das Schäumen des Geblütes;
Sie nimmt der Schlang' ihr Gift durch einen kräft'gen Schwur;
Sie lehrt uns Drachen kirr'n und auf den Löwen reiten,
Die Adler übereil'n, das Krokodil beſtreiten.

Die Elemente ſelbſt ſind Mägde des Verſtandes.
Durch Leinwand und ein Bret zwingt man das große Meer;
Wir machen aus der See ein fruchtbar Stücke Landes,
Und wo erſt 2) Klippe war, kommt jetzt ein Segel her.
Sie raubt Korall' und Perl' aus Amphitrite's Grunde,
Gräbt Gold und andres Mark aus der Gebirge Schlunde.

2) vor

Wir ſpielen mit der Gluth und kurzweil'n mit den Flammen,
Daß ſie uns minder Weh, als Salamandern, thun;
Wir theilen Wind und Luft auf tauſend Art vonſammen
Und machen, daß ihr Flug ſich hemmen muß und ruh'n;
Wir kehr'n die Berg' in Thal; im Abgrund bau'n wir Klüfte
Und große Städt' in's Meer, Thürm' über Wolk- und Lüfte.

Ja, eines Menſchen Geiſt kann tauſend Wunder ſtiften,
Wenn Fleiß die Sinne ſchärft und Weisheit den Verſtand.
Die Welt, das große Buch, ſteckt in gelehrten Schriften,
Daraus uns der Natur Geheimniß wird bekannt;
Ja, ein ſcharfſinn'ger Geiſt iſt fähig, das [3]) zu lernen,
Was über die Natur, was außer Welt und Sternen.

---

3) diß.

In dem Gehirne ſteckt 's Regiſter der Geſchichte,
Und ſein Gedächtniß iſt die Mappe ganzer Welt;
Er zeucht Wald, Stein und Wild durch Harfen und Gedichte,
Schafft durch Beredtſamkeit, daß Grimm und Pöbel fällt,
Zwingt durch Geſetzes Zaum der rauhen Völker Sitten,
Daß tauſend Ländern kann ein einig Haupt gebieten;

Ergründet ohne Blei die Tiefen tiefer Flüſſe,
Mißt ohne Meſſen ab See, Berge, Thürme, Land;
Wenn er legt Städt' in Grund *), von Feldern machet Riſſe,
Iſt Schatten ſeine Schnur, der Meßſtab ſeine Hand;
Schafft, daß ein einz'ger Arm ein Schiff ſtößt vom Geſtade,
Die Obelisken hebt, Coloſſe ſetzt gerade.

Ja, er ſchifft höher an; ſein Meer iſt 's Feld der Sternen,
Das Fernglas *) iſt ſein Schiff, die Segel der Verſtand.

---

*) Schau-Glaß.

*) Wenn er Städte gründet.

Durch dieſe Leitung kann jetzt Witz und Auge lernen,
Wie wunderſeltſam es im Himmel ſei bewandt,
Wie kein Planete nicht ein [5]) andres Licht ſonſt habe,
Denn dies, womit die Sonn' ihr halbes Theil begabe.

Wie um den Jupiter vier Sterntrabanten rennen,
Wie Mars, trotz Hekla, Gluth und Feuer von ſich ſpeit,
Wie in dem Monde Berg' und Thäler ungleich
brennen,
Wie auch die Sonne nicht von Makeln ſei befreit,
Ihr Licht als Wolk' und Rauch und Fackeln von
ſich ſäme,
Wie Venus, Mars, Merkur, ſowie der Mond,
abnehme;

Wie länglich der Saturn ſei wegen zwei Gefährten,
Die, als zwei halbe Mond', ihm an der Seite ſtehn;
Wie grauſe Haargeſtirn' und mit entflammten Gerten,
Trotz [6]) ihres fremden Laufs ihm *) keinen Irr-
gang gehn.

---

5) kein.

6) Durch ihren fremden Lauf.

*) dem Geiſte.

Kurz, unſre Nachwelt iſt ſo hoch und weit geſtiegen,
Daß Tiphys und ſein Schiff veracht't und maſtlos liegen;

Daß Galilei mit Fug des Himmels Tiphys heißet,
Ein neu' Endymion, den Phoebe nackend ſah. —
Und da der Geiſt ſich dort ſo hoch vom Körper reißet,
So kommt er der Natur hier auch nicht minder nah;
Ja, dieſe Göttinn ſteigt zu ihm in Höhl' und Erde,
Daß ihr Geheimniß ihm vollkommen kundbar [7] werde.

Er preßt aus Erzen Salz, aus edeln Steinen Säfte,
Bereitet trinkbar Gold, macht Waſſer aus Metall,
Giebt in drei Tropfen ein wohl hundert Kräuterkräfte,
Macht Lebensöl aus Gift und Zuckertränk' aus Gall',

---

[7] wiſſend.

Kehrt Spießglas in Arznei, bringt Geiſter aus Granaten,
Um wider Gift und Tod ſchon Sterbenden zu rathen. *)

Jedoch ſind alles dies ihm noch zu enge Schranken;
Weil er von Gott herkommt, ſo ſchwingt er ſich zu Gott,
Vergeiſtert andachtsvoll die himmliſchen Gedanken,
Umarmt die Ewigkeit, umſchränkt mit Angſt und Tod,
Durchforſcht die hohe Schrift, in der uns Gott heißt leſen;
Ja, Glaub' und Liebe faßt der Gottheit tiefſtes Weſen.

*) Als Erinnerung an den Standpunkt der Naturkunde jener Zeit iſt das hier Mitgetheilte vielleicht nicht ohne Intereſſe. Dies und der Zuſammenhang entſchuldige den lückenloſen Abdruck.

Das Ewige.[1])

Die Flammen ſteigen ſtets dem erſten Quelle zu;
Die Wolken regnen hin, wo ſie zuerſt entſpringen;
Es ſuchet der Magnet beim Angelſterne Ruh';
Man ſieht des Meeres Salz zu ſeinen Brunnen dringen;
Jedweden Morgen kehrt dahin der Sonne Rad,
Wo Memnon's Mutter *) ſie vorher geboren hat;
So, weil der morſche Menſch zur Mutter hat die Erden,
Muß, was die Wiege war, ihm auch ſein Leichſtein werden.

---

1) „Erlangte Ewigkeit Herrn Chryſoſt. Scholtzens ICti". Einleitung aus einem Grabgedichte mit Auslaſſung einiger Strophen.

*) Aurora.

Wie aber? ſchleußt dies Grab ſein ganzes Weſen ein?
Soll in des Lebens Kreiſ', im Zirkel unſrer Jahre
Ein Nichts der Mittelpunkt, das Ende Sterben ſein?
Sucht doch die Fledermaus im Lichte Tod und Bahre,
Ob ſie des Tages Glanz gleich nicht vertragen kann!
Die Gluth nimmt hellern Glanz bei dem Verlöſchen an.
Nein! auch der weiſe Menſch pflegt, muß er ſchon erblaſſen,
Den Zweck der Ewigkeit auch ſterbend zu umfaſſen.

Hat Vielen, die gleich nicht der Seele Schatz gekannt,
Die Kern und Geiſt geſucht in Körpers Schal' und Aſchen,
Doch nach der Ewigkeit ihr dumpfer 2) Geiſt gebrannt,
Wenn ſie mit Cederſaft die Leichen abgewaſchen,
Mit Oel und Aloe geſalbet Leib und Haupt!
Weil aber endlich Zeit und Fäule Beides raubt,

---

2) dumpfſicht.

Der Balſam Moder wird, die Myrrhen Würmer ſämen,
Muß man zur Ewigkeit wohl 3) beſſern Zunder nehmen.

Des Namens Ewigkeit und großer Thaten Ruhm
Beſteht auf feſterm Fuß und etwas 4) längerm Weſen;
Doch iſt der Name ſelbſt erborgtes Eigenthum.
Man kann gelehrtes Lob zwar in den Büchern leſen;
Doch wie mag's glaublich ſein, daß man unſterblich iſt
Auf Leder und Papier, das ſelbſt die Motte 5) frißt?
Der deutſchen Helden Preis, den Plinius geſchrieben*),
Iſt mit den Büchern ſelbſt vom Zufall aufgerieben.

Man ſuchet Rom in Rom, Griechen in Griechenland,
In dem die Marmel mehr, als Menſchen, Griechiſch ſprechen.

---

3) was.

4) auf was. — 5) Schabe.

*) Mit Beziehung auf des ält. Plinius verloren gegangene 20 Bücher „von den deutſchen Kriegen".

Cephiſus[6]) hat nicht Fluth, Pactol nicht güldnen Sand;
Das reiche Sardes iſt für arm und Nichts zu rechnen;
Die Schäfer hüten Vieh, wo einſt[7]) Miletus war,
Ja, wir vermißten es, wie ſeine Hirten, gar,
Wenn nicht ein ſtummer Stein mit ſeiner Schrift entdeckte,
Daß Thales' Vaterland daſelbſt vergraben ſteckte.

Ob auch die Seelen gleich Gedächtnißtempel ſind,
In denen Tugend uns zum Abgott hat erhoben;
Der Sonnenſchein wird nicht zur Wolke ſo geſchwind,
Als man verfluchen wird das, was wir heute loben.
Was Jener Wohlthat heißt, ſchilt Dieſer Miſſethat;
Man legt zu höchſtem Schimpf' auf Holzſtöß' und auf's Rad
Das, was vor kurzer Zeit wir eingebalſamt haben,
Was unter dem Altar noch geſtern lag begraben.

Zudem ſchätzt Tugenden für ein unſterblich Ding;
Laßt großer Thaten Ruhm ſo lange Zeit bekleiben,

---

6) Das Orig. hat: Irbiſſus, wohl Verwechſelung mit Cephiſus oder Iliſſus.

7) vor.

Als aller Jahre Lauf umzirket ihren Ring;
Laßt an des Mondes Rand gar eure 8) Namen ſchreiben!
Wird von der Ewigkeit ein Schimmer übrig ſein,
Wenn Alles höret auf, der Himmel ſchrumpfet 9) ein?
Wo werden bleiben ſtehn die Götter dieſer Erden,
Wann Erd' und Welt wird Graus, die Sterne Aſche werden? —

Welch' andrer Pfad weiſt denn zur Ewigkeit den Weg,
Die keiner Zeiten Zeit iſt mächtig zu vergraben?
Der Brunn der Ewigkeit will Oel ohn' allen Fleck
Und Ampeln nicht von Thon in ſeinem Tempel haben.
Die ihre reine Seel' anzünden ihrem Gott
Im Glauben, werden nicht vom Sterben haben Noth;
Die zur Gerechtigkeit den Weg hier lebend zeigen,
Derſelben Glanz wird ſelbſt die Sterne überſteigen! 10)

---

8) deſſen.

9) Wenn all's wird hören auf, der Himmel ſchrumpfen.

10) Mit den Worten:

„An dieſen großen Port fährt auch mein Freund itzt an“ geht die folgende Strophe nun zu dem eigentlichen Gegenſtande des Gedichts über.

Umſchrift eines Sarges.

Irdiſches und ſterblich Volk, lebend-todte Erdengäſte,
Ihr Verwürflinge des Himmels, ihr Geſpenſter dieſer Welt,
Denen Nichts, als falſche Waare, Nichts, als Rauch und Wind gefällt,
Thoren[1]), klettert und beſteigt die bequalmten Ehrenäſte,
Setzt euch Säulen von Porphyr, mauert euch aus Gold Paläſte,
Feſtigt Tempel euch aus Marmor, der der Zeit die Wage hält,

---

1) Närriſche.

Rafft zu euch mit gicht'gen Klauen der verdammten Klumpen Geld,
Macht euch euer ſtolzes Lob durch gelehrte Schriften feſte;

Aber wißt, wenn das Verhängniß euer Lebensgarn reißt ab,
Schwindet Wiſſenſchaft und Kunſt, Schätze, Reichthum, Ehr' und Titel,
Und ihr nehmet Nichts mit euch, als den nackten Sterbekittel,
Wo ihr auch noch aus dem allen noch erſchwitzet Sarg und Grab!
Tauſend, Tauſend ſind geweſt*), die mich nicht erlangt noch haben,
Die die Lüfte, die die Gluth, die der blaue Schaum begraben.

---

*) Die Rückſicht auf das Versmaaß nöthigte zur Beibehaltung dieſer Form.

Inſchrift des Tempels der Ewigkeit.

Ihr dürres Volk, lebloſe Leute, todte Stumme,
Ihr Sterblichen, die ihr euch wünſcht zu leben,
Die ihr den hellen Tag für Nacht,
Die Krone für Gefängniß, Freiheit für die Ketten,
Für Kerker Ruhm, für Wenig Alles alle,
Die ihr für Nebel Glanz, für Dünſte Sonnenſchein,
Für's Grab den Thron, den Zepter für das Grabeſcheit,
Für Nichts nicht Viel, den Himmel für die Erden,
Für Aſche Gold,
Das Leben für den Tod,
Die Seide für den Koth,
Verwechſeln wollt!
Ihr Menſchen, die ihr Götter wollet werden,
Die ihr den Kitzel ſchnöder Eitelkeit,
Der Träume Nichts, der Ehrſucht ſüße Pein,

Der Wehmuth Wermuth, der Wollüſte Galle
Verſchmäht und euch vom Dorn' auf Roſen wollet betten!
Kommt, kommt! hier ſegelt her und macht
Den Lebensnachen an, wollt ihr erheben
Den Preis der Ewigkeit, das Wahre für das Dumme!

Eitelkeit des Weltglücks und des Hoflebens. *)

Du Wetterhahn der Welt, du Fallbret unſers Lebens,
Du Gaukelſpiel der Zeit, o Glücke [1]), gute Nacht!
Die Menſchen zünden dir den Weihrauch an vergebens;
Dein taubes Ohr giebt nie auf Wunſch und Andacht Acht.
Wenn du einmal dein Rad, wir eine Hand umdrehen,
Sehn wir Coloſſen fall'n und ſchweres Erz verwehen.

Ich aber ſchätze dich weit über Ganges Schätze,
Du ird'ſches Paradies, du Hafen ſüßer Ruh',
Weil hier kein Wütherich giebt knechtiſche Geſetze,
Weil die Natur uns hier läßt allen Willen zu,

---

[1]) Gelücke.

*) Aus „Arminius“. Mit Auslaſſungen.

Wo die Begierde nie aus dem Geſchirre ſchläget,
Vergnügung und Vernunft ſich in ein Bette leget.

Verdammter Heirathsſchluß! unſelige Vermählung!
Wo Geiz ein gülden Nichts[2]) bebrütet Tag und Nacht,
Wo der ſonſt todte Schatz nur lebt zu unſrer Quälung,
Wo Ueberfluß uns arm und unerſättlich macht,
Wo wir, wie Tantalus, beim Reichthum Hunger leiden,
Des Nachbars dicke Saat und fettes Euter neiden.

Die güldnen Berge ſind kein Merkmal güldner Länder;
Wo Gold in Flüſſen ſchwimmt, da rinnt auch Ueppigkeit;
Dies Erz heckt aus den Geiz, der Geiz gebiert Verſchwender;
Wo man das Gold nicht kennt, da iſt die güldne Zeit,
Und da die eiſerne, wo man ſchärft Stahl und Degen
Und nicht das Eiſen ſchmelzt zu Pflugſchaar und zu Eggen.[3])

---

[2]) Aas.

[3]) Die nächſten zwei Strophen geſtrichen.

Wie[1]) herrlich lebt man hier, wenn dort der Tiſch der Fürſten
Das kaum erſchwitzte Brot oft halb verſchimmelt giebt,
Wenn oft ſelbſt Könige bei voller Tafel dürſten,
Aus Sorge, daß Jemand wo ihnen Gift einſchiebt,
Wenn man vor eigner Wach' und Sklaven ſich erſchüttert
Und als ein Eſpenlaub vor Schatten bebt und zittert!

Hier aber wohnt die Ruh' und ſicheres Vergnügen;
Die Einfalt weiß von Mord und von Vergiften nicht.
Die Tiger ſind hier zahm, der Wolf ſpielt mit den Ziegen,
Und keine Natter kann hier bleiben, welche ſticht.
Betrug und Argliſt heißt bei Hof ein Meiſterſtücke;
Hier weiß man Nichts von Liſt, als, wie man's Wild berücke.

Bei Hofe weiß ein Greif zur Taube ſich zu machen,
Ein Fuchs iſt mit der Haut der Lämmer angethan,

---

[1]) So (durch den Wegfall der vorhergehenden Strophen nöthig gewordene Veränderung).

Der Panther ſcheint ein Schaf[5]), die Geier und die Drachen
Sieht man für Vögel oft des Paradieſes an;
Alleine dieſes Fell, die Federn, dieſe Sitten
Sind Angeln nur, wovor ſich Niemand weiß zu hüten.

Oft wenn das Auge weint, da kitzelt ſich das Herze;
Ein Todfeind macht ſich[6]) dort die Freundſchaftslarve für;
Der Morddolch wird verſteckt in eine Hochzeitkerze,
Und im Liebkoſenden ſteckt oft ein Tigerthier.
Uns ſchwimmt das Innerſte des Herzens auf dem Munde;
Dort geußt man Oel in Gluth, hier aber in die Wunde.

Die Liebe ſelber wird bei Hof' ein Ungeheuer,
Die Tochter der Natur zur Mißgeburt der Welt.
Geiz, Ehrſucht, Wolluſt[7]) macht da nur ein todtes Feuer,
Das nicht zum Herzen dringt und ſelten Farbe hält;

[5] Schöps.

[6] ihm.

[7] Geilheit.

Denn Niemand frei't die Braut, die ihm, er ihr entgegen[8]);
Der buhlet um ein Amt, ein Andrer um's Vermögen.

Hier aber weiß man Nichts von ſo verfälſchtem Lieben,
Geſtalt und Tugend iſt hier nur das Heirathsgut.
Die Ehberedung wird dort auf's Papier geſchrieben;
Das Herz iſt hier der Brief, die Tint' ihr Beider Blut;
Ja, man vergräbet hier auf einmal und zuſammen
Die Aſche der Gebein' und auch der Liebesflammen.

Laßt Fürſten im Palaſt auf glattem Marmor gleiten,
Von Sammet und Damaſt früh ohne Schlaf aufſtehn,
Wozu ſie dennoch ſich Mohntränke[9]) zubereiten!
Wir woll'n auf Kräutern ruhn, auf weichen Roſen[*]) gehn,
Mit der itzt müden Sonn' uns froh zu Bette machen
Und mit der Morgenröth' erſt wiederum erwachen.

---

[8]) zugegen.

[9]) Worzu ſie ihnen doch Mah-Tränke.

[*]) weichem Raſen?

Bei Hofe trinkt man Gift aus koſtbaren Kryſtallen;
Wir ſüßen Wein aus Thon, rein Waſſer aus der Hand.
Die Mißgunſt ſchenkt dort ein der Tugend *) ärgſte Gallen;
Auf unſern Wieſen iſt auch Wermuth unbekannt.
Dort ſticht der Skorpion des Neides; hier nur Bienen,
Wofür ihr Honig uns doch muß zum Labſal dienen.

Der Wind iſt nicht ſo ſehr veränderlich im Märzen,
Als ſich des Hofes Gunſt, des Glückes Weſt verkehrt.
Wenn er mit Zweigen ſcheint zu ſpielen und zu ſcherzen,
Sieht man, daß er, wie Bliz', in Cedernſtämme 10) fährt.
Die früh des Pöbels Gott, der Fürſten Schooßkind waren,
Die ſchleppt ein Henkersknecht des Abends bei den Haaren.

10) Stämm' und Zedern.

*) Dritter Fall.

Der Roſen Purpurhaupt, der edeln Lorbeern Wipfel
Entgehn des Hofes Sturm, des Glückes Wettern nicht;
Denn dies ſucht Ruhm daraus, wenn's himmelhohe Gipfel
Zerſchmettert, Rieſen fällt und große Maſte bricht,
Wenn's denen, die ſich hüll'n in Gold und Edelſteine,
Giebt Ruder in die Hand, legt Ketten an die Beine.

Ja, wem gleicht ſich der Hof mehr, als gemalten Schiffen?
Die Feſſeln ſcheinen Gold, die Ruder Elfenbein.
Ob dieſe gleich von Schweiß, auch oft von Blute triefen,
Meint Jeder doch ein Herr, kein Ruderknecht zu ſein,
Ob deſſen Fuß gleich nur von Banden wird gekränket,
Ein Höfling aber liegt an Seel' und Geiſt umſchränket.

Bei uns iſt Jedermann ſein Herr, ſein Fürſt, ſein König;
Man dringet uns kein Joch, auch wir Niemandem auf;

Jedweder iſt vergnügt und Keiner uns zu wenig;
Der Tugend laſſen wir den Preis, der Zeit den Lauf.
Wer für's gemeine Heil will Schweiß und Witz verwenden,
Dem hilft man ſelbſt an's Bret und trägt ihn auf den Händen.

Dort tobet Glück und Neid auch auf die Ehrenmale,
Zermalmt Erz und Porphyr, wirft Bilder in den Schach.
Der Schutzherr geſtern war 11)), der ſteckt heut' auf dem Pfahle,
Der ihn jüngſt ſegnete, ruft jetzt „du Schelm!" ihm nach. 12))
Hier weiß man Nichts von Fluch, der Andrer Ruhm verſehre;
Die Andacht klimmt zu Gott, die Tugend ſtrebt nach Ehre.

---

11) iſt.

12) Der ihn vor ſegnete, rufft ihm itzt, Schelme, nach.

Chriſtian Wernike.

Palämon.

Palämon, der beſitzt des Königs Gunſt und Ohr.
Ich folg' ihm durch den Saal bis an des Palaſts Thor;
Ich huſt', er ſieht ſich um; ich neige mich, er lacht;
„Ich habe geſtern noch", ſagt er, „an Ihn gedacht."
Ich glaub' es ohne ſein Vermeſſen
Und find' es in der That,
Daß er ſich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergeſſen.

An einen Hofmann.

Aufrichtig und doch höflich ſein
Stimmt ſelten mit einander ein;

Doch muß man dir dies Lob zulegen:
Du kannſt dich wohl in beide ſchicken,
Biſt höflich, wenn ich bin zugegen,
Aufrichtig hinter meinem Rücken.

Die lebloſe Schönheit.

So ſchläfrig, doch ſo ſchön! Kann man den Augen trauen?
Iſt Chloris ein Geſchöpf? Wie? Oder iſt ſie nur
Ein ungemeines Bild? Denn was wir an ihr ſchauen,
Iſt für die Kunſt zu groß, zu ſchwach für die Natur.
Wollt' etwa die Natur des Malers Hand nachaffen?
Hat ſie mit gleicher Münz' ein Künſtler hier bezahlt?
So hat ſie die Natur gemalet, nicht geſchaffen;
So hat ein Maler ſie geſchaffen, nicht gemalt.

Thorheit der Welt.*)

Wir gehn mit Luſt und vollen Freuden
Nach Rom, Madrid und nach Paris,
Nach London, Amſterdam und Leyden;
Wir gehn als Jaſon nach dem Vlies;
Wir gehn nach Wien als Abgeſandte,
Wir gehn in's Feld als Oberſte,
Auf's Rathhaus als des Raths Verwandte,
Als Flaggenführer in die See;
Wir gehn, verſchwendend unſre Stunden,
Mit Brüdern in ein Saufgelag,
Mit Schweſtern in ihr Schlafgemach
Und in's Gehege mit den Hunden;
Wir gehn, um niemals ſtill zu ſtehn,
Und kitzeln uns mit ſtetem Wandern;
Wir gehn von einem Ort zum andern,
Und woll'n doch in uns ſelbſt nicht gehn.

---

*) Meiſt nach d. Ausg. v. 1701.

Der Leichenſpruch des Geizigen.

Als einmal Marcus ſchlummernd ſaß
Und in dem Buch der Weisheit las
Den Spruch: „Wer einen Freund find' findet einen Schatz'
So rief er: Dieſen edeln Satz,
Den wähl' ich mir zum Leichenſpruch!
Und ſchrieb ihn in ſein Tafelbuch.
Doch ich, indem er ſchrieb, verſpürte, [1]
Daß er, den Geiz und Schlaf verführte,
Als dienten dieſe Wort' in ſeinen Kram, gemeint;
Er ſchrieb: „Wer einen Schatz find't, findet einen Freund".

Unterſchied der Schönheit.

Daß Doris ſchön ſei, find't mein Aug' im erſten Blick,
Ich fühle die Gefahr und weich' umſonſt zurück;

---

[1] verſpürt. Im folg. V.: durch G. und Schl. verführt.

Hergegen wenn ich viel mit Chloris umgegangen,
So nimmt ſie erſt, und, eh' ich's merke, mich gefangen.
Dort raubt man mir mein Herz, hier wird es mir geſtohlen,
Weil Doris ſchneller zwar, doch Chloris ſichrer ſiegt.
Die Schönheit zeigt ſich dort im freien Feld' und liegt
In Chloris Angeſicht, als hinterm Buſch, verhohlen.

Wittwentrauer.

Clorinde trau'rt um ihren Mann,
Den ſie in Wort und Werk — ſie ſchwört es — nie betrogen;
Sie hat ein zierlich Trau'rkleid an,
Ihr Zimmer iſt mit Boy bis auf den Grund bezogen,

Schwarz iſt die Deck' auf ihrem Bett';
Briefträger, Kuppler, Knecht, Magd, Kutſcher, Pferd und Wagen,
Sie alle müſſen Trauer tragen:
Es ſcheint, als ob ſie Freud' an ihrer Trauer hätt'.

Unbeſtand des Glücks.

Weil man auf dieſer Welt mehr Kreuz, als Freud', erlebt
Und immer in der Irre ſchwebt,
So denkt ihr wenig nach, indem ihr ſo verzagt
Den Unbeſtand des Glücks beklagt;
Dankt für die Hoffnung doch, ihr Thoren, dem Geſchick!
Der Unbeſtand iſt unſer Glück.

Almoſen und Geſchenke.*)

Man nennet ein Geſchenk, was[1] Arme Reichen geben,
Und Gottesgabe, was von dieſen jene[2] heben;
Doch Alles iſt dem Geizhals gleich:
Gieb ihm, was auch das Ding für einen Namen habe,
Er nimmt Geſchenke, weil er reich,
Und, weil er arm, die Gottesgabe.

Ulyſſes und die Geſchichtſchreiber.

Wir irren beiderſeits; der Streit iſt leicht zu ſchlichten:
Ulyſſes in der See und wir in den Geſchichten.

---

[1] das.

[2] Gottesgab, was die von dieſen.

*) Nach d. Ausg. v. 1701.

Die neue Welt.

Man fand in Indien der erſten Unſchuld Spur,
Ein Volk, das ohne Zwang gehorchte der Natur,
Das einen eiteln Ruhm nie ſucht' in der Gefahr
Und keine Tugend kannt', als die kein Laſter war,
So daß hier jedermann erkannte mit Erfreuen,
Es ſei die *alte Welt* gefunden in der *neuen*.

Phyſik und Ethik.

Erforſche, wie die Welt, alſo auch dein Gemüthe,
Und ſei gelehrt und tugendhaft;
Die *Güte der Natur* zeig' in der *Wiſſenſchaft*,
Im *Wohlthun* die *Natur der Güte*.

Vare, redde mihi legiones!

Wie iſt Auguſt entſtellt, daß ſeine Kriegesſchaar
Mit unbezwungner Hand Arminius beſieget!
Ihn ſchlägt ein ſchlecht'rer Feind, weil tapfern Feinden zwar
Sein Feldherr, aber er den Schmerzen unterlieget.

Glück und Verdienſt.

Wie ſelten findet man, daß Glück und Reichthum grünet,
Wo Ehr' und Tugend wohnt! Es iſt an Wunders ſtatt,
Wenn der ſo viel erlangt, als er mit Recht verdienet,
Und der ſo viel verdient, als er erlanget hat.

Est mala res mulier.

Der irret, wer der Weiber Ehr'
Nur nach dem Schein von außen wiegt;*)
Die Eingezogene betrügt,
Die Freie, die betrügt noch mehr.

An Mopſus.

„Die Morgenſtund' hat Gold im Mund", und du bleibſt arm,
Obgleich manch früher Tag dir deinen Kopf macht warm.
Mich dünkt, das Sprichwort iſt verführeriſch und eitel;
Weil ſie's im Munde hat, ſo haſt du 's nicht im Beutel.

*) So die Ausg. von 1701. Die ſpäteren haben dafür:
Mehr, als den bloſen Schein, zufüget.

Fruchtbarkeit franzöſiſcher Schriftſteller.

Daß ein franzöſcher bel-esprit
Manch artig Buch mit goldnem Schnitt [1])
In Holland uns beſcheert,
Daß er uns nicht ſein Pfund verhehlt,
Das Jahr nach Monatbüchern [2]) zählt,
Iſt nicht Verwunderns werth.
Er macht kaum ſeine Feder naß
Und künſtelt ohne Müh';
Wahr iſt's, er ſchreibt, ich weiß nicht, wie;
Doch auch, ich weiß nicht, was.

An einen Splitterrichter.

Magſt du, was meine Fehler ſind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bei mir für Tugend find't;

[1] Manch artlich Buch vergüldt im Schnitt.

[2] durch Monat-Bücher.

Spricht man dort übel ohne Maaße,
Und legt man hier zu viel mir zu,
So wähle du die Mittelſtraße
Und denk', ich bin ein Menſch, wie du.

An Amaryllis.

Die Tugend wird zwar meiſt verlacht;
Doch deine theure Schönheit macht,
Daß jene man auch in dir preiſt.
Die Schönheit fällt zwar oft in's Netz;
Doch deiner Tugend ſtreng Geſetz
Beſchützet das, was jene weiſt.
Es fällt die Welt dem Zeugniß bei, 1)
Das dir mein ſchwacher Mund itzt giebt:
Man lobt dich ohne Heuchelei,
Wie man dich ohne Hoffnung liebt.

1) Die Welt fällt dem Gezeugniß bey.

Der Kriegsheld.

Der ſaure Thraſo ſchlägt durch bloßes Anſehn wund:
Ein ſchwarzer Stutzbart ziert den aufgeſchwollnen Mund;
Er trägt ein langes Schwert und ein dick ſpaniſch Rohr,
Die Feder auf dem Hut, den Hut auf einem Ohr;
Rock, Hoſen, Wamms und Strümpf' und Alles muß ſich gatten;
Er ſieht ſo grauſam aus, daß er ſich ſelbſt kaum traut,
Daß, wenn er ungefähr in einen Spiegel ſchaut,
Er ſelber ſich entſetzt vor ſeinem eignen Schatten.

Seemanns-Liebe.

Daß man ein Fräulein preiſt, indem man ſie betrüget,
Und ſie durch Umſchweif' oft zu überreden ſtrebt,

Daß man die Händ' ihr küßt und ihr zu Füßen
lieget,
Indem man ſie empor bis an die Sterne hebt,
Das ſteht Cleant nicht an, der nicht beredtſam iſt,
Der, was er ohne Müh' und in dem erſten Griff
Nicht haben kann, verſchmäht. Er iſt ein Orlogſchiff,[1]
Das nur mit dem Geſchütz, nicht mit der
Flagge grüßt.

Sape hodie.

Marull verſchiebet ſeine Sorgen
Und ſeine Vorſicht bis auf morgen,
Auf morgen ſeine Reu' und Buß'
Und in Gefahr den letzten Schluß,

---

1) Lesart der ältern Ausg. für: Kriegesſchiff.

Auf morgen, Freunde ſich zu machen
Und vor der Feinde Trug zu wachen,
Auf morgen Fleiß und Aemſigkeit —
Und iſt allein ein Narr für heut.

An unſere Poeten. *)

Ihr Dichter, wenn ein Vers aus eurer Feder quillt,
Um eure Phyllis zu bedienen,
So zeigt ſich gleich ein „Marmorbild",
Ihr Aug' iſt von „Achat", die Lippen ſind „Rubinen",
Die Adern aus „Saphir" gemacht,
Und eure Buhlſchaft wird, weil ihr ſie preiſt, verlacht.
Die Welſchen ſind zwar auch nicht klug,
Weil ſie in einem weiten Flug

---

*) Insbeſondere gegen den Schwulſt der Lohenſteinſchen Schule gerichtet.

Mit einer Göttinn ſtets bis an die Sterne fliegen;
In Frankreich macht man ſie von lauter Geiſt und Witz,
Der Freundſchaft fähig und verſchwiegen,
Kurz ein Gefäß ohn' einen[1]) Ritz;
In England, wo ſie ſchalt- und walten,
Da werden ſie für nichts, als Fleiſch und Blut, gehalten;
Ihr aber, umgekehrt, wollt all' Pygmalions ſein,[2])
Denn eure Phyllis iſt ein Bild, ein Bild von Stein.

Schuldner oder Gläubiger?

Manch ungehobelt Holz wird zum Merkur gemacht,
Weil mancher theure Mann, aus aller Höfling' Acht,[*])
Sich ſonſt bei keinem Maaß, als ſeinem Schatten mißt.

---

[1]) eine.

[2]) Ihr aber wollt verkehrt Pigmalions alle ſein.

[*]) den kein Höfling achtet.

Viel' hebt das Glück empor, Viel' hält es auch zurück;
Doch wer die Welt recht kennt, der findet, daß das Glück
Mehr Schulden ausſtehn hat, als es ſelbſt ſchuldig iſt.

Hoc unum scio, quod nihil scio.

Du denkſt, daß Jedermann aus deinen eiteln Schlüſſen
Und falſcher Wiſſenſchaft ſehr große Klugheit ſchleußt;
Was nützt es, wenn du gleich weißt, daß du gar nichts 1) weißt,
Wenn du nicht weißt, daß dies auch Andre von dir wiſſen!

---

1) nichtes.

Amaryllis Bildniß.

Wie eine Venus einſt kam aus der Muſchel her,
So ſteigt die andre hier aus ihres Malers Schalen, —
So gleich, daß Keiner nicht ſie gleicher könnt', als er,
Und auch ſo ſchön, daß er nichts Schön'res könnte[1]) malen!

Auf Cäſar's Ermordung.

Der Mörderhaufe dringt ſo unverſehns herfür,
Daß keine Rettung nicht, o Cäſar, iſt zu hoffen.
Wer flieht? Geiſt oder Leib? Dem ſteht kaum eine Thür,
Hingegen jenem ſtehn ſo viel, als Wunden, offen.

---

[1]) So ſchön, daß keiner nicht, die ſchöner iſt, kann.

Das Bildniß.*)

Du ſchminkſt Geſicht und Bruſt mit wohlgemiſchten Farben.
Dies thut dein Maler nicht; der ſtellt die Fleck' und Narben
Mit grobem Pinſel dar. Mathilde, glaub', es iſt
Dein Bild dir ähnlicher, als du dir ſelber biſt.

Mäßigkeit.

Der ſeiner vollen Krüge ſchonet,
Iſt mäßig, und nicht Der, der Durſt gezwungen leid't;
In einem leeren Faſſe wohnet
Der Durſt und nicht die Mäßigkeit.

---

*) Zum Theil nach d. ält. Ausg.

Vorſicht.*)

Wer mit Vernunft der Zeit und dem Verhängniß weicht,
Wer ſeinem Glück nicht traut auch in den beſten Tagen,
Den ſtört kein Zufall nicht; das Kreuz iſt Beiden leicht,
Wer lang darauf gedacht, und wer es lang ertragen.

Schlaue Aufrichtigkeit.

Scheint, was ihr ſeid, bekennt eu'r Herz im Angeſicht,
Die albern-kluge Welt wird dies Verſtellung nennen;
Sprecht rund heraus, man glaubt euch nicht;
Geht nackt, und man wird euch nicht kennen.

---

*) N. d. ä. A.

Sicherheit im Glück.

Sag' einem, der erfreut dem Glück im Schooße
lieget,
Daß deſſen Stille ſtets die Sicherheit betrüget,
Daß es uns, ehe wir es recht erkannt, verläßt;
Er höret dich nicht mehr, denn junge Hochzeitgäſt'
Den Wächter, der des Nachts die Stunden rufet,
hören;
Er ſpottet deiner Gunſt und lachet deiner Lehren,
Und alle deine Wort' entführt der ſchnelle Wind.
Ein Glücklicher iſt taub, ſowie das Glück
iſt blind.

Neupoetiſcher Unſinn.

Artemon hat gelernt, an mehr als einem Ort'
Ein unverſtändlich Nichts durch aufgeblaſ'ne Wort'
In wohlgezählte Reim' ohn' allen Zwang zu bringen;

---

*) Gegen Lehenſtein und ſeine Nachahmer.

In jedem Abſchnitt hört man klingen:
„Schnee, Marmor, Alabaſt, Musk, Biſam und Zibeth,
Sammt, Purpur, Seid' und Gold, Stern, Sonn' und Morgenröth',"
Die ſich in Unverſtand verſchanzen
Und in geſchloßner Reihe tanzen.
Zwar leſ' ich ſelten ſie vom Anfang bis an's Ende;
Doch klopf' ich lachend in die Hände
Und denk': es ſind nicht ſchlechte Sachen,
Aus Schell'n ein Glockenſpiel zu machen.

Großer Herren Gnade. *)

Der, welcher ſich
Einfältiglich
Verläſſet auf die Erdengötter,
Der ihrem holden Lächeln traut,
Auf Blicke Rechnung macht, der ſchaut
In den Kalender nach dem Wetter.

---

*) N. d. ä. A.

Guter Name in Verfolgung.

Melintes, den der Feinde Macht
Um ſeine Wohlfahrt hat gebracht,
Dem ſprach man tröſtlich alſo zu:
„Melintes, „ſtelle dich zur Ruh',
Weil deiner Unſchuld Nichts gebricht
Und Jeder von dir rühmlich ſpricht,
Der ſich mit jenen nicht verſchworen."
Melintes hört' es an und rief:
„Was nützt ein guter Wind dem Schiff,
Das Maſt und Segel hat verloren?"

An Melintes.

Laß auf Verfolgung nicht ſich ändern deine Triebe,
Noch ſich in Zorn und Haß verkehren Gunſt und Liebe;

Thu' jetzt mit Vorſatz Das, was erſtlich Neigung war,
Und mache durch Geduld die Unſchuld offenbar;
Sonſt würden Die, die jetzt ihr Unrecht ſelbſt erkennen,
Das, was die Wirkung iſt, verkehrt die Urſach nennen.

Die Tugend.*)

Die Tugend iſt ein Lorbeerbaum,
Der dichte Zweig' ausſchießt in einem engen Raum,
Der mit den Zweigen ſo, wie mit dem Schatten dienet,
Im Winter in der Kält', in Hitz' im Sommer grünet.
Zwar pflegt die Welt ihr Spott und Hohn,
Statt der verdienten Ehre, zu bezeigen;
Doch ſie iſt ihr ſelbſteigner Lohn:
Es krönt ein Lorbeerbaum ſich ſelbſt mit eignen Zweigen.

---

*) N. d. ä. A.

„Und alle Gräber werden bewegt werden."

Es wird die Wiege zwar, doch nicht das Grab bewegt,
In das man unſers Leibs entkernte Schalen legt;
Doch wann der Lebensfürſt erſcheinen wird und wann
Die donnernde Poſaun' erſchallen wird auf Erden,
Dann wird das Grab bewegt, und unſer Grab wird dann
Der Neugebornen Wiege werden.

Almoſen.*)

Es reicht der Armuth Hand das beſte Bettelbrot;
Wer ſelbſt in Drangſal, hilft am rühmlichſten aus Noth,

---

*) N. d. ä. A.

Und der wird meiſt von Gott geliebt,
Der, weil er Andern giebt, die Hände ſelbſt läßt leer;
Denn Der, der wenig giebt von Wenigem, giebt mehr,
Als Der, der viel von Vielem giebt.

Glücklicher Irrthum.

Daß Kalkas oftmals ſich in ſeiner Arzenei
Verirrt, das macht euch vor ihm ſcheu?
O Thorheit! Euch iſt nicht die Art, zu heilen, kund:
Er macht durch Irrthum oft geſund.

Neujahrswünſche.

Es ſpricht Marcolphus mir am neuen Jahrstag zu
Und wünſcht mir, was er mir entwendet 1), Fried' und Ruh';

---

1) benimmet.

Er wünſcht mir lange Jahr' und raubt mir meine Zeit,
Veranlaßt mich zum Fluch und wünſcht mir Seligkeit;
In ſeinem Antlitz ſitzt das Merkmal böſer Tage,
Und ſein Neujahrswunſch iſt des Neujahrs erſte Plage.

Narren die beſten Lehrmeiſter.

Ein rechter Geck iſt mehr, als mancher Schulfuchs, werth,
Und man lernt mehr von ihm, als auf der hohen Schule[1];
Der huſtet Wort' und ſchwitzt vor Weisheit in dem Stuhle,
Weil jener, wenn er tanzt, ſingt, lachet, ſpricht und ſchwört,

---

[1] Schul. So unten: Stuhl

Verkehrt, was anſteht, zeigt. Die Weisheit dort beſteht
In vielen Worten,2) hier in einem krauſen Zug:
Dort lernt man ſich zum Narr'n, hier lachet man ſich klug.

An einen Tagelöhner der Verleger.

Schreib' eilends; denn es ſteht der Drucker vor der Thür
Und bringt geſpartes Geld für dein verſchwend't Papier;
Ein jeder Bogen gilt zwei Thaler, ſind gleich nicht
Die Worte, wie das Gold, von einerlei Gewicht.
Die Anzahl wird dem Werth im Drucken vorgezogen;
Drum wäge du ſein Gold, er zählt nur deine Bogen.

---

2) Dort in viel Wort' und ꝛc.

Unnütze Klagen.*)

Man klagt, daß wir die Lieb' und alte Treu' verloren,
Und daß der Segen ſich verkehrt in einem Fluche;
Jedoch wenn ich mit Fleiß die vor'ge Zeit durchſuche,
So dank' ich Gott, daß ich in dieſer bin geboren.

Kleiner Mangel.

Der Abſchnitt? gut. Der Vers? fließt wohl. Der Reim? geſchickt.
Die Wort'? in Ordnung. Nichts, als der Verſtand verrückt.

---

*) Meiſt n. d. ä. A.

Schifffahrt des Lebens.

Wir irren auf der See der Welt,
Weil eine Fluth die andre ſchwellt;
Kein Vorgebirg' erſcheint zur Rechten noch zur Linken.
Wir ſind der Wellen Gaukelſpiel,
Süd, Oſt, Nord, Weſt gilt uns gleichviel,
Weil wir den Hafen nur erreichen, wenn wir ſinken.

Schönheit ohne Verſtand.

Nichts, als nur falſche Münz' iſt Schönheit ohne Witz;
Denn das Gepräg' iſt gut, doch iſt das Erz nichts nütz'.

Disputat.

Die Urſach' iſt, mein Herr, daß ich dies Ding behaupt',
Dieweil die — — — „O, das wird von Niemand nicht geglaubt!" —
Wie? Eh' er mich gehört? Und darauf hebt er an
Und widerlegt ein Ding, davon ich nie geträumt,
Und das ſo wenig er, wie ich, verſtehen kann.
Er redet, daß der Mund ihm ſchäumt;
Ein ungeduldig Wort, das läuft die andern über
Und ſetzet den Verſtand faſt in ein hitzig Fieber.
Ich ſegne mich und merke wohl,
Daß ich der Thorheit ſehr verdächtig mich gemacht,
Weil ich vermeſſentlich gedacht,
Daß einer, der ſich ſelbſt nicht hört, mich hören ſoll.

Die neue Fräuleinſchaft.

Daß Mancher jetzt heißt Wohlgeboren,
Der erſt die Schuh', hernach den Bart für Lohn geputzt,
Das klingt was hart in meinen Ohren;
Doch wenn das Wort der Sache nutzt,
So geb' ich Alles nach, und ich bin nicht entrüſt't,
Daß man Die *Fräulein* heißt, die keine *Jungfer* iſt.

Eitelkeit weltlicher Luſt' und Ehren.

Daß eine Fürſtinn mich umfing mit heißen Küſſen,
Und mich ein König *Freund* und Grafen *gnädig* hießen, —
Das *träumt'* ich. Mein Gemüth war durch die Luſt zerſtört,
Ich ſchmeckte, was ich fühlt', und fühlte, was ich hört'.

Als aber ich erwacht' und nach den ſanften Zeichen
Der ungewohnten Küſſ' auf meinen Lippen ſucht',
Auch den entwich'nen Schall der Titel in der Flucht
Durch mein verwöhnt Gehör gedachte zu erreichen,
Da war ſo wenig hier zu hören und zu ſehn,
Als wenn, was ich geträumt, wär' in der That geſchehn.

Klugheit der Welt.*)

Du haſt den Seneca und Plato wohl geleſen;
Allein du kenneſt nicht der Welt verkehrtes Weſen.
Menalcas, glaub', es ſteckt viel Weisheit im Betrug,
Viel Wiſſenſchaft in den Gebehrden.
Du haſt Verſtand, doch nicht Geſchicklichkeit genug,
Auch von den Narren ſelbſt für klug geſchätzt zu werden.

---

*) Größtentheils n. d. ä. A.

An Gaurus.

Daß meinen Namen du durch böſen Leumund 1) kränkſt,
Und ich mich nicht an dir auf andre Weiſe räche,
Als daß ich allezeit von dir viel Gutes ſpreche,
Gereichet mir zum Schimpf mehr, als du wohl gedenkſt:
Es läßt die Welt ſich nicht betrügen
Und ſtrafet mich, wie dich, der Lügen.

Verkehrte Welt.

Es kehrten Lieb' und Tod in eine Herberg' ein
Und legten beide müd' 2) die Köcher und die Pfeile

---

1) durch Nachred' arghaft.

2) Im Orig. beid' ermüdt.

Von ihren Seiten ab. Sie ſchliefen, bis der Schein
Der Sonn' im Süden war, ſo daß aus großer Eile
Beim Abzug keines nicht ſein recht Gewehr bekam.
Wie nun bei Jungen die, er ſich bei Alten übte,
Und jedes fremde Pfeil' auf eignen Bogen nahm,
So ſtarb die Jugend ab, das Alter ward verliebt.

Gute Lehre.*)

Ich ſchau' beſtürzt den vollen Männ
Und ſein unſinnig Laſter an.
Er läſſet weder mir, noch ſeinen Gläſern Ruh';
Doch muß ich ſeiner Thorheit lachen:
Der Unmenſch will mich trunken machen
Und trinkt, je mehr er trinkt, die Mäßigkeit mir zu.

---

*) N. d. ä. A.

Uebermaß der Schönheit.

Schau ich Mirandola, ſo ſchwellt
Mein Herz und zittert, wenn ſie ſpricht.
Mirandola gefällt mir nicht,
Weil ſie mir gar zu ſehr gefällt.

An einen Weltmann. *)

Du ſorgeſt, daß dein Ruhm auf Erden nicht vergeh',
Und Jeder nennet dich ein Wunder ſeiner Zeit.
Wo aber bleibt die Ewigkeit?
Du biſt der Rhone gleich, die durch den Genferſee
Erkenntlich, unvermiſcht ihr ſtolzes Waſſer führt,
Nachgehends ſich im Meer verliert.

---

*) N. d. ä. A.

Der Wucherer.

Man ſagt, daß Spurius an ſeinen Gott nicht denket;
Doch irrt man, weil er ihm ſein ganzes Herz geſchenket,
Weil er ihn brunſtig liebt und ſtets vor Augen hält. —
Verſteht mich aber recht: *Es iſt ſein Gott — ſein Geld.*

„Seid fromm, wie die Tauben, und liſtig, als die Schlangen."

Ob von der Weisheit ſelbſt wir gleich den Spruch empfangen:
„Seid, wie die Tauben, fromm, und liſtig, wie die Schlangen",

Doch folg' ich, weil ich ihn nicht recht verſtehe, lieber
Der Einfalt Sittenlehr' in Allem, was ich thu': —
Ich eigne mir allein die erſte Hälfte zu;
Die andre laſſ' ich euch, ihr Schriftgelehrten, über.

Schriftſteller-Eile.

Was Marcus ſchreibt, das iſt geſchrieben,
Und was ihm aus der Feder fällt,
Iſt, wie es fällt, auch liegen[1]) blieben.
Und fragſt du, was die Urſach ſei?
Weil er Nachdenklichkeit für Beutelſchneiderei,
Und ein durchſtrichen Wort für Mord und Todtſchlag hält.

---

[1]) beliegen.

Geringe Feinde.

Was groß iſt, wird gefürcht't, was klein iſt, wird verlacht, [1])
Und dieſes macht, daß wir geruhig niemals ſitzen.
Laß uns den Himmel nur vor kleinen Feinden ſchützen,
Vor großen nehmen wir uns ſelber wohl in Acht.

Der ſichere Spieler.

Rebuff iſt gutes Muths; er weiß ein Meiſterſtück,
Woburch er ſeinen Zorn an ſeinem Unglück kühlet:
Das Glück betrüget ihn, weil er viel Geld verſpielet,
Und er, weil er es nicht bezahlen kann, das Glück.

---

1) veracht

Staatsweisheit.

Zu große Schatzung ſtört der Unterthanen Fleiß,
Und Dürftigkeit benimmt den Muth;
Drum ſpart und denkt, es ſei der Unterthanen Blut
Ein edler Opfer, als ihr Schweiß.

Uneigennützige Liebe.

Lieb' iſt der Großmuth Frucht, und die ſich darin üben,
Die ſchlagen in den Wind der Liebe Widerſchein.
Du kannſt, ſei, wie du willſt, geliebt, unglücklich ſein,
Sei, wie du willſt, unglücklich, dennoch lieben.

Geiſtloſe Schönheit.*)

Wahr iſt's, es iſt ein gut Geſicht
Ein öffentlich Empfehlungsſchreiben,
Wenn der Beſitzer nur dem ſelbſt nicht widerſpricht
Und ſeinen Leſer läßt bei ſeiner Meinung bleiben.
In deinem Briefe ſind die Züg' und Zeilen ſchön,
Den Inhalt kann kein Menſch verſtehn.

Alte und neue Zeit.

Wenn man der alten Zeit Geſchichte fleißig lieſt
Und was jetzt im Gebrauch, nicht läßt aus ſeiner Hut,
So iſt die alte Zeit, ſowie die neue, gut;
Man lernt, wenn man bedachtſam iſt,
Von jener, was am beſten glücket,
Von der, was ſich am beſten ſchicket.

---

*) Zum Theil n. d. ä. A.

Zwiefache Erkenntnißquelle. *)

Ich ſtelle mir mit Luſt dein ganzes Weſen vor:
Verſtand und Schönheit ſind verknüpft mit deiner Jugend;
Das Auge weiß, daß du biſt würdig deiner Tugend,
Und daß du würdig biſt der Schönheit, weiß das Ohr.

Xerxes.

Ich hör' am Helleſpont noch Xerxes Ketten klingen,
Und ſeine Wuth ergötzet mich;
Der ungeheure Thor kann nicht das Feu'r in ſich
Und will die Fluth in jenem zwingen.

---

*) N. d. a. A.

Alexander.

Ja, eine Welt war ihm zu wenig,
Und Alexander wollte König
Noch über mehr, als eine, ſein;
Drum ſetzte der gekrönte Zecher
Sich oft bei Herkuls trunknem Becher
Und trank[1] den Wein, wie Waſſer, ein:
Dieweil, wenn Dunſt das Aug' umziehet,
Ein Trunkner Alles doppelt ſiehet.

Friedenstractaten.

Du ſageſt zwar, daß du dem Feinde nach Belieben
Den Frieden habeſt vorgeſchrieben,
Nimmſt aber nicht in Acht, obgleich es ſonnenklar,
Daß dir es drum mit ihm gelungen,
Weil du ihn nur zu thun, *was er gewünſcht*, gezwungen,
Und dein Beding *ſein Vortheil* war.

---

[1] ſoff.

Ruhe bei Hofe.

Wenn über viel Geſchäft' Hofjunker, Spieler, Rath,
Fuchsſchwänzer und was ſonſt nach Hof' in Kutſchen fähret,
Sich hundertmal des Tags beſchweret,
So lach' ich über ſie: dieweil ſie in der That
Sonſt nicht und nur allein, wie in der Wieg' ein Kind,
In der Bewegung ruhig ſind.

Fabel und Hiſtorie.

Sucht nach der Wahrheit in Gedichten,
Und nach den Lügen in Geſchichten,
Daß die Gedicht' euch nützlich ſein
Und die Geſchicht' euch nicht betrüge;
Denn jene zeigen uns die Wahrheit unter'm Schein
Der Lügen, unter'm Schein der Wahrheit dieſe Lüge.

Cato.*)

Zwei herrſchten über Rom, nicht aber über dich;
Vor Cäſars Stahl trug Rom, der Tod vor deinem Scheu;
Du ſtarbſt, wie du gelebt. Die *Freiheit* duldet *Zwei*;
Ein *Freier* aber duld't nicht *Einen* über ſich.

Geheime Abſicht.

Verlangſt du, daß ich dir des Damons Zweck erklär',
Wenn du ſo tief ihn ſchau'ſt vor Jedermann ſich neigen?
Er will hierdurch, wie man ihn ſelbſt ſoll ehren, zeigen,
Und ſeine Demuth kommt von ſeiner Hoffahrt her.

---

*) N. d. ä. A.

Zweideutiger Ruhm.

An Armida.

Willſt du, daß ich dich rühmen ſoll,
So deute meine Meinung wohl;
Tiefſinnig bin ich nicht, meiſt ſchreib' ich ungefähr
Und denk', indem ich rühm', auf keine Heuchelei:
Fromm biſt du, wie — — ein ſtilles Meer,
Und wie ein guter Wind — — getreu.

Leutſeligkeit.

Verachte Niemand nicht, obgleich du größer biſt,
Damit ſich Niemand nicht vor deinem Anſpruch ſcheu';
Lieb' Einen, weil er würdig iſt,
Den Andern, daß er würdig ſei.

211

Erfahrung ohne Klugheit.

Es iſt ein ungereimter*) Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrung ohne Klugheit iſt
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrung.

Der, wenn er geht, den Weg erſt mißt,
Den machet mancher Umſchweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahrung iſt
Ein Sehender auf fremdem Wege.

---

*) So d. ä. A. Die züricher hat — wohl durch Druckf. — „ungemeiner".

Erfahrung mit Klugheit.

Wer Keinen[1]), was noch wie es ſei zu thun, darf fragen,
Und nach dem rechten Zweck auf rechtem Wege zieht,
Von dem allein nur kann man ſagen,
Daß er mit zweien Augen ſieht.

Glücks- und Unglücksſtern.*)

An einen Glücklichen.

Es hat ein Unglückskind, wie du, gewiſſe Stunden,
Mit welchen ſich ſein Glück verbunden,
Der Sonnenweiſer zeigt ſie an;
Nur daß er ſie nicht ſo, wie du, erkennen kann:
Wenn deine Stunde naht, ſo iſt es hell und licht;
Wenn aber ſeine kommt, dann ſcheint die Sonne nicht.

---

[1]) Niemand.

*) N. d. ä. A.

Warum zwei Augen?*)

Dieweil uns die Natur zwei Augen wollte gönnen,
Da man mit einem doch genugſam ſehen können,
So fragt' Amyntas mich,
Warum dies ſei geſchehen.
Du ſollſt mit einem Aug', antwortet' ich, auf dich,
Auf Andre mit dem andern ſehen.

„Car tel est notre plaisir.“**)

Zu Regensburg fünf kurze Fragen,
Auf welche mancher Mund muß ſeine Meinung ſagen,
Und zu Verſailles ſo viel Worte,
Die manche Hand ausführt an mehr als einem Orte,

---

*) Zum Theil n. d. a. A.
**) N. d. a. A.

Die ſind's, die Urſach ſind, daß Frankreich Deutſchland pflückt
Und manche Lilienblum' auf unſern Adler drückt.
Bei uns heißt's: „Ob? Wie? Wen? Was? Wer?"
Und dort: „Denn das iſt mein Begehr!"

Die grauſame Schöne. *)

Wär' Hyra nicht ſo ſchön, wär' ſie ſo grauſam nicht,
So hätt' ich minder Freud' und fühlte minder Schmerzen;
Das Paradies ſchau' ich in ihrem Angeſicht
Und fühle Höll' in meinem Herzen.

---

*) Zum Theil n. d. A.

Wahrheit im Wein.1)

Lobt immer den Diogenes,
  Sagt Celidor, ihr Andern!
Ich, der den Wein mit Eimern meſſ',
  Ich halt's mit Alexandern;
Ich bin ein Held beim vollen Glas,
Und wär' ein Narr im leeren Faß.

Freundeswort.

Verſichre dich, mein Freund, daß ich dir niemals ſage,
  Was ich nicht in dem Herzen trage,

---

1) Wir haben es uns erlaubt, die erſten Zeilen nach Ramler zu geben; im Orig. heißt es:

Es liebe den Diogenes,
  Sagt Celidor, ein ander;
Ich, der den Wein mit Eimern meß',
  Ich halt's mit Alexander.

Noch daß ein zweifelnd Wort aus meinem Munde fall'.
Mit Liebe weiß ich nicht zu ſcherzen;
Ein jedes Wort klopft in dem Herzen,
Im Munde hörſt du nur deſſelben Wiederſchall.

Der Scheinheilige.

Thrax ſpricht, wenn ich ihn unbewacht [1])
Bei einer ſchönen Thais finde,
Sein Amt hab' ihn hieher gebracht,
Um ſie von ihrer ſchnöden Sünde
Durch ſeinen treuen Unterricht
Gewiſſenhaftig abzuſchrecken:
Er wärmt ſich an der Sonn' und ſpricht, —
Er ſchaue nur nach ihren Flecken.

---

1) unverwacht.

Sittliche Grazie.

Clorinde ſagt nicht oft, was ſie nicht ſagen ſoll;
Doch was ſie ſagt und thut, wird durch die Art beſchönet,
Mit der ſie Alles thut. Es ſteht ihr Alles wohl,
So daß die Tugend ſelbſt ihr keinen Zierrath lehnet,
Den ihre Schönheit nicht der Tugend wiedergiebt:
Sie macht die Tugend ſo, wie dieſe ſie beliebt.

Weſentlicher Unterſchied.

Mich dünkt, wenn Koridon von andern Leuten ſpricht,
Daß es ihm an Verſtand gebricht,
Und, wenn er, was er ſelbſt verrichtet hat, erzählt,
Daß es ihm an Gedächtniß fehlt.

Schuldenlaſt. *)

Daß Kolar Keinen nicht bezahlt
Und doch mit vielen Dienern prahlt,
Daß er in einer Kutſche fährt,
Iſt nicht ſo ſehr Verwunderns werth.
Laß ſeine Gläub'ger ſich gedulden:
Zwei Pferde haben gnug zu ziehn an ſeinen Schulden.

Zwiefacher Sieg. **)

Wie leicht iſt Einer überwunden,
Wenn man die rechte Zeit zur Rache hat gefunden! —
Erdrück' ihn! er verdient's! Es ſteht dir Alles frei;
Doch wo du ihm vergiebſt, ſo überwind'ſt du Zwei.

*) N. d. ä. A.
**) N. d. ä. A.

Gleiche Thorheit. *)

An einen Geizigen.

Darfſt du darum auf Chlorus ſchmähn,
Daß er vergebens hofft auf, was nicht kann geſchehn?
Stell' ein dein nichtiges Geſchwätze,
Das Jedermann zum Zorn bewegt,
Und denke, daß die Welt auf *eine* Wagſchaal' legt
Die Hoffnung eines Narr'n und eines Geiz'gen[1] *Schätze.*

Der beſtechliche Richter.

Die Strafe ſcheut er nicht, wenn er ſich läßt beſtechen;
Denn er zahlt die, wird er entdeckt, *mit dem Verbrechen.*

---

[1] Geizhals.

*) N. d. ä. A.

„Es iſt uns gut, Herr, daß du uns züchtigſt."

Wie Mancher dünket ſich im Glück ein Held zu ſein,
Der in der Noth verzagt! Das Unglück iſt's allein,
Das in das Innerſte des falſchen Herzens dringet
Und den verführten Tropf zur Selbſterkenntniß bringet.
Ein Glas zeigt, wenn es iſt durchſichtig, nur das Licht;
Doch wenn's verfinſtert iſt, ſo zeigt's dir dein Geſicht.

An einen Waghals.

Warum erzürnſt du dich, mein Freund, wenn ich dich ſchelt',
Daß du dich ohne Noth ſo oft giebſt in Gefahr?
Geſtehe nur, du ſeiſt ein Narr,
So geb' ich's zu, du biſt ein Held.

Verſtändige Rede.

Wenn Strephon ſpricht, ſchweigt Jedermann
Und hört ihn oft mit Luſt, oft mit Verwundrung an;
Es wird kein Wort von ihm verſchwendet.
Viel iſt es, was er ſagt, doch, was er nicht ſagt, mehr;
Dem denkt man nach, wenn er geendet,
Und giebt ihm dann auch noch, wann er ſchon ſchweigt, Gehör.

Eitle Dankbarkeit.

Daß für erwieſ'ne Dienſt' oft Kremon mich geprieſen,
Iſt keine Dankbarkeit und nichts, als Gaukelei:
Er trachtet, darzuthun, was er, nicht, was ich ſei,
Mehr, daß er ſie verdient, als, daß ich ſie erwieſen.

Müßiggang.

Such' in der Arbeit deine Ruh',
Nachdem du emſiglich den Himmel angefleht;
Die Arbeit hört*) der Welt, dem Himmel das Gebet,
Der Müßiggang der Hölle zu.

Reiſen in's Ausland.**)

Als Krato reiſen wollt' und von uns Abſchied nahm,
Da war er noch zu jung für einen weiten Ritt;
Drum bracht' er, als er wiederkam,
Aus fremden Ländern nichts, als ihre Thorheit, mit.
So war er außer Lands des Vaterlandes Schande
Und fremder Länder Schimpf in ſeinem Vaterlande.

---

*) gehört.

**) Zum Theil n. d. ä. A.

Erzwungene Gunſt.

Es war Verachtung meine Frucht,
So lang' ich Kreon's Gunſt in tiefſter Demuth ſucht';
Doch [1]) als mir die Geduld entfiel,
Erreicht' ich unverhofft durch Keckheit Zweck und Ziel.
Er war beſorgt für ſeine Ruh'
Und ſchrieb mir einen Brief voll Anerbietung zu.
Ich las ihn und erkannt' hierbei,
Daß eines Narren Gunſt gleich ſeinem Briefe ſei, —
Daß, eh' man lieſet ſeinen Gruß,
Man erſt ſein Siegel brechen muß.

Buhlereien der Deutſchen in Frankreich.

Daß *Frankreich* uns pflegt zu verwunden
Durch Pulver, welches *wir* erfunden,
Daß es in Büchern uns verlacht,
Nachdem das Drucken *wir* erdacht,

---

1) Im Orig. Denn, wohl nur aus Verſehen. In der ä. A.: Als aber die ꝛc.

Daß wir dort unſer Geld verſchwenden,
Mit dem es uns hernach beſticht,
Daß es durch unſre Länder bricht
Mit Pferden, die wir ihnen ſenden, —
Geht eh' in meinen Kopf hinein,
Als wenn wir dort die Kraft verlieren,
Daß ihre Weiber wir verführen
Und unſrer Feinde Väter ſei'n.

Kleiderordnung.

In deiner Kleidung ſei bedacht
Auf Nothdurft mehr, als Zierd', auf Zierde mehr, als Pracht,
Und nimm dir dies zur Richtſchnur hin:
Was deinen Leib bedeckt, das zeiget deinen Sinn.

Das Gerücht.

Der Ruf iſt ſelten ohne Grund,
Vergrößert er gleich alle Sachen;
Die Wahrheit öffnet ihm den Mund
Und lehret ihn die Lügen machen;
Er ſetzt, um mehr uns zu betrügen,
Zur Finſterniß ein wenig Klarheit,
Spricht keine Wahrheit ohne Lügen
Und keine Lügen ohne Wahrheit.

Cäſar und ſeine Geſchichtbücher. *)

Daß Cäſar, was er ſelbſt gethan, auch ſelbſt beſchrieben,
Macht, daß man ihn zugleich hochſchätzen muß und lieben;
So tapfer, ſo beredt, daß er allein ein Paar, —
Ein Schreiber der Geſchicht' und die Geſchichte war.

---

*) N. d. ä. A.

Ungleiche Wirkung.

Durch Weisheit, die der Welt ein weiſer Grieche lehrt,
Wird ein geſetzter Glaub' in[1] uns gewiß vermehrt;
Steht aber dieſer nur auf Schrauben,
So wird er insgemein durch jene ganz zerſtört.
Die Weltweisheit wirkt in dem Glauben
Das, was bei einem Feu'r der Wind ausrichten kann:
Das kleine löſcht er aus, das große bläſt er an.

Witz ohne Einſicht.

Ich geb' es gerne zu, Witz haſt du mehr, als g'nug;
Doch ſchreibſt du, wenn du ſchreibſt, als wär'ſt du nicht recht klug;

---

[1] an.

Dein ſcharf= und ſpitzer Kiel verletzet den Verſtand
Und iſt ein blankes Schwert in eines Tollen Hand;
Du ſchreibſt, was ſinnreich iſt, doch was ſich nicht geziemt,
Und deine Thorheit wird durch deinen Witz berühmt.

„Das Eine weiß ich, daß ich Nichts weiß.“ *)

Der Menſchen Weisheit iſt nur lauter Gaukelei,
Und daß auch deine hier nicht ausgenommen ſei,
Iſt klar; denn du weißt nichts, als daß du gar nichts [1]) weißt.
Und willſt du wiſſen, was dies heißt?
Die Sach' iſt nicht ſo ungereimt:
Hat niemals dich, mein Freund, geträumt, daß du geträumt?

---

[1]) nichtes.

*) Zum Theil n. d. ä. A.

Der Spieler.

Gerontes hält nichts auf ſein Amt
Und denkt nur, wie er insgeſammt
Im Spiel die Spieler mög' entkräften,
Und macht Betrug zu ſeinem Ziel.
Er ſpielet nur mit den Geſchäften,
Und iſt geſchäftig in dem Spiel.

Glück der Unverſchämten.

In einem Wirthshaus die Geehrtſten,
Und in der Schule die Gelehrtſten;
Die Klügſten nach mißlungnem Rath
Und Tapferſten nach einer That;
Die größten Helden im Erdulden,
Die beſten Schläfer bei viel Schulden,
Die weitſten Wandrer in der Welt
Und ſchärfſten Spieler ohne Geld;

Die Günſtling' unverſuchter Weiber
Und der Lucrezien Zeitvertreiber,
Am fremden Tiſch die Erſten ſatt
Und reich, wo Niemand ſonſt was hat;
Die beſten Heuchler, Lügner, Wäſcher,
Wahrſager, Aerzt' und Zungendreſcher,
Die Erſten ſo im Welt- als[1]) Kirchenſtand, —
Propheten all' im Vaterland.

Feinde.

Du mußt mit deinen Feinden leben
So, daß du das Geſetz erfüllſt.
Den Stärkern magſt du, wo du willſt,
Du mußt den Schwächeren vergeben.

---

[1]) Die erſt im Welt- und.

An einen Empfindlichen.

Greif hurtig, greiſt ein Geck dich an,
Zur Feder oder zum Gewehr;
Denn wer den Schimpf verachten kann,
Der muß viel beſſer ſein, als er.

Sprachkunde.

Neära iſt geſchickt, ich geb' es gerne nach;
Sie ſpricht Franzöſiſch, Welſch 1), wie ihre Mutterſprach',
Und lernt noch Griechiſch leicht 2), Hebräiſch und Latein;
Denn Alles, was ſie ſpricht, beſteht in Ja und Nein.

---

1) franzöſch und welſch.

2) lernte leicht noch griech'ſch.

Gefährliche Freundſchaft.

Meinſt du, Kleantes ſei dein Freund,
Daß er am Hofe dich ſo hoch ſucht zu erheben
Und ein ſo hohes Amt vor Andern dir läßt geben,
Das über dein Vermögen ſcheint?
Ein Adler hebt die Schildkröt' himmelan,
Damit er ſie zerſchmettern kann.

Des Praſſers Philoſophie.

Klar iſt die Weltweisheit, die er als neu uns ſchenkt,
Die er mit vollem Mund' uns aus der Schüſſel lieſt;
Es ſagt Carteſius: „Der Menſch iſt, weil er denkt,"
Und Menedemus ſagt: „er iſt, dieweil er ißt."

An einen ungerathenen Sohn.

Du wohlgeborner Böſewicht,
Du maßeſt dir zwar an der Ahnen hohe Ehre,
Folgſt aber nicht, wie ſie, der Tugend ſtrenger Lehre;
Du kenneſt nur dein Recht, nicht aber deine Pflicht.
Ihr Wappen prangt mit wilden Thieren,
Und du zeigſt im Gemüth, was ſie im Wappen führen,
Argliſtig, wie ein Aff', und gleich dem Bären wild.
O wärſt du nach Verdienſt geviertheilt, wie dein Schild!

Freundſchaft und Ehe.

Wer Hülfe nöthig hat und, was ihm nützt, verſtehet,
Der ſeh', ſtatt eines Weibs[1], ſich um nach einem Mann.
Ein Narr iſt, der zu Waſſer gehet,
Wenn er zu Lande reiſen kann.

---

[1] ſehe für ein Weib.

An einen hungrigen Poeten.

Dir bringt, o Jambus1), nichts dein Fleiß,
Als eines Dichterlings verwelktes Lorbeerreis;
Selbſt dein Verleger giebt dir nichts,
Und Adam's Fluch iſt dir gedoppelt zugemeſſen:
Du mußt im Schweiß des Angeſichts
So faſten, wie ihr Brot die Andern eſſen.

Zwiefache Wirkung.

Du rühmſt und tadelſt mich zu ſehr,
Nachdem ich dich und dich nicht hör';
Das Erſt' iſt nicht nach meinem Sinn,
Das Andre fällt mir ungelegen:
Du machſt mich roth, wenn ich zugegen,
Und ſchwarz, wenn ich abweſend bin.

1) Sonſt bringt dir, Jambus.

Eitle Mühe.

Kein prächtig Kleid, mein Freund, entfernt dich von der Bahre,
Und du verſteckſt umſonſt dein Haupt in fremde Haare;
In jeder Runzel ſitzt des Todes rauhe Spur,
Ein kahler Scheitel iſt ein Grenzſtein der Natur.

Grabſchrift.

Der weder Nothdurft noch den Lecker
Bezahlt, noch Weinſchenk' oder Bäcker,
Noch Krämer, Schuſter oder Schneider,
Der Allen lehrte die Geduld,
Der hat — o Wunder! und o leider! —
Bezahlet der Natur die Schuld.

Vermummte Wahrheit.

Kaliſto, der die Haut kaum an den Knochen hing,
Die traf ich an, als ſie vermummt im Grünen ging.
Ich naht' herzu und, gleich als ob ich ſie nicht kennte
Und ihr Geſicht zu ſehen brennte:
„Die Sonne möcht' ich ſehn, die eine Wolke deckt,"
Sagt' ich, als ich die Hand nach ihrer Maske ſtreckt'. —
„Glaubt Ihr", verſetzte ſie, „daß insgemein auch meine
Den Thoren wie den Klugen ſcheine?" —
Erzürnt durch dieſes Wort „Ei, iſt Euch nicht bekannt,"
Sprach ich, „ein ſchlaues Weib, Semiramis genannt?
Sie ließ, als ſie noch lebt', auf ihren Leichſtein graben:
Wer einen Schatz verlangt zu haben,
Der findet ihn gewiß hier unter dieſem Stein.
Ein Fremdling fand ſich drauf nach vielen Jahren ein;
Er las und dachte: Geld verachten nur die Narren,
Und fing die Gruft an aufzuſcharren.
Es koſtet' ihm viel Müh', und oftmals ſchöpft' er Luft,

Eh' er den Sarg entdeckt' in der verſtörten Gruft.
Als aber er zuletzt den Deckel aufgebrochen,
So fand er nichts, als — dürre Knochen."
Ich ſchwieg; ſie aber ſprach: Freund, ich verſteh'
Euch nicht. —
„Nein?" ſagt' ich; „ei, ſo zieht die Maske
vom Geſicht!"

Der Hofmann.

Corantes ſagt mit vielen Flüchen,
Daß Niemand fleißiger zu Hofe geh', als er,
Und ich ſah einmal ihn hier ſelbſt von ungefähr,
Jedoch nicht gehen, ſondern — kriechen.

Buße.

Es fand ſein zartes Weib ein Ehmann in Gefahr
Und wollte, weil es ſo zu Rom gebräuchlich war,

Aus großer Liebe ſich bequemen,
Die Ruthenſtreich' ihr abzunehmen,
Die in der Beicht' ein Mönch ihr auferlegt.
Als nun der Pater ihm den Rücken luſtig fegt',
So rief das Weib: „Haut zu, Herr Pater; denn ich bin
Gar eine große Sünderinn!"

Der Trompeter des Prinzen Moriz.

Es war dem Spinola bekannt,
Daß Moriz mit dem Heer ſich zu verſchanzen trachte.
Als ein Trompeter nun ihm wurde zugeſandt,
Der ein Gewerb' vom Prinzen brachte,
So fragt' er ihn: „Wie kommt's, daß euer junger Held
So blöd' und furchtſam ſich in der Verſchanzung hält?" —
„Es möcht'", antwortet' er, ſich neigend bis zur Erden,
„Mein Herr auch gern, wie Ihr, ein alter Feldherr werden.

Staatslehre.

Ein Abgeſandter ſprach einſt mit Eliſabeth
Im königlichen Vorgemache,
Und als er ihr verwies, daß, was in einer Sache
Sie kurz zuvor geſprochen hätt',
Nicht Gottes Wort gemäß geweſen,
Auch manchen Bibelſpruch ihr zum Beweiſe brachte:
„Ihr habt die Bibel zwar", verſetzte ſie und lachte,
„Die Bücher aber nicht der Könige geleſen."

Claudite jam rivos etc.*)

Schließt eure klaren Bäch', ihr Muſen! es iſt Zeit;
In Deutſchland find' ich euch von keiner Nutzbarkeit.
Hätt' ich gelernt, wie man im Felde ſich läßt ſchlagen,
So hätt' ich ſchon vielleicht zwei Wachen vor der Thür.

---

*) Dieſes Epigramm ſchließt das neunte Buch der Ueberſchriften; die drei vorhergehenden ſind dem zehnten entlehnt.

Und hätt' ich bunte Schnür' auf meinem Rock getragen,
So ging mir auch vielleicht anitzt kein Staatsrath für.
Hätt' ich durch Schatzungen gelernt, das Volk zu drücken,
So trüg' ich auch vielleicht bereits ein [1]) Ritterband.
Und wüßt' ich leckerhaft die Tafel anzuſchicken,
So hätt' ich manchen Sitz *) zu einem Unterpfand.
Es muß, wer Etwas hier gedenket zu erwiſchen,
Statt eures klaren Bachs in trüben Waſſern fiſchen.

1) ſchon einen.

*) Ritterſitz.

Friedrich Rudolf Ludwig Freih. v. Canitz.

Morgenlied.

Seele, du mußt munter werden;
Denn der Erden
Blickt hervor ein neuer Tag.
Komm, dem Schöpfer dieſer Strahlen
Zu bezahlen,
Was dein ſchwacher Trieb vermag!

Doch den großen Gott dort oben
Recht zu loben,
Wollen nicht nur Lippen ſein;
Nein! es hat ſein reines Weſen
Auserleſen
Herzen ohne falſchen Schein.

Deine Pflicht kannſt du erlernen
Von den Sternen,
Deren Gold der Sonne weicht.

So laß auch vor Gott zerrinnen,
Was den Sinnen
Hier im Finſtern ſchöne däucht.

Wer ihn ehret, wird mit Füßen
Treten müſſen
Luſt und Reichthum dieſer Welt.
Wer Gott irdiſches Ergötzen
Gleich will ſchätzen,
Der thut, was ihm mißgefällt.

Schau, wie das, was Athem ziehet,
Sich bemühet
Um der Sonne holdes Licht;
Wie ſich, was nur Wachsthum ſpüret,
Freudig rühret,
Wenn ihr Glanz die Schatten bricht.

So laß dich auch fertig finden,
Anzuzünden
Deinen Weihrauch, weil die Nacht
Da dich Gott vor Unglückſtürmen
Wollen ſchirmen,
Nun ſo glücklich hingebracht.

Bitte, daß er dir Gedeihen
Mag verleihen,
Wenn du auf was Gutes zielſt;
Aber, daß er mild dich ſtöre
Und bekehre,
Wenn du böſe Regung fühlſt.

Es wird nichts ſo klein geſponnen,
Das der Sonnen
Ewig[1]) unverborgen bleibt;
Gottes Auge ſieht viel heller
Und noch ſchneller,
Was ein Sterblicher betreibt.

Denk', daß er auf deinen Wegen
Stets zugegen,
Daß er allen Sündenwuſt,
Ja die Schmach verborgner Flecken
Kann entdecken,
Und errathen, was du thuſt.

---

[1]) Endlich.

Wir ſind an den Lauf der Stunden
Feſt gebunden,
Der entführt, was eitel heißt,
Weil er dein Gefäß, o Seele,
Nach der Höhle
Eines Grabgewölbes 1) reißt.

Drum ſo ſeufze, daß mein Scheiden
Nicht ein Leiden,
Sondern ſanftes Schlafen ſei,
Und daß ich mit Luſt und Wonne
Seh' die Sonne,
Wenn des Todes Nacht vorbei.

Treib' indeſſen Gottes Blicke
Nicht zurücke;
Wer ſich nur nach ihm bequemt,
Den wird ſchon ein frohes Glänzen
Hier bekränzen,
Das den Sonnenſtrahl beſchämt.

---

1) Sterb-Gewölbes.

Kränkt dich etwas dieſen Morgen,
Laß Gott ſorgen,
Der es, wie die Sonne, macht,
Welche pflegt der Berge Spitzen
Zu erhitzen
Und auch in die Thäler lacht.

Um Das, was er dir verliehen,
Wird er ziehen
Eine Burg, die Flammen ſtreut.
Du wirſt zwiſchen Legionen
Engeln wohnen,
Die der Satan ſelber ſcheut.

Abendlied.

Gott, du läſſeſt mich erreichen
Abermal die Abendzeit;
Das iſt mir ein neues Zeichen
Deiner Lieb' und Gütigkeit.
Laß jetzund mein ſchlechtes Singen
Durch die trüben Wolken dringen,
Und ſei du in dieſer Nacht[1]
Ferner auf mein Heil bedacht.

Neige dich zu meinem Bitten,
Stoß nicht dies mein Opfer weg.
Hab' ich gleich oft überſchritten
Deiner Wahrheit heil'gen Steg,
So verfluch' ich meine Sünden
Und will mich mit dir verbinden.
Reiß du nur aus meiner Bruſt
Alle Wurzel böſer Luſt!

---

[1] gegen dieſe Nacht.

Herr, es ſei mein Leib und Leben
Und was du mir ſonſt geſchenkt,
Deiner Allmacht übergeben,
Die den Himmel ſelbſt beſchränkt!
Laß um mich und um die Meinen
Einen Strahl der Gottheit ſcheinen,
Der, was deinen Namen trägt,
Als dein Gut zu ſchätzen pflegt.

Laß mich mildiglich bethauen
Deines Segens Ueberfluß!
Schirme mich vor Angſt und Grauen,
Wende Schaden und Verdruß,
Brand und ſonſt betrübte Fälle!
Zeichne meines Hauſes Schwelle,
Daß hier Keinen nicht der Schlag
Des Verderbers treffen mag!

Wirke du in meinen Sinnen,
Wohne mir im Schatten bei,
Daß mein ſchlafendes Beginnen
Dir auch nicht zuwider ſei!

Schaffe, daß ich ſchon auf Erden
Mag ein ſolcher Tempel werden,
Der nur dir, und nicht der Welt,
Ewig Licht und Feuer hält!

Geht, ihr meine müden Glieder,
Geht und ſenkt euch in die Ruh',
Und regt ihr euch morgen wieder,
Schreibt es eurem Schöpfer zu,
Der ſo treue Wacht gehalten!
Wenn ihr aber müßt erkalten,
Wird des bittern Todes Pein
Doch der Seelen Vortheil ſein.

Betrachtungen am Abende.

(Mit einigen Auslaſſungen.)

Es iſt, o Menſch, heut abermal
Ein Tag von deiner Jahre Zahl
Verflogen und in Nichts verwandelt.
Du näherſt dich zu deiner Gruft
Und zu der Stimme, die dir ruft:
Thu Rechnung! Wie haſt du gehandelt?

Wer aber giebt dir Sicherheit,
Daß morgen noch um dieſe Zeit
Du dieſes Leben wirſt genießen?
Gott kennt und ordnet, was geſchieht.
Vielleicht iſt man alsdann bemüht,
Dich in vier Breter einzuſchließen.

Die Zeit rückt unvermerkt heran,
In der dein Nachbar ſagen kann
Von dir: Auch dieſer iſt geſchieden!
Weil du nun nicht die Stunde weißt,
Wohlan, ſo rüſte deinen Geiſt,
Daß er hinfahren mag in Frieden!

Du haſt dich in die Welt vergafft;
Was aber hat ſie dir geſchafft?
Viel trübe, wenig frohe Stunden.
Doch gabſt du ihr aus eitlem Sinn
Den beſten Kern des Lebens hin;
Gott ward mit Hülſen abgefunden.

Reiß dich von ihren Stricken los!
Allein in deines Vaters Schooß
Da iſt das höchſte Gut zu finden;
Doch ſei du wieder, als ein Kind,
Auch redlich gegen ihn geſinnt;
Entſchlage dich gern aller Sünden!

Lieb' ihn, weil du ihn ehren mußt,
Und laß dich nicht Gewalt noch Luſt
Von dieſem heil'gen Vorſatz trennen!
Nimm das mit frohem Herzen auf,
Was er in deinem Lebenslauf
Dir, zu gebrauchen, will vergönnen.

Dein Augenmerk ſei ſtets ſein Wort!
Geh' den geraden Weg nur fort,
Und ſcheint das Glück dir nicht gewogen,
So iſt der beſte Rath: ſchweig ſtill!
Denn wer nicht willig folgen will,
Wird mit den Haaren fortgezogen.

Noch Keiner hat durch Menſchengunſt,
Viel weniger durch eigne Kunſt
Sich einen Wohlſtand aufgebauet.
Gott hat die Hand in jedem Spiel;
Bald giebt er wenig und bald viel,
Doch dem genug, der ihm vertrauet. —

O Menſch! du biſt ein fremder Gaſt,
Und, weil du hier nichts Eignes haſt,
So mußt du auf den Himmel denken.
Drum laß dich nicht in Etwas ein,
Was dir verhinderlich mag ſein
Und auch wohl deinen Nächſten kränken.

Erneu're denn in dieſer Nacht
Den Bund, den du mit Gott gemacht,
Und geh' in ſeinem Namen ſchlafen.
So wird er auch, nach ſeinem Rath,
Das, was er dir verliehen hat,
Vertheidigen mit ſtarken Waffen.

Gott verläßt die Seinen nicht.

Soll mich die Hand des Herren ewig drücken?
Verfolgt er mich als einen Feind?
Soll ich forthin ſonſt keinen Stern erblicken,
Als der mich ſchreckt und mir zum Falle ſcheint?
Soll denn mein Kelch nach nichts, als Galle, ſchmecken,
Und eine ſtete Nacht des Trauerns mich bedecken?

Sonſt donnert er allein mit ſeinem Wetter,
Das voller Tod und Flammen iſt,
Auf das Geſchlecht der unbekehrten Spötter,
Und ſchonet Den, der ſeine Ruthe küßt;
Sonſt pflegt er nur die Kinder zu bedräuen; —
Ich aber ſoll umſonſt nach ſeiner Hülfe ſchreien?

Doch nein, ich weiß, daß er in meinen Nöthen
Auf jeden Seufzer Achtung giebt.

Ihm trau' ich feſt, und ſollt' er mich gleich tödten;
Ich weiß, daß er die Seinen herzlich liebt,
Daß ihm ſo viel an meinem Thun gelegen,
Als dort den ganzen Bau des Himmels zu bewegen.

Von Kindheit an hab' ich in großer Menge
Die Proben ſeiner Huld geſpürt;
Er hat mich oft durch unbekannte Gänge
Sehr wunderbar, doch immer wohl, geführt;
Hab' ich nicht oft, wenn aller Troſt verſchwunden,
Beim Gift die Arzenei 1) und Glück im Sturm
gefunden?

So raſet nur, ihr Wellen und ihr Winde!
In mir entſteht kein Zweifelmuth,
Dieweil ich mich in Sicherheit befinde,
Wenn euer Herr in meinem Schifflein ruht.
Fangt immer an, auf's Heftigſte zu wüthen!
Er kann's mit einem Wink euch wiederum verbieten.

1) Die Arzney bey dem Gifft.

Des Höchſten Schluß und heimliche Gerichte
Bet' ich in ſtiller Demuth an;
Er baut vielleicht mit zornigem Geſichte
Ein frohes Werk, das mich ergötzen kann.
Was ſich kein Witz zu ändern darf erkühnen,
Dazu wird mir Geduld vielmehr, als Murren, dienen.

Es iſt mir ſchon genug, daß dieſe Plage
Auf meiner Seelen Wohlfahrt zielt,
Und daß im Lauf und Wechſel meiner Tage
Nicht ungefähr ein blinder Zufall ſpielt.
Die rechte Zeit hat Gott ſchon abgemeſſen;
Er wird bald ſeinen Grimm, ich bald mein Leid vergeſſen.

Vergebliche Sorgen.

Weicht, eitle Grillen, weicht! Ihr kränket nur die Sinnen;
Ihr ſchwächet die Vernunft und ſchrecket das Geſicht;
Den Abgrund weiſet ihr, und Hülfe wißt ihr nicht;
Ihr ſchaffet Müh' und Schweiß und könnt doch nichts gewinnen;
Ihr öffnet uns die Bahn zum zeitigen Verderben
Und macht das Leben ſchon in erſter Blüthe ſterben!

Was noch geſchehen ſoll, das hält uns Gott verborgen,
Er weiß, ein ſchlimmes Heut' iſt an ſich ſelber ſchwer;
Wir aber holen uns noch neue Dornen her,
Als wär' es nicht genug, für jeden Tag zu ſorgen.
Wir ſinken ſchon aus Furcht des Künftigen zur Erden,
Das nie geweſen iſt, nicht iſt, und nicht kann werden.

Warum verlangen wir in ſtetem Glück zu weiden,
Und wünſchen, was vorhin kein Sterblicher gethan?
Entfällt uns denn ſo gar, daß wir viel beſſer dran,
Als Tauſend neben uns, die unſern Stand beneiden?
Kann uns der Sonnenſchein ſo trübe Regung machen,
Wie wird es künftig gehn, wenn erſt die Wolken krachen?

Drum rauſchet nur vorbei, ihr kummervollen Fluthen!
Das iſt das beſte Gut, was in uns ſelbſt beſteht;
Und weil des Vaters Hand das Rad der Schickung dreht,
Sind eher Küſſe noch, als Schläge zu vermuthen.
Er ſchicke, was er will, wir können nicht entrinnen.
Weicht, eitle Grillen, weicht! ihr kränket nur die Sinnen!

Abendlied.

In des Dichters letzter Krankheit.

Wenn Blut und Lüſte ſchäumen,
So ſtärke meinen Geiſt,
Daß er ſich auch im Träumen
Aus Satans Netze reißt.
Hilf für mein Beſtes ſorgen,
Verändre meinen Sinn,
Und mache, daß ich morgen
Ein neu Geſchöpfe bin.

Ich ſeh' das Licht verſchwinden,
Die trübe Nacht bricht ein;
Ach, Herr! laß meine Sünden
Auch mit verſchwunden ſein!

Streich ſie aus deinem Buche,
Das mich zum Schuldner macht,
Und rette mich vom Fluche,
Der mir ſchon zugedacht!

Wenn heut mein Ziel der Jahre,
Mein letzter Abend iſt, —
Wohlan! wenn ich nur fahre,
Wo du, mein Vater, biſt!
Doch ſoll ich länger leben,
So laß den feſten Schluß
Mir ſtets vor Augen ſchweben,
Daß ich einſt ſcheiden muß!

Sehnſucht nach dem Tode.1)

Es iſt zu lang verharrt im Luſt- und Laſterleben,
Das mir nun ſelbſt mißfällt;
Ich reiß' entzwei das Band und will itzt Abſchied geben
Dem Fleiſch und auch der Welt.

Hier iſt doch kein Beſtand; die Menſchen müſſen ſterben,
Der Weltbau ſelbſt vergeht;
Was heute kaum erzeugt, kann morgen ſchon verderben;
Nichts Zeitliches beſteht.

---

1) Mit Auslaſſung einiger Strophen.

Es iſt ein kurzer Schritt zum Grabe von der Wiegen,
Der Tod ſchleicht gleich mit ein;
Der erſte Tag, da wir in Mutterarmen liegen,
Kann auch der letzte ſein.

Der Tod ehrt keine Zeit, ihm kann nichts widerſtehen,
Er achtet Alles gleich;
Klopft er, ſo muß der Herr, als wie der Diener, gehen
In's ſchwarze Schattenreich.

Dein eigen Haus, worin du dich gemächlich pflegeſt,
Es ſei groß oder klein,
Kann, wie dein Schwert, das du zu deinem Schutze trägeſt,
Dein Sarg, dein Mörder ſein.

Indeſſen leben wir in Sicherheit und meinen
Der Tod ſei noch entfernt,
Der doch in uns ſelbſt ſteckt. Wo findet man leicht Einen,
Der lebend ſterben lernt?

Drum 2) weil die ganze Welt dem Wechſel untergeben,
So reiche mir die Hand
Und führe mich, o Tod, ja bald zu jenem Leben,
Wo gar kein Unbeſtand!

---

1) Und. „Drum“ aus der im Orig. vorangehenden, hier weggelaſſenen Strophe aufgenommen.

Zufriedenheit.

Ich trachte nicht nach ſolchen Dingen,
Die hoch und zu gefährlich ſind;
Mein Geiſt ſucht nirgend durchzudringen,
Als wo er leichte Bahnen find't.
Ich ruhe ſanft bis an den Morgen,
Wenn Mancher, welcher voller Sorgen
Nach eitler Hoffnung ängſtlich ringt,
Der blinden Göttinn Weihrauch bringt.

Ich merke, daß in unſerm Leben
Was Göttliches mitunter ſpielt.
Wer ſich will zu den Sternen heben
Und dieſen Trieb nicht in ſich fühlt,
Muß endlich gar ein Spott auf Erden,
Ja ſich ſelbſt Höll' und Henker werden,
Weil Der, der ſich am meiſten quält,
Zuerſt oft ſeinen Zweck verfehlt.

Wer will, mag in den Lüften fliegen;
Mein Ziel erſtreckt ſich nicht ſo weit.
Ich laſſe mich mit Dem begnügen,
Was nicht bemüht und doch erfreut.
Ein Andrer mag ſich knechtiſch beugen,
Um deſto höher aufzuſteigen;
Ich neid' ihn nicht in meinem Sinn
Und bleibe gerne, wer ich bin.

Auf den Tod ſeiner erſten Gattinn Dorothea.

Soll ich meine Doris miſſen?
Hat ſie mir der Tod entriſſen,
Oder bringt die Phantaſei
Mir vielleicht ein Schrecken bei?
Lebt ſie? — Nein, ſie iſt verſchwunden;
Meine Doris deckt ein Grab! —
Schneid', Verhängniß, meinen Stunden
Ungeſäumt den Faden ab!

Sollt' ich dich noch überleben,
Der ich mehr, als mir, ergeben,
Die ich in mein Herz gedrückt!
Dich, die du mich ſo beglückt,
Daß die Welt mit Kron' und Reichen
Mich zu keinem Neid gebracht,
Weil ich ſie, dir zu vergleichen,
Niemals groß genug geacht't!

Doris, kannſt du mich betrüben?
Wo iſt deine Treu' geblieben,
Die an mir in Luſt und Gram[1]
Immer gleichen Antheil nahm?
Du eilſt zu beſternten Straßen
Und haſt nun zum erſten Mal
Mich und unſern Bund verlaſſen;
Deine Wonne ſchafft mir Qual.

Was für Wellen, was für Flammen
Schlagen über mich zuſammen!
Unausſprechlicher Verluſt,
Wie beklemmſt du meine Bruſt!
Und wie kömmt's? Da ich mich kränke,
Werd' ich gleichſam wie ergötzt,
Wenn ich nur an Die gedenke,
Die mich in dies Leid geſetzt.

Möchte mir ein Lied gelingen,
Sie nach Würden zu beſingen!
Doch ein untermengtes Ach
Macht mir Hand und Stimme ſchwach;

---

[1] Die an meiner Luſt und Gram ꝛc.

Worte werden mir zu Thränen,
Und ſo muß ich mir allein
In dem allergrößten Sehnen
Der betrübte Zeuge ſein.

Ihr, die ihr mit Schrift und Dichten
Könnt die Sterblichkeit vernichten,
Singt die Angſt, die mich verzehrt,
Singet meiner Doris Werth [2]),
Daß man ſie nach langen Jahren
Mag bedauern und auch mich.
Doch ihr könnt die Arbeit ſparen;
Wer kennt Beides ſo, wie ich? [3])

Daß ſie wohl mit Gott geſtanden,
Sah [4]) man, als ſie von den Banden
Dieſes Lebens ward befrei't.
Seht, wie ſie der Tod bedräut,

---

[2]) Und der Doris ihren Werth.

[3]) Die nächſte Str. geſtrichen.

[4]) Sieht (ſo im folg. V. „wird“).

Aber ſelbſt beginnt, zu zittern!
Denn ſie zeigt ihm lächelnd an,
Daß, der die Natur erſchüttern,
Ihren Schlaf kaum hindern kann. — — 5)

Ich durchirre Land und Seen;
In den Thälern, auf den Höhen
Such' ich 6) wider die Gewalt
Meines Schmerzens Aufenthalt.
Berg und Thal, ſammt See und Ländern,
Können ach! wohl 7) mein Geſicht,
Aber nicht mein Leid verändern;
Denn ich finde Doris nicht.

Euch, ihr Zeiten, die verlaufen,
Könnt' ich euch mit Blut erkaufen,
Die ich oft aus Unbedacht
Ohne Doris zugebracht!

---

5) Neun Strophen ausgelaſſen.

6) Wünſch' ich.

7) auch zwar.

Sonne, ſchenk' mir dieſe Blicke!
Komm, verdopple deinen Schritt!
Eilt, ihr Zeiten, eilt zurücke,
Bringt mir aber Doris mit!

Aber nein! eilt nicht zurücke!
Sonſt entfernen eure Blicke
Mir den längſt begehrten Tod
Und benehmen nicht die Noth.
Doch könnt ihr mir Doris weiſen?
Eilet fort! — Nein! haltet ſtill! —
Ihr mögt warten! — ihr mögt reiſen! —
Ich weiß ſelbſt nicht, was ich will.

Hälfte meines matten Lebens,
Doris! iſt's denn ganz vergebens,
Daß ich kläglich um dich thu'?
Kannſt du noch in deiner Ruh'
Die getreuen Seufzer hören?
Rührt dich meiner Schickung Grimm?
Ach, ſo laß dein Schlummern ſtören!
Sieh' dich einmal nach mir um[8].

---

[8] úm.

Zeige dich mit den Geberden,
Die ſo manches Mal auf Erden
Mich von Sorgen losgemacht!
Gieb mir noch, zu guter Nacht,
Nur mit Winken zu verſtehen,
Daß du meinen Jammer kennſt,
Wenn's der Himmel ſo verſehen,
Daß du dich auf ewig trennſt.

Laß in der Geſtalt dich ſchauen,
Wie dich in den ſel'gen Auen
Eine Klarheit nun erleucht't,
Der die Sonne ſelbſt nicht gleicht.
Oder ſcheint der Engel Freude
Nicht durch grober Sinne Flor,
Wohl! ſo ſtell', in meinem Leide,
Dich auf andre Weiſe vor!

Dürft' ich küſſend dich umfaſſen,
So, wie ich dich ſah' erblaſſen,
Als[9]) der werthen Augen Paar
Dir zuletzt gebrochen war

---

[9]) Wie.

Und der Angſtſchweiß deine Wangen,
Wie[10] mit Perlen, angefüllt!
Dann ſo wäre mein Verlangen —
Sollt' ich meinen — ſchon geſtillt.[11]

Wie geſchieht mir? Darf ich trauen?
O du angenehmes Grauen!
Hör' ich meine Doris nicht,
Die mit holder Stimme ſpricht:
„Nur drei Worte darf ich ſagen:
Ich weiß, daß du traurig biſt;
Folge mir! vergiß dein Klagen,
Weil dich Doris nicht vergißt!"

---

[10] Als.

[11] Zwei Strophen ausgelaſſen.

Klage um Theodor Grafen von Dohna.

Auf dem Schlachtfelde vor Ofen, 1686.

Laß, mein beklemmtes Herz, der Regung nur den Zügel,
Begieß mit einer Fluth von Thränen dieſen Hügel,
Weil ihn mein treuſter Freund mit ſeinem Blut benetzt.
Auf dieſer Stelle ſank der tapfre Dohna*) nieder,
Hier war ſein Kampf und Fall, hier ſtarrten ſeine Glieder,
Als ein verfluchtes Blei die theure Stirn verletzt,
Das, eh' der Sonne Rad den andern Morgen brachte,
Ihn leider! gar zu bald zu einer Leiche machte.

---

*) Theodor Graf v. Dohna, des Dichters Freund, blieb bei dem Sturme vor Ofen d. 17. Jul. 1686. Bei einem frühern Sturme hatte ſein Bruder, Karl Emil, das gleiche Schickſal gehabt.

Ach, lebte Theodor, wie wollt' ich mit Vergnügen
Das ſtolze Buda *) ſehn in ſeiner Aſche liegen!
Ich wollte manchen Ort, der bei der ſpäten Welt
Berühmt verbleiben wird, mit Fleiß und Luſt bemerken,
Dort, wo der Feind verſucht, die Seinigen zu ſtärken,
Doch, wie ein ſchüchtern Wild, in Tod und Stricke fällt,
Hier, wo die Unſrigen zuletzt die Stadt erſteigen,
Wenn er nur alles Das mir ſelber könnte zeigen. 1)

Mich däucht, daß er mir noch vor dem Geſichte ſchwebet,
Und daß ſein froher Geiſt den Körper noch belebet,
Daß ihm die Redlichkeit noch aus den Augen ſieht;
Ich ſtelle mir noch vor die angenehmen Stunden,
Die in vertrauter Luſt uns manches Mal verſchwunden;
Daß Anmuth und Verſtand auf ſeinen Lippen blüht,
Daß er noch, wie vorhin, mit Dem, was er beginnet,
Den Beifall und die Gunſt von Jedermann gewinnet. — — 2)

---

1) Die nächſte Strophe iſt weggelaſſen.

2) Die zwei folg. Strophen weggelaſſen.

*) Der ungr. Name Ofen's.

Verhängniß! ſtehet es allein in deinen Händen,
Den Zeiger auf die Zahl des Todes hinzuwenden?
Und ſchaffeſt du, was uns hier unten widerfährt?
Willſt du denn nicht gerecht in deiner Satzung heißen?
Wie ließeſt du den Held ſo bald zu Boden ſchmeißen?
Er war vor Tauſenden ein graues Alter werth!
Wie biſt du ſo erzürnt und forderſt von der Erden,
Daß dir das Reineſte ſoll hingeopfert werden?

War die Vollkommenheit ſo gleichgeſinnter Brüder,*)
Das Kunſtſtück der Natur nur dir allein zuwider?
Wie? oder irr' ich mich? Schien dir es gar zu viel,
Der ſchon verderbten Zeit dies ſchöne Paar zu laſſen?
So mußte ja vorhin der tapfre Karl erblaſſen;
Ein wiederholtes Ach! dient dir zum Freudenſpiel.
Du reiß'ſt die Wunden auf, uns ſchärfer zu betrüben;
Warum iſt Theodor uns nicht zum Troſt geblieben?[3]

---

3) Die nächſte Strophe geſtrichen.

*) Beide Brüder Dohna zeichneten ſich ebenſo durch gegenſeitige Liebe als durch große männliche Schönheit aus.

Doch halt! ich will den Schluß in ſtiller Furcht verehren,
Der nicht zu ändern ſteht, und faſſe dieſe Lehren:
Reißt hier ein Augenblick ſo großes Hoffen ein,
Rafft Gott ſo zeitig weg die edelſten Gemüther,
So müſſen dieſer Welt ſo hochgeprieſ'ne Güter
Und unſer Thun vor ihm ein ſchlechtes Weſen ſein.
Iſt auch der letzte Stoß unmöglich zu vermeiden,
Warum betraurt man Die, die wohl und rühmlich ſcheiden?

Viel' haben Tod und Schmach zu Einer Zeit erlitten;
Viel' hat Verzweifelung und Raſerei beſtritten;
Wie Mancher giebt den Geiſt in ſchnöder Wolluſt auf!
Wie Manchen, der ſein Grab mit Lorbeern denkt zu krönen,
Muß was Verächtliches im Sterben noch verhöhnen!
Hier brach nichts Schändliches ſolch' einen ſchönen Lauf.
Sowie ein Wandelſtern in Diamantenfunken
Von unſerm Scheitel weicht, iſt Theodor geſunken.

Die Grabſchrift hat er ſich mit eignem Blut geſchrieben,
Ein Werk, das ewig währt! Er iſt im Sturm geblieben,
Wo Gott mit Mohamed um eignen Ruhm gekämpft;
Daſelbſt hat er gekämpft im Beiſein vieler Helden,
Die in der halben Welt den frühen Fall vermelden.
Der Neid beklaget ſelbſt, daß ihn der Tod gedämpft,
Der Neid, der insgemein den Stachel zu beblümen,
Die Tugend in dem Sarg am liebſten pflegt zu rühmen.

Genug, mein Freund, ich muß nunmehr von hinnen eilen;
Nimm an zu guter letzt die ſchlechten Trauerzeilen,
Die wahrer Freundſchaft Pflicht an dieſem Ort entwarf!
Ich ſchwöre bei dem Glanz, mit dem du biſt umgeben,
Dein Angedenken ſoll in mir ſo lange leben,
Und gleichſam heilig ſein, bis daß ich folgen darf.
Ich ſetze dies hinzu: Seitdem du mich verlaſſen,
Hab' ich nur halbe Müh', die Eitelkeit zu haſſen.

Als drei Damen an einem Bußtage, am Abende vor einer großen Scheerenſchleiferwirthſchaft, maskirt bei Hofe erſchienen. *)

Als geſtern unſre Stadt, wie ehmals Ninive,
In Sack und Aſche lag und ihre Faſten hielte,
Geſchah es bei der Nacht, daß, zwiſchen Ach und Weh,
Das ſchon betrübte Volk ein neues Schrecken fühlte.
Drei Masken ließen ſich in fremdem Zierrath ſehen;
Ich weiß nicht, ob ſie uns vielleicht zum Troſt erſchienen.
Sie ſahen Denen gleich, die hin zum Paris gehn,
Durch ſeinen Richterſpruch den Apfel zu verdienen.
Propheten, die ihr ſonſt die Geiſter prüfen könnt,
Und, ob es ſolche ſind, die Gott den Herren loben,
Ihr, die ihr jedes Ding bei ſeinem Namen nennt,
Sagt, kamen dieſe Drei von unten oder oben?

*) Dieſe Wirthſchaften bildeten einen weſentlichen Theil der damaligen Hofluſtbarkeiten und beſtanden in einer Art von Maskenzügen, die mit allerlei — auch poetiſchen — Scherzen verbunden waren.

Von der Poeſie.[1]

Satyre.

Auf, ſäume nicht, mein Sinn, ein gutes Werk zu wagen
Und aller Dichterei auf ewig abzuſagen;
Gieb weiter kein Gehör, wenn die Sirene ſingt
Und ſuch' ein ander Spiel, das beſſern Nutzen bringt! —
„Wie?" ſprichſt du, „ſoll ich ſchon den Zeitvertreib verſchwören,
Dadurch ich bin gewohnt, die Grillen abzukehren,
Der mir, in Sicherheit, bisher die Stunden kürzt',
Anſtatt, daß Mancher ſich aus Luſt in Unluſt ſtürzt
Und, weil ein ſchwarzer Punkt im Würfeln ausgeblieben,
Zuletzt aus dem Beſitz der Güter wird getrieben?
Ich thu' mir ſchon Gewalt, wenn ich viel Thorheit ſeh',
Die ich beſcheidentlich mit Schweigen übergeh;

---

[1] Mit einigen Auslaſſungen.

Das aber ding' ich aus — nicht zu des Nächſten Schaden,
Nein, ſondern nur, mein Herz der Bürde zu entladen —
Daß ich durch einen Reim, was ich den ganzen Tag
Geduldig angemerkt, mir ſelbſt vertrauen mag.
Da ſchenk' ich's Keinem nicht; kein Ort iſt, den ich ſchone,
Von ſchlechten Hütten an bis zu des Königs Throne.
Ein bärtiger Heiduck, der, wie die Cherubim,
Die Streitart in der Hand, die Augen voller Grimm,
Der Auserwählten Sitz verſchließt für meines Gleichen,
Muß, wie ein ſchüchtern Reh, von ſeiner Wacht entweichen,
Wenn mein gerechter Zorn erſt an zu brennen fängt
Und ſich bis in den Schooß des blinden Glückes drängt,
Die Larve vom Geſicht des Laſters wegzureißen.
Weh Dem, der thöricht iſt und dennoch klug will heißen!

— — — — — — — — —

In meinem Schülerſtand, auf den beſtaubten Bänken
Hub ſich die Kurzweil' an. Sollt' ich auf Sprüche denken,

Die man gezwungen lernt und länger nicht bewahrt,
Als bis der kluge Sohn, nach Papageienart,
Sie, zu der Aeltern Troſt, dem Lehrer nachgeſprochen,
So ward mir aller Fleiß durch Reimen unterbrochen.
Da malt' ich ungeübt in meiner Einfalt ab,
Wenn Meiſter und Geſell mir was zu lachen gab,
Bis nach und nach die Zeit den Vorhang weggeſchoben
Und mir, was ſcheltenswerth, hingegen, was zu loben,
Was Hof und Kirch' und Land und Stadt für Wunder hegt,
Und was mir ſelber fehlt, getreulich ausgelegt.
Das mach' ich mir zu Nutz', und durch des Himmels Güte
Werd' ich je mehr und mehr beſtärkt, daß ein Gemüthe,
Wenn es der Tyrannei des Wahnes obgeſiegt
Und ſeine Freiheit kennt, ganz Peru überwiegt.
Das iſt's, was oft mein Kiel ſchreibt in gebundnen Sätzen,
Was mich nun dergeſtalt in Unſchuld kann ergötzen,
Wozu mich die Natur" — — Halt ein, verführter Sinn!
Drum eben ſtraf' ich dich, weil ich in Sorge bin,

Es möchte, was jetzund noch leicht iſt zu verſtören,
Sich endlich unvermerkt in die Natur verkehren.
Wo hat Juſtinian das ſtrenge Recht erdacht,
Durch welches ein Phantaſt wird vogelfrei gemacht?
Und, da ein weiſer Mann dies für was Großes ſchätzet,
Daß man noch keinen Zoll auf die Gedanken ſetzet,
Iſt wohl der beſte Rath: man ſeh' und ſchweige ſtill
Und ſtelle Jedem frei, zu ſchwärmen, wie er will.
Du meinſt zwar, was du ſchreibſt, ſoll nie das Licht erblicken;
Wie bald doch aber kann auch dieſes dir mißglücken!
Von deinem ſchönen Zeug entdeck' ich, wie mich däucht,
Schon manch geheimes Blatt, das durch die Zechen fleucht.
So wirſt du ein Poet, wie ſehr du es verneineſt;
Wer weiß, ob du nicht bald in offnem Druck erſcheineſt?
Vielleicht wird dein Gedicht, des Müßigganges Frucht,
Noch bei der ſpäten Welt einmal hervorgeſucht
Und mit dem Juvenal in einem Pack gefunden,
Wenn man ihn ungefähr in Löſchpapier gewunden.

Schreibt dir dein beſter Freund, der deinen Rath begehrt,
So ſcheint's, als hielteſt du ihn keiner Antwort werth;
Bringt Jemand ein Gewerb', das auf dein Wohlergehen,
Auf Ehr' und Vortheil zielt, — du läßt ihn draußen ſtehen;
Triffſt du Geſellſchaft an, die ein Geſpräch ergötzt,
Wo der Bekümmertſte ſein Leid bei Seite ſetzt,
So runzelſt du die Stirn in ſo viel hundert Falten,
Daß du oft für ein Bild des Cato wirſt gehalten.
Ein Jeder wollte gern erfahren, was dich quält;
Indeſſen ſchleichſt du fort, weißt ſelbſt kaum, was dir fehlt.
Dein Haus wird zugeſperrt, die Schlöſſer abgeſpannet,
Wie es ein Zaubrer macht, wenn er die Geiſter bannet,
Und da die halbe Welt von aller Arbeit ruht,
Weckſt du den Nachbar auf, den des Kamines Gluth
Und ſpäte Lampe ſchreckt, die dich im Fenſter zeigen,
Als wollt'ſt du Thurm und Dach in Mondſucht überſteigen.

Warum? Was ficht dich an? Was iſt's? Was macht dich toll?
„Ein Wort." Was für ein Wort? „Das hinten reimen ſoll."
Verdammte Poeſie! Mein Sinn, laß dich bedeuten,
Eh' ich dir Nieſewurz muß [2]) laſſen zubereiten!
Greif erſt die Fehler an, die an dir ſelbſt [3]) du ſiehſt,
Eh' du der Andern Thun durch deine Hechel ziehſt.
Denn ſollt' ich mir die Müh', dich zu erforſchen, nehmen,
Wir müßten — iſt's nicht wahr? — uns vor einander ſchämen.
Kurz: wer das Richteramt auf ſeine Schultern nimmt,
Der ſeh', ob das Geſetz mit ſeinem Wandel ſtimmt. [4])
Iſt's möglich? Kann dir noch die Dichterkunſt gefallen?
Gieb Achtung, bitt' ich dich, wie unſre Lieder ſchallen,

2) darf.

3) du ſelbſt an dir.

4) Vier Verſe ausgelaſſen.

Und was für eine Brut man allenthalben heckt,
So weit ſich das Gebiet des deutſchen Bodens ſtreckt.
Durch Opitz klaren Bach gehn wir mit trocknen Füßen;
Wo ſieht man Hoffmann's Brunn und Lohnſtein's Ströme fließen?
Und nehm' ich Beſſern aus, wem iſt's wohl noch vergönnt,
Daß er den wahren Quell der Hippokrene kennt?
Wer itzt aus Pfützen trinkt, tritt zum Poetenorden,
So daß der Helikon ein Blocksberg iſt geworden,
Auf welchem das Geheul des wilden Pan ertönt,
Der ſeine Sängerzunft mit Haſenpappeln krönt.
Vor Alters, wo mir recht, ward nie ein Held beſungen,
Wenn er nicht durch Verdienſt ſich in die Höh' geſchwungen,
Und eine Redensart, die göttlich ſollte ſein,
War zu derſelben Zeit den Sklaven nicht gemein.
Wo lebt itzt ein Poet, der dies Geheimniß ſchonet?
Sobald er Einen merkt, der ihm die Arbeit lohnet,
Wird ſeinem Pegaſus der Sattel aufgelegt,
Der ein erkauftes Lob bis an den Himmel trägt. 5) —

---

5) Die nächſten 12 Verſe geſtrichen.

Man denkt und ſchreibt nicht mehr, was ſich zur Sache ſchicket;
Es wird nach der Vernunft kein Einfall ausgedrücket;
Der Bogen iſt gefüllt, eh' man an ſie gedacht.
Was groß iſt, das wird klein, was klein iſt, groß gemacht,
Da doch ein Jeder weiß, daß in den Schildereien
Allein die Aehnlichkeit das Auge kann erfreuen,
Und eines Zwerges Bild die Artigkeit verliert,
Wenn er wird in Geſtalt des Rieſen aufgeführt.
Wir leſen ja mit Luſt Aeneas Abenteuer.
Warum? Stößt ihm zur Hand ein grimmig Ungeheuer,
So hat es ſein Virgil ſo glücklich vorgeſtellt,
Daß uns, ich weiß nicht, wie, ein Schrecken überfällt.
Und hör' ich, Dido, dich von Lieb' und Undank ſprechen,
So möcht' ich deinen Hohn an den Trojanern rächen.
So künſtlich trifft jetzund kein Dichter die Natur;
Sie iſt ihm viel zu ſchlecht, er ſucht ſich neue Spur,
Geußt ſolche Thränen aus, die lachenswürdig ſcheinen,
Und wenn er lachen will, ſo möchten Andre weinen.

Ein Deutſcher iſt gelehrt, wenn er ſolch Deutſch verſteht;
Kein Wort kommt an[6]) den Tag, das nicht auf Stelzen geht.
Fällt das Geringſte vor in dieſen Kriegeszeiten,
So, dünkt mich, hör' ich ſchon die Wetterglocke läuten:
Ein „flammenſchwangrer Dampf beſchwärzt das Luftrevier,“
Der „ſtrahlbeſchwänzte Blitz“ bricht überall herfür,
Der „grauſe Donner“ brüllt und „ſpielt mit Schwefelkeilen“.
Der Leſer wird betrübt, beginnet fort zu eilen,
Bis er in's Trockne kommt, weil doch ein Wolkenguß
Auf ſolchen ſtarken Knall nothwendig folgen muß,
Und läßt den armen Tropf, der Welt zur Strafe, reimen,
Wie ein Beſeßner pflegt in ſeiner Angſt zu ſchäumen.
Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott, wie raſen nicht die Dichter um ſein Grab!

---

6) für.

Der Tod wird ausgefilzt, daß er dem theuren Leben
Nicht eine läng're Friſt, als achtzig Jahr, gegeben;
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm gemacht;
Minerva, wenn ſie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und ſein Chor, die müſſen, wider Willen,
Sich traurig ohne Troſt in Flor und Boi verhüllen.
Mehr Götter ſieht man oft auf ſolchem Zettel ſtehn,
Als Bürger in der That mit zu der Leiche gehn.
Ein Andrer, von dem Pfeil des Liebens angeſchoſſen,
Eröffnet ſeinen Schmerz mit hundert Gaukelpoſſen,
Daß man geſundern Witz bei jenem Tänzer ſpürt,
Den die Tarantula mit ihrem Stich berührt.
Was er von Kindheit an aus Büchern abgeſchrieben,
Das wird mit Müh' und Zwang in einen Vers getrieben.
Die Seufzer, wie er meint, erweichen Kieſelſtein,
Die voll Gelehrſamkeit und wohlbeleſen ſein.
„Des Aetna Feuerkluft" muß ſeiner Liebe gleichen,
Und „aller Alpen Eis" der Liebſten Kälte weichen.
Indeſſen aber wird das arme Kind bethört
Und weiß nicht, was ſie fühlt, wenn ſie dergleichen hört;

Ja, wenn ihr Coridon, gebückt vor ihren Füßen,
Der Klage Bitterkeit ein wenig zu verſüßen,
  Nichts Anders, als „Zibeth und Ambra“ von ſich haucht,
  Und ſie kein Bibergeil zum Gegenmittel braucht,
So mag des Mörders Hand, was ihm von ſeinem Dichten
Noch etwa übrig bleibt, auf ihre Grabſchrift richten.

Die Welt läßt das Tadeln nicht.

Fabel.

Merk' auf, ich bitte dich, wie es dem Alten ging,
Der, um die Welt zu ſehn, noch an zu wandern fing.
Ein Eſel trug ihn fort, ſein Sohn war ſein Gefährte.
Als nun der ſanfte Ritt kaum eine Stunde währte,
Da rief ein Reiſender ihn unterwegens an:
„Was hat euch immermehr das arme Kind gethan,
Daß ihr's laßt neben euch auf ſchwachen Füßen traben?"
Drum ſtieg der Vater ab und wich dem müden Knaben.
Doch, als er dergeſtalt die Liebe walten ließ,
Sah er, daß man hernach mit Fingern auf ihn wies.
„Ihr könntet ja mit Recht", hört' er von andern Leuten,
„Zum wenigſten zugleich mit eurem Buben reiten."

Er folgte dieſem Rath; doch als er weiter kam,
Erfuhr er, daß man ihm auch dies für übel nahm.
Es ſchrie der ganze Markt: „Ihr thut dem Thiere Schaden!
Man pflegt nicht ſo, wie ihr, ſein Vieh zu überladen."
Der Alte, der noch nie die Welt ſo wohl gekannt,
Kehrt' eilig wieder um, wie er's am beſten fand,
Und ſagte: „Sollt' ich mich in alle Menſchen ſchicken,
So packten ſie mir gar den Eſel auf den Rücken.

Chriſtian Weiſe.

Am Jahresſchluſſe.

1663.

Du liebes Jahr, ſo eilſt du nun von hinnen
Und nimmſt mit dir die Freude meiner Sinnen!
Ja freilich iſt dies ſchon der letzte Tag,
Da ich noch Drei zu Sechſen ſetzen mag.

Vergönne mir, du Auszug meiner Jahre,
Daß ich mein Herz der Feder offenbare;
Laß mich einmal auf dich zurücke ſehn!
Es wird mir doch nicht mehr ſo wohl geſchehn.

Du haſt mir erſt die Jugend und das Leben
Durch eine Kraft der Süßigkeit gegeben;
Ich war noch todt, du haſt mich aufgeweckt;
Ich brannte nicht, du haſt mich angeſteckt.

Du haſt mich erſt den ſanften Weg geführet
Und meine Bruſt durch Liebesgluth berühret;
Du ſchöne Zeit, du haſt mir kund gethan,
Was der Verſtand vertrauter Freundſchaft kann.

Ich konnte nicht mein Herz, mein Liebchen ſprechen
Und mußte mir den Kopf umſonſt zerbrechen;
Doch deine Gunſt verſetzte mich zur Ruh'
Und führte mir die Schönheit ſelber zu.

Da war ein Sinn, ein Willen, ein Belieben,
Scherz ſonder Schmerz, Vergnügung ohn' Betrüben;
Sie war erfreut und luſtig, wann ich kam,
Und kränkte ſich, ſobald ich Abſchied nahm.

Und dennoch [1], hab' ich Was von dir bekommen,
Haſt du auch Alles [2] wieder weggenommen;
Du haſt mir nur den Schein, der uns betreugt,
Durch einen Traum und durch ein Bild gezeigt.

Ich werde wohl nicht in dergleichen Freuden
Mein Angeſicht bei ſolcher Schönheit weiden.
Du altes Jahr, du nimmſt den alten Sinn,
Die alte Luſt, die alte Hoffnung hin.

---

[1] Jedennoch. — [2] So haſtu all's.

Ich will mich nicht deshalben mit dir zanken;
Ich werde dir vielmehr für dieſes danken,
Daß ich jetzund durch dein- und meinen Fleiß
Den ſchlauen Gang der ſtillen Liebe weiß.

Ich muß nunmehr in dieſem neuen Jahre
Befliſſen ſein, wie ich die Stunden ſpare,
Die ich zu viel auf Zeitvertreib gelegt,
Dazu mich ſie und ihre Luſt bewegt.

Das Glücke mag am beſten für mich ſorgen.
Du altes Jahr, zeuch fort! Ich denk' an morgen;
Daſelbſten wird der neue Sonnenſchein
Mein neuer Troſt und neue Wolluſt ſein.

Auf eine verwelkte Roſe.

Ach, mein Röschen iſt verwelkt,
Welches meiner Augen Weide,
Meine Wolluſt, meine Freude,
Welches durch das ganze Jahr
Meine liebſte Farbe war;

Dieſes eilet ſo behende
Zu dem unverhofften Ende.
Ach, mein Röschen iſt verwelkt!

Ach, mein Röschen iſt verwelkt!
Wann ich etwas vom 1) Geruche,
Von der Kraft und Schönheit ſuche,
Find' ich nur ein dürres Blatt,
Welches ſchlechte Reizung hat.
Gleichwohl konnte mein Verlangen
Geſtern in derſelben prangen! —
Ach, mein Röschen iſt verwelkt!

Ach, mein Röschen iſt verwelkt!
Und die Zeit, die allen Dingen
Muß ihr letztes Urtheil bringen,
Raubt mir auch dies ſchöne Pfand
Gar zu zeitig 2) aus der Hand,
Daß ich von dem edeln Stücke
Kaum den Schatten noch erblicke.
Ach, mein Röschen iſt verwelkt!

1) am. — 2) zeitlich.

Ach, mein Röschen iſt verwelkt
Und indem ich ſie betrachte,
So empfind' ich ſtill und ſachte
Mein gewiſſes Ebenbild,
In den Leichnam eingehüllt,
Daß ich bald auch werde müſſen
Meine junge Zeit beſchließen.
Ach, mein Röschen iſt verwelkt!

Ach, mein Röschen iſt [illegible]elkt!
Und je länger ich die Ränke
Dieſer Eitelkeit bedenke,
Kommt mir auch die ſüße Zier
Mehr und mehr betrübter für;
Drum, indem ich ſie beklage,
Kann ich nicht, als daß ich ſage:
Ach, mein Röschen iſt verwelkt!

An einen hoffärtigen Liederdichter.

Mein Freund, was fluchſt du auf die Sterne?
Was klagſt du ihr Verhängniß an,

Als hätten ſie dir aus der Ferne
So großen Ueberlaſt gethan?
Ach, bilde dir auf ihren Schein
Doch nicht dergleichen Händel ein!

Die Sterne, welche droben ſchimmern,
Sind wahrlich viel zu ſtolz dazu,
Als daß ſie ſich darum bekümmern,
Was ich allhie auf Erden thu';
Drum denke, daß dir auch ſo iſt,
Dieweil du meines Gleichen biſt.

Es ſind ja freilich andre Sachen
Der hohen Satzung unterthan;
Doch darfſt du nicht die Rechnung machen,
Als ging es dich ingleichen an;
Denn was dein ſchwacher Sinn begehrt,
Iſt oft kaum deiner Sorgen werth.

Da heißt ein Irrthum der Gedanken
Alsbald der Sterne Gaukelſpiel,
Und wenn die Sehnſucht aus den Schranken
Der Klugheit ſich entreißen will,

So muß der unbewieſ'ne Zwang
Des Glückes vor die Richterbank.[1]

Mein Freund, der Stern iſt im Gehirne,
Der dir ſo unglückſelig ſtrahlt,
Und hinter deiner eignen Stirne
Steht dein Verhängniß abgemalt.
Der Himmel läßt dich wohl zur Ruh';
Sprich du nur ſelbſt dein Ja dazu.

Der heilige Chriſt.

Jetzt freuen ſich die Kinder
Auf ihren heil'gen Chriſt
Und ſuchen ihn geſchwinder,
Als er vorhanden iſt;
Ich aber darf nicht fröhlich ſein;
Mein heil'ger Chriſt, der ſaget: Nein!

Ich hab' in allen Dingen
Vergeb'ne Zuverſicht;

---

[1] Die nächſte Strophe weggel.

Mein Beten und mein Singen
Hilft im Geringſten nicht.
Je mehr ich nur will frömmer ſein,
Je mehr und öfter ſagt er: Nein!

Sanct Niclas will nicht bitten,
Als wie er ſonſt gethan;
Sanct Peter hilft's verſchütten,
Wo er nur weiß und kann.
Und alſo kann's nicht anders ſein;
Mein heil'ger Chriſt, der ſaget: Nein!

Kein Menſch will Bürge werden
Für mich verlaßnes Kind,
Weil Niemand die Beſchwerden
So ſehr, als ich, empfind't.
Sanct Rupert zwickt mich an dem Bein;
Der heil'ge Chriſt, der ſaget: Nein!

Die Leute, ſo ihn kennen,
Die wiſſen, wer er iſt;
Ich weiß ihn nicht zu nennen,
Als nur den heil'gen Chriſt.

Ich hoff' und denk' auf ihn allein,
Und gleichwohl ſagt er immer: Nein!

Ach, laß dich doch behandeln,
Du lieber heil'ger Chriſt!
Du kannſt dich leicht verwandeln,
Weil du barmherzig biſt.
Ach, ſtelle dich geneigter ein
Und ſage nur nicht allzeit: Nein!

Ich will nicht viel begehren,
Dein Wille ſoll geſchehn.
Laß du mir nur beſcheren;
Ich will es gerne ſehn;
Und ſollt' es nur ein Röschen ſein.
Nur ſage nicht beſtändig: Nein!

Inzwiſchen ſoll ich leiden,
Was du mir unrecht thuſt,
Soll ich die Gaben meiden
Und alle Kinderluſt,
So geb' ich mich geduldig drein;
Sag' jetzo doch nicht ewig: Nein!

Narrenbeichte.

Ihr Leute, gebt mir doch geſchrieben,
Daß ich ein Erzphantaſte bin!
Und ſollte mir es nicht belieben,
So bringt mich mit Gewalt dahin,
Daß ich die Thorheit zum Beſchluß
Vor aller Welt bekennen muß.

Ich höre Nichts mit meinen Ohren,
Ich bin mit ſeh'nden Augen blind;
Der Mund hat allen Schmack verloren,
Die Fäuſte ſind nicht, wo ſie ſind;
Die Naſe riecht und hat gleichwohl
Den Schnupfen, wenn ſie riechen ſoll.

Dem Schädel fehlt ein großer Sparren;
Das Haupt iſt wie ein Taubenhaus;
Da fliegen mir die jungen Narren
Bald vornen ein, bald hinten aus;
Doch auf den Abend ziehn ſie hier
Zuſammen wieder in's Quartier.

Wollt ihr kein Kläuschen bauen laſſen,
Darein ich mich verſperren kann,
So hetzt die Kinder auf den Straßen
Mit Hund und Katzen auf mich an
Und legt mir alle Namen zu,
Bis ich nicht mehr ſo närriſch thu'.

Verbrämt mir nur den Kopf mit Schellen
Und ſetzt mir einen Fuchsſchwanz auf;
Wollt ihr mir einen Hut beſtellen,
So flickt mir auch ein Horn darauf
Und gebt mir an des Säbels Statt
Ein Holz, das keine Scheide hat!

Beſetzt mein Kleid mit bunten Flecken,
Macht mir ein Band von Bohnenſtroh
Und ſchreibt mir an auf allen Ecken,
Daß ich ein Narr in Folio,
Wofern ich bei dem Narrenſpiel
Nicht zur Erkenntniß kommen will!

Doch nein! Ich will nun anders werden!
Ich mag kein Pickelhäring ſein;

Ich ſtelle mich nur an Geberden
Bisweilen närriſch auf den Schein.
Drum, Lieber, was verlacht ihr mich? —
Ein Jeder iſt ein Narr für ſich.

Endliche Erklärung.

Ich bin betrübt,
Weil mich mein Kind nicht wieder liebt;
Denn dieſes Feuer meiner Pein
Muß noch zur Zeit verborgen ſein.
Und die mir gefället, die weiß es noch nicht,
Und wenn ſie es wüßte, ſo glaubte ſie's nicht,
Und wenn ſie es glaubte, ſo ſagte ſie's nicht,
Und wenn ſie es ſagte, ſo traut' ich ihr nicht,
Und wenn ich ihr traute, ſo hülfe mich's nicht;
Drum lieget mein Herze gefangen und ſpricht:
Es iſt um mich geſchehn;
Ich bin zu lauter Qual erſehn.

Ich mache zwar
Mein Herz bisweilen offenbar
Und ſinge manch' betrübtes Lied,
Das blos auf ihre Schönheit ſieht;
Doch wenn ich es ſinge, ſo hört ſie es nicht,
Und wenn ſie es hörte, ſo merkte ſie's nicht,
Und wenn ſie es merkte, ſo wollte ſie nicht,
Und wenn ſie auch wollte, ſo dürfte ſie nicht,
Und wenn ſie auch dürfte, ſo ſchickte ſich's nicht;
Indeſſen ich bin auf das Mädchen erpicht[1])
Und denk' in meiner Noth:
Iſt doch die Hoffnung noch nicht todt.

Ich ſeh' es wohl,
Wer im Gedanken wuchern ſoll,
Bis ihm das gute Glücke ruft,
Der baut nur Schlöſſer in die Luft;
Doch, hilft es mich wenig, ſo ſchadet es[2]) nicht,
Und wenn es mir ſchadet, ſo ſchmerzte mich's nicht,
Und wenn es mich ſchmerzte, ſo kränkte mich's nicht,
Und wenn es mich kränkte, ſo ſtürb' ich doch nicht,

---

1) Indeſſen ſo bin ich dem mädgen verpicht.

2) ſo ſchad mir es.

Und wenn ich auch ſtürbe, ſo ließ ich es nicht;
Sie bliebe mein Leben, ſie bliebe mein Licht.
Derhalben bleibt's dabei:
Ich bin ihr gut und ewig treu.

Doch itzo bin
Ich ungewiß in meinem Sinn,
Und was ich nicht erlangen kann,
Seh' ich mit ſchwacher Hoffnung an.
Sie kennet mich endlich und kennet mich nicht;
Ich brenne vor Liebe, ſie liebet mich nicht;
Doch weil ſie nicht liebet, ſo haßt ſie auch nicht,
Und weil ſie nicht haſſet, ſo fürcht' ich mich nicht,
Und wo ich nicht fürchte, verzweifl' ich auch nicht;
Drum tröſtet mein Herze ſich ſelber und ſpricht:
Es iſt noch nicht geſchehn;
Ich bin noch wohl dazu erſehn!

Zuverſicht.

Mein Mädchen iſt mir gut!
Und ob ſie gleich zu Zeiten,
Abſonderlich vor Leuten,
Ein wenig ſpröde thut,
So macht ihr Wortgezänke
Mir gleichwohl neuen Muth,
Daß ich im Herzen denke:
Mein Mädchen iſt mir gut.

Mein Mädchen iſt mir gut!
Manch' Jahr iſt ja vergangen,
Seitdem mein ganz [1]) Verlangen
In ihrer Freundſchaft ruht;
Wie ſollt' ich denn nicht wiſſen,
Indem ſie anders thut,
Wie weit ich könne ſchließen,
Mein Mädchen ſei mir gut?

---

[1]) Text mein geneigt.

Mein Mädchen iſt mir gut!
Mein Laſſen und Beginnen,
Das ihren zarten Sinnen
Gar Nichts zuwider thut,
Bewegt auch mir das Herze,
Wie eine ſanfte Fluth,
Daß ich mit Freude ſcherze:
Mein Mädchen iſt mir gut!

Mein Mädchen iſt mir gut!
Sie macht ihr Amtsgeſichte
Bisweilen noch zu nichte
Und rühret mir das Blut
Durch liebgeſinnte Blicke;
Drum ſpricht mein freier Muth:
Ich habe noch das Glücke;
Mein Mädchen iſt mir gut!

Mein Mädchen iſt mir gut!
Ein Andrer mag ſich kränken
Und voller Furcht gedenken,
Was ſeine Nymphe thut.

Ich kann die Sorgen brechen;
Denn mein vergnügter Muth,
Kann in der Wahrheit ſprechen:
Mein Mädchen iſt mir gut!

Die Zauberinn.

Dorindchen, darf ich's ſagen
Und darf ich ohne Scheu
Dich öffentlich verklagen
Mit deiner Zauberei?
Ach, du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich mir ſelbſt nicht ähnlich bin!

Sonſt iſt mein junges Herze
Bei allen Mädchen kalt
Und giebt der Liebeskerze
Gar ſchlechten Aufenthalt;
Doch du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich bei dir verliebet bin.

Verlier' ich ja bei Andern
Manchmal ein gutes Wort,
So bin ich nur von Flandern
Und geh' bei Zeiten fort;
Doch du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich bei dir beſtändig bin.

Ich habe meine Brüder
Ohn' allen Schein geliebt;
Sie haben mich auch wieder
Mit Willen nicht betrübt;
Doch du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich den Freunden untreu bin.

Ich bin zur Luſt geboren;
Die hängt mir allzeit an
Und giebt mich nicht verloren,
So lang' ich lispeln kann;
Doch du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich bisweilen traurig bin.

Ich kann an andern Orten
Vortrefflich loſe ſein
Und laſſe mich mit Worten

In manche Kurzweil ein;
Doch du verwandelſt meinen Sinn,
Daß ich gar eingezogen bin.

Wie ſchlimm haſt du gehandelt!
Ich kenne deine Liſt!
Ich werde ſo verwandelt;
Du bleibeſt, wie du biſt.
Ach, Kind! verwandle deinen Sinn,
Wie ich bei dir verwandelt bin!

Die künftige Liebſte.[1]

Mein Liebchen ſoll ſo ſein:
Ein Kind von jungen Jahren,
Von ſchön- und lichten Haaren,
Von etwas bleichen Wangen.
Danach ſteht mein Verlangen;
So ſoll mein Liebchen ſein.

---

[1] Mit Auslaſſung von zwei Strophen.

Mein Liebchen ſoll ſo ſein:
An Augen, wie die Tauben,
Am Mündchen, wie die Trauben,
An Lippen, wie die Roſen.
Da wünſch' ich liebzukoſen;
So ſoll mein Liebchen ſein.

Mein Liebchen ſoll ſo ſein:
Nur ehrlich von Geblüte
Und luſtig von Gemüthe;
An Reden ſei ſie ſtille;
Mein Wille ſei ihr Wille;
So ſoll mein Liebchen ſein.

Mein Liebchen ſoll ſo ſein:
Sie darf nicht höhniſch lachen,
Nicht Complimente machen
Und gar zu prächtig gehen.
Ich will ſie doch verſtehen;
So ſoll mein Liebchen ſein.

Mein Liebchen ſoll ſo ſein:
Als wie das Mädchen ſiehet,

Das mich jetzund bemühet,
Das mich ſo weit getrieben,
Daß ich mich muß verlieben.
So ſoll mein Liebchen ſein!

Der betrogene Liebhaber.

Kommt, ihr Leute, kommt und ſchauet
Mein betrübt Exempel an!
Seht, wie Einer fallen kann,
Welcher auf die Liebe bauet
Und ſein Leben auf das Spiel
Eitler Wolluſt gründen will.

Wär' ich vor ſo klug geweſen,
Als ich jetzo worden bin,
Hätte mein betrogner Sinn
Wohl was Beß'res auserleſen;
Aber ach, ich armes Kind
War auf [1]) beiden Augen blind!

---

[1]) an.

Was ich dicht'te, was ich machte,
War auf ſie allein gericht't;
Sie, mein Engel, war mein Licht,
Und, wann ich an ſie gedachte,
Lief das Blut in einem Nu
Dem verliebten Herzen zu.

Wenn ich gleich an einem Tage
Kaum ein halbes Blickchen ſah,
Ging mir doch der Strahl ſo nah,
Daß ich, fern von[2]) aller Klage,
Gleichſam als zu großem Dank,
Manch erfreutes Luſtlied ſang.

Aber nun bin ich verdorben,
Seit mir die Gelegenheit
Zu dergleichen Freundlichkeit
Unverhofft iſt abgeſtorben,
Und mein Herze keine Statt
Mehr in ihrem Herzen hat.

Alle Luſt iſt mir zuwider;
Was ich ſehn und hören muß,

---

2) außer

Bringt mir lauter Ueberdruß,
Und die allerſchönſten Lieder
Von der Liebe kommen mir
Abgeſchmackt und albern für.

Wenn ich ja bisweilen ſcherze
Und mein altes Freudenſpiel
Wiederum verneuen will,
Ach, ſo ruft mein ſchwaches Herze
Mitten in der ſüßen Ruh'
Meinen Schmerzen wieder zu.

Zwar ich ſehe ſchon vom Weiten,
Daß die Zeit mich tröſten kann;
Doch wie wohl iſt der daran,
Welcher ſolchen Eitelkeiten
Seine Seele nicht ergiebt,
Oder der doch glücklich [3]) liebt!

---

[3]) Oder doch gelücklich.

Liebesproceß.

1. Freiheit.

Wohl dem, der ſeinen jungen Jahren
Die ſüße Freiheit gönnen kann!
Er mag *) die zarten Kräfte ſparen
Und legt die Stunden beſſer an,
Als Einer, der ſich Tag und Nacht
Mit Liebesgrillen müde macht.

2. Erſter Blick.

Doch halt, mein Geiſt! beſinne dich!
Sieh' auf! Das Mädchen zeiget ſich;
Du mußt es doch betrachten.
Ich hab' es vormals nicht gewußt;
Man darf dergleichen Augenluſt
In Wahrheit nicht verachten.

3. Erſte Liebe.

Hätt' ich Das zuvor bedacht,
Daß ein Blickchen ſolche Macht

---

*) kann.

Ueber [1]) unſre Seelen hätte,
Ach, ſo ging' ich aufgericht't,
Und mein Herze läge nicht
An der ſtrengen Liebeskette.

Nun iſt meine Freiheit hin,
Und ich muß den armen Sinn
An die eitle Schönheit binden;
Meine Freude liegt daran,
Ob ich bei der Liebſten kann
Liebe, Gunſt und Gnade finden.

4. Erſte Bekanntſchaft.

Luſtig! Mein Liebchen, das lernet mich kennen;
Sie lacht mich ſchon ein bischen an.
Luſtig! Mein Herze mag ſieden [2]) und brennen,
Wenn ich mich hier erquicken kann.
Luſtig! Mein Kindchen, mein Engel, mein Licht
Läſſet ſich küſſen und wehret ſich nicht.

---

1) Gegen.

2) braten.

5. Der Liebſten Zorn.

Mein ſchwacher Geiſt, ſo ſchick' dich in die Trauer!
Dein ſüßes Kind ſieht aus der Maßen ſauer;
Ein jeder Blick, dadurch ſie ſich bewegt,
Iſt wie ein Blitz, der mich zu Boden ſchlägt.
Iſt dies der Lohn für meine treue Liebe,
Daß ich mich nun bis auf den Tod betrübe?
Zu guter Nacht, du allerliebſtes Haus!
Ich ſeh' es wohl, es iſt für diesmal aus.

6. Verſöhnung.

Mein Liebchen, ſo haſt du dich beſſer beſonnen,
Und darf ich wieder zu dir gehn?
Hat endlich die Unſchuld dein Herze gewonnen,
Und lernſt du meinen Sinn verſtehn?
Mein freundliches Herzchen, verſichre dich frei;
Ich bleibe dein Diener und ewig getreu.

7. Vollkommner Beſitz.

Mein Gemüthe, ſei verſchwiegen!
Kannſt du dich ja doch[2]) vergnügen
An der milden Freundlichkeit.

---

[2] gleichwohl.

Zwei Perſonen müſſen ſpielen;
Dahingegen unter Vielen
Wird die Freude leicht zerſtreut.

Laß dich ſtreicheln, laß dich küſſen!
Darf *) es doch kein Andrer wiſſen,
Wenn du nur verſichert biſt,
Daß dein Liebchen unter Allen
Dir zu Lieb' und Wohlgefallen,
Stiller Gunſt verbunden iſt.

8. Erloſchne Liebe.

Wir jungen Leute ſind wohl Narren;
Wenn uns die Liebe kirren [3]) will,
Da hat ein Jeder einen Sparren
Zu wenig oder doch zu viel.
Ich hab's verſucht ein halbes Jahr;
Ich weiß, wie mir zu Muthe war.
Nun muß ich meiner ſelbſten lachen,
Daß wir uns ſolchen Kummer machen.
Ich lege Luſt und Eitelkeit

---

[3]) freſſen.

*) Braucht es Keiner zu wiſſen.

Zu meines Mädchens Füßen nieder
Und ſuche die Gelegenheit
So gar geſchwinde wohl nicht wieder;
Ich halte mein Triumphgeſchrei:
Ich war verliebt; nun bin ich frei!

Nachtgedanken an die künftige Geliebte.

Ich armes Kind, wie einſam muß ich leben;
Wie muß ich noch in eitel Hoffnung ſchweben!
Ich denke viel und weiß doch nicht, wohin?
Es wundert mich, daß ich ſo luſtig bin.

Wo werd' ich noch mein Ruheplätzchen finden,
Und welcher Ort wird ſich mit mir verbinden?
Ich blicke zwar in's liebſte Vaterland;
Doch Gottes Rath iſt mir noch unbekannt.

Wo muß wohl itzt das liebe Seelchen liegen,
Das mich einmal im Leben ſoll vergnügen?
Sie liegt vielleicht in ihrer ſanften Ruh'
Und drückt das Licht der ſchönen Augen zu.

Sie wird an mich den Abend nicht gedenken,
Da ich mich muß in Verrath gleichſam kränken,
Und wo ſie ja den Kopf ſich jetzt 1) zerbricht,
So weiß ſie doch von meiner Liebe nicht.

Das iſt gewiß, — die Mädchen, ſo ich kenne,
Und die ich ſchon mit ihren Namen nenne,
Die ſind mir ohne Zweifel nicht beſchert;
Ich habe ſie auch nie ſo weit begehrt.

Es iſt noch Zeit, daß ich ein Kind erwähle,
Am Leibe ſchön und ſittſam an der Seele.
Dies iſt genug! Sonſt ſei ſie arm und reich,
Groß oder klein; es gilt mir Alles gleich.

Wiewohl, ich kann mein Wort nicht von mir geben;
Wer weiß, ob ich das Glücke werd' erleben!
Wie Mancher giebt der Eitelkeit *) Valet,
Eh' er die Spur der ſüßen Liebe geht!

Es mag drum ſein! ich bin bereit zu Allen;
Des Himmels Schluß ſoll mir allzeit gefallen;
Ich ſtreite nicht; ich bleibe gern allein,
Ich will auch gern der Liebe dienſtbar ſein.

1) jetzund.

*) der Welt.

Dieſelbe mag es nach Belieben karten;
Ich will den Troſt in aller Still' erwarten.
Schlaf wohl, mein Kind, mein unbekanntes Ich!
Schlaf du nur wohl; ich wache ſchon für dich!

Hans in allen Gaſſen.1)

Zwei Mädchen auf einmal? Fürwahr, das iſt zu viel!
Doch weil die Liebe mich alſo bethören will,
Darf ich nicht widerſtehen;
Ich ſeh' mein Elend an
Und laſſ' es immer gehen,
So gut es gehen kann.

Ich weiß nicht, welche mir am beſten Anlaß giebt;
Sie beide ſind polit, ſie beide ſind beliebt;
An ihrer ſchönen Jugend,
An ihrer Höflichkeit,
An ihrer Lieb' und Tugend 2)
Iſt gar kein Unterſcheid.

---

1) Eine Strophe ausgel. — 2) liebes-tugend.

Wann dieſe gegen mich ein bischen freundlich thut,
So denk' ich: Jene dort, die kann es gleich ſo gut.
Und komm' ich zu der Andern,
So laſſ' ich meinen Sinn
Zur Erſten wieder wandern,
Da ich geweſen bin.

Indeſſen weiß ich nicht, was ich behalten ſoll;
Denn Jener bin ich gut, und Die gefällt mir wohl.
Soll ich das Herze faſſen
Und ein geliebtes Kind
Von dieſen Beiden laſſen,
So bin ich taub und blind.

Es iſt doch nun geſchehn! Das geht am beſten an,
Wo ich ſie alle zwei für mich behalten kann.
Mein Herz, es kömmt ja beſſer,
Indem du, als ein Gaſt
Der Eitelkeit, zwei Meſſer,
Als keins, in Vorrath haſt.

Ein ſolcher Wechſel ſtutzt und ſteht vortrefflich ſchön.
Wann Eine ſauer ſieht, kann ich zur Andern gehn;

Trägt Die ein Ungefallen,
So komm' ich dorten ein,
Und ſo kann ich bei Allen
Verliebt und luſtig ſein.

Das umgekehrte Kartenſpiel.

Wann wir die eiteln Sachen
Der ſüßen Liebelei [1])
Uns etwas kundbar machen,
So iſt die Phantaſei,
Wo man die Wahrheit ſagen will,
Ein umgekehrtes Kartenſpiel.

Ein Spieler wirft die Blätter
So eifrig aus der Fauſt,
Daß Manchem das Geſchmetter
Lang in den Ohren ſauſt;
Ein Buhler giebt in ſtiller Ruh
Den höchſten Trumpf verſchwiegen zu

---

1) löffeley.

Ein Spieler will gewinnen,
Und wann es doppelt ſteht,
So richtet ſein Beginnen
Sich einzig auf's Labet;
Ein Buhler nimmt ſich ſchlecht in Acht,
Ja, er verſpielet mit Bedacht.

Ein Spieler miſcht die Karten,
Bis er das höchſte Blatt,
Nach viel verſuchten Arten,
In ſeinen Händen hat;
Ein Buhler wünſcht in ſeiner Pein
Nur das geringſte Blatt zu ſein.

Ein Spieler wird verdroſſen
Und meint, es ſei geſchehn,
Wann ſeine Spielgenoſſen
Ihm in die Karten ſehn;
Ein Buhler zeiget ſeiner Zier
Die Blätter ungebeten für.

Wiewohl bei ſolchen Händeln
Geht der Verluſt noch hin;

Mag Alles man²) vertändeln,
So hat man doch Gewinn.
Denn, der verſpielt, bleibt immer reich,
Und, der gewinnt, verſpielt zugleich.

---

2) Man mag gleich all's.

Johann von Beſſer.

Liebe ſonder Eigennutz.

Melinden's Auge ſeh' ich nicht;
Doch hör' ich, daß es jetzund weinet.
O weint dies himmliſche Geſicht,
Das ſonſt mit Sonnenblicken ſcheinet!
Ich weiß; daß ſelbſt die Traurigkeit
Und ihres Schmerzens Ungeberden,
Wenn ſie die heißen Thränen ſtreut,
Sie noch viel ſchöner machen werden.

Bisher, da ihr das Glück gelacht,
Und ſie der Freuden Arm umfangen,
Hab' ich den Mund feſt zugemacht,
Vergnügt, daß es ihr wohl ergangen.
Wer aber kann jetzt ruhig ſein,
Da wir Melinden hören klagen!
Ihr Glücke laß ich ihr allein;
Ihr Unglück muß ich helfen tragen.

Zwar ſpür' ich, daß ſie's nicht begehrt
Und von dem Thirſis Nichts will wiſſen;
Allein was nimmt dies ihrem Werth,
Daß ſie mir widerſtreben müſſen?
Mein Unſtern hat mich ſchon geübt,
Für das Geliebte nur 1) zu leiden,
Und wenn Melinde gleich nicht liebt,
Soll auch ihr Haß uns nimmer ſcheiden.

Die Schönheit, der beblümte Mund,
Die weiße Bruſt, die friſche Jugend
Sind ja nicht meiner Liebe Grund;
Ich liebe mehr Melindens Tugend.
Dergleichen Liebe kann beſtehn,
Auch ſonder Etwas zu begehren.
Sie nur zu ehren, ſie zu ſehn,
Iſt Alles, was ſie darf gewähren.

Treibt aber mich mein Eigennutz,
O mir nur bittere Melinde,
So ſei die Tugend ſelbſt mein Schutz,
Wenn ich dich liebenswürdig finde.

---

1) mich.

Was willſt du mehr? ich meide dich,
Ich will dich Andern überlaſſen;
Nur, haſt du ja kein Herz für mich,
So hab' auch keines, mich zu haſſen.

Die blauen und die ſchwarzen Augen.

Die blauen Augen.

Blau ſind meiner Anemonen Augen,
Weil ſie uns zum Zeugniß ſollen taugen,
Daß ſie ihr von Venus ſind erkoren,
Die vom blauen Meeresſalz geboren.

Pallas Augen ſind auch blau geweſen,
Die ſie ſich aus Weisheit hat erleſen,
Weil der blauen Farbe Glanz vollkommen,
Den der Himmel ſelbſt drum angenommen.

Was ſoll man denn, Anemone, ſagen,
Was doch deine Augen in ſich tragen?
Klugheit und der Himmel die ſind lichte;
Beides ſieht dir auch aus dem Geſichte.

Blaues Feuer brennt, wo Schätze liegen,
Und dein blaues Auge kann nicht trügen,
Daß die Schönheit tauſend ihrer Gaben
In den Bergen deiner Bruſt vergraben.

Selbſt die blauen Adern, die dich zieren,
Zeigen, daß ſie theure Türkis führen,
Die, wie Gold wächſt von der Sonne Blicken,
Alſo ſich von deinen Augen ſchmücken.

Aber blau iſt auch der Treue Zeichen;
Wird dein Herze wohl den Augen gleichen?
Ob Beſtändigkeit dein Herz getroffen,
Muß ich blos von deinen Augen hoffen.

Unterdeſſen doch ſoll nichts mich[1] ſtören,
Als was Himmliſches ſie zu verehren.
Weil des Himmels Bild darin geſchrieben,
Will ich ſie auch, als den Himmel, lieben.

---

[1] ſoll mich nichtes.

Die ſchwarzen Augen.

Phillis Augen brennen mich verſtohlen;
Denn ſie ſcheinen ausgelöſchte Kohlen,
Weil dem Himmel ſie beliebt zu ſchwärzen,
Sieht man nicht die flammenreichen Kerzen.

Wolken ſind ſie, aber voller Blitze,
Und dies neue Mondenlicht hat Hitze;
In den ſchwarzen Kugeln ſtecken Sonnen,
Wo ſich aller Seelen Brand entſponnen.

Ich gedacht', mit ihrer Nacht zu ſpielen
Und in dieſen Quellen mich zu kühlen;
Aber lauter heiße Feuerballen
Ließen die vermeinten Brunnen fallen.

Dunkler Kreis ſo viel verbrannter Leichen!
Wer dich ſieht, der kann dir nicht entweichen;
Alles muß in deinen Banden ſchweben,
Wenn uns deine Finſterniß umgeben.

Brenne mich! doch nicht, mich zu verbrennen, —
Deiner Schönheit Allmacht zu erkennen!
Laß der Augen Schatten mich bedecken,
Wenn ihr Strahl zu heiß ſich will erſtrecken!

Oder willſt du mich zu Aſche haben,
Mußt du in den Augen mich begraben;
Denn die Schwärze ſchicket ſich zum Trauern,
Und ein ſchwarzes Grab kann länger dauern.

Vergebliche Flucht.

Ach, Gedanken, laßt mich ziehen!
Ich will Iris Macht entgehn.
Ihre Schönheit heißt mich fliehen,
Der ich nicht kann widerſtehn.
Aber was hilft mein Entrinnen?
Durch euch bin ich ſtets bei ihr.
Süßes Blendwerk meiner Sinnen,
Wie gefährlich ſeid ihr mir!

Macht der Liebe.

O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein!
Alle Schmerzen, die wir tragen,
Treffen nur den Leib allein;
Aber, Liebe, deine Plagen
Dringen in das Herz hinein!
O du Urſprung aller Klagen,
Liebe, ſchone, ſchone mein!

Lied der Schäferinn.

Weide, weide, kleine Heerde,
Sei vergnügter, als ich bin!
Doris, deine Schäferinn,
Plaget ſich mit viel Beſchwerde;
Aber du, geliebte Heerde,
Sei vergnügter, als ich bin!

Kaum verliebt, und gleich geliebet,
Iſt nur euch, ihr Schäflein, kund.
Bei den Menſchen liebt der Mund,
Der oft falſche Worte giebet;
Aber herzlich ſein geliebet,
Iſt nur euch, ihr Schäflein, kund.

Adam.

Verzeiht dem Adam, ihr Verächter,
Daß Even er gefolget hat;
Denn was er für die Mutter that,
Das thun wir täglich für die Töchter.

An ſeine Laute.

Das iſt die treue Tröſterinn
In 1) allen meinen Kümmerniſſen,

---

1) Von.

Wenn die, um die ich traurig bin,
Nichts will von meinem Kummer wiſſen.
Das Herz der ſtrengen Ehrengard
Iſt leider gegen mich zu hart
Und giebt nicht Acht auf meine Plagen.
Ihr aber, meine Saiten, ihr
Seid viel mitleidiger mit mir;
Ihr hört zum mindſten meine Klagen
Und wißt, ſo oft ich euch berühr',
Mein Leiden wieder nachzuſagen.

Der Hoffnungsloſe.

Wir wollen, ſchöne Schäferinn,
Geruhig bei einander weiden.
Dein Glücke geb' ich Andern hin;
Kommt Unglück, will ich mit dir leiden.
Laß aber ſehn, ob auch der Hirt,
Den deines Herzens Wahl getroffen,
Dich ſo beſtändig lieben wird,
Als ich, der Nichts von dir zu hoffen.

Die Schöpfung des Weibes.

Nach dem Franzöſiſchen.

Als Gott, das große Werk der Schöpfung zu beſchließen,
Den Adam und in ihm ſein Ebenbild gemacht,
Stand der beglückte Menſch, aus Nichts hervorgebracht,
Und ſah die ganze Welt, als Herr, zu ſeinen Füßen.

Was Erd' und Paradies, was Thier und Vogel hießen,
War Alles insgeſammt auf ſeine Ruh' bedacht.
Er lebt' auch höchſt vergnügt. Allein — o kurze Pracht! —
Sein Glücke war zu groß, es lange zu genießen.

In Meinung, wie man ſprach, er wäre ganz allein,
Gab man ihm eine Frau. Konnt' auch was Aerg'res ſein?
Der Arme lag und ſchlief und konnte ſich nicht wehren.

Man ſchuf aus ihm ein Weib; das brachte man ihm zu.
Er nahm's; doch leider nur, ſich ewig zu beſchweren!
Sein allererſter Schlaf war ſeine letzte Ruh'.

Des Deutſchen Antwort.

Was unſern Ruheſtand verlor,
Iſt freilich Evens Fall geweſen;
Allein was konnte ſie davor,
Daß man ſo ſchwachen Stoff[1] erleſen?
Sie war von Adam's Fleiſch und Bein;
So konnte ſie nicht ſtärker ſein.

Nach dem Tode ſeiner Gattinn.

Climene ſtarb und ſprach im Scheiden:
Nun, Liſis, nun verlaß ich dich!

---

[1] Zeug.

Ich ſtürbe willig und mit Freuden,
Liebt' Eine dich ſo ſehr, als ich. —
Ach, ſprach er, mag dich das betrüben,
Climene? Nur dein Tod iſt ſchwer!
Kannſt du mich ſelbſt nicht länger lieben,
Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Des Dichters Gedanken an ſeinem 40. Geburtstage. (1)

Heut, da ich vierzig Jahr' erlebet,
Schlägt endlich meine Seel' in ſich
Und denket auch einmal an mich,
Wie ich ein weites Ziel erſtrebet,
Wie meine beſte Lebenszeit,
Ja wohl mein Leben ſelbſt verfloſſen,
Und wie ich, bei der Flüchtigkeit,
Auch dieſer Zeit nicht recht genoſſen.

---

1) Gekürzt.

Was Kinder wünſchen und beginnen,
Zeigt meiner Kinder Thorheit an.
Ich ſehe, was ich ſelbſt gethan;
Doch kann ich mich deß nicht beſinnen.
Ich weiß, die Jugend ſei vollbracht;
Doch, wann und wie ich ſie beſeſſen,
Iſt, wie ein Traum von einer Nacht,
Theils nicht erkannt und theils vergeſſen.

Die Mannheit, weit von ihrem Morgen
Und wohl dem Niedergange nah,
Steht nun zwar gegenwärtig da;
Ich fühle ſie an ihren Sorgen;
Ich ſpüre, daß mein Angeſicht
An Haut und Farben abgenommen;
Das aber weiß ich wahrlich nicht,
Wie ich zu vierzig Jahren kommen.

Die Hälfte kaum von dieſen Jahren
Dünkt mich's 2), wann ich zurückegeh';
Ich bin, wie Einer auf der See,
Der nicht ſieht, wo er abgefahren.

2) Denckt mich.

Und o! wie ſelig wär' ich doch,
Nachdem mein Leben ſo verſchwendet,
Wenn ich die eine Hälfte noch
Zu meinem Beſten angewendet!

Die Kindheit hab' ich ohn' Empfinden,
Eh' man begreifet, was man thut,
Die Jugend meiſt in Uebermuth,
Die Mannheit zugebracht in Sünden.
Nun kommt zwar Alter und Verſtand;
Doch was hilft Alter und Verſtehen?
Man lebt, als wenn man erſt erkannt,
Wie ſüß die Sünde zu begehen.

Allein iſt denn kein ander Leben?
Und bleibt nicht der gewiſſe Schluß,
Daß man vor einen Richter muß,
Von Allem Rechenſchaft zu geben?
Seh' ich nicht täglich, täglich Viel'
Noch in der Jugend Lenz erbleichen?
Und ſteh' ich nicht auf einem Ziel,
Das tauſend Menſchen nicht erreichen?

Ich kann aus meinen Narben leſen,
Und mein Gedächtniß ſagt es mir,
Daß ich ſchon oft des Grabes Thür',
Ja, ſelbſt der Hölle nah geweſen.
Wie? wenn nun Gott, nach ſeiner Kraft,
Nach ſeinem Recht und meinen Thaten,
Mich damals wirklich hingerafft,
Wo wär' ich Armer hingerathen?

Er aber in dem Himmel droben
Hat meiner väterlich geſchonet
Und — anders, als ein Menſch gewohnt —
Noch immer ſeinen Zorn verſchoben.
Je mehr ich mich von ihm getrennt,
Je mehr ich lief, mich zu bethören,
Je mehr hat er mir Zeit vergönnt,
Den langen Irrweg umzukehren. —

O, Preis und Ehre, Macht und Stärke
Sei dir, o Gott, von aller Zeit,
Du Vater der Barmherzigkeit,
Du treuer Schoner deiner Werke!

Wenn ich die ganze Welt beſäß,
„Wer bin ich?“ müßt' ich dennoch ſagen,
„Daß du mich ſchnödes Zorngefäß
So lange, lange Zeit getragen?“

O, ſchone ferner, Brunn der Güte!
Was wär' auch ſonſten die Geduld,
Der Reichthum deiner Gnad' und Huld,
Dein fromm und väterlich Gemüthe?
Was hülf' es, daß du mir bisher
Unzählig Gutes werden laſſen,
Wenn deine Langmuth endlich wär'
Und du zuletzt mich wollteſt haſſen?

Ich bin auf den verderbten Wegen,
Wie Jener an Bethesda's Teich,
Der kränker, weil er ſich zugleich
Durch langes Liegen abgelegen.
Ich bin, wie jener Lahme dort,
Der's über vierzig Jahr geweſen,
Und kann auch nicht, als auf dein Wort
Und durch ein Wunderwerk geneſen.

Hilf denn, ſoll mir geholfen werden!
Und wo ich nicht zu ändern bin,
So nimm mich lieber gar dahin
Und trenne mich von dieſer Erden.
Die vierzig Jahre ſind erfüllt;
Die Zeit iſt da, das Land zu ſchauen,
Wo unſre Unruh' wird geſtillt,
Wo man kein Elend mehr darf bauen.

Du brachteſt nach den vierzig Jahren
Dein Volk in das gelobte Land;
Da hat es allererſt erkannt,
Wie gnädig du mit ihm verfahren.
Da ward ſein Murren abgethan;
Da wird auch meines ſich verlieren,
Wenn du, für dieſes Kanaan,
Mich wirſt in deinen Himmel führen.

Thu' es, mein Gott, Gott meiner Väter,
Und bringe mich zu dem Beſitz!
Was bin ich dir auf Erden nütz'?
Hier bleib' ich nur ein Uebertreter;

Dort aber, da wir bei dir ſein,
Wird, für die Sündenluſt der Wüſten,
Mich, großer Gott, nach dir allein,
Nach dir in Ewigkeit gelüſten.

Heinrich Mühlpforth.

Vergängliches und Bleibendes.

(Aus einem Leichengedichte. Mit Auslaſſungen.)

Miſcht Tränke der Unſterblichkeit,
Zieht Saft und Salz aus edeln Steinen,
Sucht, was der Theophraſt bereit't
Und Helmont kocht aus dürren Beinen;
Ja, hättet ihr der Weiſen Stein,
Ihr Sterblichen, den Schatz der Schätze,
So könnt ihr doch nicht ewig ſein;
Euch fällt des Todes Hauptgeſetze.

Ihr Klugen, die ihr graue Haar'
Als einen großen Wucher zählet
Und bettelt um viel lange Jahr',
Erkennt doch, wie ihr weit gefehlet!

Wer wünſcht ſich 1), auf der Folterbank
In Schmerzen angeſpannt zu liegen?
Und euch ſoll, elend, ſiech und krank,
Des Lebens weitre Friſt vergnügen?

Gelehrte, wenn ihr nun gefaßt,
Was Himmel, Erd' und See umſchließen,
So ſeid ihr doch ein bloſer Gaſt,
Der muß, was man ihm giebt, genießen.
Ach, Phantaſei! ach, toller Wahn!
Bei hohen Künſten Das entbehren,
Was uns nach dieſem Leben kann,
Der Wiſſenſchaften Kern gewähren!

Hier gilt auch nicht ein ehrner 2) Arm,
Noch des Alcides Tapferkeiten.
Es ſei das Blut ſo friſch und warm,
Die Fauſt bereit und keck zum Streiten.
Wie Viel' hat nicht der Sand bedeckt,
Die man der Zeiten Wunder nannte,
Die ganze Länder oft erſchreckt,
Und die man 3) für den Mars erkannte!

1) ihm. — 2) eiſern. — 3) Und man ſie.

Nichts, was des Menſchen Witz erſinnt,
Wie hoch er immer auch geſtiegen,
Was ſeiner Hände Werk beginnt,
Kann über die Verweſung ſiegen.
Wir treten auf, wir treten ab,
Und wann wir uns genug gezeiget,
So ſieht man, wie der Hirtenſtab
Zugleich ſich mit dem Zepter neiget.

Ein Spieler zieht die Kleider aus,
Wann ſich die Schauluſt hat geendet;
So laſſen wir auch Hof und Haus
Und was uns ſonſt das Glück *) geſendet.
Müßt' Einer ohne Maske ſein,
Wie häßlich würd' er ſich geberden,
Statt angenomm'ner Tugend Schein,
Der Laſter größtes Scheuſal werden!

Was ſuchen wir denn auf der Welt?
Sie wird mit ſchnödem Dank uns lohnen.
Man weiß, daß man für kindiſch hält,
Die ſpielen mit gemalten Bohnen;

---

*) uns das Gelück.

Wir Klügſten ſind ein albern Kind,
Das gar kein Gutes kann erzielen,
Wenn wir bei vielem Rauch und Wind
Des Himmels Kleinod oft verſpielen. [5]

Doch unſrer [6] Tugend Würdigkeit,
Die Wiſſenſchaft und edle Gaben
Stehn nicht in der Vergeſſenheit
Und werden, wie der Leib, begraben.
Ja, glaube, daß, wer ſo gelebt,
Der fährt mit Ehr' und Ruhm von hinnen;
Er hat nach einem [7] Gut geſtrebt,
Das bleibt, wenn Andres muß zerrinnen.

Nichtigkeit des Irdiſchen.

Was iſt Das, das wir Leben heißen?
Ein Zirkel voll gedrungner Noth;

---

5) In den nächſten hier ausgelaſſ. Str. richtet ſich der Dichter an eine Verwandte des Verſtorbenen. Dies entſchuldige die kleine Änderung in der letzten Strophe. — 6) ſeiner. — 7) dieſem.

Ein Traum und ein betrüglich Gleißen;
Ein ungewiſſes Morgenroth;
Ein Rauch, der, wann er kommt, verſchwindet;
Ein Meer, das ſtets von Jammer brauſt;
Ein Fallſtrick, der die Seele bindet;
Ein Wind, der, uns zu ſtürzen, ſauſt!

Iſt noch Was flüchtiger, als Schatten?
Ach, ja! der kurzen Tage Flucht.
Der Thau, den man auf grünen Matten
Bei aufgewachter Sonne ſucht,
Wird vielmals nicht ſo ſchnell vergehen,
Als die elende Sterblichkeit,
Da, eh' wir lernen reden, gehen,
Man ſchon uns macht das Todtenkleid.

Der Fortgang mit erwachſ'nen Jahren
Iſt nur ein Weg zu größ'rer Pein.
Das, was wir leſen und erfahren,
Wird oft ein faul Geſchwätze ſein.
Weil unſer Wiſſen unvollkommen
Und der Verſtand voll Unverſtand,

So iſt, was wir je vorgenommen,
Auf nichts gebaut, als lockern Sand. [1])

Wir mögen in die Fremde reiſen,
Der Kummer zieht uns immer nach.
Bei Freuden, Wolluſt, Scherz und Speiſen
Drückt uns manch heimlich Ungemach.
Der Welt verdammte Heucheleien,
Die nehmen Tugendlarven an.
Wie kann ein redlich Herz ſich freuen,
Das unter ſolch' ein [2]) Joch gethan?

Und wenn wir nun, viel zu beſitzen,
Das Leben in Gefahr gewagt,
Was kann es bei dem Hintritt nützen,
Wann uns die letzte Noth betagt *)?
Da ſehen wir, daß Alles flüchtig,
So weit das Rad der Sonne geht,
Daß unſrer Hände Werke nichtig,
Und blos der Unbeſtand beſteht.

1) Trübe-Sand.

2) ein ſolch.

*) betagen, verladen.

Und wünſchen wir die grauen Haare?
Das Alter iſt ein ſchwerer Gaſt;
Es prediget nur von der Bahre
Und nennt das Leben eine Laſt.
Es führt herbei die böſen [3]) Tage,
So Keinem nicht gefällig ſein,
Da man nur Jammer, Angſt und Plage
Für Freudenfrüchte ſammelt ein.

Und ob es köſtlich auch geweſen,
So hat es Müh' und Noth verzehrt.
Wer wollte ſich nicht Das erleſen, [4])
Was uns die wahre Ruh' beſchert?
Wer wollte nicht die Augen ſchließen,
Um dort den Himmel anzuſchaun?
Des Leibes Kerker ſein entriſſen
Und jene Friedensſtätte baun?

Das Endziel aller Angſt und Schmerzen
Bleibt doch ein ſanft- und ſel'ger Tod,
Der Hingang zu dem Vaterherzen,

---

3) Das eben führt die jenen.

4) Wer wolt ihm nicht diß außerleſen.

Die Reiſe zu dem wahren Gott,
Das Freudenthor zu jenem Leben
Und der Geburtstag wahrer Luſt,
Die Sammlung, wo die Heil'gen ſchweben,
Ein Labſal auf die Myrrhenkoſt.[5]

Die flüchtige Zeit.

Die Zeit will durch Minuten ſterben,
Sie fleucht und folgt ihr ſelber nach.
Wie eine Fackel ja[1] verderben
Muß durch ihr Scheinen allgemach,
So läuft der Zirkel aller Zeiten,
Der gar nicht zu verändern iſt.
Die Alten wollten dies andeuten,[2]
Wenn der Saturn die Kinder frißt.

---

[5] Die letzten Strophen (mit ganz individueller Beziehung) ausgelaſſen.

[1] zu (Druckfehl.). — [2] ausdeuten.

Ihr Schlund verzehret Tag' und Stunden,
Sie wächſt und ſtirbet in der Flucht;
Der Tag hat kaum den Monat funden,
Der Monat ein Jahr aufgeſucht,
Es ſchleußt ſich kaum der Ring vom Jahre,
So fängt ſich ſchon ein neues an;
Dies ſtürzt ein andres auf die Bahre
Und wird auch wieder abgethan.

Jahr, Monat, Tag' und Stunden fliehen;
Was weg, bleibt ewig weggeſchwemmt.
Kein Rad kann Was zurückeziehen,
Mit Ketten wird hier Nichts gehemmt.
Der Adler mag ſich nicht ſo ſchwingen
Mit pfeilgeſchwinder Hurtigkeit,
Als unſre Tage ſich verdringen
Und ſich verläuft der Kreis der Zeit.[3]

So iſt's demnach ſo hoch zu ſchätzen,
Wenn ſich die Lebensfriſt verlängt,
Wer Was den Jahren bei kann ſetzen,
Daß der ſo großes Gut empfängt?

---

[3] Folg. Str. ausgel.

Was hilft's, mit flüchtigem Gewebe
Das kurze Garn zu unterziehn
Und, daß man wohl beſchneiet lebe *),
Sich mit viel Seufzern zu bemühn?

Ein Kind, das in der Wieg' erbleichet,
Und der gebückt von hinnen fährt,
Die haben gleiches Ziel erreichet,
Und eine Zeit hat ſie verzehrt.
Die Wenigkeit der kurzen Tage,
Die hohen Staffeln vieler Jahr',
Erwogen auf gerechter Wage,
Sind unterſchieden nicht ein Haar.

Der Menſch bleibt nur der Zeiten Beute,
Auch Elemente dauern nicht.
Wer wollte nur nicht lieber heute
Geſegnen dieſer Sonne Licht,
Als daß bei Martern und bei Quälen
Und aller Schmerzen Ueberfluß
Er mög' ein tiefes Alter zählen,
Beſaamt mit Ekel und Verdruß!

*) daß man zu grauen Haaren komme.

Flieht nun die Zeit, verſchwind't die Stunde,
Raubt Alles die Vergeſſenheit,
Gehn Erd' und Himmel ſelbſt zu Grunde,
Was ſoll der Menſch, ein Spiel der Zeit,
Sich in die*) Welt ſo ſehr vergaffen
Und dieſer Meinung fallen bei,
Wie daß er blos allein erſchaffen,
Um hier nur wohl zu leben, ſei?

Nein, aus des Mondes Vorbild lernet,
Ihr Sterblichen, den wahren Zweck!
Je mehr det Sonnen er entfernet*)
Und von den Strahlen kommet weg,
So wird er zwar dem Kreis der Erden
Gewähren ſeinen hellen Schein,
Doch himmelwärts mehr dunkel werden,
Weil er muß ohne Sonne ſein.

So geht's! Je mehr wir uns entziehen
Der Sonne der Gerechtigkeit
Und denken vor der Welt zu blühen,
Daß unſer Ruhm ſich weit und breit

---

*) der.

*) Je mehr er ſich von der Sonne entfernet.

Vergrößern mag mit neuen Strahlen,
So ſcheint es prächtig, ſchön und groß;
Kömmt's, der Natur die Schuld[5]) zu zahlen,
So ſtehn wir nackend, arm und bloß.

Wir ſind verfinſtert am Verſtande
Und kennen nicht das höchſte Licht;
Wir irren weit vom Vaterlande.
Geſetzt, der äuß're Menſch zerbricht,
So wird er innerlich verneuert
Zu unermeß'ner Herrlichkeit.
Wohl dem, der Gott die Seele ſteuert
Durch ſeine ganze Lebenszeit![6])

Aus einem Hochzeitgedichte.

Perle keuſcher Zucht und Tugend,
Bild der angenehmen Jugend,
Schöne Braut, was ſoll es ſein,

---

5) die Schuld der Natur. — 6) Die letzten 2 Str. zu ſtreichen.

Daß du[1] deiner Freiheit Schätze
Lieferſt in des Ehſtands Netze
Und ſtellſt dich gefangen ein?

Oder willſt du nach den Zeiten
Deine klugen Sinne leiten,
Weil ſich jetzt verjüngt das Jahr
Und fängt Alles an, zu blühen?
Willſt du dies zum Beiſpiel ziehen,
Wenn ſich ſchnäbelt Paar und Paar?

Muß der Schooß der reichen Erden
Jetzt des Himmels Braut nicht werden,
Wenn ſie ſich mit Blumen ſchmückt?
Wenn er mit den goldnen Strahlen
Pfleget ihre Bruſt zu malen
Und viel tauſend Farben ſchickt?

Wenn jetzt in dem bunten Lenzen
Tulpen und Narciſſen glänzen
Und der Gärten Reichthum prangt;

---

[1] Sie. (Hier und ſo im Folg. die 2 Perſ. ſtatt der damals üblichen dritten.)

Wenn der Baum in ſeinem Kleide,
Als wie in ſchneeweißer Seide,
Die vollkommne Zier erlangt,

Sollte da der Menſch nicht leben,
Da die Götter ſelber ſchweben
In erwünſchter Fröhlichkeit?
Sollte dann der Menſch nicht lieben,
Dem ſchon in das Blut geſchrieben:
Paart euch, daß ihr fruchtbar ſeid?

Seligkeit der Braut.

Zeugt, Sterne, zeugt von meinen lichten Flammen!
Zuvor pflegt' ich [1]) die Liebe zu verdammen;
Das Wort, dazu mein Mund ſchien ungeübt,
Bricht jetzt heraus: Ich bin, ich bin verliebt!

Die hohe Macht, ſo über mich beſchloſſen
Und meinem Blut die Regung eingegoſſen,
Kann, wie ein Feu'r, nicht länger heimlich ſein;
Sie weiſt der Welt den reinen Glanz und Schein.

---

1) Ich pflag zuvor.

Zwar was ich mir zum Grundſtein auserwählet,
Soll Tugend ſein, mit der ich mich vermählet,
Ein edler Geiſt, ein treuverbundner Muth,
Beſtändigkeit mein Schmuck und höchſtes Gut.

In dieſem Brand will ich unendlich leuchten;
Aurora mag das friſche Gras befeuchten,
Die braune Nacht das matte Feld bethaun,
Man ſoll mich doch ſtets unverändert ſchaun. 2)

Komm, Liebſter, komm! Mein Herze ſteht dir offen.
Was kann ich mehr auf dieſer Erde hoffen,
Als wenn den Schluß der Himmel unterſchreibt,
Daß mir dein Herz zum Unterpfande bleibt?

Und ſollt' ich nicht dir meine Gluth bekennen?
Du weißt das Feu'r, in dem wir müſſen brennen;
Kein ird'ſcher Dampf, kein Nebel hält es ein;
Es ſucht die Höh', den Sternen gleich zu ſein. 2)

---

2. Die nächſte Str. ausgel.

Brennt, Sterne, brennt, Dolmetſcher unſrer Sinnen!
Laßt eure Gluth nicht dieſe Nacht zerrinnen!
Das ſtete Licht, der unentſunkne Schein
Muß itzt ein Bild von unſrer Liebe ſein.

An die verſagte Liebſte.

Darf ich nicht meine Freiheit haben,
In der zuvor mein Geiſt geprangt?
Iſt denn der freie Muth begraben?
Hat meine Lieb' ihr End' erlangt,
Daß ſie muß in des Kerkers Nacht
Verlieren Zierde, Glanz und Pracht?

Gefangne hoffen, frei zu werden;
Ich weiß von keiner Rettung nicht.
Es lebt kein Menſch auf dieſer Erden,
Dem es ſo ſehr an Troſt gebricht.
Die Liebe, die mich erſt ergötzt,
Hat nun ihr Schwert auf mich gewetzt.

Jetzt muß ich ſchwere Ketten tragen,
Da ich zuvor in Kronen ging.
Was iſt noch übrig, als verzagen?
Das Leben ſchätz' ich ſelbſt gering
Und wünſche nach viel Noth und Pein
Des Grabes lieber Gaſt zu ſein.

Iſt mir verſagt, in deinen Armen,
Mein allerſchönſtes Kind, zu ruhn,
So wirſt du dich doch noch erbarmen,
Mir dieſen letzten Dienſt zu thun,
Daß du nimmſt meinen Schatten an,
Der ſonſten nirgends ruhen kann.

Gedenke, was ich ſchon erlitten,
Weil Himmel, Glück und Zeit mein Feind,
Wie ich um deine Gunſt geſtritten,
Die mir nunmehr nicht hold erſcheint! —
Du kannſt und ſollſt nicht meine ſein.
Wie bitter geht mir dieſes ein!

Und weil ich dich nicht ſoll beſitzen,
So ſuch' ich meinen eignen Tod,

Der wird mein gutes Recht beſchützen,
Wie du mich haſt gebracht in Noth.
Ich haſſe nun das Tageslicht,
Dieweil ich dich darf ſehen nicht.

Verlangen nach dem Tode.

Ich freue mich der letzten Stunde,
Die ſonſt dem Menſchen Schmerzen macht.
Geht Erd' und Himmel ſelbſt zu Grunde,
Was bin denn ich, ein Wurm, bedacht,
Mein leimern Haus, die irdnen Wände
Zu ſchützen ewig und ohn' Ende?

Die Hand, ſo mich zuerſt erbauet,
Die reißt mich, ihr Geſchöpf, auch ein.
Wen vor des Todes Pfeilen grauet,
Der kann kein Ueberwinder ſein.
Laß Fleiſch und Blut das Leben lieben;
Die Seele muß ſich anders üben.

Ich ſeh', daß jeden Tag Was ſtirbet,
Ja, daß der Leib ein Siechhaus heißt;
Wenn da bald Hand bald Fuß verdirbet
Und das veralt'te Kleid zerſchleißt,
So ſucht der Geiſt ſich frei zu machen
Und wird der mürben Feſſel lachen.

Drum komm, o Tod; denn meine Seele
Erſchrickt ob deiner Ankunft nicht.
Zeuch ſie aus dieſes Körpers Höhle
Zu jenem unumſchriebnen Licht!
Komm, ſüßer Gaſt! Mein heiß Verlangen
Iſt ſchon beſtellt, dich zu empfangen.

Ich bilde mir nicht dürre Knochen
Und, wie man dich ſonſt malet, ein;
Wenn meine Augen ſind gebrochen,
So wird's ein ſanfter Schlaf nur ſein.
Ein Thor, der mag dich häßlich nennen;
Ich aber muß dich ſchön bekennen.

Das Grab, das auch die Alten fliehen,
Nenn' ich des Himmels Vorgemach;

Der Kittel, den man an muß ziehen,
Scheint heller, als der Sterne Dach.
Der Schlaf iſt kurz, die Nacht iſt enge
Zu jenes großen Tages Länge.

Gebet um Erbarmen.[1]

Fließt, Thränen, fließt!
Ihr Augen, gießt
Erpreßte Jammerfluthen!
Schmelzt hin, ein Quell,
Und rinnet hell,
Zu dämpfen Gottes Gluthen!

Der Sünden Brand
Hat überhand
In unſerm Fleiſch genommen;
Er wühlt mit Schmerz
Durch Seel' und Herz
Und wird noch weiter kommen.

[1] Mit Auslaſſungen.

Verübte Schuld
Macht Ungeduld
Und wecket das Gewiſſen.
Der Laſter Schmach
Zeigt nach und nach,
Auf was es iſt befliſſen.

Wie unſre Zeit
In Ueppigkeit
So lüderlich verſchwendet,
Wie unſer Sinn
Sich niemals hin
Zu Gottes Dienſt gewendet. —

Wo bleibt das Herz,
Das Spiel und Scherz
Mit Gottes Wort getrieben,
Das feiſt erſtarrt
Und feſt verharrt,
Auf ſchnödem Irrthum blieben?

Und ſchläfſt du noch
An deinem Joch
Der ungeheuern Sünden?

Wach auf! Die Zeit
Iſt allbereit,
Da Gott dich heim wird finden.

Ach Hügel, deckt
Mich, der erſchreckt
Vor Gottes Zorn will weichen!
Ihr Berge kracht!
Komm, finſtre Nacht!
Auf, Abgrund! thu' desgleichen!

Wie aber kann
Ich Unterthan
Dem Herren flüchtig werden?
Ach, eitler Traum!
Da iſt kein Raum
Auf dieſer weiten Erden.

Sein Zorn wird mich
Behendiglich
Auf meiner Flucht ergreifen,
Sein Donnerſtrahl
Mit tauſend Qual
Zerrütten und zerſchleifen. —

Ich weiß noch Rath.
Bei ſeiner Gnad'
Verhoff' ich Troſt zu ſpüren,
Und meine Schuld
Soll ſeiner Huld
Barmherzigkeit berühren.

Hier liegt dein Knecht.
Gott, laß dein Recht
In Liebe ſich verwandeln!
Du wirſt mit mir
Nicht nach Gebühr,
Nicht nach Verdienſte handeln

Mein Mund ſoll fort
An jedem Ort
Des Höchſten Güte preiſen,
Und ſpät und früh
Auf tiefem Knie
Dem Herren Dank erweiſen.

Benjamin Neukirch.

Flüchtigkeit des Glücks.

Mein Herze, fleuch das Glücke
Und laß ſein Licht nicht deinen Leitſtern ſein!
Ein Engelauge führt oft Gift und Drachenblicke,
Der Himmel ſelber miſcht in Sonne Regen ein.
So kann ſein Angeſicht auch lachen und doch blitzen
Und hüllt in Roſenpracht die ſchärfſten Dornenſpizen.

Die allerärgſten Sklaven
Wirft oft ein Sturm an ſichres Ufer an;
Das Glücke zeiget uns der Hoffnung ſüßen Hafen,
Fleucht aber, wenn der Fuß am beſten ankern kann;
Denn Luſt und Freude ſind wie bunte Regenbogen,
Die, eh' man ſie erkennt, ſchon wieder abgezogen.

Der Honig [1]) unſers Lebens
Iſt nur ein Schaum, der Gall' und Wermuth deckt.
Vernunſt und Klugheit ſucht das Glücke ſelbſt vergebens,
Weil Schlang' und Natter auch in Paradieſen ſteckt.
Die größte Klugheit iſt, der Zeiten Grimm verlachen
Und, wie die Biene thut [2]), aus Schierling Honig machen. [3])

Was Glück und Gunſt geboren,
Schmilzt mit der Zeit, wie Schnee und kaltes Eis;
Der aber hat noch nicht der Freuden Port verloren,
Der nur der Trauer Wind recht zu gebrauchen weiß.
Denn Glück und Ehre ſind nicht Kinder einer Stunden
Und werden nur, wie Geld, durch Müh' und Schweiß gefunden.

Drum fleuch das falſche Glücke
Und trau', mein Herz, auf ſeine Sonnen nicht!

---

[1]) zucker.

[2]) wie ein bienen-wurm.

[3]) Die folgende Strophe weggelaſſen.

Zeuch der Begierden Fuß von dieſer Spiegelbrücke,
Da Geld und Pfeiler*) ſo wie dünnes Glas[1]) zerbricht.
Vielleicht kann Schmerz und Leid, die deinen Geiſt noch binden,
Bald deiner Ehren Bau auf feſten Marmor gründen.

Die Hartherzige.[1])

Sylvia iſt wohlgemacht,
Und ich wollte ſicher wetten,
Daß von hundert Amoretten
Drei nicht ihre Schönheit hätten,
Noch ihr holdes Angeſicht;
Nur ihr Herze tauget nicht.

Sylvia iſt angenehm;
Ihre Lippen ſind Corallen,

---

[1]) Porcellan.

[1]) Jede Strophe um einen Vers gekürzt.

*) Für: goldene Pfeiler.

Und ihr honigſüßes Lallen
Gleicht den jungen Nachtigallen,
Die die Mutter abgericht't;
Nur ihr Herze tauget nicht.

Sylvia iſt voller Luſt;
Sie ergötzet, wann ſie ſcherzet,
Sie bezaubert, wann ſie herzet,
Lachet, wenn man ſie verſchwärzet,
Und hört Alles, was man ſpricht;
Nur ihr Herze tauget nicht.

Ach, du ungezogenes Herz!
Wenn du denn allein mißfälleſt,
Wenn du ihren Geiſt entſtelleſt,
Wenn du ihren Mund vergälleſt,
Von dir ſtößeſt Treu' und Pflicht [*]),
Warum ändert ſie ſich nicht?

---

[*] Dieſer Vers, in Verbindung mit dem vorhergehenden, aber hier weggelaſſenen, lautete urſprünglich ſo:
Und mit Troze von dir prelleſt
Was ſich dir und ihr verpflicht't.

Nach dem erſten Kuſſe.

Ich habe, Sylvia, dich einmal nur geküßt,
Und meint', ich würde mir mein krankes Herze laben;
O aber weit gefehlt! Ich weiß nicht, wo es iſt,
Und glaub', es hat ſich gar in deinen Mund begraben.
Denn meine Kraft iſt hin; ich fühle nichts, als Gluth,
Und ſtürbe, wenn ich nicht aus Liebe leben müßte.
Ach, wenn ein einz'ger Kuß ſo große Wirkung thut,
Wie ſollte mir geſchehn, wenn ich dich zehnmal küßte.

An die Eiferſüchtige.[1])

Iſt es möglich, daß du weineſt?
Iſt es möglich, daß du meineſt,
Daß ich dich verlaſſen kann?
Ei, ſo ſchaue doch von fernen
Auch einmal bei andern Sternen
Dich, o Sonne, ſelber an!

---

[1] Die erſte Str. ausgel.

Dein erhobnes Angeſichte
Machet allen Glanz zu nichte,
Der die blinde Welt bethört.
Phyllis ſelbſt muß mit Betrüben
Sich in deinen Mund verlieben,
Wenn ſie deine Lieder hört.

Alle junge Schäferinnen
Fliehen ohne Haß[2]) von hinnen,
Wenn ſie dich, o Wunder, ſehn.
Zephyr ſteigt aus ſeinen Höhlen,
Deinen Buſen[3]) zu beſeelen
Und von neuem anzuwehn.

Venus wird von Zorn entzündet,
Weil ſie Alles an dir findet,
Was ihr ſonſt allein gebührt;
Wie ſollt' ich denn, ſchönſte Nymphe,
Dir zu Trotz und mir zum Schimpfe
Haſſen, was die Götter rührt?

2) mit [illegible]

3) Brüſte.

Denke ſelbſt, ich bin getrieben;
Ich will, ſoll und muß dich lieben,
Nichts reißt meinen Vorſatz ein.
Denn was du einmal geboren,
Muß, geht Alles gleich verloren,
Dennoch unvergänglich ſein.

Auf ihre Augen.

Ihr habet mich beſiegt, ihr himmelblauen Augen;
Ihr ſollet auch allein
Nun meine Freude ſein.
Wenn Andre Blitz und Tod aus braunen Augen ſaugen,
Wenn ſie das ſchwarze Pech bis an den Pol erhöhn
Und dennoch, wann es brennt, vor Schmerzen faſt vergehn,
So ſeh' ich nichts, als Luſt, aus euren Sternen lachen.
Ihr ſeid mir, hab' ich gleich
Nicht Geld und große Sachen,
Mein ganzes Königreich.

Ja, wenn ein Andrer ſich in ſchwarzen Augen ſiehet
Und meinet, daß er ſchon in Feu'r und Hölle ſteh',
So denk' ich, wann mein Bild aus euren Aepfeln
blühet,
Daß ich auf Erden mich in einem Himmel ſeh'.
O Himmel, ſchütze denn, weil ſie allein nur taugen,
Dein Ebenbild zu ſein, ſtets meiner Liebſten Augen!

Auf dieſelben.

Ich weiß nicht, ob ich euch noch einmal werde ſehn,
Ihr wundervollen Augen;
Dennoch werden meine Wunden,
So ich ſtets von euch empfunden,
Und nicht mehr zu heilen taugen,
Ewig, ewig offen ſtehn.

Auf die Krönung K. Friedrich's I. von Preußen.

Weltgeprieſener Homer,
Deſſen Kunſt mit dir verſchwunden,
Warum warſt du doch ſo ſehr
An Achilles Zeit gebunden?
Heute ſollt'ſt du lebend ſein,
Da die ungeſtimmten Flöten
Soviel hungriger Poeten
Faſt auf allen Gaſſen ſchrei'n
Und dennoch mit ihrem Klingen
Kaum ein hartes Lied erzwingen!

„O wie kommt es" — dünket mich,
Würdeſt du voll Eifers fragen —,
„Da die muntern Brennen ſich
Durch die halbe Welt geſchlagen,
Da der Barbar ſich geſcheut,
Da die Römer, da die Griechen
Ihrer ſtrengen Fauſt gewichen,
Daß doch ihre Tapferkeit,

Die ſich ja noch nie verloren,
Keinen Dichter hat geboren!“

„Mich empfing ein ſolches Land,
Wo die Helden Menſchen waren;
Gleichwohl wußt' ich mit Verſtand
Sie den Göttern beizupaaren;
Hätt' ich in der Mark gelebt,
Wo man mehr von einem Helden,
Als von Göttern, weiß zu melden,
Ach, wo hätt' ich hingeſtrebt!
Ach, was hätten unſre Zungen
Nicht für Thaten abgeſungen!“ –

O Homer, du klageſt recht;
Denn wo [1]) Macht und Hoheit ſteiget,
Iſt die Poeſie zu ſchlecht,
Daß ſie nichts, als Schüler, zeiget.
Friedrich pflanzt ein Königreich;
Wir vergeſſen unſre Reimen,

---

[1]) da.

Oder, ſo wir ja Was träumen,
Iſt's kaum ſeiner Jugend gleich,
Weil er längſt vorbeigegangen,
Wo wir denken anzufangen.

Doch du konnteſt mehr, als wir:
Du ſchriebſt tauſend ſchöne Lügen;
Deine Helden mußten dir,
Wie und wann du wollteſt, ſiegen.
Friedrich aber glaubt es nicht;
Er geht fort und läßt uns ſitzen.
Was fragt er, wie ſehr wir ſchwitzen,
Und wie viel uns Zeit gebricht!
Was wir ganze Jahre dichten,
Kann er einen Tag verrichten.

Eh' man einen Vers erzwingt,
Weiß er Schlöſſer aufzubauen;
Eh' man ſeine Chur beſingt,
Läßt er ſich als König ſchauen.
Würde, Glück und [2]) Macht und Ruh'
Sind bei ihm vereinte Sachen.

---

[2]) glücke.

Was ſonſt Kriege pflegt zu machen,
Fällt ihm von ſich ſelber zu;
Was Viel' mit Geſchenken heben,
Hat ihm Gott und Recht gegeben.

Andre erben ihren Thron;
Er wollt' ihn vorher verdienen;
Darum hat ſein Weſen ſchon
Längſt uns königlich geſchienen.
Was er nicht im Titul war,
War er doch in aller Herzen;
Denn wir wünſchten es mit Schmerzen,
Und es ſpricht ein Jeder klar,
Daß er, was jetzund geſchehen,
Lange ſchon vorher geſehen. [3]

O ihr Muſen, wachet auf!
Friedrich duldet kein Verweilen.
Fördert unſern ſpäten Lauf,
Um ihm ſchneller nachzueilen!
Nun er Preußens König heißt,

---

[3] Die folg. Str. geſtrichen.

Wird er auch bald Thaten üben,
Die uns Maro ſchon beſchrieben,
Aber auch in Fabeln ſchleußt.
Uns wird Müh' genug verbleiben,
Wenn wir nur die Wahrheit ſchreiben.

Vormals pflegte, wie bewußt,
Kaiſern dies gewünſcht zu werden:
„Herrſche länger 4), als Auguſt,
Beſſer, als Trajan, auf Erden!“
Zeit und Wunſch verändert ſich,
Und man wird in Zukunft 5) ſagen:
„Wer will Kron' und Zepter tragen,
Herrſche ſo, wie Friederich!“ —
Himmel, laſſ' es, wie wir flehen,
Unſerm König wohl ergehen!

---

4) weiter. — 5) hinkünfftig.

Anhang.

Johann Michael Moſcheroſch.

À la mode.

À la mode macht mir bang,
Weil der Deutſchen Untergang
In des Neuen Sucht[1])
Seinen Anfang ſucht;
Denn, was haben will ein'n Schein,
Muß nur à la mode ſein.
Darnach ſieht die Welt;
Wer ſich alſo ſtellt,
Der wird vorgezogen heut.
Sind wir nicht elende Leut'?
Frommer[2]) Biedermann
Kommt bei Niemand an;
À la mode hält ihn dann,
Sonſt er nicht fortkommen kann.
Dieſe Narrenplag'
Machet, daß ich ſag':

---

1) der Newen-Sucht. — 2) Ein fromm.

À la mode bring' uns noch
Unter ein fremd Reich und Joch.
Uebel lautet's zwar;
Dennoch iſt es wahr
Und bleibt bei dem erſten Klang:
Daß der Deutſchen Untergang
In des Neuen Sucht
Seinen Anfang ſucht.

Des jungen Burſchen Trinklied.

Alle Welt ſchreit: zu den Waffen!
Ich ſchrei: juch, zum Wein!
Mars hat mit mir nichts zu ſchaffen,
Noch Frau Venus Pein.
Bacchus aber will ich loben;
Mars will allenthalben toben,
Wer wollt' um ihn ſein?

Eh' ich Nachts Schildwachten ſtehen,
„Heraus Corporal!"

Rufen wollt' und Ronden gehen
Ueber Schanz' und Wall,
Eh' wollt' ich im [1]) Falkenkeller,
Hätt' ich auch nicht einen Heller [2]),
Luſtig ſein einmal.

Sollt' ich dort auf freier Straßen
Im Feld oder Streit
Mein jung edles Leben laſſen,
Eh' es wäre Zeit?
Nein, ich will mich baß bedenken,
Schüſſel, Kann' und Gläſer ſchwenken;
Das iſt meine Freud'.

Drum daß Keiner mehr von Kriegen
Noch von Tödten ſag'!
Laßt uns vor dem Zapfen liegen
Bis zum lichten Tag!
Wer die Schlacht recht will gewinnen,
Trink' [3]) und weiche nicht von hinnen,
Bis man weg ihn trag'!

---

[1] zum. — [2] Wan ich ſchon weiß keinen Heller.
[3] Der ſauff vnd weich.

Geld regiert die Welt.

Der Menſchen Wohlfahrt in der Welt
Beſteht allein auf Gut und Geld.
Nur aus der Welt,
Wer nicht hat Geld!
Denn ohne Geld
Schafft man Nichts in der Welt.

Kommt Kunſt gegangen vor ein Haus,
Man ſagt, der Wirth ſei gangen aus.
Kommt Weisheit auch gegangen für,
So iſt verſchloſſen ihr die Thür;
Kommt Zucht, Lieb', Treu', und wär' gern ein,
So will Niemand der Pförtner ſein;
Kommt Wahrheit dann und klopfet an,
Man läßt ſie vor dem Fenſter ſtahn;
Kommt G'rechtigkeit auch an das Thor,
So ſchiebt man Schloß und Riegel vor;
Kommt aber Pfennig hergeloffen,*)
Sind Thür' und Thor ihm allzeit offen.

*) hergelaufen.

Trinklied.

Freund, ich will dir Eines ſingen,[1]
Von dem lieben ſüßen Wein,
Doch noch dieſes dir vorbringen:
Holla: Junge, ſchenk' ein's ein.

Denn mein Thun beſteht im Trinken;
Wo da Mangel in dem Wein,
Will mir Seel' und Herz verſinken.
Komm, Jung', ſchenk' noch eines ein.

Noch kann ich den Durſt nicht ſtillen.
Weil's denn muß getrunken ſein,
Will ich nun mich erſt recht füllen.
Hör', Jung', ſchenk' drei Gläſer ein.

Die Geſundheit ſoll umgehen
Deren, die ſtets durſtig ſein.
Keiner laß die vor ſich ſtehen;
Du und ich ſind's nicht allein.

---

[1] Mein Freund, dir will ich eins ſingen.

Bruder, dieſen ſollſt du haben;
Sieh, wie ſüß ſchleicht er mir ein!
Mich kann nichts, denn Wein, erlaben.
Jung', ſchenk' roth- und weißen ein!

Wie lang läßt du dieſen ſtehen?
Seht den trocknen Bruder an!
Muß er ſo vor Durſt vergehen?
Rath', wie man ihm helfen kann. 2)

Nun, ihr Herren in die Waffen!
Jung', ſchenk' Jedem noch ein's ein!
Wollen wir beim Tiſch einſchlafen?
Strafwerth ſoll der Letzte ſein.

Eh' der Abſchied wird genommen,
Muß es noch beſchloſſen ſein,
Wo wir morgen ſammen kommen.
Bruder, bei dir kehr' ich ein.

Jeder trinke noch den Segen;
Alsdann ſchadet ihm kein Wein.

---

2) Zwei Str. ausgel.

Muß ich einig All's erwägen?
Muß ich denn der Klügſte 3) ſein?

Jung', laß nun die Leuchter bringen!
Liebſter Bruder, gute Nacht;
Mein Geſang will nicht mehr klingen.
Hapus, Hapus, gute Nacht!

Chriſtliches Schildwachtlied.

Gott iſt der Chriſten Hülf' und Macht,
Ein' feſte Citadelle.
Er wacht und ſchildert Tag und Nacht,
Thut Rond' und Sentinelle.
Jeſus iſt das Wort,
Bruſtwehr, Weg und Port,
Der rechte Corporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.

---

3) wizigſt.

Mit unſrer Wacht iſt Nichts gethan;
Es iſt bald überſehen;
Denn wer's mit Menſchen fänget an,
Um den iſt's leicht geſchehen.
Oftmals Glauben bricht
Ein Freund; drum, wer nicht
Auf Gott traut ganz allein,
Muß ſtets in Sorgen ſein
Um Leib, Gut, Ehr' und Leben.

Oft der, der uns verfechten ſoll,
Weiß weder Wehr noch Waffen,
Liegt auf der Haut, iſt blind und voll,
Thut ſeine Rond' verſchlafen;
Doch Gott iſt nicht weit
Von uns ſelber Zeit,
Und ſo wir bleiben fromm,
Ihn kindlich bitten drum,
Die Engel uns bewachen.[1]

Und ſäh' der Feind noch eins ſo ſau'r,
Als wollt' er uns verſchlingen,

---

[1] verwachen.

Und käme ſchon bis an die Mau'r,
Soll's ihm doch nicht gelingen.
Gott, der mit uns iſt,
Entdeckt ſeine Liſt,
Und in ei'm Augenblick
Stößt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand' muß weichen.

Gott Ehr' und Preis, der uns zu gut
Den Feind mit Furcht thut ſchlagen
Und über uns hat treue Hut
Auf ſeinem Feuerwagen!
Sein ganz himmliſch Heer
Rondet um uns her;
Lobſingt, lobſinget ihm,
Lobſingt mit heller Stimm':
Ehr' ſei Gott in der Höhe!

Lob, Ehr' und Preis ſei ſeiner Macht;
Er iſt die Citadelle;
Er wacht und ſchildert Tag und Nacht,
Thut Rond' und Sentinelle.

Jeſus iſt das Wort,
Bruſtwehr, Weg und Port,
Der rechte Corporal,
Hauptmann und General,
Quartier und Corps de Garde.

Nicolaus Peucker.

Beim Einzuge des Churfürſten Friedrich Wilhelm des Großen 1650.

Mein Paukenſchlag, das Bom di bi di bom
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm
Mit der, die dir gegeben
Das Haus Oranien,
In einer Seel' zu leben!
Die ganze Mark ſchreit: Wenn,
Wenn — hat man nicht vernommen? —
Wird unſer Vater kommen?
Bom, bom di bi di bom!

Komm, deine Burg, das Wunderwerk zu Cölln, *)
Wird ſich ſo freundlich ſtell'n,
Als wie vor dieſem nimmer,
So lange ſie getrutzt.

---

*) Cölln an der Spree.

Es haben alle Zimmer
Sich ſchön herausgeputzt
Mit eines Malers Pinſel,
Wie [1]) kaum trug Eous Inſel.
Bom, bom di bi di bom!

Komm, deine Luſt, der Garten, ſieht dich gern,
Die Tulpen ſind nicht fern,
Des Frühlings erſte Kinder!
Die Bäume werden neu,
So, eh' man's denkt, geſchwinder
Sind ihres Laubes frei;
Das Blaue der Violen
Wird allbereits beſtohlen.
Bom, bom di bi di bom!

Mein Paukenſchlag, das Bom di bi di bom,
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Der Lenz, zum [2]) Erdenmaler
Von der Natur beſtimmt,

---

[1]) Als.
[2]) der.

Der auch dem größten Prahler
Die Oberſtelle nimmt,
Schickt dir ſein grün Vermögen,
O Churfürſt, ſchon entgegen.
Bom, bom di bi di bom!

Des Feldes Troſt, die Lerche, ſteigt herfür
Und ſingt: Dir, dir, dir, dir,
Dir, Churfürſt, zu gefallen,
Laß ich dem Schöpfer nach
Mein Ackerlied erſchallen
Um Spree und Havelbach
Und ſing' in meinem Liede:
Dir, dir, dir, dir ſei Friede!
Bom, bom di bi di bom!

Die Nachtigall, der Muſikanten Frau
Der Niemand ſo genau
Sich darf im Singen gleichen,
Es wäre denn ein Thor,
Stimmt ſchon bei nackten Strauchen
An ihren Singechor,

Den Einzug deiner Ehren,
O Churfürſt, zu vermehren.
Bom, bom di bi di bom!

Mein Paukenſchlag, das Bom di bi di bom!
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm!
Der Krieg hat ſich verloren;
Des Vaterlandes Ruh',
Der Friede wird geboren;
Die Städte nehmen zu;
Was vor gefolgt den Fahnen,
Das giebt itzt Unterthanen.
Bom, bom di bi di bom!

Der Traubenſtock, der[3]) edle Feigenbaum
Hat wieder Platz und Raum,
Den Schatten zu vermehren;
Der fromme Schäfer läßt
Sich auf der Weide hören,
Wann bei der Heerde Reſt,
Die ſich nun wieder häufet,

---

[3]) und.

Sein muntres Lied er pfeifet. [4])
Bom, bom di bi di bom!

Des Feldes Wirth, der [5]) vielbemühte Mann,
Spannt Pferd' und Ochſen an,
Den Acker zu beſämen,
Und darf nicht, wie vorhin,
Sich ängſtigen und grämen [6]),
Daß Kriegsharpyen ziehn,
Die ſeinen Pflug verhindern
Und ihm den Vorrath plündern.
Bom, bom di bi di bom!

Mein Paukenſchlag, das Bom di bi di bom!
Spricht: Friedrich Wilhelm, komm
In's Luſthaus deiner Märker,
Das fürſtliche Berlin!
Verſchließ Bellonens Kerker,

---

4) Der fromme Schäfer läßt
Sein Lämmerliedlein hören,
Wann er bei ſeinem Reſt
Der Wollenträger pfeiffet,
Da er ſich wieder häuffet.

5) und.

6) gramen. So oben: beſamen.

Und heiß' ſie weiter ziehn,
Die krieg'riſchen Giganten,
Hin zu den Garamanten!
Bom, bom di bi di bom!

Gerechtigkeit und Friede küſſen ſich
Und halten nunmehr Stich
Dem Fürſtenpaar zu Liebe,
Das heute Cölln begrüßt.
Zum Grabe mit dem Diebe,
Dem ferner Krieg gelüſt't
In ungerechter Sache,
Wann Gottesfurcht hält Wache!
Bom, bom di bi di bom!

Wohlan! ſo kommt, ihr Eltern dieſer Chur,
Weil Gott und die Natur
Euch Fried' und Luſt verleihet!
Kommt an! Die Mittelmark,
Die neu' und alte, ſchreiet:
Bleib', Churfürſt, jung und ſtark
Mit deiner Halbgöttinn
Und Churerhalterinn!
Bom, bom di bi di bom!

Mein Paukenſchlag, das Bum di bi di bum,
Spricht endlich in der Summ':
Komm, Churfürſt, mit Luiſen,
Weil Storch und Schwalbe kömmt,
Vom Frühling eingewieſen.
Vielleicht, was Weſel nimmt,
Das bringt der Storch. Darum
Kling' bum di bi di bum,
Das bum di bum, bum, bum di bi di bum.

Wiegenlied.

An den Prinzen Karl Emil, geb. d. 6. Febr. 1655.

Schlaf, Churprinz, Friedrich Wilhelm's Sohn,
Damit du größer wirſt
Und endlich deines Vaters Thron
Beſitzeſt als ein Fürſt.

Es liegt noch keine Sorg' auf dir;
Drum ſchlaf' und weine nicht!

Der Krieg, das ungeheu're Thier,
Steht draußen, wie man ſpricht. *)

Wir laſſen ihn noch nicht herein,
Und kommt er unvermuth't,
So ſagen wir, du ſeiſt[1] noch klein.
Ein Schelm, der dir was thut!

Dein Vater iſt ein ſtarker Held;
Wann er ſein Schwert bewegt
Und mit den Seinen zieht in's Feld,
Wer iſt wohl, der ihn ſchlägt?

Drum ſchlaf! Es hat noch keine Noth.
Wann iſt nicht Krieg geſchehn?
Und morgen, will's der liebe Gott,
Sollſt du den Garten ſehn,

Den Garten, den dein Vater hat,
So wunderſchön gebaut,

---

[1] biſt.

*) Der ſchwediſch-polniſche Krieg, der in dieſem Jahre ausbrach.

Desgleichen Babylon die Stadt
Kaum jemals angeſchaut.

Du wirſt dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelſtiel,
Der Waſſer von ſich ſpritzen kann,
Sobald der Gärtner will.

Du ſiehſt den wunderſchönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn,
Und Männerchen, weiß wie der 2) Schnee,
In guter Ordnung ſtehn.

Du fühlſt der Tulpen Atlas an
Und zweifelſt, ob auch Hirt,
Ein Maler, ſo ſchön malen kann,
Als hier geſehen wird.

Du wirſt durch köſtlichen Geruch
Bis auf das Herz ergötzt,
Wo, wie ein 3) wolkenblaues Tuch,
Violen ſtehn geſetzt.

Du kommſt in's Pomeranzenhaus
Und probeſt den Geſchmack;

2) als der.

3) Wann als ein ꝛc.

Du lieſeſt dir Zitronen aus,
Die Welſchland kaum vermag.

Nach dieſem hältſt du Mittagsruh,
Und wann du biſt erwacht,
So zeigt man dir die Melkekuh *),
Aus Holland hergebracht.

Man weiſet dir den Reiherſtand,
Unlängſt hier angelegt,
Und wie bald hier, bald dort ein Band *),
Das Wild mit Heu verpflegt.

Man führt dich auf den **neuen** Berg
Und zeigt dir Hirſch und Wild,
Die neue Spree, das Schleußenwerk
Und was noch ſonſt viel gilt.

Schlaf alſo, lieber Churprinz, ſchlaf!
Du ſollſt dies Alles ſehn,
Wird das nicht ſtattlich ſein und brav?
Ja, ja, es ſoll geſchehn!

*) melcke Kuh.

*) Fur: Bund.

413

Das verwundete Hirſchlein.

Ein Verlobungslied.

Neulich iſt ein Jahr verfloſſen,
Als im Hauſe Schmargendorf
Ward ein Hirſchlein wund geſchoſſen,
Nicht durch einen Kugelwurf,
Sondern blos von einem Blicke.
War das nicht ein großes Glücke!
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil!

War es nicht ein feiner Poſſen!
Andre treffen mit dem Blei;
Dieſes Hirſchlein ward geſchoſſen
Und blieb dennoch kugelfrei.
Ward getroffen [1]) in das Herze
Und empfing es doch im Scherze.
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil!

---

[1]) Es ward troffen.

Ich will keinen Schützen melden, —
Wenn ich's nur verſchweigen kann! —
Einer von den beſten Helden
Hat's, ein Schwedenheld, gethan.[2])
Seinen Namen ungenennet,
Der von Pfuel*) iſt's, wer ihn kennet!
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Alſo geht es, wenn das Glücke
Wohl und gütlich läßt geſchehn;
Denn der trifft das beſte Stücke,
Muß gleich Mancher ſauer ſehn
Und den Wirth umſonſt bezahlen.
Auch, wer langſam kommt, kann mahlen.
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Eiſen muß doch endlich brechen;
Sollteſt du denn[3]) härter ſein?

---

2) Einer aus den beſten Helden
Der Cron Schweden's hat's gethan.

3) dann

*) Ge. Ad. v. Pfuel, ſchwed. Obriſtlieutenant.

Wer kann uns das Urtheil ſprechen?
Niemand, als nur Pfuel allein,
Der ſich dir am beſten gleichet
Und dein edles Herz erweichet.
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Gleich und gleich geſellt ſich gerne,
Diesmal trifft es eben zu.
Wirf die Augen nah und ferne,
Du belobtes Hirſchlein, du,
Keiner wird dir unter Allen
Alſo wohl, als er, gefallen.
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Ihm desgleichen kann auf Erden
Kein dergleichen Hirſchenbild,
Weil er lebet, lieber werden;
Denn*) das Hirſchlein iſt nicht wild,
Sondern trefflich, fromm und wacker,
Und beweidet ſchönen Acker.

*) Dann.

Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Gott weiß Alles wohl zu machen
Und vergißt der Seinen nicht;
Seine Vateraugen wachen,
Wann der Menſch ſein Augenlicht 6)
Mit dem Schlafe zugedecket
Und die Glieder ausgeſtrecket.
Biſt du nunmehr bald ein Theil,
Edles Hirſchlein, wieder heil?

Wann ein Hirſch wird recht gehetzet,
Alſo, daß er bis aufs Blut
Von den Hunden wird verletzet,
Iſt ihm wilder Poley gut.
Hirſchlein, laß den Poley liegen!
Pfuel wird dich wohl anders kriegen,
Und dann ſing' ich unverweilt:
Unſer Hirſchlein iſt geheilt!

---

6) Stirnenlicht.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Inhalt.

Seite
Vorrede VII
Ueber das Leben und die Schriften der in dieſem Bande enthaltenen Dichter XIII

Chriſtian Hoffmann v. Hoffmannswaldau.

Bitte um Erbarmung 3
An die Sterne 6
An die ſpröde Geliebte 10
Liebesgeheimniß 13
Beim Aufgang der Sonne 16
An Lesbien 19
Schuld und Vergeltung 21
An die Ungetreue 23
An Flora 26
Stummer Schmerz 28

Seite
Vergänglichkeit 30
Bitte an Sylvia 33
Verzweiflung 35
Himmliſcher Sinn 38
Lied der Freude 41
Klage und Troſt 44
Eitelkeit des Irdiſchen 47
Ihr Geſang 50
Auf dem Lande 51
An Liſippe, als ſie ins Kloſter wollte 52
Streit der ſchwarzen Augen und rothen Lippen . . 55
Unum discamus mori 60
An einen Mißvergnügten 62
Morgenlied 65
Erhebung 68
Abendlied 71
Klage der Tochter Jephta's 74

Daniel Caſpar v. Lohenſtein.

Aſiens Klage. Chorreihen 81
Reihen. Gerechtigkeit, die Tugenden, die Laſter, die Rache, Belohnung 87
Reihen der Liebe, der Zeit und des Todes . . . 93
Reihen. Europa, Aſia, Africa, Rom und die Sibylle von Cumä 98

Seite

Reihen. Liebe, Himmel, Hölle, Erde und Meer . 105
Gewalt und Liebesſtreit der Schönheit und Freundlichkeit 112
Preisgeſang der Blumengöttin 127
Das Herz. Sonett 130
Hermione's Augen. Sonett 132
Menſchenwerth 134
Höhe des Menſchengeiſtes 138
Das Ewige 145
Umſchrift eines Sarges 150
Inſchrift des Tempels der Ewigkeit 152
Eitelkeit des Weltglücks und des Hoflebens . . . 154

Chriſtian Wernike.

Palämon 165
An einen Hofmann . . . . —
Die lebloſe Schönheit 166
Thorheit der Welt 167
Der Leichenſpruch des Geizigen 168
Unterſchied der Schönheit . . . . —
Wittwentrauer 169
Unbeſtand des Glücks 170
Almoſen und Geſchenk 171
Ulyſſes und die Geſchichtſchreiber . . . . . . —

Seite
Die neue Welt 172
Phyſik und Ethik . . . . —
Vare, redde mihi legiones 173
Glück und Verdienſt . . . . —
Est mala res mulier 174
An Mopſus . . . . —
Fruchtbarkeit franzöſiſcher Schriftſteller 175
An einen Splitterrichter . . . . —
An Amaryllis 176
Der Kriegsheld 171
Seemannsliebe . . . . —
Sape hodie 178
An unſere Poeten 179
Schuldner oder Gläubiger 180
Hoc unum scio, quod nihil scio 181
Amaryllis' Bildniß 182
Auf Cäſar's Ermordung . . . . —
Das Bildniß 183
Mäßigkeit . . . . —
Vorſicht 184
Schlaue Aufrichtigkeit . . . . —
Sicherheit im Glück 185
Neupoetiſcher Unſinn . . . . —
Großer Herren Gnade 186
Guter Name in Verfolgung 187

Seite
An Melintes 187
Die Tugend 188
„Und alle Gräber werden bewegt werden.“ . . . 189
Almoſen . . . . —
Glücklicher Irrthum 190
Neujahrswünſche . . . . —
Narren die beſten Lehrmeiſter 191
An einen Tagelöhner der Verleger 192
Unnütze Klagen 193
Kleiner Mangel . . . . —
Schifffahrt des Lebens 194
Schönheit ohne Verſtand . . . . —
Disputar 195
Die neue Fräuleinſchaft 196
Eitelkeit weltlicher Luſt und Ehren . . . . . . —
Klugheit der Welt 197
An Gaurus 198
Verkehrte Welt . . . . —
Gute Lehre 199
Uebermaaß der Schönheit 200
An einen Weltmann . . . . —
Der Wucherer 201
„Seid fromm, wie die Tauben, und liſtig, wie die
Schlangen.“ . . . . —
Schriftſteller-Eile 202

Seite
Geringe Feinde 203
Der ſichere Spieler . . . . —
Staatsweisheit 204
Uneigennützige Liebe . . . . —
Geiſtloſe Schönheit 205
Alte und neue Zeit . . . . —
Zwiefache Erkenntnißquelle 206
Xerxes . . . . —
Alexander 207
Friedenstractaten . . . . —
Ruhe bei Hofe 208
Fabel und Hiſtorie . . . . —
Cato 209
Geheime Abſicht . . . . —
Zweideutiger Ruhm 210
Leutſeligkeit . . . . —
Erfahrung ohne Klugheit 211
Klugheit ohne Erfahrung . . . . —
Erfahrung mit Klugheit 212
Glücks- und Unglücksſtern . . . . —
Warum zwei Augen? 213
„Car tel est notre plaisir.“ . . . . —
Die grauſame Schöne 214
Wahrheit im Weine 215
Freundeswort . . . . —

Seite
Der Scheinheilige 216
Sittliche Grazie 217
Weſentlicher Unterſchied . . . . —
Schuldenlaſt 218
Zwiefacher Sieg . . . . —
Gleiche Thorheit 219
Der beſtechliche Richter . . . . —
„Es iſt uns gut, Herr, daß du uns züchtigeſt." . 220
An einen Waghals . . . . —
Verſtändige Rede 221
Eitle Dankbarkeit . . . . —
Müſſiggang 222
Reiſen ins Ausland . . . . —
Erzwungene Gunſt 223
Buhlereien der Deutſchen in Frankreich . . . . —
Kleiderordnung 224
Das Gerücht 225
Cäſar und ſeine Geſchichtsbücher . . . . . . —
Ungleiche Wirkung 226
Witz ohne Einſicht . . . . —
„Das Eine weiß ich, daß ich Nichts weiß." . . 227
Der Spieler 228
Glück der Unverſchämten . . . . —
Feinde 229
An einen Empfindlichen 230

Seite
Sprachkunde 230
Gefährliche Freundſchaft 231
Des Praſſers Philoſophie . . . . —
An einen ungerathenen Sohn 232
Freundſchaft und Ehe . . . . —
An einen hungrigen Poeten 233
Zwiefache Wirkung . . . . —
Eitle Mühe 234
Grabſchrift . . . . —
Vermummte Wahrheit 235
Der Hofmann 236
Buße . . . . —
Der Trompeter des Prinzen Moriz 237
Staatslehre 238
Claudite iam rivos . . . . —

Friedrich Rudolph Ludwig Frhr. v. Canitz.

Morgenlied 243
Abendlied 248
Betrachtungen am Abend 251
Gott verläßt die Seinen nicht 255
Vergebliche Sorgen 258
Abendlied, in des Dichters letzter Krankheit . . 260

Seite
Sehnſucht nach dem Tode 262
Zufriedenheit 265
Auf den Tod ſeiner erſten Gattin, Dorothea . . 267
Klage um Theodor Grafen von Dohna 274
Als drei Damen maskirt bei Hofe erſchienen . . 279
Von der Poeſie. Satyre 280
Die Welt läßt das Tadeln nicht. Fabel . . . 291

Chriſtian Weiſe.

Am Jahresſchluſſe 1663 295
Auf eine verwelkte Roſe 297
Auf einen hoffärtigen Liederdichter 299
Der heilige Chriſt 301
Narrenbeichte 304
Endliche Erklärung 306
Zuverſicht 309
Die Zauberin 311
Die künftige Liebſte 313
Der betrogne Liebhaber 315
Liebesprozeß 318
Nachtgedanken 322
Hans in allen Gaſſen 324
Das umgekehrte Kartenſpiel 326

Johann von Beſſer.

Seite
Liebe ſonder Eigennutz 331
Die blauen und die ſchwarzen Augen 333
Vergebliche Flucht 336
Macht der Liebe 337
Lied der Schäferin . . . . —
Adam 338
An ſeine Laute . . . . —
Der Hoffnungsloſe 339
Die Schöpfung des Weibes 340
Des Deutſchen Antwort 341
Nach dem Tode ſeiner Gattin . . . . —
Des Dichters Gedanken an ſeinem 40. Geburtstage 342

Heinrich Mühlpforth.

Vergängliches und Bleibendes 351
Nichtigkeit des Irdiſchen 354
Die flüchtige Zeit 358
Aus einem Hochzeitgedichte 362
Seligkeit der Braut 364
An die verſagte Liebſte 366
Verlangen nach dem Tode 368
Gebet um Erbarmen 370

Benjamin Neukirch.

Seite

Flüchtigkeit des Glücks 377

Die Hartherzige 379

Nach dem erſten Kuſſe 381

An die Eiferſüchtige . . . . —

Auf ihre Augen 383

Auf dieſelben 384

Auf die Krönung König Friedrichs I. von Preußen 385

Anhang.

Johann Michael Moſcheroſch.

A la mode 393

Des jungen Burſchen Trinklied 394

Geld regiert die Welt 396

Trinklied 397

Chriſtliches Schildwachtlied 399

Nicolaus Peucker.

Beim Einzuge des Churf. Friedrich Wilhelm, 1650. 403

Wiegenlied 409

Das verwundete Hirſchlein 413

Druckfehler.

Seite 73 Zeile 10 das erſte Komma zu ſtreichen.
„ 103 „ 3 v. unt. ſt. ein l. in.
„ 136 „ 6 „ „ „ In „ Iſt.
„ 185 „ 5 „ „ „ nach „Neupoetiſcher Unſinn“ ein *) hinzuzufügen.
„ 414 „ 9 v. ob. ſt. wenn l. wem.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Homeriſche Vorſchule.

Homeriſche Vorſchule.

Eine
Einleitung in das Studium der Ilias und
Odyſſee.

Von

Wilhelm Müller.

---

*Τὴν τούτου διάνοιαν ἐκμανθάνειν, μὴ μόνον
τὰ ἔπη, ζηλωτόν ἐστιν.*

Plato in Ione.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner

Hochfürſtlichen Durchlaucht

Leopold Friedrich,

Regierendem Herzoge zu Anhalt,

Meinem gnädigſten Herrn

in tiefſter Ehrfurcht gewidmet.

Durchlauchtigſter Herzog,
Gnädigſter Fürſt und Herr!

Die Arbeit, welche ich Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht in tiefſter Ehrfurcht zu Füßen zu legen wage, iſt in mehr als einem Betracht die Frucht des Landes zu nennen, welches ſich durch Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht väterlich milde und weiſe Regierung geſegnet fühlt, und der amtlichen Stellung, welche ich in demſelben einzunehmen das Glück habe. Die gnädige Theilnahme, welche Ew.

Hochfürſtl. Durchlaucht meinen literariſchen Studien zu ſchenken würdigen, die Muße, welcher ich genieße, die Hülfsmittel der meiner Aufſicht anvertrauten Bibliothek, welche Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht mit edler Liberalität dem gemeinnützigen Gebrauche geöffnet haben, dieſe Beziehungen mögen die Motive und die Bedeutung meiner Gabe ausſprechen; und ſelbſt die Mängel dieſes Werkes dürfen

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht mit der beſchämungsfreien Entſchuldigung entgegentreten, daß ſie eines Theils aus den Dienſtgeſchäften herzuleiten ſind, auf deren Koſten ich meinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten keine größere Ausdehnung und Vollendung geben möchte.

Geruhen Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht mein Buch in dieſem Sinne, als ein Opfer tief empfundener Dankbarkeit, gnädigſt anzunehmen, und in der Ueberreichung deſſelben die Gefühle der treueſten und wärmſten Verehrung zu erkennen, in denen ich erſterbe

Ew. Hochfürſtl. Durchlaucht

Deſſau,
den 24ſten Mai
1824.

unterthänigſter Diener,
Wilhelm Müller.

Vorrede.

Es ſind an zwölf Jahre verfloſſen, ſeitdem ſich dem Verfaſſer dieſer Schrift jenes Verſtändniß der homeriſchen Geſänge zuerſt eröffnete, welches Plato im Jon beneidenswerth nennt, das Verſtändniß nicht allein ihrer Worte, ſondern ihres Geiſtes. Als Zuhörer des großen Homeriden in Berlin, nachher auch ſeines näheren Umgangs ſich erfreuend, ward er durch die lebendige Rede deſſen,

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή,

in das eigentliche Leben und Weſen der alten Geſangwelt eingeführt. Wolf beſtärkte ihn damals in einer Meinung, die ſich durch eigene Erfahrung in ihm erzeugt hatte. Er kam nämlich von der Leſung der Prolegomena her, als er das Wolfiſche Collegium über den Homer zu beſuchen anfing. Jene kritiſche Schrift hatte ihn von der Wahrheit der Wolfiſchen Anſichten in Bezug auf die homeriſchen Geſänge hinlänglich überzeugt, und er glaubte an dieſelben, wie an die Richtigkeit eines mathematiſchen Beweiſes: aber dieſe Ueberzeugung und dieſer Glaube waren ihm noch nicht zu einer lebendigen Anſchauung geworden und mußten ſich daher in ihm beſtändig auf einzelnen kritiſchen Stützen zu erhalten ſuchen, die großentheils eine verneinende Baſis hatten. Mit einem Worte: die Prolegomena hatten ihn zumeiſt davon überführt, daß es mit dem Homer und den homeriſchen Gedichten nicht anders ſeyn könne, als wie Wolf es dargelegt, ohne daß dieſe Darlegung ſelbſt ihm zu einer eigenen in ſich klaren und feſten Anſchauung geworden wäre. Dieſe ging ihm erſt durch den mündlichen deutſchen Vortrag ſeines großen Lehrers auf, und derſelbe beſtätigte, wie eben bemerkt worden iſt, nicht allein durch die That, ſondern auch durch ſeine Beiſtimmung, die ſchon angedeutete Wahrheit, daß eine ſo tief aus der Natur und dem Leben der alten Welt und Kunſt zu ſchöpſende und dem Schriftſtellerthum der Griechen und Römer ſo fern liegende Anſicht, wie die Wolfiſche über den Homer, durch das lebendige Organ der deutſchen Mutterſprache viel eindringlicher und einleuchtender darzuſtellen ſey, als in einer todten Gelehrtenſprache, ſelbſt wenn man dieſe ſo leicht und ſcharf ſchreiben könne, wie der Verfaſſer der Prolegomena. Daher hatte auch Wolf gleich bei der Herausgabe ſeines Buches an eine deutſche Ueberſetzung oder Bearbeitung deſſelben gedacht; und es war ſogar mit Göthe ein ſolcher Plan beſprochen worden. Da trat Herder, ein Günſtling der Zeiten und Umſtände, welche ihm die Wolfiſchen Prolegomena früher in die Hände geſpielt hatten, als das Publikum ſie erhielt, mit ſeinem Aufſatze über den Homer in der Adraſtea auf, und verleidete vielleicht dem großen Kritiker den Wunſch, ſeine Unterſuchungen durch einen äſthetiſchen Bearbeiter in Deutſchland verſtändlicher und beliebter zu machen.

Dem Verfaſſer dieſes Buches ſchwebte aber von der Zeit ſeiner erſten aus lebendiger Quelle geſchöpften Bekanntſchaft mit dem Geiſte der homeriſchen

Geſänge der Gedanke vor, die in ſich aufgenommenen Anſichten ſeines Lehrers in ſeinem Innern frei und eigen, jedoch auf dem von jenem ihm vorgezeichneten Wege der Forſchung, weiter zu bilden, den allgemeinen Ueberblick der alten Geſangwelt auszudehnen, die einzelnen Andeutungen über innere Beweiſe für die Urgeſtalt der homeriſchen Geſänge tiefer zu verfolgen, und endlich dem Ganzen dadurch eine abgeſchloſſenere Rundung zu geben, daß er die Geſchichte der Geſänge von der des Textes abſonderte und nur die erſte in den Bereich ſeiner Darſtellung aufnähme. In den Wolfiſchen Unterſuchungen iſt die Geſchichte der Kritik des homeriſchen Textes vorherrſchend. Sie baſirt und begränzt das Ganze; und was über epiſchen Geſang, Rhapſodenvortrag und dergleichen in die Prolegomena einfließt, iſt epiſodiſch behandelt. Daß nur auf dieſer von dem Einzelnen und Beſondern ausgehenden und ſkeptiſch fortſchreitenden Bahn das Ziel zu erreichen war, welches Wolf ſich vorgeſetzt hatte, muß jedem einleuchten, welcher die Prolegomena verſtanden hat; und nur ein anmaßender Idiot kann in ihr ein Hyſteron-Proteron erkennen. Nachdem jedoch der Weg von dem Einzelnen und Beſondern mit behutſamer Skepſis zu dem Allgemeinen gelangt iſt, und jenes dieſem eine ſichere von allen Seiten verwahrte Grundlage gegeben hat, darf ein nachfolgender Darſteller es wohl wagen, den umgekehrten Weg einzuſchlagen; und ſo iſt es in der vorliegenden Arbeit geſchehen. Der Verfaſſer hat ſein Werk lange in ſich herumgetragen; und nur Weniges davon iſt von Zeit zu Zeit in kurzen Worten auf Papier gebracht und zurückgelegt worden, was in der Folge bei der eigentlichen ſchriftlichen Bearbeitung des Ganzen, die ihn den vorigen Winter hindurch beſchäftigt hat, als Material dienen konnte. Warum das Werk gerade jetzt heraustritt, nachdem der Verfaſſer ſeine Idee deſſelben und ſeine innern und äußern Vorarbeiten dazu durch mancherlei zerſtreuende heterogene Studien hindurchgezogen hat, weiß er ſich vornämlich durch zwei äußere Veranlaſſungen zu erklären. Die erſte iſt ſein gegenwärtiges öffentliches Lehramt, welches ihm die homeriſchen Gedichte faſt täglich in die Hände giebt; und die andere liegt in einigen literariſchen Erſcheinungen der neueſten Zeit, welche einen traurigen Beweis liefern für den übermüthigen Rückgang aus Licht in Nebel und aus ſtrenger Forſchung in läppiſche Wähnerei, ſelbſt auf demjenigen Felde der Wiſſenſchaft, von welchem aus man zumeiſt Widerſtand und Hülfe gegen die Modethorheiten der Kunſt und Gelahrtheit unſerer Zeit erwarten ſollte. Seltſam genug, daß man es ſich in Deutſchland nach den Wolfiſchen Forſchungen noch gefallen läßt, den Homer zu einem trojaniſchen Hofpoeten kreiren zu ſehn; aber noch ſeltſamer, daß in England eine königliche gelehrte Geſellſchaft denjenigen mit einem Preiſe von hundert Guineen krönt, welcher den joniſchen Barden zu einer Art von Parallelperſon mit dem iſraelitiſchen Geſetzgeber macht *). Ja der Schwindel und die Paradoxenſucht haben ſo anſteckend auch unter den Philologen um ſich gegriffen, — jene Nebelmänner möchte man lieber Miſologen nennen — daß achtungswerthe Gelehrte und bewährte

---

*) A Dissertation on the Age of Homer, his Writings and his Genius, and on the state of Religion, Society, Learning and the Arts during that Period. London, 1823.

Kenner der griechiſchen Sprache und Literatur ſich nicht ſcheuen, den Homer noch einmal durch die wunderlichen Hypotheſen und Träume der alten Grammatiker und Philoſophen paſſiren zu laſſen. Die neueſten Beiſpiele zu dieſer betrübenden Erfahrung geben der unlängſt verſtorbene Britte Payne Knight und ſein eifriger Verehrer in Deutſchland, Bernhard Thierſch.

Der Zweck der vorliegenden Arbeit iſt erreicht, wenn ſie die verirrte und verblendete Forſchung über die homeriſchen Geſänge auf den Weg zurückführt, welcher jedem Einzelnen nach einzelnen Nebenrichtungen hin noch vollauf zu entdecken und aufzuklären darbietet, ohne daß darum das große Ziel nach jeder individuellen Luſt und Laune verrückt oder verdreht werden müßte. Vielleicht liefert der Verfaſſer dieſes Buches ſelbſt noch einige Beiträge zu der Beleuchtung ſolcher einzelnen Nebenſtraßen der homeriſchen Studienbahn. Denn ihm ſcheint es rühmlicher, wenn auch nicht leichter, ein fleißiger Nacharbeiter auf ſchon getretener Straße zu ſein, denn als Vorläufer in die wüſten Nebel und Irrlicher eigenthümlich neuer und ſeltener Hypotheſen und Träume hinauszutaumeln. Die neue Kunſt und Gelahrtheit iſt ja weit und breit genug für ſolche Nebelſpringer; und da fehlt es auch nicht an Gaffern, Bewunderern und Klatſchern für ſie. Warum bleiben ſie alſo nicht in in ihrem heimiſchen Element und drängen ſich in die klare und gediegene Welt des Alterthums ein? Ihr Wiſſen iſt von heute: ließen ſie doch das Geſtern ungeſchoren!

Geſchrieben in der Villa Graſſi im Plauenſchen Grunde, den 5ten Junius 1824.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Seite

Erſter Abſchnitt. Das alte ioniſche Epos . . . . . . 3.

Zweiter Abſchnitt. Sprache und Vers des alten ioniſchen Epos . . . . 13.

Dritter Abſchnitt. Vortrag der alten epiſchen Geſänge in ihrer Zeit und ihrem Volke . . . . 19.

Vierter Abſchnitt. Erhaltung und Fortpflanzung der alten epiſchen Geſänge . . . . 34.

Fünfter Abſchnitt. Nähere Betrachtung des Vorigen . 43.

Zweite Abtheilung.

Erſter Abſchnitt. Homeros und die Homeriden . . . 55.

Zweiter Abſchnitt. Lykurgos . . . . 65.

Dritter Abſchnitt. Solon, Piſiſtratos und Hipparchos . 70.

Vierter Abſchnitt. Die Diaſkeuaſten . . . . 80.

Fünfter Abſchnitt. Einige Beiſpiele von den Verfälſchungen der Diaſkeuaſten . . . . 88.

Sechſter Abſchnitt. Ariſtoteles und die Epopöe . . . 99.

Seite

Siebenter Abſchnitt. Die homeriſchen Geſänge in ihrer Vereinigung . . . . 108.

Achter Abſchnitt. Spuren der ſpäteren Zuſammenfügung der homeriſchen Geſänge . . . . 121.

Neunter Abſchnitt. Eintheilung und Zeitrechnung der Handlung in der Ilias . . . . 141.

Zehnter Abſchnitt. Die Proömien der beiden homeriſchen Gedichte . . . . 153.

Elfter Abſchnitt. Letzte Schickſale der homeriſchen Geſänge 168.

Zwölfter Abſchnitt. Ilias und Odyſſee . . . . . 180.

Erſte Abtheilung.

Erſter Abſchnitt.

Das alte ioniſche Epos.

Nicht viel über hundert Jahre *) waren nach der Zerſtörung von Troja verfloſſen, als ioniſche Koloniſten aus dem überfüllten attiſchen Lande nach Kleinaſien hinüberzogen und ſich dort auf den ſchönen, fruchtbaren und hafenreichen Küſten und Inſeln Lydiens und Kariens anſiedelten, welche ſpäterhin von ihren neuen Bewohnern den Namen Ionien empfingen. Die Keime des ioniſchen Stammcharakters, die ſich ſchon an den Geſtaden des Meeres, welches die nördlichen Küſten des Peloponneſes beſpült, allmälig zu entwickeln angefangen hatten, fanden auf jenem aſiatiſchen Boden und unter jenem aſiatiſchen Himmel das ſchnellſte und fröhlichſte Gedeihen zu reichen Blüthen und Früchten. Die Achäer, verdrängt aus den argoliſchen und

---

*) 140 Jahre nach der gewöhnlichen Zeitrechnung (1184 bis 1044 v. Chr.) und 132 nach dem pariſchen Marmor (1208 bis 1076 v. Chr.).

lakoniſchen Landſchaften von dem unaufhaltſamen Strome der heraklidiſchen Einwanderung in den Peloponnes, hatten die Jonier gezwungen ihr heimiſches Uferland zu räumen. Das ſtammverwandte Attika nahm zwar die Vertriebenen auf und beherbergte ſie einige Zeit: aber es war dieſes Land zu enge und zu arm für den bewegungsluſtigen und betriebſamen Sinn der Jonier, und bald ſetzten ſie, Schaar auf Schaar, nach den Küſten über, die, vor beinahe hundert Jahren, ſchon einen andern Stamm der Hellenen, die Äoler, aus Europa nach Aſien zu reichem Beſitze und weitverbreitetem Handel hinübergerufen hatten. Den Hauptzug der auswandernden Jonier führte ein Sohn des letzten Königs von Athen, und ihm ſchloß ſich eine nicht kleine Anzahl von Böotiern, Phokiern, Abantern aus Euböa und andern Hellenen und Pelasgern an. Theils durch Klugheit, theils durch Gewalt, gewannen und ſicherten ſie ſich die neuen Wohnſitze, und erwuchſen, umgeben von ſtumpfer Sklaverei und ſchlaffem Luxus, mit beiſpielloſer Schnelligkeit zu einer Höhe der Macht, des Wohlſtandes und der Cultur empor, welche noch keiner der europäiſchen Hellenenſtämme erreicht hatte; und ſo gab Jonien dem geſammten Griechenland das erſte ſo nahe und ſo glänzende Beiſpiel des Segens, welchen bürgerliche Freiheit und Betriebſamkeit, Kunſtfleiß und Handel über das Menſchengeſchlecht ausſchütten.

Dieſe ioniſche Kolonie in Kleinaſien iſt die Wiege des griechiſchen Epos, wie denn überhaupt mit ihr die feinere Cultur von Hellas erſt aufzublühen anfängt. Der Jonier iſt, ſeiner Natur nach, beweglicher, empfänglicher, vielſeitiger, als der in ſich zurückgezogene, alles Fremde von ſich abwehrende Dorer, der ſich daher langſamer, aber auch tüchtig und gediegen, ausbildet und, auf ſeine innere, ſtarke Natur beſchränkt und ohne ſich viel nach außen umzuſchauen, ſeine eigenen Gefühle in lyriſchen Formen ausſpricht, während der Ionier ſich durch ſeine angeſtammte Eigenthümlichkeit zu der epiſchen Erzählung hinneigt. Denn er iſt neugierig und liebt das Fremde; und an ſeinen von vielgereiſten Männern wimmelnden Küſten fließen die Sagen der wunderbaren Ferne zuſammen, wie reichbeladene Schiffe in einen geräumigen Hafen, und miſchen ſich unter die Geſchichten und Fabeln, welche die Koloniſten mit ſich aus ihrem Mutterlande herübergeführt haben. Und in ihrer Nähe liegen die Trümmern von Troja, die Gefilde, auf welchen die Heroen kämpften, ihre Trophäen und ihre Grabmäler; um ſie ſchwebt die geflügelte Sage noch mit lebendigem Hauche und begeiſtert zu Geſängen.

Alle älteſte natürliche Poeſie muß lyriſch ſeyn: denn der Menſch lernt früher ſeine eigenen Gefühle und Gedanken ausſprechen, als er geneigt und befähigt wird, ſich durch Erzählung in die äußere und innere Lage Anderer zu verſetzen. Selbſt der rohe Wilde ergießt ſeine Empfindungen in heulende Geſänge. Der ſchon in ſeiner erſten Kindheit von der gütigen Natur zu einer höhern Bildung berufene Hellene hat nicht minder ſeine Freuden und Leiden in rhythmiſche Geſänge ausgeſtrömt, ehe er die Thaten der Helden in epiſcher Form zu erzählen unternehmen konnte. So mögen die Äoler, Dorer und Ionier, lange vor der Bildung des alten Epos, ihre lyriſchen Maaße und Weiſen gehabt haben, wie eben der Takt und Schwung ihrer Füße ſie ſchuf. Dieſe ſind verſchollen mit dem Augenblicke, der ſie erzeugte, und können nicht in Betracht gezogen werden, wenn von der Selbſtändigkeit und eigenthümlichen Vollendung die Rede iſt, welche ſich in dem alten ioniſchen Epos offenbaren, ſo wie wir es in ſeinen ſchönſten und vollſten Blüthen, den homeriſchen Geſängen, erkennen. Die lyriſche Poeſie, wie ſie mit jener epiſchen verglichen zu werden würdig iſt, hat ſich bekanntlich in einem ſpätern Zeitalter gebildet. Mögen ſich aber auch rohe epiſche Anfänge außer Jonien, und früher, als dort, unter den Griechen erzeugt haben, ſo ſind ſie wenigſtens ohne nachweislichen Einfluß geblieben auf die ſelbſtändige und eigenthümliche Bildung des ioniſchen Epos.

Der Stoff der epiſchen Poeſie iſt die Sage, in welcher ſich Geſchichte und Fabel, innig vereinigt, nicht jede für ſich, dem Sänger darbieten. Er hat alſo an dieſem ſeinen Stoffe nicht viel zu wählen, zu ſchneiden, oder zu ſchmücken: denn er iſt ſchon poetiſch, und nicht minder iſt es die Welt, in welcher der Sänger lebt und aus der er ſeine Geſtalten und Farben entlehnen muß. Der alte epiſche Sänger ſteht beſcheiden und zufrieden auf einer und derſelben Stufe mit ſeinem Zeitalter, während der neue Dichter ſich immer erſt zu einem höhern Standpuncte hinaufſchrauben muß, um eine ferne poetiſche Weltanſicht zu gewinnen.

Hierauf gründet ſich ein Hauptunterſchied zwiſchen der alten und neuen, namentlich epiſchen Poeſie. Der alte Sänger ſah und erlebte alles ſelber, was er beſang, die

Kämpfe, die Spiele, die Länder, die Städte, die Meerfahrten, die Könige und die Hirten. Daher die ſcharfe und klare Anſchaulichkeit ſeiner Darſtellungen der Wirklichkeit in allen, auch den kleinſten Erſcheinungen und Gegenſtänden der Natur und des Lebens; daher auch ſein lebendiges Intereſſe an allem, was von uns, weil es alle Tage vorkommen kann, als alltäglich überſehen, oder verachtet wird. Aber wo alles an allen Tagen und an allen Orten ſchön und natürlich iſt, da verliert das Alltägliche die ekele Bedeutung, welche die neue Welt dieſem Worte gegeben hat; und der Dichter, welchen ringsum eine ſinnlich anſchauliche Welt der Schönheit umfängt, der hat in ihr nicht viel zu ſuchen und zu wählen: denn alles, was er hört und ſieht, iſt ein Gegenſtand ſeiner poetiſchen Theilnahme, nicht allein die Thaten des Königs, ſondern auch die Geräthe des königlichen Hauſes, die Stühle, die Schemel, die Waſchbecken, die Badewannen, und was ſonſt ein neuer Dichter kaum in den Mund zu nehmen wagt. Dadurch aber, daß der alte Sänger es nur mit der nahen Wirklichkeit zu thun hatte, in deren Formen und Farben ſelbſt die Götterwelt ſich fügen mußte, iſt ſein Blick ſo wunderbar geſchärft worden für die Auffaſſung des Sinnlichen und Begränzten und für die Unterſcheidung alles Einzelnen und Beſondern. Der neue Dichter hingegen, der aus einer idealen Höhe auf die wirkliche Welt herniederſchauet, kann und will von derſelben nur allgemeinere Anſichten, größere, oft in die unendliche Ferne verſchwimmende Umriſſe, Schattenbilder mit weicher Begränzung und unſicherer Färbung geben, und in dem Streben nach der Auffaſſung des Geiſtigen, welches, ſeiner Natur nach, etwas Unbegränztes iſt, vernachläſſigt er die ſcharfen Formen der ſinnlichen Erſcheinungen auszuprägen. Wo er aber einmal etwas Einzelnes und Beſonderes der Körperwelt ausführlich darſtellen muß, da wählt und verſchönert er doch ſo viel daran, daß es faſt immer von dem feſten Grund und Boden der Wirklichkeit ein wenig in die ideale Unbeſtimmtheit und Allgemeinheit emporgerückt ſcheint *).

Homeros und die Homeriden ſind nicht die erſten geweſen, welche die Thaten der Helden vor Troja und die Irrfahrten der heimkehrenden Griechenfürſten beſungen haben. Das erkennen ſchon mehrere unter den gelehrten Alten, wenn ſie gleich die Ilias und die Odyſſee für die älteſten übrig gebliebenen Denkmäler des griechiſchen Epos halten, ohne ſich durch das unter älteren Namen Vorhandene täuſchen zu laſſen **). Bald nach Troja's Zerſtörung ſcheinen die epiſchen Sänger angefangen zu haben, die Tapferkeit des Achilleus, die Weisheit des Neſtor und die gewandte Klugheit des Odyſſeus zu feiern *). Es war nicht nöthig, daß der trojaniſche Krieg alt wurde, um einen epiſchen Stoff zu liefern. Die neuere Poeſie kann freilich einen ſo jungen Stoff nicht epiſch behandeln: aber der Grund davon liegt nicht in der Neuheit und Nähe des Stoffes, ſondern in dem Undichteriſchen ſeiner Natur. Daher muß die Ferne ihn mit ſeiner äußerlichen Umkleidung erſt in ihre Nebel, Wolken und Widerſcheine hüllen, die uns ſeine proſaiſchen Einzelheiten verbergen, bis die Phantaſie Muth bekömmt, ihn in ihre Farben neu einzukleiden und mit ihren Gebilden auszuſchmücken. Dieſer Umſtände und Weitläufigkeiten iſt der Sänger des trojaniſchen Krieges überhoben, und er hat einen epiſchen Stoff an ihm gewonnen, ſobald der letzte Streich geſchehen iſt. Da hat er es nicht mit uniformirten Maſſen zu thun, die gleichſam nur aus Zahlen, nicht aus Menſchen beſtehen; die Könige begegnen einander auf dem Felde der Schlacht und kämpfen Mann gegen Mann. Keine Verhandlung auf Papier, kein taktiſcher Plan, keine Belagerungskünſte treiben ihn aus ſeiner poetiſchen Naturwelt heraus. Die ſchönſte der Frauen, und in noch tieferm Hintergrunde die Göttin der Liebe, da ſind die Motive des Krieges; ſein Ende iſt da, ſobald die Rache der griechiſchen Heldenfürſten gekühlt iſt. Ja, die Blutrache eines einzelnen Helden für den Tod ſeines Freundes führt den entſcheidendſten Schlag des Krieges, den Fall Hektors, herbei. Auch gelten überhaupt auf

---

*) Göthe macht in dieſer Parallele der alten und neuen Poeſie eine nicht zu überſehende Ausnahme, und nähert ſich der antiken Objectivität auch in der Darſtellung der modernen Welt, z. B. in den Wahlverwandtſchaften.

**) Cicer. Brut. cap. 18. Sext. Empir. adv. Math. p. 41. Eustath. Proleg. in Iliad. Ariſtoteles ſpricht dieſelbe Meinung, jedoch nur in Bezug auf das komiſche Epos, aus, Poet. c. 4. Weniger beſtimmt Plin. hist. nat. VII. 56. Dieſer Annahme widerſpricht die bekannte Stelle des Joſephos nicht (contr. Apion. I. 2.), welche nur behauptet, daß die homeriſchen Gedichte die älteſten vorhandenen Denkmäler der griechiſchen Literatur ſind; und darauf beſchränkt ſich auch der Sinn der herodotiſchen Behauptung über Homer. Herod. II. 53.

---

*) Weniger wichtig für den Gang unſrer Betrachtung ſind die rohen epiſchen Anfänge außer Jonien, als die vorhomeriſchen Geſänge in der aſiatiſchen Kolonie.

dieſen Schlachtfeldern die rein menſchlichen Motive der einzelnen Kämpfer mehr, als die allgemeinen Anordnungen und Maaßregeln des Feldherrn, und der Zorn, die Liebe, der Stolz, oder der Neid dieſes und jenes Helden lenkt faſt jede Schlacht. Die Anſtalten zum Kriege, die Belagerung, der Angriff und der Rückzug, wie einfach, natürlich, mit einem Blicke überſchaulich erſcheint hier alles und fügt ſich zur poetiſchen Erzählung, als wäre der ganze Krieg nur angefangen worden, um beſungen zu werden.

Es iſt alſo ganz im Geiſte ſeiner Zeit und ſeiner Poeſie, daß der Dichter der Odyſſee den von Troja heimkehrenden Odyſſeus an fremden Ufern ſchon den Geſängen begegnen läßt, welche ſeine und anderer Helden Großthaten unter den iliſchen Mauern feiern *). Kaum ſind zehn Jahre nach der Zerſtörung der Stadt des Priamos verfloſſen, ſo ſingt Phemios den Freiern im Hauſe des Odyſſeus von der traurigen Rückkehr der Achäer **). Ja, es heißt auf Veranlaſſung dieſes Geſanges: daß die Sterblichen dasjenige am liebſten ſingen hören, was ihnen am neueſten klingt ***). Auch fehlt es nicht an Hindeutungen auf ältere Sänger und frühere epiſche Erzählungen in den homeriſchen Gedichten. Wir erinnern nur an die allbeſungene Argo †), welche vorhomeriſche Rhapſodien vom Argonautenzuge ankündigt. Nicht minder gehören hierher die kurzen Anſpielungen auf Sagen, welche die Sänger der Ilias und Odyſſee als bekannt vorausſetzen, und deren epiſche Behandlung ihnen zuzuſchreiben keine Veranlaſſung da iſt *). Denn nur durch die Annahme von vorhomeriſchen Geſängen aus denſelben Sagenkreiſen, in welchen ſich die Ilias und die Odyſſee bewegen, wird es erklärlich, wie dieſe Gedichte gleich mitten hinein in die Begebenheiten und Handlungen führen können; eine Eigenthümlichkeit, welche ſchon Ariſtoteles als charakteriſtiſch an ihnen bemerkt hat **). Endlich tritt in der homeriſchen Welt der erzählende Sänger ſchon als ein Künſtler auf, der ſein beſtimmtes Gewerbe treibt ***), das ihn ehrt und nährt, wie den Seher, den Arzt und den Baumeiſter die ihrigen †). Alles das weiſt unzweideutig auf vorhomeriſche Sänger und Geſangſchulen hin, obgleich nicht mit einer geſchichtlichen Beſtimmtheit, die uns zwingen könnte, die Anfänge der epiſchen Poeſie der Griechen weit in die vortrojaniſche Zeit hinaufzurücken. Die Sänger der Ilias und der Odyſſee ſchildern ihre eigene Welt, in der ſie leben und ſingen, und nur in Bezug auf dieſe können ihre Darſtellungen von Sitten, Ständen und Künſten geſchichtlich benutzt werden.

---

*) Od. ϑ. 75 ff. 500 ff.

**) Natürlich darf aber aus ſolchen Stellen nichts Geſchichtliches in Bezug auf das vorhomeriſche Epos gefolgert werden: denn der Sänger ſchildert den Zuſtand ſeiner Zeit. Siehe weiter unten, Abth. I. Abſchn. 3.

***) Od. α. 325 ff. u. 352.

†) Od. μ. 70.

---

*) Od. α. 10. β. 119. 120. δ. 341 ff. λ. 120 ff. u. ſ. w. Vielleicht dürfte man alle Anſpielungen und Hindeutungen hierher zählen, welche in der Ilias und Odyſſee auf Fabeln aus denſelben Sagenkreiſen, die in dieſen Gedichten nicht ausgeführt ſind, vorkommen, und ihrer ſind nicht wenig. S. Heyne Exc. IV. ad libr. XXIV. Iliad.

**) Arist. Poet. c. 8. und 13. Hor. Epist. ad Pis. 146 ff. Eustath. ad Il. α. 1.

***) Δημιουργοί.

†) Od. ρ. 383. ff.

Es bedürfte aber auch aller dieſer äußern Andeutungen in den homeriſchen Gedichten nicht, um zu erkennen, daß ſie nicht die erſten der epiſchen Gattung ſeyn können. Dieſe ſichere, ruhige Haltung, und dieſe freie, leichte Bewegung in der drängenden Fülle des unerſchöpflichen Stoffes, ſind nicht in den unbehülflichen Anfängen einer neuen Kunſt zu ſuchen, ſondern in der vollſten Blüthe ihrer Ausbildung.

Zweiter Abſchnitt.

Sprache und Vers des alten ioniſchen Epos.

Wenn wir die alte epiſche Poeſie der Jonier, als eine Kunſt, den erſten rohen Ausbrüchen lyriſcher Begeiſterung entgegengeſtellt haben, ſo muß dieſe Kunſt uns nicht an eine willkürliche, von Einzelnen ausgehende Übung oder Beluſtigung erinnern, die wir Neuere wohl auch ſo zu benennen pflegen. Das ioniſche Epos wird zwar als Kunſt von Künſtlern gebildet und gepflegt, aber dieſe Kunſt ſelbſt iſt doch ein organiſches Naturgewächs, das aus dem Geiſte der Zeit und des Volks, denen es angehört, ohne Zufall und Wahl entſprungen iſt, und ſich auch, mit dieſer Zeit und dieſem Volke gleichen Schritt haltend, naturgemäß entwickelt und veredelt. So das Epos unter den Joniern. Das heitere, behagliche, wandelbare Völkchen, das ſich immer nach der bunten Beweglichkeit der Außenwelt hingezogen fühlt, und ſelten in die ſtillen Räume des eigenen Innern hinabblickt, nie gern allein und abgeſondert iſt, froh in Geſellſchaften und feſtlichen Vereinen, neugierig und empfänglich für das Neue und Seltene, welche andere Poeſie könnte es erfinden und ausbilden, als die epiſche? In ihr finden wir den ganzen Charakter deſſelben wieder: behagliche Fülle und Beweglichkeit, bunten Reichthum, freie Ausdehnung, milde Duldſamkeit, kindliche Theilnahme für alles, was lebt und webt.

Auch der ioniſche Dialekt verleugnet den Charakter ſeines Volks nicht. Er iſt der wandelbarſte und bunteſte in ganz Hellas, und hat mehr des Gemeinſchaftlichen, als irgend ein anderer, aus der alten helleniſchen Mutterſprache bewahrt. Die Grammatiker ſprechen von äoliſchen, doriſchen, böotiſchen und attiſchen Formen in den homeriſchen Gedichten: das iſt wunderlich genug, aber ihren Bemerkungen liegt doch etwas Wahres zu Grunde. Die abgeſchloſſene Scheidung der Dialekte der helleniſchen Sprache kam bei den Dorern und Äolern ſchneller zu Stande, als bei den Joniern, und wurde von jenen überhaupt ſtrenger und unduldſamer ausgeführt. Der homeriſche Dialekt fängt erſt an ſich allmälig aus der alten allgemeinen Sprache des helleniſchen Volks herauszubilden, und daher fanden die Grammatiker in ihm ſo vieles, was ſpäterhin auch dem Jonier fremd geworden war und ſich anderswo in einzelnen, kleinern oder größern Provinzialdialekten erhalten hatte. Vielleicht würde ſich noch mehr dergleichen bemerkbar machen, wenn wir die homeriſchen Gedichte in der Sprache beſäßen, welche ſie urſprünglich in dem Munde ihrer Sänger redeten. Aber dieſe Sprache hat ſich allmälig und unwillkürlich in dem Munde der Rhapſoden mit der Zeit fortbewegt und fortgebildet, und nicht wenig von ihrer Farbe mußte ſie verlieren, als ihre geflügelten Worte zuerſt in das Band der Schrift geſchlagen wurden. An den Buchſtaben hat alsdann die grammatiſche Kritik polirt, bis zum Untergange der alten Welt. Gegenwärtig können wir uns dem homeriſchen Texte höchſtens bis zur ariſtarchiſchen Recenſion nähern, wenn wir uns nicht in blaue Hypotheſen verirren wollen. Wer ſich an ſolchen ergötzt, für den hat der Engländer Payne Knight *) durch ſeinen mit Digammen weidlich geſpickten Text des ächten, uralten Homeros geſorgt.

Das Schickſal der homeriſchen Sprache hat der homeriſche Vers getheilt. Und dennoch, wie ganz verſchieden von dem durch die ſpätere Kunſtregel feſtgeſtellten Hexameter iſt der freie, lebendige Fluß des homeriſchen! Auch dieſer Hexameter iſt kein gewählter und willkürlich gemachter Vers; er geht ganz wie von ſelbſt, natürlich und nothwendig, aus dem daktyliſchen Rhythmus der alten ioniſchen Sprache hervor, ſo bald die Phorminx einen Tact angiebt und der Fuß ſich zum Tanze hebt. Nicht leichter und ungeſuchter fügt ſich unſere Sprache in den jambiſchen oder trochäiſchen Rhythmus, als die homeriſche in den dak-

---

*) Carmina Homerica, Ilias et Odyssea, a Rhapsodorum interpolationibus repurgata et in pristinam formam, quatenus recuperanda esset, tam ex veterum monumentorum fide et auctoritate, quam ex antiqui sermonis indole ac ratione, redacta; cum notis ac prolegomenis, in quibus de eorum origine, auctore et aetate, itemque de priscae linguae maturitate diligenter inquiritur, opera et studio Payne Knight. Lond. in aedib. Valpian. 1820. 4.

Ein beſonderer Abdruck der Prolegomena aus dem Classical Journal (1815) iſt in Leipzig veranſtaltet worden.

tyliſchen, und von beſtimmten Abſchnitten und regelmäßiger Abwechſelung der Daktylen und Spondeen iſt in dieſem Hexameter noch nicht die Rede. Selbſt nach der metriſchen Quantität der Silben frägt er gar wenig, und das Gewicht des muſikaliſchen Tactes, verſtärkt durch die orcheſtiſche Begleitung, gebietet durch Hebung und Senkung über die Längen und Kürzen, ſo daß bis acht kurze Silben hinter einander in dem homeriſchen Hexameter Raum finden *). Und wo der Tact durch ſeine Hebung dem Metrum nicht aufhelfen kann, da muß auch der Accent hinreichen, um einer kurzen Silbe das Recht und den Platz einer langen zu geben **). Man nehme zu dieſer Freiheit in der metriſchen Geſtaltung des epiſchen Verſes die weiche Biegſamkeit der noch in lebendiger Bildung begriffenen Sprache, die ſich durch Dehnungen, Trennungen, Verlängerungen, Abkürzungen, Miſchungen und andere vielfache Umwandlungen ihrer Lauter in die rhythmiſche Bewegung einſchmiegt, und man wird fühlen, daß der homeriſche Hexameter kein Werk von künſtlicher Auswahl und Zuſammenſetzung, ſondern, ſo wie die Poeſie, der er angehört, ein reines Naturgewächs iſt ***). Dieſer Vers mußte erfunden werden, oder vielmehr, er entſtand ohne Mühe und ohne Wahl, ſobald die geflügelte Sage ſich nach dem Takte der Füße und dem Klange der Saiten in ioniſcher Rede zu bewegen anfing; und der alte ioniſche Dialekt verwuchs nun ſo innig mit dieſem Verſe, und dieſer Vers hing wieder ſo unzertrennlich an der epiſchen Erzählung feſt, daß auch die ſpätere Kunſt der Griechen ihren Verein nicht hat ſcheiden können. Alſo fällt die Bildung des alten Hexameters zuſammen mit der Bildung des ioniſchen Dialekts und der erſten rhythmiſchen Geſtaltung der epiſchen Sage in demſelben, und Homeros hat weder dieſe Versart, noch das Epos erfunden. Wenn die Alten die Erfindung des Hexameters höher hinaufſetzen, wie z. B. ein Dichter in der Anthologie *), welcher den Orpheus zum erſten Sänger in dieſem Versmaaße macht, ſo beziehen ſie ſich auf die Gedichte, welche jüngere Zeitalter den uralten Namen mythiſcher Muſenſöhne untergeſchoben haben; und die Anknüpfung des Hexameters an die Sprache des delphiſchen Gottes erklärt ſich leicht aus der Neigung der Griechen, allen Erfindungen der Menſchen einen göttlichen Urſprung zu geben **).

---

*) Siehe F. Thierſch Griech. Grammat. S. 177. ff.

**) Kürzen für Längen in der Theſis, namentlich das accentuirte Jota, in ὑποδεξίῃ, ἀθεμιστίῃ, ὑπεροπλίῃσι u. ſ. w. S. F. Thierſch Gr. Gr. S. 178.

***) Was ſich in dem lebendigen Vortrage des Sängers nach dem muſikaliſchen Rhythmus modelte, hat der Buchſtabe ſpäterhin in feſte Formen gebracht und von einander geſchieden, z. B. Ὀδυσεύς, und Ὀδυσσεύς, Ἀχιλεύς und Ἀχιλλεύς, ἔην, ἤην, ἦεν, ἦν, ἔσεαι, ἔσσεαι, ἔσῃ ꝛc.

So wie die Form des Hexameters ſich natürlich und nothwendig aus dem alten ioniſchen Dialekt und mit demſelben entwickelt, ſo glücklich entſpricht ſie auch dem Geiſte der epiſchen Poeſie, wie wir dieſelbe aus der Natur und dem Leben der Jonier emporwachſen ſehen. Das Unbegränzte dieſes Versmaaßes, das ſich ohne ſcharf beſtimmte Abſchnitte und lange Ruhepunkte, ohne ſtrophiſche Wiederkehr und Ablöſung fortbewegt, muß der geſchwätzigen, nach allen Seiten hin ausbiegenden und abſchweifenden Erzählung zuſagen, und ſein ruhiger Gang erhält den Sänger in der gleichmüthigen Begeiſterung, welche der Vortrag fremder Thaten und Szenen verlangt. Die bunteſte Fülle des Stoffs fügt ſich in dieſe Form, welche, nach deſſen verſchiedenem, lebhaftem, heiterem, ſtillem oder dunkelem Charakter, ſich leichter oder ſchwerer geſtalten kann, und bequemen Raum gibt für Alles, was Himmel und Erde Geſangwürdiges haben *).

---

*) Anthol. II. p. 39. 5.

**) Paus. X. 5. Plin. hist. nat. VII. 56. Ueber die Hexameter der vortrojaniſchen kadmeiſchen Inſchriften im Tempel des Apollo Ismenios zu Theben bei Herodot. V. 59. f. Wolf. Proleg. p. 55.

---

*) Wie natürlich angemeſſen dem Charakter des Epos der Hexameter ſei, bemerkt ſchon Ariſtoteles Poet. c. 22. u. 24. Vgl. Fr. Schlegel's Geſchichte der epiſchen Poeſie. 3ter Band der Werke. S. 136 ff.

Dritter Abſchnitt.

Vortrag der alten epiſchen Geſänge in ihrer Zeit und ihrem Volke.

So viel wir auch den alten Erklärern der homeriſchen Gedichte in Bezug auf einzelne Wörter, Formen und Redensarten, oder auf geſchichtliche und geographiſche Belehrung verdanken, ſo wenig läßt ſich aus ihnen ein Verſtändniß des Geiſtes dieſer Geſänge ſchöpfen. Indem ſie ihren Homeros, wie einen alexandriniſchen Epiker behandeln, ſchieben ſie ihm die künſtlichſten Abſichten, ja ſelbſt künſtelnde Spielereien unter *), grübeln ſeinem Plane nach, und wollen in die Werkſtatt ſeiner Gedanken und Empfindungen, wie in eine ſchön zuſammengefügte Maſchine, eingehen, deren Getriebe noch immer zu durchſchauen und zu entwickeln wäre. Keiner von ihnen hat bedacht, daß die homeriſchen Gedichte nicht künſtlich gemacht ſind, ſondern ſich naturgemäß aus ihrer Zeit und ihrem Volke gebildet haben; und wer dieſe Bildung bis in ihre innerſte Tiefe

---

*) Man denke z. B. an die Scholien über μῆνιν zu Anfange der Ilias.

verfolgen will, der mag es auch unternehmen, die Entſtehung und das Reifen einer Frucht der Erde von ihrem Keime an, durch Faſern, Drüſen, Röhren, Knoten, wie den Gang einer Maſchine, zu begleiten. So haben denn auch die gelehrten alexandriniſchen Kritiker das Unächte in einzelnen Wörtern und Stellen der homeriſchen Gedichte wohl gewittert und bezeichnet, aber keiner derſelben hat dieſe Verfälſchungen aus dem Urſprunge und Weſen der Ilias und Odyſſee abgeleitet *); und ſo feſtgewurzelt ſteht in der alten Welt der Glaube an einen Homeros, den Dichter zweier epiſchen Kunſtwerke, daß die einzelnen geſchichtlichen Einſprüche gegen dieſe Annahme theils überſehen, theils nach dem geheiligten Vorurtheile gedeutet, und die ſehr ſeltenen Zweifel über daſſelbe als Ketzereien verſchrieen, oder als Spitzfindigkeiten verſpottet worden ſind. Es blieb alſo bei dem Homeros, der zwei Heldengedichte geſchrieben hatte, in einer Zeit, die weder ſchrieb noch las, ſondern nur ſang und ſingen hörte. Ja, ſo wenig Sinn und Faſſung zeigt das ſpätere gelehrte Alterthum für das, was die Wiege ſeiner Kultur war, daß es kaum begreifen

---

*) Es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß die berühmten alexandriniſchen Kritiker von der urſprünglichen mündlichen Fortpflanzung der homeriſchen Gedichte überzeugt waren und daraus die große Verſchiedenheit in den Lesarten derſelben ableiteten. Ihr überaus kühnes und freies Schalten mit dem homeriſchen Texte läßt ſich nur durch dieſe Vorausſetzung erklären und entſchuldigen, beſonders wenn man das mäßigere und behutſamere Verfahren der alten Kritik in den Schriften der ſpäteren Dichter damit vergleicht. Dennoch blieb dieſe Ueberzeugung der Alexandriner ohne Wirkung auf die allgemeine Anſicht von dem Urſprunge und Weſen der homeriſchen Geſänge. S. Wolf. Proleg. p. 256.

mag, wie die Poeſie älter ſein könne, als die Proſa, und daher eine Anzahl vorhomeriſcher Proſaiker erdichtet hat, um ſich das Auftreten des Homeros ohne Wunder zu erklären. Dieſe Annahme iſt freilich nicht allgemein im Alterthum, aber doch weit verbreitet und von Einfluß auf die gängen und gäben Anſichten von den homeriſchen Gedichten. Die ſtrenge Beſtimmtheit, mit welcher Strabo *) ſeine Meinung darlegt, daß die Poeſie älter ſei, als die Proſa, und der Geſang, als die Deklamation, gibt zu erkennen, daß dieſe Meinung nicht die herrſchende ſeiner Zeit war. Die Gegner derſelben haben ſich dadurch leichtes Spiel gemacht, daß ſie die Sprache der gemeinen Lebensnothdurft und die Proſa der Schrift, von welcher letztern allein die Rede ſein kann, wenn die Poeſie ihr gegenübergeſtellt werden ſoll, vermiſchen. Das gibt denn manche Veranlaſſung zu unnützen Späßen **).

Dergleichen Vorurtheile haben die Neuern auf Wort und Glauben von den Alten angenommen und ſie mit eigenen Mißverſtändniſſen fleißig ausgebildet, bis endlich das vorige Jahrhundert, namentlich ſeit Wood's Verſuch über das Originalgenie des Homeros, und der Herausgabe der alten venezianiſchen Scholien ***), in welchen ſich viele geſchichtliche Spuren der oben bezeichneten Ketzerei im homeriſchen Glauben erhalten fanden, die Fragen in ernſtliche Anregung brachte: ob die homeriſchen Gedichte von ihrem Dichter geſchrieben worden; ob ſie als ein Ganzes, in ihrer auf uns gekommenen Zuſammenfügung urſprünglich abgefaßt und fortgepflanzt worden; ob ſie die Werke Eines Sängers ſind.

---

*) Strabo I. p. 18.

**) Z. B. bei Aristides ad Serap.

***) Rb. Wood's Essay on the original genius and writings of Homer erſchien, jedoch nur in 7 Exemplaren, ſchon 1769; die Verbreitung des Werks kann erſt von der zweiten Ausgabe an datirt werden, alſo vom Jahre 1775. Villoiſon's Ilias 1788, ſieben Jahre ſpäter Wolf's Prologomena.

Obgleich dieſe Fragen ſchon vor der Erſcheinung der Wolfiſchen Prolegomena verneinend, oder doch bezweifelnd, von einigen Gelehrten des Auslandes, Franzoſen, Engländern und ſelbſt einem Italiener*), waren beantwortet worden, ſo konnten doch ſolche einzelne, aus dem Kreiſe des allgemeinen Glaubens ungeſchützt und unentſchuldigt heraustretende Ausſprüche nur als Paradoxen erſcheinen, die ohne Einfluß auf die Alterthumskunde blieben, bis der größte Philologe unſerer Zeit die ganze Unterſuchung über die homeriſchen Gedichte in Zuſammenhang und von dem Ei an vornahm, und mit jener weiſen und behutſamen Mäßigung durchführte, welche der Behandlung eines ſo ſchwierigen, verwickelten und zarten Gegenſtandes wohl anſteht, wenn ſie nicht aus unklarer oder mangelhafter Erkenntniß, ſondern, wie bei ihm, aus einem Alles beherrſchenden Überblick hervorgeht. Manches, was Wolf in ſeinen allgemeinen Unterſuchungen nur angedeutet und aufgeregt hat **), iſt ſpäterhin von andern Gelehrten einzeln

---

*) Giambattista Vico. S. Wolf's und Buttmann's Muſeum S. 555. ff. Seine übrigen Vorläufer citirt Wolf in den Prol. S. 113. ff.

**) Zu den Proleg. ſind noch zu vergleichen: Wolf's Briefe behandelt worden, wie namentlich der aus gegenſeitigen Widerſprüchen in den verſchiedenen Theilen der homeriſchen Gedichte ſich erweiſende Mangel an Einheit und Ganzheit derſelben, und die durch die Vergleichung der auf dieſe Weiſe getrennten Stücke ſich darbietende Folgerung auf ältere oder jüngere Sänger *).

Billig werfen wir unſere Blicke zuerſt auf die homeriſchen Geſänge ſelbſt, und ſuchen in ihnen den epiſchen Dichter und die epiſchen Gedichte auf, ſo wie die Sitte des Landes und der Zeit, welche in der Odyſſee und Ilias geſchildert wird, ſie gibt. Dieſe Sitte iſt aber nicht etwa als eine trojaniſche, ithakeſiſche oder phäakiſche aus jener Zeit zu betrachten, in welcher die beiden Gedichte ſpielen; ſie iſt die ioniſche des Zeitalters, in welchem der Sänger lebt; und nur wo das Leben und Koſtüm in die Fabel,

---

an Heyne und die Vorrede zu den verſchiedenen Ausgaben ſeines Homer.

*) **Koës**: Commentatio de discrepantibus quibusdam in Odyssea occurrentibus. Hafniae 1806.

Spohn: Commentatio de extrema Odysseae parte etc. Lipsiae 1816.

Bernhardt Thierſch: Urgeſtalt der Odyſſee. Königsberg 1821.

Der letztere iſt zu weit gegangen und oft von dem durch Wolf's Unterſuchungen vorgezeichneten Wege abgeirrt. Mancherlei, was höchſtens einen beſcheidenen Zweifel erregen dürfte, treibt ihn zu Behauptungen, die für ihre Wichtigkeit viel zu leicht geſtützt ſind.

Eine bequeme, dem größeren Publikum zuſagende Ueberſicht der Wolfiſchen Prolegomena gibt Franceſon in dem Buche: Essai sur la question, si Homère a connu l'usage de l'écriture etc. Berlin 1818.

Ferner ſchlägt in dieſes Gebiet ein: C. F. Heinrich's Diatribe de Diasceuastis Homericis. Part. I. Kil. 1807.

als etwas zum eigentlichen Stoffe Gehöriges, eingreifen, wie z. B. bei den Kyklopen, Läſtrygonen, zum Theil auch bei den Phäaken, nur da geht der alte Epiker aus ſeinem Zeitalter und ſeinem Volke heraus, und wird in Sittenſchilderungen geſchichtlich, ſo weit die vorgefundene Sage, oder die ſelbſt erlangte Kenntniß es geſtatten *).

Es liegt der Beweis für dieſe Behauptung ſowohl in dem Geiſte der alten natürlichen Poeſie überhaupt, als auch in der Beſchaffenheit der homeriſchen Gedichte im Beſondern. Die Nähe des poetiſchen Stoffes macht eine genaue und ſtrenge Trennung der Zeit des Beſungenen und der Zeit des Sängers unmöglich; und die lebendige Sage geſtaltet ſich auch von Mund zu Mund und von Land zu Land mit den Zeiten und den Völkern fort, ſo daß der Sänger ſie immer und überall ſchon mehr oder minder in der Form und Farbe ſeiner Zeit und ſeines Landes überkömmt. Was er alſo daran noch ausführt und in das Einzelne verfolgt, kann unmöglich aus der Ferne hergeholt werden; und angenommen, daß die Sänger der Ilias und der Odyſſee durch antiquariſche Kenntniſſe, wie ſchriftliche Aufzeichnung und Monumente der Kunſt ſie geben können, in den Stand geſetzt worden wären, die häusliche Einrichtung und Lebensweiſe in dem Palaſte des Priamos, oder in dem Hauſe des Odyſſeus, zeitgerecht und landgemäß darzuſtellen, ſo würden ſie es dennoch verſchmäht haben. Denn dieſe geſchichtliche Treue und Genauigkeit widerſpricht

---

*) Schon der lakoniſche Sprecher in dem platoniſchen Dialog De Leg. L. III. p. 680, ſpürt in Homeros Gedichten ioniſches Leben (*βίον Ἰωνικὸν διεξέρχεται ἑκάστοτε*).

dem Lebensgeiſte der Sage, wie der geſchwätzigen Umſtändlichkeit der epiſchen Erzählung. Jede Sage wandelt in und mit der Zeit fort, in der ſie lebt, und trägt deren Farbe. Hat doch im Mittelalter ſogar die antike Mythe nach ihrem Wiederaufleben ſich ein ritterliches oder romantiſches Kleid müſſen gefallen laſſen. Eben ſo fügt ſich jede Sage in den Charakter des Volkes, unter dem ſie lebt; und die Fabel des Nibelungenliedes hat ſich ganz verſchieden nach dem Klima und der Stammeigenthümlichkeit unter den Isländern, Dänen und Deutſchen geſtaltet. Daſſelbe gilt von dem Sagenkreiſe Karls des Großen im germaniſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und italieniſchen Volksgeſange.

Und endlich, wenn wir dies Alles unberückſichtigt laſſen, ſo ergibt ſich allein ſchon aus der Anſchaulichkeit, Beſtimmtheit und Umſtändlichkeit der homeriſchen Schilderungen, daß wir in ihnen nicht die Früchte geſchichtlicher und antiquariſcher Kenntniſſe genießen, ſondern in den Spiegel des Lebens blicken, das den Sänger erfreuend und erwärmend umgibt. Daher mag es denn auch gekommen ſein, daß die Griechen, obgleich an ſcharfe und klare Darſtellung der Außenwelt gewöhnt, dennoch dieſe Anſchaulichkeit und Ausführlichkeit derſelben in der homeriſchen Szenerie ſich zum Theil dadurch zu erklären ſuchten, daß ſie den Sänger zu einem Zeitgenoſſen deſſen machten, was er beſingt *), der alſo alle Gegenſtände, die er beſchreibt, ſelbſt geſehen, unterſucht, ja betaſtet haben könnte. Hierauf gründet ſich vielleicht auch die Fabel, daß Homeros ein Trojaner gewe-

---

*) S. weiter unten. Abth. II. Abſchn. 1.

weſen ſei *), oder, in Bezug auf die Odyſſee, ein Ithaker **), und Manches aus den Sagen von ſeinen Reiſen, die faſt jeden Ort berühren müſſen, von dem die beiden Gedichte Erwähnung thun, deutet nicht minder auf eine ſolche Anſicht ***).

Die epiſchen Sänger begegnen uns nicht ſelten in den homeriſchen Gedichten, und von einigen derſelben erhalten wir ſogar Namen und Lebensumſtände mitgetheilt. Als Kunſt und Gewerbe des Friedens iſt aber der erzählende Geſang in der Odyſſee zu Hauſe, und erſcheint in dieſem ſpätern Gedicht als etwas in ſich Ausgebildetes und mit dem Leben und der Sitte der Zeit Verwachſenes †); ſo daß der Sänger an jedem Heerde willkommen iſt, und überall, wo die Freude wohnt und Menſchen zuſammenführt, ungern vermißt wird. Alſo wandern die erzählenden Sänger von Stadt zu Stadt, und finden in jeder Obdach, Speiſe und Trank; und wo gute Sitte herrſcht, werden ſie geehrt als Günſtlinge der Götter, welche ihnen die Gabe des Geſanges verliehen haben, um mit ihr die Herzen und Sinne der Hörer zu erfreuen *). Auch finden ſie ſich als einheimiſche, täglich auftretende Genoſſen und Freunde in den Häuſern der Fürſten, wie z. B. Phemios im Hauſe des Odyſſeus, und der warnende Sänger im Palaſte des Agamemnon **). Dagegen erſcheint der berühmte Sänger Demodokos als Gaſt in dem Palaſte des Phäakenkönigs, aber als kein ſeltener, denn er hat ſeinen beſtimmten Ehrenplatz in dem Kreiſe der Verſammlung ***). Ein vierter göttlicher Sänger ſpielt vor den Hochzeitgäſten im Hauſe des Menelaos, aber er iſt nicht näher als erzählender bezeichnet †). Wenn einige Sagen über Homeros Leben, z. B.

---

*) S. Suidas s. v. Ὅμηρος. Stephan. de Urbib. s. v. Κεγχρέαι.

**) Ithaka gehört mit zu den ſieben homeriſchen Geburtsorten.

***) Endlich könnte man auch die Fabeln hierher rechnen, nach welchen Homer ſeine Gedichte von ältern Sängern, Augenzeugen der beſungenen Thaten und Szenen, geſtöhlen haben ſoll, z. B. die gelehrten Faſeleien von Palamedes und deſſen Sekretair, Diktys von Kreta, Dares dem Phrygier, Phemios und Demodokos. Einige Bemerkungen in der Lebensbeſchreibung des Homeros, die unter dem Namen des Herodotos läuft, zielen eben dahin, indem ſie berichten, daß der Sänger dieſe und jene Perſon und Begebenheit aus ſeiner nächſten Umgebüng in der Ilias und Odyſſee verewigt habe.

†) In der Ilias ſingt Achilleus zur Zither von den Thaten der Männer, um ſeinen Unmuth zu zerſtreuen. Il. ι. 186. Auf dem Schilde des Achilleus iſt ein zur Zither ſingender Jüngling abgebildet, und andre tanzen nach ſeinem Spiele. Il. σ. 568. ff. Nach Athenäus (IV. p. 180.) gehörten auch der Sänger und die Tänzer beim Hochzeitfeſte im Hauſe des Menelaos auf dieſes Schild. Vgl. Wolf. Proleg. p. 263, welcher auch in ſeiner Rezen-

---

ſion den von Ariſtarch ausgeſtoßenen Sänger dem Schilde zurückgegeben hat. Dadurch bekömmt die Ilias aber immer noch keinen erzählenden Sänger, als gewerbtreibenden Künſtler. Der mythiſche Thamyris (Il. β. 595) kann hier nicht in Betracht gezogen werden, und die Bußlieder (Il. α. 472) und Klagegeſänge (Il. ω. 720) gehören in die Geſchichte der älteſten lyriſchen Poeſie.

*) Darum tadelt Telemach die während des Geſanges tobenden Freier. Od. α. 370 ff. Vgl. Od. ϑ. 479 ff.

**) Od. γ. 267 ff.

***) Od. ϑ. 65. 471 ff.

†) Auch iſt die Stelle ſelbſt, wenigſtens da, wo ſie ſteht, mehr als verdächtig. S. die vorhergegangene Anmerkung über die Sänger in der Ilias.

die, welche in der dem Herodotos fälſchlich zugeſchriebenen Arbeit aufbewahrt ſind, uns den Dichter der Ilias und Odyſſee als einen wandernden Bettelſänger und Verskrämer ſchildern, ſo erkennen wir daraus, daß dergleichen Fabeln ihren Urſprung einem ſehr ſpäten Zeitalter verdanken. Die Erfinder derſelben hatten das Bild der letzten mit ihrer Kunſt verarmten Rhapſoden vor Augen, welches ſie aus Unwiſſenheit, oder um leichter verſtanden zu werden, der alten ſchönen Zeit des Geſanges unterſchoben.

Tanz und Geſang ſind die Zierden des Mahles, heißt es nach dem erſten Schmauſe in der Odyſſee, und auf Befehl der Freier reicht der Herold dem Sänger Phemios die Zither *); und nachdem dieſer auf den Saiten vorgeſpielt hat **), beginnt er einen Geſang von der traurigen Heimkehr, welche Pallas Athene den Achäern von Troja verhängte. Aber Phemios weiß, wie wir erfahren, außerdem noch viele ergötzliche Geſänge vorzutragen, Thaten der Götter und Menſchen, ſo viel ihrer im Geſange geprieſen werden. Darum möchte die durch jenes erſte Lied ſchmerzlich aufgeregte Penelope lieber etwas Anderes von ihm hören. Die Verbindung des Tanzes mit dem Geſange in dieſer Stelle kann nur diejenigen befremden, welche nicht wiſſen, daß in ihrem Urſprunge Poeſie, Muſik und Tanz ein untheilbares Ganzes ausmachen ***), und daß der Tanz †)

---

*) *Κίθαρις, Φόρμιγξ.* Od. α. 153 verglichen mit Od. χ. 340.

**) *Ἀναβάλλεσθαι.*

***) Vgl. A. W. Schlegel's Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß und Sprache, in den Horen. 1795.

†) *Ὀρχηστύς.*

der Griechen kein Hüpfen der Fußſpitzen iſt, ſondern eine dem Rhythmus und zum Theil wohl auch dem Sinne des Geſanges folgende Bewegung des ganzen Körpers. Dieſe Bewegung nun, welche ganz naturgemäß aus der Lebendigkeit des muſikaliſchen Vortrags hervorgeht *), kann entweder von dem Sänger ſelbſt ausgeführt werden, und iſt dann für den muſikaliſchen Vortrag, was die Aktion im deklamatoriſchen; oder ein und mehrere Tänzer begleiten mit ihren Bewegungen und Stellungen das Spiel und den Geſang des Vortragenden, und alsdann ſind die Tänze mimiſch zu nennen. Obgleich es aber in der Natur des erzählenden Geſanges liegt, daß das Muſikaliſche und Orcheſtiſche den Worten ſo untergeordnet werde, daß dieſe die Aufmerkſamkeit der Zuhörer ununterbrochen in Anſpruch nehmen können, ſo erſcheint doch in einer Stelle der Odyſſee, in den Wettſpielen der Phäaken, ein mimiſcher Chortanz mit dem Geſange des Demodokos von der Liebe des Ares und der Aphrodite verbunden; und damit würde denn auch die Stelle aus dem Hochzeitfeſte im Hauſe des Menelaos, oder auf dem Schilde des Achilleus, und die eben erwähnte aus dem erſten Geſange der Odyſſee übereinſtimmen. Dadurch iſt es ausgemacht, daß mimiſche Chortänze mit dem Vortrage epiſcher Geſänge in der homeriſchen Welt vereinbar waren, jedoch auch gewiß nicht untrennbar von denſelben **). Denn in andern Stellen geſchieht der Tän-

---

*) Man denke nur an die Beſchreibung des Rhapſodenvortrags im platoniſchen Jon.

**) Heeren vermuthet, daß die Vereinigung des epiſchen Geſanges mit dem mimiſchen Tanze nur bei Göttergeſchichten Statt zer, als Begleiter des Geſanges, durchaus keine Erwähnung *). Dagegen findet ſich aber auch keine Spur von orcheſtiſcher Darſtellung des Sängers ſelbſt, und das Sitzen des Vortragenden **) widerſpricht ſogar einer ſolchen Annahme.

Der eben erwähnte blinde Demodokos, ein vielberühmter und im Palaſte des Alkinoos hochgeehrter Sänger, ſpielt und ſingt dreimal in der Odyſſee, zuerſt beim feſtlichen Mahle der Phäaken im Saale des königlichen Wirthes, und zwar den Streit zwiſchen Achilleus und Odyſſeus, einen Akt aus dem trojaniſchen Kriege; dann bei den Wettſpielen die ſchon genannte Liebesgeſchichte, und endlich, zum Nachtſchmauſe deſſelben Tages, das Abenteuer von dem trojaniſchen Roſſe. Dieſes letzte Thema gibt ihm Odyſſeus auf, und Demodokos führt es als Improviſator aus.

Eine Anwendung dieſer Stellen auf den Vortrag der epiſchen Poeſie des homeriſchen Zeitalters überhaupt und der Geſänge der Odyſſee und der Ilias im Beſondern leitet auf folgende Anſichten hin ***). Der erzählende Sänger, mag er ein wandernder oder ein einheimiſcher ſein, treibt ein geehrtes und beliebtes Gewerbe, das ihn überall

---

gefunden habe. Dieſe Hypotheſe entbehrt jedoch aller Stützen und ſinkt um, ſobald man nur dagegen einwendet, daß der epiſche Geſang gar keine ſo beſtimmte Trennung zwiſchen Götter- und Menſchengeſchichten zuläßt. S. Ideen über die Politik ꝛc. B. III. Abth. 1. p. 160.

*) In Od. ϑ.

**) Ebendaſelbſt.

***) Vgl. Strabo I. p. 18. A. W. Schlegel's Briefe über Poeſie, Sylbenmaaß ꝛc. in dem angeführten Buche. F. Schlegel's Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt der Griechen. Zweites Kap.

unter geſitteten Menſchen ernährt. Er erſcheint gerufen oder ungerufen, aber immer willkommen, bei dem feſtlichen Schmauſe, oder in der Verſammlung des Volkes zu Wettſpielen und andern geſelligen Ergötzungen. An ſolchen Vereinigungen fehlt es in dem fröhlichen Ionien nirgends. Da ſingt er zum Saitenſpiele von den Thaten der Götter und Menſchen; aber nicht etwa Tage lang oder bis in die Nacht hinein, ſondern nur ſo viel, als ausreicht für die Dauer einer Mahlzeit oder eines Nachtiſches, bis die Gäſte aufſtehen und mit den Schatten des Abends in ihre Wohnungen heimkehren. Auch in den feſtlichen Verſammlungen des Volkes gehört dem Sänger nur ein Theil der Zeit; und ſein Spiel ergötzt die Zuhörer in den Zwiſchenräumen der verſchiedenen Wettkämpfe, Reigentänze und Opfer, deren Vereinigung die Feier des Tages ausmacht. Nirgends beruft ein Herold das Volk oder die Fürſten eigens und ausſchließlich zur Anhörung von Geſängen, ſondern ſie ſind überall nur Gefährtinnen des Mahles und des feſtlichen Vereins. Die auf dieſe Weiſe und in dieſer Beſchränkung vorzutragenden Geſänge werden das Maaß einer Rhapſodie der homeriſchen Gedichte nach unſerer Abtheilung nicht oft überſchreiten können, wohl aber manchmal kürzer ſein müſſen, als dieſe *). An eine regelmäßige Fortſetzung derſelben von Tag zu Tag iſt aber ebenfalls nicht zu denken, weil wir ja ſonſt den Geſang als Zweck und Hauptgegenſtand der Verſammlung betrachten müßten, und alſo der Feſtverein zu einem Kunſtvereine würde. Dahingegen kann

---

*) Vergl. unten den Abſchnitt über Solon, Piſiſtratos und Hipparchos.

es jedoch auch nicht geleugnet werden, wie es möglich und ſogar wahrſcheinlich iſt, daß bei länger dauernden Feſten, welche größere Zwiſchenräume für den Geſang darboten, mehrere ſolche Geſänge hintereinander vorgetragen wurden, und es iſt wohl natürlich, daß man alsdann diejenigen verband, welche ſich durch verwandten Inhalt leicht an einander anſchloſſen *).

Die Betrachtung dieſer in der Sitte der Zeit und des Volkes und in der Natur der epiſchen Geſänge des alten Ioniens begründeten Erſcheinungen dringt uns unabwendbar die Fragen auf: Wie konnten eine Ilias und eine Odyſſee in dieſer Zeit und in dieſem Volke entſtehen? Wer konnte ſie dichten? Für wen konnten ſie gedichtet

---

*) Wir dürfen wohl vermuthen, daß ſchon die panioniſchen Feſte Veranlaſſung gaben, mehrere epiſche Geſänge in einer durch ihren Inhalt bedingten Aufeinanderfolge vorzutragen, z. B. die Geſänge von den Reiſen des Telemachos, oder Odyſſeus Selbſterzählung von ſeinen Irrfahrten. Auf dieſe Weiſe ſchloſſen ſich dann allmählig Rhapſodien zu Rhapſodiengruppen zuſammen, und der gemeinſchaftlichen Titel einiger ſolcher Gruppen, z. B. Ἀλκίνου ἀπόλογος, deutet auf ſehr alte Vereinigungen dieſer Art hin. Um ſo natürlicher und leichter war in der Folge der durch Solon's Geſetz eingeführte Vortrag der homeriſchen Geſänge nach der Reihe in den Panathenäen; denn gewiß hatte ſich für die meiſten ſchon eine traditionelle Reihenfolge zu bilden angefangen, ſobald man darauf gekommen war, mehrere derſelben hintereinander vorzutragen. Dieß geſchah aber wahrſcheinlich nicht zuerſt und nicht allein in den Panathenäen, wenn ſchon das ſoloniſche Geſetz die Reihenfolge für dieſe Feier ein für alle Mal feſtſtellte. Jeder Wettgeſang von Rhapſoden mußte auf einen ſolchen Vortrag hinführen, und nichts iſt gewöhnlicher in großen Feſtvereinen, als ein Ἀγὼν dieſer Art, z. B. in den olympiſchen Spielen, in den Asklepien zu Epidauros, in Sikyon, in Delos ꝛc. Athen. XIV. p. 620. Plato in Ion. pr. Herodot. V. 67. Schol. ad Pind. Nem. II. 1. Plut. Symp. V. quaest. 2.

werden? Vier und zwanzig Geſänge in beſtimmter Aufeinanderfolge, jeder von der Länge, welche für einen Vortrag ausreicht, manche von größerem Umfange, als für einen ſolchen gerade erforderlich iſt, dazu eine Einleitung‸ die das große Ganze ankündigt: wie bringen wir eine ſolche ungeheure Kunſtmaſſe in die Natur des ioniſchen Lebens hinein? Sie erdrückt es.

Vierter Abſchnitt.

Erhaltung und Fortpflanzung der alten epiſchen Geſänge.

Unſere Zeit und unſer Land, deren Poeſie in und auf Papier lebt und ſtirbt, machen es uns freilich ſehr ſchwer, in die Natur des alten Geſanges mit deutlicher Vorſtellung einzugehen. Indeſſen hat doch die Bekanntſchaft, welche neuere Reiſende uns mit den Völkern anderer Zonen und namentlich mit ſolchen verſchafft haben, die unter einer milden Sonne, berufen zu höherer geiſtiger Entfaltung, auf der Stufe einer naturgemäßen Bildung aus der Rohheit zur Menſchlichkeit leben, die Einſicht in die homeriſche Welt erleichtert; und was den Naturgeſang überhaupt betrifft, ſo hat ſelbſt der rohe Wilde mehr dazu beigetragen, uns denſelben begreiflich zu machen, als irgend ein gelehrter Alexandriner.

Und doch fehlt es auch den ſpätern Schriftſtellern des Alterthums nicht an Gelegenheit und Aufforderung, ſich über die Natur ihrer älteſten Poeſie durch die Vergleichung eines derſelben entſprechenden Kulturzuſtandes bei fremden

Völkern zu unterrichten. Aber die Scheu, unter Barbaren die Anfänge ihrer eigenen Kunſt aufzuſuchen, hielt ſie von jeder unbefangenen Betrachtung deſſen ab, was ſie uns, als geſchichtliche Thatſache, von den Geſängen der Gallier, der alten Deutſchen *) und anderer Völker berichtet haben, welche ſie in einer reinen und ſelbſtändigen Naturbildung angetroffen hatten. Auch unſere Zeit und unſere europäiſche, wenn ſchon nicht deutſche Welt, geben uns manche lebendige Erklärungen über die Entſtehung, Erhaltung und Fortpflanzung der epiſchen Geſänge des homeriſchen Alters. Wer weiß nicht, daß auf den Märkten und Straßen der italiäniſchen Städte die Improviſatoren, ihre Laute unter dem Arm, jeder Aufgabe gewärtig ſtehen, welche die neugierig um ſie verſammelte Menge ihnen vorlegen könnte? Gib ihnen, wie Odyſſeus dem Demodokos, ein Thema, etwa, die Geſchichte irgend eines fabelhaften Helden, oder eines berüchtigten Räubers, und ſie werden es auf der Stelle zu einem mehr oder minder ergötzlichen Geſange verarbeiten. In dem ſchottiſchen Hochlande ſehen wir Greiſe umherwandern, welche, ohne jemals geleſen oder geſchrieben zu haben, ſo viele oſſianiſche Geſänge in ihrem Gedächtniſſe bewahren, daß ſie den geſchickteſten Schreiber wochenlang mit dem Aufſagen derſelben beſchäftigen können **). Solche Erſcheinungen aber ſind in der neuen Welt wunderbarer, als in der alten, deren Geſang immer viel naturgemäßer und mit der Sitte ſeiner Zeit enger verbunden iſt, als es heutiges Tages auf den ſchottiſchen Bergen und den italiäniſchen Straßen möglich iſt.

---

*) Z. B. Caes. de bello Gall. VI. 14. Tacit. Germ. c. 2.

**) S. G. Thornton in den Transact. of the Americ. philos. Society at Philadelph. Vol. III. p. 314. ff.

Der Geſang iſt für die Kindheit des menſchlichen Geſchlechts das einzige Mittel, Gedanken zu befeſtigen und zu verbreiten, und Rhythmus und Melodie ſind die erſten Bande, mit welchen die Kunſt die rohe Sprache der thieriſchen Natur feſſelt, zügelt und bildet. Aber dieſe Kunſt iſt ſelbſt nur eine unwillkürliche Regung der menſchlichen Natur, ein geiſtiger Inſtinkt, welcher angeboren und nicht von außen her mit Wahl und Abſicht angenommen wird. Sie iſt daher auch in ihrem Urſprunge etwas allen Menſchen Gemeinſames, und ſondert ſich erſt in ihrer Fortbildung immer mehr und mehr von der Natur ab, ohne ihr jedoch deswegen untreu zu werden. Sie beſchränkt nur ihre Gunſt und Wirkung auf einzelne Geſchöpfe, welche ein heller Sinn und ein regſames Herz dazu berufen haben, für Viele zu ſingen. Dieſe ſind die Kinder der Muſen, die Lieblinge der Götter, welche aus begeiſternden Quellen die ſchöne Weisheit des Geſanges getrunken haben, und indem ſie die Göttergabe in ſich hegen und pflegen, um ſich und Andere mit ihr zu erfreuen, die Bewahrer und Fortpflanzer der neuen Kunſt werden.

Es iſt freilich ein langer und nicht mit einem Blicke überſehbarer Weg, welchen die Poeſie von den unwillkürlichen Ausbrüchen der eigenen Empfindung, wie auch der roheſte Wilde ſie in rhythmiſchen Worten mit Muſik und Tanz ſich ergießen läßt, bis zu den epiſchen Geſängen eines Phemios, Demodokos, oder eines Homeros durchlaufen hat. Es iſt gezeigt worden, wie die epiſche Kunſt nicht ohne eine Vereinigung vieler günſtigen Einflüſſe aus dem Leben, der Sprache, dem Klima und dem Lokal, alſo überhaupt aus dem Innern und Aeußern des ioniſchen Stammes, ſich habe bilden und naturgemäß entwickeln können. Aber dieſe, eine einzige Kunſtgattung begründenden Einflüſſe verrücken keineswegs die Bahn, welche die Poeſie von ihrem rohen Urſprunge bis in das homeriſche Zeitalter zu durchmeſſen hat; und erſt der allgemein werdende Gebrauch der Buchſtabenſchrift, als eines Mittels der Erhaltung und Fortpflanzung, und ſpäterhin gar auch der Schöpfung poetiſcher Werke, trennt für immer die Rede und den Geſang, das Dichten und das Vortragen des Gedichteten, die Natur und die Kunſt. Wenn ſich daher auch in der Folge das durch die Schrift Geſchiedene hier und da wieder im Leben zuſammenbindet, ſo iſt dieſe Vereinigung doch nicht ein Werk der Natur und, wie die Natur, nothwendig und beſtändig, ſondern nur ein vorübergehendes Gebilde der Kunſt, wie z. B. die Aufführung der choriſchen Geſänge in der attiſchen Tragödie.

Es leidet nach den Wolfiſchen Unterſuchungen keinen Zweifel mehr, daß der Gebrauch der Buchſtabenſchrift zur Aufzeichnung von längern Gedichten auf Pergament oder Papier dem homeriſchen Zeitalter fremd geweſen iſt. Wie alt auch die Erfindung der Buchſtabenſchrift ſein mag, wie früh die Bekanntſchaft der Griechen mit derſelben, wie weit man auch die Spuren ihres Gebrauchs unter dieſem Volke zur Eingrabung von einzelnen Buchſtaben, Wörtern und kurzen Sätzen auf Münzen und Platten von Metall und andern harten Maſſen verfolgen kann, ſo bleibt doch gewiß noch eine lange und ſchwere Straße zurückzulegen, von dieſen erſten Verſuchen in der Anwendung einer fremden Kunſt bis zu der eigenen Ausbildung derſelben zum Bücherſchreiben. Dazu kömmt der Mangel an ſchicklichen Materialien zu dieſem Schreiben: denn eine Ilias und Odyſſee können doch nicht in Erz, Stein, Wachs und dergleichen aufgezeichnet werden; und erſt das Bedürfniß von Schriften bringt Pergament, Papier und was ſonſt zur Beſchleunigung und Erleichterung der ſchriftlichen Aufzeichnung dient, mit ſich in die Welt. Der Geſang braucht aber die Schrift nicht, er lebt und bewegt ſich in ſeinem rhythmiſchen Bande, das ihn zuſammenhält, aber nicht an eine fremde Materie mit willkürlichen Zeichen ankettet. Er iſt das geflügelte Wort, welches in den Herzen und auf den Lippen der Menſchen klingt und wiederklingt von Geſchlecht zu Geſchlecht. Es aufſchreiben, heißt, ihm die Flügel abſchneiden. Die Schrift kann die Rede erhalten, den Geſang tödtet ſie.

Wir werden in der ganzen homeriſchen Welt der Ilias und Odyſſee vergebens nach einer Oeffnung ſuchen, durch welche wir eine Schrift in ſie hineinſchieben könnten *). Warum reiſte denn Telemachos in einer Zeit, wo ſeine Gegenwart im väterlichen Hauſe ſo nöthig, und ſeine Ausflucht ſo gefährlich iſt, auf Erkundigung nach Pylos und Sparta, wenn ein Bothe mit einem Paar Briefen eben ſo

---

*) Die richtige Erklärung der bekannten ſonſt auf Schreibekunſt gedeuteten Stellen der homeriſchen Gedichte ſiehe in den Proleg. p. 81. ff.

viel ausrichten könnte *)? Oder was ginge Penelope dem Geſange des Phemios in den Hof nach, wenn ſie in ihrem Obergemache eine poetiſche Beſchreibung des trojaniſchen Krieges, oder auch alte Briefe ihres abweſenden Gemahls zu leſen hätte **)? In der Bildung des griechiſchen Alterthums ſteht nichts vereinzelt und zufällig da, Alles hängt in ihr nothwendig und natürlich zuſammen. Was ſollen alſo die Schrift und das Buch in einer Welt des Geſanges? Sie können nicht früher daſein, als bis man ſie braucht, und ſo trifft denn natürlich und geſchichtlich die Ausbildung der Schreibekunſt durch den Gebrauch des Pergaments und des Pflanzenpapiers und durch die Erweiterung des eingeſchränkten Alphabets mit der Ausbildung der Proſa, als Kunſt, zuſammen. Denn dieſe kann ohne ſchriftliche Aufzeichnung nicht beſtehen. Was man mit Fug und Recht einzig und allein aus dem Geiſte der alten griechiſchen Bildung folgern könnte, beſtätigen die ſicherſten geſchichtlichen Zeugniſſe auch für den einſeitigſten Zweifler. Denn Geſetze in Proſa, die des Zaleukos in Unteritalien, begegnen uns als die erſten längern ſchriftlichen Aufzeichnungen in der ganzen griechiſchen Welt, und nicht lange vor ihnen hatte man angefangen, die Namen der olympiſchen Sieger in fortgehende Rollen einzuſchreiben. Aber auch jene Geſetze und dieſe Rollen ſind noch keine Bücher, die wir wohl, ohne Gefahr, zu weit zu gehen, nicht über das ſoloniſche Zeitalter hinaufrücken dürfen, und dieſem verdanken wir ja eben die erſte ſchriftliche Aufzeichnung der homeriſchen Geſänge *).

---

*) Vergl. die in den Proleg. p. 90. citirte Stelle aus Rouſſeau's Abhandlung: Sur l'origine des langues. Nicht allein Telemachos Reiſen, ſondern auch die Schickſale des Odyſſeus ſelbſt, ſind nur ohne den Gebrauch der Buchſtabenſchrift zu Briefen und dergleichen als zeitgemäße Volksſagen zu betrachten. Darauf zielt Rouſſeau, wenn er ſagt: J'ose avancer, que toute l'Odyssée n'est qu'un tissu de bêtises et d'inepties, qu'une lettre ou deux eussent reduit en fumée, au lieu qu'on rend ce poëme raisonnable et même assez bien conduit, en supposant, que ses héros aient ignoré l'écriture. In der Ilias würden die Verträge nicht leicht alle durch perſönliche Zuſammenkunft der Fürſten geſchloſſen werden, wenn man ſie ſchriftlich entwerfen und unterzeichnen könnte; und wo findet ſich in beiden Gedichten auch nur eine Grabſchrift, ein eingegrabener Wahlſpruch, ein aufgeſetztes Verzeichniß u. ſ. w., geſchweige denn, ein Buch? Und wozu die Muſe, die alles Geſchehene im Gedächtniſſe aufbewahrt und es dem Sänger überliefert, wenn es ſchriftliche Denkmäler gäbe?

**) Od. α. 323 ff.

Die homeriſchen Gedichte ſelbſt, auch in der durch die Schrift gewiß vielfach geregelten und befeſtigten Geſtalt, geben ſich uns doch als geflügelte Geſänge zu erkennen, wenn wir uns nur aus grammatiſcher Silbenſtecherei zu einer unbefangenen Anſicht ihrer ganzen innern und äußern Natur erheben können. Ohne Takt iſt der homeriſche Vers kein Vers, und dieſer Takt iſt nur im muſikaliſchen Rhythmus zu finden. Ein Paar Kunſtwörter, wie Arſis und Theſis, können hier nur dem aushelfen, dem mit Wörtern

---

*) Wir haben dieſe Unterſuchung als geſchloſſen betrachtet und daher nur ihre Reſultate berührt. Die Ausführungen und Belege des hier Geſagten finden ſich in den Proleg. und in Merian's bekannter Abhandlung in den Mémoires de l'Acad. de Berlin 1789. Vgl. auch Böttiger: Ueber die Erfindung des Nilpapyrs und deſſen Verbreitung in Griechenland. Neuer Deutſcher Merkur 1796.

gedient iſt. Denn was iſt Arſis anders, als das Heben des Fußes im Tanze und der damit vereinigte Aufſchwung des neuen Takts, und Theſis wiederum ihr beiderſeitiges Niederſinken? Wenn der Hexameter in der ſpätern ſchriftlichen Poeſie manche von dieſen muſikaliſchen Freiheiten des homeriſchen beibehalten hat, ſo iſt eine ſolche Nachahmung nicht anders zu nehmen, als der Ausdruck: ich ſinge, und andere dergleichen Erinnerungen an die alte Poeſie in den ſchreibenden Dichtern der Griechen und Römer.

Es deuten aber, wie ſchon oben bemerkt worden, auch in der homeriſchen Sprache viele Formen der Ausdehnung und Zuſammenziehung, das Vorſchlagen und Nachſchlagen von kurzen Vokalen neben langen und Diphthongen, die abwechſelnde Vereinfachung und Verdoppelung der Konſonanten und dergleichen mehr auf muſikaliſchen Vortrag hin, in welchem alle dieſe in der Schrift ſo verſchieden ausſehenden Formen als eine erſcheinen, die ſich nach dem Rhythmus des Geſanges ſchmiegen und biegen muß. So wird im Zweivierteltakt eine lange Silbe auf zwei Achtel vertheilt, ſo ſchleifen ſich zwei Silben zu einer muſikaliſchen Mora zuſammen, ſo verdoppelt ſich im Geſange der Konſonant hinter einem kurzen Vokale, wenn der Aufſchwung des neuen Taktes auf dieſen fällt. Die Schrift kann dieſe muſikaliſchen Modulationen im Rhythmus nicht nachbilden, und was im Geſange leicht und biegſam iſt, wird ſchwer und hart im redenden Vortrage nach dem Buchſtaben.

Die Natur des Geſanges wirkt aber nicht bloß auf den Versbau und die Wortform der homeriſchen Gedichte:

nicht minder fühlbar iſt ſie in der ganzen Sprachweiſe, im Gedankengange und in der Satzverbindung derſelben. Das Schwankende, Laxe, Unbeſtimmte in der Folge und Verknüpfung der einzelnen Sätze, das Verhältnißloſe in den Theilen derſelben, die langen Einſchaltungen, welche oft einen Vorderſatz um ſeinen Nachſatz bringen, das Abbrechen und Verkürzen, das Ausdehnen und Wiederholen, die Anakoluthen, Pleonasmen und Tautologien, und wie die Grammatiker ſonſt noch die natürlichen Eigenthümlichkeiten eines lebendigen muſikaliſch vorgetragenen Geſanges benennen mögen, alles dieſes wäre unerklärlich und unverzeihlich in einem Schriftſteller, der ſeine Verſe aufſchreibt, ſeine Sätze überſehen und überleſen kann, und dem todten Buchſtaben Alles, was er will und meint, anvertrauen muß. Der Geſang hingegen umſchlingt als vereinigendes und ergänzendes Element das Ungleiche und Unebene der Rede, und darum iſt er auch untrennlich von dem Vortrage des unmittelbar aus natürlicher Begeiſterung hervorgehenden Gedichts.

Fünfter Abſchnitt.

Nähere Betrachtung des Vorigen.

Die Poeſie in ihrer reinen und höchſten Bedeutung iſt ein Wunder, und der Glaube an dieſelbe ein Wunderglaube. In dieſem Sinne iſt eine Erklärung und Nachweiſung des Wirkens und Schaffens der begeiſternden Kraft in der Bruſt des Sängers nicht möglich, ohne den Glauben an Poeſie zu vernichten. Da indeſſen die epiſche Poeſie ein ſehr gewichtiges äußeres Element in ihrem Stoffe hat, ſo mag es nicht unerlaubt ſein, hier auf die äußern Einflüſſe Rückſicht zu nehmen, welche uns das Wunder, dem wir die homeriſchen Geſänge verdanken, natürlicher und faßlicher machen können.

Wir wollen alſo noch ein Mal in Erwägung ziehen, was wir oben über die poetiſche Geſtalt der jungen Sage und die Einfachheit und Schönheit der Verhältniſſe und Erſcheinungen des nahen Lebens geſagt haben, wie es den Dichter ſelbſt als Element, in welchem ihm der darzuſtellende Stoff gegeben wird, in unmittelbarer, mächtig begeiſternder Gegenwart umgibt, dazu die Freiheit der Bewegung in den loſen Formen des muſikaliſchen Verſes, die weiche Bildſamkeit der ſich in dieſer rhythmiſchen Bewegung zu vielen neuen Formen und Phraſen dehnenden und zuſammenziehenden Sprache: dieſes alles wollen wir wieder in Erwägung ziehen, und das Wunder des unmittelbaren und unvorbereiteten epiſchen Geſanges eines Demodokos wird uns nicht ſo wunderbar erſcheinen, wie das Improviſiren des in der neuen unpoetiſchen Welt befangenen Italiäners.

Es kann aber unſere Abſicht nicht ſein, den epiſchen Geſang des homeriſchen Zeitalters im Ganzen als improviſirend geltend zu machen. Eine ausgebildete und zum Gewerbe dienende Kunſt, wie der epiſche Geſang uns in den homeriſchen Gedichten erſcheint, kann unmöglich ganz und gar der Gunſt und dem Zufalle des Augenblicks anheim geſtellt worden ſein. Wenn es alſo auch naturgemäß iſt, daß die Anfänge der epiſchen, wie aller Poeſie, improviſirend geweſen ſind, ſo daß die erſten Geſänge dieſer Gattung, als Kinder des Augenblicks, auch mit dem Augenblicke verſchallen mußten, ſo dürfen wir jedoch dieſen erſten Urſprung nicht mit dem fertigen Zuſtande der Ausbildung verwechſeln. Die epiſche Kunſt des homeriſchen Zeitalters ſetzt Schulen voraus, in denen alte Geſänge durch Übung fortgepflanzt und erhalten wurden, und neue durch Wahl, Abtheilung und Anordnung des Stoffes, durch vorbereitendes Überdenken und auch durch wirklich vollendetes Vortragen der jungen Schöpfung im Kreiſe der Eingeweihten, entſtanden und ſich verbreiteten *). Daher die vielen Geſänge, alte und neue, welche die Sänger der Odyſſee mit ſich herumtragen, und daher der Wunſch der Zuhörer, den neueſten hören zu wollen. Wir müſſen uns aber wohl hüten, in dem homeriſchen Zeitalter ſchon eine Trennung des ſchaffenden Dichters und des vortragenden Sängers vorauszuſetzen, welche dem Geiſte der alten Poeſie ſchnurgerade widerſpricht. Wo Dichten und Singen eins und daſſelbe iſt, da kann Keiner dichten, der nicht ſingen kann; und wer ſelbſt ſingt, der trägt auch lieber ſelbſt das Seinige vor, als daß er es einem Andern überließe. Aber auch das Gewerbe des epiſchen Sängers, wie die Odyſſee es darſtellt, läßt die Vorausſetzung einer ſolchen Trennung nicht zu. Denn überall erſcheint der vortragende Sänger als begeiſterter Günſtling der Götter und vornämlich der Muſen, welche ihm ſeine Geſänge eingeben. Der Rhapſode, welcher Gelerntes und nach Andern Eingeübtes abſänge, bedürfte ſolcher Gunſt nicht.

Erſt, nachdem der epiſche Geſang mit der Zeit und dem Volke, die ſein heimiſches und natürliches Element bildeten, abgeſtorben war, ſuchten die alten Lieder den Mund des Rhapſoden, um ſich vor dem Verklingen zu retten. Die natürliche Schöpfungskraft war dahin, und der epiſche Geſang, welcher früher ein nothwendiger Beſtandtheil des ioniſchen Volkslebens geweſen war, wurde nun ein zufälliger, aber ſchicklicher und willkommener Kunſtge-

---

*) Darauf deuten die alten drei Muſennamen: Μελέτη, Μνήμη, Ἀοιδή: Meditation, Gedächtniß, Geſang.

nuß im ganzen Lande der Hellenen. Die Rhapſoden ſind ſeine Mittler zwiſchen der Zeit des Geſanges und der Zeit der Schrift, und wir müſſen ſie in ſo fern zwar von den alten ſelbſt ſchaffenden und ſelbſt vortragenden Sängern herleiten, aber nicht mit ihnen verwechſeln. Was dieſe ſpätern Rhapſoden etwa noch ſchufen, waren ergänzende, einleitende und andere, beſondern Gelegenheiten und Zwecken dienende Verſe, in welchen ſie den Styl der alten Geſänge ſo gut nachahmten, als die Kunſt die Natur nachahmen kann. Die neuen epiſchen Dichter ſchrieben, und kommen als Schreiber in keine Berührung mit dem homeriſchen Geſange, welche auf dieſen hätte rückwirken können. Die Schrift ſelbſt bringt aber zuletzt auch ſelbſt die Rhapſoden in Verfall, und macht ſie allmählig zu gemeinen Marktſängern für die, welche in der Zeit des Leſens und Schreibens keines von beiden gelernt haben.

Die Vereinigung des ſchaffenden und vortragenden Dichters in dem homeriſchen Sänger ſchließt nun aber keinesweges die Fortpflanzung beliebter Geſänge in dem Munde Mehrerer aus. Was Vielen gefällt, wollen gern Alle hören, und der wandernde Sänger läßt ſein Lied in dem Gedächtniſſe des fremden Kunſtverwandten, der es gehört und wieder gehört hat, ohne Neid zurück. Er könnte es auch nicht hindern, daß Andere ſeine Verſe nachſängen, wenn er nicht im Stande wäre, ihnen die geübte Kraft des Gedächtniſſes und die Gabe des Geſanges zu nehmen. Was hier durch eine zufällige Begegnung herbeigeführt wird, das machen die Sängerſchulen zu einer fortgehenden Übung; und nichts iſt natürlicher, als daß die Geſänge eines vor Andern hochbegabten und im Volke beliebten Dichters, nach deſſen Verſtummen, in dem Gedächtniſſe ſeiner jüngern Genoſſen oder Schüler zur Ergötzung kommender Geſchlechter aufbewahrt werden. Aber auch in dieſen Schulen dichtet Keiner, der nicht auch ſingt, und ſingt Keiner, der nicht zugleich dichtet. Eins bedingt das andere.

Wir müſſen alſo annehmen, daß ſelbſt ſchaffende Dichter die erſten Fortpflanzer der homeriſchen Geſänge geweſen ſind, bis das veränderte Zeitalter Rhapſoden aus ihnen machte, welche, ohne den natürlichen Drang poetiſcher Thätigkeit, lebendige Bücher genannt werden können, in welche freilich auch mancher eigene Vers gelegentlich eingeſchrieben werden mochte. Aber ſelbſt größere eigene Verſuche von Rhapſoden machen ſie noch nicht zu epiſchen Sängern im Geiſte der homeriſchen Zeit, ſondern nur zu Nachahmern derſelben.

Dieſe erſte Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge iſt ſehr wichtig in der Unterſuchung, wie viel an dieſen Gedichten von ihrer Urgeſtalt zerſtört oder verändert worden ſei. Der enthuſiaſtiſche Vortrag des durch eigenes Schaffen aufgeregten Sängers iſt der reinen und vollſtändigen Fortpflanzung eines fremden Geſanges gefährlicher, als der eines Rhapſoden, welcher nur ſein Gedächtniß anzuſpannen hat, und deſſen Enthuſiasmus, wenn er nicht gemacht iſt, doch nicht aus eigener, zum Schaffen antreibender Begeiſterung, ſondern aus der Wirkung der fremden Begeiſterung auf ſeinen Geiſt entſpringt. Er bringt alſo, auch im höchſten Enthuſiasmus, keine eigene poetiſche Regung in den ſeinem Gedächtniſſe anvertrauten Geſang hinein, wie der fremde Dichtungen vortragende Dichter, deſſen eigener Genius eben durch dieſen Vortrag zur Selbſtthätigkeit geweckt wird. Sonach müſſen wir die erſten und bedeutendſten Veränderungen in dem Texte der homeriſchen Geſänge für unwillkürliche und natürliche in dem Munde der ſelbſt ſchaffenden Fortpflanzer derſelben anſehen. Wer, wie Payne Knight, einen homeriſchen Urtext geben will, muß hier ſeine Kritik anfangen.

Es gehört allerdings der Glaube an eine große, in unſerer Zeit nicht wohl zu erreichende Gedächtnißkraft dazu, um ſich dieſe Erhaltung und Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge bis zu ihrem Niederſchreiben zu erklären. Man bedenke aber, was die Erfahrung lehrt, und die Natur des menſchlichen Geiſtes mit ſich bringt, wie viel ſchneller und ſtärker die Gedächtnißkraft in einem Zeitalter wirken muß, welches einfach im Äußern wie im Innern, ſie weder mit dem verworrenen Krame gelehrter Vorräthe überladen kann, noch durch Feder und Papier ihrer Übung beſtändig entgegenarbeitet. Aber auch unter uns, obgleich gelähmt durch die Schrift, obgleich zertheilt und zerſtreuet durch die vielfachſten, ſich oft gegenſeitig widerſprechenden Aufgaben ihrer Thätigkeit, vermag ſie doch immer noch genug durch anhaltende Übung, um uns ihre größeren Wirkungen bei günſtigern Bedingungen wahrſcheinlich zu machen*). Es iſt in Italien keine ſeltene Erſcheinung, daß ein Mann aus dem Volke, der den Taſſo nie geleſen, aber oft einen und den andern Geſang aus dem Befreieten Jeruſalem ſingen gehört hat, mehrere hundert Stanzen hinter einander aufſagt oder nachſingt; und was auf den ſchottiſchen Bergen die Gedächtnißkraft ohne Papier und Tinte noch jetzt zu leiſten im Stande iſt, haben wir ſchon oben erwähnt. Noch näher liegt vielleicht die Vergleichung mit der kalmyckiſchen Dſchangariade, einem Heldengedichte, welches aus drei hundert und ſechzig Geſängen beſtehen ſoll, jeder etwa von dem Umfange einer homeriſchen Rhapſodie, von denen mancher Sänger bis auf zwanzig auswendig weiß, alſo nicht viel weniger, als eine Ilias oder Odyſſee *). Es muß auch noch in Betracht gezogen werden, daß das Gedächtniß nichts leichter auffaßt und feſter hält, als was ihm in dem Bande des muſikaliſchen Rhythmus überliefert wird. Ein Lied, welches wir ein Mal deutlich ſingen hören oder ſelbſt ſingen, prägt ſich unſerm Gedächtniſſe tiefer ein, als daſſelbe, wenn wir es zwei Mal

---

*) Reicher noch iſt das Alterthum an Beiſpielen außerordentlicher Gedächtnißkraft, z. B. in der Schule des Pythagoras, im Simonides, im platoniſchen Hippias, im Apollonios von Tyana u. a. m. Nikeratos in Xenophons Gaſtmahle (III. 5.) erzählt, er habe, ge-

---

zwungen von ſeinem Vater, die ganze Ilias und Odyſſee auswendig gelernt, ſo daß er ſie jetzt noch aufzuſagen im Stande ſei. Antiſthenes aber findet gar nichts Wunderbares darin und frägt ihn, ob er nicht wiſſe, daß alle Rhapſoden eben ſo viel oder mehr in ihren Köpfen haben? Und doch galten damals, wie die unmittelbar darauf folgende Stelle lehrt, jene Rhapſoden eben nicht für große Geiſter. Vgl. Plato Phaedr. p. 274. E.

*) S. Bergmann's Nomadiſche Streifereien. B. II. S. 213. Aehnliche Erſcheinungen liefert auch der alte Orient. S. Iones Asiat. Researches T. II. p. 14.

leſen hören, oder auch ſelbſt leſen. Dieſe Erfahrung kann Jeder an ſich ſelbſt machen *).

Euſtathios und die übrigen Scholiaſten der Ilias und Odyſſee laſſen ſich nicht auf eine allgemeine Unterſuchung ein, ob Homeros Helden die Schreibekunſt verſtanden haben, noch ſprechen ſie ſich ein für alle Mal beſtimmt über ihren Glauben aus, ob die homeriſchen Gedichte urſprünglich geſchrieben und folglich ſchriftlich fortgepflanzt worden ſind, oder ob ſie ſich als Geſänge im Munde der Sänger und Rhapſoden bis in das Zeitalter der zu einer ſolchen Niederſchreibung ausgebildeten Schreibekunſt erhalten haben. Einzelne Äußerungen des Euſtathios machen es jedoch mehr als wahrſcheinlich, daß er über Beides nicht viel anders dachte, als wir **). Welcher aber auch ſein Glaube geweſen ſein mag, ſo iſt es doch ein todter und müßiger Glaube, der auf ſeine Anſicht, Beurtheilung und Erklärung der homeriſchen Geſänge im Ganzen keinen Einfluß übt. Die gelehrten Alexandriner, aus denen die Scholien uns magere Brocken erhalten haben, ſcheinen demnach die wichtigen Fragen über homeriſchen Geſang und homeriſche Schrift zwar auch berückſichtigt, aber ihren durchgängigen Einfluß auf die Anſicht der ganzen homeriſchen Poeſie nicht genügend erkannt zu haben. Geſtehen wir ihnen alſo auch zu, daß ſie das für ausgemacht hielten, worüber wir gern ihre klare Meinung vernehmen möchten, und daß ſie ſich die große Verſchiedenheit der Lesarten in den homeriſchen Texten, und namentlich die Menge unächter und verdächtiger Verſe, zum Theil nur aus der mündlichen Fortpflanzung der Geſänge erklären konnten, ſo hat doch auch ihr Glaube bloß auf einzelne Wörter und Verſe gewirkt und ſich nie zu einer Beleuchtung des Ganzen der homeriſchen Geſänge erhoben. Nichtsdeſtoweniger wagten ſie aber in der Behandlung des homeriſchen Textes ſich ihres Glaubens an mündliche Fortpflanzung der Ilias und Odyſſee als eines Deckmantels ihres kühnen und gewaltſamen Verfahrens zu bedienen.

---

*) Auf dieſe Erfahrung gründet ſich die kretiſche Verordnung, wonach die Landesgeſetze von der Jugend mit muſikaliſcher Begleitung auswendig gelernt wurden. S. Ael. Var. Hist. II. 39.

**) S. z. B. Eust. ad Il. p. 652. sq. 674. 35. Id. ad Odyss. p. 1926. 49. 1959. 57. Cf. Schol. Venet. Cod. A. ad Il. η. 187. ζ. 168. Apollon. Lex. v. γραπτύς. Plin. H. N. XIII. 13.

Das einzige reine und vollſtändige Zeugniß des Alterthums über die Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge giebt Joſephos in der berühmten Stelle ſeiner Streitſchrift gegen den Apion: „Erſt ſpät und nur mit Mühe lernten die Griechen den Gebrauch der Buchſtabenſchrift. Die ihn am weiteſten in das Alterthum hinaufführen, ſind ſtolz darauf, ihn von den Phönikiern und zwar von dem Kadmos überkommen zu haben. Doch kann Keiner die Überbleibſel einer Schrift aus jener Zeit in heiligen oder öffentlichen Denkmälern aufweiſen. Daher iſt es ſehr in Zweifel und Unterſuchung gezogen worden, ob man ſelbſt in der um ſo viele Jahre ſpätern Zeit des trojaniſchen Krieges ſchon habe ſchreiben können; und in der That hat die Meinung die Oberhand gewonnen, daß der Gebrauch der Buchſtaben damals noch unbekannt geweſen ſei. Auch findet ſich bei den Griechen kein ſicheres ſchriftliches Denkmal von höherem Alter, als die Gedichte des Homeros, der doch offenbar erſt nach dem trojaniſchen Kriege gelebt hat. Und man weiß, daß auch er ſeine Gedichte nicht geſchrieben hinterlaſſen hat, ſondern daß ſie im Gedächtniſſe fortgepflanzt, und endlich aus mündlichen Geſängen zuſammengeleſen worden ſind. Daher rühren denn die vielen Verſchiedenheiten in ihren Texten.“ *)

---

*) Ios. contr. Apion. I. 2. Zu vergleichen iſt auch der Scholiaſt in Villois. Anecd. gr. T. II. p. 182, obgleich bei ihm die reine Angabe mit einer grammatiſchen Fabel vermiſcht iſt. Siehe Prol. p. 78 und 147. Die Sage von Homer's Blindheit könnte man vielleicht auch auf die Vorſtellung deuten, daß Homer nicht geſchrieben habe; indeſſen liegt die Ableitung derſelben von dem Demodokos und dem blinden Sänger auf der Inſel Chios in der Hymne auf den Apollo viel näher.

Zweite Abtheilung.

Erſter Abſchnitt.

Homeros und die Homeriden.

Die Nachrichten, welche die Alten uns über Homeros Leben hinterlaſſen haben, ſind von zwiefacher Art. Die älteſten tragen das ſagenhafte Gepräge des Zeitalters, welchem die homeriſchen Gedichte angehören; aber an dieſelben haben ſich ſpätere Ergänzungen und Erläuterungen angeſetzt, welche theils die Geſtalt der Sage nachahmen, theils auch in ihrer modernen Bildung ſich dieſer kontraſtirend gegenüberſtellen. Dieſe letztern Anſätze löſen ſich leicht ab; die andern aber ſind in der Länge der Zeit ſo täuſchend mit der alten Sage zuſammengewachſen, daß ihre Scheidung eine der ſchwerſten Aufgaben der Kritik iſt, beſonders da die Quellen, aus denen wir dieſe Nachrichten ſchöpfen, ſehr unlauter ſind *).

---

*) Die ältern Schriften über Homer's Leben ſind ſämmtlich zu Grunde gegangen: z. B. die des Theagenes von Rhegion aus dem Zeitalter des Kambyſes, des Steſimbrotes von Thaſos, des Antima-

Als moderne Zuſätze geben ſich manche Anſprüche von Städten zu erkennen, welche aus mißverſtandenen oder einſeitig gedeuteten Stellen der homeriſchen Gedichte, auch untergeſchobenen, durch Folgerungen aus der Sprache derſelben und andere gelehrte Mittel, den Homeros zu ihrem Landsmanne machen wollen *). Ferner die Zertheilung des Homeros in mehrere Perſonen dieſes Namens, worin ſchon Kritik bemerklich wird, welche die Fülle von Nachrichten, die widerſprechenden Zeitangaben, die vielen Vaterlande und die Laſt von Werken, welche die alte Sage auf einen Homeros häuſt, für unvereinbar hält mit der Natur

---

chos von Kolophon u. a. m., ja ſelbſt die gelehrten Arbeiten der alexandriniſchen Kritiker über dieſen Gegenſtand. S. Tatian. Or. ad Graec. c. 48. Euseb. Praep. Ev. X. 11. Das Leben Homer's, welches unter Herodot's Namen läuft, iſt ein Machwerk des zweiten oder dritten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt, hat aber dennoch manchen alten Stoff zerarbeitet, z. B. gegen Ende Einiges aus dem Buche des Ephoros. Wenig über die Perſon Homer's liefern die beiden rhetoriſchen Aufſätze, welche die Namen Plutarch's an der Stirne tragen, und deren einer auch dem Dionyſios von Halikarnaß zugeſchrieben wird; und die kleinen Biographien der Scholiaſten ſind aus magern Brocken zuſammengeleſen, welche von den reichen Tafeln der alexandriniſchen Grammatiker heruntergefallen ſein mögen.

*) Dahin gehören z. B. die Anſprüche Athens, der Inſel Salamis, der Städte Argos, Mykene u. ſ. w. Aegypten, namentlich Theben, und Babylon ſcheinen zuerſt durch mißverſtandene Späße in die Reihe der homeriſchen Geburtslande gekommen zu ſein; nachmals hat man aber auch ſolche Anſprüche ausgeſchmückt und ernſtlich geltend gemacht. S. die hierher gehörigen Stellen der Alten im 3. und 4. Kap. der Schrift des Leo Allacius De Patria Homeri. Sehr leicht machen ſich auch die allegoriſchen Fabeln über Homer's Herkunft als ſpäte Grübeleien bemerklich, z. B. die in dem Certamen gegebene Genealogie, welche den Homeros durch mehrere allegoriſche Mittelglieder mit dem Apollo verbindet.

eines Einzelweſens *). Im Gegenſatze dieſer alten Homerzertheiler haben einige Neuere das perſönliche Daſein des Homeros geradezu geleugnet, und auf einen ähnlichen Unglauben möchte man auch bei denjenigen Alten ſchließen, welche das Wort Ὅμηρος als einen Gattungsnamen erklären wollen **).

Die Wahrheit liegt in der Mitte. Wie die alte Sage auf einen Herakles die Heldenthaten von Jahrhunderten und ganzen Völkerſchaften zuſammenhäuft, wie ſie in einem Orpheus uns den Vertreter der erſten thrakiſchen Menſchenbildung durch Muſik und geheime religiöſe Weihen darſtellt: ſo fließen auch in die Perſon und auf den Namen eines Homeros die Sänger und Geſänge einer und mehrerer ioniſchen Schulen zuſammen, und machen aus dem Vater einer neuen, alles Vorhergegangene und Nachfolgende in ſeiner Gattung verdunkelnden Geſangweiſe einen fabelhaften Heros, welcher das Leben und die Werke von Jahrhunderten umfaßt. Wir dürfen alſo die Perſönlichkeit eines Homeros nicht bezweifeln. Denn nur das Daſein eines großen Genius, dem ſich Alles, was mit ihm in Be-

*) S. Tzetz. Proleg. in Hesiod. Eustath. Prol. in Iliad. Einige neuere geſchichtlich ſichere Dichter, welche den Namen Homeros geführt haben ſollen, kommen hier nicht in Betrachtung. S. Leo Allac. c. 16.

**) S. Eust. Proleg. ad Iliad. Heliod. Aeth. III. Herod. Plut. Procl. in Vit. Hom. Suidas etc. Die natürlichſte Etymologie des Wortes Ὅμηρος (ὁμοῦ und ἄρω, daher φωνῇ ὁμηρεῦσαι bei Hesiod. Theog. 39.) giebt einen harmoniſchen Zuſammenfüger, eine dem ῥαψῳδός ſynonyme Benennung, welche, als Beiname eines großen Sängers, ganz dem Sinne der alten Sage entſpricht, wie Μουσαῖος, Λίνος, Εὔμολπος etc.

rührung kömmt, Gleichzeitiges, Vergangenes und Nachfolgendes, ſo innig als möglich anſchließt und unterordnet, macht eine ſolche Vereinigung vieler Erſcheinungen eines und deſſelben Kreiſes in einem Mittelpunkte möglich. So erſcheint ein großes und helles Licht, welches mehrere kleinere und ſchwächere umgeben, in der Ferne wie eine einzige Lichtſphäre, in welcher die vielen Nebenſcheine als Ausflüſſe und Zertheilungen des glänzenden Mittelpunktes von dieſem ausgehen und wieder darin verſchwinden.

Halten wir dieſe Anſicht feſt, ſo wird es uns nicht mehr unerklärlich ſcheinen, daß die verſchiedenen Angaben über Homeros Zeitalter das Leben dieſes Heros von Troja's Zerſtörung bis zu dem Anfange der einjährigen Archontenherrſchaft in Athen ausdehnen, ſo daß ihm alſo eine Dauer von fünfhundert Jahren gegeben wird. Auf beiden Seiten dieſer Angaben haben ſich freilich moderne Übertreibungen und Mißverſtändniſſe, als Endſpitzen, angeſetzt. So ſtellt man hier den Homeros gar in den trojaniſchen Krieg hinein und macht ihn ſo zum Zuſchauer der Thaten, die er beſingt, und dort rückt ihn Theopompos bis in das fünfte Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja hinaus *).

---

*) Der Meinung, daß Homer zur Zeit des trojaniſchen Krieges gelebt habe, iſt ſchon oben, Abth. I. Abſchnitt 3. gedacht. S. Eustath. Proleg. ad Iliad. Plut. Vita Homeri etc. Die verſchiedenen Angaben über Homer's Zeitalter finden ſich in vielen leicht zugänglichen Büchern verzeichnet und belegt. Die wichtigſten ſind: Ariſtarch 140, Philochoros gegen 180, Apollodor 240, Marm. Par. 302 Jahre nach Troja's Zerſtörung, und Herodot, der den Homeros und den Heſiod, als Zeitgenoſſen, gegen 850 vor Chr. ſetzt, alſo an 350 Jahre nach Troja.

Die älteſten und wichtigſten Zeugniſſe, welche ſowohl der Sage über Homeros Leben, als auch dem Geiſte ſeiner Gedichte entſprechen, weiſen auf das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung hin, und berühren das lykurgiſche Zeitalter, als die Gränze der ſagenhaften Geſchichte Griechenlands. Wenn die Ionier ungefähr ein Jahrhundert nach der Zerſtörung von Troja ihre kleinaſiatiſchen Kolonien gründeten, ſo müſſen wir wohl noch ein Jahrhundert verfließen laſſen, ehe uns die Erſcheinung eines Homeros natürlich, ja möglich vorkommen kann. Mögen die Ionier auch die Keime der epiſchen Poeſie mit ſich nach Aſien gebracht haben, ſo ſind dieſe doch gewiß erſt unter dem aſiatiſchen Himmel voll und kräftig aufgeblüht; und Homeros ausgebildeter ioniſcher Charakter ſetzt ioniſche Epiker voraus, welche gleiche Sagen in ähnlicher Form und Weiſe vor ihm geſungen haben *). Der trojaniſche Sagenkreis, welcher die neuen Ankömmlinge in wunderbar ergreifender Nähe umfing, hatte dem epiſchen Geſange der Ionier auf den aſiatiſchen Küſten und Inſeln einen neuen Schwung gegeben, und unter den Sängern dieſes Kreiſes erhub ſich, wie ein Gott, Homeros, und ſein Geſang übertönte die Namen und Werke von Jahrhunderten. So bedürfen wir kaum anderer Zeugniſſe, als derjenigen, welche die homeriſchen Gedichte ſelbſt geben, um ihren Dichter in die Mitte

---

*) Vgl. Abth. I. Abſchn. 1. Die Namen der vorhomeriſchen Sänger des trojaniſchen Krieges ſind ohne Wichtigkeit und großentheils erſonnen, wie z. B. die Ägypterin Phantaſia, Palamedes und ſein Sekretair u. d. m. Ob Aelian's Syagros geſchichtlichen Grund hat? Ael. V. H. XIV. 21. Eustath. Prol. in Il.

oder bis gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts nach Troja's Zerſtörung zu ſetzen. Denn viel weiter dürfen wir auch nicht hinuntergehen, ſonſt ermattet und verdunkelt ſich die lebendige Sage in dem Munde des ioniſchen Volks, und die aſiatiſche Verweichlichung dringt aus Lydien allmälig in das ioniſche Leben ein und läßt die reine und kräftige Natureinfalt des homeriſchen Geſanges nicht beſtehen. Das zweite und dritte Jahrhundert nach Troja's Zerſtörung umfaſſen im Sinne der Sage Homeros Lebenszeit: denn ſie ſind das Blüthenalter des ioniſchen Epos.

Auch die vielen Städte, welche nicht aus kritiſchen Folgerungen, oder eitlem Selbſtbetruge, ſondern nach alten Sagen, den Homeros geboren und genährt haben wollen, widerſprechen der von uns dargelegten Einheit deſſelben nicht. Die älteſten und ächteſten Anſprüche machen ioniſche Küſtenſtädte und Inſeln: denn wo homeriſche Geſänge zuerſt erklungen ſind, da hat, nach der Sprache der alten Sage, Homeros ſeinen Geburtsort oder ſeine erſte Schule gehabt. Die vielen Vaterſtädte und Aufenthalte des Homeros müſſen uns alſo nicht verleiten, viele Homere anzunehmen, wohl aber viele homeriſche Sänger und Geſänge.

Alte, ſpäterhin oft falſch gedeutete Benennungen des ioniſchen Barden ſetzen ihn an die Ufer des Flüßchens Meles, welches die Ebene von Smyrna bewäſſert, und bezeichnen ihn etwas allgemein als einen Lydier *). Neben

---

*) *Μελησιγενής* und *Μαιονίδης*. Daher Homer's Vater und Großvater, Meles und Mäon, oder, nach verſchiedenen Angaben, auch beide, ſeine Väter.

den Anſprüchen von Smyrna, auf die Ehre, das Vaterland des Homeros zu ſein, können nur die der Inſel Chios Stand halten, welche der patriotiſche Leo Allacius nach mehr als zwei Jahrtauſenden auf das eifrigſte geltend gemacht hat. Eine ewige Beſtätigung dieſer Anſprüche der Inſel Chios oder der benachbarten Küſten von Smyrna iſt die ewige Natur dieſer Gegenden, der Himmel, die Erde und das Meer, welche ſich noch heute als die treu abgeſchilderten Originale der homeriſchen Gemälde zu erkennen geben, und ohne deren Vergleichung manche Züge und Farben derſelben unwahr und unnatürlich erſcheinen müſſen. Der Engländer Wood hat dieſe Anſicht zuerſt eröffnet, und mit ſeiner Schrift beginnt eine neue Epoche in dem Verſtändniß der homeriſchen Geſänge. Was keiner grammatiſchen Gelehrſamkeit gelungen iſt, hat die Natur vollbracht: ſie hat den Sänger der Natur lebendig und anſchaulich kommentirt.

Wie die Herakliden ſich an den mythiſchen Herakles anſchließen und ihn mit der geſchichtlichen Welt verbinden, ſo ſind die Homeriden als Mittler zwiſchen der Sage und Geſchichte in Hinſicht auf den Homeros und die homeriſchen Gedichte zu betrachten. Pindaros nennt ſie zuerſt als Rhapſoden der homeriſchen Geſänge und giebt in derſelben Stelle zugleich auch die Etymologie des Namens ῥαψῳδοί von ῥάπτειν ᾠδήν *). Dieſes Zuſammennähen oder Zuſammenweben der Geſänge darf nicht etwa als ein bildlicher Ausdruck für Dichten gedeutet werden, ſon-

---

*) Nem. II. 1. Isthm. III. 55. Ein pſeudoheſiodiſches Fragment bei dem Scholiaſten zu dieſer Stelle hat auch den Ausdruck: ῥάπτειν ἀοιδήν.

dern es bezeichnet das Geſchäft der ſpätern Sänger, welche einzelne epiſche Stücke des homeriſchen Zeitalters zu längern muſikaliſchen Vorträgen an einander knüpften oder zuſammennäheten *). Wenn alſo in der Blüthe des epiſchen Geſanges Dichten und Vortragen untrennbar ſind, und demnach die Begriffe von ἀοιδὸς und ῥαψῳδὸς in einander fließen, ſo gilt daſſelbe doch keinesweges auch von dieſen beiden Benennungen, und der Urſprung der Wörter ῥαψῳδὸς, ῥαψῳδία, ῥαψῳδεῖν iſt jünger als der von ἀοιδὸς, ἀοιδή, ἀείδειν **).

Der Scholiaſt zu der angeführten Stelle des Pindaros und Harpokration geben uns mehr über dieſe Homeriden, und der letztere führt ſogar den alten Akuſilaos ***) als einen vorpindariſchen Gewährsmann für das Daſein derſelben auf. Außerdem haben Hellanikos, Plato, Iſokrates, Strabo und Andere mehr Eins und das Andere von ihnen erzählt *). Sie waren eine Art von Sängerkaſte auf Chios, welche ihr Geſchlecht vom Blute des Homeros ableiteten und ihre Kunſt an die ſeinige knüpften. In ihren Schulen bewahrten und pflanzten ſie die homeriſchen Geſänge, deren Vortrag ihr Gewerbe ausmachte, von Munde zu Munde fort, und ihre Rezitation, ſo wie das Äußere ihres feierlichen Auftritts ſcheint, ſich auf alte hergebrachte Geſetze und Gewohnheiten gegründet zu haben. Vor den epiſchen Geſängen riefen ſie in eigenen Proömien den Zeus, die Muſen oder eine andere Gottheit an, und weiheten ihnen einige Verſe als Erſtlinge der Rhapſodie **). Daher rühren die meiſten ſogenannten homeriſchen Hymnen, welche nichts anderes ſind, als ſolche von ihren epiſchen Geſängen abgetrennte Einleitungen der Rhapſoden ***).

---

*) Schol. ad Pind. l. c. Eustath. ad Il. α. 1. Cf. Wolf. Prol. p. 96. Heyne Excurs. II. Sect. III. ad Iliad. α. Boeckh ad Pind. Nem. et Isthm. l. c. Andere unter den Alten leiten die Benennung ῥαψῳδὸς bekanntlich anderswoher, von ῥάβδος, dem Stabe, welchen die Sänger bei ihren Vorträgen in der Hand zu halten pflegten. Die bekannte Schrift von Dreſig über die Rhapſoden liefert eine ſehr reiche Materialienſammlung zu einer künftigen kritiſchen Geſchichte derſelben.

**) Der Umſtand, daß Pindar, ſtatt des Namens ῥαψῳδὸς, ſeine etymologiſche Umſchreibung deſſelben giebt, deutet darauf hin, daß man zu ſeiner Zeit mehrere Etymologien dieſes Wortes geltend machte, und dies läßt wieder darauf ſchließen, daß das Wort ſelbſt damals kein ganz neues ſein konnte. Die andre pindariſche Stelle (Isthm. III. 55.) ſcheint ſogar zu beweiſen, daß dem Pindar auch die Herleitung dieſes Namens von ῥάβδος nicht fremd war.

***) Gegen 600 v. Chr.

Suidas macht einen Homeriden Parthenios namhaft, ohne jedoch etwas Näheres über ſeine Zeit und ſeine Kunſt zu berichten. Bekannter iſt Kynäthos, welcher einer der letzten berühmten Homeriden geweſen zu ſein ſcheint †). Er lebte um die Zeit des Anfangs der Perſerkriege und ſoll in der neun- und ſechzigſten Olympiade die homeriſchen Gedichte zuerſt in Syrakus geſungen haben. Auch wird ihm Schuld gegeben, viele von ſeinen Verſen in die homeriſchen Geſänge eingeſchoben zu haben, und der Hymnus auf Apollo galt, nach dem Scholiaſten des Pindaros, für ſeine Arbeit ††).

---

*) Hellan. ap. Harpocr. Plat. in Ione. Isocrat. Encom. Helen. Strabo lib. XIV. p. 645.

**) Schol. Pind. l. c. Plut. de Musica. p. 1133. C.

***) Cf. Wolf Proleg. p. 106 ff.

†) Schol. ad Pind. l. c. Eustath. Schol. ad. Iliad α. 1.

††) Außer den homeriſchen Geſängen ſcheinen die Homeriden auch

Wir haben alſo die Homeriden als eine alte Ehrenklaſſe unter den Rhapſoden der homeriſchen Geſänge zu betrachten, die ihren Titel und Ruhm beinahe ſo lange behaupteten, als die Rhapſodenkunſt in Griechenland überhaupt eine ehrenvolle Auszeichnung gewähren und eine würdige Schule erhalten konnte. Noch ehe die Rhapſoden gemeine Gaſſenſänger werden, verſchwindet ſelbſt der Name der Homeriden, viel früher gewiß ihre Schule und Kunſt. Die Rhapſoden beſchränkten ſich übrigens nicht ausſchließlich auf den Vortrag der homeriſchen Geſänge, ſondern ihre Kunſt breitete ſich über die ganze epiſche Gattung aus, und der Scholiaſt zu der angezogenen Stelle des Pindaros macht ausdrücklich die Rhapſoden der heſiodiſchen Gedichte namhaft.

alte Sagen über das Leben und die Werke ihres großen Ahnherrn mit ſich herumgetragen und fortgebildet zu haben. Darauf deutet die oben angezogene Stelle des Iſokrates, welcher erzählt: die Homeriden ſagten, daß Helena's Geiſt dem Homer erſchienen ſei und ihn aufgefordert habe, die Helden, welche für ſie vor Troja gekämpft hätten, zu beſingen.

Zweiter Abſchnitt.

Lykurgos.

Die Kunde von der Verpflanzung der homeriſchen Geſänge aus Jonien nach dem europäiſchen Griechenlande durch den großen ſpartaniſchen Geſetzgeber trägt noch die mythiſche Farbe, welche das ächt Geſchichtliche über das Leben des ioniſchen Barden umhüllt; und ſpätere Deutungen, mit alten Sagen vermiſcht, erſchweren das Auffinden des geſchichtlichen Kerns, der doch gewiß in dieſen verworrenen Schalen verborgen liegt.

Heraklides Pontikos, Plutarchos, Älianos und Dio Chryſoſtomos berichten *), Lykurgos habe auf ſeinen Reiſen die homeriſchen Gedichte in Jonien zuerſt kennen gelernt und ſie mit ſich nach Sparta geführt. An dieſe Nachricht hat ſich ſowohl eine alte Sage, wie auch die

---

*) Heracl. Pont. Fragm. de Rep. in Gron. Thes. Ant. Gr. T. VI. p. 2823. B. Plut. in Lycurg. Aelian V. H. XIII. 14. Dio Chrys. Orat. II. p. 87.

moderne Einkleidung angeſetzt. Die erſte hat es mit den Nachkommen des fabelhaften ſamiſchen Sängers Kreophylos zu thun, bei denen Lykurgos die homeriſchen Gedichte vorgefunden haben ſoll. Dieſer Kreophylos war, verſchiedenen Berichten zu Folge, Lehrer, Schwiegerſohn oder Gaſtfreund des Homeros, als welcher er den armen wandernden Sänger in ſein Haus aufnahm, wofür denn dieſer ihm aus Dankbarkeit ein Gedicht widmete *). Kallimachos weiß etwas Anderes: nach ihm gehört das Gedicht von der Einnahme Öchalia's dem Kreophylos ſelbſt an, und man hat es fälſchlich dem Homeros zugeſchrieben, wegen der zwiſchen dieſen beiden Männern obwaltenden Gaſtfreundſchaft **). Noch weiter in die Fabel hinein führt die aus dem Ephoros bei Strabo aufbewahrte Sage: Lykurgos habe mit dem Homeros eine Zuſammenkunft auf der Inſel Chios gehalten ***). Alsdann hätte der Poet dem Geſetzgeber eine eigenhändige Kopie ſeiner Geſänge geben können. Jedoch auch jenen Sagen von dem Kreophylos und ſeinen Nachkommen liegt wohl ſo viel Geſchichtliches zu Grunde, daß wir aus ihnen auf eine homeriſche Rhapſodenſchule in Samos ſchließen können, die ihren Urſprung eben ſo von dem fabelhaften Kreophylos herleitete, wie die

---

*) Plat. de Republ. X. p. 600. Strabo XIV. p. 638. 39. Diog. Laert. VIII. 2. Suidas s. v. etc.

**) Bei Strabo l. c.

***) Strabo IV. p. 482. Cf. Cic. Tuscul. V. pr. In der Sprache der Sage kann dieſe Erzählung als wahr gelten; denn nach ihr heißt der Ausdruck: den Homer ſehn und ſprechen, oft nicht mehr, als mit den Geſängen deſſelben bekannt werden.

Homeriden auf Chios ihr Geſchlecht und ihre Stiftung an die Perſon des Homeros knüpften.

Die moderne Einkleidung der alten geſchichtlichen Sage verdanken wir dem Plutarchos, der ja überhaupt Alles gern nach ſeiner Art und Weiſe erklärt und vervollſtändigt. Da bekömmt denn Lykurgos die Gedichte des Homeros zu Geſicht *), ſchreibt ſie mit vielem Fleiße ab, und packt ſie ein. Älianos ſcheint faſt zu ſpaßen, wenn er von dem Bündel **) des Geſetzgebers ſpricht, in welchem Homeros aus Aſien nach Europa transportirt worden ſei. Ferner ſagt Plutarchos: es ſei zwar ſchon früher ein dunkler Ruf von dieſen Gedichten in Griechenland verbreitet geweſen, aber Einer oder der Andere habe nur einzelne Stücke davon beſeſſen, indem die ganzen Gedichte ſich auf mancherlei Art zerſtreuet hätten. Daſſelbe wiederholt Älianos noch umſtändlicher und beſtätigt die plutarchiſchen Mißverſtändniſſe auf das vollkommenſte.

Sie bedürfen keiner ernſten Widerlegung. Wenn die Nachkommen des Kreophylos auf Samos die homeriſchen Gedichte auch wirklich hätten ſchreiben können und wollen, was hätte Lykurgos mit einem geſchriebenen Homeros in ſeinem Sparta anfangen ſollen, das weder leſen noch ſchreiben konnte? Oder hätte er ſonſt wohl ſeine eigenen Geſetze ungeſchrieben gelaſſen ***)? Es gibt alſo zu Lykur-

---

*) So erklärt ſich: ποιήμασιν ἐντυχεῖν im Zuſammenhang mit dem Folgenden.

**) Ἀγώγιμον.

***) Freilich weiß Plutarch auch dies nach ſeiner Art zu erklären, aber dieſe Art iſt eben zu plutarchiſch, um zu dem Geiſte des gos Zeit keinen andern Weg, die homeriſchen Geſänge von Jonien nach Sparta überzuführen, und ſie dort zu verbreiten, als in den Köpfen und auf den Zungen der Rhapſoden, mögen dieſe nun den Spartanern ihre Verſe gelehrt haben, oder mögen einige von ihnen mit denſelben in Sparta geblieben ſein.

Was Plutarchos und Älianos außerdem noch in die reine Kunde von dieſer Verpflanzung der homeriſchen Geſänge nach Sparta eingemiſcht haben, fließt aus dem durch das ganze gelehrte Alterthum verbreiteten Glauben von einer frühen Zerſtreuung und Verwirrung dieſer Gedichte, die urſprünglich als zwei vollſtändig gegliederte epiſche Körper beſtanden haben ſollten *). Daher muß denn Lykurgos, wie ſpäterhin Piſiſtratos, das Zerriſſene wieder zuſammenleſen und zu jenen beiden alten Körpern auf's Neue vereinigen.

Eine ſeltſame Arbeit für den ſpartaniſchen Geſetzgeber! Wir ſollten meinen, er habe ſich damit begnügt, einige Geſänge der Ilias, die kräftigſten und kriegsluſtigſten, ſeinen Spartanern vorſingen zu laſſen **). Die gemüthliche und häusliche Sittlichkeit der mährchenhaften Odyſſee möchte wohl weder dem alten Geſetzgeber, noch ſeinem Volke ſonderlich zugeſprochen haben. Auch müſſen wir nicht vergeſſen, daß Lykurgos, bei der Verbreitung der homeriſchen Gedichte in Sparta, keinen äſthetiſchen Zweck vor

---

lykurgiſchen Zeitalters zu ſtimmen. Vgl. Manſo's Sparta. Beilagen. S. 65 ff. Wolf. Proleg. p. 66 und 139.

*) S. den folgenden Abſchnitt.

**) Etwa die ἀριστεῖαι und μάχαι der Ilias.

Augen hatte, ſondern einen moraliſchen und politiſchen *). Er wollte durch dieſelben nicht den Geſchmack der Spartaner bilden, ſondern ihren Sinn und Muth kräftigen und ermuntern.

So haben auch in der Folge die Spartaner in den homeriſchen Gedichten, ſo hoch ſie dieſelben immer gehalten haben mögen, die beſungenen Helden und ihre Thaten mehr in Betracht gezogen und bewundert, als den Sänger und ſeine Kunſt. In ſolcher Beziehung pflegten ſie zu ſagen: Homeros ſei der Dichter der Spartaner, denn er lehre, man müſſe kriegen, Heſiodos aber der Dichter der Heloten, denn er lehre, man müſſe das Land bebauen **).

---

*) Das hat ſelbſt **Plutarch** bei Gelegenheit ſeines Berichts angedeutet. Es iſt merkwürdig, daß auch in Athen ein Geſetzgeber der Verbreitung und Zuſammenordnung der homeriſchen Geſänge vorſteht.

**) Plut. Apophth. Lacon. p. 223. A. Aelian V. H. XIII. 19.

Dritter Abſchnitt.

Solon, Piſiſtratos und Hipparchos.

Aelianos hat uns, in der angeführten Stelle über die lykurgiſche Verpflanzung der homeriſchen Geſänge aus Jonien nach Sparta, auch die Nachricht aufbewahrt, daß dieſe vor Zeiten in einzelnen Abſchnitten von engerem und weiterem Umfange, die nach ihrem Inhalte auch beſondere Benennungen hatten, geſungen wurden. Erſt Lykurgos habe die ganze homeriſche Poeſie nach Griechenland gebracht, und Piſiſtratos ſpäterhin durch Vereinigung aller einzelnen Theile die Ilias und Odyſſee zuſammengeſetzt. Wir dürfen dieſe alten Abſchnitte, die homeriſchen Geſänge, nicht mit unſern Büchern oder Rhapſodien der beiden Epopöen verwechſeln, obgleich einige von dieſen mit jenen übereinſtimmen, z. B. die Doloneia, die Schlacht bei den Schiffen u. a. m., welche in ihrem alten Umfange in die neue Bücherabtheilung nach den vier und zwanzig Buchſtaben des Alphabets eingerückt worden ſind. Dagegen macht der Schiffskatalog, der ein altes vollſtändiges Epos iſt, nur einen Theil von Ilias β aus, und in Odyſſee ε ſcheinen zwei Geſänge, Καλυψοῦς ἄντρον und τὰ περὶ τὴν σχεδίαν, vereinigt. Der ἀπόλογος Ἀλκίνου umfaßt die in mehrere Bücher zertheilte Erzählung des Odyſſeus von ſeinen Irrfahrten im Palaſte des Alkinoos, und bildete, wie der alte gemeinſchaftliche Titel anzudeuten ſcheint, vielleicht urſprünglich nur einen Geſang. Herodotos zitirt Verſe aus der ἀριστεία Διομήδους *), welche in Ilias ζ ſtehen, da doch nur Ilias ε in der neuen Abtheilung dieſen Titel trägt; ein Beweis, daß das alte Epos unter dieſem ſelben Titel einen größern Umfang hatte, und daß ein Theil von ihm in der ſpätern Anordnung abgetrennt und mit einem folgenden Buche vereinigt worden iſt **). Der Inhalt beſtätigt dieſes, und nichts iſt natürlicher, als daß die ſchöne Epiſode von Glaukos und Diomedes zu einem Geſange gehört habe, welcher der Heldentugend des letztern gewidmet war ***).

Bekanntlich iſt Ariſtarchos der Urheber der Abtheilung der beiden homeriſchen Gedichte in vier und zwanzig Bücher oder Rhapſodien, nach der Zahl der Buchſtaben des neuen griechiſchen Alphabets †); und wenn ſich gleich die alten Titel der urſprünglichen Geſänge über den neuen

---

*) Herod. II. 116. Die Verſe ſind Il. ζ. 289 ff.

**) Es iſt dies um ſo erklärlicher, da Ilias ε. doch noch 909 Verſe zählt.

***) Andre Beiſpiele von Widerſprüchen zwiſchen der alten Abtheilung der homeriſchen Geſänge und den neuen Büchern ſ. bei Heyne ad Il. XXIV. p. 787 ff. Vgl. Wolf. Proleg. p. 107 ff. und unſern folgenden Abſchnitt.

†) Plut. Vit. Hom. Vgl. Wolf. Proleg. p. 256.

Büchern der Epopöen erhalten haben, ſo iſt doch ſchon aus den gegebenen Beiſpielen von gegenſeitigen Widerſprüchen abzunehmen, daß die ariſtarchiſche Eintheilung die alten Geſänge nach ihrem eigenen Bedürfniſſe getrennt oder zuſammengefügt hat, um daraus vier und zwanzig möglichſt ſymmetriſche Bücher zu bilden *). Die runde Zahl der Bücher und ihre im Ganzen gehaltene Gleichmäßigkeit des Umfangs können aber leicht dazu verführen, eine Einheit des Gedichts in der ſymmetriſchen Zuſammenordnung von einzelnen Theilen zu ſehen; und ich zweifle nicht, daß man früher, als es geſchehen iſt, ſich von der Idee dieſer Einheit losgemacht haben würde, wenn wir die Ilias und Odyſſee nicht in der ariſtarchiſchen Bücherabtheilung überkommen hätten, ſondern in den langen und kurzen Geſängen der Rhapſoden, aus denen Piſiſtratos ſie zuſammenordnete, und in denen ſie ſich bis zur ariſtarchiſchen Rezenſion erhielten **). Schon eine Ilias oder Odyſſee in drei und zwanzig, ein und zwanzig oder neunzehn Geſängen würde uns weniger leicht überreden, in ihr eine Epopöe zu erkennen, und in einer Ilias oder Odyſſee ohne alle Abtheilung würden wir gewiß mit leichter Mühe die ungleichen Theile auffinden und auseinanderlegen, welche die willkürlich dazwiſchen geſtellte Symmetrie der ariſtarchiſchen Bücher uns jetzt täuſchender verſteckt.

---

*) In der Odyſſee hält ſich 400 als Mittelzahl, in der Ilias 600 mit größeren Abweichungen nach beiden Seiten hin.

**) Wie z. B. ein Schiffskatalog von ungefähr 400 Verſen, eine *ἀριστεία Διομήδους* von 1200 und ein *ἀπόλογος Ἀλκίνου* von mehr als 2000.

Die Namen der Ilias und Odyſſee ſcheinen ſchon in dem Zeitalter des Herodotos allgemein verbreitet geweſen zu ſein. Er zitirt beide Gedichte, aber kennt auch die alten Theile derſelben; und ſo erhalten ſich die Namen der urſprünglichen homeriſchen Geſänge neben jenen Geſammtnamen ihrer ſchriftlichen Vereinigungen bis in die Periode der alexandriniſchen Kritiker. Ja, ſelbſt nachdem Ariſtoteles aus der Ilias und Odyſſee Epopöen zuſammenkonſtruirt hatte, blieben die Titel jener alten Geſangſtücke als Erinnerungen, wenn auch unverſtandene, der Grundformen der homeriſchen Poeſie zurück.

Von den Folgen der lykurgiſchen Verpflanzung der homeriſchen Geſänge aus Jonien nach Sparta hören wir nichts, und es ſcheint, daß ſie ſich weder von dieſer Stadt aus in das übrige Griechenland verbreitet, noch auch dort ſchon damals feſte Wurzel gefaßt haben *).

Nach drei Jahrhunderten begegnet uns der atheniſche Geſetzgeber Solon mit einer Verordnung, nach welcher in Athen die homeriſchen Geſänge von den Rhapſoden in ihrer Folge abgeſungen werden ſollten, ſo daß da, wo der Eine aufhörte, der Andere wieder anfinge **). Plato im Hipparchos macht dieſen Piſiſtratiden zu dem Urheber jenes Geſetzes

*) Vielmehr berichtet Maximos von Tyros in den Dissert. p. 449, daß Sparta erſt ſpät rhapſodirt habe, eben ſo Kreta und der doriſche Völkerſtamm in Libyen. Alſo doriſche Staaten überhaupt. Cf. Plato Leg. p. 680. c.

**) Diog. Laert. I. 57. Ich folge der Wolfiſchen Erklärung der Stellen des Diogenes und Plato. Prol. p. 140. Vgl. Leo Aliat. do patria Hom. c. 5. Fabr. Bibl. Gr. II. 2. 11. Dresig de Rhaps. p. 35.

und fügt hinzu, daß die Rhapſoden an den Panathenäen in ſolcher ſich ablöſenden Reihenfolge hätten ſingen müſſen *). Den Plato hat Älianos ausgeſchrieben; und desſelben Geſetzes, jedoch ohne den Namen ſeines Gebers, gedenken auch die Redner Lykurgos und Iſokrates **).

Wir dürfen wohl nicht annehmen, daß erſt ſeit Solon die homeriſchen Geſänge in Athen öffentlich vorgetragen worden wären. Vielmehr mögen die Rhapſoden einzelne Stücke, nach eigener Wahl oder nach dem Wunſche der Hörer, ſchon viel früher dort abgeſungen haben; vielleicht ſelbſt in den Panathenäen. Aber Solon und nach ihm Hipparchos ordneten den Vortrag derſelben; und da die Panathenäen, namentlich die großen fünfjährlichen, mehrere Tage dauerten, ſo war es natürlich, daß der Geſetzgeber die größere Zahl von Geſängen, welche an dieſen Feſttagen vorgetragen werden konnten, in einem aus ihrer Zeitfolge oder Handlungsverknüpfung ſich ergebenden Zuſammenhange abgeſungen wiſſen wollte. Auf dieſe Weiſe ſetzte ſich eine beſtimmte Reihenfolge in den homeriſchen Geſängen allmählig feſt, nach welcher der Vortrag in den Panathenäen ein für allemal geordnet war, und das ſoloniſche Geſetz muß wohl als ein wichtiger Vorläufer der piſiſtratiſchen Zuſammenſtellung der Ilias und Odyſſee betrachtet werden. Denn der Gedanke einer ſolchen Vereinigung zu zwei Ganzen wurde nothwendig erweckt durch die Reihenfolge, in welcher die Geſänge ſich vernehmen ließen, und durch die daraus entſtandene Trennung der Stücke, welche zum Fabelkreiſe des trojaniſchen Krieges und zu dem der Irrfahrt und Heimkehr des Odyſſeus gehörten. Man könnte ſelbſt vermuthen, daß die Namen Ilias und Odyſſee ſchon bei dieſer Trennung und alſo mehrere Jahre vor der piſiſtratiſchen Niederſchreibung entſtanden wären.

---

*) Hipp. p. 512. Vgl. Lycurg. Orat. in der unten zitirten Stelle, welche nur von den großen funfjährlichen Panathenäen ſpricht.

**) Aelian V. H. VIII. 2. Lyc. adv. Leocr. c. 26. Isocr. Panegyr. c. 42.

Es mochte auch von den Rhapſoden ſchon früher Manches geſchehen ſein, was dem geforderten Zuſammenhange der einzelnen Stücke nachhelfen mußte; eine Vorausſetzung, welche ſehr wahrſcheinlich wird, wenn man bedenkt, daß ältere rhapſodiſche Wettſpiele an andern Orten bereits natürliche Veranlaſſungen gegeben hatten, mehrere homeriſche Geſänge hinter einander vorzutragen *). Dieſer und jener Geſang, welcher die unterbrochene Reihenfolge ergänzen konnte, wurde wohl jetzt erſt aufgeſucht und machte ſich durch ſeinen in die Lücke paſſenden Inhalt leicht als homeriſch geltend, woher der Rhapſode ihn auch mochte geholt haben; und um einige Verbindungsverſe in homeriſchem Style war gewiß ein guter Homeride in dem Zeitalter des Solon nicht verlegen. Wenn nun Piſiſtratos durch ſchriftliche Aufzeichnung die ſoloniſche Reihenfolge der homeriſchen Geſänge vervollſtändigte und feſter ſtellte, ſo bezieht ſich das Geſetz des Hipparchos ohne Zweifel darauf, daß die Rhapſoden in den Panathenäen die Ordnung nach dem Exemplare ſeines Vaters beobachten ſollten, wodurch denn zugleich der Widerſpruch in den Angaben des Diogenes und Plato gehoben iſt.

---

*) S. oben Abth. I. Abſchnitt 8.

Piſiſtratos iſt nach den ſicherſten und klarſten Zeugniſſen vieler Schriftſteller des Alterthums der erſte geweſen, welcher die einzelnen homeriſchen Geſänge aus dem Munde der Rhapſoden in zwei zuſammenhängende Gedichte vereinigen und niederſchreiben ließ, und zwar nach der Ordnung, in welcher ſie noch jetzt geleſen werden *). Ob er ihnen auch die Namen Ilias und Odyſſee beilegte, wird nicht berichtet; es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, wenn wir nicht, wie im vorigen Abſchnitte bemerkt worden iſt, annehmen wollen, daß dieſelben ſich ſchon bei der durch Solons Verordnung herbeigeführten Trennung der Geſänge aus den zwei verſchiedenen Sagenkreiſen geltend machten. Vor einer vereinigenden Sammlung der homeriſchen Geſänge kann natürlicher Weiſe von ſolchen Geſammtnamen nicht die Rede ſein.

Nach dem, was wir über die Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge vorausgeſchickt haben, bedarf dieſe Nachricht über Piſiſtratos erſte ſchriftliche Vereinigung und Feſtſtellung der Ilias und Odyſſee keiner nähern Erklärung. Solon hatte bereits den Weg gezeigt, auf welchem eine

---

*) Cic. de Orat. III. 34. Pausan. VII. 26. Ael. V. H. XIII. 14. Liban. Panegyr. in Julian. T. I. p. 170. Ed. Reisk. Suidas s. v. *Ὅμηρος*. Eustath. p. 5. Anon. ap. L. Allat. De patr. Hom. c. 5. mit einem Epigramm von einer Bildſäule des Piſiſtratos in Athen. Vgl. Jos. contr. Ap. l. c. Eust. p. 785. 41. und die am Schluſſe dieſes Abſchnitts angeführten Grammatiker. Wenn nach Plato und Aelian l. c. Hipparch der erſte geweſen ſein ſoll, welcher die homeriſchen Gedichte nach Athen brachte, ſo deutet dieſe Nachricht wohl nur auf eine thätige Theilnahme dieſes Piſiſtratiden an dem Unternehmen ſeines Vaters, welches auch vielleicht, als ein unvollendetes, auf ihn übererbte.

Zuſammenfügung der homeriſchen Geſänge zu zwei ganzen Gedichten möglich wäre, und Piſiſtratos führte den durch den Geſetzgeber angeregten Gedanken weiter aus. Er, ſein Sohn Hipparchos und ein Kreis von gelehrten, zum Theil ſelbſt dichtenden Freunden ſtanden der Arbeit des Sammlens, Ordnens und ſchriftlichen Aufzeichnens vor. Mehrere Rhapſoden trugen einen Geſang vor, und unter abweichenden Singarten wählte man eine Lesart aus, nach einer Kritik, deren Grundſätze wir freilich nicht beſtimmt errathen können. An Rhapſoden fehlte es in Athen damals gewiß nicht, und der Ruf von dem Unternehmen des Piſiſtratos, bei dem Ehre und Gold zu gewinnen waren, zog deren gewiß noch mehr aus allen Theilen Griechenlands herbei. Denn wir müſſen dieſe piſiſtratiſche Sammlung und Niederſchreibung der homeriſchen Geſänge als ein großes öffentliches Geſchäft anſehen, nicht als die Liebhaberei eines Privatmannes.

Das ſpätere Alterthum aber, ohne Sinn für die Natur des epiſchen Geſanges, war in Verlegenheit, wie es ſich mit dieſer erſten Sammlung und Niederſchreibung der homeriſchen Gedichte im Zeitalter des Piſiſtratos, welche doch durch zu viele und bedeutende Zeugniſſe geſtützt waren, als daß ihre Wahrheit hätte in Zweifel gezogen werden können, abfinden ſollte. Es half ſich endlich mit Feuer, Erdbeben und Überſchwemmungen. Suidas erzählt *): „Homeros hat die Ilias nicht auf einmal und hintereinander geſchrieben, ſo wie ſie jetzt vor uns liegt, ſondern er

---

*) Suid. v. Ὅμηρος.

ſchrieb und publizirte jede Rhapſodie einzeln und ließ die eine in dieſer, die andere in jener Stadt zurück, die er auf ſeiner Wanderſchaft berührte, um dadurch ſein tägliches Brot zu gewinnen.“ Ihn ergänzt der Grammatiker Diomedes, wie folgt *): Die Gedichte des Homeros waren einmal verloren gegangen, ſei es durch Feuer oder Erdbeben oder Waſſerfluthen; und indem die verſchiedenen Büchlein, aus denen ſie beſtanden, nach verſchiedenen Orten hin zerſtreuet und verwirrt worden waren, ſo fand es ſich, daß Einer hundert homeriſche Verſe hatte, ein Andrer tauſend, und wieder ein Andrer ein Paar hundert und ſo fort, und die homeriſche Poeſie kam allmählig in Vergeſſenheit. Da erſann Piſiſtratos, der Feldherr der Athener, um ſich berühmt zu machen und um die Gedichte des Homeros zu retten, Folgendes. Er ließ durch ganz Griechenland verkündigen, daß Jeder, wer homeriſche Verſe beſitze, ſie an ihn, gegen einen fixen Preis, abliefern ſolle. Die Eigenthümer der homeriſchen Verſe beeilten ſich, was ſie hatten, einzubringen, und wurden ehrlich bezahlt. Ja, er wies nicht einmal diejenigen ab, welche Verſe brachten, die er ſchon von einem Andern bekommen hatte, ſondern bezahlte auch dieſen den vollen Preis. Denn oft fand er doch einen oder ein Paar neue darunter, manchmal auch mehrere; daher Dieſer und Jener wohl gar eigene Verſe einſchaltete, welche jetzt mit einem Spießchen *) bezeichnet

---

*) Bei L. Allat. de patr. Hom. c. 5. und in Villois. Anecd. Graec. T. II. p. 182. seq.

**) Der Ὀβελος, das bekannte kritiſche Zeichen des Ariſtarch. S. Wolf. Prol. 252 ff.

ſind. Aber nachdem er alle zuſammengebracht hatte, ſo berief er ſiebzig **) Grammatiker mit einer ſo gelehrten Männern geziemenden Beſoldung zu Kritikern dieſer Gedichte und übergab Jedem beſonders die von ihm geſammelten Verſe mit dem Auftrage, ſie nach eigenem Gutdünken zu ordnen. Sobald alle ihre Rezenſionen vollendet hatten, ließ Piſiſtratos ſie zuſammenkommen und jeden ſeine Arbeit öffentlich aufweiſen. Da erklärte die allgemeine Stimme, ohne Streit und nur der Wahrheit und dem Verdienſte huldigend, die Rezenſionen des Ariſtarchos und des Zenodotos für die vorzüglichſten, und nach der Vergleichung dieſer beiden unter ſich trug die Arbeit des Ariſtarchos den erſten Preis davon **).

---

*) Nach anderer Lesart 72, eine Parallele zu den 72 Überſetzern des alten Teſtaments.

**) Vgl. das ſchon oben Abth. I. Abſchnitt 5. zu Ende zitirte Scholion bei Villois. Anecd. Graec. T. II. p. 182, welches zwar eine Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge im Gedächtniſſe der Rhapſoden annimmt, aber doch auch von dem Verlorengehn derſelben ſpricht, ſo wie von dem Publikandum des Piſiſtratos. Ferner weiß es, daß dieſer einen Obolos für jeden homeriſchen Vers bezahlt habe. Auch der oben zitirte anonyme Grammatiker mit dem Epigramme auf den Piſiſtratos gehört hierher, und Eust. ad. Il. α. 1. kennt jene Fabel eben ſo vollſtändig, beſtätigt ſie aber nur theilweiſe.

Vierter Abſchnitt.

Die Diaſkeuaſten.

Die Bekanntſchaft mit den homeriſchen Diaſkeuaſten iſt uns erſt durch die alten venezianiſchen Scholien eröffnet worden. Vor der Herausgabe derſelben boten nur zwei kurze Erwähnungen in den Scholien zu Odyſſee λ, 584 *) Veranlaſſung dar, darauf zu rathen, wer mit dem dort genannten Διασκευαστής gemeint ſei; und der Sinn beider Scholien war ſo unklar über die Bedeutung dieſes Namens, daß Caſaubonus auf den Einfall kommen konnte, Homeros ſelbſt ſei unter dem Diaſkeuaſten verſtanden. Nicht viel mehr Licht verbreitete ein Leydener Scholion zu Ilias σ, 356, in welchem dieſer und die folgenden Verſe bis 368 als διασκευασμένοι aufgeführt wurden **).

---

*) Nach anderer Abtheilung v. 583. Schol. vulg. u. Eustath. Vgl. Schol. Ven. ad Catal. 104 und Schol. ad Pind. Ol. I. 97.

**) Vgl. Valken. Praef. ad Hippol. p. XVIII. Wolf. Proleg. p. 151 ff. und die oben (Abth. I. Abſchn. 3) angeführte Diatribe von Heinrich.

Die venezianiſchen Scholien machen mehrere Stellen des homeriſchen Textes bemerkbar, welche die alexandriniſchen Kritiker als eingeſchoben von jenen Diaſkeuaſten bezeichnet haben, und welche daher, als des alten Sängers unwürdig, aus ſeinen Gedichten auszumärzen wären *). Woraus ſich denn wenigſtens ſo viel mit Gewißheit folgern läßt, daß die διασκεύασις **) eine bedeutende Zeit vor der alexandriniſchen Kritik vorausgegangen ſein müſſe. So unvollſtändig und ſchwankend aber auch jetzt noch unſere Kenntniß von den Diaſkeuaſten iſt ***), ſo unterliegt es doch kaum noch einem Zweifel, daß dieſelben mit der Sammlung der piſiſtratiſchen Gedichte in naher Verbindung ſtehen. Zwar iſt ἀθροίζειν, συλλέγειν, συντάσσειν, συντιθέναι nicht daſſelbe, was διασκευάζειν; aber die verſchiedene Bedeutung des Sammelns und des Umarbeitens †) widerſpricht der Vereinigung beider in einer Zeit und in einer Unternehmung nicht. Der Sammler, Ordner und Überarbeiter alter Geſänge finden ſich oft in einer Perſon vereinigt, und daher fließen die Bedeutungen von διαθέτης und διασκευαστής leicht in einander, und Herodotos nennt z. B. den Onomakritos, den Verfälſcher der muſäiſchen Orakel, alſo einen διασκευαστής im ärgſten Sinne *), dennoch bei Gelegenheit der Erzählung dieſes literariſchen Betruges, einen διαθέτης jener Orakel **).

---

*) S. die Stellen in Wolf. Proleg. p. 152. Note 13.

**) Auch διασκευή.

***) Heinrich im erſten Theile ſeiner Diatribe hat leider mehr verheißen, als geleiſtet, und eine Fortſetzung derſelben iſt uns nicht zu Geſicht gekommen.

†) Wir wählen dieſe Ueberſetzung, obgleich ſie nicht den ganzen Begriff von διασκευάζειν erſchöpft, und daher manchmal durch überarbeiten, verbeſſern, auch verfälſchen, näher beſtimmt werden muß.

Die dem Piſiſtratos zugeſchriebene Arbeit des Sammelns und Ordnens der homeriſchen Gedichte iſt von der Art, daß wir ſie nicht wohl einem Einzigen aufbürden können, und die oben angezogene Stelle des Plato giebt dem Hipparchos Anſprüche auf Theilnahme daran. Dazu kömmt eine Stelle des Pauſanias, nach welcher Piſiſtratos von einigen Freunden in der Ausführung ſeines Unternehmens unterſtützt worden ſein ſoll ***). Wer dieſe helfenden Freunde geweſen, darauf führen die oben erwähnten Stellen des Plato und Älianos, welche im Zuſammenhange mit der Erzählung von Hipparchos Verdienſten um die homeriſchen Geſänge berichten, der Piſiſtratide habe den Anakreon von Teos und den Simonides von Keos nach Athen kommen laſſen, und dadurch den Athenern ein aufmunterndes Beiſpiel gegeben, die Künſte und Wiſſenſchaften zu ehren und zu üben. Dieſe beiden und Orpheus von Kroton und Onomakritos der Athener werden auch bei andern Schriftſtellern als vertraute Freunde und Genoſſen des Piſiſtratos und ſeines Sohnes Hipparchos genannt †). Von Wichtigkeit für dieſe Unterſuchung iſt ein ungedrucktes Scholion, welches Porſon zu Euripides Oreſtes, Vers 5, mittheilt, und wonach Odyſſee λ. 602 von dem Onomakritos gemacht und eingeſchoben ſein ſoll. Dieſer Vers gehört nun gerade zu der Stelle, in welcher Ariſtarchos mehrere Verſe als Einſchiebſel der Diaſkeuaſten bemerklich gemacht hat. Onomakritos aber iſt als Verfälſcher berüchtigt, und wurde ſpäterhin, wegen ſeines Betruges mit den Orakeln des Muſäos, von dem Hipparchos aus Athen verwieſen *).

---

*) Wie bei Diod. I. 6.

**) Herod. VII. 6.

***) Paus. VII. 26.

†) Herod. VII. 6. Suid. T. II. p. 719.

Wir können alſo annehmen, daß Piſiſtratos das große Unternehmen der Sammlung und Niederſchreibung der homeriſchen Geſänge, als Haupt des Staats, zwar anordnete und vertrat, die Arbeit ſelbſt aber mehr vertheilte und leitete, als daß er ſich ihr mit eigener Hand und Feder unterzogen hätte. Wenn es daher heißt, Piſiſtratos ſammelte und ſchrieb, ſo müſſen wir dieſen Ausdruck nicht anders verſtehen, als nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, welcher ſagt: der Feldherr ſchlägt eine Brücke, anſtatt zu ſagen: er läßt ſie ſchlagen. Man möchte ſich auch bewogen fühlen, zu vermuthen, daß Piſiſtratos das Ende ſeiner Unternehmung nicht einmal erlebt habe, und die Angaben, welche den Hipparchos zum erſten Sammler und Ordner der homeriſchen Geſänge machen **), dahin erklären. Auf dieſe Weiſe würde dann namentlich die Diaſkeuaſis dem alexandriniſchen Zeitalter um etwas Weniges näher gerückt werden ***).

*) Herod. l. c.

**) Plato und Ael. l. c.

***) Alsdann müßte vielleicht der ſchon oben (Abth. II. Abſchn. 1.) erwähnte Homeride Kynäthos auch mit zu den Diaſkeuaſten gerechnet werden. Euſtathios zu Il. α. 1. führt auf dieſe Vermuthung

Was den Namen διασκευαστής betrifft, ſo erklärt er ſich leicht von ſelbſt aus dem ſchon im Allgemeinen beleuchteten Geſchäft des Sammelns, Ordnens und Aufſchreibens der alten Geſänge. Διασκευάζειν und ἐπιδιασκευάζειν heißt überarbeiten oder umarbeiten, und kann, nach dem verſchiedenen Urtheile über das Vortheilhafte oder Nachtheilige der neuen Bearbeitung, manchmal als verbeſſern, manchmal aber auch als verfälſchen und verderben verſtanden werden, ſo daß διασκευασμένος zuweilen gleichbedeutend mit νόθος gebraucht wird *). Beide Wörter mit ihrer Familie werden ſpäterhin gleichbedeutend mit ἀναδιδάσκειν vorzugsweiſe von dem Umarbeiten oder Überarbeiten eines zu einer wiederholten Aufführung zu bringenden Theaterſtücks gebraucht, und demnach iſt eine διασκευή ſo viel als eine verbeſſerte Ausgabe im Sinne der Neuern **).

Eine kritiſche Überarbeitung, wie oberflächlich ſie immer geweſen ſein mag, war ohne allen Zweifel bei der erſten Zuſammenſtellung der homeriſchen Geſänge zu zwei großen Ganzen unerläßlich. Denn wie verſchieden mochte manche Stelle von den Rhapſoden abgeſungen werden, wie viele Verſe mußten ſich ſchon damals bei der leichteſten Prüfung als fremdartige Einſchiebſel verrathen! Da gab

---

und die von dem pindariſchen Scholiaſten l. c. jenem Homeriden Schuld gegebenen Einſchiebſel eigener Verſe in die homeriſchen Gedichte ſtimmen nicht übel zu der diaſkeuaſtiſchen Arbeit.

*) S. Casaub. ad Athen. III. 26. Heinrichii Diatr.

**) Schol. ad Arist. Nub. v. 552 und 591, und das vierte Argument dieſer Komödie in der Ed. Kusteri. Galen. Comm. I. in Hipp. de salubri diaeta. T. V. p. 38. Bas. Vgl. Casaub. l. c. Wolf. Proleg. p. 152. n. 14. Heinrich. Diatr.

es alſo auszuwählen und zu ſichten; die beſondern Prooͤmien zu jedem Geſange mußten abgelöſt werden, und aus ihnen entſtand vielleicht zu gleicher Zeit die Sammlung der kleinern homeriſchen Hymnen *). Bei weitem mehr blieb aber zu thun übrig in der eigentlichen Zuſammenordnung der Geſänge aus den beiden Sagenkreiſen der Ilias und Odyſſee zu zwei epiſchen Körpern. Denn wenn die einzelnen Stücke ſich auch ſchon früher nach ihrer Reihenfolge unter ſich geordnet hatten, ſo war doch dadurch noch keine zuſammenhängende, durch das Ganze gehende Erzählung zu Stande gebracht.

Ich will dies an zwei Beiſpielen deutlicher machen. Wenn die Reiſen des Telemachos auf Kundſchaft ſeines Vaters, verbunden mit dem Treiben der Freier im Hauſe des abweſenden Helden, urſprünglich einen ſelbſtändigen Geſang bildeten, welcher wieder in mehrere kleinere Theile getrennt werden konnte, wenn er für einen Vortrag gelegentlich zu lang ſchien: ſo begriff dieſes Epos, außer den vier erſten Büchern der Odyſſee, auch den Anfang des funfzehnten, welcher Telemachos Heimkehr erzählt. Dieſe Heimkehr mußte aber, in der Zuſammenſtellung der Geſänge zu einer Epopöe, von der Reiſe abgetrennt werden, damit Odyſſeus unterdeſſen von der Inſel der Kalypſo abſchiffte, das Eiland der Phäaken erreichte und von dieſen nach Ithaka geſchafft würde. Wir werden in der Folge bemerken, wie bei dieſer Zuſammenknüpfung von zwei oder drei

---

*) Vgl. Abthl. II. Abſchn. 1. und 10.

Geſängen eine auffallende Verwirrung in der Zeitrechnung des Ganzen entſtanden iſt.

Die Πατρόκλεια war ein Geſang, welcher außer dem ſechzehnten Buche der Ilias, das jetzt dieſen Namen trägt, auch das folgende und endlich noch das drei und zwanzigſte umſchloß, einige wenige zu einem andern Epos gehörige Einſchiebſel ausgenommen. Vielleicht iſt ſogar der Schluß des elften Buches dahin zu rechnen. Dieſe Πατρόκλεια nun mußte in der Zuſammenſtellung der troiſchen Geſänge zu einer Ilias auseinandergeſtückelt werden, und zwiſchen den Tod des Patroklos, mit dem darauf folgenden Kampfe um ſeinen Leichnam, und die feierliche Beſtattung deſſelben treten andere Geſänge, vielleicht Theile einer Ἀχιλληΐς, in den Zuſammenhang des neuen Ganzen ein. Die dem Achilleus vorzugsweiſe gewidmeten Geſänge, welche hier den Zuſammenhang der alten Patrokleia unterbrechen, um der neuen Ilias einen zu geben, ſtanden wahrſcheinlich vorher in genauerer Verbindung mit dem Epos, welches jetzt den Anfang der Ilias bildet. Denn an die Μῆνις ſchließt ſich natürlich die Μήνιδος ἀπόῤῥησις an.

Es verſteht ſich, daß es unmöglich iſt, jetzt alle Fugen dieſer diaſkeuaſtiſchen Arbeit nachzuweiſen, und wir ſind vielleicht ſchon in den eben angeführten Beiſpielen zu tief in das Einzelne eingegangen. Auch genügt es ja für die allgemeine Anſicht, die wir hier eröffnen wollen, anzudeuten, was den Diaſkeuaſten, nach den Vorgängen der ſoloniſchen Anordnung und der bloßen ſchriftlichen Sammlung, noch zu thun übrig blieb, um aus der Reihenfolge mehrerer Geſänge eines Fabelkreiſes ein zuſammenhängendes Gedicht zu bilden. Daß es aber auch wohl noch hier und da für nöthig befunden wurde, einen Verbindungsvers einzuſchieben, um den Zuſammenhang des neuen Ganzen zu befördern, läßt ſich an und für ſich vermuthen, und es hält eben nicht ſchwer, dergleichen Verſe zu entdekken, ſo wie auf der andern Seite auch Stellen, in denen wir ſolche Verſe vermiſſen, und welche gar zu ſchroff abbrechen und ſich wieder anknüpfen *).

---

*) Siehe den achten Abſchnitt dieſer Abtheilung.

Fünfter Abſchnitt.

Einige Beiſpiele von den Verfälſchungen der Diaſkeuaſten.

Die Scholien weiſen uns zwar mehrere einzelne Verſe und auch längere Stellen in den beiden homeriſchen Gedichten nach, welche von den Kritikern, und namentlich von dem Ariſtarchos, als jüngere Einſchiebſel in den alten homeriſchen Text, aus ihren Rezenſionen ausgeworfen oder wenigſtens in denſelben als unächt bezeichnet worden ſind. Einige wenige Scholien geben auch den Zuſatz, daß die auszumärzenden Verſe von den Diaſkeuaſten herrühren ſollen. Aber da faſt nirgends ausführliche Gründe gegen dieſe unächten Stellen mitgetheilt ſind, und meiſt nur bemerkt wird, daß einer oder der andere berühmte Kritiker dieſen oder jenen Vers als unhomeriſch verwerfe, manchmal mit Hinzufügung eines ſprachlichen oder metriſchen, Anſtoß darbietenden Gründchens: ſo ſind die Scholien nicht hinreichend, uns über Zweck, Art und Weiſe des unredlichen Verfahrens der Diaſkeuaſten in der Überarbeitung der homeriſchen Geſänge aufzuklären, was uns doch wichtiger ſcheint, als die Ausmärzung einiger Verſe auf das Wort eines gelehrten Alexandriners.

Dennoch kann eine Vergleichung dieſer ausgemärzten Stellen unter einander, mit Zuziehung einiger geſchichtlichen Zeugniſſe über Verfälſchungen des homeriſchen Textes in den Zeiten des Solon und des Piſiſtratos, uns auf die Spur der Abſichten und Richtungen hinleiten, welche die interpolirenden Diaſkeuaſten der Ilias und Odyſſee verfolgt haben. Wir wollen an einigen Beiſpielen zu zeigen verſuchen, wie weit wir uns auf dieſem Wege der ſichern Wahrheit nähern können.

Es iſt bekannt, mit welchem eiferſüchtigen Ehrgeize alle griechiſchen Stämme und Städte in den homeriſchen Gedichten nach der Erwähnung irgend eines zu ihnen gehörigen Helden, oder nur nach einem ehrenden Epitheton für ihr Alterthum ſuchten, und wie ernſtlich ſie auf dergleichen poetiſche Ehren reale Anſprüche und Forderungen, ſelbſt in rechtlichen Streitigkeiten, Nachbarn gegen Nachbarn, gründeten *). Die religiöſe Ehrfurcht, in welcher der alte Barde bei allen Hellenen ſtand, der nach einigen Sagen ſein Geſchlecht von den höchſten Göttern ableiten durfte und in mehreren griechiſchen Städten wie ein Gott in eigenen Tempeln verehrt wurde, macht ſolche Erſcheinungen wohl erklärbar, und die neue Zeit hat Parallelen derſelben

---

*) Außer der nachher näher zu beleuchtenden Streitigkeit zwiſchen Athen und Megara über den Beſitz der Inſel Salamis führt Euſtathios zum Catal. nav. 2. mehrere Beiſpiele von Entſcheidungen ähnlicher Prozeſſe zwiſchen griechiſchen Staaten durch Verſe des Schiffskatalogs an.

genug in ähnlichem Gebrauche und Mißbrauche der Bibel aufzuweiſen. In manchen griechiſchen Städten war es durch die Geſetze verordnet, daß alle junge Leute den Schiffskatalog auswendig lernen mußten *), und weitläufige Erklärungen **) wußten den alten Text nach den Wünſchen und Plänen der verſchiedenen Parteien verſchieden zu deuten, wobei es denn natürlich auch an Verfälſchungen dieſer Urkunde nicht fehlen konnte. Denn ein faſt tabellariſch geordnetes Verzeichniß von Namen und Zahlen läßt ſich leicht interpoliren, und eine größere Zahl verdrängt darin ohne weitere Veränderung eine kleinere von gleicher metriſcher Quantität. Eben ſo gab die Aufzählung der Heldenſchatten an den Pforten der Unterwelt in der Geiſterzitation der Odyſſee bequeme Gelegenheit zu Interpolationen, und ſie iſt nicht unbenutzt geblieben ***). Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß die Rhapſoden, welche durch die griechiſchen Städte mit ihren homeriſchen Geſängen wanderten, ſich bereitwillig zeigten, hier und da einem ſtädtiſchen oder ſtammlichen Ehrgeize mit einem und mehreren Verſen aus ihrer Fabrik zu dienen. Solche Verſe wurden alsdann von der begünſtigten Stadt oder Familie hoch und theuer gehalten und bei vorkommenden Gelegenheiten geltend gemacht. Daher gab es denn auch in verſchiedenen Staaten manchen gegenſeitig angefochtenen Vers des homeriſchen Textes, wie wir unter andern aus der Geſchichte der Streitigkeit zwiſchen Athen und Megara über den Beſitz der Inſel Salamis wiſſen, wovon weiter unten die Rede ſein wird.

---

*) Von Megalopolis erzählt dies Euſtathios namentlich, ad Cat. 2.

**) Apollodoros von Athen ſchrieb 12, Menogenes gar 23 Bücher über den Schiffskatalog. S. Eustath. ad Cat. 2.

***) S. die Folge dieſes Abſchnitts und vergleiche B. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee. S. 69 ff.

Das ſeit Solons Geſetzgebung mächtig emporwachſende Athen ſcheint beſonders eiferſüchtig auf den homeriſchen Ruhm der kleinen peloponneſiſchen Städte, welche in der Ilias die größten Rollen ſpielen, und auf die Landsleute des Achilleus, des Odyſſeus, der beiden Ajas, des Teukros und anderer Hauptthelden des trojaniſchen Krieges geweſen zu ſein. Je höher es an Macht und Glanz der Gegenwart jene überragte, um ſo empfindlicher fühlte es ſich von ihnen in dem ewigen Lichte des heroiſchen Alterthums verdunkelt; und je weniger es in den homeriſchen Gedichten verherrlicht war, um ſo mehr legte es auf jedes ihm zukommende Wörtchen und Verschen derſelben das größte Gewicht. Es läßt ſich alſo erwarten, daß die wandernden Rhapſoden das Ihrige gethan haben werden, um ſo viel als möglich der Unachtſamkeit ihres Homeros gegen die Stadt der Athene nachzuhelfen. Durch die Sammlung der homeriſchen Geſänge unter Piſiſtratos wurden dergleichen Verfälſchungen zu Gunſten der Athener ſicherlich nicht aufgedeckt und aus dem neuen Texte verwieſen, und wir haben vielmehr Andeutungen genug, um die Diaſkeuaſten anklagen zu dürfen, daß ſie bei der ſchriftlichen Feſtſtellung der homeriſchen Geſänge den atheniſchen Nationalehrgeiz nicht unberückſichtigt ließen, indem ſie früheren rhapſodiſchen Interpolationen noch eigene neue hinzufügten, um das von dem alten Barden beeinträchtigte

Athen einigermaßen zu entſchädigen. Die alexandriniſchen Kritiker haben nachmals die meiſten dieſer attiſchen Interpolationen aus dem homeriſchen Text geworfen oder in ihm als unächt bezeichnet, und einige geſchichtliche Zeugniſſe beſtätigen oder erklären die Anſichten, welche dieſes Verfahren begründen.

Die unter des Herodotos Namen laufende Lebensbeſchreibung des ioniſchen Barden erzählt, daß dieſer, nachdem er ſeinen Ruhm in Aſien gegründet habe, nach Athen gekommen ſei, und dort habe er eingeſehn, daß es nicht recht von ihm geweſen ſei, Athen ſo wenig geprieſen zu haben, da er doch Argos mit ſo vielen glänzenden Lobſprüchen gefeiert habe. Deswegen habe er in den Schiffskatalog einige Verſe zur Verherrlichung Athens, des Erechtheus und des Meneſtheus eingerückt, und eine andre Stelle mit gleicher Abſicht in den ſiebenten Geſang der Odyſſee. Alle dieſe Verſe, nämlich Il. β. 547. 48. 552 — 54 *) 557. 58. Od. η. 80. 81., werden in den Scholien als verdächtige und von den alexandriniſchen Kritikern ausgemärzte bezeichnet, und die Erzählung des Biographen genügt auch ohne dieſe Bezeichnung, um ſie als Interpolationen ſpäteren Urſprungs bemerklich zu machen. Die Athener aber legten gerade auf dieſe Verſe ein großes Gewicht, was ſie natürlich um ſo verdächtiger machen muß. Die Stelle, nach welcher Ajas die ſalaminiſchen Schiffe neben die atheniſchen ſtellte, machten ſie in dem Streite mit Megara über den Beſitz dieſer Inſel geltend; als aber die zu Schiedsrichtern ernannten Spartaner

---

*) Zenodotos verwirft auch noch 555 als unächt.

die beiderſeitigen Anſprüche unterſuchten, brachten die Megarer eine andere ihnen günſtige Lesart der in Rede ſtehenden Verſe bei. Beide waren interpolirt, und von den atheniſchen Verſen wollte man ſogar wiſſen, daß Solon, oder nach Andern Piſiſtratos, ſie in den homeriſchen Text eingeſchoben habe *). Deutliche Fingerzeige auf das Verfahren der attiſchen Diaſkeuaſten!

Auch aus dem an und für ſich ſehr unwichtigen Ausdruck Δῆμος Ἐρεχθῆος **) ſcheinen die Athener viel herausgehört zu haben, und ſie meinten, wie Plutarchos im Theſeus erzählt, darin ſchon eine Andeutung ihrer alten Demokratie zu finden, als deren Gründer ſie ihren Nationalheros Theſeus verehrten ***). In gleichem Sinne ſpricht der atheniſche Geſandte vor dem Könige Gelon in Bezug auf den homeriſchen Lobſpruch des Meneſtheus in der oben zitirten Interpolation: Homeros mache den Anführer der Athener zum tapferſten Mann, der in der Aufſtellung und Ordnung der Schlachtreihen vor allen andern ausgezeichnet geweſen ſei †).

Dergleichen Verfälſchungen, welche wir theils auf die Rechnung von Rhapſoden ſtellen, die ſich und ihre Geſänge in Athen gut bezahlt machen wollten, theils den Diaſkeuaſten des piſiſtratiſchen Zeitalters zuſchreiben, müſſen uns gegen jede Erwähnung Athens und der Athener in den homeriſchen Gedichten mißtrauiſch machen, vorzüglich, wenn ſie irgend einen Anſchein von nationalem Ehrgeiz an ſich trägt. Und wirklich machen die Scholien auch faſt alle ſolche Stellen verdächtig, z. B. die Verſe in Il. ν., in welchen die Athener als Jonier aufgeführt werden, und welche vielleicht in Zuſammenhange ſtehen mit den theſeiſchen Grenzſäulen auf dem Iſthmos, deren eine Seite die Inſchrift führte: Dies iſt der Peloponneſos und nicht Jonia; die andere: dies iſt Jonia und nicht der Peloponneſos *). Als Jonien durfte denn Athen gewiſſermaßen auch Anſpruch machen, des Homeros Vaterland zu ſein **). Ob nicht auch die funfzig Schiffe der Athener in Zweifel zu ziehen ſein ſollten? Uns ſcheint Veranlaſſung genug vorhanden zu ſein, dieſe Frage aufzuwerfen ***).

---

*) Plut. Solon. p. 83. Diog. I. 48. Strabo IX. 394. Quinctil. V. 11. Eustath. ad Cat. nav. 2. 48.

**) So heißt es von den Ithakern und den Phäaken auch Δῆμος. Od. α. 103. ζ. 3.

***) Vgl. Eustath. ad Il. β. Catal. nav. 46.

†) Herod. VII. 161.

Da der brave Meneſtheus, in Vergleich mit Achilleus, Agamemnon, Diomedes, dem ältern Ajas und andern Hauptfelden der Ilias, dem Stolze der mächtigen Athener nicht genügen wollte, ſo verſuchten ſie es, ihren großen Nationalheros, den attiſchen Herakles, Theſeus, in die alten ehrwürdigen Geſänge einzuſchieben, wenn auch nur als einen Namen; und wir haben Nachweiſungen, welche dieſe Verfälſchung den Diaſkeuaſten zuſchieben. Homeros kennt die Sage des Theſeus nicht, welche ſich ja auch, wie wir aus dem Plutarchos wiſſen, viel zu ſpät ausgebildet und verbreitet hatte, als daß die nach Kleinaſien wandernden Jonier ſie mit ſich hätten hinübertragen können *), wo ſie alsdann in den Kreis der homeriſchen Fabel eingefloſſen ſein würde, aber gewiß nicht als nackter, einzeln ſtehender Name**). Wir würden von den Söhnen

---

*) Plut. Thes. Heyne und Köppen zu Il. ν. 685.

**) Leo Allat. Patr. Hom. c. V. Epigr.

***) Auch die Stelle in Od. γ. 308, nach welcher Oreſtes von Athen kam, um den Aegiſthos zu tödten, hielten Einige für verfälſcht und ſetzten ſtatt: ἂψ ἀπ᾽ Ἀθηνάων: ἂψ ἀπὸ Φωκήων. V. Schol. Ferner findet ſich der ariſtarchiſche Obelos bei einem Verſe in Il. δ. (331), in einer Stelle, welche die Athener Μήστωρες ἀϋτῆς nennt (328). Zwar ſoll nur die Sprachform ἀκούετο in 331 dieſen Obelos herbeigeführt haben: aber durch eben dieſe Sprachform wird die ganze Stelle, in deren Zuſammenhange ſie ſteht, verdächtig, und vorzüglich die Μήστωρες ἀϋτῆς.

---

*) Im Theſeus gegen Ende. Anfänglich, erzählt er, kümmerte ſich kein Menſch in Athen um den Tod des Theſeus. Meneſtheus regierte die Stadt, und Theſeus Söhne lebten bei dem Elephenor ꝛc. In der Folge bewogen viele Urſachen die Athener, den Theſeus als einen Halbgott zu verehren, beſonders da viele von denen, welche bei Marathon fochten, die Geſtalt des Theſeus in Waffen vor ſich her gegen die Feinde ſtreitend wollten geſehn haben. Nach dem mediſchen Kriege, unter dem Archon Phädon, befahl die Pythia den Athenern, Theſeus Gebeine zu ſammeln und ehrenvoll zu beſtatten; aber erſt nachdem Kimon die Inſel Skyros eingenommen hatte, gelang es durch ein Wunderzeichen, das Grab des Helden zu entdecken und die Reliquien deſſelben nach Athen zu bringen. So weit Plutarchos. Theſeus ſteht, als attiſcher Volksheros, an der Spitze der angeblich von ihm gegründeten Republik, und obgleich der Urſprung der theſeiſchen Fabel älter ſein mag, ſo hängt doch die Vergötterung deſſelben und die Verherrlichung und Ausdehnung ſeiner Fabel zu einer Parallele der herakleiſchen ohne Zweifel mit den erſten republikaniſchen Beſtrebungen der Athener zuſammen. Paus. I. 3. Mehrere Stellen ſ. bei Meurſius im Theſeus.

) Der troiſche Kyklos des Arktinos und Leſches nahm erſt die theſeiſche Fabel in ſich auf, und aus dieſem ſchöpfte ſie Quintos. Payne Knight ſucht zu beweiſen, daß der Sänger der Ilias des Theſeus, Akamas und Demophoon, etwas hören, welche die ſpätere Fabel vor Troja kämpfen läßt, und Theſeus ſelbſt könnte, als erſter Nationalheros der mit den Joniern verwandten Athener, nicht unerwähnt bleiben bei der Aufführung des Meneſtheus, der ſich, nach der attiſchen Sage, während der Gefangenſchaft des Theſeus bei dem Moloſſerkönige, der Herrſchaft Athens bemächtigt hatte und zu dem Sturze des endlich heimgekehrten Helden nicht wenig mitwirkte. Wir wagen daher zu behaupten, daß alle Stellen der Ilias und Odyſſee *), welche entweder den Theſeus ſelbſt oder etwas auf ſeine Fabel Bezügliches berühren, als attiſche Interpolationen, aus dem homeriſchen Texte auszumärzen ſind **). Dies haben auch die alexandriniſchen Kritiker wirklich gethan, wie die Scholien theils beſtimmt angeben, theils vermuthen laſſen; einige werden auch namentlich als Verfälſchungen der Diaſkeuaſten aufgeführt *). Zu den Zeugniſſen der Scholien kommen einige geſchichtliche Nach-

---

den Theſeus nicht gekannt habe, wohl aber der der Odyſſee. Proleg. §. 46 ff. Vgl. auch Heyne zu den hierher gehörigen Stellen der Ilias, welche von uns im Texte dieſes Abſchnitts zitirt werden.

*) Il. α. 265. Il. γ. 144. Od. λ. 321. 631.

**) Dahin gehört aber nicht die kretiſche Fabel von Minos und deſſen Labyrinthe, mit welcher ſich die attiſche Sage ſpäterhin in Verbindung geſetzt hat, und die Stelle von dem künſtlichen Reigen der Ariadne (Il. σ. 590) kann wenigſtens von dieſer Seite nicht angegriffen werden, obgleich die alexandriniſche Kritik ſie ausgemärzt hat.

***) Schol. brev. ad Od. λ. 534. In dieſer Gegend hielt Ariſtarchos eine Anzahl Verſe für eingeſchoben, und wir haben Gründe genug, die unächte Stelle bis zu Vers 630 auszudehnen. S. B. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee, S. 75.

richten über dieſe Interpolationen, welche noch belehrender für die allgemeine Unterſuchung ſind. Plutarchos im Theſeus erzählt: „Äthra, des Theſeus Mutter, ſoll, einigen Nachrichten zu Folge, als Gefangene nach Lakedämon und von da mit der Helena nach Troja gekommen ſein. Man beruft ſich auf den homeriſchen Vers:

Αἴθρη Πιτθῆος θυγάτηρ, Κλυμένη τε βοῶπις.*)

Andere halten dieſen Vers für untergeſchoben und verwerfen die ganze Geſchichte, welche von dem Munitos**) erzählt wird, welchen Laodike in geheimem Umgange mit dem Demophoon in Troja geboren und Äthra erzogen haben ſoll." Alſo auch ein Verſuch, die Fabel von Theſeus und den Seinigen an die troiſche Sage anzuknüpfen. Derſelbe berichtet: „Einige erzählen von der Ariadne, ſie habe ſich auf Naxos erhenkt, nachdem Theſeus ſie verlaſſen. Theſeus aber habe ſie verlaſſen, weil er in eine Andere verliebt geweſen ſei:

Δεινὸς γάρ μιν ἔτειρεν ἔρως Πανοπηΐδος Αἴγλης.

Dieſer Vers ſoll, nach dem Hereas von Megara, im Heſiodos geſtanden haben und vom Piſiſtratos ausgeſtrichen worden ſein, welcher im Gegentheil, um den Athenern zu ſchmeicheln, im elften Buche der Odyſſee folgenden Vers eingerückt habe:

Θησέα, Πειρίθοόν τε, θεῶν ἐρικυδέα τέκνα."

In gleicher Abſicht, um den Nationalheros makellos darzuſtellen, muß Ariadne in demſelben Geſange der Odyſſee, mit noch zwei andern ebenfalls attiſchen Heroinen, der

---

*) Il. γ. 144. Die Scholien geben dieſen Vers als interpolirt an.

**) Nach andrer Lesart: Munychos.

Prokris und Phädra, als Schatten erſcheinen*); und ihr Vater Minos bekömmt bei dieſer Gelegenheit das attiſch geſinnte Epitheton ὀλοόφρων, welches den Auslegern ſo viel zu ſchaffen gemacht hat**). Theſeus aber wird durch die Göttinn Artemis, welche zu Gunſten des Dionyſos ſeine eheliche Vereinigung mit der entführten Ariadne hemmt, von aller Untreue losgeſprochen.

Plutarchos erklärt endlich auch das attiſche Epitheton des Minos hinlänglich. „Es iſt gefährlich," ſagt er im Theſeus, „ſich den Haß einer Stadt zuzuziehen, welche gute Redner und Dichter hat. Minos hat einen übeln Ruf erhalten, und wird ſtets auf den Theatern von Athen verläſtert. Es hilft ihm nichts, daß ihn Heſiodos als einen der ehrwürdigſten Könige ſchildert, und Homeros ihn den Liebling***) des Zeus nennt. Die Tragiker haben mehr gegolten, und ihm von der Bühne her den Ruf eines harten und gewaltſamen****) Mannes zuwege gebracht."

---

*) 320 bis 324. Bekanntlich hat die Geiſterzitation mehrere Interpolationen erfahren. S. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee. S. 69 ff.

**) Daher wurde auch die neue Etymologie des Epithetons ὀλοόφρων erſonnen. Denn der kluge oder allwiſſende Minos ließ ſich wohl mit dem Ὀαριστής des großen Zeus (Od. τ. 178) vereinigen, aber nicht der arggeſinnte, Verderben brütende. Einige Scholiaſten, welche die neue Etymologie nicht annehmen wollen, helfen ſich anders aus der Verlegenheit. Nach ihnen iſt Minos zwar ein Verderben ſinnender, aber gegen die Böſen, das heißt, die Seeräuber.

***) Ὀαριστής.

****) Χαλεπὸς καὶ βίαιος.

Sechster Abſchnitt.

Ariſtoteles und die Epopöe.

Durch die beſtimmte Reihenfolge, welche Solon den homeriſchen Geſängen angewieſen hatte, und noch mehr durch die ſchriftliche Zuſammenſtellung derſelben in zwei große Körper, hatte man ſich in Griechenland der Idee einer Einheit und Ganzheit der Ilias und Odyſſee ſehr genähert. Der Ungelehrte hielt ſich natürlich an das zu einem ſchriftlichen Ganzen Verbundene, ſo wie es ihm gegeben wurde, ohne nach den Veränderungen zu fragen, die es vor ſeiner Niederſchreibung und durch dieſelbe erfahren habe. Noch weniger konnten äſthetiſche Zweifel und Bedenklichkeiten das große Publikum in dem Genuſſe der homeriſchen Poeſie ſtören, nachdem einmal die Namen Homeros, Ilias und Odyſſee der urſprünglichen Mehrheit der Sänger und Geſänge eine Spracheinheit aufgezwungen hatten, deren Herkömmlichkeit überall einen großen Einfluß auf Begriffe und Anſichten übt. Dazu kömmt, daß die Griechen ihren Homeros faſt wie eine Bibel hielten, und deſſen Einheit und Ganzheit auf dieſe Weiſe gleichſam zu den Artikeln des Volksglaubens gehörte. Deswegen konnten auch die Ausmärzungen der Kritik in den beiden Gedichten, ſie mochten ſich nun auf einzelne Verſe, oder auf ganze Geſänge beziehen*), eben ſo wenig populär werden, wie die Meinungen der Chorizonten und andrer homeriſcher Ketzer. Denn ſie hatten es nicht bloß mit eingewurzelten geſchichtlichen und zum Theil äſthetiſchen Irrthümern und Mißverſtändniſſen zu thun, ſondern vornämlich mit religiöſen Vorurtheilen, und dieſe ſchützten alles Unhomeriſche in dem Homeros ſelbſt gegen die beſcheidenſten und unwiderlegbarſten Zweifel der Kritik mit denſelben Waffen, welche jede Silbe unſrer Bibel, als chriſtliches Volkseigenthum, bewachen.

Die Gelehrten aber, wenn wir eine ſolche Menſchenklaſſe ſchon vor Ariſtoteles und den Alexandrinern in Griechenland ſuchen dürfen, oder diejenigen, welche die homeriſchen Gedichte und ihren Verfaſſer zu Gegenſtänden geſchichtlicher, mythologiſcher, äſthetiſcher oder auch philoſophiſcher Unterſuchungen gemacht haben**), entfernten ſich, je gelehrter ſie eben wurden, immer deſto weiter von dem

---

*) Bekanntlich galt die letzte Rhapſodie der Odyſſee nach dem Urtheile der beiden großen Alexandriner, Ariſtophanes und Ariſtarchos, für einen ſpäteren Nachgeſang des homeriſchen Gedichtes, und ſie ſchloſſen dieſes mit V. 296 des dreiundzwanzigſten Buches.

) Z. B. Theagenes von Rhegion, Anaxagoras, Metroderos von Lampſakos, Steſimbrotos von Thaſos und vorzüglich die Sophiſten. Endlich gehören auch die erſten Kritiker des homeriſchen Texlebendigen Verſtändniſſe des alten Geſanges und vergaßen, an dem Geſchriebenen haftend, die nothwendigen und natürlichen Eigenſchaften und Bedingungen des Geſungenen. Überhaupt aber wurde der Geiſt des homeriſchen Geſanges von der Zeit an erſt recht mißverſtanden, ſeitdem die Ilias und Odyſſee mehr geleſen als rhapſodirt wurden, und dieſe Übergangsperiode iſt das Zeitalter des Perikles. Der rhapſodiſche Vortrag erhielt immer noch die Erinnerung an einzelne, ſelbſtändige Geſänge lebendig; aber ein Band oder ein Käſtchen umſchloſſen eine ganze aufgeſchriebene Ilias oder Odyſſee. So blieben nunmehr nur noch Namen und Titel, als Überbleibſel aus der alten Geſangwelt, in dem Buchſtabenhomeros zurück, die Wörter Geſang und Geſänge*), und die Überſchriften der einzelnen Rhapſodien; aber auch dieſe Benennungen verloren ihre natürliche Kraft, ſobald die ſchreibenden Dichter das Singen zu einer leeren Redensart herunterbrachten. Man kann alſo wohl annehmen, daß, obgleich bis zu der Epoche der ariſtoteliſchen Poetik) die Mehrheit, *Ἔπεα*, in der Benennung der Ilias und Odyſſee gewöhnlich blieb, und neben ihr die urſprüngliche Einheit der einzelnen ſelbſtändig

---

tes dahin, wenigſtens Antimachos von Kolophon; denn von den ſtädtiſchen Rezenſionen iſt es ungewiß, ob ſie dem voraristoteliſchen Zeitalter angehören. S. Wolf. Proleg. p. 175 ff.

*) *Ἀοιδή* und was damit zuſammenhängt, und die ſpätern Benennungen *Ἔπεα* und *Ῥαψῳδίαι*.

**) Von Ariſtoteles andern auf die homeriſchen Geſänge bezüglichen Werken haben ſich nur Fragmente von geringem Umfange in den Scholien erhalten. Wir meinen die *Ἀπορήματα* oder *Προβλήματα Ὁμηρικὰ* und die *Ἀπορήματα ποιητικά*.

betitelten Geſänge die Entſtehung dieſes Sprachgebrauchs von Ἔπος und Ἔπεα leicht hätte erklären können, dennoch eben die Gewohnheit dieſer Benennungen das Nachdenken über das Verhältniß der Einheit zur Mehrheit unaufgefordert ließ*). Mit der Idee der Einheit und Ganzheit der beiden homeriſchen Gedichte hängt aber die Idee eines Dichters derſelben unzertrennlich zuſammen, und dieſe hatte ſich ohne Zweifel ſchon früher feſtgeſetzt, als jene. Denn die alte Perſonifikation von Schulen und eigenthümlichen Beſtrebungen ganzer Zeitalter, welche den Homeros zu einem Geſammtheros der alten ioniſchen Epik gemacht hat, legte wohl ſchon vor der Niederſchreibung der Ilias und Odyſſee den Grundſtein zu dieſem Glauben. Natürlich aber unterſchied ſich der ältere Glaube von dem ſpäteren dadurch, daß jener zwar eine große Maſſe von Geſängen, und darunter vornämlich die Beſtandtheile der beiden nachmals zuſammengebundenen epiſchen Körper, dem Namen des Homeros, als eines Einzelweſens, aufbürdete, ohne ihm jedoch, wie dieſe, die lange Verkettung derſelben unterzuſchieben, die dem Geiſte ſeiner Kunſt und Welt in jeder Richtung widerſpricht. Wie ſollte man auch vor der ſoloniſchen Zuſammenreihung auf einen ſolchen Glauben gekommen ſein?

Ariſtoteles war es, welcher die Idee der Einheit und Ganzheit der beiden epiſchen Vereine, der Ilias und der Odyſſee, zuerſt nach Geſetzen des Geſchmacks für immer feſt begründete, und aus der ſchriftlichen Geſtaltung und Zuſammengliederung derſelben eine eigene Kunſtgattung, die Epopöe, herausbildete. Die Geſänge, Ἔπη, wurden durch ſeine Poetik ein epiſches Gedicht, Ἐποποιΐα *), und das Gewächs der Natur ein Werk der Kunſt. Und ſo iſt denn derſelbe Mann, deſſen poetiſche Kunſtgeſetze die alte und neue Welt ſo viele Jahrhunderte lang in tyranniſchen Feſſeln gehalten haben und zum Theil noch halten, auch der eigentliche Anführer der alten und neuen Mißverſtändniſſe und ſchiefen Anſichten des homeriſchen Geſanges. Unſerm Vaterlande war es aufbehalten, die Geſchmackslehre und die Alterthumswiſſenſchaft von beiden zu befreien.

---

*) Freilich wird auch der Unterſchied der Einheit und Mehrheit, ἔπος und ἔπη, nicht immer genau gehalten und durch Gegenſätze hervorgehoben; ſonſt hätte auch der verſtockteſte Grammatiker wohl endlich darauf kommen müſſen, zu fragen: warum heißt die Doloneia oder die Patrokleia ἔπος und die Ilias ἔπη?

Sehr richtig bemerkt Friedrich Schlegel **), daß Ariſtoteles, dem es bei aller Schärfe ſeiner Kritik doch an wahrem Sinn für den alten Naturgeſang fehlte, ſich durch den allgemeinen Hang ſeines Zeitalters, die homeriſche Poeſie zur Tragödie zu deuten, verleiten ließ, in der Ilias und Odyſſee Gedichte zu erkennen, die eine einzige Handlung in ihrer Ganzheit als Ganze darſtellten. Die eben mit Kraft und Herrlichkeit in das Leben getretene Tragödie ſuchte dadurch auch die Glorie einer alterthümlichen Begründung zu gewinnen, daß ſie ſich an die epiſche Poeſie, und namentlich an die homeriſche anknüpfte. In dieſem Sinne nannte Äſchylos ſeine Tragödien Brocken von dem großen Gaſtmahle des Homeros*); und ein gewiſſer Jonikos behauptete: Sophokles allein ſei ein Schüler des Homeros**). Daher denn vornämlich die Ilias ſo häufig als Tragödie bezeichnet wird, die Odyſſee zuweilen als Komödie, bei Ariſtoteles aber beide zur Tragödie, der Margites hingegen zur Komödie geordnet werden***). Plato iſt Ariſtoteles Vorgänger in der Zuſammenſtellung der epiſchen und dramatiſchen Poeſie unter das Grundgeſetz einer Einheit und Gänzheit der Handlung, obgleich er ſich weniger beſtimmt, als ſein Schüler, darüber ausſpricht****).

---

*) Das Wort Ἐποποιΐα iſt bekanntlich nicht etwa von Ariſtoteles gebildet oder zuerſt zur Benennung der homeriſchen Gedichte gebraucht worden. Schon Herodot (II. 116) bedient ſich deſſelben in der Bedeutung von epiſcher Poeſie; aber durch Ariſtoteles ward dieſes Wort ein Kunſtwort, zur Bezeichnung der von ihm aus der Ilias und Odyſſee abgezogenen Gattung der erzählenden Poeſie.

**) Geſchichte der epiſchen Poeſie ꝛc. Werke, B. III. S. 102 ff.

Übrigens geſchah zu Ehren der neuen Tragödie in dieſer Anknüpfung derſelben an die alte homeriſche Poeſie nicht mehr, als was vor ihr der lyriſchen Kunſt, der Geſchichte, theilweiſe der Philoſophie, und nach ihr der Rhetorik gegönnt wurde, nämlich den Homeros als ihre Grundlage und Urquelle geltend zu machen†). Und allerdings iſt die homeriſche Poeſie ihrer Natur nach ſo allgemein, daß man nur einſeitig zu ſein braucht, um in ihr jede einſeitige Richtung zu finden und zu verfolgen, und wer den Homeros den größten Tragiker nennt, hat eben ſo ſehr oder ſo wenig Recht, als wer in ihm den größten Geſchichtſchreiber, Philoſophen oder gar Panegyriker erkennt.

---

*) Athen. VIII. p. 357 ff.

**) Vita Sophocl.

***) S. den zwölften Abſchnitt der zweiten Abtheilung.

****) De Rep. III. p. 392 sq. X. p. 598. d. p. 605. c. p. 607. a. Phaedr. p. 268. c. d. An Nachſprechern des Plato und Ariſtoteles fehlt es nicht, bis in die Scholien hinein. S. z. B. die rhetoriſche Schrift, Plutarchs Leben des Homer, gegen Ende, Euſtathios in der Einl. der Ilias und die Schol. Venet. ad Il. α. 332.

†) Mehr hierüber bei Fr. Schlegel l. c. S. 92 ff.

Ariſtoteles behauptet, die Epopöe, als deren höchſte und reinſte Muſter er die Ilias und Odyſſee aufſtellt, unterſcheide ſich von der Tragödie nur durch Umfang und Metrum*). Demnach ſieht er in den beiden homeriſchen Gedichten: vollſtändige Darſtellungen einer einzigen Handlung. Hätte er doch auch nachgewieſen, wie eine ſolche Ganzheit und Einheit in der Ilias und Odyſſee gehalten ſei! Aber darüber ſchweigt er faſt ganz, oder berührt nur unklare Allgemeinheiten**). Was von den homeriſchen Epopöen in die tragiſche Einheit nicht hineinpaſſen will, das ſchützt er durch die Privilegien einer vielſeitigen Ausdehnung, einer epiſodiſchen Abweichung von dem Faden der Erzählung jener Handlungseinheit und anderer epiſcher Eigenthümlichkeiten. Auch fehlt es in der nähern Ausführung der Parallele ſeiner epiſchen und dramatiſchen Einheit nicht an einigen Widerſprüchen, z. B. in der Anerkennung einzelner ſelbſtändiger Theile in der Einheit der Ilias und Odyſſee*), und in der Abweiſung der epiſchen Zuſammenfügung im tragiſchen Gedicht**).

---

*) In der Beſtimmung des Umfangs folgt er ſeinem allgemeinen Geſetze der Schönheit, und verlangt demnach, daß Anfang und Ende einer Epopöe zuſammen überſchaubar ſein müſſe.

**) Seine Inhaltsanzeige der Odyſſee im 17ten Kapitel der Poetik giebt allerdings den Kern des Gedichts recht gut an. Aber wie Vieles gehört in die Epiſoden, wenn die Einheit der Handlung nach dieſer Inhaltsanzeige behauptet werden ſoll!

Wie dem aber auch ſei, ſo iſt nicht zu leugnen, daß die ariſtoteliſche Kunſtregel für die Epopöe, abgezogen aus einer unnatürlichen Zuſammenfügung einzelner natürlicher Geſänge zu einem künſtlichen Ganzen, die Quelle aller Irrthümer, Mißverſtändniſſe und Fehlgriffe geworden iſt, welche bis in die neueſte Zeit den Inhalt der Theorie und Geſchichte der epiſchen Poeſie ausmachen. Die Anſicht der homeriſchen Poeſie iſt aber durch ſie gänzlich verrückt worden. Denn, abgeſehen auch von dem Vorurtheile, welches die Parallele zwiſchen Epos und Drama erzeugte, ſo iſt durch Ariſtoteles Theorie das Unnatürliche und Unzulängliche der piſiſtratiſchen Zuſammenfügung der beiden epiſchen Körper als Kunſtgeſetz geheiligt worden, und das Naturgemäße und Unwillkürliche des urſprünglichen Geſanges wird zu künſtlichen Abſichten hinaufgeſchroben. Und ſolche Geſetze blieben in den folgenden Jahrhunderten dem griechiſchen Volke und ſeinen Nachahmern einzige Richtſchnur für die epiſche Kunſt, Geſetze, von denen man ſagen kann, daß der Zufall der Zuſammenſtellung natürlich getrennter, aber durch gleiche Natur leicht ſo oder anders vereinbarer Theile, und das Mißverſtändniß, welches dieſe Zuſammenſtellung für urſprünglich erkennt und dadurch die Natur zur Kunſt, den Geſang zu Schriftſtellerei und das Nothwendige zu einer willkürlichen Wahl macht, ſie erzeugt haben. Was bei einzelnen Geſängen aus einem Fabelkreiſe, welcher, als Kreis, keinen Anfang und kein Ende hat, natürlich und unumgänglich iſt, nämlich das Schweben in der Mitte und Fülle der umringenden Sage, das unmittelbare, unvorbereitete und einleitungsloſe Hineinfallen in die Handlung, das epiſodiſche Abſchweifen, das eigentlich hier kein Abſchweifen genannt werden kann, wo keine Einheit der Handlung oder des Helden eine beſtimmte Linie des Fortſchreitens zieht, dieſes Alles wird durch die ariſtoteliſche Theorie zu Kunſtgeſetzen geſtempelt. Und dieſe werden bald von griechiſchen und lateiniſchen Dichtern, glücklicher und unglücklicher, in Ausübung geſetzt. Solche Werke befeſtigen dann das Vorurtheil des Geſetzgebers. Denn je mehr die aus den homeriſchen Gedichten in ihrer piſiſtratiſchen Zuſammenſtellung abgezogenen Regeln in ganzen Kunſtwerken beobachtet werden, deſto mehr zeigt ſich dem vergleichenden Blicke auch in jenen die ariſtoteliſche Einheit und Ganzheit*).

---

*) Poet. c. 26 gegen Ende.

**) Poet. c. 18.

---

*) Die Späteren haben die ariſtoteliſchen Mißverſtändniſſe bedeutend überſpannt. Die Vergleichung der homeriſchen Gedichte mit der Äneis trug Stoff vollauf zu neuen ſchiefen Parallelen herbei. Euſtathios in der Einleitung zur Odyſſee ſagt, es ſei eine epiſche Schönheit, wider die Natur in der Mitte anzufangen, und bei Cicero heißt, das Erſte zuletzt erzählen, homeriſch. Cic. ad Attic. I. 16.

Siebenter Abſchnitt.

Die homeriſchen Geſänge in ihrer Vereinigung.

Das ariſtoteliſche Mißverſtändniß über die homeriſche Poeſie iſt, wie ſchon bemerkt, unter den Alten und Neueren in der Theorie des Epos herrſchend geworden und hat die Geſchichte dieſer Dichtungsart größtentheils geſtaltet. Wie wenig einzelne Widerſprüche gegen die allgemeine Meinung von der Einheit und Ganzheit der beiden Gedichte und der Perſon des Homeros, als ihres Dichters, in und nach dem alexandriniſchen Zeitalter Einfluß und Ehre gewinnen konnten, iſt ebenfalls an vielen Stellen dieſer Unterſuchungen gezeigt worden. Nun aber tritt uns die gewichtige Frage entgegen: wie geſtalteten ſich die einzelnen homeriſchen Geſänge zu einer Ilias und Odyſſee? Wir können zwar dieſen Gedichten jene ariſtoteliſche Einheit der vollſtändigen Handlung keinesweges zuſchreiben; aber eben ſo wenig dürfen wir in ihnen einen gewiſſen Zuſammenhang der Theile, ein gegenſeitiges Aufnehmen und Ergänzen, eine natürliche Aufeinanderfolge verkennen. Wir bemerken allerdings mancherlei in beiden Gedichten, kleinere Stellen und ganze Rhapſodien, welche ohne Nachtheil, ja zum Vortheile der Einheit einer vollſtändigen Handlung, ausgemärzt werden könnten; wir können keinen Anfang und keinen Schluß in der Ilias entdecken, mögen wir die Einheit derſelben in einem Helden oder in einer Handlung ſuchen, und die Odyſſee endlich müßte, ſelbſt nach der ariſtoteliſchen Inhaltsanzeige ihrer Handlung*), mit der vollbrachten Rache des Odyſſeus an den Freiern ſchließen. Dagegen muß aber wieder eingeſtanden werden, daß der kleine Kreis oder der Kreisabſchnitt, welchen die beiden Gedichte in den beiden großen Sagenkreiſen des trojaniſchen Krieges und der Heimkehr der griechiſchen Helden aus demſelben beſchreiben, wenigſtens keine Lücke, nichts Stückhaftes und ſich im Großen Widerſprechendes zeigt. Sollen wir alſo annehmen, daß dieſer Zuſammenhang von den Diaſkeuaſten bei der piſiſtratiſchen Sammlung der homeriſchen Geſänge erſt gemacht worden ſei? Dadurch wäre das Wie der erſten Frage nicht beſeitigt, und wir möchten in der Behauptung dieſer Annahme wohl in den Irrthum verfallen, die natürliche Schöpfungskraft des epiſchen Geſanges in ſeiner Zeit und ſeinem Volke mit einer ſpäten künſtlichen Nachahmung deſſelben in einer Welt zu verwechſeln, für welche der eigentliche Lebensgeiſt des Epos ſchon erſtorben war. Einzelne, ihrem poetiſchen Gehalte nach nicht bedeutende Stellen von geringem Umfange konnten in dem Zeitalter des Solon und Piſiſtratos und auch wohl noch ſpäter, zum Behufe einer glatten Verbindung der zuſammenzufügenden Theile gedichtet werden; man konnte damals Geſänge trennen und in die dadurch entſtandenen Zwiſchenräume andre Stellen aus andern Geſängen einfügen, um dadurch den Zuſammenhang der neuen Gedichte zu fördern; man mag auch zu gleichem Zwecke einzelne Stellen und Verſe geſtrichen haben: aber große verbindende Theile konnten nicht mehr geſchaffen werden; ganze Geſänge können nur aus der Zeit und Welt des Geſanges herrühren*). Die Diaſkeuaſten werden übrigens um ſo weniger verlegen geweſen ſein, verbindende und ausfüllende Stellen in ihre Ilias und Odyſſee einzuweben, da ſie ſolche faſt überall aus homeriſchen Verſen ſelbſt zuſammenſetzen konnten. Denn die eintönige Gleichmäßigkeit des epiſchen Geſanges bringt es mit ſich, daß die vielen häufig wiederkehrenden Darſtellungen von Verſammlungen, Kämpfen der Menge oder unbedeutender Streiter, Abendmahlzeiten, Spielen, Sendungen, Aufgängen und Niedergängen der Sonne und dergleichen mehr ſich beinahe immer derſelben Worte und Bilder bedienen, ohne nur im Geringſten durch Wechſel intereſſant werden zu wollen. Daraus läßt es ſich wohl erklären, wie es vielen ſpäten Rhapſoden und ſelbſt den Diaſkeuaſten möglich ſein konnte, im Geiſte des alten homeriſchen Geſanges hier und da auszufüllen und zu ergänzen. Ihre Verſe waren meiſt nicht mehr und nicht weniger, als homeriſche Cento's.

---

*) Poet. c. 17. Vergleiche W. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee. S. 24 ff. Wahrſcheinlich erkannte alſo Ariſtoteles die Unächtheit des Schluſſes der Odyſſee, wie die beiden Alexandriner, an.

---

*) Das von den beiden Alexandrinern Ariſtophanes und Ariſtarch ausgeworfene und von Ariſtoteles wahrſcheinlich nicht anerkannte Schlußſtück der Odyſſee iſt hier wohl als einzige Ausnahme zu nennen, und dieſes macht ſich auch deswegen ſelbſt dem oberflächlichen Kenner der homeriſchen Poeſie und Sprache als unhomeriſch bemerklich. Nach Spohn's trefflicher Arbeit über dieſen Gegenſtand bedarf es hier keiner näheren Ausführung unſrer Andeutung.

Es kann aber nicht in Zweifel gezogen werden, daß in der Natur der homeriſchen Geſänge ſelbſt ein gewiſſer Zuſammenhang im Großen gegründet iſt, und daß ſie, ohne zwar die künſtliche Abſicht zu verfolgen, zwei durch die Einheit einer vollſtändigen Handlung geſchloſſene Ganze zu bilden, ſich doch, vermöge ihrer urſprünglichen Geſtaltung, etwa ſo aneinander reihen, wie die Romanzenſammlungen der neueren Poeſie, vornämlich die ſpaniſchen, welche in mehreren ſelbſtändigen Liedern Szenen und Thaten eines Kampfes oder eines Helden ſchildern. Indeſſen iſt dieſe Vergleichung doch nur einſeitig und kann leicht mißverſtanden werden: denn der Anfang und Schluß ſolcher Romanzenſammlungen, z. B. der bekannteſten vom Cid, ſind doch immer abſchließender, als in der Ilias und Odyſſee, und der Zuſammenhang der ſehr kleinen Lieder iſt urſprünglich ſchon mehr gemacht, als entſtanden.

Unſre Anſicht von dem urſprünglichen Zuſammenhange der homeriſchen Geſänge iſt folgende *). Wenn ein ganzes

---

*) Vergleiche Fr. Schlegel's Geſchichte der epiſchen Poeſie, achtes Kapitel.

Jahrhundert *) in einer und derſelben Sängerſchule und demnach in einer Grundweiſe einen oder zwei Sagenkreiſe, welche die lebendigſten und beliebteſten der Zeit ſind, beſchreibt, ſo läßt ſich wohl erwarten, daß auch die einzelnen Geſänge deſſelben ſich zu größeren und kleineren Kreiſen, unbeſchadet ihrer beſondern Selbſtändigkeit und ohne alle künſtliche Abſicht, zuſammenſchließen. Bald knüpft die Perſon eines Helden, bald eine That oder Begebenheit, welche zu weit iſt, um ſich in den Umfang eines Vortrags einzwängen zu laſſen, mehrere Geſänge zuſammen, und die Neugier der Hörer, wie die in der vollen Sage ſchwebende Begeiſterung des Sängers, leiten natürlich immer zu den abgeriſſenen Fäden zurück und dulden keine Lücke in dem epiſchen Kreiſe der Geſänge. Aber freilich wird dieſer natürliche Zuſammenhang niemals genealogiſch oder ſtreng chronologiſch werden, wie der in den ſpätern Cyklikern, deren geſchichtliches Verfahren dem Charakter der alten epiſchen Poeſie ſchnurgerade widerſpricht. Der Zuſammenhang jener alten Geſänge iſt ein poetiſcher, welcher ohne abſchneidende Bezeichnung eines Anfanges und Schluſſes, aus dem Mittelpunkte des großen Sagenkreiſes hervorgeht, und ſich ohne beſtimmte genealogiſche oder chronologiſche Richtung, abwechſelnd bald nach dieſer, bald nach jener Seite, in demſelben bewegt und verbreitet. Aber eben darum, weil Alles von einem Mittelpunkte aus beſchrieben wird, hängt auch Alles in dieſem Mittelpunkte zuſammen. Der Cykliker hingegen löſet die Umfangslinie des Kreiſes ab und

---

*) Alſo etwa von der Mitte des zehnten Jahrhunderts bis in das Zeitalter des Lykurg hinein.

macht ſie zu einer geraden Linie, die er nun in ſeiner Erzählung vom Anfangspunkte bis zum Ende verfolgt.

Wenn wir uns von dem ſpäter angefügten Proömium der Ilias und von dem Vorurtheile der ariſtoteliſchen Einheit nicht verführen laſſen, den **Zorn des Achilleus** als vollſtändige Handlung des ganzen Gedichts anzuerkennen*), ſo werden wir ſehen, daß dieſe Sammlung der iliſchen Geſänge die Thaten und Schickſale der größten griechiſchen und trojaniſchen Helden und die Begebenheiten auf dem Olymp, im Lager und in der Stadt, welche auf den Kampf der beiden Heere und ihrer Anführer Bezug und Einfluß haben, in einer Periode des langen Krieges darſtellt, welche von dieſer und jener Seite die höchſten Anſtrengungen, Erfolge und Unglücksfälle herbeiführte**). Dieſe Periode beginnt mit dem Ausbruche des Zwiſtes zwiſchen Agamemnon und Achilleus und ſchließt mit dem Tode des Hektor. Denn durch dieſen Tod hört das Gleichgewicht zwiſchen den Streitenden, wenigſtens im Sinne der Dichtung, auf, und ſomit hat auch die heroiſche Glorie der Achäer, und namentlich des Achilleus, mit Hektors Falle ihren Gipfelpunkt erreicht. Einen andern Zuſammenhang zwiſchen den

---

*) Dieſer Zorn, in Verein mit dem Aufgeben deſſelben, nimmt etwa ein Viertheil der Ilias ein, Alles dazu gerechnet, was im Himmel und auf Erden mit ihm in nothwendigem Zuſammenhange ſteht.

**) Nach Il. β. 295 und ω. 765 gehört die Handlung der Ilias in den Lauf des zehnten Kriegsjahres, und wahrſcheinlich haben die Ordner des Gedichtes auch die Idee an eine Jahreszeit, den Sommer, feſtgehalten. S. Wood. p. 227. Das Austreten der Flüſſe in Il. ρ. erinnert jedoch an den Herbſt, und aus Il. ξ. 346—351 haben Einige auf Frühlingszeit geſchloſſen. S. Clarke und Ernesti ad Il. α. 425. Heyne Excurs. I. ad Il. σ.

Geſängen der Ilias wiſſen wir nicht zu entdecken, und es ſteht ſogar noch zu beweiſen, ob alle Geſänge, deren Vereinigung unſre Ilias gebildet hat, urſprünglich in die eben bezeichnete Periode der Zeit des trojaniſchen Krieges gehören, nämlich in die wenigen Tage zwiſchen dem Ausbruche des Zwiſtes der beiden Könige und dem Tode des Hektor. Allgemeiner Natur und ohne alle Berührung mit der Zeit und Handlung der Ilias iſt der *Schiffskatalog*, welcher als Einleitung vor jedem epiſchen Gedichte ſtehen könnte, welches frühere oder ſpätere Perioden des trojaniſchen Krieges umfaßte; und die *Doloneia*, welche nach ſichern Ausſagen der Alten nicht in den Kreis der Ilias gehören, ſondern ein eigenes kleines Epos bilden ſoll, iſt freilich in eine Nacht der Ilias eingeſchoben: aber die vorhergehenden und nachfolgenden Tage wiſſen auch nichts von ihr *). Eben ſo könnten manche Kämpfe der einzelnen Helden leicht und mit wenigen ganz unweſentlichen Veränderungen in einen Kreis verſetzt werden, welcher eine frühere Periode des Krieges beſchriebe; wie ſich denn überhaupt die Ἀριστεῖαι und Μάχαι am deutlichſten als ſelbſtändige Geſänge kund geben, ohne daß wir deswegen behaupten wollen, die ganze Ilias ſei aus lauter ſolchen Theilen zuſammengeſetzt. Denn das ſtrenge Feſthalten *einer* Perſon

---

*) Die wenigen Anſpielungen auf den Zorn des Achilleus in dem erſten Theile dieſes Geſanges müſſen wir dann als diaſkeuaſtiſche Arbeit anſehn. Hektors Verſprechen, dem Dolon das Geſpann des Achilleus zum Lohne der nächtlichen Kundſchaft zu geben, ſcheint in der That darauf hinzudeuten, daß die *Doloneia* in eine Periode des Krieges gehört, welche den Achilleus noch unter den Kämpfenden hatte.

oder einer Gattung von Thaten und Begebenheiten iſt ebenfalls mehr cykliſch, als homeriſch.

Der Zuſammenhang, oder, wenn man ihn ſo nennen will, die poetiſche Einheit der Odyſſee, iſt, der Natur ihres Sagenkreiſes zufolge, überſehbarer und leichter nachweislich, als in der Ilias. Dennoch kann gar Vieles aus der Odyſſee hinweggenommen werden, ohne dieſen Zuſammenhang zu ſtören, z. B. die erſten vier Geſänge mit der vorderſten Hälfte des funfzehnten*). Freilich geben dieſe Stücke eine Art von Einleitung zu der Heimkehr und Rache des Odyſſeus, und bilden inſofern das Lokal und die Szenerie für die folgende Haupthandlung aus. Die homeriſche Poeſie bedarf aber einer ſolchen Einleitung nicht: in der Ilias fehlt ſie gänzlich, und es wird in dem erſten Geſange derſelben faſt eben ſo viel Geographiſches, Geſchichtliches und Genealogiſches über den trojaniſchen Krieg und deſſen Helden vorausgeſetzt, als in einem der mittleren. Ja ſelbſt die bezeichneten Geſänge der Odyſſee ſind als Einleitung ſo wenig genügend, daß ſie, ohne Hülfe des Proömiums, recht eigentlich wie eine Fortſetzung anheben**), und die Namen Troja, Odyſſeus, Ithaka, Penelope, Ogygia u. a. m. als bekannt aus dem

---

*) Oder wenigſtens die Reiſen des Telemach. Jedoch ſcheint ein urſprünglicher Zuſammenhang zwiſchen dieſen Reiſen und den Begebenheiten auf Ithaka nach Odyſſeus Rückkehr obzuwalten. Nur die Erzählung der Irrfahrten des Helden bildet ein ganz in ſich abgeſchloſſenes Epos.

**) Jedoch müſſen wir nicht glauben, daß die Geſänge der Odyſſee ſich, als ſolche, an frühere Νόστοι anſchließen. Nur in der Sage iſt daher eine Anknüpfung gegründet, und auf dieſe deutet das ἔνθα des Anfangs der Odyſſee.

Vorigen vorausſetzen. So werden wir nach wenigen Verſen, die uns keinen feſten Stand auf Erden bereitet haben, in den Olymp geführt, wo wir uns erſt allmählig orientiren. Ich frage, ob eine mit der Götterverſammlung des fünften Geſanges, einer unveränderten und daher überflüſſigen Wiederholung der erſten, anfangende Odyſſee weniger oder mehr Anſprüche an ihre Hörer auf Vorwiſſen der zu erzählenden Sage macht, als das Gedicht in ſeiner jetzt gültigen Vollſtändigkeit? Gewiß könnte auch das Proömium, wenn man es als urſprünglich beſchützen wollte, auf das paßlichſte mit jenem Anfange in Verbindung geſetzt werden. Demnach iſt alſo an die Abſicht einer einleitenden Grundlage für die Haupthandlung in der Odyſſee nicht zu denken; und wie ihr Anfang, ſo kann auch ihr Schluß, ohne Nachtheil des Zuſammenhangs oder der Einheit und Ganzheit des Gedichts, hinweggeſchnitten werden, und daß die alexandriniſchen Kritiker das letzte Wagſtück wirklich vollführt haben, iſt ſchon öfter erwähnt worden *).

Der Hauptgeſichtspunkt, welchen wir bei der Betrachtung des Zuſammenhanges der homeriſchen Geſänge niemals verlieren dürfen, zeigt dahin, daß die Ilias und Odyſſee keinesweges zufällige und willkürliche Zuſammenwürfelungen einzelner Geſänge ſind, welche vor ihrer ſchriftlichen Vereinigung durchaus keine Berührung oder

---

*) Nicht, daß ſie den Schluß in den Exemplaren des durch ſie rezenſirten Textes wegließen, — das hätte ſich wohl das Publikum nicht gefallen laſſen, — ſondern ſie bezeichneten ihn nur beſtimmt als unhomeriſch. Ariſtarch's Abtheilung der beiden Gedichte nach den 24 Buchſtaben des Alphabets widerſpricht ſchon genugſam der erſten Vorausſetzung.

Verwandtſchaft mit einander gehabt, ſondern welche ihren ganzen Zuſammenhang der verfälſchenden Arbeit ihrer Sammler und Diaſkeuaſten zu verdanken hätten. Vielmehr ſchließen ſie ſich, ihrer Natur, ihrem Urſprunge und ihrer Fortpflanzung zufolge, zu zwei Kreiſen zuſammen, ohne jedoch — dies iſt eine Hauptrückſicht — künſtliche Ganze im Sinne der ariſtoteliſchen Theorie bilden zu wollen.

Daß die Rhapſoden ſeit dem Geſetze des Solon und die Sammler und Diaſkeuaſten unter Piſiſtratos in Änderungen, Verbindungen, Trennungen und Verſetzungen nicht eben ſehr frei und gewaltſam mit den alten homeriſchen Geſängen geſchaltet haben, geht unter andern auch daraus hervor, daß ſie noch ſo manche Spuren von Fugen und Lücken in ihrer Arbeit gelaſſen, und nicht einmal alle Widerſprüche der einzelnen Geſänge unter ſich in den beiden ganzen Gedichten gehoben haben*). Ueberhaupt aber hat ſich, wie wir ſchon oben bemerkt haben, die Zuſammenfügung der homeriſchen Geſänge zu einer Ilias und Odyſſee wohl allmählig und ſchon von dem Zeitalter des Homeros und der Homeriden an gleichſam wie von ſelbſt gemacht. Solons Geſetz und Piſiſtratos Niederſchreibung erweiterten und befeſtigten den herkömmlichen Verein, aber ſie erſchufen ihn nicht erſt nach ihrer Willkür, und das Nachhelfen der Diaſkeuaſten gründete ſich vielleicht ſchon auf den Glauben an einen urſprünglich durchgängigen und ſpäterhin hier und da zerriſſenen Zuſammenhang der alten Geſänge*). Denn was ſich von dieſen Geſängen der homeriſchen Schule als das Vorzüglichſte und daher mit des größten Dichters Namen Gekrönte in dem Munde der Sänger und Rhapſoden nach dem Zeitalter der Schrift hinüberrettete, war ohne Zweifel ſchon ſehr frühe als ein geſchloſſener Kreis des Beſten in einem gewiſſen Zuſammenhange fortgepflanzt worden, und eine eigene Kaſte, die Homeridenſchule, erſcheint uns als Wächterin und Ordnerin dieſes Schatzes. Man nahm auch vielleicht ſchon vor der Niederſchreibung der Ilias und Odyſſee manches ſchwächere und ärmere Geſangſtück als homeriſch in dieſe Kreiſe auf, eben um keine großen Lücken in denſelben zu haben; und gewiß ſchloſſen ſich wenigſtens anfänglich mehrere Rhapſodien, ihrem Inhalte nach, zu kleineren Ganzen, die man Rhapſodiengruppen nennen könnte, zuſammen. Dergleichen bemerken wir vornämlich in der Odyſſee, z. B. die Gruppen der Reiſen des Telemachos, der Selbſterzählung des Odyſſeus von ſeinen Irrfahrten, der Heimkehr und Rache des Helden ꝛc.**)

---

*) S. den achten Abſchnitt dieſes Buches.

Weniger auffallend bemerklich ſind ſolche Rhapſodiengruppen in der Ilias, welche ihrem Stoffe nach vielſeitiger, verbreiteter und abſchweiſender iſt, als die Odyſſee. Dennoch bilden die großen Hauptſchlachten in der jetzigen Anordnung ähnliche Abſchnitte. Aber es ſcheint, daß die ſchriftliche Zuſammenfügung manche alte Rhapſodiengruppe der iliſchen Geſänge, durch Trennungen und dazwiſchen geſchobene Theile einzelner ſelbſtändiger oder aus andern Gruppen herausgeriſſener Stücke, aufgelöſt habe, um dem ganzen Gedicht eine durchgängige Zeitrechnung zu verſchaffen*). So hat vielleicht der Zorn des Achilleus und ſeine Ausſöhnung mit den bedrängten Griechenfürſten eine Rhapſodiengruppe gebildet, welche bis zu dem Tode des Hektor gereicht haben mag, und die Patrokleia ſcheint, wie ſchon oben bemerkt worden iſt, den ſechzehnten, ſiebzehnten und dreiundzwanzigſten Geſang nach der jetzigen Abtheilung entweder als ein ſelbſtändiges Epos, oder als ſolche Gruppe umfaßt zu haben**).

---

*) Von dieſem Glauben iſt der ariſtoteliſche an eine Kunſteinheit der beiden Gedichte noch ſehr verſchieden.

**) Solche Rhapſodiengruppen führen auch auf die Unterſcheidung mehrerer Sänger, namentlich in der Ilias; und es gehört eben kein hoher Grad von kritiſchem Scharfblicke dazu, um die vorletzte Rhapſodiengruppe dieſes Gedichts (vom elften Geſange bis zum Schluſſe des achtzehnten) mit ihrem Glanze und ihrer Fülle von der Schlußgruppe zu ſondern, deren Ton matter und deren Darſtellung viel kompendiöſer iſt. Mehr darüber im neunten Abſchnitte dieſer Abtheilung.

Endlich iſt auch noch zu bedenken, daß in dem Zeitalter des Solon und Piſiſtratos die homeriſchen Geſänge, als ſolche, als die Werke eines Homeros, in dem größten Theile Kleinaſiens und Griechenlands, und namentlich auch in Athen, ſchon zu bekannt und geehrt waren, als daß die Sammler und Diaſkeuaſten es damals hätten wagen und durchſetzen können, bedeutende und gewaltſame Veränderungen in denſelben nach ihrer Willkür zu machen. Einzelne Verſe, verbindende Stellen von allgemeinem, wenig hervorſtechendem Inhalt, und Verſetzungen in der alten Aufeinanderfolge der Geſänge ließ man ſich in der neuen Zuſammenordnung wohl gefallen: aber gewiß nicht mehr, keinen ganz neuen Geſang, kein Herauswerfen eines alten bekannten. Sonach ſcheint es uns, daß die Vereinigung und Reihenfolge der Geſänge der Ilias und Odyſſee, wenn wir über Einzelheiten hinwegſehen, ſich ſchon viel früher geſtaltet haben, als in dem Zeitalter ihrer Niederſchreibung. Solons Geſetz und die Diaſkeuaſe unter Piſiſtratos vervollſtändigten und befeſtigten, was die Natur der epiſchen Geſänge theils in ſich trug, theils die Zeit durch deren Fortpflanzung allmählig vorbereitet hatte. Ariſtoteles Theorie von der Epopöe machte den natürlichen Zuſammenhang zu einer Kunſteinheit, und Ariſtarchos gab dieſer durch ſeine Bücherabtheilung endlich auch eine äußere Symmetrie.

---

*) So erfahren wir z. B. aus den venezianiſchen Scholien zu Il. ζ. 119, daß die Epiſode von Glaukos und Diomedes nach Einigen in eine andre Stelle der Ilias einzuſchieben ſei. Vergl. Heyne zu dieſer Stelle, und was bei uns über die Ἀριστεία Διομήδους im dritten und achten Abſchnitte der zweiten Abtheilung geſagt worden iſt.

**) Indeſſen gehört der dreiundzwanzigſte Geſang wohl nicht dem Sänger der beiden andern an, und wir haben deswegen die Patrokleia lieber als Gruppe, denn als ein Epos zu betrachten. Vergl. Heyne zu Il. ψ. 257.

Achter Abſchnitt.

Spuren der ſpäteren Zuſammenfügung der homeriſchen Geſänge.

Die alexandriniſchen Kritiker haben, wie wir aus den Scholien erfahren, manche Stellen in den beiden homeriſchen Gedichten als unächte Einſchiebſel bemerklich gemacht, denen wir es anſehen können, daß ſie in keiner andern Abſicht eingeſchoben ſind, als um eine zu ſchroff und hart ſcheinende Verbindung zweier Geſänge zu ebenen oder zu glätten, zuweilen auch, um den gänzlich fehlenden Zuſammenhang zwiſchen den ineinanderzufügenden Stücken zu bewerkſtelligen. Wir erinnern zuerſt an die dreizehn Verſe in Ilias σ (356—368), welche eine, wenn auch ſehr loſe und ungefüge Verbindung zwiſchen der Klage um den Tod des Patroklos auf Erden und der Beſtellung einer Rüſtung für den Achilleus in der olympiſchen Schmiede des Hephäſtos bilden*). Nehmen wir alſo an, daß eine Πατρόκλεια mit dem Verſe 355 abgebrochen wird, mag nun dieſes Epos hier wirklich geſchloſſen ſein, oder der dreiundzwanzigſte Geſang mit dazu gehören, wenn wir es als Rhapſodiengruppe betrachten wollen, ſo iſt wenigſtens das Einfallen des neuen Epos, der Ὁπλοποιΐα, als eines zu der Rhapſodiengruppe der Ἀχιλληΐς gehörigen Stückes, in dieſer Fuge ganz deutlich zu bemerken**). Aber auch mit den dreizehn Verſen, welche die Fugenlücke ausfüllen ſollen, iſt immer noch ein jäher und ſpringender Uebergang vorhanden. Wir werden, ohne daß eine Lokalveränderung auch nur im Geringſten angedeutet wird, von der Erde nach dem Olymp entrückt, und dort finden wir Zeus und

---

*) Alſo zwiſchen der Πατρόκλεια und der Ὁπλοποιΐα. Ueber die Ungeſchicklichkeit des Diaſkeuaſten, welchem wir dieſe Stelle verdanken, ließe ſich vieles ſagen, wenn nicht Heyne ſchon alles Mögliche beigebracht hätte. S. deſſen Observ. ad l. c. und ad Il. π. 432. Vergl. Wolf. Prol. p. 131. Köppen ad l. c. Merkwürdig iſt es, daß der Uebergangsvers 356 in einer ähnlichen Fugenſtelle Il. π. 432 wiederholt gefunden wird, welche mit der in Il. σ. korreſpondirt. Daß dergleichen Einſchiebſel übrigens älter ſind, als Plato, geht hervor aus deſſen Resp. III. p. 388 c.

**) Dieſe Rhapſodiengruppe hat ſich aber wahrſcheinlich erſt ziemlich ſpät gebildet. Denn die Ὁπλοποιΐα ſetzt eine Kunſtkultur voraus, die im homeriſchen Zeitalter weder unter den aſiatiſchen Griechen, noch auch unter ihren barbariſchen Nachbarn geſucht werden kann. Mag man daher auch der Phantaſie des Sängers alles einräumen, was das Schild des Achilleus zu einem Götterwerke macht, ſo kann doch eben dieſe Phantaſie nur durch das Anſchauen ähnlicher Menſchenwerke aufgeregt worden ſein, und dieſe Rückſicht zwingt uns, die Ὁπλοποιΐα zu den ſpateſten Einwüchſen in die homeriſchen Geſänge zu zählen. S. Heyne Excurs. III. ad Il. σ. Heyne verweiſt die Ὁπλοποιΐα in das Zeitalter des Solon.

Here beiſammen, welche, nach einem überaus kurzen Wortwechſel, eben ſo ſchnell wieder verſchwinden; und nun iſt die Szene mit einem Bindewörtchen flugs in die Werkſtatt des Hephäſtos übergeſpielt. Hier beginnt die eigentliche *Ὁπλοποιΐα*, vielleicht mit Weglaſſung einiger ſelbſtändigen Anfangszeilen*), mit dem Verſe 369.

Einen ähnlichen Sprung entdecken wir im vierten Geſange der Odyſſee (620—624), wo wir plötzlich aus dem ſchönen Wechſelgeſpräch zwiſchen dem Menelaos und dem Telemachos herausgeriſſen und mit der loſen Verbindung eines *δὲ* nach Ithaka in das wüſte Treiben der Freier verſetzt werden. Zwiſchen Sparta und Ithaka ſtehen jetzt die angegebenen fünf Bindeverſe, welche ſich auf die zu Anfange des Geſanges erwähnte, nachher aber ganz ſpurlos verſchwundene Hochzeit im Hauſe des Menelaos beziehen. Dieſe ganze Hochzeit aber halten ſchon einige Kritiker des Alterthums für eine Interpolation, und als eine ſolche macht ſie ſich in ihrer vereinzelten und verbindungsloſen Stellung und in ihrer Sprache und Poeſie geltend genug**). In dieſer Verbindung iſt die Lücke, ihre Ausfüllung und die Abſicht des zuſammenfügenden Diaſkeuaſten noch mehr in die Augen fallend, als in der zweckloſeren und ungeſchickteren Fugenſtelle der Ilias. Die königliche Hochzeit, welche ſo plötzlich aus Aller Augen und Köpfen gerückt iſt, daß nicht einmal der Vater des Bräutigams und der Braut dieſes Doppelfeſtes in ſeinem Hauſe auch nur mit einem Worte gegen den unerwartet aber willkommen erſchienenen Telemachos Erwähnung thut *), dieſe Hochzeit will der Fugenfüller, dem wir die fünf Verſe (620—624) verdanken, in unſer Gedächtniß zurückführen, ehe er uns nach Ithaka überſpringen läßt. Aber wir haben das große Feſt in der That ſchon ſo gänzlich vergeſſen, daß wir zweifelhaft ſind, ob wir den Schmausapparat mit den Ziegen und dem Weine und Brote nicht gar ſofort nach Ithaka verſetzen ſollen **). Gewiß bricht alſo das Epos oder die Rhapſodiengruppe von den Reiſen des Telemachos mit dem Verſe 619 ab, um ſich erſt im funfzehnten Geſange wieder in den Zuſammenhang des Ganzen einzufügen. Dies iſt um ſo deutlicher nachzuweiſen, da die zwiſchen Telemachos Unterhaltung mit dem Menelaos und ſeiner Abfahrt aus Sparta eingeſchobenen Geſänge von dem Aufenthalte des Odyſſeus in Ogygia, ſeiner Abreiſe nach Scheria, ſeinem dortigen Verweilen und ſeiner Heimkehr nach Ithaka, einen überaus ſeltſamen und unerklärlichen Zeitwiderſpruch mit der Reiſe des Telemachos in der Chronologie der Odyſſee erzeugen. Denn dieſe Reiſe, welche er, wegen der bedrängten Lage des väterlichen Hauſes, auf das eiligſte zurückzulegen geſonnen war, ſo daß er wohl hoffen konnte, er werde zurückgekehrt ſein, ehe Penelope ihn vermißt und nach ihm gefragt haben möchte *), dieſe Reiſe müßte, in Verbindung geſetzt mit der Zeitrechnung der zwiſchen Telemachos Heimkehr eingeſchobenen Begebenheiten des Odyſſeus, ſiebenunddreißig Tage dauern **). Und zwar erſcheint dieſe Verzögerung der Abreiſe aus Sparta um ſo unbegreiflicher, da Telemachos, nachdem er es dem bittenden Menelaos abgeſchlagen hat, elf oder zwölf Tage bei ihm zu bleiben, nachmals an dreißig Tage, ohne alle Aufforderung und Veranlaſſung, ſo müßig in Sparta liegt, daß der homeriſche Sänger, welcher ſonſt ſeine Helden von Tag zu Tag und von Nacht zu Nacht auf das genaueſte zu begleiten pflegt, dieſe dreißig Tage gänzlich übergeht, als ob er des Telemachos durchaus vergeſſen habe, ſobald der Hauptheld in die Szene getreten iſt ***). Nachdem nun ſchweigender Weiſe, durch die bis zum funfzehnten Geſange, welcher den Telemachos wieder vorführt, geſchehenen Begebenheiten, dreißig Tage dem eiligen Reiſenden in Sparta verfloſſen ſind, erſcheint ihm Athene im Traum und ermahnt zur ſchleunigen Heimkehr, ohne der langen Säumniß nur im Geringſten ſcheltend zu erwähnen, und auch Menelaos weiß nichts von dem dreißigtägigen nutzloſen Aufenthalte des jungen Reiſenden in ſeinem Hauſe*). Denn ſein Grundſatz iſt:

---

*) Oder eines eigenen Proömiums.

**) Von den drei Verſen 17, 18 und 19 wird namentlich erzählt, daß Ariſtarch ſie aus der *Ὁπλοποιΐα* (604) herausgenommen und in die Hochzeit eingeſchoben habe. Dazu fügte er die beiden vorhergehenden Verſe, deren alter Stand oder neuer Urſprung nicht angegeben wird. Athen. IV. p. 180 sq. Vergl. Wolf. Proleg. p. 263. 264. B. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee, p. 59 ff.

---

*) Daher weiß dieſer auch nichts von dieſem Feſte zu erzählen, wo er Bericht von ſeiner Reiſe abſtattet. Od. ρ. 118 ff.

**) S. Wolf. Proleg. p. 131 ff.

---

*) S. Od. β. 373 sq. γ. 313 sq. δ. 594 sq.

**) Die genaueſte Berechnung giebt W. Thierſch: Urgeſtalt der Odyſſee, S. 130 ff. Koes hat ſich um 2 Tage verrechnet, und läßt den Telemach nur 28 Tage in Sparta liegen. Ohne die Verbindung mit den Begebenheiten des Odyſſeus zu berückſichtigen, dauert Telemach's Reiſe 7 Tage. S. Od. β. 434. γ. 1—396. 404—490. 491—δ. 305. δ. 305—793. ο. 56—188. 189—493. 495. Die dreißig Tage der müßigen Ruhe des Telemach in Sparta ergeben ſich aus der Zeitrechnung des fünften Geſanges bis zum Schluſſe des vierzehnten. S. Od. ε. 1—225. 265. 279. 323—91. ζ. 170. η. 267. ϑ. 1—ν. 17. ν. 17—79. 95. ξ. 457.

***) Eine einzige Aeußerung der Athene in Od. ν. 419 ff. erinnert an ihn, und zwei Verſe (421. 22.) bereiten ſogar auf ſein müßiges Raſten in Sparta vor. Man möchte daher vermuthen, daß dieſe interpolirt wären.

> Ich ſelbſt ja table mit Unmuth
> Einen bewirthenden Mann, der uns durch läſtige Freundſchaft
> Läſtige Feindſchaft beut; denn gut bei Allem iſt Ordnung.
> Traun gleich arg ſind beide: wer ſeinen verziehenden Gaſtfreund
> Heimzukehren ermahnt, und wer den eilenden aufhält.
> Bleibt er, ſo pflege des Gaſtes, und will er gehen, ſo laß ihn**).

Dieſe Rede würde trefflich als Antwort auf die Entſchuldigung des Telemachos paſſen, mit welcher dieſer die Bitte des Menelaos, elf bis zwölf Tage bei ihm zu verweilen, abweiſt, ſo daß alſo höchſtens eine Nacht zwiſchen dem abgebrochenen vierten Geſange (V. 619) und der Fortſetzung deſſelben Epos im funfzehnten verfloſſen zu ſein ſcheint. Auf dieſe Weiſe unter ſich verbunden, ohne in gemeinſchaftliche Zeitrechnung mit den dazwiſchen geſchobenen Geſängen zu treten, hinge das Epos von den Reiſen und der Heimkehr des Telemachos ohne Schwierigkeit zuſammen***). Wer ſollte alſo hier nicht auf die ſpätere Zu-

---

*) Vielmehr ſagt er V. 67:

> Fern, Telemachos, ſei's, dich länger allhier zu verweilen,
> Wenn du nach Hauſe dich ſehnſt.

Zu vergleichen iſt auch der Bericht des Telemach von ſeiner Reiſe in Od. ρ. 108 ff. und namentlich 148 ff.

**) Od. ο. 69 ff.

***) Der neue Vorſchlag des Menelaos im funfzehnten Geſange, den Telemach ſelbſt zu begleiten, wenn dieſer noch weiter auf Grſammenſetzung von einzelnen Geſängen und Rhapſodiengruppen ſchließen, welche urſprünglich nicht dazu beſtimmt waren, ſo verbunden zu werden, wie es in der Odyſſee geſchehn iſt? Den alten Zuſammenhang jener ſelbſtändigen Ganzen oder natürlich ineinanderlaufenden Theile völlig wieder herzuſtellen, iſt freilich nicht möglich, aber ſehr leicht, ſeine Spuren in einzelnen Stellen und Verbindungen durchzuſehn.

Eine nicht minder in die Augen fallende Spur von der ſpäteren Vereinigung zweier Geſänge, deren jeder urſprünglich ein ſelbſtändiges Ganze gebildet und als ſolches ſeinen eigenen Anfang und Schluß gehabt hat, giebt die Vergleichung der erſten hundert Verſe des erſten Geſanges der Odyſſee mit dem Anfange des fünften. Beide Stücke*) haben einen faſt ganz gleichen Inhalt und eins wiederholt das andre ſo rückſichtslos, daß die Erzählung des fünften Buches von dem, was im erſten geſchehn iſt, durchaus nichts weiß und die abgemachte Sache noch einmal von vorn als eine neue vornimmt. Athene beklagt ſich wieder über die Ungerechtigkeit der Götter gegen ihren Odyſſeus, obgleich Vater Zeus ihr im erſten Geſange völlige Beruhi-

---

kundigung nach ſeinem Vater reiſen wolle, ſcheint mir in keinem ſo beſtimmten Widerſpruche mit der Unterredung des vierten Geſanges zu ſtehen, daß man daraus auf eine urſprüngliche Trennung dieſes und des funfzehnten Geſanges ſchließen dürfte. Denn obgleich Telemach dem Menelaos die Einladung, elf bis zwölf Tage in Sparta zu verweilen, ſchon im vierten Geſange ausgeſchlagen hat, ſo ſchließt doch wohl die Antwort des Reiſenden auf jene Einladung die Möglichkeit nicht aus, dieſen neuen Verſchlag angenommen zu ſehn. Anderer Meinung iſt Koes, p. 10.

*) Od. α. 26—95. ε. 3—42.

gung über dieſen Gegenſtand gegeben hat, und Hermes erhält den Auftrag, zu der Nymphe Kalypſo zu eilen und ihr den Rathſchluß der Unſterblichen, die Heimſendung des Odyſſeus, anzukündigen. Nun hat aber Athene den Olymp und die Götterverſammlung im erſten Geſange ſo verlaſſen, daß ſie und wir mit ihr glauben müſſen, Hermes ſei eben ſo unverzüglich nach der Inſel Ogygia entſendet worden, wie ſie nach Ithaka fliegt. Zeus hat ihr deutlich genug ſeinen Willen ausgedrückt, daß Odyſſeus endlich in ſeine Heimath zurückkehre, und in dieſer Zuverſicht verordnet ſie:

Laßt uns Hermes ſofort, den beſtellenden Argoswürger,
Zu der ogygiſchen Inſel beſchleunigen, daß er in Eile *)
Sage der lockigen Nymphe den unabwendbaren Rathſchluß,
Wiederkehr ſei beſtimmt dem harrenden Dulder Odyſſeus.

Obgleich nun bis zum fünften Geſange nichts von dem geſchehn iſt, was Athene als vollendet vorausſetzen muß, wenn ſie die Götterverſammlung nach ihrer Rückkehr aus Ithaka wieder betritt, ſo macht ſie doch weder dem Zeus, noch dem Hermes einen Vorwurf darüber, daß ſie dort noch Alles ſo findet, wie ſie es bei ihrem Abgange verlaſſen hat. Sie hat vergeſſen, was Zeus verheißen, der Vater der Götter und Menſchen weiß auch nichts mehr von ſeinem damals gefaßten Rathſchluß, und Hermes endlich empfängt jetzt erſt den Befehl zur Bothſchaft nach Ogygia. Wir dürfen auch nicht vorausſetzen, die Schuld des ganzen Aufſchubs liege auf dem ſäumigen Bothen, denn ſonſt würde er wohl geſcholten werden, noch auch, Hermes ſei

---

*) Τάχιστα.

ſchon einmal in Ogygia geweſen, denn die Nymphe Kalypſo wird ebenfalls keines Ungehorſams beſchuldigt, als er ihr den göttlichen Befehl wirklich überbringt. Auch zeigt ſein Auftreten in Ogygia deutlich genug, daß ſeine Bothſchaft keine wiederholte iſt. Die Odyſſee könnte, wie ſchon bemerkt worden iſt, mit der Götterverſammlung des fünften Geſanges beginnen, ohne daß wir einen Anfang mehr vermiſſen würden, als im erſten Geſange, und ſelbſt das Proömium vor dieſem ließe ſich ohne alle Veränderung dorthin verſetzen.

Wir wollen uns begnügen auf ſolche große und weit einſchreitende Widerſprüche aufmerkſam zu machen, welche recht handgreiflich auf ſpätere Zuſammenfügungen homeriſcher Geſänge, gegen den Sinn und die Abſicht des Sängers, hinweiſen. Dagegen legen wir kein bedeutendes Gewicht auf diejenigen Einzelheiten, welche eine widerſprechende Anſicht und Kenntniß der Sänger betreffen, und oft nur in einem einzigen Verſe, ja Worte beruhen. Solche könnten zwar beweiſen, daß die homeriſchen Geſänge vereinzelt geſungen und erhalten worden wären, und daß bei der nachherigen Wiedervereinigung mancher Widerſpruch in ihnen ſich erhalten hätte, welcher jedoch nicht als urſprünglich betrachtet werden müßte, ſondern aus den Veränderungen im Munde der Rhapſoden und den Mißverſtändniſſen der Sammler und Ueberarbeiter leicht zu erklären wäre. Und in der That muß, auch bei der Ueberzeugung von der urſprünglichen Mehrheit der homeriſchen Sänger und Geſänge, die Kritik ſich dennoch hüten, die Widerſprüche in den beiden Gedichten, welche auf unweſentlichen

Einzelheiten beruhen, ohne Weiteres für urſprüngliche zu halten. Viele heben ſich, wenn wir die Stellen herausnehmen, welche ſich als ſpätere Einſchiebſel deutlich bemerkbar machen*). Wie manche von dieſen bleiben uns aber verborgen? Und was endlich die Rhapſoden vor der Zeit der Schrift willkürlich und unwillkürlich in den alten Geſängen verändert haben mögen, iſt außer allen Grenzen unſrer Kritik**).

---

*) Einige derſelben in der Odyſſee hat B. Thierſch in ſeinem oft angezogenen Buche mit dieſer Abſicht aufgeſucht und gemuſtert. Aber er verfährt hier und da zu leichtſinnig mit dem Herauswerfen des ſcheinbar Unächten. So ſind z. B. ſeine Argumente gegen die Epiſode von Odyſſeus Verwundung auf dem Parnaß durchaus nicht haltbar (Od. ρ. 390—466). Wenn Ariſtoteles in der Poetik Kap. 8 ſagt: Homer habe in der Odyſſee nicht das ganze Leben des Odyſſeus in chronologiſcher Folge, wie die Kykliker, erzählt, nicht ſeine Verwundung auf dem Parnaß, ſeinen Wahnſinn vor dem Zuge nach Troja, ſo ſchließt dieſe Behauptung keineswegs epiſodiſch eingefügte Erwähnungen der früheren Begebenheiten des Helden aus, deren es mehrere in der Odyſſee giebt. Daß aber die Spannung des Leſers, oder vielmehr des Hörers, durch dieſe vor die Erkennung tretende Erzählung unangenehm hingehalten werde, iſt wenigſtens nicht als unhomeriſch anzuführen. Die Erzählung von den Schickſalen des Bellerophon in der Epiſode von Glaukos und Diomedes hat dieſelbe Stellung und Wirkung. Eine noch nähere Parallele liefert der Eingang von Od. φ.

**) Man findet eine ziemlich vollſtändige Aufzählung von dergleichen Widerſprüchen in der Odyſſee bei Koes im angeführten Buche, verglichen mit Spohn's Comment. p. 5 ff. Am häufigſten und bedeutendſten erſcheinen ſie in dem letzten Geſange, ſowohl in ſprachlicher, als in geographiſcher, hiſtoriſcher, mythologiſcher und ethiſcher Hinſicht, und geben vereinigt den vollkommenſten Beweis für eine ſpätere Abfaſſung dieſes Schlußſtücks. Ueber die Widerſprüche in der Ilias ſ. Franceson p. 125 ff. und Heyne in vielen Stellen ſeines Kommentars. Einige Beiſpiele auch ſchon in den Proleg. p. 133. Die

In der Ilias, welche in ihrer ganzen Zuſammenſtellung viel weniger Einheit und Folge zeigt, als die Odyſſee, laſſen ſich ebenfalls noch mehrere tief eingreifende Spuren einer ſpäteren Zuſammenfügung und Diaſkeuaſe nachweiſen, und man kann hier und da die alten ſelbſtändigen Geſän-

---

auffallendſten ſind folgende. Pylämenes, der Paphlagonier, getödtet von dem Menelaos (Il. ε. 576—79) und Begleiter des Leichnams ſeines Sohnes Harpalion (Il. ν. 643—58). Sarpedon im Schenkel bis auf den Knochen verwundet von dem Tlepolemos (Il. ε. 628 ff.), und nach zwei oder drei Tagen, ohne alle Spur einer Verletzung, zu Fuß kämpfend (Il. μ. 290 ff.). Dieſer Widerſpruch iſt wohl nur durch die Anordnung der neuen durchgehenden Zeitrechnung der iliſchen Geſänge entſtanden. Teukros an gefährlicher Stelle —

am Schlüſſelbein auf die Achſel
Zwiſchen Hals und Bruſt, wo tödtlicher iſt die Verwundung —

getroffen von einem Steine aus der Hand des gewaltigen Hektor (Il. θ. 324 ff.)

Dort den ſtrebenden traf er mit zackigem Stein des Gefildes,
Daß er die Senn' ihm zerriß; da ſtarrte die Hand an dem Knöchel,
Und er entſank hinknieend, es glitt aus der Hand ihm der Bogen.

Einige machen die Wunde dadurch noch ſchwerer, daß ſie νευρή, welches Voß von der Senne des Bogens verſteht, für eine Armſehne nehmen. (S. Heyne ad l. c. 328.) Wie dem aber auch ſei, ſo wird der ſchwer aufſtöhnende Verwundete von ſeinem Bruder Ajas und zwei Genoſſen zu den Schiffen getragen, und am folgenden Morgen ſteht er friſch und gelenk wieder im Kampfe und gebraucht ſeinen Bogen, wie vorher. (Il. μ. 387 ff.) Die Geſchichte von dem Sturze des Hephäſtos in Il. α. (586 ff.) ſtimmt wenig überein mit der Erzählung deſſelben Unfalls in Il. σ. (394 ff.). Auch iſt zu bemerken, daß in der letzten Stelle (382. 83.) eine Charis die Gemahlin des Hephäſtos iſt, in der Odyſſee aber Aphrodite. Od. θ. 267 ff. Vgl. Hymn. in Apollin. 316 ff. Heyne ad Il. σ. 382. B. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee, S. 63. Bemerke noch Il. φ. 2. 196. π. 174. ξ. 433. 34. Il. σ. 430 ff. ω. 60 ff.

ge aus ihrer Zerſtückelung wieder zuſammenleſen, die urſprünglichen Rhapſodiengruppen nach ihrem natürlichen Zuſammenhange ordnen, und endlich manche Rhapſodie aus dem großen Gedichte ohne Nachtheil ſeiner Ganzheit herausnehmen. Man bemerkt vornämlich, daß die Begebenheiten und Thaten eines Helden in einem oder mehreren Geſängen ein für allemal fix und fertig auserzählt werden, ſo daß die Begebenheiten und Thaten der folgenden Geſänge nichts mehr mit jenen zu thun haben, nichts von ihnen wiſſen, keinen Bezug auf ſie nehmen, ja daß ſelbſt die natürlich zu erwartenden Folgen derſelben ausbleiben. Aus ſolchen einzeln und in abgeſonderter Selbſtändigkeit auftretenden und wieder verſchwindenden Heldenkämpfen und Schickſalen kann man, wenn auch nicht beſtimmt auf verſchiedene Sänger, doch mit Zuverſicht auf verſchiedene verbindungsloſe Geſänge ſchließen, welche einer oder mehreren Thaten eines Helden gewidmet waren. Daran erinnern auch die alten Namen ſolcher Geſänge, Ἀριστεία Διομήδους, Ἀγαμέμνονος ꝛc. in den Ueberſchriften der neuen Bücher. In der Ilias wird aber die Einheit und Ganzheit des poetiſchen Kunſtwerks, welches Ariſtoteles in ihr

Die Verwirrung der Vorſtellungen in der Beſchreibung des Hades in Od. λ. läßt ſich durch die Herausnahme der ſchon erwähnten Interpolation (567—629 und vielleicht noch weiter), worüber B. Thierſch l. c. S. 69 ff.. ziemlich erſchöpfend geſprochen hat. Derſelbe iſt aber ſo weit gegangen, daß er alle ähnliche Widerſprüche durch interpolirte Stellen erklären möchte, und dieſes einſeitige Beſtreben hat ihn in die Irre geführt. Eine Vergleichung ſeiner Anſichten mit dem, was Koes und Spohn über die Widerſprüche in der Odyſſee beigebracht haben, könnte lehrreich behandelt werden, wäre aber eine zu weite Abſchweifung für eine Anmerkung.

erkennen will, dadurch gänzlich aufgehoben, daß bald dieſer, bald jener als Hauptheld in das volle Licht des Vordergrundes tritt, und alle übrigen, ſelbſt den Achilleus, für einige Zeit bis zur Vergeſſenheit verdunkelt, und dann wieder ſpurlos verſchwindet, oder doch ſich unter die unbedeutenden Nebenperſonen zurückzieht.

So erſcheint z. B. der Zweikampf zwiſchen dem Paris und Menelaos mit dem verrätheriſchen Schuſſe des Pandaros und dem darauf folgenden Allgemeinkampfe, welcher demſelben Epos angehört, ganz vereinzelt und ohne alle Verbindung mit den folgenden Geſängen. Er iſt mit der 'Αριστεία Διομήδους, welche im fünften Geſange hervortritt, durchaus vergeſſen, und bringt ſich auch, nachdem dieſe wieder abgeführt iſt, nicht noch einmal in Erinnerung *). Die Griechen klagen nicht weiter über die gegen ſie verübte Verrätherei, und die Götter, die Rächer jedes Meineids, denken nicht daran, ſie zu beſtrafen **). Hektor kömmt wenige Stunden nach dem Kampfe in die Wohnung des Paris, aber weder dieſer, noch jener läßt ein Wort von dem, was darin und darnach vorgefallen iſt, hören*); und Hektors Vorwürfe gegen ſeinen Bruder, über deſſen Trägheit und Feigheit, ſtehn in offenbarem Widerſpruche mit dem Zweikampfe, welchen dieſer eben erſt beſtanden hat. Paris aber nimmt in ſeiner Antwort ebenfalls keine Rückſicht auf ſeine, in dieſem Kampfe bewieſene Thätigkeit, wodurch er ſich doch ſo leicht entſchuldigen könnte, beſonders da ſein Entweichen das Werk einer Göttin war und ihm alſo nicht ganz zur Laſt gelegt werden dürfte. Und indem er dem Hektor weiter ſeinen Entſchluß kund giebt, in die Schlacht zu gehn, wer ſollte da nicht erwarten, er werde einen Wunſch äußern, den getrennten Zweikampf wieder anzubinden? Nichts davon.

---

*) Die ſehr allgemein lautenden Erwähnungen des gebrochenen Bundes, in Hektors und Antenors Munde (Il. η. 69 und 351. 52.), ſtehen ſo iſolirt da, daß nicht einmal die Antwortenden die geringſte Rückſicht darauf nehmen. Warum wir?

**) Nur aus Pandaros Munde hören wir eine gelegentliche Erwähnung ſeines Schuſſes gegen Menelaos. Il. ε. 205 ff. Aber dieſe beweiſt keinen Zuſammenhang mit dem vorigen Epos, ſondern geht aus dem Kreiſe der Sage hervor, in welchem die Geſänge der Ilias ſich bewegen. Eben ſo wenig Gegengewicht wider unſre Meinung haben einige Erinnerungen an Begebenheiten, welche in den erſten Geſängen der Ilias erzählt worden ſind, gegen Ende des Gedichts, z. B. Il. φ. 396 ff. ψ. 291 ff. verglichen mit ε. 855 ff. 323 ff. Ohne uns anzumaßen, die Stellen, welche jene Erinnerungen enthalten, verdächtig zu machen, erklären wir ſie ohne Schwierigkeit aus dem Zuſammenhange der gemeinſchaftlichen Sage.

---

*) Hektor ſchilt zuerſt ſeinen Bruder darüber, daß er auf die Trojaner erzürnt ſei und deswegen den Kampf meide. Was iſt das für ein Zorn? ſo fragte ſchon Ariſtarch und ſetzte ſeinen Obelos zu dem Verſe 326. Dadurch iſt dann natürlich auch V. 335 verdächtig gemacht. Die Scholiaſten haben zwar verſucht, dieſen Zorn aus dem Zweikampfe herzuleiten, aber es iſt ihnen nicht ſonderlich gelungen. S. Heyne ad l. c. Noch auffallender verſtößt es gegen den natürlichen Zuſammenhang der Begebenheiten, daß Hektor einige Stunden nach dem Bundbruche der Trojaner es wagt, die Achäer zu einem neuen Zweikampfe herauszufordern, des Vorgefallenen ſehr obenhin gedenkend (Il. η. 69), und daß dieſe, ohne Vorwurf oder Bedenken, ſeinen Vorſchlag annehmen. Sollten ſie nicht jetzt darauf dringen, daß Hektor die Erfüllung der Bedingungen des erſten Vertrags bewirke, bei deſſen Abſchließung er gegenwärtig war, und den er ſelbſt eingeleitet hatte? Ja, ſelbſt am folgenden Morgen, als der trojaniſche Herold mit neuen Vertragsvorſchlägen von Seiten des Priamos und des Paris zu den Achäern kömmt, erinnern ſie dieſen nicht einmal an den geſtrigen Treubruch der Seinen! Il. η. 381 ff.

Sind dieſe Fingerzeige nicht genügend, uns darauf hinzuweiſen, daß der Zweikampf des Paris und Menelaos, in Verbindung mit dem Bruche des Vertrages, alſo was jetzt, im Ganzen genommen, die dritte und vierte Rhapſodie füllt *), urſprünglich ein ſelbſtändiges Epos geweſen ſei, welches vielleicht einer frühern Zeit des Krieges angehörte, und erſt ſpäterhin von den Ordnern des ganzen Gedichts in einen ſchon ohnedies überfüllten Tag der Handlung deſſelben eingeſchoben wurde**)?

Daß die Doloneia ein ſelbſtändiges Epos ſei***) und erſt durch den Piſiſtratos eine Stelle in der Ilias erhalten habe, berichtet Euſtathios als eine alte Sage†), und daß dieſer zehnte Geſang auch ſo, wie er jetzt in dem Gedicht ſteht, ohne Verletzung des Zuſammenhanges, herausgeriſſen werden kann, iſt einleuchtend. Die Nacht zwiſchen dem neunten und elften Geſange, welche die Doppelkundſchaft einnimmt, könnte, wenn ſie ruhig verſchlafen würde, ohne einen einzigen Vers vorübergehn: denn der Schluß des neunten Geſanges hat die griechiſchen Fürſten zur Ruhe gebracht, und der elfte beginnt mit dem Aufgange der Morgenröthe. Es iſt übrigens nicht unwahrſcheinlich, daß die Doloneia zum Behufe der Einfügung in die Ilias dennoch etwas interpolirt worden ſei, und die

---

*) Auch die erſte Hälfte des zweiten Geſanges ſchließt ſich an dieſes Epos oder an dieſe Rhapſodiengruppe an.

**) Vergl. den folgenden Abſchnitt.

***) *Τὴν ῥαψῳδίαν ταύτην ὑφ' Ὁμήρου ἰδίᾳ τετάχθαι καὶ μὴ ἐγκαταλεγῆναι τοῖς μέρεσι τῆς Ἰλιάδος* etc.

†) *Φασὶ οἱ παλαιοί.* Cf. Schol. Cod. Lips.

Einleitung derſelben erinnert in mehreren Stellen an den Anfang des zweiten Geſanges, aus welchem vielleicht die Verbindungsverſe entlehnt worden ſind. Eben ſo könnten wohl die kurzen Anſpielungen auf den Zorn des Achilleus in dem erſten Theile der Doloneia Diaſkeuaſtenarbeit ſein, da, wie wir ſchon bemerkt haben, das Verſprechen des Hektor, dem Dolon das Geſpann des Achilleus zum Lohne der nächtlichen Kundſchaft zu geben, auf eine Zeit des Krieges hinzudeuten ſcheint, in welcher Achilleus noch unter den Kämpfenden war. Denn eine ganz leere Prahlerei und vorſätzliche Lüge dürfen wir dem Hektor doch nicht unterſchieben. Was aber das Wichtigſte iſt, um die ſelbſtändige Abgeſchloſſenheit der Doloneia zu beweiſen: weder die Griechen, noch die Trojaner, für welche letztere doch die Unternehmung des Diomedes und Odyſſeus nicht ganz gleichgültig ſein konnte, erwähnen derſelben in der Folge der Ilias auch nur mit einem Worte, und die beiden griechiſchen Kundſchafter legen nicht einmal einen ordentlichen Bericht über den verfehlten Zweck des eigentlichen Auftrags ab. Um ſo natürlicher wäre es alſo wohl, daß Agamemnon und Menelaos im elften Geſange danach fragten, ehe die Schlacht angefangen würde. Aber ſie beginnt ohne Weiteres, wie es nach dem Rathe des Diomedes am Schluſſe des neunten Geſanges feſtgeſetzt worden war*).

---

*) Nicht zu überſehn iſt auch die Gefräßigkeit, welche durch die Verbindung des neunten und zehnten Geſanges dem edlen Odyſſeus zur Laſt fällt. Er ſpeiſt nämlich dreimal vom Untergange der Sonne an, bis zur Zeit des Morgenanbruchs, erſt beim Agamemnon ι. 90., dann beim Achilleus ι. 221., und zuletzt mit dem Diomedes κ. 578. Der letzte Vers hat auch den Obelos.

Auf gleiche Weiſe betrachteten und behandelten einige alte Schriftſteller den Schiffskatalog als ein ſelbſtändiges Epos, und erläuterten ihn in eigenen großen Büchern*). Auch haben die Diaſkeuaſten ihm ſein eigenes Proömium gelaſſen und überhaupt nichts Merkliches gethan, um ihn mit dem Inhalte des erſten Theiles der zweiten Rhapſodie in innige Verbindung zu ſetzen. Denn die Anordnung des griechiſchen Heeres zur Schlacht**), in Verein mit den zwiſchen der Aufzählung der Fürſten und Völker des eigentlichen Schiffskatalogs und der kurzen trojaniſchen Parodie deſſelben ſtehenden Verſen***), ſchließt ſich ohne Hülfe dieſer beiden Verzeichniſſe an den dritten Geſang an, in welchem ſich die Achäer und Trojaner begegnen. Uebrigens iſt der Katalog nicht an einer unſchicklichen Stelle eingefügt, denn das erſte Hervorrücken der beiden Heere zu einer großen Schlacht macht einen ſolchen allgemeinen Ueberblick ihrer Streitkräfte in einem Gedichte von dem Umfange der Ilias ſehr natürlich, ja faſt nothwendig, und die nach ariſtoteliſchen Regeln gearbeiteten Epopöen verſäumen es auch nicht leicht, dergleichen Verzeichniſſe in den erſten Geſängen ihrer Gedichte zu geben.

Wie auf Erden, ſo hängt auch im Himmel der Gang der Handlung unſrer Ilias nur ſehr loſe zuſammen; und nach einer ſtrengen Folge von Veranlaſſungen und Wirkungen dürfen wir ſelbſt bei ihren Göttern nicht fragen.

---

*) S. den fünften Abſchnitt der zweiten Abtheilung.

**) Bis zu dem Verſe 483.

***) Vers 780 bis 810. Der eigentliche Schiffskatalog umfaßt alſo nur die Verſe 484 bis 779, oder vielleicht nur bis 760.

Im erſten Geſange hat Thetis von dem Vater der Götter und Menſchen durch ein feierliches Kopfnicken das Verſprechen erhalten*), er wolle ihren beleidigten Sohn dadurch verherrlichen, daß er die Troer ſo lange mit Siegeskraft ſtärke, bis die Achäer, ſeiner bedürfend, ihn ehrenvoll verſöhnen und zum Kampfe zurückführen würden. Dieſer Verheißung eingedenk, bewegt Zeus auch ſogleich durch einen verführeriſchen Traum den Agamemnon, die Achäer zur Schlacht anzuführen. Aber nunmehr ſcheinen auch Thetis, Achilleus und das Kopfnicken mit einem Male aus dem Gedächtniſſe des Gottes herausgeblaſen zu ſein. Der ſchon erwähnte [illegible]ikampf zwiſchen Paris und Menelaos, welchen Zeus geſchehen läßt, tritt hervor, Aphrodite trennt ihn und entführt ihren trojaniſchen Liebling aus dem gefährlichen Waffenſpiel in ſeine ſüß duftende Kammer. Auch in der Götterverſammlung des vierten Geſanges iſt von der Verherrlichung des Achilleus nicht mehr die Rede; Zeus möchte nur aus alter Anhänglichkeit die Veſte des Priamos vom Untergange retten und das ganze Spiel ruhig und friedlich ſchließen laſſen; aber die leidenſchaftlichen Göttinnen, Here und Athene, ſiegen über ſeine Mäßigung, und Troja's Untergang wird beſchloſſen. Wie läßt ſich nun jener friedliche Vorſchlag des Zeus **), und wie ſein nachheriges Eingehen in die Pläne der Here und Athene, durch welche ja die Achäer, auch ohne Hülfe des Achilleus, ſiegreich vorrücken, mit ſeinem Verſprechen vereinigen, den Achilleus durch Bedrängung der Achäer zu verherrlichen?

---

*) Il. α. 524 ff.

**) Il. δ. 16 ff.

Denn, wenn wir auch annehmen wollten, Zeus habe nicht Muth und Feſtigkeit genug, der Here und Athene ſein der Thetis gegebenes Verſprechen entgegenzuſtellen*), ſo ließe ſich doch wenigſtens eine Andeutung erwarten, daß es ihm, in Erinnerung an ſein Kopfnicken, eine Ueberwindung koſte, vor der Thetis ſo zu Schanden zu werden. In der nächſten großen Schlacht werden die Trojaner auch wirklich hart bedrängt, und die Achäer ſind weit entfernt, ein ſehnliches Verlangen nach dem Achilleus zu empfinden. Sie werfen die Trojaner bis unter die Mauern ihrer Stadt zurück, und Diomedes, welcher in dem fünften und einem Theile des ſechſten Geſanges als Hauptheld vorherrſcht, vollführt ſo gewaltige Thaten, daß ein Sohn des Priamos ſelber eingeſteht, er ſei der tapferſte unter allen Danaern:

> Selbſt vor Achilleus nicht, dem Herrlichen, zagten wir alſo,
> Welcher doch Sohn der Göttin genannt wird! **)

Und ſollen Sterbliche nicht vor dem zittern, welcher den wilden Ares ſo ſcharf zu treffen wagt, daß dieſer Wehe ſchreien muß, wie zehntauſend Mann! ***) Ares, von der Göttin der Liebe und dem Apollo angetrieben, hatte noch einigermaßen den ſiegreich vorſchreitenden Achäern Widerſtand geleiſtet, aber keinesweges als ein Vollführer der Pläne des Zeus, welcher vielmehr dazu beiträgt, daß endlich auch dieſer Schutzgott aus den Reihen der Troer gerückt wird †). Erſt im achten Geſange tritt Zeus, als

---

*) Er hat es ja auch ohne Mitwiſſen der Here gegeben. Il. α. 522 ff.

**) Il. ζ. 99.

***) Il. ε. 856 ff.

†) Il. ε. 764 ff.

Lenker des Krieges, und eingedenk ſeines im erſten Geſange gegebenen Verſprechens, hervor: er verbietet den Göttern und Göttinnen ſehr nachdrücklich, den Danaern oder den Troern zu helfen, und er ſelbſt ſetzt ſich auf den Ida nieder, um das Schlachtfeld zu überſchauen, und wägt den Danaern Verderben zu.

Aus dieſen Bemerkungen geht wenigſtens ſo viel mit ziemlicher Sicherheit hervor, daß die Geſänge, welche die dritte bis ſiebente Rhapſodie füllen, urſprünglich zu keinem Epos gehören, welches den Achilleus zu verherrlichen beſtimmt iſt. Der Zorn dieſes Helden mit ſeiner Verſöhnung und ſeinem Wiederauftreten im Kampfe, welchen das Proömium der Ilias als den Inhalt des ganzen Gedichts ankündigt, und der erſte Geſang auch wirklich als Hauptgegenſtand im Himmel und auf Erden einführt, iſt gleichſam zu einem Bande gebraucht worden, welches die zwiſchen ſeinen Anfang und Schluß eingeſchobenen, andern Helden gewidmeten Geſänge zuſammenſchnüren ſoll; aber das Band iſt zu loſe, und wenn man an dem Ganzen rüttelt, ſo fallen hier und da einzelne fremdartige Theile heraus.

Neunter Abſchnitt.

Eintheilung und Zeitrechnung der Handlung in der Ilias.

Bei der Zuſammenfügung der Geſänge aus den beiden großen Sagenkreiſen der Ilias und der Odyſſee zu zwei Epopöen war es gewiß nicht die kleinſte Schwierigkeit, ihnen eine gemeinſchaftliche, genau ineinander greifende Zeitrechnung zu geben. Die natürliche, durch den Stoff bedingte Folge dieſer Geſänge konnte nicht hinreichen, um eine durchgängige Zeitfolge für alle zu bilden, weil die epiſche Erzählung ſich nirgends ohne Abweichung an den Faden der Stunden, Tage, Monate und Jahre abſpinnt, ſondern in freiem Umherkreiſen bald der Zeit, bald dem Helden, bald der Begebenheit, bald dem Lokal nachläuſt. So deutlich es alſo auch ſein mag, daß alle Geſänge der Odyſſee nach ihrer urſprünglichen und natürlichen Folge ſich ſo an einander ſchließen, wie die Ordner der Epopöe ſie vereinigt haben, ſo bietet doch der im vorigen Abſchnitte aufgedeckte Widerſpruch in der Zeitrechnung des Gedichtes ein auffallendes Beiſpiel dar von der Unzulänglichkeit jenes epiſchen Zuſammenhangs der einzelnen Rhapſodien und Rhapſodiengruppen für die gemeinſchaftliche Chronologie einer Epopöe. Die Reiſen des Telemachos und deſſen Heimkehr gehören allerdings ungefähr in dieſelben Tage, welche Odyſſeus Abfahrt von Ogygia, Aufenthalt im Phäakenlande und Ankunft in Ithaka, auch im Sinne des Sängers oder der Sänger dieſer Rhapſodien einnehmen. Aber da die beiden Rhapſodiengruppen urſprünglich nicht dazu beſtimmt waren, in einem Gedichte vereinigt zu werden, ſo gab der Sänger der erſten ungefähr ſieben bis acht Tage, der zweiten aber an dreißig. Darin liegt nun an und für ſich kein Mißverhältniß oder Widerſpruch. Denn wir brauchen ja nur anzunehmen, daß Telemachos an dem Tage von Ithaka abreiſt, an welchem Odyſſeus Scheria erreicht, ſo entſprechen ſich die beiden Zeitrechnungen vollkommen. Aber für die Ordnung und Folge der Epopöe würde dieſe Einſchachtelung der erſten vier Geſänge der Odyſſee in die Erzählung der folgenden, die den Odyſſeus nach Scheria führen, nicht ſchicklich, ja nicht möglich geweſen ſein. Der Ordner ließ alſo den Widerſpruch in der Zeitrechnung ſtehen, entweder mit Vorſatz, oder weil er ihn überſah; denn abzuhelfen war hier durchaus nicht.

Bei weitem verwickelter muß die Aufgabe geweſen ſein, die iliſchen Geſänge zu einer gemeinſchaftlichen Zeitordnung zu verknüpfen. Denn ſie ſind, ihrer Natur und Beſtimmung nach, weniger zuſammenhängend, als die der

Odyſſee, welche die Folge der Begebenheiten eines Helden, mit Ausnahme der erſten vier Geſänge, auch chronologiſch verbindet. In der Ilias haben mehrere Helden ihre Stunden und Tage, Troja und das griechiſche Lager bilden eine doppelte Szene, die zwar auch ſchon in einzelnen Geſängen vereinigt erſcheint, oft aber erſt von den Ordnern der Epopöe vereinigt werden mußte, und endlich iſt ſchon oben *) bemerkt worden, daß wir es bezweifeln können, ob alle in der Ilias zuſammengeſtellten Geſänge urſprünglich dazu beſtimmt ſind, in die Periode des trojaniſchen Krieges von dem Ausbruche des Zwiſtes der Könige bis zu Hektors Tode einzugreifen. Es kam alſo hier darauf an, mehrere ſelbſtändige Helden und Heldenkämpfe, Troja und das Lager am Meeresufer, Tage und Stunden aus verſchiedenen Monaten und Jahren, den Olymp und die Erde, in einen chronologiſchen Zuſammenhang zu ſetzen; und die Ordner ſchloſſen in der That alle dieſe chaotiſchen Elemente in einen Kreis von funfzig bis einundfunfzig Tagen ein, aber freilich nicht ohne einige Widerſprüche in der Zeitrechnung des ganzen Gedichts durchblicken zu laſſen **).

---

*) Abtheilung II, Abſchnitt 7.

**) Die genaueſte Berechnung der Tage, welche die Handlung der Ilias nach der neuen Zuſammenordnung einnimmt, giebt Heyne in dem erſten Exkurs zu Il. σ. Vor ihm haben Boſſu, Dacier, Pope, Wood u. a. m. ihre Aufmerkſamkeit ebendahin gerichtet. Boſſu rechnete 47 Tage heraus, Wood (in ſeiner erſten Ausgabe) 40, und nach einer Berechnung in den Mémoires de Trevoux (1708. Mai) belaufen ſie ſich auf 49. Heyne's Zahl iſt 52 bis 53. Vergl. Lenz Ebene von Troja. S. 267 ff.

Erſter Geſang. 9 Tage wüthet die Seuche; 53. Am zehnten

Die klare und ſcharfe Darſtellung der homeriſchen Poeſie, welche ſtets mit ſtrenger Genauigkeit Stunden und Tage

beruft Achilleus die Verſammlung der Fürſten; 54. Seine Mutter ſagt ihm, daß Zeus geſtern zu den Aethiopen gegangen ſei und erſt in zwölf Tagen zurückkehre; 423 ff. Dadurch ergiebt ſich, daß der Thetis Beſuch beim Zeus auf den 21ſten Tag zu verſetzen iſt; 493. Mit dieſem Tage ſchließt der erſte Geſang, welcher alſo 21 Tage umfaßt.

Zweiter Geſang (1) bis zu dem Verſe 293 des ſiebenten Geſanges. Ein Tag, der 22ſte.

Siebenter Geſang (381—421 und 432). Der 23ſte Tag.

Siebenter Geſang (433—465 ff.). Der 24ſte Tag.

Achter Geſang (1) bis zum Schluſſe des zehnten Geſanges. 25ſter Tag mit darauf folgender Nacht.

Elfter Geſang (1) bis zu Ende des achtzehnten Geſanges. 26ſter Tag.

Neunzehnter Geſang (9. vergl. σ. 136) bis zu dem Verſe 101 des dreiundzwanzigſten Geſanges. 27ſter Tag mit der darauf folgenden Nacht.

Dreiundzwanzigſter Geſang (109—225). 28ſter Tag.

Derſelbe Geſang (V. 226) bis zu Ende. 29ſter Tag.

Vierundzwanzigſter Geſang. Achilleus ſchleift elf Tage lang Hektors Leichnam um den Grabhügel des Patroklos. Am 12ten Tage Götterverſammlung (31), alſo am 39ſten Tage der Handlung. Denn Hektors Schleifung muß von dem Tage ſeines Todes an, dem 27ſten der Handlung, gerechnet werden. An demſelben Tage gegen Abend wird der Leichnam von dem Priamos losgekauft und in der Nacht darauf nach Troja geführt (351. 676 ff.). Mit dem nächſten Morgen (dem 40ſten Tage) kehrt Priamos nach Troja zurück, und der mit dem Achilleus geſchloſſene Waffenſtillſtand von elf Tagen (664 ff.) wird dazu angewandt, den Hektor 9 Tage lang zu beklagen und ſeine Beſtattung vorzubereiten (781 ff.). Am 10ten Tage Verbrennung des Körpers und Leichenmahl (784 ff.). Am 11ten Tage Beſtattung in die Gruft und Aufhäufung des Hügels. Mit dem zwölften Tage würde der Kampf wieder beginnen. Auf dieſe Weiſe umfaßt die ganze Ilias 51 Tage. Heyne hat ſich bei der Zuzählung der 12 Tage der Leichenſchleifung zu den vorher verfloſſenen 27 Tagen um einen Tag verrechnet. Vgl. Wolfii summarium Il. ω.

hält*), das Lokal ſchrittweiſe durchmißt und jedem Kampfe oder Geſpräche ſeine natürliche Dauer anweiſt, muß uns vornämlich auf das unmäßige Zuſammenhäufen von Gefechten, Schmäuſen, Verſammlungen, Märſchen und Raſten in den Umfang einer Tageszeit aufmerkſam machen, welches wir in einigen Rhapſodiengruppen der Ilias nicht überſehen können. Und auch von den ſchon im vorigen Kapitel aufgedeckten Widerſprüchen heben ſich viele ganz auf, wenn wir die Zeitrechnung der Ilias auseinanderlöſen. Laſſen wir Monate zwiſchen dem Zweikampfe des Menelaos und Paris und den im darauf folgenden Geſange erzählten Begebenheiten verfließen, ſo iſt es erklärlich, warum von dieſem Kampfe und dem Bundbruche der Trojaner in der Diomedeia weiter keine Rede iſt. Knüpfen wir den erſten Geſang mit dem achten zuſammen, ſo hat Zeus ſein der Thetis gegebenes Verſprechen nicht vergeſſen, und ſein erhabenes Kopfnicken bleibt in Ehren. Die ſchwer verwundeten Helden, Sarpedon und Teukros, haben Zeit, ſich heilen zu laſſen, wenn der chronologiſche Zwang, welcher die Geſänge, in denen ſie verwundet werden, und die, welche ſie wieder im Kampfe auftreten laſſen, verbindet, gehoben wird.

Wir bemerken in der Ilias mehrere Rhapſodiengruppen, welche jedoch, wie oben geſagt worden iſt**), nicht ſowohl alte und natürliche Vereine verwandter Theile, als vielmehr das Werk der diaſkeuaſtiſchen Zuſammenordnung des Gedichts zu ſein ſcheinen. Vier derſelben treten am deutlichſten hervor. Die erſte beginnt mit dem zweiten Geſange, ſo daß der erſte Geſang als Einleitung einer Achilleis vereinzelt daſteht und erſt im achten und funfzehnten Geſange Anknüpfungspunkte findet. Sie begreift in ſich den Zweikampf zwiſchen Menelaos und Paris und die durch den Bundbruch der Trojaner herbeigeführte Schlacht, welche für die Achäer glücklich ausſchlägt, und umfaßt gegen ſechs Geſänge *). Schließen wir ſie mit dem Verſe 380 des ſiebenten Geſanges, ſo nimmt ſie nicht mehr als *einen* Tag ein**). Aber dieſe Zeitrechnung und dieſe Zuſammenſtellung verdanken wir ohne Zweifel der piſiſtratiſchen Diaſkeuaſe, oder, wenn ſchon früher der rhapſodiſche Vortrag ſie herbeigeführt hatte, ſo liegen ſie wenigſtens nicht in der urſprünglichen Beſtimmung jener ſechs Geſänge. Wie wenig verwandt und wie loſe verknüpft der Zweikampf und die Diomedeia ſind, haben wir in dem vorigen Abſchnitte gezeigt. Hier berückſichtigen wir alſo nur die Zeitrechnung. Man überſchaue und überrechne alſo, was in dem *einen* Tage dieſer Rhapſodiengruppe geſchieht. In dem zweiten Geſange geht der Morgen auf, nachdem der Traum des Agamemnon die erſten Verſe noch in die vorige Nacht hineingezogen hat ***). Ein Rath der Fürſten wird gehalten, alsdann eine Volksverſammlung, darauf, nach mannigfachem Hinreden und Herreden, wird das Frühmahl eingenommen und geopfert. Anordnung und Musterung des Heeres. Ein Gleiches geſchieht bei den Troern, natürlich wohl zu gleicher Zeit. Die Heere begegnen ſich. Paris macht den Vorſchlag zu einem Zweikampfe mit dem Menelaos um den Beſitz der Helena. Die Heere raſten. Während der Zeit wird der Vertrag auf dem Schlachtfelde geſchloſſen, wohin auch Priamos aus der Stadt gefahren iſt*). Der alte König verläßt nach dem Abſchluſſe den Platz bald wieder, und erſt dann beginnt der Zweikampf, der auch noch einiger Vorbereitungen bedarf. Paris wird in ſeine Kammer entführt; das mag, da es ein göttliches Wunder iſt, wenig Zeit brauchen. Die Götterverſammlung im vierten Geſange kann nicht vor dem Ende des Zweikampfs beginnen. Athene iſt freilich mit einigen Schritten in Troja, aber dort muß Pandaros von ihr beredet werden, auf Menelaos zu ſchießen. Die Heilung der Wunde des Menelaos braucht wieder keine lange Zeit. Alsdann aber rücken die Heere noch einmal gegeneinander vor, und ein großer allgemeiner Kampf mit mancherlei Zeit erfordernden Zwiſchenſpielen dauert bis zum Untergang der Sonne fort. Zu dieſen Zwiſchenſpielen gehört z. B. das Looſen der neun griechiſchen Fürſten im ſiebenten Geſange, Hektors Zweikampf mit Ajas, ein Abendſchmaus in Agamemnons Zelte, vornämlich aber Hektors Gang nach Troja, ſein dortiger Aufenthalt und ſeine Rückkehr in den Kampf. Denn nach der Flucht des Paris iſt er plötzlich vom Schau=

---

*) Dieſe Genauigkeit in der Beobachtung der Tage und Tageszeiten widerſpricht keinesweges der oben gegebenen Bemerkung, daß die homeriſche Poeſie ſich nicht an dem Faden der Zeitrechnung abſpinne. Die homeriſche Zeitrechnung ordnet und lenkt nicht die epiſche Erzählung, ſondern greift natürlich in dieſelbe ein.

**) Abtheil. II. Abſchnitt 7.

---

*) Von Il. α. 1 bis gegen Ende von Il. η. (380).

**) Den 22ſten der Handlung der Ilias.

***) Bis zu dem Verſe 47.

---

*) Alle dieſe Akte ſind mit mancherlei Zeit raubenden Feierlichkeiten verbunden.

platze verſchwunden*), und erſcheint erſt in der Diomedeia wieder thätig. Im Anfange des ſechſten Geſanges begegnen wir ihm an den Thoren der Stadt. Er geht nun hinein, ſpricht mit ſeiner Mutter, begiebt ſich in den Palaſt des Paris, ruft dieſen zur Schlacht auf, beſucht ſein eigenes Haus und nimmt am ſkäiſchen Thore von ſeinem Weibe Abſchied**). Während dieſer Zeit muß alſo der Kampf der beiden Heere fortdauern, und Hektor kömmt noch früh genug auf das Schlachtfeld zurück, um erſt an dem allgemeinen Gefecht Antheil zu nehmen und dann den tapferſten Achäer zu einem Zweikampfe herauszufordern. Dieſen Zweikampf trennt die einbrechende Dämmerung***). Denn die eigentliche Nacht bleibt noch ſo lange aus, bis die Griechenfürſten im Zelte des Agamemnon geſchmauſt und geopfert haben. Und als Hektor aus dem Kampfe zu zu den Seinen zurückkehrt, iſt es noch nicht ganz finſter. Denn die Schaaren der Troer freuen ſich, ihn erblickend, daß er lebend und unverletzt einhergeht, und führen ihn in großer Begleitung nach der Stadt†). Ja nachher wird gar im Palaſte des Priamos noch eine Rathsverſammlung gehalten, in welcher der König unter andern Befehlen für die bevorſtehende Nacht auch anordnet:

---

*) Vorher mißt er mit Odyſſeus den Platz für die beiden Kämpfer ab.

**) Auch läßt ihn Paris noch auf ſich warten, wie dieſer ſelbſt eingeſteht:

> Wahrlich, mein älterer Bruder, dich eilenden hielt ich zu lange
> Zaudernd auf, und kam nicht ordentlich, wie du befahleſt.

Denn das Zaudern iſt Paris alte Angewöhnung, und Hektor ſagt:

> Oft nur ſäumeſt du gern.

S. Il. ζ. 518. 519. 523.

***) Mitten im Kampfe heißt es (Il. η. 293): die Nacht nahet ſchon (νὺξ ἤδη τελέθει), aber ſie iſt noch nicht da.

†) Il. η. 307 ff.

> Jetzo empfaht Nachtkoſt durch das Kriegsheer, ſo wie gewöhnlich.*)

Wie iſt es möglich, daß ein homeriſcher Sänger, der ſo genau und beſtimmt die Thaten und Begebenheiten wägt und mißt, und das Verhältniß zwiſchen ihnen und ihren Stunden ſo ſtreng beobachtet, der nie vergißt, die Sonne aufgehen, ſich zur Mittagshöhe erheben, ſinken und untertauchen zu laſſen, daß ein ſolcher, ſage ich, ohne alle Rückſicht auf Zeit und Raum, dieſe Maſſen von Thaten, Begebenheiten und Gängen in einen Tag zuſammendrängen ſollte? Die neuere Poeſie, trotz ihrer idealen Maßloſigkeit, wird ſich nicht leicht etwas Ähnliches erlauben. Das Mißverhältniß löſt ſich aber leicht auf, wenn wir die verſchiedenen ſelbſtändigen Theile ſondern, welche die Rhapſodiengruppe dieſes Tages bilden, und jedem ſeine eigene Zeit gönnen. Der Einzelkampf zwiſchen Paris und Menelaos ſteht einzeln da. Der Schiffskatalog nimmt keine Zeit weg, iſt aber ebenfalls ohne urſprünglichen Zuſammenhang mit den ihn umgebenden Geſängen. Von der Selbſtändigkeit der Diomedeia iſt ſchon geſprochen worden. Hektors Beſuche und Geſpräche in Troja hängen mit dieſer zuſammen, und zwar ſcheint der Zuſammenhang des fünften und ſechſten Geſanges ziemlich alt zu ſein, wenn auch vielleicht nicht urſprünglich *). Denn Hektors Abſchied von der Andromache möchte wohl in einem ſpäteren Geſange, kurz vor dem Tode des Helden, eine ſchicklichere Stellung in der Zeit der Handlung des Gedichts finden **).

---

*) Die voßiſche Ueberſetzung iſt hier ungenügend. Daher füge ich die Originalſtelle bei:

Νῦν μὲν δόρπον ἕλεσθε κατὰ πτόλιν, ὡς τὸ πάρος περ.

Il. η. 370. Vgl. 380. Der letzte Vers ſcheint interpolirt. S. Heyne ad h. l.

Die zweite Rhapſodiengruppe, gegen das Ende des ſiebenten Geſanges beginnend und mit dem zehnten ſchließend, umfaßt außer dem zweitägigen Waffenſtillſtande ***), welcher zur Beſtattung der Todten angewandt wird, die zweite Hauptſchlacht, welche einen Tag einnimmt †), auf den die Nacht der Doloneia folgt. Die Wendung des Kriegsglücks, welche die Achäer in ihr Lager zurückdrängt ††),

---

*) Dies dürfen wir daraus ſchließen, daß Herodot (II. 116) Verſe aus dem ſechſten Geſange (249 ff.) als zu dem alten Epos *Διομήδους ἀριστεία* gehörig zitirt. Dieſe Verſe beſchreiben aber den Palaſt des Priamos. Vergl. die frühern Bemerkungen über die Diomedeia. Auffallend ſcheint es und widerſpricht der Annahme eines alten Zuſammenhangs des fünften und ſechſten Geſanges, daß die Epiſode von Diomedes und Glaukos als verſetzt angegeben wird. S. den ſiebenten Abſchnitt dieſer Abtheilung.

**) Il. ζ. 500 ff.

***) Il. η. 381—432. 433—465.

†) Il. ϑ. 53—ι. 565. Der 25ſte Tag mit einem Theile der darauf folgenden Nacht.

††) Sehr befremdend muß es erſcheinen, daß die Achäer vor dem Beginne dieſer unglücklichen Schlacht, ohne irgend ein inneres oder äußeres Motiv, ihr Lager verſchanzen. (Il. η. 436—442) Nachdem ſie die Todten verbrannt und ihnen einen Hügel aufgeſchüttet haben, gehen ſie recht aus dem Stegreif an dieſe Arbeit, die in wenigen Verſen überrumpelt wird. Aber die Verſchanzung war für die folgenden Geſänge unentbehrlich, daher mußte ſie hier eingeſchoben werden. Auch hat dieſe Stelle ſchon die Alten bedenklich gemacht. S. Eustath. ad h. l. vgl. mit Il. μ. pr. Strabo XIII. 893. C. 894. A. Schol. B. ad η. 445. Schol. br. ad μ. 4. Cf. Heyne ad h. l.

geht von Zeus aus, der ſich im achten Geſange ſeines der Thetis im erſten gegebenen Verſprechens, ihren Sohn zu verherrlichen, endlich zu erinnern ſcheint. Die große Noth, welche die Achäer heimſucht, bringt den tapfern Achilleus in ihr Gedächtniß zurück, und eine Geſandtſchaft wird zu ihm geſchickt, um den zürnenden zu beſänftigen. So tritt alſo hier Achilleus wieder als Hauptheld hervor, und die Geſandtſchaft, wie die Schlacht, können als Theile einer Achilleis betrachtet werden. Alles hängt hier natürlich zuſammen, und die Zeit iſt nicht überfüllt, mit Ausnahme der Lagerverſchanzung, welche freilich etwas zu ſchnell angefertigt wird. Die Doloneia kennen wir ſchon als ein ſelbſtändiges Epos.

Die dritte Rhapſodiengruppe, welche acht Geſänge einnimmt, mit dem elften anfangend und mit dem achtzehnten ſchließend, iſt, wie die erſte, aus mehreren ſelbſtändigen Theilen, welche urſprünglich keinen ſo nahen Zuſammenhang gehabt haben, zu einer Hauptſchlacht und einem Tage vereinigt*). Die Maſſe der in dieſen Tag hineingezwängten Thaten und Ereigniſſe iſt wieder ganz verhältnißlos**), und das Räumliche bleibt durchaus unberückſichtigt. Denn wie ſoll ein Tag hinreichen für die Märſche und Rückzüge der beiden Heere in dieſer Schlacht? Erſt werden die Trojaner, welche vor dem achäiſchen Lager übernachtet haben, bis an das ſkäiſche Thor zurückgeſchla-

*) Der 26ſte Tag der Handlung.

**) Wir überlaſſen es dem Leſer, den Inhalt der acht Geſänge mit dieſer Rückſicht ſelbſt zu durchlaufen. Heyne kann zum Führer dienen. Excurs. ad Il. λ. Excurs. I. ad Il. μ. Excurs. II. ad Il. ο.

gen. Dort ein Halt. Dann der lange hartnäckige Kampf, welcher mit der Erſtürmung der griechiſchen Lagerverſchanzungen endigt, und zum Schluſſe ein zweiter Rückzug der Trojaner, herbeigeführt durch das Auftreten des Patroklos. Wir brauchen nur dieſe Räume in das Auge zu faſſen, ohne auf die Zeit der Kämpfe, Berathſchlagungen und Geſandtſchaften Rückſicht zu nehmen, welche in denſelben Tag hineinfallen, und werden nicht anſtehn können, die Zeitrechnung dieſer Rhapſodiengruppe für das Werk der Diaſkeuaſten zu erklären. Auch finden ſich in einzelnen Stellen deutliche Spuren einer gezwungen und ungeſchickt eingeſchobenen Stundenbezeichnung. Bald nach dem Anfange der Beſchreibung des Kampfes *) wird ſchon die Mittagszeit angekündigt. Nun dauert es aber überaus lange, bis der Abend herannahet **). Nicht genug damit; in der Folge ***) iſt wieder helles, brennendes Sonnenlicht:

> Doch die anderen Troer und erzumſchienten Achaier
> Stritten frei in der Helle des Tags: denn es ſtralete ringsum
> Brennender Sonnenſchein, und Gewölk beſchattete nirgends
> Weder Feld noch Gebirg'.

Erſt nach Patroklos Falle, dem hartnäckigen Kampfe um deſſen Leichnam und der Einbringung deſſelben in das Lager wird es wirklich Nacht †).

---

*) Il. λ. 84. V. Heyne ad h. l.

**) Il. π. 777. V. Heyne ad h. l.

***) Il. ρ. 370 ff. Das Wunder, welches in dieſer Stelle beſchrieben wird, bezieht ſich nicht auf dieſe Helligkeit, ſondern auf die Wolken, welche das natürliche Licht des Tages der einen Kampfgruppe verhüllen.

†) Il. 239. 240. Wie viel liegt alſo zwiſchen der Hinabneigung der Sonne zum Abend und ihrem wirklichen Untergange! Auch in den

Betrachten wir nun die dritte Rhapſodiengruppe in ihren urſprünglichen Beſtandtheilen, ſo weit dieſe ſich aus ihrer Zuſammenfügung wieder herausſondern laſſen, ſo tritt uns zuvörderſt ein ſelbſtändiges, der Verherrlichung des Agamemnon gewidmetes Epos entgegen, Ἀγαμέμνονος ἀριστεία*). Die beiden Kämpfe, der an der Mauer und der bei den Schiffen, ſind vielleicht urſprünglich beſtimmt geweſen, jeder einen großen Theil eines Tages zu füllen, ſo daß ſie in ihrem natürlichen Zuſammenhange wenigſtens eine Nacht zwiſchen ſich haben mögen. Das vierzehnte und funfzehnte Buch ſchließen ſich nicht unſchicklich dem Epos an, welches den Kampf bei den Schiffen beſingt. Alsdann aber treten Geſänge ein, welche zu einer Patrokleia gehört zu haben ſcheinen**). Die Ὁπλοποιΐα endlich macht ſich durch ihre Anknüpfung, wie durch ihren Inhalt, als ein ſelbſtändiges, ſpäter eingefügtes Epos geltend***). Geben wir dieſen zu einem gemeinſchaftlichen Tage vereinigten Geſängen jedem ſeinen eigenen Tag oder wenigſtens ſeine eigenen Stunden, ſo löſen ſich dadurch die Schwierigkeiten und Verwirrungen der überfüllten Zeit in der dritten Rhapſodiengruppe von ſelbſt auf †).

---

aus Il. λ. (208. 209.) wiederholten Verſen in Il. ρ. (454. 455.) macht ſich eine Zeitverwirrung bemerklich.

*) Nicht allein tritt Agamemnon hier im Himmel und auf Erden in den Vordergrund der ganzen Handlung, ſondern er wird auch ſo eingeführt, als erſchiene er jetzt erſt auf der Szene. Daher die vollſtändige Beſchreibung ſeiner Rüſtung zu Anfange des Geſanges.

**) Ueber dieſe Patrokleia iſt in den vorigen Abſchnitten ſchon öfter geſprochen worden. S. Heyne Tom. VIII. p. 738.

***) S. den vorigen Abſchnitt. Cf. Heyne l. c.

†) Freilich werden wir dabei auch auf einige zum Behufe dieſer

Übrigens leuchtet dieſe Rhapſodiengruppe als die kraftvollſte, gediegenſte, reichſte und glänzendſte in dem ganzen Gedicht hervor. Ihr Ton iſt in dem bunten Wechſel, den ſie durchläuft, ſicher und gehalten, ihre Darſtellung ſelbſt in der Ilias ausgezeichnet durch Klarheit, Schärfe und vollkommene Ausprägung. Auch möchte man durch die ganze Gruppe, mit Ausnahme der Ὁπλοποιΐα, den Geiſt eines Sängers in der poetiſchen Anſicht, Vorſtellung und Empfindung vorwaltend erkennen; und Styl und Sprache widerſprechen dieſer Annahme nicht.

Die letzte Rhapſodiengruppe beginnt mit dem neunzehnten Geſange und umfaßt dieſen nebſt den fünf folgenden. Hier wird die Darſtellung von Geſang zu Geſang kompendiöſer und ſchneller, und im Vergleich mit der vorhergehenden Gruppe kann dieſe letzte nicht anders als ſchwach und unſicher erſcheinen. Von dem dreiundzwanzigſten Geſange an wird die Handlung recht eigentlich überrumpelt, und die Darſtellung erſcheint gegen die gediegene Vollendung, Ausführlichkeit und Schärfe der vorigen Gruppe nur ſkizzirt. Was dort in hundert Verſen geſungen wird, braucht hier nur zehn, und der vierundzwanzigſte Geſang fliegt über ſeine einundzwanzig Tage hinweg, als wären es Viertelſtunden*). Auch fehlt es in dieſen letzten Büchern nicht an mancherlei eigenthümlichen Abweichungen von dem Styl und der Sprache, wie ſie uns aus den übrigen Theilen der Ilias bekannt und vertraut geworden

---

Vereinigung der verſchiedenen Zeiten interpolirte oder verſetzte Verſe ſtoßen.

*) Er umfaßt den 30ſten bis zum 51ſten Tag der Handlung.

ſind, und wer das ganze Gedicht zum erſtenmale hintereinander lieſt, findet hier ſo viel Neues und Seltenes in Wörtern, Formen und Wendungen, daß er auf einmal in einen andern Dichter gerathen zu ſein meint. Und ſo iſt es wirklich *), wenn nicht vielmehr die letzte Rhapſodiengruppe aus den Geſängen mehrerer Dichter zuſammengefügt ſein möchte.

Manche neue Erſcheinung tritt hier in die Szene. In den beiden Schlachten, dem Göttergefecht und dem Kampfe bei den Flüſſen *), die ſich durch Inhalt und Darſtellung aneinander ſchließen und zwei ſelbſtändige Kriegsſtücke bilden, wie die Schlachten an der Mauer und bei den Schiffen, ſchweift der phantaſiereiche Sänger bis an das Gebiet des Phantaſtiſchen und Abentheuerlichen. Aber ſeinen bunten und kühnen Gebilden fehlt die ruhige und klare Haltung der Mittelgeſänge der Ilias. Die Götter, welche früherhin mehr rathend, lenkend, aufmunternd und abſchreckend an den Kämpfen der beiden Völker Antheil ge-

---

*) Das Sprachliche kann hier nicht ausgeführt werden. Für die allgemeine Anſicht vgl. Wolf. Proleg. p. 137: Equidem certe quoties in continenti lectione ad istas partes deveni, nunquam non in iis talia quaedam sensi, quae, nisi illae tam mature cum ceteris coaluissent, quovis pignore contendam, dudum ab eruditis detecta et animadversa fuisse, immo multa eius generis, ut, cum nunc *ὁμηρικώτατα* habeantur, si tantummodo in Hymnis legerentur, ipsa sola eos suspicionibus *νοθείας* aspersura essent. Briefe an Heyne S. 8. Heyne Excurs. II. Sect. II. ad Il. *ω*. (Tom. VIII. p. 785.) Derſelbe ad Il. *ψ*. 257. über Il. *ω*. Dawes. Miscell. crit. p. 152. Iensii Obs. de stilo Hom. p. 290. Proleg. p. 135. Heyne Exc. I. ad Il. *ω*.

**) *Θεομαχία* (*υ*), *Παραποτάμιος μάχη* (*φ*).

nommen haben *), kommen zu den genannten beiden Schlachten ſchlagfertig von den Höhen des Olymps herab, und ſtellen ſich in die Reihen und Glieder der feindlichen Heere einander gegenüber, wie fremde Hülfstruppen. Auf der einen Seite Poſeidon, Here, Athene, Hephäſtos und Hermes, auf der andern Apollo, Artemis, Ares, Aphrodite, Leto und der Flußgott Xanthos. Das Götterperſonal hat ſich alſo bedeutend vermehrt. In den erſten Geſängen bis zum Anfange des elften miſchen ſich nur Here und Athene, und ihnen gegenüber Aphrodite, Ares und Apollo, in die griechiſchen und trojaniſchen Angelegenheiten. Der ruheliebende Vater Zeus iſt ziemlich parteilos, und nur der Einfluß der Here und das der Thetis gegebene Verſprechen ziehen ihn bald auf dieſe, bald auf jene Seite. Im elften Geſange erſcheint Poſeidon als der thätigſte und leidenſchaftlichſte Feind der Trojaner **), welcher, um ſeinem Zorne zu genügen, den Befehlen des Gottes der Götter trotzt und unter Menſchengeſtalt in den Reihen der Achäer kämpft, bis Zeus ihn durch die Iris mit gewaltigen Drohungen zurückrufen läßt ***).

Außer den beiden eben charakteriſirten Schlachten treten vornämlich einzelne Theile einer Achilleis und Patrokleia hervor, welche wahrſcheinlich urſprünglich anders geſtaltete Gruppen bildeten *). Der Schlußgeſang iſt aber der ſpäteſte Anwuchs der Ilias und ſteht vereinzelt da, mögen wir ihn mit Rückſicht auf das Ganze, oder auf die letzte Gruppe betrachten **).

---

*) Mit Ausnahme des Ares und der Aphrodite, welche in der Diomedeia ſich etwas menſchlicher in den Kampf einlaſſen.

**) Seine frühere Erwähnung im ſiebenten Geſange (445—453) iſt von keiner Bedeutung; und der Gott erſcheint dort als ein müßiger Kläger.

***) Il. ν. ξ. ο. an mehreren Stellen.

Blicken wir noch einmal auf die Zeitrechnung der Ilias im Ganzen zurück, ſo werden wir in derſelben eine Ungleichheit und Unordnung entdecken, die dem Charakter der alten epiſchen Poeſie eben ſo ſehr widerſpricht, wie der Einheit und Folge eines ganzen Gedichts ***). Der erſte Geſang umfaßt eine Handlung von einundzwanzig Tagen, der letzte ebenſoviel. Auf dieſe Weiſe bleibt für die dazwiſchen liegenden zweiundzwanzig Geſänge nicht mehr übrig, als neun Tage, und von dieſen neun Tagen nehmen der ſiebente, achte und dreiundzwanzigſte Geſang fünf ein. Die vier großen Hauptmaſſen der Ilias haben dagegen jede nur einen Tag, die erſte für ſechs Geſänge, die zweite für drei, die dritte für acht, die letzte für vier †).

---

*) Von der Patrokleia iſt in den vorhergehenden Abſchnitten öfters die Rede geweſen. Die Achilleis, oder vielmehr die dem Achilleus gewidmeten Geſänge ziehen ſich, um die Ilias zuſammenzuhalten, durch das ganze Gedicht.

**) S. oben.

***) Man wird vielleicht, um dieſe Behauptung zu widerlegen, ähnliches aus neueren epiſchen Gedichten anführen wollen. Aber die neue Poeſie darf hier nicht verglichen werden. Sie ſchwebt in ihrer idealen Höhe über die Maße der Zeit und des Raumes hinweg; aber die homeriſche Poeſie beobachtet ſie mit ſtrenger Pünktlichkeit.

†) Il. β. 1—η. 293. ϑ. 1—κ. fin. (die Nacht mit eingerechnet). λ. 1—σ. fin. τ. 9—ψ. 101.

Zehnter Abſchnitt.

Die Proömien der beiden homeriſchen Gedichte.

Es folgt aus den in den vorigen Abſchnitten aufgeſtellten und von allen Seiten erläuterten Anſichten über die homeriſchen Geſänge ganz von ſelbſt, daß die der Ilias und der Odyſſee als Ankündigungen eines Geſammtinhalts dieſer Gedichte vorſtehenden Proömien*) nicht älter ſein können, als die ſchriftliche Vereinigung jener Geſänge zu dieſen beiden epiſchen Körpern. Freilich ſind die Inhaltsanzeigen in den Proömien, und namentlich in dem der Ilias, von der Art, daß ſie, ſtreng geprüft, nur einen Theil der vereinigten Geſänge umfaſſen, aber doch immer viel mehr, als eine zu einem Vortrage beſtimmte Rhapſodie**). Das Proömium der Ilias, welches den Zorn des Achilleus mit ſeinen den Achäern verderblichen Folgen zu be-

---

*) *Προοίμιον*, *Προέκθεσις*.

**) S. Proleg. p. 118. Koës l. c. p. 16. B. Thierſch l. c. p. 53 ff.

ſingen verheißt, hat inſofern mit den Kämpfen und Schickſalen der Helden nach der Verſöhnung des Achilleus nichts zu ſchaffen, und nehmen wir die ſelbſtändigen Geſänge heraus, welche zwiſchen die Zorne und den Verſöhnung, oder überhaupt zwiſchen die dem Achilleus gewidmeten Rhapſodien eingeſchoben ſind, ſo könnte das Proömium der Ilias als Inhaltsanzeige von drei bis vier epiſchen Stücken abgefertigt ſeyn. Etwas umfaſſender iſt das Proömium der Odyſſee, und obgleich es nicht ſo ſcharf, wie Ariſtoteles*), die Haupthandlungen des Gedichts darlegt, ſo läßt ſich doch wohl in demſelben die Abſicht erkennen, eine Einleitung des ganzen Gedichts zu ſein. Ein Gleiches behaupten wir ſelbſt von dem Proömium der Ilias, ſo ungenügend auch die Ausführung dieſer Beſtimmung entſpricht, und die Abſicht, den Zorn des Achilleus als Hauptinhalt der Ilias geltend zu machen, zeigt ſich ja nicht allein in dem Proömium, ſondern auch in der Zuſammenordnung des Gedichts. Und dann iſt noch zu berückſichtigen, daß die Inhaltsanzeige eines aus ſo verſchiedenen, urſprünglich verbindungsloſen Geſängen zuſammengefügten Gedichts, wie die Ilias iſt, deſto mangelhafter ſeyn muß, je mehr ſie dieſe Zuſammenfügung als ein Ganzes darſtellen will.

Die Anrufung der Muſe oder der Muſen**) zu Anfange eines Geſanges iſt ganz im Geiſte und Style der

---

*) Poet. 17.

**) Die homeriſchen Gedichte kennen keine beſtimmte Zahl der Muſen und keine einzelne Namen derſelben. Die Hymnen kommen hier in keinen Betracht. Wir dürfen alſo in den beiden Proömien der angerufenen Muſe oder Göttin keine ſpätere Kalliope unterſchieben, wenn homeriſchen Poeſie, und auch im Laufe der Erzählung, bei dem Eintritte eines beſonders wichtigen Momentes, wird der Beiſtand der Muſe in Anſpruch genommen *). Wir müſſen uns aber wohl hüten, die homeriſchen Anrufungen der Muſen für bloße poetiſche Zeremonien zu halten. Dazu wurden ſie freilich in der Folge, z. B. beim Virgilius, der uns erſt ohne Weiteres ſagt, was er ſingen will:

> **Arma virumque cano etc.**

wir ſie im Geiſte der homeriſchen Poeſie auffaſſen. Zwar behauptet Diodor (IV. 7), Homer und Heſiod wüßten ſchon von der Neunzahl der Muſen, aber er ſtützt dieſe Meinung wahrſcheinlich auf zwei Stellen, welche ſpätere Interpolationen der homeriſchen und heſiodiſchen Gedichte ſind, nämlich Od. ω. 60 und Theogon. v. 56 ff. Dort hat Ariſtarch Anſtoß genommen und die Neunzahl der Muſen als unhomeriſch verworfen; und jetzt dürfen wir, nach Spohn's Unterſuchungen, aus dem ganzen letzten Buche der Odyſſee keinen Beleg mehr für homeriſchen Mythus und homeriſche Sprache entnehmen. Vergl. Heyne Opusc. Acad. T. II. p. 310. Das Proömium der Theogonie (1—115) iſt dem Heſiod, oder überhaupt dem Sänger des Gedichts, gleichfalls mit vieler Wahrſcheinlichkeit abzuſprechen, als eine Einleitung, welche die Rhapſoden den epiſchen Geſängen vorzuſetzen pflegten. S. Wolf. ad Theog. v. 1. Eben ſo nahmen die um den Helikon wohnenden Böotier das Proömium der *Ἔργα καὶ Ἡμέραι* als unheſiodiſch hinweg. Paus. IX. 31. Von dem Eingange der Theogonie wird nicht beſonders geſprochen, weil dieſelben ja dieſes ganze Gedicht nicht als ein Werk ihres Heſiod anerkannten. Aber auch eine ächtheſiodiſche Stelle könnte für die homeriſchen Muſen nichts beweiſen. Denn dieſe ſind von jenen in vielen andern Beziehungen, z. B. im Wohnſitze, verſchieden. Daß Homer mehrere Muſen verehrt, ſagen uns einige Anrufungen derſelben. Il. β. 484. λ. 218. π. 112. Abwechſelnd nennt er aber auch nur eine. Il. β. 761. Eine beſtimmte Zahl giebt er nirgends an, und wenn wir ihm eine unterſchieben wollten, ſo dürfte es doch die Neunzahl nicht ſeyn, welche jüngeren Urſprungs iſt.

---

*) *Μοῦσα ἀρχεσίμολπος.* Athen. V. 9. Anrufungen der Muſen in der Ilias: β. 484. 761. λ. 218. 508. π. 112

und hinterdrein den Muſen die herkömmliche Aufwartung macht. In den homeriſchen Geſängen ſind ſie religiöſe Gebete. Denn die Muſen geben und nehmen den Geſang, ſie begeiſtern den Dichter und belehren ihn*). Sie waren bei allem, was auf Erden und im Himmel Geſangwürdiges geſchah, und wiſſen jegliches; die Menſchen aber horchen allein auf das Gerücht und wiſſen durchaus nichts**). Namen, Zahlen, die Reihen der Geſchlechter, die Thaten der Helden, alles, was dem Sänger zu erfahren Noth iſt, bewahren ſie in ihrem ewigen Gedächtniß getreulich auf und überliefern es ihren Günſtlingen. Der Geſang iſt eine unmittelbare Gabe der Götter, des Zeus, des Apollo oder der Muſe***), die durch heilige Begeiſterung den Erwählten zu dem Liede treiben, welches Herz und Sinn ergötzt. Aber außer dieſem Enthuſiasmus geben die Muſen dem Sänger auch eine genaue Kenntniß von dem, was in der Vorzeit geſchehen iſt, und durch ihre Gunſt gelingt es ihm, die Thaten vergangener Jahre ſo zu erzählen, als ob er ſelbſt bei ihnen gegenwärtig geweſen wäre, oder ſie von einem Augenzeugen hätte beſchreiben hören†).

In dieſem Sinne müſſen wir die Anrufungen der Muſen in den bezeichneten Stellen der homeriſchen Geſänge verſtehen. Die meiſten ſind ganz kurz und beſtehen in einer Frage, die oft mit einem einzigen Verſe, ja einem Namen, beantwortet iſt. Nur vor dem Schiffskatalog iſt die

---

*) Od. ϑ. 63. 73. 481. 488. Il. β. 594.

**) Il. β. 485 ff.

***) Od. α. 347. ϑ. 488. 44.

†) Od. ϑ. 489 ff.

Anrufung länger, aber doch durchaus keine gedrängte Inhaltsanzeige, ſondern vielmehr ein enthuſiaſtiſches Gebet. Demnach findet ſich in der homeriſchen Poeſie ſelbſt kein Vorbild für die Proömien der beiden Gedichte.

Betrachten wir alſo die Vorträge der Homeriden und der Rhapſoden überhaupt, ob vielleicht in ihnen der Urſprung jener beiden Proömien zu entdecken ſei *). Dieſe Sänger begannen jeden Vortrag einer Rhapſodie mit einer Art von einweihendem Gebete, in welchem ſie irgend eine Gottheit, vornämlich aber den Zeus, den Apollo und die Muſen, anriefen, auch wohl einige Verſe zu deren Preiſe vorausſchickten, und dann ohne Weiteres das Epos ſelbſt nachfolgen ließen. Solche Proömien hatten keinen nähern Bezug auf den Inhalt des daran zu knüpfenden Geſanges, und kündigten nur im Allgemeinen einen Vortrag, nicht aber, was vorgetragen werden ſollte, an. Von den Homeriden ſagt Pindaros, daß ſie mit dem Zeus vorzuſpielen pflegten; jedoch mögen der Ort, die Veranlaſſung, der Tag, das Feſt, auch die Zuhörer, einen Einfluß auf die Wahl der Gottheit, welcher das Proömium gewidmet wurde, geübt haben; und wenn man in den aſklepiſchen Feſtſpielen zu Epidauros mit dem Aſklepios vorſpielte, ſo wird auf Delos wohl Apollo, in den Panathenäen Athene Gegenſtand des Proömiums geweſen ſein. Wahrſcheinlich ſetzten ſich nach und nach auch herkömmliche Proömien für

---

*) Die für die folgenden Bemerkungen anzuführenden Stellen ſind: Pind. Nem. II. 1. mit den Scholien dazu. Plutarch. de Musica p. 1133. C. Cf. Wolf. Proleg. p. 106 ff. Id. ad Hesiod. Theog. l. c. Mitſcherlich, Groddeck, Ilgen, Hermann zu den homeriſchen Hymnen.

einen und den andern homeriſchen Geſang feſt und wuchſen mit ihnen zuſammen, und die Trennung der Proömien homeriſcher und heſiodiſcher Rhapſodien folgt ſchon aus der Trennung der Rhapſoden, welche, in früheren Zeiten wenigſtens, niemals aus dieſen beiden Dichterſchulen zuſammen vortragen konnten. Die kleineren ſogenannten homeriſchen Hymnen ſind ſolche abgetrennte Proömien homeriſcher Geſänge, Werke der Homeriden und andrer Rhapſoden der Ilias und Odyſſee, und in einigen hat ſich ſelbſt der Übergangsvers erhalten, welcher das Proömium mit dem eigentlichen Epos verband*). Nehmen wir nun an, daß die Rhapſoden, deren Vorträge der piſiſtratiſchen Niederſchreibung der homeriſchen Geſänge zu Grunde liegen, ihre Rhapſodien mit jenen Proömien aufſagten, ſo iſt es ganz in der Ordnung, daß die Diaſkeuaſten, mögen ſie nun die ſpätere Verknüpſung derſelben mit der eigentlichen Rhapſodie erkannt haben, oder nicht, ſie von der Ilias und Odyſſee abſonderten. Denn ſie hätten ja dieſe Gedichte ſo zertrennt, daß der beabſichtigte Zweck einer Vereinigung der Geſänge zu zwei epiſchen Körpern dadurch gänzlich vereitelt worden wäre**). Auf dieſe Weiſe aber erklärt es ſich, wie die Sammlung der Proömien als eine Beilage zu der Ilias und Odyſſee entſtanden, und wie der Name des Homeros an dieſen rhapſodiſchen Einleitungen hängen geblieben iſt. In dem Vortrage der Rhapſoden hielten ſich indeſſen die Proömien mit den homeriſchen Geſängen, auch nach der Niederſchreibung und Zuſammenknüpfung derſelben, wahrſcheinlich noch vereinigt, bis das Rhapſodiren ſelbſt ſo weit herunterkam, daß es ſich auf ein Herſagen auswendig gelernter Stücke der geſchriebenen Gedichte beſchränkte*).

---

*) Selbſt die größeren homeriſchen Hymnen haben dieſen Uebergangsvers:

Αὐτὰρ ἐγὼ καὶ σεῖο καὶ ἄλλης μνήσομ᾽ ἀοιδῆς.

Oder:

Σεῦ δ᾽ ἐγὼ ἀρξάμενος μεταβήσομαι ἄλλον ἐς ὕμνον.

Oder:

Καὶ σὺ μὲν οὕτω χαῖρε, θεαί θ᾽ ἅμα πᾶσαι, ἀοιδῇ. etc.

**) Die heſiodiſche Theogonie hat ihr rhapſodiſches Proömium behalten.

Es bleibt uns alſo nichts übrig, als anzuerkennen, daß die Proömien der beiden Gedichte Werke der Diaſkeuaſe der piſiſtratiſchen Sammlung ſind. Die neuen epiſchen Körper wollten ihre Häupter haben, und, da dieſe bei der Zuſammenleſung und Vereinigung der Glieder ſich nicht vorfanden, ſo wurden ihnen die fehlenden Stücke ergänzt. Setzen wir in dem piſiſtratiſchen Zeitalter den Glauben an eine urſprüngliche Ganzheit der Ilias und Odyſſee und deren nachherige Zerſtreuung in einzelne Geſänge voraus, ſo hat eine ſolche Ergänzung durchaus nichts Befremdendes, und vergleicht ſich mit der Anſetzung einer Stirn von neuem Marmor an eine alte Statue, welcher dieſer kleine Kopftheil fehlt. Die homeriſche Sprache iſt in beiden Proömien ziemlich treu gehalten, und die Alexandriner haben nur einige Verſe derſelben als unächt mit dem Obelos bezeichret*). Was aber die Darſtellung betrifft, ſo fehlt uns in den homeriſchen Gedichten eine Stelle, deren kompendiöſer Charakter mit ſolchen Inhaltsanzeigen verglichen werden könnte.

---

*) Einige Proömien ſind wohl ſelbſt ſpäteren Urſprungs, als die erſte Niederſchreibung der homeriſchen Gedichte, und müſſen als Nachahmungen betrachtet werden, welche jüngere Rhapſoden zum Behufe eines Vortrags machten, deſſen beſondere Veranlaſſung die Anrufung einer Gottheit zu erfordern ſchien, deren Namen in den vorhandenen Proömien nicht zu finden war.

Das Proömium der Ilias umfaßt eigentlich nur die erſten ſieben Verſe. Es iſt aber nicht unwahrſcheinlich, daß in der folgenden Stelle, bis zum ſechzehnten Verſe, noch einige Anknüpfungsſätze verborgen liegen. Eben ſo kann man zweifelhaft ſein, ob das eigentliche Epos, welches den erſten Geſang der Odyſſee bildet, mit dem Ἔνθα des elften Verſes, oder erſt mit der Götterverſammlung im zweiundzwanzigſten oder ſechsundzwanzigſten Verſe anhebt. Nicht zu verkennen iſt es, daß die Stelle vom elften bis zum einundzwanzigſten Verſe einer Einleitung in das ganze Gedicht, zur Ergänzung der eigentlichen vorhergegangenen Inhaltsanzeige, ähnlich ſieht, und die Stelle:

> Als nun das Jahr ankam in der rollenden Zeiten Vollendung,
> Da ihm die Götter geordnet die Wiederkehr in die Heimath
> Ithaka, jetzo auch nicht war jener entflohn aus der Mühſal,
> Selbſt bei ſeinen Geliebten:

dehnt die Ankündigung des zu Singenden auch über die ithakeſiſchen Abentheuer nach der Heimkehr des Odyſſeus aus, während das eigentliche Proömium nur einen Νόστος verheißt**).

---

*) S. über die Sprache des Proömiums der Ilias: Heyne Obs. ad Il. α. 1—7. und über das der Odyſſee: W. Thierſch l. c. S. 53 ff. Warum dieſer übrigens dort in πολύτροπος die ſpätere Bedeutung ſchlau als nothwendig vorausſetzt, begreife ich nicht.

**) Fr. Schlegel (Geſchichte der epiſchen Dichtkunſt bei den Griechen. Werke B. III. S. 114) und W. Thierſch (l. c. S. 55) finden in dem ἔνθα des elften Verſes ein Anknüpfungswort, welches

Wenn die Ankündigung eines mehrere oder alle Geſänge der Ilias und der Odyſſee umfaſſenden Inhalts un-

die Odyſſee zu einem Schlußgeſange der Νόστοι machen ſoll. „Welcher Anfang!“ ſagt der Letztere. „Klingt er nicht wie eine Fortſetzung? Man ſieht daraus, daß die Odyſſee nur einer jener Νόστοι iſt, welche die das Vaterland ſuchenden Helden feierten, und zwar der, welcher, wie natürlich, zuletzt geſungen wurde. Daher dieſer Anfang, mit welchem ſie ſich an jene Reihe von Geſängen anſchloß.“ Es iſt immer gewagt, aus einem kleinen Worte ſo Großes zu folgern. Die Behauptung läßt ſich auch auf keine Weiſe halten. Ein ſo ſtrenges Anſchließen eines Νόστος an den andern, in einer Reihenfolge, wie die heſiodiſchen Heroinen, (ἢ οἵη) iſt ganz gegen den Geiſt und die Form der homeriſchen Geſänge, die ſich durch ein freies Umherbewegen in ihrem Fabelkreiſe von den ſteifen chronologiſchen Zuſammenkettungen der Alles umfaſſenden Cykliker unterſcheiden. Auch iſt ja nur ein Theil der Odyſſee, etwa der vierte des Gedichts, ein νόστος zu nennen, welcher dem zu Folge von den übrigen Geſängen, als zu einem andern großen Ganzen gehörig, abgetrennt werden müßte. Und das Alles um das kleine Wörtchen ἔνθα! Die dem Homer von unkritiſchen Autoren zugeſchriebenen Νόστοι, ein Werk der Cykliker, können hier natürlich in gar keinen Betracht kommen, und daher fällt die Annahme eines beſtimmten poetiſchen Zuſammenhangs der Odyſſee mit einem ſolchen Gedicht in ſich auseinander. Setzen wir aber auch, und wir dürfen es, vorhomeriſche Νόστοι voraus, ſo liegt doch eine poetiſche Anknüpfung an dieſelben nicht in dem Geiſte und der Form der homeriſchen Geſänge. Wir müſſen daher das beſprochene ἔνθα, ſo wie das νῦν des fünfunddreißigſten Verſes, auf andere Weiſe zu erklären ſuchen. Beide reißen, um mit Horaz zu reden, mitten in die Handlung hinein, (Rapiunt in medias res) und ſind nur als Anknüpfungen in der Sage, nicht aber im Geſange, zu betrachten. Sie verſetzen, gleichſam mit einem Fingerzeige, den Zuhörer, wie ein deutſches Jetzo oder Nun, in die Zeit, welche dem Dichter eben vorſchwebt, und dieſe Zeit bedarf keiner näheren Beſtimmung, als der Zuſammenhang giebt. So gebraucht ja Homer in ſeinen Ortsangaben und Zeitbezeichnungen, nach Art der kindlichen Erzählung, gar häufig ἔνθα, τότε, νῦν, τῇ u. ſ. w. wie Hinweiſungen mit dem Finger, deren Richtung wir erſt aus dem Zuſammenhange des Ganzen abſehn müſſen.

vereinbar iſt mit der Natur und dem Urſprunge der homeriſchen Geſänge, ſo muß aus gleichen Gründen die im funfzehnten Buche des erſten Gedichts gegebene Überſicht der in den folgenden Büchern enthaltenen Thaten und Begebenheiten als eine mit der Zuſammenordnung des piſiſtratiſchen Zeitalters in Verbindung ſtehende Interpolation betrachtet werden *). Man ſieht es dieſem Überblicke wohl an, daß er die Abſicht hat, den Zorn des Achilleus als Hauptfabel des Ganzen hervorzuheben. Auch haben die Alexandriner die ganze Stelle als unächt bezeichnet; aber ihre Gründe, ſo viel wir ſie aus den Scholien kennen lernen, beruhen mehr auf Einzelheiten, als in der allgemeinen Anſicht von der Natur der homeriſchen Geſänge.

---

*) Il. o. 56—77. Cf. Heyne ad h. l.

Elfter Abſchnitt.

Letzte Schickſale der homeriſchen Geſänge.

Das unkritiſche Alterthum hat allmählig eine ſo ungeheuer große Laſt von poetiſchen Werken auf den Namen des Homeros zuſammengehäuft, daß es faſt nicht denkbar iſt, wie man die Idee der Lebensdauer und Schöpfungskraft eines Einzelweſens mit dieſer fabelhaften Götterfülle habe vereinigen können *). Aber wir müſſen uns erinnern, daß der Name Homeros in der Sprache der älteſten Sage ein Sammelwort iſt; und als Repräſentant einer oder mehrerer epiſcher Sängerſchulen trägt er, ein literariſcher Herakles, die Arbeiten vieler Zeitgenoſſen und Nachfolger mit ſeinen eigenen durch die Welt. Wir wiſſen freilich, daß

---

*) Das Verzeichniß der verloren gegangenen homeriſchen Gedichte beſteht in Fabric. Bibl. Graec. aus 24 Titeln, von denen die meiſten ſehr umfaſſende Werke ankündigen.

ein großer Theil der dem Homeros hier und da zugeſchriebenen Werke ſo jungen Urſprungs iſt, daß er mit dem Zeitalter der Sage durchaus nichts zu ſchaffen hat, ſondern nur allein modernen Mißverſtändniſſen und Unterſchiebungen die Ehre des homeriſchen Titels verdanken kann. Aber eben ſo gewiß iſt es, daß der Name des Homeros von dem Zeitalter der Sage dem Zeitalter der Schrift ſchon mit einer, ſeinem Sammelbegriffe entſprechenden Zubehör von poetiſchen Werken überliefert worden war. Was in Ionien etwa vom Ende des zweiten Jahrhunderts nach Trojas Zerſtörung an bis gegen das Zeitalter des Lykurgos von epiſchen Geſängen im Strome der Jahre nicht untergegangen war, das würde dem Lykurgos als homeriſch gegeben worden ſein, wenn er Alles mit ſich nach Europa hätte überführen wollen. Bis zu der Periode des Solon und Piſiſtratos hatte ſich aber ohne Zweifel noch manches Andere, welches nach dem Lykurgos erſt entſtanden war, dem Namen des Homeros angeſetzt, aſiatiſches und europäiſches. Was Wunder alſo, wenn die folgende Zeit ſo fortfuhr, mancherlei, was in Sprache und Weiſe den als homeriſch geltenden Gedichten ähnlich zu klingen ſchien, dem alten Heros, der ſchon ſo übermenſchlich tragen mußte, auch noch auf die Schultern zu laden?

Aber ſobald der Sinn der Sagenſprache unverſtändlich zu werden anfing, mußte ſich natürlich auch das kritiſche Bedenken regen: Wie kann ein Sänger ſo viel geſungen, oder ein Dichter ſo viel gedichtet, oder ein Schriftſteller ſo viel geſchrieben haben, wie Homeros? Wann dieſe Frage zuerſt aufgeworfen worden ſei, läßt ſich nicht genau beſtimmen. Aber ſo viel iſt gewiß, daß die piſiſtratiſchen Sammler und Diaſkeuaſten ihr unmöglich aus dem Wege haben gehen können. Was ihnen als homeriſch angeboten werden konnte, war ſchon ein Haufe von Werken mehrerer Jahrhunderte, und dieſe zu ſondern und zu ſichten, war wohl keine zu ſchwere Aufgabe für die in den erſten Windeln liegende Kritik. Daraus, daß Piſiſtratos nur die Ilias und Odyſſee ſammeln und aufſchreiben ließ, dürfen wir nicht zu beſtimmt ſchließen, daß er nur dieſe beiden Werke für homeriſch gehalten habe; aber es beweiſt wenigſtens den Vorzug, den er ihnen, als den ſchönſten und wichtigſten, gegeben hat. Auch das Abtrennen der Proömien von den eigentlichen epiſchen Geſängen der Ilias und Odyſſee zeugt von kritiſcher Sonderung bei dem diaſkeuaſtiſchen Verfahren der piſiſtratiſchen Sammlung. Herodotos, nächſt dem Pindaros der älteſte Schriftſteller, bei welchem wir eine ſichere Erwähnung des Homeros finden, und der erſte, welcher uns die Namen Ilias und Odyſſee überliefert, bringt auch ſchon kritiſche Zweifel an der Ächtheit einiger homeriſchen Gedichte mit. Er entdeckt nämlich einen Widerſpruch in der Erzählung der Odyſſee δ. 228. 352 ff. und des kypriſchen Gedichts, und ſchließt daraus, daß dieſe beiden Werke nicht von einem Verfaſſer herrühren können *). Auf gleiche Weiſe bezweifelt er die Ächtheit der Epigonias **).

Je mehr ſich nun, von der Zeit der piſiſtratiſchen Sammlung der Ilias und Odyſſee an, die Idee eines

---

*) Herod. II. 117.

**) Id. IV. 32.

Homeros befeſtigte und heiligte, und je ſchwächer die Erinnerung an die alten einzelnen Geſänge und an die urſprüngliche Bedeutung des Namens Homeros in der Sagenſprache wurde, um ſo ſtärker fühlte die Kritik der Gelehrten und Literatoren ſich aufgefordert, den *einen* Sänger nicht über menſchliche Kraft und Gebühr mit Werken aller Art belaſtet einhergehen zu laſſen. Die Ilias und Odyſſee waren durch die Sammlung des Piſiſtratos am allgemeinſten verbreitet worden und lebten auch nach ihrer Niederſchreibung noch eine lange Zeit in den Vorträgen der Rhapſoden fort. Die übrigen homeriſch genannten Gedichte hingegen, wie z. B. das kypriſche Epos, die Epigonias, die Thebais u. a. m. ſcheinen zu keiner Zeit eine große Popularität in Griechenland beſeſſen zu haben, wenigſtens nicht in Vergleich mit der Ilias und Odyſſee. Daher fand ſich das Volk auch leicht in die Kritik derer, die allmählig alle Gedichte, bis auf dieſe beiden, dem Homeros entzogen; denn es war nur an dieſe durch die Bande des Glaubens und der Liebe gefeſſelt, und die übrigen kannte es theils nicht, theils waren ſie ihm nicht ſo wichtig, anſprechend und heilig. Unter den Gelehrten geht die Sache nicht ſo ruhig und einfach ab, und die Widerſprüche und Streitigkeiten über homeriſche und unhomeriſche Gedichte reichen bis in die ſpäteſte Periode der römiſchen Literatur hinein *).

---

*) So hält z. B. *Statius* die *Batrachomyomachie* für ein Werk des Homer, und zwar für eine präludirende Jugendarbeit, etwa wie der Culex des Virgil. Epist. ad Stellam. *Ariſtoteles* giebt in mehreren Stellen ſeiner Schriften zu erkennen, daß er den *Margites* als homeriſch achtet. Poet. 4. Ad Nicom. VI. 7. Ad Eudem. V. 7. Dieſe beiden Gedichte ſind Parodien der *Ilias*

Dies hindert indeſſen nicht, daß im Allgemeinen von dem Zeitalter der drei großen alexandriniſchen Kritiker an nur die Ilias und Odyſſee in dem homeriſchen Kanon ſtehen. Von den andern, früher und ſpäter aus Gewohnheit und Bequemlichkeit ſogenannten homeriſchen Gedichten waren damals ſchon einige verſchwunden; andere gingen in dem großen Ruin der alten Literatur und Kunſt zu Grunde. Aus ihren Trümmern hat man die Batrachomyomachie, mehrere Hymnen und Epigramme und kleine Bruchſtücke von einigen großen epiſchen Ganzen zuſammengeleſen. Si-

und der Odyſſee; das erſte geſtaltet die Kämpfe der Heroen und Götter zu einem Kriege zwiſchen Fröſchen und Mäuſen um; das andre macht aus der erfindungsreichen Klugheit des Odyſſeus die tölpiſche Schalkheit eines Eulenſpiegels. Es gehört in der That ein gänzliches Mißverſtehen des Geiſtes der homeriſchen Poeſie dazu, um den Sängern der Ilias und Odyſſee dergleichen Parodien ihrer eigenen Gedichte unterzuſchieben. Die homeriſchen Sänger ſtehen, wie oben bemerkt worden iſt, auf einer Stufe mit der Welt, welche ſie ſchildern, und leben gleichſam noch im Widerſcheine der Glorie des Heroenalters. Um aber zu parodiren, muß man ſich einen höheren Standpunkt anmaßen, von welchem herab man den zu parodirenden Stoff, er mag nun roh oder ſchon zu einem Werke der Kunſt verarbeitet ſeyn, mit vornehmer Klugheit muſtern kann. Wie ſollen die homeriſchen Sänger einen ſolchen Standpunkt erreicht oder nur nach ihm getrachtet haben? Sie können eben ſo wenig über die Kämpfe der Ilias und die klugen Fahrten der Odyſſee parodirend ſpotten, wie ein Wolfram von Eſchenbach über die Abentheuer des Ritterthums; ja auch das ganze Zeitalter derſelben iſt einer ſolchen parodiſchen Anſicht der Heroenwelt nicht fähig. So viel dürfen wir übrigens dem Ariſtoteles wohl zutrauen, daß der Margites das älteſte und beſte der parodiſchen Gedichte war, welche, weil ſie den Homer parodirten, homeriſch genannt wurden, und viele andre Zeugniſſe des Alterthums beſtätigen die hohe Meinung, welche der Philoſoph uns von dieſem griechiſchen Eulenſpiegel einflößt.

cherlich würde mehr von dem großen Haufen der pſeudohomeriſchen Gedichte ſich zu uns herübergerettet haben, wenn irgend eines derſelben früher oder ſpäter eine ſo hohe populäre und literariſche Bedeutung in Griechenland gewonnen hätte, wie die Ilias und Odyſſee.

So ſehen wir alſo auch dieſe Beſtrebungen der erſten Kritik dahin gerichtet, die Einheit und Ganzheit der Perſon und der Gedichte des Homeros feſtzuſtellen und zu behaupten. Was von der Zeit der piſiſtratiſchen Niederſchreibung an bis zu den alexandriniſchen Rezenſionen in dem Texte der homeriſchen Geſänge hinein und heraus gearbeitet worden iſt, können wir nicht nachweiſen. Aber unbezweifelt erſcheint uns ein fortgehendes diaſkeuaſtiſches Verfahren, welches mit dem, was wir Kritik nennen, nicht verglichen werden darf. Die älteſten der piſiſtratiſchen Sammlung bald nachfolgenden Rezenſionen der Ilias und Odyſſee konnten und wollten keinen andern Zweck verfolgen, als die Gedichte zu verbeſſern und zu verſchönern. Weit entfernt, nach dem Urſprünglichen und Ächten zu forſchen, begnügten ſie ſich, unter mehreren Lesarten diejenige auszuwählen, welche ihnen die würdigſte ſchien, der Poeſie des größten Dichters anzugehören; und von dem ganz Griechenland beherrſchenden Vorurtheile der Einheit und Ganzheit der beiden Sammlungen und ihres Verfaſſers umſtrickt, konnten dieſe Pſeudokritiker nicht darauf ausgehen, diaſkeuaſtiſche Verbindungen oder Verſetzungen aufzuheben, ohne ſelbſt beſſere Hülfsmittel in Bereitſchaft zu haben, den getrennten Zuſammenhang oder die zerſtörte Harmonie wiederherzuſtellen. Wie weit die Freiheit dieſes diaſkeuaſtiſchen

Verfahrens der erſten homeriſchen Rezenſenten gegangen ſein mag, läßt ſich ebenfalls nicht genau ermitteln. Jedoch kann ein Umſtand zu dem Schluſſe berechtigen, daß der homeriſche Text von der Zeit ſeiner Niederſchreibung bis zu dem alexandriniſchen Zeitalter ſehr bedeutende Veränderungen erfahren hat. Wir finden nämlich bei einigen voralexandriniſchen Schriftſtellern, Hippokrates, Plato, Ariſtoteles, Äſchines, Verſe und Halbverſe aus den homeriſchen Gedichten angeführt, von denen ſich keine Spur in unſern Texten und Scholien findet *).

Da wir keine Geſchichte des homeriſchen Textes liefern wollen, ſo genügt es, dieſe allgemeinen Anſichten über die voralexandriniſchen Rezenſionen deſſelben aufgeſtellt zu haben, ohne in die einzelne Aufzählung derſelben einzugehen **). Die letzten Arbeiten des gelehrten Alterthums, deren Einfluß auf die Befeſtigung der homeriſchen Einheit und Ganzheit nachzuweiſen iſt, gehören in den Zeitraum von den erſten Jahren des dritten bis gegen die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor Chriſti Geburt, und werden gewöhnlich unter dem gemeinſchaftlichen Namen der alexandriniſchen Rezenſionen zuſammengefaßt ***). Zenodotos von Epheſos ſteht an der Spitze derſelben, ihm folgt ſein Schüler Ariſtophanes von Byzanz, und deſſen Schüler, der berühmteſte unter den berühmten, Ariſtarchos von Samothrake, ſchließt die große kritiſche Werkſtatt der alexandriniſchen Rezenſenten der homeriſchen Gedichte *). Es kömmt uns auch bei der Beleuchtung deſſen, was dieſe drei Kritiker mit dem Homeros vorgenommen haben, nur auf eine allgemeine Erkenntniß des Verfahrens an, welches über das Ganze der Ilias und Odyſſee Einfluß geübt hat, nicht aber auf die grammatiſchen, gewiß unſchätzbaren Verdienſte, welche ſie um die Ordnung und Reinigung der Sprache, die Befeſtigung des Dialekts, die Orthographie und die Interpunktion der homeriſchen Gedichte haben. Jenes Verfahren aber, welches nicht ſowohl die homeriſchen Wörter und Silben, ſondern vielmehr die homeriſchen Geſänge berührt, iſt den drei Rezenſenten gemeinſchaftlich; und obgleich ſie ſich von einander, theils durch den Grad der Kühnheit ihres Schaltens und Waltens, theils durch die ſchärfere und ſtumpfere Spitze ihres kritiſchen Geiſtes unterſcheiden mögen, ſo verrathen ſie doch alle eine Schule, einen Grundſatz und einen Zweck. Endlich ſind auch ihre Mittel dieſelben, die reichen Schätze der alexandriniſchen Bibliothek; und keinem von ihnen kann man nachſagen, daß er ſie weniger fleißig und redlich benutzt habe, als der andre **).

---

*) S. Wolf. Proleg. p. 37. 260. 61. Heyne Tom. VIII. p. 789.

**) Wir würden hierüber auch nichts geben können, als eine Überſetzung der dahin gehörigen Stellen der Prolegomena; denn auf dieſem Felde iſt die Kritik noch nicht weiter gekommen, als zum Verſtändniß der Wolfiſchen.

***) Διορθώσεις.

Wir haben ſchon oben bemerkt ***), wie es mehr als wahrſcheinlich iſt, daß die alexandriniſchen Kritiker ſich die große Verſchiedenheit der homeriſchen Lesarten, und vornämlich die Menge unächter und verdächtiger Verſe, zum Theil nur aus der mündlichen Fortpflanzung der Geſänge erklärt haben mögen; und das Kühne und Gewaltſame ihres Verfahrens mit dem alten Texte muß auf dieſe Weiſe einigermaßen entſchuldigt werden. Von dem Zenodotos werden uns in den Scholien ſo viele Veränderungen, Einſchaltungen und Ausmärzungen von Verſen und ganzen Stellen berichtet, daß ein Überarbeiter ſeiner eigenen Gedichte nicht viel freier mit der Ilias und Odyſſee hätte umgehn können. Etwas mäßiger und behutſamer ſcheinen Ariſtophanes und Ariſtarchos den homeriſchen Text behandelt zu haben, ohne jedoch von einem andern Grundſatze der Kritik auszugehn, als jener. Dieſer Grundſatz iſt: die Gedichte des Homeros ſind die vollkommenſten Muſter der epiſchen Poeſie, und als ſolche muß diejenige ihrer Lesarten für die ächte gehalten werden, welche dem Begriffe dieſer Vollkommenheit in jeder Rückſicht am genügendſten entſpricht. Wenn daher die Alexandriner vielleicht auch überall nach dem Urſprünglichen ſuchten, ſo verirrten ſie ſich doch in dieſem Beſtreben dadurch, daß ſie das Urſprüngliche mit dem Beſten im Sinne der äſthetiſchen Kritik verwechſelten. Sehr treffend vergleicht daher Wolf dieſes kritiſche Verfahren derſelben mit der Arbeit eines Ramler, ohne ihnen dadurch die Einſeitigkeit dieſes Verbeſſerers alter und gleichzeitiger Gedichte nach den Normen ſeiner Grammatik und Poetik unterſchieben zu wollen. Denn die Alexandriner, und namentlich Ariſtarchos, gehen in der Beſtimmung des Aufzunehmenden und Auszumärzenden faſt überall von der grammatiſchen Prüfung der Wörter, Formen und Fügungen aus, deren Feinheit und Schärfe wir in vielen Stellen nicht einmal nach fühlen können. Beinahe alle Verſe, welche die Alexandriner, als interpolirt, und namentlich als Einſchiebſel der Diaſkeuaſten, bezeichnet haben, ſind ihnen durch einen grammatiſchen Anſtoß verdächtig geworden; und wenn uns dieſer jetzt zu unbedeutend erſcheint, um ihr Verfahren zu rechtfertigen, ſo wird die durch die neueſte Kritik eröffnete Anſicht der homeriſchen Geſänge uns faſt überall andre Punkte entdecken, welche es beſtätigen. Ariſtarchos ſetzte das Zeichen eines Obelos zu denjenigen Verſen, welche er, ihrer Sprache und ihrem poetiſchen Gehalte nach, für unhomeriſch hielt. Die Zahl derſelben iſt ſehr groß, und man braucht ſie nur im Zuſammenhange durchzugehen, um zu erkennen, daß ſie nicht aus dem Texte herausgeworfen, ſondern in demſelben nur bezeichnet geweſen ſein können. Dagegen erfahren wir aber auch, daß Ariſtarchos manche Verſe des homeriſchen Textes wirklich ausgeſtrichen hat.

---

*) Unwichtig iſt der Nachzügler des Ariſtarch, Ammonios.

**) Wir geben in dieſem Abſchnitte nur eine ſkizzirte Darſtellung, um nicht in die Geſchichte der homeriſchen Textbehandlung einzugreifen, und verweiſen zur Ausfüllung unſrer Umriſſe ein für allemal auf die Wolfiſchen Prolegomena, S. 199 ff.

***) Erſte Abtheilung. Fünfter Abſchnitt.

So ſehen wir denn auch in der Kritik der Alexandriner nur eine Fortſetzung und Vollendung der homeriſchen Diaſkeuaſe mit dem Zwecke, eine durchgängige Einheit der Poeſie und Sprache in den beiden Gedichten herzuſtellen. Dieſe Tendenz läßt ſich freilich nicht mit der Überzeugung vereinigen, daß die Ilias und Odyſſee aus mehreren ſelbſtändigen Geſängen verſchiedener aber zu einer Schule gehöriger Dichter beſtehe; und gewiß waren die Alexandriner auch weit entfernt von dieſer Anſicht. Denn wenn auch Ariſtarchos das mehr als eine Rhapſodie einnehmende

Schlußſtück der Odyſſee für einen ſpäteren Nachgeſang des Gedichtes hielt, ſo folgt daraus wohl nicht, daß er den übrigen Beſtand deſſelben als eine Zuſammenſetzung aus mehreren urſprünglich ſelbſtändigen epiſchen Stücken betrachtet habe. Und eben ſo wenig berechtigt uns die Gewißheit, daß die Alexandriner den Glauben an mündliche Fortpflanzung der homeriſchen Geſänge mit uns getheilt haben, ihnen auch ernſte Zweifel an der Einheit und Ganzheit der Perſon und der Gedichte des Barden unterzulegen. Wer weiß, wie weit damals ſchon die grammatiſche Fabel von der urſprünglichen Ganzheit und der nachmaligen Zerſtreuung der homeriſchen Geſänge gediehen war? Und auch ohne dieſe läßt ſich die Ganzheit der Ilias und Odyſſee mit der urſprünglichen mündlichen Fortpflanzung ihrer Rhapſodien wohl vereinigen, wenn man ſo weit von dem lebendigen Verſtändniſſe des Geiſtes der alten Geſangwelt entfernt iſt, wie die Alexandriner. Daß ſie viele Interpolationen der Diaſkeuaſten bemerklich gemacht haben, iſt freilich bewieſen genug. Aber nicht, weil ſie Lücken und Fugen zwiſchen alten ſelbſtändigen Geſängen aufſuchten und nachweiſen wollten, griffen ſie die Ausfüllungen an, ſondern weil irgend ein grammatiſcher Anſtoß ſie nicht darüber wegkommen ließ. Und während ſie hier auf dieſe Weiſe den urſprünglichen Mangel an Verbindung und Zuſammenhang, ohne es zu wollen, bemerklich machten, arbeiteten ſie dort darauf hin, nach diaſkeuaſtiſcher Weiſe ſchroffe Abſätze zu ebenen und rauhe Fugen zu glätten *). Endlich iſt

---

*) Von der Diaſkeuaſe des Ariſtarchos in Od. δ. iſt im achten Abſchnitte dieſer Abth. geſprochen worden. S. Prol. p. 210 ff. p. 261 ff.

Ariſtarchos noch als Urheber der ſymmetriſchen Abtheilung der Ilias und Odyſſee in vierundzwanzig Bücher oder Rhapſodien nach der Zahl der Buchſtaben des neuen Alphabets zu nennen. Gewiß gab auch dieſe Anordnung ihm manche Veranlaſſung zu diaſkeuaſtiſchen Maßregeln; und abgeſehen davon, iſt ſie der eigentliche Schlußſtein zu dem Gebäude der homeriſchen Einheit und Ganzheit, wie wir dies ſchon früher ausführlicher erläutert haben *).

Die ariſtarchiſche Rezenſion des Homeros hat über alle ihre Vorgängerinnen den Preis davongetragen, und obgleich ſie von vielen Gegnern angegriffen worden iſt, und auch in den Händen günſtig geſinnter Nacharbeiter mancherlei einſchränkende und erweiternde Abänderungen erlitten haben mag, ſo liegt ſie doch, im Ganzen genommen, dem Texte zum Grunde, welchen das Alterthum uns als den homeriſchen überliefert hat. Was die ſpäteren Eklektiker, die Paraphraſten, Lexikographen und Scholiaſten noch auf die Geſtalt der Ilias und Odyſſee gewirkt haben, betrifft nur Einzelheiten des Textes und iſt von keiner Bedeutung für die Geſchichte der ganzen Geſänge.

---

*) Abtheilung II., Abſchnitt 3.

Zwölfter Abſchnitt.

Ilias und Odyſſee.

Die Verſchiedenheit des Charakters der Ilias und Odyſſee iſt ſchon von den älteſten Schriftſtellern, welche uns Meinungen und Urtheile über die homeriſchen Gedichte hinterlaſſen haben, bemerkt und auf mannigfache Weiſe bezeichnet worden. Späterhin ſuchte man ſie auch zu erklären, namentlich ſeit Longinos; aber keine Erklärung konnte das Rechte treffen, ſo lange man den Glauben an die Einheit des Homeros, als eines Dichters der beiden großen Epopöen, nicht fallen laſſen wollte; und dieſer Glaube war im Alterthume faſt religiös geworden.

Inneres und Äußeres vermiſchend nennt Ariſtoteles die Ilias einfach und pathetiſch, die Odyſſee verwickelt und moraliſch*). Die Einleitungen der Scholiaſten zu den beiden Gedichten geben uns ähnliche Parallelen*): da iſt die Ilias kräftiger, lebendiger, kriegeriſcher, heroiſcher; die Odyſſee in ihren Sittenſchilderungen ſanfter, mäßiger, ruhiger. Der Ton der Ilias iſt höher und ſtolzer, der des andern Gedichts niedriger und beſcheidener. Daher denn auch wohl die Sage, ſie mag wahr oder erdichtet ſein, daß die Rhapſoden der Ilias in rothem Gewande auftraten, die der Odyſſee in violetfarbenem**); denn dieſe beiden Farben könnten etwa den eigenthümlichen Ton der beiden Gedichte charakteriſiren. Noch Andere verglichen die Ilias, welche faſt nur mit den Kämpfen der Könige und Götter zu thun hat, der Tragödie, die ſich zu Bettlern und Sauhirten herablaſſende Odyſſee, der Komödie***). Bentley hat ein ähnliches Gefühl ausgedrückt, wenn er ſagt, die Geſänge der Ilias wären für Männer, die der Odyſſee für Weiber beſtimmt geweſen†). Aber als hiſtoriſche Thatſache läßt ſich dieſe Meinung nicht halten.

---

*) Poet. c. 24. Ἁπλοῦν καὶ παθητικόν, πεπλεγμένον καὶ ἠθικόν.

Der kriegeriſche Enthuſiasmus der Ilias, und die ſittliche Anmuth der Häuslichkeit in der mährchenhaften Odyſſee mußten bald auf die Idee leiten, jene dem jugendlichen Sänger, dieſe dem alternden zuzuſchreiben, da für beide nur ein Sänger zu haben war. Denn in der That finden ſich in dieſen beiden Charakteren Jugend und Alter ziemlich treffend ausgedrückt. Longinos hat dieſen Gedanken am weitläufigſten ausgeführt und ihn, nach ſeiner Art, mit einigem Bilderſchmuck überkleidet. Er ſagt: „Obgleich Homeros in der Ilias ſeine Kämpfer wie ein Sturm dahinreißt, und ſelbſt wie ein Ares glüht, ſo zeigt er doch auch in der Odyſſee, wie wir um vieler Urſachen willen bemerken müſſen, daß, wenn ſich das Feuer der Seele verkühlt, auch die größten Geiſter im Alter ſchwatzhaft werden*). Denn wir können aus verſchiedenen Gründen ziemlich deutlich ſchließen, daß die Odyſſee nach der Ilias geſchrieben worden iſt; und deswegen glaube ich, daß Homeros die Ilias in der vollen Kraft ſeiner Seele geſchrieben hat, wo Alles lebt und webt. Die Odyſſee aber ſehe ich an als eine bloße Erzählung eines alten Mannes. In ihr erſcheint Homeros wie eine untergehende Sonne, eben ſo groß, aber geringer an Kraft. Da iſt nicht die männliche Stärke der Ilias, da iſt nicht die immer gleiche, nie ſinkende Größe, nicht die reiche Ergießung der ausſtrömenden Empfindungen, nicht der Überfluß wahrer und glücklicher Bilder; ſondern der Dichter zieht ſeine Größe in ſich zurück, wie das Meer, und verirrt ſich oft in abergläubiſche Mährchen. Wenn ich aber ſage, daß Homeros die Odyſſee im Alter geſchrieben hat, ſo erinnere ich mich wohl, daß auch in der Odyſſee herrliche Bilder ſtehen: ihre Seeſtürme, die Erzählung von den Kyklopen und Anderes; aber das Alter iſt auch Homeros Alter; und mit allen dem

---

*) Vorzüglich Eustath. Zu vergleichen iſt auch Ath[illegible]n[illegible]. 19

**) Eustath. Schol. ad Il. α. 1.

***) Kusteri Hist. crit. Hom. Sect. II. §. 4. Vossius de art. poet. nat. c. XI. §. 7. Ariſtoteles in der Poetik ordnet dagegen die Ilias und Odyſſee der Tragödie zu, den Margites der Komödie. Poet. c. 4. 23. 26.

†) Remarks upon a late Discourse of Free-thinking etc. by Phileleutherus Lips. §. VII.

---

*) Daher das Horaziſche: **Dormitat Homerus.**

iſt in dieſen Stellen immer mehr Mährchenton, als dramatiſches Leben *)."

Ähnliche Anſichten begründen die Fabel, welche der falſche Herodotos in ſeiner Lebensbeſchreibung des Homeros über die Abfaſſung der beiden großen Gedichte erzählt. Nach ihr dichtet der Sänger die Ilias in der Blüthe ſeiner Jahre und im vollen Genuſſe der allgemeinen Gunſt des Volks in dem glänzenden Smyrna; die Odyſſee aber verdankt ihren Urſprung ſeiner ſtillen Zurückgezogenheit auf Chios, nachdem er Hausvater, alt und blind geworden war. Das Bild des Longinos von einer untergehenden Sonne rief, vereinigt mit der Vorſtellung der öſtlichen und weſtlichen Lage des Hauptſchauplatzes der beiden Gedichte, in Herders Kopfe einen Oſt- und Weſt-Homeros hervor **); und früher ſchon hatte der originelle Giambattiſta Vico von einem Nordoſt- und Südweſt-Homeros geträumt ***). Noch ſchärfer vielleicht, als des Longinos aufgehende und untergehende Sonne, bezeichnet Jean Paul die Ilias als die Sonne, die Odyſſee als den Mond des Homeros †).

Ziehen wir von den Vorſtellungen des Longinos einige moderne Mißverſtändniſſe ab, ſo werden wir in ihnen mancherlei Wahres, Gerades, ja ſelbſt Scharfſichtiges finden, und Einiges daraus auch für unſere Anſicht benutzen können. Uns iſt Homeros der Repräſentant der alten ioniſchen Sängerſchule homeriſcher Epiker, und ſein Leben hat demnach eine längere Dauer, als das Leben eines Einzelweſens. Drücken wir alſo die Meinung des Longinos nach unſerer Anſicht aus, ſo iſt die Ilias das Werk der jugendlichen Blüthe jener ioniſchen Sängerſchule, die Odyſſee aber verdankt ihr Daſein einer ſpätern Periode, die zwar noch homeriſch iſt, aber nicht mehr ſo kräftig und voll von dem Geiſte, welcher die Homeridenſchule *) in den Jahren beſeelte, welche die Ilias ſchufen **).

---

*) Longin. c. IX.

**) In der Adraſtea. B. 5. Abth. 1. (Werke zur ſchönen Literatur und Kunſt. B. 10).

***) S. Th. 1. Abſchnitt 3.

†) Vorſchule der Äſthetik. Progr. IV. §. 20.

Eine ähnliche Meinung vertheidigte vielleicht die grammatiſche Sekte der Trennenden ***), welche uns aus den alten venezianiſchen Scholien zuerſt als ſolche bekannt geworden iſt. Wir erfahren von ihnen nur ſo viel, daß ſie behaupteten, die Ilias und die Odyſſee rührten von zwei verſchiedenen Dichtern her †). Ihre Behauptung gewann aber wenig Theilnahme und Verbreitung. Lukianos beſpöttelt ſie ††); und wir ſehen aus Seneca †††), daß ſelbſt Philoſophen dergleichen Unterſuchungen als zeitvergeudende, unnütze Grübeleien verwarfen. Nicht anders aber ergeht es ja dort auch der Frage, ob die Ilias oder die Odyſſee früher geſchrieben worden ſei; und der eben erwähnte Spötter zeigt durch ſeine Fragen an den Homeros in der Unterwelt, und durch die Antworten, die er dieſem in den Mund legt *), wie wenig Sinn auch damals das große gebildete Publikum für Unterſuchungen über das Alter und die Ächtheit der homeriſchen Gedichte hatte.

---

*) Dieſe Benennung darf nicht an die uns geſchichtlich bekannt gewordenen Rhapſoden deſſelben Namens erinnern.

**) Vgl. für die allgemeine Anſicht Wolf's Briefe an Heyne S. 8. 9. Deſſelben Praef. Edit. II. Il. Lips. XVIII sq. Herder l. c. P. Knight Proleg. §. 43 ff. 62 ff. Fr. Schlegel's Geſchichte der epiſchen Poeſie im achten Kapitel.

***) *Οἱ Χωρίζοντες*. Die hierher gehörige Stelle ſ. in den Proleg. p. 158. not. 20.

†) Was wir von den Gründen derſelben wiſſen, iſt höchſt unbedeutend und wirft eben kein vortheilhaftes Licht auf den Geiſt ihrer Kritik. S. beſonders Schol. ad Il. π. 747. Od. μ. 331. Il. φ. 550.

††) Lucian. Ver. Histor. Lib. II. 20.

†††) De Brevit. vit. c. 13.

Die gewöhnlichſte und bequemſte Art, den ungleichen Charakter der Ilias und der Odyſſee ſo zu erklären, daß beide *einem* Dichter und *einer* Zeit zugehörig bleiben, iſt die Vorſchiebung des verſchiedenartigen Stoffes, welcher die verſchiedenartige Behandlung bedinge. Dort, ſo behauptet man in dieſem Sinne, iſt durch den Stoff, Schlacht und Sturm vorherrſchend; hier, Konverſation in Frieden und Häuslichkeit **).

Wir erinnern dagegen Folgendes. Erſtlich müſſen wir uns ganz frei machen von dem, woran uns in dieſer Unterſuchung die ſpätere künſtliche Poeſie erinnert. Ein Virgilius kann ſich freilich einen idylliſchen, didaktiſchen und epiſchen Stoff wählen, und jeden auf ſeine ihm zukommende charakteriſtiſche Weiſe behandeln ***); und ein Dichter der neueſten Zeit ſchreibt Tragödien in tragiſchem Tone, und Komödien in komiſchem. Das vermag aber der Sänger der Natur nicht. Sein poetiſcher Geiſt hat nur *eine* natürliche Richtung, die er durch ſein ganzes Leben hindurch treu verfolgt, und die Natur, welche ihm dieſe Richtung ein für alle Mal angewieſen hat, duldet keine Abſprünge von ihr zu neuen ſeitwärts liegenden oder entgegengeſetzten Verſuchen. Daher müſſen wir annehmen: Entweder lag die Sage von den Irrfahrten und der Heimkehr des Odyſſeus als ein ſchon ziemlich ausgebildeter Stoff vor dem Sänger da, mit den ländlichen und häuslichen Szenen, den freundlichen Gärten und den luſtigen Schmauſereien, mit der ganzen bunten Mährchenwelt der Sirenen, Kyklopen und der Kirke, kurz, in der Farbe, welche die Odyſſee charakteriſirt. Alsdann hätte der Sänger der Ilias dieſen kontraſtirenden Stoff gar nicht wählen können, es wäre kein Stoff für ihn geweſen *). Dazu wird Niemand einen Beweis fordern, der den Geiſt der alten griechiſchen Naturpoeſie verſtanden hat, und für einen Andern kann in dieſer Unterſuchung überhaupt nichts bewieſen werden.

---

*) Luc. l. c.

**) S. z. B.: B. Thierſch Urgeſtalt der Odyſſee. S. 14.

***) Und dennoch, möchte ich behaupten, iſt mehr Gleichtöniges in Virgils Idyllen, Landbau und Äneis, als in der Ilias und Odyſſee.

Die zweite Vorausſetzung iſt, daß der ioniſche Sänger den nackten, in der Sage noch wenig ausgeführten und geſchmückten Stoff der Odyſſee vorgefunden habe. Alsdann würde aber der Sänger der Ilias etwas Anderes daraus gemacht haben, als unſere Odyſſee iſt. Das häusliche und friedliche Treiben, in dem wir den Helden der Odyſſee faſt

---

*) Wir ſprechen in dieſem Abſchnitte immer von einem Sänger der Ilias und der Odyſſee, um die Unterſuchung nicht zu verwirren, und bezeichnen damit denjenigen, welcher den eigentlichen Kern eines oder des andern Gedichts geſchaffen hat, den Homer der Ilias und den Homer der Odyſſee. Auf ähnliche Weiſe haben wir ſchon früher den Namen Homer, als einen Sammelnamen, im Sinne der alten Sage gebraucht.

überall begegnen, würde in den Hintergrund getreten ſein, und die Kämpfe des Odyſſeus mit den tobenden Fluthen und den barbariſchen Männern der fabelhaften Ferne müßten vorherrſchend geworden ſein. Wir würden weniger in die Gemächer der Frauen, in die Hütten der Hirten, in das gemächliche Alltagsleben geführt werden, als in die Rennbahnen, worin die Söhne der Könige auch im Frieden des Waffenſpiels gedenken; und die Helden ſelbſt, welche wir noch aus der Ilias kennen, namentlich Menelaos, würden nicht ſo milde und zahm erſcheinen, wie ſie in unſerer Odyſſee auftreten. Aber auch Menelaos iſt älter geworden, wird man entgegnen. Sei es. Aber die ewigen unveränderlichen Götter, ſind dieſe auch älter geworden? Nichts iſt auffallender, als die Verſchiedenheit der Götternaturen in der Ilias und in der Odyſſee. Dort ſind ſie raſch, ungeſtüm, voll Leidenſchaft und Feuer, wie die Helden, deren Kämpfe den ganzen Olymp in Aufruhr ſetzen. Wie mäßig, ruhig und friedlich dagegen in der Odyſſee! Nur Poſeidon verfolgt den armen, wehrloſen Helden, und Athene, ſeine Patronin, klagt jenen dafür bei dem Vater Zeus an, welcher gute Vertröſtung giebt, auch einen Boten mit ſtrengem Befehl an die Nymphe Kalypſo ſchickt, um die Heimkehr des Odyſſeus einzuleiten, und dergleichen langſame und ſchwache Maßregeln mehr. Athene läßt es ſich zwar angelegen ſein, ihren Helden in ſein Vaterland zurückzuführen, aber was ſie um ihn thut, iſt nicht kräftig und großartig genug für die gewaltige, männerbezähmende Göttin. Der Sänger der Ilias hätte gewiß in ſeiner Odyſſee einen Krieg im Himmel erregt, wenn der Friede auf Erden ihm keine Gelegenheit gegeben hätte, ſeinen ſtolzen, kampfluſtigen Enthuſiasmus mit vollem Munde auszuſprechen. Und hätte denn die unbekannte Ferne, mit ihren Ungeheuern und Barbaren, dem Sänger nicht mehr Stoff zu kriegeriſchen Szenen geben können, als die Odyſſee ſchildert, wenn er nur ein Verlangen nach ihnen gefühlt hätte?

Aber das iſt ja eben das Charakteriſtiſche der Odyſſee, daß der Sänger ſich ſelbſt gefällt, und ein inniges Behagen fühlt in der Schilderung des ſtillen, häuslichen Wochenlebens. Darum ſind ſelbſt ſeine Könige und Königinnen gute Hausväter und Hausmütter, und in den Palaſt des prächtigen Alkinoos führt er uns durch eine wahrhaft idylliſche Wäſche. Alle dieſe Bemerkungen ſollen keinen Tadel der Odyſſee in ſich ſchließen, ſondern nur ihren Kontraſt gegen die Ilias hervorheben. Ihre behagliche Sittlichkeit und Häuslichkeit ſagt uns ſentimentalen Neuern ſogar herzlicher zu, als die ſtolze Herrlichkeit der königlichen Ilias, mit ihren Kämpfen und Stürmen *). In der Odyſſee liegt aber dieſe kriegeriſche Welt wie in der Ferne, und wir hören nur Nachklänge von ihr in den Geſängen der Dichter und in den Erzählungen der alten Helden, welche einſt mit vor Ilion gefochten haben.

Alles dieſes weiſt uns auf eine Zeit hin, in welcher das ruhige Treiben des bürgerlichen Fleißes, das prunkloſe Schaffen häuslicher Tugend und das allmähliche Aufblühen des friedlichen Wohlſtandes die wilde Kraft des kriegeriſchen Heroismus zu zähmen und zu mildern anfingen. Die

---

*) Dagegen achteten die Alten im Allgemeinen die Ilias höher.

wechſelvollen Stürme haben ausgetobt, und ein gleichmäßigeres, beſcheideneres und beſchränkteres Leben und Weben hat ſie abgelöſt. Wir wollen damit nicht ſagen, die Ilias ſei in dem eigentlichen Heroenalter ſelbſt entſtanden; aber die Zeit, welche dieſes Gedicht erzeugte, war noch ganz voll von dem Geiſte der heroiſchen Vergangenheit und konnte dieſe daher kräftiger und lebendiger auffaſſen; dem Sänger des Odyſſeus dagegen iſt die Welt der friedlichen Häuslichkeit verſtändlicher und zuſagender, als das Kampfgetümmel des Heroenalters. Auf dieſe Weiſe bildet die Odyſſee einen Übergang von der hohen und ungeſtümen Welt der Ilias zu der beſcheidenen und milden Weisheit des Heſiodos, deſſen Muſe ſich zu den Hütten der frommen Landleute freundlich herabläßt. Auch die Darſtellung und der Gang der Erzählung in der Odyſſee erinnern durch ihren ruhigen, ſanften und heitern Fortſchritt nicht ſelten an die heſiodiſche Poeſie, welcher dieſes Gedicht in der Geſinnung und Weltanſicht ſo nahe ſteht. Und endlich erweiſt ſich die Verwandtſchaft zwiſchen der Odyſſee und den heſiodiſchen Gedichten ſelbſt in manchen äußern Übereinſtimmungen; und es iſt ſchon von Andern bemerkt worden, daß die noch außer den Göttern vorhandene Fabelwelt voll ſeltſamer Weſen, wie die Zauberinnen, Sirenen, Kyklopen und andere, zuerſt in der Odyſſee aufdämmere, und wie dieſes Gedicht ſonach zu der heſiodiſchen Lehre von den Dämonen und Halbgöttern hinüberleite *).

Bei aller dieſer Verſchiedenheit zwiſchen der Ilias und der Odyſſee werden ſich nichts deſtoweniger, ſowohl durch

---

*) Fr. Thierſch über die Gedichte des Heſiodus p. 16.

die ganze Weiſe des Geſanges, wie auch in der Geſtaltung der Sprache und ſelbſt in der äußern Behandlung des einzeln genommenen Stoffes, vielfache und weit eingreifende Ähnlichkeiten und Gleichheiten in beiden Gedichten bemerklich machen. Das kann auch nicht fehlen; denn beide ſtammen aus einer und derſelben Sängerſchule, welche ihre ſtehende Weiſe und ihren ein Mal eingeübten Stil, alſo überhaupt ihr Äußeres, lange unangefochten bewahrt hat in dem beweglichen Leben und Weben der Zeit. Aber der Geiſt der Sänger hat dem Geiſte der Zeiten nicht widerſtehen oder entfliehen können. Dennoch erſcheint auch die äußere Übereinſtimmung zwiſchen Ilias und Odyſſee nur unbedeutend, wenn wir damit die Gleichmäßigkeit der Sprache und des Stils zuſammenſtellen, welche in den Theilen einer und derſelben Rhapſodie aus einem oder dem andern der beiden Gedichte herrſcht. Und bei einer ſolchen Gleichmäßigkeit der homeriſchen Geſangweiſe muß jede willkürliche Abweichung und Eigenheit um ſo mehr befremden. Daran fehlt es aber auch in der Odyſſee nicht, wenn wir ſie genau mit der Ilias vergleichen *).

Fragen wir nach beſtimmten Einzelheiten, durch welche die Welt der Odyſſee ſich von der in der Ilias dargeſtellten unterſcheidet, ſo zeigt ſich uns, um mit dem Olymp anzufangen, in dem ältern Gedicht Iris als Botin der Götter, und in der Odyſſee ſteht Hermes dieſem Amte vor **).

---

*) Einige ſprachliche Verſchiedenheiten beider Gedichte ſ. bei P. Knight Prol. §. 44 ff. Leider iſt aber dieſes Verzeichniß ſehr klein und doch nicht einmal durchaus haltbar.

**) Daß auch in Il. ω. Hermes als Götterbote erſcheint, beweiſt nichts gegen, ſondern etwas für uns; denn ohne Zweifel iſt

In der Ilias iſt eine Charis die Gemahlin des Hephäſtos, in der Odyſſee Venus ſelbſt*). Poſeidon tritt erſt in der Odyſſee mit dem Dreizack auf, dem Apollo iſt die Inſel Delos als Heiligthum zugefallen**). Auf Erden ſind die Künſte und Gewerbe in der Odyſſee weiter gediehen, als in der Ilias. Die Lyra der Odyſſee hat Saiten von Schafgedärm und einen Wirbel zum Aufſpannen und Niederlaſſen derſelben vor demſelben Inſtrumente in der Ilias voraus***), und der epiſche Geſang erſcheint erſt dort als ein ausgebildetes und ſeinen Mann nährendes Gewerbe. Die häusliche Einrichtung und Lebensweiſe iſt in der Odyſſee bequemer und geregelter, als in der Ilias, und der Landbau ſelbſt macht dort ſchon einige Anſprüche auf Beachtung†). Dergleichen ließe ſich noch viel mehr auffinden††), wenn wir es für wichtig halten wollten. Aber wir müſſen uns hüten, aus ſolchen einzelnen Verſchieden-

---

dieſer letzte Geſang jüngeren Urſprungs, als der eigentliche Stamm der Ilias.

*) Il. σ. 382. Od. θ. 267.

**) Die Verſchiedenheit der Darſtellung des Herakles als Menſch und als Gott (Il. σ. 117 und Od. λ. 601—3) hebt ſich durch die Tilgung der letzten wahrſcheinlich interpolirten Stelle, und der Hades der Odyſſee iſt ſo vielfach verfälſcht worden, daß wir nicht wagen dürfen, aus ſeinen Widerſprüchen gegen die Anſicht der Unterwelt in der Ilias viel zu folgern.

***) Od. φ. 408. Il. σ. 570. ι. 186.

†) So erſcheint uns z. B. das Haus des Odyſſeus auf Ithaka viel wohnlicher, bequemer, theilweiſe ſelbſt zierlicher, als der Palaſt des Priamos, und die Bauwerke und Gartenanlagen in der Stadt der Phäaken überbieten alle ähnliche Darſtellungen in der Ilias.

††) Mehrere, jedoch auch manche ſehr unwichtige und zweifelhafte Beiſpiele dieſer Art liefert P. Knight in den Proleg. §. 46 ff.

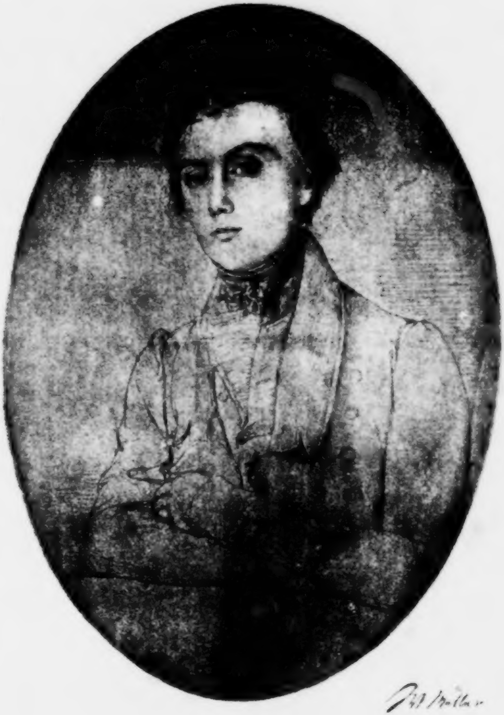
heiten Allgemeines zu folgern. Denn der Sänger der Ilias hat nicht Luſt, ſich um das häusliche und ländliche Leben viel zu bekümmern; daher iſt er kurz und oberflächlich, wo er ja einmal hineinkömmt, und giebt dadurch nur zu erkennen, daß ſeine Geſänge aus einer Zeit ſtammen, in welcher Landbau und Haushalt, als Künſte des Friedens, weniger ausgebildet, geübt und geehrt waren, als unter den Zeitgenoſſen des Sängers der Odyſſee.

In dieſer letzten Zeit mußte die heſiodiſche Poeſie der homeriſchen bald den Rang abgewinnen, und darauf deutet vielleicht die Sage von dem Wettſtreite des Heſiodos mit dem Homeros, in welchem der erſte ſiegte. Ganz in ſolchem Sinne ſpricht ſich der Richter aus: Der müſſe gekrönt werden, welcher zum Ackerbau und Frieden ermahne, nicht jener, der von Kriegen und Morden erzähle*).

---

*) Auctor. Certam. p. 489. Ed. Loesneri.

DIARY AND LETTERS OF
WILHELM MÜLLER



W. Müller

FROM THE PENCIL SKETCH MADE IN 1821 BY WILHELM HENSEL

DIARY and LETTERS
of
Wilhelm Müller

WITH EXPLANATORY NOTES
AND A BIOGRAPHICAL INDEX

EDITED BY
PHILIP SCHUYLER ALLEN
THE UNIVERSITY OF CHICAGO
AND
JAMES TAFT HATFIELD
NORTHWESTERN UNIVERSITY

CHICAGO
THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
1903

COPYRIGHT, 1903
BY THE UNIVERSITY OF CHICAGO

TO
MRS. GEORGINA MAX-MÜLLER

EDITORIAL NOTE.

UNTIL recently there was but little known of the personality of Wilhelm Müller, except as it was outlined in the insufficient biographical essay of Gustav Schwab and in the memorial article in the *Allgemeine deutsche Biographie*, for the fire which consumed the poet's library in Dessau destroyed almost all of the materials upon which studies of his intimate life could be based. The manuscripts which had been preserved by Professor Max Müller, the eminent son of the poet, disappeared from sight, partly, no doubt, because there were reasons why it seemed better to defer their publication; partly, too, because Professor Müller had become more and more involved in his own abundant labors in the field of Indian philology.

It was thus with great satisfaction that the present editors learned through a letter from Professor Müller, dated February 15, 1900, that he had lately discovered a few fragments among his mother's papers, and a diary which his father had written in Berlin. On October 28 of the same year the venerable and much-loved scholar passed away; on May 14, 1901, the editors received the diary from Mrs. Georgina Max-Müller, and, during July, the letters. Throughout their work they have enjoyed this lady's generous co-operation.

No legitimate pains have been spared in collecting information which might shed light upon the material now published, although it has not been felt that exhaustive researches were demanded in the case of a few names which have slumbered in unbroken security for well-nigh a century. References to the *Allgemeine deutsche Biographie* serve in place of extended notices, where more important personalities appear. For the sake of completeness, seven unfamiliar letters of Wilhelm Müller have been reprinted. His poems are cited in the edition by his son (Leipzig, 1868). The printed text is a diplomatic reproduction of the manuscript.

An estimate of the significance of these new materials has recently been published in the *Deutsche Rundschau* for March, 1902; Müller's early sonnets are printed in the current volume of the *Journal of Germanic Philology*.

The editors desire to express their sincere thanks to the authorities of the University of Chicago for the liberality with which they have assisted in the publication of the work.

Mein Tagebuch

Mein Tagebuch,

angefangen am 7ten Oktober 1815, als an
meinem 21ten Geburtstage.

Γνωθι σαυτον!

> Was ich liebte, was ich lebte,
> Was ich litt u was ich ſtrebte.

Den 7ten Oktober.

Ich feire heute meinen einundzwanzigſten Geburtstag, vielleicht den wichtigſten Tag meines ganzen Lebens, den Tag des Mannwerdens, des Mündigwerdens vor den Menſchen. An dieſem Tage ſchlugen unſre Väter den Knappen zum Ritter, der Ritter ſchwur den großen Eid.

Auch ich habe mir Manches gelobt und geſchworen. Gott gebe ihm Gedeihen, ſo habe ich mich ſelbſt zum Ritter geſchlagen.

Drei Menſchen haben mir Glück gewünſcht, ich meine, hier und mündlich, Henſels Mutter und Schweſter und Lottchen Mappes. Mein Vater und meine Verwandte werden meiner auch gedacht haben.

Vor einem Jahre habe ich meinen Geburtstag in Brüſſel verlebt, ich weiß ſelbſt nicht recht, wie. Aber einen Brief ſchrieb ich an dieſem Tage, der hat mir und meinem Vater manche Thräne gekoſtet. Gottlob, daß Alles überſtanden iſt! Das vergangene Jahr liegt ſo weit hinter mir oder vor mir, als wär ich ſeitdem von einem Kinde zum Greiſe oder von einem Greiſe zum Kinde geworden.

Den Abend hab' ich bei Henſels zugebracht und Luiſe gab mir ihre Lieder, die ich noch vor Schlafengehen durchlas. Ich träumte wunderliche Geſchichten die ganze Nacht durch und muß auch dabei geweint haben.

Den 8ten Oktober.

Den Morgen ſchrieb ich drei Briefe an Henſel, Kalckreuth und Studnitz. Der erſte machte meinem Herzen viel Luft.

Zu Mittag war ich beim Juſtizrath Haas.

In meiner Vaterſtadt ſteht an dem Armen- und Arbeitshauſe die Inſchrift: Miseris et malis. Eine fürchterliche Zuſammenſtellung. Verzeihe es Gott dem, der zuerſt den Einfall hatte die Elenden und die Böſewichter in ein Haus zu bringen, und auch dem, der dieſe Inſchrift erfand! Wer weiß, ob dort oben nicht Häuſer ſein werden, woran geſchrieben ſteht: Miseris et bonis und Fortunatis et malis!

Du wunderlicher Kapellmeiſter Kreisler! Die Leute haben mir geſagt, du wärſt ein Böſewicht geweſen. Aber ich weiß es beſſer, als die, ſo dich zu kennen vorgeben. Wenn ich ſo gut wäre, als ich wohl ſein möchte mit dir wollte ich einen Tauſchakkord machen um die ewige Seligkeit!

Mit deinem Muſikfeind habe ich manche Ähnlichkeit. Ich kann weder ſpielen noch ſingen und wenn ich dichte, ſo ſing' ich doch und ſpiele auch. Wenn ich die Weiſen von mir geben könnte, ſo würden meine Lieder beſſer gefallen, als jetzt. Aber, getroſt, es kann ſich ja eine gleichgeſtimmte Seele finden, die die Weiſe aus den Worten heraushorcht und ſie mir zurückgiebt.

Vor Schlafengehen las ich die Geſchichte des Geoffroy Rudels, eines Troubadours, die mich tief ergriff. Vielleicht werde ich ſie nacherzählen.

D. 9ten Oktober.

Den Morgen fieng ich mit der Bearbeitung der Geſchichte des Geoffroy Rudels an. Den Nachmittag gefiel mir der Anfang nicht und ich geſtaltete mir ein neues Bild meiner Arbeit in meiner Bruſt. Nun werd' ich es vielleicht ſo bald nicht niederſchreiben. Es iſt ein gar liebes Dichten, das Dichten im Innern, das auch wieder zum Innern dringt. Ich trage ſo manchmal ein Lied lange Zeit mit mir herum, es vollendet ſich in mir, es feilt ſich ſogar — dann aufgeſchrieben ſchnell und ohne Veränderung. Das ſind dann meine beſten Sachen.

Ich habe die erſten zwei Bücher von Göthes Leben geleſen, aber wenig Befriedigung darin gefunden. Göthe iſt zu eitel, um immer aufrichtig zu ſein: davon zeugt beſonders auch das Mährchen, das im zweiten Buche ſteht.

Vor dem Abendeſſen lief ich ein paar Mal durch die Linden. Als ich mich nach Hauſe wendete, ſtand links ein heller Stern. Ich gelobte mir etwas und nahm ihn zum Zeugen. In einem Hauſe der Oberwallſtraße traf mich eine Erſcheinung am Fenſter mit wunderbarem Eindruck.

D. 10 Oktober.

Ich ſetzte die Lektüre von Göthe's Leben fort und fieng meine Geſchichte des Troubadours wieder an.

Den Abend war ich bei Henſels und lernte den HE von Kleiſt kennen, einen Kurländer, Henſels Freund. Wir haben uns aber nicht genähert.

D. 11ten Oktober.

Ich ſetzte die Geſchichte des Troubadours Geoffroi Rudel fort. Göthes Leben wurde mir in der Erzählung ſeiner erſten Liebe zuſprechender.

Den Abend las ich in der Deutſchen Geſellſchaft einen Theil meiner Vorrede zu den Minneſingern und fand Theilnahme. Meine Eitelkeit hätte ſich ſogar geſchmeichelt fühlen können, durch Heinſius Erklärung, er wäre nur, um meine Abhandlung zu hören, hierher gekommen und durch die große Stimmenmehrheit, die auf meinen Vortrag drangen, als ſich ein Hinderniß entgegenſetzte. Profeſſor Hartung der Ältere kam mir liebreich als Landsmann entgegen.

D. 12ten Oktober.

Ich vollendete die Leſung des erſten Theils des Göthiſchen Lebens und meine Geſchichte des Troubadours.

Den Mittag nahm ich mit Biſchoff ein gutes Mahl bei Dallach ein. Nach Tiſche tranken wir zuſammen eine Flaſche Stettiner bei Webers. Unter den Linden waren wir luſtig und fanden Bekannte, unter andern den engliſchen Sprachlehrer Burchard.

D. 13ten Oktober.

Den Morgen ſchrieb ich meine Erzählung ab und überarbeitete ſie dabei. Darauf gieng ich zu dem

Manne, der Studnitz Gedichte für mich abgeſchrieben hatte, es war der penſionirte Kanzelliſt Kramer. Es waren an ſechs Bogen, aber der Mann wollte ſchlechterdings keine Bezahlung dafür annehmen, weil er einige Fehler gemacht zu haben ſich beſchuldigte. Auch ſeine Auslage für Papier wollte er jetzt noch nicht erſtattet haben, ſondern ſie, wenn ich wieder einmal etwas brauchte, mit anrechnen. Ich ſah den Mann zum erſten Male und ſein Zutrauen that mir wohl. Ich kann überhaupt von dem Glücke ſagen, daß die meiſten Menſchen, bekannte und unbekannte, mir mehr Zutrauen zu ſchenken pflegen, als ich verdiene.

Den Abend war ich bei Henſels und ſah Madame Rochs zum erſten Male ſeit meiner Ankunft wieder: ſie war auch verreiſt geweſen. Ich brachte Luiſen meine Erzählung und einige Minnelieder: ſie war ſehr freundlich und ich gieng heiter wie der heitre Mondabend nach Hauſe zurück.

Sie äußerte unter Andern, es wäre recht ſonderbar, wenn ein paar Leute lange mit einander umgiengen, ohne zu wiſſen, daß ſie dereinſt einmal Mann u Frau würden und für einander beſtimmt wären. Sie führte einige Beiſpiele an. Die verheirathete Schweſter meinte, daß das ja immer ſo zu ſein pflege, denn man könne doch nicht gleich ſagen, wenn man einen Mann ſehe, der einem gefiele: der wird dich heirathen! Luiſe meinte, das könne ſie nicht denken. Sie glaube vielmehr, es müſſe ſich immer ſo begeben, wie in meiner Erzählung. Ich hatte geſchwiegen und begnügte mich zu ſagen: So geht es nicht oft in der Welt.

D. 14ten Oktober.

Ein ziemlich nichtsthuiger Tag: ich war nicht recht wohl und ſonſt auch übler Laune.

Den Abend machte ich dem Dr. Beresford meine Aufwartung und ward außerordentlich freundlich empfangen. Er war nicht recht wohl, des ruſſiſchen Klima's wegen, wie er ſagte, denn er kam aus Petersburg, von dem König als engliſcher Lektor berufen. Wir ſprachen franzöſiſch und zuweilen ein paar Worte engliſch, er zeigte mir ſeine Bücher und ſchenkte mir auch den zweiten Theil ſeiner Überſetzungen von deutſchen Gedichten. Ich mußte ihm verſprechen, ihn öfters zu beſuchen und zuweilen mit ſeiner Familie Thee zu trinken und engliſch zu ſprechen.

D. 15ten Oktober.

Den Vormittag war ich bei dem Profeſſor Boeckh, um mich zu zweien ſeiner Kollegien zu melden. Nachher trank ich mit Biſchoff und Gäde ein paar Flaſchen Wein. Es war der Geburtstag des Kronprinzen.

Gegen Abend ſchrieb ich den größten Theil von Luiſens Liedern für mich ab. Nachdem ich mit dieſer Arbeit fertig war, gieng ich nach meinem Büreau und beſah die Andenken, die mir von meiner Liebe in Brüſſel und von einer noch früheren übrig geblieben ſind. Ich wurde wunderbar ergriffen. Die alte Liebe ſchien wieder wach zu werden, beſonders als aus Thereſens Harlocke mir ihr Athem anzuhauchen ſchien. Ich konnte mich nicht enthalten, die Locke zu küſſen und nun war es mir recht eigen, als hätte ich Thereſen ſelbſt geküßt. Wunderbar! und doch blieb das Herz eben ſo warm und treu, wie vorher, für dich, Luiſe! Das deutet auf eine himmliſche Liebesvereinigung, wo das Herz ſich nicht verſchränkt fühlen wird in einem Lieben und Geliebtwerden. Ob wir uns dann dort Alle wieder ſo lieben werden, wie wir uns hier unten liebten, Alle die ſich wieder zuſammenfinden, deren Herzen ſich hier einmal begegneten, aber die das feindliche Leben ſchnell auseinander riß! — Ich habe ſo oft ſchon geliebt, aber bin nur wenig Mal wieder geliebt worden. Gewöhnlich verglühte mein Herz in ſeiner Zurückhaltung und Blödigkeit und dann bedurfte es nur eines kleinen Anlaſſes, um die ungenährte Flamme ganz zu erſticken. Solcher Liebe erinnere ich mich aus meiner früheſten Kindheit noch, wo mich ein Mädchen, die vielleicht noch einmal ſo alt war als ich, dieſes Gefühl zum erſten Male kennen lehrte. Ich weiß nur noch, daß ich immer blutroth wurde, wenn ich ſie ſah und mich auch wohl vor ihr verſteckte. So oft ich aber in ſpäter Jugend noch vor dieſem Mädchen, jetzt Frau, vorbeigieng oder ſie ſonſt ſahe, fühlte ich eine ſonderbare Beklemmung in mir und ich glaube, ich würde noch roth werden, wenn ich mit ihr ſprechen ſollte.

D. 16ten Oktober.

Vormittags war ich bei dem Geheimerath Wolf und Profeſſor Rühs; der letzte empfieng mich beſonders freundlich.

Ich las den zweiten Jahrgang von Fouque's Frauentaſchenbuch. Die Zauberer und der Ritter von Fouqué ſind mißglückt, weil der Dichter ſich in eine Sphäre zwingt, wohin er nicht gehört, ich meine, das Romantiſch-Komiſche, worin Shakespear Muſter iſt. Auch hat Fouqué den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum gar zu oft beſungen. — Die Erzählungen der Frau von Fouqué ſind ergreifend, ſchade nur, daß ſie etwas nachläſſig und inkorrekt ſchreibt. Sägemunds Lieder ſind tiefempfunden. Wetzel hat mich zuerſt auf ſich aufmerkſam gemacht: er ſcheint volksthümlichen Dichtergeiſt zu beſitzen. Eichendorff hat einige ſchöne Lieder darin, doch nicht mit denen im Dichterwalde zu vergleichen. Friedrich Kind hat ſich meine Liebe durch ſeine Erzählung die Engelsehe erworben. Freimund Reimar habe ich aus dem Wenigen, was er giebt, nicht recht auffaſſen können: er ſcheint mir geziert. Fouqué's Lieder ſind wunderlieblich, auch Schwabs Verſe kommen von Herzen und gehen zu Herzen. Das Weihnachtslied iſt fromm und kindlich pp

Den Abend war ich bei Henſels und brachte Luiſen das Taſchenbuch. Nachher kam auch Herr von Kleiſt und wir waren bis halb elf zuſammen.

D. 17ten Oktober.

Ich weiß es wohl, wenn ich ein Drittel meines Herzens vertauſchen könnte mit einem Drittel Lebensverſtand, ſo würde ich im Umgange, wie auch in meinen Liedern zwei Drittel mal mehr Menſchen gefallen als jetzt. Und doch, wenn mir Einer den Tauſch anbieten könnte, ich nähme ihn nicht an. Hat Sie doch meine Lieder verſtanden und liebt ſie; was will ich weiter?

So eben vollende ich mein Herbſtabendlied. Es kommt mir zwar aus dem Herzen, aber das Herz mußte zum Schmerz gezwungen werden, wenigſtens geſteigert. Gottlob, noch iſt es nicht ſo weit mit mir!

Mein Lied: Gleich und gleich geſellt ſich gern! fing ich an, ohne zu wiſſen, was ich wollte. Es war fertig und ich dachte noch Nichts dabei, als daß ich einen ſpaßhaften Einfall geſungen hätte. Doch als ich es wieder durchlas, fand ich eine Beziehung aus meinem vergangenen Leben darin und da ſetzte ich die Schlußverſe hinzu, die die ſchönſten, aber ſchrecklich ſind.

Nachmittags ein einſamer Gang durch den Thiergarten und in Bellevue.

Den 18ten Oktober.

Der zweite Jahrestag der Leipziger Schlacht. Das trübe und ſchmutzige Wetter machte den Tag unfeierlicher, als er ſonſt vielleicht begangen worden wäre. Des Nachmittags wurde eine Betſtunde gehalten, die ich wider Willen verſäumte.

Ich habe die Leipziger Schlacht nicht mitgeſchlagen, denn ich war bei dem Depoſt in Prag; doch war mein Regiment auch nicht thätig geweſen.

Den Morgen ſchrieb ich zwei Epigramme gegen Haug und Weißer, die dem guten deutſchen Geiſte nicht nachgeben wollen und den franzöſiſchen Gang immer fortgehn. Ihre Epigramme ſind mir ſchon lange zum Ekel geweſen.

Den Abend war die Deutſche Geſellſchaft ſo klein, daß wir uns zu einer Geſprächsverſammlung entſchloſſen und eine poetiſche Erzählung des Hofrath Wolke anhörten, die uns Alle auf eine ganz andere Weiſe beluſtigte als der gute Alte es meinte. Sie war für Kinder geſchrieben, ſehr langgezogen und dazu voll neugeprägter Wörter.

D. 19ten Oktober.

Frühmorgens habe ich das Lied: der Mondmann, geſchrieben. Die Gedanken dazu kommen aus Deſſau, wo ich nicht zur Ausführung gelangte. Der erſte Theil kann für ſich beſtehen und möchte Manchem beſſer allein gefallen. Doch iſt auch der zweite Theil nicht bloß lächerlicher Zuſatz. Auch er kömmt mir aus dem tiefſten Herzen.

Gegen Mittag begegnete ich unter den Linden einem Mädchen, die vor einiger Zeit Eindruck auf mein Herz gemacht hatte. Ihr Wiederſehn ergriff mich aber heute nicht ſehr.

Den Abend war ich bei Henſels, wo ich mit Kleiſt und Leopold Piaſte zuſammentraf. Ich war nicht zufrieden: es quälte mich etwas wie Eiferſucht, ſo ſehr ich mich auch dieſer Leidenſchaft fremd zu machen ſtrebte. Ich nahm gegen halb zehn von Kleiſt Abſchied und ließ ihn allein zurück, um Abſchied von Henſels nehmen zu können. Ich gieng mit Piaſte bis nach dem Dönhofsplatz, ohne viel zu ſprechen. Es war trübe und fieng an zu regnen.

D. 20ten Oktober.

Ich war unzufrieden zu Bette gegangen. Den Morgen war ich heiterer, meine Liebe war ſo ganz Entſagung, ſo ohne Anſpruch auf irdiſchen Genuß und Beſitz. Da ſchrieb ich das Kloſterlied und benannte es zuerſt: die Wunderblume. Ich fühlte aber gar zu bald, daß das Blümchen doch noch nicht Wurzel faſſen könnte in mir, und da nannte ich es Kloſterlied, indem ich es ſo einem Andern in den Mund legen kann. Ich fand noch ſpäter, daß ich es wohl am Beſten aus Luiſens Herzen herausgedichtet haben möchte.

Nachher gieng ich zu Biſchoff und beſahe zum zweiten Male mit ihm die ausgeſtellten Gemälde, die man den Franzoſen wieder abgenommen hatte. Die Verſuchung des heiligen Antonius von Teniers, die drei Grazien des Dominichino, Korregio's Jo, Rembrand's Prinz von Geldern und mehrere Bilder von Adrian van der Werft hielt ich für die vorzüglichſten. Die Krone der Ausſtellung iſt das Danziger Altargemälde, das jüngſte Gericht, ein großes frommes deutſches Bild. Sonſt noch mehrere altdeutſche Gemählde, beſonders von Lukas Kranach. Auch viele von Rubens und van Dyk z. B. die Verſpottung Chriſti, eines der beſten Werke dieſes Meiſters.

Von da gieng es noch ein paar Mal durch die Linden, die der ſchöne Tag ſehr lebhaft gemacht hatte.

Nachmittags ſchrieb ich einen Brief an Heſekiel.

Den Abend beſuchte ich den Doktor Beresford und fand ihn beim Thee mit einer kleinen Geſellſchaft, beſonders von Damen. Man ſprach franzöſiſch und engliſch. Die eine Dame ſchien ſich viel mit ihrem Engliſch zu däuchten. Sie ſprach ſelten franzöſiſch, noch ſeltener deutſch. Sie nannte den Heergeſang: die deutſchen Frauen von Kind, eine Sottise, las jetzt den Homer in Voss' Ueberſetzung, fand aber, daß man in der Odyſſee zu viel äſſe und tränke, in der Jliade zu viel föchte. Sie hatte Schlegels Vorleſungen über deutſche Litteratur gehört und konnte es ihm nicht verzeihen, daß er Göthe einen größeren Dichter genannt hatte, als Schiller. Sonſt ſprach man von der Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers, der histoire scandaleuse von Lord Wellington, die der Engländer und auch die deutſch-engliſche Dame nicht glauben wollten. Es kam auch die Rede, daß man nicht in England leben möchte. O yes, ſagte die Tochter Beresford, I would live in England! Und nun wurde das Mädchen ſo lebhaft und begeiſtert, daß ſie kein Ende finden konnte, ihre Sehnſucht nach dem gelobten Lande auszudrücken: Und das gefiel mir wohl.

D. 21ten Oktober.

Gegen zehn Uhr Morgens gieng ich zu Henſels, um das Frauentaſchenbuch wieder abzuholen, wie es beſtellt war. Luiſe war nicht zu Hauſe und ließ mich grüßen. Ich gieng bald wieder heim. Darauf gab ich das Taſchenbuch wieder ab und wurde von Vetter zum Thee geladen, wo auch der Prediger Heinzelmann, den ich in der Deutſchen Geſellſchaft, den Tag als ich Vortrag hielt, kennen gelernt hatte, mich treffen wollte um mit mir über das Nibelungenlied zu ſprechen, das zu überſetzen er angefangen hatte und mir gleich einige Proben mittheilte.

Nachmittags war ich mit Biſchoff unter den Zelten, bei Webers; wo auch Schocks hinkamen. Der junge Schock war freundlich-kalt gegen mich und ich ermangelte nicht, ſeiner Behandlung zu entſprechen, ſo ſchwer mir ſo etwas auch wird.

Den Abend bei Vetter. Die Grafschen Kinder, eine große Anzahl, ſpielten gerade. Die älteſte Tochter, die ſchon aus der Kindheit heraus iſt, aber etwas beſchränkt ſcheint, ſpielte eine widerliche Figur, wobei mir oft angſt u bange wurde. Sie war unbeholfen und läppiſchfröhlich und die andern Kinder wollten ſie auch gar nicht unter ſich dulden. Heinzelmann kam ſpät und ich erkannte in ihm einen Schwätzer. Er iſt aus der Gegend von Stendal und hat mehrere Schulbücher geſchrieben. Das Nibelungenlied überſetzte er, ohne es zu verſtehen. Sonſt war der ſchweſtige Obriſt, ich glaube von Danneberg und ein Bruder des Teltower Paſtors Schmidt gegenwärtig, welcher letztere mich leicht gefangen hätte, als von ſeinem Bruder die Rede kam. Ich wußte nicht, daß er des

Paſtors Bruder wäre u wollte ſchon meine Meinung über den Dichter äußern, als er ſich zur glücklichen Minute durch ein paar Worte zu erkennen gab. Es ſoll mir eine Warnung ſein! Förſter aus Neuſtadt war angekommen und blieb auch den folgenden Tag bei ſeiner Braut.

D. 22ten Oktober.

Der Tag der 400jährigen Feier des Regierungsantritts der Hohenzollern, vereinigt mit dem Andenken der Leipziger Schlacht. Schon geſtern Abend verkündete Glockengeläute den feierlichen Tag. Ich hörte Schleiermacher in der Dreifaltigkeits Kirche; ſeine Rede war mir zu politiſch und zu wenig chriſtlich. Einige Stellen giengen mir indeß zu Herzen. Nach der Kirche ſahe ich die aufgeſtellte Garniſon vor dem Schloſſe und im Luſtgarten, hörte das Lauffeuer, ſahe den König und freute mich über die edle männliche Geſtalt, über die Anhänglichkeit der Berliner an ihren König, pp. Es war der Tag der Rückkehr des Königs nach Berlin.

Nachmittags war auf dem Exercierplatz großes Volksfeſt. Ich war allein und traf bald mehrere Bekannte. Piaſte ſchloß ſich an mich an. Ich weiß nicht, jemals ſo viel Menſchen vereint geſehn zu haben. Das Wetter war indeß trübe. Es war ein Stangenklettern, Hahnenſchlag, Schaukeln, nachher eine Luftjagd, die meiſt verunglückte, und ein Feuerwerk. Ich fühlte ſo ſehr meine Einſamkeit an dieſem lebendigen Tage. Das Feuerwerk erinnerte mich an die Tage der großen Kirmeß zu Brüſſel.

D. 23ten Oktober.

Ein ziemlich gleichgültiger Tag. Die Kollegia fiengen an. Die erſte Stunde bei Rühs in der Mittelaltergeſchichte. Mittags unter den Linden.

Abends war es mir, als begegnete ich Luiſen mit ihrer kleinen Schweſter in der Oberwallſtraße. Vielleicht betrogen mich meine ſchwachen Augen. Ich wollte zu Zeune gehn, um ihm meinen Verſuch zur Wiederherſtellung des Nibelungenliedes in dreifüßige Verſe, woran ich heute gearbeitet hatte, mitzutheilen. Ich gieng auch bis auf den Georgenkirchhof, kehrte aber, ohne zu klingeln wieder um, weil ich kein Licht in ſeiner Stube ſahe. Auf dem Heimweg dachte ich lebhaft an Luiſen und ſchwärmte ſo hin u her. Ja, ich ſpielte mir einen ganzen herrlichen Roman vor, wie es kommen könnte, wenn ich das große Loos gewönne, wozu ich doch eben ſo viel Hoffnung hätte, als Einer in der Welt. Denn ich habe ein Loos in Kompagnie mit Ernſt. So gieng es bis vor meiner Thür.

Es hatte neun Uhr geſchlagen, da ergriff mich meine Liebe ſo heftig, daß ich weinen mußte. Ich hatte erſt mit ihrem Namen geſpielt, ihn mit dem meinigen verſchlungen, Fragen aufgeſchrieben, dann die Augen zugemacht, das Papier mehrmals herumgedreht, dann die Antwort blindlings geſchrieben und — ach, wie freute ich mich, als es zutraf! Ich hatte aufgeſchrieben: Luiſe, liebſt du mich? und gerade darunter ſtand das Ja. Aber wieder ein böſer Zufall hatte das mein Wilhelm in nein verwandelt und ſo hieß es: ja, nein, Wilhelm und ich war ſo weit, wie vorher. Ich wurde davon ſo tief bewegt, ich mußte ihre Blumen küſſen und die Haarnadel, von der ich nicht einmal recht weiß, ob es die ihrige iſt. Aber der Glaube macht ja ſelig.

D. 24ten Oktober.

Der Tag der Ankunft des ruſſiſchen Kaiſers. Ich nahm mir vor, ihm nicht entgegenzulaufen und hielt auch meinen Vorſatz. Ich gieng Vormittags zu Wolf, der ſich wohl eine Stunde lang freundſchaftlich mit mir unterhielt.

Gegen vier Uhr gieng ich zu Henſels, weil ich glaubte, Luiſen gegen Abend nicht mehr zu treffen. Denn die Stadt ſollte erleuchtet werden. Ich fand nur die Mutter, die aber bald Luiſen holen ließ. Ich ſpielte viel mit dem kleinen Wilhelm und das Kind ſchien mich lieb zu haben. Auch Luiſe ſchien das gern zu ſehn. Sie hatte das Kind geherzt und geküßt und ich konnte mich nicht zurückhalten, den Kleinen bei der erſten Gelegenheit zu küſſen. Es fügte ſich bald, daß ich mich Luiſen und ihrer kleinen Schweſter zum Führer durch die erleuchtete Stadt anbieten konnte. Ich aß etwas und wir giengen. Da hieng ihr Arm in den meinigen, ich war ihr ſo nahe, wie ich ihr noch nie geweſen war und ihr liebes freundliches Geſicht wurde von den Lichtern und Lampen ſo wunderhell beſchienen. Ach, ich hätte ihr meine Liebe ſo gern geſagt; mein Herz ſchlug ſo heftig und ſchwoll mir bis an die Kehle hinauf. Aber nicht lange waren wir gegangen und hatten trauliche Geſpräche gepflogen, da wurde es wieder ſo ſtill in mir, als führte ich eine Schweſter am Arm, oder als wäre das Blümchen ſeltner Art in meinem Herzen entſproßen. Sonſt wird die Liebe heftiger und ſinnlicher, wenn ſie ihrem Gegenſtande näher iſt, aber meine Liebe umgekehrt. Ach, ich glaube, wenn ich ihr einen Kuß geben ſollte, würde ich in dem Augenblicke meine ganze Erdennatur verlieren. Ich brachte ſie wieder nach Hauſe und wir ſaßen bis gegen elf Uhr beiſammen. Es war ein ſchöner Tag!

D. 25ten Oktober.

Ich hatte die Nacht einen wunderſchönen Traum. Es war mir, als ob ich mit Luiſen verlobt wäre, ich ſaß bei ihr, und Mutter und, ich glaube, noch mehr aus der Familie waren dabei, und ſahen, wie ich ſie herzte und küßte. Als ich aufwachte, war mein Herz noch ganz bewegt und ich konnte mich erſt lange nachher wieder ganz erholen.

Den Morgen überarbeitete ich meine Geſchichte des Troubadours Gottfried Rudels noch einmal. Nachmittags las ich auf der Bibliothek in Hagens und Büſchings Buch der Liebe. Die Geſchichte Triſtans zog mich ſehr an und das alte Gewand derſelben machte ſie mir noch lieber. Das muß Luiſe leſen! dachte ich. Nachher traf ich meinen Freund und Bruder Lürmann unter den Linden und unterhielt mich mit ihm von verſchiedenen Gegenſtänden. Es iſt ein gerader, trotzigfeſter, deutſcher Mann. Abends war in der Deutſchen Geſellſchaft Rathsverſammlung, wenigſtens wurden vorläufig Beamte gewählt. Ich wurde mit eilf Stimmen zum älteren Schaffner der Geſellſchaft gewählt. Eben ſo viel Stimmen hatte ich bei meiner Aufnahme. Ich bekam auch einen Brief von Kalckreuth, der mich ſehr erfreute.

D. 26ten Oktober.

Der Morgen vergieng mit Fortſetzung der Abhandlungen über die Nibelungen und Kollegien. Nachmittags las ich weiter in der Geſchichte des Triſtan, worin ich aber manches Unſittliche fand. Es that mir leid darum. Dann war Konvent der Landsmannſchaft. Davon heimkehrend fand ich einen Brief von Henſel, oder vielmehr zwei, mit einigen Liedern. Ich freute mich ſehr darüber, daß Henſel ſo warm gegen mich fühlt. Ich liebe ihn ſehr, und es ſcheint, daß ich die wahre Liebe und die wahre Freundſchaft zu gleicher Zeit kennen lerne und daß Bruder und Schweſter mich darin unterrichten. Ich freute mich auch der Gelegenheit, wieder zu Henſels zu gehen, ob ich gleich fürchtete, Luiſen nicht zu finden, die mir geſagt hatte, ſie wäre heute auswärts.

Aber ich fand ſie dennoch. Sie ſagte, ſie habe geahndet, daß etwas kommen ſolle; ſie habe nicht wegbleiben können und habe ſich von der Geſellſchaft losgeriſſen. Nun kämen ja die Briefe. Sie war ſehr freundlich, ſie ſagte mir ſo viel Liebes, was ich nicht Alles niederſchreiben kann. Wir ſprachen von der Liebe ihrer Eltern, wie ihr Vater ſchon als Gymnaſiaſt mit ihrer Mutter verlobt geweſen wäre und ſie acht Jahre lang Brautleute geblieben. Auch holte ſie die Brautkränze ihrer Mutter und Großmutter und ſetzte mir den einen auf. Nun ſetze du den andern auf, ſagte die ältere Schweſter. Ich ward roth, glaube ich. Sie fragte mich auch auf einmal: Ob ich die Nacht nach der Erleuchtung gut geſchlafen habe? Sehr gut, antwortete ich. Ach, ob ſie auch ſo gut geſchlafen hat! Ob ſie vielleicht gar von mir träumte, wie ich von ihr! Die Frage war mir immer auffallend. Ich blieb bis gegen elf.

Als ich in die Spitalkirche kam, mußte ich ſtehen bleiben. Es iſt die Kirche, die ſie alle Sonntage beſucht. Da fiel mir der Gedanke ein: in dieſer Kirche kannſt du vielleicht einmal mit ihr getraut werden. Ich ſah ſtarr nach dem Eingang hin und nach dem Fenſter, hoffend es werde ein Zeichen kommen. Aber es kam Keines. Als ich aber weggieng, da bewegte ſich etwas, wie aus der Thür kommend. Und ſiehe, es war mein Schatten.

Es iſt wunderbar. Als ich Henſeln das erſte mal ſahe, ehe ich ſeinen Namen wußte, ehe ich wußte, daß er Maler und Dichter, da faßte mich eine faſt niegefühlte Neigung, dieſen Menſchen näher kennen zu lernen. Es iſt wohl drei Jahr her. Nachher fand ich ihn wieder bei den Koſacken, wieder zog mich etwas nach ihm hin; aber noch fand ſich keine Gelegenheit ſeiner Bekanntſchaft. Zeune ſtellte uns gegenſeitig vor. Ich war herzlich froh darüber. Ich habe das aber Henſeln noch nicht geſagt, weil ich ſelbſt nicht recht wüßte, was es damit für eine Bewandniß habe. Jetzt weiß ich es. Ach, hätte ich ihn ſchon damals kennen gelernt, ich wäre um drei Jahre eher dahin gekommen, wo ich, Gott lob! jetzt bin. Gott erhalte mich dabei! Amen.

D. 27 Oktober.

Heinrich aus Beeskow war mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde angekommen, und ſo wurde es etwas lebhaft im Hauſe.

Nachmittags ſchrieb ich zwei ziemlich lange Briefe an Henſel und Kalckreuth.

D. 28 Oktober.

Hoffmanns Phantaſieſtücke 3ter Band.

Schmolles! ruf ich dir zu auf deinem Eilande Atlantis, Herr Studioſus Anſelmus. Bin ja auch ein alter Burſche und ſo wirſt du ja mein Schmolles annehmen und mir dein freundliches Fiducit nicht verweigern. Ach, ich kenne eine von den Schweſtern deiner Serpentina: aber noch hat ſie mir nicht zugerufen aus dem Hollunderbaume, mich noch nicht angeſchaut mit ſo ſehnſüchtigen Augen aus dem Kryſtall. Aber ich vertraue dennoch auf ſie und will ſie lieben bis an mein Ende: Iſt es mir ja doch auch in manchen Stunden, als ſäße ſie neben mir und umſchlänge mich mit ihren Armen und umhauchte mich mit ihrem Odem, daß ich in ihr oder ſie in mir zu ſein ſcheint. Dann ſteht auch ein Lied auf dem Papiere, das vor mir liegt, und ich weiß mich nicht zu erinnern, daß ich geſchrieben habe. Vertrauen und Liebe! Der Weg führt ja endlich doch nach Atlantis! — Bei dem goldenen Topfe konnte ich nicht umhin, recht ſonderbare Sachen zu faſeln. Ich dachte wieder an mein Loos in der Lotterie. Wenn ich da etwas außerordentliches, das große Loos gewönne, und ſie mich liebte, da hätt' ich den goldnen Topf, und Serpentinas Schweſter dazu, und ach, Bruder Anſelmus, dann, vollen Segels nach Atlantis! zu dir! zu ihrer Schweſter!

Ich gieng um acht Uhr zu Henſels, um Luiſen den dritten Band der Phantaſieſtücke zu bringen. Denn die mußte ſie leſen. Die alte Magd ſagte mir, Luischen iſt krank und ſchläft ſchon. Es lief mir eiskalt durch alle Glieder: ich fürchtete, es möchte gefährlich ſein. Ich gieng leiſe durch ihre Stube, nach der hinterſten, wo Mutter und Schweſter beiſammen waren. Ich hörte, daß es nur Kopfſchmerzen waren. Nicht lange, da kam ſie ſelbſt: ſie war wieder aufgeſtanden, meinetwegen aufgeſtanden. Sie zeigte mir unter andern einen Ring: ich hielt ihn für den, deſſen ſie in einem ihrer Lieder ſo herrlich gedenkt. Es überlief mich, wie Eiferſucht. Dazu kam, daß ſie in räthſelhaften Worten von einem Gange nach einem Walde vor dem Halliſchen Thore in dem Spätherbſt ſprach: ja, ich glaubte, ihre Augen füllten ſich mit Thränen dabei. Den Gang werd' ich nie vergeſſen! ſeufzte ſie. Ich wollte und konnte nichts weiter fragen. Ach, wenn ich ſie nur erſt ganz verſtünde!

D. 29ten Oktober.

Sonntag. Ich gieng nach der Spitalkirche, um den alten Hermes zu hören, den Luiſe mir empfohlen hatte. Es war ſeit langer Zeit das erſte Mal, daß ich mich durch eine Predigt erbaut fühlte. Luiſen ſah ich nicht in der Kirche: es war mir aber, als müßte ſie drinn ſein.

D. 30ten Oktober.

Luiſe ſaß allein in ihrer Stube und nähte. Sie lud mich zu ſich ein, wenn ich in der kalten Stube nicht fröre. Es war das erſte Mal, daß ich ſo lange mit ihr allein ſprach. Ich konnte aber gerade nun nicht viel reden, ſo viel ich auch auf dem Herzen hatte. Und ſie war ſo gut u liebreich und zeigte mir ihr Käſtchen mit getrockneten Blumen u Locken, und gab mir Zuckerwerk, das ihr die Schweſter vom Jahrmarkt mitgebracht hatte. Ach, ſie hatte das eine Stückchen in ihrem Buſen ſtecken gehabt: wie ſchmeckte das! Sie ſagte mir heute ſo viel Beruhigendes, ich bin lange Zeit nicht ſo froh von ihr gegangen. Ich habe Ihren Mondſchein auch bei Kerzenlicht geleſen, aber ich habe ihn doch verſtanden, ſagte ſie unter Andern. Ich wurde feuerroth u konnte kein Wort ſagen. Dann gab ich ihr mein Kloſterlied und es ſchien ſie bewegt zu haben. Ich ſaß aber während der Zeit, daß ſie las, ſo recht ängſtlich und bange da;

es war mir, als läſe ſie in meinem Herzen. Ach, ihre Liebe iſt ja die Blume ſeltner Art. Auch ſagte ſie mir, ſie dächte immer, ich müßte ein Theologe ſein. Sie dächte ſich auch den alten Hermes in ſeiner Jugend gerade wie mich, und ſie hat ja den Alten ſo lieb. Ich bereute, daß es zu ſpät wäre. Sie meinte, es könne ja dazu nicht zu ſpät ſein. Ach, wenn ich unabhängig wäre und hätte Geld dazu, ich fienge Morgen an, Theologie zu ſtudiren.

Als ich nach Hauſe gieng, fiel mir das Lotterieloos wieder ein. Wenn ich nun eine Summe gewönne, und brauchte meinen Vater nicht mehr zu beläſtigen und könnte mit Muße mich der Gottesgelahrtheit widmen und ganz für Gott und ſein Wort leben, und leben mit ihr—Ach, Gott, wenn das ſo käme!—Gute Nacht, meine Luiſe!

D. 31 Oktober.

Morgens hatte ich die Freude, auf der Leihbibliothek von Kralowsky, einen jungen Mann von anziehender Phyſionomie zu finden, der Hagens Volkslieder, nachher des Knaben Wunderhorn ſehr angelegentlich foderte. Keins war da: das machte mir Freude, und dem jungen Mann hätte ich gern mein Exemplar des Wunderhorns angeboten, wenn ich es hätte zu Hauſe gehabt.

Auf dem Wege nach der Univerſität fiel mir mit einem Male ein, ich müßte Hoffmanns Phantaſieſtücke ſelbſt beſitzen. Flugs gieng es zu Dümmler, das Buch ward gepumpt u zum Buchbinder getragen.

Abends gieng ich zu Vetter u traf Geſellſchaft. Er lud mich zum Abendeſſen ein: aber die Leipziger Lerchen wurden mir durch die Unterhaltung ſehr verbittert. Da waren wieder aufgeklärte Männer u Frauen, die fanden die Jo des Koreggio ſchöner als das Danziger Altarbild. Das war ein verrückter Einfall, ſollte aber ein berühmtes Kunſtwerk ſein u viel Geld werth, übrigens wären die nackten Figuren ſchlecht gezeichnet u. ſ. w. Ich verbiß meinen Aerger; als aber endlich Einer ſagte: das Bild, wie überhaupt alle jene Bilder müßten hier auf den Königlichen Gallerien bleiben, um den Künſtlern ihr Studium zu erleichtern. Denn was helfe es denn den Danzigern, ob ſie das Bild an ihren Altar klebten oder nicht. Da platzte ich los u ſagte offen meine Meinung: daß wir alsdann Kirchenräuber wären, ſo gut wie die Franzoſen. Und dergleichen mehr, bis ich Luft hatte.

D. 1ten November.

Wenig denkwürdig. Ich gieng zum Setzer meiner Minnelieder u beſprach mich mit ihm, der alten Typen wegen. Dabei ſuchte ich die Vollendung des Drucks zu befördern.

D. 2ten November.

Der Morgen vergieng ohne denkwürdige Zufälle. Abends war ich bei Henſels, ich fand mich aber ſo beklommen u ängſtlich und es konnte zu keinem herzlichen Geſpräch kommen. Ich mag manches närriſche und einfältige Zeug geſprochen haben. Als ich nach Hauſe gieng, regnete es. Ich war nicht glücklich, und wußte ſelbſt nicht warum. Sie hatte mir ja Nichts niederſchlagendes geſagt. Was mochte mir doch fehlen?

D. 3ten November.

Das ſchlechte naßtrübe Wetter machte mich mißlaunig, wie gewöhnlich. Gegen Abend ward ich etwas heiterer; es war Geſellſchaft in meiner Wohnung.

D. 4ten November.

Ich habe heute meinen Hoffmann vom Buchbinder erhalten.

Die Vorrede von Jean Paul ſcheint mir überwitzig. Ich las Jacques Callot, ohne großes Intereſſe, da ich ſeine Gemählde auch nicht kenne. Der Ritter Gluck, ein kühnes Phantaſieſtück, ergriff mich tiefer. Leider kenne ich auch Glucks Werke zu wenig, eigentlich nur ſeine Ouverture zur Iphigenia in Aulis; denn, was ich ſonſt von ihm gehört habe, iſt verſchollen. Der Magnetiſeur hat ſelbſt magnetiſche Kraft, mit der er auch mich durchdrungen hat. Der Brief des Herausgebers zu Ende hat einen widrigen Eindruck auf mich gemacht.

Was erfreuſt du mich doch, mein kleines Tagebuch. Zwar noch keinen Monat alt, und doch ſchon ſo voll herrlicher Feiertage und recht eigentliche Sonnentage. Ich verdanke dir auch viel, ſehr viel, mein Tagebuch. Denn ich habe es feſt in mir beſchloſſen, daß ich mir in dir (denn nur für mich will ich dich ſchreiben) keinen böſen Gedanken, kein böſes Wort, keine böſe That verſchweigen will, wenn ſie anders mir ſelbſt bemerkbar werden. Und da denk ich denn, wenn der Böſe ſich in mir regt, halt, halt! was willſt du thun, Wilhelm! Du müßteſt es ja in dein Tagebuch ſchreiben, in daſſelbe Tagebuch, worin der Name deiner Luiſe ſo oft geſchrieben ſteht, worin ihre Worte, ihre Handlungen, ſo viel du davon vernommen u behalten haſt, geſchrieben ſtehn. So bleibe denn ſo unbefleckt, wie du biſt, von deinem Anfang bis an dein Ende; was nicht ſchwarz auf weiß iſt, werde vergeſſen von mir und quäle mich fürder nicht mehr—Gott wird es auch verzeihen. Und dann, ach, es iſt ein herrlicher Gedanke, wenn mein Ende u dein Ende, mein Tagebuch da iſt, und die Stunde kommt, wo Gott Rechenſchaft von mir fodert und ich darf dich ihm geben—und er nicht mehr fodert!—Ein wunderbarer Schauer durchläuft mich, indem ich dieß niederſchreibe—denn ich ſchreibe ja für und vor Gott. Und hab ich vorher nicht zu ſtolz geſprochen?—Gott ſtärke mich und erleuchte mich, auf daß ich beſſer u klüger werde von Tag zu Tag. Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach!

D. 5ten November.

Morgens gieng ich in die Spitalkirche u hörte den alten Hermes, nicht weniger erbaut, als das erſte Mal. Auffallend war es mir, daß, als der Schließer mir einen Stuhl öffnete und einen Sitz anwies, ich auf demſelben gerade vor mir den Namen Müller angeſchlagen fand.

Nach Tiſche las die Sonntags-Epiſtel und das Sonntags-Evangelium. Es iſt dieß eine alte Sitte in meinem väterlichen Hauſe, der ich aber bis heute nicht gefolgt bin. Nun will ich ſo fortfahren und thun nach der Väter Weiſe.

In Hoffmann's Phantaſieſtücken las ich die Geſchichte des Hundes, nachdem ich in Florians Überſetzung die Novelle des Cervantes durchlaufen hatte, worin aber gerade dasjenige des Originals, worauf ſich Hoffmann bezieht fehlt. Der Franzoſe charakteriſirt ſich recht in ſeiner Nachahmung.

Das Geſpräch iſt eine rechte Schatzkammer äſthetiſcher Anſichten u Meinungen und ich freue mich, daß viele derſelben ſchon lange dunkel in mir lagen, daß endlich keine darin ſind, denen ich ganz widerſprechen möchte, etwa der Unzuläſſigkeit moraliſcher Tendenzen in der Kunſt ausgenommen. Ich halte zwar auch dafür, daß der Dichter kein Trauer- oder Luſtſpiel ſchreiben müſſe, einzig und allein, um Moral zu predigen, daß das Kunſtwerk nur der Einband und Schnitt des moraliſchen Zweckes ſei; aber, wenn Kunſttendenz und moraliſche Tendenz in einander verſchmelzen, eins das andere ſpornt und treibt, Kunſt und Moral, dann vereinigt ſich ihr Ziel in der höchſten Höhe menſchlich-künſtleriſcher Vollkommenheit. Die Kunſt iſt nicht der Moral wegen, die Moral auch nicht bloß der Kunſt wegen da: aber darum können ſie ſich doch freundlich entgegenkommen und mit einander gehen nach einem Ziel. Denn wenn die Kunſt glaubt, auf demſelben Wege mit der Moral, nicht zu ihrem Ziel zu gelangen, ſo irrt ſie: und die Moral, die mit dem Zuſammengehn mit der Kunſt Zeit zu verlieren glaubt oder gar ihren Pfad mit ihr zu verlieren, die irrt nicht weniger.

Was von dem Geſprenkelten geſagt wird, ſo kenne ich ihn wohl. Es iſt ein wunderbarer Mann. Wie iſt es doch möglich, daß aus einer Feder, ich will nicht ſagen, aus einem Herzen, der König von Thule, Klärchen im Egmont, Gretchen im Fauſt und das Epigramm:

Jeden Schwärmer ſchlagt mir ans Kreuz pp.

und der ganze übrige Epigrammentroß aus Venedig gefloſſen ſind? Welches iſt die wahre Farbe dieſes Chameleons? Sie ſind alle ſo hell, ſo beſtimmt.— Ich glaube, nur in Italien hatte Göthe ſeine Elegien und Epigramme ſchreiben können. Aber er hätte ſie auch dort laſſen ſollen. Ach, wenn er doch weiter nichts geſchrieben hätte, als ſeine kleinen Lieder u Romanzen! ſo ſagt auch Luiſe. Wie lieb wollt ich ihn haben! — Es iſt wunderbar. In den Stunden hätte ich ihn wohl einmal ſehn mögen, wo er ſie dichtete. Da kann er auch nicht der ſtolze Hofmann, der treuloſe Freund, der undeutſche Schmeichler geweſen ſein. Die Gottheit ſcheint ihm in ſolchen Stunden ihre ſüßeſten Gaben, wie einem verirrten aber um deſto lieberen Kinde, verſchwendet zu haben, um ihn zurückzurufen in ihren Schoß. Doch wehe ihm, daß er nicht hörte ihren Ruf!

Den Abend wollte ich zu Henſels gehn, aber Mad. Mappes bat mich, zu bleiben und ihr und ihren Töchtern Geſellſchaft zu leiſten. Ich that es und brachte den Abend ziemlich behaglich hin.

D. 6ten November.

Frühmorgens habe ich das Manuſkript meiner Minnelieder wieder zum Setzer getragen.

Nachmittags war ich bei Biſchoff und gieng gegen Abend mit ihm zu Wolf, um etwas zum Homer zu holen. Wolf zeigte uns ſeine neue Karte von Griechenland und wir giengen mit ihm die Namen von einem Paar Graden durch. Er war ſehr geſprächich und ziemlich freundlich. Unter andern erzählte er eine Anekdote, die nicht übel iſt. Zur Zeit der Franzoſen in Berlin iſt er bei Daru in großer Geſellſchaft zu Tiſche. Ich will Ihnen eine neue Konſpiration entdecken der Deutſchen gegen die Franzoſen fieng er an. Daru lachte. Wir lernen jetzt alle franzöſiſch, fuhr Wolf fort, damit Sie nicht nöthig haben, deutſch zu lernen, eben ſo haben es die Spanier, Italiener pp. gemacht, und das iſt nichts Andres, als eine Konſpiration, Sie bornirt zu erhalten: Man hatte nehmlich vorher von der Sprachkenntniß geſprochen und war übereingekommen, daß je mehr Sprachen man wiſſe, deſto kräftiger u gelenkiger werde der Geiſt.

Wir blieben bis neun bei ihm. Dann gieng ich mit Biſchoff und ſahe die Illumination an, die zu Ehren der Verlobung der Prinzeſſin Charlotte u des Großfürſten Nicolas anbefohlen worden war. Doch war ſie, einige Häuſer u Palais ansgenommen, ziemlich ärmlich. Jn der Wilhelmſtraße war es mir, als hätte ich Luiſen in der Menge geſehn.

D. 7ten November.

Jch halte viel auf den Tag und mancher kindiſche Aberglaube knüpft ſich ſo bei mir an dieſe oder jene Zeit. Der Monatstag meines Geburtstages war mir beſonders dieſes Mal ein lieber, heiliger Tag. Sonderbar hatte es ſich gefügt, daß ich länger als gewöhnlich, nicht bei Luiſen geweſen war. Heute wäre ich nun um keinen Preis weggeblieben, ich konnte kaum die Stunde erwarten. Was ich heute erfahren, heute hören oder ſehen ſollte, das ſollte mir eine heilige Vorbedeutung ſein.

Und, wie ſchön erfüllten ſich meine Erwartungen. Sie ſagte mir, ich wäre ja ſo lange nicht bei ihr geweſen, die Mutter ſagte, ſie hätte geglaubt, ich wäre nicht wohl, weil ich ſo lange nicht käme, die Schweſter, ſie habe mich geſtern mit allerlei Schmeichelnamen genannt und gerufen, damit ich kommen ſollte. Jch fragte, wie ſie mich denn gerufen hätte. Sie ward verlegen — Ach, ich hätte ihr um den Hals fallen mögen — Sie zeigte mir dann ein paar Rehlein von Wachs, die Spielſachen ihrer kleinen Schweſter und ſtellte ſie ſo zuſammen, daß ſie ſich küßten, und noch manche liebe Kindereien mehr, die ich ja doch nimmermehr vergeſſe, wenn ich ſie auch nicht niederſchreibe, wo ſie ja doch nur ſteif und albern ausſehn. —Ich bin lange Zeit nicht ſo glücklich geweſen. Als ſie mich hinausführte, ſtand der Orion vor uns. Das iſt nun der Stern meiner Liebe, ja recht eigentlich ſo zu nennen, denn heute iſt ja der Tag meiner Liebe, der erſte Tag, wo ich es recht klar und ſicher in mir fühle, daß ſie mich liebt. Gute Nacht, Luiſe!

D. 8ten November.

Abends war Deutſche Geſellſchaft. Ich erhielt heute einen Brief von Kalckreuth und einen von Heſekiel mit einigen ſeiner Lieder, die mir bei ſeiner Vorleſung weit beſſer gefallen hatten, als jetzt, da ich ſie auf Papier vor mir hatte. Kalckreuths Brief beantwortete ich gleich u ſchickte ihm eins von Heſekiels Liedern.

Ich will, ich muß noch vor Schlafengehen an dich ſchreiben, meine Luiſe. Ich weiß, der Brief wird zu dir gelangen, wenn auch nicht in Schrift u Wort. Du biſt ja in mir und was ich ſage u ſchreibe, ſage und ſchreibe ich aus dir, und du biſt es, die an dich ſchreibt. Es iſt ein ſeliges Bewußtſein, daß ich ſo ganz eins mit dir bin, daß deine Liebe mich ſo durchdrungen hat, daß ich den alten Menſchen ausgezogen habe und ein neues inneres Daſein aus deiner Liebe mir erſprießt. Was ich Gutes u Schönes gethan, gedacht, gefühlt, geſprochen u gedichtet habe, dichtete, ſprach, fühlte ich aus dir. Was ich Böſes und Häßliches noch an mir habe, ſind die Reſte einer Zeit der Sinnlichkeit u Freigeiſterei, die mich nur zu lange in ihren Feſſeln hielten. Luiſe, ich danke dir unausſprechlich viel: meine Seele haſt du gerettet, meine unſterbliche Seele, dir verdanke ich einſt die ewige Seligkeit—dir—auch die vergängliche Erdenſeligkeit vielleicht—Erdenſeligkeit—durch dich ſchon Himmelsſeligkeit—dann braucht der Tod nicht zu kommen, um uns zu zerſtören: unſer Himmel iſt ſchon hienieden, der Tod hat keine Macht an uns—der Augenblick des erſten Kuſſes iſt unſer Tod und unſer neues Leben!

Ich leſe, was ich geſchrieben habe, und finde es unverſtändlich, übertrieben und wieder mitunter Gemeinplätze. Aber ich mag es doch nicht wegſtreichen. Ich fühle wohl, daß ich jetzt zu ſelig bin, zu voll, zu heiß, um ſchreiben zu können. Ein Lied würde mir jetzt ganz mislingen. Und doch treibt es tiefinnen. So will ich denn, wenn es treibt und nicht aufhören will zu treiben, ſo will ich ſchreiben, bis es ſtiller wird: Luiſe, ich liebe dich! Luiſe, ich liebe dich, Luiſe, ich liebe dich! Immer und ewig! Hier und dort! Luiſe liebt mich auch! das weiß ich, ob ſie es mir gleich noch nicht geſagt hat. Immer und ewig! Hier und dort!—Gute Nacht, meine Luiſe!

D. 9ten November.

Ich ſchrieb an meinen Vater, um ihm meinen Vorſatz, meine Wohnung und Penſion mit Weihnachten zu verlaſſen, mitzutheilen.

Den Abend las ich Minnelieder und fand viel herrliche Stücke, die beſonders mit meinem Verhältniß zu Luiſen ganz paſſen, z. B. das erſte Lied von Rotenburg. Ich nahm mir auch gleich vor, es ihr ſo bald als möglich mitzutheilen, und zwar in der Urſchrift, weil ich verzweifle, es wiedergeben zu können, ohne mich ſelbſt zu ſehr hineinzudrängen.

D. 10 November.

Am Morgen ſah ich auf der Univerſität den Erbprinzen von Deſſau. Er kam mir entgegen, als ich mit Biſchoff aus der Thür gehen wollte. Er war ſehr freundlich und ſprach mich an. Ich war aber etwas überraſcht u verlegen u mag ihm wohl nicht zum beſten geantwortet haben.

Abends war ich bei Henſels. Luiſe war wieder ſo freundlich wie das letzte mal, ſie ſagte mir ſo viel liebes und ſinniges, und dann fuhr mir doch mitunter manch Wort wie eine eiskalte Hand über das Herz: ſo erzählte ſie mir einen Traum, wie ihr Hedwigs Bruder da einmal eine Lilienartige Wunderblume gegeben habe, von einem Geruch, wie ſie noch nie empfunden. Das war es, was mich heute aus meinem

Minnehimmel riß. Und am Ende mochte es doch nichts ſein, ſie ſagte mir ja ſogar, er habe ihr die Blume gleichſam nur gebracht, nicht von ſich ſelbſt gegeben. Den Traum habe ſie aber nach einem Tage geträumt, wo ſie viel im Novalis geleſen, und dieſen Dichter habe ſie durch jenen kennen gelernt. Nein, ich will auch nicht zweifeln an Dir, Luiſe! Wenn mein Wahn auch ewig dauern ſollte, wenn ich nur ewig glücklich wähnen darf. Iſt ja das ganze Menſchenleben doch nur ein Wahn. Aber dich will ich feſthalten, du Wahn des Himmels! Ach, ich habe keinen Gedanken für den Gedanken: Luiſe liebt mich nicht. —So mag ich nicht ſchließen. Gute Nacht, Luiſe!

Der Menſch träumt immer, wenn er ſchläft, aber wenn er erwacht, ſo weiß er doch oft nicht, was er geträumt hat, oder ſeine Träume ſcheinen ihm verworren, halbverwiſcht, oder werden ihm im Erwachen ſelbſt und im allmäligen Erholen vom Schlafe weggeriſſen. Wie kommt das? Ich glaube, daß der Menſch nur die Träume ganz behält, die ganz irdiſch ſind u ſinnlich: je himmliſcher, überſinnlicher ſie ſind, deſto undeutlicher erinnert er ſich ihrer nach dem Erwachen. Manchem mag es ſchon hier zu Theil werden, himmliſche Geſichte im Schlafe zu ſehn und im Wachen nicht zu vergeſſen. Aber die gewöhnlichen Menſchen wiſſen davon am Morgen nicht das Mindeſte. So kommt es auch, daß ſehr ſinnliche Menſchen lebhafte und ſo zu ſagen natürliche und vernünftige Träume träumen, die geiſtigeren Geſchöpfe aber ſelten ſo etwas, ſondern nur dunkle buntverworrene Gebilde, die ihnen ſelbſt bald klarer, bald unklarer werden, je nachdem ihr Wachen dem Traume näher oder ferner kömmt. Das ſagte ich heute Luiſen, und ſie gab mir Recht.

D. 11ten November.

Früh begleitete ich mit Biſchoff den Geheimerath Wolf auf einem Spatziergange. Wolf war ziemlich geſprächich, wie ja immer, aber auch ſehr vertraulich. Er erzählte von ſeinen Verhältniſſen bei der Zerſtörung der Halliſchen Univerſität 1806, wie Schmalz beſonders durch übelangebrachte Heftigkeit u nachherige Verplüfftheit an Allem Schuld gehabt habe. Wir ſprachen hierauf von der Schmalziſchen Denunciationsgeſchichte. Niebuhr war Wolfen eben nicht ſo groß, wie Andere wollen: es iſt ein Autodidactos, ſagte er, und das frühe Verſäumen läßt ſich nie überwinden. Aber die Klicken, die es hier giebt, heben ihn und er hebt ſie.

D. 12ten November.

Frühmorgens gieng ich in die Spitalkirche, kam aber zu ſpät, denn die Predigt war ſchon angegangen. Der Pförtner ſchloß mir meinen alten Sitz wieder auf.

Es war aber viel Unruhe in der Kirche und ſo gieng mir Manches von der Predigt verloren, daher denn auch meine Andacht nicht ſo war, wie ich es wohl mochte.

Nachher bei Wolf, wo ich mit Bischoff die Karte von Griechenland durchgieng. Er gab mir eine Menge alter Karten zu meinem Gebrauch mit nach Hauſe.

In einem Weinhauſe, wo ich hierauf frühſtückte, hörte ich Greuel von einigen Theaterperſonen erzählen, wovon mir die Haut zitterte. Und davon ſprach man da ſo leichtſinnig und gleichgültig, und meinte, die Herren fehlten nur darin, daß ſie ſo unklug wären, ihre Leidenſchaften nicht geheim zu halten, daß ſie das äußere Decorum verletzten. Ich erklärte aber gerade weg, daß, wenn ich König wäre, ich ließe die Kerls alle aufknüpfen.

Nach dem Abendeſſen gegen acht Uhr trieb es mich hinaus. Luiſe hatte mir geſagt, ſie ſei heute auf einem Ball, ich glaube bei Küsters. So hatte ich wenigſtens verſtanden und ſo mag es auch wohl ſein. Sie hatte es mir gleichſam geklagt, denn ſie tanzte nicht mehr gern. Das hörte ich nicht ungern: ich konnte mir ja einbilden, ſie tanze nicht mehr gern, weil ſie wiſſe, daß ich nicht tanze.—Kurz, ich mußte fort, vor dem Küſterſchen Hauſe vorbei, aber da war

Alles finſter u ſtill. Ich lauſchte, ich hätte ſo gern einen Ton gehört, eine Weiſe, wonach ſie jetzt tanze. —Ich dachte es mir recht romantiſch aus; die Tanzmuſik, die hellen Lichter, und die geputzten Herren u Damenköpfe, die ſich hie u da an den Scheiben ſehen laſſen—unten in der Finſterniß der unglückliche Liebhaber—Aber, Alles ſtill.—Ich dachte, es wäre zu früh, ich gieng zwei und mehr Mal die Linden auf u ab, es war beinahe zehn Uhr—Alles ſtill u finſter—Nur ſchien es mir, als hörte ich verworrene Theeſtimmen—Es mochte auch wohl ſo ſein, die Laden mochten zugemacht ſein—Sie war oben—Gute Nacht, meine Luiſe, ſeufzte ich zu ihr hinauf, und gieng meines Weges—Luiſe, ob du es wohl gehört haſt!—

D. 13ten November.

Abends um eilf Uhr.

Ich komme von ihr. Es iſt ein heller Mondabend. Ich möchte dir wohl wieder einen Auftrag geben, du lieber Mondenſchein! Es iſt ſo ein eigenes Gefühl, wenn ich in den Mond blicke und denke, jetzt ſind ihre Augen wohl auch darin. So gieng es mir auch heute, wie ich zur Thüre heraustrat aus dem Garten in die Straße, und Luiſe hinter mir zugeſchloſſen hatte. Der Mond ſchien mich recht ins Geſicht zu ſehen und mich anzuwinken. Da ſahe ich hinein, und es war mir, als ſähen ihre beiden blauen Augen aus dem goldenen

Rund heraus. Luiſe, du ſaheſt gewiß hinauf in dieſem Augenblicke. — Wir haben vielerlei geſprochen, von dem geſtrigen Ball, von Liebestränken, Hexen und Kartenſchlägerinnen. Es war ein recht lieber Wochenabend der Liebe, ſtill und ſacht: Luiſe ſaß auf dem Bett, recht wie eine junge Hausfrau, daß ich ſie nicht anſehn konnte, ohne daß mir das Herz im Leibe lebendig wurde und bis an die Kehle ſchwoll. Sie gab mir auch ein Liedchen von Fouque, das ſie aus dem Gedächtniß niederſchrieb: ich bemerkte, wie ſie das Papier an ihren Lippen naß machte um es zu zertheilen: ich habe mir die Seite gemerkt, und da ſitze ich nun u ziehe den Papierrand durch meine Lippen und fühle ihre Lippen—Süße Spielereien der Liebe!— Gute Nacht, Luiſe!

D. 14ten November.

Ohne denkwürdige Vorfälle, auſſer daß ich in der Jägerſtraße Abends nach neun Uhr einen ſonderbaren Einfall hatte, bei Gelegenheit einer alten Frauengeſtalt, die mir einige Ähnlichkeit mit meiner alten Muhme in Dessau zu haben ſchien.

D. 15ten November.

Des Abends war Deutſche Geſellſchaft u ich blieb zum Abendeſſen, wo beſonders Jahn uns Alle recht fröhlich unterhielt. Es war da beſonders von der

Einſeitigkeit der Franzoſen, von der Nichtswürdigkeit des Kosmopolitismus pp die Rede. Jahn hat eine herrliche, echt deutſche Beredſamkeit u weiß Gebildete wie Ungebildete gleich gut zu unterhalten. Wir blieben bis nach 11 Uhr beiſammen.

D. 16ten November.

Nachmittags gieng ich mit dem Geheimerath Wolf nach Monbijou, wo die Gypsabgüſſe der Antiken aus Paris aufgeſtellt ſind. Ich ſah den Laocoon, die Minerva von Velitræ (Veletri), den Apoll von Belvedere, die Venus Medicea, den Torso, den Borghesischen Fechter, den Hermaphrodit pp. Wer möchte das ohne Bewunderung betrachten? Aber doch nur Bewunderung war es und iſt es jetzt immer, was ich in der Anſchauung der antiken Welt empfinde. Wolf war innig davon ergriffen, er ſpielte mit den Götterköpfen herum und ſtreichelte ſie: meinem Herzen blieben ſie fremd in ihrer weißkalten Glorie.

Heute Abend mag Luiſe mich vielleicht erwarten, aber ich habe mir vorgenommen, ſie nicht ehr, als den 18ten wiederzuſehen, weil dieſer Tag mir ein Feſttag iſt: ich reiſte da vor einem Jahre von Brüſſel ab.— Ich fieng ein Lied an: von den blauen Augen im Monde: auch habe ich heute u geſtern noch Mancherlei in meiner Erzählung vom Troubadour Gottfried Rudel geändert.

Den 17ten November.

Heute habe ich mein Lied von den blauen Augen im Monde vollendet und es benannt: der blaue Mondenſchein. Es iſt ein wunderliches Lied, das aber Luiſe gewiß gefallen wird. Ich wüßte heute nicht, welches von meinen Liedern mir lieber wäre, wenn ich nicht den Abendreihn geſchrieben hätte, der mir wohl ewig das Kleinod aller meiner Schriften bleiben wird.

D. 18ten November.

Der Jahrestag meiner Abreiſe aus Brüſſel.

Den Abend war ich bei Henſels u brachte Luiſen mein neues Lied. Sie legte es weg u ſagte mir, ſie wolle es im Bette leſen. Sie ſagte mir einige Lieder vor, die ihr beſonders gefielen u die ſie dann immer behält, z. B. der Blindgewordene von Löſt und ein Liedchen von Buri. Außerdem erzählten wir uns Geſpenſtergeſchichten, daß die kleine Minna angſt und bange wurde und ganz in die Schweſter hineinkroch. Sie ſagte mir auch, ich hätte ihr ein gar ſchönes Gedicht in ihr Stammbuch geſchrieben, worum ſie ſchon manche ihrer Bekanntinnen beneidet hätten, und erzählte mir eine Geſchichte von einem Reiſeabentheuer auf einem Charlottenburger Wagen, das ſie gehabt hatte, als ſie meinen erſten Brief erhielt. Eins war mir beſonders angenehm darinn zu hören, nehmlich, daß ſie meine Lieder mit ſo vieler Theilnahme geleſen habe, daß ein Fremder auf dem Wagen geglaubt habe, ſie wären von ihr ſelbſt gedichtet. Es war ſchöner Mondenſchein, als ich weggieng.

Den 19 November.

Ohne merkwürdige Vorfälle. Früh war ich in der Kirche bei Hermes.

Den 20ten November.

Ein gleichgültiger Wochentag.

Den 21ten November.

Ich ſchrieb einen Brief an Blankenſee und einen an Heſekiel und ſchickte Beiden einige meiner Lieder.

Woher mag es doch kommen, daß Luiſe faſt überall, wo es auf das Gefühl ankommt mit mir übereinſtimmt? Warum gefallen ihr meine Lieder ſo ſehr, wie wohl keinem Andern auf der ganzen Welt? Doch wohl, weil Alles was ich fühle und in meinem Gefühle ſage oder ſchreibe aus ihr ſelbſt kommt, weil ihr Geiſt mich ſo durchdrungen hat, daß ich mehr in ihr als in mir lebe, obgleich ſie mein beſtes Ich iſt. So kommen ja meine Lieder alle von ihr, ſie gehen durch mein Herz, und dann wieder zu ihr zurück. Auch ihren Bruder ſprechen meine Lieder an. Er hat meinen Abendreihn für das beſte aller meiner Lieder erklärt, ohne daß ich ihm etwas von meiner Vorliebe dafür hätte merken laſſen. Er iſt ja aber auch Eins und Daſſelbe mit Luiſen. Ach, es müßte ein herrlicher Verein werden: Luiſe, ihr Bruder u ich!

D. 22ten November.

Abends war Deutſche Geſellſchaft und zwar Rathsverſammlung, wo eine neue Reviſion der Geſetzurkunde und eine ganze Veränderung der Verfaſſung beſchloſſen wurde.

D. 23ten November.

Als ich nach Tiſche nach der Univerſität gieng begegnete mir ein Mädchen an der Brücke am königlichen Palais, die ich vor Zeiten ſehr geliebt hatte. Ich erkannte ſie erſt völlig, als ſie vorüber war, aber es ſchien mir, als habe ſie mich freundlich angelacht. Es war ein wunderliches Gefühl, das ſich meiner bemächtigte, aber gewiß keine Liebeswiederkehr. Aber ſo etwas Schmerzliches war es, wie die Erinnerung an einen lieben Verluſt, die Reue über verſcherzte Freuden. Sie hatte einen grünen Überrock an und gieng im bloßen Kopfe. Es war Philippine Dr.

Abends gieng ich zu Luiſen. Sie war beim Bildern beſchäftigt und zeigte mir nun alle ihre lieben Heiligenbilder, und war dabei ſo vertraulich, daß, wenn wir Beide auf das Bild hinſchauten, unſre Geſichter ſich faſt berührten. Sie war ſo ſchön heute

Abend; ich weiß nicht, ob Das gerade ſchuld war, daß ich nicht recht fröhlich war, da ſie mir doch eigentlich nichts Niederſchlagendes ſagte. Aber ich war unglücklich, konnte auch wenig reden und das machte mich wieder ängſtlich. Es kann nicht lange mehr ſo dauern, ich muß ihr meine Liebe geſtehen.

Die Hochzeitgäſte in meinem Hauſe waren zum Theil heute Abend ſchon angekommen, ohne daß ich ſie geſehen habe.

Den 24ten November.

Heute war Polterabend in meiner Wohnung. Gaede, der auch eingeladen war brachte mir ein Minnelied von ihm componirt. Biſchoff hatte für Lottchen ein Gedicht gemacht, wobei dieſe ein Taubenpaar überreicht hatte. Man hatte mich erſt dazu aufgefodert, da ich mich aber nicht bereitwillig zeigte, hatte ſich Lottchen an Biſchoff gewandt, und nun konnte man kein Ende finden, das Gedicht zu loben, wahrſcheinlich, um mich damit zu ärgern.

Auch andere hatten Verschen deklamirt: ich kam aber zu ſpät herüber und habe nichts davon gehört.

Ich ſelbſt hatte nolens volens ein paar Reime für Emilien machen müſſen, zur Überreichung eines Pantoffelpaars an die Braut, ganz aus dem Stegreif und herzlich ſchlecht, wie mir ſo etwas immer geräth.

Den Abend waren wir ziemlich vergnügt und tranken bis gegen 3 Uhr Morgens.

D. 25ten November.

Der Hochzeittag. Die Trauung war gegen 7 Uhr und die heilige Handlung ſtimmte mich ernſt. Von der Geſellſchaft war der Muſikdirector Gürrlich der nennenswertheſte, die Trauung beſorgte der Probſt Hanſtein. Seine Rede war etwas zu lang und dazu nicht ſchön genug. Sein Vortrag iſt zu deklamatoriſch, einen Gedanken d. h. einen eigenen Gedanken hatte er nicht in der Rede.

Wir aßen und tranken bis gegen 4 Uhr Morgens und ich war zuweilen recht luſtig. An dem Tanz nach Tiſche nahm ich aber keinen Theil.

D. 26ten November.

Ich frühſtückte gegen 11 Uhr mit dem jungen Ehepaar u der Familie. Die Frau ſchien in ihrem Häubchen ganz verändert von der geſtrigen Jungfrau mit dem grünen Kranze. Ich konnte mich nicht enthalten, ſie oftmals anzuſehen.

Ich war aber den ganzen Morgen nicht recht wohl und erholte mich erſt auf einem Spaziergange nach Tiſche.

Wir waren, Ernſt u ſeine Braut, Wilhelm, Heinrichs Frau u Lottchen unter den Zelten. Ich dachte an das Olim, wo ich wie die andern jungen Herrn alle Sonntage und noch öfter durch jene Säle ſtutzerte u lorgnirte. Nun ſaß ich ſo gleichgültig da, als wäre ich allein: das bunte Gewühl ſchien mir einem Automaten ähnlich.

Abends war ich mit Biſchoff zum Thee beim Geheimerath Wolf. Er war ſehr aufgelegt u luſtig: aber manchmal hat er mich ordentlich erſchreckt, wie er vom neuen Teſtamente ſo verächtlich ſprach, wie er erzählte, er habe in Halle einmal darübergeleſen, um die theologiſchen Hirngeſpinſte mit einem Male zu zerreiſſen, aber endlich habe er es nicht länger aushalten können, weil er ſich den Magen alle Morgen damit verdorben habe: denn er las von 7 bis 8 Uhr.

Auch ſeine Geringſchätzung alles Deutſchen war mir widerlich. So lag ein Buch ohne Namen aus dem Engliſchen überſetzt auf dem Tiſch. Biſchoff nahm es in die Hand u ſagte: es iſt ohne Namen. Aber doch aus dem Engliſchen, ſagte Wolf, das iſt ſo gut als ein Name.

Sonſt ſprach er faſt nur von ſich u ſeinem Ruhme: Alles andere wurde zu Boden getreten: Böckh, Buttmann, Schleiermacher pp. Ich hätte ihm immer zurufen mögen: O du Alleszermalmer!

D. 27ten November.

Heute bekam ich die erſten Korrekturbogen meiner Minnelieder und hätte gern manches Lied durchaus geſtrichen oder ganz neu überſetzt. So geht es mir zuweilen auch mit eigenen Arbeiten und ich ſehe daraus, daß ich noch nicht in Ruhe bin, ſondern in beſtändigem Fortſchreiten.

D. 28ten November.

Doktor Beresford wollte ſeine Vorleſungen heute anfangen. Es waren aber nur zwei Zuhörer, ein Doktor aus Erfurt und ich anweſend, und ſo laſen wir die Stunde über zuſammen im Milton. Es war mir ängſtlich: es muß ſehr niederſchlagend für einen ſolchen Mann ſein.

Abends wollte man mich nicht weg laſſen, beſonders weil Wilhelm u die Muſikdirektorin Gürrlich anweſend waren. Ich gieng aber doch, ob man gleich meinen Mantel u einen meiner Hüte verſteckt hatte, und ich bereue es nicht.

Luiſe war zutraulicher als in den letzten Tagen, wo ich ſie beſucht, ſie ſchien es mir wenigſtens, denn die Schuld liegt doch wohl an mir. Aber ich war heute freier und geſprächiger, ich ſagte ihr vielleicht auch Manches was ihr gefiel. Als ſie mich herausbegleitete und die Thür ſchon verſchloſſen war, rief ſie mir über das Gitter heraus noch nach: Hören Sie! Wenn Sie ein Lied im Herzen haben, ſo unterdrücken Sie es nicht und ſchreiben Sie es nieder. Denken Sie, daß es mir große Freude macht! Wenn das iſt!

ſagte ich und hätte gern noch mehr geſagt. Ich hatte ihr nehmlich erzählt, ich hätte mir vorgenommen ein ganzes Jahr lang nichts zu dichten, weil mir immer eine Woche nachher, daß ich es nieder geſchrieben, gar nicht mehr gefiele.

Den 29ten November.

Deutſche Geſellſchaft, wo ich den Dr. Chladny aus Wittenberg ſahe und hörte. Ich blieb zum Abendeſſen und unterhielt mich, beſonders durch Jahns Beredſamkeit, recht gut.

Den 30ten November.

Heute war ich zum Mittagstiſch bei Geheimerath Wolf. Die Unterhaltung drehte ſich wieder um ſeinen Ruhm und ſeine Gelehrſamkeit: ich muß mir den Vorwurf machen, ihm zu viel nachzugeben und mich von ihm verleiten zu laſſen, hie und da einen andern meiner Lehrer zu beklatſchen. Es iſt eine Schwachheit von mir, daß ich ſeiner Schwachheit gefällig bin, ich denke aber, es ſchadet ja nichts, und — mir kann es vielleicht helfen.

Die Schuld von Müllner iſt ein herrliches Trauerſpiel. Einen Mangel möchte ich rügen, nehmlich die viele lyriſche Deklamation z. B. die Erzählung des

Knaben vom Stiergefecht, und die faſt ſatyriſche Beſchreibung des Krieges, worin es gar zu deutlich, daß der Dichter und nicht Hugo ſich ausſpricht.

Nach ſieben gieng ich zu Henſels und trug einen Brief an Wilhelm hin, um ihn zuſammen mit den andern Briefen fortzubefördern, weil man glaubte, daß meine Addreſſen richtiger ankämen. Ich war den Abend unbefangener als gewöhnlich. Luiſe fragte mich, ob ihr Name denn auch in meinem Tagebuch ſtünde. Das verſteht ſich, antwortete ich. Ich glaube ſie erröthete. Wir ſprachen noch hin und her davon. Sie ließ mich auch ein paar Lieder leſen, die ſie ihrem Bruder ſchickte, wunderliebliche Lieder, aber düſter, oder auch nicht düſter, denn ſie glänzten recht feurig fromm, aber doch ohne Liebe, ein Sehnen nach Jenſeits, verlorene Hoffnungen, Lebensmüde. Ich weiß nicht, wie es zugieng, daß die Lieder mich nicht ernſter ſtimmten. Aber es ſchien mir, als machte ich es nicht beſſer in meinen Liedern. Was ſagt ihr denn mein blauer Mondenſchein, mein Kloſterlied? Sie ſagte ja auch, es ſei ſchon lange her, daß ſie die Lieder geſchrieben. Nachher zeigte ſie mir, ſie las mir, ſag' ich, *ihre Blumen* vor, ein Geſpräch mehrerer Blumen, oder vielmehr Anreden der Blumen an ihren Bruder, meiſt aus dem Stegreif, aber ſinnig u zart. Sie ſchienen ihr nicht recht zu gefallen und ſie wollte mir nicht erlauben, ſie ſchön zu finden.

Luiſe, dich zu beſitzen iſt ein Gedanke, den ich jetzt noch nicht denken kann, und ich weiß nicht, ob ich je bis dahin gelangen werde, ihn faſſen zu können. Ich müßte erſt ſicherlich viel beſſer, viel vollkommener an Geiſt und Herz werden. Und denken iſt doch noch nichts: wie mancher denkt etwas zu vollbringen und ſcheitert in dem Verſuche. Mir iſt es immer, als würde ich in dem Augenblicke todt darnieder fallen, wenn ich mit dir den Ring wechſeln ſollte und das Jawort aus deinem Munde flöße. Wenn du zu mir ſagſt, wie dein Herz allem Irdiſchen fern nur das Jenſeits liebte, ſich hinüber ſehnte aus der wirren Erdenwelt — da wird mir ſo wohl, ſo traurigſüß ums Herz, ich fühle, daß ich nichts zu verlieren habe, wenn ich nur weiß, daß kein Andrer dich hier beſitzen wird — dem Himmel weiche ich ja gern — er nimmt dich ja nur, um dich einſt ſchöner in meine Arme zu führen — Aber, nur keinem Andern mußt du auf Erden angehören! Iſt das Eiferſucht, Neid! Wenn du nun glücklich wäreſt mit einem Andern? — Ach, ſo zeige mir jenen Andern, der dich verdient, der dich glücklich machen kann? — Aber du, wie willſt du ſie denn haben? Biſt denn du der Beſte? — Ich weiß ſelber nicht, was ich will.

Den 1ten December.

Ich erhielt einen Brief meines Vaters mit dem rückſtändigen Penſionsgelde. Es that mir wehe, daß es ihm ſchwer zu werden ſcheint, mir ſo viel zu ſchicken, und ich muß mir den Vorwurf machen, für manches Unnütze Geld verſchwendet zu haben. Ich theilte meiner Wirthin den Entſchluß mit, meine Lage zu verändern und fand ſie bereitwillig.

Abends war Konvent der Landsmannſchaft, der jetzt wenig Theilnahme von meiner Seite erweckt. Ich bin darüber weg — vielleicht zu früh —! Denn die ſchönen Studentenjahre kehren nicht wieder.

Den 2ten December.

Die Garden zogen heute ein, wenigſtens ein Theil derſelben. Studnitz ſah ich vorüberſprengen. Von Blankenſee erhielt ich einen Brief, worin er ſehr naïv anfrägt, ob ich verliebt wäre, beſonders veranlaßt durch meinen Abendreihn.

Den 3ten December.

Den Morgen begrüßte ich Studnitz im Luſtgarten. Nach Tiſche kam die Muſikdirektorin Gurlich zu meiner Wirthin und ſchenkte mir ein Billet zum Concert dieſes Abends. Bis dahin ſprachen wir von Wundergeſchichten, Magnetismus u ähnlichen Dingen. Lottchen machte die Aufgeklärte und ſo ward ich veranlaßt, mit Murren und ohne Scherz, wie es Anfangs wohl war, über den Glauben an Wunder zu ſprechen.

Das Koncert erbaute mich nicht ſehr. Beſonders erbärmlich war das Gedicht von Oswald auf die Leipziger Schlacht, mit Muſikbegleitung von Seidel. Eine rechte Erbärmlichkeit: Signale, Marſch, Angriff, Siegsgeſchrei, à la bataille d'Austerlitz, dazu dann immer ein Paar Verschen zur Erklärung, oder umgekehrt. Schade um die ſchönen Harmonikatöne, die den letzten Geſang begleiten!

Ich habe die Kirche heute wieder verſäumt und ohne Grund, und ſchon ſcheint es, als werde der Böſe mächtiger in mir. Auch das Evangelium und die Epiſtel zu leſen, habe ich vernachläſſigt. Ich dachte erſt einen Tag ſpäter daran, wo ich dieſes auch niederſchreibe.

D. 4ten December.

Ich las das geſtrige Evangelium ſammt der Epiſtel und fühlte mich geſtärkt. Beſonders trafen mich die Ermahnungen der Epiſtel.

D. 5ten December.

Studnitz brachte den Abend bei mir zu. Wir theilten uns gegenſeitig neue Gedichte mit und freuten uns mit einander auf die völlige Vereinigung der Brüder.

D. 6ten December.

Des Morgens wurde ich ſchnell zur Verhandlung der Studentenverbindung gerufen. Es war wegen einiger Duelle, die von den Profeſſoren entdeckt worden waren, daher man nun von geheimen Verbindungen geſprochen und zu Unterſuchungen deswegen ſchreiten wollen. Die Sache ließ mich ohne große Theilnahme.

Abends Deutſche Geſellſchaft. Viel der Unterhaltung drehte ſich um die Schmalziſchen Affairen, den Kosmopoliten Alex. v. Humbold, die Juden, namentlich Jacobsſon und andere Dinge. Pr. Turte erzählte im jüdiſchen Dialekt.

Morgen will ich zu dir gehn, meine Luiſe. Es ſind ſieben Tage, daß ich dich nicht geſehn. Morgen iſt wieder ein heiliger Tag. Gute Nacht, Luiſe. Haſt du mich heute erwartet?

Den 7ten December.

Ich kam erſt ſpät zu Luiſen und mußte lange klingeln, ehe aufgemacht wurde. Endlich kamen ſie alle heraus: ſie hatten geglaubt, Wilhelm wäre da, weil ſo ſtark geklingelt wurde. Ich brachte Wilhelms Gedichte und erfuhr, daß er zu Weihnachten käme. Das freute mich ſehr; ſonſt war ich nicht ſo glücklich, wie ich gewähnt hatte. Luiſe gab mir die kleinen Erzählungen der Frau von Fouqué mit.

* * * * * * * * * * * * * * * *

. . . Der Roſengarten hatte Luiſen ſehr zugeſprochen. Es iſt eine wunderliche Mähre. Was mag ſie dabei gedacht haben, das ſie ſo ſehr gerührt? Ich konnte mich nicht erwehren, an ſie zu denken, bei jedem Worte, das Nanine ſprach. Und wenn ſie nun bei dem Cinthio ſich an mich erinnerte?

Den 9ten December.

* * * * * * * * * * * * * * * *

D. 10ten December.

Morgens war ich in Hermes Kirche, nachher zum Frühſtück bei Wolf.

Abends war ich bei Henſels. Seit langer Zeit gieng ich nicht ſo glücklich, ſo heiter weg, wie heute. Luiſe ſagte mir, mein altdeutſches Kleid, das ich gerade anhatte, ſtünde mir ſo gut. Ich will es nun öfter anziehn. Wir ſprachen meiſt von bibliſchen Dingen, von den Verheißungen des tauſendjährigen Reichs, das Luiſe nahe meinte. Ich kenne dieſe Verheißungen nicht, aber aus ihrem Munde ſind ſie mir doppelt heilig. — Es war ein heiterer milder Winterfroſt, als ich nach Hauſe gieng.

D. 11 December.

Ohne denkwürdige Vorfälle.

D. 12 December.

Desgleichen.

D. 13 December.

Abends Deutſche Geſellſchaft, wo unter andern der Dichter Fallenstein als Gaſt gegenwärtig war.

14 December.

Heute war ich wieder bei Luiſen. Nur eins will ich mir aufzeichnen. Wir blätterten in einem Kinderbuche: da waren auf einem Bilde ſpielende Kinder und ein junges Ehepaar, Arm in Arm. Die kleine Minna ſpaßte u ſagte, die Frau ſehe ihr ähnlich. Und wem gleicht denn der Mann? fragte Luiſe. Das iſt Herr Müller, ſagte die Kleine, ganz gleichgültig. Aber ich wurde feuerroth. Auch hat mich Luiſe heute: lieber Müller genannt. Wir beſahen Weihnachtsgeſchenke, die die Mutter zum Theil für ihre Familie, zum Theil in Aufträgen eingekauft hatte. Ich habe Luiſen den armen Heinrich gebracht, ein wunderfrommes Gedicht meines Lieblingsdichters unter den Minneſingern, des herzlichen, aufrichtigen Hartmanns von Aue. Das Gedicht muß eins ſeiner letzten Arbeiten ſein: es athmet einen Überdruß alles Irdiſchen, Reue über Jugendſünden, Sehnſucht nach oben. Der gute Hartmann mag ſich wohl in ſeinen letzten Tagen ganz in ſich zurückgezogen haben — und daher rührt wohl dieſes Gedicht. Die Nacht träumte ich von Luiſen u vor dem Einſchlafen betete ich recht brünſtig.

Auch Uhlands Gedichte habe ich, wenigſtens zum Theil geleſen. Überraſchend war es mir, daß er die Geſchichte Rudels auch zum Stoff eines Liedes gemacht. Seine Romanzen ſind in ächtdeutſchem Volkstone, ob gleich von ſehr ungleichem Werthe.

Raimund Fraimers Deutſche Gedichte, beſonders ſeine geharniſchte Sonnette, haben mich meiſt ergriffen. Es iſt ein kräftiger Rheinmann, ſeine Lieder gleichen dem Brauſen des herrlichen Stromes, an deſſen Ufern er wohnen ſoll. Recht wunderbar ſind ſeine Sonnette u ihr Beiwort paßt doppelt. Sie ſcheinen ihr italiſches flatterndes Gewand ausgezogen zu haben u in deutſcher Eiſenrüſtung einherzuſchreiten. Schade, daß er nicht mitgeſchlagen hat!

13 December.

Heute Mittag ſaß ich mit Ernſt recht fidel in einer Kneipe vor dem Halliſchen Thore, der düſtere Keller genannt. Beſonders mundete mir der echte Rheinwein. Die Geſellſchaft groß, aber langweilig.

D. 16 December.

Ohne denkwürdige Vorfälle.

D. 17 December.

Heute Morgen hatte ich bei Vetter ein ziemlich langes Geſpräch mit dem Kriegsrath Kölln, über meiſt politiſche Tagesbegebenheiten, das Geſchrei von den Verſchwörungen, Schmalze u Antiſchmalze pp. Ich fand in ihm einen ſehr gemäßigt denkenden Mann, der Jeden zu würdigen verſtand, der Arndt, obgleich zu poetiſch für einen Politiker, zu ſchwankend für einen Rathgeber des Volks, doch als einen wackern Mann anerkannte, den er lieb habe und zum Freunde wünſche. Er äußerte den Wunſch, das Nibelungenlied zu leſen, das ihm in der Urſprache nur zu ſchwierig wäre. Vetter machte ihn auf meine Minnelieder aufmerkſam.

D. 18ten December.

Heute Abend gieng ich zu Henſels, u brachte ihnen einen Brief ihres Wilhelms. Ich traf Leopold Piaſte da, Luiſen ſchien das nicht angenehm. So gieng mir der Abend nicht zum Beſten hin. Luiſe legte die Karten, aber ich hatte immer Unglück, obgleich ſie mir recht gern Glück zu wünſchen ſchien. Sie ſchien mir die Karten mit weit mehr Liebe und Eifer zu legen, als dem Andern. Auch freute es mich ſehr, daß der arme Heinrich ihr ſo gefallen hatte, ja daß ſie, wie ſie ſagte, die Stelle, die mir am Beſten gefallen hatte, ſich auch mit Stecknadeln angezeichnet hatte, ohne daß ich ſie darauf aufmerkſam gemacht hätte. Das iſt ja Sympathie der Seele, wie es heißt.

D. 19ten December.

Unwichtig.

D. 20ten December.

Heute Nachmittag war ich bei Studnitz, der mir einen Theil ſeines Hermanns vorlas, dem ich meinen aufrichtigen Beifall zollte.

Abends Deutſche Geſellſchaft, worin die neue Geſetzurkunde vorgetragen u genehmigt wurde. Ich ſchlug bei Zeune Henſel u Studnitz zu Mitgliedern vor u lud mich mit Studnitz bei ihm auf Freitag zu Gaſte. Nach der Sitzung las Jahn die Schleiermacherſche Schrift gegen Schmalz, wenigſtens einen Theil derſelben, mit allgemeinem Beifall vor.

D. 21ten December.

Die Araber wenden ſich bei jedem Gebet mit Geſicht und Hand nach der Himmelsgegend von Mekka: dazu ſind in den Moskeen Niſchen angebracht, welche dieſe Richtung andeuten.

Muhamed ſchränkte die bildende Kunſt ein. Kein Künſtler, heißt es im Koran, ſoll lebende Geſchöpfe abbilden, denn dereinſt am jüngſten Tage werden dieſe

Bilder den Meiſter verklagen, daß er ihnen einen Körper und keine Seele gab. Muhamed kannte nur die Griechenbilder u Ähnliches. Wenn er jetzt lebte, würde er wohl nicht ſo geſprochen haben.

Abends gieng ich zu ihr. Sie ſchien mich nicht zu erwarten. Ich mußte lange klingeln, bis endlich aufgemacht wurde. Und ſiehe, Luiſe allein hatte die Klingel gehört u ſchon lange, wie ſie ſagte, aber die andern hatten es nicht glauben wollen. Das war mir lieb zu hören, denn, als ich gar zu oft vergebens klingelte, hatte ich ihren Namen recht aus tiefſtem Herzen gehaucht u dazu die Klingel gezogen, und das mochte ſie wohl gehört haben. Ich brachte ihr das Lied: Gleich u Gleich, das ſie verlangt hatte. Dazu noch mein altes Lied aus Deſſau: Wenn ich ein Liedchen wär! Darin ich aber den letzten Abſatz änderte, um das Lied auf eine andere Perſon zu übertragen. Sie mag es aber doch wohl gemerkt haben, wer und wem es geſungen: ſie rief mitten in der Leſung aus: Ach, das iſt ſchön! Sie ſchien tief bewegt: kurz darauf ſagte ſie mir: ein Mädchen dürfe nicht einem Triebe ſich ganz ergeben, ſie müßte immer im Gleichgewicht mit allen Trieben bleiben, weil ſonſt ein Trieb leicht übertrieben würde. Das war ja eine Antwort auf mein Lied, und eine recht ſchöne Antwort.

Sie ſagte mir noch Manches ſo liebe tröſtliche Wort: ich hätte viel Ähnlichkeit, verſteht ſich, innere, mit ihrem Bruder, mit dieſem Bruder, der ihr Alles iſt, den ſie ſo unausſprechlich liebt. Da muß ja ein Bißchen Liebe auch auf mein Bißchen Ähnlichkeit fallen. Auch: lieber Müller, hat ſie mich wieder genannt u tauſend Anderes. Aber eins fiel mir hart auf das Herz: ſie hatte ein blaues, weißgefaßtes Käſtchen bei ſich ſtehen, wir ſprachen von Ähnlichkeit lebloſer Dinge mit lebenden, da meinte ſie das Käſtchen erinnere ſie immer an den Grafen Otto von Solms, (der bei Spillecke Penſionär iſt), ſie wüßte nicht warum, aber es gliche ſeinem Weſen, beſonders wenn ſie ein weißes Atlasband darumbände. Aber das war ja wohl Nichts, ſie ſagte es ja ſo unbefangen.

Merkwürdig war mir Luiſens Erzählung, daß Hitzig einige meiner neueren Lieder geleſen u ſogleich habe fragen laſſen: ob der Dichter dieſer Lieder katholiſch wäre?

D. 22ten December.

Ich habe dieſe ganze Nacht von meiner Luiſe geträumt. Vor dem Einſchlafen betete ich und dachte auch an ſie. Es war mir, als wäre ſie bei mir u läſe mein Lied an ſie noch einmal. So ſchlief ich ein: ich möchte gern glauben, ſie habe vor dem Einſchlafen auch an mich gedacht u nachher von mir geträumt, und warum ſollt' ich denn nicht glauben? Ich träumte von den erſten Küſſen und fühlte ſie recht deutlich auf meinen Lippen in wachſender Wärme: ich habe lange nicht ſo lebhaft geträumt. Aber unter den Küſſen weinten wir beide recht ſüße Thränen, beſonders Luiſe. Nachher küßten wir uns wieder und Luiſe hielt ein Stückchen Zucker im Munde, als ich ſie küßte. Ich erwachte früh u träumte wachend fort u die Thränen floſſen auch weiter, aber ich weinte allein. Ehe ich aufſtand betete ich u dankte Gott für dieſe Nacht, u mein Gebet war gewiß kein Frevel.

Heute ſind mir folgende Epigramme auf Schmalz zu Geſicht gekommen.

Nicht wundert mich, was ich an dir gewahre:
Denn, wo ein Aas iſt, ſammeln ſich die Aare.

Recht ſagt unſer Doktor Luther:
Stinkend Schmalz iſt keine Butter.

Den Glanz erlangſt du nimmer wieder:
Denn Schmalz beſudelt dein Gefieder.

Heute Abend war ich bei Zeune, wo auch Studnitz u Preusz ſich einfanden, welchen letzten ich zum erſtenmale ſah und in ihm einen guten, herzlichen und bei weitem beſcheidenern Menſchen erkannt zu haben glaube, als ich es erwartete.

Wir laſen Schleiermachers Schrift ganz, etwas aus Rühs Mährchen von der Verſchwörung, und einige Gedichte von Max von Schenkendorff. Die geiſtlichen Lieder deſſelben ſchienen mir nicht aus ganz aufrichtig-warmem Herzen gefloſſen zu ſein.

Zuletzt theilte auch ich einige von meinen neueſten Liedern mit und freute mich, Zeunes herzlichen Beifall zu ärndten, denn ſein Beifall war gewiß keine Schmeichelei.

D. 23ten December.

Heute erhielt ich einen großen Brief von Kalkreuth, mit Manuſkripten. Auch einige Lieder von Henſel dabei, wovon ich das eine beantwortete.

D. 24ten December.

Heiliger Abend. Ich hatte viel von dem heutigen Tage erwartet, aber er hat mich um vieles getäuſcht. Doch bin ich nicht mißmuthig.

Ich brachte Luiſen mein Geſchenk u auch den Andern. Da war wieder Leopold Piaſte da, der auch Geſchenke gebracht hatte. Ich gab ihr auch Wilhelms Lieder u das meinige: Luiſe meinte der letzte Vers ſei ſehr ſchön. Das hörte ich gern: denn der Vers war in ihrer Liebe geſchrieben. Wir ſpielten ein kindiſches Würfelſpiel: was kann die Liebe denn nicht intereſſant machen? Jch gieng ziemlich heiter weg. Das kam aber, daß ich beſſer war, als vorher, wo mich Eiferſucht oftmals quälte.

Jch hatte nehmlich heute Abend mich zum Genuß des heiligen Abendmahls vorbereitet. Der alte Hermes hatte ſeine Hand auf mein Haupt gelegt u geſagt: Deine Sünden ſind dir vergeben. Auch ich ſelbſt hatte mich durch brünſtiges Gebet vorbereitet.

Noch vor Schlafengehn wollte ich ein tolles Weihnachtphantaſieſtück ſchreiben, das ich im Sinne trug, aber es kam nicht dazu.

D. 25ten December.

Jch habe das heilige Abendmahl empfangen und fühle mich leichter, als vorher. Ob Luiſe wohl in der Kirche war u für mich mit betete?

Zu Mittag aß ich im König von Portugal, wo ich den Geheimerath Wolf traf. Das Geſpräch war unwichtig.

Nachher gieng ich zu Studnitz, der mir das Unglückliche ſeiner Lage ſchilderte, ſeinen Mißmuth, ſeine verlohrene Zeit, ſeine verunglückten Pläne. Der Grund ſeiner Klage ſchien tief zu liegen. Wir ſprachen ſonſt hin u her, er las einen Theil ſeiner neuen Ballade, der Kunſt, u das Geſpräch kam auch auf Henſels Schweſter, deren Bekanntſchaft er gern zu machen wünſchte. Es ſcheint mir, er merke meine Liebe.

Den Abend machte ich das Lied: Selbſtmörders Teſtament.

D. 26ten Dec.

Heute ſchrieb ich das Lied: Bauerlied. Den Nachmittag hatte ich Studnitz bei mir, dem ich einige von meinen, einige von Henſels Gedichten mittheilte.

D. 27ten Dec.

Heute Morgen war ich mit Biſchoff bei Wolf.

Nachher dichtete ich mancherlei, ohne damit zu Stande zu kommen.

Nachmittag erhielt ich eine Einladung zum Profeſſor Böckh. Nach Beendigung der Deutſchen Geſellſchaft, worin ich heute Bernhardi zum erſten Mal ſahe, folgte ich ihr und fand eine ziemlich große Geſellſchaft: Rühs, Profeſſor Schneider, Buttmann, de Wette, Staatsrath Süvern, Hofrath Hirt. Von Studenten war nur ich, Bischoff, Osann u Blum da, nach deſſen näherer Bekanntſchaft ich verlangte. Die Gelegenheit fand ſich, die Dichter ſind untereinander ſelten zurückhaltend. Blum äußerte ſeine Mißbilligung der neueſten Schule, Fouque's beſonders, gegen den er aber gerade nicht ganz abſprach. Manches gab ich ſelbſt zu, daß er zu viel ſchreibe und zu egoiſtiſch. Das Fromme in ihm tadelte er auch, wogegen ich mich auflehnte. Er verſprach mich Morgen zu beſuchen.

Bei Tiſche unterhielt Hirt, ganz beſonders aber Buttmann die Geſellſchaft mit Spaß, zum Theil zweideutigem Scherze u unzweideutiger Sauerei.

Den 28ten December.

Heute Morgen hatte ich wieder einen Kampf mit der böſen Erdenluſt in mir, den ich nicht ohne Wunden beſtand.

Den Abend war ich bei Luiſen u. brachte ihr meine beiden neuen Lieder. Sie war in ihrer Stube und ſchien mir ganz wunderbar anziehend, ich weiß ſelbſt nicht warum. Sie ſah aber wieder ſo häuslich aus, wobei ich mir denn den Gedanken nicht abwehren kann, ſo werde ſie dereinſt als meine Hausfrau ausſehen. Sie dankte mir nochmals für mein neuliches Lied, wahrſcheinlich für das Liebeslied von dem rheiniſchen Fiedler. Ich griff das nicht auf. Als ſie mein Selbſtmörderlied las, ſagte ſie: Nein, das haben Sie noch nicht nöthig. Vermuthlich glaubte ſie, ich hätte das Lied mehr aus meinem Zuſtande genommen, als ſie nachher wohl finden mußte. Wir ſpaßten nachher über die Zeichen, die ſie bei einigen verliebten Liedern in ihren Almanachen gemacht hatte, u ſprachen zuletzt vielerlei von der Liebe, den

Pflichten u ſolchen Dingen. Da ſagte ſie dann gerade zu: Sie habe noch nie geliebt, ob ſie gleich es oft geglaubt habe. Das Wort traf mich anfangs hart, aber wiederum dachte ich: ſie ſagte ja: geliebt haben.

D. 29ten December.

Heute Morgen beſuchte mich Blum und wir laſen uns gegenſeitig Gedichte vor. Die Liebeslieder die ich von Blum hörte, waren voll Feuer u die Form in jeder Hinſicht vollendet. Sein Trauerſpiel ſcheint weniger gelungen, aus den Scenen, die er vorlas, zu urtheilen.

Nachher beſuchte ich Zeune einen Augenblick. bei dem ich auch den Kriminalrath Mosqua fand.

Die übrige Zeit des Tages beſchäftigte ich mich mit altfranzöſiſcher Poeſie, worin ich viel Zuſprechendes finde.

D. 30ten Dec.

Heute arbeitete ich beſonders an meiner Kritik des Nibelungenliedes.

D. 31ten December.

Abends gegen elf Uhr.

Das alte Jahr geht ſeinem Ende entgegen. Viele Menſchen, ja die meiſten feiern dieſen großen Abend mit Sang u Tanz, Spiel u Wein. Es iſt auch keinem zu tadeln, daß er ſich freue u luſtig ſei in das neue

Jahr hinein, wem der Sinn alſo iſt. Aber mich rufen dieſe Stunden zu ernſterer Betrachtung.

Wenn ich des bald verfloſſenen Jahres gedenke, ſo iſt vor mir ein gar buntſcheckiges Gewebe von Luſt u Leid, Tugend u Untugend, Genuß u Entſagung. Doch iſt wohl in dem letzten Theile dieſes Zeitraums mir eine ſolche Gnade des Himmels zu Theil worden, daß ich ein neues Leben von ihr aus rechnen kann und ein beſſeres. Wohl drücken manche Tage, manche Stunden, manche Augenblicke mir ſchwer auf dem Herzen, aber, das kann ich mir zum Troſte doch ſagen: ich bin beſſer, als ich vor einem Jahre war und habe den Glauben und auch den Willen, daß es mit dem künftigen Jahre noch beſſer wird mit meinem Leben, ſo dem inneren, wie dem äußeren.

Wofür ich Gott vor Allen danke, iſt, daß er mich abgewandt hat von dem Wege der Sinnlichkeit und des Unglaubens und mich erleuchtet hat durch ſein Wort u durch ſeine Liebe, indem er mir das Herz erfüllte mit dem Feuer einer reinen Frauenliebe und es durch ihre Flammen läuterte zu ſeiner göttlichen Liebe. Daß er mich zuſammenführte mit dir, in deren Liebe ich mich ſelbſt erſt erkannt habe, mich, meine Seele, meine Beſtimmung, meine Pflichten, mein Herz, die, wie ein Schutzengel zu mir trat u. mir ihre Hand reichte am Rande des Abgrundes, dem ich entgegen gieng. In ihrer Liebe lieb ich Gott u in

Gottesliebe lieb ich ſie — und ſo darf ich vor meinem himmliſchen Vater meine irdiſche Liebe nicht verbergen.

Was du, mein Herr, an zeitlichen Gütern mir gewährteſt, habe ich oft mißkannt und dir keinen Dank dafür gebracht. Empfange ihn nun hier!

Wenn Luiſe jetzt wacht, und ſie ſchläft gewiß nicht, ſo denkt ſie mein wohl in dieſer Stunde. Mir iſt es, als wäre ihr Geiſt bei mir, das Herz iſt mir ſo ſchwer, und die Augen gehn mir über. Man ſoll ja in dieſer Nacht ſeinen einſtigen Gemahl ſehen, wenn man dieſe oder jene Zauberhandlung vornimmt: aber du ſtehſt heute ſo lebhaft vor mir oder in mir, daß meine Augen von außen nichts ſo helles ſehen könnten. So wirſt du ja ſicher mein werden, oder du biſt es ja ſchon — aber ſagen werden wir es uns in dem neuen Jahre, wie lieb wir uns haben und wie wir für einander u mit einander leben wollen in Zeit und Ewigkeit. O ſo ſei willkommen, du neues Jahr, willkommen vor allen Jahren, die da gekommen ſind, und, ſo Gott will, noch kommen werden, und wenn die Glocken um zwölf Uhr zuſammenſchlagen, ſo will ich dir das Gelübde meiner ewigen Liebe u Treue entgegenrufen — und es wird ja wohl zu dir gelangen. Somit, gute Nacht, meine Luiſe, ich will u kann nicht mehr ſchreiben — aber dein denken will ich und zu dir reden bis zur Grenzſcheide des alten u neuen Jahres.

1816.

Den 1ten Januar.

Ich kam zu ſpät nach der Kirche und gieng vor dem Potsdamer Thore ſpazieren, nicht ohne Schwärmerei. Auch Nachmittags war die Kirchthüre ſchon geſchloſſen, als ich kam, obgleich die Predigt noch nicht angegangen war. Abends war Geſellſchaft in meinem Hauſe, und es ward viel gelacht. Ich mußte wohl auch mit lachen, aber ich habe mich mehr geärgert.

D. 2ten Januar.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Es war halb acht Uhr, als ich zu ihr kam. Über mir leuchtete der Orion auf dem ganzen Wege.

Ich fragte nach Wilhelm, er war noch nicht da. Luiſe ſchien ſehr vergnügt und ich ward es auch. Ich hatte die Bundesblüthen mitgebracht, Luiſe nahm ſie vom Tiſche und ſah zuerſt nach meinen Gedichten, um zu wiſſen wie viel ich vernichtet hätte. Sie fand viel Muſik in dem Ständchen, auch das Mailiedchen ſchien ihr nicht zu mißfallen. Mein Vorwort, ſagte ſie, könne ſie auswendig, und es gefiele ihr ſehr. Wir ſprachen hierauf von vielen anderen Dingen, auch vom Sylveſterabend. Da erzählte Luiſe, wie ſie ſo ganz allein das alte Jahr hätte ſcheiden und das neue Jahr kommen ſehn, ſie hätte erſt geleſen, nachher habe ſie aber das Licht ausgelöſcht, und habe ungeſtört gedacht bis gegen Morgen. Bei den letzten Worten ſchien ſie tief gerührt, als ob Thränen in ihren Augen ſtänden. Ich erzählte ihr, daß ich auch ganz einſam den Sylveſterabend zugebracht hätte. Weiter getraute ich mir ihr nichts zu ſagen. Aber ſie wußte ja doch wohl, was ich gedacht und geweint hatte, ſo wie ich weiß, daß ſie mein dachte und mir Glück wünſchte, als die Glocken zwölf ſchlugen. Doch noch etwas Lieberes hat ſie mir heute geſagt: Sie erzählte mir neulich nehmlich, als ſie mir die Karten legte, daß ſie ſolch ein Kartenſpiel, wodurch man erfährt, wer Einen am meiſten liebt u wen man dereinſt zum Gemahl bekommen wird, vor einiger Zeit geſpielt habe. Ein Herr aus der Geſellſchaft, der auch unter ihren vier Liebhabern lag, ſei da ſo ergrimmt, daß ſeine Karte ſich nicht zum erſten gedreht habe, daß er die glückliche Karte zerriſſen habe. Sie hätte es aber faſt übel genommen, denn der, den die Karte vorgeſtellt habe, ſei ihr ſehr lieb. Heute nun erzählt ſie, daß ich dieſe Karte geweſen wäre, aber verſchweigt, daß ſie die Spielerin geweſen. Ich ſagte es ihr, daß ich die Spielerin kennte und daß ſie ſie mir ſchon genannt. Wir lachten Alle, Luiſe auch, aber ſie erröthete doch dabei. Ach Gott, wie gern wäre ich ihr zu Füßen geſunken und hätte mir Luft gemacht. Aber wir waren nicht allein. Ich bin lange nicht ſo glücklich geweſen.

Die Nacht träumte ich von ihr, ich weiß aber nicht mehr, was.

D. 3ten Januar.

Heute Morgen brachte ich Studnitzen die Bundesblüthen und ward durch ihn zu Preuß zu übermorgen geladen.

Abends war Deutſche Geſellſchaft, worin eine große Anzahl Fremde ſich eingefunden hatten.

Nachher gieng ich zu Vetter, um mit ihm, wegen des umzudruckenden Kartons, zu ſprechen.

Den 4ten Januar.

Heute fiengen meine Kollegia wieder an.

Abends war die Stiftungsfeier der Deutſchen Geſellſchaft. Gleich als ich hereintrat, ſtellte mir Prof. Gieſebrecht ſeinen Bruder Ludwig vor. Sein Geſicht wirkte vortheilhaft auf mich, obgleich ein gewiſſer finſterer Ernſt darin vorherrſchte, wozu die altdeutſche Tracht u der Bart noch beitrugen. Er war ſehr ſtill u zurückhaltend, vielleicht lag es auch an ſeiner Ermüdung, denn er war eben erſt von der Kriegsreiſe angekommen. Jahn, Heineke u Zeune hielten Vorträge, Förſter deklamirte ein Gedicht zur Feier des Tages, auf das Wort: Vorwärts!

Sonſt waren von merkenswerthen Gäſten da: Der alte Schlottmann aus Koburg, der den Davouſt herausgefodert hatte, Lieutenant von Plewe, ein freundlicher junger Mann, der mich ſehr anzog, derſelbe, der Schmalzen zur Rechenſchaft gezogen hat. Er ſaß mir bei Tiſche gegenüber. Neben mir ſaß Sixt von Arnim, der Freund Schills, der ſeit Schill u noch vor ihm von den Franzoſen aufgehoben und bis 1814 in Gefangenſchaft ſaß. Er hatte auch in Erfurt den Verſuch gemacht, den Napoleon umzubringen. Er ſprach viel mit mir u zeigte ſich als einen warmen Deutſchen. Auch Prof. Rühs war da. Fallenſtein ward mir näher bekannt.

Bei Tiſche las Jahn ein Volkslied auf den franzöſiſchen Krieg von Belle Alliance vor, ein rechtes Meiſterſtück in ſeiner Art, nachher ward geſungen und gezecht bis gegen Mitternacht. Ich hatte wohl auch zu viel getrunken. Daher trieb der Böſe wieder ſein Spiel mit mir.

D. 5ten Januar.

Abends war ich bei Preuss, mit Studnitz u Zeune. Wir waren ziemlich vergnügt u tranken bis Mitternacht, wieder etwas zu viel, doch blieb ich meiner Herr.

Den 6ten Januar.

Heute vollendete ich das Lied: Wechſelreigen. Zeune hatte ſeine Vorleſung heute anfangen wollen:

es thut mir ſehr wehe, als ich ſahe, daß er aus Mangel an Zuhörern nicht konnte. Der Mann meint es ſo gut, wie muß es ihn ſchmerzen, daß das Keiner erkennt.

Was iſt es doch, daß mich manchmal ſo plötzlich überfällt: ich weiß nicht wie ich es nennen ſoll, noch wie beſchreiben: das Herz wird mir ſo groß, ſo warm, ſo ſchwer, ich möchte weinen und fühle doch keinen Schmerz, ich möchte die ganze Welt ans Herz drücken, und weiß doch nicht, warum. Es überläuft mich wie ein Schauder, aber wie ein lieblicher Schauder, ich weiß nicht mehr, wo ich bin und was ich thue. Ach, das iſt wohl dein Geiſt, der mich umfängt, wenn du meiner in Liebe und Sehnſucht gedenkſt, ja, mir iſt es ja oft ſchon geweſen, wenn ich ſo ganz mich vergaß, als hielten mich zwei Arme umſchränkt, als glühten zwei Lippen auf den meinen, als ſchlüge ein Herz gegen mein Herz. Du erwarteſt mich heute gewiß u ich will nicht fehlen.

Ich gieng zu ihr: der Bruder war noch nicht da. Ich gab ihr mein neues Lied, und es ſchien ihr nicht zu mißfallen. Wir ſprachen auch wieder von der Begebenheit mit der Karte und ſie ſchien mit Wohlgefallen davon zu erzählen. Ach, wenn es doch erſt heraus wäre, was ich im Herzen trage. Sie weiß es wohl, aber, ich weiß es ja auch, und bange doch ſo oft.

Den 7ten Januar.

Heute Morgen beſuchte ich Blum und wir ſtritten viel über Poeſie, beſonders über das Verhältniß der Religion zur Poeſie, der Form und des Inhalts. Blum iſt gerade entgegengeſetzter Meinung mit mir. Ich las auch einige meiner Lieder und meine Aſter.

Nachher kam Studnitz und ſtritt mit mir über die Unmöglichkeit der Vereinigung eines Staatsbürgers und Soldaten mit der chriſtlichen Lehre. Ich konnte ihm nicht widerlegen, was er behauptete: aber es beunruhigt mich auch wenig.

Abends wurde ich zu Henſels gerufen, weil mein Freund angekommen war. Ich freute mich herzlich, ihn wiederzuſehn, den lieben Bruder meiner Luiſe. Ach, wenn er mich Bruder nennt, da iſt es mir immer, als läge viel mehr in dem Worte, als Bundesbruder. Man wollte mich bereden, mit in eine Theegeſellſchaft zu Spillekes zu gehn: aber ich hielt es für zudringlich. Ich brachte Luiſen u den Bruder bis beinahe hin, dann trafen wir beide uns wieder bei Schoner zuſammen u blieben bei einander bis um Mitternacht. Henſel hat in Weissenfels Müllners Bekanntſchaft gemacht und ihm auch von mir erzählt und meinen blauen Mondenſchein mitgetheilt. Er hatte auch ſein Bild, ein geiſtreiches, edles Geſicht.

Den 8ten Januar.

Heute Morgen erhielt ich einen Brief von Heſekiel mit einem paar Gedichten u einem ſchlechten Urtheil über Hoffmann, theils auch über mich.

Von 4 bis um 11 Uhr war ich bei Henſels und ſahe auch dort Luiſens Muhme Ida Trost, die mich aus meinen Liedern u Briefen kennt und wohl von meiner Liebe wiſſen muß, denn ſie hat mich ſogar ſchon grüßen laſſen. Wir laſen, ich u Henſel, abwechſelnd, was wir uns noch nicht mitgetheilt hatten. Luiſe war auch dabei und ſchien recht innig bewegt, ſie ſprach ſehr wenig, und oft ſchien es mir, als ſtänden ihr Thränen in den Augen.

Die Nacht muß ich von ihr geträumt haben, aber ſo heilige Träume, daß ich ſie im Erwachen aus der Erinnerung verlor. Aber das Herz träumte noch fort, und die Augen weinten auch noch. Luiſe hat ſicher dieſe Nacht von mir geträumt. — Es iſt eine ſchöne Fabel, die von Amor u Pſyche, wenn ſie in der Nacht ſich zueinandergeſellten — das war ja ſolch ein Traum und kommt die böſe Lampe dazu, ſo iſts vorüber.

Noch las ich den Abend vor Schlafengehn u den Morgen wieder das Evangelium Mariä Magdalenä.

Den 9ten bis 17ten Januar.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Die Bundesblüthen erſchienen, ich übergab ſie Sonntag den 14ten der Feldmarſchallin von Kalkreuth, da der Feldmarſchall ſie ſchon durch den Buchhändler erhalten hatte, der Frau von der Recke u Tiedgen. Denſelben Tag waren wir drei bei der Prinzeſſin Wilhelm, wobei ich auch den Hofmarſchall von Gröben kennen lernte. Abends war ich mit Henſel zum Thee bei der Fr. von der Recke, nachher noch bei ihm bis gegen 11 Uhr. Ich habe auch ſonſt Luiſen geſehn u bin viel mit ihrem Bruder zuſammengeweſen. Aber deſto ſchlimmer, daß das mich nicht abhielt! Aber die Kirche habe ich oft verſäumt u ſelbſt das Evangelium zu leſen vernachläſſigt.

Ich habe ferner am 16ten meine Bundesblüthen meinen Lehrern u auch Schochs gebracht, die ſich nicht wenig darüber wunderten. Früher ſchon dem Juſtizrath Haas, der dadurch beſchämt ſchien.

Auch habe ich Blum mit Henſel bei mir bekannt gemacht u die Bundesblüthen nach Deſſau u an Kalkreuth nach Erfurt geſchickt.

17ten Januar.

Abends Deutſche Geſellſchaft. Dort erfuhr ich, daß der Cenſor unſre Ankündigungsverſe zu den Bundesblüthen geſtrichen habe. Ich gieng mit Henſel zu Gräff u es fand ſich, daß es ſo wahr.

D. 18ten Januar.

Heute Morgen war ich mit Henſel beim Geheimen Staatsrath Renfner, in Betreff unſrer Ankündigung. Wir richteten aber nichts aus, jedoch erklärten wir, daß wir ſeine Anzeige nicht einrücken würden. Er mutzte uns beſonders auf, daß wir ſo viel von der Freiheit in unſern Verſen ſprächen, und als ich ihm ſagte: der König habe ja dazu aufgerufen, ſagte er: ja damals!

Es war der Tag der Friedensfeier. Abends ließ Ernſt eine Pole Glühwein machen. Ich war aber nicht vergnügt, denn ich hatte gehofft, den Abend Luiſen zu ſehn, welches aber ſich zerſchlug. Ich machte heute ein paar neue Wanderlieder.

Den 19ten Januar.

Heute zog Henſel neben mir ein.

Den 20ten Jan.

Heute fand ich die Renfnerſche Ankündigung in den Zeitungen, und wir ſetzten ſogleich eine Erklärung auf, um unſre Ehre zu retten. Auch erfuhr ich durch den G. R. Wolf, daß Schleiermacher wegen ſeiner Schrift vom König einen ſehr ungnädigen Brief erhalten habe, desgleichen die Aufhebung des Rheiniſchen Merkur, durch Englands oder Rußlands Betrieb, zwei wenig erfreuliche Nachrichten.

D. 21ten Januar.

Heute Morgen fand ich Luiſen bei ihrem Bruder. Ich hatte ſie acht Tage nicht geſehn. Sie war auch in meiner Stube geweſen u ſagte mir das ganz ſcherzhaft. Aber es iſt wohl mein Ernſt, daß ich es fühlte, daß ſie dieſes Haus und dieſe Stube betreten hat — Ich werde beſſer ſein, beſſer dichten, als vorher, in dieſem Gefühl. Sie bat um mein Wanderlied, wovon der Bruder ihr geſagt hatte, und es gefiel ihr, wie ſie ſagte. Sie machte mir Vorwürfe, daß ich ſo lange nicht bei ihr geweſen u meinte, ich würde nun wohl gar nicht mehr kommen, denn ich wäre nur gekommen, um Nachrichten vom Bruder zu bringen oder zu holen. Ich wurde blutroth und ſagte: ob ſie das wirklich glaubte? So ließ ich ſie heraus.

D. 22ten Januar.

Heute Abend war ich bei Luiſen mit ihrem Bruder. Ich aß dort u ſaß neben ihr. Der Bruder ſchien ſie ein paar Mal necken zu wollen, als wüßte er meine Liebe, und ich kam oft in Verlegenheit.

Den 23ten Januar.

Heute Abend war ich wieder bei ihr, aber nicht ſo fröhlich, als geſtern, denn es waren zu viel Leute anweſend.

Den 24ten Januar.

Abends Deutſche Geſellſchaft.

Den 25ten Januar.

Abends bei Zeune mit Henſel, wo wir die Schrift von Krug über den Tugendbund laſen. Sonſt war der Dr. Müller, Verfaſſer des Kriegsverdeutſchungswörterbuchs da. Ich las einige meiner Dichtungen. Früher war Karow bei uns, den ich dieſer Tage hatte kennen gelernt.

Den 26ten Januar.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Ich war bei Vetter, der aus Poſen zurückgekehrt war und er erzählte, daß er bei Renfner die Handſchrift des Staatskanzlers geſehn, worin er den Druck unſrer Anzeige unterſagt.

Ich habe in dieſen Tagen viel im Novalis geleſen, der mich oft gar wunderlich ergriff, es ſchien die Stimme deſſelben nicht von außen zu mir hereinzuklingen, ſondern aus mir hervor. Es ſchien mir, als hätte ich das Alles ſchon lange ſagen wollen, wäre aber ſtumm geweſen.

26—31 Januar.

In dieſen Tagen habe ich zuerſt in meinem Leben den Jacob Böhme geleſen.

1—4ten Februar.

Den 4ten habe ich bei Boucher mit Förster Brüderſchaft in Chokalade getrunken, und wir haben den Plan einer größeren Sängervereinigung angeſponnen. Den Abend ſah ich Sägemund bei Schochs, den ich ſchon vor 8 Tagen dort getroffen hatte, wir näherten uns aber nicht ſehr. Der Rath Purgold lud mich in dieſen Tagen ein, Theil an der Geſellſchaft deutſcher Dichter pp. zu nehmen, die er ſtiften wolle.

Bei Luiſen bin ich einige Male mit ihrem Bruder geweſen. Auch habe ich ein Gedicht: das ſeltne Blümchen an ſie gemacht.

Meinem Vorſatze bin ich treu geblieben.

Den 11ten Mittagseſſen in der Börſenhalle: Schmolles mit Blum, Olfers und Nolthing.

Am 13ten Februar hat Luiſe mit ihrer Freundin das Unglück gehabt, Gift zu trinken. Sie iſt dem Tode nahe geweſen, Gott hat ſie aber gerettet. Ich entſinne mich nicht eine Ahndung davon gefühlt zu haben. Erſt am 14ten Nachmittags, als ſie ſchon auſſer Gefahr war, erfuhr ich es.

Am 15ten beſuchte ich ſie auf ihrem Krankenbette im Hauſe ihres Oheims im Thiergarten und küßte zum erſtenmale ihre Hand, die ſie mir reichte. Sie gab ſie mir nochmals und ich konnte mich nicht halten, ſie nicht zu drücken. Auch beim Weggehn hab ich ſie geküßt.

Freitag den 16ten war Förſter, Blum, Karow, Stegemann, Studnitz, und auch der zurückgekehrte Kalkreuth bei uns. Mit Karow und Stägemann ſchmollerte ich.

Den 28ten war Fouque in der Deutſchen Geſellſchaft und ich blieb deswegen den Abend bis elf dort. Auch Klemens Brentano lernte ich kennen.

Den 29ten Morgens war ich mit Henſel bei Fouque, wo über Tagesbegebenheiten, beſonders über die Klagen, die jetzt über die Regierungen herrſchen, geſprochen wurde. Fouque ſprach ſehr treffend, aber gemäßigt, entſchuldigte die Aufhebung des Rheiniſchen Merkurs pp.

Den 18ten März. Hier ſchließe ich dieſes Tagebuch, und fange ein neues an. Es iſt der Monatstag meiner Abreiſe von Brüſſel.

Am 30ten März Luiſens achtzehnter Geburtstag. Ich ſchenkte ihr einen weißen Roſenſtock.

Am 23ten Mai, als am Himmelfahrtstage. Bis heute habe ich wenig lichte Tage gelebt — im Ganzen eine böſe Zeit — Luiſe ward meinem Herzen fern, ich ſank, denn ſie hielt mich — Gott Lob, heute fühle ich meine volle Liebe wieder!

Begebenheiten genug: Helmina von Chezy, Müllner, de Groote, Stägemanns Haus pp. Giuſtinianiſche Sammlung. Anweſenheit meines guten Vaters in Berlin, Erſcheinung meiner Minnelieder pp. — Gott, ſegne dieſen Tag! —

Den 10ten November 1816.

Nach einer langen Unterbrechung ſetze ich mein Tagebuch fort. Es iſt eine Zeit verfloſſen, worinn ich ſehr leichtſinnig, ſehr gewiſſenlos gelebt habe. Ich bin auch über 4 Wochen in Dessau geweſen: fern von Luiſen bin ich immer ſchlechter. Ja, es hat Augenblicke, Stunden, Tage gegeben, wo ich es für ein Glück hielt, einem andern Mädchen zu gefallen, wo ich danach ſtrebte. Luiſe ſcheint Alles zu wiſſen, was ich denke, ſpreche u thue. Sie ſagte mir oft: ich ſei leichtſinnig, ich würde ohne Erhörung, ohne gegenſeitiges Verſtändniß nicht beſtändig ſein, wenn ich liebte oder erſt lieben würde.

Heute habe ich meine Luiſe zum erſtenmale auf der Wange geküßt. Es war in einem Spiel, das Luiſe angab, u das ich kannte. (Lieben, ſchützen und fortſchicken). Es war in Agnes Haus, in der großen blauen Stube, ich küßte ſie auf ihrer rechten Wange.

Den 4ten December.

Heute war ich mit Wilhelm bei Luiſen, ich kam ehr als der Bruder u las ihr zwei neue Gedichte vor, den Glockengießer u das Schifferlied. Das erſte gefiel ihr beſſer, ſie wollte es ſich abſchreiben, ich erbot mich dazu. Nachher kam ihr Bruder. Sie erzählte einen ſchrecklichen Traum, den ſie vor einigen Tagen gehabt. Ich fand eine Warnung darin für mich. Ja, das iſt es, daß ich nicht bete, daß ich nicht in die Kirche gehe!

Aufrichtiger als je betete ich heute beim Schlafengehen zu Gott um Vergebung. Ich weinte dazu. Mein Gebet tröſtete mich ſehr, ich habe lange nicht ſo innig gebetet. Den Abend fand ich auch weiße Wäſche in meiner Stube: ich zog ein weißes Hemd an, es ſchien mir das Symbol zu einem neuen reinen Leben, das ich beginnen wollte. Gott hat mir ſeine Gnade nicht verſagt: er hat mir einen Traum geſandt, wie ich ihn ſo lange nicht gehabt: Luiſe war mein, ich hielt ſie im Arm, ſie lehnte ſich an meine Bruſt. Ich fühlte und fühle das alte heilige Feuer wieder durch meine Bruſt laufen, wie es das irdiſche Weſen aus allen Winkeln herausbrennt. Gott gebe, daß es ſo bleibe!

Es war heute eine ſichtbare Mondfinſterniß.

Ich las die Epiſtel des Sonntags, als des 1ten Advents. Wollte Gott, daß es kein flüchtiger Schein iſt, der Tag, der in mir aufgegangen iſt.

Den 12 December.

Heute habe ich den Propheten Adam Müller bei Frau v. Chezy geſehn u geſprochen.

Den 14 December.

War ich bei Luiſen gegen 4 Uhr um ihr den Beſuch für den Abend im Namen ihres Bruders abzuſagen. Ich blieb bis gegen 7 dort, bis ich zu Berger gieng, der uns für den Abend gebeten hatte. Luiſe war wie ein Kind, ich auch: ihre kleine Schweſter hatte mit ihrer Geſpielinn ein kleines Gaſtmahl bereitet u wir mußten mit ſpielen. Ich war ſehr froh. Luiſe gab mir eine Kerze für die Abendkirche.

Den 15ten December.

Ich war mit Wilhelm in der Abendkirche beim alten Hermes. Nachher bei Luiſen, die ſehr ernſt war: ſie kränkte mich zwar nicht mit ihrer Strenge, aber ſie drückte mich nieder. Ich ſaß ſtill u gab Kopfſchmerzen vor. Nie habe ich einen Menſchen ſo klar über die Wahrheiten des Chriſtenthums, über den Geiſt der wahren Kirche ſprechen hören, als Luiſen dieſen Abend. Gefühl u Verſtand, Kritik möchte ich ſagen, u doch Alles ſo fromm, ſo gläubig! —

Den heiligen Abend war ich bei Henſels. Luiſe gab mir ein Geſangbuch. Brentano war auch da.

Den 1ten Feiertag war ich auch bei ihr. Den Abend bei Stägemanns.

Den 3ten Feiertag kam die Nachricht vom Tode ihrer verheiratheten Schweſter. Luiſe, Minna, Wilhelm, Brentano u ich waren zuſammen. Brentano las etwas vor. Es war in meiner Stube.

Briefe von Wilhelm Müller an ſeine Frau; an Fouqué, Tieck, Karl Förſter und Meuſebach.

To Fouqué.

Berlin, den 18. Januar 1816.

Hoch- und Wohlgeborener Herr,
Beſonders hochzuverehrender Herr Major!

Ihrer gütigen Erlaubniß zu Folge und beauftragt von meinen Freunden lege ich Ihnen unſre eben erſchienenen Bundesblüthen zu Füßen und bitte um Ihre Nachſicht für dieſe erſten Jugendverſuche. Wir fühlen Alle gar wohl die Armuth unſrer Gabe und treten damit nicht ohne Bangen einem ſo hohen Meiſter unter die Augen, aber wir kennen auch Alle und haben ja meiſtentheils ſelbſt erprüft deſſen Wohlwollen und Theilnahme. Betrachten Sie alſo unſre Arbeit, wie die erſten Schriftzüge, die ein Kind auf das Papier kritzelt, und dann flugs damit zum Vater läuft und ſie ihm vorhält und fragt, wie ſie ihm gefallen. Und wenn der unter allen den Schnörkeln auch nur einen einzigen guten Strich findet, ſo hat er doch ſeine Freude daran und denkt: das Kind kann doch einmal eine gute Hand ſchreiben lernen.

Somit empfehlen wir uns und unſern Verein Ihrer ferneren Gewogenheit, und ich habe die Ehre mich zu unterzeichnen

Ew. Hoch- und Wohlgeboren
ergebenſter Diener
Wilhelm Müller.

To Fouqué.

Berlin, den 14. Februar 1816.

Ew. Hoch- und Wohlgeboren

gütiges Schreiben hat meine Freunde wie mich überraſcht und beſchämt. Doch eine ſo herzliche, nachſichtsvolle Aufnahme ſoll uns auch nicht blos beſchämen: ſie wird mehr als der Tadel und das Lob der Welt uns auf das Gute und Schlechte unſrer Arbeit aufmerkſam machen. Möchte die Zukunft Sie davon überzeugen können.

Es wird Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſein, eine durch die Herausgabe unſrer Bundesblüthen veranlaßte Anekdote zu hören. Unſer Büchlein erſchien nämlich unmittelbar nach der Königl. Verordnung wegen geheimer Bünde und ward mit beiliegenden Ankündigungsverſen dem Cenſor, Herrn Geheimen Staatsrath Renfner überſchickt. Dieſer gab es aber ungeleſen mit der Frage zurück: Ob die Maurer'ſche

Buchhandlung das Kgl. Verbot nicht kenne? Dieſes Mißverſtändniß ward nun zwar bald gehoben, aber die Verſe zur Ankündigung wollte der Cenſor durchaus nicht paſſiren laſſen, meinend, ſie könnten mißdeutet werden. Dafür ſchob er uns wider unſer Wiſſen und Willen die Anzeige unter, die in den Berliner Zeitungen abgedruckt iſt und die ich Ihnen hier ebenfalls beilege. Wir beſchwerten uns deswegen bei dem Cenſor, aber er ließ ſich verlauten, das Wort Freiheit käme zu oft in jenen Verſen vor, und als ich ihm erwiderte: Ob denn der König nicht ſelbſt aufgerufen hätte, für die Freiheit zu kämpfen? ſo meinte er: Ja, damals!

Der Dr. Müllner in Weißenfels, dem wir dieſe Geſchichte mittheilten, hat ſeinen Satyr Paroli darauf biegen laſſen und uns das Epigram geſchickt, deſſen Mittheilung Ihnen vielleicht nicht unangenehm iſt.

Sie erhalten auch einige von meinen neueren Liedern. Sollten Sie für eins oder das andere ein Plätzchen in Ihrem Taſchenbuche für 1817 finden und ſie deſſen nicht ganz unwerth halten, ſo erſuche ich Sie, mich gefälligſt davon zu benachrichtigen, damit ich nicht anderwärts Gebrauch davon mache. Ich habe ſonſt noch einige Mährchen und Erzählungen liegen, womit ich Ihnen, wenn Sie hier oder da eines in die Welt bringen könnten, zu Dienſt ſtehe. Meine Freunde ſagen, meine Proſa wäre beſſer, als mein

Vers. Meine erſte Minneliederſammlung hoffe ich noch in dieſem Monat die Ehre haben zu können, Ihrem Urtheil vorzulegen. Der Mangel an guten Setzern, beſonders für die altdeutſche Urſchrift hat das Erſcheinen verſpätet.

Mit der innigſten Hochachtung
Ew. Hoch- und Wohlgeboren
dankbarer
Wilhelm Müller.

To Professor Karl Förster.

Deſſau, den 15ten Juny 1820.

Ich wundre mich ſehr, werthgeſchätzter Herr und Freund, daß das vierte Heft der Askania, worin Ihr trefflicher Aufſatz über Taſſo als Lyriker vollſtändig abgedruckt iſt, noch nicht in Ihren Händen iſt, da doch das fünfte Heft der Zeitſchrift bereits verſandt iſt.

Ihre Theilnahme für das Unternehmen, dem ich faſt nichts als meinen Namen habe geben können, und das der Unterſtützung meiner Freunde Alles, was es Gutes geliefert hat, verdankt, iſt mir als ein Beweis Ihres Wohlwollens ſehr ſchmeichelhaft, ſo ſehr ich auch fühle, wie mangelhaft das Werk an und für ſich iſt, und wie wenig Theil u Verdienſt ich an dem habe, was darin auf Lob gerechten Anſpruch macht. Das leſende Publikum, ohne welches eine

Zeitſchrift doch einmal nicht beſtehen kann, vernachläſſigt die Askania gänzlich: der Buchhändler verſichert, daß er nicht 150 Exemplare abſetzt, und da er ein Anfänger im Geſchäft und ohne Fonds iſt, ſo möchte ich nichts thun, was ihn zur Fortſetzung ſeiner Opfer, die für ſein ganzes Leben von übelm Einfluß ſein könnten, bewegen ſollte. Allem Anſchein nach wird alſo die Zeitſchrift wohl mit dem 6tn. Hefte ſchließen, das jetzt gedruckt wird.

Vielleicht findet ſich bald eine Gelegenheit, meine Freunde in einem Almanach zu vereinigen. Ich denke jetzt nehmlich ernſtlich an die Ausführung eines Plans, den der ſel. Wetzel kurz vor ſeinem Tode ankündigte, nehmlich die Herausgabe eines Allgemeinen Deutſchen Muſenalmanachs ins Werk zu ſetzen. Was meinen Sie dazu?

Zur Michaelismeſſe erſcheint von mir eine Anzahl von Gedichten, die das Beſte enthalten wird, was ich, nach eigenem Gefühl und dem Urtheil meiner Freunde bisher gereimt habe. Zu größeren literariſchen Arbeiten, die in Plänen u Materialien theils ſchon vorbereitet ſind, fehlt mir Zeit u Stimmung. Obſchon meine Lage nicht eben unbehaglich iſt und mein Geſchäft als Bibliothekar meinen Studien nicht widerſtrebt, ſo will mir doch die Ruhe nicht zuſagen, und ich ſitze immer noch wie auf Kohlen und kann nicht heimiſch werden.

Meine vereitelte Reiſe nach Dresden in den Oſterferien hoffe ich gewiß in den Hundstagsferien auszuführen, und freue mich ſehr auf die Erneuerung Ihrer werthen Bekanntſchaft.

Sollten Sie meinen Freund Grafen Kalkreuth ſehen, ſo grüßen Sie ihn und ſagen Sie ihm vorläufig, daß ich gegen Ende Julys in Dresden einzutreffen gedächte. Vielleicht, daß er danach ſeine projektirten Reiſen modifiziren kann.

Von Herzen

der Ihrige

W. Müller.

Sehr leid thut es mir, Ihre gütige Anerbietung einer Anzeige von Schwabs Flemming nicht benutzen zu können. Wie gern hätte ich etwas zur Empfehlung eines ſo wohl gemeinten und verſtändig ausgeführten Unternehmens beigetragen!

To Fouqué.

Deſſau, den 15. December 1821.

Mein verehrter und geliebter Freund,

Ihre innige Theilnahme an der griechiſchen Sache und an meinen Liedern für dieſe Sache iſt mir ein kräftiger Sporn, weiter zu ſingen. Auch ſind ſchon wieder fünf Lieder fertig und werden jetzt mit der zweiten Auflage abgedruckt. Die erſte von 1000 Exemplaren iſt in ſechs Wochen vergriffen worden. Mit Sehnſucht ſehe ich *Ihrer* Schrift über Griechenlands Freiheitskampf entgegen. Bis dahin bleibt meine Anſicht feſt:

„Hoff' auf keines Herren Hülfe gegen eines Herren Frohn'!“

Sollte Rußland auch *jetzt* den Krieg gegen die Türkei erklären, ſo wär' es *jetzt* leider nichts mehr als ein Krieg *gegen* die Pforte, kein Krieg *für* die Chriſtenheit, *für* die Menſchheit, *für* Griechenland. Worte und Zeichen werden mich nicht blenden, und ſollte man auch wiederum Gott und das Kreuz in Proklamationen und Feldzeichen politiſch handhaben und damit gelegentlich begeiſtern — ſo lange es dienlich iſt. Was geſchehen iſt, kann nicht ungeſchehen gemacht werden, und der Kongreß von Laibach wird eine Seite der künftigen Weltgeſchichte füllen, von der der freie, fromme Mann ſeufzend zurückblicken wird, ob auch das Wort *heilig* oft darauf vorkömmt. So mein' ich's, *ich kann nicht anders!* — Was ſagen Sie zu Oeſterreich? Da will man, wie es ſcheint, die Welt *retour ſchrauben*, wie es in Prinz *Zerbino* mit dem Schauſpiel geſchieht. Geht es mit dieſer Maſchinerie ſo rüſtig fort, wie man anfängt, ſo kommt man nächſtens zu der Inquiſition und den Autodafé's etc. zurück. Und der Kaiſer gab ſeine Stimme zur Verbannung ſeines Schwiegerſohnes nach St. Helena — weil — ei, weßwegen doch?

Seyn Sie mir nicht böſe, weil ich bitter bin. Ich wollte lieber ein Loblied, als eine Satyre auf die Zeit ſchreiben. Aber — ich kann nicht anders. Ich habe mit gekämpft, drum ſteht's mir zu, auch mit zu klagen und zu zürnen. — Ich weiß, Sie haben ein feſteres Vertrauen auf die Machthaber der Zeit, und ich möchte Sie darum beneiden. Wie freue ich mich oft, in Ihren neueſten Arbeiten noch dieſelbe Begeiſterung wehen zu fühlen, die uns auf dem Schlachtfelde von Lützen umfing! Auch in Ihrem Bertrand du Guesclin, den ich mit Henſel geleſen habe, regt ſich dieſer alte Geiſt mächtig und reißt auch die Kaltgewordenen mit ſich fort. Wenn ich noch beſonders über die Form etwas ſagen dürfte, ſo möchte ich die leichte Beweglichkeit der deutſchen Stanze in Ihrem Gedicht als muſterhaft preiſen.

Mit alter Liebe und Verehrung
der Ihrige
W. Müller.

To Fouqué.

Deſſau, den 7. März 1822.

Ich danke Ihnen für die beiden Neujahrsgaben: — Ihren innig freundlichen Brief und Ihren erbauenden Pſalm, die ich bis heute ohne Erwiderung, ja ohne Empfangsanzeige gelaſſen habe. Als meinen Entſchuldiger laſſe ich diesmal einen alten würdigen Namen auftreten — Martin Opitz von Boberfeld. — Mit dieſem unſerm poetiſchen Ahn hatte ich in dieſen Wochen ſo viel zu thun, daß ich die Briefe meiner Freunde ſeit acht bis zehn Wochen erſt jetzt zu beantworten anfangen kann. Ich gebe nämlich bei Brockhaus eine „Bibliothek deutſcher Dichter des ſiebzehnten Jahrhunderts“ heraus in acht bis neun Bändchen, deren erſtes, das zur Oſtermeſſe erſcheint, den alten pater poeseos germanicae, wie Opitz ſonſt titulirt wurde, enthält. Dann folgt der ſeinem Deutſchland beinahe ganz vergeſſene Weckherlin, der fromme, kräftige Andreas Gryphius, auch der feurige Flemming, von dem Schwab zwar ſchon eine neue Ausgabe geliefert hat, der jedoch in meiner Sammlung nicht fehlen darf, endlich minder bedeutende und weniger liefernde Dichter: Tſcherning, Gerhard, Logau, Riſt, Günther etc.

Von mir fliegen nächſtens mit der erſten Frühlingsluft neue griechiſche Freiheitslieder mit den alten (d. h. mit einer neuen Auflage der alten) in die Welt. Sie werden ihnen ſchon ein Fenſter auf Ihrem Schloſſe öffnen wollen, wenn Sie draußen anklopfen hören.

Wir fühlen uns hier in Anhalt jetzt etwas freier und wohler, ſeitdem die freien Wogen der Elbe an unſern Ufern rauſchen, und trinken unſern Wein mit dem wonnigen Gefühl, daß kein fremder Herrſcher und ſeine Beamten von jedem Glaſe mittrinken. Nun darf ich auch das wahrhaft drückende Gefühl, das ich, als Anhaltiner, oder richtiger, als Unterthan eines deutſchen Bundesſtaates, gegen Preußen hegen mußte, das ich eine Zeitlang als mein Vaterland geliebt und dafür gekämpft habe, von mir werfen. — In der Anſicht der größeren Welthändel geht es mir nicht ſo wohl. Der Troſt, den Sie neulich für unerfüllte Hoffnungen in Ihrem Gedicht an den Verfaſſer von Pſeudo Meiſter aufſtellten, genügt mir nicht. Freilich der Sieger bei Marathon im Gefängniſſe — aber Athen ward frei. Miltiades hatte ja nicht für ſich gekämpft, alſo ward ſein Sieg durch ſeinen ſchmählichen Tod nicht fruchtlos. — Meinen Griechen bleibe ich treu, ob Alle wanken, und ſollte auch einſt das Motto meiner Lieder ſeyn:

Victrix causa Diis placuit, sed victa Camoenae.

Von ganzem Herzen der Ihrige

W. Müller.

To Adelheid Müller.

Meine liebe gute Adelheid,

Daß ich glücklich und ohne den rechten Arm zerbrochen zu haben in Leipzig angekommen bin, ſiehſt du aus dieſen Zeilen. Ich logire bei Wolfs, die auch dich gern hier geſehn hätten. Mad. Wolf kuckte, als ich eintrat, hinter die Thüre, u dachte, du hätteſt dich da verſteckt. Wäre es doch ſo geweſen!

Denke dir aber, liebe Puppe, — denke dir — Mittwoch wird der Freiſchütz gegeben. Alle Welt iſt entzückt davon und will es nicht glauben, daß ich um 24 Stunden dieſe herrliche Oper aufgeben kann. Aber, 24 Stunden ohne dich!

Nun aber, mein liebes Herz, weiß ich doch ſelbſt nicht, ob du kleine Virtuoſin mich nicht ausſchelten wirſt, wenn ich Mittwoch Abend ankomme, gerade Mittwoch Abend, wenn in Leipzig der Freiſchütz gegeben wird. Was gäbe ich drum, wenn du hier wäreſt! Da ich es dir aber zu beſtimmt verſprochen habe, Mittwoch zu kommen, ſo ergreife ich die gute Gelegenheit, dir die Sache vorzuſtellen. Dienſtag früh fährt Richter wieder nach Leipzig, kömmt alſo auch Dienſtag gegen 5 bis 6 Uhr in Leipzig an. Nun bitte ich dich gleich nach Empfang dieſer Zeilen, alſo Montag vor Nacht deinen Willen mir in einem Paar Worten kund zu geben. Bringt Richter mir dein ja, ſo bleib' ich bis Donnerſtag früh, wo nicht, ſo bin ich Mittwoch Abend bei dir.

Ich brauche dir nicht zu ſagen, wie ſchwer es mir wird, noch länger, als wir beſtimmt, ohne dich zu ſein. Aber gern erzählte ich dir doch auch etwas vom *Freiſchützen*, und *ſchäme* mich faſt, um 24 Stunden länger die Oper fahren zu laſſen. Was meinſt du, Herzchen?

Dein

Männichen

To Adelheid Müller.

Dresden 29ten Juli 1822.

Meine liebe Adelheid,

Obgleich ich noch nicht zwei Tage hier bin, könnte ich dir doch ſchon einen langen, langen Brief ſchreiben, wenn ich anfangen wollte: Und als ich hinkam pppp Da ich mir dieſe Erzählung aber bis zu meiner Heimkehr aufbewahre, ſo ſage ich dir jetzt nur, daß ich mich wohl fühle und ſo vergnügt u glücklich bin, als ich ohne dich ſein kann. Nur fürchte ich, daß ich von Dresden dieſes Mal nicht viel ſehen werde; aber das thut freilich auch nicht viel, da ich über's Jahr, wills Gott, mit dir wieder herreiſe. Das hab' ich mir geſtern wieder recht feſt vorgenommen, als ich zum erſten Mal nach der ſchönen Brühlſchen Teraſſe hinaufſtieg u die herrliche Elbanſicht vor mir hatte. Wenn ich das doch meiner Adelheid erſt zeigen könnte! dachte ich da.

Alſo, wie geſagt, das geht hier aus einer Geſellſchaft in die andre, u vor Mitternacht bin ich noch nicht zu Bett gekommen. Sonnabend's kam ich gerade noch zu rechter Zeit an, um im Theater die Schröder aus Wien als die Mutter in der Braut v. Meſſina zu ſehn. Dann gingen wir zu Tieck, den wir im Theater trafen. Geſtern hatten wir in kleiner aber guter Geſellſchaft ein ſehr feines Diner bei Kalkreuth, (NB. 6 Sorten feine Weine!) das ich ohne Flecken genoſſen habe. Abends wieder bei Tiecks, wo viel geſungen wurde — aber nicht ſo gut wie du — Unter andern ſang mir der Baſſiſt Devrient die Compoſ. meiner Lieder von Berger, Klein u von ſich ſelbſt vor, u die Sängerinnen unterſtützten ihn. Dann las Tieck ein Shakſperſches Trauerſpiel vor. Heute Abend iſt Theater bei Kalkreuth pp doch ich muß abbrechen, ſonſt behalte ich zu Hauſe nichts zu erzählen.

Nun, meine kleine Puppe, ſei du nur auch vergnügt und vertreibe dir die Zeit ſo gut du kannſt. Das Kind frägt wohl recht viel nach mir? Küſſe das kleine Herze von mir u ſag ihm, ich werde was Schönes mitbringen.

Die Laurens wird dir ſagen, daß ſie mich geſehn hat. Auch den Präſident hab' ich im Theater geſehn. Fouqué iſt einen Tag vor meiner Ankunft abgereiſt, nach Töplitz glaub' ich, und wird dann auf der Rückreiſe über Deſſau kommen. Was ſonſt von berühmten Fremden hier iſt, hoff' ich Mittwoch

Abend bei Kalkreuth zu ſehn, z. B. Raupach aus Petersburg, den Trauerſpieldichter.

Blondin hat hier ſeine Bude auch aufgeſchlagen u findet viel Beifall. Ich muß wohl auch einmal hingehn, um dir etwas davon zu erzählen?

Vergiß nicht, mir mit nächſter Poſt zu ſchreiben, was du machſt u wie es dem Kinde geht. Grüß deine Eltern von mir, küſſe das Kind. — Wer ſoll dich aber nun von mir küſſen?

Dein

Wilhelm.

To Adelheid Müller.

Dresden den 4tn Auguſt 1822.

Meine liebe Adelheid,

Ich bin heute ein Stündchen früher, als gewöhnlich, aufgeſtanden, um dir ungeſtört ſchreiben zu können. Deinen lieben langen Brief habe ich geſtern erhalten, und glaube mir, er hat mich ſo gerührt, daß ich gleich hätte zuſammenpacken mögen, u zu dir eilen. Nun, Geduld, mein Herzchen! Heute über acht Tage, alſo Sonntags Morgen gegen 9 Uhr, ſitze ich ſchon in der Leipziger Poſtkutſche und jeder Hufſchlag der Pferde bringt mich dir einen Schritt näher. Den Montag bleibe ich in Leipzig, u Dienſtags früh, gegen 5 Uhr breche ich nach Dölitzſch auf. Du wirſt alſo ſorgen, daß, wenn ich gegen 9 oder 10 Uhr in Barths Gaſthofe eintreffe, der Wagen mich dort erwartet. Ich komme alſo einen Tag früher zu dir als wir verabredet haben.

Um die Verwöhnung ſorge nicht, mein Engel. Wenn ich dich erſt wieder habe, kann ich Vieles vergeſſen, was ich genieße und in Deßau entbehren muß — auch die diverſen Sorten. Am übelſten wird es mit der Zeitverwöhnung ſein; denn ich ſtehe hier gewöhnlich um 10 Uhr auf, um 3½ eß' ich zu Mittag, dann eine kleine Spazierfahrt, bis es finſter wird, u zu Bette geht es ſelten vor Mitternacht.

Vorige Woche habe ich auch den Freiſchütz gehört. Weber dirigirte ſelbſt und ich ward ſeiner nach der Oper habhaft. Da aber der Wagen zur Abfahrt ſchon bereit ſtand, ſo habe ich ihm verſprechen müſſen, Morgen bei ihm zu Mittag in Hoſterwiz bei Pillnitz zu eſſen. Das ſoll denn auch geſchehn u ich will von da aus eine kleine Parthie in die Sächſiſche Schweiz machen, wenigſtens bis auf die Baſtei. Eine größere Landparthie habe ich vorigen Donnerſtag mit Kalckreuth u Tiecks nach dem Schloſſe Waſenſtein gemacht, das ich noch nicht kannte.

Es macht mir jetzt eine eigene Freude, etwas Schönes zu ſehen — ich denke gleich beim erſten Blick an dich, u genieße ſo im Voraus deine Freude mit, wenn ich mir vorſtelle, wie überraſcht und glücklich du ſein wirſt, wenn ich dir über's Jahr das Alles werde zeigen können. Unſer armes Wurm! Und du arme kleine Puppe! Ich kann mir denken, was du wirſt ausgeſtanden haben — aber die Ohrfeige, die kann ich mir nicht recht vorſtellen, u wenn ich nach Hauſe komme, ſollſt du ſie mir noch einmal vormachen.

Meine hieſigen Bekannten u Freunde kennen dich alle aus Henſels Bilde u haben eine nicht kleine Idee von dir, d. h. ſie ſtellen ſich vor, daß du ſehr lang u ſchlank ſeiſt, was doch, ſo viel ich mich erinnere, nicht der Fall iſt. Auch die Chezy habe ich geſtern beſucht. Sie will fort aus Dresden, aber — nicht nach Deßau, trotz meinem Zureden.

Ich freue mich unausſprechlich, dich wieder zu ſehn, und ich glaube es iſt allein belohnend für die ganze Reiſe u die ganze lange Trennung, wenn ich dich die Treppe herunterſtürzen u in meine Arme fallen ſehe. Wie meinſt du? Wollen wir uns die Freude öfter machen? — Du Schl — ! — A - d - elheid!
das iſt meine drohende Hand.

Wenn du dieſen Brief empfängſt, ſind es nur noch ſechs Tage bis zu unſrem Wiederſehn. Vielleicht ſchreibe ich dir noch einmal. Wenn du gleich nach Empfang dieſes Briefes an mich ſchreibſt u Donnerſtag früh dein Billet fortſchickſt, ſo trifft es mich Sonnabend Nachmittag noch in Dresden. Denn erſt Sontag um 9 Uhr fährt meine kelbe Kutſche ab.

Grüße deine Eltern u alle, die ſich deiner in deiner Einſamkeit freundlich angenommen haben.

Und nun lebe wohl u bleib geſund u munter.

NB. Iß keine Kartoffeln!

Dein

Wilhelm.

To Adelheid Müller.

Dresden 7ten Auguſt 1822.

Meine liebe, liebe Adelheid,

Ich halt es kaum noch aus, ohne dich zu ſein, trotz allen Zerſtreuungen, Vergnügungen, Luſtbarkeiten, Fêten und Sorten. Ach, wenn du nur hier wäreſt!

Es bleibt alſo bei meiner Beſtimmung im vorigen Briefe — Dienſtag Vormittag bin ich in Dölitzſch u finde dort den Wagen. Schon ehe du dieſen Brief erhältſt, werden dir ein oder der andere Schütz gemeldet haben, daß ich heute wohl u munter ausſehe u. ſ. w.

Morgen iſt wieder Schauſpiel bei Kalkreuth, u ich habe mich, ohne ungefällig u eigenſinnig zu ſein, nicht ausſchließen können. Du haſt aber keine Urſach, darüber eiferſüchtig zu ſein, denn ich trete ja im Blitz auf, u jedes Wort, was ich darin ſpreche u ſprechen höre, iſt mir eine Erinnerung an Dich! Meine Mitſpielerin iſt eine ſehr niedliche Mamſel

Roſalie Wagner vom hieſigen Hoftheater — ſie ſpielt aber doch nicht ſo hübſch u wahr, wie Du. — Und nun zieh' mir kein Geſicht darüber, wenn ich komme, hörſt du wohl, denn ich bin wahrhaftig jetzt blitz- u donnerfeſt.

Ich bin auch nicht müßig geweſen, meine Anſtellungsangelegenheit zu betreiben, habe manche dahin zielende Bekanntſchaft gemacht u zweifle überhaupt nicht an der Erreichung meines Zwecks, da ich hier ſehr bekannt u — ich darf es ohne Schmeichelei gegen mich ſelbſt ſagen — geſchätzt bin. Überall kömmt man mir entgegen — was ich leider nicht gern thue — und macht mir ſo zu ſagen die Cour — was ich auch nicht kann. Den vielen Einladungen, von alten und neuen Bekannten kann ich kaum zur Hälfte Genüge leiſten. Vorgeſtern war ich zu Tiſche bei der Gräfin von der Recke, wo — die guten Sorten gar nicht zu erwähnen — eine Prinzeſſin (von Auguſtenburg) meine Moitié u ein Miniſter (Schuckmann) mein Vis à Vis war. — Du wirſt alſo künftig meine Tafel danach einzurichten wiſſen.

wie ſteht's mit der Kaſſe?

Y

Aber, du meine arme kleine verlaſſene Adelheid, ich glaub' es dir nun ſelbſt wohl, daß unſre Trennung dir ſehr ſchwer wird. Denn ich fühl' es täglich mehr u mehr an mir ſelbſt. Meine Abreiſe wird mir ein

Feſttag ſein, ſo gut u lieb es hier auch iſt. Alſo Dienſtag! Wenn du dieſen Brief erhältſt, ſo ſagſt du: übermorgen. Das Kind wird dir wohl die beſte Zerſtreuung ſein, beſonders da du, ſeit der Ohrfeige, mehr mit ihm zu thun haben wirſt. — Iſt's denn recht groß geworden? Gott behüt' es u dich dazu.

Eins meiner liebſten Geſchäfte in Dresden hab' ich geſtern auch abgemacht, nehmlich Schuhe für dich gekauft. Und nun wollt' ich, der Wagen ſtände vor der Thür und es ginge Tag u Nacht im Galopp zu Dir, mein Engel.

Weil's aber nit kann ſein,
So bleib i noch hier

und grüße dich viel tauſendmal.

Dein
Wilhelm.

To Adelheid Müller.

Berlin, den 29n July 1823.

Liebe Adelheid,

Statt meiner kömmt ein Briefchen von mir. Sei darum nicht böſe. Es geht mir hier ſehr wohl, u da ich in Henſels Quartier logire, auch ſehr wohlfeil. Dieſe Woche warte nicht auf mich. Meine Abend ſind von alten und neuen Bekannten ſchon bis Sonnetag beſetzt, ohne einmal das Theater in Anſchlag zu bringen, das doch auch wohl noch einen oder den andern in Beſchlag nehmen wird.

Man frägt hier viel nach dir und hat dich mit mir erwartet. Auch Henſel hatte gedacht, du kämeſt mit, daher iſt in ſeiner Wohnung Alles zum Empfang von zweien arrangirt, u ich werde mir wohl eine kleine Frau für acht Tage hier zulegen müſſen.

Ich komme eben aus dem Freiſchützen. Heut Nachmittags war ich bei Edelings, die dein Bruder kennt, u wo viel muſicirt wurde. Bei Mendelssohns iſt auch Alles muſikaliſch. Die Zelterſche Akademie beſuch' ich nächſtens. Alles Muſik — umgekehrt wie in Dresden — u du nicht hier! Hier könnteſt du brilliren! — Nun, ich ſpreche denn wenigſtens viel von deiner Stimme.

Bei Raumers werde ich deine Nebenbuhlerin — N. B. in Tiecks Herzen — die Robert kennen lernen. Man hat mir dieſe Bekanntſchaft als ſchrecklich gefährlich vorgeſtellt, indeſſen hoffe ich ſie zu überſtehn.

Was macht denn unſer Auguſtchen? Frägt ſie recht viel nach dem Papa? — Ich habe mir heute aus den Zeitungen die wohlfeilen Handlungen aufgezeichnet u denke wohl ein Paar Silbergroſchen für dich übrig zu behalten. Das Sanitäts-Geſchirr wird beſorgt.

Anbei ein Jagor'ſcher Speiſezettel, als ein Regiſter meiner Freuden, u als eine Aufmunterung u Belehrung für dich. Bei meiner Rückkehr hoffe ich die erſten Proben deſſen zu genießen, was du daraus gelernt haſt.

Lebe wohl, meine liebe Adelheid, u denke hübſch an mich u übernimm dich nicht bei dem Spektakel u Wirthſchaften im Hauſe. Sorge nicht für mein Herz, ſondern höchſtens für meinen Magen. Morgen, z. B. eß' ich ſchon wieder bei einem alten Erz-Gourmand, dem Geheimerath Wolf. Küſſe mein kleines Püppchen von mir, u wenn du etwas Dringendes an mich zu ſchreiben haſt, ſo thu' es mit der Freitagspoſt, dann erhalt' ich den Brief noch.

Kronenstrasse, No. 23. eine Treppe hoch.
franco.

Dein

Wilhelm.

To Adelheid Müller.

Berlin den 2n Auguſt 23

Liebe gute Adelheid,

Daß ich noch hier bin, iſt nicht meines Vergnügens wegen, obgleich es auch daran nicht fehlt. Ich habe das Buchhandelgeſchäft wegen des Verlags meiner Gedichte glücklich eingeleitet u denke mit 100 Louisd. ſchwarz auf weiß nach Deßau zurückzukommen. Daher mußt du mir meinen Urlaub ſchon auf ein Paar Tage verlängern. Ich ſchreibe dir in großer Eile, eben zurückkommend von einem Diner, u ſchon wird es finſter, u ich muß zum Souper. Ich habe hier des Tags drei bis vier Einladungen abzulaufen — es iſt kaum auszuhalten. Geſtern habe ich die ſchöne Müllerin geſehn u gehört — Mad. Seidler — aber doch keine ſchönere als Du.

Mitwoch, Donnerſtag o Freitag erwarte mich. Vor Mitwoch reiſe ich nicht ab.

Herze u küſſe unſer liebes Kind. Morgen bin ich in Pankow zu einer königl. Geburtstagsfeier, u Abends im Opernhauſe: Richard Löwenherz.

Lebe wohl, meine gute Kleine, u ſchmolle nicht, wenn ich wieder komme.

Dein

Wilhelm.

To Adelheid Müller.

Villa Grassi, den 31tn May 24.

Meine liebe Adelheid,

Ich bin ſeit vorgeſtern hier und wenn ich dich bei mir hätte, ſo würde ich ohne Übertreibung ſagen können, ich lebe wie im Himmel. So fehlen aber die Engel dazu. Im fürchterlichſten Sturm kam ich Donnerſtag gegen 3 Uhr in Leipzig an und blieb bis Freitag Mittag um 12 Uhr dort, wo die Poſt nach Dresden abging. Ich habe bei Wolf's logirt und die erſten Neuigkeiten, die ich dir von dort zu melden habe, ſind — neue Gurken, neue Bohnen, junge Hahnen pp

Die Wolfin meinte, du hätteſt mit den Kindern mich nach Leipzig begleiten ſollen und bis zu meiner Rückkehr bei ihr bleiben. Oder du ſollteſt noch kommen und mich dort erwarten. Haſt du Luſt? Die Poſt, mit der ich fuhr, ging über Grimma, Colditz u Noſſen, immer an den Muldufern entlang. Der Weg iſt etwas weiter und zum Theil ſchlechter, als der Meißner, und ich wurde in der Nacht derb durchgerüttelt. Um 9 Uhr war ich in Dresden, ließ meine Sachen in Kalckreuth's Stadtwohnung abgeben u ging zu Fuß nach der Villa. Kalckreuth iſt recht munter und das Landleben bekömmt ihm recht wohl. Seine Freude war groß, mich noch ein Paar Tage früher bei ſich zu ſehn, als er gehofft hatte. Löben u Malsburg waren bei ihm zum Mittagstiſche gebeten u wurden alſo auch gleich bei ihrem Eintritte von mir überraſcht. Sie bleiben auch an 8 Tage hier. Löben iſt wohler, als vor einem Jahre, aber die epileptiſchen Anfälle laſſen ihn noch nicht los. Malsburg iſt etwas dicker geworden.

Geſtern hat das ſchöne Wetter begonnen. Du kennſt die reizende Villa, in der ich wohne. Jeder, der auf der Landſtraße nach Tharant vorübergeht oder fährt, ſchauet, wenn er kein Klotz iſt, herüber u denkt: „Wer da wohnen könnte!“ Und ich wohne da. Auch Prinz Johann hat ein Auge auf die Villa gehabt, glücklicher Weiſe aber hatte er ſich mit dem

Eigenthümer bis auf 200 Rthr. nicht vereinigen können. Meine Stube liegt an der Felſenſeite im zweiten Stock; auf der einen Seite lehnt ſich das Haus aber an den Berg, ſo daß ein Fenſter meiner Stube eine Glasthüre iſt, aus der man gleich auf die ſchöne Felſenteraſſe tritt, auf der wir frühſtücken. Auf den Bergen rechts und links bin ich ſchon geſtern u heute viel herumgeklettert, und es iſt mir ein großer Genuß, mir ſelbſt die ſchönſten Punkte auszuſuchen.

Geſtern nach Mittag bin ich zum erſten Mal mit Kalckreuth nach der Stadt gefahren und Tieck beſucht. Die übrigen Beſuche mache ich heute ab. Tieck iſt ſehr wohl auf, geſünder, als ich ihn jemals geſehen habe. Er geht wieder nach Töplitz, aber erſt gegen Anfang Julis, und auch die Mädchens bleiben noch an drei Wochen hier. Heute eſſe ich zu Mittag bei Tieck und bleibe dann wohl den ganzen Abend dort; Morgen Abend bin ich wieder dorthin eingeladen zu einem Thee, durch den Böhlers u Genaſt aus Leipzig fetirt werden, die jetzt hier Gaſtrollen geben. Mitwoch iſt Kränzchen bei Kalckreuth (Tiecks, Schütz u Malsburg), Donnerſtag giebt Malsburg eine Fête, auch den Leipziger Schauſpielerinnen zu Ehren. Du ſiehſt alſo, daß für mich geſorgt iſt.

Von Bekannten habe ich noch Keinen geſehn, als die genannten, u Breuer u Schütz, die ich geſtern in Dresden auf der Teraſſe traf. Auch Heideck habe ich geſtern im Plauenſchen Grunde begegnet. Heute kommen die übrigen daran. Hell iſt verlobt mit einer Mamſell Schaf, der Schwägerin des kleinen Haſe, die ſehr hübſch ſein ſoll. Einen Tag vor meiner Ankunft hat er den Liederkreis bei ſich gehabt und ihm ſeine Zukünftige vorgeſtellt. Da hat es denn Gedichte geregnet! Auch Kalckreuth, der unvorbereitet hin kam, hat geſtern noch ein Sonett nachgeliefert.

Weber iſt ſchon in Oſterwitz u ich werde ihn bald beſuchen. Die Eurianthe ſehe ich nicht; denn ſie (die Devrient nämlich) iſt mit ihrem Manne auf einer Kunſtreiſe. Es ſoll mir lieb ſein, wenn ich gar nicht in das Theater komme. Wenn es nicht etwas ganz beſonderes iſt, ſo bleibe ich in meiner ſchönen Natur. Könnt' ich dich nur auf einen Moment hierher verſetzen; wie die Zweige an meine Fenſter ſchlagen und die Weiſeritz in beſtändigem Rauſchen über die Steine u die Mühlendämme läuft und die Vögel draußen u drinnen; denn auch meine Stube hängt voll Vögel in Käfichten.

Nach dir wird, wie natürlich, viel gefragt, nach den Kindern desgleichen. Dein beſtändiges Prädikat iſt die kleine ſchöne Frau; ich ſchäme mich für dich u ſchlage die Augen nieder. Grüße bringe ich ſelbſt mit, da Keiner weiß, daß ich heute ſchreibe u Kalckreuth auch wieder nicht bei mir iſt. Wir geniren einander nicht. Er arbeitet, ich laufe herum. Bei alledem ſind wir immer fünf ſechs Stunden täglich beiſammen; da kann man ſich ſchon ausſprechen. Geſtern haben wir einen Brief von Henſel aus Rom erhalten, an Kalckreuth adreſſirt, aber eine Einlage für mich darin. Henſel hat das Heimweh.

Tututtchen frägt wohl recht viel nach Päpächen? Sag ihr, daß Päpächen ihr ein Küßchen ſchickt u kaufe ihr — auf meine Rechnung einige Bonbons oder ein Apfelſinchen u ſage ihr, Päpächen ſchicke ihr das von Dresden, u bringe noch viel mehr mit. Ich hoffe, daß auch Märchen recht wohl iſt und meine Abweſenheit zur Noth erträgt.

Leb wohl, liebe Adelheid, und grüße von mir alle, die ſich meiner gern erinnern, auch Stockmarr und die Chezy, wenn ſie nach Deßau gekommen ſind. Mit nächſter Poſt fahre ich in meinem Berichte fort.

Dein
in Dresden wie in Deßau dich liebender
W. Müller.

P. S. Ich bin ſehr ökonomiſch geweſen. Die 25 Thalerrolle iſt bis heute noch nicht angebrochen. Ich habe alſo Summa Summarum bis heute etwa 7 Thaler ausgegeben.

To Adelheid Müller.

Villa Grassi, den 4tn Juni 24

Liebe Adelheid,

Ich fahre ohne Weiteres in meinem Tagebuche fort. Montag war Tieck's Geburtstag. Wir fuhren früh zum Gratuliren nach der Stadt; an Geſchenken und Gratulanten fehlte es da nicht. Zwiſchen dieſem Morgenbeſuche und dem Mittagseſſen machte ich noch einige Viſiten ab. Zu Mittag aßen wir und tranken wir vortrefflich und waren in einem kleinen Kreiſe ſehr vergnügt. Außer der Familie nur die Solger, Schütz, Malsburg und wir. Gegen fünf Uhr machte ich wieder auf den Weg nach der Villa, da es an dieſem Tage des Abends gewöhnlich ſehr gedrängt bei Tieck iſt u man ihm daher nicht ankommen kann. Nach einigen Spaziergängen aß ich mit Kalckreuth, der auch bald nachgefolgt war. Des Morgens mache ich gewöhnlich vor dem Frühſtück einen kleinen Gang, manchmal nach dem Eiſenhammer, ½ Stunde tiefer in das Thal hinein, wo ich einige Stahlbäder nehme. So am Dienſtag. Zu Mittag allein mit Kalckreuth. Abends bei Tieck, der Romeo u Julia las. Die Leipziger Schauſpieler und Schauſpielerinnen thaten ſehr entzückt; ich bin nicht viel mit den Leuten in Berührung gekommen. Mittwoch gab es nichts als Beſuch bei uns; zum Frühſtück der Theaterintendant von Könneritz; zu Mittag Kränzchen: Schütz, Malsburg, Tieck u Gefolge, zu dem heute auch die Solger gehörte. Löben und ſeine Frau kamen nach Tiſche um Abſchied zu nehmen. Nachher wurde geleſen u meine neuen Trinklieder beſonders mit großem Applaus aufgenommen. Tieck hat ſich den Bauch dabei gehalten, ſo ſehr ergötzten ihn die Romanzen von dem Sechsmonatkinde und dem Est Est. Für den nächſten Tag beredete ich mit Tiecks, Mutter u Töchtern, eine Parthie nach Oſterwiz zu Weber. Der arme Mann iſt jetzt ſo ſchrecklich mit Dienſtgeſchäften geplagt, daß er ſelten zu Hauſe iſt. Jedoch wurden Tiecks erwartet und ſo beſchloß ich denn, mich ihnen anzuſchließen. Kalckreuth ließ mich ein Stück fahren u ich kam gegen 10 Uhr bei himmliſchem Wetter in Webers Wohnung an. Tiecks waren ſchon da; Weber aber in der Stadt zur Opernprobe. Seine Frau nahm mich mit gewohnter Herzlichkeit u ohne Umſtände auf und wir haben uns die Zeit ganz gut vertrieben. Webers Max iſt recht munter geworden, für Tututten iſt er aber doch zu zart und artig. Von unſern Kindern u dir habe ich viel erzählen müſſen; u meine Erziehungsmethode wurde von dem ganzen Weiberkreiſe nicht gebilligt. Da wirſt du lachen. Nach Tiſche machte ich mit Agnes einen Spaziergang nach Pillnitz u auf die Ruine; die andern ſchliefen. Weber kam immer noch nicht, und wir mußten, ohne ihn getroffen zu haben, gegen 5 Uhr abfahren. Dorothea blieb bei den Webern bis zu den Feiertagen. Auf der Pillnitzer Fähre begegnete uns Weber in ſeiner ſehr brillanten Equipage; er ſelbſt iſt aber nicht brillanter geworden, ſondern wie immer geblieben. Die Feiertage haben wir uns ein Paar Rendezvous in der Stadt gegeben. Denke dir, liebe Adelheid, der Weber kömmt zum 6tn Juli, wo Klopſtocks hundertjähriges Jubiläum gefeiert wird, nach Quedlinburg, um die Muſiken dieſes Feſtes zu dirigiren. Da wollen wir beide ſie NB. wenn du Maxen bis zu der Zeit gewöhnen willſt u kannſt. Überlege dir das in Ruhe, bis ich komme. An Kompoſitionen kann Weber jetzt gar nicht kommen; er iſt der einzige Direktor; Morlacchi abweſend, Schubert todt; die Webern ſagt, daß er wochenlang keine Feder in die Hand nähme. Den Abend aber, wie du ſchon weißt, Thee u Souper bei Malsburg, wo wir gegen 7 Uhr eintrafen. Nur Genaſt u Frau, Schütz, der jüngere Löben, die Feldheim u ihr Vater, Tiecks pp Tieck las ein ſehr nettes kleines ſpaniſches Luſtſpiel nach Malsburg's Überſetzung. Das Souper war wie vor einem Jahre u es zeichnete ſich eine kalte Rebhuhnpaſtete mit Trüffeln und ein Chokoladencreme vortheilhaft aus. Erſt gegen 12 Uhr ließ mich Malsburg nach der Villa zur Ruhe fahren.

Ich will eben wieder nach der Stadt, um meine

Geſchäfte auf der Bibliothek abzumachen. Den erſten Feiertag werde ich mit Weber im Engel zu Mittag eſſen; früh beſuche ich die Meſſe u den Abend werden Haydn's Jahreszeiten im großen Opernſaale des Zwingers aufgeführt. Da werde ich auch nicht fehlen.

Im nächſten Briefe werde ich dir den Tag meiner Abreiſe u Ankunft in Deßau melden. Wahrſcheinlich werde ich Sonnabend von hier abgehn, Sonntag früh in Leipzig eintreffen u Montag nach Deßau abgehn. Du kömmſt mir dann im Fall ich in Leipzig keine Gelegenheit finde, bis Steinfurt entgegen. Doch davon nächſtens.

Noch habe ich von dir keine Zeile geſehn. Die Vergnügungen laſſen dich wahrſcheinlich nicht dazu kommen. Dieſer Brief kömmt zum erſten Feiertage u bringt dir meinen Wunſch, daß du das Feſt angenehm u fröhlich hinbringen mögeſt. Grüße die Deinigen und die beſuchenden Familienglieder aus Berlin u Magdeburg. Laß die Kinder hübſch in's Freie; es iſt hier ſeit Sonntag fortwährend das herrlichſte Wetter. Hoffentlich iſt es in Deßau nicht ſchlechter.

Morgen erwarte ich ſicher einen Brief von dir. Das ſoll mir ein neuer u gewiß nicht der geringſte Genuß in meiner Villa ſein, und ich werde mich durch deine Zeilen täuſchen, als wäreſt du ſelbſt hier.

Über's Jahr müſſen wir beide her. Helfe Gott dazu. Küſſe die lieben Kinder von mir und erziehe nicht zu viel an Tututten. Leb wohl, meine liebe Frau, ſei vergnügt u denke an mich, der ich es auch bin. Von ganzem Herzen

der deinige

WMüller.

To Adelheid Müller.

Villa Grassi, den 7tn Juni 24.

Meine liebe gute Adelheid,

Dein Brief hat mich erfreut und geängſtigt. Gut nur, daß die liebe Tututte wieder ganz wohl auf war, als du der Brief abſchickteſt. Gott wird ja ferner helfen.

Zuerſt von meiner Heimkehr. Ich reiſe nächſten Sonntag früh ab und gehe mit der Poſtkutſche bis nach Wurzen, wo ich Montag gegen 2 Uhr Morgens eintreffe. Von da zu Fuß, ſo daß ich gegen Mittag in Bitterfeld zu ſein hoffe. Weiter möchte ich dann nicht gehn u bitte dich daher, mir bis dahin einen Wagen entgegenzuſchicken, welcher den Montag früh von Deßau ab gehn müßte, damit ich nicht nöthig hätte, auf ihn zu warten. Sieh alſo, ob du zu dem Tage deiner Eltern Wagen haben kannſt, oder ſonſt von einem Bekannten, wo nicht, ſo nimm einen Einſpänner an, da ich mich feſt darauf verlaſſe, einen Wagen in Bitterfeld zu finden. Denn ſollten ſelbſt die Umſtände es ſo fügen, daß ich über Leipzig käme, was ich jedoch nicht glaube, ſo ginge ich Montag früh doch von Leipzig ab und machte dann den Weg über Bitterfeld. Alſo in jedem Falle komme ich Montag vor Abends nach Bitterfeld. Der Wagen ſoll anhalten in dem Gaſthofe rechts, wenn man hereinkömmt, wo Wilhelm ausgeſpannt hatte, nicht in unſerm Hotel, als wir vor einem Jahre von Dresden zurückkamen. So gern ich dich auch ein Paar Stunden früher hätte, ſo rathe ich doch nicht, daß du mit dem Wagen mir entgegenkömmſt. Der Weg iſt langweilig, und das Warten auch; u wegen des Kindes iſt dir die Reiſe umſtändlich u beſchwerlich. Sollte ich mit nächſter Poſt, die den Sonntag nach Deßau kömmt, nicht wieder ſchreiben, ſo bleibt es bei der Abrede. Sonſt ſchreib ich gewiß noch einmal.

Seit meinem Hierſein überbietet immer ein ſchöner Tag den andern; u heute am 2tn Pfingſtfeiertage iſt noch der ſchönſte. Ich genieße die freie Natur auch recht ordentlich. Wüßt' ich nur, daß auch du an dieſem herrlichen Feſte recht viel Vergnügen hätteſt!

Den ganzen Freitag bin ich faſt draußen in meinem Grunde geweſen. Des Morgens machte ich einige Beſuche in der Stadt, bei Tieck, der mir etwas von ſeinen neueſten Novellen zum Leſen mitgab, u bei Förſters. Es war gerade der Förſtern ihr Geburtstag (der 30te) u ſie wollte mich zu einer Landparthie nach Loſchwitz (wo Körners Weinberg) mitnehmen. Aber Böttger hatte mir einen Beſuch verſprochen, u Kalckreuth wartete auf mich mit dem Mittagseſſen. So konnte ich es denn nicht annehmen. Böttger hielt Wort u war den Abend bei uns. Er iſt ſehr wohl auf.

Den Sonnabend bin ich wieder in den Bergen geblieben, bis gegen Abend, wo ich bei Tieck war, der mir eine griechiſche Tragödie (den Oedipus des Sophokles — du kennſt ſie ja halb auswendig —) vorlas. Er that es für mich, obgleich auch einige Damen da waren, die keinen großen Geſchmack daran werden gefunden haben.

Den erſten Feiertag bin ich in der katholiſchen Kirche geweſen. Meſſe von Haſſe. Nach der Kirche habe ich Webern aufgelauert, der ſich ſehr angelegentlich nach dir erkundigt hat. Ich beredete mit ihm ein Zuſammentreffen im Engel u perſuadirte auch Tieck dazu. Weber aber ſetzte uns gegen unſre Abſicht als ſeine Gäſte mit einem ausgeſuchten Diner und alten Rheinweinen. Der arme Mann iſt verſtimmt u er wurde erſt mit der Zeit luſtig u wohlgemuth. Die vielen Geſchäfte, auch die Eurianthe, machen ihn misgelaunt. In Quedlinburg, den 1tn, nicht den 6tn Juli, wird Klopſtock's Vaterunſer von

Naumann aufgeführt, desgleichen Schneider's Oſterkantate. Schneider kömmt auch hin. Von Dresden gehn Weber, Fürſtenau und die Funk dahin. Haſt du denn noch keine Einladung erhalten? — Das wäre doch ganz unbegreiflich.

Die Jahreszeiten wurden ganz vortrefflich ausgeführt, u Weber wurde beim Dirigiren ſo aufgeregt u ſo heiter, daß er wie verklärt daſtand u oft mit dem ganzen Geſichte Muſik zu machen ſchien. Mich hat beſonders der Herbſt hingeriſſen. Die Funk ſang die Soloparthien, weniger gut war Tenor u Baß. Ein Alt-Solo iſt nicht darin. In dem Konzert ſah ich die Beck von Deßau, u dieſe ſah mich als Führer einer jungen Dame. Es dauerte alſo lange, ehe wir uns beide überführen konnten, daß wir es ſelbſt wären. Meine Dame war Agnes, die Tieck meinem Schutze anvertraut hatte, da ſonſt Niemand von der Familie hineinging. Wenn du alſo die ſchreckliche Nachricht meiner Untreue durch die dritte u vierte Hand hören ſollteſt, ſo haſt du hier den Schlüſſel dazu.

Heut Nachmittag wollen wir den Hofrath Weigel in Tolkewitz auf dem Wege nach Pillnitz beſuchen. Morgen iſt die Entführung aus dem Serail. Ich weiß aber noch nicht, ob ſie mich aus meiner Villa entführen wird.

Lebwohl, liebe Frau, bleib geſund u munter prügele Auguſten nicht u behalte lieb

Deinen

Wilhelm.

Kalckreuth, Tiecks u Weber laſſen grüßen.

To Adelheid Müller.

Villa Grassi, den 12ten Juni 1824.

Meine liebe Adelheid,

Es bleibt bei meiner Beſtellung. Ich bin zur Sontagspoſt ſchon bis Wurzen eingeſchrieben. Die Poſt kommt dort Montag ganz früh gegen 3 Uhr an, ſo daß ich alſo ohne große Anſtrengung gegen Mittag, oder wird es zu heiß, gegen Abend in Bitterfeld ſein kann. Dort erwarte ich dann beſtimmt einen Deßauer Wagen, der von Mittag bis Abend auf mich paßt und alſo ſchon Vormittag von Deßau abgehn muß. Ort habe ich dir ſchon beſtimmt, u ich wiederhole dir nochmals, daß ich, da ich nicht beſtimmen kann, ob ich Mittag oder Abends in Bitterfeld eintreffe, dir nicht zumuthe, in dieſem abſcheulichen Loche vielleicht einen halben Tag auf mich zu warten; auch macht es, der Kinder wegen, Umſtände. Sorge du alſo zu Hauſe für ein gutes Abendbrodt, z. B. Trüffelpaſtete etc. Hier iſt ſchon Alles weit in Gemüße u Früchten vorgerückt: Bohnen, Gurken, Schoten, junge Hühner, Gänſe, Erdbeeren pp ſind ſchon Hausſpeiſen u ich eſſe täglich davon. Wie wird es mir da in Deßau ergehen?

Viel Neues iſt nicht vorgefallen, ſeitdem ich an dich geſchrieben. Deinen zweiten Brief habe ich erhalten u mich daran erfreut; aber es thut mir Leid, daß du den zweiten oder dritten Feiertag keine Parthie nach Wörlitz gemacht haſt in dem himmliſchen Wetter. Den Einfall. Webern zu perſuadiren, auch mit nach Deßau einen kleinen Abſtecher von Quedlinburg aus zu machen, habe ich ſchon ſelbſt gehabt. Aber ihm iſt jede Stunde zugemeſſen, und er geht von Quedlinburg in das Marienbad nach Böhmen. Die Frau geht weder nach Quedlinburg, noch nach Marienbad mit — die Märchens ſind ſchuld daran, in Dresden wie in Deßau. Ich bin viel bei Tieck geweſen, mit dem ich mich immer mehr befreunde, ſo daß ich ſelbſt von ſeinen Dresdener Freunden beneidet werde, welche mir ſagen, daß er auf mich u meine Verſe mehr hielte, als auf irgend wen in Dresden. Geſtern — wenn das Datum richtig iſt — ich meine Donnerſtag, hat er mir den Hamlet geleſen, vorgeſtern habe ich bei ihm gegeſſen und bin von früh Morgens bis gegen Abend dort geweſen. Auch deiner wird dort gedacht, u ich habe feſt verſprechen müſſen, nächſte Pfingſten mit dir zu kommen. Heute Abend — Freitags — iſt, wie du weißt, Liederkreis bei Förſters, u heute Morgen will ich bei der Stock einen Beſuch machen. Sie iſt ſeit einigen Tagen hier angelangt u geſund.

Den zweiten Feiertag war ich bei Hofrath Weigels in Tolkowitz, wo ſie einen ſehr ſchönen Landſitz haben mit einer Art Obſervatorium oder Sternwarte, von welcher aus die herrlichſte Ausſicht iſt. Die Haſſen wohnt nicht weit davon mit ihren Kindern. Der Mann iſt in Eger. Du ſiehſt alſo, daß du Gefährtinnen deines Schickſals haſt.

Auch ich bedaure es herzlich, ſo viele gute Freunde in Deßau zu verlaſſen, Cunzs und Kretſchmanns. Stockmarr treffe ich noch. Grüße die deinigen u was daran hängt, Stockmarrs, Siebigks, die Tanten. Küſſe die Kinderchen, Tututten u den kleinen Einzahn. Könnte ich ihm nur auch was zu knabbern mitbringen! Leb wohl, liebe Frau. Montag Abend bin ich bei dir u kann es dir wieder mündlich ſagen, was ich für ein vortrefflicher Ehemann bin. Auf Wiederſehn

von ganzem Herzen der deinige

W Müller.

P. S. Da ich den Montag 2 Stunden in der Schule zu geben habe — von 10 bis 11 und von 2–3, ſo ſei doch ſo gut und mache dieſe Sache ſo höflich als möglich mit Stadelmann ab und ſchicke Hartmann zu

Levi, Noel, Dir. de Marees. Einer von dieſen wird die Stunden wohl übernehmen können, wenn Stadelmann nicht ſelbſt die Sache beſorgt.

To K. H. G. von Meusebach.

Deſſau den 2. Juni 1825.

Verehrteſter Herr Geheimerath

Beiliegend erhalten Sie als kleine Beiſteuer zu Ihrer Sammlung Eine alte Buchſchale, enthaltend Fragmente eines altdeutſchen Gedichts — und
Eine Handſchrift eines Feſtgedichts von 1584.

Ein Schelm giebt mehr, als er hat und da ich Ihnen die Sachen durch Gelegenheit ſchicke, ſo ſind ſie des Schickens wohl werth.

Der Geheimerath Spangenagel, vulgo Marktverderber, gedenkt noch immer mit lebhaftem Vergnügen des humoriſtiſchen Schmauſes in Ihrem Hauſe, und bedauert, daß er Ihre Bekanntſchaft in Berlin zu ſpät gemacht hat, um Ihrer Geſellſchaft öfter zu genießen, auch, daß ſtatt ſeiner, ſeine Karte Ihnen Adieu hat ſagen müſſen. Sie verſprachen mir bei meinem Beſuche, daß Sie — wenn Ihr Bibliothekar, der berühmte Verfaſſer der Schöneberger Nachtigall, nichts dagegen einzuwenden haben würde — mich zum Behufe meines 8ten Bandes Bibl. Poet. Germ. Saec. XVII. mit einigen Büchern

Ihrer Sammlung unterſtützen wollten. Die Zeit, wo ich dieſe Bücher gebrauchen möchte, rückt heran, und ich frage deswegen:

Wollen Sie mir, was Sie von Rist, Clai u Harsdörfer an poetiſchen Werken beſitzen auf ein Paar Monate mittheilen?

Ich habe mit einem Worte noch nichts von dieſen Dichtern in Händen und brauche Ihnen daher kein Verzeichniß deſſen zu ſchicken, was ich haben möchte. Jedoch lege ich Ihnen ein kleines Zettelchen mit Titeln bei. Um nicht zu viel auf einmal Ihnen zu entführen, ſchlage ich vor, daß Sie mir in zwei Abtheilungen erſt die Ristiana, und dann die Pegnitzſchäfer ſchicken: da Sie wiſſen, wie flüchtig meine Bibliothek gearbeitet iſt und Sie wiſſen es beſſer, als ich ſelbſt, ſo fürchten Sie nicht, daß ich Ihnen die Bücher zu lange behalten werde.

— — — —

Für die mir anvertraueten Bücher werde ich alle Sorgfalt haben. Ein liederlicher Redakteur der Dichter des 17ten Jahrhunderts bin ich freilich, aber ſchließen Sie daraus nicht auf meine Behandlung der Originalausgaben.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner aufrichtigſten Hochachtung und Verehrung, der ich bin

Ew. Hochwohlgeboren
ergebenſter Diener
W Müller.

To Adelheid Müller.

Putbus auf Rügen, den 1. Auguſt 25.

Meine liebe Adelheid,

In großer Eile — mein Pferd ſteht ſchon geſattelt vor der Thür — ſchreibe ich dir nur ſo viel.

Ich kam geſtern Abend um 6 Uhr in Stralſund an u noch war die Sonne nicht unter, ſo landete ich auf Rügen. Furchau hatte Alles ſchon zur Abfahrt vorbereitet u ſeine Frau mit vier Kindern war bereits auf der Inſel. Wir blieben die Nacht in Götemitz bei Garz auf dem Schloſſe von Furchau's Schwiegervater, dem Herrn v. Katen. Dort war eine große Familiengeſellſchaft zuſammen, ein herrlicher Kreis von guten u zum Theil ſehr fein gebildeten Männern u Frauen. Heute gegen Mittag habe ich mit Furchau die eigentliche Reiſe durch Rügen zu Pferde angetreten, u nach etwa 6 Tagen denke ich nach Putbus zurückzukehren, um einige Tage zu raſten. Denn es iſt hier über die Maßen einladend.

Ich kann übrigens in nicht beſſern Händen ſein, als ich bin, u fange nun erſt recht zu bedauern an, daß ich dich nicht mitgenommen.

Küſſe unſre lieben Kinder von dem Goldpapa u erzähle ihnen was von der großen Tüte.

Grüße die deinigen von mir u laß es dir wohl gehn. Mein nächſter Brief ſoll größer werden. Dieſer nur als Beſcheinigung meiner glücklichen Ankunft u meines Wohlſeins.

Behalt mich lieb wie ich dich
Von ganzem Herzen
dein
Wilhelm Müller.

Göttemitz bei Gartz auf Rügen, den 7tn
August 1825.

Meine liebe Adelheid,

Geſtern Abend ſind wir, von unſrer Reiſe durch Rügen hier, von wo wir den 1tn d. M. ausgeritten, geſund und geſtärkt durch Luft u Seewaſſer wieder eingetroffen, u ich genieße in Furchau's Heimkehr zu ſeiner Frau u ſeinen Kindern den Vorſchmack meiner eigenen. Wir ſind ſechs volle Tage umhergeritten u haben die Inſel nach allen Richtungen durchſtreift — im Ganzen wohl an 30 Meilen — begünſtigt von dem herrlichſten Wetter, überall in Wirthshäuſern u bei Furchau's Gaſtfreunden gut aufgenommen u gepflegt. Mit der Reiſe habe ich eine Badekur verbunden, u an allen Küſten der Inſel Plätze geſucht, wo ich mich von den Wellen der Oſtſee habe ſchlagen laſſen. Das hat vortrefflich auf meinen Körper gewirkt u ich habe mich ſeit lange nicht ſo friſch u ſtark gefühlt, wie jetzt. Du kannſt dir nicht denken, welch eine Empfindung es iſt, in der Brandung zu ſtehen, wenn die Wellen einem etwa das Knie berühren, u dann abwechſelnd wie ſie ſich heben, der Waſſerſchwall einem über die Schultern wegſchlägt. In Stubbenkammer habe ich nach dem Bade auf deine u der Kinder Geſundheit Dry-Madera getrunken, u überall, wo es mir wohl war, deiner gedacht. Es iſt unbeſchreiblich ſchön hier, u herrliche Menſchen. Wir müſſen einmal beide hierher, Gaſtfreunde finden wir nun an allen Orten u Enden.

Heute fahre ich mit Furchau u Familie nach Putbus u bleibe wohl morgen da. Dann ein paar Tage in Stralſund, wo wir Junggeſellenwirthſchaft werden machen müſſen. Denn Furchau's Frau bleibt wegen des Scharlachfiebers, das in Stralſund graſſirt, mit den Kindern auf Göttemitz.

Sonntags, alſo heute über acht Tage, denke ich in Rostock zu ſein, alſo Mittwoch vielleicht in Berlin pp. Du wirſt alſo nicht wieder nach Stralſund ſchreiben können. Adreſſire deinen nächſten Brief an Stockmarrs in Berlin, bei denen noch von der Hinreiſe her mein Bett aufgeſchlagen ſteht. Noch habe ich keinen Brief von dir, vielleicht kömmt heute einer in Stralſund an, den ich dann aber erſt Dienſtag in die Hände bekomme.

Mein eigenes Wohlergehen flößt mir Vertrauen ein, daß es auch bei dir und mit dir wohl gehe. Gott erhalte dich u unſere lieben Kinder, damit ſie Vaters Bonbons mit gutem Magen verzehren können. Den Tag meiner Heimkehr kann ich noch nicht angeben, u werde vielleicht überfallen. In jedem Falle bin ich vor heute über 14 Tagen in Deßau. Die Reiſekoſten ſind bisher ſehr gering geweſen, u wenn es ſo fort geht, ſo bringe ich ein paar Goldſtückchen wieder nach Hauſe. Nichtsdeſtoweniger lebe ich gut u laſſe mir nichts abgehn.

In Puttbus treffe ich Humblot, den ich neulich ſchon auf einen Augenblick geſprochen habe. Sonſt hat ſich mir kein Bekannter gezeigt.

Mit den geräucherten Aalen iſt es jetzt zum Transport keine Zeit. Sie würden in ihrem Fett verderben, ehe ſie Deßau erreichten. Deſto mehr erlabe ich mich an allen Arten von Seefiſchen, u werde dich daher wohl lange Zeit mit Fiſchgerichten ungeſchoren laſſen.

Mein Bart macht gewaltige Fortſchritte, u die Kinder werden faſt vor dem Papa erſchrecken, wenn er ſo rauh u ſchwarz geſengt ankömmt. Wenn ich dich damit geküßt habe, ſo opfre ich ihn der Convenienz.

Grüße die deinigen von mir u küſſe die lieben Kinder vielmals. Ich freue mich herzlich auf Nachricht von dir und ihnen. Schade nur, daß ich noch ein paar Tage warten muß.

* * * * * * * * * * * * * * * *

Stralſund, den 9tn Auguſt 1825.

Eben bin ich hier gelandet, u habe deinen Brief gefunden, wahrlich, auf nach Stubbenkammer u Arkona, eine rechte Erquickung. Ich war ängſtlich wegen des Scharlachfiebers. Grüße die Tanten von mir u bezeige ihnen meine Theilnahme.

Mit meinem Keller ſchalte nach Belieben. Die 50 Flaſchen Portwein habe ich nicht beſtellt. Laß ſie alſo nur unangetaſtet. Bloß geſprächsweiſe habe ich bei Neuhaus nach dem Preiſe gefragt, das iſt Alles.

Auf Wiederſehn! Briefe von
dir hoffe ich in Berlin zu finden.

WM.

To Adelheid Müller.

Berlin, den 15ten Auguſt 25.

Meine liebe Adelheid,

Da bin ich nun wieder in Berlin, dir ſo nahe, daß ich in weniger als 24 Stunden bei dir ſein könnte, und dieſe Möglichkeit iſt ſo beruhigend für mich, daß ſie das Heimweh, welches mich in Stralſund überfiel, ſo weit ſtillt, daß ich — noch einige Tage hier verweilen kann und will.

Warum? Eine ſo muſikaliſche Frau wie du, beantwortet ſich die Frage ſelbſt. Die muſikaliſche Armide Sonntag ſingt erſt nächſten Donnerſtag in der Italiana in Algeria, und ich erhalte durch

Holtei einen guten Platz zu dieſer Vorſtellung. Das iſt ein bedeutendes Glück. Von allen meinen hieſigen Bekannten hat faſt noch Keiner die Sontag gehört, ſo unbändig iſt der Andrang zu dieſem Wunder. Aber ſchon durch die bloße Sage iſt Alles entzückt, u Feinde roſſiniſcher Muſik ſchwärmen für dieſe Vorſtellung.

Aber mir ſteht noch mehr bevor. Holtei will mich mit der Sonntag perſönlich bekannt machen u ich ſoll ſie am Klavier ſingen hören.

Werde nicht angſt bei dieſen Ausſichten. Aber ich weiß, du würdeſt mich für einen muſikaliſchen Barbaren halten, wenn ich ſolche Ausſichten unberückſichtigt ließe.

Ich bin hier bei Stockmarrs u habe ſchon viele Freunde u Bekannte begrüßt. Heute eſſe ich bei Mendelssohns. Felix iſt da, aber der Vater in Dobberan. Geſtern habe ich den Figaro gehört, Mad. Seidler Susanne. Dienſtag Jean de Paris. Das iſt ein ſchöner Schluß der Reiſe: nach Naturgenuß, Kunſtergötzung.

Aber ich vergeſſe die Hauptſache, die Heimkehr. Ich reiſe Freitag gegen Abend mit der Schnellpoſt ab. Sonnabend früh bin ich in Wittenberg.

Alſo erwarte ich in jedem Falle
Sonnabend gegen 5 bis 6 Uhr

Morgens einen Wagen in Wittenberg in der Stadt London.

Der Wagen muß gegen 1 bis 2 Uhr Nachts von Deßau abgehn, ſo daß ich nicht zu lange zu warten brauche, u vielleicht um 8 bis 9 Uhr abreiſen kann.

Arrangire die Sache alſo nach Belieben. Kannſt du deines Vaters Wagen haben, gut; wo nicht, ſo nimm einen Einſpänner an. Aber Alles pünktlich! Darin erkenn ich dich ja. Alſo Sonnabend früh, 5 bis 6 Uhr Morgens, Stadt London.

Auch Franz habe ich geſprochen. Er iſt in ſeinem Bräutigamsſtande noch ſo hurlebuſchig, wie vorher, u wird wohl erſt im nächſten Jahre heirathen.

Sei nicht böſe, meine liebe gute Frau. Wie gern wollte ich in Deßau bleiben, wenn ich dich ſo gleich für mich hierher verſetzen könnte. Aber da das nicht ſein kann, ſo will ich für dich genießen. Für dich werde ich mich ja wohl nicht verlieben, u trotz allen muſikaliſchen Sonntagen bin ich vor Sonntag bei dir.

Viele Grüße von Stockmarrs an die ganze Familie. Bei ihnen iſt Alles wohl.

Meine Kaſſe iſt noch in beſtem Stande. Ich begreife nicht, wovon ich in Rügen gelebt habe. Heut Morgen wandr' ich mit Roſalie aus — nach Korallen. Wir wollen ſehn, was wir fiſchen.

Leb wohl, liebe Adelheid, u ſchreib mir, wenn es noch nicht geſchehen iſt, ſchnell noch einmal. Tauſend Küſſe für die lieben Kinder als Vorboten der Joſty'ſchen Bonbons.

Von ganzem Herzen
der deinige
W Müller.

To Adelheid Müller.

Dresden, 1ten Jan. 1826.

Glück auf zum Neujahr, meine liebe Adelheid! Wir haben uns nichts zu wünſchen, als daß Alles uns ſo bleibe, wie es iſt, und gewiß giebt es heute nicht viele Menſchen auf der großen Erde, die ſich ſo glücklich u ſo zufrieden fühlen. Freilich fehlſt du mir, und die lieben Kinder, aber die Entfernung iſt ſo klein u ſo kurz, die uns trennt, daß ich ſie kaum empfinde. Viele gute u treffliche Menſchen denken deiner heute auch hier; ich habe alle unſre Bekannte geſehn, bis auf Weber, der erſt geſtern Abend von Berlin gekommen iſt. Aber ſeine Frau habe ich geſprochen, die noch immer die alte iſt. Auch den kleinen Max habe ich geſehn, der ein derber Junge geworden iſt. Das zweite Kind iſt ebenfalls ein Junge.

Die Glocke der letzten Stunde des alten Jahres hat mir bei Tiecks geſchlagen in ganz kleinem Kreiſe, bei Auſtern u Champagner. Auch deine Geſundheit iſt da getrunken worden, u wie gern hätten wir dich bei uns gehabt — nicht allein der Auſtern wegen.

Deinen und Streckfuß Brief habe ich erhalten. Er enthält nichts, als viel Freundſchaftliches von Streckfuß. Wenn du Familie Glaffey ſiehſt, ſo ſag' ihr, daß es Wähner recht wohl geht u daß er noch dicker geworden iſt.

Daß Simolin nicht entkömmt, wird ſein Billet dir ſagen, jedoch hoffe ich, wird er ſo lange nicht ausbleiben. Laß alſo der Neutag ſagen, daß er vielleicht erſt von Mitte Januars oder Anfang Februars ihr Miethsmann werden wird.

Die Novelle kann ich erſt Dienſtag bei Tieck leſen, weil ich ſie zuerſt ihm allein mittheilen will. Dienſtag eſſe ich bei ihm u vor oder nach Tiſche ſoll ſie daran kommen. Geſtern habe ich Trinklieder geleſen u Tieck hat recht herzlich darüber gelacht, auch über die ſchlanke, blanke.

Auch heute gehe ich wieder zu Tiecks, wie überhaupt wohl alle Tage, ſei es Morgens oder Abends. Morgen eſſe ich bei der Recke, die deiner auch mit vieler Liebe gedenkt.

Es bleibt mit der Rückkehr bei meiner Verabredung — Montags Nachmittags. Herzliche Grüße u Küſſe von mir, dir u den Goldkindern — die hoffentlich während meiner Abweſenheit nicht zu artig werden, damit Alexander nicht um ſeinen Novellenſtoff komme.

To Adelheid Müller.

Leipzig, 7ten Jan. 1826.

Liebe Adelheid,

Ich benutze die Gelegenheit, dich mit einem Paar Worten zu begrüßen u zu melden, daß ich geſund, aber freilich etwas erfroren geſtern in Leipzig eingetroffen bin u deinen Brief zu meiner Beruhigung u Freude bei Wolfs gefunden habe. Was du mir über Auguſtens Krankheit ſchreibſt, genügt mir, u auch hier habe ich mich nach dem Bauernmützel erkundigt u ſeine Unſchuld beſtätigt gefunden. Heut Nachmittag fahr' ich mit Richter nach Halle, wohin auch Hassel kömmt. Montag Nachmittag treffe ich in Deßau ein, die Stunde weiß ich eben nicht. Bis dahin, meine liebe Adelheid, pflege der lieben kleinen Tutte. Papachen wird auch was . . .

To Adelheid Müller.

Franzensbrunn, den 20ten Juli 1826.

Meine liebe Adelheid,

Geſtern Mittag ſind wir wohlbehalten und ohne große Abenteuer und Unglücksfälle hier angelangt, haben bereits eine Wohnung gemiethet, den Arzt geſprochen u überhaupt Alles zur Kur vorbereitet, die wir morgen früh mit dem Trinken des Salzquells anfangen werden. An kleinen Unglücksfällen hat es unterwegs nicht gefehlt: der erſte war die verdorbene Eßmitgiſt, mit welcher unſer Wagen ſchon bei Dolitzſch ſchlecht ausgeräuchert wurde. Die Melone allein wurde gerettet, und dieſe edle Frucht haben wir Mitwoch auf dem hohen Gebirge, in Reichenbach u Oelsnitz verzehrt, wo nie eine gewachſen u ſchwerlich auch je eine verzehrt worden iſt, wenigſtens gewiß keine ſo vortreffliche. Eine junge Wirthin in andern Umſtänden, als die deinigen, bekam Appetit nach der ſeltenen Frucht, und um Unglück zu verhüten, beglückte ich die neue Eva mit einigen Eliſiumsbiſſen.

Wir ſind von Leipzig ziemlich wohlfeil mit einem Lohnkutſcher bis hierher gefahren. In Altenburg, wo wir die nächſte Nacht blieben, war glänzendes Vogelſchießen, aber unſre großen weißgefutterten Mäntel erregten in der illuminirten Nacht ein ſolches Aufſehn, daß wir bald von dem Schießplatze flüchten mußten, was uns ſehr leid that. Die zweite Nacht ſchliefen wir in Oelsnitz bei Plauen.

Das Bad liegt freundlich, iſt aber nicht glänzend, u obgleich voller u theurer, als im vorigen Sommer, doch in Verhältniß zu andern Bädern nicht ſehr koſtſpielig. An Miethe für Stube und Kammer bezahlen wir wöchentlich beide zuſammen 8 Papiergulden, d. i.

ungefähr 2 Thaler, u doch liegt das Haus in der Hauptſtraße, die in dem Buche abgebildet iſt. Unſer Haus heißt Zum goldenen Engel. In ſolcher Hut wird es uns wohl gehn.

Hier habe ich von Bekannten nur den Dr. Loebell aus Berlin gefunden. Neue Bekanntſchaften habe ich noch nicht gemacht u fühle auch keinen Reiz dazu. Berühmte Namen ſtehn nicht in den Badeliſten und ſchöne Geſichter habe ich auch noch nicht geſehn.

Die Poſt nach Eger macht einen ſehr großen Umweg, daher habe ich mit dem Kaufmann Lots in Schöneberg an der ſächſiſchen Grenze, der die Briefpoſt in ſeinem Hauſe hat u unſer Weinlieferant iſt, die Verabredung getroffen, daß du deine Briefe an ihn adreſſirſt u zwar folgender Maßen:

Sr. Wohlgeboren
Dem Herrn Kaufmann Lots
in
Schoeneberg bei Oelsnitz
(Für den Hofrath W.Müller im Voigtlande.
in Franzensbrunn.)

Die Reiſe iſt mir ſehr gut bekommen, der Huſten hat aufgehört und ſchon die Bergluft hat angefangen, mich zu ſtärken. So hoffe ich denn, daß der Brunnen u die Bäder gut anſchlagen werden.

In Leipzig habe ich bei Wolf — er ſelbſt war abweſend aber Hermann im Laden — Deine Beſtellung effektuiren wollen, aber er rieth mir, ihn nicht in Nahrung zu ſetzen. Die Differenz des Preiſes iſt nämlich ſo unbedeutend, daß Transportkoſten u Deßauer Acciſe den Cambric leicht noch theurer machen könnten, als er in Deßau iſt.

Nächſtens mehr. Heute machen wir vielleicht eine Partie, da wir den Abend noch benutzen können. Später müſſen wir gegen Sonnenuntergang einkriechen.

Du ziehſt wohl in dieſen Tagen aus. Ich denke dabei deiner u deines Sturms beim Räumen u Ordnen. Küſſe die lieben Kinder von mir, grüße die Familie, Schochs — bei denen wir das alte Sprüchwort dieſen Sommer über anwenden konnten, ein naher Nachbar iſt beſſer, als ein ferner Verwandter u bleibe du ſelbſt geſund u munter, bade fleißig, ſei guter Laune, wirthſchafte nicht zu viel, zanke dich mit keinem, prügele die Kinder nicht pp

Und hiermit Gott befohlen, meine liebe Adelheid!

Von ganzem Herzen

Dein

W Müller.

To Adelheid Müller.

Franzensbrunn, den 26ten Juli 1826.

Liebe Adelheid,

Der Himmel iſt unſrer Brunnen- u Bade-kur nicht ſonderlich gewogen. Wir haben hier faſt täglich

Regen, und die Eintönigkeit des Franzensbrunner Badelebens iſt aſchgrau von oben her. Indeſſen hat das unſre Kur nicht unterbrochen, und es iſt heute der 5te Tag derſelben. Morgens um 5 Uhr ſtehn wir auf, eine halbe Stunde darauf füllen und leeren wir den erſten Becher des Salzquells und ſpaziren dann ¼ Stunde zwiſchen jedem Becher umher, alſo 1½ Stunde für 6 — ſo viel trinken wir ſchon. Nur noch eine halbe Stunde Spaziergang, und endlich der erſehnte Kaffee auf unſrer Stube, der uns ganz vortrefflich ſchmeckt. Das Bad, das auch in unſrem Hauſe genommen wird, fällt gegen 11 Uhr, u in der Zwiſchenzeit darf auch nicht viel mehr gethan werden, als eine Zeitung geleſen, höchſtens eine gelehrte, ein Brief geſchrieben pp. Um 12½ kurz nach dem Bade, hinter dem wir eine halbe Stunde ohne zu ſchlafen im Bett liegen müſſen, eſſen wir mäßig zu Mittag in einem Speiſeſaal, der uns gegenüber liegt. Mittagsruhe oder doch Mittagsſchlaf iſt verboten. Man geht oder fährt daher gewöhnlich ein Paar Stunden ſpazieren oder, wenn es regnet, ſo treibt man ſich unter den Kolonnaden umher u muſtert die Buden, unter denen ſich die der Glasſchleifer beſonders auszeichnen. Das Abendeſſen muß ſehr knapp ſein, höchſtens ein halbes Backhänel, u gegen 9 Uhr heißt es: Zu Bette.

Das iſt eine Skizze *eines* Tages für alle.

Bekanntſchaften habe ich beinahe ganz abſeits liegen laſſen. Die Leute reizen mich wenig. Nur einigen Weimaranern habe ich mich vorſtellen laſſen, unter andern der Gräfin Henkel, der Stiefmutter der Frau von Hagen, die mit Ulrike v. Pogwisch hier iſt. Uns gegenüber auf einem Balkone iſt eine ſchöne Ausſicht, die ſchönſte Frau in ganz Franzensbrunn, die Frau von Könneritz aus Dresden, von welcher Ruhlen dir ein Bild entwerfen kann. Aber trotz dieſer Nähe haben wir uns ihr noch nicht genähert; denn ihr Mann ſcheint einen ſteifen ſächſiſchen Stolz zu haben, der in einem Bade, wo leichte Diät gefordert wird, nicht zu verdauen ſein möchte.

Glücklicher iſt es uns in Marienbad ergangen, wohin wir geſtern eine Spazierfahrt gemacht haben, von der wir eben zurückkehren. Das Wetter war zwar auch ſchlecht genug, aber deſto beſſer die Leute, ich meine die Gräfin Rose u den Fürſten Lynar. Wir kamen, wie beſtellt, zu einem feſtlichen Souper, welches dieſe u eine Fürſtin Schoenburg u eine Engländerin, deren Namen mir entfallen iſt — ich glaube ſie hieß Cotpiece — zu Ehren einer jungen böhmiſchen Gräfin Lazinska gaben, deren Namenstag (Anna) heute iſt. Da wurde die Badediät freilich etwas überſchritten, aber ich fühle mich doch ſehr wohl dabei, u Simolin ſcheint mehr unwohl zu ſein, weil er ſchon wieder aus Marienbad fort gemußt hat, als weil er da geweſen iſt. Denn heute Abend entgeht uns der Abſchiedsball der Lazinska, wozu man uns faſt fußfällig gebeten hatte, u heute Mittag war uns ein polniſches Diner zugedacht. Aber ich gab nicht zu, daß unſre Kur unterbrochen würde, u ſo ging es denn, nachdem wir unſern Brunnen in Marienbad aus Kruken getrunken, der Wagen u wir um 11 Uhr wieder ab, u wir nahmen heute gegen Abend unſer Bad. Auch Glafey's haben wir geſehn. Beide empfehlen ſich dir, u er bittet dich, Annetten zu ſagen, daß ſie heute ihren Namenstag gefeiert u ihr Wohl in Kreuzbrunnen getrunken hätten. Frau v. Gl. iſt übrigens ſehr angegriffen u muß faſt immer das Zimmer hüten.

Deinen Brief nebſt Beilage habe ich erhalten. Gott gebe dir frohe Laune! Ich habe eine ſo glückliche Reiſenatur, daß, ſobald ich im Wagen ſitze u die Unterſtadt hinter mir habe, daß ich dann gleich frank u frei bin, wie ein junger Burſch. Was ich zurücklaſſe, liegt mir nicht auf dem Herzen, aber wohl darin; aber da mein Herz dann in Schwung kommt, ſo muß das, was drin iſt, ſich den luſtigen Trab auch gefallen laſſen. Es iſt das Schickſal des Zurückbleibenden, die Trennung ſchwerer zu tragen, u dein Temperament verſchlimmert deinen Stand. Hoffentlich werden die lieben Kinder das Mögliche thun, dich zu zerſtreuen u zu beſchäftigen. Der Auszug u Einzug iſt nun wohl überſtanden, u ich muß mich in Gedanken wieder nach unſrer Stadtwohnung verſetzen, wenn ich bei dir ſein will. Das geſchieht oft, aber nie traurig u immer denke ich nur an die Freude des Wiederſehns, nicht an die Leiden des Getrenntſeins. Das ſchöne Pärchen aus Dresden auf dem Balkon gegenüber thut indeſſen ſein Mögliches, meine Sehnſucht nicht einſchlafen zu laſſen.

Die Zerbſter Verſe ſind leider zu dumm, um ſich darüber zu amüſiren, und zu unſchuldig, um ſich darüber zu ärgern. Wahrſcheinlich rühren ſie von irgend einem eiferſüchtigen Judenjungen her, u du wirſt daher von dieſer Seite nichts zu befürchten haben.

Dein Brief iſt neulich ſehr ſchnell gegangen. Donnerſtag früh hatteſt du ihn abgeſchickt, u Sonntag Mittag war er hier. Daher bedarf es künftig der Adreſſe nach Schoeneberg nicht. Morgen hoffe ich einen Brief von dir zu erhalten, u vielleicht iſt dieſer bis dahin noch nicht zur Poſt gegeben. Daher laß' ich noch ein Paar Zeilen Raum.

To Adelheid Müller.

Franzensbrunn, den 2ten Auguſt 1826.

Meine liebe Adelheid,

Heute ſteh' ich in der Mitte meiner Kur, nachdem ich das zwölfte Bad genommen habe. Franzensbrunn bekömmt mir vortrefflich, u ich trinke jetzt den eigentlichen Franzensquell, den ſtärkenden Sprudel, da der reinigende Salzquell das Seinige hinlänglich gethan hat. . . .

Nach einigen Regentagen iſt das Wetter beſtändig geworden, klar, trocken u heiß. Neue Bekanntſchaften habe ich nicht gemacht, außer Fräulein Ludwiger, der ehemaligen Mecklenburgiſchen Hofdame, einer Freundin von Fräulein Glaffey, von der ich ihr viel erzählen muß. Sonſt halten wir uns nach, wie vor, beſonders zu den Weimaranern. Alle Nachmittage machen wir eine kleine Spazierfahrt, denn an Spazierengehn iſt hier in der Sonnenhitze u bei allem Mangel an Schatten gar nicht zu denken. Dagegen bieten die Berge, die in einer Entfernung von 1 u 2 Stunden das Egerland, wie einen Keſſel, umſchließen, ſchöne Punkte dar. Einer der beſuchteſten Plätze iſt Schoeneberg in Sachſen, wo man einen hohen Berg erſteigt, von dem man, außer dem Egerlande, das Fichtelgebirge in Baiern u das Erzgebirge überſchaut. Dort hab' ich neulich beiliegende Verſe gemacht, die ich dir ſchicke, damit du nicht mehr ſageſt, ich hätte nie ein Gedicht an dich gemacht.

Deiner Evanatur ſteht eine harte Prüfung bevor. Simolin hat eine Kiſte mit Glasſachen nach Dessau geſchickt, die vielleicht einige Tage früher ankömmt, als wir. Auch von meinem Einkauf ſind einige Stücke dabei, und — natürlich iſt etwas für dich darinnen, bei Simolin's Sachen, wie bei den meinigen. Simolin hat nun die Kiſte an Cohn adreſſirt u ich bitte dich, dieſen davon zu preveniren. Er hat den ſchriftlichen Auftrag, die Kiſte zu öffnen u zu ſehn, ob nichts zerbrochen iſt. Und nun denke dir, du ſollſt Cohn ſagen, er möge ſich hüten, dir von dem Inhalte der Kiſte irgend etwas zu verrathen.

Das Leben iſt hier ſehr wohlfeil. Oft eſſe ich des Mittags zu 4 Groſchen nach unſerm Gelde, u du weißt, ich liebe das Faſten nicht. Eintönig iſt es aber hier, u bleibt es, daher habe ich ſeit einigen Tagen angefangen, leichte encyclop. Arbeiten vorzunehmen, u es geht damit ſo ziemlich. Etwas Faullenzen gehört indeſſen zur Kur.

Grüße doch Olberg von mir u danke ihm dafür, daß er mich hierher geſchickt hat. Wenn die zweite Hälfte der Kur ſo anſchlägt, wie die erſte, ſo komme ich um 10 Jahre verjüngt nach Dessau.

Schon kann ich dir von der Rückreiſe ſchreiben. Wir denken den 15ten Auguſt von hier abzureiſen. Zuerſt machen wir einen kleinen Abſtecher nach Carlsbad, dann gehn wir nach Nürnberg, u von da über Bamberg, Coburg, Rudolstadt, Jena nach Weimar, wo ich den alten Herrn beſuchen will.

Gegen Ende des Monats ſind wir, ſo Gott will, in Dessau. Den Tag ſchreib' ich dir aus Weimar.

Was deine Briefe betrifft, ſo kannſt du den letzten nach Franzensbrunn Donnerſtag früh mit der Leipziger Poſt, den 10ten Auguſt abſchicken, ſonſt trifft er uns nicht mehr hier. Den 26 oder 27ten Auguſt kommen wir ungefähr in Weimar an. Dorthin ſchreibſt du an mich unter dem Zuſatze, abzugeben an Herrn Profeſſor Hassel. Denn dieſer weiß, daß ich komme.

Der Brief aus Curland erhielt die Nachricht, daß der alte Simolin den 1. September abfährt um nach Dessau zu kommen u daß Caroline einen kleinen Sohn geboren hat. So erhältſt du die uns geſandten Neuigkeiten zurück.

Den 3ten Aug.

Heute wird hier der Geburtstag des Königs von Preußen gefeiert, woran ich, als guter Anhaltiner keinen Theil nehme.

Simolin pouſſirt ſeine Wolkenstein'ſche Liebſchaft. Vor einigen Tagen iſt er mit den vier Schimmeln des Papa, der den Kutſcher machte, nach Marienbad gefahren. Die Familie ſcheint ſehr reich u beſitzt unter andern — denke dir, welche Perſpektive für unſern Keller! — Tokay in Ungarn. Ich thue alſo mein Mögliches, ihn zu der Partie anzuſpornen, wozu er indeſſen auch wohl keines Sporns bedarf.

Lebwohl u laß dir die Bäder gut bekommen. Viele Küſſe für die Kinder u Grüße für die Freunde u Verwandten.

Dein

W Müller.

P. S. Deine Briefe ſind alle richtig angelangt, der letzte durch Richter in Leipzig. Dein Porträt will allerdings keiner von uns beiden haben, denn der gute R. hat eine wahre Fratze aus dir gemacht.

To Adelheid Müller.

Franzensbrunn, den 10ten Auguſt 1826.

Meine liebe Frau,

Bei uns im goldnen Engel wird jetzt angeführt: Die gefährliche Nachbarſchaft. Muß uns das noch in der letzten Kurwoche begegnen! Eine ſchöne Jüdin aus Prag, deren Ruf ſchon über die Berge von Karlsbad u Marienbad lange vor ihrer Ankunft zu uns gedrungen war, hat ſich neben uns einlogirt. Du kannſt denken, welche Noth ich habe, Simolin's Tugend zu bewachen. Denn das Schlimmſte oder, wie Andre es nehmen mögen, das Beſte an der Frau iſt, daß ſie, wie es heißt, nicht bloß in das Waſſer des Bades, ſondern überhaupt in's Waſſer gehen ſoll.

Ich phantaſire mich aus, wie gewöhnlich, u halte mich im Reiche der Poeſie ſchadlos für das verbotene Reelle, u ſo habe ich geſtern in einem Morgen 7 Badegedichte an die Schöne gemacht, von denen ein Paar bereits in ihren Händen ſind. Eine ſo aufrichtige Beichte wird dich hoffentlich über die Treue deines Eheherrn beruhigen. Die ſchöne Frau muß ihre Beiſteuer zu meinem Reiſegelde geben, das iſt Alles; denn die Gedichte aus Eger, ich hatte vor der gefährlichen Nachbarſchaft ſchon gegen 6 fertig gehen per poste an die Eleg. Zeit, wo du ſie vielleicht noch vor meiner Rückkehr leſen wirſt.

Zu deinem Troſte kann ich dir auch ſagen. Die ganze Reiſe wird mir ſehr wenig koſten. Die Reiſe hierher u den Aufenthalt im Bade beſtreite ich ganz mit dem Geſchenk, ſo daß ich nur eine Kleinigkeit von dem Meinigen zur Heimreiſe zuzulegen brauche. Wenn ich das anrechne, was ich hier — auch für die Encyklopädie — gearbeitet, ſo bin ich gratis hin u her.

Übrigens iſt u bleibt es beim Alten. Von Weimar reiſen wir wohl vor dem 29ten nicht ab, denn der 28te iſt Goethe's Geburtstag. Mein Befinden iſt wahrhaft brillant u das Franzensbad thut Wunder an mir. Der Kammerherr Siebigk ſollte über's Jahr hierher kommen, denn die Bäder ſind wichtiger u wirkſamer, als das Trinken. Seine Kommiſſion habe ich beſtens beſorgt, u nun iſt es erklärt, woher der Dessauer Egerbrunnen nichts taugt. Denn ſeit 3 Jahren iſt keine friſche Flaſche von hier nach Dessau gegangen.

Heute haben wir ein intereſſantes Concert, welches die berühmten vier Tyroler Sänger aus dem Zillerthal geben, die der König von Preußen nach Berlin eingeladen hat. Wir haben ihnen gerathen, auf dem Wege Deßau zu beſuchen — es ſind herrliche Kerls. Das Wetter begünſtigt fortdauernd unſre Kur, die wir nächſten Montag ſchließen. Nach der Rückkehr von Karlsbad, ungefähr heute über 8 Tage, ſchreibe ich dir noch einmal von hier.

Daß dir der Pyrmonter ſo ſchlecht ſchmeckt, thut mir leid. Ich trinke den Franzensbrunn mit Delice. Indeſſen hoffe ich doch, trotz dem ſchlechten Geſchmack wird dein Pyrmonter dir auch wohl thun, wenigſtens ſchreibt uns Loen, daß man an dem kräftigen Wellenſchlage in deinem Behälter merke, daß du friſch u munter wäreſt.

Heute iſt ungefähr die Hälfte meiner Abweſenheit von Deßau beendigt, die zweite wird wegen der Veränderung noch ſchneller verfließen. Klage mir nicht über deine verlaſſene Einſamkeit u beneide mich nicht um den hieſigen Aufenthalt. Wenn ich nicht undankbar gegen die wohlthätige Quelle zu ſein fürchtete, ſo würde ich, wie du, über die hier zugebrachte

Zeit klagen, während Andre in den vier Wochen nach dem Rhein, nach Dresden oder wo ſonſt hin fliegen. Den einzigen Reiſegenuß erwarte ich noch von Karlsbad, Nürnberg, Bamberg, Coburg, Jena u Weimar.

Die Preußiſche Umſtellung von Bernburg ſchnürt mir ſelbſt in dieſer Beziehung die Bruſt zuſammen. Von Kalckreuth habe ich einen Brief aus Dresden. Er hat dort mein Missolunghi auch einmal in 1500 Ex. drucken laſſen, um es durch die Welt zu verbreiten. Die Griechenlieder ſind ſelbſt bis tief in Oeſtreich bekannt, wenigſtens dem Namen nach, u ich werde daher oft mit großen Augen angeſehn.

Wie ſieht es aus mit der Wohnungsveränderung? An Gelde ſoll es zu Michaeli nicht fehlen, wenn ſonſt Alles bereit iſt.

Küſſe die lieben Kinder von mir u verziehe ſie nicht mit den vielen Prügeln, ſonſt muß ich mich nachher zu ſehr mit der Liebe u Güte anſtrengen, u das entgeht dann dir. Bleib geſund u denke

Deines
in jeder Nachbarſchaft treuen
u liebevollen Mannes
W Müller.

P. S. Simolin hat ſchrecklichen Unſinn in ſeinem Briefe gemacht. Die Pantoffelgeſchichte iſt ohne

Dichtung die, daß er neulich Abend meine grünen Pantoffeln vor die Thüre der ſchönen Pragerin geſchoben hat.

To Adelheid Müller.

Franzensbrunn, 12ten Aug. 1826.

Ich benutze eine ſchnelle u ſichere Gelegenheit nach Dresden, meine liebe Adelheid, um dir die tröſtliche Mittheilung zu geben, daß

Die gefährliche Nachbarſchaft

zu Ende geſpielt iſt. Die ſchöne Pragerin zieht heute aus. Einige behaupten, ſie ſei geſtern über grüne Pantoffeln gefallen, die Simolin wieder vor ihre Thür geſchoben hatte, Andre ſagen, Geſpenſterfurcht ſei Schuld daran, denn ſie habe neulich um Mitternacht, als ſie aus dem Ball nach Hauſe gekommen, eine *lange* weiße Geſtalt im Hemde vor ihrer Thür herumſchleichen ſehn, noch Andre wollen wiſſen, es ſei wegen eines durch ihre Schlafkammer gebohrten Loches, durch welches ſie neulich ein Perlenmutterauge habe durchgucken ſehn, endlich ſprechen andre von einem Befehl ihres alten in Karlsbad abweſenden Mannes. Das letztere ſcheint wahrſcheinlich: denn es iſt bemerkt worden, daß ſeit einigen Tagen alle Kinder Iſrael um den goldenen Engel herumſchleichen, als ſtehe ihre Bundeslade darinnen, in

Gefahr, von den Philiſtern geraubt zu werden, u der Graf Wolkenſtein hat geſtern Abend einem dieſer Schleicher ein paar Donnerwetter u Hetzpeitſchenofferten nachgeſchickt. Simolin iſt in Verzweiflung u will ſich in den Franzensbrunnen erſaufen. Er hatte eben ein neues Schild beim Lackirer für unſer Haus beſtellt, mit folgender Inſchrift:

> Zum goldnen Engel nennt ſich dieſes Haus,
> Ein Engel mehr als golden ſchaut heraus,
> Und lehret mich, wie ich auf dieſer Erden,
> Durch eine Sünde könne ſelig werden.

Dieſe Tollheiten mögen dir mehr als alle Verſicherungen, daß ich wohl u munter ſei, beweiſen, daß ich es wirklich bin.

Wir haben geſtern die Tyroler ſingen hören, ein großer Genuß, der auch dir bevorſteht; denn ſie haben u[ns] feſt verſprochen, von Leipzig über Deßau nach Berlin zu gehn. Von da gehn ſie über Kopenhagen nach London, von da nach Petersburg, ohne Noten und Text, alles im Kopfe u in der Kehle. Übermorgen reiſen wir nach Karlsbad, u unſer Plan bleibt Tag für Tag ſo, wie ich ihn dir geſchrieben. Du weißt alſo, wo du mich in Gedanken zu ſuchen haſt.

Obgleich ich mich hier gegen Bekanntſchaften faſt gewehrt habe, ſo bin ich doch ſo allmählig hineingekommen, ich weiß nicht wie, u habe vollauf zu thun, Partieen u Geſellſchaften abzulehnen, theils aus Ökonomie, theils aus Geſchmack.

Ich habe ſchon daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, daß du uns in Weimar abholteſt. Was meinſt du dazu? Die Sache iſt nur deswegen riskant, weil die Beſtimmung des Tages der Ankunft von hier aus immer etwas unſicher ſein muß. Denn wer kann einen Aufenthalt von einem oder zwei Tagen vorausſehn? Vielleicht reiſen wir zu Michael nach Dresden, wenn es ſich beſtätigt, daß Tieck den Ruf nach München annimmt. Denn alsdann muß ich ihn nothwendig noch ſehn.

Lebwohl und froh, meine liebe kleine Frau. Von Weimar kann ich dir Tag u Stunde meiner Rückkehr melden, und dann kömmſt du mir wenigſtens bis Heideburg entgegen.

Von Herzen der deinige

W Müller.

To Adelheid Müller.

Franzensbad, den 15ten Auguſt 1826.

Meine liebe Adelheid,

Ich ſchreibe dir noch einige Zeilen aus Franzensbad, ſchicke aber den Brief erſt von Baireuth ab, um dir Porto zu erſparen. Wir haben geſtern unſre Kur glücklich beſchloſſen, und heute packen wir. Morgen früh fahren wir über Wunsiedel (Jean Pauls Geburtsörtchen) u Alexandersbad nach Baireuth, wo wir J Pauls friſchen Grabhügel beſuchen wollen. Donnerſtag geht es nach Nürnberg. Karlsbad haben wir aus mancherlei Gründen aufgeben müſſen, was jedoch dein Schaden nicht ſein ſoll.

Es thut mir ſehr leid, daß die Bäder dir nicht ſo wohl gethan haben, wie mir. Was hilft da meine Stärkung? * * * * * * * * * * * *
nach ihrem Auszuge kam — ganz unerwartet — ihr Mann. Am Morgen ſahn wir ſie mit mürriſchem Geſicht an ſeiner Seite wandeln, u er ſchoß wilde Blicke auf uns. Die Schöne hat es uns ſehr nahe gelegt, ihr nahe zu kommen — aber vielleicht hat ſie es eben dadurch mit uns verdorben; denn nichts iſt zurückſtoßender, als eine Frau, die ſich Männern gleichſam andrängt. Als ſie auszog, ließ ſie uns zweimal durch ihre Kammerjungfer einladen, ſie in ihrer neuen Wohnung zu beſuchen. Wir konnten nicht anders. Als wir hineintreten, ſind zwei ihrer Verwandten bei ihr, ſie erröthet, will uns präſentiren, u — weiß unſre Namen nicht. Mehr davon mündlich. Ich habe zum Schluß meiner Sprudel- u Wannengedichte folgende Verſe gemacht, die zugleich als Vorrede für Lockenlieder u andre unehliche Gedichte dienen können:

Auf dem friſch gefüllten Glaſe
Siehſt du Sil[ber]perlen ſtehn.
Trink, die leere Waſſerblaſe
Wird am Munde dir zergehn.

Alſo ſpielen Liebesträume
Perlend in des Dichters Bruſt.
Seine Leiden ſind nur Schäume,
Und ſein Lied iſt ſeine Luſt.

In Weimar erwarte ich mit Gewißheit Briefe von dir bei Hassel. Schicke deinen Brief Donnerſtag früh den 24ten ab, ſo erhalte ich ihn noch. Noch lieber wäre es mir, ſchriebeſt du ſchon früher, ſo daß der Brief Montag früh den 21ten abginge. Dann fände ich gleich bei meiner Ankunft Nachricht von dir, die ich ohnedies jetzt lange entbehren muß.

Es freut mich, daß die ehlichen Gedichte aus Schönberg dir gefallen haben u du kannſt ſie dir auf Wort u Glauben ganz zueignen.

Simolin hat es durchaus nicht leiden wollen, daß ich Karlsbader Stecknadeln kaufe, u ich habe es heimlich thun müſſen. Er verſpricht nämlich dir ſo viel Spitzen auf der Zunge mitzubringen, daß du keine Nadeln brauchſt. Er ſagt wieder: Der Unſchuldige muß viel leiden. Sobald er Hegewalds Brief erhalten, hat er dir dafür gedankt, aber du kannſt die Zeit nicht erwarten, wogegen die hieſige Poſt aber oft lange warten läßt. An die Schain Thres hat er nicht geſchrieben, ſondern, ſeinem Verſprechen zu Folge, ein Paar Zeilen an den alten David, die bloße Nachricht von ſeiner glücklichen Ankunft in Franzensbad.

Der alte Simolin kömmt allein, u Alexander denkt allerdings daran, im Herbſt zu ſeiner Mutter zurückzukehren. Aber der Menſch denkt, Gott lenkt.

Adieu in Franzensbad!

Baireuth, den 17ten Aug.

Geſtern Abend oder Nacht gegen 11 Uhr ſind wir hier angelangt u fahren heute um 7 Uhr Abends mit der Schnellpoſt nach Nürnberg.

Wir haben eine ſchöne Fahrt durch das Fichtelgebirge gehabt u in Alexanderbad gab es viel auf die Berge zu klettern, was ich, mit Hülfe der Badeſtärkung, vortrefflich executire.

Wir kommen eben von einem Spaziergange zurück, den wir nach dem ſchönen Park, der Hermitage, gemacht haben. Auf dem Wege dahin iſt das berühmte Wirthshaus der alten Rollwenzeln, bei der J. Paul faſt 24 Jahre lang beinahe täglich geſchrieben hat. Wir haben in der kleinen Stube geſeſſen u Baireuther Bier getrunken, gegenüber die Alte, die uns mit thränenden Augen von dem Mann erzählte, den ſie wie einen Gott verehrt, obgleich ſie keine Zeile von ſeinen Gedichten geleſen. Das Stübchen iſt klein u unſcheinbar, wie in einem honetten Dorfwirthshauſe, aber die Ausſicht iſt reizend u reich. Man geht damit um, ihm an dieſer Stelle ein Denkmal zu ſetzen.

Hier bei dem köſtlichen Baireuther Bier fällt uns der gute Ruhlen ein, deſſen Sehnſucht nach dieſem Getränk dir bekannt iſt. Was macht er denn? Iſt er auch in Dessau oder finden wir ihn in Weimar. Im erſten Falle grüße ihn doch von uns.

Eben kommen wir von Jean Pauls Grabe zurück, von dem ich dir ein kleines unſcheinbares Blümchen ſchicke.

Lebwohl, meine liebe Adelheid, und küſſe die lieben Kinder — ohne Prügel.

Von Herzen
der deinige
W Müller.

To Adelheid Müller.

Weimar, den 26ten Auguſt 1826.

Meine liebe kleine Frau,

Da bin ich denn in Weimar, nur noch 17 Meilen von dir u wenn dieſer Brief Mittwoch Mittag ankömmt, ſo trifft der Schreiber deſſelben vielleicht denſelben

Abend ein, oder, laß uns lieber den letzten Termin ſetzen, Donnerſtag bei guter Zeit.

Wir haben unſre Reiſe auf das glücklichſte zurückgelegt u ſind noch ein Paar Tage früher, als wir uns vorgeſetzt hatten, hier eingetroffen, nämlich Mittwoch Mittag, ſo daß, wenn das Feſtmahl zu Göthes Geburtstag, den 28ten Auguſt, uns nicht feſthielte, wir ſchon einige Tage früher in Deßau ſein würden. Donnerſtag Mittag haben wir den alten Herrn geſprochen u heute Abend ſind wir zu ihm eingeladen. Dein Mann wird hier bei guter Laune erhalten und mit Komplimenten, Ehrenbezeugungen u Einladungen nach Möglichkeit heimgeſucht. Übrigens hat er dazu noch den Troſt für Deßau, daß das alte Sprüchwort vom Propheten in der Vaterſtadt oder im Wohnort ſich hier ſogar an dem großen Göthe bewährt. Davon mündlich. Denn das Weimar iſt ein wunderlicher Ort u von ſeinen böſen Seiten böſer als Deßau. Namentlich iſt das Kliquenweſen und das Klatſchen hier toller als in Deßau u es muß ſehr ſchwer ſein, ſich als Neueintretender durchzuſchlagen.

Den alten Großherzog hoffe ich bei der Frau von Heigendorf zu ſprechen, da ich ihm, aus Mangel an Equipage, nicht bei Hofe präſentirt werden kann. Die Poeten u Gelehrten habe ich begrüßt, meiſt kleine Leute, aber freundlich u beſcheiden. Sontag reiſe ich nach Jena, wohin die Schopenhauer, die dort wohnt, mich eingeladen hat. Vogels haben angelegentlichſt nach dir gefragt. Die Frau iſt ſehr anziehend u gefällt in Weimar, das heißt, nach der böſen Rede, ſie fängt auch an, ſich die Cour machen zu laſſen.

Was ſoll ich dir von Göthe ſagen? Er war freundlich, aber, wie immer bei der erſten Zuſammenkunft mit Fremden, etwas befangen, ja faſt verlegen, ſo daß er mich mehr ſprechen ließ, als ſelbſt ſprach. Alles dies läßt ſich beſſer mündlich wiedergeben, u ſpäteſtens in 30 bis 36 Stunden bin ich ja bei dir mit Gottes Willen.

An die Kinder habe ich in Nürnberg gedacht, aber mein Mantelſack hat nur Spielſachen in kleinem Maßſtabe aufnehmen können. Ja, wenn man Alles ſo fortſchaffen könnte auf einem Packwagen, da würde es mehr ſetzen.

Die Vogelſchießen u Kirmeſſen haben uns auf dem Wege von Nürnberg bis hierher verfolgt. In Rudolſtadt, in Weimar Vogelſchießen — u wir gehen jetzt ohne weißgefutterte Mäntel dahin.

Ich wohne hier bei Hassel, kann alſo nicht mehr für Simolin's Aufführung ſtehn.

Nun, meine liebe Adelheid, bereite deinem Manne eine gute Aufnahme in deine Arme u in ſein Haus. Auch die Küche wird in Anſpruch genommen zu einem erquickenden Abendeſſen. Die Wahl der Speiſen wird dir nicht ſchwer fallen, da es jetzt Haſen u Rebhühner giebt. Champagner iſt noch im Keller dazu, u da Simolin wohl mittrinken wird, ſo kannſt du dich auch darauf freuen, ohne dein Gelübde zu verletzen.

Ich bringe die Erfahrung mit Partout comme chez nous, wenigſtens in allen kleineren Hofſtädten. Laß uns daher in Geduld unſer Deßau tragen u ertragen. München iſt ein Ort, der eine eigens dazu eingerichtete Leibeskonſtitution bedarf, um geſund u wohl zu bleiben, daher glaube ich auch kaum, daß Tieck hinkommen wird. Mir ſteht, wie ich hier wieder mit Sicherheit höre, der Ruf nach Wolfenbüttel bevor, wo ich faſt ohne Competenz vorgeſchlagen bin, ſeit mehr als einem Jahre. Aber die Leute rathen mich alle ab, den Ruf anzunehmen.

Lebwohl, meine liebe Adelheid, u gedulde dich noch bei guter Laune die kurze Zeit bis zur Rückkehr

Deines
vielgerührten aber unverführten
W Müller.

P. S. Deinen Brief habe ich zu meiner großen Beruhigung und Freude hier vorgefunden.

To Ludwig Tieck.

Deſſau, 17ten Oktober 1826.

Bei dem neuen Abdruck meiner erſten Gedichtſammlung erinnerte ich mich lebhaft des ſchönen Nachmittags in Kalckreuths Sommerwohnung an der Elbe, wo ich Ihnen, kurz nach unſrer Bekanntſchaft, meine Müllerlieder vorlas, und von Ihrem Urtheil aufgemuntert, den Entſchluß faßte, damit in die Welt zu treten. Von dieſem Tage an, wie viel verdanke ich Ihnen, mein verehrter Freund! Darum nehmen Sie meine Dedikation, die einfach iſt, wie ich ſelbſt, nicht für eine formelle Redensart, ſondern für den wahren Ausdruck meiner Dankbarkeit.

Ich habe von Raumer aus mündlicher Mittheilung erfahren, wie es Ihnen geht und was Sie treiben. Das muß mich denn dieſes Jahr ſchadlos halten für den aufgegebenen Beſuch in Dresden. Ich habe dafür das alte ſchöne Nürnberg kennen gelernt und Göthe geſehn, und noch dazu ihm Glück gewünſcht zu ſeinem 77ten Geburtstage. Das iſt auch etwas, das quondam meminisse juvabit. Der alte Herr war wohl auf, gut gelaunt, mit mir ſehr höflich und freundlich, aber das iſt auch Alles, und was ich aus ſeinem Munde gehört, das kann mir jeder gebildete Miniſter ſagen. Doch auch gut ſo, und viel beſſer, als wenn er mir z. B. über Shakspeare's Romeo und Julie das geſagt hätte, was im neueſten Hefte ſeiner Zeitſchrift ſteht. Das iſt auf Sie gemünzt.

Ich bin in dieſen Tagen in meine neue große und ich darf ſagen ſchöne Dienſtwohnung eingezogen. Möchte mir doch das Glück werden, Sie einmal darin zu beherbergen! Und nun kann ich die Frage nicht mehr zurückhalten: Bleiben Sie in Dresden? Ich fühle meinen Egoismus in dem ängſtlichen Eifer, mit dem ich dieſe Frage thue, und doch kann ich nicht anders.

Mich beſchäftigt jetzt die Encyklopädie — und dieſes iſt gleich wieder ein Stichwort zu der Frage: Liefern Sie mir aus beſonderer Freundſchaft für den Gegenſtand und auch für mich den Artikel Hardenberg? Er iſt jetzt bald an der Reihe. Sonſt habe ich ein Paar hundert Epigramme oder Reimſprüche gemacht, wovon 100 in der Eleganten Zeitung abgedruckt zu leſen ſind, worüber ich wohl Ihr Urtheil hören möchte. Sie ſtehn in den Nr. gegen 100 — 98 bis etwa 102 —. Auch in Eger habe ich Verſe gemacht, die Loebelln ſehr gefielen und in demſelben Blatte zu leſen ſind. Dieſen Winter will ich wieder Shakspeare vorleſen, nicht für Geld, ſondern für gute Freunde. In dem Zimmer, wo ich leſe, ſteht Ihre Büſte[1]) mir gegenüber, die ſoll mich vor gar zu argen Mißgriffen bewahren. Denn durch Sie iſt mir der Sinn für Shakspeare zuerſt aufgegangen, und wenn ich Ihnen auch weiter nichts ſchuldig wäre, welche Unendlichkeit der Schuld! Meine Wünſche arbeiten mit Ihnen an der Vollendung des Heinrich VIII., des Macbeth, des Wintermährchens und des mir faſt unvollendbar erſcheinenden Loves Labours Lost, das ich neulich wieder einmal, und ich darf wohl ſagen, mit mehr Genuß, als jemals, geleſen habe.

---

[1]) Meine Frau will ausdrücklich bemerkt wiſſen, daß ſie mir dieſe Büſte zu meinem 32ten Geburtstag, den 7t. Oktober 1826, geſchenkt hat.

Meine Häuslichkeit iſt in erwünſchtem Zuſtande, Frau und Kinder geſund und fröhlich, wie ich ſelbſt, dem der Egerbrunn faſt ſo wohl gethan hat, als hätte ich ihn ſehr nöthig gebraucht. Empfehlen Sie mich dem freundlichen Andenken der Frau Gräfin, Ihrer Gattin und Töchter. Eben darum bittet meine Frau, die mir oft Vorwürfe macht, daß ich, ſtatt nach Eger allein, nicht mit ihr nach Dresden gereiſt bin. Ich verſpreche keinen Beſuch wieder, weil ich Oſtern habe mein Wort brechen müſſen. In jeder Entfernung iſt ja doch mein beſter Theil viel und oft bei Ihnen.

Mit unveränderlicher Hochachtung und Liebe

Ihr
treu ergebener Freund
W. Müller.

To the Editor of the 'Berliner Litteraturzeitung'.

Dessau, 21ten Nov. 1826.

Ich danke Ihnen, mein verehrter Freund, für Ihre Einladung zur Theilnahme an der Berliner Lit. Zeit. u zwar um ſo mehr, wenn ich dieſem Auftrage auch Ihren lieben Brief verdanke. Die Einladung iſt von der Art, daß ſie in der That eines Fürſprechers nicht bedarf, u ich ſchätze es mir als eine Ehre, Theil an einem Inſtitute zu nehmen, deſſen Gründung auf ſo würdigen Namen beruht, wie die, welche Sie mir nennen. Jedoch bin ich, theils auch als Rezenſent, ſo vielfach beſchäftigt, daß ich vor der Hand nicht ſehr viel werde leiſten können, und ich theile Ihnen umſtehend ein Verzeichniß von Büchertiteln mit, die ich theils aus dem Meßkatalog von Michaelis 1826 gezogen, theils aus Büchern ausgeſchrieben, mit denen ich mich eben jetzt beſchäftigt habe. Überſenden von Büchern wird bei mir nie nöthig ſein, da ich durch meine Stellung Gelegenheit habe, Alles, was ich brauche, zur Anſicht zu erhalten. Das Verzeichniß bitte ich mir zurückzuſenden, nachdem die Red. bemerkt hat, welche Bücher ich zur Austheilung erhalten kann, u welche nicht. Ich verpflichte mich dann, die übernommenen im Laufe des Jahres 1827 anzuzeigen.

Leider kann ich zu Weihnachten doch nicht nach

Berlin kommen. Warum nicht? Das werden Sie nicht errathen. Weil ich Regiſſeur-Geſchäfte habe. Unſer Herzog, des herumziehenden Theaterweſens müde, läßt nämlich im Schloſſe ein kleines hübſches Bühnchen für Dilettanten einrichten, u da habe ich mich nolens volens nicht bloß als Spieler, ſondern auch als quasi Regiſſeur engagiren müſſen. Der Hof wußte keinen andern Rath, da mußte ich denn einmal mehr ſein, als Titular-Hofrath. Länger als bis Oſtern bleibe ich aber gewiß nicht ohne Reiſe, u die erſte geht nach Berlin. Dann ſuche ich Sie in Ihrer neuen Wohnung auf, hoffend in jeder Maaße in Ihnen den alten unveraltet wiederzufinden. Meine Frau — ebenfalls unter meine Theaterregie gebracht — erhält nun vor Oſtern auch keinen Urlaub u empfiehlt ſich bis dahin dem freundlichen Andenken bei Ihnen u Ihrer verehrten Frau Gemahlin. Daſſelbe thue ich, der ich mit der freundſchaftlichſten Hochachtung u Ergebenheit verharre

der Ihrige

W Müller.

P. S. Dürfte ich Sie wohl erſuchen, inliegenden Brief an Adr. abgeben zu laſſen. Ich habe die Nummer vergeſſen. Das iſt unfern der Herkules-Brücke, und die Wohnung die des Hofraths Hegewald, des Vaters deſſen, an den der Brief gerichtet.

To Ludwig Tieck.

Deſſau, den 11ten Juli 1827.

Verehrteſter Freund!

Ich könnte ein wenig empfindlich gegen Sie ſein und ſollte vielleicht ſo thun, aber ich will doch lieber wahr ſein und Ihnen ſagen, daß Ihr Schweigen auf meine Briefe und Dedikationen mir eine Zeit lang nur das unangenehme Gefühl des Wartens, nachher aber die Ueberzeugung gebracht hat, daß Sie aus keinem andern Grunde nicht an mich geſchrieben haben, als weil Sie nun einmal ungern ſchreiben, zumal, wenn Sie es erſt lange aufgeſchoben haben. Göthe'n nähm' ich ein ſolches Schweigen übel, einem Könige noch mehr.

Dieſen Brief überbringt Ihnen der Fürſt zu Lynar, welcher ſich nach Ihrer Bekanntſchaft ſehnt und als Mann von Geiſt und Eifer für das Schöne, dabei ſelbſt mit Talent für die Poeſie ausgeſtattet, ſeinen Aufenthalt in Töplitz und Dresden benutzen wird, vorzüglich um Ihnen näher zu kommen und ſich Ihrer Mittheilung auch zu eigener Belehrung und Ermunterung zu erfreuen. Ich bin überzeugt, daß auch Ihnen die Bekanntſchaft dieſes liebenswürdigen Fürſten und ſeiner Gemahlin, deren lyriſche Verſuche ausgezeichnet ſind, genußreiche Stunden verſchaffen wird und freue mich daher, die Erinnerung an mich mit dieſem Verhältniſſe verknüpfen zu dürfen.

Ich leide ſeit einiger Zeit an dem Uebel, welches mit dem weiten und ſchwankenden Namen der Hypochondrie bezeichnet wird. Jedoch geht es jetzt wieder ſo gut, daß ich den 31ten nach dem Rhein abzureiſen gedenke, wo ich wohl ein paar Monat zubringen werde.

Wenn Ihr Verſprechen, mir den Artikel Hardenberg zu liefern, Sie drückt und vielleicht gar Schuld iſt an Ihrem Schweigen gegen mich, ſo theile ich Ihnen die Nachricht mit, daß ich, ohne ihre Abſage abzuwarten, den Artikel bereits anderwärts untergebracht habe

Meine Frau, die mich nach dem Rheine begleitet, empfiehlt ſich Ihnen und den Ihrigen beſtens und ſo thue ich als

Ihr treu ergebener Freund und Diener
W. Müller.

NOTES AND INDEX OF NAMES

NOTES.

The following books are frequently referred to in the Notes and Index of Names:

Allgemeine Deutsche Biographie.
Anhalt'sches Schriftsteller-Lexicon. Bemberg, 1830.
Briefe an Tieck, ed. Holtei. Breslau, 1864.
Briefe an Fouqué, ed. Kletke. Berlin, 1848.
Brockhaus' *Conversations-Lexicon.*
Brentano, *Gesammelte Schriften.* Frankfurt a/M., 1852–5. Bd. 8.
Brümmer, *Lexicon der deutschen Dichter des 19n Jahrhunderts.* Leipzig, n. d.
Chézy, *Erinnerungen aus meinem Leben.* Schaffhausen, 1863–4.
Geiger, *Berlins geistiges Leben.* Berlin, 1893.
Goedeke, *Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Alte Ausgabe.*
Hensel, *Die Familie Mendelssohn, 1729–1847*^{8}. Berlin, 1895.
Hitzig, *Gelehrtes Berlin im Jahre 1825.* Berlin, 1826.
Müller, *Vermischte Schriften.* Leipzig, 1830.
Müller, *Gedichte*, ed. Max Müller. Leipzig, 1868.
Reinkens, *Lieder von Luise Hensel*^{8}. Paderborn, 1870.
Schlüter, *Briefe der Dichterin Luise Hensel.* Paderborn, 1878.
Weber, *Karl Maria von Weber, ein Lebensbild.* Leipzig, 1864–6.

All biographical reference will be found in the following Index of Names.

Page 4, line 2: Müller left Brussels Nov. 18, 1814. A love affair in that place caused him much agitation and is undoubtedly mirrored in his early sonnets. *Jour. Germ. Phil.*, iv, 1 ff. It is possibly the hitherto unexplained "eisenfestes Band" in his poem, *Leichenstein meines Freundes Ludwig Bornemann*, printed in the *Bundesblüthen*.

4, 9: The Hensels lived at this time at the corner of Markgrafen- and Lindenstr. Reinkens, p. 27.

5, 3: The well-known figure in E. T. A. Hoffmann's *Phantasiestücke in Callot's Manier*. 4 vols. Bamberg, 1814–15.

5, 9: *Kreisleriana;* 2d group, no. 5. 'Der Musikfeind.'

5, 14: Not *gleichgesinnte*, as misquoted by Max Müller in ADB. xxii, 692, and in all later citations.

5, 16: What book M. refers to is not clear. Uhland owed the inspiration for his Rudello to the story in Jacobi's *Iris*, 1812, 99 ff. Schmidt-Hartmann, *Ged. v. L. U.*, 1898, ii, 83.

6, 8: *Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit.*

7, 5: Founded Jan. 4, 1815. Met every Thursday evening in the Börsenhaus.

7, 6: A treatise on minnesang 'which betokens individuality of thought, but contains many traces of youthful immaturity' (Schwab); prefaced later to the *Blumenlese aus den Minnesängern*. Berlin, 1816.

8, 8–13: Schwab's description of Müller's personal appearance at this time is interesting in this connection.

8, 24: Madame Rochs is meant.

9, 13: Friedrich Wilhelm III.

9, 24: Friedrich Wilhelm, Crown Prince of Prussia.

10, 4: See note to 4, 2 above.

10, 5: Mentioned nowhere else in M.'s writings.

11, 11: *Frauentaschenbuch für das Jahr* 1816. Nürnberg bei Joh. Leonh. Schrag.

12, 5: By Ehrenfried Blockmann, pp. 98–100.

12, 18: Possibly M.'s favorite poem, *Abendreihn.*

13, 15: Perhaps employed here, as in the following year in Brussels, in the position of orderly-clerk.

15, 17: Painted before 1473 by Memling of Bruges. Carried by the French from the Marienkirche in Danzig to Paris in 1807, brought to Berlin in the autumn of 1815, and from there restored to Danzig. *Die Sängerfahrt,* published early in 1817 (dated 1818) by Fried. Förster and the group of young romanticists in Berlin (Arnim, Brentano, Müller, the Hensels, Chamisso, etc.), contains sixteen copper-plates illustrating the painting.

17, 8: Well-known resort at the north side of the Thiergarten.

18, 4: *I. e.*, Karl Förster.

19, 4: M. had gone to Brussels early in 1814 with the Prussian Army of Occupation.

19, 25: For a discussion of M.'s whole attitude towards Luise, see *Deutsche Rundschau*, March, 1902, 370–374.

24, 3: The Gertraudten-Kirche, formerly standing on the Spittel-Markt, popularly known as the Spital- or Spittelkirche.

24, 17: During the campaign of 1813.

25, 9: In the piece, *Der goldne Topf.*

27, 21f.: Refers to the closing verses of Müller's *Abendreihn:*

Dies Liedchen ist ein Abendreihn,
Ein Wandrer sang's im Vollmondschein;
Und die es lesen bei Kerzenlicht,
Die Leute verstehn das Liedchen nicht,
  Und ist doch kinderleicht.

28, 20: Büsching und von der Hagen's *Sammlung deutscher Volkslieder*. 1807. *Des Knaben Wunderhorn*. 1806–8.

29, 25: See note to p. 7, l. 6.

32, 21: *Nachricht von den neuesten Schicksalen des Hundes Berganza.*

33, 24: Hoffmann caricatures Goethe as 'eine ungeheure in hässlichen glänzenden Farben gesprenkelte Kröte.'

39, 13: Leopold Friedrich.

42, 22: Luise Hensel's dislike for dancing finds expression in her *Die Siebzehnjährige auf dem Balle* (*Lieder*,² p. 23):

  Du liebst mich, weil durch braunes Haar
Sich schlingt der grüne Lebenskranz,
  Weil frisch und voll der Wangen Paar
Und leicht der Fuss sich hebt im Tanz.

  O, armer Jüngling! Wisse, bald
Ist all' das hin, was du geliebt,
  Geknickt die blühende Gestalt,
Die jetzt den Zauber auf dich übt.

This is the only one of her songs which is undoubtedly occupied with Wilh. Müller.

43, 26: An allusion to M.'s *Abendreihn*.

46, 3: Geiger found in this 'blue moonlight' a specific echo of the Romantic School. This and other passages from the diary (Nov. 17, 18, 30, 1815: Jan. 7, 1816) teach us that this color is taken from the violet eyes of Luise, which were also immortalized by Wilh. Chézy. Geiger, *Berlins geistiges Leben* 1893, ii, 414. *Der blaue Mondenschein* was printed in *Sängerfahrt* (1818) p. 66. May have suggested to Heine his *Wallfahrt nach Kevlaar*, but cf. Legras, *Henri Heine*, p. 58 ff. Reprinted in Arthur Müller's *Moderne Reliquien*, pp. 44–46, but not taken up in Wilh. M.'s *Gedichte*.

50, 25: See note to p. 17, l. 8.

51, 21: Philipp Buttmann, the president of the Royal Academy, signed Müller's credentials as collector of inscriptions in Greece and Asia, dated August 20, 1817.

53, 21: In the *Gesellschafter* of 1817 Müller carried on an extended and somewhat bitter controversy with Adolf Müllner in regard to the opera.

55, 10: This thought finds almost its exact counterpart in one of Brentano's letters to Luise. Cf. *Deutsche Rundschau*, March, 1902, p. 373.

57, 4: Given for the benefit of the members of the Berlin Landwehr. The *Leipziger Schlacht* was rendered by Beschort.

59, 2: *Kleine Erzählungen von der Verfasserin des 'Roderich,' der 'Frau des Falkensteins'* usw. Berlin, bei J. E. Hitzig, 1811.

59, 3: Half a page of ms. has been here cut out.

59, 4: The third of Frau von Fouqué's *Kleine Erzählungen*.

59, 10: Half a page of ms. is lacking here.

60, 20: Grimm's edition, publ. 1815. Schlüter, p. vii, affirms she knew the entire poem, *Der arme Heinrich*, by heart.

61, 6: *Rudello* (1814).

61, 11: A curious confusion of Rückert's pseudonym, which Müller gives correctly, p. 12, l. 1.

69, 3–5: These two songs not preserved.

70, 18: *Der Fiedler vom Rhein*, publ. in Fouqué's *Frauentaschenbuch für* 1818, p. 374. Repr. with slight alterations in *Gedichte*, i. 37, under title, *Hier und dort*.

74, 12: Five lines erased in ms.

74, 17: Publ. Berlin, 1816. 'In der Maurer'schen Buchhandlung.' Contributions from Blankensee, Hensel, Kalckreuth, Müller, Studnitz. M's. verses repr. and discussed in *Publications of the Modern Language Association of America*, xiii, 250–285.

74, 21: *An die Leser, ibid.*, 251.

77, 26: Publ. in the *Sängerfahrt* (see note to p. 46, l. 3), p. 190, and in *Gedichte*, i, 65, under the title, *Ländlicher Reigen*. This has been heretofore wrongly assigned to M.'s Italian period.

80, 23: Compare p. 27, l. 21.

81, 2: Eleven lines erased in ms.

81, 9: In the tableaux from Lalla Rookh, given in the royal palace at carnival-tide, 1821, and arranged by Wilh. Hensel, he took the part of the prophet Mokanna.

82, 3: For a fuller account of this visit, see p. 94, l. 21 f.

82, 13: *I. e.* 'Bowle.'

83, 1: Founded by Görres, 1814.

84, 11: Five lines erased in ms.

84, 24: For Luise Hensel's experiences in reading Böhme, see Reinkens, p. 58 ff.

85, 14: Also the meeting-place of the *Deutsche Gesellschaft*. Cf. p. 7, l. 5, n.

85, 17: According to Reinkens, p. 71, Luise was poisoned by escaping coal-gas. She recuperated during the summer and autumn of 1816 at Schöneberg, a suburb of Berlin.

86, 9: During this year Brentano became Luise Hensel's most ardent suitor.

86, 18: Nov. 18, 1814. Cf. p. 4, l. 2, n.

87, 3: The Giustiniani collection of paintings was purchased in Paris by the King of Prussia in 1815.

87, 4: Goedeke's statement (1st ed. iii, 352), that the *Bundesblüthen* appeared before the *Blumenlese*, is to be corrected.

87, 5: Ms. has '1817.' A manifest error. Müller left Berlin for Vienna and Italy in August, 1817, not returning to Berlin before the end of 1818. Moreover, astronomical tables show that the eclipse mentioned p. 88, l. 22 took place in 1816 and not in 1817. The death of Caroline Rochs mentioned p. 90, l. 3 is known to have occured Dec. 23, 1816.

88, 1: *Schifferlied* undoubtedly the same as *Seefahrers Abschied*. *Gedichte*, i, 43. First publ. in *Askania*, 1820, p. 370.

88, 4: Luise's dreams at this time seem to have been particularly dramatic. Cf. Brentano's *Schriften*, viii, 213. Reinkens, p. 196.

89, 2: For A. Müller's absurd prophecies at this precise time see *Briefe an Tieck*, i, 135.

89, 7: Berger was deeply in love with Luise Hensel.

89, 15: She was earnestly seeking a solution to her doubts in regard to the Lutheran church, and contemplating joining the Roman church, to which she induced Brentano to return. She entered the Roman Catholic church Dec. 8, 1818. Cf. *Deutsche Rundschau*, March, 1902, p. 373.

90, 4: The infant son of Caroline Rochs was adopted by Luise Hensel, who went into private lodgings in order to bring the child up more conveniently. There are frequent allusions to this relationship in her poems, as well as in those of Brentano written about this time.

93, 1: This letter is reprinted from *Briefe an Fouqué*, p. 273.

94, 7: *Briefe an Fouqué*, p. 274.

95, 20: *Frauentaschenbuch für* 1817. It contains on p. 361 Müller's poem, *Der Todtgesagte*, (*Gedichte*, i, 133).

96, 1: Appeared in May, 1816.

96, 13: Six numbers of this journal *für Leben, Litteratur und Kunst* appeared in Dessau, 1820.

97, 18: *Sieben und siebzig Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten*. Dessau, 1821.

97, 20: Tieck, especially, encouraged him to collect the poems of the cycle, *Die schöne Müllerin*, which appears complete for the first time in the above-mentioned volume.

98, 14: Gustav Schwab published an edition of Flemming's poems, Stuttgart, 1820.

98, 19: *Briefe an Fouqué*, p. 276.

98, 22: For a characterization of Müller's philhellenism, cf. Arnold, *Euphorion*, 2es Ergänzungsheft, 1896, p. 117 f.

99, 6: From *Griechenlands Hoffnung*. *Gedichte*, ii, 102.

99, 16: Congress of Laibach, January–May, 1821, purposed to insure the peace of Italy and to restore the old order of things in Naples and Sicily. Parties to the congress were the Emperors of Austria and Russia, the King of both Sicilies and Duke of Modena. Result, overthrow of the liberal constitution in Naples by Austrian troops.

99, 23: *Prinz Zerbino, oder Die Reise nach dem guten Geschmack, ein Spiel in 6 Aufzügen von* Ludwig Tieck. Jena, 1799.

100, 23: *Briefe an Fouqué*, p. 277.

107, 7: Müller often writes *sz* in *Deszau*. The older form of the town-name was *Deszo*.

130, 4: From Hoffmann von Fallersleben's *Findlinge*, Leipzig, 1860, i. 211.

130, 15: At a dinner given by Meusebach, Müller was introduced as 'Geheimer Rath Spannknabe,' and the other guests were required to discover his identity.

130, 15: Meusebach gave the name 'Marktverderber' to editors who brought out hastily, at the request of interested publishers, works for which he had himself been conscientiously collecting valuable apparatus.

130, 23: A collection of thirty-eight popular songs by Hoffmann von Fallersleben, Berlin, 1822.

132, 2: Müller's memorable visit to Rügen gave the impulse for his chaplet of verses: *Muscheln von der Insel Rügen. Gedichte*, i, 95–104.

136, 26: Opera buffa by Rossini, 1813.

137, 18: By Mozart.

137, 19: By Boieldieu.

140, 14: *Der Dreizehnte*, publ. in *Urania* for 1827.

140, 19: *Die schöne Kellnerin von Bacharach und ihre Gäste. Gedichte*, ii, 81 ff.

144, 10: From the summer residence in the Luisium, near Dessau.

149, 18: Cf. Müller's two poems, *Auf der Höhe von Schönberg* and *In Schönberg. Gedichte*, i, 105 f.

150, 15: Ersch and Gruber's Encyclopedia, for which M. furnished many articles, chiefly in the field of English biography.

153, 4: The last seven of the *Lieder aus Franzensbad. Gedichte*, i, 108 f., appeared in no. 163 of the *Zeitung für die elegante Welt*, 1826.

153, 10: The first six *Badelieder, Gedichte*, i, 105 f., appeared in no. 159 of the *Zeitg. f. d. e. W.*, 1826.

155, 6: Probably an allusion to the aggressive policy of the Prussian Zollverein.

155, 9: The original edition was printed at Dessau in June, 1826, *auf Kosten des Verfassers*, 14 pages. Not mentioned in Goedeke, 1e Aufl.

155, 14: In the autumn of 1826 Müller moved into a large and attractive official residence, where he died September 30, 1827.

155, 25: On the back of the letter for July 21, 1826, Simolin had written the following:

Wenn ich in meinen Wilhelm erst hineinschreibe um zu Ihnen, meine theure Adelheid! zu gelangen, so geschieht dies nicht ohne Berechnung, weil ich dann um desto gewisser aus Ihrem Wilhelm wieder für Sie und bei Ihnen hinausschreibe, und so am gewissesten in die erwünschte Nähe der kleinen lieben Frau komme, die diesen Durchgang durch ihre vortreffliche Ehehälfte mir gerne erlauben wird, der ich ihn zum wenigsten nicht anders betrachten kann als, um poetisch zu sprechen, wie es Dichterlingen nur geziemt, denn wahre Dichter singen plastisch—gleich jenem schönen Bogengang der Propyläen, durch welchen man auch erst gehen musste, wollte man ins Heiligthum des Schönen treten, und wer wollte mir das wohl abstreiten, dass das Frauenherz, das reine und edle, ein solches Heiligthum ist, das sich überall wiederfindet und in seiner erhabenen Grösse immer rein und strahlend bleibt.

Sie haben mich verwöhnt durch Ihre Freundlichkeit und Güte; ich wollte Ihnen von den verschleierten Schönen —denn sie müssen doch schön sein, wenn sie sich verschleiern—die uns seit gestern auf dem Fluge vorübergegangen, nicht geflogen—denn sie schienen dazu zu schwerfällig durch die Launen des Glücks geworden zu sein—die Möglichkeit erzählen, weil Müller nach ihnen aus seiner Adlershöhe—das heisst nicht allein mit Lenz and Blumen wie ein Julius Jürger, sonder auch mit wehrhaften Krallen eines Jungfern-Räubers schreitet—ich sage, ich wollte von allen möglichen Eroberungen schreiben, auf die die Weissbemäntelten um ihre Liebesfahrten zu veranstalten, weil weiss Licht ist und Licht blendet, ausgehen.

158, 17: A village about three miles from Dessau.

158, 19: Following the letter is a postscript by Simolin: "Ich grüsse Sie freundlichst, liebe Adelheide. Mit Müller ist nicht mehr auszuhalten. Gott

gebe dass ich ihn wieder als Christ in Ihre Arme führe, denn hier ist er zu *Abrahams* Sohn geworden," etc.

159, 10: Three lines erased in ms.

159, 11: Refers to *die schöne Pragerin* of the preceding letter.

160, 17: A reference to the Berenice poems, publ. in the *Morgenblatt*, 1826. *Gedichte*, i, 157 f.

161, 11: Cf. Müller's *Reise von Wunsiedel nach Baireuth*, *Schriften*, iv, 63–92.

INDEX OF NAMES.

Arndt, Ernst Moritz. ADB. i, 541. 1769–1860.—62.

Arnim, Sixt von.—77.

Aue, Hartmann von.—60. 61.

Augustenburg, Prinzessin von.—110.

Barth, hotelkeeper in Dölitsch.—107.

Basedow, Regierungspräsident in Dessau. Son of the famous educator, Joh. Bernh. B. Father-in-law of Wilh. Müller. ADB. ii, 124. 1774–1835.—109. 123. 135. 138.

Beck, Frau, of Dessau.—126.

Beeskow, Heinrich aus.—25.

Beresford, Dr. Benjamin. English lecturer in Berlin. *Brit. Mus. Catalogue, s. v.* Publ. *Translations of German Poems extracted from the musical publications of the German Erato.* Berlin, 1801.—9. 15. 52.

Beresford, Miss. Daughter of foregoing.—16.

Berger, Ludwig. ABD. ii, 380. 1777–1839. Composer, teacher of Felix and Fanny Mendelssohn. Had much influence on the development of the Müller-cycle. Friedlaender, *Deutsche Rundschau*, lxxiii, 301 f. His passion for Luise Hensel related in Reinkens, 91 f. Set to music several of her songs.—89. 105.

Berliner Litteraturzeitung, Editor of. Letter.—169 f.

Bernhardi, August Ferdinand. ADB. ii, 458. Investigator in linguistics and humorist. 1808 director of Friedrichswerdersche Gymnasium and of the Realschule in Berlin. 1770–1820. 1816 Konsistorialrat. Correspondent of Fouqué.—69.

Bischoff, Ludwig. 1794–1867. Student in Berlin. Possibly the musical director mentioned in Müller, *Schriften*, iv, 17 et al.—7. 9. 15. 17. 35. 39. 41. 42. 49. 51. 69.

Blankensee, Georg Graf von. 1792–1867. Collaborator on *Bundesblüthen.* Goedeke^2 iv, 360. Chézy, i, 104.—47. 56.

Blockmann, Ehrenfried. 1777–1840. Goedeke^2 iv, 192.—12.

Blondin, celebrated slack-rope performer.—106.

Blum, Karl Ludwig. 1796–1869. ADB. ii, 738. Goedeke^2 vi, 1223. Philologian, historian, and poet. Publ. *Klagen Griechenlands*, Berlin, 1822. Contrib. to *Frauentaschenb. f.* 1816 (291) and *Askania.*—69. 71. 79. 81. 85. 86.

Böckh, August. ADB. ii, 738. 1785–1867. Classical philologist.—9. 51. 69.

Böhler, actor in Leipzig.—116.

Böhme, Jacob. ADB. iii, 65. 1575–1624.—84.

Bött(i)ger, Karl August. ADB. iii, 205. 1760–1835. Educator, critic, and journalist. Lampooned by Tieck in *Gestiefelter Kater*. Translated from Byron. Hofrat and director of the museums of antiquity in Dresden. Goedeke^2 vi, 1379. Chézy, i, 156. Weber, ii, 482.—125.

Boucher, Alexander Jean. "L'Alexandre des violons." 1770–1861. Played in Berlin. Bizarre personality. Resembled Napoleon Bonaparte. Mentioned again by Müller, *Schriften*, iv, 19.—85.

Brentano, Clemens. ADB. iii, 310. 1778–1842. Met Luise Hensel at Stägemanns, Sept., 1816. He was a Catholic at the time. Mentions Müller in a letter to Tieck (*Briefe an Tieck*, i, 107): Den Titurel bin ich leider nicht im Stande Ihnen jezt zu senden, da ich ihn dem jungen Dichter und Philologen Wilhelm Müller, der den altenglischen Faust meisterhaft übersetzt hat, auf einige Zeit eben bei Erhalt Ihres gütigen Briefes mitgetheilt.—86. 89. 90.

Breuer, Herr, of Dessau.—116.

Brockhaus, Friedrich Arnold. 1772–1823. ADB. iii, 337. Founder of the celebrated publishing-house in Leipzig.—101.

Burchard, Mr. English language master in Berlin.—7.

Buri, Chr. K. Ernst Wilhelm. 1758–1820. Publ. *Harfenschläge einer religiösen Muse*. Hanau, 1817. Goedeke^2 iii, 2, 1259.—46.

Büsching, Johann Gustav Gottlieb. ADB. iii, 645. Germanic philologian.—22.

Buttmann, Philipp. ADB. iii, 656. 1764–1829. Classical philologian.—51. 69. 70.

Camoens.—102.

Cervantes.—32.

Charlotte, Princess of Prussia.—35.

Chézy, Helmina von. ADB. iv, 119. 1785–1856. Born von Klenke, granddaughter of Frau Karsch. Wrote the libretto of *Eurianthe*.—87. 89. 108. 118.

Chladni, Ernst Florens Friedrich. ADB. iv, 124. Celebrated physicist and acoustician.—53.

Clai, Johann. One of the Pegnitzschäfer. d. 1656.—131.

Cohn, storekeeper in Dessau.—150.

Cotpiece, Miss.—146.

Cunz, family in Dessau.—129.

Dallach, restaurateur in Berlin.—7.

Danneberg, Obrist von.—17.

Daru, French military official 'zur Zeit der Franzosen,' Berlin.—35.

David, der alte.—161.

Davoust, Louis Nicolas, Duke of Auerstadt. 1770–1824. Marshal of France.—77.

De Groote, Eberhard von. ADB. ix, 728. Germanic philologian. 1789–1864. Poems publ. as supplement to Schenkendorff. Goedeke^2 iv, 230.—87.

Devrient, Eduard, b. 1801. Began as singer (Bassist), achieved considerable success in the opera and the drama, theatrical manager (1844) in Dresden, later in Karlsruhe. Publ. *Geschichte der deutschen Schauspielkunst* 4 vols. 1848–62. *Briefe an T.* 1, 163 f.—105.

Devrient, Karl. Oldest brother of foregoing. 1797–1872. ADB. v, 99.—117.

Devrient, Die. Cf. Schröder-Devrient.

De Wette, Wilhelm Martin Leberecht. ADB. v, 111. 1780–1843. Protestant theologian.—69.

Dominichino.—15.

Dr., Philippine. An early love of Müller's.—48.

Dümmler, Friedrich Heinrich Georg Ferdinand. ADB. v, 460. 1777–1846. Berlin publisher.—29.

Edeling, Family in Berlin.—112.

Eichendorff, Baron Joseph von. ADB. v, 723. 1788–1857.—11.

Ernst. Married Emilie Mappes.—50. 82.

Fallenstein, Friedrich. Born ab. 1785 at Cleve. 1821 governmental secretary in Düsseldorf. Publ. poems in Rassmann's *Rheinisch-Westfalische Almanach*, 1822.—60. 77.

Feldheim, Fraülein and her father.—121.

Flemming, Paul. 1609–1640.—98. 101.

Förster, Friedrich. ADB. vii, 185. 1791–1868. In War of Liberation, a romantic poet. Took rôle of *Junker* in the Müllerlieder. *Deutsche Rundschau*, lxxiii, 302. His *Gedichte* (1824) reviewed in Müller's *Schr.* v, 431. Edited the *Sängerfahrt.* Goedeke^2 iv, 234.—76. 85. 86.

Förster, Karl August. ADB. vii, 190. 1784–1841. Prof. in the Cadettenhaus, Dresden. Friend of Tieck and Weber. Weber, ii, 461. Contrib. to *Askania* 1820. Transl. from the Italian. Continued *Bibl. d. d. D. d. xvii. Jhdts.* after Müller's death.—18. 96. 125. 129.

Förster, Luise. ADB. vii, 190. 1794–1877. Sister of Friedrich and wife of her cousin Karl. Ed. her husband's *Gedichte* (1842) and his biography (1846).—18. 125. 129.

Fouqué, Friedrich Baron de la Motte. ADB. vii, 198. 1777–1843.—11. 12. 44. 69. 86. 93. 94. 98. 100.

Fouqué, Karoline Baronin de la Motte. Born von Briest, later became Frau von Rochow. ADB. vii, 201. 1773–1843.—11. 59. 105.

Fraimer, Reimund. Cf. Rückert.

Franz, Arnold (presumably). Goedeke^1 vi, 1180.—138.

Friedrich Wilhelm III, King of Prussia. ADB. vii, 700. 1770–1840.—9. 18. 82. 95. 151. 154.

Funk, Madame. Opera singer in Dresden. Weber, ii, 572.—126.

Furchau, Adolph Friedrich. ADB. viii, 206. 1787–1868. Epic-dramatic poet of Stralsund. Goedeke^1 v, 782.—132. 133. 134.

Fürstenau, Anton Bernhard. ADB. viii, 214. 1792–1852. First-flute in Royal Orchestra, Dresden. Weber, ii, 572. Composer and virtuoso.—126.

Gäde. Student in Berlin. Musician.—9. 49.

Genast, Eduard Franz. ADB. viii, 560. 1797–1866. Singer and actor in Leipzig. Mar. Karoline Christine, actress. 1800–1860. Cf. Goethe's poem to her.—116.

Gerhardt, Paul. 1607–1676.—101.

Giesebrecht, Karl Heinrich Ludwig. ADB. ix, 157. 1782–1832. Prof. in the Gymnasium zum grauen Kloster. Active in the Deutsche Gesellschaft. Cf. Hitzig, *Gelehrtes Berlin*.—76.

Giesebrecht, Heinrich Ludwig Theodor. ADB. ix, 159. Brother of foregoing. 1792–1873. Prof. in the Stettin Gymnasium. Contrib. to *Frauent. f.* 1816. In War of Liberation. Goedeke^1 v, 781.—76.

Glaffey, Family in Dessau.—140. 147.

Glaffey, Annette. Matthison's *Adelaide* wrongly supposed to be Annette von Glaffey, abbess of Mosigkan near Dessau. ADB. ix, 202. *Beilage d. Leipz. Ztg.* 1874, nos. 67. 68. M. mar. a Hoffräulein Luise von Glaffey of Dessau 1793.—147. 149.

Gluck, Christoph Wilibald. 1714–1787. Composer of operas. ADB. ix, 244.—30.

Goethe, Johann Wolfgang von. 1749–1832.—6. 7. 16. 34. 150. 163. 164. 166. 171.

Graf, Family in Berlin.—17.

Gräff, possibly the Leipzig publisher. Hitzig, ii, 226.—82.

Gröben, Hofmarschall von. *Berl. Monatschr.* p. 432.—81.

Gryphius, Andreas. 1616–1664.—101.

Günther, Christian. 1695–1723.—101.

Gürrlich, Augustin. Director of music in Berlin. Weber, ii, 97. Taught composition to Berger. Reinkens, 91. d. 1817.—50.

Gürrlich, Frau. Wife of foregoing.—52. 56.

Haas, Justizrat in Berlin.—4. 81.

Hagen, Friedrich Heinrich von der. ADB. x, 332. 1780–1856. Germanist.—22. 28.

Hagen, Frau von. Lived in Weimar, daughter-in-law of Countess Henkel.—146.

Hanstein, Gottfried August Ludwig. ADB. x, 543. 1761–1821. Probst.—50.

Hardenberg, Friedrich Leopold von. Pseud. Novalis. 1772–1801. ADB. x, 562.—40. 84. 167. 172.

Harsdörffer, Philipp. Died 1658.—131.

Hartmann, Dessau 1824. Cf. ASL.—129.

Hartung, August. ASL. p. 138. b. 1762 at Bemburg. Prof. of Germ. Lg. and Lit. in Royal Military Academy, Berlin. Author of many pedagogical works.—7.

Hase, Herr in Dresden. 1824.—117.

Hasse, Johann Adolph Peter. 1699–1783. Called to Dresden 1730. A Hasse was the friend of Weber in Dresden. Weber, ii, 482. ADB. x, 755.—125. 129.

Hassel, Johann Georg Heinrich. 1770–1829. Prof. in Weimar. One of the founders of the Ersch-Gruber Encyclopedia. ADB. x, 760.—141. 151. 160. 164.

Hassen, Die. Cf. under *Hasse*.

Haug, reactionary.—13.

Haydn, Franz Joseph. ADB. xi, 123. 1732–1809.—122.

Hedwig. Cf. under *von Olfers*.

Hegewald, son of Hofrath H. in Berlin.—160. 170.

Heideck, in Dresden.—116.

Heigendorf, Frau Karoline von, born Jagemann. Actress and singer. 1777–1848. Weimar, 1826. ADB. xiii, 643. Cf. Eckermann's *Gespräche*, i, 280.—163.

Heinike, member of Deut. Gesellsch.—76.

Heinsius, Theodor. Member of the D. G. ADB. xi, 660. 1770–1849. German grammarian and lexicographer.—7.

Heinzelmann, preacher, from the region of Stendal.—17.

Hell, Theodor. Author and translator. 1775–1856. ADB. xi, 693. Editor of ***Abendzeitung***, Chézy, i, 154 f. Pseud. of Karl Gottlieb Theodor Winkler. Friend of Weber; ii, 718.—117.

Henkel, (read Henckel: ADB). Countess, from Weimar, stepmother of Frau von Hagen. Mendelssohn, i, 108. Heinemann, ii, 315. Gräfin von Donnersmark, Oberhofmeisterin der Erbgrossherzogin von Weimar (1816), grandmother of Ottilie and Ulrike von Pogwisch.—146.

Hensel, Johanna Albertina Luise, born Trost. Died 1835. Mother of Luise. Mendels. i, 112.—3. 21. 23. 26. 36.

Hensel, Luise. Mar. 30, 1798–1876. ADB. xii, 1. Took rôle of *Gärtnerknabe* in Müllerspiel. *Deut. Rund.* lxxiii, 303. Mentions the *Gärtnerlieder* (*Das Vöglein in der Linde*, etc.) in Letter, Dec. 28, 1868.—3. 4. 8. 9. 10. 12. 15. 16. 19. 20. 21. 22. 23. 26. 27. 28. 31. 34. 36. 37. 38. 39. 40. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 52. 54. 58. 59. 60. 61. 62. 64. 65. 66. 67. 68. 70. 73. 74. 75. 78. 80. 81. 82. 83. 85. 86. 87. 88. 89. 90.

Hensel, Minna Wilhelmine. 1802–1893. Goed.^{1} iv, 359. Luise's younger sister. *Lieder* edited by H. Kletke, 1857. Published her own songs, cf. LHB. 97, and 'Mina,' *ibid.*, 43.—19. 21. 36. 46. 60. 89. 90.

Hensel, Wilhelm. 1794–1861. ADB. xii, 3. Contributed to ***Bundesblüthen.*** Took rôle of *Jäger* in Müllerspiel. DR. lxxiii, 303.—4. 6. 23. 24. 25. 47. 48. 54. 58. 62. 63. 67. 69. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 108. 111. 112. 118.

Hermes, Julius Gottfried. 1740–1818. Preacher in the Gertraudten-Kirche on the Spittel Markt from the beginning of the 19th cty. In the church record his name appears since 1803. Cf. Hermes 'der katholische Kant,' L. H. B.—27. 32. 46. 59. 68. 89.

Hesekiel, Friedrich, 1794–1840. Poet and theologian. Goed.^{2} vi, 1070.—15. 37. 47. 80.

Hirt, Hofrath Aloys. Art-critic and author, 1759–1839. ADB. xii, 477.—69. 70.

Hitzig, Julius Eduard. 1780-1849. ADB. xii, 509. Wrote the biography of Fouqué. Cf. Criminal-direktor, Lett. LH., p. 15 (1833). Ed. *Gelehrtes Berlin.* L. Berger was intimate in the Hitzig house. Reinkens, 92.—65.

Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus. 1776–1822. ADB. xii, 575.—25. 29. 32. 80.

Holtei, Karl von. 1797–1880. ADB. xiii, 3. Goed.^{1} v, 646.—137.

Homer.—16.

Humblot, Peter. ADB. v, 469. Member of well-known publishing house of Duncker and H.—135.

Humboldt, Alexander von. 1769–1859. ADB. xiii, 358.—58.

Jacobsson, Israel. 1768–1828. Advocate of Jewish emancipation. ADB. xiii, 619.—58.

Jagor, restaurateur in Berlin, 1823. Frequented by Heine 1821–1823. Karpeles, p. 62.—112.

Jahn, Friedrich Ludwig. 1778–1852. Patriot and political reformer. ADB. xiii, 662.—44. 45. 53. 63. 76. 77.

Johann, Prince of Saxony. 1801–1873. King, 1854–. ADB. xiv, 387.—115.

Josty, cafétier. ‘Ein paar Flaschen jenes säuerlichen Josty'schen Biers’ Heine, *Jugenderin. a. Berlin*, p. 55. ‘Ihr Götter des Olymps, o kenntet ihr den Inhalt dieser Baisers! O Aphrodite, wärest du solchem Schaum entstiegen, du wärest noch viel süsser! Heine, *Briefe aus Berlin.* Cf. Proelss, *Heine*, 62. ‘At that time the Berlin confectioners’ shops, Stehely and Josty, began to be the gathering-place of the newspaper-readers: in intimate circles at these places sensational news was exchanged and insidious speeches made.’ Geiger.—139.

Kalckreuth, Field-marshal Count Friedrich Adolf von. 1737–1818. And wife. ADB. xv, 34.—81.

Kalckreuth, Count Friedrich von. Son of above. 1813–1815 Volunteer. Dwelt in Villa Grassi near Dresden. Contrib. to the *Bundesblüthen.* Chézy, i, 171.—4. 22. 25. 37. 67. 81. 86. 98. 105. 106. 107. 109. 115. 116. 117. 118. 119. 120. 125. 127. 155. 166.

Karl August, Grand Duke of Saxe-Weimar. 1758–1828. ADB. xiv, 338.—163.

Karow, A. Pommeranian. A Jäger in the War of Liberation. Contributed *Des Jägers Klage* to *Frauent. f.* 1816, p. 252; a parody on Goethe's *Schäfers Klage.* Described in Chézy, i, 118. Law student. Introduced by M. to Chézys and became tutor to Wm. C.—84. 86.

Katen, Herr von. Father-in-law of Furchau, *q. v.* Lived in the castle at Götemitz, near Garz, on the Island Rügen.—132.

Kind, Friedrich. 1768–1843. ADB. xiv, 742. Contrib. to *Frauent. f.* 1816. Associated with Hell in *Abendzeitg.* Chézy, i, 154. Wrote libretto of *Freischütz.*—11. 16.

Klein, Bernhard Joseph. 1793–1832. ADB. xv, 78. Composer of religious music.—105.

Kleist, Herr von. From Kurland.—6. 12. 14.

Klopstock, Friedrich Gottlieb. 1724–1803.—121. 125.

Kölln, Friedrich von. ADB. iv, 411. 1766–1820. Political writer and severe critic of Prussian conditions.—62.

Könneritz, Herr und Frau von. Theatrical manager.—119. 146. 148.

Körner, Christian Gottfried. 1756–1831.—125.

Korregio.—15. 29.

Kralowsky, owner of a loan-library in Berlin.—28.

Kramer, pensioned chancery-clerk in Berlin.—8.

Kranach, Lukas.—15.

Kreisler, orchestral conductor. König *Littgesch.*, 184.—5.

Kretschmann. Family in Dessau.—129.

Krug, Wilhelm Traugott. 1770–1842. ADB. xvii, 220. Professor and philosopher.—84.

Küster, church superintendent, instructed L. H., who was confirmed March 31, 1813. LHB. 162. Reinkens, 46, 49.—42.

Laurens, Die, in Dessau. 1822. Cf. 'auch den Präsident' id. P. E. Laurens was teacher of French in the Hauptschule of Dessau, 1806–. Died 1823. ASL. 515.—105.

Lazinska, Countess.—146. 147.

Leopold Friedrich, Duke of Anhalt. 1794–1871. ADB. xviii, 367. Ruled 1817–1871.—39. 170.

Levi, Dessau, 1824.—130.

Loebell, Dr. J. W. ADB. xix, 35. Goed.^{1} iv, 118. Edited K. F. Becher's *Weltgeschichte.* Berl. 1828 f. Friend of Tieck, cf. *Briefe an T.*, ii, 240. Professor at the higher military institutes in Berlin.—143. 167.

Loeben, Otto Heinrich, Count of. 1786–1825. pseud. *Isidorus Orientalis.* Contrib. to *Sängerfahrt*. Müller wrote his biogr. in *N. Nekrol*, 1825. ADB. xix, 40.—115. 120.

Löben, der jüngere.—121.

Loen, in Dessau.—154.

Logau, Friedrich von. 1604–1655.—101.
Löst, Heinrich W. 1778–1848. Goed.^{2} iv, 161.—46.
Lots, merchant in Schoeneberg.—143.
Ludwiger, Fräulein. Court-lady from Mecklenburg.—149.
Lürmann. Member of Müller's Landsmannschaft in Berlin.—22.
Luther, Martin. 1483–1546.—66.
Lynar, Prince and Princess of. Bring Tieck Müller's letter of July 11, 1827.—146. 171.

Malsburg, Baron Ernst Otto von der. ADB. xx, 148. Goed.^{2} v, 599. Schwab, xxiii. Chézy, i, 146. *Askania*, 1820. *Briefe an T.*, ii, 289. Müller's *Schriften*, v, 407. 1786–1824.—115. 116. 119. 120. 121.
Mappes, Lottchen. Daughter of Müller's landlady in Berlin 1815. Her father was undoubtedly a stone-mason who lived in Kommandantenstr.—3. 34. 49. 50. 56.
Mappes, Emilie. Sister of above. Married Ernst? a fellow-boarder of Müllers.—39. 49. 50.
Mappes, Mad.—34. 56.
de Marees, Heinrich Ludwig. 1773–1825. School-director in Dessau. ADB. xx, 311. ASL. 234.—130.
Mendelssohn, Abraham. Banker in Berlin. Born 1776.—112. 137.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix. 1809–1847. ADB. xxi, 324 Son of above.—137.
Meusebach, Karl H. G. von. Germanic scholar and collector of books dealing with 16th and 17th century literature. ADB. xxi, 539. 1781–1847.—130.
Miltiades.—102.
Milton.—52.
Morlacchi, Francesco. 1784–1841. ADB. xxii, 320. Weber ii 32. Orchestral director in Dresden—originally from Perugia.—121.
Mosqua, Friedrich Wilhelm. 1759–1826. ADB. xxii, 403. Kriminalrath.—71.
Muhamed.—63. 64.
Müller, Father of the poet.—3. 4. 28. 39. 56. 87.
Müller, Adelheid, geb. Basedow. Portrait in *My Autobiography*, New York, 1901, p. 58. Letters to.—102. 104. 106. 109. 111. 113. 114. 119. 123. 132. 133. 136. 139. 141. 144. 148. 152. 156. 158. 161. 162.

Müller, Auguste, daughter of the poet. 1822–1868.—105. 106. 108. 111. 112. 115. 118. 120. 122. 123. 127. 129. 132. 135. 139. 140. 141. 147. 152. 155. 162. 164. 168.

Müller, Adam Heinrich. 1779–1829. ADB. xxii, 501. German publicist and romanticist.—89.

Müller, F. Max. 1823–1901.—115. 118. 121. 122. 123. 127. 128. 129. 132. 135. 139. 140. 147. 152. 155. 162. 164. 168.

Müller, Dr. Author of the *Kriegsverdeutschungswörterbuch*.—84.

Müllner, Adolf. 1774–1829. ADB. xxii, 704. Author of *Die Schuld*. A considerable quarrel concerning the opera between him and Müller in the *Gesellschafter*, 1817, 61 ff.—53. 79. 80. 87. 95.

Napoleon.—77. 100.

Naumann, Johann Gottlieb. 1741–1801. ADB. xxiii, 306. Weber, ii, 572. Composer. Conducted the *Vater Unser* in Quedlinburg.—126.

Neuhaus. Wine-merchant in Dessau. 1825.—136.

Neutag. Landlady in Dessau.—140.

Nicolas (Nikolaus) Grand Duke. 1815. Heir to the Russian throne. Cf. Court festivities January 27, 1821, arranged by W. Hensel. *Berliner Monatsschr.* 342. Mendelss. i, 111.—35.

Niebuhr, Barthold Georg. 1776–1831. ADB. xxiii, 646.—41.

Noel, ——. Dessau, 1824.—130.

Nolthing. Cf. Noltenius, Geiger. ii, 202.—85.

Novalis. Cf. Hardenberg.

Olberg, Franz. Medicinalrat in Dessau. ASL. 276.—150.

Olfers, Ignaz von. 1793–1871. ADB. xxiv, 290. General director of the Prussian museums. m. Hedwig von Stägemann.—85.

Opitz, Martin. 1597–1639.—101.

Osann, Friedrich Gotthelf. Philologian. 1794–1858. ADB. xxiv, 459.—69.

Oswald, Johann Friedrich. 1760–1828. Poet. Goed.^{1} iv, 236. Hitzig, GB. Four songs set to music by Seidel, 1821.—57.

Paul, Jean. Cf. Richter.

Piaste, Leopold. Friend and future brother-in-law of Chamisso, who married his sister Antonie, 1819. Geiger. ii, 419. Chézy, i, 256. A Fräulein Piaste was Hitzig's housekeeper. Chézy, i, 106.—14. 18. 62. 67.

Plewe, Lieutenant von. A young opponent of Schmalz.—77.

Pogwisch, Ulrike von. Younger sister of Ottilie. Eck. i, 278.—146.

Preusz, Johann David Erdmann. 1785–1868. Historian. ADB. xxvi, 581.—66. 76. 77.

Purgald, Ludwig. 1780–1821. Philologian. ADB. xxvi, 712.—85.

Raumer, Familie in Berlin. 1823. Friedrich von. 1781–1873. From Wörlitz 1819 to Berlin. 1822 Rektor. ADB. xxvii, 403. K. v. R. cf. Goed.^{2} iv, 66.—112. 166.

Raupach, Ernst. Celebrated writer of tragedies. 1784–1852. Goed.^{2} v, 531 f. ADB. xxvii, 430.—106.

Recke, Frau Charlotte Elisabeth Konstantia von der. Author. 1756–1833. Tiedge-von der Recke circle in Berlin, circa 1812, Weber, i, 349. ADB. xxvii, 502.—81. 110.

Reimar, Freimund. Cf. Rückert.

Rembrandt.—15.

Renfner, Geh. Staatsrath. Appointed censor in Berlin about 1796. Geiger, i, 402.—82. 84. 94.

Richter, Herr. In Leipzig.—103. 141. 152.

Richter, Jean Paul Friedrich. 1763–1825. ADB. xxviii, 467.—30. 159. 161. 162.

Rist, Johann. d. 1667.—103. 131.

Robert, Friederike, geb. Braun. Sister of the bookseller in Karlsruhe. 1795–1832. ADB. xxviii, 721. Goed.^{2} iv, 430–2. M. Ludwig R., brother of Rahel von Varnhagen, 1822. Celebrated for her beauty and esprit. Cf. Heine's sonnets. Portrait in Karpeles *Heine*, 1899, p. 146.—112.

Rochs, Caroline, geb. Hensel. d. December 23, 1816.—8. 23. 26. 36. 90.

Rollwenzel, Herr. Müller, *Schr.* iv, 82.—161.

Rose, Countess. In Marienbad.—146.

Rubens.—15.

Rückert, Friedrich. Pseud. Freimund Reimar. 1788–1866. ADB. xxix, 445.—12. 61.

Rudel, Geoffrey.—5. 7. 22. 45. 61.

Ruhlen, Herr. In Dessau.—146. 162.

Rühs, Christian Friedrich. Historian. 1781–1820. Berlin professor. ADB. xxix, 624.—11. 19. 67. 69. 77.

Sägemund. Cf. Seegemund.

Schaf, Mamsell. m. Theodor Hell. Dresden, 1824.—117.

Schain, Tres (?).—161.

Schenkendorf, Max von. 1783–1817. ADB. xxxi, 74.—67.

Schill, Ferdinand Baptista. 1776–1809. ADB. xxxi, 210.—77.

Schiller, Johann Christoph Friedrich von. 1759–1805.—16.

Schlegel, Friedrich von. 1772–1829. ADB. xxxiii, 737.—16.

Schleiermacher, Friedrich Daniel Ernst. 1768–1834. ADB. xxxi, 422.—18. 51. 63. 67. 82.

Schlottmann, 'der alte' of Coburg. Father of D. Schlottmann (?) who participated in the Wartburgfest, October 18, 1817. Geiger, ii, 396.—77.

Schmalz, Theodor Anton Heinrich. 1760–1831. ADB. xxxi, 624. Goed.^{2} iv, 259.—41. 58. 62. 63. 66. 77.

Schmidt. Pastor of Teltow, and his brother the poet. Cf. Pastor Schmid, 'genannt der Sandschmied.' Chézy, i, 261. Celebrated by Goethe in *Musen und Grazien in der Mark*.—17.

Schneider, Friedrich Konrad Leopold. 1786–1821. Philologian and professor in Berlin.—69.

Schneider, Friedrich. Orchestral director in Dessau. 1786–1853. ADB. xxxii, 110.—126.

Schoch, Family. Friends of M. in Dessau. Landscape-gardeners. Cf. the great park in Wörlitz. Johann Gottlieb S. 1758–1826. His daughter Luise was Matthisson's 2d wife, 1812. His son, Ludwig, studied in Berlin. B. 1794. Was court gardener in the *Luisium*: 1826 the same in Wörlitz.—17. 81. 85. 144.

Schock. Misspelling for above.

Schoenburg, Princess.—146.

Schoner, Herr. Friend of Hensel's.—79.

Schopenhauer, Johanna. 1766–1838. Mother of the philosopher. Writer of novels. ADB. xxxii, 346. Goed.^{2} v, 661.—164.

Schroeder, Antoinette Sophie. 1781–1868. ADB. xxxii, 525. Vienna court-actor.—105.

Schröder-Devrient, Wilhelmine. Divorced from Karl Devrient about 1830. Associated with Heine in Heligoland. Karpeles, *Heine*, p. 157.—117.

Schubert, Franz Anton. Composer. 1768–1824. ADB. xxxii, 613.—121.

Schuckmann, Kaspar Friedrich von. 1755–1834. Prussian minister. ADB. xxxii, 647.—110.

Schütz, Wilhelm von. 1776–1847. ADB. xxxiii, 134.—109. 116. 119. 121.

Schwab, Gustav. Edited Müller's works. 1792–1850. ADB. xxxiii, 153.—12. 98. 101.

Seegemund, Johann Georg. b. 1794. *Briefe an Fouqué*, p. 241. Goed.^{1} vi, 1260. pseud. Gottwalt.—11. 85.

Seidel, Friedrich Ludwig. Composer. 1765–1831. ADB. xxxiii, 617.—57.

Seidler, Mad. Karoline. Singer. 1790–1872. ADB. xxxiii, 641.—114. 137.

Shakespeare.—11. 166. 167. 168.

Siebigk, Kammerrath in Dessau. Probably father of Ferdinand S. of Dessau. ADB. xxxiv, 182.—129. 153.

Simolin, Baron Alexander Heinrich von. Goed.^{1} vi, 1227. 1800–Schwab, xxii.—140. 141. 146. 149. 150. 151. 152. 155. 156. 157. 160. 161. 164. 165.

Simolin, Baron, father of the above.—151, 161.

Solger, Frau. Actress. Dresden, 1824.—119. 120.

Solms, Count Otto von. Lived at Spilleke's "Blue and White."—65.

Sonntag, Armide, read Sontag, Henriette. 1803–1854. ADB. xxxiv, 642. Perhaps the name "Armide," through some association with Rossini's opera, *Armida*.—136. 137.

Sophokles.—125.

Spilleke, Gottlieb August. 1778–1841. Educator. ADB. xxxv, 187.—65. 79.

Stadelmann, Christian Friedrich. Director of the ducal Gelehrtenschule in Dessau. b. 1786. ASL.—129. 130.

Stägemann, Friedrich August. 1763–1840. ADB. xxxv, 383.—87. 90.

Stägemann, August von. Son of the above. Loved Luise Hensel. Reinkens, p. 72.—39. 86.

Stockmarr, Family in. Relatives of the Müllers. Cf. *Auld Lang Syne*, 239.—118. 129. 134. 137. 138.

Streckfusz, Adolf Friedrich Karl. 1778–1844. Translated Italian masterpieces. Goed.^{1} iv, 353. ADB. xxxvi, 560.—140.

Studnitz, Wilhelm von. Soldier and poet. 1789–1840. ADB. xxxvi, 735. Contrib. to *Bundesblüthen*.—4. 8. 36. 57. 63. 66. 68. 69. 76. 77. 79. 86.

Süvern, Johann Wilhelm. 1775–1829. Statesman and educator. ADB. xxxvii, 206.—69.

Tasso.—96.

Teniers.—15.

Therese ———, Müller's love in Brussels, 1814.—10.

Tieck, Ludwig. 1773-1853. ADB. xxxviii, 251.—105. 107. 112. 116. 119. 120. 124. 125. 126. 127. 138. 139. 140. 158. 165. 166. 171.

Tieck, Daughters. Agnes. Chézy, i, 196. Dorothea. 1799-1841. ADB. xxxviii, 246.—116. 120. 121. 126. 168.

Tiedge, Christoph August. 1752-1841. ADB. xxxviii, 281.—81.

Tristan.—22.

Trost, Ida. A cousin of Louise Hensel's.—80.

Tscherning, Andreas. 1611-1659.—101.

Turte, Prof.—58.

Uhland, Ludwig. 1787-1862. ADB. xxxix, 146.—61.

Van der Werft.—15.

Van Dyk.—15.

Vetter.—17. 29. 76. 84.

Vogel, Family in Weimar. Cf. Dr. Vogel, who attended Goethe in his last illness.—164.

Voss, Johann Heinrich. 1751-1826.—16.

Wagner, Rosalie. Sister to Richard W. Cf. Glasenapp.—110.

Wähner, Friedrich. Scholar in Dessau. B. 1785. Resident of Dresden after 1825.—140.

Weber, restaurateur, Unter den Zelten. One of the most fashionable restaurants in the Thiergarten at this time. Hoffmann, *Phantasiestücke*, i, 9.—7. 17.

Weber, Carl Maria von. 1786-1826. ADB. xli, 321. Royal Saxon orchestral director in Dresden.—107. 117. 120. 121. 122. 125. 126. 127. 128. 139.

Weber, Caroline von, geb. Brandt. Married above, 1817.—120. 121. 128.

Weber, Max. Biographer of his father. 1822-1881. ADB. xli, 349.—120. 128. 139.

Weigel, Hofrath in Tolkewitz.—126. 129.

Weiszer, Friedrich Christoph. Author and poet. With Haug one of the wittiest epigrammatists. 1761-1836. ADB. xli, 610.—113.

Wellington, Arthur Wellesley, Duke of. 1766–1852.—16.

Wetzel, Karl F. G. 1799–1819. Contrib. to *Frauent. f.* 1816. Goed.^{2} iii, 232.—11. 97.

Wilhelm, Princess of Prussia. Marie Anna of Hessen-Homburg. 1785–1846. ADB. xliii, 171. The "Gabriele von Montfaucon" of Fouqué.

Winkler, cf. Hell.

Wolf, Family in Leipzig.—103. 114. 115. 141. 143.

Wolf, Friedrich August. 1767–1824. ADB. xliii, 737. Goed.^{2} iv, 220.—11. 20. 35. 41. 42. 45. 51. 53. 59. 69. 82. 113.

Wolke, Christian Heinrich. Hofrath in Berlin. 1746–1825. Co-operated in Basedow's pedagogical undertakings. ASL. Chézy i, 245. ADB. xliv, 134.—13.

Wolkenstein, Count, and daughter.—151. 157.

Zelter, 1758–1832. One of the teachers of the Mendelssohn children. ADB. xlv, 46. Academy in Berlin.—112.

Zeune, August. 1778–1853. ADB, xlv, 121.—19. 24. 63. 66. 67 68. 71. 76. 77. 84.